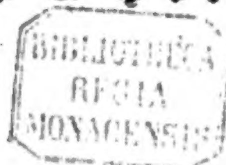
Digitized by Google

Didaskalia

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Herausgegeben
von
J. L. Heller.



Zwei und zwanzigster Jahrgang.
Januar — Juli 1844.

Frankfurt am Main,
Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Inhalts-Verzeichniß der Didaskalia.

Januar bis Ende Juni 1844.

Gedichte.

Erzählungen.

Vermischte Aufsätze

Correspondenzen.

Literatur.

Buntes.

Anekdotisches.

Frankfurter Theater u. Conzerte.

Mannigfaltigkeiten

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 1. Montag, den 1. Januar 1844.

Zum neuen Jahre!

von

Wilh. Wagner.

Ob du arm und unbeachtet, oder reich und hoch geboren,
Ob du unter Weisen wandelst, oder schellenlauten Thoren,
Ob dein Name vielgepriesen, oder ob ihn Niemand kennt,
Ob du Junggesell geblieben, oder man dich Vater nennt,

Ziemlich gleich ist's wohl im Ganzen. — Jeder hat sein Theil zu tragen
Von der Zeiten buntem Wechsel, von des Lebens Müh'n und Plagen;
Doch auch Jedem blühen Freuden, Jedem lächelt das Geschick,
Diesem einen Tag und dem nur einen kurzen Augenblick.

An des neuen Jahres Schwelle, sagt, was können Wünsche frommen?
Nicht viel besser wird es gehen und auch nicht viel schlechter kommen.
Welt und Menschen, Zeit und Leben bleiben immerdar sich gleich.
Reichthum auch hat arme Stunden und die Armuth ist oft reich.

Heute so und morgen anders, immer nach derselben Weise,
Heut' auf lautem Markt und morgen in dem häuslich stillen Kreise,
Heut' im Vollgenuß der Kräfte, morgen krank und tiefgebeugt,
Hier die Stunden froh verplaudernd, dort das Auge thränenfeucht,

Hier mit mächt'gem Geistesringen nach der Wahrheit Höhen strebend,
Dort dem Taumel bunter Freuden sich mit Leidenschaft ergebend,
Hier zu Liebe und Versöhnung und zur Hülfe gern bereit,
Dort voll Neid und Mißtrau'n, um den kleinsten Vortheil hart in Streit,

Also war's und wird es bleiben in dem bunten Spiel des Lebens.
Thöricht wär' es, zu viel fürchten, zu viel hoffen wär' vergebens.
Lenz und Winter, Lust und Trauer, eig'nes oder fremdes Haus,
Frieden oder Kampf und Fehde, die Gewohnheit gleicht es aus. —

Alles wechselt und was könnte, wär' es anders, uns erfreu'n?
Jeden Tag muß unser Hoffen, unser Streben sich erneu'n;
Auf- und abwärts muß es gehen unter Nacht und Sonnenschein,
Wechsel nur erhält das Leben, Ruhe wiegt in Schlummer ein.

Doch ein Trost ist uns geblieben! Unter'm ew'gen Lauf der Zeiten
Wird uns immerdar die Liebe jenes Vaters treu begleiten,
Der den Sonnen und den Sternen ihre weiten Bahnen mißt
Und der keines seiner Wesen, seiner Kinder keins vergißt.

Schybi.

Historische Erzählung von B. Merkel.

Zweite Abtheilung.

IV.

Was? Ahnet sie ein sorgenvoll Geschick?
Und kann man solches ahnen? Fühlen wir
Den Strahl, der unser Haupt bedroht, voraus?

Moore.

In Schybi's Hause bei Schüpfheim war zwei Tage darauf Freude vollauf. Schön Brenelli arbeitete geschäftig in Küche und Keller, denn der Ohm war wieder heimgekommen, und mit ihm, ruhmgekrönt, der geliebte Kaspar. Eben jetzt begrüßte derselbe vor der Thüre den wackern Uli Schad, nebst fünf andern Freunden, die gekommen waren, mit Schybi das Friedensfest zu feiern. Was Wunder, daß Brenelli Beschäftigung vollauf und nicht Zeit hatte, mit Kaspar, der herausgekommen war, um sich an dem Anblick seines lieblichen Lieb's zu ergötzen, zu kosen.

„Laß die Mündschi jetzt bei Seite, Kaspar," rief sie in geschäftiger Eile; „da sieh, das Feuer verkohlt, haue Holz und lege es hinzu; so, und nun nimm die Schlüssel und gehe in den Keller; rechts in dem kleinen Fasse ist der Lacôte, da fülle die Kannen und bringe sie herauf. Was? Noch ein Mündschi? Da, und nun gehe, und wenn alles fertig ist, dann meinetwegen noch zwanzig."

Und der rüstige Bursche, angespornt durch solch herrliche Verheißung, flog jodelnd in den Keller und schleppte des Hauses Ehrenwein an das Tageslicht. Als er in die Stube trat, hatte sich zwischen den Kriegsgefährten ein eifriges Gespräch entsponnen, welches ihn veranlaßte, die Ohren zu spitzen und lieb Brenelli auf einige Zeit allein schalten zu lassen.

„Und Du glaubst wirklich, Schybi, daß es den Herren kein rechter Ernst mit dem Frieden ist?" fragte Uli.

„Wohl euch und dem Lande, wenn ich mich dies Mal täuschen sollte," versetzte der Gefragte. „Aber es kann ja nicht seyn," fügte er düster und ahnungsvoll hinzu. „Freunde! ihr kennt die Aristokraten nicht! Diese ausgehungerten Blutigel, die sich an dem Blute des Volks vollgesaugt haben. Die beleidigte Majestät kann Gnade mit dem armen Volke haben, das in der Anwendung der Mittel, zu seinen heiligen Rechten zu gelangen, vielleicht fehlgegriffen hat, — sie kann königlich verzeihen; aber diese Herren, die ihren abgepreßten Adel in Gefahr sehen, die es nicht ertragen können, wenn sie der gemeine Mann nur als Menschen und nicht wie den Höchsten selbst verehrt und betrachtet, die keine Liebe zum Volke haben, sondern nur das schwankende Gebäude ihrer Herrschsucht und Gierde zu stützen suchen, die kennen das Wort Gnade nicht. Strafe dem Uebertreter des Gesetzes, erbarmungslose Strafe ist ihr Wahlspruch. Ob es der Nothschrei eines schwer gedrückten Volkes, ob die meuchlerische That eines Verbrechers, sie kümmert es nicht, sie kennen keinen Unterschied; das Gesetz, das sie gaben, ist verletzt, das Gesetz fordert seine Opfer."

„Das wäre ein fürchterliches Bild für unsere Zukunft und die unserer Nachkommen," warf Hanns Erbacher ein.

„Und doch ist es so, und nicht anders," fuhr Schybi fort. „Wir waren keine besiegten Feinde, denen man den Vergleich nach Belieben in die Hände drücken konnte, um ihn später willkürlich zu verdrehen; wir waren Sieger an der Gißlicker Brücke, und die Thore von Luzern standen uns offen. Das unselige Unterhandeln ist unser Verderben bei Mellingen gewesen, es war es bei Luzern. Ich hätte ihnen einen Friedenstraktat machen wollen, den sie gewiß nicht verdreht haben würden."

„Und warum hast Du es nicht gethan?" rief Uli. „Du warst Obmann, Dir mußte gehorcht werden."

„Ein schöner Gehorsam, der!" polterte Schybi heftig. „Liefen sie nicht nach dem Siege schaarenweise von den Fahnen, als ob nichts mehr zu thun übrig wäre! Was helfen Befehle und Drohungen bei solchen Horden ohne Disciplin! Eine Heerde Vieh will ich leichter kommandiren, als unsere Landsleute, verzeih' mir's der Höchste! Und nun kamen die Herren und riefen Friede, und sprachen von Vergleich und von Gerechtigkeit und Bewilligungen: da lief davon, was noch da war, und freute sich der schönen Verheißungen und des Friedens. Wir Entlibucher konnten nicht allein gegen den Strom schwimmen, so liefen wir endlich mit; aber uns drückt keine Schuld, wenn es krumm geht."

„Was ist aber zu thun, wenn es wirklich bis zum Aeußersten kommen sollte?" forschte Uli. „Sollen wir abwarten, bis uns die Herren überfallen und nach Belieben zur Schlachtbank schleppen?"

„Mich bekommen sie nicht, gehe es, wie es will!" versetzte Schybi. „Eher begrabe ich mich unter dem Schutte meines Hauses. Seyd ihr aber, gleich mir, entschlossen, Alles für die Freiheit zu opfern, so sollen uns sechzigtausend Aristokraten-Kaiben keinen Fuß breit Erde abgewinnen."

„Alles! Alles!" riefen die Aeltesten der Entlibucher einstimmig.

„Wohlan, so muß sich das ganze Thal, vom Greis bis zum bartlosen Knaben, bewaffnen, oder wenigstens dazu beitragen!" rief Schybi mit leuchtenden Augen. „Wir müssen ein Feldlager bilden, und nach allen Seiten gerüstet seyn. Ich kenne meine Entlibucher! Wo die Taktik fehlt, da thut die Begeisterung Wunderdinge. Kommen sie mit Stücken und Geschützen, so greifen wir zu den Geschossen, die uns die Natur gegeben hat; wir schleudern Felsstücke in ihre Reihen. Die Muskete ersetzt der Morgenstern, das Schwert führen wir wie sie. Sie sollen kommen, sie sollen sich in unsere Berge wagen, sie sollen den Muth eines verzweifelten Volkes kennen lernen!"

Die Männer reichten sich tief bewegt die Hände. „Widerstand bis zum Tod!" klang es feierlich aus jedem Munde, und der unerschütterliche Charakter der Braven leistete die sicherste Bürgschaft für die Wahrheit dieser Worte.

Die Mahlzeit wurde aufgetragen, und während derselben über die Art und Weise der Vertheidigung fort berathen. Als sich aber nach derselben die Männer wieder zusammen setzen, sehen wir den verliebten Kaspar davonschleichen und finden ihn und Brenelli bei heller Mondnacht auf der Bank vor dem Hause.

(Fortsetzung folgt.)

Ein dreifacher Verrath.

Unter den erheiternden Einwirkungen des edlen Rebensaftes pflegt die muntere Jugend manchen Scherz und lustigen Schwank auszusinnen und auszuführen, und gerne vergönnt man ihr dies Vorrecht. Aber auch der schon an Jahren vorgerücktere und ruhiger gewordene Mann hat mitunter beim vollen Glase seine humoristischen Stunden, wo der jugendliche Uebermuth zurückzukehren und sich einen Jux zu vergönnen scheint. So saßen unlängst ein paar muntere Schoppengäste fröhlich beisammen und ließen sich den köstlichen Trank wohlschmecken, während der Wirth ihnen erzählte, daß er einen ganz besonders schönen und zarten Rehbock erhalten und solchen zum Feiertagsschmaus für seine lieben Gäste bestimmt habe. Sogleich entwarf die geschäftige Phantasie eines der Zuhörer an einem zweiten Orte den kühnen Plan, besagtes Böcklein zu entführen und dadurch dem geehrten Gasthalter einen, wenn auch unangenehmen, doch ungefährlichen Possen zu spielen. Zur Ausführung des Wagstückes wurden mehrere der anwesenden Gäste gewonnen und der nächste Abend festgesetzt. Dieser erschien und die Entführer stellten sich nach Verabredung ein. Sie wußten den Wirth in ein lebhaftes Gespräch über die neuesten Vorfallenheiten der guten Stadt zu verwickeln und auch den Kellner ꝛc. in gehöriger Thätigkeit zu erhalten. Unterdessen machten sich die humoristischen Räuber, unter einem glaublichen Vorwand sich entfernend, ans Werk und entledigten den im Hofe aufgehängten Rehbock seiner Fesseln; Einer derselben warf den etwas schweren Bock über seine Schultern und entfernte sich mit Blitzesschnelle aus dem Hause, dann die schwere Beute mühsam nach Haus tragend und im Keller in sichere Verwahrung bringend. Der Herr Gasthalter schien sehr schlau von dem Vorgefallenen nichts zu ahnen und war den ganzen Abend bei der besten Laune. Andern Tages in aller Frühe verfügte sich der Entführer in seinen Keller, um das Corpus delicti genauer zu betrachten und es alsdann seiner Köchin zu überantworten. Wer malt seinen Schrecken, als er jetzt entdeckte, daß er im Besitze eines mit Stroh, Steinkohlen,

Sand, Schippenstiel u. dergl. ausgefüllten Balges war. Somit war er nicht nur geprellt, sondern sah auch sein Vorhaben, den Wirth und sämmtliche Gäste zum Rehbraten einladen zu können, vereitelt. Leider hatte ein schrecklicher Verrath obgewaltet, durch welchen der Wirth in Kenntniß jenes gegen ihn geschmiedeten Complotts gesetzt worden war und demnach seine Maßregeln ergriffen hatte. Während dieser Zeit fertigten Einige eine kurze Anzeige aus, um solche in öffentliche Blätter einrücken zu lassen; sie lautete dahin, daß Herr N. N. (Name des Entführers) sich einen besonders schönen Rehbock verschafft habe und zwar um billigen Preis, welchen er, trefflich zubereitet, in möglichst großen und eben so billigen Portionen in seiner Behausung am folgenden Abend abzugeben gesonnen sey, wozu er die Freunde der Gastronomie ergebenst einzuladen die Ehre habe. — Der zweite Act des Lustspiels wäre nun noch ergötzlicher geworden als der erstere, wenn nicht abermals Verrath sich eingemischt hätte. Durch diesen wurde der Rehbock-Entführer in den Stand gesetzt, die Veröffentlichung der gegen ihn geschleuderten Anzeige zu hintertreiben und demjenigen seinen Spaß zu verderben, der ihm auch den seinigen vereitelt hatte. Die Anzeige erschien nicht, und der Entführer war zufrieden, die Lacher nun auf seiner Seite zu haben. An einem der nächsten Abende kam es an der Wirthstafel zu wechselseitigen Erklärungen, wobei beide Parteien sich den Rehbraten köstlich schmecken ließen und dem Gläschen wacker zusprachen; es erfolgte ein Vergleich und allgemeiner Pardon, von welchem selbst die schwarzen Verräther nicht ausgeschlossen wurden. So endete ein Wirthshausschwank, bei welchem der Herr Gasthalter am besten wegkam, indem er in Folge dessen eine bedeutende Anzahl von Schöppchen leeren sah. Ein anwesender Doktor, — die Geschichte fiel nämlich in einer Stadt vor, wo jeder vierte Mann mit dem Doktortitel begrüßt wird, — hörte zufällig von dem vorgefallenen Schwank und brachte denselben zu Papier, wodurch er im Bunde der Verräther der Dritte wurde, um so mehr, als er sein Manuscript gegen ein ansehnliches Honorar in die Gewalt eines Buchhändlers gelangen ließ, der es alsbald zum Abdruck beförderte. Den verehrten Herren jener Tafelrunde, welche Theilnehmer und Zeugen des ganzen Schwankes gewesen, wird die Lectüre des Gegenwärtigen gewiß viel Spaß machen, und man wünscht, daß ihnen dabei ihr Schöppchen recht gut schmecken und wohlbekommen möge! Einen vierten Verrath, den ebengenannten Doktor und Verfasser betreffend, möge der Himmel verhüten!!

Feldmarschall Blücher.

(Eingesendet.)

Mit vielem Interesse habe ich den in Ihrem schätzbaren Blatte Nro. 353 — 55 enthaltenen Aufsatz des Hrn. von Horn über den am 1. Januar 1814 stattgefundenen Rheinübergang des tapfern Feldmarschalls Blücher bei Caub gelesen, und es wurde dadurch der längst gehegte Wunsch, daß dies denkwürdige Ereigniß durch ein Denkmal verherrlicht werde, wieder rege, welchen gewiß sehr Viele theilen, zumal Feldmarschall Blücher bekanntlich von den damaligen verbündeten Feldherren der erste war, welcher den Rhein überschritt, und überdies an einer der gefährlichsten Stellen. Ich glaube, die passendste Stelle wäre wohl, wenn es in der Nähe der Pfalz bei Caub errichtet werden könnte, da erstlich dieselbe zur Hauptstütze der Brücke diente, indem die Pontons mit Ketten an derselben befestigt wurden, und zweitens würde das Denkmal von beiden Rhein-Ufern sichtbar seyn. — Einsender dieses würde sich auch sehr gerne seinerseits zu einem Beitrage verstehen.

Frankfurt a. M, 27. December.

Ein hiesiger Bürger.

Mannichfaltigkeiten.

(Potsdam, 23. Dec.) Gestern meldete ein Fischer von der langen Brücke an zwei Jäger und sodann an einen spazieren reitenden Offizier, daß er an der Nuhte, hinter der Kirchhofsmauer einen Garde-Jäger gesehen habe, der sich in der höchsten Verzweiflung befinde, knie, bete und die Hände emporstrecke, so daß ein Unglück zu besorgen sey. Als die beiden Jäger und der Offizier sich dem Unglücklichen näherten, schoß derselbe seine Büchse ab, und sie fanden ihn in seinem Blute schwimmend; die Kugel war ihm durch den Leib gegangen und hinten wieder heraus. Indeß ist er bis auf diesen Augenblick noch nicht todt. Die Veranlassung zu diesem tragischen Ereigniß war Folgendes gewesen: Die Gattin eines hiesigen Kupferschmieds hatte eine goldene Armspange zur Reparatur einem hiesigen Goldschmied durch ihre Magd gesendet. Diese hatte solches einem andern Dienstmädchen erzählt, welches dann die Frechheit hatte, im Namen der ersteren die Armspange abzuholen und zu verschiedenen Malen noch eine große goldene Broche und eine Herren-Uhrkette dazu. Durch Thätigkeit und Umsicht der hiesigen Polizei wurde nicht nur dieser verdunkelte Umstand ermittelt, sondern auch die Thäterin zum Geständniß gebracht, daß sie die Armspange und die Broche im Holzstall vergraben habe, woselbst sie auch gefunden wurden, und daß sie die Uhrkette ihrem Geliebten — eben jenem Jäger — geschenkt habe, unter dem Vorgeben, die goldene Kette bei der Eisenbahn gefunden zu haben. Der Jäger (ein Offizierbursche von bisher gutem Ruf) scheint von einem Diebstahl nichts geahnt zu haben, und hat daher im tief verletzten Ehrgefühl Hand an sich gelegt. Man zweifelt, daß er gerettet werden könne. Die eben so unvorsichtige als freche Diebin sitzt im Kriminalgefängniß. — Wieder ein Opfer der Putzsucht und Eitelkeit unter der dienenden Klasse!

Die „Dorfzeitung“ sagt: Unserer verehrlichen Zeitungsschwester, der gerühmten „Augsburger Allgemeinen Zeitung“, wünschen wir mit allen ihren Lesern zum Neujahr einen großen Kasten voll Komma, an denen es ihr leider gänzlich fehlt.

Der „Schwäb. Merk.“ enthält in Nro. 344 eine Meß-Anzeige von Sachs und Comp. in Berlin, in welcher nicht mehr als 79 Hände (☞) vorkommen.

„Ne hör' mal, Lehmann, det is aber doch unverschämt von meinem Doktor“, expektorirte sich ein Holzhauer; „nach jeden Besuch, den er mir jemacht hat, hat er mir de Rechnung jeschickt. Wat sagste dazu?“ — „Ja!“ antwortete Lehmann,

„den kenn' ick, des is nich anders, der schenkt sich selbst nischt. Wenn der krank is un verschreibt sich en Recept, denn langt er aus de eenn Tasche 12 Froschen un steckt se in de andere.“

Eine Dame schickte ihre Köchin auf die Straße, um nachzusehen, welche Stücke heute im Theater gespielt würden. Der Bescheid lautete: „Erst englische Stiebelwichse in de Neumannsgasse un denn Nathan der Weise.“ Dicht über dem Komödienzettel war nämlich die andere Ankündigung angeklebt.

(Hirschberg, 23. Dec.) In Kupferberg ist das Verbrechen einer Leichenberaubung entdeckt worden. Der dasige Todtengräber, beschuldigt, Leichen im Grabe ihre letzte Hülle, Kleidung und Sarg entwendet zu haben, befindet sich bereits in Haft. Die Särge sollen durch einen Tischler, der ein kleines Sarg-Magazin hielt, immer wieder verkauft und aus den leinenen Hüllen Puppen und dergleichen gefertigt worden seyn.

Julius Mosen, berichtet die „Allg. Ztg.“, verläßt seine sächsische Heimath und geht als Dramaturg nach Oldenburg. Er gibt seine juristische Praxis gänzlich auf.

Das Pariser Pflaster hat eine Oberfläche von 3,200,000 Quadratmetres. Jedes Jahr werden 80,000 Metres neu gelegt und 240,000 ausgebessert, so daß jedes Metre alle 10 Jahre ausgebessert und alle 40 Jahre erneuert wird. Die neue Legung kostet 8 bis 20 Fr. das Metre. Paris hat vor London den großen Vortheil voraus, die Steine zum Bauen und zum Pflastern in der Nähe zu haben.

Korrespondenz.

Zürich, im Dec.

Unser Theater bietet gegenwärtig eine angenehme Abwechselung und zwar um so mehr, als wir in jeder Beziehung unsere Erwartungen übertroffen sehen. Wenn auch der früheren Theaterdirektion sehr viel Verdienstliches zuerkannt werden muß, so möchte doch der gegenwärtigen ein im Allgemeinen höherer Standpunkt nicht versagt werden dürfen. Die Opern- wie Schauspielmitglieder, als Hr. und Frau Bigl, Frau Gned, Frau Kleinschmied, die Herren Weidner und Gärtner, im Schauspiel Hr. Walliser, Gerlach, Keller ꝛc., erfreuen sich, gleich der Leitung des Instituts, des allgemeinen Beifalls. Wir sahen bisher kurz nacheinander: Nachtlager, Puritaner, Czaar und Zimmermann, Don Juan, Wildschütz, Brauer von Preston; im Schauspiel: die Geschwister, Bürgerlich und romantisch, Don Carlos, Drama ohne Titel, Löwe von Kurdistan, Steckbrief von Benedix, Kean, Fräulein von St. Cyr, Präciosa, Neue Fanchon ꝛc. Einer ganz besonders geneigten Aufnahme erfreut sich Fräul. Arnold, welcher, nach einigen kleinen Versuchen auf der Frankfurter Bühne, bei einem ihr hier gebotenen erweiterten Wirkungskreis Gelegenheit wurde, ihr Talent — und zwar vorzugsweise für das Dramatische — zu entfalten. Das Publikum bezeugt ihr seine freundliche Theilnahme und ermuntert auf eine anerkennungswerthe Weise die junge Künstlerin, von deren Darstellungen wir die Königin in Don Carlos, Julie, Drama ohne Titel, Editha, Löwe von Kurdistan ꝛc. besonders hervorheben.

Mainz, 29. Dec.

Es ist früher in Ihrem Blatte schon einigemal von der Klage Erwähnung geschehen, die der hiesige Theaterdirektor, Hr. Remie, gegen den von hier nach Köln entwichenen Sänger Peretti angestellt hat. Es ist nun in Köln von dem dortigen Gerichte ein zweites Urtheil gegen Peretti ergangen, das auf Erlegung einer Conventionalstrafe von 600 fl. mit Zinsen von dem Tage der Klage lautet; ferner auf eine Entschädigung von 30 Thalern pr. Cour. für jeden Monat, während welchem Peretti als Mitglied der Mainzer Bühne nicht mitwirkte, nebst der Verbindlichkeit für ihn, seinen Contract bei Remie sogleich wieder anzutreten. Remie selbst hat aber noch den Eid zu leisten, daß er wirklich jeden Monat durch das Entweichen Peretti's einen solchen Schaden erlitten. Diesen Eid wird Hr. Remie, sicherm Vernehmen zufolge, nächstens leisten. — Am 27. d. M. feierten die Mitglieder des hiesigen Veteranen-Vereins der ehemaligen französischen Armee das Geburtsfest Sr. königl. Hoh. unseres allverehrten Großherzogs nebst dem zehnten Jahrgedächtnisse ihres Stiftungstags und dem Namensfeste ihres Präsidenten, Hrn. Obergerichtsraths Metz. Der große Saal im Europäischen Hofe war zu dieser Feierlichkeit glanzvoll decorirt und beleuchtet; das Bildniß des durchlauchtigsten Landesvaters unter einem Thronhimmel, das Bildniß des Kaisers Napoleon, die Fahne des Landes und die der österreichischen und preußischen Staaten umgaben als Trophäen die Tische und Wände, an denen Waffen und militärische Embleme aufgestellt und ein Tempel des Ruhms errichtet war. 100 Veteranen und Ehrenmitglieder und einige Vorstandsmitglieder auswärtiger Veteranen-Vereine fanden sich dabei zu einem Abendessen ein. Der Toast auf Se. königl. Hoh. den Großherzog, den Beschützer des Vereins, und das großherzogl. Haus, ausgebracht von dem Präs. Hrn. Metz, erregte den lebhaftesten Enthusiasmus und wurde mit dreifachem donnerndem Hoch erwiedert. Die Trinksprüche auf den leider abwesenden geliebten Hrn. Regierungspräsidenten Freihrn. v. Lichtenberg, auf Hrn. Metz, auf das hiesige Militärgouvernement, auf den Stadtvorstand und den Veteranen-Verein fanden die freudigste Theilnahme und anhaltenden Beifall. Die Erwiederungen auf die Toaste von Seiten der Herren Metz, Stadtrath Krämer, Prof. Müller und Controleur Falk erregten unverhaltenen Anklang und trugen nicht wenig zur Belebung der Gesellschaft bei. Wahre Gemüthlichkeit und ächt-militärische Offenheit und Hingebung der alten, meistens ergrauten ehemaligen Krieger machte den Abend zu einem sehr unterhaltenden. Nur eines Umstandes, der bei Manchen Mißstimmung hervorrief, wollen wir erwähnen, damit durch Abstellung der Veranlassung ähnlichem Vorkommnisse abgeholfen werde. Alte Veteranen, von denen einige mit dem Kreuze der Ehrenlegion geschmückt sind, mußten mit abgelegenen Sitzen sich begnügen, währenddem Ehrenmitglieder die ersten Plätze einnahmen; die alten Krieger glaubten, ihre Anciennetät, ihre Decoration gäbe ihnen ein Recht auf Ehrenplätze; einige entfernten sich und nahmen an der allgemeinen Freude nicht Theil. Den Festordnern mag dieses Verhältniß unbekannt geblieben seyn, sonst würden sie andere Anordnungen getroffen haben. Möchten für die Zukunft Dienstalter und erwiesene Tapferkeit des Vorzugs, der ihnen gebührt, auch theilhaftig werden! Auch sind uns mehrere Bemerkungen wegen Aufnahme von Ehrenmitgliedern zu Ohren gekommen; die ganze Gesellschaft wünscht bei solchen Annahmen gehört zu werden und über die Zulassung zu entscheiden. Der Wunsch ist zu billig, als daß wir Anstand nehmen sollten, ihn bekannt zu machen, oder daß wir die Genehmigung desselben von Seiten des Präsidenten und des Vorstandes in Zweifel zögen.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 31. Dec. Muttersegen, oder: die neue Fanchon, Schauspiel mit Gesang in 5 Abth., nach dem Französischen des G. Lemoine, von W. Friedrich, Musik von H. Schäffer.

Montag, 1. Jan. Faust, große Oper in 2 Abth., Musik von Spohr. Vorher: Prolog, gesprochen von Hrn. Weidner.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 2. Dienstag, den 2. Januar 1844.

Schybi.

Historische Erzählung von V. Mertel.

(Fortsetzung.)

„Nun haben wir Frieden, lieb Brenelli,“ sprach Kaspar, den Arm um das Mädchen schlingend und sie an seine Brust ziehend. „Jetzt soll es aber auch lustig an's Weiben gehen, und ich will mein Schätzli heimführen, wie ich es versprochen und sie mir gelobt. Meine Alten überlassen mir das Gehöfte zu eigenem Betrieb, und fordern nichts als eine gute Pflege von der Schnur in ihren alten Tagen. Und das wirst Du auch thun, Brenelli, nicht wahr?“

Aber das Mädchen wurde nicht freudig gestimmt durch solche Verheißungen, die doch schon seit Jahren in ihrer Brust geschlummert und der Erfüllung geharrt hatten. So lange sie sich in der Gegenwart bewegte, war sie heiter und guter Dinge, aber wenn der Bub' die Zukunft und ihr Glück in derselben berührte, da zog es ihr die Brust krampfhaft zusammen, und Thränen netzten unwillkürlich ihre Wangen. Ueberhaupt findet man die bangen Ahnungen für Unglück und drohende Gefahren häufiger in der Brust des Weibes, als in der des Mannes. Der stille, ruhige Wirkungskreis, auf den sie angewiesen sind, läßt sie die geringfügigsten Zufälle des Lebens, die der Mann in seinem auf Stärke trotzenden Rechte gleichgültig zu Boden tritt, nicht überschauen; es prägt sich Alles tief ihrer leichterregten Seele ein, und der sichere Takt, der sie dabei leitet, führt sie selten irre.

Brenelli legte weinend das Köpfchen an die Brust des Geliebten. „Wir werden niemals so glücklich werden, Kaspar,“ schluchzte sie.

„Und warum nicht?“ fuhr der Heftige auf. „Was steht uns im Wege? Dein Ohm will es, meine Aeltern sind einverstanden, und — Du, glaube ich, hast auch nichts dagegen; was brauchen wir mehr?“

„Ich kann Dir nicht sagen, was es ist, das mich nur eine trübe Zukunft sehen läßt, aber etwas Gutes gewiß nicht. Kaspar, wenn die Herren, wie der Vetter sagt, den Friedenstraktat brächen, und —“ sie schauderte zusammen.

„Närrisches Kind!“ lachte der muntere Bursche. „Glaubst Du, daß sie sich, wenn es ja so weit käme, in unser Entlibuch wagten? Ich wollte es Keinem von ihnen rathen, hier sein loses Spiel zu treiben. Brenelli, wir sind ein gutmüthiges, friedliches Volk, aber wenn es uns an das Leben geht, und das ist ja der Verlust der Freiheit, da kennen sie uns. Nein, daran denke nicht, mein Lieb; bis zu Allerheiligen führe ich Dich heim, und dann muß der Ohm mit hinunter nach Schüpfheim, und darf nicht so verlassen da oben bleiben. Willst Du?“

„Gebe es Gott und die Jungfrau Maria!“ seufzte das Mädchen. —

Schybi, der alte erfahrene Kriegsmann, hatte recht gesprochen. Der Aufstand der Bauern war mit der Schlacht bei Mellingen und an der Gißlicker Brücke beendigt; aber jetzt standen die Herren auf. Hier war es nicht wie bei den Bauern ein planloses Bündniß und ein verwirrtes Streiten und Unterhandeln mit den Häuptern der Aristokratie, — ein rasches, übereinstimmendes, durchgreifendes Handeln bezeichnete jeden Schritt der Schwerbeleidigten.

Erlach brach von Bern auf, Werdmüller rückte von Mellingen, Zweier von Luzern heran. Plünderung, Mord und Brand folgten den Herren auf dem Fuße; Wehe dem, der nicht die Waffen streckte und sich unbedingt den Siegern unterwarf, — er wurde schonungslos niedergehauen. Hunderte der Rebellen wurden eingezogen und ohne Verhör und Richterspruch theils gefangen, enthauptet und geviertheilt. Der Vertrag mit den Bauern wurde vernichtet, und alle Regierungen aufgeboten, ihre ungehorsamen und rebellischen Unterthanen auszuliefern. Alle Gefängnisse füllten sich, Geistliche und Rechtsgelehrte gaben Denkschriften zur Bestrafung der Aufrührer heraus. Zofingen und Sursee waren die Hauptdepots für die gefangenen Rädelsführer, und das Kriegsgericht arbeitete Tag für Tag mit erbarmungsloser Strenge. Emmenegger, Hanns Krummacher, Mayer, Gysi, Urs Hoffstetter, Adam Zeltner wurden gefoltert und dann enthauptet.

Leuenberg hatte sich nach der Schlacht bei Mellingen in seinen Geburtsort Schönholz, im Amte Trachselwald, zurückgezogen, fest vertrauend dem unterzeichneten Vertrag und dem geleisteten Schwur. Plötzlich riß ihn die Kunde von Erlachs Ausbruch aus seiner Lethargie; zu spät sah er die Wahrheit von Schybi's Worten nach der Schlacht bei Mellingen ein. Nur ein schnelles Handeln konnte ihn retten, und zum zweiten Mal loderten die Feuerzeichen auf allen Bergen zur Zusammenberufung des Landsturms. Es sammelten sich auch binnen 24 Stunden etwa 3000 Mann um seine Fahne, glühend, den Meineid der Regierungen zu rächen. Aber statt dem Feinde

rasch entgegen zu gehen, ihn zu überrumpeln und die fliehenden Trümmer bis zu Berns Thoren zu verfolgen, bezog er auf den Höhen von Herzogenbuchsee ein Lager, um von neuem die Unterhandlungen zu beginnen. Die Gluth der ersten Begeisterung erlosch so bei seinen Leuten, während sie bei dem Feinde durch neuen Zuwachs verstärkt wurde.

Erlach griff die Höhen an, stürmte das Lager, und vernichtete in einem dreistündigen mörderischen Kampfe die letzten Hoffnungen der Bauern. Die Wenigen, die dem Schwert der schonungslosen Feinde entrannen, flüchteten sich einzeln in das Gebirge. Leuenberg, der sich unter diesen befand, entkam mit einem Begleiter, Bierri, glücklich nach Siegenthal, wo sich Beide in einer Felskluft während des Tages versteckt hielten. Als aber der Hunger gegen das Ende des zweiten Tages der gefährlichste Feind für sie zu werden drohte, so entschloß sich Bierri, am Abend in das Dorf Ezlischwand hinab zu schleichen und Lebensmittel aufzutreiben. Dort erfuhr er, daß Jeder, der den Leuenberg den Armen der Gerechtigkeit überliefern werde, frei und schuldlos ausgehe, und noch überdies eine Belohnung von 100 Goldgulden erhalte. Unverzüglich begab sich der Elende zu dem Landvogt Tribolet, zeigte ihm den Aufenthaltsort des Bauernanführers an, und erklärte sich bereit, in Begleitung einer Wache ihn in Person gefangen zu nehmen.

So wurde Leuenberg aus der Mitte seines Volkes verrathen und aufgefangen. Nachdem man ihn in den Thurm von Trachselwald in Ketten gelegt, ward er des folgenden Tages unter starker Bedeckung nach Bern abgeführt. Und welch ein Loos erwartete ihn da! Er, der hochgefeierte Obmann des Hutwyler Bundes, dem selbst Frankreich fürstliche Ehre erwiesen, und der größte Theil der Kantonsregierungen mit Friedensanträgen und Ehrenbezeigungen geschmeichelt hatte, der 14 Tage zuvor Bern zum Schluß seiner Thore gezwungen und seine Gefangenen zu Hunderten ohne Lösegeld freigegeben hatte, ihn übergab man jetzt der Hand des Nachrichters, der ihm einen hölzernen Säbel an einer Schärpe von Stroh umhing und an den Haaren durch die Straßen zog. Und die edlen Berner hetzten ihre Meute auf den Unglücklichen, leerten aus den Fenstern den Inhalt irdener Gefäße auf ihn aus, geboten der Straßenjugend, ihn mit Steinen zu verfolgen, und nachdem sie ihn durch alle Grade des gemeinsten Hohns und der Schadenfreude hatten Spießruthen laufen lassen, wurde ihm endlich das Haupt abgeschlagen. Der Henker heftete dann dasselbe an den Galgen, und hing seinen in vier Stücke zerrissenen Leichnam an den vier Hauptstraßen auf, zur Warnung für Alle, die sich gegen ihre rechtmäß'ge Obrigkeit zu empören ferner Lust haben sollten.

So endigte der Obmann des Hutwyler Bundes!

(Fortsetzung folgt.)

Der Odenwald.

Wenn es den Freund unseres schönen deutschen Vaterlandes nur erfreuen kann, daß in neuerer Zeit so viele Federn und Grabstichel damit beschäftigt sind, dasselbe im Ganzen und in seinen einzelnen Theilen zu beschreiben, und wie in Schrift, so auch im Bilde dessen genaue Kenntniß zu fördern — so zeigt sich doch gerade hierin ein Mißstand, wenn einzelne Theile nicht beachtet werden, weil dadurch die Vermuthung Raum erhält, daß diese nicht berücksichtigte Gegenden nicht würdig seyen der Stelle, welche sie einnehmen, daß sie einige Beachtung nicht verdienten, und daß es sich der Mühe nicht verlohne, zu ihrer näheren Kenntniß beizutragen, oder gar sie zu besuchen.

Am empfindlichsten leidet hierunter der Odenwald und gewiß am unverdientesten. Man macht sich die schrecklichsten Vorstellungen von dieser Gegend, man fürchtet sich, diesen „öden Wald" zu betreten, mit den himmelanstrebenden Bäumen seiner finsteren Urwälder, in denen noch nicht das civilisirende Beil des Forstmannes das Licht materieller Aufklärung verbreitete: — die nackten kahlen Felsenhäupter, die schroffen Abhänge, die großen Strecken dürftigen, steinigten, unfruchtbaren Landes, hie und da spärlich mit Wachholder- oder Tannen-Gestrüppe und Dornhecken, mit Heiden und Ginstern bewachsen, sind zu abschreckend, — die nahe, durch fruchtbare lachende Gegenden ziehende Bergstraße ist zu lockend, und so muß der Odenwald sich mit den wenigen Reisenden begnügen, welche durch Geschäfte dahin geführt werden, und welche durchaus kein Interesse dabei haben, den Aufenthalt besonders anzurühmen.

Und doch vermag diese Gegend recht gut den Vergleich mit jeder andern auszuhalten, denn die Natur hat ihre schönsten Gaben auf vielen Punkten mit verschwenderischer Freigebigkeit ausgeschüttet, und wo immer man die Blicke hinwendet, drängen sich ungesucht dem Auge neue überraschende Schönheiten auf.

Der Grund der früheren Isolirung — die schlechten, oft unfahrbaren Wege — ist gehoben, und die schönsten Kunststraßen durchkreuzen den Odenwald nach allen Gegenden. Tägliche mehrmalige Fahrpostverbindungen, Omnibusfahrten u. s. w. sind eingerichtet und lassen nichts zu wünschen übrig, so daß in wenig Tagen alle Hauptpunkte besucht werden können, möge nun die Reise von Darmstadt über Umstadt und Höchst oder über Reinheim und Brensbach nach Michelstadt und von da über Eulbach und Amorbach nach Miltenberg (Maindampfschiffe), oder über Beerfelden nach Eberbach (Neckardampfschiffe), oder über Fürth und Weinheim nach Mannheim oder Heidelberg gehen — gleiche Annehmlichkeit und gleicher Genuß wird die Ausführung lohnen.

Die nachfolgenden Blätter sollen dazu beitragen, die Kenntniß dieses Landstriches und seiner Bewohner zu vermehren.

I.

Zwischen dem Schwarzwalde, dem Spessart und Westerwalde, von den Ufern des Neckars bis an den Main, nach Westen durch die Bergstraße, nach Osten durch das s. g. (großh. badische) Bauland begränzt, erhebt sich, von vielen freundlichen Thälern durchschnitten, ein ansehnliches Gebirge, von seinem höchsten südlichen Punkte, dem Katzenbuckel (2180 Pariser Fuß hoch), in verschiedenen Armen fast wie ein entfalteter Fächer nach Norden, Osten und Westen sich ausdehnend und verflachend, ehemals ein Theil des hercinischen Waldes, — das ist der Odenwald.

Die Höhen, und mehr noch die Abhänge, sind meistens der Holzzucht gewidmet, freilich ihres früheren Wälderschmuckes gar häufig beraubt.

Die Thäler, freundlich und dankbar der Cultur, von unzähligen Quellen bewässert, aber enge und klein, dienen als Feld und Wiesen, und erfreuen in ihrer Mannichfaltigkeit und Abwechselung mit den Höhen des Landes, mit seinen Burgen und Schlössern und dem thätigen Leben der Dörfer und Städte in den schöneren Zeiten des Jahres den aufmerksamen Freund der Natur.

Die zahlreichen Quellen fließen, zu größeren Bächen vereinigt, theils in den Main, theils in den Neckar.

Lange Jahrhunderte hindurch hatte der Odenwald wenige Bedeutsamkeit nach außen erlangt, und wenn er auch im 14. und 15. Jahrhunderte zur Zeit des höchsten Flores des Erbacher Grafenhauses sich zu erheben begann, so war dieses doch nur von kurzer Dauer. Der Odenwald stand in selbstständiger Abgeschlossenheit da, und jede fremde Sitte, jede Neuerung, die sich aufdrängen wollte, fand stets großen Widerstand und konnte nie heimisch werden, denn die Einwohner hielten fest am Alten und Hergebrachten. Sie mochten nicht lassen von der Sitte der Voreltern.

So kam es denn auch, daß die Cultur des Odenwaldes im Verhältnisse zu den Nachbarländern immer wenigstens einige Decennien zurückblieb, und nur in kleinen, fast unmerklichen Fortschritten, durch die Anstrengungen Einzelner, welche entweder in der Fremde gebildet worden, oder aus der Fremde hierher kamen, sich heimisch machen konnte.

Die Ursache hiervon ist leicht zu finden.

Zerstreut, wie im Alpengebirge, lagen die Hütten der Flecken am Bache, an der Quelle, am Walde, oder mitten auf dem Gau, oder wo sonst eine Stelle gefiel, denn jeder Bauernhof macht ein Ganzes; um ihn weidete das Vieh, oder, wo Feldbau üblich war, wurde geackert. So ist es heute noch in den meisten Orten des Odenwaldes, und namentlich in diesen Gegenden findet man den schwächsten Anflug von Cultivirung. So z. B. ist das Dorf Mossau (getrennt in Ober- und Untermossau, aber beide unmittelbar angränzend) durch seine Länge zum Sprüchworte geworden, denn bei der geringen Einwohnerzahl (347 + 474 = 821) ist es wohl zwei Stunden lang. Daß hier die Bewohner desselben Ortes sich so fremd bleiben, wie die Bewohner verschiedener Orte, ist wohl natürlich, und um so natürlicher, als die fast grundlosen Dorfwege jede Art von Cummunikation verhindern. Wer mag auch dem Landmanne zumuthen, wenn er von Aufgang der Sonne bis zu deren Niedergang im Schweiße seines Angesichts anstrengend gearbeitet, statt die verdiente und zu dem baldigen Wiederbeginn der Arbeit nöthige Ruhe zu suchen, noch stundenlang umher zu laufen, um Gelegenheit zu finden, mit seinen Nachbarn über Gewerbs- und Handelsverkehr, und über dasjenige zu sprechen, woran er noch nie gedacht hat, und was weder sein Vater, noch sein Großvater zu berücksichtigen nöthig hatten, welche doch das Gut so tüchtig bewirthschafteten, daß die ganze Familie reichlich ernährt wurde. Er selbst verlangt nichts weiter, als eine so reichliche Ernte, um wieder ein Jahr lang sich und den Seinigen das Leben zu fristen; alle Neuerungen (und dahin gehört auch die Cultur) sind ihm ein Gräuel.

Dieserhalb ist es in gar vielen Orten noch, wie es vor Jahrhunderten war, und diese Stille und Abgeschlossenheit brachte es mit sich, daß in der Fremde wenig von dem Odenwalde gesprochen und er selten von Reisenden besucht wurde. Man stellte sich ihn, der Etymologie seines Namens aus „Ode und Wald" folgend, wohl gar als eine Gegend vor, mit halbwilden Höhlen- und Hüttenbewohnern, im höchsten Grade unsicher durch ganze Räuberbanden u. s. w.

Und doch besitzt der Odenwald Gegenden, so schön und lieblich, wie wenige in Deutschland, und obwohl die immer wechselnden Berge und Thäler früher das Clima rauher machten, so sind doch die dichten Haine jetzt gelichtet, die Thäler in schöne Wiesenmatten, die niedern Hügel in fruchtbare Felder umgeschaffen, und die Altvorderen, welche die Urwälder ihrer höchsten Gottheit, dem Schöpfer alles Guten, ihrem Odin (daher Odin-Wald, — Odenwald) heiligten, würden heutzutage keine Veranlassung mehr finden, den Odinsdienst in diesen Gegenden einzuführen.

Der Odenwald und seine Bewohner unterscheiden sich merklich von der Umgegend. Nicht nur seine Natur ist eine andere, — rauher, frischer, kräftig, innerlich gesunder; auch seine Sitten sind's. Ein gesunder Kern in einer rauhen Schale, das ist noch jetzt der Odenwälder, wie vor Jahrhunderten.

Feste Granitlagen, Zeugen des höchsten Alterthumes, tragen die höchsten Höhen dieses Landstriches, und scheiden ihn längs der Bergstraße von der Rheinebene. Das Innere des Landes ist jünger, und zeugt in der Menge seiner Flötzgebirge, in dem Felsenmeer bei Reichenbach und andern Orten, in den vielen Kalklagern, und den sich dort findenden Versteinerungen aus ungezählten Jahren von großen Umwälzungen und Aenderungen der Natur. — Viele Annehmlichkeiten und Vorzüge anderer Gegenden sind ihm zwar versagt; aber was der Mensch für seine nächsten und natürlichen Bedürfnisse bedarf, was ihm zum wackern, thätigen Leben frommt, das ist ihm geworden. Die Luft ist frisch und gesund, das Wasser kräftig und stärkend, und der Boden giebt dem thätigen Fleiße Brod, Holz und Eisen.

Mitten auf dieser Gebirgsgegend liegt die Grafschaft Erbach und Herrschaft Breuberg. Sie ist nur ein Theil des Odenwaldes, aber der innerste, größte und bedeutendste Theil, der eigentliche Kern desselben, und in Recht und Sitte ungleich mehr, wie ihre Umgebung, in ursprünglicher Reinheit erhalten.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Man liest in den „Hamb. Nachrichten": Dienstag, den 19. ging des verstorbenen Raimund's poetischer „Verschwender" über die Bühne; derselbe ist bereits zu oft besprochen und wir erwähnen desselben hier nur, um das Publikum auf einen äußerst talentvollen und rühmlichst bekannten Komiker, Hrn. Wallner, vom Josephstädter Theater in Wien, aufmerksam zu machen, der als Valentin auftrat und sich den einstimmigen, lauten Beifall des Publikums erwarb. Seine Komik ist ächt wienerisch, das heißt lebhaft, „gspaßig", ohne an's Niedrige zu streifen, sein Humor ächt raimundisch, d. h. ausgelassen, und doch dabei mitunter einen elegischen Mollton anschlagend. Das Publikum verkannte dies auch nicht, und er wurde (nachdem man ihn freundlich empfangen) nach jeder Scene rauschend applaudirt, und mußte seine Lieder mit Couplets wiederholen; ganz vortrefflich gab er die gemüthlichen Scenen, und mit ei-

ner so ergreifenden Wahrheit, daß der Beifall kein Ende nehmen wollte; nicht minder gemüthlich war sein „Hobellied", welches er auf allgemeines Verlangen wiederholen mußte. Am Schlusse wurde er stürmisch gerufen. — Freitag, den 22.: „Der Vater der Debütantin". Hr. Wallner — Windmüller. Wir müssen gestehen, daß wir, trotz der trefflichen Leistung des Gastes als Valentin, mit einigem Mißtrauen die heutige Vorstellung besuchten, indem wir nicht glaubten, daß ein Wiener Komiker diese Rolle zur Zufriedenheit eines norddeutschen Publikums durchführen könnte; allein Hr. Wallner brachte uns schon im ersten Act durch seine Meisterschaft auch in diesem Theile der Komik von unserer Meinung zurück. Jede Bewegung, jede Miene wirkte unwiderstehlich auf die Versammlung, die aus dem Lachen gar nicht herauskam. Herr Wallner wurde drei Mal hervorgerufen. Zu wünschen wäre es, daß Herr Wallner nach den Feiertagen diese Rolle vor einem zahlreichen Publikum noch einmal gäbe, und, wie heute, darin excellirte.

Dem Getreidewucher arbeiten die Regierungen jetzt überall kräftig entgegen, damit im Frühjahr nicht wieder Mangel und Noth eintreten und die Wucherer nicht abermals eine reiche Sündenernte halten können. Man läßt zu Schiff Getreide vom schwarzen Meer und von Aegypten, wo die Getreideernte außerordentlich ergiebig war, kommen.

Korrespondenz.

Offenbach, 27. Dec.

Wie in vielen andern Orten, so wurde auch hier, ungeachtet des erst kurzen Bestehens der Kleinkinderbewahranstalt, den dieselbe besuchenden Kindern am ersten Weihnachtfesttage eine Christbescherung veranstaltet, und, da diese nur durch vielseitige Beiträge möglich gemacht werden konnte, der Beweis geliefert, wie gern man hier zu guten Zwecken mit Unterstützung sich herbeiläßt. — In literarischer Beziehung ist es bei uns seit kurzer Zeit außerordentlich regsam. Wir nennen vorerst das in der Didaskalia bereits besprochene und zufolge des Prospectus dem Lehrerstande in der That empfehlenswerthe Schulblatt für das Großherzogthum Hessen, welches mit dem Januar 1844 in's Leben treten wird und sich bereits ungewöhnlicher Theilnahme erfreut; man sagt, daß es vorläufig schon über 1000 Abonnenten zähle. Weiter sehen wir, ebenfalls mit dem neuen Jahre, dem Erscheinen einer industriellen Zeitschrift entgegen. Auch heißt es, daß noch ein anderes Blatt nicht lange auf sich warten lassen werde. Man glaubte bisher immer, die Regierung werde, während in Darmstadt und Mainz die Zeitblätter wie Pilse hervorwachsen, für Offenbach keine Concession zu einem Unterhaltungsblatte ertheilen, weil kein Bedürfniß zu einem solchen vorhanden. Nun aber vernimmt man, daß demnächst eine neue Zeitschrift für Moden &c. &c. hier herausgegeben werden soll, was somit obiger Annahme widerspricht. Wenn nun auch in Offenbach gerade kein Bedürfniß für ein derartiges Blatt obwalten mag, so kann ein solches Unternehmen doch jedenfalls auf zahlreiche Unterstützung in Frankfurt rechnen, wo man sich freuen wird, neben den neuesten Londoner, Pariser, Wiener &c. auch die neuesten Offenbacher Moden aus erster Hand entgegennehmen zu können. — Während die eben berührten Zeitschriften jede eine andere Richtung anzunehmen den Plan haben, wird das seit lange erscheinende „Wochenblatt für die Stadt und den Kreis Offenbach", laut seiner Abonnements-Einladung in Nro. 51, es sich angelegen seyn lassen, aufgegebene Anzeigen „weit" zu verbreiten, so daß die Absicht einer „allgemeinen (?) Verbreitung" durch dasselbe mit Sicherheit zu erreichen stehe. Dabei spricht die Einladung von gemeinnützigen Mittheilungen, welche vorzugsweise auf „vaterländische" Gegenstände gerichtet seyn sollen. Wir wissen nicht, wie weit sich das Vaterland unseres Wochenblattes erstreckt, ob es den Kreis Offenbach, oder das ganze Großherzogthum Hessen, oder gar das ganze liebe Vaterland (um vaterländisch zu seyn) darunter versteht. In einer in demselben unlängst erschienenen Abhandlung über die Martinsgänse haben wir indessen seine vaterländische Tendenz erkannt. Es wird dabei den deutschen Gänsen das üble Prognostikon gestellt, daß sie voraussichtlich noch Jahrhunderte lang dem löblichen Gebrauche der Martinsschmäuse zum Opfer dienen müssen. Eine wichtige vaterländische Belehrung! — Von den Geisteslichtern wollen wir einen salto mortale auf die materiellen Lichter machen, und wünschen, daß unsere Straßenlaternen ihr Licht Nachts ein bischen länger als bisher leuchten lassen möchten, um so mehr, als wir, nach einer veröffentlichten hyperpoetischen Andeutung (in der Didaskalia), deren gute Absicht nicht zu verkennen war, in unserer Stadt Stellen haben sollen, wo Wagen und Karren versinken können, was allerdings, wenn es prosaisch wahr wäre, den Fremden die Lust, hierher zu kommen, vergällen müßte. — Unser Musentempel ist als solcher für diese Saison schon seit einigen Wochen wieder geschlossen. Die Schauspielertruppe, welche allwöchentlich von Hanau herüber gekommen war und hier Vorstellungen gegeben hatte, die unseren Aesthetikern zu allerhand Vergleichungen Anlaß boten (Einer der Mimen sollte mit Baison in die Schranken treten können), hat sich nach Sachsen gewendet, um dort ihr Eldorado zu suchen, so daß nun den guten Offenbachern am ersten Januar nicht in einem Prologe gesagt werden kann, welch großmüthige Beförderer der Kunst sie sind!

Darmstadt, 26. Dec.

Unser Theater hat seit dem 10. d. (wo Olympia als Festoper gegeben und durch das von Hrn. Tescher ausgezeichnet gut arrangirte Ballet, in welchem auch Fräul. Louise Weiß glänzte, noch verschönert wurde) einen energischen Aufschwung genommen, der ganz darauf berechnet zu seyn scheint, der Kunst größere Triumphe zu erringen und die Macht der ästhetischen Wahrheit in ihrer ganzen Stärke zu zeigen. Bei diesem löblichen Streben, welches nicht ohne Anerkennung blieb, darf es gleichwohl nicht befremden, daß nicht alles Dargestellte durchgängig gelang und befriedigte. Dies war erst am 22. d. der Fall, wo das schöne Lustspiel von Scribe: „Ein Glas Wasser", aufgeführt wurde. Die Schuld lag weder an Hrn. Becker, der als Bolingbroke ganz im Geiste seiner interessanten Rolle sprach und handelte, noch an Fräul. Marie und Georgine Fürst, die, jene als Königin und diese als Abigail, ihre Vorgängerinnen nicht vermissen ließen, sondern an der Darstellung der Rolle der Marlborough, welche als Gastspiel, wenn es zu dem Ganzen passen sollte, sehr viel zu wünschen übrig ließ. Mehr darüber zu sagen, überlassen wir Andern, da die Fremde, welche sich bis zur Herzogin Marlborough verstieg, vielleicht in andern Rollen Besseres zu leisten im Stande ist. — Das gestrige von unserem ausgezeichneten Kontrabassisten, Hrn. A. Müller, unter Mitwirkung des nunmehrigen großh. Hofkapellmeisters, Hrn. Alex. Dreyschock, im Theater gegebene Konzert war ein würdiger Schluß des ersten Weihnachtstags, an welchem unsere Bühne für Oper und Schauspiel geschlossen ist. Das Konzert hatte überdies noch den besonderen Reiz, daß Mad. Pirscher und Hr. Cramolini es mit ihrem Gesange unterstützten. Der Wohllaut und der Zauber der Töne der ersteren, die ihr nie versagen, sichern im voraus ihrem Auftreten jene ästhetischen Erfolge, auf welche nur der wahre Künstler zu zählen berechtigt ist. — Wie wir vernehmen, so ist Fräul. Neukäufler, vom Mannheimer Theater, für unsere Oper engagirt worden.

Theater-Anzeige.

Montag, 1. Jan. Faust, große Oper in 2 Abth., Musik von Spohr. Vorher: Prolog, gesprochen von Hrn. Weidner.

Dienstag, 2. Jan. Hans Sachs, dramatisches Gedicht in 4 Abth., von Deinhardstein.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 3. Mittwoch, den 3. Januar 1844.

Prolog.

(Gesprochen auf der Frankfurter Bühne am 1. Januar von Hrn. Weidner.)

Ein bunt Gemisch von wechselnden Gestalten,
Die ewig altern und sich stets erneu'n,
Die hier in Pracht und Größe sich entfalten,
Dort anmuthsvoll und lieblich uns erfreu'n,
Die hier in heiterm Sonnenlicht sich zeigen
Und dort in grauer Dämmerung erbleichen,
Von Sturm umwogt, von Blüthenduft geschwellt,
Ein bunt Gemisch von Bildern ist die Welt.

So viel gestaltet wechselt auch das Leben
Des Menschen und die stets bewegte Zeit.
Bald wird der Stab des Wand'rers uns gegeben
Und Ruhe bald am Herd der Häuslichkeit;
Bald schwärmen wir bei festlichen Gelagen,
Bald ist der Arbeit schweres Joch zu tragen;
Hier theilt das Glück die reichsten Gaben aus
Und dort beschleicht der Kummer unser Haus.

Wie nun im stets bewegten Zeitenkreise
Zum Ernste sich der heit're Scherz gesellt,
So sey die Bühne auch nach alter Weise
Ein Bild des Lebens und der bunten Welt.
Geweiht dem Höchsten seyen ihre Räume,
Doch auch verschönt durch Lust und holde Träume;
Willkommen sey, was freudig uns belebt
Und aus des Alltags engen Schranken hebt!

Als noch die Götter im olymp'schen Saale
Glückselig thronten, aller Sorgen frei,
Da riefen sie zu ihrem Freudenmahle,
Es zu erhöh'n, die Musen gern herbei,
Und diese kürzten die beglückten Stunden.
Sie kamen mit dem Lorbeerzweig umwunden;
Manch' gold'nes Wort, manch' festlicher Gesang
Ertönten dann beim heitern Becherklang.

Verödet längst sind des Olympos Hallen,
Versunken ist der Götter strahlend Reich;
Doch sind die Pieriden nicht gefallen,
Noch immer grünt ihr frischer Lorbeerzweig.
Noch steigen sie vom Helikon hernieder,
Uns Gaben spendend und geweihte Lieder,
Und über diesem kunstgeweihten Haus
Gießt sich ihr Segen stets noch freundlich aus.

Es möge hier, was Klio aufgezeichnet
Mit eh'rnem Griffel, gern vernommen seyn;
Was Großes sich im Zeitenlauf ereignet,
Ihm soll Melpomene die Huld'gung weih'n.
Bewundert sey des Helden Siegeskrone,
Geehrt des Fürsten Weisheit auf dem Throne,
Geliebt, wer auf der Tugend Ehrenbahn
Zum Wohl der Menschheit Rühmliches gethan.

Willkommen seyen auch die heitern Spiele
Thalia's mit dem leichten Jocusstab!
Sie nimmt der Menschen Thorheit sich zum Ziele,
Der sie schon oft verdiente Zücht'gung gab;
Sie scheucht den Kummer und verbannt die Sorgen,
Ihr Lächeln gleicht dem holden Frühlingsmorgen
Und mit des Scherzes bunten Phantasie'n
Soll sie in Blumenkreisen uns umzieh'n.

Euterpe soll nicht fehlen in dem Bunde.
Wie mächtig spricht zum Herzen ihr Gesang!
Von Lust und Schmerz bringt sie geweihte Kunde;
Willkommen stets ist ihr harmon'scher Klang.
Welch' einen Frühling hat sie uns gegeben,
Aus dessen Blüthen Liederdüfte schweben,
Aus dessen Quellen es melodisch tönt!
Wie oft hat sie die Stunden uns verschönt!

Das neue Jahr, das festlich wir empfangen,
Wird gleich den andern wechselvoll vergeh'n,
Hier unter Liebe, Sehnsucht und Verlangen,
Dort unter Trennungsschmerz und Wiederseh'n,

Hier unter'm Druck von Sorgen und von Mühen
Und dort bei der Begeisterung Erglühen. —
Genießet jedes Augenblickes Gunst!
Ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst. —

So seyd gegrüßt, ihr Musen! Kommt, erweitert
Die engen Schranken trüber Wirklichkeit!
Wann Sorgen uns umziehen, so erheitert
Den Blick und zeigt uns eine bess're Zeit!
Stets sey die Kunst uns ein vergeistigt Leben;
Nach ihren schönsten Kränzen laßt uns streben!
Geweiht euch, Musen, sey der Festaltar;
Führt uns hinüber in das neue Jahr!

(Während der letzten Strophe ertönt Musik und man sieht einen Altar, welchen vier Musen, Klio, Melpomene, Thalia und Euterpe, mit Rosen bekränzen, im Hintergrunde Wolken.)

Wilh. Wagner.

Schybi.

Historische Erzählung von B. Merkel.

(Fortsetzung.)

V.

Norfolk, dein harret indeß ein schweres Urtheil,
Das auszusprechen mir das Herz beklemmt.
Shakspeare.

Endlich nahte sich das Verderben tragende Ungewitter auch dem Entlibuch. Als die Kunde von dem Heranziehen des Feindes ruchbar wurde, ließ Schybi Alles, was Waffen tragen konnte, in Schüpfheim versammeln. Unter freiem Himmel wurde Hochamt gehalten; der Segen der Kirche sollte die wackern Streiter für Vaterland und Freiheit in das Schlachtgewühl begleiten. Hier schwuren Tausende nochmals, entweder zu siegen oder zu sterben.

Und nun traf Schybi die Vertheidigungsanstalten. Alle Pässe wurden besetzt, alle Straßen verbarrikadirt; Greise, Weiber und Kinder waren Tag und Nacht in der Verfertigung der verschiedenen Waffen beschäftigt, — ein heroischer Wahnsinn schien über Alle gekommen zu seyn.

General Zweier rückte von Luzern heran Da hätte man sie sehen sollen, die kernigen Söhne des Gebirges, wie sie sich auf seine Schaaren warfen, wie die Muskete mordete, der Morgenstern würgte, wie die Söldner der Tyrannei panisches Entsetzen ergriff und sie in hastiger Flucht das Weite suchten. Zweier staunte über den Widerstand, der sich ihm plötzlich hier entgegenstellte. Er hatte nicht den Muth, in offener Feldschlacht mit einem begeisterten Volke zu kämpfen; er nahm, wie er es bei Luzern gethan, zur niedrigsten List seine Zuflucht.

Unter den verschiedenen Gebirgspässen, die in das Entlibuch führen, ist der über das Brienzer Grat in das Marienthal, dem zu höchst liegenden Theil des Entlibuchs, auslaufende der gefährlichste und nur durch den kundigen und sicheren Tritt des Aelplers zu passiren. Auf diesen Punkt hatte Schybi keine Posten gestellt, die Riesenmauern der Natur schienen ihm die sicherste Wache. Aber es fand sich ein Verräther — und wo finden sich solche nicht? — ein zweiter Epialtes, wie er gebrandmarkt in der Geschichte, der sich bereit erklärte, den General mit einer Heeresabtheilung über das Grat zu führen. Zweiern kam dieser Antrag sehr erwünscht, und am Abend des 29. Juni zogen 3000 Mann auf das gefährliche Unternehmen aus. Es war eine finstere, trübe Nacht; kein Stern leuchtete am Himmel der schwarzen That Segen zu, dicht und schwer hingen die Wolken über dem armen Lande. Giebt es keinen mitleidigen Fels, der sich von seinen tausendjährigen Banden lös't und die Hinterlistigen zerschmettert? keine Schlaglawine, die sich verheerend, zermalmend herabstürzt und das Werk der Bosheit unter ihrem kalten Bette, tief im tiefen Abgrund, begräbt? Die guten Engel des armen Hirtenvolkes scheinen zu schlafen, selbst die Hand des Allmächtigen zu ruhen. Mann an Mann steigen sie im Schutze der Nacht, den kundigen Führer an der Spitze, aufwärts, an Abgründen vorüber, durch Wälder und über reißende Gebirgsbäche; kein Einziger verunglückt, Keiner bleibt zurück, der Dämon selbst scheint über jedem Haare zu wachen. Und als sie jetzt die Höhe des Grates erreicht haben und es abwärts geht, auf geebneterem Pfade, da öffnen sich die Schleußen der Wolken, und dichte Regenströme schießen herab. Der Himmel weint, weil er nicht zu retten vermag, und das eintönige Fallen des Regens auf das Laub singt dazu ein melancholisches Klagelied von dem Untergange eines edlen Volkes, das mit jeder laufenden Minute eine Zukunft von zwei Jahrhunderten verliert.

Noch war die Sonne nicht emporgestiegen hinter den Bergen des Oberlandes, als Schüpfheim in der Gewalt der Luzerner war. Wohl gab es blutige Gefechte auf den Straßen und in den Häusern, aber es war der verzweifelte Widerstand einzelner aus dem Schlafe Gerüttelten gegen den überlegten Angriffsplan diszipliniter Truppen.

Schybi hatte auf seinem entlegenen Gehöfte von der Gefahr des Volkes keine Ahnung, bis ihn das entfernte Musketenfeuer aufmerksam machte. Er sprang auf und griff zu den Waffen, aber fast zu gleicher Zeit stürzte Kaspar Unternäher, blutend, verwundet, an der Spitze einer geringen Anzahl dem Getümmel Entflohener auf den Hof.

„Vetter, es ist Alles verloren!" rief er mit bebendem Munde; „die Feinde hausen in Schüpfheim, die Brüder sind niedergehauen oder entwaffnet. Flieht, Ihr könnt nichts mehr retten! Ehe fünf Minuten vergehen, ist Euch der letzte Ausweg abgeschnitten."

„Fliehen?" rief Schybi in heroischer Begeisterung. „Der Fuß sey verflucht, der sich zur Flucht wendet. Wir können nichts mehr retten, sagst Du? Wohlan! so können wir doch sterben! Entlibucher! Zieht euch zurück in mein Haus, sie sollen keinen von uns lebendig haben!"

„Aber Brenelli, Vetter?"

„Ja, Du hast recht, Kaspar, Brenelli muß gerettet werden. Es wäre grausam, sie unser Loos theilen zu lassen." Und schnell, von einem Gedanken beseelt, kommandirte er: „Unternäher, Stadelmann und Hintervoli! Euch übergebe ich mein theuerstes Kleinod, mein Kind. Ihr werdet sie unverzüglich in euren Schutz nehmen und mit ihr in das Gebirge flüchten. Uns Uebrigen helfe Gott!"

„Laßt uns mit Euch sterben!" riefen die drei muthigen Jünglinge fast zu gleicher Zeit, aber die Donnerstimme des Anführers forderte Gehorsam. Da stürzte Kaspar weinend an den Hals des geliebten Ohms und bat um seinen Segen,

und der gerührte Mann legte segnend die Hand auf das Haupt des Sohnes. „Mache Brenelli glücklich, und beuge Dich niemals der Tyrannei!“ Ein Wink, und die drei Bursche flogen nach dem Hause, hoben das ohnmächtige Mädchen auf die Arme, und rasch ging es unter dem „Geleite euch Gott!“ der Zurückbleibenden hinauf in das Gebirge.

(Fortsetzung folgt.)

Der Odenwald.

(Fortsetzung.)

II.

Die Grafschaft Erbach und Herrschaft Breuberg im hessischen Odenwalde, von den angränzenden altpfälzischen, mainzischen und hessischen Landen durch die natürliche Gränzscheide ihrer Gebirge geschieden, bieten nicht blos dem Naturforscher und Alterthumskundigen, sie bieten auch dem Freunde und Forscher deutschen Rechtes und deutscher Sitten eine nicht unwichtige, ja erfreuende Seite dar.

Wie die Waffe des Römers, so fand auch sein Recht und seine Sitte stets großen Widerstand in dieser Gegend, und konnte in den wichtigsten Lebens- und Rechtsverhältnissen der Bewohner nie ganz einheimisch werden; und wie in manchen anderen Gegenden Deutschlands, so auch hier konnte sich von den frühesten bis auf die neuesten Zeiten durch alle Wirren und Wechsel der Jahrhunderte hindurch stets ein Strahl ächt germanischer Sitten und Sinnes bis zu uns sich erhalten.

Wer vermag es, zu sagen, wann der erste Mensch diese Gegend betrat, oder seine erste Hütte auf den Höhen, in den Thälern baute?

Man hat zuweilen geglaubt, daß sie den Römern ihren ersten Anbau verdanke. Aber spricht nicht der Name des Landes, Odins uralte Gottesverehrung und so viele Namen der Orte und Gegend, sprechen nicht am lautesten die vielen, aus den frühesten undenkbaren Zeiten bis zu uns sich erhalten habenden ursprünglich deutschen Sitten und Rechte vom frühesten Daseyn unserer Väter?

Das Höchste, was der Mensch kennt, ist seine Religion, sein Glaube an Gott und sein Verhältniß zu ihm, der Glaube an Recht und Tugend.

Es ist ein hoher Ruhm unserer Väter und ein Beweis ihres vorzüglichen Werthes, frühe schon, früher als Cultur und christliche Lehre zu ihnen kam, durch Reinheit des Herzens und unverbildeten Geist über diese wichtigsten Verhältnisse des Menschen so schön gedacht zu haben, als von rohen jugendlichen Völkern und ohne das hellere Licht des Christenthums nur immer erwartet werden kann.

Erhaben über die Ansicht der meisten Völker früherer Zeiten, glaubten sie an ein höchstes Wesen, den großen Geist der Welt, zu groß für alle sinnliche Vorstellung, für menschliche Nachbildung und Verehrung in Tempeln von Menschenhand erbaut. War er nicht der Schöpfer aller Dinge, die Quelle des Muthes und der Kraft, alles Glück des Menschen, alles Gute sein Werk? Daher Gott, der Gute, Guodan, Wodan, Odan, Odin sein Name. Darum nur in der freien Natur, in der reineren Luft der Höhen, dort, wo auch die Brust des Menschen sich freier und reiner erhebt, in geweiheten heiligen Hainen, seine Verehrung.

Unverkennbar dankt diese Gegend ihm ihren Namen, den wir schon im Anfange des neunten Jahrhunderts urkundlich finden.*) Sie ist die einfachste natürlichste Erklärung.

Auch in andern Namen einzelner Orte der Gegend, wie Götterbach — ehemals Guodansbac, Gudobac — und den beiden (Ober- und Unter-) Ostern, vielleicht einst der Göttin des Frühlings, Ostera, geweiht, — hat man Erinnerung an uralten Gottesdienst zu finden geglaubt; während die Orte: Hainstadt, Haingrund, Hainbrunn, während die Hainquellen und Hainsäulen und so manches Andere, während vor Allem die mannichfachen, aus den frühesten Zeiten bis jetzt sich erhalten habenden ursprünglich deutschen Rechte und Sitten der Gegend offenbar an Zeiten erinnern, die älter als alle Ankunft der Römer in hiesiger Gegend sind.

Das ist das Schöne, Erhabene und überaus Wohlthätige der Religion, daß sie den Menschen, der sie wahrhaft ehrt, in seinem innersten Wesen veredelt, und die ganze Sitten- und Lebensweise reiner und naturgemäßer gestaltet.

So war es auch bei den Vorfahren. Sie hatten die Fehler der Naturmenschen, aber auch Tugenden und Sitten, womit sie viele ungleich mehr gebildete Völker, womit sie selbst unsere Zeit tief beschämen.

Sinn für Wahrheit und Treue, für Achtung des Menschen, für einfachen Lebensgenuß, Liebe zur Freiheit, zum heimathlichen Boden, zur Sitte der Väter, das schien ihnen Pflicht und Ehre, und ohne sie alles Andere gleichgültig und werthlos. — So finden wir sie in ihren häuslichen, bürgerlichen, öffentlichen Verhältnissen.

Von den Formen unserer heuchlerischen Höflichkeit wußten sie nichts; dafür herrschte in der einfachen Hütte herzliche Liebe zu Weib und Kindern, Achtung für das Alter, Gastfreundschaft für den friedlichen Fremdling.

(Fortsetzung folgt.)

Offenes Sendschreiben an die deutsche Frauenwelt.

Von Thusnelde R...... in Schwaben. **)

Deutsche Frauen und Jungfrauen! Mit einiger Schüchternheit versuche ich es, Ihre Aufmerksamkeit auf einen Gegenstand zu lenken, der, wie die böse Welt meint, mit unserer weiblichen Eitelkeit enge verwebt seyn soll. Ich konnte mich aber durch die Besorgniß, Mißfallen zu erregen, nicht zurückschrecken lassen, weil ich eine bessere Meinung von meinem Geschlecht hege und überzeugt bin, daß Frauen Kraft des Willens genug haben, um für einen guten Zweck auch eine Lieblingsneigung zum Opfer zu bringen. Ihr Scharfblick hat Sie gewiß schon errathen lassen, daß ich vom Kleider-Luxus zu Ihnen sprechen will, und so ist es auch in der That. Ich konnte mich zwar nie zu den eleganten Damen rechnen, doch ließ ich mich — ich muß es bekennen — bisher von dem Strome so weit fortreißen, als ich vereinzelt ihm nicht zu widerstehen vermochte, immer aber war es für mich ein demü-

*) In der ersten Schenkungsurkunde des Kaisers Ludwig des Frommen vom Jahre 815, worin die Lage von Michelstadt im Odenwalde also bezeichnet ist: Michlinstat in sylva, quae vocatur Odonewald.

**) Aus dem „Schwäb. Merkur.“

thigendes, peinliches Gefühl, mich so zur Sklavin der Launen und Spekulationen von Fremden herabgewürdigt zu sehen. In neuerer Zeit wird mir aber die Unterwürfigkeit unter die Mode völlig unerträglich. Launig und veränderlich war zwar diese Tyrannin stets, doch nicht in dem Grade, wie sie es jetzt ist. Möglichst schneller und alle Arten von Kleidungsstücken umfassender Wechsel scheint jetzt ihr Grundsatz zu seyn. Auf Geschmack, Bequemlichkeit wird wenig, auf Kosten-Ersparniß gar keine Rücksicht genommen, und damit ihr Zweck desto sicherer erreicht werden möge, wird Manches so schlecht fabrizirt, daß es bis zur Erscheinung von etwas Neuem unbrauchbar ist. Der rasche Wechsel der Mode dient wesentlich dazu, uns vom Auslande immer abhängiger zu machen und die deutsche Industrie zu lähmen, denn sie macht dieser die Lieferung mancher Stoffe unmöglich, weil, bevor dazu die Einrichtungen gemacht sind, in Paris schon wieder etwas Neues ausgebrütet ist. Von den vielen Millionen, die jährlich für Modewaaren in Deutschland ausgegeben werden, kommt nur ein geringer Theil der vaterländischen Industrie zu gut, alles Uebrige wandert in das Ausland, gleichsam als ein Tribut, den wir unsern fremden Gebietern zu Anerkennung unserer Unterwürfigkeit entrichten. Vergleichen Sie die Summen, die jetzt für den Putz verwendet werden, mit denen, die in Ihren Familien vor 10, 20 und noch mehreren Jahren ausgegeben wurden, und Sie werden über die furchtbare Zunahme erschrecken. Sind wir denn um so viel reicher geworden, daß wir diesen steigenden Aufwand, ohne Gefährdung anderer Interessen, machen könnten? Im Gegentheil, die größte Mehrzahl ist durch die der Mode gebrachten Opfer in ihrem Vermögen nicht nur nicht vorwärts, sondern bedeutend rückwärts gekommen, und diese Folge wird immer stärker hervortreten, da der Luxus der höheren Stände auf alle übrigen, selbst auf die Landleute, übergeht, und die reizenden, wenigstens solideren Nationaltrachten allmählig verdrängt. Doch das Sinken des Wohlstandes ist nicht der einzige, ja an sich nicht einmal der bedeutendste Nachtheil, den uns die Unterwürfigkeit unter die fremde Mode zuzieht; sie erschüttert und schwächt den Nationalsinn und bereitet der Sittlichkeit und damit der bürgerlichen Gesellschaft große Gefahren. Häusliche Einfachheit galt sonst für eine eigenthümliche Zierde deutscher Frauen, aber vergleichen Sie die Gegenwart auch nur mit nicht sehr entfernter Vergangenheit, und Sie werden erkennen, wie viel von dieser rühmlichen Eigenschaft dem Götzen der Mode schon zum Opfer gefallen ist.

(Schluß folgt.)

Frankfurter Theater.

Das Osterfest zu Paderborn.

Groß sind die Schwierigkeiten, welche der Componist einer neuen Oper zu beseitigen und zu überwinden hat, um sein Tonwerk zur Aufführung zu bringen und dem Urtheil des Publikums vorzulegen. Dichter, Maler, Bildhauer u. a. sind in dieser Beziehung besser daran und haben wohl auch Steine, doch nicht Berge wegzuräumen. Die Einstudirung einer neuen Oper, die Scenirung und Ausstattung derselben erfordern einen Aufwand von Zeit und Kosten, welchem sich Bühnendirektionen nicht so leicht unterziehen. Wer möchte ihnen solches verübeln, da sie des Erfolges sich nicht versichern können, indem heutigen Tages die Anforderungen nicht nur hoch gestiegen, sondern auch die Hörer mit einem absprechenden Votum leicht fertig sind, wozu gewöhnlich noch Mißgunst und Parteiumtriebe hinzu kommen. Unter solchen Umständen ist dem Componisten Glück zu wünschen, dessen Tonwerk zur Darstellung gelangt und ein paar Vorstellungen mit günstigem Erfolg erlebt hat; die Bahn ist alsdann gebrochen und hat das Werk gesunde Lebenskraft und inneren Gehalt, so wird es seinen Weg schon weiter machen, ob es die Kritik mit übermäßigem Lobe oder mit übertriebenem Tadel belasten möge.

Wir haben bereits die historische Grundlage zum „Osterfest von Paderborn“ und den Inhalt der Handlung vorausgeschickt und können nun zur Besprechung des Werkes übergehen. Der Text hat sich die Aufgabe gestellt und sie auch glücklich gelös't, einer großen Oper als Basis zu dienen und eine einfache, aber imposante Handlung der musikalischen Bearbeitung des Tonsetzers zu unterbreiten. Der Kampf des alten germanischen Heidenthums mit der neuen Christuslehre, des rauhen, nach blutigen Opfern dürstenden Odin mit dem milden und gnadenreichen Jesuskinde, der wilden Kriegesgötter mit den Segnungen der Civilisation, dies bildet einen gewiß interessanten Hintergrund, den der Dichter durch entsprechende Charaktere und Situationen belebt hat. Das Ganze ist einfach und ohne viel Verwicklung angelegt und klar und konsequent durchgeführt, besonders schön aber durch das Motiv, die Liebe als Vermittlerin erscheinen und durch sie die Brücke zur neuen Lehre aufbauen zu lassen. Walluf mit seinen Druiden, Wittekind mit seinen Kriegern, Askur und Aswinda, der Druidenhain und der christliche Dom, Bardenchöre und österliche Kirchengesänge, Waldsturm und Orgelklang, Schlachtenruf und Friedensgruß, Haß und Versöhnung, diese und andere Kontraste mußten dem Componisten zusagen und konnten nicht anders, als ihm ein weites und dankbares Feld eröffnen. Was ein Textbuch der ernsteren Gattung zu leisten und dem Tonsetzer zu bieten hat, findet sich im „Osterfest zu Paderborn.“ — Die Bearbeitung der Gesänge zeichnet sich höchst rühmlich aus und gehört ohne Zweifel zum Vorzüglichsten dieser Art, indem sie von den gewöhnlichen flachen Redensarten und hohlen Floskeln der Operntexte frei und mit viel Geschmack abgerundet, geregelt und gefeilt ist; ja es finden sich Verse genug, die von dem poetischen Gemüthe ihres Verfassers gültiges Zeugniß geben, wie namentlich im dritten Acte, der vom Hauche einer milden Lyrik durchweht ist.

Sinke, dunkle Nacht, o sinke,
Gib dem holden Tage Raum!
Blinke, Morgensternlein, blinke,
Weck' die Welt aus düst'rem Traum!

Leben wird den Tod bezwingen,
Was das tiefe Grab verbarg,
Wird zum Licht empor sich schwingen
Und zum Throne wird der Sarg.

Jubelt, jauchz't! er ist erstanden,
Himmelsgruß die Welt durchtönt,
Alle ird'schen Sorgen schwanden,
Alle Feindschaft ist versöhnt.

Solcher Stellen ließen sich in jedem der drei Acte viele nachweisen und es wäre sehr zu wünschen, daß unsere gewöhnlichen Textmacher, welche sich um die Wahl schöner Worte und schönen Sinnes eben so wenig kümmern, als um Versbau und geläuterte Form, das hier besprochene Libretto zum Muster und Vorbild nehmen möchten.

(Fortsetzung folgt.)

Theater-Anzeige.

Dienstag, 2. Jan. Hans Sachs, dramatisches Gedicht in 4 Abth., von Deinhardstein.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 4. Donnerstag, den 4. Januar 1844.

Schybi.

Historische Erzählung von B. Merkel.

(Fortsetzung.)

Im nächsten Augenblick drang eine Schaar der verfolgenden Feinde, General Zweier an der Spitze, auf den Hof.

„Ergebt euch!“ rief der General; „ihr habt keine andere Wahl!“

Eine Musketensalve antwortete aus den verschiedenen Fenstern und Lucken des Hauses.

„Ergebt euch!“ donnerte nochmals Zweier. „Noch ein Schuß, und ihr sollt mir gebraten zur Hölle —“

Eine zweite Salve ersparte seiner Zunge den Schluß der Drohung. Verwundet verließ er den Kampfplatz, nachdem er noch Befehl ertheilt hatte, das Haus in Brand zu stecken. Bald loderte die Flamme brausend und zischend an dem dürren Holze und dem Strohdache auf.

„Zieht euch an die hintere Thür zurück!“ befahl Schybi, von der Gluth gedrängt. „Wir wollen im ehrlichen Kampfe mit dem Schwert in der Faust, und nicht hundsföttisch vom Feuer besiegt, sterben.“

Und hinaus stürzte das kleine Häuflein der Bauern. Sie unterlagen der Uebermacht. Viele fielen, einige, unter ihnen Schybi, wurden nur verwundet und nach verzweifelter Gegenwehr gefangen genommen. Schybi's Haus sank in Asche; was noch stehen geblieben war, wurde am folgenden Tag der Erde gleich gemacht. Ein blühender Fruchtgarten bezeichnet jetzt die Stelle, wo vor zweihundert Jahren der letzte Kampf für die Freiheit des Volkes gekämpft wurde.

Im Triumphe brachte man die Gefangenen nach Schüpfheim zu den andern Opfern der strafenden Gerechtigkeit. Von dort aus wurden sie unter starker Bedeckung an das Kriegsgericht in Sursee abgeliefert. — —

Wir finden den größten Helden des Bauernaufstandes, der eines besseren Looses würdig gewesen wäre, in einem Kerker des Stadthauses zu Sursee wieder. Er liegt halbnackt auf faulem Stroh, mit schweren Ketten an die Wand gefesselt. Seine Wunden sind schlecht verbunden und schmerzen ihn sehr, aber er klagt nicht und jammert nicht; zuweilen nur bemüht er sich, die eisenbelasteten Hände zu seinen Augen zu erheben, um Thränen, die sich in dieselben drängen, zu verwischen. Sie gelten nicht ihm, nicht seinen Schmerzen, sondern dem zu Boden getretenen Vaterlande, dem armen Volke, welches der Rache und dem Druck der Tyrannen nun ganz anheim gefallen ist.

„Sie werden mich tödten,“ murmelte er eintönig vor sich hin. „Als ob der Tod eine Strafe für mich wäre! Als ob den Krieger, der hundert Mal dem Verderben kalt und ruhig in's glühende Auge geschaut hat, die Todesdrohung schrecken könnte! Wie schlecht verstehen sich die Herren auf die Gefühle der Menschen. Mich leben, mich den Jammer, die tiefste Erniedrigung meines Volkes that- und kraftlos ansehen zu lassen, mir es tropfenweise einzugeben, wie es ist und wie es seyn könnte, das wären Qualen, die ein tausendfacher Tod nicht aufzuwiegen vermöchte. Ein schneller Abschied von einer Welt, die mir Alles geraubt hat, was mich an sie band, kann nur Wohlthat für mich seyn. Aber es wird, es kann ja nicht ewig so bleiben! Wenn auch jetzt der Despotismus mit roher Faust den letzten Funken der Freiheit und Vaterlandsliebe — denn ohne sie giebt es keine — erstickt, es muß ein Tag kommen, sey er auch noch so fern, wo mein Volk sich der Thaten seiner Voräitern erinnert, wo es sich stärker, kräftiger, einiger erhebt, die verjährten Vorrechte, die Tyrannei der Aristokraten abschüttelt und als ein großes Ganzes den ersten Sonnenblick bürgerlicher und geistiger Freiheit jubelnd begrüßt. Dann, ihr freien Söhne der Schweiz, wann die Freudenfeuer auf euren Bergen leuchten und die Felsen wiederhallen von eurem Jubel, dann vergeßt auch Diejenigen nicht, die für die gleiche Sache glühten, kämpften und bluteten!“

Sein Auge leuchtet feuriger, seine Brust hebt sich höher, er scheint schon jetzt nicht mehr der Erde anzugehören. Erst das Rasseln eines Schlüsselbundes und das Oeffnen der Thüre führt ihn in die traurige Gegenwart zurück. Der Rathsherr und Inquisitor Kaspar Pfiffer von Luzern tritt herein. Ihm folgt ein Schreiber, diesem zwei Folterknechte. Der Lichtstrahl, der sich von der Tafel, an welcher die Herren Platz nahmen, über das Gefängniß verbreitet, bescheint Marterwerkzeuge verschiedener Art, und die Knechte sind bemüht, sie in Ordnung zu bringen.

Der Rathsherr läßt dem Gefangenen die Fesseln abnehmen, das Protokoll eröffnen, und beginnt nach den gewöhnlichen Fragen und Förmlichkeiten über Stand und Namen: „Schybi von Schüpfheim, Ihr werdet aufgefordert, der Wahrheit gemäß und vor Gottes Statt zu bekennen: erstens die Beweggründe Eures unsinnigen und gottverfluchten Unternehmens;

zweitens, die Namen derjenigen Eurer Mitschuldigen, welche der strafende Arm des Gesetzes noch nicht erreicht hat; drittens, Alles, was Euch über das Entstehen der Rebellion, ihren Fortgang u. s. w. bekannt ist. Redet!"

Schybi war so schwach, daß er sich kaum zu erheben vermochte, aber er raffte seine letzten Kräfte zusammen und trat stolz und würdevoll vor die Tafel. „Ihr wollt die Beweggründe unseres unsinnigen und gottverfluchten Unternehmens wissen?" sprach er, bitter lachend; dann fuhr er mit feierlichem Ernste fort: „Es war ein Kampf für die höchsten Güter der Erde, für Freiheit und Recht, und die Beweggründe waren der unerträgliche Druck einer geringen Zahl herrsch- und habsüchtiger Aristokraten, deren schwere Hand schon längst verderbenbringend auf dem armen Lande gelastet. Ihr nennt es unsinnig, wenn ein biederes Volk seine schwer errungene Freiheit zu bewahren sucht, wenn es sich wie mit einem Schlage freudig erhebt zur Vertilgung seiner Tyrannen? Ich nenne es nicht so, ich nenne es groß und erhaben. Gottverflucht? Der große Gott, der die Unschuld durch die verworrenen Pfade des Lebens leitet und den Unterdrückten ein Vater und Beschützer ist, sollte euch gnädig gewesen seyn? Mit euch war das Glück, Gottes Segen niemals. Jetzt wißt Ihr Alles."

„Beantwortet die zweite Frage," fuhr der Rathsherr fort, ohne auf Schybi's Worte weiter zu achten.

„Ich habe sonst nichts zu sagen," versetzte der Inquirent.

„Bedenkt Euch wohl; die Folter wird Euren verstockten Sinn brechen."

Schybi lächelte mitleidig. Dieses brachte den Rathsherrn in Zorn. Er ließ die Tortur in allen Graden aufs grausamste gegen ihn anwenden, — Schybi schwieg. Da erklärte endlich der weise Rathsherr den eisernen Helden mit Zauberei angethan und entfernte sich, ohne auch nur eine Angabe von ihm erpreßt zu haben.

Aber der arme Mann erlag dem Druck der namenlosen Qualen. Ein heftiges Fieber stellte sich ein und verkündigte seinen herannahenden Tod. Um dem Gesetz durchaus keines seiner Opfer zu entziehen, schleppte man des andern Tages den Ohnmächtigen hinaus und enthauptete ihn. Im letzten Augenblicke erhielt er nochmals seine ganze Geisteskraft wieder und starb, wie er gelebt hatte, als Held, selbst von seinen Feinden geachtet. Während man den Leuenberg verspottete, Berns Gassengesindel und Meute auf ihn hetzte, und selbst seinen zerrissenen Leichnam noch verhöhnte, ward Schybi's Körper der Mutter Erde, wenn auch nicht der geweihten, wiedergegeben, und sein Name lebt hochgeachtet fort in der Geschichte des Schweizervolkes.

(Fortsetzung folgt.)

Der Odenwald.

(Fortsetzung.)

Ueber die wichtigsten Verhältnisse des Lebens, über Ehe, Erbschaft, wie über Handel und Wandel, entschied die Sitte der Väter, oder das Wort des Mannes, oder wenige einfache Gesetze, welche alle freien Männer in öffentlicher Versammlung gewollt oder gebilligt hatten. Die Gerichte waren öffentlich, die Richter vom Volke aus dem Volke gewählt. Denn alle Gewalt ging aus von der Gemeinde aller freien Männer; sie wählte, sie forderte Bericht und Rechenschaft. An Neumonden kamen sie zusammen, bewaffnet, — Waffen waren das Merkmal der Freiheit. Lieber setzten sie sich der Gefahr des Mißbrauchs aus, als daß Einer ohne Waffen erschienen wäre. Der Gemeinde standen Priester vor; nur Gott war der allgemein gefürchtete Herr. Sie legten Stillschweigen auf.

Der Fürst (der Erste, Vorderste) trug vor, wozu sie berufen seyen. Die Alten, welche lange Jahre Erfahrung gaben, die Adeligen, die von Vorvätern erblich wußten, wie der Gau zu verwalten, welche Rechte zu behaupten, redeten einfach, kurz, nachdrücklich, offen.

Das Waffengeklirr gab den Beifall, Zischen und Gemurmel Verwerfung des Vortrags zu erkennen.

Die hohen Verbrechen der Verrätherei, Feigheit, und was sonst entehrend schien, kamen hier zum Urtheil. Eben so richtete die Gemeinde über Klagen, welche gegen die Gerichte bei ihr angebracht wurden.

So waren die frühesten Sitten unserer Väter.

Wir haben jetzt mehr Gesetze; sie bedurften ihrer nicht. — Auch bei den Römern war die Gesetzgebung vollkommener, umfassender; aber unsere Väter waren frei und sieghaft, weil bei ihnen gute Sitten für Gesetze dienten.

Als sie diese nachmals aufgaben, kamen sie in Perioden ewigen Wechsels, weil keine fremde Sitte so natürlich auf sie paßte, wie die, welche sie verlassen hatten. Es war ein Unglück für unsere Väter, in ihren Eroberungen lauter Nationen zu finden, welche auf alle Weise verdorben waren.

Jene alte Freiheit und Tugend, jene einfache würdige Lebensmanier, jene immer siegreiche Waffen, — und dann die lange traurige Nacht, voll Druck, voll Aberglauben, Verbrechen, zeigen genugsam, wie mißlich für ein freies Volk die Aenderung seiner Sitten ist.

Die hohen Tugenden der Alten sind nicht für Jedermann; Wenige haben den Geist, Gesetze umzuschaffen; Wenige sind in der Lage, daß es ihnen gelingen dürfte. Der Grundsatz unserer Voreltern in den Wäldern Deutschlands war: Einschränkung ihrer Bedürfnisse. Das kann Jeder allezeit, allenthalben. Das Beste, was wir haben, kommt von ihnen; das Uebrige haben wir dem Auslande und dem verdorbenen Rom nachgeahmt.

So schildern und beurtheilen Tacitus und Johannes von Müller, die größten Geschichtschreiber der Römer und Deutschen, den Werth und die Sitten unserer Väter.

Unter den wenigen Ländern, welche Spuren von Bedeutung dieser alten guten Sitten zeigen, steht die Grafschaft Erbach oben an, und obwohl die sich hie und da Bahn brechenden Neuerungen in einigen Districten in dieser Hinsicht nachtheilig wirkten, so sind doch noch viele Dörfer anzutreffen, in denen sich diese altdeutsche Sitte und Treue unverfälscht erhalten.

(Fortsetzung folgt.)

Offenes Sendschreiben an die deutsche Frauenwelt.

(Schluß.)

Werfen Sie einen Blick in das Land, dem wir vorzugsweise nachäffen, und Sie sehen, wie dort der Luxus, gleich ei

nem schleichenden Gift, das Lebensmark der gesellschaftlichen Ordnung zerfressen hat. Soll denn auch bei uns das Streben nach den Mitteln für übermäßigen Aufwand die Hauptaufgabe des Lebens werden, die Gewissen über die Art des Erwerbs unbekümmert machen und die Existenz der bürgerlichen Gesellschaft durch stete Kämpfe von denen, die nichts haben, mit denen, die etwas besitzen, in Frage gestellt werden? Sollen gesetzmäßige Ehen seltener werden, weil man nicht so viel zusammen zu bringen vermag, um, wie man zu sagen pflegt, anständig leben zu können, oder soll in der Steigerung der Bedürfnisse für den Haushalt eine weitere reiche Quelle von ehelichen Zwistigkeiten geschaffen werden? Soll Unschuld und Tugend noch häufiger, als es leider schon bisher der Fall war, dem Luxus zum Opfer fallen? Der Ernst, der in diesen Betrachtungen liegt, ergreift Sie gewiß eben so sehr, wie mich, und ich darf wohl hoffen, daß Sie auch die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer Abhülfe theilen; die letztere hat freilich ihre Schwierigkeiten, doch, wie ich glaube, keine unüberwindlichen, wenn man nicht zu viel auf einmal zu erstreben unternimmt. Lassen wir unsere Männer von deutschem Nationalsinn, von Nationalunabhängigkeit, von Nationalwohlstand und dem allgemeinen Klagelied der Zeit, dem Pauperismus, sprechen und schreiben, und geben wir ihnen ein gutes Beispiel — durch Handeln. Deutsche Frauen und Mädchen, welchen daran liegt, häusliche Einfachheit und mit ihr Sittsamkeit — wahres Lebensglück — zu erhalten und zu fördern, vereinigen wir uns vorerst dahin: nur gewisse, und zwar solche Stoffe, welche die Mode nie ganz verdrängen konnte, und die auch in Deutschland fabricirt werden, für unsere Kleidung zu verwenden. Die Auswahl würde hiernach nicht sehr beschränkt werden, sie würde immer noch auf Seide, Sammet, Merino (Thibet), weiße und gedruckte Baumwollenzeuge sich erstrecken, und es versteht sich von selbst, daß Spitzen, Geschmeide, überhaupt was innern Werth hat, nicht ausgeschlossen wäre. Ich sollte meinen, daß wir uns in solcher Kleidung wenigstens eben so gut, wo nicht besser, ausnehmen sollten, als in den fremden Stoffen, die uns das Ausland alljährlich unter wechselnder Gestalt, wenigstens Benennung, zuführt, und die schon bei dem ersten Anblicke die Zeichen der Vergänglichkeit in Gewebe und Farben wahrnehmen lassen. Ich hätte noch der Shawls erwähnen sollen und auch sehr gerne erwähnt, denn gerade bei diesen ist der Luxus auf eine furchtbare Höhe gesteigert worden. Ich überging sie aber, weil ich dieselben an sich und sofern bei ihnen mehr Rücksicht auf den Zweck, den Körper zu schützen, als auf äußere Pracht genommen ist, für ein zweckmäßiges Kleidungsstück halte, und weil ich hoffe, diejenigen Frauen und Jungfrauen, welche dem obigen Vorschlag beistimmen, werden es von selbst sich zur Regel machen, solche Shawls, die bei gefälligem einfachem Aeußern der eigentlichen Bestimmung dieses Kleidungsstücks genügen, für ihren Bedarf sich anzuschaffen. Für sehr wünschenswerth halte ich es, daß die beistimmenden Frauen sich nicht darauf beschränken, durch ihr gutes Beispiel auf ihre Dienstmädchen zu wirken, sondern daß sie sich verbinden, bei den letzteren keine neue, die Gränzen solider Einfachheit überschreitende Anschaffung zu dulden und diesem nöthigenfalls durch Entlassung aus dem Dienste Nachdruck zu geben. Die Klugheit scheint mir zu fordern, daß wir nicht darauf ausgehen, Einen großen Verein für den erwähnten Zweck zu bilden, sondern daß wir, jede in dem Kreise ihrer Bekannten, kleinere Verbindungen für denselben stiften, die dann auch für sich die näheren Bestimmungen mit Rücksicht auf die persönlichen und örtlichen Verhältnisse treffen könnten. Solche Vorgänge kleinerer Zirkel werden bald Nachahmung finden, und allmälig wird das klein Begonnene doch zum Großen heranwachsen. Der Zweck, den alle solche kleinere Gesellschaften gemeinsam verfolgen, ist das natürlichste Band für dieselben, und man wird auch sicherer auf seine Erreichung rechnen dürfen, wenn den Einzelnen die Möglichkeit gelassen ist, im Stillen und mit Beachtung ihrer besonderen Verhältnisse für die Sache zu wirken. Würdigen Sie diese Vorschläge Ihrer näheren Prüfung. Erkennen Sie die Nothwendigkeit der Abhülfe, so werden Sie auch von der Dringlichkeit derselben sich überzeugen. Ich glaube, und ich wünschte, Sie wären gleicher Ansicht, daß ein solcher patriotischer Schritt deutscher Frauen und Jungfrauen, neben der Bekämpfung des unseligen Luxus, noch manche andere gute Folgen haben würde. Ich will nicht versuchen, sie Ihnen aufzuzählen; sie liegen auch, sofern sie sich nicht aus dem Obigen von selbst ergeben, großentheils sehr nahe.

Thusnelda R...... aus Schwaben.

Nachschrift. Sollten die Redaktionen öffentlicher Blätter ein solches Frauenunternehmen ihrer Beachtung werth finden, so darf ich sie wohl bitten, das Obige auch in ihre Blätter aufzunehmen. T. R.

Mannichfaltigkeiten.

Ein junger Franzose, der jetzt Deutschland bereist, und der viel in dem Hause Berangers, des größten Lyrikers Frankreichs, verkehrte, sagte uns, daß der greise Sänger fortwährend noch Lieder schreibe, es jedoch verläugne, um in Ruhe zu leben. Erst nach seinem Tode soll ein neuer Band Gedichte von ihm erscheinen. Um solchen Preis können wir uns schon eine Weile gedulden und dem Dichter ein langes Leben gönnen. Gegenwärtig ist Beranger in Paris, was ihm gewiß einen großen Entschluß gekostet hat. In der Regel lebt er auf einer kleinen Besitzung in der Nähe der Hauptstadt, still und eingezogen, nur mit wenigen Freunden vertrauten Umgang habend. Zwei Jahre lang wußte man sogar ein Mal gar nicht, wo er sich verberge. Die Franzosen ehren seine Zurückgezogenheit, und belästigen ihn nicht mit Besuchen.

(Berlin, 27. Dec.) Nicht wenig Aufsehen macht hier das Gerücht, daß der sonst so bescheidene Violinvirtuos Ernst nun auf einmal dem Könige von Hannover sein Diplom als Conzertmeister zurückgeschickt hat. Man gibt als Gründe an, weil ihn der König bei einer bestellten Privataudienz 1¾ Stunden hat warten lassen und darauf doch nicht empfing. Ernst weilt jetzt in Braunschweig.

Auf einem Anhängeschild in München liest man: „NN Friseur und Haarschneidekabinet."

Frankfurter Theater.

(Fortsetzung und Schluß.)

Die Handlung des Osterfestes zu Paderborn ist übrigens, wie schon gesagt, zu wenig complicirt, als daß sie durch bunten Wechsel große Spannung erwecken könnte und es spinnt sich hier weder ein angenehm unterhaltendes Romänchen ab, wie z. B. im Teufels Antheil, noch begegnet man sogenannten pikanten Scenen, wie etwa im Maskenball, wo der ganze Hof von Stockholm sich unter dem Galgen ein Rendezvous gibt. Das Libretto ist, wie das der Iphigenia in Aulis u. A., auf eine Opera seria berechnet und solcher Aufgabe wohl entsprechend.

Da aus dem Charakter eines Operntextes derjenige der Musik sich ergibt, so war der Componist des Osterfestes zu Paderborn, Hr. Aloys Schmitt, auf eine ernste und im Style der großen Oper gehaltene Composition hingewiesen. Dieser eben so rühmlichen, als schwierigen Aufgabe hat er mit unverkennbarer Liebe und Consequenz nachgestrebt und seine Intention, auf den Geschmack bildend einzuwirken und den höheren Anforderungen der Tonkunst zu entsprechen, tritt klar hervor. Solche Entschiedenheit einer gediegenen Richtung ist um so mehr zu loben, als heutigen Tages die leichtere, nur auf Amüsement und Ohrenkitzel abzielende Musik leider vorherrschend und es Mode geworden ist, nur für den Bühneneffect und die Bravour der Sänger zu schreiben. Zu dieser löblichen Tendenz des Hrn. A. Schmitt gesellt sich seine gründliche Kenntniß und sein zur Reife des Wissens gelangtes Studium. Vom Standpunkte der musikalischen Wissenschaft betrachtet, kann man das hier besprochene Werk nicht anders als mit hoher Anerkennung hervorheben und es ist weit entfernt von jener oberflächlichen Leichtfertigkeit und Lückenhaftigkeit, über welche so oft und mit gutem Grunde geklagt wird. Hrn. Schmitt's schöne Intentionen und die Gediegenheit seiner Bearbeitung sichern dem Werke jedenfalls die Achtung der Kenner und der gebildeten Kunstfreunde. Was nun die Melodieen betrifft, so sind die des Componisten eben nicht leicht in's Gehör fallend und schnell faßlich, aber es fehlt an schönen Motiven keineswegs. Früher, ehe unser Ohr durch italienische Melodieen verwöhnt war, wäre diese Oper besser verstanden worden; auch ist es bekannt, daß Tonwerke von entschieden ernster Richtung jederzeit mehr oder minder mit dem gerade herrschenden Modegeschmack und der Stimmung des Publikums zu kämpfen haben. Der Aufgabe dramatischer Charakteristik mußte der Componist des Osterfestes ebenfalls zu entsprechen und besonders ist es ihm gelungen, die Contraste zwischen Heiden- und Christenthum musikalisch zu scheiden. Bei der zweiten Vorstellung der Oper traten die Schönheiten derselben schon mehr hervor, weil man dem Einzelnen mehr Aufmerksamkeit zuwendete; dazu kam noch, daß Hr. Kapellmeister Guhr von seinem Talente und erprobten Takte Gebrauch gemacht und manche Längen zweckmäßig gekürzt hatte, was dem Ganzen der Handlung sehr förderlich war und wodurch namentlich der Haupteffect des Werkes im dritten Acte viel gewann. Als besonders hervortretende und vorzügliche Nummern wollen wir nur einige andeuten; wir nennen das Duett im ersten Act zwischen dem Oberdruiden und Askur: „Erzitt're vor den Göttern"; das Terzett zwischen Askur, Tendal und Radolf: „Das Hüfthorn ruft", welches durch seine Contraste der Charaktere ein sehr werthvolles und in sich abgerundetes Tonstück bildet; die Introduction im zweiten Acte, der mit dem Chor der Barden beginnt: „Ach, die Zeiten sind versunken"; das ausgezeichnete und von tiefster Innigkeit durchglühte Proghiera der Aswinda: „Allmächtiger, dein ist das All"; das erste Tempo des folgenden Duetts zwischen Askur und Aswinda: „Aswinda, kehre wieder", wogegen allerdings das darauffolgende Allegro etwas abfällt; das höchst wirkungsvolle Quintett zwischen Wittekind u. s. w.: „Ja, ich will hin"; der meisterhaft componirte und drastisch wirkende Schluß des zweiten Finales, der auch bei der zweiten Vorstellung anerkannt wurde. In diesem Finale zeichnen sich der fugirte Choral, die zarte Cantilene des Askur in 6/8 Tact: „Einst wohl brachte mir die Liebe" und der darauffolgende Marsch in H moll, unter welchem Aswinda erscheint, aus. Recht dramatisch ist die ganze folgende Behandlung bis zum Schluß des Actes. Ueber die meisten Nummern des dritten Actes, bei welchem Dichter und Componist sichtlich inspirirt und von der Schönheit der Situation empor getragen waren, herrscht nur Eine Stimme des Beifalls. Die Wirkung der festlichen Osterhymne ist wahrhaft großartig und begeisternd und dies vollendete Tonstück wird gewiß aller Orten mit gleicher Bewunderung und als ein tief ergreifendes vernommen werden. Da die detaillirte Beurtheilung eines Tonwerkes, wie des vorliegenden, den musikalischen Zeitschriften überlassen werden muß, so konnten wir uns hier nur auf allgemeine Andeutungen und Hervorhebung der Hauptmomente einlassen und sind überzeugt, daß die vorstehend bezeichneten Nummern bei wiederholter Anhörung an Interesse nur gewinnen und gesteigerten Beifall finden werden.

Der Wahrheit unseres Berichtes sind wir es schuldig, auch einige Ausstellungen zu machen. So manche schöne, wenn auch ernst gehaltene Melodie in der Oper des Hrn. A. Schmitt dem Hörer entgegen tönt, so wird dagegen an manchen andern Stellen ein leichter und gefälliger Melodieenfluß vermißt und offenbar hat der Componist seiner Vorliebe für den strengen Styl oft zu sehr gehuldigt, was sich auch in manchen Recitativen, in welchen die Combinationen des Verstandes überwiegen, kund gibt. Nicht selten hat Hr. A. Schmitt sich von der dramatischen Behandlung zur Gattung des Oratoriums und der Symphonie zu stark hinüber geneigt und dadurch von seiner eigentlichen Aufgabe entfernt; auch ist nicht mit Unrecht bemerkt worden, daß in vielen Nummern eine bequemere, minder anstrengende und mehr dankbare Stimmlage für die Sänger zu wünschen und daß es keine musikalische Sünde gewesen wäre, wenn Hr. Schmitt mehr für dankbare und effectvolle Abgänge gesorgt hätte. Das Publikum will die Gelegenheit herbeigeführt sehen, seinen Beifall äußern zu können. Hr. Schmitt hat dieses Mittel nicht allein verschmäht, sondern oft sogar fast absichtlich unterdrückt. Hinsichtlich der leichten Sangbarkeit der Partieen könnten unsere deutschen Componisten von den Italienern immerhin Vieles lernen; denn häufig wird diese von ihnen zu wenig berücksichtigt und die Vorliebe zur dramatischen Charakteristik führt sie zu weit.

Fassen wir nun das Gesagte zusammen, so haben wir in der genannten neuen Oper ein Achtung gebietendes, von schönen Intentionen belebtes und mit Gediegenheit gearbeitetes Werk zu begrüßen, welches zwar dem Geschmack des großen Publikums nicht unbedingt zusagt und auf dessen stürmische Huldigungen nicht berechnet, wohl aber geeignet ist, einen Kreis von Hörern, die dem Ernste und der Gründlichkeit nicht abhold sind, für sich zu gewinnen. Die demnächst stattfindende dritte Vorstellung des Osterfestes wird uns Veranlassung bieten, noch Manches zur Ergänzung beizufügen, so wie auch die Vorstellung auf unserer Bühne zu besprechen.

W.

Korrespondenz.

Darmstadt, im Dec.

Den zweiten Weihnachtsfeiertag debütirte Hr. Breiting, der rühmlichst bekannte Tenorist, auf hiesiger Hofbühne als Masaniello in der Stummen von Portici. Hatten wir schon vor drei Jahren Gelegenheit, die außerordentlichen Stimmmittel dieses Sängers in mehreren Rollen zu bewundern, so fanden wir jetzt, daß das Organ Breiting's nicht nur allein in keiner Beziehung verloren, sondern, was die Modulation der Stimme betrifft, bedeutend gewonnen hat. Das Duett mit Pietro (Hrn. Reichel) wurde von dem überfüllten Hause in der Mitte schon mit großem Beifall und Dacaporuf unterbrochen. Hier entwickelte der Gast die ganze Kraft seiner Stimme, die auch die mächtigsten Tonmassen beherrscht, so wie er im Gegensatze im Vortrage der Schlummerarie im vierten Acte durch den höchsten Schmelz der Stimme und den möglichsten Gefühlsausdruck das Publikum enthusiasmirte. Dabei entfaltete der Künstler ein lebendiges und der Rolle angemessenes Spiel, was namentlich in der Wahnsinnsscene im fünften Acte hervortrat. Vortrefflich wurde der Gast unterstützt durch Hrn. Reichel (Pietro), Mad. Pirscher (Elvira) und Mad. Weiß (Fenella). Die Aufnahme der Oper war sehr glänzend und am Schlusse wurde Hr. Breiting stürmisch gerufen.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 5. Freitag, den 5. Januar 1844.

Schybi.

Historische Erzählung von B. Mertel.

(Fortsetzung.)

VI.

Auf Erden mögen Menschen richten,
Im Himmel aber richtet Gott.

Tegnér.

Als die drei Burschen, Kaspar Unternäher, Hintervoli und Hans Stadelmann, bei der ersten Sennhütte angelangt waren, machten sie Halt. Sie hatten abwechselnd ihre immer noch ohnmächtige Bürde bis hieher getragen, und vergönnten sich nun, vor den Verfolgern so ziemlich gesichert, einige Ruhe und dem armen Mädchen Erholung. Den Bemühungen Kaspars gelang es endlich, den schwachen Funken ihres Lebens zu neuer Flamme anzufachen und sie dem Daseyn wieder zu geben. Zu seiner unendlichen Freude schlug sie die Augen auf, und schaute sich verwundert in der Hütte um.

„Wo bin ich?“ fragte sie, mit der Hand über die Stirne gleitend, gleichsam um die Erinnerung zu bannen. „Wo ist der Vetter, Kaspar?“

„Beruhige Dich, mein Lieb,“ versetzte der Bub'. „Du bist unter Deinen Freunden und in Sicherheit. Mit Gottes Beistand ist es der Ohm auch und Du wirst ihn vielleicht heute noch wiedersehen.“

„Nein, nein,“ rief das geängstigte Mädchen; „er ist todt! sie haben ihn gemordet! Und ich bin fern, kann seinen letzten Seufzer nicht hören, ihm nicht das sterbende Auge schließen! Fort, fort, zu ihm!“

Sie sprang auf und wollte zur Hütte hinaus stürzen; Kaspar hielt sie zurück. „Sey doch vernünftig, Brenelli“, sprach er, beschwichtigend, „Du wirst Alles verderben, und dem Vetter dennoch nichts nützen.“

„Und Du hast ihn verlassen können?“ sprach das Mädchen vorwurfsvoll. „Während er für des Volkes Freiheit sein Leben opfert, bist Du geflohen, hast der heiligen Sache feig den Rücken gekehrt.“

„Ich konnte ja nicht anders, lieb Brenelli,“ erwiederte der Bub begütigend. „Schybi hat es befohlen, und wir mußten gehorchen. O, wie gern wäre ich an seiner Seite geblieben!“

„Du blutest ja, Kaspar!“ rief das Mädchen erbleichend, als sie bemerkte, daß das Blut von neuem über die Wangen floß.

„Hat nichts zu bedeuten,“ entgegnete dieser; aber Brenelli riß sich die Schürze ab und verband dem Geliebten die nicht unbedeutende Hiebwunde.

„Und was wird es nun?“ fragte sie mit gesenktem Haupte.

Der Hintervoli und Stadelmann meinten, sie wollten zurückkehren und schauen, wie die Sache abgelaufen, und ob vielleicht irgendwo noch zu retten sey. Kaspar und Brenelli, in Besorgniß über das Schicksal des Vetters, stimmten bei, und so machten sich die Beiden auf den Weg, mit der Versicherung, bis gegen Abend Nachricht zu bringen.

„Nun, und meine Ahnung, Kaspar?“ sprach das Mädchen, als sie mit dem Geliebten allein war.

Kaspar nickte blos mit dem Haupte und schlang heftig die Arme um sein bleiches Lieb.

„Es mußte so kommen, ich wußte es,“ fuhr sie fort; „aber noch sind wir nicht zu Ende, Kaspar, es wird noch weit schlimmer werden.“

„Das wolle Gott nicht,“ versetzte der Bub, zusammenschaudernd. „Beruhige Dich, Schätzli! Was kann denn noch schlimmer werden? Ich bin ja bei Dir, Brenelli, und wir sind geborgen. Meinst Du vielleicht, daß wir die Heimath nimmer wieder sehen? Nun, muß es geschieden seyn, so ziehen wir in ein anderes Land; es giebt überall gute Menschen, Brenelli, und unseres lieben Herrgotts Sonne scheint auch anderwärts so schön, als bei uns. Hab' ich nur Dich und Gottes freie Luft dazu, so kann ich überall glücklich seyn. Du nicht auch?“

Brenelli schlang die Arme um den Geliebten und weinte.

„Aber es kann ja nicht seyn,“ fuhr dieser fort. „Gott kann ja uns armes Volk nicht so ganz verlassen haben. Wo wäre die ewige Barmherzigkeit des Höchsten, wenn das Unrecht, die freche Willkür sich an unserm Eigenthum mästete, während wir obdachlos in der Fremde irren! Nein, Brenelli, das kann der gerechte Gott nicht zulassen.“

Und doch war es so. Als die beiden Burschen am Abend zurückkehrten, berichteten sie, daß der größte Theil der Entlibucher, unter ihnen Schybi und Kaspars Vater, gefangen nach Sursee geschleppt worden seyen, um ihnen dort den Prozeß zu machen. In Schüpfheim liege viel Luzerner Kriegs-

voll und wache über die Ruhe des Thals. Für sie sey keine Hoffnung mehr zur Rückkehr, denn man habe einen hohen Preis auf ihre Köpfe gesetzt.

Diese Nachrichten machten den Schrecken unter der kleinen Kolonie vollständig. Nun war hier keine Sicherheit mehr für sie, sie mußten sich ein anderes Asyl aufsuchen. Kaspar kannte eine entlegene Sennhütte, nahe an der Schneeregion, dorthin brachen sie des andern Tages auf, um noch einige Zeit zu verweilen, sich über ihre Zukunft zu berathen und mit den nöthigen Mitteln zu versehen; — dort finden wir sie wieder. Sie richteten sich ein, so gut es sich in ihrer Lage thun ließ; Brenelli machte die sorgsame Wirthin, und die Burschen streiften des Nachts in die niederen Gegenden, um bei befreundeten Sennern Lebensmittel aufzutreiben. Hier erfuhren sie auch Schybi's Tod. Jetzt, da ihnen kein theurer Gegenstand mehr in der Heimath zurückblieb, kamen sie überein, nach dem Graubündener Lande auszuwandern. Einige, von Freunden vorgestreckte Summen sollten ihnen bei der Ansiedelung behülflich seyn.

Aber ein großes Werk hatten sie noch vor, ehe sie der Heimath auf ewig Ade sagten. Sie wollten es rächen, das viele, unschuldig vergossene Blut; sie wollten den Schrecken ihres Namens bis in Luzerns Mauern tragen. Die Gelegenheit dazu zeigte sich bald. Der neu gewählte Landvogt des Entlibuchs, Kaspar Schuhmacher, zog nämlich am 28. September, in Begleitung der Luzerner Rathsherren, in Schüpfheim ein, um den feierlichen Akt der Huldigung vorzunehmen. Hierauf gründeten die Jünglinge ihren Plan. Sie sagten Brenelli, daß sie noch einige Geschäfte zu besorgen hätten, und nahmen am frühen Morgen des 29. September von ihr Abschied. Ihr Weg führte sie nach der Straße, die von Schüpfheim über Hasli nach Luzern führt. Dort postirten sie sich bei der Emme, wo eine hohle Gasse bergaufwärts läuft, so, daß sie die Straße übersehen und bestreichen konnten.

(Schluß folgt.)

Der Odenwald.

(Fortsetzung.)

III.

Mitten in der Grafschaft Erbach durchströmt ein ansehnlicher Bach, die fischreiche Mümmling, ein schmales Thal, welches von einer bedeutenden Anzahl betriebsamer Einwohner in verhältnißmäßig vielen Städtchen, Flecken und Dörfern bewohnt wird.

Die Mümmling entspringt in Beerfelden aus einem starken Brunnen, und ergießt sich jenseits Neustadt bei Obernburg in den Main.

Hier, in dem Mittelpunkte des Odenwaldes, hat die Cultur unverkennbare Fortschritte gemacht, was der erste Blick schon lehrt; alle Ortschaften in diesem reizenden Thale bestehen aus nahe neben einander gebauten Wohnungen, und bei einer Länge von nur sieben Stunden trifft man in einer Breite, die nirgends $^1/_4$ Stunde beträgt, außer zehn kleineren Orten, sechs mehr oder minder bedeutende Städtchen an:

Beerfelden	mit	2801	Einwohnern,
Erbach	„	2084	„
Michelstadt	„	3004	„
König	„	1894	„
Höchst	„	1570	„
Neustadt	„	1083	„
Die zehn kleineren Orte	„	4246	„
Das ganze Thälchen		16,682	„

was gewiß eine sehr ansehnliche Bevölkerung für kaum $^2/_4$ Quadratmeilen ist.

Dieses fruchtbare und schöne Thal, milde und freundlich, freundlicher als alle übrigen Thäler des Odenwaldes, war schon vor vielen Hundert Jahren berühmt, und um so mehr, da es inmitten eines ungeheuer großen, fast undurchdringlichen Waldes (des hercinischen) lag, und von diesem nach allen Richtungen hin, viele Meilen weit, eingeschlossen war.

Gelang es dem unermüdlichen Wanderer, alle Hindernisse zu beseitigen und diese Urwälder zu durchdringen, so wurde er reichlich durch die Ueberraschung entschädigt, die ihm zu Theil ward, wenn er dieses freundliche reizvolle Thal betrat, — eine frische und gesunde Luft wehte ihn an, und vor seinen Augen lag ein herrlicher Wiesengrund mit zahllosen Blumen geschmückt, gleich einem bunt gewirkten Teppiche ausgebreitet, durchschlängelt von den vielfachen Windungen des Mümmlingbaches, bewässert von unzähligen köstlichen Quellen; darum hieß diese Gegend schon vor mehr als tausend Jahren „der Blumengau", und in ihr pranget als glänzender Edelstein die herrliche Fürstenaue; daher kommen die in diesem Thale bekannten, früher gebräuchlich gewesenen bedeutsamen Namen: das „Rosenthal", der „Rosenhof" (bei Stockheim), der „Rosenberg" (bei Michelstadt), die „Rosenaue" (bei Neustadt) u. s. w.

Natürlich gewährte diese Gegend zur Ansiedelung gar vielfache Reize und Annehmlichkeiten, besonders in jenen früheren Zeiten, da Viehzucht die vorherrschende Beschäftigung und Hauptnahrungsquelle und eine gute Weide das größte Bedürfniß war; und so kam es, daß bald da, bald dort sich eine Familie niederließ, wo gerade es ihnen gefiel und die nächsten Umgebungen ihren Bedürfnissen angemessen waren.

Es versteht sich von selbst, daß eine so fruchtbare Gegend und die neue Colonie als eine ergiebige Quelle der Einnahme der Aufmerksamkeit und Fürsorge der Regierung nicht entgehen konnte. Ein kaiserlicher Hofmeier — Verwalter — mit einigen leibeigenen Knechten und Mägden ließ sich hier nieder, um den größten Theil des umliegenden Landes für kaiserliche Rechnung zu bewirthschaften, und Abgaben von den sich täglich mehrenden Ansiedlern zu erheben.

Endlich wurde auch eine kleine Kirche von Holz hier erbaut, und dem Erzengel Michael geweiht.

So entstand nach und nach ein kleiner Ort, bestehend aus der Wohnung des kaiserlichen Hofmeiers, aus der kleinen Kirche oder Capelle, den Hütten der leibeigenen Knechte und Mägde, und den Wohnungen einiger Ansiedler; — und dieser Ort wurde wahrscheinlich nach dem heiligen Michael, als Schutzpatron der Kirche, Michlinstadt geheißen.

Zu Anfang des neunten Jahrhunderts war dieses kaiserliche Gut schon von ziemlicher Bedeutung, denn seine Ausdehnung betrug nach jeder Seite eine Meile, und mehr als 50 Knechte und Mägde waren dem Hofmeier untergeben.

Die erste urkundliche Nachricht, welche wir von dieser Gegend haben, ist der Schenkungsbrief des Kaisers Ludwig des Frommen vom 11. Januar 815; hienach schenkt nämlich dieser Kaiser an Eginhard und dessen Gattin Imma:

„einen Ort in Deutschland, Michlinstadt, in dem Walde, „der Odonewald genannt wird, in dessen Mitte eine hölzerne Kirche sich befindet, und wozu auf jede Seite hin „an Feld und Wald eine Strecke von zwei Stunden oder „einer Meile gehört, dabei sind vierzehn Knechte mit ihren Weibern und Kindern, und überdies vierzig Leibeigene männlichen und weiblichen Geschlechts."

Eginhard war Geheimschreiber des Kaisers Karl des Großen, und seine Gattin Imma war eine nahe Verwandte des Kaisers. Daß sie dessen Tochter war, ist nicht erwiesen, so wenig als erwiesen werden kann, daß die Herren von Erbach von Eginhard und Imma abstammen, denn dieses ist eine durch nichts unterstützte Vermuthung, obgleich die ganze Gemarkung des Städtchens Erbach unter der oben angeführten Schenkung des Kaisers Ludwig mitbegriffen war.

Somit erscheint allerdings Eginhard als erster Herr von Erbach, ob er gleich diesen Namen nicht führte.

Von nun an erhoben sich Klöster und Zellen geistlicher Brüder; von nun an, nach Franken Sitte, eine Menge kleiner edler Geschlechter, im Gefolge und Dienst der fränkischen Könige, welche das Land besaßen, verwalteten, und von dem Könige zu Lehen trugen.

Als sie später ausstarben, verarmten, kam das Land an die Mächtigeren, Reicheren, Klügsten, bis endlich eine Hand Alles vereinte. Die Geschichte nennt viele solche Namen, wie sie nach allmähligem Erlöschen an Erbach kamen.

Nun kam die Zeit der wilden Ritter vom Schnellerts, der edelsinnigen Rodenstein, der muthvollen Herren von Bruberg (Breuberg) und Freienstein. — Sie sind vorübergegangen, die meisten ihrer Burgen zerfallen, aber noch lebt in Liedern und Sagen ihr Andenken.

Damals erhob sich unter den kleineren edlern Geschlechtern durch persönliches Ansehen, Wohlstand und Länderbesitz und kluge Verbindungen mit Pfalz und Mainz, den mächtigen Nachbarn, immer mehr die alte Familie der Dynasten und jetzigen Grafen von Erbach; vereinigte durch Kauf, Tausch, Heirath und Gunst der größeren benachbarten Häuser die erledigten Güter und Lehen der übrigen Edlen, und erwarb und befestigte die Landeshoheit der Herrschaft, und nachmaligen reichsunmittelbaren Grafschaft noch lange vor dem westphälischen Frieden.

Schon seit dem zwölften Jahrhundert hatte man die Schenken von Erbach stets im Gefolge und Hofdienste der Pfalzgrafen gesehen, von denen sie das Erbschenkenamt zu Lehen trugen, und auch späterhin die wichtigsten Hof- und Staatsämter bekleideten.

Viele des alten Geschlechtes zierte Geist, Muth und Kraft, führte sie kühn in manches Turnier, andere ins heilige Land, in den Kampf gegen die Türken, den Erbfeind der Christenheit, ja nach Tunis in Sclavenketten; andere dagegen auf die hohen Stühle von Mainz und Worms, oder als entschiedene Freunde der Reformation zum standhaften Kampf für ihren Glauben.

Wie bedeutend muß das Ansehen des Hauses gewesen seyn, als im 14. und 15. Jahrhundert noch die reiche Bickenbachische Erbschaft, und mit ihr ein großer Theil der Bergstraße, als Habizheim, und andere nun wieder verlorene Besitzungen am Rhein, Main und Neckar, als mehr denn siebenzig edle Vasallen ihr Land, ihren Hof vermehrten und zierten, und das Vertrauen der Stände und freien Städte des Reichs sie oft und viel zu Voigten und Schirmern des Landfriedens erkor!

Welche glänzende, bedeutungsvolle Perspective hatte sich hier den Herren des Landes eröffnet!

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Die würtembergische Regierung hat jüngst der Juden-Gemeinde in Bonnfeld zur Herstellung ihres Schullokals einen namhaften Beitrag aus der Staatskasse bewilligt, nach dem Grundsatze, daß alle Angehörigen des Staates an seinen Wohlthaten, wie an seinen Lasten gleichen Antheil haben sollen.

Das erste Lebenszeichen, welches die gute Stadt Ludwigshafen am Rhein von sich giebt, ist die Anzeige eines Hrn. Morgenthau, welcher Baumwollenwatte und, dem Vernehmen nach, auch — Schlafröcke fabriciren will. Baumwollenwatte, Schlafröcke, — Morgenthau! wie gemüthlich! wie bezeichnend!! wie deutsch!!! Ist wohl ein gutes Omen für die neue Stadt, denn sind ein Mal die Schlafröcke da, so werden auch die deutschen Philister nicht fehlen, sie auszufüllen. Schlafrock, Pfeife und Gemüthlichkeit hecken Philister wie die Wärme der Fäulniß Mulmkäfer und Kellerasseln.

(Mannh. Abendztg.)

Ueber die neulich erwähnte erste öffentliche Verhandlung eines Kriminalfalls in Ellwangen bemerkt der Schwäbische Merkur, daß man dabei die Ueberzeugung gewann, wie die Oeffentlichkeit sowohl für den Angeschuldigten, als den Richter beruhigend sey. Die Feinde, so wie die Freunde der noch so sehr beschränkten Oeffentlichkeit waren überrascht: erstere konnten sich von ihrem Vorurtheil genügend unterrichten, letztere schöpften die Hoffnung, daß dies Verfahren bald die unbeschränkte Oeffentlichkeit herbeiführen werde.

(Königsberg.) Auf der Universität allda hat der Professor der Eloquenz zur Feier des neulich stattgehabten Geburtsfestes des Königs einen lateinischen Vortrag über die „Mythologie des Momus und Mokus" gehalten. — Die Universität Abdera hat, wie man hört, auf die Ausmittelung des Zusammenhanges zwischen dieser Rede und der Feier jenes Tages einen Doktor-Hut als Preis ausgesetzt.

Kurze Bemerkungen über das Postwesen im Großherzogthum Hessen.

(Aus Starkenburg, im Dec.) In Nro. 346 der Didaskalia vom 16. Dec. l. J. findet sich ein Artikel aus dem Kreise Alzei, welcher der mehrfachen darin enthaltenen Unrichtigkeiten wegen einer

Berichtigung bedarf. Der Einsender jenes Artikels bemerkt nämlich,
daß man schon seit Jahren in diesem Kreise auf die Herstellung einer
Postverbindung zwischen Darmstadt nach Alzei und Kreuz-
nach hoffe, daß aber, aller Verwendung von Seiten der Behörden
ungeachtet, diese Hoffnung bis jetzt unerfüllt geblieben sey. Der-
selbe stellt sodann die Frage: was wohl der Grund sey, daß die jen-
seitige Provinz diese von den Ständen dringend empfohlene Postein-
richtung bis jetzt nicht erhalten habe? und glaubt diese dahin beant-
worten zu können, daß die fürstl. thurn- und taxis'sche Oberpostbe-
hörde die Frage wegen des Geldvortheils zu ängstlich in Erwägung
ziehe und befürchte, daß durch Herstellung der erwähnten Postverbin-
dung für das Postärar kein bedeutender Ertrag sich ergeben möge. —
Es ist wohl leicht, dergleichen Behauptungen so gerade hin, ohne alle
weitere Begründung, aufzustellen; doch werden dieselben bei näherer
Betrachtung, geleitet durch eine etwas größere Vertrautheit mit dem
Gegenstande, als sie der Hr. Berichterstatter zu besitzen scheint, sich
eben so leicht als irrig und grundlos erweisen lassen. — Wer nur
einigermaßen mit den Postverhältnissen unseres Landes
vertraut ist, dem wird es nicht entgangen seyn, wie schon seit Jahren
die Postverwaltung bemüht ist, in allen Theilen diejenigen Einrich-
tungen zu treffen, wie sie theils durch das Interesse des Verkehrs,
theils durch locale Bedürfnisse bedingt und gefordert sind. — Gleich-
wie einerseits durch die hohe Intelligenz und weise Fürsorge unserer
Staatsregierung das Großherzogthum Hessen nach allen Richtungen
mit vortrefflichen Straßen versehen ist und in dieser Beziehung als
Muster allen übrigen Staaten Deutschlands gegenüber aufgeführt
werden kann, so war andererseits die Postverwaltung nicht minder be-
müht, durch Herstellung vielfacher Verbindungen für Handel und Ver-
kehr wohlthätig zu wirken. Es wurde dabei nicht versäumt, auf al-
len Localcoursen durch Einführung niedriger Personentaxen diese Ein-
richtungen möglichst gemeinnützig zu machen und somit auch dem min-
der Bemittelten Gelegenheit zu geben, sich der Post bedienen zu kön-
nen. Einen schlagenden Beweis für diese Behauptung geben die erst
im Laufe dieses Jahres hergestellten Course in der Provinz Starken-
burg, deren Errichtung als ehrender Beweis für die Postverwaltung
überhaupt und die rastlose Thätigkeit und Umsicht des dermaligen
Oberpostmeisters dienen kann, und die zur Genüge darthun, wie we-
nig der pecuniäre Vortheil berücksichtigt wird. — Würde der Einsen-
der jenes Artikels sich vorher bemüht haben, auch nur wenige Noti-
zen über den Stand und den Ertrag des Postwesens einzusammeln,
so würde er gefunden haben, daß auch nicht einer der vielen in un-
serem Lande bestehenden Localcourse sich rentirt, während die Post-
verwaltung ungeachtet der zu bringenden Opfer nicht nur fortfährt,
diese Course im öffentlichen Interesse zu unterhalten, sondern auch
noch, wo irgend es nöthig erscheint, zu erweitern und zu vermehren.
Er würde sich dann überzeugt haben, daß die Postverwaltung nicht
ängstlich den finanziellen Gesichtspunkt festhält, sondern vielmehr be-
dacht ist, den Forderungen einer vernünftigen Staatswirthschaft mög-
lichst zu entsprechen durch Vermehrung und Erleichterung der Ver-
kehrsmittel. — Daß die Provinz Rheinhessen bis jetzt weniger als die
übrigen Landestheile bedacht worden, ist gleichfalls unrichtig, da auch
diese Provinz, wie allgemein bekannt ist, sich vielfacher Postverbindun-
gen zu erfreuen hat, welche dem Vernehmen nach neuerdings noch
durch die Fürsorge der Postverwaltung entsprechend verbessert und
vermehrt werden sollen. Daß übrigens hierbei diese Verwaltung kei-
neswegs durch die fortwährenden Reclamationen einiger Privaten, de-
nen nun grade die Herstellung eines bestimmten Courses für ihre
Privatinteressen wünschenswerth erscheint, sich leiten lassen kann, son-
dern zunächst nur diejenigen Einrichtungen treffen wird, welche dem
allgemeinen Interesse förderlich sind, ist für denjenigen leicht begreif-
lich, welchem die postalischen Verhältnisse genauer bekannt sind. —
Soviel zur Belehrung des Alzeyer Korrespondenten.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz.

Schwalbach, 29. Dec.

Am zweiten Weihnachtsabende hatten wir eine musikalische Abendunterhaltung im Alleesaale. Der erst seit kurzer Zeit unter der geschickten und erfahrenen Leitung des Hrn. Kling thätige Männergesangverein äußerte Proben seiner beherzten Gesänge und wird sich ohne Zweifel durch den gefundenen Beifall zu einträchtigem Fortstreben angeregt gefunden haben. Mit vorzüglicher Weihe begabte das Konzert der Direktor des Frankfurter Orpheus, Hr. Jungmann, indem er, zumal in einigen neuesten Liedern von W. Speyer („die Einsamen", „die Stillen"), den seelenvollen, himmelwärts hebenden Ernst des Tondichters mit kräftigem Organ und milder, sinniger Empfindung entzückend effectuirte. Das Konzert war vielseitig besucht und lieferte den Beweis, daß bei gutem Willen auch außer der Kurzeit zu Schwalbach die Verdienste der Kunst ihre Anerkennung finden und zur Erheiterung des geselligen Lebens beizutragen nicht verfehlen.

Dillenburg, im Herzogthum Nassau.

Am 26. Dec. v. J. hielt der nach Limburg versetzte katholische Pfarrer Hr. Wehrfritz in der hiesigen katholischen Kirche vor einer zahlreichen Versammlung katholischer und evangelischer Zuhörer eine rührende Abschiedsrede. Am Abend desselben Tages versammelte sich der Sängerchor des Dillenburger Mäßigkeitsvereins vor der Wohnung desselben und brachte diesem durch Lehre und Wandel ausgezeichneten Manne in dankbarer Anerkennung seiner eifrigen Bemühungen um das Wachsen jenes wohlthätigen Vereins unter Leitung des Hrn. Cantor Schmidt in passenden Liedern ein herzliches Lebewohl. Sein ruhiges, bescheidenes, consequentes und darum so segenreiches Wirken auf die so sehr zerstreute Gemeinde, sein ernstliches Bestreben, nicht allein durch wohlgeordnete und herzliche Kanzelvorträge, sondern auch durch geschmackvolle innere Einrichtung der Kirche den kirchlichen Sinn zu beleben, seine milde Freigebigkeit, mit welcher derselbe, sich manchen Genuß versagend, den Armen ohne Unterschied der Confession entgegen kam, werden noch lange in dankbarem Andenken fortleben.

Programm des Museums.

Freitag, den 5. Januar.

Simfonia eroica, von Beethoven.
Dramatische Vorträge aus Shakspeare und Calderon; gelesen von Hrn. Baison. (Neunter Vortrag): Scenen aus Calderon's „Tetrarch von Jerusalem."
Sopranarie mit obligatem Fagott, vorgetragen von Fräul. Henriette Düring und Hrn. Düring jun.
Clavierconcert D minor, von A. Schmitt, gespielt von Hrn. A. Schmitt jun.
Der heilige Lucas; Legende von A. W. Schlegel; gesprochen von Mad. Frühauf.
Lieder von Gollmick, gesungen von Fräul. Capitain.
Die Tragödie, Lied in drei Abtheilungen, gesungen von Hrn. Pischek.
Meeresstille, Ouverture von Mendelssohn-Bartholdy.

Der Anfang ist um 1/2 7 Uhr. — Eintrittskarten zu 1 fl. 30 kr. sind zu haben bei Hrn. Georg Krebs, Zeil, der Post gegenüber.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 6. Samstag den 6. Januar 1844.

Schybi.

Historische Erzählung von B. Mertel.

(Schluß.)

Endlich kamen Nachmittags die Rathsherren auf ihrer Rückkehr nach Luzern die hohle Gasse herauf. Da fielen plötzlich drei Büchsenschüsse. Der erste, mit vier Kugeln geladen, traf den Schultheißen Dullicker in den Schenkel und verwundete sein Pferd; die Kugel des andern Schusses flog zwischen den Köpfen zweier Rathsherren hindurch; der dritte Schuß traf den Rathsherrn Kaspar Studer in's Herz, daß er todt vom Pferde sank. Als das Gefolge nach dem Platze eilte, wo die Schüsse gefallen waren, hatten die Mörder schon längst die Flucht ergriffen. Dennoch entschloß sich ein Theil desselben, sie in's Gebirge zu verfolgen und die meuchlerische That zu rächen.

Die Jünglinge eilten indeß auf wohlbekannten Pfaden aufwärts; aber an ihre Fersen hing sich die Nemesis, die blutige Geißel des Verbrechers, die wiedervergeltende Göttin. Bei einer harten Biegung, dicht vor dem Grunde, in dem sich die Emme ihr felsiges Bette gewühlt, gleitete Stadelmann bei'm Sprunge über ein Felsstück aus, und als sich die beiden Vorauseilenden bei seinem Schreckensrufe zurückwandten, sahen sie nur noch die zerschmetterte Gestalt des Freundes von Fels zu Fels hinab in die Tiefe stürzen. Wie von Furien gepeitscht, eilten sie von der Stätte des Grausens, und erreichten ermattet eine Alp. Aber kaum hatten sie sich zu einiger Erholung in das Gras geworfen, als sie sich von Luzerner Truppen umringt sahen, die am Morgen Schüpfheim verlassen hatten, um nach den Geächteten, die man noch auf den Bergen versteckt wußte, zu fahnden. Allenthalben Gefangenschaft und Tod sehend, brachen sie sich mit tollkühner Entschlossenheit Bahn durch die bestürzten Söldlinge, und rannten über Felsstücke und durch Büsche seitwärts nach Schüpfheim hinab. Zerrissen, blutend, verwundet von Felsenzacken und Dornen, erreichten sie endlich im Thal eine alleinstehende Scheune. Dies schien ihnen der sicherste Versteck; sie wankten hinein und verbargen sich in dem Heu. Aber die Verfolger, von einer unbekannten Macht geleitet, hatten auf Umwegen die nämlichen Pfade eingeschlagen, und nach Verlauf einer Stunde umzingelten sie die Scheune, um sie zu durchsuchen.

„Wir sind verloren, Kaspar," sprach der Hintervoli; „ich sehe nirgends einen Ausweg."

„Wirklich?" versetzte dieser; „nun so bleibt uns doch der, unserer Väter würdig zu sterben. Brenelli? Gott, ich übergebe sie Deinem Schutz, Du wirst ihr ein gütiger Vater seyn. Wohlan, Freund! die Lust, uns lebendig zu fangen, sollen sie doch nicht haben."

Sie umarmten sich innig und herzlich, und nahmen Abschied für das Leben. Als die Soldaten eindrangen, hatten sie sich auf das Dach zurückgezogen, fest entschlossen, sich nicht lebendig ihren Feinden zu überliefern. Die Truppen sahen sich genöthigt, förmlich zu stürmen, aber Kaspar stand mit seinem mächtigen Kriegsschwerte, dem erbitterten Mars ähnlich, auf den Schindeln und trieb die Angreifenden hinab; Hintervoli schleuderte die großen Steine, die sich zur Beschwerung des Daches vorfanden, gleich Jupiters Blitzen, nieder, zerschmetterte einige Soldaten und scheuchte die Uebrigen zurück. Alle Aufforderungen, sich zu ergeben, wurden von den Todesmuthigen mit Hohngelächter beantwortet, bis endlich der Anführer, des Spieles müde, Befehl gab, sie aus der Ferne herabzuschießen.

So starben die letzten freien Entlibucher, die, sonderbar, durch Austreibung der Schuldboten den ersten Anlaß zum Aufruhr gegeben hatten. Ihre Leichname wurden nach Luzern geführt und dort zur Schau ausgestellt. Man machte ihnen, gleich Lebenden, den Prozeß und ließ sie öffentlich enthaupten. Die Köpfe wurden auf dem Haberthurm in Luzern aufgepflanzt, die zerrissenen Körper hing man an verschiedenen Galgen des Landes auf, und heftete, wie bei den Uebrigen, den Hutwyler Bundesbrief obenan.

Brenelli hatte zwei Tage lang mit banger Sehnsucht auf die Wiederkehr des Geliebten und seiner Freunde gehofft, als aber auch der dritte verging, ohne daß sie sich sehen ließen, da erfaßte sie eine namenlose Angst, und sie eilte mit beflügelten Schritten von der Alp nieder nach Schüpfheim. In dem Hause eines Verwandten fand sie Schutz, und erfuhr dort das traurige Schicksal der unglücklichen Jünglinge. Sie weinte nicht, sie hatte ja zuvor gewußt, daß es so kommen mußte. Aber sie wurde immer stiller, immer bleicher, und als man des Kaspars Kopf in Luzern aufgesteckt hatte und die Kunde auch nach Schüpfheim kam, da war sie eines Tages verschwunden.

Bald nachher fand die Wache in Luzern am Morgen ein todtes Mädchen vor dem Haberthurme liegen, das gebrochene Auge noch hinaufgewendet zu dem Haupte des Geliebten. Als

Schybi's Bruderkind und Unternährers Geliebte wurde sie in der Nacht in einer Ecke des Kirchhofs eingescharrt. Keine Blume schmückte ihr Grab, kein Auge weinte ihrem Andenken eine Thräne.

* * *

Die Bauernrebellion war beendigt, die Herren brüsteten sich als Sieger. Aber es fehlte wenig, so wären sie sich zuletzt selbst in die Haare gerathen. Man stritt sich um die Subsidien und den Schadenersatz; man nannte die Solothurner faule Vögel, die mit den Bauern unter einer Decke gesteckt; den Zürichern warf man ihre Kapitulationswuth vor, während sie bei Mellingen die Bauern hätten vernichten können; kurz, der heimliche Haß glimmte fort, bis er im Jahre 1656 in einen Bürgerkrieg ausbrach. Ein Schriftsteller der Schweiz ruft die richtigen Worte aus: „Das Gebäude schweizerischer Eidsgenossenschaft, mit Bauernblut gekittet, hat bis auf die heutigen Tage keinen festen Halt mehr bekommen! —“

Der Odenwald.

(Fortsetzung.)

IV.

Nördlich von Erbach liegt die Herrschaft Breuberg; niedriger, milder, kleiner als diese, in allem Andern, in Natur und Sitte ihr gleich.

Noch zeugen auch hier bis zu uns erhaltene Denkmale vom früheren Daseyn der Römer.

Später kam die Gegend an Fulda; man weiß nicht, warum und wie. Unter seinem Schutze erhob sich das Kloster Höchst.

Unter den edlen Geschlechtern, welche bis in unsere Zeiten hinauf von Fulda die Gegend zu Lehen trugen, nennt man mit Sicherheit zuerst aus den Zeiten des 13. und 14. Jahrhunderts die Familie der muthvollen und ehrenfesten Dynasten und Ritter Starkerad und Duborn von Bruberg.

Als dieses geachtete Haus schon im 14. Jahrhundert mit Arroes und Eberhard im Mannsstamme erlosch, kam die Gegend durch Erbtöchter an andere Häuser, an Wertheim, Eppstein, Stolberg und Königstein, bis endlich das nun längst erloschene Haus der alten Grafen von Wertheim, die Gemahlin Eberhards des Schenken und ersten Grafen von Erbach, die Hälfte von Breuberg im Jahre 1556 an Erbach, und Anna von Stolberg, eine andere Erbin von Wertheim, die andere Hälfte im Jahre 1566 ihrem Gemahle, Grafen Ludwig von Löwenstein, zubrachte.

So kam Breuberg zum gemeinsamen Besitze von Erbach und dem noch blühenden Hause der Fürsten von Löwenstein.

Doch blieb der hiesigen Gegend aus dem alten längst gelösten Bande mit dem Hause der fränkischen Könige auch jetzt noch, und bis zur Auflösung der deutschen Reichsverfassung, seine stete innige Verbindung mit dem Frankenlande und fränkischen Kreise, welchem dasselbe, seit der Bildung der Reichskreise, stets zugetheilt war.

Oben haben wir die Zeit des höchsten Flores des Erbacher Grafenhauses gezeigt; — es war leider der Culminationspunkt. Von da an ging fort und fort Vieles verloren. Das Land wurde öfters bald so, bald anders getheilt, zuletzt auch die Regierung, welche lange nachher noch gemeinschaftlich geblieben war. Hierzu kamen die unseligen Kriege und ihre schrecklichen Folgen, besonders der dreißigjährige Krieg. Das Land wurde entvölkert, der Wohlstand vernichtet, das Feld wüst und öde, und der erschreckte, gebeugte Mensch muthlos und scheu.

Wo vorher zahlreiche Dörfer, waren nun Hecken und Einöden. Viele Orte waren ganz verbrannt, ihre Bevölkerung vernichtet, in andern nur zwei, drei, vier Menschen übrig. Selbst die alten Urwaldungen dieser Gegend gingen damals fast sämmtlich zu Grunde.

Es ist kläglich, in welchen schmerzlichen Ausdrücken selbst die Grafen und Herren des Landes diese entsetzliche Noth der unglücklichen Gegend schildern: „Wie sie selbst nun, Herren ohne Leute in einem wüsten Lande, kaum noch auf kurze Zeit für ihren Mund das Brod hätten.“

Noch eine zweite ähnliche Prüfung kam, als in den neuen Eroberungskriegen Ludwigs XIV. von Frankreich gegen das Ende des 17. Jahrhunderts die benachbarte Pfalz durch Raub und Brand verheert wurde. Unsägliche Durchzüge, Stilllager, Winterquartiere, Lieferungen und Brandschatzungen der Franzosen erschöpften allmählig das Land; die vornehmsten Beamten wurden gefangen, als Geiseln entführt; so wie früher vorzüglich von Tilly, so nun von Turenne im Innern des Landes gewüthet und in zehn neuen unglücklichen Jahren fast alle Uebel des 30jährigen Krieges erneuert.

Diese Leiden, Schrecken, Verwüstungen der furchtbaren Kriege des 17. Jahrhunderts änderten überaus die Lage des hiesigen Landes. Als eine Menge der begütertsten Landleute nebst allen Stamm- und Ganerben ausgestorben, fielen ihre eigenen freien Güter, nun herrenloses Gut, an die Herren des Landes.

Aber was nützt der Acker, wenn keine Hand ihn zu bauen, zu ärnten vermag?

Darum, als die Ruhe wiederkehrte, suchte man durch fremde Colonisten das erstorbene Land wieder neu zu bevölkern. Güter von 100 Morgen und noch mehr bot man, wie viele Kaufbriefe jener Zeit noch deutlich besagen, zu 5, 6 bis 8 fl., und auch diese, wegen des großen Mangels an Geld, nur in mehrjährigen Zielen zahlbar, und dennoch verließen viele Eingewanderte heimlich und öffentlich wieder das Land, weil sie das Kaufgeld nicht zu zahlen, oder die rauhere Natur des Landes nicht zu ertragen vermochten.

Am meisten kamen und blieben freie Schweizerfamilien, — mochten Verwandtschaft der Natur und vaterländische Sitten sie die Heimath hier eher wieder finden lassen!

(Schluß folgt.)

Neologie.

(Leipzig, 31. Dec.) Bei'm Beginn des Jahres 1844 sind von den 52 Souverainen europäischer Abkunft (unter denen der Kaiser von Brasilien mitgerechnet ist) 4 über 70 Jahre alt, nämlich der König von Schweden, welcher 79 Jahre 11 Monate, der Papst, welcher 78¼ Jahr, der König von Hannover, welcher 72 Jahre 7 Monate, und der König der Franzosen, welcher 70¼ Jahr alt ist. Von den übrigen sind

10 (worunter der König von Würtemberg, der Kurfürst von Hessen, die Großherzoge von Hessen-Darmstadt, Mecklenburg-Strelitz, Oldenburg und Sachsen-Weimar) 60 — 70 Jahre; 13 (worunter der Kaiser von Oesterreich, die Könige von Baiern, Dänemark, der Belgier und der Niederlande, der Großherzog von Baden) 50 — 60 Jahre; 14 (worunter der Kaiser von Rußland, die Könige von Preußen, Sachsen und Sardinien, der Großherzog von Toskana) 40 — 50 Jahre; 3 (worunter der König beider Sicilien) 30 — 40 Jahre; 6 (nämlich der Großsultan, der König von Griechenland, die Königinnen von Portugal und Großbritannien, der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin und der Herzog von Nassau) 20 bis 30 Jahre; endlich 2 nur 10 — 20 Jahre alt, nämlich der Kaiser von Brasilien, welcher 18 Jahre 1 Monat, und die Königin von Spanien, welche noch nicht 13¼ Jahr alt ist. Das Jahr 1843 war eins der wenigen, in denen (so viel bis jetzt bekannt) kein Regierungswechsel stattgefunden hat, da der am 12. Dec. gestorbene König der Niederlande, Wilhelm I., bekanntlich bereits am 7. Okt. 1840 die Regierung niedergelegt hatte. Im Laufe des Jahres hat sich ein Souverain vermählt, nämlich der Kaiser von Brasilien mit der Prinzessin Therese von Sicilien; demnach sind nur noch 7 Souveraine unverheirathet (und bisher nie verheirathet gewesen): außer dem Papste die Königin von Spanien, der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin (verlobt), die Herzoge von Braunschweig und Nassau (Letzterer gleichfalls verlobt), die Fürsten von Reuß-Schleiz und Reuß-Lobenstein-Ebersdorf; 4 andere sind verwittwet, nämlich der König von Hannover, der Großherzog von Hessen-Darmstadt, die Herzogin von Parma und der Herzog von Modena. Die übrigen 41 sind vermählt, und zwar 10 zum zweiten und 3 (der König von Würtemberg, der Kurfürst von Hessen und der Großherzog von Oldenburg) zum dritten Male, ferner 2 (der Kurfürst von Hessen und der Landgraf von Hessen-Homburg) in morganatischer und 1 (der Großsultan) in polygamischer Ehe. Von den 45 verheiratheten und verwittweten Souverainen sind (ohne Rücksicht auf morganatische Ehen) 10 zur Zeit kinderlos, nämlich die Kaiser von Oesterreich und Brasilien, die Könige von Preußen, Sachsen und Griechenland, die Herzoge von Anhalt-Bernburg und Anhalt-Köthen, der Fürst von Hohenzollern-Hechingen, die Herzogin von Parma und der Landgraf von Hessen-Homburg; zwei haben nur Töchter, nämlich der Herzog von Sachsen-Altenburg und der Fürst von Reuß-Greiz. Die übrigen 33 haben männliche Erben, von denen 14 verheirathet sind (zwei, die Erbprinzen von Hannover und Mecklenburg-Strelitz, erst seit dem Jahre 1843) und 6 bereits selbst Kinder haben. Der älteste Erbprinz ist der Kronprinz von Schweden, 44½ Jahre alt, der jüngste der britische Thronerbe oder Prinz von Wales, 2 Jahre 2 Monate alt; überhaupt sind zwei Erbprinzen 40 — 50, 4 zwischen 30 und 40, 13 zwischen 20 und 30, 6 zwischen 10 und 20, 8 (außer den genannten die von Belgien, Sicilien, Portugal, Frankreich, Toscana, der Türkei und Liechtenstein) noch nicht 10 Jahre alt. Zwölf Souveraine haben Seitenverwandte (9 von ihnen Brüder, 2 Schwestern, einer seinen Großoheim) zu präsumtiven Nachfolgern. Von diesen ist der Prinz Franz von Hohenzollern-Hechingen der älteste, 86 Jahre 7 Monate alt; dann folgen der Landgraf Gustav von Hessen-Homburg, 62 Jahre 10½ Monate alt, und der Prinz Heinrich LXVII. von Reuß-Schleiz, 54 Jahre 2 Monate alt; von den Uebrigen sind 4 zwischen 46 und 50, 3 wenig über 20, 2 zwischen 10 und 20 Jahre alt. Sonach bleiben noch 7 Souveraine ohne Erbprinzen und präsumtive Nachfolger. Diese sind außer dem Papste die Herzogin von Parma, nach deren Tode Parma an das jetzt in Lucca regierende Haus fallen wird; ferner die Herzoge von Anhalt-Bernburg und Anhalt-Köthen, sowie die Fürsten von Reuß-Greiz und Reuß-Lobenstein, mit welchen Allen ihre Linien im Mannesstamme vermuthlich aussterben werden; endlich der zur Zeit noch immer unverheirathete Herzog von Braunschweig, dessen einziger Bruder bekanntlich vom deutschen Bunde für regierungsunfähig erklärt worden ist.

Mannichfaltigkeiten.

Von Hrn. Professor Dr. Konrad Schwenck in Frankfurt a. M., dem gelehrten Sprach- und Alterthumsforscher, dem Interpreten und Kritiker der Classiker, wird ein großes encyclopädisches Werk über Mythologie, insofern diese auf den Bildungsgang der civilisirten Völker bezüglich und zum Verständniß ihrer Literatur unentbehrlich ist, bearbeitet, und ist bereits dessen erster Band, auch für sich allein bestehend, unter dem Titel: „Die Mythologie der Griechen für Gebildete und die studirende Jugend", erschienen (Frankfurt a. M. bei J. D. Sauerländer. 1843). — Der Verfasser hat durch dies Werk seine ausgezeichnete Befähigung für die Bearbeitung dieses Literaturzweiges bewiesen, in welchem wir zwar gute Special-Mythologien besitzen, worin aber bisher ein entsprechendes Gesammt- und Uebersichtswerk fehlte. Schwenck's Mythologie ist wohl unter allen bis jetzt vorhandenen die vorzüglichste. Man findet in ihr keine romanhafte Erzählung der Götter- und Heroen-Abenteuer, sondern das klare Erzeugniß eines kritischen Geistes, der seinen Lesern die Ergebnisse der besten Forschungen bietet, ihnen den geistigen Zusammenhang der griechischen Weltanschauung nachweist und eine interessante Genesis der Götterlehre offen legt. Wir freuen uns, durch diese kurzen Andeutungen dem Publikum ein Werk empfehlen zu können, dessen weitere Besprechung und Würdigung wir den kritischen Organen überlassen müssen.

Die atmosphärische Eisenbahn.

(Von einem Würtemberger.)

Nun sind wir Würtemberger stolz,
Nicht Torf, nicht Kohlen und nicht Holz,
Nur Luft, die man ja haben kann,
Braucht man zu uns'rer Eisenbahn.
Und wenn auch der Cylinder sprengt,
Vom Feuer wird man nicht versengt,
Dann höchstens geht's im raschen Lauf
Zum nächsten Kirchthurm stets hinauf.

Die Versammlung der deutschen Naturforscher wird im Jahre 1844 in Bremen gehalten werden. Man trifft schon „Vorkehrungen", damit das Ding „ungemein glänzend und zahlreich" werde.

Kurze Bemerkungen über das Postwesen im Großherzogthum Hessen.

(Schluß.)

Bei dieser Gelegenheit kann man jedoch nicht umhin, die mannichfach irrigen Ansichten über Wesen, Einrichtung und leitendes Princip der Postanstalt, wie wir sie theils in öffentlichen Blättern, theils in Privatäußerungen ausgesprochen finden, näher zu beleuchten und zu berichtigen. — Gegen keine Verwaltung werden so viele unbegründete Beschuldigungen erhoben, als gerade gegen die der Postanstalt. Manche glauben durch den vermeintlich enormen Reinertrag, den die Postverwaltung abwerfen soll, und über welchen die mannichfachsten und seltsamsten, größtentheils unrichtigen Berechnungen aufgestellt werden, auch zu enormen Ansprüchen an dieselbe berechtigt zu seyn; Andere wollen, daß die Postadministration in Handhabung der zum Schutze des Postregals gegebenen Gesetze minder streng verfahren solle; dabei wird aber nicht der vielfachen Defraudationen gedacht, die zum Nachtheile der Post täglich begangen werden, und welche allein die Postadministration zu geschärften Maßregeln bestimmen konnten, wobei sie gewiß nur im Einverständniß mit der höchsten Staatsbehörde handelte, was dieselbe, wie bekannt, durch mehrfache Erlasse in gleichem Sinne zu erkennen gab. Und warum sollte die Postverwaltung ihr Interesse in dieser Beziehung nicht eben so gut zu wahren berechtigt seyn, wie jeder Private? Auf der andern Seite wiegt sie nicht ängstlich den Ertrag gegen den Kostenaufwand ab, wo es die Föderung gemeinnütziger, das intellectuelle und physische Wohl des Volkes berührender Interessen gilt. Sie huldigt in dieser Beziehung ganz den Principien der Nationalöconomie, welche in die Erweiterung und Erleichterung der Verkehrsmittel eine der Bedingungen setzt, unter welchen die Production gesteigert, die Productionskosten gemindert und eben dadurch die Consumtion erweitert wird. — Als Beleg hierzu führt man wiederholt die neu in's Leben getretenen Course im Odenwalde und von Darmstadt nach Worms, sowie die dem Vernehmen nach im Werk begriffene Reorganisation der oberhessischen und rheinhessischen Course an. — Daß die Postadministration jedoch den finanziellen Gesichtspunkt nicht ganz aus dem Auge verliert, läßt sich von ihr, wie von jeder geordneten Verwaltung, erwarten, so wie hinwieder so viele andere zur Berücksichtigung kommende Verhältnisse, namentlich mit den Nachbarstaaten, es erklärlich werden finden lassen, wenn manche Wünsche nicht so rasch und in der Weise verwirklicht werden, als es in der Intention der Staatsbehörde und der Postadministration selbst liegen mag. — Noch evidenter zeigt sich die wohlthätige und rege Wirksamkeit der thurn- und taris'schen Verwaltung, wenn wir das Resultat derselben mit den Posteinrichtungen in andern Staaten vergleichen. Sind nicht die Postverbindungen in unserem Lande eben so zahlreich als in Preußen, dessen Postverwaltung mit Recht als musterhaft gepriesen wird. Blicken wir nach Frankreich, so finden wir dort den Personen- und Gütertransport, mit Ausschluß der Malleposten, den Privaten unter Oberaufsicht des Staates überlassen. Bei dieser Art des Postbetriebs ist es, wie überhaupt bei jeder Privatindustrie, natürlich, daß derselbe mehr als lucratives Geschäft betrieben wird, weßhalb auch dergleichen Gesellschaften immer nur auf denjenigen Coursen die meiste Verbindung herstellen werden, welche für sie den höchsten Reinertrag abwerfen. Minder ergiebige Seitenrouten dagegen werden vernachläßigt oder doch nur insoweit bedacht werden, als sie für die Hauptcourse eine Alimentation gewähren. — Ganz andere Grundsätze leiten hier die thurn- und taris'sche Verwaltung; Haupt- und Nebenrouten finden gleiche Berücksichtigung, ja man möchte sagen, letztere noch mehr, indem bei denselben die localen Bedürfnisse vorzugsweise bedacht werden, wie dies die vielfachen, oft mit Opfer errichteten Expeditionen und Personenannahme-Stellen zur Genüge beweisen. — Auch die Lehensprästationen geben manchen Grund zur Ausstellung, indem sie den stipulirten Lehencanon für unseren Staat viel zu niedrig im Verhältniß zur Einnahme gegriffen finden. Hiergegen bemerkt man nur Folgendes: Vermöge der natürlichen Lage unseres Landes gehen die Hauptcourse nur durch einen kleinen Theil desselben, und würde mithin auch dem Fiscus, bei einer Selbstbewirthschaftung von Seiten des Staats, nur der kleinste Theil der Haupteinnahme zufließen können, während die fürstl. thurn- und taris'sche Verwaltung vermöge ihres Lehensnerus mit andern Staaten nicht gleiche Nachtheile zu befürchten hat, weshalb sie auch Course in's Leben rufen kann, die der Staat voraussichtlich aus finanziellen Rücksichten nicht errichtet haben würde. Ja, man kann mit Gewißheit behaupten, daß die reine Einnahme des Staates den stipulirten Lehencanon nicht erreichen würde, zumal wenn man in Anschlag bringt, daß die Postverwaltung gegenwärtig noch ein Chausseegeld von beiläufig 18,000 fl. jährlich an den Staat entrichtet, was, mit den geringen Erträgnissen der Post in unserem Lande zusammengehalten, keineswegs ein allzugünstiges Facit für die fürstl. thurn- und taris'sche Verwaltung liefern dürfte. — Man hatte hier nur die Absicht, einige wenige Andeutungen in Bezug auf das Postwesen im Allgemeinen zu geben, um die Ansichten und das Urtheil des Publicums in dieser Beziehung aufzuklären und zu berichtigen und den vielen ungegründeten Beschuldigungen gegen das leitende Princip der Postverwaltung zu begegnen. — Eine weitere ausführlichere Begründung des Gesagten behält man sich für eine andere Zeit vor. (Hess. Z.)

Korrespondenz.

Hanau, 29. Dec.

Unsere katholische Kirche, die noch so arm an werthvollen Gegenständen ist, hat vergangene Weihnachten zum Erstenmale ein Geschenk vorgezeigt, das die Aufmerksamkeit aller Kirchenbesucher in Anspruch nahm. Dieses besteht nämlich in einer werthvollen Monstranz, welche der Neffe und Erbe des vor neun Monaten hier verstorbenen Abbé v. Tschudi fertigen ließ, und dieser von dem Gold- und Silberarbeiter Haudotter so schön bearbeitete Gegenstand kann in Hinsicht des Geschmackes und der Gediegenheit als ein Muster der Nachahmung empfohlen werden.

Karlsruhe, im Dec.

Mit dem neuen Jahr wird Karlsruhe um eine Zeitschrift reicher werden. Hr. Professor Stieffel, der große Wetterprophet Karlsruhe's, ist mit seinem jährlich nur einmal wiederkehrenden Wetteralmanach nicht zufrieden; er will den Leuten jetzt jeden Monat das Wetter voraussagen, das nicht kommen wird, und zwar in einer Zeitschrift, betitelt: „Zeus, Monatsblatt für zukünftige vermuthliche Witterung." Ohne uns gerade zu den Propheten zu rechnen, glauben wir doch dem prophetischen Zeus kein besonders günstiges Prognostikon stellen zu dürfen, wenn seine Prophezeiungen in dasselbe delphische Wort- und Verworrenheitsdunkel gehüllt bleiben müssen, wie des Hrn. Verfassers Witterungs-Beobachtungen in der Karlsruher Zeitung. Der Zeus kostet übrigens monatlich nur 6 kr. und ist daher allen Kalendermachern schon seiner Wohlfeilheit wegen zu empfehlen.

Theater-Anzeige.

Samstag, 6. Jan. Der Landwirth, Schauspiel in 4 Acten, vom Verfasser des Schauspiels: „der Oheim." — Zwischen dem zweiten und dritten Act wird der junge Max Waldhäuser aus Karlsruhe Fantasie für die Violine von Vieurtemps vorzutragen die Ehre haben.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 7. Sonntag, den 7. Januar 1844.

Grabesgrün. *)

Von E. M. Arndt.

Die Helden schlafen, all ihr Schall und Schein
Wie stumm und dunkel unter'm Leichenstein!
Wie schließt das Grab — sie nennen's sanfte Ruh —
Für alle gleich so Klag' als Wonne zu!

Die Helden schlafen, rostend hängt ihr Schwerdt
Mit Schild und Helm und Fahnen ehrenwerth,
Frisch wirkt die Motte drin und webt der Wurm,
Kalt braus't vorbei des Tages wilder Sturm.

O Zeit, du graue Todtengräberin,
Ob allem Leid und Weh Hinschweberin,
O Zeit, nur du allein hast nimmer Zeit,
Hinfliegen heißet dir Unsterblichkeit.

Unsterblichkeit? wohl mir! ich sehe grün
Aus deinem Grau das Leben wieder blüh'n,
Im Zeugen und Gebären ewig jung,
Schwingst du der Welt geheimnißvollen Schwung.

Unsterblichkeit? wohl mir! drum Heldenmacht
Versinke fröhlich in die dunkle Nacht!
Verklinget Namen und Gedächtniß gar!
Nichts stirbt, was wirklich gut und göttlich war.

Frisch kämpft die That, hell klingt das mächt'ge Wort
Gleich Licht und Blitz allgegenwärtig fort;
Geburt und Tod in stetem Wechsellauf,
Hier schläft's und dort wacht's lustig wieder auf.

So kreiset denn, Jahrtausend', euren Tanz,
So greife, Geist, den höchsten Wonneglanz,
Zerschlage das Sekundenglas der Zeit
Und greife und begreife — Ewigkeit.

*) Aus dem Album der Tiedge-Stiftung.

Nachtfahrt.

Novelle von X

Die Uhr des Stadthauses zu Bonn schlug elf. Schmerzlich bewegt entriß ich mich den Umarmungen meiner Freunde, mit welchen ich im alten Keller zur Feier des Abschiedes einige Fläschchen des köstlichsten Ahrbleicharts geleert, und eilte zum Posthause. Der Eilwagen stand vor dem Thore, und die letzten, zur Abfahrt mahnenden Töne erklangen aus dem Horne des Postillons. „Nummer zehn!" rief ich dem Schirrmeister entgegen, und die Thüre des hinteren Cabriolets that sich auf. Ich warf mich in den mir bestimmten Winkel, lockerte meine Halsbinde und knöpfte meine Weste auf, denn der Wein hatte mich erhitzt, und die Luft war äußerst schwül. „Wo bleibt denn Nummer elf?" rief draußen der Schirrmeister. Keine Antwort. Mit Vergnügen hörte ich, daß ich noch einen Gefährten zu erwarten hatte. Das Herz war mir so voll, der Kopf so warm, wie hätte ich die ganze Nacht schweigend zubringen können? Es wäre eine Höllenaufgabe für mich gewesen. Aber Nummer elf kam nicht. Ich sah mich im Cabriolet weiter um, ob es nicht mit dem inneren Raume des Wagens in Verbindung stehe, um hier vielleicht eine mitleidige Seele zu finden, die der Weise der meisten deutschen Passagiere entgegen ihr Schweigen gebrochen hätte. Aber nein, es war einer der älteren Wagen; die Hinterwand war dicht und undurchdringlich, und ich kehrte jedem möglichen Gegenüber den Rücken.

Während ich diese unerfreulichen Erfahrungen machte, war der Eilwagen abgefahren, und rollte dumpf durch die dunkeln Straßen der rheinischen Musenstadt, deren Frieden nur das schmetternde Horn des Postillons störte. Ich fügte mich in mein Schicksal und griff mechanisch nach meiner Reisetasche, ob ich auch die Gegenwart meiner Flasche Wallporzheimer, des einzigen Gefährten in dunkler Nacht, noch verspüre. Sie war wohl verwahrt, und würde jetzt schon auf eine bescheidene Anfrage mir haben antworten müssen, wenn nicht ein heftiger Ruck des Wagens mich aufmerksam gemacht hätte, daß auf unebener Straße das Trinken aus dem Halse der Flasche etwas unvortheilhaft und schwierig sey.

Am Coblenzer Thore hielt der Wagen an. Ich vernahm eine zarte Frauenzimmerstimme. Eilend rückte ich in den entgegengesetzten Winkel, schaute zum Schlage hinaus, und er-

blickte eine schlanke Frauengestalt, begleitet von einem Menschen mit einer Laterne. Ein freudiges Erschrecken fuhr durch meine Glieder. Ich sollte nicht allein, wie ich gehofft, Gesellschaft, sondern auch, wie es mir schien, eine angenehme und schöne Gesellschaft, statt nächtlicher Einsamkeit erhalten. Denn die zarte Stimme und die schlanke Gestalt schienen mir Liebliches zu verheißen. Der Schlag ging auf, die Reisegefährtin trat ein. Mit einem herrlichen Wohllaut der Stimme rief sie dem abgehenden Laternenträger noch einen Gruß an die Tante nach, und setzte sich dann ruhig in den leeren Winkel.

Weiter fuhr der Wagen. Sie schwieg, und ich auch. Aber ich konnte es nicht erwarten, ihre Stimme wieder zu hören. Nach wenigen Minuten begann ich mit einiger Unsicherheit: „Ich bin sehr erfreut, bei der nächtlichen Fahrt in dem einsamen Cabriolet nicht allein sitzen zu müssen, sondern mich einer gewiß angenehmen Gesellschaft erfreuen zu dürfen." Sie schwieg. „So sehr ich anfangs erfreut war," fuhr ich fort, „zu hören, daß für Nummer elf noch ein Passagier da sey, so sehr schmerzte es mich, als ich bemerkte, daß der Wagen mit dem leeren Platze davon fuhr. Schon glaubte ich mich in mein Schicksal fügen zu müssen, als das Anhalten des Wagens am Thore und Ihr Erscheinen mir eine erfreulichere Fahrt in Aussicht stellten." Wieder schwieg sie. — Sie ist doch nicht stumm, dachte ich, hab' ich doch erst vor wenigen Minuten noch ihre liebliche Stimme gehört. Was hat sie denn vor? —

Der abnehmende Mond beleuchtete die weiße Kapelle auf dem Kreuzberge, das Schloß zu Poppelsdorf und die schöne Rosenburg zu Kessenich. Aber im Osten stand eine dunkle Wolkenmasse, bei der Schwüle der Nacht ein heranziehendes Gewitter andeutend. Ich machte sie auf die Schönheit der Gegend, die wir eben verlassen, aufmerksam; ich sprach mit Begeisterung von Bonn und seinen schönen Umgebungen, und fragte sie endlich, wie ihr das Alles gefalle? Sie anworte nicht.

Da fuhren Legionen Teufel in meine Brust; ich knirschte mit den Zähnen, nahm einen tüchtigen Zug aus meiner Flasche, und hätte sie, oder den Schirrmeister, der sie eingelassen, oder auch die sämmtlichen Passagiere, welche im innern Raume des Eilwagens unverständliche Töne laut werden ließen, auf Degen oder Pistolen fordern mögen. Wir fuhren am Hochkreuz vorüber, der Wagen rasselte durch Godesberg, sie schwieg, und in meinem Herzen kochte Wuth. Der Mond wurde von dem dunkeln Gewölke ganz umhüllt, und immer dunkler wurde es in meiner Brust. Die Flasche mußte wieder herbei, und sie gab mir die gewünschte Antwort.

So saß ich schweigend, und stellte Betrachtungen an über meinen Lebensweg und über den Wechsel der Gefühle, die mich an diesem Abende bestürmten. Ich hatte Medizin studirt, drei sehr schöne Jahre auf der Rheinuniversität und dann noch zwei Semester zu Berlin verlebt; meine Promotion und mein Staats-Examen lagen glücklich hinter mir; und so war ich nach Bonn zurückgekehrt, um hier noch einige Zeit frei und ungetrübt zu leben, und die mir so lieb gewordene Gegend mit meinen Freunden zu durchstreifen.

Vierzehn Tage waren bereits vorüber gegangen, und ich hatte manche Freude in der schönen Natur genossen; als ich eben heute Abend, von einer kleinen Reise aus dem überaus schönen Ahrthal zurückgekehrt, zu Hause ein Schreiben fand, das mich von dem plötzlichen Hinscheiden meines Oheims zu M. benachrichtigte, und mich zugleich zu schnellster Heimkehr aufforderte. Ich war der einzige Verwandte und Erbe des Oheims; das Haus daher ganz in fremden Händen, und ich somit in meinem eigenen Interesse zu schleunigster Abreise genöthigt. Noch ein Mal wurden daher die Freunde eingeladen, und auf lange Zeit vielleicht Abschied genommen. Ich kehrte mich daher nun ganz in mich zurück; ich wühlte in meiner Erinnerung, mich zu zerstreuen, um mir freundliche Bilder aus der Vergangenheit herauf zu rufen, oder mir das Haus meines Oheims und ihn selbst deutlich wieder vorzustellen. Ihm hatte ich Alles zu verdanken; von früher Kindheit an war ich verwaist, und er hatte die Stelle meiner Eltern vertreten. Aber die Strenge seines Willens hatte mich in allen Handlungen zu sehr beschränkt; daher konnte ich ihn nie recht herzlich lieben, und so dachte ich ohne Schmerz an seinen Verlust. Ich wünschte mich jetzt zu zerstreuen, um mir die Vorwürfe, die ich mir selbst wegen meiner Gleichgültigkeit machte, zum Schweigen zu bringen. Aber da hatte mir nun ein böses Geschick diese Reisegefährtin zugeführt, die so still, wie das Grab, mich der schrecklichsten Langeweile in die Krallen warf.

(Fortsetzung folgt.)

Der Odenwald.

(Schluß.)

Nun erstanden wieder allmählig die vernichteten Dörfer, ja schöner, geregelter als zuvor, und dadurch jetzt noch kenntlich. Sonst blieb die alte Sitte, jede Wohnung frei gelegen, von ihrer Wald- und Feldmark umgeben, und so ist es in den meisten Dörfern des Odenwaldes noch jetzt.

Auch das Land wurde nun wieder fleißig gebaut, und wo der Boden den Menschen nicht zu nähren vermochte, in Gewerb und Handel Nahrung gesucht. Aber der vorige Wohlstand des Landes, wie Sagen und Urkunden vor den Zeiten des 30jährigen Krieges ihn schildern, ist in dem steten Wechsel neuer Drangsale bis jetzt nie ganz wiedergekehrt.

In diesem allgemeinen Drucke der Zeit, mit der immer größeren Trennung des Landes in mehrfache, zuletzt drei, und mit Breuberg vier verschiedene Regierungen und Höfe, sank auch das früher bedeutende Ansehen des gräflichen Hauses. Denn von nun an war das Land nach mehrfachen früheren vorübergegangenen ähnlichen Theilungen, wie noch jetzt, in die verschiedenen Häuser: Erbach, Fürstenau und Schönberg getheilt, während der mit Löwenstein gemeinschaftliche Besitz von Breuberg bei solcher Theilung des Landes gegen anderweitigen Austausch dem einzelnen Hause Schönberg überlassen wurde, welches noch jetzt jene Herrschaft mit Löwenstein gemeinschaftlich besitzt.

So war die Lage des Landes, als mit dem Anfang des 19. Jahrhunderts jene großen ernsten Ereignisse im öffentlichen Leben des Volkes die Reichsverfassung lös'ten, und als Folge davon die Grafschaft Erbach und Herrschaft Breuberg mediatisirt wurden und ihre Landeshoheit an Hessen kam.

Hiemit endigt sich die geschichtliche Bedeutung dieser Häuser, aber nicht des Landes.

Aber auch die neuere Zeit war für diese Gegenden eine Zeit des Ernstes und großer vielfacher Opfer. Die Kriege dieses Jahrhunderts, die durch Ländertausch bewirkte Handels-

sperre, doppelt fühlbar dem Lande, wo der Pflug des Landmannes auf enge Thäler und die Anhöhen und Abhänge der Gebirge beschränkt ist, welches daher alle Unterstützung des Handels und der Gewerbe fordert, — alles wirkte nachtheilig auf die mannichfach gedrückten Verhältnisse der Bewohner.

Die neue Ordnung der Dinge hat auch hier eine Aenderung bewirkt, welche zu den freudigsten Hoffnungen für die Zukunft berechtigt. Handel, Fabrikation und Gewerbe sind in einem nie geahneten Aufschwung. Neue Straßen und Wege durchziehen das Land nach allen Richtungen und öffneten es dem größeren Verkehre der umliegenden Gegend und der weiten Ferne.

Wer kann wohl aus der flachen Ebene auf unsere Berghöhen treten und von da in die freundlich belebten und fruchtbaren Thäler blicken ohne innige Freude und Wohlgefallen! — Ueberall regt sich der Fleiß des Eigenthümers. Jeder Berg, jede Jrr, jeder Rain wird benutzt und urbar gemacht, und was der Mensch in gemächlicheren Tagen nicht gethan hätte, dazu hat ihn die Noth geführt und die zunehmende Bevölkerung.

Wenn schon die Fabriken des Odenwaldes sich nicht mit den großartigen Anlagen in manchen andern Theilen Deutschlands auf gleiche Linie stellen können, so sind doch hier die verschiedenen Fabrikate nicht unbedeutend, und es gibt vielleicht keinen Theil Deutschlands, in welchem so manches bedeutende Geschäft so geräuschlos betrieben wird, als gerade in unserm Odenwald; so haben wir z. B. neben mehreren Tuchfabriken eine Kattunfabrik, die mehr als hundert Webstühle beschäftigt, eine Drechslerei mit mehr als zwanzig Arbeitern, Eisenschmelzen und Hämmer von großer Ausdehnung, Papierfabriken, sehr bedeutende Gerbereien, Büchsenmacher von weit verbreitetem Rufe, viele ansehnliche Bierbrauereien, Nagelschmiede, und viele andere Gewerbe — und dieses auf dem kleinen Raume von nicht 3/4 Quadratmeilen!

Alles zeugt dafür, daß die Industrie in dieser Gegend erst in der Entwickelung begriffen ist — welchen Resultaten sind wir nun entgegen zu sehen berechtigt, wenn einmal der Culminationspunkt erreicht seyn wird!

Mannichfaltigkeiten.

Ein armer kleiner Schornsteinfegerjunge in Paris befand sich kürzlich in einer fürchterlichen Lage, bewährte aber dabei einen wahrhaft bewunderswerthen Muth. Er wurde in einen Schornstein hineingeschickt und bemerkte bald, daß unter ihm eine Rußmasse zu brennen anfing; er wollte sogleich wieder hinuntersteigen, aber schon war es nicht mehr Zeit, das Feuer verbreitete sich nach allen Seiten des Schornsteines und stieg mit außerordentlicher Schnelligkeit auch nach oben zu. Der kleine Essenkehrer kletterte deshalb so geschwind als möglich weiter in die Höhe, doch holten ihn die Flammen bald ein; er erstickte fast in dem Rauche und das Feuer briet seine Füße. Dennoch gelangte er bis oben an das Ende des Schornsteins, aber — da befand sich eine Kappe, die eine so enge Oeffnung hatte, daß der Junge nicht hindurchkriechen konnte. Er nahm alle seine Kräfte zusammen, und durch ungeheuere Anstrengung gelang es ihm, die Kappe abzuheben. Nun war er frei, aber er sah auch eine neue, noch größere Gefahr vor sich. Der Schornstein ragte wohl drei Klaftern über das schmale Ende eines sehr steilen Daches empor. Es war keine Zeit zu verlieren, denn der Schornstein stand im Innern in hellen Flammen; der arme Junge mußte von dem hohen Schornsteine herabspringen; er sprang, konnte sich aber an dem schmalen Dachrande nicht festhalten. Die Leute, die unten versammelt waren, erwarteten mit klopfendem Herzen, ihn herabstürzen zu sehen; aber der Knabe faßte jetzt einen etwas hervorstehenden Dachziegel und hielt sich mit der einen Hand daran fest, während er mit der anderen schnell andere Ziegeln von dem Dache abriß und sich so einen Eingang auf den Boden des Hauses bahnte. So war er gerettet, aber er befand sich in dem schrecklichsten Zustande und mußte in das Hospital gebracht werden.

(Nürnberg.) Unsere Bühne (berichtet der hiesige „Correspondent") hat eben so glücklich, als sie das alte Jahr mit der Oper „des Teufels Antheil" schloß, in dem neuen mit Gutzkow's historischem Lustspiel „Zopf und Schwert" debütirt, welches am Neujahrstage vor gedrängt vollem Hause zum ersten Mal in die Scene ging. Schon daß Nürnberg zuerst unter allen deutschen Bühnen diese Novität zur Aufführung brachte, verdient rühmliche Erwähnung; aber auch die Darstellung selbst war, nach Maßgabe der vorhandenen Kräfte, befriedigend, und jedenfalls gerundeter, als dies bei neuen Stücken der Fall zu seyn pflegt; namentlich fand Hr. Wallburg in der Rolle des Königs verdiente Auszeichnung. Das Sujet des Stückes und seine Vorzüge sind schon in einer frühern Nummer d. Bl. besprochen worden; es freut uns aber, berichten zu können, daß auch das Urtheil des Publikums sich entschieden für den Werth desselben ausgesprochen hat. Die ganz dem Leben entnommenen Charaktere und Situationen, die glücklich berechnete Steigerung des Effekts, der kernige Dialog und der gesunde Witz, mit welchem der Dichter es ausgestattet, erhielten das Publikum in einer so anhaltend heitern Laune, daß der Totaleindruck des Stückes nur ein höchst günstiger seyn konnte. Ohne Zweifel wird ein gleich glückliches Loos demselben auch auf andern Bühnen zu Theil werden. Wir hoffen, daß unser Direktorium, durch die beifällige Aufnahme von „Zopf und Schwert" ermuntert, auch Gutzkow's „weißes Blatt" in Szene setzen, vielleicht auch eine baldige Wiederholung seines hier gern gesehenen „Werner" veranlassen werde.

Bekanntlich herrscht jetzt die Sucht, Autographen zu sammeln in bedeutender Ausdehnung, und es werden Kleinigkeiten von berühmter Hand oft sehr hoch bezahlt. So wurde z. B. kürzlich eine leichte Skizze von David, eine Negerin, die er während einer Sitzung des Instituts spielend auf das Papier geworfen und unter die Gretry geschrieben hatte: „Eine Weiße ist mehr werth als zwei Schwarze", mit tausend Frcs. bezahlt.

Korrespondenz.

Hamburg, 29. Dec.

Es hat sich doch bestätigt, daß Gutzkow mit Neujahr von der Redaction des „Telegraphen" zurücktreten würde; auf den so eben erschienenen Januarblättern hat sich Georg Schirges als Redacteur unterzeichnet. Wenn nun gleich in den letzten Jahren wegen

der Entfernung seines Wohnortes vom Druckorte Gutzkow nur nomineller Redacteur war, so gab er doch immer den Ton an und übte wesentlichen Einfluß auf die Leitung des Blattes, erfreute die Leser auch, namentlich seit seiner Reise nach Italien mit vielen und herrlichen Mittheilungen. Es mag allerdings auch Manches vorgekommen seyn, was Gutzkow gewiß nicht gebilligt hätte. Ich muß daher gestehen, mich freut es, daß Gutzkow die Verantwortlichkeit des Telegraphen, wie er jetzt ist, nicht mehr übernehmen will. Welch' ein Unterschied zwischen den ersten Jahrgängen und den jetzigen Nummern! — Ueber Bärmann's Benefizabend und die Aufführung seiner „Schule der Armen“ muß ich Ihnen noch einige Worte berichten. Der Titel des Stücks erinnert unwillkürlich an die „Schule der Reichen“, die einst auf unserer Bühne ein so unglückliches Schicksal erlebte. Hr. Bärmann war in seinem Erfolge glücklicher, hatte ein volles Haus, wurde zweimal gerufen, dankte in bescheidenen Worten, hatte vor Allem eine gute Einnahme — was wollte er mehr? — Das Stück ist nun freilich mittelmäßig und schmeckt stark nach Kotzebue, ein Kotzebue'sches Tragödienrührei, mit viel Bühnenkenntniß zusammengestellt, einigen hübschen Effekten, das eben so gut, wie die „Neue Zeitung“ in einer scharfen Kritik bemerkt, „der Onkel aus Surinam“, oder: „neue Armuth und Edelsinn“ benannt seyn könnte. Es fehlt an feiner Individualisirung der einzelnen Entwickelungsphasen, an eigentlicher Charakteristik, mit einem Worte — der Stempel des Genius; je nun, Genie kann sich Keiner geben und daß Hr. Bärmann kein Schiller, ist längst männiglich bekannt. Auffallend ist es, daß der Kritiker in den „Nachrichten“, E. Z., der noch unlängst mit Bärmann eine heftige Polemik über „Emilia Galotti“ hatte, bei Besprechung dieser Armenschule plötzlich seine scharfen Krallen eingezogen hat. Das Schauspiel ist hauptsächlich auf das Gemüth berechnet, es weht durch das Ganze eine deutsche biedere Gemüthlichkeit, doch glauben wir, daß gerade diese in den beiden ersten Acten den Fortgang des Stückes hindert. Der Verf. hat sich im Anfang zu sehr bemüht, dem Hörer zu exponiren, daß eben diese Gemüthlichkeit die Haupttendenz sey; er hat uns gleichsam ein Idyll, ein Stillleben gemalt und die Bühne heut zu Tage will keine Stille. Im dritten Act beginnt die Handlung die Oberhand zu gewinnen und das Ganze wird mit jeder Scene spannender und lebendiger, bis am Schlusse des vierten Actes der Knoten gelös't wird. — Die Primadonna Evers ist, wie ich Ihnen schon neulich schrieb, zur allgemeinen Freude auf ein Jahr engagirt worden, scheint aber, wie die meisten Sängerinnen, etwas unsteter Natur zu seyn und will schon Anfang Februar einen längern Ausflug von hier unternehmen, um dann — wie ein galanter Lobredner bemerkt — „mit den Nachtigallen zu uns zurück zu kehren.“ Während ihrer Abwesenheit wird hier eine italienische Operngesellschaft spielen. Zum einstweiligen Ersatz für Hrn. Wurda, der leider vor kurzem zum zweitenmale vom Schlage getroffen wurde, ist Hr. Perlgrund, vom Schweriner Theater, als Tenorist engagirt; auch Hr. Brassin, unser Bariton, scheint allmählig mehr und mehr die Gunst des Publikums zu erwerben. — Das stets fleißig besuchte Thalia-Theater hat in einem Vaudeville: „Marielle und Jeanneton“ von W. Friedrich, ein neues Kassenstück gewonnen. Dies Vaudeville ist voll sprudelnden Humors und schlagender Witze und die beliebtesten Talente, die Damen Herrmann und Scheurich, so wie die Herren Goppe, Meixner, Börner und Wilke, sind darin beschäftigt. Gelegentlich über die neuesten Leistungen dieser Bühne ein Mehreres! Die Hamb. Nachrichten bringen das genannte Stück mit der neuen Fanchon in Parallele. Auch wird von denselben mit ganz besonderer Auszeichnung Dem. Herrmann erwähnt, welche sowohl in den heiteren, wie in den ernsten Scenen Vorzügliches leistete und allgemeinen Beifall und Hervorrufung fand.

Offenbach a. M., 3. Jan.

In einem Korrespondenzartikel von hier, den die Didaskalia Nro. 2 uns brachte und der mit einer Tinte geschrieben zu seyn scheint, die etwas mehr Galläpfel als gewöhnlich enthält, wird unter Anderm des regen literarischen Lebens erwähnt, welches in dem Erscheinen mehrerer neuen Zeitschriften dahier sich neuerdings kund gegeben. Das Schulblatt hatte sich dabei von Seiten des Berichterstatters allein und vorzugsweise einiger gnädigen Aeußerungen zu erfreuen, nur müssen wir in Bezug hierauf berichtigend bemerken, daß dasselbe vorläufig nicht allein über 1000 Abonnenten zählt, sondern bereits über 1200 Lehrer und sonstige Schulfreunde sich unterzeichneten. Minder glücklich waren aber bei jener Beurtheilung das hiesige Intelligenz- oder Wochenblatt, so wie die demnächst erscheinende Zeitschrift für Mode rc. — Der Verfasser ist jedenfalls (?) ein sich groß dünkender Großstädter *), denn er behandelt die Offenbacher und ihre Zustände wie ohngefähr ein aufgeblasener Pariser einen Provinzialen behandelt — à l'imbécile. Nun ist es aber eine anerkannte Wahrheit, daß Etwas in's Lächerliche ziehen, weit leichter ist, als es vom rechten Standpunkt aus und der Sachlage gemäß zu beurtheilen. Was das Wochenblatt betrifft, so überlassen wir es dem Redacteur desselben in seinen eigenen Spalten die gegen ihm gerichteten Angriffe abzuwehren, im Fall er anders Lust dazu fühlt. Uebrigens glauben wir, daß in allen sogenannten Intelligenz-Blättern die Intelligenz am wenigsten gesucht und gefunden wird und der Maßstab einer strengen Kritik hier auch nicht anwendbar ist. Von dem Modeblatt meint der Berichterstatter, wenn es auch für Offenbach grade kein Bedürfniß wäre, so könne ein solches Unternehmen doch jedenfalls auf zahlreiche Unterstützung in Frankfurt rechnen, wo man sich freuen würde, neben den neuesten Londoner, Pariser, Wiener rc. auch die neuesten Offenbacher Moden aus erster Hand entgegen nehmen zu können, und er glaubt ohne Zweifel, einen rechten pikanten Witz in dieser Ironie zu Tage gefördert zu haben. Nur schade, daß keine Logik drin ist. Für's erste hätte er besser gethan, das Erscheinen des fraglichen Blattes abzuwarten und dann zu urtheilen, als dem Kindlein quasi schon vor der Geburt so lieblos den Stab zu brechen, und dann kann man ja in Offenbach die Moden von Paris, London, Wien rc. eben so schnell beziehen als in Frankfurt und sie vielleicht noch etwas billiger nachstechen und nachdrucken als daselbst, und somit auch billiger wieder abgeben. Dies könnte wohl der Grund seyn, weshalb das Journal grade hier edirt wird. Eine eigene selbstgeschaffene Mode besitzt übrigens die genannte Stadt eben so wenig, als unsere, denn leider hat das Ausländische in dieser Beziehung noch immer allein Werth. Ob endlich die guten Offenbacher — wie der Referent uns huldvoll zu nennen beliebt — auch ohne Theaterprolog von ihrer Kunstgönnerschaft überzeugt sind, oder nicht, wollen wir nicht näher erörtern, wohl aber möchten sie triftigen Grund haben, die gespendete Gönnerschaft, den abgereis'ten Mimen gegenüber, sehr zu bereuen.

*) Dies ist nicht der Fall. Jener Artikel ist uns von einem Bürger von Offenbach zugekommen. D. Red.

Theater-Anzeige.

Samstag, 6. Jan. Der Landwirth, Schauspiel in 4 Acten, vom Verfasser des Schauspiels: „der Oheim.“ — Zwischen dem zweiten und dritten Act wird der junge Max Waldhäuser aus Karlsruhe Fantasie für die Violine von Vieuxtemps vorzutragen die Ehre haben.

Sonntag, 7. Jan. Zampa, oder: die Marmorbraut, große Oper in 3 Abth., Musik von Herold.

Mittwoch, 10. Jan. (Zum Vortheil des Componisten Hrn. Aloys Schmitt): Das Osterfest zu Paderborn, große heroische Oper in 3 Abth., von Dr. Cäsar Heigel, Musik von Aloys Schmitt. Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro 8. Montag, den 8. Januar 1844.

Nachtfahrt.

Novelle von X.

(Fortsetzung.)

Ein heller Blitz erleuchtete plötzlich das Cabriolet. Bei seinem Scheine konnte ich schnell ihre Gestalt etwas deutlicher erkennen, der erschreckt ein leises „Jesus Maria!“ entfuhr.

Der leise Angstruf verursachte mir die innigste Freude. Er überzeugte mich, daß sie, wie so viele Frauen, große Furcht vor dem Gewitter habe. Aber ich verhielt mich ruhig.

Hatte ich doch schon häufig auf meinen Reisen durch Deutschland schweigsame Passagiere in dem Postwagen gefunden, und mich sehr geärgert, wenn die versteinerten Philisterseelen, die Reisemütze über die Ohren gezogen, gähnend in den Ecken saßen und am hellen Tage schliefen, oder, auf eine schöne Gegend aufmerksam gemacht, langweilig die Augen erhoben, oder gar noch langweiliger eine wichtige Bemerkung über das Wetter zum sechsten Male wiederholten. Schrecklich ist es, wenn man mit dem lebhaften Wunsche nach Mittheilung in der Einsamkeit verharren muß; schrecklicher aber, mitten unter Menschen, „unter Larven die einzige fühlende Brust,“ den heißen Wunsch nach Unterhaltung, die man mehrere Male vergeblich angeknüpft, unterdrücken zu müssen.

Ein heller Blitz durchstrahlte wieder die rabenschwarze Nacht, dem sogleich ein heftiger Donner folgte. „Jesus Maria!“ rief sie lauter und ängstlicher, als vorher. Ich frohlockte heimlich und schwieg.

Selten hatte ich so nach Unterhaltung verlangt, als bei der Abfahrt von Bonn, und noch nie war ich so getäuscht worden. — Einst hatte ich auch auf einer Reise einen sogenannten Familienwagen von Frankfurt nach Friedberg benutzt. Im Innern des Wagens sah es aus, wie in der Arche Noah. Menschen aus den verschiedenen Stücken des politisch zerrissenen Landes saßen da, schweigend oder schlafend, und neben und unter ihnen lagen todte Hasen oder Geflügel an den Füßen zusammen gebunden, das einem baldigen Tode entgegen ging. Käse verbreiteten einen durchaus unlieblichen Geruch. Die Hühner und Gänse waren die einzigen Geschöpfe, welche den seligen Frieden im Raume des Wagens störten. Vorn aber im Cabriolet saß ein reizendes Mädchen, von besserer Bildung; sie war noch im Frühling des Lebens, und ihre Wangen prangten wie Milch und Purpur. Ganz angelegentlich unterhielt sie sich mit einem ernsthaften, trockenen Philistergesichte, dem die Langeweile an allen Spitzen seiner borstigen, halbgrauen Haare heraus sah. Dem Anscheine nach konnte er weder ihr Gemahl, noch ihr Vater seyn. Ich beneidete den Menschen, und faßte den Entschluß, ihn aus seiner unangenehmen Lage zu befreien. Durch das einzige kleine Fensterchen, welches die Aussicht in das Cabriolet gestattete, aber nicht zu öffnen war, rief ich ihm so laut als möglich zu, ob er mich, der ich ein Fremder sey, und seine schöne Gegend kennen zu lernen wünsche, mit einem Tausche der Sitze erfreuen wolle. Durch die freundliche Anrede und „seine schöne Gegend“ gefällig gemacht, nickte er mir ein behagliches „Ja“ zu. Der Kutscher hielt an, öffnete die Thüre des Kastens, und wir tauschten. Nun verwandelte sich die langweilige in eine angenehme Fahrt; die Unterhaltung mit dem jungen Frauenzimmer wurde bald lebhaft, und der Familienwagen langte mir fast zu frühe in Friedberg an. Die neue Bekanntschaft versüßte mir noch den Aufenthalt in dem Städtchen, der durch einige Geschäfte für meinen Onkel mehrere Tage dauerte. Sie stellte mich als ihren angenehmen Reisegefährten ihren allgemein geachteten Eltern vor, und ich war so froh als möglich in ihrem Hause.

Während ich jetzt dieser erfreulichen Reiseepisode lebhaft wieder gedachte, und es sehr bereute, daß ich sie, die einen nicht gewöhnlichen Eindruck auf mich gemacht, später in dem Eifer der Studien und dem Ernste meiner schwierigen Lebensaufgabe vernachlässigt hatte, war das Gewitter immer näher gezogen und entlud sich mit den fürchterlichsten Blitzen, gefolgt von dem schrecklichsten Donner. Plötzlich lös'te sich die Zunge meiner schweigsamen Reisegefährtin. „Ach, mein Gott, welch fürchterliches Gewitter!“ sprach sie mit halblauter Stimme. Ich schwieg. „Es wird doch keine Gefahr haben?“ lispelte sie weiter. „Doch,“ sagte ich trocken, „wenn die Pferde so laufen.“ Sie seufzte und schwieg. — Aber mir tobte die Rache im Herzen, alle edleren Regungen verdrängend, und so setzte ich ihr ganz gleichgültig auseinander, wie gefährlich es sey, bei einem heftigen Gewitter in Gesellschaft vieler Menschen in einem rasch sich bewegenden Wagen zu sitzen, und fügte ein Beispiel aus meiner Erfahrung hinzu. Ein fortwährendes Seufzen zeugte von ihrem geängstigten Gemüthe, und schon bereute ich, was ich gethan, wenn nicht die Erinnerung an meine arge Täuschung bei'm Anfang der Reise meinen bösen Willen wieder heraufbeschworen hätte. Doch schwieg ich nun.

Das Gewitter hatte jetzt seinen höchsten Grad erreicht. Die Blitze erschienen wie ein unaufhörlicher Feuerregen, und das heftigste Donnergepolter nahm gar kein Ende. Die Ruine Godesberg schien ganz in Feuer zu stehen. Der Sturm heulte fürchterlich dazwischen, und der Regen stürzte in Strömen herab. Um die geängstigte Nachbarin etwas zu beruhigen, bemerkte ich ihr, daß die Gefahr nicht so groß sey, wenn es bei dem Gewitter so heftig regne.

(Fortsetzung folgt.)

Nekrolog des Präsidenten von Ziegesar.

In Nro. 292 der „Neuen Jenaischen Allg. Lit.-Ztg.", zweitem Jahrgang, 7. Nov. 1843, findet sich nachstehender Nekrolog, dessen weitere Verbreitung von Interesse seyn dürfte:

Auch die letzten Monate eines verhängnißvollen Jahres brachten der Universität Jena neue tiefe Trauer. Am 6 Nov. verschied Se. Excellenz der wirkliche Geheimerath Anton Freiherr von Ziegesar, Präsident des Oberappellationsgerichts, Curator der Universität und Regierungsbevollmächtigter bei derselben, großh. weimarischer Kammerherr, Doctor der Rechte, Großkreuz des sachsen-ernestinischen Hausordens, Comthur des Ordens vom weißen Falken, Ritter des St. Johanniter-Ordens. Kaum mag der Schmerz am Grabe eines verdienstvollen Mannes inniger in die Herzen von Tausenden gedrungen seyn, als an diesem Grabe, welches einen der edelsten Menschen aufnahm. Auch wir sind verpflichtet, seinem Andenken hier einige Worte zu widmen, und bei den Punkten zu verweilen, auf denen ein der Gewissenhaftigkeit und Treue gegönntes Vertrauen die sicherste Anerkennung des Verdienstes in sich schloß. Gleichsam durch ein väterliches Vermächtniß war das Interesse und die Sorge für Jena's Hochschule dem Dahingeschiedenen zugefallen. Sein Vater, der am 19. December 1813 verstorbene, durch Gelehrsamkeit ausgezeichnete Geheimerath Aug. Friedr. Carl Freiherr von Ziegesar, hatte, nachdem er seine ruhmvoll verwaltete Stelle als Canzler der Landesregierung und Beisitzer im Ministerium zu Gotha aufgegeben hatte und in Drakendorf, seinem Gute, doch als weimarischer Landschaftsdirektor vielfach bethätigt lebte, ein Commissariat bei der Universität für Regulirung und Verwaltung des Finanzwesens mit einer Sorgsamkeit vollführt, welche die Annalen der Universität dankbar bezeichnen.*) So aber war dem Sohne nicht allein für ein wissenschaftlich beseeltes Leben, sondern auch für den Antheil an dem Wohle unserer Lehranstalt ein schönes Vorbild gegeben. Dieser, zu Gotha am 26. Juni 1783 geboren, war anfangs durch tüchtige Hauslehrer, dann auf dem Gymnasium zu Gotha herangebildet worden, so daß er schon im Jahre 1800 die Universität Jena beziehen konnte. Hier zeichnete er sich durch anhaltenden Fleiß und eine für das ganze Leben ihm verbliebene Ordnungsliebe aus, wie ihn jugendliche Anmuth und feine Sitte namentlich den Familien Hufeland und Loder befreundete, in denen er viele genußreiche und belehrende Stunden gefunden zu haben stets dankbar anerkannte. Nach Ablauf des zweiten Studienjahres vertauschte er Jena mit Göttingen, von wo mit den besten Zeugnissen zurückgekehrt, er zu Ostern 1804 als Regierungs-Assessor zu Weimar angestellt, bald darauf auch zum Kammerjunker ernannt und in dieser Eigenschaft auf besondern Wunsch der Herzogin Mutter Amalie dem Hofstaate derselben beigegeben wurde, um den alternden Oberhofmeister von Einsiedel zu unterstützen. Wie anziehend auch die Abende waren, welche er in den geistreichen und anmuthigen Kreisen seiner ihm ungemein wohlwollenden Fürstin, in dem Umgange mit Wieland, Göthe, Einsiedel u. A. vorzüglich auch während des Sommeraufenthalts in dem idyllischen Tiefurt verlebte, wußte er doch seine Zeit so sorgsam und umsichtig einzutheilen, daß er die ihm obliegenden Geschäfte seines Hauptberufes nicht nur nicht versäumte, sondern sich in kurzer Zeit zu einem der tüchtigsten Mitglieder des Collegiums ausbildete. Seine männliche Entschlossenheit und die Wärme seiner menschenfreundlichen Gesinnung ließen ihn bei den Schreckensscenen, die nach der Schlacht bei Jena am 14. Okt. 1806 für Weimar eintraten, ein Schutzengel für unzählige Bedrängte werden; insbesondere gelang es ihm, sich um den ehrwürdigen Wieland verdient zu machen, indem er durch Vermittelung einer von Mürat gewährten Schutzwehr dessen Haus vor Plünderung bewahrte.*) Die von Weimar fliehende Herzogin Amalie vertraute ihm allein ihren Besitz an, und er war glücklich, denselben zu retten. Kurz nachher wurde er als außerordentlicher herzoglicher Commissarius nach Jena gesendet, um die dortigen überzähligen Militär-Lazarethe zu beaufsichtigen, deren Verwaltung zu leiten und überhaupt auf Ordnung und Ruhe möglichst einzuwirken. Hier brachte er unter den größten Anstrengungen und mit aufopfernder Hingebung mehrere Monate hülfreich zu, und seinem gewandten und Zutrauen einflößenden Benehmen gelang es, sich nicht nur die Achtung, sondern sogar das freundlichste Wohlwollen der französischen Behörden in so reichem Maße zu erwerben, daß dadurch der Noth möglichst gesteuert und die unvermeidlichen Uebel des Krieges vielfach gelindert wurden. Sein allgemein anerkanntes Verdienst lohnte Herzog Karl August dadurch, daß er ihn im Frühjahr 1807 zum Regierungsrath und bald darauf zum Kammerherrn ernannte. Als die Herzogin Amalie am 10. April 1807 gestorben war und eine durchaus prunklose Bestattung angeordnet hatte, wurde ihm der ehrenvolle Auftrag, allein die entseelte Hülle der vortrefflichen Fürstin in stiller Mitternachtsstunde des 14. Aprils in die fürstliche Gruft der Stadtkirche zu geleiten und an der Ordnung des fürstlichen Nachlasses wesentlichen Theil zu nehmen. Ein so edles Jugendleben verschönerte im Herbst 1807 die Verbindung mit Fräulein Luise von Stein, Hofdame der Herzogin Amalie, welche an dem Bunde des ihr lieben, stets von ihr huldvoll ausgezeichneten Paares den herzlichsten Antheil genommen hatte. Eine Reise zur Begleitung des damaligen Erbprinzen nach Paris im Nov. 1807 wurde durch Napoleons Abreise nach Italien gestört, dagegen sah Ziegesar im Gefolge der höchsten Herrschaften im Jahre 1808 St. Petersburg, wo ihn Kaiser Alexander mehrfach auszeichnete. Zurückgekehrt, verweilte er in der Begleitung des Erbprinzen im Okt. 1808 bei dem Congreß der Monarchen in Erfurt. Im Sommer

*) S. Paneggrin honori et memoriae viri illustrissimi A. F. C. L. B. de Ziegesar in templo paulino acad. die 6. Febr. 1814. instituendam indicit H. C. A. Eichstadius (Jenae 1814). Intelligenzblatt zur Jen. Litt. Ztg. 1814. Nro. 1.

*) Hiernach ist die Erzählung in Wieland's Leben Buch 9. S. 402 zu berichtigen.

1809, als die Truppen des Königs Jerome von Westphalen durch Thüringen einem österreichischen Armeecorps, welches in Sachsen vorgedrungen war, entgegen zogen, ward er mehrere Male mit Depeschen in das Hauptquartier des Königs gesendet. Die nun folgenden Friedensjahre 1810 bis 1812 ließen ihn seine ganze Thätigkeit den Geschäften des Regierungs-Collegiums rühmlichst zuwenden, bis der im Jahr 1813 ausgebrochene Krieg neue Bedrängnisse heranführte, die den zur Hülfe der Bedrängten im ganzen Leben bereitstehenden Mann in Anspruch nahmen.

(Schluß folgt.)

Offenes Sendschreiben von J. Venedey an Berthold Auerbach.

Es ist bekannt, welche ungemein günstige Aufnahme Berthold Auerbach's treffliche „Schwarzwälder Dorfgeschichten" aller Orten gefunden haben, und wie viel Vergnügen sie ihren zahlreichen Lesern noch immer bereiten. Nachdem F. Freiligrath dieselben unlängst in einem schönen Gedichte freundlichst begrüßt hat, bringt jetzt die Leipz. Allgem. Ztg. ein aus Havre datirtes Sendschreiben von Venedey, welches in doppelter Beziehung von Interesse ist. Es lautet:

Geehrter Herr! Der Zufall hat mich vor Jahren ein Mal hierher nach Havre verschlagen. In der Stadt der Interessen fand ich, was in Paris so selten ist, Familienleben, dem als Dritter mich anzuschließen mir erlaubt wurde. Seit der Zeit ruhe ich nach jedem Jahressturme in dem Hafen der mir zur Heimath gewordenen Familien auf ein paar Wochen oder Monate aus. Dieses Jahr hatte ich in England und Irland so viel Elend und Eigensucht und zugleich so viel Großes und Edles gesehen und mit erlebt, daß ich müde und matt hier ankam. Ich sollte ein Labsal finden, das ich nicht erwartet hatte. Nachdem ich den Staub von den Schuhen abgeschüttelt, kehrte ich freudig bei den Meinigen ein. Eine Ihrer Verehrerinnen, fast eine Schwarzwälderin, gab mir Ihr Buch, und dem schönen Herzen Ihrer und meiner Freundin vertrauend, ließ ich mich gern zum Lesen Ihrer Dorfgeschichten verleiten. Ich las, und war so glücklich. Mit jeder Seite in Ihrem Buche wurden mir Ihre braven Schwarzwälder immer lieber. Wenn es noch lange dauert, ehe ich wieder nach Deutschland komme und Sie und Ihren Buchmaier, Ihren Lauterbacher und die Andern dort im Schwarzwalde besuchen kann, so gehe ich wohl ein Mal nach Amerika, um mir die Republik in der Nähe mit anzusehen. Bis dahin müßten Sie mir die Adresse des Tollpatsch geben, denn ich sehne mich danach, so einem echten Michel die Hand zu drücken. Ich weiß nicht, ob ich mich in Deutschland wieder heimisch fühlen würde; aber ich darf Ihnen sagen, daß mir, seit ich in Frankreich bin, nicht wieder so wohl war, als die paar Tage, die ich mit Ihnen in Nordstädt zubrachte. Ich habe mich zwar mitunter recht tief in meine Seele hinein für Ihre Mannen geschämt, wenn ich sah, wie die tapfern Burschen ohne den Buchmaier doch keine rechten Kerle sind; wenn ich las, wie sie demüthig zusammenfuhren, so oft sie dem Gespenst ihrer eigenen Unselbständigkeit in der Gestalt eines Büttels begegneten. Aber auch in dieser Beziehung fand ich bald wieder manchen Trost; nur habe ich nicht Lust, zu verrathen, wo er steckt. Uebrigens ist das Nebensache. Die Herzen sind groß und gesund, und darauf kommt am Ende Alles an. Das Holz, aus dem diese Kinder, diese Weiber, diese Mannen gewachsen sind, ist von dem grünen, und es läßt sich daraus gar Vieles machen. Das tiefe Gemüth, diese wunderbare Gefühlsgröße und Gefühlsruhe zugleich, dieser reine, schöne Krystall, der uns in die klare Tiefe edler Seelen schauen läßt, Das ist der echte Keim des Bessern. Und wo er noch zu Hause, da ist noch Alles zu hoffen.

Sie haben mir die Gränzen Deutschlands geöffnet und mir erlaubt, mich im Vaterlande glücklich und wohl zu fühlen. Wer weiß! Vielleicht haben Sie mir mehr gegeben, als Andere mir verweigern konnten. Ich fürchte oft, daß es jenseit des Rheins nicht so schön ist, wie ich es mir träume; und deßwegen danke ich Ihnen, daß Sie mir erlaubten, heimzukehren, in dem Kreis Ihrer braven Bauern Zeit und Raum zu vergessen, des Schönsten, was Deutschland bieten kann, mich im Herzen zu freuen, und zur Seite liegen zu lassen, was Ihr edles Gemüth nicht aufheben zu dürfen glaubte. Ich hätte über Ihr Buch eine große, schöne, sehr lobende Recension schreiben können, aber es war mir, als ob das Recensiren und Loben hier eine Entwürdigung Dessen sey, was Sie mir geboten hatten. Es drängte mich, Ihnen, der Mann dem Mann, öffentlich und so bald als möglich die Hand zu reichen und Ihnen zu sagen: Schlagen Sie ein, und nehmen Sie den Händedruck des Fremden zum Dank und als Zeichen der innigsten Hochachtung hin. J. Venedey.

Mannichfaltigkeiten.

In Auftrag der Eigenthümer des Lesekabinets „Montpensier" im Palais royal in Paris sind wir zur öffentlichen Erklärung ermächtigt, daß die in mehreren deutschen Blättern enthaltene und auch in das unsrige übergegangene Notiz (Vergleiche Did. v. 24. Dec. v. J.), daß besagte Anstalt wegen rückständigen Miethzinses geschlossen werden sollte und nur durch die Dazwischenkunft und originelle Vermittlung eines reichen Engländers am Leben erhalten wurde, auf weiter nichts beruhe, als auf der Erfindung eines müßigen Kopfes, indem das Cabinet Montpensier noch nicht daran gedacht habe, seine Salons dem Publikum zu verschließen, sondern fortfahre, zahlreiche Besucher und Leser aus allen Ständen und Nationen in seinen Räumen täglich zu empfangen und willkommen zu heißen.

(Die Reliquien Karls des Großen.) Die Gebeine des großen Kaisers wären also in Aachen wieder gefunden, nachdem man sie Jahrhunderte lang vergebens über und unter der Erde gesucht hat. Als man sie nun endlich gefunden, „sahen Kenner gleich, daß es kaiserliche Gebeine waren", sagt die „Dorfzeitung", welche überhaupt zuweilen auf die naivste Weise recht schneidenden Humor zeigt. „Kenner sahen gleich, daß es kaiserliche Gebeine waren!" Das könnte Shakespeare gesagt haben, so tiefen Humor enthalten die Worte!

Literatur.

Vor fünfzig Jahren. Eine Episode aus dem ersten Revolutionskriege. Herausgegeben von Wilhelm von Frankfurt. Dresden und Leipzig. 1842. 8.

Unter diesem Titel behandelt ein vor etwas mehr als einem Jahre erschienenes, bisher hier wenig bekannt gewordenes Schriftchen die Besetzung Frankfurt's durch Custine im Jahr 1792, die Wiedereroberung der Stadt und die Folgen dieser Ereignisse. Da voriges Jahr ein gleichzeitig erschienenes Schriftchen ähnlichen Inhalts, zum Besten noch lebender hessischer Krieger aus jener Zeit, dahier angekündigt wurde, so möchte wohl darin der Hauptgrund zu suchen seyn, daß obiges Werkchen nicht so bekannt wurde, als es zu werden verdiente. Darum hier, wenn auch etwas spät, Einiges zu seiner Empfehlung. Das Werkchen zerfällt in drei Abtheilungen. In den beiden ersten: die Besetzung der Stadt durch Custine und die Contribution, und die Wiedereroberung der Stadt durch die deutschen Truppen, werden uns die, aus der vorhin angeführten, wie aus andern Schriften schon vielfach bekannten Ereignisse gleichfalls in anschaulicher Erzählung und streng nach den vorhandenen Actenstücken vorgeführt. Von bedeutenderem Interesse aber und weit weniger bekannt möchte wohl die dritte Abtheilung des Werkchens: „die Gesandtschaft in Paris" seyn. Sie enthält eine klare Schilderung der mißlichen Lage, in welcher sich die Frankfurter Deputirten während ihrer dortigen Gefangenschaft von Anfang December 1792 bis Ende Januar 1793 befanden, einer Zeit, welche stets mit blutiger Schrift in der Weltgeschichte geschrieben stehen wird. Die übertriebenen Nachrichten von den Begebenheiten bei der Wiedereinnahme Frankfurt's durch die deutschen Truppen hatten in Paris große Aufregung veranlaßt und das Volk trieb sich in Masse, mit drohendem Geschrei, vor der Wohnung der Frankfurter Gesandten herum. — Doch man lese selbst in dem Büchlein und namentlich in den beigegebenen, bisher ungedruckten, höchst interessanten Briefen eines der Deputirten die Schilderung ihrer Lage. Nur das sey noch bemerkt, daß das Werkchen zum Besten der Abgebrannten von Oschatz und Sayda erschien und ein Scherflein für diese Unglücklichen auch jetzt noch immer mit Dank angenommen werden möchte. — Vorräthige Exemplare hat die Schmerber'sche Buchhandlung. S — l.

Korrespondenz.

Wetzlar, Ende Dec.

Wenn wir allenfalls die Hospitalkirchenuhr, ein Meisterstück aus neuester Zeit, womit uns ein fremder Künstler bereichert hat, ausnehmen wollen, so steht unter den Sehenswürdigkeiten unserer alten, sich im raschen Schritt verjüngenden Stadt die ehemalige Collegiat-Stiftskirche oben an. — Dieses alt-ehrwürdige, auch großartige Gebäude mit seinem schönen gothischen Thurm fesselt den Blick der durcheilenden Fremden und ladet die verweilenden zur nähern Besichtigung ein, und der Wetzlarer freut sich stolz solchen Besitzes innerhalb der Mauern seiner Vaterstadt, die fast in allen Straßen Etwas aufzuweisen hat, das an die goldenen Tage der Reichskammergerichtszeit erinnert. Doch wir wollen von letzterer nicht reden; vielmehr liegt es in unserer Absicht, diesmal jenen Fremden eine Mittheilung zu machen, die uns von nah und fern öfter zu besuchen pflegen, mit ihrem Besuche aber schon längere Zeit auf sich haben warten lassen. Wie werden sie staunen, wenn sie wieder bei uns einkehren! Ob sie sich wohl auf dem Buttermarkte zurecht finden werden? Nachdem nämlich gedachte Kirche eine bedeutende Renovation im Innern vor einigen Jahren wirklich verschönernd erfahren hatte, ist deren Verschönerung jetzt auch von Außen her seit kurzem im eifrigsten Gang. Um das Planum des Buttermarktes vollständig zu erreichen, mußte man der Kirche so nahe wie möglich kommen, und es sind bereits die dicht an derselben befindlich gewesenen Reihen von Lindenbäumen, die im Sommer durch ihren Schatten und in der Blüthezeit durch köstlichen Wohlgeruch erquickten, unter der Axt der Verschönerungssucht verschwunden. Einstweilen ruht das Auge auf einem wilden Durcheinander und die noch zur Zeit rauhe Arbeit läßt den Plan einer wahren Verschönerung nicht ganz überschauen; es dünkt uns aber, als wären die Arbeiten auf den Zeitpunkt zu verschieben gewesen, wo gleichzeitig die Schwalbennester vom Dome hätten abgeputzt werden können. Wir meinen hier das Wachthaus, die Herberge der Nachtwächter, die Stadtwage, das Spritzenhaus und die Kirchendienerwohnung, welche dem Dome angeklebt sind und zuerst hätten beseitigt werden sollen, um mit größerer Sicherheit das Verschönerungsmaß nehmen zu können.

Frankfurt a. M., 6. Jan.

Wenn in früheren Zeiten das Studium einer Wissenschaft höchst schwierig war, weil die Hülfsmittel nicht leicht zugänglich, oder nur unvollständig vorhanden waren, so hat heutigen Tages der entgegengesetzte Fall Schwierigkeit erzeugt, indem gerade die Masse des vorhandenen Materials und Stoffes, so wie das Anordnen und Ueberblicken desselben mit Mühe und Zeitverlust verknüpft ist. Demnach sind wissenschaftliche Vorlesungen, welche das Studium ungemein erleichtern, indem sie in gedrängter Kürze die wichtigsten Forschungen, Beobachtungen und Resultate zusammen fassen, mit Dank entgegen zu nehmen, um so mehr in unserer Stadt, wo das Geschäfts- und Berufsleben die besten Stunden des Tages in Anspruch nimmt. Die Vorlesungen des Hrn. Dr. med. **Heinrich Schwarzschild** über den thierischen Magnetismus fesseln fortwährend die Theilnahme ihres gewählten Auditoriums. Hr. Dr. **Schwarzschild** versteht es nicht nur, aus den zahlreichen Schriften über diesen interessanten Gegenstand das Wichtigste kritisch zu analysiren und in klarer Kürze darzulegen, sondern er weiß auch den leitenden Faden seines eigenen, auf Theorie und Praxis basirten Urtheils festzuhalten; dabei ist seine Darstellungsweise lebendig und anziehend, sein Styl klar und elegant und sein Vortrag fließend und verständlich, so daß man ihm mit eben so viel Vergnügen, als mit Nutzen zuhört. Die jüngste siebente Vorlesung vereinigte gleich den frühern die genannten Vorzüge und behandelte nach einer geistvollen Einleitung die verschiedenen Grade des magnetischen Schlafs. Nach Angabe des bereits früher veröffentlichten Programms sind nun noch fünf Vorträge zu erwarten, denen man mit steigendem Interesse entgegen sieht. Wir halten es für Pflicht, dem befähigten Docenten für die seinen Hörern gespendete Belehrung zu danken und empfehlen die genannten Vorlesungen allen denen, welche gern das Angenehme mit dem Nützlichen verbinden. W.

Berichtigung.

Statt der in Nro. 6 der Didaskalia, Seite 2, irrthümlich durch eine Rubrikverwechselung gebrauchten Ueberschrift: „Neologie" — lese man: „Genealogie."

Theater-Anzeige.

Sonntag, 7. Jan. **Zampa**, oder: die Marmorbraut, große Oper in 3 Abth., Musik von Herold.

Montag, 8. Jan. (Zum Erstenmal): **Die schöne Athenienserin**, Originallustspiel in 4 Acten, von Feldmann. Hierauf: **Das war ich**, ländliche Scene in 1 Act, von Hutt.

Mittwoch, 10. Jan. (Zum Vortheil des Componisten Hrn. **Aloys Schmitt**): **Das Osterfest zu Paderborn**, große heroische Oper in 3 Abth., von Dr. Cäsar Heigel, Musik von Aloys Schmitt. Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 9. Dienstag, den 9. Januar 1844.

Nachtfahrt.

Novelle von X.

(Fortsetzung.)

Wir waren unterdessen zu Mehlem angekommen. Der Wagen hielt an einem der nächsten Häuser. Ich hörte den Schirrmeister und einige Passagiere laut sprechen. Zwei derselben verlangten, daß ohne Aufenthalt fortgefahren werden müßte, weil sie sonst zu weiterer Beförderung mit dem Dampfboote zu spät in Coblenz ankommen würden. Es entstanden Parteien für und gegen den Aufenthalt. Meine Reisegefährtin bat mich, ein Wort für einiges Warten einzulegen. Sie bat so ängstlich und so innig, daß ich meine Rachegefühle unterdrückte, und den beiden Eilenden einige Erläuterungen über die Ankunft der Post und den Abgang der Dampfboote gab, die sie zum Abwarten bestimmten. — Durch Mehlem fuhren wir langsam. Die Pferde trabten tief durch das Wasser, welches die Straßen durchströmte. Nicht weit von dem obern Ausgange des Dorfes hielt der Wagen eine kleine Viertelstunde; dann verzog sich das Gewitter, und wir fuhren mit verdoppelter Eile weiter. Die Nachbarin sprach einige Worte des Dankes. Ich aber hüllte mich, da die Luft sehr kühl geworden, in meinen Reisemantel, legte mich in meinem Winkel zurechte, und dachte: „den Dank, Dame begehr ich nicht."

Die Natur war indeß ruhiger geworden. Ich auch. Noch ein Mal sah ich die Kapelle auf dem Petersberge durch einen schwachen Blitz matt beleuchtet, dann schlief ich ein. Mancherlei Träum. umgaukelten mich. Vorzüglich aber erschien mir in der lieblichsten Gestalt die schöne Mathilde von Friedberg. —

Als ich erwachte, blickte der junge Tag in den Wagen. Meine Gefährtin hatte das Haupt in den Winkel gelehnt und schlief. Wie war sie schön! Ich rieb mir die Augen, ich schaute sie an und noch ein Mal — fast glaubte ich noch fort zu träumen — o Himmel und Erde, es war Mathilde! — Mein Herz klopfte hörbar. Vor sie hin hätte ich stürzen mögen und ihre Verzeihung für meine Hartherzigkeit erflehen. An ihre Brust hätte ich sinken mögen, und ihr meine Gefühle gestehen, ihr sagen, wie lebhaft noch in dieser Nacht mein Andenken an sie gewesen sey. Aber wieder wagte ich es nicht, sie aufzuwecken. Sie schlief so süß, und ich hatte sie so unedel behandelt. Durfte ich ihr es verargen, daß sie, in stockfinsterer Nacht, mit dem fremden Menschen allein in dem Cabriolet des Schnellwagens so zurückgezogen, so schweigsam gewesen war? Sie hatte gehandelt, wie eine sittsame, schüchterne Jungfrau, und ich? konnte ich mir das Zeugniß geben, wie ein edler Mann gehandelt zu haben? Ich schämte mich vor ihr und mir.

Da öffnete sie den Himmel ihrer Augen. Unsicher verweilten sie einige Sekunden auf mir. Dann erkannte sie mich. Wer vermag die herrliche Röthe zu malen, die ihr Antlitz übergoß? Wer den himmlischen Strahl ihrer süßen Augen? „Verzeihung, theuerste Mathilde," rief ich, „für mein hartes Betragen in der vergangenen Nacht!" — Und sie reichte mir die Hand, und hieß mich herzlich willkommen. Wir verständigten uns natürlich bald über die jüngsten Verhältnisse, und den Himmel in meiner Brust, fuhren wir in Andernachs alterthümliche Straßen ein.

Mathilde theilte mir, der verwundert war, sie hier so unerwartet zu finden, die wenigen Erlebnisse mit, die sie hierher geführt. Bald nach meiner Abreise von Friedberg war ihr Vater, ein dortiger Beamter, gestorben. Ihre Mutter, die in Coblenz geboren war, und immer mit großer Sehnsucht an den schönen Rhein gedacht hatte, war vor einigen Wochen dahin gezogen, und lebte sparsam von einem geringen Wittwengehalt. Eine Tante in Bonn hatte Mathilden einige Zeit in ihrer Nähe zu haben gewünscht, und so war sie vor drei Tagen zu ihr gereis't. Kaum aber hatte sie einige nöthige Besuche gemacht, als die an dem vergangenen Abende angekommene Post ihr die Nachricht von der plötzlichen Erkrankung ihrer Mutter brachte, und sie zu eiliger Heimkehr aufforderte. Statt der Freude, die sie gehofft, das schöne Bonn, wie es noch in ihrer Erinnerung von meiner Beschreibung lebte, kennen zu lernen, sah sie sich so bald und in so trauriger Ursache zurückgerufen. Aber die Pflicht ging ihr über Alles, und so war sie denn eilig aufgebrochen, und würde sich nie zu der nächtlichen Fahrt verstanden haben, wenn nicht die traurige Nachricht sie aufgefordert hätte, all anderen Rücksichten zu beseitigen.

„Und diesen für Sie so unangenehmen Verhältnissen habe ich also das Glück zu verdanken, sie hier so unerwartet wieder zu finden," bemerkte ich auf ihre kurze Erzählung, die meine Theilnahme für sie noch erhöhte. — Wie gern hätte ich jetzt schon, von den lebhaftesten Gefühlen durchdrungen, ihre meine innigste Zuneigung gestanden, die ich schon seit unserer ersten Bekanntschaft empfand; aber der Ort und die Zeit, ihre und meine Lage, schienen mir nicht die gelegensten, um eine der

schönsten Minuten des Lebens zu feiern, wenn ich in ihre Gesinnungen keine Zweifel mehr hätte setzen dürfen.

Wir hatten Andernach bereits eine kleine Strecke hinter uns, als Mathilde ihre Erzählung beendigte. Ich machte sie auf die reizenden Umgebungen des Städtchens aufmerksam. Ich zeigte ihr die merkwürdigen Ruinen von Hammerstein, beschrieb ihr die herrliche Aussicht von dem Kirchberge zu Andernach, so wie die von der gegenüber liegenden Terrasse von Windhausen, die eben sichtbar wurde. Bald stellte sich uns zur Rechten die Ruine des Teufelshauses dar, wo ich ihr das Fenster im dritten Stocke des Nebengebäudes zeigte, aus welchem vor Jahrhunderten eine muthige Gräfin von Wied, der Sage nach, den ungestümen Liebhaber eiligst entfernte, so daß er sie nicht mehr zu belästigen vermochte. Später erschienen uns links die mächtigen erloschenen Vulkane von Mayen und Laach. Mit aller Gewalt, die ich über mich aufzubieten vermochte, drängte ich meine Gefühle in den Hintergrund, und erzählte ihr von den merkwürdigen Katastrophen, welche diese Gegend vor Jahrtausenden durch die Vulkane erlitten. Staunend hörte sie zu, und ihre Aufmerksamkeit, ihr großes Interesse, das sie für meine Erzählung zeigte, forderte mich zu noch wärmerer Schilderung jener ausgezeichneten Gegend und ihrer bewunderungswürdigen Verhältnisse auf. Weit im Westen zeigte ich ihr die hohe Kuppe des Sommerberges, von welcher man eine der ausgezeichnetsten Aussichten im Rheinlande genießt. Ich machte sie auf den nahe dabei liegenden Forst aufmerksam, in dessen Höhle wahrscheinlich einst die unglückliche Genovefa gelebt. So schwanden die Stunden, unter fortdauerndem Geplauder, das oft selbst die traurigen Verhältnisse, die ihrer zu Hause warteten, aus ihrer Erinnerung verdrängte.

(Schluß folgt.)

Nekrolog des Präsidenten von Ziegesar.

(Schluß.)

Als in der Mitte Aprils 1813 Napoleons Heere gegen die preußischen und russischen Heere nach Lützen zogen, hatte zu Weimar ein unseliges Mißverständniß zwei schuldlose Freunde, den geh. Regierungsrath von Voigt und den nachmaligen Obermarschall von Spiegel den Franzosen auf gefährlichste Weise verdächtig werden lassen und in harte Gefangenschaft auf dem Petersberge zu Erfurt gebracht. Keinerlei Gefahr und Verdächtigung scheuend, nahm Ziegesar sich ihrer verzweiflungsvollen Familien auf's hülfreichste an. Acht Tage später gelang es dem damaligen geh. Regierungsrath, jetzt wirklichem Geheimerath von Müller, dem Freunde der beiden Gefangenen, der persönlich mit dem aufgebrachten Kaiser zu Erfurt eine der heftigsten Scenen bestand, diesen von der Unschuld der Gefangenen zu überzeugen, so daß Napoleon Tags darauf, als auch die von ihm hochgeachtete Herzogin Luise eine Vorbitte ausgesprochen hatte, zu Weimar den Befehl der Freilassung ertheilte. Da war es denn wieder Ziegesar, welcher die kaiserliche Ordre an den Commandanten des Petersberges überbrachte und die hart geprüften Freunde zu den Ihrigen zurückführte. Leider wurde der Eine, geh. Regierungsrath von Voigt, ein Opfer dieser unheilvollen Einkerkerung. Er starb wenige Wochen nach seiner Befreiung an einem durch verpestete Kerkerluft erregten Fieber.*) Fast hätte auch Ziegesar in dieser Zeit einer gleichen Krankheit unterlegen. Kaum genesen, betrauerte er den plötzlichen Tod seines Vaters, an dessen Stelle die vereinigten Stände der weimarisch-eisenach'schen Lande ihn zum Generallandschaftsdirektor wählten. In so hohem Grade hatte der noch nicht dreißig Jahre zählende Mann sich schon die allgemeine Achtung erworben. Als im Jahr 1815 Weimar nach einem ansehnlichen Gebietszuwachse zum Großherzogthum erhoben wurde, berief die Gnade und das besondere Zutrauen des Großherzogs Carl August am 15. Dec. Ziegesar zum Präsident der neu errichteten Landesdirection. Unermüdet in seinem neuen Berufe und voll des besten Willens, fühlte er sich in dem ihm bisher fremd gebliebenen Wirkungskreise nicht heimlich; gewohnt, nur auf dem Grunde gesetzlicher Vorschriften zu richten und zu handeln, und entschiedener Feind jeden Anscheins von Willkür, vermißte seine oft allzu ängstliche Gewissenhaftigkeit auf einem Felde, wo es häufig auf freies Ermessen und bisweilen auf rücksichtsloses Durchgreifen ankommt, jene innere Beruhigung und Zufriedenheit mit sich selbst, nach dem sein ganzes Wesen strebte. Trübe Momente des Zweifels und Mißmuths ergriffen seine Seele, bis die Gnade seines auch da ihn klar durchschauenden und richtig würdigenden Fürsten den offen ausgesprochenen Wunsch zu erfüllen nicht anstand. Bei Errichtung des Oberappellationsgerichts zu Jena wurde ihm am 22. November 1816 von den vereinten durchlauchtigsten Höfen die Stelle des zweiten Präsidenten übertragen, worauf er nach Rücktritt des ersten Präsidenten, des Geheimeraths von Einsiedel, am 7. Januar 1825 in die erste Stelle einrückte. Hier stand er auf dem Gebiete, auf welchem er sich selbst zu genügen wieder vermochte, wie oft auch die strenge Gesetzlichkeit mit seinem Allen nur wohlwollenden und verzeihenden Herzen in Collision gerieth. Fortdauernd im tiefern Studium der Rechtswissenschaft begriffen, unterzog er sich den Arbeiten gleich einem andern Mitgliede des Collegiums und oft auch für andere, leitete die Geschäfte mit rastlosem Fleiße und einer, man kann sagen, beispiellosen Ordnung, der Gerechteste unter den Gerechten, überall Einklang und Frieden schützend, empfänglich für bessere Meinung. Im Aug. 1829 trat er in die erledigte Stelle des Curators und Regierungsbevollmächtigten bei der Universität ein. Von dem lebendigsten Interesse für das Gedeihen der Universität erfüllt, hat er des Guten viel ermittelt und gethan. Allein auch dem Geringfügigen wendete er seine Sorge zu und nie ohne die bereitwilligste, ja aufopfernde Hingabe. So war er den Lehrern ein wohlwollender, den Studirenden ein väterlicher Freund, und nur Wenige werden ihm bekannt geworden seyn, die nicht seiner Güte und Freundlichkeit etwas zu danken haben. Für die Regeneration unserer Literaturzeitung war seine Mitwirkung eine entscheidende. Neben seinen amtlichen Pflichten aber hatte er ununterbrochen sich einer Menge von Geschäften, die auf das Wohl des Landes oder Einzelner gerichtet waren, unterzogen. Welche Wirksamkeit er als Mitglied der weimarischen Landstände bis zum Jahr 1835 bewährt hat, berichten die Verhandlungen der Landtage. Im Jahr 1839 wurde er zum Spruchmann bei dem Bundesschiedsgericht er-

*) S. Memoriam vir. illustr. Chr. Gottl. de Voigt civibus commendat universitas litterarum Jenensis (scripsit H. C. A. Eichstadius.) Jenae, 1813. p. 53.

nannt. Seine Theilnahme an der Gründung und Leitung des segensreichen Instituts des Frauenvereins, an der Direktion der Besserungsanstalt für entlassene Sträflinge, an anderen Instituten bewies einerseits den großen Umfang seines humanen Interesse, andererseits die Kunst, eine fast unübersehbare Masse von Geschäften mit Ordnung und Pünktlichkeit zu bewältigen. Bei den wichtigsten Verhältnissen und Nachlaßirrungen der ihm befreundeten Familien wurde er zum Schiedsmann und Ordner gewählt. Allem Schiefen war er Feind, und wäre es ein schiefgestelltes Geräthe des Zimmers gewesen; wie hätte ein nicht gerader oder unlauterer Gedanke in seiner Seele Raum finden können? Was er als edler, offenherziger, mildthätiger Mensch war, kann nicht hier seine ausführliche Bezeichnung finden, steht aber in dem Innern von Tausenden geschrieben; denn weit umher verbreitete sich sein Wohlwollen, und der Geringste stand ihm nicht fern. Der Lohn aber, nach welchem er allein strebte, ist ihm auch zu Theil geworden, das unbedingte Vertrauen und die innige Liebe Aller, die ihn kannten. Auf seinem letzten Krankenlager erhielt er als Zeichen der Anerkennung seiner Verdienste noch die Ernennung zum Großkreuz des sachsen-ernestinischen Ordens und zum wirklichen Geheimerath. Im Volke aber nannte man ihn Anton Biedermann. Sein frühzeitiger, von Niemand befürchteter Tod verbreitete über Stadt und Land eine allgemeine Trauer. Obschon er eine stille Bestattung in der väterlichen Gruft zu Drakendorf, wo er starb, verordnet hatte, umstand doch eine große Menge aus der Nähe und Ferne sein Grab. Nach der Bestattung sprach Kirchenrath Schwarz in der Dorfkirche wahre seelenvolle „Worte der Erinnerung", die auch dem Drucke übergeben worden sind. Sein Verdienst, seine Treue, sein frommer und edler Sinn wird unvergessen bleiben.

Beitrag zur vaterländischen Schul-Chronik.

Die verehrliche Redaktion der Didaskalia, geneigt, wissenschaftlichen Mittheilungen und interessanten Notizen ihre Spalten zu öffnen, wird keinen Anstand nehmen, auch folgenden merkwürdigen Akt der herzl. geistl. Oberbehörde zu Coburg zur Publication zu bringen: Am 5. Dec. v. J. wurden die drei Schullehrer des Städtchens Königsberg in Franken aufs freudigste durch eine hier eingetroffene hohe Consistorial-Verfügung überrascht, nach welcher ihnen, aus einem vacant gewordenen städtischen Fond eine jährliche Besoldungszulage von 200 fl. nach wenig divergenten Verhältnissen bewilligt wurde. Ueberhaupt leistet diese hohe Behörde vielen gering besoldeten Lehrern des Herzogthums bedeutende Unterstützungen aus öffentlichen Cassen. Auf der andern Seite wird auch durch die verdienstlichen Bemühungen unseres hochverehrten Herrn Generalsuperintendenten Dr. Genßler an der Verbesserung der Schulen rastlos gearbeitet; es wurden die seither für die Wintermonate gangbar gewesenen Präceptorsdienste zu ordentlichen Schulstellen mit fixirten Gehalten für die Lehrer eingerichtet; die Lehrgegenstände in den Schulklassen, wo es noth that, zweckmäßiger vertheilt, und die Fortbildung der Lehrer durch nützliche Schriften, die ihnen unentgeltlich zukommen, erleichtert. Aber bei dieser seltenen Bewilligung und der edlen Wirksamkeit für Aufklärung dürfen wir nicht vergessen, daß sie ihren guten Grund in dem Willen eines Fürsten hat, der mit Weisheit das Zeitgemäße hier wie in mehreren andern Beziehungen unter seinem Volke zu verwirklichen sucht. B.

Mannichfaltigkeiten.

Zeitschriften, welche durch eine lange Reihe von Jahren und von keiner Concurrenz gefährdet festbestehen und fortwirken, haben dadurch ihre Tüchtigkeit schon bewiesen. Zu solchen gehört auch H. Malten's neueste Weltkunde, welche als ein reichhaltiges und gediegenes Repertorium zur neuesten Zeit- und Tagesgeschichte bekannt und anerkannt ist und keiner weitern Empfehlung bedarf. Das erste Heft des Jahrgangs 184[illegible] ist eben ausgegeben und enthält außer den kleinern Mittheilungen wieder mehrere werthvolle und zeitgemäße Abhandlungen.

Man liest in der „Leipz. Allg. Moden-Ztg.": In Frankfurt am Main ist eine neue Oper von Aloys Schmitt „das Osterfest zu Paderborn", glänzend ausgestattet, zum ersten Male aufgeführt worden und hat gefallen. — Kücken componirt eine Oper: „der Prätendent" für das Berliner Theater, Richard Wagner in Dresden ist ebenfalls mit der Composition einer neuen Oper beschäftigt, zu welcher er sich, wie zu seinen frühern, auch selbst den Text geschrieben hat. Netzers (von nächsten Ostern an Musikdirektor am Leipziger Theater zugleich mit Lortzing) neue Oper „Mara" hat in Prag sehr gefallen, desgleichen die neue Oper des Fürsten Poniatowski in Rom und die des Mecklenburger Flotow „l'esclave de Camoens", in Paris.

Friedrich der Große, dessen treffliche politische Grundsätze auf das lebendigste im Andenken erhalten zu werden verdienen, sagt unter Anderm in seinem höchst schätzenswerthen Vermächtnisse: „Die Erhebung der Fürsten ist das Werk der Völker; dem öffentlichen Wohle sollen sie ihre Eigenliebe und alle ihre Leidenschaften opfern. Das Interesse des Fürsten ist unauflöslich mit dem seiner Unterthanen verknüpft; der Fürst ist der Vertreter des Staates; er und seine Völker bilden Ein Ganzes, welches nur glücklich seyn kann, so lange zwischen beiden Eintracht besteht." — Förderung des Vertrauens (sagt ein rheinpreußisches Blatt) durch alle möglichen, dem Gesammtwohle nicht zuwiderlaufenden Zugeständnisse und Befestigung der daraus hervorgehenden Eintracht durch Verbannung jeder Einseitigkeit und Willkür und durch strenge Handhabung des Rechtes und der Gerechtigkeit sey daher abermals unsere Devise für das neuangetretene Jahr, bei dessen Beginne wir es uns nicht versagen können, ungetheilten Herzens einzustimmen in den schönen Wunsch des biedern Volks- und Menschenfreundes Uhland:

„Wer redlich hält zu seinem Volke,
Der wünsch' ihm ein gesegnet' Jahr!
Vor Mißwachs, Frost und Hagelwolke
Behüt' uns aller Engel Schaar.
Und mit dem oft ersehnten Korne
Und mit dem oft entbehrten Wein
Bring' uns dies Jahr in seinem Horne
Das alte, gute Recht herein!

Man kann in Wünschen sich vergessen,
Man wünschet leicht zum Ueberfluß;
Wir aber wünschen nicht vermessen,
Wir wünschen, was man wünschen muß;
Denn soll der Mensch im Leibe leben,
So brauchet er sein täglich Brod,
Und soll er sich zum Geist erheben,
So ist ihm seine Freiheit noth."

Als Fortsetzung von „Deutsches Leben in deutschen Novellen" wird demnächst eine neue Folge, unter dem Titel „Veronika" erscheinen. Der geschätzte Verfasser, H. König, hat durch die erste Novelle der genannten Sammlung, durch seine „Regina" bewiesen, daß er zu den vorzüglichsten der heutigen Novellisten gehört, und der besten Anerkennung der Gebildeten würdig ist. Seine Regina ist nicht nur eine tiefergreifende, von Wahrheit und Natur durchweg belebte und den Seelenmaler überall bekundende Herzensgeschichte, sondern sie spricht auch zum Geiste des gereiften Denkers, und trägt den Abdruck Göthe'scher Klarheit und Lebensphilosophie. Von H. Königs älterem und größerem Romane „Die hohe Braut" soll eine zweite Auflage erscheinen.

Der Künstler Burgschmiet in Nürnberg hat den Guß der Statue Beethoven's für Bonn bereits begonnen. Der Kopf, der wichtigste Theil, ist bereits gegossen und so vortrefflich gelungen, daß nicht die geringste Ciselirung nöthig ist. Der Künstler versichert, so sehr sein Gußwerk der Albrecht Dürer-Statue gerühmt würde, so werde doch dieses Werk noch besser ausfallen.

In Potsdam hat sich auch ein Mäßigkeitsverein gebildet, der bereits 600 Mitglieder zählt und jeden Sonntag eine Versammlung hält. Bei einer der letzten Versammlungen wurde eine Vorlesung über den Magen gehalten und dabei Abbildungen herumgereicht, wie der Magen aussieht bei einem mäßigen Menschen und einem Schnappssäufer.

(Frankfurt, 7. Jan.) Wir haben den Musikfreunden die angenehme Anzeige zu machen, daß nächsten Samstag den 13. d. Mts. Hr. Heinrich Wolff im hiesigen Schauspielhause ein großes Vokal- und Instrumental-Konzert veranstalten wird, unter Beigabe der so beliebten Operette — Der Kalif von Bagdad. — Der Name des genannten Virtuosen, dessen vortreffliche Leistungen neben denen der Künstler ersten Ranges mit Achtung genannt werden, macht jede Anpreisung überflüssig, und es steht dem Konzerte desselben ein um so zahlreicherer Besuch in Aussicht, als in gegenwärtiger Wintersaison das Publikum mit musikalischen Soireen nicht überhäuft ist.

Korrespondenz.

Vom Taunus, im Dec.

Die geistreiche und charaktervolle Rede des Freihrn. v. Andlaw in der badischen Kammer wird gewiß bei jedem ehrlichen Mann in Deutschland Gehör finden, der den vergiftenden Einfluß des Roulettspiels auf die Sitten aus Erfahrung kennt. Es ist wahrlich beschämend für uns, daß wir, die wir so viel von Nationalehre reden, diesen Anstalten bei uns den Zugang gestatten, nachdem England und Frankreich für immer den Fluch über sie ausgesprochen haben. Auch in unserer Gegend hat das Spiel schon Manchen, der früher allgemein geachtet wurde, um Hab und Gut, um Ehre und Lebensglück gebracht und die Gefahr wird mit jedem Jahr größer. Der Staat sollte sich nicht zur Herberge die Sitten verpestender Anstalten hergeben und wir sollten überzeugt seyn, daß wir uns selbst belügen, wenn wir in unserem Nationallied singen:

Das ist des Deutschen Vaterland:
Wo Zorn vertilgt den wälschen Tand!

Möchten doch alle Landstände in ganz Deutschland im Sinne des Hrn. v. Andlaw reden und möchten auch die nassauischen Landstände, die durch Intelligenz und Ausdauer ausgezeichneten, beim nächsten Landtage über diesen wichtigen Gegenstand kräftige Worte sprechen, damit endlich dieser Gräuel von uns gethan und unsere Ehre vom schwärzesten Flecken gereinigt werde!

Vom Main, im Dec.

Die Kartoffelzucker- und Syrupfabrikanten machen in diesem Jahre gute Geschäfte. Ihre Fabrikate finden reißenden Absatz an die — Weinfabrikanten. Die Fortschritte in der Chemie scheinen die Kunstweine mehr oder weniger in Schutz nehmen zu wollen. Erst neuerlich lasen wir in der vielverbreiteten Didaskalia wieder ein Recept von dem berühmten Döbereiner, welches aus saurem Moste durch Zusatz einer Zuckerauflösung mit etwas Hefe einen trinkbaren Wein machen lehrt. Viele unserer ehrlichen deutschen Weinproducenten kommen dadurch in Jahrgängen wie der diesjährige in's Gedränge und wissen nicht recht, woran sie sind. Gewohnt, nach alter Sitte und gutem Brauch „reinen Wein einzuschenken" und großentheils nicht im Besitze chemischer Kenntnisse, welche die Criterien für die Annahme oder Verwerfung von dergleichen Vorschriften geben, überlassen sie entweder die Vortheile der Fabrikation der Kunstweine den Weinhändlern und kommen dann offenbar zu kurz, oder sie entschließen sich, im Geheimen selbst zu laboriren, meistens jedoch mit der Ungewißheit, ob ihr Verfahren polizeilich zu rechtfertigen oder strafbar ist. In Frankreich ist man über diesen Punkt längst im Reinen. Schon Chaptal hat, was das Beigeben des Zuckers betrifft, dem Streite ein Ende gemacht und der Praxis den Weg gebahnt. Es wäre Zeit, daß man in Deutschland sich endlich auch über diese Angelegenheit verständigte. Mit vielem Interesse wird daher ein bei A. Scholz in Wiesbaden erschienenes Schriftchen von Professor Thomae gelesen, welches unter dem Titel: „Offenes Schreiben an die am 17. Febr. d. J. zu Oestrich im Rheingau gegen die Verbesserung schwacher und saurer Weine mit Zucker versammelt gewesenen Weinproducenten im Rheingau" — die reinen Naturweine mit den gezuckerten Kunstweinen in das richtige Verhältniß setzt. ***

Theater-Anzeige.

Montag, 8. Jan. (Zum Erstenmal): Die schöne Athenienserin, Originallustspiel in 4 Acten, von Feldmann. Hierauf: Das war ich, ländliche Scene in 1 Act, von Hutt.

Dienstag, 9. Jan. Doctor Wespe, Lustspiel in 5 Abth., von R. Benedix.

Mittwoch, 10. Jan. (Zum Vortheil des Componisten Hrn. Aloys Schmitt): Das Osterfest zu Paderborn, große heroische Oper in 3 Abth., von Dr. Cäsar Heigel, Musik von Aloys Schmitt. Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 10. Mittwoch, den 10. Januar 1844.

Nachtfahrt.

Novelle von X.

(Schluß.)

Endlich kamen wir in Coblenz an, mir wieder, wie einst zu Friedberg, viel zu früh. Ich geleitete sie an ihre Wohnung, und gab ihr das Versprechen, sie nach wenigen Stunden zu besuchen, um den Zustand ihrer Mutter einer genauen Prüfung zu unterwerfen. Die Eile, welche mich zur Heimkehr anspornte, und der Wunsch, sie zu sehen, trieben mich, sobald es einigermaßen die Schicklichkeit erlaubte, in Mathildens Wohnung. Ich fand ihre Mutter an einem heftigen Nervenfieber erkrankt, so daß ich ihr, die durch die Wiederkehr der geliebten Tochter sehr bewegt war, die größte Ruhe empfehlen mußte. Ihr umsichtiger Arzt hatte die besten Mittel angeordnet, und als er, bald nachher ankommend, mir noch sein Heilverfahren bezeichnete, konnte ich der Kranken die tröstende Versicherung geben, daß sie volles Vertrauen in ihren Arzt setzen könne, der sie gewiß bei seiner gründlichen Kenntniß ihrer Krankheit mit Gottes Hülfe bald wieder herstellen würde. Schwer wurde mir die Trennung von der liebenswürdigen Mathilde, und nur die Hoffnung, sie bald wieder zu sehen, erleichterte mir den Abschied.

Ehe die Sonne sank, war ich in dem Hause meines Oheims, dessen Züge ich noch im Tode so streng fand, als sie im Leben immer gewesen waren. Ich ordnete Alles zu seiner feierlichen Bestattung an, und folgte ihm am nächsten Morgen zu seinem Grabe.

Der Verstorbene hatte mich zu seinem einzigen Erben eingesetzt, wodurch ich der Besitzer eines Vermögens wurde, das mich auch ohne weitere Berufsgeschäfte einer sorgenfreien Zukunft entgegen sehen ließ. Gern ging ich aber auf die Wünsche der Bewohner der Stadt ein, die Stelle meines Oheims zum Heile meiner leidenden Mitbürger zu übernehmen.

Verschiedene Geschäfte, die mein Oheim unbeendigt gelassen, mußten aber nothwendig in Ordnung gebracht werden, und nahmen mich noch vier volle Wochen in Anspruch. Meine Sehnsucht wuchs mit jedem Tage. Ueber den Zustand der Mutter war ich aber in steter Kenntniß, indem ihr trefflicher Arzt mir öftere Nachrichten ertheilte. Mathilden ertheilte er stets für ihre unausgesetzte Pflege die größten Lobsprüche. Glücklich Derjenige, bemerkte er in einem Schreiben, welcher diese vortreffliche Jungfrau als Gattin heimführt.

Endlich gelang es mir, mich auf einige Tage frei zu machen. Ich eilte nach Coblenz. Mein Herz pochte heftig vor Freude und Erwartung, als ich den Griff der Schelle anzog, deren Läuten meine Ankunft melden sollte. Ich wurde eingeführt. Der Empfang, welcher mir zu Theil wurde, schlug meine Hoffnungen nicht nieder. In Mathildens Augen glänzte die innigste Freude. Die Mutter war wieder ganz hergestellt; auch die Tante von Bonn war da. Man erwartete den Wagen, um eine Spazierfahrt auf die Karthause zu machen. Die beiden Schwestern wünschten die ausgezeichnete Aussicht von jenem Hügel wieder ein Mal zu genießen, und Mathilden, die sie noch nicht kannte, zu erfreuen. Ich schloß mich der Gesellschaft an. Es war ein heiterer Septembertag. Bergan führte ich die liebliche Mathilde, welche in der Freude über die Genesung der Mutter heiterer und reizender, als je, war. Wir gingen an der Feste Konstantin vorüber. Dann kamen wir an jenen ausgezeichneten Punkt, von welchem man das in wundervoller Schönheit prangende Thal, durchströmt von dem herrlichen Rheine, übersieht. Auf beiden Seiten schön bewachsene Berge, malerische Burgruinen und den mächtigen Ehrenbreitstein tragend; an den Ufern die freundliche Stadt und die lieblichen Ortschaften, im Strome sich spiegelnd, von den reichsten Obst- und Rebenpflanzungen umgeben. Wir fuhren weiter über die ausgedehnte Fläche der Karthause, von reiner Bergluft angeweht. Wir wendeten uns dem westlichen Abhange des Berges zu. Dort führte ich die Frauen an die überraschende Stelle, wo man auf weit vorspringendem Felsenabhange in schwindelerregender Tiefe zu seinen Füßen die Mosel erblickt, die in weiten Bogen das Thal durchschweift. Wie wechseln hier anziehende Auen mit steilen Weinbergen, sanfte Berghalden mit jähen Felsenriffen! Freundliche Ortschaften spiegeln sich in dem silberglänzenden Strome, auf dem Schiffe und Kähne ruhig hinschwimmen, tiefe Wasserfurchen ziehend. Drüben in der weiten Rheinebene erheben sich zahlreiche Ortschaften, und der deutsche Strom zeigt an mehreren Stellen sein glänzendes Silberband.

Die beiden älteren Frauen fühlten sich jedoch bald, bei dem Blick in die Tiefe, von Schwindel ergriffen, und begaben sich in den Wagen zurück, wo sie unser baldiges Nachfolgen erwarten wollten. Wir befanden uns allein in der herrlichsten Natur, unser Gemüth offen für jedes Schöne. Stumm sahen

wir, auf der Rasenbank sitzend, einige Augenblicke hinab in das Wellengekräusel des Stromes, aber bald ruhte mein Auge in dem ihrigen, aus dem ihre Güte, ihre Liebe, mir deutlich sichtbar, mich anschauten. Ich ergriff ihre lieben Hände, ich zog sie sanft an mich; sie blickte mich mit dem vollsten Vertrauen der Liebe an, und widerstrebte nicht, als ich meinen Mund ihren heißen Lippen näherte. Mit wenigen Worten war der Bund der Herzen geschlossen auf Lebenszeit. In Entzücken versunken, fühlte ich kaum den leisen Druck einer Hand auf meinem Haupte; ich sah empor, und freundlich sprach die Mutter ihren Segen über unsere Verlobung im weiten Tempel der Natur, dem wenige Wochen später der Segen im Gotteshause folgte.

Lebensrettung des Dichters de la Motte Fouqué.

In der Schlacht bei Groß-Görschen attakirte das jetzige 6. Cuirassier-Regiment, genannt Kaiser von Rußland, ein feindliches Quarrée. Das Pferd des damaligen Lieutenants Baron von Fouqué erhielt einige Bajonetstiche: dadurch wild gemacht, warf es seinen Reiter im feindlichen Quarrée ab; der Stiefsohn desselben, der damalige Oberjäger, jetzige geheimer Staatsminister von Rochow, bemerkte dies und forderte die Oberjäger Hertel und Braumann auf, mit ihm einen Versuch zur Befreiung seines Vaters zu wagen. Alle drei reichten sich die Hände, drangen vor, hieben sich glücklich in die Feinde hinein, und die obengenannten Oberjäger nahmen den Baron, jeder ihn bei einem Arm fassend, aus dem Quarrée mit heraus. Kurz zuvor hatte sich das Regiment zurückgezogen. Etwa auf Pistolenschußweite vom Quarrée entfernt, wurde das Pferd des Braumann scheu, und er mußte den Baron loslassen. In diesem gefahrvollen Augenblicke sprang der Hertel vom Pferde und setzte den Baron de la Motte Fouqué darauf, welcher in der Richtung des Regiments, mitten unter einem Kugelregen, davonritt. Hertel selbst fing einen in der Brust verwundeten, auf dem Schlachtfelde ohne Reiter umherlaufenden Kosaken-Schimmel auf. Die Wunde desselben war so groß, daß, um das Bluten derselben zu stillen, er ein Taschentuch hinein steckte. Er kam aber von dem Detachement, das zu genanntem Regiment gehörte, ab, und bei dem nach der Schlacht angetretenen Rückzuge traf er erst mit dem Baron in Dresden wieder zusammen, wo nicht nur das Pferd des Hertel sehr mitgenommen, sondern auch sein ganzes Gepäck verloren gegangen war. Nach beendigtem Kriege, bei dem Einzuge in Berlin, stellte der Baron den Hertel seiner Gemahlin als seinen Lebensretter vor, und die hohe Dame dankte ihm auf's verbindlichste. Er selbst widmete sich wieder der Landwirthschaft mit großem Eifer und Fleiße, hatte mit vielen Widerwärtigkeiten und Unglück zu kämpfen, und als sich zufällig seine Verhältnisse freundlicher gestalten wollten, starb er, ohne die Beschwerden des Alters kennen gelernt zu haben, im kräftigen Mannesalter. Ihm ist der Nachruhm geworden, daß er ein wahrer Biedermann war, und ungeachtet seiner Unglücksfälle hatte er sich den wohlverdienten Ruf eines vorzüglichen Landwirthes erworben. Er lebte gänzlich zurückgezogen seinen Geschäften. Seine Gebeine ruhen auf dem Kirchhofe des Dorfes Phöben an der Havel, zwischen Potsdam und Brandenburg. Seine einzige hinterlassene Tochter ist bei ihrer Tante (der Frau Majorin v. Götz) in Berlin. Braumann war nach dem Kriege Offizier im schon genannten Regimente, soll aber auch später wieder der Landwirthschaft sich gewidmet haben. Wahrscheinlich leben noch Viele, die diesen Vorfall kennen; unter diesen steht obenan der Commandant von Berlin, zur Kriegszeit Führer der Freiwilligen des genannten Regiments.
(Berl. N.)

Mannichfaltigkeiten.

(Potsdam.) Am Neujahrstage, Nachmittags zwischen 2 und 5 Uhr, ist die Kapelle der russischen Colonie Alexandrowka vor dem Nauener Thor beraubt worden. Der Dieb hatte die Schnur, mit welcher die statt der Thür zur Lüftung der Kapelle eingesetzten und mit Gaze überspannten Rähme befestigt sind, durchschnitten, war so in das Heiligthum gedrungen und hatte hier zehn silberne russische Kriegsdenkmünzen aus den Jahren 1812 und 1814, eine preußische Kriegsdenkmünze und mehrere Ordensgarnituren entwendet, die übrigen in der Kapelle offen dastehenden silbernen Kirchengeräthschaften und Kostbarkeiten aber unberührt gelassen. Am 3. Jan. Vormittags erhielt nun das k. Polizei-Direktorium einen unfrankirten Brief aus Berlin, aus dem Briefkasten entnommen, in welchem sich die entwendeten 10 russischen Medaillen befanden. Das Schreiben selbst war mit einem verzogenen G unterzeichnet und in Ausdrücken der tiefsten Reue über die That abgefaßt, zu welcher der Briefsteller, wie er erklärt, nicht durch Noth, sondern lediglich durch die Verblendung des Satans, der ihn zu seinem Sclaven habe machen wollen, verleitet worden sey. Das Schreiben gab auch eine Stelle in der nahe bei der russischen Kapelle gelegenen Kiefernheide an, wo an einer Weihnuthskiefer die Ordensgarnitur, an welcher die preußische Kriegsdenkmünze befindlich, aufgehängt sey (was sich als wahr erwiesen hat), und der Verfasser bittet zum Schluß, „indem er den, den verblichenen Kriegern geraubten Schatz wieder zurückgebe, Alles wieder an Ort und Stelle aufzuhängen, weshalb er zur Bestreitung der etwa hierdurch verursachten Unkosten 1 Thlr. mit übersende." Dieser Thaler ist indeß in dem Brief nicht vorgefunden worden.

Einem detaillirten offiziellen Berichte des Gouverneurs von Palermo zufolge beträgt die Zahl der in der glühenden Lava verunglückten Personen 143. Unter ihnen befinden sich mehrere Fremde, größtentheils Engländer. Der Verlust an Vieh und Weinreben, Saaten und Fruchtbäumen ist auf $1^{1}/_{2}$ Mill. Ducati angeschlagen.

(Hannover, 5. Januar.) Eine merkwürdige und sehr wichtige Entdeckung ist das kürzlich in der Feldmark von Velber ($^{1}/_{4}$ Stunde von Limmer und eine Stunde von Hannover entfernt) aufgefundene reiche Asphalt-Lager. Hier liegt, wenige Fuß unter der Oberfläche einer mäßigen Anhöhe, der schönste Asphalt, wie er zu Pflasterungen und Dachbekleidungen benutzt wird, in einem Lager von ziemlich bedeutender Ausdehnung, und von anscheinend großer Mächtigkeit. Bis jetzt ist man nur bis auf eine Tiefe von 14 Fuß in dasselbe eingedrungen, und bis dahin lieferten gerade die tiefsten Schichten fortschreitend die besten Asphaltsteine. Gleich demjenigen von Seyssel und Val de Travers besteht auch der hier gewonnene Asphalt aus mit flüssigem Erdpech stark geschwängertem

Kalksande, bildet jetzt aber eine zusammenhängende, so feste und zähe Masse, daß er mit Instrumenten nicht zu lösen ist, sondern mit Pulver abgesprengt werden muß.

Ein alter Aberglaube sagt, wenn es stürmt: ein altes Weib habe sich erhängt. Wie nun meist jeder Aberglaube zuweilen vom Zufall begünstigt wird, so geschah dies auch mit dem bezeichneten Aberglauben während des letzten Sturmes. Es haben in der That am Freitag und Sonnabend der vorigen Woche in und bei Elbing vier in Jahren vorgerückte Frauen ihrem Leben durch Erhängen ein Ende gemacht. Mitunter hat ein Aberglaube aber auch eine wirkliche natürliche Ursache, und es wäre daher wohl werth, daß Naturforscher und Psychologen untersuchen möchten, ob ein starker Sturm auf das Gemüth, besonders bei alten Frauen, eine zum Selbstmord antreibende Einwirkung hervorzubringen im Stande sey.

(Berlin, 2. Januar.) Es ist dieser Tage viel hier die Rede von dem Becher Napoleon's gewesen, welcher dem Prinzen Wilhelm von Preußen entwendet wurde. Ein hiesiger Auctions-Commissarius bestreitet die Aechtheit jenes Bechers, indem er behauptet, den ächten Becher, welcher nach der Schlacht bei Belle Alliance in Napoleons Wagen gefunden wurde, selbst zu besitzen. Wir haben den Becher selbst gesehen, die Unterschrift darauf und die Beglaubigung der Aechtheit desselben soll von dem verstorbenen Hrn. von Pirch veranlaßt worden seyn. — Es hat sich nicht bestätigt, daß die Gewinne unserer monatlichen Droschkenlotterie für die Armen bestimmt seyen. Bei allem Wohlthätigkeitssinn der Berliner würde auch der Impuls alsdann nicht stark genug gewesen seyn, um den Zweck erreichen zu helfen, nämlich, daß sich die Fahrgäste jedes Mal die Marken von den Kutschern aushändigen lassen und so die Verificirung der Zahl der Fahrten sichern. Wie es aber jetzt eingerichtet ist, müssen die Prämien-Droschken nothwendig ausgezeichnete Geschäfte machen, da Jedermann ihnen den Vorzug geben wird. Die Wirkung wird die seyn, daß die übrigen Droschkenfuhrherren sich dem Plane anschließen müssen, wo dann die Fahnen über den Prämien-Droschken wieder verschwinden werden.

(Hamburg.) Das Unglück, welches vor etwa drei Wochen das Schiff „Julie", Kapitän Driewen, dem hiesigen Hause C. M. Schröder u. Comp. gehörig, betroffen hat, ist noch immer ein Gegenstand des Gesprächs. Es war von Rio Janeiro auf hier abgegangen, und befanden sich am Bord desselben 5 Passagiere, nämlich 2 junge Hamburger, ein Pastor Neumann aus Berlin, der in Rio Prediger gewesen war, ein junger Knabe aus Rio, der hier in eine Pensions-Anstalt sollte, und ein Tischlergeselle. Als das Schiff in den Kanal kömmt, läuft es, laut Ordre der Ladungs-Interessenten, in Plymouth an. Die beiden Passagiere aus Hamburg entschließen sich, an's Land zu gehen, um ihre Reise über London und von da per Dampfschiff hierher zu machen. Das Schiff „Julie" setzt seine Reise fort, und in der Nacht vom 8. zum 9. December, nachdem es von der Lootsen-Galiotte an der Mündung der Elbe einen Lootsen eingenommen hat, bleibt es bei einem fürchterlichen Sturme mit Mann und Maus. Selbst die Leichen der Bemannung und Passagiere sind nicht gefunden worden. Die Eltern der beiden in England ausgestiegenen Passagiere wußten, daß ihre Söhne an Bord der Julie waren, nicht aber, daß sie in England an's Land gegangen waren. Man denke sich den Schmerz, aber auch die Freude, als sie ein paar Stunden nach dem Eintreffen der Nachricht von dem Schiffbruche mit der gerade eintreffenden englischen Post Briefe von ihren Söhnen aus London erhalten, worin von letzteren die Aenderung ihres Reiseplans gemeldet wird. Zu bemerken ist, daß beide Väter der jungen geretteten Leute Magdeburger sind: Pinkernelle und Liebich. Die in der Elbe verunglückte Mannschaft der „Julie" soll sich auf 16 Personen belaufen. Seit 40 Jahren ist kein Schiffbruch in solcher Nähe der Stadt, und von so schrecklichen Umständen begleitet, vorgekommen.

Aus Zürich wird gemeldet, daß Hr. Keller, ein geborner Frankfurter, sich fortwährend der Gunst des dortigen Publikums zu erfreuen habe. Neben dem ersten Liebhaber, Hrn. Gerlach, und dem Darsteller der Heldenrollen, Hrn. Wallisser, wirkt Hr. Keller als Regisseur und im Fache der Charakterrollen und Intriguants. Schon seit fünf Jahren ein Liebling des Publikums, weiß er sich dessen Gunst durch Fleiß und gediegene Leistungen zu erhalten, unter welchen wir aus der letztern Zeit nur auf diejenigen des Duflos, im Irrenhaus von Dijon, des Kardinal Richelieu, des Strobel im bemoosten Haupt, des Rappelkopf im Alpenkönig u. a. hinweisen. Hr. Keller hat schon öfters Gelegenheit gehabt, bei größern Bühnen Engagement zu finden, solche aber nicht benutzt, weil ihn die herrlichen Umgebungen von Zürich und der biedere Charakter seiner Bewohner an diese ihm so lieb gewordene Stadt fesseln.

(Zürich, 2. Jan.) Letzten Samstag wurde vor dem Kriminalgericht der Prozeß eines Stoll von Winterthur, Bediensteter der dortigen Stadtpolizei und angeklagt, in dieser Eigenschaft bedeutende Diebstähle sowohl auf öffentliche als Privatkassen begangen zu haben, beurtheilt. Der Staatsanwalt hatte auf zwölf Jahre Kettenstrafe angetragen. Das Gericht verurtheilte den Stoll zu 16jähriger Kettenstrafe.

Frankfurter Theater.

Am 1. Jan. a. c. wurde unsere Bühne mit einem von Hrn. Weidner gesprochenen und in unserem Blatte bereits mitgetheilten Prolog eröffnet. Hr. Weidner sprach mit der ihm eigenen Klarheit und Kraft der Rede und wurde nach Beendigung des Vortrags gerufen. Das zum Prolog gehörige, schön arrangirte Tableau gefiel sehr. Hierauf folgte die Oper „Faust" von Spohr und zwar in einer ausgezeichneten und allgemein ansprechenden Vorstellung. Was Hr. Pischek als Faust leistet, ist bekannt und wurde auch heute gewürdigt. Gleichfalls vorzüglich war Fräul. Rudersdorff als Kunigunde. Man sieht sie gern, da man sich bei ihr immer en bonne société weiß und da ihr Spiel stets in sehr anständigen und nobeln Conturen sich bewegt. Den Charakter der stolzen Kunigunde gab sie vorzüglich und eben so trug sie den Gesangspart vor, namentlich die große Arie im ersten Acte, welcher der lebhafteste Beifall gespendet wurde. Fräul. R. erfreut sich fortwährend der verdienten Gunst des Publikums. — Als Röschen hat Fräul. v. Knoll die gute Meinung, die sie bereits durch frühere Leistungen sich zugewendet hat, vollkommen begründet. Ihre Stimme hat an Klang, Schmelz und Umfang die Rivalität mit den vorzüglichsten Sängerinnen nicht zu scheuen und ist am schönsten in den mittleren Tonlagen; der Vortrag ist lebendig und dramatisch und die Aussprache sehr deutlich. Wenn das Spiel

dieser Sängerin hinter diesem steht, so darf man solches der Anfängerin auf den Brettern kaum in Rechnung stellen. Wir glauben, daß diese talentvolle und noch jugendliche Sängerin zu den schönsten Erwartungen berechtigt und müssen Hrn. Kapellmeister Guhr wiederholt das Verdienst zugestehen, daß er unserem Repertoir Talente zu verschaffen weiß, die erst unter seiner Leitung einen deutschen Ruf erlangen. Möge auch Fräul. v. Knoll, die für einen solchen ganz berufen scheint, durch eifrig fortgesetztes Studium dazu gelangen!

Am 4. d. Mts. gab man die Nachtwandlerin, welcher wir nicht beiwohnten, und am 7. Zampa. Diese beliebte, durch angenehme, frische und leicht faßliche Melodieen sich auszeichnende und effektvoll instrumentirte Oper erhält durch die schöne Gesangeleistung des Hrn. Pischek als Zampa, welchem heute von dem überfüllten Hause alle Zeichen der lebhaftesten Anerkennung geboten wurden, ein gesteigertes Interesse. Er hob sowohl die Recitative, als auch die Arien und Cantabiles mit meisterhafter Klarheit und Kraft hervor und entfaltete den ganzen Umfang seiner schönen und imposanten Stimmmittel. Auch Fräul. Capitain als Camilla sang schön und ausdrucksvoll. — Die Vorstellung fand verdienten Beifall. W.

Korrespondenz.

Hamburg, 4. Jan.

Meine diesjährigen Korrespondenzberichte will ich mit einer kurzen Mittheilung über unsere vier politischen Zeitungen und deren vorzüglichste Mitarbeiter beginnen. Wir haben bekanntlich vier täglich (mit Ausnahme des Sonntags) erscheinende Zeitungen: den Korrespondenten, die Neue Zeitung, die Börsenhalle und die Nachrichten. Hauptredacteur des Korrespondenten ist Runkel, die Artikel für den gelehrten und literarischen Theil liefern von hiesigen Gelehrten zumeist Dr. Henning, Dr. Hoffmann, Dr. Kraft und Dr. Siemers, Referent für medicinische Gegenstände ist Dr. Rothenburg, sehr zahmer und rücksichtsvoller Theater- und Konzert-Referent Dr. Hilgenfeldt, mitunter secundirt auch Dr. Töpfer. Von regelmäßigen auswärtigen Mitarbeitern nenne ich K. Gödeke in Celle und H. Truhn in Berlin (mit dem Schützenzeichen ♂, der so oft fehlschießt). — Die Neue Zeitung wird von Dr. Fischer und Dr. Grisson redigirt. Christern schreibt fast allein das Feuilleton, auch die Lüneburger Lagerbilder und Hamburg's Geheimnisse sind von ihm, so wie die scharfen Theaterartikel. — Dr. Schädtler zeichnet als Redacteur der Börsenhalle; ihm zur Seite dabei steht Schirges. Die frühern größern, meist den Zollverein betreffenden Artikel wurden von Dr. Kirchenpauer und Dr. Sötbeer geschrieben. Die Nachrichten endlich werden in neuester Zeit, was den politischen Theil anbelangt, von Dr. Heckscher geleitet, das „Vaterstädtische“ ordnet Dr. Buek und Dr. Bärmann besorgt sämmtliche Schaustellungen, Sehenswürdigkeiten, Bücherrecensionen und Seiltänzeranzeigen rc. rc. — Mit vielem Interesse werden hier die vor kurzem bei Campe erschienenen „Wiener Briefe, von einem Eingeborenen“ gelesen. Dieselben schildern besonders das sociale Leben in den hohen aristokratischen Kreisen der Kaiserstadt und lassen den Zustand der Corruption in einem hellen, Alles schonungslos beleuchtenden Lichte erscheinen. — Hr. Campe sucht, wie ich höre, einen neuen Redacteur für den Telegraphen. Am nächsten Samstag wird, zum Benefiz des Hrn. Brüning, Gutzkow's „Zopf und Schwert“ zur Aufführung kommen. Alles ist auf den Erfolg in hohem Grade gespannt.

Dürkheim in der baier. Pfalz, im Dec.

Wer nunmehr die Ruine des Klosters Limburg besucht, wird sich von den großen Veränderungen, die daselbst in der jüngsten Zeit vorgenommen wurden, nicht wenig überrascht sehen. Die Stadt Dürkheim hat im Laufe d. J. von einem Privaten die Ruine des Klosters mit ihrer nächsten Umgebung angekauft und läßt nun seit einiger Zeit durch mehr als 100 Arbeiter, die täglich daselbst beschäftigt sind, den Schutt aus dem Schiff der Kirche und aus dem Innern des andern Mauerwerks räumen und die Umgebung, die fast ganz aus Gartenerde besteht, mit englischen Anlagen nach dem Plane des Garteninspectors Hrn. Metzger in Heidelberg verschönern. Auch Wege und Pfade, mit Ruhebänken versehen, werden angelegt, so daß man zu Wagen und zu Fuß ganz bequem die Anhöhe erreichen kann. Die Aussicht in's Rheinthal ist von der Limburg aus entzückend schön und die Umgebung ist wahrhaft idyllisch. War dieser interessante Punkt schon längst der Wallfahrtsort vieler Naturfreunde, so wird er es ohne Zweifel in der Zukunft noch in höherm Grade werden. Sollte das pfälzische Musikfest wieder einmal in Dürkheim gefeiert werden, so wäre es nicht unmöglich, daß die Aufführung im Schiff der Klosterkirche, das dem des Speyerer Domes an Größe gleichkommt, statt finde. An Gefahr ist dabei nicht zu denken, da die schadhaften Mauerstellen mit hydraulischem Kalk ausgebessert werden. Durch die Auffindung des Klosterbrunnens wird es nun um so eher möglich werden, in der Ruine eine Restauration zu errichten. Wie wird sich der Herr Satan freuen, wenn sich die Kunde in der Unterwelt verbreitet, daß sein Lieblingswunsch, aus dem Kloster ein Wirthshaus erbaut zu sehen, endlich nach vielen Jahrhunderten doch realisirt wird! Der Teufel trug nämlich nach der Volkssage zur Erbauung des Klosters fleißig Steine herbei, in der Meinung, es werde daselbst ein Wirthshaus erbaut. Als er eben wieder auf dem jenseitigen Berge mit einem ungeheuren Felsblock angelangt war, hörte er mit Erstaunen, daß der Bau zu einer Kirche und nicht zu einem Wirthshaus bestimmt sey. Im Zorn wollte er den Stein über das Thal hin auf den Bau schleudern, um ihn zu zertrümmern, als in demselben Augenblick der Stein zu einer weichen Masse ward. Noch jetzt sieht man in dem wieder verhärteten Stein des Teufels Krallen. Daher der Name „Teufelsstein.“ — Nicht allein auf dem Kloster Limburg, sondern noch an vielen andern Stellen unserer an Naturschönheiten so reichen Umgebung kommt die Kunst der Natur zu Hülfe, indem man schöne Anlagen und anmuthige Spaziergänge herrichtet. Worin mag wohl der Grund liegen, daß Dürkheim zur Verschönerung seiner Umgebung so große Opfer bringt? Man beabsichtigt nämlich, Dürkheim zu einem Badeort zu erheben. Die städtischen Mittel sind zur Erbauung der nöthigen Lokalitäten glänzend wie in wenigen Gemeinden der Pfalz, und was die Heilquellen selbst anbelangt, so hat man Hoffnung, daß durch die Güte unseres Königs und das nöthige Salzwasser von der hiesigen Saline werde verabreicht werden. Es ist wohl nicht zu bezweifeln, daß das Unternehmen von dem besten Erfolg gekrönt werde, wenn man bedenkt, daß unsere milde und reine Gebirgsluft allein schon hinreichend ist, mancherlei Krankheiten zu heben oder zu verhüten. Kommt nun dazu als Nachkur noch der Genuß der Trauben, die in unserer Umgebung auch in geringen Jahrgängen dazu ganz geeignet sind, so steht leicht zu erwarten, daß Dürkheim in der Reihe der deutschen Badeorte bald eine ehrenvolle Stelle einnehmen werde.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 9. Jan. Doctor Wespe, Lustspiel in 5 Abth., von R. Benedix.

Mittwoch, 10. Jan. (Zum Vortheil des Componisten Hrn. Aloys Schmitt): Das Osterfest zu Paderborn, große heroische Oper in 3 Abth., von Dr. Cäsar Heigel, Musik von Aloys Schmitt. Mit aufgehobenem Abonnement.

Montag, 15. Jan. (Zum Vortheil des Hrn. Baison und zum Erstenmale): Zopf und Schwert, historisches Lustspiel in 5 Aufzügen, von Karl Gutzkow.

Redakteur: J. P. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 11. Donnerstag, den 11. Januar 1844.

Der todte Soldat.

Auf ferner fremder Aue
Da liegt ein todter Soldat,
Ein Ungezählter, Vergeſſ'ner,
Wie brav er gekämpft auch hat.

Es reiten viele Generale
Mit Kreuzen an ihm vorbei;
Denkt Keiner, daß, der da lieget,
Auch werth eines Kreuzleins sey.

Es ist um manchen Gefall'nen
Viel Frag' und Jammer dort,
Doch für den armen Soldaten
Gibt's weder Thränen noch Wort. —

Doch ferne, wo er zu Hause,
Da sitzt, beim Abendroth,
Ein Vater voll banger Ahnung
Und sagt: „Gewiß, er ist todt!“

Da sitzt eine weinende Mutter,
Und schluchzet laut: „Gott helf'!
Er hat sich angemeldet:
Die Uhr blieb steh'n um Elf.“

Da starrt ein blasses Mädchen
Hinaus in's Dämmerlicht:
„Und ist er dahin und gestorben,
Meinem Herzen stirbt er nicht!“ —

Drei Augenpaare schicken,
So heiß ein Herz nur kann,
Für den armen todten Soldaten
Ihre Thränen zum Himmel hinan.

Und der Himmel nimmt die Thränen
In einem Wölkchen auf,
Und trägt es zur fernen Aue
Hinüber im raschen Lauf;

Und gießt aus der Wolke die Thränen
Auf's Haupt des Todten als Thau,
Daß er unbeweint nicht liege
Auf fremder, ferner Au.

Gabriel Seidl.

Die Perle von Brügge.

Nach Zügels englischem Universalmagazin von Fr. Arnold.

Um das Jahr 1428 waren die guten Bürger von Brügge außer sich vor Bewunderung über die Schönheit einer ihrer Töchter, welche von denen, die so glücklich waren, dieselbe von Angesicht zu sehen, nur die „goldhaarige Jungfrau“ genannt wurde. Fremde, welche die genannte Stadt besuchten und die blonde Schöne zu bewundern Gelegenheit gehabt, brachten die Kunde von deren Reizen in ihre Heimath, wo sie bald unter dem Beinamen der „Perle von Brügge“ als ein Wunder von Schönheit gepriesen ward.

Die reizende Jungfrau, für welche Viele in schwärmerischer Liebe entbrannten, war eben in ihr achtzehntes Jahr getreten. Sie hatte einen schlanken, zierlichen Wuchs und die anmuthigste Haltung; um ihre Lippen schwebte stets reizendes Lächeln; der Ausdruck ihrer Züge war so sanft und gewinnend, ihre Blicke so bezaubernd, daß Niemand sie ohne eine Art zärtlicher Rührung betrachten konnte. Die Vorzüge ihres Charakters waren so selten und mannichfaltig, wie die ihrer Gestalt. Man rühmte allgemein ihre Herzensgüte, die Reinheit ihrer Sitten, ihren lebendigen Witz und reichen, gebildeten Geist; sie zeichnete im Tanze, wie im Gesange, sich vor allen Töchtern Brügge's aus, und zeigte in ihrem Gespräche und ihrer Unterhaltung einen Verstand und eine geistige Gewandtheit, wie man sie von einem Mädchen in ihren Jahren kaum erwarten kann.

Marie von Crombugge, so hieß die bisher Geschilderte, hatte in Bezug auf ihr Aeußeres nur einen Fehler, wenn man es überhaupt einen Fehler nennen kann, ihr goldgelbes Haar; verglich man aber damit die blendende Weiße und Zartheit ihres Teints, das zarte Roth ihrer Wangen, den milden Glanz ihrer blauen Augen, so konnte man jenes goldene Haar nur als einen nothwendigen Theil jener harmonischen Schönheit bewundern.

Viele der edlen Herren vom Hofe Philipps von Burgund, welche die Jungfrau in der Kirche des heil. Donat gesehen, bemühten sich, von der Gewalt ihrer Reize hingerissen, eifrig, ihre Gunst zu erwerben. Zu ihren feurigsten Anbetern gehörten der Ritter von Roubair, Kammerdiener des Herzogs Philipp, Balduin von Lannoi, Gouverneur von Lille, Andreas von Toulongeon, herzoglicher Rath, Gilles von Schorisse, Prevost von Harlebecke, und Balduin von Dignies, Majordomo der reichen Grafen von Flandern. Keiner dieser edlen Herren war aber so glücklich, die Gunst Mariens zu erringen. Denn die „Perle von Brügge" war, trotz ihrer unvergleichlichen Schönheit, frei von Eitelkeit und Gefallsucht, und wünschte allein mit dem Manne ihrer Wahl verbunden zu werden.

Es muß übrigens hier, zum bessern Verständniß des Folgenden, bemerkt werden, daß sie an einer ihrem Geschlechte eigenthümlichen Schwäche litt; sie hatte nämlich eine große Vorliebe für eine elegante, reiche Toilette, und war zugleich eine leidenschaftliche Liebhaberin von Gemälden. Die letztere Liebhaberei war auch hauptsächlich der Grund, daß sich das Herz der Jungfrau einem jungen, talentvollen Maler zuwendete, der ungefähr in seinem dreißigsten Jahre stand, und in jeder Beziehung der Liebe Mariens würdig war. Er war einer der Kammerdiener des Herzogs von Burgund, der ihn besonders schätzte und liebte sowohl wegen seines liebenswürdigen Charakters, als besonders wegen seiner seltenen Meisterschaft in der edlen Kunst der Malerei. Der Name des Künstlers war Johann van Eick; er war aus Limburg in Flandern gebürtig, und erhielt später den Namen Johann von Brügge, von seinem langen Aufenthalte in der genannten Stadt, wo er Erfinder der Oelmalerei ward. Er arbeitete um jene Zeit (um das Jahr 1428) in Gemeinschaft mit seinem Bruder Hubert an dem herrlichen Gemälde, das „die Anbetung des Lammes" vorstellt und das erste Meisterwerk der Oelmalerei jener und selbst unserer Zeiten ist, und vor einigen Jahren von dem Könige von Preußen für 400,000 Frcs. angekauft worden.

Marie von Crombrugge liebte Johann nicht wegen seiner Würde eines Kammerherrn des Herzogs von Burgund, sondern wegen seiner schönen, edlen Gestalt, seiner seltenen Talente und seines lebhaften Witzes; sie war stolz darauf, von ihm allen andern Töchtern Brügge's vorgezogen worden zu seyn. Ihr Vater hatte aber ihre Hand bereits einem Andern bestimmt, und sie war genöthigt, ihre Liebe zu van Eick vor demselben zu verbergen, und konnte mit ihrem Geliebten nur heimlich und verstohlen zusammen kommen.

Eines Abends äußerten Johann und Marie, des beständigen Zwanges müde, laut ihren Schmerz bei dem Gedanken an eine vielleicht nahe bevorstehende Trennung, welche für sie ärger als der Tod seyn würde; der Künstler wandte sich endlich mit der Frage an seine Geliebte: „Marie, gäbest Du wohl Deine Zustimmung, daß ich meine Liebe zu Dir und meinen Wunsch, Dich zu besitzen, meinem Gebieter, dem guten Herzoge von Burgund, offenbarte? Er ist mir mit großmüthiger Liebe zugethan, und wird es gewiß nicht zugeben, daß ich vor Gram über Deinen Verlust sterbe."

„Wenn Du es, geliebter Freund, für gut findest," entgegnete das Mädchen, „so magst Du den Herzog von unserer Liebe in Kenntniß setzen; man rühmt ja allgemein die Großmuth und Herzensgüte Philipps; verdient er diesen Ruhm, so wird er gewiß uns in unserer Noth nicht verlassen."

Am folgenden Morgen offenbarte Johann van Eick dem guten Herzog, nach Ueberreichung eines herrlichen Miniaturbildes, das er ihm verehrte, den Gegenstand seines Kummers.

„Ich kann Euch nur glücklich preisen, Meister," entgegnete der Herzog mit boshaftem Lächeln, „daß Ihr die Gunst der goldhaarigen Schönen erlangt, nach welcher so Viele umsonst gestrebt. Hat die Dirne Euch aber wirklich zu ihrem Bräutigam erkoren, so soll es ihrem Vater nicht gestattet seyn, sich eurer Verbindung zu widersetzen; wir wollen Euch, werther Meister, mit so vielen Ehren überhäufen, daß der alte van Crombrugge es sich selbst für eine hohe Ehre rechnen muß, Euch zum Eidam zu bekommen. Wann gedenkt Ihr aber, verehrter Meister, Eurer goldhaarigen Schönen wieder einen Besuch abzustatten? Mir könnte ein solches Haar nicht gefallen; doch Ihr seyd ein Künstler, und vielleicht findet Ihr es als solcher besonders reizend. Die Jungfrau soll übrigens einen herrlichen Wuchs und bezaubernde Züge haben, wie man allgemein behauptet."

„Und dies nicht ohne Grund, hoher Herr! Ich werde sie übrigens noch heute besuchen, nachdem die Abendglocke geläutet."

„Ich will Euch incognito begleiten; ich habe einige Erfahrung in Liebeshändeln, und werde im Stande seyn, zu beurtheilen, ob die junge Schöne Euch wirklich liebt, ob sie Eurer Liebe würdig, und werde darnach meine Maßregeln zu nehmen wissen."

(Fortsetzung folgt.)

Berlin und der Pauperismus.

(Berlin, 5. Jan.) Die heutige Berliner Vossische Zeitung enthält unter obiger Ueberschrift den nachstehenden, wegen gleicher Verhältnisse in andern Städten sehr beherzigungswerthen Artikel über die Armen-Verhältnisse Berlins: „Wenn die Mysterien von Paris weiter nichts veranlaßt hätten, als die Breslauer Vereinigung zur Errichtung einer Erziehungs-Anstalt für die dortigen Armenkinder; wenn sie auch nur die Artikel des Herrn F. W. Wolff in den Breslauer Zeitungen hervorgerufen hätten: so würde doch dieser Erfolg schon das Werk zu einem beachtungswerthen stempeln. Aber auch an andern Orten, namentlich zu Paris selbst, ist es nicht ohne wohlthätige Wirkung vorübergegangen. Die Ursache davon ist allein, daß es zeitgemäß ist und so nur den schon erregten Gefühlen und Ideen Sprache und Worte leiht. Denn schon seit mehreren Jahren ist es die Armen-Frage, welche überall die Geister beschäftigt. Und wirklich bedarf auch keine andere Materie einer so durchdringenden Erwägung von allen Seiten, als die Verbesserung des Zustandes der so zahlreichen (und leider sich stets noch vergrößernden) Klasse der Proletarier. Verbergen wir es uns nicht — auch bei uns ist die Armuth und die Noth der untern Klassen auf eine Entsetzen erregende Höhe gestiegen; auch Berlin hat seine Höhlen des Elends wie Paris und London, seine Kasematten wie Breslau, seine Lastertavernen, wo Entblößung, Verbrechen und Prostitution hausen; Berlin hat seine Familienhäuser und sein Voigtland, seine viele dunstigen, feuchten und ungesunden Kellerwohnungen, seine

engen, im Sommer glühend heißen, im Winter eiskalten und fensterlosen Dachkammern. Hinter den glänzenden, prachtvollen Häuserreihen im modernsten Style herrschen auf engen Höfen in der Nähe der großen Werkstätten und Fabriken mit eisernem Scepter Armuth, Hunger und Durst, unheilbare Krankheit, Unwissenheit und Blödsinn, mit einem Wort: das gränzenloseste Elend. — Dies beweiset mehr als alle Phrasen der Jahresbericht der Stadtverwaltung, nach welchem Titel VI. die Ausgaben für das Armenwesen bereits eine Höhe von 446,342 Thlr. 16 Sgr. 1 Pf. erreicht haben; dies beweisen die bedeutenden Summen, welche mehr als zwanzig Vereine, Kassen, Stiftungen und Hospitäler aller Art noch verbrauchen; die stets übervolle Stadtvoigtei und das Arbeitshaus; die Listen der Verbrechen und Selbstmorde, die Unsicherheit des Eigenthums und die Prostitution. Man antworte nicht, daß ja ein großer Theil dieses Elendes verschuldet sey; drückt das Verschuldete nicht schwer, schwerer als das unverschuldete? darf der Unglückliche zu Verbrechen gezwungen und ihm die Gelegenheit zur Besserung herzlos geraubt werden? vor Allem, sollen die Kinder die Sünden der Eltern büßen? Die menschliche Gesellschaft darf nicht ruhig zusehen, wenn die Kinder der Armen systematisch für das Laster herangebildet werden. — Wir könnten hier tragische Geschichten einflechten, aber wozu Einzelfälle aus einem so riesenmäßigen Ganzen? sie stehen überdies in einem kürzlich erschienenen Werke einer talentvollen Mitbürgerin (Bettina v. Arnim), und es möchte gar nicht übel seyn, wenn das letzte Kapitel desselben besonders abgedruckt und „vermehrt" als eine nachträgliche Weihnachtsgabe Berlins Männern und Frauen auf Bureau und Toilette gelegt würde. — — Muß nun geholfen werden, so frägt es sich: können wir mit unsern jetzigen Mitteln und auf dem bisher beschrittenen Wege zum Ziel gelangen? Und da müssen wir leider geradezu mit Nein! antworten. — Es ist wahr, die Summe, welche alljährlich von Seiten der Stadt für die Armen verausgabt wird, ist bedeutend, nur zu bedeutend; wahr, daß die zahlreichen Wohlthätigkeitsvereine ebenfalls noch große Summen aufbringen: — aber es ist eben so wahr, die großen Summen werden nicht immer, ja selten gut und richtig verwendet: das Geld sowohl als die Bestrebungen zersplittern sich zu sehr, hier verfolgt man diesen, dort jenen Pfad, wie es gerade angemessen erscheint, es herrscht keine Einheit im Ganzen, kein allgemeiner fester Wille und so muß denn der Erfolg ein ungenügender seyn. — Der Fehler liegt im Prinzip, von dem ausgegangen wird. Es ist nur ein Palliativ, keine Radicalkur. Die Grundsätze, nach welchen die Armen-Commissionen verfahren, sind bekannt, fast ausschließlich kinderreiche Familien, denen das ernährende männliche Oberhaupt fehlt, oder alte, arbeitsunfähige Menschen haben auf Unterstützung Anspruch; diese wird ihnen ein für alle Mal oder auch monatlich gewährt, aber immer beläuft sich die Summe höchstens auf ein Paar Thaler. Gewährt ihnen aber diese „Unterstützung" die Möglichkeit, sich Arbeit und damit Verdienst zu verschaffen? Nein, sie bleiben, was sie sind: Bettler und Almosenempfänger, und müssen es bleiben. Eine ähnliche augenblickliche Hülfe ist die, welche einige Vereine gewähren: die Armen-Speisungs-Anstalt, die Holzversorgungsanstalten, die Männer- und Frauen-Kranken-Vereine und andere. Auch sie **unterstützen** nur und alle ihre Wohlthaten sind nur Mittel, welche eine kräftige, ganz gesunde Natur allenfalls befähigen, das Uebel von selbst zu entfernen. Solche Naturen sind aber in den untern Klassen gewiß selten. Es fällt uns nicht ein, den Armen-Commissionen oder den gedachten Vereinen einen Vorwurf zu machen; auch wie sie sind, nützen sie, wenn auch nur für den Augenblick; die Hauptaufgabe aber, auf die Dauer zu sorgen, lösen sie nicht. — — Andern Orts hat man das Bessere erkannt. Man sah ein, daß eine radicale Heilung nothwendig geworden, daß man den Grund des Uebels entfernen müsse, um das Uebel selbst zu entfernen; man wollte **helfen**. Das Bürger-Rettungs-Institut strebte, sinkende Handwerker durch materielle Beihülfe zu erheben, freiwillige Beschäftigungs-Anstalten wollten Arbeit und Verdienst beschaffen, andere Vereine wünschten beide Wege zu verbinden. So weise diese Bestrebungen waren, so konnten sie doch nicht das Gute leisten, das sie versprachen; und wenn auch in einzelnen Fällen der Zweck ganz oder theilweise erreicht wurde, das Ganze wußte kaum von ihrem Bestehen. Auch stehen hierzu ihre Mittel in keinem Verhältniß. — Wieder andere Vereine wandten sich der heranwachsenden Generation zu. Sie gingen von der Idee aus, daß man sich namentlich an die Jugend wenden müsse; es galt, diese aus dem Schlamm der Unwissenheit und der Verderbniß zu ziehen und sie für ein thätiges Leben zu gewinnen, sie zu einem rastlosen Ringen nach dem Bessern, das doch endlich zu einem glücklichen Ende führen muß, anzuregen. Verfolgten die Vereine dieses Ziel auch theilweise ohne Berücksichtigung mancher sehr stark einwirkender Verhältnisse, wandten sie sich auch, mit einer erwünschteren Zukunft im Auge, zu brüsk von den Erwachsenen und der Gegenwart ab: so behielten sie doch wenigstens, was sie wollten, fest im Auge. — Die Anstalten und Vereine, welche der Fahne dieser Richtung folgen, sind diejenigen, welche auf die Schulbildung wirken: die Communal-Armen- und Sonntagsschulen, die Nachhülfeschulen, der Louisenstädtische Wohlthätigkeitsverein mit seiner Sonntagsschule und den Schul-Commissionen, die Erwerbschulen, die Klein-Kinder-Bewahr-Anstalten, die Erziehungs-Anstalt für sittlich verwahrlose Kinder. Auch die Waisenhäuser gehören hierher. Kinder von allen Altern genießen ihre Fürsorge, überall hin reichen ihre Arme, und die Vereine ergänzen sich möglichst. Aber auch ihre Erfolge sind nicht so bedeutend, wie man sie erwarten sollte. Unsere Jugend aus der Klasse der Proletarier ist weit und breit berüchtigt und verdient diesen Ruf leider nur zu sehr. Dies kommt daher, weil die Blüthe schon vom Wurm zernagt wird, ehe sie sich zur Frucht bilden kann — alles Gute, welches die Vereine bewirken, vernichtet die häusliche Erziehung. Und das kann Niemand Wunder nehmen: der tägliche Umgang mit schlechten Menschen verdirbt Erwachsene schon so leicht, selbst wenn sie ein besseres Gefühl im Busen tragen; wie stark muß er nicht auf arglose und unbeschirmte Jugend wirken. Soll diese davor bewahrt werden, — und daß es geschehen muß, ist wohl keine Frage — so ist eine gänzliche Entfernung aus der verpesteten Atmosphäre nothwendig. Ein anderes Mittel gibt es nicht. Um nun eine Reform anzubahnen, scheint es nöthig, daß eine **Central-Armen-Behörde**, der alle Armen-Anstalten und Wohlthätigkeits-Vereine, mit Einschluß der Armen-Schul-Anstalten und der Schul-Vereine und Commissionen, allein untergeordnet sind, die obere Leitung übernehme. Man gebe zweitens den Grundsatz der Unterstützung auf und nehme dafür das Hülfs-Prinzip an, gründe dann **Armen-Beschäftigungs-Anstalten**,

Armen-Wohnhäuser und Unterstützungskassen, und errichte drittens Erziehungshäuser für Armenkinder."

Mannichfaltigkeiten.

(Darmstadt.) August Schnezler hat die seit dem Jahre 1842 geführte Redaktion der hiesigen Zeitschrift „Gutenberg" mit Ende des Monats Decbr. niedergelegt, und wird uns im Mai verlassen, um einen andern literärischen Wirkungskreis anzutreten.

(Wallis.) In Wallis herrscht noch die gefährliche Sitte, Verstorbene oft innerhalb 24 Stunden und ohne vorangegangene amtliche Untersuchung zu beerdigen. Ein neuerlicher Fall, der sich in Ger zugetragen hat, dürfte Vieles zur Abschaffung derselben beitragen. In der Nacht vom 7. starb im dortigen Spital ein Mann, und wurde am folgenden Morgen in einen Sarg gelegt. Um 11 Uhr war das Grab gerüstet, als es eben im Sarge laut wird und Stöße gegen den Deckel vernommen werden. Man reißt die Nägel weg und findet den Todtgeglaubten lebendig.

Im zoologischen Garten zu Liverpool züchtigte dieser Tage der Wärter den Elephanten mit einem Besenstiel. Wenige Minuten später fand man ihn todt vor den Füßen des Thieres liegen.

Frankfurter Theater.

Die schöne Athenienserin, von L. Feldmann.

In die Reihen der Autoren, welche, ohne die Literatur zu bereichern, die Bühne mit Novitäten versorgen, wie Töpfer, Blum, R. Benedix, Nestroy, Herrmann, Bärmann u. A., in diese Reihen gehört auch L. Feldmann, dessen „Sohn auf Reisen" und „Portrait der Geliebten" günstige Aufnahme gefunden haben. Man verlangt Neues und wer es bietet, hat dadurch, wenn es nur einigermaßen gut ist, schon ein gewisses Verdienst. L. Feldmann hätte seine schöne Athenienserin nicht Lustspiel, sondern Posse nennen sollen; denn jenes erfordert Charaktere und aus ihnen motivirte Situationen. Für dieses genügen komische Momente und Verwicklung ohne innere Begründung. Nur die letzteren finden wir in Feldmann's Novität. Zwei junge Männer von Stand und Bildung, deren einer für Griechinnen und deren anderer für deutsche Mädchen schwärmt, sind ganz wahrscheinlich und mögen auf der Bühne erscheinen; — durchaus unwahrscheinlich aber ist es, daß sie auf eine so plumpe Weise von zwei Mädchen mittelst einer Mummerei geprellt werden. Wo in aller Welt kann so etwas vorkommen? Und wie höchst einfältig müssen Diejenigen seyn, denen es begegnet! Solch ein Schwank und nun gar die Bekehrung der beiden Helden des Stückes mag in einer Posse angehen, für das Lustspiel kann es kein Motiv abgeben. Von dieser die Illusion des gebildeten Zuschauers störenden Unwahrscheinlichkeit abgesehen, ist das genannte Stück bühnengerecht, nicht ohne Gewandtheit behandelt und hat manche recht effectvolle Scenen, so wie auch einen leicht fließenden und mit zeitgemäßen Pointen ausgestatteten Dialog, welchem es übrigens an derben und trivialen Späßen auch nicht fehlt. Da das Stück für das größere und eben nicht kritische Publikum unterhaltend ist und in gutem Zusammenspiel rasch gegeben wurde, so fand es Beifall und sieht baldigen Wiederholungen entgegen. Wir wollen Niemanden sein Vergnügen verderben und das Theater-Publikum verlangt, wie gesagt, Neues. Vorzügliches aber ist selten und würden Direktionen darauf bestehen, nur solches zu geben, so müßte man entweder die Theater schließen, oder es müßten Zeichen und Wunder am Himmel geschehen. W.

Korrespondenz.

△ Karlsruhe, 7. Jan.

Sensation erregt hier das Gedicht von Dr. H. Elsner an G. Herwegh in der gestrigen Karlsruher Zeitung. Unterrichtete finden es eben so wahr als poetisch. Ich kann Sie versichern, daß Elsner innigen Antheil an Herwegh und seinen poetischen Erfolgen nimmt, was er früher durch die That bewiesen hat. Herwegh wird, will er irgend wahr seyn, eingestehen müssen, daß er Elsner viel zu verdanken hat. Dieses Gedicht Elsner's ist auch sicherlich mehr durch die Besorgniß inspirirt, Herwegh könnte seine ächte Muse verlieren, als durch die Absicht eines kritischen Tadels, zu welchem indeß der zweite Band der „Gedichte eines Lebendigen" hinlänglich Raum bietet, wenn man ihn mit dem ersten Bande zusammenhält und die Stellung und ganze Laufbahn Herwegh's dabei in Betracht zieht. Ich werde mich darüber vielleicht in einem meiner nächsten Briefe näher aussprechen.

Frankfurt a. M., 7. Jan.

(Kunst.) Ein dieser Tage im hiesigen Städel'schen Institut ausgestelltes Bild erregt mit Recht die Aufmerksamkeit und den Beifall der Kunstfreunde. Das Sujet ist: der Sieg des Christenthums über das Heidenthum unter den alten Preußen, ein Gegenstand, eben so edel gewählt, als geistvoll ausgeführt. Die verehrungswürdige Mythe, deren zarter, romantischer Geist über der schönen Kunstschöpfung schwebt, ist sehr einfach und sehr reich. Nicht durch die rauhe, wenn auch ritterlich-fromme Tapferkeit wird das Geistige vollbracht. Hier liegt der feste Sitz eines frommen Ordens in Trümmern, die düstern Flammen beleuchten seine Niederlage und die Wuth der heidnischen Zerstörer. Unter den Streichen ihrer Aexte bricht die Pforte der Kirche zusammen, und über die Leichen tapferer Ordensstreiter strömen nun die Schaaren der Heiden herzu, um in das Heiligthum, das letzte Asyl der verlorenen Christengemeinde, einzudringen. Da, wo nun keine Gewalt mehr schützt, schwebt in himmlischer Klarheit eine hehre Erscheinung, ein Engel des Friedens, aus der Pforte des Gotteshauses, der Genius des Christenthums, und siehe, die blutigen Wilden weichen, sinken vor dem göttlichen Boten darnieder, während sie der Waffengewalt ihre trotzige Tapferkeit entgegen gesetzt hatten. Wie die schöne Legende in der Seele des Künstlers aufgegangen, so zeigt er sie im Bilde, lebendig und edel dargestellt. Die harmonische Komposition, an der Korrektheit der Zeichnung und lebensvolles, angemessenes Kolorit zu loben sind, hinterläßt bei dem Beschauer den Eindruck, den der Geist guter Kunstwerke hervorzurufen nicht verfehlen kann. Der Maler ist ein junger Künstler, Wilhelm Herr aus Wetzlar.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 10. Jan. (Zum Vortheil des Componisten Hrn. Aloys Schmitt): Das Osterfest zu Paderborn, große heroische Oper in 3 Abth., von Dr. Cäsar Heigel, Musik von Aloys Schmitt. Mit aufgehobenem Abonnement.

Samstag, 13. Jan. Der Calif von Bagdad, Oper in 1 Act. Hierauf: Konzert des Hrn. Heinrich Wolf, erster Sologeiger des Theaterorchesters.

Montag, 15. Jan. (Zum Vortheil des Hrn. Baison und zum Erstenmale): Zopf und Schwert, historisches Lustspiel in 5 Aufzügen, von Karl Gutzkow.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 12. Freitag, den 12. Januar 1844.

Der Winter.

Von

Ludwig Hub.

Vom kalten Nordpol kommt ein Greis;
Das Leben stockt auf sein Geheiß.
Die Wesen, die sein Odem traf,
Sie sinken all' in Todesschlaf.

Der Winter ist der fremde Gast;
Er kommt aus seinem Eispalast,
Der dort empor zum Himmel ragt,
Wo Bären man und Zobel jagt.

Ihm wird die Zeit da oft zu lang,
Drum macht er jährlich seinen Gang;
Der alte Knab' voll Jünglingskraft
Entreißt sich seiner trägen Haft.

Er macht sich Alles unterthan
Nach Czaarenart bei seinem Nah'n;
In den drei Reichen der Natur
Bemerkt man seines Trittes Spur.

Mit Schnee bestreut er das Gefild,
Malt an die Fenster manches Bild,
Die Wagenräder seufzen schwer
Und hung'rig krächzt der Raben Heer.

Doch ob, von Bitten ungerührt,
Er jetzt auch streng das Scepter führt,
Nur nicht verzagt! Der Hoffnung Grün,
Wir sehen's unter'm Schnee erblüh'n.

Die Hülf' ist nah'! Die Hülf' ist nah'!
Im schönen Land Italia
Regt sich der Frühlingsknabe schon,
Der bald den Winter stürzt vom Thron.

Er schickt, ob auch der Alte schmollt,
Uns seiner Sonnenstrahlen Gold
Schon jetzt in größ'rer Menge zu:
Bald kommt er selbst nach kurzer Ruh'.

Es kündet's lauter jeder Tag:
Bald folgt der Lenz dem Winter nach!
Drum fürchtet nicht den alten Herrn:
Der Lenz, der Lenz ist ja nicht fern!

Die Perle von Brügge.

Nach Jügels englischem Universalmagazin von Fr. Arnold.

(Fortsetzung.)

Der Maler wußte kaum, wie er sich gebührend für die geäußerte Großmuth bedanken solle, und erhielt, ehe er sich von seinem hohen Gönner verabschiedete, noch die Weisung: „Ihr kommt also zu mir mit dem Glockenschlage acht; wir werden alsdann unverweilt auf die Brautschau ausgehen.“

Punkt acht Uhr erschien Johannes van Eick, der als Kammerherr des Herzogs stets freien Zutritt in den Pallast und die Gemächer desselben hatte. Philipp hatte kurz vor der Ankunft des Malers alle seine Diener entlassen; er warf nur einen weiten Mantel über seinen schlichten schwarzen Rock, und nachdem er seine Perücke (einen Kopfputz, welchen er beständig trug, seit er in Folge einer heftigen Krankheit sein Haar verloren hatte) unter einem Barett aus schwarzem Sammet verborgen, griff er nach seinem Stocke, an dessen einem Ende sich ein kleiner silberner Hammer befand. Nachdem er sich alsdann noch erst versichert, ob sein Dolch und Schwert fest an seinem Gürtel hingen, verließ er durch seine Geheimthüre den Palast, von Niemand, als dem Künstler begleitet. Nachdem sie eine geraume Zeit durch die breiteren Straßen von Brügge gewandert, führte van Eick seinen Herrn durch ein schmales Gäßchen vor eine kleine Thüre, an welcher er zwei Mal vernehmlich anklopfte. Es erschien hierauf der reizende Kopf eines jungen Mädchens an dem Fenster, man vernahm ein leichtes Husten, der Maler erwiederte dasselbe, indem er mit gedämpfter Stimme die zweite Strophe eines der herrlichen Lieder Froissarts sang; bei dem Gesange dieser Zeilen schloß die Schöne das Fenster und stieg eilig die Treppe hinab, um den harrenden Troubadour einzulassen.

Als der Maler bemerkte, wie seine Geliebte in sichtliche Verlegenheit gerieth bei'm Anblick zweier Besucher, suchte er dieselbe zu beruhigen, indem er ihr den Begleiter als seinen besten Freund bezeichnete, der gekommen sey, sich mit ihnen

gemeinschaftlich über die Mittel, Art und Weise zu berathen, wie ihre so sehnlichst gewünschte Verbindung zu bewerkstelligen; auch sey der Fremde am besten im Stande, durch seine einflußreiche Verwendung ihnen die Erreichung ihres sehnlichen Wunsches möglich zu machen. Trotz dieser Versicherungen des Malers stand das Mädchen immer noch zweifelnd und verlegen da. Sobald die Abendglocke geläutet, durften keine Lichter mehr in den Zimmern gesehen werden, welche auf die Straße gingen. Marie empfing nun ihren Geliebten gewöhnlich im Dunkeln; da dies aber in Gegenwart einer dritten Person nicht wohl anging, so führte sie den Herzog und den Künstler in ein Gemach, welches nach dem Hofe zu lag; nachdem sie daselbst eine Lampe angezündet, verließ sie die Beiden auf kurze Zeit; ein flüchtiger Blick aber, welchen Philipp auf sie geworfen, genügte ihm, um sich von der bezaubernden Schönheit der Vielgepriesenen zu überzeugen. Sie kam nach wenigen Minuten wieder, einen eleganten Mantel um ihre Schultern geworfen. Der Herzog wurde nun von der Schönheit des Mädchens, die durch das malerische Kostüm noch gehoben ward, so überrascht, daß er eine Zeit lang mit stummem Entzücken in ihren Anblick verloren blieb. Marie, welche bei dieser Wahrnehmung in die peinlichste Verlegenheit und Verwirrung gerieth, führte ihren Geliebten bei Seite und fragte ihn leise nach Namen und Charakter seines seltsamen Begleiters.

„Er ist der innigste Vertraute und Freund Seiner Durchlaucht des Herzogs," entgegnete der Künstler leise seiner Geliebten; „er wünscht sich erst vollkommen von der Aufrichtigkeit unserer Neigung zu überzeugen, ehe er uns durch seinen mächtigen Einfluß und seine Verwendung zur Erfüllung unseres sehnlichsten Wunsches behülflich seyn will."

Das Mädchen sprach hierauf, indem es sich dem Herzoge mit jungfräulicher Schüchternheit näherte: „O, edler Herr, zu welch' innigem Danke werden Sie uns verpflichten, wenn Sie Ihr edles Versprechen erfüllen."

„So liebt ihr euch also wahrhaft und von Herzen?" sagte Philipp, nachdem er einen Augenblick in Nachdenken verloren gewesen.

„Ob wir uns lieben!" entgegnete die Perle mit einem zärtlichen Blicke auf van Eick.

„Und eure Liebe war bis jetzt rein und lauter?" fragte der Herzog weiter.

„Dafür können wir Beide Gott zum Zeugen anrufen!"

„Und ziehen Sie, schöne Dame, die Liebe dieses jungen Mannes den Huldigungen des edlen Herrn von Roubaix vor, der schwärmerischen Verehrung des Ritters Balduin von Lannoi und der feurigen Liebe des Meister Gilles von Schorisse, Doktor der Rechte und Prevosts von Harlebecke, und endlich den dringenden Bitten und Schmeicheleien des Balduin d'Dignie's, Majordomo des herzoglichen Palastes?"

„Meister Johann schätze ich höher, als all' die vornehmen und hochweisen Herren, welche Sie genannt."

„Ein Künstler sollte allerdings keine andern Nebenbuhler haben als Fürsten, und Sie, holde Dame, verdienten es in der That, auch Fürsten unter ihren Freiern zu haben."

„Verzeihen Sie, daß ich Ihnen in die Rede falle," unterbrach das Mädchen erröthend den Herzog. „Ich fürchte, der Schein dieser Lampe möchte uns verrathen, und wenn mein Vater unvermuthet heimkehren sollte . . ."

„Seyd ohne Furcht, holde Jungfrau; einer unserer Freunde wird ihn aufhalten, bis wir uns wieder entfernt haben. Befürchtet Ihr aber nicht," fuhr dann der Herzog fort, „daß alle die edlen Herren, welche Ihr verschmäht, in der Entrüstung darüber, daß Ihr einem Andern den Vorzug gegeben, Eure erbitterten Feinde werden?"

„Und wenn auch, doch werde ich nie einem Andern angehören," entgegnete Marie, blaß werdend, „und wenn Sie uns den Schutz des edlen Herzogs erwirken, so wird dieser uns vor aller etwaigen Gefahr sicher stellen."

„Wir wollen thun, was in unsern Kräften steht, edle Jungfrau, verlassen Sie sich darauf!" erwiederte Philipp, sich zum Weggehen anschickend, da er fürchtete, bei längerem Verweilen sich zu verrathen.

(Fortsetzung folgt.)

Betrachtungen über den verschwundenen Zopf.

Viele, sehr Viele, die jetzt leben, entbehren des Glückes, den Zopf im Nacken gesehen zu haben, und kennen ihn nur vom Theater her und in tropischer Bedeutung. Ich gestehe, daß ich sie deßhalb beklage, und mit Freudigkeit es aussage, daß ich ihn noch kurz vor seinem beklagenswerthen Hintritt gesehen, bewundert und angestaunt habe. Da prangte er stolz, das sonst nicht eben sehr verzierte Neumondtheil des Mannes verschönernd, bald als schlanker, zierlicher Rattenschweif, umwunden mit dem duftenden Bande, das in einem schönen Schlupfe gracioso endete; bald, gehalten von zwei Flechten, die von den Schläfen her sich ihm liebevoll naheten, um in ihm als Einheit aufzugehen, als stumpfer, nur unten zusammengebundener — Torso und doch als Torso noch groß und poetisch; bald in kleine Zöpfchen aufgehend, die, in ihren Extremitäten zurückgedrängt, ein Convolut von Zöpfen bildeten, die in der Mitte ein Band oder eine Agraffe zur länglichen Rosette machte.

Er ist gefallen unter der Scheere des weinenden Friseurs und der stammverwandten Puderfabrikanten — aber ein großer Weltschmerz durchzuckte die Menschheit, die nun eine schmucklose Schattenseite zur Schau tragen mußte, die, des Steuerruders entbehrend, als Wrack einher sich mußte treiben lassen. Ist es ein Wunder, daß die rechte Richtung überall fehlte seitdem; daß alle Stände aus ihrer Sphäre gehoben sind; daß Niemand mehr recht einlenken kann und der Mann nur noch kaum Eine Seite hat, statt der Vielseitigkeit? — Nehm' es doch ja Niemand dem alten Junggesellen in einem rheinischen Städtchen übel, der, weil er den Schmerz über den Hintritt des Zopfes nicht bewältigen konnte, wenigstens seine Rudera noch behalten wollte, darum die Zopfhaare behielt und ungewickelt hinten unter den Rockkragen barg; aber wer verliert die Herrschaft gerne? Sie kamen oft noch triumphirend hervor und sahen traurend auf die Verwüstung, welche im Nacken der Menschheit eine barbarische Zeit angerichtet hatte.

Ich glaube nicht zu irren, wenn ich in dieser großartigen Liebe zu dem schönsten Schmucke des Hintertheils etwas Rührendes, Edles, Großartiges erkenne und solchen Anstrengungen treuer Liebe meine Huldigung darbringe. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich den Jammer der Gegenwart, den socialen und politischen Sansculottismus, die Zerflossenheit des Lebens, die

Zerrissenheit aller Verhältnisse, den Mangel höherer Strebungen, die Naseweisheit der Jugend und ihre liberale Abneigung gegen den Gehorsam, die armselige Herrschaft der Meister vom Katheder unter dieser nach Emancipation ringenden Jugend, die wachsende Herrschaft des Pantoffelregiments, die Krämpfe der Censur, die stürmische Sucht, preßfrei zu werden — wenn ich das Alles darin suche, daß es nicht mehr von uns Männern heißt: „Der Zopf, der hängt ihm hinten!" Aber wie in monarchischen Staaten der König nicht stirbt, so starb der Zopf auch nicht, als er den Weg alles Fleisches ging. Er wurde nur vergeistigt und zog in die Köpfe hinein. Da herrscht er nun noch und wird herrschen in saecula saeculorum. — Doch mir blutete das Herz, wenn ich liebend des großen Entschlafenen gedenke, hätte ich nicht eine schöne Hoffnung zu seiner Auferstehung. Man hat hin und wieder geglaubt, durch reactionäre Bestrebungen ihm seine Herrschaft wieder zu gewinnen. Bewahre! das ist nicht nöthig. Grade im Fortschritt liegt seine Wiedergeburt.

Man sehe die mächtigen Mähnen unsrer Lions, die den genialen Kopf wie ein poetisch-phantastisches Meer umwogen, und frage —: Ist das nicht die gute Hoffnung für den Zopf? Man sehe das mühevolle Kopfschütteln und Schlenkern, um die Locken, welche in ächt reactionärer Tendenz die Augen am Sehen hindern wollen und frage: Wird das nicht endlich dahin führen, daß man sie zurückbindet? Wahrlich, der Zopf war der Förderer klarer Einsicht, Aussicht, Durchsicht, und nur die Beschränktheit unserer Witzler wird das nicht wollen gelten lassen. O Zopf, o Zopf, wann kehrst du wieder? — Da ich aber so Manches hier zum Glimpf des Zopfes gesagt, möchte ich noch eine Seite besonders auffassen, und das ist die landwirthschaftliche. Ich bin überzeugt, kein Zopfadvokat, und hätte er sich auch, wie hin und wieder einer am Rheine, den Doktorzopf oder Titel gekauft, hat noch von dieser Seite ihn im bengalischen Feuer gezeigt. Es ist eine Thatsache, die ich anführe als schlagendes Argument, eine Thatsache, die ich erlebt, gesehen, deren Wahrheit ich feierlich verbürge. Es war im Jahre 1805, und ich war damals noch ein Knabe. In solchem Alter aber prägen sich die Erinnerungen unendlich tief der Seele ein. Des als Pomologen und Schriftstellers in der Bienenzucht ehrenwerth bekannten Pfarrers Christ zu Cronberg Bienenschriften hatten einen Immenfreund am Rheine veranlaßt, die Bienenzucht ins Große zu treiben. So hatte er in D., einem nahen Dorfe, einen ungeheuren Stand. Da kam denn der Lehrer ihm treulich zu Hülfe, und dieser trug noch einen Zopf à la Frederic le Grand, wie man diese langschwänzige Raçe nannte.

Eines Tags entdeckte Herr W. durch den Auscultationsproceß, daß zwei Königinnen in einem Schwarm wären, was zum Verderben des jungen Colonistenheeres hätte gereichen müssen. Christ's Methode schrieb einfach vor, man solle den Schwarm in der Sonne auf ein linnen Tuch ausschütten, ihn tüchtig begießen, und nun die leicht erkennbare Gegenkönigin wegfangen. Beide Immenfreunde thaten also. Die nassen Bienen krochen zahllos da herum, und beide suchten eifrig nach der Königin, ohne zu bedenken, daß die sengenden Strahlen der Julisonne schnell die Wassertropfen aufsaugen und die Bienen in integram restituiren würden. Das Schicksal wollte es nicht, daß sie die Königin fanden; denn diese war mittlerweile an dem Beine des Lehrers D. hinauf auf den Rücken gekrochen und hatte am Zipfel seines Zopfes Domizil gefaßt. Eine Schaar getreuer Unterthanen folgte, ohne daß die Suchenden es bemerkten, und bald hing ein sich stets mehrender Schwarm an besagter Nackenzierde des Mannes. Mir stieß das Lachen schier das Herz ab, aber der Schalk, der in jedem gesunden Jungen steckt, ließ mich es unterdrücken.

Plötzlich rief W.: „Ich habe sie!"

Wo ist aber die andere, die ächte Victoria Regina?

W. sah auf und rief: An Ihrem Zopfe! Halten Sie stille!

Ein panischer Schrecken fuhr in des Bezopften Herz ein. Er sah ein Heer von Gefahren, und unstreitig hätte es ihm leicht können das Leben kosten, wenn die Bienen aufrührerisch geworden wären. Die Klugheit rieth, mit Muth und Todesverachtung auszuhalten. Allgemach wurde der Schwarm nun so dick, daß er konnte in das Faß abgeschüttelt werden.

W. ergriff das Faß mit der linken Hand, den Zopf mit der rechten und schüttelte auf eine mir unvergeßlich graziöse Art den Schwarm vom Zopfe ab in das Faß, stülpte es um, und die Colonie nebst ihrem Träger war gerettet. Jetzt erst brach das convulsivische Gelächter der sich gemehrt habenden Zuschauer los; aber wer wollte hier die landwirthschaftliche Bedeutung des Zopfes verkennen?

Ich hoffe, meine Geschichte bekehrt vollends die Feinde des Zopfes, die ohnehin lauter Don Quixotte sind; denn gerade die ärgsten Eiferer gegen ihn kennen ihn gar nicht in seiner praktischen, socialen, politischen, ästhetischen und landwirthschaftlichen Bedeutung und Wichtigkeit. Und der symbolischen gedenken sie gar nicht. Wer hört nicht jetzt überall von Einheit reden? Grade der Zopf ist ihr ächtes Symbol. Er bringt die Vielheit zur Einheit, und hätten wir diese nur einmal hinten, so ist's gar nicht in Zweifel zu ziehen, daß sie bald uns überall zu ihren Gönnern, Verbreitern und Pflegern zählen würde. Aber nur erst wieder der Zopf!

W. O. von Horn.

Mannichfaltigkeiten.

Das Leipziger Tageblatt bringt einen Bericht über das zehnte Abonnementskonzert im Saale des Gewandhauses. Es heißt darin: „Die Kunde: „der König kommt!" durchlief den Saal, und man wußte nun, warum das Konzert nicht zur bestimmten Zeit begonnen, und warum das Orchester endlich mit einer dreifachen Fanfare losbrach, als der Verheißene unter das feierlich gestimmte und ehrfurchtsvoll schweigende Publikum trat. Dem geliebten Herrscher seines Volks gegenüber erhob Ferd. Hiller, als Herrscher seines Orchesters, den Scepter, winkte, und seine Ouverture (D moll) erklang; ein bedeutungsvolles Kunstwerk, das in seiner meisterhaft abgerundeten Form äußerlich wohl mit der Eleganz harmonirte, in welcher das Publikum Sr. Majestät gegenüber erschien, aber ihrem Wesen nach durch die Eigenthümlichkeit der Erfindung sowohl als der Durchführung, besonders aber durch den humoristischen Grundton, der sie durchweht, einen weit höheren dichterischen Schwung nahm, der den pathetischen Anlauf des Publikums natürlich weit überflügelte; mit einem Worte: ein Werk, das des gefeierten Schöpfers jenes Meisterwerkes: „die Zerstörung Jerusalems" eben so würdig, als es von der weiten Sphäre zeugt,

in der sich sein Talent frei und selbstständig bewegt. Das Publikum brach sein feierliches Schweigen nicht eher, als bis Se. Maj. der König es selbst, Beifall äußernd, hob." Hierauf folgte Arie und Recitativ aus Händels Maccabäus, von Miß Birch gesungen, und dann kam ein Konzert von Mozart für Pianoforte mit Orchesterbegleitung, mit dessen Vortrag Ferd. Hiller das Publikum enthusiasmirte. Hierüber bemerkt das genannte Blatt: „Es ist eben noch etwas Höheres als eine Virtuosenleistung, womit uns Hiller erfreut; es ist jener Geist tiefer künstlerischer Einsicht, mit dem uns bisher nur Mad. Clara Schumann und Mendelssohn-Bartholdy begegnet, und welche sich auch besonders in den Cadenzen geltend machte, die Hiller eingelegt. Namentlich war es die zweite, in der sich nächst jener technischen Vollendung das geistreiche Eindringen in Mozarts ewig junge Tondichtung offenbarte. Wie in diesem Konzert, so in der gut ausgeführten D dur-Sinfonie Beethovens, mit welcher das Konzert schloß, kam es zum erhebenden Bewußtseyn, daß, wenn todte Meister durch lebendige fortleben, diese wie jene gewinnen." J. B.

Der „Hamb. Corresp." berichtet: Hr. Wallner hat sein Gastspiel am Sylvesterabend mit dem Staberl in „Staberls Reise-Abenteuer" beschlossen, nachdem er früher noch als Habakuk im „Verschwender" aufgetreten war. Hr. Wallner ist ein Komiker, über den Jeder lachen muß — d. h. ihm einen Ehrenplatz in der deutschen Theaterwelt anweisen. Er enthusiasmirt die Lauten im Publikum und ergötzt weidlich die Stillen. Parquet und Gallerie stimmen überein hinsichtlich seiner, und wenn dies der Fall ist, so vindicirt der Komiker mit Recht das Prädikat „Künstler." Als Habakuk gefiel der Gast sehr; er erregte vorzüglich mit dem sinnigen und humoristischen Vortrage seiner witzigen Couplets Sensation. Das zweite Lied mit dem Refrain: „'s war Alles long vorher schon gut einstudirt!" mußte auf stürmisches Verlangen repetirt werden, und die naive Strophe über das eigene Improvisiren beim Dacapo-Gesang verschaffte dem Vortragenden nochmaligen Hervorruf. Nicht weniger Beifall fand er als Staberl. Durch diese Rolle ward uns neuerdings die Ueberzeugung, daß Staberl, wie er seyn muß, nur von einem gebornen Wiener gegeben werden kann. Der letztere erscheint vor uns als ein komisches Bild aus dem Volksleben, während der Norddeutsche Staberl's Gestalt gewöhnlich in eine Fratze verzerrt. Das volle Haus am Sylvesterabende mag dem Gaste sagen, daß er von dem Hamburger Publikum erkannt und geschätzt sey, was denn schon der laute Applaus und das wiederholte Hervorrufen deutlich genug ausgesprochen haben.

Madame Roth-Leclerc gastirt mit Beifall auf der Mainzer Bühne, und hat besonders in der Rolle des Gamin de Paris die allgemeinste Anerkennung und die Auszeichnung eines dreimaligen Hervorrufs gefunden.

(Marginalie.) Kürzlich waren in einem Konzerte, während die Musik Fortissime ertönte, die Damen in einer wahrscheinlich so interessanten Discussion begriffen, daß beim plötzlichen Adagio eine schreiende Damenstimme die verhängnißvollen Worte: „Ne, ick koch' se mit Zwiebeln" hören ließ, und ungeheure Heiterkeit beim übrigen Publikum erregte.

Korrespondenz.

Neustadt a. d. Haardt, 1. Jan.

Mit Vergnügen berichten wir, daß sich die Verhältnisse der hiesigen Kleinkinder-Bewahranstalt immer freundlicher gestalten. Sicherm Vernehmen nach hat Ih. k. H. die Frau Kronprinzessin von Baiern das Protectorat über dieselbe übernommen, was nicht allein den Ausschuß des Frauenvereines, der unausgesetzt mit dem rühmlichsten Eifer zum Wohle gedachter Anstalt wirkt, sondern überhaupt jeden Freund derselben mit lebhafter Freude erfüllen mußte. Viele, recht viele Freunde zählt aber diese so wichtige Anstalt; das bewies zum Theile auch die jüngste Christbescheerung. Kaum hatte Frau Helfferich, die mit großer Liebe und Sachkenntniß unserer Bewahranstalt vorsteht, eine darauf bezügliche Anzeige in dem Wochenblatte erscheinen lassen, so wurden sowohl ihr, als auch den übrigen Ausschußmitgliedern von allen Seiten her Gaben (vorzüglich Kleidungsstücke) zu genanntem Zwecke zugeschickt. Referent möchte Jedem anrathen, einer solchen Christbescheerung beizuwohnen, denn hier lernt man den Satz: „Geben ist seliger als Nehmen" so recht in seiner Tiefe kennen.

P Karlsruhe, 7. Jan.

Heute ist die erste Nummer des diesjährigen „Narrenspiegels" mit dem Karlsruher Tageblatt ausgegeben worden. Sie tritt zuerst mit einem „leidenden" Artikel über die Narrheit auf und bringt sodann abwechslungsweise Poetisches und Prosaisches in Anspielungen auf die Narrheit und Lokalvorfälle, zum Theil in sehr treffenden Witzen. Unter der Rubrik „Unglücksfälle" wird ein Vorkommniß mit einem schlecht gebauten Thore unserer Stadt in's Lächerliche gezogen. Vor einigen Wochen fuhr nämlich ein würtembergischer Fuhrmann, ich glaube aus Eßlingen, mit einem schwerbeladenen Wollewagen zum Karlsthore herein. Der Wagen war breit geladen, das Thor aber eng und obgleich der Fuhrmann sich alle Mühe gab, glücklich hindurch zu kommen, so gelang das doch nicht ganz; doch siehe da, statt die Wollsäcke zu beschädigen, ward das Thor beinahe zusammen gerissen, weil gegen alle Regel die Steine der Pfeiler, statt mit eisernen Klammern zusammen gehalten zu seyn, nur mit Kalk verbunden waren. Die Stadt aber ließ den armen Fuhrmann nicht weiter, bis er einen Bürgen gestellt hatte, der den angerichteten, auf etwa 150 Gulden taxirten Schaden zu zahlen sich verbindlich machte, falls nämlich die Stadt den Prozeß gewinnt, den sie gegen den Fuhrmann anhängig machte, was nicht wahrscheinlich ist. Der Erbauer des Thors sollte ihn von Rechtswegen zahlen müssen. Diesen Vorfall nun persiflirt der Narrenspiegel in folgender Weise: „Gestern Abend passirte Hanswurst zum Glashüttenthor herein und hatte zwei Narren in seinen Wagen gepackt, wodurch derselbe etwas breit geworden. Obgleich nun der Thorwart das Maß des Wagens genommen hatte, blieb Hans dennoch stecken, so daß es mit den Thorpfeilern ganz schief ging. Man fragt, ob an diesem Unglück die Messung, die beiden Narren, oder die Thorpfeiler schuld seyen?"

Theater-Anzeige.

Samstag, 13. Jan. Der Calif von Bagdad, Oper in 1 Act. Hierauf: Konzert des Hrn. Heinrich Wolf, erster Sologeiger des Theaterorchesters.

Montag, 15. Jan. (Zum Vortheil des Hrn. Baison und zum Erstenmale): Zopf und Schwert, historisches Lustspiel in 5 Aufzügen, von Karl Gutzkow.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№ 13. Samstag den 13. Januar 1844.

Die Perle von Brügge.

Nach Jügels englischem Universalmagazin von Fr. Arnold.

(Fortsetzung.)

Marie umarmte noch ein Mal zum Abschiede ihren Freund, löschte die Lampe aus und führte alsdann ihre zwei Gäste wieder zu der kleinen Thüre, durch welche sie eingetreten. Der Maler ging auf dem Rückwege nach dem Palaste dicht an der Seite Philipps des Guten, und ward durch dessen anhaltendes Schweigen auf's höchste überrascht. Als der Herzog dies bemerkte, ergriff er mit Wärme van Eick's Hand, sprechend:

„Ich dachte, mein werther Freund, die ganze Zeit darüber nach, wie die Hindernisse beseitigt werden könnten, welche sich dem Glücke entgegenstellen, dessen ihr Beide so würdig seyd. Ich will die Sache heute Abend noch ferner überlegen, und Euch dann morgen das Ergebniß meines Nachdenkens mittheilen."

Alles bisher Erzählte begab sich am 15. Oktober des Jahres 1428. Am folgenden Tage versuchte van Eick vergeblich, den Herzog allein zu sprechen. An dem Morgen des 17. Oktobers sprach Philipp öffentlich vor den Ständen seinen Wunsch aus, sich in dritter Ehe mit der Tochter des Königs Johann von Portugal zu vermählen. Er fertigte sogleich Gesandte ab, welche in seinem Namen um die Hand der Prinzessin Isabelle anhalten sollten. Die Gesandten, welche er mit diesem ehrenvollen Geschäfte beauftragte, waren Johann von Roubair, Balduin von Lannoi, Andreas von Toulongeon, Gilles von Schorisse und Balduin Dignies; lauter eifrige Nebenbuhler um die Gunst Mariens, die der Herzog mit einem Male zu beseitigen wünschte. Er eröffnete ihnen, daß zwei venetianische Galeeren sie in dem Hafen von Sluys erwarteten, und daß er wünsche, sie möchten schon am folgenden Morgen abreisen. „Und Du," wandte er sich hierauf zu dem gerade anwesenden van Eick, „wirst, um allen Verdacht, den man etwa gegen die Absicht meiner Sendung fassen könnte, zu beseitigen, die Gesandten begleiten und mir Isabellens Bildniß malen, das ich nur von Deiner Meisterhand gefertigt wünsche. Während Deiner hoffentlich nur kurzen Abwesenheit gedenke ich aber den alten van Combrugge schon zu Deinen Gunsten zu stimmen, und werde den Lieven Boor, dem er die Hand seiner Tochter bestimmt hat, mit einer Sendung beauftragen, die ihn auf längere Zeit von der Heimath entfernt hält."

Van Eick mußte wohl dem Herzog für die Freundschaft und Auszeichnung, deren er ihn würdigte, seinen Dank aussprechen, fühlte sich aber im Innern schmerzlich bewegt bei dem Gedanken an eine, wenn auch nur kurze Trennung von Marien. Es waren ihm nur noch wenige Augenblicke des kommenden Abends vergönnt, zärtlichen Abschied von der Geliebten zu nehmen. Die Gesandten begaben sich schon am folgenden Tage nach Sluys, und traten am 19. Oktober 1428 ihre Fahrt an.

Nachdem Philipp so ziemlich Meister des Terrains geworden, beauftragte er den Lieven Boor mit einer ehrenvollen Sendung nach Dijon, und gab dem alten van Combrugge eine ähnliche nach Frankfurt am Main.

Drei Tage befand sich Marie mit ihren Dienern allein in dem Hause ihres Vaters, voll Trauer über die schnelle Abreise ihres Geliebten, als sich am 22. Oktober, Abends um 6 Uhr, wiederholt starkes Klopfen an der Hausthür vernehmen ließ. Es wünschte im Namen des Herzogs von Burgund ein Diener desselben mit der jungen Dame des Hauses zu sprechen. Der Fremde ward ohne Anstand eingelassen, und Marie erkannte auf den ersten Blick in dem Eingetretenen den Begleiter ihres Freundes. Philipp der Gute, welcher vor der Hand unerkannt zu bleiben wünschte, gab vor, daß er von dem Herzog den Auftrag erhalten habe, sich nach Mariens Befinden zu erkundigen. Er gewann durch sein artiges, einschmeichelndes Benehmen sowohl, wie auch als der Freund und Vertraute van Eick's, bald die Gunst der Jungfrau. Der Herzog unterhielt sich gern über Gegenstände der Kunst, und fand zu seinem großen Vergnügen, daß die „Perle von Brügge" gleichfalls eine Liebhaberin und Kennerin von Kunstwerken war. Es entspann sich bald zwischen Beiden ein lebhaftes Gespräch über Malerei und Gemälde. Es verging eine geraume Zeit, bis daß in den Gegenstand des Gesprächs vertiefte Mädchen die feurigen Blicke bemerkte, welche Philipp von Zeit zu Zeit auf sie wandte. Dieser hielt es übrigens für rathsam, seinen ersten Besuch nicht zu lange auszudehnen, und schied endlich mit der Aeußerung, nur mit schwerem Herzen vermöge er, eine für ihn so angenehme Unterhaltung abzubrechen; er bäte aber zugleich seine werthe Freundin um die Erlaubniß, ihr bei seinem nächsten Besuche mehrere meisterhafte Miniaturgemälde zeigen zu dürfen, die er zu besitzen so glücklich sey. Marie gewährte ihm mit Freuden seine Bitte, und nahm alsdann von dem interessanten Fremden auf's freundlichste Abschied.

Philipp kam schon nach zweien Tagen wieder, eine in

Sammt gebundene Mappe unter seinem Mantel, in welcher sich zwölf reizende Miniaturbilder befanden, auf das feinste Pergament gemalt.

Marie konnte sich bei dem Anblicke vor Entzücken kaum fassen.

„Nun," begann sie endlich, „begreife ich erst recht das innige, freundschaftliche Verhältniß, in welchem Sie mit dem Meister van Eick stehen. Ich sehe hier unter den Miniaturbildern zwei, die wahrscheinlich von seiner kunstreichen Hand sind."

„Sie sind es in der That!"

„Aber auch die andern Miniaturbilder sind fürwahr von Meisterhand!" fuhr das Mädchen fort. „Niemand besitzt wohl in Brügge einen ähnlichen Schatz."

(Fortsetzung folgt.)

Eine ägyptische Sklavenjagd.

Der Pascha von Aegypten hat wiederholt erklärt, daß er den Sklavenhandel in Aegypten zwar nicht abschaffen, aber doch beschränken wolle; er hat besonders versichert, daß er die unmenschlichen Sklavenjagden im Sudan verboten habe. Aber dies, so wie so Manches, was er that, war nur für das Ohr der Europäer bestimmt, während in den unbekannten Gegenden des Innern die alten Gräuel vor wie nach vor sich gingen. Der bekannte englische Reisende Dr. Beke hat einen Brief bekannt gemacht, in welchem er, nach der Aussage eines Augenzeugen, folgende nähere Umstände einer ägyptischen Sklavenjagd vom Anfang v. J. gibt: Im Januar 1843 rückten die ägyptischen Truppen unter Ahmed Pascha, damals Gouverneur des Sennaar, von Khartum zu einer Sklavenjagd aus, die zwischen dem weißen und blauen Nil gehalten werden sollte. Es waren 2950 Mann regelmäßiger Infanterie (Neger mit türkischen und ägyptischen Offizieren), 1000 Mann unregelmäßiger arabischer Reiterei mit vier Kanonen und 6000 Kameelen. Unterwegs stießen Beduinen und 600 Mann Neger-Infanterie zu ihnen. Am 9. Februar kamen sie an Khor-el-Sidr, und die Reiterei wurde gegen die Dinkas (nomadische Neger am weißen Nil) abgeschickt, während das Hauptcorps südlich nach Ule im Lande der Borun marschirte. Den 14. kam die Reiterei mit 623 Sklaven jeden Alters und Geschlechts, 1500 Ochsen und einigen Schafen an; den nächsten Tag wurde die Beute vertheilt, nämlich die Hälfte der Regierung, die andere Hälfte den Sklavenfängern. Der Berichterstatter war nicht bei dieser Expedition und hörte das Ergebniß nur im Allgemeinen. Die Armee rückte nun tiefer ins Land der Borun und erreichte am 19. Februar das Dorf Dschembel Tombak. Die Bewohner hatten sich auf einen einzeln stehenden Hügel geflüchtet, der von der Reiterei umstellt und von dem Fußvolk gestürmt wurde. Die Neger vertheidigten sich mit dem Muth der Verzweiflung; die meisten waffenfähigen Männer wurden niedergehauen; ihre Waffen bestanden aus Bogen und Pfeilen mit Eisenbeinspitzen, welche so unschädlich sind, daß nicht Ein Aegypter fiel; zwar wurden viele von diesen verwundet, aber die Wunden waren so unbedeutend, daß sie keinen Mann hinderten, seinem Geschäft nachzugehen. Gegen Mittag kamen die Soldaten mit ihrer Beute zurück; man nahm aus dem Dorfe so viel Getreide, als die Truppen brauchten; der Rest wurde mit dem Dorfe verbrannt. Den folgenden Tag wurden die Sklaven, 526 an der Zahl, Säuglinge eingeschlossen, zusammengebracht und von den Aerzten untersucht, wie viele von ihnen zum Kriegsdienst brauchbar seyen. Sie waren alle nackt und von einem schönen starken Negerschlage; die Männer trugen nichts als ein Schaffell über die Schulter, die Weiber eine Schürze. Nur 75 waren waffenfähig, und von diesen hatten die meisten Schußwunden. Der Pascha nahm sie, so wie die schönsten Weiber und Knaben, als die Hälfte, die der Regierung zukomme, und überließ den Rest der Armee zur Vertheilung. Als nun die Familien getrennt, Männer und Weiber, Kinder und Eltern auseinander gerissen wurden, entstand unter diesen armen Menschen ein furchtbares Wehklagen. Die Soldaten versicherten sich ihrer Sklaven auf folgende Art: sie steckten den Hals eines jeden in die Gabel einer gespaltenen armdicken Stange und banden die beiden Enden hinter dem Kopf zusammen, den rechten Arm an die Stange und das andere Ende der Stange an ihren Sattel, so daß sie dieselben nachschleppen konnten, ohne sich viel mit ihnen abzugeben. Der Marsch dauerte gewöhnlich sechs bis acht Stunden, und da die Soldaten kaum Wasser genug mit sich nahmen, so litten die Sklaven entsetzlich vom Durst; sie erhielten keine andere Nahrung als mit Wasser angefeuchtete Durra. Diejenigen, welche wegen Wunden oder Schwäche nicht nachkommen konnten, wurden ohne Bedenken durch den Kopf geschossen; so langte kaum die Hälfte von ihnen in Khartum an. — Am 21. Febr. marschirte die Armee nach Kerr, einem Bezirk mit zehn bis fünfzehn kleinen Dörfern, deren Einwohner sich in zwei palisadirte Zufluchtsörter gerettet hatten. Den nächsten Morgen wollte man eine dieser Verzäunungen mit Kanonen einschießen und feuerte etwa vierzig Kugeln ab, aber so ungeschickt, daß sie keine Wirkung hervorbrachten, und man es zuletzt aufgab. Die Infanterie stürmte die Palisaden und riß sie mit den Händen aus. Die Neger hatten nur Bogen und Pfeile, wehrten sich aber so tapfer, daß sie die Truppen drei Mal zurücktrieben; indeß die Feuerwaffen waren auf die Länge unwiderstehlich, und in einer Stunde war die Einzäunung genommen. Die Gräuelscenen, die nun folgten, sind unbeschreiblich. Die Soldaten hieben nicht nur Alles nieder, was sich vertheidigte, sondern auch Männer, Weiber und Kinder, welche zu schwer verwundet waren, als daß sie hätten zu Sklaven dienen können, steckten dann die Palisaden an und verbrannten die Schwerverwundeten mit den Todten, während sie die zweite Verschanzung angriffen. Der Pascha sah, daß er bei diesem System die besten Sklaven verlor und schickte einen der Gefangenen hinein, sie zur Uebergabe aufzufordern; der Mann ging sehr ungerne und sagte, daß er seine Brüder wohl kenne und sie sich nicht unterwerfen würden. Er hatte Recht, sie gaben gar keine Antwort. Der Pascha ertheilte den Befehl zum Angriff, und das Ergebniß war dasselbe wie zuvor. Die Türken hatten sechs Todte und zwölf schwer Verwundete durch ihre eigenen Feuerwaffen (so ungeschickt bedienen sie sich derselben), dazu vier schwer und dreihundert leicht Verwundete durch Pfeilschüsse. Der Verlust der Neger ist unbekannt, einige entkamen, die meisten fielen auf ihrem Posten, 463 Neger und 500 Ochsen wurden eingebracht und vertheilt wie die ersten. Die Sklaven, welche der Regierung zufielen, wurden unter Beduinenbedeckung nach Khartum geschickt, und die Soldaten, welche sich nicht mit den ihrigen schleppen wollten, verkauften sie an arabische

Händler, die der Armee folgten; Knaben von 10 bis 12 Jahren wurden um sieben Piaster (einen Gulden) verkauft und ein altes Weib um drei Piaster (24 kr.)! — Am 1. März marschirte die Armee östlich gegen Kormuk, das von Negern aus dem Borunstamm bewohnt ist, die mit Lanzen bewaffnet sind und für die tapfersten von allen gelten, da sie nie überwältigt worden sind. Das Dorf war groß und mochte 1600 Hütten enthalten. Die Bewohner hatten sich auf einen Berg geflüchtet. Der Pascha verbrannte das Dorf. Nach zweitägiger Rast stürmten vier Bataillone und die Hülfsneger den Berg, das fünfte Bataillon blieb als Nachhut im Lager, die Reiterei umgab den Berg, um Flüchtlinge aufzufangen. Das erste Bataillon kam an eine Verzäunung, in der sich 1200 Weiber und Kinder befanden, welche von den Soldaten gebunden und weggeschleppt werden sollten. Da stürzten die Neger mit lautem Geschrei vom Berge herab, die Aegyptier kamen in Unordnung, wurden von einem panischen Schrecken befallen, warfen ihre geladenen Gewehre weg und flohen; sie rissen die drei anderen Bataillone mit sich, und die ganze Truppe floh in Unordnung. Hätten die Neger einen Angriff auf das Lager gewagt, so wäre die Armee verloren gewesen. Sechs Offiziere und 108 Soldaten waren gefallen, und 102 Flinten fehlten. Unglücklicherweise verfolgten die Borun ihren Vortheil nicht, so daß der Pascha seine Truppen sammeln konnte. Er blieb drei Tage ruhig in seinem Lager und dachte eben daran, den Angriff zu erneuern, als ein Bote von den Negern kam, die zu unterhandeln wünschten, weil die Aegyptier an dem Brunnen lagerten und es auf dem Berg an Wasser fehlte. Der Pascha versprach, gerne sich zurückzuziehen, unter der Bedingung, daß die Neger fünfzehn Unzen Gold Tribut bezahlten. Dieses Gold wurde jedoch nie bezahlt, und kein Versuch gemacht, es zu erzwingen. Als die Armee das Lager verließ, erschlugen die Neger sechs Mogrebinen, ohne daß der Pascha versuchte, sie zu rächen. Die Armee marschirte nach Fazoglu zurück; sie kam bei Surkum auf den Weg, den die Sklaven zurückgelegt hatten, die von Kerr zurückgeschickt worden waren, und der einen scheußlichen Anblick darbot, da er mit den Leichnamen der auf dem Wege Umgekommenen bedeckt war. Am 25. März erreichte man Fazoglu, den südlichsten Punkt der Besitzungen von Mehemet Ali. Der Pascha war sehr unzufrieden mit seiner Expedition, denn er hatte nur 1875 Sklaven gemacht, während in demselben Augenblick der General Emin Bey von einer ähnlichen Sklavenjagd aus dem Land der Nuba-Neger zurückkam und 5000 Sklaven mitbrachte. — Die Sklaven, welche der ägyptischen Regierung zufallen, sind hauptsächlich bestimmt, das Heer zu rekrutiren, da Mehemet Ali es wohlfeiler findet, sich Neger zu verschaffen, als die ägyptischen Fellahs in die Armee zu stecken. Bei ihrer Ankunft in Khartum werden die Männer sogleich in die Regimenter gestoßen, während die Weiber und Kinder unter die Offiziere vertheilt werden, welche dagegen eine gleiche Anzahl dienstfähiger Neger zu stellen haben. Die Vertheilung wird vorgenommen, ehe die Sklaven an die Armee abgeschickt werden, und die Offiziere haben daher die Gefahr ihres Todes unterwegs zu tragen. So waren z. B. in dieser Expedition 42 Sklaven einigen Beduinen anvertraut worden, um sie nach Khartum zu bringen; nur die Hälfte kam lebend an, und die Bedeckung brachte die Ohren der Gestorbenen. Diese Ohren wurden den Offizieren, denen die Sklaven bestimmt gewesen waren, übergeben, und sie mußten der Regierung nichts desto weniger ihre Ersatzmänner stellen. Diese Thatsachen sind von einem europäischen Arzt, im Dienste des Pascha, erzählt worden, der viele Jahre im Sennaar gedient und die Expedition auf dieser Sklavenjagd begleitet hat, so daß er ein Augenzeuge war von Allem, was erzählt worden ist.

Mannichfaltigkeiten.

Den Astronomen ist wieder das Concept verrückt. Sie glaubten die geheimen Gänge der Sternschnuppen entdeckt zu haben und sagten das Schauspiel am Himmel immer auf den 11. — 14. Nov. und den 11. — 13. August an. Das letzte Mal schienen aber die Schnuppen den Schnupfen bekommen zu haben; sie machten es wie mehrere Schauspielerinnen, sie blieben im November zu Hause.

Das große israelitische Krankenhaus, das der reiche Banquier Salomon Heine in Hamburg erbauen ließ, ist fertig und bereits eröffnet. Es sollen nicht nur israelitische, sondern auch christliche Kranke darin Wartung und Pflege bekommen.

Zu der Jubiläumssäule, die in Stuttgart dem Könige errichtet wird, wird ein riesenmäßiger Granitblock herbeigeschafft, den eine Bespannung von zweiundvierzig Pferden und zehn Ochsen nicht von der Stelle bringen kann. Es ist ein Seitenstück zu dem Piedestal der Peterssäule in St. Petersburg.

Dingelstedt steigt von einer Stufe zur andern. Hofrath ist er bereits, und nächstens soll er auch Direktor des Stuttgarter Hoftheaters werden. Ist die Nachricht wahr — und wir haben keine Ursache, daran zu zweifeln — so ist dem Theater in Stuttgart nur Glück zu wünschen, vorzüglich wenn, wie es ebenfalls heißt, der Regisseur Moritz seinen Posten als Regisseur an einen andern tüchtigen Schauspieler abtritt. Dingelstedt kann dort viel wirken, und daß er die Fähigkeit und den guten Willen hat, etwas Tüchtiges zu leisten, wird Niemand bezweifeln.

Saphir sagt über „Eisenbahnen" Folgendes: Hier hat sich ein Streit entsponnen; sagt man: „auf Eisenbahn-Aktien, oder mit Eisenbahn-Aktien spekuliren? — Der Unterschied ist folgender: Wer Geld hat, spekulirt mit Eisenbahn-Aktien; wer keins hat, spekulirt auf Eisenbahn-Aktien! Wenn's schlecht geht, so geht Jener, der's Geld hat, doch noch mit der Eisenbahn mit; wer kein's hat, geht auf der Eisenbahn durch. — Grammatik ist überall eine schöne Sache.

Korrespondenz.

△ Karlsruhe, 8. Jan.

Die Witterungsverhältnisse entsprechen der Jahrszeit noch immer nicht. Wir haben eigentliche Frühlingstage und in manchen Gärten sollen bereits die Bäume wieder zu treiben beginnen, was natürlich nicht ohne üble Nachwirkungen bleiben kann, wenn strenge Winterkälte später denn doch eintritt. Die Fleischpreise gehen allmälig herab.

— Das „Departement der närrischen Angelegenheiten", wie sich das Comité des Fastnachtvereins oder Narrenklubbs nennt, ist auch dieses Jahr wieder sehr thätig. In seiner letzten Sitzung am Samstag hielt eines der Mitglieder eine humoristische Rede, worin bei Erwähnung des Departements der auswärtigen Angelegenheiten ironische (übrigens unverfängliche) Anspielungen politischer Natur vorkamen.

Darmstadt, 5. Jan.

Mit Ruhm, Gold und Titeln beladen (drei Dinge, die im menschlichen Leben sonst nur schwer zu erlangen sind) ist der Klaviervirtuose Hr. **Alex. Dreyschock** am 3. d. Mts., nach längerem Aufenthalte, von hier abgereis't und hat seine theilnehmenden Freunde, welche sein künstlerisches Streben förderten, dadurch in die Betrübniß versetzt, ihn vielleicht nicht so bald in ihre Mitte wieder zurückkehren zu sehen. Es ist eine herrliche Sache um die Kunst, wenn sie wie ein Talisman wirkt, indem sie die Herzen rührt und die sieben Siegel von den Kassen lös't, während das sich gut verzinsende Multiplications-Exempel des Ruhmes durch die Presse gratis in die schöne Acquisition des Tages gegeben wird. — Wenn wahre Wissenschaft, die Frucht vieljähriger Studien, nur den zehnten Theil der Anerkennung fände, die gemeinhin manche Kunst, die nur einen flüchtigen Ohren- und Augenkitzel gewährt, mit so vieler Zuvorkommenheit zu finden pflegt; so würde dadurch der menschlichen Gesellschaft und ihren auf höhere Geisteskultur gerichteten Strebnissen ein unendlich wichtiger Dienst geleistet werden. Aber der Genius der Wissenschaft findet nicht so leicht eine Herberge unter der Menge: Viele verstehen ihn nicht und die, so ihn verstehen, sind gewöhnlich zu sehr von den Eingebungen eitler Selbstliebe befangen, als daß sie in dem wohlverstandenen Interesse der Menschheit zu handeln vermöchten. Das ist so der Welt Lauf, der nur dem neu erscheint, der von der Geschichte und ihren Lehren wenig Notiz genommen hat. Der Schildkrötenpanzer des Egoismus hing von jeher blank geputzt in den Rüstkammern der Völker und war höher geschätzt als der glänzende Helm Minerva's. — Unsere buntpapierne Ruhmeshalle, das Theater, wo Himmel und Hölle sich die Hand bieten und Engel mit Teufeln fraternisiren, hat uns im Laufe der Saison auch durch andere reisende Kunsttalente viel Schönes und künstlerisch Gediegenes geboten. So Hrn. **Breiting**, der z. B. in der „Stummen", wo er den Masaniello sang, nicht minder ausgezeichneten Beifall fand, als unsere erste Tanzkünstlerin, Fräul. Luise **Weiß**. Beide wurden mit großem Applaus gerufen. Andere fremde Kunstnotabilitäten schicken sich noch an, uns zu unterhalten, und wir werden für die Dauer der Saison an Musik und Gesang keinen Mangel haben, wenn anders Apollo's kunstbegabte Jünger während der strengen Jahrszeit an unserem gastlichen Herde vorlieb nehmen wollen. Es wird immer noch etwas Erkleckliches zu ernten geben und die eigentliche Stoppelernte auf dem Felde des Ueberflusses nur unserem kunstfleißigen Opernchorpersonal in der Form einer verspäteten, von Maifrösten gedrückten Benefizvorstellung vorbehalten bleiben. — Am 7. d. Mts. wurde auf dem großh. Hoftheater die Oper von Meyerbeer: „Robert der Teufel" in so schöner vollendeter Darstellung gegeben, daß sie durch alle Akte befriedigte und in ihren interessantesten Momenten den Beifall des Hauses mit jener siegenden Kraft errang, welche dem innersten Leben der Kunst entquillt und auf die Hörer mit unwiderstehlicher Macht übergeht. Zu diesem glänzenden Erfolge trugen hauptsächlich bei Hr. **Reichel** (Bertram), unser geschätzte Gast Hr. **Breiting** (Robert), dessen ausgezeichnetes Kunsttalent sich in dieser Rolle schöner als je zeigte, und Mad. **Pirscher** (Alice). Frau v. **Poißl**, als Isabella, wurde nicht überhört, sondern in mehreren ihrer Gesänge mit Wohlgefallen vernommen. In der Nonnen-Scene des dritten Akts, von Hrn. Balletmeister **Tescher** eingerichtet, errang Fräul. Luise **Weiß** wohlverdienten Beifall.

Büdingen, im Jan.

Wenn schon wir hier auf einem Punkte wohnen, den keine Eisenbahnen durchschneiden und keine Dampfboote berühren, so ist derselbe doch keineswegs so unwichtig, daß über unser geselliges Thun und Treiben gar nichts von einigem Interesse gesagt werden könnte. Unsere Wintervergnügungen schienen schon im Herbste sich günstiger als je gestalten zu wollen, da unter Thalia's wohlthätigem Schutze eine wandernde Schauspielertruppe sich hier niederließ und seitdem manchen Abend in heiterer und ernster Darstellung dem schaulustigen Publikum verkürzt hat. Mehrere ihrer Mitglieder sind recht brav, wie z. B. Hr. **Kern** und Dem. **Geiser**, welche beide im Liebhaberfach bei uns excelliren. Letztere würde schon in den gewöhnlichen Verhältnissen und Beziehungen des Lebens gefallen, um wie viel mehr nicht, wenn die Anmuth und Gaben der Jugend durch die Künste der Bühne gehoben und verschönert werden. — Andere künstlerische Bestrebungen, die dem in unserer Mitte wohnenden fürstlichen Familienkreise angehören, glauben wir wenigstens berühren zu dürfen, indem wir anzumerken uns erlauben, daß die in dem fürstlichen Schloß am Neujahrsabend nur den Gesängen nach dargestellte neue Oper von Ih. Durchl. der Prinzessin Mathilde von Isenburg-Büdingen componirt worden seyn soll. — Zu einer glänzenden Neujahrsfeier durch einen Ball, der in dem neuhergestellten schönen und geräumigen Rathhaussaale gehalten wurde, waren von unserer gebildeten Gesellschaft die nöthigen Vorkehrungen getroffen worden. Die diesfälligen Erwartungen würden mehr als befriedigt, als der zahlreiche gesellige Verein Se. Durchl. den Fürsten von Isenburg-Büdingen und höchstdessen hohen Familienkreis, wie auch seine erlauchten Gäste, den Fürsten von Solms-Lich und den Grafen Eduard von Solms-Rödelheim, eintreten und dem allgemeinen Vergnügen sich anschließen sah. Der Geist ächter geselliger Heiterkeit verschönerte ein Ballfest, welches durch die Anwesenheit so vieler erlauchten Personen, worunter auch Se. Durchl. unser Erbprinz mit seiner blühenden und anmuthsvollen jungen Gemahlin, einer geborenen Gräfin von Erbach-Fürstenau, auf's glänzendste verherrlicht wurde. — Damit es aber unseren geselligen Vergnügungen nicht an dem benöthigten Salze, dem attischen nämlich, gebreche, so wird von diesem beliebten Artikel eine stete Zufuhr erhalten, welche in der Form von Gedichten, Liedern, Kritiken über unser Theater ꝛc. durch unser Wochenblatt sich in alle Zweige der Gesellschaft ergießt und sie munter und frisch erhält. Wir werden dem Parnassus dadurch freilich nur um wenig näher gerückt, haben aber denn doch die Befriedigung, in das allgemeine kritisch-poetische Tagesgeschrei tapfer mit eingestimmt zu haben.

Logogryph.

Ich nenne in fünf Zeichen
Ein Volk, das einst mit Macht
Vernichtung manchen Reichen
Und Größe sich gebracht.

Wird nun aus meiner Mitte
Ein Zeichen weggebracht,
Dann sag' ich, wo der Brite
Besitzt die größte Macht.

Worms. **J. A. Kunkel.**

Theater-Anzeige.

Montag, 15. Jan. (Zum Vortheil des Hrn. **Baison** und zum Erstenmale): **Zopf und Schwert** historisches Lustspiel in 5 Aufzügen, von Karl Gutzkow.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 14. Sonntag, den 14. Januar 1844.

Die Perle von Brügge.

Nach Zügels englischem Universalmagazin von Fr. Arnold.

(Fortsetzung.)

„Ich beschäftige mich schon längere Zeit mit Sammlung von Gemälden,“ fuhr der Herzog fort. „Diese Bildchen scheinen Ihnen ganz besonders zu gefallen; wie glücklich würde ich mich schätzen, wenn Sie dieselben zum Tausche annähmen!“

„Zum Tausche? Wofür?“ fragte das Mädchen erstaunt. „Was könnte ich Ihnen geben, das an Werth auch nur einem Ihrer Miniaturbilder von weitem gleich käme?“

„Und doch! Sie haben hier auf dem Tische eine meisterhaft getuschte Landschaft, deren Besitz mich höchst glücklich machte.“

Die „Perle“ erröthete über die letzte Aeußerung Philipp's, da die Landschaft ihre eigene Arbeit war, und sie nicht wußte, ob sie das derselben ertheilte Lob für aufrichtig oder nur für absichtsvolle Schmeichelei halten sollte. Nachdem sie ihrem Gaste nur mit großer Schüchternheit gestanden, daß sie selbst die Landschaft getuscht habe, entgegnete Jener, sich auf's höchste überrascht stellend:

„Wie, Ihre Arbeit wäre es also? Dann erhält die Landschaft, welche mit so viel Kunst und Geschmack gearbeitet ist, noch einen unendlich höhern Werth in meinen Augen. Wenn Sie so gütig sind, mir dieses Werk ihrer schönen kunstreichen Hand zukommen zu lassen, so bin ich bereit, Ihnen sechs meiner Miniaturbilder als Gegengeschenk zu geben.“

Mariens Erstaunen stieg mit jeder Minute. Es bedurfte der ganzen einschmeichelnden Beredsamkeit Philipps, um sie zu überzeugen, daß es ihm mit seinem Tausche ernst sey.

„Suchen Sie sich die aus, welche Ihnen am besten gefallen,“ fuhr Philipp fort, indem er die zwölf Bilder auf den Tisch nebeneinander legte.

Marie war lange unschlüssig, welche Wahl sie treffen solle. Nachdem der Herzog sie eine Zeit lang ihrer Unschlüssigkeit überlassen, begann er wieder:

„Ich glaube, den Grund Ihrer Unentschlossenheit zu errathen. Sie sollen die zwölf Bilder alle erhalten, wenn Sie mich mit einer zweiten Arbeit Ihrer Hand beglücken.“

„Mit einer zweiten Arbeit von meiner Hand!“ entgegnete verwundert das Mädchen. „Und was soll den Gegenstand derselben bilden?“

„Darüber wollen wir uns sogleich näher besprechen. Da Sie also den Tausch zufrieden sind, so empfangen Sie einstweilen dies von meiner Seite!“ Indem der Herzog dies sagte, legte er die zwölf Miniaturbilder wieder in die Sammetmappe, verschloß sie mit den goldenen Bändern und überreichte sie Marien.

„Auch die kostbare Mappe geben Sie mir zum Geschenke?“ rief das Mädchen höchst verwundert.

„Die Mappe gehört zu den Bildern, und ist so mit denselben im Tausche begriffen.“

„Ihre Großmuth beschämt mich, edler Herr!“

„Damit ich bei dem Tausche nicht allein als großmüthig erscheine, so spreche ich auch Sie um eine große Gunst an. Da ich nämlich die seltsame Grille habe, mein Portrait von jedem mir bekannten Künstler malen zu lassen, so wünschte ich dasselbe auch von Ihrer kunstgeübten Hand zu besitzen.“

Marie von Combrugge erröthete von neuem. Sie hatte noch nie ein Portrait gemalt, und äußerte daher dem Herzoge ihre Bedenklichkeit, eine so schwierige Arbeit zu unternehmen.

„Sie trauen sich selbst zu wenig zu, Fräulein,“ entgegnete der Herzog; „ich bin fest überzeugt, daß die Arbeit Ihnen gelingen werde, und ich freue mich schon im voraus darauf, meinen Freund van Eick nach seiner Rückkehr die Fortschritte sehen lassen zu können, welche Sie während seiner Abwesenheit gemacht.“

„Wäre es mir aber nicht vergönnt, den Namen meines edlen Gönners zu erfahren?“ fragte das Mädchen.

„Sie sehen in mir Philipp von Burg, den Goldschmied des Herzogs von Burgund.“

„So sind Sie also wohl auch ein Kenner von Juwelen?“ rief das Mädchen, froh, der Unterhaltung eine andere Wendung geben zu können. Das Mädchen öffnete darauf ein Kästchen, welches eine goldene Kette, in Rubinen gefaßte goldene Ohrringe enthielt; sie fragte den Herzog um seine Meinung über den Werth der letztern.

Der Herzog schien sie mit Kennerblick zu prüfen. „Die Ohrringe,“ begann er endlich, „sind äußerst geschmacklos gearbeitet, und vor Allem die Rubinen schlecht gefaßt. Ich will es versuchen, ihnen eine schönere und mehr der Mode entsprechende Fassung zu geben, und hoffe, Sie durch diese Gefälligkeit um so eher dazu zu bewegen, daß sie mich portraitiren.“

„O, Sie sind zu gütig, edler Herr! Wie sollte ich Ihnen Ihre dringende Bitte verweigern können!"

„Wann werden wir die erste Sitzung halten?"

„Wann Sie es wünschen!" entgegnete Marie nach einigem Zaudern.

„So will ich morgen so frei seyn, Ihre Güte in Anspruch zu nehmen!" schloß der Herzog, indem er die Ohrringe der Jungfrau sorgfältig eingewickelt in seiner Rocktasche mitnahm. Er kam am folgenden Tage wieder, und wußte durch artige und geistreiche Reden die erste Sitzung so viel als möglich in die Länge zu ziehen. So machte er es bei allen folgenden Sitzungen, und erst nach acht Tagen gelang es Marien, ein höchst mittelmäßiges Portrait des Herzogs zu vollenden. Philipp fand dasselbe aber ausgezeichnet, und nahm, seine Dankbarkeit zu bezeigen, die neu und höchst geschmackvoll gefaßten Ohrringe aus seinem Busen und überreichte sie der jungen Künstlerin als ein Zeichen seiner warmen Erkenntlichkeit. Marie wandte froh überraschte Blicke auf dieselbe, und während ihre eine Hand an dem Herzen ruhte, welches vor Lust und Entzücken bebte, faßte sie mit der andern die Philipps, der einen feurigen Kuß auf dieselbe drückte. Der Herzog wußte den ganzen folgenden Monat seine Besuche unter verschiedenen Vorwänden zu erneuern. Da er die Perle fast jeden Tag durch irgend ein Geschenk oder sonst eine Freude, die er ihr bereitete, überraschte, so konnte er bald bemerken, wie sich ihm das Herz Mariens mit immer größerer Neigung zuwandte. Sie verlebte in seiner Gesellschaft die glücklichsten Stunden, und zählte mit Ungeduld die Augenblicke bis zu seiner Wiederkehr. In der ersten Zeit war van Eick noch oft der Gegenstand der Unterhaltung beider gewesen; nach und nach aber wandte ihr Gespräch sich immer seltener auf ihn, und es erkaltete in Mariens Herzen immer mehr die Liebe zu dem fernen Maler, da sie von demselben gar keine schriftlichen Mittheilungen erhielt: denn der Herzog unterschlug alle Briefe, die van Eick seiner Geliebten zusandte.

Eines Tages stellte Marie im Laufe des Gesprächs an den Herzog die Frage, ob er verheirathet sey. Ihre Mienen zeigten angenehme Ueberraschung, als ihr der Herzog ihre Frage verneinend erwiederte. Der Letztere ward seinerseits auch freudig bewegt bei der Wahrnehmung, daß sich das Herz der liebenswürdigen Jungfrau ihm mit zärtlicher Neigung zugewandt, und er fühlte sich glücklich in dem Bewußtseyn, endlich ein Mal wegen seiner selbst, und nicht blos wegen seines Rangs und Reichthums, geliebt zu werden; denn bisher war er von seinen zahlreichen Maitressen nur als Herzog von Burgund geliebt worden. Zwar waren ihm in Erwerbung der Liebe Mariens seine Großmuth und seine Schmeicheleien von dem mächtigsten Einflusse gewesen, doch übersah der Herzog dies in seiner Selbstgefälligkeit gänzlich, und glaubte den Sieg über Mariens Herz allein seiner liebenswürdigen Persönlichkeit zu verdanken.

(Fortsetzung folgt.)

Champagner und Schaumwein.

Die Alles beherrschende Mode, welche von den Palästen bis in die Hütten, von der Wissenschaft bis zur gemeinen Praxis, von den Weisen bis zu den Thoren sich erstreckt, dehnt auch ihr Reich über Küche und Keller aus. Seit jenen Zeiten, wo die Götter im Olymp Nektar und Ambrosia schmausten, und jenen, wo an der Tafel des Lucullus die seltenen Leckerbissen des Orients verspeist wurden, wie oft hat seitdem die Gastronomie ihre Systeme umgewandelt, und wie mancher köstliche Trunk ist seit dem Falerner schon an der Tagesordnung gewesen! Küche und Keller haben nicht weniger Wechsel erlebt, als Palast und Kirche, und werden gewiß auch noch ihren Gibbon oder Johannes von Müller finden. Hat doch der Magen in der Geschichte der Menschheit wohl eine größere Rolle gespielt als der Kopf, und was würde aus unsern großen und berühmten Männern geworden seyn, wenn ihnen die Aufmunterung und die süßen Freuden der Tafel und des köstlichen Rebensaftes gefehlt hätten? Es ist noch nicht gar lange her, seit in unserm lieben Deutschland der junge Champagner über den alten Rheinwein gesiegt hat. Noch vor fünfzig und weniger Jahren wurde bei festlichen Veranlassungen alter Rheinwein kredenzt, und je älter er war, desto ehrwürdiger. Weine, die ein halbes Jahrhundert und noch länger gelagert und sich dadurch veredelt hatten, zog man wegen ihrer soliden Eigenschaften, wegen ihrer Gediegenheit und ihres ernsten Charakters ihren jüngern Geschwistern, die noch in der Entwickelung begriffen waren, vor. Wenn ein Vater seine Tochter verheirathete, so machte es ihm ein besonderes Vergnügen, wenn er beim Hochzeitsmahle den Gästen einen edlen Firnewein vorsetzen und dabei sagen konnte, daß dieser eben so alt, als die Neuvermählte sey, und wenn ein Jubilarius das Fest seines 50jährigen Dienstes beging, so hätte ihm das Beste dabei gefehlt, wäre der Pokal nicht mit eben so altem Rebensaft gefüllt gewesen. Rühmt doch ein bekanntes Sprüchwort junge Mädchen und alten Wein! Diese frühere Ordnung der Dinge hat der Champagner umgestürzt; er ist als ein kecker Neuerer gekommen und hat mit sprudelndem Witz dargethan, daß er dem Geiste der neuen Zeit, den Bedürfnissen des Jahrhunderts und der modernen Kultur weit angemessener sey, als sein, wenn auch ganz achtbarer, doch sauerer und schwerfälliger Vorgänger; ohne sich viel auf Gründe einzulassen, hat er durch süße Lockungen und Schmeichelkünste seine Herrschaft festgestellt. Was die französische Sprache im Vergleich mit der deutschen, das ist er im Vergleich mit dem alten Rheinwein; aber was er auch seyn möge, die Mode hat ihn emancipirt, und gegen diese kämpfen Götter selbst vergebens.

Aller Orten vernimmt man Klagen über schlechte Zeiten, über Stockung im Handel und Verkehr, und über Geldmangel. Der Verbrauch des Champagners leidet darunter nicht. Hier feiert ein Gesangverein sein Stiftungsfest, dort eine Sängerin ihren Geburtstag; hier wird ein wohlthätiges Zweckessen gehalten und dort beschließt ein Comité seine achttägigen Anstrengungen durch ein Souper; hier hat eine hohe Person ein Landstädtchen auf der Durchreise beglückt, und dort sind die Statuten zu einem neuen Verein entworfen worden; hier begeht man das Wiegenfest eines berühmten, während seines Lebens verkannten und darbenden Dichters oder Gelehrten, und dort hat ein Actienverein mit günstigen Resultaten einen Jahresabschluß gehalten. Bei diesen und hundert ähnlichen Veranlassungen darf der Champagner, der dem Ganzen die Krone aufsetzt, nicht fehlen. Diese ehrenwerthen Männer sind begeistert für Recht und Wahrheit, für Aufklärung und Fortschritt; sie müssen Toaste bringen, oder, wie ein witziger Kopf einmal

scherzhaft sagte, ihren Drachen steigen lassen, wobei die Schnur oft zu kurz ist; das Vaterland und die deutschen Männer müssen hochleben, — und wie wäre dies möglich ohne Champagner, ohne ihn, den geistreichen Sprudelkopf, den pikanten Bonmotisten, den schäumenden Gedankenwecker? Es wäre ja ein testimonium paupertatis oder ein gänzlicher Mangel an Bildung, wenn man ihn weglassen und übergehen wollte. Alle Parteien söhnt er aus, alle Zwietracht legt er bei Seite; die Dummen macht er geistreich, die Egoisten human, die Alten fröhlich und die Jungen selig; er zeigt uns die Thorheiten der Welt von ihrer harmlosen und die Schlechtigkeiten der Menschen von der gemüthlichen Seite; mit einem Worte: er thut Wunder und verklärt, verschönt, verbessert Alles. Gegen die Vorliebe unserer Tage für den Champagner ankämpfen zu wollen, wäre eben so thörigt, als nutzlos. Jede Zeit hat ihre Lieblingsideen, ihren Geschmack, ihre Vorliebe, und wer ihr entgegen tritt, der ist ein Prediger in der Wüste, ein neidischer Misanthrop.

Nachdem der Verbrauch des Champagners so allgemein und, man könnte sagen, zu einem Bedürfniß geworden, hat auch die deutsche Industrie desselben sich bemächtigt, und unsere deutschen Schaumweine können wohl den Vergleich mit den französischen bestehen. Beide sind Produkte des Kunstfleißes, und was unsere gallischen Nachbarn herzustellen vermögen, das vermögen auch wir. In der Pfalz, am Rhein und an der Mosel werden viele Sorten edlen Rebensaftes gewonnen, welche ganz dazu geeignet sind, den köstlichsten Schaumwein abzugeben, und was die Bereitung desselben betrifft, so hat man es darin in letzterer Zeit zur Virtuosität gebracht. Nur Vorurtheil und Mode sind es, die hier noch im Wege stehen. Wir haben von jeher gerne Demjenigen einen Vorzug gegeben, was einen fremden Namen trug und uns dadurch imponirte; doch hat diese Vorliebe in neuester Zeit etwas nachgelassen, und es steht zu hoffen, daß auch die deutschen Schaumweine immer mehr die verdiente Anerkennung finden werden. Große Summen, welche jetzt ins Ausland wandern, werden dann im Vaterlande bleiben, und der deutsche Weinproduzent wird die Früchte seines mühevollen Culturzweiges in höherem Maße genießen; auch möchten wir fragen, ob es nicht eine Ironie auf uns selber ist, wenn wir bei fröhlichen oder festlichen Veranlassungen deutschen Handel und Industrie, deutsche Kunst und Wissenschaft, deutschen Fleiß und Fortschritt hochleben und dabei den französischen Champagner im Glase perlen lassen? Würde hier der deutsche Schaumwein nicht dieselben Dienste leisten, und wenn er selbst den Gaumen etwas weniger kitzelte, was wäre dabei verloren? So viel schöne Reden über das Aufblühen deutscher Industrie aller Orten auch gehalten werden, so bleibt es doch noch häufig genug nur bei leeren Worten, und das Fremde siegt über das Einheimische. Was endlich die Absicht betrifft, sich beim schäumenden Nektar heitere Stunden zu bereiten und die Mühen und Sorgen des Alltagslebens zu verscheuchen, so wird diese beim deutschen Schaumwein wohl eben so gut erreicht, als beim französischen Champagner, und oft genug glauben wir diesen zu schlürfen, und finden ihn ganz vortrefflich, während es jener war, der uns unter der Maske einer französischen Etikette und eines fremdklingenden Namens geboten wurde. So täuscht uns oft Vorurtheil und Mode, und wir verdienen es, getäuscht worden zu seyn.

Bei den zahlreichen Festlichkeiten unserer vergnügungssüchtigen Zeit wollen wir demnach unsern Landsmann, den deutschen Schaumwein, willkommen heißen. Unsere Toaste werden sich bei ihm, wenn auch nicht geistreicher, doch minder ironisch ausnehmen; unser Humor wird eben so sprudelnd und unsere Freude eben so strahlend seyn. Wir haben einen Verein gegen Kleider-Luxus, einer gegen den übertriebenen Champagner-Luxus wäre vielleicht eben so zweckmäßig. Die Statuten für denselben möge ein witziger Kopf entwerfen, und wenn wir alsdann unser Stiftungsfest feiern, so wollen wir beim deutschen Schaumwein die deutsche Industrie und den deutschen Humor hochleben lassen.

Mannichfaltigkeiten.

Die Freimaurerloge zu Braunsberg in Preußen beschenkte jährlich am Weihnachtsabend die armen Kinder der Stadt mit Kleidungsstücken und anderen nützlichen Gaben. Auch dieses Jahr sollte es geschehen, und man hatte bereits das Nöthige dazu angeordnet. Da kam plötzlich ein Brief des katholischen Schulinspektors mit der Anzeige, daß die Kinder aus den katholischen Schulen zur Empfangnahme von Weihnachtsgeschenken in der Freimaurerloge nicht erscheinen könnten. Als man die Eltern befragte, ob sie die Geschenke annehmen wollten, gaben sie zu erkennen, daß es ihnen verboten worden sey.

Die durch alle Zeitungen jetzt gehende Notiz, Louis Spohr arbeite an einer neuen Oper, soll ganz ungegründet seyn. Spohr hat die Lust am Opern-Componiren verloren, da viele seiner Opern gar nicht aufgeführt werden.

(Unentbehrlich!) Wir möchten wissen, worüber in Deutschland noch nicht geschrieben ward! Vor kurzem ist von Baron Sydow ein „Buch der Toaste" erschienen, ein, wie der Verfasser wenigstens sagt, „unentbehrlicher Rathgeber bei Zweckessen!"

(Stuttgart, 6. Jan.) Das durch alle Blätter gehende Gerücht, der Oberregisseur unseres Hoftheaters, Hr. Moritz, werde pensionirt — er ist lebenslänglich engagirt — und der erst durch Moritz an unserer Bühne emporgekommene Feodor Löwe ihn ersetzen, auch Hofrath Dingelstedt die Intendanz des Hoftheaters übernehmen, ist ohne allen Grund. Löwe befindet sich jetzt auf einer Kunstreise, und wird auswärts ein Engagement annehmen. — Dingelstedt genießt die Gunst des Königs in hohem Grade. — Der Dichter Emanuel Geibel verweilt noch hier, lebt aber sehr zurückgezogen.

(N. C.)

(London.) Neu sind die Kaffeehäuser auf der Eisenbahn. Man hat eigene Waggons dazu hergerichtet.

(Berlin.) Mad. Birch-Pfeiffer soll an unserer k. Bühne engagirt werden.

Korrespondenz.

Karlsruhe, 10. Jan.

So eben erfährt man, daß die berühmten, von der belgischen Regierung angekauften Gemälde, Thronentsagung Karl V. von Louis Gallois und Compromiß der flandrischen Edeln unter Philipp II. von Carl de Biefve, welche von derselben mit so vieler Liberalität verschiedenen deutschen Kunstvereinen zum Bewundern für Freunde der Kunst überlassen wurden, auch hier angelangt sind und 14 Tage lang durch den Kunstverein ausgestellt werden; es ist sehr erfreulich, daß der hiesige Kunstverein sich stets bemüht, den Freunden und Verehrern der Kunst solche seltene Genüsse zu verschaffen, so weit es in seinen Kräften steht. Wenn es aber wahr ist, was behauptet wird, daß derselbe für alle die, die nicht Mitglieder der Ständeversammlung, des Museums und des Kunstvereins sind, ein Eintrittsgeld von 12 oder 24 Kreuzern zu verlangen beabsichtige, so möchte das nicht gerade nobel genannt werden dürfen. Geschieht es zu Deckung der erwachsenen Kosten, warum alsdann gerade die Mitglieder des Museums, der Ständeversammlung ausnehmen? Oder will der Kunstverein etwa auf diese Weise eine besondere außerordentliche Steuer auf das größere Publikum umlegen? Ob dies eines solchen Instituts würdig ist, mag hier unerörtert bleiben, unpassend werden es gewiß Viele finden.

Offenbach, 7. Jan.

In der Nr. 7 der Didaskalia findet unser Bericht vom 27. Dec. (Nro. 2) eine Entgegnung. Wenn wir diese vor uns sehen, mit allen Zeichen einer schweren Geburt, und wie sie doch eigentlich gar Nichts sagt, was die von uns ausgesprochenen Thatsachen im geringsten widerlegen könnte, so möchten wir einen Augenblick Anstand nehmen, ihr eine Erwiderung zu gönnen. Allein wir sind dem Publikum, um dessen Urtheil in dieser Sache zu erleichtern, Folgendes zu erklären schuldig. Nach einem Eingang, dessen Muster seine Abstammung in der Zopfzeit findet, wird uns die schwere Sünde vorgeworfen, daß wir am 27. Dec. die Abonnentenzahl des besprochenen Schulblattes auf über 1000 in runder Summe angegeben haben, während es am 2. Jan. über 1200 gewesen seyn sollen. Wenn nun das Facit einer neuen Addition der Subscribentenzahlen vom 2. Jan. bis heute, den 7., sich wieder um 100 gesteigert hätte, so könnten wir dies lederne Thema noch weiter und wohl so lange fortspinnen, als das Schulblatt vor seinem Erscheinen neuen Abonnentenzuwachs erhält. Und so Etwas nennt man eine Berichtigung!! — Was der Verfasser jener Entgegnung von einem Großstädter und in den darauf folgenden Zeilen faselt, sind schon lange abgenutzte Gemeinsätze und wir deßhalb deren Beantwortung füglich enthoben. Bei der Vertheidigung des Offenbacher Wochenblattes zeigt unser Gegner ein Pröbchen seiner Logik, indem er, unbegreiflicher Weise gegen seinen Clienten, sagt, daß in allen sogenannten Intelligenzblättern wenig Intelligenz gefunden werde, und dabei gewöhnliche Anzeigeblätter, die weiter Nichts als solche sind, mit jenem auf eine Linie stellt, welches doch neben seinen Anzeigen Aufsätze enthält, die vorzugsweise auf vaterländische Gegenstände gerichtet seyn sollen. — Wenn er weiter uns in allem Ernste erzählt, daß für die erwähnte neue Zeitschrift die Moden aus Paris ꝛc. bezogen werden würden, so konnte Dieses uns ebenwohl von vornherein nahe liegen. Nichtsdestoweniger sind wir immer, wenn das fragliche Blatt den Titel „Offenbacher Blätter für Moden ꝛc." führen soll, auch auf Offenbacher Moden zu schließen berechtigt. Freilich sollen die Offenbacher Modeblätter als solche nicht tonangebend seyn, sondern im Original aus Paris und zwar eben so schnell nach Offenbach wie in die Nachbarstadt gebracht und dann erst als Nachstich und Nachdruck (in neuester Zeit zwei höchst verpönte Wörter) debitirt werden. Wir glauben aber nicht, daß die in Offenbach nachgedruckten Pariser Modeblätter in der Umgegend eben so schnell zum Gebrauch dienen können, als die Pariser Originale; es müßte denn ermöglicht werden, daß letztere, bevor sie das Licht der Welt erblickt, schon als Hirngespinnste die Reise nach Offenbach machen könnten, um hier zur beliebigen Copie zur Hand zu seyn. Wir halten die ganze Geschichte, um welche dieser schreckliche Kampf, das Publikum zu langweilen, sich dreht, für eine Lappalie, und sind darum durchaus nicht piquirt, wenn jene Entgegnung in ihrem Eifer wähnt, wir glaubten ohne Zweifel (sic!) einen rechten pikanten Witz gesagt zu haben; aber fragen möchten wir zum Schlusse, ob es denn auch linke pikante Witze gibt? Ohne Zweifel wollte man sagen: einen recht pikanten Witz. Allein Dies thut Nichts zur Sache; deßwegen sind wir doch gute Deutsche, wenn wir nur bedauern, daß wir das Ausländische zur Zeit leider noch nicht entbehren können. Indem unsere Truppen sich nun vom Schlachtfelde zurückziehen, machen sie den Offenbacher Moden eine höfliche Verbeugung und wünschen denselben ein glückseliges neues Jahr!

Usingen, im Jan.

Was auch das neue Jahr uns bringen möge, eine Freude ist uns gewiß. Der landwirthschaftliche Verein für das Herzogthum Nassau hat nämlich fest beschlossen, seine 23ste Preisvertheilung in Usingen am 13. und 14. Juni d. J. abzuhalten. Diese Tage bilden einen wichtigen Abschnitt in der Geschichte unserer Stadt und unseres ganzen Amtes und ihr Erfolg wird in Hinsicht landwirthschaftlichen Fortschrittes nicht unbedeutend seyn. Wir können auf unsere Gegend beziehen, was Thiers in seinem berühmten Geschichtswerke sagt: „Les pays de montagnes sont pour les institutions, les moeurs et les habitudes des lieux de conservation", oder zu deutsch: „In den Gebirgsgegenden erhält sich der Schlendrian am längsten." Aber es scheint doch, als wenn sich diese zehrende Krankheit, die durch Uneinigkeit und totalen Mangel an Gemeingeist zur wahren Pestilenz wird, am längsten bei uns behauptet hat und daß ihre Tage gezählt sind. Alles vereinigt sich, unsere Gegend von ihr zu befreien: so der unermüdliche „Taunusbote", der jetzt im vierten Jahre seines Bestehens in verdoppelter Größe und in 500 Exemplaren erscheint und dessen Haupttendenz es ist, alle Freunde des Fortschrittes zu unterstützen mit Rath und That; sodann unser Leseverein, der sich unaufhaltsam ausbreitet über das ganze Amt und der die trefflichsten Werke über Landwirthschaft besitzt und durch dieses Mittel rationelle Grundsätze in die entlegensten Dörfer verbreitet. Mehr aber als dies wirkt ein Ehrenmann, dem seit einem Jahre die Verwaltung der Domänengüter im Amte übertragen ist und der in dieser kurzen Zeit die großartigsten und durchgreifendsten Verbesserungen im Wiesenbau begonnen und vollendet hat. Diese gewaltigen Bauten haben schon manchen blinden Abderiten sehend gemacht und alle Anhänger des Schlendrians von der Albernheit ihrer Ansichten überzeugt. Wenn dieser unermüdete Ehrenmann zehn Jahre hintereinander solche Arbeiten ausführt, wie im verflossenen Jahr, so kann er ein großer Wohlthäter unserer Heimath werden, welche so sehr ermunternder Beispiele bedarf. Die erste Folge solchen Beispiels wird seyn, daß auch unsere städtische Behörde die bis jetzt auf's traurigste vernachlässigten Gemeindefluren, wie Hr. Oberschultheiß Dienst zu Weilmünster gethan hat, in Musterwirthschaften verwandelt. Ich bin fest überzeugt, daß der bei uns begonnene Kampf gegen die Saumsal und Schläfrigkeit nicht eher aufhört, bis die Gemarkung von Usingen als vollkommene Musterwirthschaft dasteht. Schon haben unsere besten Bürger sich für diese Ansicht ausgesprochen und da es nur denen, die auf der Seite des Stillstandes stehen, an Einsicht, Scharfsinn und Kenntnissen fehlt, so heißen wir Alles willkommen, was diesem Mangel ein Ende macht, und deshalb erfüllt es uns mit so inniger Freude, auch der Hülfe des landwirthschaftlichen Vereins bei unserem Kampfe gewiß zu seyn!

Theater-Anzeige.

Sonntag, 14. Jan. Aschenbrödel, Feen-Oper in 3 Abth., Musik von N. Isouard.

Montag, 15. Jan. (Zum Vortheil des Hrn. Baison und zum Erstenmale): Zopf und Schwert, historisches Lustspiel in 5 Aufzügen, von Karl Gutzkow.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 15. Montag, den 15. Januar 1844.

Grabesglocke. *)

Heilig sind der Glocke Töne
Wie der Gottheit Lied.
Wann erblüht des Lebens Schöne,
Wann ein Kleinod schied
Singt, im Sonnenschein, im Sturme,
Laut sie nieder von dem Thurme.

Zaubersprüche mächtig rauschen,
Wann erschallt ihr Mund,
Und die Menschenherzen lauschen
Ihr zu jeder Stund';
Und nach ihrem hohen Worte
Stimmen sich der Flur Akkorde.

Friedensvolle Himmelschöre
Tönen durch die Luft,
Wann sie uns der Gottheit Ehre
In's Gedächtniß ruft,
Oder zu dem heil'gen Feste
Ladet ein die frommen Gäste.

Wann aufjubeln ihre Klänge,
Wann die Freude naht,
Wogt in fröhlichem Gedränge
Und bekränzt die Stadt;
Wehe! wann sie Schwermuth predigt
Und sich düst'rer Pflicht entledigt.

Wann sich unter ihren Schlägen
Oeffnet eine Gruft,
Wann der ird'sche Abendsegen
Wimmert aus der Luft,
Ach! dann schwanken, schwer und bange,
Schmerzgestalten bei dem Klange.

Stolzer! wenn auch die Beschwerde
Kannte nie dein Geist,
Ob der wandelbaren Erde
Glücklichster du seyst:
Einmal in dein Lustgedränge
Hallen doch die Grabgesänge.

Ach! wem sie schon oft geläutet
Herz um Herz in's Grab,
Der erbebt: nur Schmerz bedeutet,
Wann sie spricht herab.
Armer Pilger! Glocke, läute
Endlich ihm doch auch zur Freude!

*) Aus den: „Epheuranken. Dichtungen von H. J. Fried. Erster Band. Landau, Selbstverlag des Verfassers. In Commission bei L. B. Haas."

Die Perle von Brügge.

Nach Jügels englischem Universalmagazin von Fr. Arnold.

(Fortsetzung.)

II.

Während Philipp der Gute sich zu Brügge mit so glücklichem Erfolge um die Gunst der „Perle" bemühte, ließ er seinem Gesandten Roubair heimliche Befehle zukommen, mit den Unterhandlungen wegen seiner Vermählung durchaus nicht zu eilen, und van Eick so lange als möglich in Portugal zurückzuhalten, indem man ihm den Aufenthalt in diesem Lande auf alle Art angenehm und unterhaltend zu machen suche.

Wir wollen hier, zur Unterhaltung unserer Leser, aus dem zweiten Bande der ungedruckten Urkunden des Herrn Gachard über die Geschichte der Niederlande Das ausziehen, was er über den Aufenthalt der Gesandten erzählt, die Philipp als Brautwerber nach Portugal abfertigte.

Die beiden Galeeren, welche Philipp mit den Gesandten abgeschickt, die um die Hand der Isabelle von Portugal, der Tochter Johann I., anhalten sollten, welcher in der Geschichte die Beinamen „der Große" und „Vater des Volkes" führt, segelten, wie wir bereits erwähnt, am 19. Oktober 1428 von Sluys ab. Am folgenden Tage kamen sie in dem Hafen von Sandwich an, wo sie bis zum 13. November verweilten. Kaum aber hatten sie wieder die Anker gelichtet, so wurden sie von ungünstigen Winden erst nach Plymouth und hernach nach Falmouth verschlagen, an welchem letzteren Orte sie bis

zum 2. December auf besseres Wetter harrten, so daß sie Lissabon erst am 18ten des genannten Monats erreichen konnten. Der von Philipp erhaltenen Weisung zufolge übereilte sich Roubair nach seiner Ankunft in Portugal durchaus nicht mit Erfüllung seiner Sendung. Erst am 18. Januar kam er zur Audienz bei König Johann. Einige Tage später ward er der Infantin als der Bevollmächtigte des Herzogs von Burgund vorgestellt und die Werbung des Letztern huldvoll von Isabellen aufgenommen. An dem 1. Februar begann Johann van Eick an dem Portrait zu malen, welches Philipp von seiner königlichen Braut zu besitzen wünschte. Isabelle empfing den Künstler, der sich bereits im Auslande einen ehrenvollen Ruf erworben hatte, mit größter Auszeichnung. Die schmeichelhafte Aufnahme, die er bei der Infantin fand, ihr liebenswürdiges, bezauberndes Wesen, ihre seltene Schönheit machten den tiefsten Eindruck auf die Seele des Malers. Er gebrauchte zwölf Tage zur Vollendung ihres Portraits, das sprechend ähnlich und mit ächt künstlerischer Meisterschaft gemalt war. Es wurde dem guten Herzog am 12. Februar durch den Herrn Johann von Bassy zugesandt. Dieser reis'te zu Land in Begleitung eines gewissen Mont-Joye, dessen man sich stets bediente, wenn dem Hofe Erfreuliches zu berichten oder zu überbringen war. Zwei andere Boten wurden zu Schiffe abgefertigt mit Schreiben an den Herzog, worin man ihm über Alles berichtete, was ihn hinsichtlich seiner Braut interessiren konnte.

Die niederländischen Gesandten, die in Portugal geblieben, der Antwort ihres Gebieters harrend, machten inzwischen ihre Aufwartung an dem Hofe von Kastilien und alsdann an dem von Granada. Ueberall wurde van Eick wohl aufgenommen und prächtig bewirthet; von allen Seiten wurden dringende Bestellungen bei ihm gemacht, und die Produkte seines Genie's verschwenderisch bezahlt. Die Gesandten kehrten erst Ende Mai von ihrem Ausfluge wieder nach Lissabon zurück. Am 4. Juni endlich wurde ihnen eine Antwort des Herzogs durch Peter de Boëldrey überbracht. Da Philipp die Prinzessin ganz nach seinem Geschmack gefunden, so wurde der Heirathskontrakt nach den vorläufigen Verhandlungen am 24. Juli des Jahres 1429 von dem Staatsnotare von Lissabon und dem Ritter von Bourbon unterzeichnet, welcher letztere im Namen und mit unumschränkter Vollmacht des Herzogs von Burgund handelte.

Die Gesandten Philipps dachten nach Unterzeichnung des Kontrakts ernstlich daran, die nöthigen Anstalten zu ihrer Rückreise nach Flandern zu treffen. Der König von Portugal hatte sich in dem mit Philipp abgeschlossenen Vertrage anheischig gemacht, seine Tochter auf eigene Kosten dem Herzoge von Burgund, als dessen vermählte Braut, zuzusenden. Ihre Abreise, die bedeutende Vorbereitungen nöthig machte, war auf Ende September festgesetzt. Johann van Eick befand sich noch immer an dem Hofe von Portugal, und vergaß daselbst in dem Rausche aller Arten von Vergnügungen ganz seiner Heimath und Mariens. Die Gluth seiner Liebe zu Marien, welche bei seiner Abreise aus der Heimath so heftig gewesen, hatte sich bedeutend gemindert, jedoch meist aus dem Grunde, weil ihn das Ausbleiben der versprochenen Briefe seiner Geliebten mit Verdruß und Aerger erfüllen mußte, da es ihm unbekannt, daß der Herzog sie alle seither unterschlagen.

Im September 1429 war Philipp bereit sechs Monate lang der glückliche Liebhaber der „goldhaarigen Schönen." Er hatte übrigens das Ziel seiner Wünsche erst nach viermonatlicher eifriger Bewerbung um die Gunst der Jungfrau und zuletzt hauptsächlich dadurch erreicht, daß er ihr den Brief eines der Gesandten Philipps zeigte, worin dieser bei Erwähnung van Eicks bemerkte, daß derselbe ein sehr vornehmes Liebchen zu Lissabon habe, und daß er in dem Rausche seines Entzückens darüber Alles zu vergessen scheine, was ihn früher interessirt.

Trotz seiner glühenden Liebe zu der „Perle von Brügge" harrte der Herzog, dessen Herz hinlänglich Raum zu haben schien für zwei Leidenschaften, mit sehnlicher Ungeduld der Ankunft Isabellens entgegen. Das von van Eick gemalte Bildniß hatte ihn mit der schwärmerischsten Begeisterung für seine Braut erfüllt.

(Fortsetzung folgt.)

Erinnerungen aus der Schreckenszeit.

Es erschien vor kurzem zu Paris in zwei Bänden ein Werk von Georges Duval unter dem Titel: „Souvenirs thermidoriens", welches als eine Fortsetzung eines von demselben Verfasser herausgegebenen Werkes betrachtet werden kann, das den Titel führt: „Souvenirs de la Terreur" und seit seinem Erscheinen sich des ungetheilten Beifalls der gebildeten Lesewelt in Frankreich erfreute. Die „Souvenirs thermidoriens" sind das Werk eines Augenzeugen der Revolution und verdienen sowohl um der geistreichen Darstellung willen, als wegen ihrer faktischen Zuverlässigkeit der Lektüre empfohlen zu werden. Wir entnehmen dem genannten Werke folgende Thatsachen, welche den Geist jener fürchterlichen Zeit treffend charakterisiren und daher das Interesse jedes Geschichtsfreundes in Anspruch nehmen werden.

In den Tagen des französischen Terrorismus fanden Ehescheidungen unter den unbedeutendsten Vorwänden, ja nicht selten ohne allen Vorwand statt; man ging auf das Bureau der Ehescheidungen, wie etwa zu einem Spaziergange auf die Wiesen von Saint-Gervais oder in das Kirschenwäldchen von Montmorency, und während die Beamten der Bureaux der Ehebündnisse sich beständig über Mangel an Beschäftigung zu beklagen hatten, standen vor den Thüren des Ehescheidungsbureaus eben solche Reihen von Harrenden, wie man sie täglich vor den Bäckerläden sah. Die damaligen Gesetze begünstigten besonders durch eine Bestimmung den Leichtsinn, den Hang zur Ungebundenheit und Ausschweifung, welcher bei der damaligen Generation herrschte: es war nämlich nach jener Bestimmung die Ehescheidung gestattet, unter dem Grunde einer „Unverträglichkeit der Charaktere." Hatte der Mann eine Geliebte und war seiner Frau überdrüssig, war dasselbe bei der Frau der Fall, so setzten sie sich wechselseitig davon in Kenntniß, verfügten sich gemeinschaftlich auf das Bureau der Ehescheidungen, erklärten daselbst dem Maire, daß sie einander wirklich nicht mehr ausstehen könnten, und es wurde noch an diesem Tage oder jedenfalls an einem der folgenden die Ehe als aufgelös't erklärt, und zwar aus dem vagen Grunde einer Unverträglichkeit der Charaktere. Um das Loos der Kinder bekümmerte man sich in solchen Fällen nicht im mindesten. War doch die Hauptsache geschehen und ein Gatte des andern glücklich losgeworden. Es war in jener Zeit nichts Seltenes, Leute zu finden, die, sich jene Bestimmung des Ge-

setzes zu nutze machend, nach Verlauf von fünf oder sechs Monaten auch bereits ihre fünfte oder sechste Ehe vollzogen hatten. Unter Anderm kam auch einst der ergötzliche Fall vor, daß ein Munizipalbeamter in derselben Sitzung vier geschiedene Gatten zu vermählen hatte, von welchen immer eins die Ehehälfte des andern heirathete, und diese Wechselheirath geschah mit so gutem Einverständniß, daß die Hochzeit der beiden Paare auf gemeinschaftliche Kosten in der Auberge zum „Regenbogen", auf dem Boulevart des Hospitals gefeiert wurde. Der folgende Fall, der in fast allen Journalen der Zeit erzählt wird, ist vielleicht noch pikanter. Ein Sattler aus der Straße Fiquetonne war, nachdem er sich von seiner Frau hatte scheiden lassen, Munizipalbeamter geworden. Eines Tages, als er seinen Platz auf dem Hejrathsbureau versah, sah er seine ehemalige Hälfte vor den Schranken des Bureaus erscheinen, um eine neue Ehe abzuschließen; dies allein mußte schon dem Beamten höchst komisch erscheinen; wie groß war aber erst seine Ueberraschung, als er in dem Zukünftigen seiner Ehemaligen den Abbé Hervier erkannte, welcher ihnen einst in der Kirche St. Eustache die priesterliche Einsegnung gegeben. Der Sattler traute indessen das genannte Paar, ohne dabei im mindesten seine Würde eines Munizipalbeamten der Republik zu verläugnen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Wort über das Duell.

„Selig sind, die arm sind am Geiste."
J. Chr.

Alle Beschönigung des Duells gleicht einem Schönheitspflästerchen auf einem Krebsschaden. Dieser Point d'honneur verhält sich zur Ehre, wie der Götze zu Gott. Er ist eine Travestie des Begriffes und des Gefühls, Ausgeburt verkrüppelter Vernunft, Ausbund verschliffener Gesinnung. Das Duell ist gegen den Verstand: wird denn der vermeinte oder wirkliche Verlust der Ehre durch dasselbe restituirt? Eben so wenig, als ein Verbrecher durch das Aufhenken zum ehrlichen Manne wird. Es ist gegen die Pflicht des Bürgerthums, eine Versündigung, ein Raub am Staate. „Melius est unum civem conservare, quam mille occidere." Es soll nebenbe gegen das Versiechen des Muthes der Offiziere dienen! Das ist baarer Unsinn; stehen denn die Tausende von Soldaten bei denen das Duell nie oder doch nur höchst selten vorkömmt, die sich oft mit Löwenmuth für Fürst und Vaterland schlagen, was den Muth anbelangt, den Herren Offizieren nach? Bestanden denn die gottbegeisterten Schaaren im Befreiungskriege aus Duellanten? Ist's kein hoher, herrlicher Muth, wenn der Mann die Macht des Feuers, des Wassers, das Grauen der Abgründe nicht scheut, um ein Menschenleben zu retten? Und meistens sind es schlichte Menschen aus dem Volke, deren klarem Verstande und unverdorbenem Herzen das Duell ganz fremd ist. Trauriger Muth, der solcher Nachhülfe bedarf; bedauerliches Offiziercorps, dessen Muth auf keiner höheren Idee beruht, der sich nicht auf eine andere Begeisterung, auf eine würdigere Ansicht ihrer bedeutungsvollen Stellung im und zum Staate gründet! Ist denn Mordsucht Tapferkeit? Das Duell ist gegen die Moral. Mit dem Christenthum, das so wesentlich mit unserem Staatsleben verschmolzen ist, ist es unvereinbar. Es ist gegen Naturrecht und Staatsrecht. Mit einem Wort: das Duell ist Nonsens, und, was mehr sagen will, es ist ein Verbrechen! Warum soll nun ein solches Verbrechen länger geduldet und gestattet werden?! Es ist demnach die Pflicht der Regierung, alle ihr zu Gebot stehenden Mittel aufzubieten, diesem Verbrechen am Einzelnen wie am Ganzen ein Ende zu machen. Es braucht hier nicht viel Federlesens. Das Gute, was man ernstlich will, ist immer ausführbar.

Halbe Maßregeln sind gar keine. Gesetze, die man umgehen, überlisten und mit denen man frechen Muthwillen treiben kann, sind freilich keine Gesetze. Vom Christenthum ausgehend, ließe sich wohl ein gewichtig Wort über das Duell sagen, wenn man nicht so leicht in den Verdacht eines Pietisten geriethe. Uebrigens wehe, drei Mal wehe dem Staate, der die Heiligkeit des Christenthums nicht zu bewahren weiß. Wir haben es an einem Volke zu einer Zeit erlebt, als sich dasselbe die große Nation nannte. Der Indifferentismus für das Christenthum, ja seine staatliche Abschaffung ist ein Experiment gewesen, das sie theuer zu stehen kam, und ihr nachgeht. Wer nicht zum Heil der Welt sittlich mitwirken will, der nenne sich nicht Mensch, nicht Bürger, nicht Christ. Wer nicht Muth hat, der Wahrheit unumwunden das Wort zu reden, ist kein deutscher Mann. Philanthropos.

Mannichfaltigkeiten.

Der Improvisator Otto Hegel ließ sich neulich in Krefeld vernehmen. Er stellte eine Urne am Eingange des Saales auf und bat die Zuhörer, verschiedene Aufgaben darein zu legen. Der Wirth im Kreuze, welcher Hrn. Hegel Einiges kreditirt hatte, aber wegen seiner Rohheit verhaßt ist, legte, als er die kleine Versammlung sah, in die Urne einen Zettel mit den Worten: „Herr, wann bezahlen Sie?" Der Improvisator las den Zettel und sagte, ohne verlegen zu werden: „Einen Flegel nie!" Dies machte den Anwesenden soviel Spaß, daß sie die paar Thaler zusammenschossen und den rohen Wirth befriedigten.

Eine Frau, die zu Hause immer viel Verdruß von ihrem Manne hatte, dabei aber regelmäßig die Kirche besuchte, wurde einst von ihrem Seelsorger deßhalb belobt. „Ja", nahm die Frau das Wort, „gucken Se, Herr Paster, wenn ich nich noch das bißchen Kirchenschlaf hätte, da hätte ich ja gar keine Ruhe mehr auf der Welt."

Ein verdienstliches Unternehmen, das bestimmt ist, die Interessen des deutschen Gewerbstandes zu wahren und belehrend für ihn zu werden, ist die seit einigen Monaten in Mainz bei Kunze erscheinende Deutsche allgemeine Zeitschrift für die technischen Gewerbe. Unter Mitwirkung von Gelehrten und Praktikern herausgegeben von Dr. E. Herberger zu Kaiserslautern, Direktor der pfälzischen Gesellschaft für Pharmacie und Technik rc. rc. Bereits sind die ersten drei Hefte erschienen, die in der That Zeugniß abgeben, daß die Redaktion eifrig bemüht ist, dem deutschen Gewerbstand

durch diese Zeitschrift einen Sprechsaal der Belehrung anzubieten, der nicht auf oberflächliche Nachahmerei hinweis't, oder die sogenannte technische Receptenliteratur ausbeutet. — Getrennt, und ganz für sich bestehend, erscheint von derselben Redaktion und in gleichem Verlag eine landwirthschaftliche Zeitschrift, die durch eine Reihe trefflicher Arbeiten sich dem Landwirth empfiehlt, und bei gehöriger Verbreitung vielfach nützlich wirken wird.

(Berlin, 10. Januar.) Der Kapellmeister Wagner hat, nachdem er seine Oper gestern zum zweiten Male unter großem Beifall selbst geleitet, heute früh unsere Stadt wieder verlassen. — Der Pianist Hr. Goldschmidt wird dieser Tage von hier nach Posen, Warschau und Petersburg abgehen. — Die reichsten Kunstgenüsse stehen uns binnen kurzem sowohl durch die seltenen Darstellungen im Theater, zu denen die ausgezeichnetsten Gäste, Mad. Schröder-Devrient und Hr. Härtinger mitwirken werden, als auch durch treffliche Konzerte bevor. Unter den letzteren nennen wir nur, außer den fortlaufenden Sinfonie- und Quartettsoiréen, die Aufführung des in sehr würdigem Styl geschriebenen Oratoriums von Hiller, das die Sing-Akademie uns nächstens bringt, und das für die künftige Woche angesetzte Konzert des Hrn. Servais. Der Letztere wird dasselbe (auch etwas Neues) in dem zum Theater umgeschaffenen Konzertsaal geben. Entschieden ist Hr. Servais der größte jetzt lebende Virtuos auf seinem Instrument, der Paganini des Cellos, der demselben vielfältige neue Seiten abgewonnen hat, und dessen öffentliche Leistungen in Berlin, Petersburg, Paris, London überall die glänzendsten und zahlreichsten Erfolge hatten. Er wird unbedingt den Glanzpunkt des Virtuosenthums für diese Saison einnehmen. (Berl. Ztg.)

(Aus Oberschwaben.) Am 28. Dec. v. J. kam ein fremder Mann in das Haus des armen Holzmachers Florian Miele zu Ahlen und erbat sich von der Hausfrau eine Milch zum Essen. Er erhielt sie; aber während des Essens wurde er nachdenkend, stand auf und sagte mit vieler Bestimmtheit: „Liebe Frau! wißt Ihr auch, daß man Euch den Nutzen im Stalle genommen hat? Doch ich kann helfen; dazu brauche ich aber eine baare Karolin, eine Milchschüssel und etwas Sand.“ Die arme Frau wußte nun nichts Angelegentlicheres zu thun, als eine Karolin bei einem Nachbar zu entlehnen, und nach der Anweisung des Fremden ein Loch in dem Stalle zu graben, in welchem der Zauber verborgen wurde, mit dem Bedeuten, daß täglich dreimal mit einem Stabe auf diese Stelle geschlagen werden müsse. Acht Tage darauf kam der Fremde wieder; er fand auch den Mann anwesend und klagte nun beiden, daß die Kraft von Einer Karolin gegen die Hexerei in ihrem Stalle noch zu schwach sey; er bedürfe daher noch eine weitere, aber dann werde er sicher Meister. Jetzt lief der Mann in das eine halbe Stunde entfernte Schemmach, um das Geld zu entlehnen und legte es mit Freuden zu den Füßen des Hexenmeisters. Dieser that es wieder mit Sand in eine Milchschüssel, die er, wie die erste, im Stalle vergraben half. Aber kaum war der Fremde fort, so machte dieses entlehnte Geld der armen Frau Sorge; sie hegte Zweifel, ob es unter dem Sande auch wirklich verborgen sey, und in der Angst ihres Herzens achtete sie nimmer den Zauber, grub nach und fand Alles — nur das Geld nicht. Der Holzmacher lief nun dem Fremden, der seinen Weg richtig angegeben hatte, nach und traf ihn schon in dem nur eine halbe Stunde entfernten Weiler Brasenberg, mit einer Dirne fröhlich zechend. Er wurde sofort verhaftet und der Obrigkeit überliefert. Solche Beispiele von Frechheit und Dummheit könnten mehr belehren, als lange Abhandlungen über Aberglauben und Betrug.

(Berlin, 9. Jan.) Am 7. Jan. wurde im königlichen Schauspielhause die Oper: „der fliegende Holländer“ vom k. sächs. Kapellmeister Richard Wagner unter des Componisten eigener Direktion mit vielem Beifall aufgeführt. Der Dichtercomponist wurde neben den Darstellern der Hauptpartieen sowohl nach dem zweiten Act als am Schlusse der Oper gerufen.

In Würzburg ist ein neues Maindampfboot angekommen, welches an Tüchtigkeit und Zweckmäßigkeit allen ältern voranstehen soll, und auf der Fahrt von Frankfurt nach Würzburg einen Vorsprung von zwei Stunden gegen jene erlangt hat.

Korrespondenz.

Rödelheim, 13. Jan.

Wer sich noch einmal auf unserem, seiner abwechselnden Partieen wegen weitberühmten Pflaster eine in medizinischer Hinsicht oft heilsame Körpererschütterung bereiten will, möge sich eilen. So eben verbreitet sich die frohe Kunde, daß, sobald die Jahreszeit es erlaubt, mit einer neuen Pflasterung des ganzen Ortes ungesäumt begonnen werden soll. Diese aus guter Quelle herrührende Nachricht wird gewiß auch von dem betreffenden Zugvieh mit großer Befriedigung vernommen werden.

Charade.

(Zweisylbig.)

Um zu seyn mein Erstes, sah man Völker oft ihr Blut verspritzen,
Und mein Zweites soll der Krieger stets in hohem Grad besitzen.
Was das Ganze nennt, das acht' ich selbst am ärgsten Feinde immer,
Freien Männern ist's nur eigen, doch der Sklave kennt es nimmer!

Worms. J. A. Kunkel.

Auflösung des Logogryphs in Nro. 13.

Meder. Meer.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 14. Jan. Aschenbrödel, Feen-Oper in 3 Abth., Musik von N. Isouard.

Montag, 15. Jan. (Zum Vortheil des Hrn. Baison und zum Erstenmale): Zopf und Schwert, historisches Lustspiel in 5 Aufzügen, von Karl Gutzkow.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 16. Dienstag, den 16. Januar 1844.

Die Perle von Brügge.

Nach Jügels englischem Universalmagazin von Fr. Arnold.

(Fortsetzung.)

An dem 20. September wurde an dem Hofe von Lissabon, bei der Gelegenheit der Abreise Isabellens, ein großes Festmahl gegeben, welchem ein glänzendes Turnier vorherging. Für das Festmahl, dessen in dem bereits angeführten Werke von Gachard Erwähnung geschieht, war eine lange Reihe von Tischen errichtet, mit feinem Damaste bedeckt; des Königs Tisch stand am erhabensten, und man gelangte erst auf mehreren Stufen an denselben. Ueber dem Sitze des Königs, in der Mitte des Tisches, erhob sich ein prächtiger Thronhimmel aus Goldstoffen. Die Infantin Isabelle saß in glänzendster Toilette zu seiner Rechten, der Ritter von Bourbon zur Linken. Die übrigen Glieder der Gesandtschaft Philipps saßen an einem dem königlichen zunächst stehenden Tische. Die Ritter zeigten in dem Turniere ihre körperliche Gewandtheit durch manch' herrliche Proben. Die edelsten Herren erschienen nach beendigtem Turniere zu Pferd in der Halle des Festmahls, und überreichten scharfsinnig abgefaßte Bittschriften, worin sie um eine Wiederholung der Feier am folgenden Tage anhielten. Unter den einreitenden Rittern sah man einen, der auf einem Pferde saß, das ganz mit Stacheln bedeckt war, gleich einem Stachelschweine; ein zweiter Ritter, der Sonnenritter genannt, war von sieben andern begleitet, welche die Planeten vorstellten und mit den entsprechenden Attributen auf's malerischste dekorirt waren. Die übrigen erschienen alle in den malerischsten Verkleidungen. Jeder der Ritter verbeugte sich mit seinem Pferde vor der königlichen Tafel, und überreichte an dem Ende eines Stabes einen künstlich zusammengelegten Brief, in welchem er sein Gesuch um die Abhaltung eines neuen Turnieres vorbrachte.

Am Schlusse des Mahles ließ die Infantin Isabelle durch den Herold verkündigen, daß an den zwei folgenden Tagen Turniere gehalten werden sollten; daß der, welcher am ersten Tag den Sieg davon trüge, zum Preis seiner Geschicklichkeit einen kostbaren Becher erhalten sollte, und der Sieger des zweiten Tages einen werthvollen Diamant. Am 27. und 28. September wurden nun in der Neuenstraße von Lissabon, die dicht mit Sand und Kies bestreut war, zwei fröhliche Turniere gehalten. Am 29. führte der König seine Tochter, bevor er sie einschiffte, in feierlichem Zuge in die Kathedrale von Lissabon. Sie saß zu Pferde, gleich dem Könige, welcher an einem langen seidenen Zaume das stattliche Roß führte, auf welchem Isabelle, reich geschmückt, saß. Sie schiffte sich am folgenden Tage ein, von zweitausend Personen in vierzehn Schiffen begleitet. Kaum aber war sie auf hoher See, so erhob sich ungünstiger Wind und nöthigte sie, zuerst in den Hafen von Kaskaiës ihre Zuflucht zu nehmen, dann in den von Vivero in Gallizien, zuletzt in den von Ribadéo einzulaufen, wo sie bis zum 25. November aufgehalten wurde.

So langte die Infantin erst am 25. December in dem Hafen von Sluys an. Es ward ihr daselbst der glänzendste Empfang. Der Boden, welchen sie vom Schiffe bis zum Palaste betreten mußte, war mit den feinsten, kostbarsten Tüchern belegt.

Der Herzog von Burgund empfing sie, von einem glänzenden Hofstaate umgeben, auf's feierlichste am Ufer. Nachdem die Infantin sich von ihrer Reise erholt, ward sie Philipp dem Guten am 7. Januar 1430 zu Sluys in Person angetraut durch Johannes Toisy, den Bischof von Tournay. Das erlauchte Paar begab sich nach vollzogenem Trauungsakte zu Schiffe von Sluys nach Daume, wo es übernachtete. Am nächsten Tage, dem 8. Januar, als einem Sonntage, hielt das Paar seinen Einzug in Brügge, wo bereits alle Anstalten zu einer glänzenden Hochzeitsfeier getroffen waren. Johann van Eick war, wie sich denken läßt, einer der ersten, der ihr seine Aufwartung machte. Er kam der Fürstin seit ihrer Ankunft in Brügge nicht von der Seite. Diese hielt ihren Einzug in Brügge in einer schön geschmückten, mit Goldstoffen reich behängten Sänfte, welche auf zwei stattlichen Paradepferden ruhte. Es empfing sie vor den Thoren eine lange Reihe edler Herren und Bischöfe, Priester und die Glieder der verschiedenen geistlichen Orden, mit ihren Kreuzen und Fahnen, wie auch alle weltlichen Genossenschaften und Vereine mit ihren fröhlichen Bannern. Eine unübersehbare Volksmasse durchwogte jubelnd die Straßen. Groß war die Zahl der Herolde, Trompeter und Spielmänner. Die Zahl der Trompeter belief sich auf hundert und zwanzig; die Orgel- und Harfenspieler und die anderen Musikanten musizirten mit solchem Eifer, daß die ganze Stadt von den Tönen ihres Spieles erschallte. Auffallend mußte es erscheinen, daß der Herzog von Burgund diesem feierlichen Einzuge seiner Gemahlin nicht beiwohnte. Viele raunten sich in's Ohr, er möge wohl bei der

„Perle von Brügge" weilen. Philipp traf mit seiner Braut erst wieder im Palaste zusammen, wo er, seine Reisekleidung ablegend, sich in ein herrliches, golddurchwirktes Gewand kleidete, und so sich in die Hofkapelle begab, um mit dem ganzen Hofe dem feierlichen Gottesdienste beizuwohnen, welchen der Bischof von Tournay hielt, und welcher durch Gesänge verschönt wurde, den die bischöflichen Sänger, im Vereine mit talentvollen Dilettanten, ausführten. Nach Beendigung des Gottesdienstes begab man sich zur Tafel. Die herzoglichen Gemächer waren alle mit reichen Draperien behängt und mit Tischen angefüllt, auf welchen alle Arten köstlicher Gerichte prangten.

(Schluß folgt.)

Erinnerungen aus der Schreckenszeit.

(Fortsetzung.)

Nach der Hinrichtung Ludwig's des Sechszehnten und der Maria Antoinette suchte Madame Elisabeth, Schwester des Königs, die mit der Tochter desselben im Tempelgefängnisse zurückgeblieben, der königlichen Waise, welche an ihrer Tante wie an einer zweiten Mutter hing, Trost zuzusprechen, dessen sie selbst so sehr bedurfte. Zu jeder Stunde des Tages mußten die erhabenen Gefangenen des Besuchs irgend eines verhaßten Glieds des Gemeinderaths gewärtig seyn, sowie der beleidigenden Reden und der unwürdigen Behandlung, welchen sie dieser Besuch aussetzte. Eines Tages erschien ein Mensch im Tempel, dem es in einem nur wenige Augenblicke währenden Zusammenseyn mit der Prinzessin gelang, alle früheren Besucher an Ungezogenheit und republikanischem Cynismus zu übertreffen. Es wird dies den geschichtskundigen Leser übrigens nicht befremden, nachdem er erfahren, daß der Erwähnte der damals sogenannte „Rothfärber" (broyeur de rouge) *) des Heilsausschusses war, der berühmte Maler David. Es hatte diesen nämlich die Laune angewandelt, auch einmal Madame Elisabeth zu besuchen, und da die Sicherheitswache des Tempels ausschließlich dem Gemeinderath anvertraut war, so bat er seinen Freund Chaumette, ein Mitglied des Raths, ihn mit zur Prinzessin zu nehmen. Chaumette gewährte die Bitte seines Freundes mit Freuden; er wußte, welch' höchst unangenehmen, peinlichen Eindruck die Gegenwart jenes wüthenden Revolutionärs auf sie machen mußte, und er ergriff mit Freuden das Mittel, welches sich ihm hier darbot, die Qualen der unglücklichen Dulderin noch zu vermehren. Nachdem die beiden Freunde im Tempel angekommen, ließ Chaumette die Prinzessin vor sich laden, um sie zu verhören. Da sie auf alle seine Fragen mit jenem edlen Stolze erwiederte, den das Gefühl eigener Würde einflößt, so hatte Chaumette, dadurch erbittert, die Unverschämtheit, derselben zu sagen: „Mäßigen Sie sich in Ihren Ausdrücken, Madame! Hier ist nicht mehr der Ort für die alten, lächerlichen Anmaßungen des Hofs. Sie stehen hier vor einem Beamten der Republik und Ihrem Vorgesetzten, Madame." Die Prinzessin erwiederte nichts hierauf, da sie aber David aus früheren Zeiten kannte, indem derselbe als erster Maler des Königs oft bei Hofe zu Versailles erschienen, so bat sie ihn, der gerade seine Dose in der Hand hatte, in dem ihr eigenen sanften, liebevollen Tone: „Herr David, hätten Sie wohl die Güte, mir eine Prise Tabak zu geben? Ich habe schon einige Tage sehr stark den Schnupfen." Und in demselben Augenblicke machte sie eine Bewegung, sich die erbetene Prise zu nehmen. „Sie scheinen zu vergessen", entgegnete David, „daß Ihre Finger nicht werth sind, die Dose eines Bürgerrepräsentanten zu berühren." Hierauf schüttete er ein wenig Tabak in die Höhle, welche der Daumen und der Zeigefinger bilden, und bot die Prise so der Prinzessin, die ihm jedoch verächtlich den Rücken wandte. Diese Handlung roher Brutalität, diese Schmach, einer höchst respektabeln Gefangenen, einer Dame zugefügt, war übrigens des Menschen vollkommen würdig, welcher Ludwig XVI., als er als Gefangener in der Loge des Zeitungsschreibers seinen Platz einnahm (am 11. August 1792), keck in's Angesicht zu sagen wagte: „daß er von nun an keinen Tyrannen mehr malen werde, außer wenn er dessen Kopf in seinem Hute hätte." Prudhomme, einst Faktor in der Druckerei Chaumette's, war auf sein Verlangen von demselben mit David zugleich in das Tempelgefängniß geführt worden und erzählte den eben erwähnten Vorfall am folgenden Tage in seinem Journal „Revolutions de Paris", ohne jedoch den Namen David's dabei zu nennen. Prudhomme bemerkt noch am Schlusse seiner Erzählung, daß Chaumette ihm auf die Aeußerung seines Erstaunens über David's Betragen mit der Erklärung erwiedert habe: „Was ist da viel zu verwundern! David zeigte von je nur Geist und Feinheit in Werken seines Pinsels". Sein Betragen erscheint übrigens um so verworfener, wenn man bedenkt, daß er Maler des Königs war und einst eine reiche Pension von demselben genossen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Eigentlich Zerreiber rother Farbe.

Ein Ständchen und der alte Paulus zu Heidelberg.

(Heidelberg.) Montag, den 8. Januar, Abends ward hier (berichtet das hiesige Journal) ein Ständchen gefeiert, dem in vielfacher Beziehung kaum ein anderes von denen zu vergleichen ist, welche seit langer Zeit hierorts dargebracht wurden. Dieses galt dem Hrn. geh. Kirchenrath Paulus. Eine nähere Veranlassung dafür wüßte ich Ihnen kaum anzugeben. Es war der reine Ausdruck der Liebe und Achtung der Bewohner Heidelbergs aus allen Ständen gegen den ehrwürdigen Bürger hiesiger Stadt und Universität, ohne weitere specielle Beziehung, eine Achtung, die er von jeher im vollsten Maße genoß, und die in der neuesten Zeit noch möglichst erhöht ward. Die Anzahl der Theilnehmer war unübersehlich und füllte selbst die benachbarten Straßen noch dicht an. Gegen neun Uhr Abends bewegte sich der Zug mit Fackeln und Musik über den Ludwigsplatz durch die Hauptstraße seiner Wohnung in der Friedrichsstraße zu. Trotz des etwas unfreundlichen Wetters stand dort bereits Kopf an Kopf gedrängt, und langsam nur gelangte der Zug durch die Menschenmasse vor die Wohnung des Gefeierten. Der treffliche Liederkranz, diese schöne Blume unserer bürgerlichen Harmoniegesellschaft, der an solchen Feierlichkeiten stets den regsten und wärmsten Antheil nimmt, bewährte auch diesmal wieder seine gesinnungsvolle Liebe und Tüchtigkeit. In Verbindung mit noch anderen Sängern Heidelbergs bildete er einen sehr ansehnlichen Chor. Drei

Lieder wurden gesungen und in den Zwischenpausen passende Musikstücke unter Direktion des Hrn Iffland schön ausgeführt. Nach dem zweiten Liede richtete einer der Anwesenden folgende Worte an den Gefeierten: „Im Anfang ertönte das Wort: „Es werde Licht!" Und es ward Licht. Dem Lichte folgte ein frisches reges Leben im raschen Zuge nach. So geschah es in der Natur, so geschieht es in der Wissenschaft und im Menschenleben. Dagegen versuchte gar bald ein blödaugiges Geschlecht verdunkelnde Hüllen auszuspreiten gegen die Helle des Tags, die ihr Thun und Wollen allzuklar erkennen ließ. Aber die Menschheit, die Wissenschaft, das Leben hatten stets auch starke kühne Freunde, die da riefen: „Es bleibe Licht! So will's der Herr." Ein solcher Held des Lichts ist auch der Gefeierte dieses Tags. Ihm d'rum, dem furchtlosen Streiter für Recht und Wahrheit, dem unerschütterlichen Vertheidiger der Geistesfreiheit, dem kühnen Bekämpfer der Verdunklung und Geistesknechtung, dem scharfsinnigen Denker, dem siegreichen Vernichter aller noch blendenden, noch so mächtig beschützten Sophistik, dem edlen Menschen, der sich in allen Stürmen des Lebens gleich geblieben, dem Manne des Volks, das seine wackeren Vorkämpfer zu ehren weiß und dankbar anerkennt alle die großen Geister, welche die Sache der Freiheit, seine Sache, führen, dem Manne, der immer jung ist, wie die Wahrheit, dem teutschen Manne, Herrn geheimen Kirchenrath Paulus erschalle aus vollem Herzen ein dreifaches Lebehoch!!" Der 83jährige Greis trat hierauf an's Fenster und sprach tief gerührt folgende Worte, welche er hernach schriftlich mittheilte: „Meine Herren und Freunde! Ich vermag es nicht, Ihnen jetzt meinen Dank genug auszusprechen für die große Freude, die Sie mir bereitet haben. Ich erkenne und empfinde die Bedeutsamkeit Ihres Wohlwollens, Ihrer Theilnahme recht innig und herzlich. Erlauben Sie, daß ich Ihnen morgen meine Dankbarkeit schriftlich besser ausdrücke. Erst vorgestern war das Christerscheinungsfest für die Heiden. Wir gute Christen dürfen also wohl auch heute noch zu einem heilbringenden Neuen Jahr Glück wünschen. Heil der Universitätsstadt, Heil der thätigen Gewerbsstadt Heidelberg von Ihrem doppelten Mitbürger." Dann wurde ihm von drei Bürgern folgendes Gedicht überreicht, das einen ehemaligen Schüler und großen Verehrer seines Lehrers, einen Pfarrer aus der Gegend, zum Verfasser hat, und ursprünglich für den Geburtstag bestimmt war.

Der alte Riese.

Riesenwiegenlieder singen wir zum Jahresring
Dir, den, wo nicht todt, doch kindisch gern die Feinde hätten,
„Er, der bald ja schon im Grabe, bete doch und sing'
„Jetzo büßend; solches könnte noch allein ihn retten;
„Ist ja doch das Leben eitel, höchstens achtzig währt es!"
Antwort gibst Du derb, zerschlägst der Eitelkeit den Kopf!
„„Kommet zum Kampfe denn Schamanen, wer von euch begehrt es?""
Krachend fährt in Stücke da ein neuer Zaubertopf.
„Hülfe! Hülfe! Mörder, Diebe! Der hat mir gestohlen.
„Hängt ihn, straft ihn doch, Gerichte, meinen argen Feind!"
Händeringend ruft's der Zaub'rer, pustet in die Kohlen,
Die kein Topf nun mehr zum alten Wunderglanz vereint.
Doch mit starker Hand verstreuest Du des Topfes Inhalt:
„„Schellen sind's und Flittergold und frommer Klingelklang,
„„Was dem armen Volk für weisheitsvollen tiefen Sinn galt;
„„Haltet doch nicht für Orakel solchen Singelsang!""
Heil Dir, starker, greiser Riese mit dem Flammenschwert!
Jugendthaten drängt im Lichte Dich der Geist zu thun.
Bleibe lang noch jung! zerbrich noch manche Zaubergerte!
Riesenwiegenlieder höre, wenn die Schwachen ruh'n. —

Zum Schlusse ward das Arndt'sche Lied: „Was ist des Deutschen Vaterland?" gesungen und ein nochmaliges Hoch, welches auch die „gleichgesinnte" Gemahlin des Hrn. Paulus in den Bereich der Feier zog, ward mit neuer Begeisterung aufgenommen. Mit Musik entfernte sich der Zug und brachte auch an der Wohnung des Hrn. Hofrath Kapp ein Hoch aus. Man bewegte sich nun in den Hof des Harmoniegebäudes, bildete mit Fackeln einen Kreis, sang daselbst mehrere Lieder, z. B.: „Wo Muth und Kraft ꝛc." und brachte mehrere Toaste, z. B. Hrn. Bürgermeister Winter, dem allverehrten und langjährigen Freund und Landsmann von Paulus, dem Liederkranz, der Jugend Heidelbergs ꝛc. aus. Das Ganze lief mit einer Ordnung und entsprechenden Ruhe ab, die nichts zu wünschen übrig ließ. Tags darauf richtete Hr. Paulus nachfolgenden Brief an Hrn. Bürgermeister Winter:

Heidelberg, den 9. Januar 1844.

Hochgeschätzter alter Freund!

Sie und Ihre achtbaren musikalischen und patriotischen Freunde haben den alten Paulus gestern Abends mit einer liebevollen Ehrenbezeigung so aufmunternd erfreut, daß er kaum weiß, wie er Ihnen Allen danken soll. Was ist schöner, als der Einklang gebildeter Männerstimmen, wenn dann auch bei den Hörern die Harmonie der Gesinnung für alles Wahre und Rechte, für das allgemeine Besserwerden in Wort und That, für das Vorwalten des Verstandes und der Vernunft über die Leidenschaften, dunkle Meinungsgefühle, herrschsüchtige, geheim schleichende Täuschungen aller Art hinzukommt. Liebe, thätige Liebe ist allerdings für den Menschen, den Christen, den Bürger das Höchste. Möge dies Allen das Morgen- und Abendlied des Lebens seyn, damit, bald oder spät, bei der für Alle bevorstehenden Umänderung in eine sich anders gestaltende Lebensthätigkeit es auch der frohhoffende Schwanengesang jedes Scheidenden seyn könne. Aber Liebe soll nicht in eine unbedachtsame träge Nachgiebigkeit, in eine allem Unrichtigen und Trügerischen förderliche, dienstbare Toleranz ausarten. Auch dies ist der Liebe Pflicht, einander wohlwollend durch das Licht der Gründe insbesondere und öffentlich das Unrichtige aufzuklären. Auch das Beste, die Liebe, kann als ein einschläferndes Opium für die Knechtschaft des Irrthums und absolutistischen Selbstsucht gemißbraucht werden. Gegen den Ueberreiz des schwächenden Opiums will selbst der Kaiser von China sein „Reich der himmlischen Mitte" kämpfend sichern. Das Wirksamste gegen die geistigen Opiate ist, wenn die Musik der Geister, das vielstimmige, vieltönende, in Jedem wiederklingende Nachdenken, das Resonirende der Raison oder Nationalität, alle Saiten der verschiedensten Gemüther bewegt. So werden biedere Menschengeister einander geöffnet und gesellig vereint, damit sie vertrauensvoll zusammenstimmen, um besonders und zuvörderst in den nächsten Kreisen um sich her, wo man selbst urtheilen und die Mängel wie die Mittel aus sich selbst auffinden kann, die Dissonanzen in wohlthuende Accorde aufzulösen und das offenbar Bessere mit vereinigten Kraftanstrengungen überwiegend zu machen. Hoch lebe die Pflicht, die imperatorische Begeisterung für Vernunft und Verstand! Aber auch die Begeisterung soll mit Klugheit und Beharrlichkeit executirt werden! Die Pflichterfüllung ist im Leben das Konzert der drei belebendsten Geistes-

stimmungen: Glaube, Liebe, Hoffnung. — Die bessernde Liebe ist der Virtuose für Compositionen, welche nie aus der Mode kommen sollen. Um die gleiche Fortdauer Ihres harmonischen Wohlwollens bittet im dankbarsten Andenken an die bedeutsamen Hoffnungslieder des gestrigen Abends, wodurch wir uns zu einem heilbringenden neuen Jahre eingeweiht denken wollen,

Ihr hocherfreuter Mitbürger
Dr. Heinrich Eberhardt Gottlob Paulus,
geb. den 1. Oktober 1761,
seit dem 21. Mai 1839 Ehrenbürger
der Stadt Heidelberg.

Mannichfaltigkeiten.

Die „Gränzboten" erzählen: „Der Brand, der vor kurzem in Berlin bei dem Balle, den der Graf Stollberg gab, entstanden ist, würde einer geschickten Feder einen hübschen Stoff bieten. Vor Allem die Angst der Damen! Die Verheiratheten riefen nach ihren Männern; manche Unverheirathete, die gleichfalls rief, verrieth plötzlich ein Verhältniß, das im Stillen bestand. Merkwürdig war die Irritation der Gräfin Rossi (der ehemaligen Sängerin Sonntag). Sie rannte verzweiflungsvoll im Saale umher unter dem Angstrufe: „Meine Kinder, meine Kinder!" — Vergebens stellte man ihr vor, daß die Kinder ja gar nicht auf dem Balle wären, sondern zu Hause in Sicherheit schliefen. „Verrath, Verrath!" schrie sie zur Antwort und warf sich außer sich in einen Sessel; man mußte sie nach Hause bringen. — Das Feuer war, wie sich jetzt ergibt, dadurch entstanden, daß ein Adjutant, als der König sich nach Hause begeben wollte, die Thür stark aufriß und eine nahe Lampe dadurch zerbrach. Als der Graf von Stollberg, der den König die Treppe hinunter begleitet hatte, sich zurückwandte, sah er bereits die Flammen hinter sich. Der König trat, statt in den Wagen zu steigen, in ein Gemach zu ebener Erde, und als er hörte, daß der erste Lärm vorüber war, begab er sich noch einmal in den Saal, und um den verscheuchten Frohsinn wieder zu beleben, eröffnete er von neuem den Tanz, indem er sich selbst an der Seite der Prinzessin der Niederlande an die Spitze der Paare stellte."

In sächsischen Blättern wird Folgendes erzählt: In der Schenke eines nahe bei Bautzen gelegenen Dorfes versammelte sich am 18. v. M. eine Gesellschaft von 20 — 30 Bautzener Bürgern aus verschiedenen Ständen, um daselbst einen Pferdefleischschmaus abzuhalten. Nachdem sich die ganze Gesellschaft unter Fröhlichkeit und allgemeinem Jubel gesättigt hatte, wurde auch mehreren anwesenden Landleuten davon zum Verspeisen gereicht. Alle fanden das Gericht vortrefflich, und werden wohl so klug seyn, das Fleisch ihrer durch Beinbrüche und dergleichen verunglückten Pferde ferner nicht mehr dem Anger zu überliefern,

(Berlin.) In einer benachbarten ländlichen Bürgermeisterei wurde kürzlich ein eigener Rechtsstreit verhandelt. Ein Findelkind war im Bereich der Gemeinde ausgesetzt gewesen. Der Bürgermeister hatte sich dasselbe bringen lassen. Da er selber kinderlos und begütert war, an dem Kleinen überdies Gefallen fand, nahm er keinen Anstand, für dessen Erziehung zu sorgen, als ob es sein eigen Kind wäre. Ein zweites Kind ward in der Gemeinde gefunden und dem Bürgermeister gleichfalls gebracht, welcher sich auch dieses Unmündigen erbarmte. Ein dritter Fall ereignete sich. Der Bürgermeister glaubte nun, die Sache werde so fort gehen, verwahrte sich, und hielt die Gemeinde an, für den Findling zu sorgen. Die Gemeinde wollte jedoch den Bürgermeister zu dem Liebeswerke zwingen, indem sie sich auf die vorangegangenen Fälle stützte, was freilich sehr naiv war, aber vor den Schranken nicht durchgehen wollte.

(Der Berliner Dom-Chor.) Außer der Liturgie hört man bei uns nur höchst selten, etwa an hohen Festtagen und auch dann nur in wenigen Tempeln der Residenz, eine der kirchlichen Feier entsprechende geistliche Musik. Luther selbst sah die Musik, „die nach der Theologie edelste und köstlichste Gabe Gottes", für einen wesentlichen Theil des Gottesdienstes an. Durch Einführung der Liturgie ist schon eine bedeutende Lücke im evangelischen Cultus ausgefüllt worden; möchte sie der Hebel seyn, ihm die einzige noch fehlende Form, die Luther so hoch hielt, wiederzugeben! Freilich mag die Schwierigkeit, Sänger-Chöre nach einer dem jetzigen Zeitbedürfniß entsprechenden äußeren Form zu errichten, groß seyn; doch werden die Kirchen und Konsistorien schon Mittel und Wege dazu finden. Ein erhabenes Beispiel gab ihnen unser geliebter König durch den von Ihm gestifteten und bereits in Thätigkeit getretenen Dom-Chor. Am ersten Weihnachts-Feiertage erbaute derselbe durch seinen wahrhaft schönen Gesang die zahlreichen, andächtigen Zuhörer, unter denen sich auch Ihre Majestäten der König und die Königin nebst dem ganzen Hof befanden, auf eine höchst würdige Weise. Einen eigenthümlich schönen Eindruck brachten die, den Gottesdienst unmittelbar beginnenden, nur aus reinen Menschenstimmen hervorgehenden heiligen Klänge eines Psalms von Mendelssohn-Bartholdy (a Capella) hervor, und in eine wahrhaft festliche Stimmung versetzte der mit vollem Orchester begleitete Chor aus dem „Messias" von Händel: „Uns ist ein Kind geboren", die ganze Versammlung, welche in den nach der Liturgie von der vollen Orgel, von Orchester und Chor (ohne Zwischenspiele) ausgeführten Choral mit einstimmte.

(Allg. Preuß. Ztg.)

Theater-Anzeige.

Montag, 15. Jan. (Zum Vortheil des Hrn. Baison und zum Erstenmale): Zopf und Schwert, historisches Lustspiel in 5 Aufzügen, von Karl Gutzkow.

Dienstag, 16. Jan. Der Steckbrief, Lustspiel in 3 Acten, von R. Benedix. Zwischen dem ersten und zweiten Acte und am Schlusse des Lustspiels: Tänze, ausgeführt von der Familie Balothe, vom Theater zu Venedig.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 17. Mittwoch, den 17. Januar 1844.

Die Perle von Brügge.

Nach Zügels englischem Universalmagazin von Fr. Arnold.

(Schluß.)

Der gute Herzog, der wünschte, daß Alle die Freude dieses Tages mitgenössen, hatte für das Ergötzen des Volkes durch folgende drei sinnreiche Veranstaltungen gesorgt. Erstens war vor den Thoren des Palastes, an die Mauer desselben angelehnt, die aus Holz geschnitzte Figur des flandrischen Löwen aufrechtstehend zu erblicken, in der einen Tatze eine Flinte, in der andern einen Feuerstein haltend, den Wahlspruch Philipps des Guten sinnbildlich darstellend. Aus dem Rachen dieses Löwen rann den ganzen Tag in Röhren der köstlichste Wein, welchen Jeder verkosten konnte, der Lust dazu hatte. In dem Hofe des Palastes war zweitens die Figur eines Hirsches zu sehen, welcher Gewürzwein aus seinem Mund hervorspritzte, die Durstigen zu laben. Drittens war in einer Bretterbude ein Einhorn zu sehen, auf dessen Stirn sich ein wirkliches Horn von sechs Fuß Länge erhob; das Einhorn spritzte Rosenwasser aus, mit welchem sich Jeder nach Belieben parfümiren konnte. Alle Ritter, Edelleute, Rathsherren, Hofleute und Diener des Herzogs von Burgund hatten festliche Gewänder aus Damast oder blauem Sammt an, welche ihnen Philipp geschenkt. Die Gewänder der höheren Beamten wallten bis auf den Boden herab, die der niederen waren kürzer. Nach dem Festmahle, das lange währte, wurde bis Mitternacht getanzt, da man sich alsdann zur Ruhe begab. Die Festlichkeiten dauerten so acht Tage lang ununterbrochen fort. Am 6. Januar, einem Montage, wurden Kampfspiele gehalten in den Hauptstraßen von Brügge und auf dem sogenannten „Freitagsmarkte", wo man ringsum Gerüste und Tribünen errichtet hatte. Die Fenster waren alle mit bunten Flaggen und Fahnen behangen. An einem der geschmückten Fenster konnte man eine Dame von hoher Schönheit, in der reizendsten, kostbarsten Toilette erblicken, es war die Dame keine andere, als die „Perle von Brügge." Glühendes Roth ergoß sich auf ihre Wangen, als sie van Eick gewahrte, der unter ihrem Fenster vorüberging, sich vor ihr kalt und förmlich verbeugend, wie vor einer gleichgültigen Bekannten. Er hatte Marien seit seiner Rückkehr in die Heimath noch nicht besucht, da er schon unterwegs erfahren, daß sie die Geliebte Philipps von Burgund sey. Marie hatte aber erst vor kurzem den hohen Rang des Mannes kennen gelernt, welcher in der Abwesenheit van Eicks sich ihre Liebe erworben.

Der 10. Januar des Jahres 1429 erhielt weltgeschichtliche Bedeutung durch die Gründung eines Ritterordens, der sich bald in allen Ländern verbreitete und Fürsten und Könige unter seinen Gliedern zählte. Der Orden des goldenen Vließes soll nach Einigen das Vließ zu seinem Symbol erwählt haben, um dadurch den Wollenhandel zu verherrlichen, eine der Hauptquellen des bürgerlichen Wohlstandes und Flores der Belgier. Chastelain scheint der Meinung zu seyn, daß Philipp, dessen Freundschaft für die Engländer damals zu erkalten anfing, den Orden gestiftet, um dadurch mit dem König von England, dem Haupte und Großmeister des Hosenbandordens, zu rivalisiren. Reiffenberg in seiner Einleitung zu der Geschichte des goldenen Vließes behauptet, daß dieser Orden darauf berechnet gewesen, die Bande des Lehnsystems, die etwas locker geworden, wieder enger anzuziehen und die Verbindungen mit dem Auslande zu erweitern. Die niederländischen Ordensritter, welche all' ihre Würden von ihrem Fürsten, dem jedesmaligen Großmeister, empfingen, wurden dadurch in ihrem eigenen Interesse aufgefordert, des Fürsten Staats- wie Privatinteresse zu fördern, und so fand der chevalereske, romantische Geist unter dem niederländischen Adel bald in dem neugestifteten Orden eine mächtige Stütze.

Außer diesen politischen Beweggründen, welchen der Orden des goldenen Vließes seine Entstehung verdanken soll, müssen wir eines geheimen Motives erwähnen, das Andreas Favin in seinem „Theater der Ehre und des Ritterthums" anführt. Philipp der Gute hatte nämlich nicht weniger als vier und zwanzig Maitressen; von jeder derselben hatte er sich eine Haarlocke geben lassen, und aus allen diesen Haarlocken einen sogenannten „lac d'amour" gebildet, in dessen Mitte eine herrliche Locke von dem goldenen Haare der Marie von Combrugge glänzte. Die Höflinge spotteten über die goldgelbe Farbe der Locke; der Herzog, darüber entrüstet, schwur, daß Diejenigen, welche jetzt sich über die Farbe lustig machten, es sich noch zu großer Ehre rechnen sollten, dieselbe zu tragen. Er hielt seinen Schwur, und stiftete am 10. Januar den Orden des goldenen Vließes. Bei der ersten Versammlung des Ordens wurden 24 Ritter ernannt, unter denen sich Johann von Roubair, Balduin von Lannoi, Simon von Lalaing und noch zehn andere belgische Ritter befanden. Der Ritterschlag wurde den vier und zwanzig ersten Gliedern des Ordens mit großer Feier-

lichkeit ertheilt, und es folgten demselben abermals eine Reihe glänzender Festivitäten.

An dem 17. Januar sprach Philipp der Gute vor seiner Abreise nach dem großen und blühenden Gent zum ersten Mal wieder mit van Eick.

„Nun, Meister Johann, seyd Ihr mir noch immer gram wegen dessen, was zwischen uns vorgefallen?"

„Nicht im entferntesten, Ihre Durchlaucht; bemerkten Sie mir nicht früher oft selbst, daß Fürsten die würdigsten Nebenbuhler der Künstler seyen?"

„Und eben so," fügte der Herzog bei, „verdienen es allein Künstler, mit Fürsten zu rivalisiren; doch that ich nicht recht daran, daß ich Euch das Herz Eurer Dame raubte, und ich würde mir bittere Vorwürfe darüber machen, wenn ich nicht wüßte, daß Ihr ein anderes Lieb gefunden, eine Portugiesin, wie man behauptet. Ihr werdet aber," fuhr Philipp mit boshaftem Lächeln fort, „ohne Zweifel jetzt Anstand nehmen, mir den Namen Eurer neuen Donna zu verrathen?"

„Ich habe in der Schule der Erfahrung schweigen gelernt, gnädiger Herr!" entgegnete van Eick.

„So magst Du, unserer Freundschaft unbeschadet, Dein Geheimniß dies Mal für Dich behalten!" schloß der Herzog, indem er die Hand van Eicks zutraulich faßte, welcher die des Herzogs mit Wärme drückte, und ihm so zu verstehen gab, daß er dem Nebenbuhler um des errungenen Sieges willen nicht im mindesten gram sey. Wie wir aber bereits gesehen, war der edle Meister für seinen Verlust reichlich entschädigt durch die Liebe einer andern Dame, welche, gleich der „Perle von Brügge", ein Wunder von Schönheit und keine Andere war, als Isabelle von Portugal, Gemahlin Philipps des Guten von Burgund.

Erinnerungen aus der Schreckenszeit.

(Fortsetzung und Schluß.)

Das Revolutionscomité der Sektion von „Bon conseil" hatte eine arme Spezereihändlerin der Straße du Petit-Lion-Saint-Sauveur, Namens Maillet, verhaften lassen, weil sich bei einer Untersuchung, die dasselbe in ihrem Laden hatte vornehmen lassen, sich keine dreifarbigen Kokarden an den Schubladen und in dem Montre gefunden. Man sperrte die Genannte in dem Gefängnisse Saint-Lazare ein. Acht oder zehn Tage darnach wird Fouquier-Tinville eine Liste vorgelegt, auf welcher sich der Name einer Gräfin, Namens de Maillé befindet, die gleichfalls zu Saint-Lazare in Haft war. Der Gerichtsdiener begibt sich nun, wie gewöhnlich, nach Saint-Lazare, um die auf den andern Tag zur Hinrichtung Bestimmten abzuholen, und führt die Spezereihändlerin Maillet, statt der Gräfin Maillé, in die Conciergerie. Als man den Irrthum am folgenden Tag erkannte, eben in dem Augenblick, wo das Tribunal seine Sitzung beginnen wollte, äußerte Fouquier: „Da die Krämerin sich einmal unter der Schaar der Verurtheilten befindet, so mag sie auch heute ihren Kopf verlieren; wegen eines X mehr oder weniger werde ich keine Aenderung in dem heutigen Etat der Guillotine vornehmen; die Krämerin mag sich heute für die Gräfin unter's Beil legen, der ja ein Aufschub ihrer Exekution nur willkommen seyn wird." Die Krämerin wurde nach dieser Bestimmung Fouquiers also statt der Gräfin, und diese am folgenden Tage guillotinirt.

Der Geschworne Leroy von Montflabert, welcher einst während der ganzen Dauer einer Sitzung geschlafen, brach, durch das Geräusch gegen das Ende derselben aus seinem süßen Schlafe aufgeschreckt, unter fürchterlichem Gähnen in die Worte aus: „Nun, hat das Geschwätz noch nicht bald ein Ende? Schon über zwei Stunden wird hier unser Gewissen aufgeklärt: ich trage beim Präsidenten darauf an, all' diesen Schwätzern Schweigen zu gebieten und sie als solche, die wackere Leute einschläfern, auf die Guillotine zu schicken."

Der Geschworne Villate, ein gewesener Mönch, hatte den Grundsatz: „In Revolutionen sind alle die, welche vor den Schranken des Tribunals erscheinen, des Todes schuldig," und es handelte der Genannte auch stets nach diesem Grundsatze. Villate äußerte sich einst, daß er nie wegen seines Votums verlegen wäre, und dies zwar aus dem Grunde, weil er stets im voraus von der Schuld Derer überzeugt sey, über welche er ein Urtheil fällen solle. Er befand sich gewöhnlich auf seinem Sitze in einer sehr unschicklichen Stellung, und warf sich unruhig auf der Bank hin und her, gleich einem Epileptischen, indem er durch Mienen und Gebärden die Ungeduld und Langeweile verrieth, welche ihm die lange Dauer der Verhandlungen verursachte. Seine Ungeduld wurde eines Tages so heftig, daß er sich gegen den Präsidenten Dumas zu äußern wagte: „Herr Präsident, schließen Sie in's Teufels Namen! Die Debatten hätten, mein' ich, nun lange genug gedauert, und ich erkläre die Angeklagten doppelt strafbar, sowohl weil sie sich wider die Republik, als weil sie sich gegen meinen Magen verschworen haben. Ich sollte mindestens schon eine halbe Stunde bei Tische seyn." Die vier oder fünf Minuten, welche seine Kollegen in dem sogenannten Saal der Berathungen (über das Schuldig oder Nichtschuldig des Delinquenten) verweilten, blieb Villate gewöhnlich auf seinem Platze, indem er in den Journalen blätterte oder im Sitzungssaale auf- und abspazierte und sich mit Bekannten, die er gerade anwesend fand, unterhielt. Hatten alsdann die übrigen Geschwornen wieder ihre Sitze eingenommen, so nahm er auch wieder Platz und stimmte, gleich ihnen, nach Pflicht, Ueberzeugung und Gewissen, für den Tod aller Angeklagten; sobald dies geschehen, eilte er, mit seinem Tagewerke höchst zufrieden, in die Restauration „zum goldenen Kalb", und nachdem er seinen Kaffee getrunken, begab er sich wieder in aller Eile auf das Tribunal, um in Gesellschaft Fouquier-Tinville's, Chretiens, Trinchards, Vadiers und Anderer von eigens zu diesem Zweck vorbehaltenen Fenstern herab die Karren vorbeifahren zu sehen, die mit neuen Schlachtopfern der Guillotine angefüllt waren.

Der Graf von d'Herville war der Emigration angeklagt; er brachte zum Beweise seiner Unschuld ein amtlich legalisirtes Zeugniß vor, daß er nie den Boden Frankreichs verlassen. Fouquier-Tinville läßt sich das Zeugniß vorlegen, wirft einen flüchtigen Blick darauf und erklärt das in aller Form ausgestellte Zeugniß für falsch. — „Das Zeugniß", entgegnete d'Herville, „ist so gewiß wahr und ächt, als es außer Zweifel ist, daß ich in zwei Stunden um einen Kopf kürzer seyn werde." Fouquier-Tinville erklärte sogleich dagegen: „Ich halte mich an den Worten, welche der Angeklagte so eben gesprochen, und die beweisen, daß er von seiner eigenen Schuld vollkommen überzeugt ist, indem er sich selbst schon das Urtheil fällt, wel-

ches er verdient. Ich will ihm daher nicht den Schimpf anthun, seine Meinung als falsch zu erklären, und ich trage hiermit auf Exekution des Urtheils an, welches er sich selbst gesprochen." Den andern Tag lag der Kopf d'Herville's unter der Guillotine.

Man brachte vor die Schranken des Revolutionstribunals einst einen Parlamentsrath von Toulouse, einen achtzigjährigen Greis, der vom Alter tief gebeugt, äußerst hinfällig und fast erblindet war. Als er verhört werden sollte, nahm er alle seine Kraft zusammen, um sich emporzurichten, versuchte zu sprechen, stammelte einige unverständliche Worte und sank endlich kraftlos nieder auf die Bank der Angeklagten, indem er durch Zeichen zu verstehen gab, daß er nicht mehr sprechen könne. Da erhob sich Fouquier-Tinville und wandte sich in wüthendem Tone an den Greis: „Was sollen die Possen? Bist du etwa hierher gekommen, um deinen Scherz mit den Richtern zu treiben?" — „Er treibt durchaus keinen Scherz", entgegnete einer der Mitangeklagten des Greises, „er ward vielmehr von einer Zungenlähmung getroffen, welche es ihm unmöglich macht, sich anders, als durch Zeichen auszudrücken." — „Nun", sagte Fouquier-Tinville, „wenn er nicht sprechen kann, so mag er schweigen! Brauchen wir ja doch nur den Kopf und nicht die Zunge des Elenden!" F. A.

Mannichfaltigkeiten.

(St. Petersburg, 4. Januar.) Unser diesjähriger Winter bleibt seinem launenhaften Charakter treu, und hängt den Mantel ganz nach dem Winde. In der Nacht zum 31. December hatten wir starken Regen. Am genannten Tage fing es an zu frieren. Vorgestern hatten wir starken Schneefall, und am Abend begann wiederum Thauwetter.

Das in Philadelphia errichtete deutsche Theater hat guten Fortgang, obgleich die Mittel desselben noch schwach sind, und große Stücke nicht aufgeführt werden können, weil sie die Kräfte der Schauspieler-Gesellschaft übersteigen. Mit Beifall wurden indessen schon gegeben: „Karl XII. auf Rügen", „Lumpaci Vagabundus", „Die Beichte", „Preciosa", „Der Platzregen als Eheprokurator", „Die sieben Mädchen in Uniform." Das Haus war fast immer gut besetzt.

Der Pianist Thalberg hat in Neapel mehrere Konzerte mit glänzendem Erfolg gegeben, und der Violinist Vieuxtemps bereist die vereinigten Staaten von Nordamerika, wo auch Ole Bull sich noch befindet. In Deutschland ist für die Herren Virtuosen nichts mehr zu machen, wenigstens nichts mehr zu verdienen, und das goldene Zeitalter der Konzerte ist längst vorüber. Wem es jetzt gelingen könnte, irgend etwas Neues auf die Beine zu bringen, der würde gute Geschäfte machen. Die Welt will immer Neues, und wäre es auch ein neuer Unsinn. Wohl dem, der es entdeckt!

Ein armer Jude in sehr zerrissenen Kleidern präsentirte sich unlängst in Berlin einem reichen Banquier. „Was führt Sie hierher?" fragte dieser. „Ich hab' gemacht eine Kunstreise, und bitte um Ihre Unterstützung," war die Antwort. „Sie haben gemacht eine Kunstreise?" entgegnete der Banquier, indem er den vor ihm Stehenden von oben bis unten ansah. „Gewiß," versetzte dieser, „ich bin gereis't von Breslau bis nach Berlin mit sechs Pfennigen; ist das keine Kunstreise?!"

Der nordamerikanische Dichter H. W. Longfellow ist nun auch als dramatischer Autor aufgetreten. Unter dem Titel „Der spanische Student" ist in Amerika und England ein dreiaktiges Schauspiel erschienen, in dem derselbe Stoff verarbeitet ist, welcher der bekannten Preciosa zu Grunde liegt. Das Drama des Nordamerikaners hält sich treuer an die Novelle des Cervantes, nach der auch der deutsche Bearbeiter Wolff seine Preciosa gebildet hat.

(Wien.) Donnerstag, den 18. d., wird zum ersten Male, und zwar zum Benefice der Regiemitglieder des k. k. Hofburgtheaters, „Sampiero", Trauerspiel in fünf Akten, von Friedr. Halm, aufgeführt.

Milanollo ist mit seinen gefeierten Töchtern in Wien angekommen, geht aber sogleich nach Prag, um dort Concerte zu geben. Von Prag macht er die Reise nach Dresden, Leipzig, Berlin, Hamburg ꝛc. ꝛc., von da geht er nach Petersburg, und trifft erst in einem Jahre wieder in Wien ein. (W. Th.-Ztg.)

Die Schauspielerin Bauer in Dresden wird von der Bühne abtreten und sich mit einem preußischen Landrathe verbinden.

Aus Batavia vom 20. Sept. v. J. meldet man, daß die Cholera auf den Philippinen im April fürchterlich wüthete; 48 Menschen starben zu Manilla täglich an dieser Krankheit. Im Mai hatte sie indeß bedeutend abgenommen. Auch dort war das Volksvorurtheil, daß Vergiftungen stattfänden, und zwei holländische Reisende, die durch Zurücklassung einiger Flaschen Bier den Verdacht auf sich gelenkt hatten, wären bald das Opfer ihrer Unbesonnenheit geworden.

Die Pariser Polizei hat dieser Tage in mehreren Conditorläden große Massen Bonbons weggenommen, die aus schlechten und der Gesundheit gefährlichen Bestandtheilen verfertigt waren. Die Fälschung scheint sich in Paris auf fast alle Arten von Eßwaaren zu erstrecken.

Wir erfahren über das Leipziger Conservatorium, welches zu Ostern 1843 unter Mendelssohns Leitung mit drei und dreißig Schülern und elf Schülerinnen eröffnet wurde, und schon im zweiten Semester bis auf sechs und vierzig Schüler und vierzehn Schülerinnen gestiegen war, unter denen sich auch viele Ausländer befanden, daß es jetzt dreizehn Lehrer besitze und der Unterricht jährlich achtzig Thaler ungefähr beträgt. Für geborene Sachsen bestehen sechs Freistellen. Der Unterricht der Mädchen und Jünglinge ist getrennt. Der theoretisch und practisch organisirte Lehrplan umfaßt alle Fächer, deren gründliche Kenntniß dem gebildeten Musiker unerläßlich ist. Der vollständige Kursus der Theorie der Musik und Tonsetzkunst wird in drei Klassen ertheilt und in drei Jahren vollendet. Für die Schülerinnen besteht eine besondere Klasse der Harmonielehre, die ihren Kursus in zwei Jahren vollendet. Außer dem theoretischen und practischen Unterricht (im Gesange und im Instrumentenspiele) bieten sie den Schülerinnen noch

andere Bildungsmittel dar, insbesondere die Theilnahme an den Konzert- und Quartettproben und Aufführungen, an den kirchlichen Musiken des Thomaner Chores ꝛc. Das Direktorium der Anstalt wird von fünf Mitgliedern unentgeldlich verwaltet. Ein Inspektor sorgt für die Befolgung der Anordnungen des Direktoriums und des Lehrercollegiums.

(Nach den Berl. Nachr.)

(Berlin, 7. Jan.) Gegenstand unserers vergnügungslustigen Publikums ist die am Ende dieses Monats hier bevorstehende Eröffnung des herrlichen Kroll'schen Wintergartens vor dem Brandenburger Thore, welches Etablissement wohl für jetzt allein so großartig hier unter den ersten Hauptstädten dastehen wird. Mehr als 5000 Menschen können daselbst auf ein Mal sehr bequem bewirthet werden. Der Bau, sowie die Einrichtung dieses Lokals sollen über 200,000 Thlr. kosten. Um alle seine Ausgaben zu decken, bedarf der Unternehmer eine jährliche Einnahme von 20,000 Thalern.

Die Franzosen spielen gegen die Fremden immer noch die große Nation. Nach ihrer Gesetzgebung kann der Franzos einen Ausländer, der ihm 50 Thlr. schuldet, ohne Weiteres in den Schuldthurm werfen lassen, aber nicht umgekehrt. Auch braucht die Schuld nicht erst gerichtlich erwiesen zu werden, die Rechnung eines Pariser Schneiters, oder Schusters, oder Weinhändlers reicht dazu aus. Ich weiß, warum mein Vetter nicht nach Paris geht, aus Nationalstolz.

Korrespondenz.

Dürkheim in der Pfalz, 3. Jan.

Aus dem Berichte, welchen Sie, verehrter Herr Redacteur, in Ihrer vielgelesenen Didaskalia über das im Jahr 1841 in der hiesigen Stadt abgehaltene pfälzische Musikfest abstatteten, kann ich mit Bestimmtheit abnehmen, daß es Ihnen damals hier und in der Umgegend gefallen hat und daß es Ihnen daher auch nicht unangenehm seyn wird, etwas von allgemeinerem Interesse von hier zu erfahren, um es den zahlreichen Lesern Ihres geschätzten Unterhaltungsblattes mitzutheilen. Darum ergreife ich mit dem jungen Jahre die Feder, um mit einem kurzen Berichte, oder vielmehr mit einigen Andeutungen, den Anfang zu machen, welchen, wenn Sie und Ihre Leser es wünschen, so wie sich Stoff dazu darbietet, noch andere nachfolgen sollen. Hören Sie also, erstaunen und freuen Sie sich zugleich, auch die Dürkheimer huldigen dem rasch fortschreitenden Zeitgeiste, indem sie die Errichtung eines Salz- oder Sool-Bades beabsichtigen. Glauben Sie jedoch ja nicht, als seyen meine Mitbürger von der Thermomanie angesteckt, indem jetzt gar viele Manien grassiren. Nein, das Ganze wird nicht übereilt, sondern plan- und sachgemäß begonnen und so auch sicherlich gut und erfreulich hinausgeführt. Mag vielleicht Mancher die Nase rümpfen und wehmüthig sprechen: „Schon wieder eine Bade-Anstalt!" dies kümmert uns nicht, denn dies ist bei dergleichen Unternehmungen immer der Fall und die besten und reelsten Absichten sind leider gar oft bitterem Tadel ausgesetzt. War dies anders mit Kreuznach, das man auch bemitleidete und anfangs stolz auf dasselbe herab sah? Und jetzt? Die Saison wird mit jedem Jahre daselbst glänzender, die Frequenz ist immer im Steigen und Segen spendet die wohlthätige Anstalt. Und Dürkheim, so wie seine Umgebungen haben demohngeachtet noch Vorzüge vor Kreuznach! — Alle hiesigen Umstände und Verhältnisse begünstigen ein solches Unternehmen. Die paradiesische Lage Dürkheims am Vorgebirge, am Eingange eines romantischen Thales, eine der gepriesensten der Pfalz. Die köstlichsten Trauben reifen in ihrer Gemark und in dem kleinen Umkreise einer Stunde, zu Ungstein, Kallstadt, Herrheim und das Gebirge aufwärts zu Wachenheim, Deidesheim und vorzüglich zu Forst, dessen Nectar so begeistert, so daß gewisse Leute (Sie verstehen mich, Hr. Redacteur) vor einigen Jahren Schwalben-Zwitschern für Nachtigallen-Flöten hielten! Die süßesten Mandeln und besonders auserlesene herrliche Kastanien wachsen in Menge hier und in der Umgegend; Pomona und Ceres haben gegen Osten hin, in der Ebene, ihr Füllhorn ausgegossen; kurz, dies ist das Land, wo Milch und Honig fleußt. Halten Sie mir meine Begeisterung in dieser wahren Schilderung zu gute, denn ich bin halt — ein Dürkheimer Kind und Sie kennen ja in dieser Beziehung das alte und wahre Sprüchwort der Deutschen. Das ganze Project der Errichtung eines Salzbades dahier wird richtig aufgefaßt und so auch ruhig und consequent durchgeführt. Soole liefern die Quellen der Saline und auch Schwefelwasser findet sich hier vor; unsere königliche Regierung der Pfalz bietet jederzeit und väterlich die Hand, wo es das Beste des Landes und die Beförderung des Wohlstandes gilt; unser Stadtrath, mit dem rüstigen und unermüdeten Bürgermeister Haffner an der Spitze, hat den besten Willen, so wie auch über Geldmittel zu verfügen; eine Commission zur Verschönerung der nahen Umgebungen ist bereits in Thätigkeit, an deren Spitze der rühmlich bekannte Garteninspector Metzger von Heidelberg steht, der mit richtigem Takte stets das Schöne und Angenehme mit dem Nützlichen und Zweckmäßigen zu verbinden weiß. Wenn alle diese Mittel und Kräfte plangemäß angewendet und unverdrossen ausgebeutet werden, so kann für die Folge nur Gutes und Schönes daraus resultiren. Die großartige Ruine der Abtei Limburg hat die Stadt mit bedeutenden Geldmitteln acquirirt und diese wird eben, nach Metzger's Plane, durch Ausgrabungen und Anlagen gewiß zu einem der schönsten und besuchtesten Punkte umgeschaffen. Der Anfang ist schon damit gemacht und wenn die Arbeiten so weit gediehen sind, daß man das Ganze überblicken und beurtheilen kann, so werde ich über die Umgestaltung dieser interessanten Ruine und ihrer Umgebung weiter berichten. Aus dem bisher Gesagten kann man dem zu errichtenden Salzbade, als einem zarten Kindlein, jetzt schon die sichere Nativität stellen: es wird sichtlich gedeihen und, obwohl mit bedeutenden Opfern und Anstrengungen, sorgfältig gepflegt, kräftig emporwachsen und nicht nur der Stadt zur Ehre und Zierde gereichen, so wie den Bürgern derselben und der Umgegend mannigfachen, nicht zu berechnenden Nutzen, sondern auch allen denen, die dasselbe später kennen lernen und besuchen, Freude und Segen gewähren!

Charade.

(Zweisylbig.)

Alle nur erschaff'nen Dinge
Sind, was erstes Wort uns nennet,
Oder waren es gewesen.
Sehnlichst wünschen, was das zweite
Nennet, Jene bald zu werden,
Die im Ganzen wir erschauen.

Worms. J. A. Kunkel.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 16. Jan. Der Steckbrief, Lustspiel in 3 Acten, von R. Benedix. Zwischen dem ersten und zweiten Acte und am Schlusse des Lustspiels: Tänze, ausgeführt von der Familie Basothe, vom Theater zu Venedig.

Donnerstag, 18. Jan. Das Nachtlager in Granada, Oper in 2 Abth., Musik von Kreutzer.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 18. Donnerstag, den 18. Januar 1844.

Mainsagen.

22. Die Jungfrauen vom See.

Die Fiedeln und die Pauken, Horn, Klarinett und Baß,
Sie klingen aus dem Wirthshaus durch Sennfeld's lange Gaß',
Gefeiert wird heute die Kirchweih', d'rum tanzen und springen sie so,
D'rum sieht man die Mädchen so freundlich, d'rum sieht man die Burschen so froh.

Doch heim zieh'n nun die Gäste in vorgerückter Nacht,
Die Musikanten haben die Lichter ausgemacht,
Sie schleppen ihr Geld und den Brummbaß und weinschwere Köpfe nach Haus. —
Im Saal sitzen nur noch drei Burschen, die sprechen: „Die Kirchweih' ist aus!"

„So laßt nach Haus uns wandern, die Nacht ist hell und klar!"
Fort zieh'n sie durch das Dörflein, wo's heut so lebhaft war,
Und nunmehr so still ist und öde, wo Alles jetzt schlummert und träumt,
Und die alten Dächer und Giebel das schimmernde Mondlicht umsäumt.

Sie zieh'n erst schweigend weiter bis zu dem nahen See,
Der still und heimlich lieget, umschwankt von Schilf und Schleh'.
„Wie gerne," so spricht da der Eine, „hätt' ich noch ein Tänzchen gethan!"
„Ei," sagen die Andern, „es geht uns just eben so, lieber Kumpan!"

Da plötzlich steh'n vor ihnen drei Jungfrau'n wunderhold.
„Euch kann geholfen werden, wenn Ihr noch tanzen wollt!"
So lispeln die Jungfräulein freundlich, „tanzt mit uns, wir singen dazu,
„Und zum Gesang murmeln die Wellen melodisch durch nächtliche Ruh'!"

Da walzen die drei Paare umher im Mondesschein,
Weiß sind die holden Jungfrau'n, so weiß wie Elfenbein,
Schön sind sie, doch blaß wie drei Lilien, die schlank in dem Garten erblüh'n,
Wie Sternlein glüh'n ihre Augen, doch die langen Haare sind grün.

Leicht schweben sie und lieblich und schmiegen fest sich an —
Ein Stündchen ist vertanzet auf üppig grünem Plan,
Da schlägt es zwölf Uhr und sie rufen: „Auf, Schwestern, wir müssen nach Haus!
„Lebt wohl denn, ihr wackern Gesellen, und plaudert das Tänzchen nicht aus!"

„Lebt wohl, ihr wackern Jungen, reicht uns die Hand zum Schluß,
„Und drückt auf uns're Lippen den warmen Scheidekuß!
„Im nächsten Jahr, Nachts nach der Kirchweih', da tanzen wir wieder mit Euch!"
Und wie drei sich schließende Blumen versinken die Jungfrau'n im Teich.

Den Tanz, den Kuß vergessen die raschen Burschen nie —
Schnell ging das Jahr vorüber, zur Kirmeß zogen sie.
„Wie Schade, daß uns nur ein Stündchen zum lieblichsten Tanz wird vergönnt,
„O wüßten wir," sprachen die Burschen, „wie man wohl verlängern ihn könnt'!"

„Hört," sprach der Eine, „laßt uns dem Küster bieten Geld,
„Daß zwischen Elf und Zwölf er zurück die Thurmuhr stellt;
„Ich denke, die Jungfräulein tanzen, bis die Glocke sie mahnt zu geh'n,
„Und so nur verlängern den Tanz wir; so macht sich's, Ihr werdet es seh'n!"

Wie freute sie der Einfall — der Küster war bereit,
Nachts fanden an dem See sie die Jungfrau'n hocherfreut.
Sie tanzten und tanzten voll Wonne, bis zwölf von dem Thurme es schlug,
Doch war es zwei Stunden schon weiter durch der Burschen listigen Trug.

„Lebt wohl," sprachen die Schönen, „reicht uns die Hand zum Schluß,
„Und drückt auf uns're Lippen den warmen Scheidekuß!
„Im nächsten Jahr, Nachts nach der Kirchweih, da tanzen wir wieder mit Euch!"
Und wie drei sich schließende Blumen versinken die Jungfrau'n im Teich.

Die Burschen stehen lauschend, ein Stöhnen ächzt herauf,
Und auf das Wasser steiget ein rother Blutfleck auf,
Zum zweiten Mal tönet ein Aechzen, und ein zweiter Blutfleck erscheint,
Und nochmals stöhnt's dumpf, und den dritten Blutfleck hell das Mondlicht bescheint.

Die Freunde steh'n erbleichend, und Gram ihr Herz zerfrißt.
„Wir haben sie getödtet durch uns're Hinterlist!"
Sie kehren nun nicht mehr nach Hause, sie zieh'n in den Krieg gramvereint,
Der Tod, dem sie rufen, wird ihnen in der ersten Schlacht durch den Feind.

* *

Wohl ist noch jährlich Kirchweih, und munt're Burschen zieh'n
Nachts an des Sees Ufern im lichten Mondschein hin,
Jedoch keine Jungfrau erscheinet, die mit ihnen tanzen will;
Der See liegt mit ruhigem Spiegel öd', unbeweglich und still.

Die Körperübungen aus dem Gesichtspunkte der Nationalökonomie.

Unter obigem Titel hat Wolfgang Menzel in der deutschen Vierteljahrsschrift, Okt. bis Dez. 1843, das Turnwesen von einem neuen Standpunkte aus beleuchtet. Er nimmt keinen Anstand, das körperliche Wohlseyn und die körperliche Kraft für das wichtigste, für das eigentliche Grundkapital eines Volkes zu erklären. Er weist nach, wie es gekommen ist, daß dieses Kapital heutzutage nicht mehr so groß ist, wie ehedem, und zählt folgende Ursachen dafür auf: 1) den Verlust einiger Millionen der kräftigsten und auserlesenen Männer in den Kriegen von 1792 bis 1815; 2) die Fortschritte der Arzneiwissenschaft (Kuhpocken-Impfung), wodurch der Gesellschaft viele schwächliche Individuen erhalten werden; 3) die Zunahme der städtischen Bevölkerungen; 4) schlechte Wohnung und körperliche Verkümmerung der armen Klassen; 5) Mißheirathen und leichtsinnige Ehen; 6) Ehelosigkeit besserer produktionsfähiger Individuen; 7) Luxus und Genußsucht; 8) überhand nehmende Zucht- und Sittenlosigkeit; 9) Auflockerung der frommen Familieneintracht; 10) zu vieles Sitzen der Schuljugend und jugendlicher Fabrikarbeiter; 11) Mißverhältniß der Ernährung; 12) Mangel an gesunder Bewegung in freier Luft bei vielen Klassen der Gesellschaft. — So wie nun für die verschiedensten Staatszwecke Behörden bestehen, sollte vor allen Dingen auf durchgreifende Weise auch für die Erhaltung des Gesundheits- und Kraftkapitals Sorge getragen werden. Menzel zweifelt indeß, daß hier eine radicale Abhülfe geboten werden dürfte, da die herrschende Schwäche und Corruption (Branntweinpest) mit dem Pauperismus innig zusammenhänge, dessen gründliche Beseitigung vorweg eine gänzliche Umgestaltung der socialen Ordnung erheische, welche nur auf dem Wege einer Krise erfolgen könne. Theilweise Abhülfe aber sey zu erwarten, wenn man sich vorerst darauf beschränke, in der Jugend das große Kapital von Arbeits- und Wehrkraft, dessen der Staat zu seiner Erhaltung und zu seinem vermehrten Gedeihen bedarf, zu vergrößern. Deßhalb Belehrung der Jugend über Gesundheitspflege, Beschränkung der Vielwisserei und des Vielsitzens, keine Treibhauserziehung, kein übertriebenes Hocken der Kinder in Fabriken, allgemeine Einführung der Körperübungen in der Schule und Verbindung derselben mit dem Wehrwesen. Wir hoffen, mit Obigem den Inhalt der verdienstlichen Abhandlung Menzels genugsam angedeutet zu haben, um insbesondere die Aufmerksamkeit der Schul- und Staatsbehörden darauf zu lenken. So viel ist vorläufig gewiß, daß wir um eine gründliche Beleuchtung des Turnwesens reicher geworden sind. Endlich wird doch der Tag kommen, da irgend eine Bundesregierung ernstlich Hand an das Werk legen wird. Nach Menzel kommen die Kosten, die hier und da mitunter auch ein scheinbares Hinderniß abgeben dürften, gar nicht in Betracht, da sie in reichem Maße durch die Vermehrung der Arbeits- und Wehrkraft des Volkes ersetzt werden würden.

Mannichfaltigkeiten.

Die von L. Kalisch redigirte „Mainzer Carnevals-Zeitung" hat ihren vierten Jahrgang eröffnet und bringt in dessen erster Nummer viel Ergötzliches. Der Geschichtskalender der Zukunft und die kleinen Mittheilungen aus Flachsenfingen, Schilda, Thule, Kuhschwappel u. s. w. haben uns besonders amüsirt. Hier einige der scherzhaften kleinen Notizen, Mittheilungen und Annoncen des genannten Blattes:

In Hamburg ist gestern eine Sängerin von der Tonleiter hinuntergestürzt und hat sich mehrere schwache Seiten stark verletzt.

Vorige Woche ist im Königsstädter Theater zu Berlin ein junger Schauspieler in einer Raupach'schen Tragödie stecken geblieben. Nur mit Mühe gelang es dem menschenfreundlichen Souffleur, denselben herauszuziehen. Außer einigen höchst unbedeutenden Jamben ist von diesem Unglück nichts an ihm haften geblieben.

Auf der Schustergasse in Mainz hat vorigen Donnerstag ein junges Mädchen in der Zerstreuung zwei Romane von Paul de Kock verschlungen und sich heftige moralische Krämpfe zugezogen. Die zärtlichen Eltern sind für die Zukunft ihres Kindes sehr besorgt.

Ueber die Verwendung der Ersparungen im Königreich Thule haben sich die meisten Deputirten die Köpfe zerbrochen. Der König glaubt daher, daß diese Deputirten sich ihm bald verbunden zeigen müssen.

Unter der Mainzer Damenwelt grassirt gegenwärtig ein heftiges Gallafieber. Viele Väter und Ehemänner sind dadurch in tiefste Trauer versetzt.

Kinder und Narren pflegen die Wahrheit zu sagen; aber die Großen und Erwachsenen pflegen sie nicht gern zu hören.

Wenn Schweigen der Gott der Glücklichen ist, so sind die Deutschen ein sehr glückliches Volk.

Der populäre Gartenfreund, oder die Kunst: alle in Deutschland vegetirenden Schmarotzerpflanzen naturgemäß zu pflegen. Ein Hülfsbuch für angehende Wucherer und Hofschranzen.

Weibertreue, oder die Lehre vom Wechsel. Zum Selbstunterricht für Liebhaber und angehende Ehemänner.

Tausend und ein Hofrath. Deutsche Erzählungen für deutsche Schlafmützen. Kaspar Pappendeckel.

Im jüngsten Conzert hab' ich die Geduld verloren. Der redliche Finder wird gebeten, mir dieselbe zurückzugeben, da ich kurhessische Zeitungen lesen muß. J. Gottstahmirbei.

Wer sich über das Wesen der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit belehren will, beliebe die Bekanntschaft meiner Frau zu machen. Lorenz Schmerzlich, Gemeiner im fünften schweren Pantoffelregiment.

Einige Zierpuppen wünscht man an den Mann zu bringen. Das Nähere erfährt man große Bleiche, eine Stiege hoch, vorn heraus.

Frische Zankäpfel kauft meine süße Ehehälfte.

Ein Stück Eifter zu haben. Wo? beim Vater seiner Tochter, wohnhaft auf der Ludwigsstraße Nro. so und so viel.

Drei geschmackvolle und heizbare junge Männer mit einer schönen Aussicht auf die goldene Luft suchen drei ledige und zurückgezogene Zimmer. Näheres sagt die Redaktion der Blätter für die Nothdurft des täglichen Lebens.

Gute Witze und Abonnenten braucht
die Redaktion der Narrhalla.

Ein ordentlicher junger Mann von vermögenden Eltern kann sogleich in die Leere treten bei
Opehku, Modewaarenhändler.
Ludwigsstraße Nro. ?

Am letzten Bartholomäitage bestiegen Joseph Gegg, Peter Hechenberger, Magdalena Moser und deren taubstumme und halb blödsinnige Schwester Katharina, alle vier zu Staudach bei Kitzbühl (in Tyrol) in Diensten, das 6000 Fuß hohe Kitzbühler Horn. Kaum hatten sie die Spitze erreicht, so fing es an zu regnen, und sie begaben sich in die gemauerte Kapelle, welche den Gipfel krönt. Peter Hechenberger kniete am eisernen Gitter, welches den Altar verschließt, Gegg hinter ihm im ersten Betstuhle rechts, die Schwestern im zweiten Stuhle links nieder. So hatten sie etwa eine Viertelstunde im Gebet verharrt, als ein Blitzstrahl in die Kapelle fuhr, Hechenberger besinnungslos zu Boden schlug, und Gegg dergestalt erschütterte, daß er weder Hand noch Fuß regen konnte, und bewegungslos im Stuhle bleiben mußte. Sogleich eilte Magdalene dem umgesunkenen Hechenberger, und auf ihr Bedeuten die taubstumme Schwester dem Gegg zu Hülfe. Bald darauf fiel abermals ein Blitzstrahl (aber nach Gegg's Aussage ein nicht so großer) mitten in die Kapelle, und traf die Magdalene Moser, die sich noch helfend um Peter bemühte. Sie sank in ihrer knieenden Stellung ganz langsam gegen das Gitter hin, Gegg, der dies Alles sah, aber sich nicht bewegen konnte, suchte nun der Blöden anzudeuten, sie möge ihrer Schwester beistehen, worauf diese die Leblose auf den Rücken zu Boden legte. Endlich fühlte sich Gegg etwas besser; am Stuhl sich haltend, suchte er zu Peter zu kommen; doch als er Magdalene undeutliche Sterbeworte stammeln hörte, schleppte er sich zu dieser. Er fand sie bereits ohne Pulsschlag und mit gebrochenem Auge. In dieser traurigen Lage mußte Gegg, der einzige bei Verstand, noch längere Zeit verharren, bis er sich endlich im Stande fühlte, zu gehen. Mühsam kam er in die erste Alphütte, und bat um Hülfe für die beiden noch Lebenden. Unfreundlich gab der Melker zur Antwort, er werde kommen, wenn er ausgemolken habe. Gegg suchte nun in der zweiten Alpenhütte Beistand. Die Sennerin machte sich sogleich nach der Kapelle auf den Weg, wohin auch Gegg langsam zurückkehrte. Sie legten nun Magdalena's Leiche mit dem Kopfe auf den Altarschemel, verließen die Kapelle, und schleppten den Peter Hechenberger auf die Trottalpe hinab, wo er zwar endlich zur Besinnung kam, aber noch längere Zeit bleiben mußte, bis er hergestellt wurde. Gegg ging mit Katharinen noch am nämlichen Tage nach Hause, und erstattete die Anzeige. Tags darauf fand die gerichtliche Commission Magdalena's Leiche in der angegebenen Lage mit einer Menge violettblauer Todtenflecke. An der Kapelle entdeckte man weder an den zwei Seitenfenstern, noch an der während des Unglücks geschlossenen Thüre, noch am Dach oder Gemäuer die Spuren eines Blitzschlages. Wahrscheinlich war der Blitz durch die nur mit einem Drahtgitter verschlossene Oeffnung über der Thüre gedrungen, und jedes Mal nach dem eisernen Altargitter gefahren.

(München.) Das neue Jahr hat uns abermals eine Posterleichterung verschafft, nämlich die Briefträger-Kreuzer abgeschafft. Die Briefträger werden dafür aus den Posteinnahmen durch eine bestimmte Summe entschädigt, während vordem großentheils ihr Gehalt in den Brief-Kreuzern bestand. So ist dem Princip Genüge gethan, daß der Aufgeber eines Briefes die Sorge und Last der Beförderung bis in's Haus des Empfängers (nicht bis in's treffende Postamt) beabsichtigt und resp. bezahlt.

(Frankfurt a. M., 9. Jan.) Der thätige und unternehmende Verleger Buchhändler Sauerländer hier hatte (liest man in der Deutschen Allg. Ztg.) vor einiger Zeit dem berühmten 70jährigen Verfaßer eines sehr bekannten Andachtswerkes außer andern seiner neuen Verlagswerke auch ein Exemplar der Vertheidigung Jordan's durch August Boden übersendet. Der ehrwürdige Greis antwortete hierauf in einem Briefe vom 27. Nov. v. J. Hrn. Sauerländer unter Anderm Folgendes: „Von den Büchern, die ich erst seit zwei Tagen besitze, las ich zuerst die Vertheidigungsschrift für Jordan. Für diese nun danke ich Ihnen ganz besonders. Und wenn ich auf Boden's treffliche Gründe gar keine Rücksicht nehme, sondern nur auf die des Marburger Gerichts, wie ich beim Lesen wirklich that, so wurde Jordan schlechterdings nur auf bloße Verdächtigungen hin, von rechtlich unglaubwürdigen Zeugen angeregt, unter unsichern Erinnerungen, zehn Jahre nach den Thatsachen, zu fünfjährigem Festungsarrest verdammt. Hr. Boden hat sich durch Herz und Feder als Meister bewiesen in dieser Schrift. Ich bewundere in ihr seinen lichtvollen Vortrag, seinen Scharfsinn, seine kluge Umsicht, wiewohl sein Lob des Marburger Gerichts oft zur tödtlichsten Ironie wird. Wenn er, wie es scheint, in Frankfurt lebt, sagen Sie ihm, wenn ihm auch nichts daran gelegen seyn kann, meinen verbindlichsten Dank."

Frankfurter Theater.

Zopf und Schwert, dramatisches Zeitbild in 5 Abtheilungen, von Karl Gutzkow.

Je mehr unsere deutsche Bühne mit Uebertragungen aus dem Französischen überschwemmt ist, desto erfreulicher muß es seyn, wenn

deutsche Dichter von Beruf und Talent sich ihr zuwenden. Zu solchen gehört Karl Gutzkow, welcher seit mehreren Jahren mit Erfolg für das Theater schreibt und dessen neueste Production fast gleichzeitig mit Dresden, Nürnberg und Hamburg auch in Frankfurt a. M. am 15. d. Mts. gegeben wurde. Die Aufnahme bei überfülltem Hause und zum Vortheil des Hrn. Baison war eine entschieden günstige und sowohl der Verfasser, als auch die Herren Baison (Erbprinz von Baireuth) und Meck (König) wurden mehrmals hervorgerufen. Zopf und Schwert möchten wir hinsichtlich seiner dramatischen Abrundung und seines Bühneneffektes nebst Patkul den andern Dramen Gutzkow's vorordnen und es ist ein mit großem Fleiß, historischem Studium und Kenntniß der Scene ausgearbeitetes geschichtliches Zeitbild aus der Regierung Friedrich Wilhelm I., König von Preußen, welcher selber den Mittelpunkt bildet, um den die Handlung sich bewegt. Gutzkow hat den Moment gewählt, wo um die Vermählung der Prinzessin Wilhelmine sich am Berliner Hofe Intriguen abspinnen, die ein vielseitiges Interesse darbieten und zu deren Motivirung in den hinterlassenen Memoiren der Genannten sich reichhaltige Belege vorfanden. Der König Friedrich Wilhelm I., schlicht, schroff, streng, voll wunderlicher Sonderbarkeiten und in seinem Wesen derb und plebejisch, die Königin, stolz und hocharistokratisch, die Prinzessin voll Anmuth und fast noch kindlicher Naivetät, der Erbprinz von Baireuth, geistreich, liebenswürdig und von ächter Bildung durchdrungen, der englische Gesandte Hotham, ein gewandter und imponirender Diplomat, voll frischen Humors und selbstständiger Kraft, die für einen österreichischen Erzherzog wirkenden Grumkow und Seckendorf, der als das ächte Original eines schlauen königlichen Kammerdieners eingreifende Eversmann, welcher sich seinem Herrn fast unentbehrlich zu machen versteht, endlich der zwar nur episodisch, aber sehr glücklich eingeflochtene Eckhof, diese Personen sind so klar und consequent charakterisirt, so lebendig gehalten, so geschickt gruppirt und so folgerecht in den Gang der Begebenheit eingeflochten, daß man nicht umhin kann, ihnen volle Theilnahme, welcher die nöthige Steigerung nicht mangelt, zuzuwenden. Die Anlage der Intrigue ist keiner jener gordischen Knoten, in denen die Franzosen sich so wohl gefallen, die so verwirrt und verwickelt sind, daß der Zuschauer fortwährend auf der Lauer stehen muß, um nicht gewaltsam aus der Illusion herausgeschleudert zu werden und für die es am Ende keine andere Lösung gibt, als sie mit dem Schwerte zu zerhauen, — aber sie ist geschickt und kunstreich genug angelegt und verflochten, bietet Wendungen und Seitenpfade genug dar, um den Beschauer anzuziehen, zu steigern und zu befriedigen und beruht somit auf natürlicheren Verhältnissen und auf wahrscheinlicherer Begründung. Gutzkow hat hier gezeigt, daß er zu erfinden, anzuordnen und zu vertheilen vermag und daß er Effekte zu erzielen weiß, ohne zu Uebertreibungen seine Zuflucht zu nehmen. Wie aber die Charakteristik und die Anlage der Intrigue in diesem Drama als vorzüglich und zu einem organischen Ganzen verschmolzen gerühmt werden müssen, so gelungen sind auch die einzelnen Situationen und die Details durch alle Akte hindurch. Wir erinnern nur an die Scenen, wo der König mit dem englischen Gesandten unterhandelt, an die des Tabakskollegiums mit der meisterhaften Pointe, an die Episode mit Eckhof u. a., so wie an die feine, ohne alle Prätension und Wortmacherei behandelte, gehaltvolle und von vielseitigen Studien zeugende Dialogisirung. Daß Zopf und Schwert übrigens auch seine schwächeren Seiten hat, daß Manches darin auf die Spitze gestellt und aus Anekdoten-Mosaik zusammen gefügt ist, daß besonders der fünfte Akt auf etwas schwankenden Füßen und mit den früheren nicht in consequentem Zusammenhang steht, — dies wollen wir, den genannten und überwiegenden Vorzügen gegenüber, nicht in Anrechnung bringen. — Was die Darstellung betrifft, so ist die des Königs unbedingt die schwierigste Aufgabe und verlangt einen gewandten Vermittler, damit diese Rolle nicht zu weit und, was leicht geschehen kann, nicht bis zur Karrikatur hinauf getrieben werde. Hier wird ein geistiges und die gewöhnliche Effekthascherei vermeidendes Auffassen erfordert und manche etwas grellen Farben müssen wohl gemildert werden. Verkleidungen und Maske reichen da, wo es tiefer gehende Charaktere gilt, nicht aus. Was den Titel betrifft, so ist dieser nur in seiner ersten Hälfte gerechtfertigt, jedoch mochte ihn der Dichter darum gewählt haben, um die Zeit, worin sein Drama spielt überhaupt und im Allgemeinen zu charakterisiren. Eine baldige Wiederholung der Novität wird uns zur Besprechung der Aufführung veranlassen und wir schließen diesen Bericht, indem wir Hrn. Baison, dem geschätzten und talentvollen Mitgliede unserer Bühne, für die seinen Geschmack ehrende und dem Publikum sehr willkommene Wahl der genannten Novität bestens danken.

W.

Korrespondenz.

Hamburg, 13. Jan.

Gutzkow's „Zopf und Schwert" hat auch bei uns den glänzendsten Erfolg gehabt und bei der bis jetzt stattgehabten zweimaligen Aufführung lauten und enthusiastischen Beifall gefunden. Wegen der günstigen aus Dresden und Nürnberg dem Stücke vorangegangenen Berichte war die Erwartung im höchsten Grade gespannt und das Haus bei der ersten Vorstellung so überfüllt, daß sehr Viele umkehren mußten. Ueber den Werth dieses historischen Lustspiels im Allgemeinen: die fein gesponnene und trefflich durchgeführte Intrigue, den kernigen Dialog, den glücklichen Humor und den feinen Witz hat sich die Kritik bereits genügend ausgesprochen; was aber hervorzuheben scheint, ist, daß alle hiesigen Blätter, trotz ihrer meist so divergirenden Ansichten in Beurtheilung und Anerkennung dieses Gutzkow'schen Stückes, einmüthig übereinstimmen; unsere Hauptorgane in Sachen der Kritik: der Correspondent, die Neue Zeitung, der Freischütz und Beobachter, alle sind diesmal der Anerkennung und des Lobes voll. „Zopf und Schwert" ist nach meiner Meinung der glücklichste Wurf, der dem Dramatiker Gutzkow gelungen und da Ihre Leser in den nächsten Tagen das Stück aus eigner Anschauung werden kennen lernen, so begnüge ich mich damit, einige Worte über die Besetzung auf unserer Bühne hinzu zu fügen. Die Hauptperson, König Friedrich Wilhelm I., findet an Hrn. Lenz einen herrlichen Repräsentanten; der Künstler ist wie zu dieser Rolle geschaffen; nur mitunter hätten wir gewünscht, nach dem Bilde, das uns von diesem Fürsten vorschwebt, den überstrengen und tyrannischen Charakter des Königs noch etwas lebhafter hervortreten zu sehen. Hr. Hendrichs erschien uns wieder als ein ächter Prinz von Geblüt, sein Spiel war voll Leben und Wärme; nur in der Rauschscene (beim Tabakscollegium) hätte er vielleicht anfangs etwas schwächer auftragen können. Die kleine Rolle des Eckhof gibt Hr. Brüning mit Humor und frischer Laune. Ein ganz vortrefflicher, kaustischer Kammerdiener, Eversmann, war Hr. v. Lehmann. Auch Dem. Stich (Prinzessin Wilhelmine) und Dem. Lebrün zeigten sich, wie immer, als tüchtige Künstlerinnen. Nur Hr. Fehringer (Hotham) war ein sehr ungenügender Diplomat und hatte allzu mangelhaft memorirt, bekanntlich sein alter Fehler. Die Aufnahme war, wie gesagt, eine glänzende, und die Hauptdarsteller wurden mehrmals hervor gerufen. Wenn aber irgend eine deutsche Stadt, so wäre Berlin, glaube ich, ein günstiges Terrain für dieses Lustspiel und es wäre in der That zu wünschen, daß man sich über einige unerhebliche Bedenklichkeiten hinwegsetzte und diesen, trotz aller Fehler, ächtdeutschen, derben Friedrich Wilhelm I., wie Gutzkow ihn so trefflich gezeichnet, von der Bühne herab zum Volke und zur Gegenwart reden ließe. — Der Wiener Komiker Wallner setzt mit großem Beifalle sein Gastspiel in den freundlichen und gemüthlichen Räumen des Thalia-Theaters fort. Ein ächter Wiener Komiker, voll sprudelnder Frische und Lebendigkeit; ich sah ihn neulich als „Vater der Debütantin", wo er bei rosiger Laune war, mit wahrem Ergötzen.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 18. Jan. Das Nachtlager in Granada, Oper in 2 Abth., Musik von Kreutzer.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 19. Freitag, den 19. Januar 1844.

Die Nacht von Bingen.

Novelle.

Einleitung.

Beruf und Neigung, zwei Hauptfaktoren im Menschenleben, hatten mich im letzten Jahre längere Zeit in Rüdesheim gefesselt. Wer kennt nicht Rüdesheim und seine paradiesische Gegend? Wem ist der Rüdesheimer nicht bekannt, womit ich freilich nicht den Philister meine, der dort seßhaft ist, sondern das edle Gewächs seiner Reben? — Ich gestehe, daß Ort und Wein in vielfacher Wechselbeziehung zu den genannten Hauptfaktoren standen, und zwar so: Ort und Beruf bezogen sich auf einander; denn ich war im Auftrage der Domainen-Direktion daselbst. Ort und Neigung berührten sich doppelt; denn das schöne Fleckchen Erde mit seinen reizenden Umgebungen übte eine magische Gewalt auf mich aus; aber eine noch magischere die Reize einer holden Tochter des Städtchens. — Wein und Beruf standen in Wechselwirkung; denn mein Geschäft war es, die Zehntweine gehörig zu besorgen. — Wein und Neigung vollends trafen so wunderbar zusammen, daß ich oft nicht wußte, wer die Schuld des Haarzepfs trug, der köstliche Wein oder die überwältigende Neigung zu ihm. Wer will es mir verargen, daß ich nicht heim eilte? Dort warteten meiner die tristen Akten, hier das frische, heitere Leben. Ich schwelgte im Vollgenusse dieses Lebens; aber auch das Volk war mir in seiner Eigenthümlichkeit interessant. Manche Stunde weilte ich in einer besuchten Schenke am Strande, und ergötzte mich an dem frischen Humor, an dem sprudelnden Witze dieser körnigen Menschen, deren Gutmüthigkeit und treuherzige Offenheit gleich schätzbar ist.

Oft, wenn ich so unter ihnen saß, und sie die Schönheiten ihres Wohnortes einer kritischen Revue unterwarfen, hörte ich den seltsamen Ausdruck: „Sie ist häßlich, wie die Nacht von Bingen." Peitschte der Wind den Regen draußen, so hieß es: „Das ist doch ein Wetter so häßlich, wie die Nacht von Bingen." Wollte man ein Ereigniß in seiner Furchtbarkeit bezeichnen, so sagte man: „Es war so entsetzlich, wie die Nacht von Bingen."

Daß da ein historisches Faktum zum Grunde liegen müsse, das war außer Zweifel; Niemand aber wußte mir etwas zu sagen. Auch die Bücher, des Deutschen letzter Trost, ließen mich hülflos. Meine Neugierde wuchs indessen immer mehr.

Einst lag Bingen vor mir im Morgensonnengolde, und es war mir, als raune mir mein Spiritus familiaris in's Ohr: Dort mußt Du fragen, um einer Antwort theilhaftig zu werden! —

Ich war kurz angebunden, sprang in einen Kahn, winkte einem Schiffer, und bald glitt das leichte Fahrzeug über die sich kräuselnde Fluth hin, die im Goldglanze leuchtete. Wir landeten bald.

Wo hinaus nun? fragte ich mich, und antwortete mir selbst: Da in den Hotels findest Du nichts; denn da ebbt und fluthet die moderne Völkerwanderung; da pulsirt das fashionable Leben der Gegenwart der Zukunft hastig entgegen, und die Vergangenheit liegt so weit hinter ihm, wie die Diligence hinter dem Dämpfer, und die Sänfte hinter der Eisenbahn. Im Volke mußt Du suchen, um zu finden. Als ich so durch die Gassen schlenderte, und die wechselnden Scenen eines bewegten Wochenmarktes an mir vorüber gehen ließ, gewahrte ich einen mächtigen Tannenzweig über der Thüre eines Metzgerhauses, und erinnerte mich eben, daß ich oft gehört, wie die Binger in lobenswerthem Gemeinsinne sich einander ihren Wein abtränken. Das war so eine improvisirte Schenke in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit. Hier durfte ich mit Gewißheit darauf zählen, irgend einen ehemals zünftigen Menschen, einen körnigen Philister zu finden, der mir über meine Angelegenheit klaren Wein einschenken könnte. Ich trat ein, und hatte die Freude, zwei Männer an einem Tischlein sitzen zu sehen, die mir die rechten zu seyn schienen. Beide waren wohlgenährte, stattliche Bürger, der eine ein Bäcker, denn die Farbe seines Rockes war hechtgrau; der andere ein Schlosser, denn diverse Reste von Kohlenstaub verriethen das. Beide hatten Binger Schoppen mit gold'ner Fluth vor sich, die mit ihren rothen Nasen im Verhältniß von Ursache und Wirkung standen — und Leberwürste waren bestimmt, die solide Grundlage des Frühtrunkes zu seyn. Ich bestellte mir ein gleiches Frühstück, setzte mich zu ihnen, und die Huldigung, welche ich ihrem Geschmacke bewies, bildete die Brücke zur gegenseitigen Annäherung.

Mit dem Rheinländer von ächtem Schrot und Korn ist man bald bekannt. Er ist dem Fremden freundlich, und sein offenes, biederes Wesen gewinnt diesen augenblicklich für ihn.

Ich wußte ziemlich schnell das Gespräch auf ihre Stadt zu bringen, und meine Kenntniß ihrer früheren Geschicke war geeignet,; den Weg anzubahnen zu baldiger Befreundung. Im Laufe der Unterredung kam ich dann auch auf die „Nacht von Bingen." Der Schlosser wußte nichts; aber der Bäcker lächelte mit jener reichen Süffisance, die mir alsbald den Mann verrieth, dem die Sache nicht unbekannt war, der aber um seine Weisheit gebeten seyn wollte.

Es machte sich ganz nach meinem Wunsche, daß der Schlosser sich entfernte. Nun rückte ich meinem Manne näher.

„Ich habe es Ihnen doch auf den ersten Blick angesehen," sagte ich, „daß Sie ein Mann von Kenntnissen sind. Sie wissen gewiß mehr von dieser Sache?"

„Da haben Sie sich nicht geirrt," sagte er.

„Das wußte ich wohl," war meine Gegenrede; „denn es spricht sich so viel Geist in Ihren Zügen aus, daß ich —"

„Sie sind ein feiner Menschenkenner," lächelte er selbstzufrieden, „fast wie — wie — potzblitz! daß mir der Namen nicht gleich einfällt!"

„Lavater, wollen Sie sagen?"

„Richtig; der war ja mein Landsmann. —"

„Sie sind also kein Binger Kind?"

„Aus Offenbach am Main bin ich gebürtig," sagte er, „aber meine Mutter war aus Bingen und stammte von den alten Lombarden ab. —"

„So!" sagte ich, und unterdrückte das Jucken in meinen Lachmuskeln über Lavaters Heimath.

„Ich hatte," fuhr er fort, „einen geistlichen Herrn Oehm, der ein großer Freund alter Geschichten war. Als er starb, hinterließ er mir viele Papiere, darunter auch eine gar schauerliche Geschichte der Nacht von Bingen. Wenn Sie mich begleiten wollen, so will ich sie Ihnen zeigen." Er griff nach der Mütze.

Als wir vor die Thüre traten, stieß ich auf einen Bekannten, einen Beamten aus Bingen.

„Guten Morgen, Lieber Horn," sagte er, und schüttelte mir die Hand. „So frühe hier? Und bei'm Schoppen?" setzte er nicht ohne einen ironischen Blick auf das Schild der Kneipe hinzu.

„Lassen wir das," sagte ich; „der Herr hier will mir eine wichtige historische Schrift mittheilen. Sie wissen, wie ich darauf eben Jagd mache."

„Ah, Herr * * *," sagte er, meinen Begleiter grüßend. „Kennen Sie diesen Herrn?" fragte er ihn.

„Ich habe die Ehre, ihn nicht zu kennen!" sagte verbindlich mein Mann.

Mein Freund lächelte und bemerkte: „Sie können ihm Alles anvertrauen. Ich leiste Bürgschaft für ihn."

Das hatte ihm ein guter Geist eingegeben; denn nun fand mein Wunsch, das Manuscript entnehmen zu dürfen, durchaus keinen Anstand. Sein Inhalt war so interessant, daß es mich ungemein fesselte. Styl und Sprache gehörte der Mitte des vorigen Jahrhunderts an. So aber war es nicht zu gebrauchen. Ich konnte indessen nicht widerstehen, den Inhalt in nachfolgender Novelle mitzutheilen, die ich überschreibe, wie auch meine Quelle überschrieben war.

(Fortsetzung folgt.)

Das deutsche Kollegium in Rom.

Der große Plan des Stifters der Gesellschaft Jesu, die Länder, wo die römische Macht erschüttert wurde, durch die Eingebornen selbst dem Einflusse und der Herrschsucht des Ordens zu unterwerfen, hat im Jahr 1552 zur Erweiterung des Collegium Romanum, d. h. zur Gründung eines Collegium Germanicum et Hungaricum in Rom geführt. Dieses deutsche Kollegium bestand für Studirende der Philosophie, Physik und Theologie mit dem Gelübde des unbedingten Gehorsams unter Leitung der Jesuiten bis zur Aufhebung des Ordens im Jahr 1773, nachher ging es in die Hände der Dominikaner über, bei der Wiederherstellung des Jesuitenordens im Jahr 1814 fiel es wieder diesem letztern Orden zu. Die Zöglinge erhielten aber erst im Jahr 1826 die förmliche Erlaubniß, die Jesuitentracht abzulegen und mit dem frühern rothen Talar zu vertauschen. Die Einkünfte der für die Jesuitenpropaganda der Schweiz, Deutschlands und Ungarns bestimmten Lehranstalt betragen nach einem so eben erschienenen Werke („das deutsche Kollegium in Rom, von einem Katholiken; Leipzig 1843, Hahn") jährlich wenigstens 50—60,000 Schw.-Frkn. Die ganze Einrichtung ist streng klösterlich. Die Zöglinge müssen schon bei ihrem Eintritt einen feierlichen Eid ablegen, daß sie sich weder dem Studium der Medizin, noch der Jurisprudenz und eben so wenig dem Hofleben, sondern dem kirchlichen Stande widmen, auf Befehl der Jesuiten ins Vaterland zurückkehren und nach deren Anordnungen daselbst in unverbrüchlicher Festhaltung der Lebensweise des Kollegiums, ohne in einen Orden zu treten, thätig seyn wollen. Es werden im gemeinschaftlichen Erziehungshause beständige geheime Nachforschungen über des Zöglings Beginnen angestellt. Seit dem 1. Mai 1818 haben über 200 Zöglinge ihre geistige Bildung in dieser, vorzüglich für die dürftige Klasse berechneten Pflanzstätte der Jesuiten erhalten. Davon gehören 54 der Schweiz an. Der gegenwärtige Bischof von Lausanne und Genf ist aus dieser merkwürdigen Studienanstalt hervorgegangen. Sein Kanzler Fontana, der im Jahr 1823 und 1824 als Coadjutor in Bern zuerst seine Stimme gegen die gemischten Ehen erhob, bis er von der dortigen Regierung fortgewiesen wurde, war einer der ersten von den Jesuiten seit 1818 aufgenommenen Zöglinge, eben so der jetzige Bischof von Sitten, Dr. Joseph Peter von Preux und Chorherr von Rivaz. Auch der bekannte Erzbischof von Posen, Martin von Dunin, hat seine weltgeistliche Ausbildung im deutschen Kollegium der Jesuiten zu Rom erhalten. Bekanntlich haben die Väter der Gesellschaft im Jahr 1842 dem Kanton Schwyz durch den Papst zwei Freiplätze mit einem alljährlichen vollkommenen Ablaß anbieten lassen, was von der jetzigen Regierung bereitwillig angenommen wurde. Von den 54 Schweizern, die seit 1818 daselbst aufgenommen wurden, gehören 7 dem Kanton Wallis, 11 dem Kanton Freiburg, 2 (unter diesen Hr. Dekan und bischöfl. Kommissar Albr. von Haller in Galgenen, der Sohn des Restaurators) dem Kanton Solothurn, 9 Graubünden, die übrigen verschiedenen andern Kantonen, namentlich dem bernerschen Jura, Obwalden, Luzern, Schwyz, Tessin und St. Gallen an. Das deutsche Kollegium hat für die ganze Schweiz kaum eine geringere Bedeutung als das erzbischöfliche Seminar in Mailand und die Jesuitenanstalten in Freiburg, Stäfis, Sit-

ten, Brig und Schwyz, weil es hauptsächlich aus den Cadres dieser letztern Anstalten besteht und zur Höhe der jesuitischen Politik heranbildet. Dagegen wird die schweizerische Regeneration nur auf geistigem Wege etwas auszurichten vermögen, vielleicht durch das Gegengewicht einer eidgenössischen Hochschule, und doch ist diese undenkbar, wie noch manch anderes nationale Unternehmen, bei der aristokratischen Organisation unseres Bundesvertrages, der gleiche Berechtigung des Schweizervolkes bei Vertretung seiner gemeinsamen Interessen ausschließt und allen fremden Einflüssen die demokratischen Thore des Kantonallebens öffnet, wenn sie im Namen einer gleißnerischen Religion anklopfen, um sich der Schlüssel zur Trennung des Vaterlandes und zur Einkerkerung seiner Freiheit zu bemächtigen. (Zürch. Ztg.)

Schiffbruch der Julie.

(Speyer.) In Nro. 10. der Didaskalia von 1844 ist das Unglück besprochen, welches das von Rio Janeiro zurückkehrende Hamburger Schiff „Julie, Kapitän Driewes" vor Curhaven in der Nacht vom 8. auf den 9. Dec. letzthin betroffen hat. Zufolge der, mit liebevoller Aufmerksamkeit und humaner Rücksicht durch Hrn. J. H. Brunn von Hamburg, und darauf durch Hrn. Liebich von da, einem der in England von der „Julie" ans Land gegangenen Passagiere selbst, hierher gegebenen, ganz bestimmten Nachrichten hat auch eine Speyerer Familie ein Opfer beim Untergang der Julie schmerzlich zu betrauern. Daniel Breuninger, ein sehr achtungswerther hiesiger Bürger, fand dabei seinen Tod, denn er befand sich als Passagier von Rio Janeiro an Bord der Julie, und war nicht mit den Herren Liebich und Pinkernelle ausgestiegen. Sonst stimmen die Angaben der Didaskalia mit dem Briefe des Hrn. Liebich in der Hauptsache überein. In dem herzlichen Briefe des Hrn. Liebich heißt es unter Anderm: „Die Julie ging am 2. Oktober von Rio Janeiro ab, wir waren fünf Passagiere, Dr. Neumann, der ehemalige evangelische Prediger in Rio, ein brasilianischer Knabe von 15 Jahren, Breuninger von Speyer, Pinkernelle und ich. Das Schiff war mit großer Sorgfalt ausgerüstet und die Gesellschaft harmonirte durchaus. Nach unserer Abreise von Rio Janeiro hatten wir lange contrairen Wind, schnitten die Linie erst nach vier Wochen, hatten bei den Western Islands einen schweren Sturm auszuhalten, wobei sich das Schiff als stark, Mannschaft und Passagiere als ruhig und furchtlos bewiesen, kamen nach 60tägiger Fahrt auf der Höhe von Falmouth an, schickten ein Lootsenboot in den Hafen, um Briefe der Rheder für den Kapitän zu holen, das am 2. Dec. morgens wieder zurückkam. Durch Briefe bestimmt, verließ ich nun mit meinem Freunde Pinkernelle das Schiff, nicht anders glaubend, als daß dasselbe lange vor uns in Hamburg angekommen seyn werde. Wie groß war unser Schrecken, als wir auf der Elbe erfuhren, daß die Julie gänzlich verloren sey. Sie ist auf Gehlsand, zwischen Neuwerk und Curhaven am Eingange der Elbe, bei schwerem Sturm, mit einem Lootsen an Bord, in der Nacht vom 8. auf den 9. Dec. verunglückt. — Viele Familien sind in Trauer versetzt. Der Kapitän hinterläßt eine Frau und zwei kleine Kinder, der Steuermann eine ganz junge Frau; die Mutter des zweiten Steuermanns, die in einem Jahre Mann, Tochter und Sohn verloren, soll wahnsinnig geworden seyn. Dr. Neumann hinterläßt Eltern, Geschwister und eine Braut in Breslau, der kleine Brasilianer ist das einzige Kind einer Wittwe. Der Angehörigen der sehr auserlesenen Mannschaft gar nicht zu gedenken. Das Unglück ist zu groß, als daß ich mit Trostworten kommen möchte. Versichern Sie die unglücklichen Angehörigen des Hrn. Breuninger meiner innigen Theilnahme."

(Sp. Ztg.)

Mannichfaltigkeiten.

(Rom.) Ein hiesiger Lithograph hat eine Erfindung gemacht, welche von der höchsten Bedeutung zu werden verspricht. Es ist ihm nämlich gelungen, Daguerreotypbilder dergestalt auf den Stein zu fixiren, daß eine beliebige Anzahl Abdrücke davon gemacht werden können. Bereits liegen dergleichen Abdrücke vor, welche allen Anforderungen entsprechen; namentlich haben die Jesuiten des Collegio Romano astronomische Zeichnungen in dieser Art reproduciren lassen. Da in Rom dergleichen Erfindungen nicht den günstigsten Boden finden, so soll der Künstler sich entschlossen haben, nach Paris zu gehen, um dort seine Entdeckung zu veröffentlichen. Vermuthlich wird er daselbst ein Patent darauf erhalten.

Dem Herzog v. Wellington merkt man doch auch an, daß er alt wird. Am Weihnachtsfeste schlief er an der königlichen Tafel, während die Musik spielte, sanft ein, und die Königin weckte ihn freundlich mit ihrem Blumenstrauß, indem sie ihn ganz leise unter seine Nase hielt, nahm ihn dann selbst am Arm und führte ihn in's grüne Gemach, wo er ungestört der Ruhe pflegen konnte.

(Ein tüchtiger Humpen.) In diesem Augenblicke ist bei einem Silberarbeiter in Liverpool ein enormer Humpen, welcher 20 engl. Gallonen (bei 4 öster. Maß) Flüssigkeit fassen kann, zur öffentlichen Besichtigung ausgestellt. Derselbe soll von den im west-afrikanischen Handel betheiligten Handelsleuten zu Liverpool einem Stammoberhaupte am Gambiaflusse zugedacht seyn. Londoner Blätter erlauben sich hierbei die Frage, ob Se. schwarze Majestät zu einem Mitgliede der englischen Mäßigkeitsvereine ernannt, und somit zu den gewöhnlichen Wasserablutionen des Pater Mathew aufgefordert werden soll, oder aber ob der Humpen zur Aufnahme kräftigerer Flüssigkeiten bestimmt sey?

Der Aufruf des Plauderstübchens Nro. 1 der Dorfzeitung von diesem Jahr an alle Leserinnen zur Säcularfeier der Einführung des Kaffee's in Deutschland findet großen Anklang in vielen dankbaren Herzen. Es haben sich Kaffee-Vereine gebildet, und männliche ordentliche und außerordentliche Mitglieder sind aufgenommen worden.

(Berlin, 12. Jan.) Zum allgemeinen Bedauern will sich Meyerbeer von der Leitung der königl. Oper zurückziehen und nur noch die Hofkonzerte arrangiren, da er sich trotz seiner Anspruchslosigkeit mit dem Generalintendanten der königl. Schauspiele, Hrn. v. Küstner, nicht verständigen kann. Meyerbeer hat dieserhalb auch bereits seine Entlassung nachgesucht. Man hofft jedoch, daß derselbe höhern Orts noch

ferner unserer Oper zur Zierde erhalten werden wird. Bevor indeß der König nicht etwas Näheres verfügt hat, wird Meyerbeer sich gänzlich von der Verwaltung der königl. Oper entfernt halten. Bis zur Eröffnung des Opernhauses dürfte wohl noch so manche Veränderung in dieser Hinsicht vorgenommen werden.

Es hat sich Jemand das Vergnügen gemacht und alle Arten Rathstitel zusammengestellt und zusammengezählt, welche in Deutschland vorkommen, und nicht weniger als neunundsechzig herausgebracht.

Thiersch in München hat drei Sendschreiben über den Protestantismus und die Kniebeugung der Protestanten in Bayern drucken lassen, — wir wissen nicht, ob der Hofrath oder der Professor sie geschrieben hat. (Dorfz.)

(München, 12. Jan.) Nach einer Bekanntmachung des Armenpflegschaftsraths beläuft sich die Totalsumme der dem Armenfonds durch die Enthebungskarten von den Neujahrsglückwünschen zugeflossenen Beiträge auf 1248 fl. 51 kr., welche nach Abzug der Regie-Ausgaben dem Holzverein übergeben werden.

Korrespondenz.

Mainz, 15. Jan.

In dem hiesigen Wochenblatte sind zwei Bekanntmachungen erschienen, die einer besonderen Beachtung werth sind. Die erste betrifft eine Zusammenstellung aller im Jahre 1843 in Mainz aufgenommenen Civilstandsakten. Bei einer Bevölkerung von 32,500 Seelen ohne das Militär wurden geboren 1179 Individuen; es starben dagegen 1100; unter den Gebornen sind 539 männlichen und 640 weiblichen Geschlechts, unter den Verstorbenen 544 männlichen und 556 weiblichen Geschlechts, also sowohl bei den Geburten als bei den Sterbfällen immer der Vortheil auf Seiten der Frauen; die stärkste Sterblichkeit zeigte sich bei Kindern unter 1 Jahre, aber wieder mehr männliche, nämlich 138, dagegen nur 124 Mädchen. Von Erwachsenen starben die meisten zwischen dem 21. und 30. Jahre 111, hiervon 54 männl. und 57 weibl. Geschl., dann zwischen dem 61. und 70. Jahre 85, 37 männl. und 48 weibl.; zwischen 30 und 40 Jahren starben 84, 37 männl. und 47 weibl. Geschl.; zwischen dem 11. und 15. Jahre nur 23, davon aber $^2/_3$ weibl. und $^1/_3$ männl. Geschl.; zwischen dem hohen Alter von 81 bis 90 Jahren 24, 13 männl. und 11 weibl. Geschl. Unter den 1100 Verstorbenen sind die Todtgebornen, 85 an der Zahl, nicht einbegriffen. Verehlichungen fanden statt 275, Ehescheidungen 3. Unter den Geburten sind 877 eheliche und 302 uneheliche, 9 Zwillings- und 1 Drillingsgeburt; von den unehelichen Geburten kommen 200 auf die Entbindungsanstalt, nur 55 davon betrafen hiesige Ortsangehörige. — Die zweite Bekanntmachung geht die von dem einfachen Polizeigerichte des Kantons Mainz im vierten Quartal v. J. ausgesprochenen Geld- und Gefängnißstrafen an. Es wurden in dieser Zeit bestraft 459 Personen, davon 31 mit Gefängniß und 428 mit Geld. Die meisten, 73, wegen Unterlassung der Anzeige des Ein- und Auszugs von Hausbewohnern; 67 wegen Nichtbeobachtung der Sonntagsfeier; 44, darunter 28 mit Gefängniß, wegen Verübung eines öffentliches Aergerniß erregenden Lärmens; 12 wegen Verkaufs ungesunder Victualien; 12 wegen Wirthschaftens nach der Polizeistunde; 8 zu Gefängniß wegen Betteins, 1 zu einer Geldstrafe wegen Nichtbefolgung der Befehle einer Schildwache; 4 wegen Briefporto-Defraudation u. s. w.

Charade.

(Dreisylbig.)

Erste und zweite Sylbe.

Tausendjährig ist mein Walten
Wohl auf diesem Erdenrund,
Doch gab ich von jeher kund
Mich in wechselnden Gestalten.

Letzte Sylbe.

Wehe dem, der sich ergeben
Mir mit seinem ganzen Seyn,
Denn oft liebend mit mir ein
Sich der Hölle Laster weben.

Das Ganze.

Sehet hin; wie ich, das Ganze,
Walte, wo der Reichthum thront
Und auch selbst, wo Armuth wohnt,
Zeig' ich mich im Herrscherglanze.

†

Auflösung der Charade in Nro. 15.

Freimuth.

Programm des Museums.

Freitag, den 19. Januar.

Festsymphonie von Heinrich Esser (zum Erstenmal).
Ueber die provenzalische Poesie und die Troubadours, von Hrn. Doktor Eduard Sattler. (Zweiter Vortrag.)
Ballade von Zumsteeg, gesungen von Fräulein v. Knoll.
Capriccio für die Violine von Vieurtemps, vorgetragen von Hrn. Max Waldhäuser.
Die Mähderin, Gedicht von Uhland, gesprochen von Fräul. Albini.
Liebesfrühling von Rückert, Lied für zwei Singstimmen, von W. Speyer, gesungen von Fräul. Capitain und Hrn. Pischek.
Die Wallfahrt nach Kevlar, Gedicht von Heinrich Heine, gesprochen von Fräul. Albini.
Ouverture zur Fingalshöhle von Mendelssohn-Bartholdy.

Der Anfang ist um $^1/_2$ 7 Uhr. — Eintrittskarten zu 1 fl. 30 kr. sind zu haben bei Hrn. Georg Krebs, Zeil, der Post gegenüber.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 18. Jan. Das Nachtlager in Granada, Oper in 2 Abth., Musik von Kreutzer.

Montag, 22. Jan. (Zum Vortheil des Componisten Hrn. Aloys Schmitt): Das Osterfest zu Paderborn, große heroische Oper in 3 Abth., von Dr. Cäsar Heigel, Musik von Aloys Schmitt. Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 20. Samstag den 20. Januar 1844.

Die Nacht von Bingen.

Novelle.

(Fortsetzung.)

Die Nacht von Bingen.

I.

Es war im Anfange des Julius im Jahre 1302, als die Mittagssonne glühheiß auf ein kleines Vorwerk der Burg Klopp über Bingen schien, wo zwei Reisige saßen, denen die Langweile heftig zusetzte. Beide nickten zu Zeiten im heißen Mittagschläfchen. Das Vorwerk stand zur Seite des Bergwegs, und war bestimmt, diesen zu schützen. Wenn auch gerade das Land umher im Frieden war, so loderte doch die Flamme des Kriegs im Mainzer Gebiet. Albrecht von Oesterreich hatte seine Waffen gegen den Erzbischof Gerhard II. gerichtet, welcher aus dem alten Stamme der Eppsteiner seine Herkunft ableitete, und Albrechts starrer Sinn schien nicht ruhen zu wollen, bis er das Erzstift in seinem Herzen, dem schönen Rheingau, zerrüttet habe. So drohte doch nahe Gefahr, wenn sie auch gerade noch nicht vorhanden war, und die Reisigen hatten daher hier ihren Wachtposten erhalten, welcher ihnen übrigens zur Stunde nicht sonderlich am Herzen lag. Es waren zwei im Alter verschiedene Männer. Der Eine war alt. Das Gesicht war verwittert, vernarbt, tiefgefurcht, das Haar grau, die Haltung aber noch ungemein fest, und die Gestalt groß, fast riesenhaft. Der Andere mochte vier und zwanzig Jahre zählen. Sein Aussehen war jugendlich, frisch und sehr kräftig.

Der Alte fuhr zuerst auf und rüttelte seinen Genossen wach. „Kunz," sagte er im tiefsten und rauhesten Baß, „wenn uns der Brömser also fände, so möchte ich auch lieber einen Schoppen Rüdesheimer leeren, als diese Brühe austunken."

Der Angeredete lächelte und sagte: „Da möchte ich auch lieber Part halten mit Eurem Rüdesheimer, zumal der Erzbischof selbst da ist, der so lustig die Kaiser aus seinem Hörnchen bläst't."

„Was willst Du damit sagen, Kunz?" fragte Guntram, der andere Reisige.

„Ei," sagte dieser, „man erzählt in Mainz, der Erzbischof sey mit dem Albrecht von Oesterreich zur Jagd gewesen in der Dreieich, und der Kaiser habe ihm zugesetzt, die erschrecklichen Zölle herauszugeben, womit er den Rheinhandel belaste. Da seyen Beide gar tief in den Text gerathen, und es seyen harte Worte gefallen zwischen beiden. Darauf habe der Erzbischof in seinem Zorne sein silbernes Hüfthörnlein von dem Rücken genommen und zu dem Kaiser gesagt: „Zwei Kaiser hab' ich da herausgeblasen — es steckt vielleicht noch mehr als Einer darin! —"

„Was hat darauf der Albrecht gesagt?" fragte der Alte, der grimmig die Faust ballte und mit den Zähnen knirschte.

„Was knirschet Ihr so, Guntram?" fragte Kunz erstaunt.

„Du bist ein junges Blut, Kunz," nahm Jener das Wort, „und weißt nicht, wie weh' es thut, seinen geliebten Herrn verderben zu sehen. Ich bin ein Nassauer, Kunz, und meinem Herrn Adolphus treu im Herzen. Darum überwallet dieses mein Herz, wenn ich an ihn denke, und wie er treulos gemordet wurde, und wie ihn der Gerhard hob und fallen ließ, und war doch sein eigen Blut. Ach, er war ein edler Herr! Und droben im Klopp sitzen die Mörder jetzt zu Rath. Soll ich nicht knirschen, wenn ich des Erzbischofs gedenke, der ihm die Krone gab und nahm, weil er nicht tanzen mochte, wie er das Liedlein pfiff? War's nicht der Wildgraf Raup, der ihm den Todesstreich gab, der nun wieder mit dem Mainzer zuhält? War's nicht der alte Lombarde Pomaria von Bingen und sein Schwäher, der Montemagno, die ihm das Sündengeld schossen, und auch jetzt wieder aushelfen müssen, die dem Albrecht zuhielten und jetzt wieder dem Erzbischof, so recht nach Judenart dahin sich wenden, wo's mit ihrem Gelde gut wuchern ist? O, daß sie alle — —!"

„Still!" sagte Kunz. „Sprecht den Fluch nicht aus. Die Wände haben Ohren und die Bäume Zungen. Er stand auf und blickte über die Zinnen des Vorwerks hinaus und hinauf in die grünen Zweige des alten Nußbaumes, der sich über dem Vorwerke wölbte. Als er jedoch nirgends eine Spur fand, die Angst einstoßen konnte, sagte er: „Fahret fort! Waret Ihr bei Göllheim dabei, als Euer Herr fiel?"

„Freilich!" sagte der alte Kriegsmann, und eine düstere Wolke lagerte sich über das von Leidenschaften durchwühlte Gesicht; „freilich war ich dabei, und sah, wie unser Herr zwei Ritter in des Oesterreichers Farben mit dem gewaltigen Schwerte niederschlug, ganz nahe bei Göllheim, als eben von allen Seiten die Macht der Feinde aus dem Hinter-

halte hervorbrach. Muthiger drangen die Oesterreicher heran, und an ihrer Spitze der Albrecht. Beide Haufen, der unsere und der des Feindes, verwickelten sich eng in einander. Es war ein mörderisch Abschlachten, Kunz, wie Du keines erlebt, und ich nur das Eine, obwohl ich oft dabei war, wo's blutige Köpfe gab. Die Kämpfer waren sich so nahe, daß man mit dem Doche focht."

(Fortsetzung folgt.)

Der Verein gegen Thierquälerei zu Berlin

hat Nachstehendes in Berliner Blättern zur öffentlichen Kunde gebracht, was überall allgemeine Beherzigung verdient: „Wenn der in Nro. 79. vom April 1842 in beiden hiesigen Zeitungen abgedruckte Aufsatz in obiger Angelegenheit sich günstig und anerkennend über den Zweck und die Thätigkeit des Vereins aussprach und die Zahl seiner Mitglieder vermehrte, so wird der hier folgende, aus dem Jahresbericht des Münchener Vereins gegen Thierquälerei entnommen, der dem hiesigen Verein durch gütige Mittheilung zukam, noch mehr geeignet seyn, trotz aller sich entgegenstellenden Schwierigkeiten, das vorgesteckte Ziel auch hier gemeinsam kräftig zu verfolgen und ohne Zweifel die Zahl der Mitglieder vermehren. Man wird den nachstehenden Auszug, das thätige Wirken des Münchener Vereins bekundend, so wie seine, schon in kurzer Zeit erzielten, herrlichen Resultate nicht ohne das wärmste Interesse lesen. Der Münchener Verein constituirte sich am 10. März 1842, wurde unter dem 11. Juni 1842 von Sr. Maj. dem Könige genehmigt, und von der k. Polizeidirektion und dem Magistrate der k. Haupt- und Residenzstadt München, von der k. Regierung von Oberbayern, und vom Ordinariat des Erzbisthums München-Freising, in allen öffentlichen Blättern ausgeschrieben, allgemein empfohlen, ihm alle mögliche Unterstützung zugesichert, und insbesondere vom Ordinariate zur Empfehlung dem Clerus im Diöcesan-Schematismus an's Herz gelegt. Im Allgemeinen hat der Verein auf die Erziehung der Jugend, Aufklärung des Volkes, immer größere Ausbreitung der Ueberzeugung, daß die Thiere auch den Schmerz fühlen, und daß Thierquälerei der Religion, der Moral und den Polizeivorschriften widerstreite, daher auch strafbar sey, gleich anderen Polizei-Uebertretungen, hinzuwirken gesucht. Diese Zwecke wurden auch durch Aufsätze in dortigen öffentlichen Blättern, namentlich durch die Landbötin und das Tagesblatt, so durch auswärtig erscheinende, z. B. den Nürnberger Correspondenten, einige schweizerische, sächsische und österreichische Blätter, insbesondere des privilegirten Boten für Tyrol und Vorarlberg, befördert, so daß die Grundsätze des Vereins in einem immer weiteren Kreise sich verbreiten. Sodann wurden von dem dortigen Vereine eigene Druckschriften herausgegeben, und unentgeltlich, der Thierfreund von Fromm, über Mißhandlung der Thiere, von Zagler, in 20,000 Exemplaren an dortigen Schulen u. s. w., Landwirthshäuser u. dergl. vertheilt. Der dortige Verein empfing die Zusicherung der Mitwirkung von Geistlichen, Lehrern, Erziehern, Instituts-Vorständen und Behörden. Durch letztere erfolgten insbesondere von Zeit zu Zeit öffentliche Ausschreibungen und Straf-Androhungen, auch Publikation der verfügten Strafen, damit das Volk an das Unerlaubte der Thierquälerei erinnert werde. Der Verein hat bei allen Behörden die freundlichste und aufmunterndste Willfährigkeit gefunden.

„Darüber, daß die Erreichung der Vereinszwecke im „eigenen Interesse der Behörden liegt, noch ein Wort zu „sagen, wäre unnützer Zeitverlust; nur darauf kann man „nicht oft genug zurückkommen und aufmerksam machen, „daß **Mitleid gegen die Thiere auch den Menschen unter sich milder stimmt**, daß ein Mensch, „der Anstand nimmt, **ein Thier zu mißhandeln**, um „so mehr Anstand nehmen wird, **einen Menschen zu „mißhandeln**, daß also **Mitleid mit den Thieren auch Körperverletzungen, Raub, Todtschlag und Mord seltner machen, überhaupt „den Menschen sittlicher erheben muß**."

Auf diese Weise hat sich schon in dem kurzen Zeitraume von einem Jahre dort die Einwirkung des Vereins segensreich gezeigt. Thierquälerei, die als unerlaubt früher kaum einmal im Jahre genannt wurde, ist jetzt in Jedermanns Munde; die Ueberzeugung, daß auch sie unerlaubt, strafbar, unmoralisch und der Religion widerstrebend sey, hat sich schon einer großen Menge von Gemüthern bemächtigt. Die Schulkinder bringen diese Lehren aus den Schulen, das Volk bringt sie aus den Kirchen und aus den öffentlichen Blättern mit nach Hause. Man sieht jetzt täglich, wie sich die Hartherzigen, wovon früher kaum einmal im Jahre eine Spur zu sehen war, vor dem Publikum, vor der Polizei und vor der öffentlichen Meinung fürchten. **Die Spötter über Vereine und Strafen gegen Thierquälerei**, vor einem Jahre noch sehr zahlreich und eifrig, **sind schon jetzt sehr selten dort**, und **finden in wenigen Gesellschaften noch Anklang**; die öffentlichen Behörden, deren sehr viele an Thierquälerei gar nicht dachten, denken jetzt daran, **untersuchen und bestrafen**, so daß jetzt wohl wenige Fälle in München vorkommen, wo das Publikum und die Gensd'armerie sich der mißhandelten Thiere nicht kräftig annähmen. Wahrlich genug für einen so kleinen Zeitraum! In zehn Jahren, wenn die Saat aus den Schulen mehr aufgegangen und an's Tageslicht gekommen ist, werden die Früchte noch kenntlicher seyn. Außer dieser allgemeinen Einwirkung auf Erziehung des Volkes, Meinung und Sitte ist auch im Einzelnen Vieles geschehen. Speciell hat man in den öffentlichen Blättern zu wirken gesucht gegen die Mißhandlung des Schlachtviehes, der Pferde, der Hausthiere, Vögel, Fische, Krebse und des Geflügels in der Küche, gegen die Mißhandlung der Thiere durch Kinder und dergl., ferner durch vermehrte, theils von Einzelnen, theils vom Ausschusse gemachte Anzeigen bei der Polizeibehörde und durch vermehrte Thätigkeit der Gensdarmerie sind unzählige Thierquälereien theils dort verhindert, theils bestraft worden. Hierher gehört beispielsweise: Ueberladen der Pferde, überhaupt Mißhandlungen derselben, besonders der alten und gebrechlichen, das Herabhängen der Köpfe der Kälber auf Räder oder Pflaster, einschneidendes Binden der Füße, Verstecken der einschneidenden Stricke unter Stroh u. dergl. Vorzugsweise wurde die Thätigkeit der Gensdarmerie und des Aufsichtspersonals über das Fiakerwesen und über die Viehmärkte angeregt. Den Ankauf sehr alter und gebrechlicher Pferde hat man zwar auch dort schon begonnen, doch haben die beschränkten Geldmittel des Vereins noch nicht erlaubt, hierin viel zu thun; seiner Zeit, wenn die Einnahmen größer sind, wird man,

und zwar mit umsichtiger Berücksichtigung aller Umstände und möglichem Bedenken, weiter hierin fortschreiten. Fischschmalz wurde als leichtes und wohlfeiles Mittel gegen Bremsen und anderes Ungeziefer im Sommer für Pferde und anderes Zugvieh empfohlen. Am allermeisten hat sich die Thätigkeit des Vereins gegen die bisherige Transportweise der Kälber gerichtet, theils weil hierin eine Abhülfe auf's dringendste nothwendig war, theils weil diese Abhülfe unter allen Verhinderungen specieller Thierquälereien die leichteste ist, wenn das Publikum und die Behörden ihren Beistand nicht versagen. Die bisherige Transportweise ist, wie man schon in den öffentlichen Blättern mehrmals bemerkt hat, wahrhaft schauderhaft, und, wo sie noch besteht, eine Schande für die Menschheit, ein lebendiges Monument für ihre furchtbare Grausamkeit, welche die der wildesten Thiere weit übertrifft. Die Köpfe herunterhängend, häufig dieselben auf dem Wagenrade schleifend, werden diese bedauernswürdigen Opfer, lechzend vor Durst, unbeschreibliche Qualen leidend, oft mehrere Tage und Nächte lang fortgeschleppt. Die fest an einander gebundenen Füße laufen ihnen an, das Fleisch ist oft bis an die Knochen eingeschnitten, mit Blut unterlaufen und oft ganz versulzt. Von Fliegen, Bremsen und anderem Ungeziefer werden sie wehrlos zerstochen. Dies Ungeziefer kriecht ihnen in die Ohren, in die Augen, so daß diese durch die Geschwulst oft ganz geschlossen sind. Durch die gekrümmte Lage wird die Urinabsonderung krampfhaft zurückgehalten, daher auch die Blasen oft ganz mit Blut unterlaufen sind. Die Augen sind weit herausgetrieben, und daß Blut, Fleisch und Säfte nicht mehr gesund seyn können, muß Jedem einleuchten, der sich nur ein Mal auf den Kälbermarkt bemühen und den Fieberzustand betrachten will, in dem alle diese unglücklichen Geschöpfe dort ankommen, — unglücklich, weil sie in die Hände und in die Gewalt des Menschen gerathen sind, der sich doch als Ebenbild Gottes betrachtet! Und nun berechne Jeder, der je in seinem Leben nur eine Stunde, ja nur eine Viertelstunde in einer unbehaglichen Lage verharren mußte, die Entsetzen erregenden Martern, wenn ein so schmerzlicher Zustand mehrere Tage und Nächte, ja oft 4 und 5 Tage und eben so viele Nächte fortdauert, und das leidende Geschöpf von Stunde zu Stunde, ja von Minute zu Minute, einem immer steigenden Grade von gräßlichen Qualen überliefert.

(Fortsetzung folgt.)

Feine Gaunereien.

(**Berlin**, 11. Jan.) An Original-Spitzbuben-, Gauner-, Hunger-, Mord- und Selbstmordgeschichten, voll der höchsten Genialität und des tiefsten tragischen Humors, so wie der drolligsten Pfiffigkeit, an Beispielen des höchsten Seelenadels in den tiefsten Kellerlöchern, so wie der gemeinsten Lüge und Tartüfferie in den oberen Kreisen fehlt es hier nicht. Ich will nur ein paar neue kurz angeben. Die Ehen werden bei uns bekanntlich nicht im Himmel, sondern durch's Intelligenzblatt und in einem geheimen Heirathsbureau geschlossen. Man speculirt jetzt mit Frauen, wie mit Papieren. Ein Compagniechirurgus von schöner Gestalt hatte hier lange fünf Bräute und ließ sich von ihnen nähren und kleiden, bis er sie alle bestahl und verließ. Ein schmucker Zweiundfünfziger hat seine blankgeputzte und wattirte Persönlichkeit Jahre lang hier im Intelligenzblatte als herrliche Partie für bemittelte Jungfrauen und besonders Wittwen ausgeboten, auf diese Weise auch glänzende Geschäfte gemacht, bis ihm neulich das Criminalgericht das originelle Handwerk legte. Er hatte sich nämlich angewöhnt, auf fast alle Meldungen im Intelligenzblatte einzugehen und auch Glück zu machen, welches er genoß, bis er kurz vor der möglichst lange von ihm hingehaltenen Verlobung oder dem Aufgebote auf Nimmerwiedersehen verschwand, gewöhnlich mit Uhren, Ringen, kostbaren Meubles und dergleichen. Auf diese Weise soll der charmante Gauner-Don-Juan eine ziemliche Zahl von heirathslustigen Witwen bestohlen und betrogen haben. Es ist psychologisch merkwürdig, daß sich die Gauner und Diebe in der Regel einseitig, nur in einer ganz bestimmten Art des Diebstahls und der Gaunerei zu Virtuosen ausbilden, wahrscheinlich nach dem Göthe'schen Ausspruche: „In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister!" Der schmucke Zweiundfünfziger hat nie anders gestohlen und betrogen als unter Amors und Hymens Schutze. Ein Bäckergesell hat hier lange als Graf gelebt, und die Mittel zu seiner Subsistenz sich größtentheils von — Dienstmädchen verschafft. Es klingt fabelhaft, aber es ist Thatsache; es haben sich schon beinahe ein Dutzend Dienstmädchen gemeldet, welche klagen, dem nun entlarvten Grafen Geld geborgt zu haben. Einem Dienstmädchen, das 300 Thaler gerbt hatte, hat er über die Hälfte abgeschwatzt. — Einige Diebe nähren sich blos vom Einbruch, andere von Ladendiebstählen, andere von geographischen Untersuchungen in den Taschen. Die Taschendiebe zerfallen in zwei Hauptarten, in Westentaschen- und Rocktaschendiebe. In den öffentlichen Weihnachtsausstellungen hingen fast überall Zettel: „Vor Taschendieben wird gewarnt." Ich befand mich neulich in einem solchen Lokale, unweit dieses Zettels, mit einer Justizperson. Dicht vor uns stand ein duftender Herr mit beringten, schönen Händen und spielend mit einer goldenen Tabatiere, am Arm eine überaus vornehm gekleidete Dame. Die Justizperson winkte mir, ich folgte; sie stellte sich dicht neben den eleganten Herrn und sprach mit lauter Stimme: „Vor Taschendieben wird gewarnt." Die Justizperson hatte den Eleganten schon mehrmals wegen Taschendiebstahls untersucht. Der Elegante ward blaß und entfernte sich mit seiner Schönen. Nach einigen Stunden wollte die Justizperson etwas aus der Brieftasche, welche in der Seitentasche des Rocks stak, nehmen; sie war verschwunden; der Mann zog statt ihrer einen Zettel heraus, worauf mit Bleistift geschrieben stand: „Dies für die Impertinenz, mich öffentlich blamiren zu wollen." — Man muß wissen, daß in dem Lokale ein Gedränge war zum Rippenbrechen. — Diese witzigen, geistreichen Gauner und Spitzbuben, welche äußerlich stets wie junge Grafen und als Gegenstände der Sehnsucht junger Damen erscheinen, sind in der Regel verdorbene, verunglückte Genies, von denen so recht eigentlich gilt:

„Wahrlich, aus mir hätte Vieles werden können in der Welt,
Hätte nicht das Schicksal tückisch sich mir in den Weg gestellt.

Genies, denen die gewöhnlichen Lebensformen zu eng waren, und deren dichterische Phantasie an der verdorbenen Wirklichkeit vergiftet ward. Schiller, der Jüngling, machte aus einem solchen gigantischen Genie einen Räuber, jetzt würde er einen

Gauner und Spitzbuben aus ihm machen. So viele Schuld tragen unsere verkrüppelten, unsittlichen Lebensformen an dem Elende, an dem physischen und moralischen Verderben der einen Hälfte der Menschheit. „Der Schwanenorden“ tritt mit der edeln Absicht wieder in's Leben, ein gemeinsames Band vom religiösen und sittlichen Geiste nun um die zu schlingen, welche die verdorbene und elende Menschheit erlösen wollen. Es sind schon mehrere Werke über den Schwanenorden erschienen; das wohlfeilste und populärste ist von dem hiesigen Lehrer Adolph Hillert: „Der Schwanenorden, seine Geschichte, Statuten und Bedeutung, nebst einer colorirten Abbildung.“ — „In der That, Frieden thut unserer in tausend Richtungen zerklüfteten Zeit noth (heißt es am Schlusse), und daß der Geist der Vernunft und Gerechtigkeit über sie komme, damit die Wunden, welche der Menschheit geschlagen sind durch Gewalt, List und Heuchelei, geheilt werden und die Völker von ihrem physischen und moralischen Elende genesen. Der furchtbare Unterschied des größten Reichthums und der drückendsten Armuth drückt wie Centnerlasten die Völker, diese Contraste müßten wenigstens gemildert werden, daß die Menschheit wieder frei aufathmen könne. Man sieht die Nothwendigkeit dessen ein.“ Es wird auf Bettina's Königsbuch, die Mysterien von Paris u. s. w. hingewiesen; in ihnen liegt die Nothwendigkeit einer socialen Erlösung ausgesprochen, Vereine, Associationen, Communismus und Socialtheorien arbeiten darauf hin; der Verfasser hofft, daß der Schwanenorden sich dieser gegenwärtigen Noth und Nothwendigkeit hingeben und so eine vereinte Kraft bilden werde, die elende Hälfte der Menschheit durch die andere zu erlösen. (Trier. Z.)

Mannichfaltigkeiten.

Man schreibt aus Berlin: Frau v. Arnim (Bettina) ordnet jetzt die Korrespondenz mit ihrem verstorbenen Bruder Clemens Brentano zum Druck; der erste Band wird nächstens erscheinen.

Ein sehr hübsches Mädchen sang in einer Gesellschaft eine Arie, und öffnete das kleine Rosenmündchen nur sehr wenig. Jemand, von der Schönheit der Sängerin bezaubert, sagte zu seinem Nebenmann: „Sehen Sie doch den Engel an, er küßt die Töne nur, die er uns gibt.“ — Dieser antwortete: „Nun, so mag sich der Engel in Acht nehmen, daß er sich den Mund nicht schmutzig macht, denn die Töne sind höchst unrein.“

(Berlin, 14. Jan.) Während die Mäßigkeitsvereine zum Wohle der Mitmenschen immer mehr Verbreitung und mit Recht ihre Vertheidiger finden, ist hier jetzt für $2^1/_2$ Sgr. in Albert Wohlgemuths Buchhandlung ein Werkchen erschienen, das den Titel führt: „Die guten Seiten der gebrannten geistigen Getränke und die Nachtheile der Enthaltsamkeitsvereine.

Korrespondenz.

Darmstadt, 15. Jan.

Die in der Vorstadt Bessungen seit Juni v. J. gegründete, einer besonderen Lehrerin anvertraute Industrieschule für Mädchen hat im Verhältniß zu ihrer noch kurzen Dauer so glückliche Fortschritte in ihren unterschiedlichen Arbeiten gemacht, daß jetzt schon eine Ausstellung derselben in dem Rathhaussaale zu Bessungen veranstaltet werden konnte. Dieselbe fand gestern Nachmittag statt und war zahlreich besucht, sowohl von vielen Mitgliedern jener Gemeinde, als auch von andern Personen, welche an den industriellen Fortschritten der Jugend ein besonderes Interesse nehmen. Um 2 Uhr beehrten Se. Hoh. der Prinz Karl von Hessen und Ih. k. Hoh. die Prinzessin Karl, Höchstwelche das Protectorat über die neuaufl̈ebende Anstalt übernommen hat, die Ausstellung mit Ihrer hohen Gegenwart und geruhten von den unterschiedlichen Erzeugnissen des weiblichen Fleißes nähere Kenntniß zu nehmen. Auch der großh. Kreisrath der Residenz, Freihr. v. Stark, durch dessen Mitwirkung die von dem Schulvorstande vorgeschlagene nützliche Anstalt in's Leben getreten, war zugegen und bezeigte sein Wohlgefallen über ihre bisherigen Fortschritte. Es gereichte den Besuchenden, besonders Frauen, welche hier wohl das competenteste Urtheil haben, zum besonderen Vergnügen, unter der großen Mannichfaltigkeit der ausgestellten Sachen so viele zu erblicken, welche mit Fleiß und Sorgfalt gearbeitet waren und sowohl von der zweckmäßigen Anweisung der Lehrerin, als auch von der Application der jungen Schülerinnen eine sehr günstige Meinung erweckten. Die Kinder armer Eltern sind in der Industrieschule ebenfalls zugelassen und erhalten den erforderlichen Arbeitsstoff aus der Gemeindekasse angeschafft. Was ihr Fleiß auf diese Weise producirt, wird gesammelt und für Rechnung dieser Kasse ausgespielt. — Es ist nicht zu läugnen, daß die Industrieschulen, welche in neuerer Zeit so eifrige Fürsprecher gefunden haben, mit zu den wichtigsten und folgenreichsten Anstalten gehören, welche in der Stadt wie auf dem Lande im Interesse der Jugend gegründet werden können. Die auf dem platten Lande haben sogar noch einen höheren praktischen Werth, weil der Mehrzahl der weiblichen Jugend in den Landgemeinden selten die Gelegenheit gegeben ist, sich die in den Industrieschulen gelehrt werdenden Fertigkeiten und Geschicklichkeiten gehörig aneignen zu können. Zu bedauern ist nur, daß die Schulen dieser Gattung auf dem Lande in nicht noch größerer Anzahl bestehen, da sie es hauptsächlich sind, welche zur Entwickelung der sittlichen Anlagen der Jugend wesentlich beitragen. Neue Industriezweige auf dem Lande, wobei die Jugend beschäftigt werden kann, haben gleich wohl[illegible]tige Folgen und verdienen ebenfalls zur Nachahmung empfohlen zu werden. So die von Hrn. Kammerassessor Davidson zu Gedern in's Leben gerufenen Strohflechtereien, welche eine Menge Hände beschäftigen und jetzt so musterhaft schön geliefert werden, daß der großh. Landesgewerbverein schon Veranlassung genommen hat, sich über die diesfälligen Industrieerzeugnisse sehr günstig auszusprechen.

Auflösung der Charade in Nro. 17.

Jungfrau.

Theater-Anzeige.

Montag, 22. Jan. (Zum Vortheil des Componisten Hrn. Aloys Schmitt): Das Osterfest zu Paderborn, große heroische Oper in 3 Abth., von Dr. Cäsar Heigel, Musik von Aloys Schmitt. Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: L. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 21. Sonntag, den 21. Januar 1844.

Friedrich Ludwig Jahn.

(Von einem 15jährigen Turner.)

Kennt Ihr ihn noch, den greisen Freiheitskrieger,
Der, wie ein Nordlandsrecke, hoch und stark,
Das Banner vortrug, da der fränk'sche Sieger
In Fesseln schlug des Vaterlandes Mark?
Er trug das Banner vor der deutschen Jugend,
Da sie sich frei und kühn auf's neu erhob,
Er trug das Banner vor der Kraft und Tugend,
Jahn sprach und focht — des Corsen Macht zerstob!

Kennt Ihr ihn noch, ihn, der zu allen Zeiten
Nur Deutschland's Recht und Deutschland's Wohl bedacht,
Der Euch, für's Vaterland einst stark zu streiten,
Auf seinem Turnplatz hart und treu gemacht?
Begeistert hat er einst sein Schwert geschwungen
Im heil'gen Krieg, voran der deutschen Schaar,
Begeistert ist in's Volk sein Wort gedrungen,
Jahn sprach und focht — neu schwang sich Deutschland's Aar.

Ihr kennt ihn nicht mehr: nur der hohle Flitter
Der Gegenwart mag Deutschland's Aug' erfreu'n:
Es weiß nichts mehr von jenem Ungewitter,
Das siegreich Jahn beschwor mit mächt'gem Dräu'n:
Dem Blitzen ferner Waffen lauscht es trunken,
Es sendet Schiffe weit zu China's Port:
Sein eignes Wohl und Wehe liegt versunken
Und schlummert dumpf — ein Nibelungenhort.

Ob in dem schweren Kampfe mit dem Leben
Ein großes Herz auch unterliegt und bricht,
Dem kleine Hülfe Rettung sonst gegeben,
Verzweifelnd bricht — Deutschland, das hörst du nicht!
Kein Mund vermag, die Ruhestatt zu sagen,
Kein Auge weint, wo seine Hülle ruht:
Mag spät ein Denkmal mächtig kündend ragen,
Erkaltet ist das Herz, das einst voll Gluth.

Dort in des schönen Sachsenlandes Gauen,
Wo sich die Unstrut Bahn durch Felsen bricht,
Dort schaut er weit hinaus in blüh'nde Auen,
Der greise Aar, auf seinem Horst von Licht,
Dort schaut er weit hinaus auf seine Hügel,
Auf grüne Fluren, auf den Silberstrom,
Dort saugt er noch, erlahmte gleich sein Flügel,
Die Freiheitsluft am hohen Himmelsdom.

O deutsche Jugend, willst du deinen Meister
Im Staub der Erde schmachvoll untergeh'n
Den Herrscher ihn im lichten Reich der Geister,
Willst du erdrückt von Gram ihn sterben seh'n?
O gib ihm wieder seine Bergeslüfte,
Gib ihm den Blick in's reine Aetherblau,
Gib ihm zurück des Lenzes Opferdüfte:
Sie gelten mehr, als einst ein ehr'ner Bau!

W. B.

Die Nacht von Bingen.

Novelle.

(Fortsetzung.)

„Im Kampfgewühl," fuhr Guntram fort, „verlor Adolph seinen Helm. Jetzt stürmten die Feinde auf ihn ein, aber er warf sie rechts und links blutend zur Erde; und als er jetzt den Albrecht erblickt, spornt er das Roß auf ihn zu, und ich hörte die Worte noch, die er wie Donner hervorstieß mit seiner mächtigen Stimme: „Heute wirst Du mir nicht weiter entlaufen, allhier sollst Du mir Reich und Leben lassen!" Der Adolph führt einen seiner Streiche, die allzumal einen Menschen spalteten; aber der Albrecht wich ihm aus und stieß ihm tückisch sein Schwert in das Auge, daß es herausbrach mit heftigem Blutstrom. Der Wildgraf Raup, der gräuliche Unhold von der Kyrburg droben im Nahthal, führte von der Seite jählings einen fürchterlichen Hieb auf des Kaisers unbewehrtes Haupt. Da hatte er genug, stürzte herab und mit ihm sein Schlachtroß, dem ein Anderer die Vorderbeine zerhieb, und ein Knecht schnitt dem Kaiser die Gurgel ab. Verflucht seyen sie in Ewigkeit!"

Kunzen durchschauerte es in wildem Entsetzen, und Guntram's Haupt sank in stummem Schmerze auf die Brust.

Nach einer stummen Pause hob endlich Jener wieder an: „Wie kommt es denn, daß sich der Wildgraf Raup von Albrecht trennte?"

„Wer kann das sagen?" war Guntram's Antwort. „Wo der alte Mainzer die Hand im Spiele hat, ist nur ein Gewebe von Ränken und Schlänken. Ehrlich war er nie; aber dafür ärntet er jetzt auch, und der Fluch Gottes wird die Königsmörder nicht unerreicht lassen. Wart's ab, Gesell, Du kannst's erleben; mich wird der Tod nicht lange mehr hier lassen. Wenn er nur so lange ausbleibt, bis ich meine Rache befriedigt habe! —"

„An wem denn?" fragte Kunz, neugieriger geworden.

Ehe aber Guntram antworten konnte, gab es eine Störung der Stille, welche bis jetzt hier in der niederern Region gewaltet hatte. Reitknechte führten edle und reichverzierte Rosse den steilen Burgweg herab auf den am Ufer des Rheines hinführenden Leinpfad, der zugleich, da er breit war, als Heerweg diente. Sie grüßten die beiden Reisigen und gingen vorüber.

Bald darauf vernahm man lebhaftes Gespräch, und bald erschien der Erzbischof mit großem Gefolge.

„Wie der alte Fuchs noch so stattlich dahinschreitet," sagte Kunz. „Man sollte wirklich glauben, er könnte noch manchen Kaiser aus seinem Hörnlein blasen."

„Sein Odem reicht nicht mehr weit, Kunz," sprach in dumpfem Tone Guntram, und stellte sich gerade, indem er seine Hellebarde mit festem Arm von sich hielt, während sie unten an seinem Fuße einen Widerstand hatte.

Der Erzbischof schritt für seine Jahre sehr fest einher. Stolz lag in seiner Haltung. Der rothsammt'ne Hut mit dem Hermelinbesatze, der rothe, weite sammt'ne Mantel mit dem Pilgerkragen aus Hermelin kleideten die stolze Figur gar stattlich. Fiel der Churfürstenmantel vorn auseinander, so gewahrte man das Schwert, welches an einem einfachen Wehrgehänge befestigt war.

„Sieh da," flüsterte Kunz, „der Mann der Kirche und das Schwert! Der sollte den Hirtenstab führen und segnen."

„Das war nie seine Sache," flüsterte Guntram; „sieh ihm nur in das Gesicht; wie er das dunkle Auge zukneift, so siehst Du den falschen Judas, der für Geld seinen Vetter verrieth. Geh' nur, du Satan," brummte er in den Bart, „Du entgehst Deinem Herrn nicht."

Der Erzbischof war jetzt nahe gekommen. Er schlug ein Kreuz gegen die Reisige. Kunz beugte das Haupt, den Segen hinzunehmen; Guntram that, als sähe er's nicht.

„Dein Segen ist Fluch!" brummte er in den Bart; „komme er auf Dein verdammtes Haupt zurück!"

In einiger Entfernung hinter dem Erzbischof schritt der Wildgraf Raup, ein Mann von riesigen Formen, aber mit dem Ausdrucke roher Wildheit in seinen harten Zügen. An seiner Seite ging der Ritter Brömser von Rüdesheim, der in Klopp den Befehl führte. Hinter diesem gingen zwei Männer in dem dunkeln Anzuge des Bürgerstandes, aber goldene Ketten mit Schaustücken zierten beide. Der Eine war hoch betagt, der Andere dagegen noch jugendlich. Mit beiden redete angelegentlich des Erzbischofs Kanzler.

„Die machen jetzt ächte Judenhändel," sagte Guntram zu seinem Gefährten. „Ich wette, es galt ein Anlehen für den Krieg und seine Rüstungen. Das sind drei Vögel, wie sie die Galgen umflattern, wenn in stiller Nacht ein armer Sünder daran baumelt, dem sie das Herz aus dem Leibe hacken wollen."

„Wer ist's denn?" fragte Kunz; „den Einen kenne ich nicht, doch scheint es der Kanzler zu seyn, wohl aber die Pomaria's."

„Das ist des Gerhard's Kämmerer und Kanzler, der zur Rechten geht. Was der Erzbischof nicht weiß, das weiß dieser Gaudieb. Der Alte im schwarzen Wamms ist der reiche Lombarde Andrea Pomaria, und der junge schöne Mann sein ältester Sohn. Beide sind jene Todtenvögel Adolphs von Nassau — denn sie schossen das Geld zu seinem Verderben, und der Alte half die Stimmen werben, die Albrecht kürten. Ich weiß," fuhr er ingrimmig fort, „ich weiß, daß sie das Fest, das Gerhard im Lande ausschrieb, als Adolph gefallen war, mit besonderer Lust feierten. Von Albrecht versprachen sie sich größere Vortheile. Wehe ihnen, wenn er an den Rhein, wenn er je als Herr nach Bingen kommt. Es ist bekannt, daß sie jetzt gegen ihn handeln, seit er auf der Fahrt nach Aachen sie schnöde behandelte. Doch Du kennst sie ja genau als Binger Kind!"

(Fortsetzung folgt.)

Der Verein gegen Thierquälerei zu Berlin.

(Fortsetzung.)

In einem Anhange zum Jahresbericht des Münchener Vereins finden wir Seite 12 ein Schreiben mehrerer der geachtetsten Herren Aerzte, datirt vom 4. Januar 1843. Es lautet: „Die Unterzeichneten halten es für Pflicht, den Verein „gegen Thierquälerei, welcher schon so oft die Schädlichkeit „des Fleisches von solchen Kälbern, die durch Binden der Füße „gemartert werden, in Anregung brachte, besonders noch darauf „aufmerksam zu machen, daß nicht nur Gesunde, sondern eben „so häufig Kranke, Genesende (Reconvalescentes) von ihren „Aerzten Kalbfleisch, darunter namentlich Kälberfüße, Hirn „u. dergl., als eine leicht verdauliche Speise, als Uebergang „zu kräftigeren Nahrungsmitteln verordnet erhalten. Da be„kanntlich die Diätetik ein eben so wichtiger Theil der Arznei„kunde als die Ordination von Medikamenten selbst ist, oft „sogar letztere ersetzt, so dürfte darüber gewiß eine strenge sani„tätspolizeiliche Aufsicht geführt werden. Man will nur von „den mehrere Tage lang gebundenen, ganz blau unterlaufenen „(sugillirten), Füßen sprechen, wodurch der Kranke, statt einer „gesunden gelatinösen, leicht verdaulichen Speise, mehrere Tage „schon geronnenes, verdorbenes, schwarzes Blut bekommt, so „wie beim Gehirn durch Herabhängen der Köpfe über die „Stangen des Wagens die Adern sich überfüllen, das Blut „nicht mehr zurückfließt, und nach Zerreißung der Gefäße Blut„Extravasate entstehen. Mögen diese kurzen Andeutungen, „welche man ausführlicher wissenschaftlich erörtern und anato„misch-pathologisch nachweisen könnte, geeignet berücksichtigt „werden." Dr. Fuchs, Med.-Rath, Dr. Lingl, Dr. Darenberger, Dr. Anselm, Dr. Wimmer, prakt. Aerzte. Dr. Handschuh, Stabsarzt. Dr. Fleschütz, Dr. Fröhlich, Reg.-Aerzte. Dr. Geiger, Dr. Waltenberger, Bat.-Aerzte. Nach mehreren auf Veranlassung des dortigen Vereins angestellten, in jeder Beziehung glücklichen Versuchen (selbst auf

dortigen steilen Bergstraßen) wurden schon im Februar 1843 Kälber im ungebundenen Zustande auf eigenen dazu umgeändert eingerichteten Wagen (deren Abänderung auf ungefähr 10 bis 12 Gulden zu stehen kam) der Hauptstadt zugeführt. Nachdem nun so das Vorurtheil für die alte Gewohnheit der früheren Transportweise viele der eigensinnigsten Widersacher durch unzählige Verhandlungen überwunden und diese unschädlich gemacht worden, erschien unterm 4. Mai 1843 von Seiten der königl. Regierung von Oberbayern, Kammer des Innern, die Bekanntmachung, daß von Sr. Majestät dem Könige, aus Allerhöchstem Auftrage, das Binden der Kälber auf dem Transporte

„als eine empörende Grausamkeit, und zugleich als sanitätspolizeiwidrig, verboten sey."

Vier Wochen nach dieser Bekanntmachung ordnete die dortige königl. Regierung (9. Juni 1843) an, daß die Kälber nicht mehr gebunden und auf oder neben einander geschichtet, sondern stehend oder frei liegend zu transportiren wären, eben so in der heißen Jahreszeit oder beim Regen oder Schnee, Decken von grober Leinewand über die Wagen zu spannen, ferner, die Transporte bei der größten Hitze und Kälte weder am Tage noch des Nachts stattfinden zu lassen, endlich, den Thieren von Zeit zu Zeit die nöthige Ruhe und Fütterung, vorzüglich aber Trank zu geben. Nächstdem hat die königl. Regierung sämmtlichen Polizeibehörden von Oberbayern aufgetragen: die Transporte des Schlachtviehes aus Rücksicht der Sitten-, so wie der Gesundheitspolizei so zu überwachen, daß das zu transportirende Vieh weder mißhandelt, gequält, noch übertrieben werde, und daß selbes an dem Bestimmungsorte noch lebensfrisch und gesund eintreffe. So viel über die günstigen erzielten Resultate in Bayern durch den dortigen Verein. Wie nun aus diesem Aufsatze hervorgeht, hat der Münchner Verein gegen Thierquälerei, unter seinem thätigen Vorstande, Sr. D. des Prinzen Eduard von Sachsen-Altenburg, stehend, sich des besondern Schutzes und Wohlwollens Sr. Majestät des Königs von Bayern, wie der Prinzen des Königshauses zu erfreuen, denn Se. k. H. der Kronprinz sowohl, als der Prinz Luitpold von Bayern sind Mitglieder des dortigen Vereins. Aber auch die rege Theilnahme und thätigste Unterstützung der geeigneten k. Landesbehörden, der hohen Geistlichkeit und der Lehrer der Jugend hilft wesentlich zu den Erfolgen. Dies Glück ist dem hiesigen Vereine noch nicht in dem Maße zu Theil geworden, obgleich derselbe sich schon der Anerkennung und Aufmunterung von Seiten der Staatsminister v. Rochow, v. Arnim und Eichhorn Exc. und der zusagenden Unterstützungen mehrerer hohen Landesregierungen, namentlich der von Breslau, Stettin, Cöslin, Marienwerder, so wie des Provinzial-Schul-Collegiums zu Münster und mehrerer der geehrten Herren Schulräthe, Prediger und Schulinspektoren aus verschiedenen Regierungsbezirken zu erfreuen hat. Es regt sich also zu unserm Troste auch schon jetzt im Lande das Verlangen nach Abhülfe der empörenden Grausamkeiten gegen die Thierwelt, denn schon unterm 10. Juli 1841 hatten die rheinischen Stände an den damaligen Ober-Präsidenten, jetzigen Staats- und Finanzminister v. Bodelschwingh einen Antrag gerichtet, auf gesetzlichem Wege die Thierquälerei zu verhüten und Strafen dagegen eintreten zu lassen, welchem Antrage die vortrefflichen fürstl. sondershausen'schen Gesetze und Strafen gegen Thierquälerei (gegeben unterm 8. März 1840) zum Grunde liegen. — Wie nothwendig aber bei uns die endliche Einführung gesetzlicher Bestimmungen sind, geht aus den Hunderten täglich unter unsern Augen vorgehenden empörenden Fällen von Thierquälerei hervor, von denen sich jeder gesittete Mensch mit Schauder abwendet. Man betrachte z. B. das Treiben der Hammelheerden durch unsere Straßen. Nicht selten findet man, daß diesen Thieren, wenn sie nicht gleich den Wink ihrer rohen Führer verstehen, mit Knitteln die Beine zerschlagen, und so verstümmelt und bis auf's äußerste geängstigt die uns zur Nahrung bestimmten unglücklichen Wesen endlich dem Tode übergeben werden. Man sehe ferner die Pferde, welche Sand, Schutt, Steine, Erde, Kalk u. dergl. zu ziehen bestimmt sind. Unter den schaudererregendsten Flüchen, zerschlagen von den Peitschenstöcken ihrer fühllosen Herren, werden diese wankenden Gerippe, welche oft kaum sich selbst mehr auf den Füßen halten können, zu ihrem Tagewerke angetrieben. Sie sollen Lasten fortziehen, Lasten, die ihren schwachen Kräften weit überlegen sind, oft auf weichem Boden, wo die Räder des schwer, in der Regel überladenen Wagens zuweilen bis zur Hälfte in Sand und Schutt stecken! Mit blutenden Mäulern, mit offenen Wunden an Brust, Hüftknochen und Rücken, mit durchgeschlagenen Knieen, sieht man diese bedauerungswürdigen Thiere vergebliche Anstrengungen machen, ihren Peinigern zu gehorchen. Diese werden aber nicht müde, sie durch unbarmherziges Schlagen auf Kopf, Rücken und Beine zum vorliegenden Zwecke zu zwingen. Oft sind zwei, drei von ihnen bemüht, zu gleicher Zeit und aus allen Kräften auf so ein schwaches Geschöpf loszuprügeln, leider oft unter dem Zujauchzen und Mitprügeln der nach Hause wandernden lieben Schul-Jugend. Welchem rechtlich gesinnten Menschen sollte hier nicht nach Abhülfe verlangen? Und sollte diese in der That denn so schwer und unmöglich seyn?!

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Die Ehe.) Büffon sagt, die Ehe sey der wahre Naturstand des Menschen. Nach Voltaire's Behauptung ist die Mehrzahl der Selbstmörder unverheirathet. Nach einem Gesetze Lykurg's durften die Hagestolzen den öffentlichen Spielen nicht beiwohnen und mußten nackt vor Gericht erscheinen, ja bei den Spartanern findet man außer thätlichen Mißhandlungen der Hagestolzen nicht nur Strafen gegen den ehelosen Stand, sondern auch gegen das Spätheirathen. In Lübeck war noch in den 80r Jahren des vorigen Jahrhunderts die Rangordnung unter den Frauen nicht nach dem Stande ihrer Männer, sondern nach dem Alter ihrer Verheirathung. Julius Cäsar verbot Jungfrauen über 40 Jahren den Kopfputz von Perlen und Edelsteinen und den Gebrauch von Tragsesseln. In Athen mußten diejenigen verehelicht seyn, die gewisse Staatsämter bekleideten, z. B. Befehlshaber, Staatsredner u. s. w. Hippel ist in seinem Buche über die Ehe der feurigste Lobredner derselben, blieb aber sein ganzes Leben ledig.

In Hannover hat das Justizministerium im Dec. v. J. ein Ausschreiben erlassen, welches zum Behufe zweckmäßigerer Hinwirkung auf sittliche Besserung verurtheilter Ver-

brecher durch die Direktoren und Seelsorger der Strafanstalten die umständlichste Schilderung des sittlichen Zustandes der Erstern allen Untersuchungsrichtern zur Pflicht macht. Sie sollen deshalb in den Charakteristiken, mit Berücksichtigung aller aus den Akten sich ergebenden Umstände und jeder bei der Untersuchung unmittelbar gemachten Wahrnehmung, eine möglichst vollständige und sorgfältige Beurtheilung des Charakters der Verbrecher liefern.

Das Repertoir des Frankfurter Theaters ist gegenwärtig, gleich dem der meisten andern Bühnen, durch Unwohlseyn vieler Mitglieder gestört. So bringt der jüngste Comödienzettel die Anzeige von nicht weniger als fünf Erkrankungen, der Damen Lindner und Kratky und der Herren Chrudimsky, Grahn und Diehl.

(Stuttgart.) Bei'm Theater treten Krankheiten und sonstige Verhältnisse hemmend auf. Einige Versuche mit jüngern Schauspielern wollten nicht recht glücken. Löwe kann sich noch immer nicht in die allgemeine Gunst setzen; Lußberger ist nicht einstudirt und greift nicht durch. Die Opernleistungen sind mangelhaft. Die Primadonna und Soubrette fehlen; ein erster Tenor wird sehnlichst erwartet. Pischek, der den hiesigen Verhältnissen nach die glänzendste Anstellung fand, wird mit seiner herrlichen Stimme der Oper neuen Reiz gewähren. — Der Versuch, der neuerlich mit Clavigo gemacht wurde, gelang vollkommen in Bezug auf Moritz, der es unternommen hatte, die Rolle Don Carlos, Seidelmanns Meisterstück, zu geben. Das Interesse war gespannt, wie man sich denken kann. Offenbar liegt dieser Rollenkreis in seiner eigensten Befähigung. Wie es heißt, ist er jetzt mit dem Studium des Marinelli und Perin beschäftigt. (Lew. Eur.)

(Straubing, 10. Januar.) Beamte und Geistliche klagen sehr über die unter dem Landvolke einreißende Entartung. Vorfälle, wie der unten erzählte, sind leider nur zu triftige Belege dieser Klagen. Im Wirthshause zu Geltolfing, hiesigen Landgerichts, waren am 6. Januar Abends mehrere Gäste versammelt, und tranken anscheinend froh und einig zusammen. Bei'm Weggehen konnte einer der Gäste, der Dienstknecht Georg Karl, als er vom Wirthe um die Zeche angefordert wurde, nicht zahlen. Er eilte seinen drei vorangegangenen Kameraden nach, verlangte von diesen anfangs gütlich, dann drohend, daß sie ihm zur Tilgung seiner Schuld Geld lehnen möchten. Als diese sich weigerten, soll er das Messer gezogen haben, worauf jene Drei, nicht faul, Pfähle aus einem nahen Zaune rissen, damit auf Karl losgingen und selbem auf wenige Streiche die Hirnschale zerschmetterten, daß er entseelt dalag. Am 7. Morgens fingen Gerichtsdiener und Gensdarmen die Thäter ein; zwei davon entliefen während des Transportes, wurden aber rasch verfolgt und bald wieder eingeholt. Die Jagd ging zum Theil durch hiesige Stadt. Jetzt sitzen alle Drei in der Frohnveste, haben auch den Todtschlag bereits eingestanden, entschuldigten ihn aber durch — Nothwehr. Drei gegen Einen!?

(Elbing, 9. Jan.) Im Anfange der vorigen Woche waren die Bewohner des unweit Elbing belegenen Dorfes Groß-Scoboy nicht wenig erstaunt, als sie auf ihrer Feldmark eine Menge — Augenzeugen versichern, etwa zwanzig, Andere 300 — Störche gewahr wurden, welche dort Nahrung suchten. Auch in unserer Niederung sind in der letzten Woche an verschiedenen Orten Störche gesehen worden.

Korrespondenz.

Darmstadt, 17. Jan.

Noch vor kurzem war unsere Stadt ein Stapelplatz für reisende Künstler, welche fast aus allen Punkten der Windrose heranzogen und durch der Künste liebliche Täuschungen uns zu unterhalten und zu zerstreuen suchten. Der Eine griff mächtig in die Tasten des Klaviers und erschütterte zarte Nerven, der Andere hatte den widerspänstigen Aeolus; in eine Art Kasten gebannt und ihn der Muse der Musik dienstbar gemacht, ein Dritter machte Wind auf andere Weise, und so drohete uns fast das Uebel der Uebersättigung durch der Töne Fülle, womit der Markt gleichsam überfahren war. Die Leiden und Freuden dieser kunstgeschmückten Tage scheinen nun glücklicherweise ihr Ziel erreicht zu haben und wir können mit guten Hausvätern sagen, daß wir wieder auf die gewohnte Hausmannskost einheimischer Kunst beschränkt sind, die zwar weniger Wind macht, aber ihrem Wesen nach desto mehr zu schätzen ist. Wir können uns auch füglich damit begnügen und Andern das Vergnügen überlassen, sich für einen neuen Orpheus und die andern ihn umschwärmenden Halbgötter zu begeistern. Bei dieser Lage der Dinge ist die Aussicht auf den Carneval von größerem Interesse, da wir in der Zwischenzeit uns einer behaglichen Ruhe überlassen können, die als der wohlverdiente Lohn der glücklich überstandenen Kunststrapazen zu betrachten seyn dürfte. — An dem Baume der Erkenntniß bilden die Künste nur die Blätter und Blüthen, während die Wissenschaft der markige Kern ist, aus dem Leben und Kraft nach den entferntesten Zweigen hinströmt. Der letzteren lebensvolles Wirken darf in der pädagogischen Literatur am wenigsten vermißt werden, da sie der auflebenden Generation die Hülfsmittel der Bildung darzubieten berufen ist. Eine der neuesten hierher gehörigen literarischen Erscheinungen ist die von dem Hrn. Kaplan und Lehrer J. Hepp dahier herausgegebene, bei Kirchheim und Comp. zu Mainz erschienene Schrift: „Vollständiges Lehr- und Lesebuch für Volksschulen", welches viele Vorzüge in sich vereinigt und auch höhern Ortes, wie wir vernehmen, eine beifällige Aufnahme gefunden haben soll. Das Buch ist zugleich so abgefaßt, daß keine der christlichen Confessionen darin etwas für sie Anstößiges wird finden können. Und so darf dasselbe der lernbegierigen Jugend überall mit Vertrauen in die Hand gegeben werden. — Das erste Heft der von dem Direktor des hiesigen Gymnasiums Hrn. Dr. Dilthey übersetzten „Griechischen Fragmente in Prosa und Poesie" erschien bereits vor acht Jahren, ohne daß ein zweites bis jetzt gefolgt wäre. Die Fortsetzung dieses Unternehmens wäre sehr zu wünschen, da schon durch den ersten Versuch dem deutschen Leser so manche kostbare Perle altgriechischer Weisheit und Kunst von berufener Hand geboten worden ist.

Theater-Anzeige.

Samstag, 20. Jan. Muttersegen, oder: die neue Fanchon, Schauspiel mit Gesang in 5 Abth., nach dem Franz. des G. Lemoine, von W. Friedrich, Musik von H. Schäffer.

Sonntag, 21. Jan. (Zum Erstenmale wiederholt): Zopf und Schwert, dramatisches Zeitbild in 5 Abth., von Gutzkow.

Montag, 22. Jan. (Zum Vortheil des Componisten Hrn. Aloys Schmitt): Das Osterfest zu Paderborn, große heroische Oper in 3 Abth., von Dr. Cäsar Heigel, Musik von Aloys Schmitt. Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 22. Montag, den 22. Januar 1844.

Die Nacht von Bingen.

Novelle.

(Fortsetzung.)

„Woher wisset Ihr nur das Alles?“ fragte, als nun das Gefolge vorüber war, Kunz mit albernem Gesichte den Alten.

„Narr,“ sprach dieser, „wenn Du ein Mal so lange gelebt wie ich, und Augen und Ohren am rechten Flecke hast, so wirst Du auch mehr wissen, wie heute. War ich doch Zeuge, daß Albrecht den Pomaria damals nicht ansah, und er war doch Schultheiß von Bingen, wie denn dies Amt bei den Lombarden ist, seit die Rheinboden ausstarben. Das ärgert auch die Binger nicht wenig, da die Fremden über sie herrschen, während sie auch noch Leute haben, die das Schultheißenamt zu verwalten im Stande wären.“

„Das mein' ich,“ sagte Kunz. „Ich bin ein Binger Kind, und kenne brave Männer dort, zum Beispiele meinen Pathen, den Rathsherrn Klein.“

„Aber warum ist's?“ fragte Guntram. „Das Geld, das die Strolche besitzen durch ihren Handel; das ist's, was ihnen bei dem Erzbischof Gewicht giebt. Sollt's mal in Bingen d'runter und d'rüber gehen, dann genade ihnen Gott! Und Albrecht kommt. Wir können ihn erwarten. Das hörte ich gestern Abend den alten Fuchs von Mainz zum Brömser sagen. Kommt er, so ist Bingen sein. Ob Klopp, ist schwer zu sagen; denn der Brömser ist ein Eisenfresser, dem so leicht Keiner an das Wamms kommt. Es wird noch harte Nüsse zu kracken geben, ehe die da über uns reif sind.“ Er deutete auf den weitastigen Nußbaum, der das Vorwerk beschattete.

„Sagt, Guntram, da Ihr doch Alles wißt,“ fragte Kunz, „wie kamen diese Lombarden hierher? — sie sind doch weit von hier, in Italien, glaub' ich, zu Hause!“

„Das ist leicht zu sagen, Kunz,“ nahm Jener, ruhiger geworden, das Wort im belehrenden Tone. „In dem Lande Italia, das so weit hinter den hohen Bergen der Schweiz liegt, giebt's viele geschickte Leute. Daher kamen schon vor langer Zeit Handelsleute, die ihre Waaren in Deutschland, zumeist in den Städten, feil boten, Seide, Sammt und Meßgewänder, auch Gold- und Silberzierath, schöne Dolche und dergleichen. Die zogen umher mit ihren Saumrossen; bald aber fanden sie es bequemer und sicherer, sich in den Städten niederzulassen, da die Raubritter ihnen gar oft die Waaren abnahmen. Nun ließen sie sie über die Schweizerberge bringen, oder auch zu Wasser bis Köln, und holten sie dann unter besonderm Schutze. So sind auch die seit mehr denn vierzig Jahren in Bingen seßhaft, die Pomaria, Montemagno, Broglio und Ottini heißen, und nur unter einander heirathen, damit das Geld schön zusammen bleibt. Wo Vögel sind, da fliegen Vögel hin. So wuchs ihr Reichthum, und nun sitzen sie im warmen Neste, und der Erzbischof hegt sie, wie seine Schoßkinder.“

Das Gespräch der beiden Reisigen wurde durch den Schloßhauptmann unterbrochen. Es war der Ritter Brömser von Rüdesheim, dem der Erzbischof das Schloß Klopp zur Vertheidigung anvertraut hatte, und die Vogtei Bingen.

Brömser war ein Mann von etwa dreißig Jahren. Aufgewachsen im wilden Treiben des Kriegs, hatte er jene rauhen Sitten, jenes wilde Wesen, jene zügellosen Leidenschaften, welche die meisten seiner Standesgenossen in seinen Tagen auszeichneten. Der Krieg war seine Lust. Hätte er sich nicht dem Erzbischofe verpflichtet, als seinem Landes- und Lehensherrn, hätte nicht Albrecht von Oesterreich jetzt seine Waffen gegen sein eigenes Heimathland gewendet, er würde gewiß sich nicht in das Schloß Klopp eingeschlossen haben. Eine Belagerung war freilich eine Lust neuer Art, die er wohl in kleinerem Maßstabe drüben in der Niederburg bei Privatfehden dann und wann erlebt, nur so nicht, wie sie jetzt bevorstand; denn Albrecht kam mit ungeheurer Macht und mit dem auserlesensten Kriegsgeräthe. Als Adolph von Nassau Kaiser war, hielt er es mit ihm. Bei Göllheim gefangen, kaufte ihn der Mainzer Erzbischof los, und das hielt ihn bei seiner Sache, für jetzt wenigstens. Er gehörte zu jener Klasse verwegener Abenteurer, die ihre Waffen jeder Sache bereitwillig liehen, wenn eben nur Kampfeslust und Kampfesbeute zu erzielen war.

Mit lachendem Munde trat er die Stufen herauf, die zu dem Vorwerke führten. Guntram war einer seiner Lieblinge. Der Alte war kriegserfahren, pfiffig, und wußte recht tapfer zu kämpfen, überdies war er in allen Fugen gut zu gebrauchen.

„Nun, Alter,“ rief er ihn an, „bald wird's einen Tanz geben. Der Albrecht naht sich dem Rheine. Dem alten Fuchs in Mainz wird's um seine Höhle bange. Er war hier, um

sich Klopp anzusehen. Wenn's ihm in Mainz nicht geheuer wird, kommt er zu uns."

„Ist denn der Kaiser schon so nahe?" fragte Guntram den Ritter.

„Freilich," rief dieser, „morgen kommt er noch nicht, aber ich glaube, wir werden auf die Feuersäulen im Rheingau nicht allzulange warten müssen. Wenn's dort brennt, dann sind die Ungarn nicht weit, und die Troßbuben mit ihren langen Fingern werden sich anmelden. Meine Vettern und Brüder drüben in der Niederburg werden Albrecht's Mauerbrecher eher zu begrüßen haben, als wir in Klopp. Es ist indessen dem Oesterreicher nicht ganz zu trauen. Geh' in die Rüstkammern und untersuche die Waffen. Laß den verdeckten Weg aufräumen, der da unten in das Rattennest führt. Den Krämern wackelt der Boden schon unter den wälschen Beinen. Bist Du im Reinen, so komm in mein Kloset. Ich habe Wichtiges mit Dir zu reden. Du, Kunz, magst derweile allein hier Wacht halten, daß die Meisen die Nüsse nicht an dem alten Baume fressen, denn Anderes ist doch jetzt hier nicht zu thun; auch hast Du dazu allerdings noch Muth genug."

Er ging gutes Muthes von dannen, und schlenderte pfeifend den Weg zur Burg hinan.

Guntram sah ihm kopfschüttelnd nach. „Bist auch einer von Denen," sagte er halblaut, „die Treue und Handschlag nach dem Gelde messen, das dafür geboten wird. Fast glaube ich, er führt einen Streich im Schilde, den ich längst vermuthet. Schwarzer Augen Gluth brennt tiefer hinab, als siedend Blei. Wenn's Dir gilt, Lombarde, so bin ich bereit, zu thun, was in meinen Kräften steht."

Kunz hatte dies Selbstgespräch nicht gehört. Ihm war des Ritters Wort tief in das Herz geschlagen. Erst seit neun Monaten trug er die Pickelhaube und Hellebarde nebst dem Waffenrocke, der auf der Brust das Mainzer Rad als Zeichen trug. Krieg war ihm noch fremd, und das Muttersöhnchen zagte bei dem Schreckgedanken an die Gefahren des Kampfes; dabei hatte er ein Liebchen, das im Hause Ottini als Magd diente, und das ihm nahe am Herzen lag. Während Guntram ebenfalls den Weg zur Burg einschlug, hing Kunz seinen Gedanken nach und sah trübe in eine Zukunft, deren Ereignisse ihn mit Schrecken bedrohten.

(Fortsetzung folgt.)

Der Verein gegen Thierquälerei zu Berlin.

(Schluß.)

Noch können wir eine der furchtbarsten Thierquälereien dieser Art nicht unerwähnt und ungerügt lassen, welche täglich in unserer Stadt begangen wird. Es findet diese namentlich an der Waisenbrücke bei dem Herausziehen der großen Bäume aus dem Wasser statt. Wir enthalten uns jeder näheren Beschreibung und verweisen Jeden, der sich von dem „Wie" überzeugen will, an die Bewohner der Umgebung jener bezeichneten Gegend (u. A. die HH. Färbermeister Schöpke und Ullrichs). Weder die Frauen, noch die Kinder der achtbarsten Bürger und Bewohner jener nahegelegenen Häuser können ihren Platz am Fenster derselben mehr nehmen, und die Kinder verstecken weinend und schreiend ihr Gesicht in den Schooß ihrer Mutter bei dem Anblick der Martern, die dem edelsten, dem nützlichsten Thiere, aber auch dem unglücklichsten, dem Pferde, dort bereitet werden. Anzeigen darüber sind bis jetzt fruchtlos geblieben.

„Dergleichen Scenen der Brutalität und groben Unsitt„lichkeiten, die sich täglich wiederholen, müssen den Ge„müthern der heranwachsenden Jugend, welche stets bei „solchen Auftritten in erheblicher Menge zu finden, eine „Gleichgültigkeit, eine Rohheit einprägen, die, mit dem „Alter wachsend, von den allerschädlichsten Folgen ist, zu„mal wenn diese sich überzeugen: es sey dies ein ganz „erlaubtes Verfahren, da keiner der etwa vorübergehenden „Gensd'armen oder Polizei-Offizianten hindernd in den „Weg tritt und sich in's Mittel schlägt, weil keine Vor„schriften dagegen bestehen."

Dies Alles geht hier in unserer Residenz, in den Hauptstraßen derselben vor, so recht im Herzen unseres Staates, von wo aus die Belehrung, die Sittlichkeit, die Schicklichkeit, Verfeinerung der Sitten und Moralität als hellleuchtendes Beispiel entspringen sollten! — Der Verein hat bis jetzt dagegen gethan, was in seinen beschränkten Kräften und Geldmitteln lag. Er hat sich bemüht, in häuslichen Kreisen, in befreundeten Zirkeln durch Ermahnung, Lehre und gutes Beispiel zu wirken, und, da unserm Staate noch immer die gegen Thierquälerei sprechenden speciellen Gesetze mangeln, durch die auf seine Kosten unternommene Herausgabe eines Lesebuchs: Beiträge zur Verhütung der Thierquälerei (verlegt bei M. Simion. Berlin) für Volksschulen bestimmt, in fast 3000 Exemplaren unentgeltlich in der ganzen Monarchie vertheilt, also auf moralischem Wege für die heranwachsende Jugend zu wirken gesucht, auch die Versicherung mehrerer der geehrten Herren Schulräthe, an die sich der Verein gewandt, erhalten: überall die Theilnahme der Lehrer auf diesen so wichtigen Gegenstand beim Unterricht der Jugend zu lenken. Gern hätte der Verein die zehn- oder zwölffache Anzahl von Exemplaren ausgegeben, allein seine geringen Geldmittel gestatteten dies ihm bis jetzt nicht. Er würde rascher zum Ziele gelangen, den Samen des Guten mehr ausstreuen können, wenn das sehnlichst erwünschte Gegentheil erzielt werden möchte, da die Größe seines Wirkens zum Theil auch von den Geldmitteln abhängt. Schon durch eine Kabinetsordre vom 22. März 1836 wurde der Gegenstand:

„Gesetze gegen Thierquälerei zu schaffen"

von des hochseligen Königs Majestät angeregt, und ein paar Jahre später durch ein vom damaligen Staats- und Justizminister v. Kamptz abgefaßtes Votum in den Staatsrath gebracht. Die Beendigung dieser Angelegenheit wurde durch den Hintritt des hochseligen Königs verhindert, doch können wir wohl mit Zuversicht hoffen, daß bei dem bevorstehenden Erscheinen eines neuen Straf-Gesetzbuches auch in wirksamer Weise Bedacht auf gesetzliche Bestimmungen gegen Thierquälerei genommen würde, da diese wesentlich im Interesse des Staates liegen, sowohl im Hinblick auf die gesunkene Moralität, als auf Erhaltung und Vermehrung des Nationalvermögens, das durch Quälen, schlechten Verbrauch und Verringerung der nutzbaren Thiere benachtheiligt werden muß. — Preußen, welches keinem Lande nachsteht, wenn es Gutes zu schaffen gilt, wird durch seine weisen Gesetzgeber bald da Hülfe

senden, wo sie augenscheinlich noth thut und von Tausenden der fühlenden und gebildeten seiner treuen Unterthanen dringend erbeten wird. Der hiesige Verein hofft, durchdrungen von seiner guten Absicht, bald recht viele seiner Mitbürger, entweder sich ihm anschließen, oder in andern Städten ähnliche Vereine bilden zu sehen. Nur in dem vereinten Streben nach einem Ziele liegt die moralische Kraft und werden Hindernisse leichter überwunden. — Sollten sich anderswo Vereine gründen wollen, so ist der hiesige gern bereit, durch Mittheilung seiner Statuten u. dergl. dem entstehenden an die Hand zu gehen. Mögen diese Worte die Theilnahme und Würdigung finden, als sie fern von jeder Empfindelei und gewiß im Sinne der wahrhaft guten und gebildeten Bewohner unserer Hauptstadt niedergeschrieben sind; unserer Hauptstadt, in welcher so viel des Guten und Nachahmungswürdigen entstand und eifrig theilnehmend gepflegt wurde. — Nachdem der Verein sich nochmals dem Schutze seiner hohen Gönner empfohlen, bleibt ihm noch übrig, Sr. Exc. dem Hrn. Staatsminister und General-Postmeister v. Nagler für die dem Vereine geneigtest gewährte Portofreiheit, den beiden hiesigen geehrten Zeitungs-Expeditionen für gütig mehrmals gewährte freie Inserate, ferner dem geh. Hofbuchdrucker Hrn. Decker (Mitglied des Vereins), welcher beim Drucke der Statuten nur die Auslagen berechnete, so wie Hrn. Reich, Besitzer des Engl. Hauses, der die allmonatlichen Conferenzen der Ausschuß-Mitglieder stets ohne irgend eine Vergütung bei sich aufnimmt, seinen verbindlichsten und wärmsten Dank zu sagen. — Alle diejenigen achtbaren Einwohner unserer Hauptstadt, welche das gute Werk fördern helfen und dem Vereine beitreten wollen, mögen sich recht bald dafür erklären, weil nicht nur diesmal der Jahresbericht des Vereins mit der vollständigen Namensliste der resp. Mitglieder gedruckt erscheinen, sondern auch, so wie es der Kassenzustand nur irgend gestattet, mit dem Transporte der Kälber in ungebundenem Zustande, wie er in Bayern jetzt gehandhabt wird, auch hier begonnen werden soll. Auf eine gütige Unterstützung dieser Angelegenheit, von Seiten der betreffenden Behörden, hat der Verein gegründete Hoffnung zu zählen. Ein Mitglied des Vereins hat sich schon erboten, auf seine alleinige Kosten einen Wagen zum Kälbertransporte, nach Art der in Bayern eingeführten, deren Zeichnung bei dem Sekretär des Vereins, Hrn. Heinrich Blume, Leipzigerstraße Nro. 23., einzusehen, umändern zu lassen. Der jährliche Beitrag eines Mitgliedes beträgt Einen Thaler. Listen zur gefälligen Unterzeichnung zum Beitritt und die Statuten liegen bis Ende Januar 1844 bereit:

bei dem Kaufm. Hrn. Gerold jun., Unt. d. Linden Nro. 10., bei d. Kaufm. Hrn. S. D. Fasquel (Mitgl. d. Vereins), Lindenstr. Nro. 112., bei d. Kaufm. Hrn. Brämer, Haakſche Markt Nro. 1., bei d. Juwelier Hrn. Gericke (Mitgl. d. V.), Schloßplatz, Brüderst. (Nro. 15.), bei d. Rent. Hrn. Böhmer (Mitgl. d. V.), Kommandantenstr. Nro. 20., bei d. Apotheker Hrn. Jänicke (M. d. V.), Stralauerstr. Nr. 46., bei d. Hofmechanikus Hrn. Amuel (M. d. V.), Königsstr. 28. Ueberdies nehmen

auch sämmtliche unterzeichnete Mitglieder des Vereins-Ausschusses Meldungen zum Beitritt an. Auswärtige Briefe genießen unter Kreuzcouvert an den Sekretär des Vereins, Hrn. Heinrich Blume adressirt, mit der Aufschrift: „Allgemeine Angelegenheiten des Vereins gegen Thierquälerei", die gewährte Portofreiheit und werden daher so bezeichnet erbeten.

Berlin, am 8. Januar 1844.

Der Ausschuß des Vereins gegen Thierquälerei: v. Cosel, Gen.-Lieut., erster Vorstand, Mentzel, geh. Kriegsrath, zweiter Vorstand. Heinrich Blume, Sekret. d. Vereins. Beheim-Schwarzbach, Direkt. Buck, Direkt. C. A. Brose, Kaufm. Di Dio, Domainenrath. Dzimski, Direkt. Franke, Rent. Fränkel, Banq. v. Gansauge, Major. Gerlach, Dr. phil. Lehmann, Rendant. Loewenstein, Dr. med. Meißner, Referendarius. Theod. Mügge, Dr. phil. Metzenthin, geh. Sekret. F. Müller, Prof. Neumann, Referend. Rettschlag, Schulvorsteher. Schaffner, geh. Registrator. v. Rosenberg-Gruczynsky, Prem.-Lieut. u. Adjutant. Wunder, Kaufmann. Voß, Auditeur. Zeune, Professor und Direktor.

Mannichfaltigkeiten.

Die Oberfläche von Paris innerhalb der gegenwärtigen Mauern beträgt 39 Mill. 398,800 Q. Metres; wenn die neue Mauer fertig ist, wird sie 267 Mill. 558,000 Q. M. betragen. Die Bevölkerung von Paris betrug im Jahr 1841 912,530 Seelen; jetzt wird man 1 Mill. 200,000 Einwohner rechnen können, wenn man die Truppen und Fremden hinzuzählt.

(Berlin.) Die italienische Truppe beschämte wieder unser deutsches Hoftheater dadurch, daß sie bei der jüngst stattgefundenen Aufführung des Don Juan die Originalrecitative zu Gehör brachte, die von den deutschen Sängern noch immer weggelassen werden. Intendanz und Künstler gefallen sich fortwährend im Anhören des burlesken und gemeinen Textes und lassen die Klagen der Kenner und Kunstfreunde unberücksichtigt.

Michel Chevalier, Redakteur des „Journal des Debats", ist Professor an der Universität von Paris seit vier Jahren; er soll Nationalökonomie lesen. Im ersten Jahre seiner Anstellung las er gar nicht. Im zweiten Jahre las er vier Mal. Im dritten Jahr bestieg er den Katheder vierzehn Mal, und im vierten trieb er es bis auf zwanzig Vorlesungen. Summe für vier Jahre: 38 Lektionen. Sein Professorsgehalt beträgt jährlich 5000 Fr. Folglich hat Hr. Michel Chevalier 20,000 Fr. eingenommen und dafür 38 Vorlesungen gehalten; thut für die Stunde 526 Fr. Dafür aber, fügt der „National" bei, ist Hr. Chevalier auch mit demselben Gehalt bei dem Ministerium der öffentlichen Arbeiten angestellt, in welchem er gar nichts thut. Also erhält er für 38 Stunden wirklicher Arbeit in seinen Fächern 40,000 Fr., was 1052 für eine beträgt. Man wird finden, daß sich dieser Professor wenigstens eben so gut auf die Privatökonomie versteht, als auf die Nationalökonomie; der französische Ausdruck für sein Fach bezeichnet beides zusammen: „Economie politique." (Politische Oekonomie.)

(Berlin, 14. Jan.) Da die kriminalpolizeiliche Romantik, die Verbrechenpoesie, so beliebt ist (Herr mein Gott, wir haben sechserlei „Geheimnisse von Berlin“!), will ich einen originellen Beitrag liefern. Vorgestern wird auf dem Anhalt'schen Eisenbahnhofe ein junger Mann, der mitfahren will, plötzlich polizeilich angehalten. Man zupft ihm erst den Schnurr-, dann den Backenbart ab, und es kam ein unverkennbares Mädchengesicht zum Vorschein. Das Mädchen, ehemals hier in Diensten, ward dienstlos, ward, weil sich kein rechtlicher Broderwerb fand, Sklavin der Prostitution, Mitglied einer Diebesbande, und endlich Mitglied eines Zuchthauses. Sie entsprang, und wollte als bärtiger Mann mit der Anhalt'schen Eisenbahn fortfahren; aber kurz vor der Abfahrt ward sie von der Polizei eingefangen. Wenn man die funkelnagelneue Geschichte gehörig ausstaffirte, die Diebesbande schilderte, ihren glänzenden Verkehr in einer großen palastartigen Tabagie vor einem meilenweit entfernten Thore; wie die unglücklichen Geschöpfe, die dienstlos geworden, dem Verbrechen anheimfallen und den Spitzbuben, von denen sie beschützt werden, und denen sie ihr Sündengeld abliefern mußten; die Keller, in welchen Neulingen das Geld abgenommen wird u. s. w., so gäbe das Alles einen siebenten Stoff zu „Geheimnissen von Berlin.“ Ach, es ist vorbei mit den reizenden, schmachtenden Götterjünglingen und den reichen, schönen Liebhaberinnen in Sammet und Seide und Gold und Silber, wie sie bisher in Romanen und Novellen paradirten; auf den feinsten Toilettentischen findet man Spitzbuben-, Gauner- und Prostitutionsgeschichten. Die Verbrecher sind Ideale geworden für die schöne Literatur. „Die Zeit ist aus den Angeln!“

In der italienischen Oper in Paris gefiel eine neue Oper von Persiani: „Il Fantasma“ so ziemlich: in dem San Carlo-Theater in Neapel fielen dagegen drei neue Opern hinter einander völlig durch: „Costanza d'Aragona,“ „Theodosia“ und „Antonio Foscarini.“ — Meyerbeer hat seine Oper: „Der Prophet“ der großen Oper in Paris noch immer nicht übergeben, weil er mit den Sängern und Sängerinnen nicht zufrieden ist; wenn er bis zum 15. Februar, heißt es, sein Werk nicht herausgibt, soll Donizetti berufen werden, um in aller Geschwindigkeit einen schon bereit liegenden Text von Scribe zu componiren, und man hat in Paris bedeutende Wetten gemacht, daß diese noch gar nicht geschriebene Oper Donizetti's früher erscheinen werde, als der längst vollendete „Prophet“ Meyerbeers.

Man liest in Lewald's Europa: Gut und schlecht. Wer wollte hier entscheiden! Während man in Wien mit dem Burgtheater nicht zufrieden ist und in Berlin geradezu behauptet, daß das Hoftheater nie so unbedeutend in seinen Leistungen war, hört man von Oldenburg aus nichts als rühmen und von Zürich, daß die kleine Gesellschaft, die ein erst hingekommener Direktor um sich versammelt hat, nichts zu wünschen übrig lasse. Und doch, wenn man die Leistungen auch nicht aus eigener Anschauung kennt, welcher Unterschied ist gewiß zwischen Berlin und Wien, Oldenburg und Zürich. Es kommt eben nur darauf an, welche Ansprüche der Zuschauer mitbringt, und auf welcher Stufe die Kritik im Orte steht. Im Ganzen gelangt man durch solche Vergleiche wohl zu dem Resultate, daß es mit der Schauspielkunst wirklich schlecht beschaffen ist, und daß sie einer Regeneration ernstlich bedürfe. Es ist gewiß nicht gut bestellt, wenn das Unbedeutende gefallen und Zufriedenheit hervorrufen kann, während das Bedeutungsvollere, mit größeren Ansprüchen auftretende, von einer ernsten Kritik verworfen wird.

(Frankfurt a. M.) So eben ist ein gedrucktes Circular erschienen, welches zur Betheiligung an der nächsten zehnten Blumen- und Pflanzenausstellung dahier auffordert und alle nähern Bestimmungen vollständig mittheilt. Genannte Ausstellung wird von Donnerstag den 11. bis Sonntag Abend den 14. April d. J. stattfinden. Möge die löbl. Sektion für Garten- und Feldbau, welche die Leitung der Exposition übernommen hat, ein eben so freundliches Entgegenkommen von Seiten der betreffenden Interessenten finden, wie in den frühern Jahren.

Räthsel.

Ganz gleichlautend sind oft Namen
Von gar sehr verschied'nen Dingen.
Ich will heut' ein solches Beispiel
Einmal als ein Räthsel bringen.

Sieben Zeichen will ich stellen,
Welche einen Namen nennen,
Einen Namen, daß in ihm man
Immer Männer wird erkennen.

Diesen Namen führt mit Ehren,
Wer zur Leier kühn gesungen,
Wer für Wahrheit hat gesprochen
Und das Schwert im Kampf geschwungen.

Ganz gleichlautend erstem Namen,
Will ich einen zweiten nennen,
Und man wird fürwahr in diesem
Keine Männer mehr erkennen.

Denn ihr Thun ist, ohne Kämpfe
Sich den höchsten Preis erschleichen,
Darum sollte auch ihr Wappen
Schlangen stets als Sinnbild zeigen.

Worms. J. A. Kunkel.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 21. Jan. (Zum Erstenmale wiederholt): Zopf und Schwert, dramatisches Zeitbild in 5 Abth., von Gutzkow.

Montag, 22. Jan. Jakob und seine Söhne in Egypten, musikalisches Drama in 3 Abth., nach A. Duval, Musik von Mehul.

Wegen andauernder Unpäßlichkeit mehrerer Mitglieder findet die Aufführung der auf Montag, 22. Jan. angekündigten Oper: Das Osterfest zu Paderborn, Mittwoch, 24. Jan. zum Vortheil des Componisten Hrn. Aloys Schmitt und mit aufgehobenem Abonnement statt.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 23. Dienstag, den 23. Januar 1844.

Der blinde König und sein Waffengefährte. *)

(In der Schlacht von Crecy, 1346.)

„Warum verhallt der Sturmgesang,
Wo hat die Schlacht sich hingewittert,
Daß in mein Ohr, statt Waffenklang,
Nur Wimmerlaut versterbend zittert?
Will Antwort mir vom Kampfgeschick
Kein leiser Hauch der Luft zuströmen?"
So seufzet bei erlosch'nem Blick
Der König-Greis Johann von Böhmen.

Mit seiner Schaar war er, voll Muth,
Zu Philipps Schutz herangezogen,
Als Englands Macht die Krieger-Flut
Nach Frankreich goß in stolzen Wogen.
Bei Crecy stand er vor dem Zelt,
Als längst die Schlacht verworren rauschte,
Von Ungeduld die Brust geschwellt,
Weil er umsonst auf Botschaft lauschte.

„Verglommen ist mein Augenlicht:
Ich bin gebannt, von Nacht umfangen!
Wer ist so treu und gibt Bericht,
Ob Frankreichs Glück und Sterne prangen?"
„„Der Glücksstern prangt, die Schlacht steht gut,
O Fürst! doch nur — für Englands Helden.
Vergebens floß das fränk'sche Blut;
Das will ich Euch noch sterbend melden.""

„Du Unglückskind! das kann nicht seyn:
Zu Philipps Trost, an Sieg gewöhnet,
Noch steht mein Sohn — er stürmt herein;
Und — hörst du nicht: — die Erde dröhnet?"
„„Dann wehe Euch! Ist das der Sohn,
So seyd betrübt — daß er entweichet,""
Erwiedert ihm der Feind mit Hohn
Und stirbt. — Der Fürst vor Gram erbleichet.

Er stöhnet: „Weh', daß ich nicht kann
Vertrauen mich dem edeln Rosse!
Was nützet mir, dem blinden Mann,
Der treue Sinn als Bundsgenosse.
O könnt' ich nur durch einen Streich
Das Ritterwort dem Freund beweisen,
Dann würde ich mich Armen reich
Und glücklich noch im Sterben preisen."

„Doch, ach! wo ist mein Stern der Nacht,
Der Freund, der aus der Schmach mich rettet,
Der Ritter, der mich führt zur Schlacht,
An meines fest sein Pferd gekettet?"
So seufzet tief der greise Held. —
„Wie sehnt mein Arm sich nach dem Hiebe!
Doch einsam steh' ich hier im Feld,
Und Keiner thut mir das zu Liebe."

„„O sprecht so nicht, bei meinem Schwert!""
Rief Landskron jetzt, ein deutscher Ritter,
Der eben war zurückgekehrt
Mit Nachricht aus dem Kampfgewitter.
„„Ihr habt mich einst von Noth befreit
Und ohne Euch war ich verloren:
Zu halten bin ich nun bereit
Die Treue, die ich Euch geschworen.""

So rief er und es wurden bald
Gefesselt Stirn an Stirn die Pferde.
Sie stürzten in den Lanzenwald
Und bahnten Weg sich mit dem Schwerte.
Geröthet ward manch englisch Kind;
Es fielen nicht der Streiche wenig:
Und wer nicht sank zur Erde blind,
Der floh entsetzt den blinden König.

So kämpft er lang und höchst beglückt,
Doch endlich wird sein Haupt gespalten;
Nun, sterbend, haucht er noch entzückt:
„So hab' ich treu mein Wort gehalten!"

*) Aus dem: „Epheuranken. Dichtungen von H. J. Fried. Zweiter Band. Landau, Selbstverlag des Verfassers. In Commission bei J. B. Haas."

Zugleich durchbohrt ein Pfeil die Brust
Des Ritters und es sinkt der Leu;
Doch er auch ruft mit hoher Lust:
„So hielt ich fest die deutsche Treue!“

Die Nacht von Bingen.

Novelle.

(Fortsetzung.)

II.

In dem Hause Andrea Pomaria's hatte das rege Geschäftsleben mit der Vesperglocke sein Ende erreicht. Die Gewölbe und Magazine waren geschlossen, und der alte Handelsherr saß in seinem Lehnstuhle in tiefen Gedanken. Der Tag heute war nicht ohne Bedeutung gewesen. Der Erzbischof bedurfte nicht unbedeutende Summen, da er Kriegsvolk anwerben mußte. Pomaria mochte das geahnet haben, denn er wußte wohl, daß des Erzbischofs Schatzkammer seit des Kaisers Adolph Wahl schon geleert war. Daher hatte er mit den zu einer großen Innung verbundenen Landsleuten Montemagno, Broglio und Ottini Fürsorge getroffen, daß eine ansehnliche Summe vollwichtiger Turnosen in ihrer Handelskasse lag; daher waren die Zinsen, die Unterpfänder schon berathen, ehe der Erzbischof kam, um Klopp einzusehen und jenes wichtigere Geschäfte in's Klare zu bringen.

Schlau und eigennützig, wie der Krämergeist seine Knechte macht, war Pomaria darauf bedacht, auch noch einen andern Vortheil zu erzielen. Er selbst war alt. Kamen kriegerische Zeiten und Händel, so mochte die Last des Schultheißenamtes ihm schier zu schwer werden; die Vortheile jedoch waren zu groß, zu wichtig, welche mit dem Amte verbunden waren, als daß der schlaue und umsichtige Handelsmann sie hätte mögen aus seiner Hand lassen.

Einer seiner Söhne war in Asti, um die Verbindung mit seiner Familie zu erhalten und die neuen An- und Einkäufe jenseits der Alpen zu besorgen. Der älteste, Giambattista Pomaria, war bei ihm. Er war Bräutigam der Tochter Ottini's, und diese Verbindung sollte erst dann geschlossen werden, wenn der jüngste Sohn aus Italien heimkehrte, und — wenn Giambattista das Schultheißenamt würde erlangt haben. Nur Eins stand im Wege, der Umstand, daß Giambattista kaum vier und zwanzig Jahre zählte; doch rechnete der Alte darauf, daß der Erzbischof in jede Bedingung willigen würde, welche er an die Darreichung seiner bedeutenden Geldmittel zu knüpfen für gut finden möchte.

So war dann der Tag gekommen, an welchem der Erzbischof eintreffen sollte, und bald nach seiner Ankunft berief ihn ein Diener zu dem Kirchenfürsten, dessen ränkevollen Charakter Pomaria längst kannte, und gegen den ihn nur seine eigene, ächtitalienische Natur schützen mochte.

Der Erzbischof begrüßte ihn mit herablassender Freundlichkeit, welche in tiefster Ehrfurcht der Kaufmann erwiederte. Wenn er auch im Herzen blutwenig auf den Segen eines Mannes gab, dessen Seele den niedrigsten Gesinnungen anheim gefallen war, so nahm er ihn doch so andachtsvoll hin, als sey Erzbischof Gerhardus II. ein Heiliger wie weiland sein Vorgänger in früherer Zeit, der heilige Bonifacius.

„Ich bedarf Deiner schon wieder, Andrea Pomaria,“ sprach mit einer gewinnenden Freundlichkeit der Prälat, und kniff dabei sein linkes Auge halb zu, als wolle er in des Kaufmanns innerste Seele hineinblicken.

Dieser verbeugte sich tief und sagte: „Ihr wisset, gnädigster Herr, daß Ihr keinen treueren Diener in Euerem Lande habet, als Andrea Pomaria, dem es ein rechter Segen ist, Euch zu dienen, wenn anders seine erschöpften Kräfte und Mittel ausreichen, Eurem Befehle zu genügen.“

„Du willst den Preis Deiner güldenen Waare recht hoch stellen, Andrea,“ sagte der Erzbischof, und lächelte schalkig. „Ich kenne das schon. Meine Mainzer Juden hatten auch zu Zeiten des Erzbischofs Ruthard kein Geld, bis Emich von Leiningen und Hans vom Trifels ihnen Daumschrauben ansetzten.“

Den alten Pomaria verdroß der Vergleich. Der Scherz war bitter, und der Wink, welcher darin lag, verletzte noch tiefer. Der Kaufmann, seines Gewichtes sich bewußt, richtete seinen etwas gekrümmten Nacken schnurgrade auf, sah scharf in das zugekniffene Fuchsauge und sagte:

„Wir sind freie Leute im Lande, Herr Erzbischof, denen Daumschrauben nur nach Urtel und Recht, nicht nach Willkür, anzusetzen sind; Juden aber verriethen den Heiland; wir sind gute Christen und keines Verraths uns bewußt. Doch, denke ich, gereicht uns der Vergleich nicht zur Schande, da Ihr Euch mit Ruthard verglichet, den die Schmach des Mordes, der Treulosigkeit und schnöder Gewinnsucht traf. Die Chroniken lügen nicht, wie Ihr wisset! —“

Es war gerade, als hätte man siedendes Wasser über den Erzbischof gegossen, so übergoß ihn eine Gluth. Es lagen in des Kaufmanns Worten so viele giftige Spitzen, die tief eindrangen in's wunde Fleisch, daß eine drastische Wirkung nicht ausbleiben konnte. Der Trotz auf das Freiseyn berührte empfindlich. In ihm kündigte sich auf's entschiedenste das Bewußtseyn der Unentbehrlichkeit an; aber die Anspielung auf den Judasverrath, an Ruthard's Schmach, schlug tiefer noch in das Gewissen, denn der Fürst der Kirche und des Reiches mochte unwillkürlich an Adolph von Nassau denken. Einen Augenblick war er verwirrt. Bald ordneten sich seine Gedanken wieder, und er sagte:

„Pomaria, Du stehest Deinem Landesherrn und dem Würdenträger der Kirche gegenüber, vergiß das nicht, und poche nicht auf den vollen Geldsack. So wenig er vor Thorheit und Frevel schützt, so wenig ist er eine Brustwehr gegen verdiente Strafe. Brechen wir kurz ab. Hast Du Geld? Ich brauche viel!“

„Wenn das ist,“ sagte der Kaufmann, „so kann ich nicht helfen.“

„Wir kennen uns, Andrea,“ lachte der Erzbischof einlenkend und seinen Zorn bemeisternd. „Du willst hohe Zinsen und einige Vortheile. Sag' an, wie lautet Dein Vorschlag?“

„Ich vermag kaum etwas zu leisten,“ versetzte der Kaufmann, „denn meine Baarschaft floß in Euren Säckel, als Ihr für Adolph von Nassau warbt; doch könnten vielleicht meine Vettern helfen; aber —“

„Bis zum Schwanze ist das Füchslein sichtbar,“ rief Gerhard von Mainz mit satyrischem Lächeln aus; „warum hältst Du das zurück?“

„Weil acht pro cento Zinsen daran hängen, gnädigster Herr.

Ihr sehet, ich gehe in Eure Scherzrede ein, wenn sie auch bitter ist." So sprach **Pomaria**.

„Nicht zu läugnen ist seine Wahrheit, und der bittern Wahrheiten giebt es mehr, als der süßen. Die Zinsen seyen Dir zugestanden, da mir die Noth im Nacken sitzt und wie ein wilder Reiter spornt. Was war das für ein „**Aber**," das des Schwanzes Spitzchen zierte?"

„Es betrifft mich, gnädigster Herr; ich bin alt, gebrechlich, und für die Kriegsläufte nicht mehr geschickt, den **Stab des Schultheißen** zu führen. Daher wünschte ich, als Lohn langer Treue, daß Ihr das Amt meinem ältesten Sohne, **Giambattista**, in Gnaden verliehet."

„Das ist also noch eine Bedingung des Geldes?"

„Erlaubt, das zu bejahen."

„Es sey! Dein Sohn soll noch heute von mir beliehen werden mit dem Amte."

„Noch Eins, gnädigster Herr!"

„Ist das Schwänzlein noch nicht zu Ende?"

„Entfernt den **Brömser** von der Burg! Mein Sohn und er sind alte Feinde! Was sollt' es geben, wenn er in **Bingen**, dieser in **Klopp** zu befehlen hätten?"

„Du verlangst Ungehöriges, **Andrea**; **Brömser** ist ein wackerer Degen. Er bleibt hier in **Klopp** und Dein Sohn in **Bingen**. Er mag lernen, sich dem **Edlen** fügen. Merk' Dir das, und gehe zum **Kanzler**, die Sache zu beenden."

(Fortsetzung folgt.)

David Tenier's „Gott der Ehe."

David Tenier wurde im Jahre 1610 zu Antwerpen geboren und zwar in dem Atelier (Werkstätte) seines Vaters, welches zugleich als Wohn- und Schlafzimmer diente. Schon aus der Wiege sah der kleine David zu, wie sein Vater malte, und als er vier Jahre zählte, war der Pinsel sein liebstes Spielzeug, womit er einmal ein fast vollendetes Gemälde seines Vaters so überschmierte, daß es verloren war. Als der berühmte Rubens einmal den kranken Vater Tenier besuchte, machte er sich das Vergnügen, dessen beide Söhne, Abraham und David, bei der Arbeit zu beobachten. Abraham fuhr zu malen fort, ohne daß ihn die Anwesenheit des Rubens beunruhigt oder gestört hätte; David aber war sichtlich bewegt und so erschüttert, daß der Pinsel seinen Händen entfiel. Rubens nahm diesen auf und malte an dem begonnenen Werke des jungen David weiter, indem er ihn mit freundlichen Worten ermunterte, ihm treffliche Lehren gab und jedem Pinselstrich eine Erklärung beifügte. Alles, was er sagte, prägte sich tief in den jugendlichen Geist Davids ein und wurde befruchtend für ihn. In späteren Jahren pflegte er öfters zu sagen: „Ich verdanke mein Talent der Natur, meine Liebe zur Kunst dem Vater, und meine Vervollkommnung dem **Rubens**." David hätte auch den **Brauwer** nicht vergessen sollen. Im fünfzehnten Jahre malte er schon die Landschaften in den Genrebildern seines Vaters, dem er zu einer großen Stütze wurde und dessen Gemälde er in Brüssel und Amsterdam, wohin er auf einem Esel zu reiten pflegte, verkaufte. Auf einer dieser Kunstreisen begegnete er einem 18jährigen, sehr ärmlich gekleideten jungen Manne, welcher ihn fragte, wo dieser Esel hin wolle? Er antwortete: „Er geht den Weg der andern Esel." Diese Antwort gefiel dem Fragenden, welcher Adrian Brauwer war, und sie setzten ihre Reise nicht nur gemeinschaftlich fort, sondern wurden auch die besten Freunde und kehrten zusammen nach Antwerpen zurück.

Nachdem David sich mit seinem Bruder Abraham entzweit hatte, verlegte er sein Atelier in die Nähe der Cathedrale. Brauwer arbeitete darin und David hatte diesem genialen, leider aber nicht sehr fleißigen und am liebsten in der Schenke verweilenden Künstler viel zu verdanken. Die äußerliche Lage Teniers war nicht glänzend, und er sah sich genöthigt, seine Gemälde oft um geringen Preis zu verkaufen; auch hatte sein Talent noch keine entschiedene Richtung genommen und schwankte, ob es bei der Genremalerei verbleiben oder der historischen sich zuwenden sollte. Erst mit seinem zwanzigsten Jahre ging ihm ein glücklicher Stern auf, indem Erzherzog Leopold, welcher ihn bei Rubens kennen gelernt hatte, ihn zu seinem Hofmaler ernannte. Bald darauf fertigte er ein Bild, welches viel dazu beitrug, seinen Namen berühmt zu machen, und dessen Geschichte wir hier erzählen wollen.

Ein reicher Edelmann aus dem Gefolge des Erzherzogs stand im Begriff, sich zu verheirathen, und bestellte bei David Tenier ein Bild des **Hymen**, des Gottes der Ehe. Da der Maler das lebhafte und leidenschaftliche Temperament des Edelmannes kannte, so nahm er sich vor, alle Mittel der Kunst aufzubieten, um ihn zu befriedigen. Er ahmte daher die Lieblichkeit des Albano und das Kolorit des Rubens nach, und so wurde sein Hymen zu einem wahren Adonis; man konnte keine edleren Züge, kein reizenderes Lächeln sehen, und selbst die Fackel des Gottes verbreitete ein strahlendes Licht. Am Tage vor der Hochzeit ließ Tenier den Edelmann in sein Atelier kommen, zeigte ihm das Bild und sagte: „Sie werden wohl mit meiner Arbeit zufrieden seyn, denn ich habe nichts unterlassen, um den Gott, der Sie beglücken soll, so reizend als möglich zu machen." Der Edelmann erwiederte: „Die Arbeit ist gut und ehrenwerth, doch finde ich den Ausdruck des Bildes nicht reizend genug, und muß gestehen, daß ich mir den Gott viel herrlicher, anmuthiger und strahlender denke." Der Maler, welcher nicht auf den Kopf gefallen war, gerieth in keine Verlegenheit und entgegnete: „Sie mögen Ursache haben, mit meinem Gemälde nicht zufrieden zu seyn. Es ist noch nicht trocken und die Farben treten, wie bei allen bessern Malern, erst mit der Zeit recht heraus. Ich behalte es in meinem Atelier, lasse es gehörig trocknen, helfe auch, wo es mir nöthig scheinen könnte, ein wenig nach und stelle Ihnen nach vier Wochen mein Bild wieder vor. Sie haben dann mehr Zeit und Muße, es zu betrachten, und wann es Ihnen alsdann nicht gefällt, so ist dabei wenig verloren und es bleibt mein Eigenthum." Der Edelmann war dies wohl zufrieden und entfernte sich, um zu seiner schönen Braut zu eilen. Sie war eine Flamänderin aus spanischer Raçe und würdig des Pinsels eines Rubens und eines Murillo. Tenier ließ die Flitterwochen der Neuvermählten ganz ruhig vorübergehen und verfügte sich dann mit seinem Hymen zum Edelmann. Dieser betrachtete ihn mit Verwunderung und sagte dann: „Sie haben Recht gehabt, mein Freund! Ihr Bild hat an Glanz und Frische viel gewonnen. Doch muß ich Ihnen sagen, daß es nicht Hymen ist, den Sie gemalt haben, sondern Amor. Hymen ist ein ernster, ruhiger und besonnener Gott, Amor ein schalkhaft lächeln-

der und schwärmerischer. Ihr Hymen ist der rechte nicht, denn Sie haben ihm zu viel geschmeichelt und ihn allzu verschwenderisch mit holdem Liebreiz ausgestattet. Mir will er nicht recht gefallen." Tenier bemerkte ganz ruhig: „Ich verstehe schon. Als Sie den Hymen noch nicht kannten, da war Ihnen mein Bild nicht warm genug, und jetzt, da Sie ihn kennen, ist es Ihnen zu warm und zu reizend. Mein Gemälde ist dasselbe geblieben, aber die Augen, mit denen Sie es betrachten, das Gefühl, womit Sie es aufnehmen, sind anders geworden. Nur in Ihnen, nicht an meinem Werke, ist eine Veränderung vorgegangen."

Der Edelmann wollte dies nicht zugeben und war bereit, die geforderte Summe zu zahlen und das Bild zu behalten; aber der Maler nahm es wieder mit in sein Atelier, um noch Einiges daran zu ändern. Dies geschah wirklich, und so entstand ein Meisterstück ganz eigener Art, welches, aus der Ferne betrachtet, ungemein lieblich und reizend, aber, wenn man ihm näher trat, minder schön und minder warm erschien. Dieser Effekt lag in einer höchst kunstvollen Berechnung der Perspective. Das Bild ermangelte nicht, Aufsehen zu machen; alle Welt wollte es sehen, und der Erzherzog Leopold kaufte es um einen hohen Preis für seine Galerie. Es wurde an einen erhöhten Platz gestellt, zu welchem mehrere sehr glatte Stufen führten. Wenn man sich ihm näherte, ward man durch die Schönheit und Anmuth aller Züge überrascht, und wenn man die Stufen hinanstieg, um es ganz in der Nähe zu beschauen, verlor es einen großen Theil seiner Frische und Lieblichkeit. Dies ist die kurze Geschichte jenes berühmt gewordenen Gottes der Ehe von David Tenier aus Antwerpen. M.

Mannichfaltigkeiten.

(Frankfurt a. M.) Wie man aus München vernimmt, wird das für unseren berühmten Landsmann Göthe bestimmte Monument von Schwanthaler im August d. J. nach Frankfurt a. M. gelangen und demnach wohl im nächsten Herbste aufgestellt und enthüllt werden. Was den Platz, den es einnehmen soll, betrifft, so ist dieser noch immer unbestimmt. In einer am 20. d. Mts. gehaltenen Generalversammlung des Göthe-Comité's wurde demselben eröffnet, daß Hoher Senat den von ihm nachgesuchten Platz vor dem Theater nicht bewilligt habe. Diese Ablehnung mußte um so unwillkommener erscheinen, als bereits in Folge früherer Berathungen sich herausgestellt hat, daß dieser Platz für besagten Zweck der geeignetste ist und als auch Schwanthaler demselben vor allen andern den Vorzug eingeräumt hat. In genannter Versammlung vom 20. d. M. wurde nach abermaligen Besprechungen der Frage, welche Plätze wohl geeignet seyn könnten, das Göthe-Monument aufzunehmen, der Beschluß gefaßt, an Hohen Senat eine weitere Eingabe zu machen, in welcher die in Rede stehende Angelegenheit allseitig erörtert und gründlich nachgewiesen würde, was für oder wider andere etwa noch in Aussicht stehende Plätze geltend gemacht werden könnte; jedoch sey nochmals unter specieller Motivirung der Gründe auf den Theaterplatz, als den jedenfalls passendsten, zurück zu kommen, und eine der Stadtallee näher gerückte Placirung des Monumentes, als die Wagencirculation wohl minder störend, vorzuschlagen. Man sieht demnach einem weitern Erlaß der Behörden entgegen und hegt noch immer die angenehme Hoffnung, den Theaterplatz dem Göthe-Monumente nicht verloren zu sehen.

Als ein Herr Miene machte, vor dem Brandenburger Thore in Berlin auf einen der dort haltenden Charlottenburger Wagen zu steigen, rief ihm dessen Kutscher zu: „Ne, jnädiger Herre, uf meinen nich, meiner is vull, aberscht dahinten der Schimmel, des is mein Vater, steigen Se man ruffer, da is noch Platz!"

Die Gesammtausgabe der Werke des Freihrn. v. Auffenberg (Intendanten des Hoftheaters in Karlsruhe) sind in Oesterreich verboten worden.

Korrespondenz.

München, 17. Jan.

Während in einigen nichtkatholischen Städten Süddeutschlands das Carnevalleben mehr und mehr sich auszubilden und an wirklichem Humor reicher zu werden scheint, indem es allmälig in die Masse des Volks eindringt, hört man hier, dem Sitz des Katholizismus par excellence, von Jahr zu Jahr größere Klagen über den Verfall des Carneval, den selbst unsere lebenslustigen Künstler nicht kurzweiliger machen, als es im Interesse der allgemeinen Geselligkeit zu wünschen wäre. Die Ursache davon zu ergründen, möchte in manchen Beziehungen nicht ohne Interesse seyn. Selbst die maskirte Akademie im Odeon ist von der überall herrschenden Langeweile nicht frei. Zu den das größere Publikum beschäftigenden besonderen Fällen unseres Carnevallebens gehört ein bedeutender Pretiosenverlust, den eine vornehme Dame auf dem ersten Hofballe erlitten. Man erzählt die Sache auf vielerlei Weise; doch scheint so viel richtig, daß das sehr werthvolle Geschmeide erst kurz vor dem Augenblick vermißt wurde, wo die Dame ihren Wagen besteigen wollte. Es ist ein sehr namhafter Preis für den Finder des Schmucks ausgesetzt worden, ohne übrigens bis jetzt zu dem gewünschten Erfolg geführt zu haben. Nicht minder kläglich sieht es mit unserem Theaterwesen aus, wenigstens, wenn man allgemein umgehenden Gerüchten nur theilweise Glauben schenken will. Intriguen aller Art sollen an der Tagesordnung seyn und wenn nicht bald ein energischer, mit fester Hand durchgreifender, gewandter Nachfolger die Zügel der Verwaltung ergreift, so möchten für dieses Institut für die nächste Zeit keine glänzenden Aussichten vorhanden seyn. So, will man wissen, tragen lediglich Coulissen- und Schauspieler-Intriguen die Schuld an der vollkommenen Niederlage, welche Laube's Monaldeschi betroffen.

Theater-Anzeige.

Montag, 22. Jan. Jakob und seine Söhne in Egypten, musikalisches Drama in 3 Abth., nach A. Duval, Musik von Mehul. — Vorher geht: Neueste Symphonie von Heinrich Esser.

Wegen andauernder Unpäßlichkeit mehrerer Mitglieder findet die Aufführung der auf Montag, 22. Jan. angekündigten Oper: Das Osterfest zu Paderborn, Mittwoch, 24. Jan. zum Vortheil des Componisten Hrn. Aloys Schmitt und mit aufgehobenem Abonnement statt.

Redakteur: J. L. Heller. — Druk und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 24. Mittwoch, den 24. Januar 1844.

Die Nacht von Bingen.

Novelle.

(Fortsetzung.)

Obgleich die Weisung, sich zu entfernen, kategorisch genug war, so schien doch Pomaria nicht große Lust zu haben, sie zu beachten.

„Ihr habt wohl Recht, gnädigster Herr,“ hob Pomaria wieder an, und drehte seinen grauen Filzhut in den Händen; „aber es ist wohl leichter gesagt, als gethan. Brömser ist ein wilder Mensch, der rohe Gewaltthat nicht scheut, wenn es gilt, seinen Willen durchzusetzen oder sein Gelüsten zu befriedigen. Die Feindschaft der Beiden ist nicht eben von heute.“

„Ihr reichen Kaufleute macht euch aber auch gar leicht patzig,“ rief, noch eingedenk der verletzenden Worte des alten Kaufherrn, der Erzbischof. „Am Ende verlangt Ihr, die Ihr doch bebt, wenn Ihr eine Schwertklinge sehet, der Ritter solle Euch huldigen.“

„Euer fürstlich Wort in Ehren,“ versetzte nicht ohne bitteres Gefühl der Kaufherr; „aber wisset Ihr nicht, wie mein Giambattista bei Göllheim mitfocht; daß er es war, der Adolphs Fall begünstigte, als er des Pferdes Vorderfüße durchhieb? Er zitterte nicht vor einer Schwertklinge, sondern führte sie wacker, das müsset Ihr selber bezeugen.“

„Ich weiß! Ich weiß!“ rief ärgerlich der Erzbischof. „Mußt Du mich denn immer wieder an den Adolph erinnern? —“

„Verzeiht, wenn ich einen wunden Fleck traf,“ bat der Kaufmann; „es war meine Absicht nur, mich gegen falsche Voraussetzungen zu wahren.“

„Es mag das Alles seyn,“ versetzte der Würdenträger der Kirche; „aber Brömser bleibt hier. Er ist mir treu, das wiegt Alles auf.“

„Wie lange?“ fragte Pomaria listig.

„Wenigstens so lange, als ich ihm seinen Sold zahle. So liegt also das „Wie lange“ in meiner Hand. Es kann nicht seyn! Lieber halte Dein Geld und laß Dir's von Albrecht rauben!“ Ueber des Erzbischofs Stirne zog eine Wolke. Die Ader schwoll. Sein zugepreßter Mund zuckte. Pomaria kannte so gut diese Vorzeichen eines heftigen Sturmes, als die Schiffer am Rheine die am Abend- oder Morgenhimmel.

„So will ich es lieber in Eurer Hand wissen,“ sagte er, und verbeugte sich tief. „Habt Ihr Eurem Cancellarius geboten, die Urkunden aufzusetzen?“

„Geh,“ herrschte ihm der Churfürst zu, „Du findest ihn im Vorgemache. Mach' mit ihm die Sache zu Ende!“

Er drehte dem Kaufmann den Rücken, und dieser zog sich schnell zurück, froh, dem Sturme entronnen zu seyn.

„Vermaledeiter Schächer!“ rief zornig Gerhard von Eppstein aus, als der Kaufmann sich entfernt hatte. „Das ist eine recht italische Molchsnatur. Keck wird das Krämervolk über die Maßen, seit sie ihre Kraft gefühlt, und, auf ihre Goldstücke sich stellend, wollen sie hinaus über den Adel. Trotzt mir der Strolch!? Wagt es, mir spitze Worte zu geben! O, braucht' ich jetzt Dein Geld nicht, ich wollte Dir Moses und die Leviten gelehrt haben!“ Er trat an's Fenster des hochgewölbten Saales und blickte über den Rheingau hinaus. Ein Seufzer stieg aus seiner Brust auf. „Adolph, Adolph!“ rief er, „warum ließ ich Dich fallen und hob den tückischen Albrecht? Jetzt beginne ich die reife Frucht meiner Saat zu ärnten. Wie bald wird er nahen und den schönen Gau verwüsten? —“ Er schwieg, und sein Auge fiel auf die Abtei Johannisberg, die aus dem Golde der Sonne hervorleuchtete. Der Erzbischof seufzte tief auf. „Sollt ich Ruthard's Loos theilen und fliehen müssen? —“

In diesem Augenblicke trat Ritter Brömser ein.

„Glaubt Ihr, daß dies Schloß gegen Albrechts Waffen sich halten kann?“ fragte er ihn.

„Es ist noch eine Jungfrau,“ lachte der Brömser. „Ich werde ihr den Kranz nicht rauben lassen!“

„An Eurem Muthe zweifle ich nicht,“ sagte der Erzbischof.

Woran denn sonst?“ fragte der Brömser.

„An der Kraft der Mauern!“

„Herr Erzbischof,“ rief der rohe Ritter, „ich habe nichts dagegen, wenn Ihr an der Macht Eures Segens und Eurer Formeln zweifelt, aber nicht an der Festigkeit dieser Mauern dürft Ihr Zweifel hegen. Sie sind felsenfest. Sorgt mir nur noch für Reisige, so mag der Oesterreicher kommen!“

„Und wenn ich denn nun auch käme, hier Zuflucht zu suchen?“

„Das wäre mir nicht lieb,“ sagte ernst der derbe Brömser, „oder Ihr müßtet denn gar nicht befehlen wollen, sondern nur gehorchen, und zwar mir. Wo Zweie Befehle geben,

da gehorcht selten der Dritte, und ist das in einer belagerten Burg, so lacht der Feind in's Fäustchen; denn er findet offene Pforten. Bleibt, wo Ihr wollt, nur hier laßt mir freie Hand und Ruhe."

Der Churfürst zwang sich, zu lächeln. „Nun," sagte er, „es wird sich Alles finden."

Die Thüre ging auf, und Pomaria mit dem Cancellarius trat herein. Dieser hatte die Urkunden bereits gefertigt bis auf die Bedingungen. Der Erzbischof unterzeichnete und siegelte, und befahl alsdann, den jungen Pomaria zu holen.

Des Brömser's Gesicht wurde bleich vor Grimm. Er wollte sich entfernen; aber der Erzbischof nöthigte ihn, zu bleiben. In der Pause steckte Pomaria die Urkunden in sein Wamms. Giambattista erschien mit dreien Dienern, welche die Geldsäcke trugen. Der Kanzler zählte und strich ein, und als dies geschehen war, belehnte der Churfürst den jungen Mann mit der Schultheißenwürde zum größten Aerger des Ritters Brömser und zum nicht kleinen Triumphe des jungen, wie des alten Pomaria. Es war noch früh am Tage. Der Erzbischof trug Lust, die Gefühle, die ihn, seit er mit Pomaria verhandelt, durchwogten, in ächtem, altem Johannisberger zu ersäufen. Daher lud er alle Anwesende zu einem Trunke ein. Der Wildgraf Raup von Kyrburg, der Mörder Adolphs von Nassau, war auch noch in der Burg. Er hatte derweile die Mauern und Thürme betrachtet, und trat jetzt ein, um dem Erzbischof seine Zufriedenheit mit ihrer Tüchtigkeit zu äußern.

Als er Giambattista Pomaria erblickte, drückte er ihm die Hand mit einem bedeutsamen Blicke. Er erinnerte sich an Adolphs Fall bei Göllheim.

Der Erzbischof, der das sah, fuhr mit der Hand über die Stirne, als wolle er die Reihe der Vorstellungen wegtilgen, die sich an diesen Umstand knüpften. Die Becher kreisten, aber die Unterhaltung war und blieb stockend, bis endlich der Erzbischof aufbrach, um gen Mainz zu reiten.

(Fortsetzung folgt.)

Sieg der Civilisation im beendeten Zweikampf.

Errungen nach Jahre langem Kampfe scheint endlich der Sieg über ein veraltetes, tief eingewurzeltes Vorurtheil, von dem man sich seit Jahrhunderten nicht zu trennen vermochte. Lange schon kämpften Vernunft und Rechtsgefühl und der geläuterte Begriff wahrer Ehre gegen einen aus der grauen Vorzeit des Faustrechts auf uns übergegangenen Gebrauch und Sitte, worin sich die mit der Civilisation unserer Zeit in schroffem Widerspruch stehenden Spuren wilder Rohheit bekundeten. Dieser Gebrauch, diese Sitte, oder richtiger bezeichnet, „Unsitte", ist der Zweikampf, worin zwei Menschen sich gegenseitig zu verwunden oder zu morden verbinden, weil sich einer durch den andern beleidigt wähnt! Schon das natürliche und moralische Rechtsgefühl spricht sich mit Abscheu und Entsetzen gegen eine so scheußliche Unbill und Verbrechen aus, dem auch die positiven Gesetze aller cultivirten Länder den Stab brechen, und dennoch — wer sollte es glauben und für möglich halten — fielen bis hierhin, und zwar mitunter zwischen Menschen, denen man Cultur und Bildung nicht absprechen kann, Zweikämpfe vor, die dem auf niederer Culturstufe stehenden Uebertreter zwar nicht zur Entschuldigung, aber doch zum Vorschub dienten und allerdings eine mildere Beurtheilung für denselben zulassen, wie für den Mann von höherer intellectueller Bildung. Dringen wir nun zur näheren Erforschung der Grundursache des Uebels tiefer in die Natur des Zweikampfs ein, so ist wohl nicht zu läugnen, daß mißverstandene Begriffe von Ehre und Muth häufig Veranlassung dazu gegeben haben. Indessen hat es doch zumal in neuerer Zeit mit der zunehmenden Cultur an berichtigenden Aufklärungen und Belehrungen über den Begriff wahrer Ehre und ächten Muthes nicht gefehlt; die achtungswerthesten Männer haben sich mit überzeugender Klarheit darüber ausgesprochen und gezeigt, daß dem Duell oft sogar Feigheit und immer eine das Gesetz und die Moralität mißachtende Ehrlosigkeit zu Grunde liegt. — Die Vertheidiger des Zweikampfs haben auch diese Wahrheit nicht zu elüdiren vermocht, ja nicht anzutasten gewagt und durch ihr Schweigen beurkundet, daß oft ganz andere Motive, daß unedle Leidenschaft, Haß, Bosheit und niedere Rache, die Befriedigung und keine Versöhnung will, in vielen, vielleicht den meisten Fällen des Zweikampfs zu Grunde liegen, und von diesem Gesichtspunkte aus erscheint das Duell in noch weit scheußlicherem Lichte und verdient als ein Verbrechen bezeichnet und gleich andern criminellen Vergehen dieser Art bestraft zu werden.

Die Wichtigkeit des Gegenstandes und die beklagenswerthen Erfolge einiger in der letztern Zeit vorgefallenen und zur allgemeinen Kenntniß gekommenen Duelle auf deutschem Grund und Boden haben die Aufmerksamkeit des ganzen großen Publikums auf sich gezogen und gewiß in der Brust eines jeden Rechtlichdenkenden den dringenden Wunsch einer gründlichen Abhülfe hervorgerufen. In dieser Hinsicht hat kürzlich ein hochachtbares Mitglied der großh. badischen ersten Kammer der Stände sich bewogen gefunden, in der zweiten Sitzung eine eben so gründliche und erschöpfende, das Uebel bei der Wurzel erfassende als mit Ruhe und Unbefangenheit abgefaßte Motion zu stellen, in Folge deren zu hoffen steht, daß durch Einführung von Ehrengerichten von Staatswegen (denn privatim wurden solche schon früher öfters in Anregung, aber nicht in Ausführung gebracht) dem Unfug des sich selbst Rechtschaffens durch mörderische Waffe künftig ein Ziel gesetzt und dieses den Gesetzen der Moralität, der Vernunft und Civilisation entsprechende Auskunftsmittel in allen deutschen Gauen Nachahmung finden werde. — In Nordamerika hat man den Zweikampf denjenigen Verbrechen beigesellt und gleich gestellt, auf welchen die Strafe der Infamie haftet; ja, man geht dort noch weiter, indem man den Duellanten als Uebertreter der heiligsten Gebote einem verrückten Menschen gleich achtet und ihm einen temporairen Aufenthalt im Irrenhause anweis't. Dies soll Wunder gewirkt und den Zweikampf in jenem Lande zu den allerseltensten Erscheinungen gemacht haben. Doch, wir Deutsche bedürfen solcher extremen und entehrenden Mittel nicht zur Unterdrückung einer Unbill, deren Fortbestehen im Widerspruch mit dem voranschreitenden Geist unserer Zeit aller besseren Einsicht Hohn sprechen, alle Moralität untergraben und unsere eigene Ehre auf's tiefste compromittiren würde. Nein, die Zeit des Triumphs der Civilisation über Rohheit und Finsterniß ist auch in der Beziehung hier — wir hoffen

es mit Zuversicht, und glauben in dem oben beregten Antrage inmitten einer deutschen Ständekammer einen Beleg und Gewähr dafür zu finden — erschienen, und wird — täuschen wir uns nicht sehr — bei der erlangten klareren Ansicht und dem hohen deutschen Sinne für Tugend und wahre Ehre sicher nicht rückwärts, sondern immer mehr vorwärts schreiten.

Dem 15jährigen Turner
als Antwort auf seine Mahnung für Friedr. Ludw. Jahn.
(Didaskalia Nro. 21)

Wir kennen noch den deutschen Freiheitssänger,
Der heldenkräftig-kühn das Banner schwang
Der Jugendschaar, die muthig den Bezwinger
In eiler Hast vom deutschen Boden drang. —
Wir schlagen tief beschämt die Augen nieder,
An heil'ge Schuld gemahnt, durch Jünglings-Wort. —
Doch Sänger, du, gesinnungsvoll und bieder,
Die Leier nimm — und singe fort und fort!

Dein Saitenklang tönt mir im Herzen wieder —
Wie Donner hallt es in der Seele jetzt:
„Dem eitlen Wahn entsagt ihr deutschen Brüder,
„Daß einst ein Stein auf's Grab die Schuld ersetzt."
Dem Vater Jahn als Dank- und Liebeszeichen
Gib, deutsche Hand, den heim'schen Herd zurück;
So lang er lebt, bleib' fernerhin sein eigen
Der Felsensitz — sein einzig Lebensglück!

H. J. *)

Mannichfaltigkeiten.

Viele Einwohner Berlins haben seit Neujahr her unfrankirte Briefe mit der Stadtpost erhalten, die bei der Eröffnung sich als ein leeres Blatt Papier erwiesen, ohne Schrift und Unterschrift. Man sollte es nicht glauben, daß auch diese Briefschreiberei auf einer Speculation gewisser Tagediebe beruht. Wenn sie nämlich auf einmal eine Anzahl solcher Briefe auf einer Briefsammlung, die gewöhnlich von Kaufleuten und Tabackshändlern gehalten wird, abgeben, so pflegen sie gewöhnlich eine Düte mit Schnupftaback oder dergl. als Douceur zu bekommen. Da suchen sie denn nun alle alte Papierschnitzel, die sie auftreiben können, zusammen und machen Briefe daraus und verursachen den Leuten Porto, im eigentlichen Sinne, um einer Prise Taback willen.

(Chur, 15. Jan.) Hier ist der Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit, Theilnahme und Berathung dermal das benachbarte unglückliche Feldsberg oder, wie in neuester Zeit geschrieben wird, Felsberg, dessen bevorstehender völliger Untergang durch einen Bergsturz nicht mehr zweifelhaft und dem nur der Tag noch unbekannt ist, wo es unter den herabstürzenden Massen erliegen wird, deren Umfang nach gemachten Berechnungen auf mehr denn 20 Millionen Kubikschuh geschätzt wird, und deren höchster Gipfel wohl 3000' ob der Ebene emporsteigen mag. Da liegt es, in gerader Linie wohl nicht viel über eine halbe Stunde von hier entfernt, und neben ihm hebt sich zur Seite, uns im Profil sichtbar, der furchtbare Nachbar in beinahe senkrechter Richtung bis zu den Wolken empor, um darauf noch eine Weile (in keinem Falle über nächstes Frühjahr hinaus) drohend herabzublicken und es dann auf ewig unter seinen Felstrümmern zu begraben. Diese Woche wird die Bürgerschaft über die Frage abmehren: ob die Stadt den unglücklichen Bewohnern (etwa 500 Seelen), welchen die nächstliegende Gemeinde Ems den bequemsten und tauglichsten Anbauplatz abgeschlagen hat, einen Raum von 10,000 Klafter für 100 Wohnungen auf ihrem Gebiet unentgeltlich abtreten und fernere Hülfe zu dieser Uebersiedelung gewähren wolle; wobei sich für jenen Hauptgrundsatz doch hoffentlich eine Mehrheit ergeben, über manche andere dabei eintretende Frage aber, namentlich über die eigentliche Einverleibung in die Stadtgemeinde, bedeutende Widersprüche zur Erledigung kommen werden, die einen heißen Kampf von Meinungen und Interessen hervorrufen müssen. Alles ist auf den Ausgang im höchsten Grade gespannt, denn von ihm hängt vorzüglich das Schicksal jener unglücklichen Bevölkerung ab, welche, hier abgewiesen, in ihrer Gesammtheit keinen andern möglichen Ausweg mehr finden kann, sondern sich im Einzelnen da und dorthin zerstreuen müßte.

Das zu Siegen erscheinende „Deutsche Bürgerblatt" schreibt aus Bielefeld: In einem unbedeutenden Injurienproceß zwischen zwei eximirten Personen verurtheilte in diesen Tagen das hiesige Land- und Stadtgericht die eine zu 20 Thaler Strafe. Eine Appellation an das Oberlandesgericht zu Paderborn blieb für dieselbe ohne Erfolg, dafür aber erhielt sie eine Kostenrechnung von 43 Thalern, eine Summe, welche das Doppelte der ganzen Strafe übersteigt.

(Berlin, 16. Jan.) Daß wir den Dresdner Sänger Moriani, der nun schon längere Zeit hier ist, noch nicht in der italienischen Oper der Königsstadt zu hören so glücklich waren, soll an der ganz exorbitanten Forderung desselben liegen. Man spricht von 200 Frds., die er für jedesmaliges Auftreten verlangt. Hr. Direktor Cerf soll ihm vergebens die Hälfte der Einnahme bei verdoppelten Preisen angetragen haben. Wir sind große Freunde der Vocalmusik, würden aber bei solchen Forderungen gern auf den Morianischen Gesang verzichten.

Auf dem Rücken eines Kameels durchwandert jetzt der deutsche Dichter Stieglitz Albanien, und macht allgemeines Aufsehen durch seinen großen Bart.

(Vom Neckar, im Jan.) Der amtliche Widerspruch des C. Harms in Kiel gegen die Mäßigkeits- oder vielmehr Enthaltsamkeits-Vereine, welchen politische Blätter mittheilen, hat Manchen nicht wenig befremdet. Die Sache gründlich und in der Nähe betrachtet, konnte Harms, der nichts weniger als ein Kopfhänger ist, als Mann des Volks und der Kirche nicht anders handeln. Einsender dieses hat selbst Harms

*) Das obige Gedicht ist uns von dem Vorsteher der hiesigen Turnanstalt, Hrn. Aug. Ravenstein, mit dem Bemerken zur Veröffentlichung übergeben worden, daß der Einsender, ein Freund der Turnkunst, zugleich einen angemessenen Geldbeitrag für Jahn beigefügt habe. Die Red.

sagen gehört, da einmal in Holstein der Wein theuer, das Bier meist schlecht sey, so sey es für die Bauern, welche von ihren zerstreuten Höfen in die Kirche zusammen kommen, in der naßkalten Luft besser, sie trinken, während sie auf den Anfang des Gottesdienstes oft lange warten, einen Kelch Branntwein.

(Heidelberg, 19. Jan.) In dem zu dem hiesigen Oberamte gehörigen Marktflecken Leimen hat sich dieser Tage ein höchst trauriger Beleg für die Wahrheit ergeben, daß man allgemein und von Bundes wegen gegen das gefährliche Spielen auftreten solle. Da Sie dieser wichtigen Aufgabe schon mehrere Artikel gewidmet haben, so theile ich Ihnen den Fall mit. Ein sonst braver, stiller und fleißiger Bürger spielte nämlich seit langen Jahren in der Speyerer Zahlenlotterie. Allein das Glück wollte sich ihm nicht zuwenden. Er machte Schulden, um mit dem geliehenen Gelde das Glück für sich zu gewinnen. Vergebens! Zuletzt lieh er zu Mannheim bei einem Juden noch 300 Gulden, und zog damit nach Speyer, um dort dem Lotto das letzte Opfer zu spenden. Allein unerbittlich blieb dieser Götze; die 300 fl. waren auch verloren! Von da geht er weg, aber nicht nach Hause, sondern in die Fluthen des Rheins, in welchen er aus Verzweiflung sich den frühen Tod gab. Er hinterläßt ein schönes, aber überschuldetes Vermögen und eine tiefbetrübte Wittwe mit mehreren unmündigen Kindern.

(Frankfurt a. d. O., 14. Jan.) Der Magistrat und das Stadtverordneten-Collegium zu Frankfurt a. d. O. haben zu Anfang dieses Jahres den Elementarlehrern ihrer Stadt ein reiches Opfer gebracht und dieselben durch bedeutende Gehaltserhöhung hoch erfreut und beglückt. Beinahe 1000 Thlr. sind unter die Lehrer so vertheilt worden, daß viele von ihnen vom Neujahr 1844 an ein jährliches Gehalt von 400 und 300 Thlr. beziehen, und denen, deren Gehalt für jetzt nur erst auf 225 bis 275 Thlr. erhöht werden konnte, ist die frohe Aussicht eröffnet, auch später mit einem höheren Einkommen erfreut zu werden.

Am letzten Sylvesterabend saß eine reiche Frau in der heitersten Stimmung unter frohen Freunden beim Glase Champagner und stieß auf ein langes Leben an. Aus der Stadt waren die Zeitungen angekommen und das erste Blatt, das der Frau in die Hände fällt, enthält ihre eigene Todesanzeige. Die Leserin wird nun glauben, daß sie wenigstens in Ohnmacht gefallen sey. Daran war nicht zu denken, sie setzte sich sofort an's Clavier und sang die schönsten Variationen zu dem Lied: Freu't euch des Lebens. Die Sängerin war keine andere als — Angelica Catalani.

Ehelicher Dialog.

Er. Ich bin an Zärtlichkeit und Treue noch der Alte,
So wahr ich dieses Licht in meiner Rechten halte.
Sie. Dies Brod vergifte mich, vergaß ich meine Pflicht.
Er. Iß zum Beweis dein Brod. Sie. Iß du zuvor dein Licht.

Korrespondenz.

Höchst a. M., im Jan.

Während hier die Wintertage ziemlich einförmig vorüber gehen, zeigt sich in der Umgegend ein rühriges, rüstiges und fröhliches Treiben, hervorgehend aus Lebenslust, Geselligkeit und Eintracht. Tritt man an einem Sonntagabend in manchen Orten in das Gasthaus, so kann man nicht nur einen Schoppen guten Astheimer erhalten, sondern sich obendrein noch ergötzen an einem schönen Liede, das, von lebhaften und höflichen Burschen des Orts vierstimmig und kunstgerecht gesungen, oft wirklich überrascht und gewaltig contrastirt mit den Gassenhauern — schmutzigen Andenkens — die früher an der Tagesordnung waren und es leider hier und da noch sind. Es bestehen nämlich schon seit längerer Zeit in vielen Orten hiesiger Gegend, namentlich in Heddernheim, Oberursel, Kronberg, Eschborn, Sulzbach rc. Singvereine, die in der Regel von den Lehrern in's Leben gerufen wurden und fortwährend von ihnen erhalten und geleitet werden. Daß diese Institute viel Gutes stiften, ist längst anerkannt; daß sie namentlich zur Veredlung des Gesangs überhaupt und insbesondere zur Verschönerung des Kirchengesanges wesentlich beitragen, bedarf keines weiteren Beweises; daß sie aber auch die Feierlichkeit kirchlicher Feste durch unmittelbare Mitwirkung, durch Aufführung einzelner Lieder und Motette unendlich erhöhen, wird Jeder zugeben, der z. B. am 16. d. M. der Beerdigung eines jungen Mannes zu Sulzbach beiwohnte und beobachtete, welch tiefen Eindruck das von dem dortigen Singverein langsam und leise und mit feierlichem Ausdruck ausgeführte Begräbnißlied auf die Anwesenden machte, und wie sehr es die Gemüther ergriff und die Herzen eröffnete der gehaltvollen, von Hrn. Kirchenrath Bickel gesprochenen Grabrede. Auch ihm, diesem würdigen Seelsorger, der schon vor zwei Jahren sein Dienstjubiläum gefeiert, der dennoch fortwährend rüstig und thätig, gleich einem Jünglinge, Saaten streuet für die Ernte der Ewigkeit, auch ihm brachte der Sulzbacher Singverein in der Neujahrsnacht ein Ständchen. Fast alle Ortsbewohner umstanden die Sänger, um mit ihnen ihrem hochverdienten Geistlichen die Gefühle dankbarer Verehrung, die herzlichsten Wünsche für sein ferneres Wohl darzubringen. Gewiß, solche Stunden sind im Stande, viele traurige Erfahrungen, welche Jeder, der für's Wohl seiner Mitmenschen wirkt, leider zu oft machen muß, in Vergessenheit zu bringen. Möge Hr. Kirchenr. B. noch lange wirken zum Wohl seiner Gemeine, die es erkennt, was sie ihm zu verdanken hat! — Nach den bevorstehenden Pfingstfeiertagen werden, wie bereits bekannt, die meisten Singvereine der Taunusgegenden sich zu einem großen Gesangfest in Königstein vereinigen. Die Lieder, welche daselbst gesungen werden sollen, sind bereits bezeichnet, sie stehen in den beiden ersten Heften von Sprüngli, die überhaupt nur Gediegenes enthalten. Wir dürfen voraussetzen, daß jeder einzelne Verein die nöthigen Einübungen bewerkstelligen werde, und freuen uns daher im voraus auf den hohen Genuß, der uns in Königstein bevorsteht.

T

Auflösung der Charade in Nro. 19.

Modesucht.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 23. Jan. Humoristische Studien, Schwank in 2 Abth., von Lebrün. Hierauf folgt: Das goldene Kreuz, Lustspiel in 2 Abth., frei nach dem Französischen von G. Harrys.

Mittwoch, 24. Jan. (Zum Vortheil des Componisten Hrn. Aloys Schmitt): Das Osterfest zu Paderborn, große heroische Oper in 3 Abth., von Dr. C. Heigel, Musik von A. Schmitt. Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 25. Donnerstag, den 25. Januar 1844.

Die Nacht von Bingen.

Novelle.

(Fortsetzung.)

Das Alles ging jetzt noch ein Mal an des alten Pomaria Seele vorüber, als er in seinem Lehnstuhle saß nach der Stunde der Vesper. Alle die bittern Empfindungen, die des Erzbischofs Worte und das Mißlingen seines Planes, den Ritter Brömser zu entfernen, ihm bereiteten, gingen unter in der Freude über das Gelingen seines Planes mit seinem Sohne und über die glänzenden Geldgeschäfte, die er gemacht. Nur einen Wunsch hatte er jetzt, den, daß Giambattista Maria Ottini zum Weibe nehme, und an den reihte sich der andere, daß Antonio aus Asti heimkehre, ehe der Krieg sich in diese Nähe zöge. Kam er gerade in das Gewirre des Kampfes, so stand die Innung in Gefahr, Alles einzubüßen, was er aus Italia brachte, und das war ein hoher Werth.

Während diese Gedanken seine Seele erfüllten, trat Giambattista herein.

„Setze Dich auf einen Schemel zu mir, mein Sohn," sprach der Greis, und der Sohn gehorchte schweigend.

„Deine kühnsten Wünsche sind heute erfüllt worden, mein Sohn," hob der Greis an. „Du bist eines Amtes theilhaftig geworden, in einem Alter, in dem ich noch nicht daran denken durfte. Morgen werde ich Dich den Schöffen der Stadt vorstellen und den Stab in Deine Hände legen. Daß Du aber auch nun als Glied in unsere Gemeinschaft treten könntest, fehlet noch Eins, Deine Vermählung mit Maria Ottini."

Ueber das Gesicht des bildschönen jungen Mannes zog eine Todesblässe. Der Vater mochte es bemerken; aber schwieg, und ließ ihm Zeit, sich zu sammeln. In Giambattista's Brust begann ein schwerer Kampf. Er liebte Maria Ottini nicht. Zwar war sie schön wie ein Engelbild; aber in ihrer Seele lag Stolz, Herrschsucht, Härte und eine Gluth sinnlicher Leidenschaftlichkeit, wie sie wohl nur unter dem glühenden Strahle einer italischen Sonne reifen mag. Schon als Kinder hatten sich Beide abgestoßen. Maria aber mochte gerne die Bewerbungen Anderer annehmen, und besonders des Ritters Brömser von Rüdesheim. War es eine persönliche Abneigung oder das Bewußtseyn, daß ihre Aeltern sie längst für einander bestimmt; kurz, ihre Herzen entfremdeten sich in späteren Jahren immer mehr. Um Maria's Heftigkeit zu mildern, hatte sie Ottini in das Kloster Rupertsberg gebracht. Dort war sie seit einem Jahre. Giambattista hatte sie nur selten gesehen, aber nie das gefühlt, was das Herz zum Herzen zieht. Und wie hätte das seyn können? Trat ja doch immer zwischen ihn und Maria ein bleiches Bild, das tiefen Schmerz verrieth, ein Bild aus früheren Tagen, ein Bild von jenseits der Alpen! —

„Du schweigst," hob endlich der Alte wieder an. „Ist die Thorheit noch nicht besiegt? Ich glaube, Du würdest aus Dank gegen den Vater, der Alles für Dich that, der sein ganzes Leben nur seinen Kindern weihet, thun, was seine Seele wünscht, was des Hauses Bestehen und Wohlstand heischt. Hab' ich mich betrogen in Dir?"

„O, mein Vater!" seufzte der Sohn.

„Du willst sagen, Du hegest für Marien keine Neigung? Thor! Ist sie nicht das lieblichste Wesen, das Dein Auge sehen kann?"

„Wohl, mein Vater," sprach Giambattista; „aber habt Ihr sie beobachtet? Kennt Ihr ihr Herz? Ihre Denkweise? Habt Ihr ihre Abneigung zu mir erwogen?"

„Weil ihr in kindischer Laune euch nicht verstandet, weil ihr mit einander wohl ein Mal hadertet, solltet ihr in den verständigen Jahren nicht mit einander leben können?" rief der Vater. „Toller Wahn! Deine Mutter liebte mich auch nicht; ich sah wohl auch eine Andere lieber; aber ich gehorchte meinem Vater, und nie war eine Ehe glücklicher, als die unsere. Traurig, daß sie der Tod so frühe trennte! Ueberdies hast Du Maria seit einem Jahre nicht gesehen, nicht gesprochen. Maria ist eine Andere geworden, sagt die Aebtissin."

„Nur gegen mich nicht," versetzte der Sohn.

„Giambattista," sprach wehmüthig der Vater, „soll mein graues Haupt mit Herzeleid belastet werden und mit Herzeleid in die Grube fahren? Soll die Innung durch Dich zerstört werden, die so lange und so herrlich blühte? Sollen die Lombarden deutsches Blut mit dem ihren mischen? — Soll des Vaters Fluch auf Dir lasten?" Die letzten Worte sprach er mit herber Strenge.

Der Sohn fühlte einen Schauer durch seine Adern rieseln. „Ich will gehorchen!" rief er, und faltete seine Hände in stummer Trauer.

„Gut," sagte froh der Vater. „Gottes Segen wird auf Dir ruhen mit dem meinen, und an ihn gebunden."

„Aber," schob der Sohn ein, „eilet nicht. Laßt mich wenigstens mit Maria Ottini näher bekannt werden. Gestattet eine Frist!"

„Die sey euch zugestanden, wenn ihr die Verlobung vollzogen habet."

Der alte Pomaria verließ den Sohn, dem er die Hand herzlich reichte, um zu Ottini zu gehen, daß er ihm Giambattista's Einwilligung, zugleich seine Belehnung mit dem Schultheißenamte melde. Giambattista blieb allein in stummer Verzweiflung zurück. „Vergieb mir, arme Annunciata, betrogenes, armes Kind, vergieb mir!" rief er endlich aus, seine Hände ringend. „Warum bin ich nicht arm, wie sie? Warum bin ich heimgekehrt aus dem Lande der Väter? Dort, bei ihr, hätte ich bleiben sollen!"

(Fortsetzung folgt.)

Eine theatralische Vorstellung bei den Römern.

Es ist eine jedem Kenner des Alterthums bekannte Sache, daß alle Werke und Thaten der Römer den Stempel der Großartigkeit und Erhabenheit an sich tragen, und daß dieses Volk, wie es durch seine Waffen sich die ganze damals bekannte Welt unterwürfig machte, so auch durch seine Schöpfungen in den Zeiten des Friedens dem Geiste der mitlebenden Völker, wie der ganzen Nachwelt Ehrfurcht und Bewunderung abnöthigte. Staunen wir nicht noch heutzutage ihre Tempel an, ihre prächtigen Villen und Paläste, die Ruinen ihrer Wasserleitungen, ihre Heerstraßen, auf denen siegreiche Armeen das Reich nach allen Richtungen durchzogen, um entweder aufrührerische Völker zum Gehorsam zu bringen oder, die Gränzen des Reiches überschreitend, dasselbe durch Unterjochung neuer Völker zu vergrößern? Es schien jeder Römerseele bei ihrer Entstehung der Stempel des Großartigen aufgedrückt; ja, es schien in Allen das Bewußtseyn zu leben, daß sie zu Herrschern der Welt berufen und von der Vorsehung die Sendung erhalten hätten, nach und nach alle Völker ihrer Macht zu unterwerfen. In dem Bewußtseyn dieses weltbeherrschenden Berufes richtete sich auch die ganze Thatkraft der Römer unverrückt nach einem Ziele: die Gränzen ihres Reiches immer mehr zu erweitern und die römischen Adler an den Ufern des Euphrat und Tigris, wie an dem Ebro, in dem feuchten, nebelumhüllten Britannien, wie auf dem heißen Sande der afrikanischen Wüste aufzupflanzen. Und wie die Vorsehung dem römischen Volke jenes Gefühl eines weltbeherrschenden Berufes eingeflößt, so verlieh sie ihm auch zur Erfüllung desselben eine eiserne Willenskraft, einen unbeugsamen, durch Mißgeschick und vereitelte Plane nur noch erhöheten Muth und eine Ausdauer in Ertragung der Kriegsstrapazen, welche ihres Gleichen suchen in der Geschichte. Eben darum aber, weil Sinn und Geist der Römer zu lebhaft mit der Idee von Weltherrschaft und der Ausführung ihrer Heldenrolle auf dem Theater der Welt beschäftigt waren, fanden sie wohl auch erst spät Geschmack an den, von dem Standpunkte ihrer Rolle allerdings kleinlich erscheinenden, dramatischen Darstellungen auf der Bühne. Sie befreundeten sich auch alsdann mit denselben nie in dem Grade, wie die Griechen, denen die Natur überhaupt mehr Kunstsinn und geistige Regsamkeit gegeben, als den Römern, welche man vorzugsweise das Volk der That nennen könnte, wie die Griechen das der Idee. Auch die Griechen zeichneten sich durch glorreiche Waffenthaten aus und gaben Proben eines seltenen Muthes, doch kämpften sie stets weniger erobernd und nach Herrschaft strebend, als um ihre Selbstständigkeit und bürgerliche Freiheit zu schützen. Die Griechen waren nach einem treffenden Ausdrucke Schillers mehr Eroberer im Reiche des Wahren und Schönen und wurden durch die dadurch erlangte Ueberlegenheit in Kunst und Wissenschaft die geistigen Besieger der Römer, nachdem sie durch die Uebermacht der römischen Waffen ihre nationale Selbstständigkeit eingebüßt. Erst mit der Unterwerfung Griechenlands durch die Römer beginnt für diese eigentlich die Periode geistiger und literarischer Entwickelung, und es läßt sich von fast allen Zweigen der römischen Literatur nachweisen, daß sie ihren Lebenssaft und ihre schönsten Blüthen dem geistigen Wunderbaume verdanken, welcher auf Hellas Gefilden entsproßt war. Die letzte Behauptung möchte nur einige Beschränkung erleiden hinsichtlich der dramatischen Produkte der Römer. Um zuerst der römischen Tragödie zu erwähnen, so möchte man dieselbe fast für nichts weiter halten, als eine fehlgeschlagene Studie nach griechischen Mustern. In der Komödie dagegen zeigten die Römer Selbstständigkeit und Eigenthümlichkeit und brachten es darin zu einiger Klassicität. Die Komödien des Plautus und Terenz verdienen stets als Muster der Nachahmung empfohlen zu werden, und es läßt sich von der französischen Komödie, welche in Moliere das vollendetste Muster für alle Zeiten aufgestellt hat, behaupten, daß sie sich meist durch das Studium der römischen bildete. Wenn aber, wie gesagt, die Erzeugnisse der dramatischen Muse Roms auch auf keiner hohen Kunststufe stehen, so wird doch die grandiose Art, mit welcher dieselben zur Aufführung gebracht wurden, und die ungeheueren Summen und Sorgfalt, welche die Römer auf Erbauung und Ausschmückung von Theatern verwandten, stets das Interesse jedes gebildeten und denkenden Menschen in Anspruch nehmen.

Wir glauben unseren Lesern keine unwillkommene Unterhaltung zu verschaffen, wenn wir ihnen in Kürze eine Schilderung der Art und Weise geben, wie in Rom Theater gebaut und dramatische Vorstellungen zur Aufführung gebracht wurden.

Da Scaurus, der Schwiegersohn des Sylla, um das Jahr 78 vor Christi Geburt das Amt eines Aedilen (eines Beamten, dessen Hauptfunktion die Leitung und Inspektion der öffentlichen Bauten war) verwaltete, so erbaute er zur Feier der Spiele, welche jeder Aedil dem Volke zu geben pflegte, ein Theater, das jedoch nur auf eine kurze Zeit bestehen sollte, da die römischen Gesetze noch nicht die Aufführung ständiger Theater erlaubten, aus Furcht, es möchten sich dadurch die kriegerischen Söhne des Romulus an den Luxus und die Weichlichkeit Griechenlands gewöhnen. In dem Theater des Scaurus nun, das, wie gesagt, nur für kurze Zeit erbaut war, wurde die Scene von dreihundert Säulen aus blendend schwarzem Marmor getragen. Das Innere des Theaters, welches 80,000 Zuschauer fassen konnte, war mit 3000 ehernen Statuen geschmückt. Die Malereien und Stoffe der Dekorationen kosteten erstaunliche Summen. Man kann sich einen Begriff davon machen, wenn man folgende von Plinius erzählte Thatsache erwägt. Da Scaurus nach Beendigung der Spiele alle die beweglichen Bestandtheile seines Theaters,

welche er nicht zur Ausschmückung seiner Wohnung in Rom benutzen wollte, auf seine Villa in Tusculum hatte bringen lassen, so verbrannten seine Sklaven aus Rache, daß er ihnen nichts davon geschenkt, sämmtliche Effekten, und es soll darin ein Werth von etwa acht Millionen Gulden zu Grunde gegangen seyn.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Der „Hamburger Correspondent" bringt eine Besprechung der Richard Wagner'schen Oper: „Der fliegende Holländer." Diese Kritik ist gut motivirt, scheint auf Wahrheit zu beruhen und hat schon darum ihr Verdienst, weil sie von den übertriebenen Lobsprüchen, welche in so vielen Blättern dem „fliegenden Holländer" gespendet werden, abweicht. Sie schildert R. Wagner's Musik, gegen welche Spontini's Opern nur ein Vaudeville seyen, als ein musikalisches Ungeheuer à la Berlioz, als ein Ueberbieten von Tonmassen und Effekten, worin Melodie, Harmonie und Form untergehen und das die Gränzlinien der Schönheit überschreitet; auch wird bemerkt, daß, wenn ein halb Dutzend solcher Opern auf unseren deutschen Repertoiren Eingang fänden, sie binnen Jahresfrist alle Sänger und Sängerinnen zu Grunde richten würden.

Dem. Bräutigam aus Frankfurt a. M. hat bei dem Hamburger Stadttheater ein vortheilhaftes Engagement für das Fach der Soubretten in Oper und Schauspiel gefunden. Die Natürlichkeit ihres Spiels und der freundliche Ausdruck ihres Gesanges werden gerühmt.

Wie in Bayern, so wird nun auch bald in Preußen jeder Beamte seine Uniform haben, worin er Gericht hält und bei festlichen Gelegenheiten erscheint. Auch der Degen soll wieder angeschnallt werden.

(Mannheim.) Der Naturforscher Hr. Dr. Carl Schimper wird Dienstag und Mittwoch Mittags am obern Ende des Schloßgartens am Rheinufer, Angesichts des dortigen imposanten sechs Fuß hohen Doppelcirkus von frischgestrandetem Treibeis einen Vortrag über den Bau und die Geschichte des Eises halten.

(Berlin, 17. Jan.) Neulich verhaftete hier die Polizei drei junge Frauenzimmer, welche sich erfrechten, auf einen Spaziergehenden des Abends einen Raub-Anfall zu versuchen. Dieses Ereigniß möchte psychologisch merkwürdig seyn.

(Stuttgart, 18. Jan.) Danneder, dessen Wohnsitz in das beliebte Café Hermann verwandelt worden, lebt in seinem Schüler Wagner fort. Das Auge wird überrascht, und freudig hebt sich die Brust, wenn man in dem schönen, geräumigen Atelier dieses würdigen Künstlers, umschwebt von den Geistern des klassischen Alterthums, die wundervollen Gebilde des modernen Meisels schaut. Herrlich vollendet ist die Najade in Sandstein, für einen Brunnen in der Neckarstraße, am Reithause, bestimmt. Ein Meisterwerk, jenen Canova's gleichkommend, ist die von Wagner componirte, in cararischem Marmor entzückend ausgeführte Gruppe der Venus und Adonis, und noch erhabener, wahrhaft begeisternd, ist eine büßende Magdalena. Von den, auf Befehl Sr. Majestät des Königs, durch den talentvollen Bildhauer Hofer, aus Ludwigsburg, modellirten zwei Pferdebändigern ist die Form des einen in des Künstlers Atelier, neben der Orangerie in den königl. Anlagen, vollendet und erregt die verdienteste Anerkennung.

(Stuttg. Tagebl.)

(Berlin.) An unsern Kinderwarteschulen haben sich in der letzten Zeit mehrere Uebelstände herausgestellt. Diese Schulen werden jetzt häufig von bemittelten und wohlhabenden Familien benutzt, die gegen ein Honorar von 5 Silbergroschen monatlich denselben ein Kind anvertrauen dürfen; dadurch werden die bestehenden Schulen so überfüllt, daß sehr oft der Fall eintritt, daß arme hülfsbedürftige Eltern für ihre Kinder kein Unterkommen darin finden können, obwohl für diesen Zweck gerade jene Anstalten eingerichtet und verhältnißmäßig ansehnliche Beiträge eingesammelt werden. Ein anderer Uebelstand besteht darin, daß die Leiter solcher Anstalten oft wohl gerade nicht im Stande, die kleine Jugend auf andere Weise zu beschäftigen, das Gedächtniß der Kinder, die kaum deutlich zu sprechen vermögen, mit unendlich langen geistlichen Liedern und Gebeten anfüllen und dadurch offenbar der geistigen Entwicklung dieser Kinder einen unberechenbaren Schaden zufügen.

(Hannover.) Dem Publikum und allen Freunden der Musik steht ein neuer Genuß bevor. Unser genialer Hofkapellmeister Marschner hat eine neue große Oper: „Kaiser Adolph von Nassau", Text von Heribert Rau, vollendet, die nächstens auf der Bühne erscheinen wird. Wie wir vernommen, soll sie sehr gelungen und in Musik und Dichtung von einem ächtdeutschen Geiste durchdrungen seyn.

Musikdirektor Müller in „Kabale und Liebe" hat zu sagen: „Den Gedanken hat mir Gott eingegeben: der Leibschneider lernt die Flöte bei mir, es kann mir beim Herzoge nicht fehlen." — Ein Schauspieler, den oftmals das Gedächtniß verließ, versprach sich folgendermaßen: „Den Gedanken hat mir der Leibschneider eingegeben, unser Herrgott lernt die Flöte bei mir, es kann mir zum Herzoge nicht fehlen."

(Frankfurt.) Nächsten Freitag, den 26. d. Mts., wird Hr. E. Rosenhain im Saale des Mühlens'schen Hauses, unter Mitwirkung anerkannter Künstler, die zweite seiner musikalischen Soiréen geben und darin, wie in der früheren, gediegene Tonwerke klassischer Meister zur Aufführung bringen. — Am 27. d. Mts. findet im hiesigen Schauspielhause das wegen Unpäßlichkeit mehrerer Opernmitglieder verzögerte Konzert des Hrn. Heinrich Wolff statt. Hr. Wolff wird darin mehrere seiner eigenen Compositionen vortragen und zwar ein Concertino, eine Introduction e Rondo gio coso und Variationen über ein Thema aus den „Hugenotten." Die andern Konzertstücke wird das Programm zur Anzeige bringen. Die gediegenen und anerkannten Kunstleistungen des genannten Virtuosen und ersten Violinisten am hiesigen Orchester sichern den Musikfreunden einen genußreichen Abend.

Korrespondenz.

Mainz, 21. Jan.

Man spricht mit Bestimmtheit davon, daß in einer der nächsten Gemeinderaths-Sitzungen unserer Stadt ein gelehrtes Mitglied den Antrag stellen werde, daß mit dem kommenden Frühjahre Anstalten zur Transferirung der städtischen Bibliothek aus dem ganz unpassenden Lokale, wo sie sich gegenwärtig befindet, nach dem ehemaligen kurfürstl. Schlosse getroffen werden möchten. Zugleich würde, wie man hinzufügt, das gedachte Mitglied die Beendigung des Inventars der Bibliothek und die öffentliche Bekanntmachung der in jedem Jahre neu angeschafften Werke in Anregung bringen und Anordnungen vorschlagen, die zu täglicher Benutzung der Anstalt nothwendig erachtet werden würden. Man kann nicht läugnen, daß das verehrliche Gemeinderathsmitglied durch Beantragung dieser für die Wissenschaft und den Ruf der Stadt Mainz höchst wichtigen Punkte sich den Dank aller Bewohner, besonders aber jenes Theils derselben, der auf die in der hiesigen Bibliothek befindlichen Werke seines Berufs wegen vorzüglich angewiesen ist, in hohem Grade verdienen würde, denn man muß zugeben, daß die Benutzung der städtischen Bibliothek, die, obgleich nur ein Schatten von dem, was sich früher hier befand, immer noch werthvolle Schätze enthält, in dem jetzigen Lokale mit so manchen Hindernissen verbunden ist, daß hiesige oder hier wohnende Gelehrte oft vorziehen, die Reise nach Frankfurt oder Darmstadt zu machen, wo die Einrichtungen exemplarisch sind und Jeder auf das zuvorkommendste behandelt wird, als sich der hier befindlichen Hülfsmittel zu bedienen. Sobald die Bibliothek in das Schloßgebäude kommt, wird sich dieses ganz anders gestalten und das seiner Liebe zur Wissenschaft wegen von Alters her berühmte Mainz wird seinen Ruf nicht nur zu erhalten, es wird ihn sogar zu vermehren wissen. Dafür bürgt die Loyalität unseres städtischen Vorstandes, der, wenn er in dem bisherigen so beschränkten Raume Vieles hingehen ließ, was ihm vielleicht nicht passend schien, durch bestimmte Anordnungen die Schätze, welche städtisches Eigenthum sind, nach dem Beispiele unserer Nachbarstädte wird zugänglich und nutzbringend zu machen wissen. ....t...

Bensheim an der Bergstraße, 20. Jan.

Im Großherzogthum Hessen hat sich kaum ein Ort verhältnißmäßig so vieler Bildungsanstalten zu erfreuen, wie Bensheim; es bestehen hier: ein Gymnasium, ein Schullehrer-Seminar, ein Taubstummen-Institut und für circa 750 schulpflichtige Kinder 8 Elementarschulen, nebst der Aussicht, recht bald eine Kleinkinder-Bewahranstalt und eine Fortbildungsschule für Jünglinge, die sich dem Handels- und Gewerbstande widmen wollen, in's Leben treten zu sehen. Jedoch vermissen gewiß sehr viele Familien, sowohl hier, als in der Umgegend, ein Institut für die weitere Ausbildung der Mädchen, die aus der Elementarschule getreten sind. Bensheim allein, mit beinahe 5000 Einwohnern, hat schon etwa 60 Familien, welche der Klasse öffentlich Angestellter angehören, und unter den übrigen 739 befinden sich 319 Handel und Gewerb treibende Familien, worunter gewiß viele Eltern sind, denen nicht nur die Ausbildung ihrer Söhne, sondern auch jene für ihre Töchter am Herzen gelegen ist, und die aber ihre Kinder, entweder aus Rücksicht zu großer Kosten, oder auch, daß sie dieselben nicht zu fern aus ihren Augen haben wollen, nicht in derartige, entlegenere auswärtige Anstalten bringen mögen. Erwägt man ferner noch die bedeutenden Lehrerkräfte, welche hier für die verschiedenen Unterrichtsfächer gewonnen werden können, und berücksichtigt man unsere gesunde, herrliche Gegend mit den Ausflügen nach Auerbach, dem Fürstenlager, Melibokus, nach Schönberg, der Riesensäule, dem Felsenmeere, Hohenstein, der Starkenburg u. s. w., wodurch auch eine körperliche Kräftigung gefördert werden kann, so muß man sich fast wundern, daß nicht schon längst von einer wackeren Lehrerin, oder von einigen gemeinschaftlich, Bensheim als einer der passendsten Orte in Aussicht genommen wurde, eine in Frage stehende Privat-Lehranstalt daselbst zu begründen. Es steht gewiß auch zu erwarten, daß würdige Unternehmerinnen von Seiten unseres verdienstvollen Kreisrathes, Hrn. v. Rüding, von der Bezirks- und Lokalschulbehörde und von dem hiesigen Stadtvorstande alle nur möglichen Begünstigungen und Stütze erhielten, so wie dieselben von vielen Familien freudig und freundlich empfangen werden würden.

** Karlsruhe, 22. Jan.

Das hiesige „Tageblatt" bringt einen schon oft laut gewordenen Wunsch nach einer Droschken-Anstalt für unsere Stadt wieder in Anregung, meint aber dabei, es könne dieses lange schon gefühlte Bedürfniß seine Befriedigung in so lange nicht finden, als die Unternehmer nicht die Sicherheit hätten, daß ihnen sobald keine Concurrenz entstehen könne, da zwei solche Anstalten, wenn sie gut organisirt seyn wollen, sich hier nicht neben einander halten könnten. Dies mag vielleicht nicht unrichtig seyn; nur wäre alsdann zu wünschen, daß eine ertheilt werdende Concession zugleich die nöthige Vorsorge für das Publikum in gewissen Bestimmungen enthalte, ohne welche man dem guten Willen der Kutscher gar zu sehr preisgegeben seyn könnte. Wenn indessen der Einsender des betreffenden Aufsatzes meint, Karlsruhe könne übrigens eine solche Anstalt besser als andere Städte entbehren, da es in seinen Straßen gar nicht so schmutzig sey, wie in vielen Städten, so müssen wir vermuthen, derselbe sey nur ein Sommervogel für unsere Residenz und kenne ihre winterliche Beschaffenheit nicht. Eben jetzt könnte er sich äußerst treffend von dem Ungrunde seiner Behauptung überzeugen. Uebrigens sind wir mit seinem Wunsche vollkommen einverstanden, wenn wir auch wenig Hoffnung einer baldigen Realisirung desselben hegen.

Logogryph.

Dem Maurer und dem Zimmermeister
Bin ich ein treuer Hülfeleister.
Kopflos jedoch mein Wort genommen,
Benennt es die, die nach euch kommen.

Auflösung des Räthsels in Nro. 22.

Krieger. Kriecher.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 24. Jan. (Zum Vortheil des Componisten Hrn. Aloys Schmitt): Das Osterfest zu Paderborn, große heroische Oper in 3 Abth., von Dr. C. Heigel, Musik von A. Schmitt. Mit aufgehobenem Abonnement.

Donnerstag, 25. Jan. Der Steckbrief, Lustspiel in 3 Abth., von Roderich Benedix. — Zwischen dem ersten und zweiten Akt und am Schlusse des Lustspiels wird Hr. Konzertmeister Ferdinand Sommer auf seinem von ihm selbst erfundenen Instrumente Euphonion folgende Pieçen vorzutragen die Ehre haben: 1) a) Scene und Arie aus Robert der Teufel von Meyerbeer. b) Fantasie über ein Thema aus der Oper Norma von F. Sommer. 2) a) Arie des Sarastro aus der Zauberflöte. b) Variationen von Mayseder (ursprünglich für die Violine geschrieben) für das Euphonion arrangirt von F. Sommer.

Redaktion: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 26. Freitag, den 26. Januar 1844.

Die Nacht von Bingen.

Novelle.

(Fortsetzung.)

III.

Es war ungefähr um dieselbe Zeit, als kurz vor dem Eintritte des Zwielichtes in einer kleinen und engen Gasse an der Stadtmauer von Asti sich eine Thüre öffnete, aus welcher ein kleines, seltsam aussehendes Männlein trat. Eben, als er die gebrechliche Thüre schließen wollte, kam eine kleine Hand zum Vorschein, welche die seinige faßte und festhielt.

Unwillig fuhr das Männlein herum, und sagte halblaut: „Hab' ich denn keine Ruhe vor der vermaledeiten Dirne! —" Es half jedoch nichts, er mußte wieder in die Thüre treten. Eine weiche, ungemein melodische Stimme bat flehend das Männlein:

„Ach, theurer Oheim, forschet doch genau bei dem Deutschen, und lasset mich nicht lange warten! Und noch Eins, guter Oheim, betrinkt Euch nicht!"

Das schien das Männlein über Gebühr zu ärgern. Es schmiß die Thüre zu, rannte schnell das Gäßchen hinab, brummend und grollend. „Malidetta!" stieß er im Grimme hervor. „Geb' ich ihr dafür das Gnadenbrod, daß sie mich meistern will? Mir vorzuschreiben, wie viel ich trinken soll von dem edeln Montefiasconer! Nein, du vorwitzige Närrin, so weit sind wir beide eben noch nicht gekommen. Er stieß den langen Stock mit dem Elfenbeinknopfe, den er einst von einem Vetter Canonicus bei der Kirche dei Angeli bekommen, giftig auf das Straßenpflaster. „O, hätt' ich Dich vom Halse," fuhr er fort, „wie manch Schöpplein könnte ich mehr trinken. Ich müßte doch nicht immerdar die Thränen sehen, die das dumme Ding vergießet, weil ihm der junge Deutsche davon gelaufen ist. — Schließt sich ein, wie eine Nonne, und will doch in kein Kloster gehen. Ist hübsch wie eine heidnische Göttin, und läßt sich nicht sehen, daß ein Mal ein braves Kind von Asti sie freien könnte! Ja, werde Einer aus dem Weibsvolk klug! Dank allen Heiligen, daß ich mir's nicht einfallen ließ, ein Weib zu nehmen; die sollte mir erst meinen Labetrunk vergällen!"

Er war unter diesen Ausrufungen, die jedoch keineswegs so laut geschahen, daß ein neugieriges Ohr sie hätte vernehmen können, in eine ansehnliche Entfernung von seinem Häuslein gekommen, und bei jedem weitern Schritte schien sein Herz ruhiger zu werden und sein Zorn milder. Die herrschende Gutmüthigkeit siegte endlich ganz, und er schloß den Monolog mit den Worten: „Was will ich machen? Sie ist doch meiner Schwester einziges Kind, und ohne mich ganz verlassen. Auch thut sie mir ganz gute Dienste, wascht und säubert, kocht mir mein Süpplein und pflegt mich wie einen Vater. Sie meint es wohl gut, weiß aber noch nicht, was einem alten Manne zukömmt, der sein Leben hindurch viel und sorglich gehandelt und gearbeitet hat. Ich will nur thun, was sie will. Gebe es mein Patron, daß ich ihr Nützliches erfahre, oder doch Angenehmes! —"

Das Männlein, dessen Unterredung mit seiner Nichte und Selbstgespräch wir vernommen, war ein Kleinhändler, der sich aus den Geschäften mit einigem Vermögen zurückgezogen, und nun, nachdem das Häuschen sein eigen geworden, auf seinen Lorbeeren ausruhte und sein Fläschlein Montefiasconer täglich mit Behagen trank. Er war ein Junggeselle aus Grundsatz, wie er zu sagen pflegte. Hörte man aber die arge Welt, so lagen andere Bestimmungsgründe vor, und zwar die, daß er mehrmals mit Feuer gefreiet, aber jedes Mal mit einem großen Korbe abgezogen sey. Letzterer unangenehme Umstand hatte in einigen andern Umständen seinen Grund, deren zweie an seinem Kopfe, einer am Rücken, und der vierte in seiner Gestalt überhaupt begründet zu seyn schienen, wenigstens meinten das die Frauen so, die freilich immer etwas Besonderes wissen und haben wollen. Der erste Umstand an seinem Kopfe bestand darin, daß er ungemein dick und eckig war, und ein Haar darauf wuchs, das eher den Namen der Haare verdienen mochte, welche das Fell der Thiere bedecken, welche das Volk des alten Bundes verabscheut. Dieses Haar hatte noch eine andere Eigenschaft, die den Frauen mißfiel, es war nämlich so abnorm roth, daß man hätte glauben können, es brenne. Ueberdies hatte er zwei Augen wie andere Menschenkinder, aber die Farbe dieser Augen war schier auch röthlich, und das eine sah rechts, das andere links hinaus in die Welt, so daß eigentlich Niemand wußte, wohin er blicke, ausgenommen er selber. Sein Rücken war mit einem Verdrusse behaftet, was so viel heißt, als, er hatte einen Höcker, der, spitz und hoch an sich, auch noch die besondere Eigenschaft hatte, daß der Grat sehr scharf war. Dabei war er nur zwei und einen halben Schuh hoch, befliß sich sehr possierlicher Manieren, und suchte besonders durch sehr rasche Drehungen den Höcker Demjeni-

gen zu verbergen, der eben mit ihm sprach. Außerdem war er ein erzkomischer Schalk, der nichts lieber that, als die Leute hinter einander zu hetzen. Er lachte in der Regel dann in die Faust; bereitete aber Andern viel Kurzweil. Sein Witz war scharf und beißend, obwohl er Niemanden damit verletzen wollte; denn dazu war er zu gutmüthig. Sein Namen war Bartholomeo Malvoglio.

Als er nun so brummend die Straße hinab segelte, sahen ihm die Leute lachend nach.

„Er geht wieder zum Montefiasconer," rief eine Frau der Nachbarin zu; „wenn er sich nur in Acht nimmt, daß er nicht in der Trinkschale ersäuft!"

„Die müßte doch groß seyn," lachte diese, denn sein Kopf allein füllt den Taufstein der Kirche bei Angeli aus."

„Man sollte immer Wasser hinter ihm hertragen," bemerkte eine Dritte, „weil es gefährlich ist, mit seinen Haaren an Holz und Stroh vorbei zu gehen. Wenn ein Mal ein Stadtbrand entsteht, so hat ihn Malvoglio gewiß mit seinem Kopfe verursacht!"

Die Erste versetzte darauf: „Mit dem Wasser befreundet er sich nicht; dagegen ist er gesellig. Wenn er auch alleine aus seinem Hause weggeht, kommt er doch immer zu zwei wieder heim, und es ist alle Mal ein Montefiasconer, der mit ihm kommt."

„Freilich wohl," bemerkte die Zweite, „allein das Schlimmste ist, daß er stets schief geladen hat, denn die Straße ist ihm zu enge."

„Wäre er von Glas," sagte die Dritte, „so wäre er längst an unserer Hausecke zerbrochen; denn er rennt jedabendlich darwider." Ein lautes Gelächter beschloß das Gespräch in dem Momente, wo Malvoglio um die Ecke bog.

Hatte er es nicht gehört, oder mochte er es nicht hören? Es blieb jedenfalls zweifelhaft; denn er achtete nicht im mindesten darauf, und arbeitete sich mit seinen kleinen Beinchen aus der argen Gesellschaft weg. Durch mehrere Gassen der alten Stadt war er schon gegangen. Gegen manche Osteria hatte er liebäugelnde Blicke geworfen; aber sein Antlitz blieb sich gleich. Als er in der Nähe der Kirche bei Angeli ankam, klärte sich plötzlich das Antlitz auf. Der Purpur der Nase schien leuchtender zu werden. Die Augen irrten in ihren Höhlen herum, wie zwei Feuerräder — denn — die Osteria des Montefiasconers lag vor ihm, die Thüre stand offen, und er sah die Gäste in bunter Mischung da sitzen an den rohen Tischen, die umher standen. Malvoglio trat rasch ein.

Alsobald ließ er seine beiden Luchsaugen herumspazieren und musterte sich seine Leute, indem er, auf die Spitzen seiner Zehen sich stellend, unbemerkt umherschaute. Da saßen sie, die alten Genossen seiner seligen Zechstunden, da saß auch der Gesuchte, die riesiggroße blondhaarige, blauäugige deutsche Gestalt des Jost von Kempten bei Bingen, des wohlbekannten Dieners des jungen Giambattista Pomaria. Damit hatte es nun folgende Bewandtniß. (Fortsetzung f.)

Eine theatralische Vorstellung bei den Römern.

(Fortsetzung.)

Das von dem Aedilen Scaurus errichtete Theater war, wie gesagt, nur temporär, wie auch alle folgenden bis auf die Zeiten des Pompejus errichteten. Ein Freigelassener des Letztern nämlich, Kamulogenus, welcher im Besitze noch größerer Reichthümer war, als sein Herr, gründete das erste stehende Theater und wußte durch folgende originelle List die Zustimmung des Senats zu erlangen. Er erbaute nämlich über dem Theater einen kleinen, der Venus gewidmeten Tempel, und lud das Volk zur Einweihung desselben ein, indem er ihm die erfreuliche Mittheilung machte, daß man unter dem Tempel einen kleinen Circus errichtet habe zur Abhaltung der Spiele, welche zur Erhöhung der Einweihungsfeier stattfinden sollten. Der Senat, welcher wohl selbst schon an dramatischen Vorstellungen Geschmack fand und einsah, daß dem Eindringen griechischer Kultur und Sittenverderbniß doch kein Damm mehr entgegen zu setzen, drückte ein Auge zu und verwehrte es dem Volke nicht, den Vorstellungen beizuwohnen, die nun regelmäßig in dem Theater des Pompejus, wie das von dessen Freigelassenen errichtete zu Ehren seines Herrn genannt wurde, stattfanden. Es wurden in der Folge bis auf das Zeitalter des August zwar noch zwei stehende Theater errichtet, doch blieb das des Pompejus immer das bedeutendste und prächtigste, und seine Vorstellungen wurden in der Folge stets von der größern Zahl der Römer besucht. Wir laden nun unsere Leser ein, sich mit uns im Geiste in dieses pompejanische Theater zu verfügen und einer theatralischen Vorstellung in demselben beizuwohnen. Sie wird schon am frühen Morgen beginnen und es müssen sich die geehrten Zuschauer daher bei Zeiten auf den Weg machen, um nicht zu spät zu kommen. Was den Eintrittspreis betrifft, so brauchen sich die Schaulustigen wegen der Erlegung desselben nicht im mindesten Kummer zu machen, denn der freie Eingang ist in römischen Theatern Allen, ohne Unterschied des Ranges und Standes, gestattet. Die römischen Großen rechnen es sich zur Ehre, dem weltbeherrschenden Volke das Vergnügen einer dramatischen Vorstellung, und zwar gratis, zu verschaffen und sich dadurch dessen hohe Gunst zu erwerben. Verlangte doch schon damals das römische Volk weiter nichts als „Brod und Schauspiele" (Panem et Circenses). Und hat nicht die Theaterwuth mancher Städte, ja ganzer Länder in unsern Zeiten einen so hohen Grad erreicht, daß man ihnen denselben Wunsch in den Mund legen könnte, nur mit dem Unterschiede, daß man sie erst nach Schauspielen schreien ließe und dann nach Brod.

Das Theater des Pompejus faßte vierzigtausend Zuschauer und sucht also schon in dieser Hinsicht unter allen bis jetzt aufgeführten Theatern der Neuzeit seines Gleichen. Zwei Säulengänge, mit herrlichen Statuen geschmückt, führten in dasselbe. Unter diesen Statuen befand sich auch die des Pompejus, vor welcher Cäsar, von dreiundzwanzig Dolchstichen durchbohrt, zusammen sank und die Augustus später an einem anderen Orte aufstellen ließ. Folgen wir aber nun der wogenden Masse römischer Bürger, welche sich nach den Eingängen oder sogenannten „Vomitorien" des Theaters drängt. Sechs Treppen laufen zusammen in dem Mittelpunkte des Halbkreises, von welchem aus sich die Sitze für die Zuschauer terrassenförmig erheben. Unter den ringsum laufenden Stufen ist jedes Mal die siebente breiter und dient als Verbindungsgang der verschiedenen Abtheilungen. Ein bedeckter Säulengang, welcher die oberste Terrasse einnimmt und nach akustischen Regeln gebaut ist, dient dazu, dem Vortrage der Sprechenden größere Fülle und Deutlichkeit zu verleihen. Was die Besetzung der

verschiedenen Plätze betrifft, so findet dieselbe nach einer strengen Rangordnung statt. Alle Klassen, alle Stände des römischen Volkes haben ihren bestimmt angewiesenen Platz: hier in dem Vordergrunde sitzen die Senatsglieder, dort die Ritter, in einiger Entfernung die Vestalinnen, ringsum die Masse des Volks. Es ist Niemanden gestattet, sich an einen andern Platz zu setzen, als den, welchen ihm die sogenannten Designatores anweisen, die eigens dafür angestellt sind. Es zeigt sich in dieser strengen Rangordnung der Plätze eine auffallende Verschiedenheit des antiken Geistes von dem der Neuzeit, wo es lediglich von den pekuniären Mitteln des Theaterbesuchers abhängt, welchen Platz er einnehme und wo der Nachtwächter sich ungenirt neben die Baronesse placiren kann, wenn er den Eintrittspreis in eine erste Rangloge zu erlegen im Stande ist. Eine andere auffallende Verschiedenheit des römischen Theaters von dem unsrigen besteht darin, daß es kein Dach hat. Zarte Aufmerksamkeit für das römische Volk brachte aber auf den sinnreichen Einfall, auf großen Masten, die rings um das Amphitheater aufgepflanzt sind, einen ungeheueren Vorhang auszuspannen, welcher die Gluth der Sonnenstrahlen aufhält, indem er zugleich das Licht des Tages, sanft gebrochen, in die innern Räume eindringen läßt. Dieser Vorhang besteht aus einem zarten, durchsichtigen Gewebe von himmelblauer Seide, von zahllosen goldenen Sternen durchwirkt. Es ist leicht begreiflich, daß die Dünne des Gewebes nur einen schwachen Schutz gegen die Gluth der Sonnenstrahlen gewährt, und daß in dem mit Menschen überfüllten Theater meist eine drückende Hitze herrscht. Galante junge Römer wehen daher den Damen, an deren Seite sie sitzen, mit ungeheueren Fächern Kühlung zu. Ja hier und da erblickt man unter den Zuschauern, selbst den vornehmern einen, der die Toga abwirft oder sich seiner Fußbekleidung entledigt, um von der Hitze nicht zu sehr inkommodirt zu werden. Mit einem Male aber durchströmt den innern Raum eine erquickende, duftende Kühle, indem aus den in dem obern Theile des Theaters aufgestellten Statuen ein aus wohlriechenden Essenzen gebildeter Regen auf die Zuschauer herabrieselt. Es wird diesen während der den ganzen Tag einnehmenden Dauer des Stückes mehrere Mal diese balsamische Erquickung verschafft und das Raffinement, der Luxus jener Zeiten ging so weit, daß man den genannten Regen jedes Mal aus neuen Arten von Wohlgerüchen bestehen ließ. Obschon nun die Theater unserer Tage alle eine solide, gegen Sonne und Wetter schützende Bedachung haben, so möchte eine solche Fluth der Wohlgerüche, wie sie die römischen Amphitheater durchströmte, den modernen Zuschauern oft höchst willkommen seyn, da diese nicht selten von einer noch drückenderen Hitze inkommodirt werden als die Römer, und dazu die verschiedenartigsten und für zarte Nerven im höchsten Grade beleidigenden Gerüche einathmen müssen. — —

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Berlin, 3. Jan.) Der hiesige englische Gesandte, Graf Westmoreland, ist in Anerkennung seiner Verdienste um die Musik zum Ehrenmitgliede des österreichischen Conservatoriums der Musik in Wien ernannt worden.

(Potsdam, 12. Jan.) Vor kurzem wurde, dem Vernehmen nach, auch hier ein Betrug gespielt mit einem jener Tabacks-Etiketten, die, wenn wir nicht irren, in Breslau zuerst erschienen waren und dort verboten wurden, weil sie mit ihrem guillochirten Stich den preußischen Fünfthaler-Kassenscheinen bei'm flüchtigen Anblick ähnlich sehen, obgleich die Schrift zwar von ähnlicher Form als bei diesen ist, doch andere Worte enthält. Nach Angabe eines hiesigen Tabacks-Händlers hatte nämlich ein Jäger gekaufte Cigarren damit bezahlt, und sich den Rest des Geldes, als wäre es ein ächter Fünfthaler-Schein gewesen, herausgeben lassen. Erst später wurde der Betrug entdeckt, da der Tabackshändler nicht sogleich den Schein genau angesehen hatte. Durch Zeugen wurde der angebliche Thäter ermittelt und darauf zur Untersuchung gezogen. Der Erfolg ist nicht bekannt.

(Das Euphonion.) Dies von Franz Lißt so getaufte neue messingene Instrument, dessen Erfinder, Hr. Ferdinand Sommer aus Jauer (fürstl. Hohenlohe-Oehringischer Konzertmeister) bereits seit einigen Wochen in Darmstadt verweilt, wo er die Ehre hatte, sich bei Hofe darauf zu produziren, beginnt allgemeines Interesse auf sich zu ziehen. Seiner Form nach ähnelt es einigermaßen der Ophykleide, übertrifft dieselbe aber in Bezug auf kunstvolle Zusammensetzung und Röhrenverschlingen, Zahl der Klappen und Umfang des Tones bei weitem. Kein Blasinstrument kann sich eines größeren Tonumfanges rühmen, indem sich derselbe, in vollster Reinheit, von dem zweigestrichenen F des Soprans bis eine Octave tiefer als das Contra-A herab, also vier Octaven und eine Sexte, erstreckt. So lieblich dessen höhere Töne, so mächtig erschütternd sind seine tiefen. Seine Wirkung bei der Kirchenmusik wie bei großen heroischen Opern übertrifft die aller andern vorhandenen Blasinstrumente.

Frankfurter Theater.

Am 24. d. Mts. wurde Gutzkow's Zopf und Schwert bei überfülltem Hause und sehr beifälliger Aufnahme wiederholt. Dies Drama hat festen Fuß gewonnen und darf zu denjenigen gerechnet werden, die man mit dem klangvollen Namen der Kassenstücke bezeichnet hat. In Anerkennung solchen Erfolges hat unsere Theater-Direktion dem Verfasser als Tantième von der achten Aufführung die halbe Einnahme zugesichert und es steht außer Zweifel, daß diese achte Reprise nicht allzu lange auf sich warten lassen wird. Die Berichte aus Hamburg, Dresden, Nürnberg u. a. über Zopf und Schwert melden ähnlich günstige Resultate und so wird diese Novität nicht ermangeln, die Runde über alle deutschen Bühnen zu machen. Auch die gestrenge Kritik, die bereits über das neue Stück ein halbes Hundert von literarischen Orakelsprüchen erlassen hat, ist darin übereinstimmend, daß die Vorzüge desselben weit überwiegen und das Ganze ein der Anerkennung würdiges sey. Mögen sich immerhin einzelne Ausstellungen machen und mehr oder minder begründen lassen, so kann man dies selbst bei denjenigen Werken, die für klassisch anerkannt sind, und es ist eine alte Erfahrung, daß der Eine tadelt, wo der Andere bewundert. Der Kaufmann mißt überall mit einer ziemlich gleichen Elle, aber jeder Kritiker hat eine andere. Uebrigens bleibt es immerhin schwerer, nur Eine Scene gut und anziehend zu schreiben, als ein Dutzend selbst gehaltvoller Kritiken abzufassen und das Besserwissen wird stets leichter seyn als das Bessermachen. Lobhudelei und übertriebene Strenge oder gar Gehässigkeit sind Extreme, die von der Kritik gleich sorgfältig vermieden werden sollten.

Die Aufführung von Zopf und Schwert zeigte von jener Sorgfalt, welche die Darsteller einem gehaltvollen Werke schuldig sind. Hr. Meck als König mußte besonders bei der zweiten Vorstellung seine schwierige Aufgabe glücklich zu lösen und den Ernst des historischen Drama's festzuhalten, ohne die humoristischen Züge und Sonderbarkeiten des Charakters zurück treten zu lassen; vorzüglich gelangen ihm der biedere deutsche Ton und die polternde Strenge des Königs; sein richtig gezeichnetes, zwischen den Extremen vermittelndes Charakterbild fand lebhaften Beifall und Hervorrufung. — Hr. Baison als Erbprinz von Baireuth gab den in französischer Schule gebildeten feinen und geistvollen Chevalier und erzielte besonders glänzenden Effekt in der Schlußscene des vierten Aktes; auch er, dessen Wahl wir die Aufführung von Zopf und Schwert verdanken, wurde hervorgerufen. Mad. Frühauf gab die Prinzessin Wilhelmine und Dem. Albini das Hoffräulein mit graziöser Tournüre und leichter Sicherheit, ebenso Hr. E. Schneider den Hotham in lebendiger Charakteristik und sehr fliessender Behandlung des Dialogs. Mad. Meck (Königin) und Hr. Grahn (Eckhof) — bei der ersten Wiederholung wegen Unpäßlichkeit des letzteren Hr. H. Schneider — befriedigten. Hr. Weidner als Eversmann zeigte in einer kleinen Rolle den hervorragenden Künstler und gab ein meisterhaftes, mit dem ungetheiltesten Beifall aufgenommenes Charakterbild. — Baldiger Wiederholung von Zopf und Schwert sieht man mit Vergnügen entgegen.

Die jüngste Vorstellung der neuen Fanchon, welche noch immer fortfährt, dem Publikum Vergnügen zu bereiten, war gut besucht. Das vollendete Spiel unserer Frühauf als Chonchon, so wie die achtbaren Leistungen der andern Mitwirkenden sind schon öfters besprochen worden. Nur eines der jüngeren Darsteller, des Hrn. Weib, sey hier bei geeigneter Veranlassung erwähnt. Er ist im naiv-humoristischem Genre, wo er unverkünsteltes Spiel und gemüthlichen Ton zu vereinigen versteht, mit Auszeichnung zu nennen; sein Eifer und seine Strebsamkeit, die sich schon öfters rühmlich bethätigt haben, sichern seinem Talente erfreulichen Fortgang und machen ihn für unser Repertoire wohl verwendbar. W.

Korrespondenz.

† Heidelberg, 22. Jan.

Diesen Vormittag nach 10 Uhr fand dahier die Hinrichtung der Giftmischerin Christine Beckenbach von Wilhelmsfeld statt, welche ihren Mann im April v. J. vergiftet hatte. Ueber die That selbst ist uns aus guter Quelle Folgendes bekannt geworden, obgleich noch keine amtliche Veröffentlichung erfolgt ist. Am 10. April v. J. ging der Bürger und Taglöhner Joh. Adam Beckenbach von Wilhelmsfeld weg nach dem Heidelberger Stadtwald, wo er mit Pflanzensetzen nebst mehreren andern Arbeitern im Taglohn sich beschäftigen sollte. Vor seinem Weggehen von Hause aß er noch eine Suppe, welche seine Frau ihm gekocht hatte. Schon unterwegs fühlte er mehrmals heftige Leibschmerzen, ging aber doch fort bis Heidelberg, wo er zu seinen Kameraden sagte, jetzt könne er nicht mehr weiter; er müsse eben suchen, wieder nach Hause zu kommen, arbeiten könne er doch nicht. Er machte sich nun wieder auf den Heimweg, den er ganz allein antrat; seine Leibschmerzen wurden aber immer heftiger und am Ende blieb er unterwegs liegen, bis mehrere Leute von Handschuchsheim des Weges kamen. Diese legten ihn auf eine Tragbahre, trugen ihn unter heftigem Erbrechen und starken Schmerzen bis in die Nähe des Schriesheimer Hofs, wo er seinen Geist aufgab. Jetzt mußte natürlich das großh. Oberamt und das Physikat von dem Vorfall in Kenntniß gesetzt werden. Die Leiche ward nach Hause gebracht. Am folgenden Tage wurde eine amtliche Sektion an dem Leichname des Unglücklichen vorgenommen und der Magen zur weiteren Untersuchung hierher gebracht. Nach mehrtägiger genauer chemischer Analyse, die anfangs zweifelhaft schien, stellte sich heraus, daß Beckenbach durch Arsenik vergiftet worden war. Der Verstorbene, der ein Vierziger war, hatte erst ein halbes Jahr zuvor geheirathet. Seine Frau zählte damals erst 27 Jahre, war aber nicht durch den erbaulichsten Lebenswandel bekannt; sie brachte ihrem Mann, der im Allgemeinen ein fleißiger, gutmüthiger, aber etwas schwachsinniger Mensch war, mehrere uneheliche Kinder zu. Sie ward denselben jedoch bald überdrüssig und hatte ihr Auge auf einen Andern geworfen, daher bald bedeutender häuslicher Unfrieden entstand. Dies war bekannt; deshalb fiel auch der Verdacht gleich auf die Frau des Vergifteten, die schon am 11. April festgenommen und in Untersuchung gezogen wurde. Anfangs läugnete sie beharrlich und da auch die erste Analyse nicht ganz unzweifelhaft war, so soll sie bereits die Hoffnung baldiger Freilassung gehegt und Plane für eine neue eheliche Verbindung gemacht haben, nachdem sie im Gefängnisse von ihrem vierten Kinde entbunden worden war. Bald stellten sich jedoch ganz sichere Indicien heraus, daß sie wirklich das Verbrechen verübt habe, so daß sie am Ende zum Eingeständnisse ihrer Schuld sich genöthigt sah. Die Hinrichtung durch das Schwert erfolgte heute in der Ebene gegen Wieblingen hin unter Zusammenlauf einer ungeheuren Menschenmenge und ging ohne weitere Störung oder Unfall vorüber; der Kopf, der mit einem schwarzen Tuche verhüllt worden war, fiel auf den ersten Streich. Diese Hinrichtung, die erste seit 10 Jahren in unserem Lande, widerlegt indeß am besten die von verschiedenen Blättern ausgesprochene Annahme einer factischen Aufhebung der Todesstrafe in Baden

Ein uns zugekommenes zweites Schreiben aus Heidelberg berichtet über jene Execution noch folgende Details: Die Verbrecherin war erst 29 Jahre alt; mit ihrem Manne lebte sie in Folge der Abneigung, die sie gegen ihn hegte, in dem unglücklichsten Verhältnisse, so daß sie schon einmal einen Armen gedungen hatte, der ihn erschießen sollte. Als dies nicht zu Stande gekommen war, vergiftete sie selbst mit einer starken Dosis Arsenik ihren Mann. An ihr zeigt sich wieder auffallend, wie weit schlechte Erziehung und ein unmoralischer Lebenswandel, der sich bei der Hingerichteten schon frühe kundgab, den Menschen führen können. Zu der Execution war eine ungeheure Menschenmasse herbeigeströmt; um dies Schauspiel anzusehen, ließen sich die Leute es nicht verdrießen, meilenweit herbei zu kommen. In Heidelberg selbst hatte man auf Begnadigung gehofft; ja sogar es war eine Deputation von Bürgern noch besonders nach Karlsruhe gereis't, um dieselbe auszuwirken; jedoch konnten sie ihren Zweck nicht erreichen. — Fragen wir nun, ob eine solche Hinrichtung die Wirkung, die sie hervor bringen soll, erreicht, ob die Leute durch diese fürchterliche Strafe „abgeschreckt" werden? Wir glauben mit unbedingtem Nein antworten zu müssen. Denn man durfte nur die Menge betrachten, wie sie, statt mit trauerndem Blick dem Acte beizuwohnen, unter Lachen und mit wahrer Gier sich um das Gerüst drängte, wie beinahe Jeder der Nächste seyn wollte, um das scheußliche Schauspiel ja recht genau besichtigen zu können. Unsere Zeit, die schon so manchen Ueberrest des barbarischen Mittelalters abgeschafft hat, wird auch die Todesstrafe nicht allzu lange mehr dulden; denn wie verträgt sie sich mit der in unserem Jahrhundert so sehr gepriesenen Bildung und Humanität? Möge die badische Kammer bei ihrer Berathung des Strafgesetzentwurfes mit leuchtendem Beispiel vorangehen und sich eben so human als gerecht zeigen, indem sie die Todesstrafe in allen Fällen abschafft.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 25. Jan. Der Steckbrief, Lustspiel in 3 Abth., von Roderich Benedix. — Zwischen dem ersten und zweiten Akt und am Schlusse des Lustspiels wird Hr. Konzertmeister Ferdinand Sommer auf seinem von ihm selbst erfundenen Instrumente Euphonion mehrere Piecen vorzutragen die Ehre haben.

Samstag, 27. Jan. Der Calif von Bagdad, Oper in 1 Act. Hierauf: Konzert des Hrn. Heinrich Wolff, erster Sologeiger des Theaterorchesters.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 27. Samstag den 27. Januar 1844.

Die Nacht von Bingen.

Novelle.

(Fortsetzung.)

Seit in Bingen die Lombarden, wie man sie allgemein in Deutschland nannte, sich niedergelassen, pflegte jährlich ein Glied des Hauses nach Asti zu gehen, wo ein anderer Zweig der Familien-Innung das Geschäft betrieb, die Einkäufe machte, und dergleichen Geschäfte mehr. Man wählte dazu meist die jüngeren Familienglieder, um sie in das Innere des Geschäftes einzuweihen, mit den Familiengliedern jenseits der Alpen bekannt und vertraut zu machen, und überhaupt ihnen einen freieren Ueberblick zu gewähren. Vor einem Jahre war Giambattista Pomaria in Asti gewesen, und hatte sich lange Zeit dort bei seinem uralten Großvater aufgehalten. Der Greis bewohnte ein stattliches Haus, welches jedoch in einer Nebenstraße Asti's lag, wo sich seine Magazine in der Nähe befanden. Dem Hause gegenüber befand sich die Wohnung eines Schneiders, Namens Ghisberti, der selber längst gestorben war. Seine Wittwe war arm, und nährte sich als Wäscherin; aber sie besaß einen Schatz, wie Asti keinen zweiten aufzuweisen hatte, in ihrer kaum sechzehnjährigen Tochter. Annunciata war schön wie ein Engel, und, was mehr ist, sie war rein wie ein Engel. Wohl suchten die Jünglinge der Stadt Buhlschaft mit ihr, aber sie wies alle mit sittlichem Ernste zurück. Da kam der junge Pomaria, das Ideal eines schönen jungen Mannes, und seine Schlaf- und Wohnstätte war ihrem Fenster gegenüber.

Giambattista sah das schuldlose Engelsbild, und wurde bezaubert von den Reizen, die sein Auge erblickte. Wäre Annunciata ein Mädchen gewesen, wenn sie den Eindruck nicht mit Vergnügen wahrgenommen, den sie auf das Herz eines Jünglings gemacht, den sie selbst so ungemein schön fand? Unter diesen Umständen bildete sich bald ein heimlicher Augenverkehr. Das Herz begehrte bald mehr, und da die Augen bereits vermittelt hatten, blieb der Umgang nicht aus, und die Herzen schlossen den feurigen Bund der heißen Liebe. War es ein Wunder, daß Giambattista nicht über die Alpen eilte? Mit der Meinung der Seinigen am fernen Rheine jedoch stand die seine nicht im Einklang. Dort drängte der Vater auf des Sohnes Rückkehr. In Asti ahnete Niemand dies Verhältniß zu Annunciaten, am wenigsten der dem Kinde nahestehende Greis. Niemand wußte darum, als der treue Diener Giambattista's, jener Jost aus Kempten, der jetzt wieder in der Osteria des Montefiasconers saß. Er liebte seinen jungen Herrn, er hatte selbst in Kempten ein Treuliebchen. Warum sollte er ihm ein Glück mißgönnen, dessen Größe er selber kannte? Auch fand er kein Unrecht darin, daß ein so reicher junger Mann ein blutarmes, aber durch seine blendende Schönheit so hochgestelltes Mädchen freie, zumal sie so gut und fromm war wie eine Deutsche. An etwas Anderes aber, als an eine ehrliche Heirath konnte Jost nicht denken, und zwar um so weniger, als er selbst etwas Anderes sich nicht denken konnte. Zur Ehre seines Herrn sey es aber gesagt, daß er andere, blos Tändeleien bezweckende Absichten nicht hegte. Seine Liebe für das schuldlose, liebenswürdige Kind der Natur war ächt, treu, wahr. Mit den heiligsten Eiden gelobte er ihr, sie als Gattin heimzuführen nach Jahresfrist. So schied er unter heißen Schwüren und Thränen.

Für das arme Mädchen brach eine schwere Zeit alsbald herein. Die Mutter starb. Das Häuschen war verschuldet, und nichts blieb ihr übrig, als die Zuflucht bei'm alten Oheim an der Stadtmauer, dem weinseligen Malvoglio. Er nahm sie auf; aber ihre Tage waren nicht rosig bei ihm.

In jenen Tagen war der Verkehr in die Ferne nur ein mündlicher und persönlicher. Wie sollte das liebende Mädchen von dem Geliebten Kunde erhalten? Sie liebte mit der tiefen, heißen Gluth, wie sie das Herz hegt unter dem südlichen Himmel Italiens. Sie glaubte fest, wie sie an Gott und die Heiligen glaubte, an seine Treue und an die Lösung seines Wortes. Sie zählte die Tage, die Monate bis zur Wiederkehr; aber er kam nicht. —

Dort am Rheine stand es anders, als er es sich geträumt im Arm der Liebe. Er fand den ungemessenen Geldstolz seines Vaters, den Plan, ihn mit Maria Ottini zu vermählen, dieser Maria, deren Leidenschaftlichkeit, deren Eigensinn, deren feindseliges Gemüth er kannte, die ihn nicht liebte, die er verabscheute! —

Wohl merkte der Vater, daß ihn ein Band im Lande der Heimath fessele. An den dummen, ehrlichen Jost machte er sich nun, um ihm das Geheimniß abzulauschen oder nöthigenfalls abzunöthigen.

(Fortsetzung folgt.)

Eine theatralische Vorstellung bei den Römern.

(Fortsetzung.)

Doch horch! Dringt jetzt nicht ein Getöse, gleich dem des Donners, zu den Ohren der römischen Zuschauer? Wehe ihnen, wenn sich eines der furchtbaren Gewitter des Südens durch die dünne Decke des Amphitheaters auf die Zuschauer entladen sollte! Es zeigt sich übrigens in den Mienen unserer Römer keine Spur von Gewitterfurcht, denn sie wissen, der Donner, welcher eben erschallte, ist kein wirklicher, sondern künstlich erzeugt, indem man hinter der Scene ungeheure Becken, mit Kieselsteinen gefüllt, mit aller Gewalt hin und her rollte. Es ist dieses das Zeichen, daß die Vorstellung jetzt bald ihren Anfang nehmen werde, und vertritt so ohngefähr die Stelle der Vorspiele, womit unsere Orchester den Zuschauern die Zeit vertreiben, bis sich der Vorhang zur Aufführung von Trauer-, Lust- oder Schauspielen erhebt, denn von Opern wußte man in der alten Welt nichts, und es hätte auch der ruhige, ernste, nüchterne Sinn der Römer wenig Geschmack an der Darstellung der Leidenschaftlichkeit und an dem ganzen Misere moderner Sentimentalität gefunden, wie es die Oper, diese rein romantische Schöpfung, zu Markte trägt. Doch versetzen wir uns wieder in das pompejanische Theater. Der Vorhang ist endlich aufgezogen. Ein Ausrufer erscheint auf dem Proscenium, in der Gegend, wo bei uns der Souffleurkasten steht, und fordert das Publikum, unter dem bis jetzt ein furchtbares Geräusch geherrscht, zum Stillschweigen auf. Doch wird seiner Aufforderung nur kurze Zeit Folge geleistet. Sobald die ersten Scenen des Stückes vorüber, so erhebt sich wieder das vorige unziemliche Geräusch.

Die Erfahrung von dieser geringen Aufmerksamkeit, welche das römische Publikum auf das Ganze einer dramatischen Vorstellung wandte, mag auch die Schriftsteller jener Zeiten bewogen haben, in eigens zu diesem Zweck verfertigten Prologen den ganzen Inhalt des Stückes kurz zusammen zu fassen, damit die Zuschauer, wenn sie etwa eine Scene verplaudert oder verschlafen, schnell wieder den Anknüpfungspunkt für den weiteren Verlauf der dramatischen Handlung finden konnten. Wie wünschenswerth wären solche gegebene Resümé's des Inhalts eines Stückes vor Beginn der Theatervorstellungen auch bei uns, wo die Unaufmerksamkeit der Zuschauer oft nicht geringer ist, als in den Zeiten des Alterthums und manche Dame während der Aufführung der klassischsten Tragödie oder Komödie ihre Aufmerksamkeit der Toilette einer Rivalin zuwendet oder den Lorgnetten der süßen Herren, die vom Parterre aus das weibliche Personal der ersten und zweiten Ranglogen die Revue passiren lassen.

Richten wir unsere Blicke wieder auf die Bühne des Pompejanums. Das Erste, was nach Aufzug des Vorhangs überrascht, ist die beispiellose Pracht der Scenerie und Dekoration. Die Römer pflegten nämlich für dieselben unglaubliche Summen zu verschwenden. C. Antonius ließ z. B. für die Schauspiele, welche er dem Volke gab, eine Dekoration aus Silberstoffen verfertigen, Petrius eine aus Goldstoffen. Was ferner unsere modernen Zuschauer gleich im Anfange überraschen muß, ist jenes ewige Flötenspiel, welches den Vortrag des komischen oder tragischen Dichters begleitet. Das Accompagnement hat aber keinen andern Zweck, als dem Schauspieler den richtigen Ton anzugeben und ihn in seinem Vortrage zu unterstützen.

(Fortsetzung folgt.)

Johann Friedrich Morgenstern.

* (Frankfurt, 24. Jan.) Unsere Stadt hat einen ihrer hochachtbaren Bürger, die Kunst einen ihrer verdienstvollen Jünger und Förderer verloren! Johann Friedrich Morgenstern, Sohn des berühmten Perspektiv-Malers gleiches Namens, geboren am 8. Okt. 1777, ist am 21. d. M., nach kurzem Krankenlager, sanft zu einem höheren Leben entschlafen. Die Achtung und Liebe Aller, die ihn kannten, folgt ihm in eine bessere Welt. Seinen Freunden wird er unvergeßlich bleiben. Wie er die hohe Stufe künstlerischer Bildung erstiegen, auf welcher er so viel Tüchtiges geleistet, darüber wird späterhin berichtet werden. Jetzt haben wir nur seinen Verlust zu beklagen! — Seine irdische Hülle wurde heute Morgen von seinen zahlreichen Freunden und Kunstgenossen zum Friedhofe geleitet, wo zuerst Herr Pfarrer Kirchner dem Dahingeschiedenen eine Gedächtnißrede hielt, hierauf einer der älteren Künstler sich in folgender Weise vernehmen ließ:

„Auch von uns, den Genossen Deines Strebens, nimm noch die letzten Worte der Liebe mit in's Grab, verklärter Freund. — Ja, Friede sey Deiner Asche, wie der Friede mit Dir im Leben war. Freundlich dauere Dein Andenken fort bei uns, unter denen Du freundlich und liebevoll weiltest. Ehre sey Deinem Gedächtniß als Mensch, als Gatte, als Vater; aber nicht minder auch Ehre als Künstler, denn Künstler warst Du von ganzem Herzen, mit ganzer Seele. Wahrlich! die beste Gabe, welche der Himmel, nach der Tugend, den Menschen verliehen, die Kunst und die Liebe zum Schönen, ward ihm in reichem Maße zu Theil, den wir jetzt trauernd umstehen, und wirkte verschönernd zurück auf sein langes, thätiges Leben. Selbst Schönes schaffend, erkannte und liebte er auch das Schöne, das Andere gebildet, drang in den Geist der Natur, wie er den der Kunstwerke erfaßte. Daher ward ihm möglich, was so Wenigen gegeben: sich zu versenken in die Werke fremden Geistes, das Vorhandene zu verstehen, wie das Fehlende in gleichem Sinne zu ergänzen, und, die eigene Natur verläugnend, mit Müh' und Fleiß nur And'rer Ruhm zu fördern. Nicht Mangel an eigener Kraft (denn die beurkunden seine eigenen Werke) war es daher, was ihn schon lange dem eigenen Schaffen entzog. Nur Bewunderung des Werthes Anderer, Erkennen ihres Verdienstes, freiwilliges Opfern des eigenen Ruhmes zum Besten der Ehre Anderer. Gekrönt ward diese edle Bescheidenheit durch allgemeine Anerkennung, denn was er selbst mit ächt kindlichem Gemüthe, mit unübertroffener Meisterschaft geleistet, um die Unbilden vergessen zu machen, welche Zeit und Zufall den Erzeugnissen der Kunst zugefügt hatten, das wird nicht blos hier, nicht blos in unserem Vaterlande, sondern noch weit über dessen Gränzen hinaus in dankbar ehrendem Andenken bleiben, und schmerzlich wird die Kunde seines Todes auch den entferntesten Kunstfreund berühren. — Stets sich selbst vergessend, um sich ganz in die großen Meister der Vergangenheit hineinzufühlen, um sich ganz in

ihren Genius zu vertiefen, und aus ihm die Kraft zu schöpfen, ihren Werken die ursprüngliche Vollendung zurückzugeben, gelang es ihm, der Zeit die ihr anheimgefallenen Opfer zu entreißen, und gleichsam Todtes wieder zu erwecken.

Wenn Der Dank verdient, welcher die Namen der Verstorbenen wieder an's Licht zieht, ihre Werke wieder aufrichtet und ihre Thaten von neuem vor das Gedächtniß führt, so verdient wenigstens gleichen Dank Der, welcher den Werken selbst ihre verlorne ursprüngliche Schönheit zurückgiebt, der die wenigen zerstreuten, unscheinbar gewordenen Spuren des Genius, der einst sich mächtig regt' und wirkte, gleichsam als neue Schöpfung zu neuem Ganzen einigt, und der dennoch, bescheiden und anspruchslos, hinter sein mühevolles Werk zurücktritt, um den Ruhm längst Dahingeschiedener zu mehren! Nur einem edlen, kindlichen Sinne konnte die schwere Aufgabe gelingen, und wenige Männer zählt man, die ihm gleichen.

Darum trauern wir billig als Künstler am Grabe des dahingeschiedenen ruhmwürdigen Genossen, dessen begeisterte Liebe zu allem Schönen und Guten in innigem Bunde mit edler Bescheidenheit war, wie mit der herzlichsten Bereitwilligkeit, jedes Talent zu fördern und jede künstlerische Leistung in ihrem vollen Werthe zu würdigen! Nur dies Eine kann uns Trost gewähren — daß Er, selbst eines tüchtigen Künstlers Sohn, der Vaterstadt und der Kunstwelt wieder seinen Sohn zu einem Künstler herangebildet, dessen Werke sich den besten unseres Vaterlandes anreihen, und den Ruf des ererbten Namens noch zu erhöhen verheißen. Ward er aber der Kunst und seinen Freunden entrissen, während noch Lust und Kraft zum Schaffen ihn erfüllte, so müssen wir die Rathschlüsse der Vorsehung verehren, die ihn aus dem heitern Herbste seines Lebens einem ewigen Frühlinge zugeführt, ohne ihn die Härten des Winters empfinden zu lassen.

Preisen wir daher selbst an dieser Stätte den Künstler glücklich, dem, bei langem thätigen Leben, ungetrübte Heiterkeit, Lust zum Schaffen, Gelingen und Anerkennung, und Ruhm und Liebe zugleich von dem gütigen Schöpfer beschieden worden. Möge dies ein Erbtheil auch der Seinigen werden! Wir aber wollen das freundliche Bild unermüdlichen Strebens und liebreichen Wirkens, welches sein ganzes Leben dargeboten hat, in treuem Herzen bewahren."

Die Rothschild.

(Allg. Ztg.)

Zu den außerordentlichsten Erscheinungen unserer so ereignißreichen Zeit gehört die merkwürdige Stellung der Familie Rothschild. Daß der Gründer dieses kolossalen Bankhauses, Meyer Amschel, sich durch unermüdete Thätigkeit, strenge Rechtlichkeit und vorzüglich durch die seltene Treue, mit welcher er die ihm von dem im Jahre 1806 flüchtig gewordenen Kurfürsten von Hessen anvertrauten Millionen verwaltete, auszeichnete, daß seine Söhne, mit seltenen kaufmännischen Fähigkeiten begabt, nach Herstellung des allgemeinen Friedens den Aufschwung des öffentlichen Kredits vorhersahen und sich an die Spitze der Anleihen stellten, welche die Regierungen beinahe aller europäischen Staaten abzuschließen genöthigt waren, daß sie bei allen diesen ausgedehnten Unternehmungen, die sie mit bewunderungswürdiger Klugheit leiteten, sich unermeßliche Reichthümer erwarben, daß sie zur Anerkennung ihrer Verdienste Titel, Adel und Orden erhielten, daß sie einen ihren Verhältnissen entsprechenden Glanz entfalten, daß Frau v. Rothschild eine der geistreichsten und liebenswürdigsten Frauen von Paris und ihr gastfreies Haus der Sammelplatz aller staatsmännischen, schriftstellerischen und künstlerischen Illustrationen ist, daß endlich die Rothschild Wohlthätigkeit mit fürstlicher Freigebigkeit üben, haben die deutschen und französischen Conversationslexicas zur Genüge erzählt, aber keine Feder hat es noch versucht, den aus den financiellen Verhältnissen dieses Hauses entsprungenen höhern politischen Einfluß desselben und die verschiedenen Phasen seiner Wirksamkeit näher zu beleuchten, und doch ist es eben diese Stellung, die in der Geschichte ihres Gleichen nicht findet, welche die eigenthümlichsten Betrachtungen erweckt.

Im sechzehnten Jahrhundert, als Deutschlands Handelsverhältnisse sich noch in der Kindheit befanden, gelang es den Fuggern, durch die großen Dienste und Anleihen, welche sie dem Kaiser Maximilian leisteten, Reichthum, Güter, die Grafenkrone und Berühmtheit zu erwerben. Ein ähnliches Beispiel dieser Art bietet uns aber die Geschichte nur in den Rothschild dar. Haben auch ihre Zeitgenossen, die Baring, Hope, Torlonia und Aguado, im Handelsverkehr gleichfalls kolossale Vermögen erworben und bedeutende Geschäfte, ja selbst Anleihen mit manchen Regierungen abgeschlossen, so konnten sie sich doch nie in eine höhere politische Sphäre erheben, wie es den Rothschild wunderbar gelungen. Waren diesen auch die Zeitverhältnisse besonders günstig, so muß man jedenfalls erkennen, daß sie dieselben mit seltener Gewandtheit zu benützen verstanden, um jene merkwürdige Stellung zu erreichen, welche ihnen als leitende Geldmacht einen so bedeutenden Einfluß gewährt. Und welchen mächtigen Hebel haben sie hiezu angewendet? Das Vertrauen, welches sie sich sowohl bei den Regierungen, als bei den bei ihren großartigen Unternehmungen betheiligten Capitalisten zu erwerben wußten. Im Verlaufe von achtundzwanzig Jahren hat das Handlungshaus Rothschild bei den vielfältigen Anleihen, welche es mit England, Oesterreich, Frankreich, Preußen, Rußland, Neapel, Dänemark, Belgien und den meisten Fürsten des deutschen Bundes abschloß, Hunderte von Millionen an die betreffenden Staaten und oft in der Zeit schwerer politischer Krisen mit bewunderungswürdiger Pünktlichkeit abgeführt und auf diese Weise die Macht seiner Geldkräfte beurkundet. Die Theilnehmer aber sahen ihre diesfälligen Speculationen stets mit dem günstigsten Erfolge gekrönt und das erworbene allgemeine Vertrauen wurde auch ein unbedingtes. Welcher Staat würde wohl jetzt eine Anleihe ohne den Rothschild unterhandeln? Als in den letzten Jahren der Speculationsgeist sich den industriellen Unternehmungen zuwendete und die Eisenbahnen ein Bedürfniß des Continents wurden, ergriffen sie abermals die Initiative und stellten sich an die Spitze der Bewegung. Die Versailler Bahn am rechten Ufer der Seine ist ihre Schöpfung und in Oesterreich gaben sie durch den Bau der großartigen Nordbahn den ersten Anstoß zu Unternehmungen dieser Art, und wo ein wahrhaft nationales Werk begonnen werden mag, darf man auf die Mitwirkung ihrer Kapitalien zählen.

Um aber den höhern Standpunkt des Rothschild'schen Hau-

ses gehörig zu würdigen, muß man hier verschiedene Perioden desselben unterscheiden. Die erste beginnt mit dem Jahre 1815 und dauerte beiläufig zehn Jahre; in diesen Zeitraum fällt die Begründung seines unermeßlichen Vermögens. Da kam das unheilvolle Jahr 1825. Uebertriebene Speculationen aller Art brachten eine furchtbare Reaction in dem Handelsverkehr hervor. Hunderte von kaufmännischen Notabilitäten geriethen in Stockung oder gingen zu Grunde. Die Rothschild aber blieben nicht nur unerschüttert, sondern unterstützten noch überall mit ihren unermeßlichen Geldmitteln und unbegränztem Credite, und ihre Silber- und Goldbarren-Sendungen setzten damals bekanntlich allein die englische Bank in die Lage, ihre Baarzahlungen fortsetzen zu können. Die Handelswelt kannte schon den Reichthum der Rothschild, ihre Macht aber entfaltete sich zuerst in dieser zwar kurzen, aber um so schwierigern zweiten Epoche ihrer kaufmännischen Laufbahn. Von diesem Augenblick erlangten sie höhere politische Bedeutenheit, und keine Regierung unternahm mehr eine umfassendere Finanzoperation ohne ihre Mitwirkung. In ihrer dritten Periode, welche bis zum Jahre 1830 reichte, stieg ihr Ansehen und Einfluß als leitende Finanzmacht fortwährend. Da brach plötzlich die Julirevolution aus, die den europäischen Credit bis in seine tiefsten Grundfesten erschütterte, und mit ihr beginnt die vierte und glanzvollste Epoche ihrer finanziellen Wirksamkeit. Unzählige Bankhäuser wurden durch den Blitzstrahl des politischen Gewitters vernichtet, während die Rothschild nicht nur dem fürchterlichen Sturme kraftvoll widerstanden, sondern sogleich der in Frankreich neugeschaffenen Staatsgewalt, die ihnen als eine Gewähr für die Aufrechthaltung der Gesetzlichkeit und Ordnung erschien, den Beistand ihrer mächtigen Hülfsquellen anboten. Die unermeßlichen Geldmittel, welche sie in jener verhängnißvollen Zeit zur Verfügung der Mächte stellten, und der feine, wahrhaft diplomatische Takt, welchen sie in den schwierigsten Verhältnissen entwickelten, erwarb ihnen das unbegränzte Vertrauen der Cabinette, und die Rothschild trugen damals mehr, als die Welt es ahnen mag, zur Bewahrung des Friedens bei. Unwillkürlich drängt sich die Frage auf, wie es ihnen gelungen, ihre bedeutende Stellung in Frankreich unter den verschiedenartigsten Regierungen ununterbrochen zu behaupten? Die Lösung derselben ist leicht. Sie gehören keiner politischen Partei an, sie sind die Freunde des Königthums, der Gesetzlichkeit und des Friedens, und als solche konnten sie ihren überwiegenden financiellen Einfluß eben so unter den heterogenen Ministerien eines Decazes, Villèle, Martignac und Polignac, als unter der Regierung des Königs Louis Philipp bewahren.

Die unbestrittene Macht, welche die Rothschild auf den allgemeinen Handelsverkehr üben, ist aber eben so rechtmäßig begründet, als für denselben wohlthätig; denn ihr Wahlspruch wird stets **Friede und Entwickelung der Industrie** seyn, und nur Friede und Industrie können die Welt fortan beglücken; die Zeit der Täuschungen ist vorüber und die Nationen sind längst zur Ueberzeugung gelangt, daß die Förderung ihrer materiellen Interessen selbst ihre gesetzliche, rechtmäßige Freiheit kräftiger zu schützen vermag als die blutige Verfechtung eitler politischer Theorien; denn ein reiches Volk ist auch ein mächtiges, das sich nie durch die Willkür unterdrücken läßt. Die Geschichte aber wird einstens die Firma Rothschild als ein denkwürdiges Beispiel, wie kühner Speculationsgeist, kluge Beharrlichkeit und brüderliche Einigkeit, mit Glück und wunderbarem Geschicke gepaart, so unermeßliche Reichthümer und politischen Welteinfluß erringen konnten, in ihre Bücher zeichnen und als das Symbol der größten kaufmännischen Berühmtheit auf die ferne Nachwelt übertragen.

Bilbel, 24. Jan.

Die Nähe von Frankfurt hat für unseren Ort neben vielem Guten doch die nachtheilige Folge, daß viele unbemittelte Leute sich hier aufhalten, welche den Sommer über sich wohl mit Leichtigkeit als Maurer, Weißbinder, Taglöhner u. s. w., großentheils in der Stadt ernähren können, während des Winters aber, wegen Mangel an Verdienst, viel mit Mangel zu kämpfen haben. Diese Leute haben in der Regel eine zahlreiche Familie, welche aus Nothwendigkeit oft schon im jüngsten Alter zu geringem Erwerbe, man denke in der Stadt nur an die vielen Bilbeler Sandkinder, angehalten und verwendet, dabei aber, was die Erziehung anbelangt, beinahe gar nicht beaufsichtigt werden können. Während die Eltern ihrem Taglohne nachgehen, sind die Kinder gewöhnlich ohne alle Aufsicht und laufen daher Gefahr, gänzlich zu verwildern. Wie sehr dadurch bei solchen Kindern, wenn sie weiter heranwachsen, die Sittenlosigkeit mit allen ihren schlimmen Folgen, die Neigung zum geschäftlosen Herumschlendern, eine gewisse Scheu vor aller ernsteren Beschäftigung, nicht selten auch eine Lockerheit in den Verhältnissen der Eltern zu den Kindern und umgekehrt gefördert und endlich aller Sinn für das Gute und Edle schon im Keim erstickt werde, davon haben wir leider schon manche traurige Beispiele erlebt. Längst schon hat man daher an Abhülfe gedacht und diese in der Errichtung einer Kleinkinderbewahranstalt, nach dem Beispiele anderer Orte, wo ähnliche Gebrechen und ähnliche Bedürfnisse sich zeigten, gefunden zu haben geglaubt; ja man glaubte noch weiter gehen zu müssen, indem man mit jener Schule eine Anstalt zu verbinden beabsichtigte, in welcher auch ältere Kinder, welche bereits die Volksschule besuchen, in Handarbeiten — Stricken, Nähen, Flicken, Häckeln, Strohflechten — unterrichtet, somit zu nützlichen und zugleich einträglichen Beschäftigungen angeleitet werden könnten. Der Ausführung einer solchen, eben so nützlichen, wie nothwendigen Anstalt stand bisher nur der Mangel der nöthigen Fonds entgegen; seitdem jedoch in neuester Zeit der hiesige löbliche Gemeinderath ein Capital von 500 fl. zu jenem Zwecke bestimmt hat, dürfen wir an der Ausführung nicht mehr zweifeln. Gleichwohl genügen diese Mittel, zumal bei der ersten, etwas kostspieligen Einrichtung noch nicht. Es haben sich daher, auf geziemendes Ersuchen, die verehrlichen Mitglieder des Frankfurter Instrumentalmusikvereins einer nicht genug zu lobenden und dankbar erkannten Bereitwilligkeit entschlossen, Sonntags den 28. Jan. d. J. in dem neuerbauten Saale des Gasthauses „zur Stadt Cassel" dahier ein Konzert unter der Leitung ihres verehrten Direktors, des Hrn. Aloys Schmitt zu geben. Ausgezeichnete Musikstücke (C dur-Symphonie von Beethoven u. s. w.) sollen in demselben vorgetragen werden und Hr. A. Schmitt, längst bekannt als höchstausgezeichneter Claviervirtuose, so wie mehrere andere Tonkünstler von Ruf werden sich hören lassen. Auch haben wir Hoffnung, Hrn. Pischek und Fräul. Capitain unter den Mitwirkenden zu sehen. Wo solche Kräfte zusammenwirken, da darf man wohl auch etwas recht Tüchtiges erwarten! — Der Ertrag ist lediglich für die beabsichtigte Anstalt bestimmt, in welcher alle hiesige **Bedürftige jeder Confession, jeden Glaubens** Aufnahme finden sollen. Die Unterzeichneten, zusammengetreten zur Förderung der guten Sache, laden nun mit Vertrauen Freunde der Menschheit und Freunde der Tonkunst zum Besuche dieses Konzertes ein, gerne gestehend, daß nur durch Theilnahme von Außen das schöne Ziel — Verbesserung des verwahrlos'ten Zustandes eines Theils der hiesigen heranwachsenden Generation — erreicht werden könne. Der Anf[illegible]g des Konzerts ist um 5, das Ende um 7 Uhr Abends; der Eintrittspreis ist auf 1 fl. gesezt.

Wilhelm Simon. Stockhausen. Birkenholz.
Isaac Hinkel. Bürgermeister Hinkel. Lorenz.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 28. Sonntag, den 28. Januar 1844.

Die Nacht von Bingen.

Novelle.

(Fortsetzung.)

Jost hatte nicht Ursache, es zu verheimlichen, weil er glaubte, sein Herr habe es seinem Vater gestanden. Der schlaue Pomaria entlockte ihm die kleinsten Umstände. Darnach nahm er seine Maßregeln, ohne dem Sohne eine Andeutung zu geben, daß er wisse, wie es in Asti stehe. Nur ein Mal, da nämlich, als er ihm mit kluger Berechnung das Ja abnöthigte, ließ er eine Andeutung fallen, als könne Giambattista eine Andere lieben.

Der Sohn wagte es nicht, seine Gefühle auszusprechen, und verschloß in den Schrein des Herzens, was er in dessen Grunde hegte. Er hoffte durch den Aufschub Das zu erhalten, was er wünschte.

Als nun der Sommer gekommen war, wo wieder ein Sohn des Handels nach Asti reisen sollte, kam ein Brief vom alten Großvater, welcher heischte, daß Antonio, der jüngste Enkel, komme, auf daß ihn sein Auge sähe, ehe es sich im Todesschlafe schlösse. Das war ein schlau gelegter Schlupf für den armen Giambattista. Er mußte bleiben und Antonio zog. Der Großvater aber wußte nichts von einem Briefe.

Am Tage vor der Abreise ließ Pomaria den Knecht Jost in sein Gemach kommen.

„Jost," sagte er, „Du hast unserm Hause seit Jahren treu gedient, Du sollst jetzt meinen jüngsten Sohn nach Asti begleiten. Es ist Deine letzte Reise. Sobald Du zurückkommst, will ich Dir ein Häuschen in Kempten kaufen oder bauen, wo Du dich setzen kannst; aber Eins ist die Bedingung."

Jost's Herz pochte bei dieser Eröffnung mit Heftigkeit. Er sah sich schon im Besitze seines Liebchens, am Ziele seiner Wünsche.

„Was fordert Ihr denn von mir, Herr?" fragte er. „So ich kann, will ich's gewißlich erfüllen."

„Du weißt," sagte er zutraulich, „daß Annunciata Ghisberti, das blutarme Schneiderskind von Asti, nicht für meinen Sohn ist. Er wird, ehe ein Monat vergeht, Maria Ottini heimführen, die reiche, schöne Maria!"

Jost erstarrte. Er gedachte des armen, liebenden Mädchens und seiner Hoffnungen, und bejammerte sie; allein er sah erst jetzt, daß sein alter Herr eine Wahrheit sagte, als er fortfuhr:

„Uns gilt es Alles, guter Jost, den alten Ruhm unseres Hauses zu erhalten, und der ruht allein auf Geld und Redlichkeit. Die Innung aber geht auseinander, wenn Fremde hineinheirathen und das Geld in andere Hände kommt; darum kann aus dem nichts werden, was Giambattista dort angeknüpft hat."

Wenn auch ein Zweifel in seiner Seele aufstieg, ob das Alles so sey, Jost war zu sehr gewöhnt, zu thun, was man ihm sagte, daß er nicht auch gehorsamte, wo er denken sollte, was Andere dachten.

„Höre," fuhr Pomaria fort, „ich gelobe Dir, Haus und Hof zu gründen, wenn Du zurück die Kunde bringst, Annunciata sey wirklich gestorben, wie sie denn jetzt schon für ihn todt seyn muß."

In Jost's deutscher Seele regte sich eine Macht gegen dieß Ansinnen; aber der gewandte Italiener wußte ihm die Sache so augenfällig als Pflicht hinzustellen, daß er am Ende gelobte, es also zu machen.

Wohl sah der Alte ein, daß, wenn Giambattista mit Jost rede, und ihm, wie kaum zu zweifeln, Aufträge ertheile, der dumme, ehrliche Jost das ganze Ränkegewebe entdecke; daher wußte er es so zu leiten, daß Giambattista gen Cöln fuhr in Handelsgeschäften, und während dieser Zeit reisten Die ab, welche mit Antonio den Zug nach Asti machen sollten.

Sein Plan war erreicht. Antonio ahnete nichts von seines Bruders Händeln in Asti, und Jost durfte ihm nichts davon vertrauen.

Nach langer Fahrt langten sie in Asti an.

Jost eilte am andern Morgen in die wohlbekannte Wohnung der Wittwe Ghisberti. Fremde Leute sahen ihn verwundert an. „Wo ist Frau Ghisberti?" fragte er.

„Todt!" war die Antwort.

„Wo ist Annunciata?" fragte er weiter.

„Wir wissen es nicht," sagten sie; „wir glauben, daß sie auch todt ist; denn man sieht nichts mehr von ihr."

Da wurde es dem ehrlichen Burschen von Kempten leicht um die Seele. Er betete ein Paternoster und Ave für ihre arme Seele, und dankte seinem Schutzheiligen, daß er nicht zu lügen nöthig habe.

Annunciata war wohl todt für die Welt. Sie sah sich

als ihres Geliebten Verlobte an; mied es, sich öffentlich zu zeigen, und als nun Giambattista nicht kam, sie sich betrogen sah, begrub sie sich und ihren Schmerz in das kleine Häuschen Malvoglio's, und kaum ahnete man in der Nachbarschaft ihre Anwesenheit, wenn man nicht die edle Gestalt tief verschleiert hätte vorüberschweben sehen zur Kirche dei Angeli.

Eines Tages war sie dort hingegangen, und — schier wäre sie zusammengesunken — dort erblickte sie des Geliebten Diener, den treuen Jost von Kempten — aber — Giambattista fehlte? Wie konnte sie Auskunft erhalten?

Da hörte sie eines Tages den alten Oheim von dem Deutschen reden, der eine so weite Gurgel habe, daß er ein ungeheures Maß Montefiasconers trinken könne. Nun bat, nun flehte sie ihn an, daß er Jost ausfrage über seinen Herrn. Darum stellte sich Malvoglio auf die Spitzen seiner Zehen, als er in die Osteria seines Freundes aus Montefiascone trat. Kaum hatte er seinen Freund aus frühern Tagen erblickt, als er mit seinen spitzigen Ellenbogen die Leute zur Seite schob, und mit seiner kleinen Gestalt rasch zur Seite des Deutschen sich einen Platz erobert hatte.

Unter den wenigen hervorstechenden Eigenschaften Jost's von Kempten war diese die eminenteste, daß er den ansehnlichen Durst seiner Heimath mit sich über die Alpen genommen hatte, und zu dem edelsten Muskateller, welcher im Patrimonium Petri wuchs, nämlich bei dem Städtchen Montefiascone, eine warme Neigung im Herzen trug. Sein junger Herr war kein Knicker; und so wurde es ihm möglich, regelmäßig jeden Abend sich ein anständiges Räuschchen in der Osteria zu holen. Auch heute saß er da voll Lust und Freude, und sog an seiner Kanne mit unsäglichem Behagen den süßen Saft des gesegneten Landes. Nur Eins fehlte noch für ihn. Er war eine jener behaglich heiteren Naturen, die es lieben, daß Lust und Kurzweil um sie herum hüpfen, und sie selbst dabei nichts weiter thun, als aus den innersten Fundamenten des Herzens zu lachen. Dazu fehlte der rechte Mann noch, nämlich Malvoglio. Nach ihm, dem gewohnten Gaste und Lustigmacher, sah sich Jost mit Sehnsucht um; aber er nicht alleine, sondern auch andere Gäste und der Wirth selbst, der diesen Juwel seiner Osteria wohl kannte, und in ihm einen nicht geringen Magnet für viele seiner Gäste schätzte.

(Fortsetzung folgt.)

Eine theatralische Vorstellung bei den Römern.

(Fortsetzung.)

Was die gleichfalls für unsere Zeitgenossen auffallende Starrheit und Unbeweglichkeit der Züge römischer Schauspieler betrifft, so mögen jene sich nur hinter die Coulissen verfügen, und sie werden bald sowohl diese starren Züge wie auch die riesenmäßige Größe der römischen Mimen nicht mehr auffallend finden. Hier z. B. sehen Sie, meine werthen Zuschauer, den jungen verschmitzten Bedienten und den ehrenwerthen Onkel von der Bühne abtreten und sich hinter der Scene demaskiren. Der Koloß verwandelt sich auf einmal in ein Menschenkind von ganz gewöhnlicher Größe: er hat den Kothurn (eine Art hoher Halbstiefel) ausgezogen, der ihn so weit über andere Sterbliche emporragen ließ. Dort sehen Sie die große Koquette, welche sich jetzt ein wenig von der leidenschaftlichen Anstrengung erholt, welche ihr die Eroberung von Männerherzen auf der Bühne gekostet. O Wunder! Sie nimmt ihren reizenden Kopf zwischen beide Hände und legt ihn neben sich. Diese Beauté, welche so viele Söhne edler Häuser durch ihre Künste bezaubert hat, zeigt sich uns jetzt in ihrer wahren Gestalt mit den männlichsten Zügen und einem stattlichen Barte. Auf den Bühnen Roms werden nämlich alle Rollen von Männern gespielt und alle Schauspieler tragen Masken. Diese Masken, welche inwendig mit Erz beschlagen sind, haben die Bestimmung, sowohl den Ton der Stimme des Schauspielers zu verstärken, als auch den Charakter seiner Rolle typisch darzustellen. Was den durch diese Maske nothwendig erzeugten Verlust des physiognomischen Spiels betrifft, so muß man bedenken, daß dasselbe, wenn auch noch so kunstvoll ausgeführt, doch für den größern Theil des Publikums verloren gegangen wäre, indem dasselbe sich in so großer Entfernung von der Bühne befand. Aber, werden Manche einwenden, wenn es nun die Handlung nothwendig erfordert, daß in einer und derselben Scene die Züge der handelnden Personen plötzlich einen andern Ausdruck annehmen, von der Freude zum Schmerz, vom Schmerz zur Freude übergehen? Auch für diesen Fall hat der erfindungsreiche Geist der Römer Vorsorge getroffen. Man hatte Masken, welche auf der einen Hälfte weinten und auf der andern lachten. Es lag jetzt nur an dem Schauspieler, daß er durch geschickte Umdrehung nach der einen oder andern Seite die jedesmalige Stimmung seines Gemüthes durch den dem Publikum zugewendeten Theil seiner Maske richtig ausdrücke. Hat etwa der geizige Harpagon seine Schatulle verloren? Er wendet dann den Zuschauern nur den traurigen Theil seiner Maske zu. Hat er sie wieder gefunden? Geschwind wendet er sich um und läßt die heitere Seite sehen. — Vom künstlerischen Standpunkte aus betrachtet, ging auf diese Weise freilich der größte Reiz dramatischen Spiels verloren, und die wunderbare Wirkung, welche Talma durch ein Runzeln seiner Augenbrauen, und Demoiselle Mars durch ein bezauberndes Lächeln auf die Zuschauer hervorbrachte, war natürlich in den Theatern der Alten eine reine Unmöglichkeit.

Doch wenden wir unsere Aufmerksamkeit wieder auf die jetzt in vollem Gange befindliche Vorstellung in dem Theater des Pompejus. So eben ist ein Schauspieler in einer der schönsten Stellen seiner Rolle stecken geblieben! Schnell sucht ihm der Souffleur, welcher bei den Alten seinen Platz hinter der Scene hat, durch fast hörbares Zuflüstern aus der Verlegenheit zu helfen. Doch horch! Mit einem Male erhebt sich unter dem plebejischen Theile der Versammlung, oder, wie es bei uns heißen würde, auf der Gallerie, der sich an der ganzen Komödie wenig zu erbauen scheint, ein furchtbares Geschrei: Fort mit den Komödianten! Laßt Ringer und Gladiatoren kommen, Seiltänzer und Bären! O der Schmach! Bären und Luftspringer zieht also das römische Publikum dem Spiele dramatischer Künstler vor! Zum Glücke protestiren einige Senatoren und Ritter und eine Schaar plebejischer Kunst-Dilettanten gegen diese gewaltsame, brutale Unterbrechung des Stücks. Es wird wenigstens erst noch zu Ende gespielt, bevor die Prügeleien der Gladiatoren, die Sprünge der Tänzer und die Bären- oder Löwenhetzen die Bretter Thaliens ent-

weihen. Nachdem das Stück endlich, und zwar nur durch einen Machtspruch des Senats zum Schlusse gelangt, tritt ein Mime auf das Proscenium und fordert durch ein diktatorisches: „applaudite“ (klatscht) das Volk zu seinem Beifall auf. Diese Aufforderung ergeht regelmäßig am Schlusse jedes Stückes an die Zuschauer. Doch entsprachen sie nicht immer der Aufforderung; man vernahm nicht selten scharfe, schneidende Töne, wie von kleinen Pfeifen, und es verliert sich so der abscheuliche Gebrauch des Auspfeifens, der schon so manchem Autor, Direktor oder Mimen eine schlaflose Nacht gemacht, bis ins graue Alterthum. Doch scheint sich eben so das verzweifelte Rettungsmittel schlechter Autoren und Schauspieler: die Bezahlung von Claqueurs, auch aus den Zeiten des Alterthums zu datiren, und es wurde der ästhetische Ruf mehr als eines Stückes durch die Dazwischenkunft der angestellten Klatscher gerettet. Das wirksamste Mittel, sich den Beifall des Publikums zu sichern, gebrauchte jedoch ohne Zweifel der Kaiser Nero. So oft nämlich derselbe auf dem Theater als Mime auftrat, hatte er unter den Zuschauern eine beträchtliche Anzahl seiner Prätorianer vertheilt, die mit gezücktem Degen bereit standen, Jeden zu züchtigen, welcher es wagte, nur das geringste Zeichen des Mißfallens an den Tag zu legen. Nero erntete so, wie natürlich, bei jeder Vorstellung den ungetheiltesten, rauschendsten Beifall. Es ist ein wahres Glück für viele unserer Schauspieler und Autoren, daß sie keine kaiserliche Gewalt besitzen; es würde sonst vielleicht schon Mancher dasselbe verzweifelte Mittel ergriffen haben, sich der Gunst des Publikums zu versichern, zu dem einst Nero seine Zuflucht nahm.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Der Komiker Franz Wallner macht fortwährend auf dem Thalia-Theater in Hamburg Sensation und hat die anfänglich bestimmte Zahl seiner Gastrollen schon drei Mal verlängern müssen. Die Hamburger Blätter stimmen in anerkennender Würdigung seines Talentes überein. Der „Hamburger Telegraph“ und der „Tagwächter an der Elbe“ bringen neuerlich wieder sehr günstige Berichte; im ersteren heißt es: „Heiteres Lachen erzeugen, ist die Aufgabe des ächten Komikers. Wallner löst sie mit einer sprudelnden Lebendigkeit des Spiels und des Witzes!“

(Berlin.) Die wissenschaftlichen Vorlesungen in der Singakademie werden auch im kommenden Jahr, zum dritten Male, wieder stattfinden. Dem Vernehmen nach werden diesmal mehrere jüngere Gelehrte Vorträge halten, eine sehr zu billigende Einrichtung, um dem Institute Frische zu erhalten und dem Princip des Fortschritts nicht den Weg zu sperren. Wie manche Gesellschaft altert früher, weil sie ihr goldenes Buch den jüngern Geschlechtern nicht zeitig genug öffnet!

(Magdeburg, 20. Januar.) Es hat sich hier ein Zschokke-Verein*) gebildet. Seinen Zweck spricht er in seinen Statuten dahin aus: denjenigen Ständen, welche nur den Unterricht der Volksschule genossen haben, durch gute Bücher zu wohlfeilen Preisen Gelegenheit zur Erweiterung ihrer Bildung zu geben. Die Auswahl der Bücher soll in dem Kreise der schon als brauchbar bewährten Volksschriften getroffen werden.

*) Der berühmte Zschokke ist bekanntlich ein Magdeburger.

(Zur Statistik der Diebstähle in Berlin.) Prof. Dieterici bemerkt in seiner jüngst erschienenen statistischen Uebersicht über Berlin: Im Jahre 1841 wurden der Polizei 3912, im Jahr 1842 nur 3539 Diebstähle angezeigt. Diese Mittheilung muß für die Bewohner dieser Stadt zu großer Beruhigung gereichen.

(Oderberg, 18. Jan.) Wir machen so eben die interessante Erfahrung: „daß Verstorbene auch noch im Grabe eine Zeitschrift redigiren können.“ Dies Beispiel wird uns nämlich jetzt in Schwedt geliefert. Dort starb im Oktober v. J. der Herausgeber, Drucker und Verleger des „Schwedter Anzeigers“, Herr J. C. W. Jantzen. Dieses Wochenblatt wird nun aber noch bis zu dieser Stunde von der Wittwe fortgesetzt mit der Bezeichnung: „Redakteur und Verleger J. C. W. Jantzen in Schwedt.“ Ist es denn Verstorbenen auch gesetzlich erlaubt, noch bürgerliche Geschäfte zu betreiben?

Aus Wien erfährt man, daß dort gegenwärtig Mozart's Opern die vollsten Häuser machen und wahre Sensation erwecken. Die Sängerinnen Hasselt-Barth, Stöckl-Heinefetter und Lutzer glänzen darin, und das Publikum spendet reichlichen Beifall, wobei auch der treffliche Staudigel nicht vergessen wird.

Man schreibt aus Gotha, daß am 18. d. Mts. im dortigen Schauspielhause zum Besten der Armen durch die Virtuosen HH. Liszt und Prume, unter Mitwirkung aller musikalischen Kräfte der dortigen Künstler und Dilettanten, ein großes und glänzendes Konzert veranstaltet und durch solches in doppelter Hinsicht der beabsichtigte Zweck vollständig erreicht worden ist. — Ueber Laube's „Bernsteinhexe“, eine Dramatisirung der Geschichte der Maria Schweidler, ist bereits in öffentlichen Blättern geschrieben und über den Werth der Arbeit gestritten worden. Theater-Direktionen, welche etwa auf diese Novität reflektiren sollten, werden wohl thun, eine zweite Bearbeitung desselben Stoffes von A. Rodnagel in Darmstadt, die beinahe vollendet ist, abzuwarten, und dann zu wählen. — Aus Stuttgart wird uns gemeldet, daß Fräulein Rudersdorff ihr dortiges Gastspiel mit der Adine im „Liebestrank“ am 21. d. Mts. eröffnet und höchst beifällige Aufnahme gefunden habe. Dieser günstige Erfolg ist um so weniger zu bezweifeln, als uns die vorzügliche Leistung der genannten Sängerin in dieser Rolle bekannt ist. Als zweite Rolle der Fräul. R. wird die der Norma genannt.

Gustav Pfitzer hat ein historisches Lehrgedicht: „Der Welsche und der Deutsche, Aeneas Sylvius Piccolomini (Papst Pius II.) und Gregor von Heimburg“, unter dem weitern Titel: „Historisch-poetische Bilder aus dem fünfzehnten Jahrhundert“ herausgegeben. Er leitet dies epische Gemälde mit einer geschichtlichen Vorrede ein. — Das poetische Opus zählt ungefähr zweitausend (!) achtzeilige Verse. Jeder Vers enthält vier gleich gereimte männliche Endungen und vier nicht gereimte weibliche.

Nach dem Berichte eines namhaften Mannes im „Itzeh. Wochenbl." lebt in einem Dorfe eines der parcellirten Lüb'schen Kanzeleigüter ein alter Mann seit reichlich dreißig Jahren im engsten Verwahrsam, nämlich in einem hölzernen Käfig oder einer Kammer, in die das Tageslicht nur selten und spärlich eindringen kann, an eine kurze Kette geschlossen, die nur das Aufrichten zuläßt, auf hartem Strohlager, von spärlicher Kost, aller menschlichen Gesellschaft entzogen. Der unglückliche gemüthskranke Mann (58 Jahre alt) ist als eine mit der Stelle, die früher im Besitze seiner wohlhabenden Eltern war, verknüpfte Last, für welche 60 Thlr. jährlich dem Werthe derselben für seine Unterhaltung abgerechnet wurden, zwei Mal in andere Hände übergegangen. Jetzt ist die Gerichtshalterschaft beauftragt, eine Aenderung in seiner Lage herbeizuführen.

Auch in dem fernen Sibirien gewinnt die Flußbefahrung durch Dampfboote eine immer größere Ausdehnung. Im Jahre 1840 begann das erste Dampfboot seine Fahrten auf dem Baikalsee: ein Jahr darauf befuhr schon ein zweites den Angarafluß bei Irkutsk, und im vergangenen September trat ein drittes in Irkutsk neu erbautes Dampfboot auf dem Atarflusse in Wirksamkeit. Der Besitzer desselben ist der Irkutskische Bürger und Kaufmann Mesnikow, der erste Begründer der sibirischen Dampfschifffahrt.

Korrespondenz.

Köln, 22. Jan.

Dieser Tage ist dahier die erste Lieferung einer neuen, von A. v. Wedell redigirten Monatsschrift: „Germania" ausgegeben worden, die am 15. jeden Monats in vier Quartbogen erscheinen soll, wovon einer der Politik und drei belletristischen und Kunstgegenständen gewidmet seyn werden. In der ersten Lieferung befindet sich nach dem Einleitungsgedicht der Anfang einer Novelle „nach dem Französischen", die sich für das Debut einer „Germania" gerade nicht besonders eignet. Sodann folgen der Anfang einer andern Novelle, ein Aufsatz über Europa's Zukunft und allerhand Miscellen. Wenn die folgenden Lieferungen das Interesse des Lesers nicht stärker zu fesseln wissen, als diese erste, so läßt sich der neuen Monatsschrift keine sonderliche Theilnahme des „germanischen" Publikums versprechen.

Mainz, 25. Jan.

Wenn in unserer Zeit der beinah allerorten auftauchende Egoismus dem Vaterlandsfreunde Bekümmerniß verursacht, so spricht derselbe vorzugsweise gern von denjenigen seiner Mitbürger, die so ganz besonders aus rein patriotischem Gefühle mit steter Nichtbeachtung ihrer Privatinteressen unablässig für das Wohl und die Verherrlichung ihrer Vaterstadt wirken; er muß dabei nur bedauern, daß deren ungewöhnliche Bescheidenheit nicht erlaubt, öffentlich ihren Namen zu nennen. Einem dieser Edlen, seinen rastlosen Bemühungen, seinen schweren Opfern verdankt Mainz seine Fruchthalle. Hiermit dürfte man wohl die Bemühungen eines Einzelnen für begränzt halten. Aber dem ist nicht so, indem unser edler Mitbürger, der Nothwendigkeit und dem allgemeinen Wunsche Gehör gebend, bereits den Plan zu einem zweiten großartigen Monumente entworfen und auch hier wieder, wie bei allen frühern Gelegenheiten, klingende Beihülfe zugesagt hat, damit endlich unser schöner Gutenbergsplatz durch ein in dem Hintergrunde desselben zu erbauendes Stadthaus bei beginnender schönen Jahrszeit unverzüglich seine Vollendung erhalte. Diese gewichtigen Ansprüche auf allgemeine Anerkennung und Dankbarkeit konnten unbegreiflicher Weise es doch nicht verhindern, daß hämische Bemerkungen sich festen Fuß zu verschaffen suchten, weil einige Leute glaubten, daß, da die zur unumgänglich nöthigen Erweiterung des städtischen Begräbnißplatzes erforderliche Grundfläche von circa 8 hessischen Morgen, welche nur von dem erwähnten Mitbürger acquirirt werden kann, von demselben der Stadt für einen weit niederern Preis, als dafür gefordert wird (800 fl. per Morgen), hätte überlassen werden können. Hätte man jedoch, ehe man ein solches Urtheil fällte, nicht bedenken sollen, daß im größern Theile dieses Terrains Steinbrüche angelegt werden können, deren Ertrag wegen der in der Nähe begonnenen Fortificationsarbeiten gewiß reichliche Zinsen bringen müßte, daß bei allenfallsiger Erweiterung der Festungsbauten dieses Grundstück bedeutend höher noch bezahlt würde und daß vielleicht in wenigen Jahren, wenn die Bevölkerung in derselben Progression, wie seit 25 Jahren, zunimmt, mindestens das Zweifache dafür erlös't werden könnte, — so würde sicherlich in der gestellten Forderung ebenfalls auch nur ein Opfer gefunden werden, und es hätte sich in der jüngsten Gemeinderathssitzung alsdann auch die Meinung nicht bilden können, daß als Basis zu dem einzuleitenden Handel man Rücksicht auf den frühern Ankaufpreis und den Pachtertrag nehmen müsse und die vorgezeigten, auf ganz andere Grundstücke Bezug habenden Erwerbsurkunden gar nicht zu beachten seyen. K.

Bockenheim, 22. Jan.

Unser Liederkranz, der seit ungefähr zwei Jahren unter der umsichtigen Leitung des Hrn. See mit lobenswerthem Eifer des Gesanges pflegt, gab am Gestrigen unter Mitwirkung mehrerer Frankfurter ein Konzert zum Besten der hiesigen Kleinkinderschule. Die ausgezeichnet schönen Chöre, die Quartetts, die Vocal- und Instrumental-Solo's boten eine Mannichfaltigkeit, welche neben der gelungenen Ausführung die zahlreich versammelten Zuhörer bis zum Schluß des Konzerts in gespanntester Aufmerksamkeit erhielt. Fordert schon der Genuß, den uns der gestrige Abend brachte, dem hiesigen Sängervereine, so wie den Herren aus Frankfurt, welche der Einladung zur Mitwirkung so freundlich entsprochen haben, herzlichen Dank zu sagen, so fühlen wir uns erstern insbesondere noch dadurch verpflichtet, daß er den nicht unbedeutenden Ertrag des Konzertes einer Anstalt zuwandte, welche sich besonders für den ärmern Theil der hiesigen Einwohner als höchst segensreich erweis't.

Auflösung des Logogryphs in Nro. 25.

Senkel. Enkel.

Theater-Anzeige.

Samstag, 27. Jan. (Zum Vortheil des Hrn. Heinrich Wolff): Erster Act aus der Oper: Robert der Teufel von Meyerbeer. Hierauf folgt: Zweiter Act aus der Oper: Die Puritaner, von Bellini. Zum Schluß: Dritter Act aus der Oper: Czaar und Zimmermann, von Lortzing. Im ersten und zweiten Zwischenact und zum Schluß wird Hr. H. Wolff, erster Sologeiger des Theaterorchesters, mehrere von ihm componirte Musikstücke vorzutragen die Ehre haben.

Sonntag, 28. Jan. Zopf und Schwert, historisches Lustspiel in 5 Abth., von Gutzkow.

Redaktion: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 29. Montag, den 29. Januar 1844.

Die Nacht von Bingen.

Novelle.

(Fortsetzung.)

Als mit einer ihm eigenthümlichen Schnellkraft der kleine Kobold neben Jost auf die Bank hüpfte, reichte ihm dieser fröhlich seine breite Hand hin und rief ihm ein herzliches Willkommen zu.

Jost hatte so viel Italienisch begriffen, daß er sich ziemlich gut darin ausdrücken konnte.

Auch Malvoglio begrüßte seinen alten Zechgenossen, neben dem er freilich wie ein Pigmäe saß, und drückte ihm die mächtige deutsche Hand.

„Auch wieder bei uns, Signor Josto?" fragte er freundlich, „und seit wann?"

„Nun, seit dreien Tagen," sagte Jost in seinem Phlegma, aber ungemein erfreut durch die ehrende Anrede Malvoglio's.

„Ist auch Euer vieledler Herr wieder bei Euch, Signor Giambattista Pomaria?" fragte Malvoglio.

„Habt Ihr den auch gekannt?" war Jost's Gegenfrage.

„Gewiß!" versetzte der Kleine.

„Dieses Mal ist sein Bruder Antonio hier," redete Jost weiter.

„Wie kommt es denn, daß er Asti nicht wieder besucht hat?"

„Er ist Schultheiß der Stadt Bingen geworden," antwortete Jost.

„Was ist das denn?" fragte unschuldig Malvoglio.

„So viel wie Euer Podesta; aber das ist's nicht alleine. Er ist jetzt ein junger Ehemann, versteht Ihr, und darf das schöne Weibchen in den Honigwochen doch nicht verlassen."

Malvoglio stutzte. „Wen hat er denn heimgeführt?" fragte er weiter.

„Maria Ottini, das schönste und reichste Mädchen der Stadt, seine längst erkorne Braut."

Malvoglio wußte genug. Einen Augenblick flog eine düstere Wolke über sein Gesicht; er dachte an das arme, betrogene Mädchen; gedachte ihres Leides, und das trübte seine Stimmung; indessen war Malvoglio nicht der Mann dazu, lange einem Gefühle Raum zu gönnen, das ihn ohnehin selten beschlich.

Der Wirth stellte ihm seine Kanne Montefiasconer vor, sagte sein Prosit! und fragte: „Was ist Euch denn für ein Läuslein über die Leber gelaufen, Signor Malvoglio, daß Ihr Eure gute Laune daheim gelassen habet?"

„Ja, ja!" riefen mehrere Gäste zugleich. „Erzähle, Malvoglio, was Dir begegnet ist."

„Nichts, gar nichts," lachte der Kleine, der in diesem Momente den ersten belebenden Zug aus seiner Flasche gethan, und mit diesem Kardinalzuge seine ganze übersprudelnde Necklaune wieder gewonnen. „Das Eine nur machte mich traurig, daß ich im Vorbeigehen Lizzi's Frau keifen hörte über ihren Sausaus von Mann, der wieder in der Osteria sitze und die Nadel ruhen lasse. Sie meinte, sie müsse wohl wieder dem Ziegenbock das Fell ausklopfen, wenn er meckernd heimkehre. Ich bedaure Dich, armer Lizzi," sprach er mit schalkiger Miene zu einem langen und sehr dürren Manne, der ihm gegenüber saß, und ein Schneider seines Zeichens war; dabei wirbelten seine verdrehten Augen in ihren Höhlen herum, als hätten sie den Veitstanz, und seine ohnehin absonderlichen Züge nahmen den Ausdruck an, der Jedermann zum Lachen reizte, der ihn ansah.

Jost brach in ein wieherndes Gelächter aus, und die ganze Gesellschaft stimmte mit ein, nur Lizzi, der Schneider, nicht, der ärgerte sich über die Maßen, und konnte das auch nicht bergen. Zwar schwieg er, und that einen tüchtigen Zug aus seiner Kanne; aber sein Antlitz verfärbte sich und wurde gelb vor Ingrimm.

„Armer Lizzi," hob Malvoglio wieder an, „Du hast ein Hauskreuz, wie irgend Einer in Asti. Alle Mal, wenn ich Deine Holde keifen höre, gelobe ich eine Kerze in die Kirche dei Angeli, zu deren Kirchspiel wir gehören, daß ich mir nie einfallen ließ, zu heirathen."

„Schweig, Du Galgenvogel," schrie jetzt Lizzi, dem der Aerger überquoll, „dafür hast Du ein schönes Dirnchen Dir heimlich in's Haus geholt."

Malvoglio lachte. „Hast Recht, Lizzi, und es gereicht mir nicht ganz zur Schande, daß meine Schönheit diesen Sieg noch so spät errang." Abermals brach das Gelächter los.

„Du aber," fuhr Malvoglio unermüdet fort, „konntest nur in Deiner Jugend das Zankeisen erlangen, die wahrscheinlich sonst Keinen bekommen konnte; denn jetzt siehst Du aus, wie eine dünne Wurst, die Jahre lang im Rauchfange hing, und hast eine Farbe, wie eine unreife Zitrone vom Gardasee. Jetzt gelänge Dir's nicht, meinst Du nicht, Annibaldi?"

Mit diesem Aufrufe wandte er sich an einen lustigen Schuster, einen untersetzten, dicken Burschen, dessen Antlitz leuchtete wie der rothe Abendhimmel, der besonders mit Lust es ansah, daß der ärgerliche Schneider aufgezogen wurde, dessen nächster Nachbar er war.

Der Schneider war außer sich vor Zorn.

„Sieh Dich an, Zwergel," rief er zornig aus, „daß Du erröthest vor Dir selber. Stecke Deinen Kopf in eine Pfütze, daß er nicht in heller Lohe brenne!"

Malvoglio lachte hell auf. „Hätt' ich eine Frau, wie die Deine, so wäre der Brand schnell gelöscht."

„Wie so?" fragte Jost von Kempten.

„Deutscher Säufer," schrie Lizzi, „was mischest Du Dich d'rein."

Jost wollte sich ausschütten vor Lachen.

„Laßt hier den Annibaldi reden," sprach Malvoglio, „der wird Euch die Geschichte erzählen."

„Erzählet!" schrien augenblicklich zehn Kehlen.

(Fortsetzung folgt.)

Eine theatralische Vorstellung bei den Römern.

(Schluß.)

Unsere Leser werden aus der vorhergehenden Schilderung zur Genüge ersehen haben, daß das römische Volk im Ganzen genommen wenig Sinn für den ästhetischen Gehalt und die kunstgerechte Aufführung eines Drama's hatte, und daß es ihm mehr um Schaugepränge, um äußere Effekte und dramatischen Spektakel zu thun war, als um eine für Geist und Gemüth genußreiche Unterhaltung. In den ersten Zeiten nach Einführung des Theaters bei den Römern, durch Livius Andronikus, um das Jahr 240 vor Christus, also in der Glanzperiode der römischen Republik, herrschte wohl ein mehr geistigeres Interesse an der Aufführung dramatischer Spiele, und es schien die Bühnenkunst in Rom nach dem Muster der griechischen eine edlere, ästhetische Gestaltung annehmen zu wollen; doch ward diese schöne Hoffnung bald vereitelt durch das Ueberhandnehmen eines rohen, sinnlichen Geistes, wie asiatischer Prachtliebe und Ueppigkeit. War doch auch die griechische Schauspielkunst bereits unter der Herrschaft der Ptolemäer in Alexandrien in leeres Schaugepränge und Aeußerlichkeit ausgeartet. Die Bühne wurde zu Prunkzügen von unsinniger Pracht und Verschwendung mißbraucht, zu den sogenannten „Pompen", zu denen die Kunst alle ihre Erzeugnisse, Afrika und Asien ihren ganzen Naturreichthum hergeben mußten, um so das Staunen und die Bewunderung eines rohen Pöbels zu erregen. Als Rom seine siegreichen Adler auf den Zinnen Alexandrias aufgepflanzt und das Reich der Ptolemäer seiner Herrschaft unterworfen, brachte es auch den Geschmack an jenen alexandrinischen „Pompen" und Pöbelschauspielen mit auf die römische Bühne, welche in der Folge immer mehr zu niedern Zwecken gemißbraucht wurde, je mehr mit Erweiterung des römischen Reiches fremde Entartung und Ueppigkeit in demselben herrschend wurden. Nachdem das römische Volk durch zahllose Siege, die es zu Land und Wasser erfochten, weltbeherrschend geworden und nun durch üppigen, schwelgerischen Genuß für die ausgestandenen Strapatzen entschädigen wollte, fand es noch Vergnügen daran, Schlachten zu Land und zur See, die es nicht mehr in der Wirklichkeit lieferte, auf der Bühne, in einem glänzenden Bilde, mit aller Pracht scenischer Ausstattung dargestellt zu sehen. Wollte man Seetreffen in einem Amphitheater darstellen, so grub man zuvor große Wasserbecken, mauerte dieselben mit Quadersteinen aus und füllte sie alsdann mit Wasser. — In einem Trauerspiele, das die Zerstörung Troja's vorstellte, kamen 3000 silberne und goldene Trinkgeschirre vor; in einer Schlacht, die dabei geliefert wurde, waren alle Soldaten, Reiter und Fußgänger, auf Kosten des Theatergebers neu gekleidet. Eine andere Hauptbelustigung, für welche die römischen Amphitheater der Tummelplatz wurden, waren die Gladiatorenspiele, bei welchen oft Hunderte gelernter Fechter mit einander kämpften und sich zum Ergötzen des römischen Publikums auch mitunter niedermetzelten. Nach dem Triumphe des Kaisers Trajan über die Dazier wurden 123 Tage lang abwechselnd Gladiatorenspiele und Thierhetzen gehalten, wobei 10,000 Gladiatoren und 11,000 Thiere verschiedener Gattung umgekommen seyn sollen. Seine höchste Lust fand der Römer endlich in dem Anblick großer Thierkämpfe, der Löwen- und Elephantenhetzen, die in der Regel mehrere Tage dauerten und die Bühne des Amphitheaters zu einer eigentlichen Schlachtbank umschufen, auf welcher manches edle Thier unter den Lanzenstichen der Fechter zusammensank oder dieser an den Wunden verblutete, die ihm das gereizte Wild beibrachte. In einer solchen Thierhetze wurden allein 500 herrliche Löwen getödtet. Zu diesen roheren Arten der Volkslust, welche den Geschmack an dramatischen Darstellungen auf der Bühne immer mehr verdrängen mußten, gesellte sich auch noch die Vorliebe für üppige, pantomimische Tänze, mit denen die Römer nach der Eroberung Griechenlands und Kleinasiens bekannt geworden. Die Tanzmania erreichte in Rom zur Kaiserzeit einen so hohen Grad, daß unsere Verrücktheiten in dieser Beziehung, unsere Fanny-Elßlar-Begeisterungen in Vergleich mit der römischen Tanzwuth als höchst unbedeutend und spießbürgerlich erscheinen. Ammianus Marzellinus erzählt, daß es zu seiner Zeit in Rom allein 3000 öffentliche Tänzerinnen gab, die eben so wie eine entsprechende Anzahl von Tänzern die Werkzeuge jeglichen Lasters waren. Die römische Bühne war so, wie aus dem bisher Gesagten erhellt, in der Kaiserzeit abwechselnd der Tummelplatz grober oder feiner sinnlicher Lust und Ueppigkeit, und es war am Ende gar nicht mehr an eine Aufführung eines dramatischen Werkes zu denken. Wollte ein dramatischer Autor die Schöpfungen seiner Phantasie zur Kenntniß des Publikums bringen, um dessen beifälliges oder rügendes Urtheil zu vernehmen, so konnte dies nicht auf dem Wege der öffentlichen Aufführung geschehen, sondern er miethete sich alsdann in der Regel einen Saal und lud die geringe Zahl der Gebildeten Roms, welche noch Geschmack an dramatischer Poesie hatten, zu einer ästhetischen Soirée ein, in welcher er dann sein Geistesprodukt selbst vortrug und durch möglichst lebendige Deklamation seine Zuhörer für den Verlust der scenischen Ausstattung, der Mimik und des Gebärdenspiels zu entschädigen suchte. F. A.

Ein zeitgemäßes Wort.

Wohlbegründet und oft genug wiederholt sind die Klagen über das Vorherrschen der unsittlichen und verderblichen Tendenzen der modernen französischen, mitunter auch englischen und deutschen Romanen-Literatur, welche es am liebsten mit Schurken und Verbrechern aller Art, mit entlaufenen Galeerensträflingen und Falschmünzern, mit Schandthaten und moralischen Anomalitäten zu thun hat, wobei sie sich freilich das Ansehen zu geben bemüht ist, als beabsichtige sie, durch solche Nachtstücke den Sonnenglanz der Tugend um so mehr hervor zu heben und auf die Nothwendigkeit sittlicher Verbesserungen hinzuweisen. Wahrlich, ein ganz verfehltes Prinzip, die Menschen durch die Höhlen der Verworfenheit und des Lasters zu führen, um sie für die Tempel der Tugend vorzubereiten, und ihnen, anstatt erbaulicher Beispiele des Schönen und Guten, solche des Schlechten und Unmoralischen vor Augen zu stellen! In dieser Beziehung scheint es uns zeitgemäß, auf einen Mißstand hinzuweisen, welcher in der Journalistik immer mehr Verbreitung und festeren Fuß gewinnt. Man lies't nämlich in den meisten Zeitungen und Zeitschriften tagtäglich wahre oder erfundene Nachrichten, Geschichten und Anekdoten von feinen Gaunern oder groben Spitzbuben, von raffinirten Schlechtigkeiten und Verbrechen, von Mördern und Selbstmördern, von moralischen Ungeheuern und sittenlosen, noch im zartesten Lebensalter stehenden Kindern; man unterhält sich an diesen traurigen Ausartungen der menschlichen Natur und der socialen Verhältnisse, und man verspeis't diese giftigen Schwämme als köstliche Leckerbissen. Es wäre wohl an der Zeit, solchem Unfug ein Ende zu machen, und die Redaktionen öffentlicher Blätter sollten sich dahin vereinigen, ihre Spalten durch fortgesetzte Mittheilungen der hier gerügten Art nicht ferner zu verunreinigen, oder dieselben doch wenigstens in den Hintergrund treten zu lassen. Wir leben freilich nicht mehr im goldenen Zeitalter, wo, nach den Erzählungen der Dichter, Unschuld und Tugend an der Tagesordnung gewesen seyn sollen; aber eben so wenig ist die Welt zu einem Bagno oder zu einem Tummelplatz der Schlechtigkeit und der Sünde geworden, wofür man sie fast halten möchte, wenn man diese ewigen Geschichten der Schande und der moralischen Verwilderung lies't. Aber, sagt man — diese Beispiele des Schlechten sollen als Warnung, als Abschreckung und als Besserungsmittel dienen. Leider! werden sie diesen Zweck gänzlich verfehlen und dem entgegengesetzten in die Hände arbeiten; sie werden mit dem Laster vertraut machen und das reine Gemüth beflecken; sie werden den Verstand zur Ersinnung und Ausführung fein gesponnener Gaunereien schärfen und ihm zur Erlangung der Virtuosität im Bereiche des Betrugs behülflich seyn. Wollt Ihr für's Gute erziehen, so sey es durchs Gute! Gewiß wird ein einziges Beispiel einer edlen Handlung oder eines schönen Zuges mehr Nutzen stiften, als zehn Beispiele des Verbrechens und der sittlichen Entartung durch Abschreckung zu nützen vermögen; dies ist eben so gewiß, als es wahr ist, daß man durch gute Gesellschaft mehr gebessert wird, als durch schlechte. Wenn es so fort geht, so ist es wahrlich bedauerlich, und wir werden es bald erleben, daß ein speculativer Verleger auf den Einfall kommt, eine „Allgemeine Zeitung für die Freunde von Spitzbuben und Verbrechern und zur angenehmen Kurzweil für Jung und Alt" herauszugeben, und dazu noch recht billig, den Jahrgang von 52 Nummern à 24 kr.

Dem gerügten Mißbrauch zu steuern, wird der gute Wille einer Zeitschrift nicht genügen, sondern es müßte eine gemeinsame Uebereinkunft getroffen werden, dahin abzielend, die Extreme in dieser Angelegenheit zu vermeiden und die Mittheilung von Vorfällen aus dem genannten Bereiche, wenn auch nicht ganz zu verdrängen, doch wenigstens auf diejenigen Fälle zu beschränken, welche entweder in psychologischer oder socialer Beziehung von besonderem Interesse oder sonstwie von Bedeutung und Wichtigkeit sind und demnach der Oeffentlichkeit nicht vorenthalten werden können. Hierzu eine zeitgemäße Veranlassung gegeben zu haben, ist die Absicht der vorstehenden Bemerkungen, welche wir der Beachtung deutscher Zeitungsredaktionen empfehlen. W.

Mannichfaltigkeiten.

Der Lebensversicherungs-Bank in Gotha haben sich im verflossenen Jahre wieder 1049 neue Mitglieder mit einem Versicherungskapital von 1,658,400 Thlr. angeschlossen. Durch diesen zahlreichen Zugang wird sich, nach Abzug der Gestorbenen und Abgegangenen, der Versicherungsbestand für den Jahresschluß auf ungefähr 12,170 Personen mit 19,560,000 Thlr. Versicherungssumme erheben. Die Zahl der vorgekommenen Sterbefälle war geringer, als die Berechnung hatte erwarten lassen, und betrug 201 mit 324,700 Thlr. Versicherungssumme. An Prämien und Zinsen wurden im Laufe des Jahres 830,000 Thlr. eingenommen. Die Dividende für 1844, als wirkliche Ersparniß des Versicherungsjahres 1839, beträgt 25 Procent.

(Arolsen, 18. Jan.) Ein in diesen Tagen hier angekommener Brief aus Irland enthält folgende, jedem Naturfreunde gewiß interessante Mittheilung: „Acht Meilen von Ardfry bei Galwai, auf der West-Küste von Irland, wurde bei hoher See ein Wallfisch an den Strand geschleudert, der noch lebend, wahrscheinlich aber schon bei Grönland verwundet war. Ich sah von ihm nur noch das Gerippe, 130 Fuß lang und so hoch als hier — in Ardfry — das Castel. Der Werth des gewonnenen Specks, bei dessen Erbeutung zwanzig Kähne ihre Anker in den Körper des ungeheuren Thieres eingeschlagen hatten, ist auf zweitausend Pfd. Sterl. geschätzt worden."

(London.) Der jüngere Brunel, ein Sohn des Erbauers vom Themsetunnel, ist mit einer Gesellschaft in Verbindung getreten, um bei London zwischen Chatam und Gravesend eine Lufteisenbahn anzulegen. Diese Strecke ist auch nur kurz, jedoch drei bis vier Mal länger, als die irische Lufteisenbahn.

Die Liestaler und Nuglarer in der Schweiz bekämpfen sich mit Flintenschüssen wegen Holzfrevel der Letzteren in der Liestaler Waldung. Die Liestaler rückten neulich bei 70 Mann mit Flinten dagegen aus, kehrten aber um, weil, wie Gott den Schaden besah, Niemand da war, mit ihnen zu kämpfen, und sie auch sämmtlich das Pulver vergessen hatten.

In Leipzig ist mit dem Beginne dieses Jahres eine Anzahl Christen und Juden zusammengetreten, um durch Bildung eines allgemeinen Vereins mit Hülfe der Presse ꝛc. die Emancipation der Juden zu fördern. An der Spitze stehen unter Andern Karl Biedermann, Otto Wigand.

(Schöneck, 12. Jan.) Während eines Zeitraums von drei Monaten wurden die Einwohner dieses Städtchens durch wiederholte, höchst freche, nächtliche gewaltsame Diebstähle in der Art beunruhigt, daß nächtliche Bürger-Patrouillen und eine Erhöhung des Nachtwächter-Gehaltes von dem Magistrate für nothwendig erachtet wurden. In Folge dieser Maßregeln und der vereinten Bemühungen der Einwohner ist es endlich gelungen, die Diebe zu entdecken und in Gewahrsam zu bringen. Wer malt sich aber bei dieser Gelegenheit das Erstaunen der hiesigen Justizbehörde, als die bereits wegen Diebstahls zur Untersuchung gezogenen und während dreier Monate im Gefängnisse des hiesigen Land- und Stadtgerichts befindlichen Individuen als die Ausüber aller nächtlichen gewaltsamen Einbrüche derselben vorgestellt wurden! Die Diebe waren vermittelst zweier Vagabunden, die ihre Helfershelfer waren, durch Nachschlüssel bisher nächtlich aus ihrem Gefängnisse befreit, um gemeinschaftlich auf den Raub auszugehen, und mit Tagesanbruch, beladen mit allen Bequemlichkeiten des Lebens, wieder in dasselbe zurückgeführt worden.

(Paris, 17. Jan.) Gestern fand im Theater des Palais royal ein furchtbarer Spectakel statt; ein neues Stück: Les âmes en peine konnte wegen Pfeifen und Zischen nicht ausgespielt werden und der Vorhang fiel im zweiten Acte; man wollte nun ein anderes Stück anfangen, allein das Publikum verlangte den dritten Act des ausgepfiffenen. Die Schauspieler hatten sich aber schon entfernt, was der Polizei-Commissär auch verkündete, allein das Publikum ließ nicht nach, und so mußte denn das zweite Stück unter beständigem Scandal gespielt, während dem die Schauspieler wieder zusammengeholt und der dritte Act des ersten Stückes unter einem ohrenzerreißenden Spectakel nachgetragen werden.

Für eine Hochzeit machte Jemand ein Gedicht. Dieses schloß mit folgenden Worten:

„Drum stoßet an dem Bräutigam zu Ehren,
„Mög' solch ein Tag ihm oft noch wiederkehren."

Korrespondenz.

Köln, 23. Jan.

Der weitberühmte Kölnische Karneval, welcher in letzter Zeit von seinen Vormündern ängstlich am Gängelbande gehalten wurde, hatte in diesem Jahre kaum das Alter seiner Mündigkeit erreicht, als er auch sogleich durch eine förmliche Reorganisation, gegründet auf Recht und Billigkeit, sich dessen würdig zeigte. Bisher war das Karnevalsruder beständig in den Händen von Elfen, die, wenn auch an jedem Neujahrstag eine Vorstandswahl gehalten ward, diese durch den bekannten „Klüngel" dennoch so zu leiten wußten, daß sie nie einen Posten verloren, den Gewohnheit oder Privatinteresse ihnen schätzbar gemacht hatte. Dieses selbstsüchtige Regiment mußte aber nothwendig das schöne Fest seinem Untergange nahe führen, und bereits hatten sich in letzter Zeit viele tüchtige Mitwirker unzufrieden zurück gezogen, als plötzlich die Gestalt der Dinge sich änderte und der Vorstand, indem er seine Anmaßung zu weit trieb und einen Gewaltstreich ausführte, den kein rechtlich Gesinnter billigen konnte, sich selbst eine Grube bereitete, in die er von der Höhe, welche ihn verblendete, rettungslos hinunter stürzte. Es geschah nämlich, daß bereits vor Neujahr von mehreren Karnevalsfreunden die Gebrechen und Mängel der Festleitung öffentlich besprochen wurden. Natürlich war diese öffentliche Besprechung den elf Festordnern, die während den vielen Jahren ihrer Herrschaft kein freimüthiges Wort duldeten, sehr unwillkommen; und als nun gar am Neujahrstage durch die Wahl selbst ein neues Mitglied in ihren Rath gelangte, dessen Freimüthigkeit und bewährte Talente längst ihren Groll erregt hatten, so erklärte der Präses im Namen seiner neun Collegen, daß sie die Wahl ablehnten, und verließen den Saal. Wie sehr dieser Entschluß aber auch ein grober Frevel an der Versammlung war, gegen deren Langmuth sie sich schon so oft versündigt, so verzieh man ihnen dennoch dieses Benehmen und schickte am folgenden Tage eine Deputation ab, welche sie bewog, ihren Entschluß zu ändern und das Karnevals-Regiment wieder zu übernehmen. Aber ihre Stunde hatte geschlagen: denn als sie ihren Ehrenplatz nur unter der Bedingung wieder einzunehmen erklärten, daß das neu erwählte elfte Vorstandsmitglied von ihrem Rathe ausgeschlossen bleibe, da brach der lang verhaltene Unwille der Gesellschaft gegen jene Usurpatoren los, die Freunde des Rechtes und der Billigkeit trennten sich allsogleich von dem egoistischen Vorstande und es bildete sich unter dem provisorischen Vorsitze des elften Festordners eine neue Gesellschaft, welche zu ihrem Fundamente das Prinzip der Gleichheit und Volksthümlichkeit legte. Diese Maßregel, welche den allgemeinen Beifall erntete, vermehrte das schöne Reich der Narrheit mit unglaublicher Schnelle; Freunde des Faschings, die seit Jahren sich zurück gezogen hatten, setzten mit erneueter Lust wieder die bunte Mütze auf, und schon ist kein Saal in ganz Köln mehr groß genug, um die Menge der Narren zu fassen, welche dem neu erwählten Vorstande zueilen, der nicht wie der bisherige Rath diese Würde permanent usurpirt, sondern mit jeder Woche zur Hälfte ausscheidet und sein Amt an einen Nachfolger aus der Gesellschaft überträgt. Diese glückliche Reorganisation berechtigt uns denn auch zu den schönsten Hoffnungen auf die drei Festtage selber, wo der Hanswurst in verjüngter Kraft wieder Freude und Lust erwecken und Köln und seinen Karneval auf das glänzendste verherrlichen wird. Jetzt schon regt Alt und Jung sich geschäftig durcheinander und bereitet sich vor auf die tollen Tage; eine neue Begeisterung hat alle Gemüther entflammt. Um aber neben der Narrheit auch das Gefühl für Recht und Pflicht zu bekunden, brachten die Glieder der Karnevals-Gesellschaft bereits gestern Abend ihrem neuerwählten Präsidenten, Hrn. Raveaux, den der kleine Rath so rücksichtslos gekränkt und nicht in seiner Mitte dulden wollte, eine feierliche Serenade, während welcher dieser auf den Balkon trat und seinen Freunden und Mitbürgern gerührt für diesen ehrenden Beweis von Liebe und Anhänglichkeit dankte. Hierauf begab sich der Zug nach der Wohnung des Vorstandmitgliedes, Hrn. Boom, welcher mit seltener Aufopferung für das Entstehen der Gesellschaft gewirkt, und bezeigte so auch diesem öffentlich seine Erkenntlichkeit. Bei dieser allgemeinen fröhlichen Stimmung wird sich denn auch unser Volksfest größer und schöner als zuvor entfalten, um so mehr, da man von dem bisher üblichen steifen Maskenzuge in diesem Jahre abgeht und statt dessen Gruppen und Banden in Straßen und auf Plätzen während den Karnevalstagen die Lust und Heiterkeit rege halten werden.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 28. Jan. Zopf und Schwert, historisches Lustspiel in 5 Abth., von Gutzkow.

Montag, 29. Jan. Belisar, große Oper in 3 Abth., Musik von Donizetti.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rehm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 30. Dienstag, den 30. Januar 1844.

Die Nacht von Bingen.

Novelle.

(Fortsetzung.)

„Ihr wisset, Freunde," hob pathetisch der Schuster an, „daß ich das Unglück habe, Lizzi gegenüber zu wohnen. Jüngst hatte Freund Lizzi hier mehr getrunken, als sein Durst auswies, und kam mit mir, der ich stets nüchtern bin, heim. Während meine liebe Frau mich mit freundlicher Miene einläßt, mußte Lizzi poltern an der Thüre, als wolle er sie zerschmeißen. Er wird leicht giftig, wie Ihr eben sahet. Hier wurde er's auch, und schimpfte ergötzlich auf seine theure Hälfte und tobte wie ein Unsinniger. Bald darauf öffnete sich das Fenster über seinem Kopfe, und ein ganzer Kübel kaltes Wasser ergoß sich über meines Nachbars kahlen Kopf. Das that Wunder. Plötzlich war seine Hitze verflogen und er flehte nun wie ein kananäisch Weibchen um baldigen Einlaß, der ihm auch wurde."

Das war Oel in's Feuer. Lizzi raste, und wollte Annibaldi an den Leib. Der ganze Troß der Gäste aber lachte, daß das Haus bebte, und Jost's Bärenstimme war vor allen hörbar.

Annibaldi duckte sich, als der dürre Schneider seine langen Finger nach ihm ausstreckte, und schob Jost vor. Dem fuhr Lizzi in die langen, blonden Haare und raufte sie, blind vor Wuth.

Jost aber, nicht faul, wenn ihm Einer zu nahe kam, zog ihm eine deutsche Maulschelle, daß er heftig zurückprallte.

„Laß mich in Ruhe, Ziegenbock," rief er. „Ich habe nichts mit Dir zu thun."

„Friede! Friede!" rief Malvoglio. Der Wirth faßte Lizzi, und hielt dem Schäumenden die Hände.

Während dies geschah, saß Annibaldi wieder an seiner Stelle.

„Warte, Du Pechvogel," rief Lizzi, „ich will Dir's gedenken."

„Und Du, deutscher Lümmel, was schlägst Du mich?"

„Bleib' aus meinen Haaren!" sagte lakonisch der Deutsche, und war wieder so ruhig, wie vorher.

Der Strom seiner Schimpfreden ergoß sich nun über Annibaldi, bis ihm der Athem ausging. Dabei schoß er fortwährend wüthende Blicke auf den Deutschen.

„Sag' doch an," hob endlich Malvoglio wieder an, sich an Annibaldi wendend, „was war das neulich für eine Geschichte mit dem Pater Ambrosio?"

„Du weißt's ja selbst," entgegnete dieser. „Erzähle es nur!" Wiederum forderten Alle die Erzählung von Malvoglio. Dieser sträubte sich zuerst, dann erzählte er:

„Ihr kennt Lizzi's schönes Weib. Stellt die in Euren Weinberg, und acht Tage nachher geht keine Krähe hinein. Auf dieses Weib, meinte nun Lizzi, habe der Pater ein Auge. Er trifft ihn eines Tages, wird stößig gegen ihn und faßt ihn am Ende an der Kutte, um ihn hinaus zu werfen; der Pater aber ist ein wohlgenährter Patron, der bläuet ihn weidlich durch, und seine Frau hilft liebevoll dem Pater. Acht Tage war er nicht hier, weil seine dürren Knochen Noth gelitten hatten. Ich kehrte gerade mit Annibaldi aus dieser Osteria heim, als sie sich liebkosten, wie Signor Pulcinello und seine Columbine."

„Was war denn die Ursache?" fragte Jost, dem es Spaß machte, sich an dem Schneider zu reiben.

„Narr," rief Malvoglio, „der Pater küßte die Donna in allen Ehren, und das verdroß den Herrn Gemahl!"

„Lüg' Du und der Teufel!" schrie Lizzi, und griff nach Malvoglio. Dieser schlüpfte unter den Tisch, und der zornblinde Lizzi faßte abermals den breiten Jost. Dieser fuhr grimmig auf, und zog dem Schneider eine noch derbere Maulschelle, als die erste gewesen. Er taumelte. Malvoglio benutzte den günstigen Moment, hob ihm die Füße unter dem Tische auf, und Lizzi stürzte der Länge nach in die Stube.

Das Gelächter hatte nun den höchsten Grad erreicht, und Jost ließ ihm vollen Lauf. Der Schneider raffte sich auf. Sein Antlitz war erdfahl vor Wuth. Kein Wort konnte er hervorbringen, aber er riß ein Messer hervor, und ehe Jemand zu Hülfe kommen konnte, stieß er es dem Jost in das Herz, daß er nur einen Schrei ausstieß und todt zur Erde fiel.

Plötzlich hatte das Lachen ein Ende. Wie ein Blitz fuhr der verstummende Schrecken unter die Gäste. Lizzi verschwand, und nach wenigen Augenblicken war die Osteria leer.

Der Wirth aus Montefiascone, dem derlei Vorkommnisse nicht ganz selten waren, faßte schnell mit einem Knechte den Leichnam und schleppte ihn auf die Stiege der nahen Kirche dei Angeli, und ließ ihn da liegen. Die Mägde wuschen schnell das Blut weg, und bald war jede Spur ver-

tilgt, und, wie man zu sagen pflegt, kein Hahn krähte weiter darnach.

Am andern Morgen fand man die Leiche des Deutschen. Die Brüderschaft der Kirche begrub sie, und Niemand folgte ihr, als der junge Herr Antonio Pomaria aus Bingen, der zu nicht geringer Verwunderung der Leute in Asti wirklich um seinen Diener trauerte, der doch nur ein Deutscher war.

Er ließ Seelmessen lesen, stiftete ein Anniversarium in der Kirche, auf deren Stufen man den todten Jost mit dem Herzstiche gefunden, und am Abend darauf saßen wieder alle Gäste in der Osteria, wie früher auch; nur wollte die gute Laune bei Malvoglio nicht aufkommen, und Lizzi hielt sich möglichst stille. Des Ereignisses vom vorigen Abend gedachte Niemand mehr mit einer Sylbe, und um den armen Jost trauerte Keiner, als sein Herr, der ihn als eine treue Seele kannte, und nun ohne Diener war.

(Fortsetzung folgt.)

Nordamerika und die Wilden.

(Von Dr. Wilh. Dieffenbach.)

Es ist die Bestimmung aller wilden Völkerstämme, äußerte der englische Minister der Kolonien, von der Civilisation allmählig aufgezehrt und von der Erde vertilgt zu werden. So sprach der edle Lord, als ihm ein aus Neuseeland zurückgekehrter Reisender*), den die Naturforschung beschäftigt hatte, durch eine Deputation der naturforschenden Gesellschaft zu London vorgestellt wurde, und als der Wunsch geäußert worden war, daß die englische Regierung sich die Erhaltung und Veredlung des so kräftigen und schönen Menschenschlags von Neuseeland angelegen lassen seyn möge.

Der englische Kolonialminister hatte nur zu wahr gesprochen; sein Ausspruch hatte Vernunft und Erfahrung für sich und war durch unzweifelhafte Thatsachen der Geschichte der letzten Jahrhunderte vollkommen gerechtfertigt.

Die Wilden in ihrem Naturstande und unsteten Leben, welches nur der Jagd und der Fischerei gewidmet ist, können auf die Dauer neben einem ackerbautreibenden, an feste Wohnsitze gewöhnten Volke unmöglich bestehen und sich behaupten, wie dies die Geschichte der vereinigten Staaten von Nordamerika zu Genüge gelehrt hat. Je mehr die Kolonisten gegen Westen vorrückten und die herrlichen Prairien der Herrschaft der Pflugschar unterwarfen, desto mehr wurden die indianischen Völkerstämme von Sioux, der Winnebages, der Oschibbewäs, der Schwarzfuß-Indianer rc. rc. nach den westlichen Gegenden zurückgedrängt, wo sie ihr armseliges Leben in gewohnter Weise fortsetzten, ohne von der Bewegung der in den nordamerikanischen Freistaaten so rasch voranschreitenden Civilisation nur im geringsten angeregt und ergriffen zu werden.

Unter diesen Umständen sind die wilden indianischen Völkerstämme oder die Rothhäute, wie sie auch heißen, eine Last für die ansässige gewerbthätige Bevölkerung, welche sie gleichsam zu dem Wildstande zählt, der überall für den Ackerbau ein großes Uebel ist. Wirklich betrachtet der freie Amerikaner die rothen Leute nicht viel besser als jagdbare Thiere und pflegt in vorkommenden Fällen mit der größten Ruhe und Gleichgültigkeit auf sie zu schießen.

Diese Stellung der wilden Indianerstämme, den Weißen gegenüber, ist auf die Dauer eine gänzlich unhaltbare und muß entweder in der Bezähmung der Wilden, d. h. in der Gewinnung für die Civilisation, oder in ihrer gänzlichen Ausrottung enden. Das Letztere scheint ihr unvermeidliches Loos zu seyn, wie aus dem Gange der Ansiedelungen in Nordamerika klar hervorgeht. Ueberall sind sie vor dem Anbau des Landes zurückgewichen und haben nirgends das Beispiel der Weißen nachgeahmt, welches sie doch hätte lehren können, wie groß die gesellschaftlichen Vortheile sind, die der Ackerbau im Gefolge hat, wenn er mit Fleiß und Sachkenntniß betrieben wird.

Aus diesem Grunde hat die Urbevölkerung von Nordamerika, die rothen Indianerstämme nämlich, nie sehr zahlreich werden können. Ohne Ackerbau ist ein Volk steten Entbehrungen und öfter auch dem Hunger blosgestellt, der bekanntlich der größte Feind der Zunahme der Bevölkerung ist.

Der Hunger, dieser stete Verfolger der rothen Leute, ihre Kriege mit den Weißen, die durch Vertrag oder Gewalt herbeigeführte Verlegung ihrer Wohnsitze nach den westlicheren Gegenden, die Annahme schlechter Sitten von den Weißen, wohin hauptsächlich das Branntweintrinken zu zählen, und endlich die verheerenden Blattern haben unter der wilden Bevölkerung von Nordamerika große Verwüstungen angerichtet, so daß sie ihrem gänzlichen Untergange mit beschleunigten Schritten entgegen geht.

Im Jahr 1837 waren, amtlichen Berichten zufolge, die indianischen Völkerstämme schon so weit gegen Westen vorgerückt, daß sich bereits 332,000 Indianer jenseits des Mississipi befanden, diesseits aber, d. h. an der Ostseite dieses Stromes nicht mehr als 49,000 zurückgeblieben waren. In demselben Jahre (im Sommer 1837) brachen die Blattern unter ihnen mit verheerender Wuth aus und zeigten einen so bösartigen Charakter, daß die Erkrankten gewöhnlich schon in wenigen Stunden daran starben. Die schreckliche Seuche decimirte die indianische Bevölkerung in einem vorher nie erhörten Grade, so daß die Zahl der Opfer, welche sie kostete, auf nicht weniger als 60,000 angegeben wird.

Dies ist der heutige Zustand der Wilden an der Westgränze von Nordamerika, nach langen fruchtlosen Kämpfen mit ihren weißen Nachbarn, welche nicht müde werden, ihre rothen Feinde von Jahr zu Jahr in engere Gränzen einzuschränken.

*) Dr. med. Ernst Dieffenbach aus Gießen.

Das Göthemonument.

(Frankfurt.) In Nro. 23 der diesjährigen Didaskalia ist unter den Mannichfaltigkeiten ein kurzer Aufsatz über Göthe's Monument zu lesen, der, wie es scheint, direkt oder indirekt von dem Comité selbst ausgegangen ist, wenigstens officielles Ansehen genug hat, um dem Inhalt Glauben schenken zu dürfen. — Es soll jetzt nicht weiter hervorgehoben werden, wie unpassend es war, nachdem die höchste Behörde den Comödienplatz zur Aufstellung des Göthe-Monuments für ungeeignet erklärt hat, doch noch zu behaupten, dieser Platz sey der geeigneteste. Das Comité mag beschlossen haben,

was es will, so wird doch Niemand glauben, hoher Senat werde innerhalb weniger Wochen denselben Platz für nicht gut, und doch für gut halten, vielmehr darf das Publikum mit Vertrauen hoffen, daß die erste Entscheidung auch die letzte seyn wird, daß die allgemeine Freude, die jene hohe Verfügung erregt hat, nicht so schnell wieder getrübt werde. Man begreift wirklich nicht, wie das Comité immer noch auf dem Comödienplatz stehen bleibt, wie es selbst jetzt noch in Opposition mit den allseitig geäußerten Ansichten, die, wie man aus jenem Artikel erfahren hat, gewissermaßen obrigkeitlich sanktionirt worden sind, treten mag. — Durch das weitere Vorrücken des Monuments nach der Straße hin wird in polizeilicher Hinsicht nichts gewonnen, in monumentaler Beziehung aber viel verloren. Denn dadurch tritt die Irregularität des Platzes erst recht hervor; das Monument würde nach allen Seiten schief stehen und dieser Mißstand ganz augenfällig werden. Schon wiederholt ist darauf aufmerksam gemacht worden, wie es sich nicht ziemt, die Statue so zu wenden, daß sie dem Theater den Rücken zukehrt. Denn wenn auch Göthe für das Theater gerade nicht sehr viel gethan hat *) und man ihn schon deshalb nicht vor ein Theatergebäude stellen sollte, um nicht den Glauben zu veranlassen, dem dramatischen Dichter Göthe gelte das Monument, so darf er es doch immer nicht mit Verachtung ansehen; ferner, welch' unerfreulicher Anblick sich vor und neben ihm seinen Augen darbietet. — Alle diese Gründe scheinen aber dem Comité nicht einzuleuchten, es will das Monument, das nach Errichtung der ganzen Einwohnerschaft gehört, aller Einsprache ungeachtet, auf einem Platz, der Nichts für und Alles gegen sich hat, aufstellen. Jedermann wird zugeben, daß es in Frankfurt wenige Plätze gibt, aber es fänden sich doch wohl noch einige, die wenigstens besser, wie der Comödienplatz, sind. Insbesondere mag z. B. der Paradeplatz erwähnt werden. Freilich würde jede andere Verwerthung und Benutzung desselben unmöglich, und aus diesem Grund möchte man wohl um so lieber darauf verzichten, als ohne bedeutende Kosten die Umgebung des Monuments nicht anständig herzurichten wäre. Anders verhält es sich mit dem am westlichen Theil der Zeil gelegenen, großen unbenutzten Raum. Hier steht das Monument ganz frei, den Blicken aller Vorübergehenden von weitem her schon zugänglich, der größte Theil der sich bewegenden Volksmassen wird täglich hier das Kunstwerk bewundern, alle Fremde müssen, so zu sagen, sich dorthin wenden. Es ist dies der wahre und einzige Glanzpunkt unserer Stadt, d. h. die Gegend, wo Größe und Lebendigkeit vereint zu treffen sind, der einzige Platz, der verdient, durch ein solches Monument geziert zu werden. Obgleich mitten in einer Straße, mitten im Tumult, ist der fragliche Raum doch immer trocken und rein, und gewährt selbst, wie der Augenschein lehrt, Denen, die das Monument näher und aufmerksamer betrachten wollen, vollkommene Sicherheit, indem die Wagen weit vorher rechts und links ablenken, je nachdem sie nach dem Roßmarkt oder nach der Eschenheimer Straße zu fahren. Kann demnach gegen diesen Platz kaum irgend ein Bedenken aufgebracht werden, warum soll nun die Stadt unter dem Festhalten einer vorgefaßten Meinung leiden und das schöne Werk für immer auf einen unwürdigen Platz verurtheilt seyn? Zum Glück liegt bereits ein Verdammungsdecret vor und die Mit- und Nachwelt wird es dankend anerkennen, daß bei Zeiten einem Mißstand vorgebeugt worden.

*) Diese Meinung dürfte von anderer Seite wohl sehr bestritten werden können. D. R.

Mannichfaltigkeiten.

(Baden, 24. Jan.) Gestern Abend gegen 7 Uhr wurde zwischen Steinbach und Sinsheim eine feurige Lufterscheinung beobachtet. Referent fuhr mit drei Freunden auf einem offenen Wagen etwa gegen halb 7 Uhr von Steinbach ab; es war ein mond- und sternheller schöner Winterabend; ein fühlbarer Frost war eingetreten, und, wie es bei Frostwetter zu geschehen pflegt, die Sterne funkelten in ihrem hellsten Glanze. Als wir Steinbach kaum im Rücken hatten, bemerkten wir links, schräg hinter uns, am südwestlichen Himmel, etwa in der Richtung nach Straßburg, zwei auffallende feurige Meteore. Sie standen nicht hoch am Horizonte, sondern etwa in der Mitte zwischen dem Zenith und der Erdoberfläche; hiernach läßt sich ihre scheinbare Entfernung von der Erde ungefähr bemessen. Beide Meteore standen in gerader Linie eines über dem andern, etwa Thurmeslänge getrennt, aber fest und unbeweglich. Die Form jedes war cylinderartig, wohl bei zwei Fuß lang, mit einem halben Fuß Durchmesser, und ihr Licht unterschied sich wesentlich dadurch von der weißlichen Mondscheibe und dem funkelnden zahllosen Sternenheere, daß es einen röthlichen Schein, dem einer erlöschenden Lampe vergleichbar, warf, und nicht weißhell glänzte, wie jene. Nach einer starken Viertelstunde, etwa halbwegs Sinsheim, verschwand die der Erde nähere untere Erscheinung gemach, als wenn sie sich im Nebeldunst verliere, und nach Verlauf einer weiteren Viertelstunde, als wir diesseits Sinsheim waren, eben so die obere.

(Warnendes Beispiel für alle Branntweintrinker.) Fünf Stunden von Augsburg hat sich in einem altbayerischen Orte der traurige Fall ergeben, daß sich eine ohngefähr 25 Jahr alte ledige Weibsperson in der Art durch Branntwein betrunken hat, daß sie, als sie Nachmittags 4 Uhr in diesem erbärmlichen Zustande zu Hause gehen wollte, niederfiel, einschlief und bis am andern Tag um 10 Uhr Morgens liegen blieb, um welche Zeit sie von den Suchenden leblos gefunden und in ein sehr geheiztes Zimmer gebracht worden ist, in welchem sie nach einiger Zeit aufthaute und wieder zum Leben kam. Nach Aussage der zwei gerufenen Aerzte dürfte sich der Fall ereignen, daß man ihr beide Hände und Füße, welche am meisten gelitten und ohngefähr über einen Schuh ganz schwarz sind, abnehmen müsse; gewiß eines der gräßlichsten Schicksale, welches nur je einen Menschen treffen kann, wenn obige Körperverstümmelung eintreten müßte.

Eine neue chemische Zusammensetzung eines Feuerwerker-Satzes ist erfunden, welcher ungeheure zerstörende Wirkungen hervorbringt. In Kanonenkugeln wie in Flintenkugeln gefüllt, kann man den Satz in aller Weise ohne Gefahr transportiren, bis die Bedingungen der Explosion angebracht werden. Eine ruhende Bombenkugel dieser Art zersplitterte einen zwölf Fuß entfernten großen Baum in unzählige Stücke. Wurf

und Zeit lassen sich genau bestimmen. Das Artillerie-Depot zu Woolwich wird größere Experimente damit vornehmen, namentlich in Zerstörung eines großen Gebäudes, das eigens mit ausgesuchter Festigkeit, bis zur muthmaßlichen Unzerstörbarkeit, deswegen errichtet werden soll.

(Wilhelm Kunst in Steyr.) Die Anwesenheit des bekannten Künstlers verschafft den Bewohnern von Steyr das Vergnügen, manches dramatische Werk in einer Art zu genießen, wie es ihnen nicht oft geboten wird. Hr. Kunst eröffnete am 11. Januar den Cyklus seiner Gastrollen mit „Hamlet", hierauf folgten am 13. „die Schuld", und am 14. „Hedwig, die Banditen-Braut."

(Wetterpropheten.) In Murphys Kalender war der 7. Januar als der kälteste Tag des Jahres 184* angekündigt, und in London wie in England überhaupt hatte sich Alles darauf vorbereitet, um dem strengen Herrn Trotz zu bieten. Der 7. Januar rückte heran, und siehe, es war das schönste Frühlingswetter. Der milde Sonnenschein, ruft der „Globe", verdunkelte dies Mal den Ruhm des Wetterpropheten.

(Schwyz.) Vor einer Woche schied Klemens Steiner am Steinerberg aus dem Kreise der wenigen noch lebenden Mitbürger, die nicht ohne Ruhm und Erfolg im Jahr 1798 den Franzosen den Eingang in den Kanton streitig gemacht haben. Er stand an der Schindellegi und setzte, nachdem er bereits eine Kugel durch den Leib und eine andere durch die Hand erhalten hatte, unter dem Kugelregen des Feindes glücklich durch die Sihl, und erreichte noch ein Alter von mehr als 77 Jahren.

(Aussicht auf eine neue Oper von Meyerbeer.) Meyerbeer soll von Sr. Maj. dem Könige von Preußen den Auftrag erhalten haben, zur Eröffnung des neuen Opernhauses zu Berlin eine Oper zu componiren. Diese Eröffnung wird, dem Vernehmen nach, am 15. Oktober dieses Jahres stattfinden.

(Frankfurt a. M.) Am 31. d. Mts. wird zum Vortheil des Hrn. Chrudimsky die seit Jahren vermißte Oper: „der Schnee" gegeben. Das anziehende Sujet und die höchst gefällige und liebliche Musik sind längst anerkannt und man sieht daher mit Vergnügen einem so lange entbehrten Tonwerk entgegen. Dem Benefizianten sind die Opernfreunde nicht nur darum zu Dank verpflichtet, weil er ihnen manchen schönen Kunstgenuß bereitet, sondern auch, weil er durch unermüdeten Fleiß und Thätigkeit dem Repertoir fortwährend jeden Vorschub leistet. Fast in allen Opern beschäftigt und durch die häufigen Proben und neuen Einstudirungen vielfach in Anspruch genommen, ist er als ein Künstler zu bezeichnen, dessen Kraft und Ausdauer man eben so sehr, als seine Bereitwilligkeit anerkennen muß und ohne solche Vorzüge wäre die jetzt mit Recht gerühmte Vielseitigkeit unseres Opernrepertoirs unausführbar. Wenn demnach die Vortheile einer Benefizvorstellung Hrn. Chrudimsky nach bestem Verdienst zukommen, so wünschen wir, daß die Opernfreunde der hier angezeigten Vorstellung ihre freundliche Theilnahme zuwenden möchten.

Korrespondenz.

Köln, 24. Jan.

Unsere Stadt, der es bisher an einer ihrer übrigen Bedeutenheit entsprechenden und in geeignetem Locale befindlichen großartigen Restauration mit Kaffee- und Weinwirthschaft fehlte, hat solche jetzt in einer Anstalt erhalten, die kürzlich in dem früheren Börsengebäude auf dem Heumarkt errichtet worden ist. Man kann daselbst den ganzen Tag hindurch Dejeuners, Diners und Soupers, so wie alle kalten und warmen Speisen und Getränke erhalten; nur sind die Preise, vielleicht um Besucher der unteren Klassen fern zu halten, ziemlich hoch gestellt.

Darmstadt, 21. Jan.

Es ist eine schon oft gemachte, aber in der Praxis immer noch nicht genug beachtete Erfahrung, daß die Mittel zur Erleichterung und Abhülfe der Armuth in ihr selber gesucht und gefunden werden müssen. Die bloße Verabreichung von Unterstützungen erzeugt nur müßige Verzehrer, aber die Zutheilung von Arbeit hat einen productiven Werth, sowohl einen sittlichen als materiellen, wodurch der Arme ein nützliches Glied der bürgerlichen Gesellschaft bleibt und somit vor der Gefahr bewahrt wird, in die unvermeidlichen Laster eines arbeitlosen Lebens zu versinken. Unsere städtische Zwangsarbeitsanstalt, die seit dem Jahr 1840 mit dem gedeihlichsten Erfolge besteht, kann dafür Zeugniß ablegen. Arbeitsfähige und geschäftslose Individuen, die freiwillig oder gezwungen sich dahin begeben, finden daselbst Beschäftigung, Wohnung und Verköstigung. Die freiwilligen Arbeiter wohnen zwar in demselben Hause, haben aber einen abgesonderten Arbeits- und Schlafsaal und erfreuen sich so lange der Pflege der Anstalt, als sie dableiben und zu nützlichen Arbeiten bereitwillig die Hand bieten. Treten sie aus, so verlieren sie alle Ansprüche auf Unterstützung aus der Armenkasse, wenn nicht die Nothwendigkeit des Gegentheils durch Krankheit oder andere erhebliche Ursachen dargethan werden kann. Die seitherigen industriellen Ergebnisse unserer Zwangsarbeitsanstalt entsprechen in erfreulicher Weise den Erwartungen, die man bei ihrer Stiftung hegte. Die Kosten des täglichen Unterhalts der darin beschäftigten Leute werden großentheils gedeckt durch den Ertrag ihrer Arbeiten. Im verflossenen Jahre z. B. kostete der Einzelne etwa 3 Kr. pr. Tag mehr, als er verdiente, was gewiß ein verhältnißmäßig unbedeutender Aufwand im Vergleich zu den wichtigen Zwecken, die dadurch im Interesse unserer Stadtgemeinde und der Nothleidenden erreicht werden. Was würden diese Menschen erst bei dem gewöhnlichen Unterstützungssystem, wo man nur gibt, ohne wieder zurück zu empfangen, gekostet haben! Bei der Fortdauer der der Anstalt im Frühling v. J. gegebenen verbesserten innerer Organisation läßt sich erwarten, daß ihr Erwerb sich progressiv steigern, somit der tägliche Zuschuß zu den Unterhaltungskosten der Arbeiter künftig noch geringer ausfallen werde.

Theater-Anzeige.

Montag, 29. Jan. Belisar, große Oper in 3 Abth., Musik von Donizetti.

Dienstag, 30. Jan. Der arme Poet, Schauspiel in 1 Act, von Kotzebue. Susanne: Mad. Clef. Hierauf folgt: Erziehungsresultate, oder: Guter und schlechter Ton, Lustspiel in 2 Acten, von Carl Blum.

Mittwoch, 31. Jan. (Zum Vortheil des Hrn. Chrudimsky und neu einstudirt): Der Schnee, oder: der neue Eginhard, Oper in 4 Abth., nach dem Französischen des Scribe, von Friederike Ellmenreich, Musik von Auber. Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rehm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 31. Mittwoch, den 31. Januar 1844.

Was hab' ich nun davon?

(Von Ludwig Hub.)

Ich hab' im Land der Träume
Des Lebens Glück gesucht;
Wohl steh'n da Wunderbäume,
Doch mangelt ihnen Frucht.
Es ließ der Ruhm sich hören,
Verheißend reichen Lohn;
Leicht konnt' er mich bethören:
Was hab' ich nun davon?

Wenn meine Schulgenossen
Sich freuten im Verein,
Saß still ich eingeschlossen
Im engen Kämmerlein;
So schwanden Tag' um Tage,
Die Jugend ist entfloh'n
Und traurig tönt die Frage:
Was hab' ich nun davon?

Die einst mit mir als Knaben
Gespielt, sind reich, geehrt,
Weil ihre Geistesgaben
Sie And'rem zugekehrt;
In ihres Wohlstands Blüthe
Schau'n sie auf mich mit Hohn.
Daß ich für Schön'res glüh'te,
Was hab' ich nun davon?

Wohl sind mir manche Stunden
Genußreich hingeeilt,
Wohl hat mir manche Wunden
Der Dichtkunst Kraft geheilt;
Doch lacht hienieden selten
Das Glück des Liedes Sohn:
Mein Flug nach schön'ren Welten —
Was hab' ich nun davon?

Wie lockend sind die Preise,
Die, scheinbar leicht, erringt,
Wer frisch, in eig'ner Weise,
Sein Lied dem Volke singt!
Wie Wen'ge kränzt im Leben
Die stolze Lorbeerkron'!
Mein Drang, mein treues Streben —
Was hab' ich nun davon?

Es stehen kluge Leute
Mit gutem Rath mir bei:
„Entsage du noch heute
Der lust'gen Träumerei!"
'S ist wahr! Genau betrachtet,
Dünkt mir's vernünftig schon;
Denn was ich hoch geachtet,
Was hab' ich nun davon?

Drum werde abgebrochen!
Des Geistes Flug soll ruh'n!
So was ist leicht gesprochen,
Doch schwer, gar schwer zu thun;
Denn wär' ich auch Gebieter
Von einer Million
Und mangelte der Lieder,
Was hätt' ich dann davon?

Die Nacht von Bingen.

Novelle.

(Fortsetzung.)

IV.

Etwas verstört und völlig ohne Rausch wanderte Malvoglio nach dem Ereigniß in der Osteria des Montefiasconers nach seinem Häuschen an der Stadtmauer. Es wollte ihn doch ein schmerzlich Gefühl anwandeln, daß sein Necken einen so schlimmen Ausgang genommen; allein er war ein Italiener, dem eben so eine Begebenheit nicht lange schwer auf dem Herzen liegt. Auffallend war es ihm, daß in seinem

Stüblein kein Licht brannte. Er klopfte mit Aengstlichkeit; allein bald öffnete ihm Annunciata.

Ach, sie hatte im Dunkel allein gesessen, und das Auge schwamm wieder in Thränen. Malvoglio fühlte aufrichtiges Mitleid, als er das schöne Wesen ansah, und bedachte, wie er ihr den Dolch des Wehes in das arme, ohnehin schon blutende Herz stoßen müsse.

„Ihr kommt ja frühe, Oheim?" sagte sie, und der Ton der Stimme verrieth es deutlich, daß sie viel geweint hatte.

„Freilich," sagte der Alte. „Es gab eine schlimme Geschichte. Der Schneider Lizzi erstach den Josto, den Diener des jungen Pomaria."

„O, all' ihr Heiligen!" rief das Mädchen, und schier wäre ihr das Licht zur Erde gefallen, welches sie eben gezündet hatte, „was sagt Ihr da?"

„Es ist eine Osteriageschichte, nichts weiter. Er ist mausetodt, ohne Beichte und Absolution, das ist das Schlimmste."

„Armer Josto!" sprach traurig das Mädchen. „Er war ein treuer Diener und ein guter Mensch und Christ."

„Nun, wenn Du ihm den Sermon hältst," bemerkte Malvoglio, „so wird ihm sein Herr ja auch Seelmessen lesen lassen."

„Ohne Zweifel!" versetzte Annunciata, die durch Malvoglio's Erzählung ganz sich selbst und ihre Herzensangelegenheit vergessen hatte. „Aber ach, wie steht es nun mit Dem, was ich so sehnlichst zu wissen wünschte? Ist Giambattista hier?"

„Es ist gesorgt, Kind," sprach Malvoglio. „Ich habe den Deutschen ausgefragt, ehe er den Todesstoß von Lizzi empfing."

„O redet, redet, theurer Ohm," flehte sie in der größten Erregung. „Ist er hier?"

„Nein, Annunciata, er ist nicht hier, sondern sein Bruder, den Josto begleitete."

Sie faltete ihre Hände vor der hochwallenden Brust. Es schien, als wolle der Athem stocken. Sie wagte nicht weiter zu fragen.

„Du sollst Alles hören, Kind, wie schlimm es auch ist. Den Gedanken, ihn je als Gatten Dein zu nennen," sagte Malvoglio, „mußt Du aufgeben. Bedenke, er ist reich, Du arm; er ist ein Podesta in seiner Stadt, Du die Tochter eines Handwerkers. Kind, da ist keine Hoffnung. Ueberdies ist er — vermählt."

„Vermählt?" rief das liebende Mädchen aus, und die Todesblässe überzog das liebliche Antlitz; das Feuerauge erlosch; die Gestalt brach in sich zusammen, und leblos sank sie in den Lehnstuhl zurück.

Der alte Malvoglio erschrak. Ein ähnlicher Fall war ihm noch nicht vorgekommen; darum wußte er auch nicht, was er zu thun hatte. Eine der spitzzungigen Nachbarinnen zu rufen, trug er um so mehr Bedenken, als er von keiner sehr geschätzt war, weil seine neckische Zunge keine derselben geschont hatte. Von seinem Instinkte geleitet, lief er an ein Gefäß mit Wasser und wusch das schöne Bild des Todes an. Durch dies einfache Mittel gelang es ihm, das arme Mädchen in's Leben zu rufen.

„Vermählt, sagtet Ihr, Oheim; ist das wahr?" fragte sie, und die Thränen perlten über ihre schneeweiße Wange herab, und das Licht brach sich drinnen, daß sie wie goldene Perlen anzusehen waren. —

„Ja, Annunciata, so sagte Josto. Als ich ihn fragte, warum doch Herr Giambattista Pomaria nicht wiedergekehrt sey, da sagte er: „Wie könnte er in den Honigwochen sein junges Weibchen verlassen, das schön ist, wie Milch und Blut? —"

„O, Malebetto! Malebetto!" rief das Mädchen wüthend aus, und es schien, als wäre sie in diesem Momente eine ganz Andere geworden. Ihr Auge loderte in einem unheimlichen Feuer; sie raufte verzweifelnd ihr schönes Haar, daß es wild um ihren Kopf flog; ihr Wesen war in einer Aufregung, daß es Malvoglio Schrecken verursachte.

Nach einer an völlige Raserei gränzenden Wildheit wurde sie wieder ruhiger; aber diese Ruhe war entsetzlich anzusehen. Sie saß stille da, starrte in eine Ecke und gab kein Zeichen des Lebens von sich, als von Zeit zu Zeit ein tiefes Stöhnen, das erschütternd auf den alten Malvoglio wirkte.

„Geh schlafen, Kind," bat er sie endlich, „Du bedarfst der Ruhe, wie ich."

„Ruhe?" fragte sie, ihn anstarrend, und ging.

In Annunciata's Benehmen zeigte sich der Unterschied zwischen dem deutschen Gemüthe und dem italienischen. Die Liebe der Italiener ist Gluth, verzehrende Gluth, in der ihr ganzes Seyn aufgeht.

Mild und zart, schwärmerisch und innig liebt das deutsche Herz. Wie jedes Gefühl auf dem Extreme leicht zu seinem Gegentheile wird, so die Liebe der Italienerin. Wird sie getäuscht, betrogen, so ist ihre Liebe Haß — eben so tief und leidenschaftlich ihr Wesen durchwühlend, wie es ihre Liebe gethan, und dieser Haß fordert Rache, und rastet nicht, bis er sie gefunden.

Wird die Deutsche getäuscht, betrogen, so ist ihr Schmerz unendlich groß, aber er tödtet die Liebe nicht, und könnte man in die Tiefe ihrer Seele schauen, man würde auch dann noch Liebe bis zum Tode finden, wenn auch der Betrug noch so tief verwundete.

Malvoglio konnte die Empfindungen Annunciata's nicht mißbilligen; aber ein tiefgefühltes Mitleid erfüllte seine Seele, und er nahm sich vor, gegen das unglückliche Mädchen desto sanfter und schonender von nun an zu seyn.

(Fortsetzung folgt.)

Grundsätze Friedrich's des Großen.

(Fragmente aus dessen Schriften.)

Die „Trier'sche Zeitung" glaubte den Gedächtnißtag der Geburt König Friedrich's II. (24. Jan.) nicht würdiger feiern und des ausgezeichneten Fürsten weise und edle Denkweise nicht besser beurkunden zu können, als indem sie den „Großen" über manche seiner Maximen selbstredend anführte:

„Die Aufrechthaltung der Gesetze ist der einzige Grund, welcher die Menschen veranlaßt hat, Fürsten über sich zu setzen; denn dies ist der wahre Ursprung der Souverainetät."

„Es ist das größte Unglück, wenn es Unholden gelingt, den Fürsten zu überreden, sein Interesse sey von dem seiner Un-

terthanen verschieden; dann wird derselbe, ohne zu wissen warum, der Feind seiner Völker."

„Der Zweck aller Gesetzgebung ist das öffentliche Wohl. Prüft man das Verfahren der weisesten Gesetzgeber, so findet man, daß die Gesetze dem Geiste der Nation, für welche sie gegeben werden, angepaßt seyn müssen ꝛc."

„Ein Fürst, der den Kopf und das Herz auf dem rechten Flecke hat, wird alle seine Ausgaben auf den möglichst großen Nutzen seiner Völker berechnen."

„Die große Kunst der Besteuerung liegt darin, die Auflagen so zu vertheilen, daß man die Menge nicht drückt."

„Der wahre Reichthum des Landes besteht in der Cultur des Grund und Bodens ꝛc."

„Man darf nie die unentbehrlichsten Lebensmittel, als Brod, Bier, Fleisch ꝛc. besteuern, weil sonst der Soldat, der Arbeiter und der Handwerker die meiste Last zu tragen hätten."

„Ein wichtiger Punkt sind Fabriken und Handel. Ein Land, in welchem die Handelsbilanz sich ungünstig stellt, so daß die Einfuhr größer ist als die Ausfuhr, verliert von Jahr zu Jahr ꝛc. ꝛc."

„Ein Fürst erfüllt nur die Hälfte seiner Pflicht, wenn er sich blos und ausschließlich auf das Kriegshandwerk legt; es ist augenscheinlich falsch, daß er nur Soldat seyn müsse."

„Die Justiz, die Finanzen, die Politik, der Kriegerstand zieren ohne Zweifel eine hohe Geburt; aber Alles würde in einem Staate verloren seyn, wenn die Geburt mehr gälte als das Verdienst."

„Das eigentliche Volk ist der zahlreichste und respectabelste Theil der Gesellschaft."

„Niemand ist dazu geboren, Sclave seines Nebenmenschen zu seyn."

„Diejenige Religion ist die beste, welche am meisten Einfluß auf die Sittlichkeit ausübt und die Menschheit milder und tugendhafter macht."

„Die Toleranz ist so vortheilhaft, daß sie das Glück der Staaten ausmacht, in welchen sie eingeführt ist."

„Der falsche Religionseifer ist ein Tyrann, welcher die Länder entvölkert; die Duldung eine zärtliche Mutter, welche dieselben pflegt und blühend macht."

„Es gibt keine Religion, die sich hinsichts der Moral bedeutend von den andern unterschiede. Sie können also sämmtlich der Regierung gleichgültig seyn, und diese muß Jedem die Freiheit lassen, sich einen Weg zu wählen, auf welchem er in den Himmel eingehen will. Er sey ein guter Bürger, das ist Alles, was sie von ihm verlangen kann."

„Die Erziehung der Jugend ist einer der wichtigsten Gegenstände für eine gute Regierung. Das wahre Wohl des Staates, sein Vortheil und sein Ruhm fordern es, daß das Volk so unterrichtet und gebildet als möglich sey."

„Ich will Schulmänner, welche dem Pietismus nicht ergeben, sonst aber die Jugend zur Tugend und zu nützlichen Gliedern des Staates ohne Kopfhängerei zu bilden fähig sind. Und was die Philosophie betrifft, die muß von keinem Geistlichen gelehrt werden, sondern von Weltlichen, sonst ist es eben so, als wenn ein Jurist einem Offizier die Kriegskunst lehren soll."

„Die Philosophie ist der Prometheus, welcher das himmlische Licht auf die Erde gebracht hat, um das Volk von seinen Vorurtheilen und Irrthümern zu befreien."

„Ein Fürst soll die öffentliche Meinung achten."

„Gazetten, wenn sie interessant seyn sollen, müssen nicht genirt werden."

Friedrich Wilhelm III., hochseligen Andenkens, ermahnte schon vor 30 Jahren in seinem bekannten Aufrufe „an mein Volk", des großen Friedrich zu gedenken.

Nach reiflicher und vorurtheilsfreier Erwägung der vorstehend aus dessen Vermächtnisse fragmentarisch mitgetheilten Grundsätze wird man diese landesväterliche Ermahnung geziemend würdigen und die Bestürzung und den Schmerz des gemeinen Soldaten begreifen lernen, der, am Sterbetage des großen Königs von einem ihm zufällig begegnenden Cameraden befragt, ob irgend eine ausgebrochene Flamme das Zusammenlaufen des Volkes veranlaßt habe, zur Antwort erhielt: Keineswegs, es ist vielmehr eine sehr große Flamme erloschen.

Jahrhunderte werden mit ihren welterschütternden Ereignissen hinunterrollen in tiefer Vergangenheit Schooß, aber der Ruhm des großen Mannes, der in der Stimme des Volkes die Stimme Gottes erkannte, in dem Besitze der Gemüther seiner Unterthanen mehr als in dem Besitze von Städten und Dörfern, Bergen und Flüssen seine Glückseligkeit, und in der Aufklärung seiner Unterthanen seine Hauptaufgabe fand, Friedrich II. wird in den Spalten der Blätter der Geschichte begeisternd fortlebend und der Tag seiner Geburt (24. Januar) von Patrioten stets mit stolzer Freude, und der Tag seines Todes (17. August) mit dankbarer Wehmuth in des Herzens stillem Heiligthume begangen und dessen Urne mit immer neuen Immortellen-Kränzen und Blumen der Dankbarkeit und Verehrung geschmückt werden.

Mannichfaltigkeiten.

Das Hauptcomité der Tiegde-Stiftung in Dresden fordert durch ein neuerlich erschienenes Programm zur Bildung neuer Hülfsvereine auf und setzt sowohl die Verpflichtungen und Rechte solcher Vereine auseinander, als er auch wiederholt auf den Zweck und den Nutzen der Tiedge-Stiftung hinweist. Hülfsvereine bestehen bereits in Aachen, Frankfurt a. M. und Lübeck, und in Hamburg und Bremen stehet deren Errichtung bevor.

Einen willkommenen Beitrag zur Vermehrung und Verbreitung nützlicher Volksschriften hat Professor P. Scheitlin in St. Gallen durch seinen „James Clifford oder der Segen der Bibel" geliefert. Die Hauptperson dieser volksthümlichen Erzählung ist ein Londoner Hufschmied, welcher aus tiefster Verhöhnung alles Religiösen und aus Verachtung aller Sittlichkeit durch die wunderbare Kraft des biblischen Wortes zum Licht der Erkenntniß gebracht, gerettet und einem frommen Lebenswandel zugeführt wurde.

„Karte der Umgegend von Mainz und der Taunusbäder. Entworfen im Maßstab 1/130,000, von Dr. J. E. Woerl; herausgegeben von Dr. H. Malten, und Verlag von Victor v. Zabern." — Man findet auf dieser Karte (wovon das

gewöhnliche Exemplar zu fl. 1. 20 kr. und das auf Leinwand aufgezogene ꝛc. zu fl. 1. 45 kr. verkauft wird) nicht allein jede Ortschaft, selbst jedes vereinzelte Haus ꝛc. angegeben, sondern auch die genaue Bevölkerung derselben, und zwar in eingeklammerten Zahlen, die Höhenbestimmungen ü. M., und — als Neuerung, die vielleicht nachgeahmt zu werden verdient, bei jedem Orte ꝛc. in offenen Zahlen die Entfernung von Mainz in Wegstunden zu 6000 Schritt oder 15,000 rhein. Fuß, so z. B. Sindlingen $4^2/_3$ (820 E.) Die Karte begreift den Lauf des Rheins von Worms bis Koblenz, des Mains von Rumpenheim bis zu seiner Mündung in den Rhein, der Nahe von Odernheim bis Bingen, der Lahn von Nassau bis Nieder-Lahnstein; ferner den ganzen Taunus, den größten Theil des Odenwaldes, einen Theil des Hunsrück, die ganze Provinz Rheinhessen, große Theile von Pfalzbaiern, Rheinpreußen, Nassau, Frankfurt, die ganze Provinz Starkenburg, Theile von Oberhessen, Churhessen, ganz Hessen-Homburg ꝛc. ꝛc. Sie ist gut gezeichnet, sehr richtig und leserlich geschrieben und billig im Preise.

Madame Roth-Leclerc ist nach ihrem höchst beifällig beendigtem Gastspiel für die Mainzer Bühne engagirt worden. Die Rollen, in welchen sie ihr Talent zu entfalten Gelegenheit fand, waren bis jetzt Präciosa, Käthchen von Heilbronn, Luitgarde im Fridolin, Eugenia in Nacht und Morgen u. a.; nächstens wird sie die Louise in den Fesseln geben. Die Mainzer Bühne hat durch dies Engagement ein eben so befähigtes als vielseitig verwendbares Mitglied gewonnen.

(Leichlingen, 24. Jan.) Ein Armer hiesiger Gegend, welcher vor wenig Tagen noch Morgens sein Brod zusammen betteln mußte, erhielt Nachmittags die Nachricht, daß einer seiner Verwandten, der durch die Freiheitskriege in Frankreich geblieben, gestorben sey und ihm ein Vermögen von 150,000 Frcs. zurückgelassen habe.

(Dresden, 23. Jan.) Auch die gestrige erste Vorstellung: „Fräulein von Belle Isle", Schauspiel in 5 Aufzügen nach Dumas von Fr. v. Holbein, hat besonders in den letzten Acten sehr angesprochen, wo auch das Stück an Interesse und innerer Wärme zunimmt. Durch eine geschickte Bearbeitung ist ihm Alles abgestreift worden, was der Sittlichkeit zu nahe treten könnte, und die Originalität der Intrigue verliert dabei nicht das Mindeste. In dieser Woche erwarten wir noch die erste Vorstellung des Marschner'schen „Hans Heiling."

Das vielbesprochene eiserne Riesendampfschiff „Great Britain" wird am 25. Mai seine erste Reise von Liverpool nach Neu-York antreten; zuvor soll es auf der Themse zur Schau gestellt werden. Es hat 3500 Tons Gehalt und Maschinen von 1000 Pferdekraft, während der „Great Western" nur 1700 Tons Gehalt und Maschinen von 450 Pferdekraft hat.

Die Municipalbehörde von Amsterdam hat jetzt die Aufführung der bisher verboten gewesenen „Hugenotten" gestattet.

Korrespondenz.

Mainz, 28. Jan.

Die gestrige Sitzung der hiesigen naturforschenden Gesellschaft bot wegen eines Vortrags des Hrn. Dr. Feist über Warburg's vegetabilische Fiebertropfen ein erhöhtes Interesse dar. Ein nicht sehr rühmlicher Federkrieg zweier hiesigen Aerzte über dieses Arzneimittel in hiesigen Blättern hatte zwar die Aufmerksamkeit auf diesen Vortrag rege gemacht, konnte aber doch keinen besonders zahlreichen Besuch der Versammlung zu Wege bringen. Soviel wir durch einen der Zuhörer vernahmen, so ergab die chemische Analyse der Tropfen, mit der der Redner sich vorzüglich beschäftigte, allerdings die kräftigsten Substanzen, welche die Arzneikunde zu Heilung von Fiebern anwendet und es kann daher, unserer Ansicht zufolge, einem Arzte nicht verdacht werden, wenn er sie auf dem Lande, wo Aerzte und Arzneien oft schwer zu haben sind, anräth und, nachdem er ihre Wirksamkeit erprobt hat, sie auch selbst anwendet. In Amerika haben diese Tropfen schon wahre Wunderkuren verrichtet und finden dort sehr starken Absatz. — Der Kunstverein hat in einer seiner letzten Sitzungen den Präsidenten des hiesigen Obergerichts, Hrn. Pitschaft, zu seinem Präsidenten erwählt. Zu dieser Wahl kann man dem Vereine Glück wünschen, denn Hr. Pitschaft sieht eine solche Ernennung nicht als eine seiner hervorragenden Stellung gebrachte Huldigung an, sondern als eine übernommene Verpflichtung, mit allen Kräften das Beste eines solchen Vereins zu fördern. Das sahen wir auf eine evidente Weise, als Hr. Pitschaft vor ohngefähr vier Jahren zum Präsidenten des Casino's „zum Gutenberg" gewählt wurde und dessen veraltete Verwaltung neu belebte. Daß er durch sein energisches Auftreten den Ausschuß der 24 sich entfremdete und ihm im vergangenen Jahre zu einer rücksichtslosen Demonstration Anlaß gab, die Hrn. Pitschaft zur Niederlegung der Präsidentenstelle bestimmte, davon war in Ihrem Blatte schon die Rede; nur muß hier beigefügt werden, worin das rücksichtslose Benehmen des Ausschusses bestand. Hr. Pitschaft schlug einen Lehrer des hiesigen Gymnasiums, einen achtungswerthen Mann, der jedoch gewöhnt ist, wenn er Mißbräuche bemerkt, seine Ansicht offen auszusprechen, zur Aufnahme in's Casino vor. Der Vorschlag des Präsidenten hätte allerdings Beachtung verdient; aber der Ausschuß der 24 kugelte den Vorgeschlagenen aus, weil, wie behauptet wurde, sich derselbe einstens tadelnd über die Anordnungen im Lesecabinette des Casino's und über die Auswahl der dort angeschafften Zeitungen und Schriften ausgesprochen haben sollte. Was ein anderer Ausschuß vielleicht dankbar anerkannt hätte (denn daß das Lesecabinet mangelhaft ist, muß Jeder zugeben, der es besucht), gab hier Anlaß zu einer Kränkung des wohlverdienten Präsidenten. Hr. Pitschaft scheint jedoch keinen Groll deshalb zu hegen, denn er wohnte einem Abendessen bei, das der Ausschuß am vergangenen Samstage im „Europäischen Hofe" veranstaltet hatte und brachte sogar einen Toast aus. Mehrere Mitglieder des Casino's haben jedoch das Benehmen des Ausschusses in hohem Grade mißbilligt und werden Alles, was in ihren Kräften steht, anwenden, um das Vorrecht der Aufnahme neuer Mitglieder dem Ausschusse abzunehmen und es der Gesellschaft wieder zuzuwenden.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 30. Jan. Der arme Poet, Schauspiel in 1 Act, von Kotzebue. Susanne: Mad. Clef. Hierauf folgt: Erziehungsresultate, oder: Guter und schlechter Ton, Lustspiel in 2 Acten, von Carl Blum.

Mittwoch, 31. Jan. (Zum Vortheil des Hrn. Chrudimsky und neu einstudirt): Der Schnee, oder: der neue Eginhard, Oper in 4 Abth., nach dem Französischen des Scribe, von Friederike Ellmenreich, Musik von Auber. Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. P. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 32. Donnerstag, den 1. Februar 1844.

Die Nacht von Bingen.

Novelle.

(Fortsetzung.)

Am andern Morgen, als Malvoglio aufstand, und erwartete, daß ihm, wie das sonst zu geschehen pflegte, Annunciata sein Morgensüpplein brächte, war es ihm auffallend, daß Alles im Häuschen so stille war. Da es nur zwei Stüblein und einen Raum für die Küche enthielt, der zugleich die Hausflur bildete, so konnte man jede Bewegung vernehmen, die im Hause statt fand. Sollte sie krank seyn? dachte er, und der Gedanke beunruhigte ihn heftig. Er trat in die Küche; da stand noch Alles, wie es am vorigen Abend gestanden. Keine Kohle glomm auf dem Herde. Keinerlei Anstalt bewies die sonst so rührige Sorgfalt des Mädchens für den Oheim.

„Annunciata!" rief er hinauf gegen die Thüre ihres Kämmerleins. Alles war und blieb stille.

Da durchrieselte ein heftiger Schrecken das Herz des Alten. Sollte sie sich ein Leid zugefügt haben? dachte er mit Entsetzen. Diese Vermuthung steigerte sich fast zur Gewißheit. Er wagte es nicht, in das Kämmerlein zu treten, wie man sich eben fürchtet, eine entsetzenerregende Vermuthung sich verwirklichen zu sehen. Doch drängte ihn die Angst wieder vorwärts. Er stieg die Stiege hinauf und drückte an der Thüre. Plötzlich sah er, daß sie von außen zugeriegelt war, daß also das Mädchen die Stube verlassen hätte. Jetzt öffnete er, und siehe, das Stüblein war nett und sauber, wie immer, das Bette unberührt, und ihre Kleidung lag da, als ob sie sich zu Bette gelegt, und doch war dies nicht geschehen.

Wer konnte dies Räthsel lösen?

Rathlos stand Malvoglio eine Weile da.

„Sie hat sich in das Wasser gestürzt!" sagte er dann zu sich. „Armes Kind, Du jammerst mich!"

Uebrigens hatte er jetzt, wie er meinte, Gewißheit, und nun fand sich seine Seele leichter darein. Er ging zum Pfarrer der Kirche del Angeli, welche seine Pfarrkirche war, bestellte einige Seelmessen, und trat gutes Muthes in seine beliebte Osteria, trank daselbst seinen Montefiasconer, und tröstete sich als guter Christ und verständiger Mann in Bälde, obwohl ihm eine Leere im Hause blieb, die er erst jetzt recht schwer empfand. War ihm doch die weibliche Pflege, die sorgende Vorsicht, die ordnende Besonnenheit etwas so Neues gewesen und doch schnell so behaglich geworden, daß er jetzt sie nur mit Bedauern entbehrte. Von Annunciata vernahm er nur noch das seltsame Gerüchte, man habe ein reiches und schönes Frauenhaar irgendwo in der Stadt gefunden, und er dachte wohl, daß es das ihre sey.

An einem der folgenden Morgen trat in das Haus des alten Herrn Pomaria zu Asti ein Bauernknabe von höchst einnehmendem Aussehen. Das Gesichtchen war fast weiblich zart, und die Spur eines Bartes noch nirgends ersichtlich, obwohl der schlanken, schönen Gestalt nach er seine siebzehn Jahre zählen mochte. Seine Farbe war bleich, das Auge trübe, und eine auffallende Trauer umschwebte die Gestalt. Er trug die Kleidung der armen Leute der Umgegend von grobem braunem Tuche und einen groben spitzigen Filzhut mit breiter Krempe auf den kurz abgeschnittenen schwarzen Haaren.

Als man ihn fragte, was er wolle, bemerkte er in großer Demuth und Schüchternheit, er sey eine Waise, und wolle in Asti Dienste suchen. Nun hätten ihm, fuhr er fort, die Leute gesagt, der junge Herr Pomaria habe seinen Diener verloren; deswegen wolle er sich ihm zu Dienst anbieten.

Der alte Diener des Hauses ging sofort hinauf, und zeigte solches dem jungen Herrn an, welcher den jungen Burschen herauf kommen ließ.

Er besah sich ihn und fand Wohlgefallen an ihm, fragte ihn, wie er heiße und wo er zu Hause sey.

Der Bursche nannte sich Tommaso Albertini und als seine Heimath ein Dorf in der Nähe von Asti.

„Hast Du aber auch bedacht," fragte er weiter, „daß ich innerhalb dreier Tage dies Land verlasse, die beschwerliche Reise über die Alpen mache, und am fernen Rheine, in Deutschland wohne, wo Niemand Deine Sprache spricht, als meine Familie, und daß Jahre vergehen, ehe Du dieses Land wieder siehest?"

„Ich habe es bedacht," sprach mit einer ungemein melodischen Stimme Tommaso. „Hier habe ich Niemanden mehr, der mich angeht, und keine Habe bindet mich. Ob ich hier lebe und sterbe oder dort, ist mir gleichviel."

„Du sprichst vom Sterben," sagte Antonio Pomaria, „als sey Dir das Leben nichts werth. Ist Dir Dein Liebchen gestorben oder untreu geworden?" Er lachte dabei. Als aber eine hohe Gluth das Antlitz des Jünglings überzog und heiße Thränen zur Erde rannen, da wurde es ihm schier weich um

das Herz, und er bedauerte es sehr, daß er, wie es schien, einen so wunden Fleck bei dem armen Jungen berührt hatte.

„Sey ruhig," sagte er, „ich habe Dir nicht wehe thun wollen. Ich will es mit Dir versuchen."

Mit wenigen Worten waren sie des Handels einig, denn Tommaso forderte, außer Wohnung, Speise und der nothdürftigen Kleidung, gar wenig Lohn.

So blieb er denn gleich im Hause, war schüchtern und bescheiden, aber so aufmerksam auf seines Herrn Wünsche, daß er sie ihm schier an den Augen absah; allein heiter und mittheilend wurde er nicht. Immer verschlossen und in sich zurückgezogen, nahm er nicht Theil an der Lust der übrigen Diener des Hauses, mied ihre Genossenschaft und lebte so für sich dahin. Herr Antonio Pomaria aber erklärte wiederholt, so treu auch Jost gewesen, so sey sein Tausch doch noch befriedigender.

(Fortsetzung folgt.)

Das Nordlicht.

Unter der Rubrik: Ein Winter in Lappland, bringt das „Mag. f. d. Lit. d. Ausl." interessante Mittheilungen, welchen wir Nachstehendes entnehmen: „Am 13. Juni 1838 verließ die französische Korvette „la Recherche" den Hafen zu Havre und wandte sich nordwärts. Auf derselben befand sich eine Kommission, welche von der Regierung beauftragt war, wissenschaftliche Beobachtungen aller Art anzustellen, damit auch Frankreich an dem Ruhme Antheil erlange, welchen Holland, England und Rußland durch ihre zahlreichen Untersuchungsreisen nach dem Nordpol sich erworben hatten. Am 27. Juni landete die Korvette zu Drontheim, in der alten Hauptstadt von Norwegen, wo sie einige schwedische, norwegische und dänische Gelehrte an Bord nahm, die sich im Auftrage ihrer Regierungen der Expedition anschlossen. Einige Tage darauf segelte man weiter, gelangte zunächst nach Hammerfest, einer kleinen Stadt von 5000 Einwohnern an der äußersten Spitze der skandinavischen Halbinsel, wandte sich von hier gegen Spitzbergen und lief am 25. Juli in den Meerbusen von Bellsound, der unter dem 77. Grade nördlicher Breite liegt. Doch verweilte man zum Bedauern der Gelehrten hier nur kurze Zeit und kehrte schon am 12. August nach Hammerfest zurück, wo sich die Kommission theilte. Einige Mitglieder derselben durchzogen die skandinavischen Gebirge, um über Stockholm und Kopenhagen nach Frankreich zurückzukehren; andere reisten direkt mit der „Recherche" wieder heim; die Herren Lilliehook und Siljeström, schwedische Physiker, Lottin und Bravais, französische Marine-Offiziere, und Bevalet, Zeichner, aber blieben in Lappland, um den Winter über physikalische und besonders meteorologische Beobachtungen zu veranstalten. Nachdem sie die benachbarten Küstenstriche besucht hatten, entschlossen sie sich, Bossekop, einen kleinen Ort im Innern einer tief einschneidenden Meeresbucht, zu ihrem Aufenthalt zu wählen. Die im Norden sich ausbreitenden Gebirge sind hier nicht so hoch und liegen nicht so nahe, daß sie die Beobachtung der Nordlichter beschränkten; der Himmel ist nicht, wie zu Hammerfest, von steten Nebeln verhüllt, und das Thermometer sinkt in Bossekop tiefer als in Hammerfest, wo selten mehr als funfzehn Grad Kälte eintreten und viele Experimente sich daher noch gar nicht vornehmen lassen." — Hierauf werden Bemerkungen über die Aufstellung der mathematischen Instrumente, Beobachtungen über den gestirnten Himmel, über Temperatur und Klima des Landes u. s. w. mitgetheilt, worauf die nachstehende Beschreibung des Nordlichtes, wie es sich in jenen Gegenden zeigt, folgt: „In unserer Zone (die Reisenden verstehen hierunter das gemäßigte Klima) ist das Nordlicht eine seltene Erscheinung, welche stets nur kurze Zeit währt. Zwei oder drei Mal im Jahre bemerken wir am nördlichen Horizonte beim Eintreten der Nacht einen röthlich-gelben Schimmer, bei dem wir oft noch anfänglich im Zweifel sind, ob wir ihn nicht vielmehr für einen Rest der Abendröthe oder für einen entfernten Brand halten sollen. Im Norden wäre ein Irrthum dieser Art unmöglich. Hier breitet sich das Nordlicht mit glühender Röthe über den halben Himmel. Wie ein ungeheueres Feuerwerk flammt es empor und verwandelt sich in jedem Augenblicke. Der Maler sucht vergebens diese ewig wechselnden Gestalten und Farben der auf- und niederschießenden Lichter festzuhalten, und der Dichter verzichtet darauf, ihren Eindruck zu beschreiben.

Gewöhnlich beginnt das Nordlicht Abends zwischen vier und acht. Ein blaßgelber Streifen steigt in der Gegend des Nordpols auf und bildet sich nach kurzer Zeit zu einem Bogen um, dessen beide Enden sich auf die Erde zu stützen scheinen. Innerhalb dieses Bogens ist der Himmel tiefschwarz, doch am äußeren Rande desselben färbt er sich mit einem falben Lichte. Dieser Bogen steht nicht still, sondern wallt und zittert beständig, indem er sich dauernd vergrößert, doch bald rascher, bald langsamer. Nach einiger Zeit lösen sich hierauf einzelne Strahlen von der Wölbung des Bogens und dehnen sich gerade zum Zenith empor. Ein Theil dieser Strahlen dringt in den Zenith, ein anderer bleibt plötzlich mitten auf seinem Wege stehen; neue Strahlen erheben sich, verschwimmen in einander oder verlöschen. Es scheint, als ob ein ungeheurer Pinsel über den Himmel wanderte, um mit eigensinnigen Kreuz- und Querstrichen ihn nach und nach ganz mit Licht zu übertünchen. Diese Strahlen sind entweder blendend weiß oder blaßgelb, ins Rothe und Grüne spielend; sie werden bald schwächer, bald leuchten sie plötzlich mit brennendem Glanze auf und erhellen die ganze Gegend. Während dessen wölbt sich der Bogen höher und höher dem Scheitelpunkte zu, seine Enden lösen sich vom Horizonte ab, und nun schwankt er, stets bewegt, durch die Luft, wie ein mächtiger, vom Winde getriebener Pavillon; er trennt sich oft in mehrere Stücke, welche wie große Arabesken sich von einander entfernen und sich wieder verschlingen und scheinbar so niedrig ziehen, daß der Zuschauer lauscht, ob er sie nicht rauschen hört. Häufig steigen neue Bogen am Horizonte empor, schwimmen wie Lichtbarken durch den Himmel, senden Strahlen und zerspringen in Stücke, von denen einige bisweilen sich bis über den Zenith hinaus schwingen. Vom ganzen nördlichen Himmelssaume gehen nun ununterbrochene Strahlenbündel aus, die nach dem Zenith hin konvergiren: der ganze Himmel scheint eine feurige Kuppel, und der energische Glanz der weißen Strahlen wird durch die rothen, grünen und gelben noch erhöht. Dies sind die Augenblicke, in denen das Nordlicht seine höchste Pracht zeigt. Bald darauf werden die Strahlen matter; anstatt der einzelnen Flammenstreifen ziehen sich breite, schwächer erleuchtete Flächen über

den Himmel, deren Umrisse nicht mehr so unruhig schwanken, und in deren Innerem das Licht nur noch zittert und gleichsam angstvoll pocht wie das Herz eines Sterbenden. Bald erscheinen diese Flächen nur noch wie bleiche Gewölke; die Sterne treten hervor, und der Schnee, welcher durch den Widerschein des Lichtes belebt war, liegt wieder weiß und starr über der Gegend. — Wenn das Nordlicht gegen Morgen eintritt, nimmt man einen kurzen Kampf desselben mit der Morgenröthe wahr; doch bald verschwindet es, denn die Sonne muß sich noch acht bis neun Grad unter dem Horizonte befinden, wenn der Schein des Nordlichts erkennbar seyn soll. Nur vom 77sten Breitengrade an konnte ein Nordlicht am Mittag eintreten. In Bossekop erschienen die Nordlichter, welche man der Mittagsstunde zunächst wahrnahm, um acht Uhr Morgens und Nachmittags um halb vier. Das Licht ist gewöhnlich so stark, daß man eine kleine Schrift dabei lesen kann, und am 18. Februar glänzten die einzelnen Flammenbälle so klar, wie der halbvolle Mond, der zugleich am Himmel stand.

Ob die Nordlichter in jeder Nacht erscheinen, ist noch nicht ausgemacht, doch ist es wahrscheinlich. Die Bewohner des Nordens selbst zwar leugnen es; allein sie bemerken dasselbe nur dann, wenn es mit hellem Glanze die Fenster ihrer Wohnungen erleuchtet; alle die vereinzelten und schwächeren Nordscheine dagegen bleiben von ihnen unbeachtet. Diese konnten unseren Meteorologen nicht entgehen; denn Einer von ihnen wachte stets die ganze Nacht. So sahen sie vom 12 Sept. 1838 bis zum 18. April 1839 hundertunddreiundfünfzig Nordlichter, und in sechs bis sieben Nächten wenigstens einen zweifelhaften Schimmer; eine klare Nacht aber, in der sie gar nichts wahrgenommen hätten, erlebten sie während ihres Aufenthaltes in Bossekop nicht. Daß das Nordlicht, wenn der Himmel bewölkt ist und keine Beobachtungen zuläßt, nicht vorhanden seyn sollte, hat man keinen Grund anzunehmen; es ist daher einstweilen wenigstens glaublich, daß das Nordlicht jede Nacht sich einstellt. Ueber die Höhe, in welcher dasselbe sich bildet, ist man ebenfalls noch sehr verschiedener Ansicht. Einige Gelehrten behaupten, daß es über unserer Atmosphäre entstehe; während englische Reisende versichern, daß sie es unterhalb der Wolken gesehen haben, ja, daß es bisweilen fast den Boden gestreift und sich zwischen sie und andere Gegenstände gedrängt habe, doch machten sie ihre Beobachtungen in Nord-Amerika, wo der magnetische Pol liegt, und so ist es allerdings möglich, daß die Nordlichter scheinbar den Boden streifen; doch haben die Beobachtungen in Bossekop gezeigt, daß Phänomene dieser Art trügerisch sind und sich durch Spiegelung der Nordlichter im Schnee und in den Wolken erklären. Nach den übereinstimmenden Berechnungen der Herren Bravais und Lottin, welche ihre Beobachtungen unabhängig von einander, der eine zu Jupvig, der andere zu Bossekop, angestellt haben, bilden sich die Nordlichter an der Gränze unserer Atmosphäre, also ungefähr in einer Höhe von zehn Myriametres."

Mannichfaltigkeiten.

(Wie wird er es nehmen?) Der berühmte Fox befand sich, lange ehe er Minister war, in einem finanziellen Labyrinth, d. h. er wußte vor Schulden nicht ein noch aus. Seine politischen Freunde beschlossen, ihm zu Hülfe zu kommen. Nachdem durch Subscription eine gewisse Summe zusammengekommen war, meinte einer der Unterzeichner, man müsse darauf sinnen, dem großen Redner das Geschenk auf die zarteste Weise zukommen zu lassen. „Ich weiß nicht," schloß er, „wie Fox es nehmen wird." — „Seyn Sie außer Sorgen," erwiederte Selwyn, „er wird es alle Vierteljahr nehmen."

(Wink für Redaktionen. Roth- und Bleistifte müssen beträchtlich im Preise steigen, seit die Redaktionen politischer Blätter bemüht sind, durch Ergänzung der vielen fehlenden Komma's in der „Augsburger Allgemeinen" die ihr entlehnten Artikel ihren Lesern mundrechter zu machen. — Darum trage man bei Zeiten für deren hinlängliche Anschaffung Sorge.

Donizetti schreibt eine neue Opera buffa für Italien und eine neue große Oper für Paris, überdies soll er für's San Carlo Theater in Neapel zwei neue Opern schreiben. In Wien beschäftigt er sich mit einer neuen Kirchencomposition über einen religiösen Text von Dante. Man sieht, daß Donizetti seinem Vorsatze, einige Zeit ruhen zu wollen, getreu bleibt. Er hat zwei Monate geruht — Zeit genug, um nun wieder vier Opern und noch mehr zur Welt zu fördern.

Von der großen Menge der in den Vogesen hausenden Raubthiere giebt folgende offizielle Angabe einen Begriff. In den letzten 25 Jahren wurden 700 Wölfe, 40 trächtige und 438 nicht trächtige Wölfinnen, 484 junge Wölfe, 14,800 Füchse, 383 Eber, 384 Marder, 662 wilde Katzen erlegt, und für die Vertilgung dieser Thiere wurden 19,000 Franken an Prämien bezahlt.

Aus Kairo vom 13. Dec. meldet man die dortige Ankunft der Gräfin Hahn-Hahn. Sie hätte bereits ganz Syrien und Palästina bereist, und gedenkt nach ihrer Rückkunft in die Heimath ihre Reise im Druck herauszugeben.

In der königlichen Tabacksfabrik zu Paris ist die Büste Jean Nicots, mit einem Kranze von goldenen Tabacksblättern geziert, aufgestellt worden. Jean Nicot, einst französischer Gesandter in Lissabon, hat bekanntlich den Taback zuerst in Europa eingeführt, weshalb diese edle Pflanze auch den Namen Nicotiana erhalten hat.

Nach genau angestellten Berechnungen erfahrner Männer hat Mexiko innerhalb 321 Jahren, d. h. von 1521 bis 1842, einen Werth von 2489 Millionen Piaster an Gold und Silber geliefert.

(Neu-Ulm.) Mit dem Festungsbau soll, wie man hört, eine sehr lobenswerthe Einrichtung in Hinsicht der Verpflegung der Arbeiter gepflogen werden, die darin besteht, daß jeder Arbeiter täglich, an Werk- wie Feiertagen, 3 kr. für Kost abgibt, wofür er dann ein einfaches Mittagsmahl in Anspruch zu nehmen hat; auch bekommen solche nicht den ganzen Lohn zu Handen, sondern der Armenpflegschaftsrath des Heimaths- oder des Aufenthaltsortes des Arbeiters bekommt einen Theil in einen Sparhafen, aus welchem die Familien der Arbeiter ihren Antheil erhalten, wodurch der Spiel- und Trinksucht, wie dem liederlichen Haushalte Einhalt gethan wird. Der Pfarr-

herr von Pfuhl soll sich zur unentgeldlichen Verwaltung solcher Anstalt (unter Beizug eines erbetenen weltlichen Mitgliedes) erboten haben.

Im sächsischen Erzgebirge hat ein Fabrikant aus Dresden eine Lehranstalt, worin junge Leute angewiesen werden, französische und Brüsseler Spitzen zu machen. Das Unternehmen hat den besten Fortgang, und man hofft davon sehr viel.

Die englische Marine besteht gegenwärtig aus 609 Schiffen jeder Art.

Die Prinzessin G....., eine Enkelin des berühmten russischen Generals Suwaroff, gedenkt ihren Wohnsitz wieder in Versoix aufzuschlagen, wo sie nach ihrem Uebertritt zur protestantischen Kirche und zwar zu einer dissentirenden Sekte derselben einige Jahre zugebracht hatte. Nur mit Mühe ist es ihr gelungen, aus dem Kloster entlassen zu werden, in das sie bei ihrem Eintritt in Rußland auf höhern Befehl eingesperrt worden war. Ihre Kinder wurden ihr nicht mehr zurückgegeben.

Korrespondenz.

Darmstadt, 28. Jan.

Vorgestern wurde auf dem Hoftheater zum Erstenmale aufgeführt: „Rita, oder die geheimnißvolle Maske", von Dr. Adolph Steppes. Es ging damit eine schon lange gehegte Erwartung in Erfüllung, welche keine leere Täuschung war, da Inhalt und Darstellung dieses Drama's zu befriedigen vermochte und wirklich allgemein zu befriedigen schien. Die Handlung entbehrt nicht des nöthigen dramatischen Interesse, sie schreitet durch die vier Akte ziemlich rasch vorwärts und erhält eine Auflösung, wie sie das Causalverhältniß zu bedingen scheint. Liebe und Rache kämpfen um die Wette, bis endlich die vielfach verfolgte und verkannte schöne Herzogin Rita, dargestellt von Fräul. Marie Fürst, siegreich aus dem heißen, Ehre und Leben gefährdenden Kampfe hervorgeht und mit dem Bruder ihres früheren unglücklichen Verehrers, Julius v. Vaudray, den verschmähte Liebe zum Selbstmorde trieb, unter Grausen erregenden Umständen zusammengeführt und durch eine Verbindung mit ihm zuletzt mit dem Schicksal und der Welt wieder ausgesöhnt wurde. Diese Auflösung der Handlung kommt nicht unerwartet, sie ist vielmehr der dramatischen Anlage des Stückes ganz entsprechend und gewann noch an poetischer Wahrheit durch das feine, gefühlvolle Spiel von Fräul. M. Fürst und durch den strengen Ernst und die halbtragische Haltung ihres Gegners, welcher, durch Hrn. Pirscher repräsentirt, die sanfte Rita öfter mit Zittern und Beben erfüllte, ehe die schwarzen Wolken über ihrem Haupte sich vertheilten und auf eine schwere, sturmbewegte Nacht ein glücklicher heiterer Tag anzubrechen schien. Die Rolle der Franciska wurde durch Fräul. Georgine Fürst sehr gut gegeben, und zwar mit all der einnehmenden Naivetät, welche man bei ihrem Auftreten stets wahrzunehmen gewohnt ist. Hr. Peters, als Durantal, war recht brav, und die übrigen Mitspielenden, die Herren Zahrt, Wisthaler, Steck ꝛc., blieben hinter ihrer Aufgabe nicht zurück. Für den äußeren Schmuck der Darstellung war übrigens durch Costüme, durch glanzvolle Beleuchtung und prächtige Decorationen trefflich gesorgt, so daß von dieser Seite kaum etwas Wesentliches zu wünschen übrig blieb. Hr. Dr. Steppes, unser Mitbürger, hat sich durch die freie Uebertragung der „Rita" aus dem Französischen sicherlich ein Verdienst um die deutsche Bühnenliteratur erworben und die baldige Wiederholung seines Stücks dürfte daher zu den dankenswerthen Bemühungen unseres Schauspielerpersonals gehören.

Mainz, 29. Jan.

Gestern wurde die hiesige Rheinbrücke wieder aufgestellt und am Nachmittag von einer so großen Menge Spazierengehender und von Personen, die nach Kastel gingen, besucht, daß man Mühe hatte, sich durchzudrängen. Wenn die Aufstellung längere Zeit erforderte, so sind dagegen diesmal auch notable Verbesserungen vorgenommen worden: das Windschiff zu Durchlassung von Booten und Segelschiffen ist breiter und neu eingelegt, so daß nun die Boote bequem durchfahren können; dann sind neben demselben noch zwei Schiffe zu einem größeren Durchlasse für Schleppdampfboote hergerichtet. Wie wir glauben, so ist nun jede Bequemlichkeit für die durchgehenden Fahrzeuge vorhanden. Daß der schlechte, versandete Zustand des Winterhafens der schnelleren Aufstellung der Brücke auch nicht förderlich war, das ist leicht begreiflich; denn von der zusammengedrängten Masse von Segel- und Brückenschiffen, Mühlen und Badhäusern, die dort Schutz suchen und mit Mühe hinein, aber noch mit größerer Mühe herausgebracht werden, ist viel zu reden. Mainz ist ohne die Rheinbrücke wirklich, was Handel und Gewerbe betrifft, nur die halbe Stadt. Wie sehr man im Winter fürchtet, durch gehemmte Communication hier in Geschäften gestört zu seyn, kann man daraus entnehmen, daß mehrere hiesige Weinbesitzer eine Weinversteigerung in Kastel wahrscheinlich nur deshalb angekündigt haben, weil sie vielleicht dachten, die Brücke könnte möglicherweise an dem Tage der Versteigerung nicht stehen und es möchten die auswärtigen Käufer ausbleiben. Es ist hier, obschon wir mehrere Jahre hindurch keinen besonders ergiebigen Herbst hatten, noch Ueberfluß an guten Weinen; auf den 6. des künftigen Monats ist auch hier eine Weinversteigerung angekündigt. Im Rheingau vernimmt man sogar Klagen über Mangel an Absatz. Nur eine Sorte des Rheingauer Weins, der so delikate Johannisberger, soll eines starken Absatzes sich erfreuen. Auch die hiesigen Agenten des Handlungshauses Herder und Falk haben einen bedeutenden Absatz und hoffen denselben noch vermehrt zu sehen, da der Associé dieses Hauses, Hr. Falk, auf einer Reise nach Wien, von der er vor wenigen Tagen zurückgekehrt ist, die huldvollsten Zusicherungen über Erleichterung des Geschäfts von Sr. Durchl. dem Hrn. Fürsten v. Metternich erhalten hat.

Aus dem Herzogthum Nassau. — Eingef.

Es ist aufgefallen, daß, während die meisten Localbeamten, namentlich die herzogl. Oberforstbeamten, Amtmänner, Recepturbeamten und Oberförster, zu den Empfangsfeierlichkeiten behufs der Einholung Ih. kais. Hoh. der Frau Herzogin zu Pferde nach Wiesbaden beordert sind, die herzogl. Postverwalter und Posthalter, die doch alle beritten sind, nicht gleichfalls beordert wurden, da sie jedenfalls gleich den großh. hess. Postbeamten bei der neuerlichen Einholung Sr. kais. Hoh. des Thronfolgers von Rußland zu Darmstadt die Empfangsfeierlichkeiten vermehren würden.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 31. Jan. (Zum Vortheil des Hrn. Chrudimsky und neu einstudirt): Der Schnee, oder: der neue Eginhard, Oper in 4 Abth., nach dem Französischen des Scribe, von Friederike Ellmenreich, Musik von Auber. Mit aufgehobenem Abonnement.

Donnerstag, 1. Febr. Der Calif von Bagdad, komische Oper in 1 Act, Musik von Boieldieu. Vorher geht: Die Königin von sechzehn Jahren, oder: Christinens Liebe und Entsagung, Drama in 2 Acten, aus dem Französischen von Th. Hell.

Sonntag, 4. Febr. Das Osterfest zu Paderborn, große heroische Oper in 3 Abth., von Dr. C. Heigel, Musik von Aloys Schmitt.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 33. Freitag, den 2. Februar 1844.

Die Nacht von Bingen.

Novelle.

(Fortsetzung.)

V.

Guntram, der alte Kriegsknecht des Ritters Brömser, stieg gedankenvoll den Burgweg hinan. Am Pförtlein neben dem Burgthore blieb er eine Weile stehen. „Ja," sagte er nach seiner Gewohnheit, laut zu denken, zu sich selber, „der Ritter führt ein Stücklein im Schilde, das ich zu kennen glaube. Er sieht die Tochter des reichen Ottini gerne, und würde wohl kein Bedenken tragen, den Flecken in sein Wappen zu bringen, wenn der Alte ihn übergoldet. Sie ist im Kloster Rupertsberg drüben wohlbewacht und wohlverwahrt. Ob er nicht am Ende gar einen Anschlag hat, sie zu rauben? Das käme mir unlieb; aber sie ist die Braut des verdammten Lombarden. — Doch, was zerbreche ich mir den Kopf!" Er trat ein in den Burghof und begab sich in die Waffenkammern. Nachdem er Alles durchsucht und zur Zufriedenheit gefunden, nahm er zwei junge Bursche mit Pechfackeln und untersuchte den Gang nach der Stadt.

Seit Jahren war dieser vernachlässigt. Die meisten Söldner der Burg kannten ihn nicht. Guntram allein war gehörig eingeweiht. Er führte hinab in mehrfach gewundener Richtung, und ging in einem Hause, das zur Pfalz des Erzbischofs gehörte, zu Tage, und zwar in einem langhin sich dehnenden Keller. Hier fand er freilich viel Unrath und Schutt, und behielt es sich vor, am andern Morgen das Nöthige vorzunehmen.

Der Brömser saß in seinem Klosett, und hatte einen großen, bauchigen Krug des edelsten Rüdesheimers vor sich stehen, als Guntram eintrat.

„Wie hast Du die Waffenkammern gefunden?" fragte der Ritter.

„Gut," sprach Guntram. „Es ist Wehr da für siebzig Reisige mehr, als hier sind."

„Die werden auch dieser Tage noch eintreffen," versetzte Brömser.

„Der Steinkugeln ist eine Menge da," fuhr Guntram fort, „und die Schleudern sind wohl im Stande. Acht Tonnen Oel zum Sieden sind voll, und Pech zu Kränzen ist mehr vorhanden, als wir in drei Jahren brauchen. Sandsäcke sind zu Hunderten bereit. Laßt sie nur bald füllen. Nur Mundvorrath fehlt."

„So gehst Du morgen zu dem Lombarden, der Schultheiß geworden," sprach Brömser, „und forderst, was fehlt an Fleisch, Mehl und Wein. Fordere mehr, als wir brauchen. Er muß es herbeischaffen. Warst Du in dem verdeckten Gange?"

„Ich war bis zur Ausgangsthüre in dem Keller des Hauses des Erzbischofs; allein ich fand eingestürzte Mauern und so viel Schutt, daß man schier keinen Tritt vorwärts thun konnte, ohne zu fallen."

„So laß ihn schnell herstellen," sagte Brömser; „aber durch vertraute Leute; wir könnten ihn vielleicht noch brauchen, ehe der Albrecht kommt."

„Wie so?" fragte Guntram.

„Setze Dich, alter Geselle!" sprach jetzt vertraulich der Brömser. „Ich will mit Dir ein Wörtlein reden. Du weißt, daß die Binger die Lombarden nicht lieben, am wenigsten den hochmüthigen Burschen, der heute zum Schultheiß gemacht wurde. Nehm's ihnen nicht übel, denn ich hasse ihn auch aus dem Grunde meiner Seele. Da nun viele ihn hassen unter den Bürgern, so sähe ich's gerne, wenn Du ihm ein Steinchen in den Garten würfest, ihm ein Bein stelltest bei den Bürgern. Du könntest mir einen Anhang werben für kommende Tage. Hier hast Du eine Handvoll Turnosen; verwende sie gut. Suche sie auf in den Schenken und wirf Schwefel in die Flamme. Zahle ihnen den Trunk, und mache sie stößig."

„Und was ist der Zweck, Herr Ritter?"

„Zweck?" rief Brömser aus. „Ich trage alten Haß. Er ist ein heimlicher Anhänger Albrechts — und —"

„Ist der Bräutigam eines holdseligen Mägdleins, das er bald heimführen wird!" fiel Guntram keck in die Rede des Ritters.

Unter andern Verhältnissen würde wahrscheinlich der Ritter den kecken Dienstmann mit aller Härte, zu der ihn sein ritterlicher Stolz geführt haben würde, abgewiesen haben. Jetzt war es anders. Er bedurfte seiner, er hatte es erkannt, daß er nur mit Hülfe des schlauen Alten, den gleicher Haß mit ihm vereinigte, sein Ziel erreichen konnte, den stolzen Lombarden zu demüthigen, wo möglich zu verderben.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Wort über Faschingsbelustigung.

„Es gibt gar vielerlei Weisen, die Welt anzuziehen."

Göthe.

Unsere Faschingsbelustigungen sind, wenn auch mit Abänderung, von den Griechen auf uns übergegangen. Mit dem Eintritte des Frühlings eröffneten sich die Dionysien; an diesen Festtagen hielt man Gelage aller Art in den Häusern und auf öffentlichen Plätzen. Gaukler, Comödianten, Tänzer und Tänzerinnen entwickelten ihre Kunstfertigkeiten und scenische Darstellungen. Diese Dionysien, welche die Griechen von den Aegyptiern angenommen, gingen von ihnen auf die Römer als Saturnalien, Bacchanalien über, wo sie zur Zeit des beginnenden Verfalls dieser so außerordentlichen Nation mit noch größerer Zügellosigkeit abgehalten wurden, daß sich der Senat bewogen fand, sie durch ein Edikt zu beschränken. So bildeten sich die Bacchanalien der Römer, als das Christenthum anfing, bei ihnen Wurzel zu fassen, aber noch nicht Früchte trug, in unsern Fasching, Carneval um. Von Rom aus gingen nun die neuen Bacchanalien in die andern christlichen Länder über, und an vielen Orten des ernsteren Deutschlands fanden sie gleichfalls Eingang. In Deutschland waren es namentlich die geistlichen Fürstenthümer, wo man diese travestirten Dionysien kultivirte. In den spätern protestantischen Ländern kamen sie in Abgang, oder traten sie in anmuthiger Ergötzlichkeit, als sinnreiche Darstellungen aus Mythologie und Geschichte oder als feine Satyren für's Leben, auf. So schrieb der treffliche Hans Sachs sehr viele Fastnachtsspiele, in denen sich ergötzliche Laune, munterer Witz, feine Charakteristik seiner Zeit aussprachen. So Etwas läßt man sich gefallen, wenn der Humor veredelnd und erfrischend wirkt.

Ob es als ein erfreuliches Zeichen der Zeit anzusehen, daß sich die Faschingsschwänke in jüngster Zeit wieder in kolossaler Extravaganz, nicht selten in unwürdiger Form aufthun; ob es ein Zeichen eines mündig gewordenen Volks, in dem nur schöner Humor anzutreffen, der die Würde des Lebens nicht beeinträchtigt, sondern vielmehr wie gutes Salz, denn dumm darf es nicht werden, das Leben würzt: ob es solch' Zeichen ist, das möchten wir sehr bezweifeln. Ausgeburten der Art verschlaraffen das Volk! Wenn es bei humoristisch-satyrischer Geißelung der Laster und Thorheiten, bei harmloser Vermischung, bei lustiger Durchbrechung der Etiquette blieb, — da hätte die Sache nichts Bedenkliches. Es werden aber nur zu leicht und zu oft ganz andere Schranken durchbrochen. Die guten Leute halten sich an solchen Tagen zu Verschwendungen berechtigt, die sich mit dem Wohlstande ihres Hauses nicht vertragen, controlirt durch die Leihhäuser! Zu Genüssen, zu Schwelgereien werden sie angeregt, die weder zum Heile ihres Leibes, noch dem ihrer Seele dienen. Bei Vielen hat die Sache eine gar lächerliche Seite, sie kitzeln sich, um zu lachen. Uebrigens frage man die Aerzte, was für Krankheiten ihnen nach den Tagen des Fasching vorkommen?! Die vornehmen Zierbengel wie die Gamins befinden sich auf solchen Fischmärkten ganz in ihrem Esse. — Mit Masken darf man ohnehin vertraulich thun. Das vertrauliche Du! Du und Ich sind unserer Zwei. Der Humor darf an und für sich weder ethisch noch ästhetisch die Schranken überschreiten, denn also wird er dem Einzelnen wie der Gesammtheit zum Unheil und Verderben. Göthe sagt: „Es gibt nichts Gemeines, was, fratzenhaft ausgedrückt, nicht humoristisch aussähe." Wir wünschen nicht, daß es die Arabesken unseres Volkslebens werden mögen! Suche ja keiner einen Pietisten hinter dem Verfasser, denn er ist vermöge der Natur seines Ernstes und seines Humors aller Grimasse feind. Wir lieben das Kernhafte in allem Geistigen, befürchten aber, vom psychologischen Gesichtspunkte ausgehend, diese Faschingerei dürfte den Kern ächt-deutscher Volksthümlichkeit schadhaft machen. Aus dem deutschen Volke ist sie nicht hervorgegangen. Wir wissen wohl, daß es auch Leute gibt, die es für sachdienlich halten, die Menschen von Zeit zu Zeit auf dem Drehbrette zu kreiseln. Sapienti sat. Wahrscheinlich werden wir über unsere einfältige Reflexion ausgelacht werden, denn ein Narr macht hundert. Man sage, was man wolle, in dieser künstlichen Humorgährung liegt des Unnatürlichen und Bedenklichen viel. „Aller Zustand ist gut, der natürlich ist und vernünftig." Gilt für Ernst und Scherz, für Arbeit und Genuß!

Carneval, possirliche Benennung! von Carne vale, leb' wohl, Fleisch, weil die strenge Fastenzeit mit gänzlicher Enthaltung von Fleischgenuß darauf folgt. Man will sich vorher noch gütlich thun! Fasching ist die oberdeutsche Benennung des Carnevals; wie sich das Wort gebildet, wüßte ich nicht zu sagen. Pabst Gregor der Große hatte um das Jahr 600 den Aschermittwoch zum Anfange der Fasten gesetzt, und der Tag vorher hieß Fastnacht, weil in der Nacht mit 12 Uhr die Fastenzeit anhub. Man beliebte die Zeit der heiligen drei Könige bis zum Aschermittwoch Carneval zu nennen. Das haben sich die heiligen drei Könige sicherlich nicht geträumt, als sie der glänzende Comet zu dem glorreichsten Sterne, der der Welt aufgegangen, leitete. Sonderbar ist es, daß ältere Schriftsteller Faßnacht schrieben; wir wollen nur Agrikola und Geiler anführen. Fasten kömmt von dem althochd. vastan, goth. fastan, halten, beobachten, woraus sich denn die besondere Bedeutung, fasten, entwickelt hat: das kirchliche Gebot halten, beobachten.

Philanthropos.

Ueber den geeignetsten Platz für das Göthe-Monument.

Viele Köpfe, viele Sinne.

Die auf's neue angeregte Frage wegen des besten Platzes für das Göthe-Monument hat einige Aufsätze in dem Konversationsblatte veranlaßt, die, jeder in eigenthümlicher Weise verfaßt, zwei ganz entgegen gesetzte Ansichten geltend machen. — Der erste, in Nro. 25 enthaltene, ist geharnischter Natur; er zürnt, daß man die Rechnung ohne den Wirth gemacht und nicht in Zeiten für einen guten Platz gesorgt habe. Das mag nicht ohne Grund seyn; allein es ist geschehen und die von dem verehrlichen Verfasser in Aussicht gestellte Wiedereroberung des Roßmarkts zu problematisch, um darauf einen Operationsplan gründen zu können. Man hat es hier mit einem taktfesten Gegner zu thun; denn das Comité des Gutenberg-Denkmals, bereits im Besitz des Roßmarkts, ist ganz strategisch zu Werke gegangen, hat sich sein Terrain gesichert und wird es gewiß gegen alle Angriffe mit Energie und Geschick zu verthei-

digen wissen. Wir müßten also, wollten wir dem Verf. von Nro. 25 Gehör geben, wieder zu dem schon einmal vorgeschlagenen Dreieck, am westlichen Ende der Zeile, zurück kommen, dessen Unzweckmäßigkeit aber bereits auf das evidenteste erwiesen ist. Es ist ja das nicht einmal ein Platz, sondern nur das Centrum von drei hier zusammen laufenden Straßen (Zeile, Katharinenpforte und Eschenheimergasse) und somit ein Ort, an den man kein Monument stellen kann, das einer jeden nur einigermaßen sich concentrirenden Bewegung des öffentlichen Lebens offenbar hier im Wege stehen würde, ja selbst, was der Himmel verhüten wolle, einem tumultuarischen Auftritte gar zur Barrikade dienen könnte. — Beide Vorschläge zerfallen demnach in sich selbst. —

Der andere Aufsatz in Nro. 28. desselben Blattes ist unbezweifelt eine mit vieler Wärme gehegte Lieblingsidee, und der so schwärmerisch dafür Eingenommene ist, je weniger Anklang sie bis jetzt im Publikum gefunden, desto eifriger bemüht, ihr unter allerlei reizenden Formen Eingang zu verschaffen. Der verehrliche Verfasser will nämlich unsern Göthe durchaus hinaus in's Freie gestellt wissen, und meint, sein Denkmal gehöre nicht ein Mal mehr in die Ringmauern seiner Vaterstadt, deren Alte Geschichte mit der letzten Kaiserwahl abgeschlossen sey, während Göthe's Geist in die neue Zeit hinein greife, folglich auch sein Monument in der *Neustadt* seinen Platz haben müsse. — Die Phantasie des verehrlichen Autors nimmt hier offenbar einen etwas zu raschen Aufschwung, da es mit der *Neustadt* vor dem Gallusthore wohl nicht so rasch gehen wird. Außerdem würde das Monument auf der Promenade gewiß viel von seiner ernsten Bedeutung verlieren, ja selbst, im Freien stehend, zu sehr den Wechselfällen der Zeit ausgesetzt seyn, für die es in unsern Mauern gesicherter ist. Wenn wir also auch gerne den mit allem poetischen Reiz ausgeschmückten Argumenten des Aufsatzes in Nro. 28. Gerechtigkeit widerfahren lassen, so glauben wir doch, daß sie an dem beharrlichen Ausspruch des für die Errichtung des Monuments gewählten Comité's scheitern werden; dasselbe, mit dem Vertrauen für die Ausführung der Sache beehrt, hat sich wiederholt und auf das entschiedenste dahin erklärt, daß nach nochmaliger sorgfältiger Prüfung aller Umstände und mit Berücksichtigung des gewiß gewichtigen Ausspruches des Künstlers, Professor Schwanthaler, kein besserer, zweckmäßigerer und würdigerer Platz für das Monument zu finden sey, als der bereits dazu erwählte Comödienplatz. — Das Comité giebt sich also nach dem in letzter Sitzung gefaßten Beschluß auch der Hoffnung hin, Hoher Senat werde, nach Beseitigung der kleinen in Erwägung gezogenen Anstände, sich geneigt finden, den wiederholten Bitten um Einräumung dieses Platzes nachzugeben.

Wir sind dabei auch fest überzeugt, daß, wenn dereinst das Gutenbergs-Monument auf dem Roßmarkte auf der einen Seite und das Denkmal für Göthe auf der andern Seite am Comödienplatz aufgerichtet seyn wird, und die Allee die Zwischenverbindung bildet, Jedermann die Plätze sehr passend, die Zusammenstellung sehr analog und das Ganze sehr zierlich und harmonisch finden wird; darum lassen wir der Sache ihren Gang, und legen wir Hand an's Werk, damit wir zum Ziele gelangen und die Zeit nicht mit sich durchkreuzenden Ideen verschwendet werde.

Nachschrift. Eben, wo wir im Begriff sind, Gegenwärtiges zur Presse zu senden, kommt uns die 30ste Nummer der Didaskalia zu Gesicht, die eine neue stürmische, für das Göthe-Comité eben nicht schmeichelhafte Ergießung über den oben abgehandelten Gegenstand enthält, und abermals das ominöse Dreieck an der Zeile als den einzigen passenden Platz für das Göthe-Denkmal empfiehlt. — Wir finden darin ein Argument, was hinreicht, diesen ganzen Aufsatz eben so zu erdrücken, wie der Katharinenthurm im Verhältniß seiner Größe das in seiner Nähe gewünschte Monument offenbar *erdrücken* würde, nämlich: *daß Göthe nicht auf den Theaterplatz passe — weil er nicht viel für das Theater gethan, und man es als eine Verachtung desselben ansehen könnte, wenn er ihm den Rücken zukehre*, was natürlich, da die Statue *vor* dem Theater steht, nicht anders seyn kann. — Wir können uns füglich jeder Beleuchtung der übrigen Argumente ersparen — die Sache spricht zu deutlich. —

Mannichfaltigkeiten.

Zu den Taschenbüchern, welche, obwohl die Liebhaberei für dieselben schon seit Jahren nachgelassen hat, noch immer ihre Verehrerinnen besitzen, gehört auch die „Cornelia", früher von *Aloys Schreiber* und neuerlich von *Amalie Schoppe* herausgegeben, deren neunundzwanzigster Jahrgang dem Jahre 1844 gewidmet ist. Acht schöne Stahlstiche, Ansichten von Oberwesel und Stolzenfels, Nauplia und der Akropolis, dann Genovefa, Peter der Große, die Anbetung Christi und ein kunstreiches Titelblatt zieren den Almanach. Die schönen Leserinnen, die nach Beschauung dieser freundlichen Bildergalerie sich aus der engen und oft trüben Wirklichkeit in die heitere Traumwelt der Erzählungen und Novellen begeben wollen, finden vier solcher glückseligen Inseln, deren reizende und romantisch-blühende Gefilde sie mit Vergnügen durchwandern werden. Möge der vorliegende Jahrgang der „Cornelia" die Zahl seiner Verehrerinnen nicht vermindert sehen!

Ein Theaterdirektor verschrieb sich seine Mitglieder aus folgenden Städten: Intriguants, aus Finsterwalde. Serieuse Väter, aus Klagenfurt. Helden, aus Eisenberg. Liebhaber, aus Freienwalde. Liebhaberinnen, aus Liebethal. Komiker, aus Frohburg. Tenoristen, aus Hochburg. Bassisten, aus Tiefenbach. Naturburschen, aus Waldheim. Charakterspieler, aus Felsenberg. Den Garderobier, aus Flickstädt. Den Friseur, aus Haarburg. Theaterdiener, aus Eilenburg. Recensenten, aus Lobstädt. Schminke, aus Röthelheim. Theaterschmuck, aus Zinnburg. Als die Geschäfte schlecht gingen, verschrieb er sich einen Mit-Direktor, und zwar aus Wechselburg.

Alexander Dumas soll sich gegen einen Pariser Buchhändler verbindlich gemacht haben, im nächsten September eine 3jährige Reise nach dem indischen Ocean, nach China, dem stillen Meere, dem nördlichen und südlichen Amerika, und nach den afrikanischen Küsten zu machen, und seine Reiseeindrücke in nicht weniger als zwanzig Bänden niederzulegen. Er würde nach seiner Rückkehr für jeden Band 50,000 Franken erhalten.

(Leipzig, 25. Jan.) Der „gute Herloßsohn“ hat sich gemüßigt gesehen, sein Manuscript zu dem Wochenblättchen „Morgenstern“ mit der falschen Nachricht vom Tode der Frau Catalani zu vervollständigen. Sonderbar genug hat sie sich aus diesem Blättchen auch in die römische Korrespondenz der Augsb. A. Z. verirrt. Jetzt hat der Dr. Robert Heller in den „Rosen“ einen Brief der Catalani abdrucken lassen, den er selber fabrizirt hat. Diese Art literarischer Industrie erinnert an die, welche jetzt mit der Fabrikation von „Geheimnissen“ à la Sue getrieben wird.

Korrespondenz.

Hamburg, 26. Jan.

Der Platz, wo früher die Nikolaikirche stand, sammt seinen Umgebungen, bietet jetzt ein weit ausgedehntes, rings mit stattlichen Neubauten umkränztes Feld dar; von der alten Kirche ist keine Spur mehr zu sehen und kaum ein Stein ist auf dem andern geblieben. Ueber den Plan der Behörde und den Neubau der Kirche verlautet noch immer nichts Bestimmtes; doch ist es wahrscheinlich, daß derselbe einem englischen Architekten, Hrn. Atkinson, der bereits einen Plan geliefert, übertragen wird. Daß es die Absicht der Kirchenbehörde seyn könne, keine Kirche, sondern nur einen Betsaal zu bauen, wie Wohlunterrichtete versicherten, scheint kaum glaublich und hieße, den großartigen Beisteuern des Auslandes und den hiesigen zahlreichen Gebern gegenüber, im höchsten Grade undankbar handeln. — Wie ich Ihnen schon neulich schrieb, ist Dr. G. Lührsen zum Hypothekenbeamten (zum Theil als von Graffen's Stellvertreter) und der längst designirte Dr. W. de Boor an des Erstgenannten Stelle zum Hypothekenbeamten für das Landgebiet ernannt worden; allein wegen bedenklicher Erkrankung des Dr. de Boor wurde die officielle Bekanntmachung in unsern Zeitungen noch einstweilen verschoben; jetzt steht durch den erfolgten Tod desselben eine neue Wahl in Aussicht. — Der schon durch viele treffliche Leistungen wohlverdiente, vor einigen Jahren vom Archivar Dr. Lappenberg gegründete Verein für Hamburgische Geschichte hat abermals eine Sammlung historischer Forschungen im Druck erscheinen lassen und ist gegenwärtig mit einer höchst interessanten Arbeit, einem lange beabsichtigten Hamburgischen Gelehrten-Lexicon, beschäftigt. — In der nächsten Woche wird, von allen deutschen Bühnen bei uns zuerst, Laube's „Bernsteinhexe“ in Scene gehen. Man ist mit Recht gespannt darauf, mit welchem Geschicke der gewandte und bühnenkundige Verfasser diesen schon an sich ächt dramatischen Stoff, nach der alten Schweidler-Meinhold'schen Chronik, bearbeitet habe. Laube befindet sich, um das Einstudiren und Inscenesetzen seines Stückes selbst zu leiten, seit einigen Tagen in Hamburg.

Bezirk Büdingen, 28. Jan.

In der Gemeinde Düdelsheim hat die Sache des evangelischen Vereins der Gustav-Adolph-Stiftung lebhafte Theilnahme gefunden. In Folge einer von dem Geistlichen gedachter Gemeinde über den Zweck dieses Vereins gehaltenen Predigt haben sich 106 Personen als Mitglieder mit jährlichen Beiträgen von 1 fl. 30 kr. bis zu 3 kr. herab unterzeichnet, so daß für's Jahr 1844 über 30 fl. eingehen. Es ist um so erfreulicher, daß die von einer gewissen Seite sehr oft unrichtig beurtheilten Bewohner genannter Gemeinde hierdurch ihre religiösen Gefühle recht innig bethätigt haben, da auch noch leider in keiner anderen Gemeinde im hiesigen Bezirke für diese, jedem evangelischen Christen wichtige und heilige Sache etwas geschehen ist. Was hierbei aber noch besonders zu veröffentlichen verdient, ist, daß auch sechs Israeliten in Rücksicht ihres brüderlichen Zusammenlebens mit den evangelischen Christen zu Düdelsheim sich mit jährlichen Beiträgen als Mitglieder besagten Vereins unterzeichnet haben. Möchten an dieser schönen Handlung sich doch namentlich diejenigen katholischen Christen, unter denen Protestanten in bedrängten kirchlichen Verhältnissen leben, ein Beispiel nehmen und eben so handeln, und dadurch des Erlösers Worte verwirklichen: „Liebet euch unter einander!“

Darmstadt, 30. Jan. — (Einges.)

Zur Verhütung allzu großer Annäherung, Bekanntwerden mit den zu Beaufsichtigenden, wechselt man gewöhnlich von Zeit zu Zeit die Gensdarmen, die Zollgardisten, in Frankreich sogar das Militär in ihren Garnisonen und jeder Sachkenner wird hierfür die Gründe ehren und erkennen. Daß aber, nach einer neuen Verfügung, in hiesiger Stadt die Briefträger von sechs zu sechs Monaten mit ihren Quartieren wechseln sollen, dies begreift man nicht, denn der größte Vortheil eines Briefträgers muß darin bestehen, daß er nicht allein die Adressen möglichst schnell auffindet, nein, daß er auch weiß, in welchem Zimmer gewöhnlich die Briefe oder Zeitungen abgenommen werden. Dies zu erfahren, kostet leicht sechs Monate Zeit, die dann jedesmal für den Nachfolger verloren ist. Möchte es der Postbehörde gefallen, das Publikum von dem Nutzen dieser neuen Einrichtung zu unterrichten!

Programm des Museums.

Freitag, den 2. Februar.

Neunte Symphonie von Beethoven. (Die drei ersten Sätze.)
Lieder, vorgetragen von Fräul. v. Knoll.
Clavierconcert in Es von Mozart, gespielt von Hrn. Gollmick jun.
Der Postillon, Gedicht von N. Lenau, gesprochen von Hrn. Wenzel.
Andreas Hofer, Ballade von Mosen, in Musik gesetzt von Neeb, gesungen von Hrn. Pischek.
Einst, Gedicht, gesprochen von Hrn. Wenzel.
Jagdouverture von Mehul.

Der Anfang ist um ½ 7 Uhr. — Eintrittskarten zu 1 fl. 30 kr. sind zu haben bei Hrn. Georg Krebs, Zeil, der Post gegenüber.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 1. Febr. Der Calif von Bagdad, komische Oper in 1 Act, Musik von Boieldieu. Vorher geht: Die Königin von sechzehn Jahren, oder: Christinens Liebe und Entsagung, Drama in 2 Acten, aus dem Französischen von Th. Hell.

Samstag, 3. Febr. Hamlet, Prinz von Dänemark, Schauspiel in 5 Abth., von Shakespeare, übersetzt von Schlegel.

Sonntag, 4. Febr. Das Osterfest zu Paderborn, große heroische Oper in 3 Abth., von Dr. C. Heigel, Musik von Aloys Schmitt.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 35. Sonntag, den 4. Februar 1844.

Mainsagen.

23. Elfentanz.

Ein Elfenhäuflein hüpft und springt
Voll Muthwill' um die Petersstirn,
Die anmuthsvoll ihr Kranz umschlingt
Mit raschem Tanz und tollem Schwirr'n,
Im Kreis dreht sich das Weiblein hold,
Die Kapp' wirft's Männlein in die Luft —
Da fällt sie Einem und entrollt
Durch's Strauchwerk nach des Thales Kluft.

Und unten liegt ein Bäuerlein,
Müd' von dem Tagwerk und bestaubt,
Guckt in des Mondes hellen Schein —
Dem paßt das Käppchen sich auf's Haupt;
Denn wem solch' Mützchen wird beschert,
Dem schließt's wie angegossen gleich
Und er wird unsichtbar und hört
Und sieht der Fee'n und Elfen Reich.

So ging's dem Bauer — um ihn fliegt
Und schlüpft der Elfen Schaar herbei,
Aus hohlem Eichelhütchen kriecht
Puck, wie das Hühnchen aus dem Ei;
Und schnell, gleich Regentröpfchen, fällt
Vom Birken- und vom Eichenzweig
Leis' raschelnd eine Zauberwelt
Und schaart zum Reigen sich sogleich.

Die dreh'n sich auf den Zehen um,
Der schlägt durch's Spinngeweb' ein Rad,
Der auf 'ner Ameis' jagt herum
Und treibt sie an mit Fers' und Wad';
Am Mondstrahl klettern die hinauf
Und and're trägt manch' Blumenblatt
Dahin auf muntern Bächleins Lauf
Gleich Gondeln der Lagunenstadt.

Ein Heer hängt an dem Schmetterling,
Her fliegt er über Berg und Stadt,
Ein Heer bringt jenes luft'ge Ding,
Das Ding, das keinen Namen hat.
Der reitet her auf seinem Zopf,
Der fliegt auf seiner langen Nas'.
Dort aus der Höh' schießt Pfann' und Topf
Und schüttet Geisterchen in's Gras.

Wie Körnlein durch die Sanduhr flieh'n,
So rieseln Elfen auf den Plan —
Der König und die Königin
Geruhen jetzund auch zu nah'n;
Des heiter'n Völkchens Jubelton
Jauchzt zu den Herrschern fern und nah',
Denn gnädig lächelt Oberon
Und freundlich nickt Titania.

Das Königspaar im Wagen sitzt
Voll Lieblichkeit und Majestät,
Die Stirn ein Strahlenkranz umblitzt,
Den Leib ein Schleierflor umweht.
Als mächt'gen Herrscherscepter lenkt
Den Lilienfaden ihre Hand
Und Arm und schlanke Hüft' umfängt
Aus Mondscheinstrahl ein Silberband.

Ihr Wagen ist 'ne Haselnuß,
Die Meister Wurm höhlt' in der Heck',
Radspeichen gab der Mückenfuß,
Heuschreckenflüglein ein Verdeck;
Leibkutscher Glühwurm lenkt im Trab
Mückchen, mit Spinnweb eingeschirrt,
Altweibersommer 's Peitschchen gab,
Das drohend über ihnen schwirrt. *)

Die Maiblum Glöckchen läuten all'
Ding, dong, ding, dong mit Zauberklang,
Dazwischen tönt der Schote Knall,
Die laut, dem Fest zu Ehren, sprang;

*) S. Shakspeare's „Romeo und Julie“, Act 1, Sc. 4.

Ein Mückenchor schnarrt im Diskant,
Ein Käferschwarm brummt d'rein im Baß,
Frosch-Liederkranz sitzt an dem Rand
Des Main's und quacket auch etwas.

Das ist ein Leben! — Aus dem Grund
Lugt Maus und Maulwurf aufgeschreckt,
Mit denen 's Elfenvölklein bunt
Durch Sprung und Capriol' sich neckt.
Hier treiben sie die Maus zurück,
Da purzeln sie dem Irrwisch nach,
Dort zieht die Schaar durch Schilfesstück'
Und weckt die Unk', die träumend lag.

Von was die dicke Unk' geträumt,
Erzählet kichernd sich der Hauf
Und weiter geht es ungesäumt
Nun hügelab und hügelauf.
Mück', Schmetterling, Grill', Heimchen, Mott'
Und Käfer kommen in Allarm
Und schwirrend folget ihre Rott'
Dem jubelreichen Elfenschwarm.

Auch sperrt den breiten Schnabel auf
Zum Schrei'n der Philosoph: die Eul',
Doch rasch schlägt ihm ein Elflein d'rauf
Und unterdrückt das Grau'ngeheul,
Denn wo der Elfen heit'rer Reih'n
Mit Tanz und Sang die Nacht verbringt,
Da muß auch Alles lieblich seyn,
Was hüpft und tanzt, was pfeift und singt.

Und so ist's — gib dem Rosenblatt,
Dem Wellchen Leben und dem Strahl —
Sie werden Elfen, die nie matt
Durchziehen Busch und Wald und Thal.
An Freud' bannt sie des Schicksals Schluß,
Wo's Glück wohnt, ist ihr Vaterland,
Ihr Mütterchen heißt Liebeskuß,
Ihr Väterchen heißt Druck der Hand.

Ein Elfe blickt aus jeder Blüth',
Ein Elfe blickt aus jeder Blum',
Um das Vergißmeinnichtchen zieht
Die Schaar wie um ein Heiligthum,
Und um die erste Knosp' der Ros'
Schlingt huld'gend sich der Elfen Reih'n —
Und heut' auch finden, mit Getos,
Sie solche Knosp' im Mondesschein.

Da jubelt Alles — eine Meng'
Von Boten jagt zum Königspaar;
Die Rosenknosp' umwogt's Gedräng'
Das wächs't und mehrt sich immerdar;
Mit Tanz, Sang, Klang, Flug, Sprung und Ritt
Wuselt's herbei und überm Kreis
Ragt, wie verschämt, hoch aus der Mitt'
Die erste Rosenknosp' des Mai's.

Voll Staunen lugt auf's Elfenspiel
Der Bauer in der Zauberkapp',
Die reißt, indem's vom Baume fiel,
Sich haltend, ihm ein Elflein ab.
Und weg ist Alles wie ein Traum,
Einsam liegt Matz im hohen Gras,
Er reibt die Augen, traut sich kaum
Und spricht: „Herr Je! Was war denn das?"

Die Nacht von Bingen.
Novelle.
(Fortsetzung.)

Der Rath begann sich der Furcht hinzugeben, als das älteste seiner Glieder erklärte, er vermöge nicht, den Sturm zu beschwören, der immer drohender daherbrause. Das Volk verlange, Giambattista Pomaria solle den Schultheißenstab ablegen.

— „Ich bin vom Churfürsten belehnt," rief Giambattista aus, „und wie könnte ich, ohne durch den Churfürsten entbunden zu seyn, meiner Würde entsagen?"

„Thut, was Ihr wollt," riefen einige Rathsglieder aus, die selbst lüstern nach der Würde waren; „aber wir waschen unsere Hände wegen deß, was erfolgen kann."

Draußen tobte das Volk. Einzelne Steine flogen in den Rathssaal. Eine stumme Pause trat dort ein. Die Pomaria's konnten zu keinem Entschlusse kommen.

Da brach der Haufe durch die Thüre in das Gebäude, und stürmte die Stiege herauf. Der Schiffer Weinert an der Spitze, stürmte in den Saal mit einer Anzahl seiner Genossen.

Er stand jetzt vor Pomaria. Sein Angesicht glühte heftig, und sprach die Losgebundenheit aller rohen Leidenschaften aus.

„Leg' Deinen Stab nieder, Lombarde," herrschte er dem jungen Schultheißen zu. „Seit wann sind wir Bürger so unbrauchbar geworden, daß ein Fremder uns regieren müsse?" rief er aus. „Ist es an der Ordnung, daß ein Milchbart, der nicht ein Mal Hausvater ist, der Stadt vorstehe? Wer giebt dem Erzbischof ein Recht, uns den Schultheiß zu setzen? Und zuletzt soll kein Anhänger des Feindes, der bald vor unsern Thoren stehen wird, das Stadtregiment führen!"

„Du lügst!" schrie Giambattista.

„Wie?" fragte Weinert, und ein boshaftes Lächeln spielte um seinen Mund, „warst Du es etwa nicht, der unserm Kaiser Adolph bei Göllheim das Pferd tödtete? Läugne es, wenn Du kannst, Lombarde!"

Dies Wort entwaffnete Giambattista Pomaria völlig. Er erbleichte.

„Ha!" rief Weinert, „seht nur das Armesündergesicht dort, wie es sich entfärbt! Geld ist Alles, was Dich auszeichnet. Fort mit ihm!"

Er machte Miene, den Lombarden zu fassen. Der alte Vater trat vor den Sohn.

„Der Weg geht über mich!" sagte er fest, und das verwirrte die Aufrührer.

In diesem Augenblick ging die Thüre auf, und Ritter Brömser trat mit zwölf Reisigen in den Saal.

Guntram war nämlich, als seine Saat so herrlich aufging, schnell hinaufgeeilt, und hatte Brömsern das Alles gemeldet. Der Erfolg war freilich zu rasch und gewaltsam gewesen, und hatte selbst den Ritter überrascht, und war weit über seine Absichten hinausgegangen. Er wollte eine Partei, um die Schritte des Schultheißen zu entkräften, ihn zu demüthigen und nöthigenfalls zu verderben, weil er ihn haßte, als Gegner in politischer Meinung und in Herzensangelegenheiten. Als er vernahm, wie die Sachen standen, entschloß er sich schnell, den Mantel nach dem Winde zu hängen. War er ja doch „Advocatus de Pinguia," Vogt des Churfürsten, der das Saalgericht zu hegen hatte in der Camera des Erzbischofs, in welche jener geheime Gang ausmündete, der von Klopp herabführte. In der größten Eile wappnete er sich, ließ zwölf Reisige, unter dem Rottmeister Guntram, sich wehrhaft machen und eilte in die Stadt. Schon sein Erscheinen vor dem Rathhause machte den imponirendsten Eindruck auf das Volk.

Sein rollender Blick scheuchte die muthigsten Schreier.

„Geht nach Hause," sagte er milder, als man es erwartete, „ihr sollt Eures guten Rechtes nicht ermangeln; aber ich fordere, als euer Vogt, vollen, unbedingten Gehorsam und stilles Abwarten Dessen, was geschehen wird."

Das Volk entfernte sich stille, und bald war der Markt leer.

Brömser stieg nun die Stufen zum Rathsaale hinauf. Sein Erscheinen wirkte verschieden.

Weinert und seine Genossen drückten ohne Hehl ihre Freude aus, weil sie durch Guntram die Gesinnungen des Ritters kannten. Die Rathsherren waren ebenfalls froh, daß sie aus der fatalen Lage befreit wurden, worin sie sich befanden; allein das Einmischen des Vogts mit gewaffneter Hand wollte ihnen denn doch nicht zusagen, weil sie darin einen Eingriff in ihre Freiheiten sahen. Der Vogt durfte in dem Saale der Camera tagen und Recht sprechen, aber in der städtischen Curia sollte er nicht handeln dürfen. Protest einzulegen, war denn aber doch der Augenblick zu kritisch, und konnte die Sache leicht noch verwickelter werden. Sie, wie Weinert, ahneten nicht, daß das Volk bereits auseinandergestäubt war.

Auf die beiden Pomaria's wirkte indessen sein Erscheinen am schlimmsten.

(Fortsetzung folgt.)

Die Monumente für Goethe und für die Erfindung der Buchdruckerkunst in Frankfurt a. M.

(Frankfurt, 3. Febr.) Unter dieser Rubrik bringt die gestern erschienene Nummer der „Frankfurter gemeinnützigen Chronik" einen beachtungswerthen Aufsatz in der bekannten Streitsache wegen der Wahl des passendsten Platzes für die Aufstellung des Goethe-Monuments. Wir entnehmen demselben Folgendes:

„Schon im Monate August d. J. steht die Ankunft des Goethe-Monuments von Schwanthaler in München zu erwarten, und es wäre höchst betrübend, würde bis dahin die Bestimmung des Platzes zur Aufstellung des Monuments noch immer nicht getroffen seyn. Streite und unterhandle man doch nicht mehr länger um diesen oder jenen städtischen, immerhin in mehrerer Hinsicht nicht ganz geeigneten freien Raum! Wir haben einmal in unserer Stadt keine schönen, für Monumente passende Plätze, außer dem Roßmarkte und dem Paradeplatze (wenn man sich von letzterem noch die Nähe der Hauptwache und des St. Catharinenthurmes hinwegdenkt); die Phantasie aber kann an den übrigen nicht leicht das Fehlende ersetzen, das Störende sich hinwegdenken. Der erste schlimme Eindruck bleibt wohl auf jeden Beschauer ein und derselbe. Dies bedenke man auch bei der Wahl des Comödienplatzes, dessen Vordergrund, die Stadtallee mit der Häuserreihe zunächst der Töpfergasse, sehr viel darbietet, was das symmetrische Verhältniß für den richtigen Mittelpunkt des Monuments stört und die Auffindung desselben fast unmöglich macht. Auch in die Zukunft denke man, und überlege, daß unser altes, für die fortwährend zunehmende Bevölkerung unserer Stadt und für die durch Eisenbahnen mit derselben sich immer mehr verbindenden Nachbarstädte viel zu beschränkt werdendes Theatergebäude nicht lange mehr zureichend seyn wird, und daß vielleicht früher, als man es sich denkt, ein neues größeres auf einem anderen Platze aufgeführt werden dürfte. Damit aber würde der Hauptgrund, Goethe in die Nähe des Theaters aufzustellen, auf eine ärgerliche Weise verrückt werden.

Eins thut hier vor Allem noth: daß man auch der, ziemlich allgemein sich kundgebenden öffentlichen Meinung einige Beachtung schenke, die sich, wie man vielseitig versichern hört, dahin neigt und die auch schon in einem hiesigen Blatte mit schönen Gründen angedeutet war, Goethe in die neubelebte und jetzt bedeutend erweiterte, durch die Nähe der Eisenbahnen täglich von vielen Hunderten von Fremden und Einheimischen besuchte Promenade vor dem Gallenthore aufgestellt zu sehen. Ein großer Anfang zu einem neuen Stadtquartier ist dort schon gemacht, und Goethe wäre hier von den Bewohnern vieler geschmackvoller villaartigen Gebäude in der schönsten Weise geschützt. Ein schicklicherer Platz wird sich wohl in allen Theilen unserer Stadt nicht leicht auffinden lassen; ein Platz, an welchem sich eine der schönsten Linden-Alleen hinzieht, und der, wie A. Kirchner schon sagte, das „geräumige Quincunx (Quinquett) von Ahorn" darbietet, und bei dessen Erwähnung er den Wunsch aussprach, „daß bald ein ähnlicher geräumiger Platz unserer Jugend zum Turnplatz dienen möchte." Goethe, der Naturfreund und Naturforscher, von dem einst G. Friederich sang:

> Ew'ges Grün umkränzt sein Haar,
> Aufwärts schaut er immerdar
> Zur Vollendungs-Sonne,

wäre hier, umgeben von dem mannigfaltigsten Farbenspiele eines wundersam schönen Blumenflors, ganz an seiner Stelle; Goethe, der tiefe Menschenkenner, wäre hier auch nicht an einem Orte der Einsamkeit, denn reich belebt ist jetzt dieser Theil unserer Promenade ohnedies von einer fortwährend vorüber wandelnden Menge, welcher der stete Anblick ihres großen Landsmannes gewiß immer neue Freude dort erwecken würde, während dessen Statüe, auf irgend einem nicht räumlichen, alle Symmetrie störenden Platze, zwischen unansehnlichen Häusern eingeengt, die Beschauer wahrscheinlich kalt lassen und mit der Zeit die Beachtung und Bewunderung

verlieren würde, welche sie verdient, und welche ihr und ihrem berühmten Meister dort von aller Welt gezollt werden müßte. Auch der Vorschlag ist beachtenswerth, daß man dann in diesem Falle die Straße, welche sich mit ihren stattlichen neuen Gebäuden längs dem Taunus-Eisenbahnhof in grader Linie bis nach der Mainzer Chaussée hinzieht, die Goethestraße, zu Ehren unsers großen Dichters, heißen könnte.

Wir fügen hier noch eine weitere Bemerkung bei, die uns in Bezug auf die Wahl des eben besprochenen Platzes vor dem Gallenthore für die Aufstellung des Goethe-Monuments eingesandt wurde: „Dort (sagt unter Anderm der Herr Einsender), dort in jener großartigen Anlage, die sich wie ein wundersames Blumenband an dem reichen Westend' Frankfurt's hinzieht, und jetzt auch von einem neuen Stadtviertel, gleichsam wie ein Schutz und Schirm, begränzt wird, dort ist der einzig würdige Platz für Goethe: rechts und links von der reichen Noblesse unserer Stadt eingeschlossen, und mit jedem frisch belebenden Frühlingshauche immer auf's neue bewundert von jenen zahlreichen Freunden des Dichters, welche die Goethe'sche Intelligenz und seine sinnige, Alles durchdringende Geistesschärfe so hoch verehren; in dem schmucken, blüthen- und blumenreichen Schooße und an der freien Brust der liebreizenden Mutter Natur, in der Goethe seine vielgepriesene Dichterwonne einsaugte, — dort nur allein ist er ganz an seinem Platze; — nicht hier, wo die Trommel täglich ihre betäubenden Accorde wirbelt und zur Meßzeit die wilden Bestien ihr Crescendo dazu brüllen und jeden Augenblick ein schwer beladener Eilwagen über das rauhe Pflaster fährt; — nicht hier in der Nähe des berühmten weißen Schwans, der Hochschule der deutschen Gastronomie, an jener Straße, auf welcher die Praunheimer und Häuser Müllerwagen und die zahlreichen Milchkarren der Kronberger Obst- und Kastanienweiber fortwährend hin- und herrasseln, oder von der nicht fern ein lärmendes Caroussel aufgestellt ist! Mit einem Worte: Goethe gehört nicht auf das Straßenpflaster; er war vorzüglich die geistige Potenz und der Freund der höheren Stände, weniger der des schlichten Bürgerthums. Die Aufstellung seines Monumentes an den zuletzt bezeichneten Plätzen würde seiner und Frankfurt's nicht ganz würdig seyn!"

Vereinige man sich daher zu einer zwar gründlichen Untersuchung obigen Vorschlags, aber auch zu einer raschen Entschließung über dessen wohl nicht zu bezweifelnde Annahme, da die öffentliche Meinung sich sehr dafür erklärt und gar zu viele Gründe für dieselbe sprechen. — Erst abwarten zu wollen, ob vielleicht dem Goethe-Comité noch der für das Launitz'sche Guttenberg-Fust-Schöffer-Monument bestimmte Raum auf dem Roßmarkt von hohem Senate überwiesen werden dürfte, findet man zu absurd, zu lächerlich, ja ungerecht. Dieses Monument wird jedenfalls seiner Vollendung rasch entgegengeführt werden, sobald nur einmal das betreffende Comité eine erneuerte Lebensthätigkeit von sich geben und dann auch die nöthige ausdauernde Energie entwickeln wird zur weitern Aufbringung des nicht sehr bedeutenden Restes der noch benöthigten Geld-Mittel. Dazu wird es hiermit dringend aufgefordert im Sinne der Tausende hiesiger Einwohner, welche bereits ihre reichlichen Gaben zu diesem preiswürdigen Monumente beigesteuert haben, und von welchen gewiß auch viele, die noch nichts dazu beisteuerten, gerne ihr Scherflein noch beitragen werden, wird nur dazu Veranlassung gegeben. Der Meister wie das Comité müssen hier gleichmäßig wetteifern in ihrer Thätigkeit und letzteres mehr öffentlich hervortreten! Sonst werden wir in vier oder fünf Jahren noch davon sprechen, wann es beendigt werden soll! Wir appelliren hier nur an die, von dem Künstler, Herrn v. Launitz, bei mehreren feierlichen Gelegenheiten ausgesprochenen Worte, dieses (von ihm mit so großem Genie entworfene) Monument in drei, höchstens vier Jahren auch vollenden zu wollen. . . . . . . Warum trachtet z. B. das Comité nicht dahin, daß zur Vervollständigung des schon vorhandenen Fonds zum Besten des Denkmals Conzerte veranstaltet werden, und feuert zu solchen unseren Cäcilienverein, unseren Liederkranz, die Liedertafel, den Orpheus und wie alle unsere zahlreichen lieben Sänger- und Musikvereine heißen, nicht an? Gewiß würden diese zu solchem Zwecke sich gerne bereit erklären und ihre Talente und ihre vielvermögenden Mittel widmen. — Und wo bleibt die Ausführung des vor Jahren von unserem wackeren Capellmeister Guhr in einer erweiterten Versammlung des Comité's bei einem Festmahle mit großer Bestimmtheit und feierlicher Verheißung gegebene Versprechen, zu Gunsten dieses Monuments eine ausgezeichnete Theater-Vorstellung veranstalten zu wollen?? Möge unser gefeierter Operndirigent dazu die Initiative ergreifen! Sicher würde alsdann auch sein Name auf die Geschichtstafel dieses Monuments eingegraben werden.

Musikalisches.

(Frankfurt a. M., 2. Febr.) Am 28. v. Mts. gab Hr. Ed. Rosenhain die zweite seiner musikalischen Soireen; diese bieten den Kunstfreunden manches Interesse durch geschmackvolle Auswahl der schönsten Trio's von Beethoven, Hummel, Mendelsohn u. A. und durch Streichquartette von den besten Meistern. Die Production so gehaltvoller Compositionen ist höchst verdienstlich. Neben den Herren Eliasohn und Bockmühl, welche durch den Vortrag von Soli's für Violine und Violoncelle excelliren, erfreut Hr. Pischek durch seine an edelm Ausdruck so reichen Lieder. Ueber die Kunstleistungen des Hrn. Ed. Rosenhain läßt sich nur Anerkennendes berichten und er fährt fort, seinem Rufe eines tüchtigen Pianisten und den höhern Aufgaben der Musik huldigenden Tonkünstlers zu entsprechen. Ein gewähltes Auditorium spendete freundlichen Beifall.

Zwischen einem Potpourri von Scenen aus Robert der Teufel, den Puritanern und Czaar und Zimmermann spielte der wackere Violinist H. Wolff im Theater 3 Konzertstücke seiner Composition und bestätigte seinen Ruf als einen der ersten Virtuosen aus der Schule Baillot's. Seine hervorstechendsten Eigenschaften sind eine wahrhaft künstlerische Ruhe, solide Richtung, die alles Bizarre und Modische verschmäht, und eine Reinheit, durch keine Schwierigkeit getrübt. Der Beifall des gut besetzten Hauses war stürmisch und am Schlusse mußte der beliebte Künstler erscheinen.

Theater-Anzeige.

Samstag, 3. Febr. Hamlet, Prinz von Dänemark, Schauspiel in 5 Abth., von Shakespeare, übersetzt von Schlegel.

Sonntag, 4. Febr. Das Osterfest zu Paderborn, große heroische Oper in 3 Abth., von Dr. C. Heigel, Musik von Aloys Schmitt.

Redakteur: L. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 36. Montag, den 5. Februar 1844.

Die Nacht von Bingen.

Novelle.

(Fortsetzung.)

„Was giebt es hier?“ donnerte Brömser in den Saal hinein.

Der alte Pomaria ermannte sich und sagte, ihm entgegen tretend: „Was wollt Ihr hier?“ —

„Euch sagen,“ entgegnete Brömser lächelnd, „daß Ihr hier nichts zu sagen habet, sintemal Ihr keine Schultheißen-Rechte zu vertreten habet. Seyd so gut und entfernet Euch; denn seit Ihr in des Herrn Hand Euren Stab legtet, hörte Euer Amt auf.“

Der Greis fühlte die Wahrheit so tief, daß er nach seiner Kopfbedeckung griff und stille aus dem Saale schied.

Jetzt trat Giambattista vor. „Da Ihr, Herr Vogt,“ sagte er, „es so strenge mit dem Rechte haltet, so habe ich unbezweifelt das Recht, die Frage meines Vaters zu wiederholen? —“

„Ich gestehe Euch unbedenklich dies Recht zu,“ sagte Brömser mit jenem noch fortdauernden ironischen Lächeln, „allein —“

„Wir nicht!“ rief Weinert mit seinen Genossen, deren etwa zwanzig um ihn standen. „Die Bürgerschaft fordert das Recht, mit dem Rathe den Schultheiß zu wählen, wie es früher Recht und Brauch war; aber der Erzbischof hat uns abermals einen Lombarden aufgedrängt. Zudem, Herr Vogt,“ fuhr er fort, „ist dieser ein Anhänger Albrechts von Oesterreich.“

„Schweig, Lügner!“ rief Giambattista Pomaria aus, „ich habe dem Erzbischof Treue geschworen!“

„Das haben schon mehr Leute gethan,“ entgegnete Weinert, „und doch den Eid gebrochen. Hast Du nicht Kaiser Adolphs Pferd bei Göllheim zusammengehauen?“

„Ich kämpfte als ein Anhänger meines Herrn, des Erzbischofs und Churfürsten, und mußte meinem Gegner schaden, wo ich konnte. Dir bin ich keine Rechenschaft schuldig.“

„Also wär' es nicht länger im Zweifel, wer der Unbekannte war?“ sagte grollend Brömser.

„Auch Ihr, Herr Vogt, seyd mein Richter nicht,“ sagte der Lombarde.

„Das muß sich zeigen,“ sagte mit ruhiger Kälte der Ritter; „allein hier ist mein Richterstuhl nicht. Folgt mir nach der Camera, daß ich das Saalgericht hege.“

Der gesammte Rath erhob sich.

„Ich bin Schultheiß,“ sagte Pomaria, „und widerspreche; denn es liegt kein Grund zum Saalgerichte vor.“

„Das steht nicht Dir, sondern mir, als des Herrn Vogt, zu, zu erkennen. Es ist Aufruhr in der Stadt. Das Recht hat aufgehört. Der Vogt tritt in seine Rechte ein. Voran also, Giambattista Pomaria!“

Der junge Mann sah wohl ein, daß er der Gewalt nicht widerstreben könne.

„Ich weiche nur der Gewalt!“ rief er aus. „Wehe dem Rath und der Bürgerschaft, welche Gewalt in ihrem Rathhause duldet!“

„Ich fordre Euch auf,“ sprach Brömser zu den Rathsherren, „daß Ihr freiwillig in die Camera ziehet, auf daß ich im Namen des Herrn untersuche, wo das Recht ist. Die Bürgerschaft hat sich im rechten Gehorsam gefügt, wollt Ihr, die Ihr die Väter der Stadt heißet, in Aufruhr Euch gegen Eure Obrigkeit stellen, wie dieser Lombarde da? —“

„Das lügt Ihr!“ schrie Pomaria. „Eure Rechte habe ich nicht in Abrede gestellt. Nur hier habe ich des Rathes Rechte, die Rechte der Stadt als Schultheiß zu wahren.“

„Du bist unser Schultheiß nicht!“ rief Weinert.

Der Rath stand rathlos da. Er wußte nicht, was er in dieser verzweifelten Lage thun sollte.

Endlich erhob sich der älteste Rathsherr, Hans Klein, und sagte: „Höret mich an, Herr Vogt und Ihr, Bürger der Stadt; daß die Bürger sich erhoben, erkenne ich als ein Unrecht. Es soll nicht der gemeine Mann sich selber die Macht anmaßen, wo ihm kein Grund vorliegt, und wenn einer vorliegt, so soll er klagen und Spruch und Urtel erwarten nach Brauch und Sitte. Aus den Schenken kommt weder Recht noch Heil. Daß Ihr, Herr Vogt, einschrittet, war Eure Pflicht, aber daß Ihr hier dem Rathe gebieten wollt, steht Euch nicht zu. Haben wir falsch gerichtet, so erkennet Ihr im Saalgerichte. Da wir aber gar nicht gerichtet und gehandelt haben, also weder recht noch unrecht, so ist das Gericht nicht nöthig. Sintemal aber ein Zwiespalt bestehet über des Herrn Pomaria Schultheißenamt, so lasset mich und noch Zwei des Raths gen Mainz gehen und dem Herrn Das vorlegen, was hier geschah. Er wird richten, wie es uns frommet.“

„Wohlgesprochen," sagte Brömser, der wohl einsah, daß er keinen Grund hatte, den verhaßten Pomaria zu verhaften, auch selber wußte, daß ihn der Churfürst belehnet mit dem Schultheißenamte. „Ich bin," fuhr er fort, „Eurer Meinung."

„Auch wir!" riefen die Bürger.

„So hebt die Sitzung auf," sagte Brömser; „aber das verlange ich, daß Ruhe und Frieden in der Stadt bleibet. Sollten neue Händel ausbrechen, so muß ich das Saalgericht heg'n, und werde es, ohne Ansehen der Person!"

Hierauf verließ er den Saal mit seinen Reisigen. Die Rathsherren wählten zwei zu Hans Klein, und darauf ging Jeder in seine Wohnung, und in Bingen war's wieder so stille, als zuvor, ehe nämlich der Aufstand ausgebrochen war.

Ehe indessen die Rathsherren die Stadt verließen, war bereits Giambattista Pomaria auf seinem besten Rosse auf dem Wege nach Mainz.

Als der Erzbischof die Geschichte vernahm, gerieth er in einen heftigen Zorn, weil er darin ein Hohnsprechen gegen seine landesherrliche Macht und Gewalt sah. Sein Ingrimm wälzte sich gleichzeitig und gleichmäßig auf Brömser und die Bürger. Als sich sein Zorn gelegt, und der schlaue Politiker an die Stelle des erzürnten Gebieters trat, fand er indeß wohl, daß er säuberlich verfahren müsse. Brömser durfte er nicht erzürnen, wollte er nicht gefährden, daß er Klopp an Albrecht übergebe; die Bürger durfte er nicht verletzen, ohne sich bloszustellen gegen Vorkommnisse, wie er sie bei Brömsern befürchten mußte. Er entließ den jungen Schultheiß wohlwollend, und bat ihn, mit der Versicherung heimzukehren, daß er jedenfalls Schultheiß bliebe. Das war es, was der ehrgeizige Pomaria wollte, was er Brömsern gegenüber glühend wünschte.

Als nun endlich der weise und besonnene Klein mit seinen Genossen ankam, war bereits Gerhard über seine Maßregeln einig.

Siebzig Geharnischte brachen sogleich nach Bingen auf, und besetzten die erzbischöfliche Camera nebst dem Hofe. So waren die Bürger, zumal die Geharnischten erprobte Leute aus der Herrschaft Eppstein waren, in seiner Gewalt, ehe nur irgend ein Spruch erfolgte.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber Handel und Gewerbe.

Mainz, 1. Februar.

Lieber Eduard!

Ich will endlich meines Versprechens mich entledigen und in kurzen Zwischenräumen Dir die während meines hiesigen Aufenthalts gemachten Beobachtungen durch Vermittlung der Didaskalia zuschicken, weil diese allerwärts verbreiteten Blätter Deinen mir bis heute noch unbekannten Aufenthalt sicher auffinden werden. — Wenn der Kaufmann zum Kaufmann spricht und beide sich auch von den Geschäften zurückgezogen haben, so ist seine Lieblings-Unterhaltung vor Allem der Handel, und zwar der Handel im Großen, welcher hier in einem Flor steht, wovon man sich in unserem Vaterlande nicht im entferntesten eine annähernd richtige Idee machen kann. Denn denke Dir nur, um mich kurz zu fassen, hier ist beinahe der größte Verkehr in Allem, was die bekannten Welttheile produziren, und die Geschäfte in Effekten und Notizen werden nur nebenbei als eine kleine Spielerei zur Erholung betrieben. Daß sich hierbei die Kassen der Handelsherren füllen und eine sehr große Geld-Abundanz auf dem Platze ist, wird Dir sehr leicht begreiflich seyn. Nur findet sich das Humanitätsgefühl verletzt, wenn man sieht, wie zur Erlangung dieser Resultate die geistigen und Körperkräfte der jungen Handelsbeflissenen allzu sehr in Anspruch genommen werden, und die meisten derselben, viel mehr noch als anderwärts, blaß und außerordentlich ermüdet aussehen, was die Künste der Toilette, die übermodischen Anzüge und die langen Bärte kaum zu verbergen vermögen. — Nach diesen allgemeinen Betrachtungen, lieber Eduard, gehe ich zur Gewerbefreiheit über, vor welchem Uebel der Himmel unser Vaterland, so wie bis heute, so auch für die Zukunft gnädigst bewahren möge, deren Folgen und Wirkungen ich hier so recht beobachten konnte, indem ich mich auf das vollkommenste überzeugte, daß diese Neuerung unpolitisch und kunstzerstörend ist, weil in keinem Zweige so eigentlich ganz vorzüglich Meisterhaftes mehr geleistet werden kann; ferner unmoralisch, weil derjenige, welcher nur Mittel und Anlage zu einem Geschäfte besitzt, immer in großem Nachtheile zu demjenigen steht, dessen Genie mehrere umfaßt und gleichzeitig betreibt; endlich begriffsverwirrend, weil es hier schon geschah, daß man einen Fremden, der nach einem Chemiker fragte, zu einem Weinhändler wies, und umgekehrt. Dies sind nur Bemerkungen im Allgemeinen über die Schädlichkeit der Gewerbfreiheit; über die Unbequemlichkeiten und den Verdruß, welche dieselbe vielen Familien bereitet, davon will ich Dir nicht sprechen, weil Du die Personen doch nicht kennst, und Dir nur erzählen, was mir selbst begegnet ist. Ich wollte bei einem bekannten Banquier einen Wechsel diskontiren und wurde in eine Handlung von rohen Häuten gewiesen, wo ich dann erfuhr, daß der Herr Banquier hier nur in rohen Häuten thue, in seinem andern Hause am entgegengesetzten Ende der Stadt aber in Wechseln mache. Nicht viel besser erging es mir bei dem Aufsuchen eines alten Handelsfreundes, wo mir gleich bei den ersten Fragen schon gesagt wurde, daß mehrere Herren dieses Namens in der Stadt wohnten, welche theils Geschäfte, theils Liebhabereien betrieben. Ich wollte aber nur wissen, wo der wirkliche Handelsmann en gros wohne, was mir dann auch ein gefälliger Mainzer recht deutlich erklärte, indem er mir ganz genau die Häuser bezeichnete, welche ich rechts und links liegen lassen müßte, bis die beschriebene Ecke käme. Gleich bei dem Eintritte in das Comptoir erkundigte ich mich nach meinem Freunde und hörte zum größten Erstaunen, daß derselbe nicht mehr betheiligt wäre, sich einem andern Wirkungskreise gewidmet und Jäger geworden sey. Solche Erfahrungen macht hier übrigens jeder Fremde, der keine Lokal- und Personen-Kenntniß hat. Nur noch die Wohnungen der Detailleurs, welche die schädliche Wirkung der Gewerbfreiheit noch nicht berührt hat, weiß man dem Fragenden mit Gewißheit anzugeben; doch will man bemerken, daß einige wenige unter denselben auch drohen, aus ihrem Kreise zu treten, indem sie schon mit wahrer Leidenschaftlichkeit über Politik und Gelehrsamkeit sprechen und dabei doch eine unüberwindliche Passion für den Fischdebit haben, was dann noch die traurige Folge nach sich

zieht, daß Markt und Wirthstafeln damit überführt werden. — Das nächste Mal mehr und bis dahin nicht weniger Dein Freund. A. E. K.

Mannichfaltigkeiten.

Am 28. d. Mts. starb der seit Jahren erblindete, als Schriftsteller und Redakteur der Hamburger „Originalien" bekannte Lotz in Folge einer Lungenlähmung. Töpfer übernimmt die Führung des Blattes. — Laube's „Bernsteinhexe" wurde am 28. d. Mts. zum ersten Male auf der Hamburger Bühne, und zwar zum Benefice des Hrn. Grunert gegeben. Die drei ersten Akte gefielen sehr, aber in den beiden letzten war der Erfolg schwankend. Unter heftiger Opposition wurde der Benefiziant hervorgerufen und mit einem Kranze beworfen. Ein kleines Lustspiel von Herrmann, „Wiedersehen", hat sehr angesprochen, und die Tochter des Verfassers, Fräul. Herrmann, wurde gerufen. — Auf dem Hamburger Thalia-Theater wurde das Lebensbild „Spieler und Todtengräber" beifällig aufgeführt. Ein dortiger Bühnenreferent rühmt Tendenz und Inhalt dieses im besseren Sinne des Wortes populären Drama's. Hr. Wallner als Schlichtmann bewies durch sein gehaltvolles Spiel, daß er nicht blos in dem komischen Fache heimisch sey, sondern auch das Leben in seiner ernsten Auffassung würdig zu schildern wisse. Er wurde gerufen. Hr. Wallner, nachdem derselbe am Schlusse seiner fünfzehnten Gastrolle bei überfülltem Hause vom Publikum Abschied genommen, eröffnet einen Cyclus von Darstellungen auf der Bremer Bühne. — Die Hamburger „Neue Zeitung" spricht sich über die Kunstleistungen der neu engagirten Sängerin Fräul. Evers wenig günstig aus, und stellt die Frage, ob der Hamburger Bühne durch dies Engagement ein Vortheil geworden, in Zweifel. Der Fidelio der Fräul. Evers scheint wenig angesprochen zu haben.

Die neue Oper von Aloys Schmitt: „Das Osterfest zu Paderborn", ist nun zum dritten Male auf der Frankfurter Bühne gegeben worden und zwar zum Vortheil des Componisten, welche Vergünstigung wir um so mehr billigen müssen, als in Deutschland der den dramatischen Tonsetzern aus ihrer Arbeit und ihrem Talente erwachsende Vortheil gewöhnlich nur äußerst gering und kaum der Rede werth zu seyn pflegt. Möchten deutsche Theaterdirektionen in gleicher Weise durch Benefizvorstellungen die Componisten zu ermuntern anfangen, wie dies bei mehreren Bühnendichtern bereits geschehen ist, denen man gewisse Betheiligungen an den Einnahmen und bestimmte Tantiemen zugewiesen hat! Die dritte Vorstellung des Osterfestes war unstreitig die gelungenste, und das mitwirkende Personal führte die eben so schwierigen als anstrengenden Gesangpartien mit der rühmlichsten Sorgfalt aus. Unser bereits abgegebenes Votum über Schmitt's Tonwerk können wir nur bekräftigen und müssen es wiederholt als ein Achtung gebietendes, von schönen Intentionen belebtes, mit seltener Gründlichkeit gearbeitetes, trefflich instrumentirtes und den gebildeten Musiker in vielen Beziehungen interessirendes bezeichnen. Hr. Aloys Schmitt ist dieser Tage nach Hannover abgereist, um dort persönlich die Aufführung seines Oratoriums „Moses" zu leiten.

Im preußischen Staate wurden im Jahre 1840 19,814,000 Scheffel Kartoffeln und 3,149,000 Scheffel Getreide zur Branntweinfabrikation verbraucht. Die Fabrikation von Spiritus ist in Berlin unbedeutend. Es gibt daselbst nur 13 Brennereien, während es im Staate überhaupt 11,000 gibt.

(Berlin, 29. Jan.) Im Saale der Singakademie hat am 28. d. M. die musikalische Aufführung der Aristophanesschen „Frösche", Musik von Commer, stattgefunden. Maler Kopisch las die nicht componirten Stellen dabei vor.

(Wien, 24. Januar.) Wir haben uns einer traurigen Nachricht zu entledigen: Halm's „Sampiero" hat entschieden mißfallen. Keine Kabale, des Dichters eigene Schuld, dessen Rückwärtsschreiten wir uns leider nicht länger mehr läugnen können, hat dieses Ungemach bewirkt. Der erste Akt wurde stürmisch beklatscht, und der Dichter eben so jubelnd gerufen, auch der zweite Akt fand noch ziemlichen Beifall. Die letzten drei Akte gingen spurlos vorüber, und wir besorgen, daß nur die Achtung vor früheren Erfolgen des Verfassers das Publikum von Zeichen des Mißfallens zurückhielt. Der schlimmste Fehler, der bedauernswertheste Mißgriff war die Wahl des durch und durch undramatischen Stoffes selbst. Auch die Charaktere sind weder neu, noch großartig. Sampiero ist ein noch kopfloserer Percival, Vanina eine ziemlich gleich fügsame Griseldis, mit der man dasselbe herzlose, nur diesmal blutig endende Spiel treibt. So mußte trotz der poetischen, zeitweise beklatschten Stellen die allgemeine Langeweile das bereits erwähnte Fiasko herbeiführen. (Nürnb. Corr.)

(Vom Rhein, 29. Jan.) Unser Carneval hat nicht mehr seinen früheren Glanz, seine ehemalige volksthümliche Bedeutung. Dieß hat Gründe, die ziemlich nahe liegen. Ehemals schlossen sich, besonders in Köln, wo der Carneval seine Kulmination erreichte, zu welcher andere Städte niemals es gebracht haben, alle Stände an; die bedeutendsten Persönlichkeiten beugten sich unter die Narrenkappe und die Narrheit, hinter welche sich oft scharfer Ernst, schlagender Witz versteckte, regierte unumschränkt. Der Carneval hat seine Blüthe in Italien, aber gerade nur, weil Italien von allem politischen Leben ausgeschlossen ist. Man freut sich der Maskenfreiheit, weil keine andere geduldet ist. Man freut sich, einmal unter der Maske wahr seyn zu können, weil man das ganze Jahr unter einer andern Maske falsch ist. In England konnte der Carneval nie aufkommen und in Frankreich beschränkt er sich auf den Fastnachtsochsen. Der Carneval scheint daher nur ein Spiel für politische Kinder, der immer mehr in sich zusammenfällt, je mehr die Kinder heranwachsen. Wenn daher der Carneval am Rhein im Abnehmen ist, so halten wir dies für ein gutes Zeichen. (Aach. Z.)

Lablache ist wegen seiner Zerstreutheit eben so berühmt als wegen seines Talentes. Einst will ihn der König von Neapel sprechen. Er begibt sich ins Schloß und im Vorzimmer, wo er Alle kennt und ihn Alle kennen, bittet er, den Hut aufbehalten zu dürfen, weil er den Schnupfen habe. Man umgibt ihn und er sieht sich in ein Gespräch verwickelt, das er eifrig führt, als plötzlich ein Kammerherr ihn benachrichtigt, daß Se. Majestät ihn erwarte. In der Eile ergreift er einen Hut, der neben ihm auf einem Tische liegt, und hurtig damit

fort, steht er vor dem Könige, einen Hut in der Hand und einen auf dem Kopfe. — Was wollen Sie denn mit dem Hute, den Sie in der Hand haben, Caro Lablache! ruft ihm der König lächelnd zu. — Lablache kann den Sinn der Frage nicht begreifen und stutzt. — Ich begreife Sie nicht, erwiedert der König, wozu dient Ihnen der Hut? — Ma Sire! ruft der Bassist, wozu? um ihn aufzusetzen! und als ächter Neapolitaner macht er die Pantomime des Aufsetzens, wobei er seinen Mißgriff bemerkte. — Wie närrisch! rief er lachend — indem er nun in jeder Hand einen Hut hatte — was soll man wohl mit zwei Hüten, wenn man keinen Kopf hat! Seine Majestät beider Sicilien hatte nie auf dem Theater den dicken Buffo so belacht, als hier außer demselben.

(Lewald's Europa.)

Die rheinische Missions-Gesellschaft hat jetzt ihren 14. Jahresbericht herausgegeben, der über Süd-Afrika und Borneo sehr viel Interessantes enthält, das zugleich als sehr Erfreuliches bezeichnet werden kann. Die Gesellschaft hat jetzt in Süd-Afrika 9 Stationen mit 34 Missionären und auf Borneo 4 Stationen mit 12 Missionären. Ueber Borneo finden sich namentlich neue Aufschlüsse im erwähnten Berichte.

Herr von Itzstein macht bekannt, daß er beauftragt sey, den Kölner Bürgern die innige Freude Jordan's darüber auszudrücken, daß sie durch die in ihrem Schreiben an Hrn. v. Itzstein ausgesprochene ächt deutsche Gesinnung sich in Wahrheit als Bürger eines großen und kräftigen Gesammtvaterlandes bewiesen hätten. Vorzüglich erfreute es den Gefangenen, daß sie seine Leiden als ein Mittel zur Erringung der öffentlichen Gerichtsverfassung aufgefaßt haben, wobei er versichert, daß, wenn sein Schicksal zur Kräftigung und zum Zusammenwirken aller wahren Freunde des Fortschrittes beitragen könne, er sich dann dadurch belohnt sehe, daß das Glück und Wohl Deutschlands erreicht werde. Er versichert schließlich die Bürgers Köln's, daß sein Gemüth stets heiter sey, weil es rein wäre.

Korrespondenz.

Aus dem Großherzogthum Hessen, 31. Jan.

Nach dem Artikel in Nro. 28 des diesjährigen „Frankf. Journ." soll eine bedeutende Aenderung bei den großh. hess. Landgerichts-Actuariaten projectirt seyn. Der Einsender dieses nimmt an jeder Besserung überhaupt warmen Antheil; aber ganz besonders interessirt ihn eine solche, welche die Erleichterung der schwer belasteten Landgerichts-Actuarien, deren dienstliche Stellung im Allgemeinen und namentlich bei größeren Landgerichten keineswegs zu beneiden ist, zum Zwecke haben soll und wodurch auch dieser Zweck wirklich erreicht wird. Ob aber die widerrufliche Anstellung eines Stellvertreters des Actuars von Seiten des Staats gerade das Mittel ist, jene Erleichterung herbei zu führen und dem öffentlichen Dienste dadurch zu nützen, das ist eine wichtige Frage, deren Beantwortung eine umfassende Prüfung aller dienstlichen Verhältnisse des Actuars voraussetzt. Daß eine solche Prüfung vor Allem vorgenommen werde, — das läßt sich von der bekannten Weisheit und Humanität der großh. hess. Staatsregierung mit Zuversicht erwarten. Aber der Einsender dieses glaubt auch fest, daß die Landgerichts-Actuarien, wenn sie, wie dies bei den betreffenden Gerichtsbehörden bereits geschehen seyn soll, ebenfalls zum Bericht über die vorliegende, namentlich für sie höchst wichtige Frage aufgefordert würden, interessante Beiträge zu einer solchen Prüfung liefern könnten. Denn nothwendig müssen die Actuarien, als Männer vom Fach, und unter diesen besonders die älteren und erfahrenen, mit den inneren Dienstverhältnissen ganz vertraut seyn, jeden einzelnen Mangel gründlich kennen und im Stande sich befinden, heilsame Aufschlüsse über die Summe des Dienstes zu geben. Daß durch die projectirt seyn sollende Veränderung eine theilweise Hebung des Standes der verpflichteten Actuariatsgehülfen, wie der Hr. Verfasser des oben allegirten Artikels hofft, herbeigeführt werde, läßt sich zwar nicht verkennen; allein ob diese Hebung im Allgemeinen nach den gegebenen Momenten für den Dienst selbst auch ersprießlich sey und nicht häufig Anlaß zu unangenehmen Berührungen gebe, das ist eine andere Frage. Denn mancher neucreirte ständige Stellvertreter des Actuars dürfte sich vielleicht einbilden, daß er (ein vom Staat, ohne Zuthun des Actuars, Angestellter) in keiner Beziehung vom Actuar abhängig sey und mithin auch seinen Anordnungen keine Folge zu leisten habe. Ein solcher Zustand (Uebelstand) würde sofort zu großen Inconvenienzen führen und für den Dienst selbst mehr Schaden wie Nutzen bringen. Denn es fehlt nicht an Beispielen, daß schon früher die Actuarien mit verpflichteten Gehülfen die widerlichsten Kämpfe zu bestehen hatten. Jeder Kampf im Dienste, sey er auch nur mit der Feder, ist immer mit Aerger begleitet, schadet dem Einen oder dem Andern und bisweilen Beiden zugleich, und macht noch außerdem überall den nachtheiligsten Eindruck. Wenn aber der Stellvertreter in dienstlicher Beziehung vom Actuar abhängig bleibt und unter dessen unmittelbarer und alleiniger Leitung steht, oder wenn eine haarscharfe Absonderung der Geschäfte, welche ausschließlich der Actuar und ausschließlich dessen Stellvertreter zu besorgen hätte und dafür auch jeder ausschließlich für die seinigen verantwortlich wäre, statt fände, dann dürften vielleicht allgemeine Collisionen entfernt bleiben. Allein bei einer solchen Geschäfts-Separirung würde die früher beliebte Einheit des Actuariats sehr gestört, dasselbe so in zwei Hälften getheilt und der so angestellte Stellvertreter ein solcher im eigentlichen Sinne nicht seyn, sondern als zweiter Actuar erscheinen, und der ohnehin nicht überall gleichmäßig herrschende Geist der Liebe und des Friedens am Ende noch ganz verschwinden. Daß übrigens die Actuarien, deren Geschäftslast an manchen Gerichten bis an die Unerträglichkeit gränzt, eine tüchtige Unterstützung und Erleichterung verdienen und daß diese in neueren Zeiten zu einem dringenden Bedürfniß geworden, — das wird von allen Seiten anerkannt, und es fragt sich hier nur, auf welche Weise dieses statt finden soll? Vielleicht dürfte es aber auch für den öffentlichen Dienst sehr förderlich und für die Actuarien sehr erleichternd seyn, wenn bei den Actuariaten besondere Registratoren, wie dies bei den Collegien der Fall, von Seiten des Staats widerruflich angestellt würden, welche alle Registraturgeschäfte auf ihre Verantwortlichkeit zu besorgen hätten und unter der Oberaufsicht des Actuars ständen. Denn die Registraturgeschäfte lassen sich von den übrigen Actuariatsgeschäften leichter trennen, als die Arbeiten in der Schreibstube. Doch es wird gewiß eine Einrichtung getroffen werden, welche den jetzigen Zuständen des Actuariatsdienstes und den dringenden Bedürfnissen entspricht. Denn die Absichten und Gesinnungen der höheren Vorgesetzten sind edel und gut und es läßt sich eine für die Actuarien günstige Aenderung mit Zuversicht erwarten. Und eben so werden auch die examinirten Gehülfen eine geeignete Berücksichtigung und angemessene Stellung, mit besseren Aussichten, dabei finden, welche viele mit allem Recht verdienen.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 4. Febr. Das Osterfest zu Paderborn, große heroische Oper in 3 Abth., von Dr. C. Heigel, Musik von Aloys Schmitt.

Montag, 5. Febr. Zopf und Schwert, historisches Lustspiel in 5 Abth., von Guzkow.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck u. Verlag von Heller u. Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 37. Dienstag, den 6. Februar 1844.

Die Nacht von Bingen.

Novelle.

(Fortsetzung.)

Gerhard fuhr die Gesandten wild an. Er glaubte wohl, daß das die Weise sey, sie einzuschüchtern; allein dafür war Hans Klein nicht der Mann.

Ruhig und würdevoll trug er die Beschwerden der Bürger vor, daß Fremde über sie gebieten sollten, und bat dringendst um das Recht der freien Wahl, das sie auch sonst ausgeübt.

Indessen fand das keinen Eingang. Der Erzbischof beschied sie kurz, er habe gesorgt, daß der Aufruhr nicht wieder sein Haupt erheben könne, und er verlange Gehorsam von dem Bürgerstande, widrigenfalls er selbst kommen und ein Blutgericht hegen werde. Auf die Beschwerde, daß der junge Pomaria ein Anhänger Albrechts sey, bemerkte er auf's entschiedenste, es sey dies üble Nachrede. Er wisse, mit welcher Treue er ihm und seiner Sache ergeben sey. Das konnte nun freilich der Erzbischof aus dem Darlehen schließen, daß die Lombarden sein Unterliegen nicht wünschten.

Der Erzbischof entließ die Gesandten mit der dringenden Mahnung, Gehorsam zu beweisen.

So war die Absicht gescheitert. Pomaria hatte gesiegt, und Brömsers wie der Bürger Haß loderte desto grimmiger in der Verborgenheit.

Pomaria erhielt den Treuschwur, und die siebzig Reisige in der Camera des Erzbischofs, welchen er reiche Spenden an Geld und Wein zufließen ließ, waren seine Stütze. Weinert verbiß seinen Zorn und vertagte ihn auf bessere Zeiten. Brömser freute sich der Belagerung, weil er dann freie Hand gewann. Im Aeußeren kam Alles in ein gutes Geleise. Pomaria lieferte die Lebensmittel in die Burg so, daß Brömser nicht klagen konnte, wenn er auch gewollt hätte.

Ein lauer Abend hatte sich auf die Landschaft herabgesenkt; aber eine Dunsthülle umflorte den Himmel, und ließ einen jener Nebel erwarten, den in diesen Tagen des Augusts der Winzer so gerne sieht, weil er die Hülle der reifen Traube erweicht. Ein linder Westwind kräuselte die Wellen der Nah an ihrer breiten Mündung in den Rhein.

Eine tiefe Stille lag auf der Gegend. Deutlich vernahm man vom Rheine her das Brausen des Stromes am Mäusethurm, und von der Höhe herab, wo die hohen Giebel des Klosters Rupertsberg in den Abendhimmel hinauf ihre Glieder gleich Riesen reckten, vernahm man die leisen, aber melodischen Klänge des Vespergesanges der Nonnen.

Unten am Fuße der Felswand, auf welcher das Kloster stand, rieselte aus dem zerklüfteten Gestein eine krystallhelle Quelle.

Die Sage berichtet, die heilige Hildegard habe, da dem Kloster eine Quelle fehlte, einst hier, wo dichtes Gebüsch eine kühle Stätte bildet, gekniet und gebetet, und in diesem heißen Gebete um eine Quelle gefleht. Der vollen Erwartung gewiß, habe sie mit ihrer schneeweißen Hand in den Felsen gegraben und die losen Steine ausgebrochen, und siehe, alsbald sey diese Quelle hervorgebrochen. Seit dieser Zeit nannte man sie Hildegardenquelle oder Brünnlein. Dort pflegten die Nonnen und die Laienschwestern den Trunk zum Abendbrode zu schöpfen.

Heute war der Dienst an Maria Ottini, welche im Kloster lebte, um ihre Erziehung vollendet zu erhalten; eigentlich aber, um sie vor den Bewerbungen des Ritters Brömser zu bergen, und sie geneigt zu machen, dem ältesten der Söhne des alten Pomaria ihre Hand zu reichen, denn das war längst der Plan der Väter, welchem nur die Kinder, um die es sich eben handelte, mit aller Kraft widerstrebten.

Die Nähe Rüdesheims hatte von je her eine häufige Verbindung der Bewohner hervorgerufen, die der Handel mächtig förderte. War in Bingen bei der Kirchweihe ein Tanz, so sah man Rüdesheims vornehme Jugend herüberschiffen und die Lust theilen; war ein Fest in Rüdesheim, so fehlten nie die Binger dabei.

So war es gekommen, daß der junge Brömser, der letzte Sprosse eines hochadeligen uralten Geschlechts, das jene kolossale Burg am Rheinufer bewohnte, die junge Maria Ottini sah und liebte. Zwar war er älter, als das eben frischblühende Mädchen; aber gerade dieser Umstand war es, der der gefallsüchtigen Lombardentochter schmeichelte. Einen Mann, wie Ritter Brömser, der mit Ruhm und Ehren genannt wurde, sich huldigen zu sehen, war eine so große Auszeichnung, daß ihr leidenschaftliches Herz davon überwältigt wurde, das ohnehin schon darum, weil es sollte, den Aeltern widerstrebte, welche die Verbindung mit Giambattista Pomaria wünschten. Sie war das einzige Töchterlein, die Erbin eines unermeßlichen Vermögens, erzogen von der über-

schwänglichsten Aelternliebe, und daher verzogen und eigenwillig bis zum Aeußersten; beherrscht von einer Leidenschaftlichkeit, wie sie nur die Gluth des Südens zu erzeugen fähig ist.

Brömser war ein schöner Mann. Seine Art, zu seyn und zu leben, hatte wohl jene glättere Außenseite angenommen, wie sie das Ausland, Frankreich und Italien, lehrt, wo er sich umhergetrieben. Ihm gefiel das reizende Geschöpf. Ihm sagte noch mehr der Reichthum zu, dessen Erbe sie werden mußte; denn seine Hülfsmittel waren erschöpft. Wenn auch ein bürgerlich Kind, so konnte sie der Kaiser ebenbürtig machen. Deswegen knüpfte er mit ihr ein Band der Liebe, und das Mädchen umfing ihn bald mit aller Gluth ihres Wesens.

Diese Verbindung blieb den Aeltern kein Geheimniß. Die Bewerbungen Brömsers würden unter andern Verhältnissen ihnen geschmeichelt haben; aber bei dem Grundsatz der Lombarden-Innung, nur unter sich zu heirathen, und so das Vermögen lediglich zu einem Familiengut zu machen, konnten sie sie nicht billigen und wendeten Alles an, sie zu entkräften. Das goß Oel in das Feuer. Maria fühlte und sprach unverhohlen ihre Abneigung gegen die berechnenden Handelsleute aus und ihre Vorliebe für ritterliches Wesen. Darum zog, veranlaßt durch seinen Vater und Maria's Vater, Giambattista mit dem Erzbischof gegen Adolph von Nassau zu Felde; allein Maria's Widerwillen gegen den aufgedrungenen Bräutigam konnte dadurch nicht vermindert, ihr Eigensinn nur vermehrt werden. Sie wies Giambattista überall zurück und behandelte ihn mit Verachtung. Endlich reis'te er nach Asti. Wohl hatte man gehofft, daß diese Entfernung wohlthätig wirken würde; allein das Geschick verschwor sich gegen die älterlichen Plane; denn Brömser wurde Vogt in Klopp, und Giambattista kam aus Asti zurück und trug ein anderes Bild in seiner Seele, umleuchtet von einer Glorie, wie sie Maria nie gewinnen konnte.

Je näher durch Brömsern die Gefahr rückte, desto dringender die Aeltern die Verbindung wünschten; aber Maria blieb sich gleich. Giambattista's weicheres Wesen gab den steten Einwirkungen seines Vaters endlich nach. Er wurde Schultheiß. Maria war schon früher in das Kloster Rupertsberg gebracht worden, um vor allen Annäherungen des Ritters sicher zu seyn.

Der alte Vater war im Kloster gewesen. Reiche Spenden bestimmten die Äbtissin dazu, Alles aufzubieten, Marien zu bewegen, einzuwilligen. Sie hatten endlich ihr das Ja abgerungen, und glücklich war der Vater heimgekehrt. Die Verlobung sollte nun in diesen Tagen statt haben.

Wenn aber Ottini sich dem Glauben hingab, Maria sey abgeschlossen von allem Verkehr mit dem Ritter Brömser, so irrte er. Brömser hatte einen Weg gefunden, der sicher zu seinem Ziele führte. Sein Knappe Kunz hatte ja ein Liebchen, das im Hause Ottini's als Magd diente, ein keckes, schlaues, verschlagenes Ding, selbst liebesiech und voll Mitleid mit ihrer liebesiechen Herrin, die ihr längst ihr Leid geklagt. Martha hatte ihren Kunz zum Boten und Kunz seine Martha. Jeden Schritt Ottini's kannte Brömser; jedes Begebniß, das Maria's Seele bewegte, wußte er. So kannte er Tag und Stunde, wann sie an dem Hildegardenbrunnen die klare Fluth schöpfte, und dann war er sicher im Gebüsche, das den Brunnen umgab, und was sonst lästiges Geschäft gewesen wäre, wurde zum längst ersehnten, viel gewünschten Gekose der Liebe.

Auch heute war die Kunde durch Kunz zu dem Ritter gelangt, Maria schöpfe Wasser zur Vesperstunde und harre sein.

(Fortsetzung folgt.)

Ich bin anders als ich war.

(Nach dem Wallachischen des C. A. Rosetti bearbeitet von H. Winterhalder.)

Daß ich mich verändert habe,
Sagt die Welt mir immerdar;
Wahrlich, ohne Scherz zu sprechen,
Ich bin anders als ich war.
Was die Herr'n und Damen trieben,
Schien mir lobenswerth, fürwahr;
Tadelnswerth scheint mir jetzt Alles,
Ich bin anders als ich war.

Große Zirkel liebt' ich einstens,
Wo man fröhlich scherzt und lacht,
Und wo Einer auf den Andern
Lästert und sich lustig macht;
Jetzt entflieh' ich weit von dannen,
Seh' ich eine solche Schaar,
Thorheit scheint mir all' ihr Treiben,
Ich bin anders als ich war.

Sah ich früher einen Richter
Leisten auf's Gesetz den Schwur,
Hielt ich ihn für unbestechlich,
Seiner Pflicht ergeben nur;
Doch heut' dünkt mir, viele schwuren,
Die im Stande sind sogar,
Selbst die Haut dir wegzunehmen;
Ich bin anders als ich war.

Hört' ich sonst die Deputirten
Sprechen, sich berathen viel,
Dacht' ich mir: das Wohl des Landes
Ist allein ihr Wunsch und Ziel;
Doch jetzt scheint mir, daß so mancher
Niemals Patriot noch war,
Landeswohl ihn wenig kümmert; —
Ich bin anders als ich war.

Einstens glaubt' ich, jeder brave
Biedermann sey hoch verehrt,
Daß der Wahrheit, dem Talente
Alle Achtung sey gewährt;
Doch jetzt bin ich and'rer Meinung,
Und ich sah im Traum sogar
Wackre Männer im Gefängniß;
Ich bin anders als ich war.

Sah ich sonst ein schönes Mädchen,
Fühlt' ich Liebe gleich zu ihr,
Meine Augen strahlten Sehnsucht
Und ein Engel schien sie mir;
Wie ich heute denk', verschweig' ich,
Doch auch jetzt noch immerdar,
Seh' ich Eine, muß ich seufzen:
Bin noch immer wie ich war.

Charles Nodier,

dessen Tod dieser Tage erfolgte, war am 29. April 1783 in Besançon geboren, wo sein Vater ein richterliches Amt bekleidete. Er kam frühzeitig nach Paris, wo er einige Romane und Dichtungen herausgab. Obgleich Republikaner aus Neigung, gerieth er doch aus Anhänglichkeit an einige Jugendfreunde in die royalistischen Klubs, welche während der Republik und dem Kaiserreich die Opposition bildeten. Er war dadurch und durch seine berühmt gewordene Ode gegen Napoleon „La Napoléone“ vielfachen Verfolgungen ausgesetzt, die ihn ins Gefängniß nach Sainte-Pélagie, in Verbannung und auf verschiedene, theils nothgedrungen, theils freiwillig unternommene Reisen in das Juragebirge, die Schweiz, wo er eine Zeit lang Druckereikorrektor war, ins nördliche Italien und endlich nach Laibach führten, wo er Bibliothekar wurde. Bald nachher erhielt er durch General Bertrand eine Verwaltungsstelle in Illyrien, später die Redaktion des „Telegraphe illyrien“, kehrte aber 1814 wieder nach Frankreich zurück. Hier wurde er Mitarbeiter des „Journal des Debats“, erklärte sich für die Bourbonen, wurde in den Adelstand erhoben und 1824 zum Vorstand der sehr bedeutenden Bibliothek des Arsenals ernannt, welche Stelle er bis an seinen Tod bekleidete. Charles Nodier nimmt unter den Schriftstellern des neuern Frankreich einen sehr bedeutenden Rang ein, und neigte sich durch Darstellungsweise sowohl, die den wirklichen vollendeten Meister bekundet, als durch die Stoffe, die er auswählte und ihre Behandlung, sowie durch das Gemüthliche seiner Schriften, am meisten zu den Deutschen hin. Die Franzosen verglichen ihn öfters mit unserm berühmten Landsmann Hoffmann, da seine Erzählungen meist zu den phantastischen gehören, wiewohl sie den Charakter des eigentlich Diabolischen entbehren. „Le peintre de Salzbourg“, einer seiner ersten Romane, ist eine Art Wertheriade; „Thérèse Aubert“ zeichnet sich durch hohe Vollendung der Sprache aus; „Trilby ou le lutin d'Argail“ ist ein Meisterstück stylistischer Eleganz; „le roi de Bohème“ mehr humoristisch. „Les souvenirs de la révolution“ und „Les souvenirs de la jeunesse“ enthalten vortreffliche historische Schilderungen und Aufschlüsse über seine Schicksale, seinen Charakter und seine Studien. Neuer sind „Mademoiselle de Marsan“; „Memoires de Maximin Odin“ und „Le dernier banquet des Girondins.“ Er hat auch geschätzte sprachwissenschaftliche, bibliographische und entomologische (in der Schweiz beschäftigte er sich eine Zeit lang mit naturwissenschaftlichen Studien) Schriften herausgegeben. Ueber Nodier's letzte Augenblicke enthält ein französisches Blatt folgende charakteristische Einzelheiten:

In dieser letzten Nacht, wo Nodier von vielerlei Dingen sprach, gab sich bald der Familienvater, bald der Schriftsteller auf die rührendste Weise kund. Als er seine letzte Stunde herannahen fühlte, sagte er zu seiner Frau und seiner Tochter: „Wohlan denn! wir müssen uns trennen! Denket immer an mich, der Euch so innig geliebet! . . . Ich fühle mich glücklich, daß ich meine Kinder und meine vier Enkel segnen kann! Sie sind doch alle da, nicht wahr? Es ist keines von ihnen krank? desto besser! Der wie vielte ist heute? — Der 27. Januar. — Nun gut! vergesset diesen Tag nicht.“ Und diese traurigen Worte begleitete er mit einem Lächeln, einem jener sanften, ruhigen und bezaubernden Blicke, die ihm eigenthümlich waren und die so viel Verführerisches hatten, daß ihn selbst eine Frau darum beneidet haben würde. Nach einer Weile rief Nodier Madame Ménessier zu sich, deren Talent als Schriftstellerin unter den Augen ihres Vaters heranreifte: „Meine Tochter“, sagte er zu ihr, „vernimm meinen letzten Rath: lies Tacitus und Fenelon viel, lies sie immer; das wird Deinem Styl Sicherheit geben.“ Hierauf sprach er von der wichtigen Arbeit, die er für die Akademie, deren Mitglied er war, begonnen hatte, und die er unvollendet ließ. Eine Dame von trefflichem Gemüth, welche einen Theil der letzten Nacht bei dem Sterbenden zubrachte und welche die Aufrichtigkeit seiner religiösen Gefühle kannte — eine Aufrichtigkeit, die er dadurch wohl schon bewährte, daß er selbst die Sterbesakramente zu einer Zeit verlangte, wo sein Geist noch seine ganze Energie besaß — diese Person richtete in Abwesenheit des Priesters einige Worte, die letzten Tröstungen des Christen, an ihn; er hörte ihr mit Seelenruhe zu und sagte alsdann zu ihr: „Ich denke an Gott, meine gute Nachbarin, und danke Ihnen, daß Sie mir von ihm gesprochen haben. Ich danke Ihnen auch für Ihr Gebet.“ Jetzt war Alles zu Ende: Nodier entschlief sanft ohne Kampf, ohne Zuckungen, und wir durften glauben, als wir vor einigen Augenblicken vor seinem Sterbelager standen, diesem Schlaf müsse ein Wiedererwachen folgen. (Karlsr. Z.)

Mannichfaltigkeiten.

Ein junger Stutzer zeigte einigen hübschen Damen die Merkwürdigkeiten einer Stadt; Mittags ging er mit ihnen nach Hause und es wurde gespeist. Der Jüngling aber aß nichts. „Warum essen Sie nicht?“ begann endlich eine der Damen, „sind Sie etwa unwohl?“ „Nein“, seufzte schmachtend der Stutzer, „aber wenn man solche Damen sieht, vergeht einem der Appetit.“

Ein armer Subaltern war in einer Abendgesellschaft am Sylvesterabend. Alles war lustig. „Ach, ich bin so glücklich“, rief er aus, „und kann mich doch nur als ein einfaches Haar auf dem Kopfe Sr. Excellenz des Herrn Finanzministers betrachten!“ — „Sie nehmen also an“, sagte ein Spötter, „daß Seine Excellenz eine Perrücke trägt?“ „Das hab' ich nicht gesagt“, fiel ihm der Subaltern erschreckt in's Wort. — „Doch, doch“, sagte jener, „in dem Augenblick, wo Sie sich als ein Haar des Herrn Ministers betrachteten, deuteten Sie an, daß die Haare des Herrn Ministers ihm nicht eigenthümlich angehören, mithin trägt er eine Perrücke.“ — „Ich gehe noch weiter“, rief ein anderer Gast dazwischen, den die ängstliche Miene

des armen Subalternen zu erheitern schien. „Eine Perrücke heißt so viel, wie ein Perrückenhans, wie ein Zopf, und wir wissen Alle, was das sagen will. Der Herr Finanzminister ist also eine alte Perrücke, das haben Sie sagen wollen!“ — Der Unglückliche wurde purpurroth; er gab vor, berauscht zu seyn, und entschuldigte sich, daß er die Gesellschaft verlassen müsse. So schwankte er fort und ließ sich unwohl melden, weil er nicht das Herz hatte, in seinem Bureau zu erscheinen. Noch jetzt fürchtet er stündlich seine Entlassung zu erhalten. Glück des Beamtenstandes! (Lew. Eur.)

(Literaturbewegung in Italien.) In ganz Italien wurden im Jahre 1841: 2999, 1842: 3024 Werke gedruckt, von denen 1769 oder ungefähr drei Fünftel im lombard.-venet. Königreich, 508 im Königreich beider Sicilien, im Kirchenstaate, in Toskana, in Lucca, Modena und Parma erschienen. Ein großer Theil dieser Werke besteht aus Uebersetzungen. Im Königreich beider Sicilien genießt das literarische Eigenthumsrecht noch keines Schutzes. Aus einer übersichtlichen Zusammenstellung ergeben sich für

		Werke	in Bänd.
Lombard.-venetianischen Königreich	Lombardei	688	1474
	Venedig	1101	1840
Sardinien		508	824
Parma		73	82
Modena		19	19
Lucca		11	12
Toscana		235	910
Kirchenstaat		216	310
Sicilien		174	299
Unbekannt		19	41
Zusammen		3024	5807

(Allg. Preßzeitung.)

Eine Correspondenz aus München in der „Weser-Zeitung“ bemerkt, daß so räthselhaft ins Publikum gekommene Wiener Conferenzprotokoll vom 1. Juni 1834 sey in Straßburg, Paris und auch in New-York gedruckt worden.

Frankfurter Theater.

In der neuern Zeit ist man gewöhnt, an das Repertoir der Bühnen in mittleren und selbst in kleineren Städten vor Allem die Aufgabe der Vielseitigkeit zu stellen. Die Productionen jeder Art haben sich so vermehrt und zu dem Alten ist so viel Neues gekommen, daß eine große Masse vorliegt. Das vielköpfige Publikum will von Jedem Etwas und was dem Einen behagt, mißfällt dem Andern. Also bunter Wechsel und angenehme Mannichfaltigkeit! Heute Mozart oder Schiller, morgen Donizetti oder Birch-Pfeiffer! Solche Vielseitigkeit des Repertoirs, die nun einmal unerläßlich geworden und welcher auch auf der Frankfurter Bühne auf's genügendste entsprochen wird, hat darin ihre Schattenseite, daß die einzelnen Vorstellungen an Werth und Gehalt ungleich seyn, mitunter auch übereilt werden müssen und daß die darstellenden Künstler, die nicht in allen Gattungen Ausgezeichnetes leisten können, manches weniger Gelungene, wohl auch Mißlungene zu Tage fördern; denn nicht Vielseitigkeit, sondern Einseitigkeit ist es, die des Künstlers Größe zu bedingen pflegt.

Außer dem „Osterfest“ von A. Schmitt, welches am 4. d. M. zum vierten Male gegeben wurde, waren „Belisar“ und „der Schnee“ die remarquabelsten Opern aus dem Repertoir der vergangenen Woche. In ersterer stand Fräul. v. Knoll für Fräul. Capitain, die unpäßlich war, in der Partie der Irene ein, nachdem sie kurz vorher den Benjamin in Joseph in Egypten neu studirt und gegeben hatte, ein Beweis von Brauchbarkeit und einem guten Gedächtniß. Was man von einer jungen Sängerin, die noch kein Jahr die Bretter betreten, erwarten kann, leistet Fräul. v. Knoll, und aus diesem Gesichtspunkt betrachtet, wird ihr gebührende Achtung und Aufmunterung zu Theil. Wir loben ihr volles Organ, ihre Fortschritte und einen Fleiß, der gewiß darauf bedacht seyn wird, noch manches Fehlende im geschmeidigen Vortrag und in der Intonation zu verbessern. Ferner machen wir darauf aufmerksam, daß zu schnell auf einander folgende Novitäten nicht geeignet sind, die Sicherheit zu befördern, ohne welche keine abgerundete Leistung möglich ist. Der Grund, weshalb Fräul. Capitain seit einiger Zeit mehrere ihrer schönsten Partieen abgegeben (unter diesen Benjamin, Aschenbrödel, Alice, Irene u. a.), liegt wohl darin, daß diese beliebte Sängerin allzu sehr beschäftigt und es demnach nothwendig geworden ist, sie in etwas zu erleichtern. Auch muß die Regie dafür sorgen, daß für den leicht möglichen Fall einer Erkrankung oder sonstigen Störung das Repertoir nicht nothleide und nicht in die Hand eines Einzelnen gegeben sey. Für unsere talentvolle und beliebte Capitain bleiben übrigens noch Rollen genug, in welchen sie glänzen und Anerkennung finden wird.

Der Schnee, die Debüt-Oper des nunmehr 60jährigen Auber, erweckte in uns die Erinnerung an eine früher vorzügliche Besetzung derselben. Unsere heutigen Sänger, zu sehr an den Cothurn gewöhnt, wollen wir nicht allzu scharf tadeln, wenn sie sich nicht so plötzlich in einer Sphäre bewegen können, wo der anmuthige leichte Ton einer Hofetikette und liebenswürdige Chevalerie in Wort und Ton die unerläßlichen Bedingungen sind. Hr. Chrudimsky — der heutige Beneficiant — in seinen Partieen Sever, Licinius, Cid u. s. w., wie in seinem Raphael d'Esturiga (Teufels Antheil) und Elwin gleich ausgezeichnet und durch seinen unermüdlichen Fleiß und nur selten gestörte Kraft der Oper jederzeit so nützlich, that als Prinz von Neuburg des Derben und Ungekünstelten etwas zu viel, führte aber seinen Gesangspart mit Sicherheit und Sorgfalt aus. Die Opernfreunde wissen die Vorzüge des Hrn. Chrudimsky zu würdigen, nicht minder die Direktion, welcher er stets wesentliche Dienste leistet. Hr. Caspari ist der schwierigen Aufgabe des Grafen von Linsberg, die einen höchst gewandten Darsteller verlangt, nicht gewachsen und war daher nicht an seinem Platze. Auch Fräul. Rudersdorff konnte den leichten Ton und die anmuthige Haltung des Fräulein v. Wellner nicht recht behaupten und ein Verstoß gegen dramatische Wahrheit waren am Schluß des dritten Actes (bei der eiligen Schlittenscene) ihre Retardationen auf die Worte: „Nur geschwinde, nur geschwinde!“ — Fräul. Kratky (Louise v. Schwaben) und Hr. Conradi (Herzog) waren in Spiel und Gesang gut, ohne jedoch ihre Partieen zu besonderer Bedeutung zu erheben. Hr. Hassel (Gärtner) war bei guter Laune und erntete die spärlich gespendeten Lorbeeren des Abends. Ungetrübten Genuß bereitete uns die Composition an und für sich, worin Auber die ganze Originalität seiner Muse vereinigt hat. Obwohl ein Schüler Cherubini's, geht er doch einen Weg, der ihm eher eine Stellung zwischen Bojeldieu und der italienischen Schule einräumen dürfte. In der so leichten als korrekten Behandlung des Orchesters streute sein heiterer Genius die ersten und frischesten Blüthen aus und gewährt dadurch Kennern und Laien einen schönen Genuß. W.

Theater-Anzeige.

Montag, 5. Febr. Zopf und Schwert, historisches Lustspiel in 5 Abth., von Gutzkow.

Dienstag, 6. Febr. Der Alpenkönig und der Menschenfeind, romantisch-komisches Mährchen in 3 Abth., von F. Raimund, Musik von Müller.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 38. Mittwoch, den 7. Februar 1844.

Die Nacht von Bingen.

Novelle.

(Fortsetzung.)

In den umhüllenden, dichtbelaubten Hollunderbüschen, deren Frucht schon reifte, stand Brömser, harrend seiner Maria. Ihm war das Verhältniß, das anfangs nur auf sinnlichem Wohlgefallen beruhte, nachgrade ein theures geworden. Des Mädchens heiße Liebe hatte die seine entflammt. Mit glühendem Verlangen erwartete er sie; denn es war ja Wichtiges zu besprechen, die Verlobung war nahe. Durfte, konnte er sie sich entreißen lassen? Was einst der alte Rottmeister Guntram angedeutet, das lag in seiner Seele als letzte Zuflucht, als letztes Hülfsmittel, wenn Alles brechen sollte. In tiefem Sinnen verloren, lehnte er sich an den Felsen, als er plötzlich den Tritt des leichten Fußes auf den Stufen vernahm, welche in den Felsen gehauen waren. Bald nahte sie sich. Ihr Auge schien das Gebüsche durchdringen zu wollen. Ihr hüpfender Gang wurde zögernd. Sie sah sich nach allen Seiten um. Jetzt erblickte sie ihn. Schnell wurde der Krug zur Erde gesetzt, und in die Arme des Mannes flog das Mädchen, und die glühendsten Küsse besiegelten die frohe Gewißheit des Wiedersehens und Wiederhabens.

„Ich fürchtete, Du seyst nicht da!“ sagte sie, ihre runden Arme um seinen Nacken legend.

„Wie hätte ich ausbleiben können?“ flüsterte er, sie an sich pressend. „Du solltest mir entrissen werden können?“ sagte er.

„Nie,“ erwiederte sie.

„Aber Du hast Dein Ja gegeben?“

„Das hab' ich, aber ich wurde gezwungen; am Altare noch sage ich: Nein.“

„Soll es dahin kommen?“

„Ach, wie soll ich vorbeugen? Wie kann ich?“

„Wohl wüßte ich einen Weg,“ sagte Brömser.

„Welchen?“ fragte das Mädchen mit heftiger Erregung. „Nenne mir ihn, mein Lieb!“

„Du fliehst mit mir nach Klopp, und ein Priester traut uns dort!“

Maria senkte das glühende Köpfchen auf die Brust. Sie sann. „Ist keine andere Hülfe?“ fragte sie.

„Keine, Maria! Du bist umgarnt. Was will es helfen, wenn Du auch am Altare noch Nein sagst? Nie werden es Deine Aeltern zugeben, daß Du mein Weib wirst, weil das Geld sie verblendet. Wenn wir nicht durch Selbsthülfe unser Ziel erreichen, so ist es unerreichbar.“

„Wohlan!“ sagte darauf das Mädchen mit der ihr eigenen Festigkeit, „was frage ich nach der Welt? Ich bin die Deine, so sey's denn auch, daß ich mit Dir fliehe.“

Ein Gluthkuß besiegelte dies Wort und lohnte den Entschluß, der so sehr mit Brömser's Wünschen übereinstimmte.

„Wann, Marie, sollen meine Wünsche erfüllt werden?“ fragte hastig und stürmisch der Ritter, und preßte das glühende Mädchen an sich.

„Wann Du willst!“ sagte sie.

„So höre, Maria,“ fuhr er fort, „was ich Dir vorschlage. Die Gefahr einer Belagerung ist nahe, wo Du ohnehin das Kloster verlassen mußt. Jetzt scheint der Mond noch ziemlich helle. Sobald er nicht mehr scheinet, lasse ich Dich durch Kunz und Martha benachrichtigen, zu welcher Stunde ich Dein hier harre. Du kommst, und wir sind rasch in der Camera und durch den verdeckten Gang in Klopp. Ich hülle Dich in einen Mantel und setze eine Pickelhaube auf Deine Locken, und keine Seele ahnet, wer der schmucke Knappe ist, der mir folgt.“

„Jetzt muß ich fort,“ sagte sie, „denn der Gesang der Vesper ist verstummt. Droben im Kloster werden sie mich vermissen.“ Noch ein Mal wurden Küsse gewechselt, dann schnell der Krug mit perlendem Wasser gefüllt, und dahin schwebte die schöne Gestalt.

Brömser kehrte sinnend zu dem Kahne zurück, der unten in den Weiden lag, saß da stille, bis die tiefere Dunkelheit herabsank, und ließ sich dann von Weinert leise an der Felswand hinauf rudern bis in die Nähe der Drususbrücke, wo er ausstieg und schnell in den Weinbergen verschwand, die hier ein Fußpfad durchschnitt, welcher zur Camera führte.

Die Reisige waren lustig und guter Dinge; denn der Schultheiß hatte sie wieder mit Wein versorgt. Keiner ahnete des Ritters Nähe, der, von Guntram erwartet, schnell in dem Seitengebäude verschwand. Guntram zündete, nachdem er den Keller wieder sorgfältig verschlossen, eine Fackel an, und Beide traten in den verdeckten Gang, der sorglich gereinigt war, und erreichten ungefährdet den Thurm, in welchem er mündete. In des Ritters Klosett traten darauf Beide, um bei einem Becher edlen Scharlachbergers das Weitere zu besprechen.

„Guntram," hob der Ritter an, „Dein Mahnwort ist nicht umsonst gewesen, ich hole mir das reiche, schöne Lombardenkind, sobald der Mondschein aufhört."

„Recht so, Herr Ritter," rief der Rottmeister; „da habt Ihr nicht mehr lange zu warten; denn nur noch drei Tage wird es währen, dann wird das Dunkel vollkommen seyn; aber habt Ihr auch die Reisige in der Camera bedacht?"

„Sind wir nicht heute unbemerkt heraus und hereingekommen?"

„Wahr! aber gelingt das immer?"

„Schlimmsten Falls machst Du sie trunken aus meinem Keller; dann spart es der Lombarde, und sie neigen sich zu mir."

„Gut, doch wie soll das Alles bewerkstelligt werden?"

Du trägst Kunzens Pickelhaube und Mantel hinunter und giebst sie Wrinert, der mit dem Kahne in den Weiden an der Brücke meiner harrt. Du schleichst Dich zu den Reisigen, machst sie heimlich und kirre; giebst ihnen tüchtig zu trinken, und schleichst Dich dann weg in den Keller, wo Du mich erwartest. Aber noch Eins; ich bedarf eines Priesters, der uns sogleich traut, Du und Kunz mögt Zeugen seyn. Euer Lohn wird reich seyn; denn meine Braut wird mir reichen Mahlschatz und Morgengabe bringen. Weißt Du Rath?"

„Warum nicht, Herr Ritter, wenn Ihr Geld bietet," sagte Guntram. „Da ist der Pfaffe in Kempten, ein armer Frühmesser, der nach guten Tagen lechzet, wie der Durstige nach einer Erquickung. Biet' ich ihm Geld, so ist er zur Stunde hier."

„Du sollst zwanzig Turnosen haben, besorge mir Alles," sagte Brömser, und Guntram versprach's.

Brömser sah sein Plänchen herrlich reifen. Nie war er fröhlicher, nie milder gegen seine Mannen. Mit Sehnsucht sah er dem Verschwinden des Mondlichts entgegen.

Guntram besorgte seine Aufträge pünktlich. Der arme Frühmesser von Kempten war augenblicklich bereit, die Trauung zu vollziehen. Weinert erhielt Mantel und Pickelhaube, und Kunz trug seiner Martha die Kunde, Martha ihrer Herrin nach Rupertsberg. So stand Alles günstig, wie der Ritter und sein leichtsinnig Lieb es nur wünschten.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Sylvester —s. Jugendjahren.

(Mitgetheilt von einem seiner Schulgenossen.)

Auf den Alpenhöhen des von der Natur so wundervoll geschmückten tyroler Landes liegt ein Dörflein auf grünen Matten hingebettet, welches den Namen Umes führt und wegen seiner hübschen und lustigen Bub'n weit umher bekannt ist; ja, wenn ein Umeser Bub zum Tanze oder auf die Kirchweihe kömmt, da will kein Diendl mehr mit einem Andern tanzen, so sehr zeichnen sie sich durch schöne Gestalt, Tracht und Munterkeit aus. Auch im Freiheitskampfe im Jahr 1809 waren diese Jünglinge mit den tapfern Schützen von Aram die allerersten, die sich erhoben, mit beispiellosem Muthe über die wüthenden Feinde herfielen und sie besiegten, weshalb auch jetzt noch Jedermann mit Bewunderung von deren Heldenthaten spricht.

Wann kaum der Tag zu grauen anfing und die aufgehende Sonne die Alpenspitzen röthete, sah man täglich ein blondlockiges Bübl aus einem, auf steilen Felsen erbauten Häuschen hervorhüpfen, um der eine Meile weit entlegenen Dorfschule zuzueilen. Das Bücherranzl auf'm Rücken, den mit spitzem Stachel beschlagenen Wegstock in das harte Gestein einsetzend, schwang er sich wie eine Gemse in den tiefen Thalgrund hinunter, hin zu seinem Paradiese, zu dem auf grünem Hügel hoch oben stehenden Schulhause. Unser Vestl, so hieß der Naturknabe, erwarb sich durch seinen Fleiß und durch seine erstaunliche Lehrbegierde, zumal, da er jeden Tag zwei Stunden in die Schule und wieder zwei in seine Felsen zurückzulegen hatte, gar bald die Liebe seiner Lehrer, die er sich auch bis zur Vollendung der Schuljahre zu erhalten wußte. Vestl hatte kein größeres Verlangen, als ein Studentl zu werden, um, wie er sagte, all' die schönen Dinge in der Welt lernen zu können; und so trat er auch eines Tages vor den Landrichter und den Dorfpfarrer, sie mit Bitten bestürmend, es möglich zu machen, daß er auf das Gymnasium in Innsbruck kommen könne.

Diese beiden Herren waren dem Vestl wegen seines braven Betragens sehr gewogen, aber ganz und gar war er der Liebling des Herrn Pfarrers, weil er jede Predigt, die derselbe hielt, Wort für Wort auswendig hersagen konnte und im Religionsfache alle Schulkinder weit übertraf. Vestl's Wunsch, ein Studentl zu werden, sollte nun in Erfüllung gehen. Er wanderte, festlich geputzt in seiner Landestracht, voll Leben und natürlicher Heiterkeit, an der Seite des Herrn Pfarrers zur Stadt, um bei einigen Freunden desselben vorgestellt zu werden. Seine Zutraulichkeit, sein offenes Geständniß, wie es ihm ums Herz war, und die treuen Züge, so aus seinem unschuldigen Gesichte glänzten, gewannen ihm augenblicklich das Wohlwollen Aller, die ihn sahen, und Jeder wollte das angehende Studentl bei sich aufnehmen. — Wir sehen nun Vestl in eine ihm ganz neue Welt eintreten; aus der wilden Natur scheidend, in der er sich wie ein Vogel in der Luft bewegte, sieht er sich auf einmal in das Geräusch einer großen Stadt versetzt, wo ihm Alles, was er sah und hörte, unerklärlich schien. Man würde sich daher nicht zu wundern brauchen, wenn Vestl vom Heimweh geplagt worden wäre, aber dem war nicht so, er wußte sich in Alles zu fügen, war bei seinem Pflegevater schon in den ersten Tagen das Kind im Hause, und sprang mit wilder Gelenkigkeit über Tisch und Stühle, wenn er's seinen Wohlthätern an den Augen ansah, daß sie etwas zu haben wünschten.

Gewohnt, wie das Auergeflügel, am grauenden Morgen die Schlafstelle zu verlassen, sah man Vestl, während jenes sich zum Futter in die Urgehölze schwang, seinen Horst auf dem Studirstuhle errichten und da seines Geistes Nahrung freudig suchen. Unermüdet in Erlernung der ihm vorgezeichneten Schulkenntnisse, war er den Jugendspielen mit Leidenschaft ergeben. Keiner that es ihm vor im Schnelllaufe, im Uebersetzen oder im Baumklettern, wo er immer, besonders bei Fichtenbäumen, bis zur höchsten Spitze emporstieg und diese als Siegeszeichen mit herabbrachte; ein Wagestück, das nur einem Vogel gelingen mag. Interessant war aber sein Ringen, wo man Gelegenheit hatte, seine Muskelkraft und seinen herrlichen Körperbau zu bewundern. Das erste Schuljahr nahte

sich allmählig seinem Ende und die Prüfung sollte den Schluß machen.

Vestl war verständig genug, um zu begreifen, daß er durch Ablegung eines guten Examens zeigen müsse, wie dankbar er seinem Wohlthäter sey, demzufolge gönnte er sich kaum mehr die Nachtruhe, bis endlich der wichtige Tag erschien und ihn in die Prüfungshalle rief. Die innere Pracht des Saals, in dessen Mitte die Staatsbehörden auf samtenen, mit Gold und Silber bordirten Emporsitzen Platz genommen hatten; ein ausgewähltes Publikum auf den auf's reichste verzierten Gallerien; die Musikchöre, bei jedem Eintritt einer Person von Distinction in Tusch einfallend, setzten manche der Ankommenden in Verwirrung, nicht aber unsern Vestl, der blieb ruhig, suchte zu den Schülern zu kommen, wo er sich dann ohne Umstände auf die Ehrenbank, die auch in der Schule seinen Platz ausmachte, niedersetzte. Die fünf Besitzer der Ehrenbank wurden zuerst ins Examen genommen. Der Zufall wollte, daß gerade der in der Mitte Sitzende zuerst für die Beantwortung mehrerer schwierigen Fragen aufgerufen wurde. Er erhob sich mit Unerschrockenheit, überdachte einige Augenblicke den in Frage gestellten Gegenstand, und gab dann über Alles so genaue Antworten, daß der Vorstand nicht umhin konnte, ihm seine Zufriedenheit zu erkennen zu geben. Besonders aber wurden von ihm die Lehrgegenstände über Religion und Moral mit einer Begeisterung und einem Gefühle behandelt, daß sich die Zuhörer hingerissen fühlten, dem kleinen Sprecher ihren Beifall laut zu bezeigen. Die Prüfung wurde darauf bei den übrigen vier Knaben auf der Ehrenbank fortgesetzt, aber welche Mühe kostete es sie, nur einige der an sie gestellten Fragen richtig beantworten zu können; man blieb stecken, und nun wurde der in der Mitte sitzende Schüler aufgerufen, um die Fragen zu lösen. Nachdem die allgemeine Prüfung vollendet war, trat der für die Schüler wichtige Augenblick der Preisaustheilung ein. Wie pochte da gar vielen ihr Herz, und wie viele Eltern sahen mit Spannung dem Loos entgegen, das ihren Kindern beschieden war. Der Schuldirektor erhob sich endlich von seinem Sitze, hielt eine auf die feierliche Handlung bezügliche Rede, lobte die Schüler, die sich sowohl im Laufe des Schuljahres, als besonders bei der Prüfung vortheilhaft ausgezeichnet hatten, und rief nun mit lauter Stimme diejenigen Schüler, die die Preise erhalten sollten, zur Tafel heran, an der das Präsidium seinen Platz genommen hatte. Alle Augen waren auf den zuerst aufgerufenen Knaben gerichtet; es war derjenige, der auf der Ehrenbank in der Mitte seinen Platz hatte, es war unser Vestl, der den Hauptpreis erhalten sollte.

Mit Ehrerbietigkeit nahte er heran, nahm mit Entzücken die ihm dargereichten Prämienbücher in Empfang, aber ganz erschöpft von Freude fühlte er sich, als der Direktor seine Brust mit einer silbernen Denkmünze schmückte.

Hier endet der Einsender seine Erzählung einer Scene aus dem Jugendalter eines Mannes, der im deutschen Vaterlande nicht unbekannt ist, Sylvester heißt, und seit jenen glücklichen Jugendtagen manche heitere, aber auch manche sehr bittere und kummervolle Stunde durchlebt hat und dessen Namen von Vielen mit Liebe und warmer Theilnahme genannt wird.

W.

Mannichfaltigkeiten.

(München, 2. Febr.) Se. Maj. der König haben in der Person unseres königl. Hofschauspielers Hrn. Dahn unserm Schauspiel einen dritten Regisseur zu geben geruht. Außer dem Ober-Regisseur Hrn. Heigel ist der bekanntlich schon seit vielen Jahren als Regisseur des Gesammtschauspiels funktionirende Hr. L. Hölken dem Trauerspiel und der Oper, Hr. Dahn hingegen dem Schau- und Lustspiel vorgesetzt.

(Dresden, 29. Jan.) Die Oper Marschner's „Hans Heiling" ist bereits zwei Mal mit Beifall über unsere Bühne gegangen. Wenn auch nicht, schon vermöge Sujets und Ausdehnung, so großartig wie der „Templer und die Jüdin", hat sie doch auch viel eigenthümliche Schönheiten und bekundet den gediegenen Meister. Noch haben wir das Concert des Vice-Concertmeisters Schubert zu erwähnen, welches zu den besuchtesten und interessantesten gehörte.

(Berlin, 30. Jan.) Das Berliner Lesekabinet wird wahrscheinlich zu Ostern geschlossen werden. Es hat nicht die Theilnahme gefunden, welche man wohl hätte erwarten dürfen. Eine Stadt, welche sich als den Brennpunkt deutschen Geistes und Wissens gerne bezeichnen hört, war nicht im Stande, ein Institut aufrecht zu erhalten, welches sich eben zur Aufgabe gestellt hatte, einen Mittelpunkt für die verschiedenen, oft auseinanderfallenden Richtungen in der geistigen Welt zu bilden. Fast jede Mittelstadt hat sein Museum; Leipzig ruft eben ein großartiges Unternehmen der Art in's Leben, und zu derselben Zeit geht das Berliner Lesekabinet aus Mangel an Theilnahme ein. Eine schlimme Lehre! Es kömmt wohl hauptsächlich daher, daß die meisten Konditoreien eine Masse Zeitungen halten, so daß man in schönem Lokal bei guten Erfrischungen sich mit Politik beschäftigen kann.

Die Zahl der geisteskranken Frauen — behauptet A. Esquirot in einer Abhandlung über die Geisteskrankheiten — ist um ein Drittel größer als die der Männer. Als Ursache der Geisteskrankheiten walten bei den Frauen unglückliche Liebe und Eifersucht, bei den Männern Vermögensunfälle und getäuschter Ehrgeiz unverhältnißmäßig vor. Unter den Männern liefern die Ehelosen die meisten Irren, unter den Frauen dagegen die Verheiratheten, — eine Beobachtung, die für die Männer nicht sehr schmeichelhaft ist.

(Dresden.) Gutzkow, dessen „Zopf und Schwert" hier einen Erfolg gehabt, wie seit langen Jahren kein anderes Schauspiel, wird zu Ende Februar zu einem mehrwöchentlichen Aufenthalt hierher kommen und ein neues Schauspiel mitbringen, welches zur Zeit Katharina's II. von Rußland spielt und den bekannten Kosaken Pugatschew, den Pseudo-Peter, zum Helden hat.

Korrespondenz.

Hamburg, 1. Febr.

Einer von Hamburg's Literaten, Georg Lotz, der langjährige, erblindete Herausgeber der „Originalien", ist in diesen Tagen gestorben. Als Schriftsteller von sehr geringer Bedeutung, hat er sich doch als Vielschreiber und Vielübersetzer — er dictirte beständig — und

Begründer eines durch eigenthümliche Combinationen gesicherten Blattes einen Namen erworben. Lotz war 1784 zu Hamburg geboren, eigentlich für den Kaufmannsstand bestimmt und seit einer langen Reihe von Jahren — wie er selbst beständig ankündigte — unheilbar erblindet. Er trieb die Schriftstellerei förmlich als Profession und die Zahl der von ihm meist nach dem Französischen übersetzten oder frei bearbeiteten Romane u. s. w. mag wohl nahe an hundert betragen. Das Abonnement auf die „Originalien" wurde von Vielen als eine Unterstützung eines unglücklich Erblindeten betrachtet und dabei übte er eine wahre Tyrannei gegen Schauspieler und Künstler mit diesem Blatte aus. Jeder mußte abonniren, sonst wagte Keiner in Hamburg öffentlich aufzutreten. Hiesige und auswärtige Künstler waren tributpflichtig, und nur auf solche Weise konnte das Blatt sich halten. Die Theaterkritiken wurden großentheils von Lotzens Frau geschrieben, diese wird auch unter Assistenz des Dr. Töpfer das Blatt fortsetzen. Doch genug davon! Requiescat in pace! — Ein wunderlicher Umstand ist es mit Laube's „Bernsteinhexe", die am vorigen Montag zu Grunert's Benefiz zur Aufführung kam. Gerade an demselben Tage las man in der Augsb. Allg. Ztg. eine Erklärung des Herausgebers, oder richtiger des Verfassers, Pastor Meinhold, „daß seine Bernsteinhexe von Anfang bis zu Ende reine Dichtung sey und nicht die geringste historische Basis habe", kurz, daß er in frommer Absicht das Publikum mystificirt habe, was ihm auch vollkommen gelungen. Dadurch hat sich allerdings Laube's Standpunkt verändert, er hat nun etwas Passives, Weibliches, Birch-Pfeiffer'sches — das Verdienst, einen Roman für die Bühne zugeschnitten zu haben. Was nun das Drama betrifft, so ist dasselbe ein düsteres, grausenerregendes Nachtstück — ein karrikirter Hexenprozeß, Nichts als die krassesten Effekte, ein unglücklicher, forcirter Victor-Hugoismus, der unserer Bühne wahrlich kein Heil bringen kann. So baar aller selbstständigen Poesie ist keins der Birch-Pfeiffer'schen Effektdramen, so grell und galleriemäßig ist keiner ihrer Effekte, als die in diesem an flachster Trivialität laborirenden Schauspiel; Alles wirkt als Deus ex machina, Nichts ist die Consequenz des Vorhergehenden; das Gemüth des Zuschauers wird nicht angezogen, sondern förmlich gezerrt und gezwickt. Die Darstellung war im Ganzen fleißig und gelungen. Hr. Grunert und Hr. Hendrichs ernteten reichlichen Beifall — namentlich der Gallerie. Auch der Verfasser des Stückes wurde von Einigen gerufen, war aber nicht mehr gegenwärtig. — Der treffliche Wiener Komiker Franz Wallner, der zuerst auf dem Stadttheater, dann im Thaliatheater, dann in Altona mit dem größten Beifall gastirte, ist von hier nach Bremen abgereis't.

Nürnberg, 30. Jan.

Polizeistunde. Theater.

Wenn wir in unserm letzten Bericht mittheilten, daß die Beschränkung der Polizeistunde in Fürth am Sylvesterabend ernsthafte Unruhen veranlaßt habe, die glücklicherweise ohne Folgen geblieben sind, so müssen wir für diesmal einen ähnlichen Auftritt aus Nürnberg berichten, damit er auf's neue als Beleg diene, wie hartnäckig das Volk seine altherkömmlichen Rechte zu vertheidigen sucht. Das Museum vereinigt bekanntlich die haute volée der ehemaligen Reichsstadt in sich. Es genießt manche Vorrechte und unter andern auch das, an keine Polizeistunde gebunden zu seyn und festliche Gelegenheiten bis 4 Uhr Morgens verlängern zu dürfen, während alle übrigen Vereine — nach der neuen Verordnung — mit der Mitternacht Bälle u. s. w. schließen müssen. Als nun darüber mancherlei Gemurmel entstand und selbst bis zu den Ohren der Bevorzugten drang, äußerte einer derselben, daß die Canaille keinen Anspruch habe und kuschen müsse. Dies war das Signal zu folgendem tragikomischen Intermezzo. Am 16. d. M. war im Museum großer Ball. Um 11 Uhr rottete sich ein Haufe von etwa 60 Revoltanten, der aber bald durch die aus den Wirthshäusern Hinzuströmenden zu einer bedeutenden Masse schwoll, vor dem Gebäude zusammen und gebot unter ernstlichen Drohungen Polizeistunde. Der Magistrat, schon am Tage von dem Attentat unterrichtet, suchte durch gütliche Zusprache die Unruhigen zu entfernen, requirirte aber, als dies nichts helfen wollte, von der Stadtkommandantschaft Linienmilitär. Zwanzig Mann rückten im geschlossenen Gliede an. Die Menge machte ehrerbietig Platz und brachte dem ganzen Infanterieregiment von Nürnberg ein donnerndes Vivat. Bald darauf erschien Cavallerie; auch ihr wurde unter lautem Gelächter ein Lebehoch gebracht. Das Militär durchstreifte die Straße, aber die Masse blieb. Endlich trat der erste Bürgermeister, Dr. Binder, aus dem Museum und ermahnte die Unzufriedenen mit den liebreichsten Worten zur Heimkehr, indem er seine kräftigste Verwendung für alle Beschwerden zusagte. Und wiederholt braus'te ein Hoch, dem ersten Hrn. Bürgermeister von Nürnberg gebracht, durch die Stille der Nacht. Aber die Worte des allgemein beliebten Mannes hatten die erregten Gemüther besänftigt. Man lachte noch einige Zeit, endlich verlor sich ein Trupp nach dem andern; um 1 Uhr war die Revolution zu Ende. Nicht unterlassen können wir, das kluge Verfahren der Obrigkeit, die dieses Vergehen gegen die öffentliche Sicherheit ahndungslos vorüber gehen ließ, zu loben. Milde thut bei solchen Excessen Wunderdinge, Gewalt erbittert nur noch mehr. Nicht so gut ergeht es den Fürthern. 36 der Rädelsführer, unter ihnen selbst wohlhabende Bürger, erwarten im Gefängnisse die Strafe für eine eben so unbedachte als zwecklose Handlungsweise. — Die Theaterdirektion scheint sich die zahlreichen Beschwerden, die von allen Seiten eingelaufen sind, endlich zu Herzen genommen zu haben und den Willen des Publikums zu berücksichtigen. Wenigstens verschwinden die alten Coulissenreißer mehr und mehr und machen den neuesten dramatischen Erscheinungen Platz. So kamen in kurzer Zeit: Zopf und Schwert, die Bernsteinhexe, ein Handbillet Friedrich II. u. s. w. auf das Repertoir und der Enthusiasmus, mit dem sie aufgenommen wurden, bürgt dafür, daß sie sich erhalten. Unter den neueren Opern nennen wir: Lucrezia Borgia, der Wildschütz, Lucia di Lammermoor. Die Aufführung? Je nun, der Mensch gewöhnt sich an Alles. In Ermangelung von etwas Besserem findet er das Mittelmäßige gut. Es wird vielleicht noch die Zeit kommen, wo wir Krull's Direktion als goldenes Zeitalter zurück wünschen.

Hanau, im Febr.

Die Karnevalszeit hat auch hier die Narrheit rege gemacht und nach dem Beispiel der Rheinländer haben mehrere Direktionen hiesiger Gesellschaften Narrenversammlungen veranstaltet. Die Narrengesellschaft, welche wegen der Neuheit der Sache bis jetzt noch nicht so zahlreich, als wünschenswerth ist, aber immer neue Anmeldungen erhält, hat ihren Versammlungen mit Bezeichnung ihres Patriotismus den närrischen Namen „Gelberübenhalla" beigelegt. Auf den Kappen ist mit vielem Geschmacke eine Gelberübe plastisch dargestellt, eine Idee, welche im hiesigen Gelberübenlande mit vielem Beifalle aufgenommen wurde und zu vielen scherzhaften Bemerkungen Stoff gibt. Die Vorträge, welche bis jetzt in der Gelberübenhalla gehalten wurden und Localsachen behandelten, haben die Narren in eine sehr heitere Stimmung versetzt. — Manche, die sich überhaupt dem Neuen gerne widersetzen, wollen behaupten, daß solche Versammlungen für hiesigen Ort nicht passend seyen; wir sind aber entgegengesetzter Meinung, da ja in socieller Hinsicht in Hanau die Narrheit grade recht zu Hause ist.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 6. Febr. Der Alpenkönig und der Menschenfeind, romantisch-komisches Mährchen in 3 Abth., von F. Raimund, Musik von Müller.

Mittwoch, 7. Febr. (Zum Vortheil der hiesigen Armen): Des Teufels Antheil, komische Oper in 3 Abth., von C. Gollmick, Musik von Auber. Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 39. Donnerstag, den 8. Februar 1844.

Die Nacht von Bingen.

Novelle.

(Fortsetzung.)

VI.

Die Reise über die Alpen hatten Antonio Pomaria und sein treuer Diener Tommaso nach vielen Mühseligkeiten glücklich überstanden und zurückgelegt. Ihre Waaren trugen viele Saumrosse, und auch sie waren ohne Verlust bis Constanz gebracht worden, wo ein Schifflein bereit lag, sie aufzunehmen und den Rhein herab gen Bingen zu schiffen.

Tommaso's verschlossenes Wesen, aber auch seine Treue und Ergebenheit war sich gleich geblieben, und Antonio hatte den treuen Jüngling überaus lieb gewonnen, obwohl er sich mit eigenthümlicher Schüchternheit jeder Annäherung eines freundlichen Verhältnisses zu seinem Herrn entzog, gerne sich fern hielt, und nur zu Diensten sich in seiner Nähe befand.

Antonio sah es als eine Eigenthümlichkeit des schönen Jünglings an, und ließ ihn gewähren. In Constanz ruhten sie aus von den Mühen der Reise. Hier aber traf sie eine beängstigende Kunde. Man erzählte in der Herberge, wie der Kaiser Albrecht mit dem Erzbischof Gerhard von Mainz zerfallen und in einen heftigen Kampf gerathen sey, und wie der Kaiser sich nun dem Rheine nahe mit verheerender Kriegsmacht. Man erzählte ferner, wie heftig der Kaiser den Lombarden zürne, weil diese, und besonders die in der Stadt Bingen, ihm abgeneigt, dem Erzbischof die Gelder geliehen, um den Krieg mit Nachdruck zu führen.

Diese Kunde setzte den jungen Pomaria in Schrecken. Er ließ schnell am andern Morgen das Schifflein laden, und schiffte nicht ohne große Besorgniß der rheinischen Heimath zu. Ihm ahnete nicht, daß bereits Albrecht den Rhein erreicht hätte.

Dies war indessen wirklich geschehen. Der Kaiser hatte das Erzbisthum erreicht, und wo er hinkam, Spuren seines Zornes in gänzlicher Verheerung des Landes hinterlassen. Zwischen Oppenheim und Mainz befand sich sein Lager, und der Gedanke, Mainz zu erobern, schien alle seine Thatkraft in Anspruch zu nehmen. Das Lager zog sich bis nahe an das Ufer des Rheines, und kein Fahrzeug mochte sich der Stadt nähern, ohne daß es des Kaisers „Buben", wie man die Söldner damals zu nennen pflegte, erspäht und mit den Kähnen, die man erbeutet, genommen hätten.

So nahte sich denn das Fahrzeug des jungen Lombarden der Gegend, wo das Lager sich befand. Schon bei Worms vernahm er die nahe Gefahr; aber nicht den Umstand, daß sich das Lager so nahe am Ufer des Rheines befände. Auch trösteten ihn die Schiffer mit dem Nebel, der Morgens auf des Rheines Fluthen liege.

Ruhig glitt das Schifflein den breiten Strom hinab. Zwar pochte sein Herz, als er Oppenheim vorüber fuhr; indessen verbargen die dichten Weidenbüsche des Ufers das kaiserliche Lager dem Auge Antonio's.

Als sie sich der Stelle näherten, wo es stand, und kein feindseliges Anzeichen zu erkennen war, fuhren sie rüstig zu. Bald aber tauchten am Ufer stark bemannte Kähne aus den Weiden auf, die pfeilschnell das Fahrwasser gewannen. Umsonst ruderten die rüstigen Schiffer mit aller Kraft. Umsonst flog das Schifflein über die bewegten Wellen des Stromes dahin. Umsonst blähte ein frischer Südwestwind die Segel, und trieb das Fahrzeug mit Blitzesschnelle abwärts; die Kähne voll wilder Ungarn und deutscher „Buben" erreichten es von hinten und vornen, schlugen die Mannschaft nieder und führten es an's Ufer, wo eine zahlreiche Masse Söldner jubelnd den Sieg der Brüder pries.

Auch Pomaria hatte einen betäubenden Schlag auf den Kopf bekommen. Nur Tommaso war unverletzt.

Als sie das Ufer erreichten, wurden die Waaren in das Lager geschleppt, die Gefangenen gebunden und unter lautem Jubel eingebracht.

Der Kaiser ließ die Beute vertheilen, und Pomaria mit seinem Diener in einem Zelte bewachen, weil er ihn als Geißel bei Bingen gebrauchen zu können hoffte. Die Lage Antonio Pomaria's war nicht beneidenswerth. Fest gebunden an Händen und Füßen, lag er auf einem Gebunde Stroh an der Wand des aus Linnentuch verfertigten Zeltes. Neben ihm lag Tommaso, nur an den Händen gefesselt. Antonio wehklagte laut über den ungeheuren Verlust seiner Innung, über sein eigenes Mißgeschick. Der Diener redete ihm zu, sich zu trösten.

„Seyd doch ruhig, Herr," sagte er zuversichtlich, aber flüsternd, mit seiner melodischen Stimme; „die Stunde der Erlösung ist näher, als Ihr glaubt. Meine Stricke sind weniger fest, und wenn ich meine Hand zusammenziehe, kann ich durch-

schlüpfen. Laßt uns nur Geduld haben; wenn diese Nacht der Ungar schläft, welcher uns bewacht, dann schlägt die Stunde der Rettung."

Antonio staunte über diese Rede; allein Tommaso zog ohne Mühe seine Hand aus der Schlinge, und zeigte sie ihm frei, und ohne Schlinge.

Jetzt begann er zu hoffen. Ruhiger sah er der Nacht entgegen. Sie kam endlich und hüllte Alles in ihren Schleier. Ein dichter Nebel zog sich über die feuchte Ebene hin bis zu den Bergen, wo Reben und Wald abwechselten. Ein ungarischer Reiter war als Wache zum Zelte bestellt. Kaum kam die Nacht, so traten Mehrere in dasselbe. Sie hatten einen Steinkrug voll Wein, der in seinem weiten Bauche mehr barg, als nöthig war, die Genossen ihrer Sinne zu berauben. Unter wilden Gesängen brachten sie mehrere Stunden hin. Als der Krug leichter wurde, begannen ihre Augenlieder schwerer zu werden. Allmählig siegte die Gewalt des Getränkes über die physische Kraft der Zecher. Einer nach dem Andern sank in das Zelt nieder, zuletzt auch die Wache. Der Gefangenen hatten sie ohnehin längst vergessen.

(Fortsetzung folgt.)

Karl der Fünfte und Napoleon in dem Abend ihres Lebens.

Wie selten ist in der Weltgeschichte die Erscheinung des freiwilligen Hinabsteigens von der höchsten Stufe irdischen Glücks bis zu der Tiefe, wo der Mensch nur als Mensch und fast allein dasteht. Dieses seltene Beispiel gab seinem Jahrhundert Karl V.

Fast seit einem Jahrtausend stand in Europa wohl kein Sterblicher auf einem höhern Gipfel der Staatengröße, der einkräftigsten Herrschermacht, des blühendsten Kriegsruhmes und des weitesten Thronglanzes, als dieser Monarch, in dessen Reichen niemals die Sonne unterging. Eben diese seltene Größe seiner Macht, das langdauernde Glück seiner Waffen, die Schnellheit seiner Eroberungen und die Leichtigkeit seiner meisten Siege gaben vielleicht Veranlassung, daß man ihn des Planes zur Errichtung einer Universalmonarchie beschuldigte, ohne jedoch auch hierfür einen stichhaltigen Beweis begründen zu können. Karl wurde des Herrschens überall so herzlich müde, daß er nach mehrjähriger reiflicher Ueberlegung Krone und Scepter, mit ihnen die große glänzende Hülle irdischer Macht und Würde ablegte und damit zugleich einen mächtigen Beitrag zur Bestätigung des Ausspruches gab, daß auch selbst in politischer Beziehung die äußersten Enden bis zur Berührung einander nahe liegen.

Nach seiner den Reichsständen angezeigten und von den Wahlfürsten genehmigten Abdankung der deutschen Kaiserwürde, nach gänzlicher Abtretung seiner Erbstaaten, ging er bekanntlich in das Kloster St. Just in Spanien, um hier das Glück auf Erden, Ruhe und Frieden in sich selbst zu suchen und für den Himmel in Reue und Buße sich vorzubereiten. Der gereifte Regent fand, sich selbst der Einsamkeit und dem Nachdenken überlassend, ungeachtet der Fülle seiner Erfahrungen, hier noch manche Wahrheit, die auf Thronen so leicht nicht gefunden wird.

Karl lebte in seiner Einöde strenge abgeschieden von der Welt, versagte Jedem, auch seinen Schwestern, den Zutritt und kürzte seine Tage mit gottseligen Betrachtungen, kirchlichen Uebungen und Büßungen, dem damaligen Zeitgeist gemäß, und mechanischen Beschäftigungen. Mit scrupulöser Aufmerksamkeit unterzog er sich allen, auch den geringfügigsten klösterlichen und mönchischen Obliegenheiten und entledigte sich ihrer mit einer eben so unermüdlichen Geduld als strenger Gewissenhaftigkeit.

Eines Tages, als ihn das Loos getroffen hatte, die Novizen zur Frühmette zu wecken, kam er zu einem noch ganz uneingeweihten Naturkinde, dem ein gesunder Schlaf die Augen fest verschloß. Karl's Bemühungen, ihn aus diesem süßen Schlummer zu wecken, waren ihm höchst unwillkommen. Er stellte sich, als seyen sie wirkungslos. Die Erinnerungen wurden jedoch lebhafter und der junge Klösterling merkte, daß seine schweigende Opposition fürder nicht helfen werde. Verdrießlich richtete er sich auf und sagte: „Hast Du denn nicht genug an allem Lärmen, den Du so lange in der Welt gemacht hast? Mußt Du hier noch einem armen Bruder ein wenig von der Ruhe rauben, die Du eben so vergebens hier suchest, als ich sie leider auf immer verlieren werde!"

Blicken wir jetzt auf Napoleon's Abend. Der Sohn und Erbe der französischen Revolution, dessen Siege an den Pyramiden und in Italien in rascher Reihenfolge und mit beispielloser Schnelligkeit das Erstaunen der Welt fesselten und mit unvergänglicher Schrift in die Tafeln der Geschichte eingegraben sind, der sich selbst die Kaiserkrone aufgesetzt, die ein Pius VII. zuvor gesegnet hatte, dessen Adler beinahe in allen Hauptstädten Europa's aufgepflanzt waren, der in höchstem Glanze irdischer Macht und Hoheit zu Erfurt und Dresden strahlte, der Könige mit einem Federzuge entthronte und neue Dynastien schuf, dem, auf des Kreml's Zinnen nach Asien schauend, durch Moskau's Brand zum Rückzuge genöthigt, eine Armee der kräftigsten, geübtesten und kampfbegierigsten Krieger, wie sie Europa je sah, in drei Monaten vom Todesengel in den Eisfeldern Rußlands vertilgt wird und der dennoch mit erneuerter Kraft die erschütterte Welt in Achtung und Furcht erhält — sieht endlich, wie ein Riese gegen sein Schicksal kämpfend, seinen Stern auf Waterloo's blutigen Gefilden erlöschen — die Sonne von Austerlitz, in deren Strahlen seine Adler so oft gesiegt hatten. Dieser Heros des Jahrhunderts, kurz vorher noch in Denkmälern und Schriften apotheosiret, wird durch die Achtserklärung vom 13. März 1815, von den acht Mächten, die den Pariser Frieden unterzeichnet hatten, jedes Rechtsanspruches selbst auf das Daseyn für verwirkt, seine Person für ausgeschlossen von den allgemeinen menschlichen und bürgerlichen Rechten, und als Feind der Welt den öffentlichen Strafgerichten für verfallen erklärt, und in Folge dieser und jener Erklärung vom 30. Juni 1815 durch Fouche's verschmitzte Machinationen nach St. Helena exilirt. Auf diesem Felsen des atlantischen Ocean's endigt er sein sieggekröntes Leben. Welch' ein schnelles schauderhaftes Hinabsteigen vom Zenith zum Nadir!

Nicht Folianten füllen die Geschichte seines Lebens. Welche Masse der wichtigsten und einflußreichsten Begebenheiten ist mit den Fäden desselben verwebt! Wie Prometheus, an den Felsen geschmiedet, nagt an des großen Mannes Herzen die Reue und der anhaltende Anblick der rothen Uniformen. Wenig Getreue und Vertraute sind freiwillig seiner Verbannung

gefolgt und bestreben sich liebevoll und versöhnend, die schauerliche Monotonie seines Lebensabends zu verkürzen. Er dictirt seine Memoiren, unterredet sich mit seinen Freunden, fährt oder reitet zur Erholung, spielt Billard, spricht mit sehnsuchtsvoller Liebe von seiner Gemahlin, seinem Sohne und — Frankreich, leidet an schmerzhaftem Magenkrebs und stirbt nach dem Empfange der Sakramente, tief beweint von den sein Sterbelager umgebenden Getreuen und betrauert von der Welt. — Welches Ende! Für die Gedanken und Gefühle hat die Sprache keine Worte.

Karl V. erkannte in einem fanatischen Jahrhundert aus kirchlich religiösem Sinne die Nichtigkeit der Herrscherkrone und vertauschte sie mit dem Brevier, dem Bußgewande und der stillen abgeschlossenen Einsamkeit. Der Held unserer Zeit fühlte den Verlust seines Scepters in den eben so wahren als von jedem Herrscher nicht genug zu beherzigenden Worten: „Nicht die Coalition“, spricht er, „hat mich besiegt — es sind die liberalen Ideen, ich habe die Völker beleidigt.“

St. Just und St. Helena! Ewig unvergeßlich! Nie verhallt die Geisterstimme von dorten:

Hoheit, Ehre, Macht und Ruhm sind eitel;
Eines Weltgebieters stolze Scheitel
Und ein zitternd Haupt am Pilgerstab
Deckt mit einer Dunkelheit das Grab!

M.

Mannichfaltigkeiten.

Ein polnischer Graf in Brody — erzählt ein englischer Arzt — bildete sich ein, daß er länger leben würde, wenn er stets im Bette bliebe. Er hütete also wirklich eine Reihe von Jahren nicht nur sein Zimmer, sondern auch sein Bett, und sein größter Trost bestand darin, in den Zeitungen Nachrichten zu lesen über Personen, die durch Sturz mit dem Pferde, oder durch das Umwerfen von Wagen, oder bei'm Baden, oder in Folge von Ueberhitzung bei körperlichen Anstrengungen u. s. w. umgekommen waren. Er lachte in's Fäustchen, wenn er solche Dinge las, und wünschte sich Glück, daß er auf solche Weise nicht um's Leben kommen könne. Er nahm Besuche an, wie in frühern Zeiten seines Lebens; denn keine körperliche Beschwerde hatte ihn zu dem Entschluß gebracht, im Bette zu bleiben. Er las, schrieb, speis'te, und kurz er lebte in seinem Bette gewiß gemächlicher, als Diogenes in der Tonne. Er war kein Cyniker, kein Sektirer, kein Philosoph: man nannte ihn nur den Grafen, der immer im Bette liegt. Er war nur eine Spielart der Gattung. Es widerfuhr ihm auch, daß er in seinem Bette starb, gerade in dem Augenblick, als er am vollkommensten von der Richtigkeit seiner Verfahrungsart überzeugt war.

(Aachen.) Im Widerspruch mit der neulich verbreiteten Nachricht von der Wiederauffindung der Reliquien Karls des Großen, erzählt ein Abbé Arthur Martin in dem Pariser Ami de la religion, es sey nie unbekannt gewesen, daß die Gebeine Karls in dem großen Sarge sich befänden, der früher im Chor hinter dem Altar, jetzt in der Schatzkammer steht. Dieser Sarg sey angefertigt zu der Zeit, als Friedrich I. Barbarossa) von dem Gegenpabst Pascal die Heiligsprechung des Kaisers erlangte. Indessen habe man nicht gewußt, ob die Gebeine Karls nicht mit denen des heil. Leopardus, den Friedrich I. in denselben Sarg habe legen lassen, vermischt worden seyen. Daher habe er (der Abbé Martin) das hiesige Kapitel um Oeffnung des Sarges gebeten, welche auch sogleich von dem Propst Claessen bewilligt sey. In dem sehr schwer zu öffnenden Sarge habe man eine Urkunde gefunden, daß auf Bitten Ludwigs XI. der Knochen des Vorderarmes herausgenommen sey; übrigens habe nur der Leichnam Eines Mannes, und zwar von großer Statur, darin gelegen. Nachdem der Sarg geschlossen, sey Hr. v. Olfers angekommen, dessen Reise Ausgrabungen unter dem Boden der Kirche zum Zweck gehabt. An der Stelle, wo sich eine große marmorne schwarze Tafel mit der Inschrift Carolo Magno befinde, sey keine Spur von einem Grabe oder Sarge gefunden.

Die Herren Ruge, Herwegh und Consorten gefallen sich und den Franzosen in Paris sehr wohl. Nicht so ihre Frauen, die ihre deutsche Schüchternheit nicht ablegen und nicht viel mit den französischen Damen verkehren mögen.

(Dorfztg.)

Das hennebergische Reformations-Jubelfest soll überall, besonders aber in Meiningen und Suhl mit großer Theilnahme und sehr feierlich und erhebend begangen worden seyn.

Die Königin Isabella läßt den verschneiten Weg nach Rom wieder anbahnen und hat deßhalb die seit 1826 verbannten Erzbischöfe von Sevilla und St. Jago aus der Verbannung wieder zurück gerufen.

Auf der Landenge von Korinth wollen die Griechen eine neue Stadt bauen und ihr den Namen Othonia geben. Sie verlangen von der Regierung nur den freien Platz für Haus, Hof und Garten für jede Familie. Man hat sich deßhalb an die Nationalversammlung gewendet.

Die Buchhandlung von Carl J. Klemann in Berlin hat den Verlag von Gaudy's sämmtlichen Werken übernommen. Dieselben erscheinen in 20 bis 24 Bänden à 36 Kr. rh. und schließen sich nach Druck und Format den neuesten Ausgaben deutscher Klassiker (Schiller, Göthe 2c.) genau an. Die Sammlung wird nicht nur die schon gedruckten Werke, sondern auch den sehr reichen, bis jetzt noch nicht edirten literarischen Nachlaß des Dichters enthalten.

Am 10. d. Mts. wird Mad. Lehmann-Rauch auf der Frankfurter Bühne einen Gastrollen-Cyclus beginnen und zwar mit der Alice in Robert der Teufel; am 14. wird sie die Constanze in Mozart's Entführung aus dem Serail singen und an den folgenden Tagen in noch nicht bestimmten Vorstellungen weiter auftreten. Mad. Lehmann-Rauch, seit drei Jahren ein beliebtes Mitglied der Mannheimer Hofbühne, nimmt in der Kunstwelt eine ehrenvolle Stellung ein. Mit besonderem Vergnügen sieht man bei dieser Veranlassung der seit längerer Zeit nicht gegebenen Entführung aus dem Serail entgegen.

(**München, 3. Februar.**) Leider haben wir hier abermals die Verübung eines niedrigen Bubenstreiches zu beklagen. Wie schon während des jüngsten Sommers, so sind auch jetzt wieder in einem unbewachten Augenblick von irgend einem Vandalen, zu dessen endlicher Habhaftwerdung ja doch wohl einmal ein günstiger Zufall mitwirken wird, eine Anzahl der schönen Wandgemälde unter den Arkaden am Hofgarten auf's schändlichste verstümmelt worden. Im Publikum herrscht über das Bubenstück nur Ein Gefühl, das der Entrüstung, und zugleich der Wunsch, der Thäter möge bald seinen verdienten Lohn finden.

Dr. J. Kuranda, der Herausgeber der „Gränzboten", soll ein Drama, „Lessing", geschrieben haben.

Nächsten Freitag den 9. d. Mts. wird Hr. Konzertmeister Sommer, welcher sich unlängst auf dem von ihm erfundenen neuen Blasinstrumente mit großem Beifall hören ließ, im Saale des „Russischen Hofes" ein Konzert geben, was wir den geehrten Musikfreunden andurch zur Anzeige bringen.

Korrespondenz.

Darmstadt, 4. Febr.

Unsere Carnevalsbelustigungen haben in der gewohnten Weise begonnen und durch die Thätigkeit der beiden großen Singvereine, „Sängerkranz" und „Harmonie", einen neuen Zuwachs erhalten. Jener gab gestern Abend eine große musikalische Soirée in dem Saale des Darmstädter Hofs, und dieser wird in demselben Local zu dem nämlichen Zweck morgen sich versammeln. Diese Abendunterhaltungen haben alle Reize künstlerischer Productionen, während sie zugleich das gesellige Vergnügen größerer Kreise veranlassen und fördern. — Der gestrige Abend war aber noch in anderer Weise ausgezeichnet durch einen zahlreich besuchten glänzenden Ball der „vereinigten Gesellschaft", bei welchem sich die Elite unserer Mädchenblüthe, geschmückt mit den Reizen der Jugend und der Kunst des Putztisches, eingefunden hatte. Dabei schien das Orchester seine Bestimmung mehr als je zu fühlen und Ritter Hüons Wunderhorn würde, wenn es auch zu Gebot gestanden, gleichwohl entbehrlich gewesen seyn. — Man hat so viel Mühe, sich durch den Materialismus des Zeitalters hindurch zu arbeiten, daß man von Glück sagen kann, wenn man Abends mit guter Laune die Schwelle von Thaliens Tempel betritt, um, für einige Stunden wenigstens, bei den heiteren Spielen der Kunst den sinkenden Anbau der Runkelrübe, die bösen holländischen Lompen, den öconomischen Nutzen der verbesserten Stallfütterung und die Wassersnoth der Hydropathie, welche sich den Mond als Schutzpatron erwählen sollte, glücklich vergessen zu können. Der vorgestrige Abend war nun ganz dazu geeignet, den Kunstfreund aus der rauhen Prosa des Lebens in das himmlische Reich der Dichtung fast unbemerkt hinüber zu führen. „Wilhelm Tell" von Schiller, mit Musik von Gyrowetz, ging über die Bühne, in kunstgerechter, edler Darstellung, würdig des großen Dichters wie des trefflichen Componisten, dessen freundliche persönliche Begegnung uns einst zum ersten Male in dem kaiserlichen Redoutensaale zu Wien zu Theil wurde, wo der würdige Künstler eben eine neue Probe seines schönen Compositionstalentes abgelegt hatte. Die Titelrolle war Hrn. Braunhofer, vom Mannheimer Hoftheater, zugedacht, der aber am Tage der Vorstellung wegen Unwohlseyn darauf verzichten mußte. Hr. Becker trat für ihn ein, wiewohl unvorbereitet, aber demungeachtet mit solch einem schönen Erfolge, daß er die Rolle des schweizerischen Freiheitshelden in ihren interessantesten Situationen mit wahrer Gefühlswärme und begeisternder Kraft gab, welche das Bild des zärtlichen Vaters, des guten Bürgers und des unerschrockenen und tapferen Patrioten in den Zügen der Natur und Wahrheit klar erblicken ließ. Er wurde am Schlusse mit stürmischem Beifall hervor gerufen. Die Rolle der Bertha ward von Fräul. Marie Fürst mit den ihr eigenen gefälligen Manieren und persönlichen Vorzügen, welche eine schöne Mitgift der Natur für junge Schauspielerinnen sind, recht einnehmend gegeben. Hrn. Nathansen, als Ruodi, müssen wir noch ausdrücklich erwähnen, da sein erster theatralischer Versuch auf dem großh. Hoftheater als kein verfehlter zu betrachten seyn dürfte. — Am letzten Dienstag sahen wir das neu einstudirte Trauerspiel: „der Paria", von Michael Beer. Die Rolle des Paria's Gadhi, dieses einfachen Naturmenschen, der über Menschengeschick und das künstlich geschaffene Elend der bürgerlichen Gesellschaft so richtig und öfter mit philosophischer Geisteserhebung urtheilt, wurde durch Hrn. Becker sehr charakteristisch gegeben, wie denn auch Maja in der Person von Fräul. M. Fürst ihres tragischen Eindrucks nicht verfehlte. Hr. Peters, als Benascar, spielte im Einklange mit seiner Rolle.

Soden, 3. Febr.

Aus dem Herzogthum Nassau befindet sich ein Artikel in der Didaskalia Nro. 32, nach welchem es aufgefallen, daß die herzogl. Postverwalter und Posthalter, die doch alle Beamten seyn sollen, nicht gleichfalls wären beordert worden, die Empfangsfeierlichkeiten behufs der Einholung Ih. kais. Hoh. der Herzogin zu verherrlichen. Wenn diese Mittheilung aus einer authentischen Quelle geflossen ist, so mag wohl der Grund in der Uniformirung zu suchen seyn, indem für die resp. Herren Postbeamten im Nassauischen bekanntlich keine Uniform bestimmt ist, sie folglich auch damit nicht ausgerüstet sind und die Erscheinung aller herzogl. Beamten doch in großer Staatsuniform zu geschehen hat. — Mit unserer Eisenbahn, nämlich von hier nach Höchst, ist es wieder stille; hingegen ist die Poststraße nach Königstein, Limburg u. s. w. jetzt gegen alles Erwarten ziemlich belebt. — Mit der neuen projectirten Chaussee durch das Lorsbacher Thal, die durchaus nöthig ist, hat es, dem Anscheine nach, wieder eine andere Wendung gegeben. Man hat Vermessungen vorgenommen und Pläne veranlaßt; allein das Omen will nicht voranschreiten. — Wir sind übrigens nicht böse darüber, wünschten aber die Ausführung, weil sie uns, besonders in der Sommersaison, nutzenbringend ist.

Logogryph.

Wer kann das Ding erkunden?
Wem wird der Fund zu Theil?
Es macht mit D oft Wunden,
Mit Q oft Wunden heil.

Berichtigung.

Im Theaterbericht von Nro. 37 lies Achilles statt Licinius.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 7. Febr. (Zum Vortheil der hiesigen Armen): Des Teufels Antheil, komische Oper in 3 Abth., von C. Gollmick, Musik von Auber. Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 40. Freitag, den 9. Februar 1844.

Die Nacht von Bingen.
Novelle.

(Fortsetzung.)

Als die widrigen Töne anzeigten, daß die Trunkenbolde schliefen, streifte Tommaso leicht seine Fesseln ab, und blies die Ampel aus, welche auf einem kleinen Feldtische stand. Jetzt löste er mit Hülfe des messerartigen Schwertes, welches er dem einen der Schläfer abschnallte, Antonio's eng gebundene Fesseln. Ein zweites Schwert bewaffnete diesen, und leise traten sie aus dem Zelte heraus. Hier und dort im Lager tönte lauter, brüllender Gesang. In den meisten Zelten war es dunkel und stille; nur in der Nähe des Gezeltes, wo der Kaiser herbergte, war großes Gedränge. Schlau wählte Tommaso die Richtung nach den Bergen. Er zog seinen Herrn nach sich, denn er vermochte kaum zu gehen, so hatten die Bande seine Füße verletzt.

Nach einer langsamen Wanderung lag endlich das Lager hinter ihnen. Jetzt erst athmete Tommaso frei auf.

„Wenn Ihr nur gehen könnet, daß wir vor Tagesanbruch den Wald erreichen, den ich jene Höhen bedecken sah, die sich dort hinziehen müssen, so sind wir gerettet," sagte er.

„Ich will meine ganze Kraft aufbieten, guter Tommaso," sprach Antonio. „Bist Du aber auch Deiner Richtung gewiß? —"

„Seht," sagte der Jüngling, „dort ragen die Thürme von Mainz in die Nacht, und Euer Ohr kann das Rauschen des Stromes vernehmen."

Antonio sah nichts; wohl aber konnte er das Rauschen der Wellen des Rheines wahrnehmen. Er bewunderte die Schärfe der Sinne seines Dieners, und überließ sich nun zutrauensvoll seiner sichern Leitung.

Immer gegen das Gebirge hin richteten sie ihre Schritte. Die Felder waren leer von Früchten; das erleichterte ihr Vorwärtsschreiten. Nach Mitternacht zog sich, von einem leichten Winde getrieben, der Nebel gegen den Rheinstrom hin. Aus dem massenhaften Gewölke traten einzelne Stellen des Firmaments in schwarzdunkler Bläue hervor, und die Sterne leuchteten in wundervoller Pracht und Klarheit den beiden Wanderern, die unermüdet fortschritten.

Antonio fühlte zu seiner großen Freude, daß seine Füße nur durch die Hemmung des Blutumlaufs, welche die festgezogenen Schlingen verursacht, anfänglich unbrauchbar schienen. Allmählig war das Blut wieder in Umlauf gekommen, und mit jedem Schritte wurde ihm das Gehen leichter, das er ohnehin in den Alpen der Schweiz tüchtig geübt hatte.

Es zeigte sich jetzt in voller Gewißheit, wie richtig Tommaso's Blick gewesen war. Vor ihnen lag das Gebirge, dessen Seiten mit Reben bekleidet waren, dessen Gipfel Hochwald krönte.

„Laßt uns jetzt noch in der Ebene bleiben," sagte Tommaso. „Mainz liegt hinter uns, und die Gefahr ist schon großentheils besiegt. Kommt der Tag, so wird es uns leicht, uns in den Rebbergen zu verstecken, wenn es nöthig ist."

„Aber woher nehmen wir Speise?" fragte Antonio. „Die vermaledeiten Ungarn haben uns vor Ueberfluß bewahrt, aber Mangel in Ueberfluß uns leiden lassen. Meine Kräfte reichen ohne Nahrung nicht mehr weit aus."

„Es ist ein Glück für uns, daß schon reife Beeren in den Reben zu finden sind," tröstete der Diener. „Damit müssen wir uns freilich begnügen."

Antonio sah zwar sauer, aber es half ihn nichts.

So wanderten sie fort, bis der Tag in Osten heraufstieg. Jetzt krochen sie in die dichtbelaubten Weinstöcke, suchten sich Beeren und stillten wenigstens den brennenden Durst. Die Nacht war lau gewesen. Der Morgen war kühl, der Thau stark. Antonio's feinere Kleidung wurde durchnäßt. Dies hinderte ihn jedoch nicht, bald in einen tiefen Schlaf zu sinken. Auch Tommaso gab dem Gebote der Natur nach.

Die Sonne stand bereits hoch am Himmel, als Beide fast zu gleicher Zeit erwachten. Tommaso richtete sich auf, um zu spähen. Man sah pflügende Bauern hier und dort; aber nach kurzer Berathung zogen Beide es vor, sich bis zur Dämmerung verborgen zu halten. Der klare Himmel, der starke Thau des Morgens verhießen eine sternenhelle Nacht. Sie kam, ungewöhnlich milde. Das Blitzen am Saume des Horizonts beängstete Tommaso. Er fürchtete mit Grund ein Gewitter. Sie waren kaum einige Stunden gewandert, und dem Rheine wieder näher gekommen, als das Gewitter mit allen seinen Schrecken losbrach. Es war eine räthselhafte Erscheinung für Antonio, daß Tommaso, der in schwierigen Lagen einen unbeugsamen Muth an den Tag legte, wie ein Kind vor dem Gewitter bangte.

Wenn auch am Tage das Gewitter etwas Grausenhaftes für schwache Gemüther hat, so ist ein Nachtgewitter etwas

Entsetzenerregendes für sie. Die lautlose Stille läßt den Donner schrecklicher erscheinen; die Blitze verfolgt das Auge unwillkürlich in allen ihren zackigen Windungen. Ihr Strahl ist greller, ihr Zücken wilder, ihre Bahn länger, ihr Glanz blendender, ihre Gewalt anschaulicher. Alles das empfand Tommaso in hohem Grade, ja in noch höherem, als er zu erkennen gab. Der Wind brüllte bald als Orkan daher und drohte die Bäume zu entwurzeln, unter dessen dichtbelaubten Aesten sie Schutz gesucht. Tommaso kauerte sich bebend an den Stamm. Bald stürzte der Regen, mit Hagel vermischt, in Strömen vom dunkeln Himmel. Nur dürftig schützte des Holzapfelbaumes Bewaldung vor seiner Gewalt. Beide wurden durchnäßt.

Als endlich das Gewitter hinter dem riesigen Feldberg weg der Wetterau zuzog, sagte Tommaso:

„Wir müssen eilen, daß die innere Wärme angeregt wird, sonst dürftet Ihr erkranken, so nahe der schirmenden Heimath.

„An Dich denkst Du dabei nicht, guter Junge," sprach, vor Frost bebend, Antonio, „und doch ist Dein Körper weniger rüstig, als der meine."

„Und doch wohl ausdauernder," lächelte der Jüngling, und schritt muthig auf dem nassen Boden vorwärts.

Er hatte Recht; denn bald nachher schüttelte ein Fieberfrost Antonio's weichlicher gewöhnte Glieder.

„Haltet Euch um Gotteswillen auf den Beinen," bat Tommaso. „Sind wir denn noch weit von Bingen?" fragte er ängstlich; denn er sah schon im Geiste schlimme Folgen dieser Nacht voraus.

„Wir müssen es Morgens erreichen!" versicherte der vom Froste schauerlich gerüttelte Antonio.

Mit Aufbieten aller Kräfte wanderte er fürbaß. Als der Tag graute, schimmerte von der kahlen Höhe das uralte, kleine Kapellchen des heiligen Rochus wie ein Bote des Friedens den erschöpften Wanderern entgegen, und unten am Rheine barg sich im Baumgrün das kleine Kempten, aus welchem Jost stammte, den der Tod in Asti ereilte. In seines Vaters Hause, als Bote der Trauer zwar eintretend, fand dennoch der leidende junge Lombarde Erquickung; aber er vermochte nichts zu genießen. Nur einen Kahn forderte er, der ihn schnell in das Vaterhaus bringen könnte, weil er die zerrüttende Arbeit der Krankheit in seinem Innern fühlte.

Bald war der Kahn bereit, und unter kräftigem Ruderschlage schoß er die glatte Bahn dahin, der Vaterstadt des jungen Leidenden zu, den Tommaso sorglich gebettet hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Biographische Skizze.

Ernst Anton Carl Ludwig, Herzog zu Sachsen-Coburg-Gotha,

geb. 2. Jan. 1784, succedirte dem Vater in Coburg-Saalfeld am 9. Dec. 1806. Er hatte, während das französische Heer sein Erbland überschwemmte, an der Seite des Königs Friedrich Wilhelm III. an dem Feldzuge und namentlich an der Schlacht bei Auerstädt Theil genommen und befand sich bei seines Vaters Tode, an einem Nervenfieber schwer darnieder liegend, in Königsberg, von wo aus er beim Andringen der Franzosen noch mitten in der Krankheit nach Memel gebracht werden mußte. Unterdessen war das Herzogthum Coburg-Saalfeld als erobertes Gebiet von Frankreich in Besitz genommen worden, und erst nach dem Abschlusse des Friedens zu Tilsit erhielt der Herzog, welcher sich unterdessen in Böhmen aufhielt, vorzüglich durch den Einfluß des Kaisers Alexander, sein Erbland durch eine Ordre Napoleons zurück, in welcher er „un Prince ami et allié à la France" genannt wurde. Am 28. Juli 1807 hielt er seinen feierlichen Einzug in Coburg. Dann begab er sich nach Paris, wo er sieben Monate verweilte, um seine Entschädigungs-Angelegenheiten in Ordnung zu bringen. Ohne zum Ziele gelangt zu seyn, kehrte er gegen Ende April 1808 nach Deutschland zurück. Trotz aller seiner Bemühungen, war es ihm nicht möglich, die Lage seines schwer gelittenen Landes bedeutend zu erleichtern, das 1809 und 1812 abermals durch zahlreiche Truppenmärsche furchtbar heimgesucht wurde. Nach der Schlacht bei Leipzig schloß er sich den Verbündeten an und trat in die Reihen der Kämpfer für die Befreiung Deutschlands. In dem Feldzuge von 1814 kommandirte er als Chef des fünften deutschen Armeecorps die Blokade von Mainz, nahm mittelst Kapitulation am 4. Mai von dieser Stadt militärischen Besitz, und war im Feldzug von 1815 Kommandeur des kgl. sächs. Armeecorps. Nach herbeigeführtem Frieden erschien der Herzog persönlich auf dem Congresse zu Wien und vertrat nicht nur sein eigenes Interesse, sondern auch mit offener, edler Gesinnung und achtbarem Freimuthe das des unglücklichen Königs von Sachsen. Auf dem Wiener Congresse wurde ihm endlich eine Landesvergrößerung von 20,000 Einwohnern zugesichert, und diese im zweiten Pariser Frieden, nachdem er wieder als Oberbefehlshaber der sächs. Truppen den Feldzug gegen Napoleon mitgemacht hatte, um 5000 Seelen vergrößert. Diese Gebietstheile auf dem linken Ufer des Rheins nahm der Herzog am 11. Sept. 1816 in Besitz und vereinigte sie zu einem Ganzen unter dem Namen: Fürstenthum Lichtenberg, welches er am 22. Sept. 1834 für 2 Mill. Thlr. an die Krone Preußen abtrat, wofür er die Domänen Wandersleben, Mühlberg und Röhrensee ankaufte.

Nachdem das Gotha'sche Stammhaus mit dem Tode des Herzogs Friedrich 1825 erloschen, bekam der Herzog durch einen Staatsvertrag, gegen Abtretung des Fürstenthums Saalfeld an den Herzog von Meiningen, das Herzogthum Gotha, welches er am 18. November 1826 in Besitz nahm.

Als Regent hatte der Herzog eine ausgezeichnete Thätigkeit, viele Umsicht und eine große Gerechtigkeitsliebe entwickelt. In der Politik hat er weder neuen Theorien übereilt gehuldigt, noch sich zum Reaktionssystem hinreißen lassen, sondern seinen Unterthanen gern jede gesetzliche Freiheit gewährt, welche man in monarchischen Ländern in Anspruch nehmen kann. In Coburg gab er nach dem Wiener Congresse eine repräsentative Verfassung; in Gotha aber ließ er die vorgefundenen alten Stände in ihren Rechten bestehen, doch führte er später eine der preußischen nachgebildete Munizipalverfassung für die Städte ein. Handel und Gewerbe förderte er kräftigst, vereinfachte die Militärverfassung, ordnete die Verwaltung der Finanzen, legte Kunststraßen nach allen Richtungen an u. s. w. Im Jahr 1833 stiftete er in Gemeinschaft mit den beiden andern herzoglichen Linien, Altenburg und Meiningen, den Ernestinischen Hausorden, dessen Stiftung auf dem Stammschlosse zu Gotha am 26. Dez. 1833 feierlich vollzogen wurde.

Was seine Persönlichkeit betrifft, so besaß er eine hohe, kräftige Gestalt, die fürstliche Würde trefflich repräsentirend. Sein Benehmen war immer, selbst bei Unmuth, würdevoll, zugleich aber wohlthuend durch ächte Humanität und durch ein natürliches Wohlwollen, was Jeden freundlich ansprach. Jedem seiner Unterthanen war er persönlich zugänglich, jeden hörte er mit Aufmerksamkeit an, und gab ihm, wenn er nicht helfen konnte, wenigstens ein tröstendes Wort. Die Unterthanen hatten daher viel Liebe und Vertrauen zu seiner Person. Ein Freund der Bewegung im Freien, die er sich, gegen jede Witterung abgehärtet, täglich machte, war er von dem Zustande seines Landes genau unterrichtet, und sah überall mit eigenen Augen. Schwerlich dürfte es einen Ort seiner Länder geben, den er nicht persönlich besucht hätte. Mit einem durchgebildeten Geschmack verband er den regsten Sinn für die Schönheiten der Natur, daher er zur Verschönerung seines Landes durch geschmackvolle Bauten und schöne Naturanlagen unendlich viel gethan hat. Das herzogliche Schloß, die Rosenau und den Kahlenberg in Coburg, im Gothaischen das neue Schauspielhaus, das schöne Schloß Reinhardsbrunn ꝛc. sind bleibende Denkmäler seines Geschmacks und Kunstsinnes. Er unterstützte die Wissenschaft und Kunst, erhielt und vermehrte die ansehnliche Bibliothek in Gotha und die dort befindlichen Sammlungen von Gegenständen der Natur und Künste. Die Nachwelt hat daher Grund genug, ihm ein bleibendes Andenken zu bewahren.

Reisebriefe.

(Von Rudolph Disko.)

Zürich, 7. Januar 1844.

Wenn ich mich der Worte recht erinnere, mit denen Sie mich, sehr geehrter Herr Redakteur! im Frühjahr 1843 aus Ihrem traulichen Arbeitsstübchen entließen, so dürften Ihnen meine Mittheilungen nicht unwillkommen seyn. Relativ genommen, liegt eine lange Vergangenheit zwischen jenem Moment und dem gegenwärtigen, und fragen Sie mich, warum ich diese nicht benützt, so weise ich nach Nordost, zeige Ihnen Augsburg, mein Domicil, die Stadt der Banquiers und Course, wo ich viel Wechsel erscheinen, aber nur wenig Wechsel in den Erscheinungen sah, viel liebe Herzensfreunde, aber nur blutwenig literarische Ausbeute fand. Mitten unter den concreten Erscheinungen jenes Lebens bot sich nur ein einzig Mal die Aussicht, Ihnen schreiben zu können; es war vor dem Feste, das bei Gelegenheit der Uebergabe einer von den kunstsinnigen Frauen der Stadt der verdienstvollen Liedertafel gewidmeten Fahne stattfinden sollte; aber siehe da, meine Hoffnung ward zu Wasser; der Tag kam heran, Alles ging genau nach dem Programm von statten, man sang schöne Lieder, aber nur eines fehlte — — die Poesie! Warum sich diese Schöne nicht eingestellt, gleich so vielen Andern, die den glänzenden Saal der goldenen Traube füllten, weiß ich nicht, und will es auch nicht untersuchen; genug, sie fehlte, — und mir damit die Freude, Ihren Lesern den phantastischen Eindruck des Abends wiederzugeben, den ich mir im Geiste schon mit den lieblichsten Farben ausgemalt hatte. Erst jetzt, nachdem ich mitten im Winter zum Wanderstabe gegriffen, einen Theil Schwabens und seines Meeres, des Bodensee's, durchkreuzt, den Galanda bestiegen, den Quellen des Rheins nachgespürt habe und mich nun zur Erholung von den riesigen Eindrücken einer riesigen Natur an den sanfteren Ufern des Zürcher See's befinde, jetzt erst kann ich zur Feder greifen! — aber fürchten Sie nichts! keine Naturschilderungen sollen Sie hören, um sich dabei zu langweilen; — wozu auch diese? vermag ich allein, was Andere vor mir nie vermocht? — wenn sich die begeistertsten Eingebungen der größten Gefühlsmenschen zu ihr verhalten, wie ungefähr ein dunkles falbes Daguerreotyp zur grünen lachenden Landschaft, die es zu reflectiren versuchte, wenn es der blühendsten Darstellung, der üppigsten Phantasie nur gelingt, ein sehnendes Verlangen, nimmer aber eine klare Vorstellung zu erwecken, wozu dann der Schwulst? — um diesen Preis verschmähe ich die Classicität eines Jean Pauls, der gewiß manchmal erhabener und verständlicher wäre, hätte er dem offenbaren Mangel nachgegeben. Die Feder ist und bleibt ein schlechter Pinsel, und die bitteren Substanzen der Dinte verweisen sie vielleicht zunächst wohl nur auf die Genrebilder der Satyre und des Humors; wenn man aber aus den Bergen kömmt, dünkt einem auch selbst die Landschaftsmalerei nur eine kindische Laune, und man lächelt mitleidig über den Enthusiasmus, den ein gemalter Baum oder die gemalte Luft bei dem Stubenhocker erregen, der sich gerade vor wenigen Minuten erst die Nachtmütze aus den Augen gerückt hat; und doch stehen uns Bilder viel näher als die Sprache, und wäre sie so sinnig schön, wie die Klopstock'sche, oder so erhaben wie die des Psalmisten. Bilden sie nicht gleichsam einen plastischen Gegensatz zu den rein idealen Wirkungen der letzteren?

Zürich ist eine schöne Stadt. — Als ich Abends mit dem Churer Postwagen hier ankam, erschien sie mir jedoch noch größer und schöner; nachdem also die meisten Dinge in der Welt beim Lichte betrachtet sich weniger glänzend beweisen, ist es da gerade umgekehrt. Vom Posthofe nach dem bekannten Hotel Baur sind nur wenige Schritte. Beides sind imposante Gebäude; während mir indessen im Gasthof Eleganz und Komfort weniger befremdend auffielen, weil sie mir schon vorher als identisch mit dem großartigen Etablissement geschildert wurden, so war dies doch mit zwei Bibeln der Fall, die ich auf dem Tische meines Zimmers vorfand; wer hätte darin nicht ein bedeutsames Omen erkannt, ein charakteristisches Zeichen für den Geist dieser Stadt und ihrer Bewohner? Und in der That, die Leute hier scheinen fromm zu seyn, wenigstens beten sie ungemein viel. Daß mir gerade diese Art Frömmigkeit nicht behagt, weil sie auf einer allzu nüchternen Basis beruht, und mehr eine saftige Frucht des Verstandes als eine duftende Blüthe des Gemüths ist, wem liegt daran? — — Nur in so fern dürfte ich berechtigt seyn, einen vergleichenden Wink zu geben, als gerade die religiösen Verhältnisse es sind, die einer Stadt ein eigenthümliches Gepräge verleihen; und so ist es auch hier. — Während sich in der Woche ein geschäftiges Wirken, eine mannichfache Thätigkeit zeigt, die ihre Arme selbst an den romantischen Gestaden des See's hinausstreckt und Alles in das Licht des kaufmännischen Lakonismus stellt, herrscht am Sonntag eine feierliche, ja unheimliche Stille,

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Dresden, 1. Febr.) Unseres großen Tonmeisters, Carl Maria v. Weber, Gebeine sind in Moorfield Chapel beigesetzt. Seit einigen Jahren schon geht man mit dem Gedanken um, sie dem Vaterlande wiederzugeben und auf dem Dresdener Friedhofe zu bestatten. Die katholische Geistlichkeit jener Kirche, die von diesem Gedanken gehört, hat kürzlich an Weber's Wittwe geschrieben und sich erboten, wenn es in ihren Wünschen läge, die Asche ihres verewigten Gatten auf der katholischen Geistlichkeit Kosten nach Dresden zu schaffen. In der That höchst preiswürdig ist dieses edelmüthige Anerbieten der Geistlichkeit eines fremden Landes und es ist nicht zu zweifeln, daß die Wittwe darein willigt, die Gebeine ihres großen Gatten auf deutschem Boden ruhen zu lassen. Vor einigen Jahren gab die hiesige Liedertafel ein Konzert für den Zweck, daß Weber's Asche von England abgeholt und auf dem Dresdener Friedhofe mit einem bezeichnenden Monumente beigesetzt würde. Jenes Konzert brachte vier Hundert Thaler ein und man hoffte auf baldigen Zuwachs jener Summe zur Ausführung des Vorhabens; doch ist wenig dazugekommen. Jetzt kann dieses Geld zu einem Fonds benutzt werden, der dazu bestimmt ist, Weber ein Monument zu setzen.

Bei Winter in Heidelberg soll eine Anwalts-Zeitung erscheinen, herausgegeben vom Advocaten Bopp und andern ehrenwerthen Männern. Es dürfen auch Nichtadvocaten hineingucken.

Die „Augsburger Postzeitung" meldet, daß in Würzburg die Wiederholung der Oper „die Hugenotten" unter diesem Titel nicht mehr gestattet worden, nachdem die geistliche Behörde ernstlich eingeschritten ist und erklärt hat, daß ein Streichen von diesen oder jenen Stellen nicht genügen könne. Die Oper wird nun unter dem Titel: „die Anglicaner und Puritaner" gegeben.

In Würzburg wurde am 3. d. ein wohlhabender Müller und Getreidehändler aus der Umgebung beschuldigt, mehrere zu Markte fahrende Getreidebauern zur Steigerung der Getreidepreise angehalten zu haben, und als er eben im Begriffe war, mit seinem Fuhrwerke die Stadt zu verlassen, von der Polizeimannschaft verhaftet und in Gewahrsam gebracht. Man hofft, daß die über ihn zu verhängende Strafe manchem dieser Ehrenmänner ein ernstes Beispiel geben werde.

In keinem europäischen Lande soll die Armuth und das Elend einen so hohen Grad erreicht haben, als auf der Insel Sicilien. Auf den Straßen begegnet man großen Schaaren von Bettlern, die kaum von einigen Lumpen bedeckt sind, und oft mehrere Tage lang keinen Bissen Brod haben. In jedem Kloster ist eine Suppenanstalt errichtet, und doch vergeht keine Woche, wo nicht besonders Kinder vor Hunger sterben.

Ingelheimer.

Einst gab es schöne Feste
Zu Ingelheim im Saale;
Der Kaiser lud die Gäste
Zu manchem heit'ren Mahle.

Da sammelt sich die Blüthe
Der Fräulein und der Ritter;
Der Sänger spielt zum Liede
Die Harfe oder Zither.

Den kaiserlichen Zecher
Sah man im Purpur glänzen;
Er ließ im gold'nen Becher
Sich edeln Wein kredenzen.

Sie tanzten heit're Reigen,
Der Kaiser und die Gäste.
Jetzt sind von Epheuzweigen
Umrankt des Schlosses Reste.

Das Schloß ist längst zerfallen,
Geborsten Thurm und Säule
Und durch gebroch'ne Hallen
Ertönt der Ruf der Eule.

Des Kaisers Gäste tranken
Vom Ingelheimer Rothen;
Sie taumelten und sanken
Schon längst betäubt zu Boden.

Noch rankt das Rebgelände
In purpurrothem Schimmer
Um halb versunk'ne Wände,
Des Schlosses letzte Trümmer.

So habet Dank, ihr Träumer,
In Schutt und Staub versunken!
Ihr habt den Ingelheimer
Nicht alle ausgetrunken.

Nun, Purpursaft, so blinke
Zu deines Namens Ehre!
Mir ist's, wenn ich dich trinke,
Als ob ich Kaiser wäre.

D. Weintraut.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 8. Febr. Der Schnee, oder: der neue Eginhard, Oper in 4 Abth., nach dem Französischen des Scribe, von Friederike Ellmenreich, Musik von Auber.

Samstag, 10. Febr. Phädra, Trauerspiel in 5 Abth., von Racine, übersetzt von Schiller.

Redakteur: J. L. Holler. — Druck u. d. Verlag von Helle und Rehm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 41. Samstag den 10. Februar 1844.

Die Nacht von Bingen.

Novelle.

(Fortsetzung.)

VII.

Dieselbe Nacht, welche Antonio so nachtheilig wurde, sah Brömser's Entführungsplänchen reifen.

Bereits mehrere Tage vorher war Kunz zu seinem Liebchen geschlichen, und hatte ihr die Kunde gebracht, daß der Ritter zur Zeit der Dämmerung am Hildegardenborn des Liebchens harren werde. Zugleich brachte er dem Schiffer Weinert seinen Mantel und seine Pickelhaube, um das lieblichste Mädchen in einen Kriegsknecht zu verwandeln. Martha trug Geschenke zu Marien in das Kloster, und brachte das lieblichste Geschenk, die Hoffnung der Errettung vor der verhaßten Verlobung und der Vereinigung mit dem geliebten Manne.

Alles war wohl vorbereitet, das Gelingen konnte nicht fehlen. Der Pfaffe war auf der Burg Klopp, die Kapelle hell erleuchtet. Das Bräutchen wurde sehnlichst erwartet.

Früh am Nachmittage machte sich Guntram Geschäfte in den Kellern der Camera des Erzbischof's; jenen aber, wo der heimliche Gang begann, hielt er weislich verschlossen.

Die Reisigen witterten die Fässer voll Zins- und Zehntwein, die ihr Herr dort barg, und über die der Vogt von Klopp die Oberaufsicht führte.

Guntram kannte mehrere, deren verbrannte Leber ihm Hoffnung gab, ihnen beizukommen. Sie folgten seinem Winke. Andere bemerkten das auch, und folgten. Das Versuchen weckte die Lust zu trinken. „Holt Euch Gefäße," sagte Guntram, „mein Herr ist die beste Seele im Lande. Weil er selbst die Qualen des Durstes haßt, so will er sie auch uns nicht empfinden lassen!" Das war ein Wort, das Wunder that. Wie der Blitz waren Krüge da, so groß, als sie nur Giambattista Pomaria den Reisigen gefüllt. Guntram ließ sie volllaufen und hinauf tragen. Als nun die Dämmerung kam, lag auf Vieler Augen bereits das Dunkel völliger Trunkenheit, und der Zweck war vollständig erreicht.

Weinert stieß zeitig mit seinem Kahne und seinen Netzen vom Rheinufer ab. Er ruderte in die Nahmündung hinein, und warf dort, aufwärts fahrend, seine Netze bis zur Drususbrücke, wo er auf dem rechten Ufer landete, gleich als wolle er einen tiefern Schatten abwarten, um das Volk der feuchten Tiefe in seine Netze zu locken.

Auf dieser Seite zogen sich mächtige Weidenbüsche hoch das Ufer hinan. Wo heute blühende Gärten, stattliche Gebäude, belebte Geschäftsstätten sind, war damals Dorngebüsch verbreitet, das bis zu dem Korkulmenwall sich hinzog, der schützend die Stadt umgürtete. Das jähabfallende Ufer bedeckten aber wogende Weiden. Unter diesen Weiden barg Weinert seinen Kahn, bis der Ritter nahen würde.

Endlich kam die Dämmerung. Die purpurne Gluth des Abendhimmels verglomm eben im Westen, und gab dem dunkeln Grau Raum, das die leuchtenden Tinten bedeckte und in sich saugte, als langsam daherschleichend Brömser der Stelle nahte, drei Mal halblaut hustete, und sein Zeichen eben so erwiedern hörte. Er trat nun rasch zu, und der Kahn stieß schnell ab. Mit wenigen Ruderschlägen erreichte er das hohe Ufer jenseits, in dessen Schatten er jetzt leise hinabglitt, der Stelle zu, wo das Hollundergebüsch die Hildegardenquelle schützend und bergend umgab.

Seit Maria Ottini von ihrer treuen Martha die Botschaft vernommen, beherrschte sie eine nie gekannte Unruhe. Hohe Gluth der Wangen wechselte mit Blässe. Oft saß sie in düsterm Nachdenken, und plötzlich brach, wie wohl an trüben Herbsttagen ein grelles Sonnenlicht durch die Wolkenmassen, die den Himmel einhüllen, hindurchbricht, ein Strahl leuchtender Freude aus ihrem großen, brennschwarzen italienischen Auge.

Die Aebtissin, die auch nicht ohne die Kämpfe des Herzens durch die Tage der Jugend gegangen war, besaß Menschen- und Herzenskunde genug, um etwas Außergewöhnliches zu argwöhnen.

Solche Erscheinungen konnte die nahende Verlobung mit dem ihr, das wußte sie sicher von Marien — verhaßten Bräutigam nicht hervorbringen. Da mußte eine andere Hoffnung aufgetaucht seyn, das war außer Zweifel. Aber welche? das war die Frage. Sie sann nach. Jener Zustand Mariens begann mit Martha's letztem Kommen. Sollte das in seinem Wesen so entschiedene, in seinen Empfindungen so leicht über die besonnene Gränze hinaussprudelnde, in seinen Unternehmungen so wenig wählerische und die Gränzen weiblicher Sitte nicht immer scharf beachtende Mädchen eine Absicht hegen, die mit denen ihrer Aeltern im Widerspruche stand? Sollte sie gar den Plan einer Flucht hegen, die das Kloster

beschimpfen, das Vertrauen zu seinen heiligen Mauern tödten mußte?

Die Oberin war eine Frau von gereifter Erfahrung. Sie kannte das weibliche Herz überhaupt, sie kannte Maria Ottini genau. Von nun an beobachtete sie sie mit dem scharfsehenden Auge des Argwohns, und je näher der verhängnißvolle Abend kam, desto mehr reifte ihre Vermuthung der Gewißheit entgegen, daß Maria einen Plan zur Flucht vorbereite. Sie zog eine der älteren Schwestern in den Kreis ihrer Vermuthungen hinein, und auch sie befestigte ihren Argwohn; denn Schwester Veronika war gerade an jenem Abende an der Reihe, das Trinkwasser an der Hildegardenquelle zu schöpfen. Warum bat Maria so dringend, ihr diese Dienstleistung an jenem Abende abzutreten? Warum erglühte sie so bei dieser Bitte?

Als Veronika das der Oberin sagte, war diese völlig überzeugt. Sie gab Maria den Befehl, in ihrer Zelle zu beten an diesem Abende, und ließ die Thüre derselben verschließen.

So war Alles vorüber. Maria gebärdete sich wie eine Rasende. Hätten nicht Eisenstäbe ihr Zellenfensterlein geschützt, sie würde sich hinab in den Klosterhof gestürzt haben — aber hier war kein Entkommen, aber auch kein Erbarmen.

(Fortsetzung folgt.)

Kroll's Wintergarten in Berlin.

Die Eröffnung dieses großartigen Etablissements, das in seiner Art einzig seyn wird, steht nahe bevor und einige Andeutungen über dasselbe möchten daher nicht unwillkommen seyn. Am Ende des Exerzierplatzes belegen, wird es eine Hauptzierde des Thiergartens seyn, zumal da sich erwarten läßt, daß nun auch dieser große wüste Platz in eine blühende Gartenanlage verwandelt werden wird. Der Bau ist mit außerordentlicher Schnelligkeit betrieben worden. Im April v. J. wurde derselbe begonnen und jetzt ist er so weit vollendet, daß die Eröffnung in einigen Tagen stattfinden kann. Man wird nun nicht mehr sagen können, daß die Hauptstadt kein Lokal habe, welches bei besonders feierlichen Gelegenheiten eine Gesellschaft von mehreren Tausend Personen aufnehmen könne, denn diese Räume sind so kolossal, daß darin 6000 Personen bei Konzerten und Bällen bequem Platz finden.

Der Mittelpunkt des Ganzen ist der Königssaal, der, durch zwei Stockwerke gehend, Alles in sich vereinigt, was Glanz und Pracht genannt werden darf. Fünf große Kronleuchter hängen von der Decke desselben herab; der größere derselben hat 96 Gasflammen, die vier übrigen jeder 48, so daß im Ganzen durch 288 Gasflammen wahre Tageshelle verbreitet werden wird. Ein hoher Balkon läuft um den ganzen Saal. Dort befindet sich die auf das reichste geschmückte königliche Loge, und von dieser aus gehen zu beiden Seiten die übrigen Logen, 12 an der Zahl, die sämmtlich wie Zimmer eingerichtet sind, und deren kleinste 15 Personen hinreichenden Raum zum Speisen gewährt. Diese Logen sind sämmtlich mit rothem Plüsch tapezirt und mit breiten Goldleisten eingefaßt, was bei voller Beleuchtung einen imposanten Anblick gewähren muß. Dem Orchester ist auf diesem Balkon ein entsprechender Raum angewiesen. Der Besitzer, Hr. Kroll, hat seine eigene Kapelle engagirt, was den Besuchern den Vortheil gewährt, daß die Musiker durch ihr stetes Zusammenwirken sich sorgfältig einüben und mit einander verständigen, wodurch das möglichst Vollkommene erreicht werden dürfte. Es ist übrigens die Einrichtung getroffen, daß bei außerordentlichen Gelegenheiten das Orchester bis zu 2000 Mann verstärkt werden kann.

Der königlichen Loge zunächst liegt der Renaissance-Saal, der zum Aufenthalte für die königl. Familie bestimmt ist und dessen prachtvolle Decorirung Alles übertrifft, was man bisher in dieser Art gesehen hat. In den Hauptsaal zurückkehrend, erblicken wir zu jeder Seite desselben noch einen Saal, da aber diese Säle nicht durch Mauern von einander getrennt sind, so stellen sie sich wie eine große weite Halle dar, in deren Räumen für 2000 Personen servirt werden kann.

Draußen stürmt es, der Regen fließt in Strömen herab, es friert unbarmherzig, aber in diesen feenhaften Räumen ist fortwährender Frühling; mächtige Orangenbäume, mit Früchten bedeckt, Tausende von Hyazinthen und Maiglöckchen, die einen erquickenden Duft ausströmen, ein reicher Tulpenflor, der in voller Farbenpracht glänzt, und eine Fülle anderer Blumen und Schlingpflanzen sind malerisch an den Wänden und um die Säulen gruppirt; daß man aber nicht blos auf Blumenduft, Flötentöne und andere ätherische Genüsse angewiesen ist, offenbart sich bald, wenn man die Nebenräume des Saales betrachtet, den Speise- und den Büffetsaal, wo vornehmlich der Conditor sein Wesen treiben wird. Es sind hier noch 14 besonders schön tapezirte größere und kleinere Zimmer vorhanden, wo Privatgesellschaften hinlänglichen Raum finden und sich mitten im Gewühl vollständig isoliren können.

Es versteht sich wohl von selbst, doch mag es der Vollständigkeit wegen noch gesagt werden, daß in all den hier genannten Räumen nicht geraucht werden darf. Da aber unter den Herren diese Passion die verbreitetste ist, so wurde auch dafür gesorgt; man hat die Raucher in die unteren Räume des Etablissements, in den sogenannten Tunnel, verwiesen, der 2000 Personen faßt.

Die Bedienung wird sowohl der Zahl nach, als auch im Aeußeren, eines solchen Unternehmens würdig seyn. Die gesammte Dienerschaft soll eine reiche, mit Stickereien verzierte Livrée tragen, jeder Aufwartende wird mit einer Nummer versehen seyn, damit bei den Bestellungen keine Irrthümer vorfallen.

Dies wäre in der Kürze eine Andeutung dessen, was sich das Publikum von einem Etablissement zu versprechen hat, das ihm demnächst zur Benutzung übergeben werden soll. Der Berichterstatter lebt der angenehmen Hoffnung, daß, wenn dieser Moment gekommen seyn wird, und die reizenden Säle sich mit Besuchern füllen, diese insgesammt ihm beistimmen und ihren Beifall durch wiederholten Besuch an den Tag legen werden.

Reisebriefe.

(Schluß.)

In politischer Beziehung herrscht hier in Zürich, wie in den andern Cantonen, eine unerquickliche Dürre. Aristokraten und Radikale, in den meisten Fällen nur durch imaginäre Merkmale als solche bezeichnet, liegen sich bei der geringsten Ver-

anlassung in den Haaren und tragen ihre Gesinnung auch auf die sie umgebende Damenwelt über, so daß es also auch Aristokratinnen und Radikalinnen gibt. Daß bei diesen ewigen Reibungen der Cantone unter sich an keine durchgreifenden Maßregeln gedacht werden kann, ist natürlich, und doch thun diese namentlich in Bezug auf Post-, Zoll- und Münzverhältnisse zuvörderst dringend noth. Was könnte dieses Land seyn, wenn kleinlicher Egoismus und verderblicher Eigensinn eine republikanische Centralgewalt möglich machten, oder doch wenigstens einer gewissen Harmonie unter den Vertretern der einzelnen Cantone an den Vororten weichen würden. — So wie aber die Schweiz jetzt politisch beschaffen, kann sie unmöglich für die Republik begeistern, und einer unserer hiesigen Landsleute hat Recht, wenn er den deutschen Fürsten räth, den demagogischen Köpfen die Schweiz nicht länger zu verbieten, da sie nur völlig bekehrt die Heimath wieder betreten würden. Da ich nun gerade von den hiesigen Deutschen spreche, so muß ich Ihnen sagen, daß sich diese in socialer Hinsicht im Allgemeinen ziemlich unbehaglich befinden sollen. Die meisten, und darunter ist auch Oken, leben mit ihren Familien isolirt und kommen nur wenig oder gar nie in Berührung mit andern; bei dem Umstand aber, daß sich der Deutsche gerade durch eine hervorstechende Neigung zu gemüthlicher Geselligkeit auszeichnet, dürfte leicht zu errathen seyn, von welcher Seite diese Zustände hervorgerufen und erhalten werden; überhaupt ist es nicht zu verkennen, daß die eigenthümliche Abneigung, die sich hier gegen Fremde und besonders gegen Deutsche kund gibt, ein gewisses systematisches Verfahren ins Leben treten ließ, wodurch der häusliche Cirkel zum verschanzten Conclave wird. Unter solchen Auspicien ist denn auch die heiße Sehnsucht erklärlich, die sich überall für die liebe deutsche Heimath ausspricht, und nicht minder auch die Freude, welche die trefflichen Professoren Pfeufer und Henle mit ihrer Berufung nach Heidelberg empfinden. Vielleicht liegt auch dem Abgang des Juristen Keller nach Halle, außer dem politischen Motiv, noch ein anderes zu Grunde, das in den bezeichneten Verhältnissen fußt. Ist dies der Fall, so könnte man, insofern sich die letzteren nicht ändern, der Universität nur ein schlimmes Prognostikon stellen.

Der zweite Band der Gedichte des „Lebendigen" wird hier immer noch, aber nicht mit der sophistischen Galle besprochen, womit dies in den jüngsten Tagen im Feuilleton der „Karlsruher Zeitung" geschah. — Von Weitling hört man hier kaum mehr sprechen; er ist aber nicht der einzige Schneider, der sich der Literatur ergibt; ein gewisser Knell brachte mir jüngst mit einem ausgebesserten Beinkleid einen Band seiner „Gedichte". Die Gesinnung ist das Beste daran. Warme Liebe für's Vaterland, für Freiheit und Recht, Haß den Feinden des Fortschritts, Ermahnung zur friedlichen Ausgleichung zwischen politischen Parteien und gesellschaftlichen Klassen, Wünsche für materielle Erhebung des Proletariats bilden den Hauptcharakter derselben. Das ganze Buch trägt übrigens den Stempel des friedlichsten Fourrierismus, und dünkt manchmal das deutlichste Echo der „Paroles d'un croyant." Aehnliche Erscheinungen sind indessen bedeutungsvoller, als man glaubt. Mir kommt es vor, als wenn der „Riß, der (nach Heine) durch die Welt und mein Herz gehet", immer mehr zur klaffenden Spalte werde. Ein neues Verhängniß kündet sich an. Noch gleicht das Verlangen der Zeit den verworren ausgestoßenen Lauten eines Erwachenden, der sich die trunkenen Augen reibt, und was auch die deutsche Monatsschrift aus dem Umstand heraus argumentiren mag, daß uns die Geschichte nirgends ein Beispiel socialer Umwälzung zeigt; es bleibt nicht weniger gewiß, daß wir einer ähnlichen entgegengehen. Neben den Communisten, Fourrieristen, Chartisten, Weitling *rc. rc.* fehlen auch die abstrakten Erscheinungen nicht, und alle deuten auf einen wunden Fleck hin. Die Klage der Armuth hat den wehmüthigen, bittenden Ton nicht mehr; sie ist zum trockenen arithmetischen Exempel geworden, vielleicht zum mathematischen Problem, für welches die Zukunft Auflösung und Beweise findet.

Eine auffallende Erscheinung im hiesigen Leben ist auch der im Verhältniß zur Bevölkerung schwache Theaterbesuch. Die Ursachen liegen vielleicht nahe, doch will ich für keine mauvaise langue gelten, und Ihnen lieber die Vermuthung aussprechen, daß das Publikum durch die ihm von Mad. Birch-Pfeiffer in der letzten Zeit vorgeführten Gäste blasirt und pretentiös geworden seyn mag. Das ist aber für den wackern Direktor Gerlach um so trauriger, als auch er keine pecuniären Anstrengungen scheut, um in Oper und Schauspiel Befriedigendes zu bieten. Ich versäume während meines Aufenthalts keine Vorstellung, und kann Ihnen sagen, daß viel schöne Kräfte vorhanden sind; dabei ist der Direktor sichtlich bemüht, den Anforderungen an ein gutes Repertoire zu entsprechen. Es ist hier nicht der Platz, in ein Detail dieser Verhältnisse einzugehen, aber doch kann ich nicht umhin, der Leistung des Hrn. Gerlach als Thomas Aniello im Drama gleiches Namens als einer recht braven zu gedenken und auch dem Talente Ihres Landsmannes, Hrn. Keller, die verdiente Anerkennung nicht zu versagen. Wer je Gelegenheit hatte, Ihren Meister Weidner zu sehen, wird auf den ersten Blick das treffliche Vorbild des jungen Mannes wieder erkennen. — Durch die Aufführung von Fioravanti's lieblichen „Sängerinnen vom Lande" und Cherubini's „Wasserträger" war es mir vergönnt, auch die Oper zu würdigen, und ich freue mich, das Gute theilweise bestätigen zu können, was jüngst über die Damen Bigl, Gned-Kölla und Kleinschmidt, und die Herren Bigl, Gärtner und Weidner in diesen Blättern gesagt wurde.

Ich hätte Ihnen nun noch so gerne einige Worte geschrieben von dem reichhaltigen Lesecabinet des Museums, dieser einzigen Ressource der verlassenen Fremden, von Geßner's Denkmal, der erzenen Satyre, und von dem Balle, dem ich hier beigewohnt, doch die mir für den Abgang dieser Skizze zugemessene Zeit drängt. So schließe ich denn, indem ich Ihnen die besten Grüße und Wünsche für Ihre gute Stadt sende, an die sich für mich so manch' theure Erinnerung aus früher Jugend knüpfet. Leben Sie wohl!

Tod des Generals Bertrand.

Der Tod trifft mit wiederholten Schlägen die letzten Trümmer der glorreichen Kaiserzeit. Kaum hat sich die Gruft des Marschalls Drouet d'Erlon geschlossen, so vernehmen wir einen noch weit größeren Verlust für das Land. Der treue Freund des Kaisers, der Gefährte seiner Arbeiten und seiner langen

Verbannung, General Bertrand, ist den 31. Januar zu Chateauroux, in seiner Vaterstadt, mit Tod abgegangen.

Er diente in der Nationalgarde bei Gelegenheit des 10. Augusts 1793 und trat in ein Bataillon, das aus freiem Antrieb gegen die Tuilerien zog, um den König zu vertheidigen. Er nahm sofort Dienste im Geniewesen, durchlief rasch alle militärischen Grade, machte den Feldzug nach Aegypten mit, wo er mehrere Plätze befestigte, erwarb sich das Zutrauen des Obergenerals Bonaparte und erhielt fast zu gleicher Zeit die Ernennung eines Obristlieutenants und Brigadegenerals.

Nach der Schlacht von Austerlitz, wo General Bertrand sich mit Ruhm bedeckte, nahm ihn Napoleon unter die Zahl seiner Adjutanten auf; er zeichnete sich ebenfalls zu Spandau, zu Friedland und besonders beim Schlagen der Brücke über die Donau aus, die den Uebergang der französischen Armee erleichtern sollte. Dieser Feldzug und derjenige von Rußland hoben sein Talent und seine Tapferkeit dermaßen hervor, daß ihn der Kaiser zum Großmarschall des Palastes, nach dem Tode des Marschalls Duroc, ernannte.

Seine Erfolge waren dieselben zu Lützen, zu Bautzen, und wenn er einige Nachtheile bei dem Uebergang der Elbe gegen Blücher erlitt, so muß man dies dem Glückswechsel unserer Waffen, der schon damals sich zu neigen anfing, zuschreiben. Doch war es Bertrand, welcher, nach der blutigen Schlacht von Leipzig, unsern Rückzug deckte, indem er Weißenfels und die Saalbrücke einnahm. Seine Dienste waren nicht minder wichtig nach der Schlacht von Hanau. Bei diesen Vorfällen und denen, welche auf die Abreise des Kaisers nach Paris folgten, war der Graf Bertrand nur darauf bedacht, die Trümmer der Armee zu retten, und sah fast immer seine Berechnungen und seine Bemühungen mit dem Erfolg gekrönt, den man unter so schwierigen Umständen erwarten durfte.

Er kehrte 1814 nach Paris zurück, und wurde als Generalmajor der Nationalgarde ernannt, machte den französischen Feldzug mit, der so reich an raschen Glücks- und Unglücksfällen war, und folgte dem Kaiser nach der Insel Elba.

Er kam mit dem Kaiser am 20. März zurück, und folgte ihm mit seiner gewohnten Ergebenheit. Nach der Schlacht von Waterloo verließ er Napoleon nicht mehr, folgte ihm in sein letztes Exil nach, theilte, milderte seine Leiden, und kam nur dann nach Frankreich zurück, als er seinen letzten Seufzer aufgefangen hatte.

Es war ein freudiges Wonnegefühl, mit welchem der General Bertrand die Julirevolution und den Triumph der durch so viele Siege verherrlichten Nationalfarben begrüßte. Mit inniger Rührung begrüßte er 10 Jahre später die Rückkehr der Asche des Kaisers, die der Prinz von Joinville durch das weite Weltmeer zurückführte, und sah entzückt, wie Frankreich diesem großen Schatten glänzende Huldigungen erwies.

Der Name des Generals Bertrand war bei diesen Huldigungen mit dem Namen des Kaisers, als das schönste Vorbild der Ehre und Treue, innig verbunden, und die Zukunft wird diese beiden Namen nicht trennen. Selten hatte die Geschichte eine so warme Ergebung, eine so unerschütterliche Treue, ein so reines und edles Andenken aufzuzählen. Außer seinen eigenen Arbeiten und glänzenden Diensten hat sich General Bertrand durch seine Verehrung für das Genie und das Unglück bis zur Höhe erhoben, wo der Ruhm Napoleons strahlt, und dieser Ruhm wird ihn vor der Vergessenheit schützen.

Mannichfaltigkeiten.

In Lyon ist eben ein sehr seltsames Gebäude vollendet worden, ein Haus von nicht weniger als zwölf Stockwerken. Der Bau lehnt sich an einen Hügel und besteht eigentlich aus drei übereinander gestülpten und durch Terrassen abgetheilten Häusern, zu je vier Stockwerken. (Wien. Th.-Ztg.)

In Pampeluna starb die Mutter des spanischen Generals Mina, im Alter von 99 Jahren.

Meynert schreibt in der Wiener Allg. Theaterztg.: Mit der freudigsten Theilnahme berichte ich, daß Friedrich Halm's „Sampiero" bei der am 27. Jan. statt gehabten zweiten Vorstellung vom Anfang bis zum Ende mit großem Beifalle, ja theilweise mit einem bei Reprisen ungewöhnlichen Enthusiasmus aufgenommen worden ist. Sowohl das seit der ersten Aufführung noch bedeutend vervollkommnete Zusammenspiel, als auch einige zweckdienliche Aenderungen haben dem Ganzen zum wesentlichen Vortheile gereicht, und es dürften nun zahlreiche Wiederholungen, wie von Seite des Publikums ein noch lange anhaltender Zuspruch zu verbürgen seyn. Sampiero ist in doppelter Weise den Verehrern Halm's vorzugsweise interessant; denn Letzterer hat darin zum ersten Male den Beweis geliefert, daß die ursprüngliche Schönheit und dichterische Fülle seiner Sprache des Verses wie des Reimes nicht bedarf, hat mit einer meisterhaften Prosa, deren gewaltige Massen den großartigsten Eindruck gewähren, diejenigen überrascht, die zu viel Gewicht auf die Mitwirkung von Vers und Reime legten, und dann begegnen wir in diesem Werke dem Dichter, der bisher ausschließend der eigenen Erfindungskraft folgte, oder höchstens der Sage und dem Volksepos einzelne flüchtige Grundzüge entnahm, zum ersten Male auf dem Felde der Geschichte.

In der Nähe von Leipzig wird eine großartige Bierhalle gebaut. Der Keller soll so groß seyn, um 5000 Tonnen Bier auf einmal aufzunehmen.

Auflösung des Logogryphs in Nro. 39.

Duell. Quell.

Theater-Anzeige.

Samstag, 10. Febr. Phädra, Trauerspiel in 5 Abth., von Racine, übersetzt von Schiller.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 42. Sonntag, den 11. Februar 1844.

Die Nacht von Bingen.

Novelle.

(Fortsetzung.)

Während Maria Thränen der wildesten Verzweiflung vergoß, schritt die Schwester Veronika in stillem Sinnen die Felsstufen hinab zur Hildegardenquelle.

Da umfassen sie plötzlich zwei kräftige Arme. Glühende Küsse ersticken den Angstruf. Halb ohnmächtig wird sie in den Kahn gebracht, dort umhüllt sie ein Reitermantel, eine Pickelhaube deckt ihren Kopf, und überwältigt von Angst und Schrecken, sank sie ohnmächtig in die Arme ihres Entführers.

Brömser schreibt diesen Zustand der weiblichen Scham zu, und ahnet nichts Schlimmes. Der Kahn landet endlich drüben am Ufer. Brömser's kräftiger Arm faßt die Ohnmächtige und trägt sie auf dem wohlbekannten Pfade der Camera zu, wo ihn an der Kellerpforte Guntram erwartet.

Ohne sich aufzuhalten, läßt er die Kellerthüre von innen schließen, und eilt, von Guntram mit brennender Fackel begleitet, den verborgenen Gang hinauf. Zwar drückt ihn seine Last; aber es ist ja Maria, die liebliche Tochter des reichen Lombarden; das macht Alles leicht. —

Nach einem höchst beschwerlichen Steigen ist endlich die Burg erreicht. Der Ritter eilt mit Aufbieten aller Kraft in sein Klosett, und legt dort die Ohnmächtige in einen Lehnstuhl, um ihr die Verhüllung des groben Mantels abzunehmen, die schönen Locken der Geliebten von der lastenden Pickelhaube zu befreien.

Da stößt er plötzlich einen wilden Schrei aus.

Guntram eilt mit der Lampe herzu — und — steht erstarrt, denn unter der Pickelhaube erblicken sie das gelbe, eingefallene, tiefgefurchte Gesicht einer alten Nonne!

Erstaunen, Schrecken und Zorn wechseln in rascher Folge. Brömser's Flüche, die kein Maß kennen, wecken endlich die arme Nonne auf, und ihre Vorwürfe, ihre heftigen Reden, ihr gellendes Schreien mischen sich mit den wilden Aeußerungen des Ritters.

Guntram hatte nie mehr mit dem Lachreiz zu kämpfen; denn war das nicht eine Fastnachtsposse, so komisch, wie nur eine seyn konnte? Doch wagte er es nicht, bei dem wilden Wetterleuchten des Zornes seines Herrn, der Macht dieses Reizes nachzugeben.

Brömser rannte wie ein Verrückter in seinem Klosette auf und nieder, während die Nonne auf's schauerlichste schrie und den Himmel um Rache anflehte ob des an ihr, der hochbetagten Himmelsbraut, begangenen unerhörten Frevels.

„Herr Ritter," hob endlich Guntram an, „Ihr müßt einen Entschluß fassen."

Der Ritter stampfte auf den Estrich, daß die runden Scheiben an den Fenstern rasselten.

„Sag' vor Allem dem Pfaffen, er solle sich fortmachen. Laß die Lichter löschen. Was werden sie über mich lachen!" rief er, und schlug sich vor die Stirne.

„Wie kommst Du aber auch dazu, an diesem Abend Wasser zu schöpfen?" fragte er ingrimmig die trostlose Veronika.

„Weil es mich die Oberin hieß und die Reihe an mir war," schluchzte die arme Alte. „Bringt mich in mein Kloster!" schrie sie dann wieder.

„Still, Nachteule!" donnerte Brömser. „Gieb selbst Rath, wie ich Dich vom Halse bringe!"

„Führt mich wieder an die Quelle!" flehte die Alte.

„Könnt ich Dich hinüber blasen!" höhnte Brömser, „aber das kann ich nicht, und der Kahn ist nicht mehr da. Muß mich denn der böse Feind plagen, daß ich sie mit Küssen bedeckte! Pah! Mir graut's!"

Jetzt regte sich selbst in der Himmelsbraut die weibliche Eitelkeit. Sie schoß wüthende Blicke auf ihn und sagte keifend: „Hab' ich Euch gerufen oder verlockt? War's nicht Euer freier Wille? Wolltet Ihr mich nicht küssen, so hättet Ihr Eure sündhaften Augen aufthun sollen! Ihr Ausbund von Höllenbrand!"

„Schweig, Eule!" donnerte noch ein Mal der Ritter; aber plötzlich brach er in ein wieherndes Gelächter aus. Die Situation war zu komisch, als daß sie sich nicht hätte geltend machen sollen. Er wollte sich ausschütten vor Lachen.

Da trat Guntram ein. Er hatte sich bereits in konvulsivischem Lachen bei dem Frühmesser Luft gemacht, als er diesem die Geschichte erzählte, und dieser stimmte mit ein, froh, daß er aus der Falle kam, deren Gefahr er erst während des Alleinseyns und Harrens in der Kapelle bedacht haben mochte.

Noch war der Lachreiz nicht ganz überwunden, als er eintrat, und seinen Herrn sich wahrhaft närrisch gebärden sah. Unwillkürlich riß ihn dessen Lachen in denselben Strom, und

Beide konnten kein Ende finden, obwohl verschiedene Zustände des Lachens Grund waren.

Nichts glich dem Zorne Veronika's. Wie eine Furie schimpfte und haderte sie das ganze zahlreiche Register der Schimpfreden durch, an denen die Binger Frauen des niederen Standes zu allen Zeiten nicht arm waren.

Dieser Zorn und diese Fluth von Schimpfreden steigerte nur noch Brömsers und Guntrams Lachreiz, bis beider Thränen rannen, und die Muskeln schier den Dienst versagten.

„Nun ist's genug," sagte endlich Brömser, und trat vor Veronika. „Schöne Jungfrau," sprach er, „da ich an Euren Schimpfreden auf's Haar erkenne, daß Ihr ein Binger Kind seyd, so seyd so gut und folgt diesem Guntram hier. Er wird Euch unversehrt bis an die Drususbrücke geleiten, und von da mögt Ihr ohne Gefährde den Weg auf den Rupertsberg finden. Grüßt mir die Frau Oberin, und sagt, es sey ein rechter Fastnachtsstreich, den sie mir gespielt; aber ich würde ihr in den kommenden Tagen Kapital und Zinsen zurückgeben. Vergebt mir, daß ich irrthümlich Eure süßen Lippen geküßt, und betet für meine arme Seele!"

„Zur untersten Hölle mit ihr!" schrie die Schwester Veronika, die das Gleichgewicht ihrer Seele gar nicht mehr finden konnte, seit ihrer Eitelkeit eine so bittere Schmach war angethan worden.

Guntram faßte sie indessen kräftig am Arme und zog sie zum Gemache hinaus, ohne daß er vermocht hätte, den Strom ihrer sprudelnden Schimpfflut zu dämmen. —

Guntram geleitete bei mattem Sternenlichte, das eingetreten war, durch die Weinberge am Scharlachberge hin, und brachte sie, unterhalten von ihrem endlosen Keifen, zur Brücke. Ihr Zorn hatte unterdessen eine andere Richtung genommen, seit sie den unmittelbaren Verursacher ihrer schmählichsten Katastrophe nicht mehr vor sich sah. Er ergoß sich ungehemmt über Maria Ottini, das verruchte Welt- und Höllenkind, dessen Schönheit der Köder des Teufels geworden. Sie stieß Drohungen aus, vor denen Guntram's Seele schauderte.

Er schwieg, um sie nicht noch mehr zu reizen; aber gerade dies Schweigen, der Mangel gänzlichen Widerstandes, machte sie am Ende nur noch rasender. Sie begann auch ihn nun in den Kreis ihres Zornes zu ziehen.

Zum Glücke war die Brücke erreicht. „Höre, Alte," sagte er, „hätte ich Zeit, ich möchte Dich wohl etwas in die Nahe tunken, um Deinen Zorn abzukühlen; aber jetzt sag' Deiner Schutzheiligen Dank, daß es mir an Zeit gebricht. Geh'!"

Ohne sich weiter um sie zu kümmern, trat er seinen Rückweg an. In den Weinbergen aber blieb er stehen, um zu erfahren, was sie begönne. Bald hörte er jenseits der Brücke ihre gellende Stimme einen lateinischen Gesang anstimmen, der sich bald mehr und mehr entfernte; sie sang ihre Furcht weg.

Froh, daß ihr Zorn sich so schnell gewendet, und daß sie den rechten Weg gefunden, kehrte er zum Schlosse zurück, wo er seinen Herrn in der rosigsten Laune hinter dem bauchigen Steinkruge voll Scharlachberger fand, und nun mit ihm die fatale Geschichte nochmals abhandelte.

Im Kloster auf dem Rupertsberge aber war ein völliger Aufstand. Als Veronika mit dem Tischtrunke von der heiligen Quelle ausblieb, und die nach ihr ausgesendeten Schwestern am Börnlein nichts von ihr fanden, als ihren Rosenkranz, den sie verloren, und den Wasserkrug, da ging erst recht der Aebtissin ein Licht auf. Ihr instinktartiges Vermuthen brachte sie der Wahrheit ziemlich nahe. Sie betrat, begleitet von dem ganzen Schwesterkonvente, die Zelle der trostlosen Maria.

Des Mädchens Jammer hatte sich gelegt, ihre Verzweiflung hatte Thränen Raum gegeben, wie es überhaupt bei leidenschaftlichen Naturen zu geschehen pflegt.

Obwohl im höchsten Zorn, als sie eintrat, besänftigten doch diese Thränen die Aebtissin, und machten sie um Vieles milder. Sie nahm sie für Thränen der Reue, während sie doch nur Thränen des Schmerzes waren, daß ihr Plan mißlungen, und nun keine Hoffnung mehr war, dem Elende zu entgehen, wozu sie ihre Aeltern verdammt hatten.

Der salbungsvollen Strafrede folgte Maria's Geständniß und nun erst stand es fest, daß Veronika an ihrer Statt von Ritter Brömser entführt worden war.

Wer wollte es den Nonnen verargen, daß auch auf sie das Komische des Ereignisses mit urkräftiger Gewalt einstürmte, daß selbst um die ernsten Lippen der Oberin einige Muskeln sich in einer Weise verzogen, die nichts mit dem heiligen Ernste ihrer Amtsmiene gemein hatte? Sie fand es daher rathsam, schnell die Reuige zu verlassen, die Thüre ihrer Zelle zur Buße wieder zu verschließen und die Nonnen in ihre Zellen zu entlassen, wo jede sich zwanglos der eingeschlagenen Richtung überlassen konnte, die wahrscheinlich noch lange hin herrschend blieb und durch Veronika's Erzählung am andern Tage neue Nahrung gewann.

(Fortsetzung folgt.)

An das Pupplikumm!

Unsere politische Zeitschrift, „Michel, der Vetter", wird nicht mehr erscheinen und zwar deßhalb, weil unsere Mitarbeiter, plötzlich von Ultraliberalismus angesteckt, ihre Thätigkeit der Allgemeinen Augsburger Zeitung zugewendet haben. Wir werden uns überhaupt nicht mehr mit vaterländischer Politik beschäftigen, da es nichts Neues unter der deutschen Sonne gibt, wie der weise Salomon schon sehr richtig bemerkt hat. Hingegen machen wir ein verehrtes Publikum auf unsere neu zu begründende belletristische Zeitschrift aufmerksam, für welche wir bereits das Papier und den Titel besitzen. Dieser heißt:

Allgemeine deutsche Badezeitung,

ein Orkan für Hazardspiel und deutsche Gemüthlichkeit.

Unsere Badezeitung wird sich bestreben, die Hazardspiele zu unterstützen, weil sie dem Deutschen Gelegenheit geben, sein Glück im Vaterlande zu versuchen und nach einer sehr faßlichen Methode französisch zu lernen. Die Hazardspiele sind auch die einzigen Anstalten in Deutschland, wodurch sich der schwermüthigste Deutsche bald sehr leicht fühlt. Und wenn auch in seinen Anstalten die Rollen nicht gleichmäßig vertheilt werden, so zeigt sich doch dort, wo selbst das aristokratischste Volk sein ganzes Heil in der Karte sucht, sehr viel Herz und Achtung vor den Königen aller Farben.

Da wir in einem Lande leben, in welchem der Mond nicht untergeht, so werden wir unseren Lesern sentimental-gemüthliche Novellen bieten, die wegen ihrer gränzenlosen Unschuld das zweischneidige Erz der deutschen Parze nicht zu fürchten brau-

chen. Wir werden auch, wenn es unsere Leser durchaus wünschen, Humor haben, aber nicht jenen Welthumor, den jedes Herz versteht, weil er zu jedem Herzen spricht, der die Weisheit in der Narrenkappe predigt und Thränen der Freude erregt und Thränen der Schmerzen lindert; nicht jenen Humor, dessen scharfes Auge selbst in dem schwärzesten Herzen noch den lichten Funken glühender Menschenliebe findet, und sich vom Himmel zur Erde niederläßt, um den Sterblichen von der Erde in den Himmel zu tragen: sondern jenen Humor, der im südwestlichen Deutschland sehr populär ist, der weder Himmel noch Erde berührt, sondern auf dem Seil tanzt und vor den hohen und höchsten Herrschaften unterthänigste Purzelbäume schlägt. — Da in unserem Vaterlande so viel Komödie gespielt wird, so werden wir in jeder Nummer Theaterrezensionen bringen, die so klar wie ein deutscher Herbsttag und fast so kurz wie ein deutscher Winterabend seyn sollen, und da man in unserem Vaterlande an die gebundene Rede gewöhnt ist, so werden wir so oft als möglich lyrische Blüthen von uns schütteln. Daß wir die Hände der Klaviervirtuosen und die Füße der Tänzerinnen in leitenden Artikeln besprechen werden, versteht sich wohl von selbst. Wir geben uns deshalb der Hoffnung hin, daß es uns nicht gehen wird, wie der obenerwähnten Allgemeinen, die jetzt mehr Abonnenten als Leser hat, und empfehlen uns dem gehorsamsten deutschen Publikum ganz geneigt. Wir, der Redakteur.

Nota bene! Wenn unsere Zeitschrift nicht verboten wird, eh' sie erscheint, so wird sie jedenfalls erscheinen, bis sie verboten wird. (Narrhalla.)

An das Nichts!

Ein Ausbruch der Begeisterung.

O du, aus dem der liebe Gott die Welt geschaffen; du Balsam für die Augen und für verdorbene Mägen; du unsichtbare Macht, die du die Segel der deutschen Hoffnung und Flotte aufblähest, die Herzen der Philister begeisterst und in den Köpfen Derjenigen wohnest, die durch dich zu den höchsten Würden dieser Erde gelangen; du Schutz der deutschen Schriftsteller, welche das Wort der Freiheit predigen; du, o Ziel und Zweck der Modehelden und erhabenes Bewußtseyn schmachtender Ladenschwengel; du, nach welchem schlanke Junker streben, und von welchem Thee- und Kaffeekränzchen sich mit reger Zunge unterhalten: Du sey hochgepriesen und gebenedeit! Dich find' ich überall, wo deutsche Zeitungen liegen. Du schwebst mir vor den Augen, wenn ich deutsche Krämer erblicke, und deiner denk' ich, wenn ich an meine irdischen Güter denke. Wo du bist, da hat der Kaiser sein Recht verloren, und wo du sprichst, da herrscht ein ewiges Schweigen. In dir lieb' ich mich selbst und durch dich lerne ich dich selber kennen. Du allein bist unwandelbar auf Erden; denn was du vor Jahrtausenden warst, bist du noch jetzt, und was du jetzt bist, wirst du nach Jahrtausenden seyn. Wer dich bedarf, ist göttlich, und wer dich ehrt, kann sorgenlos auf Erden wandeln. Vor dir werf' ich mich in den Staub und rufe mit dem ganzen Stolze eines Sterblichen: Du bist mein! (Narrhalla.)

Mannichfaltigkeiten.

Nach dem „Moniteur Segusien" ist in den letzten Tagen zu St. Etienne die weiße Frau eines weißen Mannes von einem Kinde von der möglich schönsten schwarzen Farbe entbunden worden. Da keine Amme den kleinen Neger schenken wollte, so wurde das Kind in das Findelhaus gebracht. Der Vater desselben ist ein Bergknappe.

Ein Hausbesitzer in Baltimore wünschte einen Miethmann los zu werden, der die Rente nicht bezahlte, und griff zu dem Hülfsmittel, ihn auszuräuchern. Er verstopfte deshalb die Oeffnung des Schornsteins und der Rauch füllte bald die Zimmer dermaßen, daß der Miether mit seiner Familie eiligst die Flucht ergriff. Allein er verklagte den Hausbesitzer und erhielt 15 Dollars Entschädigung nebst Kostenersatz zugesprochen.

In Romberg's Verlag in Leipzig sind bereits mehrere Lieferungen eines neuen literarischen Unternehmens — „Conversationslexicon für bildende Kunst" — (Illustrirt mit über 3000 Holzschnitten) erschienen. Dies Lexicon wird in 48 Lieferungen, jede à 5 Druckbogen, ausgegeben, und 8 Lieferungen bilden einen Band. Das Werk wird Geschichte und Topographie der Kunst, Denkmäler, Biographien der berühmtesten Künstler aller Zeiten, Mythologie, Aesthetik, Technik und Hülfswissenschaften der Kunst umfassen. Da die bildenden Künste in neuester Zeit freudigen Aufschwung genommen und sich lebhafter Anerkennung zu rühmen haben, so erscheint das genannte Unternehmen als ein zeitgemäßes, und verspricht, nach den bereits vorliegenden Heften, Gediegenes. Die in den Text gedruckten Holzschnitte sind schön, und ganz geeignet, dessen Verständniß durch Anschauung zu erleichtern.

Die Oper „Don Pasquale", von Donizetti, hat nicht nur, wie bereits bekannt, in Paris großen Beifall und Anerkennung gefunden, sondern ist auch in vielen Provinzialstädten eine Lieblingsoper des Publikums geworden, wie z. B. in Bordeaux, Nismes, Besançon, Amiens und Lyon, deren Journale sich in glänzender Anerkennung des genannten Tonwerks überbieten.

Nichts verwerthet sich heut zu Tage besser, als eine gute Kehle. Man denke nur an Rubini. Der italienische Sänger Moriani erhält in Berlin, wo mit Recht so viel über Pauperismus geklagt wird, für jede Rolle 500 Thaler, und dabei muß man sich von Seiten der Bühnen-Direktion sehr in Acht nehmen, daß man den „Gefeierten" nicht etwa in böse Laune versetzt, sonst entzieht er dem Publikum einen „himmlischen Genuß." Die todtgesagte Catalani hat Hunderttausende; die kürzlich verstorbene Schauspielerin Thevenin in Paris hinterließ zwei Millionen Francs!

Das in den englischen Haupteisenbahnen angelegte Capital betrug im Jahre 1842: 38,555,000 Pfd. Sterl.; im Jahre 1843, in Folge des vermehrten Zutrauens zu den Actien, 52,267,000 Pfd. Sterl.

Unter die Bühnen, welche die Dichter am anständigsten honoriren, gehört unstreitig das Thalia-Theater in Hamburg, welches unter der Direktion des Hrn. Maurice immer mehr an Bedeutung gewinnt. Derselbe gibt außer einem dem Rufe

des Dichters angemessenen Honorare die achte Vorstellung als halbes Benefice. So wurde erst kürzlich Hrn. Nestroy von der achten Vorstellung seiner Posse: „Liebesgeschichten und Heirathssachen" der halbe Ertrag eingesendet. — Auch die Frankfurter Bühne hat, wie bereits gemeldet worden, dem Verfasser von „Zopf und Schwert" eine gleiche Tantieme verwilligt.

Es ist eine unheimliche Zeit. Da und dort verschwinden Menschen und Niemand weiß, wohin. In Berlin klagen sie nun gar, daß die schönen neuen preußischen Zweithalerstücke wie der Schnee vergehen und nirgends aufzufinden sind. Auch anderwärts halten sie sich nicht. Warum? Wahrscheinlich deßwegen, weil man sie gemeinhin Champagner-Thaler nennt, und man in unserem lieben Deutschland sie auch als solche zu häufig behandelt.

(Putz einer Lappländerin.) Der Engländer Laing gibt in seiner mehr erwähnten interessanten Reise in Norwegen folgendes Bild von einem hübschen Lappenmädchen: „Sie war sehr geputzt; eine Mütze von blauem und rothem Tuche, mit einer Goldschnur eingefaßt, ein rothes, wollenes Tuch um den Hals, ein Rennthierpelz, der bis auf die Knie reichte und eine wollene Schärpe als Gürtel. Ihre Beinkleider waren von Rennthierhaut, ihre Schuhe hatten Sohlen, die rings über den Fuß hervorstanden, und oben zierlich ausgenäht waren; über der einen Schulter trug sie, wie eine Hochländerin, einen grünen Ueberwurf. Sie war sehr munter und lebhaft in ihren Bewegungen."

In NN. ist ein liberaler Gedanke durchgegangen und hat mehrere Beamten, die sich in der Nähe des Schlosses befanden, in die äußerste Gefahr versetzt. (Narrh.)

Die deutschen Schullehrer legen seit einiger Zeit bedeutende Kapitalien in der englischen Bank nieder. Manche Regierung findet sich deßhalb veranlaßt, den Gehalt der Schullehrer zu vermindern. (Narrh.)

(Berlin, 6. Febr.) In der letzten Versammlung der polytechnischen Gesellschaft wurden Proben mit der einfachen Methode des Dr. Böttger zu Frankfurt angestellt, wodurch man im Stande seyn soll, ohne Schwierigkeit die Baumwollenfäden in Leinengeweben zu erkennen und mit Leichtigkeit nachzuweisen. Erwähnte Methode erwies sich durchaus praktisch, leicht ausführbar und für alle Fälle genügend.

(Bern.) Eine Begebenheit gibt hier viel zu sprechen. Jüngsthin wurden auf dem Rathhause selbst zwei Regierungsräthen während der Sitzung die Mäntel gestohlen. Einer der Bestohlenen, Dr. Schneider, schrieb sein Eigenthum in den Zeitungen aus, anbei dem Dieb bedeutend: bekomme er auch nicht den Mantel zurück, so wäre ihm doch lieb, wenn er sein in einer Tasche desselben befindliches Notizenbüchlein wieder erhielte. Den letzten dieser beiden Wünsche erhörte der Dieb; Hr. Schneider erhielt sein Büchlein bald darauf durch die Post, hübsch verpackt, aber ohne Begleitschreiben zurück.

Der Doctor R. zu B. war noch in einem Alter von 74 Jahren sehr rüstig und dabei ein sehr jovialer Mann. Wie haben Sie es angefangen, lieber Doctor, fragte ihn Jemand in einer Gesellschaft über Tafel, daß Sie so alt geworden und so gesund und heiter geblieben sind? „Das will ich Ihnen wohl sagen", versetzte R., „ich habe mir in meinem ganzen Leben kein Recept verschrieben."

(Frankfurt a. M.) Der rühmlichst bekannte Posaunist Belcke aus Berlin ist in Begleitung seines Bruders, des Flötisten, hier eingetroffen und wird nächsten Dienstag im hiesigen Schauspielhause sich hören lassen. Beide Künstler, von Paris kommend, wo ihnen die freundlichste Aufnahme und insbesondere dem Posaunisten die silberne Ehrenmedaille des Konservatoriums zu Theil geworden, sind der besondern Beachtung unserer Musikfreunde würdig. Henri Blanchard spricht sich in einem ausführlichen Artikel der „Gazette Musicale" vom 24. Dec. v. J. über die Kunstleistungen der genannten Virtuosen glänzend aus.

Korrespondenz.

Bockenheim, im Febr.

In einem Korrespondenzartikel aus Darmstadt in Nro. 20 Ihres Blattes geschieht unter Anderm der Strohflechtereien in der Herrschaft Gedern und Vogelsberg Erwähnung und indem die wohlthätigen Folgen dieser Anlagen gerühmt werden, wird als deren Gründer Hr. Kammerassessor Davidson in Gedern genannt. Ohne im entferntesten den Verdiensten des Hrn. Davidson zu nahe treten zu wollen, bemerken wir hier nur zur Steuer der Wahrheit, daß dieser Industriezweig sein Entstehen lediglich dem Hrn. A. A. Alexander in Bockenheim verdankt und in der ersten Zeit gänzlich durch dessen alleinige Bemühungen hergestellt worden ist, indem derselbe eben so wenig Mühe als Zeit und Geldopfer scheuete, um solchen in Schwung zu bringen. Namentlich gehört hierher die erste Anschaffung der nöthigen kleinen Werkzeuge und des Bedarfs von dem zum Flechten erforderlichen Stroh, welches er für seine Rechnung herbei schaffen ließ; ferner das Lehren des Flechtens selbst, die Zubereitung des Strohes u. s. w. und wurde derselbe nur in so fern durch einen Verein von Männern in Gedern unterstützt, als man ihm den ihm bei diesem schwierigen und kostenbringenden Unternehmen zugesagten Vorschub dadurch leistete, daß man das Landvolk geneigt machte, sich zum Lernen herbei zu lassen und im Strohflechten einen Erwerbszweig zu suchen. Dagegen vergütete der Gründer Hr. Alexander anfänglich die Geflechte, welche aus den Händen der Lernenden hervorgingen zu denselben Preisen, als ob solche tauglich gewesen wären, und entzog der erste Unternehmer seine Unterstützung dieser Sache erst nach Verlauf mehrerer Jahre, erst dann, als man ihm anmuthete, damit für immer und für alle das Flechten Lernende fortzufahren.

Theater-Anzeige.

Samstag, 10. Febr. Phädra, Trauerspiel in 5 Abth., von Racine, übersetzt von Schiller.

Sonntag, 11. Febr. Die Zauberflöte, große Oper in 2 Abth., Musik von Mozart. (Gastrolle) Königin der Nacht: Mad. Lehmann-Rauch, vom großh. Hoftheater in Mannheim.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 43. Montag, den 12. Februar 1844.

Die Nacht von Bingen.

Novelle.

(Fortsetzung.)

VIII.

In dem Hause des alten Pomaria war seit kurzem der Himmel aller jener Heiterkeit baar, in welcher er sonst glänzte.

Der Bürgeraufstand hatte dem Greise, der mit schlauer Kunst lange die Gemüther beherrscht hatte, den Beweis geliefert, daß der Glanz des Reichthums weder die Liebe an sich fesseln, noch den Haß in Banden legen konnte, der tief im Innern seine Wurzeln schlägt. Der Glaube an die große Geltung, welche die Lombarden-Innung bei dem Volke habe, war in seinen Grundtiefen bei ihm zerrüttet. Er sah klar, daß weder er, noch sein Sohn und Amtsnachfolger von dem Volke geliebt waren. Was daraus werden konnte in einer Zeit, wie sie bevorstand, wo ein grimmiger Feind vor den Thoren erschien, blieb ihm nicht lange im Zweifel.

Es war ihm zur Kunde gekommen, wie Albrecht von Oesterreich erfahren, daß eben diese Innung dem Erzbischofe bedeutende Summen geliehen, und wie er darob einen glühenden Haß auf sie geworfen. Es war ihm kein Zweifel, wie schlimm es um diese Summe stand, für die Erzbischof Gerhard den Zoll in Ehrenfels und den Judenzoll in Fautsberg verpfändet, wenn Albrecht diese Zölle brach, was seine Absicht war, und das beste Land des Erzbisthums, die edelste Perle des Churhutes, den Rheingau unheilvoll verwüstete, wie er es weiter im Reiche mit dem Mainzer Gebiete gethan. —

Zu diesem Kummer gesellte sich der Umstand noch, daß dieser Brömser, der alten Haß nährte, Vogt auf Klopp war, und im Belagerungsstande der Stadt unumschränkter Gebieter an des Erzbischofs Statt wurde. Daß von dieser Seite nur Unheil und Verderben kommen konnte, sah der klare Blick des Alten unverhüllt.

Und nun endlich sah er Giambattista's heimlichen Kummer, und kannte den Grund, der nirgends anders zu suchen war, als in der erzwungenen Verbindung mit Maria Ottini. Um aber das Maß seiner Sorge voll zu machen, nahte Albrechts Heereszug, und sein Sohn Antonio mußte bald kommen mit der reichsten Waarenladung, welche die Innung seit langer Zeit aus Italien erwartete. Kam er nicht vor dem Kaiser in Bingen an, so konnte leicht das Unglück die Innung treffen, daß Albrecht die Waaren weg, den Jüngling gefangen nahm.

Das Alles folterte den alten Schultheißen aufs heftigste. Seine Nächte waren schlaflos, seine Tage sorgenschwer.

So saß er am Frühmorgen jenes Tages in seinem Lehnstuhl, an dem der Kahn mit dem kranken Sohne im Hafen landete, und stützte das sorgenmüde Haupt in die zitternde Hand. Plötzlich stürzte Giambattista in das Gemach und rief:

„Vater, Antonio ist da, aber auf den Tod krank!"

Der Greis sank bleich in den Sessel zurück, richtete den Blick nach oben, faltete seine Hände und seufzte unter hervorbrechenden Thränen: „Herr, Du suchest mich schwer heim!"

Giambattista war wieder hinweg und nach dem Hafen geeilt. Schon brachten vier Männer den Kranken daher. Unter lautem Wehklagen fiel er über den sehr matten Bruder her, und bedeckte ihn mit seinen Küssen, die jener nur schwach, aber mit dem wehmüthigen Lächeln der Liebe erwiederte.

Aller Augen wurden feucht. Niemand aber bemerkte, wie bei Giambattista's Anblick Tommaso erbleichte, wie er beide Hände krampfhaft gegen die Brust preßte, als wolle er ein im Innern tobendes Gefühl zurückpressen; wie er nach Athem rang und an allen Gliedern heftig zitterte. —

Der Kranke wurde schnell in das Vaterhaus gebracht, wo er der pflegenden Hand einer Matrone übergeben wurde, die seit Pomaria's Witwerstande dem Hauswesen ordnende Pflegerin war.

Unter den Beweisen der zärtlichsten Vater- und Bruderliebe schien der Kranke neu aufzuleben; aber am Abende stellte sich das hitzige Fieber wieder stärker ein.

Tommaso ließ es sich nicht nehmen, bei ihm zu wachen; vorher aber genoß er eines stärkenden Schlafes, wenigstens sagte er so. —

Während der Stunden des Tages berichtete Antonio dem Vater und Bruder seine Geschicke.

So herbe auch beide der bedeutende Verlust schmerzte, der Gedanke, aus welcher Gefahr Antonio errettet worden, der Gedanke, daß sie ihn wieder hatten, den sie so innig liebten, ließ jenen Schmerz nicht überhand in ihrem Herzen nehmen.

Als Giambattista nach dem treuen Jost fragte, den er noch nicht gesehen, erzählte Antonio auch sein tragisches

Ende, und wie er zu einem eben so treuen Diener gekommen sey. Hieran knüpfte er die Erzählung seiner Rettung durch Tommaso, und empfahl diese treue Seele ihrer Liebe und Sorgfalt. Beide wichen nicht von seinem Bette, bis der Arzt, ein alter Laborant, der eine Badstube am Mainzer Thore hielt, gekommen, einen kühlenden Trank bereitet, und versichert hatte, daß Ruhe, gute Behandlung, besonders ein erquickender Schlaf, Vieles im Zustande des Kranken bessern würde. Vorzüglich aber forderte er Ruhe, und bat Vater und Bruder, ihn allein zu lassen, und vor der Nacht nicht mehr durch ihre Nähe und Gespräche ihn aufzuregen.

Beide gehorchten und gingen hinweg. Als aber Giambattista in sein Gemach gehen wollte, trat ihm Tommaso entgegen. Der Lombarde warf einen Blick auf das bleiche Gesicht, und — ihn schwindelte, daß er sich an der Wand halten mußte. Tommaso stand wie erstarrt vor ihm, und schlug das große, schöne Auge nieder.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber das Heirathen

ist ein Büchlein unter dem Titel: „Das neuentdeckte Arkadien, oder die Kunst, eine schöne Frau zu bekommen", erschienen. Das Büchlein hebt die vortheilhaften, so wie Schattenseiten der Weiber, letztere oft in zu grellen Farben hervor. Wir begnügen uns mit dem bessern Theile und überlassen es den Männern, die sich ihnen im Perspektive zeigenden Schattenseiten selbst aufzuhellen und so ihr Lebensglück durch Fleiß im Beruf und gegenseitiges Vertrauen zur beiderseitigen Zufriedenheit zu gründen. Hören wir nun, was Alte und Neuere über das Frauengeschlecht urtheilen:

Plato erwähnt der Frauen mit großer Achtung; er will ihnen gleiche Rechte und Erziehung, ja selbst Staatsämter zuertheilt wissen. — Auch Plutarch, Thucidides, Socrates, Pericles und Demosthenes sprachen sich äußerst günstig für das zweite Geschlecht aus.

Plinius erzählt auch als Beleg, daß die Frauen in frühern Zeiten sogar von den Thieren respektirt wurden, daß sie weniger von Löwen angefallen wurden. Wenn der redselige Plinius jun. die Zudringlichkeit unserer Lions, die namentlich nur Frauen verfolgen, gekannt hätte, würde er schwerlich dieser Meinung gewesen seyn.

Jedoch die goldene Zeit der Frauen brach erst mit dem Ritterthum herein. Die Ritter erhoben die Frauen zu Göttinnen. In dieser Zeit gediehen auch zahllose Schriftsteller, welche die Frauen im Einzelnen und im Ganzen apotheosirten; so z. B. schrieb Agrippa ein dickleibiges Buch „über die Herrlichkeit der Frauen und ihre Erhabenheit über das männliche Geschlecht." — Boccacio erhebt die Frauen zu Engeln. Nicht zu rechnen Ariosto, der in seinem Rolando den Frauen auf alle mögliche Weise zu schmeicheln und ihnen Weihrauch zu streuen bemüht war; und den Schwärmer Petrarka, der in schweiflosen und beschweiften Sonetten, in Balladen und Sestinen das Frauengeschlecht in seiner spröden Laura beleierte, — und zahllose Troubadours, Minnesänger und das ganze Heer der guten und schlechten Dichter, welche jede cultivirte Nation zur Rettung der Frauen aufzuweisen hat. Albrecht Dürer sagte: „Ich mag nicht in den Himmel, wenn es da keine Weiber giot."

Unser unsterblicher Schiller war bekanntlich einer von denjenigen deutschen Dichtern, die am meisten für die Frauen begeistert waren. Wer kennt nicht seine Gedichte, die nur Hochachtung und Liebe für das Geschlecht athmen und namentlich das:

> Ehret die Frauen, sie flechten und weben
> Himmlische Rosen in's irdische Leben ꝛc.

Sigmund von Birken nennt das Weib ein Wunderwerk auf Erden, und einen kurzen Begriff aller Liebhaftigkeiten auf Erden.

Der sentimentale Jean Paul bleibt trotz oft anders lautender Aeußerungen doch ein großer Vergötterer des zweiten Geschlechts. Seine Schriften wimmeln von Stellen, wie: „das weibliche Geschlecht, dieses wärmere, zartere, edlere Geschlecht, — die Frauen sind ein liebliches Geheimniß, nur verhüllt, nicht verschlossen. Frauen und Liebe trennt nur der kalte Verstand." — Ja, er getraut sich auch einmal zu behaupten, daß: lange Libertinage die Weiber nur klüger, während es die Männer kümmer macht." — Unsere neueste Literatur hat Legionen von Dichtern und Dichterlingen aufzuweisen, die es sich zum Hauptgeschäft machten, das Geschlecht in Lob und Huldigung einzupöckeln. Einer der aufrichtigsten Verehrer und Bewunderer der Evatöchter ist der geistreiche M. G. Saphir. Derselbe definirt das Weib in folgenden Worten: „Honigseim des Lebens, Zuckererbse in der Schote des Daseyns, Fettauge auf der magern Suppe des Lebens, Hechtleber in der großen irdischen Fastenzeit, Weihnachtsbaum auf dem Kindermarkt der Menschheit und wundervolle Spiralfeder in der großen Weltmaschine." Derselbe Dichter sagt ein anderes Mal:

> Was wär' das Leben immer
> Wohl ohne Frauenzimmer?
> Ein Demant ohne Schimmer,
> Ein Himmel ohne Blau,
> Ein Morgen ohne Thau,
> Ein Garten ohne Duft,
> Ein Athem ohne Luft,
> Ein Mädchen ohne Herz,
> Ein Daseyn ohne Scherz,
> Ein Nachtstück ohne Licht,
> Ein Wechsel ohne Sicht,
> Ein Russe ohne Rubel,
> Eine Hochzeit ohne Jubel,
> Ein Feldzug ohne Feld,
> Ein Freier ohne Geld —
> Jedoch wo sie sind, — sie,
> Da fehlt die Sonne nie,
> Da herrscht des Seyns Magie,
> Harmonie, Poesie.

Der große Fichte sagte: „eine unverheirathete Person ist ein halber Mensch"; auch ich bin damit vollkommen einverstanden, und möchte nun die ganze Welt à tout prix verheirathet sehen; jedoch erlaube ich mir noch folgende moralisch-philanthropische Betrachtungen und Ermahnungen beizufügen:

Der erste Rath, der wohl für Männer zu beachten ist, aber den Frauen nicht gefallen dürfte, ist: ja nicht zu jung zu heirathen. Die Ehe muß der Spätsommer des Lebens seyn.

Im Frühlinge seiner Lebenshoffnungen thue kein Mann

einer Frau das Leiden an, sie zu heirathen. Auf feuerspeienden Bergen stehen zwar die Weinreben der Liebe herrlich und der süße Thränenwein der Leidenschaften träufelt von ihnen hernieder, aber die Hütten des Friedens darf man dort nicht bauen.

Wer in seinem 22sten Jahre freit, der muß im 42sten Jahre des Glaubens seyn, seine Großmutter geheirathet zu haben und an der mannbaren Tochter Aergerniß haben, die eben gerade mit ihm auf derselben Sprosse und Höhe des Lebens steht. (Regensb. Ztg.)

Mannichfaltigkeiten.

Bei dem in Berlin am 3. d. stattgehabten Freiwilligenfeste wurde ein Facsimile eines von Blücher an den Kaiser Alexander gerichteten Schreibens vertheilt. Es lautet folgendermaßen:

„Der Obrist von Grollman bringt mir die Nachricht, daß die Haupt-Armee eine Rück gängige Bewegung machen wird; ich halte mich für verpflichtet Euer Kaiserlig Magestet die unvermeidligen nachtheiligen Folgen davon aller untertänigst vor zu stellen:

1 die gantze französische Nation tritt unter die Waffen der Theil, so sich für die gute Sache geäußert, ist unglücklich.

2 unsre sigreiche Armee wird muthlos.

3 wir gehen durch rückgängige Bewegungen in Gegenden, wo unsre Truppen durch Mangel leiden werden; die Einwohner werden durch den Verlust des Letzten was sie noch haben zur Verzweiflung gebracht.

4 der Kaiser von Frankreich wird sich vom seiner Bestürtzung, worin er durch unser Vordringen, erholen und seine Nation wider für sich gewinnen.

Euer Kaiserligen Majest danke ich aller untertänigst daß sie mir eine Offensive zu beginn erlaubt haben ich darff mir alles Guhte davon versprechen, wen sie Gnädigst zu bestimmen geruhen, daß die Generale von Winzingrode u. v. Bülow meine Aufforderung genügen müßen: in dieser Verbindung werde ich auff Paris vordrig; ich Scheue so wenig Kaiser Napoleon wie seine Marschälle wen sie mir entgegentreten. Erlauben Ew. Kaiserlig. Magestädt die Versicherung, daß ich mich glücklig schätzen werde, an der spitze der mir anvertrauten Armee Ew. Kaiserligen Majestedt Befehle und Wünsche zu erfüllen.

Merry d. 22t. Februar 1814.

G F Blücher.“

In Dresden besteht seit einiger Zeit eine „Fabrikation von Chinasilber-Waaren.“ Mit Recht erblickt man darin nicht blos eine neue Quelle der Gewerbthätigkeit für Deutschland, welche die Zufuhr von mit Silber plattirten Kupferwaaren aus Frankreich und England entbehrlich macht, sondern auch ein Mittel, den minder Begüterten der Annehmlichkeiten theilhaftig zu machen, welche Silbergeräthe gewähren, so wie endlich ein Mittel, allmählig die Tausende, die noch z. B. in den Häusern der Reichen in Silbergeräthen ohne Zinsen angelegt sind, dem Gewerbsleben zuzuführen, was um so sicherer zu erwarten steht, als die meisten Artikel in Chinasilber einen Preis haben, der geringer, als der Façon-Werth der gleichartigen Gegenstände aus Silber ist. Der Professor Schubert in Dresden war es zuerst, welcher, durch Mittheilungen der Pariser Akademie aufmerksam gemacht, die galvanische Vergoldung und Versilberung so verbesserte, daß sie eine fabrikmäßige Benutzung gestattete. Die Neuheit des Gegenstandes und die Mangelhaftigkeiten der Methoden selbst, Gold und Silber auf unedle Metalle haltbar in genügender Dicke abzulegen, setzte dem Streben des Prof. Schubert, der neuen Methode der Vergoldung und Versilberung rc. Eingang zu verschaffen, Hindernisse in den Weg, was ihn veranlaßte, diesen Gegenstand selbst praktisch zu bearbeiten. Seine Ausdauer und sein Aufwand an Zeit und Geld führten ihn endlich zum gewünschten Ziele. Am Ende Novembers 1842 war es ihm möglich, Gold in beliebiger Dicke und in verschiedenen Farben, so wie auch Silber in jeder beliebigen Stärke haltbar nicht blos auf Kupfer und Messing, sondern auch auf weiße Metalllegirungen abzulagern. Ohne die Ergebnisse seines Forschens mitzutheilen, strebte er vielmehr dahin, ihnen industriellen Werth zu geben, und veranlaßte die Begründung einer Fabrik, die sich ausschließlich mit der Herstellung von Geräthen aller Art, wie solche in Silber üblich sind, so wie mit ihrem Aufputz durch Gold beschäftigt, und nannte dieses Fabrikat Chinasilber. — Auch in Berlin werden Prunkgeräthe aller Art durch Bedeckung unedler Metalle mit Gold und Silber hergestellt, es ist aber ungewiß, ob durch dasselbe Verfahren. (Weim. Ztg.)

Man lies't in der in Paris erscheinenden deutschen Zeitschrift: „Vorwärts“, vom 24. Januar d. J.: Ist es nicht komisch anzusehen, wie sich die guten Leute untereinander herumprügeln, sich in ihrer Halbblindheit auf die Köpfe hauen, und gar nicht wissen, wen sie getroffen, und wer sie geprügelt. Armseliges Getreibe! das wahrhaftig nur bemitleidenswerth ist; — ihr klagt über den Verfall belletristischer Journale und daß sich das Publikum von ihnen ab, den politischen zuwende; klagt über euch selbst, über eure Gesinnungslosigkeit, über euer Klatschwesen, über eure kleinlichen Umtriebe, über eure bodenlose Niedrigkeit, mit der ihr euch im Kothe der Verläumdung, der Denunciation, des Verdächtigens, herumwälzt. — Klagt nicht über das Publikum, das eure Nichtigkeit und Gehaltlosigkeit durchschaut und sich mit Ekel von euch und eurem Treiben abwendet. Es giebt Leute in der Welt, die es ärgert, daß ein Anderer gute Stiefel, einen ganzen Rock, eine ordentliche Wohnung, satt zu essen und keine Schulden hat, und die aus Neid dann solche „Glückliche“ mit Koth bewerfen; — es sind dies die Communisten der Literatur.

In Berlin sollen jetzt, polizeilicher Verordnung zufolge, die den Kirchen zunächst gelegenen Straßen während des Gottesdienstes gesperrt werden, um die Störung durch Wagengerassel abzuwenden. (In Leipzig ist während der sonntäglichen Predigten eine solche Absperrung wider Fuhrwerke durch vorgezogene Ketten von je her gebräuchlich.)

(Kopenhagen, 2. Febr.) Vor einigen Tagen ward ein neues Trauerspiel Oehlenschläger's „Erik Glipping“ auf die Bühne gebracht.

(Verfälschte Bonbons.) Die Pariser Polizei hat dieser Tage in mehreren Conditorläden große Massen weggenommen, die aus schlechten und der Gesundheit gefährlichen

Bestandtheilen verfertigt waren. Die Fälschung scheint sich in Paris auf fast alle Arten von Eßwaaren zu erstrecken.

(Hamburg, 8. Febr.) Vom Sonnabend auf den Sonntag, Morgens 3 Uhr, brach in der Mattentwiete im Hause des Grobbäckers, Hrn. Wiederstein, Feuer aus, das leider wieder Menschenleben forderte. Die beiden Schwesterkinder des Bäckers, ein Mädchen von 14 und ein Knabe von 11 Jahren, welche der Taufe eines Kindes ihres Onkels am Unglückstage beiwohnen wollten, wurden Opfer der Flammen. Der Bäcker rettete Frau und Kind, konnte zu den beiden Verunglückten aber nicht mehr dringen, da die Wuth des Feuers mit unerhörter Schnelle um sich gegriffen hatte. Als Ursache des Brandes wird angegeben, daß das Holz, welches zum Trocknen in den Ofen gelegt war, in Brand gerieth und denselben sprengte. Nicht nur das Haus des Bäckers brannte ganz nieder, sondern auch mehrere Nachbarhäuser wurden stark beschädigt.

(Schiller und Bulwer.) Wie es scheint, hat sich Bulwer nach dem verunglückten „letzten Baron" entschlossen, sein Talent einem neuen Fache zu widmen. Die englischen Blätter kündigen nämlich eine „Uebersetzung der Gedichte und Balladen Schiller's, nebst einer Biographie des Verfassers, von Sir E. L. Bulwer" an. Seine vertraute Bekanntschaft mit der deutschen Literatur ist schon aus mehreren seiner Werke (besonders aus Night and Morning) ersichtlich gewesen, und nach der Bewunderung zu urtheilen, die er bei mehr als einer Gelegenheit für Schiller ausgedrückt, darf man wohl annehmen, daß diese Arbeit im eigentlichsten Verstande „a labour of love" sey. Bedenkt man aber, wie viele und zum Theil höchst gelungene Uebersetzungen Schiller'scher Gedichte seit einigen Jahren in England und Nord-Amerika (von Longfellow) erschienen sind, so wird man einräumen müssen, daß es keine leichte Aufgabe ist, sich auf diesem Felde noch Ruhm zu erwerben.

(Mag. f. d. Lit. d. Ausl.)

Korrespondenz.

Mainz, 8. Febr.

Die schon seit vielen Jahren in Anregung gebrachte zweckmäßige und nöthige Vergrößerung und Verschönerung des hiesigen Begräbnißplatzes wird in den nächsten Tagen, sicherer Kunde gemäß, in dem Gemeinderathe zur Berathung kommen und hoffentlich auch ihre Erledigung finden. Da solche Veränderungen nur dabei gewinnen können, wenn Einer oder der Andere seine Ansicht darüber mittheilt, so kann es nicht übel gedeutet werden, wenn auch wir die unsrige in dem hier am meisten gelesenen Blatte aussprechen. — Unser städtischer Begräbnißplatz, der auch ohne seine schönen, bunt durcheinander aufgestellten Denkmäler schon einen historischen Werth dadurch hat, daß der heilige Aureus hier den Märtyrertod erlitten, gehört unstreitig zu den ersten Sehenswürdigkeiten der Stadt Mainz. Er könnte ohne bedeutende Opfer von Seiten der Stadt sowohl, als der Kirchenfabriken wesentliche Verbesserungen erhalten, wenn dieselben in Uebereinstimmung sich hierzu entschließen wollten. Mit gespanntem Interesse sieht man deshalb der bevorstehenden Berathung des Gemeinderaths entgegen und erwartet eine baldige Veröffentlichung der in derselben gemachten Vorschläge. Der Acquisition der zur Vergrößerung nöthigen Grundstücke steht, wie man hört, kein Hinderniß mehr entgegen, da der loyale Besitzer derselben den Preis bedeutend herabgesetzt hat und seinem bekannten ehrenhaften Benehmen zufolge zur Beförderung der so schönen Sache weitere Zugeständnisse machen und seinen Mitbürgern mit gutem Beispiele vorangehen wird. — Die Erbauung einer Kapelle nebst Vorhalle bei kirchlichen Feierlichkeiten, Einsegnungen und Leichenreden, mit zweckmäßig in der Nähe derselben angebrachten Zellen zu Aufstellung der Leichen und einem Todtensaale für Kinder unter 12 Jahren, einem Lokale für ärztliche Sectionen und einer Wohnung für den Aufseher wären wohl die ersten und nothwendigsten Erfordernisse, für die bei der gegenwärtigen Einrichtung entweder gar nicht oder nur mangelhaft gesorgt ist. Die Verschönerung des Friedhofs durch angemessene Anlagen, die Verbesserung der Wege, um aus der Stadt dahin zu gelangen, die Erwärmung der Todtenwagen bei eintretender Kälte und eine bessere ärztliche Ueberwachung bei Behandlung der Leichen sind Wünsche, die, sobald das Nothwendigste ausgeführt ist, ohne Zweifel ihre Erledigung finden werden. Da die Ausgabe für Vergrößerung des Begräbnißplatzes der Stadt zur Last fällt, man also von ihr und den Kirchenfabriken nicht noch größere Opfer zu Bauten und Verschönerungen fordern will, so schlagen wir zu Bestreitung dieser letztern die schon in Antrag gebrachte Veräußerung von Grabstätten vor. Es ist der Wunsch vieler hiesigen vermögenden und wohlhabenden Familien, ihre eigenen Grabstätten zu besitzen. Diesem Wunsche könnte unter gewissen Bedingungen entsprochen werden. Eine Veräußerung in ewiges Eigenthum ist zweckwidrig und würde nach Jahren unseren schönen Friedhof in eine Einöde à la père la Chaise umwandeln. Die Behörden von Paris bedauern den vor langer Zeit gemachten Mißgriff, sind aber außer Stand, ihn wieder gut zu machen. Nehmen wir uns dieses ad notam und veräußern wir nur auf eine bestimmte Zeit. Wenn die Grabstätten sehr billig, ohngefähr zu 40 kr. per Quadratschuh, verkauft, das Kapital nie, wohl aber die Zinsen davon auf so lange Zeit bezahlt würden, als man Eigenthümer derselben bleiben will, und 10, 20, ja 100 Jahre voraus entrichtet werden könnten, so glauben wir uns nicht zu verrechnen, wenn wir eine Einnahme von 14 bis 15,000 fl. annehmen, die bei der ersten Veräußerung erzielt werden würde. Hievon könnte der größere Theil der Verbesserungen und Bauten bestritten werden. Sollten sie aber auch 8 bis 10,000 fl. mehr betragen, so werden die nachfolgenden Ankäufe diesen Ueberschuß in wenigen Jahren decken. Bei unserer Berechnung gingen wir von dem Standpunkte aus, daß ein Drittheil der vorhandenen Grabstätten mit Monumenten versehen ist und daß es den Angehörigen der unter denselben Ruhenden angenehm seyn würde, ein auf 50 Quadratfuß berechnetes Grab zum Preise von circa 33 fl. 20 kr. auf längere Jahre an ihre Familien eigenthümlich zu bringen. Daß diese Grabstätten nur so lange Eigenthum der Familien bleiben, als die Zinsen vom Kapitale bezahlt werden und daß 10 Jahre Ankauf der kürzeste zu gestattende Termin wäre, das halten wir für nothwendig, beizufügen. Auf solche Weise halten wir es für möglich, ohne große Opfer von Seiten der Stadt und der Kirchenfabriken die nöthigen Verbesserungen des Begräbnißplatzes in Ausführung bringen zu können.

N.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 11. Febr. Die Zauberflöte, große Oper in 2 Abth., Musik von Mozart. (Gastrolle) Königin der Nacht: Mad. Lehmann-Rauch, vom großh. Hoftheater in Mannheim.

Montag, 12. Febr. Robert der Teufel, große Oper in 5 Haupt- und einer Zwischen-Abth., Musik von Meyerbeer. (Gastrolle) Alice: Mad. Lehmann-Rauch, vom großherzogl. Hoftheater in Mannheim.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 44. Dienstag, den 13. Februar 1844.

Die Nacht von Bingen.

Novelle.

(Fortsetzung.)

Der Diener Antonio Pomaria's sammelte sich zuerst wieder, und wollte an dem jungen Lombarden vorüberschleichen, aber dieser faßte ihn krampfhaft am Arme und rief bebend aus:

„Wer bist Du, Knabe?"

„Herr, warum erschreckt Ihr mich so?" sprach Tommaso mit einer schwer errungenen Ruhe, und gewaltsam das Zittern der Stimme unterdrückenden Festigkeit; „ich bin ja Eures Bruders Knecht."

„Ich weiß es, ich weiß es!" rief Pomaria; „aber Deine Züge, o mein Gott, an wen erinnern sie mich!"

„Das weiß ich nicht," sagte Tommaso, der allmählig sich sammelte.

„Wie heißest Du, mein Sohn?" fragte heftig Giambattista.

„Tommaso Albertini!" war die kalte Antwort.

„Bist Du aus Asti?"

„Nein, aus einem Dorfe bei der Stadt."

„Warst Du dort? Hast Du Verwandte dort?"

„Nein," sagte eben so fest als kalt Tommaso. „Sie sind todt!"

„Kennst Du Leute dort?"

„O ja!"

„Kennst Du eine Familie Ghisberti?"

„Die Wittwe des Schneiders Ghisberti, Eurem Oheim gegenüber?"

„Ja, sie! Was weißt Du von ihr?"

„Daß meine Base todt ist."

„Und Annunciata?" fragte mit einer Angst, die kalten Schweiß auf seine Stirne trieb und alles Blut nach dem Herzen drängte, der junge Mann.

„Sie starb auch, ehe wir Asti verließen. Ich war bei ihr bis zu ihrem Ende."

Dies Wort wirkte so erschütternd auf Pomaria, daß er schier umsank. Ein Strom von Thränen rollte über seine Wangen. Er hatte seine Hände gefaltet, und der Kopf sank auf seine Brust.

„Ach," sagte er nach einer Pause, „komm mit mir herein, ich habe viel zu fragen!"

Tommaso stand wie fest gebannt vor ihm, und folgte willenlos. Aber auch in seinen Zügen malte sich eine Regung seines Innern, die jedes Auge entdeckt haben würde, nur das Pomaria's nicht, das durch Thränen umflort war und für die Außenwelt keine Sehkraft zu haben schien.

Er sank auf einen Stuhl nieder und verhüllte sein Antlitz mit beiden Händen, sich dem tiefsten Schmerze hingebend.

Tommaso's Thränen rannen mit den seinigen; seine Brust hob sich in wilder Bewegung. Umsonst schien er nach Ruhe zu ringen. Und nur dadurch, daß Pomaria selbst rang, gelang es ihm endlich, sich einigermaßen zu sammeln.

„Du warst bei ihr in den letzten Stunden," hob Pomaria endlich an; „sag', woran der Engel litt!"

„Ich glaube, das Herz war gebrochen durch eine herbe Nachricht," antwortete Tommaso.

„Durch welche, Kind?" fragte aufspringend Pomaria.

„Meines Herrn Knecht, Josto, erzählte, daß ein junger Mann Eurer Familie, der ungefähr vor einem Jahre in Asti war, geheirathet habe. Sie muß ihn heiß geliebt haben — und er damals auch sie. —"

„O all' ihr Heiligen!" rief Giambattista, und rang verzweifelnd seine Hände. „Ich habe sie gemordet!"

„Ihr?" fragte kalt wie der Tod Tommaso.

„Ja, ich, ich!" rief Giambattista. „Sie liebte mich mehr, als ihr Leben. Sie mußte mich für untreu halten, weil Jost ihr das sagte. Und er log, er log schrecklich! Ich liebte sie heiß und innig. O meine Liebe wird nur mit meinem Leben enden. Mein Vater wollte mich zwingen, Maria Ottini zu heirathen — und doch ist sie weder mein Weib, noch meine Braut. O meine Annunciata, hör' es droben im Reiche der Seligen, daß ich nur Dich liebte, nur Dich liebe, nur Dich lieben kann!"

In diesem Augenblicke wurde die Thüre aufgerissen, und ein Diener rief: „Herr Schultheiß, Euer Vater will Euch den Augenblick sehen. Eilt, eilt!"

Heftig erschreckend, vernahm Giambattista diese Kunde. Er wischte schnell seine Thränen ab, und ohne auf Tommaso zu blicken, flog er hinweg, gewöhnt an einen blinden Gehorsam gegen den eisernen Willen des Greises.

Bei den letzten Ergießungen seines tiefen Schmerzes war Tommaso immer bleicher geworden, aber sein großes, fun-

kelndes Auge sprach eine Liebe aus, ein Entzücken, das unbegreiflich bei dem Knaben war. Er hielt sich an einer Stuhllehne, um dem Eindrucke nicht zu erliegen; als aber Pomaria hinweggeeilt war, sank er in den Stuhl nieder. Lange saß er so in einem dumpfen Hinbrüten, bis die wiederkehrende Besinnung ihn wie aus einem Traume weckte. Er sah sich erstaunt um, als müsse er sich alles Geschehene erst in's Andenken rufen. Dann aber sank er auf seine Knie nieder und betete mit heißer Inbrunst, und über seine Züge ergoß sich der Ausdruck eines himmlischen Friedens, einer Seligkeit, die das ganze Wesen durchdringen und erfüllen mußte. Darauf verließ er schnell das Gemach und begab sich an das Krankenbette seines Herrn, der jedoch schwerer erkrankt war, als es der Arzt erwartete. Er lag in wilden Fieberträumen, und seinen wirren Geist beschäftigten jene Scenen, die er bei der Gefangennehmung und im Lager des Kaisers erlebt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Ein bisher noch ungedruckter Brief W. A. Mozart's an seine Schwester Marianna Mozart

(nachher verehlichte Freiin von Sonnenburg).

Mitgetheilt von Alois Fuchs in der Allg. W. Musik-Ztg.

Vienne ce 13. Février 1782.

Ma très chère Soeur!

Ich danke Dir für das überschickte Büchel, welches ich in der That mit größter Sehnsucht erwartet habe. Ich hoffe, daß Du, da Du diesen Brief erhältst, unsern lieben, besten Vatern schon wieder bei Dir hast. Du darfst aus dem, daß ich Dir nicht antworte, nicht schlüßen, daß du mir mit Deinem Schreiben beschwerlich fällst.

Ich werde die Ehre, von der lieben Schwester einen Brief zu erhalten, allzeit mit dem größten Vergnügen aufnehmen; wenn es meine (für meinen Lebensunterhalt nothwendigen) Geschäfte zulissen, so weiß es Gott, ob ich Dir nicht antworten würde. Habe ich Dir denn gar niemalen geantwortet? Also! Vergessung kann es nicht seyn, Nachlässigkeit auch nicht, mithin ist es nichts, als unmittelbare Hindernisse, wahre Unmöglichkeit! schlecht genug, wirst Du sagen! aber um Gotteswillen' schreib ich doch meinem Vater nicht auch wenig genug!

Sie kennen doch beide Wien! hat ein Mensch (der keinen Kreuzer sicheres Einkommen hat) an einem solchen Orte nicht Tag und Nacht zu denken und zu arbeiten genug?

Unser Vater, wenn er seinen Kirchendienst, und Du Deine paar Scolaren abgefertigt hast, so können Sie beide den ganzen Tag thun, was sie wollen, und Briefe schreiben, die ganze Litaneyen enthalten, aber ich nicht. —

Ich habe meinem Vater schon letzthin meinen Lebenslauf beschrieben, und ich will Dir ihn wiederhollen.

Um 6 Uhr früh bin ich schon allzeit frisirt, um 7 Uhr ganz angekleidet, dann schreibe ich bis 9 Uhr; von 9 Uhr bis 1 Uhr habe ich meine Lexionen, dann esse ich, wenn ich nicht zu Gast bin, wo man dann um 2 Uhr, auch um 3 Uhr speißt: wie heute und morgen bei der Gräfin Zizi und Gräfin Thun. Vor 5 oder 6 Uhr Abends kann ich nichts arbeiten, und öfters bin ich durch eine Akademie daran verhindert, wo nicht, so schreibe ich bis 9 Uhr. Dann geh' ich zu meiner lieben Constanze. Um halb 11 Uhr oder um 11 Uhr komme ich nach Haus. Da ich mich wegen den vorfallenden Akademien und auch wegen der Unsicherheit, ob ich nicht bald da, bald dorthin geruffen werde, auf das Abend-schreiben nicht verlassen kann, so pflege ich (besonders wenn ich früher nach Hause komme) noch vor dem Schlafengehen Etwas zu schreiben. Da verschreibe ich mich öfters bis 1 Uhr, und dann wieder um 6 Uhr auf. Liebste Schwester! wenn Du glaubst, daß ich jemals meinen liebsten besten Vater und Dich vergessen könne, so — — — — Doch still! Gott weiß es, und das ist mir Beruhigung genug, der soll mich straffen, wenn ich es kann.

Adieu! ich bin ewig Dein aufrichtiger Bruder

W. A. Mozart m. p.

Mannichfaltigkeiten.

In welchem Maße die russische Industrie immer blühender wird und welch' einen bedeutenden Standpunkt dieselbe schon jetzt einnimmt, kann man daraus entnehmen, daß Moskau allein am 1. Jan. 1843 nicht weniger als 649 Fabriken mit 823 russischen und 136 ausländischen (meist deutschen) Meistern, 23,590 Arbeitern und 6700 Handlangern zählte, und daß der Totalwerth der von den Fabriken und Manufakturen in Umsatz gebrachten Waarenartikel auf die bedeutende Summe von 24,143,000 Rubel Silber sich belief.

Man liest in der in Paris erscheinenden deutschen Zeitschrift „Vorwärts“ unter der Rubrik: „Sue's Geheimnisse in Deutschland“: „Noch immer macht dies Buch Furore. Eine förmliche Revolution ist in unsern Leihbibliotheken ausgebrochen. Die ganze Lesewelt ist wie besessen. Es gibt keinen Unterschied des Standes und Ranges mehr. Herr und Knecht, Gebieterin und Magd, Gemeine und Offiziere, kurz: Alles, was abonnirt ist, stürzt sich mit einem wilden Heißhunger in die Leihbibliotheken und schreit nach den Geheimnissen von Paris. Kein Walter Scott, kein Spindler, kein Bulwer, kein Marryat, kein Paul de Kock, kein Balzac will mehr munden. „Die Geheimnisse von Paris“ ist die Losung. Armer Leihbibliotheksdiener, wie beklag' ich dich! Der bedauernswürdige Mensch kann nicht einen Augenblick verschnaufen. — „Haben Sie die Geheimnisse von Paris?“ — „Sind die Geheimnisse von Paris noch nicht zurück?“ — „Wann werd' ich endlich die Geheimnisse von Paris bekommen?“ Diese Fragen bestürmen ihn vom frühesten Morgen bis zum spätesten Abend. „Hat die Frau Doktorin die Geheimnisse noch nicht zurückgeschickt?“ fragte ihn gestern ein Nähmädchen mit schwach unterdrücktem Unwillen. „Nein!“ erwiederte der gequälte Leihbibliotheksdiener. — „Die Frau Doktorin hat aber das Buch schon über einen Monat“, seufzte das Mädchen. — „Es ist wahr, so lange hat die Frau Doktorin noch nie die Geheimnisse behalten“, antwortete jener und erschrak über sich selbst, daß ihm die Verzweiflung einen Witz entlockt hatte. Eine Unzahl vaterländischer Schriftsteller spitzt schon die Feder zu Geheimnissen, Wiener Geheimnisse, Berliner Geheimnisse und Leip-

ziger Geheimnisse sind bereits angekündigt und bevor einige Monate vergehen, wird jedes deutsche Städtchen seine Geheimnisse haben. Die geheimen Hofräthe und wirklichen Geheimräthe, die doch bekanntlich auch zu den deutschen Geheimnissen gehören, sind schon in sichbarer Angst und schreien über das Unheil, das wieder von Frankreich zu uns gekommen. Sie haben Recht. Nur ein kleiner Theil Deutschlands hat von Frankreich die Oeffentlichkeit angenommen; der Geheimnisse aber hat sich ganz Deutschland sogleich bemächtigt.

(Irländische Dorfschule.) Kohl beschreibt eine irländische Dorfschule. Eine mit Rasen gedeckte Lehmhütte an der Landstraße, ohne alle Fenster, Bänke, Stühle oder sonst Etwas, war das Schulgebäude. Draußen lagen so viele Torfstücke aufgehäuft, als innen Kinder waren; diese Torfstücke waren ihr Schulgeld. Die kleinen Zöglinge, wie der Lehrer, aus meilenweiter Entfernung hier zusammengeströmt, saßen alle in ihren malerischen Lumpen auf einem Haufen in der Thür beisammen, und hielten ihre Fibeln in der Richtung des einfallenden Lichts hin und plärrten ihre Lection her. Der Lehrer, im wohlbekannten irischen National-Costüme, stand auf einem Fasse zwischen ihnen. Hier war die Armuth zur Nacktheit geworden. Am Abend springen die Knaben davon, der Lehrer schiebt seine erworbenen Torfstücke in den Sack, verrammelt die Thür und wandert heim am Pilgerstabe.

Man zählt jährlich die auswandernd in den Vereinigten Staaten von Nordamerika anlangenden Reisenden circa auf 100 bis 130,000, und im Jahre 1842: 109,558 (Weser-Zeitung in Bremen vom 3. Januar). Darunter waren 20,244 Deutsche (12,599 männliche und 8245 weibliche Reisende). Großbritannien liefert 73,000 Reisende, Frankreich nur 4500. Holland 320, Spanien 120, Dänemark 35, Rußland 28. In New-York kamen 1842 an 74,014 Einwanderer, beinahe 13,000 in Neu-Orleans, 3400 in Philadelphia, 5300 in Baltimore, die übrigen in andern Häfen, Charleston und Boston besonders. Die Kölnische Zeitung giebt die Zahl der in Nordamerika lebenden Deutschen auf 3 Millionen Seelen an. Wir glauben diese Ziffer eher zu klein als zu groß.

(Die ostindischen Fugger.) Das größte Handlungshaus, welches vielleicht je bestanden hat, ist das der Gebrüder Schek, dessen Vermögen sich auf 400 Millionen belief. Dies Haus hatte Jahr aus Jahr ein 40 bis 50 Schiffe auf der See, welche Handel mit allen Städten an den Küsten des indischen Meeres trieben. Seine Handels-Verbindungen erstreckten sich bis nach der Türkei, und in China hatte es einen unbeschränkten Kredit. Der Kaiser Aureng-Zeb, der von 1660 bis 1707 regierte, besuchte eines Tages den Vorsteher dieses Hauses, und wurde von demselben zum Mittagsmahl eingeladen. Nach beendigter Mahlzeit bat der Kaufmann den Monarchen, den Sessel, worauf er bei Tische Platz genommen, von ihm als Geschenk anzunehmen. Er war so schwer, daß kaum 30 Sklaven ihn forttragen konnten. Als der Kaiser ihn später untersuchen ließ, fand er, daß im Innern desselben eine Menge Beutel dicht neben einander geschichtet waren, worin sich der Werth von 25 Millionen in gemünztem Golde befand.

(Van der Velde in Frankreich.) Die Franzosen haben unseren einst so beliebten und dennoch vergessenen Novellisten jetzt hervorgesucht und übersetzen seine Wiedertäufer, seine Hussiten unter dem neuerfundenen Titel: Episoden aus den Religionskriegen in Deutschland. Es scheint fast, als sey durch George Sand's letzte Romane das französische Publikum empfänglicher für das Interesse dieses Gegenstandes geworden; indessen bieten Novellen, wenn auch Erzeugnisse eines achtbaren Talents wie des oben genannten, doch nur eine sehr dürftige Belehrung dar.

Die „Mysterien von London" im „Courrier Français" werden Amédée Pichot, dem Mitarbeiter der „Revue Britannique" zugeschrieben.

(Berlin, 4. Febr.) In der hiesigen ärztlichen Welt erregt die Entscheidung der Académie des sciences médicales zu Paris über die Ertheilung des Monthyanschen Preises großes Aufsehen, da sich darin eine Gerechtigkeit kund gibt, welche die deutschen Gelehrten, denen bekanntlich ein Mangel an gegenseitiger Eifersucht nicht vorzuwerfen ist, ihren Brüdern jenseits des Rheins wohl kaum zugetraut haben. Der erwähnte Preis besteht in 12,000 Frcs. für die nützlichste Erfindung auf den verschiedenen Lebensgebieten, und die gedachte Academie hatte darüber zu verfügen. Die Heilung des Schielens mittelst der Operation der Sehnerodurchschneidung ist eine der schönsten Erfindungen, welche die Medizin in neuerer Zeit gemacht hat; aber die Entscheidung über ihren Urheber war nicht leicht. Dieffenbach's in Berlin glänzende Erfolge sind bekannt, weniger vielleicht, daß schon vor ihm Stromeyer in Hannover den Gedanken zu dieser Operation gefaßt und dieselbe an Leichen ausgeführt hatte. Aber auch die Franzosen schrieben sich diese Erfindung zu und, um nur einen zu nennen, so schien Guérin, der Herausgeber der Gazette médicale, nicht übel Lust zu haben, den Ruhm dieser Erfindung für sich in Anspruch zu nehmen. Aber die Academie bestimmte 6000 Frcs. für Stromeyer und andere 6000 Frcs. für Dieffenbach, und bekundete dadurch neben der besten Einsicht in die Sache auch die höchste Unparteilichkeit. (Magd. Z.)

(Nürnberg, 8. Febr.) Unser Anti-Luxusverein ist sanft und selig entschlafen. Das Kindlein, obgleich es eine schwere Geburt hatte, schien Anfangs dennoch kräftig werden zu wollen, allein bald fing es an, zu kränkeln und da man dasselbe in seiner akuten Krankheit homöopathisch behandeln wollte, so schwand die Hoffnung auf seine Genesung bald zum Leide Derer, die es gerne groß gezogen hätten, zur Freude Jener, die ihm schon vor der Geburt ein schlimmes Prognostikon gestellt hatten.

(Leipzig, 8. Febr.) Gestern gaben die Geschwister Milanollo ein Concert im Theater, das der große Ruf, der ihnen vorangegangen, der erhöhten Preise ungeachtet sehr gefüllt hatte. Ueberraschend ist in der That dieser hohe Grad von Kunstfertigkeit und Sicherheit, überraschend nicht durch Niegehörtes, Ungeheuerliches, sondern durch die Vollkommenheit und Sicherheit, mit der sie leistet, was sie leistet. Dazu macht nun die frische Jugendlichkeit, die kindliche Naivetät einen sehr wohlthuenden Eindruck und gibt der ganzen Erscheinung eine besondere Färbung, einen eignen Reiz.

(Komische Berechnung.) Ein Engländer hat ausgerechnet, daß in Frankreich und England täglich 11,590,476 Tassen Kaffee und 18,590,470 Tassen Thee getrunken werden.

Korrespondenz.

Stuttgart, 9. Febr.

Ein Kunstgenuß ausgezeichneter Art wurde unserem Publikum gestern geboten, wofür der Intendanz der beste Dank gebührt. Hr. Dessoir, vom Karlsruher Hoftheater, eröffnete den Cyclus seines Gastspiels mit der Rolle des Hamlet und lieferte in ihr eine Darstellung, werth des Beifalls, den sie erhielt und würdig des bedeutenden Rufs, welcher dem Gast voranging. Ein biegsames, sonores Organ, ein sprechendes Mienenspiel, Ruhe und Anmuth in den Bewegungen und eine vollkommene Herrschaft über seine Kunstmittel treten in seinem Spiel hervor und ließen keinen Augenblick den trefflichen Schauspieler verkennen, als welcher Hr. Dessoir in Deutschland anerkannt ist. Ein Meisterstück der Redekunst war der Monolog: „Seyn oder Nichtseyn", der nicht sinniger und gefühlvoller wieder gegeben werden kann, so wie der ganze Actschluß noch ein gesteigertes Interesse bot. Hr. Dessoir wurde durch reichen Beifall belohnt, in welchen Se. Maj. der König lebhaft einstimmte, und zweimal hervorgerufen. Hr. Lußberger (Polonius), Hr. Maurer (Geist), Mad. Wittmann (Ophelia) glänzten neben dem gefeierten Gast. Neu war letzten Sonntag: „Des Teufels Antheil" von Auber. Die Oper wurde gut aufgenommen, ohne gerade besondere Sensation zu erregen. Die Persönlichkeit der Dem. Franchetti ist für den Carlo nicht interessant genug; im Gesang verdient sie Lob, welches die HH. v. Kaler (König), Rauscher (Rafael), Pezold (Hofmeister) mit ihr theilen mögen. In den „Fräulein von St. Cyr", von Dumas, die durch das Spiel des Hrn. Moritz (Herkules) und der Mad. Wittmann (Fräul. v. Merian) außerordentlich gefielen, entwickelte sich eine Pracht in der mise en scène, die wahrhaft fürstlich genannt werden konnte.

Köln, 9. Febr.

Je betrübender die Nachrichten über den Düsseldorfer Fasching lauten, welcher wegen seiner politischen Tendenzen zu Grunde gehen mußte, um so erfreulicher entfaltet der hiesige seine Schwingen und gestaltet sich selbst unter dem Zwiespalte großartiger und mannichfaltiger, als er in einem Jahr gedieh. Gegen das Leben der beiden Comite's ließe sich vielleicht noch Vieles einwenden, daß sie z. B. zu sehr ihren Witz in der Persönlichkeit suchen, oder gar im Unanständigen, daß sie ihren Spott mehr gegen den Fortschritt, als gegen den Rückschritt schleudern, daß sie, die ehedem die Dampfboote persiflirten, heute wieder die Turnanstalten bewitzelt haben. In den öffentlichen Zügen wollen aber beide desto mehr Kräfte entwickeln. Die ältere Gesellschaft hat es vorgezogen, den alten Pomp beizuhalten und den Einzug Kaiser Marimilians I. darzustellen, zu welchem der Maler und Lithograph Levi-Elkan die Costüme entwirft, wohingegen die letztere verschiedene humoristische Darstellungen zu geben denkt, die sie erst mit den per Eisenbahn eintreffenden Bönnischen und Brühler Zügen zu verabreden hat. Der Festsaal Gürzenich, welcher sonst immer den reichsten Festzuschuß bot, war dieses Jahr hinter dem Stadtrathe her von dem Bürgermeister der älteren Partei zugesprochen worden und veranlaßte in Folge dessen einen kleinen Krieg, der jedoch jetzt glücklich und gütlich beseitigt worden, und zwar dadurch, daß die jüngere Gesellschaft sich auf eigene Kosten in aller Eile einen hölzernen Saal im maurischen Style, prachtvoll decorirt, erbaut hat. Sowohl durch die Eilfertigkeit, mit welcher er erbaut worden, wie durch seine Schönheit erinnert der Saal an den Bau Aladin's, des Beherrschers der Lampe.

Marburg, 6. Febr.

Am 20. Jan. l. J. feierten die Veteranen in dem Dorfe Dreyhaußen, Kreises Marburg, welche an dem Freiheitskampfe Theil genommen haben, den 30. Jahrestag, den Tag des Ausmarsches nach Frankreich. Die Veteranen, noch 30 an der Zahl, und viele Ehrengäste versammelten sich Nachmittags gegen 3 Uhr bei dem Bürgermeister, um von da in das zu dem Feste gemiethete große Lokal in Reih und Glied zu marschiren. Der Zug formirte sich in schöner Ordnung. Der Saal war mit Waffengeräthe, und diese umwunden mit Guirlanden und Kränzen von Immergrün, so wie mit einem sinnbildlichen Transparent auf das geschmackvollste decorirt. Beim Essen wurde eine passende Festrede über den Sinn und die Bedeutung der Feier gehalten und mehrere Toaste, z. B. auf das Wohl unseres Regentenhauses u. s. w., ausgebracht. Das Fest dauerte unter; kameradschaftlichen Späßen, zuweilen recht pikanten Witzen und Erzählungen aus dem Campagneleben, abwechselnd mit Gesang unter Musikbegleitung bis spät in die Mitternacht. Am Schlusse des Festes wurde unter den Veteranen noch die Verabredung getroffen, daß, wenn ein Kriegskamerad stirbt, die Ueberlebenden alle dem Sarge nach dem Grabe folgen sollten, welches auch treulich zu halten versprochen wurde und allgemeinen Beifall fand. Möge dieses Fest allen denjenigen, die Theil daran genommen haben, stets eine schöne Rückerinnerung bleiben, und der gemeinschaftlich gegebene deutsche Händedruck und Bruderkuß die brüderliche Eintracht und Liebe fest besiegeln.

A.

Charade.

(Zweisylbig.)

Eine Stadt im Schweizerland
Wird durch Erste euch genannt.
Möge nie der Zweiten Plage
Trüben eure Lebenstage!
Wem die edle ward zu Theil,
Ist sie oft für Gold nicht feil;
Auf den Bergen, in den Gründen,
Ueberall ist sie zu finden.
Jeder Raucher hat das Ganze
Wohl schon in dem Mund gehabt,
Wenn der Rauch der Tabakspflanze
Seine Sinne hat gelabt.
Nur das weitentlegne Preußen
Hat allein sie aufzuweisen.

F. Sockenbach.

Theater-Anzeige.

Montag, 12. Febr. Robert der Teufel, große Oper in 5 Haupt- und einer Zwischen-Abth., Musik von Meyerbeer. (Gastrolle) Alice: Mad. Lehmann-Rauch, vom großherzogl. Hoftheater zu Mannheim.

Dienstag, 13. Febr. Noch ist es Zeit, Schauspiel in 3 Abth., von A. P. — Vor und nach dem Schauspiel werden die Herren Friedrich Belcke, k. preuß. Kammermusikus, Virtuose auf der Baßposaune und dem Tenorhorn, und C. G. Belcke, herzogl. sächs.-altenburg. Kammermusikus, Virtuose auf der Flöte, die Ehre haben, mehrere Piecen vorzutragen.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rehm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 45. Mittwoch, den 14. Februar 1844.

Die Nacht von Bingen.

Novelle.

(Fortsetzung.)

Noch in der Nacht, nachdem Veronika in das Kloster zurückgekehrt war, und in der an Raserei gränzenden Aufregung die Vorgänge am Hildegardenbrünnlein und auf Klopp berichtet hatte, sandte die Aebtissin, die nun die Person mit Gewißheit kannte, welche den Frevel verübt, einen Boten an Ottini, welcher nicht lange auf sich warten ließ, und bei der Oberin erschien.

Heftig erschrak der reiche Handelsherr, als er das Alles erfuhr, und aus der kecken Wagniß die Größe der Leidenschaft seines verzogenen Kindes, die Rücksichtslosigkeit Brömser's erkannte. Gewohnt, alle Umstände zu berechnen, gab er sich auch hier seiner Berechnung hin. Wird es offenkundig, dachte er, was Maria wollte, so könnte leicht aus der Vermählung mit Pomaria nichts werden. Schnell zu handeln, gebot die Klugheit. Er unterdrückte deswegen seinen Zorn gegen Maria, wollte sie selbst nicht sehen, und kehrte nach der Stadt zurück, um frühe am andern Morgen zu Pomaria zu gehen, und ihm, dem bewährten Handelsfreunde, Alles klar und vollständig mitzutheilen.

Er that das.

Pomaria entsetzte sich sehr über das Unangenehme, was ihm Ottini mittheilte. So keck hatte er Brömser'n nicht geglaubt, so heftig und hartnäckig nicht Maria.

Die beiden Väter beriethen sich lange und sorglich, und einigten sich alsdann dahin, daß die Vermählung heute noch statt haben müsse, und zwar, wenn der Abend würde gekommen seyn.

Ottini ging, um Alles vorzubereiten. Er ließ Maria aus dem Kloster in seine Wohnung bringen; aber statt den Weg sanfter Ueberredung, weiser Hindeutung auf ihre verletzte Ehre und deren nothwendige Wiederherstellung einzuschlagen, wurde das störrige Mädchen, das ohnehin auf das Aeußerste gebracht war, mit den bittersten Vorwürfen überhäuft, Brömser mit Namen belegt, die ihr in's innerste Herz verwundend drangen. Das brachte sie in die heftigste Aufregung, und gab ihrem Gemüthe eine noch größere Bitterkeit. Auch die äußerste Verzweiflung giebt eine Ruhe der Seele, aber es ist die Ruhe des Todes, es ist eine Erstarrung der Seele, die gegen Alles unempfindlich macht, was äußerlich auf sie eindringt.

In diesem Seelenzustande war Maria Ottini. Sie ließ sich schmücken als Braut. Sie betrachtete sich als ein Opfer, das zur Schlachtbank geführt wird. Sie sah ihren Ruf zerrüttet, und ein Entschluß gewann in ihr die Oberhand, der ihr wahre Lust gewährte und sie äußerlich selbst heiter erscheinen ließ, ein Entschluß, vor dem die Seele bebt, der Glaube erzittert, und über den er ein dreifaches Wehe ruft.

So nahte äußerlich friedlich der Abend, der an schrecklichen Folgen so reich, so unheilbringend werden sollte.

Als Giambattista in des Vaters Gemach stürzte, fand er den Alten ruhig und sinnend in seinem Lehnstuhle sitzen.

„Du hast geweint?“ fragte überrascht der Greis seinen Sohn, dessen Antlitz die deutlichen Spuren eines lebhaft empfundenen Schmerzes nachwies.

„Der Schmerz um Antonio —“ stotterte Giambattista in seiner Verlegenheit.

„Glaubst Du denn, daß sein Zustand so gefährlich sey?“ fragte mit Angst der alte Vater.

„Ich weiß das nicht,“ sprach, noch mehr in Verwirrung gerathend, der Sohn; „aber — sein Leiden hat mich tief ergriffen — und mit Angst erfüllt.“

„Nun, beruhige Dich, wenn es weiter nichts ist,“ sagte der alte Pomaria. „Ich hoffe, daß seine Jugend die Macht der Krankheit bricht. Ich habe Anderes mit Dir zu reden.“

„Du kennst meinen Wunsch, daß Maria Ottini Dein Weib werde. Sie hat eingewilligt; auch Du hast der Stimme der Vernunft und Weisheit Gehör gegeben. Es sind Umstände eingetreten, die es dem Vater wünschenswerth machen, sein Kind unter den Schutz eines Gatten zu stellen, und der nahende Krieg, der uns plötzlich erreichen wird, hat nicht wenig Antheil daran. In wenigen Stunden wird die Trauung seyn, sobald die Dämmerung eingetreten ist. Richte Dich darauf und kleide Dich an; ich erwarte Dich.“

Giambattista's Herz wollte zerspringen. Kaum hatte er die Nachricht von dem Tode Annunciata's empfangen, und nun sollte er schon den Ehebund schließen mit dem Mädchen, das er verabscheute.

„Ach, warum gerade heute schon?“ fragte er endlich mit zitternder Stimme.

„Der väterliche Wille ist Dein Gesetz,“ sprach zornig der Vater, „nun gehe!“

Giambattista ging; aber in seinem Innern lag der Schmerz des Todes. In seinem Klosette fiel er in den Sessel nieder und gab sich dem ganzen Schmerz seiner Seele hin.

So fand ihn Tommaso, der ihn zu dem kranken Bruder rufen sollte. Er folgte.

Antonio hatte so eben einen Moment des Bewußtseyns. Weinend warf sich Giambattista über ihn. „Weine nicht," sagte weich Antonio. „Noch lebe ich ja."

„O Du wirst nicht sterben," sprach Giambattista. „Ich bedarf ja Deiner zu meinem Troste!"

„Was ist Dir denn?" fragte der Kranke.

„Ach, Du weißt," nahm Giambattista das Wort, „daß mich der Vater zwingen will, Maria Ottini zu ehelichen. Mein Herz widerstrebte, weil ich — eine Andere liebte; weil ich Marien verabscheue, die Du ja auch kennest. Heute wird mir nun des Vaters Befehl, daß ich diesen Abend noch mich mit Maria muß trauen lassen, und heute wird mir die herzzerreißende Kunde, daß Annunciata in Asti starb, weil unser Knecht Jost ihr sagte, ich habe Maria Ottini zum Weibe genommen."

„Das ist schrecklich!" sprach Antonio; „aber fasse Dich und sey Mann. Es ist des Vaters Wunsch, erfülle ihn. Jenes Band ist gelös't. Ergieb Dich, Bruder, und mache dem Vater diese Freude — ich werde ihn bald betrüben müssen, denn meine Stunden sind gezählt, bald muß ich scheiden."

„O zerfleische mein Herz nicht noch mehr!" flehte Giambattista. „Du stirbst nicht! Gott wird Dich mir erhalten!"

„Wann soll die Trauung seyn?" fragte Antonio.

„Diesen Abend noch in der Dämmerung," sagte Giambattista. „O mein Gott, mein Gott, erbarme Dich mein!" rief er verzweifelnd aus.

„Geh', mein Bruder, geh'," bat Antonio mit schwacher Stimme. „Erfreue den Vater, bring' ihm das Opfer! Deine Liebe ist ja doch zu Grabe gegangen, und mit ihr Deine Hoffnung. Geh', ich bete für Dich!" Er drückte ihn sanft von sich, weil er fühlte, wie ihn die Unterredung angriff.

Giambattista küßte ihn noch ein Mal und stürzte zum Gemache hinaus.

(Fortsetzung folgt.)

Die Kölner Architekten.

Z (Köln, 9. Febr.) Land- und Stadt-, Wasser-, Kriegs- und Friedens-Baumeister unserer heiligen Stadt haben sich dieses Mal, und zwar durch ein Gutachten vom 28. Januar, den Kölner Dombau betreffend, auf eine eigene Weise bethätiget. Die Sache verdient etwas ausführlicher erzählt zu werden, indem sie das beste Licht auf die Dombaustreitigkeiten wirft, die in diesen Tagen im Publikum hin- und hergetragen worden, die den Baumeister des Riesenbaues vielfach zu verdächtigen gesucht haben. Auf das Gerücht nämlich: Dieser Dombaumeister wolle einen Flügel des Domes abweichend von dem anderen aufführen, verfügte sich der Architektenverein an Ort und Stelle und fand laut der Urkunde: daß kein Plan, d. h. kein ursprünglicher Plan des Baues auf uns gekommen, daß nur die Zeichnung der beiden Thürme der Zerstörung, der Verzettelung entgangen sey, daß Zwirner also beim Baue des südlichen Portales dem Charakter des Ganzen treu bleiben und also auch die Verstärkerungspfeiler so anlegen mußte, wie er sie bereits an der ganzen Kirche vorfand. Krombach, welcher vor Alters ein Werk über den Dom schrieb, Boisserée, welcher den Dom wenigstens auf dem Papiere restaurirte, schlugen eben denselben Weg ein, stellten, wie Zwirner gethan, den statischen Gesetzen entsprechend, die Strebepfeiler winkelrecht, den inneren Gewölbepfeilern gegenüber.

Zwirner hatte früher oft vergebens darauf angetragen, die an der Stelle des Nordflügels stehende Peschkirche abzutragen, um zu prüfen, ob dort der Bau schon und wie er dort begründet sey. Im verwichenen Herbste, nachdem der Südflügel schon zu bedeutender Höhe aufgewachsen, wurde endlich dem Meister, der nun auch den nördlichen Flügel erheben sollte, willfahren, und nun fand sich, daß die unterste Schichte des Nordflügels bereits gelegt, und insofern von dem südlichen Portale abweichet, daß die Strebepfeiler nicht winkelrecht, sondern übereck's sich zeigten, nicht auf die Achsen der inneren Gewölbpfeiler trafen, sondern gegen alle statischen Gesetze etwa zwei Fuß über dieselben hinausdeuteten.

Gleich nach Auffindung dieses in Stein befindlichen Grundrisses, der wohl nicht als vom ersten Baumeister herrührend erwiesen werden kann, hat Zwirner einen darauf gestützten Plan für das Portal entworfen, der alle Bedingungen erfüllt, welche von demselben nur verlangt werden können. Soweit die Vordersätze der Architektengesellschaft. Sie hätte aber noch mehrere, noch wichtigere auffinden können. Die Baugeschichte des Domes besagt nämlich, daß die Chorrundung zuerst fertig gebaut, daß dann das Langhaus gegründet, darauf die Thürme begonnen wurden, daß nach diesen erst an der Nordseite die letzten Arbeiten in fernerer Gründung und Ausführung unternommen worden seyen. Jeder kann in diesen letztgenannten Bautheilen den Verfall der Kunst leicht gewahren, kann sehen, wie die nördlichen Theile übereilt und weniger schön, weit den südlichen Arbeiten und Anlagen nachstehen. Die Geschichte sagt sogar, daß wenige Jahre nach dem Stillstand des Baues, als der Senat die auf der Severinstraße liegende Siegeskapelle habe herstellen wollen, er sich fremde Baumeister verschreiben müssen, weil er keine tüchtigen mehr in Köln vorgefunden. Diesem Verfalle der Kunst sind also wohl die Abweichungen im Nordportale zuzuschreiben, welche den Einrichtungen des gesammten Baues widersprechen, welche dem Architektenvereine schon allein deßhalb genugsam verdächtig seyn mußten, weil sie beineben auch den statischen Gesetzen widersprachen. Die eigene Weise, und eine sehr überraschende der Gesellschaft ist aber diese: daß sie sich nicht etwa für die statische, für die mit dem gesammten Bau harmonirende, erweislich aus den ältesten Bauzeiten herstammende Konstruktion aussprach, daß dieselbe wo möglich der fehlerhaft gebauten des Nordflügels unterlegt werde, daß somit die höchste Symetrie stattfinde, sondern daß sie im Gegentheile sich für die unstatische erklärte, für die einem verdorbenen Geschmacke einer gesunkenen Kunst entstammte, und darauf antrug, daß der Meister sofort die bereits aufgeführten Theile nach derselben modeln, d. h. abtragen und wieder aufbauen, etwa eine halbe Million unnütz wegwerfen solle. Hier ist es wirklich schwer, kein Wortspiel zu machen, nicht zu sagen: daß dies ein Einfall sey, ein Einfall, vor dem Architekten sich hüten sollten. Z.

Altes und Neues aus dem Rheingau.

Die Bernhardiner Abtei Eberbach im Rheingau hatte in früherer Zeit das Patronat- und Collatur-Recht der protestantischen Pfarrei M. u. B. In einer vor mir liegenden Urkunde vom 15. Okt. 1787 wird dieselbe durch den Abt Adolph von Eberbach, der Prior Bonifacius rc., dem damaligen Hofprediger B. in W. verliehen, und es legen die genannten Väter dem neuernannten Pfarrherrn in pos. 1 der gedachten Urkunde Folgendes an's Herz:

„Soll gedachter Herr Pfarrer die ihm aufgetragene Pfarrei zu M. u. B. nach den Grundsätzen des allda herrschenden Augsburgischen Glaubensbekenntnisses treu und redlich versehen, der ihm anvertrauten Seelsorge beruf- und pflichtmäßig obliegen und durch keinerley Saumseligkeit in diesem Hauptpunkte, weder sich selbst vor Gott und der Welt schwere Verantwortung, noch dem Kloster durch die auf seine Person geschehene Collatur, einige Reue und Unehre zuziehen; sich sowohl in seinen Amtsverrichtungen, besonders auf der Kanzel, als in seinem übrigen Leben, nach dem echten Geist der heut zu Tage allgemeiner auf- und angenommenen christlichen Duldung, von allen bitteren Ausfällen und Schmähungen gegen andere, besonders katholische Religionsverwandte fürsichtig und liebevoll enthalten; durch sein eigenes Beispiel den allenfalls bei seinen Pfarrkindern aus alten Vorurtheilen, unter dem Scheine der widrigen Glaubensmeinung eingeschlichenen, den gemeinsamen Grundsätzen der christlichen Liebe zuwiderlaufenden Menschenhaß vertilgen, oder seiner Einschleichung vorbeugen, und alles diesfalls zu besorgende öffentliche Aergerniß nach allen seinen Kräften verhüten und abschneiden."

Am 24. Dezember 1843 ging, laut sicheren Nachrichten,*) ein katholischer Pfarrer im Rheingau bei der Proclamation eines gemischten Paares auf folgende Art zu Werk. Nach beendigtem Gottesdienste forderte derselbe die Gemeinde auf, noch ein wenig zu verweilen, weil noch eine Verkündigung geschehen solle, legte dann sein Amtskleid ab, erschien wieder vor seiner Gemeinde und sprach: „Ich habe noch etwas zu verkündigen, was, weil es Sünde ist, in geweihten heiligen Kleidern nicht geschehen konnte, daß die katholische N. N. den evangelischen N. N. heirathen will, was eigentlich vor die Thüre und nicht in das Gotteshaus gehört."

Mannichfaltigkeiten.

(Von der Saar, 8. Febr.) Vor einigen Tagen steckte eine Frau, welche ihrem in der Blechfabrik in Dillingen als Taglöhner arbeitenden Mann das Mittagessen hingetragen hatte, heimlich einige Kohlen in ihren Korb, um sie mit nach Hause zu nehmen. Es wurde bemerkt; man nahm ihr die Kohlen wieder ab, ohne sie weiter zu bestrafen, entließ aber den Mann, der übrigens in großer Dürftigkeit lebte, aus der Arbeit. Untröstlich hierüber, besuchte er bei seiner Heimkehr nach dem Dorfe Roden seinen Bruder, um ihm sein Leid zu klagen; doch in nicht minder traurigen Verhältnissen lebend, konnte dieser ihm keinen Trost gewähren. Er setzte ihm einen Schnapps vor. Bei'm Nachhausegehen war dem Taglöhner, der wohl lange keinen Branntwein genossen hatte, der Kopf schwer geworden, er hatte sich am Wege niedergesetzt und war eingeschlafen; man fand ihn am folgenden Tage daselbst — erfroren. Möge doch auch dieses Beispiel als Warnung dienen, wie hart und ungerecht es ist, ohne wirkliche und dringende Veranlassung arme Leute, deren jammervolles, armes Leben von den wenigen Groschen ihres Taglohnes abhängt, aus der Arbeit zu entlassen. Was konnte der Mann dafür, daß die Frau sich einer Entwendung schuldig machte, zu welcher sie vielleicht nur die Kälte getrieben hatte? Es ist traurig, daß Diejenigen, welche die Segnungen des Himmels in den Stand gesetzt, das Daseyn so Vieler durch Ertheilung von Arbeit zu erhalten, immer noch keinen höheren Standpunkt für ihren Beruf gewinnen können, als den eines kleinlichen Interesses. In einer Zeit, wo der Schrei über den allgemeinen Nothstand der arbeitenden Klassen so allgemein ist, sollte man über Dinge hinwegsehen, die nicht in der verletzten Moral, sondern im Elend ihren Grund haben.

(Frankfurt, 13. Februar.) In der Freitag den 16. Febr. im Saale des Holländischen Hofes stattfindenden musikalischen Abendunterhaltung des Großmann'schen Gesangvereins werden aufgeführt: 1) Der Frühling aus den vier Jahreszeiten, von Haydn. (Die Solis, gesungen von Mad. Deinet, den Herren Zoller, Schäfer und Dilthei.) 2) Große Variationen von Herz, vorgetragen von Hrn. Carl Großmann. 3) Lieder von Proch, gesungen von Fräulein Dreßler. 4) Concertino für Clarinetto von J. Müller, vorgetragen von Hrn. Reinhard. 5) Der Herbst aus den vier Jahreszeiten. 6) Großes Rondo von Hummel, vorgetragen von Fräul. Großmann. 7) Lieder von Esser, gesungen von Hrn. Caspari. 8) Aria aus Titus, vorgetragen von Fräul. Arnold und Hrn. Capellmeister Funk. 9) Der Winter aus den vier Jahreszeiten.

Korrespondenz.

Paris, Ende Jan.

Wir sind jetzt im vollen Treiben des Pariser Winter- und Karnevals-Lebens. Ein Viertelhundert Schaubühnen füllen sich täglich bis zum Erdrücken und die Schweife (queues) der meisten Theater bilden sich noch bei Tage in ungemessener Länge. Nicht selten sind 20 — 30 Konzerte und Matinées musicale an einem Tag, und einige Hundert Privat-Soiréen, in welchen bis zum Rasendwerden musicirt wird, finden täglich statt. Von diesem Leben und Treiben kann sich der, der es nicht mitgemacht hat, unmöglich eine richtige Vorstellung machen. Alle Tageszeiten sind verrückt; der Morgen beginnt um 2 Uhr Nachmittags und währt bis 5 oder 6 Uhr Abends, d. h. bis zum Mittagessen. Musik ist jetzt der Haupthebel der Unterhaltung; sie hat das böse Kartenspiel fast ganz verdrängt und man sieht nur wenige Spieltische in den Seitengemächern und diese selten besetzt; ich spreche natürlich hier nur von guten Häusern, anders ist es in denen, wo heimliche Hazardspiele etablirt sind. Leider wird aber die edle Tonkunst häufig auf eine schreckliche, Ohren und Gefühl marternde Weise mißhandelt; melodie- und geistlose Romanzen werden schockweise aufgetischt und herabgegurgelt, falsche Töne dringen durch Mark und Bein und dabei wird furchtbar grimassirt. Selten hört man einen

*) Der geachtete Name des Herrn Einsenders vorstehender Notizen bürgt uns hinlänglich für die Wahrheit derselben.
Die Red.

guten Vortrag und noch weit seltener eine gute oder auch nur leidliche Stimme, eine solche ist ein wahrer Phönix. Nur wenige Häuser, wie die der Rothschilde, Aguado, Castellano, Apony, Pankouke, der großartigen Bäder Tivoli und einige andere, machen eine ehrenvolle und seltene Ausnahme; hier hört man durchaus nur gute und gediegene Musik und schöne, klangreiche Stimmen, Künstler und Dilettanten vom ersten Rang und wirkliche Virtuosen. Leider wird diesen Winter das Haus Rothschild für die geselligen Freuden wenig bieten, da ein betrübender Todesfall dasselbe vor einigen Wochen in tiefe Trauer versetzte. Hierdurch ist ein Hauptsammelplatz der literarischen, artistischen, belletristischen und diplomatischen Notabilitäten geschlossen, was um so bedauerlicher, da nicht leicht eine Dame zu finden ist, die es so wie die geistreiche Frau v. Rothschild versteht, die Honneurs eines Hauses mit so viel Liebenswürdigkeit und Anmuth zu machen, so daß den Gästen vor der herannahenden Scheidestunde immer bangt und sie solche so lange wie möglich zu verzögern suchen. Vier Maskenbälle fanden bis jetzt in der großen Oper statt, und das Gedränge war besonders auf den beiden letzten furchtbar; von Mitternacht an waren der unermeßliche Saal, der große Foyer, alle Logen und alle Gänge zum Erdrücken voll und der Andrang, da man die Pforten erst eine halbe Stunde vor Mitternacht öffnet, außerordentlich, fast gefährlich. Das Treiben hier ist jedoch von der Art, daß die Mütter ihren Töchtern mit Recht den Besuch dieser Bälle, selbst in geschlossenen Logen, untersagen. Es ist nichts Seltenes, daß sich Masken, besonders Frauen, gegenseitig die Larven abreisen und ich selbst war auf dem vorletzten Ball Zeuge einer solchen Scene, die im Foyer vorfiel, und zwar zwischen zwei Loretten, von denen die eine den Cavalier der andern abspenstig gemacht hatte. Nach dem gegenseitigen Herabreißen der Larven wäre es noch zu andern Thätlichkeiten gekommen, einige Ohrfeigen hatte es schon gesetzt, wenn sich nicht einige Zuschauer und dann die löbliche Polizei in's Mittel gelegt hätten.

(Fortsetzung folgt.)

Köln, 9. Febr.

Wenn mit Beginn des neuen Jahres sich besonders den Rhein entlang ein gewisses Miasma der Narrheit entwickelt, welches ansteckender Natur ist und dessen Typus in den Faschingstagen zum vollen Ausbruche kommt, so darf Köln wohl mit Recht als der eigentliche Fokus betrachtet werden, wo alle Symptome dieser Erscheinung sich vereinen. Diese Behauptung bestätigt sich vorzüglich im gegenwärtigen Jahre; denn kaum ist die Lebensthätigkeit der früheren Karnevals-Gesellschaft durch krankhaften Organismus verknöchert und in gänzliche Apathie gerathen, so daß kaum noch einige convulsivische Zuckungen deren Daseyn bekunden, wiewohl ihr letzter Athemzug sich zuverlässig auf die Minute bestimmen läßt, so haben sich die wenigen noch gesunden Glieder von dem kranken Körper getrennt und in wenigen Tagen eine solche Productionskraft entwickelt, daß diese „Allgemeine Karnevals-Gesellschaft" bereits über 650 wirkliche und noch mehr als eben so viele besuchende Mitglieder zählt und kein Lokal in der Stadt die ganze Masse der närrischen Theilnehmer zu fassen vermag. Da jedoch jedes gesunde Glied eines Körpers von Wichtigkeit und folglich der Verlust des geringsten immer doch ein Verlust wäre, so kommt man diesem Uebel dadurch zuvor, daß der bisherige Versammlungsort: „der neue Kuhberg" dergestalt erweitert wird, daß er mit unserem altehrwürdigen Gürzenich an Raum dreist rivalisiren und so alle Narren, ja selbst für einen Ball rc. alle Närrinnen aufnehmen kann. Außerdem bewährt diese „Allgemeine Karnevals-Gesellschaft" sich auch durch einen rühmlichen Geist des Anstandes und der Ordnung und wiewohl dem Narren ein neckischer Pritschenschlag zu verzeihen ist, mit dem er die Thorheiten der Kleinen und Großen züchtigt, so überschreitet dieses Vorrecht hier doch nie seine Gränzen und nur von ächt Kölnischem, biederm Humor befreit, bleibt jeder Angriff gegen Religion, Moral und Politik streng aus der fröhlichen Unterhaltung verbannt. Wenn so auf der einen Seite der richtige Takt des Kölner Narren das Element seiner Narheit von allem schädlichen Einfluß rein zu halten weiß, so bewährt sich auf der andern Seite wieder bei der „Allgemeinen Karnevals-Gesellschaft" die Anerkennung und Würdigung wahrer Verdienste, auch wenn der Todtenhügel dieselben längst bedeckt hat, und öffentliches Lob verdient der schöne Entschluß dieser Gesellschaft, dem edlen Dichter und ersten Gründer des Kölnischen Karnevals, Samuel Schier, ein Monument auf dem Friedhofe zu errichten, welches am Aschermittwoche feierlich von allen dessen Freunden, Verehrern und von der ganzen Karnevals-Gesellschaft inaugurirt wird. Gern hätte ich noch einiges Nähere über die Festlichkeiten der drei Karnevalstage selbst erzählt, wenn nicht schon das bereits Gesagte zu große Ausdehnung genommen hätte, und werde daher eine ausführliche Beschreibung jener Festlichkeit selbst in einem ferneren Berichte mittheilen.

Schwalbach, 10. Febr.

Die Festlichkeiten zu Ehren der am 31. Jan. zu Petersburg stattgefundenen Vermählung unseres durchlauchtigen Herzogs Adolph von Nassau mit Elisabeth, Großfürstin von Rußland, haben bereits seit jenem Tage begonnen und zwar unabhängig von den fünftägigen Empfangs- und Huldigungsfeierlichkeiten, welche, wie man hofft, im Anfang März d. J. in der Hauptstadt statt finden und wofür die großartigsten Vorbereitungen getroffen werden. In allen Amtsstädten werden jetzt schon Bürgerbälle veranstaltet, und so konnte denn ein solcher am gestrigen Abende in unserem dermalen winterlich stillen Kurorte bei der gerechten Freude über die Vermählung nur die vielseitigste Theilnahmn finden. Schon am Nachmittage hatte der Schulvorstand unter der Leitung ihres braven Schulinspectors, des Hrn. Decan Weber, die sämmtlichen Schulkinder (gerade 365 an der Zahl) zu einer einstimmigen Schulfeierlichkeit versammelt, wobei Hr. Decan Weber eine zweckmäßige Eröffnungsrede hielt und entsprechende Gesänge und declamatorische Vorträge, wie am Schlusse eine kleine Festgabe die empfängliche Kinderwelt mit sinniger Festfreude belebten. Hatte schon am Tage die blau-orangene Stadtfahne über dem Alleesaale des Hrn. Grebert, in dessen bekanntem Hotel der Festball gehalten wurde, geweht, so deuteten am Abende über dem Eingange desselben in illuminirtem siebenfarbigem Glase die Buchstaben A und E und die übrige Illumination den Zweck des festlichen Tages in feurigem Glanze an. Auch inmitten des Tanzsaales war ein angemessenes Transparent angebracht. Einige Stunden nach Eröffnung des Balls wurden zwei Festlieder (eigens für diesen Tag von Hrn. geh. Rath Fenner von Fennenberg und Hrn. Decan Dr. Erlenmayer abgefaßt) nach der patriotischen Melodie: Heil unserm Herzog, Heil! von der ganzen Gesellschaft gesungen, später von dem Gesangverein des Hrn. Kling mehrmals zwischen den Tänzen erheiternde Gesänge angebracht, und um die Mitternachtsstunde der Toast auf das Wohl des neuvermählten Fürstenpaares von dem überhaupt für eine anständige Begehung der Festlichkeit vielfach eifrigen Bürgermeister, Hrn. Stadtschultheiß Milchsack, ausgebracht. Der Donner einiger kleinen Geschütze verkündete diesen Toast auch der Umgegend. Alle Anwesende, darunter auch mehrere israelitische Mitbürger, waren von der Bedeutung des Tages erfüllt. Darum dürfte der nachfolgende Vers des einen Festliedes nur als ein entsprechender Nachklang erscheinen:

Den Herzog segne Gott!
Den Herzog schütze Gott!
Dem Herzog Heil!
Lang leb' das edle Paar,
Glücklicher jedes Jahr,
Segnend uns immerdar;
Dem Paare Heil!

Theater-Anzeige.

Dienstag, 13. Febr. Noch ist es Zeit, Schauspiel in 3 Abth., von A. P. — Vor und nach dem Schauspiel werden die Herren Friedrich Belcke, k. preuß. Kammermusikus, Virtuose auf der Baßposaune und dem Tenorhorn, und C. G. Belcke, herzogl. sächs.-altenburg. Kammermusikus, Virtuose auf der Flöte, die Ehre haben, mehrere Piecen vorzutragen.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 46. Donnerstag, den 15. Februar 1844.

Die Nacht von Bingen.

Novelle.

(Fortsetzung.)

Tommaso war Zeuge dieser Unterredung gewesen; aber sie mußte tausend Dolche in seine Brust gestoßen haben. Mehrmals sprang er auf, und wollte zu dem Bette eilen, wo die Brüder sich befanden; aber eine unsichtbare Hand schien ihn zurückzuhalten. Krampfhaft waren seine Hände gefaltet. Starr, wie eine Leiche, stand er da, und sah hinaus auf die Straßen der Stadt. Er nahm nicht wahr, daß die Sonne hinabsank und die Dämmerung kam.

Da erschallte plötzlich das volle melancholische Geläute vom Thurme der Pfarrkirche, und wiegte seine ergreifenden Töne in der lauen Abendluft.

Jetzt durchbebte ein furchtbarer Gedanke seine Seele. Ein gewaltiger Schmerz durchzuckte ihn — das war die Stunde, wo er getraut wurde. Er fuhr mit der Hand unter das Wamms, wo der Dolch verborgen war — aber die Hand erlahmte, ehe sie ihn ergriff. Ein herzzerreißender Schrei durchzitterte das Gemach — und Tommaso lag leblos am Boden.

Der Kranke fuhr voll Entsetzen auf, sank aber schnell wieder zurück, denn ein Blutstrom entquoll seinem Munde, und mit ihm floß das Leben dahin, das die Jugend nicht zurückzuhalten vermochte.

Langsam bewegte sich vom Hause Ottini's ein Zug gegen das Ufer der Nahe, welche hoch angeschwollen war. Am Ufer des Flusses aber liegt die Pfarrkirche.

Es waren ernste Männergestalten und eine betagte Frau, Maria's Mutter. Sie ging zwischen den Vätern. Die Glieder der Innung folgten, alle unter einander durch vielfache Familienverbindungen verzweigt. Voran ging das Brautpaar; Maria, stolz, fest, trotzig; Giambattista, mit gesenktem Haupte, traurig, Todesschmerz im Herzen.

Jetzt hatten sie die Pfarrkirche erreicht. Lichtglanz quoll blendend aus dem geöffneten Portale hervor. Das Geläute verstummte in diesem Augenblicke.

„Das hat mir zu Grabe geläutet!" rief plötzlich Maria; und, flüchtig, wie das gescheuchte Wild, flog sie dem Flusse zu, sprang, ehe irgend Jemand sich aus der Betäubung erholte, auf die Brüstung des Ufers und mit einer mächtigen Wucht in die gelben Wellen, die sich schäumend über ihr schlossen.

Ein Schrei des Schreckens entfuhr Allen zugleich. Alle stürzten dem Ufer zu. Umsonst aber stießen rasch zwei Schiffer mit Giambattista vom Ufer; das Schreckliche war geschehen, die Fluth gab ihre Beute nicht mehr zurück.

Schmerzgebeugt kehrten die armen Aeltern, die sich den Vorwurf machen mußten, ihr eigenes Kind hingeopfert zu haben, spät am Abende zurück, nachdem alle Versuche gemacht worden waren, den Leichnam zu finden. Erst am andern Morgen fand man die Unglückliche, und trug sie in das verödete Vaterhaus.

Das Ereigniß hatte auch den alten Pomaria schwer getroffen. Die ihm schreckliche Wahrheit, daß nicht die Habe das Lebensglück baue, drängte sich seinem erschütterten Herzen auf, und mit einem Blicke nach oben legte er stille das Gelübde ab, nie wieder den Versuch zu machen, ein Eheband seiner Kinder ohne die Zustimmung des Herzens zu schließen.

Als er und sein Sohn sich von den Unglücklichen trennten, die nun verlassen da standen mit der Fülle ihres Reichthums und elend im Ueberflusse, da ahnete Pomaria nicht, was ihn erwartete.

Aber sein Schritt war nicht mehr so fest, als auf dem Hinwege zur Kirche. Der Kopf war nicht mehr so stolz erhoben. Das Ereigniß hatte ihn gleich einem Blitzstrahle getroffen, dessen blendendes Licht die Verhältnisse grell und eigenthümlich beleuchtete.

An der Thüre seines Hauses empfing ihn weinend die Matrone.

„Habt Ihr auch schon das Leid gehört, das uns betroffen?" fragte er sie.

„Ach, was ist Euch denn noch Schlimmes begegnet?"

„Maria Ottini, meines Sohnes Braut, hat sich in der Nahe ersäuft, vor der Thüre der Kirche," sagte dumpf der Alte.

„So erbarme sich Gott Eurer doppelt!"

„Wie so, Weib, was redet Ihr?"

„Antonio ist unter dem Geläute der Glocken entschlafen!"

„Todt?" riefen Vater und Bruder zugleich, und das bejahende Wort der Matrone bekräftigte das niederschmetternde Ereigniß.

Und das Grab nahm einen Tag später die Leichname derer auf, welche so namenlosen Jammer über zwei verwandte Familien brachten.

(Fortsetzung folgt.)

Napoleon zu Bautzen.

„Ich stand", so erzählt ein Veteran der Kaiserzeit in dem „Echo des Cevennes," „mit dreissig polnischen Lanziers auf den Vorposten hinter einem kleinen Hügel, in Schußweite von einem Piquet Kosaken. Um drei Uhr schickte mir der Adjutant des Generals Labruyère folgenden Tagsbefehl: „Napoleon wird die Vorposten besuchen; die Soldaten haben sich vor jeder, auch der leisesten Bewegung zu hüten, welche die Anwesenheit des Kaisers verrathen könnte. Sie dürfen ihn gar nicht bemerken und haben nach wie vor die Geschäfte ihres Dienstes zu versehen."

Um halb vier Uhr stellten sich zwei Eskadrons der Garde eine halbe Werste von meinem Posten auf; es traten bald darauf vier Gardisten aus den Reihen und marschirten langsam auf den Ort zu, wo wir uns befanden. Die Kosaken, welche uns gerade gegenüber standen, schienen diese Bewegung nicht zu bemerken und schweiften nach wie vor mit ihren Pferden ruhig durch die nahen Getreidefelder. Bald sah ich Napoleon sich dem Hügel nähern, an welchem wir standen; er hatte außer seinem grauen Ueberrock und dem kleinen dreieckigen Hut keine weitere militärische Decorationen. An seiner Seite gingen die Marschälle Berthier und Ney und der General unserer Division, ein Verwandter des Ersten. Sie stiegen hinter dem Hügel ab, und da sie ohne alle Bedienung gekommen waren, so übernahm mein Unteroffizier die Besorgung ihrer Pferde.

Meine Lanziers stellten sich, der erhaltenen Weisung zufolge, als wenn sie die neuen Ankömmlinge nicht bemerkten; die einen warteten nach wie vor ihrer Pferde, andere blieben ruhig beim Bivoaufeuer, indem sie ihr Fleisch kochten oder fröhlich zechten. Ich spazierte an dem Fuße des Hügels auf und ab, mein Pfeifchen schmauchend; ich salutirte dem Kaiser, indem ich mit der Hand nach meinem Schapska fuhr und alsdann meine Promenade ruhig fortsetzte.

Die Ankömmlinge breiteten sich nun auf dem Boden aus, Berthier rollte eine Karte auf und überreichte dem Kaiser eine Loupe. Nachdem die Vier sich eine Zeit lang mit einander besprochen, ließ der General Labruyère sich mit einem Knie auf den Boden nieder und Napoleon beobachtete, gleichfalls gebückt und die Loupe auf seine rechte Schulter setzend, eine Viertelstunde die Stellung der Russen, das Städtchen Bautzen, dem Hügel gerade gegenüber, ferner die Anhöhen, auf welchen das russische Geschütz und Fußvolk stand; darauf bestiegen die Vier einen Steinhaufen und Napoleon rief mich zu sich. Er empfing mich mit der Frage: „Dient Ihr schon lange, Freund?" — „Ich war erst sechzehn Jahre, als ich meine erste Bekanntschaft mit den Kanonenkugeln machte." — „Was haltet Ihr von den Kosaken?" — „Sie sind tüchtige Soldaten, doch sind sie besser für den gewöhnlichen Dienst im Feld, als in einem allgemeinen Treffen." — „Ganz richtig. Wart Ihr schon mit der russischen Infanterie im Kampfe?" — „Ja, Sire; die Infanterie ist vortrefflich und werth, sich mit der Infanterie Eurer Majestät zu messen." — „Seine Bemerkungen sind alle richtig", bemerkte Napoleon, sich zu Ney wendend, und alsdann wieder zu uns: „Nicht wahr, Ihr Polen sprecht fast dieselbe Sprache, wie die Russen?" — „Ja, Sire, wir verstehen uns so gut wie die Schweden und Dänen, Deutsche und Holländer." — „Sprecht Ihr deutsch?" — „Ja, Sire." — „Nun, so steigt schnell zu Pferde und bringt mir aus jenem Dorfe dort unten, das ohngefähr hundert Schritte von hier entfernt, den ersten besten Bauer, den ihr antrefft. Ich werde das Kommando auf Eurem Posten übernehmen, so lange ihr weg seyd."

Ich spornte sogleich mein Pferd und flog nach dem Dorfe. Vor demselben angelangt, sah ich an dem einen Ende russische Chasseurs ihr „kacha" zubereiten, während auf der andern Seite französische Tirailleurs ruhig von Haus zu Haus streiften. Ein glücklicher Zufall wollte, daß gerade aus einem derselben ein halbbetrunkener Deutscher taumelte. — „Mein Freund", wandte ich mich an denselben, „hättest Du Lust, ein schön Stück Geld zu verdienen?" — „O ja, mit Freuden, doch was verlangen Ihre Excellenz von mir?" — „Du sollst nur mit mir gehen, um einige Minuten unserem General Red' und Antwort zu stehen." — „Will er mich vielleicht als Führer gebrauchen?" — „Du hast nicht das Mindeste zu fürchten! Der General wünscht Dich nur zu sprechen und wird Dich, nachdem er das Nöthige erfahren, sogleich wieder entlassen." — Da ich sah, daß der Bauer trotz meiner Zusicherungen zögerte, mir zu folgen, so zeigte ich ihm meine Pistolen mit der Drohung, ihm eine Kugel durch den Kopf zu jagen, wenn er mir nicht auf der Stelle folgte. Dies wirkte. Der Bauer war nun zu Allem bereit. Ich näherte mich hierauf der Mauer, ließ den Bauer hintenauf sitzen und ritt spornstreichs zum Kaiser zurück.

„Brav geritten, Herr Offizier", begrüßte mich Napoleon, „ich danke Euch für den Dienst." Der Bauer verbeugte sich tief und erwartete schweigend und an allen Gliedern zitternd sein Loos. Napoleon wandte ihm den Rücken, während Ney folgende Fragen an ihn richtete: „Ist viel Wasser in jenem Graben, der sich dort an der linken Flanke der Russen hinzieht?" — „Das Wasser steht darin nur höchstens zwei Schuh hoch", entgegnete der Bauer. „Bist Du manchmal mit Deinem Karren durchgefahren?" — „Ja, sehr oft, nur nicht im Frühling und Herbst, da der Graben hoch voll Wasser steht." — „Ist er überall gleich gut zu passiren?" — „Nein, an einigen Stellen wird der Durchgang durch viele Steine erschwert; von jener kleinen Brücke rechts aber ist der Graben in einer Entfernung von zwei Stunden gut zu passiren."

Napoleon war mit den Erklärungen des Bauers zufrieden. Da er außerdem an diesem Tage in der besten Laune war, so ließ er sich von Berthier einige Napoleons geben und reichte sie dem Bauer mit den Worten: „Da, nimm' das und trink eins auf die Gesundheit des Kaisers." Der Bauer wollte sich vor dem großmüthigen Geber auf die Kniee werfen; Napoleon hielt ihn davon zurück, indem er ihn fragte: „Kennst Du denn den Kaiser?" — „Nein, aber ich möchte ihn wohl gern einmal sehen." — „Das Glück kann Dir werden: siehe, dort steht er!" sagte der Kaiser, indem er auf Ney zeigte, der in dem Augenblicke seinen Feldmantel auseinander schlug und die gestickte Uniform sehen ließ. Der Bauer fiel ehrfurchtsvoll vor Ney nieder.

„Man führt Dich an, der dort ist der Kaiser!" rief Ney lachend, indem er auf Berthier zeigte, vor dem nun der Bauer mit gleicher Devotion niederkniete. „Du hast noch nicht den Rechten," sagte dieser in schlechtem, gebrochenem Deutsch, und indem er dem Bauer Labruyère zeigte: „Der ist's!" — „Zum Kaiser wär' ich bei Gott doch noch etwas zu jung!" äußerte sich Labruyère gegen den Bauer, der schon im Begriff war, von neuem niederzuknien; „knie' nur vor Dem, der Dir das Geld gegeben." — „Ja, Ihr habt Recht, nur der sieht wie ein Kaiser!" rief nun der deutsche Bauer, indem er Napoleon's Hand faßte und wiederholt küßte. Die Umstehenden lachten alle herzlich, und ritten, nachdem sie den Bauer wieder entlassen, den Hügel hinab.

Napoleon befahl Berthier, jedem meiner Lanziers ein Goldstück zu geben, was dieser auch sogleich that. Dann trug der Kaiser Berthier auf, meinen Namen aufzuschreiben, stieg alsdann zu Pferde und wandte sich, ehe er wegritt, zu mir, mit den Worten: „Ich hoffe, daß Sie bald zum Range des Capitains avanciren! Leben Sie wohl!" Eine Stunde nach seiner Entfernung kamen reitende Chasseurs der Garde, mich abzulösen. Als ich wieder bei meinem Regimente angelangt war, begrüßte mich mein Colonel daselbst sogleich als Capitain.

Meine Kameraden waren bereits von meinem Avancement in Kenntniß gesetzt worden, und das Regiment der polnischen Lanziers feierte dasselbe, indem es sich mehrere Stunden an köstlichem Rheinwein gütlich that. Am andern Tage aber schon mußten wir uns wieder den feindlichen Kugeln aussetzen, welche weder Capitain, noch Offiziere verschonten, und fast die Hälfte des Regiments dahinrafften. Doch blieb der Sieg auf unserer Seite, und die, welche den errungenen Sieg überlebten, riefen jubelnd: „Es lebe der Kaiser!" F. A.

Mannichfaltigkeiten.

(Unglücksfall.) In der Hanfspinnerei des Hrn. Lienhard zu Pont-Remy hat sich ein Unglück zugetragen, das andern ähnlichen Anstalten zur Warnung dienen kann. In der Kardätscherei, einem Saal, wo 65 Arbeiter beschäftigt waren, hatte eine Flocke Werg Feuer gefangen, war auf die Maschinen gefallen, und hatte im Augenblick alles in Brand gesetzt. Doch lief hier, abgesehen von dem Verlust der in Arbeit befindlichen Waaren und der Beschädigung einiger Maschinen, noch Alles gut ab. Nicht so in den obern Stockwerken, welche 300 Arbeiter enthielten. Schon waren auch hier fünf Sechstheile der Leute in ziemlicher Ordnung von den Aufsehern und dem Werkmeister in den Hof hinunter gebracht worden, und die andern waren fast alle auf der Treppe, als ein 26jähriges Mädchen in der Angst sich über das Geländer auf die dem Ausgang näher stehenden hinunterstürzte, augenblicklich nicht nur todt blieb, und ein kleines Mädchen im Fall tödtete, sondern auch machte, daß die 40 oder 50 Personen alle vorwärts fielen und übereinander rollten. Es war ein solcher Knäuel, daß von den vordersten unten auch nicht ein einziger sich herausziehen ließ, sondern Leitern angelegt und vier Fenster eingeschlagen werden mußten, damit man hineinsteigen konnte, um zuerst die zuoberst liegenden herauszulangen. Elf Personen wurden im Hof ohnmächtig niedergelegt, zwei kamen nach 20 oder 30 Minuten an der frischen Luft wieder zu sich, aber die neun andern blieben todt. Doch war in den obern Ateliers keine Gefahr gewesen, überhaupt war man in einer halben Stunde des Brandes Meister, aber der Schrecken hatte dermaßen Alles übermannt, daß viele dieser Arbeiter auch nachher sich nur mit Mühe auf den Füßen halten konnten.

(Schneiderphilosophie.) Die „Mode", das Beiblatt zur Zeitung für die elegante Welt, verspricht, in Zukunft öfter „über tiefere Bedeutung der Moden zu sprechen", und will es versuchen, „die jetzigen Trachten in ihrem Zusammenhange mit der jetzigen Zeit zu charakterisiren." Vorläufig wird uns versichert, daß die Modekleider nicht lange mehr an der jetzigen Unerquicklichkeit leiden, sondern bald „den Haupterfordernissen gesellschaftlichen Strebens, Anmuth, Schicklichkeit und Bequemlichkeit entsprechen werden."

(Chur, 26. Januar.) Vorgestern gab ein Mann zweien Knaben von 5 und 8 Jahren in solchem Uebermaße Branntwein zu trinken, daß beide am folgenden Tag Leichen waren. — Am 20. d. sind von 16 Fuhrleuten, die mit dem Engadinerboten bei ungünstiger Witterung über den mit tiefem Schnee bedeckten Albula aus dem Oberengadin nach Bergün gelangen wollten, fünf auf dem Berge erfroren.

Der gegen Dr. Höninghaus — wie bereits erwähnt — erlassene Steckbrief veranlaßt einen Correspondent der Mannheimer Abendzeitung zu folgender Frage: Es ist in neuen Strafgesetzbüchern so viel von Degradation, Verlust der Ehrenrechte, Ausstoßung aus dem Adel ꝛc. die Rede gewesen; haben die Universitäten nicht das Recht, Ernennungen zurückzunehmen, wenn sich Einer derselben unwürdig gemacht hat? Kann die betreffende Facultät es dulden, daß gewisse Individuen von ihr das Doktordiplom haben? —

Korrespondenz.

Paris, Ende Jan.

(Fortsetzung.)

Die Maskenbälle der komischen Oper sind nicht minder besucht als die der großen Oper, doch bieten sie bei weitem nicht den großartigen Scandal und das ungeheure Schauspiel dar, wie diese, das man sonst nirgends mehr sieht. Außerdem sind jetzt täglich Masken- und andere Bälle in allen Ecken und Enden der unermeßlichen Hauptstadt Frankreichs angekündigt, von denen jedoch wenige, wie die im Saale Vivienne und einige andere ausgenommen, eine Erwähnung verdienen. Die meisten sind Tummelplätze der Gemeinheit und Rohheit in ihrer scheußlichsten Gestalt und ihr Besuch nicht gefahrlos; der unzüchtige Cancan in seiner ganzen Schamlosigkeit ist deren höchste Zierde. Sich satt und todt zu tanzen, hat man jetzt von Sonntag bis zum Sonnabend alle Gelegenheit. Gestern Abend fand der Ball zum Besten der polnischen Flüchtlinge in dem Hotel Lambert auf der Insel St. Louis statt und war trotz des hohen Eingangspreises, ein Napoleon per Billet, sehr besucht. Man sah daselbst auch mehrere vornehme und reiche Russen, die jedoch sichtbar vermieden, gekannt zu werden und gerne das Incognito bewahrt hätten. Das Hotel Lambert ist ein sehr merkwürdiges alterthümliches Gebäude, wie man deren jetzt wenig mehr in Paris sieht; es gehört der Fürstin Czartoriska, die es vor nicht langer Zeit erkauft, restaurirt und so vor dem Niederreißen bewahrt hat. Das Hotel Clugni, ein ähnliches merkwürdiges Gebäude, wird jetzt gleichfalls restaurirt. — Die Theater brachten in der letzten Zeit wenig Neues und noch weniger Gutes.

„Don Sebastian“ ist noch immer das Paradepferd der großen Oper und es ist nicht zu läugnen, daß dieses Tonwerk des productiven Donizetti's manches Gute und besonders einige treffliche Ensemblestücke enthält. Die Scenerie dieser Oper ist über alle Maßen prachtvoll, besonders das Gepränge des nächtlichen Leichenzuges, bei dem eine unglaubliche Pracht verschwendet wird und dessen unzählige Fackeln und Vermummte einen schaurig-großartigen Anblick gewähren. Pillet, der Direktor der großen Oper, ist seit kurzem von seiner Reise nach Italien zurück; ob er gefunden, was er gesucht, nämlich ein Tenor-Genie, ist noch nicht bekannt. Man will jedoch vermuthen, daß er ein paar in Petto habe, welche sich erst am großen Tag, wo der Prophet, nämlich der Meyerbeer'sche, in der großen Oper zu Paris auferstehen wird, zeigen sollen. Ein Theil des Publikums will jedoch an dessen endliches Erscheinen eben so wenig, als an den immer noch erwarteten Messias der Juden glauben. Unterdessen wird nächstens ein neues Ballet: „les Caprices“ und eine komische Oper von Halevy in Scene gesetzt werden; auch heißt es, daß man die Taglioni für sechs Vorstellungen und mit ihr die Sylphide wieder gewonnen habe. Bei den Italienern steht es dieses Jahr nicht zum Besten aus; das Haus ist zwar immer sehr besucht, allein der unglückliche Vorfall mit Janin und dem Cassirer, wovon der erstere, wie bekannt, sich sammt seiner Geliebten in Kohlendampf erstickte und der andere sein Schicksal im Gefängniß erwartet, haben dieser Anstalt einen empfindlichen Stoß versetzt. Man behauptet, daß der seit einigen Jahren zum großen Nachtheil des Direktors Vatel statt gefundene Unterschleif und Betrug mehrere Hunderttausend Franken betrage; auch vermißt man Tamburini's und Rubini's Gesang sehr, Ronconi ersetzt sie nicht. Konradin Kreutzer's „Nachtlager“ (der geniale Componist ist in diesem Augenblick hier) wird schwerlich dieses Jahr mehr zur Aufführung kommen; gewöhnliche italienische Theater-Intriguen und Cabalen sind die Ursache, daß man dieses Meisterwerk vorerst hier entbehren wird. Die Italiener sind im Allgemeinen aller deutschen Musik abhold und haben nicht so ganz unrecht, denn sie sind unfähig, deren Werth zu erkennen und sie gehörig aufzufassen. Mit Dudeleien und Kehlenfertigkeit, sie sey auch noch so künstlich, ist's hier nicht gethan, hier muß gefühlt werden, was vorgetragen wird, und Gefühl ist grade, was ihnen abgeht. Wer vermag einer Vorstellung von Mozart's Don Juan in der italienischen Oper beizuwohnen, ohne von Unwillen ergriffen zu werden, und auch der nachsichtigste Verehrer des großen Meisters ist wenigstens zu einem mitleidigen Lächeln gezwungen. Die erbärmlichste deutsche herumziehende Truppe trägt die Ensemblestücke besser vor. Die Chöre der hiesigen italienischen Oper sind ein wahrer Greuel und es ist deshalb vielleicht sehr gut für Kreutzer, daß mit solchen Mitteln sein Nachtlager vorerst nicht aufgeführt wird. Wenn nicht einige gute und klangvolle deutsche Stimmen, welche das Ganze noch so zur Noth halten, unter ihnen wären, so müßte man ob diesem Gesang davon laufen.

(Schluß folgt.)

Weilburg, 1. Febr.

Das für alle Bewohner des Herzogthums und besonders für die Bürger der Stadt Weilburg, die schon bei so vielen Veranlassungen Freude und Leid mit ihrem geliebten Fürstenhause auf's innigste theilten, so wichtige Ereigniß – die Vermählung unseres durchlauchtigsten Herzogs mit Ih. kais. Hoh. der Frau Großfürstin Elisabeth – wurde hier in allen Ständen auf's festlichste gefeiert. Vorgestern, am Vorabende der Vermählung, war großer Zapfenstreich, in dem festlich geschmückten Casinogebäude Ball und auf dem mit den beiden Nationalfahnen gezierten Rathhause eine Soirée der Bürgerschaft. Unter dem Donner der Kanonen und dem anhaltenden Jubel der Anwesenden wurde in beiden Gesellschaften der Toast auf das Wohl der hohen Verlobten ausgebracht. Der gestrige Vermählungstag selbst wurde mit dem Geläute aller Glocken und durch 21 Kanonenschüsse als ein Festtag angekündigt. Um 10 Uhr war Parade der Bürgergarde, um 12 Uhr große Parade der Garnison und des Abends ein von allen Ständen besuchter Bürgerball im Casino-Lokale, wo, nachdem die Toaste auf ein langes Wohl des neuvermählten durchlauchtigsten Ehepaars unter unbeschreiblichem Jubel ausgebracht waren, ein auf dieses Fest besonders verfaßtes Gedicht von allen Anwesenden abgesungen wurde. Alle diese Feierlichkeiten, bei welchen zum Erstenmale die seither so fühlbare Geschiedenheit der Stände aufhörte, liefen ohne auch nur die geringste Störung und zu aller Theilnehmenden voller Zufriedenheit ab. Möge diese freudige und herzliche Theilnahme der Weilburger nicht dadurch getrübt werden, daß sich die seit einiger Zeit aufgetauchten Gerüchte von Errichtung eines zweiten Gymnasiums verwirklichten; denn dies würde den ohnehin seit dem Jahre 1816 beständig abgenommenen Nahrungsquellen der Stadt den härtesten und nachtheiligsten Stoß geben. Von den vielen im Besitz derselben gewesenen Vortheilen einer Residenz, einem Sitz aller Landes-Dicasterien rc. ist als letzte und einzige Ressource der Stadt die Garnison und als Entschädigung das Gymnasium belassen und erweitert worden. Eine Veränderung oder Theilung des letztern kann nur von wenigen Staatsdienern, ihres eigenen Vortheils halber, gewünscht werden, aber diesem Wunsche, der in seiner Ausführung für die Landessteuerkasse gewiß sehr kostspielig werden würde, müßte unsere erleuchtete Regierung den Wohlstand einer ganzen Stadt, ja eines ganzen Amts zum Opfer bringen. 3.

Charade.

(Dreisylbig.)

Wer du auch sey'st, klein oder groß,
Die Erste ist dein Erdenloos.
Bist du, was beide Letzte sagen,
So schweigen tief der Ersten Klagen;
Doch bist du, was das Ganze spricht,
So fühlst du lebend ihr Gewicht.

Auflösung der Charade in Nro. 44.

Bernstein.

Museum.

Die verehrten Mitglieder und Abonnenten des Museums werden hierdurch in Kenntniß gesetzt, daß wegen eingetretener Hindernisse, namentlich weil das Theater-Orchester nicht zu erlangen war, das nächste Museum erst am 23. Februar stattfinden wird.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 15. Febr. Das Nachtlager in Granada, Oper in 2 Abth., Musik von C. Kreutzer.

Freitag, 16. Febr. (Zum Vortheil der Mad. Lehmann-Rauch): Die Entführung aus dem Serail, Oper in 2 Abth., von Mozart. Constanze: Mad. Lehmann-Rauch, vom großh. Hoftheater in Mannheim. — Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. F. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 47. Freitag, den 16. Februar 1844.

Die Nacht von Bingen.

Novelle.

(Fortsetzung.)

IX.

Auch auf der Burg Klopp war das Lachen verstummt, als die Kunde von Maria's tragischem Ende den Ritter Brömser erreichte.

Wenn auch der Ritter nicht der Mann war, den Ereignisse tief zu ergreifen vermochten, so war doch Maria ihm theuer gewesen, und das Mißglücken eines Planes, wie dieser, lag ihm doch schwer auf dem Herzen. Er widmete dem Mädchen ein trauerndes Andenken; aber das Rachegefühl seiner Seele gegen die Lombarden trat sogleich in den Vordergrund, und um so stärker, als sie die Urheber von Mariens Tode und seinem Mißgeschicke waren.

„Hast Du die Geschichte gehört, Guntram?" sprach er zu seinem getreuen Rottmeister, der eben eintrat.

„Wohl," entgegnete dieser. „Schlagt Euch die Dirne aus dem Sinn. Ist doch der verdammte Lombarde so gut geprellt, als Ihr, und er noch so viel mehr, als Albrecht von Oesterreich seinem nun auch verstorbenen Bruder alle die kostbaren Paramente und Waaren bei Mainz abnahm, die er aus Italien brachte. Die Strafgerichte beginnen, Herr, und ich denke, der Bote, welchen der Alte von Mainz so eben sandte, giebt ihnen durch Eure Hand neue Erweiterung."

„Wie so?" fragte Brömser.

„Lest diesen Brief, den der Kanzler des Erzbischofs sendet," sagte Guntram, und reichte dem Ritter ein Schreiben, welches er kurz vorher, ehe er in das Klosett des Ritters getreten, von einem Eilboten empfangen, der alsbald wieder gen Mainz aufbrach.

Brömser, eine der seltenen Ausnahmen seines Standes in seiner Zeit, da er in der Schuljunkerschaft in Lorch seine Erziehung und Bildung gewonnen, war des Lesens und der lateinischen Sprache kundig. Er machte das schließende Band los, nachdem er das Wachssiegel entfernt, und las die Botschaft.

Der Kanzler schrieb, daß er auf Brömser's Anträge, Gelder zur Zahlung der Reisige und Söldner zu senden, um so weniger eingehen könne, als der Churfürst seiner Mittel alle bedürfe, um Diejenigen treu zu erhalten, die er zur Vertheidigung der Stadt nöthig habe. Der Vogt möge nur getrost bei den reichen Lombarden sich das Nöthige holen, deren Säcke jederzeit hinlänglich mit Dem versehen wären, wessen er benöthigt sey, zumal der Feind ehestens nahen würde.

„Das ist ja herrlich!" rief Guntram, als er den Inhalt des Schreibens durch Brömser's etwas holperige Uebersetzung sich klar gemacht hatte. „Da habt Ihr ja alle Vollmacht, die Euch nothwendig ist, das Krämervolk in aller Weise zu zwicken."

„Wären nur die Reisigen in der Camera mir zugethan!" sprach Brömser.

„Dafür laßt mich sorgen," entgegnete der schlitzohrige Guntram. „Während die Trauer das Haus erfüllt, denkt der junge Schultheiß nicht d'ran, sich diese getreu zu erhalten. Ich will sie schon herumbringen, und ihnen sagen, der Erzbischof habe mit Unwillen gehört, daß sie sich auf des Krämers Seite neigten. Ohnehin," fuhr er fort, „wäre mein Rath, Ihr dächtet nun ernstlich daran, die Stadt zu besetzen, die Thore zu verrammeln, die Kähne aus dem Hafen bringen zu lassen. Auch lasset den Vicedom wissen, daß er jenseits das Seinige thue; mir schwanet's, der Oesterreicher ist uns bald im Gesichte."

Brömser fand den Rath eben so zweckmäßig, als geeignet, den ihn verfolgenden Gedanken an Maria's Tod zu entfernen, weil er ihm einen weiteren Kreis der Thätigkeit eröffnete.

Schon am andern Morgen, ehe noch die beiden Leichname ihre Ruhestätte gefunden, rückten Reisige vom Schlosse herab und besetzten die Mauern und die Thore der Stadt unter Guntram's Führung.

Brömser erschien auf dem Rathhause, wohin er den Rath versammelt hatte, und stellte ihm die Nothwendigkeit der größten Vorsicht vor. Darauf ritt er hinüber in das Kloster auf dem Rupertsberge, um der Oberin anzukündigen, daß eine Schaar Rheingauer, die er vom Vicedom des Rheingaus verlangt hatte, sofort das Kloster besetzen würden, dessen Lage viel zu wichtig sey, um sie bei Vertheidigung der Stadt zu übersehen.

Brömser hatte allerdings einen triftigen Grund zu diesem Verfahren; aber die Botschaft, welche er der Aebtissin durch die ihm höchst unselig gewerdene Schwester Veronika sandte, lag allerdings mit dabei zum Grunde.

Vergebens protestirte die Aebtissin gegen jede Gewalt-

maßregel. Brömser blieb einfach bei seinem ausgesprochenen Worte. Endlich sah die Gottesbraut wohl ein, bei diesem eisernen Menschen sey nichts weiter übrig, als der pünktlichste Gehorsam. Sie versprach, sich zu fügen; aber welch ein Bild des Jammers bot sich ihr bald genug dar. Die Rheingauer rückten ein unter Anführung eines Anverwandten Brömser's. Schon ihr erstes Auftreten war verderblich; denn sie rissen die Außengebäude nieder oder steckten sie in Brand, erbrachen Keller und Vorrathskammern, und schalteten schlimmer, als es der Feind hätte thun können. Die Nonnen flohen in den ersten Tagen schon, und überließen das Kloster den Reisigen, und Brömser freute sich höchlich gelungener Rache.

Wie er sie hier suchte, so in der Stadt selbst. Täglich verlangte er Lebensmittel, Geldsummen und Stoffe zu Kleidern für seine Besatzung. Die Bürger mußten die Mauern bewachen helfen. Aller Verkehr stockte, und die Lombarden mußten täglich neue Opfer bringen.

Giambattista Pomaria kam nicht mehr von dem Rathhause herab, so hielt er ihn in angestrengter Thätigkeit.

So war die Mitte des Julius 1301 vorüber gegangen, als eines Morgens Guntram den Ritter mit dem Rufe weckte: „Geisenheim brennt an allen Ecken! Albrecht ist da!"

Und schon trugen Kähne und Schiffe das Heer herüber, das alsbald seine Stellung um die Stadt nahm und das Kloster Rupertsberg angriff. Hartnäckig vertheidigten es die Rheingauer, wohl unterstützt von Brömser's Mannen. Mehrere Tage wiederholte sich der Kampf, bis endlich fast alle Gebäude, außer der Kirche, durch Brand vernichtet oder doch unbrauchbar geworden waren. Jetzt erst wichen die Rheingauer, und ließen, in der Nacht sich nach Bingen zurückziehend, dem Feinde das Kloster.

Bingen's Lage war eine bedrängte von allen Seiten. Eng war es eingeschlossen. Keine Zufuhr war möglich, und das, was an Lebensmitteln vorräthig war, nahm Brömser nach Klopp, wo Ueberfluß und Ueppigkeit herrschte.

Und dennoch wehrten die tapfere Bürgerschaft mit den Reisigen zahllose Stürme des Kaisers ab, die sich alltäglich und allnächtlich erneuerten, und seinem Heere großen Verlust zufügten.

(Fortsetzung folgt.)

Dr. Ludwig Schleiermacher.

(Nekrolog.)

† (Darmstadt, 13. Febr.) Heute früh starb hier Herr Dr. Ludwig Schleiermacher, Oberbaudirektor und Direktor des großh. Museums, des Ludwigordens Ritter I. Klasse, in seinem 59. Lebensjahre und nach zurückgelegter ruhmvoller Laufbahn im Staatsdienste wie in den Wissenschaften, welche in ihm einen ihrer beharrlichsten und würdigsten Pfleger verloren haben. Stets mit physikalischen oder mathematischen Untersuchungen beschäftigt, welche ihn öfter in die fast unergründlichen Tiefen der abstractesten analytischen Speculation führten, hat er durch seine in der Jonghaus'schen Hofbuchhandlung dahier im Jahre 1842 erschienene „Analytische Optik" (welche von ihm schon seit länger als zwei Jahrzehnten vorbereitet und mit steter Rücksicht auf die Fortschritte der optischen Wissenschaften in Theorie und Praxis, namentlich mit Berücksichtigung des so sehr vervollkommneten optischen Instrumentenbaues, endlich vollendet worden war) der gelehrten Welt ein Vermächtniß seiner vielumfassenden Forschungen hinterlassen, welches seines Urhebers wie der verwickelten Materie, die es behandelt, vollkommen würdig befunden werden dürfte. Der versprochene zweite Theil dieses wichtigen Werkes, welcher außer den erforderlichen trigonometrischen Formeln und einigen theoretischen Untersuchungen die allgemeinen Anwendungen der im ersten Theile entwickelten Theorie auf Gläser und Spiegel, sodann die durch die Erfahrung geleiteten speciellen Anwendungen derselben auf die gebräuchlichen Instrumente enthalten soll, ist bis jetzt noch nicht erschienen. Man hat jedoch Grund, zu hoffen, daß durch das so unerwartete Ableben des Verewigten (er war kaum eine Woche leidend) keine längere Stockung in der Vollendung dieses literärischen Unternehmens eintreten werde, um so mehr, als die hierher gehörigen Materialien bereits geordnet vorhanden seyn sollen. — Noch vor wenigen Jahren hielt Hr. Schleiermacher, der seine Laufbahn im Staatsdienst als Lehrer der Mathematik und Physik am Gymnasium seiner Vaterstadt im Jahre 1806 begonnen hatte, in dem großh. Museum vor einem Kreise von gebildeten Zuhörern physikalische Vorlesungen, welche sowohl durch die Art des Vortrags als auch durch die angestellten Experimente, wozu die reiche Instrumenten-Sammlung des großh. Museums vielfache Gelegenheit bot, gleich anziehend und instructiv waren. Der Verewigte lebte mit seltener Hingebung seinen Berufspflichten und den Studien, verzichtete als Weiser auf die Thorheiten und Eitelkeiten der Welt und zeigte sich in seiner Berührung mit Andern als einen geraden biedersinnigen Mann, der trotz seines nicht geringen persönlichen Werthes, sey es in intellectueller oder moralischer Hinsicht, stets jene anspruchslose Haltung beobachtete, welche gewöhnlich die Begleiterin des gut erzogenen Mannes von Geist und Wissenschaft zu seyn pflegt. Sein hochbetagter Vater, der wirkliche Herr Geheimerath Schleiermacher, Excellenz, verliert in ihm einen Sohn, dessen hinterlassene Verdienste ihm den herben Trennungsschmerz lindern und versüßen mögen.

Dr. D.

Buntes.

Als Drake von seiner Reise um die Welt zurückkehrte, erhielt er von der Königin Elisabeth den Befehl, sein Schiff auf der Themse bis nach Deptfort zu führen. Elisabeth begab sich, von ihrem ganzen Hofstaate begleitet, an Bord des Schiffes, auf welchem Drake ein herrliches Mahl zum Empfang der Königin hatte bereiten lassen; die Königin ließ den Weltumsegler an ihrer Seite Platz nehmen und erhob sich gegen Ende der Tafel von ihrem Sitze, indem sie mit lauter Stimme sprach: „Kapitän Drake, es ist mir bekannt, daß mehrere Personen, welche Euch Euren Ruhm mißgönnen, Euer Benehmen während der Reise heftig getadelt haben. Ich bin deßungeachtet mit Euch vollkommen zufrieden, so daß ich Euch sogar der höchsten Belohnung würdig erachte." Die Königin wandte sich hierauf zu einem Pagen, ließ sich von demselben die gol-

dene Kette geben, die sie ihm vorher anvertraut, und hing sie alsdann dem Seefahrer eigenhändig um, indem sie ihn zugleich als Ritter begrüßte und erklärte: „Ich will, daß man das Schiff, auf welchem Ihr berühmt geworden, sorgfältig aufbewahre, als eine Trophäe, welche sowohl England als Eurer ganzen Nachkommenschaft zu ewigem Ruhme gereichen wird." Der Befehl der Königin wurde pünktlich befolgt und das Admiralschiff Drake's wurde noch im vorigen Jahrhundert zu Deptfort gezeigt. Es war schon seiner Auflösung nahe, als der Edelmann John Davis aus Trümmern desselben einen kunstvollen Sessel verfertigen ließ, den er der Universität Orford zum Geschenke machte.

— Man liest im „Cabinet de Lecture" folgende Beispiele seltsamer Antipathien: König Heinrich der Dritte von Frankreich, der Sieger von Jarnac, hielt es in keinem Zimmer aus, in welchem sich eine Katze befand. Der Herzog von Epernon, welcher mit seiner tapfern Hand eine Königin beschützte und die Exkommunikation des mächtigen Erzbischofs von Bordeaux nicht fürchtete, zitterte beim Anblick eines Hasen. Ein Marschall Frankreichs soll ohnmächtig geworden seyn, wenn man bei Tafel Spanfau servirte. Joseph Skaliger, dieser Abgrund von Gelehrsamkeit, der dreizehn Sprachen sprach, wurde von einem unwillkürlichen Schauder befallen, wenn er Kresse sah. Der gelehrte Boyle, welcher die Luftpumpe erfand, konnte das Geräusch nicht hören, welches das aus dem halboffenen Hahn eines Fasses hervorspritzende Wasser verursachte. Maria von Medicis konnte schon als kleines Mädchen den Geruch von Blumen nicht ertragen und behielt diese seltsame Antipathie bis zu ihrem Tode.

— In Pera, einer Vorstadt Konstantinopels, gerieth in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts das Haus eines Dolmetschers in Flammen. Es gelang sämmtlichen Hausbewohnern, sich zu retten; nur ein Kind des Dolmetschers war in den Flammen zurückgeblieben. Während der Vater noch jammernd und verzweifelnd dastand, kam plötzlich sein großer Hund durch die Flammen gelaufen, in seinem Rachen das Kind haltend. Die Umstehenden fallen sogleich über den Hund her, um ihm seine Beute zu entreißen; der Hund kämpft sich aber siegreich durch die Menge und gelangt endlich, nach einem langen Umwege vor dem Hause eines Freundes seines Herrn an und legt das Kind an dessen Thürschwelle nieder. Er bleibt daselbst stehen, bis die Thüre aufgeht und eine dem Hunde bekannte Person das Kind vom Boden aufhebt. Wie belohnte aber wohl der Dolmetscher den treuen Hund? Er tödtete ihn mit eigener Hand und verspeiste ihn mit seiner Familie bei einem glänzenden Mahle, das er eigens zu diesem Zwecke veranstaltete. Er äußerte sich gegen die beim Anblick des gebratenen Hundes höchst erstaunten Gäste: „Das Thier hat sich zu edel benommen, um eine Speise der Würmer zu werden; es ist würdig, Menschen zur Nahrung zu dienen, und Ihr, meine werthen Gäste, könnt nur dabei gewinnen, denn der Genuß des Hundes wird Euch gewiß tugendhafter, edler und gefühlvoller machen."

F. A.

Mannichfaltigkeiten.

(Altenburg, 6. Febr.) Ehevorgestern ereignete sich auf unserer Eisenbahn von hier bis Crimmitschau ein Unglücksfall, der zur Warnung dienen mag. Die Locomotive, welche zum Transport von Materialien nach Crimmitschau geheizt war, war schon in Bewegung, jedoch so langsam, daß man ganz bequem nebenher laufen konnte. Ein Ingenieur, der mit dem Oberinspektor, welcher sich auf der Locomotive befand, noch einige Worte zu sprechen hatte, lief neben her, als er sich auf einmal an seinem Mantel gehalten fühlt; er will sich losmachen, aber die Räder hatten den Mantel schon zu fest gefaßt; er fällt und die Räder des schweren Wagens gehen über ihn hinweg. Der Unglückliche lebt noch, aber unter den schrecklichsten Schmerzen.

Aus Douai in Frankreich wird unterm 8. Febr. geschrieben: Gestern hat ein blutiger, entsetzlicher Auftritt in Mitte unserer obrigkeitlichen Behörden, der Geschwornen und der Assisenhofssitzung Entrüstung und Abscheu erregt. Drei Verbrecher saßen auf der Bank der Angeklagten, wo sie sich schon mehrmals befunden hatten. Bereits zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurtheilt, jetzt des Mordversuchs und der Brandstiftung in dem Zentralgefangenhaus zu Loos angeklagt, bildeten sie sich ohne Zweifel ein, daß die Gesellschaft es noch nicht wagen werde, ihre Missethaten nach Gebühr zu bestrafen, und trugen den schamlosesten und frechsten Cynismus zur Schau. Die Verhandlungen waren inzwischen beendigt. Der Präsident richtete an Colin, den ersten Angeklagten, die vorgeschriebene Frage, ob er nichts weiter zu seiner Vertheidigung beizufügen habe, worauf Colin antwortete, er wolle sterben. Dieselbe Frage wurde Druon, dem zweiten Angeklagten vorgelegt, der gleichfalls entgegnete, daß er sterben wolle. „Stehen Sie auf, Friedländer", redete nun der Präsident den dritten Angeklagten an, und Friedländer stand auf, aber keine Sylbe ging über seine Lippen und seine Tigeraugen suchten umher, sich ein Opfer zu erkiesen. Plötzlich machte sich ein Jammerlaut vernehmbar, Blut rann über das Gesicht eines ehrwürdigen Greisen herab' — es ist der Doktor Guilmott, der Arzt der Abtei Loos, welchem Friedländer aus weiter Entfernung mit sicherer Hand seinen Holzschuh in's Gesicht geschleudert hatte. Bei'm Anblicke des Blutes erbebten die drei Banditen gleich wilden Thieren, die Gensdarmen und Soldaten stürzten auf sie los, um sie von weiterem Morden abzuhalten. Wuthgebrüll des Todes ertönt, eine fürchterliche Verwirrung herrscht für einige Augenblicke in dem Heiligthume der Gerechtigkeit; doch bald ist die Ruhe wieder hergestellt. Auf die Requisition des Generalprokurators rückte eine Abtheilung Linienmilitär an, durch welches der Saal geräumt wurde. Ein dreifaches Todesurtheil ward gesprochen mitten unter tiefer, feierlicher Stille, die nur durch das teuflische Gelächter der drei Bösewichter unterbrochen ward!" (Karlsr. Ztg.)

(Bamberg, 11. Febr.) Eine artige Anekdote läuft jetzt von Mund zu Mund. Vor einigen Tagen fuhr die Kronprinzessin am Pulverhause vorüber. Der wachthabende Soldat ruft dem Kutscher zu, langsamer zu fahren. Dieser erwiederte ihm, er möge schweigen, und das Gewehr präsentiren, es sey die Kronprinzessin. Der Soldat präsentirt, ruft aber nichtsdestoweniger in den Wagen hinein: „Langsamer fahren!" was denn auch auf Befehl I. k. Hoheit geschieht. Am andern Tage wurde dem pflichttreuen Krieger ein Geschenk von drei Dukaten aus dem Schlosse zugesendet.

(Koblenz, 13. Febr.) Heute Morgen um 10 Uhr fuhren hier zwei Brüder aus Niederwörth auf der Mosel mit einem schwer beladenen Nachen ab, der sogleich nach dem Abstoßen vor ein Schiff trieb und durch den Stoß augenblicklich unterging, wobei Einer der Brüder sofort mit unter das Schiff trieb. Nur den Andern konnten die Herbeieilenden retten; die wackere That gelang dem Schiffer Plier.

Frankfurter Theater.

Gastspiel der Mad. Lehmann-Rauch.

Mad. Lehmann-Rauch, vom Mannheimer Hoftheater, trat als Königin der Nacht und als Alice auf. Wir verdanken ihr den lange entbehrten Genuß der Zauberflöte. Diese Sängerin ist im glücklichen Besitz jener Tonhöhe, die es ihr möglich macht, Partieen zu singen wie die der Elvira (Opferfest), Constanze (Entführung) und ähnliche, für die es in Deutschland nur wenig Repräsentantinnen gibt. Die Stimme der Mad. L.-R. ist nicht kolossal, aber dennoch voll und, was die Hauptsache, von einem edlen Timber. Namentlich ist es zu rühmen, daß die Mitteltöne unter dem Studium, die hohen Töne zu erhalten, nicht allein nicht gelitten haben, sondern dazu sehr ausgebend und für den Ausdruck des Textes geeignet sind. Sie gehört nicht zu Jenen, welche alle Mittel für gewisse Effectstellen aufsparen und die goldenen Mitteltöne, der eigentlichen Conversations-Octav, dafür fallen lassen. Ueberhaupt ist sie sehr öconomisch mit ihren Mitteln, weshalb es ihr auch nie daran gebricht. Die beiden Arien der Königin gaben davon Zeugniß. Das erste Larghetto in G moll: „Zum Leiden bin ich auserkoren", kann man nicht seelenvoller vortragen. Im Gegensatze stehen die beiden Allegro's mit den staccirten hohen Tönen — die berühmten Cappriccio Mozart's — welche Mad. L.-R. leicht und kräftig hervorströmen ließ. Als Alice entwickelte sie in gleichem Grade Schule und Anmuth des Vortrags. Jedenfalls versteht Mad. L.-R. zu wenig, auf Effect zu singen, einen Kunstgriff, den jetzt die meisten Sänger zu würdigen und zu benutzen wissen, und von dem an vielen Bühnen so sehr eingerissenen Schreisystem weiß sie gar nichts. Sie wird deshalb auch immer mehr den gebildeteren Theil des Publikums für sich haben. Abgerechnet ein wenig Opposition, welche auch Fräul. Capitain als Pamina zu erleiden hatte, empfing Mad. L.-R. Aufmerksamkeit und Achtung durch alle Nummern.

Hr. Conradi legte als Sarastro und als Bertram Proben seiner kräftigen Stimmmittel und seiner rühmlichen Gesangsbildung ab. Dieser stets thätige und vielseitig verwendete Sänger ist durch sein reichhaltiges Repertoir eine Hauptstütze unserer Oper.

Korrespondenz.

Paris, Ende Jan.

(Schluß.)

Nachdem ich Ihnen Einiges, wenn auch nicht von der guten, doch wenigstens von der lustigen Seite des augenblicklichen Pariser Lebens mitgetheilt habe, so erlauben Sie mir, auch dessen traurige Schattenseite mit wenigen Worten zu berühren. Neben der gränzenlosen Verschwendung, dem Uebermaß von Vergnügungen jeder Art, schmachtet oft die bitterste Armuth mit all' ihren Entsetzlichkeiten, ganz so wie sie Eugene Sue in seinen Mystères de Paris, und wahrlich nicht übertrieben, geschildert hat, und oft geht die furchtbarste Verworfenheit Hand in Hand mit ihr. Kaum ist eine Diebsbande entdeckt, eingekerkert und unschädlich gemacht, so tauchen schon drei andere wieder hervor und geben die untrüglichsten Spuren von ihrem Vorhandenseyn, und eine furchtbare Immoralität, besonders bei den niedern Klassen, nimmt immer mehr überhand. Es vergeht fast keine Woche, wo nicht nächtliche Raubanfälle und Mordthaten in den Straßen von Paris verübt werden und bei denen die Missethäter eine Verruchtheit an den Tag geben, die schaudern macht; Messer- und Dolchstiche werden immer alltäglicher. Die unter den niedern Klassen eingerissene große Irreligiosität mag wohl das Meiste zu diesen Verbrechen beitragen. Es ist jetzt die Rede davon, alle Straßen von Paris mit Nachtwächtern zu versehen, welche von 10 Uhr des Nachts bis 5 oder 6 Uhr des Morgens wohlbewaffnet in denselben auf und ab patrouilliren sollen und gellende Pfeifen, wie diejenigen, welche bei der Marine oder den Eisenbahnen üblich sind, mit sich führen, durch welche sie ihren Kameraden in den benachbarten Straßen ein Zeichen geben, ihnen zu Hülfe zu eilen, sobald sich etwas Verdächtiges zeigt oder gar ein Anfall statt findet. In den größern Straßen will man zwei und in den ganz großen, wie S. Honoré, S. Denis, S. Martin, noch mehrere anstellen. Eben so würden die Boulevards, die Quais und die Brücken wohl besetzt werden. Allerdings wäre dies das beste Mittel, den überhandnehmenden Mord- und Raubanfällen zu steuern; so dringend jedoch diese heilsame Vorkehrung scheint, so ist deren Vollziehung noch keineswegs so nahe oder gar entschieden, indem sie mehrere Schwierigkeiten darbietet. Paris zählt jetzt weit über 2000 Straßen, Plätze, carrefours, impasses, Passagen, Cités ꝛc., ꝛc., ohne die vor den Barrieren; das Nachtwächtercorps müßte wenigstens 3 — 4,000 Mann stark und in mehrere Ober- und Unterabtheilungen eingetheilt seyn, welche ihre Ober- und Unterbefehlshaber haben, gehörig disciplinirt, uniformirt und bewaffnet und nicht schlecht bezahlt werden müßten. Dies Alles macht einen sehr bedeutenden Kostenaufwand, welchen die Stadt, die außerdem schon unermeßliche Ausgaben hat, um so weniger wird bestreiten können, als man eine eben so dringend nöthige Herabsetzung des Octroi, das schwer auf den nothwendigsten Lebensbedürfnissen lastet, von ihr verlangt; es wäre also hier die Einwirkung der Kammern durchaus nöthig, über die man, im Vorbeigehen gesagt, wegen ihrer endlosen, oft nichtssagenden Debatten, während die nöthigsten Dinge nicht zur Sprache kommen oder doch auf die lange Bank geschoben werden, sehr unwillig ist. Indessen steht zu erwarten, daß hier, wo periculum in mora, doch eine wohlthätige Ausnahme statt finden und die Sache, gegen den hergebrachten Schlendrian, beschleunigt und erledigt werde, eben so wie die Reformen in dem Eisenbahnwesen, dessen mangelhafter Direktion erst vor wenig Tagen auf der Bahn von Orleans wieder einige Menschenleben unterlagen. Wenn man bedenkt, daß nicht weniger als 4000 Forcats und vielleicht noch zweimal so viel andere Uebelthäter der gefährlichsten Gattung, die vor keinem Verbrechen zurück schaudern, fortwährend in den Straßen von Paris umherirren, so muß man sich wundern, daß nicht noch zehnmal mehr Raub und Mord begangen wird. Einer der gefährlichsten und determinirtesten Menschen dieser Gattung war der schreckliche Poulmann, der vorgestern zum Tode verurtheilt wurde; allein wie viele ähnliche Bösewichter dieser Art laufen noch frei herum.

Auflösung der Charade in Nro. 46.

Mühselig.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 15. Febr. Das Nachtlager in Granada, Oper in 2 Abth., Musik von C. Kreutzer. Vorher geht: Ouvertüre aus „Wilhelm Tell", von Rossini.

Freitag, 16. Febr. (Zum Vortheil der Mad. Lehmann-Rauch): Die Entführung aus dem Serail, Oper in 3 Abth., von Mozart. Constanze: Mad. Lehmann-Rauch, vom großh. Hoftheater in Mannheim. — Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 48. Samstag den 17. Februar 1844.

Die Nacht von Bingen.

Novelle.

(Fortsetzung.)

Als der Kaiser einsah, mit Gewalt könne er wenig ausrichten, beschloß er, die Stadt auszuhungern, und das Schloß eben so. Durch tägliche Kämpfe die Besatzung erschöpfen und endlich mit zwei ungeheuern Mauerbrechern, die er bei Kempten erbauen ließ, die Mauern zertrümmern, dieser Plan vereinigte sich mit jenem und verhieß ein sicheres Ziel.

Wochen kamen und gingen, die Lebensmittel nahmen ab. Die Noth begann mit Riesengewalt hereinzubrechen über die durch stete Kämpfe völlig ermattete Bürgerschaft. Brömser schaltete mit rücksichtsloser Gewalt. Sein Wille war Gesetz. Die Lombarden vermochten kaum mehr seinen Erpressungen zu genügen und seinen Hohn zu ertragen. Der junge Schultheiß war der Gegenstand seiner Quälereien. Ueberall mußte er seyn; überall beruhigen die Gemüther, die nun allmählig erkannten, wer es treu mit ihnen meine; überall so Tag als Nacht auf den Mauern seyn, um zu ermuthigen die Streitenden, zu sorgen für die Verwundeten und Rath zu schaffen, so weit es möglich, in dringenden Fällen. Gewannen die Feinde einen Vortheil, so schalt Brömser ihn einen feigen Krämer vor allem Volke, und häufte Schimpf und Verdruß auf ihn. Weinert unterließ es nicht, im Pöbel, dessen Führer er war, ihm Feindschaft zu bereiten und manche wohlthätige Einrichtung zu hintertreiben, indem er seine Gesinnung verdächtigte.

Oft drangen Brömsers Reisige in die Häuser, und erlaubten sich Handlungen zügelloser Rohheit und Gewaltthat.

Der Becher war geleert bis zu den Hefen. Schon erhoben sich hier und da einzelne Stimmen, die von Uebergabe sprachen. Die Stimmung der leidenden Bürgerschaft wurde mit jedem Tage schlimmer.

Wagte es irgend Jemand zu klagen, so ließ Brömser ihn in ein Gefängniß werfen und mißhandeln. Er und Guntram waren oft in Verkleidungen unter den Haufen, um die Gesinnungen auszuhorchen; besonders aber waren sie darauf aus, irgend etwas gegen den Schultheiß zu finden.

Giambattista kannte diese Nachstellungen. Klug und besonnen entging er ihnen; aber sein inneres Leben war verarmt, die Welt bot ihm nichts mehr. Kam er ein Mal in's Vaterhaus, so mußte er dem Alten erzählen. Es that ihm wohl, sein Herz ausschütten zu können, und Rath zu holen bei dem Vater; aber mehr sehnte sich sein Herz nach dem italischen Knaben, zu dem ihn eine zauberähnliche Gewalt hinzog. Auf diesen Zügen wollte so gerne sein Auge ruhen, diese Laute sein Ohr hören. Es war ihm, als sähe er die Geliebte, als höre er ihre Stimme, und die Blicke dieses Auges waren ja, wie die der Heimgegangenen; aber der Knabe entzog sich ihm überall, und seine Augenblicke waren gezählt für das Vaterhaus, da ihn die Sorge für die Stadt ganz in Anspruch nahm. —

Der Gedanke, daß vielleicht in diesem Kampfe sein Ende nahe, konnte ihn mit stiller Seligkeit erfüllen, während er für Alles, was so unangenehm auf ihn einstürmte, ziemlich gefühllos wurde.

In dem Benehmen Tommaso's lag für ihn viel Räthselhaftes. Während er sich in den Momenten ihm entzog, wo er etwa auf vergangene Zeiten konnte zu reden kommen, und darnach strebte, den Fragen nach Annunciaten zu entgehen, fand er ihn oft in den Kämpfen auf den Mauern, so in der Nacht, wie am Tage, in seiner Nähe, sich furchtlos jeder Gefahr aussetzend. Ging er am Abend oder in der Nacht über die Straßen der Stadt, so folgte ihm in einiger Entfernung eine Gestalt, die er schnell für Tommaso erkannte. Es schien, als habe er alle Liebe für seinen Bruder auf ihn übergetragen, und als wolle er, wie sein Schutzgeist, über ihm wachen. Trat er aus dem Rathssaale, so stand Tommaso in der Nähe, und ein freundlicher Blick, den er ihm dankend zuwarf, ein wohlwollend Wort schien ihn unendlich zu beglücken. So gewöhnte sich Giambattista, den schweigsamen Treuen in seiner Nähe zu wissen, und es lag für ihn etwas recht Erquickliches darin. Nur begriff er nicht das scheue Zurückweichen, das absichtliche Heimliche in dem Wesen des jungen Menschen. Darüber nachzudenken, blieb ihm keine Zeit; denn nur wenige Stunden konnte er sich dem Schlafe überlassen, und selten kam er aus den Kleidern.

Immer enger zogen die Belagerer den Kreis um die Stadt. Immer kecker wurde das Unterminiren der Mauern versucht. Man sah, Albrecht wollte Ernst gebrauchen, denn er mochte fürchten, der alte Gerhard falle ihm mit Heeresmacht in den Rücken. Brömser saß gutes Muthes auf Klopp, im Bewußtseyn seiner Stärke, und saugte nur aus Bingen alle Lebenskraft heraus, die er nur irgend noch finden konnte. Es

war kaum zu zweifeln, daß er die Stadt preisgeben wollte; denn selbst die **Reisige**, welche bis jetzt die Stadt hatten vertheidigen helfen, zog er unter dem Vorwande, er habe viele Kranke in der Burg, nach **Klopp**, und nöthigte darum die **Bürgerschaft**, ihre letzte Kraft aufzubieten. Greise, Weiber, Jungfrauen und Knaben sah man in den Reihen der Vertheidiger. Der alte **Pomaria** kämpfte mit Jugendkraft in ihren Reihen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein armer Savoyarde.

Mit jedem herannahenden Herbste erneuern sich die Auswanderungen der armen Savoyardenkinder. Um diese Zeit benutzt eine Anzahl von Männern, welche das Patois jener Bergbewohner erträglich und verständlich genug spricht, das Elend und die Leichtgläubigkeit der Savoyarden, die in schlechten Hütten ein kümmerliches Leben führen. Mit einigen blanken Goldstücken, die sie den armen Bergbewohnern als Lockspeise vorzeigen, und mit der Aussicht auf eine glückliche Zukunft und baldige Bereicherung wissen sie die Schmerzen eines Vaters und die Thränen einer Mutter zu stillen und diese über den Verlust ihres geliebten Kindes zu trösten. Gewöhnlich ist der Abschied sehr schmerzlich, denn der Arme pflegt sich in die engen Kreise seiner Dürftigkeit tiefer und fester einzuwurzeln, als der Reiche in seinen Wohlstand. So lange die Scheidenden den Gipfel ihrer Berge noch vor sich haben, wissen sie sich ziemlich zu fassen und folgen ruhig den eiligen Schritten ihres Führers. Ein Paar neue Holzschuhe, ein wollener Kittel und eine wollene Mütze ist ihre ganze Garderobe, — ein Stück schwarzes Brod und ein paar Kastanien ist ihr ganzer Lebensvorrath. Sobald die heimathlichen Berge verschwinden, umdüstert sich der Blick der kleinen Wanderer, und jetzt erst fühlen sie, was sie verloren haben. Aber was nützt die Trauer? Sie müssen weiter ziehen; sie thun es auch und bald werden sie wieder ruhiger. Ihre Lage ist freilich nicht beneidenswerth, und jene Männer, welche sie mit großen Versprechungen der Heimath entführt haben, kehren jetzt die rauhe Seite heraus und sind weit entfernt, ihren gegebenen Versprechungen nachzukommen. Die armen Kleinen müssen bitteren Hunger dulden, starke Tagreisen machen und dabei das Mitleiden der ihnen begegnenden Reisenden ansprechen. Unter fortwährenden Anstrengungen und Entbehrungen kommen sie nach Paris oder in eine andere große Stadt, und hier nun wird ihre Lage nicht glücklicher. Sie müssen in halb zerrissener Kleidung und bei kärglicher Nahrung mühevolle Arbeit verrichten oder sind auf die Almosen wohlthätiger Menschen verwiesen; sie dürfen nicht murren, um den Unwillen ihrer hartherzigen Herren nicht zu reizen. Man wird fragen, warum unter solchen Umständen, die den armen Bergbewohnern doch nicht ganz unbekannt bleiben können, sie sich dennoch jedes Jahr zu Auswanderungen verleiten lassen oder freiwillig dazu entschließen. Die Antwort liegt in ihrer Armuth, und es ist eine traurige Wahrheit, daß Noth kein Gebot kennt, und daß der Arme, wenn auch zehn Mal betrogen, doch immer den Glauben an seine beste Freundin nicht verliert, und diese Freundin ist die Hoffnung.

Im Jahre 1827, um die Mitte des Herbstes, hatte der Hausmeister eines vornehmen Hotels in Paris die Meldung erhalten, daß sein Herr umgehend aus der Provinz zurückkehre und seine Wohnung in der Hauptstadt beziehen werde. Der Hausmeister beeilte sich nun, die Gemächer in Bereitschaft zu stellen, und es fiel ihm auch ein, daß die Kamine noch gefegt werden müßten, was er vielleicht vergessen hätte, wenn ihn die laute Stimme eines kleinen Savoyarden, der eben die Straße durchzog, nicht daran erinnerte. Durand — so hieß der Mann — rief ihm zu, daß er zu ihm hereinkommen möge. Dies geschah und er fragte den Kleinen, indem er ihn von Kopf bis zu den Füßen musterte, ob er starke Arme und gesunde Füße habe und ein rüstiger Arbeiter sey. Der Savoyarde bejahete die an ihn gestellten Fragen, und als Herr Durand die weitere beifügte, ob er noch nicht gefrühstückt habe, war seine Freude nicht gering. Ein tüchtiges Stück Brod mit Fleisch wurde ihm vorgesetzt und er ließ es sich ganz trefflich schmecken. Während er noch mit den letzten Bissen beschäftigt war, rüstete er sich bereits zum Beginn seiner schwierigen Arbeit, worauf er von dem Hausmeister in die Gemächer des Hotels geführt wurde. Hier war er bald hinter den marmornen Gesimsen eines Kamins verschwunden und Herr Durand verfügte sich an seine häuslichen Geschäfte. Es vergingen mehrere Stunden, während welchen er öfters nachsah, ob die Arbeit auch gehörig gefördert würde, denn er war nicht ohne Unruhe, da der Eigenthümer des Hauses jeden Augenblick eintreffen konnte, und Durand alsdann einen wohlverdienten Verweis zu erwarten hatte. Seine Befürchtungen waren gegründet. Noch hatte der Savoyarde die Reinigung der Kamine nicht vollendet, als ein Reisewagen vorfuhr und der Besitzer des Hotels ausstieg. Er und der Hausmeister verfügten sich sogleich in die noch nicht gehörig geordneten Gemächer.

Wie groß war das Erstaunen des vornehmen Herrn, als er beim Eintritt in seinen Salon einen ärmlich gekleideten Savoyardenknaben bemerkte, welcher auf den Knieen lag und die Hände gefaltet hatte. Er schien in Betrachtung vertieft und bemerkte nicht, was um ihn her vorging. Durand gestand dem Herrn die Ursache der Anwesenheit des Kleinen, aber den Grund von dessen auffallender Attitude und von den Thränen, die über das geschwärzte Gesicht desselben herabflossen, kannte er nicht. Die Sache verhielt sich also: Der Kleine hatte in einem der schönsten Gemächer des Hotels, in welchem er sich eben befand, ein herrliches Gemälde entdeckt, welches seine ganze Aufmerksamkeit fesselte; es war dies eine Landschaft aus Savoyen, ganz derjenigen ähnlich, in welcher sein heimathliches Dorf lag, und er glaubte die ärmliche Hütte seiner Eltern, den Spielplatz seiner Kindheit und den Kirchhof zu erkennen, wo seine liebe Schwester, die im vergangenen Jahre gestorben, begraben war. Dieser Anblick bewegte ihn tief; eine unaussprechliche Sehnsucht ergriff ihn und aus seinen Augen flossen Thränen der Wehmuth. Die Heimath war so ferne und doch seinem Herzen so nahe. Jetzt vernahm man den dumpfen Schlag einer Uhr, und es war diejenige, welche an dem Thurme der Landschaft angebracht war. Der Savoyarde machte das Zeichen des Kreuzes und fing an laut zu beten, denn er glaubte sich wirklich in seine Heimath versetzt und wollte die gewohnte Andacht nicht unterlassen. Nach beendigtem Gebet erhob er sich und trat, wie aus einem Traume erwachend, einige Schritte zurück. Zugleich auch bemerkte er die beiden Männer und ge-

rieth darüber, wie man sich leicht denken kann, in nicht geringe Verlegenheit. Diese aber führte zu einem glücklichen Ende. Der Besitzer des Hotels war ein menschenfreundlicher Mann; das Betragen des Kleinen und die Art, wie er denselben kennen gelernt hatte, gefielen ihm so wohl, daß er den armen Jungen in seine Dienste nahm. Beide hatten es nicht zu bereuen; denn jener gewann einen treuen und fleißigen Diener und dieser einen liebevollen und freundlichen Herrn.

(Cabinet de Lecture.)

Mannichfaltigkeiten.

(Dresden, 4. Febr.) Das Gastspiel des intelligenten Schauspielers Eduard Devrient aus Berlin gab zu der Hoffnung Veranlassung, in ihm für unsere Bühne einen tüchtigen Regisseur des Schauspiels zu erhalten. Doch zerschlug sich der Plan, und die Bühne ist seit Pauli's Tode und schon früherem Zurücktritt von der Regie, und seit Tieck's Berufung nach Berlin ohne alle intelligente Leitung. Nur in Stücken wo der gefeierte Emil Devrient sich als Mittelpunkt des Interesses hinstellt, ist Plan, Haltung und Zusammenhang fühlbar. Mit Gymnasten, Seiltänzern, modischen Musikvirtuosen und mit der lärmenden Oper sucht man das erlahmende Interesse für das Theater auf flüchtige und undankbare Augenblicke anzuregen. Von Wagner, dem Componisten der prahlerischen Lärmoper Rienzi, steht ein „Heinrich v. Ofterdingen" zu gewärtigen, wozu er sich ebenfalls wieder selbst den Text arbeitet. Möchte der geistreiche Tonsetzer von seiner frühern Verirrung, der er ohnedies nicht auf deutschem Boden, sondern für das Bedürfniß des Pariser Geschmacks nachging, jetzt zurückkommen, was ihm um so mehr zu wünschen ist, als auf die tumultuarische Anregung, die er bezweckte, bereits Ermüdung im Publikum erfolgte. — Semper, der Architekt des Theatergebäudes, erhielt einen Auftrag des großherzoglichen Hofs von Schwerin. Man beschäftigt ihn hier zu wenig. Der Plan eines Museums für die Gemäldegalerie könnte ihn von neuem in Thätigkeit setzen. Ein solches thut um so mehr noth, als die Kunstwerke in den alten Räumen ihrem sichern Ruin entgegengehen. Der alte Hr. von Quandt, ein bewährter Kunstkenner, deutete in einer eigenen kleinen Schrift schon vor ein paar Jahren darauf hin.

Einer Nachricht der Mannh. Abendztg. zufolge besteht in Düsseldorf neben der, jetzt aufgelösten Haupt-Karnevalsgesellschaft noch eine zweite, die Gesellschaft der „Dotzmüller", d. h. Kreuselmüller. Diese legte am 7. Februar ihre Bestürzung über die jüngsten Tagesereignisse dadurch an den Tag, daß sie einen Kappenzug durch die Stadt unternahm, bei welchem jeder Theilnehmende einen Flor an der Kappe trug.

(Die Verantwortlichkeit der Eisenbahngesellschaften in der Union.) Das Obergericht in Boston hat einen Spruch gefällt, der als Seitenstück zu dem aus Oesterreich mitgetheilten Falle dienen mag. Dem Direktor des Orchesters am Tremont-Theater wurden auf Klage gegen die Worcester-Eisenbahngesellschaft 13,000 Dollars Schadenersatz zugesprochen. Der Sohn des Direktors Ostinelli erhielt nämlich auf der Bahn so bedeutende Verletzungen, daß er Zeitlebens ein Krüppel bleibt. Der Vater forderte 10,000 Dollars für den Verlust der Dienste seines Sohnes und 15,000 Dollars für Letzteren selbst, weil sich derselbe nie selbst werde ernähren können. Das Obergericht setzte 13,000 Dollars fest. In Paris fielen die Urtheile bei der Versailler Katastrophe bekanntlich ganz anders aus. In der Union, wie in Oesterreich, wird es daher in Zukunft, abgesehen von dem Vertrauen des Publikums, pekuniärer Zwang für die Bahngesellschaften, vorsichtig zu seyn.

(Philadelphia, Anfangs Januar.) Was das geistige Leben hier anbetrifft, so gewinnt dasselbe immer mehr an Aufschwung, je vertrauter man mit den Schätzen der Literatur Europa's und seinen Männern wird. Unter die erfreulichsten Erscheinungen gehört der lebendig werdende Sinn für gediegenere Musik, der durch die immer mehr heranziehenden großen Virtuosen des alten Mutterlandes angefacht wird. Im Augenblick streiten sich Ole Bull, Vieuxtemps, Artot und die Damoreau hier und in New-York um die Lorbeeren. Der Erstere hat bereits drei Konzerte hier und drei in New-York in einer Woche gegeben, und ist mit einem schwer zu beschreibenden, ihn selbst ganz verwirrenden Enthusiasmus aufgenommen worden. Am 12. Dec. gaben Ole Bull und Vieuxtemps Konzerte in New-York, der Letztere zum ersten Male. Alle werden, außer den Lorbeeren, auch goldene Früchte ernten.

Literatur.

Neues Liederbuch für Bürger- und Volksschulen in 2 Heften, von Carl Gollmick. Hofbuchhandlung von G. Jonghaus in Darmstadt.

Diese Liedersammlung rechtfertigt vollkommen das Beiwort neu, indem sie aus 58 zwei- und dreistimmigen Originalgesängen besteht und eine Anzahl beliebter Componisten es nicht verschmäht haben, ihre Talente den Gesangsfähigkeiten der Kinder zuzuwenden. So finden wir außer dem Namen des Herausgebers, der selbst mehrere Gesänge gegeben hat, folgende Componisten darin aufgezeichnet: Cramer, Eliason, Esser, Gubr, Haupt, Hiller, Kreutzer, Lachner, Mangold, Neeb, Riederhof, Perabeau, Rudersdorff, Schädel, Schnyder von Wartensee, Speyer, Steinkühler, und nur freundlich kann es aufgenommen werden, auch Fräul. Hermine Rudersdorff, deren Compositionstalent durch Lewald's Europa zuerst bekannt wurde, unter der Zahl deutscher Componisten zu finden. Jedes Heft beginnt mit ältern guten Gesängen von Reichardt, André, Himmel, Mozart und schließt mit Canons, die bei Gesängen dieser Art ungern vermißt werden. Die Gedichte besingen Gott, die Natur, das Vaterland, Eltern, Lehrer, den Gesang, die edelsten Gefühle des Menschen, sind mitunter aber auch für den heiteren Kindersinn berechnet, wie z. B. das ABC, Eiadideldum, Wunsch des Bübchens, der Fischerknabe, Zugvöglein, die Roggenmuhme, die Gegensätze u. s. w. — Dabei ist das Ganze progressiv und mit Rücksicht auf Tonarten gehalten, weshalb auch erst im zweiten Heft dreistimmige Gesänge und mehrstimmige Canons vorkommen. Die Sammlung ist mithin sehr praktisch für Klassenabtheilungen. Was wir aber am meisten rühmen, ist die kindliche Naivetät, die, durch die Wahl der Gedichte veranlaßt, fast über sämmtliche Compositionen weht und dem Ganzen einen lieblichen Reiz gewährt. Gollmick hat sich durch dieses Werkchen ein Verdienst um die Kinderwelt erworben und da dasselbe bereits in mehreren Bürgerschulen eingeführt ist, bedarf es in dieser Beziehung keiner weiteren Empfehlung. Die Einführung in Schulen ist durch den außerordentlich bil-

ligen Preis — erstes Heft 18 Kr. und zweites 27 Kr. — sehr erleichtert. Der Druck ist bis auf einige leicht zu verbessernde Fehler korrekt und die Ausstattung sehr gefällig.

K o r r e s p o n d e n z.

H a m b u r g, 10. Febr.

Dem. S t i c h hatte, dem Berliner Zeitgeschmack huldigend, Shakespeare's „Sommernachtstraum", dies wunderbare, ätherische Phantasiegebilde zu ihrem Beneñz erwählt. Der Versuch, dieses Stück auf die Bühne zu bringen, hat jedoch — wie es sich erwarten ließ — im Ganzen wenig Anklang gefunden; dasselbe ist zu hoch, zu ätherisch, zu spirituell, als daß die große Masse unseres Theaterpublikums es goutiren könnte. Man horchte theilnahmlos, ohne irgend eine tiefere Bedeutung zu ahnen; höchstens bei den krassesten Rüpelscenen und bei der Eselsverwandlung brach die Menge in ein wieherndes Gelächter aus und am Schlusse ließen sich einige gellende Zischlaute vernehmen. Wie gesagt, der „Sommernachtstraum" paßt nicht für das Hamburger Publikum. — Unserem Theaterpersonale stehen demnächst einige Veränderungen bevor; Dem. S t i c h wird, wie es heißt, zu Ostern die Buhne verlassen, Dem. J a z e d é hat ein vortheilhaftes Engagement mit der Leipziger Direktion abgeschlossen; an der Dem. B r ä u t i g a m aus Wien (für Soubrettenrollen) hat unsere Bühne eine treffliche Acquisition gemacht. Die Primadonna E v e r s hat schon ihre Urlaubsreise angetreten. An Novitäten erwartet man zunächst: „Moritz von Sachsen", von Prutz, „Rienzi", von Wagner, und „der letzte Maurer", von Wollheim. Dr. Wollheim soll übrigens jetzt unter der Chiffre C Z Lokalrecensent in unseren „Nachrichten" seyn. Durch übertriebene Lobhudelei der schon vom Repertoir verschwundenen Laube'schen „Bernsteinhere" hat sich derselbe neuerdings enorm lächerlich gemacht.

M a i n z, 10. Febr.

Unvermerkt rücken die drei verhängnißvollen K a r n e v a l s t a g e immer näher heran und wahrscheinlich werden sie uns überraschen, ehe wir selbst zu ihrem Empfange gehörig gerüstet. Für die öffentlichen Maskenvergnügungen scheint die Sympathie mit jedem Jahre mehr zu schwinden, und so unerfreulich es ist, so muß man glauben, es wird schon in diesem Jahre schwer halten, einen dem Mainzer Karneval würdigen Maskenzug zusammen zu bringen. Liegt der Grund dieser Erscheinung in dem Vor- oder Rückschritte unserer gesellschaftlichen Verhältnisse? Wir wagen nicht, darüber zu entscheiden. Die Narrhalla, dieser Tempel des Jocus und Comus, wo unter der Aegide der Narrheit manche herrliche Wahrheit zu den Herzen vieler Hundert Hörer dringt, bietet indeß noch immer den erfreulichsten Anblick einer bunten, zahlreichen Narrengesellschaft und läßt vermuthen, daß die Narrheit, welche sich in der Zeit des Karnevals bisher meist nur in der Mummerei bemerkbar machte, ein mehr geistiges Feld zu erringen strebt, auf welchem sie mit der siegreichen Waffe des lebendigen Wortes die Herzen von Hunderten zugleich trifft und erschüttert. Es ist eine wahrhaft erfreuliche Erscheinung, daß die Narrhalla stets so viele bemerkenswerthe humoristische Rednertalente theils in's Leben ruft, theils zur höheren Vollendung erzieht, und nie war dieses mehr als in diesem Jahre bei uns der Fall. Zur Förderung dieses Zweckes tragen die beiden hier erscheinenden Narrenzeitungen unverkennbar bei, und besonders verdient die von L. K a l i s c h redigirte Narrhalla in jeder Weise die Anerkennung, welche derselben so vielfach zu Theil wird. Man sagt oft im Scherze: „Es ist noch immer gut, daß wir Theater und Wetter haben, wenn's auch noch so schlecht ist, wovon sollte man sonst in Gesellschaften reden." Wir Mainzer können uns dieses Scherzes nicht bedienen; denn bei uns ist dafür gesorgt, daß wir nie in eine so schreckliche Verlegenheit gerathen können; erstens ist unser Theater in der That nicht schlecht, sondern für die Verhältnisse recht leidlich, und zum andern kann uns der Stoff der Unterhaltung nie ausgehen, wenn man den Blick auf die Masse von Blättern wirft, welche hier erscheint. Ein neuer Zuwachs hat in den letzten Tagen diese Zahl durch das Erscheinen der Probenummern eines „Modernen Deutschlands" vermehrt. Redigirt wird dies Blatt von J u l i a n C h o w n i t z und seine Leistungen und Resultate wollen wir abwarten.

Konzert der Hrn. F. und C. G. Belcke.

Am 13. d. M. wurde den Musikfreunden das Vergnügen, diese beiden Künstler, deren ersterer königl. preußischer und letzterer herzoglich sächsisch-altenburgischer Kammermusikus ist, im Frankfurter Schauspielhause zu hören und da wir in dieser Wintersaison mit Konzerten nicht überfüllt sind, so mochte das genannte um so willkommener seyn. Hr. F. B e l c k e, welchem das Pariser Musik-Conservatorium die Auszeichnung der silbernen Medaille neuerlich zu Theil werden ließ, trug ein Concertino für die Posaune von C. David und eine Cavatine aus Fra Diavolo für das chromatische Tenorhorn vor. Die Posaune ist zwar ihrer Natur und Bestimmung nach kein eigentliches Solo- und Konzert-Instrument, jedoch ist es von Interesse, sie so kunstvoll behandelt und mit solcher Virtuosität geblasen zu hören, wie von Hrn. F. B e l c k e. Voller, kräftiger Ton, Reinheit und Sicherheit sind hier mit einem geschmackvollen Vortrag vereinigt und errangen dem Virtuosen lebhaften, wohlverdienten Beifall. Eben so musterhaft bläs't er das Tenorhorn, ein mit der Posaune nahe verwandtes und nicht minder schwieriges Instrument. Der Konzertgeber hat demnach seinen Ruf gerechtfertigt. — Hr. C. G. B e l c k e spielte zwei Konzertstücke seiner eigenen Composition für die Flöte und wußte schönen Ton und geschmackvollen Vortrag geltend zu machen; auch er bekundete sich als tüchtigen Künstler und gefiel. Beide Virtuosen begeben sich nach Weimar, wo ihnen von Seiten der dortigen Kunstfreunde die freundlichste Aufnahme nicht fehlen wird.

L o g o g r y p h.

Mit H sitz' ich theils fest, theils trägt man mich umher;
Rasch eilet der Soldat, ruft man mich laut mit R;
Mit D spielt man mit mir im lieben deutschen Land;
Mit L ward ich in Rom Verdiensten zuerkannt;
Mit S und B R findet man oft mich bei der Jugend.
Mit M legt man mir Fallen, so viel fast wie der Tugend.

M u s e u m.

Die verehrten Mitglieder und Abonnenten des Museums werden hierdurch in Kenntniß gesetzt, daß wegen eingetretener Hindernisse, namentlich weil das Theater-Orchester nicht zu erlangen war, das nächste Museum erst am 23. Februar stattfinden wird.

T h e a t e r - A n z e i g e.

Freitag, 16. Febr. (Zum Vortheil der Mad. L e h m a n n-R a u c h): D i e E n t f ü h r u n g a u s d e m S e r a i l, Oper in 3 Akth., von Mozart. Constanze: Mad. L e h m a n n-R a u c h, vom großh. Hoftheater in Mannheim. — Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rehm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 49. Sonntag, den 18. Februar 1844.

Die Nacht von Bingen.

Novelle.

(Fortsetzung.)

Jener Abend, an dem Antonio starb, war der schrecklichste für Tommaso gewesen. Das Geläute klang ihm wie Grabgeläute in's Ohr. Auch ihn ergriff eine Krankheit in Folge der erschütternden Momente; aber seine Jugendkraft brach ihre Gewalt schnell, und als er vernahm, wie Maria Ottini ihr Leben geendet, schien neues Leben ihn zu durchdringen.

Rasch drängten sich nun die Ereignisse in Bingen.

Tommaso folgte überall dem Schultheiß, weil er erfuhr, wie von Klopp aus Verderben geschmiedet wurde. Eines Abends nämlich, als er sich in der Nähe des Rathhauses aufhielt, sah er zwei Männer nahen, die leise flüsterten. Er trat in den Schatten eines jener Pfeiler, welche das uralte Gebäude des Rathhauses stützten und eine Art Säulengang vor demselben bildeten, über welchen der Rathaussaal, als zweites Geschoß, vortrat.

„Er hat mehr Anhang, als Du meinst," sagte Weinert zu Guntram, denn beide unterredeten sich, „und mit dem Tode der Maria Ottini ist ihm kein Elend bereitet worden, er haßte sie."

„Wie konnten die Bürger so schnell seine Freunde werden, die ihn doch haßten?" fragte Guntram.

„Er ist ihr Wohlthäter geworden, und Ihr da droben treibt es zu arg!" entgegnete mit dem Tone des Vorwurfs Weinert.

„Nun, Du wirst doch nicht am Ende auch abfallen?"

„Ich?" fragte zürnend der liederliche Schiffer. „Ich bin keiner von den Wankelmüthigen! Ich hasse ihn, und wehe ihm, wenn er im Kampfe in meine Nähe kommt!"

„Recht so, Weinert," versetzte frohen Sinnes der Rottmeister; „mein Dolch ist auch für ihn geschliffen, und soll sich färben mit dem schwarzen Lombardenblut. O, daß ich die Kraft Simson's hätte," sagte er, beide Fäuste ballend, und mit Zähneknirschen nach dem Rathhaussaale hinauf blickend, „ich risse diese Säulen ein und begrübe ihn und alle die Rathsherren unter den Trümmern ihres Saales! Hast Du nichts gehört," fuhr er fort, „ob der Schultheiß auch mit Denen einstimmt, die lieber die Stadt übergeben, als vertheidigen wollen?"

„Ehrlich gesagt, nein; dafür halte ich ihn zu tapfer. Du solltest sehen, wie er mit Todesverachtung kämpft!"

Guntram schwieg; einige Augenblicke später sagte er: „Höre, Weinert, ließe sich ihm denn nicht ein Mal heimlich beikommen?"

„Das mag ich nicht!" sagte Weinert entschieden.

„Dummer Bursche!" rief halblaut der Rottmeister, „bist doch sonst ein Strolch, dem nichts zu schwer ist!"

„Wohl recht, aber zu einem Meuchelmörder machst Du mich nicht!"

„Pah," lachte Guntram, „ich möcht's auch nicht; ich wollte nur hören, ob Du auch ehrliche Gesinnung hättest."

Weinert schüttelte den Kopf. „Bleib' mir damit vom Leibe," sagte er unwillig. „Wir am Rheine lieben die heimlichen Waffen nicht. Offen, Feind gegen Feind, das ist unsere Art."

Ein Geräusch innerhalb des Rathhauses und das Toben eines am Salzthore begonnenen Kampfes störte die unerfreuliche Unterhaltung.

Tommaso hatte genug gehört, um die Gefahren zu kennen, welche Giambattista Pomaria drohten. Von nun an folgte er ihm wie sein Schatten. — Auch jetzt, wo ein Bote dem Rathe den neuen Angriff meldete, und Pomaria kampflustig zum Thore eilte, folgte er ihm in den Kampf, der sich wild entsponnen hatte. Er war hartnäckiger, als gewöhnlich, aber er wurde nach mehrstündiger Anstrengung abgeschlagen.

Tommaso verschloß das Gehörte in seine Brust; aber seine Aufmerksamkeit wurde schärfer und sorglicher, seine Angst aber größer mit jedem Tage.

Albrecht, dessen Gezelte auf dem Rupertsberge standen, wurde indeß nachgerade der langen Belagerung müde. Er wollte die Stadt und die Burg erobern, es koste, was es wolle. Nicht minder müde war sein Heer der langen Unthätigkeit. Die „Buben" verlangten ein Ende. Es gab keinen reichen Raub für sie. Da beschlossen sie, den Kaiser zu bitten, es ihnen zu gestatten, die Stadt zu erobern; aber auch, sie zu plündern. Eine Deputation ihrer Rottmeister begab sich in das kaiserliche Zelt; aber Albrecht wies schnöde und stolz dies Ansinnen weg. „Die Beute gehört den Rittern!" war sein Urtheil. Indessen ersah er aus diesem An-

sinnen, daß er einem meuterischen Geiste durch rasches Handeln begegnen müsse.

So wurden denn alle Anstalten in der größten Stille getroffen. Die beiden ungeheuern Mauerbrecher wurden von Kempten her in der Stille der Nacht gegen die Stadt gebracht. Alles rüstete sich zum allseitigen Angriff.

In dem Vorwerke standen eine Anzahl Reisige. Sie wurden durch das dumpfe Geräusch der anrollenden Werkzeuge der Zerstörung und durch das ungewöhnliche Herumirren der Lichter im Lager der Ungarn, das zwischen Kempten und der Stadt lag, aufmerksam, und meldeten es in die Burg.

Kunz, dem eine unbestimmte Angst sagte, es bereite sich ein wichtiges Ereigniß vor, schlich sich hinweg und eilte in die Stadt, es seiner Martha und seinen Angehörigen warnend mitzutheilen.

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich das Gerücht, diese Nacht noch werde von allen Seiten gestürmt.

Brömser warnte die Stadt nicht, vielmehr zog er alle Reisige hinauf nach dem Schlosse, und überließ die Bürger sich selbst.

Kaum hatte der Schultheiß die Kunde erhalten, als er auf das Rathhaus eilte und den Rath zusammen berief, um die Maßregeln zu berathen.

In großer Aufregung standen überall Gruppen von Bürgern, welche das Ende der Berathungen mit Sorge und Angst erwarteten.

(Fortsetzung folgt.)

Karl der Fünfte.

Hell über Habsburg strahlt des Ruhmes Schein;
In Wittenberg zieht Maxens Enkel ein;

Zum Tempel eilt er, wo, fern Glanz und Pracht,
Die Herrscher Sachsens hüllt des Sarges Nacht;

Da fällt sein Blick auf einen schlichten Stein:
„Zur Ruhe ging hier Martin Luther ein“;

So lies't er sinnend und voll Rührung dort,
Nur Alba nimmt, sein Feldherr, rasch das Wort:

„Den Ketzer, Herr, schirmt das geweihte Haus;
„Befehlt! Rasch streut man seine Asche aus.“

Doch ernst verweisend Jener zu ihm spricht:
„Der schlafe sanft! Ich kämpf' mit Todten nicht.“

Karl Aulenbach.

Eine Schiffbruchsscene aus dem siebenzehnten Jahrhundert.

Unter den mancherlei Berufsgeschäften des bürgerlichen Lebens sind die des Bergmannes und des Seefahrers unstreitig die lebensgefährlichsten. Niemand, außer dem Krieger auf dem Schlachtfelde, läuft inmitten seines Geschäftskreises so oft Gefahr, mit dem Tode bedroht zu werden, als diese beiden. Daher pflegt der Bergmann seine unterirdische Fahrt auch niemals eher, als nach einem brünstigen Gebete zu beginnen, und sein leicht erklärlicher Wahlspruch ist stets „Glück auf!“ Der Seefahrer ist von Natur kühner; er wirft sich nicht auf die Kniee, bevor er das zu einer weiten Reise ausgerüstete Schiff besteigt; aber er nimmt zärtlich Abschied von Weib und Kind, schüttelt dem Freunde treuherzig die Hand und sagt selbst dem gastlichen Ufer Lebewohl, weil er eben nicht weiß, ob er sie jemals wiedersehen wird. Dasselbe that auch der holländische Schiffskapitän Isbrand Bontekuh, als er am 27. Dez. 1618, von dem Texel aus, eine Reise nach Ostindien unternahm. Das Schiff führte den Namen „Neuhorn“, war an 600 Lasten stark und hatte 206 Personen an Bord. Noch lag es segelfertig vor Anker, als in der Nacht vor seiner Abfahrt große Unruhe unter den Schiffsleuten entstand. Diese behaupteten nämlich, den „fliegenden Holländer“, ein Geisterschiff, das, wie die Sage ging, denjenigen Fahrzeugen, welchen es sichtbar wurde, den Untergang verkündige, in der Nähe ihres Schiffes gesehen zu haben. Man machte den Kapitän auf das Ereigniß aufmerksam. Dieser aber war entrüstet über den Aberglauben des Schiffsvolkes und drohte, Jeden auszusetzen oder streng zu bestrafen, welcher diesen albernen Vorfall mit einer Sylbe wieder berühren und dadurch Muthlosigkeit auf dem Schiffe zu verbreiten suchen würde. Man fürchtete die Drohungen des Kapitäns und Niemand wagte mehr, das Geisterschiff zu erwähnen. Sämmtliche Mannschaft aber hatte eine geheime Furcht befallen, die sich bei jedem kleinlichen Anlaß kund gab. Die Sage von dem Erscheinen des Geisterschiffes und dessen Folgen war zu bekannt, als daß dieser Vorfall an den Matrosen des „Neuhorn“ hätte eindruckslos vorübergehen können. Der Kapitän begegnete daher überall verdrießlichen Gesichtern.

Die Befürchtung eines Unglücks wurde um so mehr rege gehalten, da der Wind dem Schiffe schon von seiner Abfahrt an nicht günstig gewesen war und es immerwährend mit einer Reihe von kleinen Unfällen zu kämpfen hatte, die einen weniger herzhaften Führer, als der obengenannte Kapitän war, entmuthigt haben würden. Dieser ließ sich aber durchaus nicht abschrecken, und als am sechsten Tage der Fahrt ein furchtbarer Sturm losbrach und den großen Mast niederwarf, befahl Bontekuh kaltblütig, ihn wieder aufzurichten, was nur mit großer Mühe bewerkstelligt werden konnte. Erst in der Mitte des Februars folgenden Jahres passirte das Schiff die Linie, wobei das Meer fortwährend unruhig und die Hitze fast unerträglich war. Durch das Berühren einer Klippe hatte das Schiff ein bedeutendes Leck erhalten und mußte deßhalb zu Ende des Monats April im Hafen des Vorgebirges der guten Hoffnung einlaufen, wo es ausgebessert und mit mehreren Bedürfnissen versehen wurde. Von hier setzte es seine Reise im Juni weiter fort und segelte zwei Monate später an der großen Insel Madagaskar vorüber. Hierauf landete es im September am östlichen Ende der Insel Maskarina und einige Wochen später auch an St. Maria. Von da aus nahm der Kapitän Bontekuh seinen Lauf nach der Straße von Sunda. Obgleich die Reise vom Vorgebirge der guten Hoffnung an gut von statten gegangen war, so waren doch die Schiffsleute immer niedergeschlagenen Sinnes geblieben und hatten sich oft, wenn sie allein waren, von der gespenstischen Erscheinung des

„fliegenden Holländers" unterhalten. Dieses trübsinnige Wesen der Matrosen wurde dem Kapitän endlich lästig und, um sie einmal recht fröhlich zu sehen, beschloß er, da überhaupt, wie er meinte, nun die größten Gefahren überstanden seyen, ihnen einen festlichen Tag zu bereiten.

Es war am 9. November Nachmittags, als er dem Kellner Rum heraufzuschaffen und den Matrosen einen tüchtigen Grog zu bereiten befahl. Dieser beeilte sich auch augenblicklich, den Befehl seines Kapitäns zu vollziehen. Mit einem brennenden Lichte in der Hand stieg er in den untern Schiffraum hinab und zapfte hier so viel Rum von einem Fasse, als er bedurfte. Mittlerweile hatte sich am Licht eine große Schnuppe angesetzt. Ohne aber darauf sonderlich zu achten, stellt er dasselbe, nach vollbrachtem Abziehen, auf das Faß, um den Spund wieder einzuschlagen. Bei dieser Bewegung war die Schnuppe aber unglücklicherweise ab und durch das Spundloch in das Rumfaß gefallen, wodurch sich das spirituöse Getränk augenblicklich entzündete; das Feuer zersprengte im Nu das Faß und die Flüssigkeit lief auf die tiefer liegenden Steinkohlen, die ebenfalls sogleich in Brand geriethen, was die Gefahr um Vieles vergrößerte. Nun wußte sich der Kellner nicht mehr zu helfen. Er rannte die Treppe herauf und rief aus Leibeskräften Feuer! Feuer! Der Kapitän eilte hierauf mit mehreren Personen sogleich hinab, aber schon auf der Mitte der Treppe schlug ihnen die Flamme von den Steinkohlen entgegen.

Es entstand nun auf dem Schiffe großer Lärm und unter den Matrosen verbreitete sich Angst und Entsetzen. Laut äußerte man die Befürchtung, daß nun der Augenblick gekommen sey, wo die Unglück verkündende Erscheinung in Erfüllung gehen würde. Demungeachtet ließ sich der Kapitän Bontekuh nicht außer Fassung bringen. Er zog zwei Pistolen aus seinem Gürtel, kommandirte die Matrosen auf ihre Posten und drohte mit Donnerstimme, Jeden auf der Stelle niederzuschießen, der sich seinen Befehlen widersetze oder sie auszuführen sich weigern würde. Mittlerweile waren die Steinkohlen ganz in Brand gerathen. Sie wurden fortwährend mit Wasser begossen, wovon aber ein so entsetzlicher Dampf entstand, daß mehrere Arbeiter dem Ersticken nahe kamen. Einige fielen auch bald besinnungslos nieder. Auf den Befehl des Kapitäns mußte jedoch das Begießen mit Wasser ununterbrochen fortgesetzt werden. Als darauf der schwefelige Dampf so stark wurde, daß es kein Mensch länger auszuhalten vermochte, ließ der unerschrockene Befehlshaber große Löcher in die Decke des Fahrzeugs hauen und durch diese große Massen Wasser hineingießen. Aber alle Mühe und Anstrengung war vergebens; das Feuer breitete sich sichtbar weiter aus und das Schiff glich fast einer einzigen Dampfwolke.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Ein Berliner Correspondent der „Trier'schen Zeitung" bemerkt: „Herr von Küstner ist von seinem Vorhaben, die deutsche Dramatik zu begünstigen und Tantièmen für die Dichter einzuführen, wieder zurückgekommen, weil die teutschen Originalstücke nicht Hoffnung geben, daß die Kasse machen werden. Der Grund ist schlagend. Die enthusiastischste Deutschthümelei kommt dagegen nicht auf. Prof. Gubitz hat ein besonderes Blatt als Beilage zum „Gesellschafter" gestiftet für Dramatik, um das königliche Theater zu zwingen, deutsche Stücke zu geben, die auf der Höhe der Zeit stehen. Aber aller Zwang durch Beweis hilft hier nichts, es ist kein Sinn da für deutsche Dramen, die auf der Höhe der Zeit stehen, und wenn alle sonstige Hindernisse hinweggeräumt wären, so werden sie zuletzt doch nicht gegeben, weil sie die Censur nicht passiren können."

Das Leben in unserer Haupt- und Residenzstadt wird immer bunter und scheckiger, wird der „Bresl. Ztg." aus Berlin geschrieben. Das Alterthum, die mittlere und neue Zeit wandeln auf den Straßen herum, gehen ins Theater, in die Kirchen und Kollegien. Aristophanes Frösche, Ritterhelme, gestiefelter Kater, Kirchenzeitung, Schelling'sche Philosophie, goldbetreßte Livreen aus der Zopfzeit, Sommernachtstraum, moderne Röcke, weiße Filzmützen mit Nationalcocarden — das wimmelt Alles durcheinander, verwirrt Einem den Kopf und Verstand, daß man alle Augenblicke den Kalender zur Hand haben muß, um sich von seinem Daseyn im Jahre des Heils 1844 zu überzeugen.

(Literatur.) „Die Bernsteinhexe", die so großes Aufsehen erregte, und die nun auch eine Bearbeitung für das Theater gefunden hat, ist ein rein erfundener Stoff, wie der Verfasser, Hr. Dr. Meinhold in Usedom, in der „A. Allg. Ztg." erklärt.

(Genf.) Nach dem „Federal" vom 6. trug sich in einem Hause der Rousseaustraße ein Unglück eigener Art zu. Mlle. D., die Eigenthümerin, welche sich in einer Etage mit ihrem seit mehreren Jahren kranken Bruder befand, war seit einigen Tagen nicht zum Vorschein gekommen, was die Nachbarn veranlaßte, den Polizeikommissär zu requiriren. Als dieser die von innen verschlossenen Thüren öffnen ließ, bot sich ein schrecklicher Anblick dar; Mlle. D. lag leblos auf dem Boden ihrer Küche ausgestreckt, wahrscheinlich hatte das Feuer ihre Kleider ergriffen und sie so schnell verbrannt, daß sie keine Zeit hatte, um Hülfe zu rufen. In einem andern Zimmer fand man den entseelten Körper des unglücklichen Bruders unangekleidet auf dem Bette, die Leichen zeigten keine Spuren von Verletzungen.

Sämmtliche Claviervirtuosen ersten Ranges wollen im künftigen Frühjahr einen Congreß veranstalten, und haben dazu Dresden auserseshen. Es soll eine Art Wettkampf, ein Virtuosenkrieg werden; sie fordern sich auf Piano's heraus. Jeder wird seine Bravourstücke spielen. Die Schlacht wird drei Tage und Nächte dauern, während welcher nur Clavier gespielt werden wird. Liszt erhält die Präsidentschaft. — Gott sey den Dresdenern gnädig!

Das Journal de Lille vom 28. Januar schreibt über die neueste Symphonie des Hrn. Emile Steinkühler, bei Gelegenheit eines großen Konzerts, Folgendes: „Wir haben unsere Leser bereits mit dem Talent dieses jungen Künstlers bekannt gemacht, der als Compositeur, wie als Pianist auf einer gleich bedeutenden Stufe steht. Diese Symphonie, welche allgemein ansprach, muß hier vollends seinen Ruf befestigen. Man hört im Style dieses Werks, daß er solide Vorstudien gemacht und sich Mozart und Haydn zu Vorbildern gewählt

hat. Korrektheit des Satzes, sorgfältige Auseinandersetzung, Klarheit des Ganzen bei glänzenden Instrumental-Effekten sind Eigenschaften, die man selten bei einem jungen Componisten findet." Es muß den Freunden Hrn. Steinkühlers, der einige Jahre in Frankfurt lebte, erfreulich seyn, daß sein Talent in Frankreich, wo er sich niedergelassen, solche Anerkennung gefunden hat.

(Uri.) Die Lawinen und mit ihnen die Unglücksfälle mehren sich. Man zählt in Uri bereits 7 Menschen und 25 Stück Vieh, die diesen Winter durch Lawinen den Untergang fanden. Ueber 30 Gebäude wurden zu Grunde gerichtet.

(Bruchsal, 11. Febr.) Ein dieser Tage hier angelangtes criminalrichterliches Urtheil des Gerichtshofes für den Mittelrheinkreis kann seinen guten Eindruck nicht verfehlen — nur schade, daß durch unser geheimes Justizverfahren das Publikum nicht zur vollständigen Kenntniß des Factums gelangen kann. Ein Israelite, angeschuldigt, auf betrügerische Weise von einem Landmanne, welchem er in zwei Malen 47 Gulden geliehen hatte, sich für 1777 Gulden Handschriften, ein Liquiderkenntniß und einen Pfandeintrag verschafft zu haben, wurde des Betruges für schuldig erklärt und deshalb zu einer vierjährigen Correctionshausstrafe und zum Schadenersatze verurtheilt. Hätte hier öffentliches Verfahren stattgefunden, so hätte das Publikum von dem Treiben der Landjuden aus unserer Gegend und von den von diesen gebraucht werdenden Kunstgriffen vollständige Kenntniß erhalten und mancher unerfahrne Landmann und junge Bursche hätte sich hier eine Lehre holen können, die ihm und seiner Familie vielen Kummer, vielleicht den Ruin des ganzen Vermögens erspart hätte.

(Mannh. Abendztg.)

(Berlin, 11. Febr.) Ein hier inquirirter Missethäter sollte gestern seine Strafe auf dem Blutgerüste zu Spandau büßen, da bekanntlich seit dem Regierungsantritte unseres Königs kein Verbrecher mehr in hiesiger Hauptstadt hingerichtet wird. Während alle Vorbereitungen zur Execution schon getroffen waren, macht unerwartet der Mörder vor seiner Abführung zur Richtstätte noch Geständnisse, welche nun eine neue Untersuchung herbeiführen und auf diese Weise das Leben des Verbrechers noch längere Zeit fristen. — Die hier auf 24 Gastrollen engagirte Mad. Schröder-Devrient spricht in keiner Hinsicht mehr an. Sie erhält für jeden Abend 40 Friedrichsd'or Honorar.

Korrespondenz.

Aus dem Herzogthum Nassau, 9. Febr.

Der in der Beilage des Frankfurter Journals vom 5. d. vernehmbare Hr. C. D. Einsender hat sich über ein zweites, zu Wiesbaden zu errichtendes Gymnasium insofern unnütz ereifert, als wir dasselbe in unserer Mittheilung vom 28. v. M. als eine Thatsache bezeichneten, die, von unserem verehrl. Gouvernement angetragen, höchsten Orts bereits genehmigt worden sey, auch schon nach Ostern d. J. in Ausführung kommen wird. Wenn es nun auch keineswegs nöthig ist, von der allerdings unrichtigen Ansicht, als fehle es uns an Studierenden, befangen zu seyn, so konnte man doch die Nachricht von der Errichtung eines zweiten Gymnasiums mit um so unbefangenerem patriotischem Danke aufnehmen, als es einleuchtet, daß die Lehrer bei einer geringeren Anzahl von Schülern, die doch die Klassen von zwei Gymnasien zur Folge haben dürften, weit gründlicher wirken, namentlich die Selbstthätigkeit jener mehr in Anspruch nehmen, mithin der Erfolg des Unterrichts auf eine unberechenbare Weise steigern können. Wird nicht schon der Landwirth ein ganz anderes Resultat seiner Wirthschaft liefern, wenn er anstatt auf 50 Morgen dieselben Kräfte, Mittel und Zeiträume nur auf 25 Morgen zu verwenden hat? Um wie viel wahrer ist ein solches Verhältniß, wenn es sich um geistige Aussaaten handelt, wo die Selbstthätigkeit der zu bearbeitenden Schüler im Zwecke liegt. — Was dann den Ort des zweiten Gymnasiums betrifft, so steht es ja jedem Familienvater frei, seine Söhne auf dasjenige Gymnasium zu schicken, wo er sie am wohlfeilsten zu unterhalten gedenkt, abgesehen davon, daß das Gymnasium zu Wiesbaden mehr von den Söhnen der Stadt selber und von verwandtschaftlichen Beziehungen benutzt werden wird, ein Umstand, der das heiße Pflaster des Hrn. C. D. Einsenders bedeutend abkühlen dürfte. Endlich tadelt er aber, mit der Berührung der anscheinlich ungünstigen Umstände in dem Kurorte Wiesbaden für ein Gymnasium, im Grunde genommen die positiven Verhältnisse in allen größeren Städten sämmtlicher deutschen Staaten, wo sich ebenfalls Gymnasien befinden, um nur in der Nähe stehen zu bleiben, z. B. zu Frankfurt a. M., Mainz, Hanau, Darmstadt, Gießen, Karlsruhe, Stuttgart, Kassel, Köln u. s. w. Indessen ist man in neuerer Zeit mit Recht von der oberflächlichen Ansicht abgegangen, als könnte man in einer, wenn auch nicht klösterlichen, doch ländlichen oder kleinstädtischen Abgeschiedenheit einen besondern Hebel der Bildung unserer Gymnasiasten erblicken, während der schroffe Unterschied solcher Umstände gegen die ungebundenen Verhältnisse des academischen Lebens den reizbaren Jüngling um so eher der Verführung der Welt anheimfallen läßt, wenn er nicht schon frühzeitig inmitten derselben unter der geschickten Leitung des Direktors, zumal in Verbindung mit der Bewahrung der betreffenden Eltern oder Verwandten (immerhin auch der besten Lebensluft) moralisch erstarkt worden ist. Ueberhaupt kann sich der selbstständige Charakter und die würdige Gesinnung nur durch die zu bekämpfende Versuchung entwickeln und liegt es wohl an dem Geiste der Lehrer, die Nachtheile derselben von ihren Schülern abzuwenden, vielmehr sie als negative Bildungsmittel zu benutzen; abgesehen davon, daß eine größere Stadt auch wieder vielseitigere Anregungsmittel in sich faßt, als ein kleines, enges Städtchen. Referent ist ein ehemaliger Weilburger Gymnasiast; aber er weiß sich wohl noch zu erinnern, daß zu einer Zeit, worin das ehrwürdige Haupt unseres damaligen Direktors zu bleichen begann, die kleine Stadt nicht vor mannichfachen Exzessen im Reiten, Fahren, Commersiren, Reisen u. s. w. zu behüten vermochte. Wir leben daher der Zuversicht, daß unser verehrl. Gouvernement in der Wahl des Direktors des Gymnasiums zu Wiesbaden die entsprechende Persönlichkeit treffen und durch dessen sittlichen Charakter die sicherste Bürgschaft für die Behütung seiner Pflegbefohlenen auch inmitten des sommerlichen Kurlebens darbieten dürfte. Dem Hrn. D. C. Einsender haben wir nicht vorgeworfen, daß er von einer irrigen Ansicht befangen sey, wir haben ihm nur unsere Gründe insinuirt. Gott segne sie!

Theater-Anzeige.

Samstag, 17. Febr. (Auf Verlangen): Die Entführung aus dem Serail, Oper in 3 Abth., von Mozart. (Letzte Gastrolle) Constanze: Mad. Lehmann-Rauch, vom großh. Hoftheater in Mannheim.

Sonntag, 18. Febr. Der lustige Schuster, oder: Die Weiberkur, komische Oper in 2 Abth., Musik von Paer. Hierauf folgt: Ein Glas Eppelwein, oder: Ursachen und Wirkungen, Lokallustspiel in 2 Abth.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 50. Montag, den 19. Februar 1844.

Die Nacht von Bingen.

Novelle.

(Fortsetzung.)

X.

Die Kunde von dem nahenden Sturme, der von allen Seiten her unternommen werden sollte, führte einen Theil der wehrhaften Bürger auf die Mauern, denen zu Hülfe, welche an der Reihe waren, Dienste zu thun. Der allgemeine Zorn brach überall gegen des Vogts Treulosigkeit aus.

„Er will Klopp retten und die Stadt preisgeben!" schrie das Volk, das sich in immer größeren Massen auf dem Markte sammelte.

„Vielleicht wäre es noch Zeit, uns durch Uebergabe zu retten," sagten sie und wieder ältere Männer, die einen unheilbringenden Erfolg ahnen mochten. Waren ja doch auch die Kräfte der Bürger in der That durch Tod und Verwundung vielfach unzulänglich geworden. Da nun auch Brömser seine Leute zurück zog, fehlte es an Vertheidigern.

Noch war der Rath versammelt, und kein Resultat seiner Berathungen bekannt. Wie es schien, waren auch in seinem Schoße mannichfach verschiedene Ansichten vertreten.

Die Angst und Spannung der Bürger wuchs von Minute zu Minute. Man vernahm schon das Kampfgebrülle der Ungarn von ferne; man hörte deutlich die furchtbar dröhnenden Schläge der riesigen Mauerbrecher gegen die Stadtmauer; man sah vom Rheine und der Kemptener Seite her Pechkränze in die Stadt werfen, und die Angst wuchs in raschem Fortschritte.

Plötzlich erschallte die Sturmglocke der Pfarrkirche. Der Thürmer sah an drei Stellen Brand und that seine Pflicht, das Unglück anzuzeigen; aber die Wirkung der Sturmglocke war entsetzlich. Immer dichter drängte sich das jammernde Volk auf dem Markte zusammen.

Bei dem Schalle der Sturmglocke stürzte der Rath aus dem Rathause hervor unter das Volk.

Brömser sah den Brand, hörte den Lärm, und sandte Guntram mit zehn Reisigen hinab, die Uebergabe der Stadt zu wehren.

Er theilte eben die Reihen des Volkes, als Andrea Pomaria das Wort nahm:

„Es ist vielleicht noch Zeit," rief er mit einer Stimme, die mächtig durch all' das wirre Geschrei drang, „die Stadt vor dem entsetzlichen Unglück, das uns drohet, zu retten, wenn wir sie dem Kaiser übergeben. Ist es nicht besser, vom Feinde leiden, als uns von unsern Freunden, von der Besatzung der Burg Klopp, verderben zu lassen?"

„Er hat Recht," rief das Volk einstimmig.

„Verräther!" rief Guntram, „nimm das für Dich!" und ein entsetzlicher Hieb mit dem riesigen Schwerte spaltete den unbewehrten Kopf des Greises. Entsetzt wich das Volk zurück und floh theilweise.

„Die Lombarden sind Verräther!" rief der Rottmeister abermals, und drang auf Giambattista Pomaria ein, der sein Schwert zog, des Vaters Tod zu rächen. Schon führte Guntram den zweiten Todesstreich mit den Worten: „Ha, endlich vergelte ich Dir, was Du an Adolph von Nassau thatst! —" als Tommaso seinen Arm unterlief und ihn rücklings niederwarf, aber auch mit der Schnelle des Gedankens den Dolch in seine Brust grub, daß er regungslos blieb und starb. —

In diesem Augenblick drängte sich Weinert hervor, und führte mit einer Keule, die er trug, einen Streich nach Giambattista's Kopfe; jedoch er streifte ihn blos, da die Rathsherren auf ihn eindrangen. Dennoch stürzte der Schultheiß bewußtlos nieder.

„Wehe!" rief der biedere Rathsherr Klein, „wenn Mord und Todtschlag in der Stadt herrschet, wer soll dem Brande wehren, wer dem Feinde entgegen kämpfen? Bingens letzte Nacht ist da! Herr, erbarme Dich!" Mit lautem Jammer stürzte das Volk hinweg, und wenige Augenblicke später war der Markt leer und die gräßlichste Beleuchtung des an drei Stellen furchtbar auflodernden Brandes erhellte nur noch eine Gruppe — Tommaso und den leblosen Giambattista Pomaria. Der Jüngling hatte Wasser geschöpft am Brunnen des Marktes und Pomaria angewaschen, aber es gelang ihm nicht, ihn in das Bewußtseyn zu rufen. Wegtragen konnte er ihn nicht; die Kräfte reichten nicht aus, und doch wuchs mit jedem Augenblicke die Gefahr. Gegen den Rhein hin hörte man das Toben der „Buben" und den wüthendsten Kampf; von Kempten her brüllte immer mächtiger der Kampfruf der Ungarn und das Dröhnen der Mauerbrecher, und gegen Klopp stürmte der Kaiser selbst an mit den auserlesensten Schaaren seines Heeres. Steinkugeln, die von Klopp herab geschleudert wurden, fielen zer-

schmetternd selbst in die Stadt, und die Sturmglocke heulte fort und fort in die schauerliche vom Brande erleuchtete Nacht hinaus.

In den verschiedensten Richtungen drängten sich jammernde Menschen. Dort sah man Todte und Verwundete vorübertragen, hier kamen Flüchtlinge, welche Theile ihrer dem Brande entrissenen Habe trugen; wieder Andere flohen heulend der Kirche zu, ein Asyl in ihr zu suchen. Es war ein Zustand in der Stadt, den umsonst die Feder zeichnen will. Das Wort bleibt in unermeßlichem Abstande von der Wirklichkeit. Umsonst rief flehend Tommaso jeden Vorübergehenden um Beistand an.

Wer dachte an Andere in dieser grausenhaften Nacht?

Jetzt stürzten Massen des Volkes vom Kemptener Thore her und schrien: „die Mauer ist gebrochen, der Feind in der Stadt! Rette sich, wer kann!"

Todesangst durchbebte den armen Tommaso. Er betete und schrie um Beistand Jeden an, der vorüber floh.

Ein Vorübereilender hörte ihn, und stand. Es war ein Diener des Hauses Pomaria.

„Hilf unsern Herrn retten," rief ihn Tommaso an. Er erkannte ihn und den Schultheißen. Rasch griff er an, und Beide trugen die Last der Kirche zu.

In Tommaso's Kopfe reifte ein anderer Gedanke. Er mochte selbst dem geheiligten Gotteshause keine rettende Macht zutrauen, denn er kannte ja diese Horden, die jetzt siegend eindrangen, und der Stadt einen achtwöchentlichen Widerstand gewiß nicht vergeben konnten. Er hatte am Ufer der Nahe die umgelegten Kähne gesehen. Einen derselben wollte er flott machen und so seinen Herrn retten. Das theilte er seinem Gefährten mit, und dieser konnte es nur billigen.

(Fortsetzung folgt.)

Lied der deutschen Studenten in Prag.*)

O ich betrübter Freiersmann,
Ich such' nach meiner Braut,
Die ich doch nirgends finden kann,
Ist sie mir schon getraut.
Du bist nicht fern, du bist nicht nah,
Wo find' ich dich, Germania?
Germania!

Du bist nicht schön, du bist nicht jung,
Und doch lieb' ich dich sehr.
Daß ich dich lieb', ist mir genung,
Und das betrübt mich schwer.
Ich ruf' nach dir, du alte Braut,
Ich ruf' dich still, ich ruf' dich laut,
Germania!

Ich suchte dich am Donaustrand,
Und auch beim Vater Rhein,
Ich suchte dich im Böhmerland,
An Elbe, Weser, Main.
Allüberall Germania,
Und doch nicht hier, und doch nicht da.
Germania!

Ach, bist du Mumie schon, derweil
Mein Herz noch glüht und blüht?
O komm' doch endlich alleweil,
Bevor die Jugend flieht.
Jungfrau, Jungfrau Germania,
Annoch sind deine Freier da.
Germania!

*) Aus G. Kühne's „Kaiser Friedrich in Prag", welches Stück mit Beifall jüngst auf der altclassischen Schaubühne zu Mannheim zur Aufführung kam. Nach einem Berichte der Allg. Ztg. soll obiges Lied mit der Marschner'schen Musik einen doppelt lebhaften Eindruck machen.

Eine Schiffbruchsscene aus dem siebenzehnten Jahrhundert.

(Fortsetzung.)

Die Verwirrung vergrößerte sich von Minute zu Minute. Die Matrosen fluchten und schimpften auf den Kapitän, welcher auf ihre warnenden Worte so wenig geachtet hatte und beklagten bitter das Geschick, dem sie nun augenscheinlich erliegen mußten. Schon wollte der Kapitän die Pulverfässer über Bord werfen lassen, doch rieth ihm sein Freund, der Kaufmann Rolle, davon ab, indem die Möglichkeit noch vorhanden sey, die Gewalt des Elementes zu bekämpfen.

„Ihr hättet freilich die warnende Stimme Eurer Leute mehr beachten sollen, Freund", sagte Rolle leise zu ihm, „als man Euch von der Erscheinung des „fliegenden Holländers" Nachricht gegeben. Denn, glaubt mir, es geschieht nichts von Ungefähr, und das Geisterschiff ist den Seefahrern stets ein Unglücksbote gewesen."

„Sprecht mir nicht von solchen Narrenspossen, Rolle", entgegnete der Kapitän; „hätte nicht dasselbe auch geschehen können, wenn man von dem verrufenen „Holländer" nichts wußte?"

„Wohl wahr; allein daran könnt Ihr erkennen, daß es eine unsichtbare Macht gibt, die auf den Menschen und seine Schicksale stets einen großen Einfluß übt. Hättet Ihr die Reise noch um einige Wochen verschoben, da jene Erscheinung noch vor der Abreise sichtbar geworden war, dann wäre die Fahrt vielleicht glücklicher abgelaufen. Jetzt sind wir verloren!"

Und es hatte auch ganz den Anschein. Das Feuer hatte fast schon einen großen Theil des Schiffes ergriffen und machte immer größere Fortschritte. Noth und Verzweiflung bemächtigten sich der ganzen Bemannung; Alles lief schreiend und klagend durch einander. Da befahl der Kapitän, das große und kleine Boot auszusetzen. Dies geschah; aber im Nu stürzten sich auch viele von den Passagieren und Matrosen in's Meer, bemeisterten sich der Boote, zerschnitten die Seile und ruderten davon. Als der Kapitän dies gewahrte, zog er alle Segel auf und verfolgte die Entflohenen. Allein bald mußte er davon ablassen, denn durch den dadurch herbeigeführten Luftzug wurde das Feuer nur noch mehr angefacht.

Auf dem Schiffe befanden sich nun noch 119 Personen. Diese verdoppelten ihre Kräfte, um unaufhörlich mit Wassergießen die Gluth zu bewältigen. Diese schien sich auch zu vermindern, leider aber nur auf kurze Zeit; denn bald ergriff das Feuer auch die Oelfässer, wodurch die Gefahr den höchsten Punkt erreichte. Von Entsetzen ergriffen, lief die Mannschaft händeringend und sich das Haar zerzausend wild durch einander; Einige fluchten, Andere beteten, noch Andere stürzten sich verzweiflungsvoll zu Boden. Nur der Kapitän behielt Muth und Geistesgegenwart genug, um die Pulverfässer schleunig über Bord werfen zu lassen. Dadurch gewann man wieder einige Hoffnung. Schon hatte man 60 Fässer dem Meer übergeben, als das Schiff mit einem entsetzlichen Knall in die Luft flog.

Als der gewaltige Schlag erfolgte, befand sich der Kapitän Bontekuh, vom Schweiße triefend, auf dem Verdeck, in der Nähe des großen Mastes. Bei völligem Verstande fühlte er sich plötzlich in die Luft fortgerissen und wieder niederfallen. Als er in den Fluthen um sich schaute, lag er zwischen dem großen und dem Fockmast. Obgleich am Kopfe und Rücken schwer verwundet, gelang es ihm doch, den großen Mast zu besteigen, von wo aus er auf die herumschwimmenden Trümmer des Schiffes und die schrecklich verstümmelten Körper seiner Gefährten mit Klag' und Jammer hinblickte. Dabei glaubte er allein durch ein Wunder gerettet worden zu seyn; allein wie staunte er, als er noch einen andern Menschen auf sich zuschwimmen sah, in dem er bald seinen Freund Rolle erkannte. Trotz des Jammers, welcher neben ihnen verbreitet war, freuten sich beide doch außerordentlich, daß sie am Leben geblieben waren. Dieser setzte sich neben ihn auf den Mast, und so, dem Ungefähr überlassen, ließen sie sich von den Wellen ruhig forttreiben.

Bald brach die Nacht herein und bei dem Gedanken an ihre schreckensvolle Lage versanken die beiden Unglücksgefährten in starre Betäubung; da schien es, als wolle der Himmel Trost in die verzagten Herzen senden, denn aus einer düstern Wolke drängte sich plötzlich die Sonne hervor und warf ihren Scheidegruß auf die unermeßliche Fluth, die davon im diamantenen Glanze schimmerte. Beide fühlten sich durch diese überraschende Erscheinung wunderbar belebt. Sie warfen einen Blick auf das mit Leichen und Trümmer bedeckte Meer, und unbeschreiblich groß war ihre Freude, als sie in weiter Ferne die beiden Boote erblickten. Sie riefen aus Leibeskräften, wurden aber nicht gehört. Mittlerweile war die Nacht ganz eingebrochen, der Mond glänzte am wolkenfreien Himmel und warf seinen silberfarbigen Schimmer auf die spiegelglatte Meeresfläche. Sie klammerten sich mit den Beinen fest um den Baumstamm, ergriffen einige Bretstücke und ruderten frisch auf einen in der Ferne bemerkbaren dunkeln Punkt los, den sie für das große Boot hielten. Sie hatten sich nicht getäuscht, sie kamen dem Ziele näher, und schon nach einer halben Stunde hatten sie das Boot erreicht. Die Mannschaft war hoch erfreut, in der Stimme der Hülferufenden ihren Kapitän zu erkennen. Beide wurden mit tausend Freuden aufgenommen.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Stuttgart, 15. Febr.) Gestern waren es 25 Jahre, seitdem Herr Hofkapellmeister Lindpaintner das Orchester der hiesigen Hofbühne dirigirt. Die Freunde der Musik wissen, mit welcher Auszeichnung er diesem seinem Amte als Führer einer ausgezeichneten Kapelle vorsteht, so wie auch mehrere größere Opern und viele kleinere Musikstücke ihm einen ehrenvollen Namen als Componist erworben haben. Zur Feier dieser fünfundzwanzigjährigen Dienstzeit ward eine Auswahl von einzelnen Scenen aus Lindpaintners Opern: Vampyr, Genueserin und Sizilianische Vesper, so wie aus dem von ihm komponirten Ballete Danina veranstaltet. Als Lindpaintner erschien, erblickte die zahlreiche Versammlung im Schauspielhause auf seiner Brust das Ritterkreuz des Kron-Ordens, mit welchem ihn Seine Majestät der König zu seinem Ehrentage beschenkt hatte, und begrüßte ihn mit Freudenbezeigungen, welche sich am Schlusse der Aufführung wiederholten. Einen Lorbeerkranz hatte der Eintretende auf seinem Pulte gefunden, und Kränze und Gedichte flogen ihm am Schlusse der Aufführung zu. Nachher versammelten sich die Mitglieder der Hofkapelle zu einem Festmahle im Hotel Marquardt, wobei sie dem Gefeierten einen schön gearbeiteten silbernen Pokal, in welchem die Namen sämmtlicher Mitglieder der Kapelle eingezeichnet sind, überreichten. Heute werden ihm die Mitglieder der k. Hofbühne im gleichen Lokale ein Fest geben. Die Bürgergesellschaft, welche seit einer längeren Reihe von Jahren ihren Mitbürger, Hrn. von Lindpaintner, als Ehrenmitglied zählt, und sich ihm, so wie den Mitgliedern der Hofkapelle und des Theaters zu großem Danke für viele genußreiche Abende verpflichtet fühlt, wird nächsten Samstag ihren Dank dafür bei einer musikalischen Aufführung und einem fröhlichen Mahle ausdrücken; so wie der Liederkranz schon am Vorabende, Dienstag den 13. Februar, mit einem Ständchen vor der Wohnung des Gefeierten sich einfand. — Hr. Peter Lindpaintner ist geboren in Trier, wurde für gelehrte Studien bestimmt, fühlte sich jedoch von Jugend an durch die Musik angezogen und trat bald ganz zu ihr über. Er studirte die Musik unter Grätz und Winter, erhielt noch sehr jung die Leitung einer Kapelle und kam, 27 Jahre alt, als Kapellmeister nach Stuttgart. Vier Mal erhielt er hier ehrende Anträge nach Wien, Berlin, Kassel und Dresden; doch blieb er Stuttgart und seiner Kapelle treu. Sein Werk hier sind auch die Winter Konzerte, gleich wichtig für die Ausbildung und den Fortschritt der Musiker, so wie für die Freunde der klassischen Musik. Die Wittwen- und Waisen-Pensionsanstalt für die Mitglieder der k. Hofkapelle (der später die für die Mitglieder des Theaters folgte) verdankt seiner Anregung ihre Gründung.

(Berlin, 8. Febr.) Dieser Tage ereignete sich der traurige Fall, daß ein Kind, dem die Mutter den Gaumen mit einem lebenden Kaulbarsch bestrich, um das Zahnen zu erleichtern (ein von einer alten Frau ihr angegebenes Mittel), den Fisch verschluckte und wenige Stunden darauf starb.

(Gehorsam und Ungehorsam.) Viele Eltern klagen über den Ungehorsam ihrer Kinder. Allein gar oft könnte man ihnen sagen: „Ihr seyd früher gegen den Eigensinn euerer Kinder zu gehorsam gewesen, darum sind euch jetzt die

Kinder ungehorsam." Der junge Tobias machte seinen alten Vater sehend. Aber gar viele Kinder wissen durch Schmeicheleien die Eltern zu verblenden, daß sie ihre Fehler übersehen, bis dann beiden das Licht zu spät aufgeht. Darum, ihr Eltern, trauet nicht zu sehr euern Kindern, wenn sie Liebe heucheln!

(Die illuminirte Kalbsleber.) Als der junge König von ** den Thron bestiegen, und man deshalb die Hauptstadt illuminirt hatte, las man am Fenster eines Metzgers die Worte: „Heil dem König! Lange — Darunter lag in natura, von Lichtern umstellt, eine große Kalbs-Leber. (Leb' er!)

(Raritäten.) In einer Münchner Zeitung lesen wir die Nachricht, daß eine Gesellschaft von Bürgern demnächst im baierischen Hof einen glänzenden Ball verunstalten werde. Daran ist ein u schuld, das statt a der Setzer erwischt hatte. — Eben so setzte er neulich ein Konzert von Jammermusikern — statt Kammermusikern. — In Augsburg sind die öffentlichen Todes-Anzeigen sehr allgemein, und wir lesen so eben eine solche von einer Sackträgermeistersgattin.

(München, 15. Febr.) Die Theilnahme an unserem Kunstverein ist immer noch im Wachsen, und die Mitgliederzahl hat dermal das dritte Tausend überschritten. Da jedes einzelne Mitglied jährlich 12 fl. entrichtet, so ergab sich in diesem Jahr eine Einnahme von mehr als 36,000 fl. Von dieser Summe wurden 27,000 fl. auf den Ankauf von Kunstgegenständen verwendet, welche morgen (dem Stiftungstag des Vereins) zur Verloosung kommen und sodann unmittelbar nach derselben insgesammt auswandern und in den Besitz der Gewinner übergehen. Die Gesammtzahl dieser Werke beträgt 266, von denen 150 als Haupt- und 116 als Nebengewinnste verzeichnet sind.

Der reiche englische Viscount Sligton besitzt eine seltene Sammlung. Er hat nämlich die Beine der Taglioni, der Fanny Eißler, der Ceritto, der Grahn, der Dem. Maria und der Dumilatre modelliren und in Marmor ausführen lassen; seltsamerweise aber nur die Beine; das Uebrige erschien ihm unwesentlich.

Literatur.

Allgemeine deutsche Bürgerbibliothek, herausgegeben von Carl Andree und August Lewald. Karlsruhe, artistisches Institut.

Seitdem das verbesserte Schul- und Unterrichtswesen in allen Volksklassen eine stets wachsende Bildung und Aufklärung verbreitet hat und seitdem in Folge dessen ein freierer Geist nach allen Seiten hin rege geworden, hat die in früheren Zeiten nur auf das Bedürfniß der Gelehrten berechnete Literatur ihre Kreise erweitert und sind die Schätze der Kunst und Wissenschaft aus den engen Zellen der Gelehrten in die Welt hinausgegangen. So hat sich eine populäre Literatur gebildet, deren Wirkungen immer ausgedehnter und mächtiger werden. Ueber alle Zweige des menschlichen Wissens, von dem Höchsten bis zum Niedrigsten, besitzen wir populaire Hand- und Hülfsbücher aller Art und ihre Anzahl vergrößert sich fast täglich. Zu den hierher gehörigen Schriften glauben wir die ebengenannte Bürgerbibliothek als eine der bedeutendsten Erscheinungen rechnen zu dürfen; denn sie hat sich die Aufgabe gestellt, dem deutschen Bürgerthum eine umfassende und allseitige Bildung zu erstreben und das reiche Wissen unserer Gelehrten zum Gesammtgute des Volkes zu machen. Von den zahlreichen Pfennigmagazinen und Encyclopädien unterscheidet sie sich dadurch, daß sie die einzelnen Fächer fortlaufend und in abgeschlossenen Bänden behandelt und daher nicht zur abgerissenen Lectüre oder zum Nachschlagen, sondern zum eigentlichen Studium und zum gründlichen Selbstunterricht bestimmt ist. Die Ergebnisse der Wissenschaft sollen in dieser Bibliothek zwar ernst und würdig vorgetragen, jedoch ansprechend und besonders in faßlicher, von Fremd- und Kunstwörtern möglichst freier Schreibart dargestellt werden und sie soll in die Werkstätte des Gewerbsmannes, in die Schreibstube des Kaufmanns, in das Familienzimmer des Landwirths dringen und den deutschen Bürgerstand belehren und unterhalten, ihn über seine wahren Interessen aufklären und in volksthümlicher Gesinnung bestärken. — Der Umfang der Bürgerbibliothek ist auf 40 Bände berechnet, von denen bereits 6 Halbbände erschienen sind, deren Inhalt wir hier kurz andeuten wollen. „Der deutsche Rechtsfreund", von Dr. Julius Creizenach, hat sich die Aufgabe gestellt, den deutschen Bürger die bestehenden Gesetze verstehen zu lehren, ihm den Maßstab an die Hand zu geben, um zu beurtheilen, wann er des rechtlichen Beistandes benöthigt ist und wann nicht und ihn mit Gesetz und Ordnung zu befreunden. Daß durch dies Buch weder der Advokatenstand überflüssig gemacht, noch die Prozeßsucht genährt werden soll, versteht sich von selbst. Mit Kenntniß und praktischem Takt hat der Verfasser seine schwierige Aufgabe gelöst. Nicht minder ist dies dem Verfasser der „Chemie", Hrn. Prof. Dr. Walchner, gelungen, der ein sehr nützliches Lehr- und Hülfsbuch geliefert hat. Es bedarf keiner Auseinandersetzung, wie sehr die Chemie in das bürgerliche Leben eingreift und wie die Kenntniß derselben heutigen Tages allen Ständen fast unerläßlich geworden. — Der dritte Halbband bringt unter dem Titel: „Deutsche Reisende der neueren Zeit", von Dr. Carl Andree, ein vielseitig unterhaltendes und belehrendes Buch. Der Verfasser hat die berühmtesten deutschen Reisenden in Gruppen zusammen gestellt und führt uns in lebendigen Bildern jene Männer vor, die im Dienste der Wissenschaft keine Mühe und Gefahr gescheut und uns mit neuen Entdeckungen und nützlichen Kenntnissen bereichert haben. — In dem „deutschen Heldensaal und Ehrentempel", herausgegeben von August Lewald, Band IV., werden uns hervorragende Gestalten von berühmten Deutschen vorgeführt. Eine Anzahl von Schriftstellern haben sich, je nach ihren besonderen Studien, in die hier aufzunehmenden Männer eingetheilt und so finden wir Bonifacius von H. König, Heinrich I. und Otto I. von Ed. Duller, Paracelsus von Dr. Quitzmann, Keppler von B. Auerbach, J. S. Bach von A. Lewald, Johannes Gutenberg von L. Braunfels, J. Möser von Carl Buchner u. A. Diese biographische Gallerie haben wir mit besonderem Interesse betrachtet. — „Die Gesundheitslehre", von Dr. L. Grießelich, unterscheidet sich von ähnlichen Schriften, deren wir viele besitzen, durch ihren gemüthlichen Ton und die anziehende Behandlung eines an und für sich trockenen Gegenstandes; dabei ist der Verfasser seiner Aufgabe gewachsen und versteht es, den Ernst seiner Belehrung in ein freundliches Gewand zu kleiden. — Indem wir nun durch diese kurzen Andeutungen die genannte Bürgerbibliothek nach Verdienst bestens empfehlen, behalten wir uns vor, bei jedesmaliger Erscheinung der ferneren Halbbände auf ein mit der lebhaftesten Theilnahme aufgenommenes Werk zurück zu kommen.

W.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 18. Febr. Der lustige Schuster, oder: Die Weiberkur, komische Oper in 2 Abth., Musik von Paer. Hierauf folgt: Ein Glas Eppelwein, oder: Ursachen und Wirkungen Lokallustspiel in 2 Abth.

Montag, 19. Febr. Aschenbrödel, Feen-Oper in 3 Abth., Musik von Nicolo Isouard.

Redaktion: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 51. Dienstag, den 20. Februar 1844.

Des General Bertrand Tod.

(Von L. v. Röder.)

Bald wird der stolzen Säulen letzte fallen,
Die einst gestützt ein mächtig ragend Haus.
Längst sanken seine hohen, prächt'gen Hallen,
Nur wen'ge Trümmer hielten's länger aus;
Jetzt fielen auch die herrlichsten von allen,
Ihr Fall tönt schaurig in die Welt hinaus.
Doch sank das Ganze erst in Trümmer nieder,
Ersteht es neu im Genius der Lieder.

Mag auch des Deutschen Herz sich freudig heben,
Weil jenes Hauses stolze Zinne brach,
Und mögen die in ew'gem Nachruhm leben,
Die es gestürzt durch heldenkräft'gen Schlag,
Und denkt er auch des Feind's mit Zornesbeben,
Der einst auf Deutschlands Fluren drückend lag,
Das Große wird er selbst am Feind erkennen,
Und edler Gegner Namen rühmend nennen.

Ein Schmerzeston durchbebet Frankreichs Gauen:
„Der alte Bertrand todt.“ so tönt's durch's Land,
Und rings viel herbe Wehmuthsthränen thauen,
Dem edeln, greisen Krieger nachgesandt.
Mag wohl der Deutsche hierzu fröhlich schauen,
Weil den Verblich'nen er einst Feind genannt?
Nein, selbst in deutschem Lande sey besungen
Die Krone, die der Todte sich errungen.

In Frankreichs großen, ruhmbedeckten Tagen
Hob muthig seine Schwingen mancher Aar;
Sein Ruhm wird sich auf ferne Nachwelt tragen;
Doch jener tapf're, treue Bertrand war
— So wird noch spät der Franke dankbar sagen —
Der größte einer großen Heldenschaar.
Nicht Tapferkeit wird seinen Ruhm begränzen,
Der Treue Bild auch wird er ewig glänzen.

Er kämpft an seines großen Kaisers Seite
Für seines Volkes ungemess'nen Ruhm,
Der Sieg ward ihm in manchem heißen Streite,
Der Lorbeerkranz eint' ihn dem Heldenthum,
Da sinkt das Glück, ihr ständiges Geleite,
Der riesenmäßige Koloß fällt um,
Den Kaiser stürzt der Feind vom mächt'gen Throne,
Da legt er seinen Stab zur Herrscherkrone.

Vom heilig theuern Lande seiner Wiege,
Das ihn mit tausend Banden eng' umschlingt,
Dem Schauplatz seiner Thaten, seiner Siege,
Deß Glück und Ruhm ihn einzig nur durchdringt,
Eilt er nun fort, und ob er unterliege,
Ein hocherhab'nes, edles Ziel ihm winkt.
Er reißt sich blutend los vom Vaterlande
Und folgt dahin, wo man den Kaiser sandte.

Auf ödem Eiland in dem fernen Meere
Da theilt er seines Kaisers herb Geschick.
Ein treuer Bruder bei des Schicksals Schwere,
Wie einst Genosse bei des Ruhmes Glück,
Gibt er der Nachwelt eine schöne Lehre:
Die wahre Treue bebt vor nichts zurück.
Er lindert seines Kaisers jähen Kummer,
Schließt endlich ihm das Aug' zum ew'gen Schlummer.

Noch einmal ward ihm Freud' in späten Tagen,
Er sah wie Bonaparte dem Franken werth,
Er sah den heil'gen Leib nach Frankreich tragen
Und so des Theuren letzten Wunsch erhört.
Nun hört auch er die letzte Stunde schlagen,
Jetzt, Frankreich, zeige, wie man Treue ehrt!
Kein herb' Geschick trennt' lebend einstens Beide,
Er schlummr' auch jetzt an seines Kaisers Seite!

Die Nacht von Bingen.

Novelle.

(Fortsetzung.)

Als sie in die Nähe der Kirche kamen, lagen dort Betten und Geräthe in Menge, welche die Unglücklichen aus dem Brand hierher gerettet hatten. Hier betteten sie den noch immer bewußtlosen Pomaria, und während der Andere bei ihm wachte, eilte Tommaso dem Ufer zu, seinen Rettungsplan auszuführen.

Er fand schon eine Gruppe in gleicher Absicht dort beschäftigt.

„Gebt mir Theil an dem Kahne für mich und einen Verwundeten," bat er, „und ich helfe getreulich. Er ist groß genug für uns Alle!"

„Hilf nur zu!" sagte der Jüngere der beiden arbeitenden Männer, und Tommaso griff an mit aller Kraft. Es gelang ihnen, den Kahn umzustülpen und der Nahe zuzuschieben.

„Spude Dich, Kunz," rief eine Mädchenstimme. „Hörst Du, der Feind naht!" Es war Martha.

Jetzt überließ Tommaso die Arbeit den Beiden, und lief zurück, den Verwundeten zu holen.

Die beiden Männer konnten indeß nicht alleine ihr Werk vollenden, sie haderten mit Tommaso; aber bald kehrte er zurück mit seiner theuern Last, die er in den Kahn legte. Nun griffen die vier Männer an, und bald war der Kahn im Wasser. Zwei Frauen, Martha, die Magd Ottini's, und Kunzens Mutter, stiegen ein, und die Männer stießen ab.

Pfeilschnell glitt der Kahn den Fluß hinab, und bald verschwand er um die Ecke, welche das „Binger Grün," reich mit schützenden Weiden bedeckt, an der Nahemündung bildet, und das süße Bewußtseyn ihrer Rettung durchdrang Alle, besonders Brömser's Reisigen, Kunz, den die Furcht vor dem Kampfe schier um den Verstand gebracht hatte. Weithin leuchtete die brennende Stadt den Schiffenden, bis das Vortreten der Berge sie ihren Blicken entzog. Glücklich lenkte Kunzens Vater, ein erfahrner Schiffer, den Kahn durch den Strudel des „Binger Loches" und, Gott dankend, landeten sie am Ufer bei Aßmannshausen. —

Während dies sich zutrug, waren bereits die stürmenden Ungarn und von der andern Seite die „Buben" in die unglückliche Stadt eingedrungen. Die Kämpfenden zogen sich bis auf den Markt zurück, wo ihnen die „Buben" in die Seite fielen, welche die Salzgasse heraufstürmten. Alle wurden niedergehauen, und es begann ein furchtbares Gemetzel in der Stadt, dem kein Alter, kein Geschlecht entging.

Mit Leichenhaufen waren die Straßen bedeckt, und das Blut floß, wörtlich wahr, dem Rheine in Bächen zu.

Nachdem das Morden vorüber war, drangen die Sieger in die Häuser, und die schreckliche Plünderung begann. Der Wein, welchen sie dort fanden, und in dessen Genuß sie sich berauschten, entfesselte noch mehr ihre Begierden und erstickte den Rest von Menschlichkeit in ihren Herzen.

Während so der Mensch würgte, raubte und Gräuel ausübte, vor denen die menschliche Natur sonst schaudert, schleuderte Brömser unausgesetzt seine Steinkugeln zerstörend auf Freund und Feind, und der Brand wüthete ungehemmt und angefacht von einem frischen Bergwinde in dem südlichen Theile der Stadt, welche er schier ganz in Asche legte.

In der Stadt hatte der Kampf geendet; aber nicht bei Klopp. Albrecht rief die Ritter und Buben dorthin, wo er ihrer bedurfte; aber die Strahlen der Morgensonne waren Zeugen eines schmählichen Rückzugs Albrechts, und der Berg von Leichen um die Burg gab Zeugniß von Brömsers unermüdeter, tapferer Vertheidigung. Auch die Camera des Erzbischofs war in einen Aschenhaufen verwandelt. Nur das Rathhaus stand noch. Dorthin verlegte der Kaiser sein Quartier; aber die Steinkugeln, welche Brömser unausgesetzt herabschleuderte, nöthigten ihn, die Stätte zu verlassen und die Belagerung des Schlosses durch seinen Rückzug aufzuheben. Die Beute war reich. Das Heer frohlockte; — aber Bingen hatte die schrecklichste Nacht erlebt, welche seine Geschichte aufzuweisen hat, und wie es eine zweite niemals sah. Der Anblick der Zerstörung war grausenerregend. Mehr als die Hälfte der Stadt lag in Asche und Trümmern. Von den stattlichen Gebäuden der Lombarden stand nur noch das Haus Montemagno's neben der Pfarrkirche. Alle, welche sich in diese Kirche geflüchtet hatten, wurden gerettet durch des Kaisers Befehl; aber ach, wie fanden sie ihre Vaterstadt wieder! Wo waren ihre Lieben, die sie suchten? Wer könnte den Jammer beschreiben, als sie sie zerstümmelt, von Hufen der Rosse zertreten, wieder fanden? Wer könnte das Maß des Schmerzes schildern, als sie sie begruben in die gewaltigen Gräber, deren Eins an Hundert Leichname faßte?

Albrecht konnte selbst den Anblick nicht mehr ertragen, den Jammer nicht hören. Die rohen Urheber aller dieser Gräuel erbebten selbst, als sie im Lichte des Tages die Werke dieser „Nacht von Bingen" erblickten.

Brömser empfing den Dank seines Gebieters; aber der Fluch der Bewohner der Stadt lastete wohlverdient auf ihm. Er hätte die Stadt retten können, wenn er gewollt, das stand fest.

Auf Klopp hatte er fortan keine Ruhe mehr. War es sein an ein unstätes Umherfahren gewöhntes Wesen, oder war es der das Gewissen stets weckende Anblick der zerrütteten Stadt — er gab die Vogtei in Gerhards Hand zurück, und verließ bald nach der schrecklichen Nacht von Bingen die Burg, um über die Alpen zu gehen, und dort in den steten Kämpfen des unruhigen Landes — Vergessenheit dessen zu suchen, was ihm stets neue Vorwürfe bereitete.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Schiffbruchsscene aus dem siebenzehnten Jahrhundert.

(Schluß.)

Auf dem großen Boote befanden sich noch 46 und auf dem kleinen 26 Personen. Für diese 74 Menschen waren im Ganzen nur 7 bis 8 Pfund Brot vorhanden, und doch war man nach der Berechnung des geschickten Kapitäns noch mehr als 100 Seemeilen vom nächsten Lande entfernt. Um nun insgesammt darauf lossteuern zu können, wurden zuvörderst die beiden Boote mit Stricken an einander gefesselt; dann verlangte

der Kapitän die Hemden seiner Gefährten, um Segel daraus zu machen, welche sie an einige aufgefangene Stangen befestigten. Der geringe Vorrath an Brot wurde gewissenhaft eingetheilt. Jeder erhielt täglich zwei Bissen, und doch war es schon nach einigen Tagen aufgezehrt. Den Durst stillte man mit Regenwasser, das mittelst der Segel aufgefangen wurde, und von welchem auf Jeden täglich nur so viel kam, als eine von einem Schuh abgeschnittene Nase faßte. Nach zwei Tagen riß Hunger und Durst unter der Mannschaft ein und die Noth gränzte nahe an Verzweiflung. Am fünften Tage endlich sandte ihnen die göttliche Vorsehung Hülfe in einer Schaar Seevögel, welche sich leicht fangen ließen. Diese Thiere wurden begierig roh verzehrt, und so wurde der Hunger einigermaßen gestillt. Indeß war es nur eine Galgenfrist, denn die Hungersnoth stellte sich bald wieder von neuem ein und, da es nicht regnete, gesellte sich auch die Qual des Durstes noch hinzu. Die Lage der Unglücklichen war unbeschreiblich und schon reichten sie sich gegenseitig die Hände, denn sie glaubten, daß es der letzte Tag ihres Lebens sey. In diesem traurigen Zustande verbrachten sie zwei Tage; Alle lagen ermattet am Boden ihrer Fahrzeuge, stumm und mit Verzweiflung kämpfend, als eine Menge fliegender Fische in ihre Boote niederfielen. Die Lust zum Leben erwachte abermals. Sie verschlangen diese mit Schuppen und Gräten, worauf sich aber bei allen ein entsetzlicher Durst einstellte. Bald stieg die Noth auf's höchste. Viele erkrankten von der ungewohnten Nahrung und starben, wobei der Kapitän seine ganze männliche Kraft aufbieten mußte, die Andern abzuhalten, daß sie die todten Körper nicht verzehrten. Am zehnten Tage vereinigte sich die kraftlose Mannschaft dahin, zu loosen, und auf welchen das Loos fiel, der sollte den Andern zur Speise dienen. Eben begann man die verhängnißvollen Loose zu bereiten, als abermals eine Anzahl Fische ihnen zur Beute wurden und sie an dem kanibalischen Vorhaben verhinderten. Bald stellte sich der Hunger mit furchtbarem Ungestüm wieder ein und man flehte in den kläglichsten Tönen um baldige Rettung aus diesem jammervollen Elende. Indeß verging ein Tag, eine Stunde nach der andern, ohne daß sich ihnen ein Mittel dargeboten hätte. Selbst nach einem Schiffe spähte man vergebens, sie sahen nichts weiter, als Himmel und Wasser. In dieser Verzweiflung stürzten Mehrere wie wüthend auf einen großen Schiffsjungen ein, um ihn zu zerreißen und sich an seinem Fleische zu sättigen, aber auf die dringenden Bitten des Kapitäns standen sie auch davon wieder ab, zumal er ihnen in zwei Tagen Land verhieß und die Versicherung ertheilte, daß, wenn diese Hoffnung bis dahin nicht in Erfüllung ginge, sie ihr Vorhaben ausführen sollten. Sie beruhigten sich und legten sich ächzend nieder. Der Kapitän hatte richtig gerechnet. Noch vor Verlauf von zwei Tagen kam die sehnlichst erwartete Hülfe. Land! Land! rief am Morgen des dreizehnten Tages nach dem Schiffbruche der Quartiermeister. Da sprangen Alle auf, jubelten und weinten vor Freude. Sie steuerten auf das Land zu und erreichten es in kurzer Zeit. Es war die Insel Sumatra. Von den 72 Personen lebten nur noch 56, und von diesen starben bei der Landung 12. Die Uebrigen genasen langsam, und da sich bald eine Schiffsgelegenheit darbot, kehrten sie glücklich nach Holland zurück. Der Kapitän lebte noch lange seinem Berufe und glaubte an die Erscheinung des fliegenden Holländers und an seine Unglück weissagende Verkündigung, ohne daß er weder ihm, noch seinen Matrosen jemals wieder erschienen wäre. Bontekuh hatte über alle seine Reisen ein Tagebuch geführt und hinterließ nach seinem Tode „sein Leben und seine Schicksale zur See", aus dem wir vorstehende Mittheilung in gedrängter Kürze wiedergegeben haben.

F. Schrader.

Lindpaintner's Dienstjubiläum.

Stuttgart, 16. Febr.

Lindpaintner ist ein Name, den die ganze musikalische Welt kennt, den Stuttgart ehrt, und der seit einigen Tagen überall in der Stadt genannt wird, denn wir feierten das 25jährige Wirken dieses geachteten würdigen Mannes in unserer Mitte. Am Dienstag, den 13. des Abends, wurde ihm von dem Liederkranz ein Ständchen gebracht, und am 14. des Nachmittags von Sr. Majestät dem König der Kron-Orden übersandt, der erste, der seither noch in Würtemberg einem Künstler gegeben wurde, und er dadurch in den Adelsstand erhoben. Abends wurden zur Feier seines silbernen Dienstjubiläums im Theater nur Stücke aus seinen Opern: Vampyr, Joco, Genueserin und Vesper in bester Auswahl aufgeführt. Ein Lorbeerkranz lag auf seinem Pult im Orchester, und als er dasselbe betrat, erfüllte ein stürmischer Applaus das dichtgedrängtvolle Haus. Am Schluß der sehr gelungenen Aufführung wurde Lindpaintner gerufen und ihm ausnahmsweise vergönnt, auf der Bühne zu erscheinen, da bekanntlich engagirte Mitglieder hier nicht gerufen werden dürfen. Nach dem Theater versammelten sich die Mitglieder der Hofkapelle zu einem Souper im Hotel Marquardt; der Saal war festlich geschmückt, die Büsten des Königs und des Jubilars in passender Allegorie aufgestellt. Als Lindpaintner in den Saal trat, wurde er mit einem 50stimmigen Chorgesang, nach der Melodie seines Troubadours, begrüßt. Darauf hielt der Intendant Hr. Baron von Taubenheim eine sehr eindringliche Anrede an den Gefeierten und an die Mitglieder der Capelle, worauf Lindpaintner eine sehr schöne Erwiederung gab und darin bemerkte, daß er seinen Ruhm größtentheils der Capelle verdanke. Dann wurde ihm von deren Mitgliedern ein silberner, reich verzierter Pokal übergeben. Im Innern des Deckels sind die Namen sämmtlicher Orchestermitglieder gravirt. Dem Wunsche L. zufolge wurde dieser Pokal mit Champagner gefüllt, woraus jeder der Anwesenden trank, er zuletzt, mit einem Toast auf den König und die Hofkapelle. Am Morgen um drei Uhr verließ die Gesellschaft den Saal, und begleitete L. bis zu seiner Wohnung, wo ihm bei'm Abschied noch ein donnerndes Hoch gebracht wurde! —

Den 15. war Diner im Hotel Marquardt von circa 100 Gedecken.

Lindpaintner wurde bei seiner Ankunft mit Musik und Gesang empfangen; dann hielt der Intendant, der hier wahrhaft von Jung und Alt geehrt wird, eine so gefühlvolle herzliche Rede an Lindpaintner, daß die Anwesenden dadurch tief ergriffen wurden. Hierauf wechselten Gesänge mit Gedichte, gesprochen von Mad. Wittmann, Hrn. Maurer, und Vorträge von Wallbach, Krebs und Lindpaintner. Unter den Toasten erregte besonders einer von Hrn. Moritz zu Ehren des Intendanten abgefaßter Sensation.

Am 17. d. gibt die Bürgergesellschaft Lindpaintner noch ein Concert und Souper von mehr denn 200 Couvert. — Lindpaintner hatte heute, den 16., eine Audienz beim König.

Mannichfaltigkeiten.

(Darmstadt.) Wie die „Gr. Hess. Ztg." meldet, werden die beiden großen belgischen Bilder, die Abdankung Karls V. von Louis Gallait und das Kompromiß der flandrischen Edlen von Karl de Biefve, zu deren Ausstellung S. k. Hoheit den sogenannten Musiksaal im großherzoglichen Schlosse zu verwilligen geruhten, vom Sonntage, 18. d. an, den Mitgliedern des Kunstvereins ganz auf dieselbe Weise, wie die gewöhnlichen Ausstellungen, dem größeren Publikum gegen ein mäßiges Eintrittsgeld zugänglich seyn.

Man schreibt aus Algier, daß dort am 28. Jan. bei einer Musterung eine eigenthümliche Reitergruppe Aller Blicke auf sich zog. Es waren Infanteristen, die man mit Kameelen beritten gemacht hatte. Marschall Bugeaud hatte durch einen Oberoffizier Versuche mit der Kameelreiterei anstellen lassen. Diese gelangen vollständig; die Reiter führten mit großer Gewandtheit und Pünktlichkeit verschiedene Wendungen und Schwenkungen aus, im Schritt und im Trab, in Colonnen und in Schlachtordnung. Mit Leichtigkeit sprangen sie von den Kameelen herab und tiraillirten, während immer von einem Soldaten vier Thiere am Zaume geleitet wurden.

Korrespondenz.

Paris, 15. Febr.

Seit drei Tagen werden die Mystères de Paris von Eugene Sue in dem Theater der Porte S. Martin aufgeführt; der Zudrang ist unglaublich und Morgens um 8 Uhr wird schon Queue gemacht, um sich Eintrittskarten auf dem Geschäftsbureau zu verschaffen, mit denen ein ordentlicher Handel getrieben wird und die am Tage der ersten Aufführung bis zu 40 Frcs. und drüber verkauft wurden. Das Stück selbst entspricht den großen Erwartungen, die man sich davon gemacht hat, keineswegs. Die Scenen sind nicht glücklich gewählt, unzusammenhängend und mehr ineinander gereihte Tableaux. Die Vorstellungen dauern bis gegen 2 Uhr nach Mitternacht, so daß man beinahe 8 volle Stunden auf einem Stuhl im Theater sitzen muß. Mehrere Damen wurden schon ohnmächtig weggebracht. Auch auf den Maskenbällen sieht man häufig die merkwürdigsten Personnagen des Romans von E. Sue, wie den Maitre d'école, den Chourineur, die Chouette u. s. w., zu welchen man ganz eigene, zum Theil schreckliche Gesichtsmasken fabricirt hat; namentlich ist die des Maitre d'école, mit halber Nase und zerfressen, scheußlich.

Aus dem Nassauischen, im Febr.

Schon in mehreren dieser Blätter wurde mit apodictischer Gewißheit gemeldet, daß demnächst ein zweites Gymnasium für unser Herzogthum errichtet werden solle und zwar in Wiesbaden. Ob ein solches wirklich nöthig sey, wagen wir vorläufig zu bezweifeln. Uns scheint das bereits bestehende Gymnasium zu Weilburg für einen Staat, wie der unsrige ist, völlig hinreichend zu seyn. Die Erfahrung spricht genügend für diese Ansicht, denn bis jetzt hatten wir keinen Mangel an Leuten, welche die nöthige Ausbildung besitzen, um Aemter im höhern Staatsdienst jeder Art mit Würde zu bekleiden. Manche, und zwar mitunter recht tüchtige nass. Gelehrte gingen in's Ausland über, weil ihnen das Inland nicht eine angemessene, ihren Kapitalien entsprechende Stellung zu geben vermochte. Wohl wird gesprochen: Wiesbaden ist der Ort, woselbst die meisten Angestellten wohnen, bei denen der Wunsch, ihre Söhne den Wissenschaften zu widmen und sie für den höhern Staatsdienst vorzubereiten, natürlich erscheint und die diesen Wunsch mit geringern Kosten realisiren könnten, wenn in Wiesbaden ein Gymnasium bestünde. Wir geben dieses zu, fragen jedoch: Ist der Staat verbunden, um die Ausgaben einzelner Bürger in Beziehung auf die Ausbildung ihrer Söhne zu mindern, eine Anstalt zu errichten, die jedenfalls große Ausgaben erfordert, wenn sie mit Würde bestehen soll? Die Entgegnung, daß es auch jedem andern Staatsbürger frei stehe, seine Söhne in die projectirte Anstalt zu schicken, zerfällt nämlich von selbst in Nichts, da Wiesbaden, wie schon in der Beilage zum Frankf. Journ. vom 5. d. M. angedeutet, ein heißes Pflaster ist, mithin nur wenige auswärts Wohnende Lust bezeigen werden, ihre Söhne dorthin zu schicken, zumal da der Ort, als Kurort, viel zu viele Zerstreuungen darbietet, die dem Studium der ernsten Wissenschaften nichts weniger als förderlich sind. Soll daher eine größere Summe für die Bildung der heranwachsenden Staatsbürger verwendet werden, als bisher geschehen ist, was sehr wohl statt finden könnte, da nach der Rede, mit welcher, von unserem durchlauchtigsten Herzoge beauftragt, des Hrn. Staatsministers Freihrn. v. Dungern Exc. den diesjährigen Landtag eröffneten, die erforderlichen Mittel vorhanden sind, so würde dieses Kapital gewiß reichlichere Zinsen tragen, wenn es den Elementar-Schulen, aus denen der Kern des Volks, der eigentliche Nährstand, hervorgeht, zugewendet würde. Denn wenn auch nicht zu verkennen ist, daß seit einigen Decennien und namentlich auch noch in den letzten Jahren Vieles in unserem Lande geschehen ist, um die Lage der Elementar-Lehrer zu verbessern, damit sie sorgenfreier und darum mit gesegneterem Erfolg ihr beschwerliches Amt verwalten mögen, so stehen doch ihre Besoldungen im Durchschnitt noch keineswegs im richtigen Verhältniß zu den Forderungen, die an sie gestellt werden, nicht im Verhältniß zu den Besoldungen anderer Angestellten, die Aemter verwalten, welche weit weniger Vorbildung, Kenntnisse und Umsicht erheischen, als das Lehramt. Häufig sterben Lehrer in der Blüthe ihrer Jahre dahin und hinterlassen trostlose Wittwen mit unerzogenen Kindern ohne Vermögen. Ihr früher Tod ist gewöhnlich eine Folge allzu großer Anstrengung bei allzu magerer Kost, hervorgehend aus allzu geringer Besoldung. Das Volk hat dieses längst erkannt, aber leider nur bewitzelt und bespöttelt, anstatt den Mißstand zu entfernen, wie es seine Schuldigkeit gewesen wäre. „Beinahe hätten die preußischen Schullehrer Butter auf ihr Brod bekommen", meldete im vorigen Jahre die „Dorfzeitung" und die diesjährige „Narrhalla" berichtet in ihrer satyrischen Narrheit, daß die deutschen Lehrer bedeutende Summen in der englischen Bank hinterlegt hätten. Solche Bemerkungen bedürfen gewiß keines Commentars. Sie enthalten keinen Vorwurf für die Lehrer. Unsere Landstände haben im vorigen Jahre dahin gewirkt, daß die Besoldungen der höheren Staatsdiener und die Vergütungen für die Unterhaltung der Dienstpferde erhöht worden sind; möchten sie in der diesjährigen Sitzung die Erhöhung der Lehrer-Besoldungen sich angelegen seyn lassen und dadurch einen Mißstand entfernen, der bis jetzt nur hemmend und hindernd auf das allgemeine Wohl des Landes wirkte. Die badische Kammer ist ihnen bereits mit einem guten Beispiele vorangegangen.

Theater-Anzeige.

Montag, 19. Febr. Aschenbrödel, Feen-Oper in 3 Abth., Musik von Nicolo Isouard.

Dienstag, 20. Febr. (Neu einstudirt): Herr Rochus Pumpernickel, musikalisches Quodlibet in 3 Abth., von Stegmayer.

Mittwoch, 21. Febr. (Zum Vortheil der Pensions-Anstalt): Die Zauberflöte, große Oper in 2 Abth., von Mozart. (Letzte Gastrolle) Königin der Nacht: Mad. Lehmann-Rauch, vom großh. Hoftheater in Mannheim.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 52. Mittwoch, den 21. Februar 1844.

Die Nacht von Bingen.

Novelle.

(Fortsetzung.)

XI.

In einem kleinen Bauernhause des Dörfchens Aßmannshausen hatte der Name des reichen Lombarden Thür und Thor geöffnet. Dort legte der Diener, während Tommaso einen Verband für den Betäubten besorgte, ihn in ein Bette, und alsdann kam Tommaso, und legte den Verband an. Der Diener entfernte sich, um der Ruhe zu genießen, und Tommaso blieb bei dem Leidenden.

Scharf beobachtete er seinen Zustand. Seit der Verband mit kalter Compresse auflag, stöhnte er nicht mehr, und es schien, als ginge die Betäubung in einen sanften Schlaf über.

Tommaso kniete betend vor dem Bette seines Herrn, und als er so sanft schlief, beschlich auch ihn die Schwäche der Natur. Die Erschütterungen der letzten Nacht, die in eben dem Grade den äußern, wie den innern Menschen getroffen, hatten seine Kräfte auch erschöpft. Der schöne Kopf sank auf das Bette, und der Schlaf senkte sich mit bleierner Schwere auf die Augenlieder. Die Bilder, welche das Auge geschaut in der Nacht, gingen alle noch ein Mal im Geiste vorüber; aber allmählig gaben sie freundlichen Bildern einer früheren Zeit Raum.

Die hellen Strahlen der Morgensonne fielen durch ein kleines Fensterlein auf das Bette, als mit einem tiefen Seufzer Giambattista Pomaria erwachte. Er besaß sein volles, klares Bewußtseyn wieder; aber die Begebnisse der letzten Nacht lagen traumartig hinter ihm.

Er sah sich erstaunt um in dem Gemache, worin er sich befand, und konnte nicht begreifen, wie er hierher gekommen.

Jetzt blickte er vor sich nieder, und — da lag ja Annunciata's Engelskopf vor ihm in sanftem Schlummer.

Er starrte sie zitternd an.

Da bewegten sich die Lippen.

„Giambattista, mio coro!" flüsterte sie leise.

„Sie ist's!" rief er, und drückte im Uebermaß des Entzückens einen Kuß auf die schwellende Lippe.

Tommaso fuhr auf aus dem Schlafe, und wollte die umschlingenden Arme abstreifen.

„Wie habe ich so blind seyn können?" rief Pomaria aus. „Wie konnte ich verkennen, wer Du warst, o meine Annunciata!"

Sie lächelte, und doch rannen heiße Thränen über ihre Wangen. Sie legte stumm den schönen Kopf an seine Brust. Es war ein seliger Augenblick! —

Darauf sah sie ihn an mit dem zauberischen Blicke und fragte: „Hab' ich dich wieder?"

„Für ewig!" rief er aus, sie umarmend; „denn Du hast mich theuer erkauft; aber warum quältest Du mich so, warum sagtest Du, meine Annunciata sey todt und nahmest meinem Auge seine Schärfe?"

„Ach," sagte sie, „ich hörte, Du habest einer Andern Hand und Herz geschenkt und mich betrogen. Da wollte ich Rache nehmen an Dir, dem Treulosen, und schnitt mein Haar ab und wurde Deines Bruders Diener. Als ich kam, wollte ich erst Dein Herz prüfen. Ich sah Dich umgarnt, aber voll Liebe zu mir. Ach, wie that mir's so wehe, Dich täuschen zu müssen, und wie mußte ich Dich fliehen, um nur nicht erkannt zu werden; denn ich sah ja, Du wurdest das Opfer Deiner Familie. Ich würde entflohen seyn und in einem Kloster mich begraben haben, hätte ich's vermocht, hätte ich aus der belagerten Stadt gekonnt. Da fiel mir ein anderes Loos. Ich wurde Dein Schutzgeist, denn ich kannte Deine Feinde, diesen Guntram und Weinert, die Dir nach dem Leben standen. — Gottlob, daß es mir gelang, Dich zu retten! Gottlob, daß Du so glücklich dem Streiche Weinert's entgingst."

„Erst jetzt wird mir Alles klar," sagte er; „ach, wie steht es um meine Vaterstadt?"

Sie erzählte ihm, was sie theilweise gesehen. Er wollte aufstehen, und nun erst floh das Mädchen, sich bewußt, daß sie als Tommaso ihre Rolle ausgespielt, scheu von dannen.

Aber Giambattista durfte nicht zurückkehren, bis die Feinde abgezogen waren. Das enge Bauernhäuschen umschloß sein Glück, und die wenigen Tage des Aufenthaltes daselbst entschädigten ihn für ein Jahr voll unsäglicher Leiden.

Nachdem Albrecht abgezogen war, kehrte Pomaria heim. Ach, wie fand er die Stadt! wie seiner Väter Wohnungen! Im Hause Montemagno's fand er Obdach.

Er mußte Annunciata geloben, sie als seinen Diener fort zu behandeln, bis er den Plan ausführen könne, Bingen zu verlassen und wieder nach Asti zu gehen, um wieder ein Haus zu gründen.

Er hielt's wohl eine Weile; dann aber konnte er's nicht, und der bildschöne Diener strahlte bald im vollen Reize der Jungfrau, und Alle verehrten die seltene Treue in ihr. Noch im Laufe des Winters wurde sie sein glückliches Weib.

(Schluß folgt.)

Karl Schnell.

(Bern, 9. Febr.) Das Ereigniß des Tages ist der Tod, den der Alt-Regierungsrath Dr. Karl Schnell von Burgdorf in den Fluthen der Aare gesucht und gefunden. Dieses tragische Ende des während Jahren mächtigsten Mannes im Kanton Bern hat etwas Ergreifendes und Bedeutungsvolles, mag man auf die Motive blicken, die dasselbe veranlaßt haben dürften, oder auf die Folgen, die sich daran knüpfen werden. Ohne Widerspruch war Karl Schnell die hervorragendste Figur unter allen schweizerischen Revolutionsmännern des Jahres 1830. Er hat nicht nur den größten, wichtigsten und bestadministrirten Kanton der Schweiz erschüttert und umgestaltet, und dadurch den Sieg der sogenannten Regeneration in allen andern Kantonen gesichert, sondern er hat auch die neuen Zustände zu befestigen und gegen Reactionen sowohl als gegen wiederholte Revolutionen zu schützen gewußt. Karl Schnell war ein selbstbewußter Demagog; er wollte das Patriciat stürzen, gegen welches er von glühendem Haß erfüllt war. Dieß sein Lebenszweck. Die Stadt Bern sollte ferner nicht mehr herrschen im Land, sondern das Regiment übergehen an die kleinen Landstädte und Dorfmagnaten. Einmal dieses Ziel erreicht, mußte das neue Regiment befestigt werden. Wirklich erwuchs dem neuen Staat bald eine große Gefahr in der sogenannten Nationalpartei, den Ultraradicalen, welche, mit fremden Flüchtlingen in Verbindung, die Republicanisirung Europa's anstrebten. Wie Karl Schnell bei den sogenannten Reactionsversuchen im Jahr 1832 unerbittlich streng und hart gewesen, so bekämpfte er nun auch mit gleichem Eifer die sogenannte Nationalpartei, welche er das „Deutschmichelthum" nannte, der vielen deutschen Flüchtlinge wegen, die unter dieser Fahne dienen. Diese Partei gab sich aber nicht so schnell verloren wie das Patriciat, das im stolzen Bewußtseyn treuer Pflichterfüllung die Zügel der Regierung sammt den vollen Staatscassen in die Hände seiner Feinde übergab, sobald es das frühere Vertrauen beim Volk nicht mehr im gleichen Grad zu besitzen glaubte. Die nationale Partei, die man besser mit dem Namen der anti-nationalen bezeichnen würde, benutzte die freie Presse zur Untergrabung des sogenannten Schnell'schen Systems, wie die Schnell dieselbe zu Untergrabung des Patriciats benutzt hatten. In neuester Zeit namentlich wurde von dieser Seite nicht nur das öffentliche Wirken Karl Schnells bitter angegriffen, sondern es wurde auch der Schleier über seinem häuslichen Leben unbarmherzig gelüftet, und Karl Schnell dem Haß und der Verachtung preiszugeben versucht. In Folge dessen erfuhr er denn in seiner nächsten Nähe vielfache Kränkungen. Auf solche Unbeständigkeit der Volksgunst war Karl Schnell nicht vorbereitet, er, der sich mit Recht sagen durfte, daß alle seine jetzigen Verfolger ohne ihn nichts wären! Tiefe Schwermuth bemächtigte sich seiner und brachte ihn zu dem verzweifelten Entschluß seinem Leben ein Ende zu machen: er hat sich in Aarau des Nachts in die Aare gestürzt. Saturn hat wieder eines seiner Kinder gefressen! Innerhalb zehn Jahren haben nun zwei Redaktoren des Burgdorfer Volksfreundes durch Selbstentleibung ihr Leben geendet. Für die menschliche Gerechtigkeit war Karl Schnell unantastbar. Er mußte sich selbst verderben. Bedeutungsvoll ist der Tod dieses Mannes, weil er der Träger eines Systems war. Er war der gefährlichste und mächtigste Feind unserer Radicalen. Kalt, besonnen und ein guter Rechner, trat Karl Schnell allen radicalen Träumereien entgegen, von welchen er besorgte, daß sie die Republik ihrem politischen oder ökonomischen Ruin entgegenführen dürften. Auch glauben unsere Radicalen jetzt als Erben auftreten zu können; ihr Ansehen muß wachsen — sollte man glauben — durch den Tod ihres mächtigsten Gegners; sie werden sich irren. Karl Schnell war der Ausdruck der großen Mehrheit des Berner Volks mit einer starken Beimischung von blindem Haß gegen die frühere Ordnung der Dinge, die bei ihm rein persönlich war, und die das Volk in keiner Weise theilt. Natürliche Verhältnisse allein aber haben Bestand, alles Künstliche ist von kurzer Dauer; mögen die Radicalen daher auch durch den Tod Karl Schnells für den Augenblick gewinnen — ihr Reich ist gewiß nicht von langer Dauer, denn der Kanton Bern ist durch und durch conservativ.

Mannichfaltigkeiten.

(Berlin, 17. Februar.) Eröffnung von Kroll's Wintergarten. Gestern waren diese weiten Räume, deren wir bereits in diesen Blättern gedachten, dem Publikum zum ersten Male geöffnet. Die schöne Ausschmückung der Säle, vorzugsweise die reichen Blumen-Decorationen, machten den lieblichsten Eindruck, und ein zahlreiches Publikum hatte sich versammelt, um sich der dargebotenen Genüsse zu erfreuen. Zur Feier des Tages hatte der Dirigent des Orchesters, der königl. Kammer-Musiker Hr. W. Gährich ein Konzert zusammengestellt. Dasselbe begann mit einer eigens zu diesem Tage von dem Dirigenten sehr wirkungsreich komponirten Fest-Ouverture. Bei einem Lokale, welches ausschließlich zur Erholung und Belustigung des Publikums dienen soll, darf man nicht unbemerkt lassen, daß die Arrangements der Büffets und der Konditorei überaus zierlich und anlockend waren, und nur hinsichtlich der Bedienung eine größere Aufmerksamkeit zu wünschen gewesen wäre. Billig muß man bedenken, daß aller Anfang schwer ist, und schon bei der nächsten Festlichkeit wohl ein geordneterer Geschäftsgang eintreten wird. In den unteren Räumen — dem Tunnel —, der übrigens noch nicht ganz fertig ist und offenbar noch seine Ausschmückung erwartet, — war die Bedienung weit exakter und in jeder Beziehung zufriedenstellend. — Eine totale Reform bedürfen aber die Garderoben, die wegen des beschränkten Raumes und der mangelhaften Bedienung zur größten Belästigung des Publikums gereichen. Der Wirrwarr, der hier herrschte, ist unbeschreiblich; nach stundenlangem Warten konnte man weder das eine, noch das andere Kleidungsstück erringen, und viele Personen waren genöthigt — Referent gehört selbst dazu —, ohne Hut und Mantel den Weg nach Hause anzutreten.

(Neapel, 1. Febr.) Eine große Anzahl lebenslustiger Fremden hat sich bereits auf den Weg nach Rom zum Carneval begeben. Der hiesige Carneval wird sich, wie gewöhnlich, sehr nüchtern darstellen. Die Direktion von S. Carlo hat bereits mit einer neuen Oper: Catarina Cornaro von Donizetti, Fiasco gemacht. Ein hiesiges Journal kritisirt dieselbe unbarmherzig unter dem Motto: „Aliquando bonus dormitat Homerus,“ und ein anderes entschuldigt Donizetti mit dem bemerkenswerthen Umstand, daß er diese neue Oper ursprünglich für ein „deutsches“, „Wiener“ und keineswegs für ein „neapolitanisches Publikum“ geschrieben, welches bekanntlich das „primo pubblico del mondo“ sey. Man muß jedoch dieses sogenannte erste Publikum der Welt beobachten, wie es sich in den Theatern gebärdet, um den gehörigen Maßstab für dessen Bildung und Urtheilsfähigkeit anlegen zu können! Rom besitzt ohne Zweifel gegenwärtig eine viel bessere Oper als Neapel, und mit Freuden lesen und hören wir aus Rom, daß der wahre und gediegene Kunstgeschmack dort immer mehr Wurzel faßt und über Arroganz und Vorurtheile den glänzendsten Sieg gewinnt. Es sey fern von uns, das Benehmen der Direktion von S. Carlo gegen das Publikum in Schutz nehmen zu wollen, aber bei einem scharf ausgesprochenen Tadel gegen die erstere drängt sich auch die Frage auf, ob das gegenwärtige neapolitanische Theaterpublikum überhaupt große Anstrengungen und Opfer verdiene?

(Konstanz, 14. Februar.) Die „Seeblätter“ enthalten in einer „Anfrage“ folgende scandalöse Bekanntmachung über empörende „Versteigerung“ eines menschlichen Wesens: „Auf meiner Geschäftsreise durch das Städtchen Markdorf, Bezirksamt Meersburg“, heißt es darin, „habe ich heute nachstehende, jeglichem Menschenfreunde gewiß auffallende Bekanntmachung von dem Gemeindediener mit der Schelle öffentlich verkünden vernommen: „Bekanntmachung. Da eine hiesige Bürgerstochter ein uneheliches Kind geboren und dasselbe in Verpflegung gegeben wird, so wird hiermit öffentlich bekannt gemacht, daß dieses Kind als morgen versteigert wird zur Verpflegung. Markdorf, 8. Februar 1844. Bürgermeisteramt. J. Wielmayer. Die Versteigerung wird im Haus des Bürgermeisters um halb 8 Uhr vorgenommen werden.“ Diese merkwürdige Pfleggebung unehelicher Kinder hat mich schmerzlich berührt, wenn ich bedenke, daß auf diese Weise diese meistens unglücklichen Geschöpfe in die Hände solcher Pflegeeltern gerathen können, bei welchen dieselben voraussichtlich nicht nur jeglicher guten sittlichen Erziehung, sondern sogar des Lebensunterhalts und der so bedürftigen Reinlichkeit entbehren müssen.“

(Berlin, im Febr.) Professor Kiß ist gegenwärtig mit der Ausarbeitung von drei Statuen des verstorbenen Königs beschäftigt, von denen eine für Königsberg, die andere für Potsdam und die dritte für eine hiesige große Gewerbeanstalt bestimmt ist. Die für Königsberg bestimmte Reiterstatue wird nach vier Jahren vollendet seyn. Dieselbe hat sechszehn Fuß Höhe. Für Potsdam hat der Künstler den verstorbenen König dargestellt, wie er leibte und lebte. Den Anforderungen der Plastik ist durch den Faltenwurf eines leicht übergeworfenen Mantels Genüge geleistet. Dieses Standbild wird auf dem Wilhelmsplatz in Potsdam aufgestellt werden. Am 3. August dieses Jahres soll der Grundstein gelegt und am 3. August des künftigen Jahres das vollendete Standbild errichtet werden. Die für den Vorhof der hiesigen Gewerbe-Anstalt bestimmte Statue hat der Künstler idealisch gehalten. Der verstorbene König ist darin als Beförderer der Gewerbe und des Handels und Wandels dargestellt.

Der in Darmstadt erscheinende „Gutenberg“ steht gegenwärtig unter der Redaktion des Hrn. Carl Herzog, früher Redakteur der „Ulmer Schnellpost“ und der „Mannheimer Abendzeitung.“

(Hannover.) Am 10. d. Mts. kam im Saale des Ballhofes das Oratorium „Moses“ von A. Schmitt zur Aufführung, und zwar zum Besten hiesiger Armen. Die Aufführung leitete der Componist, und mitwirkend waren die Mitglieder der Singakademie und der Hofkapelle, so wie auch die HH. Steinmüller und Wiedemann. Die Composition fand den lebhaftesten Beifall, welcher am Schluß jeder Abtheilung reichlich gespendet wurde, und nicht minder der eben so sorgfältigen als gelungenen Durchführung galt. Man sieht einer Wiederholung dieses Kunstwerks entgegen, und hegt zugleich den lebhaften Wunsch, auch Hrn. Schmitt's „Osterfest zu Paderborn“ auf das Repertoir unserer Bühne gebracht zu sehen. Nach dem genannten Konzert hatte sich eine zahlreiche Gesellschaft zu Ehren des Componisten bei heiterem Festmahle versammelt.

(Anekdote.) In einer deutschen Stadt befahl kürzlich ein reisender Franzose dem Hausknecht, seinen Wagen einzuschmieren; die Büchse dazu liege im Wagen. Der Hausknecht sucht, findet eine Schachtel mit etwas Schmierigem, und schmiert gehörig ein. „Die Franzosen haben doch Alles besser, als wir Augsburger“, denkt er, und wickelt, als er fertig ist, noch etwas von der wohlriechenden Schmiere in ein Papier, um's doch dem Kellner zu weisen. Da zeigte sich's denn, daß die Wagenräder dies Mal mit einer Straßburger Gänseleber-Pastete eingeschmiert worden waren.

In Breslau wurden voriges Jahr zwei großartige Narrenfeste gefeiert, das des Künstlervereins und der Cäcilia; dieses Jahr aber scheint ungeachtet der Kälte die Luft etwas schwül zu seyn; die erstere Gesellschaft beabsichtigt eine bloße Narrenfahrt, die letztere wird gar nichts thun. Man scheint in diesem Kreise zu meinen, daß in der Wirklichkeit närrische Dinge genug geschehen, und daher die Poesie des Carnevals entbehrt werden kann.

Am 23. Jan. überreichten die Abgeordneten der oberlausitzer Vierstädte und der zur städtischen Curie gehörenden stadtmitleidenden Dorfschaften dem Landesältesten v. Thielau als ein Zeichen der Dankbarkeit für die vielfachen Verdienste, welche sich derselbe nicht nur im Allgemeinen um die Provinz, sondern auch vornämlich dadurch erworben, daß in der Zeit, als er der Leitung der provinzialständischen Angelegenheiten vorgestanden, das Band der gegenseitigen Achtung und Eintracht immer enger und fester geknüpft worden, einen reich verzierten Pocal, bei dessen Empfangnahme derselbe die Fortsetzung seines Strebens, nach allen Kräften dafür zu wirken, daß die Harmonie, welche bisher über dem gemeinschaftlichen Wirken der Provinzialstände gewaltet, durch kein Verhältniß gestört werden möge, auf das freundlichste zusicherte. Der $18^1/_2$ Zoll hohe silberne und vergoldete Pocal, dessen Kelch

mit den Wappen der Vierstädte geziert ist und dessen Deckel statt des Knopfes ein in mattem Silber gearbeiteter, von vier vergoldeten Zinnenmauern umgebener Felsen schmückt, um den sich eine goldene Epheuranke schlingt, ist von dem Gold- und Silberarbeiter Kirsch in Budissin gefertigt. An die eine Seite des Felsens lehnt sich ein kleines Postament, auf welches das Wappen der oberlausitzer Stände eingegraben ist, an die andere dagegen eine kleine Tafel mit der Inschrift: „Zur Erinnerung an den 23. März 1843."

In Würzburg wurde am 11. Febr. einem verdienstvollen Mitbürger, Hrn. Franz Anton Gätschenberger, ein Fest gegeben und dabei ein Ehrenbecher von den Würzburger Bürgern überreicht. Die Neue Würzb. Ztg. zählt insbesondere die Einführung des Repsbaues in Franken, die Begründung des Weinbauvereins, das Wirken für die Main-Dampfschifffahrt und mehrfache, auch bei der letzten Theuerung bethätigte, uneigennützige Erleichterung mancher Bedrängnisse als Verdienste des Gefeierten auf.

(Berlin, 13. Febr.) Karl Blum's bekanntes Schauspiel: „Schwärmerei nach der Mode", das die pietistische Richtung stark geißelt, ist nun im Druck erschienen und vom Verfasser dem Fräulein Charlotte von Hagen gewidmet worden. Man glaubt jedoch nicht, daß es in Bälde hier gegeben wird.

(Dresden, 13. Februar.) Es ist zu verwundern, daß Dresden noch kein Leichenhaus besitzt, wie es, Dank Hufeland, der diese nothwendige Anstalt zuerst angeregt, verschiedene andere Städte bereits seit langen Jahren haben. Jetzt ist wieder der Fall eines Scheintodtes vorgekommen. Eine hiesige Bürgerfrau starb, wie man meinte; die Todte wurde in eine kalte Kammer auf einen Strohsack gelegt; der Arzt hielt Schau über sie und stellte den Todtenschein aus. Nach Verlauf eines Tages öffnet sich das Familienzimmer der Verstorbenen und diese tritt, in ein Leichentuch gehüllt, herein zu den bestürzten Anwesenden. Der Schreck der armen Frau über den Zustand, in welchem sie sich befunden, unterstützt durch den kalten Aufenthalt, in welchem sie hatte zubringen müssen, hat so auf sie gewirkt, daß sie von neuem von schwerer Krankheit ergriffen worden ist und man an ihrem Aufkommen zweifelt.

Man meldet aus Reutte in Tyrol: Am 1. Febr. stürzte sich gegen Abend eine furchtbare Lawine von den Felsen zwischen Stockach und Büchelbächte in die Thalgegend und überschüttete eine Mühle und ein Haus in Stockach. Der Besitzer der Mühle fand nebst seinem Weibe, vier Söhnen und einer Tochter sein Grab in den thurmhoch aufgehäuften Schneemassen. Auch in dem anderen Hause wurden sämmtliche Bewohner, beide Eltern, zwei Söhne, drei Töchter und eine alte Verwandte, verschüttet, und unerachtet der aufopferndsten Anstrengungen der Angehörigen dieser beiden Orte traf man nur den Vater und die drei Töchter noch lebend an, indeß die Mutter mit ihren Söhnen und die alte Person schon erdrückt waren. Andere Unglücksfälle werden aus dem Bacherthale, so wie aus dem vorarlbergischen Landgerichtsbezirke Sonnenberg gemeldet, die überall Menschenopfer forderten.

Korrespondenz.

Karlsruhe, 17. Febr.

Unsere Narrengesellschaft entwickelt jetzt ungemeine Thätigkeit. Das hiesige Tagblatt enthält täglich auf die Fastnachtstage bezügliche Anzeigen und das heute ausgegebene Fastnachtsprogramm über Ein- und Umzug des Königs Hanswurst und seiner Getreuen läßt wirklich eben so Possierliches als genial Ausgedachtes erwarten. Die tollen Festlichkeiten beginnen morgen schon, füllen aber den Montag, an welchem der Hauptumzug statt findet, und Dienstag ganz aus. Auch der Narrenspiegel hat sich angestrengt. Die letzte Nummer überragt an Witz und guten Einfällen die früheren bei weitem. Unter den aufgegebenen Räthseln, denen die Auflösung gleich in verkehrter Schrift beigefügt ist, befindet sich die Frage: „Welche Uhr zeigt mit Federstrichen die Zeit an?" „Die Censur." In der Pfannenstielhäuser Todtenliste figuriren unter anderen im Januar Gestorbenen: Herr Windmantel, Deputirter, an zurückgetretener Volksgunst. Herr Lolch, Bierbrauer, am Genusse seines Bieres. Herr Stricknetz, Diplomat, an den Folgen des Zeitgeistes. Eine Mittheilung aus den Memoiren des Hanswurst übersprudelt von Witz und guten Anspielungen.

Frankfurt, im Febr.

Der Ausschuß des hiesigen Vereins gegen Thierquälerei hat das nachstehende Schreiben erhalten und dem darin enthaltenen Wunsche gern entsprochen. Höchst erfreulich ist dieser Beweis von Theilnahme an der guten Sache auch bei Nichtmitgliedern des Vereins; möchte derselbe immer weitere Verbreitung und größere Unterstützung finden!

„Löblicher Verein! Es dürfte wohl im Bereiche löbl. Vereins liegen, einem Mißstande abzuhelfen, der schon bereits von mehreren Einwohnern hiesiger Stadt mißfällig wahrgenommen wurde. Es ist dies nämlich das übermäßige Beladen der Pferde von Seiten der Bauern aus der Gegend von Gelnhausen, welche Holz in hiesige Stadt führen. Zahlen beweisen wohl am richtigsten das Gegründete dieser Behauptung. Ein Einzler ladet höchstens 3 Stecken Holz mit seinem starken, wohlgenährten Pferde; die erwähnten Bauern hingegen laden 8 — 10 Stecken für 2 Pferde, welche nicht allein in einem erbärmlichen abgemagerten Zustande sind, sondern auch schon in aller Frühe durch einen Weg von mehreren Stunden abgemattet sind. Bei der jetzigen strengen Jahreszeit, wo sich die Anzahl der Holzspeculanten stets mehrt, hat man nur Morgens durch die Straßen zu gehen, um zu sehen, wie diese armen Thiere durch Schreien, Peitschenknallen abgeängstigt und endlich durch unbarmherzige Peitschenhiebe angetrieben werden, die für sie zu schwere Last weiter fortzubringen. Es würde daher gewiß löbl. Verein dem Wunsche eines großen Theils des Publikums entsprechen, bei der competenten Behörde anzutragen, daß dieselbe ein bestimmtes Ladequantum für Holz bestimme, wie dies bereits für andere Materialien besteht, und kein Fuhrwerk, das diese Bestimmung nicht einhält", in die Stadt herein lasse, welche Einrichtung durch die an allen Hauptthoren befindlichen Wagen leicht zu handhaben wäre. Frankfurt a. M., 17. Jan.

Mehrere hiesige Einwohner."

Auflösung des Logogryphs in Nro. 48.

Haus. Daus. Laus (Lob). Saus. Braus. Maus.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 20. Febr. (Neu einstudirt): **Herr Rochus Pumpernickel**, musikalisches Quodlibet in 3 Abth., von Stegmayer.

Mittwoch, 21. Febr. (Zum Vortheil der Pensions-Anstalt): **Die Zauberflöte**, große Oper in 2 Abth., von Mozart. (Letzte Gastrolle) Königin der Nacht: **Mad. Lehmann-Rauch, vom großh. Hoftheater in Mannheim.**

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 53. Donnerstag, den 22. Februar 1844.

Die Nacht von Bingen.

Novelle.

(Schluß.)

Bingen erhob sich wieder aus seinem Schutte. Die von dem Erzbischofe zurück erhaltenen Summen gaben den Lombarden die Mittel, neue, prachtvolle Gebäude zu errichten, und als der Sommer kam, zog das glückliche Paar hinüber nach Asti, wo der Großvater Giambattista's gestorben war, das reiche Erbe zu holen.

Es war im Sommer 1302, als sie in Asti anlangten. Bald erfüllte die Stadt der Ruf von Pomaria's reizender Gattin.

Eines Tages sah man die beiden Gatten die Straße an der Kirche dei Angeli hinaufschreiten, dann einbiegen in das Gäßchen, wo Malvoglio wohnte. Annunciata's Antlitz leuchtete vor innerer Seligkeit, als sie sich dem Häuschen nahten, wo sie einst in schwerer Zeit Schutz gesucht.

Als sie eintraten, erhob sich die koboldartige Gestalt Malvoglio's aus einem Lehnstuhle, wo er eingeschlummert war, und starrte die stattlich erscheinenden Gestalten an, die so unerwartet über seine Schwelle schritten.

„Mein Gott," rief er aus, in den Anblick Annunciata's versunken, „hätte ich nicht Seelmessen für das arme Kind lesen lassen, ich würde schwören, Ihr wäret, mit Vergunst, schöne Dame, die Tochter meiner Schwester, Annunciata Ghisberti; aber die hat sich vor etwa zwei Jahren ersäuft; Gott gnade ihr!"

„Die Todten sind wieder auferstanden, Oheim," sprach Annunciata, „denn ich bin's mit Fleisch und Blut."

Malvoglio that einen großen Sprung zurück, schlug ein Kreuz und betete: „Alle guten Geister loben ihren Meister!"

„Ich lobe ihn in Ewigkeit, Amen!" sprach Annunciata; „aber sagt, warum muß ich mich denn ersäuft haben?"

„Muß, muß! Schöne Dame, dazu zwingt Euch kein Mensch, ich am wenigsten; aber meiner Schwester Kind, Annunciata Ghisberti that's, weil sie verliebt war in den Pomaria. —"

„Der hier als mein Gatte bei mir steht" — sagte lachend die schöne Frau. —

„Mein Gott auch," rief in der größten Verwirrung Malvoglio, „ich weiß nicht, was ich von der Geschichte denken soll? Wär' ich bei meinem Freunde, dem Montefiasconer, gewesen, so dächte ich, es wäre mir sein vortreffliches Tröpflein zu Kopfe gestiegen; aber seit Annunciata weg ist, ist auch das Glück weg. Ich pfeife auf dem letzten Loche, und kann nur noch Sonntags meine Schale Montefiasconer trinken, und das auch nicht mehr lange; dann denke ich, ist es Zeit, daß ich mich hinlege und sterbe."

„Nein, Oheim," sagte fast wehmüthig Annunciata, denn auch in Malvoglio's Worten klang ein Ton der Wehmuth durch — „das sollt Ihr nicht. Gott hat mich gesegnet, und mein guter Gatte wird dem Manne nichts entgehen lassen, der seine Annunciata aufnahm, als ihre Mutter gestorben war, und sie dem Elende und der Schande hätte anheimfallen können."

„Wie sprecht Ihr doch! Seyd Ihr denn Annunciata Ghisberti?"

„Ich sehe wohl, daß ich Euch Alles erzählen muß," sprach das schöne Weib, und setzte sich auf den Schemel, den sie einst eingenommen in früheren Tagen. Sie that es denn auch. Der Alte hörte mit wachsendem Erstaunen der Erzählung zu. Als sie zu Ende war, sagte er:

„Hätte ich das ahnen können, ich würde keine Seelmessen haben lesen lassen; denn sie sind theuer bei dem Patre dei Angeli," sagte Malvoglio. „Aber ich danke meinem Schutzpatron, daß Ihr lebt."

Giambattista hatte, mitunter herzlich lachend, der Unterredung zugehört. Jetzt sagte er zu Malvoglio:

„Verlaßt dies Häuschen und ziehet zu uns. Ihr werdet es gut haben bis an Euer Ende; auch wenn wir wieder an den Rhein zurückkehren."

„Nein," versetzte Malvoglio; „das muthet mir nicht zu. Dies Häuschen ist mir lieb und theuer. Ich will nur hinausgetragen werden; aber wollt Ihr eines alten Mannes Tage vor Mangel schützen, so will ich's nicht verschmähen von Eurer Hand."

Dabei blieb es denn auch, und Pomaria sorgte, daß er seine kräftige Nahrung erhielt, und täglich wieder in die Osteria seines Freundes gehen und mit Annibaldi und Lizzi seine Späße machen konnte, bis eines Morgens Malvoglio das Zeitliche gesegnet hatte. Seine Freunde trugen ihn zu Grabe; seine reichen Verwandten folgten der Leiche, und seine Nachbarn beklagten es, daß sie die spukige Gestalt nicht mehr vorüberwandeln oder taumeln sehen konnten. Der

Montefiasconer aber sagte: „Ich habe meinen besten Kunden verloren." Und das war eine Wahrheit. —

Nachdem Pomaria mehrere Jahre des Handels Geschäfte für die Innung in Asti besorgt hatte, kehrte er nach Bingen zurück, und brachte zwei Kindlein mit und ein Weib, das noch schöner geworden war, denn früher. Alle Spuren der Zerstörung waren verschwunden in Bingen, und die Stadt war schöner aus ihren Trümmern entstanden. Von Ritter Brömser vernahm man nichts mehr. Wahrscheinlich war er in einer Fehde gefallen. Weinert war bei dem Sturme der Stadt gefallen.

Der tapfere Kunz sagte dem Kriegshandwerk Valet, heirathete seine Martha und nährte sich redlich, nicht wenig gefördert durch die Wohlthaten einer schönen Frau, die er einst als Knaben im Kahne gen Aßmannshausen gefahren in jener Nacht, die ihres Glückes nächste Veranlassung geworden, aber stets im Andenken fortlebte als die schrecklichste „Nacht von Bingen."

M. O. von Horn.

Alicante.

Im Augenblick, wo die Aufmerksamkeit für die spanischen Angelegenheiten hauptsächlich auf Alicante, den Hauptpunkt des so eben ausgebrochenen Aufstandes, gerichtet ist, glauben wir unsern Lesern Vergnügen zu machen, indem wir ihnen eine kurzgefaßte Beschreibung dieser Stadt geben, so wie deren historische Erinnerungen zurückrufen.

Alicante, Hauptort der Provinz dieses Namens, ist eine Stadt von 25,000 Einwohnern und liegt am Fuße eines hohen Berges, am Eingang einer großen und sicheren Bucht, jedoch voller Untiefen. Ihr Name kam öfters in den Kämpfen vor, deren Schauplatz die Halbinsel war. In dem Successionskrieg erklärte sie sich entschieden für die Sache Philipps V. Die Engländer griffen sie 1706 an; sie mußte sich nach einem hartnäckigen Widerstand ergeben. Im Jahr 1708 wurde die englische Garnison ihrerseits von den verbündeten Truppen, unter dem Kommando des Marquis von Asfelt, belagert, und sie mußte sich zugleich gegen die dem Hause Bourbon treugebliebenen Einwohner vertheidigen, was den englischen Kommandanten nöthigte, den Platz aufzugeben und sich in das Schloß zurückzuziehen, wo er während fünf Monaten Stand hielt, nach deren Verlauf er sich in der Nothwendigkeit sah, zu unterhandeln, indem die Belagerer durch Pulverminen einen Theil des Schlosses zerstört hatten und mit dessen gänzlicher Vernichtung drohten.

In den Kriegen von 1808 bis 1813 wurde Alicante nie von den Franzosen besetzt. Nach der Einnahme von Valencia im Januar 1812 faßte der Marschall Suchet den Vorsatz, sich dieser Stadt zu bemächtigen. Demzufolge gab er dem General Montbrun Befehl, sich schnell dahin zu begeben und einen Handstreich zu versuchen; allein General Mahy hatte sich von der Armee Blacke's getrennt und sich nach Alicante zurückgezogen und so die Vertheidigung des Platzes gesichert. Nach diesem fruchtlosen Versuch schickte Marschall Suchet den General Harispe ab, um den spanischen Streitkräften, die sich unter dem Schutze der Plätze von Carthagena und Alicante von neuem bildeten, die Spitze zu bieten. Die Umgegend dieser Stadt wurde alsdann der Schauplatz von täglichen Kämpfen und mehreren wichtigen Treffen.

Den 20. Juli 1811 griff der spanische General D. José O'Donnell, an der Spitze von 12,000 Mann, die französische Linie an, die sich von dem Dorf von Castalla bis Alcoy erstreckte. Die Spanier wurden überall zurückgeschlagen und ließen 2000 Gefangene, mehrere Fahnen und Kanonen in der Gewalt der Franzosen. General Mosclop, dessen Tod vor kurzem stattfand, und der damals Chef des Generalstabs war, that in diesem Treffen Wunder der Tapferkeit, und der General Harispe führte damals das Oberkommando. Nach dieser Schlacht, die den General O'Donnell um sein Kommando brachte, zogen sich die spanischen Truppen nach Alicante zurück.

Die Umgegend von Alicante ist nicht sehr bewohnt, jedoch zählt die Provinz überhaupt eine Bevölkerung von ungefähr 400,000 Einwohner. Die vornehmsten Städte sind: Alcoy, Denia, Orihuela und Villena.

Mannichfaltigkeiten.

(Neu-Freiburg.) Die Revue Suisse in Lausanne hat eine Korrespondenz aus Neu-Freiburg in Brasilien, die über den Zustand und die Lebensweise dieser schweizerischen Kolonie einige interessante Mittheilungen enthält. Neu-Freiburg (Novo-Friborgo) wurde im Jahr 1820 von 1600 Schweizern gegründet, die meistens aus den Kantonen Freiburg und Bern ausgewandert waren. Diese Bevölkerung der Kolonie ist im Verlaufe der Zeit größtentheils eine andere geworden, indem kaum 700 schweizerische Abkömmlinge daselbst geblieben sind; die übrigen haben sich auf anderen Ländereien, die vortheilhafter anzubauen sind, oder in der Hauptstadt des Kaiserthums angesiedelt. Sie wurden durch Deutsche, andere Fremde oder Eingeborene ersetzt. Das gesunde Klima dieses Bezirks macht ihn zu einem angenehmen Sommeraufenthalt. Die meisten Schweizer sind in Neu-Freiburg katholisch geworden, sie haben einen Pfarrer, Vikar und eine Kirche. Die protestantische Pfarrgemeinde besteht fast lediglich aus Deutschen; der deutsche Pastor, der ihr vorsteht, predigt in einem Saale, da diese Gemeinde noch keine Kirche hat. Der katholische Gottesdienst für die Fremden wird nicht in der Kirche, sondern in einem eigens dafür eingerichteten Hause gefeiert, wo der Betsaal nach Belieben in einen Tanzsaal oder in ein Theater umgewandelt wird. Die Theaterstücke werden gewöhnlich von Zöglingen des Pensionats aufgeführt. Herr Frenze, ein Engländer, hat nämlich eine Privatanstalt errichtet, die von etwa 40 Zöglingen besucht ist. Uebrigens fehlt es Neu-Freiburg noch an vielen Bequemlichkeiten des Lebens und des Verkehrs, namentlich an guten Straßen.

(Brüssel, 13. Febr.) Der berühmte deutsche Klavierspieler Dreyschock ist noch hier, gab bereits im Saale Vaux-Hall zwei Konzerte und erregte durch Originalität seines Spiels, das bekanntlich im langen Anhalten des Tones und in der Fertigkeit seiner linken Hand besteht, auch hier große Bewunderung, besonders unter den Kunstkennern. Liest man alle die Programme der zahlreichen Hof-Feste, Adelsbälle, Konzerte,

Kunstlotterien, Bazars x., die in diesem Winter hier stattfanden und Hunderttausende kosteten, so könnte man glauben, wir lebten wie im Himmel. Allein das ist Täuschung, wenn man die Kammervorträge prüft. Das Elend unter der arbeitenden Klasse ist schrecklich und nur der Mangel ihrer Bildung schützt uns vor Gefahren.

(Aus Sicilien, 27. Jan.) Es scheint, daß Thalberg lauten allgemeinen Beifall in Palermo davongetragen; er soll sich daher entschlossen haben, diesen Carneval über noch einige Mal sich hören zu lassen; dies und die Anwesenheit mehrerer ausgezeichneten Fremden, vorzüglich Russen und Engländer, mag dazu beitragen, auch das Leben in unserer Hauptstadt in etwas zu erheitern.

Der Centralverein homöopathischer Aerzte, und im Namen desselben Dr. Rummel in Magdeburg fordert zu Beiträgen auf, um dem verstorbenen Samuel Hahnemann ein ehernes Denkmal zu errichten. Es heißt in dem Aufrufe unter Anderm: „Uns, seine Zeitgenossen, Aerzte und Laien, mahnt eine Pflicht gegen uns selbst, nämlich die, der Mit- und Nachwelt zu zeigen, daß wir dankbar den „größten Wohlthäter der Menschheit" erkannten, daß wir den Spott, den Hohn und die Verfolgung, welche er erlitt, tief und schmerzlich empfanden, und durch äußere Ehre und Anerkennung zu vergelten suchen."

(Dresden.) Eine Uebersicht des Vereines für Arbeit- und Arbeiter-Nachweisung, welcher unter dem Schutze Ihrer Majestät der Königin steht, weist nach, daß im Laufe des verflossenen Jahres Arbeit suchten 1091 Personen, Arbeiter gesucht wurden 1918 Personen, Arbeit erhielten, und zwar fest, 431 und auf Zeit 1329, zusammen 1760 Personen. In den Jahren 1841, 1842 und 1843 sind 4035 Gesuche um Arbeit, 6139 Gesuche um Arbeiter, 10,174 Gesuche überhaupt angenommen, in Folge dessen 1438 Arbeiter in feste Dienste, 3639 Arbeiter in einstweilige Dienste, 5077 Arbeiter überhaupt untergebracht worden.

Die neapolitanische Staatszeitung vom 30. Jan. l. J. bringt einen beglaubigten Bericht folgender Natur: Giacomo Patermo, Arbeiter in der Schwefelgrube von Sommatino (Provinz Coltanisetta in Sicilien), welche dem Principe di Trabia gehört, wurde am 8. Nov. des vorigen Jahrs bei einem Einsturz der Grube verschüttet, lebte 18 Tage lang in der Dunkelheit ohne Nahrung, nur spärlich seine Lippen mit der hin und wieder ausschwitzenden Feuchtigkeit netzend, und kam endlich, freilich wie ein Gespenst, nach unaufhörlichem vorsichtigem Umherkriechen in den ausgedehnten Räumen durch einen engen Spalt wieder an das Licht des Tages zu seinen Gefährten, welche sich vergeblich bemüht hatten, die verschütteten Massen hinwegzuräumen. Gleichzeitig geschieht einer noch jetzt in Guardia-Reg ia lebenden Donna Maria de Francesca Erwähnung, welche in dem sogenannten Erdbeben von Santa Anna verschüttet und am elften Tage wieder ausgegraben wurde. Auch diese soll nicht von Hunger, wohl aber von Durst gepeinigt worden seyn.

Ein großes elegantes Gebäude ist dicht oberhalb der sogenannten Eremitage auf dem Vesuv erbaut worden. Es führt den Namen Real Osservatorio meteorologico Vesuviano, und wird der ausgezeichneten Direktion der Sternwarte zu Neapel untergeordnet werden. Bei der im nächsten Jahre stattfindenden Versammlung der italienischen Naturforscher in Neapel wird es den Physikern, Geologen und Mineralogen einen interessanten Stützpunkt für ihre mannichfachen Beobachtungen darbieten. Für die königl. Familie und fremde fürstliche Personen sollen in demselben Gebäude einige Zimmer zum Uebernachten eingerichtet werden. Eine bequeme Fahrstraße bis zu dieser Höhe (1954 Fuß) wird hoffentlich bald vollendet seyn.

(Verein für hessische Geschichte und Landeskunde.) Kassel, 7. Febr. Hr. Direktor v. Rommel eröffnete die heutige Zusammenkunft mit einem Vortrage, worin er ausführte, daß es eben so zeitgemäß, als wünschenswerth sey, die zahlreichen in die deutsche Militärsprache übergegangenen fremden Bezeichnungen durch deutsche zu ersetzen, zu welchem Zwecke er eine Reihe von Vorschlägen zur Begutachtung vorlegte. Nachdem hierauf Hr. v. Ditfurth über die Vorbereitungen zu dem für die unter der westphälischen Regierung erschossenen Patrioten projectirten Denkmale Auskunft gegeben, — theilte Hr. Pfarrer Hofmeister von Nordshausen eine Schilderung schmalkaldischer Sitten und Gebräuche und einige dortige Volkssagen mit. Zum Schlusse verlas Hr. Archivar Landau eine Korrespondenz zwischen dem Landgrafen Moriz und seinen geheimen Räthen.

Im Hospitale zu Lisieux in Frankreich starb am 26. Jan. ein Narr, Namens Peter Lemoine, 81 Jahre alt. In Folge der ersten französischen Revolution verwirrten sich seine Ideen so, daß er in einem Alter von 30 Jahren wüthend wurde. Er blieb seitdem, also 51 Jahre lang, in einer Zelle von $2^1/_2$ Metres (10 hessischen Fuß) in's Gevierte eingeschlossen, welche nur durch zwei vergitterte Oeffnungen von 15 Centimetres (6 hess. Zoll) Breite und Höhe Licht und Luft erhielt. Er hatte nur die Instincte eines Thiers beibehalten und duldete keine Kleider an sich, trotz der Strenge des Winters. In diesem fürchterlichen Zustande verlebte er die lange Zeit, ohne krank zu werden. Erst in den letzten Jahren, als das Alter seine Wuth etwas gemildert, duldete er Kleider und legte sich in ein Bett. Eine fromme Schwester hatte diesen Einfluß auf ihn ausgeübt und es so weit gebracht, daß man ihm auch vor einigen Jahren die Ketten abnehmen konnte. Wenn ihm ein Wuthanfall kam, warnte er sie zuvor durch die Worte: „Entferne dich!"

(Scharfsinn der Ratten.) Der Scharfsinn und die Behutsamkeit der Ratten sind beinahe sprüchwörtlich geworden und verdienen auch alle Bewunderung. Eine Anekdote, deren Wahrheit der Erzähler verbürgt, vermag diese noch in ein näheres Licht zu setzen. In einer Speiskammer stand eine offene Kiste, in welcher mehrere Flaschen feines Provencer-Oel aufbewahrt wurden. Als man eines Tages eine davon holen wollte, bemerkte man, daß das Stück Blase, die Baumwolle und der Kork, womit die Flasche verschlossen war, fehlten, und ein großer Theil des Oels ebenfalls aus der Flasche verschwunden war. Man verwahrte diese auf's neue, füllte die Flasche wieder auf und stellte sie an ihren vorigen Ort. Am andern Morgen aber war zum größten Erstaunen des Eigenthümers der Stöpsel von neuem entfernt und die Flasche wiederum halb geleert. Man wiederholte denselben Prozeß, suchte aber diesmal zu er-

fahren, wie dieses unbegreifliche Verschwinden des Oels wohl zugehe, und beobachtete von einem Nebenzimmer aus die Kiste durch ein kleines Fensterchen. Als Alles wieder ruhig geworden war, sah man, wie mehrere Ratten in die Kiste drangen, den Stöpsel eben so kunstgerecht als mühelos entfernten, alsdann ihre Schwänze in den Hals der Flasche steckten und beim Herausziehen das Oel ableckten, das daran hängen geblieben war.

(Naturgeschichtliches.) In der Versammlung der Gesellschaft naturforschender Freunde in Berlin vom 16. Jan. zeigte Dr. Dieffenbach, der als Gast anwesend war, zwei aus dem Körper einer Raupe unter dem Kopfende hervorgewachsene, 6 bis 8 Zoll lange Pilze vor, die er aus Neuseeland mitgebracht hatte. Hr. Ehrenberg theilte aus einem anderen Briefe des Dr. Peters aus Mozambique vom September v. J. Nachrichten über das Wohlbefinden und über die bis jetzt schon dort unternommenen wissenschaftlichen Arbeiten dieses Reisenden mit. Darauf sprach derselbe über seine bereits 1838 vor Hrn. Bowerbank's Nachrichten mitgetheilte Beobachtung, daß auch die innere Feuersteinmasse, der Steinkern von See-Igeln, mit Polythaamien und Infusorien sehr dicht angefüllt sey.

Ein sehr betrübendes Ereigniß hat kürzlich in der Fabrik von chemischen Produkten, die in der Nähe von Nantes errichtet ist, stattgefunden. Sechzehn Arbeiter waren damit beschäftigt, eine der Kammern der Fabrik auszukehren, deren Boden aus Blei besteht; sie verspürten bald die Wirkung giftiger Ausdünstungen und verließen eiligst diese Kammer. Jedoch war das Uebel vollendet, die sechzehn Arbeiter waren vergiftet und man beeiferte sich, ihnen alle Hülfsmittel darzubringen, welche ihr Zustand erheischte. Zwei dieser Unglücklichen sind mit Tod abgegangen, die vierzehn andern hoffte man zu retten.

(Einläufe des Münchener Tagblattes.) Ein Fräulein — 43 Jahre alt — pflegt sich statt mit Wasser stets mit parfümirtem Oel zu waschen. Der Einsender meint, ist das Fräulein auch nicht verehelicht, so ist sie doch veröhlicht.

(Gleichniß.) Wie läßt sich ein Buchhändler und Verleger mit einer geschminkten Dame vergleichen? — Beide legen auf, jener, wenn das Alte abgesetzt ist, diese — um das Alte abzusetzen.

Korrespondenz.

Fulda, 15. Febr.

Am 13. d. Mts. erwarteten die Ehefrau Barbara, geb. Apell, aus Kassel nebst ihrer ältesten 15jährigen Tochter Marianna im hiesigen Gasthause zur Sonne ihren von einer 9wöchentlichen Kunstreise zurück kehren sollenden Gatten und Vater, den Musikus Franz Michel Scheling von hier. Der Omnibuswagen, mit welchem der heiß Ersehnte ankommen und auch einige Mittel des ferneren Unterhalts für die ganz arme Gattin und 5 Kinder mitbringen sollte, fährt Abends 11 Uhr an. Die Passagiere steigen bis auf einen, den heiß Ersehnten, aus; er sitzt auch nicht im Wagen, obgleich er vor der Stadt noch gesprochen und über Frost geklagt hatte. Der Wagen wird untersucht und auf dessen Boden der Leichnam des entseelten Gatten und Vaters gefunden; der Amtsarzt erklärte ihn für todt und man bringt ihn, statt in seine Familien-Wohnung, in jene der Todten, in das Leichenhaus. — Einsender kam dazu; unbeschreiblich war der Jammer der Wittwe und der nun vaterlosen Waise, die einen todten Gatten und Vater in Empfang genommen hatten; der Verzweiflung nahe, fanden die Trostsprüche aller Umstehenden kein Gehör bei ihnen. Doch gelang es mir, sie durch die feste Versicherung zu beruhigen, Gott, der Allbarmherzige, werde die Herzen ihrer Mitmenschen erweichen, die immer dazu bereite Mildthätigkeit würde bei diesem außerordentlichen Unglücksfalle die Härte des Schicksals mildern, das sie so eben betroffen habe. Der Verblichene war auf der Reise schon längere Zeit krank gewesen; die ganz vermögenslose Wittwe fand seine noch in zwei Kreuzern bestehende Baarschaft bei ihm!

Buchstabenräthsel.

Acht Zeichen nennen einen Mann,
Der für die Wissenschaft sehr viel gethan.
Und durch Versetzung dieser Acht
Wird Mancherlei zu Wort gebracht. —

Ein Ding, das niemals Ecken hat,
Ein Fluß an einer Königsstadt,
Was ungern Aufschub nur verträgt,
Was oft den Ast vom Baume schlägt,
Ein Ding, was man stets doppelt braucht,
Was Nahrung aus der Blume saugt,
Was kränkelnd oft danieder liegt,
Was jedes Hinderniß besiegt,
Was sich in jedem Buche findet,
Was leicht dem Suchenden verschwindet,
Ein kleines Wörtchen, das verneint,
Ein anderes, das oft erscheint,
Ein Schutz vor warmem Sonnenbrand,
Ein Feuer aus der Höh' gesandt,
Ein Ding, das niemals stille steht,
Ein Netz, in das der Fisch oft geht,
Ein Fluß, aus alter Zeit bekannt,
Dann ein Metall, schwer in der Hand,
Und endlich, was der Linie gleicht. —
Nun rathe, Freund, es ist nicht leicht!
Und ist der Mann dir unbekannt,
Obgleich berühmt im Vaterland,
So nenn' ich Leipzig dir als Stadt,
Wo seine Wieg' gestanden hat,
Doch sind es fast zweihundert Jahr',
Da er alldort geboren war.
Gleich groß als Mathematikus,
War er als Philosoph. — Doch muß
Ich eilen zu des Räthsels Schluß;
Sonst wird dir offenbar der Sinn,
Eh' ich mit Reimen fertig bin.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 21. Febr. (Zum Vortheil der Pensions-Anstalt): Die Zauberflöte, große Oper in 2 Abth., von Mozart. (Letzte Gastrolle) Königin der Nacht: Mad. Lehmann-Rauch, vom großh. Hoftheater in Mannheim.

Donnerstag, 22. Febr. Ein Glas Wasser, oder: Ursachen und Wirkungen, Lustspiel in 5 Abth., von Scribe, übersetzt von Cosmar.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Hesse und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 54. Freitag, den 23. Februar 1844.

Mainsagen.

28. Der Kürlesgarten, im Taubergrund bei Werthheim.

Hoch ging es her an Bischof Gerhard's Tische,
In langen Reihen saß der Gäste Schaar,
Auf Silberschüsseln prangten ries'ge Fische
Und Wildpret, das des Waldes Zierde war;
Dazu entrieselte der Wein, der frische,
Im Keller aufgespeichert manches Jahr,
Floß aus den Fässern nur der beste heute,
Und stimmte jedes Herz zu lauter Freude.

Unter den Gästen hob sich wie ein Riese
Der wilde Kunz von Rosenberg empor,
Zwei Männer schleppten schwer an seinem Spieße,
Und fünf Schuh maß das Schwert, das er erkor;
Schon Manchen streckte er todt auf die Wiese,
Vor seiner Kraft erlag der Ritter Flor,
Er achtete nicht Zucht, nicht sanfte Sitte,
Und lebt' ein Unthier in der Menschen Mitte.

Auch heut, bei Würzburg's Bischof, als der Reben
Flüssiges Feuer ihm zu Kopfe stieg,
Prahlt' er von Weibern, die sich ihm ergeben,
Und scherzte laut von manchem Liebessieg,
Verspottete das zarte Eheleben,
Und pries dagegen, was ihm bot der Krieg. —
Doch als er Werthheim's Weib gelästert hatte,
Erhob sich zornerfüllt der Reinen Gatte,

Und warf den Fehdehandschuh hin dem Frechen,
Rief ihn zum Kampf auf Leben und auf Tod.
Voll Gift sprach Rosenberg: „Du willst Dich rächen,
„Du kleiner Schäfer, weiß und rosenroth?
„Doch gut, auch Dich kann noch mein Schwert durchstechen,
„Das Manchem schon ein schnelles Ende bot,
„Hielt' mich nicht Schüssel und Pokal gebunden,
„So lägst Du jetzt schon da in Blut und Wunden!"

„Doch in drei Tagen werd' ich zu Dir kommen,
„Bis dahin mach' zum Sterben Dich bereit! —"
Der Bischof und die Gäste, schwer beklommen,
Vermitteln wollen sie den bösen Streit.
„Blut will die Rede, welche Ihr vernommen,"
Spricht der gekränkte Mann voll Heftigkeit,
„Und Asmus, Graf von Werthheim, wird nie zagen,
„Das Leben für sein edles Weib zu wagen!"

Von Vater, Weib und Kindern, treuen Schaaren
Der Diener froh begrüßt, kehrt er nach Haus,
Doch als vom nahen Zweikampf sie erfahren,
Da brechen Schreck und laute Klagen aus.
Sein Vater spricht, ein Greis mit Silberhaaren:
„Du bist ein Werthheim, kennst nicht Todesgraus!"
Die Gräfin aber ruft mit bitter'm Weinen:
„So raubt der Himmel Dich so früh den Deinen!"

Ernst spricht der Graf: „Gott kann den Sieg auch geben
„Dem schwächern Arm, er wehrt der bösen That,
„In seine Hand befehle ich mein Leben!
„Der David schützte gegen Goliath,
„Der wird auch mich in diesem Kampf umschweben!" —
Und solcher frommen Worte guter Saat
Entwächst Vertrau'n und Hoffnung in den Seinen —
Doch ihm auch soll ein schöner Trost erscheinen.

Unruhig schlummernd, sieht er durch drei Nächte
Den heiligen Georg vor sich im Traum,
Die Kreuzesfahne schwinget seine Rechte,
Und seine Füße trägt ein Wolkensaum.
„Ich schwebe schützend um Dich im Gefechte,
„Und bring' Dir Sieg, gieb keinen Sorgen Raum,
„Gekommen ist des wilden Sünders Stunde!"
So tönt es lieblich von des Heil'gen Munde.

Wohl fühlt erwachend Asmus, wie ihn laben
Die Trosteswort von des Himmels Thron,
Und als die Stunden sich die Hände gaben
Und bis zur Zeit des Kampfes hingefloh'n,
Segnet er liebend seine holden Knaben,
Küßt seinen Vater als ein treuer Sohn,
Umarmt sein frommes Weib dann fest und lange,
Und läßt sich wappnen zu dem ernsten Gange.

Die Gräfin aber läßt den Bürgern künden,
Welch schwerer Kampf den edlen Mann bedroht,
Und fleht: Gebet im Herzen zu entzünden,
Von ihm dadurch zu wenden frühen Tod,
Von ihm, dem Edlen, der ein Feind der Sünden,
Den Armen Retter war aus jeder Noth.
Sie spricht: „Hört ihr vom Schloß das Glöckchen läuten,
„So wißt ihr seine Mahnung wohl zu deuten!"

Als von dem Thurm, aus dunkeln Epheuranken,
Jetzt drei Uhr schlug der Glocke eh'rner Mund,
Steh'n Rosenberg und Werthheim in den Schranken
Im Kürlesgarten in dem Taubergrund.
Der Helmsturz sinkt, und schnell, wie die Gedanken,
Flammt auch das Schwert, hebt sich des Schildes Rund,
Stolz regen sich die stahlumhüllten Glieder,
Und in den Bergen hallt der Schwerthieb wieder.

Da tönt Geläute von des Schloßthurms Zinnen,
Und Vater, Weib und Kinder knieen hin,
Den Sieg durch heißes Beten zu gewinnen,
Und jede Lippe bebt: „Gott, schütze ihn!"
Der Seufzer tönet und die Thränen rinnen:
„O, laß gewissem Tode ihn entflieh'n!"
Und wie vom Schloß die Glockentöne ziehen,
Liegt auch in Werthheim Alles auf den Knieen.

Doch in dem Thale kreuzen sich die Klingen —
Jetzt fängt sie auf der Schilde breiter Rand,
Hier gleiten sie von engen Eisenringen,
Dort stürzt ein Hieb den Helmbusch in den Sand,
Das Panzerhemd zerbricht, die Schienen springen,
Hier rieselt Blut über des Helmes Band,
Und wüthend zischen hoch herab die Streiche,
Mächtig, als ford're jeder eine Leiche.

Jetzt Rosenberg, jetzt nahet Deine Stunde —
Des Grafen Flamberg zischt und Funken flieh'n,
Dem Gegner schlägt er eine tiefe Wunde,
Und rasselnd stürzt der freche Riese hin.
Asmus löst ihm den Helm, beugt sich zum Munde
Des Unterliegenden und fraget ihn:
„Fühlst Du ob Deiner frechen Rede Reue?"
Doch Kunz knirscht: „Nein, ein Narr nur glaubt an Treue!"

Da rieselt Kraftgefühl durch Asmus Glieder,
Er faßt den Sträubenden, spricht: „Ich erbarm'
„Mich Deiner!" trägt ihn zu der Tauber nieder —
Da drängt herbei der frohen Bürger Schwarm
Und Jubelruf schallt aus der Stadt, tönt wieder
Vom hohen Schloß, als sie des Grafen Arm
Dreimal den Feind seh'n tauchen in die Wellen,
Und dann hoch an das Gegenufer schnellen.

Die Wunde brachte nicht den Tod dem Riesen,
Doch tief gebeuget war sein stolzer Muth;
Er zog davon in Schlacht und Blutvergießen
Und zehrte hin in selbstverbiss'ner Wuth.

Graf Asmus aber und die Seinen ließen
Nicht ab, dem Herrn zu danken mild und gut,
Und um des fürchterlichen Kampfes Stunde
Tönte das Glöckchen täglich in die Runde.

Noch jetzt, wo über Werthheim's Paradiese
Die warme Mittagssonne segnend schwebt,
Und über Weingebirg, Waldung und Wiese
Der Vögel bunter Chor sich jubelnd hebt,
Manch Schifflein auf dem Mainstrom bald auf diese
Und bald auf jene Seite segelnd strebt,
Ertönet, bei der dritten Stunde Schlage,
Vom Thurm der Schall des Glöckchens alle Tage.

Der Karneval in Karlsruhe.

△ Karlsruhe, 20. Febr.

Noch ist der Faschings-Dienstag nicht ganz vorüber und doch will es Vielen bedünken, als wäre es genug und übergenug an unserem Karneval! Zwar waren die beiden ersten Tage ziemlich gut, der Zug gelungen und hübsch, aber drei Tage durchaus zu tollen, dazu gehört schon ein ganz besonders frischer Lebensmuth, der nicht Jedem gegeben ist. Heute geht es allerdings noch ziemlich lebhaft; aber man kann doch sagen, der Karneval wäre schöner gewesen, wenn er gestern schon sein Ende erreicht hätte. — Am Sonntag Abend hatte König Hanswurst seinen Einzug gehalten und sein Absteigequartier im Zähringer Hof genommen, der am Abend dieses Tages festlich beleuchtet und mit der Transparent-Inschrift: „Er ist da" versehen war. Die Esel für die im Festzugs-Programm aufgeführten Eselsritter waren schon am Mittage von Baden angelangt und wurden Nachmittags vom Departement der närrischen Angelegenheiten zur Besichtigung der Merkwürdigkeiten von Karlsruhe in der Stadt herumgeführt. Vor dem Haber'schen Hause, dem Academiegebäude, der neuen Reiterkaserne, die dem Spott und der Kritik schon vielfach ein Ziel, und andern Orten wurde Halt gemacht und eine eben so interessante, als witzige Erklärung begann, bei der manche Blöße unserer Privat- und öffentlichen Zustände aufgedeckt wurde. — Am Montag strömte es zu allen Thoren herein mit zahllosen Fremden und Bewohnern der Umgegend. Die Tagwache der Zopfmiliz, gefolgt von der müßigen Schuljugend, weckte verspätete Schläfer und lud die Angehörigen des Narrenreichs zur Narrenburg, von wo aus um 10 Uhr sich der Zug durch die Hauptstraßen der Stadt, am großherzogl. Residenzschlosse vorüber in Bewegung setzte und nach 12 Uhr auf dem Marktplatze anlangte, wo Tribünen für die Zuschauer errichtet und für die Hofhaltung des Narrenkönigs die nöthigen Vorbereitungen getroffen, auch ein Lager für die Zopfmiliz aufgeschlagen war. Den Zug selbst eröffneten drei Sapeure der Zopfmiliz mit martialischen Bärten, so wie die Tambours und eine türkisch gekleidete Musik. Hierauf folgte der Generalissimus nebst Gemahlin, Adjutanten und Ordonnanzreitern, sodann die Zopfmiliz selbst in geschlossenen Reihen mit Marketenderin und Fahne. Die zweite Abtheilung eröffnete ein Zugführer, der Reichsfähndrich mit der großen Narrenfahne, die Eselsritter in Turnierrüstung (äußerst drollig anzuschauen mit

ihren Thieren und deren Treibern), Harlekins, Oberhof- und Hofschargen Sr. närrischen Maj., die Lanzknechtgarde und endlich Se. Maj. selbst auf dem von sechs Pferden gezogenen Thronwagen, auf welchem, an die vier Säulen des Throns gelehnt, vier Pagen standen. Die dritte Abtheilung eröffnete wiederum ein stattlicher Marschall und ein Musikkorps, dem die Gesandtschaften aus dem Götterreiche, aus „Kahlmuckenland", aus Krähwinkel (der Hr. Bürgermeister, Rathschreiber und Nachtwächter) und eine Deputation der Tollheit folgten. Der deutsche Admiral in dem Luftschiff, der beinahe nicht von der Stelle kam, versinnbildlichte gut den traurigen Zustand, in der sich noch die deutsche Flotte befindet. Das wilde Heer zu Pferde, die wilde Sau auf einem Wagen und die deutsche Schnecke, Hackelberg und Jagdgenossen, der wilde Mann und die zehn Pfannenstielhauser Hansel schlossen den hintern Zug, der sich wirklich recht gut ausnahm und bei dem Alles so ziemlich in einander griff. Eine Schenke mit lustigen Gesellen auf einem Wagen erregte viele Heiterkeit. Das Kindernarrenreich hätte füglich wegbleiben können. Auf dem Marktplatz herrschte den ganzen Tag munteres Wogen und Gewimmel einer zahllosen Menschenmenge, sämmtliche Fenster und Balkone zeigten Kopf an Kopf und so lange die Spiele am Hofe des Narrenkönigs währten, worunter das Turnier der Eselsritter unstreitig das drolligste war, schien die Aufmerksamkeit nicht getheilt, bis nach 2 Uhr Alles zu Tische eilte und zerstob. So ruhig und ordnungsmäßig auch im Ganzen sich Alles gestaltete, haben wir doch zwei Unglücksfälle zu beklagen. Ein Kind wurde von einem Reiter des wilden Heers, der nicht mehr im nüchternen Zustande war, überritten und Abends ein Laternenputzer von einem Wagen überfahren. — Heute beschränkt sich die Festlichkeit auf die Zopfmiliz und deren Treiben, so wie auf die Maskenbälle am Abend.

Der Faschingsmontag in Mainz.

** Mainz, 20. Februar.

Der zweite Tag unseres Karnevals war von gleich schönem Wetter begünstigt, wie der erste. Man sah es wohl, daß die Götter hier ihren Triumph feierten.

Am frühen Morgen schon waren die Straßen belebt; Dampfschiffe und Eisenbahn wetteiferten mit Eil- und Postwagen in Zuführung von Fremden. In allen Stadtgegenden, besonders aber in den nach dem Schloßplatze führenden, zeigte sich ein Gedränge von Theilnehmern am Zuge und von Schaulustigen, das mit jeder Minute zunahm. Gardisten zu Fuß und zu Pferd, Harlekins und Offiziere, Prinzen und Damen in Wagen und auf Rossen, Träger von Fahnen und von Inschriften, Wagen mit Schauspielern und Musikern durchkreuzten einander und hemmten auf Augenblicke die Communikation. Nichts sah man, als fröhliche Gesichter. Alle hatten sich der Freude hingegeben; die Sorgen waren verscheucht; Heiterkeit und Einigkeit, der Wahlspruch unserer Narrengesellschaft, hatte alle Gemüther durchdrungen; er war eine Wahrheit geworden.

Um 10 Uhr setzte sich der Olymp mit den Göttern, den verehrungswürdigen Zeus in der Mitte, auf einem mit sechs Pferden bespannten, scheinbar in den Wolken schwebenden Wagen, in Bewegung. Er fuhr aus dem Rheinischen Hofe, dem Hauptquartiere der Gottheiten, nach dem Sammelplatze, wo die Unsterblichen von einer sehnlich sie erwartenden Menge begrüßt wurden.

Alle Anstalten zum Festzuge waren bereits getroffen, man harrte nur ihrer. Jetzt setzte man sich in Bewegung. Voran schritten die Träger des Karnevals-Wappens, die Trompeter, die Generalität, die Garde zu Fuß und zu Pferde mit Fahnen und Musik; reich uniformirte, rüstige Männer, denen man ansah, daß sie seit Monaten ihrer Leiber gepflegt und sich von ihrem Sommerfeldzuge gänzlich erholt hatten. Sterne und Orden, Zeichen ihrer Tapferkeit, waren an ihnen verschwendet. Das 19. Jahrhundert, dargestellt durch einen jungen Herrn und eine junge Dame in Wagen, mit Gefolge von Schlewitzen und Filzbachern, Künstlern und Erfindern, zieht dem großen Weltgeiste, dem Hans Dampf, einem Riesen, mit Feuer im Leibe und Dampf im Kopfe, der in dicken Wolken aufsteigt, voran. Stocher, Zwerge neben dem Ungeheuer, sind ohne Aufhören mit Schüren des Feuers und Erzeugung des Dampfes beschäftigt. Prinz Karnevals glückliche Großmutter, eine reichgeschmückte bejahrte Dame, die Süßigkeiten unter das Volk wirft und mit gütigen Blicken die hundertfachen Grüße erwiedert, fährt in einer Staatskarosse, umgeben von Dienern zu Fuß und zu Pferd, einher und nach ihr kömmt der Prinz, ihr Enkel, ein schön gewachsener Junge, groß für sein Alter, mit einer Dame zu Pferd, wie man sagt, seiner Schwester, beide reich geschmückt, umgeben von Wachen und Löffel-Rittern mit ihrem Anführer, dem berühmten Gottfried von Bouillon.

Nun erscheint der olympische Wagen mit dem Donnergotte, dem kräftigen, graubärtigen, mit Juno, Venus und Pallas, mit Merkur, Neptun und Vulkan. Auf demselben Wagen auch Oelgrün, Hampelmann und Nante, die Repräsentanten der Städte Mainz, Frankfurt und Berlin, die scherzhaften, die Erretter des Menschengeschlechts. Sie erheitern durch Mienen und Sprache Alle, die in ihre Nähe kommen. Der Gedanke des Dichters, diese drei Personen dem diesjährigen Karneval einzuverleiben, war gut ausgedacht und ausgeführt. — Der Domthurm mit einem schwarz umflorten Hahne folgt mit elf Mädchen, die nach Erlösung verlangen; sie werden sie, der Sage zufolge, finden, sobald sie den Hahn geputzt haben. Sie versuchen, an dem Thurme hinaufzuklettern, aber die starke Hand des Wächters und seine Peitsche hindern sie an ihrem Vornehmen. — Franz Lißt mit seinem Klaviere zu Pferd; Fanny Elsler, die Tänzerin zweier Hemisphären, der Dramaturg des Prinzen und die Literaten reiten vor einem hohen, von weitem schon in die Augen fallenden Wagen mit der Inschrift: „Ehe die Kaufleute werden zur Frankfurter Messe geführt, werden sie zu Seligenstadt über den Löffel balbiert." Ein Riesenlöffel hängt an eiserner Kette über dem Wagen, auf dem verführerische Kellnerinnen und listige Aufwärter und Wirthe Platz haben. Ob die Inschrift den Ausdruck einer wahren Begebenheit verwirklicht, oder ob sie nur eine Phantasie des Schreibers ist, das können wir nicht behaupten. Etwas Wahres muß wohl an der Sache seyn. Gelacht wurde viel über den Einfall, und von keinem Wagen wurden so willig Erfrischungen verabreicht, als von diesem. Seligenstadt muß sich guter, aber theurer Wirthschaften erfreuen, wenn das Bild nach der Natur gemalt ist. Eine unglückselige Schauspielertruppe schließt sich hier dem Zuge an. Auf einer Reise nach Alzei und Worms begriffen, konnten sie nichts

Besseres thun, als in dem heute so glücklichen Mainz zu verweilen. Dekorationen, Garderobe und Instrumente liegen durcheinander auf dem Wagen, auf dem eine seltene Sammlung von Jüngern und Töchtern Thaliens essend, trinkend und musizirend stehen und sitzen. Ihr Direktor bedient sich statt des ihm mangelnden Messers zum Brodschneiden des Säbels, mit dem er zugleich denen droht, die sich unterfangen, von rückständiger Gage zu reden. Den Schluß des Zugs machte eine Abtheilung Harlekins und Polichinells und die Garde. Einen großartigen Anblick gewährte derselbe, als er die ganze große Bleiche von oben bis unten einnahm, und man die aus der unzählbaren Menschenmasse hervorragenden Pferde, Fahnen, Inschriften, Wagen und Figuren, so wie den über alle hervorscheinenden Götterwagen sah. Scherze gab es in Menge, jedoch keine gemeine. Alles war Freude und Anstand.

Gegen Mittag traf der Zug auf dem Markte ein, wo schon alle Fenster und Dächer, sogar der Domthurm mit Zuschauern bedeckt waren. Die Spiele begannen; durch die Allgewalt der Götter wurden hier nur Glückliche gemacht; eine kleine Stunde reichte hin, um dieses Wunder zu vollführen.

Um 1 Uhr trat man den Rückzug wieder an, die Gasthöfe am Rhein und in der Stadt wurden jetzt wie im Sturm eingenommen. Die Götter des Olymps lagerten sich an den für sie bereiteten Tafeln im Rheinischen Hofe; das Comité und die Garde schlugen ihr Hauptquartier im Europäischen Hof auf; der Englische, der Holländische, der Hessische und der Frankfurter Hof, die Reichskrone, die Stadt Mainz, das Hotel de Belle vue, die Städte Coblenz und Mannheim, der Bären in Kastel und die vielen sonstigen Gasthöfe, Wirthschaften und Restaurationen konnten kaum die Tausende von auswärtigen und einheimischen Gästen aufnehmen, die sich bei den trefflich und durchaus billigen Tafeln von den Anstrengungen des Tags erholten und unter Kurzweil und Scherzen mit Masken und Unmaskirten, unter Musik und Tanz bis zur letzten Abfahrt der Eisenbahn, oder bis zum Beginne der diesmal mit einer Verloosung verbundenen, außerordentlich stark besuchten Maskenballs die angenehmsten Stunden verlebten. Glückliches, drei Mal glückliches Mainz, du, das während drei Tagen so viele Tausende von zufriedenen und fröhlichen Menschen in deinen Mauern vereinigst und dich rühmen kannst, keinen unbefriedigt entlassen zu haben!

Mannichfaltigkeiten.

Ein Witzbold wurde einer Frau, die zwar sehr schön, aber geistesarm war, vorgestellt, welche sehr freundlich mit ihm sprach. Als man ihn um sein Urtheil über sie befragte, antwortete er: „So lange sie mich nicht ansprach, hat sie mich sehr angesprochen; als sie mich aber angesprochen hatte, sprach sie mich nicht mehr an."

(Die Polizei in Frankreich, in Bezug auf Brot und Wein.) Neuerlich wurden in Paris wieder fünfzehn Bäcker bestraft, der eine, ein Stadtrath, wurde sogar binnen fünf Tagen zwei Mal vorgefordert! — In Rouen wurden 128 Hectolitres Wein auf die Straße geschüttet: das Gebräu floß in die Seine, und das französische Sprüchwort: „das Wasser kehrt stets zum Flusse zurück", paßte auf diesen Fall vortrefflich.

In Biarrits, bei Bayonne, ist am 29. Januar ein Tanzsaal eingestürzt, nachdem wenige Stunden vorher mehr als 200 Personen zu einem Hochzeitsfeste dort versammelt gewesen waren.

Programm des Museums.

Freitag, den 23. Februar.

Neueste Symphonie von Mendelsohn-Bartholdy in A moll. (Auf vieles Verlangen.)

Vorträge des Hrn. Georg Williams, Dramaturg aus Riga; nämlich:

1. Nichts und Etwas von Castelli.
2. Die beiden Gräber, Romanze von Seidl.
3. „Mein Herz, ich will dich fragen" aus dem „Sohn der Wildniß" von Halm; in deutscher, englischer, russischer und französischer Sprache. (Zur Unterscheidung des Sprachencharakters.)
4. Die Brautfahrt von Eichendorf.
5. Die Dioskuren von Franz Röder.
6. Der Kunstreiter von Maltitz.

Der Liebeszauber, Lied von Esser, gesungen von Fräulein Capitain.

Klavierkonzert von Mozart; (nachgelassenes Werk in C dur); vorgetragen von Max Waldhauser.

Gesangvortrag von Herrn Pischek.

Das Veilchen, Lied von Mozart, gesungen von Fräulein Capitain.

Ouverture aus der Oper Semiramis von Catel.

Der Anfang ist um ½ 7 Uhr. — Eintrittskarten zu 1 fl. 30 kr. sind zu haben bei Hrn. Georg Krebs, Zeil, der Post gegenüber.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 22. Febr. Das bemooste Haupt, oder: der lange Israel, Lustspiel in 4 Abth., von R. Benedix.

Samstag, 24. Febr. Die Hochzeit des Figaro, große Oper in 3 Abth., von Mozart.

Montag, 26. Febr. (Zum Vortheile der Fräul. Hermine Rudersdorff): Große Opern-Vorstellung in 4 Abtheilungen: 1) Scenen aus „Lucia von Lammermoor", von Donizetti. 2) Der Kapellmeister von Venedig, oder: der Schein betrügt, musikalisches Quodlibet in 2 Abth., von Breitenstein. 3) Scenen aus der „Belagerung von Corinth", von Rossini. 4) Scenen aus dem „Liebestrank", von Donizetti. Mit aufgehobenem Abonnement.

Redaktion: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 55. Samstag den 24. Februar 1844.

Ein Kampf auf Leben und Tod.

Skizze aus meiner Reisemappe.

Auf einer Fußreise, welche ich vor mehreren Jahren mit einigen guten Freunden unternommen hatte, kamen wir eines Abends in einem Dörfchen an, welches nur ein einziges Wirthshaus besaß. Gefaßt darauf, abermals, wie schon öfters, eine Nacht auf der blossen Streue zubringen zu müssen, traten wir scherzend in die mit einer düster flammenden Holzfackel beleuchtete Stube. Das wüste Getöse, welches uns schon in einiger Entfernung von dem Hause entgegenschallte, verstummte bei unserm Eintritte. Laut bellend stürzte uns ein großer Hund entgegen, und ließ sich nur mit Mühe beschwichtigen. Wir befanden uns in einer ganz niederen, schwarz geräucherten, von einem erstickenden Dunste angefüllten Stube, welche einer Waldhöhle ähnlicher sah, als einer menschlichen Wohnung. Acht bis neun Personen, theils Männer, theils Weiber, saßen um einen mächtigen Kachelofen, die ersteren mit Tabackrauchen, die letzteren mit Spinnen beschäftigt. Einer der Männer war aufgestanden und hatte den Hund beschwichtigt; auf unsere Frage, ob wir hier die Nacht zubringen könnten, erwiederte er kurz: „Wenn Ihr in der Stube auf Stroh schlafen wollt, habe ich nichts dagegen," und hieß uns auf die weitere Frage wegen Essen und Trinken an dem Tische Platz nehmen.

Unsere Augen folgten der Bewegung seiner Hand, und wir gewahrten wirklich, da auch mittlerweile die Holzfackel geputzt worden, in einer Ecke der Höhle oder Stube einen schwerfälligen Tisch. Wir traten näher, und fanden einen Mann an dem Tische sitzen, welcher unstreitig nicht in das Haus gehörte, also ein Reisender, gleich uns, zu seyn schien. Es war ein Mann zwischen 50 und 60 Jahren, in der Tracht der Landleute dortiger Gegend; er begrüßte uns freundlich, als wir uns neben ihm niederließen, und jetzt erst deutlicher sehen konnten, was unseren durch den schnellen Wechsel der Dunkelheit und des Lichtes bei'm Eintritt in die Stube und durch die Wolken des Tabacksdampfes geblendeten Augen verborgen geblieben war.

Die größte Armuth sah überall hervor, und war nur von der allenthalben hervorleuchtenden Unreinlichkeit übertroffen, so daß wir uns gefaßt machten, einen harten Kampf mit unserem Hunger und Durste zu bestehen. Unsere Besorgniß ward bald bestätigt, als der träge Wirth uns in trüben Gläsern einen Trank vorstellte, welchen Einige von uns für Bier, Andere für Obstwein hielten. Einer von uns, welcher seinen Durst nicht bewältigen konnte, faßte den Entschluß, das zu versuchen, was ihm vorgesetzt worden — seine klägliche Miene aber gab uns schlechten Trost. Unschlüssig sahen wir einander an, als der Fremde, den wir angetroffen hatten, uns plötzlich anredete.

„Meine Herren," sagte er, „Sie sind wohl gleich mir überzeugt, daß wir hier nicht zum besten aufgehoben sind, und wenn ich wenigstens zu Hause auch nicht viel Besseres gewohnt bin, so kann ich solche Unreinlichkeit doch nur im höchsten Nothfalle ertragen. Ich erlaube mir, Ihnen einen Vorschlag zu machen. Ein kleines Stündchen von hier ist ein Dorf, worin wir ein Wirthshaus antreffen, das zwar auch von Bauern bewohnt ist; ich kann Ihnen aber die feste Versicherung geben, daß Sie die größte Reinlichkeit, ein gutes Nachtlager, ein wohlschmeckendes Bier und auch einen Imbiß antreffen werden, der nicht zu verschmähen ist; — kurz, Sie werden in allen Stücken den Gegensatz von hier finden. Kann Sie diese Aussicht dazu bewegen, trotz Ihrer Müdigkeit und trotz der unfreundlichen Nacht den kleinen Marsch noch vorzunehmen, so erbiete ich mich zu Ihrem Führer, da mir der Weg sehr gut bekannt ist; es wird Sie gewiß nicht gereuen."

Ich habe wohl nicht nöthig, zu versichern, daß wir alle mit Freuden diesen Vorschlag ergriffen. Die lockende Aussicht, nicht minder die betrübte hoffnungslose Gegenwart ließ uns den weiten Marsch vergessen, den wir an jenem Tage schon gemacht hatten; wir bezahlten gerne, was wir nicht genossen hatten, und folgten rüstig unserm Führer.

Wir hatten bald das Dorf im Rücken, und sahen in geringer Entfernung bei dem matten Schimmer des Mondes die riesigen Schatten eines Waldes, auf welchen unser Führer mit starken Schritten zuging.

Jetzt erst dachte ich darüber nach, weshalb wohl der Fremde, obgleich er in der Gegend so wohl bekannt zu seyn schien, in dieser elenden schmutzigen Dorfkneipe eingekehrt sey, und nicht lieber das von ihm angerühmte, so wenig entfernte Wirthshaus aufgesucht habe. Auf meine desfallsige Frage gab er mir folgende Antwort:

„Ich bin Pächter eines Landguts, welches noch ungefähr 4 Stunden von hier entfernt ist. Gestern war ich in M . ., welches, wie Sie wissen werden, drei Stunden seitwärts liegt. Ich nahm da tausend Gulden für verkaufte Wolle ein,

und da ich von dem Kaufmann bestellt war, so hoffte ich, frühe abgefertigt zu werden, und noch zeitig nach Hause zu kommen. Ich traf aber den Kaufmann nicht zu Hause an, er kam erst Mittags von einer kleinen Reise zurück, und so kam es, daß auf dem Rückwege mich die Nacht überraschte, so daß ich gerade noch das Wirthshaus erreichte, welches wir eben verließen. Die Nacht ist keines Menschen Freund, lieber Herr! ich habe eine beträchtliche Summe Geldes bei mir, war allein, und überdies haben wir jetzt eine halbe Stunde durch Wald zu gehen. Ich sah mich deshalb mit Widerwillen genöthigt, in der schmutzigen Höhle zu übernachten, wenn es mir nicht gelungen wäre, Sie zu bereden, diese Strecke Weges mit mir zurückzulegen."

„Ist denn die Gegend vielleicht unsicher?" fragte ich weiter, „oder haben Sie sonst Ursache, eine Beraubung zu befürchten?"

„Das nicht," entgegnete unser Reisegefährte; „ich halte mich aber an das Sprichwort: Besser, bewahrt, als beklagt. Ich bin schon oft diesen Weg gegangen und habe nie etwas Verdächtiges gesehen, doch vermeide ich es, namentlich wenn ich Geld bei mir habe, zur Nachtzeit durch einen Wald zu gehen; — es sey denn in guter Gesellschaft."

„Ei," sagte hier ein Anderer aus der Gesellschaft, „wer ein gutes Gewissen und tüchtigen Muth hat, dabei kein Schwächling ist, der kann es schon mit Einem oder Zweien aufnehmen; kommt aber eine ganze Rotte, so möchten auch wir Fünfe wenig ausrichten können."

„Sie können vielleicht Recht haben, lieber Herr!" erwiederte unser Führer, „aber doch giebt es Ausnahmen, und ich möchte gerade nicht zu diesen Ausnahmen gehören. Ich hatte ein Mal ein solches Begegnen, wo ich es weder meinem guten Gewissen, noch meinem Muthe oder meiner Körperstärke zu verdanken hatte, daß ich, wenn auch nicht mit heiler Haut, doch mit dem Leben davon kam. Nur der Zufall rettete mich — vielleicht war es auch eine Schickung Gottes!" —

„Erzählt uns," riefen Einige von uns, „es wird uns die Zeit verkürzen, und die Müdigkeit vergessen machen."

„Es ist eine ganz einfache Geschichte, und wohl 40 Jahre, daß es geschah," fuhr Jener fort; „doch kann ich des innerlichen Schauderns mich nicht erwehren, und die Haare stehen mir zu Berge, wenn ich mir diese Begebenheit in das Gedächtniß zurückrufe."

Wir waren mittlerweile in den Wald getreten, und seine riesigen Schatten umfingen uns mit Dunkelheit, so daß wir Mühe hatten, uns gegenseitig zu sehen. Ich weiß nicht, ob dieses die Ursache war, weshalb wir uns näher an einander drängten, oder ob der unheimliche Ort, oder der Gegenstand der Unterhaltung. Wir drangen einstimmig in unseren Begleiter, uns die Begebenheit zu erzählen, welche eben in seinem Gedächtnisse aufgetaucht sey.

(Schluß folgt.)

Was thut noth, um froh zu seyn?

Es war großes Hoffest. Eulalia saß mürrisch in einem sammtenen Sessel, auf dessen goldene Armlehne sie unwillig mit ihrer Hand schlug, daß die steinglühenden Braceletteringe klirrten; denn sie saß in ihrem Salon — dem reichsten und elegantesten der Residenz — von ihren Freunden und Freundinnen verlassen, weil sie schon an der Toilette war. Jetzt riß sie an dem Glockenzuge, und die Bedienten flogen herein, um den silbernen Theekessel, unter dem die Spiritusflamme umsonst lohte, und das kostbare Service hinauszutragen. Dann eilte die Dame wieder durch die Gemächer, knickte einige Camelien ab, schlug einige Töne an auf dem Piano, trat vor den hohen Spiegel, um eine Locke zu zerren, warf ihr liebstes Schooßhündchen vom Fauteuil, blätterte unaufmerksam in den Journalen, setzte sich zu ihrem Schreibtisch, zerstieß drei Federn, und stürzte endlich ihr weinendes Gesicht auf die Schneehände. Agnes, ihr Kammermädchen, trat ängstlich herbei und fragte, was ihr fehle? ob sie helfen könne?

Die gnädige Frau lachte gellend zu diesem witzigen Einfall und rief: „Nun, Frau Königin, ernennt mich zur Hofdame!" Der Zorn über die jetzige Entweihung ihres Wunsches durch diese Rede preßte ihre Zähne zusammen. Furchtbar stolz warf sie den Befehl hin, sich zu entfernen.

Unter der Thüre begegnete dem wegschleichenden Mädchen der Gemahl ihrer Gebieterin. Sie sah seine hohe, ernste Haltung und sein flammendes Auge, doch den Triumph, der seinen stolzen Körper hob, verstand sie nicht. Der gnädige Herr schritt schweigend zu seiner Gemahlin und legte ruhig vor ihr auf den Tisch eine Karte mit goldenem Rande nieder.

Die Dame fuhr ohne Athem empor. „Mann! Alfred! Angebeteter Gatte! Ist es wahr?!" Sie hing an seinem Halse, küßte die dargereichte Wange des Schweigenden mit dem höchsten Ausbruch der Leidenschaft.

Er sagte ruhig: „Sie erscheinen. In zwei Stunden führt Sie mein Galawagen nach Hofe."

Alle Glocken schallten; die Domestiken flogen herbei. Schneider, Friseurs, Modehändler, Juweliers, Handschuhmacher kamen und gingen, Kammermädchen schossen wie Weberschiffchen hin und her. Das zornige Wort der Dame tönte fortan durch den Aufruhr. In zwei Stunden war die Toilette geendet. Noch den Fächer — noch ein battistenes Schnupftuch — einen Tropfen Eau de Cologne — noch eine Nadel — noch eine Falte — noch einen Blick in den Spiegel — und sie rauschte fort zum Feste mit frohem Gemüthe, doch ernstgemessener Miene.

Eine Weile hatte Agnes noch zu thun, um Kleider und Schmuck wieder einzuräumen in die Garderobe, und die Nachttoilette für die Rückkehr der Herrin vorzubereiten. Dann ging sie auf ihr Zimmer, ein halb lautes Liedchen trällernd, zurück, und froh über die gewonnene Zeit, wo sie nur sich angehörte, nähte sie an einem Stücke Wäsche für ihren kleinen Bruder, der in der Stadt bei einem Künstler die Malerei zu erlernen diente. Und im Nähkästchen lag ein Briefchen, das sie schon oft gelesen hatte, und doch so aufmerksam wieder las, als wenn der Inhalt schwer zu merken wäre. Er lautete:

„Liebe Agnes! Zu Pfingsten komme ich von meiner Wanderschaft nach Hause und übernehme den Garten von meinem Vater. Ich konnte Dich auf der ganzen Reise nicht vergessen. Hast Du mich in der schönen Residenz auch nicht vergessen? Lebe recht wohl, liebe Agnes, ich bin Dein aufrichtiger Vetter."

Ihre Thränen flossen. Sie hatte in der schönen Stadt den fernen Vetter nicht vergessen. Sie faltete fromm den Brief wieder zusammen, schob ihn in das Mieder und nähte

fleißig eine halbe Stunde; dann zog sie ihn wieder heraus, und sah nach, ob „Pfingsten“ drinnen stehe, und als sie auch die Stelle fand: „Hast Du mich in der schönen Residenz auch nicht vergessen“, fielen Thränen darauf. Wie konnte er denn so schlecht von ihr denken? Aber sie hatte ja auch an seiner Treue gezweifelt, als er ein volles Jahr lang nicht schrieb. Sie freute sich wieder, daß Beides nicht wahr sey, und nähte weiter mit frohem Gemüthe und heiterer Miene, bis der Wagen ihrer Dame durch das Thor polterte.

Der Faschingsdienstag in Mainz.

** Mainz, 21. Februar.

Der dritte Tag unseres Karnevals, der Tag des großen Narrenmarktes in der Fruchthalle, ist und bleibt das Originellste unserer Faschingslustbarkeiten. Noch keine Stadt, die den Karneval würdig feiert, hat etwas Aehnliches aufzuweisen, und nur dem Zusammentreffen günstiger Umstände verdanken wir dessen Entstehung und fernere Ausbildung. Auch in diesem Jahre zeichnete er sich durch mannichfaltige scherzhafte und unterhaltende Ausstellungen und Spiele, durch den jovialen ungezwungenen Humor der Theilnehmer, und durch musterhafte Ordnung aus. Alles, was man sonst auf einem Jahrmarkte findet, Waaren, Restaurationen, Eß- und Trink-Buden, Kaffeeschenken, Musiker, Seiltänzer und Kunststückmacher, das traf man auch hier; aber man hatte ihm einen von dem Alltäglichen abweichenden, einen närrischen Anstrich gegeben.

Alle Waaren, die ausgeboten wurden, hatten komische Benennungen; so fand man verzuckerte Schuhnägel, Schuhwichse, um dem verdorbenen Magen Glanz zu geben, Herzversicherungs-Aepfelkränzchen, Eitelkeitsaustreibungstinktur, Verstandaufhelfungsliqueure, Bescheidenheits- und Vorsichts-Pillen, Sprachorganreinigungspillen, süße Taunusbahnactien, Marmelade gegen Börsenschwindsucht, verzuckerte Adleractien, Wiener Törtchen mit Saphir'schem Witze, zärtliche Liebesblicke in Seidenpapier u. dergl. m. Alle Restaurationen waren mit Speisen und Getränken reichlich versehen; aber nichts hatte die gewöhnliche Benennung. Tänzer und Springer excellirten nicht sowohl durch ihre Kunstleistungen, als durch die Art der Darstellung und die dabei angebrachten, nie ins Gemeine ausartenden Witze. Drei Musikcorps spielten abwechselnd die beliebtesten Melodien, untermischt mit Walzern, wobei die Jugend, in so weit der Raum es gestattete, auch der Tanzlust folgte. An Guckkasten und andern Sehenswürdigkeiten war Ueberfluß und mit allen war ein wohlthätiger Zweck verknüpft. Das Eintrittsgeld von 12 kr. für Personen, die der Karnevals-Gesellschaft nicht angehörten, soll an 1200 fl. eingebracht haben, ein schöner Beitrag zu den vielen Ausgaben unserer Armencommission. 8000 Personen haben, wie behauptet wird, die Halle besucht. Gegen Mittag war das Gedränge so groß, daß einige Personen ohnmächtig ins Freie gebracht werden mußten. Um 1 Uhr verlor sich die große Menge, und nun fingen die Märsche und Evolutionen der Garde und die Tänze an, die bis zum Beginne der Theatervorstellung um 4 Uhr währten. Karnevals Triumph, das Stück vom Sonntag, wurde bei gänzlich besetztem Hause, theils zu wohlthätigen Zwecken, theils zur Entschädigung des Theaterdirektors, noch einmal aufgeführt. Auch diese Vorstellung erhielt viel Beifall; nur müssen wir mit Leidwesen anführen, daß unser Landsmann Delgrün ganz im Widerspruche mit seinem sonstigen Benehmen sich einen unpassenden Ausfall gegen ein öffentliches Blatt erlaubte, das, während manche einheimische Blätter den hiesigen Lokalangelegenheiten nur gegen Insertionsgebühren ihre Spalten öffnen, dieselben ohne Interesse und mit bedeutenden Opfern aufnimmt, und deßwegen keine Rüge, sondern Lob verdient. Die Mehrheit des Publikums zeigte durch geringen Applaus dieselbe Mißbilligung, die wir hier öffentlich auszusprechen für Pflicht halten.

Mit dem Maskenballe im Theater und mehreren andern Bällen und Gesellschaften endigte dieser dritte Tag. Heute ist beinahe jede Spur der Narrheit verschwunden, die Geschäfte haben begonnen, der Aschermittwoch behauptet sein Recht.

Mannichfaltigkeiten.

Es ist wahrhaft erfreulich, zu bemerken, wie sich in jüngster Zeit die leider stark eingerissene Vorliebe für Bühnenstücke, die man fabrikmäßig aus dem Französischen übersetzt hat, immer mehr vermindert, und wie dagegen deutsche Dichter in einem rühmlichen Wettstreit begriffen sind, der vaterländischen Bühne Neues und Anziehendes zu liefern. Die Theaterdirektionen ihrerseits schließen diesen Bestrebungen auf's rühmlichste sich an. Die Hamburger und Frankfurter Bühne haben mit Bewilligung von Tantiemen für die Autoren den Anfang gemacht, und wie man vernimmt, werden die Leipziger, Wiener (Burgtheater) u. a. demnächst folgen. So ist's recht! Zur geistigen Anerkennung muß auch die materielle sich gesellen, und unsere Dichter und Componisten können vom Ruhme allein nicht leben; wenn sie die erfreuliche Aussicht haben, Fleiß und Mühe im Falle des Gelingens ihrer Werke belohnt zu sehen, so werden sie um so freudiger arbeiten und schaffen, und wer könnte in Abrede stellen, daß es unter ihnen der schönen Kräfte und Befähigungen viele gibt. Also Glück auf zum neuen Werke!

(Ein Mensch von Glas und Kork.) Der englische General Loods hatte in Indien das rechte Auge, bei Waterloo den rechten Arm, in Spanien das rechte Bein verloren. Aber ein künstliches Glasauge verbarg den Fehler so gut, daß er nur mit Mühe zu entdecken war; ein Bein von Kork mit künstlichen Gelenken ließ den General sich so leicht bewegen, daß er nur unbedeutend hinkte, und ein Arm, ebenfalls von Kork, ersetzte den verlorenen doch so weit, daß die künstlich gearbeitete Hand die hineingegebenen Gegenstände wenigstens festhalten konnte.

Frankfurter Theater.

Mozart's „Entführung.“

Am 17. und 18. Febr. sahen wir Mozart's „Entführung“, einen Genuß, den wir der Gegenwart der trefflichen Sängerin Mad. Lehmann-Rauch zu verdanken hatten.

Diese holde Oper führt uns in jene Zeit zurück, da Musik noch nicht zum Ungeheuer oder zur Coquette herabgewürdigt war. Sagt doch Mozart selbst in einem Wiener Brief vom 26. Sept. 1781 in Bezug auf die Stelle Dömin's: „Erst geköpft, dann gehangen u. s. w.: „Weil aber die Leidenschaften, heftig oder nicht, niemals bis zum Ekel ausgedrückt seyn müssen, und die Musik, auch in der schaudervollsten Lage, das Ohr niemals beleidigen, sondern doch dabei vergnügen, folglich allezeit Musik bleiben muß, so habe ich" u. s. w.. Goldene Worte, die sich jeder unserer Tonsetzer mit Flammenschrift über seinen Arbeitstisch schreiben sollte. Mozart und die neue Schule! Welche Richtungen, welche Endpunkte, welche Kluft zwischen beiden! Dort Gesundheit, Natur und Liebe — hier krampfhaftes Zucken, Künstelei und Wollust; dort die edle Kunst aus den Gefühlen der Sehnsucht und der Ahnung des Höhern entspringend — hier Prahlgelehrsamkeit mit Gepränge, oder matte Lamentationen zur Schau gestellt; dort der wohlwollende Genius, der seine einfachen Weisen wie Frühlingsblüthen über die Menschen streut — hier der Abbadonna, mit Feuer und Schwert oder lüsterner Verführung das Heiligthum der Gefühle verletzend. Mozart und seine Zeitgenossen sprachen: „Es werde Licht!" Die neue hyperromantische Schule spricht: „Es werde wieder Dunkel!" Und es ward dunkel. Wer mag läugnen, daß viele edle und schöne Gedanken, auf den Säulen des Wissens getragen, auch in unserer neuen Literatur zum Herzen dringen? Aber sie gleichen Wetterleuchten im Chaos; denn wer hat je so ein Ganzes geschaffen wie die Meister jener klassischen dahin geschwundenen Zeit, deren Meister wieder unser gottgeliebter (Amadeus) Mozart war, so ein Ganzes, das nicht ganz bleibt, wenn man mit der Zange der Noth ganze Glieder herausreißt? Wer konnte seine tiefen Berechnungen je in eine so liebliche Form bringen, wer so damit tändeln, wer so heilig, so heiter, wer so schwermüthig seyn und wer so jubeln, mit einem Wort, wer konnte die sublime Kunst mit der kindlichen Natur so innig verschmelzen wie Mozart? Wie ein Friedensbote trat diese Oper in unserer Töne möderischen Wettstreit. Unser hin und her gerissenes Gefühl fand endlich wieder Ruhe und wie Balsam träufelte jeder Ton auf die noch frischen Wunden. Das Orchester saß nicht da wie zum verdrießlichen Kampf, sondern wie zur Freude gerüstet; die Sänger — obgleich es an Argumenten nicht fehlt — standen an ihrer Stelle; denn die Composition tritt der Kehle helfend entgegen und Hrn. Kapellmeister G u h r sah man es wohl an, daß sein Daseyn an diesen Abenden die schönste Bestimmung hatte. Deshalb auch war die Aufführung eine der gelungensten seit langer Zeit.

Vor Allem gebührt unserem talentvollen Gaste, der Mad. L e h m a n n - R a u c h, die dankbarste Anerkennung. Die beiden Arien, womit Constanze (für die Cavalieri geschrieben) den Bassa ansingt, trug sie mit großer Korrektheit vor und es ist ein Beweis von Kunstsinn und nebenbei auch von einer festen Natur, daß sie unmittelbar vor der anstrengenden großen Arie: „Marter aller Arten" das große Andante con moto „Traurigkeit" sang und zwar mit der ganzen Tiefe der Wehmuth, die der Componist hineingelegt. Ginge diese Künstlerin bei Stellen der Steigerung und der Affecte etwas mehr aus sich heraus und würde sie die natürlichen Effecte der Composition mehr benutzen, so hätte die Kritik keine Ausstellung an ihren Leistungen zu machen; denn auch ihr Spiel ist gut und die Prosa spricht sie mit wohlthuendem Organ. Sie wurde mehreremal gerufen und die allgemeine Achtung begleitet diese wackere Sängerin. Blondchen war durch Fräul. v. K n o l l gut besetzt. Sie löste ihre Aufgabe über Erwartung, da diese hochliegende Partie leichte Verbindung der Töne und viel Gefälligkeit des Vortrags erfordert. Das Spiel war nicht das einer Anfängerin und zeigt von verständiger Leitung. Der Gesang des Belmonte (für Adamberger geschrieben) haucht das Gefühl des großen Componisten unmittelbar aus. Constanza v. Ueber (kurz nach Vollendung der Entführung seine Frau) war hier Mozart's Ideal, und so weit Arien und Lieder gesungen werden, welche die Liebe preisen — keine athmen dieses Feuer, diese Sehnsucht, diese Poesie und Wonne. Schreibt er doch selbst von der zweiten Arie aus A dur: „O wie ängstlich, o wie feurig": „Dies ist die Favorit-Arie von Allen, die sie gehört haben — auch von mir — man sieht das Zittern, Wanken, man sieht, wie sich die schwellende Brust hebt, welches durch ein Crescendo exprimirt ist; man hört das Lispeln und Seufzen, welches durch die ersten Violinen mit Sordinen und einer Flauto mit einem Unisono ausgedrückt ist." Belmonte's Arien sind die heiligsten Reliquien von Mozart's Herzen. Deshalb ist es schwer, einen tüchtigen Repräsentanten für diesen Belmont zu finden. Der brutale, rohe Bastonnadenschwinger Dömin war in guten Händen bei Hrn. C o n r a d i, der sich in der letzten Zeit durch besondern Fleiß in Spiel und Gesang auszeichnet. Die Tiefe und Höhe dieser Partie zu erreichen, ist seine sonore und umfangreiche Stimme ganz geeignet und er erfaßt beider Endpunkte mit der größten Sicherheit. Gegen die Auffassung dieses Charakters wäre nichts einzuwenden, wenn er in seiner Prosa nicht zuweilen in einen störenden Provinzialismus verfallen wäre. Der Schluß seiner großen Arie und das berühmte: „Vivat Bachus" mußten wiederholt werden. Eben so war Hr. N o r k als Pedrillo an seinem Platze; das Spiel war leicht und lebendig und die schwierige Arie: „Frisch zum Kampfe!" glücklich gelöst. Wie sich Hr. N o r k in gewähltem Costüme und durch gewandte Darstellung immer auszeichnet, so auch heute. Die Partie des Renegaten Bassa Selim ist ursprünglich für einen Bassisten geschrieben, da aber der damalige Held in Wien nicht singen konnte, kassirte Mozart die für ihn bestimmten Musikstücke *), gab aber dafür ein langes Ritornell vor der Marter-Arie, worin Selim mit Constanzen eine förmliche Pantomime hat. Hr. H. S c h n e i d e r und Mad. L e h m a n n drückten durch dieselbe vollkommen die Nuancen der Musik aus.

Es sind nun 63 Jahre, daß diese Oper über deutsche Bühnen geht. Wie viele Generationen hochgepriesener Kunsterzeugnisse hat dieselbe seit dieser Zeit an sich vorüber rauschen und versinken sehen, während sie noch immer in wärmster Verehrung steht! ***

F r a n k f u r t a. M., 22. Febr.

Die Sängerin Fräul. R u d e r s d o r f f, welche seit zwei Jahren ein beliebtes Mitglied unserer Oper ist, verläßt dieselbe und wird nächsten Montag in einer Benefizvorstellung zum letzten Male auftreten. Gegeben wird die Ouverture aus Semiramis von Catel, der zweite Act aus Lucia von Lammermoor, der Kapellmeister von Venedig, der zweite Act aus der Belagerung von Corinth und der zweite Act aus dem Liebestrank. Den Mahomet singt Hr. P i s c h e k. In diesem musikalischen Potpourri wird die Benefiziantin Gelegenheit finden, die Vorzüge eines Gesangtalentes, dem wir so manchen genußreichen Abend verdanken, zu entfalten und den Opernfreunden wird es zum Vergnügen gereichen, der von uns scheidenden geschätzten Künstlerin den wohlverdienten Dank durch zahlreichen Besuch der genannten Vorstellung zu bethätigen. Noch ist es nicht entschieden, bei welcher anderen Bühne Fräul. R. in Engagement treten wird, doch kann ihr ein günstiges bei ihrer anerkannten Befähigung nicht fehlen; denn so groß auch die Anzahl von Sängerinnen ist, so haben wir doch an solchen, die Talent und Beruf besitzen, keinen Ueberfluß.

---

*) Ein Umstand, der es außer Zweifel setzt, daß die Oper-Zaide, der dasselbe Süjet zu Grunde liegt, der Entführung weichen mußte; denn in der Oper Zaide singt der Bassa.

T h e a t e r - A n z e i g e.

Samstag, 24. Febr. D i e H o c h z e i t d e s F i g a r o, große Oper in 3 Abth., von Mozart.

Montag, 26. Febr. (Zum Vortheile der Fräul. Hermine R u d e r s d o r f f): G r o ß e O p e r n - V o r s t e l l u n g i n 4 A b t h e i l u n g e n: 1) Scenen aus „Lucia von Lammermoor", von Donizetti. 2) Der Kapellmeister von Venedig, oder: der Schein betrügt, musikalisches Quodlibet in 2 Abth., von Breitenstein. 3) Scenen aus der „Belagerung von Corinth", von Rossini. 4) Scenen aus dem „Liebestrank", von Donizetti. Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 56. Sonntag, den 25. Februar 1844.

Ein Kampf auf Leben und Tod.

Skizze aus meiner Reisemappe.

(Schluß.)

Nach einigem Schweigen hob der Pächter an:

„Als ich noch ein junger Bursche war, und noch im elterlichen Hause lebte, unterstützte ich meinen Vater, welcher, wie ich jetzt, Pächter eines bedeutenden Landgutes war, in der Landwirthschaft. Ich war ungefähr zwei oder drei und zwanzig Jahre alt, als mich der Vater eines Tages mit 1800 fl. in die Stadt schickte, um den halben Pachtschilling zu bezahlen. Frühmorgens spannte ein Knecht ein Pferd in ein kleines Wägelchen, das zu solchen Reisen benutzt wurde; ich machte mir einen bequemen Sitz, stellte das Geld in einen Sack wohl verwahrt vor mich hin, und fuhr unbesorgt davon."

„Mein Vater hatte in einem benachbarten Dorfe einen Taglöhner, dem er einen Sohn aus der Taufe gehoben. Dieser war öfter auf dem Hofe, und immer mein Spielkamerad, da ich weder einen Bruder, noch sonst einen Bekannten auf dem Hofe hatte. Dieser, Martin hieß er, verlor in seinem sechzehnten Jahre seine Eltern, und da sie gar kein Vermögen hinterließen, so nahm ihn mein Vater ganz zu sich, und versprach, für ihn zu sorgen."

„Martin verrichtete zwar, gleich mir, Knechtdienste auf dem Hofe, er nahm sich aber mehr Freiheiten heraus, als selbst mir, dem einzigen Sohne meines Vaters, zustanden. Mit einem Worte, er wurde liederlich, und da weder ernste Ermahnungen, noch Strafen hinreichten, ihn zu bessern, so drohte ihm mein Vater, ihn bei fernerem Ungehorsam fortzujagen. Mir war längst aller Umgang mit dem ungerathenen Jungen untersagt."

„Gerade, als ich das Pachtgeld in die Stadt bringen sollte, war Martin wieder zwei Tage ohne Erlaubniß auf einer benachbarten Kirchweihe herumgezogen, und wie ich aus dem Hofe fuhr, es war früher Morgen, kam er nach Hause. Der Knecht, welcher mich fuhr, rief ihm zu: „Adieu, Martin! Ich will Abschied von Dir nehmen, denn bis ich heute Abend zurückkomme, bist Du doch nicht mehr auf dem Hofe. Der Herr hat gestern schon die Peitsche zurecht gelegt, um Dir den rückständigen Lohn doppelt auszuzahlen."

„Ohne Rede zu stehen, ging dieser an uns vorüber."

„Wir mochten eine halbe Stunde gefahren seyn, als wir durch den auf unserm Wege liegenden Wald kamen. Ehe wir die Mitte erreicht hatten, sahen wir den Martin vor uns auf dem Wege stehen. „Aha!" sagte der Knecht zu mir, „der will den Lohn nicht, den ich ihm verheißen habe, der ist uns auf dem Fußwege zuvor gelaufen, und will mit uns fahren. Der rechnet wieder auf Euch, daß Ihr heute Abend, wie schon öfter, seinen Fürsprecher macht."

„Mittlerweile waren wir in seine Nähe gekommen, der Knecht rief ihm zu, aber statt aller Antwort holte Martin mit dem gewichtigen Knotenstock, den er in der Hand hatte, aus, und führte einen ungeheuren Schlag nach dem Knechte. Er traf ihn so auf den Kopf, daß jener sogleich leblos von seinem Sitze und dem Wagen fiel. Noch dachte ich nichts weiter, als Martin wolle den Knecht wegen seiner Spottreden bestrafen; ich stand von meinem Sitze auf, und wollte ihm Vorwürfe machen — aber schon hatte jener abermals seinen Stock erhoben, und kaum konnte ich dem mir bestimmten Schlage ausweichen —, doch streifte er meinen Rücken so gewaltig, daß der Rock zerriß. Ehe jener nochmals schlagen konnte, war ich auf der andern Seite des Wagens hinabgesprungen."

„Gräuliche Verwünschungen und Flüche ausstoßend, suchte Martin auf jegliche Weise mir beizukommen; — mich schützte aber das Bollwerk, welches der Wagen bildete, wobei ich immer in größter Ferne von ihm zu bleiben suchte, da ich ganz unbewaffnet mich mit ihm in einen persönlichen Kampf nicht einlassen durfte, wenn ich auch gleiche Körperstärke wie jener hatte. Eben so wenig wollte ich mich durch die Flucht retten, weil ich sonst die mir anvertraute bedeutende Geldsumme, Wagen und Pferd hätte im Stiche lassen müssen."

„Ich hoffte von Minute zu Minute, es würde auf der Straße mir ein Wanderer zu Hülfe erscheinen, aber vergebens. Was ich aber hoffte, das fürchtete Martin, und er suchte deshalb das Ende des Kampfes zu beschleunigen. Dabei kam ihm zu statten, daß der Weg auf der einen Seite von einem hohen dachjähen Raine begränzt war. Martin ergriff das Pferd am Zügel, und führte den Wagen so fest an den Rain, als es möglich war, und nun war ich gefangen. Ich stand am hinteren Ende des Wagens, als jener, mir gräuliche Blicke zuwerfend, mit schrecklich verzerrten Gesichtszügen auf mich eindrang. Ich erwartete ihn mit Fassung, denn schnell hatte ich den Plan gefaßt, welcher allein mir Rettung bringen konnte. Wie mein Gegner auf zwei Schritte mir nahe kam und zum Schlage ausholte, der mir jedenfalls den Kopf

zerschmettert haben würde, gelang es mir, da er dieses durchaus nicht erwarten konnte, mit einem mächtigen Sprunge ihm auf den Leib zu kommen. In demselben Augenblicke hatte ich ihn und seine beiden Aerme umschlungen, und drückte ihn mit aller Kraft, die mir zu Gebote stand, so fest zusammen, daß ich von seinem Stocke wenigstens nichts zu fürchten hatte. Dies mochte er wohl einsehen, denn augenblicklich ließ er die Waffe, die auf solche Weise ihn nur hindern konnte, fallen, und suchte sich von dem Bande zu befreien, das meine Arme um ihn geschlungen hatten."

„Persönliche Kraft und Ausdauer allein konnten jetzt den Kampf entscheiden; — denn gelang es mir, ihn so lange zu halten, bis irgend Jemand auf der Straße erschien, so war ich natürlich gerettet."

„Mehrere Minuten waren schon bei diesem Ringen verflossen; keinem war es möglich, festen Fuß zu fassen, und so schoben und drängten wir uns auf der Straße hin und her in vergeblicher Anstrengung, den Gegner zu Boden zu ziehen. Wir kamen dabei in die Nähe des erschlagenen Knechtes — ich trat — was ich natürlich nicht sehen konnte — in eine Lache Blutes, welche durch die Kopfwunde des Unglücklichen entstanden war; ich gleitete aus, und stürzte heftig rückwärts zu Boden. Da jedoch Martin und ich uns fest umschlungen hielten, so zog ich denselben mit zu Boden. Das Unerwartete und die Heftigkeit des Falles bewirkten, daß ich meinen Gegner mit einer Hand los ließ, zugleich aber auch, daß derselbe vielleicht um die Länge eines Fußes über mich hinaus stürzte, welchen Vortheil ich schnell zu benutzen suchte. Mit der freien Hand faßte ich meinen Feind an dem rechten Fuße, und es gelang mir, mit einem starken Rucke mich auf der einen Seite frei zu machen, etwas zu erheben, und jenen so niederzudrücken. Während nun Martin mich mit seiner rechten Hand, ich ihn mit der Linken so fest wie möglich hielt, ich dabei, wie gesagt, mit meiner rechten Hand sein Bein umschlungen und die Hälfte meines Körpers über ihn gezogen hatte, lagen wir beide unbeweglich und, wie begreiflich, sehr unbequem und schmerzhaft, — jener mehr wie ich, da sein Gesicht auf dem Boden lag."

„So waren wieder einige Minuten verflossen, als ich, durch eine verdächtige Bewegung meines Feindes aufmerksam gemacht, meinen Kopf herumzudrehen und dessen freie linke Hand zu beobachten suchte. In demselben Augenblicke aber stieß jener mit aller Heftigkeit nach mir. Es war ihm gelungen, ein großes Messer aus der Tasche zu ziehen, und es mit Hülfe der Zähne zu öffnen. Ich spürte einen heftigen Schmerz auf der Brust — der Stich war zum Glück an einer Rippe abgeglitten, doch hatte er mir eine lange, stark blutende Wunde verursacht.

Durch die beiderseitige heftige Bewegung war unsere Lage wieder verändert; ich hatte nun ganz die Oberhand gewonnen. Martin lag ausgestreckt auf dem Rücken, ich der Länge nach auf ihm. Meine rechte Hand hatte ich unter seinem linken Arme durchgezogen, und in seine Haare festgekrallt, um auf diese Weise sein Messer unschädlich zu machen. Mit den andern Aermen hielten wir uns wieder enge umschlossen. So war es nun nicht zu vermeiden, daß auch unsere Gesichter auf einander lagen. Martin's Augen leuchteten so gräulich, wie Katzenaugen im Dunkeln, dabei knirschte er mit den Zähnen, und schnaufte so heftig, daß sein Mund mit Schaum bedeckt war. Ehe ich es mich versah, hatte er mit den Zähnen meine Wange erfaßt und sich fest gebissen. Der fürchterliche Schmerz erpreßte mir einen lauten Schrei; doch konnte ich nichts vornehmen, und mußte das Ungeheuer ruhig mein Gesicht zerfleischen lassen. Noch heute sieht man die Narben, sie sind in 40 Jahren nicht verwachsen. Ich konnte mir nur helfen, indem ich Gleiches mit Gleichem vergalt. Wie es mir möglich war, drückte ich meine Zähne in Martins Wange und zerfleischte sie, wie er es mir gethan hatte.

Immer noch erschien Niemand mir zur Hülfe, es mochte unser Kampf wohl eine halbe Stunde schon gewährt haben. Der starke Blutverlust, die beständige furchtbare Anstrengung, der heftige Schmerz in der Seite und im Gesichte setzten mir sehr zu; — ich fühlte meine Kräfte nach und nach schwinden, und sah mein Unterliegen vor Augen, wenn es mir nicht bald gelang, meinen Gegner unschädlich zu machen. Dieses schien aber, wie ich nun überzeugt war, nur möglich durch seine völlige Vernichtung, und ich beschloß, mit Aufwendung aller Kräfte zu thun, was Selbsterhaltung mir gebot. Eine Entscheidung mußte erfolgen, und zwar bald; sie konnte zum Leben oder Tod führen.

„Ich ließ jetzt meine linke Hand los, und faßte den Daumen an Martins linker Hand, mit welcher er das Messer hielt. Ich bog diesen Daumen mit Gewalt rückwärts, bis das Messer zu Boden fiel; zugleich machte aber auch mein Gegner die furchtbarsten Anstrengungen, sich aufzuraffen. Kaum hatte ich das Messer nicht mehr zu fürchten, als ich meine beiden Hände frei machte, mich auf meines Gegners Brust stützte, und mit **einem** angestrengten Rucke auf ihn kniete. Ich ruhte nicht eher, bis ich auf des Feindes Hals mit den Knieen mich stemmen konnte. Nun hatte ich Vieles, ja Alles gewonnen. Martins Körper zuckte in den fürchterlichsten Konvulsionen unter mir, seine linke Hand suchte das Messer, die rechte Hand war krampfhaft in meine Seite gekrallt, — es half Alles nichts, ich wußte zu behaupten, was ich errungen. Ich zwängte mit aller Macht den Hals des Unglücklichen zusammen, nur mit der größten Anstrengung konnte er athmen, er schnaufte mit pfeifenden Tönen, und die Adern schwollen ihm an. Es war ein fürchterlicher Anblick — meine Haare sträubten sich, es begann sich Alles mit mir zu drehen, plötzlich sah ich **zwei** Köpfe neben mir, statt den einen. Zum Glücke hatten alle Bewegungen meines Feindes aufgehört; nur ein leichtes Zucken wiederholte sich in kurzen Zwischenräumen — ich sah nichts mehr, es war mir Alles schwarz vor den Augen — ich verlor das Bewußtseyn."

„Als ich wieder zu mir kam, befand ich mich zu Hause; es war Mittag. Es waren zwei Männer den Weg durch den Wald gekommen, und fanden mit Schrecken drei Leichen in der Nähe eines Wagens. Sie erkannten uns, glaubten uns von Räubern überfallen und erschlagen. Während Einer von ihnen die auf den Wagen gelegten Leichen auf den Hof fuhr, eilte der Andere, die nöthige Anzeige bei den Gerichten zu machen. Ich und der Knecht kamen wieder zum Leben, Martin nicht — er war erstickt! —"

Hier endete unser Führer; — wir waren schon aus dem Walde getreten und erreichten bald, von sonderbaren Gefühlen ergriffen, das Dorf, wo wir übernachteten.

H.

Zu Bertrand's Todtenfeier.*)

Die Salve kracht; die schwere Pforte schließt
Sich über einem frischen Heldengrabe,
Darauf ein Schatz von heißen Perlen fließt,
Der grauen Krieger letzte Scheidegabe;
Ein Heer, Ein Schmerz! Denn diese Gruft umschließt
Den treusten Stab vom alten Heeresstabe,
Den Stab durch Sturmesnacht und Sonnenstrahl:
Des großen Kaisers treu'sten General!

Ja, von Aegyptens Pyramiden an
Hat keiner Ihn so gut vermocht zu stützen,
In Seiner Hand blieb er ein Talisman,
Sein Blitzablenker von den Mordgeschützen
Der neuen Alexanders-Siegesbahn;
Bei Austerlitz, in Spandau, Aspern, Lützen,
In Bautzen, Leipzig, Hanau glänzt sein Mal:
Des großen Kaisers treu'ster General!

Sein Genius war's, der jene Brücken schlug,
Die zu dem Sieg von Znaim und Wagram führten;
Er hing am kaiserlichen Adlersflug,
Ob Eis ihn lähmte, Flammen ihn umschürten;
An ihm, als ihn das Schiff nach Elba trug,
Bis sie der Rückkehr Trommelwillkomm rührten,
Und als der letzte Freund sich von ihm stahl, —
Er blieb des Kaisers treu'ster General!

Treu blieb er ihm auf sturmgepeitschter See,
Wie auf des Glückes sonnengold'ner Firne;
Treu blieb er ihm, als ihn die Meeresfee,
Britannia's kriechend-schmeichlerische Dirne,
Hohnlächelnd riß in der Verbannung Weh,
Auf jenes Felseneilands Glutenstirne;
Bekämpfen half er ihm ein Heer von Qual,
Bis in den Tod sein treu'ster General! —

Und als der Ruf scholl: „Auf, nach Helena!
„Wir müssen unsers Kaisers Asche holen!"
Gleich stand der greise Held am Steuer da,
Umblüht von seinen Siegesaureolen;
„Dem Himmel Dank! noch einmal hat er ja
Mir das Geleit des hohen Freunds empfohlen!" —
Und im Triumphe bringt zum letzten Mal
Den Kaiser sein getreu'ster General!

— Jetzt schloß er gern die müden Augen zu,
Sie, jener Sonne treueste Trabanten;
Jetzt bietet ja das Grab ihm süße Ruh,
Weil es so nah liegt seinem herzverwandten;
O Frankreich! Schon viel Thränen weintest du,
Doch diese, deine reinsten Diamanten,
Zum schönsten Waffenschmuck im Arsenal,
Des großen Kaisers treu'stem General!

A. Schnezler.

*) Aus dem „Gutenberg", redigirt von E. Herzog; Darmstadt, im Verlag von C. Becker.

Buntes.

Pomponius Attikus war sehr krank, so daß er alle Hoffnung zur Wiedergenesung aufgab. Er ließ seinen Schwiegervater Agrippa und drei seiner Freunde zu sich bescheiden und erklärte ihnen: Da er seinen Tod unter den furchtbarsten körperlichen Schmerzen für unvermeidlich halte, so wolle er durch den Hungertod seinem Leben ein Ende machen. Die Anwesenden versprachen feierlich, ihm keine Hindernisse in den Weg zu legen, und ließen ihn alleine. Er enthielt sich nun aller Nahrungsmittel, löschte aber seinen brennenden Durst mit Wasser, welches er häufig trank. Es zeigte sich aber gerade die entgegengesetzte Wirkung; zwar wurde er schwächer, aber seine Schmerzen verminderten sich, er gewann wieder Lust am Leben und genaß endlich ganz von seiner Krankheit.

Es ist dieses wohl die erste bekannte Anwendung der Hunger- (vielleicht auch Kaltwasser-) Kur.

— Napoleon sagte einst in der Zerstreuung zu einem jungen Lieutenant, welcher ihm den entfallenen Hut reichte: „Ich danke Ihnen, Kapitän!" „Bei welchem Regimente?" rief sogleich der so Begrüßte, und lächelnd antwortete Napoleon, um diese seltene Geistesgegenwart zu ehren: „Bei meiner Garde!"

— Eine Schlacht war nicht nach Wunsch geliefert. Verdrießlich musterte Napoleon ein Regiment, welches bei der Affaire thätig gewesen war, und rief vor der Fronte: „Wer kommandirte diese Compagnie?" „Sire", antwortete ein avancementsüchtiger Lieutenant, „ich." „Seyd Ihr Kapitän?" „Nein, Sire, aber von dem Holze, woraus man Kapitäne macht." „Nun gut", endete Napoleon diese Unterredung, „ich werde an Euch denken, sobald ich einen hölzernen Kapitän brauche."

— Man tadelte eines Tages Aristoteles, daß er einem Taugenichts ein Almosen gegeben habe. „Ich habe nichts mit den Sitten des Menschen zu thun", erwiederte der Philosoph, „sondern nur mit seinem Elende."

Bei einer ähnlichen Gelegenheit sagte er: „Ich habe meine Gabe nicht dem Menschen, sondern dem menschlichen Elende gereicht."

— Zwei Frauenzimmer begegneten in der Stadt einem Mohren. „Du", sagte die Eine zur Andern, „das ist ein Mohr!" „Ja, richtig", entgegnete die Andere, „man sieht's ihm an."

— Man fragte den bekannten Misanthropen Timon, warum er alle Menschen hasse. „Die Schurken", gab er zur Antwort, „hasse ich, weil sie Schurken sind, und die Andern, weil sie die Schurken nicht hassen."

— Als Jemand einen Philosophen glücklich pries, daß ihm an der Tafel Alexanders zu essen vergönnt sey, sagte Diogenes: „Ich bedauere den armen Mann, daß er nach dem Appetite eines Andern essen muß."

— Der englische Gesandte bat einst Ludwig XIV. um Befreiung der wegen Religionsglauben angeketteten Galeerensclaven. „Was würde der König von England sagen", erwiederte Ludwig, „wenn ich auf einmal die Freilassung aller in Newgate Eingekerkerten begehrte?" „Sire", antwortete der Gesandte, „mein Souverän würde auf jeden Fall mit Vergnügen Ihr Verlangen erfüllen, sobald Sie dieselben als Brü-

der frei verlangten, wie er es thut mit denen, die wegen ihres Glaubens in Ketten schmachten."

— Zur Zeit Franz I., Königs von Frankreich, um das Jahr 1515 hieß es sprüchwörtlich:

Steh' auf um fünf und eß Mittag um neun,
Vespre um fünf und geh' zu Bett' um neun,
So kannst Du's bringen zu neunzig und neun!

— „Die Schwäche", sagt der Cardinal von Retz, „hat mehrere Stockwerke. Bei schwachen Menschen ist's noch weit vom Wunsche zum Wollen, vom Wollen zum Entschlusse, vom Entschlusse zur Wahl der Mittel, und von der Wahl der Mittel zur Anwendung derselben."

— Als Lord Amherst von großen Reisen nach England zurückgekehrt war, erzählte er dem Kanzler der Schatzkammer, daß man bei den Einwohnern der Lochor-Inseln gar kein Geld fände. „Mein Himmel", rief der Kanzler, „wenn sie kein Geld haben, wie können sie denn regiert werden?"

— In Liverpool wurde folgende Wette abgeschlossen: Es sollte ein Ballen ganz roher ungearbeiteter Baumwolle von da nach Manchester (14 Stunden Entfernung) gebracht, dort vollständig gereinigt, ordnungsmäßig gesponnen, gehörig gewebt und gefärbt ꝛc. werden, und als ganz fertiger Zitz nach Verlauf von 24 Stunden wieder in Liverpool seyn. Die Wette wurde gewonnen.

— Der Aberglaube der Vorzeit behauptete, daß die Hähne Eier legten, aus welchen unfehlbar eine Schlange hervorgehe. Groß erzählt ganz treuherzig in seiner „Chronik von Basel", daß im August 1474 ein Hahn dieser Stadt eines solchen Vergehens angeklagt und, nachdem er eingefangen, untersucht und überwiesen worden, zum Tode verurtheilt wurde. Das Gericht überlieferte ihn dem Scharfrichter, und dieser verbrannte ihn öffentlich sammt seinem Ei auf dem Kohlenberge im Beiseyn einer Menge von Bürgern und Bauern, welche herbeigeströmt waren, eine so sonderbare Hinrichtung mit anzusehen.

Hendschel's Eisenbahn-Atlas.

Der bei Karl Jügel dahier kürzlich herausgekommene Eisenbahn-Atlas ist eine eben so interessante als zeitgemäße Erscheinung, die wir wieder demselben Autor zu danken haben, der sich durch seine große, so äußerst zuverlässige „Postkarte von Deutschland" auf eine sehr vortheilhafte Weise bekannt gemacht hat. Wie dort, finden wir auch hier in diesem Werkchen überall den pünktlichen und gewissenhaften Arbeiter, der mit dem größten Fleiße alle vorhandenen Materialien benutzte und auf das zweckmäßigste zusammen stellte und uns so ein treues Bild aller bis jetzt in unserm nächsten Bereich vorhandenen Eisenbahnen, so wie von deren Betriebsamkeit lieferte. Von welchem entschiedenen Nutzen diese Arbeit ist, das wird einem Jeden einleuchten, der die bedeutungsvolle Rolle begreift, welche bereits gegenwärtig die in raschem Fortschritte begriffenen Eisenbahnen in allen Beziehungen übernommen haben. Fünf und zwanzig mehr oder weniger mit einander korrespondirende Bahnen befördern bereits den regsten Verkehr in Deutschland und in dessen Verbindung mit Belgien und dem Elsaß, und bald werden wir das große Netz sich enger formiren sehen, dessen Geflecht uns in nie geahnter Schnelle vom Canal bis zur Donau und von der Ostsee bis zu den Alpen versetzen wird. Es ist an der Zeit, daß man anfange, sich genauere Kenntniß von dem Betriebe einer jeden Bahn und ihrem Eingreifen in die verschiedenen Richtungen des öffentlichen Lebens zu verschaffen. Diesen Zweck erfüllt das vorliegende Werkchen vollkommen; denn in demselben findet man nicht allein in sehr nett gearbeiteten Karten den Lauf der verschiedenen Bahnen mit allen Stations- und Nebenorten auf eine ganz spezielle Weise angegeben, sondern auch die genaueste Auskunft über Alles, was man über den Betrieb derselben zu erfahren nur wünschen kann. Eine Nachweisung, die nach unserer Ueberzeugung allen Bureaux, Comptoirs und allen Reisenden nicht anders als sehr erwünscht seyn dürfte, da man bis daher nur zu oft in dem Fall gewesen ist, sich vergebens zu bemühen, um sichere Auskunft über den Betrieb oder die Verbindungen dieser oder jener Bahn mit andern Transportmitteln zu erlangen, um sie für irgend einen Zweck benutzen zu können. Wir wünschen diesem Unternehmen allen möglichen Succeß, damit Autor und Verleger aufgemuntert werden, durch die in Aussicht gestellten Supplemente ihr sehr verdienstliches Werk vollständig und korrekt zu erhalten. Vornämlich aber wünschen wir demselben eine loyale Unterstützung von Seiten der Eisenbahndirektionen, in deren Interesse es zu liegen scheint, diesem gemeinnützigen Unternehmen durch bereitwillige Mittheilungen verläßiger Notizen über eintretende Veränderungen, oder auch selbst durch Rectification etwaiger, bei einem Werke so complizierter Natur kaum zu vermeidender Irrthümer den Stempel des Vollkommenen aufzudrücken.

Die Gemälde von Gallait und de Biefve.

Die schon vielbesprochenen belgischen Bilder, welche auf ihrer Rundreise durch Deutschland, in Berlin, Köln, Wien, München ꝛc. das größte Aufsehen erregten und in Bezug auf Färbung und Licht wohl das Ausgezeichneteste seyn dürften, was die Kunst seit zweihundert Jahren hervorgebracht hat, werden auch hier in Frankfurt in den ersten Tagen des nächsten Monates zur Ausstellung kommen. Wir werden diesen Genuß einestheils der liberalen Bereitwilligkeit der belgischen Regierung, anderntheils den Bemühungen eines zur Vermittlung obiger Ausstellung zusammengetretenen Comité's zu danken haben. Auch für die Aufstellung dürfte in dem Kaisersaale eine geeignete Lokalität vorhanden seyn, obgleich beide Bilder von außerordentlichen Dimensionen sind, indem die Abdankung Carls V., von Gallait, 24½ Fuß Breite auf 17½ Fuß Höhe, der Compromiß der niederländischen Edelleute, von de Biefve, 25 Fuß Breite auf 16½ Fuß Höhe mißt.

Theater-Anzeige.

Samstag, 24. Febr. Die Hochzeit des Figaro, große Oper in 3 Abth., von Mozart.

Sonntag, 25. Febr. Herr Rochus Pumpernickel, musikalisches Quodlibet in 3 Abth., von Stegmayer.

Montag, 26. Febr. (Zum Vortheile der Fräul. Hermine Rudersdorff): Große Opern-Vorstellung in 4 Abtheilungen: 1) Scenen aus „Lucia von Lammermoor", von Donizetti. 2) Der Kapellmeister von Venedig, oder: der Schein betrügt, musikalisches Quodlibet in 2 Abth., von Breitenstein. 3) Scenen aus der „Belagerung von Corinth", von Rossini. 4) Scenen aus dem „Liebestrank", von Donizetti. Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 57. Montag, den 26. Februar 1844.

Pierre Valeas.

In dem Hotel des Marquis von Rochemère, in einer der schönsten Straßen der Vorstadt Saint-Germain, herrschte seit einigen Tagen ein fröhliches, bewegtes Leben, das zu dem traurigen, verödeten Zustande, in welchem sich das sogenannte Hotel während einer langen Reihe von Jahren befand, einen auffallenden Kontrast bildete, und daher, wie natürlich, der Gegenstand des allgemeinen Gesprächs geworden.

Der alte Marquis von Rochemère war einst einer der angesehensten Edelleute am Hofe Ludwigs XV., und hatte in seiner Jugend mit dem König in einem Freundschaftsverhältnisse gestanden, das weder der Einfluß der Zeit, noch Hofkabalen zu zerstören vermocht hatten. Der Marquis hätte sich damals leicht zu den ersten Stellen emporschwingen können; war aber, sey es nun aus Philosophie oder aus Gleichgültigkeit, allen politischen Bestrebungen fremd geblieben, und hatte, ohne sich gerade zum Schmeichler zu erniedrigen, doch stets sich ein Ansehen bei dem Könige zu erhalten gewußt, welcher sonst nur unter dem Einflusse seiner Maitressen und feiler Günstlinge stand.

In seinem vierzigsten Lebensjahre hatte der Marquis sich noch mit einer jungen Dame verheirathet, die eben so schön als geistreich war. Auffallend, wenigstens in jener Zeit der Spekulation, mußte es erscheinen, daß er seine Gemahlin aus einer Familie wählte, die wohl zu den Altadeligen gehörte, deren Armuth aber vielleicht so alt war, wie ihr Adel.

Ob ihn Herzensneigung oder irgend eine äußere Rücksicht zu diesem Schritte bewogen, Niemand mochte es, trotz aller Nachforschungen, zu ermitteln. Bei Hofe vorgestellt, machte die junge Marquise schon bei ihrem ersten Erscheinen den günstigsten Eindruck auf Alle; wie aber ihre Anmuth und Liebenswürdigkeit sie zahlreichen Versuchungen aussetzten, so flößten die Reinheit und der Adel ihrer Sitten selbst den Kühnsten und Zudringlichsten hohe Achtung ein. Das Hotel des Marquis von Rochemère wurde übrigens bald eins der besuchtesten der Hauptstadt; man buhlte um so mehr um die Ehre, in demselben Zutritt zu erhalten, als der Marquis nur die Edelsten und Gebildetsten unter die Zahl seiner Gäste aufnahm.

Madame Rochemère schenkte schon im ersten Jahre ihrer Verbindung ihrem Gatten einen Sohn, und es dauerte nun das dadurch erhöhete Glück der beiden Gatten während einer langen Reihe von Jahren ungestört fort. Mit einem Male schien aber düstere Trauer in den Aufenthalt einzuziehen, in welchem bisher nur Freude und Wonne geherrscht. Herr von Rochemère wurde finster und verschlossen; seine Gattin verlor immer mehr ihre frühere Munterkeit und Lebhaftigkeit, und es schien ein verborgener Kummer ihre sonst so feste Gesundheit zu untergraben. Bald erfuhr man, daß der Marquis von dem König auf dringendes Nachsuchen eine diplomatische Sendung nach Spanien erhalten habe. Man erstaunte nicht wenig über den so spät erwachten Ehrgeiz des Grafen, und zerbrach sich den Kopf mit tausend Vermuthungen über die eigentlichen Beweggründe zu dem auffallenden Schritte des Herrn von Rochemère. Der Marquis äußerte sich nur gegen seine ihn über die Ursachen des Schritts befragenden Freunde, daß der Aufenthalt in einem wärmeren Lande unumgänglich nothwendig wäre, die leidende Gesundheit seiner Frau wieder herzustellen. Es reis'te endlich der Marquis mit Gattin und Sohn nach dem Orte seiner neuen Bestimmung ab, und bald hatte ihrer die von anderen Interessen in Anspruch genommene vornehme Welt von Paris gänzlich vergessen.

Nach mehreren Jahren kehrte Herr von Rochemère wieder nach Paris zurück, doch ohne seine Gattin und seinen Sohn, die er beide in Spanien ließ. Von den Freunden, welche Herr von Rochemère in Paris gelassen, war während seiner Abwesenheit mancher gestorben, andere hatten sich auf ihre Güter zurückgezogen. Man fand es daher nicht auffallend, daß der Genannte sein prächtiges Hotel in der Vorstadt Saint-Germain verließ, um eine bescheidene Wohnung in einem entlegenen Stadtviertel zu beziehen.

Der Marquis führte nun in derselben mit einem alten, vertrauten Diener ein höchst einförmiges, einsiedlerisches Leben. Er war seit seinem Aufenthalte in Spanien noch verschlossener und reizbarer geworden, und es war in seinem ganzen Wesen eine auffallende Veränderung vorgegangen, so daß sich selbst seine intimsten Freunde kaum mehr in ihn finden konnten. Seine eingefallenen Wangen, die zahlreichen Runzeln seiner Stirne, seine ergrauten Haare, sein schwerfälliger Gang zeigten, daß seine körperliche Kraft dem Einflusse irgend eines verzehrenden Kummers zu erliegen drohte, während sein unsicherer, irrer Blick, sein unordentlicher Anzug und seine Einsylbigkeit nur zu deutlich verriethen, daß in seinem geistigen Leben eine nicht minder gefährliche Störung eingetreten sey, als in seinem physischen. Der Marquis verlebte einige Zeit

in diesem betrübenden Zustande, ohne daß er mit einem andern lebenden Wesen Umgang gepflogen, als mit einem alten Diener, dem vieljährigen Vertrauten seiner Leiden.

(Fortsetzung folgt.)

Jacques Amyot.

Jacques Amyot, geboren zu Melün im Jahre 1513, war der Sohn eines Schuhmachers und starb als Bischof von Auxerre und Großalmosenier Karls IX. von Frankreich. Er verdankte die glänzende Stellung, zu welcher er sich aus seiner Niedrigkeit emporschwang, dem angestrengten Fleiße, womit er sich in seiner Jugend auf Erlernung der Wissenschaft verlegte. Er brachte es darin bald zu großer Meisterschaft und ist in der literarischen Welt besonders durch eine französische Uebersetzung des Plutarch und seinen „Vieux Gaulois“ bekannt, der trotz der veralteten Sprache noch heutzutage gefällt durch liebenswürdige Naivetät und seltene Anmuth der Darstellung.

Ein Edelmann aus der Provinz Berry erwählte den jungen Amyot zum Erzieher seiner Kinder. Als Heinrich der Zweite durch Berry kam, ließ ihm Amyot durch seine Zöglinge ein von ihm selbst verfertigtes griechisches Epigramm überreichen, welches der König mit der lakonischen Aeußerung zu Boden warf: „C'est du grec; à d'autres!“ (Das ist griechisch; mögen's Andere lesen!) Der Kanzler l'Hopital, der zugegen war, hob das Papier auf und ward von der Schönheit des Epigramms so entzückt, daß er dem König bemerkte, der Verfasser des Gedichts sey würdig, der Lehrer seiner Kinder zu werden, welche Aeußerung des Kanzlers die Veranlassung zu Amyots nachherigem Glücke ward, wie der Abbé von Saint-Real versichert. Amyot wurde wenigstens kurz nach jenem Vorfall zum Erzieher des Dauphins erwählt. Jener Abbé erzählt auch, daß, als eines Tages bei Karl dem Neunten die Sprache auf Karl den Fünften von Deutschland gekommen, man es rühmend erwähnte, daß dieser Kaiser seinem ehemaligen Lehrer zur päpstlichen Würde verholfen. Die rühmende Erwähnung dieser Handlung des deutschen Kaisers machte einen solchen Eindruck auf Karl den Neunten, daß er, mit einem Blicke auf den gerade anwesenden Amyot, äußerte, er sey fest entschlossen, bei der ersten sich darbietenden Gelegenheit seinen Lehrer auf ähnliche Weise zu belohnen. Da einige Zeit darauf die Stelle eines Großalmoseniers von Frankreich frei geworden, so trug der König dieselbe Amyot an, der sich aber standhaft weigerte, sie anzunehmen. Die Königin, welche die Stelle bereits einem ihrer Günstlinge zugedacht, ließ Amyot zu sich kommen und empfing ihn mit der furchtbaren Drohung: „Ich habe die Guisen und die Chatillons, Konnetable's und Kanzler hinrichten lassen, die Herrscher von Navarra und die Prinzen von Condé; hüte Dich, Pfäfflein, daß Dich nicht das gleiche Loos treffe!“ Mochte Amyot noch so sehr betheuern, daß er die Stelle bereits ausgeschlagen: die Königin drohte ihm, daß er in vierundzwanzig Stunden nicht mehr am Leben seyn werde, falls er die Stelle annehme. Eine Drohung der Königin war so gut als ein Befehl zur Exequirung. Der König verlangte aber seinerseits gebieterisch von Amyot die Annahme der angetragenen Stelle. Amyot wußte sich in seiner kritischen Lage nicht anders zu helfen, als daß er sich eine Zeit lang vom Hofe entfernt hielt. Nachdem er bereits über drei Tage nicht mehr an der königlichen Tafel erschienen, ließ Karl ihn überall aufsuchen.

Da alle Nachforschungen vergeblich waren, so gerieth der König in die äußerste Wuth, indem er zugleich ahnte, was Amyot zu seinem seltsamen Betragen bewogen haben konnte. Die Königin, welche sich vor thätlichen Ausbrüchen der Wuth Karls fürchtete, ließ Amyot sagen, daß er von ihrer Seite nichts ferner zu befürchten habe und die Stelle getrost annehmen könne. Amyot entsprach also dem Wunsche des Königs und trat sein Amt als Großalmosenier an. Obschon er sich im Anfang ziemlich uneigennützig zeigte, so legte er in der Folge doch eine immer größere Habsucht an den Tag. Als er eines Tages wieder bei Karl dem Neunten um eine bedeutende Pfründe anhielt, so entgegnete ihm der König: „Noch immer nicht zufrieden, mein Lieber? Sagten Sie doch selbst, daß Sie nichts weiter begehren würden, wenn Sie nur erst 1000 Thaler Revenuen besäßen?“ — „Die hätt' ich wohl, Sire, doch stellt sich, wie Sie wissen, der Appetit oft erst recht während dem Essen ein.“

Da ihm in der Folge vom Hofe die Zumuthung gemacht wurde, die Stelle eines königlichen Geschichtsschreibers zu übernehmen, so lehnte er dieselbe mit der Erklärung ab: „daß er seinen Souverainen zu aufrichtig ergeben sey, um es zu wagen, ihre Geschichte zu schreiben.“

Amyot war in der größten Armuth geboren und befand sich bei seinem Tode im Besitze eines höchst ansehnlichen Vermögens. Er vermachte dem Hospital von Orleans 1200 Thaler zum Dank für die Unterstützung, welche ihm dasselbe in den Tagen der Noth hatte zukommen lassen.

Als er nämlich noch sehr jung aus dem Hause seines Vaters entwichen, verirrte er sich und wurde unterwegs krank. Ein vorüberreitender Edelmann, der ihn auf dem Felde liegen sah, hatte Mitleid mit ihm und ließ ihn hinten aufsitzen. Er brachte ihn nach Orleans, wo er in dem daselbst bestehenden Hospital liebreiche Aufnahme fand. Da seine Krankheit nur von starker Ermüdung kam, so wurde er bald geheilt und erhielt bei seiner Entlassung aus dem Hospital noch zwölf Sou's zum Geschenke. Zum Danke für diese mildthätige Gabe vermachte er dem Hospital, wie bereits erwähnt, 1200 Thaler, und machte so eine seltene Ausnahme unter den Menschen von niederer, dürftiger Geburt, die, wenn sie später zu Reichthum und Ansehen gelangt, meist Alles zu vermeiden suchen, was an ihre frühere verzweifelte Lage erinnern könnte. F. A.

Mannichfaltigkeiten.

(Frankfurt a. M., 24. Febr.) Unseres gestriges Museum war wieder reichhaltig und mannichfaltig. Hr. Pischek und Fräul. Capitain sangen schöne und ansprechende Lieder von Mozart, Speier u. A. Max Waldhauser, ein talentvoller junger Musiker und Schüler unseres Guhr, erfreute uns durch einen anmuthigen Klaviervortrag. Besonders aber trug Hr. Williams aus Riga zum freundlichen Einklang des schönen Abends bei durch seine klare und verständliche Declamation ausgewählter Gedichte, welche lebhaften Beifall errang, namentlich der Vortrag von Halm's Lied der Liebe:

„Mein Herz, ich will dich fragen", in deutscher, englischer, französischer und russischer Sprache. Hr. Williams ist Soiréen durch den freundlichen und abwechselnden Inhalt seiner Declamation, so wie durch das Gewählte seiner Stücke zu empfehlen und wird einen Abend gewiß recht angenehm ausfüllen.

Man meldet aus Berlin, daß ein dortiger Komiker in Bezug auf den Theaterdirektor Cerf, welcher einen Orden bekommen, folgendes Epigramm gemacht habe:

„Der Königsstadt ist Heil geworden,
Die ganze Stadt weiß es bereits:
Der Herr Direktor hat den Orden
Und die Gesellschaft hat das Kreuz."

Die Redaktion der in Ulm erscheinenden „Zeitinteressen" hat einen Aufruf an die deutschen Schriftsteller und Zeitungsredaktionen erlassen, welcher dahin zielt, daß diese sich des Gebrauchs der deutschen Sprache in ihrer Reinheit befleißigen und auch ihren Einfluß geltend machen sollen, um diese Verbesserung zu unterstützen. Die Absicht ist gut und die Aufforderung verdient in der That Beachtung.

Noch immer werden Monumente gesetzt. Seitdem die Pariser das für Molière aufgestellt haben, bemühen sie sich, ein ähnliches für Voltaire in's Leben zu rufen. In Bremen will man dem verstorbenen Olbers, der als Mensch, Arzt und Astronom gleich ausgezeichnet war, ein Denkmal errichten und ungefähr 10,000 Thaler darauf verwenden. Das für den Frankfurter Göthe kostet mehr und soll noch in diesem Jahre errichtet werden, obwohl man über den Standpunkt desselben gar nicht einig werden kann.

Die verschiedenen Bergwerke und Goldwäschen Sibiriens haben im vergangenen Jahre eine reine Ausbeute von 16,000,000 Thalern gegeben.

(Stuttgart, 21. Febr.) Der Karneval ist hier ziemlich stille vorübergegangen. Von öffentlichen Aufzügen, Masken auf den Straßen u. dergl., wie in den Rheinlanden, zum Theil auch in Oberschwaben und anderen neuwürtembergischen Städten, ist hier ohnedies nicht die Rede. Aber auch bei den verschiedenen Gesellschaftsbällen mindert sich die Zahl der Masken. Die Museumsgesellschaft gab einen sehr zahlreich besuchten Ball, auf welchem manche geschmackvolle Kostüme, doch wenig eigentliche Masken erschienen. Bei dem gestern von der Bürgergesellschaft gehaltenen Ball machte sich die Maskenfreude wie gewöhnlich weit lauter bemerklich. Da war ein Aufzug zu Pferd mit Musik, Schlittenfahrt durch die Säle, die sieben Schwaben, Napoleons Heerschau über die alte Garde, in welcher auch der berühmte Röhrle von Häfner-Neuhausen nicht fehlte, und manch' Anderes zu schauen. Morgen gibt die Janitscharia noch einen Ball.

Das Vaudeville-Theater in Paris bereitet ein gar sonderbares Stück, worin alle Rollen durch Frauenzimmer dargestellt werden, zur Aufführung vor. Eine Schauspielerin spielt darin einen Corporal der Nationalgarde, eine andere einen Portier u. s. f.

(Zustand der Anatomie in China.) In dem letzten Kriege fiel ein chinesisches Manuscript den Engländern in die Hände. Die Chinesen rühmen sich oft mit Recht, den Europäern in manchen Erfindungen und Entdeckungen vorangeeilt zu seyn, und gleichwohl wissen ihre Aerzte heutzutage kaum mehr von der Anatomie, als in Europa jeder gebildete Laie davon versteht. Diese Wissenschaft besteht dort, neben einigen ziemlich richtigen Begriffen, aus einer Menge von Irrthümern, welche nicht aus der Beobachtung, sondern aus der Einbildung hervorgegangen sind; die Organe werden von den chinesischen Aerzten nicht studirt, sondern erfunden. Folgendes Curiosum gibt einen Beweis hiervon: nach ihrer Meinung soll sich vom Herzen längs dem Rücken hinunter ein langes Blutgefäß erstrecken, welches auf das Herz nur einen bildlichen Bezug habe; dieses Gefäß soll nämlich die Poesie in der Wissenschaft seyn!

Bei Joh. Fr. Baerecke, Eisenach 1843, sind erschienen: „Jugendbilder" von Dr. K. G. Mey. Die Sammlung zerfällt in religiöse, patriotische und lyrische Gedichte, welche, wenn sie auch durch Neuheit und Originalität sich nicht auszeichnen, noch geeignet sind, als hervortretende Erscheinungen der Literatur bezeichnet zu werden, doch manches Schöne und dem gemüthlichen Leser wohlthuend Anregende enthalten, und von einer edlen Gesinnung belebt werden. Im Gegensatz zu den Erzeugnissen moderner Hypergenialität haben lyrische Poesieen, wie die vorliegenden, deren sittliche Tendenz entschieden hervortritt, ein Verdienst, das wir anerkennen müssen, ohne den Gehalt der genannten Sammlung überschätzen zu wollen.

Von dem Conversationslexikon für bildende Kunst (Romberg's Verlag in Leipzig) ist die vierte Lieferung (Alessandro bis Altdeutsche Kunst) erschienen. Sie enthält unter fortgesetzter Beigabe von schönen Holzschnitt-Illustrationen werthvolle Artikel über Alexander d. G., den Alexanderzug, Altar und Altarbilder, und eine ausführliche Abhandlung über altdeutsche Kunst. Diesem interessanten Werke ist der beste Fortgang zu wünschen.

(Speyer, 20. Febr.) Der Karneval war dieses Jahr auch in unserer Stadt glänzender als seit vielen Jahren. Er ward drei Tage hindurch fort gefeiert. Einige dreißig Abtheilungen zu Fuß, zu Pferde und zu Wagen zogen vorgestern in langer, bunter Reihe durch die Straßen unserer Stadt. Erst heute erfolgt der festliche Abzug des Karnevals.

C. F. Lauckhard, Lehrer in Friedberg, hat ein „Tagebuch eines Lehrers" herausgegeben (Darmstadt, 1843, bei Gustav Jonghaus). Das Büchlein ist recht eigentlich aus dem Schulleben hervorgegangen und beruht auf Erfahrung, nicht auf müßiger Speculation. Der Verfasser legt darin einfach und schmucklos manches Resultat des praktischen Schullehrer-Lebens nieder und theilt manchen beachtungswerthen und wohlgemeinten Wink mit.

Korrespondenz.

Darmstadt, 18. Febr.

Wir haben wöchentlich dreimal Schauspiel, worunter eine Oper, die gewöhnlich Sonntags gegeben wird. So geht es von Saison zu Saison, welche fast mit der Auswanderung der Schwalben im Herbste beginnt und bei der Wiederkehr der Nachtigall und ihren ersten Ge-

sängen im Blüthenmonat gewöhnlich endet. Alsdann zerstreuen sich die Priester und Priesterinnen der Musen in alle Welt, machen Reisen, besuchen Bäder, geben Gastrollen rc. und kehren mit dem beginnenden Winterquartier ihrer Gottheiten in unserer Mitte hierher wieder zurück, um an den Altären derselben die gewohnten Functionen mit neuem Muthe und neuen Hoffnungen zu übernehmen. Das Symbol: „Glaube, Liebe und Hoffnung" ist zunächst für Künstler bestimmt; denn man denke sich einen Künstler ohne Glaube an sich selbst, ohne Selbstliebe und ohne Hoffnung, und er ist das unglücklichste Geschöpf, welches zwischen den beiden Wendekreisen lebt und welchem das traurige Loos beschieden, entweder zwischen die Scheeren des Krebses oder die Hörner des Steinbocks zu gerathen; zwei äußerst mißliche Situationen, welche dem künstlerischen Geschick gleich wenig günstig sind. Es ist ein trauriges Loos, welches der Kunst heutzutage gefallen, daß sie bisweilen die Schellenkappe aufsetzen muß, um die Meinung mit sich zu versöhnen und durch theatralische Taschenspielerkünste nichtssagende Triumphe zu erringen. Doch das ist ein Uebel der Zeit, welches seine heilende Kraft in sich selber trägt. Immer ist die Kunst ein Erzeugniß des Geistes ihrer Zeit, und wo dieser sich nicht rein abspiegelt innerhalb der unverrückbaren Gränzen des ästhetisch Wahren und Schönen, da kann man auch über den Künstler, der wie jedes andere Menschenkind den Einflüssen seines Zeitalters bloßgestellt, kein streng richtendes Urtheil fällen. Er mag wollen oder nicht, so muß er gleichwohl an dem Altare des Zeitgeistes seine Opferscherflein niederlegen. — In der Vorstellung vom 9. d., in dem Stück: „Otto von Wittelsbach", sahen wir Hrn. Braunhofer, vom Mannheimer Theater, in der Titelrolle, deren Darstellung ihn der Zahl der besseren Gäste beigesellte, die im Laufe der Saison hier auftraten. In seinem Spiel, wie in seinem Vortrage, herrschte jene ungezwungene Abgemessenheit und künstlerische Natürlichkeit, welche seiner Darstellung ein glückliches Colorit gaben. Dieselbe machte den günstigsten Eindruck auf das Haus. — In der Vorstellung vom 13. d. gastirte Hr. Braunhofer zum zweiten Male, und zwar als Rudolph in dem Drama: „Hedwig" von Th. Körner. Wir hätten ihm eine dankbarere Rolle und ein besseres Stück als dieses gewünscht, welches zur Erringung großer theatralischer Erfolge nicht geeignet zu seyn scheint. — Hr. Breiting hat sein Gastspiel dahier beendet. Derselbe sang zweimal den Masaniello in der Stummen von Portici, den Robert der Teufel, Eleazar in der Jüdin und zum Schluß den Raoul in den Hugenotten. In allen diesen Darstellungen bewährte sich Hr. Breiting als ausgezeichneter dramatischer Sänger und wurde für seine Leistung jeden Abend vom Publikum mit Hervorrufen am Schlusse der Oper belohnt und anerkannt. Wie verlautet, ist Hr. Breiting von dem umsichtigen Hoftheater-Intendanten in Darmstadt, Hrn. Baron v. Dallwigk, engagirt worden. Wir gratuliren ebensowohl dem wackeren Künstler, als der Darmstädter Hofbühne zu seiner Acquisition.

Mainz, im Febr.

„Der Bau eines neuen Stadthauses ist eine unabweisliche Forderung der Zeit und der allgemeinen Volksstimme."

Mit dem beginnenden Frühjahre ist dem hiesigen Gutenbergsplatze die Erlösungsstunde zugesagt, da man den Ausbau desselben durch die Aufführung eines großartigen Stadthauses vollenden will. Auffallend ist es übrigens, daß bis jetzt noch Niemand die Gründe öffentlich erwogen hat, welche dem am 1. August v. J. deshalb gestellten Antrage als Basis dienen. Das Mitglied des Gemeinderaths, welches jenen Antrag stellte, ging offenbar von der edelsten Absicht aus; sein Zweck ist, „der Vaterstadt einen Dienst zu erzeigen und durch das so lange und sehnlichst gewünschte Stadthaus endlich den Platz Gutenberg zu schließen." Ein solches Geschenk ist gewiß sehr großartig, und wenn man seine ganze Dankbarkeit der Stadt gegenüber mit so viel Municifenz abtragen kann, so ist man mehr als glücklich. Leider erlauben es aber die beschränkten finanziellen Verhältnisse der Stadt nicht, so übermäßige Dienstleistungen geradezu entgegen zu nehmen, und wenn wir erst hundert Tausend Gulden ausgeben und sechzig Tausend Gulden Schulden machen sollen, um einer solchen Huldigung theilhaftig zu werden, so nehme man unsere Verlegenheit nicht übel, denn wir müssen in allem Ernste erst überlegen, ob wir nicht besser thun, dergleichen Dankbarkeiten von uns abzuweisen. Bereits im Jahre 1834 war das Bedürfniß eines neuen Stadthauses so dringend geschildert worden, daß man hätte glauben sollen, die Existenz der ganzen Gemeinde hinge davon ab. Zehn Jahre sind indessen vorüber — und die Sonne geht auf und nieder wie vorher; noch ist das alte Gebäude in seinen Grundfesten nicht erschüttert. Damals sprachen mancherlei Gründe für die Erbauung eines öffentlichen Gebäudes, in welchem man die Bibliothek, die Kunstsammlungen u. s. w. vereinigen könnte; man glaubte den Zweck eines solchen Gebäudes zu erhöhen, indem man ein neues Gemeindehaus damit in Verbindung brachte. Da aber die Hauptmotive für den damaligen Bau heute ganz wegfallen, so mögen auch die früheren Antragsteller ihre guten Ursachen gehabt haben, diesesmal die Ehre der Aufwärmung ihrer Ideen einem Anderen zu überlassen; denn als eigentliche Stützen des jüngsten Antrags bleiben nur folgende, wie es scheint, sehr unwesentliche übrig. Es soll erstens der Bau des neuen Stadthauses die Lösung einer längst übernommenen Verbindlichkeit seyn, bedingt durch die Ueberlassung des früheren Staatseigenthums, zum Zwecke der Vollendung des Platzes Gutenberg. Nun bestimmt zwar das Stiftungsdekret allerdings einen Platz zum Andenken Gutenbergs, aber es sagt dasselbe durchaus nichts von einem neuen Stadthause. Verband man seit dem Jahre 1834 beide sehr verschiedene Dinge mit einander und machte durch eine „laute Ankündigung" (wo?) die Erwartung von „ganz Europa" rege, so hat man sich damals nicht nur getäuscht, sondern gewiß auch überschrieen. Zu unserer Beruhigung können wir aber mit Bestimmtheit annehmen, daß die meisten Europäer der damaligen Zeit nichts davon hörten und daß die Wenigen, denen es zu Ohren kam, die Sache gewiß schon längst wieder vergessen haben, und so wollen wir denn auch ganz getrost über diesen Bestimmungsgrund hinwegschreiten, um so mehr, da man den Platz durch Privatgebäude sehr gut ausbauen, dem Stiftungsdekrete auf andere Art also vollkommen genügen kann. — Beim zweiten Motiv klagt der Antragsteller selbst über „den heutigen Mangel an Theilnahme für ein wahrhaft ruhmwürdiges Monument", zu dem man vor Jahren noch beisteuern wollte. Dieses paßt nun freilich nicht gut zu den im Eingange des Antrags gesagten Worten — die wir auch als Motto gewählt haben — allein wozu überhaupt noch ein architektonisches Monument auf einem Platze, welcher bereits durch Monumente geziert ist? Ist das Theater nicht Monument genug, das der Stadtkasse jährlich 15,000 Gulden an Zinsen verzehrt, und steckt die berühmte Bildsäule Gutenberg's nicht auch noch in Schulden? Die frühere Begeisterung für das damalige Gebäude wurzelte auf seiner im Allgemeinen erkannten Zweckmäßigkeit, da brauchte von einem Monumente noch nicht die Rede zu seyn; die heutige Theilnahmlosigkeit ist aber die natürliche Abneigung vor dergleichen zwecklosen Denkmälern!

(Schluß folgt.)

Theater-Anzeige.

Sonntag, 25. Febr. Herr Rochus Pumpernickel, musikalisches Quodlibet in 3 Abth., von Stegmayer.

Montag, 26. Febr. (Zum Vortheile der Fräul. Hermine Rudersdorff): Große Opern-Vorstellung in 4 Abtheilungen: 1) Scenen aus „Lucia von Lammermoor", von Donizetti. 2) Der Kapellmeister von Venedig, oder: der Schein betrügt, musikalisches Quodlibet in 2 Abth., von Breitenstein. 3) Scenen aus der „Belagerung von Corinth", von Rossini. 4) Scenen aus dem „Liebestrank", von Donizetti. Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Helle und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 58. Dienstag, den 27. Februar 1844.

Pierre Valeas.

(Fortsetzung.)

Eines Abends jedoch fuhr rasch eine von zwei stattlichen Pferden gezogene Chaise vor der einsamen Wohnung des Marquis an. Es stieg ein Mann aus derselben, klopfte wiederholt und hastig an die Thüre des Hauses, erhielt endlich nach langem Harren Zutritt, und trat nach einigen Augenblicken wieder in Begleitung Rochemère's über die Schwelle, und stieg mit demselben in den Wagen, der darauf wieder so schnell wegfuhr, wie er gekommen. Zwei Stunden später kam der Graf wieder in demselben Wagen vor seiner Wohnung an. Am nächsten Morgen schon fertigte er einen Courier nach Spanien ab, welcher der Marquise folgendes Schreiben überbrachte:

„Madame!

Der Elende, welcher Sie verläumdet, hat mich kurz vor seinem unlängst erfolgten Tode rufen lassen, und mir die gehässige, schwarze Verläumdung offenbart, deren unschuldiges Opfer Sie geworden. Ich habe dem Menschen verziehen, Madame, um mich dadurch Ihrer Vergebung und Liebe würdig zu machen, die ich kaum noch zu hoffen wage, ohne deren Besitz mir aber das Leben eine unerträgliche Last seyn würde. Wenn daher Ihr Herz, Madame, noch der Stimme des Mitleids mit einem verirrten, strafbaren Gatten zugänglich ist, so kehren Sie mit Ihrem Sohne so bald, als möglich, zu dem zurück, der sich in dem Bewußtseyn seiner Schuld so höchst unglücklich fühlt. Wird mir bald das Glück vergönnt seyn, Sie wieder zu sehen und die Worte der Verzeihung von Ihren Lippen zu vernehmen!? Ich wäre selbst nach Spanien gereis't, um Sie abzuholen, wenn meine Kräfte mir es vergönnten, die Reise so zu beschleunigen, wie ich es wohl nach dem sehnlichen Verlangen wünschte, Sie so bald als möglich in meine Arme schließen zu können. Marquis von Rochemère."

Dieser Brief setzt den Leser von der geheimnißvollen Ursache der Trennung der beiden Gatten in Kenntniß. Ein herzloser Mensch, dessen Werbungen die Marquise nicht erhörte, rächte sich für die Verschmähung dadurch, daß er die Marquise bei ihrem Gemahl der Untreue verdächtigte. Es gelang ihm auch, durch ein schlau ersonnenes Gewebe von Lügen den Marquis glauben zu machen, daß seine Gattin wirklich schuldig sey.

Die Marquise hatte die heftigen Vorwürfe ihres Gatten anfangs nur mit stolzer Verachtung erwiedert; da sie, trotz der wiederholten, feierlichen Versicherungen ihrer Unschuld, doch von dem Marquis für schuldig gehalten ward, so ergab sie sich mit stiller Resignation in ihr Loos.

Um öffentliches Aufsehen zu vermeiden und sich und sein Verhältniß zu seiner Gattin dem Leumunde der Welt zu entziehen, hielt der Marquis bei'm König um eine diplomatische Sendung nach Spanien an. Er hatte die Marquise und ihren Sohn in einer kleinen Stadt Galliziens gelassen und sich zur Vollführung seiner Sendung nach Madrid begeben; von da reis'te er wieder auf dem kürzesten Wege nach Frankreich zurück, ohne seine Frau, noch seinen Sohn wieder gesehen zu haben. Es nagte aber tödtlicher Gram an dem Herzen des unglücklichen Gatten, und das Leben war ihm, seit jener unseligen Offenbarung, nur noch eine Qual und unerträgliche Last.

Der Brief des Marquis traf seine Gattin in einem so leidenden Zustande, und die Freude über den Inhalt desselben machte einen so heftigen Eindruck auf das Gemüth der Marquise, daß sie, wenigstens im Augenblicke, es nicht wagen durfte, die Rückreise nach Frankreich anzutreten. Der Schmerz der langen Trennung, welchen selbst das Bewußtseyn ihrer Unschuld kaum zu lindern vermochte, hatte ihre Kräfte immer mehr aufgerieben; nur die ferne Hoffnung einer einstigen Aussöhnung, die zärtliche Liebe, die sie, trotz des erlittenen Unrechts, noch immer zu ihrem bethörten Gatten trug, wie zu dem Kinde, das er bei ihr zurückgelassen, vermochten sie allein in der schweren Prüfung aufrecht zu erhalten. Sie hatte sich seither ganz der Erziehung ihres Sohnes gewidmet; von einem alten spanischen Offizier, welcher sich in dem Erbfolgekriege ausgezeichnet, unterstützt, hatte sie die Anlagen zu entwickeln gesucht, womit die Natur den jungen Grafen von Rochemère ausgestattet, und der glückliche Erfolg ihrer Bemühungen in dieser Beziehung hatte ihr den süßesten Trost gewährt.

Charles von Rochemère stand jetzt in seinem zwanzigsten Jahre, war in allen körperlichen Uebungen eines jungen Kavaliers geschickt, und hatte sich durch den Einfluß seiner Mutter den Anstand und die Feinheit des Benehmens erworben, welche einen „Caballero" jener Zeit charakterisirten. Er empfand die lebhafteste Freude, als ihm seine Mutter mittheilte, daß ihn sein Vater zu sich nach Paris berufen; doch ward diese Freude getrübt durch den Gedanken, die Reise allein

machen zu müssen; er entschloß sich aber dennoch mit Freuden dazu, da er erkannte, daß seine Abreise der sehnliche Wunsch seiner Mutter sey. Madame Rochemère gab ihrem Sohne folgendes Schreiben an den Marquis mit:

„Herr Marquis!

Ich kann Gott nur meinen innigsten Dank sagen, daß er mir nach so vielen empfindlichen Leiden endlich ein Mal wieder eine Wonne bereitete, welche ich kaum noch zu hoffen wagte. Indem ich den argen Wahn beklagen mußte, von welchem Sie befangen waren, und dessen geheime Quelle mir unbekannt war, dachte ich doch nie im entferntesten daran, Ihnen die Schuld eines Unglücks beizumessen, welches nach einem unerforschlichen Verhängniß uns beide traf. Gott hat endlich Sie die Wahrheit erkennen lassen; seine Huld sey dafür gepriesen, und er möge, gleich uns, dem Schuldigen Verzeihung schenken. Der traurige Zustand meiner Gesundheit verstattet mir im Augenblicke noch nicht, die Heimreise anzutreten. Unser Charles wird mir einstweilen nach Paris voraneilen; ich hoffe, ihm in der kürzesten Frist folgen zu können, und endlich ein Mal die lang ersehnte Wonne Ihres Wiedersehens zu genießen!"

Die unglückliche Marquise hegte die Hoffnung nicht in ihrem Innern, welche sie hier ihrem Gatten machte; sie fühlte es zu sehr, daß ihr körperlicher Zustand ihr schwerlich jemals gestatten werde, die Reise in ihr Vaterland anzutreten. Charles von Rochemère reis'te also allein ab, und umarmte, ehe er zu Pferde stieg, noch ein Mal seine Mutter, die bei diesem Abschiede heiße Thränen vergoß, da sie ahnte, daß sie ihren Sohn schwerlich in diesem Leben wiedersehen werde.

Die glückliche Wiederkehr seines Sohnes zu feiern, hatte der Marquis von Rochemère wieder das alte Stammhaus seiner Familie bezogen und dasselbe auf's eleganteste einrichten und ausschmücken lassen. Nichts schien dem alten Edelmann zu kostbar und theuer, da es darauf ankam, seinem geliebten Sohne einen Aufenthalt und einen Empfang zu bereiten, welcher ihn alle Entbehrungen vergessen lassen konnte, die er in Spanien bisher hatte erdulden müssen.

(Fortsetzung folgt.)

Beiträge zu der Lehre vom Leben.

(Von Ph. Jac. Cretzschmar, Doct. med., prakt. Arzt rc. rc. 2r Th. Frankfurt a. M. 1843, bei J. D. Sauerländer.)

Nachdem vor nicht gar langer Zeit die sogenannte naturphilosophische Schule das bisher Unbegreifliche in einer Fluth phantastischer Träumereien noch unbegreiflicher gemacht hatte, gewann bei der überwiegenden Mehrzahl der Naturforscher die Ueberzeugung Raum, daß die Naturwissenschaften nur auf dem Wege des Experiments, der Beobachtung, der Erfahrung wahrhaft gefördert und zu sciences exactes erhoben würden. Diese Ueberzeugung bestimmt auch noch heute die in jenen Wissenschaften vorherrschende Richtung. Darum lesen wir in so vielen Schriften, — darum verkündet man fast täglich von so vielen Kathedern herab den Ausspruch des großen Haller: „In's Inn're der Natur dringt kein erschaff'ner Geist", — oder ähnliche Sentenzen. — Und wer möchte es läugnen, daß durch diese rein praktische Tendenz für die betreffenden Doktrinen, zumal in den letzten Decennien, unermeßliche Schätze gewonnen worden sind und noch immer gewonnen werden? Gleichwohl muß es zugestanden werden, — und anerkannte Koryphäen der Wissenschaft haben sich bereits dahin ausgesprochen — daß der reichhaltigste Schatz von gesammelten Thatsachen allein nicht hinreicht, der Wissenschaft die ihr gebührende ehrenvolle Stellung zu verleihen. Die wahre Weihe erhält die Wissenschaft, wenn die philosophische Forschung die erhaltenen Thatsachen verarbeitet, durchdringt und belebt. Eine solche Philosophie, weit entfernt von leeren Hirngespinnsten, gewinnt ihre Resultate, indem sie sich an die praktisch gewonnenen Thatsachen anlehnt. — Die Vorzüglichkeit der eben erwähnten Methode bewährt sich durch das oben genannte Werk auf's entschiedenste. Wenn auch eine specielle Beurtheilung desselben nicht hierher gehört, so dürfte es doch Pflicht seyn, auf diese, nicht nur für Männer vom Fache, sondern auch für jeden Gebildeten hochwichtige literärische Erscheinung mit voller Ueberzeugung aufmerksam zu machen. In ächt wissenschaftlicher, aber klarer und verständlicher Darstellung werden hier Gegenstände behandelt und Fragen erörtert, deren Enträthselung seit Jahrtausenden vergebens versucht wurde. Die wichtigen Probleme über das Daseyn Gottes, über die Auffassung des göttlichen Princips, über die Entstehung der Weltkörper, der Pflanzen, der Thiere, des Menschen u. s. w. u. s. w. erörtert der Verfasser, gestützt auf den faktischen Zustand der Naturwissenschaften, mit einer ihm eigenthümlichen Geistesschärfe und Klarheit. Seiner schwierigen Aufgabe Meister, bedient sich derselbe nirgends dialektischer Redekünste. Seine Beweisführung, welche rücksichtlich der Genauigkeit und Folgerichtigkeit der mathematischen kaum nachsteht, kann der aufmerksame Leser bis zu den gewonnenen, fast immer neuen, Resultaten Schritt vor Schritt verfolgen. Daß hier Hypothesen, Analogieen und Induktionen nicht immer zu vermeiden waren, ist, bei dem dermaligen Zustande der Wissenschaften, auf welche der Verfasser sein Gebäude gründete, vollkommen einleuchtend. Aber auch in solchen Fällen, wie überall in diesem Werke, beurkundet der Verfasser, wie weit es dem menschlichen Geiste gelingen kann, das Innere der Natur seinem Blicke aufzuschließen. — Da das ganze Werk eine Kette von Beweisführungen bildet, mithin einem Organismus vergleichbar ist, in welchem jeder einzelne Theil mit den andern und durch die andern besteht (was der bescheidene Titel „Beiträge" nicht voraussetzen läßt): so wäre die baldige Erscheinung der beiden letzten Bände gar sehr zu wünschen. — Uebrigens kann es keinem aufmerksamen Leser entgehen, wie viele Stunden mühevoller Studien auf eine solche Arbeit verwendet worden seyn mögen, und daß nur die mächtigste Begeisterung vermochte, den Verfasser im Streben nach seinem Ziele aufrecht zu erhalten. Darum dem Verfasser unseren aufrichtigen Glückwunsch zu einer Leistung, welche noch nach späten Jahren als ein würdiges Denkmal tiefer Forschung erkannt werden wird; aber auch unseren innigen Dank für die geistigen Früchte eines Mannes, welcher, neben vielfacher anstrengender Berufsthätigkeit noch Zeit und Kraft zu erübrigen vermag zur Vollendung eines Werkes, in welchem sich die erhabene Macht des menschlichen Geistes glänzend offenbaret hat.

Buntes.

Der Kaiser von Java ist ein weiser Mann, denn er gebraucht nur Weiber zu seinen Gesandtschaften, und wählt in der Regel die hübschesten zu Bildung seines diplomatischen Corps.

— „Jede Sache in der Welt hat ihre schöne Seite", sagte ein Gefangenwärter zu einem armen Teufel, der schon lange Zeit im Gefängnisse saß. „Mag seyn", erwiederte der Gefangene, „aber die schöne Seite eines Gefängnisses ist nie inwendig."

— Ein Pfarrer redete seinen Patronatsherrn im Beichtstuhle mit den Worten an: „Hochwohlgeborner Sünder!"

— Als Kaiser Maximilian I. im Jahre 1504 des Reiches Acht und Oberacht gegen Churpfalz erkannt hatte und Landgraf Wilhelm von Hessen nebst andern Fürsten zur Vollstreckung aufgefordert wurden, zog dieser mit seinen Truppen durch die Erbachischen Lande und behandelte sie als feindlich, weil der größte Theil churpfälzisches Lehngut war. Brennende Dörfer und verwüstete Schlösser bezeichneten des Landgrafen Weg, und damals erhielten die Hessen, wie Dillich in seiner hessischen Chronik erzählt, den Namen „Brandmeister" und es wurde zum Sprüchworte:

„Der Hessen Brandstich
Klagt's Rheinland billich."

In einer alten Chronik werden diese Verwüstungen in Reimen erzählt und mit folgenden Versen geschlossen:

Große Herren große Fehl auch han
Sonst hätt' es der Fürst nicht gethan
Daß er sein Zorn so ausgelahn
Uiber so manchen armen Mann
Denn ihm keiner kein Leid gethan,
Doch wollt sie Gott so strafen lahn,
Um den sie's wohl verdienet han,
Sein Gericht Niemand strafen kan.

— Ein Spötter wollte in Gesellschaft eines Predigers, um diesen zu necken, die Selenwanderung behaupten und sagte: „Ich erinnere mich noch gar wohl, daß ich ehedem das goldene Kalb gewesen bin." „Das ist sehr wahrscheinlich", versetzte der Geistliche; „seit jenen langen Zeiträumen aber haben Sie weiter nichts als die Vergoldung verloren."

— Nach der Mittheilung eines Scholiasten zu den Komödien des Aristophanes war es in Athen Gesetz, daß kein Stück eines Dichters, der unter 30 oder 40 Jahren alt sey, auf die Bühne kommen solle.

— „Kind", sagte H.. zu seiner Frau, „ich dächte, wir gingen heute ins Theater." „Was wird denn gespielt?" fragte sie. „Was wir beide seit langer Zeit nicht gesehen haben — der Hausfrieden."

— Napoleon wird am meisten zum Vorwurfe gemacht, daß er bei seinen Eroberungen Menschenleben nicht geachtet und Hunderttausende auf die Schlachtbank geführt habe. — Wie unbedeutend erscheinen diese Thatsachen, wenn man die Geschichte der Mongolen damit vergleicht. Dschingis Nachfolger, Oktai, durchstürmte die blühendsten Länder und verödete sie. Alle Städte wurden zerstört und ihre Bevölkerung hingewürgt. Die Zahl der Erschlagenen in den drei Hauptstädten Chorasans, Maru, Herat und Nisabur, geben selbst einheimische Schriftsteller auf 4,647,000 Menschen an. Als Oktai Nordchina erobert hatte, geschah in dem Rathe seiner Großen der Vorschlag, die ganze Bevölkerung dieses weiten menschenreichen Landes zu vertilgen, damit ein freier Weideplatz für die Heerden der Sieger daraus würde! Mit Mühe nur rettete der beredte Mandarin Jlidschudsai das schwer bedrohte Volk.

— Bei Besprechung des preuß. Strafgesetzentwurfes hat man unter Anderm gesagt, die körperliche Züchtigung könne doch bei Dieben, namentlich aus den niedrigsten Ständen, gewiß nicht unangemessen erscheinen. Dagegen spricht aber folgende Thatsache: „Der junge Bückler, später unter dem Namen Schinderhannes allgemein bekannt, entwendete bei seinem ersten namhaften Diebstahl seinem Dienstherrn, einem Abdecker, sechs Kalbfelle und eine Kuhhaut. Nachdem er entflohen und eingefangen worden, wurde ihm ein kurzer Proceß gemacht. Der damalige Maire zu Kirn, Br. Weber, diktirte 25 Prügel, und der Bettelvogt Arloff wußte dergleichen Befehle trefflich zu vollstrecken. Schinderhannes hat der Staatsbehörde später gestanden, daß diese Exekution — vor den Augen des Publikums — ihn tief geschmerzt, aber auch für sein ganzes Leben entschieden habe." Sein Ehr- oder Schamgefühl war dahin. — Man vergl. B. B. Becker aktenmäßige Geschichte der Räuberbanden an den beiden Ufern des Rheins. Theil I. Nr. 2. S. 2 u. 3.

— Koketten halten das Leben für ein Ballspiel, und das Herz für einen Spielball. — Mädchen werden erst angeliebt, dann verliebt, dann zerliebt. — Unser Umgang besteht aus Bekannten, Erkannten und Verkannten. — Viele Mädchen haben ein hübsches Gesicht, aber auch nur eins, das wird man bald überdrüssig; manche haben bei jedem Wechsel der Gefühle ein anderes hübsches Gesicht. — Wenn Jemand so und so viel Zoll hat, dann ist er groß. Wie groß ist also Deutschland, das so viel Zoll hat, daß es die Hälfte seiner Ausgaben damit bestreitet!

Korrespondenz.

Mainz, im Febr.

(Schluß.)

Unter 3) wird uns eigentlich nichts gesagt, als daß die Gutheißung dem neuen Bauprojekte höhern Orts gewiß zu Theil würde, wenn die „eingeschlummerte Uebereinstimmung der Mainzer in Beziehung auf das Erforderniß des neuen Stadthauses" wieder erwachen würde. Man ist wirklich versucht, zu glauben, daß man sich selbst in diesem allgemeinen Schlummer mit befindet und daß man träumt, während man dergleichen liest. Als Beförderungsgrund wird dann noch nebenbei bemerkt, daß man ja die Bausumme auf mehrere Jahre vertheilen könne; es ist aber nicht abzusehen, was mit solchen Rechenkünsten gewonnen werden soll. Heutzutage weiß Jedermann, daß 6 mal 10 auch 60 geben, und daß trotz der Einfachheit solcher Multiplicationsaufgaben in der Ausführung mitunter doch noch sehr grobe Fehler dabei vorfallen! — Bei 4) kommen wir endlich aus der transcendenten Region in den Bereich der Wirklichkeit und auf die Mängel des jetzigen Stadthauses; sie sollen bestehen in Beschränktheit des Raumes, in Feuersgefahr und baufälligem Zustande. Daß die jetzigen Lokalitäten, welche der Bürgermeisterei zum Aufenthalte dienen, beschränkt sind, muß Jedermann zugeben; allein ehe man aus diesem Grunde das ganze Haus aufgibt, sollte man doch vorher fragen, ob denn keine Verbesserung möglich ist, und hat man diese Frage nur erst gestellt, so ist nicht zu zweifeln, daß allen vernünfti-

gen Ansprüchen vollkommen genügt werden wird. Zur Zeit als die jährlichen Einnahmen der Stadt 30 bis 40,000 Gulden mehr betrugen als gegenwärtig, hatte die Bürgermeisterei mit demselben Beamtenpersonale die gleichen Räume inne wie heute, und mehr als die Hälfte des Hauses diente nebstdem noch dem Hrn. Bürgermeister zur Wohnung. In letzterer Zeit ist dieses große Stück des Hauses nun ebenfalls in den Gebrauch der Verwaltung übergegangen; allein es wird nicht zweckmäßig benützt. Ursache davon mag die Lage des Saals seyn, der das Gebäude unvortheilhaft theilt und alle direkte Verbindung der beiden Flügel unterbricht. Auf der einen Seite wird dadurch der Raum beschränkt, während die jenseitige Hälfte größtentheils leer steht oder theilweise sogar vermiethet ist; in der ganzen oberen Etage sind nur drei Zimmer im Gebrauche. Denkt man sich nun den ganzen Baukörper des jetzigen Stadthauses, in einer Länge von 180 Fuß und einer Tiefe von 40 bis 50 Fuß, das als Eckhaus eine Façade von mehr als 220 Fuß darbietet, vortheilhaft eingetheilt, den Saal an das eine Ende des Hauses gelegt und alle übrigen Räume in guter Verbindung; so sind nicht allein die Lokalitäten für die Verwaltung u. s. w. vollkommen genügend unterzubringen, sondern es bleibt auch noch Raum genug für die Repräsentation, insoweit sie für unsere Verhältnisse angemessen ist. Freilich wird man allen geschraubten Luxus bei Seite lassen, und es wird auch der große Festsaal wegfallen können, ohne daß man etwas Wesentliches dadurch entbehrt; denn die Repräsentation der Stadt kömmt überhaupt nicht so häufig in die Klemme, daß man ihr zu Liebe auch noch kolossale Säle zu erbauen nöthig hätte; zudem hat man ja auch derselben im alten Schlosse sein anständiges Opfer schon gebracht — und wie viele Feste auch seit sechs Jahren hier gefeiert wurden, so ist noch nirgends ein Tadel laut geworden, daß man die Gäste auf unwürdige Weise in unpassenden Räumlichkeiten aufgenommen hätte — wohl aber das Gegentheil! — Zweifeln wir nun im Allgemeinen nicht mehr, daß das jetzige Gebäude vollkommen geräumig genug ist, so dient uns folgende Zahlenvergleichung mit dem neu projektirten Gebäude zur sichersten Ueberzeugung. Seite 10 des Antrags heißt es nämlich, daß der Flächenraum des neuen Stadthauses (in drei Etagen) 33600 Quadratfuß betrage, daß aber die jetzigen Amtslokalitäten deren nur 7971 (also weniger als den vierten Theil) inne hätten. Hieraus folgt aber nicht allein, wie der Hr. Antragsteller meint, daß der neue Bauplatz hinlänglich Raum darbietet (woran ohnehin noch Niemand gezweifelt), sondern es ergibt sich vielmehr, daß ein Raum von 33600 Quadratfuß im Verhältniß zu einem Bedürfnisse (wenn auch beschränkt) von 7971 Q. F. ganz außer allem vernünftigen Maßstabe zu letzterem ist. Nun belehrt uns die Angabe pag. 11, daß der obere Stock des neuen Hauses leer gelassen und der Hausmeister daselbst ohnehin unnöthig ist, da im unteren Stock schon ein Portier wohnt. Es bleiben also von den projektirten 33600 Q. F. wirklich nur im Gebrauche 22400 Q. F., und rechnet man die überflüssigen Zimmer, den großen Festsaal u. dgl. weiter davon ab, so kömmt man am Ende mit 18000 Q. F. aus, ohne daß die große Eingangshalle, großartige Treppe u. s. w. im mindesten beschränkt zu werden brauchte. Es bietet aber das alte Gebäude in seinen drei Stockwerken, und wenn es zweckmäßig benutzt wird, einen viel größeren Flächenraum dar, woraus erhellet: 1) daß der Vorwurf, als sey die Räumlichkeit des jetzigen Stadthauses ungenügend, vollkommen grundlos ist; und 2) daß man die Hälfte des neuen Hauses ohne alles Erforderniß bauen, also mindestens 40000 Gulden ganz zwecklos ausgeben würde. In der That hatte auch der Architekt, welcher den neuen Stadthausplan entwarf, die obere Etage ursprünglich fensterlos gehalten und daselbst nur schmale Schlitze, Schießscharten ähnlich, angebracht. Wir finden uns nicht veranlaßt, die Allegorie einer solchen Leere des obern Stocks bei einem Rathhause zu deuten, allein sie spricht immerhin genügend aus, daß man jenen Gebäudetheil gar nicht zu verwenden wußte! — Was die Feuersgefahr betrifft, so bedarf es deßfalls gar keiner Bemerkung, denn das ganze Haus steht rundum in Brandmauern, und da das neue Stadthaus ebenfalls an andere Häuser angebaut werden sollte, so würde sich dasselbe in dieser Beziehung ganz in demselben Falle befinden. Ein Anderes ist es aber mit der Baufälligkeit und da hat denn die Sprieße bei der Treppe wirklich schon eine ungewöhnliche Celebrität erlangt. Indem wir über das Geschichtliche des jetzigen Stadthauses einen Blick in die Vorzeit werfen, erfahren wir gelegentlich Folgendes: Unter dem letzten Kurfürsten Friedrich Carl wünschten der Vizedom und der Stadtdirektor das städtische Rathhaus aus der Münze auf dem Markte in ein anderes ansehnlicheres Haus zu verlegen. Obschon nun der Marktplatz bei dreißig Fuß über dem höchsten Wasserstande liegt, so gab das große Wasser von 1784 dennoch einen Vorwand, um die Münze zu verdächtigen, als drohe sie den Einsturz. Starke Holzsprießen wurden angesetzt; sie standen dreißig Jahre, als sie faulten und umfielen. Das alte Gebäude stand nach wie vor. *) — In diesen Andeutungen, wobei es vor der Hand sein Bewenden haben möge, glaube ich genug berührt zu haben, um eine allgemeine Beurtheilung des gestellten Antrags zu erleichtern. Der Hr. Antragsteller fordert die Meinungen auf, um sie einer Prüfung zu unterziehen; wir hielten es für passender, seine Gründe zu prüfen, damit er daraus auf unsere Meinung schließen könne; sie resümirt sich folgender Art: 1. Es fehlt an allen haltbaren Fundamenten, um den Bau eines neuen Stadthauses gründlich zu motiviren. 2. Die finanzielle Lage der Stadt erlaubt den Stadthausbau um so weniger, als man damit nur eine monumentale Abschließung des Platzes beabsichtigt. 3. Mit der Hälfte des Werthes der Bauplätze am Gutenbergplatze kann das alte Stadthaus zweckmäßig, elegant und für weitere hundert Jahre ausreichend hergestellt werden. Die Stadt verkaufe also ihre Bauplätze, sorge für einen passenden Ausbau und eine Passage mit der Johannisstraße; alsdann täuscht sie sich nicht mehr über die Vollendung des Platzes, über eine geträumte „Verbindlichkeit und europäisch bekannte Erwartung.“ Was sie jetzt ohne Gründe sucht und nur mit großen Aufopferungen zu Stande bringen könnte, macht sich alsdann ohne ihr Zuthun von selbst, und sie huldigt am Ende dem guten Geschmacke noch mehr, als in dem Ausbau der projektirten Stadthausfaçade, die, in ihren Hauptdimensionen schon verfehlt, ohne obern Stock sich inmitten der beiden Treibhäuser gar wunderlich ausnimmt! G.

*) Schaab, Gesch. d. Stdt. Mainz, 1. pag. 590.

Auflösung des Buchstabenräthsels in Nro. 53.

Ei, Elb, Eil, Beil, Bein, Bien, Leib, Lieb, Zeil, Ziel, nie, ein, Zelt, Blitz, Zeit, Netz, Niel, Blei, Linie und das Ganze **Leibnitz**.

Theater-Anzeige.

Montag, 26. Febr. (Zum Vortheile der Fräul. Hermine Rudersdorff): **Große Opern-Vorstellung in 4 Abtheilungen**: 1) Scenen aus „Lucia von Lammermoor“, von Donizetti. 2) Der Kapellmeister von Venedig, oder: der Schein betrügt, musikalisches Quodlibet in 2 Abth., von Breitenstein. 3) Scenen aus der „Belagerung von Corinth“, von Rossini. 4) Scenen aus dem „Liebestrank“, von Donizetti. Mit aufgehobenem Abonnement.

Dienstag, 27. Febr. **Der Fabrikant**, Lustspiel in 3 Abth., von Devrient. Hierauf folgt (neu einstudirt): **Der Verräther**, Lustspiel in 1 Act, von Holbein.

Mittwoch, 28. Febr. (Zum Vortheil des Verfassers): **Zopf und Schwert**, historisches Lustspiel in 5 Abth., von Gutzkow. — Mit aufgehobenem Abonnement.

Redaktion: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 59. Mittwoch, den 28. Februar 1844.

Pierre Valeas.

(Fortsetzung.)

Der junge Graf hatte die Reise zu Pferde zurückgelegt, bis in jene Gegend Frankreichs, wo sich ihm Gelegenheit bot, mit der Post zu reisen. Er fertigte zugleich einen Courier nach Paris ab, welcher dem Marquis den Tag seiner Ankunft bestimmt melden sollte.

Der ersehnte Tag brach endlich für den Grafen an. Schon mit dem frühesten Morgen musterte der Marquis noch ein Mal mit prüfendem Blicke alle getroffenen Anstalten; noch kam ihm mancher glückliche Gedanke, wie Dies oder Jenes passender und schöner einzurichten, und er beeilte sich, denselben sogleich auszuführen.

Endlich vernahm man das Rasseln von Rädern in der um diese Zeit des Tages noch einsamen Straße, und es fuhr in raschem Laufe eine Equipage vor dem Thore des Hotels an. Einige Augenblicke später stürzten Vater und Sohn nach langer Trennung einander freudetrunken in die Arme.

Kaum läßt sich das Entzücken schildern, welches der Marquis empfand, als er seinen Sohn, den er als hülfloses, schwaches Kind verlassen, als einen blühenden, wohlgebildeten jungen Menschen wieder sah; er wurde nicht müde, ihn mit Wohlgefallen zu betrachten und ihn über seine Mutter, seine Studien, seine Lebensweise, seine Gewohnheiten und Liebhabereien auszufragen. Auf all' diese dringenden Fragen des zärtlichen Vaters erwiederte der junge Mensch aber mit einer gewissen Gemessenheit und Zurückhaltung, welche der Marquis der Schüchternheit und Verlegenheit des Jünglings zuschrieb. Der Vater hatte auf den Abend ein glänzendes Fest veranstaltet und zu demselben die edelsten Herren und Damen des Hofs eingeladen.

Charles von Rochemère zeigte in Mitte dieser feinen gebildeten Versammlung eine auffallende Befangenheit in seinem ganzen Benehmen, in Gang, Sprache und Bewegungen; man übersah aber und entschuldigte den Mangel der feinen Lebensart leicht bei einem jungen Menschen, der, fern von Paris, dem Brennpunkte geselliger Bildung, erzogen, sich jene Abgeschliffenheit und Feinheit des Benehmens nicht erwerben konnte, welche die vornehme Welt von Paris stets auszeichnete. Auf Charles Gemüth übte aber der beständige Wechsel von Festen und rauschenden Vergnügungen, zu deren Genusse sich ihm bei seinem längeren Aufenthalte in Paris nur zu viel Gelegenheit bot, den mächtigen, bezaubernden Einfluß, welchen sie auf jedes jugendliche Gemüth üben, und er lernte sich auch bald freier und ungezwungener in den feinen Zirkeln bewegen. Obschon nun sein Vater mit Wohlgefallen diese Veränderung in dem äußeren Benehmen seines Sohnes bemerkte, so konnte doch das Entzücken über dies Reussiren Charles nie ganz die Empfindung aus ihm, dem Vater, verdrängen, daß zu seinem vollkommenen Glücke ihm noch die Nähe und der vertrautere Umgang eines geliebten, theuern Wesens fehle. So oft er aber in seinen Sohn drang und ihn aufforderte, doch nun abzureisen und seine Mutter in die Heimath zu führen: immer fand der junge Mensch einen Vorwand, die Reise weiter hinauszuschieben. Herr von Rochemère suchte den Grund dieses seltsamen Zögerns anfangs in dem berauschenden Einflusse der Vergnügungen, die für Charles jetzt noch den Reiz der Neuheit hatten; als sich aber das auffallende Zögern auch nach dem Aufhören jenes Einflusses nicht verlieren wollte, so verfiel der Marquis über die unbegreifliche Gefühllosigkeit seines Sohnes in das äußerste Staunen und Niedergeschlagenheit, und gab endlich die Hoffnung ganz auf, Charles zu baldiger Abreise zu bewegen. Er wandte sich daher direkt in einem Schreiben an die Marquise, und ersuchte sie in demselben dringend und flehentlich, doch so bald als möglich nach Paris zu kommen. Die Marquise befand sich aber im Augenblicke gänzlich außer Stand, die Strapatzen einer langen Reise zu ertragen, und erwiederte daher auf das Ansinnen ihres Gemahls, sie werde seinem Wunsche entsprechen, sobald es der Zustand ihrer Gesundheit nur irgend erlaube.

Es ist bekannt, welch frivoler, leichtsinniger Geist an dem Hofe Ludwigs XV. herrschte; man wird es daher nicht auffallend finden, daß der junge Rochemère, der ein empfehlendes Aeußere und ein höchst einschmeichelndes Benehmen hatte, bald der „Lion“ des Hofes wurde, und in seinen vielen Liebesavantüren sich eines seltenen Glückes erfreute. Er hätte hierdurch den Neid seiner zahlreichen Freunde erregt, wenn diese nicht nach dem damaligen Zustande weiblicher Sitte in Paris gleiches Glück in der Liebe hätten hoffen können. Eine Dame jedoch erwiederte die Huldigungen des jungen Grafen nicht mit jener Bereitwilligkeit, die damals in der Damenwelt an der Tagesordnung war. Es war die Erwähnte eine Operntänzerin, Namens Juana, aus Bearn gebürtig, und wegen ihrer seltenen Schönheit nur die „schöne Bearnerin“ genannt. Als

Geliebte eines der intimsten Freunde Charles, des jungen Grafen von Launay, hatte sie oft Gelegenheit gefunden, jenen zu sehen; sie war bei'm ersten Zusammentreffen mit demselben durch dessen Anblick in die lebhafteste Ueberraschung versetzt worden, hatte aber seitdem in ihrem Benehmen gegen ihn eine auffallende Gleichgültigkeit und Kälte blicken lassen. Auf Rochemère aber übte die Schönheit der Tänzerin gleich im Anfange den mächtigsten Eindruck, und er bemühte sich eifrig um ihre Gunst; da sie aber gegen alle seine Galanterien und Zärtlichkeiten unempfindlich blieb, so ließ er bald in seinem chevaleresken Eifer nach. Andere Eroberungen, eine zweimonatliche Abwesenheit der Tänzerin ließen ihr Bild in Charles Seele fast ganz in den Hintergrund treten. Als sie wiederkehrte, bewarb er sich zur Verwunderung Aller wieder mit neuem Eifer um ihre Gunst, entweder, weil ihm die Schönheit Juana's nach der kurzen Entfernung noch bezaubernder schien, oder weil er jetzt gerade mit keiner andern Liebesintrigue beschäftigt war. Juana erwiederte diesmal seine zärtlichen Huldigungen mit noch größerer Unempfindlichkeit, als zuvor; ja sie schien jetzt in ihrem Benehmen eine entschiedene Abneigung gegen ihn zu offenbaren. Da es dem Grafen aber nicht gelang, durch Artigkeiten und Schmeicheleien die Liebe Juana's zu erringen, so versuchte er es auf entgegengesetztem Wege: er ward der beständige Gegner und Bekämpfer Juana's; diese aber schien durch diese heftigeren Angriffe so wenig verwundbar, als auf die früheren gelinden. Von Rochemère war aber fest entschlossen, in seinem kriegerischen Eifer nicht nachzulassen, bis er den Trotz der Tänzerin besiegt.

(Schluß folgt.)

Altes und Neues. *)

Alte Freundschaft, fest und wahr,
Alte, treue Liebe,
O, daß sie mir immerdar
Bis zum Grabe bliebe!
Neue Freundschaft, Lieb' und Gunst
Schwinden leicht, wie eitler Dunst;
Darum an der alten
Wollen fest wir halten!

Alte deutsche Biederkeit,
Alte deutsche Treue,
Dir sey unser Herz geweiht,
Dir geweiht auf's neue!
Neue Sitte, fremder Tand
Sey aus unserm Kreis verbannt!
An der guten alten
Wollen fest wir halten!

Und ein neues Vaterland,
Selten wird's gefunden!
Bleibt im alten! Gottes Hand
Hat euch d'ran gebunden.
An das alte deutsche Land
Knüpf' euch fest der Treue Band!
Sucht nicht in der Ferne
Eures Glückes Sterne!

Neuer Eifer, neuer Muth
In dem alten Lande,
Von der Alpen Purpurgluth
Bis zum Dünensande!
Und vom Oderfluß zum Rhein
Möge uns're Losung seyn:
Alter Treue Bande
In dem alten Lande!

*) Aus den „Jugendbildern von Dr. K. G. Mey. Eisenach bei Joh. Fr. Bärecke, 1843."

Die Mystères auf der Bühne.

(Paris, 14. Febr.) Wer Paris gestern sah, konnte ein großes Ereigniß vermuthen. Schon um 10 Uhr Morgens war das Boulevard St. Martin dicht mit Menschen gedrängt, die Circulation der Wagen wurde unmöglich, Municipalgarden zu Pferd und zu Fuß erschienen, um Ordnung zu erhalten, aber immer dichter ward der Strom der Volksmenge, immer lärmender und geräuschvoller ihre Unterhaltung. Die Morgenjournale hatten in ihrem gewöhnlichen Anzeigentone verkündet: „Le soir à la porte St. Martin la première répresentation des Mystères de Paris. La capitale est en mouvement depuis trois jours sous ce grand évènement dramatique. Die Mystères de Paris, die bereits die Runde durch Europa gemacht, die, so zu sagen, hier zur Volksmythe geworden, in Schrift, Illustration, Bildern und Statuetten verbreitet sind, die jeder Pariser inne hat wie unsere wackeren Landsleute (mit ungleich besserem Geschmack) ihre Bibel, sollten nun auch von der Bühne herab dem Volke das von Herrn Sue erfundene Bedürfniß einer neuen socialen Organisation handgreiflich predigen. Der Andrang war ungeheuer, fabelhafte Sagen liefen durch die Stadt: alle Logen und Stalles waren von den Billetmäklern im voraus gemiethet worden und wurden nun mit 600 Proc. Gewinn verkauft. Man zahlte einen Logenplatz mit 100 bis 120 Fr.; selbst auf Parterre- und Galeriebillets dehnte sich dieser Wucher aus, und eine Billetbörse hatte sich auf dem Boulevard gebildet, deren Mäkler in dicht gedrängten Gruppen Parterrebillets um 16 Fr., Billets auf die letzte Galerie, die sonst 10 Sous kostet, um 5 Fr. verkauften. Für die wenigen zum Abendverkauf zurückbehaltenen Billets bildete sich eine unabsehbare Queue. Um 5 Uhr Abends war trotz aller Bemühungen der Municipalgarden die Circulation der Wagen auf diesem Theile des Boulevards fast unmöglich. Endlich, nachdem 1200 Claqueurs das ganze Parterre und die ersten Sitzreihen aller Galerien besetzt hatten, wurden die Pforten geöffnet; und nun begann ein cannibalisches Gestoße, Gedränge, ein Tumult, in dem es kaum möglich war, mit heilem Körper, gewiß aber nicht mit ganzen Kleidern in die eine geöffnete Mittelthüre hineinzukommen. Das Haus war im strengsten Sinne des Wortes überfüllt; die Prinzen Joinville und Nemours, alle Schriftsteller, Feuilletonisten, Kritiker waren anwesend, die Journalistenloge gedrängt voll; im raschen Ueberblick bemerkte man Thiers, Molé, Duchâtel, A. Dumas, Fr. Soulié,

Jules Janin, Spontini, Auber, Dantan und eine Menge anderer Celebritäten. Um 6½ Uhr begann das Stück, und endete fünfzehn Minuten vor zwei Uhr früh. Und das Resultat? Ein fürchterliches Fiasco! Die Mystères wurden mit Pfeifen, Zischen und Stampfen zu Grabe getragen; schon zu Anfang des zweiten Akts war ihr Schicksal entschieden. Glauben Sie nicht, daß hier von einer Cabale die Rede war; das Stück ist grundschlecht. Hätte man sich damit begnügt, eine der vielen wirksamen Episoden des Romans zu dramatisiren, man hätte ein recht gutes bühnengerechtes Stück herstellen können, aber man wollte alle zwölf Bände in den dramatischen Rahmen eines Abends zusammendrängen, und so entstand ein scenisches Panorama ohne Zusammenhang, ohne Ordnung, ohne Folge und ohne gesunden Menschenverstand. Wie der Roman auf den Kopf gestellt wurde, davon liefere nur die Kleinigkeit den Beweis, daß Jaques Ferrand (Fred. Lemaitre), von der Censur aus einem Notar zu einem Geschäftsmann („homme d'affaires") gemacht, in Fleur de Marie verliebt ist, sie entführen will und, von dem maitre d'école überfallen, des Augenlichtes beraubt wird. Mit dem verzweifelnden Heulen des Blinden endigt das Stück. Abermals ein Beweis, wie himmelweit verschieden epische und dramatische Dichtung sind; Hr. Sue bleibe bei ersterer und halte sich fern von der Bühne, für die er durchaus kein Talent hat. Das Seitenstück zu den Mystères: Les bohémiens de Paris, von zwei gewöhnlichen Vaudevillfabrikanten Ennery und Grange verfaßt, hat seiner praktischen, bühnengerechten Zusammensetzung wegen gestern Abend die 145ste Vorstellung ohne Unterbrechung erlebt; die Mystères werden nicht dreißig volle Häuser machen.

(Allg. Ztg.)

Federn.

Die Gänse klagen über Zurücksetzung; die Stahlfedern verdrängen den Kiel und die Federmesser sind in Ruhestand versetzt worden und rosten. Die Menschheit führt mit Stahlfedern Krieg statt mit Schwertern. Der Stahl, der ehedem zur Mordwaffe geschliffen ward, schmiegt sich biegsam in die Feder und der Degen ist bald nur noch Schmuck und nicht Waffe.

Was für eine Zeit ist das?!

Aber die neue Feder ist noch schärfer als das Schwert und noch verwundender, gefährlicher.

Schämen wir uns nicht vor den Wilden, die doch noch wissen, was Waffe ist?

Nein! lassen wir ihnen den Tomahawk und das Scalpirmesser, und unsern Diplomaten die Stahlfeder. Beide agiren gleich geschickt damit, gleich wirksam. Gleich? O nein! unsere Herren der Feder sind mächtiger.

Vielleicht kommt eine Zeit, wo unsere Herren Militärs statt des Carasses an der Seite eine Stahlfeder an der Kopfbedeckung tragen werden.

Die Chinesen haben Knöpfe der Auszeichnung; wir werden Schreibfedern der Auszeichnung haben. Tintenreicher, aber auch unblutiger wird die Zeit. Es gilt nicht mehr, sein Blut für das Vaterland oder den Fürsten zu vergießen, sondern die Tinte dafür fließen zu lassen.

Die Papierbogen sind Schlachtfelder und die Streusandkörner darauf Traktate. Litera scripta manet. Vielleicht werden die Frieden, welche auf die Federkriege folgen, dauerhafter seyn, als die auf die Waffenschlachten folgten und man wird sagen: die Federn ruhen, und ein eingetrocknetes Tintenfaß wird das seyn, was der verschlossene Tempel der Bellona war.

(Regensb. Ztg.)

Mannichfaltigkeiten.

(Schweiz.) „Frei wären die Schweizer? frei diese wohlhabenden Bürger in den verschlossenen Städten? frei diese armen Teufel an ihren Klippen und Felsen? Was man dem Menschen nicht alles weiß machen kann, besonders wenn man so ein altes Mährchen in Spiritus aufbewahrt. Sie machten sich ein Mal von einem Tyrannen los, und konnten sich in einem Augenblick frei denken; nun erschuf ihnen die liebe Sonne aus dem Aas des Unterdrückers einen Schwarm von kleinen Tyrannen durch eine sonderbare Wiedergeburt; nun erzählen sie das alte Mährchen immerfort, man hört bis zum Ueberdruß: sie hätten sich ein Mal frei gemacht und wären frei geblieben; und nun sitzen sie hinter ihren Mauern eingefangen von ihren Gewohnheiten und Gesetzen, ihren Fraubasereien und Philistereien, und da draußen auf den Felsen ist's auch wohl der Mühe werth, von Freiheit zu reden, wenn man das halbe Jahr von Schnee wie ein Murmelthier gefangen gehalten wird." (Goethe's Brief aus der Schweiz.) Es wird der lieben Schweiz in diesem Portrait, wie man sieht, nicht geschmeichelt, und sie wird es dem großen Manne kaum verzeihen, daß er nicht höflicher war. Die Schweiz ist ein verwöhntes Kind; die Schmeicheleien englischer und französischer Reisenden auf ihre hübschen Berge und See'n und die sprudelnde Begeisterung eines deutschen Michels, der die Schweiz und ihre Zustände in Schillers Wilhelm Tell studirt hat, haben sie in den Wahn gebracht, es sey Alles unübertrefflich. Wenn man aber so recht mit natürlichen Augen an einem gewöhnlichen Werktag das Land auf- und abgeht und mit dem Landmann Patois spricht, so hat Goethe nicht ganz gelogen, und mit einigen veränderten Worten ließen sich einige Züge auch für das Bild unserer gegenwärtigen geschraubten Umstände anwenden. (Schweiz. Ztg.)

In Paris soll es nicht weniger als 40,000 wilde Ehen geben. Uebrigens sind die andern alle darum auch nicht zahm!

Was ist ein besonnener Fortschritt? — Wenn man sich besinnt, indem man eben den Fuß aufhebt, stehen bleibt und sich dafür von der Gnade eines Vorgesetzten besonnen läßt.

(Die erste Tantième in Frankfurt.) Die hiesige Theaterdirektion hat dem Verfasser von „Zopf und Schwert" die halbe Einnahme der fünften Vorstellung dieses Drama's zum Benefiz bewilligt. Diese Bereitwilligkeit, dem Herrn Gutzkow die guten Einnahmen zu vergelten, die er ihr verschafft hat, verdient um so mehr Anerkennung, als die Direktion nicht ausschließlich dem Publikum die Honorirung des Dichters überlassen, sondern auch ihrerseits durch Verdoppelung des bei Manuscripten üblichen Honorars daran Theil genommen hat. Wir wollen nicht aufmerksam machen, wie bil-

lig, ja gerecht die Tantième des dramatischen Dichters ist; wir halten dafür, daß nur sie allein der Maßstab seyn kann für das Honorar. Es ist rühmlich, daß die hiesige Theaterdirektion dadurch die definitive Entscheidung über das Honorar dem Publikum zuwendet. Es läßt sich erwarten, daß eine solche Instanz die ganze Bedeutung ihres Ausspruchs begreifen wird. Derselbe ist insofern von allgemeinem Interesse, als er andeuten wird, was ein deutscher Dichter von einem deutschen Publikum zu erwarten hat, ob er von demselben den Rang hinter den Sängerinnen und Tänzerinnen angewiesen erhält, oder wenigstens mit ihnen in dieselbe Reihe gestellt wird.

†

Frankfurter Theater.

Wenn L. Börne's inhaltreiches Wort, daß nichts beständig ist als der Wechsel, auf alle Erscheinungen der Welt und des menschlichen Lebens seine Anwendung und Bestätigung findet, so möchte es in noch speciellerer Beziehung auf die Bühnenwelt und deren Angehörige angewendet werden. Was ist unbeständiger als das leicht erregte und stets wandelbare Künstler-Völkchen und wo gibt es weniger Dauerndes als auf jenen Brettern, die die Welt bedeuten? Wenn wir, um nur bei der Geschichte unserer Frankfurter Bühne stehen zu bleiben, um ein oder zwei Decennien zurück blicken, wie bestätigt sich diese Erfahrung! Welche Massen von berühmten und unberühmten, von heimischen und fremden Namen, von Künstlern und Nichtkünstlern, die hier länger verweilten, oder im Flug vorüberrauschten, von Triumphen und Niederlagen, Lorbeeren und Dornen, von Jubiläen und Ehrenfesten, öffentlichen Abgängen und heimlichen Entweichungen, von tragischen und komischen Kämpfen zwischen Direktion und Bühnenpersonal, Recensenten und Schauspielern, von wechselnden Launen des Publikums und unbeständiger Volksgunst, mit Einem Worte, von Ereignissen der mannichfachsten Art, unter welchen sich nichts beständig erwiesen hat als der Wechsel! Die beiden letzten Jahre waren in dieser Beziehung weniger bewegt und den eifrigen Bemühungen unserer Theaterdirektion gelang es, möglichst viel Stabilität herzustellen und den Gang der Dinge zu ordnen. Ein den Anforderungen genügendes Personal, ein mannichfaltiges und wohlorganisirtes Repertoir und viele ausgezeichneten Vorstellungen in Oper und Schauspiel haben dies zur Genüge dargethan und sowohl die Einsicht, als auch das rühmliche Streben der Direktion durch den Erfolg bethätigt. Inmitten so befriedigender Resultate haben sich aber in jüngster Zeit wieder manche Aenderungen vorbereitet und die alte Unbeständigkeit des Wechsels beginnt wieder ihr Haupt zu erheben. Bewährte Mitglieder sind im Begriff, uns zu verlassen, neue Engagements sind abgeschlossen und andere stehen in Aussicht. So wenig hieran zu verwundern ist, so gibt es doch Stoff zur Unterhaltung für Jung und Alt in allen Ständen und eine Frage reiht sich an die andere. „Wann wird P. abgehen und warum verläßt uns die R.? Hat B. ernstlich gekündigt und wird die F. zwei oder drei Monate lang nicht spielen? Welchen Baritonisten, welche erste Sängerin, welchen Helden werden wir bekommen und was in aller Welt soll aus dem Theater werden? Man wird es wohl schließen müssen und die Lage der Dinge ist verzweifelt.“ — Vor Allem möge die Vergangenheit uns über die Zukunft beruhigen. Schon viel haben wir verloren und schon oft getrauert. Einen Dobler, Schmezer, Dettmer, Rottmayer, Becker, eine Heinefetter, Fischer-Achten u. A. sahen wir scheiden; den ganzen Zustand der Bühne und ihre ganze Verfassung sahen wir sich umgestalten und doch wurde das Theater nicht geschlossen. Die Zeit schlägt Wunden und heilt sie auch wieder und wie das Beständige sein Gutes hat, so hat der Wechsel sein Angenehmes. Weiter nun wissen wir aus sicherer Quelle, daß bereits die nöthigen Schritte gethan worden sind, um jeder Stockung oder Störung zuvor zu kommen, daß Gastspiele und Engagements eingeleitet werden und daß unsere Theaterdirektion im Stande seyn wird, dem Publikum Anziehendes zu bieten. Sänger und Sängerinnen aus Nord und Süd sind bereits geladen und sollte sich unter ihnen kein unserer Bewunderung würdiges Talent vorfinden? Wir vertrauen unserm guten Stern und dem besten Willen der Direktion, deren Vortheil mit der Zufriedenheit des Publikums Hand in Hand geht. Vorläufig diene zur Nachricht, daß für die erkrankte Mad. Frühauf einen Cyclus von Darstellungen Mad. Grabowsky eröffnen wird und daß Gastspiele der Mad. Birch-Pfeiffer und des Baritonisten Hrn. Steinmüller in Aussicht stehen, so wie auch Hr. Reger aus Leipzig für unser Theater gewonnen worden ist. Mehrere Novitäten, wie — Moritz von Sachsen —, der Wildschütz u. a. sind vorbereitet und für ein abwechselndes Meßrepertoir ist Sorge getroffen. Somit dürfen die Theaterfreunde über die Zukunft unserer Bühne sich beruhigen und einer günstigen Ausgleichung der Dinge entgegen sehen.

M.

Korrespondenz.

Karlsruhe, 22. Febr.

Unser Karneval hat nun glücklich sein Ende erreicht und Alles ist in's alte Geleis, in's nüchterne Leben zurück gebracht. Uebrigens zeigte sich doch mehr Theilnahme unter den höhern Ständen, als man hier sonst wahrzunehmen gewohnt ist. Insbesondere machte der k. preuß. Gesandte, Hr. v. Radowitz, seinen Kindern das Vergnügen, sie am Montag bei dem großen Umzug maskirt mitfahren zu lassen, mit maskirtem Kutscher und Diener; am Dienstag lud er die sämmtlichen Theilnehmer des Zugs zu sich in sein Haus, wo er sie mit Champagner bewirthete; am Nachmittage gab er den Besuch im Lager der Zopfmiliz wieder heim, wo er über eine halbe Stunde verweilte. Dagegen hatten die Pietisten, die erbitterten und abgesagten Feinde jeder Volksbelustigung, manche Anspielungen und Verhöhnungen von der Maskengesellschaft zu erdulden, und das wohl mit vollem Recht, da sie ihr blinder Eifer so weit führte, auf der Kanzel gegen die Belealskinder zu donnern und die Karnevalsfreuden als eine Erfindung des Pabstthums zu verdammen.

Mainz, 21. Febr.

Der bekannte Streit über die Warburg'schen Fiebertropfen ist jetzt beendet. Mehrere Chemiker in und außerhalb Mainz haben dieselben untersucht und das Ergebniß ihrer Analyse ist bekannt. Das Fläschchen dieser Tinktur enthält in Weingeist aufgelöst $^1/_{16}$ Quentchen schwefelsaures Chinin und $^1/_8$ Quentchen andere Arzneimittel, nämlich Kamphor, Opium, Aloe, Rhabarber u. s. w. Es sind dies, wie man sieht, ganz gewöhnliche und schon längst gebräuchliche Arzneisubstanzen, selbst nicht einmal die Zusammensetzung ist neu! — Ohne Zweifel werden Warburg und seine Verbündeten noch mancherlei Anstrengungen machen, dieses Resultat zu entkräften, allein der geheimnißvolle Schleier ist hinweg gerissen. Wo ist, rufen frohlockend seine Gegner, das neue, bisher noch nicht gekannte Arzneimittel, wodurch der Arzneischatz so sehr bereichert werden wird? wo das Mittel, das die China an Heilkräften übertrifft? — Dies Ergebniß wurde schon längst von Sachverständigen erwartet. Es ist ja eine alltägliche Erfahrung, daß alle diese Geheimmittel, welche beständig auftauchen und mit den vortheilhaftesten Zeugnissen versehen sind, von der englischen Fettglanzwichse und den weltberühmten Hühneraugenpflastern an bis zu den aus den seltensten Kräutern bereiteten Haarölen und Schönheitspflästerchen, aus den allergewöhnlichsten und bekanntesten Mitteln zusammengesetzt sind. Um so mehr war es zu verwundern, daß selbst Aerzte sich so sehr konnten täuschen lassen und demnach ein Unternehmen begünstigten, dem so deutlich der Stempel einer industriellen Charlatanerie aufgedrückt war.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck u. Verlag von Heller und Rohm

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 60. Donnerstag, den 29. Februar 1844.

Pierre Baleas.

(Schluß.)

Eines Tages, da der Kampf zwischen Beiden erbitterter gewesen, als gewöhnlich, ließ sich Charles, über die ewige Kaltblütigkeit seiner Gegnerin aufgebracht, von seinem Unmuthe so weit verleiten, daß er Juana vorwarf, sich auf Kosten ihrer Liebhaber bereichert zu haben. Die Bearnerin entgegnete auf diese grobe Beleidigung des Grafen:

„Ein wahrer Edelmann würde seine Lippen nicht durch eine solche Aeußerung, einer Dame gegenüber, entweihen. Die übrigens, auf deren Kosten ich mich bereichert habe, Herr Graf, erfreuen sich Alle ihres Lebens und des besten Wohlseyns."

Juana sprach das Letztere mit einem Ausdrucke, welcher den Grafen in sichtliche Verlegenheit brachte. Derselbe faßte sich aber bald wieder, und entgegnete auf die verdächtigende Bemerkung der Tänzerin nur mit einem leichtfertigen Scherze. Am andern Morgen aber schon ward Juana, in Folge ihrer verwegenen Aeußerung, in ihrer Wohnung verhaftet und nach Fort-l'Eveque abgeführt. Am Abend desselben Tages drang eine Abtheilung königlicher Soldaten in das Hotel von Rochemère, eine Magistratsperson erhielt Zutritt zu dem alten Marquis, und verließ nach einer langen Unterredung mit demselben das Hotel in Begleitung des jungen Grafen, welcher sogleich in die Bastille abgeführt wurde. Das Publikum erfuhr bald die Beweggründe dieser auffallenden Verhaftungen. Charles von Rochemère war nämlich angeklagt worden, daß er nur ein Betrüger sey, welcher sich des Namens und Charakters des eigentlichen Grafen angemaßt, den er, wie man vorgab, ermordete. Der eigentliche Name des Betrügers sey Pierre Baleas, welcher früher das Amt eines Führers in den Pyrenäen versehen; als solcher war er von der Marquise von Rochemère beauftragt worden, den jungen Charles durch die Engpässe des genannten Gebirges zu geleiten. Er hatte sich in das unbedingte Vertrauen seines Schutzbefohlenen einzuschmeicheln gewußt, und, an einem zur Ausführung des Verbrechens günstigen Orte angelangt, den jungen Grafen gemeuchelmordet, ihn hierauf seiner Papiere, seiner Kleider beraubt, welche letztere er gegen die seinigen vertauschte und alsdann den Leichnam in einen Abgrund stürzte, der das furchtbare Geheimniß auf ewig begraben sollte.

Das erzählte Verbrechen war aber ganz in der Nähe der Heimath Juana's verübt worden. Diese, die Tochter eines Bauern in den französischen Pyrenäen, hatte als Mädchen oft jenen Pierre Baleas gesehen. Obschon in früher Jugend nach Paris gekommen, hatte sie sich doch gleich wieder der Züge des Menschen erinnert, als sie ihn unter dem Namen eines Grafen von Rochemère wieder zu Gesichte bekam. Während der zwei Monate, die sie kurz nach der Ankunft des Grafen in ihrer Heimath zubrachte, hatte sie erfahren, daß Pierre in einer Bergschlucht umgekommen, aus welcher eine Ueberschwemmung seinen Leichnam wieder an das Tageslicht emporgeschwemmt, doch so entstellt, daß man ihn nur noch an seinen Kleidern erkannt. Nach der Rückkehr aus der Heimath hatte Juana, obschon ihr der wahre Charakter des angeblichen Marquis kein Geheimniß mehr, doch immer noch Anstand genommen, öffentlich als seine Anklägerin aufzutreten, bis derselbe, in Folge des obenerwähnten Zwistes, sich vom König einen Verhaftsbefehl gegen die Tänzerin erwirkt. Da war ihr Entschluß gefaßt, nicht länger zu zögern und den Verbrecher zu entlarven. Ihr vor Gericht abgelegtes Zeugniß, welchem man Anfangs wenig Glauben schenkte, wurde von ihr durch so bestimmte, genaue Angaben und faktische Beweise unterstützt, daß die Justiz nach deren Anhörung keinen Augenblick mehr an der Schuld des Angeklagten zweifeln konnte.

Das Erstaunen war allgemein, als die Sache zur Kenntniß des Publikums kam. Der alte Marquis erholte sich nur von seinem Erstaunen, um in einen Zustand von Niedergeschlagenheit und Trauer zu versinken, welcher selbst für sein Leben fürchten ließ.

Der Angeklagte läugnete hartnäckig das ihm von Juana zugemuthete Verbrechen, welche aber fest auf ihrer Behauptung beharrte. Es lebte nur noch eine Person, welche den Richtern in dem kritischen Falle den erwünschten Aufschluß geben konnte: es war dies keine andere, als Madame von Rochemère. Das Tribunal entschloß sich also, um die gerichtliche Untersuchung endlich zu erledigen, dazu, die Marquise nach Paris kommen zu lassen. Man gebrauchte alle mögliche Vorsicht, um die lange Reise für die leidende Marquise so gefahrlos als möglich zu machen.

Zu Paris im Zustande äußerster Erschöpfung angekommen, vernahm sie mit düsterem, stummem Schmerze die furchtbare Anklage gegen den Menschen, welcher sich ihren Sohn nannte. Das auffallende Schweigen dieses Sohnes, der ihr nicht ein einziges Mal seit seiner Abreise geschrieben, war stets für sie

ein Gegenstand lebhaften Kummers gewesen, und sie schien eben darin jetzt den schlagendsten Beweis der Schuld des Angeklagten zu finden. Sie sollte aber jetzt noch die letzte und furchtbarste Prüfung ihres leidenvollen Lebens bestehen. Sie ward dem angeblichen Charles von Rochemère gegenüber gestellt, und konnte bei seinem Anblick nur in den verzweiflungsvollen Ruf ausbrechen: „Mein Sohn, mein armer Sohn! Wo habt Ihr ihn hingebracht?“ Sie sank nach diesen Worten ohnmächtig zu Boden. Bei dem Anblick der Ohnmächtigen, die gleich einer Leiche auf dem Boden lag, verlor Piere Baleas völlig seine Zuversicht und Dreistigkeit, und gestand nun ohne Rückhalt das Verbrechen, welches er verübt. Er erlitt die ihm zuerkannte Todesstrafe auf dem Grèveplatz in Paris, in Gegenwart einer zahllosen Menschenmenge.

Dem Marquis und der Marquise von Rochemère ward die kurze Freude des Wiedersehens nur als Vorläuferin zur Ertragung neuer Schmerzen und neuer Leiden. Das Hotel von Rochemère versank wieder in seinen früheren Zustand der Verödung und Trauer, und es öffneten sich nach wenigen Tagen seine Thore wieder zum ersten Mal, um zwei Särge hinauszulassen, den des Marquis und seiner unglücklichen Gemahlin.

F. A.

Die Abbé's des vorigen Jahrhunderts.

Ein Abbé ist ein Mann, der eine Abtei besitzt, und das Wort „Abtei“ bedeutet ein Kloster mit langen Gängen, einer dunkeln Kapelle mit frommen und schweigsamen Mönchen, deren Haupt er ist, mit denen er Gebete und Pflichten theilt. Denkt man sich dies unter einem Abbé, so macht man sich eine Vorstellung von etwas, was er in der Regel nicht war. Die Zeit hatte allmählig die Schranken der Klöster erweitert, die Riegel beweglicher gemacht, die strenge Ordnung gemildert, die regelmäßigen und frommen Uebungen gemächlicher eingerichtet. Die Welt hatte oft mächtig an der düstern Pforte angeklopft und war wohl auch etwas hineingetreten. Das Kloster, ehemals ein Zufluchtsort gottentflammter Gemüther, wurde ein Ort der Ruhe und Behaglichkeit. Noch mehr, die Abtei wurde endlich eine bloße geistlich-weltliche Pfründe, — ein **Beneficium**.

Ein solches Beneficium war ein Besitzthum von 5000, 20,000, 50,000, ja von 100,000 — 200,000 Livres Rente, welches der Kirche gehörte und wovon die Kirche die Nutznießung einem ihrer Söhne überließ. Citeaux, St. Denis, St. Wait d'Amiens, St. Martin de Tours trugen noch mehr als 200,000 Livres Revenuen ein, St. Germain-des-Prés 500,000 und hatte dabei die hohe, niedere und mittlere Gerichtsbarkeit nebst dem Recht, einen Amtmann und Criminaljustizbeamte zu halten.

Indem die Beneficien diese Bedeutung erhielten, nahmen sie allmählig eine andere Gestalt an. Die vornehmen Familien hoben sie für ihre Söhne auf, die Könige belohnten damit ihre ergebenen Unterthanen, man erhöhte damit die Würde der Bischöfe, man schenkte sie an gewandte Diplomaten. Man überließ Offizieren der Armee dies geistliche Einkommen, Protestanten wurden Apostaten, um sie zu erhalten. — Es lag dies Alles weder im Zweck der Institute selbst, noch im Willen der Kirche. Aber was haben an sich gute Anfänge nicht oft für Folgen gehabt?

Es gab nominelle und wirkliche Abbé's, fürstliche Abbé's und solche, die aus dem Volk hervorgegangen waren. Es gab auch fromme, zurückgezogene, regelrechte Abbé's, die sich mit ihren Untergebenen, ihrer Regel, ihren Armen zu thun machten; eben so taube, weltliche, verschwenderische, welche ihre Leidenschaften unter ihrem faltenreichen Habit kaum verbergen konnten. Der Chevalier von Grammont war Prior und empfing die Investitur in weißen Stiefeln und goldenen Sporen. Paul von Gondy besaß sieben oder acht Abteien, als er sich im Duell schlug und im großen Gefolge von Cavalieren zu Madame von Montbazan kam, um ihr den Hof zu machen. Dies waren andere Zeiten, darum auch andere Sitten und ohnehin andere Menschen. Die Zeiten und Sitten sind oft nur der Vorwand, dessen sich die Menschen bedienen, um zu zeigen oder zu verbergen, was sie von Gott halten.

Doch es gab nicht blos Abbé's wie Paul von Gondy oder der Chevalier von Grammont, sondern auch wie Vincent von Paul und Flechier; später solche, die weder Redner noch Heilige waren, sondern arme Magister, dürftige Schriftsteller einer zweifelhaften Zukunft, welche die schwarze Kutte trugen, weil sie länger hielt, als ein anderes Kleid, oder weil sie einen gewissen Charakter verlieh, wie Marmontel, dem der Fuhrmann von Tulles seine Tochter verheirathen wollte, und Delille, der so viel Ruhm unter diesem Titel erwarb, obgleich er nicht das Recht hatte, ihn zu tragen.

Die Zeit der Abbé's, der regelmäßigen und der commendatorischen, der fürstlichen und der bürgerlichen, der frommen und der weltlichen, ist ziemlich vorüber, es gibt nur noch sehr wenige. Dürfen sie darum blos für einen lächerlichen Auswuchs einer noch lächerlichern Zeit angesehen werden, weil wir jetzt anders denken? Man betrachte inmitten der großartigen Kirche diesen Mönch mit ernster Stirne, mit tiefliegenden Augen und langsamem, feierlichem Schritt. Die Menge, die ihn umgibt, liebt ihn, verehrt ihn, fürchtet ihn wohl gar. Lange Jahre hat er unter harten Uebungen zugebracht. Er ist Reformator und entzieht sich keiner einzigen seiner Reformen, ist Vorsteher und beinahe unumschränkter Gebieter und hat freiwillig seiner Macht und seinem Recht entsagt, um unter der Herrschaft eines Andern zu seyn, — ist reich und geistvoll und hat die Armuth, den Gehorsam und die Verborgenheit vorgezogen. Die Welt hat ihn weltlich gesehen, am Hofe war er Hofmann, aus einer der vornehmsten Familien abstammend — und stirbt in der Einsamkeit des Klosters. Es war dies ein Abbé, welcher Leon von Bouthillier oder der Abbé von Rancé heißt.

Hundert Jahre später trägt ein anderer Mann dasselbe Gewand, aber er hat es schon in der Jugend genommen. Aus einer alten Familie abstammend, aber arm geboren und arm in seiner Jugend, war es sein Glück, in einem Jahrhundert zu leben, welches den Geist über Alles setzte. Er war von schöner Gestalt, machte gute Gedichte und trug seinen Chapeau von Seide und seinen Mantel mit aller Eleganz. Seine guten Verse, seine schöne Gestalt, seine Geburt, etwas Verwegenheit und viel Geschick haben ihn zum Gesandten gemacht, aus dem Gesandten wurde ein Minister. Die königliche Ungnade promovirte den Minister zum Cardinal. Er repräsentirte Frankreich von neuem an einem der bedeutendsten Höfe Europa's,

und zwar mit so viel Takt und Geschmack, mit so feinem Wesen, daß er sich die allgemeinste Bewunderung erwarb. Er war einer der großartigsten und gewandtesten Gesandten Frankreichs. Auch er war ein Abbé, der sich Joachim de Pierre von Bernis nannte.

Von dem dritten ist es nicht nöthig, Viel zu sagen. Man erinnere sich der Zeit des Schreckens und des Schaffots. Man dringe in den Pallast und trete in das entsetzliche Gemach ein, wo ein Gerichtshof versammelt ist, der sich „Revolutionstribunal" nennt. Dort sitzen Henker, die man mit Geld zu Geschwornen gemacht hat, dort bebt ein Angeklagter vor dem Gesetz, welches die blutige Freiheit diktirt hat. Hinter ihm liegen Kinder auf den Knieen, Arme mit gerungenen Händen, Frauen, welche weinen und beten. „Gebt ihn frei", riefen sie, „er hat für unsere kranken Brüder gesorgt, unsere Kinder genährt, welche dem Tode nahe waren, unsere Väter auf dem Todesbette getröstet." Vergebens, die Richter verurtheilen ihn und der Greis spricht seinen Segen über seine Treuen. Auch dieser Greis ist ein Abbé, sein Name — Fénélon.

Wie verschieden ist doch dieser edle, fromme Mann von jenem damals berühmtesten aller Abbé's, den die Revolution geboren hatte und der sie wieder gebären half? — Dieser hielt die demokratischsten Reden, schrieb die heftigsten politischen Brochüren, entwarf Constitutionen und verwarf sie wieder, wie man Kartenhäuser baut und wieder umbläst. Nachdem man den abgesetzten Gott wieder anerkannt und die Religion restituirt hatte, las er unter großen Festlichkeiten wieder die erste Messe. Da aber Napoleon sich bald nach dem Anfang derselben aus der Kirche entfernt hatte, warf er seinen Priesterrock weg, ging vom Altar und sagte: „Für die Canaille lese ich nicht." Wer kennt ihn nicht, den zu seiner Zeit entweder in den Himmel erhobenen oder in die Hölle verfluchten Abbé Sieyes? Wie sich doch die Zeiten ändern! Vor wenigen Jahren erst (1836) starb er, und zwar in Armuth und Vergessenheit.

Mannichfaltigkeiten.

Im Königreiche Bayern ist für alle Unterrichtsanstalten, um die Sehkraft der Augen zu schonen, verordnet worden, die Wände der Lehrzimmer entweder blaßgrün oder hellgrau anzustreichen, die Fenster mit grünen Vorhängen zu versehen, und die Schulbänke so zu stellen, daß die Schüler nicht direkt in die Fenster sehen. Die Schulbücher sollen klar und deutlich und nicht mit kleiner Schrift gedruckt seyn. Bei'm Lesen und Schreiben muß das Auge des Schülers in einer Entfernung von 10 Zoll gehalten werden. Blasse Tinte und graues Papier dürfen nicht in der Schule geführt werden.

In öffentlichen Blättern ist mit Recht gegen den Gebrauch der zahllosen Fremdwörter vielfach geeifert worden. Eine Berliner Gesellschaft von Mitgliedern aus allen Ständen hat nun in dieser Beziehung für ihre Zusammenkünfte eine Satzung festgestellt, welche wohl Nachahmung verdiente. Niemand darf sich nämlich, so lange die Gesellschaft zusammen ist, eines fremden Wortes bedienen. Wem ein nicht deutsches Wort in der Unterhaltung entschlüpft, fällt in eine Geldstrafe, zu welchem Zwecke eine verschlossene Büchse auf dem Tische steht. Außer dem guten Zwecke giebt diese Satzung fortwährend zur Heiterkeit Veranlassung, weshalb sie um so mehr anempfohlen zu werden verdient. Zugleich kommen dadurch zuweilen die trefflichsten deutschen Bezeichnungen für bisher gebrauchte Fremdwörter zum Vorschein.

Zur Aufmunterung der preußischen Industrie hat das königl. Finanzministerium (Abtheilung für Handel, Gewerbe und Industrie) eine skandinavische Buchdrucker-Maschine im Original bezogen, und solche dem Buchdruckerei- und Maschinen-Besitzer Hänel zum Geschenk gemacht. Derselbe ist nun bemüht, diese Maschine nachzubauen, und hofft, solche billiger als die Engländer liefern zu können. Diese Presse soll die bisherigen in jeder Beziehung übertreffen. Der Druck geschieht darauf in einer Stunde mit einer Geschwindigkeit von 550 bis 600 Abdrücken, die alle sehr genau ausfallen. Die Maschine nimmt nicht mehr Raum ein, als eine gewöhnliche Handpresse, druckt das größte Royal-Format, und kann durch die Hand oder den Dampf bewegt werden. Der Mechanismus derselben ist sehr einfach.

Das unter dem Namen Badgarten bekannte Frösner'sche Bad in Kannstadt bei Stuttgart, mit großartigen Gebäuden, mehreren Mineralquellen und schön gelegenem großen Garten ist jetzt, nach Frösner's Tode, von Hrn. Hermann (Besitzer des Café Hermann) in Gemeinschaft mit Hrn. Formis um 125,000 fl. gekauft worden. Hermann will eine Reise in's Ausland machen, um dort die neuen Einrichtungen im Fach der Bäder- und Gartenwirthschaft zu besichtigen.

Es ist vielleicht Wenigen bekannt, daß heute noch jedesmal, ehe der König oder die Königin von England persönlich im Parlamente erscheint, um dasselbe zu eröffnen oder zu entlassen, eine eigenthümliche Ceremonie in dem Hause stattfindet. Ein Beamter stellt nämlich mit einer gewissen Feierlichkeit, in Begleitung von Gehülfen, Soldaten und Fackelträgern, eine Nachsuchung in dem Keller des Hauses an. Es schreibt sich diese seltsame Vorsichtsmaßregel noch von der bekannten Pulververschwörung vor 200 Jahren her und sie heißt the search of the vaults (die Durchsuchung der Keller).

Den zahlreichen Wasserfreunden wollen wir die Nachricht nicht vorenthalten, daß der bekannte englische Staatsmann Burdett, der vor kurzem starb, ein Opfer der Wasserheilmethode geworden ist. Ein Wasserarzt in London hatte ihm eingeredet, durch die Wasserkur könnte er seine Gichtleiden vertreiben, und Burdett wurde der eifrigste Wasserfreund, ja er ging in seinem Vertrauen zu der Hydropathie so weit, daß er sogar mit nassen Tüchern um den Leib austritt. Was vorauszusehen war, geschah denn auch bald, er erkältete sich, die Gicht warf sich auf innere Theile und Burdett mußte sterben.

Es wird unsern deutschen Studenten sehr häufig, namentlich von Ausländern, der Vorwurf gemacht, daß sie übermäßig viel Bier tränken; die englischen Studenten scheinen indeß in der Kunst, eine große Menge Gerstensaft zu vertilgen, ebenfalls keine Neulinge zu seyn; denn wir lesen in einer Broschüre über die Universität Oxford, daß in Cambridge die Trunksucht der Studenten in dem letzten Jahre sich bedeutend verringert habe, weil sie im Jahre 1843 in dem St. Johns-

College nur 822,000 Quart Bier getrunken, während sonst jährlich 1,644,000 Pinten Bier verzehrt worden wären.

Die vor nun vier Wochen erschienenen „Geheimnisse von Wien“ von Julian Chownitz haben einen überaus raschen Erfolg gehabt. Schon fordert, wie wir vernehmen, der Verleger, Hr. Phil. Reclam in Leipzig, von den Buchhandlungen die noch unverkauften Exemplare zurück, da sein ganzer Vorrath bereits vergriffen sey, wornach zu schließen, daß demnächst eine zweite Auflage veranstaltet werden dürfte. Unter den vielen in Deutschland erschienenen „Mysterien“ scheinen sich die von Julian Chownitz besondern Beifalls zu erfreuen, da dieselben mit ihrem topographischen Interesse das einer leichten und lebendigen Darstellung verbinden.

(Paris, 4. Febr.) Der bekannte Dichter Heinrich Heine, welcher in diesem Augenblicke durch hypochondrische Leiden an seinen schriftstellerischen Arbeiten gehindert wird, hat sich der Leitung des Petersburger Professors und Arztes Th. v. Stürmer anvertraut, welcher diesen Winter über hier zu bleiben beabsichtiget, und diesen gefeierten Schriftsteller wieder herzustellen verspricht.

(Verein gegen Thierquälerei.) Kein Verein für Zwecke der Humanität hat sich in neuester Zeit eines schnellern Aufblühens erfreut, als der Münchener Verein gegen Thierquälerei. Er zählt jetzt über 3000 Mitglieder und 75 Filialvereine. Für den Druck von Schulschriften in seinem Zwecke erhält er auch von deutschen Städten außerhalb Bayerns Beiträge, namentlich von Dresden, Leipzig, Altenburg, Frankfurt a. M., Hamburg, Berlin, wodurch er in den Stand gesetzt wird, die Auflage zu vergrößern, und jenen Städten um billigen Preis eine Partie Exemplare zur Vertheilung zu liefern. Bezüglich solcher Druckschriften sollten überhaupt die deutschen Vereine sämmtlich zusammen sehen. Alle drei Jahre könnte ein anderer Verein auf Kosten sämmtlicher übrigen die Redaktion einer neuen Druckschrift der Art übernehmen, wodurch für den einzelnen Verein die Kosten der Herstellung von Druckschriften weit geringer würden.

(London.) Julius Benedict aus Stuttgart hat kürzlich eine Oper für Drurylane beendigt, bei welcher Bühne er als Musikdirektor angestellt ist.

Korrespondenz.

Mainz, 26. Febr.

Was den hiesigen Karnevalslustbarkeiten eine lange Dauer sichert und auch diejenigen, welche sich in manchen Jahren davon entfernt halten, immer wieder zu denselben zurückführt, ist die damit verknüpfte Wohlthätigkeit. Der entschiedenste Gegner aller lärmenden Freuden muß erkennen, daß die Beiträge zu Unterstützung der Armenverwaltung in ihrem rastlosen Bestreben, dem Elende ihrer bedrängten Mitbürger, so viel ihre Kräfte erlauben, abzuhelfen, die in dem letzten Karneval durch die drei Theatervorstellungen und durch die Eintrittsgelder bei dem Narren-Jahrmarkte erlangt wurden, von großer Bedeutung sind und, wenn die Sache außer dieser keine moralische Seite hätte, genügten, um sie vor dem strengsten Sittenrichter als ehrbar und der Fortsetzung werth darzustellen. Ueber 3000 fl. sollen in der Probe und den beiden Vorstellungen von „Karnevals Triumph“ eingegangen seyn; hierzu die 1200 fl. Eintrittsgelder zum Narrenmarkte. Wann und auf welche Weise wurden hier in Mainz ähnliche Summen für die Armen gespendet? Freilich ist das hiesige Schauspielhaus auch bei gewöhnlichen Vorstellungen sehr besucht und besonders an Sonntagen, wenn beliebte Opern gegeben werden, zum Erdrücken voll; aber sind deßwegen die Einnahmen auch sehr stark? Füllen nicht viele Personen die Räume, die den Eintritt zu sehr geringen Preisen oder umsonst haben? Die Abonnenten klagen immer darüber und besonders die Parterre-Abonnenten, die, wenn sie nicht eine Stunde vor Eröffnung der Bühne kommen, selten so glücklich sind, Sitzplätze zu erhalten. Ein andere Klage, die öftere Wiederholung derselben Stücke betreffend, die einigemal laut geworden ist, entbehrt alles Grundes; innerhalb vier Monaten, vom 1. Oktober bis zum 7. Februar, wurden 20 große Opern, darunter 3 neue, und 9 kleine Opern, Possen und Vaudevilles gegeben. Daß dabei nicht viele Wiederholungen vorkamen, erhellt daraus, daß die Nachtwandlerin zweimal, der Freischütz zweimal, der Blitz, eine neue Oper, zweimal, der Postillon einmal, Romeo und Julie einmal, das Nachtlager einmal, die Puritaner einmal, Belisar einmal, Norma einmal, Liebestrank zweimal, Fra Diavolo zweimal, Teufels Antheil, eine neue Oper, fünfmal, die Stumme einmal, Zampa einmal, Lucia von Lammermoor zweimal, Don Juan dreimal, Edelknecht, eine neue Oper, zweimal, Johann von Paris einmal, Zauberflöte einmal, die Hugenotten zweimal, Fidelio einmal, der Verschwender zweimal, der Dorfbarbier einmal, Soldatenliebe zweimal, die Wiener in Berlin einmal und der reisende Student zweimal gegeben wurde. Außerdem hatten wir drei Benefizvorstellungen, Czaar und Zimmermann zum Vortheile der hinterlassenen Wittwe und Kinder des Schauspielers Cornelius, Robert der Teufel zum Vortheile der Orchestermitglieder, und das lustige Kleeblatt zum Vortheile der Direktion. Bei einem solchen Repertoir, meinen wir, hätten die Abonnenten keine gegründete Klage zu führen.

Darmstadt, 21. Febr.

Seit der Rückkehr von ihrer Kunstreise nach Norddeutschland, wo sie mit Ehrenauszeichnungen überhäuft wurde, sahen wir Fräul. Luise Weiß, unsere erste Tänzerin, als Fenella in der „Stummen von Portici“, welche von ihr mit dem ganzen Zauber ihres ausgebildeten pantomimischen Talents dargestellt wurde. — Gestern wurden zwei Stücke aufgeführt: 1) die Landpartie nach Königstein, in welcher Hr. Nathansen die etwas schwierige Aufgabe übernommen hatte, den ehrsamen Herrn Hampelmann mit seiner seltsam ausgeprägten Persönlichkeit darzustellen. Seine theatralische Bemühung war dankenswerth und ließ auch hierbei durchblicken, daß wir uns für die Folge etwas Tüchtiges von ihm versprechen dürfen. Das seinem Talent am meisten zusagende Rollenfach dürfte durch die Erfahrung leicht ermittelt werden. — Das zweite Stück: „der Geburtstag, oder: die alte Garde“, ein von Hrn. Balletmeister Tescher eingerichtetes, durch seine vielen komischen Situationen sich auszeichnendes, pantomimisches Ballet, wurde mit großem Applaus gegeben. Am Schluß wurde Hr. Tescher mit stürmischem Beifall gerufen. Die grotesken Tänze des Hrn. Dornewaß gefielen nicht minder als der Pas de deux serioux von Hrn. und Mad. Meersmans, welche auch den charakteristischen friesländer Holzschuhtanz zur großen Erheiterung des Hauses ausführten.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 28. Febr. (Zum Vortheil des Verfassers): Zopf und Schwert, historisches Lustspiel in 5 Abth., von Gutzkow. — Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 61. Freitag, den 1. März 1844.

Florita.

Aus dem Musée français übersetzt von Luitpold Baumblatt.

I.

Es war an einem Sommerabend des Jahres 1641, als mehrere spanische Edelleute die Allee des Prado in Madrid hinabgingen und in die Alcala-Straße einbogen. Sie unterhielten sich von einem Ereignisse, das den Hof und das ganze Publikum der Stadt Madrid beschäftigte. Es war aber weder die Rede von dem Aufstande der Catalonier, noch gedachte man der Revolution, die den Herzog von Braganza eben auf den portugiesischen Thron erhoben hatte; die ganze Unterhaltung drehte sich blos um eine Sängertruppe, die erst aus Italien gekommen war, und den Abend vorher das Glück gehabt hatte, vor dem Könige zu singen. Die Müßiggänger der Stadt und des Hofes redeten von nichts als von der Prima-Donna, und erzählten sich gegenseitig, daß die Italiener auf sechs Monate für das Theater de la Cruz engagirt seyen.

„Bei'm heiligen Jakob!" rief einer der eifrigsten Bewunderer dieser fremden Sänger, „ich glaube nicht, daß es im Paradiese schönere Konzerte geben könne. Ich habe mehr als hundert Oratorien gehört, und das nicht nur in der königlichen Kapelle, sondern in allen Hauptkirchen Spaniens, und behaupte, daß unter dieser Menge von Sängern nicht einer ist, dessen Stimme mit der des Marino, des Lieblichen, einen Vergleich aushält."

„Und ich," sagte ein Anderer mit Feuer, „möchte wetten, daß weder in Spanien, noch in der ganzen Welt eine Stimme wie die der Magdalena zu hören ist. Welch ein Ton! welch ein Schmelz! welch ein Feuer musikalischer Kraft! So muß die heilige Cäcilie gesungen haben. Ich war außer mir, ich war im Himmel. Es lebe Magdalena, die erste Sängerin der Welt!"

„Magdalena lebe hoch!" erwiederte die Gesellschaft begeistert.

Dieser allgemeine Enthusiasmus wurde von Allen, nur von einem Cavalier nicht getheilt, der kopfschüttelnd zuhörte, und dessen mißbilligende Zeichen von Niemand beachtet wurden. Plötzlich blieb er stehen und rief unwillig aus: „Was nützt es? Magdalena wird doch nie in spanischer Sprache singen!"

„Wie? wer hat Dir das gesagt, Don Pedro?" riefen Alle, wie mit Einer Stimme.

„Sie selbst, meine Herren! sie selbst, und zwar erst diesen Morgen, als ich ihr eine Rolle aus der kleinen Oper überreichen wollte, deren Text ich geschrieben habe, und die der geniale Compositeur Don Blas Minco in Musik gesetzt hat."

„Wie, sie hat sich geweigert, eine Rolle von dem Manne anzunehmen, auf den Spanien so stolz ist, und dem die Welt so viele Meisterwerke verdankt?"

„Ja wohl, sie hat sie mit der Erklärung zurückgewiesen, daß sie nur italienische Worte, nur italienische Arien singen werde, und das mit einem Stolze, wie nur eine, ihrer Erhabenheit bewußte Königin ihren Willen aussprechen kann. Ihr habt selbst behauptet, meine Herren! daß sie die erste Sängerin der Welt sey; nun denn, dieses Talent ohne Gleichen macht sie zu einer erhabenen Gebieterin, und folglich muß auch Alles ihren Wünschen unterthan seyn."

Bei diesen Worten, die der Ritter nicht ohne Ironie ausgesprochen hatte, grüßte er seine Begleiter durch eine Verbeugung, womit er andeuten wollte, daß er nicht Lust trage, ihre übertriebenen Lobeserhebungen noch länger anzuhören, und verlor sich in einer der Alleen, welche zum Thore Atocha führen.

Unterdessen war die Nacht hereingebrochen, und unter den Bäumen war es so finster, daß man zwei Schritte von sich entfernt nichts mehr unterscheiden konnte. Der Ritter ging in die Stadt, und bog mit langsamen Schritten in eine der einsamen Straßen, die an das Kloster der „heiligen Isabella" stoßen. Die finstere Nacht und dieses wenig besuchte Stadtviertel ließen ihn ungestört in seinen Betrachtungen. Er sprach unverständliche Worte vor sich hin, blieb zuweilen in Gedanken vertieft stehen und sah gen Himmel, als wollte er die Sterne zählen. — Hätte Jemand seinen unsichern Gang beobachtet, seine abgebrochenen Worte gehört und seinen auf die tiefe Finsterniß gerichteten Blick bemerkt — sicherlich hätte er ihn entweder für einen Dichter oder einen Verliebten gehalten. — Lange Zeit ging er so in einer geraden Richtung fort, ohne zu bemerken, daß er sich verirrt hatte und in die armseligste Straße Madrids gerathen war. Endlich erwachte er aus seinen Träumereien, und als wäre er aus den Wolken gefallen, rief er unangenehm überrascht aus: „Die heilige Jungfrau stehe mir bei! ich glaube, mich verirrt zu haben."

Eben schlug es in der Ferne zehn Uhr. Er ging noch einige Schritte weiter, und sah, daß er sich auf einem Kreuzweg befand, der durch das Zusammenstoßen mehrerer finstern und krummen Gäßchen entstanden, die so verworren in einan-

der liesen, daß er nicht mehr unterscheiden konnte, woher er gekommen war. Die Häuser waren hoch und mit kleinen Fenstern versehen, hinter denen er hie und da noch matte Lichter erblickte, welche andeuteten, daß in diesem elendesten Winkel der Hauptstadt Spaniens noch einige Bettler wach seyen. Die Thüren dieser Häuser — welche letztere mehr Räuberhöhlen glichen — hatten keine Schlösser, und waren alle offen, so daß man ungehindert durch dieselben eintreten konnte. Steile, schmale Treppen, die seit Olimszeiten nicht gereinigt worden zu seyn schienen, führten von außen in das Innere dieser elenden Hütten, die zu jeder Stunde der Nacht den Dieben freien Einlaß gewährten. — Aber welcher Dieb würde das Abenteuer bestanden haben, in diese Baracken einzudringen, deren ganzer Inhalt nicht zwanzig Realen werth war? Die Armuth der Bewohner bewachte sie besser, als die festesten Schlösser und Riegel es je vermocht hätten. — Man hätte glauben sollen, sie wären alle ausgestorben, so still und öde war es in ihnen. Keine menschliche Stimme, keinen Athem, keinen Seufzer hörte man in der stillen Nacht; nur hie und da wurde das Bellen eines Hundes, der einem blinden Bettler während des Tages zum Führer dienen mochte, aus der Tiefe eines Kellers vernommen. Ein schwacher Schimmer funkelte in der Mitte der finstern Gasse; es war der eines Lichtstumpfens, welcher gleichsam als Leuchtthurm in dem Winkel eines Hauses vor einem Muttergottes-Bilde stand, das von der Höhe seiner Nische einen erbarmungsvollen Blick auf die armen Vorübergehenden zu werfen schien. — Unser Ritter, der, wie jeder gute Kastilianer, ein eifriger Verehrer der heiligen Jungfrau war, zog seinen Hut ab, betete ein Ave Maria, setzte sich der Nische gegenüber auf eine steinerne Bank, und zog seine Tabacksdose hervor, aus der er eine Cigarre nahm.

Zu jener Zeit waren die Nächte in Madrid fruchtbar an Ereignissen; die Verliebten und die Diebe schlichen von Mitternacht bis am Morgen auf den Straßen umher, und oft kam es daselbst zu heftigen Angriffen, die aber auch wieder, gütlich oder durch grobe Mißhandlungen, ausgeglichen wurden, ohne daß die Justiz sich hätte von ihren süßen Träumereien stören lassen. — Aber in der abgelegenen Gasse, in die unser Held unvermuthet gerathen war, gab es weder Duelle noch Serenaden, und seine Einsamkeit wurde von nichts gestört. — Auf seiner steinernen Bank sitzend, sah er sich forschend um, um sich mit seiner leblosen Umgebung vertraut zu machen, machte sich mit einer Art von Behaglichkeit Feuer und zündete seine Cigarre an. Das in erwähnter Nische stehende Licht, dem er gerade gegenüber saß, und das seinen matten Schein auf ihn fallen ließ, bildete aus seinem Schatten eine Figur, die ein Monument in dieser Wildniß zu seyn schien. Sein schwach beleuchteter Anzug bot einen gewaltigen Kontrast mit seiner ärmlichen Umgebung dar. Sein schwarzer Mantel von der feinsten spanischen Wolle bedeckte nachlässig einen seidenen Rock, an dessen Vorderseite das rothe Kreuz des Sankt-Jago-Ordens gestickt war; an einem kleinen Halsbande war eine doppelte goldene Kette befestigt, von der eine Medaille mit dem Bildnisse unserer lieben Frau von Guadalupe herabhing. Sein Filzhut mit breitem Rande bedeckte ein sanftmüthiges, geistreiches und blühendes Gesicht, das noch nicht ganz vierzig Jahre gezählt zu haben schien. — Er war wieder in seine Träumereien versunken und dachte an Magdalena, die sich geweigert hatte, eine Rolle in seinem Stücke zu übernehmen, und so natürlich gut und nachgiebig er auch zu seyn schien, so hegte er doch einen geheimen Groll gegen diese stolze Sängerin, und in seinem Innern bewegten sich Gedanken der Rache gegen dieselbe.

(Fortsetzung folgt.)

Wie sich die Bedürfnisse des Lebens im Laufe der Zeit gesteigert haben.

Wenn sonst ein junger Mann des Mittelstandes es durch Talent und Fleiß so weit gebracht, daß ihm ein jährliches Einkommen von drei- bis vierhundert Thalern gewiß war, so suchte er unter den stillen sittigen Töchtern der Stadt das Mädchen, welches seinen Augen wohlgefiel und bei deren Blick, wenn er den seinen traf, das Herz süß aufwallte. Mit frischem, frohem Jugendmuthe, dem nichts zu schwer däucht, reichte er ihr die kräftige, arbeitgewohnte Hand — und das Mädchen, das entnervenden Luxus nicht kannte, dem Entbehren Lust war, schlug fröhlich ein. Ein Stübchen mit Alkoven, worin das große Gardinenbett aufgetakelt stand, an das sich später ein paar kleine, wie Boote an ein Segelschiff, hingen, — eine Schüssel Hausmannskost — ein Schlafrock, ein Oberrock und der Bräutigamsfrack für den Mann, ein Kirchenkleid und ein paar leinene Hauskleidchen nebst einem Dutzend selbstgesponnener Schürzen für die Frau — eichene Meubles, die bis zur goldenen Hochzeit dauern und genügen, das Concert der Finken im Obstgarten — das Schauspiel des Sonnenunterganges, auch wohl mitunter ihres Aufganges — ein Spinnkränzchen der Frau, das sie nach eingenommenem, mit Mann und Kind getheiltem Abendbrode besucht, ein Gang des Mannes zum Nachbar und Gevatter mit dem Abendpfeifchen zu einem Kruge Stadtbier — die blühenden, kräftigen Kinder, die vom Schulmeister lesen, rechnen und schreiben, vom Vater arbeiten und entbehren, von der Mutter Zufriedenheit, Frohsinn und Gottvertrauen lernen, groß zu ziehen, ohne daß die Sorge um sie und ihr dereinstiges Fortkommen in der Welt den Eltern graue Haare macht — das ward dem gemeinschaftlichen Streben leicht, zu erschwingen, und darum konnten sich auch leere Hände in einander legen zum ewigen Bunde, wenn nur die Herzen voll waren von Liebe und Treue. Keine Schlange wohnte in ihrem kleinen gesicherten Paradiese und legte sich verführend an ihr Ohr, keine Harpyen der Sorge sogen sich Nachts an ihrem Herzblut satt. — So war es in der guten alten Zeit, ehe das Modejournal Gesangbuch und Bibel, ehe die großen Damenkaffee's das trauliche Spinnkränzchen, Theater, Concerte und Kaffeehäuser den freundlichen Abendbesuch mit dem Pfeifchen, ehe kostbare Cigarren dieses selbst, so wie Sammt und Seide das schlichte, feste Leinen, wandhohe Trumeaux den drei Hände langen Spiegel und die lustigen Stühlchen von Mahagony und Rohrgeflecht den unvergänglichen Großvaterstuhl verdrängt hatten; als noch die Reiselust sammt der Dampfkraft schlief und der Spruch: „Bleibe im Lande und nähre dich redlich!" als Wahlspruch galt.

Jetzt aber, wo der Luxus regiert und sein launenhaftes Weib, die Mode, ihren Scepter despotisch über die ganze cultivirte Welt schwingt; wo der König wie der Karrenschieber, die Fürstin wie die Magd sich ihren Geboten und Forderun-

gen knechtisch unterziehen und diese Götzen mehr als anbeten, ihnen Wohlstand und Ehre, Familienfrieden und Seelenruhe, Tugend und Glück in die Molochsarme werfen, jetzt, wo es diesem wahren Antichristen beliebt, frech höhnend die veralteten, lange verspotteten Formen jener einfachen Zeit aus ihrem Grabe zu ziehen, um sie in ihren verderbenspendenden Händen zu einer neuen Geißel für die entarteten Kinder der frommen Väter zu machen, deren gotterfüllten Geist und ihre heiligen Rococo-Sitten sie nicht mit heraufbeschwören können und mögen, — jetzt, wo ohnehin bei der Menschenüberfüllung Europa's dem jungen Manne so schwer wird, sich Amt und Brod zu verschaffen, fragt er sich, wenn er es endlich dazu, ja selbst wenn er es zu einem Einkommen von tausend Thalern gebracht: „Kann ich damit noch eine Frau ernähren? Bedarf ich nicht für mich allein so viel? Denn was bleibt übrig, wenn ich Schneider und Schuhmacher, Parfümeur und Haarkünstler, Logis und Wäscherin, Traiteure, Conditor, Bijouterie-, Mode-, Buch- und Musikalienhändler, meine Tausende von Cigarren bezahle? — kaum genug für Theater, Concerte, Lustreisen und Bälle, für Billard, Boston und Whist, der launenhaften Fortuna am grünen Tische gar nicht zu gedenken. — Meine Frau will ein Haus machen; natürlich! Sie braucht zu den Thédansants, den Damenkaffee's und großen musikalischen Soiréen ein geräumiges und elegantes Lokal mit feinen Meubles, seidenen Gardinen, Divans und zahllosen Nippes, womit elegante Damen sich umgeben. Sie braucht eine Köchin, denn unsere jungen Mädchen haben vor Sprach-, Musik-, Zeichnen-, Tanz- ꝛc. Unterricht und den Uebungsstunden zu den Lectionen kaum Zeit, noch einen französischen Roman zu lesen, aber keine, sich um des Vaters Küche zu kümmern. Sie braucht eine Jungfer, die das Leinen näht und bessert, da sie ihre, dem häuslichen Fleiße gewidmete, ohnehin beschränkte Zeit mit edleren Arbeiten in Wolle, Seide und Perlen füllt, die freilich mehr kosten als nützen. Sie braucht, wird sie Mutter, eine Amme, welche den Kleinen die nährende Brust reicht, eine Bonne, welche sie hütet und pflegt, denn ihr selbst machen reizbare Nerven dies unmöglich. Sie braucht, wenn die Kinder größer werden, eine Gouvernante, welche mit ihnen französisch plappert und sie für den Salon bildet, wozu die Mutter natürlich nicht Zeit hat. Sie braucht Sammetmantillen, Blondenkleider, Marabuts und kostbaren Schmuck, brabanter Spitzen und orientalische Diamanten, um sich von ihrer Wäscherin zu unterscheiden und es der Gräfin gleichzuthun. Sie gehört zwar dem Mittelstande an, aber eben — die äußeren Schranken der Stände sind gefallen; die unter ihr Stehenden drängen sie hinauf; sie muß, will sie nicht mit ihrer Magd verwechselt werden, es den Damen der höchsten Stände gleichthun. Das ist natürlich. Dazu aber gehört ebenfalls natürlich viel Geld, und ein vermögenloser Salarist, Gelehrter, Kaufmann, Künstler, Prediger, Militär ꝛc. lasse das Heirathen oder suche sich eine Reiche! „Das Herz schweige, wir leben im Jahrhundert des Verstandes!" (Freib. Z.)

Mannichfaltigkeiten.

Eine eigene Art von Anerkennung wurde dem dramatischen Dichter J. G. Köberle in München zu Theil. Ein dortiger schlichter, aber vermögender Bürgersmann aus der gewerbtreibenden Klasse, der Herrn Köberle persönlich gar nicht kannte, übersandte ihm, „als Honorar für den hohen Genuß, den ihm die Darstellung seiner Prätendenten im Hoftheater gewährt", ein wahrhaft fürstliches Geschenk in Gold, mit dem Beisatz: „man müsse junge Talente aufmuntern, und die deutschen Dichter seyen ja doch so schlecht bezahlt. Er möge ihm daher seine Freiheit, mit der er ihm schuldigen Tribut zolle, nicht ungütig nehmen." Der schlichte Münchner Bürgersmann beschämt manche Hoftheaterintendanz und seine Gesinnung verdient ein Ehrenmonument in der Oeffentlichkeit.

(Theater-Chronik.)

(Berlin, 25. Febr.) Die neue Beleuchtungsart vermittelst des flüssigen Kohlenstoffes (hydrocarbures liquides) ohne Alkohol, welche seit einigen Tagen im Gange ist, hat sich einer besonderen Aufmerksamkeit der obern Behörden zu erfreuen. Die Versuche, welche damit vor dem Oranienburger Thore, in der Köpnicker- und in der Brückenstraße gemacht worden, sind unter der Leitung des Hrn. Jul. Klebe, eines ausgezeichneten Kaufmanns und Fabrikanten unserer Stadt, angestellt worden, und haben sich im Laufe der vergangenen Woche der höchsten Aufmerksamkeit JJ. KK. HH. der Prinzen zu erfreuen gehabt. Auch der k. Polizei-Präsident Hr. v. Puttkammer, eine Deputation der Stadtverordneten, mehrere der hier accreditirten Gesandten, einige unserer Gelehrten und Akademiker, z. B. G. R. Mitscherlich, haben, des ungünstigen Wetters ungeachtet, es sich nicht versagen können, die neue Beleuchtung an Ort und Stelle in Augenschein zu nehmen und ihren Beifall darüber zu erkennen zu geben. Nach dieser 14tägigen Probe werden nun die Apparate, zu ähnlicher Anwendung, nach verschiedenen größeren Städten der preußischen Monarchie versandt werden, um dort ähnliche Versuche anzustellen.

(Berlin, 9. Febr.) Aller Bemühungen der Intendantur unerachtet, wird Gutzkow's „Zopf und Schwert" hier nicht zur Aufführung kommen.

Es ist schon seltsam, von „Töchterschulen" zu reden, statt von Mädchenschulen, und Niemand würde so thöricht seyn, Söhneschule statt Knabenschule zu sagen. Nun aber haben wir gar ein „Erziehungsinstitut für junge Damen" in Hörter, in dessen Lehrplan auch Lesenlernen aufgenommen ist. Gerechter Himmel, was müssen das für Damen seyn, die erst lesen lernen! Will man denn nicht endlich der abgeschmackten Vornehmthuerei ein Ende machen und lieber sagen: Erziehungsanstalt für junge Mädchen? — Eltern von Verstand und Geschmack werden sich besinnen, ihre Töchter „Dameninstituten" anzuvertrauen.

(Rigocephale.) Das ist der Name eines neuen überaus scharfsinnigen Apparates, welchen Dr. Heinrich Blatin zu Paris erfunden hat, und dessen Endzweck darin besteht, bei gewissen gefahrvollen Krankheiten, namentlich bei acuten und chronischen Affektionen, einen Strom von Kälte auf den Kopf zu leiten. Bei mehreren Versuchen erwies sich diese neue Vorrichtung so wirksam und erfolgreich, daß damit der Arzneikunst, oder, was eins ist, der leidenden Menschheit ein unschätzbar wohlthätiger Dienst erwiesen worden ist. Wir können

nicht umhin, diesen Apparat, seiner Wichtigkeit wegen, etwas näher zu beschreiben. Es ist eine Mütze mit doppelten biegsamen Wänden, welche, den Kopf an allen Punkten umgebend, sich an ihn anschmiegen. Ein Metallkreis bildet die Basis des Rigocephales, und auf ihm sind die Blasen bleibend befestigt, welche das Wasser enthalten, wovon der Kopf umgeben werden soll; der Kreis ist ein Kanal, welcher am Hinterhauptheile eine Oeffnung hat, um die, durch einen Heber zugeführte, kalte Flüssigkeit einzulassen, und am Stirntheil eine Ausflußöffnung, wo das Wasser durch einen Schlauch abfließt. Es kann auf diese Weise ein fortwährender Wasserstrom zwischen den Umgebungen statt haben und binnen 24 Stunden 400 Litres Wasser stets erneuert werden. Die höchst sinnreich angebrachten Blasen sind unburchdringlich und nicht der Fäulniß unterliegend. Der Kopf ruht weich in der Höhle des Rigocephale, ohne daß er irgend ein Gewicht zu tragen hätte. Auch ist dieser Apparat bei unruhigen Kranken vollkommen fest zu machen ꝛc. (Wiener Zeitschrift.)

Der Verkauf der berühmten Gemäldegallerie des Cardinal Fesch findet bestimmt am 25. März zu Rom statt. Außer den bekannten Meisterwerken, wodurch diese Gemäldegallerie ihre Berühmtheit erlangt hat, enthält der so eben versandte Catalog eine große Menge der vorzüglichsten Kunstwerke der holländischen und flamändischen Schule, wodurch gewiß sehr viele Käufer angelockt werden.

In dem baierischen Hochgebirge sind so ungeheuere Schneemassen gefallen, daß allein auf der Mittenwald-Innsbrucker-Straße Tausende von Arbeitern thätig seyn mußten, um dieselbe in leidlich fahrbaren Stand zu versetzen.

Korrespondenz.

Aus dem Rheingau, im Febr.

Es braucht nicht erst dargethan zu werden, welchen wohlthätigen Einfluß ein tüchtiger Viehstand auf den Betrieb der Landwirthschaft und auf das Volkswohl überhaupt ausübt. Die Landwirthe haben den Werth, die Unentbehrlichkeit eines möglichst großen, gutgenährten Viehstandes zum zweckmäßigen Betriebe ihres Geschäfts größtentheils erkannt, aber zugleich auch die Nothwendigkeit empfunden, daß dieses Hauptkapital ihrer Wirthschaft durch eine Anstalt, einen Verein, gegen Wechselfälle möglichst gesichert werden möchte. Bei einem großen unverminderten Viehstande sind aber nicht nur die Landwirthe, sondern alle Staatsangehörige, alle Consumenten, betheiligt, ja letztere noch mehr als erstere; wird der Viehstand einer Gegend durch Seuche vermindert, ist die Folge davon geringerer Ernteertrag, so können die Landwirthe einer andern Gegend ihre Thiere, ihre thierischen und Feldprodukte um so theurer verkaufen; es ist in vielen Fällen anzunehmen, daß dieses wechselt und sich der Schaden der Landwirthe, wenn auch nach langer Zeit, wieder ausgleicht, es ist also mehr zeitlicher, wenn auch immer empfindlicher Verlust, während die Consumenten bei solchen Wechselfällen ihre animalischen wie vegetabilischen Bedürfnisse stets theuerer bezahlen müssen. Nun ist aber dargethan und als sicher anzunehmen, daß durch Geheimhalten, wenn eine ansteckende Krankheit in einem Stalle oder Orte war, sich dieselbe oft durch ganze Gegenden verheerend ausbreitete. Solche Verheimlichung würde aber, wenn Vereine beständen, wo Jeder beitreten und sein Rindvieh gegen möglichst billige Bedingungen versichern müßte und jedes einer ansteckenden Krankheit oder Seuche verdächtige Stück als Eigenthum der Gesellschaft betrachtet und, wenn es gefallen oder aus Vorsicht getödtet worden ist, dem seitherigen Eigenthümer aus der Vereinskasse bezahlt würde, wohl nicht mehr vorkommen. Das „Müssen" ist freilich kein beliebtes Wort, allein es handelt sich hier um das Gemeinwohl. Besteht übrigens ein solcher Verein auch nur aus Viehbesitzern, müssen diese allein den Schaden ausgleichen, so wird sich dieser doch so vertheilen — jeder Verein muß viele und in nach Futter und Witterung verschiedenen Gegenden wohnende Mitglieder zählen —, daß der Beitrag keinem empfindlich wird. Das gefallene Vieh könnte dann unter allen Verhältnissen, sobald es die Vorsicht erlaubt, wieder leichter durch anzukaufendes ersetzt werden und der Nachtheil für die Haushaltung, für Felder und Ernten würde schwinden oder doch beziehungsweise nur gering seyn. Die Frage nun: „Unter welchen nähern Bedingungen ist diesem so dringenden Bedürfnisse am vollständigsten und billigsten zu begegnen?" nahm schon seit Jahren die Aufmerksamkeit unseres landwirthschaftlichen Vereins in Anspruch und man konnte um so mehr einer befriedigenden Lösung derselben entgegen sehen, als dieser Verein unter der so thätigen Leitung eines Mannes, welcher sich sowohl als Lehrer der Landwirthschaft, wie als Beförderer derselben überhaupt so hochverdient gemacht hat, schon so viel für die nassauischen Landwirthe gethan und bewirkt hat. Freudig begrüßte wohl jeder Viehbesitzer die Grundsätze, welche dabei leitend waren und den Plan (er ist im landwirthschaftl. Wochenblatt für das Herzogthum Nassau, Nro. 5, 1844, zu ersehen) zur endlichen Errichtung einer „allgemeinen Assecuranzgesellschaft gegen Seuchen des Rindviehes", welcher nur noch der Genehmigung der hohen herzogl. Regierung wartete. Die Ausführung des Planes jedoch wurde für jetzt untersagt, „weil zu vermuthen sey, daß durch eine solche Besteuerung, von 2 — 4 Kreuzer für jedes Stück Vieh, sich der Viehstand vermindere." Wir dürfen also sicher etwas Besseres erwarten, oder wenn dieses nicht möglich seyn sollte, nach weiterer Prüfung die Bethätigung des obigen Planes und müssen unterdessen mit Dank gegen eine Regierung erfüllt seyn, welche das Wohl des Landmanns so ängstlich zu wahren sucht (wozu in Nro. 4 des landw. Wochenbl. ein weiterer Beleg), können aber nicht unbemerkt lassen, daß unsere Erfahrungen gegen obige Vermuthung sprechen; denn oft hörte ich sagen: „der Viehstand ist, so lange er nicht gegen Seuchen versichert werden kann, immer ein unsicheres Kapital; wie leicht kann eine solche Krankheit ausbrechen und Alles ist hin." Als vor einigen Jahren die Lungenseuche an einigen Orten hiesiger Gegend grassirte, wurde bei den benachbarten Viehbesitzern, ja wohl bei denen des ganzen Rheingau's, der Viehstand so viel als nur immer thunlich reducirt aus Sorge, die Krankheit möchte auch in ihre Ställe kommen. Das geschah jedoch nicht, aber der Viehstand war vermindert und dies wäre unterblieben, wenn das Vieh versichert war. *)

*) Dieser Artikel wurde uns von einem praktischen Landwirthe des Herzogthums Nassau mitgetheilt, der durch dessen Veröffentlichung einzig und allein, ohne alle Nebenabsichten, darthun zu wollen versichert, daß der Landmann bei dem angezogenen Gegenstande nicht gleichgültig sey. D. R.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 20. Febr. Des Teufels Antheil, komische Oper in 3 Abth., nach dem Französischen des Scribe, von Carl Gollmick, Musik von Auber.

Samstag, 2. März. Der Sohn der Wildniß, romantisches Drama in 5 Acten, von Fr. Halm. (Gastrolle) Parthenia: Mad. Grabowsky, vom Hoftheater zu Wiesbaden.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 62. Samstag den 2. März 1844.

Florita.

Aus dem Musée français übersetzt von Luitpold Baumblatt.

(Fortsetzung.)

„Es könnte gar nicht schaden," sagte der Ritter nach langem Stillschweigen vor sich hin, „wenn man den Hochmuth dieser Theaterkönigin etwas beugte. Ja, ja, ich will mich rächen! und ich schwöre es, daß, ehe zwei Monate vergehen, sie mich auf den Knieen bitten soll, eine Rolle für sie zu bestimmen; aber ich werde mich lange bitten lassen, ehe ich sie erhöre. Ich will ein Stück schreiben, das ganz Madrid in Bewegung setzen muß, und während dasselbe aufgeführt wird, soll die ganze italienische Truppe ihre ausländischen Gesänge vor den leeren Bänken im Theater de la Cruz vortragen. Unerhört! schimpflich! Eine Italienerin weist eine Rolle in meinem Orpheus stolz zurück! Schon gut, schon gut, sie wird es schon bereuen, oder ich will nicht Calderon de la Barca heißen."

Der Leser weiß nun, welchen Meister er in dem bis daher unbekannten Ritter vor sich hat, und wird gestehen, daß sein Unwille ein gerechter war. Calderon kannte den Werth seiner Meisterstücke, und Magdalenens Benehmen mußte ihn sehr kränken.

Kaum hatte er die erwähnten Worte ausgesprochen, als eine sanfte Musik, die von einem niedern Saal herzukommen schien, dessen Fenster auf die Straße gingen, den Monolog des Ritters unterbrach. Es wurde auf einem Saiteninstrumente gespielt, und die gedämpften Töne zitterten kaum hörbar in der tiefen Stille der Nacht. — Nach dem Vorspiele ließ sich eine Stimme vernehmen.

„Heilige Jungfrau!" murmelte Calderon de la Barca leise, indem er seine Hände mit einem Ausdruck des Erstaunens und Entzückens faltete, „was ist das?"

Nie in seinem Leben hatte er solche Töne gehört; diese umfangreiche, reine und unvergleichlich klangvolle Stimme gab sich einer launenhaften Phantasie hin, und wetteiferte mit dem Instrumente, indem sie dieselben Töne wiederholte, die zuvor eine leichte Hand dem Klavier entlockt hatte. Plötzlich machten Spiel und Gesang einen Uebergang, und es wurde eine Hymne auf die Mutter Gottes vernommen. — Während eines sanften Adagio näherte sich Calderon dem Hause, und an einen steinernen Sitz gelehnt, der sich vor der weit aufstehenden Thüre befand, ließ er seinen früher genährten Racheplan gegen Magdalena fahren; denn jetzt wollte er sich nicht damit rächen, daß er durch Aufführung eines seiner Heldenstücke das Publikum diesem zuführen und der Oper entreißen wollte — jetzt lächelte ihm ein glänzenderer Sieg; er hatte für Magdalena eine Nebenbuhlerin, und mit dieser ein Mittel gefunden, um seinen Orpheus ohne die italienische Sängerin aufführen zu lassen. — Er streifte einige Augenblicke um das Haus herum, ungewiß, ob er am andern Tag dasselbe wieder finden würde, und machte die traurige Entdeckung, daß er weder den richtigen Weg einzuschlagen wisse, auf dem er in das Innere der Stadt zurückkehren sollte, noch bei'm Aufsuchen dieses Winkels ihn je wieder finden würde. Er faßte daher einen Entschluß, der bei seiner jetzigen Lage der geeignetste seyn mochte; er ging nämlich festen Schrittes in die Allee zurück, stampfte mit dem Fuße, daß das Echo in der Todesstille den Schall wiedergab, und rief mit lauter Stimme: „He, ist Niemand mehr wach in dieser Umgebung?"

„Wer ruft?" ließ sich kurz darauf eine Stimme vernehmen, und ein schwacher Lichtstrahl fiel auf die Allee.

„Ein Edelmann, Ritter des Sankt-Jago, der sich in diesem Labyrinth verloren hat und den Weg sucht, der ihn wieder in die Stadt zurückführe," antwortete Chalderon. „Wenn eine christliche Seele hier wohnt, so möge sie sich im Namen der heiligen Jungfrau zeigen!"

Es erfolgte eine kurze Stille, aber bald öffnete sich ein kleines Pförtchen der Allee gegenüber, und eine alte Frau, sehr ärmlich gekleidet, erschien, mit einer Lampe in der Hand.

Der Ritter grüßte sie höflich und sagte: „Gott sey mit Ihnen, gute Dame! Ich habe mich in diesem Stadttheil verirrt, den ich, obwohl ich schon zwanzig Jahre in Madrid wohne, noch nie gesehen habe. Ich wußte nicht, wen ich bitten sollte, mir den rechten Weg zu zeigen, dachte auch nicht, daß ich hier Jemand finden würde, als ich unverhofft eine Stimme hörte, deren himmlische Töne mich geleitet haben. Waren Sie etwa diese Sängerin?"

Die arme Frau machte eine tiefe Verbeugung, und antwortete mit einem Lächeln, in dem ein stolzes Bewußtseyn zu lesen war: „Nein, mein Herr! es war meine Tochter!"

„Bei der Gebenedeiten!" betheuerte Calderon, „sie hat die schönste Stimme, die ich je gehört habe. Es würde mich sehr glücklich machen, wenn Sie mir erlauben wollten, wiederkommen zu dürfen, um ihr Talent besser beurtheilen zu können.

Wenn Sie nichts dagegen einzuwenden haben, so komme ich morgen zu Ihnen, um zu erfahren, wer Sie und Ihre Tochter sind."

„Gnädiger Herr!" antwortete sie erstaunt und zitternd, „Sie sind in der Straße Mira-el-Sol (Sonnenschein) ganz nahe am Thore Embajadores. Ich bin eine arme Wittwe, welche die Mittel nicht besitzt, eine andere Straße zu beziehen, und heiße Anna Müller. — Ist das Alles, was Sie wünschen?"

„Ja, meine gute Dame! Jetzt finde ich den Weg schon. Sie haben mir einen großen Dienst erwiesen, und ich danke Ihnen verbindlich dafür. Also morgen auf Wiedersehen!"

Sie bedeutete ihm nochmals, welchen Weg er einzuschlagen habe, und Calderon ging in das Innere der Stadt zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Erinnerungen aus der französischen Schreckenszeit.

(Nach Briefen von einem Augenzeugen.)

Am 8. December 1793 wurden der herrschaftliche Schultheiß Jacob Lohmüller von Güdingen und der Gerichtsmann Valentin Müller aus Bübingen, unfern von Saarbrücken, bei dem Volksrepräsentanten Ehrmann bei der Rhein- und Mosel-Armee, welcher damals sein Wesen oder vielmehr sein Unwesen in Saarbrücken trieb, von vier seit langer Zeit als unruhige, rebellische Köpfe bekannten Unterthanen aus Bübingen, Namens Joh. Mohr, Jac. Mohr und deren Schwägern, Christoph Glatt und Peter Fersen, mit denen, wie im Publikum allgemein versichert ward, noch ein böses Weib und der wegen Unterschlagung herrschaftlicher Gelder und anderer Verbrechen dimittirte herrschaftliche Schultheis Theis von Arenal im Bunde stand, angeklagt, daß sie, Denuncianten, bei der Anwesenheit der deutschen Truppen, durch Veranlassung der Denunciaten, Verlust an ihrem Vermögen erlitten hätten, indem sie zur Ungebühr mit Beifuhren für die Armee belästigt und überhaupt verschiedentlich körperlichen Mißhandlungen ausgesetzt gewesen seyen.

Wahrscheinlich sahen diese Leute das traurige Resultat ihrer Anzeige nicht voraus und bezweckten dasselbe nicht, sondern sie glaubten, daß, wie bereits in andern ähnlichen Fällen mehrmals geschehen war, der Repräsentant ihnen aufgeben würde, ein Verzeichniß ihrer angeblich erlittenen Schäden einzubringen, und daß alsdann die Denunciaten zu ihrer Entschädigung verurtheilt werden würden.

Der Repräsentant gab Abends, inter pocula, welche Zeit die Denuncianten wohlweislich gewählt hatten, Befehl zur Arretirung der Denunciaten. Ein Detachement Gend'armes nationales begab sich noch in derselben Nacht zuerst nach Bübingen, um den Gerichtsmann Müller zu verhaften; allein dieser war früher von der bevorstehenden Gefahr benachrichtiget und gewarnt worden, und rettete sich durch die Flucht von der Gefangenschaft und dem Tode.

Das Detachement begab sich darauf nach Güdingen und fand daselbst den herrschaftlichen Schultheißen Lohmüller — einen der anerkannt rechtschaffensten Männer des Landes, von einer besonders vorsichtigen und furchtsamen Gemüthsart — in seiner Behausung im Bette, welcher bei reinem Gewissen und in der vollen Ueberzeugung seiner Unschuld nicht die Flucht ergreifen und sich dadurch verdächtig machen wollte, obgleich ihm die geschehene Denunciation früher schon bekannt geworden war. Dieser wurde arretirt und gebunden. Das Wehklagen und das Angstgeschrei seiner Frau und Kinder lockte mehrere Nachbarsleute herbei, und unter andern auch den Gemeindsmann Nickel Hubert, einen durchaus braven und ehrlichen Mann, dem man weiter nichts als eine kleine Neigung zum Trunk zur Last legen konnte. Dieser nahm sich des von Natur äußerst furchtsamen, durch die unerwartete Arretirung tödtlich erschrockenen und zu aller Vertheidigung unfähigen Schultheißen Lohmüller bei dem commandirenden Unteroffizier an, betheuerte dessen Unschuld, versicherte, daß die ganze Gemeinde sich am folgenden Tage zu dem Repräsentanten begeben und Zeugniß für ihn ablegen würde, und bat, demselben nicht den Schimpf anzuthun und ihn nach Saarbrücken in das Gefängniß abzuführen, was solchen bei seiner Furchtsamkeit tödtlich schrecken, seine Familie aber untröstlich machen würde.

Der Unteroffizier versetzte hierauf, mehr im Scherz als im Ernste, daß, da er sich des Schultheißen so sehr annehme, er ein guter Freund und also ein Mitschuldiger desselben seyn und daher mit solchem gehen müßte. Nickel Hubert weigerte sich dessen durchaus nicht, versicherte vielmehr, da er von der Unschuld des Schultheißen Lohmüller überzeugt sey, er demselben, wohin es gehe, selbst in den Tod folgen wolle.

Beide wurden nun nach Saarbrücken abgeführt und in das zum Gefängniß gebrauchte sogenannte Kutschenhaus eingesperrt. Am folgenden Morgen kamen nicht nur des Schultheißen Frau, sondern alle Gemeindeglieder von Güdingen, ohne Ausnahme, nach Saarbrücken, um sich seiner anzunehmen und seine Freilassung bei dem Volksrepräsentanten Ehrmann zu bewirken. Ein Rechtsgelehrter hatte aus Menschenliebe das gefährliche Geschäft übernommen, ihnen eine Petition an den Repräsentanten aufzusetzen. In solcher wurde vorgestellt, daß der Schultheiß Lohmüller seit der französischen Occupation alle ihm zugegangenen Befehle befolgt und vollzogen habe, daß er nur fälschlich und aus boshafter Absicht von seinen Feinden angezeigt worden seyn könne; es wurde gebeten, ihm die Anklage zu kommuniciren, eine Verantwortung dagegen zu erlauben, ihn mit seinen Anklägern zu konfrontiren, und man ging sogar so weit, den neufränkischen neuen modum procedendi einzuschlagen, nämlich die negativam zu beweisen, und daß sich die ganze Gemeinde durch Unterschrift erbot, die Falschheit der Anklage und die Unschuld des Angeklagten eidlich zu erhärten. Diese Petition wurde von allen Gemeindsmitgliedern unterschrieben, von solchen und der Frau des Schultheißen Lohmüller dem Repräsentanten übergeben, welcher aber dieselbe, ohne sie zu lesen, ihnen vor die Füße warf, und die Supplikanten, ohne sie anzuhören, ungestüm fortwies, ohne sie zu fragen, wer sie seyen, was sie verlangten, und für wen sie bitten wollten. Dieselben mußten sich entfernen, ohne für den Angeklagten auch nur das Mindeste bewirkt zu haben.

Am 10. December des Nachmittags ließ der vor Schrecken, Angst und Kälte erkrankte Schultheiß Lohmüller den Stadt- und Landphysikus Hofrath Wilkens zu sich berufen, eröffnete ihm seine Gesundheitsumstände, und bat ihn um Hülfe. Dieser fand, daß seine Krankheit eine Folge des erlittenen Schreckens, der in dem Gefängniß ausgestandenen Kälte und des harten Lagers auf bloßer Erde sey, und als er ihm dieses bemerkte, so bat ihn derselbe, sich bei dem Repräsentanten für ihn zu verwenden, daß er entweder gegen Kaution, welche die

ganze Gemeinde, so hoch sie auch immer seyn möge, für ihn leisten wolle, losgelassen, oder, wenn dieses nicht statt fände, die Verfügung getroffen werden möchte, daß er in ein leidliches Zimmer in der Stadt mit hinlänglicher Wache, auf seine Kosten, gebracht würde.

Durch das flehentliche Bitten des Schultheißen und durch Menschenliebe bewogen, übernahm der Hofrath Wilkens dieses unangenehme Geschäft, und hoffte einen guten Ausgang davon, um so mehr, da er den Repräsentanten bei einer besondern Gelegenheit persönlich kennen gelernt, dieser damals gar menschenfreundliche Gesinnungen zu erkennen gegeben hatte, und überhaupt das Gesuch nichts enthielt, das nicht hätte verwilligt werden können.

Hofrath Wilkens begab sich darauf zu dem Repräsentanten, eröffnete diesem sein Anliegen, und war nicht wenig erstaunt, als sich derselbe weder eines Befehls zur Verhaftung, noch des Verhafteten und der ihm zur Last gelegten Verbrechen erinnerte, und erst nach einigem Nachsinnen über solche seinen Sekretär befragte. Dieser antwortete mit Mienen und Ausdrücken, welche zu erkennen gaben, daß er die Sache für höchst unbedeutend und die Denuncianten für schlechte Menschen hielt; er bemerkte dabei, daß er um dieser geringfügigen Sache willen nicht wichtigere habe versäumen wollen, versprach jedoch, solche noch diesen Nachmittag abzufertigen und an die militärische Commission nach Sct. Johann zu schicken.

In diesem Falle würde die Sache förmlich untersucht, dem Denunciaten seine Vertheidigung zugelassen, das Urtheil demnächst abgefaßt, sondann acta an das Obertribunal criminel nach Paris gesendet, daselbst denuncirt, durch einen defenseur officieux nochmals vertheidigt, und alsdann das Urtheil confirmirt oder reformirt worden seyn, und es wäre wenigstens alsdann die Form gewahrt worden.

Durch die Aeußerungen des Sekretärs kühn gemacht, wiederholte Hofrath Wilkens sein Gesuch dringend und ließ sogar etwas von der Unschuld und Ehrlichkeit des Schultheißen Lohmüller einfließen, welches letztere aber von dem Repräsentanten mit finsterer Stirne aufgenommen und ihm mit einem „ne parlons pas de cela!" Stillschweigen darüber aufgelegt wurde.

In diesem Augenblicke brachte eine Ordonnanz dem Repräsentanten einen Brief, er las ihn, ging dann nachdenkend einige Minuten im Zimmer auf und ab, und Hofrath Wilkens glaubte sein Gesuch sicher verwilligt zu sehen, als er die abscheulichen Worte aus dem Munde des Repräsentanten vernehmen mußte:

„Doktor! es ist nicht nöthig, daß Sie dem Arrestanten Medizin verschreiben: morgen um 10 Uhr lasse ich ihn erschießen, dann braucht er keine Medizin und auch kein anderes Logis mehr! Citoyen Secretair, geben Sie sogleich Ordre au le Vasseur,*) daß er ihn auf der Stelle revolutionairement jugiren solle."

Dieses abscheuliche Todesurtheil aus dem Munde eines Mannes, der einige Minuten vorher nichts von dem Angeschuldigten und seinem Verbrechen wußte, indem der Sekretär überhaupt nur von einer Anklage geredet hatte, ohne dabei die Anklagepunkte zu berühren, hatte auf den Hofrath Wilkens einen solchen Eindruck gemacht, daß er nicht wußte, wie er sich bei dem Repräsentanten beurlaubt und wie er nach Hause gekommen ist.

(Schluß folgt.)

*) Militärischer Accusateur.

Mannichfaltigkeiten.

(Nürnberg, 21. Febr.) Unserer wackerer, mit seinem Geschäfte innig vertraute Burgschmiet erhielt einen neuen Beweis seiner Geltung im Auslande. Er steht nämlich eben mit Stuttgart in Unterhandlung um den Guß der Reliefs und der Figuren, welche die Granitsäule schmücken sollen, die dem König von Würtemberg von den Ständen des Reichs als werthvolles Erinnerungsdenkmal seiner 25jährigen heilvollen Regierungsthätigkeit in der Hauptstadt des Landes gesetzt werden soll. Dergleichen Aufträge wurden bisher gewöhnlich in der königl. Erzgießerei in München besorgt; allein Burgschmiet hat durch seinen Dürerguß und neuerdings durch den Guß der Beethovenstatue thatkräftig gezeigt, daß auch er die größten derartigen Kunstwerke auszuführen vermag.

(Ungeheuere Schneemassen.) Auf der schwäbischen Alb liegt der Schnee in diesem Winter höher, als sich die ältesten Leute von keinem andern Jahre erinnern. An manchen Stellen beträgt das Schneelager 10 Fuß; 3 Fuß kann man als Durchschnitt annehmen.

Vom Literatenvereine zu Leipzig erzählt die Abendzeitung, er habe sich als Schiedsgericht zwischen Schriftstellern und Verlegern, Theater-Direktoren ꝛc. konstituirt, während bis jetzt nur die ersten Schritte gethan wurden, um ein Einverständniß über Begründung eines solchen Instituts mit den Leipziger Buchhändlern zu vermitteln.

Es gibt dreimal so viel Wittwen als Wittwer; denn die Männer bleiben nicht Wittwer, sie heirathen gleich wieder. Einige davon meinen, das rühre daher, daß der Mann stets denkt: schlimmer kann keine seyn, als die Verstorbene; weßhalb soll ich mich also nicht verbessern? während die Frauen denken: einen so guten Mann bekomme ich nie wieder; warum soll ich mich also verschlimmern? — Andere meinen, die Frau habe an dem einen Manne so sehr genug bekommen, daß ihr aller Muth vergangen sey, einen zweiten zu nehmen, während der Mann die Frau so liebenswürdig gefunden hat, daß er wenigstens nach einander so viel Frauen als möglich nimmt, da er sie nicht neben einander nehmen darf.

(Glogau, im Febr.) Der hiesige Verein gegen das Branntweintrinken hält seit einiger Zeit monatliche öffentliche Versammlungen in dem neuen Rathhaussaale, welche auch von Nichtmitgliedern sehr zahlreich besucht werden. Vor kurzem ist der zweite Bericht des Vereins erschienen, welcher auf 32 Seiten Nachrichten über den Stand der Mäßigkeitssache im Allgemeinen und des hiesigen Vereins insbesondere enthält. Es sind darin die Namen sämmtlicher Mitglieder des hiesigen Vereins (114) abgedruckt. Auch geht daraus hervor, daß in Schlesien schon 27 und in ganz Deutschland über 500 Vereine gegen das Branntweintrinken bestehen.

(**Hannover**, 22. Febr.) Am 20. d., Mittags um 12 Uhr 20 Minuten, hatten wir hier bei heftigem Schlossen- und Schnee-Wetter das Phänomen einer **Feuerkugel**. Die Richtung derselben war von Nordwest nach Ost, in welcher Himmelsgegend sie zersprang. Trotz des starken Windes konnte man deutlich ein Sausen und einen Knall, dem dann ein kurzer Donner folgte, vernehmen.

(**Augsburg**, 27. Febr.) Gestern endlich wurde uns das langersehnte Lustspiel Gutzkow's „Zopf und Schwert" zum Benefiz der Mad. **Rothhammer** vorgeführt. Wie an den andern Bühnen hat dieses Stück von ächtem Schrot und Korn, voll trefflicher Charakterzeichnungen und kerniger Einfälle auch bei uns die günstigste Aufnahme gefunden und wird, Dank dem guten Geschmack unseres Publikums, ein gutes Kassastück werden. Am meisten sprach die gemüthliche Scene des Tabak-Collegiums an.

(**Bremen**, 12. Febr.) Dem öffentlich erlassenen **Aufruf** an alle Freunde und Verehrer des verewigten Olbers, zur Stiftung eines **Olbers-Vereines** zusammen zu treten, hat eine zahlreiche Versammlung aus allen Ständen entsprochen und die Zeitgemäßheit dieser Idee bethätigt. Unter dem Vorsitze des Hrn. Senator Dr. Droste constituirten sich die Anwesenden, etwa 250 bis 300 Personen, durch Acclamation zu einem solchen Vereine und schritten dann zu dem schwierigen Geschäfte der Wahl eines Vorstandes.

Korrespondenz.

Freiburg, im Breisgau.

Unser hiesiges Theater erfreut sich unter der Leitung des Hrn. **Hehl** eines vortheilhaften Bestandes und freundlicher Beachtung von Seiten des Publikums. Das Repertoir ist mannichfaltig und in dem ganzen Geschäfte der Bühnenverwaltung ist eine umsichtige Leitung nicht zu verkennen. Hr. **Hehl** soll früher schon vierzehn Jahre lang theils als Theatersekretär, Geschäftsführer einer besonderen Actiengesellschaft und zuletzt als Direktor sich als tüchtiger Geschäftsmann bewährt und zu allgemeiner Zufriedenheit des Publikums für das Wohl des Instituts gewirkt haben. Vor fünf Jahren gab er, seiner Frau zu Liebe, welche sich von hier weg sehnte, seine Stellung auf; indessen während seiner Abwesenheit von hier wenig vom Glück begünstigt, übernahm er diesen Winter die hiesige Direktion auf's neue wieder. Er kam mit seiner Gesellschaft, nur auf die Oper beschränkt, aus Frankreich; vorausgegangene rühmende Berichte spannten die Erwartungen von seinem Sängerpersonale etwas zu hoch und brachten ihm dadurch in der ersten Zeit Nachtheil. Seine Absicht, durch die Oper zu imponiren, wurde besonders dadurch vereitelt, daß man seine Primadonna, Mad. **Ernst-Seidler**, nicht jung genug fand und deren Kunstfertigkeit nicht als Ersatz für eine hübsche Erscheinung und reine Intonation gelten ließ. Der Tenorist **Klein** mochte das hiesige Klima nicht ertragen; er war meistens heiser und konnte nicht reüssiren. Eine jugendliche Sängerin, Dem. **Reuß**, ging, nachdem sie zweimal gesungen und gefallen hatte, heimlich durch. So entstand eine Mißstimmung im Publikum, die noch dadurch neue Nahrung erhielt, daß das anfänglich mangelhaft zusammengesetzte Schauspielpersonale, welches neu engagirt war und erst später complettirt wurde, ebenfalls nicht genügen konnte. Mit Ende vergangenen Jahres wurden mehrere mißliebige Mitglieder entlassen und seitdem hat sich das Unternehmen täglich mehr gehoben. Die Oper zählt jetzt als gerngesehene Individuen Hrn. **Eitel**, Tenor mit angenehmer Stimme, aber wenig Umfang, Hrn. **Freund**, kräftiger, tiefer Baß, dem es jedoch noch an Schule fehlt, Dem. **Holzhäuser**, Adagiosängerin, mit schöner Stimme begabt, doch wenig Gefühl verrathend, Dem. **Reuß**, als erste Sängerin, welche wieder nach Freiburg zurückgekehrt war, jedoch nun abermals abgehen soll, Hrn. **Weitgaß**, zweiter Tenor und Tenorbuffo, der eine angenehme Stimme mit Anlagen zur Komik verbindet. Wie viel davon abhängt, durch zweckmäßige Beschäftigung dem Darsteller eine vortheilhafte Stellung zu bereiten und sein Talent zu entwickeln, hat man bei Hrn. **Seelig**, dem ersten Liebhaber, sehr deutlich wahrgenommen; er hat in der That während seines Hierseyns Fortschritte gemacht und war bemüht, das Süßliche, Gedehnte seiner Deklamation zu beseitigen, dabei faßt er die Charaktere treu und richtig auf und spielt mit Wärme, so daß er ein Liebling des hiesigen, nicht ganz leicht zu befriedigenden Publikums geworden ist. Mad. **Schneider**, welche in Frankfurt so wenig Gelegenheit fand, sich geltend zu machen, gefällt hier sehr. Wie ihre Erscheinung anmuthig, so ist ihr Spiel natürlich und ungekünstelt; ihr bescheidenes Benehmen hat sie besonders bei den Damen beliebt gemacht. Ihre neuliche Benefizvorstellung verdient Erwähnung; das Haus war in allen Theilen so gefüllt wie bei keinem der frühern Benefize, obschon es in die Faschingszeit gefallen war, welche hier sichtlich nachtheilig auf die Theaterkasse wirkt. Mad. **Schneider** hatte die „neue Fanchon" gewählt und gab die Rolle der Marie ganz vorzüglich, besonders in den beiden letzten Akten, die von ergreifender Wirkung waren. Sie spielte ferner die Isaura in der Schule des Lebens, Louise in Kabale und Liebe, Polirena in Kunst und Natur, Clärchen Buren in Steffen Langer, Kunigunde in Hans Sachs, die Preciosa, Eboli in Don Carlos, Fränzchen in Liebe kann Alles, das Fräulein von Belle-Isle und Clärchen in Egmont mit entschiedenem Beifall und wurde oft hervorgerufen. Allerliebst nahm sie sich auch aus in den Vaudevilles: Fröhlich, Fest der Handwerker, Wiener in Berlin und Verschwender und machte sich also der Direktion so nützlich als möglich. Außer diesen beiden Mitgliedern zeichnen sich noch vortheilhaft aus Mad. **Unzelmann** im Fache komischer Mütter, eine wahre Künstlerin, Fräul. v. **Seele** als Anstandsdame und Heldin, Hr. **Lohmeyer** als Komiker, Hr. **Steinbeck** in ältern Helden- und Väterrollen; sobald er jedoch als Liebhaber erscheint, verliert er an seinem Werthe. Schade um seine schöne Persönlichkeit, daß er in Haltung und Sprache zu viel affectirt und oft nicht natürlich genug spricht. Nicht ohne Talent ist Hr. **Räufle**, jugendlicher Liebhaber; durch vortheilhafte Persönlichkeit unterstützt, kann er bei fleißigem Studium einmal ein tüchtiger Künstler werden; für jetzt ist er noch zu sehr Anfänger. — Unser Theater im Innern ist recht freundlich; vorzüglich gut sind die Decorationen und Maschinerien, die Stadt thut Etwas dafür, das Publikum ist schaulustig, alle Logen sind abonnirt, aber die Eintrittspreise sind gar zu billig gestellt. Durch das für die Dauer des ganzen Winters bestehende Abonnement und den städtischen Zuschuß erhält das Unternehmen einen sichern Grund und der hier angestellte Künstler eine gesicherte Existenz. Es darf der Wahrheit gemäß behauptet werden, daß unter den Provincialbühnen das Freiburger Theater eine ehrenvolle Stelle einnimmt, so wie der Name und ehrenwerthe Charakter des Hrn. Direktor **Hehl** bereits in verdienter Anerkennung stehen.

Theater-Anzeige.

Samstag, 2. März. **Der Sohn der Wildniß**, romantisches Drama in 5 Acten, von Fr. Halm. (Gastrolle) Parthenia: Mad. **Grabowsky**, vom Hoftheater zu Wiesbaden.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 63. Sonntag, den 3. März 1844.

Florita.

Aus dem Musée français übersetzt von Luitpold Baumblatt.

(Fortsetzung.)

II.

Am andern Morgen gelang es Calderon bald, sich am Ende der langen Straße, die an das Thor Embajadores führt, auszukennen; er fand leicht die Straße „Sonnenschein“ wieder; eine Benennung, die scherzweise diesem abgelegenen Winkel gegeben wird, in welchen die Sonne nur selten zur Mittagszeit eindringen kann, zu welcher Zeit einige ihrer majestätischen Strahlen sich mühsam durch die zerrütteten Baracken zwängen, deren obere Etagen die untern mit ihren Schirmdächern überschatten. — Er ging an das älteste und ärmlichste der Häuser und näherte sich der halbverfallenen Thüre, die den Abend vorher für ihn geöffnet worden war. Auf ein gegebenes Zeichen erschien Anna Müller, die ihn ohne Zweifel erwartet hatte, denn ihr Anzug war geordnet und reinlich; sie trug ein Kleid von schwarzem Serge und eine hohe Trauerhaube auf dem Kopfe. Ihre Gesichtszüge waren einfach, aber ernst; sie mußte einst schön gewesen seyn, aber das Alter, vielleicht auch Sorgen und Kummer, hatten ihre Wangen gehöhlt und ihre Stirne mit tiefen Furchen überzogen. Ihr schüchternes und verzagtes Benehmen verrieth einen Menschen, der nie in Berührung mit der übrigen Welt kömmt.

„Meine hochgeehrte Dame!“ sagte Calderon, „Sie sehen, daß ich ein Mann von Wort bin; ich habe Ihnen gestern Abend gesagt, daß ich wiederkommen werde, und hier bin ich schon!“

„Seyn Sie willkommen, gnädiger Herr!“ antwortete sie, indem sie ihn in einen niedern und dunkeln Saal führte, in dessen Hintergrund sich eine Oeffnung befand, die mit einer alten Tapete behangen war, welche wahrscheinlich die Stelle einer Thüre vertreten mußte. Calderon setzte sich auf einen alten ledernen Stuhl, den ihm Anna Müller mit Anstand anbot. Er warf einen mitleidsvollen Blick auf das Zimmer, und war erstaunt über die gute und zuvorkommende Aufnahme, die ihm diese Frau zu Theil werden ließ. Das Möbel dieser ärmlichen Wohnung verrieth die dürftigste Armuth; zwei oder drei kleine hölzerne Stühle standen um einen zerbrochenen Tisch, ein an die Wand geschlagenes Brett trug das wenige Hausgeräthe, und dieses schien anzuzeigen, daß die Bewohner sich oft mit Wasser und Brod begnügen mußten. Aber dem Fenster gegenüber stand ein Möbel, welches das Zimmer eines großen Spaniers nicht entstellt haben würde; es war ein Klavier, dessen Füße aus gewundenen, mit kupfernen Verzierungen geschmückten Säulen bestanden, und dessen äußere Seite mit Perlenmutter und Silber prachtvoll eingelegt war.

„Bei der Allerheiligsten, ein schönes Instrument!“ rief Calderon voller Bewunderung und Erstaunen aus.

„Es ist das Meisterstück meines armen Müller,“ sagte die alte Frau mit einem gemischten Ausdruck von Stolz, Trauer und zärtlicher Rührung. „Er hat zehn volle Jahre daran gearbeitet.“

„Ihr Mann war also Instrumentenmacher?“

„Ja, gnädiger Herr! und zugleich ein eben so guter Musiker. Alle, die ihn kannten, gestehen, daß er ein großes Genie war. Es sind jetzt zwanzig Jahre, daß er aus Deutschland, seinem Vaterlande, hieher kam, da man ihm dort gesagt hatte, daß fremde Künstler in Madrid ihr Glück machten. In der That ging es auch im Anfang nicht schlecht; er arbeitete für alle Kirchen, wir lernten uns kennen und verehlichten uns. Aber Müller zog sich durch sein Talent und seine schöne Arbeit den Neid seiner Genossen zu. Man verursachte ihm viel Verdruß, und die Folge davon war, daß er den Muth sinken ließ. Er suchte keine Arbeit mehr, und diese suchte auch ihn nicht auf. Nun begann eine traurige Zeit für uns.“

„Aber er arbeitete doch immer noch?“ fragte Calderon, einen Blick auf das Instrument werfend.

„Ja, er arbeitete noch, er tröstete sich mit seiner Kunst und verfertigte sein Meisterstück.“

Nach diesen Worten stand Anna Müller auf, ging an das Klavier und wischte einige Staubkörner davon ab, alsdann begann sie wieder mit schwermüthigem Ton: „In diesem ärmlichen Zustande leben wir jetzt schon zehn Jahre. Jede dieser Zierathen, jedes Stück dieses kostbaren Instruments erinnert mich an ein besonderes Ereigniß. Oft haben wir uns das Nothwendigste entzogen, damit Müller dieses schöne Elfenbein kaufen konnte, dem er mit eigenen Händen die beliebigen Formen gab; wir gaben das Unentbehrlichste hin, um dieses Perlenmutter anschaffen zu können, das er selbst in die jetzige Gestalt umbildete. Ganze Nächte brachte er damit zu, um die genaueste Reinheit, Richtigkeit und Annehmlichkeit des Tones zu suchen, und so erst dem Ganzen seinen innern, wahren Werth zu verleihen. Aber Müllers Gesundheit konnte solche

Anstrengung, verbunden mit der drückendsten Entsagung, nicht länger ertragen; die männliche Kraft, die ihn bisher aufrecht erhalten hatte, verließ ihn plötzlich, als er sein Meisterwerk vollendet sah. Er wurde krank, und bald war keine Hoffnung mehr auf ein Wiedergenesen. Am Abend vor seinem Dahinscheiden, nachdem er die heiligen Sterbesakramente empfangen hatte, sagte er zu mir: „Anna, Du warst immer eine treue Gefährtin, und ich sterbe mit der Gewißheit, daß Du meinen letzten Wunsch erfüllen wirst. Ich lasse Dir nichts zurück als dieses Klavier, es ist die Mitgift unserer Tochter. Verkaufe es nicht unter zwanzigtausend Realen, es ist mehr werth." Es war sein letzter Wille, und er blieb mir heilig. Ich habe Hunger und Durst gelitten, meine Tochter war sehr krank, doch allen Anforderungen trotzend, blieb ich bei meinem Vorsatze, und veräußerte Müllers Kunstwerk nicht. Man bot mir zehntausend Realen, aber ich gab dem Angebot kein Gehör, und bereue es heute noch nicht."

(Fortsetzung folgt.)

Erinnerungen aus der französischen Schreckenszeit.

(Schluß.)

Als Wilkens sich nach einiger Zeit in seinen Sessel hingeworfen wieder fand, hielt er es für seine erste Pflicht, so gefährlich ihm deren Ausübung auch schien und werden konnte, den Bruder des Schultheißen von dieser bevorstehenden Gefahr zu benachrichtigen. Dieser bot Alles auf, seinen unglücklichen Bruder zu retten, und wandte sich sogar selbst an die Ankläger, welche ihm versprachen, von ihrer Denunciation abzustehen und für diesen zu intercediren, was sie denn auch wirklich gethan haben.

Sowohl diese als auch mehrere andere Intercessionen halfen jedoch nichts. Abends um 7 Uhr wurden der Schultheiß Lohmüller und Nikel Hubert, der nicht einmal angeklagt und von welchem bisher weder bei dem Repräsentanten, noch sonst wo die Rede gewesen war, vor die militärische Commission geführt.

Dieses würdige Collegium bestand aus dem Citoyen le Vasseur, einem Buben von 18 Jahren, der, um sich ansehnlich und wichtig zu machen, einen rothen Schnurrbart von armseligem Flaum trug, sodann aus einigen Offiziers, Unteroffiziers und Gemeinen von dem ehemaligen Regiment royal suedois, als Beisitzern.

Le Vasseur war accusateur public und Richter in einer Person. Er verstand kein Wort deutsch, der größte Theil der Beisitzer ebenfalls nicht, und die Arrestanten kein Wort französisch. Diesen wurde etwas in französischer Sprache vorgelesen, das sie nicht verstanden. Der Greffier der Commission fragte in gebrochenem Deutsch: ob sie dessen schuldig seyen. Der Schultheiß Lohmüller betheuerte seine Unschuld bei Gott, und berief sich auf das Zeugniß aller rechtschaffenen Menschen. Nikel Hubert, der sich bloß als Statist ansahe und gar nicht einmal wußte, daß auch er eine Rolle in diesem Trauerspiel mitspielte, hielt alle Antwort für überflüssig und schwieg gegen die Richter, betheuerte dagegen der Wache die Unschuld des Schultheißen. Dieses war die ganze Procedur. Die Angeschuldigten wurden nun wieder abgeführt und in ihr Gefängniß zurückgebracht.

Am 11. December früh Morgens ging die Lohmüller'sche Ehefrau mit ihren Kindern und Verwandten nochmals zu dem Repräsentanten, that einen Fußfall vor ihm, bat für ihren Mann und überreichte demselben nochmals die Petition, deren wir bereits oben erwähnt haben und die derselbe den Sollicitanten das erste Mal vor die Füße geworfen hatte. Jetzt las der Repräsentant solche, ohne davon bewegt zu werden, und zwar durch, und entließ die Bittenden wieder, ohne ihnen nur irgend einen Bescheid zu ertheilen.

Um 9½ Uhr wurde dem Stadtrath der Befehl zugeschickt, den Unglücklichen bekannt zu machen, daß sie um 10 Uhr erschossen werden sollten. Gleichzeitig wurde auch ein Detachement von der Garnison zur Vollziehung der Execution beordert und die Einwohner der beiden Städte Saarbrücken und St. Johann durch öffentlichen Ausruf eingeladen, Zuschauer bei derselben zu seyn. Dieser Ausruf brachte eine allgemeine Bestürzung hervor, aber noch größer war das Entsetzen, das die unglücklichen Opfer befiel, als sie, in der Ueberzeugung ihrer Unschuld, ihre Befreiung erwarteten, und als sie einen Abgesandten des Stadtraths zu sich kommen sahen, in solchem den Verkündiger derselben zu erblicken glaubten, ihn mit Freudengeschrei empfingen, statt dessen aber das Todesurtheil von ihm angekündigt hörten.

Die Barbarei des Repräsentanten Ehrmann ging so weit, daß er dem Schultheißen Lohmüller unter dem Vorwand, die Zeit sey zu kurz, das Urtheil müsse vollzogen werden — den Beistand eines Geistlichen und den Gebrauch des heiligen Abendmahls, worum er und seine Verwandten kläglichst baten, verweigerte, was um so auffallender war, da doch die Execution nicht so sehr eilte, und auch revolutionsmäßig noch um 6 Uhr Abends, nämlich innerhalb vierundzwanzig Stunden, von der Stunde des Urtheils an gerechnet, hätte vollzogen werden können.

Die zehnte Stunde ging glücklich vorüber, und schon hatte vom Thurme herab die Glocke den Verlauf der elften Stunde angekündigt, ohne daß weitere Anstalten zur Hinrichtung der Verurtheilten getroffen wurden, und man fing schon leise an, der Hoffnung sich hinzugeben, daß solche nicht vollzogen werde, als bald nach elf Uhr ein einige Hundert Mann starkes Commando von der abscheulichen Armée révolutionnaire sammt den Blutrichtern und einer Guillotine ambulante in Saarbrücken eintraf, welche auf den Platz vor dem Schloß und dem Rathhaus, und zwar so postirt wurde, daß der Repräsentant Ehrmann aus seiner Wohnung dieselbe sehen und seine Augen daran weiden konnte. Diese schien erwartet und dadurch die Hinrichtung so lange verschoben worden zu seyn. Die unschuldigen und unglücklichen Schlachtopfer wurden nun aus dem Gefängnisse geholt, unter jämmerlichem Wehklagen zur Guillotine geschleppt und mußten ihr Leben unter dem Mordeisen verlieren. Der Schultheiß Lohmüller starb unter beständiger Wehklage und Betheuerung seiner Unschuld; Nikel Hubert — der wahrscheinlich jetzt erst die Gewißheit erhielt, daß auch er sterben solle — unter Beschwörung der Rache des Himmels auf jenes Ankläger und dessen und seine Mörder. Der Scharfrichter machte sein erstes Probestück und verlängerte durch Ungeschicklichkeit im Anbinden und Legen die Agonie der Leidenden. Der Todesstreich ging geschwind von statten; nur Kinder und Lumpengesindel waren Zuschauer, sonst alle Fenster und Thüren geschlossen, die Straßen men-

schenleer. Ein einziges Frauenzimmer soll die Neugierde an's Fenster getrieben haben. Nur die Glieder der Revolutionsarmee ließen bei der Hinrichtung ein vive la République! hören, kein anderer Soldat stimmte mit ein.

Dieses ist die wahrheitsgetreue und traurige Geschichte dieses abscheulichen Justizmordes. Später ist das Urtheil, welches die Anschuldigungen enthielt, öffentlich bekannt gemacht worden. Außer der in den Denunciaten enthaltenen Anklage wurde dem Schultheißen Lohmüller weiter zur Last gelegt, daß er den Preußen bei ihrer Ankunft eine Liste von den Patrioten gegeben habe, in der Absicht, um auf diese alle Frohndienste allein zu laden; auch habe er die Preußen beredet, die Patrioten zu plündern. Nikel Hubert wurde beschuldigt, bei der Ankunft der Feinde der Freiheit zu Bübingen den Valentin Müller zum Maire ausgerufen zu haben. Valentin Müller, welcher in dieser Eigenschaft die Patrioten ungebührlich zur Contribution angezogen haben soll, wurde ebenwohl zum Tode verurtheilt; es konnte aber, da er die Flucht ergriffen hatte, an ihm das Urtheil nicht vollzogen werden.

C. L. Deimling.

General Bernadotte und die Wahrsagerin.

Eine höchst interessante Mittheilung befindet sich unter dem Namen: „Bilder aus dem Leben Carl XIV., Johann Bernadotte", im fünften Jahrgang des allgemeinen Militär-Almanachs. Ganz besonders merkwürdig und anziehend ist die Erzählung von einem Besuche, den der damalige General Bernadotte bei der erst im vorigen Jahre verstorbenen berühmten Wahrsagerin Lenormand machte. Am Anfange des Jahres 1804 beabsichtigte derselbe, sich nach Amerika zu begeben. Er wurde zum Botschafter in Washington ernannt. Als er zur beabsichtigten Einschiffung nach Amerika von seinem Landgute La Grange mit seiner Gemahlin, seinem Sohne und seinem Adjutanten Gerard (dem heutigen Marschall) abreis'te, und auf lange Zeiten, vielleicht auf immer von diesem freundlichen Besitzthum Abschied nahm, sagte der Oberst Gerard: „Noch glaube ich nicht an unsere Einschiffung!" — „Wie so?" fragte Bernadotte; — nun erzählte der Oberst, wie er durch eine ihm verwandte Dame die Bekanntschaft einer alten klugen Frau gemacht habe, die allgemein in dem Rufe stände, die Räthsel der Zukunft enthüllen zu können. Wir fragten sie, ob ich wohl jemals nach Frankreich zurückkehren würde, — worauf die neue Pythia antwortete: „Sie werden eben so wenig, wie Ihr General das Schiff besteigen, und beide werden Paris eher wieder sehen, wie sie es glauben." Unsere Gesellschaft lachte herzlich über dies vermeinte Mährchen, aber in Rochelle erfuhr der General, daß eine Tags zuvor angekommene telegraphische Depesche die für ihn bereit liegende Fregatte zu einer andern Bestimmung abgerufen habe. Lachend sagte Bernadotte: „Schon beginnt es wahr zu werden, was die Pariser Sibylle prophezeite, allein ein zweites für uns bestimmtes Schiff wird nächstens ankommen und die Wahrsagung zu Schanden machen." Doch auch dieses Fahrzeug wurde zu einer augenblicklichen Expedition nach St. Domingo verwendet, und dem General Bernadotte dafür eine auf den Werften von Rochefort zur Ausbesserung liegende Fregatte angewiesen. Endlich war dieselbe segelfertig und Alles zur Abreise von Rochelle nach Amerika bereit. Da meldete sich der Stadt-Commandant, er brachte dem General seine Briefe aus Paris nebst dem Moniteur, der die Kriegserklärung Englands gegen Frankreich enthielt. „Nun", rief Bernadotte aus, „die Wahrsagerin hat doch Recht! wir werden Krieg haben und wieder das Schwert ziehen!" Eine Stunde später befand sich der heutige Marschall Gerard auf dem Wege nach Paris, um dem ersten Consul in dieser Beziehung die Wünsche seines Generals zu überbringen. Bernadotte sah La Grange, sah Paris wieder. Der erste Consul empfing ihn auf das freundlichste, denn er hatte bei allem Mißtrauen an seiner Neigung zur neuen Gestaltung der Dinge niemals aufgehört, in ihm den Mann zu sehen, der zur Ausführung großer Entwürfe geeignet war. Der General und sein Adjutant erinnerten sich nun wieder an die Sprüche der Wahrsagerin. Man beschloß, sie wieder aufzusuchen, denn das Jahr 1804 nahm allerdings einen so außerordentlichen Lauf, und bot den Sprüchen eines Orakels ein weites Feld dar. An Tag und Stunde, wie sie die Priesterin des Apollo, d. h. die Kartenlegerin angegeben, traten Bernadotte und Gerard verkleidet in eine Behausung von ärmlichem Ansehen. Der Oberst stellt seinen Freund als einen reichen Kaufmann vor, der an verschiedenen Orten Deutschlands große Handels-Entreprisen riskire, und von ihr zu wissen wünsche, ob ihm auch diese gelängen. Die alte Frau mustert den General mit einer Miene des Unglaubens, sie legt ihre Tarockkarten zurecht, scheint bald in ernstes Nachdenken versunken, und beobachtet lange ein tiefes Schweigen. Endlich erhebt sie die Augen auf Bernadotte. — „Mein Herr, Sie sind nicht Kaufmann; Sie sind eine Militärperson, und sogar in hoher Charge." Auf die Versicherungen, die man ihr vom Gegentheil betheuerte, lächelte sie kopfschüttelnd und fuhr fort: „Nun wohl, mein Herr, wenn Sie sich wirklich in Handelsspekulationen mischen, dann krönt der Erfolg nicht Ihre Unternehmungen, und Sie werden sich genöthigt sehen, auf sie zu verzichten, um den Weg zu verfolgen, den Ihnen das Glück vorzeichnete." Sie ergreift die Karten wieder, prüft sie von neuem, und scheint das Resultat mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zu erwägen. — „Mein Herr," sagte sie, „Sie bekleiden nicht nur eine hohe Militärcharge, sondern Sie sind auch mit dem Kaiser verwandt, oder Sie werden es." — „Mit welchem Kaiser?" riefen zugleich die beiden Consultanten. — „Ich wollte sagen, mit dem ersten Consul, — aber, — — ja, ja, bald, recht bald besteigt er als Kaiser den Thron der Bourbonen." Ihre Finger laufen nun auf die kabbalistischen Punkte hin, womit der Tisch bedeckt ist; eine neue Vision dämmert auf in ihrem Geiste; staunend ruft sie: „Ja, er wird Kaiser werden! Hier aber sind einige Wolken, die Sie beide trennen." Bernadotte wirft heimlich einen Blick des Einverständnisses auf Gerard. Die Wahrsagerin fährt fort: „Er hegt aber durchaus keinen Widerwillen gegen Sie — — Sie fühlen sogar Zuneigung zu ihm — — Ah! wie sein Stern steigt!" Plötzlich verstummt die Alte, und ihre hagere Körpergestalt scheint vor Ueberraschung noch zu wachsen; nach einer Weile beginnt sie wieder mit Feuer in Ton und Miene: „Mein Herr, hüten Sie sich ja, sich mit ihm zu erzürnen, denn er wird sehr mächtig werden. Er wird die ganze Welt zu seinen Füßen sehen. — — Und Sie — weit — sehr weit von ihm, Sie werden König. Ja," wiederholte sie mit starker Stimme,

„Sie werden König!“ In der heitersten Stimmung war Bernadotte in die Behausung der Wahrsagerin getreten, ernst und nachdenkend verließ er dieselbe. An der Wahrheit dieser Angaben ist um so weniger zu zweifeln, als sie General la Marque in seinen Memoiren wiederholt, und weder von Seiten des Königs von Schweden, noch von Seiten des jetzigen Marschalls Gerard widersprochen worden ist.

Mannichfaltigkeiten.

(Frankfurt a. M.) Am 26. Febr. trat Fräulein Rudersdorff in ihrem Benefize zum letzten Male auf. Ein überfülltes Haus und der lebhafteste Beifall, worunter ein, hier gewiß seltenes, sechsmaliges Hervorrufen, lieferten den Beweis, daß man die Benefiziantin ungern verliert. Welche Ursachen den Abgang der Fräul. Rudersdorff veranlaßt haben, wollen wir nicht erörtern, da Engagements- und Contracts-Verhältnisse nicht vor die Oeffentlichkeit gehören. Jedenfalls verliert die Oper ein geschätztes Mitglied; denn wenn auch Fräul. Rudersdorff durch öfteres Ueberbieten ihrer Stimmmittel und Ueberhäufen von Verzierungen mitunter gerechten Tadel verdienen möchte, so ist sie doch eine mit entschiedenem dramatischen Talente und mit wahrem Beruf begabte Künstlerin, welche ihre Darstellungen stets würdig und mit Geist zu halten und ein gebildetes Publikum zu interessiren weiß. Viele ihrer Leistungen haben dies genugsam bekundet und ihr verdiente Anerkennung gewonnen. Bei der gegenwärtigen Armuth an talentvollen Sängerinnen wird der Ersatz, der uns geboten werden soll, nicht leicht zu bewerkstelligen seyn. Der scheidenden Künstlerin, welcher wir für manchen uns freundlich verschönten Theaterabend bestens zu danken haben, kann ein ihrer Befähigung angemessenes Engagement an einer guten Bühne gewiß nicht fehlen, um so weniger, als sie, wie bekannt, im Besitz eines reichhaltigen Repertoires steht.

Ein deutsches Pariser Blatt enthält einen positiven Widerruf der von deutschen Blättern gegebenen Nachricht, als sey der spanische General Prim ein Deutscher. Don Juan Prim ist ein geborner Catalonier und hat Spanien noch nie verlassen.

Die badischen Ständekammern.

Um Leopoldens Thron erblickt man wieder
Den Männerkreis, gleich muthvoll, ernst und bieder,
Durchglüht für Wahrheit und für deutsches Recht.
Daß sie das Höchste zu erzielen streben,
Dabei dem Fürsten gleich dem Volk ergeben,
Ziemt Männern aus germanischem Geschlecht.

So hoffen sie einstimmig zu erhalten
Der Presse freies, doch gesetzlich Walten,
Das wohl dem deutschen Volk mit Recht gebührt.
Das freie Wort, als das Symbol der Wahrheit,
Es zeige sich in seiner ganzen Klarheit,
Da es allein uns wahrhaft vorwärts führt.

Wer ehrt nicht den erhabenen Gedanken:
Gerichtsbarkeit vor öffentlichen Schranken,
Da sie ein Volk auf gleiche Rechte stellt?
Ja, da kann frevle Willkür wenig nützen,
Nicht hohes Anseh'n vor dem Rechtsspruch schützen,
Wo man das Urtheil unabhängig fällt.

Und wer verkennet wohl das edle Streben,
Den Lehrer jedes Mangels zu entheben,
Ihn, der den Grundstein unsrer Bildung legt?
Der Mann kann nicht die Jugend von den Pflichten
Des guten Bürgers wahrhaft unterrichten,
So lang' er Sorg' in seinem Innern trägt.

Auch sollte bald der hohe Wunsch gelingen,
Selbstständigkeit der Lehrer zu erringen,
Auf daß sie wirken mit der ganzen Kraft;
Die freie Lehr', man sollte sie gewähren
Und wie Moral so Recht' und Pflichten lehren,
Damit das Volk am Geiste nicht erschlafft.

Wer sucht alsdann die Ehre noch im Morden,
Wenn die Moral Gemeingut ist geworden,
Die einzig uns den Weg des Friedens bahnt?
Der Zweikampf sey aus uns'rem Reich verwiesen,
Nicht länger soll das Blut der Unschuld fließen,
Da es an Barbarei und Faustrecht mahnt.

Auch sey das Spiel, dem Mancher sich ergeben
Und rücksichtslos geopfert Gut und Leben,
Auf ewig aus dem Vaterland verbannt!
Es kehre nimmermehr in uns're Mitte
Ein solches Gift für edle deutsche Sitte;
Wohl dem, der niemals seine Macht empfand!

Wird man die guten Rechte ihm gewähren,
Dann wird das Volk es durch die That auch ehren,
Daß es der hohen Wohlthat würdig sey.
Ein Volk, das nie des Wankelmuths beschuldigt,
In fester Treue seinem Fürsten huldigt,
Das mache man im Wollen groß und frei!

D'rum schreitet muthig fort in dem Geleise
Und handelt stets nach ächt german'scher Weise,
Ihr Männer dort um Leopoldens Thron!
Und sollten wir das hohe Ziel erlangen,
So werdet ihr zum Nachruhm einst empfangen
Vom freien deutschen Volk die Eichenkron'!

Offenbach. J. P. Schlachter.

Theater-Anzeige.

Samstag, 2. März. Der Sohn der Wildniß, romantisches Drama in 5 Acten, von Fr. Halm. (Gastrolle) Parthenia: Mad. Grabowsky, vom Hoftheater zu Wiesbaden.

Sonntag, 3. März. Die Favorite, große Oper in 4 Abth., Musik von Donizetti.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 63. Montag, den 4. März 1844.

Florita.

Aus dem Musée français übersetzt von Luitpold Baumblatt.

(Fortsetzung.)

Sie näherte sich dem Klavier, und sah es mit einer Art Hochachtung und Liebe an, wie der Künstler sein Werk betrachtet, das aus seinem Herzen und seinem schaffenden Geiste entsprungen ist — wie der Gläubige sich einer Reliquie nähert. Calderon sah sie stillschweigend an; die Erzählung dieser armen Frau hatte ihn gerührt, er bewunderte ihre Entsagung, ihre Aufopferung, und war nicht wenig erstaunt, bei einer Frau von ihrem Stande eine solche Sprache und ein solches Benehmen zu finden.

„Verzeihung, gnädiger Herr!“ fuhr die Wittwe fort, „daß ich Sie so lange von meinem Elende unterhalten, ohne Sie sogleich über die Ursache gefragt zu haben, der ich die Ehre Ihres Besuchs verdanken soll.“

„Ich sagte sie Ihnen theils gestern Abend schon; ich wünschte die Stimme Ihrer Tochter zu hören, die mein Ohr von der Ferne so wundervoll berührt hat.“

Anna Müller dachte einige Augenblicke über dieses Verlangen nach, und sagte dann mit Würde: „Gnädiger Herr! ehe ich Ihnen meine Tochter vorstelle, werden Sie mich gefälligst mit Ihrer werthen Person vertraut machen.“

„Ich heiße Don Pedro Calderon de la Barca!“ antwortete er lächelnd.

Als Anna Müller diesen gefeierten Namen nennen hörte, den Namen, der dem berühmtesten Schriftsteller jener Zeit angehörte und der täglich auf allen Theaterzetteln in Madrid gelesen wurde, als sie diesen mit so viel Ruhm bedeckten Mann vor sich sah, rief sie entzückt aus: „Don Pedro Calderon ist hier, hier in meinem Hause? dieses mir widerfahrene Glück werde ich nie vergessen. Mein armer Müller war einer Ihrer größten Bewunderer, und trotz unserer drückenden Armuth konnte er doch nicht umhin, mich ein Mal in eins Ihrer Meisterstücke zu führen. Welch ein Stück! wie war Alles begeistert und hingerissen! wie haben wir applaudirt!“

Hierauf ging sie an die Tapetenthüre, schob sie bei Seite, und rief freudig hinaus: „Komm', meine Tochter! ein großes Glück ist uns widerfahren, komm', den Herrn Don Pedro Calderon de la Barca zu begrüßen!“

Alsbald kam ein junges Mädchen, und blieb, nachdem es eine tiefe Verbeugung gemacht hatte, in der Mitte des Zimmers stehen.

„Gnädiger Herr!“ sagte die Wittwe, indem sie ihre Tochter mit einem freudigen und wohlgefälligen Lächeln ansah, „das ist meine Tochter Florita Müller! Sie ist der Zögling ihres seligen Vaters, und hat so zu sagen die Musik zugleich mit dem Sprechen zu lernen begonnen.“

„So müssen große Künstler gebildet werden!“ sagte Calderon mit Feuer, „und ich bin jetzt um so begieriger, diese gebildete Künstlerin zu hören.“

„Also, Florita, laß Dich hören!“ sagte die Mutter, indem sie dieselbe an's Klavier führte.

Die arme Florita war durch die Gegenwart dieses erhabenen Fremden verwirrt und abgeschreckt. Sie hatte bis jetzt in einer so ungestörten Einsamkeit gelebt, daß oft ganze Monate vergangen waren, wo sie keine andere Stimme, als die ihrer Mutter gehört, keines Menschen Gesicht gesehen, als in der Messe, die sie jeden Sonntag Morgen im Kloster der heiligen Isabella gehört hatte. Sie setzte sich zitternd nieder und präludirte anfangs mit unsicherer Hand, indem sie verstohlene und unsichere Blicke um sich warf. Calderon hörte aufmerksam zu, und sah sie theilnehmend und vergnügt an.

Florita war nicht schön; aber ihr Gesicht war eines von denjenigen, die, hat man sie ein Mal gesehen, man nie mehr vergißt. Ihre Taille war schwach und dünn gebaut, und es schien, als wäre sie zu schnell emporgeschossen; auch hatte sie in ihrer Haltung etwas von der noch nicht zur Reife gelangten kindlichen Anmuth. Aber ihre Gesichtszüge zeugten von schon entwickelten Geisteskräften, einem lebhaften Verstande und einem stolzen Bewußtseyn ihres innern Werthes.

Ihre schwarzen Haare lagen in breiten Flechten auf ihren Schläfen, ihre Augen waren von langen Augenbraunen beschattet, und ihre Stirne konnte majestätisch genannt werden. Das Blaßroth, womit ihr Gesicht überhaucht war, erinnerte an die sammtartige Blässe der wilden Rosenblüthe, an die zarte Frische einer sich entfaltenden Rose. Wenn sich aber ihre Züge belebten, wenn sie ihren ruhigen und tiefen Blick erhob, dann war sie schön zu nennen.

„Nun, meine liebe Tochter!“ sagte Anna Müller, indem sie ihr einen ermuthigenden Blick zuwarf, „singe, gute Florita! willst Du Deine Musik?“

Florita machte eine verneinende Bewegung, drückte beide Hände auf die Stirne, als wollte sie ihre verlorne Fassung wieder

sammeln; hierauf fing sie an zu singen, indem sie sich nur mit einigen Akkorden begleitete. Ihre anfangs unsichere Stimme fand bald ihre wundervollen Töne, ihren unvergleichlichen Umfang, ihren seltenen Ausdruck wieder. Calderons Athem stockte, und die Augen unbeweglich auf Florita gerichtet, schien er in eine endlose Bewunderung versunken zu seyn.

„Nun, meine Tochter!“ sagte Anna Müller etwas ernst, als Florita nach vollendetem kurzen Gesang aufhörte.

„Ausgezeichnet! unvergleichlich!“ rief Calderon mit Begeisterung, indem er aufstand, sich vor dem jungen Mädchen tief verbeugte und dessen schwache und schneeweiße Hand mit Hochachtung küßte. Er holte dann ein Musikheft vom Tische, suchte eine Arie auf, und sie der Sängerin vorlegend, sagte er: „Sie würden mich sehr verbinden, wenn Sie diese Arie singen wollten!“

Es war dieselbe Arie, in welcher die italienische Sängerin ihren größten Triumph gefeiert hatte.

„Gerne, gnädiger Herr!“ sagte Florita lächelnd, denn sie glaubte, er wolle dadurch ihr Talent in der Musik kennen lernen.

Sie las die Arie mit den Blicken durch, und sang sie dann mit derselben leichten und klangvollen Stimme, mit derselben Genauigkeit, wie sie die erste Pièce vorgetragen hatte; sie drückte die ganze Leidenschaft darin aus, die der Dichter, als er den Text geschrieben, im Auge hatte und wiedergegeben wissen wollte, und genügte so im höchsten Grade den Anforderungen des Dichters und des Compositeurs.

Als sie vollendet hatte, richtete sich Calderon an Anna Müller und sagte: „Ihre Fräulein Tochter ist die erste Sängerin in Spanien, und vielleicht die größte in der ganzen Welt. Ihr Talent verspricht den besten Erfolg, Ruhm und Glück. Wollen Sie, daß sie auf dem Theater auftrete?“

Anna Müller war freudig überrascht und antwortete: „Die Reihe, zu antworten, ist nicht an mir; Florita soll darüber entscheiden.“

„Meine geliebte Mutter!“ sagte das Mädchen mit edlem Feuer, „hat mich der Vater nicht herangebildet, um einst eine große Künstlerin zu werden? Hat er uns nicht oft wiederholt, daß es sein heißester Wunsch sey, mich durch mein Talent bekannt und berühmt zu machen? Hat er mir nicht mehr Glück und Ruhm prophezeiht, als ich je zu ernten glaube? Sein Wille werde erfüllt! Ja, ich will auf dem Theater singen und dort meine Kräfte versuchen.“

„Gottlob!“ sagte Calderon, außer sich vor Freude. „Sie sollen eine Rolle in meinem Orpheus bekommen, und werden die Magdalena und die ganze italienische Truppe in Vergessenheit bringen, ich bin dessen gewiß. Ich selbst will Sie vorstellen und Ihr Auftreten bewirken. Morgen, nein, heute noch müssen Sie dieses Haus verlassen.“

„Jesus, Maria und Joseph! ist dies kein Traum?!“ rief Anna Müller freudetrunken aus, indem sie bald Calderon und bald ihre Tochter ansah. „Aber, gnädiger Herr!“ fuhr sie gerührt fort, „wie kann Florita öffentlich erscheinen? wie können wir uns in unserm ärmlichen Anzug vor dem Publikum sehen lassen? Wir armen Leute haben keine besseren Kleider, als die, in welchen Sie uns sehen; und die wir heute zu Ihrem Empfang angelegt haben.“

„Ich werde für Alles sorgen, Sie sollen Kleider, Möbel und Geld bekommen; ich will mich Ihrer annehmen und Sie mit Allem versehen.“

„Heilige Jungfrau! und wer wird uns das Alles geben?“ unterbrach sie den Dichter.

„Das Talent Ihrer Tochter! und ich will Sie gerne einstweilen mit dem nothwendigen Aeußern ausstatten.“

Florita hörte nicht, sie ging langsam im Zimmer umher, gleichsam um dem darin herrschenden Elende für immer Lebewohl zu sagen. Das Bewußtseyn von ihrem Talente ließ sie ihre glänzende Zukunft schon ahnen.

„Meine Mutter!“ sagte sie, als sie am Klavier angekommen war, auf welches sie sich mit melancholischer Freude lehnte, „wir wollen nichts mit wegnehmen als dieses hier, und nun werden wir es nicht hergeben, und wenn man uns auch hunderttausend Realen dafür böte.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Encyclopädisten.

Das Jahr 1770 war für Frankreich ein wahres Bücherjahr. Alle Welt schrieb. Jeder, auch der Unbedeutendste suchte das Publikum für seine winzige Persönlichkeit zu interessiren. Jedes Mittel war willkommen, wodurch man sich einen Namen machen konnte, am meisten, was Scandal erregte, denn der Scandal machte am meisten populär. Man schrieb über und gegen Alles, die Religion, die Monarchie, die Moral, die Societät. Alles sollte abgeschafft werden. Das Wort, welches man auf die Fahne der Empörung setzte, hieß „Natur.“

Die Natur war die einzige Autorität. Die Encyclopädisten sagten: „Die Societät ist eine dichte, undurchdringliche Mauer zwischen dem Menschen und der Freiheit geworden; sie hat gewaltsam getrennt, was durch die Natur geeint ist.“ Sie entschuldigten Alles, indem sie im Chor riefen: „Die Natur hat gesprochen!“ Erzählte man ein Verbrechen, welches ein Bauer gegen die Person seines Herrn begangen hatte, so sagten sie: „Die Natur hat gesprochen!“ Hatte ein unbesonnener junger Mann ein Mädchen entführt oder gar einer leichtfertigen Liebe wegen die Gitter eines Klosters erbrochen, — das war vornweg schon in Schutz genommen. Man half ihm, beschützte ihn, und wenn die väterliche oder kirchliche Gewalt die Flüchtige reclamirte, so wurde sie schnell in die Personalregister der Oper eingeschrieben und für unverletzlich erklärt.

Was wagte man nicht Alles zu jener Zeit? Der Abbé Morellet ließ ein Pamphlet drucken, welches um zehn Sou auf allen Straßen an den Pöbel verkauft wurde, — denselben Pöbel, welcher wenige Jahre später vor dem Entsetzlichsten nicht zurückbebte, in welchem Stellen, wie folgende enthalten waren: „Alles ist gut und schön, worin man der Natur folgt, welche an die Stelle des Gesetzes erhoben werden muß.“

Die Encyclopädisten hatten die Natur in die Mode gebracht; Jedermann wollte in den Naturzustand zurücktreten, und Diejenigen, die am meisten Interesse hatten, die bestehende sociale Ordnung der Dinge aufrechtzuhalten, wurden ihre ersten Anhänger. Sie kannten die historische Wahrheit noch nicht, daß alle Reformen von oben her kommen, — aus der Intelligenz, aus dem einsamen Zimmer des Denkers und Gelehrten. Und wie die Kinder, welche mit Feuer spielen, das Gefährliche ih-

res Spielwerks nicht bemerken, so lernten sie sie nicht kennen, bis der Brand ausgebrochen war. Sie lachten über die Schmähschriften Diderots gegen die Geistlichen und die Kirche, und begriffen nicht die Bedeutung des Wortes des Hohenpriesters der encyclopädischen Synagoge: „macht Gott frei!"

Das Benehmen der Adepten oder Beschützer dieser Philosophen beweist es hinlänglich, daß sie sie schlecht verstanden. Man hat gesagt, sie hätten sie für Hofnarren gehalten, die nur etwas weniger lustig gewesen wären, als ihre frühern.

Die Philosophen bemühten sich vor Allem, die Blicke der Welt auf sich zu ziehen. Sie sparten kein Lob, sie nannten sich gegenseitig Männer von Genie und berauschten sich in ihrem Ruhm. Ihr Glück war in der That ungemein, sie galten für die Apostel der Zukunft, im Pallast und in der Hütte wurden sie studirt, selbst auf dem Nähtisch der Damen fand man ihre Bücher, die Fürsten machten sich eine große Ehre daraus, mit einem oder dem andern aus ihnen in Beziehung zu stehen. Besonders war es das Geschäft Grimms, die Könige und Fürsten in die Gesellschaft der Philosophen einzuführen; er war am meisten unter allen Encyclopädisten beschäftigt. Ihr Ansehen nahm täglich zu. Friedrich II. von Preußen und Katharina von Rußland schickten eigene Gesandten nach Ferney.

Die philosophischen Naturprediger bewegten sich in der besten Gesellschaft der Zeit, sie wurden selbst von ihr verwöhnt. Etwas nur war es, was sie nicht ruhen ließ, daß sie nämlich bei Hofe nicht gut standen. Sie wendeten Alles an, um dieses Ziel zu erreichen; man erlaubte sich die plumpsten Schmeicheleien, man suchte sich persönlich dem Könige bemerklich zu machen. Voltaire, dieser Kaiser der encyclopädischen Glaubensgenossen, der alles Mögliche gegen den Adel geschrieben und in einer Soirée des Prinzen von Conti, wo sich die Blüthe der fürstlichen Häuser Frankreichs zusammenfand, gesagt hatte: „wir sind hier Gelehrte oder Fürsten", scheute sich nicht der gewöhnlichsten Kriecherei bei der Marquise von Pompadour, um es zu erlangen, daß sein Besitzthum von Ferney zum Marquisat erhoben würde. Seine Ansicht war, daß man bei Königen und Frauen vor Allem kein Lob sparen dürfe. Er meinte:

„Ist auch der Weihrauch nicht ganz rein, —
Sie schlürfen doch mit Lust ihn ein."

Man gab einst auf dem Theater zu Versailles eines seiner Stücke: „Die Gnade Trajans" mit vielem Beifall. Als Ludwig XV. aus seiner Loge trat, ohne ihn anzusehen, näherte er sich dem König und sagte: „Ist Trajan zufrieden?" „Trajan?" erwiederte der König, „Monsieur Arouet, Euer Weihrauch ist zu plump."

Alle hatten eine wahre Manie, zum Adel zu gelangen, oder wenigstens für adelig zu gelten. So war d'Alembert, der Philosoph, Kritiker und Mathematiker, lange das Opfer einer Mystification Richelieu's. Der Marschall behauptete nämlich, dieser Encyclopädist wäre der Sohn der Frau von Tencin und des Erzbischofs von Tincin, und er wollte die Beweise liefern. Als er aber an der guten Meinung einen unbesiegbaren Widerstand fand, ließ er aussprengen, man habe nach langen Untersuchungen entdeckt, daß es der Chevalier de la Touche sey, welcher damals dieser Dame den Hof machte. Die Encyclopädisten bemächtigten sich der Mittheilung und machten sie zum Gegenstand ihrer Declamationen gegen den Adel und die Geistlichkeit und zum Lob der Mutterliebe, welche nur beim Volk anzutreffen sey. D'Alembert nahm die Sache ernstlich, und beinahe hätte er sich mit seinen sämmtlichen Commilitonen überworfen, um die Tugend seiner edlen Mutter und seines vortrefflichen Oheims, des Erzbischofs von Lyon, zu vertheidigen. Trotz dem wurden sie von den Königen und Großen bewundert und gefürchtet, das Volk vertraute auf sie und die ganze Welt hatte ihre Augen auf sie gerichtet.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Auch die frühere Zeit, obwohl sie nicht selten der jetzigen als Muster- und Tugendbild auf- und gegenüber gestellt wird, hatte ihre Individuen aufzuweisen, welche vom rechten Pfade abzuweichen nicht unterließen. Zu solchen gehörte ein Künstler-Paar, welches in Nro. 149 der Beilage der „Frankfurter Kaiserl. Reichs-Ober-Post-Amts-Zeitung" vom Jahr 1797 (welche Nummer im Originale vor uns liegt) steckbrieflich verfolgt wurde. Dieser Steckbrief lautet wörtlich also:

Es ist eine gewisse Operistin Namens Catharina Schröfl mit ihrem Amantan dem Schauspieler Petrivi, welche sich beede bei hier anwesender unter Hochgräflich, von Fuggerischer Intentanz stehender, Augspurger deutschen Sauspielergesellschaft laut eines von ihnen eigenhändig unterzeichneten Contrakts d. d. 24. April d. J. und zwar sie Schröfl als erste Sängerin, und er Petrivi, als 2ter Tenorist, auf ein Jahr engagirt haben; ohngeachtet ihrer ansehnlichen, allwöchentlich richtig erhaltenen Gage: mit einem an die Direktion noch über dieses schuldenden sehr beträchtlichen Geldvorschuß-Restes in den jüngst verwichenen Tagen von hier heimlicher und boshafter Weise entwichen, und haben durch diese böslichen Entweichung die Theaterdirektion in nicht geringen Schaden versetzet.

Es werden daher jedes Ortsobrigkeit, in subsidium iuris et sub oblatione reciproci in similibus geziemend ersucht, die entwichene Madame oder Demoiselle Schrefl, wie sie sich zu nennen belieben wird, welche groß und stark von Person dann an ihren schwarzen Haaren und großen Mund kennbar, gleichwie ihr Verführer Petrivi, ein Tyroler von Geburt, der von schlankem langen Wuchs, auch an seinen braunen Haaren, und stets gefütterten Waden, wie nicht minder an seiner Landessprache, welche er stark durch die Nase spricht, zu erkennen ist, auf betretenden Fall, sogleich arretiren, und sofort gegen Erstattung der Kosten, ohne weiteres durch eine sichere Gelegenheit anhero ausliefern zu lassen.

Nürnberg den 15. Aug. 1797. Bürgermeisteramt.

Da nun wieder die Zeit herannaht, wo den Sumpfbewohnern, den Fröschen, von Seiten der Liebhaber ihrer Schenkel und anderer Vertilger mancherlei Unbilden und Zerstörungskriege bevorstehen, so hält ein Thierfreund es für Pflicht, durch gegenwärtige Zeilen auf jenes grausame Verfahren aufmerksam zu machen, und wünscht sein Scherflein zur Verminderung dieser Art von Thierquälerei beigetragen zu haben.

(Berlin, 29. Febr.) In den hier bestehenden, unter den liberalsten Bedingungen geöffneten Leichenhäusern, verbunden

mit zweckmäßigen Wiederbelebungsversuchs-Veranstaltungen, sind im Jahre 1843 überhaupt nur 18 Leichen eingestellt, mehrere derselben gar nicht benutzt worden. Wiederbelebungsversuche blieben ohne Erfolg.

Korrespondenz.

Wien, 23. Febr.

Ueber ein Konzert des J. Steveniers, Violinisten aus Belgien, welches am 14. Febr. im Saale der Gesellschaft der Musikfreunde dahier statt hatte, berichtet ein hiesiges Blatt: „Unsere heurige Konzertsaison war bisher äußerst flau; denn weder in künstlerischer Hinsicht waren besondere Matadors aufgetreten, noch hatte das Publikum einen regern Antheil an dem ihm Gebotenen entwickelt. Selbst Carl Filtsch, der liebenswürdige kleine Pianist mit dem jugendlichen Antlitz und dem mannhaft edlen Kunststreben, konnte, wiewohl sich Jung und Alt für ihn interessirt, noch keinen übervollen Saal erzielen. Da sandte Belgien, das Vaterland eines Beriot, Vieuxtemps, Prume, Haumann und vieler anderer Kunstnotabilitäten, in Hrn. Steveniers einen neuen würdigen Repräsentanten, der vielleicht durch das Feuer seiner Kunst, durch die hohe Anmuth und tief gefühlte Innigkeit seines Spieles die Wüste unserer diesjährigen Konzertsaison etwas beleben und den fast erloschenen Kunsteifer der konzertmüden Wiener zu neuer Thätigkeit anfachen dürfte. Aus seinen diesmal vorgetragenen Piecen: dem C moll-Konzerte von de Beriot, und dem Tremolo desselben Compositeurs, wie auch einer Piece: le Souvenier, von eigner Erfindung, geht hervor, daß Hrn. Steveniers vor Allem das Weiche, Gemüthvolle und Herzliche der Kunst zusage und daß er es verstehe, die Violine unter seinen Fingern singen zu lassen. In seinen spätern Konzerten wird uns wohl der Virtuose Gelegenheit geben, seinem Spiel noch andere glänzende Seiten abzulauschen. Jedenfalls aber ist Steveniers eine Erscheinung, die das volle Interesse jedes Kunstfreundes ansprechen darf."

Berlin, 26. Febr.

Der Karneval mit seinen Freuden war im Ganzen bei uns sehr wenig bemerkbar und hätte nicht die Eröffnung des Kroll'schen Winterlokals und die darin stattgefundenen Bälle der Sache einen kleinen Schwung gegeben, so würde fast gar nichts davon zu erzählen gewesen seyn. Auf diese Weise gleichen sich Berlin und Paris, da in der letzteren Hauptstadt der Karneval eben so auffallend still wie hier vorüber gegangen ist. Um so häufiger sind in dieser Zeit wieder die Leistungen der fremden Künstler aus fast allen Feldern des Sehens- und Hörenswerthen. Mad. Birch-Pfeiffer hat uns zwar gestern verlassen und ihre Reise nach Hamburg angetreten, aber Mad. Schröder-Devrient, die schon seit fast zwei Monaten bei uns verweilt, setzt ihre Gastrollen bei der königl. Oper, wie ihre Mitwirkung in verschiedenen Konzerten fort. Hr. Döring aus Hannover ist bereits einige Male wieder, und zwar mit dem alten Beifall, aufgetreten. Man hat noch immer Hoffnung, die Schwierigkeiten beseitigt zu sehen, die seinem Engagement an unserem Hoftheater zum Ersatz Seydelmann's entgegen stehen. Hr. Lißt ist ebenfalls wieder im Anmarsch, oder auch vielleicht in diesem Augenblick schon hier eingetroffen; doch war bei seiner zweiten Anwesenheit in Berlin Beifall und Bewunderung, bei aller Anerkennung seines ausgezeichneten Talentes, schon so aus dem Geleise des Ungewöhnlichen wieder in das der besonnenen ruhigen Beurtheilung getreten, daß sich auch sein diesmaliger Aufenthalt nur eines solchen moderirten Erfolges zu erfreuen haben dürfte. Dabei wird es seinen Konzerten dennoch nicht an einem großen Publikum fehlen.

Hachenburg am Westerwald.

Vor einigen Monaten bildete sich hier ein Gesangverein, „Eintracht", dessen Mitgliederzahl jetzt schon gegen 40 beträgt. Nicht nur eine Anzahl beliebter Volkslieder, sondern auch einige Chöre der neuern Opern sind unter der eben so umsichtigen als würdigen Leitung der Herren Lehrer Barth und Kilb bereits eingeübt und bei einer öffentlichen Gelegenheit schon, wie bisher in den wöchentlichen Unterrichtsstunden, haben unsere Sänger bewiesen, daß Hachenburg's Bewohner da, wo es dem Sinne für's Schöne und Höhere gilt, denen anderer Städte unseres Landes nicht nachstehen. Mehrere Mitglieder dieses Vereines haben jüngst eine Musikgesellschaft arrangirt, deren Leistungen bis jetzt schon mehr als befriedigend waren, und sollten alle im steten Zusammenwirken verbleiben und fortschreiten, so dürften wir uns im Laufe des Sommers angenehme Genüsse versprechen, wie wir sie schon so lange vermißten. Möchten doch, da schon früher derartige Vereine hier bestanden, die sich aber leider durch zwistige Verhältnisse bald wieder auflös'ten, die jetzigen fortbestehen und die Mitglieder des schönen Namens „Eintracht" eingedenk seyn und wohl beherzigen, daß durch solche gesellige Zirkel Moralität und Bildung auf eine höhere Stufe gebracht werden!

Vom Taunus, im Febr.

Warum gewinnt die Sache des Feldberghauses, die doch bei ihrer ersten Anregung eine so allgemeine Theilnahme fand, so schwachen Fortgang? Warum vergehen Monate, bis das Comité in Frankfurt im Stande ist, das Eingehen neuer Beiträge zu verkünden? Die Ursache dieser traurigen Erschlaffung scheint mir darin zu liegen, daß das Unternehmen nicht auf practische Weise betrieben wird. Die meisten Bewohner unserer Gegend geben keine Beiträge, weil sie an der Ausführung zweifeln und sie zweifeln daran, weil sich die Commission zu Frankfurt noch nicht einmal für einen festen Plan entschieden hat. Dies sollte schnell geschehen, wenn nicht die Idee vollkommen scheitern soll; denn das Publikum will, ehe es Beiträge gibt, zuvor wissen, wofür und ob auch der Plan des Hauses einer großen Theilnahme würdig ist. Die Commission sollte, nachdem sie einen festen Entschluß über den Umfang gefaßt, nachdem sie einen der von verschiedenen Baumeistern vorgelegten Plänen angenommen hat, diesen Plan lithographiren lassen und ihn an die verschiedenen Filialcomité's zum Verkaufe absenden. Der Ertrag dieses Bildes wäre sodann für die Kasse bestimmt. Wenn nun das Publikum der ganzen Taunusgegenden Gefallen findet an dem Plane, so wird in einem Monate der Commission zu Frankfurt mehr Geld zuströmen, als jetzt in zwei Jahren. Alles gedeiht in unseren Tagen, was mit der gehörigen Energie angegriffen wird, die kolossalsten Denkmäler, die großartigsten Stiftungen. Aber man muß die Theilnahme des Volkes zu erlangen wissen und sie nicht durch Mangel an Energie verscherzen. Wer zweifelt heute noch an der Vollendung von Hermanns Denkmal? Und doch hatten wir schon vor acht Jahren die vollständige Abbildung desselben im Kunsthandel; weil dieses Bild so großen Beifall fand, strömte auch den Unternehmern eine so große Geldsumme zu. Wenn sich aber die Commission für einen bestimmten Plan entscheidet, so möge sie nicht ängstlich seyn! Möge sie sich für den imposantesten, solidesten und geschmackvollsten Plan entscheiden, wenn auch die Ausführung 30 — 40,000 fl. erheischt. Wir wollen ein dauerndes Werk des Gemeinsinnes gründen und keines, das schon am Ende dieses Jahrhunderts in Trümmern liegt; wir wollen einen stolzen Bau vollenden, in dessen Räumen sich noch in Jahrhunderten die heimischen Sängerbünde versammeln und der bald in's Leben tretende „historische Verein" für unsere Gegend seine Zusammenkünfte hält.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 3. März. Die Favorite, große Oper in 4 Abth., Musik von Donizetti.

Montag, 4. März. Der Vicomte von Letorières, oder: die Kunst zu gefallen, Lustspiel in 3 Acten, frei nach Bayard von Carl Blum. (Gastrolle) Vicomte von Letorières: Mad. Grabowsky, vom Hoftheater zu Wiesbaden.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 65. Dienstag, den 5. März 1844.

Licht und Wärme.

Von

Wilh. Wagner.

Du rühmst dich der errung'nen Geisteskraft,
Des Lichtes, dessen Klarheit dich umstrahlet,
Der reichen Schätze deiner Wissenschaft,
Die dir den Lohn des ernsten Forschens zahlet,
Und immer freier reget sich dein Geist,
Der weite Bahnen stolz und kühn durchkreis't,
Ein Weltumsegler ohne Furcht und Zagen,
Ein Siegesheld, den Zweifel zu verjagen.

Wohl ist es schön, das klare Geisteslicht;
Doch auch des Herzens Wärme darf nicht fehlen.
Wo sie getrennt sind, wohnt der Frieden nicht;
Es müssen beide liebend sich vermählen.
Bewundern wird man deine Wissenschaft,
Dein geistreich Wort und deines Witzes Kraft;
Doch willst du auch der Liebe dich erfreuen,
So muß des Herzens Gluth sich stets erneuen.

D'rum frag' ich dich: Wann ein verletzend Wort,
Ein unverdienter Vorwurf dich getroffen,
Reißt dich des Zornes Ungestüm nicht fort
Und darf Verzeihung, wer dich kränkte, hoffen?
Entschuldigst du des Nächsten Irrthum gern,
Von Eitelkeit und Eigenliebe fern?
Kannst du des Tadels scharfe Rüge tragen
Und ruhig dann, ob sie verdient war, fragen?

Vereinst du mit der Milde auch den Muth,
Die Wahrheit gegen Jeden zu bekennen
Und unerschrocken vor der Gegner Wuth
Beim rechten Namen jede That zu nennen?
Hast du dem guten Rechte dich geweiht
Und bist du stets zu seinem Dienst bereit?
Liebst du die Tugend um ihr selber willen,
Nicht, um den Wunsch der Eitelkeit zu stillen?

Wann du bei einem fröhlichen Gelag'
Der Lust des Augenblicks dich hast ergeben
Und dann ein Leidender dich rufen mag,
Wirst du zur Hülfe gerne dich erheben?
Hast du ein fühlend Herz für And'rer Noth
Und eine Freundeshand, wo Unheil droht,
Und tröstest gern mit liebevollen Worten,
Wo tiefbetrübt ein Trauernder geworden?

Bist du der Sclave deiner Leidenschaft,
Vermagst du keiner Lockung zu entsagen?
Fehlt dir zu einem ernsten Werk die Kraft,
Fehlt dir der Muth, ein Mißgeschick zu tragen?
Bekümmert dich das kleinliche Getrieb'
Des schnöden Neides und der Eigenlieb'?
Vermagst du nicht, dir selber zu genügen
Und manchem Drang des Lebens dich zu fügen?

Was hilft es, wenn der Wissenschaft Gebiet
Vor deinem Geist sich immer mehr erweitert,
Doch wenn der Liebe Hauch es nicht durchzieht
Und nicht mit milden Strahlen es erheitert?
Des Wissens Schätze, sie beglücken nicht,
Wenn deines Herzens Frieden dir gebricht,
Und unerquicklich ist des Geistes Blüthe,
Entkeimt sie nicht dem freudigen Gemüthe!

Vereinet stets die Wärme mit dem Licht,
Ein edles Herz mit Klarheit der Gedanken,
Dem Maimond gleich, der Knospenfesseln bricht
Und Alles rings belebt in weiten Schranken,
Der, reich an Liebe und an Lebenslust,
Den Geist erkräftigt und erquickt die Brust;
Ihm gleiche, Freunde, immer euer Leben,
Dem Wahren und dem Guten nur ergeben.

Florita.

Aus dem Musée français übersetzt von Luitpold Baumblatt.

(Fortsetzung.)

III.

Einen Monat später war eines Abends großes Gedränge im Theater de la Cruz. Heute sollte Florita Müller zum ersten Mal in dem neuen Stück von Calderon de la Barca auftreten. Der Hof und die Stadt waren da, um die Nebenbuhlerin Magdalenens kennen zu lernen. Die Einen, leidenschaftliche Bewunderer der italienischen Sängerin, bemitleideten die arme Florita, die das Wagstück unternahm, mit der unvergleichlichen Künstlerin in die Schranken zu treten; Andere wünschten sehr, daß der Günstling Calderon's reussiren möge. Zudem sprach auch noch der Nationalstolz zu Florita's Gunsten, und der größere Theil des Publikums wünschte daher von Herzen den besten Erfolg.

Der große Saal, angefüllt mit so vielen Schaulustigen, war ziemlich schwach beleuchtet, aber man sah so vielen Schmuck, solch reichen Kopfputz, so viele Blumenbouquete und Edelsteine im Halbdunkel schimmern, daß deren Glanz die fehlenden Lichter reichlich ersetzte. Im Orchester waren schon alle Sitze eingenommen, und hinter dem Vorhang hörte man ein verworrenes Geräusch, ähnlich demjenigen, das im Saale herrschte, gerade, als hätte sich die Hälfte der Zuschauer der Scene bemächtigt. In der That waren die Plätze zunächst vor den Coulissen von den vornehmeren Zuschauern und den anerkannten Theaterfreunden eingenommen.

Endlich ging der Vorhang in die Höhe, und plötzlich herrschte Todesstille in dem Saale. Die Bühne war ebenfalls schwach beleuchtet, im Hintergrunde stellten große, grau gemalte Pappendeckel die Felsen Thraciens vor, und einige Bäume von grünem Papier bildeten einen Wald. Das war der ganze Luxus der Dekorationen, so war der Aufwand für die Bühne zu jener Zeit beschaffen.

Aller Blicke richteten sich jetzt unbeweglich auf die noch leere Bühne; das Orchester hatte bereits die Ouvertüre begonnen, und man lauschte mit größter Aufmerksamkeit. Florita, welche die erste Person auf der Bühne seyn mußte, stand noch hinter den Coulissen zwischen ihrer Mutter und Calderon de la Barca. Keiner der übrigen Schauspieler störte diese alleinstehende Gruppe durch ein lautes Wort. Florita war blaß unter ihrer Schminke, aber nichts verrieth übrigens bis jetzt ihre heftige Gemüthsbewegung. Ihre Blicke waren wie eingewurzelt auf die Bühne gerichtet, und krampfhaft drückte sie ihre Hände gekreuzt auf ihre Brust, als wollte sie die starken Schläge ihres Herzens ersticken. Sie war schön in diesem Moment, und ihr weißes, mit grünem Gezweige gesticktes Atlaskleid ging gut zu ihrem mit Rosen umwundenen fliegenden Haare. Sie erinnerte an jene schüchterne, blasse Nymphe, die durch die Liebe ihres Gatten der Unterwelt entzogen werden sollte.

Als das Orchester mit einem rauschenden Crescendo die letzten Töne der Ouvertüre erschallen ließ, nahm Calderon Florita's Hand und sagte mit bewegter Stimme zu seinem Günstling: „Wohlan, der Augenblick ist da!"

Florita schauderte und sah furchtsam vor sich hin, als öffnete sich ein schrecklicher Abgrund zu ihren Füßen.

„Ach!" seufzte sie mit halberstickter Stimme, „mir ist so bange."

„Florita! meine theure Florita!" rief ihr Calderon ängstlich zu, „ich bitte Sie, fassen Sie sich! Sind Sie Ihres Talentes und Ihres Triumphs nicht gewiß? Denken Sie an Ihre glänzende Zukunft, über die der gegenwärtige Augenblick entscheidet; Sie gehen dem Glücke und dem Ruhme entgegen."

Das junge Mädchen fuhr mit der Hand über seine mit kaltem Schweiß bedeckte Stirne und athmete tief, als wollte das Leben dieser jugendlichen Brust entfliehen.

„Das Glück und der Ruhm rufen Sie!" ermahnte Calderon wiederholt.

„Die Pflicht gegen meine Mutter!" sagte Florita mit tiefer Stimme, indem sie sich gegen Anna Müller wendete, und einen Augenblick nachher trat sie auf die Bühne.

Anna Müller, die eben so zitterte, wie ihre Tochter, stützte sich auf Calderon's Arm. Ihre Knie wollten sie nicht mehr tragen, sie wollte sehen und hören, aber ein Schleier überzog ihre Blicke, ein betäubendes Gesumme schlug an ihr Ohr und sie war einer Ohnmacht nahe. Voller Angst und Besorgniß horchte Calderon auf den ersten Ton Florita's, während seine Blicke fest auf dieselbe gerichtet waren; er selbst war von einer unüberwindlichen Furcht befallen worden. — Aber diese Ungewißheit, dieses Bangen währte nur wenige Augenblicke. Florita sang, während Todesstille um sie herum herrschte; die Zuhörer athmeten kaum, und plötzlich erscholl ein donnerndes Applaus in dem großen Saale, wie es nie zuvor im Theater de la Cruz gehört worden war. Die Morgenröthe dieses erhabenen Talents wurde mit dem lautesten Beifall begrüßt. — Dieser erste Beweis der Anerkennung von Florita's Verdienst hatte genügt, um die italienische Sängerin als Besiegte zu erklären. Noch einen Augenblick verweilte Florita auf der Bühne, dann trat sie ermattet, beinahe leblos und mit ausgebreiteten Armen wieder in die Coulissen.

„Meine Mutter!" stöhnte sie, indem sie in deren Arme sank, „meine Mutter! ich glaubte sterben zu müssen."

„Es lebe Florita!" rief Calderon mit höchstem Enthusiasmus ihr entgegen, indem er ihre Hände küßte. „Das war die schönste Antrittsrolle, die ich je in meinem Leben gesehen habe."

Die Herren, die zunächst an der Bühne saßen, kamen herbei, um der jungen Künstlerin das verdiente Lob zu zollen. Florita lächelte, und nahm diese erste Huldigung mit ungeschminkter Freude an.

„Meine Herren!" rief der triumphirende Calderon freudenvoll aus, „jetzt können wir mit Stolz behaupten, daß die erste Sängerin der Welt eine Spanierin ist!"

Die begonnene Oper Orpheus wurde mit ungetheiltem Beifall und immer mehr gesteigerter Bewunderung vollendet. Das Publikum rief die Namen des Verfassers, des Compositeurs und der jungen Sängerin mit noch nie gehörtem Applaus hervor. Die ältesten Theaterbesucher erinnerten sich keines solchen Triumphs. Die Calderona selbst, diese von Philipp IV. so sehr geschätzte Sängerin, hatte sogar in ihrer Blüthenzeit sich des Beifalls nicht zu erfreuen gehabt, dessen Florita sich rühmen konnte.

Von jener Stunde an traf ein, was Calderon vorausgesagt hatte: die Italiener sangen nur vor leeren Bänken, und

die vor wenigen Tagen noch gefeierte und stolze Magdalena bettelte um eine Rolle bei'm Verfasser des Orpheus, die ihr aber dieser unbarmherzig versagte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Encyclopädisten.

(Fortsetzung.)

Aber was waren dies doch für Leute, welche die ganze Welt beschäftigen konnten? Betrachten wir sie etwas in der Nähe und treten darum einen Augenblick in das Hotel eines ihrer Hauptmeister, des Barons von Holbach, gewöhnlich das große Hotel der Encyclopädie genannt. Alle diese Gelehrten hatten sich, trotz ihrer Arbeiten, das Leben ganz behaglich und angenehm zu machen gewußt. Sie speisten an den verschiedenen Wochentagen abwechselnd bei einer der „Topfschwestern", am liebsten bei derjenigen, bei welcher sie die Tafel am besten bedient wußten. Der Montag und Mittwoch gehörte der Madame von Geoffrin. Sie hatte 300,000 Fr. für den Druck der Encyclopädie geopfert, es war billig und dankbar, daß die Verfasser einstimmig wöchentlich zwei mit aller erdenklichen Grazie veranstaltete Diners bei ihr annahmen. Der Dienstag war für Madame Helvetius, die Gemahlin des Generalpächters, eines wahren Mitbruders und eifrigen Mitarbeiters, welcher mehr als einmal Geld vorstreckte, welches man niemals zurückgab. Die Donnerstage und Sonntage wurden von Madame von Holbach in Anspruch genommen. Hier brauchte man sich nicht zu geniren, man war im Stammhaus der Gesellschaft. Freitags, am Fasttage, dinirte man, um die Geistlichkeit zu ärgern, bei Madame Necker, der Gemahlin eines protestantischen Banquiers, welche die Abstinenz nicht anerkannte. Samstags empfing die Herzogin von Luxemburg die Herren. Ein großer Name, ein großes Ansehen, viel Credit bei Hofe, das konnte nichts schaden, und jedes Mal, wenn einer von einem Unfall betroffen wurde, so war sie immer diejenige, welche sich gern darum bekümmerte und Fehler vergessen konnte. Madame von Deffaut konnte zwischen Tag und Nacht nicht unterscheiden; sie war blind und speiste zu Mittag, wenn andere Leute schlafen gingen. Das konnte zum Souper dienen und man wußte davon zu profitiren. Sodann hatten die Damen von Tressan, Schomberg, Choiseul, die Expräsidentin von Brequigny ihre literarischen Soupers.

Doch wir haben uns aus dem Salon des Barons entfernt. Kehren wir also wieder zur ehrenhaften Gesellschaft zurück. Heute ist sie vollzählig; die Säle sind hell erleuchtet. Zunächst Fräulein von Lespinasse, plaudernd mit d'Alembert, der Marquis von Abora, Sohn des spanischen Gesandten, der Graf Guibert, Oberst des corsischen Regiments und Verfasser der durchgefallenen Tragödie „der Connetable von Bourbon". Weiterhin Madame d'Epinay, die Herren von Condorcet und St. Lambert mit ihren Blicken durchbohrend, selbst den Pedanten Laharpe nicht schonend. Bachaumont erzählt, die Marquisin sey böse auf Grimm und Suard, den Journalist, und will heute Rache an ihnen nehmen. Marmontel will Gedichte vorlesen, Thomas und der Abbé Raynal, die nicht viel von ihm halten, suchen im Lehnstuhl die beste Position zu gewinnen, um sie bequem verschlafen zu können. Monsieur von Jaucourt, der viel an der Encyclopädie gearbeitet hat, spricht leise mit Madame d'Aine. Es rühmt ihm Jemand die schöne Stimme des Dichters: „er liest so schön, daß er das Schlechteste interessant machen kann." „Bei Gott," erwiedert Herr von Jaucourt, „er müßte seine Produktionen immer selbst lesen!"

Alle Damen sind nicht schön und nicht jung; aber sie sind fein, geistreich, gewandt, vornehm und empfehlen sich durch andere äußere Vorzüge. Die Herren haben eine ernste Haltung, sind schwarz gekleidet, wie Magistratspersonen im Amt. Doch treten wir näher und hören, wie sich die Apostel der Zukunft unterhalten. Man fragt nach dem Namen Dessen, der gegenwärtig die Gunst der Fräulein Duthé und Guimard genießt. Hier donnert man gegen einen armen Pfarrer, der seine Pfarrkinder vor der neuen philosophischen Lehre gewarnt hatte. Wenn sie ihr Ziel erreichen, soll Alles, was nicht für sie ist, unbarmherzig fallen.

„Ich habe dem Herrn von Sartine geschrieben", sagt d'Alembert, „er möchte die Güte haben, Clement und Freron zu St. Lazare einzusperren." „Lassen wir diese kritischen Rattenjäger!" erwiederte Diderot; „denken wir lieber an den Rousseau, diesen elenden Bösewicht, der sich von unsern Ideen lossagt und uns hintennach sogar angreift. Ich werde nicht eher zufrieden seyn, bis ich ihn eines Tages baumeln sehe."

„S'ist doch schmählich", sagte Madame Geoffrin, „ihr, die ihr unaufhörlich nach Preßfreiheit schreit, verlangt, daß man einen Schriftsteller festsetzt und einen Philosophen hängt, welche eure Ansichten nicht theilen. Was habt ihr denn für Principien?"

„Madame", entgegnete Walpole, „euer großer Komiker Moliere hat den vortrefflichen Vers:

„Keiner hat Verstand, als wir und uns're Freunde."

(Schluß folgt.)

Emanuel Schickaneder.

Die verstorbenen komischen Schauspieler Wiens wurden von J. F. Castelli in der W. Allgem. Th. Ztg. charakterisirt. Ueber den bekannten E. S. sagt er Folgendes:

Schickaneder, als Komiker betrachtet, war von nicht großer Bedeutung, ich wenigstens habe nie herzlich über ihn lachen können. Er schrieb sich seine Rollen meistens selbst, und schuf für sich gewöhnlich eine Art Naturmenschen (wie Papageno in der „Zauberflöte"), die aber voll Unnatur waren. Er wollte für einen feinen Komiker gelten, und dadurch wurde seine Komik so superfein, daß man gar nichts davon merkte. Indessen weiß ich doch eine Rolle von ihm, die er eigenthümlich einzig und wahrhaft komisch darstellte, und diese war der Dorfschuster im „abgebrannten Hause." Da er, wie gesagt, sich seine Rollen meist selbst schrieb, so legte er in jede derselben eine Art Sonderbarkeit, wodurch sie auch, ohne sein Zuthun, gefiel. So machte z. B. damals das Federgewand Papagenos mehr Effect, als das, was er sprach. So wirkten in dem Stücke: „Lumpen und Fetzen", oder: „die Caprice", die absurden Eigenheiten eines Engländers, die Schickaneder darstellte, das Meiste. Schickaneder war groß und dick, hatte einen watschligen Gang, aber ein sehr lebhaftes Auge. Mit

diesem letzten wußte er nicht selten durch einen Blick seinen Worten eine Zweideutigkeit zu geben, die gefiel. Die Couplets, welche er in Opern mit erbärmlicher Stimme sang, waren nichts weniger als witzig, aber da er dem Compositeur, dem er eine Oper von sich anvertraute, die Melodien zu jenen Stellen, die er selbst sang, vorschrieb, so wußte er gewöhnlich in diese Melodie etwas zu legen, was die Wirkung nicht verfehlte. Derselbe Fall trat auch bei der „Zauberflöte" ein; auch der große Mozart mußte sich hierin dem Dichter Schickaneder fügen, und nur ein solcher Geist wie Mozart konnte aus jenen Alltagsmelodien durch geniale Instrumentirung Meisterstücke liefern. Der verstorbene Baßsänger Sebastian Meyer hat mir erzählt, daß Mozart das Duett, als sich Papageno und Papagena zum ersten Male erblickten, Anfangs ganz anders componirt hatte, als wir es gegenwärtig hören. Beide riefen nämlich ein paar Mal staunend aus: „Papagena! Papageno!" Als aber Schickaneder dieses hörte, rief er in's Orchester hinab: Du, Mozart, das ist nichts, da muß die Musik mehr Staunen ausdrücken, Beide müssen sich erst stumm anblicken, dann muß Papageno anfangen zu singen: „Pa papapa, papa, Pa—" Papagena muß dies wiederholen, bis endlich Beide den ganzen Namen aussprechen, — und Mozart hat dies so nach Schickaneders Willen gesetzt, und das Duett mußte immer wiederholt werden.

In Lokalstücken war Schickaneder — wenn eben kein komischer — doch stets ein Charakterdarsteller, das Gemüth behielt darin fast immer die Oberhand. In seinem vortrefflichen Wiener-Lebensgemälde: „Die Fiaker in Wien", welches ich allen jetzigen Lokaldichtern als Muster aufstellen möchte, spielte er den Fiaker so wahr, so ganz aus dem Leben gegriffen, daß ich diese Rolle eine Meisterrolle nennen kann. Die Scene, in welcher er leichenblaß aus dem Cabinet stürzt, weil er sein närrisches Weib, da nichts mehr fruchtete, endlich wider seinen Willen schlagen mußte, wäre eines Ifflands würdig gewesen.

Mannichfaltigkeiten.

Am Oberrheine haben mehrere Adelige sich zusammen gethan, um künftig die jungen Damen nichtadeliger Geburt nicht mehr „Fräulein", sondern „Mademoiselle" anzureden; dafür sollen aber diese Mädchen unadeliger Geburt sich wiederum vereinigt haben, jene adeligen Herren nicht mehr wie früher gebräuchlich „Herr", sondern ebenfalls französisch „Musjö" zu nennen.

(München, 27. Febr.) Noch ist die Zeit nicht da, wo gesetzlich mit den öffentlichen und Privat-Bauten begonnen werden darf, und schon haben wenige freundliche Tage hingereicht, um da und dort mit den Arbeiten einen frühen Anfang machen zu lassen. Unter den Staatsbauten werden heuer zwei ersten Ranges zur Vollendung kommen, nämlich am Anfange der Ludwigsstraße die kolossale Heldenhalle (Loggia), und gegenüber der Glyptothek das Industrie-Ausstellungs-Gebäude, welches sich an das äußerlich bereits vollendete St. Bonifacius-Kloster und dieses wieder an die Basilika anschließt, welch letztere ebenfalls ihrer äußeren Vollendung entgegengeht. Die Enthüllung der in dem größten Maßstabe ausgeführten Standbilder Tilly's und Wrede's, welche in der Heldenhalle ihren Platz finden werden, wird heuer zu einem jener schönen Feste Veranlassung geben, die wir in baulicher Beziehung fast in jedem Herbst zu feiern Gelegenheit haben.

Nun geigen unsere Tonkünstler gar den Mexicanern etwas vor. Max Bohrer, Violoncellist aus Würtemberg, „entzückt" in Vera-Cruz, Jalapa und der Hauptstadt Mexico.

Korrespondenz.

Giessen, 20. Febr.

Unser Metzgerstreit hat sich unter der umsichtigen Leitung des gr. Kreisraths in eine für die Stadt wohlthätige Reform aufgelös't, die vielbesprochene Brückenbaufrage ist im Sinne des größeren Publikums entschieden und eben so darf mit ziemlicher Gewißheit angenommen werden, daß der Plan einer Renovation des Straßenpflasters in diesem Jahre noch zur Ausführung komme, da die Differenz des gr. Fiskus und der Stadt in Bezug auf die Verpflichtung zur Herstellung der im Chausseezug liegenden Straße der Ausgleichung nahe seyn soll. Werfen wir einen Blick auf die inneren Verhältnisse der Stadt, so finden wir eine auffallende Theilnahmlosigkeit des Bürgers für gemeinheitliche Interessen. Diese zeigte sich neuerdings wieder bei der stattgehabten Wahl der Beigeordneten, indem hierbei eine sehr geringe Anzahl Stimmen abgegeben wurde. Worin wohl der Grund dieser Lauheit gelegen seyn mag? Ohne uns hier ein bestimmtes Urtheil anmaßen zu wollen, so glauben wir, einen hauptsächlichen Grund darin zu finden, daß der Bürger von dem Wirken des Stadtvorstandes nur wenig oder gar keine Kenntniß erhält. Unsere Gemeindeordnung verstattet zwar Jedem Einsicht des Budget's und der Rechnung; allein wie Wenige sind im Stande, ein complicirtes Rechnungswesen gehörig aufzufassen. Den Bürger für Gemeindeangelegenheiten empfänglicher zu machen, wäre, unserer Ansicht nach, dadurch möglich, daß das Budget mit motivirten Angaben und die Rechnung nach ihren Hauptresultaten in dem städtischen Amtsblatte jährlich veröffentlicht würde. Das Wirken des Stadtvorstandes würde hierdurch bekannter und der Antheil an Wahlen von Seiten der Bürger, unserer Ueberzeugung nach, entschieden größer. Wir hoffen übrigens, daß bei der bevorstehenden Gemeinderathswahl sich eine größere Theilnahme der Bürger kund geben werde, um so mehr, als schon hier und da sich haben Stimmen vernehmen lassen, die eine gute Wahl in Aussicht stellen. Wähle man anerkannte, mit dem Gemeindehaushalt vertraute Männer, welche mit gutem Willen ein selbstständiges Urtheil verbinden. Die Verwaltung des Gemeindehaushalts ist übrigens im Allgemeinen gut.

Theater-Anzeige.

Montag, 4. März. Der Vicomte von Letorières, oder: die Kunst zu gefallen, Lustspiel in 3 Acten, frei nach Bayard von Carl Blum. (Gastrolle) Vicomte von Letorières: Mad. Grabowsky, vom Hoftheater zu Wiesbaden.

Dienstag, 5. März. Der Barbier von Sevilla, komische Oper in 2 Abth., Musik von Rossini.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 66. Mittwoch, den 6. März 1844.

Florita.

Aus dem Musée français übersetzt von Luitpold Baumblatt.

(Fortsetzung.)

Diese plötzliche Umgestaltung der Lage Florita's und ihrer Mutter war ein unerhörtes Glück für die arme Wittwe und das junge Mädchen, welche so lange Zeit im Elend geschmachtet hatten, die so Vieles entbehren und alle Qualen der bittersten Armuth hatten ertragen müssen. Sie waren nun geborgen und wurden überhäuft mit allen Freuden, die aus einem großen und glücklichen Erfolge entstehen. Aber ihr Glück hatte sie nicht geblendet; Anna Müller war immer noch die einfache, würdige Frau, die mit so viel Muth und Ergebung ihre Leiden ertragen hatte, und Florita hatte ihre Unterwürfigkeit gegen ihre Mutter auch in ihrer jetzigen glänzenden Lage nicht aufgegeben; sie hielt fortwährend ihre Festigkeit in Erfüllung ihrer Pflichten aufrecht, und bewahrte immer dieselbe Uneigennützigkeit für die Kunst.

An den Abenden, wo Florita spielte, schlug man sich an den Thüren des Theaters um den Zutritt. Jeder Akt wurde mit einem neuen Triumph bezeichnet, und nach der letzten Scene regneten Blumenkränze zu Florita's Füßen und anhaltendes Beifallrufen erfüllte den weiten Raum. Die gefeierte Künstlerin trat dann hervor, zitterte vor innerlicher Freude und Erkenntlichkeit gegen das dankbare Publikum, verneigte sich und dankte aus dem Herzen für den ihr gezollten Beifall. Wenn dann der Vorhang gefallen war, trat sie wieder zu ihrer Mutter hin, die, stolz, glücklich und die Augen voller Thränen, zu ihr sagte: „Wie schön hast Du diesen Abend wieder gesungen, meine Florita! mit welch einem Beifall hat man Deine Kunst wieder belohnt!"

Es war ein schönes und angenehmes Leben. Die Tage flossen schnell dahin, begleitet von Ehrenbezeigungen, die sogar der Neid nicht mißbilligen konnte. Florita hatte eine eigenthümliche, ihr angeborne Prachtliebe in sich verborgen liegen, und instinktmäßig liebte sie alles Reiche und Geschmackvolle. Sie konnte diese Neigung auch befriedigen, denn die hohe Stufe, auf die sie plötzlich gestellt worden, bot ihr die Mittel dazu. So vieler Pracht gegenüber, erinnerte sie sich doch oft ihrer frühern ärmlichen Lage, sie verglich ihre jetzige Wohnung auf dem Plaza-Major mit dem traurigen Anblick jenes Hauses in der Straße Mira-el-Sol. Oft, wenn sie am Klavier saß, welches den Ehrenplatz in ihrem schönen Saal einnahm, sagte sie seufzend zu ihrer Mutter: „Ach, daß mein armer Vater noch lebte!" — „Gott bewilligt den Sterblichen auf dieser Erde nicht die Fülle des Glücks," antwortete dann Anna Müller salbungsvoll.

Als Florita ein Mal ihre ersten Triumphe gefeiert hatte und ihr Ruf als ausgezeichnete Künstlerin gegründet war, wollten alle Herren vom Hofe bei ihr eingeführt werden, und alle Damen von hohem Range bemühten sich, sie zu vermögen, in ihren glänzenden Soirées, wo sich der höchste Adel von Madrid einfand, zu singen. Aber Anna Müller lehnte diese Auszeichnung mit dem Bemerken ab, daß sich ihre Tochter in diesen Zirkeln nicht heimisch finden könne, indem sie sich zu dieser Lebensweise nicht berufen fühle. Ihre mütterliche Sorgfalt sagte ihr aber, daß in diesen Gesellschaften für ihre Tochter Gefahren entstehen könnten, und das junge Mädchen, um den Platz, auf den es die Vorsehung gestellt hatte, mit Ehren zu behaupten, nur der Kunst und dem Publikum leben müsse, von welchem es so sehr geliebt wurde. Sie sah es wohl ein, daß es dem Seelenfrieden und dem Rufe ihrer lieben Tochter großen Nutzen bringen werde, diese strenge Zurückgezogenheit beizubehalten — und sie beharrte darauf. Die berühmte Sängerin, von der Jedermann mit Begeisterung redete, und die man überall gerne gesehen hätte — war nur im Theater und in der Messe sichtbar.

Nur ein einziger Mann lebte in innigem freundschaftlichen Verhältniß mit dieser Familie, das war Calderon de la Barca. Ohne daß es sichtbar aufgefallen wäre, ist er allmählig der Rathgeber und der Freund dieser beiden Frauen geworden; sie hatten ihm Alles zu verdanken, und im Uebermaß ihres Glückes wiederholten sie es ihm tagtäglich. Oft sagte Madame Müller zu ihm: „Wenn ich sterbe, so weiß ich doch Florita nicht allein auf der Welt, ich nehme die frohe Ueberzeugung mit in's Grab, daß ich ihr in Ihnen einen Beschützer, einen Freund, einen zweiten Vater hinterlasse."

„Ja, einen zweiten Vater, ich liebe sie, wie nur ein Vater seine Tochter lieben kann," antwortete der arme Calderon seufzend.

Florita war erst ein Jahr auf dem Theater, und ihr Talent hatte schon seine vollste Reife erlangt; sie stand schon auf dem höchsten, unübersteiglichen Grad der Kunst. Ihr Genie hatte jeder Leidenschaft ihre schrecklichste und furchtbarste Seite abgewonnen; aus eigener, ihr innewohnender Darstellungskunst

wurde sie in den Stand gesetzt, alle Saiten, die in der menschlichen Seele wiederhallen, mit Virtuosität zu berühren und ertönen zu lassen. Liebe, Eifersucht und Schmerz verstand sie mit einer Kraft auszudrücken, daß von dem täuschenden Echo Aller Herzen berührt wurden. — Aber in der That kannte sie jene Gefühle noch nicht, die sie in Andern so künstlich zu erwecken im Stande war, denn sie selbst hatte noch nie geliebt, obwohl sie Andern schon Liebe eingeflößt hatte. Mehr als ein galanter Ritter hatte ihr ein Billet-doux zugeschickt, das aber Anna Müller jedes Mal in Empfang nahm und sorgfältig in's Feuer warf, ohne es gelesen zu haben. Oft ertönten Serenaden vor ihrem Fenster, aber die gute Florita hörte sie nicht, da von dem Zimmer, in welchem sie bei ihrer Mutter schlief, kein Balkon auf die Straße ging.

(Fortsetzung folgt.)

Die Encyclopädisten.

(Fortsetzung.)

Bachaumont belehrt uns, daß die gelehrten Herren später nicht mehr zur Madame von Tressan zum Souper kamen. Lorrey, der berühmte Arzt, hatte ihr gesagt, daß der Kaffee der Hauptgrund ihrer Schlaflosigkeit sey, und sie hatte deßwegen keinen mehr bei sich reichen lassen. Sie wurde darum gleichzeitig des Abfalls vom System beschuldigt und aufgegeben. Auch erzählt er, daß man jeden ersten Mittwoch des Monats in der „schönen Mühle“ zusammen kam, um das Geld zu proben, welches die auswärtigen Fürsten zur Unterstützung des Drucks der Encyclopädie geschickt hatten. Dort mußte man hingehen, um sie hinter der Scene zu beobachten. Dort huldigten sie der Natur und gaben sich, wie sie von dieser abgestammt waren, denn „im Wein ist die Wahrheit“, sagten die Alten.

J. J. Rousseau gibt uns folgendes Bild eines Encyclopädisten: „Aus dem Umgang mit den Vornehmen hatten sie gewisse Manieren mitgebracht, die sie lächerlich genug machten und welche man am meisten bei dem Geistlosesten antraf. Wenn er seinen Diener rief, so gab er einen Laut von sich, gleich als ob Monseigneur nicht genau wüßten, wer zu Befehl stünde. Gab er ihm Aufträge, so warf er das Geld zur Erde, statt es ihm in die Hand zu geben. Endlich vergaß er ganz, daß er einen Menschen vor sich hatte, und behandelte ihn in allen Dingen so verächtlich und entwürdigend, daß der arme Bursche, der an sich ein guter Mensch war und den ihm Madame d'Epinay empfohlen hatte, seine Dienste verließ, aus keinem andern Grund, als weil er eine solche Behandlung nicht ertragen konnte. So lahm auch die Gestalt war, die er hatte, so war er doch prätensiös genug bei den Damen und galt wohl auch bei Einzelnen für einen tieffühlenden Mann. Das hatte er in die Mode gebracht und darauf hingearbeitet, daß die Damen besonders auf diesen Punkt sehen müßten. Auch war er eitel. Seine Toilette war eine hochwichtige Angelegenheit. Alle Welt sagte, daß er seine etwas verwitterten Züge mit Schminke auffrischte, und ich, der ich daran nicht glaubte, habe zu glauben angefangen, als ich wirklich eine größere Feinheit seines Teints bemerkte und Schminkkästchen bei ihm fand. Als ich endlich des Morgens einmal in sein Zimmer kam und sah, wie er seine Nägel mit einem eigens dazu gemachten Bürstchen bearbeitete und dieses Geschäft eifrig in meiner Gegenwart fortsetzte, so dachte ich, daß ein Mann, welcher jeden Morgen seine Nägel bürstete, auch einige Augenblicke erübrigen würde, um die Falten seines Gesichts künstlich auszuglätten.“

„Was kann in einem solchen Mann für eine Seele stecken, der sich unaufhörlich so viel kleine Sorgen um seine kleine Persönlichkeit macht? Wäre wirklich ein göttlicher Funke in ihm, er würde in seinem Gesicht glühen und seine Wange bedürfte keiner andern Schminke. — Ich erinnere mich des Hauptsatzes seiner Moral, welcher darin bestand, daß der Mensch einzig den Trieben und Neigungen seiner Natur folgen müsse. Dieser Satz, den ich nur für ein geistreiches Paradoxon hielt, hat mir viel zu denken gegeben. Aber ich fand bald, daß er wirklich die Norm seines Lebens war. Von der Tiefe seiner Naturtriebe gab er einst einen brillanten Beweis, worüber damals viel gelacht wurde. Nach dem Tode des Grafen N... ging er jeden Morgen in dessen Garten, hielt sein Taschentuch vor die Augen und weinte die dicksten Thränen, so lange er in der Nähe des gräflichen Hotels war. Als er aber in die Krümmung einer Allee eingetreten und den Leuten aus dem Gesicht gekommen war, auf die es ihm ankam, steckte er sein Taschentuch ein und zog ein Buch hervor. Diese Beobachtung wurde wiederholt gemacht, bald in Paris bekannt und eben so bald wieder vergessen.“

So weit Rousseau. Wir haben nur noch hinzuzufügen, daß seine Bemerkungen sich auf den schon genannten Grimm beziehen.

Konzertzettel vom Jahre 1944.

1) Der Polterabend. Großes Nachtwächternocturno für 8 Pfeifen, 6 Schnarren und 4 Tuten, mit Begleitung von 60 Topfschlägern.
2) Chromatischer Galopp, auf dem Bierzapfen vorgetragen.
3) Concert brillant auf der großen Trommel, mit Quartettbegleitung von 4 Meerschweinchen.
4) Variationen über: „Schöne Minka“; für die Fuhrmannspeitsche.
5) Sinfonie von Beethoven, transscribirt für den Schleifstein.
6) Höllenqualengalopp, für 6 Dreschflegel und 24 Stiefelknechte.
7) Zephyrklänge. Walzercyclus für 8 Besen und 4 Waldteufel.
8) Große Fantasie auf der neuerfundenen Eselskinnbacken-Harmonika.
9) Arie von Mozart: „In diesen heil'gen Hallen“, gesungen von dem fünfjährigen Fräulein N. N.
10) Großes Konzert von Paganini, mit den Füßen gespielt von Herrn N. N., welcher dabei auf dem Kopfe stehen wird.
11) Finale für 11 Braupfannen, 24 Ambose, 40 Dampfwagenpfeifen, Donnermaschine und 6 Mörser à la Paixhans.

Mannichfaltigkeiten.

Vor kurzem lasen wir im „Düsseldorfer Kreisblatt“ folgende Notiz: „Einer brieflichen Mittheilung nach, ist die Sängerin Madame Hammermeister, die in den beiden vergangenen Saisons auf unserer Bühne sehr gefeiert war, und dem Publikum manchen Kunstgenuß verschaffte, in Würzburg, wo sie diesen Winter engagirt war, gestorben.“ So eben erfahren wir nun, sowohl aus brieflicher Mittheilung als durch die Würzburger Mnemosyne, daß Mad. Hammermeister am 25. v. M. als Alice in „Robert le diable“ die dortige Bühne wieder betreten hat und vom Publikum nicht allein mit stürmischem Beifall begrüßt, sondern mit Blumen und Kränzen, welche ihr aus den Rängen zugeworfen wurden, empfangen worden ist. Lebendiger kann man seinen Tod wohl nicht widerlegen! Auch am 29. v. M. noch sang Mad. Hammermeister den „Fidelio“ mit großem Beifall.

Seitdem es mit dem Konzertwesen in Deutschland und auch in dem größten Theile des übrigen Europa's nicht mehr recht ziehen will, wenden sich die Virtuosen nach Amerika, wo sie dem Vernehmen nach Glück machen sollen. Den ernsten und trockenen Bewohnern von Nord-Amerika kann es nicht schaden, wenn sie durch musikalische Poesie etwas angeregt und angefrischt werden. Aus Mexico vernehmen wir, daß der bekannte Violoncellist, Max Bohrer, dort großes Aufsehen erregt und eine silberne Krone erhalten haben soll. Solche Kronen möchte Mancher unseren papiernen Lorbeerkränzen oder auf Seide gedruckten Sonetten vorziehen, und die Mexicaner scheinen einen soliden Geschmack zu haben.

Wenn's so fortgeht, so werden wir im Alterthum so heimisch werden, wie im eigenen Hause. Nach der „Köln. Ztg.“ sollen die Berliner Musensöhne ein Lustspiel von Plautus, „Captivi“ (die Gefangenen) in der Ursprache einstudiren, um es auf einer ganz im antiken Styl eingerichteten Bühne darzustellen. Der Geschmack für das Antike und Mittelalterliche ist jetzt so sehr im Schwung, daß man für den am Modernen gerechte Besorgnisse zu hegen veranlaßt wird.

Professor Dahlmann hat eine Geschichte der englischen Revolution herausgegeben, die als ein treffliches Werk gerühmt wird und sich durch Kraft und Klarheit der Darstellung wie durch Gründlichkeit auszeichnen soll.

Schon wieder ein Jubiläum: „In Dresden hat eine alte Jungfer ihr 60jähriges Wohnungsjubiläum gefeiert.“ Aufrichtig ist die Dame wenigstens. — In einer Todesanzeige heißt es: Gestern legte unser Vater seine irdische Hülle, die er 90 Jahre und 7 Monate getragen hatte, mit Hülfe des Todes ab ꝛc. — Dies klingt so, als hätte er einen alten Rock ausgezogen.

In Berlin zittert man vor Besorgniß, die Tänzerin Wagon könnte, weil das Ballet eingeschränkt werden soll, entlassen werden. — Ja, die Völker werden oft von entsetzlichem Unglück heimgesucht.

Der älteste der jetzt lebenden Kronprinzen ist Oscar von Schweden, der jüngste der Prinz von Wales. Beider Väter sind keine gebornen Könige.

Die Bildung von Vereinen für freie Vorträge findet in Würtemberg einen höchst erfreulichen Fortgang, und die Tagespresse nimmt sich dort der Sache mit schönem Eifer an. „Soll denn — so wird in den Mainzer Unterh. Bl. mit Recht gefragt — außer Schwaben für diese Angelegenheit nichts geschehen? Wenn das Turnwesen erst ein Mal wird, was es seyn soll, so muß es vor Allem auch diese geistige Turnübung zu einer seiner Hauptaufgaben machen. —“ Wir fügen die weitere Frage bei, ob es nicht besser wäre, Vereine, wie den genannten, an die Stelle unserer meist so faden und erschlaffenden Liebhabertheater, durch welche nur Zeit und Mühe verloren wird, treten zu lassen?

F. Lißt (wir erfahren dies aus einer Biographie im Morgenblatte) war in seinen jüngeren Jahren durch eine unglückliche Liebe so sehr in Schwermuth versunken, daß er im Begriffe stand, Priester zu werden. Da erschien Paganini, und diese Gigantenerscheinung führte ihn der Kunst wieder in die Arme.

(Frankfurt a. M.) Die „Frankf. Gem. Chronik“ enthält in der neuesten Nummer: „Uebersichtliches über die hiesigen milden Stiftungs-, Versorgungs- und Armen-Anstalten,“ welchen Mittheilungen wir Nachstehendes entnehmen: „Der evangel. lutherische Almosenkasten bemerkt in seinem neuesten Jahresbericht, daß leider im verflossenen Jahre wiederum die jährlichen Beiträge und somit die Einnahmen dieser Armenstelle ab-, anstatt zugenommen hätten, und da dieser Anstalt alljährlich der edlen Wohlthäter durch den Tod entrissen würden, sey um so dringender zu wünschen, daß namentlich auch die jüngeren unserer Mitbürger, die bis jetzt dieser Stiftung ihre thätige Theilnahme noch versagten, dazu mitwirken möchten, das Gedeihen der Anstalt vor einem traurigen Sinken zu bewahren, in welches sie widrigenfalls nothwendigerweise gerathen würde. Mitleid erregend sey es, wenn man erfahren müsse, daß es unter unsern Nebenmenschen viele giebt, welche öfter nicht im Stande seyen, sich vor der bittersten Kälte schützen zu können, ja daß Mancher vielleicht in seiner Wohnung nicht ein Mal ein Bett finde, um sich darin von seinen nagenden Sorgen auszuruhen. Irrig sey der Gedanke, es gäbe in Frankfurt eigentlich nur wenige wirkliche Arme. — Im verwichenen Jahre hat die Verwaltung die in diesen Blättern schon mehr besprochene zweckentsprechende Einrichtung getroffen, bei den Haustaufen zum Besten dieser Stiftung Sammelbüchsen aufstellen zu lassen, und diese Einrichtung hat bereits schöne Früchte getragen (von Anfang Mai bis 15. Dezember 1843 681 fl. 26 kr.). Diese Gaben bei so freudigen Familienereignissen werden aber sicher noch reichlicher ausfallen, wenn in dem jährlich ausgetheilten Rechenschaftsberichte der Name des Mannes, bei welchem die Taufe gehalten wurde, bemerkt und die bei demselben eingegangene Summe besonders verzeichnet werden wird, was, wie wir hören, künftig auch auf Verlangen geschehen soll.“

Große musikalisch-deklamatorische Abendunterhaltung zu Hanau, am 1. März.

Hr. Hallenstein, ein thätiges Mitglied des Frankfurter Theaters, erwirbt sich schon seit Jahren durch trefflich arrangirte Konzerte im Saale des Hrn. Fuchs den Dank des Hanauer Publikums. Obwohl schon oft bittern Täuschungen unterworfen, wie das erst jüngst wieder der Fall gewesen, hält uns doch Hr. Hallenstein immer Wort und es fehlt an seinen reichen Versprechungen auch nie das Geringste, welches als ein Beweis der Achtung gelten mag, die Hr. Hallenstein bei seinen Collegen genießt. Mit einem Beethoven'schen Quintett eröffnete Hr. Kapellmeister Guhr, der das Ganze leitete, die beiden Abtheilungen. Tiefes Eindringen in den Geist einer Composition und Geschmack setzt man bei einem Kunstveteranen wie Guhr voraus. Die Herren Heeser, Mehner, Lindner und Grimm (Mitglieder seines Orchesters) begleiteten und so wurde uns ein wahrhaft klassischer Genuß zu Theil. Der Werth von Kunstproductionen liegt in der Qualität; der Hr. Konzertgeber aber gab uns auch Quantität. Lyrische Gedichte von einer Lindner, dramatische Vorträge aus Shakespeare's Geist von Baison, Lieder von Fräul. v. Knoll und Pischek, Violin- und Clavier-Phantasieen von Guhr's talentvollem Schüler Max Waldhauser und ein Capriccio für Clarinette, von Mehner vorgetragen, bildeten in gewählter Mischung die Genüsse dieses interessanten Abends. Den würdigen Schluß machte eine neue Ballade von Heinrich Neeb, die er für Pischek schrieb. Sie heißt „Andreas Hofer's Tod" und es thut wohl, daß bei so manchen Gesängen, der Erinnerung an deutsche Schmach gewidmet, auch einmal eine Episode aus dem deutschen Freiheitskampfe besungen wurde. Diese Ballade ist das Ergebniß ächt patriotischer Gesinnung und die Composition selbst in dem Grade gelungen, in welchem sie die Begeisterung des Tonsetzers in den Sänger und in das Publikum übertrug. Noch Manuscript, wird sie hoffentlich bald Gemeingut des deutschen Publikums werden. — Hrn. Hallenstein rufen wir noch einmal unseren Dank nach für die in dieser Soirée statt gefundene Vereinigung so seltener und edler Kräfte. Die Belohnung aber für so vielseitige Bemühung lag einestheils in dem Beifall des überfüllten Saales und in dem Umstand, daß troz der Regengüsse selbst eine Menge Frankfurter nach Hanau kamen, um den Kunstgenuß mit dem Vergnügen zu verbinden.

Korrespondenz.

Darmstadt, 3. März.

Die durch den Tod des Hrn. L. Schleiermacher erledigte Stelle eines Oberbaudirektors ist dem großh. Hofbaudirektor und bisherigen Oberbaurath Hrn. G. Moller übertragen worden. Ueber die künftige obere Leitung des großh. Museums und der übrigen im Residenzschloß befindlichen naturhistorischen Sammlungen, welche dem verewigten Hrn. Schleiermacher ebenfalls anvertraut waren, hört man jezt in unseren gebildeten Kreisen mancherlei Hoffnungen und Wünsche äußern, die fast sämmtlich darauf hinaus laufen, diese werthvollen Kunst- und Naturschätze, welche von Naturforschern ersten Ranges mit Interesse gesehen und in ihren Werken nach Verdienst gewürdigt worden sind, für die Folge in der Weise erhalten und benuzt zu sehen, daß unser gebildetes Publikum einen größeren Vortheil davon ziehen könne, als den, den die Befriedigung bloßer Schaulust meist nur zu gewähren pflegt. Das physikalische Kabinet enthält einen großen Reichthum an Apparaten, unter denen die aus der Mechanik ganz besonders hervorstechen; die Petrefacten-Sammlung ist eine der ausgezeichnetsten und von Baron Cüvier und Hrn. Prof. v. Gruithuisen zu München in dieser Eigenschaft anerkannt worden, und die Mineralien-Sammlung überhaupt entfaltet einen Schatz der interessantesten Stücke aus nahen und fernen Erdtheilen, systematisch geordnet und in gefälliger äußerer Anordnung aufgestellt. Alle diese Kunst- und Naturschätze bedürfen der Pflege, der zeitgemäßen Fortbildung und würden ohne dieselbe an Werth und wissenschaftlicher Bedeutung bald sehr viel verlieren, wie dies bei den steten Fortschritten der mathematischen und Naturwissenschaften heutzutage nicht anders der Fall seyn kann. Jenem Erforderniß könnte aber hier, wo es nicht an Lehranstalten fehlt, die solcher Sammlungen in hohem Grade bedürfen, passend entsprochen werden, überdies aber auch den gebildeteren Klassen des hiesigen Publikums, welche sich in dem einen oder anderen Zweige der Naturkunde näher zu unterrichten wünschen, leicht jene aufmunternde Berücksichtigung zu Theil werden, welche in andern Städten Deutschlands, wie in Wien und Karlsruhe, so zuvorkommend gewährt und mit Dank angenommen wird. In ersterer Stadt (Einsender spricht aus eigener Erfahrung) wurde von den physikalischen Sammlungen der kaiserlichen Universität, selbst die Sternwarte mit ihren prächtigen Apparaten nicht ausgenommen, im Interesse des gebildeten Publikums der liberalste Gebrauch gemacht und mit freudiger Erinnerung gedenkt er dabei der trefflichen Lehrvorträge des Hrn. Prof. Baumgartner und des Hrn. Meyer, Adjunkten an der kais. Sternwarte, welche die Kunst verstanden, von dem Baume menschlicher Erkenntniß die herrlichsten Blüthen mit geübter Hand abzustreifen und in zahlreiche Kreise von Lernbegierigen auszustreuen. Möge daher auch hier rücksichts des Museums und seiner naturhistorischen Sammlungen künftig eine Einrichtung getroffen werden, welche ihrem Zwecke ganz entspricht, die Erwartungen der Gebildeten befriedigt und zwischen Leben und Wissenschaft jene Vermittelung befördert, durch welche, wie in England und Frankreich, in den weitesten industriellen Kreisen die nützlichsten und brauchbarsten Kenntnisse verbreitet worden sind.

Dr. D.

Großgerau, Ende Febr.

Man begnügt sich heutzutage auf dem Lande nicht mehr mit einfachen ländlichen Vergnügungen, sondern will in den geselligen Kreisen Höheres und Schöneres erstreben, indem man auch darin dem von den größeren Städten ausgehenden Machtgebot der Mode huldigt und ihren Aussprüchen sich folgsam unterwirft. Dieser Richtung der Zeit folgend, hatten wir auch hier unser Karnevalsfest, welches des Glanzes so wenig entbehrte, daß es dessen, zum Schrecken der Gesellschaft, bald zu viel bekommen hätte. Der Ball wurde nämlich durch eine theatralische Vorstellung eingeleitet: ein Zug Masken, unter ihnen auch Vestalinnen mit Opferflammen, bewegte sich in stolzer Haltung durch den Saal nach den Stufen eines Thrones hin, den ein Herrscherpaar mit den Attributen fürstlicher Hoheit schmückte. Der solenne Huldigungsakt schien glücklich von statten zu gehen, als eine der jungen Vestalinnen plötzlich Feuer fing und ihr von der Opferflamme ergriffener Schleier hoch an ihr hinaufloderte. Ein Theatercoup des neckischen Momus, welcher Verwirrung und Schrecken verbreitete, aber nur auf wenige Augenblicke, indem die so unerwartete feurige Lufterscheinung durch thätige Hände bald wieder verschwand. Glücklich hatte die junge Vestalin die gefährliche Feuerprobe bestanden, und obwohl einige äußere Spuren davon sich zeigten, so möge Vesta ihr dafür lohnen, daß sie in dem Dienste der Himmlischen ein wenig angebrannt war. Zur Verhütung eines ähnlichen Unfalles hat man für die Folge den Gebrauch von Asbestschleiern vorgeschlagen.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 5. März. Die Memoiren des Teufels, Lustspiel in 3 Abth., nach Arago und Vermond von C. A. Herrmann.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 67. Donnerstag, den 7. März 1844.

Florita.

Aus dem Musée français übersetzt von Luitpold Baumblatt.

(Fortsetzung.)

Unter der großen Anzahl von Bewunderern, die sie von der Ferne beobachteten, war doch einer, der auch von Florita beobachtet wurde, und zwar ein Mann, den sie oft im Theater zu sehen Gelegenheit hatte, der aber nie eins von jenen schmeichelhaften Worten an sie richtete, die ihr und ihrer Kunst so häufig gewidmet wurden. Er saß gewöhnlich auf einem der nächsten Plätze an den Coulissen, und unbeweglich und mit stiller Aufmerksamkeit bezeigte er sein Wohlgefallen nur durch beifälliges Lächeln oder eine ausdrucksvolle Gebärde. Er war jung, artig und schön, aber in seiner Physiognomie lag etwas Ernstes und Stolzes, das einen auffallenden Kontrast mit der Feinheit seiner Züge und seiner graziösen Persönlichkeit bildete. Seine Haare, die er nach damaliger Sitte lang trug, waren kastanienbraun, und fielen in reichen Locken auf einen zarten Nacken, der an Weiße und lieblicher Form dem eines Mädchens nichts nachgab. Sein straffer, brauner Knebelbart zog sich auf seine rothen Wangen hinüber, und seine großen Augenbraunen schwächten zuweilen den Glanz und das Sanfte seiner schönen blauen Augen.

Diesen jungen Mann, der mit Niemand redete und den Niemand zu kennen schien, sah Florita täglich auf demselben Platze, und bald schmeichelte ihr sein stiller Beifall mehr, als alles laute Klatschen und Rufen ihrer überspannten Bewunderer. Wenn sie auf die Bretter trat, suchte sie ihn mit den Blicken, und hatte sie ihn gefunden, so fühlte sie eine bisher ungekannte Bewegung in ihrer Seele, sie war wahrhaft begeistert, ihr Gefühl und ihr ganzes Wesen erhoben sich mächtig, große Gedanken schwellten ihre Brust, und wirkliche, nicht erkünstelte Thränen verdunkelten ihren Blick. Die Gegenwart dieses Mannes legte eine große Wichtigkeit auf ihr dramatisches Leben; sie war stolz darauf, daß er ihren Siegen beiwohnte, und wenn Blumenkränze zu ihren Füßen hinfielen, drehte sie sich unwillkürlich freudetrunken zu ihm hin, um einem seiner Blicke zu begegnen und sich mit seinem holden Lächeln beglückt zu sehen. Einige Zeit dauerte dieses so fort; plötzlich aber bemächtigten sich ihrer eine geheime Unruhe, eine Ungeduld und Traurigkeit, die sie nicht mehr beherrschen konnte. In diesem großen Saal, den Blicken einer so großen Menge Volks ausgesetzt, achtete sie nicht mehr auf den Beifall des Publikums, und strebte nur nach der Bewunderung eines einzigen Mannes, war aber, was ihr großen Kummer machte, nicht sicher, das Gesuchte erhalten zu haben; für ein Wort aus seinem Munde hätte sie alle ihre Triumphe hingegeben, doch dieses Wort hatte sie nie vernommen, und fortwährend zollte er ihr nur stillen Beifall, während die Menge in Enthusiasmus gerieth. Florita war immer gerne in der Nähe dieses Unbekannten, und dachte mit Vergnügen an ihn, wenn sie allein war; aber das befremdende Gefühl, das Niemand in ihr vermuthet hätte, war ihr selbst unbekannt, sie wußte selbst nicht, wie sie es nennen sollte, und was sich eigentlich in ihr regte. Sie verlor sich in Muthmaßungen über diesen Mann, dessen Name ihr sogar ein Geheimniß war; sie hatte ein heißes Verlangen, etwas von ihm zu erfahren, und dennoch hatte sie weder eine Frage über ihn an Jemand gewagt, noch mit einem Worte verrathen, daß sie ihn nur bemerkt hätte. Alles dies ging ganz allein in ihrem Herzen vor, und ihre Mutter selbst hatte nichts davon geahnt.

Eines Abends, als Florita in einer ihrer Glanzrollen aufgetreten war, in der sie gerade ein Jahr vorher alle Gemüther für sich vereinigt hatte, und welchem Jahresfeste eine unzählige Menge beiwohnte, wurde sie am Ende der Vorstellung mit Begeisterung hervorgerufen. Ein Blumenregen fiel zu ihren Füßen nieder, ein stürmischer, dreifach wiederholter Applaus machte die Mauern des Saals erzittern, alle Zuschauer hatten sich von ihren Sitzen erhoben und klatschten in die Hände. Florita verneigte sich, sie war blaß, und ihr Herz schlug heftig vor Freude. Sie erhob den Blick, und zwei Schritte von ihr entfernt stand ihr Unbekannter. Sie legte eine Hand auf ihre Brust und verneigte sich nochmals allein vor ihm, mit demselben Ausdruck, wie sie dem Publikum gedankt hatte, mit demselben Blick voller Bewegung und Entzücken. Nach dieser auszeichnenden Zuvorkommenheit gegen diesen einzigen Mann fing sie an, heftig zu zittern, senkte die Augen und blieb bewegungslos auf einem Platze stehen. Sie vergaß das Publikum, wußte nicht mehr, wo sie sey, nicht mehr, was um sie herum vorgehe. Zum Glück bemerkte der Schauspieler, der sie hervorgeführt hatte, daß sie erblaßte; er führte sie eiligst hinter die Coulissen, wo sie ihre Mutter und Calderon wieder fand.

„Welch schöner Abend, geliebte Florita!" sagte Madame Müller, mit Freudenthränen in den Augen.

„Ja, meine Mutter, ein schöner Abend!“ antwortete sie, indem sie ihren Blick schüchtern erhob.

Der Mann, den sie gesucht hatte, war noch auf der Scene, und lehnte sich gegen einen Pfeiler. Sein bewegter, vielsagender Blick hatte Florita nicht verlassen. Diese stützte sich auf Calderons Arm und sagte heftig bewegt: „Don Pedro! kennen Sie diesen Herrn, der nicht weit von uns steht?“

„Das ist ein Franzose!“ antwortete Calderon zerstreut, „ich glaube, er heißt Marquis von Ribiers.“

„Also ein Fremder?“

„Ja, es ist ein vornehmer Herr, der Reisen macht, um fremde Länder und Sitten kennen zu lernen. Er ist schon längere Zeit in Madrid.“

„Er reis't also nur durch, und wird sich nicht lange mehr hier aufhalten?“ fragte sie weiter, und ihre Pulse stockten, indem sie mit schrecklicher Beklommenheit Calderon's Antwort erwartete. Aber dieser schien diese Frage, vielleicht absichtlich, überhört zu haben.

„Komm, meine Tochter!“ sagte Anna Müller bittend, „dieser Abend hat Dich sehr angegriffen. Jesus! Deine Hände sind eiskalt und Du zitterst wie Espenlaub; komm, laß uns schnell nach Hause eilen.“

Die ganze Nacht hindurch schloß Florita kein Auge; sie weinte fortwährend, indem sie die Worte oft wiederholte: „Marquis von Ribiers! ein vornehmer französischer Herr! wird vielleicht bald abreisen! Jesus, mein Gott! warum ist er nach Madrid gekommen? Warum mußte ich ihn gerade bemerken? — Aber Thörin, die ich bin! was macht mich denn so unglücklich? Er möge abreisen oder bleiben, was liegt mir daran? er hat mich diesen Abend zufällig gesehen, und das ist Alles. O wie thöricht bin ich, daß ich so oft an ihn denke!“

(Fortsetzung folgt.)

Des unglücklichen Jean Calas Tod.

(Aus Voltaire's Schrift über denselben übersetzt und in kurzem Auszuge mitgetheilt.)

In unserer Zeit, wo für und wider die öffentlichen Schwurgerichte so lebhaft sich Stimmen erheben, dürfte die nachfolgende Mittheilung wohl von nicht geringem Interesse seyn, indem vielleicht mancher Leser d. Bl. mit dem schrecklichen Prozesse gegen die Familie Calas entweder unvollkommen oder noch gar nicht bekannt ist.

„Der Mord, welcher an dem unglücklichen Jean Calas den 9. März 1762 zu Toulouse durch das Schwert der Justiz begangen ward, ist eine so außerordentliche Begebenheit, daß sie im höchsten Grade die Aufmerksamkeit unserer Zeit, so wie der Nachwelt verdient. Man vergißt bald der in unzähliger Menge in Schlachten gefallenen Opfer, nicht nur weil es das unvermeidliche Verhängniß des Krieges ist, Menschenblut stromweise zu vergießen, sondern auch weil die durch das Loos der Waffen Getödteten eben so gut ihre Feinde tödten konnten und nicht, ohne sich zu vertheidigen, umkamen. Da, wo die Gefahr und der Gewinn gleich sind, hört das Erstaunen auf, und selbst das Mitleiden wird geschwächt. Wenn aber ein unschuldiger Familienvater den Händen des Irrthums, der Leidenschaft, des Fanatismus überliefert wird, wenn der Angeklagte nur seine Tugend zur Vertheidigung hat, wenn die Richter nichts auf's Spiel setzen, indem sie ihn erwürgen, als den schwachen Glauben an ihre Unfehlbarkeit, wenn sie ungestraft durch einen Federzug den Unschuldigen hinrichten können: dann erhebt sich die öffentliche Stimme, Jeder fürchtet für sich selbst; man sieht, daß Niemandes Leben vor einem Tribunal sicher ist, das zum Schutz und Wächter des Lebens der Bürger berufen ward, und alle Stimmen fordern einstimmig Gerechtigkeit, Vergeltung!

Es handelt sich bei dieser außerordentlichen Begebenheit um Religion, Selbst-, Freundes-, Bruder- und Kindesmord; es handelt sich darum, ob ein Vater, eine Mutter, ein Bruder, ein Freund den Sohn, den Bruder, den Freund ermorden konnte, um Gott zu gefallen, und ob die Richter sich den Vorwurf machen mußten, einen Vater unschuldig dem Rade überantwortet, oder eine schuldige Mutter, einen schuldigen Bruder, einen schuldigen Freund verschont zu haben.

Jean Calas, achtundsechzig Jahre alt, lebte seit länger als vierzig Jahren als Kaufmann zu Toulouse, und war Allen, die ihn kannten, als ein guter Vater und braver Mensch bekannt. Er war mit seiner Familie der protestantischen Religion zugethan, mit Ausnahme eines Sohnes, welcher katholisch geworden war. Er war so sehr von einem absurden Fanatismus entfernt, welcher alle Banden der menschlichen Gesellschaft zerreißt, daß er den Uebertritt seines Sohnes Louis Calas nicht nur billigte, sondern demselben auch einen Jahresgehalt gab und dreißig Jahre lang eine eifrige Katholikin in Diensten behielt, welche nicht wenig Antheil an der Erziehung seiner Kinder hatte.

Ein anderer Sohn desselben, Marc-Antoine, war ein gelehrter Mensch, aber von einem unruhigen, düsteren und heftigen Geiste. Da sich dieser junge Mann für den Kaufmannsstand nicht eignete, Advokat aber deßhalb nicht werden konnte, weil er nicht katholisch war, so beschloß er, seinem Leben ein Ende zu machen, und ließ diesen Entschluß einen Freund deutlich genug merken. Er las alle über den Selbstmord vorhandenen Schriften und ward dadurch in seinem Vorsatze nur bestärkt. Endlich wählte er einen Tag zur Ausführung desselben, an welchem er sein Geld im Spiele verloren hatte.

Ein Freund, Lavaisse, ein junger Mensch von neunzehn Jahren, bekannt durch gute Sitten und einen edlen Charakter, der Sohn eines berühmten Advokaten in Toulouse, war Tags vorher von Bordeaux zurückgekommen und speiste zufällig zu Abend mit der Familie Calas, dem Vater, der Mutter, ihrem ältesten Sohne, Marc-Antoine, und ihrem zweiten, Pierre. Nach Tische ging die Gesellschaft in ein Nebenzimmer. Marc-Antoine indessen hatte sich entfernt. Endlich empfahl sich Lavaisse, und Pierre Calas begleitete ihn die Treppe hinunter. Welch' ein schrecklicher Anblick! Unten, in der Nähe des Magazins, fanden sie Marc-Antoine, bis auf's Hemd entkleidet, erhängt! Sein Rock war sorgfältig auf einen Tisch des Comptoirs gelegt. Das Hemd war nicht im mindesten in Unordnung, das Haar wohl gekämmt, und an seinem Körper fand man nicht die geringste Verwundung oder Quetschung.

Man übergeht hier alle Einzelheiten, welche die Advokaten hervorgehoben haben, man beschreibt hier nicht den Schmerz und die Verzweiflung der Eltern: die Nachbarn waren Zeugen ihres herzzerreißenden, lauten Jammers! Lavaisse und Pierre Calas liefen, außer sich, zu Aerzten und Obrigkeit.

Während Beide sich dieser Pflicht entledigten, während die

Aeltern in größtem Schmerze ihren Sohn beweinten, versammelte sich der Pöbel vor dem Hause. Der Pöbel von Toulouse ist abergläubisch und ausschweifend; er sieht in seinen Brüdern, welche sich nicht zu seiner Religion bekennen, nur Ungeheuer. In Toulouse war es, wo man Gott feierlichen Dank für die Ermordung Heinrichs III. veranstaltete, und wo man sich durch einen Eid verband, den Ersten umzubringen, der von Anerkennung des großen und guten Heinrich IV. reden würde. Diese Stadt feiert noch jährlich durch Prozession und Freudenfeuer den Tag, an welchem sie viertausend Mitbürger als Ketzer erwürgt hat. Vergebens haben sechs obrigkeitliche Beschlüsse dieses gehässige Fest verboten, die Toulouser feiern es jährlich, wie die Blumenspiele (les jeux floraux, bei welchen auf das beste Gedicht eine goldne oder silberne Blume als Preis gesetzt war).

Einige Fanatiker des Pöbels schrieen, daß Jean Calas seinen eignen Sohn erhängt habe. Dieses Geschrei ward augenblicklich von der Menge wiederholt; Andere setzten hinzu, daß der Todte den folgenden Tag zur katholischen Religion hätte übertreten wollen, und daß ihn seine Familie und Lavaisse aus Haß gegen die katholische Religion ermordet hätten. Bald hielt sich die ganze Stadt überzeugt, daß bei den Protestanten wegen eines solchen Religionspunktes Aeltern ihren Sohn ermorden mußten. Man bildete sich ein, daß die Protestanten von Languedoc Tags vorher in einer Versammlung einen Henker aus ihrer Mitte erwählt hätten, daß diese Wahl auf Lavaisse gefallen, daß dieser junge Mann auf diese Nachricht schnell von Bordeaux nach Toulouse geeilt wäre, um der Familie Calas einen Freund, Sohn und Bruder ermorden zu helfen!

Herr David, Capitoul (oberster Schöffe) von Toulouse, aufgeregt durch diese Gerüchte, wollte sich durch eine prompte Execution geltend machen und übte Gewaltthaten aus: er legte die Familie Calas, Lavaisse und die katholische Magd in Ketten' Den als Calvinist gestorbenen Marc-Antoine Calas betrachtete man als Märtyrer der katholischen Religion und bestattete ihn mit größtem Pomp in der Kirche St. Etienne.

In Languedoc bestehen vier Ordensverbrüderungen: die weiße, die blaue, die graue und die schwarze. Die Brüder tragen eine Kapuze mit einer Tuchmaske mit zwei Löchern zum Sehen. Die weißen Ordensbrüder hielten dem Marc-Antoine Calas, gleich einem Märtyrer, einen feierlichen Gottesdienst. Nie hat eine Kirche einem wirklichen Märtyrer mit größerem Pomp ein Fest gefeiert, aber dieser Pomp war schrecklich. Man hatte auf einem prächtigen Trauergerüste ein Todtengerippe angebracht, welches man bewegte, und das den Marc-Antoine Calas vorstellte, in der einen Hand einen Palmzweig und in der andern eine Feder haltend, womit er die Abschwörung der Ketzerei bezeichnen sollte, und womit man in der That das Todesurtheil seines Vaters schrieb.

Nun betrachtete den unglücklichen Selbstmörder der ganze Pöbel als einen Heiligen: man rief ihn an, betete auf seinem Grabe, forderte Wunder von ihm und erzählte die, welche er gethan haben sollte. Ein Mönch nahm ihm Zähne aus, um dauernde Reliquien von ihm zu haben. Eine taube Betschwester sagte, sie habe den Ton der Glocken gehört. Ein Priester ward vom Schlage geheilt u. dgl.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Aufmunterung dramatischer Dichter in Oesterreich.) Die Direktion des k. k. Hofburgtheaters hat nunmehr folgende Honorarbestimmungen veröffentlicht: Für ein Stück, welches den ganzen Abend füllt, zehn Prozent als Tantième von der Bruttoeinnahme; für ein Stück, welches zwei Drittheile des Abends füllt, sechs Prozent, und für kleinere Stücke drei Prozent. Diese Tantième wird dem Dichter von jeder Vorstellung gezahlt, und die Erben desselben erhalten die Nutznießung bis zehn Jahre nach seinem Tode. Da der größte Theil der Logen und der Sperrsitze abonnirt ist, so wird der Betrag dieser Abonnements auf dreihundert fünfzig Gulden für jeden Abend angerechnet, und der Dichter erhält hievon gleichfalls seinen Antheil. Uebrigens ist es Jedem freigestellt, für das angenommene Stück ein Honorar pauschaliter im voraus zu verlangen. In diesem Falle bleibt jedoch der Honorarsatz wie bisher auf 300 bis 400 Gulden K. M. angesetzt. Rückwirkend hat dieses neue Theatergesetz keine Kraft, und nur solche Stücke, die nach der Bekanntmachung desselben zur Aufführung kommen, werden fortan nach diesem Maßstabe honorirt. Man hat ausgerechnet, daß Halm für seinen Sohn der Wildniß, nach dem neuen Maßstab honorirt, bereits an 3000 fl. K. M. empfangen hätte. Der ganze Plan dieser Anordnung geht von Hrn. v. Holbein aus, der sich in dieser Beziehung gewiß ein großes Verdienst um die deutschen Theaterzustände erworben hat. Es soll eine indirekte Aufforderung an die Provinzialtheater ergehen, sich dem Hofburgtheater anzuschließen, und so eine komplette Reform der schriftstellerischen Rechte in den deutschen Ländern der ganzen Monarchie herbeizuführen. Dies wäre vielleicht ein Anfang zur Regulirung des bühnenschriftstellerischen Eigenthums in Deutschland überhaupt, und der Bundestag könnte das Beispiel und die Anregung Oesterreichs in einem größern Maßstab ausführen.

Der am 27. Februar verspätet in Nürnberg eingetroffene Hofer Eilwagen war bei Berneck umgestürzt und der neben dem Wagen gehende Postillon hatte dadurch das Unglück, erschlagen zu werden. Der Kondukteur mußte wegen erlittener Beschädigung in Bayreuth zurückbleiben.

Korrespondenz.

Mainz, 1. März.

Vorgestern und gestern fanden im Gasthofe zum Bären in Kastel Weinversteigerungen statt, deren Ergebnisse sehr verschieden ausfielen. Während die vorgestrigen Verkäufer beinahe Alles zu guten Preisen losschlugen, nahmen die gestrigen das Meiste, was zum Verkaufe ausgesetzt war, wenn die Preise auch annehmbar schienen, zurück. Bei der vorgestrigen Versteigerung wurden 83 Fässer Wein ausgeboten, 12 aus dem hiesigen Käſtrich, dem Hrn. Staatsprocurator Kayn zugehörend, 4 Nackenheimer Rothenberger, der Frau Präsident Schaab, 15 Heiligenblut (ein in der Nähe von Alzei von Hrn. Kreisrichter Emele angelegter neuer Weinberg) und 1 Gaubickelheimer, dem Hrn. Richter Emele angehörend. Hr. Reynier ersteigerte ein Faß mit 5 Ohm 1841r Kästricher für 505 fl., Hr. Dolles 4 Ohm 1842r Kästricher für 500 fl., ein Stück 1842r Riesling aus dem Kästrich erhielt Hr. Strauß für 545 fl.; das beste Stück Nackenheimer Rothenberg von 1842 wurde von Hrn. Kahn für 405 fl. erstanden; ein Stück Heiligenblut, Traminer Ausbruch von 1842, erstei-

gerte Hr. März für 600 fl., ein dergleichen Riesling wurde zu 670 fl. erkauft. Bei der gestrigen Versteigerung sollten 103 Fässer zum Verkaufe ausgeboten werden; es wurden jedoch mehrere nicht zur Probe gebracht und in Allem nur 20 abgelassen, obgleich man behauptet, daß die Preise annehmbar gewesen seyen. Die Versteigerer, Hr. Hauptmann Peschel von Kastel, Fräul. Heuß und Hr. Sachtleben von Mainz, Hr. Pfarrer Latty, Hr. Staudenheimer und Sauer von Bodenheim und Hr. Hechtelberger von Mainz, hatten wahrscheinlich ihre Weine zuvor abschätzen lassen und folgten hier individuellen Ansichten, was bei einem öffentlichen Verkaufe nicht wohl angeht. Einen Zulaſt 1834r Bodenheimer des Hrn. Sachtleben ersteigerte Hr. Oppenheim für 320 fl.; die Preise für 1841r Bodenheimer variirten zwischen 300 und 400 fl. per Stück, jene für Bodenheimer 1842r zwischen 350 und 500 per Stück; es befanden sich darunter sehr werthvolle Weine, die aber, wenn sie auch zu 500 fl. Liebhaber fanden, doch zurückgenommen wurden. Eben dieses Zurücknehmen brachte der Versteigerung Nachtheil und hinderte die verstimmten Käufer, höhere Gebote zu thun. Man sollte deshalb Jedem, der Weine zu einer öffentlichen Versteigerung bringt, anrathen, einzelne Fässer, wenn sie auch an die Abschätzung nicht kommen, nicht zurückzunehmen, da der Verlust, der aus einem Mindergebote auf solche Fässer entsteht, durch Mehrgebote auf andere leicht ersetzt wird, aber eine Mißstimmung, die unter den anwesenden Käufern entsteht, immer nachtheilige Folgen nach sich zieht. Fremde Käufer fanden sich nur wenige ein; wir bemerkten nur einige Frankfurter.

Niederingelheim, 28. Febr.

Statt einer Entschuldigung wegen localer Mittheilungen von hier — einem Dorfe, oder Marktflecken, wie am Eingange von Bingen her zu lesen ist — berufen wir uns darauf, daß wir höchst selten das betr. Publikum in ähnlicher Weise behelligen, auch nicht gewohnt sind, uns vorzudrängen. Wollten wir das, so hätten wir z. B. schon die Frage in Anregung gebracht, ob nicht Karl dem Großen in den Ruinen seines Palastes ein Denkmal zu setzen sey. Uns sind aber diese alten Mauern das sprechendste Denkmal, wenn auch hauptsächlich der Vergänglichkeit aller irdischen Herrlichkeit! Die Wächter der hingesunkenen Kaiserwohnung — in den hier sehr verbreiteten Saalwächtern lebt noch ihr Name fort — konnten, was der zerstörenden Zeit angehört, nicht für die Dauer schützen. Können wohl unsere heutigen Zionswächter, die, was dem Tode anheim gefallen, lebendig erhalten, oder dafür ausgeben möchten, Mehr und Besseres? Nur das Leben ist immer jung und bringet fort und fort neue Blüthen! Die der Kunst pflegt eben unter uns Hr. Rosenthal, Direktor einer wandernden Schauspielergesellschaft. Wir hätten schon seit Monaten von unserem Burgtheater — es hat sich in einem Saale innerhalb der oben bezeichneten Räume etablirt — berichten können, wenn nicht unsere schon hervorgehobene Bescheidenheit davon abgehalten hätte; nun aber, nachdem gestern Abend die Preciosa zur Aufführung gekommen, wäre es eine Versündigung an der Ehre unseres Orts, wollten wir diese Thatsache verschweigen, die noch dazu unsern Armen ein hübsches Sümmchen einbrachte, was die dankbarste Anerkennung verdient und zugleich beweis't, daß Hr. Rosenthal mit der ihm bisher zu Theil gewordenen zufrieden ist. Bei dem großartigen Theaterstücke — bisher begnügten wir uns recht gern mit Lustspielen, wenn auch nicht in französischem Geschmacke — betheiligten sich einige Schauspieler von der nur ein Viertelstündchen entfernten Oberingelheimer Bühne; seine Aufführung wurde aber nur dadurch möglich, daß der hiesige Singverein die wohlgeübten Chöre lieferte. Von den mit aufopfernder Thätigkeit erstrebten Leistungen des ersten evangelischen Lehrers, Hrn. Hechler, als Musiklehrers, Orgelspielers und besonders als Vorstehers des ebengenannten Vereins, muß — was nach einer von andern Orten hergenommenen Analogie schon viel früher hätte geschehen sollen — bei dieser Gelegenheit rühmend Erwähnung geschehen, wenn man auch nicht die aus manchen Zeitungsartikeln hervorleuchtende Ansicht theilt, als habe, wo nur ein Singverein auftaucht, eine barbarische Zeit ihre Endschaft erreicht. Doch wir haben noch mehr zu berichten. Wären wir nicht durch das überwältigende Zeichen unserer Zeit, die Aufführung der Preciosa auf dem Lande, zur Einsendung dieser Zeilen gekommen, so hätten wir vielleicht, bei einer die hiesigen Fortschritte betreffenden Mittheilung einen andern, der ursprünglichen Entwickelung der Humanität angemessenеren Gang befolgend, zuerst und ausführlicher unsere vor einiger Zeit ins Leben getretene Kleinkinderschule besprochen. Nun führen wir nur an, daß für diese während einiger Wintermonate unterbrochene Anstalt aus Mitteln der Gemeinde bereits so viel geschehen und in Aussicht gestellt ist, daß sie die erste ist, welche den von dem landwirthschaftlichen Verein zu diesem Zwecke ausgesetzten Preis erlangen wird. Das dafür einzurichtende Local wird im nächsten Frühjahr ganz vollendet seyn und dann steht noch lebhafteres Interesse, das sich auch durch freiwillige Beiträge zu bethätigen Gelegenheit finden wird, für diese Anstalt zu erwarten. Es kommt nicht auf die Namen derer an, bei welchen dasselbe jetzt schon sehr sichtbar geworden ist. So meint's auch gewiß, im Widerspruch mit der posaunenden Zeit, jene ehrenwerthe Familie, welche dieser guten Sache die erste Bewegung gab. Nun könnten wir noch, damit auch dem Materiellen sein Recht geschähe, die von eigenthümlichen hiesigen Verhältnissen — nur zu erwähnen die den Handwerkern und Taglöhnern von den Inhabern der Luxusbesitzungen dargebotene Beschäftigung — herrührenden Vortheile und Hülfsquellen und die hiermit in Widerspruch stehende Auswanderungslust anführen, wenn der Raum dazu gegeben wäre. Darum nur so viel, daß die Besonnenen der ärmeren Klasse sich nach Arbeit umsehen und die der Grundbesitzer nach einem schlechten Herbst immer wieder auf einen guten warten und bleiben. Da unser Rother vor kurzem erst in diesem Blatte besungen worden ist, mag von unserm 43r hier nur das stehen, daß derselbe, wenn er wohl auch nicht den Dichter begeistert hat, doch gar nicht übel ist und seine Abnehmer — die verkäuflichen Trauben fanden solche ohne Ausnahme — innerhalb weniger Monate ohne Zweifel finden wird.

An die deutsche Jugend. *)

Weilt in der Vorwelt Hallen,
Lernt Griechisch und Latein,
Doch heilig laßt vor Allen
Das Vaterland euch seyn!

Das Vaterland zu kennen,
Sey eure Wissenschaft!
Für dieses laßt entbrennen
Das Herz in Liebeskraft;

Des Vaterlandes Ehre
Laßt eure Ehre seyn,
Und seiner Leiden Schwere
Dring' euch durch Mark und Bein.

Dem Vaterland zu nützen
Sey eures Lebens Ruhm,
Denn eure Kraft soll schützen
Dies hehre Heiligthum.

*) Aus den „Jugendbildern von Dr. K. G. Mey. Eisenach, bei Joh. Fr. Bärecke, 1843."

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 7. März. Der Barbier von Sevilla, komische Oper in 2 Abth., in welcher Hr. Hassel die Rolle des Bartholo zum 100sten Male spielt.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 68. Freitag, den 8. März 1844.

Florita.

Aus dem Musée français übersetzt von Luitpold Baumblatt.

(Fortsetzung.)

IV.

Nichts hatte bis jetzt dem Ruhme und der Ehre Florita's gefehlt, als die Auszeichnung, am Hofe zu spielen. Diese Gunst hätte Calderon gerne für sie erwirkt, was ihm auch, sobald sie ihren Künstlerruf ein Mal gegründet hatte, sogleich gelungen wäre, wenn die junge Königin Elisabeth von Frankreich nicht gefährlich erkrankt wäre, und deshalb alle Festlichkeiten bei Hofe eingestellt werden mußten. König Philipp IV. lebte einsam mit der Königin in seinem Schlosse, und seit einigen Monaten sah es an seinem Hofe so ernst und traurig wie einst bei Philipp II. aus. Er war wohl ein Freund von brillanten Festen, er liebte die glänzenden Ritterspiele, und hatte, so viel es die unerbittliche Etiquette erlaubte, die strengen und abgemessenen Sitten seiner Vorgänger abgeschafft; aber der aufgegangene Unstern seiner Regierung, so wie sein vorgerücktes Alter hatten seinen früheren Geschmack getödtet, er wurde alt, traurig, tiefsinnig, und sein Beichtvater fing an, mehr Gewalt über ihn auszuüben, als sein erster Minister. Man glaube aber deshalb keineswegs, daß das alte österreichische Blut nicht mehr in seinen Adern geflossen wäre, daß er Spaniens Unglück mit Gleichgültigkeit angesehen hätte und ein müßiger Zuschauer dabei gewesen wäre, wenn die mächtige Monarchie Karls V. erschüttert wurde, wovon jede Provinz ein eigenes Königreich bildete — nein, wenn er dies [illegible] sah, waren seine Hände wieder bereit, das Scepter zu [illegible]fen, und er zeigte den Willen, den Kommandostab [illegible]r Hand, an der Spitze seiner Armee dem Feinde entgeg[illegible]u ziehen. — Aber die Unthätigkeit und Trägheit, in die er seit letzter Zeit versunken war, siegten über diesen Willen; er hatte nur noch den Titel als König, und ließ seinen Minister nach Gutdünken über Krieg und Frieden bestimmen.

Aber dieser mächtige Minister, [illegible] Spanien seit Jahren nach eigenem Willen beherrscht hatte, [illegible] auf ein Mal Gefahr, in Ungnade zu fallen, und war [illegible]r bemüht, den Sturm zu verscheuchen, in dem sein Glück [illegible]nen Untergang zu finden bedroht war. Er fand zu diesem Zwecke nur das einzige Mittel, den König der traurigen und einförmigen Lebensweise zu entziehen, der er sich seit letzter Zeit hingegeben hatte; ihn wie ehemals mit Vergnügungen und glänzenden Festen zu umgeben; ihn vergessen zu machen, daß durch eine Verschwörung das Königreich Portugal in die Hände des Johann von Braganza gefallen und das Fürstenthum Catalonien in vollem Aufstande war. — Dieses Vorhaben wurde von einem günstigen Zufall unterstützt, der zu einem guten Vorwand diente. Die seit langer Zeit leidende Königin fing plötzlich wieder an aufzublühen, ihr blasses und abgemagertes Gesicht wurde wieder mit einer sanften Frische überzogen, und sehr schnell sah man in ihr die schönste Prinzessin Europa's wieder. — Der Minister wollte, daß dieses glückliche Genesen der Landesmutter durch eine jener prachtvollen Festlichkeiten gefeiert werde, die er mit so viel Geschmack und Luxus anzuordnen verstand, und nahm sich vor, dem Könige in den Gärten des Retiro ein noch nie gesehenes Schauspiel zu zeigen.

Alle jetzige Pracht kann kein Bild zu dem damaligen königlichen Palaste des Retiro in Spanien darbieten. Die von Karl V. und seinen Nachfolgern errichteten Gebäude waren mit einem großen Park umgeben, dessen dickes Gebüsch einen düstern Schatten auf die gekrümmten Alleen und die prachtvollen Blumenbeete warf, die hie und da zerstreut zwischen dem Dickicht der Bäume lagen, wie man zuweilen grüne Wiesen mit unzähligen Blumen aller Art übersäet findet. In der Mitte dieses friedlichen Schattens glänzte, wie ein unermeßlicher Spiegel, der große See, dessen Rücken täglich ein leichtes Fahrzeug mit der Königin von Spanien trug. Sein klares Wasser, das in ein blasses Himmelblau spielte, badete die Zweige der Weiden und der hohen Pappeln, auf welchen die Nachtigall ihre Lieder sang. — Hier wollte der Minister dem Könige ein neues Schauspiel geben, wozu man die Schifffahrt anwenden konnte. Calderon de la Barca wurde aufgefordert, ein neues Stück zu diesem Zwecke zu schreiben. Ein solches Gelegenheitsstück nahm bei diesem Meister gewöhnlich nicht mehr als vier und zwanzig Stunden in Anspruch. Der Minister hatte diesen Gegenstand nicht angegeben, sondern die Wahl desselben dem Dichter selbst überlassen.

„Gnädiger Herr!“ sagte dieser, indem er den See betrachtete, der sich wie ein weißes Tuch ausbreitete, und in dem sich gerade unzählige Sterne spiegelten, „bei einer solchen Nacht, wie die heutige, bei'm Schimmer so vieler Lichter, und auf einem Theater, zu dem der Garten die Dekorationen bietet, könnte man Sr. Majestät leicht „die Eroberung des goldenen Vließes“ vorführen.“

„Welch ein Gedanke!" unterbrach ihn der Minister freudig, „welch sinnreiche Allegorie! Du hast gut gewählt, Calderon! Se. Majestät wird, als Großmeister vom Orden des goldenen Vließes, alle Anspielungen auf diesen Gegenstand mit Vergnügen sehen. Ja, ja, Du vereinigst Alles zu einem Ganzen: die Eroberung des Vließes mit der Entstehung des Ordens."

„Aber, gnädiger Herr!" erwiederte Calderon etwas verlegen, „diese beiden Punkte sind nicht leicht zu vereinigen, denn viele Jahrhunderte liegen zwischen Jason, dem heidnischen Prinzen, der das goldene Vließ erobert hat, und den erlauchten Vorfahren Sr. Majestät."

„Was liegt daran!" antwortete der Minister, indem er den um seinen Hals an einem rothen Bande hängenden goldenen Widder betrachtete, „was liegt daran! Du wirst immer ein Mittel finden, diese beiden Sinnbilder einander nahe zu bringen."

„Ich will die Schauspieler davon in Kenntniß setzen lassen; Florita muß die Medea übernehmen."

„Gnädiger Herr!" sagte Calderon höchst erfreut, „sie strebt schon lange nach der Ehre, vor Ihren Majestäten singen zu dürfen, und so lange ihr diese Gunst nicht gewährt wird, fehlt die schönste Perle in ihrer Krone."

(Fortsetzung folgt.)

Des unglücklichen Jean Calas Tod.

(Aus Voltaire's Schrift über denselben übersetzt und in kurzem Auszuge mitgetheilt.)

(Schluß.)

Einige Personen vom hohen Rathe zu Toulouse gehörten zu den weißen Brüdern. Dieser Umstand und die Herannäherung jenes berüchtigten, unerhörten Festes zum Andenken an die Erwürgung von viertausend Reformirten, dessen hundertjährige Jubelfeier 1762 celebrirt werden sollte, ließen Alles für Jean Calas fürchten. Man machte dazu in Toulouse die solennesten Vorbereitungen, wodurch der Fanatismus noch mehr erhitzt wurde. Man sagte laut, daß das Blutgerüst, auf welchem Jean Calas gerädert werden solle, die größte Zierde des Festes seyn würde, daß Gott selbst die Opfer herbeiführen würde, um der heiligen Religion geweiht zu werden.

Dreizehn Richter versammelten sich täglich, um den Prozeß zu entscheiden. Man hatte und konnte keinen Beweis gegen die Calas haben, aber die betrogene Religion diente anstatt des Beweises. Sechs Richter bestanden lange darauf, Jean Calas, seinen Sohn Pierre und Lavaisse zum Rade und Frau Calas zum Scheiterhaufen zu verdammen, die sieben andern gemäßigteren Richter wollten wenigstens erst die Sache untersucht wissen. Einer der Richter, von der Unschuld der Angeklagten überzeugt, sprach lebhaft zu ihren Gunsten. Er setzte Menschlichkeit der Grausamkeit entgegen, er wurde der öffentliche Vertheidiger derselben in den Häusern und auf den öffentlichen Plätzen zu Toulouse, wo das unaufhörliche Geschrei des vornehmen und gemeinen Pöbels wegen der beleidigten Religion das Blut der Unglücklichen forderte. Aber er ward dadurch genöthigt, auf sein Stimmrecht zu verzichten und auf's Land zu ziehen.

Es scheint, daß, wenn es sich um einen Kindesmord handelt und um einen Vater der schrecklichsten Todesart zu überantworten, das Urtheil einstimmig seyn sollte, weil die Beweise eines so unerhörten Verbrechens mit überzeugender Gewißheit vor aller Welt Augen gelegt werden müßten: der geringste Zweifel in einem solchen Falle sollte hinreichend seyn, um einen Richter, der ein Todesurtheil unterzeichnen will, zittern zu machen. Die Schwachheit unseres Verstandes und die Unzulänglichkeit unserer Gesetze lassen sich noch alle Tage fühlen; aber wo zeigt sich solches Unglück mehr, als im Aburtheilen über Leben und Tod, indem das Uebergewicht einer einzigen Stimme einen Bürger auf's Rad bringen kann?

Jean Calas ward mit acht gegen fünf Stimmen zum Rädern verdammt, und am 9. März vollzogen seine Mörder den Justizmord! Einer der sechs bis an's Ende opponirenden Richter war zu jenen übergegangen.

Es konnte unmöglich ein Greis von achtundsechzig Jahren, der ohnehin seit langer Zeit schwächlich war, einen Mann von achtundzwanzig Jahren und ungewöhnlicher Körperstärke ohne Anderer Hülfe erdrosselt und aufgehängt haben. Die Mutter, der Bruder, Lavaisse und die Magd mußten schlechterdings Mithenker seyn. Sie hatten sich an jenem Abend der schrecklichen That keinen Augenblick getrennt. Aber eine Procedur war so abgeschmackt, wie die andere; denn wie hätte eine eifrige Katholikin, wie die Magd, leiden können, daß Hugenotten einen jungen Mann, dessen zweite Mutter sie war, ermordeten, weil er zu ihrer Religion übergehen wollte? Wie, Lavaisse wäre expreß herbeigeeilt, um seinen Freund umzubringen, von dessen vorgeblichem Uebertritte zum Katholicismus er nichts wußte? Eine zärtliche Mutter hätte Mörderhände an ihr Kind legen können? Wie hätten Alle vereinigt einen jungen, sehr starken Mann, ohne langen und heftigen Kampf, ohne schreckliches Geschrei, das die Nachbarn herbeigerufen haben würde, ohne Wunden, ohne zerrissene Kleider erdrosseln mögen?

Es war klar, daß, wenn die Ermordung von den Angeklagten hätte begangen werden können, dieselben alle gleich schuldig waren, weil sie sich an jenem Abend der vorgeblichen Ermordung keinen Augenblick getrennt hatten; es war klar, daß sie unschuldig waren, und daß der Vater nicht allein schuldig seyn konnte, und dennoch wurde er allein zum Rade verdammt.

Die für den Tod stimmenden Richter überredeten die andern, daß der schwache Greis den Martern des Räderns nicht würde widerstehen können, sondern sein und seiner Mitschuldigen Verbrechen bekennen würde. Aber in welche Verwirrung geriethen die Mörder, als der unglückliche Greis unter den grausamen Streichen des Henkers sterbend für sie bat und Gott zum Zeugen seiner Unschuld anrief!

Eine andere Verlegenheit war nun die Frage, was mit den übrigen Angeklagten geschehen solle. Man sah wohl ein, daß eine Freisprechung ihr Todesurtheil Lügen strafen werde, daß sie sich selbst verdammen würden, daß die Freisprechung der Ueberlebenden unwidersprechlich die Unschuld des Vaters beweisen werde.

Sie, die jesuitischen Richter, fingen sich in ihrem eigenen Garn. Sie verbannten den jungen Pierre Calas; denn diese Verbannung war eben so folgewidrig, als abgeschmackt. War er schuldig, so mußte er hingerichtet werden; war er unschul-

dig, so musste man ihn freisprechen, oder konnte ihn nicht verbannen.

Ein Jacobinermönch ward ins Gefängniß geschickt, um ihm mit der Todesart seines Vaters zu drohen, wenn er nicht katholisch werde. Endlich sperrten ihn die Mönche, statt der Vollziehung des Verbannungsurtheils, in ein Dominikanerkloster ein, wo er zu allen katholischen Klostergebräuchen und Verrichtungen gezwungen wurde.

Der Mutter raubte man ihre Töchter und warf sie ebenfalls in ein Kloster. So glaubte man die heilige katholische Religion zu rächen und zufrieden zu stellen. Unglückliche Frau! Einen Sohn drücktest Du im Tode an dein Herz, Deines Gatten Blut strömte vor Deinem Angesichte, Du wurdest Deiner Kinder und all' Deines Hab's und Gut's beraubt, Du standest ganz allein in der Welt, ohne Hoffnung, solchem Uebermaße des Unglücks widerstehen zu können!

Doch nein, sie war nicht ganz verlassen! Verschiedene Personen ermuthigten sie, beim Könige um Recht und Schutz zu bitten. Dem Grabe nahe, kommt sie nach Paris und findet die lebhafteste Theilnahme.

Hr. v. Beaumont, berühmter Parlaments-Advokat zu Paris, übernahm sogleich ihre Vertheidigung, welche von fünfzehn andern Advokaten zugleich unterzeichnet wurde. Eben so erschienen Vertheidigungsschriften von den Herren Loiseau und Mariette. Diese drei großmüthigen Vertheidiger des Rechts und der Unschuld überließen den Erlös von der Herausgabe ihrer Schriften der unglücklichen Witwe.

Man gab ihr alsbald ihre Töchter wieder, doch ruhten ihre Feinde nicht. Diese Heuchler sagten öffentlich, daß es besser sey, einen alten Ketzer unschuldig gerädert zu haben, als die Richter von Toulouse zu dem Geständnisse des Irrthums zu nöthigen; es sey billig, Ketzer der Ehre der Richter zum Opfer zu bringen u. dergl. Sie bedachten nicht, daß die Ehre der Richter, wie anderer Menschen, im Verbessern ihrer Fehler bestehe. In Frankreich glaubt man nicht, daß der Papst mit seinem Cardinals-Collegium unfehlbar sey, eben so könnte man wohl auch an der Unfehlbarkeit der acht Richter von Toulouse zweifeln.

Es verflossen noch zwei volle Jahre, bis eine Entscheidung erfolgte: so leicht ist es dem Fanatismus, die Unschuld hinzuopfern, und so schwer hält es der Vernunft, für sie Gerechtigkeit zu erkämpfen! Ueber ein ganzes Jahr lang dauerte es, bis die Richter von Toulouse gezwungen werden konnten, alle Acten und all' ihre Proceduren des Prozesses nach Paris zu schicken. Eine verordnete Versammlung von vierundzwanzig Richtern in Paris cassirte das Urtheil von Toulouse und decretirte eine gänzliche Revision des Prozesses.

Damals beschäftigten zugleich andere wichtige Dinge die Gerichte Frankreichs, z. B. die Vertreibung der Jesuiten, und das Publikum vergaß darüber auf einige Zeit der Calas; aber es widmete ihnen sogleich wieder seine ganze Aufmerksamkeit, als der König ein letztentscheidendes Gericht ernannt hatte.

Jetzt erschien eine neue Vertheidigungsschrift von Herrn von Beaumont und eine eben so meisterhafte von Lavaisse. Dieser junge Mann hatte das doppelte Geschick, für sich und eine unglückliche Familie zu kämpfen, deren Ketten er getheilt hatte. Es hing blos von ihm ab, die seinigen zu brechen, wenn er nur hätte aussagen wollen, daß er in dem Augenblicke, wo der Mord begangen worden seyn sollte, die Calas schon verlassen gehabt hätte. Man drohte ihm mit Folter und Tod; ein Wort hätte ihm bald seine Freiheit wieder gegeben, aber der edle Mann wollte lieber in den Tod gehen, als zur Unterdrückung der Unschuld eine abscheuliche Lüge sagen.

Endlich kam der Tag, an welchem die Unschuld im glänzendsten Lichte triumphiren sollte. Nachdem alle Umstände auf das sorgfältigste geprüft worden waren, sprachen die fünfzig vom Könige ernannten Richter einstimmig die Unschuld der Angeklagten aus.

Ganz Paris jubelte. Auf den Straßen, an öffentlichen Plätzen, auf den Promenaden, überall gruppirten sich die Bewohner von Paris, um die unglücklichen und gerechtfertigten Angeklagten zu sehen; mit Händeklatschen und Hochleben begrüßten sie die Richter, wo sie sich sehen ließen, und erflehten laut den Segen des Himmels für sie. Der Tag der Freisprechung, der 9. März, war zugleich der Tag der Hinrichtung des unglücklichen und unschuldigen Jean Calas, und dieser Umstand vermehrte noch die rührendsten Scenen der allgemeinen Theilnahme.

Die Richter hatten ihre heilige Pflicht erfüllt, indem sie die Unschuld in Schutz nahmen, aber sie erfüllten, was so selten der Fall ist, noch eine andere: sie empfahlen die Unglücklichen dem Könige. Er schenkte der ruinirten Familie Calas 37,000 Livres, wovon 3000 für die tugendhafte Magd bestimmt waren, welche die Wahrheit und ihre Herrschaft so standhaft vertheidigt hatte. Aber leider konnte der unglückliche Jean Calas nicht wieder in's Leben zurückgerufen werden, und seine Mörder blieben ungestraft. — Möchten doch alle Gerichte der Gegenwart und Nachwelt an dieser außerordentlichen und traurigen Begebenheit ein Beispiel nehmen!" —

Mannichfaltigkeiten.

Die Züricher „Freitagszeitung" meldet folgenden gräßlichen Fall: Zu Zollikon klemmte sich ein Mann, der im Walde allein Holz spaltete, die Hand in einen wieder zuklappenden Baumstrunk so sehr ein, daß er, um sich frei zu machen, zu dem verzweifelten Entschluß seine Zuflucht nehmen mußte, sich die Hand selbst mit dem Beile abzuhauen. Heimkehrend fiel er vor seiner Wohnung todt nieder.

(Solothurn.) Vor einigen Tagen verunglückte ein reisender Engländer auf dem Weißenstein; er nahm bis an den Fuß des Berges einen Führer mit, schickte ihn aber hier trotz wiederholten Warnungen zurück; den andern Tag fand man ihn auf der Höhe des Berges bis an den Kopf im Schnee versunken und todt.

Die angekündigte neue Oper: „Pasqual Bruno", vom englischen Compositeur Hatton, kommt demnächst im k. k. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore in Wien zur Aufführung, und zwar findet die erste Darstellung derselben zum Benefice des ausgezeichneten Staudigl statt.

Korrespondenz.

Stuttgart, im Febr.

Hr. Dessoir vom Hoftheater in Karlsruhe hat sein Gastspiel hier beendigt und unser früheres Urtheil über ihn hat sich festgestellt. Er ist ein Künstler, der mehr durch geistige Auffassung und Wiedergabe seiner Charaktere zu fesseln, als durch das Aufgebot physischer Mittel Beifall zu erstreben sucht. Er spielte noch in Doktor Robin den Garrik, in den Bekenntnissen den Assessor Bitter, Mortimer in Maria Stuart und Heinrich in Lorbeerbaum und Bettelstab. Doktor Rooin, von L. v. G., bietet Bruchstücke aus Garrik's Leben und ein Schauspieler wie Hr. Dessoir, mit der Kunst des Vortrags und einem ausgebildeten Mienenspiel begabt, kann sich darin schon geltend machen. Er wurde empfangen und gerufen. Die kleine, aber schwierige Rolle der Mary, die früher ohne Wirkung gegeben wurde, gewann diesesmal in den Händen der Mad. Wittmann ihre volle Bedeutung. Diese lebenvolle Schilderung von Garrik's Genialität und die Flamme ächter Begeisterung, welche den Redefluß durchglühte, zeigten deutlich, daß der Genius der Kunst ihr selber inne wohne. Den Bitter hätte Hr. Dessoir nicht spielen sollen, wenigstens nicht als Gast. Er gab gar keine Charakterzeichnung, war trocken und ließ kalt. Die ganze Vorstellung war nicht geeignet, zu erwärmen. Die Karlsruher Ztg. berichtete, „die Billets für dieselbe seyen schon Tags vorher vergriffen gewesen!“ (in Stuttgart!) und am Abend war das Haus ziemlich leer!! Maria Stuart verwischte diesen Eindruck wieder und gewährte einen nicht gewöhnlichen Genuß. Schwerlich wird eine andere Bühne eine bessere Stuart aufzuweisen haben, als Dem. Stubenrauch ist, welche die Rolle heute mit einer Vollendung durchführte, daß der stürmische Beifall in der berühmten Scene des dritten Aufzugs sich zum öfteren wiederholte und sie neuerdings begrüßte, als sie im fünften Aufzug wieder erschien. Mad. Lange (Elisabeth) und Hr. Maurer (Schrewsbury) standen ihr würdig zur Seite. Den Leicester muß Hr. Löwe fleißiger durcharbeiten; das war nicht der glatte Höfling, die Schlange unter Rosen. Es lag ihm zu sehr an der Präsentation seiner Persönlichkeit und sein, wie es schien, dem herrlichen niederländischen Gemälde „Compromiß“ entlehntes Costüme, in welchem er im Salon der Königin und auch in Fotheringhay auf der Jagd erschien, paßte weder zu seinem blonden Haar, noch kleidete es seine Gestalt überhaupt vortheilhaft. Hr. Dessoir (Mortimer) sprach die Erzählung im ersten Akt, die Bedeutendes erwarten ließ, meisterhaft und wurde nach dem dritten gerufen. Die Auffassung seines Mortimer's darin, wie kunstvoll sie auch gewesen seyn mag, hat dem Ref. nicht genügt. Hr. Dessoir ließ die sinnliche Leidenschaft zu Maria, die diesen gefährlichen Schwärmer, bei dem der Zweck die Mittel heiligt, einzig bestimmt, ihre Rettung zu versuchen, nicht frei genug ausströmen. Erschrocken und unentschlossen, statt begeistert, trat er nach der Unterredung der Königinnen mit den Worten ein: „Du hast gesiegt! Du tratst sie in den Staub! — ich bin von deinem Muth entzückt“ — und vermischte seine Gefühle dann mit einem so starken Zusatz von grübelnder Reflexion, daß man häufig einen Geistesabwesenden vor sich zu sehen glaubte. Er verfehlte damit die Wirkung keineswegs; ich räume aber dem Mortimer des Hrn. Moritz, der ihn mehr im Sinn der Dichtung zeichnet, den Vorzug ein. Hr. Wallbach (Paulet) verdient ehrender Erwähnung. Wenn für schlechte, abgeschmackte Machwerke einmal Preise in der Bühnenliteratur ausgeschrieben werden, dann melde Hr. v. Holtei mit seinem Lorbeerbaum sich schnell, es wird ihm an einem Bettelstab dafür nicht fehlen! Fade, unwahrscheinliche, peinigende Handlung, gar keine, oder welche Charakteristik der mitspielenden Figuren! und eine bei den Haaren herbei gezogene, schaurige, nur für einen Moment verblüffende Katastrophe bildet den Lichtpunkt dieses Schattengemäldes, welches hier zum ersten Mal und hoffentlich auch zum letzten Mal gegeben worden seyn wird. Mit tiefem Gemüth und erschütternder Wahrheit spielte der Gast den Heinrich, den verrückten Bettler, und nahm in dieser Abschiedsrolle glänzende Anerkennung seines Talents mit in die Heimath. Hr. Härtinger von München ist bereits als Sever in Norma und Othello aufgetreten und wird ferner noch den Raoul in den Hugenotten, den Masaniello singen; er ist den besten Tenoristen der Gegenwart beizuzählen. Eine ungemein weiche, blühende Stimme, die er bei geeigneten Stellen zu seltener Kraft zu erheben versteht und eine gute Darstellungsgabe. Man hofft auf die Anstellung dieses achtbaren Künstlers. Dem. Walter, welche seit kurzem Unterricht von Mad. Wallbach-Canzi genießt, sang die Norma diesesmal so trefflich als wir solche seit lange nicht gehört. An einem jungen Mann, Hrn. Weichelberger, der mit guten Mitteln ausgerüstet ist, hat man eine gute Acquisition gemacht. Im April ist Hr. Grunert von Hamburg zum Gastspiel erwartet. Der geehrte Chef der Hofbühne, Hr. Baron v. Taubenheim, der, zu allgemeinem Bedauern, seit längerer Zeit an einer Augenentzündung litt, ist wieder auf dem besten Weg zur Genesung.

Programm des Museums.

Freitag, den 8. März.

Symphonie von Beethoven (B dur).

Der Invalide, Gedicht von Anastasius Grün, gesprochen von Hrn. C. Schneider.

Die Trennung, Lied von Gollmick; Der Wanderer, von Tieck, componirt von E. Eliason; } gesungen von Hrn. Pischek.

Duett von Spohr, vorgetragen von Fräul. Kratky und Fräul. v. Knoll.

Der Geist der Mutter, Gedicht von Chamisso, gesprochen von Hrn. Heinrich Schneider.

Quintett von Beethoven für Clavier, Oboe, Clarinett, Fagot und Horn, vorgetragen von Mad. A. Schäfer aus Wien und den Herren Häser, Mehner, Lindner und Grimm.

„Am Baum der Menschheit drängt sich Blüth' an Blüthe“, Gedicht von Freiligrath, gesprochen von Hrn. Carl Schneider.

Thurmwächterlied von Fouque; Nacht, Gedicht von Müller; } gesungen von Hrn. Pischek.

Zum Schluß.

Abschiedssymphonie von Haydn.

Der Anfang ist um ½ 7 Uhr. — Eintrittskarten zu 1 fl. 30 kr. sind zu haben bei Hrn. Georg Krebs, Zeil, der Post gegenüber.

Mit dem Museum vom 8. März ist das Semester 1843/44 geschlossen.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 7. März. Der Barbier von Sevilla, komische Oper in 2 Abth., in welcher Hr. Hassel die Rolle des Bartholo zum 100sten Male spielt.

Samstag, 9. März. (Neu einstudirt.) Medea, große Oper in 3 Abth., von Treitschke, Musik von Cherubini.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 69. Samstag den 9. März 1844.

Florita.

Aus dem Musée français übersetzt von Luitpold Baumblatt.

(Fortsetzung.)

Vierzehn Tage nach dieser Unterredung, am Vorabend des Johannisfestes, war der ganze spanische Hof in den Gärten des Retiro versammelt. Ein großer Saal war am Rande des Wassers errichtet, und das Geländer des aus dem Stegreif zusammengesetzten Theaters war an den am Ufer liegenden Fahrzeugen befestigt. Auf der einen Seite war ein Gebüsch, das vom Meere bespült wurde; dort war die Scene angebracht. Als der Vorhang in die Höhe ging, sah man eine schwere Welle sich am Fuße der Felsen langsam brechen. Es war ein erhabener Anblick! Auf der einen Seite der hellglänzende Saal mit seinem Lichtmeer, seinen langen rothen Vorhängen, und in der Mitte der Thron, um den die kastilianischen Waffen prangten. Der König, schwarz gekleidet, saß auf demselben; ihm zur Seite die Königin, so wie sie Velasquez gemalt hat: in langem blauen Kleide, mit schönen blonden Haaren, die um die Stirne mit Rubinen befestigt waren, und den weißen übereinander liegenden Händen, die halb von einer Menge der reichsten Spitzen umhüllt waren, welche von den Armen herabfielen. Zu beiden Seiten des Throns befanden sich die Granden von Spanien, weiter unten sämmtliche Höflinge in großer Zahl. — Auf der andern Seite, gerade dem Saale gegenüber, war die halberleuchtete Scene sichtbar. Man sah ein Wäldchen, in dessen Bäumen der Wind kaum hörbar wehte, die finstere Woge und den mit düsteren Wolken überzogenen Himmel. Es war eine prachtvolle Dekoration!

Florita erschien in einem Purpurkleide und die Stirne mit einem doppelten Goldreif umschlossen. Es war Medea, die von ihren Gefährten begleitet ward. Die furchtbare Zauberin bereitete ihren Zauber vor, um die mächtigen Höllengeister zu beschwören. Die junge Sängerin fing an zu zittern, ihr geblendetes Auge senkte sich vor dieser hohen Versammlung, sie fand ihr gewohntes Publikum nicht hier, das Publikum, welches sie so sehr liebte, und eine gewisse Furcht machte ihr Herz erstarren. Es schien ihr, als wollte die Begeisterung in ihr erkalten und ihr Genie sie verlassen. Als sich aber ihr Blick auf's Orchester richtete, bemerkte sie zehn Schritte von sich entfernt den Marquis von Ribiers, und plötzlich fühlte sie ihre vereinten Kräfte wieder in ihre Seele zurückkehren, sie wurde edler, schöner und kräftiger als je, und von neuem begann sie ihren Ruf an die höllischen Geister.

Wir versuchen es weder, Calderon's Dichtung hier zu beschreiben, noch eine Schilderung von der herrlichen Musik des Don Blas Nunés zu machen, und begnügen uns mit dem Berichte, daß die hohe Versammlung in Entsetzen und Bewunderung versetzt wurde. Florita war groß, nie wurde eine Medea mit solcher Größe, Leidenschaft und Poesie vorgestellt; niemals hatte diese wilde Zärtlichkeit, diese Wuth und diese blutige Eifersucht eine bessere Darstellerin gefunden.

Man war am dritten Akte, und die Zauberin beschäftigte sich mit dem Schmucke, dessen unsichtbare Flamme ihre Nebenbuhlerin verzehren sollte. Sie war schön, saß mit finsterer und gesenkter Stirne auf dem Felsen und streckte die Hände nach dem Dreifuß aus, indem ihre Haare wild herumhingen. Der Wind schwellte ihr Purpurkleid, und das heftige Brausen des Sturmes mischte sich gewaltsam in ihre kräftige Stimme. Eine tiefe Stille herrschte im ganzen Saale, und die Zuschauer athmeten kaum, so stark war der Eindruck, den diese wilde Harmonie auf dieselben gemacht hatte.

Calderon stand hinter der letzten Coulisse und richtete einen unruhigen Blick auf den düstern Himmel, dessen schwarze Wolken von einem wüthenden Sturm zerrissen wurden. Er hörte das zerbrechliche Gerüste, welches die Scene bildete, krachen, und die Fahrzeuge, auf denen die Bretter ruhten, wurden heftig hin- und hergestoßen. Die Lichter, von Glasröhren geschützt, bewegten sich nicht, aber die Zweige der Bäume stießen mit dumpfem Getöse aneinander. Diese Auftritte erhöhten den Reiz des Stückes, und die auf festem Lande sitzenden Zuschauer wußten nicht, was auf der andern Seite für Gefahr drohte. Das Orchester übertäubte das Wüthen des Sturmes, und Niemand dachte an einen Unfall. Doch plötzlich hörte man ein furchtbares Krachen, der Wind heulte mit unaussprechlicher Wuth, der Vorhang wurde zerrissen, die Lichter erloschen und das ganze Gerüste stürzte zusammen, wie ein Kartenhaus vor dem Hauche des Knaben zusammenstürzt. — Ein lauter Schrei wurde im Saale hörbar, diesen hatte Florita noch vernommen, dann sah und hörte sie nichts mehr, sie war in's Wasser gestürzt und hielt sich an einem Brette fest, das aber bald unter der Last ihres Körpers niedersank.

„Jesus, mein Gott! meine Mutter!“ rief sie, „ach, rettet, rettet mich!“

In demselben Augenblick faßte sie ein kräftiger Arm um

den Leib, und eine Stimme rief ihr die Worte zu: „Fürchten Sie nichts, Florita! Ich werde Sie retten."

Sie klammerte sich fest an Denjenigen, der sie in seinen Armen hielt, und verlor das Bewußtseyn. Der Retter wurde mit seiner Beute zwischen zwei Schiffe getrieben, und ein einziges Zusammenstoßen derselben hätte sie beide zermalmt. Der Marquis von Ribiers vereinte alle seine Kräfte, und es gelang ihm, sich mit Florita aus einem Stücke des in's Wasser gefallenen Vorhangs, das sie ganz eingehüllt hatte, zu wirren. Das Ufer war noch zwanzig Schritte von ihm entfernt, aber um dahin zu gelangen, mußte er noch viele Hindernisse beseitigen, die ihm im Wege entgegen traten. Das Geschrei und Jammern war allgemein, vor Allen aber herrschte Calderon's Stimme hervor, die zu wiederholten Malen rief: „Florita! meine theuere Florita! Hunderttausend Realen Demjenigen, der meine Florita rettet!"

Anna Müller, umgeben von mehreren Frauen, stöhnte unverständliche Worte vor sich hin, und mit Mühe konnte sie nur zurückgehalten werden, sich der geliebten Tochter nachzustürzen.

„Zu mir her!" rief jetzt der Marquis von Ribiers, „Florita ist gerettet, hier ist sie!"

Einen Augenblick nachher brachte er sie leblos an's Ufer. Ihre Mutter eilte, so gut es ihre Kräfte erlaubten, ihr entgegen und umfaßte sie mit Schrecken- und Freudengeschrei. Als sie aber bemerkte, daß sie wieder athmete und dem Leben wiedergegeben war, brach sie in lautes Schluchzen aus.

„Meine Mutter!" waren Florita's erste Worte, die sie, nachdem sie die Augen geöffnet, mit einem tiefen Seufzer stammeln konnte. „Ach, mein Kind!" rief Anna Müller aus, „ich habe Dich schon verloren geglaubt; gesegnet sey der Retter Deines Lebens."

„Er war es!" sagte Florita, indem sie den Marquis von Ribiers gewahrte, welcher blaß und zitternd unter seinen durchnäßten Kleidern ihr zur Seite stand. Hierauf wendete sie sich zu Calderon, der neben ihr auf den Knieen lag, und dessen Wangen mit Thränen bedeckt waren, und sagte mit einem schwachen Lächeln: „Sie haben mich auch verloren geglaubt, Don Pedro?"

Der König und die Königin hatten sich mit ihrem Gefolge zurückgezogen und die Wachen hießen die Zuschauer sich entfernen. Es waren nur noch die Opfer dieses seltsamen Schiffbruchs zurück. Jason hatte einen Arm gebrochen, ein Anderer war von den Wellen verschlungen, und die übrigen Schauspieler wurden alle in einem bedauernswerthen Zustande aus dem Wasser gezogen. In der großen Verwirrung hörte man einander nicht mehr, und der in Strömen herabgießende Regen durchnäßte die armen Leute noch vollends bis auf die Haut. Calderon ließ Florita in einen Wagen bringen, um sie nach ihrer Wohnung zu führen, und gerade wollten sie abfahren, als der König sich nach ihrem Befinden erkundigen ließ, und die Königin ihr ein prachtvolles Armband schickte. Florita ließ sich in ihren Wagen heben und schloß die Augen, um über ein Glück nachzudenken, das sie noch nicht recht fassen konnte, und an dessen Wirklichkeit sie zweifelte. Es kam ihr nämlich vor, als wäre der Arm, der sie gerettet hatte, noch um ihren Leib geschlungen; sie glaubte die Worte noch zu hören: „Florita, wenn ich Dich nicht retten kann, so sterben wir zusammen!" Diese Worte, sie hatte sie wie im Traume gehört, als sie, schwach und beinahe leblos, ihre beiden Arme instinktmäßig um Ribiers Nacken geschlungen und ihren Kopf an die Brust des Mannes gelehnt hatte, den sie schon seit drei Monaten liebte, ohne es beinahe selbst zu wissen; und diese Worte, die ihrer Seele so wohl thaten, schwebten noch vor ihrer Phantasie, und sie fühlte sich glücklich, wie nie zuvor in ihrem Leben.

(Fortsetzung folgt.)

Der Verfall der Universität Zürich.

Der jetzt mit Gewalt einreißende Verfall der Universität Zürich sollte nicht als eine unbeachtete Warnungsstimme verhallen, eines Theils, um zu erkennen, durch welche Grundlagen solche Anstalten bedingt seyen; andern Theils, um nicht in arger Täuschung die deutsche akademische Stellung gegen den Ruf an ein Schatten-Institut der Schweiz dahinzugeben.

Als in den Jahren 1832 und 1833 von Zürich aus die Errichtung einer neuen Universität mit vielen schönen Worten und Verheißungen durch Deutschland verkündet wurde, erhob sich eine solche Anzahl zum Theil sehr achtbarer Bewerber, daß an den rege gemachten Hoffnungen und an dem Vertrauen auf die neue Schöpfung nicht zu zweifeln war. Aus diesem Grunde waren auch die ersten Acquisitionen der Universität gut, mitunter vortrefflich. Doch bald sollten die dahin berufenen Lehrer enttäuscht werden. Man hatte wohl allgemein vorausgesetzt, die deutschen academischen und gesellschaftlichen Zustände in analoger Weise auch in Zürich anzutreffen, und dies eben war der verderblichste Irrthum. Die Anstalt war bloß von einer damals herrschenden Partei, von den Radicalen, in das Leben gerufen worden, und war schon deßhalb von vornen herein allen Anhängern der Gegenpartei ein Gräuel und Aergerniß, denn die schweizerischen Factionen hassen sich gegenseitig, wie Hunde und Katzen. Ueberdies grollte die Aristocratie der Stadt, daß man das Chorherrenstift durch einen Staatsstreich aufgehoben hatte und die Fonds solchen luxuriösen Neuerungen zuwendete. Die Handwerker, die kleinen Krämer und die Bauern ereiferten sich, daß die Universität („Hochschual") so viel koste, daß man Fremde in ihr gelobtes Land ziehe und diese sogar besolde. Aus allen diesen Gründen war schon die erste Aufnahme in vieler Hinsicht bedenklich und unerfreulich. Z. B. einer der bedeutenderen Clubbs machte das Gesetz, keinem deutschen Professor Zutritt zu gestatten; wollten die Professoren Bücher aus der Stadtbibliothek beziehen, so mußten sie erst den Haftschein eines Bürgers beibringen; und in die dort als vornehm geltenden Familien durften ohnedies fremde Gelehrte nicht eingeführt werden. Nur die Anhänger und Häupter der radicalen Partei, die Mitglieder des meistens aus Laien zusammengesetzten Erziehungsraths und andere Beamte übernahmen den Umgang mit den Universitäts-Personen, und in der That, es ist dabei manches Maß sauren Seeweines sogar mit Vergnügen ausgestochen worden!

So löblich vielleicht die Absicht der radicalen Partei bei der Stiftung gewesen seyn mag, so ist doch ausgemacht, daß diese Partei die Schattenseiten ihres Volks nicht kannte, und die eigene eingebildete Schöpfungskraft überschätzte. Wo hätte denn eine Volks-Sympathie für die Universität herkommen

sollen, und mit welchen Kräften wollte man die feindlichen Elemente überwältigen?! Die Schweizer bewegen sich durchaus in kleinlichen Reibungen, in den Interessen einer äußerst detaillirten, bis in Vetter- und Basenschaften abgestuften Politik; was sie ihre Freiheit nennen, ist oft werthlos und lächerlich in den Augen Unbefangener; Handel, Krämerei, Wucher, Fabrication, Industrie im guten und bösen Sinne bilden die allgemein verbreiteten Berufsarten und Tendenzen; das Geistige aber, soferne es nicht sogleich Brod und Geld einbringt, das wissenschaftliche und vollends das academische Leben hat dort keinen Boden im Volkscharakter. Die wenigen Gelehrten, welche die Schweiz unter den dort Eingebornen aufweisen kann, sind in der That nur vereinzelte Erscheinungen, und im Auslande gebildet, meistens Copien deutscher Originalien, und in der Regel mehr zum Sammelfleiß, als zur produktiven, talentvollen Arbeit geneigt. Nebstdem wurzelt in den Schweizern ein verjährter Fremdenhaß, der alle Humanität und Herzlichkeit untergräbt; sein „Cantönli", und endlich sein „Oertli", wo er wohnt, ist dem Schweizer Alles, der eingeborne „Burger" ein Mann des auserwählten Volks Gottes, der Fremde — nun der Fremde, was ist er? Eine Art von Barbar, wenn auch kein rothborstiger, wie bei den Chinesen! Darum hatten die deutschen Professoren in Zürich immer eine theils gedrückte, theils langweilige Stellung, in der sie nur durch das eigens abgesonderte collegiale Zusammenleben Ersatz fanden.

Rechnet man zu diesen Uebelständen alle die ärgerlichen politischen Zerwürfnisse, die ewigen Hahnenkämpfe der Parteien, die hohle, prahlerische und höchst gemeine Presse, die eingeschrumpften Staatsmaximen, und das bei den Deutschen immer lebendiger gewordene Bewußtseyn ihrer mißlichen Lage, so wie das Verlangen, sich daraus auf gute Weise zu befreien, so ist es nicht zu verwundern, daß die Universität immer tiefer sinken mußte. Der Besuch war ohnehin immer so dünn, daß man sich scheute, die wahre Studentenzahl nur bekannt werden zu lassen. Als nun im Jahr 1839 ein Pöbelauflauf die damalige Ordnung der Dinge umstülpte und ein neues, mit Rusticität und Geistesarmuth durchschossenes Regiment die Oberhand erhielt, erschütterten mancherlei Stürme die Universität, und ihr allmähliges Absterben schien entschieden zu seyn. Von dieser Zeit an begannen die deutschen Professoren die Universität zu verlassen, nämlich: v. Löw, Germanist, nun in Usingen, Schönlein, Cliniker, nun in Berlin, Arnold, Anatom, nun in Freiburg, und dessen Bruder, nun in Heidelberg, Sell, Romanist, nun in Gießen, Sartorius, Processualist, nun in Heidelberg, endlich Pfeufer, Cliniker, und Henle, Anatom, nach Heidelberg berufen, und Keller, Romanist, ein geborner Zürcher, nach Halle berufen. Nun sollen auch Hitzig, Orientalist, und Löwig, Chemiker, ausgeschieden seyn. Es wäre nur zu wünschen, daß noch die Uebrigen, Oken, Bobrik, Sauppe u. s. w. Gelegenheit fänden, ein Gleiches zu thun. Aber Eine große Lehre geht aus den Schicksalen der Universitäten von Zürich, wie von Athen, und selbst von Dorpat hervor, nämlich die, daß der wahre Boden für Universitäten außerhalb Deutschlands und fern vom deutschen Sinn nicht wiederzufinden ist.

Mannichfaltigkeiten.

(Wien.) Das nächste neue Stück im k. k. Hoftheater nächst der Burg wird Ponsard's „Lucrezia" seyn. Dasselbe erscheint in einer vortrefflichen metrischen Bearbeitung unseres hochbeliebten Dichters Gabriel Seidl.

(Abnahme des Virtuosenwesens.) Man liest in der „Wien. Theaterztg.": Döhler war auf seiner Reise nach Paris in Lyon und machte in Privatzirkeln Glück, doch ein öffentliches Konzert brachte er nicht zu Stande. Das Virtuosenwesen hat das größere Publikum allenthalben ermüdet; engere Kreise sind das eigentliche Feld von Klavierspielern. Mit Lißt hat diese Mode ihren höchsten Punkt erreicht; jetzt geht's bergab, und selbst die Leistungen, welche vor einigen Jahren noch einen allgemeinen Sturm von Enthusiasmus erregt hätten, lassen kalt. Das ist das Loos der Ueberschätzung des Technischen in der Kunst: nur der Geist ist ewig in seinen Manifestationen, aber wie wenig geistigen Gehalt findet man bei den meisten musikalischen Seiltänzern!

Noch in keinem Jahr soll die Bernsteinfischerei an der Ostseeküste so ergiebig gewesen seyn, als in diesem. Die heftigen Stürme, welche im December wehten, haben einen reichen Schatz von Bernstein aus dem Meeresgrund aufgewühlt und an die Küste geführt. Das preußische Dorf Kahlberg hat allein in wenigen Wochen für 20,000 Thaler Bernstein gefischt.

Wieder eine neue Aussicht: fahrende Kirchen. In Nordamerika hat man eine Kirche gebaut, die auf der Eisenbahn von einem Ort zum andern gefahren wird, an jeder Station läßt der an der Kirche angestellte Geistliche läuten, die Leute kommen herbei, hören eine Predigt und gehen dann wieder nach Hause. Der Geistliche fährt dann mit seiner Kirche weiter und verkündet das Evangelium auf der nächsten Station.

(Leipzig, 4. März.) Die dritte, sehr stark besuchte Vorstellung des auch hier gut aufgenommenen Lustspiels „Zopf und Schwert" erhielt gestern durch die zufällige persönliche Anwesenheit des auf der Durchreise hier befindlichen Verfassers ein besonderes Interesse. Nach dem vierten Acte wurde Hr. Gutzkow so lange gerufen, bis er selbst erschien. Am Schluß, als nach dem Hervorruf Aller der Dichter nochmals begehrt wurde, erschien Hr. Reger und dankte statt des Gerufenen für die wohlwollende Auszeichnung.

(München, 5. März.) Ueber den Guß des Göthedenkmals und Stiglmayers Hinscheiden erhalten wir folgenden nähern Bericht v. 3. d., den wir unsern Lesern mitzutheilen uns beeilen: „In den Räumen der hiesigen k. Erzgießerei kam es gestern zu dem seit längerer Zeit vorbereiteten und wegen großer Dimension sowohl, als sonstigen mannichfachen Schwierigkeiten der Form, nicht ohne Bangen der Sachverständigen vorschreitenden Gusse von Göthe's Denkmal; bekanntlich ist dasselbe nach Frankfurt bestimmt und wurde das Modell hiezu von Meister Schwanthaler in genialster Weise ausgeführt. Es war Morgens um 11 Uhr, als das Metall für flüssig genug erkannt wurde; eine nicht geringe Zahl von Notabilitäten unserer Stadt, Künstler und Kunstfreunde und

viele Verehrer Göthe's hatten das Gußhaus gefüllt; rege Thätigkeit überall; von geschickter Hand ward der Zapfen ausgestoßen; eine blendende Feuersäule, zischend und sprühend, doch sonst in schönster Ruhe strömte die wasserflüssige Masse in die harrende Form; dumpfes Tönen in der Tiefe — banges Herzklopfen allenthalben. Plötzlich zischt das Erz durch die berstenden Röhren; ein allgemeines Hurrah erschallt, drei Mal sich wiederholend, preisend unsers hehren Königs machtvoll Wirken, des großen Dichters und seines kühnen Bildners Lob verkündend und im hochbegeisterten Rufe aus fühlendem Herzen Gottes schützende Allmacht anerkennend. Der Guß scheint wundervoll gelungen; eine seltene Ruhe und Gleißmäßigkeit des Flusses berechtigt zu den schönsten Erwartungen; aus tiefer Grube wird, wie Sternenlicht auftaucht aus dem dunklen Azur des nächtlichen Himmels, des großen Dichters Bild sich heben, der Sonne Glanz wie seinen Namen wiederstrahlend, um an seinem Bestimmungsorte, an des Dichters heimathlichem Herde für dessen Verehrer, zu Tausenden geschaart, ersehntes Ziel und Gegenstand hoher Bewunderung zu seyn. Noch mehr erhöht war aber die allgemeine Theilnahme durch die gleichzeitige traurige Nachricht von dem bedenklichen Zustande Stiglmayer's; manch feuchtes Auge sah ich, stumm und trübe reihten sich die Arbeiter um das vollendete Werk; der Meister fehlte unter ihnen; auf meine Frage nach ihm und seinem Befinden erfuhr ich, er liege, nachdem er seit fast zwei Jahren an einem Magenübel schwer leidend, doch immer noch Hoffnung der Besserung gegeben, nun rettungslos und seinem Verscheiden nahe darnieder. Mit dem Biedermanne sonst wohl bekannt, bekam ich von den Seinigen den Bescheid, er habe noch bei voller Besinnung und mit regstem Interesse die Kunde von dem gelungenen Gusse vernommen. Heute erfuhr ich, daß er nur einige Stunden später, des Abends gegen 9 Uhr, im Kreise seiner Familie sein schönes Leben ruhig, wie seine Seele war, geendet. Ein doppelt merkwürdiger Tag in den Annalen der Erzgießerei!

Korrespondenz.

Schlitz, 29. Febr.

Ein Korrespondenzartikel in der Beilage des Frankf. Journals, Nro. 54, vom 17. Febr., will die Wirklichkeit des Nothstandes hiesiger Spinnerei und Weberei in Abrede stellen und erklärt eine Schilderung derselben in der „Hess. Ztg." vom 14. Febr. für übertrieben und ihren Verfasser für falsch unterrichtet. Ihr Zustand, sagt er, sey durch die Bemühungen unserer soliden Fabrikanten nach wie vor zufriedenstellend, und die gedrückte Lage der Weber würde aufhören, wenn sie die Kartoffel in ihrer natürlichen Beschaffenheit und nicht zu Spiritus gebrannt genössen und den Chausseehammer in die Hand nehmen könnten. — Jener Artikel in der Hess. Ztg., der mit vielen andern, denselben Gegenstand betreffenden in andern Blättern, namentlich mit einem in dem Beiblatt zur Kass. Allg. Ztg., Nro. 6 d. J., übereinstimmt, beruht auf eigner langjähriger Anschauung und Erfahrung, von deren Richtigkeit sich Jeder, der für fremdes Wohl und Wehe, und für die arbeitende Klasse insbesondere, ein warmes Gefühl im Busen trägt, tagtäglich bei uns überzeugen kann. Seine Motive sind so klar und uneigennützig, daß, wer ihn ganz gelesen und beherzigt hat, nur von Vorurtheil und eignem Interesse verblendet seyn kann, wenn er die Nothwendigkeit einer dringenden Aufhülfe unserer Linnenindustrie läugnen wollte. Der Korrespondent in Nro. 54 dieses Blattes klopfe nur an der ersten besten Weberwohnung an, setze sich mit dem armen Leinweber, mit der Spinnerin zu Tische, blicke in ihre Kasse, auf ihre Kleidung, ihr Hausgeräth, begleite den gebeugten Hausvater zu den Bedrückungen so mancher Fabrikanten, welche zugleich mit Lebensbedürfnissen handeln, frage bei Jedem nach, der etwas an ihn zu fordern hat, und er müßte das Alles vornehm ignoriren, wenn er immer noch von einem befriedigenden Zustande unserer Linnenindustrie fabeln wollte. Er fühle nur unsere sogenannten Leinenzeuge von englischem Maschinengarn an, frage jeden ehrlichen Weber darüber und er wird gestehen müssen, daß es nicht anders kommen konnte, als daß unsere Flachsproduction entwerthet wird, unsere Linnen in Mißkredit kommen. Auf das Alles, zu dessen Beobachtung nur ein gesundes Auge und unbefangenes Urtheil gehört, geht freilich der genannte Korrespondent nicht ein; es genügt ihm, Thatsachen schlechthin zu läugnen und durch ein vages Raisonnement über Kartoffeln und Chausseen, Immoralität und Arbeitsscheu seinen Behauptungen den Schein der Wahrscheinlichkeit beizulegen. Daß demnach die Gefahr einer erzgebirgischen, d. h. der Aufhülfe bedürftigen, großen Noth für die Weber nicht ferne sey, sofern sich nicht ihre Lage bessert, welche hier wie überall, im Zollverein, in Belgien und selbst in England, gleich bedrängt ist, ist klar und geht namentlich aus den stets steigenden Ansprüchen an Armenkassen und Privatwohlthätigkeit hervor. Ob der Bau einer kaum noch 800 Schritte langen Strecke der Vicinalstraße nach dem Dorfe Salzschlirf der hiesigen Weberei aufhelfen möchte und ob der geringe Landbesitz in hiesiger Gemarkung, welcher nach Abzug des Güterbesitzes des Standesherrn, der Geistlichen und milden Stiftungen den eigentlichen Webern übrig bleibt, eine genügende Entschädigung für das Stocken der Spinnerei und Weberei sey, dürfte der Verfasser der fraglichen Korrespondenz bei näherer ruhiger Erwägung selbst bezweifeln. Landbau gehört ohnedies nicht für den eigentlichen Weber von Profession und dessen Betreibung ist nur ein sicheres Zeichen, daß es mit seinem Gewerbe schlecht steht. Ein paar Beete Landes mit Kartoffeln zu bebauen, ist sicher kein Mittel, der einreißenden Armuth der zahlreichen Klasse unserer Spinner und Weber in Stadt und Land gründlich zu begegnen. Ausschließliches und lohnendes Betreiben ihres Gewerbes und kräftige Maßregeln, wie sie seit längerer Zeit Belgien in Flandern angeordnet hat, reichen vielmehr einzig und allein aus, derselben auf die Dauer gründlich abzuhelfen. Deutschland, und insbesondere unser Hessen, hat in letzterer Hinsicht, will es nicht der britischen Maschinenkraft erliegen und den Bemühungen der Belgier nachstehen, um so mehr noch zu thun, als es auch im Flachsbau gegen Belgien weit zurück ist und hier von der Wurzel an kräftig geholfen werden muß. Alle anderen äußeren Mittel gegen die unläugbare Noth unserer Weber sind nur armselige Palliative gegen den Verfall des Flachsbaues und der Handweberei unseres Vaterlandes. — Soviel ein- für allemal für die auswärtigen Leser dieses Blattes, denen keine Thatsachen zu Gebote stehen, den genannten Artikel vom 17. Febr. und seine günstigen Nachrichten zu würdigen.

Museum.

Durch plötzliche Unpäßlichkeit abgehalten, kann Mad. Schäfer aus Wien bei dem angekündigten Quintett von Beethoven nicht mitwirken; Hr. Kapellmeister Guhr wird die Gefälligkeit haben, sie zu ersetzen.

Theater-Anzeige.

Samstag, 9. März. (Neu einstudirt): Medea, große Oper in 3 Abth., von Treitschke, Musik von Cherubini.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 70. Sonntag, den 10. März 1844.

Florita.

Aus dem Musée français übersetzt von Luitpold Baumblatt.

(Fortsetzung.)

V.

Am andern Morgen stellte sich Calderon de la Barca bei dem Marquis von Ribiers ein, um ihm im Namen Florita's und ihrer Mutter zu danken. Der Marquis antwortete, daß ihn Viele um das ihm zu Theil gewordene Glück, sein Leben an das der schönen Florita gesetzt zu haben, beneidet hätten, und bat um die Gunst, ihr noch denselben Abend einen Besuch abstatten zu dürfen. „Denn," fügte er ungezwungen hinzu, „wer weiß, ob ich morgen noch in Madrid seyn werde? Jeder Augenblick kann meine Zurückberufung nach Frankreich bringen."

Diese letzten Worte beruhigten Calderon sehr, denn nicht gerne, ja mit verborgener Eifersucht, hätte er es gesehen, wenn der Marquis oder sonst Jemand freien Zutritt in einem Hause erlangt hätte, wo bisher er allein gut aufgenommen und gerne gesehen war. Freundlich sagte er daher zu dem Marquis: „wenn Sie es erlauben, werde ich Sie heute Abend abholen, und wir werden unsern Besuch gemeinschaftlich machen."

Niemals in ihrem Leben, weder bei ihrem ersten Auftreten, noch als sie vor dem spanischen Hofe sang, war Florita so tief erschüttert, als in dem Augenblick, wo sie den Marquis von Ribiers bei sich eintreten sah. Als er sich ihr nahte und mit einer ihr nicht mehr fremden Stimme einige in der großen Welt üblichen Worte an sie richtete, die sie schon oft gehört hatte, schien es ihr, als hätten dieselben einen ganz andern Sinn; sie kamen ihr vollkommener vor, sie fand eine größere Bedeutung darin, sie erblaßte, und konnte nur durch eine stumme Gebärde danken. Der Marquis war mit einem feinen Geiste geschmückt und besaß jenen Anstand des großen gebildeten Mannes, der sich leicht in jede Lage zu fügen weiß, und sowohl die Langeweile, als das etwa vorherrschende Vorurtheil einer allzulebhaften Seele geschickt zu bemänteln versteht. Er war munter, geistreich und lebhaft, während die arme Florita, kämpfend mit ihrer innern Bewegung und erschrocken über ihre Bestürzung, zerstreut und still dasaß. Sie fühlte zu lebhaft, als daß sie hätte antworten können. Zudem fürchtete sie auch, daß ihre Worte und der Ton ihrer bewegten Stimme sie verrathen möchten. Glücklicherweise bot sich ihr ein Mittel dar, wodurch sie, ohne ihre Gefühle zu verrathen, dieselben unter dem Deckmantel der Kunst offenbaren konnte. Als nämlich der Marquis, nachdem er von dem gestrigen Vorfall gesprochen, sich besorgt erkundigte, ob ihre Stimme nicht gelitten habe, stand sie lächelnd auf, öffnete das Klavier, und statt jeder Antwort improvisirte sie einen jener lieblichen Gesänge, welche Calderon mit den Gesängen der Seraphinen verglich. Genie und Herz hatten ihn ihr eingeflößt; die Unruhe ihrer Seele gab ihrer Stimme einen unaussprechlichen Wohlklang, sie wagte es, ihre Freude, Zärtlichkeit und Leidenschaft auszudrücken; sie sang, wie sie noch nie gesungen hatte, und Calderon selbst glaubte sie zum ersten Mal zu hören. Dieser Abend war vielleicht für sie der schönste ihres Lebens, und unter den Blicken Desjenigen, den sie liebte, fühlte sie erst die ganze Größe, die ganze Erhabenheit ihres Talentes, das ganze Glück, schön zu seyn und angebetet zu werden.

Der Marquis hörte ihr aufmerksam zu; seine Stirne ruhte auf seiner Hand, und seine Augen waren halb von seinen großen Augenbraunen überschattet, durch welche sich sein Blick brach. Er zollte ihr dieselbe Bewunderung, wie im Theater, nur bemerkte Florita, daß er seine Hand krampfhaft auf sein Herz drückte, gleichsam als wollte er dessen heftigen Schlägen Einhalt gebieten, und sie hörte die Seufzer, die seiner gepreßten Brust entstiegen. Als sie vollendet hatte, fühlte sie sich sehr ermattet und erschöpft von ihrer eigenen Gemüthsbewegung; sie ließ ihre Hände herabsinken und heftete ihre Blicke auf das Klavier.

„Was ist Dir, mein Kind?" fragte Anna Müller besorgt, indem sie die feuchte und kalte Stirne ihrer Tochter berührte, „Jesus! Du wirst blaß."

„Es ist nichts, liebe Mutter! Ich bin zufrieden und glücklich," antwortete sie, indem sie die Hand der guten Mutter auf ihr Gesicht drückte, „Du hörtest ja, daß ich meine Stimme nicht verloren habe."

Als Florita plötzlich bemerkte, daß es spät ward, und zu fürchten anfing, der Marquis möchte sie bald verlassen, richtete sie sich ausschließlich an denselben, und begann eine Unterhaltung mit ihm, die sich sehr in die Länge zu ziehen schien. Sie fragte ihn nach seinen Reisen, nach seinem Vaterlande, und benahm sich recht kindisch-bewundernd über Alles, was er ihr erzählte. Florita besaß viel natürlichen Verstand, aber dieser war nicht ausgebildet; sie kannte nichts als ihre Kunst, und war im Uebrigen unwissend, wie jede Spanierin. Calderon hätte diesen Geist wohl bilden können, er hätte sich Florita's

Erziehung mehr angelegen seyn lassen — aber er hatte nie daran gedacht, und der Dichter sich nur der Künstlerin angenommen. Der Marquis, mit seinem hervorstechenden Geiste und seiner Menschenkenntniß, sprach erst zum Verstande Florita's, ehe er ihr Herz anredete. Sie gewahrte bald ihre Unwissenheit, und fühlte sich beschämt darüber.

„Ich möchte auch reisen," sagte sie treuherzig; „ich möchte sehen und lernen. Bisher hat es mir geschienen, als wäre die ganze Welt in der Stadt Madrid eingeschlossen, und ich dachte nicht anders, als außer unserm Spanien gäbe es nur wilde Länder. Aber nun sehe ich ein, daß Frankrich doch auch ein schönes Land seyn muß."

„Sie müssen es ein Mal besuchen," antwortete der Marquis. „Die großen Talente erwerben dort leicht das Bürgerrecht, der Hof und die Stadt werden Ihnen huldigen, unsere Dichter werden Sie besingen, und vom Palais-Cardinal aus werden Sie als die erste Sängerin der ganzen Welt bekannt gemacht werden."

„Ja, das wäre ein schöner Triumph!" sagte Calderon mit einem erzwungenen Lächeln. „Unterdessen, Herr Marquis!" fuhr er, sich an diesen wendend, fort, „werden Sie die Gefälligkeit haben, Florita's Ruf in Ihrem Vaterlande bekannt zu machen. Ich hoffe, daß Sie sie vor Ihrer Abreise noch in der ganzen Rolle der Medea hören werden."

„Sie wollen abreisen, mein Herr?" fragte Florita tief erschüttert.

„Vielleicht in einem Monat, vielleicht erst in einem Jahre, es hängt von mir ab," antwortete er.

„Ich glaubte, daß ein Befehl, den Sie täglich erwarten, Sie bald zurückrufen würde?" fragte Calderon trocken.

„Ganz richtig, dieser Befehl kann eintreffen," antwortete der Marquis, indem er Florita prüfend ansah, „aber ich bin nicht gezwungen, diesem Rufe zu folgen, und ich kann noch ein ganzes Jahr in Spanien zubringen."

Das junge Mädchen senkte die Augen, legte die Hände ineinander und sagte vor sich hin: „ich werde auch bald nach Frankreich kommen!"

(Fortsetzung folgt.)

Das Leben in Moskau.

Unter diesem Titel theilt Herr J. Altmann in den „Berl. Nachr." eine Reihe von Skizzen aus dem Leben in Moskau mit, welche mit lebendigen Farben gemalt und anziehend gehalten sind und denen wir nachstehend einige Fragmente entnehmen. Der Verfasser leitet seine Schilderungen mit folgenden Worten ein:

Moskau, die altehrwürdige, ruhmvolle, heilige Stadt; die Centrale des russischen Handels nicht nur, sondern auch der russischen Nationalität, in der sich russisches Leben und Seyn am reinsten und ungetrübtesten abspiegelt; die alte Kremlstadt, jene Wunderstadt orientalischer Pracht und Größe, die der feiernde Mund des Russen nach dem Glanze der Häuser, nach der Schaar der Kuppeln Bjelokámennaja, Slatogláwaja (die weißsteinerne, goldhäuptige) nennt; Moskau, jene Weltstadt der Zaren, die alte Capitale des Reichs und die eigentliche Glanzstätte und Heldenbühne aller historischen Verwickelungen; um deren Besitz einst Russen, Mongolen, Tataren, Polen, Franzosen sich wechselnd stritten; jene Phönixstadt, die, was sie war, immer wieder ward und wird, die das Schwert vernichtete, die Pest verödete, die Flamme verzehrte, und die aus allen Stürmen der Zeit dennoch stets mit fleckenlos bewahrter Nationalität hervorging; Moskau, die Stadt aller jenen schroffen Kontraste, die nun in nächster Zeit ihr 700jähriges Bestehen feiert, verdient sicher vor vielen andern Städten, die im ruhigen, ebenmäßigen, ermüdenden Fortschritt nicht der Zeit trotziges Recht erfuhren, nichts erlebten, nichts erlitten, — eine feiernde, ehrende Anerkennung. Um so feuriger soll ihr diese Anerkennung von einem ihrer früheren glücklichen Bewohner gespendet seyn, als derselbe heut noch, wie einst, da er ihren Kreml vor nahe sechs Jahren zum ersten Male begrüßte, mit derselben Bewunderung für jene prächtige, seltene Stadt erfüllt ist, und seine Bewunderung nie in jenen Tagen, da er ihr gehörte, durch irgend ein Bedenken geschwächt und getrübt worden war.

Hierauf folgen Beschreibungen von Oertlichkeiten und Ansichten der Stadt und allgemeine Betrachtungen über den Nationalcharakter, worauf der Verfasser zu einer Darlegung des Lebens und Treibens der verschiedenen Stände übergeht und also fortfährt:

Moskau ist im Ganzen, wie das bei allen russischen Städten der Fall ist, seinen Ständen nach streng geschieden, scharf abgegränzt, nur zwischen Hoch und Niedrig, Fürsten und Volk getheilt. Kein Verkehr, keine Berührung findet zwischen beiden statt. Ja selbst die Aristokratie sondert sich wieder in hohe und niedere. Obwohl sich in Rußland mehr als irgendwo Erb- und Verdienstadel im Allgemeinen das Gleichgewicht halten, und manches Grafen und Fürsten Familie in ihren Großvätern, ja selbst in ihren Vätern noch keine Ahnen zählte: so muß dann doch ein besonders gewichtiger Staatsdienst, ein hoher Militärrang, oder prunkender Reichthum die fehlende Bojarenschaft ersetzen. Die Gewohnheit ist eine mächtige Gebieterin in Moskau; wer je einmal Haus gemacht hat, der ist in Anerkennung bei den Hohen, und sollte er selbst jenseit der Moskwa seinen Palast haben. Moskwarétschki (gleichsam Ueberflüssige, die über dem Flusse wohnen) ist ein Spottname im Munde des hohen Adels für den geringeren. Jener sondert sich bei jeder Feier ab: in der Assemblee, auf Concerten, in der Gesellschaft; dicht bei einander gedrängt, Kopf an Kopf, dem Ersticken fast preisgegeben, weichen die stolzen Bojarensöhne und Töchter nicht von ihrem Platze; zur Linken in der Ecke, wenn man in die Sobrania (Assemblee) tritt, halten sie Stand. Ihnen gegenüber, in der andern Ecke der linken Seite, schaaren sich die Reihen des niedern Adels auf, nach einem Gruß, einem Worte von drüben haschend, mit halber Scheu und ganzem Neide die Blicke nach den bevorzugten Kindern des Glückes wendend. Sie müssen für sich die Quadrille tanzen: denn keine Aufforderung wird ihnen von den Bojaren, die, wie Antipoden, sie, die Unbekannten, Namenlosen, fliehen. Aber noch Unbekanntere, noch Namenlosere gibt es, drüben zur Rechten, beiden Klassen des Adels gegenüber; zwar in Purpur und Seide gehüllt, und aufgeputzt mit Diademen und Turbanen, lange kostbare Federn auf dem Haupte wiegend; zwar strotzend von Perlen, Brillantgehängen und Goldschmuck aller Art, stehen sie da, unangesehen, unbeachtet, ungesucht, ein nach Anerkennung ringendes, nie Anerkennung findendes, ein dunke-

les, ruhmloses, sich im Leben schon überlebendes Geschlecht, die ich meine: die reichen Kaufleute sind es, gewissermaßen eine Mittelklasse bildend zwischen höchstem und niedrigstem Rang, zwischen Fürsten und Bauern, doch auch das nur vermöge des erworbenen Reichthums, jene Kaufleute erster Gilde, die durch eben diesen Reichthum und die verschwenderische Pracht, die sie bei den Großen sehen — zu der auch sie die Mittel haben — längst abgekommen sind von der patriarchalischen Einfachheit ihrer Väter; sich zum Theil ihres Standes schämen, und nur noch Handel treiben, halb aus Gewohnheit, halb um des Gewinnes willen, um noch neue Schätze zu häufen; die, jenen Großen nachahmend, ihre Thüren gern auch aufthun und ihre Salons anfüllen möchten mit der Elite der Gesellschaft — die aber nur ihres Gleichen eintreten sehen: Kaufleute erster Gilde, wie sie, reiche, stolze, mißmuthige Kaufleute mit ihren prunksüchtigen, geschminkten Frauen, mit ihren überbildeten, klugredenden Töchtern, mit ihren geschwätzigen, Dandyartigen Söhnen, im neumodischen Frack, statt des Kaftans, mit steifer, atlassener Binde, statt des bloßen, offenen Halses, mit glattrasirtem Gesichte statt des um Wange und Kinn gezogenen Bartes, mit hoher aufgedrehter Tolle statt des kurz abgeschorenen, dicht an die Stirn anschließenden Haupthaares.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Walter Scott's Denkmal.) Zu dem Denkmale Walter Scotts in Edinburg fehlen noch 3000 Pfd. St. In der letzten Versammlung der Errichtungs-Commission wurden auf der Stelle 500 Pfd. St. unterzeichnet. Das Denkmal wird 183 englische Fuß hoch; oben wird das Standbild des großen Romandichters prangen.

Man liest in der Agramer „Luna“: Der österreichische Banquier Geymüller soll in Amerika ungeheuer reich geworden und in Folge dessen gesonnen seyn, seine sämmtlichen Schulden zu bezahlen.

(Statistik der ungarischen Literatur.) Im vergangenen Jahre 1843 sind, so viel sich's ausmitteln läßt, im vereinigten Ungarn und Siebenbürgen mit Ausnahme der Zeitungen insgesammt 241 Werke, darunter einige in mehreren Heften oder Bänden, aus der Presse hervorgegangen.

Das neue in Paris erfundene Instrument, Melophon genannt, findet nun auch in Deutschland seine Verehrer, und wird von den Musikliebhabern zur Pianoforte- und Guitarre-Begleitung benützt werden, und dieses um so mehr, als es insbesondere die Clarinette, Oboe, das Bassethorn und Violoncello sehr schön nachahmt. Hr. Dessane, Melophonist der königl. Akademie der Musik zu Paris, hat sich im Laufe des Winters in Frankfurt a. M., Darmstadt, Coblenz und mehreren kleinen Städten damit hören lassen, und überall hat man die Vorzüge dieses Instruments anerkannt.

(Darmstadt, 7. März.) Hr. Braunhofer aus Mannheim, dessen Gastspiel auf hiesiger Bühne bereits in der Didaskalia besprochen worden ist, trat gestern, obwohl der Cyclus seiner Gastrollen schon geschlossen war, noch ein Mal als Zrini auf, in welcher Rolle wir ihn schon früher gesehen haben. Auch dies Mal ärntete der geschätzte Künstler ungetheilten Beifall; und wenn auch das Gerücht, daß er für unsere Bühne gewonnen sey, zur Zeit noch einer Bestätigung bedarf, so hat doch das Publikum sein nochmaliges Auftreten als ein günstiges Zeichen angenommen, und wird es jedenfalls der Intendance Dank wissen, daß sie dem Künstler noch ein Mal Gelegenheit gab, sich in einer seiner wirksamsten Rollen darzustellen.

(Langenbrunn, badischen Amts Stetten, 1. März.) In Folge der Ueberschwemmung der Donau mußte J. Wahl von hier sein Vieh in einen andern Stall flüchten, wobei er von den Wellen des wild empörten Stromes fortgerissen wurde. Seine Ehefrau wollte ihn retten und stürzte ihm nach in die Fluth, von der sie sogleich verschlungen wurde. Damian Sieger von hier, Augenzeuge dieser Unglücksscene, eilte den Verunglückten mit eigener Aufopferung zu Hülfe und rettete den Mann; die Frau aber fand, ein Opfer ehelicher Liebe, den Tod in den Wellen.

Chronologisch geordnete musikalische Academie des Hrn. Kapellmeister Guhr.

Eine solche, ähnlich den früheren, die immer mit so vielem Interesse aufgenommen wurden, wird künftigen Freitag den 15. März im Saale des Weidenbusches statt finden und verspricht uns vielseitige Genüsse zu bereiten. Der Charakter dieser chronologischen Konzerte ist von den üblichen natürlich ganz verschieden. In diesen streiten brillantes Virtuosenthum, kühne Technik und Modecompositionen um flüchtiges Erstaunen. Sie führen uns meistens die Ergebnisse einer überspannten und selbstsüchtigen Kunstrichtung vor. In jenen perlt uns aus den Quellen reiner Begeisterung Vieles des Besten entgegen, was in hervorstechenden Zeitperioden Merkwürdiges und Klassisches geschaffen wurde, und wir haben darin gleichsam eine tabellarische Uebersicht von dem Entwickelungsgang verschiedener Abschnitte in der Musik. Daß bei der schwierigen Wahl und Anordnung solcher Konzerte Verstand, Herz und Ohr gleichzeitig beschäftigt und der Laie wie der Eingeweihte, mit einem Wort, daß das große Publikum befriedigt werde, dafür bürgt uns der Geschmack und die Intelligenz des Hrn. Guhr. Ohne dem Programm vorgreifen zu wollen, möchten wir nur darauf aufmerksam machen, daß das diesmalige Konzert weniger nach den Schulen, als nach den Zeitabschnitten eingetheilt ist, daß mit der eigentlichen Umwandlung und Veredlung der Oper, also mit Christoph Gluck (geboren 1714) begonnen und mit dem musikalischen Revolutionär, mit Hector Berlioz, sehr beziehend und, wie uns bedünken möchte, etwas ironisch geschlossen werden soll. Die Componisten, welche in der Mitte dieser beiden heterogenen Endpunkte Gluck und Berlioz liegen und uns in dem bevorstehenden Konzert vorgeführt werden, sind: Paisiello, Zingarelli, Cimarosa, Gretry, Mehul, Salieri, Dittersdorf, Mozart, Bojeldieu, Cherubini, Beethoven, Weber, Spohr, Rossini, Auber und Meyerbeer. Besonderes hervorragendes Interesse dürfte uns das Final aus Uthal von Mehul (Hymne an den Schlaf) gewähren, in welcher Composition statt des gewöhnlichen Quartetts nur Bratschen (Altviolen) herrschen, welche dem Ganzen einen eigenen dämmerigen Charakter verleihen; ferner die Gelegenheit des Vergleiches zwischen den beiden Spiegelscenen aus Gretry's und Spohr's Zemire und Azor. (Erstere Oper ohngefähr im Jahr 1771, letztere 1824 componirt.)

Korrespondenz.

Weimar, im Febr.

Keine Stadt von gleichem Umfange kann in öffentlichen Blättern öfter genannt werden, als Weimar. Fast für jede deutsche Zeitung ist hier der Sitz eines Korrespondenten, woher es auch kommt, daß von hier aus oft lange Schilderungen über unbedeutende Vorfälle die Runde durch die Welt machen. Aber nicht nur die politischen Blätter, sondern auch die belletristischen enthalten nicht selten sich durch mehrere Nummern hindurchwindende Berichte über hiesige socielle und andere Zustände, wobei es nicht fehlen kann, daß ihre Verfasser, um sie recht pikant zu machen, absichtlich die Gränzen der Wahrheit überschreiten und Personen und Zustände auf eine unangenehme Weise berühren, ja oft verletzen. In diesem Falle befindet sich auch unser Theater. Steht dieses Institut nicht mehr auf jener Höhe geistiger Bildung, die es zur Zeit Schiller's und Göthe's einnahm, so kann dies durchaus kein Vorwurf für dessen jetzige Leitung, noch seine Mitglieder seyn, sondern der Grund dieser Veränderung dürfte vielmehr in der Zeit und der Richtung zu suchen seyn, welche die neueren Theaterdichter eingeschlagen haben. Der Schauspieler ist, als solcher betrachtet, immer nur ein reproducirender Künstler, welcher das Geschaffene wiedergibt und zur lebendigen Anschauung bringt. Löf't er diese Aufgabe mit Geschick, ohne daß das gewählte Stück den Beifall des Publikums gewinnt, so liegt der Grund weder an dem darstellenden Personal, noch an der Leitung des Ganzen, sondern meist an der Dichtung oder an der Stimmung des Publikums selbst. So könnten wir mehr als ein Beispiel anführen, daß ein Schauspiel in der einen Stadt außerordentlich gefiel, während dasselbe in einer andern gerade das Gegentheil hervorbrachte, ungeachtet die Auffassung der Charaktere und das Zusammenwirken der Künstler nichts zu wünschen übrig lassen konnte. Ist das hiesige Theater auch nicht frei zu sprechen von allen Mängeln, so behauptet es doch in der Bühnenwelt einen Rang und einen Ruf, den jene oft geist- und witzlosen Beurtheiler nicht im mindesten zu untergraben vermögen. Die Umsicht und die rastlose Thätigkeit des Hofmarschalls v. Spiegel als Intendant ist zu bekannt, als daß darüber noch ein Wort gesagt zu werden brauchte; eben so musterhaft ist die Leitung der beiden Regisseure Dürand und Genast, die in ihrer zum Theil sehr schwierigen Stellung durch unparteiisches Handeln und bewährten Kunstsinn sich auszeichnen. Die größtentheils auf Lebenszeit engagirten Mitglieder sind Künstler von Ruf, denen Gewandtheit und gluckliche Auffassungsgabe eigen sind und die sich der ungetheilten Gunst des Publikums zu erfreuen haben. Opern und Schauspiele sind gleich gut besetzt und auch in Bezug auf Räumlichkeit, Decorationen und Costüme's kann unsere Bühne mit jeder andern in die Schranken treten. Uebrigens erfreut sich dieses Institut noch zahlreicher Besuche berühmter Künstler und Künstlerinnen, welche zeitweise hier gastiren. Dabei erinnern wir vorerst an Mad. Schröder-Devrient. Ueberdies gastirte im Laufe dieses Jahres noch Hr. Eberius vom Hoftheater in Bernburg als Tonio in „Marie, die Tochter des Regiments", als Johann in „Johann von Paris" und als Georg Brown in „die weiße Dame" und erntete den Beifall des Publikums in reichem Maße. Auch Fräul. Franke, Tochter des hiesigen Polizei-Secretärs, versuchte sich in der theatralischen Kunst, indem sie als Thekla in Schiller's Piccolomini debütirte. Obschon diese junge Dame nicht ohne natürliche Anlage zu seyn scheint, so sind wir doch im Zweifel, ob wir ihr, wenn sie sich völlig diesem Berufe hingeben wollte, bei den jetzigen großen Anforderungen ein günstiges Prognostikon stellen dürfen. Jedenfalls könnte dies erst mit einiger Sicherheit nach mehrmaligem Auftreten geschehen, da sie, wie jeder Künstler, wenn er zum Erstenmal die Bühne betritt, von einer gewissen Schüchternheit noch befangen war, die natürlich das freie Handeln hemmt. Als Sängerinnen gastirten ferner C. A. Birch aus England und später Dem. Knuth von dem Theater in Brüssel. Die Leistungen der beiden Damen erreichten eine hohe Stufe künstlerischer Ausbildung und demnach konnte es nicht fehlen, daß ihnen ein ungetheilter Beifall zu erkennen gegeben wurde. Nicht minder günstig wurden die Kunsttänze, die Cacucha und die Cracovienne der Dem. Weiß vom Hoftheater zu Darmstadt aufgenommen. Die außerordentliche Geschicklichkeit und graziösen Bewegungen, mit welchen sie ausgeführt wurden, versetzten das Publikum in eine äußerst heitere Stimmung und es wurde auch dieser Künstlerin ein rauschender Applaus zu Theil.

(Schluß folgt.)

Darmstadt, 7. März.

Unsere riesige Monumentssäule mit ihren kolossalen Steinmassen hat, wie nicht anders zu erwarten, dem Winter und seinen Stürmen Trotz geboten und ist bereits von dem Wetterdach wieder entkleidet, um in der Kürze ihre Vollendung durch das schon fertige Capitäl zu erhalten, welches aus dem Atelier des Hrn. Hofbildhauers Scholl hervorgegangen ist. — Die beiden kolossalen Standbilder von Philipp dem Großmüthigen und Georg I., von demselben Künstler schon frühe in dem vorigen Jahre begonnen und für das großh. Residenzschloß bestimmt, sind schon ziemlich weit vorgerückt und dürften spätestens bis zum nächsten Herbste ihre gänzliche Vollendung erhalten. Ferner ist Hr. Scholl dermalen mit Bildhauerarbeiten für das römisch-pompejische Haus beschäftigt, welches Se. Maj. der König von Baiern zu Aschaffenburg jetzt erbauen läßt. Wie wir von da vernehmen, so werden Hr. Professor Louis und mehrere Zeichner, Allerhöchstem Auftrage zufolge, sich in der Kürze nach Neapel und Pompeji begeben, um an Ort und Stelle alle in's kleinste Detail sich erstreckenden architectonischen und sonstigen künstlerischen Aufnahmen zu machen. Das neurömische Haus am Main (ein merkwürdiges Denkmal der Zeit und ihrer Wandlungen im Laufe der Jahrhunderte!) soll nämlich auch mit treuen Copien von Frescogemälden geschmückt werden, so wie sie in den Ruinen der durch den Ausbruch des Vesuvs im Jahre 79 nach Chr. verschütteten Stadt Pompeji heutzutage noch in lebhafter Farbenfrische gefunden werden. Im Vorbeigehen mag hier noch bemerkt werden, daß dieser historisch denkwürdige Ausbruch jenes Vulkans, der auch die Städte Herkulanum und Stabiä von der Erde vertilgte, unter ganz ungewöhnlichen Umständen erfolgte, indem der Vesuv schon seit unvordenklicher Zeit nicht mehr gebrannt hatte und — da kaum noch dunkle Erinnerungen davon übrig geblieben waren — zu den längst erloschenen Vulkanen gezählt wurde. Arago bemerkt in dieser Beziehung, man habe diesen Berg vor der Regierung des Kaisers Titus nur als stark bewohnt und äußerst fruchtbar gekannt. — Unser Theater geht mit der Sonne der Epoche der Frühlings-Nachtgleiche entgegen und wird hoffentlich mit ihr in das Zeichen der Wage treten. Luise Weiß, unsere Operntänzerin, hat das Abwägen ihrer künstlerischen Verdienste nicht abwarten wollen, sondern ist, ohne einen Aequinoctialsturm zu besorgen, diesem ästhetischen Akt zuvor gekommen, indem sie schon seit länger als 14 Tagen den Kontrakt gekündigt und als Motiv angegeben hat, daß sie seither zu wenig beschäftigt gewesen sey. Wie gewissenhaft und diensteifrig! Welche Theaterchronik zählt heutzutage viele Beschwerden dieser Art? Ihr naher Abgang ist ein empfindlicher Verlust für Oper und Ballet, und wenn wir erst auf ihre idealischen Tänze für immer werden verzichten müssen, werden wir um so deutlicher erkennen, was wir an der kunstgeübten trefflichen Tänzerin verloren haben.

Theater-Anzeige.

Samstag, 9. März. (Neu einstudirt): Medea, große Oper in 3 Abth., von Treitschke, Musik von Cherubini.

Sonntag, 10. März. (Neu einstudirt): Die Jungfrau von Orleans, romantische Tragödie in 5 Abth., von Fr. v. Schiller. (Gastrolle) Johanna: Mad. Grabowsky, vom Hoftheater zu Wiesbaden.

Redakteur: J. L. Hessler. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 71. Montag, den 11. März 1844.

Florita.

Aus dem Musée français übersetzt von Luitpold Baumblatt.

(Fortsetzung.)

Dieser Besuch hatte zur Folge, daß der Marquis von Ribiers öfter zu Florita kam. Dies geschah aber immer mit einer Vorsicht und einem Geheimhalten, woraus zu ersehen war, daß er diese Besuche nicht offen wagen wollte. Im Theater sprach er Florita nie, und verließ aus Vorsicht sogar seinen seitherigen Platz und ging in eine Loge.

Nie kam er allein mit Florita öffentlich zusammen. Anna Müller verließ ihre Tochter keinen Augenblick, und Calderon überwachte ebenfalls alle Unterhaltungen des Marquis mit der Künstlerin. Nicht ein Gefühl konnte ausgesprochen, nicht ein Liebeswort konnte über ihre Lippen kommen, aber doch wußte Calderon sowohl als die Mutter, was in Beiden vorging. Sie hatten die Ursache von Florita's Bestürzung, ihrer Traurigkeit und ihrer plötzlichen freudigen Ueberraschung bald enträthselt, und eben so wenig waren ihnen Ribier's Liebesblicke entgangen. Die Mutter hätte es gerne gesehen, wenn sich ihr die Tochter entdeckt hätte; aber das junge Mädchen war stolz und versteckt, und bestand hartnäckig auf ihrem Geheimniß. Der arme Calderon glaubte, der Tod wühle in seinem Herzen, denn er liebte Florita. Er liebte sie mit Ergebenheit, mit der Hoffnung, etwas mehr als ihre gewöhnliche Neigung zu gewinnen, und doch nur nach der einzigen Gunst geizend, sie täglich sehen und sprechen zu dürfen. Auf so wenig hatte sich seine Liebe beschränkt, mit solch geringen Anforderungen sich das Recht begnügt, auf welches ihm der Titel als Freund Anspruch gab. Uebrigens gewährte ihm der tägliche Umgang mit Florita tausend Ergötzlichkeiten, denen ein jüngeres und minder ruhiges Herz keinen Reiz abgewonnen hätte. Ein verbindliches Wort, ein Blick von dem Liebling machte ihn oft den ganzen Tag hindurch glücklich, und oft geschah es, daß er eine Blume, die ihm das Mädchen lachend und spielend zuwarf, mit Innigkeit an sein Herz drückte. Aber der arme Calderon war unglücklich und eifersüchtig, wenn er argwöhnte, es möchte ein Anderer Eindruck auf das Gemüth des lieben Mädchens gemacht haben, denn er hätte Florita's Seele nur mit Liebe zur Kunst angefüllt gesehen, und in Bezug auf irdische Liebe ewig Jungfrau wissen mögen.

Eines Abends spielte Florita die Medea im Theater de la Cruz, wo man seit zwei Monaten „die Eroberung des goldenen Vließes" aufführte. Sie spielte bewunderungswürdig, voller Kraft und Leidenschaft. Der Saal hallte wieder vom lebhaftesten Beifall, und am Schlusse riefen tausend Stimmen zugleich: „Es lebe Florita!" — Als der Vorhang gefallen war, trat Calderon hervor und reichte ihr den Arm, um sie in ihre Loge zu führen. Sie war finster und in sich gekehrt, und schien mit einem schrecklichen Gedanken zu kämpfen. In ihrer Loge angekommen, setzte sie sich nieder, warf die Kränze, die zu ihren Füßen lagen, weit von sich weg, und fing an heftig zu weinen.

„Meine Tochter!" rief Anna Müller besorgt, „was ist Dir? wer hat Dir Leids zugefügt?"

„Niemand!" antwortete sie kurz, indem sie ihre Thränen trocknete. „Niemand! aber ich bin sehr ermüdet — ich bin es satt, hier noch länger zu singen. O, wie traurig ist meine Beschäftigung!"

„Wie?" rief Calderon mit Entsetzen aus, „Sie sind es müde, Ihre Kunst länger auszuüben, Sie, die Sie die Kunst nur ihrer selber wegen lieben?"

„Ich bin deren satt," antwortete sie überdrüssig.

„Satt des Ruhmes, der glänzendsten Siege, die je eine Frau erworben hat?"

„Ruhm und Sieg!" antwortete sie bitter, „o, diesen Abend habe ich ihren Werth kennen gelernt. Ja, bis jetzt — o Geblendete, die ich war! — bis jetzt war ich so stolz, einigen Werth in mich zu setzen. O großer Gott! wie unglücklich bin ich doch! Ich bin gezwungen, vor dem Publikum aufzutreten, und muß weinen oder lachen, um es zu unterhalten; ich bin seinen Launen preisgegeben, und es kann mir Blumenkränze zuwerfen oder zischen. In der That, Calderon, diese Bestimmung ist sehr glänzend!"

„Was ist denn diesen Abend vorgefallen?" fragte der erstaunte Dichter.

„Nichts!" antwortete sie ruhiger, aber tief betrübt. „Ich hab' es Ihnen schon gesagt, ich bin des Singens müde. Mutter, wir wollen nach Hause gehen."

Als sie aber die gute Mutter weinen sah, warf sie ihre Arme um ihren Hals und rief schluchzend aus: „Bete für mich, geliebte Mutter! bete, daß mir Gott meine frühere Kraft wieder verleihe, und meinen Widerwillen gegen die Kunst von mir verscheuche."

Zwei Stunden später erhob sich Florita geräuschlos von

ihrem Lager und schritt leise durch das Zimmer, in welchem sie und ihre Mutter schliefen. Ein Nachtmantel hing von ihren Schultern herab, und blaß, aufgeregt und mit aufgelös'ten Haaren schlich sie behutsam durch das Gemach, das mit Strohmatten belegt war. Mit einem Blick hatte sie sich überzeugt, daß ihre Mutter nicht mehr wache; sie öffnete die Thüre, ohne sie wieder zu schließen, und ging die Stiege hinab. Tiefe Stille herrschte im ganzen Hause, und nur der Wind war vernehmbar, der heftig gegen die Fenster blies. Sie betrat ein kleines Zimmer, das auf die Straße führte, und öffnete den rechten Flügel eines Fensters, das von außen mit eisernen Stäben versehen war. Der Marquis von Ribiers stand außen. Seit einer Woche hatten sie sich jeden Abend auf diese Weise gesprochen. Sie lehnte ihre Stirne auf die Eisenstäbe und sah hinaus.

„Geliebte Seele, hier bin ich!" sagte der Marquis, „wie wartete ich mit Ungeduld, Dich wieder zu sehen! wie innig liebe ich Dich, meine Florita! wie lange währt es immer, bis diese ersehnte Stunde wiederkehrt."

„Das ist die einzige Stunde, welche mir für mein trauriges Leben Ersatz bietet," sagte Florita leise und betrübt.

„Weißt Du, daß Du diesen Abend bewunderungswürdig gespielt hast?" fragte der Marquis. „Es schien mir, als hätte ich Dich nie so singen hören. Du zeigtest den erhabensten Ausdruck von Liebe, Eifersucht und Haß."

„Wer war die Dame, in deren Gesellschaft Du heute im Theater warst?" fragte sie.

„Es war die Gräfin von Ayamonte," antwortete der Marquis; „sie lebt gewöhnlich auf ihren Gütern, und da sie sich gerade in Madrid aufhält, so wollte sie die berühmte Sängerin hören, von der die ganze Welt mit Bewunderung spricht. Sie hat Dir großen Beifall gegeben, geliebtes Mädchen! und im Herausgehen sagte sie zu mir, daß Du ihr den genußreichsten Abend ihres Lebens verschafft habest."

„Ja, ich habe sie sehr unterhalten," sagte Florita kalt. „Aber wie kam es, daß ihr allein waret? wo war denn der Graf von Ayamonte?"

„Der Graf?" erwiederte der Marquis lächelnd, „geht noch nicht in's Theater, er ist erst fünf Jahre alt, schön, wie der Tag, und der einzige Sohn dieser hohen Dame. Sie ist Wittwe."

„Ach, ich verstehe!" sagte Florita, wie vom Blitze getroffen, und zugleich war sie bemüht, ihre Hand der des Marquis zu entziehen, die aber dieser durch das Gitter wieder zu fassen suchte.

(Fortsetzung folgt.)

Das Leben in Moskau.

(Fortsetzung.)

Ueberbildung ist der eigentliche Grundton in den Sitten des angesehenen kaufmännischen Geschlechts. Bonnen, Gouvernanten, Gouverneure sind, wie bei den Vornehmen, auch hier die stete Zugabe des Hauses. Ihnen hat die Gnade des Kaisers erlaubt, gleich den Fürsten, in vierspänniger Carosse zu fahren. Aus dieser Erlaubniß wollen sie eine Gleichstellung ihres Geschlechts mit dem der Bojaren erkennen, aus diesem Einen Vorrecht vor den Kaufleuten zweiter, dritter Gilde schöpfen sie eine unendliche Fülle von Stolz, Anmaßung und Geringschätzung gegen die niederen Kaufleute, die in ihren Augen als Krämer erscheinen. Sie sondern sich gegen sie ab; wie sie selbst abgesondert stehen, ohne es wünschen zu wollen, gegen die mächtige Partei des Adels. Dieser ist hier, was gesellschaftliches Leben betrifft, der allein tonangebende. Er vindicirt sich, außer den Gleichen seines Geschlechts, außer den ihm Ebenbürtigen durch Ahnen oder hohe Stellung, auch die großen durchreisenden Talente — während er die inländischen, heimathlichen verschmäht. Ein Lißt, Thalberg, Henselt (oder welches die ruhmvollen Virtuosen unserer Tage sind) bewegen sich wie Eingeborne in den Sälen der höchsten Aristokratie. Jeder drängt sich um sie, bettelt gleichsam um ihre Gunst (zu welchem Gegensatze ist nicht oft der Stolz fähig!), Jeder ist beflissen, nur eine einzige Aeußerung aus ihrem eigenen Munde zu vernehmen. Die eigenen Geister der Musik, des Gesanges, der theatralischen Kunst — ein Leopold Meier, Thalbergs Freund und Kunstgenosse; ein Lawrów, der nun Heimgegangene, ein Bantischew, unserm Mantius an sonorer Kraft und Innigkeit des Gesanges vergleichbar, ein Motschálow, der Held des Theaters; eine Sankówskaja, in Paris gebildet, aber eine Einheimische, die an Leichtigkeit und Anmuth der Bewegung jener vielgefeierten Taglioni wenig nachgibt: — alles dies sind oft in Moskau genannte Namen, oft gesehene Gestalten — aber nur auf dem Schauplatz der Konzerte, nur auf den Brettern des Theaters. Durch die Säle der Großen bewegen sich diese Gestalten nicht, zumal die Bekenner Melpomene's, sey's nun, weil ihre Leistungen dem göttlichen Vorbilde meist so wenig entsprechen, oder sey es aus entschiedener Abneigung gegen die, die sich den Brettern widmen, denn auch eine Pasta fand keine Aufnahme in die feinere Gesellschaft — zumal die Bekenner Melpomene's, sage ich, bleiben ausgeschlossene Gäste aus diesen Kreisen, die sich selber genug sind, oder genug zu seyn glauben.

Der Gelehrte — um nur noch ein Weniges die verschiedenen Gestalten vorüberziehen zu lassen, die vor dem Richterblick des Bojaren im Licht oder im Schatten stehen — der Gelehrte, wenn man darunter einen tüchtigen versteht, meist aus fernen deutschen Provinzen herbeigezogen: er findet Aufnahme bei Denen, die ihn riefen, bei den längst schon hier heimisch gewordenen Professoren, Deutschen von Geburt, die da russisch denken, nach leichter russischer Art ihren Studien obliegen, mit dem Auslande wenig communiciren, die zu ihrer Professur eine Reihe Orden und nach fast regelrecht abgemessenen Intervallen die Titel eines Collegien-Sekretärs, Titularraths, Collegien-Assessors, Hofraths, Collegienraths, Staatsraths, Wirklichen Staatsraths (bis sie so zur Excellenz gestiegen sind) sich erwarben; die durch reichen Gehalt, frühe volle Pension, Gnadenbeweise aller Art dem Hinzukommenden eine lockende Aussicht eröffnen, die er sich dennoch vielleicht mit Thränen erkauft, er, der das Vaterland liebt, der gern daheim bleiben möchte, seinem Vaterlande lieber seine Dienste bis zum Tode weihend, der aber vielleicht dennoch nicht bleiben kann, nicht zögern darf, vielleicht daheim keine Hoffnung, keine Aussicht hat, während ihm doch auch ja wohl, wie Jedem, die heilige Verpflichtung obliegt, für seine Existenz, für seine Hütte zu sorgen. — Die Gelehrten in Rußland, wenn sie berufen seyn sollen, eine höhere Rolle im socialen Leben zu spielen, müssen dann nur die Vertreter, Beschützer der Gelehrsamkeit seyn, oder

wenigstens unter solchem Namen figuriren. Curatoren, Vice-Curatoren der Universität — Generale gewöhnlich, General-Lieutenants, General-Adjutanten des Kaisers, den höchsten Hofchargen überwiesen und meist Fürsten oder Grafen selbst — sie sondert ihr hoher Stand schon von selber den übrigen Gelehrten (ihren Untergebenen zudem!) ab, und den glänzendern Zirkeln der Gesellschaft zu. So steht der Gelehrte, selbst der, der sich bis zur Excellenz emporschwang (und ihrer sind Viele), nur auf sich selbst und die Mitgenossen angewiesen, und die Thür des fürstlichen Prunksaales bleibt ihm verschlossen, selbst wenn es ihm durch eine besonders traurige Mesaillance Seitens der Betreffenden gelang, eine Tochter des Hauses als die Seine heimzuführen. Ausgestoßen ist jene für immer aus der Gesellschaft, und der stolze Fürst, die stolze Fürstin, die die Tochter doch vielleicht im Geheimen noch unterstützen, für sie sorgen, scheuen sich, öffentlich ihren Namen zu nennen. — Gern und leicht aber öffnen sich die Hallen dem Eidam, wenn der Schwiegervater einer jener Gildenmänner ist, der, im Glanze des schwiegersöhnlichen Namens, in der Melodie des Staatsrathstitels und im Klange der Excellenz fast übersprudelt vor seliger Freude. Er bringt der Excellenz manch' excellente Geschenke, heut zwei stolze, an Farbe, Größe und Wuchs völlig gleiche Rappen, ohne Makel und Fehl, die er vor den gestern ausgewählten Schlitten spannen soll; morgen bringt er noch die Tigerdecke, die er vergaß, auch eine leichte Droschke, für den Fall, daß das Eis in diesem Jahre früher aufgeht. Seiner Tochter zahlt er einen Theil seines Vermögens, dann das Ganze schon bei Lebzeiten aus; und kaufmännelt rastlos weiter, um auch noch für die Enkel zu sorgen. — Die Fürsorge des guten Alten, sein steter Eifer fesselt den Gelehrten, aber geistige Nahrung findet er bei ihm nicht. Geistige Nahrung findet er überhaupt nicht viel in dem an Gelehrsamkeit, Hülfsquellen für den Geist, Museen, wissenschaftlichen und Kunstsammlungen, Bibliotheken und andern geistigen Labsalen eben nicht allzureichen Moskau.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Ein trauriges Wiedersehen.) Mr. Peter Renard, ein ehrwürdiger Priester von Saint-Cosme, machte sich unlängst auf den Weg nach Chalons-sur-Saone, um seinem geliebten Bruder einen Besuch zu machen, der als Architekt bei der Restauration der dortigen Kirche zu St. Vincent beschäftigt war. Als er am Ziele seiner Sehnsucht war, und durch das Portale der Kirche trat, an dem eben gearbeitet wurde, fällt ein schwerer Stein von der Höhe desselben, trifft den Scheitel des Priesters, und tödtet ihn auf der Stelle. Man erwäge den Schrecken und das Leid des Bruders, als er in dem unglücklichen Todesopfer seinen geliebten Bruder erkannte.

(Tübingen, 20. Febr.) Der neue Hofrath Dr. Dingelstedt lebt in Stuttgart ziemlich einsam, und seine sociale Stellung soll nichts weniger als behaglich seyn. Die Hofleute, mit denen sein neues Verhältniß ihn in Berührung bringt, haben den politischen Nachtwächter noch immer nicht vergessen, und nun vollends die bürgerlich-liberalen. Es waltet ein eignes humoristisches Fatum über den deutschen Poeten. Tieck, der die Hofräthe so gründlich verspottet hat, ist jetzt selbst „geheimer Hofrath" und trägt den Orden, der die Brust des Commissionsraths Cerf schmückt, und Dingelstedt, der Sänger des Liedes: „Ich muß geheimer Hofrath werden" — trägt nach Jahr und Tag selber die Hofrathsuniform. Es wäre thöricht, bei ihm in das Abfallsgeschrei der radicalen Partei einzustimmen. Aber es darf wohl als ein bedeutsames Zeichen der Zeit angesehen werden, wenn ein Titel, mit dem ein Fürst noch einen ausgezeichneten Mann ehren zu können vermeint, den öffentlichen Charakter desselben in der öffentlichen Meinung gefährden und ihn in den Ruf bringen kann, als habe er damit zugleich der Freiheit seiner Ansicht über conventionelle Vorurtheile Valet gesagt. (Brem. Z.)

(Bergheim, bei Jülich, 1. März.) Der vielberüchtigte Schäfer von Niederempt, der sich durch seine Wunderkuren, wenigstens durch den Ruf angeblicher Kuren, in kurzer Zeit bedeutend bereichert hat, ist jetzt aus seiner bäuerischen Larve gekrochen, trägt sich jetzt mit seiner Familie ganz städtisch. Hat sein Wunderruf auch in der Nähe abgenommen, so kommen doch noch aus der Entfernung, aus Belgien und Frankreich, gläubige Seelen an, welche ihm Geld zufließen lassen, und dafür leere Vertröstungen mit heim nehmen.

Wer in der Schweiz ein Scharfschütz werden will, hat ein scharfes Examen zu bestehen. Der Staatsrath des Kantons Waadt hat die Bestimmungen über die Proben der Kandidaten des Scharfschützenwesens verschärft. Wer unter die Scharfschützen treten will, muß unter 18 Schüssen auf 600 Schritte mit dem Ordonnanzstutzen wenigstens 12 Treffer schießen.

(Lamartine's Finanz-Zustand.) Lamartine's plötzlicher finanzieller Ruin bildet in Paris in diesem Augenblicke das allgemeine Gespräch, und macht einen tiefen Eindruck. Lamartine, der ein fürstliches Leben führte, der durch seine Wohlthätigkeit, seine Reisen, sein Haus eben so glänzte, als durch sein Talent und seinen Einfluß, kehrt wieder in die bescheidene Stellung des armen, nur von seiner Feder lebenden Schriftstellers zurück, und wird, wie J. J. Rousseau, den Schlägen des Schicksals stoische Geduld und philosophische Entsagung entgegensetzen. Lamartine's finanzielle Angelegenheiten, die nie sehr glänzend standen, und in deren Bilanz die Ausgaben fast stets die Einnahmen überstiegen, hatten bereits im Frühjahr 1842 einen solchen Grad der Zerrüttung erreicht, daß er sich zu einem höchst nachtheiligen Compromißvertrag mit seinen Gläubigern gezwungen sah, worin er außer theilweisen Ratenzahlungen sich verpflichtete, binnen zwei Jahren die ganze Passiva zu decken. Er tritt seine Güter bei Macon seinen Gläubigern ab, hat sein schönes Hotel dort bereits verlassen, und eine kleine bescheidene Wohnung bezogen, fest entschlossen, nicht zu weichen und zu wanken von der nun eingeschlagenen politischen Bahn.

Korrespondenz.

Weimar, im Febr.

(Schluß.)

Durch die Abreise des Hrn. Flinger nach Hannover hat unsere Bühne ein Mitglied verloren, dessen Verlust beklagenswürdiger

gewesen seyn würde, wenn es mehr Fleiß im Studium gezeigt hätte. Dagegen hat die Intendanz in dem Fräul. v. Oltenburg eine glückliche Acquisition gemacht. An neuen literarischen Bühnenerzeugnissen wurden seit Anfang dieses Jahres aufgeführt: „Hohe Brücke und tiefer Graben", Localposse nach dem Französischen von Börnstein, „der Herzog von Olomer", Oper von Auber und „die schöne Athenienserin" von Feldmann. Dieselben wurden mehr oder minder beifällig aufgenommen und dürften sich nicht sehr lange auf dem Repertoir erhalten. Dagegen macht „Doktor Wespe" von Benedix fortwährend ein volles Haus. Wir zweifeln nicht, daß auch Gutzkow's „Zopf und Schwert" hier bald zur Aufführung kommen werde, zumal da die früheren Stücke des thätigen und genialen Verfassers stets beifällig aufgenommen worden sind. Ein anderer Genuß steht dem Theater-Publikum durch ein neues Erzeugniß eines hiesigen Dichters bevor. Dies ist eine Tragödie: „der König und sein Kind" von Panse. Als Manuscript gedruckt, hat es der Verfasser — laut der Vorrede — an alle deutsche Bühnen-Direktionen übersandt, doch scheint es, als ob die erste Aufführung der hiesigen Bühne vorbehalten bliebe. Ohne künstlich herbei gezogene Knalleffecte zu haben, ist diese Dichtung reich an ächt dramatischen Scenen, die eine günstige Wirkung bestimmen lassen. — Auch unter den Mitgliedern der geselligen Vereine entfaltet sich die Liebe zur theatralischen Kunst immer mehr. Besonders ist es die „Harmonie", in welcher bereits Stücke zur Aufführung gekommen sind, die den Acteurs und Actricen vollkommen zur Ehre gereichen. — Liszt fährt fort, durch sein Spiel das Publikum zu entzücken. Er steht bei Hofe in hohem Ansehen und erfreut sich einer Auszeichnung, wie sie eines solchen Künstlers würdig ist. Ihm zu Ehren wurde vor einigen Tagen von Männern aus höheren Kreisen ein Diner veranstaltet, das ungemein heiter und belebt war. Daß es dabei sehr nobel hergegangen, beweisen die hohen Preise der Couverts, deren eins nicht weniger als 6 Thaler gekostet haben soll. — Wie überall, so treten auch hier die belletristischen Zeitschriften immer mehr in den Hintergrund, während sich die Vorliebe für die politischen Zeitungen mit ihren Beiblättern mehr und mehr steigert. — Von den wissenschaftlichen Zeitschriften hat sich die „Illustrirte Zeitung" einen großen Leserkreis erworben. Man findet sie fast an allen öffentlichen Orten aufgelegt, eine Ehre, die nur wenig derartigen Schriften zu Theil wird und die zu noch größerer Verbreitung wesentlich beiträgt.

Köln, 6. März.

Erst jetzt, nachdem der Karneval vorüber ist, läßt sich einsehen, wie derselbe mit diesem Jahr eine Wiedergeburt erlebt hat, sich auf eine neue großartigere Weise als Volksfest zu entfalten strebt. Die beiden Fest-Gesellschaften, welche neben einander bestanden, werden fürder sich wohl wieder vereinigen, wenn die ältere sich nicht gänzlich auflösen sollte. Ihre karnevalistischen Ideen hatten sich ausgespielt; sie konnte in der letzten Zeit nichts mehr als Pfeifendrechsler, Wurmküchelchen-Händler, Fischkrämer und Zeitschriften, welche den alten hergebrachten Klüngel aufdeckten, persifliren, zu welchem Zwecke sich oft sechs bis acht Mitglieder alliirten und einen Apparatwagen und mit diesem bedeutende Summen verbrauchten, dergestalt, daß die Persiflirten wohl besser in ihr Fäustchen lachen konnten. Dennoch wollten jene Herren die Elite der Stadt vorstellen, konnten aber nur den Hefen lachen machen. In diesem Jahr war ihre Hauptgruppe überaus schön und pomphaft, bedeutete den Einzug eines Kaisers (Max I.), hatte aber nichts mit dem Karneval gemein, war eine hohle Theaterprozession ohne Sinn und Spitze. Der Zug der Neueren suchte seinen Gegenstand in der Zeit und wußte in ihr so geschickt zu wählen, daß er weder gegen die Sitten, noch gegen die Behörden verstieß, nichtsdestoweniger denselben ein Spiegelbild der Volksempfindungen vorzauberte. Daher fanden ihre Gruppen auch Anklang in allen Klassen des Volkes. Die chinesische Prügelmaschine wurde mit Jauchzen empfangen, wo sie immer hinzog, eben so die übrigen Gruppen des Zuges. Keine nahm aber in dem Grade die Aufmerksamkeit der Zuschauer in Anspruch, als der Zug der Düsseldorfer, welcher seine Zusage, trotz des Verbotes der Dampfboote, trotz des stürmischen Wetters, erfüllt hatte. Ein Düsseldorfer Käppler führte, als Repräsentant ihrer Stadt, an einem langen Trauerflore die Reiterstatue Johann Wilhelm's, welche auf dem Düsseldorfer Markte steht. Imposant war das Ansehen des anscheinenden Trauerbildes, durch einen Düsseldorfer Faschingsfreund dargestellt. Neben der Statue ritt ein höherer Polizeibeamter in Uniform, sie zu bewachen und trug die Federn in der Hand, welche an dem Postament derselben angebracht sind. Hinterher folgten die übrigen Düsseldorfer mit langen Flören an den Narrenkappen und theilten Makulatur statt der üblichen Lieder unter dem Volke aus. — Was die pecuniären Ergebnisse der beiden Gesellschaften betrifft, so mögen sie sich beinahe gleich stehen. Es ist wahr, daß die jüngere der älteren früher Unterschleife aller Art vorwarf und enorme Summen nachrechnete, welche unter der Hand verloren gegangen seyen; indessen müssen die Beschuldigungen wohl grundlos, oder die Vorsteher der Gesellschaft wohl nicht minder tadelbar gewesen seyn, indem nach den großen Beiträgen und unentgeltlichen Leistungen die Einnahme dennoch beinahe von den Schulden aufgefressen wird, so daß das geschmacklose Denkmal Schier's beinahe das einzige Zeugniß des Vermögens bleibt. Erfolgreicher ist die nachhaltige Constitution der Gesellschaft, welche sich künftig zu karnevalistischen, wie überhaupt zu geselligen Zwecken von Monat zu Monat versammeln wird, welche ein Prachtlokal zu erbauen gedenkt, in welchem der hölzerne Faschingssaal dieses Jahrs in Steinen hergestellt werden soll. Noch schwebt die Wahl zwischen mehreren Plätzen der Stadt; für 23,000 Thaler Actien sind indessen schon gezeichnet, ein tüchtiger Beitrag zu den 100,000, die erfordert werden, um die glänzende Idee in's Leben zu rufen. Köln würde somit eine perennirende Narrhalla erhalten, die seinen Fasching durch einen festen Haltpunkt für immer sichern dürfte.

Charade.

Wo bin ich zu Hause?

Ganzes.

Dem brummenden Bären rufest du
Mit drohender Miene das Ganze zu.

Erste Sylbe.

Und hat es auch wenig eigenes Licht —
An deinen Locken vermiß ich es nicht;
Und, wahrlich! dein Auge dem widerspricht.

Zweite Sylbe.

Schon hör' ich's grollen aus süßem Mund.
That ich doch volle Wahrheit kund!

Ganzes.

Da bin ich daheim. O Heimath traut,
Ich habe dich lange nicht wiedergeschaut!

Theater-Anzeige.

Sonntag, 10. März. (Neu einstudirt): Die Jungfrau von Orleans, romantische Tragödie in 5 Abth., von Fr. v. Schiller. (Gastrolle) Johanna: Mad. Grabowsky, vom Hoftheater zu Wiesbaden.

Montag, 11. März. Czaar und Zimmermann, komische Oper in 3 Abth., Musik von Lortzing. (Gastrolle) Peter Iwanow: Hr. Weitgaß, vom Freiburger Theater.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohr.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 72. Dienstag, den 12. März 1844.

F l o r i t a.

Aus dem Musée français übersetzt von Luitpold Baumblatt.

(Fortsetzung.)

„Ja, Du warst heute groß in Deinem Spiele!“ fuhr der Marquis lebhaft fort; „ich kann Dir unmöglich sagen, wie Alles wetteiferte, Dir zu huldigen, und ich, ich freute mich Deines Triumphes, und in meinem Herzen regte sich der stolze Gedanke: „„Dieses Mädchen, diese große Künstlerin, sie, deren Namen mit der größten Begeisterung und Wonne ausgesprochen wird — ist Florita, ist Dein Mädchen!““ Wie stolz machte mich dieses Bewußtseyn!“

Als Florita diese Worte hörte, bedeckte sie ihr Gesicht mit beiden Händen und weinte bitterlich. Dieser Künstlerruhm hatte ihr Furcht eingeflößt. Sie erkannte die unübersteigliche Scheidewand, die sich zwischen ihr und der hohen Dame erhob. Sie sagte sich in ihrem bewegten Herzen, daß das Talent nie jene Titel verleihen, nie auf jene Ehrenbezeigungen Anspruch machen könne, die den Damen höhern Ranges gebühren, und sie nie in die Schranken mit der Gräfin von Ayamonte treten dürfe, die den Marquis mit ihrer Hand zum Glücklichsten der Sterblichen machen müsse. Sie verglich die Gräfin, deren Namen nur mit den strengsten Formen der Etiquette genannt werden durfte, mit der großen Sängerin, der berühmten Künstlerin, die schlechtweg „Florita“ genannt wurde, und ein Schauder bemächtigte sich des armen Mädchens.

Der Marquis, der ihre Thränen nicht verstand, oder nicht verstehen wollte, rief ihr mit sanftem Vorwurf zu: „Was hab' ich Dir gethan, liebe Seele? Wozu diese Thränen, diese Trauer? Wir waren bisher jeden Abend so glücklich, warum heute diese Veränderung?“

Florita war in diesem Punkte eine von jenen stolzen Frauen, die sich nicht leicht offenbaren. Sie wäre eher gestorben, als daß sie dem Marquis die Ursache ihres tiefen Schmerzes mitgetheilt hätte.

„Nichts hat sich geändert!“ antwortete sie, sich Stärke gebietend, „aber ich bereue es, daß ich heute und gestern und schon längere Zeit hier allein zu Dir gekommen bin, und meine arme Mutter hintergangen habe.“

„Liebst Du mich nicht mehr, Florita?“ unterbrach sie der Marquis.

„Ich Dich nicht mehr lieben?“ sagte sie mit Innigkeit, indem sie einen Blick gen Himmel warf, als wollte sie ihn als Zeuge auffordern. „Ich Dich nicht mehr lieben? wäre ich dann zu dieser Stunde hier bei Dir? Aber, Heinrich, liebst Du mich auch noch? Ich gestehe Dir, daß ich nicht recht daran glaube.“

„Kind,“ antwortete er lächelnd, „willst Du, daß ich Dir nochmals wiederhole, was ich Dir schon so oft betheuert habe? Ich liebe Dich, Du weißt es, ich liebe Dich von ganzem Herzen, meine schöne Medea, meine edle Donna Elvire!“

„Ja, Du liebst die arme Florita!“ sagte sie mit unaussprechlicher Wehmuth und Leidenschaft.

Diese Nacht verfloß wie viele früheren, mit einer herzlichen Unterhaltung, welche das neidische Gitter vom Einen zum Andern trug. Bei Tagesanbruch kehrte Florita wieder in ihr Schlafgemach zurück, wo sie ihre Mutter schlafend fand, nachdem sie zuvor dem Marquis die Versicherung gegeben hatte, sich am folgenden Abend wieder auf demselben Platze einzufinden. Aber um Florita's erste, einzige und ungetrübte Liebe — um die Liebe zur Kunst — war es geschehen. Die Eifersucht und ein bitteres, stolzes Ehrgefühl hatten ihr die Kunst und den Ruhm verhaßt gemacht. Sie wollte nicht einsehen, daß es gerade ihre Kunst sey, die der Marquis in ihr liebte, daß er sie nur durch diese Glorie sähe, und nur ihr Ruhm ihn so sehr für sie eingenommen habe. In ihrer Unwissenheit, in der Aufrichtigkeit und Ergebenheit ihrer Liebe konnte sie nicht in die Tiefe dieses unlautern Herzens schauen, das nur von einem so großen Genie, wie das ihrige, in die Schranken der Sittlichkeit verwiesen werden konnte.

Calderon hatte mit tiefer Bekümmerniß wahrgenommen, daß Florita den Geschmack und die Liebe zur Kunst verloren hatte, und den Beifall des Publikums, der sie früher so glücklich und stolz gemacht hatte, jetzt gleichgültig aufnahm. Er hatte die Gefühle, die Florita's Seele beherrschten, wohl errathen, aber er kannte weder ein Mittel, um sie zu beseitigen, noch wußte er, wie er seinen Liebling von dieser Leidenschaft heilen sollte. Die minder scharfsichtige Anna Müller beschränkte sich blos darauf, ihre Tochter während der Besuche des Marquis mit gewissenhafter Sorgfalt zu bewachen, und fürchtete nichts Böses.

Eines Abends begleitete Calderon Florita nach einer Vorstellung der Medea, wo sie immer neue Lorbeern erntete, nach Hause. Sie war blaß, zerstreut, und allen ihren Bemühungen wollte es nicht gelingen, eine schmerzhafte Empfindung zu

unterdrücken. Sie setzte sich an den Tisch, ohne ein Wort zu sprechen, und ließ die Speisen unberührt, die in der Regel nach der Vorstellung aufgetragen wurden. Anna Müller entfernte sich auf einige Augenblicke. Calderon näherte sich der Künstlerin und brach das Schweigen mit den Worten: „Der Marquis von Ribiers hat heute der Vorstellung nicht beigewohnt!"

Florita erschrak merklich, denn durch diese Worte hatte sie die Erfahrung gemacht, daß Calderon die Ursache ihrer Traurigkeit entdeckt habe. Eine glühende Röthe überzog ihr Gesicht, die plötzlich wieder in eine Todesblässe überging.

„Sie lieben diesen Mann?" fragte Calderon weiter mit einem Tone, in dem zugleich Schmerz und Mitleid zu lesen waren.

„Ja, ich liebe ihn!" antwortete Florita.

(Fortsetzung folgt.)

Das Leben in Moskau.

(Fortsetzung.)

Doch es sollte ja auch hier minder das sociale, minder das wissenschaftliche Leben, als das echte frische Leben des Volkes geschildert werden, und wie ich mit ihm begonn, und das Erwähnte nur als Abschweifung betrachten will, kehre ich nun noch am Schlusse auf einen Moment zu meinem lieben, treuen, schlichten, gemüthlichen Russen zurück, dem ich jede Befangenheit, wie die ofterwähnte geistige, gern verzeihe um des Einflusses willen, der sie hervorrief, und um der vielen edlen Eigenschaften des Herzens willen, die eine Ausgleichung mit der irrigen Geistesrichtung leicht bewirken. Ich bin keineswegs der Ansicht, als gebreche es dem Charakter des gemeinen Mannes, was auch seine eigene Moralität betrifft, an jedem Gebrechen; vielmehr ward ich ja selbst oft überlistet, getäuscht, geprellt, war Zeuge vieler Züge von Bestechlichkeit (obwohl dies mehr von den Höheren gilt!), mangelndem Ehrgefühl, mancher Gaunerei, und ich will die Schattenseite des russischen Lebens weder mir selbst, noch Andern verschweigen; bin keineswegs auch der Ansicht, als sey der Mangel gewisser Mängel, das Vorhandenseyn gewisser Vortrefflichkeiten und Enthaltsamkeiten so ganz ein Beweis von des Russen Tugendsinn: — denn seine Trunksucht wird oft nur gedämpft durch die niederschlagende Voraussicht, eine Nacht in der dampfenden Budka der Budoschtschniks (Polizeiwächter) zubringen zu müssen; wird nur gekühlt durch die kühle Betrachtung, daß er Tags darauf, wenn er den Rausch verschlafen, mit weißgemaltem Kreise auf dem Rücken, den Besen in der Hand, als Zielscheibe des Spottes der Vorübergehenden, die Straße kehren muß; seine Sittlichkeit wird zum Theil nur herbeigeführt durch Beschränkung der Gelegenheit zur Ausschweifung, durch das Fehlen öffentlicher Häuser, obwohl der Staat andrerseits seiner Untugend zu Hülfe kommt durch die humane Einrichtung der Findelhäuser, die nicht bloß augenblickliche Aufnahme, sondern auch Erziehung und Versorgung der ihnen Ueberwiesenen bezwecken, die auch die Religion des Kindes ehren, wenn die Mutter ihre eigene Religion angibt, die in jeder Beziehung als eine großartige, liberale Einrichtung des Staates dastehen; seine Reinlichkeit ferner wird nur gehoben durch die besondere Vorliebe für die Badstuben, die er zugleich als Apotheke, aus der er Genesung gegen fast jedes Uebel sich holt, benutzt; seine Geschicklichkeit und Vorsorge beim Fahren in den Straßen, wodurch selbst beim dichtesten Gewühl fast nie ein Unglücksfall herbeigeführt wird, läßt sich leicht erklären aus dem strengen Gerichtsspruch, dem er unerbittlich verfällt, wenn er Jemanden beschädigt, der ihn zum gemeinen Soldaten macht auf zwanzig volle Jahre seines Lebens, während der Feuerwache die Pferde seines Herrn überwiesen werden, dessen Grimm er außerdem noch, wenn es jenem vielleicht vier stattlich schöne Rosse kostet, zu fürchten hat; seine Mäßigkeit endlich — denn der gemeine Russe ist mit fast langweiliger Bedächtigkeit, immer einen Bissen Brot nach jedem Löffel Suppe verzehrend, sich dann den Bart wischend, und den Kreislauf wieder beginnend — seine Mäßigkeit, sie mag vielleicht hervorgehen aus der Enthaltsamkeit, die ihm schon durch die häufige Fastenübung zur Gewohnheit, zur andern Natur ward; und so ließen sich noch viele andere Eigenthümlichkeiten in seinem Charakter hernennen, die aus jener fremden Quelle entspringen. Sehen wir aber von allen diesen Mängeln, die der Russe hat und nicht hat, von allen diesen Tugenden, die nur halbe einseitige Tugenden sind, ab: so bleibt doch, was als Grundeigenthümlichkeit seines Ichs erscheint, was durch alle Pulsschläge seines Lebens sich hindurch verzweigt, was mit seinem Denken und Handeln gleichsam in Eins verwachsen ist — so bleibt dennoch nur eine Reihe guter, trefflicher, liebenswürdiger Eigenschaften in seinem Wesen zurück. Ich meine jene Gutmüthigkeit, Offenheit, Herzlichkeit, Biederkeit, jenes warme, theilnehmende Mitgefühl, jene gastliche Sitte, die auch die Alten zierte, jene prunkvolle Einfachheit, jene patriarchalische Genügsamkeit, jene Natürlichkeit und Ausführlichkeit im Erzählen, die an die ionische Breite erinnert, mit einem Worte jene kindliche Gemüthlichkeit und Wärme, die nur aus einem tiefen, leichtempfänglichen, schnell zu rührenden Herzen quellen, nur in einem reinen, innigen, noch unverdorbenen Gemüthe entspringen kann.

Gutherzigkeit ist der Grundton in der Seele des Russen; die Barbarei der Lieblosigkeit, bewußter Lieblosigkeit, ist ihm fern. Wenn die Saiten seines Innern anklingen, so ist's in Lieb und Mitleid, nicht in Neid und Haß. Kein Hohnlachen schwebt auf seiner Lippe. Ich habe nie den gemeinen Russen schadenfroh gesehen, während ich hundertfach Zeuge war, daß sich Thränen der Theilnahme in sein Auge drängten. Der Russe überläßt sich mit ungezügelter Innigkeit jeder Freude, jedem Schmerze; zu den herzzerreißendsten Scenen gibt sein Jammergeschrei oft bei einer geringfügigen Gelegenheit Anlaß. Wir sahen einen alten Soldaten, der so manche Strapaze mitgemacht haben mochte, schon gegen so manches Gefühl vielleicht abgestumpft war — wir sahen einen alten Soldaten (obgleich dies Beispiel nach Petersburg gehört, wo wir eben am englischen Quai auf der Anfahrt der Dampfboote standen) in ein förmliches Geheul ausbrechen, indem er von einem 12jährigen Knaben Abschied nahm, den er im wahren Sinne des Worts mit seinen Thränen übergoß. Laut schluchzend, mit zitternder Angst, mit röchelndem Laut, umschlang er ihn einmal über das andere, warf sich immer wieder um seinen Hals und lenkte die Theilnahme aller Umstehenden, die, meist Deutsche, voll Sehnsucht nach dem Vaterlande verlangten, auf sich. „Was ist Dir, Väterchen? wo soll der Knabe hin?" fragten wir freundlich den Alten. „Ach! er muß nach Kronstadt, da soll er dienen!" — „I Väterchen, was schreist Du denn da so?

ist doch Kronstadt nur vier Meilen! Hast Du denn nur den einzigen Sohn?" — „Ach, dies Seelchen ist ja nicht mein Sohn; er ist der Sohn meines Bruders."

Es war nicht des Alten Sohn! Und nach Kronstadt war er bestimmt! Und um die kurze Trennung, um das fernere Bruderkind solch' ein Jammer! — O, wie viel Herzeleid führen nicht erst die Truppen-Ausschreibungen herbei, wo der Sohn aus den Armen der Aeltern gerissen wird, und auf zwanzig Jahre, also leicht auf immer, ihnen scheidet! Solche Scene zu beschreiben, mit allen ihren Details, fühle ich weder Neigung noch Vermögen; die Feder würde meiner Hand entsinken. Ich setze, statt der vollen Jammerscene, nur das letzte Gefühl her, das nach aller Angst zurückbleibt in der Seele des Beschauers; das Gefühl sprach sich mir aus in dem Gedanken: wahrhaftig! voll herzlicher Theilnahme und voll warmen Gefühls ist der Russe — ein ächtes, treues, gutherziges, liebenswürdiges, noch durch keine fremde Ansteckung verdorbenes Naturkind!

Ich kenne in Wahrheit keine Nation, die menschenfreundlicher, barmherziger gegen jede Creatur wäre, als die Russen. — Wir spießen in guter Ruhe (wie oft muß nicht in Zeitungen öffentlich die Thierquälerei unserer Jugend, und nicht ihrer allein, gerügt werden!), wir spießen in guter Ruhe unsere Käfer und Schmetterlinge auf, martern die Thiere in unserer Küche, Geflügel und Fische, auf entsetzliche, barbarische Art, sieden die Krebse langsam zu Tode — in kaltem Wasser! schneiden den Fröschen die Schenkel ab und lassen sie laufen, fangen die Nachtigallen ein, — — doch nein, nein, den grausamen Vorwurf des Blendens der armen, unschuldigen Geschöpfe mag ich nicht auf meine Nation laden!

(Schluß folgt.)

Ergebnisse der deutschen Eisenbahnen im Jahre 1843.

Die Bewegung auf den deutschen Eisenbahnen im Jahre 1843 zeigt, dem Jahr 1842 gegenüber, trotz der ungünstigen Frühlings- und Sommermonate eine beträchtlich höhere (um 1,300,000) Personenzahl als 1842, nämlich 8,088,667 — eine Summe, die etwa dem fünften Theil der Bewohner Deutschlands gleichkommt. Nicht so bestimmt wie die Personen läßt sich der Güterverkehr angeben, weil mehrere Bahnen keinen eigentlichen Gütertransport betreiben, andere die Gewichtssumme desselben noch nicht bekannt machen: so die München-Augsburger (die wir übrigens um Mittheilung der betreffenden Ergebnisse gebeten) und die herzoglich braunschweigische; dennoch ergibt sich mit Einrechnung der muthmaßlich beförderten Gewichtssumme dieser Bahnen und der für die Posten beförderten Pakete, des Uebergewichts ꝛc., ein Güterverkehr von nahe zu 12 Millionen Centnern, wobei indeß zu bemerken, daß auf die Gewichtsverschiedenheit des Centners in den einzelnen deutschen Staaten keine Rücksicht genommen ist. Die Einnahme aller Bahnen ergibt 11,063,358 fl. rhn. oder etwa 6,321,920 Rthlr. Pr. Crt., was, da im Durchschnitt die Bahnen mindestens zu 4 Procent rentiren, bereits ein Capital von mehr als 240,000,000 Gulden rhn. darstellt. Die stärkste Personenzahl hat die Wien-Gloggnitzer befördert: 1,179,255; ihr folgen die badische mit 791,568; die Taunusbahn mit 741,326; die Kaiser-Ferdinand-Nordbahn mit 661,926; die Magdeburg-Leipziger mit 620,626; die Leipzig-Dresdener mit 404,150 u. s. f. Den stärksten Gütertransport hatten: die Nordbahn mit 1,728,817 Ctr., die Magdeburg-Leipziger mit 1,494,735 Ctr., die rheinische 1,379,333 Ctr., die Wien-Gloggnitzer 1,204,220 Ctr., Leipzig-Dresden 983,844 Ctr. ꝛc. — Bei den Einnahmen stehen oben: die Kaiser-Ferdinand-Nordbahn 1,885,515 fl. rhn., die Berlin-Anhalter 1,198,870 fl. rhn., die Magdeburg-Leipziger 1,198,313 fl. rhn., die Leipzig-Dresdener 1,045,906 fl. rhn., die Wien-Gloggnitzer 1,037,073 fl. rhn., die rheinische 557,029 fl. rhn. u. s. f. Führt man die Einträglichkeit des Jahres 1843 auf Tag und Meile zurück, so ergeben sich in rhn. Gulden folgende Verhältnisse: Wien-Gloggnitz 284. 13, Berlin-Potsdam 238. 66, Magdeburg-Leipzig 205. 20, Düsseldorf-Elberfeld 203. 11, Taunusbahn 201. 78, Leipzig-Dresden 184. 88, Nürnberg-Fürth 174. 36, Berlin-Anhalt 161. 54, rheinische 137, 47, Berlin-Frankfurt 130. 77, Kaiser-Ferdinand-Nordbahn 128. 09, Leipzig-Altenburg 113, 50, München-Augsburg 99. 45, Hamburg-Bergedorf 97. 09, badische 92. 45, Linz-Gmunden 84. 24, Magdeburg-Halberstadt 74. 40, Berlin-Stettin 66. 34, Linz-Budweis 60. 56, Breslau-Oppeln 58.02, Breslau-Freiburg 44. 88, braunschweigische 44. 69. Fahrbar sind etwa 255 deutsche Meilen.

Mannichfaltigkeiten.

(Leipzig, 6. März.) Am 29. Febr. kam im Gewandhause, zum Besten der hiesigen Armen, „die Zerstörung Jerusalem's", ein Oratorium mit Musik von Ferdinand Hiller, zur Aufführung. Der Hr. Musikdirektor Hiller, ein würdiger Nachfolger derjenigen Dirigenten, die den ausgebreiteten Ruf der hiesigen Gewandhauskonzerte begründeten, hat sich nicht allein durch seine künstlerischen Leistungen im Gebiete der executiven Musik, wie durch seine gemüthlichen kleinern Compositionen, besonders aber durch dieses Oratorium den Ruhm eines ausgezeichneten Meisters in der Tonsetzkunst erworben.

„Der moderne Adept, oder der Liebestrank", eine Posse von Roderich Benedix, ist am 7. März in Köln zur Aufführung gekommen und hat allgemein gefallen. Der lebhafte einstimmige Beifall, welcher diesem durch und durch bühnengerechten Stücke zu Theil wurde, war ein in jeder Beziehung wohlverdienter. Es vereinigt Alles, was man von einer guten Posse nur verlangen kann; die Knoten sind sinnreich geschürzt, die Verwickelungen überraschend, die Auflösung ist leicht und ungezwungen, die Handlung geht rasch vor sich und das Stück hat auch nicht eine einzige Länge. Den Schauspielern wird es sich dadurch empfehlen, daß alle Rollen, ohne Ausnahme, sogenannte dankbare sind, und daß auch „Abgänge" nicht fehlen. Wenn „der Liebestrank" nur einigermaßen gut und rasch gespielt wird, so muß er auf allen Bühnen ein beliebtes Sonntagsstück werden, das in seinem Fache als eine Bereicherung des Repertoirs betrachtet werden kann. Der Dichter wurde gerufen.

Die beiden in der französischen Akademie noch erledigten Plätze haben sehr viele Bewerber gefunden; jeder der letztern sucht sich unter den Akademikern möglichst viele Stimmen zu sichern. Am stärksten rivalisiren die Herren Vatout, de Vigny und Sainte-Beuve, welche die meisten Stimmen haben. Die getäuschten Candidaten erzählen folgenden Schwank. Einer der Akademiker hatte, der vielen Visiten überdrüssig, seine Antwort mit großen Buchstaben auf einen Bogen Papier geschrieben und letztern an die Thüre der Portier-Wohnung geklebt. Die Bewerber, welche den Akademiker um seine Stimme bitten wollten, lasen folgende Worte: „Hr. ** ist nicht zu Hause; er wird in den beiden Wahlen für die Herren Vatout und Alfred de Vigny stimmen."

Korrespondenz.

Hamburg, 4. März.

„Thomas Thyrnau" von der Birch-Pfeiffer hat im Ganzen wenig angesprochen und nur geringen Erfolg gehabt; das Stück gehört zur unerfreulichsten aller Gattungen — zur langweiligen. Zuerst muß ich indeß bevorworten und zu meiner Beschämung gestehen, daß ich, an allen literarischen Produktionen den lebendigsten Antheil nehmend, diesen großen dreibändigen aristokratischen Moderoman zu lesen bisher weder Zeit, noch Neigung hatte und mein Urtheil also nur das für die Bühne zugerichtete Birch-Pfeiffer'sche Kunstwerk betrifft. Daß die Tochter eines bürgerlichen Advokaten einem kaiserlichen Prinzen eine Tochter gebiert und diese in einer Testamentsklausel einem jungen Grafen Lacy zur Ehefrau vermacht wird, um die dem alten Advokaten verschuldeten Güter der Familie Lacy zu erhalten, mag mit den gehörigen Hindernissen im Leben und auch allenfalls in einer Novelle sehr interessant seyn, um aber ein fünfactiges Drama daraus zu machen, gehört denn doch allzu viel Noth- und Hülfsgeschwätz dazu, als daß man nicht einen Ansatz von Kinnbackenkrampf der Langenweile bekommen sollte. Hat nun, nach der Verfasserin eigener Versicherung, ihr die Transfiguration dieses Romans in ein Drama ungewöhnliche Mühe gemacht, so hat uns dagegen die Anschauung nicht minder Anstrengung gekostet. Und so haben sich beide Theile gegenseitig gequält, und weßhalb? — weil Thomas Thyrnau ein Moderoman ist. Auch die von Mad. B.-P. ausgesprochene Hoffnung, daß dieses Stück ihr an 40,000 Thlr. einbringen müßte, dürfte wohl schwerlich in Erfüllung gehen. Im Uebrigen ist wenig von unserm Stadttheater zu melden; es tritt zusehends mehr in den Hintergrund und scheint die gefährliche Concurrenz mit dem volksbeliebten Thalia-Theater für die Dauer kaum ertragen zu können. Dazu kommt noch, daß zu Ostern auch das Personal wesentliche Veränderungen erleidet. Dem. Stich wird, wie ich Ihnen schon früher mittheilte, die Bühne verlassen und mit einem Arzte ein Ehebündniß schließen; auch behauptet das Gerücht, daß Dem. Lebrün ebenfalls durch Hymens Bande der Bühne entzogen werden würde; Hr. v. Lehmann, ein sehr talentvoller, feiner Komiker, hat wegen nicht hinlänglicher Beschäftigung in Riga, Hr. Pätsch in Leipzig ein Engagement geschlossen. Vom Opernpersonale verlieren wir die beliebte, unvergleichliche Coloratursängerin Jazedé; Hr. Wurda wird bald eine längere Urlaubsreise antreten und vielleicht nicht zurückkehren. Desto bessere Geschäfte macht das zahlreich besuchte Thalia-Theater, dem nicht nur das Glück und seine Volksbeliebtheit treu geblieben ist, sondern im neuen Musentempel noch in reicherem Maße zu Theil zu werden scheint. Die Direktion thut auch alles Mögliche und weiß zu speculiren. Ihr Factotum und Hauptlieferant ist in neuester Zeit W. Friedrich (Riese), der schon mehrere Tantièmen gewonnen hat und fortwährend neue französische Waare übersetzt und bearbeitet und dramatisirt. „Mariette und Jeanneton" und „die Vagabunden" (beide von dem genannten Friedrich) sind Zug- und Kassenstücke geworden. Ersteres ist ein allerliebstes, frisches, launiges Soldatenstück, das in den beiden Hauptrollen durch Dem. Herrmann und Dem. Schenrich musterhaft besetzt ist; das letztere dagegen ein schwacher Abklatsch der Pariser Mystères, eine wahre Spitzbuben- und Gauneraakademie, in moralischer Hinsicht durchaus nicht zu billigen. In den letzten Wochen ist auch der früher im Stadttheater so gerngesehene „Muttersegen, oder die neue Fanchon" hier mit glänzendem Erfolge aufgeführt worden, indem die Damen Herrmann und Scheurich abermals den lautesten Beifall ernteten. Neu war dieser Tage: „Christoph und Renata" von Carl Blum, das sehr angesprochen hat und besonders dankbare Rollen darbietet. Eine andere, nach dem französischen l'homme blasé bearbeitete Novität: „Herr Dunst", ist dagegen ein blasirtes, erbärmliches, überrheinisches Produkt, das besser unübersetzt geblieben wäre. Auch erfreut sich diese Bühne jetzt eines Ballettes, wie es bisher in Hamburg nie vorhanden war. Eine Tänzerin aus Bordeaux, eine reizende Sylphide, Dem. Josephine Bertin, ist die Hauptzierde desselben. Sie ist mit 3000 Mk. auf drei Monate engagirt worden; Balletmeister ist Hr. Franz Kobler aus Wien.

Vom Taunus, im März.

Obschon nicht ganz mit dem jüngsten Berichte vom Taunus einverstanden, worin auf die Entwickelung einer größeren Energie Seitens der zu Frankfurt a. M. bestehenden Commission für Erbauung eines Hauses auf dem Feldberge allzu kühne Hoffnungen gebaut werden, freut sich doch Einsender dieses, das projectirte Unternehmen einmal wieder, wenn gleich nicht auf die erfreulichste Weise, zur Sprache gebracht zu sehen. Nach den früheren öffentlichen Mittheilungen der oben gedachten Commission und den zeitweise erfolgenden Bescheinigungen über eingegangene Beiträge müssen sich dermalen im Ganzen wohl gegen 2000 fl., welche theils in Frankfurt, theils in Homburg, Wiesbaden u. s. w. gesammelt worden sind, in Cassa befinden. Auf solche Summe hin einen großartigen Bau für 30 — 40,000 fl. vorzuschlagen und den Riß auf gut Glück einstweilen drucken zu lassen, dürfte der Commission kaum für Energie, vielmehr von Vielen für etwas ganz anderes angerechnet werden. Unser Haus auf dem Feldberg läßt sich doch entfernt nicht mit dem Hermannsdenkmal vergleichen und wie viele Schwierigkeit das Auftreiben der erforderlichen Summen für letzteres gehabt hat und noch hat, ist bekannt genug. Darum stellen wir unsre Hoffnungen nicht zu hoch und lassen wir die Frankfurter Commission ruhig gewähren. Bringt jeder neue Frühling nur einige neue Früchte, so sehen wir doch wohl mit der Zeit gedeihen, was nun einmal im ersten Anlauf nicht gewonnen werden konnte.

Auflösung der Charade in Nro. 71.

Braunschweig.

Theater-Anzeige.

Montag, 11. März. Czaar und Zimmermann, komische Oper in 3 Abth., Musik von Lortzing. (Gastrolle) Peter Iwanow: Hr. Weitgaß, vom Freiburger Theater.

Dienstag, 12. März. Der Obrist von sechzehn Jahren, Lustspiel in 1 Akt, nach dem Französischen von Herrmann. Hierauf folgt: Das Sonett, Lustspiel in 3 Akten, von Raupach.

Redakteur: J. Scheller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 73. Mittwoch, den 13. März 1844.

Florita.

Aus dem Musée français übersetzt von Luitpold Baumblatt.

(Fortsetzung.)

In demselben Augenblick trat Anna Müller, mit einem Brief in der Hand, in's Zimmer. Ein Diener des Marquis hatte ihn mit der Bemerkung gebracht, daß er ihn eigenhändig an Florita übergeben müsse. Dieses Geheimthun war aber durch eine Magd der Mutter mitgetheilt worden, und diese überbrachte das Schreiben, ohne es, wie sie es mit vielen andern gemacht hatte, in's Feuer zu werfen, ihrer Tochter. Sie setzte sich ihr gegenüber und harrte mit Ungeduld auf eine Mittheilung von dessen Inhalt. Florita zitterte, war erstaunt, und erwartete keine frohe Botschaft. Sie näherte sich einem Kronleuchter und las unter heftigem Herzklopfen:

„Es ist um mein Glück, um alle Freuden meines Lebens geschehen! Ich muß Dich verlassen. Es ist eine Ordre eingetroffen, die mich nach Frankreich zurückruft. Ich würde diesem Rufe nicht gefolgt seyn, wenn nicht zu gleicher Zeit ein Befehl des Ministers mir geboten hätte, innerhalb vier und zwanzig Stunden Madrid zu verlassen. Meine Freunde haben zu erwirken versucht, daß dieser Befehl wieder zurückgerufen wurde, und haben mir zu diesem Zwecke ein Mittel angeboten, das ich aber nicht annehmen wollte. Ich verweile nicht länger mehr in Spanien und heirathe die Gräfin von Ayamonte."

„Ich reise ab, Florita! ich verlasse Dich traurig, verzweifelnd, und in meiner Verzweiflung keinen andern Trost findend, als die Gewißheit, daß mich meine Liebe zu Dir bis an das Ende meines Lebens begleiten wird. Möge mich der Tod bald von einem so qualvollen Leben befreien! Du, Florita, wirst auf der Bahn des Ruhmes fortleben. Sey glücklich, werde vergöttert von Deinen Verehrern, und vergiß nicht Deinen unglücklichen Heinrich."

P. S. „Ich werde mich vier und zwanzig Stunden in Guadalajara bei dem Herzog von Infantado aufhalten. Wenn ich dort ein letztes schriftliches Lebewohl von Dir erhalte, so wird mein trauriges Leben noch einen Augenblick des Glücks genießen."

Sie blieb kurze Zeit unbeweglich stehen, und heftete den Blick auf das Schreiben. Auf ihrem Gesichte lag eine schreckliche Blässe, aber keine andere Bewegung verrieth ihr Staunen und ihre Verzweiflung. Ihre Mutter und Calderon beobachteten das tiefste Stillschweigen, und sahen sie mit Unruhe an. Sie ging wieder zu ihnen zurück, setzte sich mit anscheinender Ruhe zu ihnen hin und schien über etwas nachzudenken. Plötzlich richtete sie ihren Blick auf Calderon und fragte ihn: „Nicht wahr, achtzehn Monate sind es jetzt, daß ich auf dem Theater bin? Ich muß mir seitdem ein schönes Vermögen erworben haben!"

„Das unterliegt keinem Zweifel!" antwortete der Dichter, erstaunt über diese Frage. „Wir haben Ihre Einkünfte gut überwacht, und ich habe bei meinem Freunde Fabrique Moreno viermalhunderttausend Realen für Sie hinterlegt."

„Um so besser!" sagte Florita, „diese sind für meine Mutter."

„Nein, für Dich, mein Kind!" rief Anna Müller ihrer Tochter gerührt entgegen. „Es ist Dein Heirathsgut."

„Ihr Talent und ihre Kunst," fiel Calderon ein, „sind ihre schönste und kostbarste Mitgift!"

Jetzt kündete die Glocke auf San-Salvador die Mitternachtsstunde an. Calderon erhob sich von seinem Sitze. „Es ist spät," sagte er, „Florita ist von der Vorstellung angegriffen, ich will mich nach Hause begeben. Morgen, meine Lieben, auf Wiedersehen!"

Er wollte sich entfernen, aber Florita versperrte ihm den Weg, reichte ihm die Hand, und sagte bewegt: „Leben Sie wohl!"

Er küßte die dargebotene Hand, und als er deren Kälte spürte und sie in der seinigen zittern fühlte, sagte er erschüttert: „Arme Florita!"

Er ging hinweg. Florita stützte sich auf den Tisch und blieb, in Gedanken vertieft, vor demselben stehen. Anna Müller sah ihre Tochter lange stillschweigend an. Endlich brach sie das Schweigen und sagte: „Dieser Brief, mein Kind?" — — — „Morgen, meine Mutter! morgen sollst Du Alles erfahren," unterbrach sie Florita, indem ihr Thränen über die Wangen flossen.

Wie gewöhnlich, verrichteten Mutter und Tochter gemeinschaftlich ihr Abendgebet und legten sich nieder. Anna Müller schlief bald ein, Florita aber, die noch nicht entkleidet war, erhob sich leise von ihrem Lager. Eine Nachtlampe beleuchtete das große Zimmer nur spärlich, die schweren Damastvorhänge, die über der Mutter Bett herabhingen, hinderten diese, das leise Geräusch zu vernehmen, das Florita nothwendig machen mußte, als sie durch das Zimmer schlich und am Ende desselben einen Koffer öffnete, um ihre Juwelen und eine Summe an Gold herauszunehmen. Sie fügte noch eine von der Kö-

nigin zum Geschenk erhaltene Perlenschnur hinzu, warf sich vor dem Bette ihrer Mutter nieder auf die Knie und sagte ihr leise schluchzend Lebewohl. Hierauf ging sie die Treppe hinunter, schob die schweren Riegel zurück, ließ die Thüre offen, und entfernte sich.

Es war eine der längsten Nächte im Jahre. Der Nordwind übte seine rauhe Gewalt aus und blies heftig auf den öden Straßen. Eine schneidende Kälte war einem schönen Novembertage gefolgt, und während dieser strengen Jahreszeit war Nachts Niemand im Freien zu treffen, ja sogar Verliebte und Diebe scheuten diesen unangenehmen Eindruck der Elemente. Florita, in ihren weiten Mantel gehüllt, schritt schnellen Schrittes voran, ohne sich umzusehen. Die stille Nacht flößte ihr keine Furcht ein, denn selbst der Tod hätte sie in ihrer Lage nicht erschreckt. Ihre Gedanken und ihr ganzes Wesen beschäftigten sich nur mit Demjenigen, zu dem sie jetzt gehen wollte, mit Denjenigen, die sie verlassen hatte, und die am nächstfolgenden Morgen mit Entsetzen erwachen werden, wenn sie sie nicht mehr um sich finden. Sie gedachte nicht ihrer Kunst und ihrer glänzenden Laufbahn, der sie den Rücken zugewendet hatte, aber eine Zentnerlast ruhte auf ihrem Herzen, wenn sie an ihre Mutter dachte. Bis zum Tagesanbruch irrte sie in der Alcala-Straße umher, und erst gegen Morgen gewahrte sie einen der Miethwagen, die den Reisenden in die nächste Umgebung von Madrid brachten.

Sie bestieg einen derselben, und indem sie dem Kutscher ein Goldstück in die Hand drückte, rief sie ihm zu: „Nach Guadalajara!"

(Fortsetzung folgt.)

Das Leben in Moskau.

(Schluß.)

Der Russe, der Moskowiter, am Tage Mariä Verkündigung, auf dem, eigens dann stattfindenden, Vogelmarkt, kauft ein, so viel Vögelchen er kann, und sperrt sie nicht in Bauer und Käfig, blendet sie nicht (beim Gedanken schon würd' er erbeben!), kauft sie nur ein, um — ihnen die köstliche Freiheit zu schenken. — Wenn sie dann aufflattern fröhlich in die Luft, lustig ihres Lebens sich erfreuend, dann klatscht er in die Hände, streicht sich den Bart, freut sich dann kindisch, ruft aus: „lieb Vögelchen, mein Herzchen, genieße jetzt der Freiheit, und entgehe zum andern dem Garn des bösen Vogelstellers!" Der Russe, der gemeine, arme, thut dieß, nach überkommenem Brauche seiner Altvordern, wohl als einstiges Erinnerungsfest erfochtener Siege, zur Feier seiner eigenen Freiheit. Er thut es, der Arme, da er das Größere nicht kann, was der Reichere thut, der an diesem Tage seine eigenen Schuldner freiläßt, der andere strenge Gläubiger für ihre Schuldner befriedigt, der Werke der Liebe und des Erbarmens übt und den Dank von sich wehrt, weil er von den Dankesthränen der Befreiten selbst zu Thränen gerührt werden würde.

Ohne Gränzen ist die Mildthätigkeit der Russen. Was thut er nicht für die Waisen, Kranken, Gebrechlichen, für die Unbemittelten, Hülflosen, in den Zeiten der Seuche — bei dem Drangsal der Cholera einst! — in den Zeiten der Theuerung, der Hungersnoth — wie in den Jahren, die den letztverflossenen vorangingen? Wie viel thut er nicht an seinen Armen? an der unendlichen Zahl jener elenden, unglücklichen Bettler?

In Moskau, in Troiza, in dem hochgefeierten Kloster, in Nischni-Nowgorod, auf der weltberühmten Messe, war ich davon Zeuge. Wird denn bei der steten Bettelei so vieler Armen — Greise, Mütter, Kinder, Krüppel, Gebrechlichen — ihre Barmherzigkeit nicht einmal ermüden? Oft hatte ich es in meinem engen Sinne gedacht, ich, der ich bei dem zweiten, dritten Male meist schon müde ward im Wohlthun. Aber der Russe, der Kaufmann selbst, der doch sonst nur auf das Summiren bedacht ist, wenn der zweite, dritte Bettler sein: dei, bátuschka, christorádie (gib, Väterchen, um Christi willen)! ihm entgegenruft, greift ruhig zum zweiten, dritten Male in den Beutel, und wirft ihm von neuem den Kopeken zu. So ist es nur erklärlich, daß alljährlich ganze Schiffsladungen Bettler der großen Messe zusteuern und alljährlich ein gutes Geschäft dort machen können! Denn immer offen, nimmer müde im Wohlthun, ist des Reichen Hand. Wohlthätig, voll Erbarmen über die Menschen, wie über die Thiere. Schon neun Täubchen sitzen auf seinen Säcken, fressen sich satt an seinem Getreide, was doch zum Verkaufe daliegt; er scheucht keins hinweg (nicht ein einziges Mal habe ich das gesehen), sieht ihnen freundlich zu, freut sich, wenn noch ein zehntes kommt; denn wo er neune sich sättigen ließ — sollte er da dem zehnten die paar Gerstenkörner wehren? — Wie theilnehmend ist erst der Russe gegen die Gefangenen! Allwöchentlich passirt ein großer Zug die sibirische Straße. Allwöchentlich, von Etappe zu Etappe, stehen die Bauern Mittags mit ihren Kübeln schon bereit, um den armen Mitbrüdern den wärmenden Schtschi (die beliebte Kohlsuppe) zu spenden. Ich habe das selbst zu mehreren Malen mit eigenen Augen gesehen!

Und wir nennen den Russen roh, ungebildet, ungesittet! Abgeschnitten sind ihm wohl oft die Zugänge zur Bildung, zu feiner Sitte — aber roh, wer wollte ihn roh bei so sprechenden Zügen von Herzlichkeit und Gemüthlichkeit nennen? Fehlt ihm doch auch, wenn gar große Bildung ihm fehlt, Das, was mit der Bildung nur zu oft gleichen Schritt hält: Anmaßung, Stolz, Eitelkeit, Hintenansetzung der natürlichen Gefühle!

Froh, freudig, geduldig, alle Mühen in den Tagen der Arbeit ertragend, gibt der Russe den Vergnügungen gleich lebendig sich hin in den Tagen, die zu seiner Feier ihm oft wiederkehren. Dem Russen gewährt seine, an Schutzheiligen reiche, Religion und die reiche Mitgliedschaft der kaiserlichen Familie eine Menge Festzeiten voll ergötzlicher Genüsse. Da, je wie der Wechsel der Jahreszeiten es erheischt, gibt er sich wechselnder, rauschender Belustigung hin. Rutschfahrten zu Eis, von künstlichen Bergen herab, auf dem Flusse, in Podnawinski, in Petrowski; Wettreiten, Wettfahrten auf der Moskwa, auf schnellen Rossen, auf leichten Droschken; Promenaden besonders (jene berühmten großen Gulánien) zu Fuß und zu Wagen, wo bei letztern auch der Adel mit allem Glanze Theil nimmt, zur Feier des ersten Mai alten Styls, zur Feier des großen russischen Frühlingsfestes im Tannenwalde Sokolniki; dann, am Donnerstag, alljährlich, vor dem Pfingstfeste im grünen Birkenwäldchen Marina Roschtscha; am Himmelfahrtstag bei den Presnenski Prudi (jenen vorerwähnten Teichen) und am gleichen Tage auch im Sommergarten oder Golowinschen Park; alle Sonntage nach dem ersten Mai im Petrowski-Park; am ersten Juli auf dem „Twerskoi Bulewar" (Twerschen

Boulevard); am ersten August bei dem Simonow'schen Kloster; am 22. August, als am Krönungstage des Kaisers, im Alexandergarten, am Fuße des Kremls, bei großartiger Illumination der Kremlthürme, der Mauern und des Gartens: — alle diese Festlichkeiten, und namentlich die ersten und letzten der genannten Gulänientage, sie stehen als eigentliche ächte Volks-Festtage da, und in Schaaren von Tausenden strömt das Volk herbei zu ihrer frohen, festlichen Begehung.

An solchen Festen ist es — und darum habe ich sie alle mitgemacht, habe emsig auf die Aeußerungen der Volksfreude gelauscht —, an solchen Festen ist es, wo sich die eigentliche Gemüthlichkeit des Russen, wo sein eigentlich wahrer Sinn sich ausspricht. Von keiner Balgerei hört man hier; kein Raufen und Lärmen, kein wildes Geschrei entehrt hier die Feier. Unbehindert von rohen Späßen geht der Vornehme mit seiner Gemahlin, seinen Töchtern vorüber; mitten in das dichteste Gewühl der bärtigen Schaar darf sich der Fremde wagen, ihre Chöre, ihre Tänze, ihren Gesang belauschend; sie stören ihn weder in seinem Beifall, noch in seinem Spotte; die Kritik ist ihm freigegeben. Weichen sie doch selbst — die bärtigen Muschiks, dort zu Lande doch die stärkere, die heimische Partei — weichen sie doch selbst jenen Gruppen betrunkener Handwerker aus, die, mit langer Pfeife im Munde, den Tabaksbeutel an der Seite — ächte Deutsche sind es, deutsche Spießbürger in Moskau, vom sogenannten Schusterklubb — sie gewaltsam bei Seite schieben wollen.

Denn, wenn Einer sich recht eigentlich weise benimmt, ruhig, harmlos, ohne Anspruch, stillfriedlich sich seiner Freude überlassend — so ist es jener bei Seite geschobene Muschik! Wenn das Leben — und damit will ich meine kurze Charakteristik der moskowischen Verhältnisse enden — wenn das Leben einer Klasse des Volkes hier dem Beschauer recht eigentliches Interesse erwecken kann — so ist es das Leben des **schlichten, gemüthlichen, natürlichen Volkes** selber in Moskau.

Kreisgericht Alzei.

Sitzung vom 8. März.

Anklage wegen Duell mit Tödtung seines Gegners gegen Herrn Moriz v. Haber.

Präsident: Hr. Lebert; Richter: die Herren Merkel und Schmitt; Staatsbehörde: Hr. Staats-Procurator Milet; Vertheidiger: Hr. Anwalt Lehne.

Selbst den unbefangenen Beobachter der gestrigen Gerichtsverhandlung beschlich ein unheimliches Gefühl, ein Entsetzen, wenn er die Folgen bedachte, welche die Feindschaft einer Partei gegen einen, wenn auch hochstehenden Mann, gegen seine Familie und Freunde nach sich zog.

Dieses Gefühl brachte tiefen Ernst und eine unverkennbare melancholische Stimmung nicht nur über die dabei zunächst Betheiligten, sondern es that sich auf diese Weise auch bei allen Zuhörern kund.

Schon lange vor der Eröffnung der Sitzung waren alle Plätze im Gerichtssaale eingenommen, die Stühle und Bänke des für die Zeugen bestimmten Raumes von elegant gekleideten Damen, um welche herum Hunderte von Herren sich drängten. Die dem Barreau reservirten Räume waren meistens von Fremden von Auszeichnung besetzt und selbst das Gericht und die Staatsbehörde gestatteten distinguirten Personen und Zeugen Sitze in ihrer Nähe, wenn sie anderswo nicht konnten untergebracht werden. Der dem zahlreichen Publikum im Interesse der Oeffentlichkeit zustehende größere Theil des Gerichtssaals war gleich nach Eröffnung der Thüren so überfüllt, daß eine große Anzahl Harrender in den Gängen auf den sofortigen Eintritt verzichten mußte.

Alle Blicke dieser compacten Menschenmenge waren nun nach der Thüre gerichtet, durch welche die Angeklagten eintreten mußten. Kurz nach 9 Uhr erschienen sie, Hr. v. Haber zuerst, dann seine zwei Secundanten, und nahmen ihren Sitz auf der Anklagebank. Alle drei waren auf das eleganteste gekleidet: schwarze Fracks und Pantalons und weiße Gilets. Hr. v. Haber, der anfangs den obern Platz auf der Bank eingenommen hatte, wechselte auf eine ihm deshalb gemachte Bemerkung mit Hrn. Arendt und saß nun in der Mitte der beiden Zeugen.

Die äußere Haltung des Hrn. v. Haber zeigt den gebildeten, den der höhern Gesellschaft angehörenden Mann. Er ist von mehr als mittler Größe, hat ein stark ausgeprägtes, entschlossenes Gesicht und scheint Kopfhaar und Bart eine vorzügliche Sorgfalt zu schenken. Die neben ihm sitzenden Herren Arendt und Thouret sind schöne, noch junge Männer mit anständigen, ungezwungenen Manieren.

Kurz nach dem Eintritte der Beklagten nahmen Gericht und Staatsbehörde ihre Sitze ein und die Verhandlung wurde eröffnet. Hr. Staats-Procurator Milet nahm zuerst das Wort: Am 15. December, sagte er, sey ihm die Anzeige gemacht worden, daß am Tage vorher in der Nähe von Worms auf großh. hess. Gebiete ein Duell stattgefunden und einer der Kämpfer todt auf dem Platze geblieben sey; er habe sich daher mit dem Untersuchungsrichter an den Ort begeben und durch Zeugenverhör und Ortsbesichtigung den Vorgang constatirt. Nach dem Thäter habe man gesucht, aber Niemand gefunden, bis Hr. v. Haber und seine Secundanten am Anfange des folgenden Monats sich freiwillig vor dem Gerichte gestellt und Ersterer sich als den Thäter bekannt habe. Ueber die Competenz des Gerichts könne kein Zweifel erhoben werden und die That sey sowohl durch das Eingeständniß, als durch Zeugen, so wie durch das von der Behörde in Mannheim übersendete Leichenbesichtigungs- und Sections-Protocoll erwiesen; er trage daher an, daß man zum Zeugenverhöre schreiten möchte.

Der Präsident richtete, ehe er diesem Begehren entsprach, an die Beklagten die üblichen Fragen: Hr. Moriz v. Haber erklärte, 45 Jahre alt zu seyn und in Karlsruhe seinen Wohnort zu haben; als seinen Stand gab er den eines Banquiers an. Hr. Arendt nannte als seinen Wohnort Berlin; er sey 32 Jahre alt und Forstmann; Hr. Thouret, 25 Jahre alt, sein Wohnort Stuttgart und er Kaufmann.

Der erste Zeuge, Lorenz Mezger, Wiesenhüter von Worms, deponirte, am Tage nach dem Duelle habe er sich mit dem Friedensrichter von Worms an den Ort des Zweikampfs begeben; man habe dort deutlich die Tritte mehrerer Menschen, die verbrannten Papierstopfen und eine Lache Blut gesehen; der Platz, wo es vorgegangen, sey ein Theil der Wormser Bürgerweide und im Gebiete der Stadt Worms,

eine Viertelstunde von der Stadt entfernt. Die Angeklagten geben zu, daß hier das Duell statt gefunden.

Der zweite Zeuge, Johann Mayer, Wirth zum grünen Baum bei Bobenheim: Am 14. December, sagte er, kam eine Chaise an mein Haus angefahren; es saß aber Niemand darin. Da ich etwas Auffallendes hierin sah und schießen hörte, so ging ich vor mein Haus und eine Strecke fort, und bemerkte nun vier Herren, die beisammen standen und sich besprachen. Bei meinem ersten Anblicke befahlen sie mir, mich zu entfernen; da ich diesem Gebote aber nicht nachkam, so sagten sie, ich sollte die Pferde der Chaise halten, und ich sah nun, daß sie eine Person in einem Pelzmantel aufhoben und nach der Chaise trugen. Nachdem sie die Person hineingelegt und sich dazu gesetzt hatten, fuhren sie davon.

Der dritte Zeuge, David Mayrer, Mehlhändler von Dürkheim: Auf die Einladung einiger Herren, die in einem mit zwei weißen Pferden bespannten Wagen in dem nicht weit von dem Kampfplatze entfernten Wirthshause Wein tranken, ihnen den Weg zu zeigen, ging er mit ihnen, und fand dort noch andere Herren mit einem Wagen; er vernahm Schüsse, und sah, daß Jemand wie todt da lag. Als er näher trat, fragte ihn einer der Anwesenden, ob man von der Stelle, wo der Todte lag, über den Rhein kommen könne? Der Zeuge rieth von dem Vorhaben ab, wegen der Gräben, die das Terrain durchschnitten; man redete ihn daher an, ob er sich nicht zu der Leiche in den Wagen setzen und in das Hospital nach Mannheim fahren wolle? Er schlug aber dieses Anerbieten bestimmt aus, war jedoch behülflich, die Leiche in einen Mantel zu legen und in die Chaise zu schaffen. Nachdem dies geschehen, fragte er den Kutscher, wer der Geschossene sey? worauf derselbe aber keine weitere Antwort gab, als: „es wäre besser, der Jude wäre todt geschossen worden." Auf die an den Zeugen gerichtete Frage, ob er die Beklagten an dem Orte, wo der Leichnam gelegen, gesehen habe, erklärte er: ja, er habe sie dort gesehen. Die Angeklagten stellten die Aussage nicht in Abrede.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz.

Vom Taunus, im Febr.

Die Königin der heimathlichen Wälder ist in diesen Tagen den Streichen der unerbittlichen Axt erlegen. Dieser rauhe und kalte Monat, der dem Vaterlande einen großen Helden, unserer Stadt einen der treuesten Bürger und unserer Heimath eine schöne Zierde geraubt hat! Viele Reisende haben den jähen Berg erklommen, um in ihrem Schatten zu ruhen und mehr als ein Maler wählte sie zum Gegenstande seiner Kunst. Auf dem hohen Waldberge, eine halbe Stunde östlich vom Kloster Thron, jenseits des reizenden Mühlenthals, das unser Gebirge von Norden nach Süden durchschneidet, ragte sie stolz empor. Ein Dichter würde nie in ihre Fällung gewilligt haben, denn der wahre Dichter liebt die Schönheiten der Natur und vor allen jene Rieseneichen, welche einem halben Jahrtausend unerschütterlich trotzen. Aber in unseren Tagen weicht die Schönheit dem Nutzen, das poetische Gefühl dem practischen Verstande. — Einst in den Tagen der Hohenstaufen, als die Völker Europa's sich vor Deutschland verneigten, war die Eiche das Sinnbild unseres Volkes. Als aber die Uneinigkeit hereinbrach über uns und in ihrem Gefolge die Pest der fremden Sitten, da war unser Symbol nicht mehr die Eiche, sondern, wie Uhland singt, eine Schnecke das Wappen und ein Krebs der Schildhalter. Diese Tage der Schmach und Selbstvergessenheit sind weit hinab gesunken! Unser ganzes Volk von 40 Millionen Menschen strebt wieder nach einem großen Ziel und für dieses nach Handelseinheit, öffentlichen Gerichten und Seeflaggen ringenden Deutschland wäre unsere Rieseneiche mit der lebensfrischen Krone das schönste Bild gewesen. Nicht weniger aber auch für den in unserer nächsten Heimath lebenden patriotischen Geist, der in den Taunussängerfesten, im Streben nach Intelligenz und vielfachen Arbeiten des Gemeinsinnes sich offenbart. Man kann den Körper tödten, aber nicht den Geist, den göttlichen und ewigen; man kann das Sinnbild unseres Vaterlandes und unserer Heimath zu Asche verbrennen, aber den in unserem Volke und in unserer Heimath sich regenden deutschen Geist wird keine Gewalt zu tödten vermögen, wenn sie auch grausam und gewaltthätig genug wäre, es zu wollen.

Charade.

Erste Sylbe.

Hoch in Lüften thron' ich;
Tief im Herzen wohn' ich;
Mord und Raub ist meine Lust;
Hochgefühl bring' ich der zagenden Brust;
Wo ich mich zeige ist Angst und Beben;
Habe dem Schwachen stets Kraft gegeben;
Faß' ich das Herz, so verblutet's im Tod;
Faß' ich's, so ist ihm das Leben der Tod.

Zweite Sylbe.

Niemals war ich des Menschen Freund;
Doch bring' ich Trost dem, der viel geweint;
Ewig des Geistes geschworener Feind,
Strebt er am höchsten mit mir vereint,
Flieht mich und sucht mich, wie seltsam 's auch scheint.

Ganzes.

Geben und Nehmen — gleiches Entzücken!
Will ja nur segnen, will nur beglücken.
Stille das süße, freudige Hoffen;
Zeige dem Glauben den Himmel offen.
Und doch, wenn auch überall Freude lacht,
Bleibt mir ewig am Ende eine Nacht.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 12. März. Der Obrist von sechzehn Jahren, Lustspiel in 1 Akt, nach dem Französischen von Herrmann. Hierauf folgt: Das Sonett, Lustspiel in 3 Akten, von Raupach.

Mittwoch, 13. März. Die Zauberflöte, große Oper in 2 Abth., Musik von Mozart (Gastrolle) Königin der Nacht: Fräulein Sähr.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohn.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 74. Donnerstag, den 14. März 1844.

Florita.

Aus dem Musée français übersetzt von Luitpold Baumblatt.

(Fortsetzung.)

VI.

Am Abend desselben Tages ruhte Herr von Ribiers nachlässig und traurig in einem Zimmer im Hotel des Herzogs von Infantado. Er war am Morgen ermüdet und leidend an Leib und Seele in Guadalajara angekommen. Jetzt fühlte er es erst, daß seine Liebe zu Florita keinem seiner andern Liebesverhältnisse geglichen hatte, und dieselbe aus einem keuschen, edlen und uneigennützigen Gefühle entsprungen war. Wohl lagerte im Hintergrunde seines Herzens noch mancher unkeusche Gedanke, aber er liebte stark genug, um männlich gegen seine Leidenschaft zu kämpfen, und murrte nicht gegen das Schicksal, das seine Anschläge nicht zur Reife kommen ließ. Er hatte sich mit den Rendezvous am vergitterten Fenster begnügt, aber doch gehofft, dieses wild-leidenschaftliche Kind, das ihm seine heiße Liebe so oft betheuert, und ihm dennoch die geringste Freiheit versagt hatte — endlich doch noch zu seinen Gunsten zu gewinnen. Der ihn nach Frankreich berufende Befehl hatte wie ein Donnerschlag auf ihn gewirkt; er hatte nicht Muth genug in sich gefühlt, Florita Lebewohl zu sagen, und es vorgezogen, ihr zu schreiben. Trotz seiner unlautern Seele muß man aber doch gestehen, daß nicht so sehr seine unedle Leidenschaft, als vielmehr seine reine Liebe zu Florita ihm den Abschied erschwert hatte. Die große Künstlerin hatte ihn mit ihrem unvergleichlichen Talente, durch ihren Ruf und ihre liebenswürdige Kindlichkeit gefesselt; er wußte wohl, daß Zeit und Entfernung diese Wunde heilen würden, aber für den Augenblick hatte er mit großen Leiden zu kämpfen, und jetzt dachte er über ein Mittel nach, um diese Leidenschaft zu heilen, die er doch zwecklos im Busen genährt hatte.

Der Herzog von Infantado, bei welchem er sich als Gast befand, war nicht in Guadalajara. Der Marquis war vom Oberhaushofmeister empfangen worden, der sich, nachdem er das Abendessen hatte auftragen lassen, wieder entfernt hatte. Er hatte den Almosenier, der ihn willkommen geheißen, entlassen, und Chaville, sein Kammerdiener, blieb allein bei ihm.

Es schlug sieben Uhr auf der im Zimmer hängenden kupfernen Wanduhr.

„Chaville!“ sagte der Marquis, „weißt Du es gewiß, daß kein Brief für mich angekommen ist?“

„Es müßte denn seyn,“ antwortete Chaville, „daß seit einer Viertelstunde einer gekommen sey, denn so lange ist es, daß ich mich erkundigt habe. Ich habe hinterlassen, daß, sobald Etwas unter Ihrer Adresse einläuft, man es sogleich heraufbringen soll. Wenn aber der Herr Marquis wünschen, daß ich noch ein Mal nachfrage —“

„Nein, Chaville! jetzt nicht, warte noch. Wie lange währt doch dieser Abend! — Mich friert!“

In demselben Augenblick wurde leise angeklopft.

„Jetzt kömmt ihr Brief!“ rief der Marquis freudig aus. Er ging selbst dem mit Ungeduld erwarteten Boten entgegen, öffnete die Thüre, taumelte aber sogleich wieder zurück und stammelte den Namen „Florita!“

Dieses Wort wurde mit einem Ausdrucke hervorgebracht, der das arme Mädchen erstarren machte. Es herrschte eine Todtenstille, während welcher Chaville davon schlich. Der Marquis erholte sich zuerst und lächelte über seine Ueberraschung. „Meine schöne Florita!“ rief er aus, indem er sich ihr näherte, „bist Du es wirklich? Ich kann mich mit einem so großen Glücke nicht leicht befreunden.“

Zitternd und erschöpft setzte sie sich. Der Marquis ließ sich ihr zur Seite nieder und sagte: „Gute Seele! wie hast Du so zu mir kommen können, um mir Lebewohl zu sagen? Ich hoffte und erwartete Dich nicht.“

„Lebewohl?“ wiederholte sie schmerzlich lächelnd.

„Meine Florita!“ fuhr er fort, „Du hast mir in diesem Leben noch einen glücklichen Augenblick verschaffen wollen, und ich danke Dir herzlich dafür. Ja, meine Liebe! eine Nacht des Glückes, und ich will mich dann mit meinem Schicksal aussöhnen. Mein ganzes Leben wird durch dieses Andenken beglückt werden.“

Florita entriß sich seinen Umarmungen, und rief mit Feuer aus: „Wenn wir für immer vereinigt seyn werden!“

„Für immer?“ entgegnete der Marquis erstaunt.

„Ja,“ wiederholte sie, indem sie ihren schönen Blick mit Leidenschaft auf ihn richtete. „Ja, für immer! Ich liebe Dich mehr als meinen Ruhm und meine Ehre, ja mehr als meine Mutter. Ich habe Allem entsagt, Alles verlassen, ich folge Dir nach Frankreich und wohin Du willst. Laß uns abreisen!“

Nach diesen Worten legte sie ihren Kopf auf die Schulter des Marquis und brach in Thränen aus.

„Meine Florita!" rief er, indem er sie mit Leidenschaft in s.ine Arme drückte; dann trat er einige Schritte zurück und setzte sich ihr gegenüber nieder.

Einige Augenblicke lang herrschte die tiefste Stille. Herr von Ribiers betrachtete mitleidsvoll und vom Gewissen ermahnt, das seine Leidenschaft gebändigt hatte, dieses edle, reine und ergebene Geschöpf. Er sah es ein, daß es eine niederträchtige Handlung wäre, dieses Wesen, wenn es sich ihm ergeben sollte, zu verderben, und es am andern Morgen mit seiner Verzweiflung allein zurückzulassen.

Er erkannte mit einem kurzen Blick seine und Florita's Lage vollständig. Er gestand sich, daß es ihm unmöglich sey, sie mitzunehmen; daß seine Liebe, so heftig sie auch war, nimmermehr das große Opfer verlangen könne, durch welches des Mädchens Glück und Ruhe zu Grunde gerichtet würden, und er war redlich genug, es ihr offen zu gestehen.

(Schluß folgt.)

Kreisgericht Alzei.

Sitzung vom 8. März.

Anklage wegen Duell mit Tödtung seines Gegners gegen Herrn Moriz v. Haber.

(Fortsetzung.)

Der vierte Zeuge, Hr. Dr. Paul von Mannheim, deponirte Folgendes: Von einem großh. bad. Hauptmanne sey er ersucht worden, als Arzt einem Duelle beizuwohnen. Am 14. Dez. sey er daher Morgens mit Hrn. v. Sarachaga und noch zwei anderen Herren, die er alle nicht gekannt habe, von Mannheim nach Oggersheim gefahren; dort seyen noch zwei andere dazu gekommen, worauf sie sich nach dem Kampfplatze in der Nähe von Worms verfügt hätten. Die Distanzen seyen bestimmt worden; es wären drei Schüsse, die nicht trafen, zwischen den Kämpfenden gewechselt worden; der vierte Schuß hätte Hrn. v. Saragacha in die Brust getroffen; derselbe sey gleich zusammen gesunken und kurz nachher verschieden. Nachdem er und der von den Gegnern mitgebrachte Arzt gefunden, daß hier keine Hülfe mehr möglich sey, so hätte er mit Hrn. von Göler den Wagen bestiegen und wäre nach Mannheim zurückgefahren. Auf der Rückfahrt jammerte Hr. v. Göler über den Tod des Hrn. von Sarachaga; sonst wurde zwischen beiden nichts gesprochen. Auf die Frage des Herrn Präsidenten, ob der Zweikampf ein rechtlicher gewesen? erwiederte der Zeuge, es sey ein rechtmäßiges Duell gewesen; die Entfernung der Kämpfenden von einander könne zwanzig Schritte betragen haben.

Der fünfte Zeuge, Hr. Dr. Hochgesand von Mainz, erklärte: Auf das Ansinnen des Hrn. v. Haber, ihn bei dem bevorstehenden Duelle zu begleiten, sey er am 13. Dez. mit ihm nach Worms gereist, in einem auf dem Wege nach Mannheim gelegenen Wirthshause hätten sie fünf Stunden gewartet, endlich wären die Sekundanten des Hrn. v. Sarachaga, Hauptmann Koch und Graf von Enzenheim, angekommen und hätten Hrn. v. Haber erklärt, aus dem Duelle könne nichts werden, weil Hr. v. Sarachaga wegen des dicken Nebels den Weg über den Rhein verfehlt habe. Auf das dringende Begehren des Hrn. v. Haber sey jedoch das Duell auf den folgenden Tag festgesetzt worden, wo die Kämpfer außerhalb Worms an einem Damm zusammen gekommen, die Distanzen bestimmt und nach drei Schüssen Hr. v. Sarachaga durch den vierten tödtlich getroffen worden sey. In dem Augenblicke, wo der Gegner gefallen, habe Hr. v. Haber Hrn. Arendt ersucht, zu ihm zu gehen und ihm Versöhnung anzubieten. Auch dieser Zeuge bestätigt auf die Frage des Präsidenten, das Duell wäre regelmäßig vor sich gegangen, die Barriere wäre gehörig bestimmt und auf Kommando in Gegenwart der Sekundanten und Aerzte geschossen worden.

Nach der Deposition dieser Zeugen wurde der in Mannheim über die Leiche des Hrn. v. Sarachaga aufgenommene ärztliche Fundbericht verlesen. Die Leiche lag in Mannheim in der Wohnung des Hrn. Hauptmanns Grafen von Enzenheim; sie war angekleidet und in einen Pelzmantel gehüllt; der ganze Rücken war mit Blut getränkt, der rechte Arm zerschmettert, die Kugel hatte eine Rippe gänzlich gebrochen und zwei andere beschädigt; sie war durch Brust und Lunge gedrungen und hatte die Gefäße zerrissen, in der Lunge fand man Splitter vom Armknochen, in der Wirbelsäule wurde sie platt gedrückt gefunden. Alle Eingeweide und das Hirn fand man in einem vollkommen gesunden Zustande. In der Hosentasche des Getödteten befanden sich mehrere Zündhütchen und ein Gebetbuch.

Nach dieser Vorlesung begann das Verhör der Angeklagten. Hr. M. v. Haber wurde zuerst vernommen. Er sprach über das Duell, zu dem er genöthigt gewesen. Er gesteht ein, den Hrn. v. Sarachaga getödtet zu haben, aber in einem rechtlichen Kampfe. Die Pistolen, mit denen er geschossen, fügte er bei, seyen von den Sekundanten unter Controle geladen und ihm überreicht worden; er habe auf Kommando geschossen und habe kein mörderisches Gefecht gewollt u. s. w. Bei seinen Aussagen gab Hr. v. Haber Beweise seines festen, aber tiefergriffenen Gemüthes, die die Theilnahme der Anwesenden in hohem Grade rege machten. Man sah es wohl, daß er sich bemühte, seine inneren Gefühle zu bemeistern, um nicht weich zu erscheinen. Ein solcher Charakter läßt keinen Zweifel aufkommen, wenn er behauptet, sich des Duells als des einzigen Mittels, seine gekränkte Ehre zu retten, seine Existenz zu sichern, bedient zu haben, und hinzufügt, daß das tragische Ende seines Gegners ihn tief erschüttert habe.

Nach Hrn. v. Haber wurde Hr. Arendt verhört. Er gesteht zu, als Zeuge bei dem Zweikampfe gewesen zu seyn, der jedoch ganz nach den Regeln vor sich gegangen. Man kam, sagte er, auf fünfzehn Schritte Barriere überein und jedem der Kämpfenden war gestattet, nachdem er gefehlt, fünf Schritte vorzutreten, eine Befugniß, wovon jedoch kein Gebrauch gemacht wurde. Ein mörderisches Duell wies Hr. v. Haber von Anfang zurück; wir verlangten in seinem Namen, daß mit glatten und nicht mit gezogenen Pistolen geschossen werden sollte, und als Hr. von Sarachaga hierauf durchaus nicht einging, so verlangten wir ein schriftliches Zeugniß darüber. Eine andere Bedingniß, die er gestellt hatte, daß ein schon Gefallener noch schießen könne, oder daß man auf einen Hingesunkenen auch noch schießen dürfe, nahmen wir nicht an und brachten ihn und seine Sekundanten davon ab. Die Hauptbedingung des Kampfes war, daß, sobald einer der Kämpfenden kampfunfähig würde, das Duell eingestellt werden sollte.

Als Beweis, daß Hr. v. Haber durchaus keinen tödtlichen Haß auf seinen Gegner gehabt, führte Hr. Arendt an, daß, als derselbe gefallen, er ihn sogleich beauftragt hätte, zu ihm zu gehen und ihm Versöhnung anzubieten.

Hr. Thouret, zweiter Zeuge und Cartellträger, gestand gleichfalls zu, bei dem Duelle Zeuge gewesen und als Cartellträger gedient zu haben. Das beleidigende, das kränkende Benehmen gegen seinen Freund, fügte er bei, habe ihn dazu bestimmt, und er sey so fest überzeugt, daß er Recht gethan habe, daß, wenn er es noch einmal zu thun hätte, er nicht anders handeln würde. Um diese Angabe zu belegen, spricht er von dem Balle in Baden, zu dem man Hrn. v. Haber den Zutritt verweigert, weil man ihn für ehrlos gehalten, von der Entscheidung der dreizehn dort anwesenden Edelleute, von dem durch Hrn. v. Göler veranstalteten öffentlichen Anschlage dieser Erklärung, von dem darauf erfolgten ehrenkränkenden Ausspruche der badischen Offiziere, von dem Duelle des Hrn. v. Göler und des Hrn. von Werefkin, der seine Theilnahme mit Hrn. von Habers Lage mit seinem Leben bezahlt habe, von der ungerechten Beschuldigung, daß v. Haber an Gölers Tode Schuld trage, von der Zerstörung des v. Haber'schen Hauses, von Hrn. v. Habers Einkerkerung und dem ihn so sehr beleidigenden Briefe des Hrn. v. Saracha̲ga, den dieser ihm in das Gefängniß geschickt, und als er ihn nicht angenommen, in Hunderten von Exemplaren veröffentlicht habe, dieser Brief, den Hr. Thouret vorlas, lautet, wie folgt: „An Herrn Moriz von Haber. Wenn ich mich noch einmal an Sie wende, so geschieht dies, weil neuerdings sehr ernsthafte Erörterungen stattgefunden haben, welche mit Ihrer Streitsache gegen Hrn. Julius v. Göler in unmittelbarem Zusammenhange stehen. Gleich dem Wurme in der Frucht sitzen Sie ruhig und gemächlich innerhalb Ihrer vier Wände, bestehen durch fremdes Unglück, pflegen sich und kümmern sich wenig darum, daß gar keine Ehre, aber sehr viel Schmach und Schande auf Sie kömmt, indem Sie Andere eine Sache ausfechten lassen, in welcher Sie als Erster in vorderster Reihe dastehen sollten. Hätten Sie Muth, Hr. Moriz v. Haber, alles geschehene Unheil wäre ungeschehen geblieben und alles fernere zum voraus vermieden; aber Sie haben keinen Muth; das ist traurig und darin eben liegt die Ursache von Intriguen, die so viele Störungen im geselligen Leben hervorrufen; die verläumderischen Artikel, die in mehreren, besonders in rheinischen Zeitungen zu lesen sind, als deren Quelle man von Ihnen bezahlte Federn angibt, bemühen sich, die Ehre des Offizierstandes anzugreifen, und erscheinen als Folgen jenes Muthes, der das Licht scheut und sich fürchtet, offen aufzutreten. Machen Sie endlich einmal diesem elenden Kriege ein Ende, widerlegen Sie meine Behauptungen, die ich stets und offen aussprach, aus denen klar wird, daß Sie die Würde des Bartes nicht verdienen, welchen Sie durch eine wirklich memmenhafte Aufführung beschimpfen. Beweisen Sie der Welt, daß Ihre muthvollen Publikationen und sentimentalen Klagen, daß Sie sich vergeblich bemüht haben, die mörderische Kugel auf sich zu lenken, kein leeres Komödienspiel waren; haben Sie Muth, Hr. v. Haber, so zeigen Sie es jetzt; ich glaube es nicht.

Karlsruhe, d. 28. Sept. 1843.

Gez. Georg von Saracha̲ga."

Dieser Brief, fuhr Hr. Thouret fort, bestimmte mich noch mehr, wie alles Vorhergegangene, zur Theilnahme; die ganze Familie Haber fühlte mit mir, daß es hier außer dem Duelle kein Auskunftsmittel gebe.

Nach der Abreise des Hrn. v. Haber von Karlsruhe fuhr Hr. v. Saracha̲ga fort, ihn zu verfolgen; es giebt keine Beschimpfung, die er nicht öffentlich gegen ihn laut werden ließ. Er sah ihn als sein gewisses Opfer an; als Beleg zu dieser Behauptung möge dienen, daß er sich für den Abend des Tages, wo das Duell statt fand, in dem er sein Leben verlor, mit einer vornehmen Dame in Karlsruhe auf einen Cotillon engagirt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Vom Rhein, Anfangs März.) Bekanntlich hat unser Freiligrath, ohne daß er sich im entferntesten darum beworben, ohne daß er irgend eine Verbindung mit dem Berliner Hofe unterhalten, durch die Fürsprache Alexander von Humboldt's vom König von Preußen, dem namentlich das schöne Gedicht „Blumentod" ungemein gefiel, das vielbesprochene kleine Stipendium erhalten, welches der König auch Emanuel Geibel giebt. Die deutsche Presse hat sehr Unrecht gethan, dieses Thema irgendwie zu Ungunsten des berühmten Dichters zu besprechen, der, wenn er auch nicht zu den phrasendrechselnden, atheitistischen Sansculotten gehört, doch bei jeder Gelegenheit bewiesen hat, daß er Hochsinn und ächten Männerfreimuth besitzt. In dieser Beziehung herrscht aber bei uns eine Taktlosigkeit, die bei keinem andern Volke der Erde vorkommt. Wenn ein deutscher König einem anerkannten deutschen Dichter jährlich 300 Rthlr. bestimmt, so liegt unserm Dafürhalten nach das Merkwürdigste dieser Beziehung darin, daß ein anerkannter deutscher Dichter in der Lage seyn kann, jährlich 300 Rthlr. nicht zurückweisen zu können; aber wie Personen, die nicht in den tiefsten Schlamm des Egoismus versunken sind, an diese Beziehung eine Veränderung der Gesinnung bei einem anerkannten Ehrenmanne knüpfen mögen, ist uns ein Räthsel. (Brem. Ztg.)

(Dresden, 6. März.) Der seit längerer Zeit hier gebildete „Verein gegen Thierquälerei" hat sich in einen „Verein zum Schutz der Thiere" umgetauft, und eine beabsichtigte ausgebreitetere Thätigkeit dadurch begonnen, daß mit nächstem Monate eine Zeitschrift: „der Menschenfreund in seinen Beziehungen zur belebten Natur" unter seiner Aufsicht erscheinen wird, welche das Publikum auf seine diesfallsigen Pflichten aufmerksam machen soll.

Frankfurter Theater.

Es ist eine erfreuliche Erscheinung, daß seit der Abnahme der Liebhaberei für Konzerte und Künste der Virtuosen der Geschmack an der Oper und an den besseren Werken derselben sich aller Orten mehr verbreitet. Man zieht den Genuß eines zusammenhängenden und in sich abgeschlossenen Tongebildes dem fragmentarischen und lückenhaften eines aus allerlei bunten Stücken zusammen getragenen Konzertes vor, und dies mit Recht. Das Repertoire unserer Oper ist geeignet, den Musikfreunden zu genügen, indem es den verschiedenen Richtungen des Geschmackes sich anschließt und einer jeden der-

selben Befriedigung gewährt. Die letzteren Wochen brachten uns bei Veranlassung des Gastspieles der Mad. Lehmann-Rauch die schönsten Blüthen aus Mozart's Wundergärten und Cherubini's großartige Medea reihete sich an. Was der geniale Cherubini in seiner Medea geleistet, ist anerkannt. Die Anmuth und Lieblichkeit Italiens sind hier mit der Kraft und Tiefe Germaniens innig vereint; Genie und Studium sind eng verschlungen und nichts mangelt, um ein vollendetes Kunstwerk zu gestalten. Da diese Oper für Laien und Kenner ein großes Interesse bietet, so dürfen wir sie freundlich willkommen heißen, um so mehr, als sie durch Hrn. Guhr's einsichtsvolle und energische Leitung auf eine würdige Weise zur Aufführung gelangt ist. Konnte auch die Darstellerin der Medea, Fräul. Reuter, ihre Aufgabe nicht in der ganzen Bedeutung derselben lösen, noch solche auf der Höhe des tragischen Kothurns halten, so leistete sie doch Anerkennungswerthes und erwarb verdienten Beifall. Die Kraft und Frische der Stimme, die auf den Vortrag des Gesanges verwendete Sorgfalt und der Fleiß der Darstellung müssen rühmend hervor gehoben werden. Ein leichterer Fluß des Dialogs wäre bei Wiederholungen sehr zu wünschen.

Nicht sowohl wegen der inneren Gediegenheit, als vielmehr wegen der vorzüglichen Aufführung ist Donizetti's Favoritin eine unserer Lieblingsopern geworden. Auch enthält sie manche schöne Nummern und besonders im vierten Akte imposante und wahrhaft dramatische Momente. In der Kunst, für den Gesang zu schreiben und dem Sänger dankbare Partieen zu bieten, bleiben die Italiener immerhin Meister und dies ist ein Vorzug, den man nicht gering schätzen darf. Die Herren Pischek, Chrudimsky und Conradi und Fräul. Capitain glänzen in den Hauptpartieen dieser Oper und wissen durch ausdrucksvollen dramatischen Gesang die Theilnahme der Hörer für ihre trefflichen Leistungen zu gewinnen. — Rossini's Barbier von Sevilla war in sofern eine außergewöhnliche Vorstellung, als darin Hr. Hassel, welcher seit einer Reihe von Jahren der hiesigen Bühne angehört, die Rolle des Doctor Bartholo zum hundertsten Male spielte und sang. Das Publikum erfreute den beliebten Jubilarius durch die lebhaftesten Zeichen des Beifalls und vernahm Hrn. Hassel's humoristische Dankrede mit wahrem Vergnügen. Möge Hr. Hassel diesem Festabend noch manche ähnliche, welche zugleich die besten Lobreden auf den Componisten sind, folgen lassen und noch lange heiter und kräftig einen Humor repräsentiren, der uns schon so manchen Theaterabend gewürzt und verschönert hat. — Was die bei dem Personal der Oper bevorstehenden und bereits erfolgten Engagementsveränderungen betrifft, so können wir aus guter Quelle versichern, daß alle Vorkehrungen getroffen sind, um den Fortgang des Repertoirs und der Vorstellungen ungestört und anziehend zu erhalten. Dies möge den allzu Besorgten zur Beruhigung dienen. Wir aber wollen unserem Glücksstern vertrauen, der sich schon oft in Stunden der Gefahr bewährt hat.

Die Schauspielvorstellungen haben durch die Krankheit unserer Frühauf eine um so unangenehmere Störung erlitten, als es schwer ist, diese treffliche Künstlerin zu ersetzen. Mad. Grabowsky, vom Theater zu Wiesbaden, die zu einem Gastspiele berufen wurde, ist bereits dreimal aufgetreten. Die Kunst des Schauspielers ist eine schwierige und hier ist das Vorzügliche selten. Wir erinnern nur an die äußerlichen Schwierigkeiten, welche von Seiten der Mimik und der plastischen Repräsentation der Maske und des Costüme's geboten sind, dann an die Mühe des Memorirens bis auf den Punkt, um seines Stoffes vollkommen mächtig zu seyn, und weiter an die mancherlei Vorkenntnisse, welche einen richtigen und schönen Redevortrag bedingen. Sind aber diese Vorstudien auch gemacht, wie viel wird noch erfordert, um in das innere Verständniß einer Rolle zu dringen, ihren Charakter klar zur Anschauung zu bringen, sie vergeistigt wieder zu geben, den Beschauer zu fesseln, zu ergreifen und zu rühren. Beruf, Talent und Studium, Klarheit des Geistes und Wärme des Herzens müssen sich vereinigen, um den wahren Menschendarsteller und Seelenmaler zu bilden, und diese Vereinigung ist selten. Mad. Grabowsky besitzt Bühnengewandtheit und Sicherheit des Spieles, so wie eine vortheilhafte Persönlichkeit; doch möchten wir sie den Darstellerinnen von höherer Bedeutung nicht beizählen. Ihr Eindringen in die Charaktere ist nicht tief, ihre Zeichnung nicht scharf markirt, noch bestimmt, ihr Colorit nicht glänzend. Der Redevortrag leidet an Monotonie, verfällt meist in ein singendes Steigen und Fallen der Stimme und hat wenig Schattirung. Sie spielt zwar mit äußerlicher Lebendigkeit, aber weniger mit jener Wärme, die von innen heraus strömt und den Hörer ergreift. Mehr noch als das Trauerspiel dürfte das Lustspiel in ihrem Bereiche liegen. Der Erfolg ihres Gastspieles war ein getheilter und die Zeichen des Beifalls und des Mißfallens blieben in fortwährender Opposition.

Mit Vergnügen vernehmen wir, daß die Engagements-Differenzen zwischen Hrn. Baison und unserer Theaterdirektion einer friedlichen Ausgleichung nahe sind und daß somit dem Institute ein demselben zur Zierde gereichendes und beim Publikum mit Recht beliebtes Mitglied erhalten werden wird. Hr. Baison gehört zu den gegenwärtig seltenen Künstlern, welche Talent und Studium vereinigen und ihren dramatischen Gebilden den Stempel ernster Weihe und geistiger Schönheit beizugeben wissen, die bei dem rühmlichen Streben, die edlen und höheren Zwecke der Kunst zu fördern, auch die Kraft besitzen, das Schöne und Wahre zur Anschauung zu bringen und in poetischer Gestaltung hervortreten zu lassen. Eine Reihe durchdachter und in sich abgeschlossener Charakterdarstellungen haben Hrn. Baison eine Anerkennung erworben, welche den Wunsch rechtfertigt, ihn der hiesigen Bühne erhalten zu sehen. — Ueber einige bevorstehende Gastspiele demnächst.

M.

Korrespondenz.

Kassel, 6. März.

In der verflossenen Woche (am 26. Februar) hatten wir die Freude, hier zum Erstenmale das berühmte Oratorium von Fr. Schneider: „das Weltgericht“ in einem Konzert zu hören, das von der hiesigen Singacademie, der wir aus dem Gebiete der edlen Musica schon manchen hohen Genuß verdanken, zum Besten der Stadtarmen veranstaltet war. Die Ausführung der mächtigen Chöre und Solo's war fest, präcis und gehörig nüancirt, unter der belebenden Leitung des Direktors Hrn. Wiegand. Ganz besonders zeichnete sich aus: das herrliche Quartett mit Chor: „Maria, die holde“, das auch seine erhebende Wirkung auf die zahlreich versammelten Zuhörer nicht verfehlte. Wir müssen es dem Hrn. Wiegand, dem Gründer jenes Vereins, zu einem wahren Verdienst anrechnen, daß er durch die Aufführung derartiger Meisterwerke auf eine geläuterte Geschmacksbildung im Allgemeinen einwirkt, den Sinn und das Interesse für ernste, geistliche Musik auf ein größeres Publikum übertragend, anregt und daß er damit stets einen wohlthätigen Zweck verbindet, wodurch seine uneigennützigen, edlen Bestrebungen sich doppelt zur fruchtbringenden That steigern. Wir hören mit Vergnügen, daß derselbe auf's neue seine thätige Mitwirkung für eine großartige Aufführung des Händel'schen „Messias“, die am Charfreitag unter der Leitung des Hof-Kapellmeisters Dr. L. Spohr zum Vortheil des Orchester-Unterstützungs-Fonds in der Garnisonkirche stattfinden soll, zugesagt und bereits die Vorproben in der Singacademie angeordnet habe. Möge diesen wackeren Mann noch lange derselbe reine Kunsteifer beseelen!

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 13. März. Die Zauberflöte, große Oper in 2 Abth., Musik von Mozart (Gastrolle) Königin der Nacht: Fräulein Sähr.

Donnerstag, 14. März. Griseldis, dramatisches Gedicht in 5 Abth., von Fr. Halm. (Gastrolle) Griseldis: Mad. Grabowsky, vom Hoftheater zu Wiesbaden.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 75. Freitag, den 15. März 1844.

Feder und Schwert.

Von

Ludwig Hub.

Was sonst als einz'ges Mittel galt
Um Hader auszugleichen,
Das Schwert, es muß jetzt der Gewalt
Der kleinen Feder weichen;
Daß sich ihr Einfluß stets vermehrt,
Fühlt heutzutage Jeder:
Man sprach so viel von „Zopf und Schwert“,
Ich sing' von Schwert und Feder.

Die schlichte Feder hat fürwahr
Das scharfe Schwert bezwungen
Und troß so mancher Kriegsgefahr
Den Frieden uns errungen;
Das Volk, das früher, unbewehrt,
Gelebt in Furcht, in steter,
Ihm hilft jetzt, statt der Söldner Schwert,
Der Diplomaten Feder.

Wohl standen in der jüngsten Zeit
Sich Völker gegenüber;
Es drohete ein blut'ger Streit
Und täglich ward es trüber.
Zum Kampfe rief man für den Herd
Und zog auch schon vom Leder,
Doch rasch zur Scheide flog das Schwert,
Den Streit entschied die Feder.

Und selbst wenn Einzelne voll Haß
Jetzt mit einander rechten,
Zur Feder und zum Dintenfaß
Greift man, um's auszufechten.
Des Malchus Ohr wär' unversehrt
Geblieben, wenn Sankt Peter
Bei uns gelebt; denn statt zum Schwert
Hätt' er gelangt zur Feder.

Nicht siegen kann mehr rohe Macht,
Wie in der Vorzeit Tagen;
Unblutig wird die Geisterschlacht
Auf dem Papier geschlagen.
Was Berthold Schwarz zu mischen lehrt
Aus Schwefel und Salpeter,
Das Pulver, wie das scharfe Schwert,
Sie weichen jetzt der Feder.

Nur nicht so stolz herab geschaut,
Ihr Herr'n auf Federhelden!
Das Schwert, dem ihr sonst habt vertraut,
Gibt jetzt den Ausschlag selten.
Ihr Ritter, auf dem hohen Pferd,
An Wuchs wohl gleich der Ceder,
Vertauscht das Damascener Schwert
Nur bald mit einer Feder!

Doch glaubt nur nicht, daß Jeder weiß,
Die Feder gut zu führen;
Nur Wen'gen mag das Lorbeerreis
Mit vollem Recht gebühren;
Nur wer die Wahrheit liebt und ehrt
Wie Gott der fromme Beter,
Nur ihm geziemt der Neuzeit Schwert,
Die sieggewohnte Feder!

Ja, Ehre sey dem Mann gezollt,
Der weislich sie gebrauchet
Und nimmer sie für schnöden Sold
In Gift und Galle tauchet!
Er kämpft, den Blick zum Licht gekehrt,
Des ew'gen Rechts Vertreter,
Und Sieg wird dem gefei'ten Schwert
Des Geisterreichs, der Feder.

Florita.

Aus dem Musée français übersetzt von Luitpold Baumblatt.

(Schluß.)

„Florita!“ sagte der Marquis mit heftiger Bewegung, „ich liebe Dich, und will Dir dadurch den deutlichsten Beweis meiner aufrichtigen Liebe geben, daß ich das Opfer nicht annehme, das Du mir zu bringen gedenkst. Augenblicklich mußt Du nach Madrid zurückkehren, denn ich kann Dich nicht mitnehmen, will aber auch nicht, daß Du morgen allein hier zurückbleibst.“

Sie sah ihn fest an und antwortete nicht. Es schien, als hätte sie ihn nicht verstanden.

„Höre!“ fuhr er mit sanfter Stimme fort, indem er den Blick senkte, „ich bin ein Mann von Ehre, und will Dein Leben und Deine glänzende Zukunft meiner Leidenschaft nicht opfern. Ich kann Dir in meiner Umgebung keine Stelle anweisen, die Deiner würdig wäre. Florita! ich kann Dich nicht heirathen. Verstehst Du mich nun?“

„Vollkommen!“ antwortete sie, indem sie schnell ihren Platz verließ.

Sie war sehr blaß, aber ihre leidenschaftliche Physiognomie verrieth nicht, was in ihrer Seele vorging. Der Marquis, bestürzt und außer sich, fühlte seinen Entschluß schwanken, doch faßte er sich schnell wieder, wie ein Mann von Ehre, der schwachen Unschuld gegenüber, es der Ehre und der Unschuld schuldig ist. Er näherte sich ihr, und sagte mit Würde: „Dein Leben ist zu schön und zu kostbar, als daß Du es nicht einst bereuen solltest, mir dasselbe hingeschleudert zu haben. Ich beschwöre Dich daher, geliebte Florita, kehre augenblicklich zum Glücke und zur Ehre zurück! Ich liebe Dich stark genug, um auf Deine Reize verzichten zu können.“

„Du liebst mich?“ wiederholte sie mit gebrochener Stimme, und Thränen bemächtigten sich ihrer. Sie gewahrte jetzt erst mit Schrecken, mit Scham und Verzweiflung, daß die Liebe heftiger auf sie gewirkt hatte als das Gewissen und die Ehre. — „O mein Gott!“ stöhnte sie, „Du bist mein Retter!“

Der Marquis fühlte sein Herz erbeben, denn die Gefahr dieses Augenblicks erschreckte ihn. Er befürchtete, seinen rechtlichen Sinn nicht behaupten zu können, und ohne ein Wort zu sprechen, ergriff er den Glockenzug und läutete heftig. Einige Augenblicke nachher trat Chaville in das Zimmer.

„Laß meinen Wagen anspannen und führe diese Dame nach Madrid!“ befahl der Marquis.

Der Kammerdiener verneigte sich und ging weg. Florita stand an einem Tische, auf den sie sich lehnte, der Marquis einige Schritte von ihr entfernt. Beide redeten nichts. Nach zehn Minuten, die ihnen eine Ewigkeit voll von Beklemmung und Schmerz zu seyn schienen, vernahmen sie Pferdehufe auf dem Pflaster. Jetzt nahte sich ihr der Marquis mit Thränen in den Augen. „Lebe wohl, Florita!“ sagte er, „lebe wohl für immer! Der Ruhm möge Dich trösten; sey glücklich! Die Welt möge Dich noch viele Jahre mit Bewunderung und Huldigung umgeben, Du hast ein schöne Zukunft vor Dir!“

Er schwieg, überwältigt von seiner heftigen Bewegung. Florita erhob den Blick gen Himmel, und ohne ein Wort zu sprechen, drückte sie die Hand, welche ihr der Marquis gereicht hatte, auf ihr klopfendes Herz und stürzte aus dem Zimmer. Herr von Ribiers, ganz außer sich und mit verwundetem Herzen, rief mit bitterem Schmerze ihr nach: „Florita! meine theure Florita! ich habe einen grausamen Muth gezeigt.“ — — — Aber sie hörte nicht mehr. Noch einen Augenblick, und der Wagen rollte fort auf der Straße, die nach Madrid führt.

Am andern Morgen betrat Florita, niedergebeugt und mehr todt als lebend, ihre Wohnung wieder. Anna Müller und Calderon de la Barca traten ihr entgegen, und das junge Mädchen fiel ihnen zu Füßen. Die unglückliche Mutter hob ihr Kind mit Zärtlichkeit auf, indem sie es in ihre Arme schloß und mit Küssen bedeckte. Calderon reichte ihr den Arm und führte sie in den Saal. Florita ließ sich nieder, legte die Stirne auf das Klavier und verhüllte ihr Gesicht mit einem von Thränen durchnäßten Tuche. Anna Müller sah sie mit tiefem Kummer an, und war nicht fähig, ein Wort zu sprechen.

„Mein Kind!“ sagte Calderon mit sanfter Stimme, „Sie haben ein großes Unrecht begangen, aber Niemand weiß etwas davon. Sie sind noch zur rechten Zeit wiedergekommen. Fassen Sie Muth! Ihre Mutter verzeiht Ihnen, und es giebt noch viel Ruhm und Glück auf dieser Welt.“

Florita erfaßte die Hand ihrer Mutter und küßte sie heftig schluchzend. Dann sagte sie, indem sie einen Blick gen Himmel warf, in welchem ein unwiderruflicher Entschluß zu lesen war: „Die Welt? ich verzichte auf die Welt! Nie werde ich die Bühne wieder betreten. Meine Laufbahn auf dieser Erde ist geschlossen. Mutter, ich bin gekommen, um Dir für immer Lebewohl zu sagen.“

„Und wohin wollen Sie, Florita?“ fragte Calderon, von diesem Entschlusse tief erschüttert.

„In's Kloster!“ antwortete sie. „Gott seyen die übrigen Tage meines Lebens geweiht.“

„O meine Tochter!“ rief Anna Müller, „Du liebtest also diesen Mann?“

„Wie er es verdiente, geliebt zu werden, meine Mutter!“ erwiederte sie mit einem unsäglichen Ausdruck von Offenherzigkeit und Stolz, „und nun will ich ihm den letzten Beweis davon geben.“

— — — — — — — — — — — — —

Am andern Morgen ging Florita in das Kloster der Carmeliterinnen, und längere Zeit redete man am Hofe und in der ganzen Stadt nur von diesem unerwarteten Ereignisse. Anna Müller trennte sich muthig von ihrer Tochter, denn sie sah wohl ein, daß diese so tief verletzte Seele nur durch die Religion getröstet werden könne. Doch konnte sie den Schmerz eines solchen Verlustes nicht lange ertragen, und sie starb, nachdem sie Müllers Meisterstück ihrem Freunde Calderon und ihr Vermögen den Armen der Stadt Madrid vermacht hatte.

Nach Verlauf von einem Jahre legte Florita ihr Gelübde ab. Calderon de la Barca beweinte lange Zeit den Gegenstand seiner ersten Liebe. Oft sah man ihn Abends in der Kirche der Carmeliterinnen auf den Steinplatten knien, während er die Stirne auf seine Hände stützte. Er war bezaubert von den Tönen einer Nonne, die ihm aus dem Chor entgegenschallten, ähnlich dem hehren Gesange, den die Cherubinen und Seraphinen zum Lobe Gottes in den himmlischen Zelten ertönen lassen.

Kreisgericht Alzei.

Sitzung vom 9. März.

Anklage wegen Duell mit Tödtung seines Gegners gegen Herrn Moriz v. Haber.

(Fortsetzung und Schluß.)

Nach beendigtem Verhöre der Angeklagten ging man zur Vernehmung der Entlastungszeugen über; es waren ihrer drei. Man sagte im Gerichtssaale, es wären deren dreizehn geladen worden; aber zehn davon, badische Offiziere, hätten von ihren Obern die Erlaubniß, zu erscheinen, nicht erhalten.

Der erste Entlastungszeuge, Hr. Stage-Advokat Wittmann von Mainz, deponirte, er wäre von Hrn. v. Haber zu seinem Vertrauten gemacht worden und hätte ihm seinen Beistand nicht verweigern wollen, da er die Art, wie man ihn behandelt, als eine wahre Jagd angesehen. Er war mit Hrn. v. Haber nach Worms gereist und hatte mit dessen Sohn den Ausgang des Duells in dem Gasthofe abgewartet. Sie harrten dort mit Angst auf Nachricht von dem Ausgange des Kampfes, als plötzlich ein Wagen vorfuhr und Hr. v. Haber aus demselben stieg. Er benachrichtigte den Zeugen in einem sehr gereizten Zustande von dem Ergebnisse des Duells und fügte bei: „das war Gottes Urtheil; wahrhaftig, ich habe ihn nicht tödten wollen."

Der zweite Entlastungszeuge, Hr. Lithauer, Banquier von Karlsruhe, sagte aus: Nachdem Hr. v. Haber den von Hrn. v. Sarachaga an ihn in das Gefängniß geschriebenen Brief (denselben, den Hr. Thouret verlesen hat) nicht angenommen hatte, so übersendete Hr. v. Sarachaga denselben an ihn (den Zeugen), eingeschlossen in einen an ihn gerichteten, in dem er ihn beauftragte, die Einlage Hrn. v. Haber zu übergeben. Der Zeuge deponirte außerdem über die große Aufregung, die damals in Karlsruhe gegen Hrn. v. Haber herrschte, und fügte bei, nach dessen Entfernung aus der Stadt habe er ihm, von einem Freunde dazu veranlaßt, geschrieben, er möchte für seine persönliche Sicherheit besorgt seyn und nicht zurückkehren.

Der dritte Entlastungszeuge, Hr. Gewehrmacher Lindenschmitt aus Mainz, der Hrn. v. Haber die gezogenen Pistolen verkauft hatte, die bei dem Zweikampfe gebraucht wurden, erklärte, als Vorsichtsmaßregel habe man ihn beauftragt, die Stecher aus den Pistolen herauszunehmen. Von dem Herrn Präsidenten über den Unterschied befragt, der in der Wirkung eines Schusses mit glatten und gezogenen Pistolen obwalte, erwiederte er, der Unterschied sey so groß, daß er überzeugt sey, daß bei dem Schusse mit einer glatten Pistole in dem in Rede stehenden Duelle die Kugel nur den Armknochen zerschmettert und ohne in die Brust zu dringen rund um den Körper herumgefahren, die Verwundung also nicht lebensgefährlich geworden sey. Zum Beweise legte er einen Pack von acht Buch Löschpapier vor, den eine Kugel aus den gezogenen Pistolen durchgeschlagen hatte, während dem eine Kugel aus einer glatten Pistole nur durch zwei Buch ähnlichen Papiers, die er vorzeigte, gedrungen war.

Nach beendigtem Zeugenverhöre wurde die Sitzung auf zwei Stunden unterbrochen.

Bei Wiedereröffnung derselben war der Gerichtssaal wo möglich noch mehr angefüllt, als am Vormittage. Kopf an Kopf stand die Menge. Nur mit der Verhandlung beschäftigt, achtete man weder die beinahe unerträgliche Hitze, noch das Gedränge. Ruhe und Ordnung waren musterhaft.

Hr. Anwalt Lehne, Vertheidiger der Angeklagten, erhielt nun das Wort. Er begann seinen Vortrag mit dem Motto: „Jeder erntet, was er gesäet hat," und ging dann der Reihe nach alle Verfolgungen durch, die Hr. M. v. H. im Laufe mehrerer Jahre zu erdulden hatte und deren Endresultat das Duell war. Diese Verfolgungen, sagte er, waren theilweise eine Folge seiner politischen Gesinnungen, indem ihm seine Bemühungen für die Sache zweier Kronprätendenten, des Don Miguel von Portugal und des Don Carlos in Spanien, zahllose Feinde und Widersacher zuzogen; theils lagen sie in der hohen Gunst, mit der ihn die höchsten Personen in Karlsruhe beehrten, theils darin, daß englische Spekulanten, welche an Staatspapieren, die während des spanischen Bürgerkriegs emittirt worden waren, einen großen Gewinn zu machen beabsichtigten, in ihm den einzigen Mann sahen, der sowohl wegen des Besitzes einer großen Menge dieser Papiere, als seiner anerkannten Rechtlichkeit wegen ihrem Vorhaben in dem Wege stand, die ihn also auf jedmögliche Weise zu beseitigen oder zu vernichten trachteten. Alle diese Angaben bewies der Vertheidiger durch Vorlesung von Korrespondenzen, durch Anführung von Stellen aus öffentlichen Blättern und Broschüren. Daß Hr. von Haber die Achtung hoher Personen im vorzüglichsten Grade genoß, daß er während einer Reihe von Jahren mit Eifer für Grundsätze sich beeifert und gekämpft hatte, die er für rechtlich hielt, das that der Vertheidiger durch Vorlegung von Zeugnissen des Don Miguel und des Don Carlos, durch ein Schreiben des Prinzen Joseph Bonaparte an den Kardinal Fesch dar. Einer seiner heftigsten Gegner, der auch Veranlassung zu der Beschimpfung in Baden-Baden, zu der dortigen seine Ehre so sehr herabsetzenden Erklärung gab, war ein gewisser Hawkins, der in Auftrag englischer Spekulanten nach Karlsruhe kam, und dort Hrn. von Göler in Kenntniß setzte, daß Hr. von Haber Ursache an seiner im Jahre 1838 statt gefundenen Verhaftung in Bayonne gewesen, und eine Beschimpfung, die er ihm deshalb in England angethan, ruhig hingenommen habe. Dieser Mann fand bei den Widersachern des Hrn. von Haber in Karlsruhe williges Gehör, und obgleich der Angeklagte den triftigsten Beweis darlegte, daß Hawkins ein ganz unwürdiger Mensch sey, der aus der englischen Armee ausgestoßen und in Spanien sich auf eine ganz unwürdige Weise benommen habe, so benutzte man doch dessen Aussagen als ein Mittel, ihn zu Grunde zu richten.

Man hätte dies in Karlsruhe um so weniger erwarten sollen, als der Vater des Hrn. v. Haber dieser Stadt ausgezeichnete Dienste geleistet und außer der dortigen Regentenfamilie Niemand den Armen so viel Gutes erwies, als die Haber'sche Familie. Die vorzüglichste Veranlassung zu den Verfolgungen in Karlsruhe lieferte der Umstand, daß Hr. v. Haber von Seiten der Frau Großherzogin von Baden, einer Tochter des früheren Königs Gustav IV. von Schweden, Auftrag erhielt, bei der Eröffnung der Kiste, welche die Papiere Gustavs III. enthielt, gegenwärtig zu seyn und ihr Interesse zu vertreten. Eine solche Gunst konnte man nicht gleichgültig ansehen. Der Ball in Baden-Baden, zu Ehren der Frau Markgräfin, bot eine bequeme Gelegenheit, die Sache zum Ausbruche zu bringen. Hr. v. Göler trat offen gegen Hrn. v. Haber auf, und eine Versammlung von dreizehn Herren vom hohen Adel erklärten ihn

für ehrlos. Obgleich diese Erklärung kurz hernach zurückgenommen wurde, so versammelte sich doch noch ein Ehrengericht von Offizieren in Karlsruhe, das diesen Ausspruch sanktionirte. Das Duell zwischen Hrn. v. Göler und Hrn. v. Wereskin, das für beide so unglücklich endete, sollte nun das Maß des Unglücks des so sehr Verfolgten füllen. Als Ursache des Todes von Gölers verschrien, von Seiten des Generalkommando's der Residenz verhaftet und eines Theil seiner Papiere beraubt, erhielt Hr. v. Haber im Gefängnisse (sagt der Vertheidiger) den Brief von Hrn. v. Sarachaga, der, obgleich er Gölers Sekundant gewesen war, von den dortigen Behörden mit der größten Milde behandelt wurde. Dieser Brief, den er damals anzunehmen verweigerte, der aber veröffentlicht wurde und später in seine Hände kam, ließ ihm keine Wahl; er mußte sich schlagen, er mußte seine gekränkte Ehre retten, oder er war ausgestoßen aus jeder menschlichen Gesellschaft. Die Zerstörung des Haber'schen Hauses, fuhr der Vertheidiger fort, war eine Folge der Aufreizungen, welche die ihm feindselige Partei gegen ihn verbreitete. Man sucht sie zwar zu rechtfertigen; aber hätten die Behörden ihre Pflicht gethan, so wäre ein solcher Unfug in einer Residenz während zwei Stunden nicht geduldet worden.

Gegen diese Behauptung erhob sich die Staatsbehörde; sie sagte, es sey hierüber nichts erwiesen, man dürfe also eine solche Ansicht auch nicht geltend machen. Der Vertheidiger fuhr dann fort, die Existenz seines Klienten hätte auf dem Spiele gestanden, man hätte ihn um Ehre, Vermögen und Leben bringen wollen, er hätte sich vertheidigen müssen; hier wäre Nothwehr gewesen, und die Kugel, die er gegen Sarachaga abgedrückt, wäre von einer höhern Hand geleitet worden. Uebrigens trage er für ihn, trotz dieser Nothwehr, auf keine Freisprechung an. Was aber die zwei Sekundanten betreffe, so trage er an, sie von aller Strafe freizugeben. Es sey dargethan, daß sie einem tödtlichen Gefechte auf alle mögliche Weise vorzubeugen gesucht hätten. Ihnen verdanke man, daß bei diesem Duelle eine Bedingung geltend gemacht worden wäre, die, wenn man sie bei dem Duelle zwischen Göler und Wereskin aufgestellt, letztern am Leben erhalten hätte. — Die Vertheidigung hatte drei Stunden gedauert; sie hatte schöne Momente, und wenn sie vielleicht auch kürzer hätte gefaßt und doch eben so gründlich hätte behandelt werden können, so wurde sie doch von der zahlreichen Versammlung mit ungetheilter Aufmerksamkeit angehört.

Nach dem Vertheidiger erhielt Hr. Staatsprokurator Milet das Wort. Er sagte, man hätte in der vorliegenden Sache den Punkt der Ehre beleuchtet; es gäbe aber noch andere Seiten, von denen man sie betrachten könnte. Ich könnte Ihnen zurufen, fuhr er fort, du sollst nicht tödten; ich könnte Ihnen auch sagen, du sollst Unrecht dulden; ich könnte Ihnen die tapfersten Völker des Alterthums vorführen, bei denen Duelle verboten waren; aber ich will mich nicht in weitläufige Erörterungen einlassen. Das Vorurtheil besteht; das Hauptfaktum ist immer die Beleidigung; diese kann man nach Vorlesung des Briefes, den Sarachaga an Haber in das Gefängniß geschickt, nicht weg deduziren. Daß zum Zweikampfe gefordert wurde, wird zugestanden; eben so ist es erwiesen, daß er vor sich gegangen und daß er den Tod des einen der Duellanten herbeiführte. Es erhellt aber auch aus den Verhandlungen, daß der Tod nicht ausbedungen war, daß er nicht beabsichtigt wurde. Entschuldigungsgründe können also hier nicht zurückgewiesen werden. Aber, meine Herren, wir sind keine Adelige, wir sind Bürger und Menschen, wir sehen vor uns kein Ehrengericht, wir stehen vor Richtern; deßwegen scheint mir der Art. 292. Nr. 2. des Strafgesetzbuchs anwendbar. Was die zwei Sekundanten betrifft, so spricht sich das Gesetz zu bestimmt aus, als daß man sie von der Strafe gänzlich entlassen könnte. Thouret ist Kartellträger und bestellter Zeuge gewesen. Arendt war gleichfalls Zeuge; sie haben jedoch den Entschuldigungsgrund geltend zu machen, daß sie sich zu Verminderung der Gefahr des Duells angelegentlich verwendet haben; also trage ich an, daß Hr. M. v. Haber zu sechs Monaten Festungs-Arrest und die zwei Sekundanten jeder zu vierzehn Tagen derselben Strafe und alle drei solidarisch in die Prozeßkosten verurtheilt werden. Der Vertheidiger erwiederte hierauf, es lägen für beide Sekundanten wegen ihrer Verwendung zum Gebrauche weniger gefährlicher Waffen und wegen der schon erwähnten Bedingung, daß ein bereits Gefallener nicht mehr schießen dürfe und auch auf ihn nicht geschossen werden solle, so wichtige Entschuldigungsgründe vor, daß das Gericht sie gewiß freisprechen würde.

Nachdem der Herr Präsident erklärt hatte, daß am folgenden Vormittage um 11 Uhr das Urtheil verkündet werden sollte, wurde die Sitzung, die sieben Stunden gedauert hatte, aufgehoben.

Am folgenden Morgen wurde das Urtheil ausgesprochen. Hr. M. v. Haber wurde zu sechs Monaten Festungsstrafe und zu den Prozeßkosten verurtheilt; die Sekundanten wurden gänzlich freigesprochen.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 14. März. Griseldis, dramatisches Gedicht in 5 Abth., von Fr. Halm. (Gastrolle) Griseldis: Mad. Grabowsky, vom Hoftheater zu Wiesbaden.

Samstag, 16. März. Jakob und seine Söhne in Egypten, musikalisches Drama in 3 Abth., Musik von Mehul.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 76. Samstag den 16. März 1844.

Des Vaters Wunsch, des Sohnes Neigung.

Erzählung von Carl Hanisch.

Freiherr von Halden, Oberst außer Diensten, die er verlassen hatte, weil er als Majorats-Erbe die bedeutenden Familiengüter übernehmen mußte, welche er keinem Miethlinge anvertrauen wollte, saß in seinem Schlosse Grünstein im gewohnten Lehnsessel an dem Fenster, welches die schönste Aussicht über das weite Thal gewährte, in welchem der Hauptfluß des Landes durch üppige Felder und Wiesen sich wand, bis hinüber an die am andern Ufer sanft sich hebenden Rebenhügel, die an höhere Waldberge sich lehnten, welche sich verloren in nebelhaftem Blau.

Vor ihm stand Bertram, sein Vertrauter, früher sein militärischer Diener, jetzt Oekonomie-Verwalter, Haushofmeister und geheimer Familienrath in einer Person.

Der Freiherr hatte einen so eben empfangenen Brief in der Hand, der die Grundlage des Zwiegesprächs ausmachte, was er mit jenem begann.

„Er kommt, Bertram! Adolph kommt! längstens in sechs Tagen will er hier seyn. Er schreibt ganz kurz — willst Du hören, was er schreibt?"

Bertram verneigte sich bejahend.

Der Oberst las: „Geliebter Vater! Ich sehne mich nach Ihnen, nach meinen Bergen, nach unseren Wäldern, nach meinem Bertram, den ich seiner Treue und Liebe wegen zu Dir doppelt lieb habe; hinaus aus dem tollen Gewühle der großen und kleinen Welt, in die stillen Räume des väterlichen Hauses, die meine Erinnerung schmückt mit lieblichen Bildern der Kindheit, unter welchen meine selige Mutter wie ein Engel des Himmels schwebt mit der Friedenspalme, — um nur meinem geliebten Vater und der Natur zu leben. Wenn nicht außerordentliche Hindernisse in den Weg treten, bin ich längstens in sechs Tagen in Deinen Armen.

Dein Adolph."

Der Freiherr legte den Brief zusammen und sagte in weichem Tone: „er gedenkt Deiner, Bertram, er gedenkt meiner und Allem, was er lieb hatte, auch seiner seligen Mutter, meines lieben seligen Weibes, die nicht allein für mich und ihn, sondern für die ganze Welt zu früh gestorben ist."

„Das weiß Gott, der Gerechte," entgegnete Bertram mit zurückgedrängter Wehmuth; „er hätte sie uns wohl lassen und eine Entbehrlichere dafür nehmen können, deren es in der Nachbarschaft und überall giebt."

„Gott hat es gethan!" sagte der Oberst, eine Thräne zerdrückend; „das war damals der erste Trost, nach dem ich haschte, mich aus dem vernichtenden Strome des Schmerzes zu retten, in dem ich für meine Person gern untergegangen wäre, hätte ich nicht für ihren Sohn, für meinen geliebten Adolph leben müssen."

„Ich gestehe," bekannte Bertram, „ich habe gemurrt, schwer gemurrt, und ich murre im Stillen noch, weil ich das Warum nicht einsehen konnte und noch nicht einsehen kann. Ihr Tod hat nichts genützt, nur geschadet oder verletzt; also warum? Der Erde stand sie wohl an mit ihren Tugenden, mit ihrem liebreichen Wesen, mit ihrem wohlthätigen Herzen; der Himmel wäre ihr im spätesten Alter noch gewiß gewesen, warum sie in der Blüthe der Jahre wegraffen?"

„Bertram!" versetzte der Freiherr nach einigen Minuten Stillschweigens, „dieses Warum verstehen wir alle, auch die Schriftgelehrten nicht, darum lassen wir die Todten ruhen, und wenden uns zu den Lebendigen, um im Sinne der geliebten Seligen für sie zu sorgen; vor allen für meinen lieben Adolph, dessen Wohl ich gründen will nach bestem Wissen und Gewissen auf dieser Welt. Das höchste Glück des Lebens ist ein schönes, tugendhaftes Weib; aus meinen Händen soll er eine Braut empfangen; in seinem Glücke will ich wieder aufleben, und denken, es sey die Wiederholung meines eigenen Glückes in geliebten dritten Personen. — Du kennst die Nachbarschaft, das halbe Land, Bertram! hilf mir eine heraussuchen aus den Vielen; die schönste, sanfteste, liebevollste unter ihnen, wo Herz, Geist und Körper vereint sind, einem edlen Manne das Leben zum Paradiese zu machen."

„Wird schwer halten," warf Bertram ein; „die jetzige junge weibliche Welt hat ganz andere Begriffe von Lebensglück. Heidi und Hopphopp! lustig in der Welt herumgefahren und sich um nichts kümmern, als um den eigenen Spaß; zu Hause mag es aussehen, wie es will."

„Du urtheilst zu streng," versetzte der Baron; „noch giebt es liebe, gute, wohlerzogene und recht schöne Frauenzimmer auf der Welt, das kann ich Dich versichern."

Bertram schüttelte den Kopf ein wenig. „Ich will es glauben, weil der Herr Oberst es sagen; von außen allenfalls. Aber die Herzen, zumal die Fräuleinherzen, haben keine Fenster."

„Die unseren auch nicht!" erwiederte jener. „An ihren

Werken sollt ihr sie erkennen; das gilt von beiden Geschlechtern. Man sieht, man hört, man fragt die nächste Umgebung; man horcht auf den allgemeinen Ruf, man nimmt Rücksicht auf die Familie, aus der sie kommt; Art läßt nicht von Art; ein edler Stamm trägt gute Früchte."

„Die wurmstichigen nicht zu vergessen," wandte Bertram ein.

„Der Kenner weiß zu unterscheiden," sagte der Freiherr; „der Tadler aber sucht überall Makel zu entdecken."

„Es ist auch meistens Makulatur," brummte Bertram in den Bart hinein.

„Laß uns ein Mal die bekannten Häuser durchgehen, die mannbare Töchter besitzen," schlug der Freiherr vor: „da ist zum Beispiel Graf Uffstein mit zwei allerliebsten Töchtern."

„Die älteste ist bereits reichlich mit Anbetern versehen," bemerkte Bertram, „und die jüngere hat eine entschiedene Neigung zum Militärstande."

„Das giebt sich."

„Aber nimmt sich nicht."

„Weiter! Baron von Forsten: drei Töchter, zwei erwachsene und eine im Kindesalter."

„Die jüngste ist die beste; die könnte man sich nach der Hand ziehen, wenn sie sich ziehen ließe."

„Was hast Du an den älteren Fräuleins auszusetzen?"

„Ich setze nichts aus, denn ich möchte sie nicht gewinnen."

„Das sollten sie wissen, sie kratzten Dir die Augen aus."

„Das liegt in ihrer Natur."

„Fällt mir denn keine ein, die sich Deines hohen Beifalls zu erfreuen hätte?" neckte der Freiherr; „doch ja! unsere nächste Nachbarin jenseits des Flusses, Fräulein Elise von Burgen."

„Eine schöne Frauenzimmer-Ausgabe; glatter Einband, Goldschnitt, milchweißes, aber dünnes Papier, blasser Druck, mit Stahlstichen illustrirt."

„Daß Dich der Henker mit Deinen Vergleichen! So nehmen wir eine, die derber ist. Freifräulein von Donner. —"

„Die ist derb, bei'm Donner! Die wäre im Stande, nicht nur ein Haus, sondern einen ganzen Hof zu regieren, wenn er auch gefüllt wäre mit vierbeinigen Unterthanen."

(Fortsetzung folgt.)

Nachricht und Offerte aus Nordamerika.

Nachfolgende Anzeige und Offerte theilte mir mein Bruder, der vor zehn Jahren in den Missouri-Staat ausgewanderte, vormalige großh. hess. Pfarrer, Friedrich Münch zu Niedergemünden, Kreises Alsfeld, in seinem letzten Briefe mit, wünschend, daß ich für Verbreitung derselben durch öffentliche Blätter sorgen möge. Ich erfülle diesen Wunsch mit der Ueberzeugung, daß Diejenigen, welche für Söhne oder andere Angehörige einen zuverlässigen Bildner und Führer in Amerika suchen und meinem Bruder Vertrauen schenken wollen, sich nicht getäuscht finden werden.

„Die meisten der nach Amerika auswandernden Deutschen überzeugen sich nach ihrer Ankunft bald, daß sie nicht frühe und nicht jung genug hierher gekommen sind, um leicht alle die Vortheile sich anzueignen, welche dieses neue Land darbietet; denn es fordert das hiesige Leben eine ganz andere Vorbildung, als für die europäischen Verhältnisse verlangt und geschätzt wird. Zeit, Mühe und Geld werden in Europa oft verschwenderisch an junge Leute gewandt, die später hier ihr Glück suchen, dann aber erkennen, wie weit sie in mancher Beziehung der hier Erzogenen nachstehen. Könnten sie über das nutzlos Angewandte noch einmal verfügen, ihre Lage würde sich weit besser gestalten; allein zu dieser Einsicht gelangt man gewöhnlich zu spät. Selbst für Solche, die in Europa als Gewerbsleute eine Glücksbahn zu versuchen gedenken, müßte es von bleibendem Gewinne seyn, einen Theil ihrer Jugendzeit in diesem Lande, das in gar vieler Hinsicht eine neue Welt ist, zugebracht und mit der hiesigen Weise gewerblicher Geschäfte sich vertraut gemacht zu haben. Jüngeren Deutschen nun, welche amerikanisches Leben (im guten Sinne), namentlich amerikanischen Geschäftsbetrieb kennen lernen und dafür sich bilden möchten, komme ich mit einem Erbieten entgegen, das einige Beachtung verdienen dürfte. Schon in der alten Heimath beschäftigte ich mich viel und, wie ich glaube, nicht ohne Erfolg mit der Erziehung und Bildung junger Leute, und da die Neigung hierzu mir geblieben ist, so suchte ich auch meine hiesigen Verhältnisse so einzurichten, daß ich dieser Beschäftigung mich fortwährend widmen könne. Ich kaufte mich im Jahr 1834 in der Nähe des Missouriflusses, fünfzig Meilen (engl.) oberhalb St. Louis in einer für alle Gewerbe höchst vortheilhaften Gegend an. Mein Besitzthum gränzt an Herrn Duden's Land, befindet sich in der Mitte der ausgedehntesten deutschen Niederlassung des ganzen Westen, wo Menschen aus allen Gegenden und Ständen Deutschlands wohnen, und unter sich, wie auch mit Einheimischen, friedlich verkehren. Nicht nur alle Gewerbe werden hier rege betrieben, sondern auch Wissenschaften und Künste haben, angemessen den hiesigen Verhältnissen, ihre Geltung. Auf dieser Niederlassung bin ich als Lehrer, Prediger und praktischer Landwirth beschäftigt. Daher erbiete ich mich, junge Europäer (am liebsten zwischen 14 bis 22 Jahren) für beliebige Zeit und unter den billigsten Bedingungen in meinem Hause so zu unterrichten und heranzubilden, daß sie für die amerikanischen Lebensverhältnisse die nöthige Tüchtigkeit und Gewandtheit besitzen. Unterricht in der englischen Sprache, Anleitung und Uebung in allen landwirthschaftlichen Geschäften, wie sie hier mit praktischem Geiste für Erzielung mannichfaltiger Produkte getrieben werden, mache ich besonders bemerklich. Auch das Erlernen eines mechanischen Gewerbes, ferner Unterricht in allen mathematischen Wissenschaften, und selbst in Musik, kann auf Verlangen damit verbunden werden. Für das erste Jahre spreche ich in der Regel nur hundert Dollars an, welche Zahlung in den folgenden Jahren sich verhältnißmäßig vermindern und bei angehenden Oekonomen, die in gehörigem Alter wesentliche Dienste leisten können, ganz aufhören soll. Auch füge ich das Versprechen an, daß ich für das weitere Fort- und Unterkommen junger Leute als Oekonomen, Mechaniker oder Kaufleute möglichst im Umfange meiner Verbindungen sorgen werde. Alles Nähere kann erfragt werden bei meinem Bruder, Pfarrer Münch in Ulfa im Großherzogthum Hessen, oder durch direkte Verhandlung mit mir selbst unter der Adresse: „Frederich Münch, Marthasville, Warren County, Missouri, Northamerica." Noch wolle man beachten, daß Personen sowohl als Sachen durch das Haus Angelrodt in Saint Louis auf's sicherste hierher von Bremen besorgt werden; ferner, daß, weil Minderjährige

immer hier unter Vormundschaft stehen, Eltern entweder mich oder eine andere zuverlässige Person mit genügender Vollmacht versehen müssen. Fr. Münch."

Auch einige andere, allgemein interessante Notizen aus dem Briefe meines Bruders mögen hier Platz finden. Die bekannte Bank-Verlegenheit hat auch ihr Gutes gehabt: Der Preis von Kleidungsstoffen und anderen Fabrikaten war bedeutend heruntergegangen, der Lohn für Arbeiter nicht minder. Die Verhältnisse zwischen den östlichen und westlichen Staaten gleichen sich immer mehr aus. Man denkt im Westen immer mehr an eigene Fabrikationen und producirt Gegenstände für den europäischen Markt. Darunter gehört im Missouri vorzugsweise Tabak, der auch auf dem Gute meines Bruders gebaut wird. Der Ertrag eines Akers (amer. Maß) kann bei ergiebiger Ernte auf 50 Doll. sich erstrecken; die Preise pr. Pfd. waren im vorigen Jahr nur von 2 — 9 Kreuzer. Für sehr wichtig wurde die Entdeckung gehalten, daß der Mais, wenn man ihn frühe geizt, fast eben so reichlich Zuckerstoff erzeugt, als das südliche Zuckerrohr. Der Aker soll an 1000 Pfd. liefern, der Saft 17 Precent enthalten. — Als Prediger wirkt mein Bruder auf Seiten der Opposition gegen Methodismus, Mysticismus und Schwärmerei. Er gedachte mehrere seiner öffentlichen Reden (in englischer Sprache gehalten) mit deutscher Uebersetzung drucken zu lassen und Exemplare nach Deutschland zu senden. — Auch ärztliche Hülfe mangelt dorten nicht.

Alle Redaktionen deutscher Blätter, welche sich für die Sache interessiren, werden um Aufnahme vorstehender Anzeige ersucht.

Ludwig Münch,
groß. hess. Pfarrer zu Ulfa, Kreises Nidda.

Mannichfaltigkeiten.

(Berlin, im Febr.) Mad. Birch-Pfeifer hat uns — nach einem eben so ehrenvollen, als für die Casse lucrativen Gastspiel an der königlichen Bühne, verlassen, um nach Hamburg zurückzukehren. Sie trat mit dem allgemeinsten Beifall und bei reger Theilnahme des Publikums in zwölf Vorstellungen auf, und überraschte allgemein durch die Sicherheit, Umsicht und das seltene Geschick, mit welchem die frühere Heroine, die wir vor Jahren als Czarewna Sophia, Sappho, Donna Diana, rc. glänzen sahen, sich in dem Fach gemüthlicher und komischer Alten bewegt. Außerordentlichen Beifall fand schon ihre Oberförsterin, in welcher Rolle sie zuerst auftrat, und diese günstige Stimmung wußte die Künstlerin sich in einem solchen Grade zu erhalten, daß der Wunsch, sie an der königlichen Bühne engagirt zu sehen, sich allgemein aussprach. — Ihr berühmtes Schauspiel „Mutter und Sohn" — hat sich auch bei uns als probehaltig erwiesen, denn trotz allen Mäkeln großer und kleiner Journale war der Zudrang in sieben schnell aufeinander folgenden Vorstellungen so bedeutend, daß man sich schon Tags zuvor mit Billets versehen mußte, um Plätze zu erhalten. Die letzte Vorstellung fand sogar auf Befehl und bei Anwesenheit Sr. Majestät des Königs statt. Das Stück wird bei uns vortrefflich gegeben. Die Verfasserin als Generalin, die geniale Hagn (für welche die Rolle eigens geschrieben seyn soll) als Franziska, das liebliche Fräul. Neumann als Selmo, und dazu Hr. Grua als Doktor, bildeten ein herrliches Ensemble. Auch Hr. v. Lavallade als Bruno hatte äußerst gelungene Momente, obgleich dieser wilde, zügellose Charakter im Ganzen seiner Persönlichkeit nicht vollständig zusagen mag. — — Ferner erschien Mad. Birch-Pfeiffer drei Mal als Baronin Tourjagu, in einem neuen Stücke des Hrn. Blum n. d. Fr. „Christoph und Renata", welches mit lebhaftem Beifalle aufgenommen wurde, und jedenfalls eine der bessern Arbeiten dieses gewandten und beliebten Bearbeiters ist. Zwei höchst originelle Charakter sind: die alte, baronisirte Wollhändlerin, und der arme junge Christoph. Erstere von Mad. Birch-Pfeifer, letzterer von Fräul. Ch. v. Hagn dargestellt, fanden eine enthusiastische Aufnahme. — Beide Künstlerinnen dürfen diese Leistungen zu ihren gelungensten zählen. Fräul. v. Hagn wird in dieser Rolle, die sie eben so geistreich als liebenswürdig darstellt, auf ihrer nächsten Kunstreise gewiß große Triumphe feiern. — Auch als Landräthin Durlach in Kotzebue's „Stricknadeln" fand Mad. Birch-Pfeiffer vielen Beifall, doch ziehe ich ihre gemüthlich-wahre Oberförsterin dieser Leistung vor, die mehr Elemente des Komischen hatte, als die alte, im Grund gutmüthige Dame wohl haben sollte. Immer aber ist es zu bewundern, wie die Darstellerin aus sich selbst herauszugehen und ihre Individualität zu verläugnen vermag. (Theater-Chr.)

Vor kurzem ist in Berlin wieder eine jener stereotypen Figuren gestorben, wie sie alle großen Städte aufzuweisen pflegen, und an denen die öffentliche Theilnahme aus irgend einem Grunde in größerem oder geringerem Grade haftet. Das betreffende Individuum hatte den Schauplatz seiner Wirksamkeit in der dortigen bekannten Stehely'schen Konditorei, und war Fremden, wie Einheimischen, unter der Bezeichnung „der Journaltiger", die aus der besondern Gier, alle Zeitungen zu gleicher Zeit zu besitzen, entsprang, hinlänglich bekannt. Früher Geheimsekretär in einem Ministerium, hatte er sich später mit allen Launen eines Sonderlings und Hagestolzen in das Privatleben zurückgezogen. Er bewohnte lange Jahre ein einzelnes Zimmer, welches neben der allerdürftigsten Möblirung mit einer Bibliothek von mehreren Tausend Bänden aus allen Zweigen des menschlichen Wissens angefüllt war. Unter dem Bett fand man nach seinem Tode eine große Anzahl von Töpfen, welche sämmtlich mit zerschlagenem Zucker angefüllt waren, den er sich in der Konditorei bei'm Kaffee absparte, und zu Hause aufspeicherte. Während er überhaupt im Leben ein sehr dürftiges Aeußere repräsentirte, hinterläßt er eine Summe von einigen und 20,000 Thalern, die einem dürftigen Anverwandten, einem Kantor in Schlesien, zufallen sollen. Bei der Ordnung der Bibliothek, die Gutes und Schlechtes vereinte, stieß man aller Orten auf kleine Geldsummen, bald einige Groschen, bald einen Thaler, die der Verstorbene absichtlich oder unabsichtlich unter den Büchern verborgen hatte.

Aus Braunfels wird uns gemeldet: In unserer an Vereinen aller Art so reichen Zeit will auch unsere Stadt hinter andern nicht zurückbleiben, und somit sahen wir im vorigen Monat drei derselben entstehen. Es ist dies 1) ein Gesangverein, welcher, der hohen Protektion unseres durchlauchtigsten und kunstsinnigen Fürstenpaares sich erfreuend, bereits schon 112 Mitglieder zählt und noch täglich im Wachsen begriffen ist; 2) ein Frauen- und Jungfrauen-Verein für Unterstützung

hiesiger Armen, durch Beschäftigung mit Spinnen, Nähen, Stricken u. dergl. Hand in Hand gehend mit der preiswürdigen Mildthätigkeit unserer Durchlauchtigsten Fürstenfamilie, und unter energischer Mitwirkung fürstlicher hochlöblicher Regierung, wird auch dieser Verein seinen wohlthätigen Zweck nicht verfehlen. Endlich hat sich 3) ein Leseverein gebildet, der schon 60 Mitglieder zählt und immer noch Zuwachs erhält. Nach den Statuten sollen in demselben die besten Werke der neuesten Belletristik acquirirt und gelesen werden.

(**Frankfurt**, 11. März.) Unter den hiesigen Gesangvereinen, welche auf dem Gebiete des Männergesanges Tüchtiges zu leisten im Stande sind, nimmt der „**Arion**", unter der Leitung des Hrn. **Leonhard Lang**, eine ehrenhafte Stelle ein. In der von diesem Verein am 9. d. im Wolfseck veranstalteten musikalischen Abendunterhaltung wurde einer zahlreich versammelten Zuhörerschaft vieles Schöne geboten, worunter sich namentlich auszeichneten: eine Serenade von **Sutor** und das Nachtwächterlid von **H. Reeb**. Auch mehrere gehaltvolle Solopartieen wurden vorgetragen, die aber leider durch ein zu einförmig gehaltenes Akkompagnement bedeutend an Effekt verloren. Im Uebrigen zeigten die präcise Leitung und die genau beobachtete Dynamik, daß Direktor und Mitglieder sich's zur Aufgabe gemacht haben, möglichst Vollkommenes zu leisten, was auch nicht verfehlen wird, dem „Arion" seinen ehrenvollen Standpunkt unter den hiesigen Gesangvereinen zu erhalten.

15.

Literatur.

Choralbuch von J. P. **Kellner**, Organist in der St. Katharinenkirche in Frankfurt a. M. Verlag bei G. H. Hedler und A. Fischer daselbst.

Was dieses neue Choralbuch, welches mit den Melodieen des evangelisch-protestantischen Gesangbuchs unserer Vaterstadt in Verbindung steht, mit Recht auszeichnet und empfehlungswürdig macht, sind folgende Vorzüge: 1) Es hat der wackere, um den hiesigen Kirchengesang sehr verdienstvolle Verfasser auf den musikalischen Theil eine Sorgfalt verwendet, die leider in vielen Choralbüchern vermißt wird, da zu gar vielen geistlichen Texten derselben ganz unpassende und dem Inhalte derselben gänzlich widersprechende Melodieen gewählt, oder umgekehrt zu bestehenden alten guten Melodieen neue Texte unterlegt sind, die zwar auf das Metrum, aber nicht auf den Charakter der Melodieen Rücksicht nehmen. Hier hat der Verfasser eingerissene Mißbräuche verständig geschlichtet und so finden wir in diesem Choralbuche nun jene Einheit und Konsequenz des poetischen und musikalischen Prinzips, welches schon so lange von einsichtsvollen Freunden des reinen Choralgesanges gewünscht wurde. Um Organisten, welche von dieser Reorganisation Gebrauch machen wollen und **dürfen**, um solchen das Auffinden jeder zu dem Inhalte eines Textes passenden Melodie zu erleichtern, hat Hr. Kellner ein Melodieenregister oder eine metrische Zusammenstellung der in dem Frankfurter evangelisch-protestantischen Gesangbuch enthaltenen Melodieen beigefügt und zu vielen derselben andere, besonders ältere, in einem Anhange bezeichnet. 2) Es ist die Stimmlage immer so genommen, daß die Choräle sowohl beim Choralspiele in der Kirche, als auch zum 4stimmigen Chorgesang gebraucht werden können, obschon sich der Verfasser in seiner Vorrede gegen den möglichen Vorwurf verwahrt, als sey er auf der Seite derjenigen, welche den 4stimmigen Choralgesang in der Kirche zu realisiren wünschen. Inwiefern die streitenden Partieen für und wider diese Frage Recht oder Unrecht haben, gehört zu untersuchen nicht hieher. 3) Es hat der Verfasser, da unsere heutige Tonstimmung viel höher ist als die frühere und um den Gemeinden das Singen zu erleichtern, mehrere Choräle in tiefere Tonarten gesetzt. Was zu seiner Rechtfertigung dient, findet man gleichfalls in der Vorrede bemerkt. Referent dieses stimmt diesem Verfahren vollkommen bei, denn wenn es auch nicht erwiesen werden könnte, was Gottfried Weber in der Zeitschrift Cäcilie nachzuweisen suchte, daß nämlich unsere jetzige Stimmung um eine Terz höher liege als vor einigen Jahrhunderten, wo die meisten unserer Choräle componirt wurden, so ist es doch gewiß, daß unsere Stimmung bedeutend gestiegen ist und daß in unseren Orchestern — die eigentlichen Träger einer feststehenden Stimmung aller Länder — in dieser Beziehung bedeutende Differenzen zu finden sind. In der Natur dieser Wahrheit liegt in der That viel Stoff zum Nachdenken für Solche, welche pedantisch an der Theorie einer feststehenden Charakteristik der Tonarten hängen, und folglich auch triftige Entschuldigungsgründe für Hrn. Kellner's Verfahren. In vorstehenden Punkten dürfte sich das innere Wesen dieses Choralbuchs am deutlichsten bekunden. Was der Verfasser ferner über die Interludien (Zwischenspiele) und über die Freiheit, die vorgeschriebene Harmonie zu verändern, sagt, ist so wahr als sinnig und durch die Meinung von Autoritäten wie Herder, Rink u. A. unterstützt. Den Citaten einiger Festgesänge möchten wir einen Commentar beifügen, indem wir die in Weilburg bei Lanz (1834) erschienenen 35 Festchoräle von dem leider zu früh verstorbenen Ludwig Hofmann, evangel. Pfarrvicar zu Cronberg, gesammelt, in Erinnerung bringen.

C. G.

Korrespondenz.

Gießen, 6. März.

Der Artikel in diesem Blatte, Nro. 66, Gießen, 20. Febr., besagt zwar, daß unser Metzgerstreit unter der umsichtigen Leitung des großh. Kreisraths hier in eine für die Stadt wohlthätige Reform aufgelös't sey; allein weder die Metzger, noch das Publikum, namentlich die Hausfrauen, wollten die erwähnte Reform als wohlthätig anerkennen. — Die weiteren Punkte des fraglichen Artikels findet man dagegen an ihrem Orte und es wäre allerdings sehr zu wünschen, daß das jährliche städtische Budget auf die vorgeschlagene Weise veröffentlicht würde, damit sich ein jeder Interessent ungenirt überzeugen könnte, wo die nicht unbedeutende Communalsteuer hinflösse und welche Posten sich ohne Zustimmung des Stadtvorstandes in Ausgabe befänden. Nicht der Gemeinderath, sondern die kreisräthliche Behörde hat veranlaßt, daß die diesjährige Communalsteuer-Umlage durch projectirte Anlegung eines Weges nach Wieseck erhöht worden ist, womit sich der Stadtvorstand jedoch durchaus nicht einverstanden erklärte, sondern sich veranlaßt gesehen hat, dagegen sowohl im Interesse der Commune, wie auch in dem vieler einzelner Gutsbesitzer höheren Orts zu reclamiren. So viel man weiß, ist der Stadtvorstand gerne bereit, einen Plan vorzulegen, nach welchem sämmtliche städtische Wege binnen einigen Jahren vollkommen hergestellt seyn sollen, ohne daß sich der Steuerpflichtige durch irgend eine erhöhte Umlage gedrückt fühle, nur fehlt es an den hierzu erforderlichen Kostenvoranschlägen.

Auflösung der Charade in Nro. 73.

Weihnacht.

Theater-Anzeige.

Samstag, 16. März. **Jakob und seine Söhne in Egypten**, musikalisches Drama in 3 Abth., Musik von Mehul.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 77. Sonntag, den 17. März 1844.

Des Vaters Wunsch, des Sohnes Neigung.

Erzählung von Carl Hanisch.

(Fortsetzung.)

„Du bist ein Weiberfeind, Bertram,“ fuhr der Oberst fort.

„Ich hab' es nie bewiesen.“

„Oder rächest Dein früheres Mißgeschick bei dem weiblichen Geschlechte jetzt an den Unschuldigen.“

„Ich war mit meinem Schicksale in diesem Artikel immer zufrieden.“

„So ist es das Alter, was Dich griesgramig macht; durch eine gelbe Brille sieht man Alles gelb.“

„Meine Augen sind gesund; deswegen sehe ich Gelb nicht für Rosenfarben an. Es handelt sich hier um eine Gemahlin für unsern Adolph — bitt' um Verzeihung wegen des Ausdrucks: unsern; aber ich hab' auch einen Theil an ihm, und kann ihn von Herzensgrunde auch meinen Adolph nennen.“

„Es ist unser Adolph,“ sagte freundlich der Freiherr, ihm die Hand schüttelnd.

„Ich glaube, Herr Oberst! wir lassen ihn selbst suchen und wählen,“ sagte Bertram; „das Heirathen ist eine Art Geschmackssache; dem Einen gefällt, was dem Andern zuwider ist. Ich denke, wir dürfen ihm getrost die Wahl überlassen; wenn's nach dem alten Sprüchwort geht: gleich und gleich gesellt sich gern, so muß sie glücklich ausfallen.“

„Recht hast Du,“ versetzte der Freiherr; „des Menschen Wille ist sein Himmelreich. Es liegt, ich gestehe Dir es offen, eine Art von entschuldbarer Selbstsucht in dem Gedanken, dem Sohne eine Gattin zu erkiesen und ihm sagen zu können: ich habe von jeher das Beste für Dich gethan, ich will meinem Werke die Krone aufsetzen und Dir auch die beste Frau in die Arme führen.“

„Das ist ein recht väterlicher Gedanke,“ entgegnete Bertram; „aber eben so väterlich ist es, die Wahl des Sohnes zu billigen, sie mag fallen, auf wen sie wolle.“

„Nicht ganz unbedingt!“ fiel der Oberst in's Wort.

„Wenn Adolph mit seinem stillen freundlichen Gemüthe, was auch aus seinem Schreiben so klar hervorleuchtet, wo er sogar meiner gedacht hat, wenn er, ich sage, seiner seligen Mutter sich so lebhaft erinnert, als ich — und das wird er, inniger und besser als ich —, so kann er keine andere Wahl als eine solche treffen, die auch den Beifall des Vaters haben muß.“

„Dabei wollen wir es vor der Hand bewenden lassen,“ schloß der Freiherr das Gespräch, „und wollen sorgen, daß ihm gleich bei'm Wiedereintritte das väterliche Haus so freundlich erscheint, wie er sich solches in der Abwesenheit gedacht hat.“

Dazu wurden nun die nöthigen Vorkehrungen getroffen, und am fünften Abende nach Ankunft des Briefes traf Adolph selbst ein, gesund und heiter, von seinem Vater und von Bertram herzinnig begrüßt, welch' letzterer gegen männiglich behauptete, der junge Herr sey um zehn Procent schöner und liebenswürdiger geworden.

Adolph bethätigte, was er in seinem Briefe ausgedrückt hatte: er lebte nur seinem Vater und der Natur, die ihn hier in den reizendsten Formen und Farben umgab.

Mit den angenehmsten Empfindungen lauschte der entzückte Freiherr den Erzählungen des geliebten Sohnes über Alles, was dieser in der Ferne gesehen und erfahren hatte; aus jeder Schilderung leuchtete ein sehr gebildeter, aber eben so einfacher Sinn und eine Gutmüthigkeit hervor, die auch dem Tadelnswerthen eine entschuldigende Seite abzugewinnen wußte.

Adolph hatte die sogenannte Welt mit ihren Merkwürdigkeiten und Schönheiten, mit allen ihren bunten Thorheiten und Flecken gesehen, und sein gemüthliches Ich aus dem der Jugend oft so gefährlichem Gewühle rein hindurchgetragen.

„Nun, Bertram?“ fragte der Freiherr den Diener nach einigen Tagen, der ihm kopfnickend: „nun, Herr Oberst?“ zurückgab. Beide verstanden diese Frage ohne Antwort, und der glückliche Oberst drückte dem theilnehmenden Diener im Begegnen ihrer Empfindungen herzlich die Hand.

„Nur Eins —“ sagte der Oberst —, „nur Eins, Bertram, habe ich — nicht zu tadeln, gewiß nicht! nur zu bemerken, weil es meinem freundlichen Plane nicht nur nicht entgegen kommt, sondern ihn abzieht; Adolph ist mir zu einsam. Die Geselligkeit ist die schönste Eigenschaft des Menschen, zumal in den Jahren der Jugend, wo man Alles mit Wärme umfaßt. Er ist mir zu still; er hängt, scheint mir, gewissen Grillen nach, die ihn der menschlichen Gesellschaft entfremden.“

„Er hat keine Grillen,“ antwortete entschuldigend Bertram; „seine Stirn ist heiter wie ein Frühlingsmorgen. Er ist auf dem großen Ball der Welt gewesen, und ruht jetzt von der Ermüdung aus; das ist uns zu Zeiten wohl eben so gegangen.“

„Bertram!" fuhr der Oberst fort," wenn er in seinem Herzen ein Bild trüge, was ihn allein beschäftigte, was ihn Alles um sich her vergessen machte?"

„Sie meinen, Herr Oberst, ein Weibsbild?"

„O drücke Dich doch nicht so alltäglich aus," sagte der Freiherr: „ein Frauenbild. —"

„Das kommt ja auf eins heraus."

„Wenn er mit dem Gefühle der erwachten ersten Liebe ränge meinen Wünschen gegenüber, die er ahnen mag."

„Nun, so wird die erwachte Liebe schon Laute von sich geben," meinte Bertram.

„Forsche nach!" sagte der Freiherr; „Du kannst es in Deiner Stellung zu ihm besser als ich."

„Trägt er eine im oder unter dem Herzen, so kommt sie schon auf die Welt," versicherte der praktische Mann, versprach aber zugleich, bei schicklicher Gelegenheit Baron Adolph's Herz zu sondiren.

„Doch —" setzte er hinzu, „meiner unmaßgeblichen Meinung nach wäre es gut, wenn der Herr Oberst ihn ein bischen in der Nachbarschaft herumtrieben. Die Höflichkeit erfordert ohnedies, meines Erachtens, daß der Heimgekehrte der Verwandtschaft und den Nachbarfamilien einen Besuch abstattet. Mindestens zerstreut er sich, wenn er auch nicht findet oder finden will, was wir wünschen. Aber wer weiß? Gott Amor, so weit ich ihn zu kennen die Ehre gehabt habe, ist ein Schelm; ein schönes Augenpaar ist die Avantgarde, mit der er oft die ganze Liebes-Armee in das Herz eines jungen Mannes siegend einführt. Das ist im Grunde der beste Probirstein, zu erforschen, ob er schon weibliche Besatzung in seiner Herzensfeste hat."

Der Oberst mußte lächeln über den Einfall des vormaligen Militärs, der sehr richtig den Liebesgott zum Feldherrn erhob; er fand indessen den Plan zweckmäßig und der Sitte angemessen. Adolph wurde zu den kleinen Rundreisen eingeladen, und folgte bereitwillig am folgenden Tage dem Vater, der einige Hoffnung auf gewünschten Erfolg hegte, wenn er an einige Häuser und ihre weiblichen Bewohner dachte, die ein junger Mann unmöglich ohne angenehmen Eindruck zu sehen vermögend war.

Uebrigens behielt der Oberst seine Wünsche und Absichten zurück, um den Sohn nicht schüchtern zu machen, somit seinen Beobachtungsplan im voraus selbst zu stören.

(Fortsetzung folgt.)

Verkehrtheiten in der Erziehung und Bildung der Jugend.

Vor einigen Wochen erschien in Ansbach im Verlag von C. H. Gummi ein Schriftchen von dem als Mensch und Arzt höchst achtungswerthen Dr. F. W. Heidenreich unter dem Titel: „Die Verkehrtheit in der Erziehung und Bildung der weiblichen Jugend." — Ist auch der Ton, in welchem der Verfasser spricht, nicht immer von einiger Leidenschaftlichkeit frei, so ist doch die Absicht, in der er spricht, eine sehr wohlmeinende, und das Besprochene wahr und auf Erfahrung gestützt. In gegenwärtiger Zeit, wo man die Kinder schon in die Schule schickt, und der elterlichen Aufsicht entzieht, ehe sie noch gehörig gehen können, wird die geistige Ausbildung häufig übereilt, und die körperliche verkümmert. Beim weiblichen Geschlechte ist der zu frühe Schulbesuch — vor dem sechsten Lebensjahre — weniger nachtheilig, als bei dem männlichen, dessen körperliche Entwickelung freier und kräftiger von statten gehen soll, aber der tägliche Schulunterricht sollte beim weiblichen Geschlechte mit dem Antritte des vierzehnten Jahres eben so gut aufhören, wie beim männlichen. Wer vom sechsten bis zum vierzehnten Jahre in unseren so wohleingerichteten deutschen Schulen nicht die für das Leben nothwendigen Schulkenntnisse sich zu eigen gemacht hat, wird dies auch später so leicht nicht mehr einholen. So wie der Knabe vom vierzehnten Jahre für seinen dereinstigen Beruf herangebildet wird, so sollte auch des Mädchens Beruf im Einklange mit der von der Natur selbst angedeuteten Richtung in diesen Jahren vorbereitet werden. In diesen Jahren muß vorzugsweise die geistige Ausbildung gleichen Schritt mit der körperlichen halten; nachtheilig ist gerade zu dieser Zeit große geistige Anstrengung ohne entsprechende Uebung der körperlichen Kräfte für die männliche Jugend, noch nachtheiliger aber für die weibliche. Den Knaben, die zu einem Handwerke erzogen werden, gibt dieses Gelegenheit zu Körperübungen, denen, die zu weiterer Ausbildung höhere Lehranstalten besuchen, wird sie durch Turn-, Fecht- und dergleichen Uebungen geboten. Aber die Mädchen, die in diesen Jahren ihrer Bestimmung, gute Hausfrauen und gesunde Mütter zu werden, entgegenreifen sollen, werden in manchen Instituten für höhere weibliche Bildung mit geistigen Arbeiten überbürdet, ihre körperliche Ausbildung wird ganz gegen den Willen der Natur vernachlässigt, ja oft gehemmt, und die wahre weibliche Bildung wenigstens nicht hinreichend gefördert. Unzweckmäßig sind in manchen Instituten die Einrichtungen der Lokalitäten; Tische und Bänke sind nicht angepaßt den Körperverhältnissen der Einzelnen, für die Einen zu hoch, für die Andern zu niedrig, die Bank vom Tische zu entfernt für die Einen, denselben zu nahe für die Andern, das einfallende Licht den Augen der Einen zusagend, denen einer Anderen nachtheilig, die Anschreibtafeln oft ganz unpassend und unvortheilhaft gestellt. Dergleichen Mängel findet man in Lehranstalten häufig, und den Lehrern oder Lehrerinnen ist es oft bei dem besten Willen nicht möglich, bei ihren Schülerinnen auf eine naturgemäße Haltung des Körpers zu sehen. Wie häufig aus solchen, manchen Eltern und Vormündern ganz unbekannt bleibenden Ursachen Krankheiten und Verkrüppelungen aller Art entstehen, zeigt der Verfasser klar und deutlich, und beweist es durch eigene und fremde Erfahrungen. Es ist daher dieses Schriftchen, das, ohne der sogenannten höhern weiblichen Bildung entgegenzutreten, nur auf die unter gewissen Umständen damit verbundenen Gefahren aufmerksam machen soll, allen Pädagogen im Allgemeinen, besonders aber Eltern und Vormündern, denen das wahre Wohl ihrer Pflegbefohlenen am Herzen liegt, sehr zu empfehlen. (Nürnb. Corr.)

Mannichfaltigkeiten.

(Mannheim.) In den „Nürnberger Blättern für Theater, Kunst, Mode und geselliges Leben" wird in einem Theaterbericht der trefflichen Leistung des Baritonisten Ditt aus

Frankfurt als Seneschall in „Johann von Paris" Erwähnung gethan. Es heißt dort: Hr. Ditt ist geboren in Frankfurt am Main und ein Bruder des Tenoristen wie des Schauspielers gleiches Namens. Früher Kaufmann, widmete er sich seit zwei Jahren der Bühne, nachdem er hier seinen ersten Versuch als „Drovist" mit vielem Glücke gemacht hatte, worauf er auf fünf Jahre bei hiesigem Hoftheater definitiv für Bariton- und Baßpartien engagirt wurde. Ein tüchtiges Gesangstalent, unterstützt von einem kräftigen Organe, und verbunden mit eifrigem Fleiße, wovon seine Fortschritte Kunde geben, berechtigen zu schönen Hoffnungen. Das Spiel läßt noch zu wünschen übrig, was zunächst darin seine Ursache findet, daß sich hier Niemand befindet, der junge Talente in dieser Hinsicht zu bilden vermag, oder sich Zeit und Mühe dazu nimmt, während für die Musik- und Gesangsbildung durch Hrn. Kapellmeister Lachner, wie den bei hiesiger Bühne angestellten Gesangslehrer Hrn. Eduard Lehmann hinreichend gesorgt wird.

(Dresden, im März.) Das Theater, das bei einer sehr unzeitigen Urlaubsreise Emil Devrients mitten im Winter, mitten in der Saison der Fremden, das Schauspiel sehr fallen lassen und sich mit Posse und Oper begnügen mußte, sieht durch den Austritt der Schauspielerin Caroline Bauer einem dauernden Verlust entgegen. Fräulein Bauer war, eine kurze Zeit ihres Wirkens an der Königsstädter Bühne zu Berlin abgerechnet, fast unausgesetzt Mitglied des Dresdener Theaters. Man kann nicht sagen, daß sie ein Talent ersten Ranges war. Aber was Klugheit der Bildung, Feinheit des Geschmacks, Grazie und innere wie äußere Liebenswürdigkeit, mit allen Reizmitteln einer vollendeten Bildung zur Harmonie vereinigt, auf der Bühne zu erreichen und zu leisten vermögen, war in ihrer Person zur fertigen Erscheinung geworden, und so war es möglich gewesen, sie so anhaltend auf den wechselvollen Brettern, welche die Welt nur scheinbar bedeuten, als dauernden Liebling eines und desselben Publikums zu sehen. Karoline Bauer tritt in den Privatstand zurück, sie wird die Gattin eines oberschlesischen Landraths in der Umgegend von Ratibor.

Bei dem diesjährigen Pferderennen am vorletzten Karnevalstage in Rom wollte der französische Gesandtschafts-Attaché von Coille das Militärspalier durchbrechen, welches auf dem Corso aufgestellt war, um zu hindern, daß die Pferde unter die Menge liefen, wodurch vor drei Jahren neun Personen verunglückten. Hr. v. Coille glaubte sich durch die diplomatischen Vorrechte zu einer Ausnahme berechtigt, und erhob gegen den ihn zurückweisenden Grenadier unter Schimpfworten den Schirm. Man wurde handgemein; der Diplomat bekam Kolbenstöße und wurde nach der Hauptwache auf der Piazza Colonna gebracht. Am Abend kam Graf Latour, Neffe des Botschafters, verlangte die Freilassung des Attaché, und beleidigte den sie verweigernden Offizier, worauf dieser ihn ebenfalls verhaftete; am anderen Tage kamen Beide auf höheren Befehl wieder frei. Als der Botschafter sich bei dem Kardinal-Staatssekretär Lambruschini beschwerte, und Bestrafung des Offiziers forderte, fragte ihn der Kardinal: „Was würde man unter diesen Umständen in Paris gethan haben?" Der Botschafter soll die Antwort schuldig geblieben seyn.

(Nürnb. Corr.)

Literatur.

Schulblatt für das Großherzogthum Hessen, im Verein mit mehren Lehrern herausgegeben von Dr. C. Schaumann, Direktor der Schulen in Offenbach. Offenbach am Main. Expedition: Johann André. Erstes Heft, gr. 8°, Preis per Jahrgang (12 Hefte) 1 fl. 36 kr., im Buchhandel 2 fl.

In einem 11 Seiten füllenden Vorworte spricht sich der Redakteur des Blattes, Dr. Schaumann, in meisterhafter Construction und mit evidenter Klarheit und der herzlichsten Wärme über Zweck und Tendenz des Unternehmens aus, das nicht nur von Seiten des Lehrerstandes, sondern auch von jedem Freunde einer zeitgemäßen Entwickelung desselben der möglichsten Verbreitung würdig ist, um so mehr, als der Reinertrag den Wittwen und Waisen der hessischen Lehrer zu gute kommen soll. Wenn Dr. Schaumann in dieser Beziehung sich auf höchst ehrenwerthe Weise ausspricht, so glauben wir dem verdienten Schulmanne gerne, daß er dem edlen Zwecke mit ganzer Seele zugethan ist, indem er das mühevolle Geschäft eines Redacteurs en chef dieser Zeitschrift unentgeltlich besorgt. Nun möchte es an den Lehrern seyn, diesen wackeren Beförderer ihrer theuersten Interessen durch wahrhaft gediegene Beiträge hinreichend zu unterstützen, damit ihm sein schwieriges Amt einigermaßen erleichtert werden könnte: der beste Dank von Seiten eines Standes, der noch Manches zu erstreben hat! — Fassen wir die übrigen Artikel der Zeitschrift in's Auge, so enthält der erste Abschnitt Originalabhandlungen über Gegenstände des gesammten Volksschulwesens und bringt zwei gehaltvolle und beherzigenswerthe Aufsätze von Oberschulrath Dr. Chr. Th. Roth in Friedberg und Lehrer Fried. Eck in Offenbach. In den übrigen Abschnitten begegnen wir beurtheilenden Anzeigen neuer pädagogischer Werke, Journalberichten, belehrenden Miscellen, einer Personalchronik und einem Intelligenzblatt für Buchhändleranzeigen. — Bei der Reichhaltigkeit und Gediegenheit seiner Artikel, die unter so tüchtiger Leitung wohl auch ferner nicht ausbleiben werden, ist zu erwarten, daß der jetzt schon bedeutende Leserkreis des Schulblattes sich noch ansehnlich erweitern und diesem diejenige Dauer gesichert werde, welche es, seinem Zwecke und Inhalte gemäß, mit Recht ansprechen darf. — Der Druck (von Seibold in Offenbach) ist rein und correct, das Aeußere überhaupt gefällig.

Korrespondenz.

Schlitz, 10. März.

In Bezug auf den Korrespondenzartikel der Didaskalia, Nro. 69, könnte es wohl genügen, dem Urtheile der geneigten und der ungeneigten Leser den ganzen, an und für sich zwar philanthropisches, jedoch auf der angeregte Weise wenig allgemeines Interesse habenden Gegenstand zu überlassen; allein die aus jenem Artikel sprechende Weise der Auffassung und Abfassung provocirt eine weitere Besprechung. Liegt es mir zwar gar nicht an, mich um Kaisers Bart oder anderer Leute versteckte Interessen zu streiten, aber nachdem ich einer bis in's Arge gesteigerten Uebertreibung aus Achtung der Wahrheit entgegen trat und nachdem man jetzt versucht, diese meine Berichtigung auf dem Wege der Entstellung nicht zu widerlegen, sondern gleichsam todt zu schlagen, da ist es meine Pflicht, noch einmal das Wort zu nehmen. Ich will mich nicht mit „einem warmen Gefühle im Busen" und anderen schönklingenden Eigenschaften spreizen, aber verwahren gegen die Annahme, als ob mich ein eigenes Interesse geleitet habe, als ob Betheiligte, vielleicht Fabrikanten, durch mich gepredigt und ich blos die Gesichter dazu geschnitten. Ich bin auch kein Weber, wenigstens keiner, der für leidliche Bekleidung des Menschen webt; ich bin kein Fabrikant, sondern ich lebe hier unberührt und unabhängig von allen hiesigen Interessen. Gehen wir jedoch zur Sache selbst über! Verfasser der Korrespondenz in Nro. 69 legt mir

unter, daß ich die Wirklichkeit des Nothstandes hiesiger Weberei in Abrede stellen wolle, und versucht dann, meine in Nro. 54 gegebenen Ansichten zu resumiren. Wo in aller Welt habe ich aber jenen Nothstand in Abrede gestellt? Wo habe ich den Zustand der Weber als einen nach wie vor zufriedenstellenden erklärt? Und wo habe ich gesagt, daß ihre gedrückte Lage aufhören würde, wenn sie Kartoffeln in ihrer natürlichen Beschaffenheit genössen und den Chausseehammer in die Hand nehmen könnten? Wer aus meinen Worten jenen Sinn nehmen kann, der ist um sein logisches Denken und Begreifen wahrlich nicht zu beneiden. Wer meine Mittheilung in Nro. 54 des Journals und die Erwiderung in Nro. 69 der Didaskalia nur einigermaßen aufmerksam gelesen, der wird auch ohne besonders scharfe Beurtheilungsgabe nicht absehen können, wie letztere mit ersterer in Bezug zu stellen ist, und je mehr auch der mir unbekannte Verfasser sich abmüht, die Richtigkeit und Uneigennützigkeit seiner Motive darzustellen und hiesigem Orte eine erzgebirgische Noth nachzuweisen, um so zweideutiger muß sein Streben erscheinen. Es ist nicht nothig, daß ich ihm in die Wohnungen der Weber, in seinen Berechnungen und in seinem Ideengange folge; ich brauche mich nur auf meine früheren Worte zu berufen, worin ich deutlich und ohne Umschreibung anerkannt habe, daß die Linnenmanufactur, gleichwie viele andere gewerbliche Geschäfte, gelitten habe, worin ich gesagt, daß der fleißige und ordentliche Arbeiter nur so viel verdienen kann, um wenigstens seines Lebens Nahrung und Nothdurft zu bestreiten. Es hat mir daher keineswegs genügt, „Thatsachen schlechthin zu läugnen", wohl aber hat es dem Korrespondenten in Nro. 69 beliebt, durch Entstellung meiner Angaben zu lügen. Absurd ist es auch, zu sagen, daß ich „durch ein vages Raisonnement über Kartoffeln und Chausseen u. s. w. meinen Behauptungen den Schein der Wahrheit beizulegen suche." Wer den von mir gestellten Zusammenhang nicht zu würdigen und aufzufassen weiß, der verdient eigentlich keine Berichtigung. Ich verweise deshalb auf meine erste Mittheilung und wiederhole nur, daß in hiesiger Gegend, menschlicher Berechnung nach — und die des Korrespondenten in Nro. 69 hat sich keineswegs als eine göttliche bewährt — eine erzgebirgische Noth nicht voraus zu sehen ist, man müßte denn sie, wie ebenderselbe, nur als „eine der Aufhülfe bedürftige" definiren wollen. Die Ereignisse der letztvergangenen Jahre haben uns aber bewiesen, daß man unter solcher Bezeichnung nichts weniger als eine totale Hungersnoth verstehen kann, und diese ist für den leicht erklärlich, wer das an Feldern arme, sterile und seinen Bedarf an Früchten bei weitem nicht producirende Erzgebirge und besonders dessen Obergebirge aus eigener Anschauung kennt.

(Schluß folgt.)

Worms, 12. März.

Am letzten Sonntag den 10. d. erlebten wir hier noch eine künstlerische Nachfeier unserer Karnevalsvergnügungen, die in der Art ihrer Anordnung und Ausführung gleich beifallswürdig und dankenswerth war. Der großh. hess. Kammermusikus, Hr. B. Altfuldisch, unser Mitbürger, hatte nämlich in dem hiesigen Theaterlokal eine große dramatisch-musikalische Vorstellung veranstaltet und sich dabei der gefälligen Mitwirkung mehrerer der ausgezeichnetsten Künstler des großh. Hoftheaters in Darmstadt zu erfreuen. Der Andrang zu dieser Abendunterhaltung war von allen Seiten so stark, daß schon Nachmittags, troß des ziemlich geräumigen Theatersaales, keine Eintrittskarten mehr zu erhalten waren. Musik und Schauspiel boten die angenehmste Abwechselung dar. Drei kleine Stücke: 1) der Zweikampf, von F. A. Kurländer, 2) der Freimaurer, von Kotzebue, 3) der Vorsatz, von Fr. v. Holbein, wurden sehr gut gegeben, wie von den auftretenden Künstlern, den Herren Becker, Steck, Peters, Wormuth und Fräul. Steck kaum anders zu erwarten war. Die Lachlust fand dabei reiche Befriedigung und der Zauber der Kunst steckte die Gemüther öfter bis zur höchstgesteigerten Heiterkeit an. Der Uebergang von Nro. 1 auf Nro. 2 wurde durch die Herren Breiting und Altfuldisch vermittelt: jener sang mit großem Beifall das schöne Schubert'sche Lied: „der Erlkönig", und dieser trug ein von dem berühmten Briccialdi componirtes Solo für die Flöte ausgezeichnet schön vor, wie denn auch beide zwischen Nro. 2 und Nro. 3 abermals ihre Kunsttalente bewährten, indem Hr. Breiting das Lied von Proch: „der Wanderer", und Hr. Altfuldisch von ihm selbst componirte Bravourvariationen spielte. — Die zuvorkommende freundliche Begegnung, die den geschätzten Gästen von allen Seiten hier zu Theil wurde, möge ihnen beweisen, daß auch wir wahre Kunst in ihren Darstellern zu schätzen und zu ehren wissen, und daß wir uns durch den vorgestrigen schönen Abend zu der Hoffnung berechtigt fühlen, daß eine Unterhaltung dieser Art nicht die erste und letzte sey, deren wir uns in so überraschender Weise zu erfreuen hatten.

Fulda, 13. März.

Einsender des Artikels in Nro. 53 der Didaskalia hat durch Wohllöbliche Redaction des Frankfurter deutschen Journals jene fünf Gulden von L. Y. erhalten und gegen die hier mitgesandte Quittung an die Wittwe des dahier mit dem Omnibuswagen todt angekommenen Musikus Franz Michel Scheling direct abgegeben, welche Hr. L. Y. für dieselbe als milde Gabe bestimmt hatte. Von hiesiger Stadtraths-Expedition wurden derselben am 22. v. M. zwei preuß. Thaler, als ohne Unterschrift von Frankfurt a. M. gesandt, zugestellt; an sie selbst gelangten mit Schreiben ohne Namen vom 23. Febr. aus Frankfurt a. M. datirt ebenfalls zwei Thaler mit dem Motto: „Vertraue nur dem lieben Gott, — er hilft aus aller Noth!" — Die in Frankfurt a. M. nie rastende Mildthätigkeit hat bis jetzt, neben dem hier mitringenden hochadeligen Damenstifte Wallenstein dahier, der unglücklichen Wittwe Scheling die einzige thätige Hülfe gespendet; dieselbe sagt hierdurch ihren unbekannten großmüthigen Wohlthätern den innigsten Dank und will fortan auf den Allmächtigen vertrauen, der die Herzen ihrer Wohlthäter gerührt und ihr aus der augenblicklichen Noth geholfen hat.

Wien.

Ueber das von Hrn. Steveniers dahier gegebene zweite Konzert berichtet Saphir's „Humorist": „Alle Stücke, welche der junge Künstler in diesem Konzerte allein spielte, waren von ihm componirt, und bestanden in einer Fantasie: „le rêve," zwei charakteristischen Etuden: „la prière" und „l'impromptu", dann Variationen über ein Originalthema. Das „Gebet" ausgenommen, welches mir nicht seiner Benennung zu entsprechen schien, waren sie alle in einem Style gehalten, der neben dem vorwaltenden solidern Charakter des Sangbaren die brillante Färbung nicht ganz ausschließt, ohne jedoch in die Bizarrerie der gewöhnlichen mechanischen Bravaden sich zu verirren. Sein Vortrag gewann sich auch diesmal wieder im Cantabile die meiste und verdienteste Anerkennung, eine Anerkennung, die ihn in Anbetracht des Verdienstes, welches sie ihm verschaffte, unter die achtungswerthesten, wenn auch nicht unter die glücklicheren marktschreierischen Violinisten rangirt. Wenn man von dem Spiel des Hrn. Steveniers nicht gleich beim ersten Zusammentreffen verblüfft wird, so macht es hingegen, je öfter man es hört, einen desto freundlicheren Eindruck. Er trug außer diesen noch mit Hrn. Löwegren das bekannte Duo für Violin und Pianoforte von Beriot und Osborn vor und erntete auch da, wie für seine übrigen Leistungen, ehrenvolle Auszeichnungen des Beifalls und Hervorrufs."

Theater-Anzeige.

Samstag, 16. März. Jakob und seine Söhne in Egypten, musikalisches Drama in 3 Abth., Musik von Mehul.

Sonntag, 17. März. Zampa, oder: Die Marmorbraut, große Oper in 3 Abth., Musik von Herold.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 78. Montag, den 18. März 1844.

Des Vaters Wunsch, des Sohnes Neigung.

Erzählung von Carl Hanisch.

(Fortsetzung.)

Adolph benahm sich so abgerundet, mit so angenehmer Leichtigkeit, daß er überall, wo sie einsprachen, eine äußerst günstige Meinung für sich gewann. Väter, Mütter und Töchter fanden den jungen Mann recht interessant, recht hübsch, hochgebildet und dabei doch so bescheiden, so jüngferlich — hätte Bertram gesagt, — daß er allgemein für eine sehr anständige Partie gehalten wurde, und hie und da recht warme Einladungen zu Wiederholung des angenehmen nachbarlichen Besuchs erfolgten.

So war die Runde endlich gemacht worden; aber trotz der schärfsten Beobachtung des väterlichen Auges hatte der Oberst nicht das mindeste Zeichen eines besonderen Eindruckes bemerkt; Adolph war so unbefangen heimgekehrt, als er gegangen war. Sollte diese Unbefangenheit auf ein völlig freies Herz des Sohnes deuten, oder bestätigte sich, was gefürchtet wurde, daß Adolph bereits im Stillen eine frühere Wahl getroffen hatte?

Die Väter sind nicht geeignet, die Vertrauten der Söhne in Heiraths-Angelegenheiten zu werden, das fühlte der Oberst wohl, und befand sich etwas rathlos.

Er theilte seinem geheimen Rathe Bertram die kleinsten Einzelnheiten in Beziehung auf diese Angelegenheit mit, um auch dessen Meinung darüber zu hören, die indessen mindestens eben so schwankend war, als die des Oberst.

„Uebrigens fällt eine Eiche nicht auf den ersten Streich, und ein junger Herr nicht in der ersten Minute in die Hände einer Frau," meinte der Diener, versprach aber, bei der nächsten Gelegenheit das Herzensterrain des jungen Barons zu recognosciren. „Ich darf schon ein vertrautes Wort mit ihm reden," sagte er; „ist ein Hinterhalt vorhanden, so lock' ich ihn heraus. Aber ich muß bitten, meinen Auftrag für sich zu behalten; ich möchte nicht für einen Spion gelten; denn es meint's kein Mensch besser und ehrlicher mit dem Herrn Baron Adolph, als ich, auch seinen Herrn Vater nicht ausgenommen."

Adolph selbst gab Bertram nach einigen Tagen Veranlassung, sein Ausforschungs-Talent an ihm zu üben. Er lud den letzteren ein, mit ihm einen Spaziergang durch das reizende Waldthal zu machen, das zur Seite des Schloßhügels sich hinaufzog bis zu dem Bergrücken, wo man eine der schönsten Aussichten über das Flußthal und auf die an seinen Ufern gelegenen Burgen und Schlösser bis an die entferntesten Bergkuppen des Gränzgebirges genoß.

Adolph war heiter, wie der Sommermorgen, der mit schmeichelndem Hauche die Wangen erfrischte und Flur und Wald in Wohlgerüche hüllte.

„Du hast den Weg oft mit mir gemacht, als ich noch ein Knabe war," sagte er, „ich will mich heute zurückträumen in die glückliche Jugendzeit."

„Und mich ein wenig in die Karte der Gegenwart schauen lassen," dachte Bertram.

Sie wandelten gemächlich an dem kleinen Bergwasser entlang, das von der Höhe in hundert kleinen silberglänzenden Fällen sich herabstürzte oder plätschernd über die reingewaschenen Kiesel rauschte. Die munteren Sänger des Waldes flöteten ihr Morgenlied oder verfolgten sich muthwillig in den Zweigen der Bäume und Gebüsche, in welchen sie ihre luftigen Wohnungen gebaut hatten. Es war ein Wohlbehagen über die Flur ausgegossen, das die Herzen der Menschen höher schlagen und sie empfänglich macht für die schönsten und unschuldigsten Empfindungen einer reinen Seele.

„Süße, heilige Natur!"

recitirte Adolph:

„Laß mich geh'n auf deiner Spur;
Leite mich an deiner Hand,
Wie ein Kind am Gängelband!"

„Wie einfach, wie kindlich schön ist dieses Gedicht," fuhr er fort; „ein Liebling meines Vaters aus den Zeiten seiner Jünglingsjahre, wo die deutsche Poesie den ersten Flügelschlag wagte in die höheren, schöneren Regionen unserer gereinigten, so reichen und herrlichen Muttersprache."

Er warf sich auf den moosigen Rasen am Ufer des Baches und fuhr fort:

„Wenn ich dann ermüdet bin,
Sink' ich dir am Busen hin,
Athme reine Himmelsluft,
Hangend an der Mutterbrust."

„Findest Du das nicht schön, Bertram?" fragte der Jüngling, ihn durch ein Zeichen auch zum Sitzen einladend.

„Ganz schön!" antwortete dieser, „obwohl ich es nicht recht verstehe."

„Die Natur allein ist treu und wahr!" sagte Adolph; „das fühl' ich jetzt stärker als je, hier in ihrem Schoße, in ihren Armen ruhend. Auch die menschliche Natur ist schön ohne Schminke, ohne Verzierung, ohne den Aufwand der sogenannten Bildung, die uns abführt auf die Irrwege des menschlichen Herzens und Kopfes. — Hier, entfernt von dem Weltgewühle, will ich der Natur allein und ihren Geboten leben."

„Das ist recht, Baron Adolph!" sagte Bertram; „das wird den Papa von Herzen freuen, der Ihre Abwesenheit während Ihrer Reise kaum zu ertragen vermochte, und der nun sehnlich wünscht, daß Sie sich fixiren und einen Hausstand gründen möchten. Gelegenheit giebt es genug in unserer Gegend, und Sie haben ja die Nachbarschaft und ihre Schönheiten gesehen, um eine Wahl zu treffen."

„Mein Vater wünscht eine Verbindung?"

„Sein einziger, liebster Wunsch, den er oft gegen mich ausgesprochen hat. Eine Frau muß in das verwaiste Haus, sagte er, eher wird es hier nicht hell und freundlich in meiner Seele."

Adolph spielte sinnend mit den Blumen, die um ihn her sproßten.

Bertram beobachtete ihn eine Weile, überlegend, ob er in dieser günstigen Stimmung, die er, wie ihm dünkte, sehr klug herbeigeführt hatte, dem Herzen des jungen Herrn näher rücken sollte, um sich in Besitz seiner Geheimnisse zu setzen, wenn er welche hatte, und mit welchem Manöver er beginnen sollte, um seinen Zweck sicher zu erreichen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Gemälde „die Abdankung Karl's V." von L. Gallait, und „das Kompromiß der Edlen" von E. de Biefve. *)

Der Liberalität des Königs von Belgien verdanken wir die Anschauung der Oelgemälde von Louis Gallait und E. de Biefve, „die Abdankung Karls V." und „das Kompromiß der niederländischen Edlen", zweier Werke, welche in jeder Hinsicht den ihnen vorausgegangenen großen Ruf rechtfertigen und in mehr als einer Beziehung ein tieferes Interesse für uns Deutsche haben. Wer vermöchte sich der Erinnerung an den alten Zusammenhang der Niederlande mit dem deutschen Reiche zu erwehren, wenn man mit aufmerksameren Blicken die kräftigen Regungen des neuerwachten germanischen Elements in Belgien verfolgt, und sich an der edlen Sympathie der wackeren Flaminge für Deutschland erfreut, welcher von unserer Seite die wärmste Erwiederung nicht fehlen darf! Ist ja doch eben die oben erwähnte Liberalität jenes einem erlauchten deutschen Fürstenhause entstammten Herrschers, der auf Belgiens Throne sitzt, ein schöner Beweis dafür! Nicht übersehen sollte man ferner, daß die von den genannten Künstlern behandelten Momente aus der niederländischen Geschichte dem weiten Bereich unserer deutschen nicht so ferne stehen; der Beherrscher der Niederlande, den wir auf Gallait's Bilde seiner Herrschaft zu Gunsten seines Sohnes sich entäußern sehen, ist derselbe deutsche Kaiser Karl V., der mit aller seiner Macht doch jene weltgeschichtliche That des deutschen Geistes, die Reformation, nicht aufzuhalten vermochte, ja, den eben das Erkennen dieser Unmöglichkeit mitbestimmte, die Herrschaft niederzulegen; jene greise Ungar-Königin Maria war damals, als sich Philipp der Großmüthige in den Niederlanden als Karls V. Gefangener befand, Statthalterin dieser Provinzen, und an sie richtete der fürstliche Märtyrer deutscher Glaubensfreiheit mehrere seiner wahrhaft erschütternden Briefe aus dem Kerker; interessante historische Beziehungen bringt uns auch das andere Bild, „das Kompromiß", nahe; Deutsche sind ja die beiden Nassauer, der große „Schweigsame": Wilhelm von Oranien, und sein begeisterter Bruder, Graf Ludwig von Nassau, und die Revolution, welche durch jenen bedeutungsvollen Moment der Unterzeichnung des Kompromisses eröffnet wurde, trennte die Niederlande vom Verbande mit dem deutschen Reichskörper.

Außer diesen geschichtlichen Beziehungen, welche uns Deutschen jene beiden belgischen Bilder besonders interessant machen, sind es aber auch noch andere, die nicht minder Beachtung verdienen. Wir sehen nämlich hier zwei Kunstwerke, welche für den Boden, dem sie angehören, durchaus nationale Bedeutung haben — national in Hinsicht auf die behandelten geschichtlichen Stoffe —, national in Hinsicht auf die Technik, welche aus der Schule einer großen Vergangenheit (Rubens — Van Dyk!) hervorgegangen ist, — national in Hinsicht auf eine Regierung, welche hochherzig genug denkt, neben ihrer anerkannt sorgfältigen Förderung der materiellen Interessen auch die geistigen, Kunst und Wissenschaft im Dienste des Nationalgefühls, zu heben, — national endlich in Hinsicht auf ein gesundes tüchtiges Volk, welches die Sprache der Gestalten und Farben eben so versteht und freudig erwiedert als die des lebendigen Worts, welches sich an seiner Vergangenheit erkräftigt, um einer schöneren Zukunft entgegenzustreben. Wir Deutsche dürften hieraus Mehreres abnehmen, das nicht ohne Belang ist. Zuvörderst, daß es im hohen Grade wünschenswerth wäre, unsere Geschichte, so reich an den großartigsten Momenten, auch durch die Kunst immer mehr zum unmittelbaren Gemeingut des Volks, zur Vermittlerin der Ideen, zur immerwährend starken Grundlage des Nationalgefühls zu machen. Die deutsche Kunst weicht, — das darf der Deutsche ohne Selbstüberhebung behaupten, — keiner andern, und Deutschland hat jetzt eine Reihe von Künstlern, welche, von Begeisterung für eine solche Aufgabe erfüllt, auch die Weihe zur Lösung derselben besitzen. Soll Belgiens Beispiel bei uns verloren seyn? Sollen unsere Hohenstaufen, unsere Welfen, unsere Habsburger, unsere Hutten und Sickingen, unsere Overstolzen, — keine Fürsten, keinen Adel, kein Bürgerthum finden, wie Karl V. und die niederländischen Edlen?

Der Zweck dieser Zeilen ist keineswegs, den künstlerischen Werth der beiden belgischen Bilder zu analysiren. Es würde ein größerer Raum als der uns zu Gebote stehende erforderlich seyn, um Behauptungen zu begründen, welche durchaus ausführlicher Erörterung bedürfen, um nicht halb oder ganz mißverstanden zu werden. Aber auch ohne diese wird Jeder, der ohne Voreinnahme vor diese Bilder tritt, von der großartigen

*) Aus dem „Vaterland", Zeitschrift für Unterhaltung, Literatur und öffentliches Leben. Verlag und verantwortliche Redaktion: Hofbuchhandlung von G. Jonghaus in Darmstadt.

Auffassung der Stoffe, von der gewaltigen Wirkung der Kompositionen, von der meisterhaften Vollendung und Solidität der Technik, von der Harmonie der Farben und von der Einheit der Stimmung überrascht seyn.

Der nächste Zweck dieser Zeilen ist bloß: das Verständniß der auf den beiden Bildern dargestellten Momente in ihrer geschichtlichen Beziehung zu erleichtern und dadurch dem Beschauer einen Maßstab zu geben, nach welchem er selbst ermessen kann, wie die beiden trefflichen Künstler ihre Aufgaben im Verhältniß zur Geschichte gelöst haben.

Betrachten wir zunächst das Bild Gallait's: „die Abdankung Kaiser Karls V."

Kaiser Karl V., den wir hier in seinem vollen Ornate unter dem Thronhimmel stehend sehen, der Sohn des Habsburgers Philipp des Schönen und der spanischen Johanna (von Aragon), geboren im Jahre 1500, legte in seinem 55sten Jahre die Regierung der Niederlande in die Hände seines in Spanien erzogenen, und wahrhaft hispanisirten Sohnes Philipp II. Nicht bloß schweres körperliches Leiden, insbesondere die Gicht, hatte Karl V. gebeugt und mürbe gemacht, sondern vielmehr auch geistiges und seelisches. Er hatte die Herrschaft seiner Reiche, „in denen die Sonne nicht unterging", voll der kühnsten Pläne und Hoffnungen angetreten, und gleichwohl sich endlich überzeugt, daß er mit seinem energischen und hochgebildeten Geiste gegen den Geist der Zeit vergeblich angekämpft; er hatte das deutsche Kaiserthum in seiner alten Bedeutung herstellen wollen, aber das deutsche Fürstenthum war, selbst nach dem Tag von Mühlberg, mächtiger gewesen, weil es national war. Er hatte dem römischen Katholicismus die durch die Reformation erschütterte Alleinherrschaft wiederverschaffen wollen, aber die fürstlichen Märtyrer der Reformation, wie jener Johann Friedrich von Sachsen und unser Philipp von Hessen, hatten durch ihre Standhaftigkeit im Leiden den Sieg derselben errungen und Karls jüngerer Freund, Moriz von Sachsen (der Schwiegersohn Philipps des Großmüthigen), auf welchen der Kaiser sein ganzes Vertrauen gesetzt, hatte plötzlich die Sache der Protestanten ergriffen und durch einen kühnen Zug nach Tyrol den kranken Karl V. zur Unterzeichnung des Religionsfriedens für Deutschland genöthigt. Karl sah am Abend eines thatenvollen Lebens, daß er es — umsonst gelebt, er erkannte alle irdische Größe als eitel und beschloß, sich in die Einsamkeit des Klosters St. Just in Estremadura zurückzuziehen. Deßhalb übergab er denn am 25. Okt. 1555 seinem Sohne Philipp II., welchem er schon 1549 die Niederlande hatte huldigen lassen, die Regierung dieser Provinzen in einer feierlichen Versammlung der Generalstaaten. Bei der Rede, welche er an dieselben hielt, worin er seine Thaten und Reisen, die seine Kräfte erschöpft hätten, erzählte und seinem Sohn das Volk, wie diesem den Ersteren empfahl, stützte er sich auf die Schultern des Prinzen Wilhelm von Nassau-Oranien, welcher (geb. zu Dillenburg 1533) damals im 23sten Jahre stand, und dessen Vorfahren sich um das kaiserliche Haus, wie um Karl V. selbst die größten Verdienste erworben hatten; schon in seinem elften Jahre hatte er diesen Prinzen an seinen Hof genommen, er schätzte und liebte ihn und hatte selbst ihn in der Politik unterwiesen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Folgen eines Schreckens.) Am diesjährigen Faschings-Dienstage ist in der alten Irrenanstalt zu Boismont Louis Creté, im 74. Jahre seines Alters, mit Tode abgegangen, in welcher er sich seit dem Jahre 1792, also über 52 Jahre, befand. Er hatte seinen Verstand verloren in Folge eines rohen Scherzes, der im Fasching des gedachten Jahres auf einem Maskenballe verübt wurde. Er hatte sich nämlich mit einem Freunde auf den Ball begeben, als einer seiner Bekannten in der Tracht eines Bären ihm plötzlich auf die Schultern sprang, dabei das Murren und Brüllen des Thieres täuschend nachmachend. Die Wirkung der Ueberraschung war so gewaltig, daß er irrsinnig ward, und seitdem wegen Unheilbarkeit in eine Irrenanstalt gebracht werden mußte. Während der ganzen Periode seiner Einsperrung pflegte er beständig das Murren eines Bären nachzumachen. Im Anfange des letztverflossenen Carnevals erkrankte der Unglückliche und starb in der Fastnacht, also gerade am Jahrestage des verhängnißvollen Scherzes.

(Wiesbaden, 16. März.) Am vergangenen Freitag hatte Hr. Dessane, Melophonist, die Ehre, in einer Soirée bei Ihrer Königl. Hoheit der verwittweten Frau Herzogin von Nassau auf dem von ihm erfundenen neuen Instrumente sich hören zu lassen und freundliche Anerkennung zu gewinnen.

Die Schwestern Milanollo machen gegenwärtig in Berlin Furore. Alle Blätter sind des Lobes voll, in Prosa und in Versen. In einem derselben lesen wir zur Verherrlichung ihres Spieles:

Es klingt wie Schwermuthsklage —
Hell wie der Engel Freud' —
Wie eine schöne Sage
Aus der Vergangenheit. —

Es klingt wie Meeresbrausen —
Wie leichter Sylphenkuß —
Wie schwellend Sturmessausen —
Und wie der Liebe Gruß. —

In einer Gesellschaft wurde die Frage aufgeworfen, ob wohl die Taube, welche Noah aus der Arche schickte und mit einem Blatt im Munde wieder zu ihm zurückkam, ein Männchen oder Weibchen gewesen sey? Ein Witzling meinte, es sey auf jeden Fall ein Männchen gewesen, denn ein Weibchen nehme kein Blatt vor den Mund.

(Würzburg, 15. März.) Auf allerhöchsten Befehl wird in der Saline Kissingen ein Soolen-Dampfbad nach dem Muster der besten derartigen Bäder errichtet werden, wodurch unser berühmtes Kissingen abermals einen Zuwachs seiner sanitätischen Anstalten erhält.

Hauptmann N. war ein Mann von bizarren Einfällen. Einst exercirte er seine Compagnie und ärgerte sich dabei sehr über die Ungeschicklichkeit eines Corporals. Er bestellte ihn zu sich. Der Corporal kam, postirte sich dicht vor den Hauptmann und erwartete dessen Anrede. „Nenn' er mich einmal einen Esel!" befahl ihm der Hauptmann. Der Corporal glaubt nicht recht gehört zu haben und schweigt. Derselbe Befehl ergeht an ihn. Auch jetzt schweigt er, bis der Corporal, die Hef-

tigkeit des Hauptmanns kennend, dem Befehle gehorcht. „Weil Sie es so befehlen, Herr Hauptmann, Sie sind ein Esel!“ —. „Recht so“, sprach der Hauptmann, „und warum? weil ich Ihn zum Corporal gemacht habe.“

(Friedberg, 14. März.) Gestern Morgen ereignete sich durch Unvorsichtigkeit ein Unglücksfall dahier. Der Schlosser David Grodel legte einen Pistolenlauf auf das Feuer, um solchen zu verarbeiten, und befahl seinem Lehrlinge Kolp, 16 Jahre alt, denselben heiß zu machen. Der Lauf entlud sich und der Schuß ging durch den Unterleib des Lehrlings; die Kugel wurde am Rücken herausgenommen. Der Verwundete gab in der Nacht seinen Geist auf. Nach Angabe des Meisters soll dieser Pistolenlauf über 12 bis 15 Jahre unter altem Eisen gelegen haben, und man ahnte nicht, daß er noch geladen seyn könnte.

Korrespondenz.

Köln, 13. März.

Die Didaskalia bringt in Nro. 71 eine Korrespondenz aus Köln, welche hier wegen der entschiedenen Unwahrheit, womit ihr muthmaßlicher Verfasser übrigens auch schon andere Blätter täuschte, einerseits zwar gerechte Entrüstung, andererseits aber wegen der naiven Unverschämtheit, mit welcher er diese Unwahrheiten vorträgt, ein heiteres Lachen erregt. Wenn der Karneval sich bei uns in diesem Jahre auf eine neue und großartigere Weise entfaltet hat, so kömmt es gewiß keinem Unparteiischen, der diese Entfaltung beobachtete, in den Sinn, das Hauptverdienst dabei der älteren, der Stammgesellschaft, abzusprechen; denn in allen öffentlichen Erscheinungen des Festes — am Weiberfastnachtsdonnerstage (dem Einleitungszuge), am Karnevalssonntage (der großen, glänzenden und lebensvollen Kappenfahrt) und vor Allem am Rosenmontage (dem Hauptfestzuge) — stand ihr keinerlei Rivalität zur Seite. Die Idee ihres Hauptzuges war keineswegs eine „ausgespielte“, sondern eine sehr zeitgemäße: Held Karneval ward nämlich mit dem 21. Jahre seines neuen Lebens nach rheinischem Rechte großjährig und feierte dies Ereigniß durch allerlei Festlichkeiten, wobei sich der höchste Glanz und die sinnigste Komik in gleichem Maße kundgaben. In der hanswurstlichen (komischen) Abtheilung des Festzuges war die Satyre auf Zeitthorheiten und politische Mißverhältnisse eben so gut vertreten als jene auf locale Lächerlichkeiten. Der von rückstrebenden Potenzen (dem Eisbärennetz) oft gehemmte, aber doch stets rüstig vorwärts und zum Licht ringende „Fortschritt“ und der mit seiner Scheere verschiedene Zeitungen bearbeitende und von Mephisto bekränzte „Censor“ mögen hier als Belege dafür angeführt werden. Was das Urtheil über die zweite Abtheilung, nämlich über den Prachtzug des zur Feier der hanswurstlichen Großjährigkeit mit seinem Hofstaate herbei geeilten Kaisers Max betrifft, so wollen wir mit dem Berichterstatter darüber nicht rechten, da er die geschichtliche Beziehung, in welcher dieser Kaiser zur Stadt Köln und ihrem Gürzenich gestanden, nicht zu kennen scheint. Ueber die geschmackvolle Pracht und die ächt-historische Treue dieses Kaiserzuges, der alle Blicke fesselte, herrschte nur Eine Stimme des Beifalls und der Bewunderung, und in der allgemeinen Anerkennung ihrer sämmtlichen Leistungen für das städtische Fest wird die ältere Gesellschaft sicherlich kein Motiv finden können, „sich aufzulösen.“ Indem wir die übrigen Behauptungen des Berichterstatters auf sich beruhen lassen, geben wir zum Schlusse noch ein Pröbchen seiner Wahrhaftigkeit. Der „Zug der Düsseldorfer“ (am Dienstage bei der neuen Gesellschaft) bestand aus — der Reiterstatue Johann Wilhelm's und die „übrigen Düsseldorfer“, welche hinterher folgten, aus — zwei Personen.

Schlitz, 10. März.

(Schluß.)

Daß ferner hier der Landbesitz trotz dem aufgeführten Abzuge kein unbedeutender seyn kann, beweißt hinreichend der Umstand, daß Landwirthschaft bald in größerem, bald in kleinerem Maßstabe hier von mehr als Dreiviertheil der Bewohner neben den Gewerben getrieben wird, und es ist dies ein bedeutendes Moment gegen Versinken in totale Armuth und Noth. Hat auch die Mehrzahl unserer Weber nur weniges Land, so ist es doch hinreichend, zum wenigsten den jährlichen Bedarf an Kartoffeln, hin und wieder etwas Korn zu bauen, eine Kuh oder Ziege halten zu können und somit den nöthigsten Anforderungen des Lebens nicht zu unterliegen. Die Wichtigkeit, die der mit Gewerbebetrieb verbundene Ackerbau von moralischer sowohl als von politischer Seite hat, ist auch in der neuen und neuesten Zeit fast allenthalben und namentlich in Deutschland zur gebührenden Anerkennung gekommen; denn er tritt in allen Beziehungen durch Vortheile hervor, welche alle anderen materiellen Interessen übertreffen und den Staaten ihr sicheres Bestehen ihre regelmäßige und harmonische Entwickelung und die Erreichung ihrer Haupt- und Nebenzwecke allein möglich machen, und er ist nicht so häufigen und unerwarteten Stockungen unterworfen, als dies Alles bei dem reinen Betriebe der Gewerbe der Fall ist, wo der größte Volkswohlstand und die bitterste Noth oft so rasch auf einander folgen, wie dies eben im Erzgebirge schon der Fall gewesen. Aus dieser größeren Stetigkeit und Festigkeit des Volksvermögens entspringen aber mehrfache Vortheile für die Gesammtheit; denn es lassen sich nachhaltigere Plane fassen und zur Ausführung bringen, als in Staaten, wo jenes immerwährenden Schwankungen und Sprüngen unterworfen ist. Eben so habe ich auch nicht gesagt, daß der Bau einer Straße der Weberei aufhelfen soll, sondern daß für diesen Winter einer großen Zahl Handarbeiter hierdurch hätte Beschäftigung gegeben werden können. Eine abermalige Verdrehung meiner Worte! Und noch jetzt kann ich meine Behauptung nur widerholen, denn die noch zu bebauende Strecke hätte einer großen Anzahl von Arbeitern in Stadt und Land Arbeit und Brod schaffen können. Und unsere Weber verlassen gern ihren Stuhl, um einen einträglicheren Taglohn zu suchen. Keineswegs beträgt aber die noch zu erbauende Strecke kaum noch 300 Schritte, sondern gegen 3/4 Stunden und der Korrespondent in Nro. 69 scheint daher mit Siebenmeilenstiefeln eben so über dieselbe geschritten zu seyn, wie er es auch über Logik, Begriffsauffassung u. s. w. gethan. Und nun noch schließlich einige Worte über den jetzigen Verfall der Weberei und anderer Gewerbe. Daß nach einem in der physischen, wie in der moralischen Welt allgemein gültigen Naturgesetze jedes Uebel nur bis auf einen gewissen Grad steigt und dann wieder fällt oder wie jedes Gift sein Gegengift mit sich führet, das lehrt uns die wahre höhere Welterkenntniß, die höchste und wichtigste aller Wissenschaften, welche die Lösung des Räthsels des Menschen- und Völkerlebens sich zur Aufgabe gewählt und eine feste Grundlage und eine deutliche Hinweisung auf den absoluten Gränzpunkt verschafft, der nicht überschritten werden kann. So werden auch Weberei und andere Gewerbe nur bis zu einem gewissen Grade sinken; sie werden vielleicht in ihren jetzigen sich überlebten Eigenthümlichkeiten und Eigenschaften untergehen, aber in anderen, gleichwie der Phönix aus der Asche sich erheben und eine Gestaltung bekommen, welche sich nach jetzigem Standpunkte noch nicht ahnen, geschweige denn voraus bestimmen läßt. Einer solchen Phase der höheren Entwickelung kann die Weberei, trotz allen palliativen Flickereien, eben so wie viele andere Gewerbe nicht entgehen. Fortschreiten heißt das Losungswort der Zeit und Fortschritte gehen leider allzu häufig auch nur über Trümmer. Alles Leben ist oscillatorisch, überall im Leben ist aber die fortschreitende Tendenz vorherrschend, und so kann das Leben in allen seinen Aeußerungen auch nur in einer steten Ausbildung oder Rückbildung, als den beiden Momenten der Oscillation, begriffen seyn, aus welcher sich nach Vollendung dieser Oscillation eine neue, höhere entwickelt.

Redakteur: J. L. Heller — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 79. Dienstag, den 19. März 1844.

Des Vaters Wunsch, des Sohnes Neigung.

Erzählung von Carl Hanisch.

(Fortsetzung.)

„Wir haben recht hübsche Fräulein in der Nachbarschaft," begann Bertram mit einem schlauen Gesicht, „das werden Sie auf Ihrer Inspektionsreise gefunden haben."

„Sehr artige Geschöpfe!" antwortete Adolph.

„Schön, wohlerzogen, freundlich, geschickt, mitunter auch barbarisch reich."

„Freundlich waren sie alle."

„Und hat Ihnen —" fuhr Bertram examinirend fort, „keine den Wunsch entlockt, sie zur Frau Baronin von Halden zu machen?"

„Ich habe wahrlich nicht daran gedacht!" versicherte der Jüngling.

„Wahrscheinlich, weil Sie den Wunsch des Papa's nicht kannten."

„Auch wenn ich ihn gekannt hätte, Bertram."

„Unbegreiflich!" versetzte dieser. „Es sind doch Augen darunter, die nicht nur ein Herz, die eine Pulvermine entzünden könnten."

„Mein Herz ist nicht geladen," entgegnete lächelnd Adolph.

„Gottlob! das heißt so viel als frei!" sagte leise der Herzensforscher; „da hätten wir also umsonst Besorgnisse gehegt. — Nun, kommt Zeit, kommt Rath!" fuhr er fort. „Bei Höflichkeitsbesuchen läßt man ohnehin gewöhnlich das Herz zu Hause, weil es nur genirt. Bei näherer Bekanntschaft findet sich Manches, was man im ersten Zusammentreffen nicht observirt hat. Ich sage Ihnen, Kernmädchen sind darunter, und der Papa würde eine Herzensfreude haben, wenn Sie unter ihnen eine Wahl träfen und —"

„Wahl, Bertram?" fiel Adolph ihm in's Wort; „bei der Liebe, bei der wahren, unveränderlichen Neigung des Herzens zu einem Gegenstande giebt es keine Wahl. Wer wählen muß, setzt sich dem Uebel aus, nicht gerade das Beste gewählt zu haben, wie es fast bei den meisten Wahlen der Fall ist."

„Man ist doch noch übler daran," versetzte Bertram, „wenn man gar keine Wahl hat."

„Vom Himmel muß das glückliche Loos fallen; ein Blick, ein Wort, und das Band der Herzen ist geschlossen, ohne Wahl und ohne Qual."

„Wenn es den Andern nämlich recht ist, die auch ein Wort darein zu sprechen haben."

„Das glaub' ich nicht fürchten zu dürfen."

„Ich auch nicht, wenn nur erst das glückliche Loos gefallen wäre."

„Kommt Zeit, kommt Rath, hast Du vorhin gesagt," entgegnete Adolph, „darauf wollen wir es ruhig ankommen lassen. — Uebrigens ist der Schritt zur Ehe ein gefährlicher Schritt."

„Welcher E — Professor wollt' ich sagen, hat Ihnen das weiß gemacht?" unterbrach ihn dieser; „es ist der angenehmste, den nur je ein menschlicher Fuß machen kann, deswegen wird er auch fast täglich exerzirt. Wenn ein Sechziger das sagte, der eine Zwanzigerin heirathen will, so hätte er vollkommen Recht, denn ein Krummer scheut das Tanzen, sagt man im Sprüchwort bei mir zu Lande; aber ein junger Herr, wie Sie — ei, bei'm Donner! in Ihren Jahren hätte ich — nun das gehört nicht hieher. Fragen Sie nur den Herrn Oberst Papa, was der Ehestand für ein Freudenstand ist."

„Es lebt ein solches Bild in meinem Herzen, Bertram!" sagte lächelnd Adolph. —

„Aha! ein Bild im Herzen!" wiederholte dieser leise.

„Und ich gestehe Dir recht aufrichtig," — fuhr der junge Baron fort, „daß ich nie eine Frau nehmen werde, die diesem Bilde nicht gleicht."

„Richtig!" sagte sich Bertram," er hat bereits Besatzung im Herzen."

„Auch muß ich Dir im Vertrauen sagen," plauderte Adolph fort, indem er aufstand und den Weg weiter verfolgte, „die jetzige Erziehung der Mädchen von meinem Stande gefällt mir nicht."

„Dasselbe habe ich dem Herrn Oberst vor mehreren Tagen auch gesagt," versicherte Bertram.

„Ihre Bildung ist nur nach außen gerichtet; das Innere trägt wenig oder nichts davon; viele Ansprüche und nichts Ansprechendes."

„Fast meine Worte! Heidi und Hoppsassa! Viel Geschrei und wenig Wolle!"

„Deswegen sollen mich die Standes-Vorurtheile nichts kümmern. Ein Mädchen von weniger glänzender Geburt, mit reinem Körper und reiner Seele, von einfachen, tadellosen Sitten, bei gesundem Verstande, das den schönen Vorsatz im edlen Herzen trägt, den geliebten Gatten zu beglücken, im

Glücke desselben ihr eigenes allein zu finden, ein solches Mädchen gleicht dem Bilde, das ich wie einen Talisman im Innern bewahre, und mein Vater, der mich wahrhaft liebt, wird diesem meinem Glücke nicht in den Weg treten; meinst Du nicht, Bertram?"

„Ich glaube nicht," antwortete dieser; „aber daß er Sie über Alles liebt, das glaube ich, wie das Evangelium. Daß Sie diese Liebe vergelten und ihm keine Schwiegertochter in's Haus bringen werden, die ihm nicht genehm ist, das darf ich von Ihrem kindlichen Herzen ebenfalls glauben."

„Das darfst Du!" versetzte Adolph, dem Begleiter die Hand drückend; „ich würde kein Glück genießen können, das er nicht mit mir theilte. Aber ich hoffe eben so gläubig, daß er solches einem Vorurtheile nicht opfern wird, das in den Augen der vernünftigen Welt sich täglich mehr verliert."

„Nun, was nicht viel werth ist, darf schon verloren gehen," meinte Bertram.

(Fortsetzung folgt.)

Die Gemälde „die Abdankung Karl's V." von L. Gallait, und „das Kompromiß der Edlen" von E. de Biefve.

(Fortsetzung.)

Karl's Sohn, Philipp II. (geboren 1527) war erst kurz vor der Abdankung seines Vaters von England herüber (er war 1554 mit der Königin Maria von England vermählt, auf dem Bilde bemerken wir ihn mit dem Hosenbandorden geschmückt) nach den Niederlanden gekommen. Er empfing in jener Versammlung den Segen seines Vaters, konnte aber die Anrede an die Niederländer, weil er sowohl der französischen als der niederländischen Sprache nicht mächtig war, nicht selbst halten, und so mußte Granvella, der Bischof von Arras (die hochragende Gestalt unseres Bildes rechts im Vorgrunde, welchem Edelknaben die Schleppe tragen), für ihn das Wort nehmen. Dieser Umstand war nicht bedeutungslos; denn wie Philipp die Sprache seiner niederländischen Unterthanen nicht verstand, so kannte er noch weniger ihren Geist, ihr Selbstgefühl, ihre Freiheitsliebe, die rechtliche Grundlage ihrer Verfassung. Der Eindruck, welchen Philipp's persönliche Erscheinung bei ihnen hervorgebracht, war keineswegs ein günstiger, und die allgemeine Stimmung bei jenem Thronwechsel eine trübe, gedrückte. Karl V. war, ungeachtet seiner strengen Maßregeln gegen die Protestanten, durch sein leutseliges Benehmen in den Niederlanden populär; nicht so Philipp II. Von den übrigen Personen der kaiserlichen Familie, welche wir auf Gallait's Bilde sehen, fesselt unsere Aufmerksamkeit insbesondere die neben dem Kaiser auf dem Thronstuhl sitzende Schwester desselben, die greise Maria, verwittwete Königin von Ungarn, bis dahin Generalstatthalterin der Niederlande, eine Frau von viel Geist und Mäßigung. Neben ihr sehen wir die verwittwete Königin von Frankreich, Eleonore von Oesterreich, neben dieser die Herzogin Christine von Lothringen, die Nichte Karl's V., und neben dieser die (in rothen Sammt gekleidete) hohe stattliche Gestalt der Erzherzogin Maria von Oesterreich, Tochter Kaiser Karls V. und Gemahlin seines edlen Neffen, des Erzherzogs Maximilian von Oesterreich (später: Kaiser Maximilian II.); dieser letztere steht auf der anderen Seite des Thrones hinter Wilhelm von Oranien. Hinter dem Erzherzog Maximilian sehen wir den Herzog Emanuel Philibert von Savoyen, welcher später mit Egmont den glorreichen Sieg bei St. Quentin errang. In jener Gruppe bemerken wir noch in dem Dominikanermönch, welcher hinter dem Kaiser steht, dessen Beichtvater, und — im Halbdunkel hinter diesem — den kaiserlichen Arzt, den besonders als Anatom weitberühmten Andreas Vesalius, welcher auch Philipps II. Leibarzt wurde, einen gebornen Brüsseler, der 1564 auf der Insel Zante starb. Unterhalb dieser Gruppe, links im Vordergrunde bemerken wir neben zwei Kardinälen den Geheimenrath Philibert von Brüssel. — Rechts gewahren wir eine große herrliche Gruppe und in derselben zuerst eine knieende Greisengestalt, welche Krone und Scepter auf dem Kissen hält. Dies ist der Präsident des geheimen Rathes, der berühmte Rechtsgelehrte Vigilius von Zuichem von Aytta, geboren 1507 in Westfriesland, gestorben am 8. Mai 1577 in Brüssel, 7 Tage nach dem Einzug von Karls V. ritterlichem Sohn Don Juan von Oesterreich in jener Stadt. Neben ihm steht der bereits erwähnte Bischof von Arras, Anton Perenot von Granvella (geboren 1516 zu Besançon, später, 1561, Kardinal, gestorben 1586 zu Madrid), derselbe Granvella, welcher bei der geheimen Verhandlung über Philipp den Großmüthigen (Juni 1547) eine so zweideutige Rolle spielte, und dessen Name späterhin von den Niederländern nur mit Verwünschungen ausgesprochen wurde. Uebrigens stand Granvella damals noch in einem freundschaftlichen Verhältniß zu Wilhelm von Oranien, welches wohl zum Theil dadurch begründet worden war, daß Karl V. den jungen Prinzen Wilhelm auf die Bitten von Granvella's Vater als Erben des Fürstenthums Oranien anerkannt hatte. Erst als der Letztere erfuhr, daß Granvella, als er den Plan des Friedens von Chateau Cambresis (1559) entwarf, dadurch den Königen Heinrich II. von Frankreich und Philipp II. von Spanien bloß die „Ausrottung der Ketzer" erleichtern wollte, riß sich Oranien von jenem Freundschaftsbündniß los und wurde Granvellas erbittertster Gegner, so wie der Vorfechter in dem Kampfe der Niederlande um Glaubens- und politische Freiheit. In der großen Gruppe, rechts im Vordergrund, bemerken wir außerdem noch den päpstlichen Legaten (in Purpur), dann den Beichtvater Philipps II. (den spanischen Dominikanermönch Tresneda) und einen knieenden niederländischen Mönch, mit dem Evangelienbuche, worauf Philipp II. den Staaten den feierlichen Eid ablegt: „aller Edlen, Städte, Gemeinen und Unterthanen Privilegien und Freiheiten, Gewohnheiten, Herkommen, Gebräuche und Rechte wohl und getreulich zu halten", unter welcher Bedingung ihm die Staaten gehuldigt, und welchen Eid er später — keineswegs zu halten gewillt war. In der Versammlung der Staaten, hinter diesen Hauptfiguren der Vordergruppe rechts, bemerken wir folgende besonders interessante geschichtliche Personen: zunächst hinter Vigilius — den ritterlichen und liebenswürdigen Grafen Lamoral von Egmont, Prinzen von Gavre (geb. 1522, vermählt mit der Herzogin Sabine von Bayern, enthauptet am 5. Juni 1568); dann (hinter einem geharnischten Ritter des Vließes hervor auf den Beichtvater blickend) dessen Freund und Schicksalsgenossen Philipp von Montmorency, Grafen von Hoorn, und endlich den Philipp von Croix, Herzog von Aerschot, aus einem Hause, das mit den Nassau-Oraniern in Eifersucht lebte (er zeichnet

sich auf dem Bilde durch eine gedrungene Gestalt, durch eine derbe trotzige Physiognomie und durch ein grünes Kleid aus). Alle drei sind Ritter des goldenen Vließes, deren wir auch noch mehrere Andere in der Vorderreihe der Versammlung finden, und an welche sich dann andere Adelige, Prälaten und Vertreter des dritten Standes schließen. Meisterhaft hat der Künstler die Stimmung der Anwesenden in Beziehung auf die geschichtliche Bedeutung des Moments ausgedrückt. Während bei den älteren Personen, den Zeit- und Thatengenossen Karls, worunter vielleicht Niederländer, die noch seinen Vater Philipp den Schönen gekannt hatten, durchweg bloß tiefe Erschütterung vorherrscht, weil der Gewaltige, dessen Kraft sie gebrochen sehen, sich aller irdischen Herrlichkeit entkleidet, — zeigt sich bei den jüngeren ein finsterer Ernst schwüler Erwartung, eine starre Verschlossenheit, wie sie sonst dem lebhaften Temperament der Niederländer nicht eigen. Besonders bedeutsam ist, wie Karls V. Beichtvater den knieenden Philipp fast durchbohrend fixirt, als wollte er in dessen Seele lesen, ob der Sohn das Werk des Vaters, die Aufrechthaltung des Katholicismus, vollenden werde, — und ferner: wie Philipps II. Beichtvater in einer wahrhaft ehernen Ruhe inmitten der Niederländer dasteht; es ist, als sähe man die spanische Inquisition verkörpert inmitten eines Volkes, in welches der fremde Fürst sie gebracht, und dem sie — angeblich „zur größten Ehre Gottes" — seine theuersten Güter vernichten will, — die Inquisition, vor der kein Privilegium des Vließordens und kein Recht des Volkes gilt.

(Schluß folgt.)

Ein goldner Spruch aus alter Zeit.

Genieße, was dir Gott beschieden;
Entbehre gern, was du nicht hast;
Ein jeder Stand hat seinen Frieden;
Ein jeder Stand hat seine Last:
So, Gellert, sang vor vielen Jahren
Den Vätern hier dein frommer Mund;
Die Enkel mögen's treu bewahren!
Wie stärkt das Lied zu jeder Stund'!

Ja, ernst ertönt das Lied herüber
In uns're vielgepries'ne Zeit!
Von Wünschen fließt die Welt jetzt über
Und die Erfüllung liegt noch weit.
Und geht's uns nicht nach Wunsch hienieden,
Gleich nennt man's Leben eine Last;
Genieße, was dir Gott beschieden;
Entbehre gern, was du nicht hast!

Der wünscht sich goldgefüllte Tonnen,
Indeß mit seinem Stand er grollt;
Der möchte sich im Ruhme sonnen,
Wenn ihm der Schmeichler Weihrauch zollt;
Und geht's ihm nicht nach Wunsch hienieden,
Gleich nennt er's Leben eine Last;
Genieße, was dir Gott beschieden;
Entbehre gern, was du nicht hast!

So Manchen seh' ich unzufrieden,
Dem noch die rege Jugend grünt;
Man spricht: „Kein Glück ist mir beschieden;
Dies hab' ich nimmermehr verdient.
Was soll ich still und einfach leben?
So Vieles lockt, was mir gefällt;
Ich miss' es nicht und richt' mich eben
Nach dem modernen Geist der Welt."

So treibt man es mit eitlen Sorgen
Und Wünschen heut' Jahr' aus, Jahr ein,
Und von dem Abend bis zum Morgen
Plagt meist uns selbstgeschaff'ne Pein;
So wünscht der Jüngling, wünscht der Knabe,
Der Mann in seiner Jahre Gluth,
Und selbst der Greis, gebückt am Stabe,
Schwingt muthig noch die Wünschelruth';

Genieße, was dir Gott beschieden;
Entbehre gern, was du nicht hast;
Ein jeder Stand hat seinen Frieden,
Ein jeder Stand hat seine Last;
Den goldeswerthen Spruch verlernen
So Viele jetzt; bei Noth und Müh',
Da späh'n sie nach entleg'nen Sternen,
Und achten doch der nahen nie.

Was soll ich mich mit Wünschen quälen?
Mit meinem Loose hadr' ich nicht;
Zufriedenheit soll mich beseelen,
Auf trübe Pfade gießt sie Licht;
Seh' ich Beglückt're auch hienieden,
Sie sind mir darum nicht verhaßt;
Ich sing': „Genieß', was Gott beschieden;
Entbehre gern, was du nicht hast!

Karl Aulenbach.

Mannichfaltigkeiten.

(Maschine zum Versemachen.) Amerikanische Blätter versichern alles Ernstes, und englische wiederholen es, daß man kürzlich eine Maschine erfunden habe, welche vollkommene lateinische Hexameter verfertige!

In Paris kommt jetzt ein Blatt heraus, welches la trompette heißt. Hierin sind wir wieder einmal weiter als die Franzosen, denn wir besitzen schon längst die Posaune.

(Lewald's Europa.)

(Hechingen.) Se. Durchl. der regierende Fürst hat seinem in der musikalischen Welt sattsam berühmten und durch viele gehaltvolle Werke ausgezeichneten Hofkapellmeister Thomas Täglichsbeck die dritte Klasse des Ehrenzeichens des Hohenzoller'schen Hausordens verliehen. Se. Durchl. der Fürst ist nicht nur ein gediegener Kenner der göttlichen Musica, sondern selbst schöpferischer Künstler und wir besitzen bereits sehr schöne Compositionen desselben. Die Kapelle in Hechingen ist

mit tüchtigen Künstlern besetzt und ihre Leistungen stehen in hohem Ansehen, wie sich's noch vor wenigen Jahren bei dem dort abgehaltenen Musikfeste im größeren Kreise bewährte.

In Nordamerika kann es vorkommen, daß in den Gerichtssitzungen der Delinquent bei einem Mitgliede der Jury seine Cigarre anzündet. Bei uns ist es anders; wir haben eine größere Feierlichkeit der Gerichte, als in jenem neuen Lande, von unserer Geschichte überliefert erhalten, und der Glaube daran ist so in dem Volke festgewachsen, daß wir an jene reizende Ungenirtheit niemals denken können.

(Wien.) Die Freunde des Grafen Vincenz Piccolomini, der vierzehn Jahre in Kalifornien und an den Gestaden des stillen Oceans mühevollen geographischen und astronomischen Studien gelebt hat, haben ihm und seinen Leistungen ein passendes Denkmal in einer Medaille von seltener Vortrefflichkeit der Ausführung gegeben. Das Brustbild des Grafen umgibt sein Name Vincentius Comes Piccolomini de Arragona, und auf der andern Seite sitzt die Urania vor einer astronomischen Tafel, von geographischen und astronomischen Instrumenten umgeben, mit der Aufschrift: Californiae descriptae. MDCCCXXXVI.

In Stuttgart will man einen Humanitätsverein bilden. Wir müssen lächeln, da wir dieses lesen. Humanität, Philanthropie u. s. w. waren die Stichworte des vorigen Jahrhunderts, das gegenwärtige kennt mit seinen größeren Uebeln und schärfer hervortretenden gesellschaftlichen Schäden ganz andere, und es ist allzusehr zu befürchten, daß man mit dem veralteten Namen auch einen veralteten Geist heraufbeschwört, einen Schatten, der für die Noth der Gegenwart keine Hände, kein Fleisch und Blut hat. (Lew. Eur.)

Das Odeon in Paris ist das fleißigste Theater in der Welt. Depping behauptet im Morgenbl. sogar: „Kaum sind die Theaterkritiker in den Tagesblättern im Stande, alles dort aufgeführte Neue zu beurtheilen." Im schreibfertigen Paris — man denke, was dieses „Kaum" sagen will!

Korrespondenz.

Köln, 13. März.

Dombaumeister Zwirner wird jetzt von einem Triumvirate bedroht, das aus einem Advokaten, einem Steinmetzen und dem städtischen Baumeister zusammengesetzt ist, das den von ganz Deutschland anerkannten Meister zu stürzen wähnt. Was Steinmetz und Rechtsgelehrten betrifft, die ihre Anfeindungen stets gegen Insertionsgebühren in die Welt schicken, so könnte man wohl die Sache mit Schweigen übergehen; was aber den städtischen Baumeister anbelangt, so würde dieselbe befremden, wenn es nicht gerade derselbe gewesen, welcher jüngst das berüchtigte Architekten-Gutachten in Dombausachen redigirte, wenn es nicht der Baumeister wäre, welcher in dem Kölner Appellhofe gezeigt, wie schlecht er die altklassische Kunst begriffen, welcher in dem neuen städtischen Lagerhause auf das unbezweifeltste an den Tag gelegt, wie wenig er berufen sey, über ein gothisches Gebäude irgend ein Urtheil fällen zu können. Genannte Gebäude verkünden beide die Unfähigkeit des Meisters auf eine rührende Weise und sprechen lauter für den Meister Zwirner, als dies irgend ein Redner nur thun kann. — Auf dem am 10. d. für die Ueberschwemmten veranstalteten Konzerte erwarb sich Frau Eschborn, die eigens deshalb von Aachen herüber gekommen war, die schönsten Kränze, entzückte das Publikum durch den meisterhaften Vortrag langentbehrter Mozart'scher Meisterarien. Dem Vernehmen nach, wird Franz Kommer, der rheinländische Tonkünstler, im Frühlinge hierher kommen, auch auf hiesiger Bühne die Aristophaneischen Frösche, im hiesigen Singvereine aber sein Oratorium „Karl am Rheine" aufzuführen. — Trotz des auf den Postkarten abgedruckten Verbots des Rauchens in den preußischen Schnellwagen, gibt es dennoch keine erklärteren Tabagien. So mußten vorgestern noch einige französische Damen den Wagen mit Rücklassung ihres Postgeldes verlassen, weil Niemand ihre Erklärung verstehen wollte, daß sie den Rauch des Tabaks nicht vertragen könnten. Und das geschah im Hauptposthofe von Köln, am freien deutschen Rheine, wo man sich also ausschließlich die Rauchfreiheit genommen hat.

Karlsruhe, 13. März.

Nach dem neuesten Staats- und Regierungsblatt stellt sich die Zahl der Schüler an der hiesigen polytechnischen Schule im Studienjahre 1843/44 wie folgt:

	Inländer.	Ausländer.	Im Ganzen.
1) In den 3 allgemeinen mathematischen Klassen . . .	69	23	92
2) In der Ingenieurschule .	38	3	41
3) In der Bauschule . . .	21	20	41
4) In der Forstschule mit forstlichem Vorbereitungskurs .	26	9	35
5) In der höheren Gewerbsschule	10	25	35
6) In der Handelsschule . .	10	1	11
7) In der Vorschule . . .	52	12	64
8) Hospitanten	4	8	12
	230	101	331
Im Studienjahr 1842/43 betrug die Zahl der . . .	275	118	393
Somit in diesem Jahre weniger	45	17	62

Erwiderung.

Den in Nro. 42 der Didaskalia unter der Firma „zur Steuer der Wahrheit" niedergelegten anonymen Artikel über die Strohflechterei in Gedern kann der Unterzeichnete, ohne sich unter die sehr bequeme Hülle der Unbekanntschaft zu bergen, nur als eine Verletzung der Wahrheit zurück weisen, und wird darum auch jede weitere Erwiderung keines weiteren Wortes würdigen. Sollte sich jedoch der Sachwalter des Hrn. A. A. Alexander geneigt finden lassen, seine Behauptungen mit seinem Namen zu verbürgen, so bin ich bereit, ihm mit denjenigen Korrespondenzen des Hrn. Alexander öffentlich zu dienen, die das von ihm Gesagte genügend auf seinen Unwerth reduciren. Ausdrücklich bemerke ich hierbei übrigens, daß ich nicht mein angefochtenes Verdienst, sondern nur die Wahrheit in Schutz nehme.

Gedern, im März 1844. Davidsohn.

Theater-Anzeige.

Montag, 18. März. (Zum Erstenmale): Moritz von Sachsen, Trauerspiel in 5 Abth., von R. E. Prutz. (Gastrolle) Anna: Mad. Grabowsky, vom Hoftheater zu Wiesbaden.

Dienstag, 19. März. Medea, große Oper in 3 Abth., von Treitschke, Musik von Cherubini.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 80. Mittwoch, den 20. März 1844.

Des Vaters Wunsch, des Sohnes Neigung.

Erzählung von Carl Hanisch.

(Fortsetzung.)

„Wohl gesprochen!“ erwiederte der Baron, rasch vorwärts schreitend; „wir wollen aber kein Wort mehr verlieren in dieser Angelegenheit, die jedenfalls in weitem Felde liegt; wir wollen machen, daß wir hinauskommen auf die Höhe, wo die Brust weit und leicht wird, während die Augen herumschweifen über Berg und Thal, von Gegenstand zu Gegenstand, schneller, als der schnellste Vogel fliegt.“

„Auf den Bergen ist Freiheit! der Qualm der Grüfte
Steigt nicht hinauf in die reinen Lüfte.“

„Aber auch windig ist's droben,“ versetzte der mühsam Folgende; „die alten Ritter müssen einen gewaltigen Zug nach oben und gesunde Lungenflügel gehabt haben, daß sie so gern auf Berge und Klippen gebaut haben.“

„Sie sicherten ihre Haut, wie der Aar im unzugänglichen Neste.“

„Jetzt neigt man sich wieder herab.“

„In's Grüne! zu mittler bescheidener Höhe, ungefähr wie Schloß Grünstein liegt, das keine Burg, kein Schloß, aber auch kein gewöhnliches Bürger- oder Bauernhaus ist: anständige, gesunde Räume, Bequemlichkeit ohne überflüssigen Luxus; kein falscher Schimmer, der von Zeit zu Zeit die Augen blendet, um die Armseligkeit zu bedecken. Siehst Du, Bertram! das lieb' ich. Ueberall für das körperliche Wohlbehagen gesorgt, ohne das Geistige zu vernachlässigen oder wohl gar unterzuordnen; Seele und Gemüth oben an; die feinen, angenehmen Sitten der wahrhaft gebildeten Menschheit zu Gesellschafterinnen, und den Stolz, den Hochmuth, den Dünkel in die Präsentations-Säle und in die Domestikenstuben der Großen dieser Erde verbannt; gastfreundlich und wohlthätig ohne Prunksucht und ohne schwächliches Mitleiden; Alles unter der sanften Leitung der würdigen Hausfrau, die ihren Adel nicht im Diplom, aber im Herzen trägt.“

Bertram hatte dem Baron mit wahrer Andacht zugehört, weil dieser die eigenen Ansichten des Zuhörers so treffend aussprach. „O Baron Adolph!“ rief er, „Sie zeichnen ein lebhaftes Bild, wie es zu Lebzeiten Ihrer Frau Mutter war, die im frommen Andenken Aller bleiben wird, die sie kannten.“

„So soll es wieder werden,“ sagte Adolph; „das ist mein fester Vorsatz, den ich in Ausführung zu bringen suchen will mit allen Kräften meines Daseyns, das unbestreitbar mir gehört und von mir zu Allem benützt werden darf und soll, was mir und der besseren Menschheit Freude macht und Vortheil bringt.“

„Da gebe Gott sein Gedeihen hiezu,“ erwiederte Bertram, „und führe Ihnen bald eine Gemahlin in die Arme, die dem schönen Vorsatze die Krone aufsetzt, der Ihnen übrigens zu verfolgen nicht schwer werden wird, weil der Papa Oberst in gleichem Sinne gehandelt hat, nur daß er sich mehr in die Einsamkeit zurückgezogen, seit Grünstein verwaiset war.“

„Grünstein soll mit seinen gastlich erleuchteten Zimmern bald wieder freundlich in's Thal hinab leuchten,“ versicherte Adolph.

„Das ist recht!“ versetzte Bertram; „Gutes muß man nie anstehen lassen. — Haben der Herr Baron vielleicht schon etwas auf dem Korne?“ fragte er mit pfiffigem Gesicht, das sehr unbefangen aussehen sollte; „es muß ja nicht gerade in unseren nächsten Revieren seyn?“

Der Baron blickte lächelnd den Frager an und sagte: „Du sollst es nächst mir zuerst erfahren, wenn etwas der Art im Werke ist.“

Sie wurden von Landleuten unterbrochen, die, seitwärts kommend, in den Thalweg einlenkten, um gleichfalls die Höhe zu gewinnen. Anfangs überrascht durch das unerwartete Zusammentreffen mit dem Sohne ihres Gutsherrn, der ihrer frühern Zutraulichkeit entwachsen war, blieben sie ziemlich wortkarg; Bertrams Nähe und die Freundlichkeit Adolphs halfen den Naturmenschen bald in das Geleise der Unterhaltung, zunächst über Gegenstände, mit denen sie durch die tägliche Ausübung bekannt waren, und ihre Aeußerungen und Antworten waren mitunter so naiv und treffend, daß der Baron mit Vergnügen ein Gespräch fortsetzte, was ihn mitunter über örtliche Zustände belehrte und mit manchem bescheidenen Wunsche der Leute bekannt machte.

Sie schieden endlich mit freundlicher Ehrerbietung von dem jungen Herrn, wie sie ihn zu nennen gewohnt waren, und ein junges Weib aus der Gesellschaft sagte leise zu Bertram: „O Herr Verwalter! der ist ja fast noch lieber, als der alte Herr Baron!“

„Weil er jünger und hübscher ist, Du Hexe! nicht wahr?" zischelte jener ihr lachend in die Ohren; „laß es Deinen Mann nicht merken, sonst wird der Dickkopf eifersüchtig."

„Mir geht es fast wie Alexander dem Großen," bemerkte Adolph, „der sich betrübte, daß sein siegreicher Vater ihm nichts zu erobern übrig lassen werde; mein Vater hat so viel Gutes und Zweckmäßiges hier bewirkt, daß mir fast gar Nichts zu thun bleiben wird."

„O sorgen Sie nicht!" entgegnete Bertram; „bei diesem Volke, das immer begehrt und nie zufrieden ist, hat man täglich Gelegenheit, seinen guten Willen an Mann zu bringen."

Die Höhe war erreicht, die Aussicht von der Burgruine Hellstein genossen; Baron Adolph trennte sich von seinem Begleiter, um den Spaziergang noch weiter auszudehnen, während der ermüdete Bertram auf einem näheren und bequemeren Wege nach Grünstein zurückkehrte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Gemälde „die Abdankung Karl's V." von L. Gallait, und „das Kompromiß der Edlen" von E. de Bièfve.

(Schluß.)

Wenden wir uns nunmehr zu dem andern Bilde, zu dem „Kompromiß der niederländischen Edlen" von E. de Bièfve. Der geschichtliche Zusammenhang des hier dargestellten Moments mit dem auf dem erstgenannten Bilde dargestellten ist folgender:

Philipp II. hatte bald nach der Uebernahme der Regierung durch verschiedene Maßregeln seine wahren Absichten in Beziehung auf die Niederlande kundgegeben, daß er nämlich dort wie in allen seinen Staaten die Alleinherrschaft des Katholicismus herstellen und die Verfassung jener Provinzen nach einem Systeme umwandeln wollte, welches die fürstliche Machtvollkommenheit von allen geschichtlich begründeten Beschränkungen befreien sollte. Nach Spanien zurückkehrend, ließ er den Niederlanden seine Schwester Margaretha von Parma als Generalstatthalterin, und gab ihr den Kardinal Granvella mit bei weitem größeren Befugnissen zur Seite. Bald erregten mehrere antinationale neue Verfügungen das allgemeine Mißvergnügen. Die Niederländer mußten sich zunächst durch die entschiedene Vorliebe des Königs für die Spanier und durch die Zurücksetzung der Niederländer, durch sein unverhohlenes Mißtrauen gegen Letztere, und insbesondere noch durch die Anwesenheit von 8000 Mann spanischer Truppen in den Niederlanden gekränkt fühlen. Einen neuen Grund des Mißvergnügens gab die Errichtung neuer Bisthümer, weil diese größtentheils auf Kosten der mächtigen niederländischen Abteien gestiftet wurden, und weil man hierin nur ein Mittel zur Unterdrückung der Glaubensfreiheit sah. Die Verfolgung um des Glaubens willen nahm zu; so durfte z. B. in Holland Niemand als Einwohner zugelassen werden, ohne den Beweis zu liefern, „daß er gut katholisch und der Ketzerei abhold sey." Die allgemeine Erbitterung stieg noch durch die Erhebung eines Fremden, des verhaßten Granvella, zum Erzbischof von Mecheln und Primas des Landes, und der König sah sich wirklich genöthigt, diesen Mann aus den Niederlanden abzurufen. Mit seiner Abrufung trat jedoch die erwartete Duldung nicht ein. Da traten nun, nachdem der hohe Adel bisher die Opposition gebildet hatte, die Herren vom niederen Adel zu einem Bunde zusammen, um die Abschaffung der Glaubensgerichte zu erwirken. Besonders thätig waren dabei drei Männer, Philipp Marnix von St. Aldegonde, ein trefflicher Gelehrter und Staatsmann, der vertraute Freund Oraniens, der Dichter des begeisternden Volksliedes: „Wilhemus von Nassaue", — dann Oraniens Bruder, der kampfmuthige Graf Ludwig von Nassau, hochbegeistert für religiöse und bürgerliche Freiheit, und Graf Heinrich von Brederode, ein Mann voll Ehrgeiz und Kühnheit. Philipp Marnix von St. Aldegone entwarf nun einen Vertrag (das „Kompromiß"), durch welchen sich die Edlen eidlich verbanden: sich „gegen die Anschläge einiger Fremdlinge zu verwahren, welche dem König, gegen den Inhalt seines Eides, zur Schärfung der Glaubensedikte und sogar zur Einführung der Inquisition gerathen hätten, als womit die Unterthanen zu ewiger elender Sclaverei erniedrigt, aller Handel weggewendet, das Volk zur Meuterei gebracht würde und Alles in Verwirrung kommen müsse", unbeschadet der gesetzlichen Macht und Autorität des Königs von Spanien. Dieses Kompromiß wurde am 16. Februar 1566 im Kullenburg'schen Pallaste zu Brüssel von 300 — 400 Edelleuten unterzeichnet. Schiller (welcher nach anderen Angaben die Unterschreibung nach Breda und Hoogstraten versetzt) bemerkt in seiner „Geschichte des Abfalls der Niederlande": „Auch der Prinz von Oranien, die Grafen von Egmont, von Hoorn und von Megen fanden sich dabei ein, doch ohne Verabredung und ohne selbst einen Antheil an dem Bunde zu haben", und wirklich fehlen Egmonts, Hoorns und Oraniens Namen in der von Bor angeführten Liste der Unterzeichner des Kompromisses. In der bildlichen Darstellung durften indeß diese Charaktere nicht vermißt werden, weil sie, besonders Oranien und Egmont, der Stolz und die Freude der Nation, gleichsam als der lebendige Ausdruck der Nationalität im Kampfe um ihre Existenz zu betrachten sind. Die nächste Folge des Kompromisses war nun, daß ungefähr 300 Edle am 5. April 1566 der Statthalterin Margarethe von Parma eine Bittschrift um vorläufigen Aufschub der Verfolgungen, bis der König die Edikte völlig aufgehoben haben werde, übergaben; bei dieser Gelegenheit sagte der Graf Barlaimont zu Margarethe, um sie über die große Zahl der Verbündeten zu beruhigen: „ce n'est qu'une troupe de gueux", und diese Rede wurde die Veranlassung, daß sie sich selbst alsobald „Geusen" nannten.

Auf dem Bilde de Bièfve's fesselt vorzugsweise die Gruppe im Vordergrunde unsere Aufmerksamkeit. An dem Tische sitzt der Verfasser des Kompromisses, Philipp Marnix von St. Aldegonde (in reicher Rüstung), mit Spannung erwartend, bis Graf Hoorn unterzeichnet hat. Zur Unterzeichnung bereit ist der Marquis von Bergen (der bereits die Hand nach dem Tische streckt) und der Baron von Montigny (in weißem Atlas, im Begriff, den Handschuh auszuziehen), sowie Anton von Lalaing. Sinnend steht Wilhelm von Oranien (ganz schwarz gekleidet), er hört (wie sein Bruder, Graf Ludwig von Nassau, der im Harnisch ist) auf die Rede Brederode's, welcher, auf den Stufen am Säulengange stehend, die Edelleute zum Unterzeichnen auffordert. Egmont sitzt überlegend im Lehnstuhl (rechts). Trefflich war der Gedanke des Künstlers, die jüngeren Edelleute in enthusiastischer Bewegung um Brederode zu

schaaren, ihm zueilen zu lassen, wogegen die älteren in herrlichen Gruppen des Vordergrundes theils sich bedächtig besprechend, theils für sich selbst erwägend dargestellt sind. Es ist unmöglich, außer den bereits angezeigten, auch alle Porträts der übrigen historischen Personen nachzuweisen; in der Zahl der Männer, welche das Kompromiß unterzeichneten, befanden sich übrigens viele der bedeutendsten Helden des Befreiungskrieges, wie Boyfot, Bloys-Treslong, Sonov, Dolhain, Risoir, der wilde Lumey u. s. w.

Epigrammatische Versuche.

Von Joh. Christ. Auernhammer.

Die Sonnenuhr.

Gewiß, dich hat kein Trauernder erfunden,
Denn du zählst nur die heitern Stunden.

Grabschrift auf einen braven, im Duell gefallenen Offizier.

Hier liegt ein wackerer Soldat,
Der gern für's Vaterland gestorben wäre,
Den aber das Phantom der falschen Ehre
Um diesen Tod betrogen hat.

Auf Paulinen's Bildniß.

(Nach Menage.)

Ein ähnlicheres Bildniß sah ich nie,
Es fühlt sogar nicht mehr als sie.

Was zu arg ist.

Der Sternwirth macht jetzt so enorme Zechen,
Daß selbst die Apotheker drüber sprechen.

Das Schlimmste.

(Nach Menage.)

Was ich selbst auch dem nicht wünsche, der mich bis zum Tod betrübt,
Daß er niemals Liebe fühle, daß er sterbe ungeliebt.

Grabschrift auf einen talentvollen Jüngling.

(Nach Peter Bembo.)

Als Jüngling raubte dich des Todes Hand,
Weil er in deinem Geist die Bürgschaft fand,
Du würdest, ließ er länger dich auf Erden,
Am Ende noch unsterblich werden.

Mannichfaltigkeiten.

(Deutsche Liedertafel in Manchester.) In dem an Spinnereien und Fabriken nur allzu reichen Manchester, das bisher den Ruf hatte, eine der der Kunst am wenigsten zugänglichen Städte Europa's zu seyn, hat sich doch in der letzten Zeit eine Liedertafel Anklang und Theilnahme zu verschaffen gewußt. Allerdings waren es auch in der Dampfmaschinen-Stadt Deutsche, die diese jüngste Tochter der einst von Zelter in Berlin gestifteten ältesten Liedertafel in's Leben gerufen. Vor drei Jahren fand sich eine kleine Zahl junger Kaufleute, meist aus Hamburg, zu gemeinsamem Gesange zusammen, und stiftete die „Manchester-Liedertafel," welche seitdem fröhlich gedieh in tüchtiger Ausbildung des Lieder-Quartetts, bei regelmäßiger wöchentlicher Versammlung, öfter durch deutsche Freunde aus Liverpool ergänzt, und diese wieder in den gleichen Bestrebungen bei ihren Versammlungen unterstützend. Am 10. Februar feierte diese Liedertafel den dritten Jahrestag ihrer Stiftung in der Albion Musik-Hall durch eine festliche Versammlung der Mitglieder, welche einem zahlreichen Zuhörerkreise Eingeladener, in überwiegender Anzahl Engländer, in trefflich geordneter Abwechselung eine Anzahl gewählter, meist deutscher Musikstücke vortrugen und allgemeine Befriedigung erregten. Eine in Manchester erscheinende Zeitung giebt eine enthusiastische Beschreibung dieses Musikfestes, und spricht mit der größten Begeisterung von der außerordentlichen Wirkung der vierstimmigen deutschen Lieder, sowohl ernster, als komischer, wie: „Eine feste Burg ist unser Gott" — „Auf, und laßt die Fahnen fliegen" — „Das A-B-C" —, namentlich aber des Schluß-Quartetts: „Deutsche Worte hör' ich wieder", das die frischen kräftigen Männerstimmen mit vaterländisch feurigem Gefühl sangen, und das auf die Anwesenden eine elektrische Wirkung hervorbrachte. Aus warmem Herzen vorgetragen, erwärmte es die Herzen der Zuhörer, so daß unter stürmischem Beifalljauchzen eine Wiederholung stattfinden mußte, und als die jungen Sänger, zum Dank für die Anerkennung, zum Schlusse noch „God save the Queen" vortrugen, da gerade der Königin Hochzeittag war, kannte der Jubel keine Gränzen. Die englische Zeitung schließt ihren sehr ausführlichen Bericht mit einer glänzenden Anerkennung der deutschen Bestrebungen und mit einigen Nutzanwendungen auf die Engländer.

Die „Landwirthschaftliche Dorfzeitung", herausgegeben unter Mitwirkung einer Gesellschaft praktischer Land-, Haus- und Forstwirthe von C. v. Pfaffenrath und William Löbe, Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig, hat durch eine mehrjährige Wirksamkeit verdiente Anerkennung und einen ausgebreiteten Leserkreis gewonnen. Der vierte Jahrgang dieses gemeinnützigen Wochenblattes, aus 52 Druckbogen bestehend und nur 20 Ngr. kostend, enthält ein reiches Material von theoretischen und praktischen Aufsätzen, Abhandlungen, Mittheilungen, Notizen, Nachrichten, Erfindungen u. a. und bietet dem Landwirthe einen eben so belehrenden, als unterhaltenden Lesestoff. Die genannte Wochenschrift verdient demnach eine immer weitere Verbreitung und wird nicht ermangeln, zur Bildung und Aufklärung bei den Ständen, für welche sie bestimmt ist, mitzuwirken.

(München.) Es ist zur Anzeige gekommen, daß ein Vater seinen vom Scharlachfieber noch nicht vollkommen genesenen Sohn in die Schule geschickt und dadurch die Veranlassung gegeben hat, daß ein anderer Knabe in der Schule angesteckt und das Opfer der Krankheit geworden ist. — Nachdem es nun von der höchsten Wichtigkeit ist, daß der Wiederkehr solcher Vorfälle für immer vorgebeugt werde, so hat der König befohlen, daß künftig kein Kind, welches eine ansteckende Krankheit gehabt, früher in der Schule wieder zugelassen werde, bis daß

der betreffende Arzt in einem bei Eidespflicht auszustellenden und den Lehrern vorher vorzuzeigenden Zeugnisse erklärt, daß des Kindes Aufnahme in die Schule ohne Gefahr der Ansteckung geschehen kann. Das vorgelegte Zeugniß ist in solchen Fällen, sammt der in demselben aufzuschreibenden Aufnahmsbewilligung bei den Schulakten aufzubewahren.

Ein anscheinend den höheren Ständen angehöriger Mann in London, der sich den schmählichen Spaß gemacht hatte, seinen großen Hund auf Pferde und Knaben zu hetzen, so daß einer der letzteren tüchtig am Beine zerfleischt ward, stand neulich vor Gericht und meinte, daß es genügen werde, wenn er die Kurkosten des Knaben bezahle und ihm außerdem etwas Geld gebe. Der Richter verurtheilte jedoch den Unmenschen nicht bloß zur Tragung der Kurkosten und zu einer Geldentschädigung, sondern überdies zu einmonatlicher Gefängnißstrafe mit Zwangsarbeit.

Man liest in „Lewald's Europa": Am 25. Febr. ist, den Anzeigen zu Folge, der Geburtstag Ramler's in Colberg zum Erstenmale begangen worden. Für die ganze Zukunft soll jedes Mal an diesem Tage ein Colberg'scher Schüler eine Ode Ramler's vortragen, und dafür mit des Dichters poetischen Werken beschenkt werden. Ich bedauere den armen Knaben, der zu dieser Geduldprobe verurtheilt und dem es vorgeschrieben wird, seine warme und jugendliche Brust in diesem Wasser zu erkälten. Ramler als Schulprämie im Jahr 1844! Sollte man es glauben? —

Korrespondenz.

Paris, 11. März.

Der März war nicht umsonst schon bei den Römern ein verhängnißvoller Monat; schon Cäsar wurde vor dem Idus des März gewarnt und der Umstand, daß der März dem Gotte des Krieges, dem blutigen Mars, gewidmet war, zeigt, welche fürchterlichen Gedanken die Römer mit diesem Monate verbanden. Für uns und besonders hier in Paris ist der Monat März nur der Monat der Diners, der Konzerte, der ersten Theatervorstellungen und gewidmet ist er nur den Aerzten, die in diesen vier Wochen ein reiches Erntefeld von Grippen, Kartarrhen, Pleuresien, Lungenentzündungen, Rheuma's und Indigestionen sich eröffnen sehen. Dieses Jahr aber war der März noch besonders durch zwei große Ueberschwemmungen merkwürdig; ich spreche hier nicht von der Seine, die bis in die Keller der Tuilerien und des Palais Royal drang, die Köche der Restaurants von ihren Casserollen und die Ufer-Zollwächter von ihrem Posten vertrieb und den Weinhändlern von Bercy die Mühe ersparte, das Wasser erst in ihre Keller zu tragen; ich spreche nicht von der Rhone, diesem wilden, ungezügelten Strome, der ganz den ungestümen Charakter des heißen mittäglichen Frankreichs trägt und wie gewöhnlich Dämme durchbrach, Brücken wegriß und die Hauptstraßen überschwemmte, auch nicht von der Saone, Loire und andern Flüssen, die sich unter dem Einflusse des heimtückischen März, trotz ihrer sonst so friedlichen Natur, diesesmal auch allerhand ähnliche Excesse erlaubten, sondern von zwei andern Ueberschwemmungen, die über und in die hiesigen Salons herein gebrochen sind, nämlich die Konzerte und die Polka. Schon in dem letzten Berichte machte ich Sie auf diese zwei neuen verheerenden Seuchen aufmerksam, die in diesem Augenblicke hier die ganze moderne, sociale Organisation erfassen, — aber die Sache wird von Tag zu Tag ärger und bedenklicher. Der Galopp ist veraltet, der Dreischrittwalzer Rococo, der im Zweischritt kämpft noch mühsam, um sich zu behaupten, aber die Polka drängt ihn mit Macht in den Hintergrund zurück. Ein deutscher Cavalier, Baron v. C., hat diesen Tanz hieher gebracht und so wieder einmal das schwierige Problem gelös't, die Franzosen etwas von den Deutschen lernen zu lassen, während bis jetzt die Deutschen immer von den Franzosen lernten. Der Tanzmeister Cellarius, der sich zuerst der neuen Importation bemächtigte, ließ sich Anfangs zehn Francs für eine Lection zahlen, dann zwanzig, jetzt schon achtzig bis hundert, und hat sich, da er dem Andrange der lernlustigen jungen Dandys und Lions nicht mehr allein genügen kann, schon zehn der hübschesten Coryphäen des großen Opern-Ballets als Adjuncten und Substituten beigesellen müssen. Mit einem Worte: die Polka stellt das ganze elegante Paris auf den Kopf und droht eine Revolution aller gesellschaftlichen Verhältnisse herbei zu führen. Eben so wie die Polka grassiren die Konzerte, nur mit dem Unterschiede, daß man der ersteren Thor und Thüren öffnet, vor den letzteren aber davon läuft. Die vergangene Woche hat wieder sieben und dreißig öffentliche und, der Himmel weiß, wie viele Privat-Konzerte gesehen. De mortuis nil nisi bene. — Am 15. d. beginnt die Kunstausstellung im Louvre; die Jury soll dieses Jahr viel nachsichtiger, als im vergangenen gewesen seyn, allein die Zahl der eingeschickten Bilder war auch viel geringer. Ingres, Paul Delaroche und Ary Scheffer schmollen noch immer mit dem Publikum und stellen nichts aus; dagegen rühmt man schon im voraus: eine Schlittenfahrt von Horace Vernet, die Taufe Clovis von Gigoux, Jacobs Kampf von Hesse, eine Mater dolorosa von Boulanger, Genoveva von Tony Johannot, die Ankunft der Königin Victoria von Isabey und einige Marinen von Gudin und Morel-Fatio. In den Theatern in dieser Woche durchaus nichts Neues! Die große Oper gibt am 14., dem Mi-carême-Tage, ihren letzten Maskenball. Am selben Tage, welche passende Zusammenstellung! findet auch in der Academie die Wahl zweier Mitglieder für die Fauteuils von Ch. Nodier und Cas. Delavigne statt; voriges Jahr war am Morgen dieser Ballnacht eine Hinrichtung, wo die Masken das Schaffot umdrängten; dieses Jahr wird der letzte Karnevals-Tag durch eine academische Wahl verherrlicht: Alles nur Maskerade!

Hamburg, 11. März.

Diesmal, geehrter Hr. Redacteur, berichte ich Ihnen über den ersten dramatischen Versuch eines Ihrer Landsleute. „Christ und Jude", von A. Bogtherr, ist seit einigen Tagen zweimal auf dem Altonaer Stadttheater aufgeführt worden, und zwar mit Beifall und bei zahlreich besetztem Hause. Vorzüglich war Dem. Schmidt als Elise, besonders gelang ihr die Scene mit ihrem Vater, nachdem Joseph ihr entsagt hat; rauschender Beifall erfolgte bei ihrem Abgang. Hr. Wieting als Joseph erntete für sein fleißiges Spiel ebenfalls die Gunst des Publikums. Vortrefflich waren auch die Herren Bernhardy und Valentin als Doctor Rosenschmelz und Wechsler Simon. Der Schluß des Stückes brachte eine erschütternde Wirkung auf die Zuhörer hervor und der Beifall war unbestritten. Beim hiesigen Stadttheater waren die Rollen schon ausgetheilt, als plötzlich eine hochgestellte Person die Aufführung zwar nicht verbot, doch den Wunsch äußerte, daß sie unterbleiben möchte.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 19. März. Medea, große Oper in 3 Abth., von Treitschke, Musik von Cherubini.

Mittwoch, 20. März. Kabale und Liebe, Trauerspiel in 5 Abth., von Schiller. (Gastrolle) Luise Miller: Mad. Grabowsky, vom Hoftheater zu Wiesbaden.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 81. Donnerstag, den 21. März 1844.

Des Vaters Wunsch, des Sohnes Neigung.

Erzählung von Carl Hanisch.

(Fortsetzung.)

„Nun, fragte der Oberst bei'm Abendrapporte, „hast Du auf Deinem Ausfluge mit Adolph die Gelegenheit zu Recognoscirung seines Herzens benützt?"

„Ja, mein Herr Oberst!" antwortete der alte Diener, „aber fast bin ich so klug als vorher. Seinem eigenen Geständnisse nach trägt er richtig, wie der Herr Oberst vermutheten, ein Bild im Herzen."

„Wirklich? Das hat er Dir gestanden?"

„Ohne Umstände."

„Also hätte er seine Wahl getroffen?"

„Ich zweifle daran."

„Wie so?"

„Weil er mir es zuerst sagen will, wenn etwas der Art vorkommen sollte; also muß noch nichts vorgekommen seyn. Er stimmt übrigens mit Dem ganz überein, was ich schon oft gesagt habe, daß die jetzige junge weibliche Welt seines Standes nicht geeignet sey, einen Mann wahrhaft glücklich zu machen, weil die Damen keine anderen Begriffe von der Ehe hätten, als dadurch Gelegenheit zu Macht und Recht, zu Polka und Masurek zu erhalten. Das sind nämlich meine Worte; er hat sich darüber viel gelehrter und feiner ausgedrückt."

„Und da wirst Du natürlich Deine mürrische Ansicht mit Beispielen aus der Nachbarschaft belegt und ihm den Ehestand recht verleidet haben?" zürnte der Oberst.

„Ei behüte!" entschuldigte sich Bertram, „im Gegentheile, ich hab' ihm gesagt, daß der Herr Oberst es gerne sehen würden, wenn bald eine brave Frau in's Haus käme. — Wenn ich meine Meinung sagen soll, so glaube ich, daß das Bild, was er, wie er sagt, bei sich trägt, nur so ein eingebildetes Bild seyn muß."

„Ein Ideal. —"

„Eine Lithographie, oder wie man's heißt; überhaupt scheint er eine eigene Ansicht von dem Ehestande zu haben, und — mit einem Wort, — ich glaube, er wird wenig danach fragen, ob Die, welche ihm gefällt, eine Comtesse oder Baronesse, oder sonst von der Noblesse ist."

Der Oberst ging mit raschen Schritten das Zimmer auf und nieder.

„Bertram!" sagte er nach kurzem Nachdenken, „ich gehöre nicht zu denen, die dem Standes-Vorurtheile Alles opfern; ich erkenne an, daß nicht Geburt allein zu allen Vorzügen berechtigt; daß in allen Klassen der menschlichen Gesellschaft edle Seelen zu finden sind: aber ich würde es nicht ertragen, in diesen Räumen ein weibliches Wesen des Hauses Herrschaft führen zu sehen, das nicht in sich vereinigt, was ein edelgebornes Weib haben muß."

„Es geht mir auch so, Herr Oberst!" stimmte Bertram bei; „ich bin es in diesem Schlosse nicht anders gewohnt gewesen."

„So laßt uns denn —" sagte der Oberst — „mit väterlicher Hand in die Speichen seines Schicksals greifen und die Räder vorsichtig in die Bahn lenken, die zum erwünschten Ziele führt. — Ich gehe morgen zu meiner Schwester; sorge dafür, daß punkt sechs Uhr eingespannt ist."

„Dem Schicksale in die Speichen greifen?" wiederholte Bertram kopfschüttelnd für sich, als er gemächlich über den Hof ging, um des Herrn Befehle auszurichten; — „ei ja! wenn das so leicht ginge, hätte schon Mancher hineingegriffen, wo es etwas Wichtigerem, als einem Weibe gegolten; aber man riskirt seine gesunden Glieder, oder wohl gar den Kopf. — Nun, die Tante ist eine sehr vernünftige Frau, und die Frauen wissen gewöhnlich Rath, wo den Männern der Faden ausgeht. Am Ende wird der gute Herr Oberst sich doch in Alles fügen müssen, was kommt, wenn es nicht gar zu derb gegen die gewöhnliche Ordnung der Dinge verstößt; denn seinem Schicksale, sage ich, kann man nicht entgehen."

Am folgenden Morgen stand zu gesetzter Zeit die Droschke des Oberst vor dem Schlosse; fünf Minuten nach sechs Uhr fuhr er ab, und Abends neun Uhr kehrte er wieder zurück.

„Wo bist Du gewesen, Vater?" fragte Adolph verwundert, der von dieser kleinen Reise nichts gewußt, weil er bei Sonnenaufgang einen Ausflug zu Pferde gemacht hatte und kurz vor dem Oberst erst heimgekehrt war.

„Bei Deiner Tante in Ellernrode," antwortete jener, „mit der ich ein kleines, aber dringendes Familien-Geschäft abzumachen hatte. Sie läßt Dich grüßen, und um unsere Unart zu strafen, daß wir sie nach Deiner Wiederkunft noch nicht besucht haben, will sie einige Wochen bei uns zubringen."

Alle Anstalten zum Empfange der Baronin von Rothann wurden mit Sorgfalt getroffen, denn sie war eine ganz eigene Frau, die sich in dem ihr nach dem Tode des Gemahls zuge-

fallenen Gute Ellernrode einen Wittwensitz bereitet hatte, der Alles enthielt, was ihre Individualität bedurfte, um den Abend ihres Lebens, nach durchgekämpftem heißen Ehesommer, in gemächlicher Behaglichkeit zu genießen. Es durfte für ein Zeichen großer Anhänglichkeit genommen werden, daß sie sich entschlossen hatte, ihr liebes Eldorado, wie sie Ellernrode scherzweise nannte, auf längere Zeit zu verlassen, obwohl sie ihren Neffen Adolph von Herzen liebte, der von jeher mit kindlicher Verehrung an der lieben, klugen Tante hing, die ihn körperlich und geistig immer so gut bewirthet und die in seinen Augen keinen andern Fehler hatte, als daß sie die Vorzüge ihrer Geburt überall und allzu geltend machte. Er gestand sich das Unrecht, nicht sogleich vor Allem sie besucht zu haben, und nichts konnte ihn entschuldigen, als der im Innern gehegte Vorsatz, nicht im Vorübergehen, sondern längere Zeit bei ihr zu verweilen, was bisher noch nicht zur gemächlichen Ausführung hatte kommen können, weil Grünstein ihn eben so fesselte, als es mit Ellernrode bei ihr der Fall war.

Bertram war mit diesem Besuche weniger zufrieden; der alte Soldat konnte das gezierte seidene Wesen der Baronin, wie er es nannte, nicht leiden, die beständig musterte, ohne von dem wahren Kommando einen Begriff zu haben, das Tausende in gleichem Momente gleichförmig in Bewegung setzt; auch wußte er vorlängst, daß sie seine Geradheit nie in besondere freundliche Affektion genommen hatte, was er übrigens aus Liebe zu seinem Herrn damit zu entschuldigen suchte, daß Frauenzimmergeschmack immer bizarr und er eben auch kein großer Liebhaber von weichgebackenem Brode sey. Aber redlich nahm er Theil an den Veranstaltungen, die Adolph traf, die Tante mit irgend etwas zu überraschen.

(Fortsetzung folgt.)

Auch ein Geheimniß.

Obgleich die Leser mit „Geheimnissen" überschüttet werden, so sind dieselben doch noch immer bei weitem nicht erschöpft. Hier noch eins: An den Straßenecken von Paris sieht man nicht selten große Zettel angeschlagen, auf denen man liest: „Es ist ein Taschenbuch mit zehntausend Francs in Banknoten verloren worden. Der ehrliche Finder, der das Geld — Straße Nr. — abgibt, erhält eine Belohnung von tausend Francs." Welche Bewandtniß es bisweilen mit solchen Ankündigungen hat, erklärt folgende Anekdote. Herr D. hatte eine Frau und eine Geliebte. Jeder versprach er einen Cashemirshawl. Einen konnte er auch recht gut kaufen; zwei aber waren ihm zu viel; gleichwohl mochte er auch nicht gern sein Wort brechen. Er befand sich demnach in großer Verlegenheit. Nach langem Ueberlegen kaufte er einen Shawl und schickte ihn der Geliebten. Aber bald stellte sich die Reue ein; er wurde traurig, zerstreut, und seine Frau erwähnte, als sie dies bemerkte, nichts mehr von dem Shawl, bis sie einen sehr schönen bei einer — Freundin sah. Von diesem Augenblicke an schmollte sie, und sie schmollte mehrere Tage. Endlich konnte sie es nicht länger aushalten, und sie fragte ihren noch immer traurigen und verstimmten Mann, was ihm fehle.

„Ich folge Deinem Beispiele", antwortete er; „Du scheinst den Shawl nicht vergessen zu können."

Die Frau fuhr mit dem Taschentuche über die Augen und schwieg.

Herr D. konnte die ganze Nacht nicht schlafen, denn er beschäftigte sich mit einem wichtigen Plane. Früh eilte er zu einem Zettelankleber, und nach wenigen Stunden konnte man an allen Ecken von Paris lesen: „Es ist ein Taschenbuch verloren worden ꝛc.; der ehrliche Finder erhält bei D . . ꝛc ꝛc."

Nachmittags forderte D. seine Frau zu einem Spaziergange auf und an der ersten Straßenecke sagte er zu ihr:

„Du fragtest mich gestern, was mir fehle . . Da, lies!"

Die Frau las und verlor alle Lust, den Spaziergang fortzusetzen. Als das Paar nach Hause gekommen war, holte die Frau ihre Diamanten und sagte:

„Kein Wort mehr von dem Cashemir! Der Verlust des Portefeuilles hat Dich vielleicht in Verlegenheit gebracht; nimm und verkaufe meinen Schmuck."

Der Mann schämte sich so sehr, daß er kein Wort sprechen konnte und auf einen Stuhl sank; die Frau küßte ihn und bat ihn wegen ihres Schmollens um Verzeihung.

Herr D. soll in Folge dieses Auftrittes mit der Geliebten völlig gebrochen haben und verliert gewiß sein Portefeuille nicht wieder.

Mannichfaltigkeiten.

(Frankfurt a. M.) Am 18. d. Mts. wurde das hier schon lang erwartete, aber durch manche eingetretene Störung immer hinaus geschobene historische Drama — Moritz von Sachsen — von Prutz zum Erstenmale auf der hiesigen Bühne gegeben. Das Stück erregte die Theilnahme des Publikums im hohen Grade und darf als ein derselben würdiges und gewiß zu den vorzüglichsten Produktionen der neuesten dramatischen Literatur gehörendes gezählt werden. Mit dem hohen Ernste und der Weihe der Geschichte, aus deren frischem Born der Verfasser geschöpft hat, mit der ganzen Fülle einer edeln und für die vaterländischen Interessen begeisterten Gesinnung, mit männlicher Kraft und Haltung des Gedankens tritt es dem Beschauer entgegen und gibt ihm die Ueberzeugung, daß es ein Berufener und mit dem Genius der Geschichte wohl Vertrauter ist, der hier mit einem gediegenen Werke hervorgetreten. Zu solchem Ernste der Auffassung hat Prutz das urkräftige Leben und Behagen des wahrhaft inspirirten und reich befähigten Dichters gesellt, wie er als solcher aller Orten durch seine Gedichte bereits bekannt und geschätzt ist. Wenn irgend einer der Neueren zu Denjenigen gehört, „welchen Phöbus die Augen, die Lippen Hermes gelöset", so ist es Prutz, dessen Moritz von Sachsen von dem erquickenden Hauche lebenswarmer Poesie durchzogen wird und viele schöne und ergreifende Situationen, so wie auch eine gediegene Charakteristik entfaltet. Ein der Gesinnung nach so ehrenhaftes und der Form nach so ausgezeichnetes Kunstwerk kann man nicht anders als freudig willkommen heißen, um so mehr, als es unserer Theilnahme deßhalb doppelt würdig ist, weil es große und wichtige Momente der deutschen Geschichte, denkwürdige Ereignisse und imposante Gestalten uns vorführt. Die Zeit, in welche die Begebenheiten der Reformation fallen, ist für den dramatischen Dichter in jeder Beziehung die ergiebigste und Prutz hat solche Vorlagen wohl zu benutzen verstanden.

Eine weitere Besprechung der genannten Novität und der mit Fleiß und Sorgfalt ausgeführten Darstellung uns vorbehaltend, machen wir die Freunde vaterländischer Literatur auf dies neueste Werk von Prutz bestens aufmerksam.

(Schwansen, in Schleswig, 10. März.) Von einigen Schullehrern in unserer Gegend werden seit einiger Zeit öffentliche Unterhaltungen geleitet, die alle Beachtung und gewiß Nachahmung im ganzen Lande verdienen. Die Eingesessenen eines Dorfes oder mehrerer Dörfer kommen nämlich zu einer bestimmten Zeit in der Schule zusammen, und der Schullehrer liest dann vor aus geistlichen und weltlichen Schriften und aus öffentlichen Blättern, aber immer über solche Angelegenheiten, die heilsam und gemeinnützig sind. Ueber das Gelesene wird dann auch gesprochen, und jedes Mal kommt man aufgeklärter und aufgeregter nach Hause. Auch der Geistigschläfrige wird so zum Wachen und zur geistigen Thätigkeit geführt. Besonders zahlreich sind die Versammlungen in der Schule zu B., wo der Schullehrer auch mit besonderm Geschick die Sache betreiben soll. Aus fremden Gemeinden wandern die Leute dahin. Die Schullehrer, welche aber also handeln, machen sich damit ohne Frage sehr verdient um die allgemeine Volksbildung, und wir möchten wünschen, daß alle ihre Kollegen ihrem Beispiel folgten.

Bei Gelegenheit einer Beurtheilung deutscher Journale und Zeitschriften las man unlängst in der Neuen Hamburger Zeitung die nachstehende, sehr wahre Bemerkung: Die schöne Einigkeit, die im Anfange unseres Jahrhunderts in Weimar unsere edelsten literarischen Kräfte mit engen Banden aneinander knüpfte, hat leider nur zu sehr aufgehört. Keiner will mehr den Gleichstrebenden verstehen, weniger noch ihn anerkennen. Blind schlägt man auf einander los, ganz als handele es sich um den Tod, statt um das Leben. Wann wird endlich dieser unvernünftige, zügellose Geist dem einer schönen Mäßigung und einer wünschenswerthen Objektivität Platz machen? Wann werden Männer wie Laube, Kühne, Mundt, Gutzkow, statt sich anzugreifen und das Publikum irre an sich zu machen, sich, wie sich's geziemt, die Hände reichen?

Bekanntlich war vor kurzem in dem Schloßgarten von Sanssouci eine Lieblingsstatue des Königs beschädigt, und auf die Entdeckung des Thäters eine Prämie von 500 Thalern gesetzt worden. Es war (wie jetzt ein Schreiben aus Berlin in der Neuen Würzburger Zeitung berichtet) ein Schlosserlehrling, der in seiner Einfalt mit einem Hammer auf die Statue geschlagen hatte, um zu erforschen, welcher Ton dadurch hervorgebracht würde. Der Meister, dem der geängstigte Lehrling sein Vergehen entdeckte, zeigte es sogleich mit der Bitte an, den sonst sehr braven Burschen begnadigen zu wollen, indem er auf die Prämie gern verzichten wolle. Der König erließ nicht nur dem Burschen seine Strafe, sondern ließ auch dem Meister die Prämie von 500 Thalern auszahlen.

(Berlin, 13. März.) Zu der vorgestern stattgehabten Wiederholung der Frösche des Aristophanes, welcher auch Se. Maj. der König und die königlichen Prinzen beiwohnten, war ein ungewöhnlicher Andrang von Seite des Publikums, so daß der dem Komponisten Franz Commer von Sr. Majestät bewilligte große Concertsaal des königlichen Schauspielhauses von Zuhörern überfüllt war. Wie man hört, wird bei der angeregten Neugierde unseres Publikums noch eine Wiederholung stattfinden, indem es nun zum guten Ton unserer Gesellschaften gehört, über den altgriechischen Lustspieldichter auch sprechen zu können. Aristophanes hätte es sich gewiß nicht träumen lassen, daß er nach vielen Jahrhunderten in einem fernen nordischen Lande, dessen Bewohner die griechische Anschauung Barbaren nannte, Mode werden würde, und daß sein Name von den Lippen der Schönheiten des nordischen Barbarenlandes geläufig erklingen würde. Es ist eine auffallende Erscheinung unserer Zeit, daß sie die verschiedenartigsten Stoffe in sich aufnimmt, und dieselben Platz neben einander in ihr finden. Hoffen wir, daß durch die Verschmelzung vieler edlen Metalle die Glocke der neuen Zeit in klaren Silbertönen erklingen wird.

Bei dem Umschwunge, welchen die Dampfkraft in allen socialen Verhältnissen mit steigender Macht hervorbringt, ist es nicht ohne Interesse, hier einer Geschichte zu erwähnen, welche zeigt, daß man vor vielen Jahrhunderten schon die Kraft des Dampfes gekannt habe. Unserm Zeitalter war es aber vorbehalten, dessen ungeheuerer Kraft die wohlthätige Richtung zu geben, welche wir jetzt täglich zu bewundern Gelegenheit haben. Vor ungefähr dreizehnhundert Jahren, in der ersten Hälfte des sechsten Jahrhunderts, hatte ein griechischer Mathematiker in Konstantinopel mit seinem Nachbarn, einem Advokaten, Streit wegen der gemeinschaftlichen Mauer ihrer Häuser. Den Prozeß gewann, wie zu erwarten war, der Advokat, aber der Mathematiker rächte sich durch eine Erfindung, die von einem gleichzeitigen griechischen Geschichtschreiber Agathias — der desto mehr Glauben verdient, da die große Unwissenheit, die er in der Erzählung verräth, ihn von dem Verdachte der Erdichtung vollkommen freispricht — auf folgende Art beschrieben wird: „Der Mathematiker füllte im untern Theile seines Hauses mehrere große Kessel mit Wasser, bedeckte jeden genau mit einem ledernen Schlauche, der sich oben in eine Spitze endigte, welche er zwischen den Balken und Sparren von seines Nachbars Wohnung heimlich befestigte. Nachdem er nun Feuer unter den Kesseln angelegt hatte, stiegen die Dämpfe des siedenden Wassers in den Schläuchen empor, und erschütterten das benachbarte Haus gleich einem Erdbeben. Der Jünger der Themis, der die gerechte Sache des Mathematikers nicht geachtet hatte, fühlte Ehrfurcht vor den Künsten des Zauberers und trat ihm freiwillig den streitigen Besitz ab.“

Um die Kosten des in Fulda aufgestellten Denkmals des Bonifacius zu decken, ist noch ein Nachschuß von 10,000 Thlr. nöthig. Dabei bringt der Künstler Henschel seine vieljährige Arbeit und Mühe nicht in Anschlag. Zu der eröffneten neuen Subscription hat der Kurprinz Mitregent 600 Thlr. und Se. Durchlaucht der Herzog von S. Meiningen 200 Thlr. gnädigst bewilligt.

(Hamburg.) Ein Engländer, Atkinson, hat den Plan zu einer neuen Nikolaikirche entworfen. Das Bild stellt einen gothischen Dom in hoher Reinheit und Strenge des Styls dar, die Ausführung ist zu einer Millionen Mark Kurant berechnet. Ob es indeß wirklich bis zur Ausführung kommt, ist noch eine Frage, da die Summe etwas Abschreckendes hat. Wir haben nur eine Frage: Kann Hamburg keinen deutschen

Meister zu dem Baue finden? In der Zeit der Noth fühlte es sich ja so deutsch; — warum will es nun seine zertrümmerten Denkmale nicht von deutscher Hand aus dem Schutte erstehen lassen?

(Frankfurt a. M.) Nächsten Freitag, den 22. d. M., wird Hr. Eduard Rosenhain die dritte seiner musikalischen Soiréen geben und in derselben, außer mehreren trefflichen Compositionen, auch die unter dem Namen „schottische Lieder" bekannten Tonstücke von Beethoven, mit Begleitung von Violine und Violoncello, sowie ein neues Trio von Jacob Rosenhain in Paris zur Aufführung bringen. Es steht den Musikfreunden demnach ein genußreicher Abend bevor.

Korrespondenz.

Aus Rheinhessen, 14. März.

Der Umstand, daß in der neuesten Zeit mehrere Vorschläge veröffentlicht worden, welche die Errichtung einiger speciellen Fahrpostverbindungen in der Provinz Rheinhessen zum Gegenstande gehabt, veranlaßt Referent dieses, den angeregten Gegenstand etwas allgemeiner und um so lieber in den nachstehenden Zeilen der Publizität zu übergeben, damit Fragen der vorliegenden Art nicht mehr wie seither vereinzelnt und vielleicht aus nur localem Interesse, vielmehr so vor das Forum der Oeffentlichkeit gebracht und besprochen werden können, wie dies der Sache nach wohl für angemessener erachtet werden darf. Ein Blick auf das Straßennetz der Provinz Rheinhessen und auf die bestehenden älteren und neueren Fahrpostverbindungen in derselben auf einzelnen dieser Straßen wird hinreichen, um darzuthun, daß zu der Menge der vorhandenen guten Straßen und der Wohlhabenheit der Bewohner Rheinhessens im Allgemeinen der Binnen-Personenverkehr durch Fahrpostgelegenheit auf den wichtigern dieser Straßen jene Ausdehnung noch nicht erhalten, welchen derselbe unter alleinigem Hinblick auf die so sehr belebte Wasserstraße auf dem Rheine seiner Natur nach verdienen möchte. Es liegt nicht in unserer Absicht, in ein Detail der wirklich bestehenden oder noch zu creirenden Fahrpostverbindungen in der diesseitigen Provinz hier einzugehen. Wir begnügen uns vielmehr mit der bloßen Hindeutung, daß noch zur Zeit eine Fahrpostverbindung zwischen Worms über Pfeddersheim, oder von Worms über Westhofen —, nach Alzei und Wörrstadt, oder von Worms über Westhofen Gau-Odernheim —, nach Wörrstadt und von da weiters nach den Orten Sulzheim und Gauböckelheim vorbei nach dem sogenannten Monumente, der Hohen- und Nahe-Straße entlang nach Bingen, oder von Wörrstadt über Wolfsheim, Sprendlingen, oder von Wörrstadt über Oberhilbersheim Dromersheim —, nach Bingen, noch zur Zeit nicht besteht und dasselbe auch von einer anderen, nicht minder wichtigen Fahrpostverbindung zwischen der Gränzstadt Kreuznach (auf preußischem Territorio) über Wöllstein Wörrstadt nach Oppenheim ausgedehnt werden kann, obschon die erstere der beiden so eben erwähnten Straßen die Provinz Rheinhessen nach deren Mitte in nordwestlicher Richtung und die letztere Straße von Kreuznach über Wöllstein und Wörrstadt nach Oppenheim unsere Provinz gleichfalls nach deren Mitte von Westen nach Osten durchschneidet, und wegen der weiter zu wünschenden Fortsetzung dieser Route von Oppenheim über Großgerau nach Darmstadt, insbesondere im Interesse der diesseitigen Provinz, aller Beachtung werth erscheint. Der Kantonsort Wörrstadt scheint vermöge seiner geographischen Lage und vermöge seiner geringen Entfernung von Alzei, als dem Sitze des zweiten Kreisgerichts unserer Provinz, vorzugsweise geeignet, bei Errichtung weiterer Fahrpostverbindungen auf der Diesseite, eine besondere Berücksichtigung zu verdienen, da von Worms, Kreuznach und Bingen dorten zu einer bestimmten Zeit die Wagen eintreffen, und die Reisenden von dorten, sey es nun nach Mainz oder Oppenheim, oder Alzei und Worms, oder endlich nach Bingen und die auf diesen Stationen liegenden Zwischenorte —, deren Weg bequem fortsetzen könnten. Nicht nur, daß der Personenverkehr in der Provinz Rheinhessen hierdurch eine kaum zu ahnende Ausdehnung zuverläßig würde erhalten und die Einrichtungskosten sich reichlich bezahlt machen dürften, würde auch ein direkter Verkehr mittelst Fahrpostverbindungen der bereits namhaft gemachten Städte aus naheliegenden Gründen einen um so vermehrten Anklang noch dadurch zweifelsohne zu erhalten vermögen, wenn, wo auf verschiedenen Straßen die Verbindung zweier Hauptorte mittelst Fahrpostgelegenheit zu realisiren, der Postenlauf auf diesen würde abwechseln und im Interesse des handel- und gewerbetreibenden, wie des größeren Publikums im Allgemeinen willen, in den hier beispielsweise namhaft gemachten Orten wie Westhofen, Gau-Odernheim, Wöllstein und Sprendlingen Fahrposten, oder zum mindesten Brief- und Fahrpost-Expeditionen würden etablirt werden können. — Möge der angeregte Gegenstand, nach dem Gesagten, recht allseitig erörtert und geprüft, und von der einschlägigen oberen Verwaltungsbehörde, deren anerkannte Regsamkeit und Umsicht Ref. das Beste nur hoffen läßt —, recht bald diejenigen Anordnungen in Vollzug gesetzt werden, welche auf Verwirklichung der hier gemachten Vorschläge näher oder entfernter von Bezug!

Charade.

(Dreisylbig.)

Ganzes.

In Albions fernem Insellande
Dient' ich dem feinen Spötter Swift
Zum Träger seines bittern Spottes,
Der fromme Tändler beißend trifft.

Erstes Paar.

Er schwang mich kräftig, und es flohen
Die Tändeleien schnell dahin,
Wie vor mir allezeit des Unraths
Unzählige Genossen flieh'n.

Dritte.

Doch willst die Ersten du gebrauchen,
Darfst du die Dritte nicht verschmäh'n.
Sie lassen sich nicht füglich trennen,
Und müssen stets zusammen geh'n.
Willst du der Welt, dem Hause dienen,
So faß' die Dritte nur mit Muth,
Und schwing' die Ersten sonder Zagen.
Das Unheil wuchert, wenn es ruht.
Greif' rüstig du nach meiner Dritten
Und laß' die Ersten nimmer ruh'n,
Damit die Spinngewebe weichen,
Die überall noch Schaden thun,
In Kirche, Politik und Schule,
In Medizin und Poesie,
Und will's den Ersten nicht gelingen,
So schone mir das Ganze nie!

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 21. März. (Auf vielfaches Verlangen): **Zampa**, große Oper in 3 Abth., Musik von Herold.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 82. Freitag, den 22. März 1844.

Des Vaters Wunsch, des Sohnes Neigung.

Erzählung von Carl Hanisch.

(Fortsetzung.)

Der Grünsteiner Schloßgarten gränzte an den Wald, der sich hinter ihm sanft die Anhöhe hinaufzog, und es bedurfte nur der Durchbrechung einer Hecke und der Anlegung einiger zwischen den Buchen und Birken sich durchschlingenden Wege, um zu einer hervorspringenden Stelle zu gelangen, wo man einer wunderlieblichen Aussicht über Schloß und Dorf Grünstein und das Flußthal mit seinen gegenüberliegenden Fernen genoß. Hier wurde mit Hülfe einiger Arbeiter leicht und zierlich eine Hütte von angenehmer Form und ziemlicher Größe aufgeschlagen, solche dicht mit Tannenzweigen bekleidet und bedeckt; der geebnete Fußboden mit zusammengefügten Brettern überlegt und frische Heumatten, unter Adolph's Aufsicht geflochten, darüber gebreitet. Ein einfacher Divan und einige Sitze warteten auf die Besitznahme der Ruhesuchenden, und Bertram behauptete, daß es, versteht sich mit dem nöthigen Mundvorrathe versehen, sich hier recht angenehm bivouakiren ließe.

„Die Tante muß sehen, daß wir natürlichen Geschmack und, was die Hauptsache ist, Aufmerksamkeit für sie haben,“ sagte Adolph, „sonst hält sie nicht lange hier aus; denn aufrichtig gesagt, Ellernrode ist ein Paradies gegen Grünstein, das in der letzten Zeit ziemlich vernachlässigt worden ist.“

„Wie so Manches!“ brummte Bertram, dem auch die Gartenzucht anvertraut war, und den somit der Vorwurf traf. „Das kommt Alles von der heillosen Junggesellenwirthschaft her,“ fuhr er lauter fort, „bei der man nicht recht weiß, wo es einem fehlt und wo man anfangen soll, um den Tag auf rechtmäßige Weise zuzubringen. Darum gehört eine Frau nach Grünstein, die dem langweiligen Wesen eine vernünftige Wendung giebt; und wenn Sie nicht bald dafür sorgen, so bitt' ich den Herrn Oberst Papa, daß er selbst noch ein Mal in das Ehestands-Regiment als Volontär eintritt.“

Adolph lächelte und sagte: „nur vorwärts! auch Dir würde eine resolute Frau nicht übel anstehen. Einstweilen wird die Tante für Unterhaltung sorgen.“

„Und vielleicht auch für den fehlenden Artikel,“ setzte Bertram hinzu; „denn sie kennt die halbe weibliche Standeswelt des Landes, und was sie aussucht, ist wahrlich ausgesucht.“

„Ich suche selbst, Bertram!“

„So suchen Sie doch in des Himmels Namen, denn hier in Grünstein finden Sie es nicht.“

„Warum nicht?“ fragte Adolph; „der unbeachtetste Winkel der Erde birgt oft einen Schatz.“

„Holla!“ murmelte Bertram, „der wird doch dem hübschen Bauernmädchen nicht nachstreichen, mit dem er vor wenigen Tagen so angelegentlich gesprochen hat? Das hieße die Herablassung doch ein wenig zu weit treiben. In einem Bauernhause kann man schon ein Mal im Quartier liegen, aber zur Garnison taugt es nicht. Wer wird sich an die Feldrose machen, wenn man Centifolien haben kann? Indessen, der Gusto ist verschieden. Ich denke, die Frau Baronin von Rothann wird Mittel und Wege finden, den Geschmack auf etwas Annehmliches zu lenken, und wenn das geschieht, so soll sie uns herzlich willkommen seyn.“

Nach einigen Tagen rollte ein zierlicher Reisewagen auf den Hof, empfangen von dem Oberst und seinem Sohne, die beide bemüht waren, der Dame aus dem Staubmantel zu helfen und sie auf Grünsteiner Grund und Boden willkommen zu heißen.

„Es ist gegen alle Ordnung,“ sagte sie mit angenommener Ernsthaftigkeit, „daß die Tante dem Neffen zuerst Besuch macht, der in der Fremde seine nächsten Verwandten vergessen zu haben scheint; aber ich hoffe, sonst Alles hier in Ordnung zu finden, und so grüße ich Dich denn mit mütterlicher Zärtlichkeit, die, wie man weiß, ja ohnehin nicht so streng richtet.“

Adolph drückte die dargebotene Hand der Tante an die Lippen und sagte: „dieses mütterliche Herz hat meinen Fehler leichter entschuldigt, als es mein Mund vermocht hätte; doch betheuere ich, daß nach dem väterlichen Empfange Ihre Gegenwart die angenehmste Empfindung ist, die mir seitdem geworden.“

Er warf einen Blick in den Wagen, wo sich noch ein weibliches Wesen aus der Hülle wand, und machte eine Bewegung, ihm Hülfe zu leisten. —

„Meine Kammerjungfer!“ sagte die Tante leicht hingeworfen; „sorge, Tinchen, daß unsere Sachen in gehöriger Weise auf's Trockene gebracht werden.“

„Helft!“ rief Adolph dem in der Nähe stehenden Diener zu, rascher, als er sonst gewohnt war.

Man ging in das Schloß, das die Baronin seit länger als einem Jahre nicht mehr betreten hatte.

„Du hast immer noch Alles in dem Zustande erhalten, wie es meine selige Schwägerin hinterlassen hat," sagte sie zu ihrem Bruder, einen musternden Blick umherwerfend; „ich tadle dieses Gefühl nicht, denn ihr Andenken ist werth, überall bewahrt zu werden. Aber ich denke, eine junge Hausfrau wird hier viel aufzuräumen und abzuändern finden, meinst Du nicht, Adolph?"

Dieser verbeugte sich und erwiederte lächelnd: „in der nächsten Zeit ist das wohl nicht zu erwarten."

„Aber es kommt, hoffe ich, mit Deinem Vater," entgegnete sie; ich biete in solchem Falle zum neuen Arrangement meine hülfreichen Hände."

Man führte sie in ihre Zimmer, wo in neuerer Zeit sichtbar eine neue Anordnung stattgefunden hatte.

„Das hast Du dem Adolph zu danken," sagte der Oberst, „der seit mehreren Tagen bemüht war, die Wohnung Deinem Geschmacke so viel möglich mehr anzupassen."

Sie öffnete das Schlafzimmer, warf einen Blick hinein, und schüttelte den Kopf. „Ein Bett nur?" begann sie; „ich bin in neuerer Zeit gewohnt, nicht allein im Zimmer zu schlafen. Albertine wird, wenn nicht in demselben Gemache, doch ganz in meiner Nähe seyn."

„Das wird sich einrichten lassen," erwiederte der Oberst.

„Ich will Euch auch bei dieser Gelegenheit vorläufig Auskunft geben über das Verhältniß zwischen mir und dem Mädchen," fuhr sie fort, „das aus guter bürgerlicher, aber herabgekommener Familie stammt, und besser erzogen ist, als zu ihrem jetzigen Stande paßt. Ich suche ihr daher auch ihre Lage so wenig demüthigend als möglich zu machen, und behandle sie deßwegen mehr wie meine Gesellschafterin, als meine Dienerin, was sie durch ihre Bescheidenheit und ihr zartes, gesittetes Benehmen vollkommen verdient, und sich mir schon recht werth gemacht hat. Ich bitte, auch von Eurer Seite dieselbe Schonung gegen Albertine eintreten zu lassen."

Diese erschien, eine leichte Cassete tragend, während das eigentliche Gepäcke durch weibliche und männliche Diener des Hauses in das Vorzimmer geschafft wurde. Adolph's Augen ruhten mit Theilnahme auf der einfach, aber mit Geschmack gekleideten, lieblichen Gestalt, auf dem einnehmenden Gesichte, auf den Wimpern der schüchtern niedergeschlagenen Augenlieder, die nur von Zeit zu Zeit einen sanften Strahl der klaren blauen Augen hindurchließen, wenn sie gehoben wurden, um in der Umgebung sich zu orientiren.

Auch der Oberst hatte mit Theilnahme das Mädchen betrachtet, und verließ jetzt in Adolph's Begleitung die Baronin, um ihr Zeit zu lassen, sich von der Reise zu erholen und sich einzurichten, auch nächstdem die geäußerten Wünsche derselben, in Absicht auf die Schlafeinrichtung, in Ausführung bringen zu lassen, was keinem Anstande unterlag.

(Fortsetzung folgt.)

Von den Gefahren, welche den Menschen aus dem Mißhandeln der Thiere erwachsen.

Unser Schiller sagt: „Dem Schwachen ist sein Stachel auch gegeben"; — und so finden wir, daß allerdings oft das schwächste Geschöpf, willkürlich gequält, auf irgend eine Weise seinem Peiniger verderblich wird. Die gestörte Biene sticht, die getretene Schlange vergiftet; der Biß gereizten Hausgeflügels kann verderblich werden. — Aber es gibt noch andere Wege, auf denen das Verderben Den ereilt, der ein unschuldiges Geschöpf martert. — Schon mehrere Beobachtungen haben gezeigt, daß Schlachtvieh, auf dem Transport gequält und vielfach gereizt, ein ungesundes Fleisch für Menschen-Nahrung gewährt; doch kaum ist ein schlagenderes Beispiel dieser Art bekannt geworden als das, was der Hofrath Dr. Röser zu Bartenstein im Würtembergischen vor einigen Jahren zur Kenntniß des ärztlichen Publikums brachte. Für den Zweck dieser Blätter verdient dieser merkwürdige Fall vor allen Dingen eine kurze Mittheilung. Ich gebe sie hier großentheils mit den Worten des Verfassers. Möge sich Jeder eine Lehre daraus nehmen! —

„Um sich einen Osterfeiertagsbraten zu verschaffen" — erzählt Dr. Röser — „beauftragte Sp. in R. die Seinigen, zu Erhaschung eines Rehes Drahtschlingen zu legen. Es fing sich nun auch wirklich ein solch' armes Thier mit dem Hinterleib in der Schlinge, welche es, glücklich mit Kopf und Brust durch dieselbe gekommen, am Bauch und über den Backen umfaßte, so daß es nach dem qualvollsten Kampf endlich erliegen mußte und man es des andern Tages todt fand."

„Der Herr und die Frau vom Hause aßen am Ostertag die beste Portion dieses Leckerbissens, wenig davon bekamen die Angehörigen. Der übrige Theil wurde in Essig gelegt und aufbewahrt, aber nicht mehr gegessen."

„Desselben Tages bemerkten nun Alle im Hause, welche von dem Reh genossen hatten, eine auffallende Trockenheit im Munde, Druck im Magen und Brechreiz; die Gesichtszüge wurden bei Allen sehr leidend, blaß."

Ueber Eingenommenheit des Kopfs, Schwindel, große Abgeschlagenheit in den Gliedern klagten Alle. Der Mann verlor mehrere Tage lang das Sehvermögen und war blind. Kurz, von hier an begannen nun Reihen merkwürdiger, seltsamer Krankheitszufälle, welche die Hülfe des Dr. Röser vielfach in Anspruch nahmen. — Der Mann wurde erst im Juli hergestellt, die Frau aber siechte über zwei Jahre lang und erlag endlich doch einem schmerzvollen Tode. — Schneller wurde die Tochter und der Knecht und die Magd hergestellt, die nur wenig von dem zu Tode gequälten Thiere genossen hatten. — Die Krankheitszufälle erinnerten in mancher Beziehung an die Wirkungen des Wuthgifts. Der Dr. Röser schließt seine Mittheilung mit folgenden Worten: „Scheußlich und unter ungeheuern Qualen geht ein auf die Weise, wie jenes Reh, mit einer Drahtschlinge gefangenes Thier zu Grunde; sollte daher durch solche Fälle, wie der mitgetheilte, die Medicinalpolizei sich nicht zur strengsten Fürsorge veranlaßt finden, daß die dem Menschen zur Nahrung dienenden Thiere vor der Tödtung nicht gequält werden?"

Dr. C. G. Carus,
geh. Medicinalrath und königl. Leibarzt zu Dresden.

(Aus der Zeitschrift: „Der Menschenfreund in seinen Beziehungen zur belebten Welt. Ein Volksblatt, herausgegeben von dem in Dresden bestehenden Vereine zum Schutze der Thiere.")

Mannichfaltigkeiten.

(Gothenburg, 6. März.) Am letzten Dienstag fand auf Trollhätta ein Ereigniß statt, deßgleichen sich kein jetzt Lebender erinnert. An 50 Personen bestiegen im Gehen die Insel Gullö, mitten im reißenden Strom zwischen dem oberen Fall und der Insel Toppö belegen. Es hatten sich nämlich durch das niedrige Wasser und die strenge Kälte von dem Wasser, das nach den Berggipfeln am niedrigsten Ende von Gullö und mitten gegen das obere Ende von Toppö hinaufgespritzt, zwei Eisberge gebildet, welche so nahe zusammenstießen, daß der äußere Toppö-Fall selbst nicht mehr als $4^{1}/_{2}$ Ellen breit geblieben, so daß die Leute auf zwei sechsellige Planken von Toppö nach Gullö hinüber gingen. Der Spaziergang hielt indeß nicht über drei Stunden an, denn Nachmittags stürzte ein Stück des einen Eisbergs in den Strom nieder und nahm die Planken mit fort. Vier Personen waren da noch auf Gullö, und zu allem Glücke wurde von dem Eise nicht mehr fortgerissen, als daß eine 13 Ellen lange Leiter hinüberreichte, über welche Jene gerettet wurden, und es war eine Fügung des Himmels gewesen, daß gerade keine Personen über die Planken in dem Augenblicke gingen, als das Eisstück, auf welchem diese lagen, losging.

Die Hamburger Maurergesellen haben sich, durch ein Spottgedicht des Präsidenten des europäischen Weintrinkervereins beleidigt, mit einem Sendschreiben an den letzteren gewandt. Zur Probe davon nur Folgendes: „Wir verstehen zwar nichts von der Dichtkunst, glauben aber nicht, daß sie für Pasquillen und Schimpfereien, in deren Schmutz Sie sich wälzen, da ist, und es sollten die wahren Dichter Sie, als unzünftigen Bönhasen, aus ihrer Gemeinschaft gichten. Sie nennen uns „Wächter und Fechter, der Landstraßen köstlichster Prunk“; daß die armen Gesellen unter uns „fechten“, ist ein alter Brauch von den Zeiten her, wo deutsche Gastfreiheit den Armen, Hungrigen und Müden freudig eine Gabe, einen Bissen Brodes, einen Labetrunk und ein Lager reichte, und auch jetzt gewährt man dies noch gern dem armen wandernden Gesellen, weil er ein fleißiger und nützlicher Bürger ist, der nicht von anderer Leute Ehre sich sein Brod schneidet, und nicht auf anderer leichtgläubiger Leute Kosten sein Wein trinkt; ja der wandernde Maurergeselle geht, wenn man ihn auf der Landstraße trifft, seinem Gewerbe, seiner Arbeit entgegen, und findet dabei vielleicht den Präsidenten eines Weinvereins besoffen auf der Landstraße liegen.“

(Einsame Haft.) In englischen Zeitungen befindet sich ein ausführlicher Bericht des Inspektors der Gefängnisse in den östlichen und nördlichen Distrikten, worin es mit Bezug auf das System der einsamen Gefangenschaft heißt: „Welche Idee man auch von der Wirksamkeit des ausschließlichen Zellensystems haben möge, so hat mir doch eine ganz unwiderlegliche Erfahrung dargethan, daß dieses System auf junge Sträflinge nicht angewandt werden darf, ohne daß die größten Nachtheile für ihre Gesundheit, ihren Geist und ihre Sittlichkeit zu besorgen sind. Ich halte es für durchaus nothwendig, daß die jungen Leute gemeinsam und unter strenger Aufsicht arbeiten, Unterricht erhalten und essen und nur des Nachts getrennt werden. Besonders in den Gefängnissen von Schottland habe ich die beklagenswerthen Wirkungen der durchgehends einsamen Haft auf die jungen Sträflingen wahrzunehmen Gelegenheit gehabt. Diese Wirkungen lagen ganz offen zu Tage, denn schon nach einigen Tagen pflegte es sich zu zeigen, daß die Gesundheit der jungen Leute gelitten habe.“

(Stuttgart, 12. März.) Seit mehreren Monaten ist hier ein Verein von circa 200 Einwohnern (deren jeder eine Familie bildet) zu Stande gekommen, welcher bezweckt, sich durch aufgestellte Offizianten den täglichen Brodbedarf selbst backen zu lassen, und das Mehl selbst anzuschaffen. Dieses Privatetablissement ist, nach gemachten Proben und Anerbietungen im Stande, sechs Pfd. Brod wenigstens um zwei Kreuzer unter der Taxe an die Mitglieder zu verkaufen, während Qualität und Gewicht vortrefflich und voll sich herausstellte; eben so konnten die bereits verkauften preiswürdigen Mehlsorten um 1 — $1^{1}/_{2}$ kr. unter dem gewöhnlichen Preise abgegeben werden. Der „Privatbackverein“ hat seine Statuten, kraft deren jedes Mitglied eine nach seinem täglichen Brodbedarf zu bestimmende Geldeinlage macht, an die Regierung zur Genehmigung geschickt und nach längerem Harren eine bewilligende Antwort erhalten; sonderbarerweise wurde dem Ausschuß zu bedenken gegeben, daß die Bäcker bei der gegenwärtigen Taxe nichts profitiren; während es doch constatirt ist, daß mehrere Bäcker ihren Kunden die Erleichterung von 1 kr. per 6 Pfd. Brod bereits gewähren, oder zu gewähren versprachen, wenn sie dem Privatbackverein nicht beitreten! Da muß denn doch der Gewinn nicht ganz ausbleiben, wenn man unter den Tarif noch herabgehen kann!

(Ulm. Schnellpost.)

(Berlin, 13. März.) Gestern hatte der hiesige Verleger Schlesinger, die Anwesenheit so vieler Virtuosen, Künstler und Künstlerinnen benutzend, eine musikalische Gesellschaft in seiner Behausung veranstaltet, welche in Bezug auf musikalische Genüsse eine der interessantesten Gesellschaften war, die seit langer Zeit hier stattgefunden haben. Außer den fremden musikalischen Kräften waren auch die hiesigen eingeladen worden, so daß das Ganze sich zu einem künstlerischen Wettstreite unter diesen namhaften Kräften gestaltete. Wer den Preis errang, wollen wir nicht öffentlich anführen, um das Gastrecht nicht zu verletzen. Deutsche, italienische, englische und französische Künstler und Künstlerinnen nahmen an diesem äußerst genußreichen Wettstreite Theil. Unter der übrigen sehr zahlreichen Gesellschaft befanden sich mehrere unserer hiesigen bedeutendsten Komponisten, Maler, Bildhauer, Schriftsteller, Publicisten, Kritiker, Schauspieler u. s. w. Unter der Zahl der Schriftsteller bemerkte man auch den Fürsten Felix von Lichnowsky.

Korrespondenz.

Hamburg, 16. März.

Gutzkow wird in den nächsten Tagen nach Hamburg kommen, wie es heißt, um Anordnungen wegen des „Telegraphen“ zu treffen, vielleicht auch, um sich mit dem Verleger Campe, mit dem er seit Jahren in Spannung gelebt, wieder zu verständigen. Sicheres ist darüber bis jetzt nicht bekannt. Auffallend, wie sehr Gutzkow die literarischen Zustände hier jetzt verändert findet! Damals, vor Jahren, als er unter uns lebte, waren, der zahlreichen Schaar seiner Feinde

und Verkleinerer gegenüber, Biow, Christern, Henning, Lenz, Schirges seine eifrigsten Anhänger und die lebhaftesten Verehrer seiner literarischen Productionen. Sie sind es noch; allein fast jeder vereinzelt und für sich allein stehend: der „Telegraph“ führt mit den „Jahreszeiten“ und die „Jahreszeiten“ mit dem „Telegraphen“ die bitterste Polemik und im Lager von Gutzkow's Freunden selbst ist leider Krieg ausgebrochen. Desto mehr hat unter den Gebildeten und dem intelligenten Bürgerstande nach wiederholter Aufführung von „Zopf und Schwert“ die Zahl der Freunde und Verehrer des Dichters zugenommen. — Im Stadttheater feiert **Moriani** fortwährend Triumphe und entzückt alle Musikfreunde durch den wundervollen Zauber seines Gesanges. Er singt bei erhöhten Preisen und das Haus ist jedesmal gedrängt voll. Außerdem haben wir in der letztern Woche ein paar Agitationsabende im Theater gehabt, wie sie bei uns nicht zu den Seltenheiten gehören. Beim Benefiz der Dem. **Jazedé** wurde die Sängerin gerufen und nachdem sie mit einigen verbindlichen Worten gedankt und bedauert hatte, ihr hiesiges Engagement aufgeben zu müssen, wurde die Direktion vor die Schranken gefordert und Hr. **Cornet** erschien, führte namentlich an, daß auf den Wunsch des hochzuverehrenden Publikums Dem. **Evers** engagirt und daß es der Direktion unmöglich sey, jährlich 30,000 Mk. für drei Primadonnen zu verwenden, daß aber die Direktion Alles thun würde ꝛc. ꝛc. Mit dieser sehr ergebenen und erbaulichen Rede gab sich liebes Publikum zufrieden und ging ruhig nach Hause. Ein ähnlicher Auftritt wiederholte sich am Benefizabende des Hrn. v. **Lehmann**. Nachdem unter lauter Opposition und wiederholten Zischlauten die miserable, liederlich zusammen geflickte und alles inneren Zusammenhangs entbehrende Episode aus den Geheimnissen von Paris von Dr. Franck, Herausgeber eines dramatischen Taschenbuchs, zu Ende gespielt war, erschien Hr. **Lehmann**, um in langer und breiter Rede sein Verhältniß zur Direktion, zur Kunst und zum Publikum auseinander zu setzen, bemerkte aber zugleich, „er wolle durchaus kein böses Blut zwischen Direktion und Publikum veranlassen.“ Darüber wurde Hr. v. **Lehmann** etwas ausgelacht. Uebrigens stehen uns, bevor die schöne Frühlingsluft uns in's Freie hinaus lockt, noch mancherlei Kunstgenüsse bevor. **Tichatschek** wird bald bei uns eintreffen, um namentlich in Wagner's neuer Oper „Rienzi“ zu wiederholten Malen die Hauptpartie zu singen; im Thalia-Theater gastirt Mad. **Schreiber-St.-Georges** aus Hannover, der ein glänzender Ruf voran geht. Außerdem werden die Wunderkinder **Milanollo**, und der Tausendkünstler **Bosco** von Berlin erwartet. Mad. **Birch-Pfeiffer** wird in nächster Woche von hier aus zunächst zu Ihnen, nach Frankfurt, gehen.

Einladung

zur

Theilnahme an einer Folge gesundheitsdienlicher (gymnastisch-diätetischer) Körperübungen für Erwachsene.

Die Turnkunst (Gymnastik) hat für alle an Ueberfeinerung leidenden, in andauerndem Friedenszustande lebenden Völker eine hohe Bedeutung. Sie ist, wie **Wolfg. Menzel** noch kürzlich trefflich ausführte, das einzig wirksame Mittel, einem Volke das nöthige Grundkapital an Gesundheit und Kraft zu erhalten, ohne dessen Vorhandenseyn der Staat vor dem ersten besten äußeren Anstoß zusammen brechen muß. Wer wollte es verkennen, daß insbesondere Deutschland sich in dem dringenden Falle befinde, auf die Hebung seiner physischen Kräfte ernstlichsten Bedacht zu nehmen. Engländer und Franzosen tummeln ihre Söhne auf dem weiten Meere und unterhalten in ihren überseeischen Ansiedelungen eine werkthätige Kriegsschule; desgleichen erkämpft sich der Russe in nie aufhörendem Ringen mit den unglücklichen Kaukasiern ein schlachtgewohntes, abgehärtetes Heer voll Todesverachtung. Und dennoch besitzen alle diese Völker, insbesondere aber die Franzosen, außerdem noch treffliche Anstalten für Leibesübungen, wo Alt und Jung, Bürger und Soldaten sich für alle Wechselfälle der Zeit und des Lebens einturnen. Aufforderung genug, auch bei uns die unter der treffenden Benennung Turnkunst von Jahn wieder an's Licht gebrachte deutsche Gymnastik in **allen** ihren Richtungen auf das sorgfältigste und umfassendste zu pflegen.

Dieser Richtungen aber sind es vorzüglich drei: 1) das Turnen der Knaben (auch der Mädchen mit den hier von selbst gebotenen Rücksichten) als Gegenstand der allgemeinen Schulerziehung, 2) das Turnen junger Leute, als Mittel zu ihrer sittlichen Veredlung und volksthümlichen Heranbildung zur Wehrhaftigkeit (fortgesetzt als Soldaten- und Kriegsturnen) und endlich

3) **das Turnen aus Gesundheitsrücksichten**,

worauf sich insbesondere die gegenwärtige Einladung bezieht, eine Richtung, welche deshalb auch etwas näher bezeichnet werden soll. Ihr gehören insbesondere alle Solche an, welche theils in jüngeren Jahren verhindert waren, an den Leibesübungen Antheil zu nehmen, theils durch ihren Beruf zu einer naturwidrigen, insbesondere sitzenden und überfeinerten Lebensart gezwungen sind und daher **nothwendig** eines **normalen Gesundheitszustandes nicht** genießen können. Ihr Wohlbefinden ist nur ein scheinbares (negatives); ihre gleichsam nur vegetirende Lebenskraft vermag dem Andrange von Krankheiten und sonstigen Widerwärtigkeiten nur einen geringen Widerstand entgegen zu setzen. Alle Aerzte sind Zeugen für die Richtigkeit dieser Behauptung; denn sie wissen am besten, wie zahlreich die Fälle sind, wo nur durch **ihre** Kunst so mancher Lebensfaden fortgesponnen wird.

Auf diese Thatsache, welche einige geachtete Aerzte durch ihr weiter unten abgedrucktes Zeugniß noch besonders zu bestätigen die Güte gehabt haben, gründet sich die obige Einladung. Sie gilt demnach allen Denen, welche an den allgemein verbreiteten Folgen sitzender Lebensweise, ferner Ueberreizung des Verdauungssystems durch unzweckmäßige Nahrungsmittel und geistige Reize (Hämorrhoiden, Hypochondrie), Verweichlichung des Hautorganes, Anlage zur Lungensucht, Schwäche des Knochen- und Muskel-Systems *) und nervöser Reizbarkeit leiden — sofern nämlich ihr krankhafter Zustand noch nicht zu weit vorgeschritten ist, worüber der Hausarzt entscheiden mag; sie gilt aber auch allen Denen, welche die Folgen unzweckmäßiger Lebensweise zwar noch nicht unmittelbar an sich empfinden, welche aber wünschen, durch naturgemäße Leibesübungen sich gegen solche Folgen **vorsorgend** zu schützen und zugleich die leibliche Wiedergeburt ihres Seyns zur urkräftigen Männlichkeit vorzubereiten; sie gilt endlich bedingungsweise auch Denen, welche körperliche Verwachsungen im Allgemeinen (Heilung, bei Erwachsenen ohnehin selten ganz zu erzielen, gehört natürlich in besondere orthopädische Anstalten und unter ärztliche Leitung) bekämpfen wollen. — Die Rücksicht auf das gesellige Zusammenleben der Theilnehmer gebietet indessen von selbst, jüngere Leute von obiger Einladung auszuschließen, die sich, wie kaum erinnert zu werden braucht, überhaupt auch nur auf das männliche Geschlecht erstreckt.

*) Welcher Kontrast in diesem Punkte zwischen uns und unsern Ahnen! Höhere Körperkraft ist etwas Seltenes geworden und Männer, die durch methodische Uebung ihrer Muskeln zu dem normalen Grade der Körperstärke gelangt sind, ziehen als Herkulese von Land zu Land, um von der zumpferlichen Generation angestaunt zu werden. So Dr. **Krauß** in seiner Anthropologie, 2te Ausg., S. 14.

(Schluß folgt.)

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 21. März. **Das Nachtlager in Granada**, romantische Oper in 2 Abth., Musik von C. Kreutzer.

Samstag, 23. März. **Kabale und Liebe**, Trauerspiel in 5 Abth., von Schiller. (Gastrolle) Luise Miller: Mad. **Gradowsky**, vom Hoftheater zu Wiesbaden.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohr.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 83. Samstag den 23. März 1844.

Des Vaters Wunsch, des Sohnes Neigung.

Erzählung von Carl Hanisch.

(Fortsetzung.)

Ein späterer Umstand machte indessen den Oberst bedenklich. Als er nämlich mit Adolph die Schwester zur Abendtafel abholen wollte, erklärte diese, daß sie bisher in Gesellschaft Albertinens gespeis't habe, daß sie hier für dieselbe um gleiche Gunst bitten müsse; daß, im Falle solches gegen die Grundsätze des Hauses verstoße, sie gern auf das gemeinschaftliche Mahl verzichte, und solches mit Erlaubniß des Oberst mindestens heute auf ihren Zimmern einnehmen wolle, bis sie ihrer Gesellschafterin das Nöthige schonend beigebracht habe. „Es versteht sich übrigens," fügte sie bei, „daß, wenn Du, lieber Bruder, fremde Gäste am Tische hast, ich der Etikette ein Opfer bringe, sie davon unter irgend einem Vorwande wegzulassen; denn ich begreife, daß es noch schwache vornehme Seelen giebt, denen kein Bissen schmecken würde, müßten sie in Gesellschaft einer nach ihren Begriffen niedriger Geborenen die Mahlzeit einnehmen, obwohl ich im Allgemeinen die Standesformen nicht verwerfe, aber hier in Deinem Hause, in Deiner und Adolphs Gesellschaft, mir schon erlauben darf, meinen Gewohnheiten und Bequemlichkeiten nachzuhängen."

„Ich für meine Person —" entgegnete der Oberst, „füge mich gern in Alles, was Dir den Aufenthalt bei mir angenehm machen kann, obwohl ich gestehe, mit einer Kammerjungfer an einem Tische noch nicht gespeis't zu haben; aber hier findet in jedem Betracht eine Ausnahme statt, und auch Adolph wird —"

„Sich eben so gern fügen, wie der Papa," fiel dieser ihm rasch in's Wort. „Ich achte Alles, was die Tante achtet, und zum Beweise dessen, will ich Ihrer Schützlingin einladend den Arm reichen, um sie zu Tische zu führen."

Er machte eine Bewegung gegen die Thüre des Nebenzimmers.

„Neffe!" sagte Frau von Rothann mit komisch gehobenem Haupte: „ich, die Tante, rechne auf Deinen Arm; ich hoffe, Du wirst mich nicht vernachlässigen. — Du hast vielleicht die Güte, lieber Bruder, Albertinen rufen zu lassen."

Sie legte die Hand auf Adolphs Arm und verließ mit ihm das Zimmer, während der Oberst die Nebenthüre öffnete, und mit soldatischer Galanterie Albertinen zum Nachtessen einlud und in ihrer Gesellschaft dem voranschreitenden Paare folgte.

Auf dem Lande ist man gewohnt, bald zur Ruhe zu gehen, wenn in den Städten die Geselligkeit erst ihre Kreise zu suchen pflegt.

Die dörfliche Stille, die in Schlummer gesunkene Natur ladet zu gleichem Genusse ein, um mit dem jungen Tage zu erwachen und das Morgenlied der Lerche zu hören, die über den thaubeperlten Aehrenfeldern trillert, indessen die Residenzler noch unruhig träumen von den Vorkommnissen des vergangenen Tages, der erst nach Mitternacht endete.

Der Nachtwächter rief unten im Dorfe die neunte Stunde aus, als sich in dem Schlafzimmer der Baronin schon die weißen Rouleaux niederließen, und um zehn Uhr war in der Hauptetage des Schlosses kein anderes Licht mehr sichtbar, als bei Adolph, der, am offenen Fenster liegend, in die sternenhelle Nacht hineinschaute und der Nachtigall horchte, die aus dem Schloßgarten herüber das Weihelied der Liebe sang.

Er suchte endlich das Lager in jener Stimmung, die uns von der Erde in ein seliges Reich versetzt, das wir ahnend im Busen tragen, und der Schlummergott nahm sanft den Ermüdeten in die weichen Arme und führte ein liebliches Traumbild vor dem inneren Gesichte des Glücklichen vorüber.

„Guten Morgen, Bertram!" rief Baron Adolph früh um fünf Uhr diesem zu, der über den Hof ging, um sein Tagesgeschäft zu beginnen.

„Wohl geruht zu haben, lieber Herr Baron!" antwortete dieser; „sind recht bald auf, aber" — er sprach leiser, — „die Frau Baronin von Rothann stecken dort auch schon den Kopf zum Fenster heraus."

„Vortrefflich! Es ist aber auch ein himmlischer Morgen. Ich lade sie ein, auf unserm Belvedere zu frühstücken; bestelle, daß das Nöthige hiezu hinaufgebracht wird."

Adolph schlug dem Vater und der Tante einen Spaziergang vor, den die letztere mit Vergnügen annahm, weil er mit ihrer Tagesordnung übereinstimmte.

Der Oberst wußte von dem neuen luftigen Schlößchen oben im Walde so wenig als die Tante, die dem Neffen Einwendungen machen wollte, als dieser den Weg nach dem Schloßgarten einschlug, den sie nach allen Theilen kannte, der sie weniger anzog, als eine Partie durch Feld und Wald.

„Wir kommen dahin, beste Tante," sagte der Führer; „wenn wir uns durch die steife geradlinige Ordnung einer alt-

adeligen Gartenanlage hindurch gelangweilt haben, winkt uns das frische Grün des ohne Kunst in die Höhe geschossenen Waldes, und uns allmählig erhebend über die platte Fläche der alten Regel, streift unser Blick mit Wohlgefallen über Berg und Thal, frei wie die Lüfte, die uns mit Wohlgerüche umspielen."

„Recht poetisch!" sagte beifallnickend die Baronin; „ich habe dagegen nur zu erwiedern, daß diese altadelige Gartenanlage, wie Du sie zu nennen beliebst, edle Früchte getragen hat und noch trägt, die uns mit feinerem Genusse erfreuen, als die Früchte der Eichen und Buchen."

„In glücklicheren Zonen reifen an deren Stelle die köstlichen Orangen," entgegnete der Neffe, „die hier in den Treibhäusern der Vornehmen und Reichen nur dürftig gezogen werden."

„Die Klugheit lehrt uns also," versetzte die Tante, „sich nach der vorhandenen Zone zu bequemen, und dankbar zu schätzen, was sie Edles darbietet."

Sie kamen an die trennende Hecke am Ende des Gartens, die, zu großer Verwunderung des Oberst, durchbrochen war, und ein gut geebneter Weg führte zwischen Büschen und Bäumen des beginnenden Waldes aufwärts bis zum sogenannten Belvedere, wo köstlicher Kaffee, unter Bertrams Aufsicht gebraut, ihrer wartete.

Frau von Rothann war wirklich von der ihr zu lieb getroffenen Einrichtung angenehm überrascht und bezaubert von der weiten Aussicht, die sich hier öffnete.

„Siehst Du, liebe Tante," sagte Adolph, ihre dankende Hand noch in der seinigen drückend, „so finde ich nach und nach alles heraus, was mir Grünstein zum angenehmsten Aufenthalte der Erde machen kann, indem ich zugleich das Vergnügen meiner Lieben zu befördern suche. Möchte in dem Augenblicke, wo ich den Schlußstein meines Glücks einfügen will, mir ein frommer Lohn werden!"

Der Oberst küßte ihn auf die Stirne. „An mir soll's nicht fehlen, Adolph!" sagte er; „denn ich bin überzeugt, daß Du nichts thun wirst, was unserer Billigung entbehren müßte."

„Und meine Albertine äußert nichts über die angenehmen Erscheinungen dieses Morgens?" äußerte die Baronin während des Genusses des köstlichen Getränkes von Mokka.

„Ich fürchte, durch ein einziges Wort dieselben zu unterbrechen, die wie ein Traumbild mich umgaukeln," antwortete das Mädchen mit lieblicher Schüchternheit.

(Fortsetzung folgt.)

Ferdinand Raimund.

(Charakterscizze von J. F. Castelli.)

Ich habe es hier nicht mit Raimund dem Dichter, sondern mit Raimund dem komischen Schauspieler zu thun. Seine Stücke sind allgemein gegeben, allgemein beliebt und ich kann mich hier nur nicht enthalten, zu bemerken, daß ich glaube, die Kunstrichter, welche Raimund als Dichter so hoch stellten, haben ihm einen schlechten Gefallen gethan, und ihn sowohl an sich selbst und seinem Talente irre gemacht, und hätte Raimund noch länger gelebt, er würde vielleicht den Weg, den er als Dichter eingeschlagen, und worin er das Komische mit dem Romantischen so glücklich zu verschmelzen wußte, gänzlich verlassen und sich in ein Reich verstiegen haben, in welchem er selbst nicht heimisch war, und das er auch uns niemals heimisch gemacht haben würde.

Nachdem Raimund als Lehrling von der süßesten aller Künste, von der Zuckerbäckerkunst davongelaufen war, und sich bei kleinen wandernden Truppen herumgetrieben hatte, bei welchen er Alles spielen mußte, am liebsten aber Intriguants spielte, wurde er endlich im Josephstädter-Theater engagirt, und dort fand er den rechten ihm passenden Pfad des theatralischen Wirkens. Als Adam Kratzerl in Gleichs „Musikanten am hohen Markte", machte er sich zuerst bemerkbar, und gewann sogleich die Liebe des Publikums, in welcher er später im Leopoldstädter-Theater zuerst in fremden, dann eigenen Stücken immer mehr stieg, bis er der erklärte Liebling des Publikums war.

Raimunds Komik war eine eigene, von allen andern verschiedene und sogar aus sich sonst wiederstreitenden Elementen zusammengesetzte. Es war eine Heftigkeit in seinen Bewegungen und Gebärden, ein Herumwerfen der Hände und des Kopfes, ein Rollen seines großen und lebhaften Auges, ein schnelles Abstoßen der Worte, daß man ihm einen fortwährenden innern Grimm hätte zumuthen müssen, wenn dies Alles nicht wieder von der andern Seite durch die tiefste Gemüthlichkeit gemildert worden wäre. So wie in seinen Dichtungen, so lag auch in seinen Darstellungen immer eine Wehmuth, welche, wenn sie sich auch nicht vordrängte, doch wie ein mattes Wetterleuchten nach einem Gewitter ganz in der Ferne erschien. Ich erinnere hier nur an den Aschenmann und an die vorzüglichste seiner Rollen, des Valentin in seinem letzten Werke: „der Verschwender". Sein Organ litt früher an Undeutlichkeit, welchen Fehler er aber durch unermüdeten Fleiß und Bewachung seiner selbst, zu vermindern wußte. Raimund ließ sich nie einen Gedächtnißfehler zu Schulden kommen, er wußte seine Rolle immer genau auswendig, und in seinen eigenen Stücken nicht nur die seinige, sondern auch die Rollen aller Uebrigen, da er ihnen meistens die Rollen einstudirte, oder sie wenigstens mit ihnen durchging. Er hielt auch mit größter Strenge darauf, daß Andere die Rollen in seinen Stücken auf's „Und" auswendig wußten. Korntheuer hat mir erzählt, daß er sich einmal wegen des einzigen kleinen Wörtchens „immer" fast mit ihm entzweit hätte. Er sprach nämlich als Geisterkönig stets: „Jtzt hab ich die Agnes Bernauerin schon zwanzig Mal gelesen, und weiß halt noch nicht, warum sie ins Wasser gestürzt worden ist." Raimund wollte aber, er sollte sagen: „und weiß halt noch immer nicht, warum" 2c. Korntheuer meinte, das sey ja gleichgültig. Raimund aber antwortete: Nein, das ist nicht gleichgültig, das Wort „immer" verstärkt den Spaß, und da Korntheuer noch etwas dagegen einwendete, verließ er ihn zornig mit den Worten: „Meinetwegen, wenn Du aber das „immer" auslassest, so bleibst Du immer ein dummer Kerl!"

Wenn Raimund in einem Stücke mehrere Charakter vorzustellen hatte, so suchte er sie in der Darstellung scharf zu sondern, allein dies glückte ihm nicht immer, und die ihm eigenthümliche Darstellungsweise blickte überall durch. Etwas Polterndes, durch grelles Abstoßen der Worte hervorgebracht, wurde überall bemerkbar, und die großen rollenden Augen trugen noch mehr dazu bei.

Raimund war ein vortrefflicher Mensch und es ließen sich

hundert Züge seiner Herzensgüte erzählen. Er liebte die Gebirgsnatur über Alles, und bekam, wenn er sich längere Zeit in der Residenz aufhalten mußte, stets eine unaussprechliche Sehnsucht nach den Bergen. Er hatte sich auch in der herrlichen Gebirgsgegend von Gutenstein ein Haus gekauft, welches er im Sommer bewohnte.

Zum Schlusse mag hier eine kleine Anekdote stehen, welche ihn ganz charakterisirt, und welche mir ein Freund mittheilte. Dieser ging eines Vormittags durch das Pernitzerthal spaziren, und als er eben durch ein Gehölz wandelt, sieht er von weitem eine sonderbare Gestalt sich nähern. Sie war in einen großblumigen Schlafrock gekleidet, trug eine grüne Kappe auf dem Kopfe, hinter jedem Ohr stack eine Schreibfeder, aus jedem Sacke quollen Päcke Papiers hervor, im Busen stacken ein paar Bücher, eine Feldflasche hing an einem Bande um den Leib und in einer Hand trug er einen dicken Stock, auf welchem sich statt des Knopfes ein Tintenfaß befand. Als die Gestalt näher kam, erkannte er in ihr Raimund und rief ihm entgegen: Herr im Himmel! Raimund! wie sehen Sie aus? — „Wie soll ich denn ausschauen", antwortete dieser, „wenn ich auf den Bäumen sitz' und dicht'?"

(Wien. Allg. Theater-Ztg.)

Mannichfaltigkeiten.

(Frankfurt a. M.) Am 15. d. Mts. fand im Saale des Weidenbusches eine chronologisch geordnete musikalische Akademie von Hrn. Kapellmeister Guhr statt, welche, gleich den früheren, zahlreichen Besuch und sehr beifällige Aufnahme fand. Es war ein geschmackvoll gewundener und schöner Kranz aus Geistesblüthen von Gluck, Paisiello, Zingarelli, Cimarosa, Gretry, Mehul, Salieri, Dittersdorf, Mozart, Bojeldieu, Cherubini, Beethoven, Weber, Spohr, Rossini, Auber und Meyerbeer, der durch das Zusammenwirken unserer hiesigen beliebtesten Künstler dem Publikum auf würdige Weise dargereicht wurde. Indem wir diesen für ihre Bemühungen den besten Dank zollen, fühlen wir uns besonders gegen Hrn. Kapellmeister Guhr verpflichtet. Seinem unermüdlichen Streben, seiner Energie, seiner durch lange Praxis zur Virtuosität gesteigerten Direktionsbefähigung und stets bewährten Liebe zur Kunst verdanken wir ein Opernrepertoir, das hinsichtlich der Vielseitigkeit wohl keinem andern in Deutschland nachstehen dürfte, und ältere wie neuere Musikwerke in reicher Auswahl zur Darstellung bringt. Hrn. Guhr's Verdienste in den genannten Beziehungen bedürfen keiner Lobrede, und haben sich durch seine langjährige hiesige Wirksamkeit am besten erprobt. Im Bewußtseyn derselben und der hundertfältigen Kunstgenüsse, die er seit etwa 23 Jahren den Freunden der edlen Musika bereitet hat, möge er den schönsten Lohn finden und seinem silbernen Jubiläum freudig und rüstig entgegen schreiten! Im Buche der Kunstgeschichte unserer Stadt wird Guhr's Name als ein hervorragender stets verzeichnet bleiben, und dies Recht wird ihm kein Kritiker streitig zu machen vermögen.

In Darmstadt wurde am 17. März, dem Jahrestage von Seydelmanns Tode, dessen Gedächtnißfeier in einem Kreise seiner zahlreichen Freunde und Verehrer durch musikalische, poetische und rednerische Vorträge begangen. Die Einleitung machte ein Männerchor mit einer von Frau v. Plönnies gedichteten und von Fräul. Steck recitirten melodramatischen Intervalle, wozu A. Mangold die Musik componirt hatte, worauf Herr Hoftheater-Regisseur Fischer ein tiefgefühltes Festgedicht von A. Schnezler vortrug. Diesem folgte eine Vorlesung von A. Nodnagel: „Seydelmann als Mephistopheles", seine Auffassung dieses Charakters erörternd, und, nach einem Instrumentalquartette aus einer Symphonie von Beethoven, „Mittheilungen aus den letzten Lebensjahren Seydelmanns, nebst Stellen aus seinen Briefen an einen hiesigen Freund", von Freiprediger Reispel. — Ob wohl Stuttgart und Berlin auch eine ähnliche Seydelmannsfeier hielten?

(Hamburg, 11. März.) Die „astronomischen Nachrichten" des Hrn. Conferenzrath Schumacher in Altona geben fortgesetzte Berichte über den von Faye in Paris entdeckten Kometen. Dr. Goldschmidt und andere Astronomen haben seine Bahn bestimmt und finden nach Maßgabe dessen, was bisher hat observirt werden können, daß er eine Umlaufszeit von ungefähr 2660 Tagen, oder von 7 Jahren und $3^1/_2$ Monaten habe; seine Bahn liegt demnach zwischen denen des Mars und des Jupiters. Prof. Argelander in Bonn erklärt diese merkwürdige Bahn aus der Einwirkung des Jupiters auf dieselbe. Im Jahr 1839 muß der Komet dem Jupiter sehr nahe gekommen seyn; wann er aber das nächste Mal wieder in den Knoten seiner Bahn, oder auf den die Ekliptik schneidenden Punkt kommt, wird Jupiter sich in einer ganz entgegengesetzten Stellung befinden. Man wird den Kometen demnach 1850 wohl wieder sehen; früher oder später aber wird ihn Jupiter wieder von uns entführen.

(Frankfurt.) Der wackere Pianist Hr. Schulthes, welcher, auf einer Kunstreise begriffen, in mehreren deutschen Städten bereits Beweise seines tüchtigen Talentes gegeben hat, befindet sich gegenwärtig in unsern Mauern, und wird am 23. März, in der Aussicht, von mehreren unserer ersten Sänger unterstützt zu werden, ein großes Conzert geben. Da es diesem jungen Virtuosen hauptsächlich darum zu thun ist, von Frankfurt aus, wo schon so mancher Ruhm entstand und verschwand, sich einen Namen zu erwerben, so machen wir auf das Streben und auf die Hoffnungen des Hrn. Schulthes mit Vergnügen aufmerksam und wünschen ihm ein zahlreiches Auditorium. ***

Korrespondenz.

Oberrad, 18. März.

Gestern Nachmittag versammelten sich dahier im Gasthause zum „Frankfurter Hof" eine Anzahl Männergesangvereine aus Frankfurts nächster Umgebung zu einem Gesangfest, dessen Zweck, wie ihn Hr. Candidat Bus von Rödelheim bei der Eröffnung aussprach, vorzugsweise der war, einen reinen und kräftigen Gesang in verstärktem Chor auszuführen. Da keine Vorprobe stattfand, so wurde dies nur dadurch möglich, daß sämmtliche mitwirkende Vereine sich verpflichtet hatten, von den acht im Gesammtchor zu singenden Liedern, welche einige Zeit vorher dazu gewählt waren, auch eins, durch das Loos näher zu bestimmendes, Solo zu singen, so daß sie mithin alle gehörig eingeübt seyn mußten, welches ohne Zweifel eine sehr zweckmäßige, Reinheit und Präcision des Vortrags fördernde Anordnung war, die, wie wir vernommen, von Hrn. Candidat Bus, dem Direktor

des Rödelheimer Gesangvereins, ausging. Die Wahl der Gesänge für den vollen Chor und deren Ausführung waren lobenswerth, nicht minder auch die Vorträge der einzelnen, sämmtlich von öffentlich angestellten Lehrern dirigirten Vereine von Rödelheim, Niederrad, Isenburg, Bornheim, Bonames und Oberrad. Letzterer sang außerdem die Soli's der Gesammtchöre, und es verdient dessen Direktor, Hr. Lehrer Bardorf, die vollste Anerkennung der Gesangfreunde dafür, daß er seinen Verein auf eine so rühmliche Stufe gebracht hat. Auch Hr. Pfarrer Märker dahier wendet dem Gesangverein unseres Ortes viele Theilnahme zu und es wurde deshalb, da er bei dem Feste anwesend war, ihm zu Ehren von Hrn. Bus ein Hoch gebracht, in das Alle freudig einstimmten. Der Verlauf des Festes war, obwohl der geräumige Saal durchaus keinen Platz mehr bot, zur Zufriedenheit aller Theilnehmer sehr anständig.

Einladung.

zur

Theilnahme an einer Folge gesundheitsdienlicher (gymnastisch-diätetischer) Körperübungen für Erwachsene.

(Schluß.)

Hinsichtlich der Mittel, durch deren Anwendung der Zweck der Theilnehmer erreicht werden soll, ist in der Kurze Folgendes zu sagen, was zugleich als einstweilige Turn- und Gesellschaftsordnung gelten mag:

1) Die Turntage der Theilnehmer sind auf Montag, Mittwoch und Freitag von Morgens 6 bis 9 Uhr in der Art festgesetzt, daß man nach Belieben für die ganze Dauer dieser Zeit, oder auch nur für einzelne Stunden die Anstalt besuchen kann.

2) Da freie Bewegung des Leibes und Erheiterung des Gemüthes in Verfolgung gesundheitlicher (gymnastisch-diätetischer) Zwecke Hauptrücksichten sind, so wird den Theilnehmern in Hinsicht auf die Wahl der Uebungen und Turnspiele durchaus kein Zwang auferlegt werden. Für diejenigen jedoch, welche zur Vornahme eigentlicher schulmäßiger Turnübungen geneigt sind und der sich in dieser Beziehung eingeführten strengeren Ordnung fügen wollen, soll während der Stunde von 7 bis 8 Uhr ein sogenanntes Riegen-Turnen eingerichtet werden.

3) Die Theilnehmer werden wohl thun, knapp anliegende Bekleidung zu vermeiden, auch sich eine gestrickte Jacke zu halten, welche sie in den Frühstunden nach Ablegung ihrer Oberkleider gegen Erkältungen schützt. Auch wird hierbei bemerkt, daß für den Fall ungünstiger Witterung der für etwa 40 Personen eingerichtete Turnsaal einen Zufluchtsort gewährt.

4) In Hinsicht auf das eigentliche Turnen gelten im Allgemeinen diejenigen vorsorglichen, gesetzlichen Bestimmungen, welche in dem Handbüchlein für die Schüler und Besucher der hiesigen Turnanstalt enthalten sind. Eben daselbst findet man Anleitung zu den verschiedensten Leibesübungen an allen Gerüsten und Maschinen, wobei es sich von selbst versteht, daß der Unterzeichnete überall mit Rath und That nachhelfend eingreifen wird.

5) Was die turnerischen Unterhaltungsspiele (Gerwerfen, Ballschlagen, Cricket u. s. w.) anbelangt, so finden sich hierüber in oben gedachtem Handbüchlein gleichfalls die nöthigen Anweisungen. In Hinsicht auf das Armbrust- und Bolzenschießen ist zu bemerken, daß das Laden der Schießwaffen durch einen hierzu angestellten Burschen geschieht, welchem hierfür eine kleine Vergütung zu leisten ist. Die Spielgesellschaften bilden sich nach freier Wahl, und es genießen die sich zuerst Anmeldenden in Hinsicht auf die Besetzung der Spielbahn den Vorrang.

6) Für solche Theilnehmer, welche mit den Leibesübungen den Genuß von Mineral- oder Quellwasser, von frischer Milch und dergleichen zu verbinden wünschen, kann auf desfallsiges Verlangen Vorsorge getroffen werden.

7) Der voraus zu entrichtende Abonnementsbetrag für die für 1844 mit dem 22. April beginnende und 7. September endende Sommer-Uebungsfolge beträgt 8 fl. 6 kr. Anmeldungen werden zu jeder Zeit bei dem unterzeichneten Vorsteher der Anstalt entgegen genommen. Gestaltet sich der Versuch nach Wunsch, so wird seiner Zeit auch für die Einrichtung eines Winter-Turnens Fürsorge getroffen werden.

Auf diese Weise möchte der Grund zu einer Veranstaltung gelegt seyn, welche eben so sehr im organischen Entwicklungsgange der hiesigen Turnanstalt zu liegen scheint, als sie ein immer fühlbarer werdendes Bedürfniß des Publikums zu befriedigen geeignet seyn dürfte. Doch will der Unterzeichnete nicht zu viel hoffen; auch kann er für's Erste den Theilnehmern in Hinsicht auf Kostbarkeit der Einrichtungen, Oertlichkeiten und Bequemlichkeit nicht viel versprechen. Durch guten Willen, aufmunternde Thätigkeit und Liebe zum Werke wird er zu ersetzen suchen, was die neue Anstalt in der ersten Zeit noch sollte zu wünschen übrig lassen.

Frankfurt a. M., im März 1844. Aug. Ravenstein.

Dem in Vorstehendem ausgesprochenen, eben so löblichen als höchst zeitgemäßen Bestreben des Hrn. Aug. Ravenstein zolle ich in der festen Ueberzeugung von dem großen Nutzen des hiedurch zu erreichenden, edlen Zwecks meine volle Anerkennung und wünsche nichts sehnlicher, als daß dessen Projekt durch recht zahlreiche Betheiligung sich in Bälde verwirkliche. Dr. med. G. Schott.

Hr. Ravenstein beabsichtigt, eine Turnanstalt für erwachsene Männer zu errichten. Das medizinische Publikum muß die Ausführung dieser Idee dankbar anerkennen, weil nichts so sehr die Gesundheit befördert, einen schwächlichen Körper stärkt, einen kränklichen herstellt, als zweckmäßig geleitete Bewegung und Ausbildung der Körperkräfte in freier Luft. Wie aber durch verständigen Unterricht Tanzen, Fechten und Reiten in kürzerer Zeit vollkommen und schöner erlernt werden, so bildet auch eine Turnanstalt durch allmälige Uebergänge vom Leichteren zum Schwierigen und Schwersten die Körperkräfte und Anlagen auf eine unglaubliche Art aus. Alle im Leben vorkommenden Anstrengungen des Körpers und des Geistes werden aber von einem allseitig ausgebildeten, gesunden und kräftigen Körper mit Leichtigkeit, Lust und Anmuth vollbracht. — Wer Gelegenheit zu dieser Ausbildung gibt, erwirbt sich ein Verdienst um seine Mitbürger.

Frankfurt, den 28. Febr. 1844.

Prof. Varrentrapp, med. Dr.

Es ist ein verdienstvolles, dankverdienendes Unternehmen des Hrn. Ravenstein, seinen Turnunterricht (nach dem gegebenen Plane) auch auf Erwachsene auszudehnen. Er begegnet hierin einem so häufig ausgesprochenen, aber nur selten hinlänglich gewürdigten Wunsche des Arztes, welcher in einer richtig geleiteten Bewegung, in einer stufenweisen, geregelten Uebung der Körperkräfte das beste Mittel sieht zur Erhaltung und Befestigung der Gesundheit, so wie zur Wiedererlangung der verlornen. — Das Turnen unter den Augen eines verständigen, mit den Forderungen der Diätetik vertrauten Lehrers kann durch keine andere Bewegung ersetzt werden. Die Erfahrung lehrt, daß selbst sieche, von Krankheiten zerrüttete Körper durch consequente, ausdauernde Uebungen auf dem Turnplatze allmälig erstarken und zu den anstrengendsten, eine bedeutende Kraft erfordernden Arbeiten tauglich wurden. In Frankfurt zumal, wo die sitzende Lebensweise in Comptoirs, Bureaux &c. gar häufig schon in jugendliche Organismen den Keim legt zu dauernden Leiden und Beschwerden mancher Art, können diese Uebungen im Freien nicht genug empfohlen werden.

Möge deshalb das Unternehmen des Hrn. Ravenstein den verdienten Anklang finden bei unseren Mitbürgern, und durch rege Theilnahme mit dem schönsten Erfolge gekrönt werden!

Frankfurt a. M., 11. März 1844. Dr. med. Schwarzschild.

Mit Hrn. Ravenstein rücksichtlich der Nützlichkeit seiner angekündigten Folge gymnastisch-diätetischer Körperübungen für Erwachsene vollkommen einverstanden und bei seiner bewährten Einsicht und Rührigkeit zur Erwartung tüchtiger Resultate berechtigt, halte ich es für Pflicht, sein oben angekündigtes neues Unternehmen auf's angelegentlichste der Theilnahme des Publikums zu empfehlen.

Dr. med. A. M. Hoffmann.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 84. Sonntag, den 24. März 1844.

Des Vaters Wunsch, des Sohnes Neigung.

Erzählung von Carl Hanisch.

(Fortsetzung.)

„Wenn Du erlaubst, Bruder! so nehme ich an jedem heiteren Morgen meines Aufenthalts in Grünstein das Frühstück hier oben," sagte die Baronin.

„Nach Deinem Gefallen!" entgegnete dieser. „Ei, apropos, Bertram!" wandte er sich zu dem: „steht die sogenannte Druideneiche noch?"

„Unversehrt, wie ein alter Heldenstamm mit mächtigen Zweigen," war die Antwort.

„Die möcht' ich doch besuchen, weil ich ihr so nahe bin."

„Eine Druideneiche?" fragte Albertine leise, zur Baronin sich wendend.

„Ja, Kind!" antwortete diese; „und das neugierige Mädchen möchte sie sehen? Nun, der Herr Oberst haben vielleicht die Gnade, Dich mitzunehmen, nicht wahr, Bruder?"

Dieser machte eine freundliche bejahende Verbeugung.

„Ich bleibe hier," fuhr sie fort, „wo es mir so behaglich ist, und mein Neffe hat die Güte, mir Gesellschaft zu leisten."

Adolph blickte den Abgehenden nach, und setzte sich dann ruhig der Tante gegenüber.

„Nun, lieber Adolph!" begann diese, „sage mir, hast Du noch nicht daran gedacht, Dich zu vermählen? Der innige Antheil an Deinem Geschicke wird diese Frage entschuldigen, und Du wirst ihr mit Aufrichtigkeit entgegenkommen. Dein Vater wünscht es, und Du bist in den Jahren und in solchen Verhältnissen, die einen solchen Wunsch auch von Deiner Seite rechtfertigen."

„Aufrichtig, liebe Tante! Ja! ich habe im Stillen daran gedacht, aber bisher nicht gefunden, was mich ermuntert hätte, dem Gedanken Folge zu geben."

„Weil Du nicht suchtest, Adolph! weil es nicht Dein rechter Ernst damit ist. Ich könnte Dir ein halbes Dutzend schöner Mädchen Deines Standes nennen, die alle mehr oder minder werth wären, vielleicht sogar wünschten, Baronin von Halden zu heißen."

„Der letztere Grund würde in den Augen der Standeswelt einleuchten, denn Namen und Vermögen gelten dort gewöhnlich mehr, als persönliche Eigenschaften."

„Männlicher Hochmuth in stolze Bescheidenheit gehüllt! Oder meinst Du nicht, eine Dame werde einen jungen artigen Baron nicht liebenswürdiger finden, als einen jungen artigen Handwerker oder Bauern?"

„Der Stand giebt also hier den Ausschlag?"

„Der Stand, mein lieber Neffe, ja! — Ein anständiges Mädchen darf sich mit ihren Gefühlen nicht unter ihren Stand verirren. Ein anderes ist es bei dem Mann, der das Weib seines Herzens zu sich hinaufheben darf, — wenn sie nicht zu tief unter ihm steht; aber immer liegt eine Verblendung zu Grunde, die Beide büßen müssen; denn die Welt richtet eine Uebertretung der Schicklichkeit streng."

„Was kümmert den Glücklichen das Urtheil der Welt?"

„Wer ist so glücklich, daß er das Urtheil der Welt gleichgültig ertragen kann? Und wenn man ein solches Glück im wahren Lichte sieht, was ist es: ein Rausch, oder mindestens ein Räuschchen, aus dem Becher der Leidenschaft geholt; der Zauberduft verdunstet, die Zeit streift die Blüthe ab; die Nüchternheit führt zu Entdeckungen, die für beide Theile nicht angenehm sind. Eine besonnene Ehe, lieber Adolph, auf gleiche Gesinnungen, auf gleiche Bildung, auf gleiche Bedürfnisse und Gewohnheiten gegründet, von vernünftigen, unpartheiischen Personen als solche erkannt, eine solche Ehe muß glücklich ausfallen; denn das wahre Glück der Erde ist Zufriedenheit."

„Richtig und wahr! Und diese Zufriedenheit gewinnt man nur, wenn Inneres und Aeußeres in's Gleichgewicht gebracht werden. Was ich von einem Weibe geistig und körperlich wünsche, das muß sie besitzen, Gleiches muß sie an ihrem Gatten finden; gegenseitige herzliche Neigung muß das Band schließen, um dieses Gleichgewicht, wenn es schwanken will, mit einem sanften Drucke auf diese oder jene Seite wieder herzustellen. — Find' ich ein solches Weib, Tante, so sage ich mit Freuden: die soll meine Gattin seyn."

„Wir armen Frauen!" — fuhr Frau von Rothann fort, — „sind euch Männern gegenüber doch recht übel daran. Wir dürfen nicht sagen: mein künftiger Gatte muß diese und jene Eigenschaften besitzen; wir müssen, wenn ein Mann sich nähert, uns begnügen mit dem, was er besitzt, also mindestens Namen und Stand; müssen sorgfältig zu erhalten suchen, was Erziehung und Welt ihm gelassen haben, und dürfen froh seyn, wenn er erkennt, was wir zu seinem Besten thun, — während ihr Ansprüche macht, die kaum zu befriedigen sind. Du hast ein Vorurtheil gegen die Weiber, mein guter Adolph,

wie ich schon aus mehreren Aeußerungen bemerkt habe, was einem jungen Manne von Gefühl nicht gut ansteht; aber ich sage Dir, wir Weiber sind besser, als ihr Männer; ihr gebt euch nur die Mühe nicht, uns kennen zu lernen. Wenn es einen Ehehimmel gäbe, manches gute, edle Weib würde dort nach ihrem Hintritte als Stern erster Größe glänzen, während sie im Leben in einer Dunkelheit schmachtete, die keinen Strahl ihres Geistes aufkommen ließ. Nimm's nicht zu genau, lieber Neffe, und bedenke, daß Deine Tante auch einem Geschlechte angehört, das ihr auf den Händen tragen solltet, wenn noch der Geist der alten Chevalerie in euch wohnte."

„Ei, Tantchen!" versetzte lachend Adolph, „das will ich; ich will meine Gattin nicht nur auf den Händen, ich will sie im Herzen tragen, und je angenehmer sie mir dieses Tragen macht, desto glücklicher wird unsere Ehe seyn. Ich habe kein Vorurtheil gegen ein Geschlecht, dem Sie angehören, beste Tante; aber ich möchte eine Frau, die mich nähme, nicht blos, weil ich Baron, sondern weil ich lieb bin, und mein Lebenlang es bleiben will."

„Ein braver Vorsatz, Adolph! der Dir reichliche Zinsen tragen wird," sagte Frau von Rothann; „mache also, daß das Kapital in einem guten Hause bald angelegt wird."

„Ich will mich umsehen, Tante!" versicherte der Neffe; aber ich rechne auf Ihren Beistand."

„Bei jeder schicklichen Partie!" versprach die Baronin. — Die Beschauer der Druidenreiche kehrten zurück.

Der Oberst war sehr gut gelaunt, und Albertine hatte in seiner Gesellschaft einen Theil ihrer Schüchternheit abgelegt, was sie sehr gut kleidete.

(Fortsetzung folgt.)

Obergerichtsrath Macké.

(Nekrolog.)

* (Mainz, 20. März.) Gestern fand, unter allgemeiner Theilnahme der hiesigen Bewohner, das Leichenbegängniß des quieszirten Obergerichtsraths, Hrn. Macké, statt, der am 17. d. in dem hohen Alter von 88 Jahren gestorben war. Die Verwaltungs- und Gerichtsbehörden, der Handelsstand, die Veteranen der ehemaligen französischen Armee, die vielen Freunde und Verehrer des Verstorbenen, einige Stadtschulen und eine zahlreiche Volksmenge folgten der Leiche, die, nach dem letzten Willen des Verblichenen, an dem Stadthause vorbeigeführt wurde, in dem er als Maire und Bürgermeister der Stadt Mainz so lang gewohnt und für das Wohl seiner Verwaltungsangehörigen gewirkt hatte.

Wenn man öfter mit Bedauern das zu frühe Hinscheiden von Personen betrachtet, die zu etwas Bedeutendem bestimmt scheinen, was die Kürze ihres Lebens sie zu vollbringen hindert, so sieht man dagegen mit großer Zufriedenheit auf die Carrière eines Mannes, wie Macké, der lang genug lebte, um seine Aufgabe nicht nur vollständig zu erfüllen, sondern auch noch einige Jahre philosophischer Ruhe zu genießen und dann, sans regret, wie man sagt, von dem Schauplatze der Welt abzutreten. Die besten Jahre seines Lebens fielen in eine Zeit, in der die politischen Leidenschaften in voller Gährung waren; er lebte aber nicht allein, er war nicht bloß Zuschauer, nein, er war in Folge seiner Stellung als Maire einer der guten Städte von Frankreich, als Mitglied des gesetzgebenden Körpers berufen, thätig mitzuwirken; er war bestimmt, Vieles in der Nähe zu sehen und zu beobachten, was Andern verborgen blieb, und wenn er Memoiren hinterlassen hat, so müssen sie viel Interessantes enthalten.

Unter der französischen Regierung Maire von Mainz, Mitglied des gesetzgebenden Körpers und Ritter der Ehrenlegion, unter der deutschen Bürgermeister von Mainz, Obergerichtsrath und Ritter des großh. hess. Ludwigs-Ordens, das sind Belege, daß der Mann, von dem wir sprechen, ein bedeutender Mann war, daß er Achtung, daß er hohe Achtung genoß, daß er in seiner langen Lebens- und Dienstzeit die Aufrechthaltung der Gesetze sich zum Ziele setzte, daß er aber seine Pflichten und Obliegenheiten mit der einem hohen Beamten so wohl anstehenden Humanität zu verbinden und sich dadurch das Vertrauen der über ihm Stehenden und die Liebe seiner Verwalteten zu sichern wußte.

Im Jahre 1792, als eine Hand voll Franzosen unter Custine sich der Festung und Stadt Mainz bemächtigte, war Macké Polizeikommissair daselbst und hielt es seinen Pflichten angemessen, an seiner Stelle zu bleiben und sie nicht einem fremden Ankömmling zu überlassen. Hätten mehrere Beamte so gedacht, es würde viel Uebels unterblieben seyn. Daß er den neuen Ideen von Freiheit und Gleichheit und der Lehre von den Menschenrechten huldigte, läßt sich wohl annehmen; aber als besonnener Mann wußte er sich vor jeder Ausschweifung fern zu halten und sich durch seinen versöhnlichen Charakter das Zutrauen der Bürger in dem Grade zu erwerben, daß er schon im Jahre 1793, vor 50 Jahren, zum Maire von Mainz erwählt wurde.

Nach Wiedereroberung der Stadt durch die Truppen unter Anführung des Königs von Preußen in demselben Jahre mag er, wie viele Andere, wegen seiner Anhänglichkeit an die neue Ordnung der Dinge Unannehmlichkeiten genug erduldet haben; aber davon reden wir nicht, da sie nicht zu seinem öffentlichen Leben, mit dem wir hier uns ausschließlich befassen, gehören.

Nach der Rückkehr der Franzosen, vier Jahre später, wurde Macké abermals Maire von Mainz und blieb an dieser Stelle bis zu ihrem Ausmarsche im Jahre 1814. Damals waren schwierige Zeiten: Einquartirung, Lieferungen, gezwungene Anlehen, Durchmärsche, Conscriptionen, Mauth, vereinigte Gebühren, alles dieses lastete auf der Stadt, und wer ein Anliegen hatte, wer Linderung suchte, wendete sich an den Maire; für Jeden hatte er Hülfe, und wenn diese nicht möglich war, Hoffnung und ein tröstendes Wort. Als Maire einer der guten Städte, wurde er bei allen wichtigen Veranlassungen in die Hauptstadt berufen, kam dort in die Nähe des Kaisers und der Minister. Mit einem solchen Manne, besonders wenn er, wie Macké, der kräftigen Unterstützung des Departements-Präfekten Jean-Bon St. André gewiß war, mochte sich Niemand gern verfeinden. Er vermittelte daher Vieles zum Besten der Stadt, was einem Andern vielleicht nicht gelungen wäre. Als er aber im Jahre 1812 zum Mitgliede des gesetzgebenden Körpers gewählt wurde und nun in jedem Jahre während einiger Monaten den legislativen Sitzungen in Paris beiwohnte, so sah man für die Stadt Mainz einer noch bessern Zukunft entgegen.

Nach der Schlacht von Leipzig änderte sich das Alles. Da war die Stadt allen Bedrängnissen bloßgestellt, die der Rückzug der Armee, die Krankheiten in seinem Gefolge, die Sterbenden auf den Straßen und die darauf folgende Blokade über sie brachten. Der Präfekt war gestorben, die meisten hohen Beamten hatten sich entfernt; jetzt zeigte der Maire der Stadt, daß er würdig war, ihre erste Vorstands-Person zu seyn.

Nach dem Frieden von Paris und der Uebergabe der Stadt an die Verbündeten, der Zeit so mancher Reaktionen, verlor Macké seine Stelle als Maire von Mainz und lebte nun im Privatstande, bis er einige Zeit nach der Besitznahme des Landes im Namen Sr. k. Hoh. des Großherzogs von Hessen zum Ergänzungsrathe am großh. Obergerichte ernannt wurde. Bei der ersten Bürgermeisterwahl nach der Julirevolution erinnerten sich die Mainzer Bürger wieder ihres ehemaligen Maires und erwählten ihn zum Candidaten der Bürgermeisterei, worauf er von der Staatsregierung zum Bürgermeister ernannt wurde. Er verwaltete dieses Amt nun wieder einige Jahre, eben zur Zeit, wo man die Cholera befürchtete, zur allseitigen Zufriedenheit. Macké war jedoch schon bejahrt; eine große Thätigkeit, die mit der Stelle verbunden ist, sagte ihm nicht mehr zu, er bat daher um seine Entlassung und wurde, nachdem seinem Begehren willfahrt war, zum Obergerichtsrathe und zum Ritter des Ludwig-Ordens ernannt. Mehrere Jahre hindurch wohnte er noch den Sitzungen des Obergerichts bei, bis seine immer sich mehrende Altersschwäche seine Quieszirung herbeiführte und er die letzten Jahre seines Lebens der Ruhe und seiner Familie widmen konnte. — Wenige haben das Glück, so zu enden.

Epigrammatische Versuche.

Von Joh. Christ. Auernhammer.

Die Gefühlvolle.

Verwünschtes Lumpenvolk! schalt jüngst die schwärm'rische Lucinde,
Als eine blasse Frau mit einem schönen Kinde
Vor ihrer Thüre flehend stand.
Was auch gerade jetzt die Bettler wollten,
Da Thränen ihrem Auge noch entrollten,
Die ihres Mopses Tod erregt:
Wie edel war ihr Herz bewegt!

Die Vorbedeutung.

Nein, Vorbedeutungen, die lassen sich nicht läugnen,
Schon hundertmal wohl sah ich's sich ereignen,
Ging Doctor N. N. irgendwo als Arzt in's Haus,
War's mit dem Kranken ohne Rettung aus.

Auf Cleanth.

(Nach dem Lat.)

Cleanth ist an Gesicht so reich bedacht,
Daß, wenn sein Bader nicht sehr schnell rasirt,
Die erste Hälfte wieder bärtig wird,
Eh' er die zweite rein gebracht.

Mittel, schnell reich zu werden.

Willst du recht schnell ein Krösus werden,
Kauf alle Narren dir auf Erden
Um ihren wahren Werth, mein Freund;
Verkauf sie dann nur um das Drittel
Von dem, was mit und ohne Titel
Ein Jeder werth zu seyn vermeint.

Mannichfaltigkeiten.

(Potsdam, 18. März.) Hier bildet eine Vergiftungsgeschichte gegenwärtig das Tagesgespräch. Die Frau eines hiesigen Conditorgehülfen lebte mit ihrem viel älteren Manne, von dem sie 3 Stiefkinder noch zu erziehen hatte, in sehr unglücklicher Ehe. Sie selbst war kinderlos. Mehrmals hatte sie es versucht, ihren Mann zu einem Scheidungsantrage zu bewegen; doch dieser gab ihrem Ansinnen niemals Gehör. Ihr eigener späterer Antrag auf Scheidung blieb ebenfalls erfolglos, da gegen den Mann kein gesetzlicher Scheidungsgrund festgestellt werden konnte. Sie hatte also im Wege des Gesetzes keine Befriedigung ihres Wunsches zu erwarten. Am 10. d. M. nun setzte sie ihrem Manne, der nur alle vierzehn Tage in seine Wohnung kam, Kaffee vor, nach dessen Genusse derselbe, obgleich vorher ganz gesund, augenblicklich heftig erkrankte und schon nach einer halben Stunde den Geist aufgab. Kaum war die Kunde von seinem erfolgten Ableben zu der zahlreichen Nachbarschaft gedrungen, als sich auch sogleich von vielen Seiten Verdacht gegen die Frau erhob, der durch mehrere andere vorangegangene Umstände sich noch erhöhte. Die Nachbarn machten der Polizei schleunigst von dem Vorfall Anzeige. Diese griff sofort ein und übergab den Leichnam dem Lazareth, in welchem die Obduktion vorgenommen wurde. Da sich aber bei derselben die Spuren einer Vergiftung nicht zeigten, so wurden der Magen und einige andere mit demselben in nächster Verbindung stehende Körpertheile einem hiesigen kenntnißreichen Hofapotheker überwiesen, welcher sämmtliche Theile in Gegenwart des Hrn. Stadtphysikus einer abermaligen strengen und gewissenhaften Untersuchung unterwarf, deren Resultat den Verdacht der Vergiftung als begründet ergab. Es bleibt nun Sache der Richter, zu ermitteln, ob die Frau, oder der bei ihr wohnende und mit ihr in Gewahrsam gebrachte Mann (Schlafbursche) diese Frevelthat begangen, oder ob der Verstorbene vielleicht selbst sich vergiftet habe.

Repsold's (in Hamburg) neu construirte Spritze kann von zwei Männern getragen werden und wirft durch Kraft von vier Männern, die an zwei Kurbeln arbeiten, durch das 1 Zoll im Durchmesser haltende Rohr einen Wasserstrahl 60 Fuß hoch und verbraucht zwei Oxhoft Wasser in einer Stunde. Das daran befestigte Aufsaugerohr wird durch trübes Wasser, Sand, Steine rc. nicht gehemmt. Der Erfinder hat bereits von vielen Staaten darauf ein Patent erhalten.

(Der Schauspieler Charles Mathews.) Der vor nicht langer Zeit verstorbene berühmte englische Schauspieler Charles Mathews vermochte die Züge seines Gesichtes und sein ganzes Aussehen so sehr zu verändern, namentlich wenn er ein

Stückchen Darmsaite um seine Nasenspitze band, daß er oft aus einer Gesellschaft, in der sich mehrere seiner genauesten Bekannten befanden, fortging, und nach einiger Zeit so verändert wiederkam, daß ihn Niemand von den Anwesenden erkannte. Eines der auffallendsten Beispiele davon ist folgendes. Er war zu Tische bei einem Freunde A., einem achtbaren Manne, der auf Pfänder lieh. Während der Mahlzeit wurde A. abgerufen, weil ein wichtiges Geschäft seine persönliche Anwesenheit erforderte. Mathews nahm sogleich einige silberne Löffel von dem Tische, ging fort, veränderte nach der angegebenen Weise sein Gesicht und Aussehen, setzte den Hut auf, verließ das Haus, trat in das Geschäftslokal, und bot da seinem Freunde die silbernen Löffel zum Pfande an, Auch erhielt er ohne Zögern das geforderte Geld und einen Schein über das Pfand. Dann ging er wieder in das Haus hinein und setzte sich von neuem unter die Gesellschaft bei Tische nieder. Als A. zurückkam, fand er zu seiner Verwunderung an seinem Platze den Leihschein und das Geld, das er eben für seine eigenen Löffel gegeben hatte. (Allg. Modenztg.)

In dem auf Neuseeland herauskommenden Journale „Southern Croß" vom 27. Mai v. J. wird die Einwanderung deutscher Ansiedler und namentlich von Weinbauern als eine Lebensbedingung der Colonie dargestellt, die zum Weinbau trefflichen Boden habe. Denn so gut die englischen Ansiedler das Trinken des Weins vor allen Deutschen und Franzosen in jeglicher Form verständen, so wenig wüßten sie vom Weinbau und von der Bereitung des Weins. Außerdem wird den friedlichen, fleißigen und durch ihre gewöhnlich guten Schulkenntnisse ausgezeichneten Deutschen großes Lob vor den Irländern und Schottländern gespendet, die als moralische Pestilenz bezeichnet werden. Zugleich enthält dasselbe Journal in englischer und deutscher Sprache eine Einladung an deutsche Auswanderer, die sich nach Neuseeland wenden wollen, die Niederlassung Auckland und die Bai of Islands als die vortheilhaftesten zu wählen. Die Einladung ist „Euer ergebenster Landsmann Philipp Kunst" unterzeichnet.

Literatur.

Bibliographie der Freimaurerei und der mit ihr in Verbindung gesetzten geheimen Gesellschaften. Systematisch zusammengestellt von Georg Kloß, Dr. med. Frankfurt a. M. Druck und Verlag von J. D. Sauerländer. 1844.

Eine eben so seltene und merkwürdige, als durch ihre Gründlichkeit und den Reichthum des Gegebenen vorzügliche Erscheinung in dem Gebiete der Literatur, ausgegangen von dem gelehrten, unermüdlich forschenden Verf. und würdig ausgestattet von dem thätigen Verleger, Hrn. Sauerländer.

In 5398 Nummern und zwei Nachlesen empfängt der Leser hier aus der Feder eines der geschichtlich-unterrichtetsten Freimaurer eine so umfassende Literatur dieses Bundes und aller ihm verwandten geheimen Gesellschaften, wie sie bis jetzt noch nicht existirt. Eine besondere Erleichterung gewährt dem Forscher die systematisch geordnete Uebersicht der verschiedenen Abtheilungen, wo ihm das, was er sucht, in einer reichen Fülle und Auswahl geboten wird.

Ein eigenthümliches Gefühl ergreift den Denker bei der unermeßlichen Masse von Ideen, Anschauungen, Wahrheiten und Verirrungen, die hier bibliographisch angezeigt werden, deren Kern indessen so geistveredelnd und herzerhebend in Wort, Symbol, Ritus und Wesen der drei allgemein und gesetzlich anerkannten Johannisgrade der ächten Maurerei enthalten ist. Das Erhabenste und Würdigste, was dem edlen Menschen bei seinem Streben nach allseitiger Fortbildung in Beziehung auf sich selbst, sein Wirken im Verein mit Andern und seinen Uebergang in eine höhere Entwicklungsstufe jenseits des Grabes Noth thut, ist in diesen drei Stadien enthalten und wer sie nach den Vorschriften jener Anleitung durchlauft, der hat seine Bestimmung unstreitig am würdigsten erfüllt. Alles Weitere in der Maurerei ist vom Uebel und hat in politischer Beziehung zum Carbonarismus und Illuminatismus, in alchemischer zu gänzlicher Verarmung, in cabbalistisch-theosophisch-pseudomystischer zur Geisterseherei und Geisteszerrüttung, einem ausschließenden, verfolgungssüchtigen Fanatismus, und ganz besonders in der Gegenwart zur Erleichterung jesuitischer Convertirungsplane geführt, wo die Schwachen am Geiste von meist „unbekannten Oberen", mittels überschwänglicher Phrasen und verheißener übernatürlicher Geheimnisse und Offenbarungen, am Gängelbande so lange geleitet werden, bis endlich durch irgend einen Mißgriff die Opfer gewaltsam aufgerüttelt, sich überzeugen müssen, sie seyen um Zeit, Geld, ihren gesunden Menschenverstand und ihren reinen Glauben betrogen worden! — Segen darum den edlen Männern, welche, wie der Verf., nur durch den reinen Geist ächter Maurerei der Menschheit zu nützen bemüht sind! Tyrtäus.

Korrespondenz.

Darmstadt, 18. März.

Bei der gestrigen Aufführung der „weißen Dame" bemerkte das Theaterpublikum nicht ohne Verwunderung eine jener seltsamen Anomalien, welche in den Repertoires eigentlich nie vorkommen sollten. Fräul. Germann, eine junge, begabte Sängerin, die nur zu selten auf der Bühne erscheint, schritt auf hohem Kothurn in der Rolle der alten Margaretha einher und wußte sich mit vieler Resignation bei diesem Märtyrerthum ihres Talents zu benehmen. Wäre in einem lustigen Intermezzo diese in's Aschgraue gemalte Hülle des hinsinkenden Alters durch eine zweite Wundermühle von Tripstrill von ihr abgestreift worden, so hätte man sich diese Vermummung, die für einen Fastnachtsscherz nicht übel gewesen wäre, allenfalls noch gefallen lassen können. Die Oper wurde sonst gut gegeben und fand in Mad. Pirscher, als Anna, ihren strahlenden Mittelpunkt.

Auflösung der Charade in Nro. 81.

Besenstiel. (Swift hat bekanntlich eine Satyre über die religiösen Tändeleien seiner Zeit geschrieben unter dem Titel: Erbauliche Betrachtungen über einen alten Besenstiel.)

Theater-Anzeige.

Samstag, 23. März. Kabale und Liebe, Trauerspiel in 5 Abth., von Schiller. Wurm: Hr. Degen. (Gastrolle) Luise Miller: Mad. Grabowsky, vom Hoftheater zu Wiesbaden.

Sonntag, 24. März. Don Juan, große Oper in 2 Abth., Musik von Mozart.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 85. Montag, den 25. März 1844.

Des Vaters Wunsch, des Sohnes Neigung.

Erzählung von Carl Hanisch.

(Fortsetzung.)

„Ihr scheint euch gut unterhalten zu haben," wandte sich Adolph vertraulich zu Bertram.

„Nur zu gut!" antwortete dieser; „der Herr Oberst — nun, es ist nicht schön von mir, daß ich mir eine solche Bemerkung erlaube, aber gegen den Sohn des Herrn darf ich es wohl thun: Der Herr Oberst haben sehr angelegentlich sich mit dem vornehmen Kammerkätzchen unterhalten, das recht anmuthig plaudern kann über allerlei, was man bei ihr nicht sucht; der Herr Oberst sind nach seiner Art sogar ein wenig galant geworden, wenn er sich von mir nicht bemerkt glaubte, was sie mit einer Manier aufgenommen hat, als ob das alles in der schönsten Ordnung wäre. Herr Baron, da legt am Ende der Kuckuk ein Ei in das Nest, und es wird eine Stiefmutter ausgebrütet."

„Du kennst meinen Vater nicht!" entgegnete Adolph.

„Na, Sie kennen das alte Sprüchwort: Alter schützt vor — Liebe nicht, will ich sagen."

Adolph brach das Gespräch ab und wendete sich zur Gesellschaft. Allerdings bemerkte er, daß Albertine gegen den Papa zutraulicher geworden war, als bisher; er erklärte sich aber einfach solches durch die gemüthliche Persönlichkeit des freundlichen Mannes, und damit, daß dieser dem Mädchen Gelegenheit gegeben hatte, ihr Licht leuchten zu lassen. Sie mußte eine sehr gute Erziehung genossen haben, das bewies ihr Benehmen, mehr noch die Bildung ihres Geistes, vor allem mit einer schmucklosen Natürlichkeit, mit einer zarten Weiblichkeit verbunden, die ihre Züge mit der Anmuth beseelte, ohne welche das schönste Gesicht den Beschauer kalt läßt.

Wie kam es aber, daß sie gegen ihn eine Zurückhaltung zeigte, die manchmal in Aengstlichkeit überging, wenn er schnell eine Frage an sie richtete oder einen forschenden Blick auf sie warf? Hatte die Tante vielleicht geheime Instruktionen ertheilt in Beziehung auf ihn? Oder lag die Ursache in seiner Persönlichkeit? Die angeborene Eitelkeit wollte das Haupt ein wenig regen. Vielleicht trug er selbst die Schuld; denn er mußte sich bekennen, daß er bisher zu einer vertraulicheren Annäherung keinen Anlaß gegeben hatte, allerdings aus ehrenwerthen Gründen, die aber von jungen schönen Mädchen nicht anerkannt werden. Oder — und bei diesem Gedanken rieselte es warm und sanft durch seine Brust, — fürchtet sie für ihr Herz? Will sie einer Gefahr sich nicht aussetzen, die ihrer Ruhe droht? Er fand in Verfolgung dieses angenehmen Gedankens, daß er bereits in derselben Gefahr schwebte. Er gestand sich, daß schon der erste Anblick des Mädchens wie ein stiller Zauber auf ihn gewirkt habe, der seitdem fortwebend ihn täglich mehr umspinne; daß ihre Stimme wie Musik in seinem Herzen wiedertöne; daß aus ihren Augen eine Seele strahle, die mit der seinigen verwandt sey, und — weil er doch nun ein Mal im Gestehen war, so legte er endlich sich noch das letzte Bekenntniß ab, daß Albertine dem entworfenen Bilde seiner künftigen Gattin gleiche, und daß ihre Liebe ihn über alles glücklich machen würde.

Ist die Quelle dem Schooße der Erde entsprungen an das Licht des Tages, so rinnt sie unaufhaltsam vorwärts, alle Hindernisse nicht achtend, und mit jedem Schritte nimmt sie zu an Kraft und Lebendigkeit.

Was auch die Welt über Ungleichheit des Standes sagen mochte, er war deßhalb mit sich im Reinen, und bei der Auszeichnung, die Albertine von seinen nächsten Verwandten genoß, glaubte er an der Einwilligung derselben nicht zweifeln zu dürfen.

Wenn die Augen die Spiegel der Seele sind, so konnte Albertine von nun an aus denselben deutlich erkennen, was Adolph für sie fühlte, und sie las in ihnen die stille Sprache des Herzens. Mit zartem Erröthen begegnete sie seinen Blicken, seit ihr der Inhalt der Schrift klar geworden; aber die Blicke des jungen Mannes waren der Ausdruck ehrerbietiger Zärtlichkeit, die von seinen Worten und Handlungen bestätigt wurden.

Die Tante mochte, bei ihrem sonstigen Scharfblicke, ein vertrauliches Verhältniß zwischen dem Baron von Halden und ihrer Gesellschafterin nicht für möglich oder nicht für so ernstlich halten, sonst würde sie nicht so sorglos ihrem Neffen durch die Finger gesehen haben, der jede schickliche Gelegenheit ergriff, in Albertinens Nähe zu verweilen, was freilich Frau von Rothann eben sowohl auf ihre Rechnung schreiben konnte, weil der junge Mann sich täglich artiger gegen sie benahm, was sie mit Gleichem vergalt.

Eines schönen Morgens, nach eingenommenem Frühstücke auf dem Belvedere, — wie die Waldhütte nun in der Familie hieß, — schlug Adolph wieder einen Spaziergang zur Druideneiche vor, der von der Baronin auch dieses Mal mit der

Entschuldigung abgelehnt wurde, daß ihr das Bergsteigen heute beschwerlich fiele, sie aber die Partie nicht stören wolle, obwohl sie gewünscht hätte, über erhaltene Geschäftsbriefe mit dem Oberst Rath zu pflegen. Dieser erklärte sich sogleich bereit hiezu, vorschützend, daß ohnehin seine Füße den etwas holprigen Waldweg scheuten, zugleich aber gutmüthig hinzufügend, daß die jungen rüstigen Leute sich nicht abhalten lassen sollten, die Morgenpromenade zu machen.

Albertine saß zweifelhaft, einen fragenden Blick auf die Baronin richtend, die freundlich kopfnickend die Erlaubniß ertheilte.

Das junge Paar ging; anfangs wortlos, denn Jedes war mit seinen Ideen beschäftigt, bis Adolph ein leichtes Gespräch begann, das als Einleitung zu ernsterem dienen sollte.

Sie standen am Stamme der ehrwürdigen Eiche.

„Theure Albertine!" begann Adolph, „lassen Sie mich den günstigen Augenblick benützen und eine Frage an Sie thun, deren Beantwortung meine Zukunft entscheidet."

„Herr Baron!" entgegnete mit würdiger Haltung das Mädchen, „darf eine solche Frage an mich gerichtet werden?"

„Es handelt sich von meinem Glück," fuhr Adolph fort, „und eine günstige Antwort von Ihnen ist die Bedingung desselben. Wollen Sie zu meinem Glücke nichts beitragen?"

„Gern, so weit die Pflicht erlaubt. Fragen Sie!"

„Nun dann ohne Umschweife: ich liebe Sie wie mein Leben, Albertine! das sagt ein redlicher Mann im Angesichte des Himmels nach ernstlicher Prüfung seines Herzens und der vorwaltenden Verhältnisse. Wollen Sie mein Weib werden?"

Die Gefragte glühte wie das Waldröschen zu ihren Füßen, auf das ihr Blick sich senkte, und schwieg.

„Albertine! schlägt nichts in Ihrem Herzen für mich?"

Diese hob den Blick und sagte mit dem rührendsten Ausdrucke im Tone: „wie können der Herr Baron ein armes Mädchen in solch' große Versuchung führen?"

„Arm?" wiederholte mit Feuer Adolph; „Sie sind so reich, daß ein armer Baron um Ihre Liebe betteln möchte, wenn er sie nicht als freiwillige Gabe erhielte."

„Aber Ihre Familie —"

„Ich kenne meinen Vater; er wird mein Glück nicht hindern; und die Tante liebt mich und achtet Sie. O liebe, holde, theure Albertine! keine Bedenklichkeiten! Sprich das beseligende Wort: willst Du mein Weib werden?"

Er umschlang sie und blickte ihr in das schwimmende Auge, das seine Gefühle zärtlich abspiegelte.

„Wäre ich Ihres Standes, ich würde Ja sagen," lispelte sie.

„Du bist meines Standes, geliebtes Wesen! Geist und Liebenswürdigkeit machen Dich dem Höchstgebornen ebenbürtig. Willst Du mein seyn?"

„Mit Einwilligung des Oberst, Ihres Vaters — ja, lieber Adolph."

Der Jüngling drückte sie liebselig an seine Brust, und trank die Bestätigung seines Glücks von den würzigen Lippen Albertinens

Die guten Leutchen, alles um sich her vergessend, sahen nicht, daß Bertram in ihrer Nähe stand. Dieser machte sich endlich bemerklich.

„Was hast Du, Bertram?" fragte Adolph rasch.

„Ich habe in's Feuer hinein gesehen, Herr Baron?" antwortete er lächelnd, „es bleibt aber unter uns."

Der junge Mann nahm Albertinen an der Hand und trat vor den alten Diener: „Hier steht die zukünftige Frau Baronin von Halden," sagte er; „ich habe versprochen, Dir zuerst Kunde von diesem Ereigniß zu geben, was hiemit geschehen ist."

Bertram machte große Augen, verneigte sich aber soldatisch und versetzte: „so gebe der Himmel seinen Segen und der Papa auch, der mich übrigens beordert hat, Ihnen zu sagen, daß er bereits voran in's Schloß marschirt sey und Sie dort baldigst erwarte, um Ihnen eine Neuigkeit mitzutheilen."

(Schluß folgt.)

Vergleichung zwischen Punsch und geselligem Umgang.

Punsch, sagt ein sinnreicher Erforscher, ist ein Getränk, das aus Branntwein, sauern Säften, Zucker und Wasser zusammengesetzt ist. Der volatile und hitzige Geist ist ein geschicktes Sinnbild der Lebhaftigkeit und des Witzes. Der Zitronensaft kann füglich die Schärfe des Spotts und das Beißende des Tadels vorstellen; der Zucker die feile Schmeichelei und süße Gefälligkeit; sowie das Wasser das eigentliche Bild eines leichten, unschuldigen und unbedeutenden Geschwätzes ist.

Branntwein allein ist zu stark und möchte eher toll als lustig machen: anstatt den Durst zu löschen, entzündet er das Blut. — Ein gar zu reichlich eingeschenkter Witz stößt den Zuhörern mehr heftige als angenehme Aufwallung ein. Jedermann fürchtet sich vor der Ueberlegenheit seiner Eindrücke; die Gesellschaft ist entzückt und übermannt; Alle erstaunen, Keiner aber findet Vergnügen.

Die sauern Säfte geben diesem feurigen Geist erst das Vermögen, den Gaumen angenehm zu reizen. — Der Umgang würde stumpf und schal werden, wenn nicht Nachlässigkeit und Dummheit bisweilen durch eine geziemende Strenge des Tadels aus ihrem Schlummer aufgeweckt würden; eine unvermischte Säure aber würde das Gesicht verzerren und den Gaumen foltern. Wer keine andern Eigenschaften als Scharfsinn und Ernst hat, sich mit Nichts als Nachforschungen und Censur beschäftigt, seine Augen blos braucht, Fehler zu finden und seinen Mund nur, selbige zu bestrafen, wird bald gefürchtet, gehaßt und gescheuet werden.

Der Geschmack des Zuckers ist überhaupt angenehm, kann aber nicht an sich selbst lange genossen werden. — Eben so empfiehlt sich ein gelindes, schmeichelndes Wesen beim ersten Anblick, verursacht aber bald, bei Ermangelung lebhafterer Eigenschaften, einen Ekel. Der Hauptnutzen des Zuckers besteht darin, den Geschmack der übrigen Bestandtheile gleichsam zu würzen, und eben so besänftigt eine gefällige Aufführung das Rauhe des Widerspruchs und mildert eine unwillkommene Wahrheit.

Wasser ist das allgemeine Leitzeug der zur Nahrung und zum Wachsthum nöthigen Bestandtheile. Es dienet, den Durst zu stillen und allen Bedürfnissen des Lebens und der Natur abzuhelfen. — Alle weltlichen Geschäfte beruhen gleichfalls auf einem ungekünstelten und leichten Vortrag, der weder durch die Einbildungskraft übertrieben, noch durch die Vorstellung verunstaltet, und weder durch die Galle der Satyre, noch den

Honigseim der Schmeichelei verekelt wird. Durch einen so lautern Fluß des Gesprächs wird die Neugierde befriedigt und alle Kenntniß dem nächsten zu seiner Sicherheit oder Gemächlichkeit mitgetheilt. Wasser ist das einzige Zubehör des Punsches, welches allein getrunken werden kann, und womit der Mensch zufrieden gelebt hat, bis ihm seine Einbildungskraft künstlichere Bedürfnisse erschafften. So lange wir blos unsere Unwissenheit zu stillen verlangen, finden wir den höchsten Geschmack an einem klaren Ausdruck und werden blos in den Augenblicken der Langeweile und des Stolzes nach den Künsten des Witzes und der Schmeichelei lüsten.

Dessen Gesellschaft wird lange gefallen, der durch eine Mischung der herben Satyre mit dem Zucker der Artigkeit, und durch eine gehörige Abkühlung hitziger Einfälle mit der Frostigkeit eines niedrigen Gewächses den warmen Punsch des Umganges anzurichten weiß. Und so wie derjenige Punsch, der das reichste Verhältniß des Wassers hat, am sichersten und längsten getrunken werden kann, so wird derjenige Gesellschafter immer am willkommensten seyn, dessen Gespräch von einem unschuldigen Geplauder und von einer unbeneideten Gleichgültigkeit überfließt.

König und Bettelmann.

Von J. F. Höfer.

König und Bettelmann! — Eins möcht' ich seyn!
Schönere Handwerke gibt's wahrlich kein'.
König zieht Steuern die Hüll' und die Füll',
Bettelmann nimmt's, wo er eben es will.

König speis't prächtig von Silber und Gold,
Weihrauch und Ehrfurcht jed' Herze ihm zollt.
Bettelmann speis't vor der Thür' in der Sonn',
Und er trägt Mitleid und — Liebe davon.

Stolz steht der König im glänzenden Saal;
Herzen genug, doch die Herzen sind kahl;
Bücklinge satt, doch kein trauliches Wort,
Glatt im Gesicht und im Rücken den Tort.

Bettelmann streift durch sein groses Revier,
Bettelmann dorten und Bettelmann hier:
Buben und Mädchen mit Gruß und mit Dank
Horchen des Bettelmanns lustigem Schwank.

Krone und Scepter, erhabene Zier,
Ehrgeiz und Ruhmsucht verlangen nach dir.
Bettelstab, sorgenverscheuchendes Holz,
Deine Besitzer sind eben so stolz.

Stolz auf die Liebe, die rings sie umgiebt,
Stolz auf den Frohsinn, der nimmer sich trübt.
Speis't nur von Golde, ihr Fürsten und Herr'n,
Neid ist dem fröhlichen Bettelmann fern.

Ach, und die Krone, sie drücket so schwer,
Neigt sich die sinkende Sonne in's Meer,
Sehet am Sterbebett' Scepter und Land
In des bemißtrauten Nachfolgers Hand.

Und auf dem schmächtigen Ranzen verschied
Bettelmanns Leben, und erdenleicht zieht
Bettelmanns Leben nach Bettelmanns Ziel:
Bettelleut' hat ja der Himmel so viel.

Hab' mich besonnen: Möcht' Bettelmann seyn!
Bleib' du auf strahlendem Throne allein;
Lass' dich hofiren von Schmeichler und Schranz,
Bettelmanns Leben, dem geb' ich den Kranz!

Mannichfaltigkeiten.

(Butzbach, im März.) Am 2. Jan. v. J. trat eine Anzahl hiesiger Bürger, denen sich die Geistlichkeit, die Lehrer und einige Staatsdiener anschlossen, zur Errichtung eines Lesevereins zusammen. Die Pflege einer ächten Volksbildung sollte Zweck desselben seyn, eine geeignete Bibliothek, die unveräußerliches Eigenthum der Stadt Butzbach bliebe, das Mittel werden, diesen Zweck zu erreichen. Der Gemeinderath nahm die Schenkung an und räumte zur Aufstellung der Bibliothek in dem Rathhause einen Saal ein, in welchem die Bücher von den Lesern zur bestimmten Zeit abgeholt und wieder dahin gebracht werden sollten. — Nach eingelangter höchster Genehmigung trat die Anstalt im April v. J. ins Leben und zählte an Einheimischen und Benachbarten bald gegen 80 Theilnehmer; die Lehrer des Bezirks verpflichteten sich sämmtlich zur Theilnahme; gegenwärtig sind die Geistlichen der umliegenden Orte gleichfalls ohne Ausnahme Mitglieder. Die vorhandenen Geldmittel beliefen sich nach einer durch Actien gemachten Capitalaufnahme von 180 fl. mit den Beiträgen der Mitglieder auf 260 fl. Gleichwohl wird der in kurzem erscheinende Katalog einen Bestand von 470 Bänden aufführen, worunter sämmtliche Werke von Schiller', Göthe, Lessing und anderen deutschen Classikern, viel des Gediegenen aus der Geschichte, Geographie, Reisebeschreibung und Technologie, eine Sammlung von Unterhaltungs-, namentlich Jugendschriften und eine artige Auswahl pädagogischer Werke. Die Wißbegierigen in jedem Stande treffen hier an, was vergeblich bei den meisten auf Gewinn der Unternehmer berechneten Leihbibliotheken gesucht wurde; der verständige Bürger und Landmann, welcher Theilnehmer der Gesellschaft wird, kann die gewünschte Unterhaltung und Belehrung finden, und der jährliche Beitrag von einem Gulden trägt reichlichen Wucher. Und wer, auch ohne lesen zu wollen, nur durch seinen Beitrag sich betheiligte, weiß, daß ein gemeinnütziges Werk unterstützt wird. Die Anzahl der gegenwärtigen Theilnehmer ist bereits über 100. — Es wäre nicht möglich gewesen, diese Vermehrung unserer Büchersammlung zu bewirken, wenn der Verein blos auf die disponibeln Geldmittel beschränkt gewesen wäre und nicht eine beträchtliche Anzahl von Bänden durch Schenkung erworben hätte. Nicht nur von den ersten Mitgliedern, auch von Solchen, die den Begründern persönlich befreundet waren, wurden der Art Geschenke gemacht. Hr. Fritz Emminghaus in Usingen, ein für jedes gemeinnützige Beginnen rastlos thätiger Mann, zeigte hier eine Aufmerksamkeit, die mit herzlichem Dank angenommen wurde. Hr. Frhr. v. Cotta in Stuttgart schenkte außer andern Schriften von Werth sämmtliche

Werke von Schiller und Göthe. Auch die Buchhändler J. Rücker in Gießen und Fr. König in Hanau haben in diesem Jahre in einigen Sendungen Geschenke gemacht, welche durchaus der Tendenz des Vereins angemessen waren und gute Früchte tragen werden. Wie großartig und ächt national ist der Stand des Buchhandels, wenn seine Mitglieder gewohnt sind, erhaben über die rein commerciellen Momente in uneigennütziger Zuvorkommenheit ihren Beitrag zur Bildung des deutschen Volks zu geben. — Mit Dank und Hochachtung nennt man hier die Namen dieser Ehrenmänner. (Heſſ. Z.)

Die „Düsseldorfer Zeitung" erzählt folgende Anecdote, welche ein Bild zu dem Berliner Eisenbahn-Actienhandel liefert und allgemeinen Beifall findet: Ein Geschäftsmann läßt sich in einer Lohndroschke nach einem entfernten Stadtheil fahren und unterwegs auf einmal vor einem Hause mit dem Bemerken anhalten, daß der Kutscher hier auf ihn warten soll, weil er in diesem Hause ein wichtiges Geschäft abmachen möchte. Nach einigen Minuten kommt aber der Geschäftsmann schon wieder zurück, worüber der Droschkenkutscher nicht wenig erstaunte, und neugierig seinen Fahrgast fragte, worin denn eigentlich das bedeutende Geschäft in so kurzer Zeit bestanden hätte? Ich habe für 20,000 köln-mindener Eisenbahn-Actien gekauft, erwiederte laconisch der Fahrende. Hm, meinte der Droschenkutscher, da brauchten Sie nicht erst hineinzugehen, so viel hätte ich Ihnen auch verkaufen können. Die Geschichte ist wenigstens gut erfunden.

(Breslau, im März.) Der Kampf gegen den Branntwein wird seit der Mitte des vorigen Jahres in unserer Provinz theils mit neu erwachtem Eifer fortgeführt, theils muthig begonnen. Gegenwärtig zählt man in Schlesien mit Einschluß der Ober-Lausitz 35 Vereine, die es sich zur Aufgabe gemacht haben, jenes gefährliche, Verderben verbreitende und doch so ganz entbehrliche Getränk aus dem Kreise der Lebensbedürfnisse, in die es sich eingeschlichen hat, zu verbannen.

(Solothurn.) Der bekannte Componist Schnyder von Wartensee hat die an ihn ergangene Anfrage, ob er die Direktion des schweizerischen Musikfestes in Solothurn übernehmen wolle, bejahend beantwortet.

Korrespondenz.

Usingen, im März.

Der Brief Ihres Hrn. Berichterstatters aus Darmstadt vom Ende Februars über die landwirthschaftlichen Zustände in Hessen hat bei uns verdientes und allgemeines Aufsehen erregt. Gerade jetzt, wo Hunderte armer Menschen aus unserer Gegend auf die Bettelfahrt nach den Niederlanden gehen, von wo sie Arbeitsscheu, Roheit und andere verpestende Laster in ihre Dörfer zurückbringen, mußten diese praktischen Winke großen Anklang finden und zur Nacheiferung anspornen. Man ist überrascht über die Ergebnisse des hessischen Wiesenculturgesetzes, um so mehr, da uns ein solches noch immer fehlt und sein Mangel sehr beklagt wird. In dem Wiesenbau ist bei uns in jeder Gemeinde des Amtes noch mehr zu thun, als im übrigen Herzogthum; denn bei uns haben Schlendrian und Uneinigkeit bis auf die neueste Zeit ihr trauriges Regiment geführt. Die schöne Hoffnung, die Bürger unserer Stadt würden dem Fortschritte kräftig Bahn brechen, ist bis jetzt noch unerfüllt geblieben, da es bei uns zu sehr an Einigkeit und Thatkraft fehlt, obgleich Jedermann einsieht, daß wir durch unsere Uneinigkeit den Willen der besseren Bürger entkräften. Nur zwei Gemeinden des Amtes machen von diesem allgemeinen Uebelstande eine ruhmvolle Ausnahme, nämlich Brandoberndorf, wo man bereits in Folge der Consolidation einen wahren Musterwiesenbau findet, sodann die Gemeinde Mönstadt im sogenannten Kirchspiele, deren Schultheiß, Hr. Pauli, durch die Achtung und Liebe der Gemeindeglieder in den Stand gesetzt ist, geräuschlos durchgreifende Verbesserungen im Wiesenbau auszuführen und ein großer Wohlthäter seines Dorfes zu werden. Allgemein sieht man bei uns die Wahrheit obiger Behauptungen ein und es würde auch ganz anders mit den Fortschritten in der Landwirthschaft bei uns aussehen, wenn wir, nach hessischem Muster, einen „landwirthschaftlichen Verein für das Amt Usingen" gründeten, der eine Abtheilung des großen nassauischen Vereins seyn könnte. Käme dieser Plan zur Ausführung, dann wäre dem zähen Schlendrian die Kraft gebrochen. Dieser Verein wäre leicht zu gründen; er würde schnell Mitglieder erhalten und durch vierteljährige Versammlungen in unserer Stadt könnte manches Nützliche und Segensreiche angeregt und in einem Jahre durch gegenseitigen Wetteifer mehr Nützliches gefördert werden, als jetzt in einem Menschenalter.

Cronberg am Taunus, im Herzogth. Nassau, 22. März.

Im verflossenen Frühjahre, welches durch seinen drückenden Mangel noch lange im Andenken bleiben wird, hatten wir Gelegenheit, eine wahrhaft edle That in diesen Blättern der Oeffentlichkeit mitzutheilen. Denn damals ließ ein christlich-gesinnter Menschenfreund des benachbarten Frankfurt's an mehr als 150 Personen aus unserer Stadt und den umliegenden Orten auf 4 Wochen Mittags warme Speisen im Cronthale verabreichen. Auf höchst zweckmäßige Weise wurde dadurch die drückende Noth bedeutend gelindert, und der unbekannte Wohlthäter durch manches Wort der Freude unter uns gepriesen und durch manche Thräne des Dankes gesegnet. — Wie frohbewegt wurden wir aber, als uns kund gethan ward, daß auch in diesem Jahre dieselbe Wohlthat unseren Armen ohne unser Bitten zufließen sollte. Auf gleiche Weise und in gleich großer Ausdehnung hat derselbe edle Menschenfreund auch dermalen, und zwar vom 26. Februar an auf 4 Wochen, hier in Cronberg die Veranstaltung treffen lassen, daß durch warme Speise täglich mehr als 150 arme Leute erquickt werden, wozu wir aus unserer Stadt wieder 50 empfehlen durften. Will der menschenfreundliche Mann auch gern im Verborgenen bleiben, so verdient doch gerade in unserer Zeit eine so uneigennützige und edle That, durch die so viele Arme ohne Unterschied des Bekenntnisses reich gesegnet werden, öffentlich bekannt und weithin gerühmt zu werden, auf daß man sich erbaue an solch herrlichem Liebeswerk und Gott preise, der solch einen Geist unter den Menschen thätig seyn läßt. Insbesondere aber können wir es nicht unterlassen, im Namen der 50 Armen unserer Stadt, deren Verpflegung uns zunächst anvertraut ist, den wärmsten und aufrichtigsten Dank hierdurch öffentlich dem theuern Wohlthäter auszusprechen.

Der Local-Armen-Vorstand zu Cronberg:
W. Dörr, ev. Pfarrer.
Bleichenbach, Stadtschultheiß.
Bleichenbach, Armenpfleger.
Wehrheim, Armenpfleger.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 24. März. Don Juan, große Oper in 2 Abth., Musik von Mozart.

Montag, 25. März. Robert der Teufel, große Oper in 5 Haupt- und einer Zwischen-Abth., Musik von Meyerbeer. (Gastrolle) Isabella: Fräul. Angelika Köhler, vom Theater zu Riga.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 86. Dienstag, den 26. März 1844.

Des Vaters Wunsch, des Sohnes Neigung.

Erzählung von Carl Hanisch.

(Schluß.)

Adolph wandte sich zu Albertinen und sagte leise: „Der entscheidende Augenblick naht; ich säume nicht, seine Gunst zu benützen. Deinem Ermessen stelle ich anheim, ob Du während meiner Abwesenheit die Tante vorbereiten willst.“ Er drückte ihre Hand an seinen Mund und sprach: „Hoffen wir!“

Man machte sich auf den Rückweg. Adolph begleitete Albertinen bis zur Laubhütte, und eilte dann hinab zu seinem Vater. —

„Ich habe Dir in meinem und der Tante Namen einen Vorschlag zu machen, lieber Sohn!“ begann letzterer, — „der sehr annehmlich ist, und meinen Wünschen entgegenkommt. Eine Jugendfreundin meiner Schwester schreibt derselben, daß sie in der Person der jungen Baronin von Esten eine in jeder Beziehung zu empfehlende Partie für Dich gefunden habe, und es nur auf Dich ankomme, das Jawort einer jungen schönen Dame zu erlangen, welcher die Freundin bereits ein vortheilhaftes Bild von Dir entworfen habe, was nicht ungünstig aufgenommen worden sey, und daß Deine persönliche Gegenwart die Sache voraussichtlich zum erwünschten Ziele führen werde. Die Tante kennt das Fräulein von Esten persönlich, und kann sich kaum vergeben, daß sie nicht selbst auf diese Idee verfallen ist, die ihren vollen Beifall, so wie den meinigen hat. Was sagst Du dazu, lieber Adolph?“

„Daß ich bedauern muß, einen Antrag nicht annehmen zu können, der zu spät kommt,“ antwortete dieser.

„Zu spät?“ fragte der Oberst mit gerunzelter Stirne.

„Ja, lieber Vater! und ich hoffe von Ihrem väterlichen Herzen, daß Sie meine Wahl billigen werden.“

„Wenn sie vernünftig ist, ja! obwohl es mir wegen der Esten leid thut. Wer ist denn die Dame Deines Herzens?“

„Albertine. —“

„Albertine von —? Nun, sie wird doch einen Familien-Namen haben?“

„Den weiß ich wahrhaftig nicht, aber die Tante gewiß. Sonst kennen wir sie Alle nur unter dem Namen Albertine.“

„Wie? — Nein, ich will nicht fürchten, daß Du so vollkommen vergessen hast, was Du Deinem Stande und Deiner Familie schuldig bist. Wer ist diese Albertine?“

„Eine liebenswürdige, bescheidene, schöne und gebildete Person, die Ihnen selbst nicht gleichgültig ist; kurz, es ist die Gesellschafterin der Tante.“

„Eine Kammerjungfer!“

„Von der nobelsten Art, die mit ihren natürlichen Vorzügen eine Dame ersten Ranges zu seyn verdient.“

Der Oberst ging zum Fenster, sich von der Ueberraschung zu sammeln, und wandte sich dann nicht unfreundlich zu dem Sohne: „Dein Geschmack ist gut, Adolph! Aber Du wirst doch begreiflich finden, daß ich auf meine väterliche Liebe zu Dir nicht so frevelnd lossündigen lassen kann, eine Kammerjungfer in meine Familie als Schwiegertochter einschieben zu lassen?“

„So lasse ich sie adeln!“ rief Adolph schnell.

„Ich verweigere Geld und Consenz.“

„So entsage ich allen Familienverhältnissen und gründe einen neuen Stamm.“

„Aber nicht ohne meine Einwilligung und unter meinem Namen.“

Adolph wollte aufbrausen, er besann sich aber und sagte schmerzlich: „so bin ich denn überall zurückgewiesen, auch von ihr, die des Vaters Einwilligung zur Bedingung der ihrigen gemacht hat.“

Der Oberst sah ihn mit Blicken väterlicher Zärtlichkeit an. „Du dauerst mich wahrlich, lieber Sohn,“ sagte er, „daß Dir die Liebe einen so verzweifelten Streich gespielt hat. Indessen kann noch alles gut werden. Ich habe mir die Freiheit genommen, bei Deinen geäußerten Grundsätzen, die alle Schranken der Standesverhältnisse zusammenzuwerfen drohten, mich ein wenig in den Gang Deines Schicksals zu mischen, und Deinen Ideen eine Richtung zu geben, die meine und Deine Absicht zugleich befördert.“

„Ich verstehe Sie nicht.“

„Du wirst Alles verstehen, wenn ich Dir sage, daß Albertine niemand anders ist, als Fräulein von Esten, die der Tante und mir den nie genug zu lohnenden Gefallen gethan hat, unter einer zwar nicht ganz würdigen, aber zu unserem Zwecke vollkommen passenden Gestalt sie hieher zu begleiten. Der Erfolg hat gelehrt, daß wir auf Deinen gesunden Sinn und auf die Vorzüge Albertinens richtig spekulirt haben.“

Adolph stand wie ein Träumender.

„Hole Deine Braut!“ rief der Oberst ihm lachend zu; „doch da kommt sie selbst.“

„Sie hat mir so eben gestanden,“ sagte Frau von Rothann, die Hocherröthete an der Hand führend, „daß sie mit Vergnügen Frau von Halden werden will.“

Adolph flog in die Arme der Lieblichen, die mit ihm vor den Oberst trat und um seinen Segen bat.

„Den habt Ihr, lieben Kinder!“ sagte dieser gerührt; „geht, und laßt Eure Freude lebendig werden.“

Die gute Tante wurde in die Mitte genommen und jubelnd abgeführt.

Bertram trat mit den Worten ein: „Da geht's ja rasch her!“

„Adolph ist Bräutigam!“ rief ihm der Oberst entgegen.

„Mit?“

„Mit Albertinen.“

„Gratulire! Gesagt hat er mir's, ich hab's aber nicht geglaubt.“

„Er liebt sie.“

„Hab' unter der Heideneiche den Bundesschluß gesehen.“

„Und mir nichts gesagt?“

„Ich bin kein Spion, und einen Kuß in Ehren soll Niemand wehren. Aber — wenn mir eine Bemerkung erlaubt ist, — schön, lieb und gut ist das Ebenbild des Bildes, das er in seinem Herzen herumgetragen hat, aber — eine Kammerjungfer! — Da haben der Herr Oberst dem Schicksal doch nicht recht in die Speichen gegriffen.“

„Doch, doch, Bertram! Es ist ja das Freifräulein von Esten, die unter dieser Rolle hier aufgetreten ist.“

„Wer? wie? was?“ rief der Alte, und drehte sich auf dem Absatze um; „ei, so soll ja eine Batterie Vierundzwanzigpfünder ein Viktoria donnern, daß die Berge zittern. Jetzt merke ich alles. — Herr Oberst! Sie sind der erste Feldherr der Welt!“

Allen Aeltern, welche ihre Kinder in Schulanstalten bilden lassen, zur Beherzigung.

Oft schon hat uns Herr Dr. Heß, Vorsteher der hiesigen jüdischen Realschule, mit eben so zeit- als sachgemäßen Aufsätzen in seinen jährlichen Einladungsschriften erfreut. Kaum dürfte er aber je zuvor ein Thema mit der ihm eigenen Klarheit und wohlmeinenden Gesinnung behandelt haben, welches in innigerer und zarterer Beziehung zu der Wirksamkeit der Lehrer stände, welches wichtiger und entscheidender wäre für das Gedeihen der den Schulen übergebenen Kinder, als die in seiner diesjährigen Einladungsschrift mitgetheilten „Bemerkungen und Wünsche über das Verhalten der Eltern zur Schule.“

Leider erlaubt uns der Raum dieser Blätter nur, einige Bruchstücke aus dem Ganzen auszuheben. Nach einer gediegenen Einleitung heißt es unter andern:

„Was kann den, an einer Schule Wirkenden erfreulicher, ermunternder seyn, als die Kundgebung einer regen Theilnahme des Publikums, besonders aber der Aeltern ihrer Zöglinge, als die wohlthuende Erfahrung, daß ihr geräuschloses und redliches Wirken die Aufmerksamkeit derer auf sich ziehe, denen es zunächst gewidmet ist. Gehen aber alle solche Gespräche aus einem lebendigen Interesse an der Schule hervor? Sind sie alle geeignet, der Schule Bestes zu fördern, so daß sie als eine erfreuliche Erscheinung begrüßt zu werden verdienen? Tragen sie alle das Gepräge des ernsten Nachdenkens, der besonnenen Ueberlegung, der sorgsam schonenden Behutsamkeit? Gibt in denselben stets die Achtung sich kund, die man der Anstalt, der man seine theuersten Wesen anvertraut, im Interesse dieser ihr Anvertrauten erweisen soll? Wohl fehlt es, Dank den großen Fortschritten in den letzten Decennien, nicht an Aeltern, die auch in dieser Beziehung es beurkunden, daß sie zu den wahrhaft Gebildeten gehören; es gibt jedoch noch immer auch solche, die in dieser Hinsicht sich mancher Mißgriffe, ja schwerer Verstöße gegen das Geziemende schuldig machen. Irgend ein Zufall, ein Besuch, führt mehrere Bekannte zusammen; man unterhält sich von den Stadtneuigkeiten, von Putz, von einer Kindergesellschaft, von einem Kinderballe, man erzählt sich, wie dieses Kind durch sein graciöses Tanzen, jenes durch seinen geschmackvollen Anzug, sein zierliches Auftreten die Aufmerksamkeit der Anwesenden erregt habe; das führt dann auch auf die Schulen. Diese wird als vorzüglich angepriesen, über jene ein wegwerfendes Urtheil gefällt, dieses und jenes an derselben getadelt, bis die flüchtig herumschweifende Unterhaltung sich einem andern Gegenstande zuwendet, um ihn auf gleiche Weise zu effleuriren. Kann ein solches Urtheil irgend einen innern Gehalt haben? Das Kind ist mit seiner Aufgabe beschäftigt, sie ist ihm zu schwer, es weiß sich nicht zu helfen. „Das hat uns der Lehrer nicht erklärt, das kann ich nicht wissen“, spricht es zu seiner Entschuldigung, und die gläubigen Aeltern tadeln den nach ihrer Meinung unmethodischen und ungerechten Lehrer. Oder, was von noch schlimmerer Wirkung ist, die Lehrmethode des Lehrers wird in Gegenwart des Zöglings getadelt. Der zur Trägheit und Unaufmerksamkeit Geneigte wird nun, sich darauf stützend, zu seiner Entschuldigung vorgeben, daß er mit aller Aufmerksamkeit dennoch nichts lernen könne. „Ich habe so viele Aufgaben für morgen, daß ich nicht damit fertig werden kann“, klagt ein anderes Kind gegen seine Aeltern, und man ergießt seinen Unwillen über den harten und unbilligen Lehrer, der das Kind über das Maß seiner Kräfte belastet. Hätte man, bevor man urtheilte, sich an dem gehörigen Orte erkundigt, so würde man erfahren haben, daß jenes Kind entweder zu denen gehöre, die aus Mangel an Aufmerksamkeit oder aus Zerstreuung schon in der Lehrstunde kaum wissen, was gelehrt wird; oder den Lehrer mißverstanden und den Aeltern mehr angegeben habe, als er vorgeschrieben hat; oder von jenen Leichtsinnigen sey, die die Aufgaben für mehrere Tage auf den letzten verschieben und sich anhäufen lassen. Ein Vater oder eine Mutter rühmt die Fortschritte des Sohnes, der Tochter in diesem und jenem Gegenstande; andere anwesende Aeltern können nicht begreifen, warum ihre Kinder nicht dieselben Fortschritte machen; daß die Schuld in den geringen Anlagen, dem schlechten Willen oder der minder sorgfältigen häuslichen Beaufsichtigung der Kinder liegen könne, will den befangenen Aeltern nicht einleuchten; die betreffende Schule muß allein die Schuld davon tragen. Der Schüler bringt selten ein monatliches Zeugniß des Wohlverhaltens mit nach Hause. Auf die Frage der Aeltern beschuldigt er diesen oder jenen Lehrer, er habe ihm, aus Parteilichkeit gegen ihn, ohne Ursache eine ta-

delnde Bemerkung gegeben. Dasselbe behauptet ein anderer, dem eine verdiente Strafe auferlegt wurde, und die Aeltern glauben blindlings den Aussagen des Kindes, obgleich nicht abzusehen ist, was das Motiv einer solchen Parteilichkeit seyn sollte. Ein Kind kommt mit verdrießlicher Gebärde nach Hause. Der Lehrer habe es wegen einer Kleinigkeit hart gestraft — antwortet es den forschenden Aeltern, und diese zihen, ohne alle weitere Untersuchung und Erkundigung, den Lehrer der Härte und Gefühllosigkeit, oder halten ihn für einen Leidenschaftlichen, der sich im Zorne nicht zu beherrschen wisse. Bei genauer Untersuchung würde sich ergeben haben, daß der Schüler mit Uebertreibung eine geringe Bestrafung als eine derbe Züchtigung dargestellt hat. Wenn durch die angeführten, häufig genug sich zutragenden Vorfälle der Schule in so fern Unrecht wiederfährt und Nachtheil erwächst, als ungerechte Urtheile über sie gefällt werden, die ihr in der öffentlichen Meinung schaden, so ist der Nachtheil viel größer, wenn die Aeltern unbehutsam genug sind, ihren Tadel in Gegenwart der Kinder auszusprechen."

Hier fühlt sich nun der Verfasser gedrungen, mit einigen Worten die Aufmerksamkeit der Aeltern auf ein, in der Erziehung sehr bedeutsames Moment hinzulenken: auf das Gefühl der Achtung und Ehrfurcht. Die ganze gediegene Betrachtung faßt der erfahrene Schulmann in den nachstehenden ermahnenden Worten am Schlusse zusammen, welcher allerseits sehr beherziget zu werden verdienen:

„Darum ergeht unsere Bitte an euch, verehrte Aeltern unserer Schüler und Schülerinnen, die ihr der Schule euer Vertrauen schenket und ihr den so hochwichtigen Auftrag der Bildung eurer Kinder übergebet, behutsam zu seyn in euren Urtheilen über das Verfahren der Lehrer. Setzet kein blindes Vertrauen in die Aussagen flüchtiger Kinder, und enthaltet euch des Urtheils, bevor ihr euch mit dem betreffenden Lehrer oder dem Oberlehrer besprochen habt. Unterdrücket, wenn ihr euch durch die Klage eures Kindes über eine erlittene Bestrafung gereizt finden solltet, euren Unwillen in Gegenwart desselben, ermahnet es vielmehr zur Folgsamkeit und saget ihm, daß ihr Erkundigung über sein Benehmen einziehen werdet. Setzet Lehrmethode und Verfahren des Lehrers niemals in den Augen eurer Kinder herab; duldet auch nicht, daß sie einen Lehrer zum Gegenstande der Nachahmung, der Belustigung machen. Vor Allem aber hütet euch, den Charakter, die Persönlichkeit desselben in ihrem Beiseyn die Revue passiren zu lassen und einer Kritik zu unterwerfen. Vermeidet Alles, was in unserer Zeit, die ohnehin so geneigt ist, das Höhere herabzuwürdigen, dem Lehrer etwas von der Achtung entziehen könnte, die der Schüler für ihn hegen soll. Ihr werdet dadurch nicht nur die Lehrer in ihrer Wirksamkeit unterstützen und dieselbe segensreicher machen, es wird sich auch die Achtung und der darauf gegründete Gehorsam gegen ihre Lehrer in dem Verwalten eurer Kinder gegen euch und im häuslichen Kreise wohlthätig erweisen, wie von der andern Seite jede Mißachtung und Herabsetzung der Lehrer nicht verfehlen wird, sich auch im häuslichen Benehmen früher oder später auf eine für euch schmerzliche Weise kund zu geben."

Mannichfaltigkeiten.

(Frankfurt a. M.) Der Gesangverein „Orpheus", welcher gerne die Gelegenheit ergreift, humane Zwecke zu fördern, hat für nächsten Mittwoch den 27. d. Mts. im Saale des Weidenbusches eine musikalische Soirée veranstaltet, deren Ertrag zum Besten eines hiesigen erblindeten jungen Mannes bestimmt ist. Dem bekannten Wohlthätigkeitssinne unserer Mitbürger empfehlen wir diese Veranlassung, in die lange Nacht eines Unglücklichen einige Strahlen der Erheiterung und des Trostes dringen zu lassen. Der Eintrittspreis beträgt 30 kr. Der Anfang der Soirée ist um 8 Uhr, und eine Stunde früher wird der Saal geöffnet. Möge die rühmliche Absicht des wackern Orpheus von Seiten des Publikums eine recht wohlwollende Unterstützung finden!

(Berlin, 18. März.) Die Veröffentlichung unserer Theater-Intendantur in Betreff des Antheils der Dichter und Tonkünstler an der Einnahme einer jeglichen Vorstellung ihrer Schauspiele und Opern hat hier vielen Anklang gefunden. Besonders billigt man, daß Uebersetzungen von dieser Begünstigung ausgeschlossen sind, durch welche Maßregel Originalwerke einigermaßen vor diesen Schmarotzerpflanzen, welche den Boden unserer Theater überwuchern, Luft erhalten. Man lebt der Hoffnung, daß unsere dramatische Literatur durch diese zweckmäßige Neuerung von Seite der hiesigen königl. Theater und des Wiener Hofburg-Theaters einen Aufschwung nehmen werde. Nur ist zu wünschen, daß, wenn die Maßregel durchgreifend wirken soll, sämmtliche Theater-Direktionen in Deutschland dem guten Beispiele dieser beiden ersten deutschen Theater folgen.

Ein Major in Sebastobol war verliebt in die junge Frau eines Feldwebels, und da diese seinen lüsternen Wünschen sich nicht fügen wollte, mißhandelte der Major Mann und Frau bei jeder Gelegenheit. Bald hatte der Feldwebel nach des Majors Urtheil die Aufsicht über die Kompagnie nachlässig geführt, bald hatte die Frau Feldwebelin ihrem Manne das Hemd nicht weiß genug gewaschen, und so gab es für das Ehepaar Schläge ohne Aufhören. Der Feldwebel, der lieber Mißhandlungen dulden als Hörner tragen wollte, lief endlich in Verzweiflung nach Simpferopol, wo sich damals der kommandirende General befand. Seine Klagen fanden Gehör, und wurden von einer niedergesetzten Kommission als gegründet anerkannt. Der Major ward versetzt und der Feldwebel bekam von des Majors Nachfolger als Satisfaction — 500 Hiebe! angeblich weil er seine Garnisonsstadt ohne Erlaubniß seines Chefs verlassen.

An Vergnügungsörtern fehlt es den Berlinern wahrlich nicht. Wir werfen einen Blick auf die Ankündigungen der „Vossischen Zeitung" und finden in derselben angezeigt: Konzert in Kroll's Garten; im Jagor'schen Saale gibt Bosko ägyptische Magie zum Besten; in Sommers Salon ist großes Nachmittags-Konzert à la Strauß; im Hennig'schen Wintergarten Ball; in Faust's Wintergarten großes Konzert und Blumenverloosung; im Neuen Colosseum Konzert; in Günther's Local Abend-Konzert der steyermärkischen Musikgesellschaft; in Villa bella großes Konzert und Ball; dito in der Friedrichsstädter Halle; dito nebst akademisch-gymnastischen Vorstellungen im Sarkowsky'schen Lokale; im vierten Thiergartenzelte

Unterhaltung; in Schreiberg's Kaffeehause Gesangunterhaltung; dito in noch fünf oder sechs anderen Lokalen, sodann Circus gymnasticus, Menagerie, Milanollo's, Schauspiel, Oper 2c. 2c. Wo vergnügen sich aber die armen Leute?

(Spende von zarter Hand.) Unter den wohlthätigen Gaben für Abgebrannte in Königsberg befand sich eine mit der Aufschrift: „von Kunigunde, ein Paar Hosen und 2 Thaler."

Korrespondenz.

Hamburg, 20. März.

Der hiesige Buchhändler B. S. Berendsohn hat Prachtexemplare des von ihm verlegten „Hamburgischen Gedenkbuches" von Clemens Gercke einigen der Regierungen übersendet, welche der Stadt Hamburg bei und nach dem Brandunglücke so edelmüthig beistanden. Von Sr. Maj. dem Könige von Preußen, dem Großherzoge von Mecklenburg-Strelitz, so wie von den hohen Senaten zu Lübeck, Bremen und Frankfurt hat Hr. Berendsohn dafür Dankschreiben erhalten; mit dem von Berlin aus erfolgten, von Sr. Maj. eigenhändig unterschriebenen ist die goldene Huldigungs-Medaille „als Andenken", so wie mit dem Lübecker Schreiben ein sehr werthvolles Geschenk übersendet worden.

Frankfurt a. M.

Papierfabrikation und Papierhandel.

Im Allg. Anz. d. D. las man unlängst einen gehaltvollen Artikel über das Bücherwesen der neueren Zeit, welcher auch in mehrere andere Tagblätter übergegangen ist. Nachdem die Ursachen und Erscheinungen des jüngsten Aufschwungs des Bücherwesens ausführlich besprochen worden, wendet sich der genannte Artikel zur Hervorhebung der neuern großartigen Bestrebungen um die Papierfabrikation und den Papierhandel. „Noch vor 25 Jahren mußte der deutsche Buchhandel — so lesen wir dort — seinen Bedarf an Druckpapier direkt von der Papiermühle beziehen. Da nun in hergebrachter Weise blos während der Winterszeit Druckpapier fabricirt wurde, so sah sich der Consument genöthigt, seinen muthmaßlichen Jahresbedarf schon im Herbste des vorhergehenden Jahres aufzugeben, um einer Menge der verdrießlichen Inconvenienzen zu entgehen. Wie selten aber letztere ganz zu beseitigen waren, zeigt ein Blick auf die Ausstattung größerer Werke jener Zeit, die in der Regel auch als Mustersammlungen von Papier dienen können. Zwar gab es in Baiern einige Papierhandlungen, welche von mehreren in diesem Lande gefertigten Druckpapieren Lager unterhielten, die jedoch nur eine sehr beschränkte Auswahl boten, und ohnehin für unvorhergesehene Bedürfnisse nicht ausreichten. Wer gar bessere und feinere Papiere bedurfte, sah sich in die Nothwendigkeit versetzt, solche aus dem Auslande zu beziehen, denn vergebens würde man in Deutschland auch nur eine Handlung gesucht haben, welche mehr als die in den „Schreibmaterialienhandel" einschlagenden Sorten aufzuweisen hatte. Dieser Mangel mußte natürlich eben so nachtheilig auf die Leistungen der deutschen Buchdruckerkunst und demgemäß auf den Buchhandel, wie auf die mit ersterer verbundenen Geschäftszweige, Holzschneidekunst, Notendruck u. dgl. m. einwirken. Das Bedürfniß, daß eine Zusammenstellung von allen in- und ausländischen Papiergattungen an der Zeit sey, erkannte zuerst das jetzt durch ganz Deutschland, ja halb Europa rühmlichst bekannte Haus F. Flinsch, und es wußte die zeitgemäße Idee auf das großartigste auszuführen. Wir sahen dessen Etablissement in der angedeuteten Weise 1819 in Leipzig und 1820 in Frankfurt a. M. entstehen. Von dieser Zeit an sah sich der deutsche Buchhandel in dem Vortheil, seinen Bedarf aus jenen Häusern beziehen zu können. Der Papierhandel im Großen belebte wiederum die Fabrikation des Stoffs und ermöglichte nicht nur die Massen- und Schönheits-, sondern auch — versteht sich im Verein mit andern Bedingungen — die Schnelligkeitswirkung der Presse. Denn bei einer das Interesse des Augenblicks betreffenden literarischen Erscheinung kam man nicht mehr, wie vielfach vor dem, in die Verlegenheit, die Publication derselben aus Materialienmangel so lange vertagen zu müssen, daß sie post festum kam. — Das Haus Flinsch gründete weiterhin, um seinem Handel eine nachhaltige Stütze zu geben, schon in den ersten Jahren seines Aufblühens eine eigene Papierfabrik mit Maschinen (in Penig) und hat der Papierfabrikation fortwährend erhöhte Aufmerksamkeit zugewendet. So stellte es noch im vorigen Jahre (an die Stelle einer bisher betriebenen Handpapierfabrik, in Blankenberg bei Hof) eine neue, aus der berühmten Werkstätte von Donkin in London gefertigte, englische Maschine auf, welche wohl den interessantesten Werken der neuern Mechanik zugezählt werden darf. Wir hatten Gelegenheit, dieselbe eine Stunde lang arbeiten zu sehen, während welcher Zeit sie 16,200 Quadratschuhe Papier lieferte, das an Reinheit und Glätte dem vollkommensten gleichkam, welches uns aus dem Auslande noch zu Gesicht gekommen ist. Bei ununterbrochenem Fortgang liefert diese Riesenmaschine die ungeheuere Zahl von nahe an 380,000 Quadratschuhen oder 130,000 Bogen Papier in gewöhnlicher Größe. Man darf nach all' dem dieses Etablissement in Bezug auf die Vortrefflichkeit seiner inneren Einrichtung und die riesige Bedeutung seines Erfolgs unbedenklich zu den großartigsten Instituten Deutschland's zählen. Dem entsprechen denn auch die Leistungen des Handlungshauses Flinsch, wobei wir uns kurz auf jedem Sachverständigen bekannte Thatsachen berufen können. Freilich gehörte zu diesem Resultate die ungewöhnliche Thätigkeit, Umsicht und Sachkenntniß, so wie das gemeinschaftliche Zusammenwirken von Brüdern. Wie einflußreich die Bestrebungen derselben seyn mögen, läßt sich nach diesen Angaben leicht ermessen, und wir glauben, mit Recht den Namen „Flinsch" unter denjenigen vaterländischen Namen nennen zu dürfen, an die sich nicht nur die wesentlichen Verdienste um den neuern Aufschwung der deutschen Typographie, sondern überhaupt der neuern nationalen Industrie und des nationalen Handels knüpfen."

Erste Aufführung des Instrumental-Musik-Vereins im Abonnement (1843 — 1844.)

Dienstag, 26. März.

I. Abtheilung: 1) Simphonie von A. Romberg. Op. 6. 2) Gesang. 3) Clavierconzert von Hummel. — II. Abtheilung: 4) Ouverture von L. van Beethoven. Op. 43. 5) Gesang. 6) Variationen für Violine von Beriot. 7) Ouverture zur Oper „König Siegmar" von E. Guhr. Anfang: $6\frac{1}{2}$ Uhr, im Saale des Weidenbusches (Eingang vom Roßmarkt und der Töpfergasse.)

Theater-Anzeige.

Montag, 25. März. Robert der Teufel, große Oper in 5 Haupt- und einer Zwischen-Abth., Musik von Meyerbeer. (Gastrolle) Isabella: Fräul. Angelika Köhler, vom Theater zu Riga.

Dienstag, 26. März. Der Obrist von sechszehn Jahren, Lustspiel in einem Akt, nach dem Französischen von Herrmann. Hierauf folgt: Fröhlich, musikalisches Quodlibet in 2 Abth., Musik von mehreren Componisten. (Gastrolle) Fröhlich: Hr. Weitgaß, vom Freiburger Theater.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 87. Mittwoch, den 27. März 1844.

Bei'm Feste des Einzugs
Sr. Durchlaucht des Herzogs
ADOLPH VON NASSAU
und Ih. kaiserlichen Hoheit der Herzogin
ELISABETH ZU NASSAU
in Wiesbaden am 26. März 1844.

Gekommen sind die lang ersehnten Tage
Und reich geschmückt ist ihre stolze Bahn;
Es drängen sich mit freud'gem Herzensschlage
Viel Tausende zum selt'nen Fest heran.
Ein Fürstenpaar, vereint durch Hymens Bande,
Hält seinen Einzug in dem schönen Lande,
Dem sich die Götter liebend zugeneigt,
Durch dessen Thäler Lahn und Rheinstrom fließen
Und über dessen wald'ge Taunusriesen
Der alte Feldberg hoch und mächtig reicht.

Fürwahr ein schönes Land! — es segnend, haben
Sich Ceres und Pomona hier vereint;
Es spendet Bachus seine besten Gaben
An Hügeln, die der Sonne Gluth bescheint.
Es gießt Hygea hier aus hundert Bronnen
Heilkräft'gen Trank; aus tiefem Schacht gewonnen
Wird manches edle, köstliche Metall.
Hier weiden Heerden auf begrünten Matten
Und dort ertönt im kühlen Waldesschatten
Dianens Horn, weit sendend seinen Schall.

Aus allen Gauen kommen sie und wallen
Nach dieses schönen Landes Hauptstadt hin.
Viel tausendstimm'gen Jubel hört man schallen
Und Alle rings belebt ein gleicher Sinn,
Dem Fürstenpaare Huldigung zu bringen,
Mit festlich heiterm Spiel es zu umringen,
Mit Liebesgruß und freudigem Gesang.
Hoch steht man stolze Siegespforten thronen
Und zu dem lauten Donner der Kanonen
Mischt sich der Glocken feierlicher Klang.

Ein bunt Gemisch von wechselnden Gestalten!
Hier ziehen Krieger in der Waffen Glanz;
Dort sieht man lange Züge sich entfalten
Von holden Jungfrau'n, welch' ein blüh'nder Kranz!
Hier nah'n des Staats betitelte Beamte
Und schlichte Männer dort, dem Dorf entstammte,
Hier munt're Kinder, ernste Greise dort.
Geschmückte Rosse, prächt'ge Gallawagen,
Sie steh'n bereit, das Fürstenpaar zu tragen,
Und zieh'n, bewundert von der Menge, fort.

Wie Alles prangt! Bekränzet sind die Pforten,
Willkomm'ne Gäste zu empfah'n bereit;
Des Putzes Fülle sieht man aller Orten
Und Jeder trägt ein sonntägliches Kleid.
Nach Festeszügen folgen Freudenmahle
Und zu den Toasten klingen die Pokale;
Des hohen Fürstenpaares wird gedacht
Mit lautem Jubel. Endlich bei der Helle
Der Kerzen folgen Tanzeslust und Bälle
Und mit dem Tag wetteifernd strahlt die Nacht.

Ein selt'nes Fest! — Doch diese schönen Tage
Sie werden schwinden, eh' wir's noch gedacht.
Es flieht die Lust beim eil'gen Stundenschlage;
Der Glanz erbleicht, der Jubel ist vollbracht.
Bald sind verklungen der Toaste Worte;
Die Blumen welken an der Ehrenpforte
Und der Kanonendonner ist verhallt.
Es schweigt der Strom der Glocken und der Lieder;
Des Alltags stille Ordnung kehret wieder.
Du schönes Fest, was schwindest du so bald?

Doch schwinde nur, — das ist des Loos des Schönen
Und schnell verwelkt sein duft'ger Blüthenkranz!
Von kurzer Dauer ist des Jubels Tönen,
Von kurzer Dauer ist der Feste Glanz.
Entschwinde nur! du warest nicht vergebens,
Wenn du die Aussaat eines neuen Lebens,
Wenn du die Blüthe schöner Zukunft bist,
Wenn über diesem Volk und diesen Gauen
Sich deine Pfeiler segenkündend bauen,
Wenn du ein Fest im wahren Sinne bist.]

An Volk und Fürst ergeht ein ernstes Mahnen;
Zur Festesweihe prägt es tief Euch ein!
Im engen Kreise und in weiten Bahnen
Soll Euch das Wohl des Landes heilig seyn!
Ihm sollt Ihr freudig jedes Opfer bringen,
Nach seinem Ziele unermüdet ringen
Als Bürger einer immer schönern Zeit;
Siegreich voran soll Recht und Wahrheit schreiten,
Des Lichtes milde Sonne sich verbreiten,
Erblüh'n soll Frieden rings und Einigkeit!

Der Herrscherstab ist's nicht, den man bewundert;
Es ist ein Mensch wie And're, der ihn trägt.
Nur geist'ger Größe huldigt das Jahrhundert
Und nur dem Herzen, das für's Edle schlägt.
Ein Fürstenschmuck von Gold und von Juwelen
Hat wenig Werth, wenn seinem Träger fehlen
Der Seele Adel und der Tugend Glanz.
Gehorsam läßt sich, Liebe nicht erzwingen.
Beglückter Herrscher, dem die Völker bringen
Als schönste Gabe ihrer Liebe Kranz,

Um dessen Thron viel bied're Männer stehen,
Dem Volk ergeben und dem Fürsten treu,
Die nicht den Mantel nach der Hofgunst drehen
Und deren hohes Streben immer neu!
Beglücktes Land, dem solche Männer dienen!
Der Himmel segne sie und gebe ihnen
In dem gelung'nen Werk den schönsten Lohn!
Von Allen, die zu diesem Feste kamen,
Sey hochgepriesen ihr geehrter Namen,
Er sey geliebt beim Volke und am Thron!

So sey gegrüßt, du lang' ersehnte Stunde,
Wo das geliebte Fürstenpaar erscheint!
Weit über Berg' und Thäler drang die Kunde,
Die freudig Nassau's bied'res Volk vereint.
Das Fest enteilt, doch war es nicht vergebens,
Wenn es die Blüthe eines neuen Lebens
Und einer segensvollen Zukunft ist,
Wenn Liebe und Vertrauen ihm entsprießen,
Wenn Volk und Fürst das schöne Bündniß schließen,
Das dieser Tage höchste Weihe ist!

Wilh. Wagner.

Der Spruch der Geschwornen.

Die New-Yorker Allgemeine Zeitung vom 13. Mai 1837 enthielt die nachstehende Erzählung, deren Mittheilung noch immer von Interesse seyn dürfte, da sie an kein Tagesereigniß geknüpft ist. Das genannte Blatt erzählt: Die nachstehenden Zeilen enthalten eine Schilderung der letzten Scenen eines Unglücklichen, der, in der reifenden, prangenden Blüthe des Daseyns und Wirkens niedergemäht, mit einem schmachvollen Tode die fürchterliche Eilfertigkeit bezahlen mußte, vermöge welcher in den englischen Gerichtshöfen der Buchstabe des Gesetzes den Namen eines Menschen aus dem Buche des Lebens weglöscht. Fälle, wie der vorliegende — und daß es der einzige seiner Art nicht ist, beweisen ein paar schwarze Seiten in der Kriminalgeschichte jenes Volks — dürfen uns mit Recht mißtrauisch machen gegen die gepriesenen Vorzüge der Geschwornengerichte, deren unfehlbare Vortrefflichkeit, besonders von den Britten, mit so unerschöpflicher Hartnäckigkeit vergöttert wird.

Es ist nun eine Reihe von Jahren — erzählt unser Berichterstatter — als ich einst in einer müßigen Stunde hinwanderte, um einer Sitzung in dem Gerichtshofe Old Bailey beizuwohnen. Die dicht gedrängte Masse der in dem kleinen Raume schon versammelten Zuschauer, das geschäftige Treiben einer zahllosen Menge, welche vergeblich um den Eingang sich drängte, die ängstliche, fast feierliche Erwartung in den Gesichtern der Anwesenden — Alles das ließ mich sogleich vermuthen, daß ein Auftritt von ernsterer, von mehr als gewöhnlicher Bedeutung auf dieser jammerreichen Schaubühne menschlichen Elends und menschlicher Entwürdigung sich bereite. Der Gefangene, über dessen Sache heute entschieden werden sollte, erschien. Es war ein junger Mann von ungefähr zwanzig Jahren, von schlankem, hohem Wuchs, und einem Aeußeren, dessen würdevolle Haltung Theilnahme und Achtung gebot; das dunkle Haar, welches unordentlich von der hohen Stirn auf die Schultern herabwallte, gab seinem sonst regelmäßigen Gesicht einen wunderbaren Ausdruck von wild empörter Leidenschaft, aber aus allen Zügen sprach ein Seelen-Zustand, der dem Verbrecher sonst nicht eigen zu seyn scheint, und die Blicke der Versammlung hingen mit wehmüthigem Antheil an dem Armen und der verhängnißvollen Stille, die er einnahm, von der sie oft mit Schauder und Entsetzen sich abgewendet hatten.

Die Anklage wurde verlesen. Sie enthielt die Geschichte eines grausamen Verbrechens, begangen unter Umständen von Verrath und Undank, welche das Schwarze der That bis zum Gräßlichsten steigerten. Der Beklagte war, wie es sich im Laufe der Verhandlungen ergab, ein geborner Schotte, und ein Sohn eines hochbejahrten geachteten Priesters von der Sekte der Cameronianer. Er hatte sich auf der Universität zu Glasgow durch Talent und Kenntnisse ausgezeichnet, und nach Beendigung seiner Studien die Weihe zum Prediger des Evangeliums erhalten. — Noch während des akademischen Lebens hatte er mit dem Sohne eines reich begüterten Edelmannes aus den Hochlanden Bekanntschaft und Freundschaft geschlossen, einem Jüngling, beinahe von gleichem Alter mit ihm, und geschmückt mit den liebenswürdigsten Eigenschaften des Geistes und Herzens. Der Vater seines Freundes, erfreut über den Bund zweier edlen, gleichgestimmten Seelen, hatte eine so herzliche Neigung zu dem jungen Geistlichen gewonnen, daß er ihm eine Pfarrstelle in den Hochlanden — das Ziel seiner irdischen Wünsche — verschafft, zugleich aber die nicht minder willkommene Bedingung gemacht hatte, vor dem Antritte des neuen Berufs seinen Sohn auf einer Reise durch die sehenswerthesten Staaten des Festlandes zu begleiten. Dem gemäß waren die jungen Leute nach London gekommen, wo sie ansehnliche Geldzahlungen zu empfangen, und die nöthigen Vorkehrungen zu ihren Wanderungen zu treffen hatten. Alles war beredet und geordnet, der Tag der Abreise festgesetzt, — da fand man in einer Nacht den jungen Edelmann ermordet in seinem Bette, unter Umständen, welche den Reisegefährten mit beinahe unwiderlegbarer Gewißheit als den Thäter bezeich-

neten. Der entsetzliche Verdacht gegen ihn ward bei näherer Untersuchung durch verschiedene dem Morde vorhergegangene Thatsachen bekräftigt. Mehrere Tage zuvor hatte man Beide in ihrem Zimmer mit sehr lauter aufgebrachter Stimme reden gehört. Der Gegenstand ihres Wortwechsels war, wie man vermuthete, ein Frauenzimmer, dessen Name auch genannt wurde, und das ihnen Beiden auch bekannt gewesen war. Man hatte deutlich und bestimmt die Worte: Eifersucht, Rache, vernommen; auch war es nicht unbemerkt geblieben, daß von jenem Augenblicke an eine sichtbare Kälte und Entfremdung an die Stelle der heiteren, freundlichen Innigkeit, die früher zwischen ihnen geherrscht hatte, getreten war; das Betragen des Angeklagten gegen seinen Freund, um den er sonst mit zarter, unermüdlicher Rücksicht besorgt gewesen, war augenscheinlich verändert, war gemessen, kalt, empfindlich geworden, und so geblieben, bis zu dem verhängnißvollen Abend, an welchem sie ein kleines Gastmahl veranstaltet hatten, um bei'm klingenden Becher von ihren vaterländischen Freunden Abschied zu nehmen.

Der Hauptzeuge gegen den Gefangenen war ein alter Diener des Ermordeten, ein Greis von ehrbar würdigem Ansehen, den der Schmerz um seinen so dahin geschiedenen Herrn beinahe zu Boden drückte. Er sagte aus, daß in jener schrecklichen Nacht er durch ein Geräusch, das er in dem Zimmer seines Herrn gehört, und das ihm geklungen habe, als ob zwei Menschen im harten Kampfe mit einander rängen, aufgeschreckt worden, und mit dem Hauswirth, den er sogleich zu Hülfe gerufen, in das Zimmer getreten sey, dessen Thür er offen gefunden. Das Erste, was er gesehen, sey ein umgestürztes Licht gewesen, das noch rauchend am Boden gelegen, dann das Bett seines Herrn, strömend von Blut über dem Leichnam des Gemordeten, in einer hängenden Lage, die Gestalt seines Mörders, des hier vor Gericht stehenden, mit einem leichenblassen Gesicht, mit blutbefleckten Händen, neben ihm das bluttriefende Werkzeug seiner That, ein Messer, das, als ihm angehörend, sogleich erkannt worden, ihn selbst in einem Zustande, aus dem ein furchtbar schuldiges, im tiefsten Innern gestörtes Gemüth mit lauter, schrecklicher Stimme gesprochen. — Der Gefangene war in der Anatomie nicht unerfahren, man hat ihn öfters reden und gesprächsweise beschreiben gehört, wie man auf die leichteste und schnellste Weise den Tod herbeiführen könne; die Lage der Wunde an dem Leichnam traf genau mit seiner Beschreibung zusammen. Um das Maß des Verdachts und der Schande ganz zu füllen, wurden noch einige Banknoten, welche der Ermordete kürzlich aus den Händen des Wechslers empfangen, von einem Frauenzimmer (dessen schon früher gedacht ist) vorgewiesen, die der Beklagte öfters besucht hätte, die jetzt als Zeugin wider ihn auftrat, und die Noten von ihm erhalten zu haben, aussagte. Aus allen diesen Thaten, die mit gewissenhafter Genauigkeit geprüft und erwogen wurden, schien es leider nur allzuklar hervorzugehen, daß der unglückliche Jüngling, verdorben durch lasterhafte Gesellschaft, verführt vom Reiz des Geldes, geblendet von rasender Eifersucht, dazu vielleicht noch aufgeregt vom Genusse des Weins, das heilige Kleinod seiner schuldlosen Seele dahingeworfen, und die ungeheure Blutschuld des Freundes-Mordes auf sich geladen habe.

(Fortsetzung folgt.)

Satyrisches Anzeigeblatt.

Ein junger, solider, fein gebildeter Mann, der sich mehrere Jahre in Paris aufhielt, wahrhaft mitleidig auf die lappalienhafte Schuldenmacherei unserer einheimischen Lions herabblickend, sieht sich hierdurch veranlaßt, seine ausgebreiteten Kenntnisse zur Mittheilung anzubieten, indem er im Besitze eines wahrhaft pyramidalen „Schuldenmachungs-Systems" ist, und seine Dienste vom Herzen gerne gegen anständiges Honorar Jedermann zur Verfügung stellt. Näheres auf dem Wasserglacis zwischen 4 und 5 Uhr Morgens, und zwischen 9 und 10 Uhr Abends, da derselbe seine Gründe hat, sich nicht den frechen Strahlen des Tages auszusetzen.

— 500 bis 1000 Abonnenten sucht der Redakteur der Zeitschrift: „Die Alleinglücklichmachende."

— In ein sehr gangbares Käsehändler-Geschäft wird ein junger deutscher Romanschriftsteller als Theilnehmer aufzunehmen gesucht. Er hat blos das Maculaturische zu besorgen. Den Vorzug hat jedenfalls ein deutscher „Mysterien-Verfasser."

— Nur Ruhe sucht der ergebenst Unterzeichnete, was seine Gläubiger gütigst zur Notiz nehmen wollen. A. Z.

— Ein überspielter Klaviervirtuos ist geneigt, seinen Eigendünkel gegen billige Bedingungen an angehende Künstler abzulassen.

— Ein Friseur, ein Schneider und ein Mimiker haben sich zu einem Bildungsinstitute vereinigt, aus dem jeder junge Künstler mit dem genialsten Aeußeren von der Welt hervorgehen soll.

— Ganz frische Grobheiten und Unverschämtheiten sind angekommen. Darauf reflektirende junge Stutzer belieben sich zu wenden an N. N., Hausmeister.

Kunst- und literarische Anzeigen.

In N. N's. Kunsthandlung werden heute Gratiskarten zum Konzert des berühmten Virtuosen aus China an Jedermann ausgetheilt. Abnehmer von 12 Gratis-Entreekarten erhalten einen Sperrsitz gratis.

— In O. P. Speculations-Buchhandlung sind folgende Werke so eben erschienen:

Die Redekunst. — Anleitung über Alles zu reden, das man nicht versteht. Handbuch für Lions. Von einem quiescirten Provinz-Correspondenten.

Die Mysterien der Mysterien, oder: Anleitung wie man Mysterien verfaßt. Von Garulus Tritschtratsch.

Außerdem sind sämmtliche Werke von Göthe, Schiller und Jean Paul, aus dem — Französischen übersetzt, sehr billig, ja ungeheuer billig, in erwähnter Buchhandlung zu haben.

(Wien. Allg. Theater-Ztg.)

Mannichfaltigkeiten.

Die „Weser-Zeitung" meldet aus Washington von einem blutigen Zweikampfe. Die feindlichen Parteien waren zwei kaum dem Knabenalter entwachsene junge Leute. Der Eine, Julian May, ist 19 oder 20 Jahre alt; der Andere, Cochrane, war kaum 18 Jahre alt. Letzterer sprach gegen Andere seine

Meinung, daß Ersterer ein Feigling sey, welches dem jungen May überbracht wurde. Eine Aufforderung zur Rücknahme dieses Ausdrucks folgte, welches verweigert wurde. Beide Parteien rüsteten sich zum Zweikampfe, fuhren des Morgens früh über die Gränze des Distrikts in den Staat Virginien, und nachdem alle Vorbereitungen getroffen waren, folgte die Ausforderung. Die Waffen waren Büchsen, Entfernung 30 Schritte. Beide feuerten zugleich, May blieb unversehrt, und Cochrane ging seines Gegners Kugel durch die Stirn; aus der Oeffnung trat gleich das Gehirn hervor. Er lebte noch zwei Tage, aber ohne Besinnung, nach deren Verlauf er starb. May machte sich gleich auf die Flucht und wird sich wohl in Sicherheit bringen.

(Fortschritt.) Eine Zeitung von Arkansas berichtet, daß die Creeks-Indianer ein Gesetz gegeben haben, wonach jeder Weiße, der überführt wird, Karten gespielt zu haben, von dem Territorium des Stamms verwiesen werden soll, selbst wenn er mit einer Indianerin verheirathet wäre — Beschämend!

Gegen die Thierquälerei sind in München viele hochgestellte Personen, die auch auf Menschenleiden bedeutenden Einfluß haben können. Der Verein gegen Thierquälerei in der Hauptstadt Baierns zählt, den Schwager des Königs an der Spitze, S. D. den Prinzen Eduard von Sachsen-Altenburg, Herzog zu Sachsen, dann S. E. den Grafen von Seinsheim, den vertrautesten Freund des Monarchen und sein Finanzminister, ferner S. E. den Grafen Rechberg-Rothenlöwen, Präsidenten des obersten Gerichtshofes, und außerdem noch gar viele Andere, in Allem dreitausend Mitglieder. Gute Aussicht für Menschenfreunde zur Abbestellung der Menschenquälerei. (Lew. Eur.)

Dr. Weyl sagt: Die Cravatte sey das Bild der Ehe. Man schnalle sich etwas an, was man nachher auf dem Halse habe.

(Zossen, im Königreich Preußen, im März.) Ein bisher unbescholtener Kaufmann wurde zur Untersuchung gezogen wegen unvorsichtigen Ankaufs von Sachen. Er glaubt sich dabei von dem Untersuchungsrichter ungewöhnlich hart behandelt, und führt deßhalb Beschwerde beim Obergericht, und zwar durch die Feder eines renommirten Sachwalters. Das Obergericht verfügt hierauf bloß die Untersuchung gegen den Beschwerdeführer wegen Beleidigung des Unterrichters, und obgleich die Zeugen, (lediglich Subalternen des Gerichts) einen Theil der Angaben bestätigen, wird der Beschwerdeführer zu drei Monat Gefängniß in erster Instanz verurtheilt. Während der Zeit reicht er eine zweite Denunciation weit gravirenderen Inhalts gegen denselben Richter ein, und zwar, wie er selbst sagt, auf die Gefahr hin, nochmals zur Untersuchung gezogen zu werden. Dießmal geschieht dies nicht, der Richter aber soll einen Verweis erhalten haben. In zweiter Instanz wurde er zwar freigesprochen — aber die Kosten! (Berl. Ztg.)

Im schönen Rheinlande sind Lust und Freude von jeher heimisch gewesen und werden es immer bleiben, denn Natur und Kunst haben dort Alles vereinigt, was des Menschen Herz entzücken kann. Wo aber fröhliche Menschen bei einander sind, denen das Herz voll ist, da strömt der Mund über und heitere Lieder erklingen. Für solche Stunden hat man der schönen Liederbüchlein wohl manche, aber es kann deren nie zu viel geben, und alle finden, wie die Erfahrung lehrt, ihre Verehrer und Freunde. Eine neue Sammlung dieser Art, mehrere hundert der beliebtesten und volksthümlich gewordenen deutschen Lieder enthaltend, schön gedruckt und in niedlichem Taschenformat, ist so eben bei Tobias Löffler in Mannheim unter dem Titel „Der Sänger am Rhein" erschienen. Auch an der Donau und Elbe und soweit die deutsche Zunge klingt, wird man dies Liederbüchlein in fröhlichen Kreisen willkommen heißen.

(Eine Neuigkeit für Billardspieler.) In einem Kaffeehause zu Paris erregt jetzt ein neuerfundenes rundes Billard allgemeine Aufmerksamkeit. Durch diese Verwandlung des Vierecks in einen Kreis entstehen natürlich ganz neue Combinationen, und die strengsten Spieler müssen ihre Studien auf dem runden Billard von neuem beginnen. (Ein solches Billard befand sich schon vor dreißig Jahren in Wien.)

Fräulein Steck vom Hoftheater zu Darmstadt wird auf der Frankfurter Bühne am 27. d. M. einen Gastrollen-Cyclus mit Klärchen in Egmont eröffnen. Nach den Urtheilen, welche uns über diese jugendliche und talentvolle Künstlerin zugekommen, glauben wir dem Publikum die Zusage eines bevorstehenden Kunstgenusses machen zu dürfen und müssen die durch Fräulein Steck geleistete Aushülfe als eine dankenswerthe bezeichnen.

Charade.

(Zweisylbig.)

Quelle der Schmerzen und Quelle der Freuden
Ist, was das erste der Worte uns nennt;
Doch nur trübselige Quelle von Leiden
Man in dem zweiten der Worte erkennt.

Was dann die beiden vereinigt uns nennen,
Wohl, wenn es fühlet die menschliche Brust;
Stets kann im Kampf man und Unglück erkennen,
Wer es in Wahrheit zu seyn sich bewußt.

Worms. J. A. Kunkel.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 26. März. Der Obrist von sechszehn Jahren, Lustspiel in einem Akt, nach dem Französischen von Herrmann. Hierauf folgt: Fröhlich, musikalisches Quodlibet in 2 Abth., Musik von mehreren Componisten. (Gastrolle) Fröhlich: Hr. Weitgaß, vom Freiburger Theater.

Mittwoch, 27. März. (Auf vielfaches Verlangen): Zampa, oder: die Marmorbraut, große Oper in 3 Abth., Musik von Herold.

Redakteur: J. P. Hessler. — Druck und Verlag von Hessler und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 88. Donnerstag, den 28. März 1844.

Der Spruch der Geschwornen.

(Fortsetzung.)

Die ganze Zeit über, da diese herzzerreißende Geschichte vorgetragen und verhandelt wurde, schien der Gefangene dem Gefühl des Jammers beinahe zu erliegen. Nachdem die Anklage und Zeugenverhöre geschlossen waren, forderte der Vorsitzende des Gerichts mit feierlich ernsten Worten ihn auf, das, was er zu seiner Vertheidigung zu sagen habe, vorzutragen. Er stand auf, und nach einem kurzen, aber schmerzlich gewaltsamen Kampfe, des innern Sturmes Meister zu werden, redete er die Versammlung, anfangs mit zitternder Stimme, doch bald gefaßt und unerschüttert, in ungefähr folgenden Ausdrücken an: „Meine Herren Richter und Geschwornen! Sie fordern mich auf, meine Vertheidigung zu beginnen! Ich kann mich nicht vertheidigen, und doch bin ich nicht schuldig. Gott nur weiß es, daß ich es nicht bin. Ist es sein Wille, so kann Er, und nur Er allein, mich erlösen aus dieser tiefsten Erniedrigung, aus diesem bodenlosen Jammer, in dessen Nacht kein irdischer Hoffnungsstrahl mehr dringt. Will Er es nicht, so beuge ich mich schweigend seinem Willen. Es ist hier vor Ihnen die Geschichte eines ungeheuren Verbrechens enthüllt worden, dessen vereinte Umstände mit so schlagender, allgewaltiger Kraft gegen mich zeugen, daß in Ihrer Seele auch wohl nicht ein Schatten von Zweifel mehr an meiner Schuld übrig geblieben seyn kann. Wohl sehe ich ein, daß menschliche Hülfe mir und meiner Sache nicht mehr frommt, darum habe ich es auch verschmäht, mich des undankbaren Ausweges juristischer Dialektik zu bedienen, oder die fruchtlose Beredsamkeit besoldeter Vertheidiger zu erschöpfen. Ich selbst habe Ihnen für mich weiter nichts zu sagen, als daß ich unschuldig bin, so feindselig sich auch Alles zu meinem Untergange verschworen zu haben scheint. Die Welt pflegt das gern das Walten eines unausweichlichen Schicksals zu nennen; ich erkenne auch hierin die Wege einer unerforschlichen, aber nie irrenden Vorsehung. Das Frauenzimmer, das als Zeuge gegen mich aufgetreten ist, hat aus meinen Händen das Geld nie empfangen; es war meine wohl begründete Besorgniß vor dem gefährlichen Einflusse, den sie über meinen armen Freund gewonnen hatte, was seine augenblickliche Kälte und Entfernung von mir veranlaßte, eine Empfindung, welche sein besseres Gefühl und sein unbegränztes Vertrauen in die Reinheit meiner Absicht ihm bald überwinden halfen. Die Besuche, welche ich dem Frauenzimmer machte, hatten keinen andern Zweck, als sie zu vermögen, jede Verbindung mit ihm auf immer abzubrechen. Was nun jene schreckliche Nacht betrifft, der bald noch ein zweites Opfer fallen wird, so will ich sagen, was ich davon weiß. Ich erwachte durch ein Geräusch in dem Zimmer meines Freundes, das dicht an dem meinigen lag. Ich horchte — Alles war wieder still. Gleich darauf hörte ich einen Laut, der des Unglücklichen letzter Todesseufzer gewesen seyn muß, den ich mir aber als unfreiwilliges Aechzen eines unruhigen, gestörten Schlafs erklärte. Dennoch aber trieb mich ein dunkles Gefühl von Angst, dem ich nicht zu widerstehen vermochte, in das Zimmer, aus welchem jener Laut gekommen war; bei dem matten Scheine einer Kerze erblickte ich meinen Freund, in dem Zustande, der Ihnen beschrieben wurde." — Hier versagte dem Armen die Stimme. Mit sichtlicher Anstrengung versuchte er, sich zu sammeln, und fuhr fort: „Von dem, was weiter geschah, weiß ich nichts mehr. Ich vermuthe, daß ich über den Leichnam hinstürzte, daß ich das Licht umwarf, und daß der Lärm von dem Allen jenen treuen Diener erweckte, dem ich übrigens von ganzem Herzen verzeihe, was er gegen mich gethan und ausgesagt hat. Als ich wieder zu mir selbst kam, war das Zimmer voll von Menschen; ich aber sah keinen, ich sah nur ihn, der dort im Bette lag. Das, meine Herren Richter und Geschwornen, ist meine einfache, ungeschmückte Erzählung und — Vertheidigung. Nicht darf ich hoffen, daß sie jene Masse von Beweisgründen vernichten werde, die sich unerschütterlich, unübersteiglich wider mich aufgethürmt haben; denn wohl weiß ich, es giebt Keinen außer mir, auf den auch nur der leiseste Verdacht jenes schwarzen Mordes fallen könnte. Dennoch aber beschwöre ich Sie: überlegen Sie wohl, übereilen Sie nichts, bewahren Sie sich, unschuldiges Blut zu vergießen. Möge der Allwissende Ihre Seelen leiten und erleuchten! Auf ihm ruht meine einzige, ganze Hoffnung — Menschen können mich nicht retten." — Die Geschwornen zogen sich zurück. Ihre Berathung dauerte eine halbe Stunde, welche zu beschreiben die Sprache des Menschen zu arm ist. Ihr Ausspruch war — „Schuldig!" Der Gefangene hörte ihn an mit Ehrerbietung und Ruhe. Der Präsident des Gerichts erhob sich und sprach das Todesurtheil über ihn aus, in feierlich, gewaltig ergreifenden Worten, welche mehr als ein Mal durch den Andrang seines tiefbewegten Gefühls unterbrochen wurden. Er erklärte sich selbst von der Schuld des Beklagten auf das vollkommenste überzeugt; er betrauerte weh-

müthig den schmählichen Mißbrauch so herrlicher Geistesgaben, und daß ein Gemüth, einst rein und unsträflich, so tief, so unrettbar dem Bösen verfallen konnte; er ermahnte den Verirrten, durch ein reumüthiges Bekenntniß seine Schuld doch in etwas zu mildern, und nicht zu beharren bei den verstockten Unschulds-Betheuerungen, die sein Leben doch nicht mehr retten könnten, und ihm nur den Weg zur Gnade des Allerhöchsten versperrten. Noch ein Mal erhob der Verurtheilte sich von seinem Sitze. Ich kann mich nicht erinnern, je ein Gesicht gesehen zu haben, aus welchem das Bewußtseyn des innern Friedens, der Sieg über die mächtigen Fesseln des Erdenweh's reiner und leuchtender gestrahlt hätte. Es war nicht mehr der Ausdruck der trostlosen Verzweiflung, welche der ungewissen Entscheidung fürchtend und hoffend entgegenzittert, es war der triumphirende und doch ruhig bescheidene Blick des Vollendeten, dem die Märtyrer-Krone und ein Hafen der Ruhe versöhnend herüber winken. „Mit Ergeben," sprach er, „unterwerfe ich mich dem Spruche, den das Gesetz des Vaterlandes über mich verhängt hat. Ich sterbe unschuldig, aber ich danke herzlich dem ehrwürdigen Richter, der mein Urtheil sprechen mußte, für die menschliche, wahrhaft christliche Theilnahme, mit der er einen Verlornen behandelt hat, der so tief in Schuld und Schande begraben scheint. Die Geschwornen konnten nach ihrer besten Ueberzeugung keinen andern Ausspruch thun; fern sey es von mir, gegen ihn oder sie zu murren. Eine höhere Hand hat über mich entschieden! O möchte das Opfer meines Lebens, wenn auch nicht ein Verbrechen, das ich nie beging, doch eine Menge von Fehlern versöhnen, deren ich mich schuldig fühle. Unmöglich kann ich den Fingerzeig eines höheren Lenkers unserer Tage, auch in meiner Trübsal, verkennen. Ich hing mit heißer, glühender Liebe an dem Leben, und selbst im Anfang meiner Prüfung hegte ich die freudigste Hoffnung, gerettet zu werden, meinem theuern Vater, der Achtung guter Menschen, meinem Vaterlande wiedergegeben zu seyn. Jetzt ergebe ich mich still und fest darein, zu sterben, in der heiligen Zuversicht, daß es dort oben weise und barmherzig so beschlossen war, der Welt und ihren Gesetzen ein warnendes, lehrreiches Beispiel zu geben, meine Seele zu läutern von ihren mannichfachen Gebrechen, und sie zu heilen von der Eitelkeit, mehr dem Beifall der Menschen nachgestrebt zu haben, als dem Frieden mit Gott." Während diese Worte gesprochen wurden, herrschte in dem Saale eine geisterähnliche, von keinem Athemzuge unterbrochene Stille; mit regungsloser Spannung hingen die Blicke der Versammlung an dem Redenden, und auf allen Gesichtern malte sich unverkennbar der zweifelhafte Kampf zwischen Schauder und Mitleid, unentschieden, ob sie den frommen, hochbegabten Redner freisprechen und bewundern, oder vor dem heuchlerischen, überwiesenen Mörder zurückbeben sollten. Kaum hatte der Verurtheilte geendet, so ward das tiefe, feierliche Schweigen durch den Ausruf gestört: „Ich danke dir, o Gott! er ist unschuldig." — Mit unwiderstehlicher Gewalt trafen diese Worte die Herzen der Anwesenden. Sie kamen aus dem Munde eines silberhaarigen Greises, der nicht weit von mir gesessen hatte, und jetzt auf seine Knie gesunken war, in der Stellung eines Betenden; seine Hände waren krampfhaft zusammengefaltet, seine Lippen bewegten sich, aber die Augen waren geschlossen — es war sein Vater. Ein junges, schönes Mädchen hatte ihre Arme um den Hals des alten Mannes geschlungen, und hing an seinem Busen, bleich und ohne Regung — es war seine Schwester. Der Gefangene fuhr auf bei dem Tone der wohlbekannten Stimme, unwillkürlich will er auf den Vater zufliegen, da erinnerten ihn seine Ketten, und mit einem Blick, der mir das innerste Herz zerspaltete, sank er auf den Sessel zurück; ein Strom von Thränen kam ihm zu Hülfe. — Ich schweige von dem Eindrucke, den dieses Schauspiel auf die Versammlung hervorbrachte; kein Auge blieb thränenleer, selbst der Schließer, der jetzt erschien, um den Gefangenen in den Kerker abzuführen, verrichtete sein Amt unstät und schwankend.

(Schluß folgt.)

Abschaffung der Tortur in Oesterreich.

Unter diesem Titel enthält die „Wiener Theaterzeitung" einen interessanten Aufsatz, der die Humanität der Kaiserin Maria Theresia im schönsten Lichte zeigt und den wir unsern Lesern hier mittheilen wollen:

Sonnenfels war als Hof-Sekretär J. M. der Kaiserin zugetheilt, und hatte jahrelang in seinen Dienst-Akten schmerzliche, die Justiz betrübende Materialien gesammelt, um die große Regentin zur Abschaffung der Tortur zu vermögen. Mehrmal sagte ihm dieselbe im gütigsten Tone: „Mein lieber Sonnenfels, er ist ein junger Mann und meine Hofräthe werden diese Sache wohl besser verstehen: glaube er deshalb ja nicht, daß ich seinen Eifer nicht erkenne und von den mitgetheilten Details der leidenden Unschuld nicht gerührt bin." So wartete Sonnenfels immer günstigere Zeiten ab, bis sich endlich ein so schreiendes Beispiel des Mißbrauchs der Tortur in der Hauptstadt selbst ereignete, daß die Monarchin zu einer Untersuchung veranlaßt wurde. Diesen Zeitpunkt benützte Sonnenfels, und als er sich in Dienstgeschäften zu J. M. begeben mußte, nahm er seine oben erwähnten gesammelten Materialien mit, und wagte es, J. M. zu bitten, ihm nur eine Viertelstunde zu gönnen, um im Namen der Menschheit das Wort zu führen. Die Kaiserin, wohl gelaunt, rückte ihm ihren Fußschemmel entgegen. (Es war damals Niemand gestattet, in Gegenwart der Kaiserin zu sitzen und dieses Zeichen bedeutet dem Vortragenden, sich desselben zu bedienen, um halb knieend, halb sitzend vorzulesen). Sonnenfels naht sich und jetzt entwickelte sich eine Scene, welche derselbe zu den glücklichsten Momenten seines Lebens rechnete. Er hatte einen für die damaligen Zeiten glänzenden Vortrag, und als er nun bei Vorlesung seiner Justiz-Fälle in den Provinzen, deren Richtigkeit selbst von den ersten Justizmännern der Hauptstadt anerkannt waren, immer lebhafter wurde, da sah er, wie die edle Monarchin in Thränen zerfloß und ihn nur einige Pausen inne zu halten buchstäblich bat. Sonnenfels benützte diesen Augenblick und erlaubte sich, die einzige Schwäche der Majestät in Bezug auf ihren Todfeind, den König von Preußen, wohl kennend, die Bemerkung: „Eure Majestät können unserem gemeinschaftlichen Nebenbuhler in Deutschland keinen unangenehmeren Dienst erweisen, als wenn Sie als Engel der Milde die Abschaffung der Tortur verfügen." Die Kaiserin, überwältigt in ihren Gefühlen, schwang sich nach einem kleinen Nachsinnen plötzlich von ihrem Fauteuil auf und sagte schluchzend: „Gehe er mit Gott, die Folter ist abgeschafft." — Son-

nenfels, fürchtend, daß seine Gegner ihm dennoch diesen Triumph der Seelengröße und Menschlichkeit seiner Monarchin verzögern oder gar vereiteln möchten, bat die Monarchin nochmals, ob er diesen großen Entschluß der edlen Fürstin jetzt veröffentlichen dürfe. Er hoffte dadurch allen Intriguen mit einem Schlag zu begegnen, indem er wußte, daß das laut verkündete Wort der Fürstin unwiderruflich war. Die Kaiserin war indessen ruhiger geworden, und sagte mit unendlicher Seelengüte, die eine Erleichterung ihres gepreßten Herzens verkündete: „Sage er es der ganzen Welt, mein Entschluß ist unwiderruflich gefaßt."

Sonnenfels stürzte von Freuden überwältigt zuerst in sein Bureau und ließ dann in der ganzen Stadt verkünden, daß die Folter abgeschafft sey. Ganz Wien war in Jubel, und als die Kaiserin Abends im Burgtheater erschien, war ihr ein Triumph bereitet, der sich nicht beschreiben läßt. Das Publikum blieb eine Stunde, die Kaiserin mit Jubelgeschrei begrüßend, stehen, bis die Kaiserin endlich, von der Loge mit ihrem Fächer winkend, die Worte herab rief: „Ich danke Euch, meine Kinder." Sonnenfels, der sich in der kleinen Parterre-Theater-Loge befand, wurde von Ihrer Majestät mit Zeichen des Wohlwollens beehrt, und den andern Tag ließ ihn die Kaiserin holen und sagte, dieser Tag wäre der freudigste ihres Lebens gewesen. Diese Details sind aus dem Munde des um sein Vaterland hoch verdienten Sonnenfels.

Epigrammatische Versuche.

Von Joh. Christ. Auernhammer.

An Varro.

(Nach Martial.)

Du spottest, Varro, meiner weißen Haare,
Vergleichst sie mit des Winters Schnee;
Sey still! Sie sind doch nicht erkaufte Waare:
Ich sah dich jüngst im Negligée.

Klage eines armen hypochondrischen Autors.

(Nach Frau v. Genlis.)

Der Arzt verbietet mir, zu sitzen und zu schreiben;
Woher, o Himmel, dann mein täglich Brod?
Ich schreibe mich ja deshalb fast zu Tod,
Um nur am Leben noch zu bleiben.

Mannichfaltigkeiten.

(Frankfurt a. M.) Wie man vernimmt, wird Mad. Birch-Pfeiffer schon am nächsten Samstag den 30. d. M. ihr Gastspiel auf der hiesigen Bühne als Kaiserin in den „Günstlingen" eröffnen. Wir werden Gelegenheit finden, den renommirten Gast in einer Reihe von Vorstellungen älterer und neuerer Stücke zu sehen und unter den letzteren werden neu in Scene gehen „Mutter und Sohn" und „Thomas Thyrnau", nach bekannten Novellen von Mad. B.-Pf. für die Bühne bearbeitet. „Mutter und Sohn" wird von Vielen für das effektvollste aller bis jetzt zur Aufführung gelangten Dramen der Verfasserin gehalten und soll eben so reich an ergreifenden Momenten, als an dankbaren Rollen seyn; über „Thomas Thyrnau" spricht sich die Leipz. Theaterchronik sehr vortheilhaft aus. Die Hauptrollen wurden jedesmal bei der Darstellung auf der Hamburger Bühne nach dem dritten und fünften Akte gerufen, und Mad. B.-Pf. als Maria Theresia wurde mit rauschendem Applaus bei überfülltem Hause empfangen. Wir halten uns der hiesigen Theaterdirektion zu Dank verpflichtet, daß sie das bevorstehende Gastrollen-Engagement abgeschlossen, und sind gewiß, daß es allgemeines Interesse erwecken und zahlreiche Verehrer finden wird.

(Ein Unglück in Neapel.) Es ist nicht gut, dick zu seyn. Die Magern sind die Lieblinge der Gottheit, und alles Schöne muß schlank seyn. Die armen Dicken lieben während des Lebens so sehr die Ruhe, und neulich wurde sie sogar von dem Tode Einem aus ihrer Gesellschaft nicht gegönnt. Es ist nicht bloß wahr, was Eichendorf singt:

Es kracht die Himmelsleiter,
Kommt so ein schwerer Wicht; —

es ist neulich in Neapel sogar vorgekommen, daß die Menschen von der Last eines Dicken zusammenkrachten, welchen sie dem Himmel entgegen, d. h. zur ewigen Ruhestätte, bringen wollten. Der Marschall Lucchesie-Palli sollte nämlich unter allem Gepränge militärischer Ehren zu Grab geleitet werden. Er war der dickste Mann in der ganzen Stadt. Die Träger fielen, der Sarg stürzte zur Erde, und da er offen getragen wurde, rollte die Leiche auf das Pflaster. Ein Magerer ist vor solchen Ruhestörungen seines irdischen Ich's bewahrt.
(Lewald's Europa.)

Der seit mehreren Jahren in Zwickau bestehende und segensreich wirkende „Verein zur Verbreitung guter und wohlfeiler Volksschriften", hat im Sinne seiner Stiftung schon manches treffliche und gemeinnützige Büchlein unter das Volk gebracht und dadurch sein Scherflein zur Bildung und Aufklärung desselben beigetragen. Hierher gehört auch die eben erschienene Schrift: „Gustav Adolph und die dankbare Nachwelt", von F. S. Moser. Diese hat es nicht unterlassen, dem als Held und Mensch gleich großen Schwedenkönig den Tribut ihrer Schuld abzutragen; bei Lützen, wo er kämpfte und fiel, steht ein seiner Thaten würdiges großes und schönes Monument und ein noch schöneres Denkmal ist der seinen Namen tragende, der jüngsten Zeit entsprossene evangelische Verein der „Gustav-Adolph-Stiftung". Viele Kräfte müssen zusammenwirken, wenn der Zweck solchen Vereines wahrhaft erreicht werden soll. Das hier angezeigte Büchlein will das deutsche Volk darauf hinweisen und durch eine populäre Darstellung des Lebens und Wirkens Gustav Adolfs zur thätigen Hülfe anregen. Die Absicht ist eben so rühmlich, als die Ausführung gelungen und die Zahl der nützlichen Volksschriften hat abermals eine Bereicherung gewonnen.

Ein Meisterstück arabischer Kalligraphie und Kleinschreibekunst ist in der königlichen Bibliothek zu Paris angekommen. Es besteht aus einem Papierstreifen, welcher etwa eine Metre lang und nur 4 — 5 Centimetres breit ist, und dennoch den ganzen Koran enthält. Der Text ist so geschrieben, daß die

Abwechselung der Schrift und des weißen Papiers die herrlichsten Zeichnungen bildet.

Ueber ein Stück „der Sohn der Elfen“ berichtet der Hamburger Freischütz: „es unterlag dem Mißbehagen“. Diese Ausdrucksweise ist milden Kritikern zu empfehlen.

(Nürnberg, 22. März.) Gestern erlebten wir einen eigenthümlichen Theaterjux. Morgens kündete der Zettel „Don Juan“ an, Nachmittags wurde die Oper abgesagt und dafür der „Freischütz“ angesetzt, als das Publikum Abends ins Theater kam, hieß es, der „Freischütz“ könne wegen Heiserkeit des ersten Tenoristen nicht stattfinden, das Publikum möge daher selbst bestimmen, was für ein anderes Stück gegeben werden solle. Da ließ sich eine Stimme vernehmen, der Tenorist sey nicht heißer, er sitze drüben wohlgemuth in einem Bierhause, worauf auf die Oper „Freischütz“ gedrungen wurde, welche sofort auch aufgeführt ward, ohne daß man von der Heiserkeit des Max viel bemerkte.

(München, 22. März.) Unsere Blätter liefern uns ein nicht unbemerkenswerthes Beispiel von zähem Festhalten eines weiblichen Geizhalses an dem mühsam erworbenen, oder vielmehr langsam zusammengescharrten Geldschatz noch in der Stunde des Todes. Eine scheinbar ganz arme sogenannte Kerzlerin äußerte nämlich kurz vor ihrem Verscheiden zu ihrer einzigen, wirklich ganz mittellosen Verwandten, daß sie Nichts hinterlasse, und daß sie den Wunsch hege, man möge ihr ihre Pelzhaube mit in's Grab geben. Die Verwandte wollte dem letzteren Wunsche zwar entsprechen, aber nicht ohne von dieser Haube vorher einigen Perlenschmuck abgetrennt zu haben. Bei dieser Gelegenheit fand dieselbe jedoch in der Haube ein eingenähtes Packet mit 100 Banknoten à 10 fl., welche Summe von 1000 fl. die geizige Alte also mit ins Grab hatte nehmen wollen, obschon sie die Armuth ihrer Anverwandtin recht wohl gekannt hatte.

(Berichtigung.) In dem in Nro. 86 d. Bl. enthaltenen Artikel über „Papierfabrikation und Papierhandel“ ist bei Erwähnung der neuen englischen Maschine, die das Handlungshaus Flinsch in Blankenburg bei Hof aufstellen ließ und bei der Angabe, daß solche nahe an 389,000 Quadratschuhe oder 150,000 Bogen Papier in gewöhnlicher Größe liefere, die Zeit von 24 Stunden, in welcher diese Lieferung statt findet, hinzu zu fügen übersehen worden, was wir andurch nachzutragen nicht unterlassen.

Korrespondenz.

Darmstadt, 21. März.

Gestern feierte der große Gesangverein „Harmonie“ sein erstes Jahresfest in dem zu diesem Zwecke festlich geschmückten Saale des Darmstädter Hofs. Die Musik begann mit einem Marsch für Orchester, von Lindpaintner, dann folgten mehrere von Mozart, Ambrosch, Quilling und Marschner componirten Chöre, die mit Wohllaut und Kraft gesungen wurden. Den Beschluß machte ein von Hrn. Carl Baur gedichteter, von Hrn. Ludwig Spamer, dem Instructor des Vereins, componirter großer Festchor, mit Orchesterbegleitung, welcher von ausgezeichneter Wirkung war und mit zu dem Gediegensten gehört, was wir in der Art von Hrn. Spamer gehört haben. Auf die musikalische Aufführung folgte der Ball, der den Rest der Nacht ausfüllte. — So wie der Rhein etwas Goldsand bei sich führt, so auch unser Theater bisweilen etwas Göthe. Vorgestern erhielten wir eine Probe davon durch Aufführung des Trauerspiels „Clavigo.“ Das Geniale dieser herrlichen Dichtung streicht so zu Tage, daß es — um in der Sprache der Bergleute fortzufahren — nicht schwer zu fallen scheint, die edeln Erzstufen des Talents glücklich zu erschürfen und in gediegenem Zustande darzustellen. Hr. Pirscher (Clavigo) schien das Mißliche seiner Lage als treuloser Liebhaber, dem Rache schnaubenden Beaumarchais, Hrn. Becker, gegenüber, vollkommen zu fühlen und dem gemäß sich zwischen Hoffnung und Furcht, Reue und Liebe mit auf- und abwogender Leidenschaft zu bewegen. Hr. Becker war in mehreren der ergreifendsten Momente unübertrefflich, z. B. bei seinem ersten Besuche in Clavigo's Hause und bei der Nachricht oder dem aufsteigenden Verdacht von dessen zweitem Treubruch. Hier entwickelte Hr. Becker mit naturgetreuer Wahrheit das rasende Ungestüm wild aufgeregter Leidenschaft und zeigte einen Menschen, der für seine gränzenlos unglückliche Schwester, die edle Marie Beaumarchais, würdig dargestellt von Fräul. Steck, Alles zu wagen entschlossen war. Diese Momente waren nicht nur schön, sondern auch erhaben und rissen das Haus mit in jene Stimmung fort, die als der schönste Triumph der theatralischen Kunst zu betrachten seyn dürfte. Hr. Steck, als Carlos, war seines Freundes Clavigo nicht unwürdig, wie auch die Herren Bünte und Peters, jener als Guilbert und dieser als Buenco, in das Ganze recht brav mit eingriffen. Mad. Köhler, als Sophie, zeigte sich als Mariens würdige Schwester; ihre Haltung und Spiel entsprachen, wie immer, den feineren ästhetischen Formen, wozu heute noch der besondere Vorzug kam, daß Mad. Köhler, die übrigens als junge Frau ein vortheilhaftes Aeußere besitzt, deutlich und schön sprach, wozu sie der natürliche Wohllaut ihrer Stimme so sehr zu befähigen scheint. Sie gehört zu den vernachlässigten Talenten unserer Bühne, die — Gott weiß durch welche Coulissenmanövre — nicht nach Verdienst beschäftigt werden. Diese Fälle sind übrigens hier nicht selten: einheimische Talente wandern aus, um in der Fremde die verdiente Anerkennung zu finden, oder sie lechzen noch an dem Teiche Bethesda, auf Erlösung harrend, wie der Eingangs dieses erwähnte Compositeur Hr. Ludwig Spamer, der seine, Ih. kaiserl. Hoh. der Großfürstin Maria Alexandrowna dedicirte Oper „Libussa“, über welche gründliche Musikkenner das günstigste Urtheil abgeben, trotz aller angestrengten Bemühungen nicht flott machen kann. Dieser talentvolle und anspruchslose Mann hat wohl in dieser Beziehung viel Hamlet'sches Kapaunenfutter eingesammelt, d. h. Luft mit Versprechungen gefüllt — das war aber auch Alles. Im Uebrigen bleibt's beim Alten. In Deutschland fragt man gewöhnlich mehr nach dem Großvater oder Urgroßvater des Genies, als nach ihm selber, und dies die Ursache so manches nicht nach Verdienst gewürdigten, sich selbst und seinen Strebnissen überlassenen Talents. Es ließen sich noch manche andere Betrachtungen daran fügen, die wir aber hier für diesmal füglich übergehen zu dürfen glauben.

Auflösung der Charade in Nro. 87.

Herzhaft.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 27. März. Die Zauberflöte, große Oper in 2 Abth., Musik von Mozart. (Gastrolle) Königin der Nacht: Fräulein Angelika Köhler, vom Theater in Riga.

Donnerstag, 28. März. Der Sohn der Wildniß, romantisches Schauspiel in 5 Abth., von Fr. Halm. (Gastrolle) Parthenia: Fräul. Steck, vom großh. Hoftheater zu Darmstadt.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 89. Freitag, den 29. März 1844.

Der Spruch der Geschwornen.

(Schluß.)

Die Vollstreckung des Urtheils war auf den kommenden Montag festgesetzt. Mein nunmehr verstorbener, von manchem Unglücklichen dankbar gesegneter Oheim, dessen Beruf es war, die finstern Gemächer des Elends zu besuchen und die letzten Leidensstunden der Verirrten durch die Belebung einer reuevollen Hoffnung auf die Gnade des Allerbarmers zu erklären, war unermüdlich in seinen Liebesdiensten gegen den jungen Schotten. Aber er hat mich oft versichert, daß er zu ihm gegangen, nicht zu geben, sondern zu empfangen, und daß die fromme Ergebung, die einfache Bescheidenheit des liebenswürdigen Dulders ihn und Alle, die ihn zu besuchen kamen, auf das innigste von seiner Unschuld überzeugten. Versuche wurden gemacht, ihn zu retten, aber sie reichten nicht hin, oder kamen zu spät. Der Tag der Hinrichtung erschien. Mein Oheim nahm mich mit in's Gefängniß. Ich war damals noch jünger, flüchtig und gedankenlos, aber ich empfing an jenem Orte einen Eindruck, den alle späteren Jahre und Lebenserscheinungen, den weder Kummer noch Freude jemals verwischen oder auch nur schwächen konnten, und der noch heute in meiner stillen Einsamkeit, nachdem ich Freunde, Güter und Gesundheit verloren, mir eine reiche Quelle des Trostes geblieben ist.

Unser Weg führte uns durch ein Gefängniß, in welchem sich drei Verurtheilte befanden, die in wenigen Tagen gehenkt werden sollten. Einer von ihnen saß in dumpfer Gleichgültigkeit da, und stierte gedankenlos in ein zerrissenes Gebetbuch, während er mechanisch die darin vorgeschriebenen Gebete und Formeln hersagte; aber sein Geist war offenbar mit ganz verschiedenen Dingen beschäftigt. Die beiden Anderen hatten einen Krug Porter zwischen sich stehen, rauchten Tabak und spielten Karten, ohne sich durch etwas stören zu lassen. Alle Drei schienen vollkommen unempfindlich oder bis zur Gefühllosigkeit verhärtet. Um so auffallender war der Abstand, den das innere, von jenem getrennte Gefängniß mit seinen Bewohnern bildete. Das Gemach war zwar auch düster und öde, aber die gefällige Sauberkeit, mit welcher das spärliche und grobe Geräth darin geordnet war, bewies, daß eine weibliche Hand hier beschäftigt gewesen, und daß es ihr gelungen war, durch jenes nicht zu beschreibende Geschick, sogar den finstern Wänden eines Kerkers den Anstrich einer zwar kurzen, aber doch behaglichen Häuslichkeit zu geben. In dem Kamin loderte ein freundliches Kohlenfeuer, ein Strauß von Blumen, in einem zerbrochenen Glase, durchduftete das Gemach — doch wozu solche Kleinigkeiten beschreiben? — Mit unaussprechlicher Wehmuth hing mein Auge an dem bleichen, abgezehrten und dennoch heiteren Gesicht des jungen Mannes, an der zarten Gestalt seiner Schwester und Pflegerin, die nun zum letzten Male an seinem Halse hing, und seine Ketten mit ihren Thränen wusch. Mit einer Ehrerbietung, wie sie noch keinem Menschen gezollt worden ist, blickte ich auf den würdevollen Greis, der seine Seele im Gebet ergoß. Das silbergelockte Haupt, einst aufrecht und kräftig erhoben, war jetzt mit Demuth tief in den Staub gebeugt, und doch strahlten seine Züge, wie die warme Lebenssonne durch das vergitterte Fenster sie beschien, von beinahe überirdischer Hoheit wieder. — Auch der Sohn wandte sich jetzt zum Gebet, und nie ist wohl ein reineres aus Ketten und Gefängniß zum Himmel emporgestiegen. Nachdem er geendet, stand er heiter und getrost auf, und sagte zu dem Alten: „Jetzt, Vater, bin ich bereit; gieb mir Deinen Segen, und Du, meine Schwester, leb' wohl!" er umfaßte das weinende Mädchen, und Beide knieten nieder vor dem Greise, der die zitternde Hand über sie erhob, und seine Kinder zum Sterben und Leben segnete.

Der Kaplan des Gefängnisses, der jetzt eintrat, wagte es nicht, den heiligen Augenblick zu stören. Alle drei waren offenbar erhaben über jede menschliche Tröstung. — Die Glocke ertönte, es war das Zeichen zum letzten Gange des Müden. Mit unbeschreiblicher Ruhe nahm er Abschied von seinen Mitgefangenen, vertheilte einige Geschenke unter sie, wandte sich dann zu meinem Oheim, dankte ihm mit herzlicher Innigkeit für seine Liebe und Treue, und empfahl ihm seine theuern Zurückbleibenden, den alten Vater und Schwester, bis Beide in ihr Vaterland zurückkehren könnten. Ich vermochte ihm kein Wort zu sagen, ich ergriff eine seiner Hände und weinte bitterlich. — Die menschlich fühlende Frau des Gefangenwärters nahm sich des armen Mädchens an, das ohnmächtig hingesunken war, und der Zug setzte sich langsam nach dem Richtplatz in Bewegung. Der Gefangene bestieg das Gerüst mit festem Schritt, mehr seinen Vater unterstützend, als von ihm geführt. Er sprach einige Worte zu dem versammelten Volke, das in unzähliger Menge herbeigeströmt war; er sagte ihnen, daß er schuldlos sterbe, und daß er hoffe, seine Unschuld werde dereinst noch an den Tag kommen, daß er aber jetzt zufrieden und mit

völliger Ergebung in den Willen des Himmels zum Tode gehe. Dann sank er zum letzten Male auf seine Knie, schüttete die volle Seele noch ein Mal vor dem Richter über den Wolken im brünstigen, stillen Gebete aus, blickte noch ein Mal zärtlich auf den verlassenen Vater, und trat dann fest an den angewiesenen Ort. Der Henker verhüllte sein Antlitz, legte den Strick zurecht. Die untenstehende Menge bewegte sich plötzlich, im unwillkürlichen Entsetzen zurückbebend — die gequälte Seele war aus ihren Banden erlös't.

Nur wenige Wochen darauf, noch während der alte Vater, vom Krankenlager kaum erstanden, zu schwach war, um die Rückreise nach Schottland aushalten zu können, führte die Einfangung eines berüchtigten Straßenräubers zu Enthüllung eines der schwärzesten Komplotte, dem je die Unschuld zum Opfer gefallen war. Der Verbrecher, wohl begreifend, daß für ihn doch nichts mehr zu hoffen sey, gestand ein, daß er, von dem alten Diener des Edelmanns gewonnen, von ihm selbst in das Haus geführt worden, und den Mord nach des Alten eigener Anleitung vollbracht habe.

Der Vater hörte den Bericht mit vollkommener Ruhe an, und sagte: „Ich wußte es wohl, daß er unschuldig war. Ich werde bald bei ihm seyn, doch ist mir's um seiner Schwester willen lieb, daß auch die Welt es erfahren hat — die konnte die Würde, die Göttlichkeit der Unschuld nicht fassen, nicht begreifen."

Die jammervolle Geschichte hatte die Theilnahme des ganzen Volkes erregt. Die Regierung bot dem alten Mann ein reiches, lebenslängliches Jahrgeld an. Er wies es mit Verachtung zurück. „Soll ich mir das Blut meines Kindes bezahlen lassen?" sagte er. — Man fühlte, man ehrte seinen Schmerz, und drang nicht weiter in ihn. Ein einfaches, aber würdiges Denkmal deckte die gemeinschaftliche Grabstätte der beiden Opfer, die so wunderbar schrecklich auf dem Wege zur Ewigkeit sich begegnet.

Der Vater kehrte nach Schottland zurück, starb aber wenige Tage nach seiner Ankunft. Bald folgte auch die Tochter ihm in die Grube.

Ueber die Bewirthschaftung der Gemeindegüter in dem Großherzogthum Hessen. *)

(Von Dr. Wilh. Dieffenbach.)

Die bessere Bewirthschaftung der Gemeindegüter zur Erzielung eines höheren Ertrags sollte heutzutage bei dem schnellen Wachsthume der Bevölkerung und der Zunahme der Staats- und Gemeinde-Bedürfnisse ein Hauptgegenstand der Bemühungen der Gemeindeverwaltungen seyn. Seit der Gründung unserer landwirthschaftlichen Vereine in den drei Provinzen hat es nicht an diesfälligen praktischen Vorschlägen gefehlt, die, von sachkundigen Männern ausgegangen, die volle Aufmerksamkeit der großh. Kreisräthe und der Gemeindevorstände zu verdienen scheinen. Wie jene Vereine durch ihre Thätigkeit überhaupt in dieser Beziehung schon wohlthätig gewirkt haben, indem sie verbesserte Kulturmethoden, wie z. B. bei dem Wiesenbau, empfahlen und einführten, so haben auch einzelne patriotisch gesinnte Männer, theils aus eigenem Antriebe, theils durch die von jenen Vereinen ausgegangene Anregung zum Besseren veranlaßt, sich bemüßigt gesehen, über die Mittel zur Beförderung des Wohlstandes der Gemeinden nachzudenken und die Ergebnisse ihrer diesfälligen Forschungen durch den Druck zu veröffentlichen. Die von dem vormaligen Gräflich-Erbach'schen Forstmeister, Hrn. Jäger (gegenwärtig Fürstl. Sayn-Wittgenstein'scher Forstmeister und Cameraldomänen-Direktor) herausgegebene, im Verlage von C. Dingeldey zu Darmstadt im vorigen Jahre erschienene gekrönte Preisschrift: „Die Land- und Forstwirthschaft des Odenwaldes" glauben wir als eine der bedeutsamsten Erscheinungen in diesem Zweige der vaterländischen Literatur betrachten zu dürfen, da der Verfasser seinen Gegenstand sowohl in theoretischer als praktischer Hinsicht so tief erschöpft hat, als er unter den gegebenen Umständen und Verhältnissen nur erschöpft werden kann. Besonders möchten die in dem vierten Abschnitte mitgetheilten Vorschläge zur Verbesserung des landwirthschaftlichen Betriebs den Ackerbauern zur Beachtung sehr zu empfehlen seyn. Es ist nicht zu läugnen, daß in dieser Beziehung sowohl, als auch in Betreff der Verbesserung der Forstwirthschaft noch viel zu thun übrig bleibt, und daß darauf abzielende ausführbare Vorschläge und Verbesserungen mit dem anerkennendsten Danke entgegen genommen zu werden verdienen. Was Hr. Jäger früher darüber in unserer landwirthschaftlichen Zeitschrift nur theilweise und in zerstreuten Aufsätzen gesagt hatte, finden wir in seiner interessanten Preisschrift, die leider nicht druckfehlerfrei ist, unter allgemeinen Gesichtspunkten und mit einer solchen Folgerichtigkeit und Klarheit zusammengestellt, daß seine gediegene Arbeit sowohl für den Theoretiker als Praktiker ein gleich hohes Interesse darzubieten scheint. Wir wünschten, der Herr Verfasser sähe sich veranlaßt, das allgemein Brauchbare und Nützliche seiner schätzbaren Schrift im Auszuge für den gemeinen Landwirth herauszugeben, und dadurch diesen auch in den Stand zu setzen, sich seine Ideen und Vorschläge leicht aneignen zu können. Denn Bücher müssen aus dem engen Kreise der Schule in die Welt des bürgerlichen Lebens eingeführt werden, wenn sie ihrem Zwecke vollkommen entsprechen und wahrhaft nützen sollen.

Es darf immer als ein großer Gewinn für die Volkswirthschaft angesehen werden, wenn gemeinnützige Vorschläge nicht ganz verloren gehen, sondern hin und wieder die verdiente Beachtung finden. In dem Odenwald z. B., den Hr. Jäger in land- und forstwirthschaftlicher Hinsicht so gründlich durchforscht hat, bleibt noch so viel Nützliches und Gutes zu thun übrig, wodurch der Ertrag des Grundeigenthums bedeutend erhöhet werden kann, daß man in der That nicht begreift, wie vor etwa zehn Jahren unter den Bewohnern dieses Landstrichs der Drang nach Auswanderung sich so stark regen konnte. Allein so ist der Mensch, er sucht in einem fernen Welttheile ein erträumtes Glück auf unwirthlichem Boden und unter schwer zu bewältigenden ungünstigen äußeren Umständen, während er in der Heimath bei fleißigerer Benutzung seiner geistigen und materiellen Kräfte sich leicht in eine bessere Lage versetzen und darin behaupten könnte.

Für die in andern Landestheilen etwa räthlichen und ausführbaren Kulturverbesserungen, mit besonderer Rücksicht auf

*) Mit besonderer Rücksicht auf die von Hrn. Forstmeister Jäger herausgegebene Schrift: „Die Land- und Forstwirthschaft des Odenwaldes."

die bessere Bewirthschaftung der Gemeindegüter, haben sich in den letztverflossenen Jahren auch Stimmen erhoben, die, in ihren Rathschlägen von der Erfahrung ausgehend und zu ihr zurückkehrend, die volle Aufmerksamkeit der Kreis- und Gemeinde-Beamten zu verdienen scheinen. Die von dem großh. Revierförster Hrn. Brumhard zu Schotten in der landwirthschaftlichen Zeitschrift mitgetheilten Vorschläge zur besseren Benutzung der Hutweiden und kahlen Höhen des Vogelsbergs reihen sich den Jäger'schen Arbeiten würdig an und verdienen um so mehr erwogen und berücksichtigt zu werden, als jene sterilen Flächen eine Größe von 11,000 Morgen haben und bei zweckmäßigerer Bewirthschaftung, die von den Gemeinden als solchen ausgehen müßte, einen ungleich höheren Ertrag liefern würden.

Der Uebergang vom Hergebrachten und Alltäglichen zum Neuen und Besseren ist gewöhnlich für die Menschen so schwer und mit so vielen wirklichen oder eingebildeten Hindernissen verknüpft, daß man von Glück sagen kann, wenn das neue Gute nur theilweise Anerkennung findet und in das Leben eingeführt wird. Was den vorliegenden Gegenstand betrifft, so sind es hauptsächlich die Gemeindevorstände, welchen der schöne Beruf zugetheilt ist, die Lehren der Wissenschaft mit dem Leben zu vermitteln und eben dadurch die Gemeindegüter einträglicher zu machen. Zu Hartmannshain im Vogelsberg ist dies zum Theil schon mit dem besten Erfolge geschehen, und in dem benachbarten Pfungstadt hat der verstorbene Bürgermeister Heß dasselbe mit noch größerem Erfolge gethan, so daß der Ertrag des Gemeindeguts, wie aus einer unzweifelhaften Rechnung hervorgeht, dadurch bedeutend gesteigert worden ist. Aehnliches ist anderwärts vorbereitet oder theilweise schon ausgeführt, und mit Sicherheit läßt sich erwarten, daß die in dieser Beziehung bereits gegebenen Beispiele wohlthätig fortwirken und sich in der Praxis immer mehr vervielfältigen werden, wodurch besonders den Gemeinden, die kostspielige Anstalten zu unterhalten und überdies noch Zinsen von Communalschulden zu entrichten haben, ein großer Vortheil erwachsen würde.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Die in unsern Blättern ausführlich besprochene „Allgemeine deutsche Bürgerbibliothek", herausgegeben von Carl Andre und August Lewald (Karlsruhe, F. Gutsch und Rupp), findet überall verdiente Anerkennung. Immer mehr wird das reiche Wissen der Gelehrten populär bearbeitet, um zu einem Gesammtgute der Nation zu werden. Männer, hochgeehrt in der Wissenschaft und hochgeachtet durch ihr warmes Herz für die Bestrebungen der Zeit, haben sich zur Herausgabe der genannten Bürgerbibliothek vereinigt und bereits gezeigt, daß sie der gestellten Aufgabe gewachsen sind. Wir fordern daher alle Freunde einer ächten Bildung auf, von diesem Werke nähere Einsicht zu nehmen, und in ihren Kreisen für dessen Ausbreitung zu wirken. Der eben erschienene sechste Halbband bringt die Himmelskunde, volksfaßlich bearbeitet von Moriz A. Stern. Gediegene Reichhaltigkeit des Inhaltes ist hier mit populärer Darstellung vereinigt. Noch haben wir beizufügen, daß die Verlagshandlung auch die einzelnen Werke der Bürgerbibliothek gegen eine kleine Erhöhung des Subscriptionspreises abzugeben erklärt hat, wodurch dem Publikum ein abermaliger Vortheil erwächst. — Möge das schöne und wahrhaft gemeinnützige Unternehmen stets weitere Verbreitung finden!

(Wie man ein pfeifendes Parterre zum Schweigen bringt.) In einem Theater wurde unlängst bei einer ersten Vorstellung gepfiffen. Der Chorführer der Pfeifer war ein ernster junger Mann (fast alle junge Leute sind jetzt ernst), welcher auf einem großen Schlüssel gellende Töne hervorbrachte, wie man sie sonst nur von der Dampfpfeife einer Lokomotive zu hören gewohnt ist. Der Verfasser, welcher wohl wußte, wie viel von dem Erfolge der ersten Vorstellung für die Zukunft des Stückes abhängt, ersann ein Mittel, den Chordirektor und mit ihm den ganzen Chor der Pfeifer zum Schweigen zu bringen. Er näherte sich also jenem und knüpfte ein Gespräch mit ihm an, worin er die Absicht kund gab, ebenfalls sein Mißfallen zu erkennen zu geben. Er zog einen kleinen Schlüssel hervor, dem er aber nur einen schwachen, zweifelhaften Ton zu entlocken vermochte. „Meine Kritik ist nicht vernehmlich genug," sagte er zu seinem Nachbar; „wollten Sie wohl die Güte haben, mir Ihren Schlüssel zu leihen?" Er hatte dem geliehenen Instrumente kaum einige Töne entlockt, so wurde er von einem Freunde, mit dem er eine Verabredung getroffen, unter einem Vorwande gerufen; er eilte hinaus, und nahm wie aus Versehen den geliehenen Schlüssel mit. Da der Hauptopponent auf diese Weise entwaffnet war, so schwieg auch der Pfeiferchor, und das Stück ging ohne weitere Opposition zu Ende.

Ein witziger Kopf erklärte: eine Börse komme ihm vor wie eine Kinderstube. Als man hierüber verwundert, nach der Aehnlichkeit beider fragte, antwortete er: Nun! ganz natürlich, die Großen ziehen die Kleinen aus.

Von allen Seiten ruft man zum Krieg gegen die Maikäfer. Man sagt voraus, es werde deren ungewöhnlich viele geben und müsse daher Alles aufgeboten werden, sie sogleich zu vertilgen.

Korrespondenz.

Aus Thüringen, 22. März.

Zu den großartigen Erscheinungen, durch welche unsere Zeit sich auszeichnet, gehört anerkanntermaßen die Einigung zu großen Zwecken. Auf dem Gebiete des Materiellen hat sie den Anfang gemacht, aber schon ist sie auf das Geistige übergedrungen. Die zahlreichen Vereine zur Förderung der Wissenschaften legen Zeugniß dafür ab, mehr aber als diese der evangelische Verein der Gustav-Adolph-Stiftung. Was früher in schroffstem Gegensatze sich gegenüber stand und bekämpfte, die verschiedenen religiösen und kirchlichen Parteien, hier in der Uebung christlicher Liebe an den Glaubensgenossen haben sie den Einigungspunkt gefunden und sich als die Glieder der gemeinsamen evangelischen Kirche die Bruderhand gereicht. Berechtigt das nicht zu der schönen Hoffnung, daß diese Parteien endlich auch im Kampfe für die Wahrheit allen auf die Verschiedenheit der Ansichten gegründeten gegenseitigen Haß fahren lassen, ihrer Einheit in der Hauptsache sich bewußt, mit ächt-christlichem Sinne die alten, unwürdigen Fehden vergessen und ohne alles Parteiinteresse redlich und würdig die Wahrheit suchen werden? Ein großer, herrlicher Sieg der Humanität und der Erkenntniß vom wahren Wesen des Christenthums würde damit gefeiert,

und wem, der ein Herz hat für diese erhabensten Güter der Menschheit, wem schlüge das nicht hoch bei dem Gedanken, daß unsere Zeit diesem Siege immer näher rückt? Aber selbst auf den Fall, daß solche schöne Hoffnung täuschte, verdienen doch die Männer, welche diesem Ziele zusteuern, indem sie milde, versöhnende, auf die höhere Gemeinsamkeit hinweisende Worte unter die Parteien rufen, den wärmsten Dank und die vollste Anerkennung. Ein solcher Mann ist der durch seine zahlreichen Schriften rühmlichst bekannte Prediger Dr. Wohlfahrt in Kirchhasel bei Rudolstadt. Wie früher schon im Vorworte zu einer Sammlung von Predigten (Neustadt a. O. bei Wagner 1840), so hat derselbe auch neuerdings wieder im 5ten Theile seiner „Prediger-Bibel“ dieser Einigung der Parteien in der evangelischen Kirche, gegenüber den Angriffen der neueren speculativen Philosophie auf die Existenz des Christenthums, das Wort geredet. Möchten seine Worte in den verschiedenen Lagern der kirchlichen Streiter verdiente Beherzigung finden! Dabei können wir es nicht unterlassen, über das letzterwähnte Werk, die Prediger-Bibel, uns auszusprechen. Obschon dieses Werk anfangs von mehr als einer Seite für überflüssig, ja des geistlichen Standes unwürdig angesehen und erklärt worden ist, im Verhältniß mit dem Fortschreiten desselben hat sich diese Meinung geändert und man hat der Trefflichkeit desselben, wie dem wissenschaftlichen Geiste und beharrlichen Fleiße seines Verfassers die gebührende Anerkennung nicht ferner versagen können. Aus Geist geboren, ist es durch und durch geistig anregend und fördernd; wer nicht selber denken mag und ein bequemes Ruhepolster für die Trägheit seines Geistes, oder einen Deckmantel der eigenen Unfähigkeit darin zu finden hofft, legt es sicherlich getäuscht und unbefriedigt aus der Hand. In gedrängter Kürze gibt es das Wichtigste und Beste zum Verständniß des Grundtextes, so daß man bei seinem Besitze weitläufige Commentare füglich entbehren kann; daneben ist der reiche Schatz an praktischen Ideen, welche der Verf. aus dem erklärten Bibeltext entwickelt, wahrhaft bewunderungswürdig; man lernt den hohen Werth des alten Testamentes erst recht würdigen und schätzen. Dabei huldigt der Verf. überall jener wissenschaftlichen Unbefangenheit, welche das vornehmste Requisit eines tüchtigen Exegeten ausmacht. Auch das Ausland hat den ausgezeichneten Werth der Prediger-Bibel anerkannt; in Holland, in Frankreich, in Schweden und in Rußland hat sie Eingang gefunden und allenthalben dem Namen ihres Verfassers einen guten Klang bereitet. Und mit Recht! Ist es doch der Geist, welcher in ihr herrscht, durch den allein das Christenthum aus den Verbildungen finsterer Zeiten und aus den verunstaltenden Zusätzen menschlicher Anmaßung zu seiner ursprünglichen Einfachheit zurück- und seiner erhabenen Bestimmung zur Weltreligion entgegengeführt werden kann, und der, über die einseitigen Parteirichtungen sich erhebend, den Einigungspunkt ausmacht, in welchem alle aufrichtigen Verehrer Jesu Christi das Ziel ihrer Bestrebungen finden müssen — der Geist des reinen, ächten Protestantismus!

Darmstadt, 26. März.

Mit den freudigsten Erwartungen strömten heute die Verehrer der Kunst in Thaliens Tempel, denn „Belisar“ sollte gegeben werden, worin Ihr rühmlichst bekannter Baritonist Hr. Pischek die Titelrolle und Hr. Mayr, vom ständischen Theater in Prag, den Alamir übernommen hatte. Die herrliche Ouverture, von unserem tüchtigen Orchester mit Kraft und Harmonie ausgeführt, bildete einen würdigen Eingang, und wenn gleich das Publikum mit großen Erwartungen in das Theater geeilt war, so fand es dieselben doch gleich nach dem ersten Duett zwischen Belisar und Alamir, welches unsere ehrenwerthen Gäste mit einem Gefühle von durchdringender Kraft und Wärme vortrugen, so glänzend übertroffen, daß sich der Ausdruck der Freude und des Dankes für so herrlichen Genuß in stürmischem Applaus Luft zu machen suchte. Schon nach dem ersten Akt wurde Hr. Pischek gerufen, eine Anerkennung, die um so sprechender ist, als es hier sonst selten vorkommt, daß vor Schluß des Ganzen solche Dankbezeugungen statt finden. In dem zweiten Akt sang Hr. Mayr, ein angenehmer Heldentenor, besonders schätzenswerth, und reichlicher Beifall lohnte seiner Kunst. Bei weiterer Ausbildung im Gesang und Spiel berechtigt der noch junge Mann zu den schönsten Erwartungen, da er herrliche Stimmmittel besitzt und durch ein freundliches Aeußere einen angenehmen Eindruck macht. Von wahrhaft ergreifender Wirkung waren die Klagen Belisars nach dem Verlust seines Augenlichts, die er so seelenvoll aussprach. Der Ausdruck und das Gefühl, mit welchem er diese Stellen vortrug, waren unvergleichlich und machten den sichtbarsten Eindruck auf das zahlreiche Auditorium. Seine Stimme hat eine Kraft, Ausdauer und Abrundung, wie wir deren hier schon lange nicht mehr gehört, und Stuttgart, das ihn durch vieljähriges Engagement gewonnen, ist um diesen Gewinn zu beneiden. Am Schlusse der Oper wurde er nochmals gerufen und es erschien der große und doch so bescheidene Künstler mit Hrn. Mayr an der Hand, dem er sicher durch seine allerdings brave Mitwirkung einen Theil des großen Erfolges zuschreiben zu müssen glaubte. So zeigen sich die wahrhaft großen Künstler. Unsere Damen, Mad. Pirscher (Antonina) und Frau v. Poißl (Irene), trugen durch herrlichen Gesang und angemessenes Zusammenwirken so viel zur Verherrlichung der Oper bei, daß ihnen das Publikum ebenfalls den wärmsten Beifall zollte. Frau v. Poißl zeigte uns durch äußerst gefühlvollen Vortrag und natürliches Spiel die ganze Lieblichkeit eines von Dank und kindlicher Liebe durchglühten Gemüthes. Es ist gewiß nur einem Versehen zuzuschreiben, daß nicht auch sie am Schlusse der Oper gerufen wurde. Hr. Döring (Justinian) war brav, dagegen Hr. v. Westen (Eutropius) etwas heiser und unser sonst so tüchtiger Chor nicht gehörig im Ensemble. Die äußere Ausstattung, Garderobe und Scenerie, prachtvoll und angemessen, trug zur Vervollständigung der Oper das Ihrige bei. Vergleichen wir nun die heutige Vorstellung mit allen in der nun beinahe abgelaufenen Wintersaison erlebten Kunstgenüssen, so glauben wir nur den Ausspruch aller wahren Kunstfreunde zu vertreten, wenn wir sie für die vollendetste, und den heutigen Abend für den genußreichsten erklären.

Frankfurt a. M., 27. März.

Diejenigen Herren, welche an der Begründung einer Volks-Bibliothek und Volks-Lesegesellschaft bisher bereits ihre thätige Theilnahme gezeigt haben, so wie alle Diejenigen, welche ein Gleiches noch zu thun beabsichtigen, sey es nun durch eine beliebige freiwillige, einmalige Gabe, oder durch provisorische Unterzeichnung des vorläufig auf 1 fl. 45 kr. festgesetzten Jahres-Abonnement-Betrags — sind eingeladen, sich Samstag am 30. März, Abends 7 Uhr, zu einer Besprechung über diese Angelegenheit in dem zu diesem Behufe mit dankenswerther Bereitwilligkeit überlassenen Lokale der Gesellschaft zur Beförderung nützlicher Künste rc. einzufinden. Es wird den verehrlichen Interessenten ein, mit Bezug auf das projectirte Unternehmen von der jüngsten General-Versammlung gedachter polytechnischen Gesellschaft gefaßter Beschluß mitgetheilt und hierauf über weiter dienliche Schritte eine Besprechung gepflogen werden.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 28. März. Der Sohn der Wildniß, romantisches Schauspiel in 5 Abth., von Fr. Halm. (Gastrolle) Parthenia: Fräul. Steck, vom großh. Hoftheater zu Darmstadt.

Freitag, 29. März. Der Freischütz, große Oper in 4 Abth., Musik von C. M. v. Weber. (Gastrolle) Agathe: Fräulein Angelika Köhler, vom Theater in Riga.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 90. Samstag den 30. März 1844.

Cornelia.

Während des Vendeekrieges lebte in einem kleinen Dorfe dieses einst so blühenden Landstrichs eine beglückte Familie, das Muster aller häuslichen und Bürgertugenden; ihr Kreis bestand aus vier Mitgliedern, durch die zärtlichsten Bande der Aeltern- und Gattenliebe vereint: Merville, Corneliens Vater, einem siebenzigjährigen Greise; Cornelia; Francoeur, ihrem Gatten, und Georg, ihrem zehnjährigen Knaben.

Ein Ungeheuer beschloß, die stille, idyllische Ruhe der glücklichen Menschen zu trüben; Grandpree war in einem Dorfe, wo die Familie einen kleinen Meierhof besaß, Schullehrer gewesen, und hatte bei'm Ausbruche der Revolution zu ihren Fahnen geschworen. Dieser Grandpree war es, in dessen Brust seit geraumer Zeit zwei kämpfende Gefühle, Liebe und Haß, stürmten; Cornelia war ihr Gegenstand.

Eines Tages theilte er sein schwarzes Geheimniß Silvestre, dem Gastwirthe des von der edlen Familie bewohnten Dorfes mit, und gewann ihn durch Goldesglanz zum Mitschuldigen seines verworfenen Planes. Er warb, da er, nur seiner Leidenschaft fröhnend, sein politisches Glaubenssystem schnell wieder geändert, Silvestre für die weiße Fahne; dessen Schenke sollte die Waffenkammer und der Mittelpunkt einer kleinen Verschwörung werden, darauf abzweckend, das Dorf den Vendeern, und Cornelien dem Unwürdigen in die Hände zu spielen.

Die edle Hausfrau, ausschließlich nur der Uebung ihrer Pflichten sich hingebend, ahnte von dem Doppel-Komplotte, das ihre Ehre, ihr Glück und jenes ihrer Mitbürger zugleich bedrohte, nicht das mindeste.

Eines Morgens war ihr alter Vater mit den übrigen Dorfbewohnern im Felde; Francoeur war ebenfalls abwesend, die von ihm kommandirte Nationalgarde des Kantons einzuüben; Cornelia saß allein mit ihrem Knaben vor der Thür. Der Kleine exercirte spielend, die Mutter lobte seine Gewandtheit, ermahnte ihn, sich mit allem Eifer zum künftigen Vaterlandsvertheidiger zu bilden, und erzählte ihm Geschichten von Waffenthaten der Vorzeit.

Grandpree war in Silvestre's Schenke beschäftigt, sich mit seinen Spießgesellen über die Ausführung seines Plans zu berathschlagen, da hört er Corneliens Stimme, eilt zu ihr hin, hat, seine bisherige trügerische Maske im Sturme der Leidenschaft ganz vergessend, die Frechheit, ihr seine verworfene Neigung ohne Rückhalt zu bekennen, und versucht auch hier den allgewaltigen Reiz des Goldes zur Erreichung seines Zweckes: Alles vergebens; Cornelia setzt seinen Anerbietungen den edlen Unwillen keuscher Tugend entgegen; sie antwortet, den Knaben in ihre Arme schließend, dem Verführer mit den Worten jener Römerin, deren Namen sie trug: „Dies ist mein ganzer Reichthum, ich begehre keine andern Schätze!“

Jetzt wirft der heuchlerische Bösewicht die Maske völlig ab; nur seiner rohen Sinnlichkeit Gehör gebend, umschlingt er Francoeur's Gattin, und will sie, mit Silvestre's Hülfe, in dessen Wohnung schleppen; edler Ingrimm leiht Cornelien die Kraft der Löwin; sie ringt mit den Räubern, und der kleine Georg beschützt, so viel seine Kräfte vermögen, die Mutter.

Francoeur's Rückkehr endete den Kampf; das Bubenpaar stand bestürzt vor ihm; Grandpree bebte bleich und zitternd, Cornelia werde dem Gatten Alles entdecken. Das edle Weib war in einem Uebermaße von Gutmüthigkeit zu unvorsichtig, Francoeur den Vorgang zu verschweigen; beinahe wäre sie das Opfer dieser zarten Schonung geworden.

Noch an demselben Abend ward den Verschworenen Kunde von der Ankunft der Vendeer; diese waren, vom Dunkel der Nacht begünstigt, herangeschlichen, und hatten sich, eine halbe Stunde vom Dorfe, in einen Hinterhalt gelegt. Grandpree war der Meinung, man müsse den Ueberfall durch ein entscheidendes Wagstück vorbereiten; er, Silvestre und einige ihrer Gesellen pflanzten die Kokarde der Vendeer auf, rüsteten sich mit Aexten, schlichen in tiefster Stille nach dem Markt, und begannen die junge Eiche, die, zum Freiheitsbaum dienend, unter den harmlosen Dorfbewohnern nicht, wie damals in so vielen Städten Frankreichs, Zeuge zahlloser Gräuel war, zu fällen.

Mitternacht hallte vom Dorfthurm; alle Einwohner lagen in tiefem Schlummer, den die Verschwornen zu einem ewigen auszudehnen gedachten; Cornelia harrte ihres Mannes, der einen kleinen Posten am Eingange des Dorfes zu visitiren ausgegangen war. Sie hatte schon den ganzen Tag über eine heimliche, ihr unerklärbare Unruhe empfunden, die sie Unglück ahnen ließ; der Schlaf floh ihr Lager. Jetzt hört sie in der Ferne dumpfe Axtschläge; sie erhebt sich und lauscht; anfänglich glaubt sie, Francoeur's Tritte zu erkennen; doch bald nimmt das Geräusch zu; schauderhafte Flüche mischen sich darein; entsetzt eilt Cornelia vor die Thür, und sieht in der Ferne einige Männer mit Umhauen des Freiheitsbaums beschäftigt. Nur ihrem Muth und ihrer enthusiastischen Freiheitsliebe Ge-

hör gebend, stürzt sie hinzu, drängt die Frevler zurück, unter denen sie Grandpree und Silvestre erkennt, und umschlingt die Eiche mit dem Ausrufe: „Nur zu, Elende, wenn Ihr es wagt; eher sterbe ich, als ihr diesen Baum fället, dessen Zerstörung das Signal unsers Unterganges werden soll!"

Bewegungslos stehen die Verschwornen; selbst Grandpree's Arm hält die Furcht, entdeckt zu werden, gefesselt; ein schwaches Weib setzt ihn in Schrecken; so zagt das Verbrechen, selbst der wehrlosen, ohnmächtigen Tugend gegenüber.

Alles rund umher bleibt ruhig; Niemand eilt der Heldenmüthigen zu Hülfe; da gewinnt allmählig Grandpree wieder Fassung; seine kühne Frechheit kehrt zurück; er faßt mit Silvestre's Hülfe Cornelien, verschließt mit einem Knebel ihren Mund, und sucht sie, von seinen Gesellen unterstützt, hinweg zu reißen.

Den kleinen Georg hatte der Mutter Hülferuf erweckt; er springt auf, ergreift, wie durch höhere Eingebung, eine Flinte, eilt zum Hause hinaus, und sieht die Mutter sich unter den Räubern winden; die Vorsehung leitet des Knaben Arm; der Schuß streckt Silvestre tödtlich verwundet zu Boden, Cornelia sinkt bewußtlos am Fuße des Freiheitsbaumes nieder; jetzt wirbelt die Lärmtrommel, Grandpree entflieht mit wirren Sinnen.

An der Spitze seiner Leute erscheint Francoeur, und findet sein Weib in den Armen des Vaters und seines Knaben. Silvestre entdeckt ihm sterbend die ganze Verrätherei; kein Augenblick ist zu verlieren, denn die Feinde sind ganz nahe; Weiber, Greise, Kinder, Alles waffnet sich nach Möglichkeit; Cornelia selbst bringt ein Pulverfaß herbei; die Gewehre werden mit Blei, Steinen, Nägeln, mit Allem, was gerade zur Hand, geladen; die wackeren Landleute ziehen muthglühend dem Feind entgegen, dessen Andringen wildes Kriegsgeschrei verkündet. Die noch im Dorfe zurückgebliebenen Frauen und Kinder versammeln ihre Wohnungen, und tragen Steine auf die Böden, sie auf die Vendeer, bei ihrem Vorrücken, herab zu schleudern. Cornelia faßt, mit einer Pistole bewaffnet, zum Himmel flehend, an ihrer Thüre Posten.

Während draußen vor dem Dorfe der Kampf wüthet, kehrt Grandpree, noch immer seinen Entführungsplan nicht aufgebend, an der Spitze einiger Vendeer, von einer andern Seite zurück, und dringt durch einen Hohlweg in's Dorf. Er erblickt Cornelien, und stürmt, sich nun endlich am Ziele seiner Wünsche wähnend, auf sie ein.

„Cornelia," ruft er ihr entgegen, „noch liebe ich Dich; ich kann Dich retten; ergieb Dich mir, oder Du stirbst mit Deinem Gatten und Deinem Sohne!"

„Du sollst erfahren, Bösewicht," zürnt die Kühne ihm entgegen, „daß ich zwischen Tod und Schande zu wählen weiß!" Sie umschlingt Vater und Kind, und ist im Begriffe, ihre Pistole in das Pulverfaß abzudrücken; die Feinde weichen, vor der eigenen Gefahr entsetzt, verwirrt zurück.

Indeß rückt Francoeur mit seinem siegreichen Haufen an, und überfällt im Rücken die Zagenden; sie sind mit Blitzesschnelle zerstreut, und fliehen nach allen Richtungen; mitten im Kampfe streckt ein Schuß Corneliens ihren Verfolger nieder, er röchelt unter gräßlichen Verwünschungen sein Leben aus.

Das friedliche Dorf war gerettet; in der Hütte der edlen Familie kehrten Ruhe, Friede und Glück wieder ein; ihre Freuden würzte das schöne Bewußtseyn, sie durch hochherzige Thaten erkauft zu haben.

Einige Tage nach jenen Ereignissen feierte ein Volksfest den Sieg der wackeren Landleute; Corneliens Heldenmuth lohnte eine Krone von Lorbeeren und Rosen, mit der ein ehrwürdiger Greis, einst des Dorfes Seelenhirt, ihre Stirne schmückte.

Ueber die Bewirthschaftung der Gemeindegüter in dem Großherzogthum Hessen.

(Von Dr. Wilh. Dieffenbach.)

(Schluß.)

Es ist noch so Vieles in unserem vaterländischen Ackerbau besser zu machen, noch so manches wüste liegende Grundstück wartet auf die kultivirende Hand des Menschen, daß es für den erfahrenen Landwirth wahrlich nicht der Auswanderung nach Nordamerika bedarf, um dort zu einer schwer zu erringenden soliden Existenz zu gelangen. Er blicke nur um sich und frage, was gut oder besser zu machen sey, und er wird manche seiner würdige Aufgabe zu lösen finden.

Der Wohlstand des Landmannes ist allerdings theilweise durch die gesellschaftlichen Einrichtungen bedingt, unter denen er lebt, und die öfter nicht nach Willkür abgeändert und verbessert werden können. So feine Wohnsitze und die räumlichen Beziehungen, in welchen er zu dem anzubauenden Grund und Boden steht. In der Schweiz z. B., in dem Kanton Bern, wo der sehr verdiente Oberförster Kasthofer vor etwa zwei Jahrzehnten über das Berner Oberland in ähnlicher Absicht schrieb, wie Jäger über den Odenwald, gränzen Grundbesitz und Wohnung öfter so nahe aneinander, daß der Landwirth die Ausstellung seiner Felder unter den wünschenswerthesten äußeren Verhältnissen bewirken kann. Raum und Zeit, zwei wichtige Factoren in der Gewerbs- und Ackerbau-Industrie, sind entschieden zu seinem Vortheile und äußern ihren mächtigen Einfluß auf die Art des Betriebs seiner Wirthschaft, welche in ihren schönen Ergebnissen eine lohnende Aufmunterung zu fortgesetztem thätigem Fleiße ist.

Anders ist es in der Regel hier zu Lande, wo dem Landmanne bei dem Anbau seiner Grundstücke Raum und Zeit in einem minder günstigen Verhältnisse zu Gebot stehen. Dieser Umstand ist aber von den tiefeingreifendsten Folgen für die Art des Betriebs der Landwirthschaft, wovon man sich leicht überzeugen kann, wenn man die bereits obenerwähnte Gebirgsgegend der Provinz Oberhessen, den Vogelsberg, bereist und die räumlichen Beziehungen der ländlichen Wohnungen zu dem Grundeigenthum betrachtet. Man wird alsdann öfter in den Fall kommen, sich die Frage vorlegen zu müssen, wie es in gewissen Fällen nur möglich sey, den Ackerbau bei allem Fleiße productiv betreiben zu können. Gäbe es mehr einzelne Ansiedelungen auf den entsprechenden Punkten, so würde diesem Uebelstande großentheils abgeholfen seyn. Die Gründung von einzelnen Höfen und Meiereien sollte zu dem Behufe möglichst begünstigt werden.

Hierbei glauben wir nicht unbemerkt lassen zu dürfen, daß man von Seite der Verwaltung schon seit längerer Zeit mit dem Plane umgehen soll, die Uebersiedelung der Bewohner des auf einer der höchsten und unwirthlichsten Höhen des Vogelsbergs gelegenen Dorfs Herchenhain nach benachbarten, günsti-

ger gelegenen Orten zu bewerkstelligen; ein Plan, der, wenn er gelingt, in seinen späteren Resultaten für die Gemeinde Herchenhain, die jetzt nur mit Stürmen und der Ungunst eines äußerst rauhen Klima's zu kämpfen hat, gewiß von unschätzbarem Nutzen seyn würde. Die Fürsorge für die Lebendigen ist offenbar unendlich wichtiger als die für die Todten, und wenn einzelne jener Gemeinde, wie wir vernehmen, einen Grund gegen die projectirte Uebersiedelung darin zu finden glauben, daß sie gerne an der Seite ihrer Voreltern begraben seyn möchten, so könnten sie, im Falle der Ausführung, auf eigene Rechnung und Gefahr zurückbleiben und ihnen das Weitere in Rücksicht ihres dereinstigen Begräbnisses füglich überlassen werden. Der Mensch lebt für das Leben und nicht für den Tod, der nur des ersteren scheinbares Ziel ist.

Ferner ist zu erwägen, um schließlich noch eines erheblichen Umstandes zu erwähnen, daß der Landmann gemeinhin sich zu solchen Kulturarten nicht gerne zu entschließen pflegt, welche erst nach Jahren einen dauernden Vortheil versprechen, wie z. B. bei Holzpflanzungen, die, so nöthig und nützlich sie auch sind, neben der Pflugschaar nicht leicht aufkommen können. Der Holzbestand eines Privatwaldes ist von angreiflicher und verführerischer Art, daß es des aufmerksamsten forstpolizeilichen Schutzes bedarf, um denselben vor seinem gänzlichen Untergange zu retten. Aber da, wo dieser Schutz in voller Wirksamkeit besteht, und wo dem Waldeigenthümer bei Erhaltung und Bewirthschaftung seines Besitzes die nöthigen Garantien geboten werden, sollte auch die Holzkultur den ihr entsprechenden Boden gewinnen, um ein so unentbehrliches Bedürfniß, wenn auch nicht im Ueberflusse, doch in zureichender Menge stets vorräthig zu haben. Anstatt die in rauhen Gebirgsgegenden an die Wälder gränzenden Grundstücke wüste liegen zu lassen, könnten ihre Besitzer sie der Holzkultur zugänglich machen und eben dadurch in nutzbares Land umwandeln. Wenn man aber lieber dem Forstfiskus diese Sorge überläßt und sich der hierzu tauglichen Grundstücke um eines Spottpreises entäußert, wie wohl schon geschehen, so ist freilich an ein Emporkommen der Privatwaldkultur nicht zu denken. Dieselbe ist in dem Großherzogthum Hessen durch erneuerte forstpolizeiliche Vorschriften, welche schon früher bestanden, aber durch die Verordnung vom Jahr 1819 aufgehoben wurden, wieder unter den öffentlichen Schutz gestellt und somit für ihren nachhaltigen Ertrag die wirksamste Vorkehrung getroffen. Seit jenem Jahr befanden sich die Waldungen von Privaten dieses Staates in einer Art von Interregnum, welches nicht selten die bedauerliche Folge hatte, daß Devastationen vorfielen, welche nur Blößen zurückließen, die noch zur Zeit als sterile Flächen daliegen.

Die Rückkehr zu den erhaltenden Grundsätzen in einem wichtigen Zweige der Verwaltung hat bereits ihre Früchte getragen; es ist dadurch direkt oder indirekt der besseren Bewirthschaftung der Gemeindegüter vorgearbeitet worden, und von der Thätigkeit der Vorstände der Gemeinden scheint es nun hauptsächlich abzuhängen, in wie ferne die Lehren der Wissenschaft auf den vorliegenden Gegenstand Anwendung finden und praktische Geltung erhalten sollen. Die Mittel dazu sind meist gegeben, oder doch leicht zu erlangen, und es bedarf keiner übermenschlichen Anstrengungen, um das vorgesteckte Ziel verbesserter Volkswirthschaft in einem ihrer wichtigeren Zweige mit Sicherheit zu erreichen. **Darmstadt**, im Jan. 1844.

Fünfte General-Versammlung

der

Actionaire der Taunusbahn, unter dem Vorsitze des Vicepräsidenten Hrn. Staatsprokurators Knyn, in Wiesbaden. *)

† (**Mainz**, 26. März. — Corresp.) Der geräumige Saal im Adler, wo die Versammlung statt hatte, war bei unserm Eintritte schon so zahlreich besucht, daß wir Mühe hatten, Sitze in den hintern Reihen zu erhalten. Die Mehrheit bestand, wie immer, aus Frankfurtern. 7160 Actien waren durch 716 Stimmen repräsentirt und zwei bis dreihundert Personen mochten anwesend seyn.

Der Vicepräsident des Verwaltungsraths, Hr. Staats-Prokurator **Knyn** von Mainz, eröffnete die Sitzung mit einem Vortrage, in dem er sein Bedauern über die durch eine längere Reise veranlaßte Abwesenheit des Hrn. Präsidenten **Bernus** von Frankfurt zu erkennen gab, dessen Einsicht bei Leitung der früheren Versammlungen er das gebührende Lob ertheilte und dann, von den Anwesenden hierzu ermächtigt, zur Ernennung der Sekretäre und Skrutatoren schritt. Zu Sekretären berief er Hrn. Dr. **Nestle** von Frankfurt und Hrn. Dr. **Großmann** von Wiesbaden; zu Skrutatoren Hrn. Georg **Dael** von Mainz, Hrn. **Heuser** von Frankfurt und Hrn. **Schmitt** von Wiesbaden. Auf die Aufforderung des Präsidenten trug nun der Chef der Rechnungs-Revisions-Kommission, Hr. **Bolongaro**, das Resultat der Untersuchung der Rechnungen des verflossenen Jahres vor, das seiner Angabe zu Folge richtig befunden und woran nichts auszusetzen sey.

Hierauf erhielt Hr. Bahndirektor Hofrath **Beil** das Wort. Er besprach die Frequenz der Bahn im Jahr 1843; 744,660 Personen haben sie in diesem Jahre benützt. Dabei wurden mehrere tausend Zentner Waaren und Bagage von Reisenden, über 6000 Stücke Schlachtvieh und 220 Hunde darauf befördert. Die Bahn durchlief während des Jahrs mehr als 37,000 Stunden Wegs. Am stärksten Tage befuhren sie über 6000, am schwächsten etwas mehr als 600 Personen. Die Einnahme, die 428,539 fl. betrug, war um ungefähr 31,000 fl. schwächer als im Jahre 1842. Die Ausgaben machten 213,542 fl., also beinahe 50 Proz. des Ertrags. Der Redner gab seine Zufriedenheit mit den Leistungen aller Bahnangestellten zu erkennen, empfahl der Aufmerksamkeit der Versammlung die zu deren Gunsten im verflossenen Jahre gegründete Wittwen-, Waisen- und Unterstützungskasse, die dermalen, mit Inbegriff des im vergangenen Jahre bewilligten Zuschusses von 500 fl., von einem jährlichen Beitrage von 2 kr. von einem Gulden Besoldung gebildet, schon auf die Summe von mehr als 2,200 fl. angewachsen sey. Nach einer vergleichenden Uebersicht der Resultate, welche die Eisenbahnen inner- und außerhalb Deutschland in Vergleich mit der Taunusbahn geliefert, wonach die Taunusbahn eine der frequentesten ist, schloß der Direktor seinen Vortrag, und Hr. Inspektor **Möller** nahm das Wort. Er äußerte sich mit Zufriedenheit über den Zustand und die gute Haltung des Bahnbaues, so wie der zu der Bahn gehö-

*) Obschon in unserm „Journal" über die in jener Generalversammlung stattgehabte Berathung ein gedrängter Bericht bereits mitgetheilt wurde, so bietet doch der nachfolgende detaillirte Bericht darüber so viel Interesse dar, daß wir denselben unseren Lesern nicht vorenthalten wollen. D. R.

renden Utensilien. Er fügte bei, es sey keine größere Reparatur nöthig, nur eine neue größere Lokomotive sey bestellt, die nach einer bessern Methode mit kupfernem Feuerkasten und anders eingerichtetem Rauchfange versehen werde, auch halte er diese Verbesserung bei den übrigen Lokomotiven für nöthig, die sich übrigens, mit Ausnahme der Lokomotive „der Pfeiler" alle in einem guten Zustande befänden.

Der Präsident äußerte hierauf als Fortsetzung seines Vortrags, die geringere Frequenz auf der Taunusbahn im vergangenen Jahre gegen dem von 1842 sey eine Folge der ungünstigen Witterung während des Sommers, die den weiteren Reisen hinderlich gewesen, und der Versammlung der Naturforscher und Aerzte, so wie der großen Ausstellung in Mainz, die viele Fremde herbei gezogen hätten; übrigens, wenn auch die Frequenz etwas geringer gewesen, so habe man dadurch die Ueberzeugung erlangt, daß die Bahn schon aus der Umgegend allein eine genügende Anzahl von Reisenden zu ihrer ferneren Blüthe erhalte, und daß, wenn einst andere Bahnen in dieselbe einmündeten, die kühnsten Hoffnungen sich verwirklichen würden. Im vergangenen Jahre sey kein Unfall vorgekommen. Das Aneinanderstoßen zweier Waggons sey kaum einer Erwähnung werth. Dieses günstige Resultat verdanke man vorzüglich der Einsicht und Thätigkeit des Bahndirektors, Hrn. Hofrath Beil, der stets persönlich anwesend und das ihm untergeordnete Dienstpersonal beaufsichtige. Die Wagen vierter Klasse hätten durch die daran befestigten Vorhänge im Interesse der weniger bemittelten Reisenden eine wesentliche Verbesserung erhalten und die Taunusbahn könne sich, was ihre Einrichtungen betreffe, jeder andern Bahn an die Seite stellen. Er bringe die Bewilligung einer Tantième für den Direktor und eines Beitrags zum Unterstützungsfonds der Angestellten in Antrag. (Bei dieser Stelle der Rede des Präsidenten erwarteten mehrere Actionaire, daß er auch eine Gratification zu Gunsten eines Beamten zur Sprache bringen würde, der, wie es von vielen Seiten anerkannt ist, eine seiner Verantwortung und übermäßigen Arbeit nicht angemessene Besoldung hat, des Hauptkassierers der Taunusbahn, Hrn. Kreuser in Frankfurt. Wenn es diesmal nicht geschah, so mögen besondere Gründe den Vorsitzenden abgehalten haben; wir wollten deshalb diese Angelegenheit dem Wohlwollen des Verwaltungsrathes und seines würdigen Präsidenten empfehlen.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Frankfurt a. M.) Auf unserer Bühne gastirte Fräul. Angelika Köhler vom Theater in Riga als Isabella in Robert und als Königin der Nacht in der Zauberflöte. Die Stimmmittel sind gut und der Bravour besonders günstig; der Ton ist wohlklingend und die Höhe leicht und biegsam. Die beiden Arien der Königin in der Zauberflöte hörten wir von Fräul. A. Köhler in den Originaltonarten, wie sie geschrieben stehen, also in der zweiten Arie in D moll das dreigestrichene F, — eine seltene Erscheinung. Was den Geschmack der Gesangmethode und des Vortrags betrifft, so bleibt hier wohl noch Manches zu wünschen übrig und die Sängerin hat nach größerer Correctheit der Bravour zu streben. Bei gehörigen Fortstudien und guter Leitung steht hier eine wackere Prima-Donna in Aussicht. Als Isabella erregte Fräul. Köhler Aufmerksamkeit und Theilnahme, als Königin der Nacht aber machte sie Sensation. — Mit Vergnügen bringen wir zur Kunde der Theaterfreunde, daß mit Hrn. Nork ein Engagement erneuert worden ist. Dieser gewandte und vielseitige Spieltenor ist im Besitze eines ausgedehnten Rollenkreises und der Mannichfaltigkeit des Repertoirs eine wesentliche Stütze. Seine stets würdige Repräsentation und gefällige Darstellung machen Hrn. Nork für das Fach der Spieltenore sehr geeignet und sein Verbleiben kann uns nur angenehm seyn.

Korrespondenz.

Aus Baden, Ende März.

Unglücksfälle folgten sich in den letzten Zeiten in unserem Lande auf Unglücksfälle. Der zahlreichen Brandfälle, welche die Karlsruher Zeitung gewissenhaft verzeichnet und die insbesondere auf dem Schwarzwalde und dem badischen Oberlande heimisch sind, so wie der Unglücksfälle durch die bedeutenden Schneemassen wollen wir hierbei gar nicht gedenken. Der Leichtsinn unserer Tage in Verbindung oft mit unseligem Geschick, vielleicht zur Warnung des in den Tag hinein lebenden Menschen, gehen mit wohl noch andern, bis jetzt unbekannt gebliebenen Ursachen Hand in Hand. Blicken wir das Land auf, das Land ab, so finden wir, gehen wir nur auf zehn Tage zurück, eine Reihe von zwar nicht grausenhaften, kolossalen Begebenheiten, wie das Unglück auf der Versailler Eisenbahn und das Erdbeben zu Guadeloupe, immerhin aber von höchst traurigen, betrübenden Vorfällen, die auf das Glück einzelner Familien und zahlreicher Einzelglieder auf höchst beklagenswerthe Weise einwirken. So ging am 20. auf dem Bodensee während eines Sturms ein Schiff mit 5 Personen von der Reichenau unter; es war dies ein Webermeister, der Ernährer einer Familie, ein Schuster und seine 16jährige Tochter und eine Mutter mit ihrem gleichfalls kaum 16 Jahre zählenden Töchterlein. In einer Mahlmühle in der Hub bei Bühl sprang am 21. während des Mahlens ein Mühlstein in Stücke, gerade als ein Ulmer Bürger mit Aufschütten von Getraide beschäftigt war und erschlug diesen. In Nußbaum bei Bretten stieß am 19. ein Stier einen Landmann Abends beim Füttern mit dem Horn in den Unterleib, daß er nach 36 Stunden gräßlicher Pein verschied. Zwischen Heddesheim und Muckensturm wurde am 21. ein Mann auf dem Felde erfroren gefunden und am Abend des 19. fuhren zwischen Lindach und Stockenau bei Eberbach 6 Waldarbeiter aus letzterem Orte in einem Nachen nach Hause, als ihr gebrechliches, mit vielem Holze überladenes Fahrzeug in der Nähe des Dorfes umschlug und nur mit Mühe 5 der Verunglückten gerettet werden konnten. Der sechste ertrank; er ist ein junger, braver Bürger, dessen Gattin, der Niederkunft nahe, bei der Schreckensbotschaft in schwere Krankheit, beinahe in Wahnsinn verfiel und dessen betagte Mutter in ihm ihre einzige Stütze verlor. Am 22. erfror bei Wilhelmsfeld ein junges Mädchen aus Waldmichelbach im Großherzogthum Hessen, das, einen Dienst zu suchen, nach Heidelberg gekommen war und sich ohne Zweifel verirrt hatte, und am Abend des 23. stürzte ein Theil des Dachstuhles des Rathhauses zu Eggenheim bei Karlsruhe unter großem Gekrache zusammen, glücklicherweise zu einer Zeit, wo Niemand in dem Gemeindehause sich befand, das den Abend zuvor gegen 100 Menschen in seinen Räumen versammelt sah. Am 27. geht gar das Gerücht von einem auf der Eisenbahn dem Mannheimer Bahnzuge zugestoßenen Unfalle, worüber wir beim Schlusse dieses Schreibens noch keine Gewißheit erlangen konnten. Wie viel des Unglücks auf einer so kleinen Strecke Landes in so wenigen Tagen!

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.]

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 91. Sonntag, den 31. März 1844.

Mainsagen.

25. Der Pferdekauf.

Die Schmidtstub' streckt das alte Wirthshauszeichen,
Vom Drudenfuß beschützt, weit in die Gasse.
Hinter den blanken, runden Fensterscheiben
Sitzen die Gäste zechend, wie sie hier
Der Zufall bunt zusammenwürfelte.
Den Landsknecht sieht man mit der Pickelhaube,
Dem schmutz'gen Lederwamms, dem langen Sarras
Und neben ihm den braunen Bettelmönch,
Der unbezahlten Wein bedächtig schlürft;
Landmetzger, Müller, feiste Bäcker, Jäger,
Mit ihrer magern Hunde läst'ger Schaar,
Umlagern rings die Tisch' — und draußen fließt
Der Regen von den spitzen Dächern nieder
Und rost'ge Wetterfahnen dreht der Wind.
Die Langeweil' zieht in die Wirthsstub' ein —
Hier wird nach Wein verlangt, dort fällt der Würfel
Und in 'ner andern Ecke lügt ein Pilger
Spießbürgern Eulenspiegelstreiche vor —
Geneigt zum Gähnen war ein jeder Gast
Und suchte gierig jede Unterhaltung.

Da trabt ein fremder Reiter in den Hof
Und lockt alsbald die ganze Schaar an's Fenster.
Der Wirth, Wolf Steinmetz, half dem Reisenden
Vom Roß und prüfet es mit Kenneraugen,
Führt dann den Angekomm'nen in die Stube,
Verlangten Wein und Imbiß ihm besorgend,
Und lobt und preis't des Fremden braves Pferd,
Des Hengstes breite Brust und tücht'ge Glieder.

„Ja", sagt der Fremde, „'s ist ein wack'res Roß
„Und trug durch halb Europa seinen Reiter
„Sicher und treu — auch thut's mir wahrlich weh',
„Daß ich es hier in Frankfurt lassen muß,
„Denn ich hab' mir ein Schiff gekauft und werde
„In Zukunft auf dem Rheine Handel treiben,
„Wo ich des Pferdes weiter nicht bedarf.
„Wenn Euch das Thier gefällt, so kauft mir's ab!"

„„Ei"", sprach der Wirth, „„ich hab' zwar schon vier Rößlein,
„„Doch kann ich auch vielleicht das fünfte brauchen,
„„Wenn Ihr zu mäß'gem Preise es erlaßt.""

„Ihr sollt es haben!" sprach der fremde Mann,
„Und zwar spottwohlfeil, denn ich will es nicht
„Um Geld verkaufen — ich verkauf's um Erbsen,
Von denen Ihr gewißlich Vorrath habt."

„„Um Erbsen?"" fragt der Wirth und spitzt die Ohren.
Dem ist sein Pferd um Erbsen feil — so spricht
Ein Gast zum andern und die Männer treten
Voll Neugier näher.

„Seht", sprach der Fremde, „ich verkauf' den Hengst
„Auf diese Weis': das Rößlein hat vier Füße
„Und unter jedem Fuß ein tücht'ges Eisen,
„In jedem Eisen sitzen denn acht Nägel,
„Das macht zusammen zwei und dreißig Nägel,
„Nach diesen machen wir unsern Calcul.
„Gebt eine Erbse für den ersten Nagel
„Mir, zwei dann für den zweiten, vier
„Für Numero drei und acht für Numero vier,
„Sechzehn Stück Erbsen für den fünften Nagel
„Und so duplirt Ihr bis zu zwei und dreißig;
„Ist Euch der Handel recht, so schlaget ein!
„Ihr seht, Herr Wirth, ich bin nicht eigennützig,
„Ich glaub', mein Hengst hat es bei Euch recht gut
„Und da ich justement ein wenig Erbsen
„Gebrauchen kann, trag' ich ihn dafür an."

Der Jäger sprach: „Das ist 'ne närr'sche Sach'!
„Was ist 'ne Erbs'? — 's ist so 'n armselig Ding —
„'Ne Taube frißt auf einmal, was vier Nägel
„Hier kosten. Steinmetz, wollt Ihr nicht den Gaul,
„So nehm' den fremden Herr'n ich gleich bei'm Wort!"

Der Fremde hielt die Hand noch ausgestreckt.
„Der Kerl ist toll!" so dacht' bei sich der Wirth
Und schlug von Herzen gern zum Handel ein.
„Die Gäste hier sind Zeugen!" sprach er schmunzelnd,
Der alte, reiche Knicker. Metzger, Jäger,
Bäcker und Müller, Pilger und Soldat

Riesen aus einem Munde: „Wir sind Zeugen!“
„Und nun zu Ehr' den Zeugen, alter Wolf“,
Sprach der Soldat, „jetzt ein paar Kannen Wein auf,
„Ein guter Trunk gehört zum guten Handel!“

„„Hanns, bring' den Wein!““ sprach der zufried'ne Wirth,
„„Ich geb' ihn bei dem Handel obend'rein!““

Da klang der Humpen über'm nassen Tisch
Und ringsum ward dem Wirthe gratulirt,
Und Jeder dacht': Der Fremde ist ein Narr!
Doch endlich ging's an's Rechnen: Eins, zwei, vier,
Acht, sechzehn, zwei und dreißig schrieb mit Kreide,
Die heut' nicht doppelt war, Wolf auf den Tisch,
Mit vier und sechzig, hundert acht und zwanzig,
Zweihundert sechs und fünfzig ging's noch flink,
Fünfhundert zwölf und tausend vier und zwanzig
Schrieb er schon langsamer, als aber jetzt
Zweitausend acht und vierzig und viertausend
Und sechs und neunzig kam, achttausend dann
Einhundert zwei und neunzig, sechzehntausend
Dreihundert vier und achtzig, ward er blaß,
Die Kreide fiel ihm aus der breiten Hand —
Doch lächelnd rechnete der Fremde fort
Und bei dem Nagel zwei und dreißig schrieb
Er an das Tischend' eine Riesenzahl,
So lange wie des langen Jägers Bein.

Der Fremde sprach: „Wo kann ich wohl 'nen Wagen
„Und zehn, zwölf Rößlein miethen, um die Erbsen
„Hinweg zu fahren, und wo find' ich Säcke
„Für meine Erbsen?“
Finster sprach der Wirth:
„Der Handel gilt nicht! Euer Rößlein ist
„Höchstens zwölf Gulden werth — da habt Ihr zwanzig —
„Ich hoffe, so könnt Ihr zufrieden seyn!“

„„Mit nichten!““ sprach der Fremde, „„ich will Erbsen!
„„Nach meiner Rechnung sind's fünftausend Achtel
„„In runder Zahl und die verlange ich!
„„Verweigert Ihr sie mir, dann muß ich leider
„„Euch und die Zeugen fordern vor Gericht.““

Der Wirth ward wild und glühete vor Zorn;
Der Fremde aber klagte und zuletzt
Ward ein Vergleich zu Stand gebracht, wonach
Wolf Steinmetz achtzig Gulden für das Rößlein
Und zwanzig Gulden Kosten zahlen mußte.

Der Fremde strich die achtzig Gulden ein,
Traktirte Abends alle Zeugen, doch
Nicht auf der Schmidtstub', sondern in dem Krachbein.

* * *

Der wunderliche Handel trug sich zu
Im Jahre vierzehnhundert acht und siebzig,
Wie Lersner in der Chronik erstem Band
Seite fünfhundert fünfzig uns erzählt.

Fünfte General-Versammlung

der

Actionaire der Taunusbahn, unter dem Vorsitze des Vicepräsidenten Hrn. Staatsprokurators Knyn, in Wiesbaden.

(Schluß.)

(Mainz, 26. März. — Corresp.) Die Erledigung zweier höchst wichtigen Gegenstände, fuhr der Präsident fort, die auf das Unternehmen einen bedeutenden Einfluß übten, wäre bisher auf große Hindernisse gestoßen; es seyen diese: 1) die Uebereinkunft mit der fürstl. Thurn- und Taxis'schen Postverwaltung und 2) die Anforderung einer Gewerbsteuer von Seiten der herz. nassauischen Behörden. Die Post-Administration bestehe noch immer darauf, daß, während dem ihre Briefelleisen umsonst befördert würden, man ihr für 9 kr. resp. 11 kr. pr. Centner Passagiergut und Güter auf der Bahn transportiren müsse. Wegen der noch geschuldeten Restzahlung des verflossenen Jahres hätte der Verwaltungsrath sich mit Gesuchen an die drei hohen Schutzregierungen gewendet und von Seiten der großh. hessischen keine Entscheidung, von der herz. nassauischen eine der Post günstige, von dem hohen Senate der Stadt Frankfurt aber eine Entscheidung erhalten, wodurch bestimmt werde, daß die Postadministration für Passagiergut die Hälfte, und von andern Gütern, die sie auf der Bahn transportiren lasse, 3/4 der gewöhnlichen Taxe entrichten sollte. Da die Postverwaltung sich jedoch dieser Entscheidung nicht gefügt habe, so sey auf weitere Eingabe die Entscheidung des Senats dahin ausgefallen, daß die Post nunmehr den ganzen Betrag der Taxe bezahlen solle. Dieses hätte zur Folge gehabt, daß die Postverwaltung, soweit die Bahn auf dem Frankfurter Gebiet gehe, eigne Packwagen mit ihren Gütern gehen lasse und sie erst in Höchst auf der Bahn abgebe. Die ihr jeden Monat eingereichten Rechnungen bezahle sie nur nach verminderter Berechnung, und die Zahlungen würden auch nur unter Vorbehalt angenommen. Statt einer mehr als 5000 fl. betragenden Schuld hätte sie etwas über 4000 fl. bezahlt; sie berufe sich dabei auf die unter Vermittlung der drei Schutzregierungen abgeschlossene provisorische Convention, die aber doch nur auf drei Jahre gültig gewesen und schon seit 1841 abgelaufen sey.

Was die von den herzl. nassauischen Behörden angesetzte Gewerbsteuer betreffe, die im vergangenen Jahre mit mehr als 10,000 fl. habe bezahlt werden müssen, so wisse der Verwaltungsrath nicht, auf was man diese Forderung begründe, da die der Eisenbahngesellschaft ertheilte Conzession Steuerfreiheit ausdrücklich ausspreche. Es hätten deßhalb im verflossenen Jahre wiederholte Reclamationen bei der nassauischen Regierung stattgefunden, aber ohne Erfolg. Auf eine Eingabe an Se. Durchlaucht den Herzog wäre wegen seiner längern Abwesenheit noch keine Antwort erfolgt. Der Verwaltungsrath gäbe sich jedoch der zuversichtlichen Hoffnung hin, daß der Landesherr aus besonderer Rücksicht für das Beste seines Landes, dem die Eisenbahn so unberechenbaren Vortheil bringe, diese Auflage erlassen werde.

Was die Baukosten der Bahn betreffe, so sey man immer noch nicht im Stande, der Versammlung die definitive Berechnung vorzulegen. Wegen der Grundstücke im Gebiete von Frankfurt, deren Eigenthümer den Rechtsstreit an das Ober-Appellationsgericht in Lübeck gebracht hätten, wäre zum Vor-

theile derselben eine Entscheidung des Gerichts erfolgt, und die bis jetzt gemachten Zahlungen beliefen sich auf die Summe von 187,000 fl. Allein es seyen doch noch zwei Posten im Betrage von ohngefähr 71,000 fl. nicht im Reinen. So viel wisse man indeß, daß die Ausgaben für den Bahnbau sammt Terrain und sonstigen Anschaffungen, die Summe von 3,566,852 fl. nicht übersteigen. Da man nun noch manche Grundstücke zu verwerthen hoffen könne, so wäre die runde Summe von 3,600,000 fl. zur Bestreitung genügend, und es möchten daher die fehlenden 200,000 fl. durch ein Anlehen zu decken seyn. Dem in der Generalversammlung des vorigen Jahres gestellten Antrage, die schon früher angeschafften Materialien in den Jahren, wo man sie brauche, dem jährlichen Betriebsfonds zu Last zu schreiben, sey man willfährig nachgekommen. Von den Einnahmen von 1843, nach Abzug der gewöhnlichen Ausgaben und Verwaltungskosten, blieben noch 203,000 fl. übrig, von denen 15 fl. Dividende für jede von den 12,000 Actien, 1,500 fl. für die Tantième des Bahndirektors, 10,000 für den Reservfonds, 1,075 fl. für den Maschinen-Reservfonds, 500 als Zuschuß der Wittwen-, Waisen- und Unterstützungskasse der Angestellten, wenn die Versammlung es gut heiße, bestritten werden könnten.

Er danke im Namen des Verwaltungsraths für das bisher bewiesene Vertrauen; er könne dagegen die Versicherung geben, daß das Unternehmen fest stehe und daß es sich in Zukunft, wenn die andern Bahnen sich an dasselbe anschlössen, was in wenigen Jahren der Fall seyn würde, noch weit mehr verbessern werde.

Nachdem der Präsident nun die Mitglieder, welche Bemerkungen zu machen hätten, zu Darlegung derselben aufgefordert hatte, nahm Hr. Spiro von Frankfurt das Wort: Er danke, sagte er, für die so eben gemachten Eröffnungen, besonders aber dafür, daß der Verwaltungsrath dem in voriger Generalversammlung von ihm ausgesprochenen Wunsche, die verbrauchten Materialien jedes Jahr dem Betriebsfonds anzurechnen, willfahrt habe. Er sprach dann das Verlangen aus, daß künftig einige Tage vor der Generalversammlung die allgemeine Uebersicht über Einnahmen und Ausgaben der Bahn und der Rechenschafts-Bericht gedruckt und einem jeden Mitgliede, das der Versammlung beiwohne, wie es bei andern Bahnen geschehe, mit der Eintrittskarte übergeben werde, damit etwaige Bemerkungen mit Sachkenntniß gemacht werden könnten. Dieses Begehren rief eine ziemlich lebhafte Diskussion hervor, an der nicht allein der Antragsteller und der Vorsitzende, sondern mehrere andere Mitglieder Theil nahmen, deren Resultat dahin ging, daß der Antrag der Generalversammlung zur Entscheidung vorgelegt und von dieser mit überwiegender Majorität beschlossen wurde, demselben Folge zu geben.

Nach Fassung dieses Beschlusses richtete der Präsident an die Versammlung folgende auf seine frühern Bemerkungen Bezug habende Fragen, über die mittelst Aufstehens oder Sitzenbleibens entschieden wurde.

Erste Frage: Gibt die Versammlung dem Verwaltungsrathe decharge für die Rechnung vom Jahre 1843? — Einstimmig bejaht.

Zweite Frage: Genehmigt sie, daß für jede Actie eine Dividende von 15 fl. bezahlt werde. Einstimmig bejaht.

Dritte Frage: Bewilligt sie dem Bahndirektor eine Tantième von 1500 fl.? Einstimmig bejaht.

Vierte Frage: Bewilligt sie 500 fl. zu Dotirung der Wittwen-, Waisen- und Unterstützungskasse der Angestellten? Einstimmig bejaht.

Fünfte Frage: Bewilligt sie 10,000 fl. als Einzahlung zum allgemeinen Reservfonds und 1075 fl. zum Maschinen Reservfonds? Einstimmig bejaht.

Sechste Frage: Genehmigt sie die Aufnahme eines Anlehens von 200,000 fl. zu höchstens 4 Procent Zinsen zur Deckung der dem Baufonds noch zu Last stehenden Beträge?

Ehe zur Abstimmung über diese Frage geschritten wurde, verlangte Hr. Spiro das Wort, und stellte nach einigen allgemeinen Bemerkungen den Antrag, statt eines Anlehens von 200,000 fl. zu 4 Prozent, ein Anlehen von 500,000 fl. zu höchstens $3^{1}/_{2}$ Prozent al pari zu machen, und damit die noch rückstehenden Baukosten zu bestreiten, zugleich aber auch die vor drei Jahren zu 4 Prozent aufgenommenen 300,000 fl. damit abzutragen, wenn die dermaligen Darleiher nicht vorzögen, das Geld zu $3^{1}/_{2}$ Prozent stehen zu lassen. Nach einer kurzen Debatte wurde die Frage in dieser Weise an die Versammlung gestellt und einstimmig angenommen.

Zum Schluß schritt sie zu der schon bekannten Wahl der zwei Mitglieder des Verwaltungs-Raths und der Mitglieder der Rechnungs-Revisions-Kommission. Um 3 Uhr wurde die Versammlung geschlossen.

Heimführungsfeierlichkeiten in Wiesbaden.

Zweiter Tag, 27. März 1844.

Die Promenaden durch die festlich und zum Theil sehr sinnig geschmückten Straßen der Stadt, begünstigt vom Wetter, dauerten fort; überall ertönte Harmoniemusik, und Tanzmusik für den Abend war an verschiedenen Orten angekündigt. Um die Mittagszeit verließen Se. Durchlaucht der Herzog mit Höchstdessen Gemahlin das Palais, durchfuhren im Tilbury mehrere Straßen der Stadt, und kehrten über den Theaterplatz, wo das Schützenkorps in Parade ausmarschirt war, zurück. Bei'm Vorbeifahren spielte die Musik die russische Nationalhymne. Kurz vorher hatte der Herzog die in der Rheinstraße in Parade aufgestellte Ehrengarde zu Pferd, die, trotz ihrer kleinen Zahl von 24 Mann, einen imposanten Anblick gewährte, in Augenschein genommen. Das Kommando führte heute der hiesige, als stattlicher Reiter bekannte Postmeister. Um zwei und um halb vier Uhr Nachmittags war zahlreiche Präsentation bei Hofe. Unter den zuletzt präsentirten Personen befanden sich, außer mehreren Mitgliedern des diplomatischen Korps am Bundestage, zwei Deputationen des Offizierkorps der Bundesfestung Mainz und des in Düsseldorf garnisonirenden 5. Uhlanen-Regiments, dessen Inhaber der Herzog ist. Abends fand das im Programm angekündigte Festtheater bei erleuchtetem Hause statt. Die höchsten Herrschaften erschienen gegen halb acht Uhr, und wurden mit einem dreimaligen Lebehoch empfangen, worauf das Orchester die Melodie von God save the King spielte, der die Donizettische Oper „Linda von Chamouny" folgte, welche mit den langen Zwischenakten drei volle Stunden währte. Hier kurz die Handlung derselben. Ein vornehmer unbekannter Herr verleitet ein junges Bauernmädchen, ihm von Chamouny nach Paris zu folgen, in der Absicht, dasselbe zu heirathen. Aber

die Aeltern des jungen Theseus, streng im Punkte der Ehre, wollen nicht, daß sich ihr Sohn mesaillire; sie verlangen vielmehr eine ebenbürtige Verheirathung, und widersetzt er sich, so soll gegen seine geliebte Bäuerin ein Verhaftsbefehl erlassen werden. Der Hochzeitstag ist anberaumt, und schon werden die Vorbereitungen zum Feste getroffen, als Linda, das junge Mädchen, die vornehmen Intensionen erfährt, und darüber, so wie über den gegen sie ausgesprochenen väterlichen Fluch den Verstand verliert. Zurückgebracht nach Chamouny von Pierotto (oder auf deutsch Peterchen), einem armen Savoyardenbuben, der das Betteln und nebenher das Leierspiel treibt, kehrt bei Linda erst in dem Augenblick der Verstand zurück, wo sie die bekannte Stimme ihres Geliebten wieder hört, der sie aufsucht, um ihr zu sagen, daß er in der Absicht komme, sie zu heirathen, nachdem die Zweifel seiner Familie besiegt seyen. Man ersieht, daß die Handlung sehr prosaisch ist; nicht minder ist es die Musik, in der man, einige hübsche Melodieen abgerechnet, drei Akte hindurch vergebens nur eine etwas erhabene Idee suchen würde. Der Introduktionschor im ersten und ein Duett zwischen Linda und ihrem Vater im zweiten Akt tragen zwar ein eigenes Gepräge, ohne jedoch von besonderer Bedeutung zu seyn. Die Wahnsinnsscene zu Ende des zweiten Akts bleibt hinter jener der Julia weit zurück. Das Verhalten des eingeladenen Auditoriums war, wie dies bei Galla-Vorstellungen üblich ist, von Anfang bis zu Ende, ein passives. Besonders brillante Damentoiletten waren nur hier und da sichtbar.

Mannichfaltigkeiten.

Die rheinischen Blätter bringen einen Bericht über die Gastdarstellungen der Fräul. Rudersdorff auf der Mannheimer Bühne als Norma und Prinzessin in Robert der Teufel, und sind der Ansicht, daß Fräulein R. die bedeutende Partie der Norma physisch nicht gehörig bewältigen könne, daß man übrigens der Sängerin eine ausgezeichnete Methode und einzelne treffliche Momente anrühmen müsse. In der Rolle der Isabella langten die Mittel des Gastes vollkommen aus, und dafür lohnte das Publikum diese Leistung mit stürmischem Beifall. Fräul. R. beendete ihr Gastspiel als Donna Anna in Don Juan. — Dasselbe Blatt spricht sich über die sechste und letzte Gastrolle des Hrn. Fr. Wallner als Faden in den beiden Nachtwandlern mit entschiedenem Beifall aus, und sagt u. A.: „Schon sein Erscheinen als Nachtwandler setzte das Publikum in die heiterste Stimmung, so wie die Steigerung seiner Leistung bis zum Uebermuth ein wahrhaft künstlerisches Verständniß beurkundete. Die Gesangstücke des Gastes wurden viel applaudirt, und namentlich ein Duett mit Dlle. Eder erregte Sensation; die Extempore's Hrn. Wallners waren wieder höchst originell und witzig, und rauschender Beifall zeichnete auch diesen Abend seine letzte Leistung aus.

Ein Hr. Sylvester in England hat ein sehr wohlfeiles Verfahren erfunden, die Mauern gegen die Feuchtigkeit zu schützen, und die Versuche, die man damit angestellt hat, sind vollkommen gelungen. Man bestreicht die Wände mit einer heißen Auflösung von 3/4 Pfund Seife in einer Gallone (10 Pfund) Wasser, und nach 24 Stunden mit einer Auflösung von 1/2 Pfd. Alaun in 4 Gallonen (40 Pfd.) Wasser. Diese Stoffe dringen tief in die Mauer ein, und lassen an der Oberfläche eine dünne, schuppige Decke zurück, die farblos und bei genauer Betrachtung sichtbar ist.

Der in Nro. 87. d. Bl. mitgetheilten literarischen Notiz über den „Sänger am Rhein“ (Mannheim bei Tobias Löffler) ist beizufügen vergessen worden, daß solcher die fünfte, abermals sehr vermehrte Auflage der genannten beliebten Sammlung ist.

Korrespondenz.

Aisenheim, 29. März.

Am 21 .d. um 4 Uhr fand — wie bereits in Ihrem Journal gemeldet — die Beerdigung des am 18. dahier verstorbenen Herrn Grafen zu Solms-Rödelheim statt. Der unter der Halle des Schlosses niedergesetzte Sarg wurde dort in feierlichem Zuge abgeholt, von dem hiesigen Stadtvorstande aufgehoben und bis zu der auf dem allgemeinen Todtenhofe abgesonderten Begräbnißstätte der gräfl. Familie getragen. Voran gingen die Geistlichen und Schullehrer der standesherrlichen und anderer benachbarter Orte; nach ihnen der Kammerdiener, der die Ehrenzeichen trug, mit welchen der Vollendete geschmückt gewesen; hinter diesem zu den Seiten des Sargs die übrige Dienerschaft. Dem Sarge folgten zunächst die anwesenden hohen Verwandten und andere Freunde; nach ihnen die gräfl. Beamten; dann die großherzogl. Beamten des Bezirks; dann die Vorstände der verschiedenen Gemeinden, und endlich wer sonst in theilnehmender Liebe erschienen war. Den Zug schlossen etwa 100 Bergknappen von dem Kohlenwerke zu Bauernheim. An dem Grabe hielt der Ortsgeistliche, Pfarrer Bornagius, eine Trauerrede, in welcher er die biblische Verheißung: „Die Gerechten werden leuchten wie die Sonne“, auf den Verklärten anwendete; ihm schloß sich der Geistliche von Rödelheim, Consistorialrath und Decan Thudichum, an, indem er die Grundzüge des schönen Lebens bezeichnete, das hier erloschen war. Sobald man den Sarg eingesenkt hatte, drängte sich die Menge mit unverkennbarer Rührung herzu, um noch die Stätte zu sehen, wo der verehrte Todte ruhen sollte. Es können kaum erfreulichere Verhältnisse gedacht werden, als die, aus welchen der edle Abgeschiedene in voller Lebenskraft und mitten unter heitern, liebevollen Scherzen wie durch einen Blitzschlag hinweggerissen wurde. Er war der glücklichste Gatte, er war umgeben von sieben blühenden Kindern, die mit anbetender Liebe an ihm hingen, Geschwister und Verwandte lehnten sich voll innigster Zärtlichkeit an ihn an. Die Verwaltung seiner ansehnlichen Besitzungen ist auf das beste geordnet; wer ihm angehörte, diente ihm von Herzen. Er erfreute sich der besondern Huld seines Souverains, Hohe und Niedere achteten ihn, und es war eigenthümlich, daß sein Name kaum irgendwo genannt wurde, ohne zugleich seiner ehrenwerthen Gesinnungen zu gedenken. Nun möge denn von Allen, die ihn kannten, ein segnendes Andenken über seiner Asche schweben!

Theater-Anzeige.

Samstag, 30. März. (Neu einstudirt): Die Günstlinge, Original-Schauspiel in 4 Aufzügen, von Charlotte Birch-Pfeiffer. (Gastrolle) Katharina: Mad. Charl. Birch-Pfeiffer.

Sonntag, 31. März. Wilhelm Tell, große Oper in 4 Abth., Musik von Rossini. Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur L. K. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 92. Montag, den 1. April 1844.

Graf Corfitz Uhlefeld
oder
Schicksale eines Verfolgten.

Von X. X.

Der König Christian IV. von Dänemark war gestorben, und hatte keinen Leibeserben hinterlassen, welcher die von seinen Vorfahren rühmlich getragene Krone empfangen konnte. Zwar hatte er einen rechtmäßigen Sohn; allein dieser Prinz, Friederich, seit mehreren Jahren Erzbischof von Bremen, konnte, da er nicht mehr Däne war, ohne besondere Wahl der Stände den Thron seines Vaters nicht besteigen. Als daher Christian die Annäherung seines Todes gefühlt hatte, war es ihm ein besonderes Anliegen, seinen Sohn zum Nachfolger im Reiche gewählt zu sehen. Zu dem Ende hatte er einen Wahltag auf den 17. April 1648 ausgeschrieben. Diesen ersehnten Tag hatte er jedoch nicht mehr gesehen, sondern war am 28. Februar desselben Jahres im zweiundfünfzigsten seiner mühevollen und thatenreichen Regierung gestorben, von seinem Abschiede jedoch bis zu vollendeter Wahl die Zwischenregierung einem Reichsrathe übertragen, welcher aus den vier ersten Beamten der Krone, dem Reichshofmeister Grafen Corfitz Uhlefeld, dem Großkanzler Thomson Sehested, dem Reichsmarschall Bilde und dem Reichsadmiral Ove Giedde, bestehen sollte.

Die drei Letzteren waren Anhänger des Prinzen Friederich, und begünstigten dessen Erwählung; der Erstere, des Prinzen geheimer Widersacher, suchte den Grafen Waldemar Christian, einen natürlichen Sohn des verstorbenen Königs, auf den Thron zu heben. Die Wahl wurde schon vor dem angesagten Tage durch die Vorliebe des Adels für den Prinzen entschieden. Er legte, nachdem er sich aus Besorgniß vor Uhlefelds Einfluß mit den andern Ständen vereinigt hatte, dem Erzbischof von Bremen schon vor dem Wahltage die zu unterzeichnende Haandfäßning oder Wahlkapitulation vor, verdrängte den Grafen Waldemar, und ließ Friederich III. zum Könige wählen. Von da an waren am Hofe zu Kopenhagen zwei feindliche Partien, die des Uhlefeld und die des Adels. Beide suchten sich gegenseitig zu verkleinern, zu verläumden, zu verdrängen. Wie Uhlefeld unterlegen hat, das soll die nachfolgende Erzählung darstellen. Wir geben sie der Geschichte gemäß, lassen keine andere Personen auftreten, als die, welche mitgehandelt haben, und stellen sie so dar, wie sie sich selbst gegeben haben. Weichen wir auch in Manchem von einigen Berichterstattern ab, so dichten wir doch nichts hinzu, sondern lassen die Ereignisse vor dem Auge der Leser vorübergehen, wie sie das Auge des Forschers im Geiste gesehen hat, weil die Geschichte, welche wir jetzt darstellen wollen, zu romantisch ist, als daß wir Lust haben könnten, ihr das mindeste Romanenhafte zuzulegen. Nur einige Ausschmückung in der Form erlauben wir uns, damit Leben in das Ganze komme, und die Ereignisse nicht als erzählt, sondern als erlebt dastehen mögen.

I.

Die Geschichte von der Dina.

In seinem geräumigen, aber etwas alterthümlichen Palast in der Altstadt Kopenhagen saß am Abend des 29. Dezembers 1650 der Oberst Georg Walther, des Königs Friederich III. geheimer Rath und Liebling. Der vom Winde getriebene Schnee schlug an die Fenster daß sie klirrten, und der Oberst zu Zeiten von seinem Schreibtische aufsah, welcher nahe an dem wärmenden Ofen stand. Zu Zeiten schien es, als ob Georg Walther nicht auf den Sturm horche, wiewohl er das Auge nach dem Fenster richtete, sondern als ob er aufmerksam seinen Gedanken nachsehe, welche, wie der Sturm, dahin eilten. Nachdem er eine Zeit lang auf eine Stelle gesehen hatte, sprang er auf, warf ein beschriebenes Papier, das er von dem Tische nahm, auf die Erde, trat heftig darauf, und brummte vor sich hin: „Da hast Du Deinen Bettel! Geduld nur, Freundchen! wir werden mit einander fertig! Der König kennt seine Leute, und wird sie noch besser kennen lernen."

Jetzt stand er wieder, als horche er auf etwas Entferntes, trat hastig der Thüre zu, riß sie auf, und — herein trat eine vermummte Gestalt. Ein dunkelfarbiger Frauenmantel, wie man sie in damaliger Zeit trug, hing ihr von der Scheitel bis zur Sohle herab, und streifte die Erde, als sie sich vor dem Oberst verbeugte.

„Was soll's?" fragte dieser ernst.

Statt einer Antwort reichte die Gestalt schweigend ein Papier hin. Der Oberst nahm es mit prüfendem Blick, trat an den Tisch, und sagte sehr freundlich, sich gegen die Vermummte wendend:

„Georg Walther ist zu Hause. Man erwartet ihn nicht vergebens."

Alsbald entfernte sich die Vermummte, ein Diener des Obersten trat ein, und nach wenigen Minuten glitt der schwere Schlitten desselben durch das Thor. Er hielt an einem Hause, das man nur zu den bürgerlichen Wohnungen rechnen konnte, in welchem man nur ein Fenster erleuchtet sah. Der Klopfer an der Hausthür ließ diese bald öffnen, Georg Walther eilte die Stiege hinauf, und fand an dem Ende derselben eine Frau, die ihn zu erwarten schien.

„Es ist nicht meine Schuld, liebe Dina!" sagte er freundlich grüßend, „der Dienst meines Herrn gebot bis diesen Augenblick mit Härte über mich."

„Wie könnte ich zürnen, edler Mann, daß Sie Ihrem Könige treu sind," antworte jene. „Sie ahnen jedoch nicht, was das Herz des Weibes bewegen kann."

Sie traten in ein freundliches Gemach.

„Siehe, holdes Weib, ich bin nun wieder ganz Dein!" sprach er zärtlich. Zwar hat mich der Schnee in den letzten Wochen gebeizt, allein ich bin immer noch Dein Walther."

„O, daß Sie es auch blieben!" seufzte Dina. — „Wenn ich mir denken muß, daß ich Sie jemals anders sehen könnte — ach, es preßt mir das Herz."

„Wie denn anders? meine Liebe!" lächelte der Oberst.

„Blaß, blaß!" — flüsterte sie schauerlich — „so blaß und kalt! Hu! mir graut!"

„Mein Gott!" fragte jener verlegen, „was ist Ihnen? Sterben müssen wir Alle. Ich hoffe aber, es wird damit so bald noch nichts zu sagen haben."

Dina schüttelte ungläubig den Kopf, blickte empor, seufzte schwer und flüsterte dann: „Es ist Gefahr dabei!"

„Gefahr? der wird Georg Walther zu begegnen wissen."

„Nicht doch, mein Freund! Meine unglückseligen Ahnungen täuschen mich nie. Wenige Tage vor dem Tode meines seligen Mannes sah ich ihn auch todt."

Sie schauderte sichtlich, und der Oberst sah sie rathlos an.

„Nun — aber — doch — sehen Sie — meine Liebe — das muß nicht immer eintreffen."

„Mich treibt die Angst!" hauchte das Weib. „Schon seit drei Nächten beunruhigen mich ängstliche Anzeichen."

„Und was sahen Sie?" fragte der Oberst mit irrem Blick.

„Ich sah Sie so blaß da liegen. Ihr Auge glänzte nicht mehr; Sie trugen diesen Degen nicht, sondern er log auf dem Deckel —"

„Des Sarges? Nicht wahr?" fragte er hohl.

Dina schwieg und bedeckte schaudernd ihr Gesicht mit den Händen.

„Nur nicht so ernst! meine Liebe! Träume sind Schäume." warf Georg Walther leicht hin.

„Ach, es ist noch nicht Alles!" flüsterte sie.

„Nicht Alles?"

„Nicht blos Ihnen gilt es!"

„Nun, wem denn noch mehr?"

„Den Namen wage ich nicht auszusprechen. Es durchrieselt mich kalt. Ach, es ist grauenhaft."

„Den Namen?" — dehnte jener. — „Es ist nur ein Name in Dänemark, der über Georg Walthers Namen geht, und der heißt Friederich III."

„Der König!" — flüsterte jene, ängstlich um sich blickend. — „Wer macht das Gift?"

„Gift?" — fuhr der Oberst auf. — „Liebe Dina, das ist mehr als Scherz."

„Wer trinkt das Gift?" fuhr jene fort, als ob sie die Aeußerung des Obersten nicht verstanden hätte. — „Kann auch den Königen Gift schaden?"

Mit einem seltsamen Blicke betrachtete Walther seine Freundin, als ob er an der Ordnung ihrer Sinne zweifle; stand auf, ging ein Mal in dem Zimmer hin und her, blieb vor Dina stehen und sagte: „Sie machen mit Ihren Träumen selbst einem Soldaten bange."

„Wenn es nur Träume wären," versetzte jene.

„Nun, was denn?"

„Ach, ich kann es nicht sagen; ich darf nicht."

„Wie, nicht sagen? und doch soll es am Ende Hochverrath seyn?"

„Wäre das Wort in ihrer treuen Brust begraben, dann wagte ich wohl, es dorten hinzulegen."

Lange sah der Oberst die Verlegene an, setzte sich wieder neben sie, bestürmte sie mit Fragen; verhieß ihr tiefe Verschwiegenheit, und vermaß sich bei dem Höchsten auf Erden und im Himmel, daß er das Geheimniß nie mißbrauchen wolle.

„Zwei Männer," sprach Dina hierauf, „zwei Männer sind im Reiche, die halte ich für schrecklich; fürchterlich ist der Eine in seinem Zorne, fürchterlich der Andere in seiner Wissenschaft. Können Sie mich vor beiden schützen? Oberst!"

„Wohin dieser Finger deutet," entgegnete dieser, „da wird Niemand wagen, die zu beunruhigen, die meines Schutzes sich freuen. Wer sind die Gefährlichen? Ich wüßte keinen, der mehr hassen könnte, als Corfitz Uhlefeld."

„Er braut aber das Gift nicht selbst," versetzte jene, und erzählte nun in abgebrochenen Sätzen, wie, wenn der Gedanke an das Entsetzliche sie wieder drücke, wie sie an einem Morgen in dem Hause des Reichshofmeisters Uhlefeld Zeugin gewesen, daß die Gräfin ihrem Gemahl ein Fläschchen mit Gift gereicht habe, welches von dem Doktor Sperling bereitet und zur Ermordung des Königs bestimmt sey. Sie bat dabei, das Geheimniß zu bewahren, und nicht ein unvermeidliches Unglück über sie zu bringen.

(Fortsetzung folgt.)

Heimführungsfeierlichkeiten in Wiesbaden.

Dritter Tag, 28. März 1844.

Die im Publikum vielfach besprochene Militärparade fand nicht statt und man sah schon des Vormittags die in Urlaub entlassenen Soldaten dem väterlichen Heerde wieder zueilen. Fast gleichzeitig verließen uns die fremden Sänger, um zu ihren Penaten zurückzukehren. Die Straßen waren, da öffentliche Aufzüge fehlten, auch weniger belebt als an den zwei ersten Festtagen. Abends fand der von der herz. Hof-, Militär- und Civil-Dienerschaft veranstaltete große Festball statt. Derselbe gehört zu den glänzendsten, die bis jetzt in den Räumen des Kurhauses gegeben wurden. Nur scheint die Abgabe der Einladungskarten ohne gehörige Rücksicht auf die disponiblen Räume geschehen zu seyn, denn das Drängen und Wogen der Ballgäste übertraf in den ersten Stunden alle Beschreibung. Jeder Stand im Staat erschien vertreten, denn auch

die männlichen und weiblichen Deputirten der Landgemeinden waren da, um Proben ihres correographischen Talents abzulegen. Die Elite der Bauernmädchen fand manchen Verehrer und man hörte eins derselben sagen: im Theater sey sie schon im Himmel gewesen, aber hier auf dem Balle sey doch das Paradies. Auf der Estrade im großen Saale, dessen Säulen mit Festons und Guirlanden decorirt waren, hatte man für das diplomatische Corps, die eingeladenen hohen Fremden und den Hof einen Baldachin in Form eines türkischen Zeltes, über dem die Krone prangte, errichtet und mit schönen Orangenbäumen an den Seiten umstellt. Am Eingange befanden sich rechts das russische, links das nassauische Wappen auf versilberten Schilden. Hintergrund und Decke des Baldachins waren von weißem Atlas mit Camellien übersäet; an den innern Seitenwänden glänzten große Spiegel und die Drapperien waren von rothem, mit Gold durchwirkten Seidenstoff. Gegen halb 10 Uhr gab eine Trompeten-Fanfare das Zeichen der Annäherung des Hofes, welcher unter dem Portale von den Mitgliedern des Festcomite's empfangen wurde. Ein Tusch beider Orchester empfing beim Eintritt in den großen Saal die höchsten Herrschaften, welche sich mit ihrem Gefolge nach der für sie reservirten Estrade begaben. Unterdessen hatte sich der allegorische Festzug im Marmorsaale gebildet und begann in folgender Ordnung vor den höchsten Herrschaften zu defiliren: 1) Generalherold, 2) zwei Bannerträger, 3) Nassovia, 4) zwei Begleiterinnen, 5) Rhein, 6) Main und Lahn, 7) Ceres, 8) zwei Begleiterinnen, 9) Bacchus, 10) zwei Begleiterinnen, 11) Hygea, 12) zwei Begleiterinnen, 13) Vulkan, 14) zwei Begleiterinnen, 15) Diana, 16) zwei Begleiterinnen, 17) Herold, 18) Schloß Weilburg, a) zwei Bannerträger, b) Zug der Weilburger Bürger und Bürgerinnen in mittelalterlicher Tracht, 19) Herold, 20) Schloß Biebrich, a) zwei Bannerträger, b) Zug der Fischerinnen, Fischer und Schiffer, 21) Herold, 22) Schloß Hachenburg, a) zwei Bannerträger, b) Zug der Bergknappen und Bergleute, 23) Herold, 24) Schloß Oranienstein, a) zwei Bannerträger, b) Zug der Bauern und Bäuerinnen, 25) Herold, 26) Schloß Platte, a) zwei Bannerträger, b) Chor der Jäger und Jägerinnen im altdeutschen Kostüm, 27) Herold, 28) Schloß Hochheim, a) zwei Bannerträger, b) Zug der Winzer und Winzerinnen, 29) Herold, 30) Schloß Montabaur, a) zwei Bannerträger, b) Zug der Tempelherren, geschichtlichen Erbauer des Schlosses. Nachdem der Festzug zum zweiten Male seine Richtung nach der Estrade genommen und sich daselbst in einem Halbkreise aufgestellt hatte, brachte derselbe den höchsten Herrschaften seine Huldigung dar, indem die Nassovia mit ihren beiden Begleiterinnen die Estrade hinanschritt und der Frau Herzogin kaiserl. Hoheit die Festgaben überreichte. In demselben Augenblicke senkten sämmtliche Bannerträger ihre Fahnen, während die Tempelherren mit Schilden den Namenszug der Frau Herzogin bildeten und die Orchester nach einem lang gehaltenen Tusch in die Melodie von God save the Queen übergingen. Die Kostüme waren schön und reich und die Ausführung des Ganzen geschah mit großer Präcision. Die höchsten Herrschaften schienen sehr freudig überrascht und zogen sich gegen elf Uhr zurück, nachdem sie an einer Quadrille Theil genommen hatten. Nach dem Abgange des Hofes begann eine etwas freiere Circulation in den verschiedenen Sälen und der Ball dauerte in ungestörter Freude bis gegen fünf Uhr des andern Morgens. Die äußere Façade des Kurgebäudes nebst den Säulengängen waren am Abend sehr glänzend illuminirt und bengalisches Feuer erleuchtete die Plätze und Straßen während der Fahrt der höchsten Herrschaften nach dem Festlocale.

Vierter Tag, 29. März.

Auch der heutige Tag verging dahier ziemlich still und wurde von Vielen dazu benutzt, sich von den Fatiguen der letzten Nacht zu erholen und für die Anstrengungen des heutigen Abends neue Kräfte zu sammeln. Der der hiesigen Bürgerschaft und den Deputationen des Landes vom Herzoge im Theater gegebene Freiball begann um 8 Uhr, doch schon eine Stunde früher hatte sich das Publikum eingestellt und die Menge stieg dergestalt, daß um 9 Uhr auch der kleinste Raum occupirt war. Groß war das Gedränge bei den vielen Büffets, wo Jeder die ausgesuchtesten Speisen und Getränke erhalten konnte; aber leider gewahrte man auch hier, wie der Unverschämte auf Kosten des Bescheidenen zu leben weiß. Wer noch um 9 Uhr über die Masse staunte, welche von diversen Braten, Pasteten und Gelantinen, von Schinken, wilden Schweinsköpfen, Salmen u. s. w. die Tische bedeckte, wer ferner auf jenen der Konditorei die große Menge künstlich verzierter Torten und Kuchen, nebst allen Arten Konfekts prangen sah, — der mußte erstaunen, daß vier Stunden später fast Alles verzehrt oder eingesteckt war. Nur die Weine und die vielen Sorten von Erfrischungen leisteten Widerstand, ohne zu versiegen. Daß unter solchen Umständen sich der größere Theil der Gesellschaft gern für permanent erklärt hätte, wenn nicht das aus den beiden Militärmusikkorps gebildete Orchester gegen 5 Uhr Morgens seinen Dienst eingestellt hätte, wird Niemand bezweifeln wollen. Wenn sich zuletzt alle Bande des Anstandes lös'ten und sich Viele in ihrer nackendsten Blöße zeigten, so darf nicht vergessen werden, daß das Publikum, welches sich im Parterre und auf der Bühne (welche einen großen Saal bildeten) in den Korridors und Logen des zweiten Rangs, so wie auf der Gallerie bewegte, fast ausschließlich den unteren Ständen angehörte. Zu diesem Freiballe waren 2300 Einlaßkarten vertheilt worden, jedoch mögen sich noch einige Hundert Personen mehr eingefunden haben, da auch in dieser Beziehung mit großer Liberalität verfahren wurde.

Zu den Mißbräuchen gehörte indeß, daß noch kurz vor dem Beginnen des Balles an hier angekommene Fremden, durch Vermittelung von Unterhändlern, Einlaßkarten für 3 fl. das Stück von Leuten verkauft wurden, welche solche nur für sich und ihre Familienglieder erhalten hatten. Der Hof verweilte fast drei Stunden im Theater und schien an dem Treiben der Menge Gefallen zu finden; man sah verschiedenemal den Herzog sich mit Mühe durch die Menge drängen, um nachzusehen, wie seine Gäste bedient wurden. Die Decorirung des Hauses, so wie der verschiedenen Salons und Foyers, ausgeführt unter der Leitung des Architecten Jahn, gewährte den reizendsten Anblick, der durch die reichen Uniformen und glänzenden Damentoiletten im ersten Rang erhöht wurde. Im Corridor desselben und in dem dem Publikum geöffneten neuen Konzertsaale dufteten die seltensten Blumen und Gewächse aus dem Biebricher Schloßgarten. Dieser auch in acustischer Hinsicht sehr gelungen ausgeführte Konzertsaal macht seinem Erbauer und den hiesigen Künstlern und Handwerkern, welche ihn dabei unterstützten, alle Ehre. Der Erfolg hat die früher von

Digitized by Google

verschiedenen Seiten aufgestellten Behauptungen, daß Veränderungen im Innern des Theatergebäudes, wie sie jetzt existiren, unausführbar seyen, vollständig widerlegt.

Nach dem seiner Zeit erschienenen Fest-Programm soll der fünfte Tag der Feierlichkeiten (30. März) mit einem großen Ball nebst Souper bei Hofe beschlossen werden. Die Fremden werden uns demnächst wieder verlassen, doch Mancher von ihnen wird mit Genugthuung sagen: Auch ich bin während der Heimführungsfeierlichkeiten in Wiesbaden gewesen und um manche Lebenserfahrung reicher geworden.

General Pajol.

Kaum haben wir das Ableben Bernadotte's unsern Lesern berichtet, und schon wieder wird der Tod eines der Männer aus jenem bereits so sehr zusammengeschmolzenen Häuflein von Kriegern gemeldet, welche unter den Fahnen der französischen Republik und des Kaiserreichs sich eine bedeutungsvolle Laufbahn gebildet, und zum militärischen Glanze jener Zeiten in höherm Maße beigetragen haben.

Generallieutenant Graf Pajol ist am 20. März, Abends 11 Uhr, zu Paris gestorben. Er war am 3. Febr. 1775 zu Besançon geboren, und stammte, wie Bernadotte, aus einer dem Gerichtswesen angehörenden Familie ab, wie er denn selbst Jurist werden sollte. Da brach die Revolution aus, und rief ihn unter die Fahnen, unter denen er 53 Jahre lang diente. (Das erste Treffen, dem er beiwohnte, war das bei der Einnahme von Speyer am 30. Sept. 1793 vorgefallene. Er war damals Unterlieutenant, und ward, wie in der Folge oftmals, schwer verwundet.)

Pajol verdankte seinen hohen Rang nur allein seinem Muthe und seinen militärischen Talenten. Er war in der Schlacht von Altenkirchen Adjutant Klebers, und wurde von diesem auf dem Schlachtfelde zum Escadronschef ernannt. Massena beförderte ihn in der Schlacht von Zürich zum Obristen. Seine Ernennung als Brigadegeneral datirte von Austerlitz, jene als Divisionsgeneral von Moskau. Auch in den letzten napoleonischen Feldzügen kämpfte er mit vieler Auszeichnung. In den verschiedenen Kriegen, die er mitmachte, sollen nicht weniger als 16 Pferde ihm unter dem Leibe getödtet worden seyn. Kein anderer höherer Offizier ward so oft, wie er, schwer verwundet.

Nach Napoleons Sturz zog er sich aus dem activen Dienste zurück; als aber die Julirevolution ausbrach, trat er neuerdings in denselben und bekleidete so von 1830 bis vor ungefähr einem Jahre die Stelle als Commandant der ersten Militärdivision.

Mannichfaltigkeiten.

Zum ersten Mal, seit die Erde steht, ist ein Dampfschiff den Nil aufwärts über den ersten Stromfall bei Assuan hinaus gesegelt. Dies Wunder vollbrachte ein englischer Ingenieur und ein ägyptischer Pascha. Die Geister der Pharaonen werden sich wundern, wenn da ein mächtiger Dampfer fährt, wohin vorher nie ein Segelschiff von der See her zu gelangen vermochte.

Der alte Castelli erzählt in den „Grenzboten", wie viel ihm der Text der einst so sehr beliebten Oper „Die Schweizerfamilie" eingebracht habe. Dieser Text hat sechs Auflagen erlebt, die Oper ist auf allen Bühnen wiederholt gegeben worden, und Castelli erhielt dafür Alles in Allem — acht Gulden.

Erste Aufführung des Instrumental-Musik-Vereins im Saale des Weidenbusches.

Frankfurt, 26. März.

In der Consequenz und Ausdauer von Vereinen, deren Mitglieder nicht an das Wörtchen Muß gefesselt sind, liegt der Beweis wahrhafter Hingebung für die Kunst; deshalb sind uns Dilettantenvereine mit ihrem oft ungezügeltem Eifer und oft leidenschaftlicher Hast sehr achtungswürdig, und mancher Künstler dürfte manchen Liebhaber eben um sein lieb haben beneiden. Dem Liebhaber ist seine Kunst eine Andacht, und gewiß sind den Musen warme Herzenstöne willkommen, auch wenn sie nicht streng nach den Regeln der musikalischen Rhetorik klingen. Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, waren die Aufführungen der größeren Instrumentalsachen, eine Symphonie von Andreas Romberg und Ouvertüren von Beethoven und Guhr, sehr zu loben. Wie man gewöhnlich inmitten solcher Vereine auf junge Talente zuerst aufmerksam wird, so hatten wir auch heute das Vergnügen, in dem Hrn. August Heroux, einem Jüngling von ohngefähr 17 Jahren, einen hoffnungsvollen Pianisten zu hören. Er spielte das große Hummel'sche Konzert aus As dur mit so viel Korrektheit als Geschmack. Ausgezeichnet ist der Anschlag und schön der Triller. Weit entfernt von aller modernen Effecthascherei, ist nebst leichter Besiegung der Technik eine noble Einfachheit der Grundzug seines Spiels. Der junge Pianist geht aus der Schule seines Vaters hervor, eines hier allgemein geachteten und gesuchten Lehrers. Die Wahl eines Flügels aus der Fabrik Streicher's in Wien kann nur gut geheißen werden, da die Construction dieser Instrumente, nach dem Ausspruch der ersten Künstler, mit dem Geiste klassischer Composition in einer innigen Harmonie steht. Fräul. Just, eine Tochter des bekannten Direktors des Frankfurter Liederkranzes, sang Mendelsohn'sche Lieder mit gefühltem Ausdruck. Die Stimme ist weich und biegsam und namentlich hat die Höhe einen wohlthuenden Timbre. Die beliebte Staffette von W. Speier trug Hr. Bassé vor, ein junger Mann, dessen Stimme in der That nicht für die Comptoirstube geschaffen ist. Das Violinspiel des jungen Aloys Baldenecker (er spielte Variationen von de Beriot), eines vielversprechenden, talentvollen Knaben aus der Schule seines Onkels, erwarb sich gleich den übrigen Productionen die verdiente Anerkennung des zahlreichen Auditoriums. Derselbe hat sich schon öfters mit gleich günstigem Erfolge öffentlich hören lassen und schöne Proben seiner für ein so jugendliches Alter gewiß seltenen Befähigung abgelegt. Möge er freudig fortfahren, dem schönen Ziele nachzustreben!

Theater-Anzeige.

Sonntag, 31. März. Wilhelm Tell, große Oper in 4 Abth., Musik von Rossini. Mit aufgehobenem Abonnement.

Montag, 1. April. Aschenbrödel, Feen-Oper in 3 Abth. Musik von Isouard.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 93. Dienstag, den 2. April 1844.

Graf Corfitz Uhlefeld
oder
Schicksale eines Verfolgten.

Von X. X.

(Fortsetzung.)

Während ihrer Erzählung war eine dunkle Röthe auf das Angesicht des Obersten gestiegen, sein Auge blitzte unheimlich, sein Mund wollte sich in drohende Winkel ziehen; doch bemeisterte er sich, in wenigen Minuten hatte er dem schönen Weibe die Hand zum Abschiede geküßt. Sein Schlitten flog davon, jedoch nicht nach seinem Palaste, sondern nach dem königlichen Schlosse, und noch in derselben Nacht erfuhr der König das Geheimniß. Zwar bemühete sich Georg Walther, die Gefahr, welche seinem Herrn drohen sollte, mit lebhaften Farben zu schildern und diesen zu einem raschen Schritte gegen Uhlefeld zu bewegen; der König aber, ein weiser Herr, mochte nicht glauben, daß sein erster Diener auf den schwärzesten Verrath sinne und verabschiedete den Obersten mit den Worten: „Morgen weiter." — Auch am folgenden Tage vermochte dieser es nicht, dem Könige ernstliche Besorgnisse wegen seines Lebens einzuflößen; selbst zu einer Untersuchung gegen die Angeschuldigten gab dieser seine Erlaubniß nicht. „Ich selbst will die Sache untersuchen", sagte er und gab Befehl, daß Dina Schumacher ihm vorgeführt werde.

Als diese am 3. Januar 1661 in dem Kabinette des Königs erschien, in welchem außer diesem sich nur der Hofkanzler Gersdorff befand, lag die Angst des bösen Gewissens auf ihrem Angesichte, daß sie dastand, von dem ersten Blicke Friedrichs gleichsam auf die Stelle gebannt, einer armen Sünderin gleich. Lange betrachtete sie der König, als wolle er in ihrer Seele lesen, dann sprach er mit der Ruhe, die ihm so eigen war:

„Du bist Dina Winhofvers, Daniel Schumachers Wittwe?"

Sie bejahete.

„Du hast eine schwere Anschuldigung gegen den obersten Beamten meines Reiches erhoben", fuhr er fort, „kannst Du diese Anklage erweisen?"

Sie seufzte und der König sah eine große Thräne auf ihre zitternde Hand fallen.

„Thränen sind keine Beweise der Wahrheit", sprach der Monarch noch ernster, aber doch milde. „Die Unschuld weint und auch die Schuld, und in das Innere der Seele sieht nur das Auge da oben. Sprich, kannst Du erweisen, daß Graf Corfiz Uhlefeld, mein Reichshofmeister, mir, seinem Könige und Herrn, mit Gift nach dem Leben strebe? Kannst Du erweisen, daß Doktor Sperling ihn in diesem hochverrätherischen Vorsatze unterstützet? Sprich!"

Hatte sie von Anfang den Blick des Königs nicht ertragen können, so wurde sie jetzt von dem Tone, in welchem er sprach, tief erschüttert; sie fiel auf die Knie und rief: „Ich bin ein schwaches Weib"

„Auch die Schwache kann der Wahrheit treu seyn und Gott die Ehre geben, wenn es sein ernster Wille ist. Stehe auf und antworte recht, denn nicht bloß Dein König ist hier, sondern auch Dein Gott, Dein ewiger Richter. Ich frage Dich, wer hat Dir das höllische Geheimniß anvertraut?"

„Niemand hat mir's vertraut", antwortete sie zagend. „Der Zufall hat mir es gegeben."

„Ich kenne zwar in Gottes Welt keinen Zufall", versetzte der König, „doch nenne es nach Deiner Weise. Wie hast Du das Geheimniß erfahren?"

„O habt Barmherzigkeit, königlicher Herr! Barmherzigkeit mit einem schwachen Weibe!"

„Ich gebiete Dir, Weib, daß Du vor Gott und mir die Wahrheit sprechest."

„Soll ich, gnädiger König, meine eigene Schmach aussprechen?"

„Nur das Begehen der Sünde entehret; das Bekenntniß derselben nicht. Bist Du selbst in die Unthat verwickelt? — So ist es Deine Pflicht, durch ein treues Geständniß einen Theil Deiner Schuld zu sühnen."

Noch oft versuchte das listige Weib den Fragen des Königs auszuweichen; endlich bekannte sie unter Thränen, daß sie dem Grafen einen nächtlichen Besuch abgestattet, und bei ihm verborgen gehört habe, wie die Gräfin ihrem Gemahle das von Doktor Sperling bereitete Gift überreicht habe. Bei diesem Geständniß schüttelte der König das Haupt, schwieg eine Weile und entließ die Anklägerin, die er vollkommen durchschaut hatte, mit dem gemessenen Befehle: „Ueber Alles, was Du mir bekannt hast, sollst Du das tiefste Stillschweigen beobachten; das Gift aber, welches die Gräfin ihrem Gemahl gegeben, so wie die Anweisung meines Hofmedikus über dessen Gebrauch, sollst Du mir binnen Kurzem überbringen. Bist Du so ver-

traut mit dem Grafen, wie Du sagst, so mag Dir solches nicht schwer halten."

Als Dina abgetreten war, wendete er sich an seinen geheimen Rath:

„Gerßdorff! das Weib ist schlecht! Ich hoffe und fürchte, sie ist eine Lügnerin."

Und er hatte recht geurtheilt. Der Befehl des Königs setzte Dina Anfangs in große Verlegenheit; bald aber entwarf sie einen ränkevollen Plan, welcher ihr ein Ausweg aus dem Labyrinthe werden sollte, in welches sie sich so freventlich gewagt hatte. Nicht nur, daß sie den Grafen hochverrätherischer Absichten beschuldigt, sie hatte demselben auch vor dem Könige einen verbrecherischen Umgang mit ihr angedichtet und vorgegeben, sie sey in der Hoffnung, Mutter zu werden. Und doch hatte sie den Palast desselben nie betreten, und doch hatte sie den Grafen nie mit einem Worte gesprochen.

Einige Tage, nachdem sie das geheime Verhör bei dem Könige so unrühmlich bestanden hatte, erschien sie in dem Palaste des Reichshofmeisters und verlangte von diesem eine geheime Unterredung. Sie wurde ihr verwilligt, und hier erzählte sie mit derselben Unverschämtheit, mit welcher sie den Grafen bei Georg Walther verläßert hatte, daß sie in Erfahrung gebracht habe, der Oberst gehe damit um, den Grafen und dessen Familie bei nächtlichem Ueberfall in seinem Hause zu ermorden. Diese Nachricht machte auf den Reichshofmeister einen tiefen Eindruck. Manche bittere Erfahrung und außerordentliche Geschäftsanstrengungen hatten seinen Körperzustand leidend gemacht und seine Nerven so sehr gereizt, daß ihn eine Kunde, über die er früher gelacht haben würde, außer aller Fassung brachte. Nicht genug, daß er dem unbekannten Weibe in einer so unglaublichen Sache volles Zutrauen schenkte, er versprach ihm eine ansehnliche Belohnung, wenn es ihm von Zeit zu Zeit näheren Bericht abstatten wolle, und stellte darüber selbst eine schriftliche Versicherung aus. Eine bald darauf erhaltene weitere Mittheilung, nach welcher der Plan seiner Feinde zur Ausführung reif seyn sollte, setzte ihn in unbeschreibliche Furcht, so daß er sich und seine ansehnliche Hausdienerschaft an jedem Abend bewaffnete, und mit dieser die Nächte durchwachte, um den gefürchteten Ueberfall Mann gegen Mann abzuschlagen. Vierzehn Tage schwebte er in dieser Angst, und es kam fast kein Schlaf in seine Augen, so daß er wie ein Schatten dahin schwand. Um sich aus derselben zu befreien, wendete er sich (am 12. April 1651) an den König, klagte diesem seine Noth und bat um Hülfe. Die beiden Reichsräthe, welche er, da er sich selbst schwach fühlte, mit diesem Gesuche nach Hof geschickt hatte, überbrachten ihm die willfährige Antwort Friederichs, es solle ein Fähnlein Fußvolks und des Königs Leibwacht zu seinem Schutze gesendet werden. Diese Nachricht beunruhigte ihn jedoch noch mehr, er fürchtete, man wolle sich auf die Weise seiner Person versichern, um ihn alsdann desto sicherer verderben zu können. Er dankte daher dem König für seine Gnade, versicherte, daß das königliche Wort ihn genugsam schütze, und daß er, nachdem er dieses habe, an seinen Nachbarn, die er gebeten habe, bei dem ersten Geräusche zu seiner Hülfe zu eilen, einen kräftigen Beistand finde. Als der König erfuhr, daß Dina Schumacher den Obersten Walther bei Corfitz Uhlefeld des beabsichtigten Meuchelmordes beschuldigt hatte, bezweifelte er beide Aussagen derselben, und ließ sie gefänglich einziehen (13. April) und Tags darauf verhören. Die Stunde, welche statt des Vortheiles, den sie aus ihren Ränken zu ziehen hoffte, Verderben nahen sahe, und nicht wußte, wie sie demselben entgehen könne, wählte ein Mittel der Verzweiflung und nahm Gift. Allein sey es, daß die Mischung durch Alter an Kraft verloren hatte, oder daß die feste Gesundheit der Nichtswürdigen den Wirkungen des Giftes widerstand; es wirkte nicht so schnell, als sie erwartet hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Das „Journal des Debats" vom 26. März bringt folgenden Artikel: Nachrichten aus den vereinigten Staaten bestätigen nur allzusehr die Thatsache des entsetzlichen Vorfalles an Bord des Princeton, der fünf Menschen das Leben gekostet hat. Wir geben hier einige neue Details aus den New-Yorker Journalen, die bis zum 2. März gehen: „Das Abfeuern der Kanone erschütterte das ganze Schiff; eine dicke Rauchwolke bedeckte einen Augenblick die traurige Scene, welche sich unseren Blicken darbieten sollte. Das Geschütz war fast ganz und gar zersprungen, nur das Hintertheil lag noch auf der Laffette. Rings herum lagen leblos oder entsetzlich verstümmelt sieben achtungswerthe, und hohe Stellen im Staate einnehmende Personen. Der Richter Upshur, Premier-Minister, war tödtlich getroffen, ein Theil des zersprungenen Geschützes hatte seinen Körper zerschmettert, zwei Matrosen wurden erfordert, um diese Ueberreste fortzuschaffen. Hr. Upshur war am Auge und an den Beinen getroffen, seine Kleider waren in Fetzen; kaum drei Minuten blieb er noch am Leben. Hr. Gilmer, Gouverneur von Virginien, war an der Seite des Hrn. Upshur; es ist wahrscheinlich, daß er durch denselben Theil des Geschützes und noch vor Hrn. Upshur getödtet wurde. Hr. Sykes, Abgeordneter für New-York, wurde ebenfalls tödtlich getroffen, er machte alle Anstrengungen, um aufzustehen, aber vergeblich; man trug eine Matratze herbei, und wenige Augenblicke darnach war er eine Leiche. Hrn. Maxcy von Maryland, unserem früheren Gesandten in Belgien, wurden beide Arme und ein Bein fortgerissen, seine mit Blut überströmten Kleider machten dies zu einer entsetzlichen Scene; er war augenblicklich todt. Hr. Gardiner und der Commodore Kennow lebten ungefähr noch eine halbe Stunde, aber alles Bewußtseyns beraubt, verschieden sie, ohne einen Laut von sich zu geben. Der Capitän Stockton war, wahrscheinlich durch den Rückstoß des Geschützes, zu Boden geworfen; seine Haare waren verbrannt und sein Gesicht trug zahlreiche Verwundungen davon. Die Erschütterung durch die Explosion muß schrecklich gewesen seyn, denn das Schiff war am Backbord und Steuerbord sehr beschädigt; das Geschütz war in dreißig mehr oder weniger große Stücke zersprungen. — Es ist unmöglich, den Schmerz und das Schluchzen der Töchter des Hrn. Gardiner zu schildern, als sie den Tod ihres Vaters erfuhren; dennoch war ihr Schmerz nicht dem der Madame Gilmer zu vergleichen. Bleich, mit aufgelösten Haaren, saß sie auf dem Verdeck, in eine völlige Atonie versunken; ihre Augen waren thränenleer und auf einen einzigen Punkt gerichtet, und ihre bleichen Lippen schienen von einem convulsivischen Zucken bewegt. Es war ein

furchtbares Schauspiel." Der Kriegsminister ist durch ein unerklärliches Vorgefühl dem Tode entgangen; einige Minuten zuvor war er an der Seite des Hrn. Gilmer, und sagte ihm, als man eben abfeuern wollte: „obgleich ich Kriegsminister bin, liebe ich diese Experimente doch nicht und werde fortgehen." Mit diesen Worten entfernte er sich. Hr. Tyler, Präsident der Republik, war einen Augenblick zuvor an der Stelle, die Hrn. Gilmer nachher einnahm; glücklicherweise entfernte er sich aus irgend einer Veranlassung.

In Paris sollte eine Wasserheilanstalt begründet werden und die Regierung forderte, bevor sie sich für die erbetene Erlaubniß erklärte, das Gutachten der Akademie der Wissenschaften ein. Die Akademie hat dieses Gutachten abgegeben und es lautet dahin, 1) daß die Wasserheilkunde ein gefährliches Heilverfahren sey, welches nicht auf Thatsachen beruhe; 2) daß die Theorie, auf die sie gebaut werde, chimärisch sey; 3) daß sie mit den allgemein als richtig anerkannten Lehren der Chemie und Pathologie nicht in Uebereinstimmung zu bringen sey; 4) daß die Akademie sie deßhalb in keiner Weise billigen und empfehlen könne und 5) daß endlich kaltes Wasser schon längst von Aerzten angewendet werde und daß diese Anwendung ihre wohlbegründeten Regeln habe.

(Karl Johann König von Schweden.) In diesem Augenblicke, wo der König von Schweden mit Tod abgegangen ist, interessirt um so mehr das merkwürdig Geschichtliche aus seinem Leben. — Nachstehende Anrede, welche er nach einer gegen ihn beabsichtigten Revolution, von einer Partei ausgehend, die bezüglich seiner Geburt Anstand nahm, ihn anzuerkennen, an eine Deputation hielt, ist noch wenig bekannt; wir liefern sie daher wörtlich: „Ich kam in Eure Mitte und brachte als Bürgschaft meinen Degen und meine Handlungen mit. — Hätte ich eine Reihe Voraltern seit der Zeit Karl Martell's bringen können, ich hätte es bloß um Euretwillen gewünscht. — Was mich anlangt, ich bin stolz auf die Dienste, die ich Euch geleistet, und auf den Ruhm, der mich erhob. Diese Ansprüche haben sich vermehrt durch die Adoption des Königs und durch die einmüthige Wahl eines freien Volkes. — Hierauf gründe ich meine Rechte, und so lange Ehre und Gerechtigkeit nicht von der Erde verbannt sind, werden diese Rechte gesetzlicher und heiliger seyn, als wenn ich ein Abkömmling Odin's wäre.

Während der Ueberschwemmungen, die im Laufe des November vorigen Jahres im südlichen Frankreich so große Verwüstung angerichtet hatten, führte ein Gensd'arme zu Pferde einen des Diebstahls angeklagten Gefangenen nach Grenoble. Beide passirten eine Brücke über die Romanche. Das Pferd wurde scheu vor dem brausenden Strome und warf den Reiter ins Wasser. Der Gefangene indessen, anstatt an Flucht zu denken, rettete den Gensd'armen mit eigener Lebensgefahr. Diese That erregte eine um so freudigere Stimmung, da der Angeklagte sich schon im ersten Verhöre vollkommen rechtfertigte.

Was der rege Sinn eines Einzelnen für ein gemeinnütziges Unternehmen vermag, zeigt folgendes nachahmenswerthe Beispiel. Die Errichtung von Volksbibliotheken wird besonders in Sachsen und Schwaben ernstlich betrieben; so auch vom Pfarrer Schwerdt zu Neukirchen im Eisenach'schen. Aus dem von ihm im Verein mit Pfaffenrath zu Saalfeld vor einem Jahre gegründeten „Allgemeinen Volksblatte der Deutschen" erfahren wir, daß die Volksbibliothek in seiner Gemeinde in einigen Jahren zu 350 Bänden herangewachsen, ohne daß sie der Gemeinde einen Groschen gekostet hat. Es ist jetzt fast kein Haus, in welchem nicht gelesen wird. Die Erfolge dieses Unternehmens auf das Gedeihen des häuslichen und sittlichen Lebens der Gemeindeglieder sind nicht ausgeblieben. Die Neukirchner Büchersammlung hat sich zugleich zur Wanderbibliothek gestaltet: die Bücher werden an zwölf benachbarte Ortschaften gegen den geringen jährlichen Beitrag von 22 Sgr. ausgeliehen. Um den erstrebten Zweck möglich vollkommen zu erreichen, hält Pfarrer Schwerdt jeden Freitag von 6 — 10 Uhr einen Leseabend, in welchem das Lesen durch Ertheilung von Anleitung, wie man zu lesen habe, und durch Hinwirkung auf das Verständniß und die Anwendung des Gelesenen vollends zur rechten Freude und zum rechten Nutzen gedeiht.

(M. U. Bl.)

(Frankfurt a. M.) Nächsten Freitag, den 5. d. M., wird das in öffentlichen Blättern bereits öfters besprochene Oratorium „Moses", von Aloys Schmitt, und Sonntag den 7. eine Wiederholung der chronologisch geordneten musikalischen Akademie von C. Guhr im Schauspielhause zur Aufführung gelangen. — Fräul. Angelika Köhler sang am 29. v. Mts. die Agathe im „Freischütz". Die Eigenthümlichkeit ihrer Stimmmittel macht sie mehr für den italienischen, als für den deutschen Gesang geeignet. — Die leider fortdauernde Krankheit unserer trefflichen Mad. Frühauf läßt ein Wiederauftreten derselben noch für längere Zeit nicht erwarten, was von den Verehrern der allgemein geschätzten Künstlerin sehr bedauert wird. — Fräul. Sieck hat ihr Gastspiel als Parthenia so beifällig eröffnet, daß sie schon nach dem ersten Akte hervorgerufen wurde. Die richtige Auffassung der Rolle, so wie die unerkünstelte Wahrheit und Natur ihres Spieles traten so vortheilhaft hervor, daß man ihren weiteren Darstellungen mit Vergnügen entgegen sieht.

Korrespondenz.

Nürnberg, 27. März.

Eisenbahnen. Kanal. Theater.

Kaum hat der Winter sein rauhes Kleid abgeworfen und sich in den freundlichen Boten des Lenzes verwandelt, so beginnen auch die Arbeiten an Kanal und Eisenbahn mit verdoppelter Thätigkeit. Wer noch vor zwei Jahren Nürnberg besuchte und der Umgebung vor dem Frauenthore einige Aufmerksamkeit schenkte, der wird sich nun verwundert umschauen und nicht eine Spur des Gewesenen mehr erblicken. Die beiden Thorschanzen — eine Erinnerung an Gustav Adolph's wackere Vertheidigung —, eben so die Anlagen, Felder und ein Theil der Wächterhütten sind verschwunden und an ihrer Stelle erhebt sich eine Reihe von Riesengebäuden, die theils vollendet, theils im Bau begriffen sind und durch eine beträchtliche Zahl noch vermehrt werden sollen. Es sind die vereinigten Bahnhöfe der Nürnberg-Augsburger und der Nürnberg-Bamberger Eisenbahnen. Beide Bahnen laufen schwesterlich eine kleine Strecke neben einander, dann trennen sie sich und während die erstere, den Kanal überspringend, ihre Straße nach Süden nimmt, begleitet ihn die andere bräutlich eine geraume Zeit, durchschneidet dann ihn und die Fürther Bahn und,

Digitized by Google

zu weilen getrennt, dann wieder vereinigt und umschlungen, zieht sich Wasser- und Schienenstraße dem Norden zu. Die Erdarbeiten in der Nähe Nürnbergs sind so ziemlich beendigt und so könnte sich am Ende doch die theilweise ausgesprochene sanguinische Hoffnung realisiren, noch in diesem Jahre die Städte Nürnberg und Bamberg durch Dampf verbunden zu sehen. Aber nicht die Eisenbahnen allein sind es, die die alte Reichsstadt verjüngen werden; der so arg verlästerte, immer noch ungeheuere Summen fressende Kanal wird dazu sein redliches Theil beitragen. Zeigt sich doch jetzt schon auf der kleinen fahrbaren Strecke ein reges Leben und in unserem Kanalhafen liegen häufig 8 — 12 Schiffe vor Anker (wenn solch verwegener Ausdruck erlaubt ist). Sein Nutzen hat sich bis jetzt vorzüglich in dem Transport der Eisenschienen und Wagenräder bewährt und wenn man diese am Hafen hochaufgestapelten Eisenmassen betrachtet, so drängt sich unwillkührlich die Frage auf, wie viel Hunderte von Frachtwagen zu der Herschaffung nöthig gewesen wären, während nur wenige Boote die ganze Arbeit versehen. Aber die größte Ehre, die dem Kanal in diesem Jahre wiederfahren wird, ist die, daß er, zunächst seiner Einweihung durch den königlichen Gründer, bestimmt ist, auf seinem Rücken den in Burgschmiet's Atelier der Vollendung zuschreitenden Meister Beethoven nach Bonn, seinem Geburtsorte, zu tragen. — Laube's „Bernsteinhexe" hat hier, wie an so manchem andern Orte, total Fiasco gemacht und die Spieler haben sich eben nicht bemüht, durch gründliche Auffassung der Charaktere und harmonisches Zusammenwirken seinen unläugbar poetischen Werth zu heben. Es mag wohl weniger die Gehaltlosigkeit der Handlung, als der Name Laube die Herren Recensenten zu so übergroßer Gallergießung veranlassen. Mir scheint es unrecht, auf einen deutschen Dichter das Anathema zu schleudern, weil er sich zur Ausschmückung seines Werkes eines Mittels — Birchpfeifferei, wie man es zu nennen beliebt — bediente, ohne daß sich nun einmal der größte Theil des Publikums ennuyirt. Wir haben ja Beispiele genug, wie lang sich der Bernsteinhexe entgegengesetzte Erzeugnisse auf dem Repertoir erhalten haben. Hadere man mit der verdorbenen Geschmacksrichtung des Publikums, die Ifflandische Thränenstücke nicht mehr vertragen will, nicht mit dem Dichter. Hr. Laube wird sich hoffentlich dieses Gekläff nicht sonderlich zu Herzen nehmen und fortfahren, zum Besten der deutschen Bühne, wenn auch etwas umsichtiger, zu wirken. — Ueber den sonstigen Verhältnissen unseres Theaters liegt eine gewitterschwangere Schwüle, die über kurz oder lang sich zum Orkan gestalten und die Luft derb reinigen wird. Noch vor Ablauf der Wintersaison verschwindet ein Acteur, eine Actrice nach der andern, und oft nicht auf die ehrenvollste Weise. Am lächerlichsten hat sich unstreitig Barry gemacht durch seinen Federkrieg mit dem Komiker Wallner in den seit Anfang d. J. hier erscheinenden „Nürnberger Blättern" unter Redaktion von Winter und Lieboldt. Wallner scheint wirklich auserkohren zu seyn, sich mit den literarischen Klopffechtern zu katzbalgen; auf eklere Weise als in dieser Angelegenheit, die Autorschaft des Treffkönigs betreffend, kann es aber schwerlich geschehen. Wenn indeß Barry durch ein neues Fabrikat, „der Invalide und sein Sohn, oder des Lebens Lust und Ueberdruß" betitelt, den Beweis liefern wollte, daß er — wie er sich selbst egoistisch nennt — der Nachfolger Raimund's ist, so hat er abscheulich fehlgegriffen, denn das bezeichnete Produkt ist ein ungenießbares. Ohne das Verhältniß der beiden Combattanten näher zu kennen — es ist zwar so ziemlich grell beleuchtet worden — muß man, nach beendigtem Kampfe, Wallner den magern Siegeslorbeer zuerkennen.

Offenbach, 22. März.

Der Frühling führte uns eine neue Blume, oder, wenn Sie lieber wollen, eine Nachtigall zu. Fräul. Hermine Rudersdorff wird in einigen Wochen unsere Mitbürgerin werden, und ihre erste Handlung als solche war im voraus ein Akt der Wohlthätigkeit, indem sie am verflossenen Mittwoch ein Konzert zum Besten der hiesigen Kleinkinderschule, unter Mitwirkung einiger Frankfurter Künstler und des hiesigen Sängervereins, gab, welches uns einen reichen Kunstgenuß gewährte. Den Glanzpunkt des Abends bildete die geschätzte Sängerin, welche uns eine Scene aus Norma, die Gnadenarie aus Robert der Teufel und zum Schlusse zwei Lieder vortrug, die mit dem lebhaftesten Beifall aufgenommen wurden. Besonders müssen wir der Gnadenarie erwähnen, die man, was Sicherheit und Schönheit des Vortrags, verbunden mit poetischer Auffassung, betrifft, wohl selten in gleicher Vollendung hören wird. Der Vater der Sängerin, Hr. Konzertmeister Rudersdorff, erfreute uns durch sein schönes und gediegenes Violinspiel und fand dafür dankende Anerkennung. Auch Hr. Ludwig Richter spielte seine Variations brillantes von Herz mit Fertigkeit und Eleganz und trug hierdurch, wie durch die glückliche Wahl seiner Pieçe, viel zur angenehmen Unterhaltung des Publikums bei. — Hr. Bernhard Schädel, den wohlthätigen Zweck des Konzertes beachtend, war so gütig, einige Pieçen auf dem Piano zu begleiten, wofür wir uns zu warmem Danke verpflichtet fühlen. Das eine der von Fräul. Rudersdorff vorgetragenen Lieder war von Schädel componirt und zeugte von tiefem Gemüthe und selbstständiger Erfindungsgabe. Es wäre wohl zu wünschen, daß dergleichen Arbeiten jüngerer Componisten öfter dem Publikum vorgeführt würden und nicht die Mode sich auch der Kunst bemächtigte, so daß nur von einigen privilegirten Namen zugeschnittene Melodieen Geltung erlangen können, und wir wissen es der Konzertgeberin Dank, daß sie hierin eine Ausnahme machte. Ueberdies lebt Schädel's Andenken noch frisch in unseren Herzen, wenn schon er nicht mehr der unsrige ist, denn wir haben nicht vergessen, daß er, der Componist so ausgezeichneter Lieder und Chöre, der erste Direktor, also Gründer, des hiesigen Sängervereins war. — Bei einem nach dem Konzerte stattgehabten Abendessen, welches durch Humor und Heiterkeit mehr geistig als gastronomisch gewürzt war, wurde der liebenswürdigen Künstlerin in einem Sonette verdiente Huldigung dargebracht.

Charade.

(Zweisylbig.)

Oft sieht man im Streit das Erste
Mächtig auf- und niederschlagen;
Schlimmer ist's, wenn's falsche Freunde
Für uns in den Taschen tragen.

Gleich soll dann das Zweite immer
Fürsten, wie auch Bettlern werden;
Mancher hat's und kann's nicht finden
Vor dem Mächt'gern hier auf Erden.

Um dies Zweite zu begründen,
Wollen Deutsche sich vereinen;
Doch nicht Alle, die berechtigt,
Können bei dem Bund erscheinen.

Wohl uns, daß die Zeit vorüber,
Wo das Ganze Deutschland drückte,
Wo man selbst den, der es übte,
Oft sogar mit Lorber'n schmückte.

Worms. J. A. Kunkel.

Theater-Anzeige.

Montag, 1. April. Der alte Bürger-Capitain, oder: die Entführung, ein Frankforter heroisch-borjerlich Lustspiel in 2 Abth., Hierauf folgt: Der Kapellmeister von Venedig, oder der Schein trügt, musikalisches Quodlibet in 2 Abth., von Breitenstein. (Gastrolle) Henriette: Fräulein Angelika Köhler, vom Theater in Riga.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 94. Mittwoch, den 3. April 1844.

Graf Corfitz Uhlefeld
oder
Schicksale eines Verfolgten.

Von X. X.

(Fortsetzung.)

Kaum daß Dina vor die Verhör-Richter trat, fing ihr Angesicht an zu schwellen, die Augen waren wie vorgetrieben, die Lippen blau, sie schwankte und verfiel in Krämpfe. Sogleich wurde nach Aerzten gesendet, durch deren schleunige Hülfe das Gift entfernt und die Kranke wieder hergestellt wurde. Das Verhör begann von neuem, die Aussagen der Verhafteten wurden aber mit jedem Tage auffallender, seltsamer, verworrener. Sie erklärte, sie habe seit langer Zeit mit dem Reichshofmeister Grafen Corfitz Uhlefeld vertrauten Umgang gepflogen, sey öfter in dessen Haus gekommen, und vor vier Wochen von einem Kinde genesen, dessen Vater er sey; das Kind sey von Magister Simon getauft worden, und alsbald gestorben; sie sey die Vertraute des Grafen, welcher ihr schriftlich versprochen, daß es ihr an nichts mangeln solle, und sie durch fürchterlichen Schwur und durch das heilige Sakrament zur Verschwiegenheit verpflichtet habe.

Bis dahin hatte der König die Sache als eine baare Hoflüge betrachtet und sie geheim gehalten; auf diese Behauptungen Dina's aber, welche sie zu den früheren stellte, hielt er es für angemessen, dem Reichsrathe die Bekenntnisse der Gefangenen vorzulegen und auch den Grafen von der Beschuldigung zu unterrichten. Der Letztere säumte nicht, das Ganze für ein Ränkewerk seines Feindes, Georg Walther, zu erklären, und dem Könige zu offenbaren, was ihm Dina von den mordsüchtigen Planen des Obersten vertraut hatte. Dieser läugnete solches Vorhaben, als ihm der König die Anschuldigung vorhielt, schalt den Reichshofmeister einen Elenden, der es mit dem Könige und dessen treuesten Diener übel meine, und fügte hinzu, daß er denselben so lange für einen Schelm und Mörder halten wolle, bis dieser das Gegentheil bewiesen haben würde. Hiermit wusch er sich jedoch nicht rein; vielmehr mußte er dem Könige angeloben, daß er bis zum Schlusse der Untersuchung die Hauptstadt nicht verlassen wolle.

Indessen hatte Corfitz Uhlefeld bei dem Könige darum gebeten, daß er Dina Schumacher vor dem Stadtgerichte verhören und durch seine Leute dürfe bewachen lassen; denn es stehe zu befürchten, daß der Oberst Walther, von welchem Alles ausgegangen sey, ihr diejenigen Aussagen in das Gefängniß sende, welche er hören wolle. Diese Bitte willfahrte der König nur so weit, daß Dina vor dem Stadtgerichte beklagt, und daß es dem Grafen gestattet wurde, einen seiner Diener der verstärkten Wache beizugeben, damit dieser unerlaubte Mittheilungen an die Gefangene verhindern könne. Zugleich aber ließ der König dem Grafen bedeuten, daß er, da der Oberst versprochen habe, die Hauptstadt nicht eher zu verlassen, bis die Untersuchung gegen Dina Schumacher beendet seyn werde, sich derselben Bestimmung unterwerfen solle. Dieses Verlangen erklärte Uhlefeld für einen Bruch der Wahlkapitulation, nach welcher Niemand vom Adel verhaftet werden sollte, bevor er eines Verbrechens überführt sey, sah darin eine Andeutung, daß man sich seiner Person versichern wolle, und sein Mißtrauen gegen den König stieg immer mehr.

Man führte die auf dem Thore des Schlosses in Haft sitzende Dina vor den Stadtrichter und verhörte sie sowohl über die Anschuldigung des Grafen, als des Obersten; sie blieb sich aber in ihren Aussagen nicht gleich, und die Sache schien mit jedem Tage dunkler zu werden; bald warf sie alle Schuld auf Uhlefeld, bald auf Walther, bald auf sich. Der Hof und der Reichsrath waren in großer Besorgniß, und Niemand wußte Rath. Da erschien plötzlich ein königlicher Befehl, es solle von allen Kanzeln der Hauptstadt und des Landes verkündigt werden, Gott anzurufen, daß er in einer dunkeln, ganz unerhörten Sache die Wahrheit an's Licht bringen möge! — und es schien, als ob diese öffentlichen Gebete nicht ohne Erfolg seyen. Der Reichshofmeister und seine Frau schwuren beide einen theuern Eid, daß sie mit Dina keine Bekanntschaft gehabt, und daß sie bis zu der Zeit, als sie die Nachricht von des Obersten Mordanschlag überbracht, mit diesem Weibe nie gesprochen, ja es nie gesehen hatten. Als die Angeschuldigte diese Erklärung hörte, verlor sie den Lügenmuth, und bekannte, daß Graf Corfitz Uhlefeld unschuldig sey. So wurde dieser von dem Stadtgerichte freigesprochen. (3. Juni 1651).

Von dem Tage an wurde Dina von dem Reichsrathe verhört in Gegenwart Walthers und Uhlefelds; ja der König selbst wohnte zu Zeiten den Verhören bei. Hier bekannte sie, daß Walther sie zu den Aussagen beredet, daß sie Alles in dessen Auftrag bekannt und erlogen habe; daß nicht der Graf, wohl aber der Oberst der Vater ihres Kindes sey. Auf dieses freiwillige Geständniß verurtheilte der Reichs-

rath die Betrügerin, weil sie mit ihren Lügen das Reich in Verwirrung gestürzt und das Leben des Königs bedroht habe, daß sie solle mit dem Schwerte vom Leben zum Tode gebracht werden.

Es war am 4. Julius, als mit dem grauenden Morgen eine große Menge Volkes sich auf dem Schloßplatze sammelte, auf dessen Mitte ein hohes Gerüst gebaut war; Bürger und Kriegsknechte, Frauen und Kinder, anständig gekleidete Leute und schmutzige Lastträger drängten sich von allen Seiten nach dem Gerüste. Um dasselbe aber stand eine Fahne Fußvolkes, theils mit Luntenbüchsen, theils mit Hellebarden bewaffnet, welche den Zutritt Jedem wehrten. Zu einem der Kriegsleute, einem breitschultrigen, bärtigen Manne wendete sich eine Frau, der man es ansah, daß sie, wenn sie Andern das Glas füllte, sich selber nicht vergaß.

„Einen gesegneten Morgen! — Rottenmeister! —" sprach sie in ihrem Schenktone — „Wird's bald an's Spiel gehen?"

„An's Spiel just nicht!" meinte der Kriegsmann. „S' ist ein vermaledeiter Ernst heute. — Schlag vier Uhr wird die Quelle springen."

„Ihr seyd heute nicht gut erwacht, Rottenmeister;" versetzte jene. — „Wer wird denn sein Kunststück machen?"

„Wer anders, als Knud Alffon? Gut für das arme Weib, daß sie den Alten noch nicht abgedankt haben; Niemand putzt so rein, wie er."

„Seht doch!" zischelte die Schenkwirthin, „da habt Ihr noch großes Mitleiden mit der Lügnerin, der Giftmischerin, der Ehebrecherin?"

„Frau Eva Rud," erwiederte der Rottenmeister sehr ernst, es mag einem Weibe schlecht anstehen, wenn es sich des Blutes einer Mitschwester freut."

„Da seht mir doch den Bußprediger!" keifte jene. „Kild Juel, habe ich Euch darum immer Euren Zinnbecher voller geschenkt, daß Ihr mich hier ausschelten sollt?"

„Ihr habt mir ehrlich eingeschenkt, Frau Rud, und ich habe Euch ehrlich bezahlt dafür. Jetzt hätte ich Lust, Euch für die Freude zu bezahlen, die Ihr am Tode der armen Dina Schumacher haben wollt. Was meint Ihr, daß sie verbrochen habe?"

„Das müssen die Schöffen im Stadtgerichte und die Herren im Reichsrathe besser wissen als wir. Sie haben Recht gesprochen, und das muß Recht seyn."

„Als ob so ein armes Weib sich um Recht und Gerechtigkeit bekümmern könnte. Und nun soll unser Einer dastehen, und sich das Blut in den Bart spritzen lassen."

„Kild Juel" erwiederte die Schenkwirthin höhnisch, „seit wann habt Ihr so ein Grauen vor dem Blute? Habt Ihr doch oft erzählt, wie Ihr bei Lund im Blute gewadet seyd."

„Das war ein ehrlicher Kampf, Frau Eva, da schnitt man den Weibern die Hälse nicht ab. Das habe ich gar nicht Hehl, daß ich das Blut der Weiber scheue. Zudem ist die Geschichte seltsam genug. Heute bekannt, morgen widerrufen; heute geläugnet, morgen gestanden; bald den Uhlefeld genannt, bald den Walther. Bei meiner armen Seele! Sie haben nicht umsonst in allen Kirchen gebetet."

„Da soll die Hexe am Ende noch ehrlich seyn, noch unschuldig, noch engelrein? Und die armen Leute da sollen am Ende nach Hause gehen, ohne den Kopf der Sünderin fallen zu sehen?" — kreischte ein hinzugetretenes Weib.

„Das will ich Euch nun sagen, Frau Eva Rud, ganz richtig ist es nicht", sprach Juel geheimnißvoll; „ich habe gestern selbst gehört, wie Dina, nachdem ihr schon das Urtheil vorgelesen war, ihr Bekenntniß widerrufen hat."

„Damit sie ihr Schandleben rette", antwortete jene sehr laut.

„Und das soll ihr nicht gelingen!" belferte ein anderes Weib, das eben hinzugetreten war. — „Was, nochmals will sie lügen? hat den König belogen, unsern Hergott belogen, den Grafen Corfitz verläumdet, Königsmord angestiftet; hat den Doktor Sperling als Giftmischer angezeigt, selbst den ehrwürdigen Magister Simon, der ihr den Bastard unentgeltlich getauft hat, angeschwärzt und dessen Frau bezüchtiget; ach Gott, die fromme Frau! als habe diese sie an den Uhlefeld verkauft. Ihr soll das Unglück auf ihren Kopf fallen! Wenn ihr das Messer des Meisters Knud Alffon an der Kehle juckt, mag sie fühlen, wie das Andern gethan hat, die besser waren als sie."

Sie würde vielleicht noch lange in diesem Tone gesprochen haben, wenn nicht der Befehl des Hauptmanns die Wache aufgerufen und ferner Trommelschlag die Annäherung des Richtzuges verkündigt hätte. Der Zug kam näher, hielt bald auf dem Schloßplatze, die Mitglieder des Stadtgerichtes traten auf, ein Unterschöffe verlas das Urtheil, daß Dina Schumacher mit dem Schwerte vom Leben zum Tode gebracht werden solle. Die Verurtheilte kniete nieder; der Nachrichter zerbrach den Stab über ihrem Haupte und weiter ging es zum Blutgerüste. Da stand das räthselhafte Weib, blaß, aber immer noch schön; das weiße Sündergewand mit den schwarzen Florschleifen wehete im Morgenwinde; die Verurtheilte erhob ihre Rechte und — Alles ward stille.

„Ich sterbe", sprach sie weinend, „und sterbe unschuldig. Doktor Sperling und Magister Simon sind die Urheber meines Todes. Gott vergebe ihnen." — Sie schwieg eine Weile; als sie oben einen Diener mit den Hausfarben des Reichshofmeisters erblickte, rief sie denselben zu sich und schrie laut: „Ich muß als eine Sünderin hier sterben. Gehe aber hin und sage Deinem Herrn, daß ich ihn und den Magister Simon vor Gottes Gericht fordere!"

Die Trommel wirbelte, die Blutknechte ergriffen die Unglückliche, banden sie an den Block, vom Rumpfe fiel das Haupt und das Volk — das sich überall des Blutes freut — jubelte. Dina's Haupt wurde an der Westerpforte auf einen Pfahl gesteckt und warnete lange die Vorübergehenden vor Leichtsinn und frevelhaftem Muthwillen.

(Fortsetzung folgt.)

Thorwaldsen.

Thorwaldsen todt! Mit der Schnelligkeit des electrischen Fluidums eilt diese Trauerkunde von dem Sund bis an die Tiber, und zweifelhaft muß es bleiben, ob sie bei ihrem Anfange oder bei ihrem Endpunkte, oder wo sonst auf ihrem Wege, am tiefsten und schmerzhaftesten empfunden wird. Viele werden vielleicht sagen, zunächst in Kopenhagen, dann in Rom, muß der herbe Verlust den größten Ausdruck des Schmerzes aufrufen; in Rom, wo die Stimmung der Künstler nur eine

tragische Wehmuth athmen, eine liebevolle Thränodie aussprechen wird; denn jener classische Boden hatte dem Geschiedenen ja in mehr als in einer Hinsicht die Werde- und Schöpfungslust, die Wonne und Seligkeit der ihm bestimmten Heimath gewährt; Thorwaldsen, obgleich entsprossen als ein Sohn des kraftreichen Nordens, hatte sich doch geistig in wunderbarer Herrlichkeit und Freiheit zum Sohn des sonnigweichen Südens gemacht, so daß seine Marmorbilder durch die Gefilde, „wo die Orangen blühen“, dahinschritten gleich denen der längst verklungenen hellenischen Welt und nach Idee und Technik ihnen würdig und ebenbürtig zur Seite standen — zum um so größeren Ruhme für — den letzten Bildhauer! Aber was sagte ich, Kopenhagen und Rom werden trauern um Thorwaldsen? Nein, die ganze gebildete Welt, alle Völker Europa's; denn eine stille Segnung ging immer durch das Land, eine gemüthvolle Freude verbreitete sich von Stadt zu Stadt, wenn der ewig Lebende und Gefeierte dahinzog und hie und da im Theater oder sonst an einem öffentlichen Orte, in einer ihn umdrängenden Versammlung erschien. Die Zeitungen beeiferten und beeilten sich, wenn sie in dieser Art nur das Geringste über ihn berichten konnten, denn sie mußten überzeugt seyn, daß dieser Künstler unter dem Glorienscheine der classischen Milde dem ganzen Volke gleich theuer und werth sey. Aber noch mehr — was werden diejenigen sagen, die ihn in seiner Werkstätte belauschten, die noch jüngst den frischen, ewig jugendlichen Greis mit beschaulicher Verehrung umstanden; und diejenigen gar, welche, selbst als Privatleute, so glücklich waren, dieses oder jenes aus seinen Händen hervorgegangene, noch so kleine, aber ewig große Werk zu erlangen und zu besitzen? Der Werth steigt jetzt plötzlich ins Unendliche, denn — er, der schuf, schafft nicht mehr. Ich nenne keinen Namen, aber selbst Hamburg und Altona, die blühenden Gestade der Elbe, können die Spuren und Zeichen des Thorwaldsen'schen Geistes aufweisen, auch hier hat seine bildende Hand Spenden der Kunst und des Genius ausgestreut.

Wie wehmüthig trifft nunmehr folgende, unlängst noch so lebensfrische Stelle das Herz: „Nahe bei dem Palast Barberini in Rom sieht man ein glänzendes Künstler-Atelier, welches fast immer besucht ist von kunstliebenden Reisenden aus allen Gegenden der civilisirten Welt. Dies ist die geweihte Künstlerwerkstätte des gewaltigen Bildhauermeisters Thorwaldsen, in der er selbst nur in Thon modellirt, das Entworfene aber unter seinen Augen ausführen läßt. Aus dem äußersten Norden sollte hierher der reine Priester kommen, der in Canova's lächelndem Vaterlande die Kunst des Meisters mit germanischem Ernste, durchglüht von den Sonnen des Südens, an der Hand der römischen Grazien hinaufgeleitet hat in den grandiösen Dom nordischer Majestät.“

Thiele hat Thorwaldsen's Leben und Wirken schon seit 1832 in zwei Foliobänden mit 180 Kupfertafeln ausführlich dargestellt, alle encyclopädischen Werke geben mehr oder weniger Nachricht über ihn, daher kann es hier nicht meine Absicht seyn, einen Nekrolog in gedrängter Form zu versuchen. Nur ein Blick auf die Krone und Blüthe seines thatenreichen Lebens, wie auf den Ursprung und die glänzendsten Momente desselben, sey kurz noch eingeflochten, um so über den schwarzen Schleier des Schmerzes und der Trauer den Sternenhimmel der Unsterblichkeit zu breiten. Napoleon nicht minder wie die Könige von Dänemark, Bayern und andere Große beeiferten sich wechselseitig, Thorwaldsen in seinem römischen Lichtkreise durch Aufträge zu ehren. Mit demselben zarten Liebreiz und der heroischen Kraft, wie er im rüstigen Mannesalter sein wunderbares, hellenische Tiefe und Grazie athmendes Relief: „Abend und Morgen“ neben seinem Mars, Venus, Apollo, Psyche, Hebe, Ganymed, Merkur und Grazien geschaffen und gebildet hatte, schuf er fortan für Warschau die Reiterstatue Poniatowsky's, für Rom das Grabmal Pius VII., für München das Denkmal Maximilian's und Eugen's von Leuchtenberg, die Modelle zum Standbild Schiller's und Gutenberg's, die Büsten des Königs und der Königin von Dänemark, wurde Er eigentlich der Gründer des Kopenhagener Museums, schuf er den Christus, die Apostel und den Prediger Johannes in der Wüste!

Und woher stammte der Treffliche, Große? Von einer armen Steinmetzfamilie aus Island, obgleich seine Mutter nicht ohne heimlichen Stolz, mit dem sie manche Ahnung auf den durch günstige Umstände in die Kopenhagener Kunst-Akademie gebrachten Sohn übertrug, ihre Abkunft von dem Könige Harald Hiltedand herleitete. Schon damit ist angedeutet, daß Thorwaldsen die Bahn aller wahrhaft großen und berühmten Männer wandelte. So verklärte sich in ihm die göttliche Natur! Als er 1797 in Rom eintrat, um hier sein schönstes Daseyn zu führen, da wurde durch die begeisterte Anschauung der alten Siebenhügelstadt und ihrer Monumente zugleich jene Weihe über ihn ausgesprochen, die ihn niemals verlassen hat. Der classische Himmel vermählte sich seiner classischen Seele!

Das Volk legt einen Kranz von Immortellen und Lorbeern auf das edle Grab und einige Blätter daneben auf den dänischen Thron, der schon so manchen Jugendtraum verwirklichte, so manchem Geist die doppelte Unsterblichkeit gab!

(Hamb. N. Ztg.)

Mannichfaltigkeiten.

(Frankfurt.) Von Dr. S. Zirndorfer erscheint in Kürze ein neuer Roman: „Hermine“, dem ein sehr interessanter Stoff zu Grunde liegen soll.

(Stuttgart, 17. März.) Franz Dingelstedt, der trotz der mannichfachen Anfeindungen ein ausgezeichneter Schriftsteller und Dichter bleibt, hat bei Krabbe dahier „sieben friedliche Erzählungen“ in zwei Bänden erscheinen lassen, welche sich ihres eleganten und doch dabei gemüthlichen Styles und anziehenden Inhaltes wegen gewiß viele Freunde erwerben werden.

Das dritte Heft des „Archiv's für Frankfurt's Geschichte und Kunst“ mit Abbildungen (Verlag der S. Schmerber'schen Buchhandlung, 1844) ist neuerlich erschienen. Eine Besprechung desselben liegt außerhalb der Gränzen dieser Blätter und wir beschränken uns daher auf die Anzeige des Inhalts. Mit Interesse werden Freunde der Alterthumskunde die geschichtlichen und artistischen Abhandlungen über den Pfarrthurm und den Saalhof, so wie über die rothe Thüre und die nun auch verschwundene heilige Geisthalle und das Holzpförtchen lesen, eben so über die Ruine Reifenberg, deren Bewohner in der Vorzeit in manchen Verhältnissen zu Frankfurt standen, und

die noch jetzt, einsam und verlassen, oft das Ziel ländlicher Ausflüge ist.

Korrespondenz.

Hamburg, 27. März.

Wagner's neue Oper: „Cola Rienzi“, die bis jetzt zweimal unter des Componisten eigener Leitung uns vorgeführt wurde, hat den stürmischen Beifall eines gedrängt vollen Hauses davongetragen. „Rienzi“ ist ein großartiges, colossales Tongemälde, das Epoche machen wird wie die „Stumme von Portici“, wie die „Hugenotten“. Wie ein ungeheurer Coloß aus Granitmassen aufgethürmt, steht das Bild dieses Tonwerkes da. Die Geschichte des Rienzi ist neuerdings durch Bulwer's Roman hinlänglich aufgefrischt, und Wagner's Text ist ein Extract daraus, der auf Poesie eben keinen Anspruch machen kann. In der Person des von Volk und Kirche verrathenen Tribunen verkörpert sich das eine ungeheure Wort: Freiheit, und aus dem fruchtbaren Boden dieses Gedankens schießt die üppige Saat der Wagner'schen musikalischen Phantasie mit üppiger Triebkraft empor, grandiose Stämme und Aeste treibend, ohne eben viel süße Früchte zu tragen. Der Charakter dieser Musik ist markig-rhetorisch, bisweilen schauerlich-erschütternd und dabei — ächt deutsch. Hervorragend und originell ist unzweifelhaft die Instrumentation und in ihr wiederum das Blech, das schon bei der in schweren Rhythmen daher wogenden Ouvertüre dominirt und mit Schwierigkeiten, wie Giganten mit Felsblöcken, tändelt, auch im dritten Acte außer dem bedeutend vermehrten Orchester noch durch ein besonderes, auf der Bühne placirtes vollstimmiges Chor im Costüme verstärkt wird. Unter den Gesangsachen sind die Chöre das Ausgezeichnetste und Vollendetste und ist uns keine Oper bekannt, die Aehnliches der Art aufzuweisen hätte. Die Aufführung ging unter des Componisten energischer Leitung im Ganzen sehr glücklich von statten, und verdienen besonders Mad. Fahringer-Witthuhn, Fräul. Jazedé und Hr. Wurda, der Träger der Hauptrolle, rühmliche Erwähnung. Hr. Wagner wurde zu wiederholten Malen stürmisch gerufen und glauben wir, daß die deutsche Oper sich von diesem jungen, reichbegabten Musiker, den hiesige Kunstkenner nicht mit Unrecht den deutschen Berlioz genannt haben, noch viel Herrliches versprechen dürfe. — Ein anderer Künstler aus Dresden feiert im Thalia-Theater glänzende Triumphe und erregt ebenfalls einen ungewöhnlichen Enthusiasmus: es ist der Komiker Räder. Räder war früher Mitglied des hiesigen Stadttheaters und hat hier viele Freunde; seine Komik ist frisch und naturwüchsig, sein Humor unverwüstlich und dabei ist er unerschöpflich in neuen Couplets — um liebem Publikum zu schmeicheln, allein — und das ist sein alter Fehler — er trägt in gar zu starken Tinten auf und übertreibt über alle Maßen. Aber gerade diese Art der drastischen und übertreibenden Komik, die man mit Händen greifen und ohne Brille schauen kann, will und begünstigt die Masse des hiesigen Publikums. Nun, wir gönnen Hrn. Räder von Herzen seine Triumphe, gönnen ihm von Herzen das jubelnde Stampfen der Gallerie und das wiehernde Gelächter des Parterre's, glauben aber, daß Thalia selbst bei derartigem Treiben bisweilen verschämt ihr Antlitz wegwenden wird. Unendlich viel höher als Künstlerin steht Mad. Schreiber-St.-Georges, die vorläufig auf einen Cyclus von 12 Gastrollen engagirt ist. Die Künstlerin, von einer einnehmenden und reizenden Persönlichkeit, scheint besonders für das höhere Lustspiel und Schauspiel herrlich geeignet und entwickelte in den bis jetzt dargestellten Rollen (Vicomte Letorières, Marianne in „Verirrungen“, Lenore) so viel Bühnengewandtheit, ein so feines, zartnüancirtes Spiel, solche Frische und Lebendigkeit der Auffassung, daß sie laute Anerkennung und den lebhaftesten Applaus davon trug, wie er in diesem Theater stets in reichem Maße gespendet zu werden pflegt. — Als etwaiger Ersatz für Dem. Bertha Stich, die bekanntlich zu Ostern von unserm Stadttheater in's Privatleben zurücktritt, wird unter Andern Dem. Lilla Löwe und namentlich auch Dem. Enghaus, die sich in Wien nicht sehr gefallen soll, genannt.

Frankfurt a. M., 2. April.

Den gegenwärtig hier zahlreich anwesenden und während der nun beginnenden schönen Jahreszeit täglich neu eintreffenden Fremden dürfte durch die Empfehlung des in der C. Ullmann'schen Buch-, Kunst- und Antiquariats-Handlung erschienenen „Frankfurt a. M. und seine Umgebungen“, ein Wegweiser für Einheimische und Fremde, von J. H. Ludewig, ein willkommener Dienst geleistet werden. Der schnelle Verkauf der ersten Auflage und das dadurch entstandene Bedürfniß der vor uns liegenden zweiten liefern den besten Beweis, welche freundliche Aufnahme dies Buch gefunden hat. Obwohl 21 Bogen kl. Octav stark, mit 10 Stahlstichen und einem gestochenen Plane der Stadt, elegant ausgestattet und gebunden, kostet es doch nur 36 Kr., ein in der That so billiger Preis, daß nur durch die Masse des Absatzes der Verlagshandlung ein Vortheil erwachsen kann. Mit diesem Wegweiser in der Hand bedarf der Fremde keines weiteren Führers und wird über alle Sehenswürdigkeiten die nöthige Auskunft erhalten. Frankfurt ist reich an Erinnerungen aus vergangenen Zeiten und nicht minder sind die Bilder und Erscheinungen seiner Gegenwart vielfältig und anziehend. In dieser doppelten Beziehung entspricht das genannte Werk seiner Aufgabe und bleibt dem es Benutzenden keine Antwort schuldig. Vollständigkeit, Genauigkeit und populäre Darstellung zeichnen es aus und haben ihm bei den Bewohnern unserer Stadt Anerkennung und Eingang verschafft. Wir zweifeln nicht, daß es in gleicher Weise von den Fremden gewürdigt, mit Nutzen gebraucht und als ein liebes Gedenkbuch mitgenommen werden wird. So möge dieser Wegweiser, dessen Herausgabe ein wirklich verdienstliches Unternehmen zu nennen ist, den Kreis seiner zahlreichen Freunde stets erweitern! M.

Quittung und Gotteslohn.

Die gestern unter der Chiffer J. G. durch die Wohllöbl. Redaktion des Frankfurter deutschen Journals für meine unglückliche Familie mir zugekommenen 2 Rthlr. preuß., und die unter der Chiffer S. D. F. am 18. d. M. durch Vermittlung derselben Redaktion brieflich an mich als Unterstützung gesandten 8 Rthlr. preuß. richtig erhalten zu haben bescheinige ich hiermit. Den edeln Gebern sage ich meinen innigsten Dank; der Allgütige, der ihre Herzen für mich Unglückliche gerührt hat, möge Ihnen mit zeitlicher und ewiger Glückseligkeit lohnen. Fulda, 27. März 1844.

Die Wittwe des im Omnibus gestorbenen Musikus F. Michel Scheling.
Barbara Scheling.

Berichtigung. Einige Angaben in dem Berichte über die Taunus-Eisenbahn-Generalversammlung zu Wiesbaden in der Didaskalia Nro. 91 sind, wie folgt, zu berichtigen: Die Dotirung des Pensionsfonds ist 1,500 fl., statt 500 fl.; der Maschinen- und Transportmittel-Reservefonds ist 10,075 fl., statt 1075 fl.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 2. April. (Neu einstudirt): Die Günstlinge, Original-Schauspiel in 4 Aufzügen, von Charlotte Birch-Pfeiffer. (Gastrolle) Katharina: Mad. Charl. Birch-Pfeiffer.

Mittwoch, 3. April. Zampa, oder: die Marmorbraut, große Oper in 3 Abth., Musik von Herold. Mit aufgehobenem Abonnement.

Freitag, 5. April. (Zum Erstenmale): Moses, dramatisches Oratorium in 3 Abth., von Kilzer, Musik von Aloys Schmitt. — Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 93. Donnerstag, den 4. April 1844.

Aus dem schlesischen Gebirge.

Von Ferdinand Freiligrath.

„Nun werden grün die Brombeerhecken;
Hier schon ein Veilchen — welch ein Fest!
Die Amsel sucht sich dürre Stecken,
Und auch der Buchfink baut sein Nest.
Der Schnee ist überall gewichen,
Die Koppe nur sieht weiß in's Thal;
Ich habe mich von Haus geschlichen,
Hier ist der Ort — ich wag's einmal:
Rübezahl!

„Hört' er's? ich seh' ihm dreist entgegen!
Er ist nicht bös! Auf diesen Block
Will ich mein Leinwandpäckchen legen —
Es ist ein richt'ges volles Schock!
Und fein! Ja, dafür kann ich stehen!
Kein bess'res wird gewebt im Thal. —
Er läßt sich immer noch nicht sehen!
Drum frischen Muthes noch einmal:
Rübezahl!

„Kein Laut! — Ich bin in's Holz gegangen,
Daß er uns hilft in uns'rer Noth!
O, meiner Mutter blasse Wangen —
Im ganzen Haus kein Stückchen Brod!
Der Vater schritt zu Markt mit Fluchen —
Fänd' er auch Käufer nur einmal!
Ich will's mit Rübezahl versuchen —
Wo bleibt er nur? Zum dritten Mal:
Rübezahl!

„Er half so Vielen schon vor Zeiten —
Großmutter hat mir's oft erzählt!
Ja, er ist gut den armen Leuten,
Die unverschuldet Elend quält!
So bin ich froh denn hergelaufen
Mit meiner richt'gen Ellenzahl!
Ich will nicht betteln, will verkaufen!
O, daß er käme! Rübezahl!
Rübezahl!

„Wenn dieses Päckchen ihm gefiele,
Vielleicht gar bät' er mehr sich aus!
Das wär' mir recht! Ach, gar zu viele
Gleich schöne liegen noch zu Haus!
Die nähm' er alle bis zum letzten!
Ach, fiel' auf dies doch seine Wahl!
Da lös't ich ein selbst die versetzten —
Das wär' ein Jubel! Rübezahl!
Rübezahl!

„Dann trät' ich froh in's kleine Zimmer,
Und riefe: Vater, Geld genug!
Dann flucht' er nicht, dann sagt' er nimmer:
Ich web' euch nur ein Hungertuch!
Dann lächelte die Mutter wieder,
Und tischt' uns auf ein reichlich Mahl!
Dann jauchzten meine kleinen Brüder —
O käm', o käm' er! Rübezahl!
Rübezahl!"

So rief der dreizehnjähr'ge Knabe;
So stand und rief er, matt und bleich.
Umsonst! nur dann und wann ein Rabe
Flog durch des Gnomen altes Reich.
So stand und paßt' er Stund' auf Stunde,
Bis daß es dunkel ward im Thal,
Und er halblaut mit zuckendem Munde
Ausrief durch Thränen noch einmal:
Rübezahl!

Dann ließ er still das buschige Fleckchen,
Und zitterte, und sagte: Hu!
Und schritt mit seinem Leinwandpäckchen
Dem Jammer seiner Heimath zu.
Oft ruht' er aus auf moos'gen Steinen,
Matt von der Bürde, die er trug. —
Ich glaub', sein Vater webt dem Kleinen
Zum Hunger bald das Leichentuch!
Rübezahl!

Graf Corfitz Uhlefeld
oder
Schicksale eines Verfolgten.
Von X. X.

(Fortsetzung.)

II.
Corfitz Uhlefeld in Schweden.

Als Georg Walter die Sache der Dina und mit ihr seine eigene verloren sah, suchte er Rache an Corfiz Uhlefeld, und erhob bei dem Reichsrathe eine Klage auf Genugthuung für die Anschuldigung, daß er den Grafen sammt dessen Familie habe ermorden wollen. Der Reichshofrath wies diese Klage ab, weil Uhlefelds Verdacht nicht ungegründet gewesen, und jetzt nach Offenbarung der Bosheit Dina's der Beklagte wie der Kläger für schuldlos zu halten, und dem Einen das angeschuldigte Verbrechen, dem Andern die Meinung, daß jener ihn habe morden wollen, nicht anzurechnen sey. Dabei wurde dem Obersten angesagt, daß er die Hauptstadt nicht verlassen solle, weil der Graf wegen der Beschuldigung einer Verschwörung gegen des Königs Leben von ihm Rechenschaft verlange. Der König, welcher, seit er vernommen, daß Walther mit Dina verbunden war, einen gerechten Unwillen auf diesen warf, nöthigte ihn zu einer Ehrenerklärung gegen Uhlefeld; damit aber Walther seinen verdienten Lohn ganz empfinge, trat der Obersekretär des Königs, Otto Krag, mit einer Klage gegen denselben auf, in welcher er als ein Verläumder, welcher verbrecherischer Weise gelogen habe, angegriffen war.

Die Untersuchung ging rasch von statten, und schon nach wenigen Tagen (21. Juli) gab der König den Bescheid, „daß der geheime Rath und Oberst Walther, weil er den König und den Reichsrath schmählich hintergangen und belogen, weil er ferner Dina Schumacher, mit welcher er in wilder Ehe gelebt, vor dem König und dem Reichsrathe als eine keusche, tugendhafte und glaubwürdige Frau dargestellt, weil er endlich überwiesener Maßen das Alles gethan habe, um sich zu heben, Andere dagegen zu stürzen, aller seiner Aemter in des Königs Diensten verlustig seyn, und binnen dreien Wochen aus dem dänischen Reiche sich entfernen solle."

Noch ehe dieses Urtheil gefällt oder bekannt wurde, erhielt Uhlefeld Nachricht von dem bevorstehenden Ausgang der Angelegenheit. Sie entschied sich zum Nachtheile seines Gegners und mithin zu seinem Vortheile; allein ein solcher Ausgang genügte dem stolzen Manne nicht. Er, der schon seit mehr als einem Jahre sein Ansehen am Hofe hatte sinken sehen, war der Hoffnung gewesen, daß die völlige Demüthigung seines Feindes, wo nicht dessen Vernichtung, ihn für immer von den Anläufen seiner Widersacher befreien und in der Gunst des Königs unerschütterlich befestigen sollte. In dieser Hoffnung sah er sich getäuscht; die zeitliche Verweisung Walthers genügte ihm nicht, denn leicht konnten dessen Freunde die Zurückberufung des Verbannten erwirken; zudem haderte er auch gegen den König, weil dieser ihn auf Anstiften seiner Hasser und gegen den ausdrücklichen Befehl des Königs Christian III. über seine Staatsverwaltung während der Regierung dieses Regenten zur Rechenschaft gefordert, ihm auch gegen das Gesetz während der Untersuchung der Dina'schen Angelegenheiten mit Stadtarrest belegt hatte. Er verfiel nun auf einen Gedanken, dessen Grund kein Schriftsteller jener Zeit genügend anzugeben vermag, welcher aber von seinen Gegnern zu seiner Verfolgung sattsam ausgebeutet worden ist.

In der Nacht vom 26. Julius bemerkte man in dem Hause des Grafen Corfitz Uhlefeld eine ungewöhnliche Bewegung; Lichter zitterten hin und her; Diener stiegen die Treppen auf und ab; Geräusch war in dem Hause und dem Hofraume, als ob Vorbereitungen zu einem Feste getroffen würden. Endlich öffnete sich das Hofthor, und heraus traten Knechte mit Kisten, Säcken und anderen tragbaren Gegenständen, alle stattlich bewaffnet; ihnen folgte der Graf mit seiner Gemahlin, seinen Kindern und Mägden. Still und geräuschlos ging der Zug nach dem Osterthore, welches nicht bewacht, aber wohl verschlossen war; die Pforte öffnete der Graf selbst mit einem Schlüssel, den er bei sich trug, verschloß sie, als seine Leute die Stadt verlassen hatten, sorgfältig wieder, und führte den Zug nach dem Strande, an welchem ein holländisches Schiff seiner zu warten schien; dieses bestieg er mit seinen Leuten und Schätzen, und segelte noch in derselben Nacht ab nach den Niederlanden, nachdem er seinem Sekretär, den er absichtlich zurückgelassen, geheime Befehle ertheilt hatte.

Die Nachricht von dem plötzlichen Entweichen des Reichshofmeisters erregte den König zu dem heftigsten Unwillen, so daß der sonst ruhige Monarch, als man ihm Uhlefelds Sekretär vorführte, und man ihm meldete, daß dieser erfunden worden sey, wie er noch manches Eigenthum des Entflohenen habe an Bord bringen wollen, seinen wichtigen Stab erhob, um den Angeschuldigten seine königliche Ungnade leiblich fühlen zu lassen. — Sogleich wurde durch öffentliches Ausschreiben der flüchtige Graf auf den nächsten Herrentag vorgeladen, um sich zu verantworten, warum er ohne des Königs Wissen und Willen dessen Dienst böslich verlassen und gegen seine Pflichten aus dem Reiche, für das er hatte sorgen sollen, gewichen sey, und zugleich um sich, so er gegen Jemand Beschwerde zu führen habe, dieses nach altem Brauche zu thun.

Uhlefeld zeigte keine Neigung, sich vor dem Herrentage zu stellen, entweder weil er seiner Sache, oder daß er dem Könige mißtrauete, und sah lieber aus der Entfernung zu, wie seine Häuser und Güter mit Beschlag belegt wurden.

In Amsterdam blieb er, da er fürchtete, die Staaten möchten dem Ansinnen des dänischen Hofes, ihn auszuliefern, nachgeben, nicht lange, sondern reiste über Hamburg nach Pommern und von da nach Stockholm, wo er durch Darlegung der Verhältnisse die Bedenklichkeit der Königin Christine, einen Mann, der mit seinem Könige so sehr verfallen war, an ihrem Hofe zu dulden, bald überwand, und für sich, seinen Schwager Ebbe Uhlefeld, dem Amtmanne von Bornholm und Oesel, welcher bald nach ihm aus seiner Statthalterschaft geflohen war, und seinen Schwager, den Grafen Waldemar Christians, der, erbittert über die Ränke, welche der Hof ihm bei der beabsichtigten Vermählung einer lothringischen Prinzessin gemacht hatte, ihm gefolgt war, die Zusage des königlichen Schutzes erhielt. Zwar führte Friederich III. bei Christinen darüber Beschwerde, daß sie seinen landesflüchtigen Reichshofmeister so ehrenvoll aufgenommen habe, und erklärte, daß, wenn dieser in der gegen ihn angestellten Untersuchung schuldig gefunden würde, die Gunst der Königin ihn weder von der Strafe befreien, noch vor ihr schützen solle;

allein Christine erwiederte, sie halte es für eine Gewissenspflicht, einem Manne, welcher unschuldig von Verläumdern und Feinden verfolgt werde, ihre Hülfe nicht zu versagen.

Schon wenige Tage nach der Flucht des Corfitz Uhlefeld aus Kopenhagen war daselbst eine königliche Bekanntmachung erschienen (26. Juli), welche die Unterthanen des ganzen Reiches warnte, vor Beendigung der gegen den Grafen anhängigen Untersuchung etwas von dessen Grundeigenthum und Vermögen zu kaufen, welche ihn zugleich seiner Stelle als Reichshofmeister verlustig erklärte und diese dem Joachim von Gersdorf übertrug, Uhlefelds und seiner Kinder Lehen einzog, und ihn zur Verantwortung auf den nächsten Reichstag vorlud.

Als dieser nun, trotz aller Bemühungen seiner Feinde, ihm die Huld der Königin von Schweden zu rauben, von derselben für einen bedeutenden Geldvorschuß das Land Barth in Pommern erhielt, wuchs der Haß seiner Gegner noch mehr, und als er gar dem Reichstage in Kopenhagen, vor dem er sich verantworten sollte, ein Schreiben zusandte, in welchem er sich über des Königs Verfahren heftig beklagte, so erklärte ihn der Reichsrath für einen Majestätsverbrecher, und sprach dem Könige das gesammte Vermögen des Angeschuldigten auch aus dem Grunde zu, weil er gegen die Vorladung auf den Reichstag sich widersetzlich gezeigt, nicht nur seine Amtspflichten unbefugter Weise aufgegeben, sondern selbst Landeseigenthum in seinem Nutzen veräußert habe.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Man schreibt aus Ulm, daß der dortige Bühnendirektor Hr. Dardenne in der diesjährigen Theatersaison sehr günstige Resultate erzielt und die beifällige Anerkennung des Publikums gewonnen habe. Unter den Opernnovitäten wurde besonders die „Regimentstochter" mit der entschiedensten Vorliebe aufgenommen und dreizehn Mal bei stets besetztem Hause wiederholt. Fräul. Krauße als Maria und Hr. Weidt als Sülpiz trugen zu diesen Erfolgen am meisten bei, und auch Hr. Dreizler als Tonio gefiel sehr. Die Genannten sind die Stützen der Oper und wackere Künstler. — Die Novität „der Wildschütz", von Lortzing, fand ebenfalls höchst günstige Aufnahme und am Schlusse wurden alle Mitwirkenden hervorgerufen. Fräul. Krauße (Baronin) und Hr. Weidt (Baculus) excellirten. Die Verdienste des Hrn. Musikdirektors Eduard Kunz aus Wiesbaden, eines eben so fleißigen als talentvollen jungen Mannes, dürfen hier nicht unerwähnt bleiben und seinem Eifer besonders verdankte man die Abrundung und Präcision der Aufführungen unsereres auserwählten Opernrepertoirs.

Ein französischer Schriftsteller sagt: „Die Werke Gottes und der Natur sind denen der Menschen vorausgegangen und haben ihnen zur Belehrung gedient. Die Baumrinde und das Fell der Thiere machte sie auf den Nutzen der Kleidung aufmerksam, die Spinne lehrte sie weben und durch ein zufälliges Reiben von zwei trockenen Hölzern, welche sich dadurch entzündeten, kamen sie auf die Kunst des Feuermachens. Von den Thieren, die ihre Jungen säugten, lernten sie die ähnliche Weise der Ernährung der Kinder. Als die Menschen anfingen, an den Ufern der Flüsse sich niederzulassen und das Feld zu bestellen, da geschah es, daß Ueberschwemmungen das Werk ihres Fleißes zerstörten; aber die kunstreichen Arbeiten des Bibers lehrten sie Dämme bauen und durch solche das Wasser abzuhalten. Die drohenden Anfälle der wilden Thiere zwangen den Menschen, seine Wohnungen zu befestigen, um sich vor jenen sicher zu stellen, und in den Zeiten der schon fortgeschrittenen Civilisation waren es die Wälder mit ihren weiten und hochgewölbten Baumhallen, die ihn in der höhern Baukunst unterrichteten. Der Bau und die Gestalt der Fische und Wasservögel unterrichteten ihn im Schiffbau; man hohlte einen Baumstamm aus und wagte es, in demselben sich den Wogen anzuvertrauen. Der kunstreiche Bau der Vogelnester war nicht minder lehrreich, der Krampfisch brachte auf die Beobachtung der Electricität, und der Laubfrosch zeigte die Veränderung des Wetters an, ehe noch die Barometer erfunden waren. Der Hahn verkündete die Morgenstunde, ehe es noch Thurmuhren gab, und die Schwalbe zeigte die Wiederkehr des Frühlings an."

Die Franzosen machen uns wieder etwas nach. Sie werden jetzt eine Adelszeitung, wie wir sie haben sollen — wer hat sie gesehen, der kein gelbes Blut in den Adern hat? — unter dem Titel: „le Faubourg St. Germain" erhalten. Die alten Marquis, die süßduftenden Abbé's, die Komthure des Malteserordens, die Lansquenets, die grauen Musketiere des Königs, die sanften Chanoinessen und der ganze Troß wird darin seine Wiederauferstehung feiern. Glück auf!

Man liest in „Lewald's Europa": Was wir gleich voraussagten, ist eingetroffen, das Drama: les Mystères de Paris", wird alle Abende in Paris gegeben, und bringt jederzeit fünftausend Franken Einnahme. Wie wäre es auch wohl möglich, daß solch' ein Stück, an dem neben Sue, Dinaux Mitarbeiter war, und dessen Hauptrolle Frederik Lemaitre gibt, auf dem Boulevard du Temple durchfalle? Allein irgend ein Neuling, der Paris nicht kennt, ließ sich von den Pfeifern bestimmen, an ein Blatt nach Deutschland zu schreiben: les Mystères seyen durchgefallen, und da druckten's dann die Andern gewissenhaft nach. Pfeifen bedeutet aber so viel wie nichts in den Pariser Theatern, das ist bloß ein Privatspaß des Publikums, den es sich für sein Geld zu machen erlaubt, wie das Getrampel und Geklopfe in Hamburg, und wenn ein Stück auch an der Porte St. Martin durchfällt, so denke man nicht, daß in der dritten Vorstellung die Schauspieler vor leeren Bänken stehen, es sind dann selbst noch in der zwanzigsten genug Zuschauer da, um die Zahl der täglichen Abonnenten in unsern Hoftheatern weit zu überwiegen.

(Baden, im Großherzogthum, 31. März.) Der großh. bad. Alterthumsverein in der Stadt Baden, begründet von dem trefflichen Maler A. v. Bayer, hat sich, nach erlangter Sanction von Seiten der hohen Regierung, in der Comitésitzung vom 27. d. M. definitiv constituirt, und wird nächstens seine Statuten im Druck ausgehen lassen. Die Aufgabe des Vereins: Erhaltung der noch im Großherzogthum bestehenden Denkmäler der Vorzeit und Ermittlung von etwa noch unbekannten Kunstüberresten früherer Jahrhunderte, ist allzu interessant, um nicht die Theilnahme und Mitwirkung eines jeden

Alterthumsfreundes im In- und Auslande anzuregen. — Später ein Mehreres über die Arbeiten des Vereins und die Kräfte, die dafür bereits gewonnen wurden.

Die neue Uebung, Theaterstücke in den Feuilletons der großen Pariser Journale zu geben, wird getadelt. Sonst kostete solch' ein Stück nur wenige Sous bei Barba oder einem anderen Verleger. Jetzt muß man sich mit zwanzig oder vierzig Franken auf ein Journal abonniren, wenn man's lesen will. Auf solche Weise helfen sich die politischen Blätter, denen es an Abonnenten fehlt, da sie ihre Spalten nicht mit interessanten Neuigkeiten ihres Bereichs zu füllen wissen oder weil sie die Meinungen vertreten, die keinen Anklang bei der Menge finden. (Lew. Eur.)

(Stuttgart, 26. März.) Die Blumenausstellung ist heute Mittag eröffnet worden. Neben herrlichen Gruppen von Azaleen, Cameleen, fruchttragenden Orangen, Päonien und Rhododendron sieht man eben so schöne Eriken, Hyacinthen, Primeln, Rosen ꝛc. und zwischen diesen prachtvollen Blüthen manche kleinere seltene und neue Pflanzen, welche durch ihre gelungene Kultivirung und Angewöhnung an unser Klima den Fleiß ihrer Eigenthümer beurkunden und belohnen. Daneben sind auch mehrere Frühgemüse, Bohnen, Spargeln ꝛc. ausgestellt.

Die berühmten Ulmer Spargeln werden bald nur noch der Geschichte angehören. Gerade auf der Seite (westlich der Stadt), wo sich die beste Gartenerde (die eigentliche humus) findet, und die Spargelzucht bis jetzt am erfolgreichsten betrieben wurde, sollen bedeutende Festungswerke angelegt werden.

(Anekdote.) Ein Lehrer fragte in der deutschen Sprachstunde: „Nun, Peter, nenne mir alle Sätze, die in der Grammatik vorkommen!" — Und Peter stand auf, und wie eine Mühle klappert, antwortet er: „Der Ansatz, der Absatz, der Aufsatz, der Aussatz, der Besatz, der Beisatz, der Ersatz und der Einsatz, der Entsatz, der Hersatz und der Hinsatz, der Falsatz und der Reinsatz, der Hintersatz und der Vordersatz, der Vorsatz, der Versatz und der Zusatz." — „Gut, Peter, das ging wie an der Schnur; aber ihr andern Schüler sagt, welche Sätze hat er noch vergessen?" — Alle rufen: „Den Bodensatz und den Kaffeesatz!"

Lichtenberg nennt den Esel ein in's Holländische übersetztes Pferd.

Korrespondenz.

Darmstadt, 30. März.

Vergangenen Donnerstag erregte ein Konzert, das der wackere Klarinettist Mehner aus Frankfurt im hiesigen Schauspielhause gab, Sensation. Die Wahl der Piecen, die Namen der Mitwirkenden und die Theilnahme des Hofes wie des ganzen Publikums machten diese Soirée zu einer der interessantesten seit langer Zeit. Hr. Kapellmeister Guhr, der gebührendermaßen empfangen wurde, spielte das Quintett von Beethoven (Es dur), von den Hofmusikern, den Herren Bickel, Reitz, Stautz und Haller, trefflich begleitet. Daß Hr. Guhr alle Anforderungen befriedigte, die man an einen Musiker zu machen berechtigt ist, der in der musikalischen Welt eine so bedeutende Stellung einnimmt, war zu erwarten. Eben so rauschend anerkannt wurden die Vorträge des Konzertgebers selbst und des Violinisten Heinrich Wolff, beides durch ihre Leistungen wie durch ihren Ruf ausgezeichnete Männer. Pischek's Liedervorträge machten, wie überall, Furore. Er sang Esser's drastische Ballade: „des Sängers Fluch" und Lieder von Conradin Kreutzer, Speier, Gollmick, Reissiger, und darauf ein böhmisches Volkslied. Speier's „Rheinsehnsucht" mußte er wiederholen. Freundlichste Theilnahme erregte auch eine junge Darmstädterin, Fräul. Elise Marsteller, welche sich bei Gollmick in Frankfurt a. M. für die Kunst ausbildet, und in ihrer Vaterstadt bei dieser Gelegenheit ihren ersten öffentlichen Versuch machte. Sie sang Lieder von Mendelssohn und die Rose von Spohr, entfaltete dabei eine schöne, modulationsfähige Stimme und ein richtiges Gefühl in der Vortragsweise. Zum Anfang beider Abtheilungen wurden von der Hofkapelle die Ouverturen aus Oberon und Figaro executirt und somit bot diese Soirée eine höchst interessante Abwechselung ausgezeichneter Leistungen dar, für deren Genuß wir Hrn. Mehner, so wie allen geschätzten Mitwirkenden unsern besten Dank nachrufen.

Meßsehenswürdigkeiten.

(Vorläufige Notiz.)

Binnen wenigen Tagen werden wir das Vergnügen haben, die durch ihre acrobatischen Leistungen rühmlichst bekannte Künstlergesellschaft des Hrn. Rudolph Knie auch hier ihre Productionen aufführen zu sehen. Diese Gesellschaft befindet sich gegenwärtig in Mainz und gehört unstreitig zu den ausgezeichnetsten ihrer Art, wovon, wie die Mainzer Zeitung sagt, das Zuströmen des Publikums den besten Beweis gibt. Hr. Rudolph Knie verdient den guten Ruf, der ihm überall vorausgeht, denn seine Vorstellungen werden mit Glanz und Anstand gegeben. So viel wir vernehmen, wird auch hier in Frankfurt die innere Einrichtung seines Circus auf dem Paradeplatz sehr bequem und freundlich eingerichtet seyn, und die Gewandtheit und Sicherheit dieses Mannes auf dem gespannten Seile wird, wie man uns von Mainz meldet, jeden Zuschauer überraschen. Seine Garderobe ist reich und geschmackvoll, und der Komiker Franz Markl besitzt ein außerordentliches Genie, durch seinen Witz und kunstfertige Productionen allgemeines Aufsehen zu erregen. Auch der junge Mann Hermann Haulobeck und Leonore Knie sind auf dem Seile eine freundliche Erscheinung. Ueberhaupt ist die ganze Gesellschaft sehr achtungswerth und es steht mit Gewißheit zu erwarten, daß ihre Vorstellungen in Mainz während den letzten Tagen ihres Verweilens daselbst ihr einen eben so zahlreichen Zuspruch sichern werden, wie dies bisher der Fall war. Zweifelsohne wird [illegible] Knie und seiner wackern Gesellschaft ein eben so zahlreicher Zuspr[illegible] während der Messe über auch hier in Frankfurt zu Theil werden, weshalb wir uns vorbehalten, Näheres über die hier statthabenden Vorstellungen derselben zu melden.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 3. April. Robert der Teufel, große Oper in 5 Haupt- und einer Zwischenabth., Musik von Meyerbeer. (Gastrollen) Robert: Hr. Breiting, großh. hess. Hofopernsänger. Isabella: Fräulein Angelika Köhler, vom Theater in Riga. Mit aufgehobenem Abonnement.

Freitag, 5. April. (Zum Erstenmale): Moses, dramatisches Oratorium in 3 Abth., von Kilzer, Musik von Aloys Schmitt. — Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 96. Freitag, den 5. April 1844.

Graf Corfitz Uhlefeld
oder
Schicksale eines Verfolgten.

Von X. X.

(Fortsetzung.)

Uhlefeld, durch diese Beschuldigungen und Maßregeln auf's äußerste getrieben, suchte seine vor der Welt so hart angegriffene Ehre durch eine Schrift zu retten, die er mit dem gleichfalls landflüchtigen Doktor Sperling gemeinschaftlich verfaßte, in dänischer, deutscher und lateinischer Sprache zu Greifswalde drucken ließ, und in ganz Europa verbreitete. In dieser Ehrenrettung führte er gegen den König, den Reichsrath, die Senatoren nnd die ganze Regierung die heftigsten Beschwerden, beklagte sich, daß man ihn nicht nur durch die von dem Hofe aufgestiftete Dina habe in's Unglück bringen, sondern selbst durch gedungene Meuchelmörder verderben wollen, daß der König die Wahlkapitulation gebrochen, die Handwerker dem Adel gleich gesetzt, eine unumschränkte Regierung einzuführen sich bemühet, ihn als ein Mitglied des Reichsrathes gegen das Gesetz auf leeren Verdacht mit Haft belegt, ja gar des verstorbenen Königs Christians IV. Gnadenbrief, in welchem er, Corfitz Uhlefeld, für alle während der Regierung dieses Königs verrichteten öffentlichen Handlungen außer Verantwortung gesetzt sey, eigenmächtig vernichtet habe, um ihn zur Ablage einer Rechnung zu zwingen, die er gesetzlich nicht schuldig sey.

In ganz Europa erregte diese Schrift großes Aufsehen, bei den Feinden Uhlefelds in Dänemark unaussprechliche Erbitterung. Ein Gebot des Reichstages (vom 18. September 1652) befahl allen Dienern und Unterthanen der dänischen Krone die Ablieferung der erhaltenen Schriftstücke und deren Verbrennung durch den Nachrichter; ein Schreiben des dänischen Reichsrathes an den von Schweden verlangte die Ausweisung des straffälligen, staatsgefährlichen Mannes. Ein Brief des Königs an die Königin (vom 7. Oktober) beklagte sich darüber, daß man den Druck jener Schrift, die man eine Schandschrift nannte, in einer schwedischen Stadt erlaubt habe. Aber nach sechs Wochen antworteten der Reichstag und die Königin in Stockholm, daß man sich wundere, wie die Ehrenrettung des Grafen von so übler Seite betrachtet werde, und wie man, statt dieselbe zu widerlegen, die schwedische Krone überreden wolle, einen so großen Mann schutzlos zu machen. Noch heftiger wurde die Unterhandlung zwischen Kopenhagen und Stockholm über Uhlefeld, als man dorten in Erfahrung gebracht haben wollte, daß dieser durch den lotharingischen Gesandten in Schweden, Herrn von Ronsillot, den dänischen Adel zur Empörung gegen den König aufgereizt habe. Friederich III. sandte, als er dieses erfuhr, den Peter Juel und Magnus Hög als Gesandte nach Stockholm, um durch sie ein Bündniß mit Schweden zu unterhandeln; allein so groß war die Spannung zwischen ihm und der Königin, daß, als die Gesandten ihren ersten Vortrag bei Christinen hielten, diese ihnen keine Antwort gab, vor Allem fragte: „ob sie keinen Auftrag hätten, mit dem Grafen Uhlefeld zu unterhandeln?" und als sie antworteten, der König wolle dem Grafen, wenn er seine Ehrenrettung widerrufe und um Gnade bitte, in Rücksicht auf die Fürsprache der Königin verzeihen, — mit ungewöhnlicher Heftigkeit Unangenehmes entgegnete und die Unterhandlung abbrach.

Christine, welche damals schon mit dem Gedanken umging, die Regierung niederzulegen, kannte die Ansichten ihres Nachfolgers wegen Uhlefeld nicht hinlänglich, als daß sie diesen Mann bei ihrer Thronentsagung einem ungewissen Schicksale hätte überlassen sollen, und bemühte sich daher bald ernstlich, ihn mit seinem Könige auszusöhnen. Darum that sie (Anfangs 1654) dem Peter Juel den Vorschlag, der König solle den Grafen wieder in seine Güter und Würden einsetzen, auch ihm und seinen Kindern den Aufenthalt in Dänemark und Norwegen gestatten, wenn derselbe schriftlich in Ausdrücken, welche ihn nicht erniedrigen würden, seine Unterwürfigkeit ausgesprochen haben werde. In diesem Falle wolle sie den Grafen zwingen, Schweden zu verlassen und in einem entfernten Lande und in der Stadt zu wohnen, in welcher ihm der König seinen Wohnsitz anweisen wolle. Dieser Vorschlag wurde verworfen. Des Grafen Uebelthaten an dem Könige und an Dänemark seyen zu groß, ließ dieser antworten, als daß man ihm ohne vollständige Demüthigung Gnade angedeihen lassen könne. Namentlich habe man in seinen Verwaltungsrechnungen Spuren von Veruntreuung entdeckt, da er in denselben eine Ausgabe von 24,000 Thalern, als an König Karl II. von England gezahlt, aufführe, ein von diesem Monarchen unterzeichnetes Schreiben (vom 13. März 1654) aber versichere, daß der König diese Summe nie erhalten habe. — Durch diese Beschuldigung gegen ihren Günstling wurde die Königin

so sehr erbittert, daß sie dem dänischen Gesandten erklärte, Uhlefeld sey ein Ehrenmann, der zu solcher Niederträchtigkeit nicht fähig sey; König Karl dagegen, wie er durch sein eigenes Schreiben bewiesen, sey ein unzuverlässiger Herr, der keinen Glauben verdiene. Da aber König Friederich solch leeren Beschuldigungen Glauben schenke, so wolle sie ihn nie wieder um eine Gunst bitten, dagegen dem Grafen die erlittene Unbill versüßen und ihn in eine Lage versetzen, in welcher es ihn nie gereuen solle, ihre Großmuth angerufen zu haben.

Im Bewußtseyn seiner guten Sache, und überzeugt, daß seine Feinde in derselben gegen ihr besseres Wissen ihn absichtlich verläumdet hatten, verlangte Uhlefeld von der Königin Bemächtigung durch den dänischen Gesandten; versicherte Christinen, er wisse mit Zuverlässigkeit, daß seine in den Händen der dänischen Regierung befindlichen Papiere den Sachbestand anders enthalten, als man ihn angegeben, und bat die Königin, ihm zu dem Besitz dieser Papiere zu verhelfen, er wolle über das ihm aufgelastete Verbrechen des Betruges Rechenschaft geben. Christine, erstaunt über das Unerhörte der Sache, ging auf diesen Vorschlag ein, erklärte dem dänischen Gesandten P. Juel, daß sie, wenn sie aus den Urkunden des dänischen und englischen Hofes die Schuld des Uhlefeld ersehen haben werde, bereit sey, diesem in Gegenwart des Gesandten ihr Reich zu verbieten. — Ob vielleicht Juel den Inhalt der Urkunden nicht kannte, oder der Meinung war, die Königin werde sie nicht durchforschen oder durchforschen lassen, er übergab der Königin die Papiere, und diese überließ sie dem Grafen zur Abfassung seiner Rechtfertigung.

„Nur vor dem versammelten Reichstage und in Gegenwart des ganzen Hofes will ich sie geben!" erklärte Uhlefeld. Der Reichsrath wurde versammelt, und was von angesehenen Personen des Hofes bei demselben Zutritt haben konnte, erschien, um den Ausgang einer so merkwürdigen Sache zu sehen und zu hören. In diese Versammlung wurde der dänische Gesandte eingeführt, nachdem die Königin ihm zugesagt, sie werde Uhlefeld, wenn er sich nicht rechtfertigen könne, von dem Reichstage weg in die Verbannung senden. Kaum war Juel eingetreten, so wendete sich die Königin gegen den Grafen.

„Corfitz Uhlefeld, Ihr seyd von Eurem Könige durch dessen Gesandten, Peter Juel beschuldigt, 24,000 Thaler königlicher Gelder, die Ihr, als an des Königs Karls II. von England Majestät ausgezahlt, verrechnet habet, unterschlagen zu haben. Ich befehle Euch hiermit, daß Ihr Euch vor mir, dem Reichsrathe, so wie vor dem Gesandten Seiner dänischen Majestät Friederich III., von dieser Beschuldigung vollständig reiniget, oder von Stunde an mein Reich verlasset und meidet. Zugleich verbiete ich Euch, hier durch ein Wort die Ehrfurcht zu verletzen, die Ihr Eurem Könige und Herrn schuldig seyd."

Da trat Uhlefeld vor den Thron, neigte sich tief und sprach:

„Majestät! Ich übergebe hiermit den Brief des Königs Christians IV., weiland meines gnädigsten Herrn, durch welchen mir die Pflicht, von meinen Amtshandlungen unter seiner gesegneten Regierung Rechenschaft zu geben, durch ein königliches Wort erlassen ist. Ich bitte unterthänigst, daß Ihre Majestät befehlen wollen, die Urkunde vorzulesen."

Da erhob sich Peter Juel; ein dunkles Roth flammte über sein Angesicht; sein Auge blitzte eine seltsame Gluth; mit einem durchbohrenden Blick sah er die Königin an, und sprach mit mühsam unterdrücktem Zorne:

„Verzeihen Ihre königliche Gnaden, wenn ich im Namen meines königlichen Herrn gegen dieses Verfahren Einsprache thue. Ich habe die Urkunden Ihrer königlichen Hand anvertraut, und nicht erwartet, daß ein Anderer sie mißbrauche. Ich bitte daher, daß Ihre königliche Gnaden das Verlesen der Schrift verbieten, und die unverzügliche Rückgabe der Urkunden befehlen. Ich verwahre mich zugleich gegen die erlittene Behandlung, welche nicht die eines königlichen Abgesandten ist."

(Fortsetzung folgt.)

Macht der Einbildung.

Man schreibt der „Pannonia" aus Wien: Als vollkommen wahr kann ich Ihnen folgende Begebenheit verbürgen, die sich aus psychologischen und physiologischen Gründen als ganz natürlich erklären läßt, aber vielleicht doch Gelegenheit geben wird, daß bei einer oder der andern Ihrer Leserinnen der Aberglaube, welcher sich gewöhnlich scheu und in Furcht, verspottet zu werden, in einem Winkelchen ihres Herzens versteckt hält, nun sich ermuthigen wird, hervorzutreten und in die unheimlichen Worte auszubrechen: Man male den Teufel nicht an die Wand! Ein Mann in den besten Jahren, den niederen Ständen angehörend, war vor einigen Tagen hier eben im Gasthaus gewesen, wo er den Freuden der Tafel tüchtig zugesprochen hatte. Dies war übrigens von jeher seine Gewohnheit gewesen, so daß seine Gestalt allmälig seinem würdigen Ahnen Meister Falstaff zu ähneln begann, ein Umstand, dessen ich als die Katastrophe physiologisch erklärend erwähnen muß. Er ging hierauf mit einigen Freunden in ein Kaffeehaus. Unter diesen befand sich auch ein hiesiger Todtengräber. Die Gesellschaft nahm Kaffee und spielte dabei Domino. Zufällig wurde der Todtengräber stets Domino. Man began n schon hierüber zu scherzen, da rief der Todtengräber sich seine s Glücks rühmend: O Euch begrabe ich schon noch Alle! Dieser Ausdruck dürfte vielleicht einem Theile Ihres Leserkreises in dieser tropischen Bedeutung nicht ganz geläufig seyn. Er bedeutet wie viele ähnliche Phrasen (z. B. Euch bring ich noch Alle in den Sack u. s. w.): Euch besiege ich noch Alle, und ist namentlich in den untern Zirkeln sehr üblich. Der zufällige Umstand jedoch, daß ein Todtengräber es war, der sich dieses Ausdrucks bediente, machte auf die Gesellschaft und namentlich auf den dicken Vielesser einen grauenhaften Eindruck, der durch die geringe Bildung desselben begreiflich nur noch gesteigert wurde. Einer der Anwesenden rief nun von der tropischen Bedeutung des Ausrufes absehend dem Todtengräber zu: Nun, wenn du uns schon noch Alle begrabst, so fange wenigstens mit dem — an! indem er den Namen des dicken Gastronomen hinzusetzte, weil dieser der gesündeste und stärkste von Allen war, sie mithin noch geraume Zeit zu leben hätten, wenn dieser der Erste von ihnen wäre, welcher stürbe. Der fragliche Mann nahm sich aber diesen halb scherzhaft halb ernsthaft vorgebrachten Gedanken zu Herzen und entfernte sich bald schwermüthig. Nach einigen Stunden kommt die Nachricht seines Todes, der durch einen plötzlichen Schlagfluß herbeige-

führt worden war, welcher theils durch die aus der körperlichen Constitution des Unglücklichen entspringende Inclination zur Appoplexie, theils durch die aus Aberglauben plötzlich entstandene Irritation seines Gemüthes entstanden war.

Mannichfaltigkeiten.

In Berlin sind bekanntlich viele Droschkenbesitzer zusammengetreten, um das Miethfuhrwesen zu „reformiren." Wir lesen in der „Spener'schen Zeitung", daß die Zahl der Vereins- oder Prämiendroschken, wie sie auch nach der mit ihren Fahrmarken verbundenen kleinen Lotterie genannt werden, sich auf etwa 600 beläuft. In kurzem wird ein weiterer Schritt geschehen, um den Vereinsdroschken eine vollständigere Uebereinstimmung unter einander zu geben: die Kutscher werden nämlich Uniformen erhalten. Das von unserm genialen Hosemann entworfene Kostüme, bestehend aus einem Waffenrock mit Rabatten, schwarzen Plüschhosen, einer runden ledernen Mütze, welche helmartig mit Federn garnirt wird, und englischen Stulpstiefeln, ist bereits genehmigt worden und wird am 6. Mai zum ersten Mal auf allen Vereinsdroschken durch unsere Straßen fahren. Daneben ist auch den Vereinsdroschkenkutschern eine Art militärischer Einrichtung gegeben worden. Sie werden sämmtlich in Compagnien abgetheilt, die sich durch die Farben ihrer Rabatten und Federn an den Mützen (z. B. blau und gelb, weiß und roth) unterscheiden. Die Zahl der Compagnien beläuft sich bereits auf vierzehn. Einen höchst unterhaltenden Anblick wird die Hauptmusterung dieses neuen Droschkenregiments gewähren, wozu die Frühstunden des 5. Mai, auf dem Exercierplatze vor dem brandenburger Thore, bestimmt sind.

Am 15. v. M. ging der Bürger Jakob Gramm zu Leutershausen (bad. Amt Weinheim) in seinen Keller und hörte aus einer Ecke, in welcher Bretter aufgehäuft waren, ein seltenes mehrstimmiges Geschrei; bei näherer Untersuchung fand sich's, daß sieben völlig ausgewachsene Ratten in einem geschlossenen Winkel lagen, deren Schwänze der Art verflochten und verschlungen waren, daß sie sich unmöglich trennen konnten. Eines dieser Thiere entkam nur dadurch, daß es seinen Schwanz abriß und denselben in dem, durch alle gebildeten, gordischen Knoten zurückließ. Auf jeden Fall ist diese Brut Ratten ein sogenannter Rattenkönig, der in diesem elenden Zustande seine Nahrung von anderen Ratten erhielt, was ein Beispiel von Barmherzigkeit und gegenseitiger Liebe dieser Thiere ist. Ein Rattenkönig kann sich nicht von der Stelle bewegen, indem seine Glieder nach allen Richtungen ziehen und daher in dem Schwanzknoten einen zu starken Haltpunkt finden.

(Eine Schmugglergeschichte.) Man erzählt sich in Hamburg folgende ergötzliche Historie. Vor einigen Tagen wurde am Millerthor eine Frau mit zwei Pfund Fleisch angehalten, welches sie einzuschmuggeln beabsichtigte. Sie bat dringend um Rückgabe desselben und versprach dagegen, der Accise einen Gegendienst zu erweisen. Man gab ihr das Fleisch in der That zurück, und sie machte nun den Beamten die Anzeige, daß am Abend desselben Tages um acht Uhr eine Droschke, in der sich ein Mädchen befinden würde, mit zehn Hasen einpassiren werde. Um die erwähnte Zeit kam wirklich eine Droschke angefahren. Sie wurde angehalten, ein Dienstmädchen mit einem verschlossenen Korbe saß darin. Man forderte letztere auf, den Korb zu öffnen; sie behauptete aber, den Schlüssel nicht bei sich zu haben, und versprach, ihn aus dem Hause ihrer Herrschaft zu holen, kam aber nicht zurück. Jetzt hörte man aus dem Korbe das Wimmern eines Kindes. Derselbe wurde sofort geöffnet, und darin lag ein Kind, welches einen Zettel in der Hand hielt, worauf folgende Worte standen: „Ich heiße Elise, und mein Vater ist an der Accise."

Der schöne Gebrauch der sogenannten Stammbücher, welcher längere Zeit ganz abgekommen war, ist wieder zu Ansehen gelangt, und sogar Kinder von 6 bis 7 Jahren halten sich schon ein Stammbuch. Für Liebhaber derselben ist bei Tobias Löffler in Mannheim eine „Auswahl vorzüglicher Stammbuchaufsätze" erschienen. Wer nun dem Freund oder der Freundin ein kräftig Wörtlein ins Album einzeichnen will, der findet hier über 700 Kernsprüche von anerkannten Dichtern und Schriftstellern, aus denen er nur zu wählen und seinen verehrten Namen unterzusetzen hat. Heutigen Tages, wo man das Bequeme und Billige liebt, wird das genannte Büchlein, wenn auch nicht das Einzige und Beste seiner Art, seine Abnehmer finden. Es kostet nur 45 kr. und bietet viel Weisheit für wenig Geld.

Die v. Haber'sche Duellangelegenheit gehört zu den frappantesten Momenten der Tagesgeschichte und es hat sich daran die Erörterung wichtiger gesellschaftlicher Fragen geknüpft; sie ist Gegenstand parlamentarischer Debatten und eines von allen Ständen und Volksklassen getheilten regen Interesses geworden. Besonders hat das unter den Auspicien des öffentlich-mündlichen Rechtsverfahrens ergangene Urtheil der Strafkammer des großh. hess. Kreisgerichts zu Alzey am 8. und 9. März 1844 Sensation erweckt und die deßfallsigen Verhandlungen nebst dazu gehörigen Anlagen sind so eben bei Karl Jügel Sohn in Frankfurt a. M. in einer 72 Seiten gr. 8. starken Brochüre, welche wir anburch zur Anzeige bringen, erschienen.

Ein vortrefflicher Scherz über das Streben, das Alterthum wieder auf der Bühne zu erwecken, ist eine wenn auch vielleicht nicht wahre, doch jedenfalls gut erfundene Geschichte. Man erzählt nämlich, es sey der Generalintendanz der Schauspiele in Berlin von einem Rechtsgelehrten die Anzeige gemacht worden, er habe das Corpus juris dramatisch mit Chören bearbeitet. Ein berühmter Tonsetzer habe seine Mitwirkung zugesagt, und die große Schaar der unbesoldeten Auscultatoren, Referendaren und Assessoren haben sich zum Chor erbeten.

Korrespondenz.

Basel, im März.

Die hiesigen Theaterzustände sind die unerfreulichsten der Welt; es ist eine Nothwendigkeit, wenn Jemand als ehrlicher Zahler gelten will, daß er ein hübsches Kapital mitbringt, um es zuzusetzen. Hr. C. Schmidt, mehrjähriger Direktor hier, entsagte der Stellung vorigen Winter und Hr. Zoller übernahm sie, um vor etlichen Wochen zu falliren. Was Wunder auch, wenn man bedenkt, daß ein Lo-

genabonnement nicht gestattet ist, daß am Sonntage nicht gespielt werden darf, daß am Neujahrstage und 17 Tage aus Veranlassung des Weihnachtsfestes gefeiert werden muß und dreiwöchentliche Pause am Osterfeste einzutreten hat und daß eine Hausmiethe von 40 Schweizerfranken (à 40 Kreuzer) für den Abend bezahlt werden muß. Die Tageskosten sind von 160 bis 200 Schweizerfranken. Dazu treten die Pietisten dem Theater feindlich entgegen und hindern selbst Diejenigen, welche es mit ihrem Gewissen abmachen, das sündige Schauspiel zu besuchen; denn es sind vielleicht Verwandte jener Frommen, oder Handwerker, die von ihnen zu leben und sich nach ihren Brodherren zu richten haben. Daher kam es denn auch, daß unter sieben Direktoren nur Hr. Schmidt, weil er etwas zuzusetzen hatte, seine Verpflichtungen pünktlich einhalten konnte; wer es ihm jedoch dankt, sein Vermögen zugesetzt zu haben, wissen wir nicht. Da nun das Theater doch einmal eine Nothwendigkeit ist, so steht zu hoffen, daß nächsten Winter, entweder durch Abonnement, durch Sonntagsvorstellungen, durch Erlaß des Theaterpachtes oder des Stempels, der auch 6 Francs und für Halbbogengröße 12 Schweizer Francs den Abend kostet, eine Abhülfe geschieht, wenn es nicht gar nothwendig wird, einen namhaften Geldzuschuß zu bewilligen. Ferner dürfte die Wahrheit hervorleuchten, daß man sich zu bedenken hat, wem man die Direktion zu übergeben, um die Mitglieder vor der Armuth zu schützen, denn Hr. Zoller hat dieselben in solcher zurück gelassen. Die Folgen des bisherigen Prinzipes liegen vor Augen, hoffen wir von der Zukunft Besseres.

Mainz, 2. April.

Die öffentliche Rechnungsablage des hiesigen Karnevalvereins, die vor einigen Tagen erschienen ist, hat hier einen sehr guten Eindruck gemacht. Noch kein Comité der früheren Karnevalsgesellschaften hat in dieser Art Rechenschaft abgelegt, aber es hat auch kein früheres solche Resultate erlangt. Bei einer Gesammteinnahme von 7762 fl. eine Ersparniß von 1998 fl. zu machen, das kann man gut hausgehalten nennen. Nur eine einzige Lustbarkeit während des verflossenen Karnevals hat mehr gekostet als eingetragen, nämlich der Narrenball; die Einnahme betrug 636 fl. und die Ausgabe 649 fl. Das Theater brachte am Fastnachtssonntage 1403 fl. und der Narrenmarkt in der Fruchthalle 1225 fl. ein. Der Beschluß der Generalversammlung, 1000 fl. an die Central-Armenkommission abzuliefern und die übrigen 998 fl. 54 kr. als Kapitalstock zu Gunsten des künftigen Karnevalvereins anzulegen, sichert die Theilnahme des Publikums und die Fortdauer der Gesellschaft. — Gestern wurde zum Vortheile des hiesigen Schauspielers Hrn. v. Othegraven „Muttersegen, oder die neue Fanchon" aufgeführt. So vortheilhaft die Urtheile über dieses Stück von mehreren Seiten lauten, so fand es hier wenig Beifall; die Besetzung der Rollen mag viel Schuld daran gewesen seyn. — Heute Abend gehen schon acht unserer Chormitglieder von hier ab, um bei einer deutschen Theatergesellschaft in Marseille aufzutreten. Hr. Remie geht, wie man hört, den 15. Mai mit der Oper nach Brüssel, um dort einige Monate hindurch Vorstellungen zu geben. — Künftigen Sonntag findet hier eine musikalisch-deklamatorisch-plastische Abendunterhaltung (Konzert) im hiesigen Theater zum Vortheile des Hrn. Professor Ehlers statt, bei dem Alles mitwirkt, was wir Ausgezeichnetes besitzen, dabei auch eine junge Sängerin, die noch nie öffentlich gesungen hat und sehr schöne Anlagen haben soll, Dem. Marie Kreutzer, die jüngere Tochter des Componisten Conradin Kreutzer. Das Schillermonument in Stuttgart, in kolossaler Gestalt von Hrn. Orth nachgebildet, liefert eine dabei vorkommende interessante Unterhaltung.

Darmstadt, 27. März.

Unser Opernpersonal hat einen neuen Zuwachs erhalten durch das Engagement des Hrn. Breiting, der damit gewiß sehr zufrieden seyn kann. Dagegen werden wir, wie es heißt, Hrn. v. Westen, einen recht braven Sänger, für die neue Saison verlieren, da er, wie man hört, mit der Theaterdirektion wegen vortheilhafterer Contractsbedingungen nicht habe überein kommen können. Einige sehr kostbare Engagements für die Oper greifen allerdings so tief in die Fonds der Theater-Administration ein, daß davon zu Gunsten anderer verdienter Sänger, wie für Hrn. v. Westen, freilich nicht mehr viel zu erübrigen seyn dürfte. Von einer etwaigen Veränderung in dem Schauspielerpersonal weiß man vor der Hand nichts; nur so viel erfährt man vorläufig, daß der Contract des Hrn. Becker auf eine Reihe von Jahren verlängert worden ist, wozu wir dem Schauspiel und seinen urtheilsfähigen Verehrern nur Glück wünschen können. — Unsere bisherige erste Operntänzerin, Fräul. Luise Weiß, hat uns vor einigen Tagen verlassen und wird vorerst einige der größeren Bühnen in Norddeutschland besuchen. Ihr ausgezeichnetes Kunsttalent, welches zuerst in ihrem Vaterlande sich entwickelte und dann auf den ersten Bühnen Italiens und Frankreichs die höhere Ausbildung erhielt, dürfte auch anderwärts die verdiente Anerkennung finden. Von den Genien der Kunst und der Sittsamkeit begleitet, ist sie fast gewiß, an allen Orten, wo sie zu verweilen beabsichtigt, ein achtungsvolles und freundliches Entgegenkommen zu finden. Schade, daß ihr Auftreten auf der hiesigen Bühne nur dem im Mondscheine rasch vorübereilenden Elfentanze zu vergleichen war. — Hr. Eduard Beermann aus Osnabrück stellte am letzten Samstag Abend in dem Saale des Gasthofs zur Traube einen poetischen Schnellauf an, dem zwar viele Zuschauer beiwohnten, der aber, bei den Urtheilsfähigen wenigstens, nicht sehr befriedigt haben soll. Viel Reimgeklingel und triviale Ausdrücke, aber wenig Poesie, die wie Waizenkörner in einem Haufen Spreu verborgen war, will man gehört haben. Die Improvisation muß ihrer Natur und Bestimmung nach nothwendig in schale Bänkelsängerei ausarten, da es von dem menschlichen Geist in der That zu viel verlangen heißt, die Poesie aus den innersten Tiefen des Gemüths, einer zahlreichen Versammlung gegenüber, wie aus einem Heronsbrunnen plötzlich herauf zu pumpen. Die wahre Poesie verbirgt sich scheu in dem Musenhain und nimmt dort erst von dem beseelenden Hauche des Dichters Form und Gestalt an.

Frankfurt a. M., im April.

Mit der allmählig wieder erwachenden Vorliebe für körperliche Ausbildung darf man hoffen, daß neben der in dieser Beziehung auf dem umfassendsten Standpunkte stehenden Turnkunst auch der Tanz und das Fechten recht bald als kunstmäßige Uebungen ihre frühere Bedeutung wieder erlangen werden. Wie in solcher Weise die Tanzkunst gelehrt und betrieben werden müsse, darüber finden wir in Roller's trefflichem Werke über bildende Tanzkunst und körperliche Ausbildung den lang vermißten Unterricht. Eben so bemerkt man mit Freude, daß auch die Meister der Fechtkunst insbesondere auf den deutschen Hochschulen bemüht sind, neben der werkthätigen auch der kunstgerechten Waffenübung ihre volle Aufmerksamkeit zu schenken. Dabei begrüßen wir es als eine erfreuliche Erscheinung, daß die alte deutsche Kunst des Hiebfechtens immer mehr in Aufnahme kommt. Was hierin für unsere Gegend der Fechtmeister der Marburger Hochschule, Harms, seit 23 Jahren geleistet hat und mit jugendlicher Kraft noch immer leistet, ist bekannt. Seine ehemaligen Schüler, deren er in Frankfurt nicht wenige zählt, so wie die Freunde der edlen Waffenkunst überhaupt, werden es daher mit Vergnügen vernehmen, daß er für einige Wochen seinen Aufenthalt in unserer Mitte genommen hat, um in seiner edlen Kunst Unterricht zu ertheilen. Wie zu erwarten, hat dieses versuchsweise Unternehmen bei dem seine Stellung auch in dieser Beziehung richtig auffassenden Vorsteher der hiesigen Turnanstalt Aufmunterung und Unterstützung gefunden. Wir hoffen demnach, recht bald einen Kreis wackerer Schüler um unseren Harms versammelt zu sehen und freuen uns aufrichtig, daß seine treffliche Schule dadurch auch in Frankfurt eine größere Verbreitung erhalten wird.

Einige Freunde der körperlichen Ausbildung.

Theater-Anzeige.

Freitag, 5. April. (Zum Erstenmale): Moses, dramatisches Oratorium in 3 Abth., von Klinger, Musik von Aloys Schmitt. — Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 97. Samstag den 6. April 1844.

Graf Corfitz Uhlefeld
oder
Schicksale eines Verfolgten.

Von X. X.

(Fortsetzung.)

Die Königin antwortete auf die Rede des Gesandten nicht, sondern winkte ihrem Kanzler, daß er mit Verlesung der Schrift beginne. Dieses Verfahren setzte den Gesandten in einen Zustand, den man Wuth nennen konnte. Wie ein Verzweifelter sprang er auf und rannte nach der Thüre; die Reichsräthe aber, welche sich an der Demüthigung eines Ränkeschmiedes ergötzten, vertraten ihm überall den Weg, so daß er, nachdem er verschiedene Versuche gemacht hatte, zu entkommen, sich genöthigt sah, in der Versammlung zu bleiben. Mit unsäglichem Unwillen hörte er das Verlesen der Schrift, und suchte diesen dadurch auszudrücken, daß er ein Fenster öffnete und während des Lesens hinaussah. Aus des Kanzlers Hand nahm die Königin die Urkunde zurück und sprach:

„Habt Ihr, Peter Juel, gegen diese Schrift ein Einwenden?"

Bei diesen Worten vergaß der Gesandte alle Mäßigung, warf der Königin in's Angesicht vor, daß sie ihn hintergangen habe, brach sich, gegen die den Saal füllenden Reichsräthe mit den Händen kämpfend, mitten durch sie eine Bahn nach der Thüre, und sagte keuchend, als ihn an derselben der nachgeeilte Ceremonienmeister ereilte:

„Sagt Eurer Königin, daß ich ihren Hof nie wieder besuchen werde, wenn mir für meine Sicherheit und für ein anständiges Betragen gegen meinen Herrn keine andere Bürgschaft gegeben wird, als ihr königliches Wort."

Dieser seltsame Auftritt unterbrach die Verhandlung in dem Reichsrathe nur wenig; denn sobald der Gesandte entflohen und die nöthige Stille in dem Saale wieder eingetreten war, nahm Uhlefeld auf's neue das Wort, erklärte, daß er auf des Königs Befehl 24,000 Thaler an den britischen General Montroze gezahlt, und diesem außerdem noch für 6000 Thaler Kanonen, Gewehre und Schießbedarf überliefert habe; legte die Empfangscheine des Generals vor, und that unwiderleglich dar, daß er nicht nur in dem Allen nicht des Königs Schuldner sey, sondern daß er jene 6000 Thaler seinem Herrn vorgeschossen und noch jetzt zu fordern habe *). Mit triumphirender Miene schloß er seinen Vortrag; seine Freunde standen mit freudestrahlenden Gesichtern, der Reichskanzler schüttelte jedoch bedenklich das Haupt, die Königin aber sprach, zu den Reichsräthen gewendet:

„Es war mein Wille, daß es also kommen sollte. Graf Corfitz Uhlefeld ist von seinen Feinden öffentlich verläumdet worden; öffentlich sollte ihm Genugthuung werden. Darum habe ich diese Versammlung berufen, damit die Stände des Reiches sehen möchten, daß Graf Uhlefeld unschuldig ist, und daß ich ihm nur Schutz gegeben habe als einem ungerechter Weise Verfolgten."

Wenige Tage nach diesem Vorfalle entsagte Christine öffentlich der schwedischen Krone, und übergab sie dem Pfalzgrafen Karl Gustav. Dieser übersah die Dienste nicht, welche der Graf durch kluge Rathschläge der schwedischen Krone geleistet hatte, ernannte ihn zu seinem geheimen Rathe, verwendete sich, um ihm die eingezogenen Güter wieder zu verschaffen, an den Köng von Dänemark, wiewohl ohne Erfolg, und schenkte ihm in dem Kriege, welchen er bald nach seinem Regierungsantritt mit Friederich III. führte, so großes Vertrauen, daß er ihn mit dem Reichsrathe Stern Bielke als Friedensunterhändler nach Flensburg und dann nach Wardingberg schickte. Hier setzte Corfitz Uhlefeld die dänischen Gesandten zuerst durch sein Erscheinen, und, als sie mit ihrer Einsprache nichts ausrichteten, durch seine übermäßigen Forderungen in Unruhe. Doch wie sehr auch der König Friederich gegen die Friedensbedingungen seines ehemaligen Dieners ankämpfte, er sah sich endlich genöthigt, dieselben anzunehmen. So wurde in dem Frieden zu Röskilde (26. Februar 1658) festgesetzt, daß dem Grafen Corfitz Uhlefeld und dessen Vetter Ebbe Uhlefeld alle von der Krone Dänemark eingezogenen Erb- und bewegliche Güter vor dem 2. April 1658 sollten zurückgegeben, jenem die Lehen Herzdorf, Munklef und Kloster St. Johann in Norwegen verliehen und Genugthuung für die erlittene Beschimpfung zu Theil werden solle. Für diese letzten erhielt er eine Verschreibung von 64,000 Thalern, und nicht nur an dem Könige nahm er auf diese Weise Genug-

*) Etwa ein Jahr später (11. Nov. 1655) zeigte der König von England dem Könige von Dänemark an, daß Montroze ihm den Empfang des Darlehens nicht habe melden können, weil er gleich darauf in einem Treffen geblieben sey.

thuung, er nahm sie im Stillen und öffentlich an seinen übrigen Gegnern. Der verhaßteste von Allen war ihm der Reichsrath Georg von Seefeld, welcher mehr denn 200,000 Thaler zur Anlegung einer herrlichen Büchersammlung verwendet, und dieselbe auf 26,000 Bände der werthvollsten Schriften gebracht hatte. Diese zu Ringstädt stehende Bibliothek ließ sich Corfitz Uhlefeld von dem schwedischen Könige während des Krieges schenken, überließ den schwedischen Kanonieren für 1200 Thaler Pergamente zu Patronen, und ließ das Uebrige auf fünf seiner in Schweden gelegenen Güter bringen, damit von der Sammlung in Ringstädt nur der Name übrig blieb. Der alte Seefeld härmte sich über den erlittenen Verlust so sehr, daß er bald darauf starb.

III.

Wie Corfitz Uhlefeld von seinen Freunden betrogen und von seinen Feinden begnadigt wird.

Zur Belohnung für seine in dem Kriege gegen Dänemark und in den Unterhandlungen mit diesem Reiche geleisteten Dienste erhielt Corfitz Uhlefeld die Statthalterschaft in Schonen. Man sagt, es habe ihm diese Belohnung nicht genüget, und er habe mit dieser Zeit angefangen, seinen neuen Herrn eben so sehr zu hassen, als seinen alten, und jenem eben so sehr zu schaden sich bemühet, als diesem. Wir werden es uns aber hier angelegen seyn lassen, nicht die Verläumdungen seiner Verfolger nachzusprechen, sondern diese dunkle Geschichte so darzustellen, wie sie dem vorurtheilsfreien Blicke erscheinet.

Es war zu Ende des Jahres 1658, als der Krieg zwischen Dänemark und Schweden wieder ausbrach, und daß die Dänen plötzlich die Stadt Malmö, wiewohl vergebens, angriffen. Einen solchen Anschlag hatte man nicht erwartet; es wurden mehrere Bürger der Stadt, auf welche der Verdacht der Treulosigkeit fiel, eingezogen, und selbst den Statthalter Corfitz Uhlefeld traf dasselbe Loos. Schon saß derselbe einige Zeit in Haft, als die Sage ging, in dem Walde zu Homlebeck, im Amte Kronenburg, habe ein Jäger gesehen, wie ein Fuchs unter einem Baume etwas Glänzendes herausgegraben, und als das Thier entflohen sey, eine Büchse gefunden, in welcher mehrere Briefe von Bürgern aus Malmö und selbst einer von Corfitz Uhlefeld an die Dänen verborgen gewesen seyen. Viele schenkten dieser Sache Glauben, zumal da Uhlefeld verhaftet war; die Besserunterrichteten aber hielten die Nachricht für eine Erdichtung, welche zur Beschönigung der Gefangennehmung des Grafen erfunden worden sey. Die Verhaftung erschütterte indessen den Grafen so sehr, daß er in eine schwere Krankheit verfiel, welche ihm in Folge des gehabten Schreckens oder Verdrusses, wie man sagt, für einige Zeit die Sprache beraubte. Seine Gegner behaupteten jedoch, diese Unfähigkeit zu sprechen sey Verstellung, damit er nicht in die Lage kommen möge, seine Schuld zu bekennen. So viel ist gewiß, daß er den von dem Könige bestellten Untersuchungs-Kommissarien Johann Gyldenstierna und Gustav Soop keine der an ihn gestellten Fragen beantwortet hat. Es scheint dieses Schweigen eher aus dem Bewußtseyn seiner Unschuld hervorgegangen zu seyn, als aus dem Gefühle seiner Schuld; denn trotz der Mähr von der gefundenen Büchse, konnte man ihm nichts Urkundliches aufweisen, und auch keine redenden Zeugen stellen. Dagegen hatte er einen beredten Anwalt an seiner Gemahlin; sie vertheidigte ihn vor der Königin mit solcher Wärme, und erwies seine Unschuld mit solcher Kraft, daß er nicht nur von dem Reichsrathe und der Königin *) für unschuldig erklärt, sondern auch in den Kopenhagener Friedensschluß eingeschlossen wurde, „es sollten ihm, wenn er in der Untersuchung unschuldig erfunden würde, seine Güter in Dänemark unverzüglich zurückgegeben werden." Diese Bedingung ging der dänische Hof zwar ein, aber ihm, den man nicht mit Unrecht in dem Verdachte hat, den Verrath von Malmö dem Grafen aufgebürdet zu haben, war es eine besondere Sorge, daß jene Bedingung nicht erfüllt werden möchte.

(Fortsetzung folgt.)

*) König Karl Gustav war am 24. Febr. 1660 gestorben.

Ein Blick auf die Geschichte von Irland.

Nächst den Vorgängen in Griechenland und Spanien sind es die Angelegenheiten Irlands, welche seit längerer Zeit das Interesse der gebildeten Lesewelt fesseln. Besonders war es das Verbot der Repeal-Versammlungen, sowie auch hauptsächlich O'Connell's angedrohte Verhaftung und Anklage, welche erwartungsvoll die Blicke Europa's auf sich zogen. Was O'Connell seit einer Reihe von Jahren für das irländische Volk gethan, um ihm eine größere Unabhängigkeit von England zu sichern, ist bekannt. Eben so sind die Bestrebungen dieses Mannes, die zwischen England und Irland bestehende Union (Vereinigung) aufzuheben, die eigenthümlichen Interessen des Landes mehr anzuregen und zu fördern, Irland eine zeitgemäße, seinen Verhältnissen und geistigen Fortschritten angemessene Verfassung zu erwirken und seine Rechte durch ein eigenes Parlament vertreten zu sehen, kein Geheimniß geblieben. Man wird die riesige Aufgabe nicht verkennen, die sich O'Connell gestellt hat, und es verdient um so größere Verwunderung, da er das Ziel seiner Wünsche ohne stürmische Auftritte, mit Ruhe und Würde und der ihm eigenen Beharrlichkeit zu erreichen gedenkt. Er ist dem vorgesteckten Ziele schon um Vieles näher gekommen, ob er es aber völlig erreichen wird, hängt noch von mancherlei Umständen und von der nächsten Zukunft ab.

Werfen wir einen Blick auf die Geschichte Irlands, so finden wir, daß dieses Land fast immer der Schauplatz blutiger Kämpfe gewesen ist, die theils durch verkehrte Verwaltungsmaßregeln, theils durch übertriebene Anmaßungen von Seiten Englands herbeigeführt wurden. Bei einem Flächenraum von 32,201 engl. Quadratmeilen, zählt Irland gegen acht Millionen Einwohner, von denen drei Viertheile der katholischen Kirche angehören. Die Bewohner sind größtentheils arm und können sich in Folge der bestehenden Einrichtungen nur selten Eigenthum erwerben, weil das Besitzrecht fast allen Landeigenthumes auf Schenkungen früherer Zeiten beruht. Der größte Theil des ertragsfähigen Landes befindet sich in den Händen der zahlreichen Geistlichen und reicher Gutsbesitzer, die ihre Wirthschaften verpachtet haben und im Auslande leben.

Noch im elften Jahrhundert stand die Insel unter mehreren unabhängigen Fürsten, unter denen zuweilen ein Uebermächtiger den Königsnamen führte und irischer Oberkönig genannt wurde. Die erste Eroberung und Besitznahme der In-

sel erfolgte unter Heinrich II. 1171. Dieser hielt sich für den Herrn alles Grundeigenthums, benutzte den rohen Zustand, in welchem damals das irische Volk sich befand und verlieh seitdem ansehnliche Gebiete im südlichen und westlichen Theile der Insel an mehrere englische Ritter. Von dieser Zeit an wurden die fremden Eindringlinge bei den Eingeborenen der Gegenstand eines tiefen Hasses, der nach und nach in wüthende Rachsucht überging und öfters Gelegenheit zu blutigen Händeln gab.

Jahrhunderte lang herrschte nun unter diesen beiden Völkerschaften fortwährend Haß und Zwietracht, die durch die Raubsucht der englischen Ansiedler immer neue Nahrung erhielt. Mittlerweile hatte Robert Bruce Schottlands Unabhängigkeit gerettet und das bedrängte irische Volk bat auch ihn um seinen Schutz. Da sandte dieser 1315 seinen Bruder Eduard mit einer großen Heeresmacht dahin, welcher von den Iren mit Freuden empfangen und zum König gekrönt wurde. Allein schon im dritten Jahre seiner Herrschaft fiel er in einer Schlacht. Das Land war verheert und befand sich in einem schreckenvollen Zustande, der durch eine allgemeine Gesetzlosigkeit noch um Vieles vermehrt wurde. Raubsüchtige Engländer gaben nun häufig ihre heimischen Rechte und Einrichtungen auf und nahmen die Sitten der Eingebornen an, weil nach irischen Rechtsgewohnheiten Raub und Mord mit einer Geldstrafe abgebüßt werden konnten. Um dies, sowie jede andere Annäherung an das irische Volk zu verhindern, erschien 1367 von England aus ein Gesetz (das Statut von Kilkenny); dasselbe erklärte die Iren für Feinde, verbot die Heirathen zwischen beiden Völkern, sowie die Annahme der Tracht, der Sprache, der Sitten und Gesetze der Iren, was die letztern nur noch mehr erbitterte. Nach der Thronbesteigung Heinrich VII. erhielt die Verfassung des Landes durch ein Gesetz vom Jahre 1495 eine andere Grundlage, die zum Theil drei Jahrhunderte fortgedauert hat. Irland erhielt dadurch sein eigenes Parlament, in welchem aber blos Ansiedler von englischer Abstammung Sitz und Stimme hatten. Auch durfte sich dasselbe nur erst dann versammeln, wenn zuvor dem Statthalter die Ursachen der Berufung bekannt gemacht und die zu verhandelnden Gegenstände dem König vorgelegt worden waren. Dadurch maßte sich England die unbeschränkte Gewalt über Gesetzgebung, Leben und Eigenthum an. Die Stämme der Urbewohner versanken in Dumpfheit, man versagte ihnen den Schutz der Gesetze, sie wurden verjagt, unterdrückt und ihrer ursprünglichen Rechte an den heimathlichen Boden für verlustig erklärt.

Unter diesen beklagenswerthen Umständen verflossen sechs Decennien, als die Flamme der alten Zwistigkeiten durch Heinrich VIII., welcher mittlerweile zur Regierung gelangt war, mehr als je, von neuem angefacht wurde. Dieser Fürst richtete sein Augenmerk besonders auf die religiösen Zustände Irlands und beschloß, die kirchlichen Einrichtungen, wie er sie in England gegründet hatte, auch auf diese Nachbarinsel auszudehnen, ohne zu wissen, ob das Volk, das damals in Rücksicht auf geistige Bildung noch sehr tief stand, zu einer solchen Umwandlung auch fähig sey. Man leistete heftigen Widerstand, indeß wurde die Reformation mit Waffengewalt durchgeführt. Der Haß gegen das englische Regentenhaus ward dadurch außerordentlich gesteigert und durch die Jesuiten, die sich seit 1541 in Irland angesiedelt hatten, beständig genährt. Kaum hatte jedoch das neue Kirchenwesen auf dem ungünstigen Boden nur schwache Wurzeln getrieben, so fing man unter der Regierung Maria's an, es nach und nach wieder auszurotten, und als endlich Elisabeth 1558 den Thron bestieg, nöthigte sie eine feindselige Erklärung des Papstes, die unter ihren Vorgängern aufgehobenen kirchlichen Verordnungen in Irland wieder einzuführen, was abermals einen langen hartnäckigen Kampf zur Folge hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Nur allein in New-York kamen im Laufe des verflossenen Jahres 156 Schiffe mit deutschen Einwanderern an, nämlich:

56	Schiffe mit	6390	Passagieren	von	Havre.
26	„ „	2556	„	„	Antwerpen.
15	„ „	1336	„	„	Rotterdam.
31	„ „	2578	„	„	Bremen.
23	„ „	2222	„	„	Hamburg.
5	„ „	506	„	„	Stettin.
156	Schiffe mit	15588	Passagieren.		

In Nro. 93 der Didaskalia findet sich das Urtheil über die Hydriatrik, durch welches sich die französische Academie der Medizin im Jahre 1840 blamirte. Welche Fortschritte die Wasserheilkunde trotz dieses Verdicts der ersten Behörde in Frankreich machte, ist aus dem Januarhefte des von Dr. Schmitz und Dr. Küster redigirten Archiv's für Wasserheilkunde zu ersehen.

Sehr wichtig und interessant ist die neue Entdeckung des Professors Mateucci, welche Dumas in der Akademie der Wissenschaften zu Paris bekannt gemacht hat, daß man von lebendigen Thieren galvanische Säulen construiren kann. Er hat deren mit Tauben und Fröschen errichtet. Die Säulen von warmblütigen Tauben waren aber viel wirksamer, als solche von Fröschen. Den Thieren wurden die Schnäbel auf den Körper befestigt, nachdem an jenen die Muskeln von der Haut entblößt waren, und so wurde der blutige Schnabel der einen Taube auf den einer andern gelegt. Mateucci gestaltete eine wirksame galvanische Säule von fünf Tauben. Die electrische Strömung nahm aber sehr rasch ab. Das gerinnende Blut auf den Berührungsflächen ist eine der Ursachen dieser schnellen Abnahme der Wirksamkeit, denn wenn das geronnene Blut weggenommen wird, so erhebt sich die Wirksamkeit von neuem. — Die Entdeckung hat nicht allein physikalische Bedeutung, sondern sie kann auch für die Physiologie, bei der Erklärung des thierischen Lebens, belangvoll werden.

Ueber einen in Frankfurt a. M. zu begründenden Volks-Leseverein.

Es bedarf keiner langen Einleitung, wenn wir das Bedürfniß von Volks-Lesevereinen anzuregen beabsichtigen; denn in vielen Tagesblättern und gemeinnützigen Schriften ist es bereits ausführlich erörtert und beleuchtet worden. Viele in den letzteren Jahren entstandenen Dorfbibliotheken und Volks-Lesevereine stehen in bester

Wirksamkeit und finden von Seiten humaner Freunde der Aufklärung, so wie auch Seitens der Behörden kräftige Unterstützung. Man hat sich über den Nutzen solcher Institute verständigt, ohne aber den möglichen Nachtheil, der durch Mißbrauch entstehen könnte, zu übersehen. Die untern Volksklassen sollen nicht überbildet, nicht ihrer Sphäre entrückt werden, doch kann es ihnen nur heilsam seyn, wenn sie mitunter nach gethanener Arbeit oder an Sonn- und Feiertagen ein freies Stündchen mit Lesung solcher Bücher ausfüllen, welche ihre Denkkraft schärfen, ihr Herz veredeln und sie in den Besitz mancher nützlichen Kenntniß gelangen lassen. Diese Art und Weise des Lesens soll das in der Schule Erlernte befestigen und erweitern, oder für einen vernachlässigten Schulunterricht Ersatz bieten. Von solchen Prinzipien ausgehend, haben auch in Frankfurt a. M. mehrere Volksfreunde zu dem angedeuteten Zwecke sich unlängst vereinigt. — Am 9. Dec. v. J. fand in dem freundlich bewilligten Local der polytechnischen Gesellschaft die erste berathende Versammlung hiesiger Volksfreunde statt und in derselben wurde beschlossen, genannter Gesellschaft die Anfrage zu stellen, ob sie wohl geneigt seyn dürfte, einen zu begründenden Volks-Leseverein unter ihren Schutz zu nehmen und denselben, wenn auch nicht als ihr eigenes, doch als ein ihr anvertrautes und liebes Pflegkind zu betrachten. Als Vermittler in dieser Angelegenheit wurden die Herren de Neufville-Humser, A. Ravenstein und W. Wagner durch Stimmenmehrheit erwählt und sie unterließen nicht, bei dem verehrlichen Vorstand der polytechnischen Gesellschaft einen deßfallsigen schriftlichen Antrag, unter Beifügung eines unmaßgeblichen Statutenentwurfs, einzureichen. Am 30. März d. J. fand nun im obengenannten Locale eine zweite Versammlung von Freunden der Volksbildung statt; sie wurde durch Hrn. Ravenstein mit einem Berichte über den bisherigen Gang der obschwebenden Angelegenheit eröffnet, worauf die Mittheilung folgte, daß die polytechnische Gesellschaft den an sie gelangten Antrag und das ihr dadurch geschenkte Vertrauen zwar gebührend gewürdigt habe, jedoch auf dessen Annahme vorläufig und aus mehreren Gründen nicht eingehen könne, als welche namentlich der Mangel an den nöthigen Räumlichkeiten und manche die Wirksamkeit der polytechnischen Gesellschaft in vielseitigen Anspruch nehmende Verwaltungsarbeit bezeichnet waren. Hieran knüpfte Hr. de Neufville-Humser eine Berichterstattung über die verschiedenen Ansichten, die in der Sitzung des engern Ausschusses gedachter Gesellschaft, welche in Bezug auf diesseitigen Antrag stattgefunden und welcher er beigewohnt habe, hervorgetreten seyen; er glaubte sich mit Bezug hierauf nicht für ein sofortiges selbstständiges Auftreten der noch wenig zahlreichen und noch wenig finanzielle Mittel besitzenden Freunde eines zu begründenden Volks-Lesevereins entscheiden zu können. Nach einer hierauf erfolgten lebhaften Besprechung ergaben sich zwei Anträge, der erste von Seiten des Hrn. Dr. Thomas, dahingehend, vorerst von definitiven Schritten zu weiterer Constituirung abzustehen und sich nur darauf zu beschränken, der Sache durch die Wahl zweier Vertreter einen provisorischen Mittelpunkt zu geben; der zweite, Seitens des Hrn. Ravenstein, dahingehend, sofort zur Wahl einer Commission für den Entwurf eines Gesellschafts-Statutes zu schreiten. Der erste Antrag erhielt die Stimmenmehrheit und wurde demnach angenommen, worauf die Herren A. Ravenstein und Dr. Habermann zu Vertretern des vorläufigen Provisoriums erwählt wurden und Hr. W. Wagner seine publicistische Wirksamkeit zusagte, so wie auch sämmtliche Anwesenden sich bereit erklärten, in ihrem Kreise für Verbreitung der gefaßten Idee thätig zu seyn. Nachdem Hr. Dr. Habermann die auf ihn gefallene Wahl abgelehnt hatte, verblieb die Verwaltung und der weitere Betrieb der obschwebenden Angelegenheit vorläufig und bis zur nächsten Versammlung in den Händen des Hrn. Ravenstein.

Dies ist in gedrängter Kürze der Verlauf und der gegenwärtige Stand einer Angelegenheit, welche gewiß der besten Beachtung würdig ist und auch nicht verfehlen wird, über kurz oder lang zu dem gewünschten Ziele zu führen.

„Alles Menschliche muß erst werden und wachsen und reifen,
Und von Gestalt zu Gestalt führt es die bildende Zeit."

Der Anfang ist gemacht und der Grundstein gelegt; eine, wenn auch noch kleine Zahl von geachteten Männern hat sich zur Weiterführung der angeregten Idee verbunden und durch Unterzeichnung von Geldbeiträgen vereinigt; ebenso steht ein später näher zu bezeichnender Zuwachs von Geld und Büchern, die bereits zu einem ähnlichen Zwecke vorliegen, in Aussicht. Möge die gute Aussaat gedeihen und einem erfreulichen Resultate entgegen reifen! W.

Korrespondenz.

Wiesbaden, 31. März.

Mitten unter den vielfachen Festlichkeiten, welche die Heimführung unserer nunmehrigen Frau Herzogin dahier hervorgerufen hat, und wozu nicht blos aus dem Lande selbst, sondern auch aus der Umgegend eine große Menge Theilnehmender herbeiströmte, sind wir durch die Erscheinung eines längeren, gedruckten poetischen Productes in doppelter Sprache überrascht worden, überrascht, weil es aus einem Orte kam, woher wir es am wenigsten vermuthen durften, aus — Idstein. Es ist dies eine „lateinische Fest-Ode zur Begrüßung Ihrer Kaiserlichen Hoheit der durchl. Frau Elisabeth, Herzogin von Nassau, nebst deutscher Uebersetzung im Versmaße des Originals." Der Verfasser des lateinischen Originals ist der Hr. Oberschulrath Dr. Friedemann, Direktor des herzogl. Central-Staats-Archives zu Idstein, der deutsche Uebersetzer dessen Sohn Theodor, Stud. der Philologie. Seitdem im J. 1818 das dortige Gymnasium aufgelös't und theilweise nach Weilburg verlegt wurde, mag wohl in dem leerstehenden Augusteum und sonst auf dem einsamen Felsen des alten Eticho keine Saite der lateinischen Lyra angeschlagen worden seyn. Die Ode selbst, welche mehr als fünfzig vierzeilige lyrische Strophen enthält und in gehöriger Abrundung mit Amt und Person des Dichters, wie mit einem Rahmen, beginnt und schließt, muß den Kennern des classischen Alterthums, denen der Verf. ja ohnedieß schon längst näher bekannt ist, auch als lateinischer Stylist, zur speciellen Würdigung überlassen werden. Die Uebersetzung ist in einzelnen Stellen etwas frei, vielleicht um das Antike in moderner Form genießbarer für ein größeres Publikum zu machen, das an die hohe Einfachheit Horazischer Diction nicht gewöhnt ist. Je mehr solche Erzeugnisse im vorübergehenden Strudel der Zeit übersehen zu werden pflegen, um so eher glaubte Referent, auf das vorstehende, das in jedem Falle weitere Beachtung verdient, aufmerksam machen zu dürfen. Es ist durch die Buchhandlung von Beyerle und Fischer zu Wiesbaden zu haben.

Auflösung der Charade in Nro. 93.

Faustrecht.

Theater-Anzeige.

Freitag, 5. April. (Zum Erstenmale): Moses, dramatisches Oratorium in 3 Abth., von Kilzer, Musik von Aloys Schmitt. — Mit aufgehobenem Abonnement.

Sonntag, 7. April. Große dramatisch-musikalische, chronologisch geordnete Academie in 3 Abtheilungen, in welcher Bruchstücke aus den Perioden der Oper von Gluck's Zeiten bis auf die unsrige zur Aufführung gebracht werden. (Wiederholung der am 15. März im Saale des Weidenbusches gegebenen Academie. Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. F. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 98. Sonntag, den 7. April 1844.

Frühlings Einzug.

Von

Ludwig Hub.

Herbei, herbei zum Einzugsfest!
Die Feierkleider an!
Schon meldet ein Courier, der West,
Des milden Herrschers Nah'n.

Im Wappen eine Nachtigall,
Umkränzt vom Blüthenzweig,
So zieht, begrüßt vom Jubelschall
Der Wesen, er in's Reich.

Er zieht durch Ehrenpforten ein,
Aus jungem Laub erbaut,
Vergoldet von dem Sonnenschein,
Umwogt von frohem Laut.

Es bringet seiner Kammerherr'n
Geflügelt-bunte Schaar,
Schmückt sie auch gleich kein Kreuz und Stern,
Ihm Huldigungen dar.

Die Knospenkinder insgesammt,
Die ihn ersehnt so lang,
Verwalten jetzt ihr altes Amt
Beim festlichen Empfang.

Und nicht, wie Herrscher sonst wohl sind
Beim Einzug stolz und kalt,
Nein, nein, durch Freundlichkeit gewinnt
Der Frühling Jung und Alt.

Für Jeden hat er einen Gruß,
Sey reich er oder arm,
Und da, wohin er setzt den Fuß,
Flieht Kümmerniß und Harm.

Ja, unter seinem Zauberstab
Sieht Eden man erblüh'n
Und selbst auf frisch geschloss'nem Grab
Sproßt froher Hoffnung Grün.

Drum kommt, ihm, der zurückgekehrt,
Entgegen jetzt zu geh'n!
Kommt nur! Heut' ist's der Mühe werth,
Den Einzug anzuseh'n.

Glaubt nicht, daß ihr vergeblich harrt,
Wie sonst wohl schon geschah,
Er ist mit seiner Gegenwart
Beim ersten Schritt euch nah'!

Nicht wie ein Blitz vorüber fährt
Der milde Herrscher Lenz,
Nein, auch dem Bettler selbst gewährt
Er gütig Audienz.

Und wer da frische Lebenslust
Aus seinem Anblick sog,
Der ruft gewiß aus voller Brust:
Der Frühling lebe hoch!

Graf Corfitz Uhlefeld
oder
Schicksale eines Verfolgten.

Von X. X.

(Fortsetzung.)

Kaum war die genannte Bedingung angenommen, so erschien in Stockholm der Schwager des Grafen, Hannibal Sehested, als dänischer Gesandter, um öffentlich an des Verhafteten Befreiung, heimlich an dessen Verdammung zu arbeiten. Ungeachtet aller angewandten Mühe konnte er die letztere nicht erwirken; er sann daher, als die Königin und der Reichsrath jenen frei sprachen, auf eine Bosheit, welche nur ein abgefeimter Niederträchtiger ersinnen und ausführen konnte. Durch den Grafen Peter Brahe erwirkte er sich von der Königin die Erlaubniß, seinem verhafteten Schwager die Nachricht der Befreiung überbringen zu dürfen, damit er durch diesen Dienst Veranlassung finden möge, sich mit demselben zu versöhnen, eilte, als er die Erlaubniß erhalten hatte, geraden Weges nach Kopenhagen, und ließ dem Gefangenen durch den englischen Gesandten Sidney heimlicher Weise sagen, er könne

nicht gerettet werden, und möge, wolle er sein Leben erhalten, fliehen. Uhlefeld zog sogleich, da er den Wankelmuth des Glückes und die Bosheit der Menschen sattsam erfahren hatte, einen Diener auf seine Seite, um mit dessen Hülfe zu entkommen. An einem Abende hörte man in dem Pferdestalle des Grafen ein ungewöhnliches Getöse, welches mit jedem Augenblicke zunahm und so arg wurde, daß die Wache das Thor verließ und nach dem Stalle eilte. Man fand daselbst die Pferde losgebunden und wie rasend durch einander springen. Während man nun beschäftiget war, die unbändigen Thiere zu beruhigen und anzubinden, schlich aus dem Schlosse ein Mann in dem Gewande eines Geistlichen, eilte dem Hafen zu, bestieg ein bereit stehendes Fahrzeug, und eilte auf diesem davon. Der Flüchtling war Corfitz Uhlefeld, dessen Gemahlin das Fahrzeug segelfertig gehalten hatte. Beide steuerten nach Lübeck zu; ein Sturm aber, welcher sie überfiel, verschlug sie nach Seeland. Im Vertrauen auf die in den Friedensschlüssen von Röskild und Kopenhagen ihm versprochene Sicherheit, stieg der Flüchtige hier an's Land und begab sich nach Kopenhagen. Allein bald mußte er sich überzeugen, daß ein Versprechen nicht immer darum gegeben wird, damit es gehalten werde. Kaum hatte der König von der Ankunft des Grafen in der Hauptstadt Kunde, so sandte er die Obersten Detloff Ranzau und Magnus Kruse mit zwei Schwadronen Reiter und zwei Kompagnien Fußgänger sammt einer Kutsche ab, um ihn verhaften zu lassen. Das Kriegsvolk besetzte die Wohnung des Grafen, die beiden Obersten drangen in dieselbe ein, forderten Uhlefeld und dessen Gemahlin auf, ihnen auf der Stelle zu folgen, führten sie an die Kutsche und geboten ihnen einzusteigen. Den Rücksitz nahm die Gräfin, den vorderen der Graf, die Plätze an den Schlägen die beiden Obersten ein, und fort ging es nach Rosenberg.

Nur wenige Tage saßen die Gefangenen hier, so erschien Befehl, sie nach Bornholm zu bringen. Unter gleicher starker Bedeckung und von denselben Offizieren begleitet, fuhren sie bis zur Zollbude; hier bestiegen sie eine mit 50 Soldaten besetzte Galliote, langten nach einer ungünstigen Fahrt auf Bornholm an (10 Juli 1660) und wurden hier in die Festung Hammerhuus gesperrt. Viele Monate saßen sie hier in engem Gewahrsam, ohne Freund und ohne Fürsprecher. Selbst die Königin von Schweden zog ihre Hand von dem unglücklichen Paare ab, weil man sie überzeugte, daß Uhlefelds Flucht ein Beweis seiner Schuld sey; ja sie legte auf alle Güter und Lehen Beschlag und verleibte sie den Krongütern ein. So mußte der Verfolgte in seinem Unglücke noch die bittere Erfahrung machen, daß eine wohlüberlegte Bosheit ihn um all sein Glück betrogen und so tief gestürzt habe.

Neun Monate dreizehn Tage saßen beide auf Hammerhuus; aber sie ließen, obgleich Niemand ihnen Gerechtigkeit widerfahren lassen wollte, den Muth nicht sinken, sondern arbeiteten fleißig für ihre Flucht. Bald zeigte sich ihnen eine Gelegenheit, welche diese zu begünstigen schien. Der dänische Befehlshaber auf Hammerhuus, Generalmajor Adolf Fuchs, zugleich Statthalter auf der Insel Bornholm, schenkte den Gefangenen eine Theilnahme, welche auf die Ueberzeugung, als ob ihre Haft ungerecht sey, hindeutete. Zugleich führte er Beschwerde über des Königs Verfahren, und beklagte sich über die ihm widerfahrene Behandlung, gab den Gefangenen zu verstehen, daß er die Flucht begünstigen wolle, und bedung sich eine angemessene Belohnung und dabei eine Weise der Flucht aus, welche den Schatten der Mitschuld nicht auf ihn werfen könne.

Uhlefeld betrachtete diesen Mann als einen Boten vom Himmel, vertraute sich ihm an, versprach ihm eine Anweisung von 5000 Thalern auf Kopenhagen zu geben, und beeilte die Anstalten zu seiner Flucht mit der Umsicht eines erfahrenen Mannes. Aus Bettüchern und anderem Linnen wurde ein starkes Seil verfertiget, welches von dem Gemache des Grafen bis zum Boden niederreichte, die Eisenstäbe vor seinen Fenstern ließ er durch Scheidewasser durchfressen. Am 23. April 1661 Abends ließ er sich sammt seiner Gemahlin und einem Bedienten mit Hülfe jenes Strickes 21 Ellen hoch herab, eilte, von der Nacht begünstiget, nach dem Strand und miethete hier ein Boot. Der Schiffer freute sich des ihm gebotenen Fahrlohnes, zeigte sich bereit zum Abstoßen, erklärte aber, er müsse noch einige Gehülfen herzurufen, und eilte fort. Lange harrten die Flüchtigen in dem Boote und die Augenblicke schienen ihnen zu Stunden zu werden; da erschien der Schiffer mit seinen Gehülfen. Diese aber griffen nicht nach den Rudern, sondern nach den Flüchtlingen, packten sie und führten sie nach Hammerhuus zurück, denn so war es von dem Statthalter vorher angeordnet worden. Da galt kein Bitten, kein Drohen, kein Schelten und kein Geld, der um sein Geld und um seine Freiheit betrogene Uhlefeld wurde wieder nach Hammerhuus gebracht, all seiner werthvollen Habseligkeiten, etwa für 30,000 Thaler zu rechnen, beraubt *), auf des Königs Befehl von seiner Gemahlin getrennt und auf's schärfste bewacht. In dieser schmählichen Haft saß er mit dieser über ein Jahr, bis ihn der König unter demüthigenden Bedingungen frei ließ.

Damals nämlich änderte der König die Verfassung Dänemarks, verwandelte das Wahlreich in ein Erbreich, und ließ

---

*) Diese über alle Maßen schändliche Geschichte wird auf verschiedene Weise erzählt. Die Feinde Uhlefelds behaupten, Fuchs habe von dessen Flucht nichts gewußt. Dagegen erzählen Andere den Vorfall umständlich also: Uhlefeld habe, als Fuchs ihm Beihülfe zur Flucht angeboten, diesem Anweisung auf 5000, nach Andern auf 50,000 Thaler gegeben, seinen Fluchtplan aber ihm verborgen gehalten, denselben auch ohne Mitwissen des Generals ausgeführt. Der hohe Fahrpreis, den er den Schiffern geboten, habe ihn bei denselben verdächtiget, so daß er von diesen ergriffen und auf die Festung zurückgebracht worden sey. Andere behaupten, Fuchs habe dem Uhlefeld Hülfe zur Flucht angeboten, um Alles gewußt, was auf dieselbe Bezug hatte, als er die Anweisung von 50,000 Thalern in den Händen gehabt habe, sey er nach Kopenhagen gereis't, habe bei dem Manne, auf welchen Uhlefelds Wechsel gelautet habe, diesen vorgezeigt, und nachdem er angenommen war, von dem Bürger erkundet, daß er auch bedeutendere Summen und Juwelen von ansehnlichem Werthe für den Grafen aufbewahre. Mit dieser Nachricht sey Fuchs zu dem Könige geeilt, habe ihm nicht nur den Versteck von Uhlefelds Schätzen, sondern auch dessen Fluchtplan mitgetheilt, sey hierauf nach Bornholm zurückgegangen und habe dem Gefangenen gemeldet, daß Alles zu seiner Flucht geordnet sey und das Fahrzeug bereit liege. Hier nun sey Uhlefeld durch den bereit stehenden Hinterhalt des Generals aufgegriffen, nach Hammerhuus zurückgebracht und von diesem seiner Gelder und Kostbarkeiten im Werthe von 80,000 Gulden beraubt worden. Die in Kopenhagen aufbewahrten Schätze Uhlefelds habe der König wegnehmen lassen. — Die Folge wird zeigen, daß Fuchs von einer Verrätherei nicht freigesprochen werden kann.

sich in allen Theilen desselben auf's neue huldigen. Im Herbst des Jahres 1661 kam der Graf Ranzau als königlicher Bevollmächtigter nach Bornholm, um die neue Huldigung in jedem Kirchspiele der Insel zu empfangen. Dieser brachte, entweder in Auftrag des Königs, oder weil ihn der beiden Gefangenen jammerte, den Grafen dahin, daß er folgenden demüthigen Brief an den König schrieb:

„In aller Unterthänigkeit und Demuth trete ich vor Ew. Königliche Majestät, und bekenne mit Herzenswehmuth und Reue, daß ich mich gegen Ew. Königliche Majestät mannichfaltig versehen, darum auch nicht das Mindeste zu meiner Verantwortung anzuführen begehre; vielmehr flüchte ich zu Ew. K. M. Clemenz und Gnade, und da ich keine Worte finden kann, welche mein Verfahren bei Ew. K. M. zu entschuldigen stark genug seyn könnten, so will ich es in folgende Zeilen zusammen fassen und Ew. K. M. demüthigst bitten, mir und meinem Hause gnädig zu seyn, gegen uns alle Dero Clemenz und Gnade üben, aus lauter Güte mir vergeben, mich wieder zu Gnaden anzunehmen, mir und meiner Frau aus Gnaden die vorige Freiheit gönnen zu wollen. Solche große königliche Gunst und Gnade will ich und Alle, die mir angehören, mit demüthigstem Herzen und unterthänigen treuen Diensten suchen zu erkennen und in der That zeigen, daß ich Eure Königlichen Majestät und Ihren Reichen und Landen in Allem, was meine Person kann und vermag, nach äußersten Kräften und Vermögen, wenn mir solches anvertraut werden sollte, wieder dienen werde. — — — Ja, ich will mich auch keines andern Herrn Diensten annehmen, und — an welchem Orte ich mich aufhalten möge — so will ich alle Zeit bereit seyn, — zu thun, was mir befohlen wird." u. s. w.

Diese durch die Gefangenschaft abgenöthigte Unterwürfigkeitsschrift, welche jedoch die dem Grafen vorgeworfenen Unthaten nicht erwähnte, gefiel dem Könige so sehr, daß er alsbald Befehl gab, den Gefangenen nebst seiner Gemahlin von Hammerhuus nach Kopenhagen zu bringen, wo er am 30. Dez. 1661 auf einer Galliote anlangte. Hier mußte er am 3. Jan. des nächsten Jahres vor den königlichen Bevollmächtigten, dem Grafen Ranzau, dem General Schacken und dem Kanzler Ratzen einen Unterwürfigkeitsbrief ausstellen, in welchem der Inhalt jenes Schreibens wiederholt und bekräftigt war, zugleich bezeuget, daß er dem Könige auf's neue den Huldigungseid schwöre, und bei Adelsehre verspreche, sich mit den jütischen und fühnischen Gütern seiner Schwiegermutter begnügen, jeder Zeit in Halkshavn-Ellensborg wohnen, nie das Reich verlassen und ohne Erlaubniß nicht nach Seeland kommen wolle. Nachdem er mit seiner Gemahlin dieses besiegelt und durch theuren Eid bekräftigt, auch am folgenden Tage allen ihm in dem Frieden von Kopenhagen ausbedungenen Vortheilen entsagt und auf jede Rache an seinen Feinden öffentlich Verzicht geleistet hatte, war die Rache des Königs und der Gegner des Grafen so gesättigt, daß ihm jener gänzlich verzieh, ja selbst, als ob er seinen Gnadenakt verhöhnen wolle, Befehl gab, den Grafen Corfitz Uhlefeld bei seiner Ankunft in Ellensborg mit drei Kanonenschüssen von der Festung Nyburg zu begrüßen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Blick auf die Geschichte von Irland.

(Fortsetzung.)

Um allen ferneren Zwistigkeiten ein Ziel zu setzen, machte Sir John Perrot, der damalige Statthalter, der Königin den Vorschlag, die Urbewohner Irlands und die englischen Ansiedler unter der Herrschaft gleicher Gesetze zur Gesittung zu führen. Er wurde aber von Elisabeth nicht für gut befunden und verworfen. Die stiefmütterliche Behandlung der Iren dauerte fort, neue Bedrückungen erfolgten und schleuderten in die reizbaren Gemüther der unglücklichen Bewohner den Feuerbrand wilder Aufregung. So erschien das Jahr 1601 und mit ihm der erste Kämpfer für Irlands Freiheit. Hugo O'Nial, ein mächtiger irischer Häuptling, entfaltete die Fahne der Empörung und machte den bedrückten Landsleuten Hoffnung, mit des Papstes Hülfe das Joch der Fremdherrschaft zu zertrümmern. Es landete auch ein spanisches Heer, das durch päpstliche Bemühungen sich gesammelt hatte. Dieses aber sowohl als auch der tapfere O'Nial mußten der englischen Uebermacht unterliegen.

In Folge dieses Aufstandes wurden mehrere irische Häuptlinge von England geächtet und vertrieben. Das ihnen gehörige Land von mehr als 800,000 Morgen wurde von der Krone eingezogen und von Jakob I. als Lehen zu 1000 — 2000 Morgen unter der Bedingung an Engländer vertheilt, daß sie weder Irländer als Pächter noch als Zinsleute annehmen dürften. Diese Maßregeln und die fortwährenden Reibungen der verschiedenen Religionsparteien gaben Stoff zu neuen Zerrüttungen, wobei die Jesuiten nicht selten die Hand im Spiele hatten. Politische und religiöse Aufregungen dauerten fort; der Einfluß der katholischen Geistlichkeit erlangte immer mehr Macht, und es tauchte von neuem der Plan auf, die Herrschaft der Engländer zu stürzen. Um dies zu bewerkstelligen, regte Roger Moore, ein kluger und gebildeter Mann englischer Abkunft, die irischen Häuptlinge auf, stellte sich an die Spitze eines 1641 ausgebrochenen Aufstandes, in welchem viele tausende Protestanten ermordet wurden. Erst 1649 gelang es Cromwell mit einem wohlausgerüsteten Heere diesem Wüthen ein Ende zu machen. Dieser Sieg kostete aber viele seiner Streiter das Leben, und die Folge davon war, daß eine große Fläche irisches Besitzthum eingezogen und der Krone zugetheilt wurde.

Alle diese Vorgänge waren nicht geeignet, Ruhe und Eintracht unter der aufgeregten Bevölkerung Irlands wieder herzustellen. Selbst die Hoffnungen auf den katholischen König Jakob II. gingen nicht in Erfüllung, indem er schon kurz nach seiner Thronbesteigung durch Wilhelm III. wieder gestürzt und mit ihm das irische Volk einer mächtigen Stütze beraubt wurde. Als kurz darauf die Jakobiten die Stadt Limerick übergeben mußten, wurde den Katholiken mit der Bedingung allgemeine Amnestie zugesichert, wenn sie dem Eroberer den Unterthaneneid leisten würden; außerdem wurde ihnen gestattet, auszuwandern und ihre bewegliche Habe nach jedem Lande, außer Großbritannien, mitzunehmen. Darauf verließen gegen 14,000 Irländer das Land, deren ländliche Besitzungen die Krone sofort für ihr Eigenthum erklärte.

Nach der Revolution in England fing auch in Irland der Geist eines freiem Staatslebens sich zu regen an. Die Mehrheit protestirte gegen die willkürlich gegründete Abhängigkeit

und behauptete nicht nur die Unabhängigkeit der Irländer vom englischen Parlament, sondern auch der Krone Irlands von der Krone Englands; aber diese Ansprüche wurden 1720 durch eine Bill des britischen Parlaments abgewiesen. „Nachdem", heißt es in diesem Akte, „bisher allerhand Dinge unternommen worden sind, Irland von derjenigen Unterthänigkeit loszureißen, mit welcher es der Krone dieses Reichs verpflichtet ist, dies aber für Großbritannien und Irland gefährliche Folgen haben möchte, so wollen Ew. Majestät aus diesen Ursachen und, um die Dependenz des Königreichs Irland von der Krone Großbritanniens desto gewisser zu versichern, belieben, mit Vorbewußt und Einwilligung derer Herren geist- und weltlichen Standes, auch der Gemeinden von Großbritannien, welche im Parlament versammelt sind, zu erklären und zu statuiren, daß das Königreich Irland der Krone Großbritannien jederzeit unterworfen gewesen und noch sey, auch mit derselben von Anfang her unzertrennlich vereiniget und verbunden worden und daß Ew. königl. Majestät mit Zustimmung des Parlaments von Rechts wegen völlige Gewalt und Autorität gehabt und noch hätten, Gesetze und Statuten von hinlänglicher Kraft und Gültigkeit zu machen, die Unterthanen in Irland dadurch zu binden. Es soll auch unter andern statuirt und festgestellt werden, daß das Oberhaus der Pairs von Irland weder jemals die Jurisdiction oder Kompetenz gehabt habe, zu urtheilen, noch ein Urtheil, eine Sentenz oder ein Dekret, so von einem Gerichte besagten Reichs, es möge Namen haben, wie es wolle, gegeben oder ertheilt werden, zu bestätigen oder zu revociren habe, und daß Alles, was von besagtem Oberhause mit dergleichen Urtheilen, Sentenzen und Dekreten vorgenommen worden, durch gegenwärtige Bill durchaus für nichtig und in allen Dingen für unkräftig seyn und bleiben solle."

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Pariser Blätter theilen den Inhalt des Textbuches der neuen Oper von Scribe und Auber „La Sirène" mit und finden ihn eben so interessant als ergötzlich. Letzteres mag der Fall seyn, Ersteres ist sehr relativ. Der neue Text ist eben so verworren, eben so unwahrscheinlich, eben so reich an unmotivirten Knalleffekten, wie hundert andere und ähnliche; aber darum wird er nicht minder gefallen wie jene. Dieser Genre von Operntexten hat nun einmal auf allen Bühnen das Bürgerrecht erhalten, und wer dagegen etwas einzuwenden hat, der ist ein Prediger in der Wüste. Ein deutscher Dichter würde mit solchen Texten belächelt und abgewiesen werden, aber Hr. Scribe und seine Pariser Kollegen sind Autoritäten, gegen welche sich nichts einwenden läßt und die allerdings zwischen den Coulissen umzuspringen und das liebe Publikum zu dupiren wissen. Aubers Musik wird als ein Werk pleine de charme gerühmt; die Ouverture, das Schlußquartett des Act I., das Duo zwischen Roger und Dem. Lavoye und das Finale des Act II. werden besonders ausgezeichnet. Die Sirène hat entschiedenen Beifall gehabt und wird nun bald die Reise durch halb oder auch durch ganz Europa antreten. Ein deutscher Uebersetzer verdient dabei fl. 25 bis fl. 30 für die Wochen lange Mühe und Arbeit der Unterlage eines deutschen Textes. Soviel erhält Scribe für ein paar Zeilen oder ein paar Verse, — dafür aber ist er auch Scribe.

(Frankfurt a. M.) Hr. Friedr. Lippe, vom königl. Hoftheater in Hannover, beabsichtigt, nächsten Donnerstag den 11. d. M. im Saale des Mühlens'schen Hauses unter gefälliger Mitwirkung von mehreren anerkannten Künstlern eine musikalisch-dramatisch-humoristische Akademie zu geben. Nach der beifälligen Aufnahme, welche Hr. Lippe in andern Städten gefunden, und bei der Reichhaltigkeit des uns bereits bekannten Programms, halten wir uns für verpflichtet, die beabsichtigte Soirée der wohlwollenden Beachtung des Publikums zu empfehlen.

Korrespondenz.

Aus dem Nassauischen, 31. März.

Der deutsche ärztliche Verein zu St. Petersburg hat in einer zur Feier seines 25jährigen Bestehens am 21. Januar d. J. gehaltenen außerordentlichen Sitzung den von dem russischen wirklichen Geheimerath Dr. Rühl auf die Lösung der Frage: „Ueber Wartung und Pflege der Irren" gesetzten Preis von 100 Ducaten dem Dr. Wilh. Bergsträßer, Pastor der königl. sächsischen Landesanstalten zu Hubertusburg, einem gebornen Nassauer, und dem herzogl. nassauischen Medicinalassistenten Basting, Hülfsarzt bei dem Irrenhause und dem Correctionshause zu Eberbach im Rheingau, zu gleichmäßiger Theilung zuerkannt. Unter den Entscheidungsgründen wird angeführt, der Inhalt beider Schriften sey wohldurchdacht und athme einen so verständigen, aber auch tief religiösen Geist, daß durch Veröffentlichung derselben den unglücklichen Irren aller Länder Heil und Nutzen, dem Preissteller aufrichtiger Dank und der psychiatrischen Literatur nicht geringer Gewinn erwachsen werde. Ehrenvolle Erwähnung erhielt noch die Abhandlung, welche Dr Kirmsse zu Altenburg eingesendet hatte. — Es wäre zu wünschen, daß die gekrönten Preisschriften von den Herren Verfassern dem Druck übergeben würden, da der unter den Auspicien des Dr. Rühl in St. Petersburg erscheinende umfassende Auszug aus denselben in russischer Sprache wohl der Mehrheit des deutschen ärztlichen Publikums unzugänglich seyn möchte!

Theater-Anzeige.

Sonntag, 7. April. Große dramatisch-musikalische, chronologisch geordnete Academie in 3 Abtheilungen, in welcher Bruchstücke aus den Perioden der Oper von Gluck's Zeiten bis auf die unsrige zur Aufführung gebracht werden. (Wiederholung der am 15. März im Saale des Weidenbusches gegebenen Academie.) Mit aufgehobenem Abonnement.

Montag, 8. April. (Zum Erstenmal): Mutter und Sohn, Schauspiel in 5 Acten (in 2 Abtheilungen), mit freier Benutzung des Bremer'schen Romans: „die Nachbarn", von Charlotte Birch-Pfeiffer. (Gastrollen) Generalin v. Mansfelt: Mad. Charl. Birch-Pfeiffer. Franziska: Fräul. Steck, vom großh. Hoftheater zu Darmstadt. — Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

No. 99. Dienstag, den 9. April 1844.

Graf Corfitz Uhlefeld
oder
Schicksale eines Verfolgten.

Von X. X.

(Fortsetzung.)

IV.

Corfitz Uhlefeld als Hochverräther verurtheilt.

Nicht lange dauerte das Glück, das dem Verfolgten auf's neue gelächelt hatte. Ihm selbst schien es ein falsches zu seyn. Zu schwer hatte die mächtige Hand seiner Feinde ihn getroffen, als daß er es hätte vergessen können, wie nur die Verzweiflung ihn bewogen hatte, sich unter sie zu demüthigen; zu tief hatte der Gram über die erlittenen Unbilden in seinem Herzen gewühlt, als daß die Wunden, welche ihm hier geschlagen waren, jemals hätten heilen können; zu fremd fühlte er sich in den neuen, der früheren Freiheit beraubten Verhältnissen seines Vaterlandes, als daß er sich mit der neuen Herrschergewalt hätte befreunden können. Seine zerrüttete Gesundheit forderte Heilung und seine gedemüthigte Seele der Erholung. Die konnte ihm unter den Augen seiner Feinde nicht werden. Er bat daher um die Erlaubniß, in's Ausland gehen und das Bad Spaa besuchen zu dürfen, erhielt einen Urlaub auf acht Monate, und verließ mit seiner Familie Dänemark.

In Amsterdam, wo er vordem als dänischer Gesandter und dann als Flüchtling gewohnt hatte, verbrachte er einige Zeit, um Geschäfte zu ordnen und die früher daselbst zurückgelassenen Hausgeräthe zu veräußern. Von da begab er sich nach Paris, und wollte sich über Brügge nach Spaa begeben, als ihn ein Ereigniß ereilte, welches sein Verderben entschied.

Christian von Uhlefeld, des alten Grafen ältester Sohn, begleitet von einem jüngeren Bruder und zwei Dienern, wandelte in der gewerbreichen Stadt Brügge, besuchte die Läden mehrerer Händler, und trat, von gleichgültigen Dingen redend, wieder auf die Straße. Da rief plötzlich der jüngere Bruder, auf den Markt hindeutend: „Bei meiner armen Seele! Christian, ist das nicht ein alter Bekannter? Da in der blauen Kutsche!"

Auf diesen Ruf wendete sich Graf Christian nach der Seite hin, wo der blaue Wagen fuhr. Kaum aber hatte er einen Blick in denselben gethan, so zuckte er auf und rief:

„Zur guten Stunde! Hier sollst Du mir Rechenschaft geben, vermaledeiter Hund!"

Rasch trat er auf den Wagen zu, welcher nur langsam durch die Straße fuhr, und in welchem man einen Offizier nebst einer Frau erblickte.

„Das ist ja der Schurke von Hammerhuus!" — rief er den Mann im Wagen an. — „Wir verlangen Rechnung über die 50,000 Thaler, mit denen Ihr uns im vorigen Jahre in den April geschickt habt."

„Ich habe mit Euch kein Geschäft gemacht!" versetzte der im Wagen.

„Aber ein desto schändlicheres mit meinem Vater!"

„Auch noch für 30,000 Thaler Kleinnodien geraubt!" schrie der Andere.

„Ich habe mit Euch Nichts zu schaffen!" erwiederte ruhig der im Wagen.

„Ich glaube, er will uns läugnen, daß er der Fuchs von Hammerhuus ist?" — wendete Graf Christian sich zu seinen Begleitern — und dann wieder in den Wagen. — „Wenn Du kein feiger Schurke bist, so stehe für Deinen Mann!"

In einem Nu waren die Waffen blank, man hörte die Klingen aneinander schlagen und — einen Schrei im Wagen, da sank der General Fuchs durchstochen in die Arme seiner entsetzten Gattin.

Alles das war so unerwartet und so schnell gekommen, daß die auf dem Bocke sitzenden Diener des Generals nicht Zeit hatten, ihrem Herrn beizuspringen. Sie hatten zwar Lust, den Urheber des Todes ihres Herrn anzufallen, allein ein Blick in den Wagen zeigte ihnen, daß da mehr Beistand noth thue. Sie riefen Hülfe. Leute rannten herbei, Solche, welche den Vorgang mit angesehen, Andere, die hinzugekommen waren. Einige von diesen waren bereit, den Fremden, welcher die blutige Klinge nachlässig in der Hand hielt, zu greifen; Andere widersetzten sich und eiferten:

„Es war ein ehrlicher Kampf. Es ist kein Mord! Wenn, der da blutet, die Klinge nicht besser führen konnte, so hätte er sie sollen stecken lassen."

„Wohl war's ein ehrlicher Kampf!" entgegnete der Graf, „aber es fehlte zu demselben noch ein ehrlicher Mann! Der dorten," rief er, in den Wagen deutend, „war der größte Schurke in ganz Dänemark. Er hat seinen Lohn! Gott sey seiner armen Seele gnädig!"

Mit diesen Worten entfernte er sich sammt seiner Begleitung.

Die Nachricht von dem Tode des Generals Fuchs machte einen seltsamen Eindruck auf den Grafen Corfitz Uhlefeld. Mit ungläubiger Miene hörte er die Erzählung seines Sohnes, schüttelte den Kopf und rief aus:

„Mein Sohn! Mein Sohn! Du hast neues namenloses Unglück über uns gebracht! Unsere Feinde werden sich auf's neue erheben, um uns gänzlich zu verderben. Den unglücklichen Zufall werden sie mir als berechnete That anschreiben; den König werden sie auf's neue gegen uns erbittern; und wer weiß, was nun kommen wird."

In Brügge und der Umgegend erregte der Tod des Generals großes Aufsehen; und es fehlte eben so wenig an Vertheidigern des Grafen Christian, als an Beschuldigern. Die Feinde Uhlefelds verbreiteten angelegentlich das Gerücht, er habe seinen Sohn aus Paris nach Brügge gerufen, und ihm die Ermordung des Generals befohlen. Ob nun wohl auch in Kopenhagen dieses sich geltend machen wollte, und Uhlefelds Widersacher daselbst es geflissentlich zu begründen suchten, so siegte der also Beschuldigte doch über ihre Verläumdungen. In einem Briefe, den er in dieser Angelegenheit an den Grafen Ranzau schrieb, und welchen er dem Könige vorzulegen bat, that er seine Unschuld so deutlich dar, daß der König jeden Gedanken an absichtliche Tödtung des Generals entfernte. „Nicht allein ohne mein Wissen und gegen meinen Willen ist das Unglück geschehen," sagte er, „sondern es hat mir ein solcher Gedanke nicht in den Sinn kommen können. Hätte ich, wenn ich den Tod des Generals Fuchs gewollt hätte, wohl meinen Sohn mit dem Verbrechen beauftragt? Hätten sich für Geld nicht fremde Hände zu solch einem Verbrechen gefunden? Hätte ich die That nicht müssen durch einen Menschen verüben lassen, der mich nicht kannte?" u. s. w.

Indessen so sehr der König von der Unschuld des Corfitz Uhlefeld in dieser Sache überzeugt war, so gaben doch die Feinde des letzteren ihren Plan, sich an ihm zu rächen, nicht auf. Während er in Frankreich und Deutschland reis'te, bereitete sich in Kopenhagen ein Ereigniß vor, das Niemand, außer den Eingeweiheten, erwartet hatte.

Im Juni des Jahres 1663 trat in Kopenhagen der Herrentag zusammen, die Reichsversammlung von ganz Dänemark. Dieser legte der Hof eine Klage gegen Corfitz Uhlefeld vor, „daß der genannte Graf sich des Verbrechens des Hochverraths schuldig gemacht habe, da er wider des Königs Person und dessen Reiche eine heimliche und gefährliche Verrätherei vorgehabt, und selbige unter fremde Herrschaft habe bringen wollen." — Die Reichsversammlung staunte über diese Beschuldigungen, noch mehr aber über die Angabe, man besitze Briefe von hoher Hand, welche den Grafen des Verbrechens der beleidigten Majestät anklagten; man sey schon seit langer Zeit im Besitze des Geheimnisses, habe es aber bis jetzt verborgen gehalten, weil man gehofft habe, der Graf würde in das Reich zurückkehren und sich so selbst den Händen der Gerechtigkeit überliefern.

Ob nun gleich dem Reichstage weder die „gefährlichen Anschläge" angegeben, noch die „hohen Personen" genannt wurden, bei welchen Uhlefeld jene vorgebracht habe, so nahm er doch die Klage an, und ließ einen Gerichtshof zusammentreten, welcher aus achtundzwanzig Personen, den Häuptern und Präsidenten aller Kollegien der Hauptstadt, den vornehmsten Männern unter dem Adel, den Reichsämtern und Reichsräthen und den Gelehrten bestand.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Blick auf die Geschichte von Irland.

(Schluß.)

Diese stiefmütterliche Behandlung des irischen Volkes und die Vernachlässigung seiner volksthümlichen Interessen dauerte fort, bis der Aufstand der Jakobiten in Schottland 1745 der englischen Regierung nicht geringe Besorgniß einflößte. Da endlich gewährte sie den Katholiken den Schutz der Gesetze. Doch kaum daß die bedrohliche Gefahr vorüber war, so entzog sie ihnen diesen wieder und stellte die alten Verwaltungsgrundsätze wieder her. Dies war zunächst die Veranlassung des Zusammentretens von Vereinen, die in der neuern Geschichte Irlands eine bedeutende Rolle spielen. Die Whiteboy's (Weißburschen), welche größtentheils aus brotlos gewordenen Arbeitern und Taglöhnern bestanden, waren die ersten. Zu ihnen gesellten sich 1763 die durch Straßenbaufrohnen erbitterten „Eichenherzen", wodurch das Land in einen Zustand der Aufregung gerieth, der die englische Regierung um so besorgter machte, da auch die amerikanische Revolution auf Irland nicht ohne Einfluß blieb. Darauf machte die Regierung dem gemißhandelten Lande einige Zugeständnisse. Von dieser Zeit an wurde den Katholiken das Recht gewährt, Grundeigenthum zu erwerben. Zur Beschützung des Landes gegen Feinde bildete sich 1779 in Belfast ein Corps von bewaffneten Freiwilligen, und diesem Beispiele folgte bald ganz Irland. Das Volk fühlte sich nun mächtig genug, um etwas für sich und sein Land zu thun. Das irländische Parlament verlangte Handelsfreiheit und die Regierung gewährte ihnen einige Bewilligungen als widerrufliches Geschenk. Damit aber nicht zufrieden, drangen 1780 die Freiwilligen zu Dublin auf förmliche Rechte und Gesetze. Sie bestanden mit Nachdruck auf ihren Forderungen; die Zahl dieser Männer vermehrte sich und stieg im Jahre 1781 auf 50,000. Da sie nicht abließen, ihr Ziel zu verfolgen, so wurde endlich 1782 das irische Parlament durch ein Gesetz für unabhängig erklärt und dem britischen gleichgestellt. Indeß blieb Irland der Herd eines ewigen Unfriedens. Im Jahre 1786 bildeten sich neue Banden, die sich den Namen „Rechtburschen" beilegten, das Land durchstreiften und das Landvolk unter Drohungen dahin brachten, den Pfarrzehnten zu verringern. Im Jahre 1791 entstand zu Dublin der Bund der vereinigten Irländer, eine politische Verbrüderung, welche zum Zweck hatte, die Parlamentsreform und Emancipation der Katholiken herbeizuführen. Sie erließen einen Aufruf zur Wiederbewaffnung der Freiwilligen, veranstalteten in Uebereinstimmung mit den Katholiken 1792 eine Versammlung in Dublin und drangen von neuem in die Regierung zur Bewilligung größerer Rechte und Freiheiten. Diese machte ihnen 1793 auch wieder einige Zugeständnisse; sie blieben indeß von Staatsämtern und vom Parlament fortwährend ausgeschlossen. Diese Verweigerung warf neuen Zündstoff in die Gemüther; die Ruhe des Landes schien bedroht und die Stellung der Regierung gefährdet zu werden. Um die Ruhe wieder herzustellen, griff letztere zu Gewaltmaßregeln und hob u. A. auch die Habeas-Corpus-Acte auf.

Mittlerweile hatten einige Wortführer jener Verbindung Frankreich um Schutz angesprochen und es wurde die Landung einer französischen Heeresmacht verabredet. Die englische Regierung mochte davon Kunde erhalten haben; sie verdoppelte ihre Strenge und sandte eine Abtheilung Militär dahin, welches das Volk bedrückte und sich mancherlei Grausamkeiten erlaubte. Indeß war der Bund der vereinigten Irländer sehr mächtig geworden und hatte eine förmlich militärische Einrichtung erhalten. An ihrer Spitze standen fünf Männer, welche das vollziehende Direktorium bildeten, sämmtlichen Mitgliedern aber unbekannt waren. Die von ihnen ausgegangenen Befehle galten für ein Heiligthum und wurden mit dem größten Gehorsam vollzogen. Man hatte sich gleichsam verschworen, die Rechte des irischen Volkes mit Waffengewalt zu erkämpfen, und schon zählte der Bund 500,000 Theilnehmer, als das Unternehmen 1798 von einem Mitgliede der Regierung verrathen ward. Viele Personen wurden verhaftet; dies beschleunigte aber nur den Ausbruch der Verschwörung, die ein großes Blutbad zur Folge hatte. Nach Dämpfung dieses Aufstandes erhielt der Marquis von Cornwallis die Verwaltung des Landes, welcher eifrig bemüht war, die stürmischen Gemüther zu versöhnen. Endlich hielt die englische Regierung den Plan, Großbritannien und Irland unter einer Verwaltung zu vereinigen, für reif. Sie legte diesen Antrag 1799 dem irländischen Parlamente vor, von dem er auch nach langer Berathung am 2. Juli 1800 zum Gesetz erhoben wurde; und so trat die Union mit dem 1. Januar 1801 ins Leben.

Diese Vereinigung scheint aber nicht das wahre Heilmittel für Irland zu seyn; denn es hat seit jener Zeit zu keinem innern Frieden mehr gelangen können, und die englische Regierung ist stets genöthigt gewesen, eine ansehnliche Kriegsmacht auf der Insel zu unterhalten. Besonders feindlich stimmte der Unionsvertrag die Gemüther in Bezug auf die kirchlichen Verhältnisse, indem darin bestimmt wurde, daß die bischöfliche Kirche die herrschende bleiben und mit der englischen eine Kirche bilden sollte. Die katholische Partei sah sich in ihren Rechten gekränkt und der schon früher gegründete Katholiken-Verein entfaltete nun eine neue Thätigkeit und erzielte neue Bestrebungen, die sich seit 1809 hauptsächlich auf die Beförderung der Emancipation beschränkten. Allein ihre Hoffnungen blieben erfolglos, was im Laufe der Zeit abermals zu vielfachen Zwistigkeiten und Ruhestörungen Anlaß gab. Größere Bedeutung erhielt der Katholiken-Verein im Jahre 1823, wo sich O'Connell ihm anschloß und ihm eine kräftige Haltung sicherte. Von dieser Zeit an beginnt auch das Wirken dieses mit großen Geistesvorzügen ausgestatteten Mannes. Ungeachtet die Regierung 1825 alle Vereine von beiden Parteien verbot, wußte er dieses Verbot zu umgehen. Bald dehnte sich dieser Verein über alle Kirchspiele aus und zählte einen großen Theil der den Priestern blind ergebenen Landleute zu seinen Mitgliedern. Immer vaterländische Zwecke vor Augen, trat O'Connell seitdem bald leitend, bald vermittelnd auf, stets bemüht, das Volk von ungesetzlichen Unternehmungen zurückzuhalten und seine Interessen mit Eifer zu verfolgen. Die Vorgänge der neuesten Zeit sind zu bekannt, als daß sie hier weiter berührt zu werden brauchen. O'Connell ist der Mann, von dem das irische Volk die Erreichung seiner Wünsche und die Unabhängigkeit von England hofft, und daß es nicht vergebens hofft, dafür bürgt die Charakterstärke und die unerschütterliche Beharrlichkeit O'Connells, der als eine hervorragende Erscheinung unseres Jahrhunderts betrachtet werden kann.

F. Schrader.

Mannichfaltigkeiten.

Von 1521 bis 1842, d. i. in 321 Jahren, hat das ehemalige Königreich Neuspanien (Mexiko) 2489 Millionen Piaster an Gold und Silber geliefert. — Wo ist diese Masse hingekommen, daß so viele Millionen Menschen gar nichts davon haben?

Ein merkwürdig frecher Diebstahl in der Stadt Zossen, bei Breslau, erregt viel Aufmerksamkeit. Vor einigen Tagen erschienen dort fünf Herren, welche dem Rendanten der dortigen Krankenkasse einen Ministerialbefehl vorzeigten, der ihnen befiehlt, eine Cassenrevision vorzunehmen und sie als Gerichtsräthe aus Potsdam legitimirte. Die Kasse wird untersucht und ein Defect entdeckt, der freilich nur eine geringe Kleinigkeit beträgt, welche aus Versehen entstanden ist; aber die Herren bestehen darauf, die Kasse mit nach Potsdam zu nehmen; der bestürzte Rendant verliert die Fassung, er läßt es geschehen; allein Kasse und Visitatoren sind spurlos verschwunden.

In der lithographischen Anstalt von J. L. Göß in Mainz ist vor wenigen Tagen ein großes lithographirtes Blatt, „Ansicht von Mainz mit den ansehnlichsten und interessantesten Gebäuden dieser Stadt“, gezeichnet und lithographirt von J. L. Göß, erschienen. Dieses Blatt ist sowohl in Hinsicht der Zeichnung als auch der lithographischen Ausführung ein Meisterstück zu nennen und verdient wohl, daß Kenner und Beförderer der Kunst darauf aufmerksam gemacht werden. Wir wollen uns in keine näheren Details einlassen, sondern nur noch bemerken, daß Hr. Göß vor einiger Zeit eine Zeichnenschule begründet hat, welche der verdientesten Beachtung mit Recht empfohlen werden darf. Der Preis des genannten lithographirten Blattes beträgt fl. 1. 45 kr.

S.

Frankfurter Theater.

Der Tenorist Breiting.

Der Name dieses Sängers dürfte wohl kaum einem Freunde des dramatischen Gesanges unbekannt seyn; denn seit einer Reihe von Jahren wird er mit Auszeichnung genannt und sein Träger steht in den ersten Reihen der deutschen Tenoristen. Schon als Heidelberger Musensohn entzückte Breiting durch die Kraft und Fülle seines damals in jugendlicher Frische sich entfaltenden Brusttenors die heiteren Gelage seiner Genossen. Bald darauf vertauschte er den akademischen Hörsaal gegen die Bühne, fand in Berlin ein Engagement, gelangte bald zu Ruf und durchreis'te dann mit demselben unter steigender Anerkennung den größten Theil von Deutschland. Im Jahr 1834 trat er zur k. k. Oper in Wien, glänzte dort neben Wild, Binder, Staudigl u. a. und brachte Partieen wie Robert der Teufel, Zampa, George Brown, Masaniello u. a. in seltener Vorzüglichkeit zur Anschauung. Unbeständig und wanderlustig, nach der Art des Künstlervölkchens, ging er 1838 nach Petersburg, wo er, wie bekannt, der vergötterte Liebling der Czaarenstadt wurde und reichliche Ernten von Geld und Ruhm hielt. Die Berichte über seine dortigen Erfolge haben die Runde durch alle deutschen Blätter gemacht. In neuester Zeit nach Deutschland zurückgekehrt, hat er wiederum auf

vielen Bühnen gastirt und ganz neuerlich beim Hoftheater in Darmstadt ein Engagement angenommen, wo der treffliche Bassist Reichel ihm zur Seite steht.

Hr. Breiting ist in Frankfurt a. M. durch seine früheren Gastspiele noch im besten Andenken und wurde demnach freundlich willkommen geheißen. Er sang den Robert. B. verbindet mit kolossaler Gestalt auch eine kolossale Stimme und seine Vortragsweise, wie sein Spiel stehen in gleichem Verhältniß; er wäre eher für ein griechisches als für ein modernes Theater geschaffen und man muß sich in der That an den ersten Eindruck seiner Erscheinung und seiner Eigenthümlichkeit erst gewöhnen; hat aber das Erstaunen einer ruhigen Betrachtung Platz gemacht, so erscheint B. als ein trefflicher und nicht gewöhnlicher Sänger, der mit den drastischen Wirkungen seines Gesangs und Spiels eine verständige Charakteristik und Zergliederung seiner Partie verbindet. Trotz des vergrößerten Maßstabes ist sein Vortrag sehr gebildet und seine Declamation meisterhaft. Keine Note, kein Accent bleibt bei ihm ohne Bedeutung und in diesen Beziehungen scheint er uns eher zu viel, als zu wenig zu thun; etwas mehr Ruhe wäre wohl zu wünschen, namentlich im Verhältniß zu den Dimensionen kleinerer Bühnen. Wo B. sich auf den Cothurn stellen, oder als Held auftreten kann, harmoniren Gesang und Spiel vollkommen und geben ein Bild von männlicher Kraft; dagegen aber verfällt seine ritterliche Galanterie mitunter in eine Zierlichkeit, die für seine Eigenthümlichkeit nicht recht passen will. Das Timbre seines Organs ist noch immer nachhaltig und klangvoll und nicht minder weich und schmelzend; er imponirt mit demselben und ergreift zugleich. Sein Robert entsprach der hier gestellten Aufgabe in dramatischer und musikalischer Hinsicht, war ein abgerundetes, durchdachtes und effectvolles Ganzes und somit des ihm gespendeten Beifalls vollkommen würdig. Die Betrachtung von Kunstnotabilitäten hat an und für sich schon Interesse und darum sehen wir einer zweiten Darstellung des Hrn. B. mit Vergnügen entgegen. W.

Korrespondenz.

Alzey, 30. März.

Der v. Haber'sche Duellprozeß, welcher am 8. d. M. am hiesigen Kreisgerichte seine Erledigung fand, hat mit seinem fast europäischen Interesse den Namen unserer Stadt in die weitesten Fernen getragen und macht es gewissermaßen zur socialen Pflicht, daß wir der lesenden Welt das Panorama unserer Stadt in möglichster Kürze und Klarheit geben. Zwischen üppigen Feldern und fruchtreichen Triften gelegen, von freundlichen, anmuthigen Hügeln umringt und von dem bescheidenen Bächlein Selz (Salz, Alz) sanft durchzogen, ist Alzey von der Natur zum Wohnsitze fleißiger, gemüthlicher Bewohner gemacht, die sich auch frühzeitig hier eingefunden haben. Schon aus dem zweiten Jahrhundert n. Chr. weis't Alzey in einem noch vorhandenen Denkmale Namen und Daseyn nach, die ihm, wie es scheint, von den Ueberresten römischer Legionen gegeben worden sind, und deutsche Ritter und Pfalzgrafen haben hier eine Reihe von Jahrhunderten hindurch viel munteres und ritterliches Leben entfaltet. Noch ist am Ostende der Stadt die majestätische Burgruine zu sehen, in welcher ein und achtzig Ritter gehaus't, in welcher Kaiser Heinrich vom Pfalzgrafen Otto gefangen gehalten wurde und Kaiser Friedrich der Zweite sein vielbewegtes Leben beschloß. Ihre größeste Blüthe hatte die Stadt im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert, wo ihre Bauten weit über die Ringmauern hinaus sich dehnten. Seit der französischen Invasion (1689), welche unsere Stadt in einen Schutthaufen umwandelte, hat sie sich nach baldiger Erholung in die ruhige, bescheidene Stellung zurückgezogen, welche ihr von der Natur angewiesen ist, und hat wenig von sich reden machen. Von einem betriebsamen, anspruchlosen Völkchen bewohnt, das, von dem Fleiße der Hände sich nährend, weitschichtige Speculationen und hochgehende Entwürfe nicht kennt, ist das Leben hier ein Bild ächt deutscher Bürgerlichkeit; schlicht und bieder, heiter und friedfertig, für Familie und Geselligkeit, für Bürgerpflicht und einfaches, unverdrehtes Menschenrecht einen treuen Sinn bewahrend. — Die neuere Zeit hat einen neuen Flor über Alzey gebracht. Seit 1835 ist Alzey Kreishauptstadt, seit 1836 der Sitz eines zweiten Kreisgerichts für die Provinz Rheinhessen, was bald die Gründung einer Realschule und einer Bildungsanstalt für Mädchen am hiesigen Orte zur Folge hatte. Alle diese Institute sind nicht blos geeignet, den materiellen Wohlstand unserer Stadt zu heben, sondern üben auch auf Sitte und Cultur, so wie auf gesellige Freuden nur den heilsamsten Einfluß aus und lassen durchaus nicht jene großstädtische Ueberbildung und Verfeinerung befürchten, worüber die Neuzeit anderwärts so manche gerechte Klage zu führen hat, da unsere hiesige Beamtenwelt selbst hierin das beste Beispiel gibt. — Was wir noch der Erwähnung werth halten und wohl als ein Produkt und Beweis zugleich eines gesunden, unverdorbenen Volksgeistes angesehen werden muß, ist die erfreuliche Erscheinung, daß hier die verschiedenen Confessionen, Katholiken, Protestanten und Israeliten, nicht blos mit dem Munde, sondern in der That und Wirklichkeit sich gegenseitig achten und Gerechtigkeit angedeihen lassen und die traurige Verirrung hier nicht Platz greift, welche unsere Zeit noch vielfach schändet, daß Glaubensdifferenzen auch das Leben spalten und die Gemüther von einander reißen. Der hiesige Friedhof ist ein städtischer, für alle drei genannte Confessionen gemeinschaftlich. Die Todten ruhen sanft dorten und die Lebenden haben daran eine beständige Warnungstafel, das Band des Menschen und des Bürgers nicht über den Glauben zu zerreißen. In der That ist die Ruhestätte der Todten hierin dem Leben adäquat. Mehr, als irgendwo anders, bewegt sich hier das sociale Leben in weiten, ungedämmten Ufern; der Kastengeist ist ein Fremdling bei uns und zwischen Familien des verschiedensten Bekenntnisses besteht manches ächte Freundschaftsverhältniß. Wenn aber öffentliche Anstalten und Gesellschaften eine Manifestation des herrschenden Gesammtgeistes seyn sollen, so liegt auch hier der Beweis für das Gesagte nicht fern. Wenn Sie hier irgend eins der beliebten Abendkränzchen, oder das Casino besuchen, tummelt's von heiteren Gesichtern aller Confessionen; wenn Sie in den Saal unserer Gemeinderathsitzung oder Stadtarmenkommission eintreten, sehen Sie alle jene drei Glaubensgemeinden ehrenvoll vertreten; in der Volksschule, wie in der Mädchenanstalt wird israelitischer Religionsunterricht gleich wie bei den beiden christlichen Confessionen von dem betreffenden Geistlichen ertheilt; für die Realschule ist die baldige Realisirung dieses Aktes der Gerechtigkeit ebenfalls verheißen; unsere Gotteshäuser werden ohne ängstliches Bedenken aus den städtischen Fonds erbaut und unterhalten, und erst kürzlich hat der Stadtrath den ihn ehrenden und bereits höhern Orts genehmigten Beschluß gefaßt, für den Neubau einer Synagoge am hiesigen Orte pro rata einen gleichen Zuschuß (2800 fl.) aus der Stadtkasse zu leisten, wie er für die Kirchen der christlichen Confessionen in ähnlichen Fällen stattgefunden hat. Wir freuen uns dieses wackern Geistes, der hier in steigender Macht begriffen ist und stets auf den Beifall der Bürger rechnen kann. Wie sehr es auch im Stillen hie und da an einzelnen wenigen, engherzigen Schwachköpfen nicht fehlen mag, in deren Gehirne es wie Pietismus und Zelotismus spukt, es darf sich solch finsterer Geist bei uns nicht an's Tageslicht wagen, in grauser Nacht muß er verkümmern und verschwinden.

Frankfurt.

Die Künstlergesellschaft des Hrn. Rudolph Knie, deren Hierherkunft dieser Tage in diesem Blatt angezeigt wurde, hat ihre anfängliche Absicht geändert und kommt diese Messe nicht hierher; sie befindet sich bereits in Neuwied.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 9. April. Zopf und Schwert, historisches Lustspiel in 5 Abth., von Carl Gutzkow.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 100. Mittwoch, den 10. April 1844.

Graf Corfitz Uhlefeld
oder
Schicksale eines Verfolgten.

Von X. X.

(Fortsetzung.)

Der außerordentliche Gerichtshof untersuchte die Klage gegen Uhlefeld, und fällte am 24. Juli 1663 einmüthig den Beschluß, daß Graf Corfitz Uhlefeld des Verbrechens der beleidigten Majestät schuldig sey. Dieses merkwürdige Urtheil, von den achtundzwanzig Mitgliedern des Gerichts unterschrieben, wurde an demselben Tage durch Gerichtsdiener in den Straßen von Kopenhagen verlesen, und verkündete folgende Strafe über den Verurtheilten: *)

1) Soll Graf Corfitz Uhlefeld seines Standes und seiner Würden für immer verlustig seyn, sein Wappen soll für ihn, seine Kinder und alle seine Nachkommen durch den Scharfrichter zerbrochen werden, ohne Nachtheil für Andere seines Geschlechtes.

2) Wenn man den Corfitz, vordem genannt Graf Uhlefeld, irgend einer Art habhaft werden kann, so soll ihm, wenn er zu Gericht geführt wird, die rechte Hand, als einem Meineidigen, abgehauen, darauf der Kopf abgeschlagen und an einen bemerkbaren, von Seiner Majestät zu bestimmenden Ort, zum abschreckenden Beispiele, auf eine Spitze gesteckt werden.

3) Des genannten Corfitz Leib soll in vier Theile getheilt und auf vier Bastionen der Residenz-Festung Sr. Majestät zum Abscheu gesetzt werden.

4) Des gedachten Corfitz und seiner Kinder Güter sollen eingezogen werden, sobald die darauf haftenden gesetzlichen Schulden bezahlt sind.

5) Keines von des Corfitz Kindern soll in Zukunft in Sr. Königl. Majestät Reichen, Fürstenthümern und Landen bei Leib- und Lebensstrafe kommen oder gelitten werden.

6) Eins von oft bemeldetem Corfitz Häusern soll niedergerissen, und soll nie wieder auf diesen Grund gebaut werden, sondern eine Säule soll man daselbst errichten und darauf ausgraben, warum solches geschehen ist.

7) Wenn man sich des Corfitz Person nicht bemächtigen kann, soll die Ausführung des Urtheils an seinem Bilde geschehen, und soll, nach Sr. Majestät Gefallen, eine Summe Geldes auf seinen Kopf gesetzt werden, und dem gegeben, der ihn entweder lebendig liefern oder vom Leben zum Tode bringen wird. Alles von Rechtswegen."

Fast gleichzeitig mit dieser Bekanntmachung schlugen Gerichtsdiener an die Ecken der Straßen zu Kopenhagen ein königliches Patent an, in welchem „Jedermann, welches Standes und welcher Würden er seyn möge, geboten wurde, so er etwa Kenntniß von der Verrätherei und den Anschlägen des gewesenen Grafen von Uhlefeld haben sollte, dieses bei Verlust seiner Ehren, seines Leibes und seines Gutes von Stund an zu offenbaren, und so er etwas von dessen Briefen, Gütern und Habseligkeiten besitze, dieses gleichermaßen anzuzeigen. Für Diejenigen, welche außerhalb der Stadt wohnen, solle eine Frist von vier Wochen gesetzt seyn." *).

Zu gleicher Zeit ergingen an die Könige, Fürsten und Regierungen in England, Frankreich, Holland und Deutschland Aufforderungen, den Corfitz Uhlefeld zu greifen und zur Bestrafung nach Dänemark abzuliefern.

Selbst die Religion suchte man in diesen bösen Handel zu ziehen. Am 2. August erschien ein königliches Manifest, durch welches eine kirchliche Dankfeier für Abwendung der dem Vaterlande drohenden Gefahr in Dänemark und Norwegen ausgeschrieben wurde, und in welchem neben die verordneten Gebete ein Aufruf gesetzt war, Derjenige, welcher den Beweis liefern könne, daß er den Corfitz Uhlefeld getödtet habe, solle mit 10,000 Thalern, wer ihn aber lebendig liefere, mit 20,000 Thalern belohnt werden. — Die Güter des Verurtheilten wurden hierauf eingezogen, und, da man auf die Ein-

*) Die gegen Corfitz Uhlefeld vorgebrachten Klagen konnten nur moralischen Werth haben, aber keinen Rechtswerth. Man beschuldigte ihn, er habe in Amsterdam einige Rathsmitglieder zum Bruche mit Dänemark bereden wollen; desgleichen habe er den König von Frankreich in Paris ermuntert, Dänemark anzugreifen; endlich habe er dem Kurfürsten von Brandenburg den Vorschlag gethan, er wolle ihm zur dänischen Krone verhelfen. Man verurtheilte den Mann auf Beschuldigungen, welche unerwiesen waren; in der Klage und dem Urtheile waren die hier angeführten Punkte nicht ein Mal genannt; ja man gestattete dem Angeklagten nicht die Zeit, sich zu verantworten.

*) Man beabsichtigte also eine Untersuchung nach dem Verdammungs-Urtheile!!

bringung desselben vergebens hoffte, das Urtheil an einer hölzernen Puppe vollzogen.

Am 12. November desselben Jahres zogen durch alle Straßen von Kopenhagen Gerichtsherolde, und sagten dem Volke an, daß am folgenden Tage Corfitz Uhlefeld gerichtet werden solle.

Am Morgen des 13ten drängte sich das Volk nach der königlichen Festung, wo auf dem Walle durch den Scharfrichter das Letzte, was Uhlefeld in Dänemark besaß, zerstreut werden sollte. Auf dem Walle hatte man ein Gerüst gebaut, wie man es zu öffentlichen Hinrichtungen zu bauen pflegte; bewaffnete Mannschaft stand um dasselbe; das Volk schloß sich in engeren und weiteren Kreisen an; auf den Schanzen und Bastionen huckten die Neugierigen. Da erschien der gefürchtete Mann in dem rothen Mantel, und hinter ihm die Knechte, die nach den Volksbegriffen so unehrlich waren, wie er. Der erste trug, auf einer hölzernen Tafel gemalt, das Wappen und den Schild des Uhlefeld, die andern eine hölzerne Puppe, diesen selbst vorstellend. Die Tafel mit dem Wappen stellte der Träger an die vordere Seite des Gerüstes, die Puppe aber setzten sie in die Mitte. Alsbald trat ein Gerichtsdiener vor, verlas das über Corfitz Uhlefeld gesprochene Urtheil, und winkte, wie er redete, dem Mann im rothen Mantel; dieser warf den Mantel ab, trat ungesäumt vor die Tafel, auf welcher das Wappen sich befand, sprach drei Mal: „Verflucht seyst Du!" und wie er dieses sprach, spie er Wappen und Schild drei Mal an; dann warf er die Tafel auf den Boden, trat sie mit Füßen, hieb sie in Stücke und schleuderte diese den Wall hinab in den Schloßgraben. Hierauf wendete er sich gegen die den Grafen Corfitz Uhlefeld vorstellende Puppe, hieb zuerst deren rechte Hand ab, dann trennte er das Haupt von dem Rumpfe und theilte zuletzt diesen in vier Theile. Haupt und Hand heftete er über die Thüre des oberen Saales des Hofgerichtes, das in dem Rathhause war, die vier Theile des zerstückten Rumpfes aber steckte er auf dem Walle an vier Thoren der Stadt auf.

Am Nachmittage desselben Tages begann ein reges Leben auf dem Grauenbrüder-Markte in Kopenhagen. Vor einem daselbst stehenden Hause zog eine starke Schaar Hellebardierer auf; hinter diesen kam ein Zug Zimmergesellen, Maurer und Schieferdecker, und zuletzt der Scharfrichter mit seinen Knechten. Die Thüren des Hauses wurden durch Gerichtsdiener geöffnet, die Bauhandwerker traten ein, und bald sah man sie an den Dachfenstern erscheinen. Da begann ein Werk der Zerstörung von oben nach unten; Dach und Fach, Fenster und Geräthe, Alles, was in und an dem Hause war, wurde zertrümmert; der Schutt und das Gehölze wurde vor die Stadt gefahren, das letztere verbrannt. Als die Stätte, wo das Haus gestanden hatte, an den folgenden Tagen wüst gelegt war, da stand mitten auf derselben der Scharfrichter sammt seinen Knechten, und er und seine Knechte spieen den Platz an und riefen Zeter über denselben, daß dem Volke, das versammelt war, ein Grauen kam. Nachdem der Platz also entehret war, begannen die Maurer daselbst aus einem Theile der Trümmer eine Säule zu bauen. Als sie vollendet war, las man auf ihr die Inschrift in Stein gehauen: „Dem Verräther Corfitz Uhlefeld zur ewigen Verspottung, Schande und Beschimpfung!"

So war denn an dem Verfolgten Rache genommen. Hab' und Gut war ihm entrissen, sein Name mit Schande bedeckt, sein Geschlecht gebrandmarkt, sein Leben verfehmt, sein und der Seinigen Daseyn der blutigsten Verfolgung preisgegeben. Wir wollen in dem Folgenden zeigen, was in dieser Verfolgung gegen die Unglücklichen geschehen ist.

(Fortsetzung folgt.)

Des Gefangenen Glück.

(Geschrieben von Dr. Fr. Weidig.)

Ach, wie ist der Welt so wenig Frieden
Und der Müh'n und Sorgen viel beschieden,
Wenig Weisheit und der Thorheit viel.
Wie sie zählen, wählen und gewinnen,
Wie sie klimmen nach der Ehre Zinnen
In des Lebens niederem Gewühl.

Dem Gefang'nen, von der Welt geschieden,
Reicht der Gott der Liebe edlen Frieden
Des Gewissens und des Denkens dar.
Ferne von der Leidenschaft Gewühle,
Ferne von der Eitelkeiten Spiele,
Sucht er nur, was treu, was recht und wahr.

Was die Welt will? Daß ihr reichlich fließe
Des Genusses Fluth und daß sich schließe
Lust an Lust, wie Tag an Tag sich reiht.
Doch weß ihre Kinder sich erfreuen,
Ist es Andres denn, was sie bereuen,
Wann entfloh'n der Rausch der Lüsternheit?

Aber dem die Außenwelt verschlossen,
Ihm, dem leiblich nur Gefang'nen, sprossen
Freudenblumen in der Seele Reich.
Freuden, die nicht in der Flucht der Stunden
Welken, die nicht im Genuß verwunden,
Einer giftgeschwoll'nen Beere gleich.

Wohl in tausend, tausend Wundern strahlet
Die Natur, wann sie der Frühling malet,
Sie entzückt des Freien frohen Muth.
Wohl in tausend, tausend Wundern strahlet,
Was der Künstler haut in Stein und malet
Mit lebend'ger frischer Farbengluth.

Dem Gefang'nen schwand die Pracht der Farben,
Schwand der Kranz der Blüthen und der Garben,
Weil ihn Kerker-Finsterniß umhüllt.
Aber in des Geistes weiten Räumen
Strahlt ihm Blüthenschmuck von grünen Bäumen
Und das reichste, vollste Kunstgebild.

Der Begeist'rung leichtgeschwingter Flügel
Trägt ihn über Meere, Thäler, Hügel,
Zeigt ihm alter, neuer Zeiten Glanz,
Zeigt ihm der geweihten Kämpfer Schilde,
Zeigt ihm in des sel'gen Lebens Bilde
Edler, treuer Liebe Palmenkranz.

Und so schifft er froh im Zeitenstrome,
Seinen Blick gekehrt zum Sternendome,
Von des Kerkers Schranken nicht gedrückt,
Wie der Seemann auf dem off'nen Meere,
Zu den Sternen blickend, seine Fähre
Fest zum Ziele lenkt, das ihn beglückt.

Anekdotisches.

Ein Schauspieler hatte sich verspätet. Es war einer der Götter des Tages, ein Liebling des Publikums. Der erste Akt war aus; der zweite sollte angehen, wo der Schauspieler zu erscheinen hat. Der Direktor ist in Verzweiflung; das Publikum rast. Der Direktor sieht sich genöthigt, die Ursache des Aufenthalts ankündigen zu lassen, und glaubt, daß der beliebte Künstler Nachsicht erhalten werde. Allein vergebens; der Lärm währt fort. Man sendet überall nach dem Schauspieler herum; Jemand berichtet endlich, daß er ihn eben ganz langsam zum Thore hereinkommen sah. Nun ist er da; man stürzt ihm entgegen; man überhäuft ihn mit Vorwürfen; man dringt in ihn, man treibt ihn, sich anzukleiden. Er thut es mit gewohnter Bedachtsamkeit. Es kann geklingelt werden; der Vorhang geht in die Höhe; er tritt auf die Scene. Das Publikum bot das Schauspiel eines tobenden Meeres: die Erscheinung des Schauspielers bringt es momentan zum Schweigen; man ist begierig, seine Entschuldigung zu hören. St! St! von allen Seiten. Er tritt vor, ganz vor bis an den Lampenrand und mit halbleiser Stimme, als ob er den Leuten da unten etwas im Vertrauen mittheilen wolle, spricht er die Worte:

Gretchen hat mir sagen lassen, daß ich sie allein sprechen könne —

Was ist das? Welche Freiheit! Viele junge Leute, die das Stück nicht kennen, gerathen außer sich über den Menschen, der, statt sich zu entschuldigen, es wagt, eine solche Mittheilung der ehrfurchtgebietenden Versammlung hinzuwerfen. Allein andere Zuschauer lachen und klatschen und der Schauspieler zieht sich ruhig in die Mitte der Bühne und spricht seinen Monolog weiter, denn jene Worte waren nichts Anderes als der Anfang seiner Rolle. — Damals waren's noch gute Zeiten; damals waren Schauspieler und Publikum nicht stets auf dem Kriegsfuß; was durften sich Carl, Schmelka und andere lustige Wildfänge der Scene erlauben? was sah man ihnen nicht durch? Ihr wollt' die scenische Kunst zu solch' einer verteufelt ernsthaften Fratze machen, daß die Haare sich uns emporsträuben bei dem Gedanken, daß es Euch vielleicht gelingen könnte! Ist denn die Zeit, Alles, was uns umgibt, nicht ernsthaft genug? Wo ist das laute Lachen geblieben? Der holde Wahnsinn? Am Ende bei den Alten mit dem Doppelkinn und dickem Bauche. Schämt Euch, Ihr Jungen! (Lew. Eur.)

Mannichfaltigkeiten.

Man schreibt uns aus Stuttgart vom 7. d. M.: Am 10. d. Mts. eröffnet Hr. Grunert von Hamburg sein Gastspiel als Lilburne in „Nacht und Morgen"; er spielt achtmal, worunter Nathan, Shylok, Mephisto, Ludwig XI. letzte Tage, Hans Kohlhas, Essighändler, Minister und Seidenhändler rc., und man beabsichtigt ein Engagement. Auch gastirt demnächst eine Dem. Mayer von Wien. Am zweiten Ostertag wird der König zum Erstenmal wieder das Theater besuchen. Man gibt Halevy's Jüdin bei festlich beleuchtetem und prachtvoll decorirtem Haus. Der Jubel wird groß werden von nah und fern und die Plätze sind schon alle vergeben; von Heilbronn aus wurden sogar Logen genommen. — Der bekannte Literat Correck-Nord, Redacteur des Neuen Tagblatts, der seit acht Jahren an einem linken Armbruch gelitten, welches Uebel in letzter Zeit lebensgefährlich wurde, ist in den letzten Tagen glücklich amputirt worden. — „Struensee" von Laube geht nächstens in Scene; man rühmt dieser Dichtung große Schönheiten nach. Dagegen ist dessen „Bernsteinhexe" bis auf Weiteres ad acta gelegt. — Dem. Franchetti, eine tüchtige Soubrette in der Oper, verläßt unsere Bühne, auch Hr. Weichelberger, der bereits unter den Schauspielmitgliedern figurirte, hat die gehoffte Anstellung nicht gefunden.

In Paderborn wurde kürzlich ein richterlicher Beamter in seinem Zimmer durch einen Selbstschuß entleibt gefunden. Er war früher Auscultator beim Oberlandesgericht und ging vor vier Jahren nach Griechenland, wo er zuletzt als Richter in Sparta angestellt war. Nach der September-Revolution verließ er mit den andern Deutschen das Land, trat in seine frühere Stellung zurück, und hatte, in Folge höherer Empfehlungen, die beste Aussicht auf angemessene Versorgung im Staatsdienst. Dennoch scheint die eigenthümliche Wendung seines Schicksals eine Geistesverwirrung erzeugt zu haben, die ihn zum Selbstmord trieb.

(Eine Hunde-Gesellschaft.) Man liest in der Agramer „Luna": Eine vornehme russische Dame, die Gräfin ***** veranstaltete kürzlich in Paris eine Gesellschaft seltsamer Art. Sie hatte stets eine sehr entschiedene Neigung für Hunde, eine Neigung, die heutzutage bei unsern Elegants zur wahrhaften Manie geworden, denn sie zahlen für einen Kings'charles, was man für ein schönes und gutes Pferd ausgeben würde. Diese Leidenschaft für Luxus-Hunde, die uns aus England gekommen, und welche die schöne, russische Gräfin lebhaft in Anspruch nahm, gab ihr den Gedanken ein, eine Hunde-Matinée bei sich zu veranstalten. Demnach wurden Einladungskarten nicht den Herren oder Herrinnen jener allerliebsten Thiere zugesandt, sondern diesen selbst. Sie waren folgendermaßen abgefaßt: „Die Hunde der Frau Gräfin ***** geben sich die Ehre, die Hunde der Frau Herzogin **** einzuladen, sie morgen Vormittag zum Frühstück mit ihrer Gegenwart zu erfreuen." Diese Thorheit hatte den besten Erfolg. Die Honneurs fanden nach den herkömmlichsten Formen statt. Während des Frühstücks ging es zwar nicht ganz ohne Reibung und ohne Knurren ab; aber wo wird denn nicht geknurrt? Mit einem Wort, die Reunion war äußerst munter; man hat sich köstlich amusirt; was will man mehr?

(Vortrefflicher Geschäftsstyl!) Herr Wolze, Leichenbeschauer zu Altona, hat ein kostbares Aktenstück veröffentlicht, welches einen herrlichen Beitrag zu „Kunst der deutschen Prosa" abgeben würde. So folgerecht gedacht, als diese in

die „Altonaer Tages-Post" abgedruckte Anzeige, hat man lange nichts gelesen, und sie verdient daher weiter verbreitet zu werden. Sie lautet folgendermaßen: „Da es sich gezeigt hat, daß der junge Mann, der neulich ertrunken, gar nicht ins Wasser gefallen war, noch sich hineingestürzt hat, wozu keine Ursache vorhanden, da er nicht hier ansässig, so hat es von dem Aufsuchen seines Leichnams sein Abkommen. Der gefundene Hut und das Halstuch gehören übrigens einem Betrunkenen, nicht Ertrunkenen, welcher sich auch schon gemeldet."

(Kaffee und Zucker.) Der Verein für wissenschaftliche Vorträge in Berlin schloß seine diesjährige Thätigkeit mit einer Vorlesung Dietericis über die Rolle, welche Kaffee und Zucker in Europa spielen. Der Verbrauch des Kaffee's in Preußen, dessen Vertrieb unter Friedrich dem Großen ein Monopol der Regierung war und auf welchem eine Steuer von 6 Sgr. für das Pfund lastete, hat, nach Dieterici, vor 50 bis 60 Jahren etwa $3^1/_2$ Mill. Pfd. betragen, während derselbe sich jetzt auf 30 bis 40 Mill. Pfd. beläuft. Im gesammten Zollverein, dessen Bevölkerung ungefähr 28 Millionen Seelen beträgt, werden jetzt 70 Mill. Pfd. Kaffee jährlich verzehrt, wonach also $2^1/_2$ Pfd. auf den Kopf kommen, während noch vor zehn Jahren der Durchschnitt nur 2 Pfd. betrug. Da sich nun die Kaffeepreise seitdem gleich geblieben, so folgt daraus, daß wir jetzt den Kolonien bloß für Kaffee um ein Fünftel mehr zinsbar sind, als vor zehn Jahren. In gleichem Verhältniß ist die Konsumtion des Zuckers sowohl im Zollverein, als im gesammten übrigen Europa gestiegen. In Großbritannien beträgt der Verbrauch jährlich 16 bis 17 Pfd. auf den Kopf; in Frankreich $6^1/_3$ Pfd., worunter zwei Pfd. Rübenzucker, im Zollverein 5 Pfd., worunter 1 Pfd. Rübenzucker, und in Oesterreich etwas über 2 Pfd. Die Gesammtproduktion des Rohrzuckers wird auf 16 bis 1700 Mill. Pfd. berechnet, wovon nach Europa über 1200 Mill. und nach England allein zum dortigen Verbrauch 445 Millionen gehen.

(Frankfurt, im April.) In dem Städel'schen Kunstinstitute ist gegenwärtig das Modell zu der projektirten Spitze des Domes dahier von unserm Professor Hessemer aufgestellt, für dessen ausgezeichnete Leistungen dieses interessante Kunstwerk, ganz in gothischem Style, einen neuen Beweis gibt.

„Franciscus Colonna" ist ein kleiner Roman, der aus Charles Nodiers Nachlasse in diesen Tagen zu Paris erschienen ist; er wurde erst kurz vor des Dichters Tode vollendet. Das „Journal des Debats" zeigt das Werk mit der Bemerkung an, wenn man diese Blätter voll ernster Erhebung in ihrer durchsichtigen Reinheit lese, so möchte man sagen, derselbe habe in diesem letzten Gedanken die ganze poetische Fülle seiner Seele, die ganze Anmuth seines Styls, die ganze melancholische Zartheit und schalkhafte Sorglosigkeit seines Geistes niederlegen wollen.

(München, 31. März.) Im vergangenen Monat wurden hier 962 Individuen polizeilich abgestraft und 37 den zuständigen Gerichten übergeben. Unter den Ersteren befanden sich auch wieder 17 wegen Thierquälerei und 31 wegen körperlicher Mißhandlung von Menschen.

(Frankfurt a. M.) Am 9. d. M. gibt Hr. W. Schulthes im Saale des Mülhens'schen Hauses ein Konzert, unterstützt von den Herren Mohr und Rudersdorff und von Fräul. Rudersdorff. Hr. Schulthes aus Kassel wird als ein, wenn auch wenig bekannter, doch trefflicher Pianist gerühmt, dessen technische Fertigkeit und gebildeter Vortrag Anerkennung verdienen. Eine von Hrn. Schulthes componirte große Phantasie über das Rheinweinlied ist besonders brillant. Wir empfehlen das Konzert des jungen Virtuosen der Beachtung der Kunstfreunde.

Korrespondenz.

Darmstadt, Ende März.

Schon einigemal war in diesen Blättern die Rede von den in Handel gekommenen Warburg'schen Fiebertropfen, ohne daß bis jetzt über die eigentliche chemische Zusammensetzung dieses Mittels eine zuverlässige Auskunft gegeben worden wäre. Die Unterzeichneten hatten Veranlassung, das Mittel, ganz unabhängig von einander und ohne sich über den Gang der Analyse verständigt zu haben, chemisch zu untersuchen, und fanden in genauer Uebereinstimmung in einem Gläschen der Tropfen 10 Gr. schwefelsaures Chinin. Die fieberwidrige Kraft und sonstige Wirksamkeit des Chinins und der Salze desselben sind den Aerzten der ganzen civilisirten Welt hinlänglich bekannt und es läßt sich daher kaum bezweifeln, daß der bestimmt erwiesene Chiningehalt die Wirksamkeit der Warburg'schen Fiebertropfen vorzugsweise bedingt und die Form nur gewählt wurde, die Entdeckung des angeblichen Geheimnisses zu erschweren und sich den hieraus erwachsenden Gewinn (das Glas, welches nach der Medicamententaxe des Großherzogthums Hessen einen Werth von etwa 40 kr. hat, wird, wie uns mitgetheilt wurde, zu 4 fl. 48 kr. verkauft) für längere Zeit zu sichern. Auf eine Würdigung und Widerlegung der von Hrn. Warburg (dem Bruder des Lieferanten) in der Mainzer Zeitung, Nro. 83, aufgestellten Behauptung können wir aus nahe liegenden Gründen und zwar schon deshalb nicht eingehen, da durch die in denselben Blättern nachfolgenden öffentlichen Erklärungen der Herren Buchner und Schlippe die Hauptstützen jener Argumentation von selbst fallen, und wir überlassen es daher den Aerzten und Kranken, von unserer Erfahrung den geeigneten Gebrauch zu machen. Für diejenigen, welche sich für die Details der chemischen Untersuchung interessiren, diene schließlich zur Nachricht, daß der Mitunterzeichnete (Winckler) die Resultate der chemischen Analyse im Märzheft des Jahrbuchs der Pharmacie niedergelegt und somit der wissenschaftlichen Kritik unterstellt hat.

E. Merck, Medicinalrath.
Dr. F. L. Winckler, Hofapotheker.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 9. April. Zopf und Schwert, historisches Lustspiel in 5 Abth., von Carl Gutzkow.

Mittwoch, 10. April. Zampa, oder: die Marmorbraut, große Oper in 3 Abtheilungen, Musik von Herold. Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 101. Donnerstag, den 11. April 1844.

Graf Corfitz Uhlefeld
oder
Schicksale eines Verfolgten.
Von X. X.

(Fortsetzung.)

V.

Eleonore von Uhlefeld.

In der Zeit, als der Reichstag in Kopenhagen versammelt war und wegen der Klage gegen Uhlefeld rathschlagte, kam mit einem holländischen Schiffe eine vornehme Frau nach London und miethete eine Wohnung in einer engen Straße der Altstadt. Ob sie gleich von mehreren Dienerinnen begleitet war, lebte sie doch sehr einfach und eingezogen, ja es schien, als sey sie besorgt, daß Niemand ihren Stand errathen solle. Nicht lange behielt sie jene erste Wohnung in der City; ohne zu sagen, wohin, zog sie bald aus, und nahm ihren Aufenthalt in dem Westende der Stadt. Auch hier hielt sie selbst, nicht minder die Ihrigen, ihren Namen geheim; ja sie wurde von ihren Dienerinnen hier anders genannt, als in der ersteren Wohnung. Dasselbe geschah, als sie nach kurzem dieses Haus wieder verließ und ein anderes bezog. Die fremde Frau war indessen auf eigene Weise thätig; sie suchte mit Personen des königlichen Hauses und mit Staatsmännern in Berührung zu kommen, und schien in ihren Bemühungen glücklich zu seyn, denn in den ersten Tagen des Monats Juli trat ein Mann bei ihr ein, welcher die Farben des königlichen Hauses trug, und sich als Sir Ashley ankündigte. Dieser nahete sich ihr mit allen Zeichen der Hochachtung, und versicherte sie der Gnade seines Herrn.

„Ich finde eine Beruhigung darin," sprach die Fremde, „daß Seine Majestät meiner gedenkt. Im Vertrauen auf die Großmuth des Königs bin ich in dieses Land gekommen."

„Und Euer Vertrauen könnte nicht fester gegründet seyn, als auf Seine Majestät Karl II.," versetzte der Mann vom Hof.

„Ich denke," erwiederte jene, „daß eine gute Sache bei dem guten Könige wohl stehen muß!"

„Ja zumal," entgegnete jener, „wenn man eine Fürsprerin hat, wie Lady Palmer."

„Sir Ashley! Ich freue mich, daß ich an dem Hofe Karls II. Freunde gefunden habe! Dabei muß ich gestehen, daß ich immer noch wegen unserer Feinde besorgt bin."

„Gnädige Gräfin, legt die Besorgniß bei Seite. Hier seyd Ihr sicher, edle Frau, und möget wissen, daß, wen Karl II. empfangen will, den will er auch schützen."

„Sir Ashley, wenn meine Feinde wissen, daß ich in London bin, finden sie den Weg in das Kabinet des Königs. Ich möchte bitten, daß Seine Majestät mir im Geheimen Zutritt gestatte. Es ist nicht gut, wenn gewisse Menschen wissen, daß eine verfolgte Familie Freunde hat. Darum bittet Euern Herrn, daß, wenn er mir ein gnädiges Gehör schenken will, er diese Gnade Andere nicht wissen lasse."

„Ihr könnt darauf bauen, gnädige Frau, daß Euer Wunsch der meinige ist. Lady Palmer hat ihren großen Einfluß bei Seiner Majestät geltend gemacht. Ihr werde ich Euer Gesuch vortragen und die Gründe mit der Klarheit unterstützen, welche ich aus Euren schönen Worten gelernt habe."

So sprach Ashley mit höfischem Tone und verließ die Fremde. Daß er aber wahr gesprochen, erfuhr sie noch an demselben Abende, als ihr ein Bote der Lady Palmer ansagte, daß der König sie am folgenden Abend in dem Gemache der letzteren sprechen wolle.

An dem bezeichneten Tage gegen Abend gingen durch die Orford-Straße zwei Sänften; bogen, eine der andern folgend, in die südlich gehende Polandstraße, durch die Silberstraße und Warwickstraße nach der Piccadilly- und St. Jamesstraße und hielten an der Clevelandsreihe stille. Zwei Frauen stiegen hier aus an einem nicht unansehnlichen Palaste und stiegen, sobald sie dem Thürhüter einen Namen genannt, von diesem geführt, die breiten Stiegen hinauf. Glänzende Diener kamen ihnen entgegen, und geleiteten beide nach den inneren Gemächern. In einem Vorgemache blieb die Dienerin zurück, die andere Frau wurde in ein glänzend erleuchtetes Gemach geführt. Hier saß auf einem reichgestickten Sessel eine junge Frau von ausnehmender Schönheit, in himmelblauen Sammet gekleidet, einen kostbaren Diamantschmuck um Hals und Haupt gewunden; den linken Ellenbogen auf die Lehne des Sessels und in die Hand das schöne Haupt gestützt, sah sie mit ungemeinem Liebreize zu einem Manne empor, der vor ihr stand. Dieser trug ein schwarzes Wamms von Seide, einen großen Spitzenkragen, auf dem Kopf ein Barett von schwarzem Sammet, mit einer großen weißen Feder. Als die von dem Leibdiener eingeführte Fremde in das Gemach trat, wandte sich der Mann nach ihr und sah sie mit einem seltsamen Blicke an. Kaum aber hatte er sich nach ihr gewendet, so fiel die Fremde, von

dem Leibdiener bedeutet, vor dem Manne im schwarzen Kleide nieder, indem sie sagte:

„Eure Majestät wollen mich zu Gnaden erhören!"

„Stehet auf, Gräfin Uhlefeld, sprach der also Angeredete mit großer Leutseligkeit. In diesen friedlichen Räumen legt Karl II. gerne die Königskrone ab, die ihn drückt. Steht auf, Gräfin Uhlefeld, Ihr seyd mir willkommen. Und wie er dieses sprach, reichte er der Knienden die Hand, hob sie auf und führte sie nach einem nahe stehenden Stuhle. Er selbst setzte sich in einen Sessel neben die junge Frau.

„Ihr habt Hartes ertragen, liebe Gräfin," redete der König sie wieder an. „Man hat Euch übel mitgespielt."

„Die Gnade Eurer Majestät wird uns jedes erlittene Unrecht versüßen."

„Ich hoffe, Ihr werdet unter meiner Regierung in Frieden wohnen."

„Möge Eure Majestät Ihre Gnade den Verfolgten zuwenden, und den Mann unterstützen, welcher es schon mit Eurer Majestät Vater so treu gemeint hat."

Bei diesen Worten flog ein dunkles Roth über das Angesicht des Königs, er blickte nach der Lady Palmer und dann wie fragend auf die Gräfin. Diese fuhr fort:

„Es ist eine Angelegenheit meines Gemahls, die mich an die Stufen Eures Thrones führt, eine Bitte, welche derselbe Eurer königlichen Gnade vorzulegen mich beauftragt hat."

„Wir leihen billigen Gesuchen gerne unser Ohr!" versetzte Karl.

„Es war vor der glücklichen Regierung Eurer Majestät," fuhr die Gräfin fort, „als mein Eheherr Gesandter des Königs Christian IV. in den Niederlanden war. Damals hatte er das Glück, die Aufmerksamkeit Eurer königlichen Gnaden zu besitzen und Euch einige Geschäfte zu besorgen, um deren letzte Beseitigung wir unterthänigst bitten wollten."

„Graf Uhlefeld hat schon zur Zeit meines Vaters Gnaden unseren Hof gekannt," versetzte der König, und man konnte ihm ansehen, wie unangenehm ihm das Gespräch war, das ihn an seine Landflüchtigkeit und an seine Schuld erinnerte.

„Er hat sich dieses zu hohen Ehren gerechnet," entgegnete die Gräfin, „das Geschäft aber, um deßwillen er mich beauftragt hat, schreibt sich aus der Zeit her, als Eure Majestät im Haag wohnten."

„Das ist lange her!" sprach sehr ernst der König, „und es mag schwer seyn, nach einer so stürmischen Zeit genau die einzelnen Fälle der früheren aufzuzählen. Ich will nachsehen lassen. Hat Graf Uhlefeld eine Forderung an uns aus jener Zeit, so wird die Sache so behandelt werden, daß Ihr zufrieden seyn könnt."

Mit diesen Worten stand der König auf, winkte der Gräfin und entließ sie weniger freundlich, als er sie empfangen hatte. Kaum aber hatte diese das Gemach verlassen, so wendete sich Lady Palmer an den König:

„In der That eine seltsame Aufwartung! Karl II. soll sich in seiner Residenz von Fremden mahnen lassen."

„Doch ist mir's dunkel, als ob er was zu fordern habe, entweder aus der Zeit meines seligen Herrn Vaters, oder aus den Tagen der Empörung. Es wird sich finden!"

„Mir will es scheinen, als ob der fremde Graf es sich zur Ehre rechnen müsse, daß er dem Könige von England dargeliehen hat."

„Ja! aber er will die Ehre bezahlt haben!"

„Das ist schwarzer Undank! Die Gräfin scheint ihrer Sache nicht viel zu trauen! Woher sonst die Heimlichkeit?"

„Unglück macht mißtrauisch!" entgegnete der Fürst in einem Tone, welcher die innerste Ueberzeugung aussprach.

„Dann hat Eure Majestät Grund, ihr zu mißtrauen!" schloß Lady Palmer mit einem vielbedeutenden Blicke. Noch eine Zeit lang sprach das habsüchtige Weib von dem Gesuche der Gräfin Uhlefeld, und hatte, als der König sie verließ, diesen überzeugt, daß er die Bitte des Grafen Uhlefeld abzuweisen ein Recht habe.

(Fortsetzung folgt.)

Seltene Demüthigung.

Der König Jakob der Erste von England hatte ein sehr heftiges Temperament, und war wohl einer der jähzornigsten Monarchen. Sobald er indessen zu sich selbst kam, hielt er es nicht unter seiner Würde, Unrecht zu bekennen und das Geschehene so viel als möglich wieder gut zu machen. Einst hatte er einige wichtige Papiere, in Betreff eines Traktats mit Spanien, verlegt. In der Meinung, daß einer seiner ältesten Schreiber, Namens Gib, dem er sie anvertraut zu haben glaubte, sie verloren oder auf die Seite geschafft habe, fuhr er ihn heftig an, und forderte sie mit Ungestüm von ihm zurück. Gib, sein vertrautester Diener, der ihm in einer langen Reihe von Jahren vielfältige Beweise von Treue und Pünktlichkeit gegeben hatte, warf sich auf die Knie und betheuerte, die Papiere nie gesehen, nie in Händen gehabt zu haben. Durch den Widerspruch des Greises gereizt, vergaß sich der König und stieß ihn mit einem Fußtritte um. Jetzt erhob sich Gib, stellte sich in einige Entfernung vom König, nahm eine feste Stellung an und sprach: „Sire, ich habe Ihnen von meiner Jugend an gedient und treu gedient; solchen Lohn habe ich weder erwartet, noch verschuldet." Zugleich neigte er sich ernst und tief, und erklärte dem Könige: er würde ihm nicht ferner dienen, um sich einer solchen Demüthigung und Beschimpfung nicht zum zweiten Male auszusetzen. Damit entfernte er sich und reisete eine Stunde darauf nach Schottland, seinem eigentlichen Vaterlande, ab.

Bald nachher erfuhr ein zweiter Schreiber, was vorgegangen war. Ihm hatte der König die Dokumente eingehändiget, aber vergessen, daß er dies gethan hatte. Sogleich eilte Jener mit den Papieren zu Jakob. Unverzüglich gab der König Befehl, dem Gib einen Kourier nachzuschicken, und erklärte diesem dabei mit einem kräftigen Eide: er werde nicht eher essen, trinken und schlafen, bis er ihn zurückgebracht habe. Gib kam vor den Monarchen, und der Monarch ließ sich vor ihm auf ein Knie nieder und schwur, nur dann aufstehen zu wollen, wenn ihm sein Diener die ungerechte Beleidigung, die er ihm angethan, verzeihen würde; und als dieser aus Bescheidenheit sich weigerte, das Wort Verzeihung als unschicklich vom Diener gegen seinen Herrn auszusprechen, beharrte Jakob darauf, bis ihm von Gib — verziehen worden war.

Mannichfaltigkeiten.

(Frankfurt a. O.) In dem Amts-Blatte vom 3. April macht die Regierung ein Verzeichniß aller seit dem Anfange des vorigen Jahres in dem Regierungs-Bezirke errichteten Sonntags- oder Abendschulen bekannt, welches zu den erfreulichsten Erwartungen berechtigt. In der Einleitung heißt es: „Die Früchte des besten Schul-Unterrichts gehen oft theilweise verloren, wenn nicht in den nächsten Jahren nach beendigter Schulzeit die in der Schule erlangten Kenntnisse und Fertigkeiten aufgefrischt, vervollständigt und in eine mehr praktische Beziehung zum Leben gebracht werden. Es sind deßhalb die Geistlichen und Schullehrer des hiesigen Regierungs-Bezirks zu Anfang des vorigen Jahres veranlaßt worden, an Sonntagen nach geendigtem Gottesdienste oder an gewissen Abenden der Wochentage die aus der Schule entlassene mehr erwachsene Jugend des Orts, die für ihre Fortbildung Sinn beweist, um sich zu versammeln, und derselben einen fortbildenden praktischen Unterricht, der nicht blos eine Wiederholung des Schul-Unterrichts seyn, sondern denselben auch durch Kenntnisse und Fertigkeiten, welche für solche jungen Leute in Beziehungen auf den von ihnen gewählten Beruf als besonders nothwendig und nützlich erscheinen, ergänzen sollte, zu ertheilen, ihnen nützliche Schriften dabei an die Hand zu geben, zur rechten Benutzung derselben sie anzuleiten, wo möglich kleine Sammlungen solcher Schriften zu Stande zu bringen, zugleich aber auch an Belebung des religiös sittlichen und kirchlichen Sinnes, wie der Vaterlandsliebe und an der in diesen Jahren so nothwendigen Einwirkung auf ihr äußeres sittliches Verhalten es nicht fehlen zu lassen. Die weibliche aus der Schule entlassene Jugend sollte von solchen Zusammenkünften ausgeschlossen werden. Wo dennoch ein fortbildender Unterricht auch für sie möchte eingerichtet werden wollen, da sollte er nur besonders und unter Aufsicht und Leitung eines Predigers oder einer gebildeten Frau ertheilt werden. Wir freuen uns, bekannt machen zu können, daß diese Anregung an sehr vielen Orten einen lebhaften Anklang gefunden hat, und daß von vielen Geistlichen und Lehrern mit Unterstützung Seitens der Magistrate, Patrone, Gutsherren und Kommunen im vorigen Jahre ein sehr erwünschter Anfang mit der Einrichtung solcher Fortbildungs-Anstalten für die Jugend gemacht worden ist."

(Rom, 23. März.) Man erzählt sich hier eine Anekdote vom Papst, deren Wahrheit wir verbürgen zu können glauben und die ein sehr günstiges Licht auf dessen Charakter wirft. Eine polnische Dame hatte sich von den Grundlehren der katholischen Kirche überzeugt, nur konnte sie den Papst nicht als Statthalter Gottes und Christi auf Erden anerkennen und fand einen unüberwindlichen Grund zum Zweifeln in der Lehre von seiner Unfehlbarkeit. In ihrer Seelennoth faßte sie den muthigen Entschluß, zum Papste selber zu gehen. Sie erhielt die verlangte Audienz und stellte darauf den Papst förmlich zur Rede, indem sie in den stärksten Ausdrücken ihm den Uebermuth und die Hoffahrt vorhielt, die ein Mensch zeige, welcher als unfehlbar sich seinen Nebenmenschen gegenüber und über sie hinstelle. Der Papst hörte ihr aufmerksam zu, dann bekannte er ihr, daß er als Mensch sich eben so sündhaft halte als jeden Andern; aber hierauf bemühte er sich, ihr den Unterschied klar zu machen, welcher zwischen ihm als Menschen und als Haupt der katholischen Christenheit obwalte, und entließ sie freundlich und huldvoll nach langer Unterredung. Man mag als Protestant über diese Sachen denken, wie man will, man wird nicht läugnen können, daß der Papst eine seltene Milde und Herablassung zeigt, wenn er auf diese Art sich bemüht, über ihm vorgelegte Zweifel aufzuklären.

(Vom Main, 6. April.) Wie schnell man jetzt sich aus der britischen Weltstadt in das Herz von Deutschland versetzt sieht! Mittwoch den 3. d., Morgens um 9 Uhr, verließen wir mit dem Dampfboote London und waren Abends 12 Uhr in Ostende, wo wir übernachteten. Donnerstags frühe 7 Uhr gingen wir von da mit der Eisenbahn ab und erreichten Abends gegen 7 Uhr Aachen. Um halb 10 Uhr führte uns der Eilwagen von hier nach Köln, wo wir Freitags Morgens um 5 Uhr eintrafen. Von Köln gingen wir auf dem Dampfboot um 6 Uhr frühe ab, langten Abends um 10 Uhr in Mainz an und übernachteten daselbst. Samstags den 6. um 7 Uhr Morgens brachte uns die Eisenbahn nach Frankfurt, wo wir nach 8 Uhr ankamen — also noch nicht ganz 3mal 24 Stunden nach unserer Abreise von London und dabei zwei Mal in Gasthöfen auf dem Lande übernachtet. Die ganze Reise, vom herrlichsten Wetter begünstigt, hatte so auch nicht die mindeste Anstrengung oder Unbequemlichkeit und kostete die Person nur ungefähr 66 fl.

Die Sängerin Hermine Rudersdorff ist bei der Mannheimer Hofbühne auf drei Jahre engagirt und dürfte für die von dort abgehende Mad. Lehmann-Rauch einen genügenden Ersatz bieten.

(Frankfurt a. M.) In der neuerlich zum Besten eines erblindeten jungen Mannes von unserm „Orpheus" veranstalteten und durch die schöne Auswahl von trefflich executirten Gesangsstücken so genußreichen Abendunterhaltung wurden 391 Billets à 30 kr. abgegeben. Ein Geschenk von J. T. und B. ½ pr. Thlr., und ein desgleichen von Hrn. S. D. 30 kr. kamen dazu, also in Summa fl. 196 52½ kr. Hr. C. A. André lieferte unentgeltlich einen Streicher'schen Flügel und Hr. Sauerländer berechnete für den Druck des Programms und der Eintrittskarten nur die Auslagen; auch der Saal war frei. Nach Abzug der demnach nur geringen Unkosten von fl. 5 verblieben fl. 191 52½ kr., welche dazu beitragen werden, dem Unglücklichen willkommene Hülfe zu spenden. Mögen der „Orpheus" und sein geschätzter Direktor, Hr. Jungmann, in dem Bewußtseyn des gelungenen Werkes den besten Lohn finden!

Frankfurter Theater.

Charlotte Birch-Pfeiffer.

Ueber diese als Bühnendichterin und Schauspielerin schon lange wirkende und aller Orten bekannte, durch ihr Talent ausgezeichnete Frau hat sich das Urtheil festgestellt und man hat zwischen den Extremen vermittelt. Jene harten, gehässigen und nicht selten in rohe Invectiven ausartenden Kritiken über Mad. Birch-Pfeiffer, womit man sie vielfältig überhäufte, haben es nicht vermocht, ihre Erfolge zu vernichten und auf allen deutschen Bühnen werden ihre Dra-

men fortwährend mit Beifall gegeben. Schon mancher finanziellen Noth und Bedrängniß der Theaterkassen haben sie Hülfe gewährt, schon manchem Darsteller Auszeichnung und Ruf verschafft und schon manchen genußreichen Abend dem Publikum bereitet. Das praktische Bedürfniß wird immerhin sein Recht behaupten und wer ihm genügt, hat, wenn auch nicht für alle Zeiten, doch für die Gegenwart verdienstlich gelebt. In dieser Beziehung darf man Mad. B.-Pf., ohne sie überschätzen zu wollen, rühmend hervorheben und wenn auch vom ästhetischen Standpunkte aus an ihren Dramen und den Mitteln, wodurch sie Effekte erzielt, gerechte Ausstellungen gemacht werden können, so kann man ihr doch eine seltene Bühnenkenntniß und eine glückliche Combinationsgabe nicht absprechen. Wir stimmen dem „Allgemeinen Theater-Lexikon" bei, welches sagt: „Ihre Produktionen sind keineswegs nur dialogisirte Romane, sondern wirkliche freie Bearbeitungen, in denen die Elemente oft gänzlich umgestaltet sind und ein Theil der Scenen und Situationen der Verfasserin eigenthümlich gehören. Einzelnes, und zwar gerade das ihr Angehörende in ihren Arbeiten, kann man unbedingt trefflich nennen, wie die ersten Akte des Gutenberg, die mittleren der Günstlinge, Rubens in Madrid u. a. Daß sie die Bühne kennt, mit sicherer Hand das Erfolgreiche zu gruppiren und die Aufmerksamkeit des Publikums zu spannen und zu erhalten weiß, wird wohl eben so wenig in Zweifel gezogen werden, als daß sie sich um die reale Bühne, wie sie nun einmal ist, große Verdienste erworben hat."

Wenn die Genannte dem hiesigen Theaterpublikum durch viele ihrer seit einer Reihe von Jahren mit Beifall gegebenen Dramen genugsam bekannt gewesen, so konnte ein Gastspiel derselben nicht verfehlen, Interesse zu erwecken; sie gehört nun einmal zu den Namen, die bei der heutigen Bühne an der Tagesordnung sind und deren Träger man persönlich kennen zu lernen wünscht; auch ist sie aller Orten bereits mit Erfolg aufgetreten und darum mußte man sie in Frankfurt willkommen heißen. Mad. B.-Pf. eröffnete den Cyclus mit der Katharine in ihrem Originalstücke: „die Günstlinge", wohl eine ihrer gelungensten Arbeiten, die sehr anziehende Momente mit effektvoller Charakteristik vereinigt. Die der männlichen Größe zustrebende Gestalt der Darstellerin ist imposant und die etwas starken Umrisse ihres Spieles stehen damit in gehörigem Verhältniß; das Organ ist nicht sehr klangvoll, jedoch kräftig genug, um sich geltend zu machen. Eine große Bühnengewandtheit ist nicht zu verkennen und die höchst verständige und schön nüancirte Exposition des Dialogs bildet einen wesentlichen Vorzug ihrer Leistungen. In solcher Weise wußte sie die Rolle mit eben so viel Gewandtheit als Sicherheit durchzuführen und in den Hauptscenen derselben wohlverdienten Beifall zu erringen. — Hr. E. Schneider als Potemkin gewann denselben im gleichen Maße und das von ihm gebotene Charakterbild war ein künstlerisch abgerundetes und mit Consequenz durchgeführtes. Man sieht Hrn. E. Schneider ungern von einer Bühne scheiden, welcher er durch die Vielseitigkeit seines Repertoirs und durch die Gediegenheit seiner Bestrebungen ein mit Recht geschätztes Mitglied gewesen. Bei der heutigen Armuth an guten Schauspielern und bei der erprobten Befähigung des Hrn. E. Schneider wird sich ihm bald an einer andern Bühne ein geeigneter Wirkungskreis eröffnen. Auch Hr. H. Schneider (Mamarov) und Fräul. Lief (Agraffine) wirkten beifällig mit.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz.

Berlin, 3. April.

Dem Vernehmen nach ist man in diesem Augenblick schon damit beschäftigt, die Vorbereitungen zu der künftigen Concentrirung der unter der Generaldirektion der königlichen Museen stehenden verschiedenen Sammlungen, die in der Gegenwart, und bis zur Beendigung des neuen Anbaues, außer in dem eigentlichen Museum, noch theilweise im königl. Schlosse und im Schlosse Monbijou untergebracht sind, zu treffen. Alle diese verschiedenen Kunstschätze, die auch in der letzten Zeit wieder durch Ankauf, wie durch einige Geschenke sehr vermehrt worden sind, zerfallen in diesem Augenblick in sechs verschiedene Abtheilungen, Sammlungen oder Museen. Die erste derselben bildet nun die Gemäldegallerie unter dem Dr. Waagen. Sie hatte im vorigen Jahre sehr bedeutende Ankäufe in Italien gemacht, ohne daß die neuen Acquisitionen beim Publikum einen besondern Beifall finden wollten. Die zweite Abtheilung bildet die Sculpturengallerie unter der Leitung und Aufsicht des Professor der Bildhauerei Tieck, unter Assistenz des Dr. Panofka. Dann folgt als dritte Abtheilung das Antiquarium, welches eigentlich in zwei Sammlungen, in die der Broncen, Gemmen und Münzen und in die der Thongefäße zerfällt. Der ersteren steht der geh. Rath und Professor Dr. Tölken, der letzteren der Archäologe Professor Gerhard vor. Zu der ersten von diesen beiden Sammlungen gehören auch die Münzen und Medaillen des Mittelalters und der neueren Zeit, die der Aufsicht des Dr. Boltzenthal anvertraut sind, der bereits schon in mehreren numismatischen Werken Beschreibungen dieser Schätze und die Erfolge seiner Studien niedergelegt hat. Als vierte Hauptabtheilung folgt jetzt das Kupferstichkabinet unter seinem Direktor Schorn. Es dürfte wohl von wenig Sammlungen dieser Art übertroffen werden. Als fünfte Abtheilung ist die bis jetzt noch in einem sehr hochgelegenen Lokal im königl. Schlosse aufbewahrte Kunstkammer eingetreten. Als ihren Gründer betrachtet man den Kurfürsten Joachim den Zweiten, aber ihre wissenschaftliche Bedeutung begann erst unter dem großen Kurfürsten. Sie stand eine Zeit lang unter der Direktion der Akademie der Wissenschaften, kam aber im Jahr 1817 schon wieder unter das Ministerium der geistlichen und Unterrichtssachen zurück. Eine Abtheilung der Kunstkammer, die Sammlung der vaterländischen Alterthümer, durch welche man bezweckt, den Geist und die Geschichte des Vaterlandes durch eine Reihe von Werken der Kunst und durch allerhand Merkwürdigkeiten dem Forscher deutlich vor Augen zu legen. Endlich die sechste der Sammlungen ist das ägyptische Museum oder die Sammlung Passalacqua, vereinigt mit dem, was die Herren v. Minutoli und andere Reisenden aus Aegypten mitgebracht haben. Der Direktor dieser Abtheilung, Hr. Passalacqua, arbeitet schon lange an einer Geschichte dieser Sammlung, ohne daß wir von einer Vollendung derselben gehört haben. Auf jeden Fall würde diese Arbeit schon darum verdienstlich seyn, weil sie eine oft aufgeworfene Frage vielleicht theilweise beantworten würde, nämlich die: ob wirklich diese theure Sammlung aus der Vorwelt in so nahen Beziehungen zu den wissenschaftlichen Bedürfnissen der Gegenwart steht?

Charade.

Die Erste ist ein Jeder hier;
Geladen ist's willkommen dir.
Des Lebens Ernst kürzt's Zweite ab,
Doch wird's auch oft des Friedens Grab.
Dem Bühnenvölklein dient das Ganze,
Zu ringen nach dem Ehrenkranze.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 10. April. Zampa, oder: die Marmorbraut, große Oper in 3 Abtheilungen, Musik von Herold. Mit aufgehobenem Abonnement.

Donnerstag, 11. April. Othello, der Mohr von Venedig, große Oper in 3 Abth., Musik von Rossini. (Gastrolle) Desdemona: Mad. Schmidtchen, vom Hoftheater zu Wiesbaden.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 102. Freitag, den 12. April 1844.

Graf Corfitz Uhlefeld
oder
Schicksale eines Verfolgten.

Von X. X.

(Fortsetzung.)

Drei Tage wartete die Gräfin Uhlefeld, dem Worte des Königs trauend, auf dessen Bescheid. Da erschien, von demselben gesandt, der Staatssekretär Ashley, und trug vor, daß er von seinem Herrn den Auftrag habe, die Forderung des Grafen gründlich zu untersuchen.

„Ich werde es mir zur besonderen Ehre rechnen," sprach er, „Alles, was auf die Forderung des Grafen Bezug hat, zu prüfen und zu ordnen. Nur bedauere ich von ganzer Seele, daß sich die politischen Verhältnisse so ungünstig für Euch und Eure Familie gestalten."

Bei diesen Worten Ashley's, welche derselbe mit verstellter Theilnahme sprach, erblaßte die Gräfin, und er fuhr fort: „Es wird schwer werden, allen Forderungen des dänischen Hofes auszuweichen. Uebrigens könnt Ihr versichert seyn, daß Seine Majestät dem Unglück die Achtung beweisen werde, welche es fordern kann."

„Eure Worte spannen mich auf die Folter! Was hat sich denn begeben?" fragte die Gräfin ängstlich.

„Der Gesandte Sr. Majestät Friedrichs III. verlangt Eure Auslieferung!" antwortete der Staatssekretär mit bedeutungsvoller Miene. So sehr er auch den Stachel dieses Wortes zu mildern suchte, machte es doch auf die Gräfin einen tiefen Eindruck, und selbst das Versprechen, daß er am folgenden Tage wieder erscheinen und die Forderung des Grafen ordnen werde, konnte sie nicht beruhigen.

Als er am nächsten Tage wieder vortreten wollte, war die Wohnung geräumt, und Niemand konnte die Richtung angeben, nach welcher die Gräfin sich gewendet habe.

Zwei Tage später (9. Juli 1663) sah man an dem Hafen in Dower zwei Frauen auf- und abwandeln, welche sich in französischer Sprache über den Abgang der ankernden Schiffe unterhielten. Sie bemerkten es nicht, daß sie schon seit einiger Zeit von einem königlichen Beamten beobachtet wurden, der mit ihnen auf- und niederging. Jetzt trat er zu ihnen und fragte in französischer Sprache:

„Ihr suchet ein Schiff zur Abreise?"

„Ja, mein Herr," antwortete die eine der Fremden, „wir suchen Gelegenheit nach Frankreich."

„Da werdet Ihr wohl einige Tage warten müssen," entgegnete jener; „denn es liegt jetzt kein Schiff hier nach Frankreich."

„Vielleicht ein Fahrzeug nach Flandern?" fragte die Fremde.

„Auch das nicht!" erwiederte der Beamte. „Aber mit Gunst, Ihr edeln Frauen, seyd Ihr auch mit dem Erlaubnißscheine versehen?"

„Wir bedürfen dessen nicht!" versetzten gleichzeitig beide.

„Es thut mir leid," sprach der Hafenbeamte, „daß ich ohne Schein Niemand darf zu Schiff gehen lassen. Ich muß Euch bitten, mir zum Gouverneur zu folgen."

Als die beiden Frauen vor den königlichen Befehlshaber traten, wiederholte dieser die Fragen des Unterbeamten, und da er keine genügende Antwort erhielt, ließ er beide verhaften, jedoch in anständigen Gewahrsam bringen, und erstattete an den Staatssekretär Bericht, in welchem er anzeigte, daß er eine Frau von Stand angehalten, welche ohne Reiseschein ein Schiff gesucht habe; er habe sie auf's genaueste ausgeforscht, aber weder erfahren können, wer sie sey, noch wohin sie gehen wolle, denn sie habe sowohl Flandern, wie Frankreich als das Ziel ihrer Reise angegeben. Das geschah am 9. Juli 1663.

Noch war der Bote, welchen der Befehlshaber von Dower nach London geschickt hatte, nicht zurückgekehrt; noch saß die Gräfin in der ritterlichen Haft, als ihre Magd mit bedeutungsvoller Miene zu ihr trat.

„Nun," fragte die Gräfin, „können die Leute hier Geld brauchen?"

„Sie haben es hier so gerne, wie anderwärts!" versicherte die Dienerin.

„Wie viel Guineen?"

„Sie theilen sich gerne in acht."

„Sind die Leute zuverlässig?"

„Ich glaube, sie würden für zehn Stück schneller rudern, als für acht."

„So versprich ihnen zehn."

„Es sind zufriedene Leute, ausgewetterte Bursche. Schlag 1 Uhr wollen sie heute Nacht mit ihrem Boote bereit liegen. Hier sind die Stricke zur Leiter. Wir werden Zeit haben, sie zu fertigen."

Bei diesen Worten legte die Dienerin zwei Stricke auf den Tisch, nebst einigen kurzen Stäben, und noch ehe die Mitter-

nacht kam, hing die Strickleiter befestigt an dem Fenster. Aber sie sollte nicht gebraucht werden. Die Dienerin hatte das Gemach verlassen, und kehrte bald mit der Botschaft zurück, daß die Thüre in den Garten offen sey.

„Ist's Verrath?" fragte die Gräfin. „Wenn sie unsern Plan erfahren hätten und sich in den Hinterhalt legten?"

„Gnädige Frau!" versetzte die Magd, „sie würden uns, denke ich, eher die Thüre verschließen, als öffnen! Ich denke, daß einer der Knechte versehen hat, die Thüre zu schließen. Sollten wir die Gelegenheit nicht ergreifen?"

Schweigend öffnete die Gräfin das Fenster, sah hinab, lauschte mit vorgebogenem Körper und angehaltenem Athem, wendete sich dann um und sprach:

„Nun mit Gott! Es scheint Alles ruhig. Nur ein Geplätscher ist drüben im Wasser. Laß uns eilen!" Und beide Frauen schlüpften aus dem Gemache, durch die offene Thüre in den Garten, gelangten bald durch eine andere leicht verriegelte Thüre in's Freie, und erreichten eine Stelle am Wasser, an welcher eben ein Boot anlegte. In dem Boote saßen zwei Ruderer. Als diese die dem Fahrzeuge sich nähernden Frauen bemerkten, schlugen sie mit den Händen drei Mal auf die Ruderstangen. Die Frauen traten herzu, indem sie das Wort „Ostende" aussprachen, stiegen in das Boot, und fort flog dasselbe, wie vom Sturme getrieben. Bald hatte dieses ein stattliches, auf der Rhede ankerndes Schiff erreicht und legte an demselben bei. Die Frauen stiegen die Schiffsleiter hinan, nachdem sie den Schiffern reichlichen Lohn gegeben, nahmen ihre durch die Bootsleute hinauf gereichten Habseligkeiten in Empfang und freuten sich ihrer Befreiung. Als sie aber auf das Verdeck des Schiffes gehen wollten, trat ihnen ein Mann entgegen, welcher ihnen in gutem Dänisch zurief:

„Guten Morgen, Gräfin Uhlefeld! Willkommen auf dem Schiffe Delphin!"

Bei diesen Worten fuhr die Gräfin zusammen. Doch faßte sie sich sogleich wieder und sprach:

„Seyd Ihr nicht aus diesem Lande?"

„Kapitän Olavson, Befehlshaber des Delphins, des guten Fregattenschiffes Seiner Majestät Friederichs III.," versetzte jener.

„Ich gehöre zu den Reisenden, welche auf dem englischen Schiffe, der Centaur, nach Ostende segeln, und bitte Euch daher, mich auf dasselbe übersetzen zu lassen," erwiederte die Gräfin ruhig.

„Steht nicht in meiner Macht!" entgegnete Olavson. „Ihr werdet, mit Vergunst, uns nach Kopenhagen begleiten."

„Meine Reise geht nach Flandern; ich bitte Euch, uns nicht länger aufzuhalten, damit ich durch die Ungeschicklichkeit unserer Schiffer die Abfahrt des Centaur's nicht versäume."

„Steht nicht in meiner Macht!" versetzte der Kapitän mit derselben erzwungenen Höflichkeit.

„Nicht in Eurer Macht? Wer hindert Euch, zwei Frauen, welche durch Irrthum auf Euer Schiff gekommen sind, an das ihrige bringen zu lassen? Ich hoffe doch, daß ritterliche Sitte noch in Dänemark zu finden ist?"

„Fehlt daran nicht," wendete jener ein; „aber Ihr habt Euch unter den Schutz der Flagge Seiner dänischen Majestät begeben; den darf ich Euch nicht entziehen."

„Ich danke Euch, Kapitän Olavson, für Eure Gefälligkeit, und hoffe, Ihr werdet mich vor Unbill schützen und mich gegen Zahlung für Eure Leute nach dem Centaur übersetzen lassen!"

„Bis dieses möglich ist," antwortete jener, „will ich Euch bitten, in die Kajüte zu treten und es Euch bequem zu machen."

Er bot hierauf der Gräfin den Arm, geleitete sie die Treppe hinab und führte sie in eine Kajüte.

„Hier," sprach er, „wird es Euch so erträglich seyn, als es für Frauen auf einem Kriegsschiffe seyn kann;" versicherte, für weitere Bequemlichkeit sorgen zu wollen, und entfernte sich.

(Fortsetzung folgt.)

Die Kabailen.

(Nach dem „Globe".)

Die Bevölkerung Algiers besteht aus Mauren, Arabern, Kabailen und Juden. Die Kabailen sind wahrscheinlich die ältesten Bewohner des Gebietes von Algier. Ihr Ursprung ist nicht bekannt. Manche sehen in ihnen die Abkömmlinge der alten Numidier, andere die der Karthaginenser. Jedenfalls waren sie die ersten, welche sich in dem Gebiete von Algier niederließen, worauf schon ihr Name hinzuweisen scheint. „Kabailen" heißt nämlich im Arabischen so viel als „Volksstämme." Die Araber nannten nach ihrer Besitzergreifung Algiers die verschiedenen, auf den Gebirgen des genannten Landes zerstreut und zurückgezogen lebenden Stämme, deren jeder einen besondern Namen führte, mit einem allgemeinen Namen schlechtweg „Kabailen" oder die „Volksstämme".

Die Sprache der Kabailen hat übrigens nicht die mindeste Aehnlichkeit mit der Arabischen. Ist es die Sprache der alten Numidier oder der Karthaginenser? Es läßt sich hierauf am besten mit einer im Munde der Moslems geläufigen Redensart antworten, mit der Redensart: Allah Jaref (Gott weiß es). Die Sprache der Kabailen, chellah genannt oder chovia, wird in dem Gebiete von Tunis anders gesprochen als in Marokko, obgleich sie ihrem Grundtypus nach in beiden Gegenden dieselbe ist. Die Chellahsprache hat gleich allen andern Sprachen im Laufe der Zeit bedeutende Veränderungen erlitten, und zwar bei den östlichen und westlichen Stämmen auf ganz verschiedene Weise, da beide Stämme nie im genauern Verkehre mit einander gestanden.

Die Kabailen sind in verschiedene Stämme eingetheilt und leben in Mitte der Araber als ein eigenthümliches Volk. Sie bewohnen die Gebirge und Thäler des kleinen Atlas, von Marokko bis Tunis, und sind die fürchterlichsten Feinde, welche die Franzosen in Algier haben. Selbst die Türken vermochten in Vereinigung mit den Arabern die Kabailen nicht ihrer Herrschaft zu unterwerfen, noch auf anderem Wege einen Tribut von ihnen zu erhalten, als daß sie sich mit List ihrer Heerden bemächtigten. Doch vergalten die Kabailen den Schaden, welchen ihnen Türken und Araber zufügten, stets im reichsten Maße und übten an allen, die in ihre Hände fielen, die grausamste Rache.

Klein und untersetzt, aber dabei von erstaunlicher Körperkraft, an Entbehrungen und Strapatzen aller Art gewöhnt, unversöhnlich in ihrem Hasse gegen Fremde, entflammen diese Bergbewohner, in deren Charakter unbeugsamer Trotz den Grundzug bildet, stets dem Joche, unter welches die auseinan-

der folgenden Herren des Gebietes von Algier sie zu bringen suchten. Man muß die Felsenberge gesehen haben, welche sie bewohnen, man muß den Charakter der Bewohner selbst, ihre Unerschrockenheit, ihren unbeugsamen Muth erkannt und sich überzeugt haben, wie sie, von der Lage des Landes selbst begünstigt, zu Allem eher entschlossen sind, als ihre althergebrachten Gewohnheiten, Sitten und Verfassung aufzugeben, und man wird leicht begreifen, welche schwierige Aufgabe die Bekämpfung der Kabaïlen für die Franzosen seyn muß. Der Kabaïle weiß Nichts von einem geregelten Kampfe in Reih' und Glied; er lauert hinter einem Busche oder Felsen versteckt auf den Feind und erscheint in einer starren Unbeweglichkeit aus der Ferne Jedem, der nicht das scharfe Auge eines Arabers hat, als ein am Wege liegender Stein oder Klotz. Der Kabaïle steht besonders seit dem von den Franzosen gegen ihn eröffneten Kampfe stets bereit und schlagfertig. Der Blick des Kabaïlen beherrscht von den Höhen seiner Berge einen weiten Gesichtskreis und vermag auch die aus entlegener Ferne nahende Gefahr zu erspähen.

„Ich überzeugte mich", so erzählt der Verfasser dieses Artikels in dem „Globe", „einst in eigener Person von der erstaunlichen Sehkraft der Kabaïlen. Wir waren zu Dreien von Blidah aufgebrochen, um einen Ausfall auf den Hügel von Teniah zu machen, und hatten zum Führer einen Kabaïlen aus einem der unterworfenen Stämme. Sehen Sie, wandte sich der bezeichnete Führer an mich, indem er mir in der Ferne einen Gegenstand zeigte, den ich durchaus nicht wahrzunehmen vermochte, dort jagt ein Franzose auf dem Berge! — In welcher Gegend des Berges? — Dort, am Fuße des Berges, gerade unter Ihnen! entgegnete der Führer, indem er seine Hand immer in der bezeichneten Richtung ausstreckte. Ich und meine Gefährten gaben uns alle Mühe, den Franzosen zu entdecken, denn es gewährt stets eine eigenthümliche Freude, mitten in einer solchen Einöde einen seiner Freunde und Landsleute sich nahen zu wissen. Ich nahm mein Perspectiv, das ich stets bei mir trug, und gewahrte endlich mit Hülfe desselben den Menschen, welchen uns der Führer bezeichnet. Ich glaube, nicht zu übertreiben, wenn ich behaupte, daß wir wenigstens eine Stunde von dem Bezeichneten entfernt standen. In einer solchen Entfernung hatte unser Führer also nicht nur den Menschen gesehen, sondern auch erkannt, daß er ein Franzose und gerade auf der Jagd sey. Und wie hält er im Augenblicke seine Flinte? fragte ich weiter. — Nach dem Boden gekehrt; sein Hund läuft vor ihm her. — Eine solche Schärfe der Beobachtung setzte mich in das höchste Erstaunen, und ich überzeugte mich hier augenscheinlich von der Wahrheit dessen, was mir schon früher Reisende von der Sehkraft der amerikanischen Wilden versicherten.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Für Hausfrauen.) Schon vor mehreren Jahren empfahl mir ein Bewohner des Kaps der guten Hoffnung das Waschen des Kaffee's, da er täglich mit ansehe, wie unreinlich die Neger bei der Bearbeitung desselben verfahren. Ich befolgte seither seinen Rath und befand mich gut dabei. Nicht nur überzeugte ich mich, daß dadurch ein Schmutz von dem Kaffee entfernt wird, von dessen Daseyn ich vorher keine Ahnung hatte, sondern fand noch den nicht unbedeutenden Nutzen, daß 1 Loth von dem gewaschenen Kaffee ungefähr die Kraft habe, als $1^1/_2$ Loth vom ungewaschenen; jedoch darf derselbe nicht zu braun geröstet oder gebrannt werden. Die Mühe dabei ist klein. Sind zuerst alle schlechten Bohnen, Steinchen rc. aus dem Kaffee gelesen worden, so wascht man denselben durch 1 — 2 nur lauwarme, ja nicht heiße Wasser und läßt ihn dann, auf einem reinen Tuch oder Papier ausgebreitet, abtrocknen. Im Vorrath zu waschen, fand ich nicht rathsam, da er leicht noch einige Feuchtigkeit behalten und dann schimmeln würde. Bei der Gelegenheit entdeckt man auch, ob der Kaffee gefärbt sey, was leider nicht selten und gewöhnlich bei dem am höchsten im Preise stehenden der Fall ist. Derselbe färbt das Wasser grünlich und hinterläßt auf dem Papier, auf dem er getrocknet wird, dergleichen Flecke. Ohne Zweifel ist diese Farbe der Gesundheit nachtheilig und es verdient also auch in dieser Beziehung das Waschen des Kaffee's alle Beachtung. Die Frau eines Kaffeeliebhabers.

(Anekdote.) „Was kümmert mich die ganze Welt", sagte ein zärtlicher Gatte zu seiner Frau, „du allein bist mir eine Welt." Das Stubenmädchen hatte dies in einem Nebenzimmer angehört, und als ihr der Weltbesitzer bald darauf galante Anträge machte, sagte sie: „Ei, gnädiger Herr! Sie wollen so bald schon Ihre Welt verlassen?" „Sey still!" war die Antwort, „es gibt ja zwei Welten, eine alte und eine neue."

Frankfurter Theater.

(Schluß.)

Am 8. d. Mts. wurde zum Erstenmale „Mutter und Sohn" gegeben. Mad. Birch-Pfeiffer hat dies Drama mit freier Benutzung des Fr. Bremer'schen Romans „die Nachbarn" bearbeitet. Zwischen dem Original und der Bearbeitung können wir keinen Vergleich stellen, da wir jenes nicht gelesen haben. Der Kern von diesem ist folgender: Die Generalin von Mansfelt, Wittwe, hat einen rechten Sohn (Bruno) und zwei Stiefsöhne (Andreas und Stephan); sie wird als eine ausgezeichnete und edle, aber eben so strenge und consequente Dame und ihr Sohn Bruno als ein trefflicher, aber ebenfalls unbeugsamer Charakter geschildert. Nun begibt es sich, daß ihr Stiefsohn Andreas an der ihm anvertrauten Oberamtskasse eine Veruntreuung begeht und in die Gefahr geräth, bei bevorstehender Entdeckung entehrt zu werden. Bruno, um den Bruder zu retten, weiß kein anderes Mittel, als seine eigene Mutter zu berauben; er erbricht deren Kasse und entwendet eine ansehnliche Summe. Der Verdacht des Diebstahls fällt auf den Buchhalter des Rendanten der Mansfelt'schen Güter, welcher sich aber zu reinigen und auf den wahren Thäter hinzuweisen vermag. Die Generalin spielt nun den weiblichen Brutus, hält öffentliches Gericht über ihren Sohn und belastet solchen, da er schroff entgegen tritt, mit ihrem Fluch. Der geliebte Sohn verläßt das älterliche Haus und die Mutter ist trostlos. Hiermit schließt die erste Abtheilung von zwei Akten; die zweite Abtheilung hat deren drei und fällt um fünfzehn Jahre später. Die Generalin, nachdem sie eine Reihe von Jahren in tiefer Trauer und bitterer Reue verlebt, hat sich auf ein anderes ihrer Güter zurückgezogen und Bruno's Name darf nicht mehr genannt werden; da erscheint der verlorne und bußfertige Sohn wieder, der Fluch der Mutter hat ihn nicht um die Gunst Fortuna's gebracht; er ist in den Besitz eines großen Vermögens gelangt. Nachdem er das Schloß Ramm, auf welchem die erste Abtheilung spielt, angekauft, bemüht er sich, die ihrem Sohne noch immer zürnende Mutter zu versöhnen, welches

ihm erst dann gelingt, als er sich, den sie nicht mehr erkennt, ihr entdeckt, sie um Verzeihung bittet und eingesteht, wie er damals nur aus dem edeln Gefühle der Bruderliebe jene Summe entwendet habe. Alles gleicht sich nun friedlich aus und Bruno heirathet die schöne Selma, nachdem die strenge Mutter der zärtlichen wieder Platz gemacht. — Betrachtet man die Motive der hier skizzirten Handlung, so sind sie nicht aus innerer Nothwendigkeit geflossen, noch auf psychologische Konsequenz gestützt. Warum fällt es weder der Generalin, noch den Andern ein, nach der Ursache jenes von Bruno verübten Kassenraubes zu fragen und warum ist Andreas von so niedriger Gesinnung, daß er mit dem Geständniß der Wahrheit, die seinen Bruder rechtfertigen mußte, nicht hervortritt? Hier ist die Achillesferse dieses Drama's und ob Fr. Bremer oder Mad. B.-Pf. Schuld daran tragen, dies können wir nicht entscheiden. Hiervon abgesehen, ist es mit der bekannten Bühnengewandtheit der Verfasserin bearbeitet, hat effektvolle Bühnenmomente und wird nicht verfehlen, das große Publikum anzuziehen und der Theaterdirektion ein Kassenstück zu werden. Die Aufnahme war beifällig und das Haus trotz des schönen Frühlingswetters überfüllt.

Mad. B.-Pf. gab die Generalin und es gelang ihr, die schwierige Aufgabe der Vermittlung so starker Kontraste, wie sie hier vorliegen, zu lösen. Sowohl die weichen Töne der Mutterliebe, als den strengen Ernst der Gebieterin wußte sie wohl hervorzuheben und in den Hauptmomenten durch die Kraft ihres durchdachten Spieles zu imponiren; besonders klar und abgerundet war der Dialog. Was uns bei der Darstellung der Mad. B.-Pf. vorzüglich anzieht, ist, daß sie die gewöhnliche und für den Zuschauer meist langweilige Sentimentalität zu vermeiden und durch ein kräftiges Colorit zu wirken weiß. Dieses Vermeiden von Sentimentalität gab dem entschiedenen Charakter der Generalin Mansfelt den effektvollen Grundton. Schon nach dem zweiten Akte wurde sie mit Hrn. Baison hervorgerufen, welcher den Charakter des Bruno schön zu nüanciren und als einsichtsvoller Darsteller höchst beifällig durchzuführen nicht verfehlte. — Fräul. Steck (Franziska) traf die ernsten Töne ihrer Rolle besser, als die humoristischen, wie sie überhaupt für das ernstere Fach geeigneter als für das Lustspiel scheint. — Fräul. Clef gab die Rolle der Selma mit viel Lieblichkeit und Anmuth und spielte so ungezwungen in dieser für sie ganz geeigneten Partie, daß ihr die Auszeichnung des Hervorrufs zu Theil wurde.

W.

Korrespondenz.

Hamburg, 6. April.

Die stille Woche ist zu Ende; morgen werden unsere Theater, das Stadttheater mit „Cola Rienzi“, das Thaliatheater mit dem „Weltumsegler wider Willen“ wieder eröffnet. Dieser Weltumsegler wider Willen, von Räder, der früher hier nicht ansprechen wollte, hat auf der Thaliabühne Furore gemacht und ist an vier Abenden, unmittelbar hintereinander, bei gedrängt vollem Hause gegeben worden. Nun wird er Sonntag und Montag wiedergegeben und wird bald die Tantième davontragen. Räder selbst spielt darin die Hauptrolle des Purzel. Es ist schwierig, ein Urtheil über das Stück zu fällen. Dasselbe hat wenig inneren Zusammenhang, besteht vielmehr aus einer Masse komischer Einzelheiten, die durch Räder's frischen und unerschöpflichen Humor und seine derben Uebertreibungen erst die rechte Würze gewinnen. Es ist ein colossaler Unsinn, über den man einmal lachen muß und der dem hiesigen Publikum, das größtentheils in's Theater geht, um nach einer tüchtigen Mahlzeit zu verdauen oder nach angestrengter Arbeit recht herzlich zu lachen, ganz besonders wohlgefällt. Die derbste und krasseste Komik ist daher hier recht an ihrer Stelle. Aus diesem Grunde ist es dem Direktor Maurice gar nicht zu verdenken, wenn er diesem Wunsche des Publikums entgegen kommt und jetzt — in Komikern speculirt. Er beabsichtigt nämlich, die bedeutendsten Komiker der Reihe nach dem Publikum vorzuführen. Räder wird noch mehrere Gastrollen geben, dann tritt v. Lehmann (vom Stadttheater) auf; auch Hassell und Beckmann sollen schon auf eine Reihe Vorstellungen engagirt seyn. Dagegen dürfte es sehr die Frage seyn, ob Räder's „Don Quixote“, der am Dienstag im Stadttheater zur Aufführung kommt, ansprechen wird. Das Publikum ist hier wählerischer, und es ist leicht möglich, daß der im Thaliatheater Triumphe Feiernde mit dem Don Quixote eine Niederlage erleidet. Ein ausgezeichneter Künstler aus der alten Schule, Hr. Lenz, ist von der Bühne zurückgetreten wegen eines anhaltenden Augenübels. Auch Hr. Grunert wird uns zum Herbste verlassen und ist als Regisseur für das regenerirte Leipziger Theater gewonnen worden. Dagegen geht Dem. Jazedé nicht nach Leipzig und ist vom September an wieder die unsere. Hr. Hendrichs wird in Berlin, Dem. Lebrün im Mai in Dresden gastiren. Wir sind gespannt, wie die kritisch-scharfe Dresdener Abendzeitung über diese anmuthige Künstlerin urtheilen wird.

Zur Eröffnung
der
Blumen- und Pflanzen-Ausstellung
in Frankfurt a. M.

(Vom 11. bis 14. April 1844.)

Die Blumen dürfen auch einmal
Im Jahr Versammlung halten;
Sie kommen da in großer Zahl,
Die süßen Huldgestalten.

Weit blühender ist ihr Verein
Wie der der Herr'n Doctoren;
Nicht wird bei Wein und Schmauserei'n
Die edle Zeit verloren.

Auch jetzt sind sie im Bretterzelt
Vereinigt eng' beisammen:
Gott weiß, aus welchem Theil der Welt
Die holden alle stammen!

Ihr Blumenfreunde, nicht versäumt,
Der Sitzung beizuwohnen!
Ein Anblick, den man sonst nur träumt,
Wird reich den Gang euch lohnen.

Doch bald seyd auf Genuß bedacht
Der süßen Farbentöne:
Die Blumen blüh'n in ihrer Pracht
Nur kurz, wie alles Schöne!

Ludwig Hub.

Theater-Anzeige.

Freitag, 12. April. **Nacht und Morgen**, Drama in 4 Abtheilungen und 5 Acten, mit freier Benutzung des Bulwer'schen Romans, von Charlotte Birch-Pfeiffer. (Gastrollen) Gawein: Hr. Keller, vom Theater zu Zürich. Eugenie: Fräul. Steck, vom großh. Hoftheater zu Darmstadt.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 103. Samstag den 13. April 1844.

Graf Corfitz Uhlefeld

oder

Schicksale eines Verfolgten.

Von L. L.

(Fortsetzung.)

Kaum hatte Olavson die Kajüte verlassen, als die beiden Frauen die Thüre verschliessen hörten. So war es der unglücklichen Frau denn klar, daß sie durch Verrath eine Gefangene war *). Wiederholt ließ sie den Kapitän zu sich bitten, er erschien nicht; die Anker wurden gelichtet, und die Fregatte wendete sich nach Osten, und am 8. August lief sie in den Hafen von Kopenhagen ein. Alsbald stieß ein Boot von dem Delphin an, und ehe eine Stunde verging, erschien eine halbe Kompagnie Musketiere auf dem Würder oder Holm; hier setzte man die Gräfin an's Land, übergab sie dem Anführer der Musketierer, dem Hauptmann Ahlefeld. Dieser geleitete die Gefangenen bis zur Schloßpforte. Hier nahm sie der General-Major Friederich von Ahlefeld in Empfang und brachte sie nach dem blauen Thurme.

„Der blaue Thurm," sagt der Chronikschreiber, „war eine Herberge für henkermäßige Personen. Allhier gab man ihr ein Losament, in welchem zuvor ein Silberdieb gesessen, welcher daselbst an — — — gestorben war." Als die Gräfin die Thüre des Kerkers sich aufthun sah, schauderte sie zurück. Ein finsteres enges Loch war es, von keinem Tageslichte erhellt, aller Bequemlichkeiten baar; eine Pritsche zur Schlafstätte, ein alter Tisch und zwei Schemel, das war Alles, was sich in den schwarzen Mauern dem Blicke der Gefangenen zeigte. Sie wendete sich mit gerechtem Unwillen gegen ihren Begleiter und fragte:

„In dieses Loch soll die Gräfin Uhlefeld gehen? Solch eine Höhle, zu schlecht für den gröbsten Missethäter, weiset man der Gemahlin eines der ersten Männer von Dänemark an?"

„Es ist Befehl Seiner Majestät," entgegnete der Aufseher.

„Auf den Namen der Majestät sündigen Viele!" versetzte die Gräfin; „hoffentlich hat Seine Majestät solchen Befehl nicht gegeben."

„Ich kann darüber keine Auskunft geben," erwiederte jener. „Ich vollziehe die Befehle meiner Oberen, und frage nicht nach der Ursache derselben. In einigen Tagen wird Euer Quartier fertig seyn."

„Ich mache Euch darüber keine Vorwürfe. Aber sagt dem Herrn von Ahlefeld, ich hätte von den Rathgebern des Königs mehr Menschlichkeit erwartet. Gott möge sie erleuchten!"

Sie sprach's, trat entschlossen in den Kerker, und die schweren Riegel und Schlösser trennten sie von der Welt. Nicht lange jedoch währte es, so erschienen in dem Gefängnisse zwei Frauen, von der Königin gesandt, mit dem Befehle, die Gefangene zu entkleiden. Diese nahmen Alles, was die Gräfin an und bei sich hatte, in Empfang, und reichten ihr dafür einen langen Schlafrock. Auch die Magd der Gräfin wurde, wie ihre Herrin, gänzlich entkleidet; selbst ihre Haarflechten wurden aufgelöset; in diesen fand man Edelsteine im Werth von mehreren Tausend Thalern. Die den Gefangenen entnommenen Kleider wurden auf's genaueste untersucht. In den Unterbeinkleidern der Gräfin fand man eine kleine, schön gearbeitete Büchse, mit einem nicht gekannten Stoffe gefüllt. Da man dem Inhalte mißtraute, wurde sie dem königlichen Leibarzte zur Untersuchung übergeben. Dieser gab, da auch er die Mischung nicht enträthseln konnte, einer jungen Katze etwas davon ein, und das Thier soll in derselben Stunde zerplatzt seyn.

Indessen wurde an der Einrichtung des Gefängnisses, welches man der Gräfin anweisen wollte, so fleißig gearbeitet, daß man sie am dritten Tage in dasselbe einführen konnte. Bot es auch nicht den empörenden Anblick dar, wie jenes erstere, so war es nicht minder ein finsterer Kerker, der nur durch ein kleines, oben angebrachtes Fenster, von keinem Fuß im Geviert, kümmerlich erleuchtet war, und jede Aussicht versagte. Einige geringe Geräthe und ein Ofen ohne Rohr war

*) Die Nachrichten über die Verhaftung der Gräfin Uhlefeld stimmen nicht überein. Die eine sagt: König Karl II. habe, erbittert über die Rückforderung des Geldes, welches Uhlefeld ihm als landflüchtigem Herrn im Haag geliehen hatte, die Gräfin durch die Drohung, sie auszuliefern, zur Flucht genöthiget. Die Verhaftung derselben in Dower durch den königlichen Oberbefehlshaber sey ein von den Ministern verabredetes Spiel gewesen, eben so sey die Flucht derselben begünstiget worden, damit sie, ohne Zuthun der Engländer, in die Hände der Dänen fiele. Eine andere Nachricht sagt, die Gräfin habe in Dower ein Boot bestiegen, nachdem sie entflohen, sey, auf Verlangen des dänischen Residenten in London, festgenommen, auf eine englische Fregatte gebracht und nach Kopenhagen übergeführt worden. Die erstere Nachricht verdient den Vorzug, und ist ganz der Verstellungskunst Karls II. gemäß.

alles zur Bequemlichkeit der Gefangenen Gebotene. Man hatte gehofft, unter ihren Kleidern und Habseligkeiten Manches zu finden, was auf die Plane ihres Mannes Bezug haben könne, und wendete, da man sich in dieser Hoffnung getäuscht sah, andere Mittel an, zur Enthüllung des Geheimnisses zu kommen. Zwei Richter traten in das Gemach, und fingen an sie zu verhören.

„Ihr habt unstreitig Kenntniß von den Geschäften, welche Euer Gemahl im Auslande treibt?" begann der eine Richter, „und könnt uns daher genaue Auskunft geben, was wir Euch um Eurer selbst willen rathen."

„Ihr irrt darin nicht!" antwortete sie. „Niemand kennt die Geschäfte des Grafen Corfitz Uhlefeld besser als ich. In Amsterdam hat er seine Geräthe verwerthet, in Spaa seine Gesundheit zu stärken und auf Reisen in Deutschland sie zu befestigen gesucht."

„Ganz gut!" versetzte der Mann, welcher das Verbrechen suchen sollte, „aber er hat andere Geschäfte getrieben, von denen Ihr wohl auch wissen werdet. Da Ihr indessen darin fremd zu seyn scheint, so werdet Ihr uns wohl einige Aufmerksamkeit schenken, wenn wir Euch mit denselben bekannt machen.

Auf einen Wink desselben zog sein Begleiter ein Päckchen hervor, öffnete es und fing an zu lesen. Es war die Anklage, welche man am Reichstage gegen den Grafen erhoben hatte. Während dieser las, und die Gräfin, zu demselben gewendet, mit gespannter Erwartung zuhörte, beobachtete der andere Rathsmann sie mit einer eigenthümlichen Scharfsicht. Er hatte gehofft, die Anklage werde auf die Gefangene einen solchen Eindruck machen, daß man aus ihren Mienen und Gebärden auf ihres Mannes Schuld werde schließen können, allein er sah sich getäuscht. Nur Erstaunen und Unwillen sprach sich auf dem Gesichte der Gräfin aus. Als nun der Richter geendet hatte und der Andere fragte:

„Was saget Ihr hierzu?" versetzte sie mit Würde: „Das ist ein Werk der Bosheit, ganz unserer Feinde würdig. Schon vor zwei Jahren haben wir sie an dem Stoffe zu dieser gottlosen Verläumdung sammeln sehen. Darum haben wir das Reich verlassen. Vor Euch, vor dem Könige und vor dem allwissenden Richter im Himmel sey es gesagt: Mein Gemahl und ich, wir sind unschuldig an dieser höllischen Beschuldigung!"

„Es handelt sich nicht um eine bloße Beschuldigung. Es ist mehr geworden. Wir wollen Euch über das Andere belehren, was Ihr noch nicht wißt. Laßt hören!" sprach der Rechtsgelehrte, welcher die Mittel der schwersten Prüfung noch nicht erschöpft hatte, und sein Gefährte las weiter. Hier hörte die Gräfin das von dem Gerichte über ihren Gemahl und ihre Familie ausgesprochene Verdammungsurtheil. Ihr Auge flammte, ihre Lippen zitterten, ihre Hände griffen krampfhaft in den Eichentisch.

„Sehet hier!" rief der Richter, und hielt ihr eins der Papiere vor. Sie erblaßte, sank in sich zusammen, und würde zu Boden gesunken seyn, hätte der Unbarmherzige sie nicht aufgefangen. Man rief ihre Magd und brachte sie zu Bette.

Am andern Morgen meldete der Aufseher des blauen Thurmes auf der Schloßwache, die Uhlefeld sey in der Nacht erkrankt und liege in heftigem Fieber. Sogleich wurde ein geschickter Arzt in das Gefängniß gesandt; selbst der Leibarzt der Königin besuchte sie. Sechs und dreißig Wochen währte die Krankheit. Das war ein Vorspiel der zwei und zwanzig Jahre, welche die Unglückliche ohne Urtheil und Recht in diesem Kerker zubringen mußte. Während dieser Zeit beschäftigte sie sich mit Dichtkunst, mit Stickerei und mit Verfertigung allerlei künstlicher Geräthe.

(Fortsetzung folgt.)

Die Kabailen.

(Nach dem „Globe".)

(Fortsetzung.)

Die einzelnen Stämme der Kabailen nennen sich, gleich denen der Araber, entweder nach der Gegend, wo sie wohnen, oder nach irgend einem angeblichen Stammvater. Das Wort beni oder ouled (Sohn), welches sie vor den Namen der Gegend, des Ortes, des Berges oder Flusses, in dessen Nähe sie wohnen, oder vor den Namen ihres Stammvaters setzen, vollendet jedes Mal ihre nationale Bezeichnung. So bedeuten die Namen Beni-Amer, Beni-Moussa soviel als Sohn des Amer, Sohn des Moussa; Ouled-Zeitoun, so viel als Sohn des Zeitoun (eines Flusses gleiches Namens). Jeder Stamm wird von einem Scheik regiert, mit fast unumschränkter Gewalt, nur hat er bei wichtigen Anläßen die Aeltesten des Stammes erst um ihre Meinung zu fragen. Er trägt zum Zeichen seiner Würde in Friedenszeiten gelbe und im Kriege rothe Stiefeln.

Die Wohnungen der Kabailen oder die sogenannten „Gourbi" zeichnen sich durch große Einfachheit, zugleich aber durch eine beispiellose Unreinlichkeit aus. Sie sind entweder aus mit Mörtel verbundenen Steinen erbaut, über welchen ein Binsen- oder Strohdach liegt, oder sie bestehen, was häufiger der Fall ist, blos aus Binsen oder Stroh, die mit Baumzweigen verflochten sind. Eine solche Gourbi, die nicht mehr als sechs oder sieben Fuß im Durchmesser hat, beherbergt Mann, Frau und Kinder, fliegende und kriechende Geschöpfe, die hier gemüthlich und sans gêne neben einander leben. Eine Strohmatte, ein Krug, ein großes Messer, zwei oder drei irdene Gefäße, um die „Gourous" darin zu kochen, eine Flinte und ein grader Säbel bilden das ganze Ameublement des Kabailen, denn Pfeifen und Kaffee trifft man nur ausnahmsweise bei demselben, da er beide für Gegenstände des Luxus ansieht. In dem Hintergrunde jeder Gourbi erblickt man eine Vertiefung in der Erde, die mit drei platten Steinen belegt ist; es dient dieselbe dem Kabailen als Kamin, auf ähnliche Weise, wie dies bei den Arabern der Fall ist. In dieser Vertiefung wird das einfache Mahl der Familie zubereitet. Der Rauch hat keinen andern Ausweg als durch die Thüre, wenn man nämlich diesen Namen einer Oeffnung geben kann, durch welche man nur mit der größten Mühe zu kriechen vermag. Es dauert daher auch jedes Mal ziemlich lange, bis sich der Rauch ganz aus der Gourbi verloren. In der Mitte der einzelnen Gourbis steht die Wohnung des Scheiks. In der Mitte jeder Kabailenwohnung befindet sich auch ein Pferch für das Vieh. Jede Familie bewahrt ihre Vorräthe in den sogenannten Silo's. Diese Silo's sind tiefe Löcher, gewöhnlich in einem Winkel der Gourbi angebracht und mit einem Stein bedeckt, der künstlich hinter Gras und Erde versteckt ist. Es ist interessant, die französischen Soldaten bei der Aufsuchung dieser Silo's zu beobachten, wozu sie oft durch die Noth gezwungen werden.

Eine Art Instinkt, welcher ihnen durch lange Uebung und Gewohnheit eigen geworden, läßt sie die Silo's jedes Mal schnell und leicht auffinden, und oft geschah es, daß, nachdem der Chef einer Expedition seine Soldaten aufgefordert, sich frischen Proviant zu verschaffen, dieselben schon nach einer Stunde reichlich mit Mundvorrath versehen waren, welcher für zehn Tage hinreichte.

Die Kleidung der Kabaïlen, sowohl der Männer als der Frauen, besteht aus einer Art von wollenem Leibrock mit kurzen Aermeln; aus einem haïk oder einem großen Stück Zeug, welches sie vom Kopf bis zu den Füßen einhüllt und von einem Gürtel oder einem Stricke zusammengehalten wird. Nur die Männer tragen Bournous und manchmal eine besondere Gattung derselben mit Aermeln, die unter dem Namen „Gaban" bekannt ist. All' die genannten Kleidungsstücke werden von den Frauen der Kabaïlen verfertigt.

Die Kabaïlen sind entweder Ackerbauer oder Handwerker. Die erstern säen Gerste oder Korn, doch nur so viel, als zum Bedarf ihrer Familien hinreicht, während die Frauen ein übelriechendes Oel bereiten, das die Männer zu Algier verkaufen. Die Handwerker schmieden verschiedene Waffen, die ziemlich brauchbar und nicht ohne Werth sind, besonders die Säbel.

Es wohnt in der Nachbarschaft von Bougie, auf dem Gebirge Flissa, ein Stamm, welcher durch Verfertigung einer Art Yatagan's berühmt geworden, die man „Flissa" nennt, nach dem Namen des bezeichneten Stammes. Diese Yatagans sind auf der Rückseite grade und laufen in ganz scharfe Spitzen aus. Ohngefähr acht Zoll von der Spitze bildet die Schneide eine Art Bauch, der sich nach dem Griffe zu allmählig verliert und mit kleinen kupfernen Zierrathen versehen ist. Das Eisen und Kupfer, woraus diese Flissa's verfertigt sind, wird auf dem Gebirge Flissa gegraben. Die Flissa's sind höchst gefährliche Waffen, indem jede Wunde, welche mit denselben, sey es nun mit der Spitze oder der Schneide, beigebracht worden, wenn auch nicht tödtlich, doch jedes Mal lebensgefährlich ist. Die Scheiden, in welchen sich die Flissa's befinden, sind mit vieler Kunst gearbeitet. Sie bestehen aus zwei Stücken Holz, die nach der Form der Waffe ausgehöhlt und durch einen schmalen Streifen Baumrinde verbunden sind. Jede Scheide ist zugleich mit einer Art getriebener Arbeit auf's geschmackvollste verziert. Manche der Flissa's sind so stark, daß man dünnes Eisen mit denselben zu spalten im Stande ist.

(Fortsetzung folgt.)

Brief Bernadotte's an Napoleon.

Ein Brief, der letzte, welchen Bernadotte als Kronprinz von Schweden an Napoleon noch am 23. März 1813 schrieb, ist zu merkwürdig, um nicht erwähnt zu werden. Er wurde seiner Zeit gedruckt, und in mehreren Exemplaren auch in Deutschland ausgetheilt. Auch ist er in dem „Recueil des Lettres" ic. aufgenommen. Da er zu ausführlich ist, um auch nur eine Angabe des Inhalts hier zu erlauben, muß ich mich darauf beschränken, einige Auszüge mitzutheilen: „Von dem Augenblick an, wo Ew. Majestät in das Innere des russischen Reiches eindrang, war der Ausgang nicht mehr zweifelhaft. Der Kaiser Alexander und der König sahen schon im Monat August das Ende dieses Feldzuges und seine unermeßlichen Folgen voraus. Alle militärischen Combinationen waren auf die Gefangennehmung Ew. Majestät berechnet. Sie sind dieser Gefahr entgangen, Sire! allein Ihr Heer, die Elite Frankreichs, Deutschlands und Italiens, besteht nicht mehr. Sie sind dort ohne Grab geblieben, die Tapfern, welche bei Fleurus Frankreich retteten, in Italien siegten, dem glühenden Himmel Aegyptens trotzten und bei Marengo, Austerlitz, Jena, Halle, Lübeck, Friedland ic. den Sieg an Ihre Fahnen hefteten. Möge dieses ergreifende Gemälde, Sire! Ihre Seele zum Mitleid bewegen, und möge sie sich, wenn es dessen bedarf, um sie zu erschüttern, ins Gedächtniß rufen den Tod von mehr als einer Million Franzosen, die in den Kriegen, welche Ew. Majestät unternommen, als Opfer gefallen sind auf den Feldern der Ehre.... Ihr System, Sire! will den Völkern die Ausübung der Rechte verbieten, die sie von der Natur empfangen, diejenigen, mit einander Handel zu treiben, sich gegenseitig zu helfen, mit einander zu verkehren und im Frieden zu leben; und doch hängt die Existenz Schwedens von der Ausdehnung seiner Handelsverbindungen ab, ohne welche es nicht bestehen kann... Besitzer der schönsten Monarchie der Erde, möchte Ew. Majestät noch fortwährend deren Gränzen erweitern und einem minder starken Arm als dem Ihrigen die traurige Erbschaft endloser Kriege hinterlassen! Wird Ew. Maj. nicht die Wunden einer Staatsumwälzung zu schließen suchen, von der Frankreich nur die Erinnerung an seinen Kriegsruhm und an die wirklichen Leiden in seinem Innern bleibt? Sire! die Lehren der Geschichte verwerfen den Gedanken einer Universalmonarchie; das Unabhängigkeitsgefühl kann zwar scheinbar ertödtet, nimmer aber in den Herzen der Völker ausgelöscht werden! Möge Ew. Maj. alle diese Betrachtungen erwägen, und einmal wahrhaft an jenen allgemeinen Frieden denken, dessen entweihter Name so viel Blutvergießen veranlaßt hat.... In der Politik, Sire, gibt es weder Freundschaft noch Haß; es gibt nur Pflichten zu erfüllen gegen die Völker, zu deren Regierung die Vorsehung uns berufen hat. Ihre Gesetze und Gerechtsamen sind die ihnen theuren Güter, und wenn man zu deren Erhaltung genöthigt ist, alte Freundschaftsbande und Familienneigungen aufzugeben, so darf ein Fürst, der seinen Beruf erfüllen will, nie Bedenken tragen über den Entschluß, den er zu ergreifen hat.... Was meinen persönlichen Ehrgeiz betrifft, so gestehe ich, daß ich einen sehr großen besitze — den nämlich, der Sache der Menschheit zu dienen und die Unabhängigkeit der scandinavischen Halbinsel zu sichern...."

Die Berge.

O wie schön ist's auf den Bergen!
O wie sind die Berge schön!
Laßt uns fort d'rum aus der Ed'ne
Fliehen nach der Berge Höh'n!

Wenn die Ed'ne noch im Schatten,
Noch im tiefen Schlummer ruht,
Kosen schon der Berge Gipfel
Mit der Sonne Morgengluth.

Ist der Sonne Lauf vollendet,
Sie der Eb'ne längst entrückt,
Seh'n wir, wie sie noch die Höhen
Mit den schönsten Farben schmückt.

Aus den Bergen quillt uns immer
Rein und klar die Quelle nur,
Welche tränkt auf ihrer Reise
Die oft lechzend welke Flur.

Köstlich an der Berge Brüsten
Reift der Traube gold'ner Saft,
Der manch' tiefgebeugter Seele
Bietet neue Lebenskraft.

Darum laßt uns nach den Bergen,
Nach den Bergen laßt uns flieh'n,
Wo auch noch die schönsten Blumen,
Treue Lieb' und Freundschaft, blüh'n.

Worms. J. A. Kunkel.

Literatur.

Staat und Religion, mit besonderer Rücksicht auf die Stellung der Israeliten in den sogenannten christlich-germanischen Staaten, von F. Eisenberg. Leipzig, bei O. Wigand 1844.

Wir fühlen uns angetrieben, die Erscheinung dieses höchst wichtigen Werkes zur Kenntniß des größeren gebildeten Publikums, besonders aber aller Israeliten, denen der politische und religiöse Fortschritt ihrer Glaubensgenossen nicht gleichgültig ist, zu bringen. Die Literatur dieses Faches hat noch kein Werk von solcher Bedeutung aufzuweisen. Der Verfasser, ein philosophisch gebildeter Jurist und zugleich mit der jüdischen Theologie auf's innigste vertraut, hat in der ersten Abtheilung gezeigt, worin das wahre Element des christlich-germanischen Staates besteht und wie die Gewissensfreiheit begriffen werden müsse und den Hrn. Stahl auf's siegreichste widerlegt. In der zweiten Abtheilung, überschrieben: „Die mosaische Religion in ihrem Conflict mit dem bürgerlichen Leben", werden alle die wichtigen Fragen, welche jetzt Gegenstand der Discussion sind, wie Talmud, Rabbinismus, Reform, Synagogenverfassung, mit einer Sachkenntniß, Wärme und Freimüthigkeit abgehandelt, wie man sie in keinem andern Werke findet. Wir bedauern, hier keinen Raum zu einer ausführlichen Besprechung zu haben. Möchten Gemeinden, Vereine, so wie recht viele Männer von Einfluß auf die israelitischen Verhältnisse sich angelegen seyn lassen, diesem Werke die größte Verbreitung zu verschaffen, damit der Zweck erreicht werde, den der für die Erhebung seiner Glaubensgenossen begeisterte edle Verfasser sich vorgesetzt hat.

Korrespondenz.

Darmstadt, 8. April.

Am 20. December vorigen Jahres wurde vor dem hiesigen Hofe und seinem hohen russischen Besuche ein großes militärisches Konzert unter der Leitung des großh. Hofkapellmeisters Thomas und Chordirektors Neukäufler im Reitsaale des alten Hoftheaters aufgeführt, welches von ganz eigenthümlicher imposanter Wirkung gewesen seyn soll. Dieses Konzert soll nun Samstag den 13. d. M. im großh. Hoftheater unter der Leitung der genannten Männer und zum Vortheile des Ersteren in ähnlicher Weise wiederholt werden. Dem Gesammt-Publikum wird hierdurch Gelegenheit geboten, einer musikalischen Kunstproduction beizuwohnen, wie sie sich nur selten darbietet. Man sieht hier allgemein diesem Konzerte, welches der großh. Hof, so wie die erhabenen Besuche aus Rußland und des Kronprinzen von Baiern nebst Gemahlin kk. HH. mit ihrer Gegenwart beehren werden, mit großer Erwartung entgegen. C. M.

Kleine Notizen über gegenwärtige Meßsehenswürdigkeiten.

(Eingesendet.)

An Sehenswürdigkeiten haben wir diese Messe keinen Mangel. Alle Räume, die nur irgend, der starken Menschen-Frequenz wegen, entbehrt werden können, sind von denselben besetzt. Eine Uebersicht der merkwürdigsten davon theilt man hier mit:

1) Glashütte en miniature.

Diese ist aufgestellt von den Gebrüdern Michault aus Warschau in einem Privathause des Hrn. Kleidermacher Raab unter der Katharinenpforte. Sie verdient, besehen zu werden, da die Ausführung ohne alle Charlatanerie in der Wirklichkeit statt findet. Man wird erstaunen, daß die concentrirte Lampenflamme es so weit zu bringen vermag, in wenigen Minuten jede beliebige Gestalt so ausgezeichnet hervorzubringen; daher den wackern Künstlern ein recht zahlreicher Besuch zu wünschen ist, der ihnen auch gewiß nicht entgehen wird.

2) Das Hunde-, Hasen- und Affen-Theater,

von Hrn. Flohr auf dem Roßmarkt aufgestellt, verdient eine recht aufmerksame Beschauung, indem es den Beweis aufstellt, zu welch hohem Grad man die Dressur von Hunden, Hasen und Affen gebracht hat. Schon die außerordentliche Mühe, die der Besitzer auf die Dressur dieser Thiere verwendet hat, macht es wünschenswerth, daß dieses Theater recht zahlreich besucht werden möchte.

3) Ebenfalls auf dem Roßmarkt in einer geräumigen Bude ist das

Panorama und Wachsfiguren-Kabinet,

beides aus beweglichen Figuren bestehend, von den Herren Eller und Goldenbaum aufgestellt. Dieses Kabinet besteht aus 150 Figuren, welche höchst interessante Gegenstände aus der biblischen Geschichte sowohl, als auch aus der Geschichte unserer Zeit darstellen. Der Mechanismus ist gut eingerichtet und jedem Besucher wird das Kabinet gewiß einen angenehmen Genuß gewähren. Näheres darüber ist auf dem Anschlagzettel zu ersehen.

4) Eine sehr schöne

Menagerie

ist in der großen Bude am Paradeplatz, Eingang dem Wolfseck gegenüber, von W. Scherer zur Anschauung eröffnet. Enthielte diese Menagerie auch nur blos das seltene Gnu und den Löwen aus Afrika, so verdiente sie schon deßhalb allein einen recht starken Besuch; allein diese Menagerie besitzt außerdem noch eine große Zahl seltener und vorzüglicher Thiere, welche die Beachtung erwachsener Personen in Anspruch nimmt und eben so zur Belehrung der Jugend dienen, daher sie allgemein empfohlen zu werden verdient.

Theater-Anzeige.

Samstag, 13. April. (Zum Erstenmal wiederholt): **Mutter und Sohn**, Schauspiel in 5 Akten (in 2 Abtheilungen), mit freier Benutzung des Bremer'schen Romans: „die Nachbarn", von Charlotte Birch-Pfeiffer. (Gastrollen) Generalin v. Mansfelt: Mad. Charl. Birch-Pfeiffer. Franziska: Fräul. Steck, vom großh. Hoftheater zu Darmstadt.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 104. Sonntag, den 14. April 1844.

Graf Corfitz Uhlefeld
oder
Schicksale eines Verfolgten.
Von X. X.

(Fortsetzung.)

VI.
Begebenheiten in Basel.

Im Ende Septembers des Jahrs 1663 fuhr in Basel ein stattlicher Wagen ein, welcher einen ältlichen Mann, drei junge Herren nebst einem Knaben und ein hübsches Mädchen von etwa achtzehn Jahren einbrachte. Die Reisenden sprachen englisch und französisch, richteten sich in dem Gasthause zum goldenen Löwen ein, besahen die Merkwürdigkeiten der Stadt, mietheten aber bald eine besondere Wohnung. Der ältliche Herr nannte sich Jean Anglais, das Mädchen hieß Eleonore, der Knabe Leo, beide waren seine Kinder. Derselbe meldete sich bald mit den drei jungen Herren bei dem Rektor der Hochschule und ließ diese daselbst immatrikuliren als: John Bernhard von Gomel, James Marais von Loraine und Franzis Dominique; er selbst wurde als Hofmeister dieser drei jungen Engländer eingeschrieben. Die Bürger von Basel sahen die reichen Fremdlinge gern und wechselten ihnen bereitwillig ihre Guineen und Edelsteine. Bald aber trat ein Ereigniß ein, durch welches das gute Einvernehmen gestört wurde.

Es war an einem heiteren Januartage, als die Sonne, welche, wie in den ersten Tagen des Frühlings, warm in das romantische Rheinthal schien, eine große Menge Bewohner Basels vor die Thore lockte. Unter den Lustwandelnden sah man auch Jean Anglais mit seinen beiden Kindern. Sie wendeten sich dem freundlichen Birsthale zu und athmeten die erquickende Luft des Gebirges ein, als drei andere Spaziergänger, das Thal herabkommend, sich ihnen näherten.

„Was sind das für Männer? lieber Vater!“ fragte der Knabe.

„Scheinen Offiziere zu seyn!“ versetzte der Vater.

„Tragen alle Offiziere so große Hüte und Bärte?“ fragte der Knabe weiter.

„Wenn sie solche haben, mein Sohn,“ entgegnete jener.

„Vater, ich möchte auch Offizier werden, ein Hauptmann, oder ein Oberhauptmann.“

„Aber, mein Sohn, Du mußt Dir erst den Bart wachsen lassen.“

„Sieh' doch, Vater, wie die Männer auf uns schauen!“ bemerkte die Tochter.

„Da können wir einen anderen Weg gehen,“ entgegnete der Vater, und wendete sich mit der an seinem Arme hängenden Tochter so, daß er, das Gesicht nach Arlesheim gewendet, den schon nahe herangekommenen Gästen den Rücken zukehrte. Kaum hatte er diese Stellung eingenommen, als der Tritt der Offiziere in seiner Nähe gehört wurde. Fast in demselben Augenblicke stieß Eleonore Anglais einen lauten Schrei aus; Jean Anglais fühlte sich unsanft berührt; als er sich umkehrte, sah er seine Tochter sich in dem Arme eines Unverschämten winden, welcher sie zu küssen sich bemühete, aber auch das entsetzte Mädchen wieder los ließ, als der Vater ihn mit einem englischen Fluche anging.

„Gott verdamme Euch!“ rief Jean Anglais im höchsten Zorne dem Frechen zu.

„Mein Herr,“ erwiederte der Offizier in gutem Französisch, „ich glaube, daß einen Kuß in Ehren Niemand wehren kann.“

„Mag bei euch Franzosen der Fall seyn,“ antwortete Jean Anglais; „bei uns kennt man feinere Sitten.“

„Seht doch den Graukopf!“ schrie ein zweiter der Offiziere, „als ob nicht so ein holländisches Buttergesichtchen es sich zur Ehre rechnen müßte, mit einem französischen Schnurrbarte Bekanntschaft zu machen.“ Zu dem unverschämten Worte fügte er sogleich die unverschämte That. Jean Anglais suchte seine Tochter aus der unangenehmen Lage zu befreien; aber es würde ihm weder mit Bitten noch mit Drohungen gelungen seyn, sich der Zudringlichkeiten der von Wein erhitzten Offiziere zu erwehren, wenn nicht eine dritte Gesellschaft hinzugetreten wäre. In dem Augenblicke aber, als Jean Anglais mit der Linken seine Tochter umfaßte und mit der Rechten gegen den Franzosen kämpfte, traten seine drei Zöglinge Gomel, Loraine und Dominique hinzu. Sogleich hatte der erstere den Degen blank; setzte dem Menschen, welcher den Hals der Jungfrau umfaßt hatte, die Spitze auf die Brust und schrie: „Laßt los, oder ich steche Euch durch und durch!“

Der Franzose ließ die Jungfrau fahren, riß den Säbel aus der Scheide, stand schnaubend vor Bernhard von Gomel und rief:

„Wer giebt Euch Gelbschnabel das Recht, Euch in meine Angelegenheiten zu mischen?“

„Wer giebt Euch das Recht, diese Dame zu beleidigen?“ entgegnete jener.

„So eine holländische Steinkrämers-Tochter kann keine größere Ehre finden, als wenn ein französischer Dragoner-Rittmeister ihr den Brautkuß giebt!“ warf einer der Offiziere wie scherzend ein.

„Und wäre der Mann ein holländischer Edelsteinhändler, so sollt ihr Respekt haben vor seiner Tochter!“ antworteten die Engländer fast mit Einer Stimme.

„Und hier sollt Ihr mir Rechenschaft geben!“ setzte Bernhard von Gomel hinzu.

„Wenn es Euch gelüstet, Ihr Puddingsmann,“ hohnlachte der Franzose, „wenn es Euch gelüstet, nach der Klinge des Charles von Bonvallon zu tanzen! Gut! Kann sogleich geschehen! Hier!“

Mit diesen Worten legte er sich gegen den Engländer aus. Vergebens ermahnte Jean Anglais zur Mäßigung, umsonst bat Eleonore die Streitenden mit Thränen, ihre Leidenschaft zu bändigen, um ihretwillen kein Blut zu vergießen. Die Klingen blitzten im Sonnenstrahle, der Staub wurde von den Kämpfenden aufgewühlt, und nach wenigen Augenblicken war Jean Anglais mit seiner Tochter auf der Straße nach Basel verschwunden. Wenn aber der Franzose geglaubt hatte, Bernhard von Gomel werde vor seiner Klinge tanzen, so hatte er sich sehr getäuscht. Wie ein ächt französischer Haudegen hatte er sich auf halben Hieb und halben Stich ausgelegt; allein schon bei'm dritten Stoße schlug der Gegner ihm die Spitze weg und versetzte ihm einen mächtigen Hieb auf die Brust, welcher jedoch von dem Degenkoppel aufgefangen wurde. Bonvallon knirschte mit den Zähnen und schrie:

„Und wenn der Teufel Dir hilft, so sollst Du doch Dein Theil bekommen!“

„Wohl bekomm's!“ versetzte der Gegner, schlug ihm nochmals die Spitze nieder und versetzte dem Raufbolde einen so mächtigen Streich, daß dessen Angesicht von dem linken Auge durch Wange und Nase in zwei Theile getheilt wurde, und die Wunde selbst am rechten Unterkiefer nicht endete, sondern über die rechte Brust bis unter den Arm sich fortzog. Mit einem Fluche stürzte Bonvallon rücklings bewußtlos zur Erde. Seine Freunde hoben ihn auf und brachten ihn in die Stadt. Auch Gomel und seine Gefährten eilten nach derselben zurück. Am andern Morgen erhielt Bernhard von Gomel einen Brief, welcher ihn zu einem neuen Zweikampf aufforderte. Gasparin, der Gefährte und Beistand Bonvallon's, forderte Genugthuung für das seinem Freunde am gestrigen Tage widerfahrene Unglück.

„Marais,“ sprach Bernhard von Gomel, als er das Absageschreiben gelesen hatte, „Marais, sollen wir dem Kerl in seiner Sprache antworten, oder in einer andern?“

„Ich denke,“ versetzte dieser, „wir sprechen mit ihm die Sprache von gestern und hauen ihn zusammen.“

„Gut,“ bemerkte Gomel, „aber ich meine, die Sprache von gestern reiche nicht aus. Man muß so einen Prahlhans spießen.“

In diesem Augenblicke ging die Thüre des Gemaches auf, in welchem sich die Sprechenden befanden, und herein trat Jean Anglais. Ihm reichte Gomel den Herausforderungsbrief. Der Hofmeister schüttelte den Kopf und sprach: „Und was gedenkt Ihr zu thun?“

„Den Kerl zusammenhauen!“ antwortete Marais.

„Oder besser, durch und durch rennen!“ meinte Gomel.

„Recht so, meine Kinder!“ erwiederte Jean Anglais. „Aber glaubt Ihr nicht, daß es noch etwas Wichtigeres gebe, als Eure Degen? Schon hat der gestrige Vorfall großes Aufsehen in der Stadt erregt. Ein neuer Zweikampf wird die Aufmerksamkeit der Bürger noch mehr auf uns lenken. Und wer bürgt uns denn für Sicherheit und Leben? Eine Unvorsichtigkeit kann namenloses Elend über uns bringen. Es thut also vor Allem noth, daß ich mit Eleonore einen sicheren Zufluchtsort finde. Dann schickt den Kerl meinetwegen dem General Fuchs nach. Ich habe einen Plan entworfen, welcher jedoch vor Morgen frühe nicht ausgeführt werden kann. Verschiebt daher den Zweikampf auf morgen. Mag dann die Gerechtigkeit nicht blind seyn! Schont den Namen eures Vaters und erhaltet den eurigen in Ehren!“

(Fortsetzung folgt.)

Die Kabailen.

(Nach dem „Globe“.)

(Fortsetzung und Schluß.)

Der genannte Stamm der Kabaïlen verfertigt auch Flinten und Pulver. Derselbe ist zugleich der furchtbarste Feind, welcher wie ein Bollwerk dem weitern Vordringen der Franzosen in Afrika entgegensteht. Die letzteren unternahmen bis jetzt noch keine Expedition gegen die Flissa's; sie pflegen dieselben nur, wenn sie sich der Küste gerade zu der Zeit nähern, da das Dampfschiff vorüberführt, welches die Kommunikation mit dem Osten unterhält, mit Haubitzen zurückzuscheuchen, vor welchen die Kabaïlen eine große Furcht haben, seit sie die zerstörenden Wirkungen derselben aus Erfahrung kennen gelernt. Anfangs, da sie noch mit den Wirkungen derselben unbekannt waren, eilten sie, als die erste Haubitze unter sie fuhr, alle neugierig herbei, um die brennende Lunte zu betrachten, was ihnen vielen Spaß machte. Sie schlugen sich sogar oft um die ersten Plätze, um dieses künstliche Feuer so nahe als möglich betrachten zu können. Wenn sie nun so dicht gedrängt die Haubitze umstanden, platzte dieselbe auf einmal mit furchtbarem Getöse los und streckte sie dutzendweis zu Boden. Es genügt nun, mit zweien oder dreien dieser „zweischüssigen Kanonen“, wie die Kabaïlen die Haubitzen zu nennen pflegen, unter sie zu feuern, um dieselben zum schleunigsten Rückzuge anzutreiben. Die Kabaïlen beschäftigen sich auch außer der Verfertigung von Waffen mit einem andern Erwerbszweig, welcher schon viele auf die Galeere von Toulon gebracht hat: sie treiben nämlich Falschmünzerei und fabriziren meist spanische Douro's, die sie täuschend nachzumachen verstehen. Dem Klang und Gepräge nach unterscheiden sich ihre falschen Douro's nicht im mindesten von den ächten; sie sind von diesen nur dem Gewichte nach verschieden. Dem Gepräge nach scheinen sie übrigens alle aus derselben Münze zu kommen; sie tragen nämlich sämmtlich das Bildniß Karl des Sechsten und die Jahrzahl 1801.

Was die Religion der Kabaïlen betrifft, so bekennen sich wohl die in der Nachbarschaft der Araber wohnenden Stämme im Aeußern zum Islam, doch scheinen die andern keine bestimmte Form der Gottesverehrung zu haben. Sie sind aber

alle im höchsten Grade abergläubisch und setzen unbegränztes Vertrauen auf Wahrsager und Amulette. Vor Allem verehren sie ihre Priester, die Marabouts, und machen dieselben nach ihrem Tode sogar zum Gegenstande eines besondern Kultus. Jeder, welcher sich unter dem Titel eines Marabout darstellt, kann sicher darauf rechnen, von ihnen abgöttisch verehrt zu werden. Folgende Thatsache mag zum Beweise dieser Behauptung dienen. Im Jahre 1831 war Mohammed Khobja, einer der ersten Mauren, welche gemeinschaftliche Sache mit den Franzosen gemacht, nach Bona abgereist, um daselbst Vieh zu kaufen, an welchem damals gerade zu Algier großer Mangel war. Er miethete eine große „Peniche" (eine Art Fahrzeug), das von einem algierischen Schiffspatron geführt wurde, und nur drei Passagiere hatte. Auf der Rückfahrt von Bona wurde das Fahrzeug zwischen Bougie und Delly's von einem heftigen Sturme überrascht. Es bot sich kein anderes Rettungsmittel, als so schnell wie möglich das Ufer zu gewinnen. Kaum aber waren die Gescheiterten an's Land gestiegen, so sahen sie sich auch alsbald von einem Schwarme Kabaïlen umringt, welche, sobald sich ein Sturm erhebt, an das Ufer des Meeres eilen, um dort die Beute zu erwarten, welche ihnen die Wogenbrandung oft in die Hände spielt. Obschon nun der Schiffspatron Mohammed bei dem Anblick der Kabaïlen den Muth nicht verlor, so wußte er doch sehr gut, welches Loos seiner warte, wenn er in ihre Gewalt käme. Einer der Matrosen verstand zum Glück die Sprache der Chellah; er gibt Mohammed den Rath, sich für einen berühmten Marabout auszugeben, der damals zu Cherchell lebte. Mohammed hängt also einen Rosenkranz an seinen Gürtel, nimmt eine gravitätische, feierliche Miene an und spricht einige Gebete. Der Scheik des Stammes, von der Ankunft des Marabout in Kenntniß gesetzt, zieht demselben feierlich entgegen. Die Kabaïlen stürzen vor dem improvisirten Marabout auf die Knie und küssen ihm Hände und Schultern. Der Scheik nöthigt ihn alsdann, in seine Gourbi zu kommen und bittet ihn da um ein Gebet für sein krankes Kind, ein anderer um eins für sein krankes Pferd. Mohammed versteht sich bereitwillig zu Allem. Der Scheik ersucht ihn alsdann noch, ein Paar einzusegnen, welches den nächsten Abend seine Hochzeit feiern wollte. Der Marabout versteht sich auch hierzu und spielt überhaupt seine Rolle meisterhaft. Unter den Kabaïlen befindet sich aber einer, welcher früher zu Algier gewesen und sich erinnert, den Marabout daselbst schon unter einer andern Gestalt gesehen zu haben. Er theilte seinen Stammgenossen schnell den in ihm aufgestiegenen Verdacht mit. Mohammed wußte, von dem ihn begleitenden Matrosen noch zur rechten Zeit in Kenntniß gesetzt, bald einen Vorwand, um sich mit guter Manier zu entfernen. Er erreichte glücklich sein Fahrzeug. Die Kabaïlen, welche zu spät seine Flucht gewahr wurden, verfolgten ihn mit einigen Flintenschüssen, die ihn aber nicht mehr erreichten.

Die Kabaïlen haben einen falschen, wilden und trotzigen Charakter. Sobald sie übrigens in Gefangenschaft gerathen oder verwundet worden, so ergeben sie sich entweder ruhig in ihr Schicksal oder legen sich auf's Bitten. Ein Kabaïle aus dem Stamme der Flissa's, in der Provinz Oran, legte sich einst in Hinterhalt hinter einen Busch. Als eine Abtheilung der afrikanischen Legion an ihm vorüberzieht, vermag der Kabaïle der Versuchung nicht zu widerstehen, die schöne Gelegenheit, welche sich hier ihm zur Erlegung eines Feindes darbot, zu benutzen. Er streckt mit einem Flintenschuß den kommandirenden Offizier zu Boden und ergreift hierauf die Flucht. Doch stürzt er schon im Beginne derselben, von einer feindlichen Kugel verwundet, zu Boden, erhebt sich aber bald wieder und wirft sich bittend auf die Kniee. Die französischen Soldaten eilen herbei, um ihm vollends den Rest zu geben, und so ihren Kapitän zu rächen. Ein Bajonnethieb streckt ihn zu Boden, doch richtet er sich wieder auf und fährt fort zu bitten. Ein zweiter Hieb verwundet ihn aber lebensgefährlich; dumpfes Röcheln dringt aus seiner Brust, er fährt noch immer fort zu bitten. Neun Bajonnethiebe waren erforderlich, um dem Kabaïlen den Garaus zu machen.

Die Frauen der Kabaïlen sind im Ganzen genommen häßliche und widerliche Geschöpfe. Mit fünfundzwanzig Jahren fangen sie schon an zu altern und bieten nun einen höchst widrigen Anblick. Einen wahren Abscheu muß bei Jedem der Anblick dieser kaum dreißigjährigen Matronen erregen, wie sie, voller Runzeln, abgemagert und eingefallen, im Gehen ihren Kindern zu trinken geben, die ihre Händchen um den Hals der Mütter geklammert halten. Um sie in dieser Lage zu erhalten, lassen die Mütter ihren einen Arm quer über die Brust einen Bogen bilden und setzen die Hand, welche dessen Ende bildet, auf die entgegengesetzte Hüfte. Das arme kleine Geschöpf vermag nur mit äußerster Mühe sich an den Kleidern der Mutter festzuhalten und die Brust derselben zu erreichen, welche ihm bei jedem Augenblicke entschwindet. Die Frauen der Kabaïlen sind in ihrem Anzuge viel freier, als die der Mauren und gehen in der Regel unverschleiert. Die Kabaïlen sind daher nicht, gleich den Mauren, genöthigt, ihre Weiber auf gut Glück zu kaufen, ohne dieselben vorher von Angesicht gesehen zu haben. Nachdem von dem Vater der Braut der Kaufpreis bestimmt, den der zukünftige Schwiegersohn zu erlegen hat, wird ein Marabout über die Zulässigkeit der Verbindung befragt. Wenn derselbe nichts gegen die Verbindung hat, so wird dieselbe nun ohne weitere Formalitäten vollzogen.

Trotz der nicht sehr vortheilhaften Schilderung, welche wir vorhin von dem Innern einer Kabaïlenwohnung gegeben, sind diese Gebirgsbewohner doch keineswegs arm. Sie verdienen sich im Gegentheile ein schönes Geld, da sie nach den Juden der industriöseste Theil der Bevölkerung Algiers sind. Doch verstehen sie den erworbenen Reichthum weder gut zu verwenden, noch zu genießen, denn die Kabaïlen haben außer ihren sonstigen fehlerhaften Eigenschaften auch noch die, daß sie geizig sind.

F. L.

Mannichfaltigkeiten.

(Frankfurt a. M.) Die mit dem 11. d. Mts. eröffnete alljährliche Blumen- und Pflanzenausstellung macht, gleich den früheren, den Bestrebungen der Cultivatoren, ihrer rühmlichen Bereitwilligkeit und dem Geschmacke der Anordner die größte Ehre. Das Auge des Kenners verweilt mit Interesse und der Blick des Freundes des Schönen mit Vergnügen auf dieser reichen Auswahl von seltenen und lieblichen Erzeugnissen der Blumen- und Pflanzenwelt und das geräumige Ausstellungslocal vermag die Menge der angenehm überraschten Beschauer kaum zu fassen. Obwohl sich diesmal mehrere unserer hiesigen Notabilitäten der Blumen- und Pflanzencultur aus

uns nicht bekannten Gründen von der Betheiligung an der Exposition ausgeschlossen haben, so ist dieselbe nichtsdestoweniger ganz nach Wunsch ausgefallen. Dies liefert den besten Beweis für den Fortschritt und die Verbreitung eines Culturzweiges, der noch vor wenigen Jahren sich hier erst recht zu entfalten begann. Näheres über die Ausstellung und die bei derselben ertheilten Preise hoffen wir später mittheilen zu können.

(Darmstadt, 9. April.) Nachdem unsere Hofbühne einige Tage, während der Osterwoche, geschlossen war, wurde sie gestern wieder, und zwar mit der komischen Oper: „Des Teufels Antheil", von Auber, eröffnet. Das Haus war gedrängt voll, denn die Oper ist hier neu, und das erste Neue, was wir während der ganzen Saison zu hören bekamen. Leider aber hat diese Novität den Erwartungen nicht entsprochen; auch war die hiesige Besetzung der Art, daß ein Fiasko unausbleiblich war. Den Carlo Broschi ausgenommen, welchen ein Gast, Dem. Louise Franchetti, königl. Hofopernsängerin von Stuttgart, sang, und die das gänzliche Durchfallen der Oper verhinderte, waren die Kräfte äußerst schwach. Wenn Hr. Reichel den König und Mad. Pirscher die Königin gesungen hätten, so wäre das Publikum dabei im Vortheil gewesen.

(Zürich, 8. April.) Mit dem 1. April hat die Wintersaison des hiesigen Theaters ihr Ende erreicht. Die Leistungen unserer Bühne während des genannten Zeitraums können als verdienstlich bezeichnet werden. Der Direktor, Hr. Gerlach, welcher seine Direktion mit Eifer und Einsicht verwaltet, zeigte sich zugleich dem Publikum in den verschiedenartigsten Darstellungen als gewandten Schauspieler. Außer seinen Leistungen sind noch die der Herren Walliser, Keller und Schütz hervorzuheben. Unter den Damen verdient Dem. Arnold aus Frankfurt rühmende Erwähnung und führte, wenn gleich erst eine Anfängerin, doch selbst einige schwierigere Rollen zur Zufriedenheit des Publikums durch. Außer mehreren namhaften Partieen, als Cordelia in König Lear, Marie in der neuen Fanchon, Preziosa rc., zeichnete sie sich besonders in der zu ihrer Benefizvorstellung gewählten Rolle, der Jungfrau von Orleans, aus.

Eine schlechte Gedichtsammlung recensirte Einer also: Wenn man ein Blatt davon im Frühling auf's Land legt, so kriechen alle Blumen in die Erde zurück, und es wird nie wieder Frühling. Und zweitens: Wenn man in der Champagne ein handgroßes Loch in die Erde macht, und legt da ein paar Blätter hinein, so wächst im nächsten Jahre in der ganzen Champagne der allerschauderhafteste Grüneberger.

In London wird ein Roman: „Moritz, Kurfürst von Sachsen", in drei Bänden, dedicated by permission to his Maj. the King of Saxony, von Mrs. Colquhoun, angekündigt.

Unter dem Titel: „die Klippen der Ehe" hat Julian Chownitz ein Original-Lustspiel in 5 Acten beendigt.

(Berlin, 9. April.) Eine allgemeine Theilnahme erregt hier das gestern Morgen erfolgte Dahinscheiden der talentvollen und sehr anmuthigen königl. Schauspielerin, Dem. Adolphine Neumann. Ihre Mutter, die Mad. Haitzinger zu Karlsruhe, befindet sich gerade gegenwärtig hier und hat den schmerzlichen Trost, noch in den letzten Augenblicken um ihrer Tochter gewesen zu seyn.

(Frankfurt a. M.) Eingetretener Hindernisse wegen wird die bereits in diesen Blättern angekündigte „Academie" des Hrn. Fr. Lippe erst nach Beendigung der Messe stattfinden.

Korrespondenz.

Weimar, 5. April.

Ein Fall seltsamer Art ereignete sich hier vor einigen Tagen und erinnerte lebhaft an das Aprilschicken der ehemaligen Zeit. Kinder, welche in einem Gehölz dicht an der Stadt Blumen pflückten, hörten in ihrer Nähe einen Schuß fallen, was sie auf den Gedanken brachte, daß sich Jemand erschossen haben müsse. Wirklich stießen sie auch bald auf einen Mann, welcher ganz die Lage eines Entleibten angenommen hatte. Die Kinder, in ihrem Glauben gestärkt, laufen nun erschrocken und furchtsam davon und machen der Behörde von dem vermeintlichen Vorfall unverzüglich Anzeige. Diese, wie in allen ihren Handlungen, nicht säumig, setzt davon sogleich das Criminalgericht in Kenntniß, welches ebenfalls das Nöthige sofort verfügt und zur Aufhebung des Leichnams die geeigneten Maßregeln trifft. Einige Augenblicke später setzten sich Aerzte und Protokollführer, denen Andere mit dem Leichenkorbe folgten, nach dem bezeichneten Orte in Bewegung und als sie ihn erreicht, siehe — da sprang der todtgeglaubte Schläfer auf, rieb sich verwundert die Augen und — lief, einige unverständliche Worte murmelnd, spornstreichs davon. So löste sich das ernste Drama in eine heitere Posse auf und auch das Gerichtspersonal verließ lachend den Platz. — Mit dem Eintritt der schönen Jahreszeit bemüht sich unsere Theaterverwaltung mehr als gewöhnlich, die Schaulust des Publikums durch Aufführung neuer Stücke zu fesseln. Erst vor mehreren Tagen wurde „Hans Heiling", eine romantische Oper von Marschner, die sich aber trotz des guten Spiels der Mitwirkenden nicht des gewünschten Beifalls zu erfreuen hatte, zum Erstenmale aufgeführt und schon wird nächsten Montag eine andere neue Erscheinung über die Bühne schreiten. Dies ist Shakspeare's „Sommernachtstraum", nach Schlegel's Uebersetzung und in drei Aufzügen für das königl. Hoftheater in Berlin eingerichtet von C. Stawinsky, Musik von Felix Mendelssohn-Bartholdy. Auf den Erfolg, den die Darstellung dieses klassischen Stücks hier hervorbringen werde, ist man allgemein gespannt; der Intendanz fühlt man sich aber schon im voraus zu großer Dankbarkeit verpflichtet.

Auflösung der Charade in Nro. 101.
Gastspiel.

Theater-Anzeige.

Samstag, 13. April. (Zum Erstenmal wiederholt): Mutter und Sohn, Schauspiel in 5 Akten (in 2 Abtheilungen), mit freier Benutzung des Bremer'schen Romans: „die Nachbarn", von Charlotte Birch-Pfeiffer. (Gastrollen) Generalin v Mansfelt: Mad. Charl. Birch-Pfeiffer. Franziska: Fräul. Steck, vom großh. Hoftheater zu Darmstadt.

Sonntag, 14. April. Die Zauberflöte, große Oper in 2 Abth., Musik von Mozart. (Gastrolle) Königin der Nacht: Fräulein Angelika Köhler, vom Theater in Riga. — Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 105. Montag, den 15. April 1844.

Graf Corfitz Uhlefeld
oder
Schicksale eines Verfolgten.
Von X. X.

(Fortsetzung.)

Jean Anglais machte die Anwesenden mit seinem Plane bekannt, nannte ihnen den Ort, an welchen er sich mit seiner Tochter zurückziehen wolle, und gab die Art und Weise an, in welcher er sich den Nachstellungen der Franzosen zu entziehen hoffe. Sobald Alles geordnet und die bedrohete Person in Sicherheit sey, wolle man diesen den Tag der Ehre weisen: das war der gemeinsame Beschluß. Allein der wohlgedachte und behutsam geordnete Plan wurde durch unvermuthete Umstände vereitelt und eine den Betheiligten unangenehme Veränderung ihrer Lage herbeigeführt. Als nämlich nach Mittag Gomel und Loraine ausgingen, wurden sie von mehreren französischen Offizieren, an deren Spitze Gasparin stand, angehalten und aufgefordert, den Absagebrief sogleich mit dem Schwerte zu beantworten. Jene verweigerten, auf ihre Antwort vom Vormittage sich beziehend, diese augenblickliche Genugthuung; diese bestanden auf den gegebenen Bestimmungen, und unterstützten ihre Forderung mit Drohungen und Schmähreden von Feigheit. Da konnte Gomel sich nicht länger halten.

„Wohlan!“ rief er, „wenn Ihr auf diesem Loche pfeifet, so will ich Euch die Sekunde dazu geigen. Fort auf den Wall, da will ich Euch Allen Antwort geben.“

Und fort ging es auf den Wall. Im Vorübergehen nahm Loraine seinen jüngeren Freund Dominique mit, und ehe eine halbe Stunde verging, standen die drei Zöglinge des Jean Anglais den vier Franzosen gegenüber, welche in boshaftem Rathe den Tod des ältesten von jenen beschlossen hatten. Man prüfte die Waffen, bestimmte das Kampfmal, so wie daß Einer der beiden Streitenden auf dem Platze bleiben solle. Schon bei dem ersten Gange indessen überzeugten sich die Franzosen, daß sie es nicht mit verächtlichen Gegnern zu thun hatten, denn Gomel schlug sich mit einer Geschicklichkeit und bewies eine so unerschütterliche Ruhe bei den heftigen Ausfällen seines Gegners, daß er ihm, wie Tags vorher dem Bonvallon, einen scharfen Hieb über die Brust gab. Da dieser nicht durch die Kleider drang, so wurde der Kampf sogleich fortgesetzt. Auch in dem zweiten Gange ging Gomel vertheidigungsweise zu Werke, während Gasparin, durch jenen Hieb gereizt, alle Regeln der Vorsicht vergaß. Zu einem gewaltigen Streiche ausholend, mit welchem er Gomel das Haupt zu spalten hoffte, stürzte er voran, und rannte so blindlings in den vorgehaltenen Degen seines Feindes, welcher, die Klinge dieses in seinen Hut eindringen fühlend, zustieß, und so dem Franzosen die Brust durchbohrte. Gasparin fiel leblos nieder.

„Es ist genug!“ sprach der Sieger ruhig, und wendete sich mit seinen Gefährten der Stadt zu.

Die Nachricht von dem Tode des französischen Offiziers erregte großes Aufsehen in Basel. Gönnte man auch den Streitsüchtigen den verdienten Lohn, so besorgte man doch Mißverständnisse mit den Franzosen. Einen tiefen Eindruck machte der Vorfall auf Jean Anglais; eilends ordnete er seine Sachen, um in der nächsten Nacht oder am folgenden Morgen die Stadt zu verlassen. Am andern Tage sah man einen mit zwei Pferden bespannten Bauernwagen voll Stroh von Basel aus nach dem unterhalb der Stadt gelegenen Dorf Riechen fahren. In diesem hatte sich Jean Anglais mit seiner Tochter Eleonore und seinem Sohne Leo verborgen. Am Abende krochen die Versteckten in der Nähe des Dorfes Riechen hervor, mietheten sich daselbst ein, und blieben so vor weiteren Anfechtungen geschützt.

Noch war der Tod Gasparin's in Basel nicht vergessen und die schwere Wunde Bonvallon's nicht geheilt, als ein Fremder in der Stadt anlangte und in demselben Gasthause seine Wohnung nahm, in welchem Jean Anglais früher zur Herberge gewesen war. Er war ein Niederländer, der sich eine Zeitlang in Rom aufgehalten hatte, und von dem Leben in dieser Stadt viel zu erzählen wußte. Ihm gefiel indessen der Aufenthalt in Basel und das lustige Leben der jungen Leute daselbst. Eines Tages besuchte er eine öffentliche Trinkstube und traf daselbst Bernhard von Gomel, Mairais von Loraine und Franzis Dominique zusammen.

„Gott zum Gruß,“ redete er den Ersteren von diesen an. „Wie geht es, Herr von Uhlefeld? Was treibt Ihr in Basel?“

„Seyd doch so gut, und sucht Euch den Mann, von dem Ihr sprecht!“ versetzte der Angeredete, indessen seine Gefährten sich ansahen.

„Sollt' ich den Grafen Uhlefeld vergessen haben?“ ent-

gegnete der Niederländer herzlich; „haben wir uns doch in Rom oft genug gesehen und gesprochen!"

„Guter Freund!" antwortete Gomel in scherzendem Tone, „sucht Euch den Mann von Rom, bevor Ihr ihn bewillkommt. Mich habt Ihr wohl dorten nicht gesehen. Ich habe zwar auch eine Nase im Gesicht und unter dieser einen Mund, wie andere Leute. Aber darum bin ich doch nicht Jeder, für den man mich halten will."

„Wahrhaftig!" erwiederte der Andere, „das ist seltsam. Zwei wie Einer, und auch ein Dritter! Da ist ja auch Euer Bruder, der Graf Ludwig!"

„Dieser da?" fragte Gomel, auf Loraine zeigend, „der ist ein Engländer, wie ich, und heißt James Marais."

„Zum Henker!" warf der Niederländer hin, „wenn Ihr hier lebt, wie die großen Herren, so will ich Euch nicht stören. Von mir habt Ihr Nichts zu besorgen."

„Laßt Eure römischen Masken zum Henker fahren!" lachte jener, „und thut ein Mal Bescheid auf ächten Markgräfler!"

Der Fremde nahm die Kanne, that einen Zug, wie ein Halbverdursteter, und sprach:

„Nun, so laßt uns wenigstens Freunde seyn!"

„Und die Freundschaft wollen wir, als neu gepflanzt, wacker begießen, damit sie wächst," lachte Gomel. „James Marais, trink dem neuen Freunde Eins zu!"

Der Aufgerufene reichte dem Fremden die Kanne, und erhielt sie bedeutend erleichtert zurück. Und fort und fort wurde getrunken, der Zweikampf mit Bonvallon erzählt, und der mit Gasparin nicht vergessen. Nicht lange währte es, so wurde die Zunge des Niederländers schwer; aber er that frische Züge aus den Kannen seiner neuen Freunde, die seine Heimath hoch leben ließen und das herrliche Land rühmten mit seinen guten Menschen und seinem schönen Vieh, bis endlich sein Haupt auf den Tisch sank und er bald in einem todähnlichen Schlafe auf der Bank lag. Seine Freunde brachten ihn nach Hause, schafften ihn in das Bett, empfahlen dem Zimmerburschen dessen Pflege und entfernten sich. Fast war es Mittag am andern Tage, als der Holländer aus seinem Rausche erwachte. Er nahm seinen Morgenimbiß, kleidete sich und fragte den Zimmerburschen nach der Wohnung der Grafen Uhlefeld, aber der Bursche sah ihn ungläubig lächelnd an, als ob er zweifle, daß Das, was der Fremde sprach, eine verständliche Rede sey.

„Die Grafen Uhlefeld meine ich," wiederholte jener.

„Wir kennen hier keine Grafen Uhlefeld," erwiederte der Bursche noch lächelnd.

„Kennt sie nicht?" versetzte der andere. „Es sind Dänen, reiche Leute, drei Brüder, waren mit mir in Rom. Tüchtige Leute!"

„Aber wir sind hier nicht in Rom, sondern in Basel," warf der Bursche ein.

„Maulaffe!" schalt jener. „Willst mir was Neues sagen. Weiß wohl, daß man in Rom keinen Markgräfler trinkt! Also die Grafen Uhlefeld?"

Der Bursche schüttelte den Kopf.

„Ja, die Uhlefeld gießen den Wein in sich, wie in gepichte Fässer."

„Meint Ihr denn die drei Herren, die Euch heute Nacht in's Haus gebracht haben?"

„Wen Anders? Eben die Drei. Wollten auch gestern Abend läugnen. Aber wir kennen uns von Rom aus."

„Die Drei kennen wir wohl! Das sind Engländer; die haben hier im Hause gewohnt; sie haben viel Geld verzehrt; sie hatten einen Hofmeister bei sich, Namens Jean Anglais, der hatte eine schöne Tochter. Wegen der Tochter haben sie einem französischen Rittmeister den Kopf gespalten und einem Hauptmanne das Herz durchbohrt."

„Ganz recht! Die Drei meine ich. Es sind aber Dänen, die Grafen Uhlefeld, sage ich."

„Sie mögen seyn, wer sie wollen! Sie wohnen hier in der Nähe. Ihre Wohnung will ich Euch zeigen."

(Fortsetzung folgt.)

Den Spielern.

Am grünen Tisch? — Bist du ein Mann?
Greif' in den Busen und sag' an:
Was spannt dein Hirn und deine Nerven,
Was kann den Riesen niederwerfen?

Den Riesen in des Menschen Brust,
Den freien Adler, selbstbewußt,
Der stolz sich schwingt in Regionen,
Wo der Gedanken Geister wohnen?

Die Gier ist's, Mensch, die rohe Gier,
Die dich entwürdigt zu dem Thier;
Vor der dein Riesengeist erblindet
Und feige sich im Staube windet.

Am grünen Tisch? Und bist ein Mann,
Der streben, wirken, schaffen kann;
Dem Gott die Herrscherkraft verliehen,
Durch's unbegränzte All' zu ziehen?

Was hebt dich über Thierinstinkt,
Der nur nach seiner Nahrung ringt?
Ist des Prometheus Funk' verloren,
Den er für dich herabbeschworen?

Erwerben! — Ha, ein stolzes Wort
Für Mannes Busen, Mannes Hort!
Ein Abglanz jenes ew'gen „Werde!"
Ein Götterstrahl auf uns're Erde.

Am grünen Tisch — erwirbt ein Mann,
Was seinen Geist befried'gen kann?
Greif' in dich! Warst du je zufrieden
Mit Dem, was dir das Glück beschieden?

Erringe! — Pfui dem feigen Wicht,
Dem es an Mannesmuth gebricht,
Auf einer Bahn, die er ergriffen,
Die droh'nden Klippen zu umschiffen;

Der, faul die Hände in dem Schooß,
Mit stierem Aug' dem Zufallsloos
Sein und der Seinen Glück vertrauen
Und zitternd kann auf Würfel schauen.

Kehr' um! — Auch ich hab' einst gespielt,
Hab' jene Martern durchgefühlt:
Nicht immer steht im heißen Streite
Dein Genius an deiner Seite.

J. F. Höfer.

Christoph Columbus in der Kathedrale zu Havana.

(Nach „la Havano par Madame la comtesse Merlin.")

Die gegenwärtige Kathedrale der Stadt Havana war in früheren Zeiten dem heiligen Isidorus geweiht und wurde im Jahre 1724 durch die Jesuiten neu erbaut. Nach bald darauf erfolgter Vertreibung der Jesuiten wurde sie zur Hauptkirche der Stadt bestimmt und eingerichtet. Die Architektur hat keinen eigenen Styl und ist ein Gemisch des gothischen, maurischen und mexikanischen. Ich hatte in dieser Kirche mein Gebet beendigt und war eben im Begriff, solche zu verlassen; da fiel ein in der Nähe des Hauptaltares befindlicher Grabstein mir in die Augen. Ich betrachtete ihn genauer; er war eingemauert und darunter las man folgende spanische Inschrift:

„O, restos e imagen del gran Colon!
Mil siglos durad, guardados en la urna
Y en la remembranza de nuestra nacion."

Auf dem Steine selber waren die Umrisse eines Mannes grob eingehauen und sie sollten dem Beschauer das Bild des berühmten Entdeckers der neuen Welt vorführen. Der Anblick bewegte mich tief. Sey gegrüßt, du edler Held! Deine Tapferkeit war groß, wie dein Glauben, und dein Glauben stark, wie dein Wille!... Dein edles Herz war vereint mit einem gewaltigen Geiste, welcher eine neue Welt zu entdecken berufen war. Allen Gefahren hast du widerstanden und dem Haß wie der Bosheit Trotz geboten; in den glücklichen Tagen bist du einfach und bescheiden und in den trüben stark und muthvoll geblieben. Die Kleinheit und Beschränktheit deiner Zeitgenossen konnte dich nicht verstehen und verhöhnte dich, aber du zürntest ihnen nicht und warst mild gegen deine Feinde; du warst bestimmt, der Welt eine neue Gestalt zu geben und eine neue Zeit heraufzubeschwören, aber, indem die Gottheit dich dazu auserkor und die leuchtende Fackel deines Lebens anzündete, legte sie dir zugleich die schwere Bürde harter Prüfungen auf, damit du im Unglück erstarktest und im Feuer gehärtet würdest und damit du nicht vergessen solltest, daß du ein Mensch warst, der strengen Nothwendigkeit des Schicksals unterthänig. Man weiß nicht, was man an Columbus mehr zu bewundern hat, seine Größe oder seine Bescheidenheit. Als er vor dem versammelten Hofe und in Gegenwart von Ferdinand und Isabella Rechenschaft über seine Reise ablegte, da benutzte er diese Veranlassung, nicht um seine eigenen Verdienste und seine Thaten geltend zu machen, sondern er erzählte nur, was ihm begegnet war und was er gesehen hatte, und als später die Arglist seiner Feinde ihn verläumdet hatte, da ließ er sich geduldig die Ketten anlegen. Groß ist der Moment aus seinem Leben, als er am Bord der „Nina", nach Spanien zurückkehrend, um über den Erfolg seiner ersten Entdeckungen zu berichten, mitten auf dem atlantischen Meere von einem heftigen Sturm überfallen wurde. Die Matrosen flehten die Heiligen um Hülfe an, waren muthlos und überall herrschte Verzweiflung. Der Untergang des Schiffes schien unvermeidlich; die Gefahr stieg von Stunde zu Stunde, und die empörten Wellen schienen das schwankende Fahrzeug verschlingen zu wollen. Was that Columbus, während der Tod unter so drohender Gestalt gegen ihn heranrückte? Er schrieb ruhig einen Bericht nieder über den Verlauf und die Ergebnisse seiner Reise, steckte ihn dann in eine Kapsel von verzinntem Blech, die mit Wachsleinwand verwahrt wurde, umgab solche mit einem Ueberzug von Wachs und warf sie dann in die Fluthen des empörten Meeres. Diese Vorsorge hielt er für eine heilige Pflicht, ohne deren Erfüllung er nicht sterben zu können glaubte. Die Kapsel enthielt das Vermächtniß der Bestrebungen seines Lebens und er war fest überzeugt, daß sie im Meere nicht verschwinden, sondern in die Hand irgend eines Menschen fallen und vor dem Untergang gerettet werden würde. Der Himmel hatte es anders beschlossen und Columbus und seine Genossen wurden gerettet. Der hochherzige Entdecker der neuen Welt starb in Valladolid, und er starb gebeugt an Leib und Seele. Sein Namen ging auf die neue Welt, die er entdeckt hatte, nicht über, und seine Zeitgenossen waren undankbar gegen ihren größten Mann; seine irdischen Ueberreste wurden nach Sevilla, dann nach St. Domingo und endlich im Jahre 1796 nach Havana gebracht. So war es bei seinen Lebzeiten und nach seinem Tode das Loos von Columbus, die Welt zu durchwandern und nirgends eine bleibende Stätte zu finden. Havana wird das schöne Vermächtniß zu bewahren wissen und in seiner Erde wird der Mann in Frieden schlummern können, der die Segnungen der Civilisation dahin verpflanzt hat. Die Wirksamkeit von großen und berühmten Männern hört mit ihrem Tode nicht auf; erst dann, wann sie die irdische Laufbahn vollendet haben, steigen sie in ihrer wahren Glorie empor. Der Felsen von St. Helena war für den großen Kaiser die herrlichste Grabstätte, die er finden konnte, und man hat nicht wohl gethan, ihr seinen Leichnam zu entreißen. Auf St. Helena gehörte Napoleon der ganzen Welt an. Im Dom der Invaliden gehört er nur Frankreich; dort war sein Grabmal von einer wunderbaren Poesie umflossen, hier ist es inmitten des prosaischen Lebens gerückt. — Meine Lippen berührten den einfachen Denkstein des Christoph Columbus und in ernste Betrachtungen versunken, verließ ich die Kirche, aber mit dem Wunsche, daß man eines Tages dem großen Manne ein seines Lebens und Ruhmes würdiges Denkmal setzen und die Schuld der Dankbarkeit gegen ihn abtragen möge. W.

Mannichfaltigkeiten.

(Frankfurt.) Zum Besten des von einer schweren Krankheit kaum genesenen, aber für den weiteren Betrieb seines Berufsgeschäftes untauglich gewordenen hiesigen Schauspiel-Souffleurs Carl Henze soll am 26. d. Mts. eine von Mitgliedern unserer Bühne veranstaltete deklamatorisch-musikalische Soirée stattfinden, welche der nie erkaltenden, wenn auch vielfältig in Anspruch genommenen Mildthätigkeit des hiesigen Publikums be-

stens zu empfehlen wir uns gedrungen fühlen. Die in Umlauf gesetzte Subscriptions-Liste hat bereits einen guten Anfang gewonnen und man wünscht ihr recht zahlreiche Betheiligung.

Das „Münchner Tagblatt" erzählt: Unweit München in einem Dorfe machte sich ein Individuum in einem Hause dadurch verdächtig, daß er mehrere Stunden lang das Haus umkreiste und lauerte. Als er, vor den Ortsvorstand gestellt, die Ausrede nahm, er beabsichtige nur eine Entdeckung zu machen, machte der Ortsvorstand die Anzeige mit dem Betreffen: „wegen unglaublicher Entdeckung höchst verdächtig."

Ein höchst alberner Mensch meinte neulich, es wäre doch interessant, wenn die Esel reden könnten. — „Ja", sagte ein Anwesender, „dann wären Sie der größte Redner."

In einem Brauhause bemerkte ein Gast, daß die Bierkrüge nicht wie in andern Brauhäusern mit Nummern versehen sind. Als die Kellnerin befragt wurde, woher dies komme, bemerkte sie ganz naiv: „Ja schaugens — des is angenehmer, sonst haben Gäst alleweil räsonirt, wenns ihre Nummern nicht kriegt hoben — aber so merkens nix.

Der „Beobachter" in Stuttgart bringt zunächst in Bezug auf die würtembergischen Eisenbahnen folgende Sprüchwörter über den Bau derselben zum Frommen unserer Kindeskinder: Aller Anfang ist schwer. Gut Ding will gut Weil haben. Drum übereilt um's Himmels Willen nichts; denn Schnelligkeit allein führt nicht zum Ziele, und wer zu schnell läuft, der fällt leicht. Rom ist auch nicht in einem Tag gebaut worden und Alles überwindet — Geduld!

Frankfurt a. M., im April.

Wir haben bereits auf die gegenwärtig eröffnete Blumen- und Pflanzenausstellung hingewiesen. Wahrhaft überrascht werden die Besucher derselben durch die herrlichen Rosengruppen der Herren Schmidt und Neder, die colossalen Hyacinthen und Camellien der Mad. Belli, die prachtvollen Azalien des Hrn. Keßler-Gontard, die in seltener Größe prangenden Pensée's des Hrn. Scheuermann, die Acazien des Hrn. Bock, die Azalien des Hrn. Grüneberg u. a. Zu Preisrichtern waren ernannt: die Herren Hofgärtner Rida aus Schwetzingen, Handelsgärtner Schulz aus Hanau, Baron v. Pronay, Hofgärtner Schwedler und Gester von hier; Preise erhielten: Mad. Belli, Fräul. Gogel, die Herren Bock, Grüneberg Sohn, Neder, Keßler-Gontard, Scheuermann, Schmidt, Hett, Simon Louis von Metz, die Hofgärtnerei von Bieberich und Hr. Brentano-Laroche; noch Andere, wie die Herren Baron v. Pronay, Fellner, Zorbach und Gossenz erhielten lobende Erwähnung. Das Arrangement ist in jeder Beziehung schön und geschmackvoll und den Ausführern der Exposition gebührt um so größeres Lob, als sie gerade diesmal mit besonderen Schwierigkeiten zu kämpfen hatten. Die genannte Ausstellung ergibt das erfreuliche Resultat, daß die Blumen- und Pflanzencultur in unserer Stadt nicht nur eine stets sich erweiternde Ausdehnung gewonnen, sondern auch einen Standpunkt erreicht hat, von welchem aus sie den Vergleich mit andern großen Städten auszuhalten vermag. Zum Besten der verarmten Spinner in Schlesien, denen die Hälfte der Einnahme zukommen soll, werden sämmtliche Gewächse noch Montag den 15. stehen und das Local geöffnet bleiben.

Um von den Farben zu den Tönen überzugehen, haben wir zu berichten, daß der Pianist Hr. W. Schulthes am 9. d. Mts. eine musikalische Soirée gegeben und mit solcher den Cyclus der Konzerte für diese Saison wohl beschlossen hat. Wenn es draußen zu grünen, zu knospen und zu blühen beginnt, so will es Einem drinnen in den Konzertsälen nicht mehr behagen. Hr. Schulthes hat sich dem immer undankbarer werdenden Virtuosenthum zugewendet und bereits eine Stufe erreicht, die der Anerkennung würdig ist. Die Präcision, Kraft und technische Fertigkeit seines Spieles machten sich in dem beifällig aufgenommenen Vortrag mehrerer Bravourstücke eigener Composition geltend. Möge die bevorstehende Kunstreise dieses jungen Pianisten seinem Namen jenen Klang verschaffen, der heutigen Tages unter der Masse von Concurrenten dem Pianisten ganz besonders nothwendig ist.

Die Bestrebungen für immer allgemeinere Verbreitung der Turnkunst haben in jüngster Zeit in einem viertel- oder halbjährig erscheinenden „Jahrbuche der deutschen Turnkunst" einen erwünschten Mittelpunkt erhalten. Es ist nicht unsere Absicht, den mannigfachen Inhalt der beiden ersten Hefte dieser Zeitschrift, welche Karl Euler herausgibt und wozu Schulmänner, Professoren, Aerzte und Turnlehrer im Allgemeinen schon viele beachtungswerthe Beiträge geliefert haben, näher zu besprechen. Aber wir freuen uns, bei dieser Veranlassung die Hoffnung aussprechen zu können, daß es so vielfachem und nachhaltigem Streben, wie es sich zu Gunsten einer volksthümlicheren Erziehung — die denn doch nirgend besser als auf wohl bestellten und geleiteten Turn- und Tummelplätzen vermittelt wird — kund gibt, endlich gelingen werde und müsse, einen dauernden Erfolg zu erringen. Zur Vollendung fehlt freilich noch viel; denn erst wenn die gesammte, insbesondere männliche Schuljugend eingeturnt wird, wenn ferner unter der jungen Mannschaft das Turnen in derselben Ausdehnung zur Sitte geworden seyn wird, wie jetzt als solche leider noch das Hocken in dem Tabaksqualm der Trinkstuben oder in Thee- und anderen Kränzchen besteht, wenn auch bei älteren Leuten die Leibesübungen in ihr unbestreitbares Recht als Körper und Geist erfrischendes Mittel getreten seyn werden, wenn aus solcher allgemeinerer Theilnahme endlich wieder Volksfeste im guten Sinne des Wortes erblühen, — dann erst mögen wir uns der Früchte des Samens erfreuen, der jetzt so reichlich ausgestreut wird. Geht es damit auch nicht so schnell, als Manche erwarten, so ist zu erinnern, daß alles Große und Durchgreifende, sofern es Bestand gewinnen soll, nur bei langsamem Wuchse, dann aber auch desto fester und sicherer gedeiht. Noch lebt ja Jahn, der Begründer der Turnkunst, in unserer Mitte und doch hat sein Werk bis jetzt schon manchem Gewittersturm getrotzt und bereits kräftige Wurzeln geschlagen. Bewahrt nur den Urkern rein und unverfälscht, wie ihn der Stifter mit den denkwürdigen Worten dem deutschen Volke anvertraut hat: „Die Turnkunst soll die verloren gegangene Gleichmäßigkeit der menschlichen Bildung wieder herstellen, der blos einseitigen Vergeisterung die wahre Leibhaftigkeit zuordnen, der Ueberfeinerung in der wieder gewonnenen Männlichkeit das nothwendige Gegengewicht geben, und im jugendlichen Zusammenleben den ganzen Menschen umfassen und ergreifen. Jede Turnanstalt ist ein Tummelplatz leiblicher Kraft, eine Erwerbschule männlicher Ringfertigkeit, ein Wettplan der Ritterlichkeit, Erziehungsnachhülfe, Gesundheitspflege und öffentliche Wohlthat; sie ist Lehr- und Lernanstalt zugleich in stetem Wechselgetriebe." Dann wird auch das Werk gedeihen und blühen und einer der mächtigsten Hebel deutschen Lebens werden.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 14. April. Die Zauberflöte, große Oper in 2 Abth., Musik von Mozart. (Gastrolle) Königin der Nacht: Fräulein Angelika Köhler, vom Theater in Riga. — Mit aufgehobenem Abonnement.

Montag, 15. April. Medea, große Oper in 3 Abth., Musik von Cherubini.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 106. Dienstag, den 16. April 1844.

Graf Corfitz Uhlefeld
oder
Schicksale eines Verfolgten.

Von X. X.

(Fortsetzung.)

Der Niederländer nahm seinen Mantel und folgte dem Burschen nach dem Hause seiner Freunde. Wie aber fand er sich getäuscht, als er daselbst erfuhr, die Engländer seyen plötzlich abgereis't, man wisse nicht, wohin.

An demselben Morgen nämlich hatten sie ihre Sachen eilends gepackt und waren verschwunden. Nur Ein Mann wußte, welche Richtung sie genommen hatten, und der war Jean Anglais in Riechen. Er selbst hatte, als sie ihn an dem Morgen besuchten, ihnen gerathen, nach Lausanne zu gehen, hatte ihnen seine Tochter Eleonore und seinen Sohn Leo mitgegeben, und hätte sie selbst begleitet, wenn ihn nicht eine Krankheit zurückgehalten hätte.

„Ziehet mit Gott, meine Kinder! Ich hoffe, Euch bald zu folgen!“ hatte er gesagt, als sie schieden.

Am 20. Februar 1664 bestieg er selbst ein Fahrzeug auf dem Rheine, um sich nach dem Städtchen Neuburg zu begeben; krank und siech an der Brustseuche, lag er in dem Schiffe. Da überfiel es ihn plötzlich wie Todeskampf. Ein Bürger aus Basel, der auf dem Schiffe war, hörte sein Aechzen, eilte, ihm beizustehen, vermochte aber nichts, schöpfte, da er dem Elenden sonst keine Linderung zu verschaffen wußte, mit einem irdenen Gefäße Wasser aus dem Rheine und reichte es ihm dar. Kaum hatte der Kranke den Trunk gethan, so hauchte er das Leben aus. Das geschah einen Flintenschuß weit von Neuburg. Die Schiffer und der Bürger von Basel hielten Rath, was sie nun thun sollten, und kamen überein, daß man die Kleider und den Ranzen des Todten untersuchen müsse, um zu erfahren, wer er gewesen sey. Da sie nun in diesem Ranzen viele Edelsteine und 1600 Thaler baaren Geldes fanden, so urtheilten sie, der Verstorbene sey kein gemeiner Mann gewesen, trugen die Leiche bei Neuburg an das Land, brachten sie in das Franziskanerkloster und übergaben sie sammt dem Gelde und den Edelsteinen den Mönchen. Diese nahmen die Leiche barmherzig an, legten sie in ein geweihetes Grab, das Eigenthum des Todten aber bewahrten sie gewissenhaft für Die auf, die es fordern würden.

Als die in Basel, unter deren Gerichtsbarkeit Jean Anglais gestanden hatte, hörten, daß er bei Neuburg auf dem Wasser gestorben sey, verlangten sie die Verlassenschaft sammt der Leiche. Der östreichische Amtmann in Neuburg verlangte sie für sich, weil der Tod des Mannes in seinem Gerichtsbezirke erfolgt sey. Die Mönche aber behüteten Schatz und Leiche, und lasen Messen für die Seele des Verstorbenen.

Die Kinder des Verblichenen warteten in Lausanne vergebens auf die Ankunft ihres Vaters, und machten sich daher auf, ihn zu suchen. So kamen sie nach Neuburg in das Kloster, baten um Leiche und Erbschaft, und erhielten, da sie ihre Ansprüche zu erweisen im Stande waren, beide. Die Leiche brachten sie zur Nachtzeit fort und begruben sie heimlich unter einen im Felde stehenden Baum, damit Niemand wissen sollte, wo sie ruhe.

Das war das Ende des Grafen Corfitz Uhlefeld, der sich in Basel Jean Anglais genannt hatte.

VII.
Doktor Sperling.

Um dieselbe Zeit, als dieses in und bei Basel geschah, wohnte in Hamburg ein vielgesuchter Arzt, Doktor Otto Sperling. In seinen jungen Jahren war er nach Kopenhagen gegangen, hatte sich daselbst Ruf erworben, war Lehrmeister der Gräfin Uhlefeld geworden, und hatte es daselbst bis zum Hofmedikus gebracht. Zu der Zeit, als die Dina Schumacher durch ihre Lügen das Königshaus in Kopenhagen, die Räthe des Königs, die ganze Stadt, ja selbst das Reich in Unruhe setzte, war er dorten ein gefeierter Mann, hoch angesehen bei Hof und ein Freund in der Familie des Grafen Corfitz Uhlefeld. Wie dieser, wurde auch er boshafter Weise beschuldigt, daß er dem Könige nach dem Leben trachte, ja das verworfene Weib, die Dina, hat gar von ihm ausgesagt, daß er das Gift bereitet habe, welches dem Könige zugedacht gewesen sey. Ob nun wohl das falsche Zeugniß der Nichtswürdigen als solches erkannt und von dem Könige öffentlich verworfen wurde, so mußte es dem Doktor Sperling doch empfindlich seyn, daß die Sünderin, ehe ihr Haupt auf dem Richtplatze fiel, noch ausrief: „Doktor Sperling und Magister Simon sind schuld an meinem Unglück!“ Als nun gar sein Freund Uhlefeld nach Schweden gegangen war, und nach diesem Schritte so heftig verfolgt wurde, verließ er den Schauplatz der Leidenschaften, ging nach Hamburg, sei-

ner Geburtsstadt, zurück, und lebte daselbst seiner Kunst und der leidenden Menschheit, der er sich mit Liebe und selbst mit Aufopferung widmete. Zwölf Jahre waren vorüber gegangen, ohne daß ihn Jemand beunruhigt hatte. Uhlefeld war verurtheilt, begnadigt und wieder verurtheilt worden, aber Niemand hatte den Namen des Doktors Sperling in die Angelegenheiten Uhlefelds gemischt. Dessen ungeachtet mied er es, das dänische Gebiet zu betreten, ja selbst als man von dem erfolgten Tode seines Freundes wie von einer dunkeln Sage sprach, blieb er auf dem Gebiete der freien Reichs- und Hanse-Stadt Hamburg. Da geschah es, daß eines Abends ein Fremder bei ihm angemeldet wurde, der ihn zu sprechen wünsche. Ein Mann von kräftigem Wuchse trat ein mit einer Frau, die einen Mantel trug.

„Ich komme aus Altona," sprach der Fremde, „heiße Hageborn, und bitte, daß Sie meiner Frau, die in schweren Kindesnöthen liegt, beistehen mögen."

„Mein Herr Hagedorn," entgegnete der Doktor, „es sind ja in Altona sehr geschickte Aerzte."

„Ich habe deren zwei schon rufen lassen," versetzte der Fremde mit betrübter Stimme, „sie können nicht helfen. Da sprach die Wehemutter: „Wenn Herr Doktor Sperling nicht hilft, so ist Alles verloren!" Ich ließ rasch anspannen. „Aber wird er auch mit mir gehen?" fragte ich. Da erbot sich die Wehemutter, mich zu begleiten, damit sie hier bitten helfe. Erbarmen Sie sich, bester Doktor, eines zwischen Leben und Tod schwebenden Weibes!"

Während dieser Rede war der Dokter rasch in dem Zimmer auf- und abgegangen; nun blieb er plötzlich vor der Wehemutter stehen und fragte, indem er ihr tief in's Auge sah: „Ist's nicht zu spät?"

„Bester Herr Doktor! Ihre Hülfe kommt nicht zu spät. Sie haben schon manches Leben gerettet. Retten Sie auch hier!"

„Retten Sie, retten Sie!" drängte Hageborn, und drückte dem Zaudernden einige Goldstücke in die Hand.

„Nun denn, mit Gott!" sprach der Doktor, griff nach seinem Hute, warf einen Mantel um, und folgte dem Fremden aus dem Hause. Vor demselben stand ein zweispänniger Wagen; in diesen stiegen der Doktor, Hagedorn und die Wehemutter, und sogleich setzte der Kutscher die Pferde in raschen Trab nach Altona zu. Noch hatten sie nicht die Hälfte des Weges dahin zurückgelegt, als der Wagen angehalten und von Bewaffneten umringt wurde. Der Doktor hielt Die, welche den Wagen anhielten, für Räuber, rief nach Hülfe und machte verschiedene Anerbietungen, bald aber überzeugte er sich, daß er in viel schlimmere Hände, denn in die von Wegelagerern gefallen war. Einige der Bewaffneten stiegen zu ihm in den Wagen, die andern, welche beritten und mit Handpferden versehen waren, schlossen sich an den Wagen an und begleiteten ihn, nicht nach Altona, sondern nach Glückstadt. Hier brachte man ihn in festen Gewahrsam, und ließ ihn durch eine Zahl Mußketiere bewachen.

Das Verschwinden des Doktor Sperling erregte in Hamburg großes Aufsehen, nicht blos deshalb, weil er ein geschickter und geachteter Arzt war, sondern mehr noch wegen der Gewaltthätigkeit, welche die Dänen sich auf fremdem Boden und an einem fremden Unterthan erlaubt hatten. Nicht allein das Thumstift in Hamburg, dessen Mitglied er war, sondern auch der Magistrat der Stadt wendete sich an die dänische Regierung in Glückstadt und verlangten Loslassung des so schmählich Verhafteten. Die Dänen aber antworteten aus Glückstadt: „Es sey ihnen leid, daß sie den Doktor Sperling nicht frei geben könnten; sie wüßten auch nicht, weßhalb er verhaftet worden sey; sie hätten nur Weisung von Kopenhagen, ihn bis auf weiteren Befehl zu bewachen." In den ersten Tagen des Mai 1664 langte dieser Befehl an, in Folge dessen der Gefangene sogleich nach der Hauptstadt gebracht wurde. Hier setzte man ihn auf's neue in enge Haft, stellte ihn vor den Staatsrath, verhörte ihn über sein Verhältniß zu Corfitz Uhlefeld und suchte ihn durch Drohungen zum Geständnisse zu bringen. Der König selbst nahm an diesen Verhören persönlichen und thätigen Antheil. Man sagt, Sperling habe in diesen Verhören sich sogleich an die königliche Gnade gewendet und versprochen, daß er, wenn man ihm diese versichern wolle, Alles mitzutheilen bereit sey, was er von den Verhältnissen des verstorbenen Uhlefeld wisse. Es dürfte aber ein gegründeter Zweifel gegen diese Nachricht erhoben werden, wenn man einer anderen, nicht werthlosen Glauben schenkt. Diese sagt, Sperling sey in dem Gefängnisse zu Kopenhagen gezwungen worden, die ihm vorgelegten, in geheimer Schrift geschriebenen Briefe des Corfitz Uhlefeld zu entziffern. Aus denselben habe man die Mitschuld des Verhafteten mit dem verstorbenen Uhlefeld entnommen und habe darauf das Urtheil gefällt, welchem der unglückliche Mann erlag. Man verdammte ihn, den Bürger eines fremden Staates, den Unterthan einer andern Macht, den man böslich aus seinem Vaterlande geraubt hatte, zu lebenslänglicher Gefangenschaft. Vergebens forderte die Stadt Hamburg ihren mißhandelten Bürger zurück; vergebens forderte der König von Schweden, welcher damals Schutzherr des Thumstiftes in Hamburg war, die Befreiung seines Schutzbefohlenen; die Dänen achteten des Völkerrechtes nicht und behielten selbst auf die Gefahr hin, daß sie sich mit ihren gefürchteten Nachbarn verfeindeten, den Doktor Sperling in enger Haft. So saß der Verfolgte auf der Festung in Kopenhagen, nicht weit von der ungerechter Weise eingekerkerten Gräfin Uhlefeld, bis an seines Lebens Ende.

(Schluß folgt.)

Alte Kernworte mit neuem Kommentar.

Es wird in unserer politisch immer noch schwer bewegten Zeit so manches seichte, nutzlose Wort herüber- und hinübergesprochen, daß es in der That dem von räsonnirendem Journalgeklatsch übertäubten Ohre wie Musik klingt, dann und wann einmal der kernigen, oft auch für unsere Zeitumstände so treffenden Rede unserer politischen Altmeister zu lauschen. So fiel mir vor kurzem eine wohl längst vergessene Brochüre des gesinnungsvollen J. Weitzel in die Hände, des Mannes, der sich der Ehre rühmen konnte, von den Jacobinern ein Aristokrat und von den Aristokraten ein Jacobiner gescholten zu werden, von den Deutschthümlern ein Franzosenfreund und von den Franzosen ein Deutschthümler, der selbst mit vielem Humor darüber geklagt hat, daß er von jeher allen Starren, Spitzbuben, Renegaten, Apostaten und Heuchlern ein Aergerniß und Gräuel gewesen, — es ist die Brochüre: „Hat

Deutschland eine Revolution zu fürchten?" Viel goldene Worte überraschten mich in derselben, aber mehr noch überraschte mich's, wie schlagend dieselben für die Zustände der Gegenwart paßten, so daß mir's fast ein gutes Werk dünkte, ein Dutzend der gehaltreichsten Stellen mit kurzer Andeutung der Beziehung auf unsere Zeit einem größern Publikum vorzulegen. Haben ja doch die Radicalen in den „Anekdota" mit Fichte's Kraftsprüchen ein Gleiches gethan und — — Viele haben dies für den verdienstlichsten Theil des zweibändigen Werkes erklärt! —

Wer kann z. B. in der folgenden Schilderung unsere idealistischen Liberalen von 1842 verkennen, die von Freiheit in abstracto predigten, aber das große Wie? der Realisirung derselben nicht in Betracht zogen, die bereits Kriegslieder sangen, aber selbst noch uneins waren, gegen wen der Krieg eigentlich gehen sollte, ob gegen Tyrannen, oder Philister, oder Russen, oder Franzosen. „Zu den volksthümlichen Liberalen", sagt Weitzel, „gehören vorzüglich junge Leute, welche die noch unversuchte aufstrebende Kraft zum Schweren und Großen treibt, und die ihre Ideale der Begeisterung, durch eine üppige Phantasie und das klassische Alterthum genährt, in das tägliche Leben übertragen möchten. Es können wahrhaft edle, großherzige Männer seyn, denen es aber an Erfahrung fehlt. Hier begegnen sich Enthusiasten, Theoretiker, Idealisten, Phantasten und Schwärmer, die das Gute, Nichts als das Gute und das Gute ganz in seiner Vollendung wollen. Mit dem leichten, flüchtigen Worte kommen diese Menschen immer durch, weil sich das weder an Personen noch an Sachen stößt. Sie gleichen dem Landwirth, der es sich einfallen ließe, das Edelste und Beste auf jedem Boden, ohne Rücksicht auf seine Verschiedenheit, auf Klima und Jahreszeit ziehen zu wollen. Sie bilden Staaten, um — nach dem contrat social, wie sie Rom und Griechenland in jedes Jahrhundert und unter jedes Volk verpflanzen. Sie helfen niederreißen mit dem besten Willen und in der festen Ueberzeugung, auf den Trümmern der nicht ganz bequemen Wohnung den herrlichsten Bau aufzuführen, zu dem ihnen Alles, außer dem Risse, fehlt."

Welch' getreues Bild der schwärmerischen, glühend begeisterten Freiheitsidealisten der jüngstvergangenen Tage, jener Marquis-Posa-Köpfe voll aufopferungsfähiger Großherzigkeit! Und doch, wie schnell hat sich's geändert! Herwegh konnte kurz nach dem brillanten ersten Aufblitzen seines Talentes — ein „Heidenlied" dichten! Nicht als ob wir in dorfpastörlicher Engbrüstigkeit an seiner Versificirung der Bruno-Bauer'schen prosaischen Auffassung der Jungfrau Maria Anstoß nähmen — aber wer den Homeros mit dem „Bettelsack" aufziehen läßt, und von einem „seidenen Heidenstrick" dem „Strohseil" der Gegenwart gegenüber begeistert ist, wer moderne Welt und Alterthum in so geistreichen Wein- und Bier-Contrasten neben einander stellen kann (nur die zwei Zeilen über das „Siegen ohne Uniform" haben einen beißenden Witz), Summa, wer eben nach so glanzvollem Anfange ein „Heidenlied" zu dichten im Stande ist, den möchten wir mit den Worten des Jesaiah beklagen: „Ach, du schöner Morgenstern, wie bald bist du heruntergefallen!"

Ueberaus treffend charakterisirt Weitzel a. a. O. den Kampf des Neuen mit dem Alten.

„Was man den Kampf nennt zwischen dem Alten und Neuen, verdient in Betreff des Erfolgs kaum diesen Namen mehr, sondern der Sieg ist, wie wir glauben, schon entschieden. Das Neue will jetzt nur Besitz ergreifen in der Körperwelt, die Idee will sich verwirklichen. Mit Revolutionen, die vom Geiste ausgehen, verhält es sich wie mit dem Donner. Hat man den Blitz gesehen, dann ist's geschehen, obgleich der Schlag später vernommen wird. Im Stillen faßt der Geist den Begriff des Bessern und macht sich mit ihm vertraut; friedlich und fast unbemerkt sind die Siege in dem geistigen Reiche des Rechts und der Wahrheit; schwer aber geht die Idee in Anwendung über, schwer wird der Gedanke That, weil erst das Alte von seiner lange behaupteten Stelle verdrängt und die Form zerbrochen werden muß, in der es gewirkt und sich erhalten hat. Theilt die bessere Ueberzeugung, das schöne Gefühl sich dem Geist und Gemüthe mit, dann ist's ein süßes Empfangen, das Eintreten derselben in die Sinnenwelt aber — ein schmerzliches Gebären."

Es ist in der That wunderlich und kaum zu begreifen, daß man in unserer jüngsten Vergangenheit (in der man sich bekanntlich alle Mühe gibt, den kurz zuvor vorwärts gethanen Schritt wieder auszutilgen und dafür zwei Schritte rückwärts zu thun), es ist kaum begreiflich, daß man gemeint hat, durch Concessionsentziehungen, Suspendirungen rc. rc. eine Art Pest-Quarantäne gegen die neuen Ideen zu ziehen. Die blauen Brochüren aus Zürich und Winterthur kann man wohl absperren (die hektische Ueberreiztheit ihrer Richtung würde übrigens an und für sich schon wenig Anklang mehr finden) — allein die Forderungen des Zeitgeistes — und der ist auch ein heiliger Geist — schleichen sich unvermerkt in's Land hinein, ob durch die Luft, unter der Erde her, im Wasser, kein Mauthbeamter hat es je entdeckt, — und dann flüstern sie sich leise von Ohr zu Ohr, und ehe man sich's versieht, ist ein ganzes Volk von den neuen Ideen erfüllt. — Zuerst gibt man wohl Dem nach, was die Neuerer ungestüm heischen; dann erschrickt man darüber und widersetzt sich: erst ordre, dann contreordre — dies gibt zuletzt gar leicht — désordre.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Ein junger deutscher Edelmann spielte in einem Badeorte mit seltenem Glücke Roulette und gewann auf einem Sitze 30,000 Gulden. Er schließt sein Geld ein, allein Tags darauf ist es verschwunden sammt seinem alten Diener Fritz. Nach acht Tagen kam Fritz zurück. — Woher kommst Du? ruft ihm der Graf entgegen. — Ich dachte, Herr Graf, Sie würden fortfahren zu spielen und das Geld wieder verlieren; deßhalb schaffte ich es zu Ihrem Herrn Vater. Hier ist seine Empfangsbestätigung. — Solche Vorsicht fällt nur einem deutschen Diener bei.

(Reutte, 4. April.) Noch immer hört man von neuen Unglücksfällen durch Lawinen. Wer kennt nicht, der Tirol bereist hat, die schöne Gegend um das Schloß Ambras? Ganz in seiner nächsten Nähe am sogenannten Schloßberge, rechts am Wege, wurde, wie die neuesten Unglücksberichte melden,

ein Wohnhaus bei eintretender Nacht von einer Lawine wie erdrückt. Der Besitzer befand sich in demselben, und sein Weib konnte nur vom Söller in ihrer Verzweiflung und Angst um Hülfe rufen. Ein edler Menschenfreund wagte sich in die augenscheinliche Lebensgefahr. Bald nahm er tiefes Athemschöpfen wahr; aber leider waren es die letzten Anstrengungen des Unglücklichen, denn bald darauf wurde derselbe im Todeskampfe gefunden in der Tenne, wohin der Schnee ihn gedrückt hatte. — Ein anderes, bereits das sechszehnte Unglück, wird vom Pajnauer Thale gemeldet, wo zwei Brüder kaum durch das obere Stockwerk sich retten konnten, ihre Stallungen aber mit allem Vieh von der Lawine erdrückt wurden.

(Regensburg.) Ein Unglücksfall, der sich dieser Tage ereignete, hat hier große Theilnahme erregt. Der k. Werkmeister Burgartz, ein allgemein geachteter Mann und braver Familienvater, war an diesem Tage, begleitet von einem Töchterchen und der Gattin des fürstl. thurn und taxis'schen Kanzlisten Roth nach Pielenhofen gefahren. Auf dem Heimwege wollte er an einer vernachlässigten Wegstrecke der über die Ufer getretenen Naab ausweichen, warf um, und die drei Personen stürzten in den Fluß. B. gelang es, das Kind wieder an's Land zu bringen, aber als er noch einmal in die Fluthen sprang, um auch seine unglückliche Gefährtin zu retten, sank er zugleich mit dieser unter. Er hinterläßt eine Wittwe und fünf Kinder.

(Lübeck.) Overbeck arbeitet seit einiger Zeit an einem Gemälde (Grablegung Christi) für unsere Marienkirche. Aus jüngst hierher gelangten Briefen an den Bruder des Künstlers, Oberappellationsrath Dr. Overbeck, erfährt man, daß, nach unerwartet eingetretener Behinderung, wodurch die Fortsetzung der Arbeit an dem längst untermalten Bilde gehemmt wurde, die Uebermalung nunmehr begonnen habe, und daß der wackere Meister nun Alles anwenden werde, um die Vollendung des seiner Vaterstadt bestimmten Bildes zu beschleunigen. Der Preis für das Gemälde (1000 Dukaten) ist bereits vor Jahr und Tag von einem zu diesem Zwecke zusammengetretenen Vereine hiesiger Kunstfreunde zusammengebracht worden.

Graf A..., von großen Reisen zurückgekehrt, erzählte seinem Souverain unter vielem Anderen auch, daß man bei den Einwohnern der Lachor-Inseln gar kein Geld fände. „Mein Himmel", rief der Fürst, „wenn sie kein Geld haben, wie können sie denn regiert werden?"

Korrespondenz.

Aus dem Kreise Worms.

Am 8. d. Mts. feierte der katholische Lehrer Streb zu Hochheim bei Worms sein fünfzigjähriges Dienstjubiläum, welches Fest, angeregt durch Lehrer des Kreises Worms, von der Mehrzahl dieser Lehrer besucht wurde und welchen sich noch der evangelische Pfarrer von da, ferner der kath. Kaplan von Herrnsheim, so wie mehrere Privatpersonen, gute Freunde des Jubilars, anschlossen. Wenn es eine Seltenheit ist, daß ein Lehrer fünfzig Dienstjahre zählt, so ist es gewiß eine noch größere, daß ein Lehrer, wie Hr. Streb, fünfzig Jahre Lehrer in derselben Gemeinde ist. Das Fest war einfach und würdig und seine Bedeutung wurde nicht nur von den Theilnehmenden, sondern auch von der ganzen Gemeinde erkannt, die diesen Tag einem Festtage gleich feierte. Noch möge hier als ein Zeichen wirklicher Toleranz bemerkt seyn, daß der ev. Pfarrer, Hr. Lichtenberg, im Namen des kath. Jubilars den versammelten Lehrern in schönen, feierlichen Worten dankte, so wie auch, daß ein israelitischer Lehrer dem Feste beiwohnte, der, seinem Gesetze getreu, fast nur von seinem bei sich habenden Osterbrode genoß, aber, von der würdigen Feier des Festes ergriffen, den begeisternden Toast auf die in unserm Lande herrschende Toleranz ausbrachte. — Möge, wie dieser Tag für alle Anwesenden ein schöner war und noch lange ein angenehme Erinnerungen erweckender seyn wird, auch der Lebensabend unseres Jubilars noch von recht vielen, wenn auch nicht Jubel-, doch freudigen Tagen durchflochten werden.

Mainz, 13. April.

In dem prosaischen Leben und Treiben unserer Zeit, die an materiellen Genüssen das größte Behagen findet, wird ein wahrhafter, reiner Genuß selten gesucht und leider nur selten gefunden; desto dankbarer müssen wir also Denjenigen seyn, die uns durch ein schönes Talent Genüsse bieten, durch welche wir, wenn auch nur auf Augenblicke, aus dem Staub der Alltäglichkeit in freiere lichtvollere Sphären getragen werden. Ein solcher schöner Genuß ward uns diese Woche durch die Ausstellung einiger Bilder im Lokale des hiesigen Kunstvereins. Es waren deren vier; von diesen aber zog besonders dasjenige die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich, welches die Gefangennahme eines Christini'schen Spions durch Karlisten darstellt und von dem hier lebenden wackern Heinrich Rustige gemalt ist. Die Composition, lebendig, keck und frisch, zeugt gleich beim ersten Anblick von der Begabung des Künstlers. Auf diesem Bilde ist nichts zufällig, nichts überflüssig, sondern Alles aus dem tiefsten Kunstbewußtseyn entsprungen. Die imposante, trotzige Gestalt des Spions, der, gefesselt, eben zum Tode geführt wird; die greise Mutter desselben, welche verzweiflungsvoll die Hände ringt; das junge Weib, das, in den Staub gestürzt, mit einer Hand den verurtheilten Gatten und mit der andern den commandirenden Offizier festhält, um jenen vom Tode und diesen von der grausamen Ausführung seines Befehls abzuhalten und endlich der Offizier selbst, in dessen Zügen sich der Kampf des Herzens mit der strengen Pflicht so schön, so wahr und deutlich kundgibt: das Alles bringt einen mächtigen Eindruck hervor, der wirklich bewältigend. Wie man hört, wird dieses Bild nächstens in Frankfurt ausgestellt werden und gewiß wird es auch dort nicht verfehlen, die Aufmerksamkeit aller Künstler und Kunstfreunde zu fesseln.

L—e.

Bremen, 9. April.

Die Resultate der letzten Kunstausstellung, der dritten in unserm Bremen, sind höchst befriedigend zu nennen und beweisen, wie lebendig die Theilnahme an der Kunst unter den Bremensern ist. Die Zahl der eingesandten Gemälde betrug 586. Davon wurden 97 von Privaten, meistens hiesigen, 86 vom Kunstverein zur Verloosung, im Gesammtbetrage von Rthlr. 15,718 in Golde (fl. 31,436) gekauft. Ungeachtet des hohen Preises von 5 Rthlr. Gold für das Loos, wurden 746 Loose von 467 Personen genommen; die Eintrittsgelder betrugen Rthlr. 1865 (fl. 3730). Im Jahr 1845 wird die vierte Ausstellung erfolgen.

Theater-Anzeige.

Montag, 15. April. Medea, große Oper in 3 Abth., Musik von Cherubini.

Dienstag, 16. April. Doctor Wespe, Lustspiel in 5 Abth., von Roderich Benedix. (Preisstück.) — (Gastrolle) Elisabeth: Fräul. Steck, vom großh. Hoftheater zu Darmstadt.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 107. Mittwoch, den 17. April 1844.

Graf Corfitz Uhlefeld
oder
Schicksale eines Verfolgten.

Von X. X.

(Schluß.)

VIII.

Zwei und zwanzig Jahre saß die Gräfin Eleonore von Uhlefeld auf der Festung in Kopenhagen, weil sie das Unglück hatte, die Gemahlin des verurtheilten Reichshofmeisters, nun dessen Wittwe, zu seyn; zwei und zwanzig Jahre schmachtete die geistreiche Frau im Gefängnisse, wie wir schon erzählt haben, mit Dichtkunst, mit Stickerei und mit Verfertigung künstlicher Geräthe sich beschäftigend. König Friederich III. war gestorben, welcher den Corfitz Uhlefeld so bitter gehaßt hatte, und seinen Thron hatte Christian V. bestiegen, ein weiser und edler Herr, und noch immer schmachtete die Gräfin in dem engen Kerker mit dem Ofen ohne Rohr, mit dem kleinen Fenster an der Decke, das nur einen Fuß in's Gevierte hatte. Als aber die verwittwete Königin, des verstorbenen Königs Friederich Gemahlin, diesem am 20. Februar 1685 gefolgt war, schlug die Stunde der Erlösung für die arme Gefangene.

Am 19. Mai desselben Jahres bestieg der König Christian ein Schiff, um sein Reich Norwegen zu besuchen. An demselben Tage und wenige Stunden nach seiner Abreise öffnete sich das Gefängniß der Gräfin, ein königlicher Diener trat ein, statt des Kerkermeisters, und verkündigte der Gefangenen die Freiheit, nicht die Freiheit allein, sondern die Gnade seines Herrn, welche beschlossen hatte, der Vielgeprüften einen Theil der erduldeten Leiden zu versüßen, und ihr das gewesene Kloster Marieboe zum Wohnsitze mit einem jährlichen Gehalte von 1500 Thalern anwies.

Wie Eleonore mit Würde in das schmähliche Gefängniß gegangen war, so verließ sie es mit der Festigkeit und Würde einer starken Seele. Sobald sie sich in Marieboe eingerichtet hatte, bat sie um die Erlaubniß, ihre Tochter Anna Katharina zu sich zu berufen, welche mit einem flanderischen Edelmanne, Vigil von Casette, vermählt und seit einiger Zeit Wittwe war, und der König, obwohl ein harter Spruch die Kinder Uhlefelds bei Leib- und Lebensstrafe aus dem Reiche verbannt hatte, willfahrte dieser Bitte. So lebte die Gräfin in stiller Eingezogenheit, gepflegt von ihrer Tochter, der Erinnerung ihres früheren Glückes und Unglückes, und der Hoffnung ihrer Söhne.

Jahre vergingen, und nur einzelne Nachrichten oder dunkle Sagen erhielt die Wittwe in Marieboe von ihren Kindern; denn seit der Vater bei Basel elend gestorben und heimlich begraben war, hatten sich die Söhne in alle Welt zerstreut. Wohl forschte die Mutter auf verschiedenen Wegen nach ihnen, aber noch immer blieb sie über deren Schicksal ungewiß. Da langten eines Tages Nachrichten aus Paris an, welche der älteste Sohn, der sich schon seit langer Zeit in dieser Stadt aufhielt, sandte. Die Gräfin, alt und schwach, betrachtete das Schreiben mit seltsamen Gefühlen.

„Ich habe, da ich noch jung war, Nichts gefürchtet," sprach sie; „jetzt, da ich alt bin, bin ich schwach. Ich mag den Brief nicht selbst lesen. Liebe Tochter, lies mir ihn vor."

Katharina nahm das Schreiben und las. Sie las stille und wieder laut.

„Endlich wird er Nachricht senden von Ludwig und Corfitz. Hier stehen ihre Namen," sagte diese; aber bald füllten sich ihre Augen mit Thränen. Die Mutter, welche dieses bemerkte, sprach:

„Wir haben das verlernt, meine Tochter. Mich hat Gott geprüft, daß ich das Letzte aus seiner Hand mit Ruhe annehmen kann. Ich will ihm danken, daß er uns nicht länger in Ungewißheit läßt."

Katharina ermannte sich und las, obwohl mit bewegter Stimme:

„Die Nachrichten von meinen Brüdern stimmen nicht überein. Das Wahrscheinlichste, was ich habe erkunden können, ist das, Ludwig und Corfitz sind nicht mehr. Jener ist unter dem Namen Marais von Loraine mit nach Kandia gezogen, hat dort ehrenvoll gegen die Türken gefochten, und ist bei der Belagerung von Canea gefallen. Die Generale Mocenigo und Trautmannsdorf hatten die Stadt hart eingeschlossen, und hofften sie zu nehmen. Da erschien eines Tages der Pascha der Insel mit starker Macht; 700 Franzosen, welche die Christen unterstützen sollten, gingen treulos zu den Ungläubigen über. Da fiel Ludwig, ehe der Verrath ausgeführt war, und hat so durch den Tod seinen ehrlichen Namen gerettet. — —"

„Gott sey gepriesen auch in dem Leid!" seufzte die Mutter.

„Corfitz," las die Tochter mit halb erstickter Stimme

weiter, „Corfitz ist unter dem Namen Franzis Dominique mit dem Heere des Marschalls Boufleur nach den Niederlanden gezogen und vor zwei Jahren bei Namur gefallen! — —"

„Der gute Corfitz!" seufzte die Mutter. „Er war seines seligen Vaters Ebenbild. Weine nicht, liebe Tochter! Er ist auf dem Felde der Ehre geblieben! Gott gebe ihm Frieden! Was schreibt Christian weiter?"

„Von Leo habe ich lange keine Nachricht erhalten, —" las die Tochter weiter. „Er ist, wie Ihr wisset, als gemeiner Soldat in kaiserliche Dienste getreten. Da ist er bis zum Hauptmann vorgerückt; hat dann seinen Abschied genommen und seinen Degen den Spaniern angeboten. Seit fünf Monaten ist er General und General-Capitain in Catalonien. — —"

„Gelobt sey Gott in seiner Barmherzigkeit, daß er mir dieses Glück bescheeret hat. Gelobt sein heiliger Name! O, er hat uns nicht verlassen! Hörst Du, Katharine, er hat uns nicht verlassen! Leo ist General-Capitain in Catalonien. — Aber die Religion? Ein Protestant General-Capitain in Spanien? — Was schreibt Christian weiter?"

„Er schreibt von sich, liebe Mutter! Ach, das ist sehr betrübt."

„Dann lasse mich es gleich wissen, meine Tochter, damit ich nicht zu froh werde über Leo's Glück. Den Unglücklichen geräth die Freude nicht."

„Was werdet Ihr aber sagen, wenn Ihr hört, welche Stufe ich erstiegen habe?" las die Tochter weiter. „Ich habe die weltlichen Waffen abgelegt, welche den Frieden brechen, und habe das Schwert des Glaubens ergriffen, welches den Frieden hält. Vor wenigen Wochen haben die Brüder des Klosters, in welches ich mich aus der Welt geflüchtet habe, mich zu ihrem Abte erwählt. — —"

„Christian! mein Sohn! Warum hast Du mir das gethan? Warum hast Du Deinen Glauben abgeschworen?— Warum hast Du Deine Seele verkauft? Katharine, mein Kind! mir schwindelt! Das Andere habe ich ertragen; aber das zu ertragen, ist schwer! Christian! — —"

Mit diesem Worte sank die Mutter in ihrem Lehnstuhle zusammen. Am andern Morgen, 16. März 1698, hatte sie vollendet.

Alte Kernworte mit neuem Kommentar.

(Fortsetzung.)

Was Weitzel von den so arg verkannten Forderungen seiner Zeit sagt, das gilt in noch viel höherem Maße von der unsern. Bei ihm heißt es unter Anderm folgendermaßen:

„Bei Beurtheilung unserer Zeit dürfen wir nicht vergessen, daß Anerkennung und Achtung des rein Menschlichen und Vernünftigen der Hauptzug in ihrem Charakter ist. Sie will das Gute, Wahre und Rechte ohne Rücksicht auf Völker, Stände, Confessionen und Sprachen. Humanität ist ihr mehr als Nationalität, und wo die Menschheit zurückgesetzt und verkannt wird, da nimmt der Gebildete sie in Schutz selbst gegen sein eigenes Volk. Keine Religion, keine Regierung, keine Macht findet Beifall, wo sie die Rechte des Menschen verletzt, wäre es auch zum Vortheil Desjenigen, dessen Billigung sie dadurch gewinnen will. Vergebens hat die aufgeregte Leidenschaft und der Parteigeist diese tröstliche und schöne Lehre durch den Nationalhaß zu ersticken gesucht; die Wuth und Verblendung, die den Menschen zum Thiere entstellen, gehen mit dem Rausch, der sie erzeugt, vorüber, und ewig ist nur, was ihn aufrichtet und erhebt, ihn besser macht gegen sich und gegen Andere. Die Bemühungen, die Völker wieder streng zu sondern, sie im Sinne unserer Separatisten zu nationalisiren, und auf diese Weise in einer stets feindseligen Stellung gegen einander zu erhalten, werden fruchtlos seyn, weil sie unserer Bestimmung, die wir erkennen, und selbst dem Gange der Natur entgegen sind."

Es ist dies gewiß eine treffende Schilderung. Unsere Zeit will das Vernünftige. Daß Viele dieses nicht als solches erkennen, ist begreiflich — solche Leute muß man zu belehren trachten; allein daß Viele recht gut wissen, was die Vernunft heischt, und dennoch mit naiver Offenheit erklären: ich will unvernünftig seyn, das ist wahrlich eine Art von Verkehrtheit, für die uns ein Aristophanes fehlt. Ihr Herren, man klagt so viel über den steigenden Pauperismus, ich glaube in der That, die Zeit ist zu arm, um noch viele Irrenhäuser zu erbauen.

Gehen wir zu einem andern, concreteren Punkte über, der schon lange zwar unter den Zeitfragen figurirt, jedoch neuerdings wieder durch das preußische Verbot bezugs der Mainzer Advokatenversammlung und das bairische in Betreff der Gustav-Adolf-Stiftung erhöhtes Interesse erhalten hat — ich meine zu der deutschen Einheits-Frage —, NB. ohne Kölner-Dom. Weitzel erkennt hier sehr wohl, daß die deutsche Einheit nicht in der Verwischung aller Besonderungen besteht, daß diese in dem Urwesen der Nation begründet sind und einen ihrer unschätzbarsten Vorzüge motiviren, und kommt also zu dem Schlusse, „daß Deutschland in seiner Verfassung die Vortheile der Einheit mit denen der Trennung müsse zu verbinden wissen." Wir bedenken übrigens selten, welche Riesenschritte unser Vaterland seit einem Jahrhunderte in dieser Beziehung gemacht hat, und da ich doch einmal am Citiren bin, mögen folgende interessante Notizen über das alte abgeschaffte Unwesen aus den „politischen Ansichten über Deutschlands Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft" hier eine Stelle finden. „Die aus 275 Gebieten zusammengestoßenen Noth- und Prunksoldaten, bei welchen nicht bloß jede Compagnie, sondern oft jede Compagnie-Abtheilung ihre eigene Uniform, ihre besondere Bewaffnung, ihren eigenen Besoldungsfuß, ihre abgesonderte Administration, Feldbäckerei, Spital u. s. w. hatte, ein unbeholfenes, unzusammenhängendes, buntscheckiges Gemisch ohne Geschütz, ohne Uebung, ohne talentvolle Anführung, ohne Gemeingeist, ohne allen militärischen Sinn, konnte einer geübten, organisirten, von talentvollen Befehlshabern angeführten Armee unmöglich die Spitze bieten. Bedenkt man nun noch, wie ein solches Heer bewaffnet war, daß bei Roßbach von hundert Flinten kaum zwanzig Feuer gaben, daß man das Geschütz von den Reichsstädten borgen mußte, die es am Ende müde wurden, solches herzugeben, daß Handwerker, die an der Reichsfestung Philippsburg gearbeitet hatten, die Bezahlung ihrer Rechnungen beim Reichstage persönlich erbetteln mußten, und daß die drei Reichscollegien, um künftig gegen solche Sollicitanten sicher zu seyn, beschlossen, alle Ausbesserungen zu Philippsburg jederzeit bis auf erhaltene Reichsbewilligung aufzu-

schieben' — bedenkt man das Alles, nun so wird man eben mit der Gegenwart schon um einige Procent zufriedener seyn.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

In dem Orte Steinbach bei Baden, wo ein Denkmal des großen Baumeisters Erwin aufgestellt werden sollte, hat sich der seltsame Fall ereignet, daß die Bürger den Platz zur Aufstellung, welchen der Bildhauer vor der Stadt gewählt hatte, nicht hergeben wollten, und mithin nun wohl das schöne Unternehmen unterbleiben wird. Zu bemerken ist noch, daß der Künstler die Bildsäule nebst dem Fußgestelle unentgeltlich liefern, sämmtliche Kosten aus eigenen Mitteln tragen und endlich auch noch den Platz nöthigen Falles baar bezahlen wollte.

Die Gebäude von Gußeisen vermehren sich täglich und bedeutend in England. Da die Mauern hohl sind, so ist es leicht, sie mittelst eines einzigen Ofens in der Küche zu heizen. Ein solches Haus von 3 Geschoß mit 12 — 16 Stuben kostet nur gegen 7000 Thlr., wobei freilich viel auf die Verzierungen ankommt; sein Fortschaffen von einem Orte zum andern würde kaum mehr als 170 Thlr. kosten. In der kleinen Stadt Everton bei Liverpool wird eine Kirche nebst einem Thurme von gleichem Stoffe gebaut. Sie ist im gothischen Style, und ein passender Oelanstrich gibt ihr ganz das Aussehen eines steinernen Gebäudes.

Fräul. Alma v. Goethe hat jüngst ihren Antheil an dem Goethe'schen Hause und dessen Sammlungen um 25,000 Thaler an ihre Brüder Wolfgang und Walther v. Goethe verkauft, wodurch nun diese die alleinigen Eigenthümer geworden sind.

(Anekdote.) Aus Hannover wird folgender Vorfall erzählt: Ein Deputirter, der seine Erwählung in die zweite Kammer lediglich den bekannten Ereignissen des Jahres 1841 verdankt, der durch seine ganz blinde Ergebenheit gegen Alles, was die Regierung thut, namentlich aber durch die aller Welt bekannten Motive dieser seiner Handlungsweise der Regierung selbst nur unangenehm seyn kann (zumal wie die Regierung jetzt die Verhältnisse zu gestalten sucht), ein solcher Deputirter ward gleich nach dem Wiederbeginnen der Sitzungen mit einer Menge anderer Mitglieder beider Kammern vom König zur Tafel gezogen. Als nach Tisch der König sich mit einzelnen derselben zu unterhalten geruhte, trat Jener vor, ohne vom Könige angeredet worden zu seyn, und hielt dem Könige eine lange Dankrede, sowohl für den Nichtanschluß an den Zollverein, als auch für die übrigen über das Land verbreiteten Segnungen, so voll der allerunglaublichsten Hyperbeln, daß alle Umstehenden in die peinlichste Verlegenheit geriethen, weil das Lob so übertrieben war, daß es fast an Ironie zu streifen schien. Dem König selbst war der Auftritt offenbar höchst widerwärtig; nach einigen Minuten unterbrach er den Redner und sagte kurz: „Ich wünschte, daß Alles wäre wahr." Unter der Heiterkeit der Umstehenden verstummte der Redner.

(Nürnb. Corr.)

Die Berliner Aufführungen antiker Stücke, viel besprochen, bespöttelt und belobt, haben auch in München einen interessanten Vortrag von Thiersch in der Gesellschaft des Museums hervorgerufen: über die dramatische Poesie und das Theater der Alten. Er wies die Entstehung des Theaters aus den lyrischen Chören nach, denen ein Sprecher zutrat; und in Bezug auf unsere Poesie hob er die innige Anbildung unserer größten dramatischen Dichter an die Griechen schlagend hervor.

Dank der Erfindung Gutenbergs! Nichts Denkwürdiges wird mehr vergessen, nichts Wichtiges wird mehr verloren; Setzer und Drucker retten es aus dem Strome der Vergänglichkeit und erhalten es der Mit- und Nachwelt. Dies ist auch dem Schachkampf zu statten gekommen, welcher im November und Dezember v. J. in Paris zwischen den Herren Staunton und de St. Amant geführt wurde. Der Kampf fand im Lokale des Pariser Schach-Clubbs und um 200 Pf. St. statt. Die Freunde der edlen Schachkunst sahen dem Ausgang der Wettspiele mit großer Spannung entgegen, da beide Herren sowohl zu den stärksten jetzt lebenden Spielern gehören, als auch insbesondere eine vollkommene Kenntniß der Theorie des Schachs besitzen. Hr. Staunton blieb Sieger, indem er von den einundzwanzig Partien, welche gespielt wurden, elf, Hr. Saint-Amant aber sechs gewann und die übrigen vier als unentschieden abgebrochen werden mußten. Diese friedlichen Schlachten haben nun ihren Geschichtschreiber gefunden und sind durch Hrn. Dr. Carl Meier von Bremen den Verehrern des Schachspiels zur Unterhaltung und Belehrung vorgeführt worden. Das betreffende Buch ist in der Verlagsbuchhandlung von Meyer und Zeller in Zürich so eben erschienen und theilt den vollständigen Verlauf sämmtlicher Partien auf 70 Seiten gr. 8. mit; es kostet 54 kr. rhn. Den Freunden der bereits sehr bändereichen Literatur des edelsten und tiefsinnigsten aller Spiele wird das genannte Büchlein als eine höchst willkommene Gabe erscheinen.

(Schutzzölle und Bettdecken.) In einem Lande mit sehr hohen Schutzzöllen, mag es nun Rußland oder Frankreich heißen, hat der Finanz- und Handels-Minister gewiß eine überaus schwierige Stellung. Die zu hohen Schutzzölle haben Das mit den zu kurzen Bettdecken gemein, daß sie auf der einen Seite bloßstellen, was sie auf der anderen beschützen. Jeder will nur den eigenen Erwerb geschützt sehen, ohne Rücksicht darauf, daß dadurch dem Anderen der seinige erschwert wird. Was geht mich der Garnspinner an, denkt der Landpächter, der auf einem hohen Getreidezoll besteht, und dem Garnspinner wird darum sein Stückchen Brod noch mehr vertheuert. Dagegen sorgt dieser wieder dafür — wie wir es z. B. in Rußland sehen —, daß die große Masse des Volkes, die aus Bebauern des Bodens und Gewinnern von Naturerzeugnissen besteht, in das schlechteste Zeug sich kleide, das irgendwo in der Welt fabrizirt wird, und dieses viel höher bezahle, als in andern Ländern das beste und geschmackvollste kostet. Sehr richtig bemerkt ein neuerer Schriftsteller: Der größere Theil unserer National-Oekonomen und Verwaltungs-Männer hat sich eine Aufgabe gestellt, die völlig unlösbar ist: sie wollen nämlich ein Mittel finden, alle Interessen des Landes zu befriedigen, und wagen es doch nicht, die Zustände zu ändern, in Folge deren diese Interessen einander völlig ent-

gegengesetzt sind, so daß das eine nur auf Kosten des anderen befriedigt werden kann.

Die auch in manchen Ortschaften des Königreichs Würtemberg vorkommende, unter dem Namen Cretinismus bekannte körperliche und geistige Entartung der menschlichen Natur hat dort in den letzten Jahren den Gegenstand besonderer staatspolizeilicher Untersuchung gebildet. Auf den Grund derselben ist jetzt von dem k. Medicinalcollegium eine Belehrung über vorbeugende Maßregeln gegen den Cretinismus verfaßt worden. Unter denselben sucht man vergeblich die Aufhebung gewisser Beschränkungen der Denk- und Redegabe und ihrer naturgemäßen Entwickelung.

(Neustadt an der Haardt, 10. April.) Als etwas sehr Interessantes kann ich Ihnen mittheilen, daß ich heute mehrere Reben in einem meiner Wingerte schnitt, welche bereits ganz ausgebildete Blätter, 3 — 4 Zoll lange Triebe und schon Samen haben. — Die ältesten Winzer können sich etwas Aehnliches nicht erinnern, daß man schon am 10. April in freien Wingerten Laub antraf.

(Paris, 10. April.) Die Administration der Concerte Vivienne hat die Direction des Orchesters dem seit einigen Monaten in Paris anwesenden Hrn. Theodor Eisfeld, früheren Kapellmeister bei der Bühne in Wiesbaden, unter sehr vortheilhaften Bedingungen übertragen. Die Art und Weise der unter der trefflichen Leitung des Hrn. Eisfeld bereits stattgehabten Aufführungen berechtigen zu der Hoffnung, daß diese Concerte sehr bald dieselbe Bedeutung wieder erlangen werden, deren sie sich vor mehreren Jahren, unter der Leitung Valentino's, dieses ausgezeichneten Dirigenten, zu erfreuen hatten.

(Zeitfragen.) Was ist der Unterschied zwischen einer Frau und einer Zeitschrift? Eine Zeitschrift sucht sich gern älter zu machen, als sie ist; eine Frau thut gewöhnlich das Gegentheil. — Worin gleicht eine Speisekarte einem Journal? Beide enthalten viel Unverdauliches. — Welche Gattung von Menschen kränkelt an der heillosesten Inkonsequenz? Die Schneider. Kaum daß sie Jemanden mit der Nadel angezogen, ziehen sie ihn auch schon mit dem Conto wieder aus.

Die schwedische Regierung hat verordnet, daß 600 Exemplare von der Abhandlung des Majors Ekenstam über den Mißbrauch starker Getränke gekauft und an die abgehenden Zöglinge der Schulseminarien als Prämien vertheilt werden sollen.

Korrespondenz.

Darmstadt, 14. April.

Das Ende unserer Theatersaison ist noch nicht so nahe, als man in diesen Tagen geglaubt hatte, da, höherer Anordnung zufolge, auf das seinem Ablaufe nahende Abonnement noch ein neues von zwölf Vorstellungen folgen soll. Nach dem Sprüchwort: „Ende gut, Alles gut", werden wir hoffentlich noch mehreres Interessante zu sehen bekommen, und darin für die bisherigen öfteren Wiederholungen, in der Oper namentlich, einige Entschädigung finden. Wie wir vernehmen, so soll unter andern auch ein neues pantomimisches Ballet zur Aufführung kommen, was um so erfreulicher seyn dürfte, da unsere Terpsichore in dem vorigen Winter etwas an Podagra gelitten zu haben scheint. Vix parturit leaena, sed leonem! Schade, daß der großfürstliche Hof, dessen Abreise auf nächsten Mittwoch bestimmt seyn soll, nicht mehr theilnehmender Augenzeuge dieses erneuten Aufschwungs von Schauspiel und Oper seyn kann. Jenes arbeitete gleichsam an seiner Selbstverklärung, als am vorigen Donnerstag Shakespeare's „Sommernachtstraum" mit all' seinen phantastischen Eigenthümlichkeiten zum Erstenmale zur Aufführung kam. Diese höchst originelle Dichtung Shakespeare's, ein glänzendes Denkmal seines unerschöpflichen poetischen Genies, verdient es wohl, in dem neuen Abonnement noch einmal gegeben zu werden. Daß der Sommernachtstraum nicht durchgängig gefallen, mag wohl daher rühren, daß schon eine größere Vertrautheit mit der dramatischen Literatur überhaupt, mit den Shakespeare'schen Dichtungen aber insbesondere, erforderlich ist, um ein Schauspiel, wie das vorliegende, mit allen seinen Schönheiten gehörig auffassen und würdigen zu können. Die Uebersetzung von A. W. Schlegel war zu Grunde gelegt, vielleicht die beste, die man davon hat. Dieser scharfsinnige Kritiker und Dichter hat sich durch seine Uebersetzung des großen Briten ein unläugbares Verdienst um die schöne Literatur erworben, welches, unseres Erachtens, noch von keinem seiner uns bekannten vielen Nachfolger überstrahlt worden ist. Er wird — so scheint es uns — in dieser Beziehung noch lange als unübertroffen da stehen, wie er auch in mancher andern Richtung die Mitbewerbung des Talents (wir erinnern nur an seine trefflichen dramaturgischen Vorlesungen) nicht zu scheuen haben dürfte. Heinrich Heine hat sich in seiner „romantischen Schule" an August Wilh. v. Schlegel schwer versündigt; möge er in reiferem Alter die ausschweifenden Thorheiten der Jugend erkennen und mißbilligen lernen. — Gestern Abend hatte sich unsere Bühne in einen großen Konzertsaal verwandelt, und zwar für ein von dem großh. Hofkapellmeister Hrn. G. Thomas arrangirtes, von den Musiken und Chören der ersten großh. Infanterie-Brigade ausgeführtes großes Konzert, welches, in drei Abtheilungen zerfallend, in der Wahl wie in der Ausführung der einzelnen musikalischen Stücke selbst minder leicht zu befriedigenden Ansprüchen zu genügen vermochte. Nie hörten wir die hiesige militärische Instrumentalmusik besser als in ihrem heutigen Zusammenwirken unter der Direktion des Hrn. Thomas, und nie hätten wir geglaubt, daß der aus Unteroffizieren einer Brigade bestehende Sängerchor jetzt schon einen solchen Grad von Ausbildung erlangt haben könne. Die Nachklänge der Ouvertüren aus bekannten Tagesopern und des ungarischen Sturmmarsches von Fr. Lißt, wie auch das herrliche „Reiters Morgenlied", von W. Hauff, und der „Heldengesang in Walhalla" werden in der Erinnerung hoffentlich noch nicht so bald verklungen seyn. Auch das von Hrn. Destouches meisterhaft componirte bekannte Schiller'sche Reiterlied wurde von dem zahlreichen Chor mit kriegerischem Feuer gesungen. Unter den Auspicien Sr. Hoh. des Erbgroßherzogs ist diese Art von Konzerten im Laufe der Saison in Gang gekommen und werden sich hoffentlich auch für die Folgezeit erhalten. Höchstdieselben wohnten mit Höchstihrer Gemahlin und dem hohen Besuche, der Großfürstin-Thronfolgerin und dem Kronprinzen von Baiern dem Konzerte von Anfang bis zu Ende bei.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 16. April. Doctor Wespe, Lustspiel in 5 Abth., von Roderich Benedix. (Preisstück.) — (Gastrolle) Elisabeth: Fräul. Steck, vom großh. Hoftheater zu Darmstadt.

Mittwoch, 17. April. Die Hugenotten, große Oper in 5 Abth., Musik von Meyerbeer. (Gastrolle) Margaretha: Fräulein Angelika Köhler, vom Theater in Riga. — Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: L. K. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 108. Donnerstag, den 18. April 1844.

Rebekka.

Novellette.

1.

Das Wettrennen zu Cardiff war in vollem Gange. Schier die Hälfte der Bahn hatten die schaumbedeckten, ächzenden Renner durchflogen. Jetzt häuften sich die Schwierigkeiten der Rennbahn, und mit ihnen der Enthusiasmus der Zuschauer und Wetter.

„Goddam!" rief ein über die Maßen wohlgenährter Mann in feiner Kleidung, und schwang seinen Hut, „die Silly des Lord Bomstone ist eine Lady von einem Gaule! Ich hätte Lust, fünfhundert Pfund auf das edle Thier zu wetten!"

„Die Wette ist angenommen," sprach in ruhigem Tone ein Mann neben dem Dicken.

Der Dicke fuhr zusammen vor Schrecken. Es war nur ein Ausruf seiner Bewunderung gewesen, welchen er in die beliebte Form kleidete, welche er von allen Seiten hörte, nicht aber ein Vorschlag. Sein Blick flog schnell nach seinem Partner hinüber, den er bis jetzt gar nicht beobachtet hatte. Es war eine Gestalt von athletischen Formen, ein ächter Waliser, und dabei ein schöner Mann, und ein Gentleman ohne Zweifel. Auch dieser wandte sich zu seinem Partner, faßte seine Hand und schlug ein. Darauf zog er sein Taschenbuch heraus und notirte: Fünfhundert Pfund gegen die Silly des Lord Bomstone gewettet. Part: Herr. — Wie ist Euer Namen, Herr?"

Der Dicke zitterte wie ein Rohr im Morgenwinde. Seine Lippe war blau, sein Antlitz weiß wie Schnee, sein Auge stier. Er klammerte beide Hände an das Geplänke der Rennbahn. Wie aber auch das Herz des ärgsten Geizhalses in Wales pochen mochte, so viel Geistesgegenwart blieb ihm in dem Schrecken übrig, daß er einsehen konnte, hier sey durchaus weiter nichts zu thun, als gute Miene zum bösen Spiele zu machen.

„Ich — hei — ße Jo—na—than Ol—Old—bri—bridge —" stammelte er endlich mühsam heraus, und der Andere schrieb: Jonathan Oldbridge; und sagte darauf: „Notirt Euch meinen Namen. Ich heiße: John Hughes."

Bebend zog der Dicke sein Taschenbuch und schrieb mit zitternder Hand: Fünfhundert Pfund auf Silly gegen John Hughes.

Während diese Verhandlungen stattfanden, waren die Renner unablässig auf der Bahn vorwärts gedrungen. Silly hatte die Hindernisse beinahe alle überwunden. Sie war die Erste, und die übrigen lagen theils nieder mit ihren Jokeis, theils waren sie weit hinter ihr zurückgeblieben.

Als Jonathan Oldbridge, der seine Augen verzweiflungsvoll zugekniffen hatte, um den Schlag des Geschicks nicht voraus zu ahnen — den Ruf: Silly! Silly! hörte, wagte er es, aufzublicken. Er that einen langen und tiefen Athemzug, und, als er sah, daß jetzt Silly jedenfalls Siegerin bleiben würde, wandte er sich an seinen Wettpartner mit schlecht unterdrückter Freude, und sagte: „Master Hughes, ich glaube, Eure Wette ist verloren?"

„Glaub's auch, Master Oldbridge," entgegnete ruhig Hughes, und in demselben Augenblicke brüllte das Volk: „Hurrah Silly!"

John Hughes wandte sich zu Oldbridge, zog eine Fünfhundertpfundnote heraus und reichte sie ihm hin.

Oldbridge faßte sie mit bebender Hast, untersuchte ihre Ächtheit und steckte sie eben so hastig in sein Portefeuille.

2.

Das Rennen war vorüber. Die ungeheure Volksmenge, welche das beliebte Schauspiel herbeigezogen, verlief sich, und in eben dem Maße, als die Umgebung der Rennbahn sich leerte, füllten sich die Tavernen in Cardiff. Oldbridge harrte noch. Er wollte den Haupttroß abziehen lassen, um nicht Quetschungen zu erleiden, zu denen sein bedeutender Umfang ihm hier die ausreichendste Anwartschaft gab. Sein Gesicht strahlte von innerer Lust. So viel Geld ohne Mühe! dachte er — und der Gedanke spann sich in seiner Seele nach Länge und Breite aus. — „Gerade so viel würde ich verlieren, wenn der verdammte Schurke, der Readhouse, mir die Schuld nebst Zinsen abschwüre!" sagte er halblaut. Dabei war er so occupirt von seinen Ideen, daß er wieder gar nicht wahrnahm, daß sein Partner, John Hughes, noch neben ihm stand, und heitern Angesichts ihn beobachtete.

Jetzt schlug ihm Hughes leise auf die Schulter. „Freund," sagte er, „Ihr seyd ein Kind des Glückes. An Eurer Stelle würde ich die exorbitantesten Wetten wagen. Ihr gewinnt sie gewiß alle!"

„Das ist die große Frage, Master Hughes. Ein Mal ist kein Mal. Ich, meines Ortes, halte viel auf solide Spekulationen. Allerlei Schwindel ist mir ein Gräuel gewesen von jeher."

„Was sagt Ihr da?" fuhr Hughes fort. „Ihr bietet mir

ohne Weiteres eine Wette von 500 Pfd. Sterling an. Ich glaube in Wahrheit, daß Wenige heute diese Summe erreichten, wenigstens in unserer Sphäre."

„Die Wahrheit zu sagen, so fuhr mir das so heraus, und, weil Ihr ein Gentleman seyd, der mir sehr wohl gefällt, hielt ich die Wette. Es ist die erste in meinem langen Leben."

„So seht Ihr's noch klarer, daß Ihr ein Kind des Glückes seyd," fuhr Hughes fort. — „Aber Ihr scheint ein reicher Mann zu seyn; welche Spekulationen macht Ihr denn?"

„Hm, Master Hughes, das sagt sich leicht. Ich leihe aus gegen anständige Zinsen, und so häuft sich das sehr solide, wenn auch langsamer, als bei halsbrechenden Spekulationen."

„Sehr wahr; langsam, aber sicher! Ich mache es gerade so, aber dann und wann läuft mir wohl mal der Topf über, und ich wage etwas. Bei den Procenten nimmt man's nicht so genau, das heißt ein paar mehr, was thut das? Die armen Teufel, die in der Noth sind, danken Gott, und geben's. Freilich wird Euch da auch mal das Uebel begegnen, daß Ihr ein Kapitälchen verliert, wenn so Einer bonis cedirt; aber das zahlen die Uebrigen wieder dreifach. Ha! ha! ha! Nicht so, Master Oldbridge?"

„Da sagt Ihr die Wahrheit! Master Hughes, und ich sehe, Ihr seyd ein erfahrner Mann," sagte Oldbridge, ihm die Hand schüttelnd.

„Nun, wer sollte arm an Erfahrungen seyn, Master Oldbridge? Habe ich doch jetzt gleich wieder eine solche gemacht an dem Schurken, dem Pächter Readhouse. —"

„Wie?" rief Oldbridge. „Der schuldet Euch auch?"

„Freilich; etwa siebenhundert Pfund!"

„Ich kenne ihn leider auch; was denkt Ihr aber zu thun?"

„Das Untere zu oberst kehren, Herr!"

„Oder ihn in den Schuldthurm sitzen lassen. In Newgate ist Rath."

„Es kostet zu viel, ihn zu unterhalten, Master Oldbridge. Vielleicht ist auch noch anders Hülfe zu schaffen. Sein Sohn soll die reiche Erbin seines Pachtherrn heirathen. Eine gute Heirath bezahlt Alles, sagen die Franzosen."

„Goddam! Herr, da greift Ihr in meinen Sack!"

„Wie so?"

„Ich bin ja sein Pachtherr! Hol' der Teufel seinen Sohn mit dem Vater. Mein Kind soll er niemals haben. Das wäre mir eine saubere Geschichte!"

„Wie?" rief Hughes, „Ihr wäret sein Pachtherr? Nun, da könntet Ihr ja leicht mir und Euch aus der Klemme helfen."

„Freilich, wenn ich Lust hätte, mich mit meinem eigenen Gelde zu bezahlen; aber da wollte ich mich doch lieber wie ein Rostbeef auf dem Roste schmoren lassen!"

„Nun, Master Oldbridge, die Wahrheit zu sagen, das müßte saftig werden; denn Ihr seyd weidlich fett! —"

„Keine Scherze, Freund! Readhouse ist ein Bettler, und dabei leichtsinnig. Denket Euch, der Mensch lies't die neuesten Schriften! Muß so ein Pächter sich mit Literatur abgeben? — Er läßt seinen Sohn in einem College, seine Tochter in einer Pension erziehen! War dazu eine Nöthigung? Er ist der Vater aller Bettler der Gegend. Da mußte er selber einer werden. Kurz, der Mensch ist ein Ideenjäger, ein Narr in Summa!"

„Das ist schlimm!" sagte Hughes trocken.

„Und der junge Readhouse geht auf noch höheren Stelzen," fuhr Oldbridge hitzig fort. „Glaubt Ihr, daß der Mensch meiner Lucy den Kopf ganz toll gemacht hat? Da reden sie von Liebe, die Narren!"

„So?" sagte Hughes, eben so trocken.

„Freilich", fuhr Oldbridge fort; „allein wir sind Männer, welche über den Thorheiten der heutigen Jugend stehen; sagt selbst, Master Hughes, hilft solche Liebe zu einem einzigen Beefsteak, wenn es Einen hungert?"

„Ich glaube eher, daß sie es entbehren lehrt", meinte Hughes ruhig.

„Da habt Ihr Recht; hungern lehrt solche Narrheit wohl; aber ein solides Auskommen ist die Hauptsache in der Ehe. Kurz zu reden, Readhouse soll sich nicht einbilden, meines Kindes Gatte zu werden."

„Aber, Master Oldbrigde, es wird Abend", sagte Hughes — „und" —

„Wahrlich, Ihr habt Recht", rief Oldbridge aus, der erst jetzt bemerkte, daß der Platz leer und die Sonne schon hinter die Berge von Wales gesunken war. Ich habe drei Meilen heim und es ist heuer gefährlich reisen, da die verdammte Rebekka ihr Wesen treibt. Einen Augenblick verstummte Oldbridge. Darauf sah er seinen neuen Freund prüfend an und sagte: „Goddam, mir ist leid, daß wir uns schon trennen sollen. Wo bleibt Ihr diese Nacht?"

„Ich weiß es noch nicht", sprach Hughes.

„So will ich Euch einen Vorschlag machen; reitet mit mir zu meinem Wohnsitz und bleibt bei mir, so lange Ihr wollt, damit wir die Sache mit Readhouse besprechen und etwa gemeinschaftlich handeln können. Jedem das Seine! das ist mein Grundsatz."

„Topp!" antwortete Hughes, und beide gingen rasch dem Thore von Cardiff zu.

(Fortsetzung folgt.)

Alte Kernworte mit neuem Kommentar.

(Schluß.)

Trefflich schildert uns übrigens Weitzel die wohlthätigen Einflüsse unserer durch Stämme und Gaue bedingten nationalen Abschattungen.

„Was der Deutsche durch Zerstückelung an oft zweideutigem Nationalruhm verloren haben kann, hat er an reinem Menschensinn und Menschenwerth, den kein ungerechtes Nationalvorurtheil irre leitet und verkennt, und an jenem Glück gewonnen, das gewöhnlich nur das Loos des Mittelstandes und kleinerer Staaten ist. Der Deutsche war als solcher immer weniger Staats- als Weltbürger; aber so wußte er auch das Nützliche und Gute zu schätzen und zu lieben, wo er es immer fand. Da das weitschichtige Gebiet, auf dem die deutsche Zunge herrscht, in mannichfaltige Staaten zersplittert ist, so hat keine Hauptstadt dem Deutschen ihren einseitigen Geschmack und ihre Vorurtheile aufgedrungen. Mit menschlicher Theilnahme schließt er sich an alles menschlich Große und Gute an. Er legt keine Residenz als den höchsten Maßstab an jeden andern Theil der Erde, und darum kann es auch für ihn noch einen höhern Himmel geben, als den von London und Paris, und er ergreift in jedem Lande, in jeder Sprache das Wahre, Gute und Schöne. Wie der Mensch aber gewöhnlich nicht

achtet, was er besitzt, und den Blick voll Sehnsucht nach Dem richtet, was er zu entbehren und bei Andern zu finden glaubt, so mußten auch uns Fremde auf unsere eigenen Vorzüge aufmerksam machen und uns den falschen Glanz von Gütern zeigen, um die wir Andere beneiden zu dürfen glaubten. So hat die geistreiche Frau von Stael die Stufe, auf welcher der Deutsche steht, unter den Fremden zuerst nach Verdienst gewürdigt, und sicher besäßen wir nicht, was sie besonders an uns rühmt, hätten wir Einen Fürsten, Einen Hof und Eine Hauptstadt."

Für deutsch-rhein-beckerliche Enthusiasten, sowie für Leute von total und absolut schwarz-roth-goldener Gesinnung mag manche bittere Pille in diesen Worten liegen, für den Unbefangenen, Unparteiischen hingegen enthalten sie vielleicht eben so viel schätzbare Wahrheiten.

Ueberaus schlagend und auch auf die Gegenwart anwendbar sind die Worte Weitzels über die „Stellung Preußens zum übrigen Deutschland".

„Preußen", sagt er, „ist so wenig wie Oesterreich eine rein deutsche Macht, aber mit seinem ganzen Leben, wenn man so sagen darf, in das Leben Deutschlands eingewachsen durch geographische Lage, Geist des Volkes, Kultur und Sitten. Wie jede Bewegung von Preußen auf das übrige Deutschland wirkt, so wirkt sie von diesem auf Preußen zurück."

An einem anderen Orte:

„Indessen läßt sich auch nicht läugnen, daß Preußen manchmal seine Stellung gegen das übrige Deutschland zu verkennen schien, vielleicht auch wirklich verkannte. Eine deutsche Macht muß es seyn, vor allen andern, die Institutionen fördernd, welche der Deutsche als eine Bürgschaft seiner Rechte ansieht; den gerechten Wünschen und Hoffnungen der Deutschen muß es, in so weit es an ihm ist, freundlich entgegenkommen, den deutschen Geist, das Nationalgefühl muß es aufrichten und stärken; Alles, was Deutschland in sich zufrieden und einig und im Auslande geachtet macht, müßte es nach Kräften begünstigen, die Gemüther und die öffentliche Meinung zu gewinnen suchen. Deutschland soll fühlen, was es im glücklichen Einverständnisse mit Preußen werden kann; aber Preußen darf das übrige Deutschland nicht fühlen lassen, was es bei feindseliger Gesinnung von seiner Seite werden müßte. Achtung und Vertrauen allein knüpfen die Bande, welche Menschen vereinigen, die Achtung und Vertrauen verdienen."

Das sind deutungsvolle Worte auch für unsere Zeit, wenn man die Sympathieen gegen Preußen vor zwei Jahren in Parallele setzt mit den gegenwärtigen Antipathieen. — Daß Josua die Sonne stille stehen hieß, ist noch ein kleines Wunder in Vergleich mit dem politischen, dem Zeitgeiste nicht bloß etwa ein Halt! zuzurufen, sondern ihn sogar rückläufig machen zu wollen. „Es ist thörigt, zu glauben, man könne den Völkern den Schnitt und die Form jedes beliebigen Zeitalters geben", sagt Weitzel. „Die Gegenwart ist eine Tochter der Vergangenheit, aber die Tochter kann nicht wieder ihre eigene Mutter werden. Auch der Mensch sehnt sich oft aus der Jugend in die Kindheit, aus dem Mannesalter in die Jugend zurück; aber der Jüngling wird nicht wieder Kind, der Mann nicht wieder Jüngling. Das alte Spielzeug und die alten Kleider verschafft man sich leicht, aber nicht den Sinn, der sich an jenem ergötzt, und den Leib, für den diese passen. Für veränderte Verhältnisse, Einsichten und Bedürfnisse braucht man andere Gesetze und Institutionen. Wir müssen in unserer Lage uns zu helfen suchen, wie es unsere Väter in der ihrigen thaten. Unsere Bahn führt vorwärts, nicht zurück. In der ganzen Natur wiederholt sich Nichts zum zweiten Mal, und die Zeit kann nicht umkehren, um auch nur einen Augenblick zu verrichten und umzuschaffen. Also vorwärts müssen wir!"

R.

Mannichfaltigkeiten.

(München, 12. April.) Gestern feierte eine Anzahl hiesiger Künstler den Geburtstag des Professor Julius Schnorr von Carolsfeld auf der nahe gelegenen Menterschwaige, wohin sie mit dem Ehrengaste bereits am frühen Morgen sich begaben. Es ist ein jährlich wiederkehrendes Fest, und der Gefeierte benutzte die Gelegenheit, am Schluß des ländlichen Mahles, den Freunden und Schülern seine Ansicht über Aufgabe und Richtung der Kunst in gebundener Rede auszusprechen, was bei seinem klaren und geschlossenen Gedankengang und seiner blühenden und energischen Sprache auf die Versammlung einen sehr günstigen Eindruck hervorbrachte. Er war es auch, der mit Worten glühender Begeisterung der beiden vornehmsten Führer auf dem Wege der neuen Kunst gedachte und das Lebehoch für Cornelius und Overbeck unter allgemeiner jauchzender Zustimmung ausbrachte.

In dem Herzogthum Schleswig-Holstein hat sich ein patriotischer Verein gebildet, der sich der Kleinkinderschulen, Turnanstalten, Gewerbeschulen und Armenschulen annehmen, Speise-Anstalten für Arme errichten, für die Beschäftigung derselben Sorge tragen und nützliche Volksschriften in Umlauf setzen will, um den Pauperismus zu beseitigen und nebenbei deutsche Sitte und deutsche Sprache zu pflegen.

Korrespondenz.

Kreuznach, 13. April.

Wer die Gartenanlagen um die Elisenquelle und das neue Kurgebäude zu Kreuznach unmittelbar nach der Ueberschwemmung des 28. Febr. d. J. gesehen, mußte fast die Möglichkeit bezweifeln, daß dieselben in den früheren Zustand wieder herzustellen seyen. Von den erst im vorigen Jahre so zweckmäßig als geschmackvoll angelegten Pflanzungen war jede Spur verschwunden, an der Stelle der Gebüsche, der Rasenplätze und Blumenbeete eine öde Sandfläche, die Wege von den Fluthen durchbrochen und zerrissen, der Hügel, welcher das Pumpenwerk umschloß, hinweggeschwemmt, die schöne Damenpromenade längs der Nahe mit ihrer Allee spurlos verschwunden. Nur die stärkeren Bäume der früher bestandenen Anlage hatten der Gewalt des Wassers zu trotzen vermocht. Und jetzt von dieser gänzlichen Zerstörung fast jede Spur verwischt! Freilich bedurfte es eines raschen Entschlusses und rastloser Anstrengung; Hunderte von Arbeitern waren nöthig, das Ganze in der früheren Weise wieder herzustellen. Schon grünt der Rasen, die Wege sind geebnet, die jungen Ziergebüsche trauerten kaum in dem fruchtbaren Boden; die von den Fluthen entwurzelten, mit hoher Sandschicht überschütteten Bäume und Stauden sind wieder aufgerichtet und gedeihen auf's schönste. Nur zur Aufschüttung eines neuen Dammes fehlte die Zeit; seine Stelle nimmt ein am Ufer sich hinziehender Rasenplan ein. Ein Steindamm, zu dessen Bau nach Beendigung der nahen Saison ge

schritten wird, soll den verschwundenen ersetzen und künftighin jeder zerstörenden Ueberschwemmung vorbeugen. Das massive Bauwerk, welches die Elisenquelle umschließt, bewährte bei seiner eleganten Form vollkommen seine Festigkeit. An der Spitze der Badeinsel gelegen und vorzugsweise dem Andrang der Wogen ausgesetzt, erlitt dasselbe mit seinem Brunnen nicht die geringste Beschädigung. Am neuen Kurgebäude hingegen hatte die Fluth manche Spuren zurück gelassen. Auf eine Wasserhöhe, welche die vom Jahre 1784 fast um zwei Fuß überstieg, hatte man bei seiner Erbauung nicht gerechnet. Alle Räume des Souterrains mit den Erwärmungsanstalten für die Bäder waren mit Schlamm angefüllt, die äußeren Steintreppen zerrissen, an einigen Stellen die Fundamentmauern des Baues blos gelegt; das Wasser erreichte selbst den Boden des großen Saals und seiner Nebenzimmer. Auch diese Beschädigungen sind größtentheils, wenn auch mit bedeutenden Kosten, wieder ausgeglichen. Daß in kurzem die zerstörte Brücke durch eine neue ersetzt werde, ist die Arbeit der nächsten Tage. So werden die Kurfremden, welche in bedeutenderer Zahl, als je zuvor, sich schon für den Anfang Mai, manche bereits für Mitte April angekündigt haben, eine Spur der Zerstörung kaum vorfinden. Ueberall dagegen werden sie eine rege Baulust treffen, überall neue Gebäude sich erheben sehen, deren größere Zahl den Zweck hat, den mit jedem Jahre sich zahlreicher einfindenden Badegästen ein bequemes Unterkommen zu bieten.

Darmstadt, 14. April.

Der landwirthschaftliche Verein für das Großherzogthum Hessen, der seit dem Jahr 1831 geräuschlos durch Lehre und Beispiel thätig wirkt, hat während seines Bestehens auch schon aus dem fernen Auslande manchen anerkennenden Beweis seiner gemeinnützigen Wirksamkeit erhalten. Eben jetzt erst befinden sich zwei junge reisende Landwirthe aus Schweden und Norwegen und ein Lehrer der Landwirthschaft aus einem norddeutschen Staate hier, welche, wie wir vernehmen, in der Absicht hierher gekommen sind, um sich mit der Theorie und Praxis unseres Wiesenkultur-Gesetzes an Ort und Stelle bekannt zu machen, da mehrjährige Erfahrungen den hohen Werth desselben außer Zweifel gesetzt und die dießfälligen Resultate in mehreren Landestheilen fast alle Erwartung übertroffen haben. Hr. Oeconomierath Dr. Zeller, als ständiger Sekretär des landwirthschaftlichen Vereines, besucht bereits mit jenen Herren die Districte der Provinz Starkenburg, wo der verbesserte Wiesenbau sich in seinen Ergebnissen am glänzendsten bewährt hat. — Im Frühling v. J. war ein junger liefländischer Edelmann in gleicher Absicht hier, dem in dem Herbste darauf und zu Anfange dieses Jahres noch mehrere reisende junge Russen folgten, die von dem Detail der Wirksamkeit besagten Vereins, seiner Literatur und seines auf Theorie und Erfahrung gegründeten Strebens mit großem Interesse Kenntniß nahmen. Aus dem fernen Kurland werden noch im Laufe des Sommers ähnliche Besuche hier erwartet. — Der landwirthschaftliche Provinzial-Verein von Rheinhessen hat in seiner letzten Ausschuß-Sitzung bei der Budget-Berathung eine fixe Summe für einen Wiesenbau-Techniker ausgesetzt, der die Provinz Rheinhessen bereisen und Vorschläge zur Emporbringung der Wiesenkultur machen soll. Bei diesem Anlaß äußerte ein der Sitzung beiwohnender Landwirth, daß ihm ein solcher Techniker auf eigene Kosten zugesendet werden möge. Erst dann, wenn es gelungen seyn wird, der mit unübersehbaren Getreidefluren bedeckten Provinz Rheinhessen mehr Terrain für den Wiesenbau abzugewinnen, wird die halbverrostete Sense, durch Arbeit wieder blank gescheuert, mit der glänzenden Pflugschar, der wichtigsten aller Erfindungen, wieder einigermaßen mit Erfolg concurriren können. Käme hierzu mit der Zeit noch Holz aus dem kühlenden und befruchtenden Schatten manches neu auflebenden Waldes, so würde die sonst so gesegnete Provinz Rheinhessen an Naturschätzen nur desto reicher werden und eben dadurch in jenes naturgemäße Verhältniß sich wieder zurück geführt sehen, welches die Erzielung des Produkten-Reichthums in Absicht auf das Nothwendige und Nützliche zu erfordern scheint.

Dr. D.

Frankfurt a. M.

Wer poetische Wanderungen oder malerische Genrebilder durch und aus Frankfurt herauszugeben gedächte, der würde den schönen und vielbekannten Saal „zum Weidenbusch" nicht unbesucht und unbeachtet lassen dürfen; er würde in ihm den reichhaltigsten Stoff und die mannichfaltigsten Farbentöne finden. Seit vielen Jahren ist dieser Saal der Centralpunkt der geselligen Wintervergnügungen, der festlichen Vereinigungen und der Productionen der edeln Tonkunst. Kaum vergeht eine Woche, wo er in seinen geschmückten und glänzend erleuchteten, weiten und im schönsten Ebenmaß erbauten Räumen nicht ein- oder mehrmals lebensfrohe Besucher, welche hier die Sorgen und Mühen des Lebens vergessen wollen, vereinigte. Bald ist es die zum Tanz einladende rauschende Ballmusik, die vom Orchester herabtönt und den Fuß der Tänzer beflügelt; dort der aufblühenden Jungfrau, die immer schön, weil sie noch jung ist und hier der liebevollen Mutter, die bei den Triumphen ihrer Tochter der eigenen, die nun freilich etwas hinter ihr liegen, gedenkt. Dann wieder sind es die mit edelm Rebensaft gefüllten Pokale und der köstliche Duft einer lucullischen Mahlzeit, welche die Redner zu Toasten begeistern, die jederzeit mit Beifall aufgenommen werden und stets gut gemeint sind, deren Wünsche aber nicht immer in Erfüllung gehen und deren Bedeutung aufhört, wenn ihre Worte verklungen sind. Ein andermal beherrscht Euterpe diese Räume, bald in jenen hohen Meisterwerken, deren wundervolle Klänge nie veralten und stets den Hörer entzücken, bald in jenen flüchtigen Arabesken moderner Virtuosen, die uns nicht selten eben so viel Bewunderung, als Langweile abnöthigen. Der Saal „zum Weidenbusch" steht aber nicht nur mit den Vergnügungen und Erholungen der Bewohner Frankfurts seit Jahren und fortwährend in erfreulichen Beziehungen und behauptet nicht nur unter seinen hiesigen Rivalen den unbestrittenen ersten Rang, sondern auch den Fremden ist er genugsam bekannt und wird besonders während unserer Messen von ihnen gerne besucht. Hier finden sie nach des Tages Last Zerstreuung und vergessen den Ernst des stets berechnenden Geschäftslebens; hier tönen alle Mundarten des deutschen Vaterlandes durch einander und hier besteht für ein paar Abendstunden jene Einheit und Einigkeit, die wir im politischen Leben schon lange vermissen und wohl auch noch lange vermissen werden. Es böte sich jetzt Gelegenheit, diesen Skizzen eine politische und zeitgemäße Pointe zu geben, doch wollen wir es auf eine harmlosere hinauslenken und der beliebten Konzerte gedenken, welche gegenwärtig, unter der Direktion des Hrn. Rupp, von der Musikgesellschaft, die unter dem Namen der Julius Heinefetter'schen bekannt ist, im Saale „zum Weidenbusch" gegeben und freundlich aufgenommen werden. Das Repertoir dieses aus 24 wackeren Musikern bestehenden Orchesters bringt eine unterhaltende Auswahl der beliebtesten Ouverturen, Potpourri's, Melodieen und Tänze. Ein sehr präcises Zusammenspiel, lebendiger Vortrag und effectvolle Instrumentation, welche theilweise etwas weniger rauschend seyn dürfte, zeichnen die Leistungen desselben aus. Unter den Solov[illegible]zen mögen die des Hrn. Julius Heinefetter besonders rühmend bezeichnet werden, welcher das Violoncell mit Fertigkeit und Geschmack spielt und immer durch rauschenden Applaus belohnt wird. Er ist ein Verwandter der gefeierten Sängerinnen gleichen Namens und seine Brüder stehen als wackere Musiker bei den Orchestern von Mannheim und Mainz. Die Verehrer der heitern Tonkunst werden in das wohlverdiente Lob der genannten Musikgesellschaft gern einstimmen und im schönen Saale „zum Weidenbusch" angenehme Unterhaltung finden. Des Nachmittags spielt dasselbe Orchester auf unserer freundlichen „Mainlust", dem bekannten Lieblingsaufenthalte von Hiesigen und Fremden.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 18. April. (Zum Erstenmal): Christophe und Renata, oder: die Verwais'ten, Schauspiel in 2 Aufz., frei nach Ancray von Carl Blum. (Gastrollen) Baronin v. Tourjagu: Mad. Birch-Pfeiffer. Bernard: Hr. Keller, vom Theater zu Zürich.

Redakteur: J. B. Hell[illegible] — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 109. Freitag, den 19. April 1844.

Mainsagen.

26. Der Streitacker.

O Liebe, blinde Liebe! Was hast du schon vollbracht!
Wie Viele auf der Erde gestürzt in Leidensnacht!
Warme und edle Herzen hast oft du dem Tode geweiht:
Ob sie in Palästen geboren, ob im Schooß der Dürftigkeit!

Bei Wertheim liegt ein Dörfchen, das Reicholzheim genannt,
Da blühte einst ein Mädchen, die Schönst' im ganzen Land;
Wer in der Gegend sie kannte, dem stets sie vor Augen blieb,
Zwölf rüstige Jünglinge warben zugleich um ihre Lieb'.

Die Holde sprach mit Thränen: „Ihr seyd mir Alle werth,
„Und gerne folgt' ich jedem von Euch zu Haus und Herd —
„Sucht Euch in Frieden zu einen und welchem Ihr dann mich bestimmt,
„Er sey versichert, daß meine Hand gern die seine nimmt!“

Die Bursche waren Freunde, doch schwieg die Freundschaft hier,
Stets senkt sie ihre Waffen, wo Liebe schwingt 's Panier!
Haß trat und Zorn an die Stelle, doch gaben dem Mädchen sie nach
Und zur Besprechung setzten sie an den nächsten Tag.

Ein Acker ward bezeichnet zu dem Versammlungsort,
Als dort die Zwölfe standen, da gab's manch' scharfes Wort,
Von Worten kam's dann zum Dräuen, vom Dräuen kam's zum Streit
Und bald flog, kampfbereitet, jed' Messer aus der Scheid'.

Bald lagen zehn am Boden im Blut, so jung, so roth,
Und bald umfing den eilften der Kämpfer auch der Tod;
Einer nur war noch übrig — als der auf die Leichen sah,
Da trat sein Schreckensschicksal ihm plötzlich grausig nah'.

Er weint: „O Herr im Himmel, was haben wir gethan!
„Welch' gräßlich Werk vollendet im wilden Liebeswahn!“
In sein pochendes Herze senket er selbst den Stahl
Und folget seinen Gegnern in's finst're Todesthal.

Die Jungfrau hört' die Kunde — sie weinte und verschwand,
Von ihr im weiten Maingau nicht mehr die Spur sich fand.
Aber der Acker, wo einstens der Zwölfe Blut trank der Grund:
Streit-Acker heißet er heute noch in des Volkes Mund.

Rebekka.

Novellette.

(Fortsetzung.)

3.

Eine Viertelstunde später ritten die beiden Männer aus demjenigen Thore von Cardiff, welches dem entgegensteht, durch welches sie von der Rennbahn aus eingegangen waren. Die Dämmerung kam allmählig, und die Dunkelheit brach zur Herbstzeit schneller herein. Ein scharfer Westwind pfiff vom Gebirge her. Makintosh's treffliche Röcke schützten indessen die Reisenden genugsam.

„Es wird heute früh und sehr dunkel!“ sagte Hughes, um das eingetretene Stillschweigen zu unterbrechen. „Können wir auch nicht irren?“

„Wie kommt Ihr dazu?“ fragte Oldbridge. „Mein Gaul ist ein altes, sehr verständiges Thier, das ich schon zwölf Jahre reite. Seit dieser Zeit hat es diesen Weg wöchentlich wenigstens zwei Mal gemacht, da ich oft an das Gericht muß. Zur Noth könnte ich es allein gehen lassen; was ich aber darum nicht thue, weil ich auf den Umstand achten muß, daß es an einem Auge blind und in den Vorderknieen etwas steif ist. Ich pflege darum Schritt am liebsten zu reiten.“

„Unter diesen Umständen thut Ihr wohl daran,“ sagte Hughes, und die zunehmende Dunkelheit barg das ironische Lächeln, das über seine Züge flog; „aber warum habt Ihr kein besseres Thier?“

„Herr,“ sagte Oldbridge, „dazu bestimmt mich Zweierlei: ein Mal habe ich das Klingen im Beutel weit lieber, als das Springen auf der Landstraße; sodann nehme ich den Beutelschneidern die Lust, mich anzufallen. Sie glauben, ich sey ein armer Teufel.“

„Ich bewundere Eure Klugheit!“ versetzte Hughes; „ist es denn aber so unsicher hier im Lande?“

„Das ich nicht sagen könnte,“ bemerkte Oldbridge; „aber die verdammten Rebekkaiten machen mir heiß in dieser Zeit.“

„Sind sie denn solche Blutaplasser, daß Ihr sie so fürchten müßet,“ fragte Hughes mit Theilnahme, und, wie es schien, etwas ängstlich.

„Man erzählt sich abscheuliche Streiche,“ entgegnete Oldbridge; „Ihr könnt aber ohne Sorge seyn bei mir, da ich Euch nicht ohne Beistand lasse.“

„Freilich,“ lachte Hughes, „mir nähmen sie, da Ihr mir

zur Ader gelassen, wenig mehr ab; allein mir ist es um Euch zu thun."

„Ich danke Euch," sagte Oldbridge, und affektirte, da er seinen Genossen ängstlich sah, einen heroischen Muth. „Mir ist nicht bange. Erstlich weiß Niemand von unserer Wette, als wir Zweie, und sodann kann ich Euch versichern, daß Rebekka uns bis jetzt verschont hat hier herum; sollte es ihr indessen einfallen, so wird sie Leute finden, die mit Muth und Kraft handeln."

„Wohl gesprochen, Herr," sagte Hughes, und in dem Tone seiner Stimme war wieder Festigkeit und Ruhe. „Ich verlasse mich ganz auf Euch. Soll ich die Wahrheit einem Freunde gestehen, so war von jeher der Muth die schwächste Eigenschaft meines inwendigen Menschen, und die Furcht vor der Nacht, die keines Menschen Freund ist, hab' ich von meiner Mutter geerbt, die deßhalb auch um zwölf Uhr Mittags mir das Leben schenkte. Meine Nachtscheu ist so groß, daß ich heute zum ersten Male in der Nacht reise, und Abends niemals vor die Thüre gehe."

„Offenheit gegen Offenheit," sprach Oldbridge, „ich, meines Theils, fürchte die Nacht nicht, und habe manches Abenteuer, ohne Ruhm zu reden, in der Nacht bestanden."

„Aber vor den Rebekkaiten habt Ihr, wie es scheint, doch einige Bangigkeit?"

„Warum auch nicht! Reiche Leute werden von ihnen besonders geschätzt; mehr selbst, als diesen lieb ist."

„Mag seyn; aber was ich von ihnen gehört habe, so sind sie so schlimm nicht; denn sie helfen der Armuth, den Unterdrückten, den Verfolgten, besonders Schuldnern, die in der Noth sind, weil hartherzige Menschen sie verfolgen, und dergleichen."

„Da liegt eben der Hund begraben, wie mein seliger Vater zu sagen pflegte, Master Hughes. Hartherzige Gläubiger — das ist ein sehr weiter Begriff. Würde man uns Beide, die wir den verschwenderischen Readhouse verfolgen, nicht auch in diese Kategorie rangiren, während wir doch nur das Unserige suchen?"

„Kein Zweifel! Ich möchte darum auch nicht gerne haben, daß Lady Rebekka etwas davon erführe."

„Ich stimme Euch darin bei — aber — die Sache ist odiös genug."

„Wenn ich es so recht überlege, Master Oldbridge, so (wir reden ja hier ohne Hehl!) will es mir vorkommen, als sey der Mann doch so schlimm nicht, und nur die schlechten Aernten der letzten Jahre, die Kosten des Etablissements seines Sohnes in Cardiff, und der Betrug eines schlechten Menschen, dem der alte Readhouse auf Treue und Glauben aushalf, seyen seines Unglücks Ursache."

„Ihr beliebt das Alles so gelinde auszulegen, daß ich erstaune!"

„Mir kommt es manchmal nur so vor, Master Oldbridge. Habt Ihr Schlimmeres von dem jungen Readhouse gehört?"

„Daß ich eben nicht sagen könnte; aber was thut das hier zur Sache? Der Alte hätte vorsichtiger seyn sollen. Daß der Stevenson nichts werth sey, das wußte ich längst. Er hätte es auch wissen können."

„Warum habt Ihr denn den Readhouse nicht gewarnt?"

„Ich bitte Euch, Master Hughes, wer hat mich denn zu des Mannes Vormund bestellt? Ich wäre schön angekommen! Nein, solche Leute, die Alles besser wissen, als Andere, muß man gehen lassen. —"

Hughes schwieg. Auch Oldbridge schien mit sich zu Rathe zu gehen, und so blieben sie für den übrigen Theil des Weges ziemlich einsylbig. Ohne Abenteuer langten sie endlich, nach einem für die kurze Entfernung langweiligen Ritte, bei einem stattlichen Gebäude an.

„Wir sind zu Hause," sagte fröhlich Herr Oldbridge, wurde aber durch das Bellen mehrerer großen Hunde unterbrochen, welche hervorstürzten und erst sich freundlicher gebärdeten, als sie ihren Herrn erkannten; den Fremden aber knurrten sie feindselig an.

Ein alter Diener kam, die Pferde in Empfang zu nehmen. Er staunte den Fremden an, der ein seltener Vogel an dieser Schwelle des Geizes war. Sonst ließ sich keine Seele blicken.

(Fortsetzung folgt.)

Die Hunderttausendfranker.

Die hunderttausend Francs, welche Eugene Sue vom „Constitutionnel" für seinen neuen Roman „Le Juif errant" erhält, veranlassen ein Pariser Blatt zu folgendem nicht unpikanten Artikel: „Niemals hat das Herannahen des Frühlings für die Literatur so viel Reiz gehabt, als heuer. Seit dem Aequinoktium bildet sich ein jeder Federmensch ein, er wandle auf einem Veilchenteppich. Diese Veränderung ist kein Mystère. Deus nobis haec otia fecit; Herr Veron, jetziger Eigenthümer des „Constitutionnel", hat Das bewirkt. Er hat den alten Paktolus mit den goldenen Fluthen zu den Tintenfässern geleitet. Er hat die Hunderttausendfranker erschaffen. Hunderttausend Francs für ein wenig Schwarz auf Weiß geschüttet! So was hätte sich das literarische Utopien kaum eingebildet. Perikles ist verschollen, Mäcenas vergessen, Leo X. nicht erwähnenswerth, und es ist kaum glaublich, daß man in Zukunft des Königs Franz des Ersten wegen seiner Munifizenz gedenken wird. Mit einem Worte, Herr Veron hat das mit Diamanten und Schätzen gefüllte Horn der Ziege Amalthea wieder in die Welt gebracht. Mit einem einzigen Winke hat er aus den apollonischen Lorbeern die goldenen Aepfel der Hesperiden sprossen lassen. Alle Welt will sich auf diese Aepfel werfen. Allein: gemach, meine Herren! Wenn sie alle Welt haben will, werden sie bald für Niemand mehr da seyn. Es ist nicht genug, Schreibzeug, Federmesser, eine Feder, Papier, einen Titel und guten Appetit zu haben. Nicht ein Jeder, der will, kann ein Hunderttausendfranker seyn. Bis jetzt kennt man nur drei. Numero Deus impare gaudet. Virgil und der „Constitutionnel" wollen es so. Eugene Sue, Georges Sand und Prosper Merimée sind Hunderttausendfranker. Da wir schon ins Lateinische gekommen sind, so fahren wir darin fort: Non licet omnibus adire Corinthum. Zwanzig Bankbillets findet man nicht unter dem Tische der ersten besten Redaktion. Und doch träumt Alles davon. Seit dem Handel mit dem „Juif errant" haben Feuilletonisten den Teufel im Leib und Peru im Kopfe, Alles aspirirt — auf das Glück eines Hunderttausendfrankers! Das ist ein Amt, eine Anwartschaft, eine sociale Stellung geworden. Man strebt, ein junger Hunderttausendfranker zu werden, wie man darnach strebt, ein

Mitglied der Akademie zu werden. Die Mütter spekuliren auch schon darauf, ob sie nicht irgendwo ein kleines Hunderttausendfränkerchen für ihre Töchter finden. Vor fünf Jahren klagte man noch wie zur Zeit Ludwigs XV.: „Welch' ein schlechter Stand ist doch der von der Tintenflasche! Die Poeten sterben alle im Spital, und die, welche leben bleiben, nähren sich von Blüthenduft oder von einer Cigarre für drei Sous!" Jetzt ist's anders. Der Schriftsteller steht in hoher Gunst bei dem launenhaften Patron, den man Publikum nennt. — Ich muß jedoch auf alle diese süße Freude einen Tropfen Wermuth gießen. Bei dem in Rede stehenden Metier sind die Umwälzungen sehr häufig. Nachdem Corneille seinen „Cid" geschrieben hatte, flickte er sich selbst die Stiefel, nachdem Apollo das Orchester des Olymps dirigirt hatte, hütete er die Schafe bei Admet. Wer weiß, ob man von hunderttausend Francs nicht bis zu — hundert Sous herabkommen wird?" (N. C.)

Mannichfaltigkeiten.

(Düsseldorf, 14. April.) In Bezug auf unsere Akademie kann es als ein Ereigniß angesehen werden, daß Lessing sein Atelier auf derselben verlassen hat. Dieser Vorgang hat indeß durchaus keinen gehässigen Grund; der Künstler hat diesen Schritt lediglich aus eigenem und freiem Willen gethan, indem er in seinem Hause noch mehr Ruhe und Muße zu finden glaubt, als in den häufig besuchten Räumen des alten Schlosses. Er ist gegenwärtig mit einem größern Bilde beschäftigt, welches den Kaiser Heinrich V. vorstellt, wie er in einem Kloster Schutz vor dem aufziehenden Wetter sucht, und, weil er im Bann ist, von den Mönchen zurückgewiesen wird. Wenn auch hier die Wichtigkeit des Gegenstandes, wie in seinem Huß, nicht vorhanden ist, so dürfen wir doch in Beziehung auf mächtige und charaktervolle Gestaltung eine höchst ausgezeichnete Arbeit erwarten.

Ein neulicher Vorfall eigner Art dürfte in kriminaljustizlicher Hinsicht von ganz besonderem Interesse seyn. Auf dem Gute T. (in Kurland) entfernt der Inhaber desselben sich auf wenige Minuten aus seinem Geschäftszimmer, wo er ein Werthpapier von 100 S.-Rbl. nebst einigen anderen Sachen auf dem Tische liegen läßt. Als er zurückkehrt, vermißt er sogleich jene Geldsumme nebst einigen Münzen, und da inzwischen Niemand, außer zwei Mägden, im Zimmer gewesen waren, so mußte natürlich der Verdacht der Entwendung auf diesen haften, trotz aller Betheurung ihrer Unschuld. Unter den liegen gebliebenen Sachen befand sich auch eine Taschenuhr, an deren Hängeband man endlich bemerkt, daß es naß und bekauet ist. Nun erst beachtet man noch ein drittes Wesen, welches in das Zimmer gedrungen war: einen zahmen Rehbock. Es scheint, daß dieser das Uhrband im Maule gehabt hat. Das Thier wird geschlachtet, und man findet das corpus delicti in seinem Magen.

Alle großen Männer haben ihre Schwächen und merkwürdiger Weise wollen die meisten wegen irgend einer Kunst oder Fertigkeit bewundert werden, die ihren Rahm nicht gegründet hat. So war Friedrich der Große auf sein Flötenspiel stolzer als auf seine gewonnenen Schlachten; Canova, der große Bildhauer, hielt sich für einen noch größern Maler; Michel Angelo und Salvator waren auf ihre Gedichte stolz, der große Maler David mißachtete seine Kunst und wollte lieber für einen großen Staatsmann und Violinspieler gelten; dieselbe Schwachheit hatte Sterne; Cervantes setzte seinen bewunderungswürdigen Don Quixote seinen schlechten Lustspielen nach, wie Lafontaine seine Fabeln seinen Dramen. Voltaire hörte sich zwar auch als Dichter gern rühmen, noch viel lieber aber als Physiker und Astronom; Gretry bildete sich auf seine philosophischen Abhandlungen mehr ein als auf seine Musik; Béranger legt einen viel größern Werth auf seine geschichtlichen Arbeiten als auf seine Lieder, die in dem Munde aller seiner Landsleute sind; Byron bildete sich auf seine Schwimmfertigkeit mehr ein als auf sein Dichtertalent und Chateaubriand zieht seine kleinen Gedichte seinen allbewunderten Werken vor; Alexander Dumas hält sich für den ersten Schönschreiber unter der Sonne (der größte Vielschreiber ist er wirklich) und Victor Hugo, der Gefeierte, Stolze, der sogenannte erste Dichter Frankreichs, legt auf seine Werke zwar selbst sehr großen Werth, aber bei weitem keinen so großen als auf seine Federzeichnungen, die im höchsten Grade mittelmäßig seyn sollen.

Im „Badischen Volks-Schulblatt" wird Gollmick's „Neues Liederbuch für Bürger- und Volksschulen", bei Jonghaus in Darmstadt erschienen, sehr empfohlen. Der Referent sagt unter Anderm: „Auch hinsichtlich des Charakters der hier gesammelten Lieder hat der Herr Herausgeber mit seinem psychologischen Takte dem Bedürfnisse zu entsprechen gewußt, indem derselbe bei seiner Auswahl sowohl auf das religiöse als auch auf das ernste und heitere Element Rücksicht genommen hat. Wir sind der Ansicht, daß nicht leicht ein anderes von den vielen in neuerer Zeit erschienenen Liederbüchern mit gleich gutem Rechte zum Gebrauche für Bürger- und Volkschulen empfohlen werden könnte."

(Wissenschaftliches.) Der Vorstand des Zschokke-Vereins zu Magdeburg, dessen Zweck auf Verbreitung guter Volksschriften und auf Begründung von Lesevereinen im Volke gerichtet ist, macht bekannt, daß er die Gutheißung der Staatsbehörden erlangt und durch dankenswerthe Unterzeichnungen bereits über mehrere Hundert Thaler zu verfügen hat. Der Vorstand bittet vor allen Dingen um Vertrauen mit der Versicherung, daß seine Mitglieder sich nicht zu Vormündern des Volkes aufwerfen wollen; im Gegentheile fordert er Alle, welche die Bestrebungen des Vereins gut heißen und theilen, auf, selbst in ihren Orten zusammen zu treten, gemeinschaftlich über die Wahl der Bücher zu berathen, Erfahrungen über die Erfolge derartiger Bestrebungen in ihren Kreisen zu sammeln und darüber Mittheilungen und Rathschläge an den Vorstand ergehen zu lassen. Was die Bücher selbst betrifft, so geht der Vorstand von dem Grundsatze aus, daß das Volk zum Lesen einen gesunden Verstand mitbringt, daß ihm also seine Bücher nicht eben so zurechte gemacht zu werden brauchen, wie es etwa bei Kinderschriften geschieht. Er wird seine Bücher ganz besonders aus dem Gebiete der Geschichte wählen.

(Aus dem Herzogthum Nassau.) — Der Name Sallendin in der ehemaligen Grafschaft Sayn. Den Freunden der Geschichte ist der Name der Gra-

sen von Sayn nicht unbekannt. Sie waren das reichste und tapferste Geschlecht ihrer Heimath und ihr Name wird im deutschen Mittelalter bis in die neueste Zeit oft gehört und mit Auszeichnung genannt. Das jetzige nassauische Amt Hachenburg war der bedeutendste Theil ihres Besitzes; sie waren Vorsitzer des westphälischen Vehmgerichts und mancher von ihnen nahm an den Kreuzzügen Theil. Ein solcher Graf von Sayn gerieth auf einem Kreuzzuge in die Gefangenschaft des Sultans Saladin und es gelang ihm, auf unbekannte Weise die Liebe dieses Muselmannes zu gewinnen. Derselbe schenkte ihm die Freiheit, erleichterte ihm die Flucht und der also Gerettete eilte der lieben Heimath zu. Das Gefühl der Dankbarkeit lebte indeß so mächtig in ihm, daß er seinem erstgebornen Sohne den Namen seines muselmännischen Wohlthäters zum Taufnamen verlieh. Bald war dieser Taufname allgemein in seiner Grafschaft, und es ist gewiß merkwürdig, daß sich derselbe, obgleich ein wenig verderbt in dem Namen Sallendin, bis auf diesen Tag vielfach in dem nassauischen Amt Hachenburg erhalten hat. — So findet es sich nicht selten, daß schöne Charakterzüge und edle Gefühle durch einen bloßen Namen Jahrhunderte hindurch im Andenken des Volkes erhalten werden, und ich glaube durch Mittheilung dieser interessanten Thatsache, deren Wahrheit ich verbürgen kann, den Sammlern historischer Notizen einen Dienst erwiesen zu haben.

(Leipzig, 12. April.) Gestern hatten wir das bedauernswerthe Vergnügen, die für die Bühne zugestutzten „Geheimnisse von Paris“ in der Blum'schen Bearbeitung aufführen zu sehen. Bei so vielen Dummheiten, die jahraus jahrein auf den Brettern erscheinen, kommt es auf eine mehr oder weniger nicht an; allein auch die Dummheit muß ihre Gränzen haben. Wer den Roman kennt, der kann sich im voraus sagen, daß aus diesen Ingredienzen ein gutes Theaterstück unmöglich zusammenzustellen ist. Wer aber an tollem Spectakel Gefallen findet, Effekt auf Effekt ohne die geringste Motivirung vorzugsweise liebt und vom Anfang bis zu Ende die Prügelei von ihrer ästhetischen Seite studiren will, der möge sich dieses non plus ultra theatralischen Unsinns ansehen. Das zahlreich versammelte Publikum fühlte doch das Unpassende und Entwürdigende eines solchen dramatischen Produktes und bezeugte seine Entrüstung theils durch höhnenden Beifallsruf, theils durch lautes Pfeifen und Pochen. Dennoch zweifeln wir nicht, daß Hr. Ringelhardt, der vermuthlich seine Direktion recht glänzend beschließen will, während der Messe recht gute Geldgeschäfte mit diesem dramatischen Ungeheuer machen wird. Die Darstellung selbst war im Ganzen sehr mangelhaft.

(Curiosum.) Der burleske Kaltwasserdoktor Oertel zu Ansbach berichtet in seinem Wörterbuch der deutschen Sprache: London habe eben so viel Nachtwächter, als man in der bairischen Kreishauptstadt Ansbach Einwohner zähle, nämlich zwölftausend.

Die Strafe für das Böse bleibt eben so wenig aus, als der Nachhall an einer Stätte, wo man das Echo angerufen hat.

Eine beißende Anspielung, die kurz und en passant angebracht wird, gleichet dem Ammoniak, der ein flüchtiges Laugensalz ist.

Literatur.

Zur Judenfrage, gegen Bruno Bauer von Carl Grün. (Darmstadt, bei Leske.)

Daß auch der Unglaube zu einem intoleranten Glauben werden, und Jedem, der an den Unglauben nicht glaubt, wenn auch nicht die wegdemonstrirte ewige Seligkeit, doch die Fähigkeit, auf Erden ein guter Bürger zu seyn, absprechen könne, wird nur dem sonderbar erscheinen, der die Weltgeschichte und namentlich die Geschichte der theologischen Händel nicht kennt. Wer sich zu der großen Idee der wahren Freiheit zu erheben nicht vermag, der wird immer Ausschließlichkeit verlangen, sey es im Interesse dessen, was ihm als „allein seligmachender Glaube“, oder was ihm als „allein vernünftigmachende Weisheit“ erscheint. Aber eben darum ist es zur wahren Ehrensache für alle wahrhaft freisinnige Männer geworden, sich als Kämpfer gegen jede Ausschließlichkeit zu bewähren und ihrem Streben den wahren Adel zu geben, indem sie das gleiche Recht für jede Meinung, jeden Stand und jeden Glauben männlich vertreten oder verlangen. In England und Frankreich, wo ein politisches Leben durch das ganze Volk geht, ist diese Wahrheit längst durch alle Klassen der Gebildeten gedrungen. In unserm Deutschland aber ist dem, aus leicht begreiflichen Gründen, leider noch nicht so. Bauer und Grün haben beide, jener wegen seiner theologischen, dieser wegen seiner politischen Ideen leiden müssen, aber der Theolog ist, selbst indem er das Fundament aller Theologie angriff, doch noch ausschließlich geblieben; der Mann der freisinnigen Ideen hat sich, nachdem er für seine Idee von Freiheit gelitten, ferner als ein Freund aller vernünftigen und gesetzlichen Freiheit bewährt. So zeigt sich der radikale Bauer weit intoleranter und unfreier als der strengcatholische O'Connel, während Grün auf derselben Linie mit den gemäßigten Liberalen aller Länder steht. Wir fühlen uns darum gedrungen, seine Schrift allen Freunden der Wahrheit und gesetzmäßigen Freiheit aufs dringendste zu empfehlen. Ob sie gleich die Judenfrage speciell behandelt, hat sie doch ein Interesse, das über diese Frage hinausgeht. Sie zeigt mit Geist und Gründlichkeit den Zusammenhang dieser Frage mit den andern großen Aufgaben unserer Zeit, sie zeigt, wie der moderne Staat nicht der Privilegienstaat, sondern der Rechtsstaat zu seyn berufen ist (S. 119), wie der wahre Begriff der Freiheit allen Männern einer extremen Richtung, seiner Natur nach, fremd ist, und wie nur der weise ist, der die Weisheit nicht im Systeme einer Schule, sondern in der Tiefe der Menschenseele und des Menschengeistes und in den großen Lehren sucht und findet, welche Gott durch Natur und Weltgeschichte dem unbefangenen Forscher gegeben. Die Juden selbst aber wollen wir aufmerksam machen, daß die Verbreitung solcher Schriften, welche, wie die von Streckfuß und Grün, durch die Gesinnung ihrer Verfasser über jedem Verdacht der Parteilichkeit stehen und ihre Ansprüche von einem höhern als dem speciell jüdischen Standpunkt aus vertreten, eine wahre Ehrensache für sie ist oder seyn sollte. ***

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 18. April. Des Teufels Antheil, komische Oper in 3 Abth., nach dem Französischen des Scribe, von C. Gollmick, Musik von Auber.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 110. Samstag den 20. April 1844.

Rebekka.

Novellette.

(Fortsetzung.)

„Schließ' das Thor fest, sehr fest, Tom," sagte Herr Oldbridge, „denn es ist eine schlimme Zeit. Hast Du nichts Neues?"

„Stevenson war mit dem jungen Readhouse bei dem Alten, Herr," sagte der Diener heimlich, doch so, daß Hughes es vernahm.

„War der Bube im Hause hier?" fragte mit Grimm Oldbridge.

„Daß ich nicht wüßte!" war des Dieners Antwort.

„Hast Du nicht gewacht, Halunke?"

„Ich bin um das Haus geschlichen, wie eine Katze um den heißen Brei. Ich sah nichts."

Mit dieser Antwort zufrieden, trat Oldbridge dem Hause näher, das überall mit eisernen Fenstergittern gehörig verwahrt war.

In ein recht wohnliches Gemach traten Beide nun ein. Im Kamin knisterte ein tüchtiges Feuer, dessen Wärme wohlthuend wirkte. Die Herbstluft war kühl und feucht gewesen.

„Macht es Euch bequem, Herr," sprach Oldbridge, seinen neuen Freund zum Lehnstuhle leitend, welcher zunächst am Kamine stand. Er ging nun hinweg, und kehrte nach einiger Zeit mit einer jungen Dame wieder, deren blendende Schönheit und sanftmüthiger, fast leidender Ausdruck auf Hughes den angenehmsten Eindruck hervorbrachte.

Oldbridge stellte sie als seine Tochter vor. Nach den üblichen Höflichkeitsredensarten suchte Hughes mit der Tochter in ein Gespräch zu kommen. Dies hielt bei ihrer Schüchternheit schwer; allein die feinen Manieren des Gastes, seine gemüthliche Art, sich zu gehaben, gewannen bald Lucy's Zutrauen. Des Vaters wiedergekehrte Fröhlichkeit brachte endlich die lebhafteste Unterhaltung in Gang. Hughes bewunderte das liebliche Wesen, dessen Geist er gebildet, dessen Gesinnung er edel und achtungswerth, milde und menschenfreundlich, fromm und demüthig fand. „Wahrhaftig," sagte er zu sich selbst, als der Alte sich entfernt und Lucy um Erlaubniß gebeten hatte, den Gast einige Augenblicke allein lassen zu dürfen, um noch einige wirthliche Aufträge zu ertheilen, „wahrhaftig, ich nehme es dem jungen Readhouse nicht übel, daß er das Mädchen liebt, so wenig ich ihr es verdenke, daß ihr der hübsche Junge gefällt. Daß er die schöne Gelegenheit unbenutzt ließ, sie zu sehen, war recht brav. —"

Er wurde durch Oldbridge unterbrochen in diesem Selbstgespräche, der sich behaglich zu ihm setzte und die Beine am Kaminfeuer wärmte.

„Wie denkt Ihr, Master Hughes," hob er an, „wenn wir jetzt ein Mal unsere Sache in Ueberlegung nähmen? Wie ich höre, so ist Stevenson wieder da gewesen. Vielleicht —"

„Dürft' ich Euch bitten, Master Oldbridge," fiel ihm der Andere in die Rede, „diese Sache bis nach Tische ruhen zu lassen? Es kann nicht fehlen, daß Miß Lucy wieder eintritt, und es müßte ihr wehe thun, wenn wir über den Vater ihres Geliebten rücksichtslos sprächen."

„Was? Geliebter? Herr, ich hoffe, Ihr huldigt nicht den Thorheiten dieser Tage? Gerade das ist das Mittel, dem albernen Ding die Narrheit vollends auszureden, die ihr im Kopfe steckt. Viel Federlesens zu machen, wäre, meines Erachtens, in Worten eben so thöricht, als in Handlungen gegen meinen Pächter. Ich werde ihn fortjagen — dann habe ich Ruhe!"

In diesem Augenblicke klopfte es an der Thüre, und auf Oldebridg's Einladung, einzutreten, erschien der Geistliche des Dorfes. Nach den Begrüßungen setzte er sich zu Oldbridge und sagte: „Ich komme, Euch eine höchst interessante Neuigkeit zu berichten, Herr Nachbar, die nämlich, daß nun Rebekka ihre Thätigkeit auch bei uns zu entwickeln beginnt. —"

„Was?" rief Oldbridge, und erblaßte. „Was sagtet Ihr, Reverend Master?"

„Hört nur," fuhr dieser mit einer Wichtigkeit fort, die es deutlich an den Tag legte, daß es ihm selber nicht geheuer war, „hört nur die Geschichte mit an. Lord N . . . . . hat einen seiner Pächter fortgejagt. Die Familie war in arger Noth; dabei litt sie schuldlos, das sagte alle Welt. Der arme Pächter wanderte nach Cardiff und miethete sich ein Häuschen in der Vorstadt, wo er einer bessern Zukunft harrte. Sir K . . . . hörte von dem Verfahren, und nahm menschenfreundlich den Pächter auf. So war allerdings der Mann glücklicher als zuvor; denn der Baronet ist seiner Milde wegen im Lande berühmt. Letzte Nacht aber wurden Lord N . . . . . .s bestem Renner die Sehnen an beiden Füßen durchgeschnitten; des Lords Kabinet ward erbrochen und 1000 Pfund aus seinem Schreibtische genommen, eine kostbare Uhr zertrümmert und ein Gemälde von unermeßlichem Werthe zerschnitten, und auf dem Tische findet sich heute früh ein Zettel mit den Worten: „So

straft Rebekka den Unmenschlichen!" Es ist eine Thatsache, Master Oldbridge!"

„Heute früh das?" rief Oldbridge, und der kalte Schweiß stand auf seiner Stirne in großen Tropfen. Die Augen traten schier aus dem Kopfe heraus, und die Hände waren so fest zusammengepreßt, daß das Blut zurücktrat.

Hughes erschrak heftig.

„Und was that die öffentliche Macht?" fragte er den Pfarrer.

„Ihr könnt Euch denken, Herr, daß Alles in Allarm ist. Der Lord ließ den vertriebenen Pächter verhaften, weil er behauptet, er stecke unter der Decke; indessen hat Sir K.... Kaution für ihn gestellt, und er ist einstweilen frei."

„Es ist keine Sicherheit mehr in Altengland!" rief Oldbridge. „Ist das jemals erhört worden? Im Lande der Gesetze und der Ordnung schleicht ein finsteres Wesen umher, ein heilloses Weib mit ihrem Anhange, greift in die geheiligten Rechte des freien Eigenthümers und bestraft nach Art der verdammten Yankee's, nach dem Lynchgesetz, das eigentlich keins ist, sondern die rohe Macht des Verbrechens."

„Ja wohl!" seufzte Hughes. „Wer sichert denn da Freiheit und Eigenthum?"

(Fortsetzung folgt.)

Ein Wort zur Beachtung.

Man liest in einem Correspondenz-Berichte der „Rh. u. M. Ztg." aus Berlin: Wenn Berlin sich rühmt, an den Bestrebungen der Regierung für deutsches Wesen und dessen Entwickelung denjenigen Theil zu nehmen, welcher in der Regel einer Hauptstadt zufällt, die dem Einflusse zahlreich versammelter Personale aus den Staatsbehörden nachzugeben pflegt — so tritt mit diesen Ansprüchen eine Erscheinung in den grellsten Kontrast, die für die Erziehung der Kinder aus den höheren Ständen, und also für ihre Lebensrichtung von entscheidender Wirkung seyn muß. Ich meine die auffallende Zunahme der französischen Bonnen, die wir nun jetzt schon recht sehr zahlreich in den freilich noch unbegrünten Baumgängen unseres Thiergartens mit ihren Schaaren kleiner, nachplappernder, federloser Papageien ihre diätetischen Umtriebe halten sehen. Diese hübsche, frohe, so glücklich in's Leben hineinlächelnde Kinderwelt! Die ersten Blitze ihres erwachenden Verstandes, ihrer ersten bewußten Wahrnehmung des schönen Daseyns — nicht durch die geheiligten Laute des Vaterlandes und seiner reichen Sprache bringen sie hervor — nein! ringsum schnattert's, näselt's, gurgelt's in ausländischem Radebrechen und die korrigirende Stimme des schweizerischen oder französischen Französisch rasselt, knattert, mauzt und ermahnt dazwischen. Welche Verbildung und welche Thorheit! — Dies leichte, seichte, arme und freundliche Französisch ist gewiß eben deßwegen die Weltsprache, und ganz gewiß muß sie der Reisende, muß sie der Gebildete mit Leichtigkeit sprechen können, wenn er sich in größeren Kreisen bewegen will. Aber ist sie nicht leicht? ist sie nicht durch fünf bis sechs Jahre guten Unterrichts bei schon reiferen Verstandeskräften und bei gehöriger, folgender Uebung ohne alle Schwierigkeit zu erlernen? Ist nicht ein Ohr, das sonst mit Sorgfalt für die Auffassung von Modulationen der Töne gebildet wird, binnen wenig Jahren dahin zu bringen, daß es die Eigenthümlichkeiten jeder Mundart auffaßt und so der Zunge beim Nachbilden anpaßt? — Ganz unbedingt! und die Verwechselung der Gegenstände des Unterrichtes mit den Mitteln der Erziehung zeugt daher von sehr geringem Nachdenken, von höchst geringem Takte der Eltern, die sich dieser Sünde bei ihren Kindern schuldig machen. Jedwedes Volk, das sich selber achtet, erzieht seine Kinder durch seine eigene Sprache und läßt sie nachher in allem Reichthume der Welt unterrichten, bis diese Unterrichtsgegenstände in die Fertigkeit der Verfügung darüber übergehen. Das wird ein rechter Deutscher werden, der von der Bonne in ihre französischen Begriffe, durch ihre Nasentöne in's Seelenleben seinen Einzug hält. Das wird eine tüchtige und kernhafte deutsche Hausfrau, die mit der Mademoiselle anhebt und den gezierten, weichlichen und prüden Mamsellenstyl als erste Grundlage ihrer Lebensgewohnheiten empfängt, daran ihre ersten, heiligen Jugend-Erinnerungen zu knüpfen hat. O, mit diesen fremden Tönen zieht mehr in die Seele ein, als das fremde Plappern — die ganze Sinnesart knüpft sich für immer daran, wenn nicht später sehr mächtige Eindrücke die früheren erschüttern. — Die Kleinen aber folgen hier nur dem Zuge der Großen. Es ist natürlich, daß man mit Fremden französisch rede, aber es ist wahrlich unnatürlich, wenn wir sogar in den höheren Zirkeln deutschen Stammes die „Konversation" französisch geführt hören. Alles anrühren, was interessiren kann, und nicht bis in den Gedanken oder die wahre Erfahrung bringen... so unerbaut davon gehen, als man hinein kam... das ist die Frucht der Unterhaltung in fremder Sprache bei einem Volk! — Höchst erfreut war ich daher, kürzlich eine hochstehende Frau zu hören, die eben trefflich französisch mit einem Ausländer gesprochen, und darauf, von einem deutschen Kavaliere französisch angeredet, sich verwundert mit der Frage umdrehte: „Können Sie denn nicht Deutsch?" — Können Sie denn nicht Deutsch? möchte ich seitdem alle die Laffen fragen, die man hier auch in Kafferhäusern rufen hört: Garçon, Taß Kaffé, wer do!

Mannichfaltigkeiten.

(Rom, 9. April.) Im großen Saale des Palazzo del Duca Caffarelli auf dem Capitol feierte gestern die deutsche Musik einen hier eben so seltenen als glänzenden Triumph. Professor Landsberg aus Breslau hatte dies Musikfest, das letzte der Saison, seit mehreren Wochen mit jener Liebe und Beharrlichkeit vorbereitet, der es, der hemmendsten Hindernisse ungeachtet, im Laufe der Zeit gelungen, den Meisterweisen unseres Vaterlandes auch in Rom Anerkennung und Werthschätzung zu gewinnen. Es genüge, zu wissen, daß in der ersten Hälfte des Konzerts Blüthen aus den tiefsten geistlichen Musiken (Mozarts Ave verum, Mendelssohns Paulus, Chöre von Seb. Bach, Händels Hallelujah aus dessen Messias ꝛc.) vor einer Zuhörerschaft von über vierhundert Personen unter dem lautesten Beifall ausgeführt wurden. Haltung und Gang dieser dramatischen Compositionen, sowie der andern heitern Hälfte (Stücke aus Oberon, Idomeneus, Don Juan, v. Curschmann, Meyerbeer ꝛc.) waren vortrefflich und rechtfertigten die von mehreren Anwesenden ausgesprochene Aeußerung, daß eine solche

Musik in Rom schwerlich je gehört worden. Außer Professor Landsberg waren die beiden talentvollen Componisten Eckart und Frank die begeisternde Seele der Ausübenden; unter ihnen auch gegen 80 Römer, für welche die deutschen Vocaltexte mit vieler Mühe ins Italienische hatten übertragen werden müssen. Die Prinzessin Maria von Sachsen, der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin, die Erbprinzen von Lippe und Schwarzburg-Rudolstadt, sowie fast alle Herren und Damen des diplomatischen Corps waren gegenwärtig.

Der ehrwürdige Greis Boyen, der kürzlich sein Jubiläum feierte, erklärte jüngst: es sey jedem Einzelnen besser, den Behörden amtliche Mißbräuche mitzutheilen zur Abstellung, als sie zu veröffentlichen, weil oft ein Irrthum des sich Beklagenden mit unter laufe. Aber der hochverehrte Menschenfreund verstatte die einwendende Frage: Wer hat es denn so weit gebracht, daß die hohen Behörden so genau jeden einzelnen Fall der beregten Art untersuchen und vorkommenden Falls auch die Schuldlosigkeit der Beamten an Pein und Mißgeschick des Einzelnen Diesem zur ausführlichen Kenntniß bringen, so wie jedem Andern, der davon hörte? Wer anders that und bewirkte das als die Oeffentlichkeit? — Man gehe hin nach . . . . und . . . . und . . . . u. s. w., zeige still den Behörden ein Uebel an, ohne selbst dabei betheiligt zu seyn, und dort, wo keine Oeffentlichkeit herrscht, wird der Anzeigende schwerlich gründliche Untersuchungen hervorrufen, sondern ein Rescript, worin vom „Queruliren" stehen wird und dessen Strafen. — Des edlen Mannes Belehrung an das Publikum war also, ohne den mindesten Zweifel, wohlwollend gemeint, allein sie ist nicht praktisch!

(Ungewöhnliche Sterblichkeit.) Englische Blätter erzählen als ein Beispiel auffallender Sterblichkeit im britischen Heere Folgendes. Das tapfere 32. Regiment Hochländer hatte im J. 1834 in trefflicher Ausrüstung und bei der besten Gesundheit das Mutterland verlassen und die Fahrt nach Ostindien angetreten. Das damals 600 Mann starke Regiment ist nun, im Ganzen 143 Mann zählend, so eben nach Schottland zurückgekommen. Bemerkenswerth ist es, daß dasselbe weder dem Feldzuge nach Kabul, noch den letzten mörderischen Gefechten im Scinde beigewohnt hatte.

(Großes Vergrößerungsglas.) In der Sitzung der Academie der Wissenschaften in Paris vom 25. März wies Hr. Guinant eine Linse von Flintglas von 20 Zoll im Durchmesser vor! Der Gelehrte Arago bemerkte bei dieser Gelegenheit, wie dies das größte Glas dieser Gattung sey, indem das Objectivglas des Riesenteleskops von Pulkova nur 14 Zoll im Diameter zähle.

(Wie man unversehens preußisch werden kann.) Auf einer Reise traf ich neulich mitten in Böhmen, eine Stunde von Asch bei dem böhmischen Dorfe Wernersreuth einen ächt preußischen Wegweiser, schwarz und weiß angestrichen. Sehr überrascht fragte ich, wie es komme, daß Wernersreuth auf einmal preußisch geworden sey, und erfuhr, der Tischler, der die böhmische Säule preußisch angestrichen, habe eben keine andere Farben gehabt. Der Wirth, der die Zeitungen liest, meinte übrigens, es sey unbedenklich, denn es gebe ja dagegen jetzt auch in Preußen viele böhmische Dörfer. (Dorfz.)

Die in Paris gegründete Frauen-Akademie muß sich, nebst ihrem Protektor, dem Grafen von Castellane, gar viele Spöttereien gefallen lassen. Es ist vielfältig behauptet worden, die Geistesprodukte dieses neugebornen Institutes würden sehr schwer anzubringen seyn. „Dies ist ein Irrthum", sagt der Pariser „Charivari": Der „Globe" öffnet Allem, was die Frauen-Akademie zu Tage fördert, mit der größten Bereitwilligkeit seine Spalten; nur findet dabei die sonderbare Neuerung statt, daß nicht das Journal seine Mitarbeiterinnen honorirt, wie es seit der Erfindung der Buchdruckerkunst üblich war, sondern daß, umgekehrt, die Mitarbeiterinnen das Journal honoriren. Graf Castellane ist übrigens so galant, diese Sorge auf sich zu nehmen; er zahlt jährlich 15,000 Franken, um den Musen, deren Mäcen er ist, Gelegenheit zu geben, aus dem Dunkel hervorzutreten und sich dem Publikum bekannt zu machen. Soll aber seine Galanterie vollkommen seyn, so muß er auch mit jedem Abonnenten des „Globe" eine besondere Uebereinkunft treffen, damit die Feuilletons nicht ungelesen bleiben. Unter 4000 Franken wird sich kein Abonnent dazu verstehen, alle Geistesprodukte der Blaustrümpfe zu lesen; und da der „Globe" deren zehn, nämlich Abonnenten, besitzt, so würde das Honorar an die Abonnenten gerade 40,000 Franken betragen."

(Dresden, 15. April.) Der hiesige Literatenverein hat in seiner letzten Hauptversammlung, welche ihm wieder zahlreiche Mitglieder zuführte, beschlossen, in allen zwischen den Vereinsmitgliedern zu wechselnden Geschäftsschreiben alle und jede Titulaturen, Convenienz- und Submissionsbezeichnungen in Wegfall zu bringen. — Unter verschiedenen Mißgriffen, durch welche hin und wieder Polizeisubalternen ihr Institut compromittiren, ist folgender einer der possirlichsten. Ein Restaurateur nächst dem Denkmale des Generals Moreau bei Röcknitz zeigt in der Charwoche im Lokalblatte an: Die Sängerfamilie Lerche sey nächst Moreau's Denkmal angekommen und werde gratis Konzerte geben, weshalb er um Zuspruch bitte. Sofort verfügen sich Polizeibeamte zum Ankündiger, um ihn wegen dieser Entweihung der Charwoche zurechtzuweisen, und der Sängerfamilie selbst, deren Eintreffen nicht in der gehörigen Form angemeldet seyn mochte, die nöthigen Anweisungen zu geben. Die Hinweisung des Restaurateurs auf die in der Luft schwirrenden Sänger enttäuschte die Pflichteifrigen.

(Rechtfertigung.) Als Hr. Sahl in L., bei der Accise angestellt, von einem seiner Freunde aufgefordert wurde, sein poetisches Talent nicht ruhen zu lassen, schrieb er Folgendes:

Mit meinen Versen in der Hand
Ging ich zu Gellerts Grabe
Und bat ihn, knieend auf dem Sand,
Um seine Dichtergabe.
Voll Eifer gegen mich entbrannt,
Aus dicht'rischer Caprice,
Riß er sie schnell mir aus der Hand,
Erklärte sie für Contreband
Und wies mich zur Accise.

(Preisfrage über Scheintod.) Wie sehr schwierig es ist, den wirklichen von dem scheinbaren Tod beim Menschen zu unterscheiden, beweist die am 4. März d. J. von der Akademie der Wissenschaften zu Paris erneuert ausgestellte Mannische Preisfrage. Der Professor Manni in Rom hatte vor dem

Jahre 1837 einen Specialpreis bei der Akademie von 1500 Franken gestiftet über die Lösung der Frage vom Scheintod. Die Akademie stellte daher im Jahre 1837 folgende Preisfrage: „Welches sind die bestimmten Kennzeichen des Scheintodes? Durch welche Mittel kann dem zu frühzeitigen Begraben begegnet werden?" Die Zuerkennnung des Preises sollte im Jahre 1839 erfolgen. Sieben Abhandlungen liefen ein, keine wurde aber desselben würdig erkannt, und die Frage wurde von neuem für das Jahr 1842 ausgeschrieben. Nochmals gingen sieben neue Abhandlungen ein, welche dasselbe Schicksal hatten, und jetzt ist die Frage zum dritten Male für das Jahr 1846 ausgeschrieben worden.

(Mesalliance.) Der Herzog v. Caffarelli konnte den Reizen einer Metzerswittwe in Rom nicht widerstehen und hat sie geheirathet. Da das Haus Cafarelli zum ältesten Adel Italiens gehört, so macht die Sache ungewöhnliches Aufsehen. Der Herzog hat seine Befehlshaberstelle in der päpstlichen Noblegarde, die aus dem Rahm des neurömischen Junkerthums besteht, niederlegen müssen, tröstet sich aber, scheint es, wie der Ritter Tannhäuser im Mährchen: „Ich bleibe jetzt im Venusberg bei meinen schönen Frauen."

(Der Andächtler.) Ein Andächtler, der einen kleinen Kram trieb, hielt eines Tages mit seinem Lehrburschen folgendes Gespräch:

Johann, hast Du Wasser unter den Branntwein gegossen?
Ja, Herr!
Hast Du Kreide unter den Farinzucker gethan?
Ja, Herr!
Hast Du kleine Steine und Reiser unter die Rosinen gemischt?
Ja, Herr!
Hast Du den Tabak angefeuchtet?
Ja, Herr!
Nun so komm' in die Betstunde!

Aus Würzburg meldet man vom 17. d.: Die gestern auf dem Dampfboote „der Verein" angestellten genauen Versuche der Beheizung mit Braunkohle vom Bauersberge vor der Rhön haben ein äußerst befriedigendes und günstiges Resultat ergeben. Die Versuche werden nunmehr auf allen Booten der Gesellschaft fortgesetzt, und es ist gar nicht mehr zu bezweifeln, daß der vollständigen Einführung derselben nicht nur nichts Hinderliches im Wege steht, sondern auch für die Gesellschaft selbst dadurch ein höchst bedeutender pecuniärer Nutzen erwächst.

Korrespondenz.

Höchst a. M., im April.

Vor kurzem meldete das Frankf. Journal, daß, sicherem Vernehmen zufolge, der Eisenbahnbau von hier nach Soden demnächst begonnen werden solle. Hier weiß man von dieser Angelegenheit noch nichts und zweifelt allgemein daran, daß je an die Errichtung dieser Zweigbahn im Ernste gedacht worden sey. Dieselbe würde sich auch nur schlecht rentiren, denn bei dem ungünstigen Terrain würden die Kosten der Anlage und Unterhaltung derselben jedenfalls sehr bedeutend werden, so daß die Personentaxe nicht geringer als 12 Kr. gesetzt werden könnte, ein Preis, für welchen auch die bereits in hinlänglicher Menge vorhandenen Omnibi expediren. Wir sind nicht eingenommen gegen die Errichtung von Eisenbahnen und anderer Anstalten zur schnellen und wohlfeilen Beförderung der Menschen und Produkte von einem Orte zum andern, erkennen vielmehr ihren wohlthätigen Einfluß auf's allgemeine Beste, welchen näher zu erörtern wir hier für überflüssig halten, gebührend an; aber daß solche Anstalten auf einzelne Orte, Personen und Stände oft nachtheilig wirken, ihren Wohlstand öfter — wenn auch nur temporär — stören, ist gewiß nicht in Abrede zu stellen. Namentlich hat Höchst durch die Errichtung der Taunuseisenbahn, so wie durch die Maindampfschifffahrt unendlich viel verloren; denn während früher fast jeder Reisende, den sein Weg von Mainz, Wiesbaden, Königstein rc. nach Frankfurt (und umgekehrt) führte, gern in dem freundlichen Städtchen einige Zeit verweilte, um sich zu erfrischen, fährt er jetzt mit Windeseile an uns vorüber und überläßt uns — den Dampf, der aus den Locomotiven empor steigt. Das Frachtfuhrwesen ist unbedeutend geworden, da die meisten Güter durch die Dampfschiffe befördert werden; der Speditionshandel, welcher früher hier blühete, hat fast gänzlich aufgehört und auch die übrigen merkantilischen Geschäfte werden immer unbedeutender; der allgemeine Wohlstand beginnt zu sinken. Wollte man den Grund hiervon in der Unthätigkeit der Bürger suchen, so würde man sehr irren. Der Höchster Bürger gehört nicht zu denen, die fest beharren bei dem Alten, auch dann, wenn es nicht mehr paßt; er sucht vielmehr fortzuschreiten mit dem Zeitgeiste und ist bemüht, sich mit den neueren Erfindungen und Verbesserungen bekannt zu machen und Vortheile aus ihnen zu ziehen. Daß z. B. der Staatswagen, welcher in der hiesigen Fabrik für unsern durchlauchtigsten Herzog verfertigt wurde, in jeder Beziehung sich auszeichnet, haben Alle, welche ihn gesehen, anerkannt. Während man an andern Orten das überflüssige Getreide dazu verwendet, einen elenden, den Menschen physisch und moralisch vergiftenden Fusel zu bereiten, wird hier ein Bier gebraut, das dem bairischen und selbst dem englischen kühn an die Seite gesetzt werden darf und dessen Ruf sich, obschon es nicht auf marktschreierische Weise angepriesen wurde, weit verbreitet hat. Es wird bis nach Hachenburg (circa 20 Stunden von hier) versendet. Die Brauer desselben sind die rührigen und thätigen Söhne der Frau Hartmann, Gasthalterin zum rothen Löwen dahier, von denen der ältere durch Reisen nach Baiern, Frankreich und England sich die nöthigen Kenntnisse und Geschicklichkeiten erworben hat, dieses ausgezeichnete Getränk, das schon unsere Urväter so sehr liebten, zu bereiten und somit factisch zu beweisen, daß nicht, wie man bisher häufig wähnte, bairische Luft und bairisches Wasser erforderlich seyen zu einem guten Bier. Solche Beispiele verdienen veröffentlicht und nachgeahmt zu werden; denn nur dann, wenn dem Volke ein gutes und gesundes Bier geboten werden kann, wird es sich des mit Recht verrufenen Branntweintrinkens entwöhnen.

Theater-Anzeige.

Freitag, 19. April. (Zum Erstenmal): Christophe und Renata, oder: die Verwais'ten, Schauspiel in 2 Aufz., frei nach Aupray von Carl Blum. (Gastrollen) Baronin v. Tourjagu: Mad. Birch-Pfeiffer. Bernard: Hr. Keller, vom Theater zu Zürich. Vorher geht: Der Ehrgeiz in der Küche, Posse in 1 Act, nach Scribe und Mazères, von Lembert.

Samstag, 20. April. Die Montecchi und Capuleti, große Oper in 4 Abth., Musik von Bellini. (Gastrollen) Julia: Fräulein Angelika Köhler, vom Theater in Riga. — Romeo: Mad. Schmidtgen, vom Hoftheater zu Wiesbaden.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 111. Sonntag, den 21. April 1844.

Rebekka.

Novellette.

(Fortsetzung.)

„Was das Schlimmste ist," fuhr der Geistliche fort, „Niemand weiß, wo, wie und wann diese unsichtbare Macht der Rebekka den Einzelnen ereilt. Keine Spur läßt sich entdecken. Lord R...... hat drei Wolfshunde in seinem Hofe, und keiner hat Laut gegeben. Die Stallknechte sind nicht ein Mal erwacht, als der Frevel im Pferdestalle geschah. Man sollte glauben, Rebekka sey ein böser Geist, der umherschwebe, wie der Wukodlak der Serbier, und sein Unheil anrichte, ohne daß die menschlichen Sinne und die noch schärferen der Bestien irgend eine Wahrnehmungsfähigkeit dafür besäßen."

„Es ist entsetzlich," sagte Hughes, „und für mich ist die Sache um so unfaßbarer, als ich bis jetzt von Rebekka nur solche Thaten hörte, die nicht als Raub, noch weniger als eine Rohheit bezeichnet werden konnten, wie beides hier klar sich charakterisirt."

Das Thema wurde nun nach allen seinen Richtungen ventilirt, bis die Stunde des Souper's kam. Der Geistliche entfernte sich in seine nahe Wohnung, weil, wie er sagte, seine Familie verzweifle, wenn er sich länger entfernt hielte.

Oldbridge war stille geworden. Das Essen, welches Miß Lucy auf die liebenswürdigste Weise servirte, wollte ihm nicht munden. Sein Herz pochte in fieberischer Hast; denn manche Sünde der Unmenschlichkeit hielt ihm das unerbittliche Gedächtniß und Gewissen vor. Hughes, wenn auch zerstreut, ließ dennoch in keiner Weise die Unruhe merken, welche ihm die Nachricht des Geistlichen gebracht hatte. Er sprach tapfer zu, und die köstlichen Weine, welche Master Oldbridge gegen alle Gewohnheit seinem Gaste vorsetzte, erheiterten ihn gegen das Ende der Tafel ungemein.

Als sich Miß Lucy entfernt, trank er mit Oldbridge ein Glas Xeres auf guten Muth.

„Was hilft's am Ende," sagte er, „wenn wir uns jetzt schon in's Blaue hinein kränken. Wir haben ein gutes Gewissen, und die Sache wird uns beide nicht berühren."

Oldbridge hustete. „Freilich wohl," sagte er darauf; „aber Ihr habt da unterwegs einen Brand in meine Seele geworfen. Ich gestehe, daß er noch nicht gelöscht ist, der nämlich, daß bei einigem Uebelwollen man leicht eine Sache in's Arge hineinarbeiten kann, die an und für sich nur die gute Sache des Rechts ist. Zum Beispiel die Geschichte mit dem Pächter Readhouse. Wie gesagt, Master Hughes, mir ist da ein Gedanke durch den Kopf geflogen, der so übel nicht wäre. Ich thue ein Auge zu, und Euer Gewinn ist sicher."

„Wie so das?" fragte Hughes mit großer Neugierde.

„Ich denke so: Ihr übernehmet meine Schuld zu der Eurigen, und Ihr habt es dann mit dem Burschen allein zu thun. Statt 500 Pfund zahlt Ihr mir 450, und zieht 500 ein. Bessere Geschäfte habt Ihr schwerlich noch gemacht? —"

„Ich danke Euch für Eure gute Meinung, Master Oldbridge; indessen gestehe ich Euch, daß ich gerade deßwegen nach Cardiff kam, um meine Forderung an irgend Jemanden, der sich mit derlei Geschäften abgiebt, zu verhandeln. So möchte ich denn nicht in Höflichkeit von Euch überboten werden. Wollt Ihr mir die 500 Pfund geben, die ich heute an Euch verlor, so will ich Euch die Schulddokumente von Readhouse, die auf 700 Pfund lauten, dafür einhändigen. Zweihundert Pfund steigern also Euere Wette bis zu 700 Pfund. Mich däucht, mein Anerbieten ließe sich hören?"

Oldbridge's Auge glänzte. Der Xeres war ihm zu Kopf gestiegen. Er kraute sich auf dem Kopfe und senkte darauf das Kinn zwischen Daumen und Zeigefinger, während er den Ellnbogen auf den Tisch stützte. In dieser Stellung beharrte er ungefähr fünf Minuten. Der Metallreiz begann seine Macht auf ihn zu üben. Er berechnete schnell und sicher die Chancen, welche zu seinem Vortheile sich neigten. Zweihundert Pfund so, mir nichts, dir nichts, gewinnen, kein eigenes Geld, sondern die gewonnene Wette blos dafür geben — das Alles war über die Maßen günstig.

„In der That," hob er endlich an, „Euer Anerbieten ist der Art, daß die Höflichkeit gegen meinen ehrenwerthen Gast es mir verbietet, es geradezu auszuschlagen. Wären nur die verdammten Hunde von Rebekkaiten nicht, ich würde sogleich Euch den Beweis liefern, wie sehr ich Euch schätze, und wie viel mir daran gelegen ist, Euch eine eben so günstige Meinung von mir beizubringen, als ich sie von Euch hege. Doch heute Abend —"

„Seltsam!" rief Hughes, „warum zögert Ihr? —"

„Die Gerichtskosten, Herr, sind ungemein groß. — Wie denkt Ihr, wenn ich Euch baar 400 Pfund zahlte — bedenkt, baar, und Ihr kämet so um die Ecke ohne Umschweife, ohne Kosten, ohne Gericht und Advokaten? Dabei wage ich noch

viel; denn wer leistet mir Bürgschaft, daß der Schurke so viel noch übrig behält?"

„Topp!" sagte nach einigem Besinnen Hughes, „die Sache ist abgethan. Lieber Euch, meinem Freunde, als einem Schurken von Advokaten! Doch, ich fühle Schlaf. Seyd so gut, und weis't mir mein Zimmer an. Morgen bei'm Frühstück gleichen wir die Sache vollends aus."

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die reisenden Virtuosen und was dem anhängig.

(Allg. Anz. d. Deutschen.)

Wir ehren die Kunst und wissen den Künstler zu schätzen, wenn er Bescheidenheit genug besitzt, sich und sein Talent nicht zu überschätzen; wir haben Virtuosen aller Art genug gehört und gesehen, und gestehen gern, daß wir manche angenehme Stunde denselben verdanken; aber wir sind eben so weit entfernt, die Abgötterei zu theilen oder zu billigen, welche man in unserem süßlichen Zeitalter mit jenen Kunstjüngern treibt. Die Berichte in den Tagblättern über die Konzerte und musikalischen Leistungen der reisenden Virtuosen sind bisweilen wahrhaft widrig zu lesen und schon öfter ist ein gerechtes Mißfallen darüber ausgesprochen worden. Es wird den Künstlern da so überflüssig viel Weihrauch gestreut, daß wir es ihnen gar nicht übel nehmen können, wenn sie sich für höhere Wesen halten und wenn sie durch solche alberne Vergötterungen auf den Gedanken kommen, daß die Welt mit den Menschen nur um ihretwillen geschaffen sey und daß das Weltall ohne ihr Daseyn aus seinen Fugen kommen und in ein antediluvianisches Chaos zurücksinken werde.

Unter den Instrumentalisten nehmen die Violinspieler den ersten Rang ein; untergeordneter sind die Pianisten, und zwar nach unserer einfachen Ansicht besonders deßhalb, weil, wenn das Fortepiano rein gestimmt ist, der Pianist mit leichter Mühe auch rein spielen kann; eine 2 — 3jährige Uebung aber wird leicht eine solche technische Fingerfertigkeit gewähren, daß, wenn der Virtuose nun nebenbei etwas sentimental-gemüthlich spielt, der rauschendste Beifall nie ausbleibt. Höher steht dagegen der vollendete Geigenspieler; denn dieser muß sein Instrument rein greifen, und die kleinste Dissonanz wird von der Kritik streng gerügt. Aber neben dem vollkommen reinen Griff in die Saiten gehört ein wahrhaft musikalisches Genie, eine so hohe Kenntniß und ein so reines Gefühl und Bewußtseyn der Harmonien dazu, daß eben deßhalb die Paganini's so selten sind.

Wir haben ferner wiederholt in öffentlichen Blättern gelesen, daß reisende Künstler bisweilen die Einnahme in den Konzerten den Armen überwiesen haben, und verkennen keineswegs den wohlthätigen Sinn jener Männer; aber eben so wenig billigen wir die lobhudelnde Sprache verzückter Correspondenzler, welche die überschwängliche Großmuth solcher gewöhnlichen Handlungen über Alles erhaben finden und in die Posaune stoßen, daß man es weithin hören kann. Ist es denn in der That etwas so Preiswürdiges, wenn ein reisender Claviervirtuos ꝛc. einmal 100 Thlr. für die Armen abgibt? Hat er durch Fleiß und einige Ausdauer (andere ehrliche Menschen müssen ja auch im Schweiß ihres Angesichts ihr Brod essen) die Fertigkeit erst erworben, so verdient er ja beim eigenen Genuß und unter den ewig wechselnden, aber angenehmsten Lebensverhältnissen im eigentlichen Sinne spielend Tausende und aber Tausende in zwei Stündchen. Wahrlich, der Pfennig, den der Arme sich abdarbt zur Beisteuer für noch Aermere, gilt in unsern Augen mehr als jene Hunderte.

Dies Alles gilt auch von den Sängern und Schauspielern. Diese werden durch die maßlosen Vergötterungen nur noch mehr veranlaßt, mit Umgehung der Bescheidenheit, mit selbstgefälliger Arroganz aufzutreten und ihre Gehaltsforderungen auf eine ganz unverhältnißmäßige Höhe, gegenüber ihren oft nur mittelmäßigen Leistungen, zu steigern. Wo ist der Minister, wo der Gelehrte, wo der betriebsame Geschäftsmann, wo der fleißige Landwirth, dessen Verdienste so überschwänglich belohnt würden? — Wir dächten im vollen Ernst, es wäre endlich an der Zeit, diesem Unfug zu steuern, und da es den Theaterdirektionen nicht mehr möglich ist, die ungemessenen Forderungen solcher Kunstjünger zu befriedigen, wenn anders nicht am Ende sämmtliche Direktionen aufhören sollen zu zahlen, so machen wir hier den unmaßgeblichen Vorschlag: daß vorerst sich sämmtliche Theaterdirektionen nur dahin vereinigen mögen, die Gehalte einem bestimmten Maßstabe anzupassen, und nicht, wie bisher, die unbescheidenen Forderungen der Sänger und Tänzerinnen ꝛc. ängstlich zu befriedigen. Denn wenn z. B. in Berlin eine Schauspielerin ꝛc. die gewiß glänzenden Anerbietungen der Direktion dennoch ihren übertriebenen Forderungen nicht entsprechend findet und nicht singen oder tanzen will, aber bald darauf die Erfahrung machen muß, daß man in Dresden, Wien, München ꝛc. auch nicht mehr bewilligen will, so werden diese verwöhnten Leutchen ihre Forderungen schon herabstimmen und die Direktionen und das Publikum dabei nur gewinnen. — Wie gesagt, die sämmtlichen Theaterdirektionen müssen sich nur vereinigen, ihre Sonderinteressen dem allgemeinen Besten unterordnen, und die Sache wird sich machen: aller Anfang ist schwer.

Wir vertrauen dem gesunden Sinne der Mehrzahl unserer geehrten Leser, daß sie unseren guten An- und Absichten im Allgemeinen beistimmen werden; und sollten einzelne Entgegnungen hervortreten wollen, so verbitten wir nur solche von sich verletzt fühlenden Kunstjüngern oder von überschwänglichen Anbetern beliebter Tänzerinnen ꝛc.

Lercare.

Die Lercari in Genua waren von Vater zu Sohn schreckliche Männer, Eisenherzen. Einer von ihnen fing schon als Kind an das Schachspiel zu studiren und erlangte in demselben eine außerordentliche Geschicklichkeit. Der Pascha von Trebisond, der sich damals in Genua befand, um einen Streit mit der Pforte und der Republik auszugleichen, spielte auch gut Schach. Eines Abends bei dem Dogen suchte man einen würdigen Gegner und der kleine Lercaro trat vor. Der Pascha, der sich einbildete, mit einem Kinde von zwölf Jahren leicht fertig zu werden, erlaubte sich beleidigende Scherze. Er verlor die erste Partie und scherzte noch bitterer; er verlor die

zweite und gerieth nun außer sich. Als er endlich auch die dritte Partie verloren hatte, gab der Gesandte dem Sieger wüthend eine Ohrfeige. Der Knabe stand ernst auf und sagte zu dem Pascha:

„Da ich alt genug bin, mit Ihnen zu spielen, so werden Sie mir auch Genugthuung für die Beleidigung geben und morgen sich mit mir schlagen."

Die Gesellschaft lachte, der kleine Lercaro blieb aber bei seiner Forderung und der Doge mußte ihn fortschicken. Sechs Jahre später rüstete der junge Patricier, der nun sein eigener Herr geworden war und die Verfügung über ein ungeheueres Vermögen erlangt hatte, vierzig Galeeren aus und unternahm einen Kreuzzug im schwarzen Meere vor Trebisond. Alle Schiffe, die erschienen, wurden angehalten und in den Grund gebohrt, und der Pascha erhielt zu Ende jeder Woche ein Fäßchen voll Ohren, die seinen Unterthanen abgeschnitten worden waren. Die Handelsleute in Trebisond und Konstantinopel beklagten sich laut. Man schickte gegen die genuesischen Corsaren eine Flotte, die geschlagen wurde, und der Sultan selbst erhielt Fässer voll türkischer Ohren. Nachdem der Sultan endlich die Veranlassung des Krieges erfahren hatte, ersuchte er den jungen Lercaro, an seinen Hof zu kommen, und versprach ihm Genugthuung zu geben. Der Pascha von Trebisond wurde ebenfalls nach Konstantinopel berufen und entschuldigte sich hier demüthig vor seinem Gegner.

„Vergessen Sie nie", sagte Lercaro zu ihm, „daß ein Patricier von Genua, und läge er noch in den Windeln, stets einer Beleidigung eingedenk bleibt, und daß Der, der ihn zu schlagen wagt, sich selbst schlägt."

Heut zu Tage sind die Lercari ausgestorben; ihr Palast ist ein Casino geworden.

Mannichfaltigkeiten.

Man liest in der „Allg. Ztg." aus München: „Am 10. April wurde auf unserer Hofbühne zum ersten Mal, und zwar bei vollem Hause, Gutzkow's historisches Lustspiel „Zopf und Schwert" aufgeführt. Der Erfolg war ein glänzender, insofern der Beifall ein lauter fortwährender war, der wie dem Werke selbst, so der gerundeten Darstellung und dem trefflichen Spiele Jost's, der Dahn ꝛc. gespendet wurde. Die Vorzüge dieses Stückes, sowie seine Mängel sind schon anderwärts sattsam hervorgehoben und gerügt worden. Auch hier glauben Viele, daß der Stoff, wie ihn Gutzkow aufgefaßt, für fünf Acte nicht ausreicht, woraus Längen entstehen, die selbst der witzigste Dialog nicht ausfüllt; Andere tadeln, daß mehrere Scenen, und gerade die ergötzlichsten, an's Possenhafte streifen, was das historische Lustspiel zur Carricatur herabziehe. Wir möchten von Gutzkow selbst eine Recension über sein Stück lesen, vorausgesetzt, daß ihm dieses als die Arbeit eines Unbekannten erschiene; ob wohl der Dichter mit dem Kritiker zufrieden wäre? Wahr ist, trotz allen Schwächen, die man an diesen Lustspielen tadeln mag, gehört in Deutschland „Zopf und Schwert", sowie in Frankreich „Ein Glas Wasser" zu den anziehendern dramatischen Hervorbringungen der neuern Zeit; aber wie fern sind sie von dem Höhepunkte, der uns eine Wiedergeburt der modernen Bühne verkündigte?"

Eines Tages war der Vater des berühmten Verfassers des „Orlando furioso" auf seinen Sohn höchst aufgebracht und las ihm tüchtig den Text. Ariost hörte ihm mit großer Aufmerksamkeit zu, ohne auch nur ein Wort zu seiner Entschuldigung vorzubringen. Als sich der erzürnte Vater entfernt hatte, so fragte der Bruder Ariost's denselben, warum er gar nichts zu seiner Rechtfertigung angeführt. Ariost erwiederte: „daß er gegenwärtig an einer Komödie arbeite und gerade jetzt an einer Scene derselben sey, wo ein greiser Vater seinem Sohne den Text lese; als nun sein eigner Vater angefangen, ihn auszuschelten, sey ihm (dem Komödiendichter) der glückliche Einfall gekommen, seinen Vater aufmerksam zu beobachten und sich genau seine Ausdrücke, seine Mienen, jede seiner Bewegungen und Gebärden zu merken, um den erzürnten Vater in seiner Komödie nach der Natur malen zu können."

Am 14. April trat zu Brüssel ein sehr bejahrter Mann in einen Laden, löste dort ein Schnupftuch ab und ging mit demselben weg. Auf den Ruf des Kaufmanns: „Haltet den Dieb fest!" kehrte der Mann um, gab das Schnupftuch zurück und sagte zu dem Kaufmann: „Haben Sie die Güte, vor Gericht das Vergehen zu bezeugen, welches ich begangen habe; ich habe nichts zu essen und im Gefängniß werde ich wenigstens ein Obdach und Nahrung finden." Ein mittlerweile hinzugetretener Stadtgardist konnte sich nur mit Mühe den dringenden Bitten dieses Unglücklichen entziehen, welcher durchaus in's Gefängniß gebracht werden wollte.

Bassompierre, Marschall von Frankreich unter Ludwig XIII., wurde von diesem als Gesandter in die Schweiz geschickt. Man erzählt, daß nach einem glänzenden Abschiedsessen, das ihm die Deputirten der dreizehn Kantone gaben, er von denselben bis vor den Ort der Tagsatzung begleitet ward. Ehe der Marschall zu Pferde stieg, schlug er ihnen vor, noch den Abschiedswein (vin de l'étrier, der Wein, den man trinkt, ehe man in den Steigbügel (étrier) steigt) zu trinken. Die Abgeordneten ließen den großen Humpen holen. „Nein," entgegnete der Marschall, „der Steigbügelwein muß aus dem Stiefel getrunken werden." Er ließ sich einen seiner Stiefel ausziehen, den man dann bis oben mit Wein füllte; der Marschall trank hierauf zuerst ungefähr ein halbes Maß, nach ihm that jeder der dreizehn Abgeordneten einen tüchtigen Zug, so daß der Stiefel bald bis auf den Grund geleert ward.

(Maestricht, 12. April.) Ein Geometer zu Heerlen wurde, weil er im vorigen Monat in einem Wirthshause das Räthsel in Beziehung auf die außerordentliche Belastung gestellt: „Welcher Unterschied ist zwischen der Regierung und einem Kleidermacher?" und darauf die Auflösung mitgetheilt: „Ein Schneider kleidet die Menschen an, und die Regierung zieht sie aus," zu Gefängnißstrafe von fünf Jahren und den Kosten in Folge des Gesetzes vom 1. Jan. 1830 verurtheilt.

Die „Debats" geben einen sehr interessanten Bericht über die letzte Waffenthat der Prinzen Aumale und Montpensier; auch hebt diese Mittheilung den Grenadierkapitän der Fremdenlegion, Meyer, der ein sehr braver Deutscher genannt wird, hervor; er war es, der den Prinzen zum Sturm aufforderte, indem er auf einen französischen Verwundeten, der von der Linie verlassen worden war, hinwies und ausrief: Monseigneur!

il respire encore, — en avant! (Er athmet noch, vorwärts!) — „En avant!“ wiederholte der Prinz und zog den Degen. Der Adjutant Aumale's, Oberstlieutenant Jamin, wurde auf der Anhöhe verwundet; er drehte sich, eine Kreiswendung machend, um, und rief mit echt französischer Artigkeit: Excusez, Monseigneur, je ne puis plus vous suivre, je suis blessé. (Entschuldigen Sie, ich kann Ihnen nicht mehr folgen, ich bin verwundet.) — Briefe aus Oran vom 21. März melden, daß General Lamoricière seine Expedition in die Wüste, um Abd-el-Kader zu verfolgen, am 12. April beginnen werde.

(Bukarest.) Bei uns werden die mißfälligen Theaterleute nicht mehr ausgepfiffen, sondern ausgeblasen. Als die Sängerin Sgra G—i, die sich einige Umtriebe erlaubt hatte, eben ihre Arie beginnen wollte, ertönte aus der Loge des Fürsten G—i ein Posthorn, das dieselbe Arie recht nett zum allgemeinen Gelächter des Publikums vortrug. Die Opernvorstellung ward somit unterbrochen.

Korrespondenz.

Meiningen, 14. April.

Es ist wahr, die französische Academie hat über die Prießnitz'sche Wasserheilmethode das Verdammungsurtheil gefällt. Dieses Verdammungsurtheil trifft, wie es von ihr motivirt worden ist, nicht blos diese specielle Heilmethode, sondern überhaupt „die Geschenke, welche seit sechzig Jahren Deutschland der französischen Medicin gemacht habe und welche nicht sehr geeignet seyen, den Aerzten dieses Landes besondere Rechte einzuräumen.“ Die medicinische Academie ist also von vornherein mit einem sehr ungerechten nationalen Vorurtheile nicht sowohl gegen die Wasserheilmethode insbesondere, als vielmehr gegen die deutsche Medicin ganz im Allgemeinen hierin zu Werke gegangen, und sie hat sich durch dieses Vorurtheil verleiten lassen, über eine Sache ein Gutachten abzugeben, die sie gar noch nicht einmal kannte. Es verhält sich dies folgendermaßen. Vor nun fünf Jahren kamen zwei in Paris wohnende deutsche Aerzte, die Doctoren Engel und Werthheim, beim Ministerium des Innern um die Erlaubniß ein, in jener Stadt eine Wasserheilanstalt errichten und betreiben zu dürfen. Letzteres überwies die damals in Frankreich fast nur noch durch Hörensagen bekannte Sache der medicinischen Academie zur Begutachtung, und diese hielt es gar nicht einmal der Mühe werth, den Gegenstand am Krankenbette derjenigen Prüfung zu unterwerfen, die allein zu einem competenten Urtheile hätte berechtigen können, sondern formulirte in einer Sitzung vom 18. Aug. 1840 ihr Gutachten frischweg auf den Grund einer von jenen beiden Aerzten eingereichten Abhandlung über die Wasserheilmethode. Das war ein sehr vornehmes Verfahren, aber auch zugleich ein sehr leichtsinniges, um so leichtsinniger, da die Academie, wenn sie den ihr gewordenen wichtigen Auftrag pflichtgemäß hätte erfüllen wollen, wohl wissen mußte, daß die Prießnitz'sche Wasserheilmethode keine von ihrem Schöpfer niedergeschriebene Theorie, kein gemachtes System, sondern eine empirische Thatsache sey, die jedem Beobachter, je nach der Art seiner Auffassung und dem Maße seiner Erkenntniß, sich auf rein subjectivem Standpunkt darstelle und daß sie es also in jener Abhandlung keineswegs mit der Sache selbst, sondern nur mit einer mehr oder minder einseitigen, mehr oder minder unvollkommenen Darstellung derselben zu thun habe. Glücklicherweise hat für die Franzosen selbst die Academie längst aufgehört, ein Orakel zu seyn. Publikum und Aerzte haben sich nicht abhalten lassen, jenes auch ferner deutsche Wasserheilanstalten zu frequentiren, diese den Thatsachen ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden. Die Direktion eines der ersten Spitäler von Paris, das Hospital St. Louis, war sogar vorurtheilsfrei genug, dem Dr. Werthheim, einem der beiden oben genannten deutschen Aerzte, eine Abtheilung ihrer Heilanstalt zu hydrotherapeutischen Versuchen unbedingt zu übergeben; und daß sie dies in keiner Weise zu bereuen gehabt habe, dafür zeugt unter vielem Andern ein an sie gerichtetes, von Orfila signirtes Schreiben des Conseil général des hôpitaux vom 1. Januar 1843, in dem ihr wegen Einführung der Wasserheilmethode in das Hospital und wegen der dadurch gewonnenen Resultate in den schmeichelhaftesten Ausdrücken für die Methode selbst, so wie für den dieselbe ausübenden Arzt Dank und Lob gespendet werden. Eben so wenig Werth scheint das französische Ministerium auf jenes Gutachten der medicinischen Academie gelegt zu haben. Trotz letzterem beauftragte es, zunächst im Interesse der Militärspitäler, einen gewissen Dr. Ecoutetten, ersten Professor und Dirigenten des Militärhospitals für Ausbildung junger Militärärzte in Straßburg und noch dazu Mitglied der medicinischen Academie in Paris, einen Mann, der nie zuvor mit der Prießnitz'schen Wasserheilmethode in irgend eine Berührung gekommen war, diese Methode auf dem Wege einer hinreichend langen Beobachtung des Verfahrens und seiner Resultate in deutschen Wasserheilanstalten selbst, Gräfenberg voran, einer gründlichen Prüfung zu unterwerfen und auf solcher soliden Basis seinerseits Bericht an das Ministerium zu erstatten. Dieser sehr voluminöse, seinen Gegenstand empirisch und wissenschaftlich gleich sorgfältig behandelnde Bericht, das Ergebniß eines längern Aufenthalts in mehreren deutschen Wasserheilanstalten, liegt gegenwärtig gedruckt dem Publikum vor; er spricht sich mit der ganzen Wärme der Ueberzeugung für die Sache der Wasserheilmethode aus und seine Folge ist bereits gewesen, daß das französische Gouvernement wenigstens an die Militärärzte die Aufforderung hat ergehen lassen, sich mit der Sache vertraut zu machen und, gleichwie im Hospitale des Dr Ecoutetten in Straßburg, in geeigneten Fällen sie in's Bereich ihrer Praxis zu ziehen. Endlich hat in neuester Zeit der Dr. Werthheim in Paris zur Anlage einer Wasserheilanstalt die förmliche Erlaubniß erhalten, die ihm auf den Grund des Gutachtens der Academie früher verweigert worden war. Gegenüber solchen Thatsachen muß es befremden, in jüngster Zeit das Gutachten der Academie, das am besten der Vergessenheit übergeben worden wäre, von neuem aufgewärmt und aufgetischt zu finden. Und doch ist nicht zu öffentlicher Kenntniß gekommen, daß seitdem irgend etwas von dieser Academie geschehen sey, was sie zu einem Urtheil über den berührten Gegenstand hätte berechtigen können. Es ist heutzutage schlimm für eine gelehrte Autorität, am schlimmsten aber für eine gelehrte Körperschaft, sich durch ein vorschnelles Urtheil mit einer öffentlichen Wahrheit in Widerspruch gebracht zu sehen: die Wahrheit lebt fort und wächs't, allen ungünstigen Prognosen über ihre Lebensfähigkeit zum Trotze, und läßt sich nicht mehr mit Worten todtschlagen. Wär's da nicht rühmlicher, sich ebenfalls ihr zugängig zu machen, als ihr hartnäckig ein mephistophelisches: „Ich hab' doch recht!“ entgegen zu setzen? Die Academie hat sich dazu vielleicht nur durch ängstliche Besorgniß um den Glauben des Publikums an ihre Unfehlbarkeit verleiten lassen.

Theater-Anzeige.

Samstag, 20. April. Die Montecchi und Capuleti, große Oper in 4 Abth., Musik von Bellini. (Gastrollen) Julia: Fräulein Angelika Köhler, vom Theater in Riga. — Romeo: Mad. Schmidtgen, vom Hoftheater zu Wiesbaden.

Sonntag, 21. April. Mutter und Sohn, Schauspiel in 2 Abth. und 5 Acten, mit freier Benutzung des Romans: „die Nachbarn“ von Fr. Bremer, von Charl. Birch-Pfeiffer. (Gastrollen) Generalin v. Mansfelt: Mad. Birch-Pfeiffer. Franziska: Fräul. Sieck, vom großh. Hoftheater zu Darmstadt.

Redakteur: J. L. Heller; — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 112. Montag, den 22. April 1844.

Rebekka.

Novellette.

(Fortsetzung.)

4.

Kaum hatte der junge Tag seine ersten Lichter in das Thal gesandt, wo das Dorf lag, dessen schönstes Gebäude Oldbridge's Wohnhaus war, als es heftig an die wohlverwahrte Thüre Oldbridge's pochte. Er fuhr aus einem schönen Traume auf. Eben träumte ihm nämlich, er habe bei'm Frühstück seinem Gaste noch 50 Pfund herausgezwickt. Er rieb sich die Augen und rief: „Wer wagt es, meine schönsten Morgenträume so schändlich zu stören?"

„Ich, Herr, ich," krächzte Tom, der alte Diener. „Machet um Gotteswillen auf! Es ist etwas Erschreckliches passirt!"

Oldbridge sprang wie besessen aus dem Bette, suchte nach seinen Beinkleidern, und konnte, da alle Läden dicht verschlossen waren, und die Angst ihn toll gemacht, nicht fertig werden. Er fluchte wie ein Türke, und konnte endlich nur dadurch helfen, daß er zu einem Fenster rannte, den Laden aufriß und so einiges Licht gewann. Er hatte den Augenblick benutzt, schnell sein Auge umherschweifen zu lassen. Als er nirgends Feuer sah, gewann er eine größere Sammlung, und wurde endlich mit einer nothdürftigen Bekleidung fertig. Hierauf öffnete er die Thüre, und prallte vor dem Anblicke Tom's zurück, der ihn geisterhaft anstierte und ihm ein großes Papier und ein Licht entgegenhielt. „Was ist das?" fragte er mit Entsetzen.

„Das war an die Außenseite der Hausthüre mit Nägeln angeheftet," sprach zitternd Tom. „Leset nur! Drunter steht der entsetzliche Namen: Rebekka."

„Hast Du es gelesen, guter Tom?" fragte der zitternde Oldbridge. „Was enthält es denn? —"

„Ach, Herr," stotterte der Diener, „ich habe es in der edlen Kunst des Lesens niemals weit gebracht. Was ich herausbuchstabirt, ist schlimm, sehr schlimm. Leset es doch, da Ihr das besser versteht, daß ich es vollständig höre! — Doch Ihr seyd sehr erschüttert, theurer Herr, trinkt erst ein Schlückchen Gin!"

Oldbridge hörte von dem Allen nichts. Seine Sinne schienen verwirrt. Licht und Papier zitterten heftig in seiner Hand. Er wankte zu seinem Bette zurück und setzte sich darauf, während er das Licht auf den Nachttisch stellte.

Tom setzte sich zutraulich, aber von einer heftigen Neugierde erfüllt, neben ihn auf einen Stuhl und harrte, bis sein Herr die Ruhe wieder gewonnen haben würde, die nothwendig war, das Papier zu durchlesen. Diese kam endlich. Oldbridge las:

Rebekka, die Rächerin des Unrechts, an Jonathan Oldbridge, Esq.

„Dein Herz ist steinern — ich will es erweichen. Du verfolgst Deinen Pächter Readhouse aus Neid, weil er höher steht als Du, weil er sich ein Vermögen sammelte. Jetzt, wo sein Bestehen erschüttert ist, willst Du ihn würgen. Mensch, zittere! Hast Du gehört, wie ich Lord N...... strafte? Nimm' Dir ein Beispiel. Höre! Erlaß Readhouse seine Schuld; zahle die gestern gewonnenen fünfhundert Pfund an Readhouse, daß er seine Noth tilge und gieb die Hand Deiner Tochter seinem Sohne! Wehe Dir, wenn nicht heute über acht Tage mein Wille erfüllt ist! Rebekka."

Das Blatt entsank der Hand des Mannes, der so viel mit seinem Muthe geprunkt hatte, und Tom hob es auf, um es mit Blicken zu betrachten, welche deutlich genug seinen Seelenzustand errathen ließen.

„Hast Du es gehört, Tom?" sprach endlich mit gebrochener Stimme der gebeugte Oldbridge.

„Ja, Herr!"

„Was sagst Du dazu?"

„Nichts, Herr!"

„Warum, Tom, warum?"

„Weil es an Euch gerichtet ist, Herr!"

Oldbridge war zu sehr erschüttert, um zornig zu werden, oder zu lachen, wozu wohl Veranlassung genug da war.

Er mußte ein anderes Register ziehen, um den Stumpfsinn seines Dieners zu rühren.

„War das Thor verschlossen, Tom?" fragte er in großer Aufregung.

„Ja, Herr," sprach Tom; „ich habe die drei Riegel vorgeschoben."

„Waren die Hunde im Hofe?"

„Ja, Herr!"

„Hörtest Du sie nicht bellen?"

„Nein, Herr!"

„Ich auch nicht, Tom; aber wie kam diese vermaledeite Rebekka in den Hof? Wie konnte sie die Nägel in die eichene Thüre schlagen, neben der ich schlafe?"

„Das weiß ich nicht, Herr!"

„Geh' zum Teufel!" schrie Oldbridge wüthend. „An Dir habe ich keinen Trost."

„Ach, Herr, ich habe ihn ja bei Euch gesucht!" wimmerte Tom, und eilte, von Schrecken getrieben, hinaus.

„Tom! Tom!" schrie Oldbridge, „so bleibe doch hier bei mir, dem verrathenen Manne."

Rathlos kehrte Tom zurück. „Ach, werft doch keinen Zorn auf mich Armen!" flehte er weinend.

„Geh, guter Tom, geh, und wecke unsern Gast. Sage ihm, was vorgefallen sey, daß er schnell herabkomme. Nimm ein Licht, Tom, und eile Dich!"

Während Tom hinauf lief, kleidete sich Oldbridge besser an, und nahm den Drohbrief nochmals zur Hand. Er war von einer festen Hand geschrieben; aber Oldbridge hatte sie nie gesehen.

„So ist denn das Unglück über mich hereingebrochen!" rief er aus, und rang die Hände. „Das vermaledeite Gesindel weiß Alles, Alles! Haben uns gewiß belauscht! Was wird Master Hughes sagen? Den hat Gott mir trostlosen Manne recht zur guten Stunde zugeschickt. Was sollte ich ohne ihn jetzt anfangen? —"

Hughes war sehr erschrocken, als er nach einiger Zeit hereintrat.

„Mein Gott, Master Oldbridge, was höre ich? —" war seine Anrede nach einem freundlichen guten Morgen.

„O, das ist kein guter Morgen für mich!" rief Oldbridge aus. „Da leset das Entsetzliche!" Er reichte ihm den Drohbrief hin. Hughes las mit sichtlichem Schrecken.

Er warf das Blatt zur Erde. „Verdammt!" rief er — „nun wird mir's eben so gehen, und ich werde wohl thun, schnell zu satteln."

„Wollt Ihr mich auch verlassen in dieser Noth? —" fragte der trostlose Oldbridge, und klammerte sich an Hughes' Arm. „Ich lasse Euch nicht weg! Helft mir rathen, theurer Freund!"

„Was ist da zu rathen?" fragte Hughes. „Der Befehl ist so kategorisch, so verzweifelt klar, daß ich nur zwei Wege hier zur Abhülfe sehe. —"

„Welche, Freund?" fragte Oldbridge hastig.

„Den einen, ihm zu trotzen; den andern, ihn zu erfüllen."

„Trotzen?" klagte Oldbridge; „dann stecken sie mir Haus und Hof an, und ich bin ein ruinirter Mann, wenn sie mich anders nur noch leben lassen."

„Ich stehe in gleichen Schuhen, Freund! So bleibt Nichts übrig, als zu gehorchen. Laßt mich los, ich gehe zu Readhouse, um ihm meine Forderung zu schenken."

Seyd Ihr bei Trost?" schrie Oldbridge. „Siebenhundert Pfund wie einen Bettel hinwerfen?"

„Ich will um siebenhundert Pfund nicht ein Bettler werden, und wahrhaftig, Euch wird es noch leichter; denn Ihr habt ja vom Glücke schon die Summe empfangen. Seht es an, als hätte Readhouse sie bezahlt, und Ihr seyd getröstet."

„Das ist wahr!" sagte Oldbridge, sich langsam besinnend. „Gut, es sey so; aber wie ist es mit meinem Kinde?"

„Master Oldbridge, da kann ich Euch nicht rathen, das ist Eure eigenste Sache. Geht zum Pfarrer und berathet mit dem!"

Das leuchtete ihm ein. Ohne sich weiter um seinen Gast zu kümmern, rannte er mit dem Drohbriefe von dannen.

(Schluß folgt.)

Charles Rivière Dufresny.

Der genannte französische Dichter erblickte das Licht der Welt zu Paris im Jahre 1648 und starb daselbst 1724. Sein Großvater war der Sohn einer Gärtnerin von Anet, die unter dem Namen der schönen Gärtnerin bekannt und lange Zeit der Gegenstand der Liebe König Heinrich des Vierten gewesen; auch ward Dufresny allgemein für einen Enkel des genannten Fürsten gehalten, da er mit demselben große Aehnlichkeit hatte.

Die Franzosen verehren in Charles Dufresny einen der bessern Schriftsteller ihres goldenen Zeitalters unter Ludwig XIV. und seine Komödien und historischen Novellen werden noch jetzt nicht ohne Interesse gelesen. Großes Feuer und Lebhaftigkeit des Geistes, angeborner Geschmack, Witz und geistreicher Humor ersetzten bei Dufresny den Mangel tiefen Studiums, dessen er auch nach seinem lebhaften Temperamente durchaus nicht fähig gewesen wäre. Er schildert in seinen Schriften die Sitten und Thorheiten der Zeit treffend und fein, und wenn seine Komödien auch bei weitem nicht den Gehalt der Molière'schen haben, so finden sich doch in den meisten höchst originelle und pikante Scenen. Dufresny war ein großer Freund heitern Lebensgenusses und suchte sich um jeden Preis die Mittel zu demselben zu verschaffen. Er wußte aber mit dem Gelde schlecht hauszuhalten, verschwendete in kurzer Zeit die Summen, welche ihm das Glück und hohe Gönner so häufig zufließen ließen. Er bekleidete eine Zeit lang die Stelle eines Kammerdieners bei Ludwig XIV., welcher Fürst ihm vielfache Beweise seiner Gunst gab, unter andern das Patent zur Errichtung einer Fabrik von Spiegelglas.

Dufresny sah sich bald durch finanzielle Verlegenheiten in die Nothwendigkeit versetzt, das Patent um einen geringen Preis zu veräußern.

Als der Termin heran kam, da das genannte Patent erneuert werden mußte, so befahl der König den nunmehrigen Besitzern desselben, dem Dichter zur Entschädigung eine Leibrente von 3000 Livres zu geben, welche sich Dufresny sogleich auszahlen ließ und in kurzer Zeit durchbrachte. Als der König diesen neuen Beweis von Dufresny's Verschwendung erfuhr, konnte er sich nicht enthalten, zu bemerken: „Ich vermöchte mit all' meinen Schätzen nicht, Dufresny in Wohlstand zu versetzen."

Dufresny zog sich vom Hofe zurück, nachdem er alle Chargen, die er an demselben bekleidete, verkauft. Der Zwang und die steife Etikette, welche zu Versailles herrschten, sagten seinem Hange zur Ungenirtheit und Unabhängigkeit nicht zu. Er ließ sich zu Paris nieder und veränderte daselbst seine Wohnung, sobald er vermuthete, daß man ihn in dem Stadtviertel, in welchem er bisher gewohnt, anfange zu kennen. Ein Mensch von veränderlichem, leichtfertigem Charakter würde sich, sollte man denken, nicht so leicht zum Zwange des ehelichen Lebens entschlossen haben; deßungeachtet verheirathete er sich zwei Mal, aber ohne Zweifel mehr aus Rücksicht auf Verbesserung seiner Umstände oder in Anwandlung einer bizarren Laune. Der Verfasser des „Diable boiteux" bemerkt in Bezug auf Dufresny: „Ins Tollhaus gehört ein alter Garçon von angesehener Familie, welcher kaum einen Louisd'or in der Tasche hat, da er ihn auch schon ausgibt, und der fähig ist, Alles zu thun, um sich in den Besitz der Summen zu bringen, die ihm zur

Befriedigung seiner Vergnügungssucht so unentbehrlich sind. Es sind jetzt fünfzehn Tage, daß die Wäscherin, welcher er dreißig Pistolen schuldig war, dieselben dringend von ihm forderte, mit dem Bemerken, daß sie dieselben nöthig habe, da sie sich mit einem Kammerdiener zu verheirathen gedenke, der um ihre Hand werbe." — „Dann hast Du noch anderes Geld", entgegnete Dufresny; „denn wo in aller Welt wäre der Kammerdiener, der Dich mit dreißig Pistolen heirathen wollte." — Als die Wäscherin dem Dichter auf diese verbindliche Aeußerung erwiedert, daß sie außerdem noch zweihundert Dukaten besitze, so rief Dufresny: „Alle Teufel, solche Mitgift könnte mich verführen, mit Dir vor den Altar zu treten!" Er machte der Wäscherin hierauf in aller Form einen Heirathsantrag, sie ging denselben ein und ward Dufresny's Frau.

Dufresny nahm zwar an dem lebhaften Streit, der damals in der literarischen Welt zwischen den Liebhabern des klassischen Alterthums und den Modernen obwaltete, keinen Theil, doch sprach er seine Meinung in dieser Beziehung in dem „Mercure de France", den er eine Zeit lang redigirte, höchst originell und treffend aus: „Ihr, die ihr Homer durch seinen Nebel von drei Jahrtausenden richtig zu erkennen und beurtheilen zu können wähnt, irrt gleich Dem, welcher die Züge einer schönen Frau hinter einem dichten Schleier erkennen will. Möge Der, welcher in sie verliebt ist, den andern kaltblütigen Zuschauern noch so oft zurufen: „Sehet die Feinheit und das Ebenmaß ihrer Züge, die sanfte Gluth ihrer Augen, die Lilien und Rosen auf den Wangen der Schönen!" — „Gütiger Gott!" werden ruhige Beobachter dem verliebten Enthusiasten entgegnen, „wie vermöchte man all' Dies hinter einem so dichten Schleier zu erkennen!"

Als Jemand Dufresny bemerkte: „Armuth sey keine Schande", so erwiederte er: „Sie ist noch etwas viel Schlimmeres!" Dieser Dichter, welcher von dem Glück, das ihm so oft seine Gunst erzeigt, so schlechten Gebrauch gemacht, sah sich zur Zeit des Law'schen Systems, unter der Regentschaft des Herzogs von Orleans, in die drückendste Noth versetzt. Er kam auf den Einfall, an den genannten Herzog folgende Bittschrift zu richten: „Monseigneur! Es ist für den Ruhm Eurer königlichen Hoheit von großer Bedeutung, daß noch ein Franzose übrig bleibe, der arm genug ist, um der Nation einen faktischen Beweis von dem Elend zu liefern, welchem Sie Ihre Unterthanen entrissen; ich bitte daher, mich in meiner dürftigen Lage zu lassen, damit ich fortwährend als eine bedeutsame Ruine zur Erinnerung an jenen früheren armseligen Zustand dastehe, dem Sie uns so glorreich entrissen."

Der Regent setzte unter die Supplik weiter nichts als das Wörtchen „néant", (nicht bewilligt), gab aber zugleich Law Befehl, dem Bittsteller 20,000 Francs auszuzahlen. Von diesem Gelde ließ sich Dufresny ein schönes Landhaus bauen, dem er den Namen der Villa des Plinius gab. F. A.

Mannichfaltigkeiten.

Ein Berichterstatter des „Nürnb. Korresp." sagt in einem Artikel aus Frankfurt unter Anderm: Gewiß, ich bin weit entfernt, für Mad. Birch-Pfeiffer um einen Platz im deutschen Pantheon zu werben, man muß Dergleichen der Zukunft überlassen; was sie betrifft, so macht sie keinen Anspruch darauf; aber ist es nicht eine merkwürdige Erscheinung, wenn ein Weib auf allen deutschen Bühnen solche Erfolge feiert, wie die Birch! Man kann ihr nicht abstreiten, daß sie sich an die Masse wendet; in ihren Stücken, ich rede hier nur von ihren Originalstücken, sprechen sich menschliche Gefühle und Empfindungen in menschlicher Weise aus; Alles entwickelt sich natürlich, oft zu natürlich; aber wir stoßen nirgends auf Bücher, statt auf Menschen, nirgends auf Raffinement des Dialogs. Gewiß, die Charaktere der Birch'schen Stücke sind nicht in dem Grade abgerundet und in sich abgeschlossen, um den Maßstab der rücksichtslosen Kritik zu ertragen, aber sie sind auch nirgends gemacht, erdacht.

Königin Christine von Schweden, bekanntlich Gustav Adolfs Tochter, in Rom zum Katholicismus übergetreten und berüchtigt durch Monaldechi's Ermordung, gehörte zu den gelehrtesten Frauen ihrer Zeit. Im Jahre 1654 hielt sie sich vierzehn Tage in Hamburg auf. Ihr tägliches Vergnügen bestand hier darin, daß sie bald in Männer-, bald in Frauenkleidung spazieren ritt. Eines Sonntags wandelte sie die Lust an, dem Gottesdienste in der Petrikirche beizuwohnen. Die Predigt bezog sich ganz auf die Königin, welche der Redner mit jener aus Arabia verglich. Ihre Majestät schienen eben nicht besonders auf die Predigt zu achten, gleichwohl beschenkte sie den Prediger mit einer schönen goldenen Kette. Als sie weg war, fand man in ihrem Stuhle das Buch, dessen sie sich zur Andacht bedient hatte. Es war Virgil. Man brachte es zum präsidirenden Bürgermeister, der es der Königin, die es lächelnd empfing, zurückgab.

Peter der Große besuchte mit dem größten Eifer die Werkstätten der Handwerker und Künstler. Eines Tages ging er in die Schmiede eines gewissen Müller, Schmieds zu Istria, um von demselben Eisenstangen schmieden zu lernen. An einem der letzten Tage seines Aufenthalts daselbst schmiedete er 18 Schuh Eisen (den Schuh zu ohngefähr 40 Pfund). Sein Kammerdiener und seine Bojaren trugen die Kohlen herzu, schürten und trieben den Blasbalg. Vor seinem Weggehen fragte Peter den Schmiedmeister, nachdem er seiner Offizin das gebührende Lob ertheilt, wie viel er seinen Gesellen für einen Schuh geschmiedeten Eisens zahlte. „Eine Altine oder drei Kopeken!" entgegnete Müller. „Gut", fügte Peter bei, „so hätt' ich also 18 Altinen verdient!" Der Schmied, welchem das Incognito Peters kein Geheimniß mehr war, holte achtzehn Dukaten und überreichte sie Peter mit den Worten: „Einem Gesellen wie Ihre Majestät kann ich wohl keine geringere Bezahlung geben." Peter aber weigerte sich, die Dukaten anzunehmen, indem er sagte: „Ich habe nicht besser gearbeitet und nicht mehr verdient, wie jeder andere Geselle. Gib mir daher nur, was du einem solchen zahlen würdest: dies wird hinreichen, mir ein Paar neue Schuhe zu kaufen, die ich im Augenblick sehr nöthig habe." Der Czaar zeigte dem Meister seine schon mehrmal geflickten Schuhe, die von neuem schadhaft geworden. Peter nahm die achtzehn Altinen, kaufte sich davon ein Paar neue Schuhe und wiederholte nachher oft mit frohem Blicke auf dieselben: „Die hab' ich mir im Schweiß meines Angesichts verdient!"

Der berühmte Descartes war lange vergeblich von der Königin Christine von Schweden ersucht worden, an ihren Hof zu kommen. Er entschloß sich endlich dazu und fand die schmeichelhafteste Aufnahme bei Christinen, der es gelang, ihn zu einem längern Aufenthalte zu bewegen. Sie kam mit ihm überein, daß sie täglich Morgens um 5 Uhr Unterricht bei ihm nehmen wolle. Die Königin erschien während eines sehr strengen Winters regelmäßig zu der bestimmten Stunde. Descartes aber wurde nach vier Monaten von einem hitzigen Fieber befallen, welches ihm die ungewöhnlich strenge Kälte und die Veränderung der gewohnten Lebensweise zuzogen. Als er sein Ende herannahen fühlte, brach er in die Worte aus: „Endlich einmal wirst du aus dem Gefängnisse entlassen, in dem du lange genug geschmachtet, Seele! Schwinge dich mit fröhlichem Muthe zu den Regionen ewiger Freiheit empor!" Hr. v. Chanut, französischer Gesandter zu Stockholm und vertrauter Freund Descartes, eilte herbei, um die letzten Worte und Seufzer seines Freundes zu vernehmen. Er fand denselben aber schon sprachlos. Descartes schlug nur noch mehrmal seine Augen zum Himmel auf, wie ein Mensch, der Gott zum letzten Male ansieht. Christine wollte aus Dankbarkeit für ihren verehrten Lehrer denselben in der Gruft der schwedischen Könige beisetzen lassen und ihm ein Mausoleum errichten. Religiöse Rücksichten verhinderten aber die Ausführung dieses Plans und Descartes wurde vor der Hand auf dem katholischen Kirchhofe zu Stockholm beigesetzt, von wo er 1667 nach Paris transportirt und in der St. Genovevakirche beigesetzt ward.

Korrespondenz.

Hamburg, 17. April.

Theaterzustände.

Wir haben hier gegenwärtig einen Komiker-Kongreß; im Stadttheater spielt Beckmann und im Thalia-Theater sind in voriger Woche sechs Komiker an einem Abend aufgetreten: es war zum Benefiz des Hrn. Börner, daß Räder (von Dresden), Edmüller (von Altona), v. Lehmann (vom Stadttheater), so wie Wilke, Börner und Meyer wetteiferten. Es wurde „die Benefizvorstellung", ein Act aus dem „Wildschütz", „33 Minuten in Grüneberg" und „die 16 Mädchen in Uniform" gegeben. Uebrigens stehen unsern Theaterverhältnissen bedeutende Veränderungen bevor. Das Stadttheater kann die Concurrenz der Thaliabuhne nicht länger ertragen; es wird allzu oft vor leeren Bänken gespielt, das Publikum ist wählerisch und mit dem Institute nicht recht zufrieden; die Direktion ist in einer peinlichen Lage. Es heißt nun — doch ich kann dies nur als Gerücht mittheilen — daß das Unternehmen von einem Dividenden-Actien-Verein neu begründet, von demselben das Gebäude sammt dem Inventarium acquirirt und ein Direktor mit 1000 Thlr. Gehalt angestellt werden soll. So viel ist gewiß, daß bereits Berathungen stattgefunden haben und man überein gekommen ist, die Preise des Parterre's und dritten Ranges herunterzusetzen, um, wenn auch nur einstweilen, dem desolaten Zustande in etwas aufzuhelfen. Dazu kommt, daß das Stadttheater mehrere seiner vorzüglichsten und beliebtesten Mitglieder verliert: zuerst Dem. Stich, die sich in's Privatleben zurückzieht und mit einem Arzte (Dr. Miehe) vermählt; dann den Veteranen Lenz, der schwerlich zu ersetzen ist, und Hrn. v. Lehmann. Auch die anmuthige Dem. Lebrun, die auf einigen der ersten Hoftheater gastiren wird, dürfte vielleicht nicht zurückkehren. Die Oper verliert den Tenoristen Wurda und die anfangs von den Enthusiasten in den Himmel erhobene und von den gefälligen Blättern mit Lobqualm umräucherte Dem. Evers will nicht mehr gefallen und ist bei ihrem neulichen Wiederauftreten in den Hugenotten — ausgezischt worden. Sie sehen, daß dieser Bühne eine Katastrophe, eine wesentliche Veränderung unvermeidlich bevorsteht; der jetzige Zustand kann nicht lange währen. Desto bessere Geschäfte macht fortwährend das Thalia-Theater, in dem Räder's Possenreißereien große Anziehungskraft üben, der mit seinem „Weltumsegler" schon die Tantième davon getragen hat. Bald geht's nun zum ländlichen Tivoli hinaus, und dann wird dreimal die Woche in Tivoli und die übrigen Tage in der Stadt gespielt. Einige Mitglieder sollen jedoch nicht geneigt seyn, auf der ländlichen Bühne zu spielen und Dem. Herrmann und Hr. Meixner werden aus diesem Grunde uns für den Sommer verlassen. Hr. Landt ist zum technischen Direktor des Uraniatheaters erwählt. An Komikern werden demnächst Hassel von Frankfurt und Scholz von Wien für Thalia erwartet. Morgen geben die Wunderkinder Milanollo ihr erstes Konzert.

Frankfurt a. M., im April. — Einges.

In Nro. 103 d. Bl. haben wir bereits auf einige der in gegenwärtiger Ostermesse hier anwesenden Sehenswürdigkeiten aufmerksam gemacht. Wiederholt dürfen wir das Panorama und Wachsfiguren-Kabinet der Herren Eller und Goldenbaum empfehlen; es besteht aus 150 Figuren und Ansichten, welche interessante Gegenstände aus Vergangenheit und Gegenwart darstellen. Der Mechanismus ist gut eingerichtet und das Kabinet wird von der Jugend, wie von Erwachsenen mit Vergnügen betrachtet werden. Weiter haben wir zu erwähnen: 5) der optisch-malerischen Zimmerreise durch vier Welttheile, von Hrn. Anton Präuscher aus Stuttgart. In diesem Panorama finden sich gegen 70 Darstellungen, wie z. B. von Paris, Hamburg, Dresden, St. Petersburg, New-York, Bethlehem u. a. Der Beschauer fühlt sich mit Ueberraschung an jene Orte versetzt und eine solche Zimmerreise dürfte besonders für die wißbegierige Jugend eben so angenehm als lehrreich seyn. Der billige Eintrittspreis, der für Schulen noch ermäßigt wird, erleichtert den Besuch. — Großen Beifall findet ferner: 6) die Gesellschaft des Hrn L. Keller. Durch sie werden Pantomimen und antike Gruppen auf's effektvollste dargestellt und athletische Kraftstücke mit überraschender Bravour und Sicherheit executirt. Diese gewiß sehenswürdigen Darstellungen haben sich in Kassel, wo Hr. L. Keller zuletzt verweilte, verdiente Anerkennung erworben, die auch hier ihnen zu Theil wird. — Hr. Flohr aus Mainz hält, wie schon erwähnt, dem schaulustigen Publikum ein Hunde-, Hasen- und Affen-Theater eröffnet, in welchem man Gelegenheit findet, die große Gelehrigkeit und Fertigkeit dieser Thiere in verschiedenen Abstufungen bewundern zu können. Es ist dies besonders ein ergötzliches Schauspiel für die Jugend. Ihre amüsanten Spiele mit Karten, ihre Rechenkünste, ihre Seiltänzersprünge, ihre Balletttänze rc. rc. und besonders ihre Fertigkeit im Errathen geben einen hohen Grad von ausgezeichneter Dressur kund. — Möge unser Publikum die genannten Sehenswürdigkeiten durch zahlreichen Besuch beehren!

Theater-Anzeige.

Sonntag, 21. April. Mutter und Sohn, Schauspiel in 2 Abth. und 5 Acten, mit freier Benutzung des Romans: „die Nachbarn" von Fr. Bremer, von Charl. Birch-Pfeiffer. (Gastrollen) Generalin v. Mansfelt: Mad. Birch-Pfeiffer. Franziska: Fräul. Steck, vom großh. Hoftheater zu Darmstadt.

Montag, 22. April. Herr Rochus Pumpernickel, musikalisches Quodlibet in 3 Abth., von Matth. Stegmayer.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 113. Dienstag, den 23. April 1844.

Rebekka.

Novellette.

(Schluß.)

5.

Der Pfarrer lag noch tief und sanft in den Armen des Morgenschlafs, als Oldbridge hereinstürmte.

„Das Unglück ist da!" rief er dem verwirrt auffahrenden Pfarrer zu. „Da leset!"

Dieser nahm voller Angst das Blatt und las, und als er gelesen, sank er mit dem Ausrufe: Hannibal ante portas! in die Kissen zurück.

Oldbridge verstand kein Wort Latein. „Was sagt Ihr da?" fragte er gespannt.

„Was ich gesagt?" sprach leise der Pfarrer. — „Nichts Anderes, als daß wir nun die Geschichte haben! Was werdet Ihr thun?"

„Das sollt Ihr mir ja eben rathen! Ach, das Geld will ich ihm schon erlassen aus purer Großmuth und Menschenliebe — aber —"

„Nun, so vergelt's Euch Gott!" sprach der Pfarrer, und richtete sich auf. „Das habe ich für das Schwerste gehalten, Master Oldbridge, weil ich weiß, daß Euer Herz am Mammon hängt. Bedenkt, ich bitte Euch, daß diese vermaledeite Rebekka schauderhaft worttreu ist. Das „Wehe!" klingt mir fürchterlich in die Seele hinein. Euch ist noch ein schöner Weg offen. Gestern, nach Tisch, ging ich zu Readhouse hinüber, und fand die Familie in trostloser Lage. Er weiß, daß Master Hughes hier ist, ihn zu verfolgen. Daß er bei Euch ist, sagte ihm genug, um das Aergste zu befürchten. Auch sein braver Sohn ist hier und der arme Stevenson, welcher einen Theil des Geldes brachte, welches ihm Readhouse geliehen. Das will er Hughes bringen, in der Hoffnung, daß Ihr noch Geduld habet. Nehmet die Last von dem Herzen der guten Menschen! Stevenson heirathet Readhouse's Tochter, da seine Umstände sich gebessert haben. Ihr könnet im schönsten Lichte dastehen, wenn Ihr Euch großmüthig zeigt; Ihr könnet Unglück von Euch wenden, Fluch in Segen verwandeln, Friede und Glück Euch erwerben, wenn Ihr Lucy dem wackern Jüngling gebet. Sagt Ja, und das Heil kommt über Euch. Der junge Readhouse ist ein braver junger Mann, tüchtig für sein Fach gebildet, als rechtlich und sittlich unbescholten überall bekannt. Er ist geliebt von Eurem einzigen Kinde. Sagt, was wollt Ihr mehr? Niemand ahnet, wie das Alles gekommen. Thut schnell zur Sache. Ich will sogleich kommen und mit Hughes' die Sache ordnen. Geht, seyd so gut, und geht, daß ich mich ankleiden und Euch folgen kann."

Ohne ein Wort zu antworten, ging Oldbridge hinweg. Auf dem Kirchhofe, welcher zwischen seiner und der Pfarrwohnung lag, stand er stille. Gerade vor ihm war das Grab seiner Gattin. Eine Wehmuth, wie sie selten in ihm Raum gewann, ergriff ihn. „Er hat Recht," sagte er dann nach einigen Augenblicken und eilte seinem Hause zu.

Tom stand in der Thüre.

„Tom," sagte Oldbridge, „willst und kannst Du schweigen über den Drohbrief der Rebekka?"

„Ach, wie gerne, Herr, wenn's nur nicht geht wie bei Lord R......den, wie die Leute sagen —"

„St!" zischte Oldbridge. „Ich weiß, dafür laß mich sorgen!"

„Aber, Herr," sagte Tom, „der Readhouse ist drinnen bei Eurem Gaste, wißt Ihr's schon?"

„Alle Teufel!" rief Oldbridge aus, und stand wie angefesselt. Endlich riß er sich los. Er trat in das Zimmer.

Readhouse stand vor Hughes und hielt seine Hand in der seinen. Als Oldbridge eintrat, wandte sich der alte, ehrwürdige Mann um, und Thränen standen in seinen Augen.

„Laßt's gut seyn, Master Readhouse," sagte Hughes. „Steckt Euer Geld ein. Ihr habt Eure Urkunde und wir sind quitt."

„So will ich es an Master Oldbridge zahlen," sagte der Greis. Oldbridge schoß gierige Blicke auf die Banknoten, welche auf dem Tische lagen.

„Nein," sagte Hughes, „auch diese Schuld ist getilgt."

„Großer Gott!" rief Readhouse aus, „ist's möglich?"

Hughes nickte ausdrucksvoll gegen Oldbridge, der immer noch mit den Banknoten liebäugelte; aber die Zeichen blieben erfolglos. Endlich faßte er ihn am Arme und schüttelte ihn heftig. „So redet doch!" schrie er ihm in's Ohr. „Nicht wahr, Ihr habt Master Readhouse die fünfhundert Pfund erlassen?"

„Ja! ja!" sagte mühsam Oldbridge.

Ehe noch der greise Readhouse danken konnte, und überhaupt im Stande war, seinen Gefühlen Luft zu machen, kam der Pfarrer herein.

„O herrlich," sagte er, „daß ich Euch hier finde, Master

Readhouse und Master Oldbridge, denn ich komme im Auftrage Eures Herrn Sohnes, Master Readhouse, um bei Euch, Master Oldbridge, geziemendst für ihn um die Hand Eurer Tochter, Miß Lucy, zu bitten."

Readhouse brach schier zusammen vor Schrecken, als er diese Rede des Pfarrers hörte, da er die Gesinnungen Oldbridge's in diesem Punkte kannte und wußte, daß er sogar als der Hauptpunkt des ausgebrochenen Unfriedens anzusehen war. Doch wie erstaunte er, als er Oldbridge's Einwilligung vernahm! Der Greis war seiner kaum noch mächtig. Alle seine Sorgen wichen wie auf einen Zauberschlag; aber auch Oldbridge wurde fröhlich, als der junge Readhouse mit der erröthenden Lucy hereintrat und um den Segen der Väter bat.

Hughes blieb bis zur Vermählung, und war ein glücklicher Zeuge eines vollkommenen Glückes.

6.

Es war in den Tagen des Oktobers 1843, als in Cardiff der Prozeß gegen die Rebekkaiten vor der Jury entschieden wurde. Wer es vermochte, eilte in das Sitzungslokal am Tage des Spruches. Auch Oldbridge und Readhouse gingen hin, denn der Name Hughes machte sie bestürzt. „Sollte es unser Freund Hughes seyn?" sagten sie. „Unmöglich!" Aber wie erschraken sie, als sie wirklich ihn erblickten und vernahmen, er sey Rebekka!

Da begann es zu tagen in Oldbridge's Seele; aber kein Zorn kam in ihm auf. War ja doch sein Glück die Frucht des Streiches, den ihm Hughes, oder vielmehr Rebekka, gespielt!

Als der Spruch: „Schuldig!" geschehen war, und das Urtheil: „Deportation!" verlesen wurde, stand Hughes auf und sagte, mit einem Blicke auf Readhouse und Oldbridge: „Ich nehme das Bewußtseyn mehr als einer edlen That mit mir nach Botanybai!"

Vergebens aber war das Bemühen der beiden Männer, um milderes Urtheil für ihn zu erzielen, obwohl die Richter mit großer Theilnahme die Geschichte anhörten, welche beide ihnen ohne Rückhalt erzählten. W. O. von Horn.

Hessische Skizzen.

I. Kassel.

Es war ein herrlicher Frühlingsabend, die Sonne glühete sich aus hinter den fernen Vorhöhen des Langenberges und Habichtwaldes, neues Grün und neue Blüthen, — da werden auch die Menschen neu, sie kommen hervor aus ihrer Winterverpuppung, sich an all' den grünen Herrlichkeiten zu erfreuen; ich mag es dem Könige von Holland gönnen, daß man ihm alljährlich den Erstling der neugefangenen Häringe präsentirt, aber mir selber gönne ich auch den Genuß des ersten schönen Frühlingstages: ein solcher war es, und ich saß auf der „Kaffeemühle", einem Kasseler Vergnügungsorte, reich geschmückt mit landschaftlicher Pracht, welche die Natur hingedichtet, dem wunderlichen prosaischen Namen zum Trotze. — Die Musik spielte Meyerbeer's „Robert, Robert mein Geliebter" — die hohe Wölbung des Frühlingsabendhimmels hat doch die beste Akustik von allen Konzertsälen in der Welt, und dreifach mächtig klangen mir hier die bewegten Mollrhythmen zu Herzen. Mein Auge ruhte sinnend auf dem weiten Fuldathal, wo sich die Stadt in reicher, freundlicher Mannichfaltigkeit gelagert, während jetzt ihre Thürme und die höchsten Giebel der Häuser in der goldigen Abendgluth erglänzten. Fern am Saume der äußersten Straße über dem dunkelgrünen Wasserstreif des Flusses erheben sich die Trümmer der Chattenburg — Trümmer bereits und sie sind kaum ein paar Decennien alt! Die Mauerwerke haben sich erst bis zum untersten Stock aus der Erde erhoben, und schon wächst Gras und kleines Gesträuch über den Fenstern und Portalen. Es ist ein eigenes Ding um diese Chattenburg; sie stehet da wie eine ernst mahnende Warnungstafel: man sollte sie nie abreißen, auch niemals ausbauen. — Ein riesiger Wächter erhebt sich die alte St. Martinskirche, fast die einzige Reliquie des Mittelalters, über die neumodischen Häuser und Kirchen zu ihren Füßen. Landgraf Heinrich II. und sein Sohn, Otto der Schütz, legten 1345 den Grundstein zu dem stattlichen Gebäude; — Otto der Schütz, der Vielbesungene, wie romantisch war doch sein Lebenslauf! und wissen die Herren Romantiker auch, was seine Gemahlin, die gefeierte Elisabeth von Cleve, für hauptsächliche Verdienste um Hessen gehabt hat? Sie hat den Leuten ein Recept zur Verbesserung des Bierbrauens mitgebracht und mit einer besonders guten neuen Art der Einpöckelung von Hirschziemern ihr neues Vaterland beschenkt. Es ist ein wahres Glück, daß das Mittelalter nicht so hyperideal war, wie's unsere Poeten träumten, und es kommt einem recht possirlich vor, wenn man über diese schattenhaft durchsichtige Liliengestalt, diese minnige Elisabeth die alten Chronisten nachliest und zu seinem Erstaunen erfährt, daß sie sich doch ein wenig um Küche und Haushaltung bekümmert habe. Doch zurück zur Martinskirche. Ihre gegenwärtige Gestalt hat sie erst hundert Jahre später erhalten (1443); der alte Bau war damals zusammengestürzt und hatte viele Andächtige unter seinen Trümmern begraben; man konnte das Geld nicht auftreiben zu seiner Wiederherstellung, allein Leonhard von Schweinfurt, ein Ablaßkrämer, der gerade in Hessen Almosen sammelte für Rom, ließ sich durch den Landgrafen bereden, seine reich gefüllten Geldsäcke zum Kirchenbau zu spenden, und so stieg das schöne Kunstwerk, wie wir's heute noch erblicken, aus einem päpstlichen Ablaßkasten hervor, den ein getaufter Rabbiner (ein solcher war Leonhard) einem Landgrafen zum Geschenk gemacht hatte.

Die dunkle Fluth der Fulda leiht der schönen Lage der Stadt noch ihre eigenthümlichen Reize; nachdem sie in den herrlichen Anlagen der „Aue" die ganze Frische des Wasserlebens über die Landschaft gegossen hat und in kleinen ihr entleiteten Teichen und Kanälen die geheimnißvolle Stille dichtschattiger Baumpartieen noch geheimnißvoller und poetischer gemacht, eilt sie dem lauten, geschäftigen Treiben des Handels und Verkehrs unter den Mauern von Kassel entgegen, um nach kurzem Laufe die grandiöse Waldromantik Münden's wiederum zu beleben mit dem Glanz und Lichterspiel, mit dem Gewoge und Geplätscher ihrer Fluth. In alten Zeiten hat der Fuldahandel viel zu leiden gehabt durch die Rivalität der braunschweigischen und hessischen Fürsten; gegenwärtig, wo man mehr und mehr erkennt, welche Bedeutung den Flüssen zukommt, diesen Pulsadern des Landes, mag sich die Sache gebessert haben, aber wie vernachlässigt ist doch verhältnißmäßig noch das ganze Weserflußgebiet, dem Rheine gegenüber und seinen Nebenflüssen.

Auf der Kaffeemühle habe ich an jenem Frühlingsabende gerade nicht vom Weserhandel geträumt, vielleicht wohl von der schönen Gegend, vielleicht auch vom 15. Sept. 1830 und der hessenkassel'schen Constitution, vielleicht auch von Dingen, die total censurwidrig sind; allein die Schatten der gegenüber liegenden Berge steigen, immer größer werdend, schon weit in's Thal hinein, die fröhlichen Zecher in meiner Nähe entfernen sich, die Musik ist verstummt und selbst der riesige Herkules drüben auf dem höchsten Punkte der Wilhelmshöhe scheint, auf seine Keule gestützt, einzunicken; — aus allen Dem ziehe ich die logische Folgerung, daß man sich auch an dem schönsten Frühlingsabende nicht in einen Schnupfen hineinträumen soll.

Mannichfaltigkeiten.

(St. Petersburg, 2. April.) Der königl. würtembergische Musikdirektor, Herr B. Molique, hat den Cyklus seiner Konzerte dahier beendigt und wird in den nächsten Tagen über Warschau und Breslau seine Rückreise antreten. Ueber den erstaunlichen Erfolg und den ungetheilten Beifall, der diesem klassischen Künstler sowohl von Seiten der kaiserlichen Familie, als von Seiten des Publikums zu Theil wurde, berichten alle hiesigen Blätter. Zum Schlusse brachte Molique, in dem Konzert vom 13. März, durch seine Variationen über ein russisches Volkslied, nach dem durchaus begründeten Berichte eines hiesigen Blattes, „unendliches Entzücken" hervor. Molique wurde in diesem Konzerte nicht weniger als neun Mal gerufen. Neben den großen und glänzenden Zeichen höchster Anerkennung ist Molique noch weiter mit einem sehr schönen Andenken überrascht worden. Er hatte in einem Konzert zum Besten des Krankenhauses für arme Kinder, welches unter dem allerhöchsten Schutze J. Maj. der Kaiserin steht, entzückend gespielt. Nun wurde ihm ein prachtvoller silberner und vergoldeter Pokal nach russischer Form übersendet, welcher die freundliche Inschrift trägt: L'hôpital des enfants-pauvres au talent bienfaisant de Mr. B. Molique, le 22. Fevrier 1841, Petersbourg. (S. M.)

Am h. Osterfeste ward in Oberlahnstein, im Herzogthum Nassau, ein 98jähriger Rathsherr beerdigt, der nach seiner bestimmten Versicherung, so lange er sich besinnen konnte, in seinem Leben nie Wasser getrunken hatte. Der Herzog von Nassau hatte ihm kurz vor seinem Tode für seine 50jährige treue Amtsthätigkeit die goldene Verdienstmedaille verliehen.

Ein reicher Pächter in Devonshire machte zur Zeit Cromwells folgende Bestimmung in seinem Testamente: Ich vermache dem John Wikes, Mitglied des Parlaments für Aylesbury, fünftausend Pfund Sterling als verdiente Belohnung des Muthes, mit dem er die Freiheit seines Vaterlandes vertheidigt und sich dem gefährlichen Fortschritte der willkürlichen Gewalt widersetzt.

Als der brave englische Admiral Sir George Rook sein Testament machte, drückten einige Freunde, die bei diesem Akte zugegen waren, ihre Ueberraschung darüber aus, daß er nicht mehr hinterlasse. Der würdige Erblasser entgegnete hierauf: „Es ist freilich nicht viel, was ich hinterlasse; doch ist es ehrlich erworben und kostete weder einem Matrosen eine Thräne, noch ward ein Heller meinem Vaterland erpreßt."

Deutschland hat jetzt folgende Bühnenmitglieder, die nicht ihrer Kunst, nicht der Kritik, sondern ihrer Geburt einen berühmten Namen verdanken: Correggio, Sänger in Dessau; Cromwell, Schauspieler in Tirnau; Hegel in Detmold; Herwegh in Nürnberg; Leibnitz, Sänger in Stuttgart; Schiller, Schauspieler in Cöslin; Schlegel in Hannover.

Der gegenwärtig in Frankfurt a. M. domicilirende Literat Dr. L. Wiehl hat den Text zu einer komischen Oper — der Abenteurer — vollendet. Derselbe ist frei nach einer französischen Novelle bearbeitet und soll sowohl den Anforderungen an Bühneneffekt, als auch an lyrischen Momenten und dankbaren Motiven für den Componisten genügen.

Vor einigen Jahren war in den deutschen Zeitungen viel von dem aus den Kernen der Sonnenblume zu pressenden Oel die Rede. In Rußland hat man die Vorschläge zur Ausführung gebracht, und in Moskau und St. Petersburg erscheinen jetzt große Quantitäten dieses sehr nutzbaren Oels auf dem Markt. Auf einem Gute des Gr. Scheremetjew wurden im vorigen Jahre 3500 Deßjätinen Landes damit bebaut, welche außer dem Nutzen, welchen die Blätter als Viehfutter und die trockenen Stämme als Heizmittel gewährten, einen sehr bedeutenden Oelertrag lieferten.

Dr. Guggenbühl hat nun seinen ersten Bericht über die von ihm gegründete Anstalt für die Heilung kretinischer Kinder auf dem Abendberg in der Schweiz herausgegeben. Bis jetzt sind im Ganzen 30 Kinder in der Anstalt behandelt worden. An wohlthätigen Beiträgen hat dieselbe bis jetzt erhalten: Von der Stadt Hamburg 2,000 frz. Fr. Von der Stadt Amsterdam 2,800 frz. Fr. Von London 2,500 frz. Fr. Von Genf 650 frz. Fr. Von der schweiz. gemeinnützigen Gesellschaft als ersten Beitrag 1,200 frz. Fr. Von Basel durch Hrn. Pfarrer Sarasin 400 frz. Fr. Von wohlthätigen Damen von Basel zwei Kisten Kleidungsstücke. Von Dr. Schönlein 100 frz. Fr. Von der Gräfin Hahn-Hahn 400 frz. Fr. Von Hrn. Planta von Reichenau 100 frz. Fr. Von Hrn. Sillenz, Pfarrer an der englischen Kapelle in Interlachen, 100 frz. Fr. Von Graf Malzen in Schlesien 50 frz. Fr. Von Graf Berger, baierischen Ministerresidenten in der Schweiz, 16 frz. Fr. Also im Ganzen 10,316 frz. Fr., ein Kapital, dessen freilich wenig beträchtlicher Ertrag zur Aufnahme und Heilung dürftiger Kretinenkinder verwendet wird.

Dem Schauspiel-Direktor Hrn. August Friese, gegenwärtig in Heidelberg, ist vom großh. bad. hochpreislichen Ministerium des Innern die Auszeichnung geworden, unter mehreren Concurrenten die Direktion für das Theater zu Baden-Baden, mit einem bestimmten Zuschuß, zu erhalten.

Der erste Präsident des Parlaments zu Trevour, Hr. v. Garneron, ein Mann von seltenen Kenntnissen, großen Rednertalenten und dem besten Herzen von der Welt, aber dabei äußerst hitzig und über die geringste Kleinigkeit auffahrend, kündigte einst in einer öffentlichen Versammlung der Academie zu Lyon, deren Mitglied er war, an, er wolle eine Abhandlung

über die Mäßigung vorlesen. Jeder war also still und der Redner begann folgendermaßen: „Die Mäßigung, meine Herren ... Macht doch die Thüre zu! Die Mäßigung, meine Herren, ist eine ... Macht die Thüre zu, sag' ich ... Die Mäßigung, meine Herren, ist eine Tugend ... In's Teufels Namen, wollt ihr die Thüre zumachen oder nicht?"

Einige Höflinge sprachen in Gegenwart Ludwig XIV., der damals erst fünfzehn Jahre alt war, von der unumschränkten Gewalt der türkischen Sultane und führten unter Andern an, daß diese nach Belieben über Eigenthum und Leben ihrer Unterthanen verfügen könnten. „Das heiß' ich auch regieren!" entgegnete der junge König. Der Marschall d'Estrées, der diese Bemerkung mit anhörte und nicht ohne Grund die schlimmen Folgen einer solchen Gesinnung des zukünftigen Beherrschers von Frankreich fürchtete, entgegnete darauf: „Ja, Sire, aber es wurden auch nur bei meinen Lebzeiten zwei Sultane strangulirt."

Viel Wahrscheinlichkeit für einen sichern Erfolg scheint die von dem Schiffbaumeister Friederich Issinger von Neckargemünd entworfene Idee einer feststehenden hölzernen Brücke von beliebiger Größe, mit einem einzigen Bogen über der Wasserfläche, für sich zu haben. Die Brücke ist ein Häng- und Tragwerk, und soll, wie sein 20 Schuh langes Modell zeigt, einfach construirt seyn. Diese Brücke hat gegen eine steinerne oder Kettenbrücke viel Empfehlenswerthes für sich. Erstens ist die Erbauung nicht an den Wasserstand des Flusses gebunden, da die beiden Anhaltspunkte der Brücke auf dem festen Lande ruhen; zweitens hat ungewöhnlicher hoher Wasserstand oder starker Eisgang keinen nachtheiligen Einfluß auf dieselbe, indem das Wasser keinen Rost zu unterminiren hat, und das Eis durch keinen Brückenpfeiler in seinem Lauf gehemmt ist; drittens ist der Kostenaufwand mindestens vier Mal geringer als bei jeder andern stehenden Brücke. Da nun auch die Jahreszeit keinen Aufenthalt bei der Erbauung macht, sowie auch in etwas kürzerer Zeit hergestellt werden und hauptsächlich die Reparaturen ohne Störung der Passage stattfinden können, so sind die ins Auge springenden Vortheile nicht zu verkennen.

Korrespondenz.

Bonn, 11. April.

Die Irrenheilanstalt zu Siegburg hat sich unter der Leitung des Obermedicinalraths Dr. Jacobi zu einer solchen Vollkommenheit erhoben, daß Deutschland kaum eine bessere aufzuweisen hat. Das Institut hat auswärts, selbst in England, durch den trefflichen Irrenarzt und Anstalts-Vorstand Samuel Tuke eine solche Anerkennung gefunden, daß wir es mit Recht zu den schönsten und gerühmtesten Anstalten der Rheinprovinz zu rechnen haben. Auswärtige Aerzte verwenden gern einige Stunden, Tage, um sich mit der innern Einrichtung der Anstalt und der darin üblichen Behandlungsweise der Kranken bekannt zu machen, und scheiden mit reicher Belehrung aus einem Hause, in dem die Bewohner eher als gewöhnliche ruhige Hausbewohner, denn als Kranke, Irre, neben einander zu wohnen scheinen. Die Anstalt, die erste vollkommenere ihrer Art in Preußen und Deutschland, ist Musteranstalt für viele andere geworden. Die neuerbauten Anstalten zu Achern in Baden und zu Winnenthal in Würtemberg haben das Gute derselben sich angeeignet und segensreich ist das Wirken in ihnen. Und wer sollte sich nicht freuen, daß auch für die in solche Anstalten Aufzunehmende endlich das Gesetz der Liebe sich Geltung verschafft hat und Wahrheit geworden ist! Die Aerzte der Rheinprovinz haben sich zum großen Theil nach und nach mit dem Walten in jener Anstalt zu Siegburg bekannt gemacht. Es war unter ihnen der Wunsch rege geworden, dem um die Irrenheilkunde überhaupt und durch die Einrichtung und Leitung der Siegburger Anstalt insbesondere verdienten Direktor Jacobi ein Zeichen der Achtung und Anerkennung zu geben. Am 10. April, dem Geburtstage jenes verdienten Mannes, überbrachte ihm eine Deputation, im Auftrage von mehr als 100 Aerzten und Verehrern desselben, unter denen sich die geehrtesten Namen der Rheinprovinz befinden, eine Adresse, den Ausdruck jener Achtung und Anerkennung wiedergebend, und als anderes Zeichen dieser Gesinnung überreichte sie ihm für die Kranken einen electro-magnetischen Apparat, welchen die Anstalt noch nicht besaß.

Charade.

Die Erste.

Junge Schwärmer und Verliebte
Haben's gern mit mir zu thun
Und ich stille ihr Verlangen,
Wenn die andern Menschen ruh'n.

Die Letzte.

Wer vor Täuschung sich will wahren,
Traue mir nicht allzu leicht,
Weil der Glanz, den ich verleihe,
Oft nur Seifenblasen gleicht.

Das Ganze.

Wenn die Erste sich euch zeiget,
Nimmt man mich mit Freuden wahr
Und es tanzt bei meinem Walten
Lustiger die Elfenschaar.

Für den Bau eines Hauses auf dem Feldberge

sind weiter eingegangen: aus Frankfurt, von E. u. R. bei Wohn. Verm. 48 kr., E. E. 3 fl., G. L. g. G. 5 fl. 24 kr., E. C. S. 11 fl., J. A. 2 fl. 20 kr. und B. H. W. 5 fl. 24 kr.; aus Schmitten durch E. von dort mit dem Wahlspruch: „Vereinigung macht stark" 4 fl. 30 kr., zusammen 32 fl. 26 kr., deren Empfang bestätiget

Frankfurt a. M., 20. April 1844.

Die Commission für Erbauung eines Hauses auf dem Feldberge.

Theater-Anzeige.

Montag, 22. April. Herr Rochus Pumpernickel, musikalisches Quodlibet in 3 Abth., von Matth. Stegmayer.

Dienstag, 23. April. Die Hugenotten, große Oper in 5 Abth., Musik von Meyerbeer. (Gastrolle) Margaretha: Fräulein Angelika Köhler, vom Theater in Riga.

Mittwoch, 24. April. (Zum Vortheil der Mad. Charlotte Birch-Pfeiffer und zum Erstenmale): Thomas Thyrnau, Schauspiel in 5 Aufzügen, nach dem Roman gleichen Namens frei bearbeitet von Charl. Birch-Pfeiffer. (Gastrollen) Maria Theresia: Mad. Birch-Pfeiffer. Magda: Fräul. Steck, vom großh. Hoftheater zu Darmstadt. Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 114. Mittwoch, den 24. April 1844.

Eine Heirath aus dem Stegreif.

(Nach Zügels Universalmagazin von F. R.)

Lady C. war eine Dame von ungemeiner Schönheit, und zeichnete sich zugleich durch einen großen Hang zum Romantischen und Abenteuerlichen aus. Sie war noch unverheirathet, obgleich der Lenz ihres Lebens schon vorüber. Gleich vielen reizenden Schönen hatte sie in den Tagen ihrer Blühe zu hohe Ansprüche gemacht, hatte ihre eigene Liebenswürdigkeit überschätzt, und es schien ihr auch jetzt schwer zu fallen, sich zu überzeugen, daß sie nicht mehr so reizend wäre, wie vor Zeiten.

Unsere Lady besaß in ihrem Vermögen nicht mehr, als ungefähr 5000 Pfund. Ihre Schulden beliefen sich dagegen auf circa 40,000 Pfund; so fand sie mit all' ihrem Geiste, mit all' ihren Reizen keinen Freier, und es hatte auch ganz den Anschein, als werde sie den Rest ihres Lebens in jungfräulicher Abgeschiedenheit vertrauern müssen.

Zu der Zeit aber, in welcher unsere Geschichte spielt, ließen sich die englischen Damen noch alle von Barbieren frisiren, und der, von welchem die Geschilderte täglich ihren Kopfputz ordnen ließ, war der schmuckste Barbier in der ganzen City. Pat Philan war zugleich ein großer Verehrer des schönen Geschlechtes, wie fast alle seine Landsleute. An einem heitern Aprilmorgen, da Philan den reizenden Kopf der Lady wieder unter seinen kunstreichen Händen hatte, ließ sich die Holde so weit herab, zu dem Genannten längere Zeit zu sprechen, worüber Pat höchlich entzückt war, da sich ihm so die schon oft gewünschte Gelegenheit bot, die Alabasterzähne unserer Lady und ihr zauberisches Lächeln zu bewundern.

„So seyd Ihr also nicht verheirathet, Pat?" wandte sich die Holde zu dem Ueberraschten.

„Ich verheirathet? Alle Wetter, nein!"

„Verspürt Ihr auch keine Lust dazu in Euch?"

„An der Lust fehlt es wohl nicht."

„Hat Euer Herz sich etwa schon irgendwo gebunden?"

„So halb und halb! Sie hörten wohl nie, edle Lady, von der Kathleen O'Reilly, deren Vater ein Vetter des O'Donaghew, des Verwalters des Mister Murphy ist, eines Unterbeamten meines Patrons, des Lord Kingstown? —"

„Genug," unterbrach ihn die Dame. „Es gelüstet mich nicht im mindesten, ihren Namen zu erfahren. Würde sie aber wohl sich dazu verstehen, die Eure zu werden, wenn Ihr um ihre Hand anhieltet?"

„Dazu fehlt mir der Muth!"

„Und warum?"

„Weil ich ein armer Schlucker bin, und keinen Penny im Vermögen habe." Hierbei entfuhr der Brust Philan's ein tiefer Seufzer.

„Hättet Ihr Lust, ein reicher Mann zu werden?"

„Alle Wetter, wie sollte ich nicht?"

„Wenn ich Euch nun dazu machte, würdet Ihr alsdann zu einem Gegendienste bereit seyn?"

„Potz Element! Wie sollte ich mich nicht mit Freuden zu Allem verstehen, was ein so holder Mund von mir verlangt!"

„Nun, so höre. Was sagtest Du dazu, wenn ich Deine Frau würde?"

„O, edle Lady, der König von Rußland würde sich schon überglücklich schätzen, Ihre Hand zu erhalten; wie sollte es einem armen Schelm, gleich mir, beikommen, seine Wünsche bis zu Ihnen zu erheben?"

„Nun, Philan, wenn Du mich morgen heirathest, erhältst Du tausend Pfund von mir."

„Was hör' ich? Mir wäre ein so hohes Glück beschieden!"

„Juble nicht zu früh, Freund!" entgegnete die Dame. „Du erhältst die versprochenen tausend Pfund und meine Hand nur unter der Bedingung, daß Du von dem Tage unserer Verbindung an mir nie mehr unter die Augen kömmst, noch es wagst, Dich für meinen Mann auszugeben."

„Kuriose Bedingungen!" entgegnete Pat, unangenehm überrascht.

„Aber bedenke, Freund: mit dem Gelde, das ich Dir gebe, kannst Du alsdann Deine Kathleen heirathen."

„Wohl wahr; aber die Doppelehe?"

„Ich werde nie als Klägerin gegen Dich auftreten," entgegnete die Lady. „Nur darfst Du nach unserer Verbindung mich nie mehr Dein Weib nennen, noch Jemanden ein Wort von der ganzen Geschichte sagen."

„So wahr ich ein ehrlicher Kerl bin, nie soll ein Laut über meine Lippen kommen!"

„Nun gut!" sprach sie, „hier sind einstweilen zehn Pfund. Geh' hin und kauf' damit einen Erlaubnißschein zur Trauung, für das Uebrige laß mich sorgen." Darauf erklärte sie ihm, wo er sich wegen des Scheins hinzuwenden habe, und zu welcher Stunde er sich am nächsten Tage einfinden müsse. Am

folgenden Tage erschien Pat zur bestimmten Stunde, und traf zwei Schwarzröcke bei seiner Zukünftigen.

„Hast Du den Schein?" wandte sich letztere zu dem Eintretenden.

„Hier ist er, Theure!" entgegnete Philan, indem er das Dokument überreichte. Die Lady gab dasselbe hierauf einem der anwesenden Herren, der es aufmerksam durchlas. Nachdem die Dame alsdann ihren zwei Dienern gerufen, wandte sie sich an den einen der Schwarzen, mit der Bitte, die Trauung zu vollziehen. Und in weniger als zehn Minuten war Pat Philan der rechtmäßige Gatte der liebenswürdigen Britin.

„Gut schon!" sprach sie nun, den warmen Kuß ihres Neuvermählten erwiedernd, und sich alsdann an einen der Herren wendend: „Geben Sie mir gefälligst den Trauungsschein."

Der alte Gentleman überreichte das verlangte Dokument, und nachdem er sich unter tiefen Bücklingen für die Fünfpfundnote bedankt hatte, welche ihm die Dame gegeben, entfernte er sich mit seinem Gesellen. Die Neuvermählte wandte sich hierauf zu einem ihrer Diener mit dem Befehle: „Geh', und rufe mir meinen Haushofmeister!"

(Schluß folgt.)

Hessische Skizzen.

II. Henschel's Atelier.

Unter den deutschen Plastikern nimmt Henschel eine der ehrenvollsten Stellen ein, das hat er selbst am bündigsten dokumentirt durch seine colossale Bildsäule des Bonifacius in Fulda. Vordem war der Meister in größeren Kreisen weniger gekannt, als er's verdiente; denn Henschel gehört zu den seltenen Menschen, bei welchen sich eine reiche Fülle des Genies mit Anspruchslosigkeit und Bescheidenheit paart, die sich's genügen lassen an der stillen Künstlerwonne des Schaffens und Vollendens und gegen eine pausbackig austrompetete Anerkennung ihrer Verdienste gleichgültig sind. So hat er bereits eine lange Reihe von Jahren mit unermüdlichem Eifer und nicht selten mit Aufopferung seiner Kunst gelebt; er hat die Anhänglichkeit an seine Vaterstadt dem größeren Glanze, welcher ihm in der Fremde geboten ward, nie zum Opfer gebracht, und ist so fast der einzige bildende Künstler von höherer Bedeutung, den Kurhessen ganz den Seinigen nennen darf.

Henschel's Haus gehört schon seinem Aeußeren nach zu den Sehenswürdigkeiten von Kassel; es ist nach einem höchst eigenthümlichen Plane des Meisters erbaut, der sichtlich das Streben erkennen läßt, durch eine reiche Ornamentik Leben in die starren Mauermassen unserer modernen Architektur zu bringen. Doch möchten wir nicht behaupten, daß dadurch ein harmonisches Kunstwerk zu Stande gekommen sey, so wie wir überhaupt an einem Gelingen auf diesem Wege verzweifeln. Das eben ist das Große der griechischen, der gothischen Baukunst, daß das Ornament hier kein bloses Beiwerk, sondern wesentlich zur Grundidee des Ganzen gehörig ist. Man nehme die Ornamente weg von einem gothischen Dome und es wird fast nichts übrig bleiben. Dagegen gehört es so recht dem Rococo-Geschmack, dem Zopf- und Perückenstyle an, die Hohlheit der Idee mit Zierathen aller Art zu überklecksen, gleichwie man einen faden Gedanken mit rhetorischen Blumen schmücken kann, das macht ihn aber niemals zum poetischen: der poetische Gedanke ist vielmehr an und für sich schon eine Blume.

Großartige Gießerei-Gebäude schließen sich an das geschmackvolle Wohnhaus; sie mögen für den Technologen, den Maschinenkundigen bedeutendes Interesse haben, wir eilen in des Künstlers Atelier. In einem geräumigen, gut erleuchteten Saale hat Henschel seine Modelle und Gypsabgüsse aufgestellt. Vor zwei Jahren wenigstens, als ich mich zum letzten Male in Kassel befand, war dieser Saal in mehr als einer Hinsicht den Musen geweiht: die künstlerischen Celebritäten der Stadt, unter ihnen E. Geibel, Spohr, Hauptmann (jetzt in Leipzig) u. A. pflegten damals häufig in diesen Räumen zu ästhetischen Soirées sich zu versammeln, die von Allen, welche das Glück hatten, eingeführt zu werden, als Stunden des reinsten, heitersten Genusses gepriesen wurden.

Interessant war es mir, hier mehrere Studien und Vorentwürfe zu dem Standbilde des Bonifacius zu erblicken; sie zeigten deutlich, wie der Meister erst allmählig die Ausführung seinem Ideale anzunähern wußte, wie er nach und nach erst der Form Herr wurde, sie läuterte, daß sich zuletzt endlich die so reine harmonische Gestalt herausgebildet hat. Von überraschender Schönheit ist besonders der Kopf der herrlichen Statue. Es war hier schwierig bei der Hoheit, der Würde, dem Ernste, welche in den Zügen des kühnen Heidenapostels sich ausprägen mußten, nicht in den Typus eines Jupiterkopfes zu verfallen, eben so wenig aber doch auch ganz sich von dem antiken Ideale zu entfernen. Und uns dünkt, Henschel hat diese Klippe mit vielem Geiste zu vermeiden gewußt; zwar erhebt sich die keck aufwärts gestrichene Jupiterslocke über der Stirne des königlichen Priesters, und die Stirnbildung selbst, wie die Augenbraunen erinnern an den Olympier, aber über den zum Sprechen halbgeöffneten Mund, über das gen Himmel blickende Auge hat sich jene heilige Weihe christlicher Kunst ergossen, die mitten in die irdische Anmuth der schönen Form das Jenseits schimmern läßt, so daß die Form, nicht mehr sich selbst genügend, zum Symbole sich gestalten muß.

Ganz in der entgegengesetzten Sphäre der Kunst liegt eine anmuthsvolle Gruppe, damals (1842) nur erst Modell, welche der Künstler im Auftrage des Königs von Preußen in weißem Marmor ausführte. Ein Mädchen trägt zwei volle Eimer an einem Tragjoch, welches auf ihren Schultern ruht; ihr Geliebter, der sich leise von hinten genähert haben mag, ist ihr indessen auf der einen Seite unter das Joch geschlüpft, um so unversehens die Last auf seine Schultern zu nehmen. Diese sinnige Idee, voll Grazie ausgeführt, macht sich allerliebst, und man kann sich dabei des Gedankens nicht erwehren, daß das Joch, unter welchem bereits Beide durch einen neckischen Zufall sich vereint haben, ein gutes Omen für die Zukunft seyn möge; denn die zwei schmucken Kinder sind wie geschaffen zu einem Ehepärchen.

Es ist unsere Absicht nicht, einen Katalog der Henschel'schen Bildwerke zu geben. Gruppen verschiedener Art, Büsten, Basreliefs reihen sich an die vorerwähnten, mehr oder minder ausgezeichnet, doch alle den Meister verrathend. In seinen früheren Arbeiten scheint der Künstler mehr dem mittelalterlich frömmelnden, düsseldorfischen Madonnengeschmack gehuldigt zu haben, selbst bis auf die Nachahmung mancher alterthümlichen Starrheiten und Incorrektheiten hin, welche in den alten Zeiten wohl durch den niedrigen Standpunkt der Technik sich ent-

schuldigten; allein es ist höchst erfreulich, an einer Reihenfolge von Bildwerken wahrzunehmen, wie der wackere Meister immer mehr diese Bahn verlassen und zu einer warmen Erfassung des frischen, thatkräftigen Lebens sich aufgeschwungen hat. — Es gibt in unseren Tagen keine undankbarere Kunst als die Plastik, weil sie dem Geiste der modernen Welt so ferne liegt, und doch thut uns Zerfahrenen, Zerrissenen der vertrauteste Umgang mit den in scharfer Form ausgeprägten, in sich beschlossenen und befriedigten Gebilden derselben gar dringend noth, damit wir selbst wieder plastisch uns gestalten mögen: Ehre darum den seltenen Meistern, die sich für uns aufopfern!

Mannichfaltigkeiten.

In diesen Tagen ist bei Paris ein Fall vorgekommen, der einen neuen Salomo nöthig machen wird. Bekanntlich werden viele Kinder dort zu Ammen auf das Land gegeben. Acht Frauen hatten nun solche kleine Kinder aus der Stadt abgeholt und kehrten in einem Wirthshause ein, um auszuruhen. Hier legten sie die Kinder vorsichtig auf das dastehende Billard. Während sie in einem Nebenzimmer frühstückten, erschienen ein paar Billardspieler, welche die acht sämmtlich gleich gekleideten und in gleiche Bettchen gewickelten Kinder auf ein Bett in die daranstoßende Kammer legten. Als die Ammen ihre Kinder holen wollten, erkannte keine das ihr anvertraute wieder und sie mußten sich auf's Gerathewohl unter die armen Kleinen theilen. So kann es nicht fehlen, daß Eltern, die der Amme eine Tochter übergaben, einen Knaben erhalten, oder umgekehrt, oder doch wenigstens nicht ihr Kind, und wer weiß, welche Verwickelungen und Prozesse einmal aus dieser Kinderverwechselung entstehen!

In Berlin ist eine neue Verordnung über die Organisation des Cadettencorps erschienen. Unter die Lehrgegenstände ist auch das Lateinische mit aufgenommen worden. Es wird künftig kein Schüler zum Offiziersexamen zugelassen, der nicht den gallischen Krieg von Julius Cäsar gelesen hat, — und nöthigenfalls bereit ist, ihn selbst zu repetiren.

Einige Tage nach Bekanntmachung des Vertrags von Versailles ließ sich Heinrich IV., von der Jagd zurückkehrend, in einfacher Kleidung und nur von zwei Edelleuten begleitet, am Quai Malaquais über die Seine setzen. Da er sah, daß ihn der Fährmann nicht kenne, so wandte er sich mit der Frage an denselben: „Nun, Lieber, was spricht man von dem neuen Frieden?“ — „Meiner Treu, eben nicht viel Gutes!“ entgegnete der Schiffer. „Nach den neuen Verordnungen wird Alles besteuert, ja selbst dieser armselige Kahn, der mir kaum so viel einträgt, als ich zum täglichen Unterhalt bedarf.“ — „Sucht denn der König diesem Uebelstande nicht abzuhelfen?“ fragte Heinrich den Schiffer. „Der König wär' schon ein ganz guter Mann, aber er hat eine Maitresse, die ihn schweres Geld kostet für all' den Staat und Flitter, womit sie sich behängt! Und wenn sie sich nur allein mit ihm abgäbe; doch läßt sie sich nebenbei, wie man versichert, auch von Andern den Hof machen!“ Der König, welchen die freimüthigen Bemerkungen des Schiffers höchlich ergötzt, ließ ihn am folgenden Tage wieder kommen, und in Gegenwart der Herzogin von Beaufort Alles wiederholen, was er gestern gesagt. Die Herzogin gerieth außer sich vor Wuth, und verlangte, daß Heinrich den Unverschämten hängen lasse. „Sey doch klug,“ entgegnete Heinrich, „dem armen Teufel entlockt ja nur der Verdruß über seine erbärmliche Lage verwegene Aeußerungen. Er soll in Zukunft keine Abgaben mehr von seinem Kahne bezahlen, und ich stehe dafür, daß er von nun an alle Tage aus voller Brust das Lied: „Vive Henri! Vive Gabrielle!“ singen wird.“

(Berlin.) Dem k. Theater droht nach dem Tode der Adolphine Neumann und außer dem schon im Mai stattfindenden Abgang unseres tüchtigen Devrient nach Dresden, wohin er als Ober-Regisseur geht, noch ein Verlust durch das Erkranken der noch immer rüstigen und tüchtigen Schauspielerin Madame Wolf an einem bedenklichen Halsübel, welches die hochgeachtete Künstlerin leider nöthigen wird, die Bühne nun gänzlich zu verlassen. So viele Talente sich auch jetzt der Schauspielkunst widmen, möchte es doch der Intendantur nicht so leicht fallen, die dadurch erledigten Stellen mit gleich würdigen und beliebten Künstlern wieder zu besetzen.

In Linz wurde das Recht, die Oefen des dortigen Zuchthauses zu reinigen, versteigert, wobei ein alter und ein junger Schornsteinfeger sich aus mißgünstigem Brodneide so herabstimmten, daß beide sich zuletzt erboten, die Rauchfänge umsonst zu fegen, wozu auch der eine, als der ältere, das Vorrecht erhielt. Eine solche Konkurrenz in andern Artikeln wäre dem Publikum nicht unvortheilhaft.

Literatur.

Konstitutionelle Jahrbücher. Herausgegeben von Dr. Karl Weil. 1844. 1ter Band. (Stuttgart bei Adolph Krabbe.)

Wir haben bereits mehrere Bände dieser Zeitschrift in diesen Blättern besprochen und freuen uns, sagen zu können, daß der vorliegende einer der vorzüglichsten ist. Freisinnig und gesetzlich, größtentheils geistreich, nie platt und alltäglich, enthält das Werk über die wichtigsten Zeitfragen eine Reihe von Original-Aufsätzen, die zum Theil überraschende Aufschlüsse, immer beachtenswerthe Ansichten enthalten. So bringt dieser Band über den serbischen Verfassungskampf eine historisch-publicistische Darstellung von Dr. Heinrich Wuttke in Leipzig, der über diese Angelegenheit, deren Verbindung mit den andern Zeitfragen und das Benehmen der großen Mächte, namentlich Rußlands und Englands, ganz neue Mittheilungen gibt, wie sie eben nur eine so umfangreiche Schrift enthalten kann. Von Geist sprudelnd ist der Aufsatz des Herausgebers: „Belgrave Square, oder die Legitimität.“ Er stellt an der Hand der Erfahrung und mit scharfer Consequenz den wahren Begriff der Legitimität auf, im Gegensatze zu dem Hirngespinnste der französischen Legitimisten. Treumund Welp spricht über „Rußlands Lage und Deutschlands Gefahr.“ Ohne, wie der Artikel von Wuttke, neue Aufschlüsse zu geben, erhält doch auch diese Arbeit viel Beherzigungswerthes. Aufsehen wird der Artikel „über die taxischen Posten“, von einem Unpostalischen, erregen. Er enthält Neues in — Zahlen und Ziffern, und wird darum leichter zu verdächtigen, als zu widerlegen seyn. „Die Zukunft des Repräsentativ-Systems“ malt Dr. Kolb sehr glänzend. Er sucht dies aus der Geschichte der letzten Jahre selbst zu beweisen.

Möge die Erfahrung ihn nicht widerlegen! Ursprünglich für die Königsberger Zeitung bestimmte „Betrachtungen über den preußischen Provinziallandtag von 1843" haben unter Anderem auch das Merkwürdige, daß dieser so gemäßigte, auf jeder Seite von ächt vaterländischen und zugleich monarchischen Gesinnungen zeugende Aufsatz nur in einer Schrift über 20 Bogen erscheinen durfte! „Ueber die kirchliche Trauung" spricht ein Ungenannter mit großer Geistesschärfe, aber unserer Meinung nach mit etwas schroffen Grundsätzen. Die bürgerliche Ehe soll allerdings als staatliche Einrichtung bestehen; kein Staat wird sich selbstständig bewegen, der sich von der Kirche befehlen lassen, keiner die Gewissensfreiheit achten, der der Kirche befehlen will, welche Ehen zu schließen seyen. Aber die kirchliche Ehe nicht einmal als religiöses Element, und zwar als freiwilliges, neben der Staatsehe gelten lassen wollen, ist nicht minder ein verwerfliches Extrem! „Ueber die Besitzlosen in Niedersachsen und Westphalen" gibt Dr. König in Osterode interessante Nachweisungen und zeigt zugleich, wie man die Zahl der Grundbesitzer daselbst um ein Viertheil vermehren, also der Armuth so viel abhelfen könnte. Dr. J. Weil von Frankfurt berichtet über die letzte Session der französischen Kammern, oder zeigt vielmehr, wie er in der Einleitung zu diesem Artikel sagt, „daß die einzelnen Staaten Europa's sich jetzt ungefähr eben so zu einander verhalten, wie die einzelnen griechischen Staaten zu dem alten Griechenland überhaupt und die öffentliche Meinung ihr Amphiktyonengericht bildet." Seiner Ansicht nach „bilden Deutschland und Frankreich gleichsam den Stickstoff und Sauerstoff der europäischen Atmosphäre. Europa bedarf des französischen Sauerstoffs, damit das politische Leben in Bewegung erhalten bleibe und nicht stagnire, des deutschen Stickstoffs, damit es nicht in Flammen aufgehe und sich selbst schnell verzehre." In diesem Sinne vergleicht er französische und deutsche Zustände und spricht sich über viele wichtige Zeitfragen aus. Noch enthält dieser Band ein berichtigendes Wort über Rumann, welches, in Hinweisung auf Stüve's Zeugniß, jenen von dem Verdachte reinigt, das Staatsgrundgesetz durch voreilige Schließung der Debatten in der bekannten verhängnißvollen Sitzung seiner natürlichsten Vertheidiger beraubt zu haben. Man sieht, die Arbeiten sind mannichfaltig und gehen zum Theil von verschiedenen Standpunkten aus; aber sie treffen sich alle in Einer Gesinnung: der wahrhaft constitutionellen, und sie gehen alle von Männern aus, welchen über die wichtigen Fragen der Zeit ein Urtheil zusteht. Kein Freund des gesetzlichen Fortschritts wird die Schrift ohne Belehrung und Befriedigung aus der Hand legen. Wer in und mit seiner Zeit lebt, kann sie kaum entbehren. ***

Frankfurter Theater.

Christoph und Renata. — Gastspiel der Madame Birch-Pfeiffer.

Am 19. d. Mts. wurde das genannte Schauspiel in 2 Abtheilungen, frei nach Auvray von Carl Blum zum Erstenmal auf unserer Bühne gegeben. Man kommt bei der Besprechung solcher Novitäten immer wieder auf bereits Gesagtes zurück. Die neueren französischen Theaterdichter haben in Erfindung und Verwicklung dieser leichten und unterhaltenden Gattung von kleinen Dramen ein unbestreitbares Talent. Ihre Stücke gleichen den modernen Kleiderstoffen und Luxuswaaren, welche durch gefällige Desseins, geschmackvolle Farbenmischung und zierliche Formen in die Augen fallen und sich empfehlen, wenn auch ihr Stoff nicht solid und die Arbeit nicht gediegen ist. Wollte man jene Stücke mit dem Maßstab eines Aristoteles, Batteux, Laharpe, Lessing, Schlegel oder Börne messen, so würden sie die Probe nicht bestehen; betrachtet man sie aber vom bühnlichen Standpunkte aus, so kann man ihre Effekte nicht in Abrede stellen und sie sind und bleiben angenehme und für das Bedürfniß des Tages ganz erspriessliche Productionen, so auch Christoph und Renata. Jeder, selbst der gebildete Beschauer wird das Stück bei guter Aufführung mit Vergnügen sehen und der Kritiker, der es mit einem Lustspiel von Molière in Parallele bringen und gründlich darüber abhandeln wollte, würde Eulen nach Athen tragen. Christoph und Renata ist ein pikantes Gemisch von „Lorenz Kindlein" und „Pariser Taugenichts", von Rührung und Humor; dabei geht es den Vorurtheilen und Thorheiten des Adels zu Leibe und emancipirt die jüngere Generation, so wie es jenen Ton des Naturrechts anklingt, der in allen Herzen ein Echo findet. Es hat und muß überall gefallen; doch scheint es uns sehr nöthig, die letzte Hälfte des zweiten Actes wesentlich zu verkürzen, was leicht und ohne Störung geschehen könnte. Die Darstellerinnen der Titelrollen (Fräul. Albini und Elef) trafen das für solche Pièçen erforderliche lebendige, natürliche und den Beschauer angenehm berührende Spiel und wurden schon nach dem ersten Acte hervorgerufen. Mad. Birch-Pfeiffer (Baronin von Tourjagu) hatte eine schwierige Aufgabe zu lösen, indem der darzustellende Charakter sich fortwährend in den Extremen grellen und bornirten Adelstolzes, natürlicher Gutmüthigkeit und polternder Heftigkeit bewegt. Hier muß auf Bühneneffekt gespielt werden und diesen verfehlte die gewandte Künstlerin nicht. Ihre Zeichnung ist scharf und ihr Colorit etwas stärker aufgetragen, als man es bei hiesiger Bühne gewöhnt ist. Mad. B.-Pf. stellte den outrirten Adelstolz mit richtiger Berechnung und imponirender Haltung dar und entwickelte Nüancen, die wohldurchdacht und zweckmäßig angebracht waren. Daß ihre Leistungen als Schauspielerin nicht ohne Anerkennung geblieben sind, geht daraus hervor, daß ihr ganz neuerlich ein ehrenvolles und vortheilhaftes Engagement bei der königl. Hofbühne in Berlin und zwar an die Stelle der in Pension getretenen Mad Wolf geworden, welches sie mit October d. J. antreten wird. Solche Resultate liefern den besten Beleg für die künstlerische Würdigung, deren Mad. B.-Pf. sich zu erfreuen hat.

Die bereits besprochene Novität: „Mutter und Sohn" ist zum dritten Male und mit nicht vermindertem Beifalle gegeben worden. Dr. H. Schneider hatte wegen Unpäßlichkeit des Hrn. Baison die Rolle des Bruno übernommen und führte sie unter lebhafter Anerkennung aus. Am 24. d. Mts. findet zum Vortheil der Mad. Birch-Pfeiffer die erste Vorstellung des in Hamburg sechsmal hinter einander gegebenen „Thomas Thyrnau", worin der Gast als Kaiserin Maria Theresia auftreten wird, statt. Bei dem außerordentlichen Interesse, welches der gleichnamige und dem Drama zu Grund gelegte Roman erweckt hat, dürfte diese Bühnennovität als eine anziehende und unsern Theaterfreunden gewiß willkommene erscheinen.

(Schluß folgt.)

Auflösung der Charade in Nro. 113.

Mondschein.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 23. April. Die Hugenotten, große Oper in 5 Abth., Musik von Meyerbeer. (Gastrolle) Margaretha: Fräulein Angelika Köhler, vom Theater in Riga.

Mittwoch, 24. April. (Zum Vortheil der Mad. Charlotte Birch-Pfeiffer und zum Erstenmale): Thomas Thyrnau, Schauspiel in 5 Aufzügen, nach dem Roman gleichen Namens frei bearbeitet von Charl. Birch-Pfeiffer. (Gastrollen) Maria Theresia: Mad. Birch-Pfeiffer. Magda: Fräul. Steck, vom großh. Hoftheater zu Darmstadt. Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 113. Donnerstag, den 25. April 1844.

Eine Heirath aus dem Stegreif.

(Nach Zügels Universalmagazin von F. A.)

(Schluß.)

Der Diener that, wie ihm befohlen. Die Herrin sprach zu dem bald eintretenden Majordomo mit wundersüßer Stimme: „Hätten Sie wohl die Güte, mir sogleich einen Fiaker zu bestellen. Ich wünschte, diesem Gefängnisse so schnell als möglich zu entfliehen!"

„Sie vergessen, gnädigstes Fräulein, daß ich Sie nicht fortlassen kann, bevor Sie die schuldigen 40,000 Pfund bezahlt haben."

„Ich bin seit wenigen Minuten kein Fräulein mehr. Ich stelle Ihnen in diesem Gentleman meinen Mann vor, der als solcher für die Entrichtung der genannten Summe zu sorgen hat." Und sie blickte abermals mit süßem Lächeln auf Philan, dem es immer unheimlicher zu Muthe ward.

„Verzeihen Sie, werthe Lady, es weiß ja alle Welt, daß Sie unverheirathet sind."

„Seit einer Stunde bin ich es nicht mehr."

„Und dieser hier wäre also der Glückliche."

„Ja, dieser!" entgegnete die Dame, indem sie von neuem auf den Barbier hinwies, der voll stummen Staunens und verlegen dastand, und nicht wußte, ob er wache oder träume. „Hier händige ich Ihnen," fuhr dann die Dame zu dem Hausmeister fort, „zugleich meinen Trauungsschein ein, welchen Sie mit Muße durchlesen mögen. Sie werden nach solchen Beweisen mich hoffentlich nicht ferner aufzuhalten wagen."

Der Haushofmeister wußte nicht, was er zu der ganzen Geschichte sagen solle. Der arme Barbier wollte sich demselben näher erklären, doch ließ ihn die Dame nicht zu Wort kommen. Es wurde ein in der Nähe wohnender Jurist konsultirt. Seine Entscheidung fiel, wie natürlich, zu Gunsten der Lady aus. In Zeit von einer halben Stunde befand sie sich auf freiem Fuße, und Pat Philan, ihr rechtmäßiger Gatte, in Schuldenarrest wegen der angeheiratheten 40,000 Pfund.

Am folgenden Tage versammelten sich seine Gläubiger zu einem „Meeting" und schwuren im Aerger darüber, daß sie von der Lady so zum besten gehabt worden, es den armen Pat durch ewige Haft entgelten zu lassen. Da sie aber sich bald überzeugten, daß Pat nicht einen Heller im Vermögen habe, und daß sie durch seine Gefangenhaltung doch Nichts gewinnen würden, so machten sie zu bösem Spiel gute Miene und schenkten dem armen Teufel die Freiheit.

Ungefähr eine Woche nach diesen Vorgängen nun saß Paddy in behaglicher Ruhe vor seinem Kamin, und dachte über All' Das nach, was er erst vor kurzem erlebt, als zu seinem höchsten Erstaunen ein Briefträger hereintrat und ihm ein Schreiben überbrachte, das erste, welches er in seinem Leben erhalten. Er ging damit sogleich zu seinem guten Freund, dem Nachbarn Toms, einem Obsthändler, um sich von demselben die Charaktere des Briefs, die für ihn Hieroglyphen waren, entziffern zu lassen. Der Inhalt des Briefs lautete, wie folgt:

„Liebster Pat!

Geh' nach Doneraile und heirathe die Kathleen O'Reilly. Sobald Du Dich mit ihr verbunden, so erfülle ich auch mein Versprechen, Dich für Dein Leben glücklich zu machen. Sind Dir aber Dein Glück und Deine Freiheit lieb, so laß nie eine Sylbe von dem verlauten, was zwischen uns vorgefallen. Die versprochene Summe wird Dir ohne Anstand ausgezahlt, sobald Du mir den Trauungsschein geschickt. Du empfängst hier zugleich einliegend fünfzig Pfund zur Bestreitung der Trauungskosten."

„C."

Wer war glücklicher, als Paddy! Trank er sich nicht noch dieselbe Nacht ein Räuschchen, und machte er sich nicht schon mit der Frühe des andern Tages nach Doneraile, um seine Kathleen zu heirathen? Lady C.. sandte ihm nach erhaltenem Trauungsschein die versprochenen 1000 Pfund, wovon sich Pat ein kleines Landgut kaufte, das unweit Bruffin gelegen, in der Grafschaft Limerick. Er lebte auf seiner Villa mit der holden Kathleen wie im Paradiese, und erzählte in der Folge von seiner heimlichen Ehe mit der Lady Niemanden eine Sylbe, außer dem Verfasser dieses Artikels, dem er jedoch zuvor den feierlichen Eid abnahm, die fatale Geschichte nicht weiter zu erzählen, worum die geneigten Leser gleichfalls hiermit ersucht werden.

F. A.

Hessische Skizzen.

III. Wilhelmshöhe.

Ich werde den Unwillen jedes ächten Kassel'schen Patrioten erregen, indem ich unehrerbietig von der Wilhelmshöhe spreche;

denn demselben geht Nichts darüber, und jeder Gassenbube weiß dort, daß Klopstock die Wilhelmshöhe gepriesen und dem Landgrafen Wilhelm Elogen über dieselbe gemacht hat. Doch es sey! Mit Hutten ruf' ich: Ich hab's gewagt!

Es ist zweiter Pfingsttag, glühender Sonnenbrand hat die Luft siedend heiß gekocht, 25 Grad Reaumur im Schatten, gewaltige Staubwolken werden von der Volksmasse aufgewühlt, die in langen Zügen die Laubgänge des Parks auf- und abwogt, aber welch' unheimliche Stille liegt doch über der ungeheuern Menschenmenge! Die Kasseler sind doch sonst recht geschwätzige Leute, auch lustig zur guten Stunde, aber man merkt, daß sie längst allen Sinn für öffentliche, volksthümliche Festfreudigkeit verloren haben, und wo soll man dieselbe überhaupt noch suchen im Norden Deutschlands? Die armen Leute haben nicht einmal einen Carneval! Wären in den Rheingegenden so viel Tausend Menschen zu einem fröhlichen Feste versammelt, man könnte sein eigen Wort nicht hören vor Geschrei und Gejubel: hier ist es anders.

Mit Ungeduld wird indessen das Anlassen der Wasserwerke abgewartet. Man muß gestehen, sie sind großartig angelegt, nur Eins fehlt — Wasser. Ein paar kleine Bächlein sind's, welche die imposanten Kaskaden und Fontainen ausfüllen sollen; man sammelt also oft wochenlang vor dem Feste diesen kargen Zufluß in Reservoirs, so daß die Fluth allerdings zur bestimmten Zeit in reicher, prächtiger Fülle über die Felsenriffe herabstürzt, allein durch das lange Stehen ist das Wasser, zumal bei heißem Wetter, großentheils in Fäulniß übergegangen und haucht nun verpesteten Sumpfgeruch über die vom Staube geplagten Zuschauer. Doch Das ist noch nicht Alles. Die Wassermasse ist natürlich nicht bedeutend genug, alle Werke zu gleicher Zeit anzufüllen; man läßt also in bestimmten Zwischenräumen einen Wasserfall nach dem andern los. Will man Alles sehen, so muß man nun mit der Volksmenge immer weiter vorwärts rücken, von dem Steinhöfer'schen Falle zur Teufelsbrücke, von der Teufelsbrücke zum Aquäduct, von da zur großen Fontaine — es sind lauter imposante Scenen, aber alle Poesie geht doch zum Teufel. Man müßte einsam im Dickicht dem wilden Kampfe der Wogen lauschen, wie sie zornig durch die Waldschluchten über's Felsgeklüft hinabstürzen und vor allen Dingen dürfte — die Nase nicht molestirt werden, wenn das Auge in Genuß sich versenken soll.

Die Baumgruppen auf Wilhelmshöhe, die Alleen, die kühlen Grotten und Felspartieen sind herrlich; wahrhaft possirlich nimmt sich dagegen der größte Theil der Kunstwerke aus. Die zerstörende Kraft der Zeit selbst hat mitunter ein satyrisches Spiel mit ihnen getrieben, wenn man nicht etwa lieber sagen will, sie habe als rächende Nemesis gewaltet. Da sehen wir Faunen und Satyre im Pompadourstyle prima sorte, die im Lauf der Jahre ihren Kopf eingebüßt, nichtsdestoweniger setzen sie noch die Rohrpfeife regelrecht zum Blasen an — aber es ist kein Mund mehr da. An einem andern Orte erblickt man ein paar gewaltige steinerne Rosse, sie haben sich auf die Hinterfüße gestellt, sie balanciren so kühn, allen Gesetzen der Schwere zum Hohn, in der Luft und bei allem Kraftaufwande ist ihre Stellung doch so graciös und aimabel, daß man glauben sollte, sie seyen jahrelang erst in die Tanzstunde gegangen, ehe sie sich hierher postirt. Auch an ihnen hat die Zeit ein Wunder gewirkt. Aus dem etwas verwitterten überhangenden Gebüsch nämlich sind beiden die grünen Zweige durchs Maul gewachsen und nun kann man doch wenigstens begreifen, warum die Thiere so verzweifelt waghalsig in die Höhe steigen. Ein Kasselaner bemerkte übrigens mein boshaftes Lächeln, als ich vor der Gruppe stand und sagte mir rund heraus, die Pferde seyen sehr gut gearbeitet, sie seyen ächt. Als ich um eine nähere Erklärung des räthselhaften Wortes „ächt" bat, behauptete er, man habe sie nicht in Kassel verfertigt — (es waren also keine vers faits en province) — sondern direkt aus Paris bezogen. Dadurch bin ich allerdings zum Schweigen gebracht.

Die Löwenburg ist ein überaus charakteristisches Denkmal ihres Erbauers — das Mittelalter mitten in dem modernen Treiben! Wilhelm I. war ein Mann von großer Energie und Entschlossenheit, mit mancherlei Fürstentugenden begabt — einen kleinen Umstand nur hat er bei seinen Berechnungen nicht in den Calcül gezogen, — daß Zeiten und Völker ewig vorwärts schreiten.

Auf dem höchsten Punkte der Wilhelmshöhe thront, wie Jedermann weiß, Guernieri's Herkules; die Bildsäule steht — welch' wunderlicher Gedanke! — auf einer Pyramide, die aus einem octogonischen Unterbau hervorwächst. Wäre ich doch nur auf eine halbe Stunde dieser 31 Fuß hohe, aus Kupfer getriebene Herkules! Ich würde flugs meine Keule zur Hand nehmen (schon 127 Jahre lang hat sich der Bursche ruhig auf sie hingelehnt), in Einem Satze stünd' ich wieder unten auf ebener Erde, da würde ich vorerst meinem octogonischen Riesenschlosse einen Fußtritt geben, daß es zusammenstürzte, sodann aber mit meiner zwölf Mann dicken Waffe die ganze Familie der Faunen und Satyre, der Nymphen, Tritonen und Centauren, den Polyphem und Enceladus zum Teufel jagen, endlich aber mich selbst in die Fulda stürzen, da, wo sie am tiefsten ist, damit man mich nicht in Kassel als revolutionären Kopf verhafte und auf's Kastell setze. In der That, der Wilhelmshöhe würde dann geholfen seyn und man könnte sie mit größerem Rechte als gegenwärtig ein Meisterwerk nennen, bei dem Kunst und Natur gewetteifert haben.

Eine nord-amerikanische Sage.

Peboan und Siegwan, oder Winter und Frühling.

Es dürfte vielen unserer Leser — sagt d. Mag. f. d. Lit. d. Ausl. — gewiß ein großes Interesse gewähren, mit obiger poetischer Allegorie eines alten europäischen Volkes die nicht minder poetische und einen ganz ähnlichen Stoff behandelnde eines amerikanischen Indianerstammes zu vergleichen. Wir entlehnen die nachstehende Sage den von Schoolcraft herausgegebenen „Algic Researches":

„Einsam saß in seiner Hütte an den Ufern eines gefrornen Stroms ein Greis. Das Ende des Winters war nahe und sein Feuer fast erloschen. Der Greis schien so alt und er war so verlassen. Seine Locken waren von der Zahl der Tage weiß, und jedes seiner Glieder zitterte. Ein Tag nach dem anderen ging in Einsamkeit an ihm vorüber, und er vernahm nichts, als das Heulen des Sturmes, der den neugefallenen Schnee vor sich her scheuchte.

Eines Tages, als sein Feuer eben verlöschen wollte, nä-

herte sich ihm ein schöner Jüngling und trat in seine Hütte. Seine Wangen waren von dem Blute der Jugend geröthet, seine Augen strahlten im Glanze der Kraft, und Lächeln spielte um seine Lippen. Sein Gang war leicht und schnell. Um seine Stirn schlang sich ein Kranz von wohlriechendem Grase, nicht das Stirnband des Kriegers, und in seiner Hand hielt er einen Blumenstrauß.

„O, mein Sohn", redete der Greis ihn an, „wie freut es mich, dich zu sehen. Tritt herein; tritt herein und erzähle mir deine Abenteuer, erzähle mir, welche fremde Länder du gesehen. Laß uns diese Nacht beisammen bleiben. Auch ich will dir von meiner Stärke und von meinen Thaten erzählen und was ich Alles vollbringen kann. Du sollst dasselbe thun und die Nacht wird uns schnell verstreichen.

Nun zog er aus seinem Beutel eine merkwürdig geschnitzte, alte Pfeife, füllte diese mit Tabak, den er durch gewisse Blätter milderte, die er beimischte, und reichte sie seinem Gaste. Als sie geraucht, fingen sie an zu sprechen.

„Ich hauche meinen Athem aus", begann der Greis, „und die Ströme stehen still. Das Wasser wird fest und hart, wie durchsichtiger Stein."

„Ich athme", erwiederte der Jüngling, „und Blumen sprossen von der Ebene auf."

„Ich schüttele meine Locken," fuhr der Greis fort, „und Schnee verbirgt das Land. Auf mein Geheiß fallen die Blätter von den Bäumen, und mein Athem treibt sie vor sich her. Die Vögel erheben sich von dem Wasser und fliegen in ein fernes Land; die Thiere verbergen sich vor meinem Hauche, und der Boden wird so hart wie Feuerstein."

„Ich schüttele meine leichten Locken," antwortete der Jüngling, „und warme, milde Regenschauer benetzen die Erde. Die Pflanzen erheben ihre Köpfe über die Oberfläche des Bodens, wie die Augen der Kinder, die vor Freude strahlen. Meine Stimme ruft die Vögel zurück. Die Wärme meines Athems entfesselt die Ströme; wo ich auch wandle, überall erfüllt Musik den Wald, und die ganze Natur jubelt."

Da erhob sich die Sonne; milde Wärme verbreitete sich über die Gegend. Die Zunge des alten Mannes verstummte. Das Rothkehlchen und das Blaukehlchen erhoben ihre Stimme auf dem Dache der Hütte. Vor der Thür begann der Strom zu murmeln, und auf den Frühlingslüften wurde der Wohlgeruch der wachsenden Pflanzen dahergetragen.

Als das Licht des Tages sich verbreitete, erkannte der junge Mann, wer sein Wirth gewesen; denn als er ihn anblickte, hatte er das eisige Gesicht Peboan's (des Winters) vor sich, und Ströme ergossen sich aus seinen Augen. Je höher die Sonne stieg, um so kleiner wurde sein Wirth, — bald war er ganz verschwunden. An der Stelle seiner Hütte blieb nichts zurück, als die Miskodid*), eine kleine weiße Blume mit blaßrothem Rande, die früheste Blüthe des Nordens."

*) Claytonia virginica.

Mannichfaltigkeiten.

Bei einem zu Anfang März d. J. stattgehabten Festmahl der Deutschen in New-York wurden gehaltvolle und wahrhaft patriotische Toaste ausgebracht. Dem des Herrn Grund entnehmen wir die nachstehenden Worte: „Es ist sehr bezeichnend für den Charakter der Deutschen, daß das Gefühl der Einheit und Selbstständigkeit bei ihnen zuerst in Kunst und Literatur, also in den Blüthen des Volkslebens sich geltend machte. Nicht der Eigennutz, nicht die Belebung des Handels, der Gewerbe, und die Verbesserungen der materiellen Zustände überhaupt sind es, die uns zur Einheit, zum Selbstbewußtseyn, zum Gefühl der in uns liegenden Kraft führten. Alles, was sich auf unsere physischen Zustände bezog, erregte blos die Theilnahme Einzelner, oder höchstens einzelner Stände. Im innersten Seelenleben des deutschen Volks reiften die Keime seiner Selbstständigkeit und sprachen sich in Denkmälern seiner Kunst, seiner Poesie und seiner Wissenschaft aus. Seine Ausbildung ist eine geistige, die den sinnlichen Zustand und Alles, was dahin gehört, völlig beherrscht, und das Zufällige dem unvergänglichen Grundsatz unterordnet. Das war von einem Volke zu erwarten, dessen vielseitige Bildung eben die einseitige nur in Einer Richtung vorschreitende Nationalität bis auf einen gewissen Grad unmöglich machte. Wir sind vor Allem Menschen — wir repräsentiren nicht wie die Engländer, Franzosen, Italiener und dgl. diesen oder jenen Charakterzug der Menschheit, sondern im eigentlichsten Sinn die Menschheit selbst — wir sind das humanste Volk der Erde. Eben aber weil uns die Einseitigkeit fehlt, kommen wir in der speciellen Tagespolitik nicht weiter. Was die Deutschen bis jetzt für die Menschheit gethan, das beweis't die Anerkennung, welche die Leistungen ihrer Dichter, Philosophen, Künstler und Gelehrten bei allen Nationen finden. Diese stehen auf keinem nationalen Fußgestell, wie Engländer, Franzosen oder Amerikaner. Deutsche Schriftsteller gelten nichts deswegen, weil sie Deutsche sind, reden nicht von der Rednerbühne herab zu den Völkern, auf die sie einen politischen Einfluß ausüben: was sie sind, sind sie durch ihren inneren Werth, durch die ihnen innewohnende Kraft. — Dadurch sind sie die Lehrer der Welt geworden. Amerikaner und Engländer mögen uns in Bezug auf praktische Auffassung des socialen Lebens und Politik ein Beispiel geben; aber in der Erziehung des Menschen stehen wir an der Spitze aller civilisirten Nationen. Schulen und gelehrte Anstalten bilden sich nach unsern Mustern, während Amerikaner, Engländer und Franzosen sich mit den Schätzen unserer Literatur bereichern. Was wären deutsche Männer nicht, wenn zu diesen Vorzügen sich noch der der Nationalität gesellte — wenn dem innern Werth unserer geistigen Produkte noch die Kraft eines einigen Volkes Stärke und Nachdruck verliehe!"

Obgleich bekanntlich der „ewige Jude" von Eugen Sue noch im Schreibepulte des Autors ruht, kündigt ein Berliner Buchhändler bereits eine Uebersetzung an, zu der sich J. B. Rousseau, Redakteur des Feuilletons in der Staatszeitung, hergegeben. Die Sue'sche Literatur ist übrigens den Berlinern in's Blut gedrungen, und man hat auswärts kaum einen Begriff davon, wie seine Werke in allen Klassen und Ständen förmlich verschlungen werden. Es ließe sich Viel darüber sagen; jedenfalls bleibt die Erscheinung ein merkwürdiges politisches Moment, da auf diese Weise eine Masse bisher unbekannter socialer Reformideen in die niedern Schichten der Gesellschaft kommen und dergestalt den Boden für dergleichen

Vorschläge geeignet und locker machen. Wenn die Pietisten dagegen eifern, thun sie sehr Unrecht, obgleich ihnen in der Sache Recht gegeben werden muß. Anstatt Lärm zu machen, der doch nichts nützt, sollten sie sich hinsetzen und ebenfalls Bücher schreiben, welche das Geschick besitzen, populär zu werden und zugleich die Seele der Zeit zu berühren.

(Berlin, 18. April.) Der Bau unseres Opernhauses schreitet rasch vorwärts und man sieht dessen Eröffnung noch immer Ende Oktobers entgegen. Baumeister, Maler, Bildhauer, so wie noch andere Künstler und Handwerker sind zur Vollendung dieses großartigen Gebäudes in vollster Thätigkeit. — Prof. Curanda ist jetzt hier, um das Einstudiren seines poetischen Werkes: „die weiße Rose", welches an unserer k. Bühne nächstens gegeben werden soll, persönlich zu leiten.

Die Zukunft erscheint uns häufig in einem verklärteren Licht als die Gegenwart, so wie uns das fern liegende Gebirge fast himmelblau erscheint.

Nach einer Uebersicht der in den Jahren 1834 — 43 in Alexandria vorgekommenen Pestfälle starben daselbst in den 10 Jahren zusammen 12,382 Personen, wovon allein im Jahre 1835 über 8000.

Frankfurter Theater.

(Schluß.)

Sängerinnen und abgehende Mitglieder.

In der Oper hörten wir, außer dem fortgesetzten Gastspiel der Fräul. Angelika Köhler, Mad. Schmidtgen vom Hoftheater zu Wiesbaden. Die Letztere sang als Desdemona in Othello und als Romeo in Montecchi und Capuleti mit Beifall. Ein sehr schönes und zugleich imposantes Aeußere bei Jugend und klangvoller Stimme sind beneidenswerthe Requisiten einer dramatischen Sängerin. Solche besitzt Mad. Schmidtgen und dabei die Zugabe eines verständigen Spiels und Vortrags; namentlich sind ihre Mitteltöne voll und schön; mit diesen stehen die höheren über dem zweigestrichenen G hinaus nicht in demselben Verhältniß. Mitunter fehlen die zarten Verbindungen der Scala, weshalb auch der Gesang nicht selten etwas hart und nicht genügend abgerundet erscheint. Der Totaleindruck ist als ein befriedigender und günstiger zu bezeichnen und man sieht dem ferneren Gastspiele dieser Sängerin mit Vergnügen entgegen.

Unser Schauspiel hat durch den Abgang der Herren Baison und C. Schneider wesentliche Verluste erlitten. Hr. Baison nimmt unter den gegenwärtigen Repräsentanten seines Faches eine hervorragende Stelle ein und seine rühmlichen Bestrebungen und eifrigen Kunststudien haben ihm die Gunst der Kritik und des gebildeten Publikums stets gesichert. In vielen seiner trefflichen und durchdachten Charakterdarstellungen wird er uns nicht leicht ersetzt werden und ungern sieht man ihn von hiesiger Bühne scheiden. Auch in Hrn. C. Schneider, für welchen der höchst vortheilhaft bekannte Reger aus Leipzig bereits engagirt ist, verläßt uns ein wackerer und wohlbefähigter Schauspieler, dessen vielseitige Brauchbarkeit sich genugsam bewährt hat. Hr. C. Schneider ist ein verständiger Darsteller, der mit vortheilhaften Kunstmitteln Fleiß und Studien verbindet und dahin strebt, seine dramatischen Gestaltungen abzurunden und im Bereich der Wahrheit zu halten. — Der bevorstehende Abgang unseres ausgezeichneten Baritonisten Pischek, des Lieblings aller Opernfreunde, ist ein schmerzlicher Verlust. Am 20. d. Mts. wird er in einer zu seinem Vortheil bestimmten Vorstellung zum letzten Male auftreten. Es wäre überflüssig, dies Benefiz einem Publikum empfehlen zu wollen, das Hrn. Pischek bei allen Veranlassungen Beweise seiner Zuneigung und Anerkennung gegeben und ihn in jeder Weise stets ausgezeichnet hat. W.

Korrespondenz.

Karlsruhe, 21. April.

Wir betrauern einen Verlust, der, tief und vielseitig gefühlt, die Herzen mit Schmerz und Betrübniß erfüllt! — Am 14. d. M. starb Hr. Jacob Kusel, Gründer und Chef des Banquierhauses Jacob Kusel und Oberrath der israelitischen Gemeinde dahier. Durch die vorzüglichen Eigenschaften, die der Dahingeschiedene in sich vereinigte, namentlich durch strenge Rechtlichkeit, Gewissenhaftigkeit und Solidität in seinen Geschäften hatte sich derselbe eine ausgezeichnete Achtung und ein unbedingtes Vertrauen erworben, welche sich ihm oft aus weiter Ferne kund gaben. Aber auch außer seiner Sphäre war sein Wirken in gemeinnütziger Richtung höchst verdienstvoll, nicht allein im Interesse der israelitischen Gemeinde, sondern auch für die Gesammtgemeinde der Residenz. Bei jeder Veranlassung, wo es sich darum handelte, eine Verbesserung im Gemeindewesen eintreten zu lassen oder eine gemeinnützige Anstalt in's Leben zu rufen, unterzog er sich der Mitwirkung in unermüdlicher Thätigkeit, dabei oft mit bedeutenden Opfern aus eigenen Mitteln. Damit verband der Dahingeschiedene einen hohen, edelmüthigen Wohlthätigkeitssinn. Ohne sich auf einen Religionsunterschied zu beschränken, spendete er in reichlichen Gaben, reichte überall die helfende Hand und trocknete im Stillen so manche Thräne des Kummers, unter welchem die verborgen gehaltene Armuth seufzte. Eine rührende Anerkennung dieser vielfältigen Verdienste zeigte sich zuletzt bei der Leichenbegleitung des Verstorbenen. Dem ungemein zahlreichen Conducte hatten sich Mitglieder der höchsten und hohen Staats- und Stadtbehörden, Personen aus allen Ständen und von allen Confessionen angeschlossen, thränenden Blicks sah man den Biedermann in die Grube senken und, trauernd zurückkehrend von der Ruhestätte, sagte man sich: „Wir haben einen braven Mann begraben!" — Jacob Kusel's Andenken lebt bei uns im Segen immerdar!

Steinbach bei Baden.

Der Artikel in Nro. 107 der Didaskalia, das Erwins-Denkmal betreffend, ist der Wahrheit gemäß dahin zu berichtigen, daß zwar einige Leute in ihrem gereizten Zustande theils aus Bosheit, theils aus Ignoranz die hiesigen Bewohner nach ihrer Art zu bestimmen versucht haben, daß jedoch deren Vorhaben durch den vorherrschenden gesunden Sinn der hiesigen Bürger sowohl, als auch durch die von dem Hrn. Amts-Vorstand vor versammelter Gemeinde gemachten Vorstellungen zu Schande gemacht und die zu fraglichem Zweck in Vorschlag gebrachte Summe einstimmig bewilligt wurde.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 24. April. (Zum Vortheil der Mad. Charlotte Birch-Pfeiffer und zum Erstenmale): Thomas Thyrnau, Schauspiel in 5 Aufzügen, nach dem Roman gleichen Namens frei bearbeitet von Charl. Birch-Pfeiffer. (Gastrollen) Maria Theresia: Mad. Birch-Pfeiffer. Magda: Fräul. Steck, vom großh. Hoftheater zu Darmstadt. Mit aufgehobenem Abonnement.

Donnerstag, 25. April. Belisar, große Oper in 4 Abth., Musik von Donizetti. (Gastrolle) Antonina: Mad. Schmidtgen, vom Hoftheater zu Wiesbaden.

Redakteur: L. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 116. Freitag, den 26. April 1844.

Die Nachtigall von Winterburg.

Unter dem Schirmdache eines weitästigen Baumes im Casinogarten zu Kreuznach saßen bei einem Glase edlen Norheimer's zwei Männer im lebhaftesten Gespräche. Der Eine war ein Bewohner der Stadt, der Andere ein Kurgast. Der Einheimische nahm Veranlassung, von Dem zu reden, der mit eben so viel Geschmack als Kunst diesen, das Terrain auf ausgezeichnete Weise benutzenden Garten angelegt, von dem geistreichen und edlen Kaufmanne Schmerz. „Er war ein hochgebildeter Mann," fuhr er fort, „der gerne Diejenigen um sich sah, welche Geist und Kenntnisse besaßen. Wie oft fühlte er sich glücklich, wenn der gemüthvolle Naturdichter Isaak Maus von Badenheim, der schlichte Bauer mit dem feinfühlenden Herzen, und sein Freund, „die Nachtigall von Winterburg," bei ihm im Schatten seines Gartens saßen, und Welt und Menschenleben, Vergangenheit und Gegenwart sich im Geiste und Gemüthe dieser eigenthümlichen Menschen, wie der Lichtstrahl im Diamante, brachen, und Tiefempfundenes und Klargedachtes die Seelen hob. —"

„Wen nennen Sie denn die „Nachtigall von Winterburg?" fragte einfallend der Fremde.

„Wie?" fragte der Kreuznacher zurück. „Sie kennen einen der ausgezeichneten Dichter des vorigen Jahrhunderts nicht unter diesem poetischen Namen? Ramler, Uz und Gleim, seine innigsten Freunde, legten ihn ihm bei, und in ihren Schriften findet er sich. Es ist der Dichter Johann Nikolaus Götz, der gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts blühte. Ramler hat seine sämmtlichen Werke herausgegeben unter dem Titel: „Vermischte Gedichte von Johann Nikolaus Götz, 3 Bände." Um Sie damit vertraut zu machen, will ich sie Ihnen heute noch bringen, und, wenn der Dichter Sie für sich gewinnt, wie ich nicht zweifle, so schlage ich Ihnen eine Wanderung zu seinem Grabe vor. Er lebte, wirkte und dichtete in unserer Nähe, und der Gang zu seinem Grabe dürfte Ihnen auch anderweitig lohnend werden, da er uns durch schöne Thäler, an mancher romantischen Stelle vorüberführt, und uns selbst kunstgeschichtlich und historisch merkwürdigen Punkten nahe bringt."

Der Kurgast nahm das doppelte Erbieten mit Freuden auf, und kurz nachher lagen die Gedichte auf seinem Tische, die er sogleich zur Hand nahm.

Er las, und las sich immer tiefer hinein. Sein Interesse wurde von Moment zu Moment tiefer gefesselt. Lieder, Elegieen, Oden, Idyllen gingen an seinem Geiste vorüber und wirkten wohlthuend auf sein Gemüth. Trugen sie auch das Gepräge ihres Zeitalters, so sprach doch daraus eine so tiefe Innigkeit des Gefühls, eine so ächtpoetische Anschauung, eine Zartheit und Feinheit der Auffassung, und eine so gewandte und zierliche Darstellung, eine so reife Technik des Versbaues und ein so ansprechender Wohllaut der Sprache ihn an, daß er sich nicht davon trennen konnte, bis er diese Blüthen eines tiefpoetischen Gemüthes alle genossen, und dann voll Liebe und Achtung für den Dichter sie zurücklegte.

„Nun," fragte nach einigen Tagen der Kreuznacher seinen neuen Freund, „was sagen Sie jetzt?"

„Daß Götz den Namen „Nachtigall von Winterburg" wohl verdient," war die Antwort.

„Und sind Sie geneigt, eine Wallfahrt zu seinem Grabe zu unternehmen? —"

„Allerdings; es hat etwas eigenthümlich Anziehendes, den Ort kennen zu lernen, wo ein ausgezeichneter Dichter lebte und sang, und auf dem Wege müssen Sie mir von ihm erzählen, was Sie wissen."

Das wurde zugesagt, und bald darauf die Wanderung begonnen.

Es war an einem jener hohen Festtage der Natur, wo ein tiefblauer Himmel sich über den Wanderern wölbte, das frische Maigrün aus Wald, Flur und Wiese sie anlachte, und der Jubelschlag der Nachtigallen von nah und fern zu ihrem Ohre drang. Eine balsamische Luft umfloß sie, und die Seele hob frisch und frei ihre Schwingen.

War auch der Weg auf der Landstraße eintönig, so entschädigte doch der Anblick der Berge und Fluren überall reichlich. Als sie aber jenseits des zweiten Dorfes, am Saume eines Waldes, rechts herabbogen, gewann die Gebirgslandschaft bald einen andern Anstrich. Unter dem dunkeln Schatten hoher Erlen und Pappeln rieselte ein Bach zur Seite, und den Thalgrund nahm, jenseits einer Mühle, eine breite, blumenreiche Wiese ein, bis weit hinauf zu den westlichen Höhen reichend, dort, wo, bei einer zweiten Mühle, der Weg sich rechts in ein enges, bergumschlossenes Thal wandte, blieb der Kreuznacher stehen, und zeigte seinem Begleiter hoch oben, zur Seite einiger Häuser eines Dörfchens, einen hohen Thurm, aufgebaut aus gewaltigen Werkstücken, der das ganze Thal

beherrschte. „Sie müssen hier etwas verweilen, da ich Sie auf zwei Merkwürdigkeiten aufmerksam zu machen habe, auf eine historische und eine geologische. Der Thurm, welchen Sie hier sehen, ist mit noch einigen, dort südlich, sichtbaren Trümmern der letzte Rest der Burg Sponheim, des Stammsitzes jenes mächtigen Grafengeschlechtes, das weithin im Lande gebot, und dessen Nachkommen noch auf Preußens, Bayerns und Badens Thronen blühen. Die Geschichte des Landes knüpft sich auf lange Zeiträume hinab an diese Mauern. Hier brach der Löwe von Trier, Balduin von Luxemburg, seine damals riesenhafte Macht, ohne sein Ziel zu erreichen. Als das Geschlecht der Sponheimer erlosch, erbte Baden die Burg, und Burgmannen bewohnten sie, die erst unter der Brandfackel Montal's fiel, als Louvois von Montroyal an der Mosel seine Mordbrenner in das Herz der unglücklichen Pfalz sandte. Der Berg dort links, der sein zerklüftetes Gestein von dem Bache aus erhebt, ist der Welschberg, den Noeggerath in Bonn seinen geologischen Solitair nennt, und wohin er 1842 von Mainz aus seine Freunde, Escher von der Lynth und Leopold von Buch, führte, um ihnen eine Stelle zu zeigen, wo das tellurische Feuer so hoch heraufstieg, daß es die Massen des Gesteins im Angesichte des blauen Himmels verschlackte und zersetzte. Der Berg, und insbesondere jene Schlucht, ist ein für die Wissenschaft unendlich wichtiger Punkt, welcher häufig von Naturforschern besucht wird."

Nach kurzer Wanderung durch das rechts sich öffnende enge Thal trat eine herrliche Kirche ihrem Auge entgegen. Der reine byzantinische Styl, der herrliche Kuppelthurm über den vier Schenkeln des griechischen Kreuzes, das die Grundform der Kirche bildet, die herrliche Lage derselben, die jetzt im Sonnengolde sich noch reizender ausnahm, fesselte den erstaunten Blick des Kurgastes. „In der That," sagte er, „das hätte ich hier nicht gesucht! Was wissen Sie von der Kirche?"

„Wir wollen sie erst ansehen," sagte Jener, und zog seinen Begleiter fort.

(Fortsetzung folgt.)

Hessische Skizzen.

IV. Das Kreuz bei Klein-Englis.

Unfern des Zusammenflusses von Schwalm und Edder liegt Klein-Englis. Vor dem Dorfe, nahe an der Frankfurt-Kasseler Landstraße, steht ein großes steinernes Kreuz in gothischem Style, von einer alten Linde überschattet; längst verwitterte Schriftzüge bedecken die Vorderseite. Doch Papier und Pergament ist dauerhafter als Stein und Erz und das Blatt der Geschichte, von welchem dieses Kreuz redet, ist uns nicht unleserlich geworden, wenn auch die Lettern des Denksteines schon seit mehr als hundert Jahren erloschen sind.

Es war am 22. Mai 1400, als eine Fürstenversammlung in Frankfurt die Absetzung des trägen Kaisers Wenzel beschloß, der es im Essen und Trinken zu größerer Virtuosität gebracht hatte, als in der Regierungskunst. Man schritt zugleich zur Wahl eines neuen Reichsoberhauptes. Kurmainz, das schon seit Jahrhunderten bei solchen Gelegenheiten gar listig und verschmitzt nach seinem Bedünken die Fäden der Intrigue zu spinnen wußte, suchte den Pfalzgrafen Ruprecht, ihm auf's engste verbunden, auf den erledigten Thron zu erheben. Da sprach sich aber ganz unerwartet Rudolf, Kurfürst von Sachsen, mit all' seinen Freunden zu Gunsten Herzog Friedrichs von Braunschweig aus: das spaltete die Wähler in zwei schroff geschiedene Parteien. Herzog Friedrich war ein tapferer Mann, denn er hatte sich erst jüngst sein bestrittenes Erbe, das Herzogthum Lüneburg, mit eigener Faust wieder erkämpft; er war aber auch ein kluger Fürst, dafür legte seine Neutralität bei den Umtrieben zu Wenzel's Entthronung Zeugniß ab, und nur in Folge besonderer Einladung begab er sich nach Frankfurt. Als er aber hier die Spaltung inne ward, welche seine Person bei der Wahlversammlung hervorgerufen, trat er schon am 5. Juni im Gefolge mehrerer Fürsten und vieler Reissigen den Rückweg an in sein Herzogthum. Sie zogen ungestört ihre Straße bis in die Nähe der waldeck'schen Gränze, allein hier in dem Hohlwege von Klein-Englis versperrte plötzlich eine Schaar Bewaffneter ihren Weg: Heinrich von Waldeck, Oberamtmann des Erzstiftes Mainz, führte dieselben an. Es kam zum Kampfe: Friedrich fiel nach tapferer Gegenwehr, durchbohrt von der Hand des hessischen Ritters von Hertingshausen, und viele seiner Begleiter wurden mit ihm getödtet, einige gefangen genommen, nur wenige entkamen. Das Blut zweier grausamen Fehden mußte fließen zur Sühne des Mordes, und vergeblich hat Erzbischof Johann von Mainz einen Reinigungseid geschworen.

Das Kreuz bei Klein-Englis ward in alten Tagen aufgepflanzt zum Gedenkstein der That für die Nachwelt. Die Nachwelt aber ist genöthigt gewesen, eine hohe, massive Einfassung ringsum zu ziehen, damit das Monument vor Verstümmlung und Entweihung bewahrt werde. In der That, es ist charakteristisch für den gepriesenen historischen und nationalen Sinn des deutschen Volkes: wir setzen großen Zeiten, großen Thaten, großen Männern prächtige Denkmale, und wenn dieselben feierlich enthüllt sind, müssen wir Warnungstafeln daneben aufstellen mit der Aufschrift: Dieser Ort darf nicht verunreinigt werden!

Ueber die Auswanderung nach den westlichen Ländern von Nord-Amerika.

Darmstadt, 24. April.

Nordamerika mit seiner volksthümlichen Entwickelung ist und bleibt fortwährend der Gegenstand der regsten Theilnahme für Alle, welche die Realisirung der Idee der Menschheit nicht von einer bestimmten Staatsform abhängig machen, und welche sich für das Wohlergehen und das steigende Lebensglück ihrer dahin ausgewanderten deutschen Landsleute lebhaft interessiren. Alle von daher kommenden Nachrichten erregen daher jene Aufmerksamkeit, welche sie in der eben angedeuteten zwiefachen Beziehung zu verdienen scheinen, und aus diesem Grunde mag ein Auszug aus einem uns gütigst mitgetheilten Schreiben aus Washington vom 31. Dez. 1843 hier eine Stelle finden. „In dem Augenblick", schreibt der Verfasser, „ist der Congreß hier versammelt und verhandelt sehr ernst und lebhaft über einen Handelsvertrag mit den deutschen Zollvereinsstaaten, der jedenfalls zu Stande kommt (?); dann aber auch über die unverzügliche Besetzung des Oregon-Territoriums. Dieses Territorium ist gegen 11,000 geograph. Q. Meilen groß; seine un-

tersuchte Bodengüte übertrifft alle Erwartungen; seine Lage paßt für den Welthandel und der Reichthum seiner Naturprodukte, welche durch den Anbau um Vieles vermehrt werden können, ladet zur Einwanderung ein. Hierzu kommen die großen Vortheile, welche die vereinigte Staatenregierung den Einwanderern anbietet und gewährt. Diese bestehen in der Schenkung von 640 Acre Land für einen weißen erwachsenen Mann, in 160 Acre für jede Frau und in 160 Acre für jedes unmündige Kind; sodann in Versehung von Lebensmitteln für die erste Zeit der Ansiedelung, militärischen Schutz und Steuerfreiheit, und sehr wahrscheinlich auch in freiem Transport von der amerikanischen Küste bis in das genannte Territorium." So weit unser Verfasser, der, nach dem ganzen Inhalte seines Schreibens, die natürlichen Vorzüge des Oregongebiets und seiner günstigen Lage für Anbau und Handel den europäischen Auswanderern nicht genug anzuempfehlen weiß. Wir haben zwar keinen Grund, die Lauterkeit seiner Absichten oder die Wahrheit der von ihm berichteten Thatsachen zu bezweifeln; allein gleichwohl können wir nicht umhin, hier auf spätere, denselben Gegenstand betreffende Verhandlungen des Congresses hinzuweisen, wonach die vereinigten Staaten sich noch keineswegs in dem unbestrittenen Besitz des Oregongebiets befinden und eben erst jetzt, in Folge jener Congreß-Verhandlungen, mit England darüber unterhandelt wird. Neueren Nachrichten aus Philadelphia zufolge, ist nämlich dieser Gegenstand in der Congreß-Sitzung vom 22. Febr. letzthin sehr lebhaft und mitunter in einer Weise debattirt worden, daß selbst daraus eine Kriegsfrage gegen England werden zu wollen schien. Ein Congreßmitglied trug auf Aufhebung des Vertrags von 1818 an, welcher die gemeinschaftliche Besetzung des Oregongebiets festsetzt; ein anderes, Hr. Atcheson, schilderte den durch überwiegenden Einfluß Englands im Oregongebiet gestörten Rechtszustand der dahin Ausgewanderten in starken Farben und unterstützte daher den Antrag auf Aufhebung des Vertrags vom Jahr 1818. Die von dem Deputirten Hannegan angeführte Thatsache, daß 400 dorthin Ausgewanderte spurlos verschwunden seyen, schienen Atcheson's Behauptungen noch mehr Stärke zu verleihen. Jener Deputirte zeigte sich für die Ansiedelungen in dem weit entlegenen Oregongebiet überhaupt nicht günstig gestimmt, glaubte, daß der Auswanderungsgeist auf die Erledigung der deßfalls obschwebenden Frage einen viel zu starken Einfluß äußere und wies überdies auf die große Masse verfügbaren Landes innerhalb der Gränzen der Union hin, welches dieselbe an Kolonisten noch vergeben könne. Gegen diese Ansicht möchte, bei dem dermaligen Zustande der Dinge in dem äußersten nordwestlichen Landstrich der vereinigten Staaten, wohl schwerlich ein gegründeter Einwurf vorgebracht werden können. Wegen der großen Entfernung des Oregongebiets (5000 engl. Meilen zu Lande und 18,000 zur See, vom Sitz der Union an gerechnet) wird die Centralregierung auf einen so entfernten Landstrich, der im Osten von einer von Norden nach Süden ziehenden hohen Gebirgskette, im Westen aber von dem stillen Ocean begränzt ist, und wo, nach des Deputirten Dayton Bemerkung in der oben erwähnten Congreß-Sitzung vom 22. Febr., 340,000 Indianer von Jagd und Fischfang leben, schwerlich je den die Erhaltung des gesammten Staatenbundes fördernden Einfluß gewinnen können.

(Schw. Merk.)

Mannichfaltigkeiten.

Ein englisches Journal versichert, daß bei der Postverwaltung zu London die stärkste Brief-Expedition, welche jemals vorgekommen, am 4. April gemacht worden sey. Die an jenem Tage nach Griechenland, den jonischen Inseln, Malta, Guadeloupe, Martinique, Curaçao, Portorico ꝛc. expedirte Briefpost bestand nämlich aus hundert Kisten, deren jede 5000 Briefe enthielt: die Zahl der am 4. April abgegangenen Briefe beläuft sich also auf eine halbe Million! Die Briefe wurden mittelst eines Krahns auf sechs Wagen geladen und so zur Eisenbahn geschafft. (Wien. Theaterztg.)

Der bekannte Tenorist Rubini, der eine Zeit lang in Gesellschaft des Klavierhelden Liszt reis'te, ist zum Chef der kaiserlichen Hofkapelle in Petersburg mit dem Rang eines Obersten ernannt worden und bezieht einen jährlichen Gehalt von 20,000 Rubel.

Ob's jetzt auch noch so ehrliche Theaterdirektoren voll Selbstkenntniß geben mag, wie der ehrliche Schikaneder einer war?! Wenn eine Vorstellung mißlungen war, oder seine Sänger nichts taugten, so pflegte er nicht auf seine Schauspieler und Sänger, sondern lediglich auf sich selbst zu schmähen, indem er ein Mal über das andere aus vollem Halse schrie: „Das ist eine Schweinedirektion! eine wahre Lumpendirektion!"

Der alte Schauspieldirektor Hostovski, ein Böhme von Geburt, soll, nach Lewald's Album, bei der Nachricht von Schiller's Tode freudig ausgerufen haben: „Gott sey Dank, daß der alte Jambenmacher endlich todt ist!"

Das in einem Hofe des Admiralitätsgebäudes zu London gelegte Kautschukpflaster hat sich als vollkommen probat erwiesen. Man befuhr dasselbe nämlich mit drei Kohlenwagen, deren jeder mit sieben Tonnen beladen war; das Pflaster bekam tiefe Eindrücke, kehrte aber, sobald die Räder vorüber waren, durch seine Elastizität in seine frühere Gestalt zurück.

In Berlin strömte in den letzten Tagen Alles nach der Wohnung des Hrn. Cerf, Direktors vom Königstädtischen Theater, der bekannt gemacht hatte, daß ihm nach langem Nachdenken die Erfindung eines einfachen, in jeder Wohnung leicht einzuführenden Feuerlöschapparats gelungen sey. Wie erstaunten aber die Neugierigen, als sie blos eine Stange, woran ein Schwamm befestigt ist, und daneben einen Eimer mit Wasser erblickten, in welches der Schwamm getaucht, und damit das Feuer gelöscht werden soll! Man glaubt, daß Hr. Cerf für diese sinnreiche Erfindung ein Patent erhalten werde.

(Nürnb. Corresp.)

Am 6. April wurde zu Kleve eine 68jährige Frau begraben, die am 3. April geboren ward, am 3. April ihr Glaubensbekenntniß ablegte, am 3. April heirathete, am 3. April von einem Sohne entbunden ward, und am 3. April starb. Ist das nicht merkwürdig? —

Der Bau des Great-Britain, dieses Riesen der Dampfschifffahrt von 3600 Tonnen Gehalt, ist nunmehr, zwei Jahre seitdem er begonnen, in den Docks von Bristol vollendet; allein es zeigt sich jetzt, daß das Verfahren, welches man zu

seiner Flottmachung ersonnen hatte, unausführbar ist, und der Great-Britain kann nicht vom Stapel laufen. Darüber hat sich nun zwischen der Compagnie, welcher das Schiff gehört, und den Docks-Direktoren ein Prozeß erhoben, welcher dem materiellen Hindernisse auch noch ein juristisches hinzufügt.

Der ausgezeichnete Flötist Briccialdi hat Wien verlassen und einen Kunstausflug in die Wallachei unternommen.

„Marie, die Tochter des Regiments", Oper von Donizetti, kam im März im Pesther Nationaltheater zur Aufführung und fand eine entschieden günstige Aufnahme. Mad. Schodel, welche die Titelpartie sang, hatte wahrhaft ausgezeichnete Momente und mußte einige Piecen unter lautem Eljen-Rufe wiederholen.

Der Effektivbestand der französischen Armee ist gegenwärtig Folgender: Division des Innern, 284,000 Mann, darunter 14,221 Offiziere. Division Algier, 60,000 Mann, darunter 3037 Offiziere. Die ganze Arme besteht also im Jahre 1844 aus 344,000 Mann. Die Zahl der Pferde ist 83,416.

(Baden-Baden, im April.) Aus den Reihen der glänzenden Gesellschaft, welche noch im August des vergangenen Jahres die Badezeit belebte, hat nun bereits der vierte ein blutiges Ende gefunden, und wenn, wie kaum zu läugnen ist, unter den vieren sich solche befanden, um welche es nicht blos in Hinsicht auf die ihnen Befreundeten Schade war, so gehörte der Graf Franz Schönborn zu diesen beiden, und auch hier beklagen seine Bekannten mit Recht das traurige Verhängniß, welches den oft und gern gesehenen Gast in der Blüthe der Jahre dahin raffte, da eben der gährende und brausende Jugendmuth sich zu setzen und abzuklären begann. In dieser Hinsicht hat Schönborn's Ende Aehnlichkeit mit dem Julius v. Göler's, und es wäre bemerkenswerth, wenn auch hier die Unbedachtsamkeit eines Freundes den Anlaß zu der unglücklichen Verwicklung gegeben hätte. Bekannte geben dem eben Gefallenen das Zeugniß, daß er von Gemüth nicht streitsüchtig war und einen gebildeten Geist besaß; aber von der Natur stiefmütterlich im Aeußern bedacht, habe er die unscheinbare Hülle eines emporstrebenden Geistes mit eifersüchtiger Empfindlichkeit bewachen zu müssen geglaubt, um sich ja nichts zu vergeben. Diese Empfindlichkeit scheint auch seinen hiesigen Zweikampf mit Wereskin im Sommer 1842 herbeigeführt zu haben, bei welchem Graf Schönborn zweifelsohne geblieben wäre, hätte nicht das Pistol in des Russen eiserner Faust zweimal versagt. (Jeder der Kämpfer hatte nur zwei Zündhütchen zur Verfügung; Wereskin soll damals geäußert haben: das dürfe ihm nun und nimmer wieder begegnen, und bekanntlich hat ihm im nächsten Jahr die unwillige Erinnerung an Schönborns Rettung das eigene Leben gekostet).

Als der englische Kanzler Morus im Gefängnisse barbirt werden sollte, weigerte er sich, es zuzulassen. Denn — sagte er — ich und der König führen einen Prozeß um meinen Kopf, daher will ich nicht eher Geld für den Bart ausgeben, als bis ich weiß, wer den Kopf behält.

Korrespondenz.

Mainz, 23. April.

Gutzkow's „Zopf und Schwert" wurde gestern auch hier bei vollem Hause aufgeführt. Das Stück gefiel, der vielen nicht zu verkennenden Censurlücken ungeachtet, welche besonders von Personen, die einer Vorstellung in Frankfurt beigewohnt hatten, bemerkt wurden. Hr. Rennert, zu dessen Vortheil die Aufführung stattfand, gab den König Friedrich Wilhelm I. zur Zufriedenheit der Zuschauer und wurde gerufen. Mad. Roth-Leclerc (Prinzessin Wilhelmine), Hr. v. Othograven (Erbprinz von Baireuth), Hr. Klein (Graf von Wartensleben), Hr. Haake (General von Grumbkow) und Hr. Schneider (Ritter Hotham) erhielten Beifall. — Von der Sammlung „deutscher Musterreden" zum Gebrauche bei dem rhetorischen Unterrichte in Gymnasien und höhern Bildungsanstalten, vom Professor Kehrein, Lehrer am hiesigen Gymnasium, ist nun das zweite Heft erschienen. Es enthält werthvolle Vorträge, unter denen wir folgende hervorheben: 1) Kaiser Franz II. Erklärung bei Niederlegung der deutschen Kaiserkrone. 2) König Friedrich Wilhelm III. von Preußen Aufruf an sein Volk. 3) König Friedrich Wilhelm IV. Rede vor der Eidesleistung der Stände. 4) König Ludwig I. von Baiern Rede bei Eröffnung der baierischen Ständekammern. 5) Fürst von Schwarzenberg Aufruf vor der Schlacht von Leipzig. 6) König Friedrich II. Anrede an die Generale und höhern Offiziere vor der Schlacht bei Leuthen. 7) Liebermann's Lob- und Trauerrede auf den Mainzer Bischof, Hrn. Colmar. 8) v. Rotteck's Trauerrede auf Karl Friedrich, Großherzog von Baden. 9) Präsident Pitschaft's Rede bei der Enthüllung des Gutenbergsmonuments in Mainz. 10) Großherzog von Hessen Ludwig II. Rede am Schlusse des Landtags. 11) Präs. Stephani's in Mainz Rede über Oeffentlichkeit und Mündlichkeit u. s. w. — Daß mündliche Vorträge in unserer Zeit immer mehr in Aufnahme kommen und Jeder, welchem Stande er auch angehört, in den Fall kommen kann, in den Sitzungssälen der Kammern oder vor Gericht sprechen, sich oder Andere vertheidigen zu müssen, daß deshalb der Unterricht in Vorträgen in Gymnasien und höhern Lehranstalten eine dringende Forderung und Nothwendigkeit ist, darüber besteht kein Zweifel mehr. Die kurzen Biographieen und Notizen, so wie die den verschiedenen Vorträgen angefügten Einleitungen halten wir für zweckdienlich, indem sie nicht nur belehrend sind, sondern zum Verständniß Vieles beitragen.

Aus dem Kreise Worms.

Bezüglich der in der Didaskalia Nro. 106 angezeigten Feier des fünfzigjährigen Dienstjubiläums des Lehrers Streb in Hochheim muß als Ergänzung berührt werden, daß, vor dem bemerkten Essen, die Feier nach dem religiösen Sinne des Jubilars in der Kirche begann, wo durch den kathol. Pfarrer H. Gräf von Herrnsheim in einer passenden Anrede der versammelten Gemeinde die Bedeutung des Festes erklärt wurde, worauf derselbe, in das Leben und die Verhältnisse des Jubelgreises eingehend, sich darüber aussprach, was heute dem Jubilar den Rückblick in die lange Reihe von Jahren erfreuend mache. Hierauf wurde von demselben ein feierliches Hochamt gehalten und der Gottesdienst mit dem Liede: „Großer Gott, wir loben dich" beschlossen.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 25. April. Belisar, große Oper in 4 Abth., Musik von Donizetti. (Gastrolle) Antonina: Mad. Schmidtgen, vom Hoftheater zu Wiesbaden.

Samstag, 27. April. (Zum Erstenmale wiederholt): Thomas Thyrnau, Schauspiel in 5 Aufzügen, nach dem Roman gleichen Namens frei bearbeitet von Charl. Birch-Pfeiffer. (Gastrollen) Maria Theresia: Mad. Birch-Pfeiffer. Magda: Fräul. Steck, vom großh. Hoftheater zu Darmstadt.

Redakteur: L. K. Heller. — Druck und Verlag der Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 117. Samstag den 27. April 1844.

Die Nachtigall von Winterburg.

(Fortsetzung.)

Durch die Straßen eines stattlichen, wegen seiner Reinlichkeit ansprechenden Dorfes stiegen die Wanderer zur Höhe, auf der die Kirche liegt, und in deren hochgewölbte Räume. Der Kurgast staunte das herrliche Gebäude an, dessen Verhältnisse so rein und edel sind, und trat dann wieder vor die Thüre heraus. Der hier sich bietende Anblick war höchst anziehend. Am Fuße der Kirchhöhe lag das Dorf Sponheim in friedlicher Ruhe auf sonnigem Rain. Am Fuße dieses Raines breitete sich ein schöner Wiesengrund aus, und drüben von der Höhe grüßte wieder der uralte Thurm der Burg Sponheim herüber. Hohe, theilweise reichbewaldete Berge umschlossen als Rahmen das schöne Bild.

„Um die Hälfte des elften Jahrhunderts," nahm der Kreuznacher nun das Wort, „lebte dort auf der Burg Sponheim der Graf Eberhard von Sponheim. Er erbaute diesen herrlichen Dom, und sein Sohn, Graf Stephan, gründete 1101 ein Benediktinerkloster dabei, welches aber erst dessen Sohn, Graf Meinhard, 1123 vollendete und einweihen ließ. Der Grafen und anderer Dynasten reiche Spenden begründeten den Wohlstand der Abtei. Johannes Trithemius, dieser weit über seine Zeit hinausragende, dennoch nicht ganz von ihren geheimnißvollen Eigenheiten frei gewordene Geist, war hier Abt, und gründete jene berühmte Bibliothek, welche Friedrich von der Pfalz, als die Abtei fiel, nach Heidelberg brachte, Tilly dort raubte und dem Papste schenkte, und die endlich, decimirt und in kümmerlichen Resten, 1817 nach Heidelberg zurückkam. Trithemius floh vor den Lastern der Mönche und starb an den Ufern des Mains, während hier das Kloster sittlich und ökonomisch unterging. Seine Mauern sind bis auf wenige Reste gefallen, aber die Kirche steht auf der Stirne des Berges, ein Denkmal einer glaubensstarken Zeit und einer viel bewunderten Kunst."

Die Wanderer verließen die schöne Stelle, bewunderten den Reichthum einer am Fuße des Berges hervorbrechenden, schön gefaßten Quelle, und stiegen dann die Höhe hinan, noch oft den Blick zurückwerfend zu Sponheims herrlicher Kirche. Bald senkte sich der Weg in eine tiefe Schlucht, in der, eng zusammengedrängt, die Häuser und Häuschen des Dorfes Bockenau liegen, am Fuße einer mit Reben bepflanzten Berghöhe. Hinter dem Dorfe aber nahm sie ein liebliches Thal auf. Die beiden Berge zur Seite sind mit üppig grünendem Walde bis zur Thalsohle bedeckt; Wiesen nehmen diese ein, und ein Bach rieselt unter Blumen hinab. Eine Menge Nachtigallen flöteten hier in friedlicher Stille. Drosseln und andere Singvögel, die hier ungestört wohnen, vollendeten den schönsten Waldchor.

Nach einer nicht sehr langen Wanderung thürmte sich das Gebirge höher und wilder auf. Der Bach kämpfte brausend mit dem im Wege liegenden Gestein. Zerfallene Burgtrümmer sahen von der Höhe herab. Die Schlucht verengerte sich, und in derselben erblickten sie die ärmlichen Häuser eines Dorfes, dem ein steiniger Boden kargen Lohn abwirft, und dessen Erwerbsquellen dürftig fließen.

„Das ist Winterburg, wo unsere Nachtigall sang!" sagte der Kreuznacher, und deutete auf das Dorf hin, das die Schlucht ausfüllt, und doch nur für zwei Reihen Wohnungen Raum hat.

„Wie arm, wie beengend auch der Anblick ist," sagte der Kurgast, „es liegt doch etwas Eigenthümliches, Heimliches, ich möchte sagen, Romantisch-Poetisches darin, was das Gemüth anzieht und ergreift! —" Das mußte der Kreuznacher bejahen. Ein vorübergehender Greis bot seinen freundlichen „guten Tag." Der Kreuznacher hielt ihn an. „Erinnert Ihr Euch noch des Superintendenten Götz, Freund?" fragte er.

„Warum nicht?" war des Mannes Antwort. „Ich hab' ihn wohl gekannt. Er war ein guter, freundlicher Mann, der den Armen viel Gutes that."

„Steht das Pfarrhaus noch, das er bewohnte?"

„Gewiß; unverändert!"

„Wißt Ihr auch sein Grab?"

„O ja."

Der Greis geleitete die Wanderer durch das Dorf. Nahe dessen westlichem Ende blieb er vor einem Hause stehen, das sich kaum vor den Bauernhäusern auszeichnete. Es hatte eine überbaute Stiege und sah höchst unpoetisch aus.

„Das ist das Pfarrhaus, welches Götz bewohnte," sagte der Führer, „und jene beiden zertrümmerten Wohnungen hat vor einigen Jahren der einstürzende Wartthurm zerschmettert. Das eine der Häuser war das Schulhaus, aus dem kurz vorher die Kinder entlassen worden waren; das andere gehörte einer Anverwandten des Superintendenten Götz. Sie und ihre

Tochter entgingen wunderbar dem Tode unter der Wucht des einstürzenden Gemäuers."

„Kennt Ihr nicht etwa ein Lieblingsplätzchen Götz's?" fragte einer der Wanderer.

„O ja," fuhr der Mann fort; „ich kann Ihnen das zeigen, wo er, wie die Leute sagen, Gedichte machte." Er geleitete die Wanderer in das schöne Wiesenthal gegen Winterbach zu, dessen rechte Seite ein gar schöner Hochwald bedeckt. Dort stiegen sie den Berghang hinauf, und erreichten bald eine Stelle, wo zwei Eichen nahe zusammen standen, und vorn ein Felsblock lag, den Epheu umrankte, Moose und Flechten in mannichfacher Schattirung wuchernd bedeckten. Das Plätzchen war allerliebst. Sie setzten sich nieder und überließen sich ihren Gefühlen. Endlich brach der Kurgast Zweige von den Eichen und flocht einen Kranz, den er sinnend in seiner Hand hielt.

Zu dem Grabe des Dichters führte sie nun der Greis. Eine einfache Sandsteinplatte deckte es, und mühsam lasen sie die Inschrift:

„Der in Gott ruhende J. Nik. Götz, Spezial-Superin„tendent der Ober- und Unter-Aemter Kirchberg, Winter„burg, Dill und Winningen, ward Anno 1721 in der „Stadt Worms geboren, und nach wohlgeführtem 35jäh„rigem Amte starb derselbe, da er die hiesige Kirche 21 „Jahre lang erbauet, allhier am 4. November 1781."

„Wie prosaisch!" sagte der Kurgast; „wie leer! Nicht ein Mal des Dichters haben diese Plebejer gedacht! Und welch ein Denkmal für ihn!"

Er legte seinen Kranz wehmüthig auf den Stein. Der Andere sagte: „Wozu ein Denkmal? Die Liebe des Volkes bildet eine schöne Tradition. Lassen Sie die Liebe das Grab hüten, dann wird es nicht vergessen." Und was er gesagt, fand er bestätigt im Dorfe. Mancher Pfarrer war seitdem gekommen und gegangen; mancher wird kommen und gehen: aber Götz lebt noch im Herzen des Volkes, und das dunkle Bewußtseyn, daß er ein berühmter Mann gewesen, wenn auch nur getragen von einer unverstandenen Sage, leiht seinem Namen eine dauernde Glorie.

(Schluß folgt.)

Hessische Skizzen.

V. Kloster Hasungen und die Weidelsburg.

Der Leser wird eine sehr genaue Specialcharte von Hessen zur Hand nehmen müssen, um diese zwei Punkte aufzufinden; allein er möge bedenken, daß wir uns in den vorliegenden Skizzen, um mit Gutzkow zu reden, auf einer Entdeckungsreise in das Innere von Deutschland befinden; er darf also getrosten Muthes an unserer Hand den neuaufgefundenen Hasunger Klosterberg hinansteigen. Nur Ein Thurm noch krönt den Gipfel, die übrigen Reste der Klostergebäude und der, dem Thurm nach zu schließen, künstlerisch höchst bedeutenden Kirche hat man vor Jahren zur — Erbauung eines Oekonomiehofes benutzt. Der Eine Thurm zeugt noch von der geschwundenen Pracht und läßt den Kunstkenner die ganze Größe des Verlustes ermessen, es muß eine überaus originell aufgeführte Architektur des spätromanischen Styles gewesen seyn. Auch der Thurm, dieser letzte Mohikaner (denn es waren ursprünglich vier Hauptthürme), drohte vor einigen Jahren den Einsturz, auf dringende Verwendung des damaligen Ministeriums Hassenpflug jedoch wurde die kostbare Reliquie durch Restauration des morschen Unterbaues vor gänzlicher Zerstörung bewahrt. Dies war doch einmal eine conservative ministerielle Tendenz, die gewiß auch der radicalste Oppositionsmann billigen wird, wenn er nicht etwa von jenem Radicalismus der alten münster'schen Wiedertäufer beseelt ist, welche alle Thürme ihrer Stadt mit Mühe und Gefahr abzutragen begannen — um der allgemeinen Gleichheit willen. — An mehreren Stellen ist der verwitterte Thurm geborsten, hieran knüpft sich eine Volkssage, die mit der von Rückert besungenen „bestraften Ungenügsamkeit" der Mönche zu Grabow viel Aehnlichkeit hat. Jedes Jahr nämlich, so erzählt man, kamen in den alten Zeiten gegen Weihnachten hin zwei Schweine in den Klosterhof und präsentirten sich den Mönchen als Volontairs für ihre Festtagstafel. Nun war aber den Klosterbrüdern gesagt worden, eins davon sollten sie behalten und verspeisen, das andere aber laufen lassen; wären sie jedoch ungenügsam und nähmen beide hinweg, so würde nicht nur die erfreuliche Spende fortan ganz aufhören, sondern auch ihr Kloster in kurzer Frist dermaßen zu Schanden gehen, daß der große Thurm Sprünge und Risse an allen Ecken bekäme. Was vorauszusehen war, geschah; die Mönche fanden mit der Zeit das Halbiren der gebratenen Tauben, die ihnen in den Mund flogen, sehr lästig; sie dachten, ein Schalk habe ihnen wohl einen Streich gespielt mit der drohenden Weissagung, und schlachteten im nächsten Jahre beide Schweine. Allein auch hier wie in Grabow blieb es nicht dabei, daß sich das ganze Kloster den Magen verdarb an den vielen Schinken und Würsten — die Schweine kamen nicht wieder und mit ihnen blieb der Segen aus, welcher bisher auf dem Kloster geruht: es zerfiel für immer. Es mag wohl noch ein tieferer Sinn in dem Mährchen liegen, als die Kindermoral von bestrafter Ungenügsamkeit. Alle Glaubensmystik breitet so lange ihren Segen über den — Mystificirten, als er in voller Herzenseinfalt auf ihre Phantasiegebilde schwört und ihren Machtsprüchen Folge leistet; kommt er aber einmal zufällig dahin, über die Sache nachzudenken (und sollte auch das Resultat blos seyn, daß zwei Schweine mehr sind, als eines), so schwindet der Zauber, die Schweine werden fortan nicht mehr wiederkommen.

An dem Unterbau des Thurmes findet man vier nach den vier Himmelsgegenden gerichtete fratzenhafte Larven ausgemeißelt; auch über sie geht manche wunderliche Sage. Sie gehören jedoch wohl in das Gebiet jener zahllosen Menge von Karikaturen auf Kirche und Papstthum, die wir gerade aus den gläubigsten Perioden an fast allen Gotteshäusern finden. Wem etwas wahrhaft heilig ist, der wird auch einen Scherz darüber machen können, ohne frivol zu seyn; erst wo Convenienz und Decorum hinzutreten (also schon Indifferentismus gegen die Sache selbst), wird man mit Höflingsbesorgniß auf der Hut seyn, ja sein Gesicht nicht in profane Falten zu legen.

Auch über die Gründung des Klosters besitzt man eine Sage, die schon großentheils ins historische Gebiet streift; sie ist aber so wenig originell, so ganz über den ordinären Klosterlegenden-Leisten geschlagen, daß wir sie hier nicht auftischen wollen. Die ganze Gegend, schon sehr frühe ein Schauplatz denkwürdiger Thaten, ist überhaupt von einer Unzahl von Volkssagen und Legenden poetisch ausgeschmückt, am wunderlichsten

von allen dürfte wohl eine, dem benachbarten Kloster Kauffungen angehörige seyn. Jutha, die erste Aebtissin daselbst, hatte keinen Sinn für ihre strengen geistlichen Pflichten und zog eines Sonntags leichtsinniger Weise die Freuden der Tafel einer Procession vor; wegen dieses Disciplinar-Vergehens erhielt sie darauf von ihrer Tante eine so derbe Ohrfeige, daß die Spuren bis an ihren späten Tod sichtbar blieben. Man weiß nicht recht, worin hier das Wunder liegt, ob in der empfänglichen Zartheit von Jutha's Backen, oder in der herkulischen Kraft der alten Dame. Auf alle Fälle möge der Himmel jeden guten Christen vor einer solchen Tante bewahren.

(Schluß folgt.)

Ueber die Auswanderung nach den westlichen Ländern von Nord-Amerika.

(Schluß.)

Das heutige Oregon-Territorium bietet, trotz seines natürlichen Produkten-Reichthumes und seiner günstigen Lage für den Welthandel, für den einwandernden Europäer oder Amerikaner zwei große Uebel dar: die Natur in ihrer ganzen starren Wildheit und die daraus entspringenden langwierigen und mühevollen Arbeiten für den Anbau, dann aber auch die lästige Nachbarschaft der Indianer, die, den eingewanderten Kolonisten feindlich gesinnt, mit dem aufgehobenen Tomahak die Festigkeit ihrer Schädel zu prüfen nur allzu geneigt sind. Der berühmte Franklin darf wohl, was die Statistik von Nordamerika betrifft, wie in so vielen andern Dingen als eine achtungswerthe Autorität angeführt werden, und auch er schildert die Existenz der Ansiedler in den Gränzländern der amerikanischen Civilisation als eine freudenlose und gefahrvolle, die, im Kampfe mit der Natur und den Ueberfällen der Wilden, fast in einer gänzlichen Verzichtleistung auf alle Vorzüge und Vortheile des geselligen Lebens und nur in dem thätigen Betriebe des Landbaues an dem Saume der Urwälder, wo das Geheul der wilden Thiere und das Kriegsgeschrei der Indianer sich mit einander vermischen, bestehe und vor dem Dahinschwinden mehrerer Generationen keine Aenderung zum Besseren zu versprechen scheine. Mit Rücksicht auf den Stand der oben erwähnten Verhandlungen zwischen Nordamerika und England möchte also das Oregongebiet noch zur Zeit für europäische Auswanderung nicht als besonders empfehlenswürdig erscheinen, um so weniger, als derselben zur Erwerbung von weit günstiger gelegenem Land durch Kauf von Seite der Regierung eine ungleich vortheilhaftere Gelegenheit dargeboten ist. Darauf sollten unsere deutschen Landsleute, welche in Amerika eine sorgenfreiere und glücklichere Existenz zu erringen hoffen, vorzugsweise ihre Aufmerksamkeit richten, und bei gehöriger Beachtung dieses Umstandes dürften sie sich in ihren Erwartungen schwerlich getäuscht finden, wenn sie sich dem Berufe des Landwirths mit Einsicht, Fleiß und jener weisen Genügsamkeit widmen, welche die sicherste moralische Garantie für das Gelingen industrieller Unternehmungen ist.

„Es scheint“, sagt Say in seiner National-Oekonomie, „als ob die Colonisten bei dem Abschiede von ihrem Mutterlande einen Theil ihrer Laster daselbst zurücklassen. Sie entsagen der Eitelkeit, jener Eitelkeit, die in Europa so viel kostet, und doch so wenig nützt. Wo sie hinkommen, ist man gezwungen, nur die wahrhaft nützlichen Eigenschaften der Dinge zu schätzen, und verzehrt nichts mehr, als was man zum Leben bedarf.“ Diese Bemerkung des geistreichen Say, der die Wissenschaft der National-Oekonomie durch keinen Schwall barbarischer Kunstwörter verzerrt und dunkel macht, wie in Deutschland leider schon zum öftern der Fall gewesen, findet in dem veränderten Lebensgeschick so vieler nach Nordamerika Ausgewanderten ihre volle Bestätigung. Sie lassen, um mit der Bibel zu reden, den alten Adam zu Hause und treten in ihrem neuen Vaterlande als bessere Bürger, als gewissenhaftere Familienväter auf, die durch äußere Einfachheit, durch Genügsamkeit und pflichtmäßige Erfüllung ihrer Berufsarbeiten thatsächlich beweisen, daß sie des Titels republikanischer Bürger nicht unwürdig sind.

Dr. Wilh. Dieffenbach.

Das Göthe-Monument in Frankfurt a. M.

Am 24. d. M. fand eine Versammlung des erweiterten Göthe-Comité's statt. Obwohl der Zweck derselben, die Wahl eines Platzes für das zu errichtende Denkmal, bekannt war, so hatte sich doch nur die kleinere Anzahl der Comité-Mitglieder eingefunden, was als eine nicht erfreuliche Erscheinung zu bezeichnen ist. Nachdem von Seiten des Präsidiums Bericht erstattet und der abschlägige Erlaß hohen Senates in Betreff des Theaterplatzes mitgetheilt worden war, wurde auf die Nothwendigkeit hingewiesen, in der fraglichen Angelegenheit baldmöglichst zu einem bestimmten Resultate zu gelangen, da das Eintreffen des seiner gänzlichen Vollendung nahen Monumentes in Aussicht stehe, und der 28. August d. J. als ein für die Inauguration geeigneter Tag wohl festzustellen sey. Hierauf wurden die Berathungen eröffnet und zwei Comité-Mitglieder ließen sich in entgegengesetzten Ansichten vernehmen, deren eine sich für die Beibehaltung eines Platzes im Innern der Stadt und deren andere für die Zulässigkeit eines solchen in der Neustadt oder der Promenade vor dem Gallusthor aussprachen. Es wäre nutzlos gewesen, den bereits genugsam abgesponnenen Faden über das pro und contra der für das Göthemonument proponirten Plätze abermals aufzunehmen und weitläufig zu erörtern. Hierüber ist schon viel, vielleicht zu viel gesprochen und geschrieben worden, und lange, wenn auch schöne Abhandlungen führen nicht zum Ziele; denn es sind dies meist nur individuelle Meinungen, welche mit mehr oder minder rhetorischem Talente ausgeschmückt und geltend gemacht werden. Die eigentliche Sachlage aber ist einfach. Nachdem der Platz auf dem Roßmarkt für das Gutenberg-Monument vergeben, und der auf dem Theaterplatze nicht verwilligt worden, welche andere bleiben noch übrig? Der am südlichen Ende der Stadt-Allee ist dem Gutenberg-Monument zu nahe, und der am nördlichen ist nicht geeignet, weil die Statüe nach Norden blicken und der richtigen Beleuchtung ermangeln würde. Das Dreieck am westlichen Ende der Zeil bietet einen zu beschränkten und zur ruhigen Betrachtung offenbar ganz ungeeigneten Raum. Der Platz unfern des Brunnens hinter der Hauptwache zeigt ähnliche Schwierigkeiten und es würde während der beiden Messen unser berühmter Landsmann in eine seiner durchaus nicht würdige Umgebung und in fatale Collisionen gerathen;

auch würde die Verlegung des Brunnens ziemlich bedeutende Kosten verursachen. Der Paradeplatz endlich ist nicht disponibel und steht eine Bewilligung desselben von Seiten der Behörden nicht zu erwarten. Außer diesen sind in unserer an freien Plätzen, wie bekannt, nicht reichen Stadt keine andern, die für das Göthe-Monument geeignet wären, in Vorschlag zu bringen und erneuerte Debatten würden nur die erneuerten Aeußerungen von Sympathien und Antipathien, Sophismen und langen Reden mit kurzem Sinn hervorgerufen haben. Man schritt demnach zu einer Abstimmung über die Frage: Ob das besagte Monument in die Altstadt oder in die Neustadt, d. h. an einen geeigneten Ort in der Promenade vor dem Gallusthor zu placiren sey? Für letzteres entschied sich eine Majorität von elf gegen sieben Stimmen und sonach wurde der Beschluß gefaßt, das Denkmal für Göthe der Neustadt zuzuwenden und ein Bestimmteres über diesen Platz einer weiteren Berathung vorzubehalten. Wenn man der öffentlichen Meinung, welche sich bereits vielfältig kund gethan hat, einige Beachtung schenkt, so wird man erfahren haben, daß für diesen Standpunkt ein großer Theil des Publikums sich beifällig äußert; denn er ist gelegen in dieser schönen, neubelebten, durch die Nähe der Eisenbahnen täglich von vielen Hunderten von Fremden und Einheimischen besuchten Promenade, in diesem großen Anfang zu einem neuen Stadtquartier, geschützt und umgeben von den Bewohnern geschmackvoller Gebäude. Ein schicklicherer Platz wird sich wohl in keinem Theile unserer Stadt auffinden lassen, während dagegen hier der Dichter und Naturfreund Göthe den Beschauer poetisch anregen und in diejenige Stimmung versetzen muß, die erforderlich ist, um sowohl ein Kunstwerk, als auch ein Denkmal mit Freude und Erhebung des Geistes und Gemüthes zu betrachten. Wir zweifeln nicht, daß der vom erweiterten Göthe-Comité nun gefaßte und eben mitgetheilte Beschluß der Billigung des Publikums und der Verehrer des unsterblichen Dichters sich erfreuen und als ein willkommener aufgenommen werden wird, und somit sehen wir, da hier die Bewilligung eines hohen Senates wohl schwerlich ausbleiben dürfte, einer baldigen und endlichen Erledigung der in Rede stehenden Angelegenheit entgegen.

Frankfurt, 24. April.

Nekrolog.

Nicht ohne großen Schmerz sehen wir Männer aus dem Leben scheiden, die sich durch Vorzüge des Geistes und des Herzens auszeichnen, zumal wenn sie einem Berufe angehören, dessen Wirksamkeit sich über größere Kreise verbreitet. Dies bestätigt sich wieder bei dem Verluste, den unsere Stadt durch den Tod eines ihrer würdigsten Mitbürger betroffen. Am 20. d. Mts. starb Hr. Johann Heinrich Müller, ordentlicher Lehrer an der hiesigen Musterschule. Er war zu Medenbach, einem Dorfe unweit Dillenburg, am 1. Febr. 1787 geboren und widmete sich später, besonders auf Zureden seines Vaters und des Hrn. Pfr. Housseaume zu Breitscheid, dem Lehrfache. Durch eine Verkettung von Umständen kam er später in das Schullehrer-Seminar des Kirchenraths Jüngst zu Niederdresselndorf, nach dessen Willen er Theologie studieren sollte. Leider starb dieser treffliche Mann, der unserm Müller ein väterlicher Freund war, nur zu frühe und mit seinem Tode gingen auch Müller's Hoffnungen zu Grabe. Später kam er als Lehrer der französischen Sprache an die Anstalt des in der pädagogischen Welt rühmlich bekannten Wilberg in Elberfeld, in dem er einen trefflichen Menschen und ausgezeichneten Erzieher kennen lernte. Der bedenkliche Zustand seiner Gesundheit ließ ihn nach einem dreijährigen Aufenthalt in dieser Anstalt den Entschluß fassen, eine Hauslehrerstelle auf dem Lande anzunehmen. Hier weilte er, nicht ohne günstigen Erfolg für seine Gesundheit, mehrere Jahre, dann kehrte er wieder nach Elberfeld zurück, von wo er bald darauf, im Jahr 1814, an die hiesige Musterschule berufen wurde. Seit dieser Zeit gehörte er uns, und mit Recht erwarb er sich in seiner Stellung die allgemeine Hochachtung. Er war ein Mann, der in seinen Fächern — Mathematik und Astronomie — Ausgezeichnetes leistete und mit seinem reichen Wissen eine liebenswürdige Bescheidenheit verband. Nie drängte er sich vor, daher übersahen ihn Viele; doch die, welche ihn näher kennen lernten, erfreueten sich nicht nur seiner gründlichen und vielseitigen Kenntnisse, sondern sie mußten ihn auch wegen seiner trefflichen Eigenschaften des Herzens hochachten und lieben. Leider war sein stilles Leben durch Kränklichkeit öfters getrübt, und schon vor Jahren war sein Gesundheitszustand so bedenklich, daß wir fürchteten, den Trefflichen zu verlieren. Er wurde uns noch erhalten und zwar größtentheils durch die treffliche Pflege einer liebenswürdigen Gattin, die ihm vor sechs Jahren durch den Tod entrissen ward. Dieser Verlust traf höchst schmerzlich sein stilles Glück; allein die Vorsehung führte ihm zwei Jahre später wieder eine Lebensgefährtin zu, in deren Besitz er nur kurze Zeit glücklich seyn durfte; ihr legte der Himmel die traurige Pflicht auf, dem trefflichsten Gatten die treuen Augen zu schließen. In ihrem Herzen, so wie in den Herzen seiner zahlreichen Freunde und Schüler hat er sich ein unvergängliches Denkmal errichtet. Allein auch der wissenschaftlichen Welt ist er durch zwei Werke: „Leichtfaßliche Anleitung zur Differential- und Integralrechnung für Anfänger und zum Selbstunterrichte", Frankfurt a. M., 1826, und: „Elemente der analytischen Geometrie, oder Anwendung der Algebra auf die Geometrie für Anfänger und zum Selbstunterrichte", Frankfurt a. M., 1836, rühmlichst bekannt geworden und sein Name wird in den Annalen der Wissenschaft nicht untergehen. Noch kurz vor seinem Tode arbeitete er einen „ersten Cursus der Geometrie" aus. Leider sollte er das Büchlein nicht mehr im Druck vollendet sehen. Es erscheint in der hiesigen Sauerländer'schen Buchhandlung, und wir sind gewiß, daß es in vielen Anstalten als Leitfaden wird eingeführt werden. Der hiesige Gelehrtenverein für deutsche Sprache ernannte unsern Müller im Jahre 1828 zu seinem Mitgliede, und wir sind überzeugt, er würde in seinen Fächern jeder Hochschule zur wahren Zierde gereicht haben. Wir dürfen sein Leben, wenn auch oft durch Kränklichkeit getrübt, bei seinen bescheidenen Anforderungen und Wünschen an dasselbe doch ein glückliches nennen, und es wird ihm nach seinem Tode im Gedächtnisse Vieler ein freundliches Andenken bleiben, ein Andenken, welches wie eine milde Sternennacht auf einen ruhig heitern Sommertag folgt.

K.

Charade.

Längere Dauer stets und Entfernung bezeichnet der Sylben
Erste; die folgenden zwei deuten dir Näherung an.
Zeigt sich dir feindlich das Glück, besiegst du nicht seine Mißgunst
Durch Verdienst: so gelingt, glaub' es, das Ganze dir nie.

Theater-Anzeige.

Samstag, 27. April. (Zum Erstenmale wiederholt): Thomas Thyrnau, Schauspiel in 5 Aufzügen, nach dem Roman gleichen Namens frei bearbeitet von Charl. Birch-Pfeiffer. (Gastrollen) Maria Theresia: Mad. Birch-Pfeiffer. Magda: Fräul. Stöck, vom großh. Hoftheater zu Darmstadt.

Sonntag, 28. April. (Zum Erstenmale): Der Wildschütz, oder: die Stimme der Natur, komische Oper in 3 Abth., nach Kotzebue frei bearbeitet, Musik von Albert Lortzing.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 118. Sonntag, den 28. April 1844.

Die Nachtigall von Winterburg.

(Schluß.)

Die Wanderer sprachen noch viel über Götz, als der Kurgast seinen Begleiter daran erinnerte, ihm Das mitzutheilen, was er aus des Dichters Leben wisse. Sie hatten den Rückweg bereits angetreten.

„Seine Grabschrift," hob Jener an, „sagt, daß er 1721 in Worms geboren wurde. Schmerz, des Dichters vertrauter Freund, den auch ich noch in seinen letzten Jahren kannte, sagte mir, wie eine stille, gemüthliche und fromme Häuslichkeit auf die ersten Jahre des Dichters tief, und die edelsten Keime seines Wesens weckend, eingewirkt habe; wie die Sonnenblicke der reinsten Aelternliebe seine Seele erschlossen und erwärmt, und so in des Kindes Seele einen Reichthum sanfter Empfindungen gelegt haben. Götz habe sich darüber oft mit Innigkeit und Begeisterung ausgesprochen, und mancher Zug seiner idyllischen Dichtungen weise zurück in die heiligen Räume des Vaterhauses. In der Vaterstadt empfing er die tüchtige Grundlage seiner gelehrten Bildung und die Ausbildung für die Hochschule. Schon in dem sinnigen Wesen des Knaben gab sich das poetische Element seiner Seele kund. Ob dies Element unter besonderen Einflüssen gedieh und reifte, ist mir leider unbekannt; Das aber weiß ich, daß auf der Universität das Verwandte schnell sich fand und anschloß. Götz zog, entschieden für die Theologie, 1739 nach Halle. Der Umgang mit Uz, Gleim und Ramler ließ die Sonnenstrahlen der Poesie in seine Seele weckend fallen. In dem Seelenbunde mit diesen, und durch sie mit andern ausgezeichneten Geistern seiner Zeit, wuchsen dem Genius die Schwingen, und es fehlte nicht an Versuchen, sie kräftig zu gebrauchen. Jede freie Stunde wurde zu poetischen Ergüssen verwendet. Könnten die schönen Partieen bei Giebichenstein reden, sie würden Kunde geben von vielen seligen Stunden dieses Dichterbundes, der vielfach an einen andern spätern mahnt. Als das Leben ihn trennte, blieb die Poesie das goldene Band, das ihn über weite Länderstrecken hin zusammenhielt, und ihn bis in's spätere Leben hinauf sein verklärendes Licht werfen ließ.

Götz kehrte, als er die Universität verließ, vorerst in's Vaterhaus zurück. Manche Perle seiner Dichtungen verdankt dieser Zeit eines stillen In-sich-hinein-lebens ihr Daseyn. Er trat wohl auch als Prediger auf, und die gemüthliche Weise seiner Predigten, sein klangvolles Organ und der einnehmende Vortrag gewannen ihm viele Herzen in der Vaterstadt. Hier sollte indessen sein Wirkungskreis nicht seyn. Durch die Verwendung seiner Freunde erhielt er die Stelle eines Hauspredigers und Hauslehrers bei dem geistvollen Freiherrn von Kalkreuth, damals Obristen und Kommandanten in Emden. Wenn auch diese Stelle sehr viel Angenehmes hatte, und Götz sich in dem feingebildeten, christlich-frommen Familienkreise auch recht wohl fühlte, so nöthigte ihn dennoch die Rücksicht auf seine Gesundheit, ihn zu verlassen. Götz war keine von den kräftigen Pfälzergestalten, die den Stürmen trotzen können. Seine Brust war schwach und sein Körper sehr reizbar und empfindlich gegen äußere Einflüsse. Das Klima Ostfrieslands zeigte sich nur zu bald nachtheilig für ihn. Umsonst versuchte er es, ihm zu trotzen. Wiederholte Brustbeschwerden wiesen unzweifelhaft die Nothwendigkeit nach, ein milderes aufzusuchen.

Kaum hatte er sich in der milden Heimath wieder gestärkt, als ein anderer Ruf ihm eine neue Thätigkeit eröffnete. Die Gräfin Strahlenheim in Forbach suchte einen Schloßprediger und Erzieher ihrer beiden Enkel. Wie und durch welche Vermittelung Götz ihr empfohlen wurde, ist mir unbekannt; aber er erhielt die Stelle, lebte längere Zeit in dieser Familie, und erwarb sich ihre Achtung und Liebe in dem Grade, daß er, als seine Zöglinge zu höherer Ausbildung gereift waren, sie als Hofmeister nach Lüneville begleitete. Hier lebte er im Hause des Feldmarschalls, Grafen Sparre, des Onkels seiner Zöglinge; machte mit ihnen größere Reisen, studirte mit Fleiß die französische Literatur, und wurde, als seine Verbindung mit seinen Zöglingen sich löste, durch Vermittelung des Grafen Sparre im Jahre 1747 Feldprediger bei dem Regimente Royal-Allemand. Toul und Nancy waren die Orte seines Aufenthaltes. Das bewegte Leben in dieser Stellung trug viel dazu bei, daß seine Bildung an Vielseitigkeit gewann. Der Umgang mit fein gebildeten Offizieren, das fortgesetzte Studium der französischen Literatur aber gaben seiner Poesie jene Glätte und Feinheit, welche ihr eigenthümlich ist, und seinem Geiste jene vielbelobte Gewandtheit.

Die Stellung zu seinem Regimente brachte in Götz's Leben eine gewisse Unstätigkeit und Unruhe, die seinem Wesen entgegenstand. Besonders mißmuthig machte ihn der Zug nach Flandern. Nach dem gemüthlichen Stillleben des Vaterhauses blickte er mit Sehnsucht zurück, wie nach einem verlornen Paradiese, und die Sehnsucht nach einem ländlich abgeschiede-

nen, ruhigen Wirkungskreise wurde immer stärker in seiner
Seele. So konnte ihm der Ruf des Herzogs von Zweibrücken
auf die Pfarrei zu Hornbach nicht anders als höchst willkom-
men seyn. Hier verheirathete er sich glücklich, und empfand
nun, was ihm so lange gefehlt, den ganzen vollen Segen eines
gemüthlichen häuslichen Lebens. War Götz in seiner früheren
Stellung mehr rezeptiv thätig, so wurde jetzt die produktive
Thätigkeit recht lebendig, und die Himmelstochter Poesie zog
in sein stilles Haus segnend wieder ein. —

Sein Landesherr erkannte indessen bald in ihm den brauch-
baren, gewandten Mann, den vielseitig gebildeten und gelehr-
ten Theologen, und beschloß, ihm eine erweiterte Sphäre des
Wirkens zu eröffnen. 1754 berief er ihn als Oberpfarrer und
Inspektor nach Meisenheim. Sein Ruf als Dichter war jetzt
schon begründet im Vaterlande. Dieser Umstand lenkte die
Blicke des Markgrafen von Baden auf ihn, und 1761 wurde
er nach Winterburg berufen, vorerst als Pfarrer und Konsisto-
rialassessor, aber schon 1766 wurde er Superintendent der ba-
dischen Lande an der Nah, auf dem Hunsrücken und an der
Mosel. Mit diesem Zeitpunkte gewann Götz die ersehnte Stille
des Landlebens, die Zurückgezogenheit, die ihn ganz der Poesie
leben ließ, da seiner Berufsgeschäfte wenige waren, und seine
Stellung ihn vor ökonomischen Bedrängnissen sicher stellte.
Hier lebte er denn, wie er sich's oft gewünscht, im Kreise
weniger, aber erlesener Freunde. Hier besuchten ihn Ramler
und Gleim. Hier war Schmerz oft sein Genosse. Von
hier aus stand er im lebhaften Briefwechsel mit den Aus-
gezeichnetsten seiner Zeit, und im Schoße einer wildromanti-
schen Natur, wo die Chöre der Nachtigallen ihn entzückten,
ließ er sich gerne den Namen der „Nachtigall von Win-
terburg" beilegen von seinen Freunden und Verehrern. Hier
schloß er das Auge für diese Welt am 4. November 1781,
ehe noch die wilden Stürme aus Westen verheerend über das
Land der Heimath daherbrausten."

Die Wanderer kehrten mit dem sinkenden Abend wieder
in die Badestadt zurück, mit dem Bewußtseyn, einen schönen
Tag verlebt und einem liebenswürdigen vaterländischen Dich-
ter eine Huldigung dargebracht zu haben.

W. O. von Horn.

Hessische Skizzen.

V. Kloster Hasungen und die Weidelsburg.

(Schluß.)

Ein paar Stunden westwärts von Hasungen erheben sich
die Trümmer der Weidelsburg auf einem isolirten Berg-
kegel, rings von dichtem Hochwald beschattet. Auch an sie
knüpft sich manch' denkwürdiges Ereigniß. Die versunkene
Pracht der Ruinen, welche in ihrer großen Ausdehnung eher
von einem Schlosse als einer Burg herzurühren scheinen, er-
zählt uns von den letzten tragischen Momenten des untergehen-
den Ritterthums, von einem in seinen Schicksalen dem Götz
von Berlichingen verwandten Helden, der wie dieser für die
sinkenden Rechte der Adelssouverainität sich aufopferte.

Reinhard von Dalwigk, genannt der Ungeborene, hat um
die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts die Weidelsburg in
ihrer jetzigen Ausdehnung aufgebaut. Er war ein reicher mäch-
tiger Ritter und führte da droben ein Leben gleich einem Für-
sten; zwanzig Edelleute standen in seinem Solde. Nun war
in damaliger Zeit der niederhessische Adel wegen streitiger Ein-
künfte in zwei Parteien gespalten, die sich auf's erbittertste be-
fehdeten; Reinhard nahm lebhaften Antheil an dem Kampfe.
Vergebens hielt Landgraf Ludwig der Friedsame ein Gericht
zu Homberg und ließ die Parteien nach alter Sitte vor Son-
nenaufgang an einem Freitags-Morgen eine Sühne beschwö-
ren; vergebens that auch Hermann Riedesel, der erwählte
Schiedsrichter seinen Ausspruch: die erbitterten Gegner ruheten
nicht eher, bis die Rache des Landgrafen und des Erzbischofs
von Mainz die Häupter der Spaltung fast vernichtet hatte.
Da ward der Weidelsberg erobert und zerstört, Reinhard ge-
fangen genommen, und nur eine demüthige Abbitte mit ge-
beugtem Knie vermochte den Stolzen zu retten. Aber als er
sich wieder in Freiheit fühlte, konnte er dem mächtigen Drange
der Fehdelust nicht widerstehen und begann seine Raubzüge
von neuem. Landgraf Ludwig schloß ihn abermals ein und
nur die fußfälligen Bitten seiner Gemahlin Agnes vermochten
dem erzürnten Fürsten einen Vergleich abzudringen: die Be-
dingung war, daß Reinhard sich gefänglich einstellen sollte. Da
versuchten seine Freunde noch das letzte Mittel, den freiheits-
liebenden Ritter auf einem Esel in einem mit Speck gefüllten
Sacke in Sicherheit zu bringen, allein es mißlang. Reinhard
ward später zwar begnadigt, doch seine Macht war gebrochen,
das fürstlich glänzende Treiben auf der Weidelsburg zu Ende.
Sie ist seitdem allmählig zerfallen, obgleich Reinhards Ge-
schlecht fortgeblüht hat.

Als interessante Notizen aus den Geschichten jener Fehden
in Niederhessen fügen wir noch bei, daß ein Ritter von Her-
tingshausen für sein im Kampfe verlorenes Bein von den Geg-
nern 1500 fl. Entschädigung verlangte, und daß Werner von
Elben damals, so viel man weiß, zuerst in ganz Hessen, vor
dem Schiedsgerichte in den spitzfindigen Bestimmungen des
römischen Rechtes seinen Schutz suchte. Bisher hatte
man in dem ganzen Lande nur das angestammte fränkische
Recht gekannt, nur einheimische Bräuche und Gesetze. Jener
Werner ist also in der dortigen Gegend zuerst auf den großen
Fund gekommen, daß, wie Schlosser sagt, der freie deutsche
Mann nach den Verordnungen römischer Despoten verurtheilt
werden müsse.

Mannichfaltigkeiten.

† (Darmstadt, 26. April.) Se. Hoh. der Prinz Ale-
xander von Hessen haben kurz vor Ihrer Abreise nach Rußland
dem großh. Hofschauspieler Hrn. Becker eine kostbare Bril-
lantnadel, unter schmeichelhafter Anerkennung der bei der Regie
des Liebhaber-Theaters der höchsten Herrschaften von ihm ge-
leisteten Dienste, huldreichst zu verehren geruht.

(Der grüne Referendar.) Folgende Geschichte ist
nicht allein kurz und lehrreich, sondern sie ist auch wahr. Ein
junger Referendar spielte den Angenehmen bei einer schönen
Färberin; der Färber aber, welcher den Anbeter seiner Ehe-

hälfte sehr unangenehm fand, ergriff mit seinen nervigen Fäusten den girrenden Seladon, und — tauchte ihn in einen mit Farbe gefüllten Bottich. Der unglückliche Liebhaber tauchte grün, wie eine Eidechse, wieder auf. Die Farbe soll übrigens ächt seyn, denn Nase, Wangen, Mund, Ohren, Stirn, Hände, sind prächtig smaragdgrün, kurz, der ganze Referendar wird grün bleiben, bis das Zellgewebe der Haut sich erneuert, und die natürliche Fleischfarbe wieder hervortreten läßt.

(Wien. Theater-Z.)

Napoleon, kein geborner, sondern ein gewordener Kaiser, wollte dennoch die Hofformen respektirt wissen. Das Gefühl seiner kaiserlichen Würde lag nicht in seinem Blute, sondern in seiner gesteigerten Idee, die er energisch handhabte. Einem Obersten, der in einer gewonnenen Schlacht sich brav gehalten, bezeigte er seine lobende Zufriedenheit und erlaubte ihm, sich eine Gnade zu erbitten. Als dieser darauf, als Gewährung seines höchsten Wunsches, sich vom Kaiser einen Kuß erbat, drehte Napoleon ihm verächtlich den Rücken zu, mit den Worten: „Vous êtes un fou! allez-vous en!" und der Oberst erhielt weder Orden, noch Kuß, und kam von nun an nicht weiter.

(Ein merkwürdiger Prozeß) Ein merkwürdiger Rechtsfall wurde den beiden Universitäten Oxford und Cambridge zur Begutachtung vorgelegt, und dürfte als eine höchst harte, juridische Nuß erscheinen. Lord F . . . . besaß einen Renner von arabischer Zucht, der ein wahrer Bukephalos war und Niemand auf seinem Rücken duldete, als seinen Herrn. Dieser bot Jedem die Wette an und verkündete schriftlich: „Lord F . . . . setzt hundert Pfund gegen die Hälfte, daß sein arabischer Hengst, Hassan Molka, jeden Reiter binnen fünf Minuten zur Erde werfe!" — Master Crown, ein verwegener Pferdebändiger, nahm die Wette an, bestieg den wildmuthigen Gaul, und spornte ihn durch die Lindenallee zu Newmarket. Kaum saß er aber fest, so bäumt sich das Roß und droht überzuschlagen. Der kühne, handfeste Reiter beugt sich auf den Kopf des wuthschäumenden Thieres, drückt es durch sein Gewicht auf die Vorderfüße nieder und gibt ihm die Peitsche. Da ging ein elektrischer Schlag auf einmal vom ganzen Thiere aus, der Reiter flog zwei Ellen hoch in die Luft, erhaschte aber mit großer Geistesgegenwart den überhangenden Ast einer Linde und kam vor Ablauf der bedingten Frist, d. i. fünf Minuten, nicht auf die Erde. Man ersieht aus dieser lustigen Geschichte, daß die Antwort jenes Reitlehrlings höchst unrichtig war, der sich gegen seines Stallmeisters Aeußerung: „Wie kann man so zur Erde fallen?" mit den Worten vertheidigte: „Erlauben Sie, ich kann doch nicht in der Luft hängen bleiben!"

Ein neues Mittel, Executoren zu entkommen, hat neulich ein junger, mit Manichäern reichlich versehener Mann in Anwendung gebracht. Er wurde nämlich in der Nähe von Lyon von zwei Haltefesten nach vielen Bemühungen arretirt. Sie setzten sich mit ihm auf den Dampfwagen, der nach Lyon geht. Der Schuldner schlug vor, oben auf dem Wagen Plätze zu nehmen, da er die freie Luft, die er bald werde entbehren müssen, noch so lange als möglich genießen wolle. Die Huissiers waren damit einverstanden, setzten sich oben auf den Verdeckplätzen an seine Seite, und mit Schnelle ging es vorwärts. Wo die Bahn aber dicht an der Rhone entlang geht, dachte der Gefangene an den Spruch Tells: „Der See kann sich, der Landvogt nicht erbarmen," und sprang plötzlich in den Fluß. Die erstaunten Diener der Gerechtigkeit, die mit offenem Munde das Unerhörte wahrnahmen, hatten kaum das Nachsehen, denn der Zug ging mit reißender Schnelligkeit weiter, und der kühne Schwimmer erreichte glücklich das Ufer und lachte innerlich die Häscher aus. Wir führen dies Ereigniß blos an, um bei neu anzulegenden Eisenbahnen die Bauenden auf die Vortheile aufmerksam zu machen, welche ein Fluß in der Nähe der Bahn für das Publikum haben kann.

(Vorschlag aus Preußen.) Die Schilder der Aerzte enthalten außer den Namen die verschiedenen Zweige ihrer Wissenschaft, in denen sie nach zurückgelegtem „Staatsexamen" befugt sind, Pässe für die Ewigkeit auszustellen; in unserer christlich parfümirten Zeit muß aber Alles einen lieblichen Anstrich haben, zu welchem Ende wir für die Herren Aerzte als Devise auf Hausthürschilder die einladende Stelle empfehlen: „Fürchtet euch nicht vor denen, die zwar den Leib tödten, aber der Seele nichts anhaben können."

So haben sich die Zeiten geändert! Nach einem Stundenzettel einer „Kaiserlichen, höchst-eilenden eigenen Estafette, welche unverzüglich bei Tag und Nacht nach Frankfurt geführt und nirgends im geringsten aufgehalten, noch versäumet werden solle, maßen sowohl Ihrer Römischen Kaiserlichen Majestät rc. als auch allen Churfürsten und Ständen des Heil. Römischen Reichs hoch und viel daran gelegen rc." brauchte diese Estafette von Rastatt, von wo sie am 30. Dezember 1797 abging, bis Frankfurt, welches sie den 1. Januar 1798 erreichte, gerade 35 Stunden. Jetzt schon legt man diese Reise in 15 Stunden zurück, und wenn die Eisenbahn von Darmstadt nach Basel fertig ist, so wird man sie vielleicht in 7 Stunden vollenden.

Am 19. April Abends war der aus 25 Waggons bestehende Eisenbahnzug von Orleans nach Paris auf der Höhe von Yory angekommen, als eine von der Locomotive herrührende brennende Kohle auf einen der mit getheerter Leinwand bedeckten Waggons fiel. Im Nu theilte sich das Feuer, dessen Kraft durch einen starken Wind verdoppelt wurde, mehreren andern Waggons mit, und vor der Ankunft hinreichender Hülfe waren 4 mit Vieh beladene Waggons eine Beute der Flammen geworden. Fast alles Vieh kam um. Glücklicherweise waren keine Reisenden bei dem Zuge.

(Düsseldorf, 21. April.) Man erzählt hier, daß dem Maler Kleinenbroich das ihm von der hiesigen Polizeibehörde in Beschlag genommene große Bild, auf welchem man censurwidrige Gegenstände gefunden hatte und welches für den Carnevals-Verein in Köln bestimmt und von diesem bestellt war, und das seitdem auf dem hiesigen Rathhause deponirt liegt, wieder zur Verfügung gestellt worden sey. Der Künstler soll aber die Rücknahme verweigern, vielmehr den Ausgang seiner bereits sogleich anhängig gemachten Entschädigungsklage abwarten wollen, da derselbe das Bild zu dem bestimmten Zwecke nicht habe abliefern können. Im Publikum ist man auf den Ausgang dieser Angelegenheit

um so gespannter, als dieselbe mit dem Verbote des hiesigen allgemeinen Carnevals-Vereines zusammenhängt.

In Frankreich gibt es noch 111 Ortschaften, wo protestantische Gemeinden, aus Mangel an Kirchen, ihren Gottesdienst unter freiem Himmel verrichten müssen.

Das deutsche Recht.

Der Advokaten-Versammlung in Mainz gewidmet.

Es sey der Sprache gleich das Recht,
Recht volksgemäß und klar und rein,
Kein dürres Laub, kein wild Geflecht,
Ein Garten grün im Sonnenschein!

Durchdringen soll uns das Gefühl
Der deutschen Stammgenossenschaft;
Es brech' an unserm hohen Ziel
Des Neides und des Hasses Kraft!

Und doch ist noch im Vaterland
So mannichfach der Brauch, das Recht,
Als wäre nicht das schönste Band
Ein einz'ges Recht für ein Geschlecht.

Wenn einig wir im Vaterland,
Sind wir nach außen fest und stark,
Wir werden dann auch Hand in Hand
Beschützen deutsche Gränz' und Mark.

Drum frisch an's Werk und nicht gesäumt,
Im Schweiß erblüht die reiche Saat:
Was wir gehofft, was wir geträumt,
Wird bald erblüh'n zur schönen That.

Was treu sich liebt an Elb' und Rhein,
Reicht sich im gold'nen Mainz die Hand,
Ein einz'ges Recht, ächtdeutsch und rein
Begrüße bald mein Vaterland!

Frankfurt. Ludwig Wihl.

Korrespondenz.

Aus dem Badischen, 19. April.

Wir leben in einem Zeitalter der Reformen; wenigstens fehlt es an Vorschlägen dazu keineswegs, und wenn wirklich in staatlichen, wie in socialen Verhältnissen überhaupt nicht mehr Umgestaltungen erfolgen, so sind fürwahr gar manche Zeitblätter nicht schuld daran, denn Tag für Tag rüttelt man an dieser oder jener Einrichtung; alte Sitten und Gewohnheiten, selbst nationale Eigenthümlichkeiten werden der Reihe nach durchgenommen und kann man sie auch nicht gerade abschaffen, so will man sie doch dem modernen Zuschnitt anpassen. Heute werden uns die Engländer, morgen die Franzosen als Muster vorgestellt; ein andermal findet sich bei den Nordamerikanern das Heil, welches uns noch abgeht, und wer weiß, ob nicht bald auch die Völker des himmlischen Reiches Vorzüge besitzen, welche den Deutschen zur Nachahmung empfohlen werden. Es ist bemerkenswerth, daß in einer Zeit, wo so viel von deutscher Nationalität die Rede ist, gerade von solchen Leuten, welche diese so rühmliche Eigenschaft bei jeder Gelegenheit im Munde führen, fortwährend auf fremde Nationen hingewiesen wird, um bald Das, bald Jenes von ihnen zum Muster zu nehmen. In neuester Zeit ist eines unserer inländischen Blätter ganz besonders der Tummelplatz von allerlei ohne Zweifel gut gemeinten Reformvorschlägen geworden. Man will eben sogenannte leitende Artikel haben, und da werden denn die Korrespondenten vom See und vom Rhein, vom Schwarzwald und aus der Pfalz angespornt, ihre Weisheit dem lesenden Publikum auszukramen, und je origineller, pikanter, desto besser. So kommt heute unsere Muttersprache daran, welche nicht alle Fremdwörter mit Stumpf und Styl ausrottete; morgen werden wir geschmäht, daß wir nicht genug turnen, denn auch Schuster, Schneider, Lithographen und wer sonst noch viel sitzen muß, sollten ihre Turnübungen haben; ja, ginge es nach dem Willen jenes Nationalbeglückers, so sähen wir in kurzem die ganze deutsche Nation ihre Luftsprünge an den Turnstangen machen. Da würden erst Engländer und Franzosen Augen machen, wenn das weite Deutschland mit einem Mal eine große Turnanstalt würde? — Doch in allem Ernste, zu solchen äußersten Schlußfolgen muß man nothwendig kommen, wenn man in seinen Vorschlägen nicht Maß und Ziel hält und so das Kind mit dem Bade ausschüttet. Man wird lächerlich und an sich heilsame Einrichtungen werden zum Gespött. In gleichem Maße ist es mindestens ein nutzlos Gerede, wenn man verlangt, Eigenthümlichkeiten, die mit der Nation gleichsam verwachsen und groß geworden sind, geradezu abzulegen.

Die unterzeichnete Wittwe des im Omnibus-Wagen verstorbenen Musikus Franz Michel Scheling hat durch Vermittelung der Wohllöblichen Redaction des Frankfurter deutschen Journals 2 Rthlr. preuß. Cour. von Hrn. Commissionär Johann Justin Soldan wegen eines zweiten in dessen Collecte gefallenen Gewinns und einen Kronthaler von R. am 8. d. M., sodann heute 2 Rthlr. von F....... als christliche Unterstützung erhalten, welches mit innigstem Danke quittirt

Fulda, 20. April 1844. Barbara Scheling.

Auflösung der Charade in Nro. 117.

Fortkommen.

Theater-Anzeige.

Samstag, 27. April. (Letzte Gastdarstellung der Mad. Birch-Pfeiffer): Mutter und Sohn, Schauspiel in 5 Acten (in 2 Abth.), mit freier Benutzung des Bremer'schen Romans: „Die Nachbarn", von Charl. Birch-Pfeiffer. (Gastrollen) Generalin von Mansfelt: Mad. Birch-Pfeiffer. Franziska: Fräul. Steck, vom großh. Hoftheater zu Darmstadt.

Sonntag, 28. April. (Zum Erstenmale): Der Wildschütz, oder: die Stimme der Natur, komische Oper in 3 Abth., nach Kotzebue frei bearbeitet, Musik von Albert Lortzing.

Montag, 29. April. (Zum Vortheil des Hrn. Pischek): Scenen aus verschiedenen Opern im Costume: 1) Erste Scene aus „Beatrice di Tenda" von Bellini (Arie mit Chor). 2) Zweiter Akt aus der Oper: „die Favorite" von Donizetti (Arie und Duett). 3) Pas de deux, getanzt von Hrn. und Mad. Meersmann. 4) Scene aus dem zweiten Akt der Oper: „die Puritaner." 5) Dritter Akt aus „Czaar und Zimmermann." 6) Zweiter Akt aus „Lucia di Lammermoor" (Finale). Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: [illegible] Heller — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 119. Montag, den 29. April 1844.

Aus Pierre Corneille's Leben.

Von F. A.

Pierre Corneille, der Vater der französischen Tragödie, war zu Rouen geboren im Jahre 1606, und der Sohn Pierre Corneille's, Fluß- und Waldmeisters (maître des eaux et des forêts). Er machte seine Studien in dem Jesuitenkollegium zu Rouen, und erkannte in seinem spätern Leben stets mit gerührtem Danke den wohlthätigen Einfluß an, welchen der Unterricht der Jesuiten auf die Entwickelung seiner geistigen Fähigkeiten gehabt. Er widmete sich Anfangs dem Studium der Rechtsgelehrsamkeit, doch ohne besondere Neigung und glücklichen Erfolg. Ein unbedeutendes Ereigniß gab seinem Geist und Leben eine poetischere Richtung. Er wurde einst von einem seiner jungen Freunde, der eine Liebschaft mit einem Mädchen von Rouen hatte, derselben vorgestellt, und machte sogleich bei seiner ersten Erscheinung den günstigsten Eindruck auf die Geliebte seines Freundes, die bald die seinige wurde. Die Freude, welche Corneille der glückliche Erfolg dieses Rendezvous verursachte, weckte sein schlummerndes Talent für die dramatische Poesie, und er wählte das erwähnte Ereigniß zum Gegenstand seiner ersten dramatischen Produktion, einer Komödie, die unter dem Namen „Melite" schon 1625 erschien. Da die Geschichte der ferneren geistigen Entwickelung und der verschiedenen dramatischen Produktionen Corneille's jedem mit der Literaturgeschichte Vertrauten hinlänglich bekannt und schon vielfach behandelt ist, so wollen wir im Folgenden nur eine kurze Charakteristik des Dichters geben und einige sich an seine Persönlichkeit, wie die Aufführung seiner Stücke knüpfenden Anekdoten, die bis jetzt noch nicht zur Kenntniß des größern Publikums gelangten.

Corneille war ziemlich groß und wohlbeleibt, der Ausdruck seiner Züge angenehm, seine Nase hervorspringend, der Mund schön geformt, seine Augen voll Feuer, seine Physiognomie sprechend. Seine Aussprache war nicht ohne Fehler. Er trug seine Werke zwar mit Nachdruck, aber ohne alle Anmuth vor. Er hatte eine gründliche Kenntniß von der schönen Literatur, der Geschichte, der Politik; doch schätzte und studirte er sie hauptsächlich nur in ihrer Beziehung zur dramatischen Poesie. Für Alles, was nicht in näherer oder entfernterer Beziehung zum Theater stand, besaß er wenig Sinn und Geschmack, noch hatte es besondern Werth in seinen Augen. Er sprach wenig, selbst über Gegenstände der dramatischen Kunst, mit welchen er doch vertraut war. Seine Meinung sprach er stets ohne allen oratorischen Schmuck, schlicht und einfach aus; wollte man sein großes rednerisches Talent kennen lernen, so konnte man dies nur durch Lektüre seiner Schriften. Corneille war sehr zum Trübsinn geneigt, und es bedurfte weit stärkerer Anregungen und Motive, ihn in eine freudige Stimmung zu versetzen, als ihm Trauer und Verdruß zu verursachen. Er hatte einen heftigen, aufbrausenden Charakter, und war nicht selten sehr rauh in dem Benehmen gegen seine Freunde; im Grunde aber hatte er ein menschenfreundliches Herz, war ein guter Vater, ein zärtlicher Gatte und Freund. Er war zugleich, wie fast alle Dichter, ein großer Verehrer des weiblichen Geschlechts, und sehr zur Liebe geneigt, doch erlaubte er sich in dem Umgange mit Damen nie die mindeste Freiheit, und hielt sich streng in den Gränzen des Anstandes und guter Sitte. Er besaß große Festigkeit und Bestimmtheit des Charakters, und war jeder Nachgiebigkeit, Ränken oder Verstellung fremd, was ihn wohl besonders fähig machte, die römische Tugend mit solcher Meisterschaft zu schildern, so wie es aber auch die Hauptsache seyn mochte, daß er nie sein Glück in der Welt machte. Er war kein Freund des Hofes, der sein schriftstellerisches Verdienst so wenig zu würdigen verstand, als die Geradheit, Offenheit und Festigkeit seines Charakters. Für Staatsgeschäfte hatte Corneille weder Neigung, noch Geschick. Er liebte zwar das Geld, doch ward der Besitz desselben nie ein Sporn seiner schriftstellerischen Thätigkeit. Wenn gleich für den Ruhm nicht unempfindlich, war er doch stets weit entfernt von kleinlicher Autoreitelkeit. Außer einer seltenen Rechtschaffenheit und Biederkeit zeigte er zu jeder Zeit aufrichtige Religiosität und eine Frömmigkeit, wie sie äußerst selten bei Denen gefunden wird, die sich mit dem Theater beschäftigen. Er suchte sich meist erst der Zustimmung und des Beifalls des Klerus zu versichern, ehe er seine dramatischen Werke dem Publikum übergab; doch fanden diese in Hinsicht auf die Reinheit und den Adel der Gesinnungen, welche sich in ihnen aussprechen, so wie wegen der großen Zartheit und Decenz, mit welcher selbst das Verhältniß der Liebe behandelt ist, bei der Geistlichkeit eine nachsichtsvolle Aufnahme. Corneille befand sich auch unter der Zahl der fünf Autoren, welche der Kardinal Richelieu zur Ausarbeitung der Stücke erwählte, für die er selbst den Plan entworfen. Diese Autoren waren, außer Corneille, l'Etoiles, von welchem noch „Memoiren" vorhan-

den, Boisrobert, der Hofnarr des Kardinals, Colletet, der Gegenstand einer der Satyren Boileau's, Rotrou, der Verfasser des „Winceslas."

Corneille gab im Jahre 1635, in seinem 29sten Jahre, seine erste Tragödie, „Medea," in Druck, die bei dem Publikum eine äußerst günstige Aufnahme fand. Diese Tragödie ist nur eine glückliche Nachbildung des Seneka, und erreicht bei weitem nicht die klassische Schönheit und Vollendung der spätern Werke des Dichters. Der „Cid", welchen er ein Jahr später erscheinen ließ, ward mit so rauschendem Beifall aufgenommen, daß von der Zeit das Sprichwort in Gebrauch kam: „Dies ist schön, wie der Cid." Bald wurde die Tragödie in alle lebende Sprachen übersetzt, und der Verfasser besaß selbst Exemplare von jeder dieser Uebersetzungen. Das Stück erhielt eine noch größere Berühmtheit durch die Eifersucht des Kardinals Richelieu. Dieser große Staatsmann, der stets nur mit neidischen Augen auf den Ruhm Anderer sah, gab der Akademie den gemessensten Befehl, den „Cid" zum Gegenstande ihrer Kritik zu machen. Die Akademiker aber durften ihren Statuten gemäß sich keine Kritik über das Werk eines ihrer Kollegen erlauben, bevor derselbe zuvor seine Zustimmung gegeben. Erst nach Erhaltung derselben wagten sie es, über den Cid eine Kritik zu schreiben, die sich, mit wissenschaftlicher Strenge abgefaßt, doch durch den feinsten Takt und zarte Berücksichtigung auszeichnete. Das Publikum blieb übrigens nach wie vor ein entzückter Bewunderer der vielen Schönheiten des Cid, und Boileau sagt in dieser Beziehung schön und treffend:

„En vain contre le Cid un ministre se ligue,
„Tout Paris pour Chimène a les yeux de Rodrigue."

„Vergeblich kämpft gegen den Cid ein Minister: Ganz Paris hat für Chimene nur die Augen Rodrigo's (ihres Liebhabers.)"

Als man Corneille nach der Erscheinung seiner „Horazier" abermals mit einer Kritik drohte, entgegnete er weiter nichts, als: „Horaz wurde von den Decemvirn verdammt, aber von dem Volke freigesprochen."

Die Tragödie „Cinna" veranlaßte Saint Evremont zu der Bemerkung: „Daß Corneille die Römer größer darstelle, als sie in der Geschichte erscheinen." Die edle Großmuth und Milde des Augustus ist auch in dem „Cinna" so vortheilhaft und mit solcher Meisterschaft geschildert, daß Ludwig XIV. nach dem Schlusse einer Vorstellung des Cinna den Entschluß faßte, dem Chevalier Rohan die Freiheit zu schenken, nachdem derselbe schon längere Zeit als Staatsgefangener in der Bastille gesessen, und bis jetzt Niemand für ihn bei dem König um Gnade zu flehen gewagt.

(Schluß folgt.)

Hessische Skizzen.

VI. Fritzlar.

In einer weiten Ebene, die von der Edder durchströmt wird, erhebt sich Fritzlar, an den sanften Hang eines Hügels gelehnt. Die Warten draußen im Felde, die halbgeschleiften Stadtmauern, die hohen Thürme der Stiftskirche, die alterthümlichen Giebel vieler Häuser legen Zeugniß ab von vergangener Glorie; könnten sie reden, sie würden uns zu erzählen wissen von Reichstagen und Königswahlen, von geistlichen Synoden und weltlichen Conferenzen, von Belagerungen, Durchmärschen, blutigen Fehden — aber wenn einst unsere Enkel über die Gegenwart Kunde verlangen werden, dann dürften sie statt über Reichstage höchstens über Kram- und Viehmärkte zu referiren haben; statt über kriegerische Durchmärsche höchstens über die tägliche Durchfahrt der Kasseler Omnibuse und des Eilwagens. Die Stadt kann sich mit gar manchem andern eisgrauen Renommée trösten, das in unsern Tagen gleich ihr von der Höhe seines Ruhmes herabgesunken ist. Fritzlar hat eine höchst originelle Physiognomie, es malt sich etwas Freireichsstädtisches darin, aber doch auch zugleich etwas von bischöflichem Prälaten-Charakter. Die Gegend ringsum ist weit und hat einen gewissen nichtssagenden Grundtypus; hierin lag ein günstiges Prognostikon für das Aufblühen zu einer großen Stadt, und Bonifacius hatte nicht taktlos gewählt, als er hier eine Niederlassung begründet; es geht bei den Städten wie bei den Menschen, den platten Nullitätsgesichtern kann man zumeist mit Erfolg eine gute Carriere prophezeien, ja sie können es wohl gar bis zum Rath bringen; warum? weil man aus ihnen etwas machen kann. Fritzlar ist nun freilich in seinem Avancement stecken geblieben, allein das thut nichts zur Sache. Man könnte eine voluminöse Abhandlung schreiben über den Charakter der deutschen Städte. Berlin z. B. hat geheimen Regierungsraths-Charakter, ein diplomatisches Geheimniß schwebt über der Stadt, Alles ist Convention, Alles sorgfältig vorher überlegt; wenn man vom Kreuzberge aus die Residenz überblickt, kommt sie Einem sehr nichtssagend vor, aber man hüte sich vor allzu raschem Urtheil — es stecken wichtige Dinge hinter der Maske. Karlsruhe hat unstreitig Lieutenants-Charakter, die ganze Stadt steckt in Uniform, die Häuser sind so trefflich in Reih und Glied geschaart, daß man ihnen links um kehrt! zurufen möchte, und ich kenne weder einen Lieutenant noch einen Fähnderich von so kerzengerader Taille, wie die lange Straße in Karlsruhe. Darmstadt hat Hofrathscharakter — man muß gähnen, wenn man durch seine Straßen zieht, wie im Theater, wenn es heißt: Ein Hofrath tritt auf. Göttingen hat den Charakter eines Oberstudienrathes. Es sieht aus wie ein Professor, der sich rühmt, Goethium et Schillerum niemals gelesen zu haben, wie ein gelehrter Recensent, der seine Kritik des Don Carlos mit den Worten anhebt: Obgleich die Beurtheilung gewöhnlicher Schauspiele nicht in den Kreis unserer Wirksamkeit gehört rc. rc., wie ein Schulmann, der den Homer cum notis edirt und sich nun für höher achtet als den Sänger selbst. Es gibt auch Städte, die gar keinen Charakter haben, so wie es auch Menschen ohne allen Charakter gibt. Da liegt z. B. ein Ort zwischen schroffen Felsgebirgen, durch die der wilde Bergstrom schäumt, stille Waldnatur ringsum — wie soll da von Charakter die Rede seyn! nicht einmal den eines Titular-Raths möchte ich einem solchen Städtchen beilegen. So sind auch die charakterlosen Menschen, wild, überschäumend, schroff in ihren Ansichten, wohl auch nebenbei in stiller, bescheidener Zurückgezogenheit — es muß doch ein eigenes Gefühl seyn, wenn Einem der Kellner das Fremdenbuch reicht und ersucht, Namen und Charakter gefälligst einzuzeichnen — und man ist ganz charakterlos.

(Schluß folgt.)

Nachruf an J. B. Baison.

Schwer ist die Kunst und Wen'gen nur gegeben,
Der Bühne würd'ger Priester stets zu seyn,
Sich an den Dichter wie ein Freund zu reih'n
Und sein Gebild von neuem zu beleben.
Schwer ist die Kunst und selten ist das Streben,
Sich ihrem Dienste liebevoll zu weih'n,
Die ganze Kraft des Geistes ihr zu leih'n
Und frei den Blick nach ihren Höh'n zu heben.

In solcher Kunst und in solch' schönem Wirken
Erkennt man dich als einen Würd'gen an;
Als rüst'ger Bildner in der Kunst Bezirken,
Streb' immer weiter auf der lichten Bahn!
Mög' dein Geschick der Himmel günstig lenken!
Denk' uns'rer oft, wir werden dein gedenken!

Gern weilt Erinn'rung bei geweihten Stunden;
Sind sie doch selten nur im bunten Spiel
Des Lebens, das der Müh'n und Sorgen viel
Uns bietet, das uns Kämpfe bringt und Wunden.
Erhebung wird im Reich der Kunst gefunden;
Hier öffnet sich ein friedliches Asyl,
Hier winkt dem Pilger ein beglückend Ziel,
Hier ist der Ernst der strengen Zeit geschwunden.

In diesen Räumen hast du stets gewaltet;
Dein Geist ist kräftig und dein Auge klar.
So hast du manches edle Bild gestaltet,
Das seines wackern Meisters würdig war.
Die Muse mög' dir ihre Huld stets schenken!
Denk' uns'rer oft, wir werden dein gedenken!

Frankfurt a. M., im April 1844.

Ein neuerrichtetes Autographen-Bureau.

Wer eine Stellung im Leben errungen hat, die ihn über die Sorgen der Alltäglichkeit einigermaßen erhebt, der wird selten die ganze Schwerkraft seines Geistes ausschließlich auf den Pflichten seines Amtes oder seiner geselligen Verhältnisse ruhen lassen: er sucht sich eine Nebenbeschäftigung, eine leichte Ausfüllung seiner Muße, ein geheimes Tempelchen, in welchem er alle die Zeit, die er dem Berufe abgewinnen kann, irgend einem Lieblingsgötzen opfert, dessen Verehrung ihm so innigere Freude bringt, als sie schwieriger zu befriedigen, oder Wenigeren möglich ist. Kurz, er ist Liebhaber der Seltenheiten, seyen es nun alte Bücher oder Käfer, Steine oder Holzschnitte, Cactus oder Mißgeburten, Nationaltrachten oder Autographen; und in vielen Fällen wird, wenn er es sich auch nicht eingesteht, seine Liebhaberei seinem Herzen und seiner eifrigsten Theilnahme näher stehen, als die ernsten Geschäfte des Tages.

In den letzten Jahrzehnten hat sich die Lust an Autographensammlungen besonders verbreitet. Seit die großen Männer seltener geworden, wollen wir wenigstens ihre Handschriften besitzen als Spuren und Zeichen ihrer unmittelbarsten Thätigkeit. Mag es auch irrig seyn, daß aus der Eigenthümlichkeit der Handschrift auf die der Persönlichkeit ein Schluß sich ziehen lasse, so prägt sich doch sicher in dem Autograph ein eigenthümlicher, durchaus selbstständiger Charakter aus; und von der Phantasie, die uns beim Anblick eines Briefes sofort den Schreiber hinzeichnet, lassen wir uns gerne und auf's angenehmste täuschen, als ob diese Schriftzüge, diese Striche und Punkte, je nachdem sie eilig, gemessen, ungestüm, ruhig, verworren, klar hingezeichnet sind, uns einen Einblick in das Leben selbst gewähren könnten, dessen Pulsen und Zucken wir noch auf diesem Papiere erschauen. Wie ein berühmter Mann seinen Freunden die Unsterblichkeit verleiht, so strahlt ein wundersamer Abglanz auch auf alles Unbelebte, das einst die Glieder einer historischen Person berührten. Hr. v. Radowitz, einer der bedeutendsten Autographensammler der Gegenwart, sagt sehr wahr: „Niemand wird ohne sehr bestimmte Bewegung erfahren, daß der vor ihm stehende Sessel derjenige sey, auf welchem einst Karls des Großen irdische Reste in dem Aachener Grabgewölbe vorgefunden worden; daß jener Degen der sey, den Franz I. bei Pavia dem Connetable von Bourbon verweigerte, dem Herrn v. Lannoy übergab; daß dieser unscheinbare Hut einst das Haupt des großen Königs bedeckte; daß jenem Dintenfasse die Schriften entquollen sind, mit welchen Kant die neue Philosophie begründete; daß jener zierliche Hausaltar die Gebete der noch unglücklicheren als schuldbeladenen Maria Stuart empfangen hat. Von Allem nun, was der Mensch hienieden zurückläßt, gehört ihm vielleicht nichts so ganz eigen an, als seine Handschrift, ein Produkt seiner geistigen und leiblichen Thätigkeit, ein eben so unmittelbarer und dabei greiflicher Ausfluß seiner Persönlichkeit, als seine Handlungen selbst. Keiner jener oben bezeichneten Reste hängt so innig mit ihm selbst zusammen; bei keinem ist die Gemeinschaft so wenig zufällig; bei keinem daher die Erinnerung so tief und lebendig. Bringt dem Unempfindlichsten, bringt einem solchen, der jedes andere Interesse als sein eigenes Steckenpferd für baaren Aberwitz hält, die eigenen Schriftzüge eines jener großen geistigen Agitatoren vor Augen, mit welchen sie einst die Gedanken ihrer Zeitgenossen gelenkt; zeigt ihm auch nur den Namenszug eines der Gewaltigen, deren Rathschluß oder Degen das Schicksal der Welt bestimmt hat: er wird diese Reliquien nicht ohne eine Mischung von Scheu und Theilnahme betrachten können. Ist es daher nicht des Schweißes der Edlen werth, sie vor dem Untergange in sichere Häfen zu bergen?"

Gewiß hat Herr von Radowitz vollkommen Recht; und ihm pflichten die Vielen bei, welche heutzutage ihre Theilnahme als Sammler auf diesen Gegenstand concentrirt haben. Allein je mehr deren Zahl anwächst, desto schwieriger wird es, Sammlungen anzulegen und zu vervollständigen.

Während in England und Frankreich für Tausch und Kauf der Autographen bedeutende Geschäfte bestehen, fehlte es bisher in Deutschland an einem geeigneten Mittelpunkte, in welchem sich die Wünsche der Sammler begegnen könnten. Jeder Liebhaber weiß, welche Schwierigkeiten sich für ihn bei Ausbreitung seiner Sammlung ergeben; wie oft mehr der Zufall als ein geregelter Verkehr ihm das Gewünschte zuzuführen vermag. Was in dieser Hinsicht bisher bei uns geschah, war viel zu vereinzelt, um dem gefühlten allgemeineren Bedürfnisse abzuhelfen.

Die C. Ullmann'sche Buch-, Kunst- und Antiquariats-Handlung in Frankfurt a. M., einer Stadt, welche fast einen Mittelpunkt der bedeutendsten europäischen Länder bildet, glaubte sich sowohl deßhalb, als durch ihren ausgebreiteten Geschäftsverkehr berufen, diesem Mangel abzuhelfen. Sie beabsichtigt daher, ein Commissionsgeschäft für den Verkehr der Autographen im ausgedehntesten Maßstabe zu gründen. Der deßfallsige Prospektus, dem die vorstehenden Bemerkungen entnommen sind, theilt vollständig die betreffenden Bedingungen mit und ist in genannter Buchhandlung gratis zu haben.

Mannichfaltigkeiten.

(Vom Taunus, 24. April.) Man liest in der „Großh. Hessischen Zeitung": Mit vollem Rechte eifert man in Deutschland überall gegen das verderbliche Hazardspiel, und es ist schön von der Presse, daß sie mit vereinter Kraft dahin zu wirken sucht, daß die Höhlen des Spieles und des Lasters endlich ganz aus Deutschland verschwinden; wir können uns dazu nur Glück wünschen; doch muß das wie aller Fortschritt nach und nach geschehen, denn die Kurpächter in den deutschen Bädern, welche Contracte auf viele Jahre geschlossen und deßhalb großartige Etablissements geschaffen haben, worin ein bedeutender Fond steckt, würden den betreffenden Regierungen Forderungen zu machen das Recht haben, die diese mit dem besten Willen nicht zu bestreiten im Stande wären, und dadurch viele und unangenehme Prozesse entstehen. Da übrigens die Badeunternehmer das endliche Ende ihrer Speculation voraussehen, so fangen sie an, solider zu speculiren, und so haben denn bereits die Gebrüder Blanc in Homburg die dortigen Mineralquellen gepachtet, die einen bedeutenden Gewinn abwerfen und schon jetzt in 200,000 Krügen versandt werden, und, wenn die Aerzte ferner sich für dieses heilsame Wasser so interessiren, einen noch größeren Absatz in Aussicht stellen; sie werden dann durch den Absatz des Wassers schon eine so reichliche Existenz haben, daß sie des verderblichen Spiels gar nicht mehr bedürfen, um ihre Rechnung zu finden. Ueberhaupt hat man in Homburg, gegen das man mit Unrecht am lautesten schreit, eben weil man durch das Wasser schon andere Hülfsquellen hat, um die bedeutenden Kosten des Etablissements zu decken, das Spiel schon auf die Hälfte herabgesetzt, und der Vortheil der Bank soll in kurzem noch auf die Hälfte reducirt werden. Die andern Badeunternehmer werden diese Concurrenz dann schwerlich aushalten können, da das Wasser nicht von ihnen gepachtet ist und daher ihnen die Mittel entzogen sind, diese Vortheile zu gewähren, und sie so von selbst schließen müssen. Wie wir nun mit Bestimmtheit wissen, haben die Herren Blanc die schöne Absicht, wenn sie die bedeutenden Kosten ihres prachtvollen Etablissements gedeckt haben und der Wasserverkauf ihnen hinlängliche Garantieen gewähren wird, ihr Spielhaus freiwillig selbst zu schließen, in der festen Ueberzeugung, daß Bad Homburg durch die Schönheit der Gegend, durch die Heilkraft seiner Quellen und den soliden medizinischen Ruf, den es genießt, Fremde genug anziehen wird, und sie werden dies bewerkstelligen können, ohne von der Regierung eine Entschädigung zu verlangen. Es wird sich also bewähren, was ein geistreicher Deputirter in einer Kammer sagte, als man von Aufhebung des Spiels in Deutschland sprach: das Spiel wird das Spiel tödten.

(Frankfurt a. M.) Nächsten Dienstag den 30. d. Mts. wird zum Vortheil des pensionirten Theater-Souffleurs Hrn. Carl Henze im Saale des „Hofes von Holland" ein großes Konzert stattfinden unter gefälliger Mitwirkung der Herren Wiegand, Conradi, Pischek und Caspari und der Damen v. Knoll, Köhler, Schmidtgen, Capitain, Kratky und Reuther. Bei dem Zusammenwirken von so vielen Talenten und Kräften und bei dem wohlthätigen Zwecke des Konzertes steht die freundliche Beachtung desselben nicht zu bezweifeln.

Berlin, 18. April.

In dem zum Frankfurter Journale gehörigen Beiblatte „Didaskalia", Nro. 79, vom 19. März c., findet sich in einem Korrespondenz-Artikel aus Köln vom 18. März c. die Angabe, daß, ungeachtet des in Preußen bestehenden Verbots des Tabakrauchens in den Postwagen, zwei Tage früher einige französische Damen in Köln den Wagen mit Rücklassung ihres Postgeldes hätten verlassen müssen, weil Niemand ihre Erklärung habe verstehen wollen, daß sie den Rauch des Tabaks nicht ertragen könnten rc. Der Einsender dieses Artikels würde durch eine Anzeige bei dem Oberpostamte zu Köln, nöthigenfalls bei dem Generalpostamte, einen richtigeren Weg eingeschlagen, auf demselben aber auch die Aufklärung sich verschafft haben, daß die Angabe irrig ist. Die Untersuchung jenes Vorgangs hat herausgestellt, daß zwei Damen am 9. (nicht 11) März c. die nach Maßgabe ihrer Passagierbillets ihnen zustehenden beiden Plätze in der Beichaise zur Schnellpost von Köln nach Koblenz einzunehmen sich geweigert haben, weil die übrige Reisegesellschaft nur aus Herren bestand. Von denselben rauchte Niemand Tabak. Gegen die betreffenden Unterbeamten, den Conducteur und später auch gegen einen Beamten, welche übrigens sämmtlich der französischen Sprache kundig sind, haben die erwähnten Damen sich auch keineswegs über Tabakrauchen geäußert, sondern nur die Besorgniß ausgesprochen, in einer Gesellschaft von Herren in der Nacht zu fahren, und gebeten, ihre Reiseeffecten mit der Post nach Koblenz zu befördern, während sie selbst das am folgenden Morgen abgehende Dampfschiff benutzen wollten. Diesem Verlangen derselben ist entsprochen worden.

Königlich preußisches Generalpostamt.
Für die Richtigkeit: (L. S.)

Theater-Anzeige.

Sonntag, 28. April. (Zum Erstenmale): Der Wildschütz oder: die Stimme der Natur, komische Oper in 3 Abth., nach Kotzebue frei bearbeitet, Musik von Albert Lortzing.

Montag, 29. April. (Zum Vortheil des Hrn. Pischek): Scenen aus verschiedenen Opern im Costume: 1) Erste Scene aus „Beatrice di Tenda" von Bellini (Arie mit Chor). 2) Zweiter Akt aus der Oper: „die Favorite" von Donizetti (Arie und Duett). 3) Pas de deux, getanzt von Herrn und Madam Meersmanns. Friesländischer Holzschuhtanz, ausgeführt von denselben. 4) Scene aus dem zweiten Akt der Oper: „die Puritaner." 5) Dritter Akt aus „Czaar und Zimmermann." 6) Zweiter Akt aus „Lucia di Lammermoor" (Finale). Mit aufgehobenem Abonnement.

Redacteur: L. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 120. Dienstag, den 30. April 1844.

Aus Pierre Corneille's Leben.

Von F. A.

(Schluß.)

Als der große Condé, in einem Alter von 25 Jahren, der Vorstellung des Cinna beiwohnte, entflossen seinen Augen reichliche Thränen bei den Worten des August:

„Je suis maitre de moi, comme de l'Univers;
Je le suis, je veux l'être. O siècles! o mémoire!
Conservez à jamais ma nouvelle victoire.
Je triomphe aujourd'hui du plus juste courroux,
De qui le souvenir puisse aller jusqu'à vous.
Soyons amis, Cinna; c'est moi, qui t'en convie."
Acte 5. scène dernière.

„Ich bin Herr über mich, wie über das Weltall! Ich bin es, ich will es seyn. O möcht' ihr, kommende Jahrhunderte, auf ewig das Andenken an den neuen Sieg erhalten, den ich über mich selbst erkämpft. Ich triumphire heute über den gerechtesten Zorn, dessen Andenken sich bis in die spätesten Zeiten erhalten möge. Laß uns Freunde seyn, Cinna; August bittet Dich darum!" 5ter Akt, letzte Scene.

Als bei einer Vorstellung des Cinna in der ersten Scene des fünften Akts der Schauspieler, welcher den August spielte, zu Cinna sagte:

„Chacun tremble sous toi, chacun t'offre des voeux,
„Ta fortune est bien haut, tu peux ce que je veux;
„Mais, tu ferois pitié même à ceux qu'elle irrite,
„Si je t'abandonnois à ton peu de mérite." *)

. . . . . soll der Marschall de la Feuillade, welcher der Vorstellung beiwohnte, ganz laut zu dem Schauspieler, der den Augustus spielte, gesagt haben: „O Du verdirbst mir das „Soyons amis, Cinna" (laß uns Freunde seyn, Cinna!") Der alte Schauspieler, welcher den Augustus darstellte, wurde durch diesen lauten Zuruf des Marschalls in große Bestürzung versetzt, indem er befürchtete, er habe seine Rolle schlecht gespielt. Der Marschall aber beruhigte nach dem Schlusse des Stücks den Schauspieler durch folgende Erklärung: „Nicht Ihr habt mein Mißfallen erregt, sondern August, welcher zu Cinna sagt, daß dieser kein Verdienst habe, daß er nichts tauge, daß er bemitleidenswürdig sey, und ihn zugleich bittet, Freundschaft mit ihm zu schließen. „Wie glücklich," schloß de la Feuillade," wär' ich, wenn der König dieselbe Einladung an mich ergehen ließe!"

In den Worten des Marschalls liegt eine feine Kritik der angeführten Stelle. Man kann wohl einem Schuldigen, den man verachtet, verzeihen, doch wird man nimmer sein Freund.

Corneille hatte seinen bestimmten Platz im Theater, und so oft er sich auf denselben verfügte, erhoben sich alle in der Nähe Sitzenden achtungsvoll, und das Parterre klatschte in die Hände.

Als Racine seine erste Tragödie „Alexandre" Corneille'n vorgelesen, um dessen Urtheil zu vernehmen, so ertheilte wohl Corneille dem jungen Dichter, hinsichtlich der Reinheit des Styls und der Versifikation des Stücks, vieles Lob, doch gab er ihm zugleich den Rath, sich ein anderes Feld seiner schriftstellerischen Thätigkeit zu erwählen, da er keine Anlage zur dramatischen Poesie habe.

Dieses Urtheil Corneille's, dessen Grund man nicht etwa in einer niedrigen Eifersucht suchen muß, mag einen neuen Beweis liefern, daß man selbst in einem Fache viel Talent besitzen kann, und doch ein sehr schlechter Beurtheiler der Fähigkeiten und Verdienste Anderer seye. So erhob Corneille die Werke Lukan's weit über die Virgil's, und gab seiner Tragödie „Rodogune" den Vorzug vor seinem „Cinna."

Corneille, der in seinen Tragödien eine solche Meisterschaft und Erhabenheit des Ausdrucks zeigt, war in seiner gewöhnlichen Unterhaltung trocken und einsylbig, was eine angesehene Dame, die ihn in seiner Wohnung gesprochen, zu der witzigen Bemerkung veranlaßte: „daß man, um Corneille's Geist und Talent kennen zu lernen, denselben nur im Hotel von Bourgogne *) hören müsse."

Der Genannte hatte sich sehr jung und auf folgende sonderbare Weise verheirathet. Er erschien einst trauriger und träumerischer, als gewöhnlich, bei dem Kardinal Richelieu, der, dadurch überrascht, den Dichter fragte, ob er etwa mit einer schwierigen dramatischen Arbeit beschäftigt sey. Der Dichter entgegnete, daß es ihm dazu durchaus an der nöthigen Gemüthsruhe fehle, und daß er von leidenschaftlicher Liebe zu

*) „Jeder zittert vor Dir, Jeder bringt Dir seine Wünsche dar; das Glück hat Dich hoch erhoben, Du kannst Alles, was ich will; Du würdest aber selbst das Mitleid Derer, die Dich um Dein hohes Glück beneiden, erregen, wenn ich Dich Deinem geringen Verdienste überließe."

*) Dasselbe diente damals als Theater.

einer Tochter d'Angely's, des Gouverneurs der Normandie, geplagt werde, daß aber der Vater seiner Geliebten unerbittlich sey. Der Kardinal berief den Gouverneur sogleich nach Paris. Dieser, welcher voller Angst über die außerordentliche Citation des Kardinals zu Paris erschien, gab mit Freuden seine Einwilligung, als derselbe von ihm verlangte, daß er seine Tochter einem Manne zur Ehe gebe, der bei Hofe in solchem Ansehen und bei dem Kardinal in hoher Gunst stand.

Die Werke Corneille's wurden oft gedruckt. Voltaire besorgte im Jahre 1764 eine Ausgabe derselben mit Noten und Erklärungen. Den Ertrag dieser Ausgabe überließ er der Wittwe des Dichters, die von demselben weiter nichts, als den ehrenvollen Namen geerbt hatte. Voltaire vertrat noch außerdem Vaterstelle bei der Tochter Corneille's, die er auf eine ihrer Abkunft und ihren Talenten entsprechende Weise erziehen ließ und später vortheilhaft verheirathete.

P. Corneille hatte noch einen Bruder, Thomas, der auch für's Theater schrieb, dessen Stücke aber mit denen seines Bruders gar keinen Vergleich aushalten, weßwegen ihn auch Boileau in Hinsicht auf die Ueberlegenheit seines Bruders nur den „Cadet de Normandie" nennt.

Hessische Skizzen.

VI. Fritzlar.

(Schluß.)

In Fritzlar war es, wo Bonifacius das erste Bisthum für Hessen stiftete und dem Mainzer Krummstab die Lehnsherrlichkeit über das reiche Land errang, aber bei Fritzlar war es auch, wo Landgraf Ludwig der Friedsame am 23. Juli des Jahres 1427 mit kleiner, doch kampfsbegeisterter Schaar den Mainzer Truppen sich stellte, wo er mit dem Rufe: „heute Landgraf oder keiner!" in die Feinde sprengte und in siegreicher Schlacht dem erzbischöflichen Regiment in seinen Landen ein Ende machte. Anfangs war es dem Lande ein Segen gewesen, und die geistliche Gewalt war ein wohlthätiger Gegendruck gegen die übergroße Macht der Aristokratie; in diesem Sinne heißt es z. B. in einem kaiserlichen Reglement, die Visitationsreisen der Bischöfe betreffend: „Ein jeder Bischof soll ein Mal im Jahre seinen Bezirk bereisen, er soll wissen, daß ihm die Sorge der Gemeinen und Armen, ihr Schutz und ihre Vertheidigung obliege; und wenn er sieht, daß Richter und Mächtige der Armen Unterdrücker sind, soll er dieselben erst durch eine geistliche Ermahnung zu Recht führen; werden sie es verschmähen, sich zu bessern, so soll ihre Anmaßung zu den Ohren des Kaisers gelangen" rc. Allein bald waren die kurmainzischen Eingriffe ein rechter Krebsschaden für Hessen geworden, die ehrwürdigen Priester hatten sich in faule Pfaffen verwandelt, welche das Land drückten und aussogen.

In seltsamer Weise haben vor Zeiten die Fritzlarer Frauen Unglück, Brand und Verwüstung über ihre Stadt gebracht. Im Jahre 1232 nämlich zog Landgraf Konrad vor Fritzlar, brannte die Vorstadt und die Mühlen ab, zerstörte die Edderbrücke und marschirte sodann wieder weg, ohne einen Sturm auf die festen Mauern versucht zu haben. Da aber liefen die gemeinen Weiber auf die Zinnen und verhöhnten den abziehenden Feind in schamloser Weise (die man nach modernen Anstandsbegriffen nicht gut wiedererzählen kann), daß die erzürnten Soldaten umkehrten, die Stadt erstürmten, niederbrannten und selbst die Kirche und die Gebeine der Heiligen nicht verschonten. Seit diesem Tage hat sich Fritzlar nicht wieder zu seinem früheren Glanze und Reichthum erhoben. — Man wird in Betracht der Abgelegenheit dieser Stadt kaum begreifen können, wie in früheren Zeiten so viel Leben und Verkehr dort hatte herrschen können, allein die veränderten Handelswege haben allmählig gar gewaltige Veränderungen hervorgebracht; hier die Blüthe einer Stadt zerstört, dort neuen Glanz gegründet. Vorzüglich die Güter der westphälischen Kaufmannschaft waren es, welche im dreizehnten Jahrhundert Leben in den Handel hiesiger Gegend brachten; denn die Westfalen scheueten sich, weiter südlich in die fränkischen Gaue hinaufzuziehen, so eingewurzelt war der alte Haß der Sachsen und Franken. Gerstenberger, der Chronist des benachbarten Frankenberg, gibt uns eine interessante Schilderung des damaligen blühenden Zustandes seiner Stadt, von der wir eine Stelle hier einrücken wollen. „Auf den Hauptmarkt, oder wenn der Landgraf einen seiner hohen Beamten jährlich nach Frankenberg sandte, um nach alter Sitte im Harnisch umzureiten, pflegten die Bürger ihre Häuser mit Blumen und schönen Tüchern zu schmücken; die Männer wappneten sich, die Jungfrauen sangen auf den Straßen; Saiten, Pfeifen und Trompeten erklangen, bis man Mette läutete. Dann trug man nach dem Hochamte das Sanctissimum mit geschmückten Kerzen und Fahnen in Prozession durch die Hauptstraßen der geräumigen Stadt, und es war eine solche Menge lebensfroher Menschen allda, daß Fremde zur Schau Fenster und Stuben mietheten."

Die Stiftskirche zu Fritzlar ist ein höchst bedeutsames Denkmal romanischer Baukunst; rührt sie auch in ihrer gegenwärtigen Gestalt nicht, wie man gewöhnlich behauptet, aus der Zeit des Bonifacius her, so gehört sie doch in ihren älteren Theilen dem zwölften Jahrhundert an, der Chor hingegen, welcher überaus zierlich in völlig antikisirendem Style gebildet ist, deutet auf die Spätzeit der romanischen Periode. Merkwürdig und wohl mehr als bloßer Zufall ist es, daß die romanische Kunst, von der antiken ihren Ausgang nehmend, mit germanischen und byzantinischen Elementen sich verschwisterte, zuletzt aber wieder in die antiken Formen zurückkehrte, wo dann die gothische Architektur selbstständig und neu in ihrer Erfassung des germanischen Princips die Bewegung aus diesem Cirkel auf ein anderes Gebiet lenkte.

Es ist so schön, daß man die mittelalterlichen Bauwerke nicht bloß betrachten und genießen, sondern auch nachträglich etwas über sie denken kann; man sollte einen Preis aussetzen für Den, der über unsere modernen Architekturen einen andern vernünftigen Gedanken zu Markte zu bringen vermag, als etwa den, daß man bei ihrem Anblicke — gähnen muß.

Mannichfaltigkeiten.

(Frankfurt a. M.) Den Verehrern der Tonkunst, insbesondere auch den zahlreichen Freunden der Mozartstiftung wird die Nachricht erfreulich seyn, daß Hr. Aguilar aus London, ein tüchtiger Claviervirtuose und talentvoller Schüler des Hrn. Schnyder von Wartensee, zum Besten der Mozart-

Stiftung ein großes Instrumental- und Vokal-Konzert veranstalten wird. Unter der Leitung des Hrn. Kapellmeisters Guhr und unter Mitwirkung des ganzen Theaterorchesters, so wie der Mitglieder des Liederkranzes soll dieses Konzert Mittwoch den 8. Mai im Saale des Weidenbusches statt finden. Besondere Erwähnung verdient es aber noch, daß Hr. Aguilar sämmtliche nicht unbedeutende Kosten für dieses Konzert aus eigenen Mitteln bestreitet und somit die ganze, wie zu hoffen steht, namhafte Einnahme der Stiftung zuwendet.

(Paris.) Nach einer neulichen Verfügung ist es nicht gestattet, Stücke vom Repertoire der französischen Theater als Opern behandelt auf das „Theatre italien" zu bringen, und sonach sind mehrere Opern von Bellini und Donizetti nicht mehr aufzuführen erlaubt. Scribe hat nun aber in einem Schreiben an den Direktor der italienischen Oper denselben ermächtigt, die Nachtwandlerin und den Liebestrank, deren Stoff aus seinen Stücken entlehnt ist, fortwährend aufzuführen und sich aller Ansprüche daran begeben. Man findet hier, daß diese „Spontanéité" der Ehre französischer Literatur höchst angemessen sey. — Eine neue Zeitschrift wird den Titel „der Teufel" führen. Er wird die pikantesten Geheimnisse der Hauptstadt offenbaren. Man sagt, daß Balzac, Musset, Sue, Dumas daran thätig seyn werden. Diese Alle haben allerdings längst bewiesen, daß sie den Teufel im Leibe haben, nach dem gemeinen Ausdrucke.

(Dresden, 22. April.) Im hiesigen „Anzeiger" war Herr Diaconus M. Leuschner von „mehreren Freunden göttlicher Wahrheit" aufgefordert worden, seine bei der Confirmation gehaltene Rede drucken zu lassen. Derselbe macht nun im Anzeiger bekannt, daß er dem Wunsche entsprechen werde, und bemerkt dabei: „Uebrigens ist mir die geschehene Aufforderung insofern sehr merkwürdig, als ich am Confirmationstage vor der mir so heiligen Handlung auf einmal einen solchen Drang, die Rede drucken zu lassen, in meinem Innern fühlte, daß ich den Herrn demüthig und innig bat, er möchte doch diesen Gedanken zur Zeit völlig in mir unterdrücken, möchte mich aber, wenn es wirklich sein heiliger Wille wäre, dessen noch auf eine andere Weise gewiß machen." Der Herr Diaconus erachtet also, daß ihm der Wille des Herrn durch die Annonce im Dresdner Anzeiger kund gethan sey.

Fräul. Lilla Löwe (früher in Mannheim, dann in Petersburg) hat in Hannover im Verlauf ihres Gastspieles solch' allgemeinen Enthusiasmus erregt, daß die Direction, um sie in Hannover zu fesseln, allen ihren Forderungen entsprach und diese ausgezeichnete Schauspielerin jetzt definitiv der hannoverschen Bühne angehört.

Der Kaufmann S. hatte Bankerott gemacht. Seine Gattin tröstete ihn und sprach: „Beruhige Dich, lieber Mann, und denke, was der Himmel uns nimmt, das gibt er uns doppelt wieder." „Du gutes Weib", sprach S. gerührt, indem er ihr die Hand reichte, „möge der Himmel Dich mir niemals nehmen."

Unter der Aufschrift: „die Geheimnisse der Geheimnisse", enthält Saphir's Humorist Folgendes: Eugen Sue's „Geheimnisse von Paris" sind einem deutschen Roman ab- und nachgeschrieben!!! Belani's „Heimathlose" (1835) enthält ganz dieselbe Begebenheit. Sue hat bloß die Localitäten und die Pariser Abscheulichkeiten dazugethan.

(Stuttgart, 22. April.) Mit Vergnügen darf man melden, daß unser kunstsinniger König für den Theaterbau die Summe von 350,000 Gulden ausgesetzt hat. Da das Theater aber bedeutend vergrößert und nach dem Muster des Dresdner Hoftheaters erbaut werden soll, glaubt man nicht, daß obige, wenn gleich so bedeutende, Summe ausreichen werde.

Der englische Naturforscher Forbes hat kürzlich durch genaue Erforschungen mit geeigneten Vorrichtungen in den Meerestiefen vom englischen Kanal und im griechischen Archipelagus ermittelt, daß sich in einer Tiefe von 200 Meter keine Pflanzen mehr auf dem Meeresgrund befinden, und daß eben so in einer Tiefe von 550 Meter kein animalisches Wesen mehr zu finden ist. Dieses Resultat sehr mühsamer Erforschungen ist nicht allein an sich sehr interessant, sondern erklärt es auch, warum in vielen Gestein-Schichten gar keine vegetabilischen und animalischen Versteinerungen angetroffen werden; sie dürften im tiefen Meere gebildet worden seyn.

Der Reichthum des britischen Museums, des großen naturhistorischen National-Kabinets von England ist ganz ungeheuer. Einen Begriff kann man sich davon, nach der Angabe eines neuerlichen Berichts, welcher an die Gemeinde-Kammern von London erstattet worden ist, machen, in welchem seine Bereicherung blos im Fache der Zoologie für das vorige Jahr auf 22,000 Exemplare angegeben ist. Diese bestanden in 750 Säugthieren, 300 Vögeln, an 1000 Fischen und Reptilien, 11,000 Insekten und Crustaceen und über 6000 Mollusken und Radiarien.

Von Heinrich Zschokke erscheint im Verlage von R. Sauerländer als besonderer Abdruck aus des Verfassers beabsichtigter „Aehrenlese": Pandora; Civilisation, Demoralisation und Todesstrafen; in Briefen an einen jungen Fürsten." Der Verfasser spricht sich darin gegen die Todesstrafe aus. Dies ist eben nichts Befremdliches, wohl aber, daß er, gleich Eugen Sue in seinen berühmten Mystères, dafür stellvertretend „die Blendungsstrafe" vorschlägt!

Man hat erzählt, daß Auber einen seiner schönsten Chöre auf folgende Art componirt habe. Eines Tages ritt ein Mann, ungeachtet der Abwehrung der Polizeidiener, mitten unter die Körbe und Butten des Gemüse- und Fischmarktes von Paris. Es ist unmöglich, das fürchterliche Halloh zu beschreiben, das diesem Angriff folgte; Obsthändler, Fisch- und Gemüseverkäufer, Marktmeister, Polizeidiener, Alles schrie durcheinander. Der Reiter mitten in diesem Gekreisch war glücklich! Es war Auber, der diesen Lärm angestiftet hatte, um die Motive des Marktchors für seine Stumme von Portici zu finden.

Frankfurter Theater.

Der Theaterbesuch wurde in diesem überaus schönen, von dem herrlichsten Frühlingswetter begünstigten Aprilmonat, der in seltenem Liebreiz erschien, beeinträchtigt und auch die Menge der diesmal vorhandenen Messehenswürdigkeiten und sonstigen Anläße zu Vergnü-

gungen mag wohl Manchen angezogen haben. Heutigen Tages gibt es der Zerstreuungen aller Art so viele, daß man in dieser Beziehung nicht in Verlegenheit geräth. Das Gastspiel der Mad. Birch-Pfeiffer war demnach von außen nicht begünstigt und wurde dazu noch durch die auffallende Ungunst der Bühnenverhältnisse sehr gestört. Die gebotenen Novitäten der genannten Verfasserin hatten sich dagegen einer günstigen Aufnahme zu erfreuen. „Mutter und Sohn" wurde viermal gegeben, „Thomas Thyrnau" nur einmal, weil plötzlich eingetretenes Unwohlseyn von Mad. Meck dessen Wiederholung verhinderte. Da die Rollen der Generalin von Mansfelt im ersteren und der Kaiserin Maria Theresia im letzteren für Fräul. Lindner sehr geeignet sind, so werden beide Stücke auch nach dem nun beendigten Gastspiel der B.-Pf. vom Repertoire nicht verschwinden, sondern für die Theaterfreunde den Reiz einer neuen Besetzung haben. Die äußerst dankbare Partie der Maria Theresia wurde von der Verfasserin des Stückes mit dem entschiedensten Erfolge unter dem lebhaftesten Beifall und dreimaliger Hervorrufung ausgeführt und die Darstellerin wußte die im Charakter hervortretenden Züge von Kraft und Milde, die Züge der Herrscherin und der Mutter ihrer Unterthanen schön zu vereinigen. Diese Rolle war für uns die anziehendste der vom Gaste gebotenen. Die imposante Erscheinung, die reiche und wirklich glänzende Toilette, das sichere und abgerundete Spiel, der klare und wohldurchdachte Dialog, durch welchen namentlich Mad. B.-Pf. sich besonders auszeichnet, und die Bestimmtheit der Charakteristik konnten in ihrer Vereinigung den besten Eindruck nicht verfehlen. So fand das Gastspiel dieser geistvollen und bühnengewandten Künstlerin verdiente Würdigung, wozu noch das Interesse sich gesellte, eine Frau persönlich kennen zu lernen, welche gegenwärtig die deutschen Theater beherrscht und sich seltener Erfolge zu rühmen hat, die sich zwar überwiegend an den Effekt der Bühne hält, aber denselben auch vollkommen in ihrer Gewalt hat und deren Talent und glückliche Wahl ihrer Stoffe ein billiger Beurtheiler nicht in Abrede stellen wird. Mag sie den höheren Anforderungen des Drama's unterliegen, so theilt sie dies Loos mit vielen Andern, die sich solchen zu genügen einbilden; dagegen leistet sie in bühnlicher Beziehung, was Jene ihr nicht nachzuthun vermögen. Ihre Kenntniß der scenischen Oeconomie und dessen, was Wirkung zu machen und zu fesseln vermag, könnte Denjenigen zum Vorbild dienen, die sich nur auf einen raffinirten Dialog, auf sorgfältige Details, oder auf lyrische und romantische Blumenlesen verstehen. Das Drama, welches die Bedingungen der Bühne neben denen des Lebens und der geweihten Muse erfüllt, welches der Begeisterung eines edeln Dichtergemüthes entsprungen und mit dem Stempel des urkräftigen Genies bezeichnet ist, dies Drama blüht und reift selten, und man müßte die Häuser Thaliens schließen, wollte man nur den Gebilden, die in klassischer Größe erscheinen, den Eingang verstatten. W.

Korrespondenz.

Karlsruhe, 25. April.

An Privatbauten ist dieses Frühjahr hier beinahe gar nichts zu bemerken. Da und dort werden einige Verschönerungen und Reparaturen vorgenommen oder ein weiteres Stockwerk auf die meist sehr niederen Häuser gesetzt, eigentliche Neubauten aber waren noch nie so selten hier als eben jetzt. Dagegen nimmt die Zahl eleganter Ladeneinrichtungen fortwährend zu und die lange Straße, die Hauptstraße der Stadt, bietet nur noch wenig Häuser, die nicht mit einem Laden versehen sind, so daß dieselbe einem wirklichen Bazar gleicht. — Wie man hört, dürfte die diesjährige Saison in Baden sehr belebt werden, wenigstens nach den vielen dort schon eingetroffenen Wohnungsbestellungen zu schließen, die insbesondere aus Frankreich äußerst zahlreich sind. Die Eisenbahn wird natürlich viel zur Belebung von hier und Straßburg und der Umgegend beitragen, wiewohl sich vorerst die auf den 1. Mai festgesetzte Eröffnung derselben nur auf die Strecke bis Rastadt beziehen soll. Allein bis zu Beginn der eigentlichen Saison ist jedenfalls die ganze Abtheilung bis Offenburg und Kehl dem Betrieb übergeben. Vor was sich indeß dabei viele Eltern in Heidelberg studierender Söhne besonders fürchten, ist, daß diese die schnelle und leichte Gelegenheit von Heidelberg nach Baden gar zu sehr benutzen und am Ende dem grünen Tische über Gebühr tributär werden möchten. Von der Zweigbahn von Oos nach Baden ist es vorerst wieder ganz still geworden, obgleich an deren baldigen Erbauung und Befahrung durch Pferdekräfte nicht wohl zu zweifeln ist.

Darmstadt, 27. April.

Unsere Terpsichore hat bei der Wiederkehr des Frühlings mit einem Male die Tanzlust wieder angewandelt; sie kam gestern mit der glücklichsten Laune in Begleitung einer zahlreichen Schaar von geschmückten Tänzern und Tänzerinnen und beschenkte uns huldvoll zum ersten Male mit dem vom Hrn. Balletmeister Tescher eingerichteten und in die Scene gesetzten komisch-pantomimischen Ballet: „die lustigen Faßbinder", welches in den einzelnen Scenen und Tänzen mancherlei Abwechselung bot und seiner Bestimmung zu entsprechen schien. Es kamen nicht weniger als sieben größere Tanzproductionen vor, ausgeführt theils von Hrn. und Mad. Meersmanns und Hrn. Dornewaß, theils von dem corps de ballet, welches unter des Hrn. Tescher Leitung gute Fortschritte zu machen scheint. Mad. Meersmanns tanzt sehr zierlich und mit jener Elasticität, die einer Solotänzerin nicht fehlen darf, wenn sie auf diesen Titel mit Recht Anspruch machen will. — Vorher ward aufgeführt: „der Zweikampf unter dem Cardinal Richelieu", deutsch bearbeitet von J. D. Anton. Der Haupterfolg dieses Drama's hängt bekanntlich von drei bis vier Rollen ab, welche das Schicksal der Darstellung entscheiden. Man hatte Ursache, mit ihrer Vertheilung zufrieden zu seyn. Hr. Becker, als Chevreuse, zeigte uns mit ungekünstelter Kraft alle Eigenthümlichkeiten dieses energischen Charakters; Fräul. Marie Fürst, als Marie von Rohan, alle Leiden eines durch die Macht einer unglücklichen Liebe zerrissenen Herzens; Hr. Peters, als Chalais, das wandelbare Geschick dieses königlichen Günstlings, und Fräul. Steck, als Armand de Retz, den jugendlichen Uebermuth eines rauflustigen französischen Abbé's, der den Klopffechtern unserer Tage als Muster empfohlen zu werden verdient. — Zwischen beiden Stücken ließ sich der Virtuos Hr. Thiel aus Berlin auf der Flöte hören und erregte durch sein zartes und geschmackvolles Spiel ein um so grösseres Interesse, als er zu jener Klasse von musikalischen Künstlern gehört, die, des Augenlichts beraubt, Alles nur sich selber und ihrem natürlichen Talent zu verdanken scheinen.

Theater-Anzeige.

Montag, 29. April. (Zum Vortheil des Hrn. Pischek): Scenen aus verschiedenen Opern im Costume: 1) Erste Scene aus „Beatrice di Tenda" von Bellini (Arie mit Chor). 2) Zweiter Akt aus der Oper: „die Favorite" von Donizetti (Arie und Duett). 3) Pas de deux, getanzt von Herrn und Madam Meersmanns. Friesländischer Holzschuhtanz, ausgeführt von denselben. 4) Scene aus dem zweiten Akt der Oper: „die Puritaner." 5) Dritter Akt aus „Czaar und Zimmermann." 6) Zweiter Akt aus „Lucia di Lammermoor" (Finale). Mit aufgehobenem Abonnement.

Dienstag, 30. April. (Neu einstudirt): Gabriele, Drama in 3 Abth., nach Valerie der Herren Scribe und Melesvilles von J. F. Castelli. (Gastrolle) Gabriele: Mad. Fidy-Hoch, vom k. k. ständ. Theater zu Gratz. Hierauf folgt (zum Erstenmale): Der Bräutigam ohne Braut, Lustspiel in einem Akt von Herzenskron. (Gastrolle) Sophie von Halden: Mad. Fidy-Hoch.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 121. Mittwoch, den 1. Mai 1844.

Francesco Ribalta.

Nach dem Französischen von F. A.

In einer Kirche Valencia's befindet sich ein Gemälde Ribalta des Aeltern, welches eine Madonna darstellt, deren Züge, Haltung und Ausdruck sich fast auf allen andern Madonnenbildern des Malers wiederfinden. Man fühlt sich bei dem Anblicke jenes Bildes zu dem Glauben gedrungen, daß es dem großen Künstler hier in glücklicher Stunde gelang, das Ideal, welches ihm vom Beginne seiner künstlerischen Laufbahn begeisternd vorschwebte, mit ganzer Wahrheit und Lebendigkeit auf die Leinwand zu zaubern. Trotz der himmlischen, verklärten Schönheit der Madonna, und trotz des blendenden Heiligenscheins, der ihr Haupt umgiebt, trotz des göttlichmilden Ausdrucks ihrer Augen, trotz des Engellächelns auf ihren Lippen, wird es dem aufmerksameren Betrachter des Bildes aber bald klar, daß dem Ribalta bei Ausarbeitung desselben nicht blos ein Ideal der Phantasie vorgeschwebt, sondern daß er das Urbild dieser Madonna mit leiblichen Augen geschaut, daß es hienieden gelebt, geliebt und gelitten, daß es aber von einem solchen Liebreize der Gestalt umflossen, mit solcher Liebenswürdigkeit des Charakters begabt gewesen, die es würdig machten, in dem Heiligenscheine einer Madonna zu glänzen.

Diese Madonna, oder vielmehr diese Donna, war für den spanischen Künstler, was Fornarina für Raphael, was Franziska von Rimini für den Bruder des Lanziotto gewesen.

Vor ihrer glorreichen Vergötterung, da sie noch, gleich uns, in sterblicher Hülle wandelte, den Krankheiten und dem Tode unterworfen, hieß sie Isidora, und wohnte zu Valencia. Ihr Vater war einer der ersten Maler seiner Zeit, doch hat sich das Andenken seines Ruhms im Laufe der Jahrhunderte verloren, und er wird heutzutage nur noch als Lehrer des Francesco Ribalta genannt.

Als der Letztere im Jahre 1556, kaum 15 Jahre alt, Isidora zum ersten Mal erblickte, ward er sogleich von heftiger Liebe zu ihr beseelt. Nachdem er ihr einige Monate auf Schritten und Tritten gefolgt, erschien er eines Tages bei ihrem Vater mit der Erklärung, daß er einen unwiderstehlichen Drang in sich fühle, die edle Kunst der Malerei zu erlernen, und da er keinen ausgezeichneten Künstler in diesem Fache kenne, als ihn, so würde er es sich zur höchsten Ehre und zum Glücke rechnen, unter die Zahl seiner Schüler aufgenommen zu werden. Der alte Maler entsprach dem Wunsche Francesco's, und gestattete ihm den Zutritt in sein Atelier.

Drei Jahre waren seitdem verflossen, und wir erblicken den jungen Künstler, von mehreren Schöpfungen seines Pinsels umringt, vor dem Meister stehend, bleich und zitternd, gleich einem Schuldigen. Die Liebe, welche ihm Isidora eingeflößt, hatte seitdem, statt sich zu vermindern, in seiner Seele nur tiefere Wurzeln geschlagen, und Francesco es, von heftigem Verlangen nach Isidora's Besitze ergriffen, endlich gewagt, bei dem alten Maler um die Hand seiner Tochter anzuhalten.

„Dir sollte ich die Hand meiner Tochter geben!“ fuhr der Vater unwillig auf.

„Und warum nicht?“ entgegnete der junge Mann. „Stamme ich nicht von edler Familie?“

„Und hättest Du das Blut Ferdinands und Isabellens in Deinen Adern, so gäbe dies Dir in meinen Augen doch noch keinen Anspruch auf die Hand meiner Tochter!“

„Bin ich nicht der Erbe eines ansehnlichen Vermögens? und besitze ich nicht schon jetzt so viel, um einer Frau eine angenehme, sorgenfreie Existenz zu verschaffen?“

„Besäßest Du auch alle Schätze Mexiko's, so gäbe Dir dies doch noch keinen Anspruch auf Isidora!“

„Wodurch aber könnte ich mich derselben unwürdig gemacht haben? Es sind nun bereits drei Jahre, daß ich Euer Atelier besuche, und ich glaube mich rühmen zu dürfen, daß ich während der Zeit mich durch nichts Eurer Achtung unwerth gemacht habe. Meine Liebe zu Isidora ist aufrichtig, wahr und innig; Ihr könnt mir unbesorgt die Zukunft Eures Kindes anvertrauen, dessen Glück Euch vielleicht nicht mehr am Herzen liegt, als mir! Versagt Ihr mir aber die Hand Isidorens, dann macht Ihr mich für's ganze Leben unglücklich!“

„Das verhüte der Himmel! Möge Dein Leben voll Wonne seyn, Francesco; iß, trink und verbring' Deine Tage unter Scherz und Spiel; ergötze Dich in der Betrachtung Deiner blühenden Felder, an dem Klang und Schimmer Deines Goldes, laß Deine Klinge sausen, und stolziere in einem goldverbrämten Sammtmantel; doch weiter laß Deine Wünsche sich nicht versteigen.“

„Ich begreif' Euch nicht, Meister!“ entgegnete der junge Mann, höchst befremdet.

„Nun so vernimm, Francesco: jeder Mensch hat hienieden seine ihm von der Vorsehung angewiesene Sphäre, aus welcher er nicht heraustreten soll; unsere alten Feinde, die

Mauren, haben in dieser Beziehung in dem Koran eine Parabel, welche Dir zur Lehre dienen kann. Es ist in dieser Parabel die Rede von einer seidenen Brücke, die so schmal ist, wie das feinste Haar, und den Uebergang in das Paradies ihres Betrügers bildet. Die wahren Gläubigen gelangen nun, nach der Versicherung des Lügenpropheten, ohne Mühe über diese Brücke, gröbere und sinnliche Naturen aber haben kaum ihren Fuß auf dieselbe gesetzt, als sie auch schon schwindelnd in die Tiefe des höllischen Abgrunds stürzen."

„Ich begreif' Euch jetzt noch weniger, Meister!" entgegnete der junge Maler; „dürfte ich um eine nähere Erklärung und Anwendung des Gleichnisses bitten?"

„Wenn das Licht nur dazu dient, uns einen niederschlagenden Anblick zu gewähren, so ist ihm die Finsterniß fürwahr vorzuziehen."

„So sollte in jenen Worten wohl ein Vorwurf und eine Anspielung auf mein sittliches Betragen liegen. Ich glaube mich aber rühmen zu können, daß mein Betragen bis jetzt tadellos gewesen, und daß Keiner Euren Lehren gewissenhafter folgte und unverdrossener arbeitete!"

„Ja, Du zeigtest stets Ausdauer und Fleiß, bei weitem mehr als Lopez; dieser erscheint nicht schon mit Anbruch des Tages vor der Staffelei; er vergeudet seine Tage mit Zechen und in tollem Müßiggange. Es giebt in der Stadt kaum ein „mauvais sujet", mit dem er nicht befreundet wäre, und er verfolgt alle Bauerndirnen, alle Verkäuferinnen von Fischen und Blumen, die ihm in den Weg kommen, mit seinen zudringlichen Artigkeiten, Galanterien und schlechten Späßen. Ja, Lopez ist ein ausgemachter Libertin; er kömmt immer halb betrunken in's Atelier, und seine zitternde Hand vermag nur geniale Entwürfe und Skizzen zu malen, die er nimmer zur Vollendung bringt. Und doch ...."

„Und doch seyd Ihr geneigter, dem leichtsinnigen Lopez die Hand Eurer Tochter zu geben, als mir, obgleich jener Eurem Atelier zur Schande gereicht."

„Zur Schande? Wer hat das gesagt?" fuhr der alte Maler auf. „Obschon alle Vorwürfe, die ich Lopez machte, nur zu gegründet sind, so freue ich mich doch, ihn zum Schüler zu haben. Vernimm, Francesco: ich will heute mit Freimüthigkeit zu Dir reden. Ich war schon lange dazu entschlossen, doch verschob ich bisher immer die Ausführung meines Vorsatzes aus zarter Schonung für Dich! Diese Schonung war aber fürwahr eine unzeitige, falsche: denn die Mittheilung einer bittern Wahrheit verschafft oft, gleich einer schmerzlichen Operation, Dem, der sie besteht, um den Preis augenblicklichen Schmerzes das köstliche Gut dauerhafter Gesundheit. Doch beantworte mir vor Allem eine Frage: Hat Dich nicht vielmehr die Liebe zu meiner Tochter, als Liebe zur göttlichen Kunst der Malerei in mein Atelier geführt?"

„Die Malerei erschien mir stets als eine preiswürdige, göttliche Kunst," entgegnete Francesco; „doch war es weniger die Ueberzeugung von der Vortrefflichkeit dieser Kunst, als der Anblick Isidorens, was mich zu dem Entschlusse bewog, Maler zu werden. Oft, wenn Ihr mir die Schönheit der Meisterwerke der Kunst zergliedertet, und mir von dem Ideale spracht, das ihrer Phantasie vorschwebte, so wollt' es mich bedünken, als wenn dies Ideal bei ihnen die Stelle einer Geliebten vertreten. (Fortsetzung folgt.)

Hessische Skizzen.

VII. Amöneburg und Frauenberg.

Dies sind zwei wahre Perlen in dem reichbedachten Kranze schöner Umgebungen, der sich um Marburg, die alte Stadt der heiligen Elisabeth, schlingt. Amöneburg, das älteste Kloster des Landes, von Bonifacius gegründet, von dem hessischen Priester Adalger (730) dem h. Michael geweiht, war sehr frühe schon einer der Hauptstützpunkte für Kurmainz, das von hier aus mit großer Schlauheit die Umgegend zu tyrannisiren wußte; denn auch dies ist kein so leichtes, gefahrloses Geschäft, als man etwa aus Napoleons bekanntem: „s'il eut été tiran, il regnerait encore", schließen möchte. Schon Sophie von Brabant, die Ahnfrau des gegenwärtigen hessischen Fürstenhauses, hat es ihnen sauer zu machen gewußt, indem sie auf dem gegenüber liegenden höchsten Gipfel des Lahnberges die Frauenburg erbaute, zum Schutz und Trutz gegen jenes Bollwerk des Pfaffenregimentes. Ein breiter Bergrücken, der ganz isolirt aus der weiten, reich gesegneten Ebene des Ohmthales aufsteigt, trägt die Amöneburg: das sieht Alles genau aus, als ob es von Anbeginn geistlicher Herren Land gewesen wäre; es hat so eine sanfte, breite, wohlbehagliche Physiognomie; die fetten Felder da unten im Thale mochten wohl manche volle Zehntgarbe auf den Berg hinauf geliefert haben, wo für Scheunen und Fruchtböden vollauf Platz ist, und in den saftigen Wiesen konnten die Bauern viel stattliche Zinshämmel mästen für die geistlichen Stallungen da droben. Aber auch für tüchtige Festungswerke hat man Raum auf dem Bergrücken zu finden gewußt; denn es gab eine Zeit, wo geistlich Regiment so gut sein Schwert führte, wie weltliches: das waren jene ehernen Tage, wo es geschah, daß einmal die Ritter in der Schlacht einen Priester in voller Rüstung gefangen nahmen; als nun sein Bischof die Auslieferung verlangte, da schickten sie demselben den Harnisch des Priesters zurück mit den biblischen Worten: „Diesen haben wir funden, siehe, ob es deines Sohnes Rock sey oder nicht."

Scharf kontrastirend mit dem ächt erzbischöflichen Charakter der Amöneburg und des Ohmthales erhebt sich gegenüber der Frauenberg. Der ist steil, von oben bis unten mit Wald bedeckt, unwirthlich und rauh, aber es ist die höchste Spitze der Gegend, und ist der Burgbering gleich klein und eng, so mag die Veste doch in den Zeiten des Mittelalters fast unbezwinglich gewesen seyn. Also auch der Frauenberg gibt ein getreues Bild des Geistes, der auf seinem Gipfel Schirm und Wehr sich erbaut. Da drunten liegen die geistlichen Fruchtfelder, und auch die geistlichen Herren waren es, die den Ackerbau in Hessen heimisch gemacht; hier oben ist Waldung, die hessischen Fürsten aber, welche hier ihr Bollwerk aufgestellt, hatten von Alters her sonderliche Neigung zu Jagd und Waldlust; Landgraf Wilhelm III. brach sogar bei Rauschenberg auf der Jagd den Hals, und Philipp der Großmüthige legt sterbend noch seinen Kindern an's Herz: „Die Wildfuhr ist gut, daß sie unsere Söhne hegen, dann hette Gott kein Wiltpret wollen haben, so hett es sein Allmechtigkeit nit in die Archen Noe lassen nehmen. So ist's auch gut, daß sich die Herrn zu Zeiten mit der Jagd verlustiren, die sonsten mit schweren Geschefften beladen sein."

Die weite Ebene zu Füßen der Amöneburg und des Frauen-

berges ist heute noch von einem ächten Schlage althessischer Bauern bewohnt. Man hat einen alten Reim:

Da wir noch tranken unsern Trank,
Da wir noch sangen unsern Sang,
Da wir noch trugen unser Gewand,
Stund es gut um Hessenland.

Nun sieht man hier zwar noch dieselbe Sorte weißer Kittel, um derentwillen Kurfürst Joachim von Brandenburg 1504 spottweise den Namen der „Kittelhessen" aufgebracht hat; man hört noch die alten Volksweisen in der seltsamen, volksthümlich so schönen Quarten- und Quintenharmonie accompagnirt, die einen Kapellmeister rasend machen könnte, und man trinkt hier noch den selbstgebauten — Fusel, aber der altberühmte kriegerische Hessenschlag ist's doch nicht mehr, jener hohe Sinn des gemeinen Volkes, der sich in diesem Lande so glänzend bewährte, als Heinrich I. auf dem Gipfel der Noth ein Aufgebot ergehen ließ an alle Mannsleute, die nur ein Schwert oder einen Stecken führen konnten, und der damals das Land rettete, scheint unter dem langen Drucke eines finstern Geschickes nach und nach erstorben zu seyn.

Die Aussicht von der Spitze des Frauenberges herab ist herrlich: man muß sie nicht beschreiben, man muß sie sehen. Nur ein geringer Rest seiner Burgtrümmer steht noch; denn in den Zeiten, da man in Hessen (wie anderwärts) auf die geniale Idee verfiel, aus den herrlichen, künstlerisch so bedeutenden Resten des Barbarossa-Palastes in Gelnhausen Gartenhäuser zu bauen, und Schweinställe und Scheunen aus den Mauerstücken der Hasunger Klosterkirche, schonte man auch dieser interessanten Burg nicht; doch ging man etwas glimpflicher mit ihr um, als mit den beiden vorgenannten Denkmalen: man verwandte ihre Steine nur — zum Chausseebau!

Mannichfaltigkeiten.

(Aus Westpreußen, 19. April.) Eine auffallende Geschichte, welche mit der Mäßigkeitsangelegenheit in Verbindung steht, wird von dem „Danziger Dampfboot" in folgender Weise berichtet: „Daß man bisweilen auch des Guten zu viel thun kann, beweist eine Begebenheit, die sich kürzlich in Lithauen zugetragen hat. Ein Geistlicher hatte in seiner Gemeinde einen Säufer, der trotz aller Ermahnungen und Gelöbnisse der Besserung dennoch immer in sein altes Laster zurückfiel und sich dann bis zur Sinnlosigkeit betrank. Als er ihn einst wiederum nachdrücklich ermahnt hatte und der Mensch Besserung versprach, beschloß der Pfarrer in seinem Eifer für das Seelenheil seines Gemeindemitgliedes und als ein erbauliches Beispiel für das ganze Kirchspiel, sein Besserungsgelübde so feierlich als möglich zu machen. Die Lithauer sind im Allgemeinen weit religiöser als die Deutschen und hängen selbst noch an manchem alten Aberglauben. Er führt ihn also vor die versammelte Gemeinde in die Kirche und läßt ihn dort vor dem Altar einen feierlichen Eid schwören, dem Branntweine fortan für immer zu entsagen, sich freuend, auf diese Art eine Seele mehr dem Himmel gewonnen zu haben. Nach beendigtem Gottesdienste wird der scheinbar gebesserte Sünder von seinen alten Trinkbrüdern aufgezogen, und aus Aerger über seinen übereilten Schwur besäuft er sich eine Stunde nach jenem feierlichen Akte so sehr, daß er anscheinend todt von seinen Verwandten heimgefahren werden muß. Diese halten nun einen Familienrath und beschließen den Tod des Sünders, weil er durch die Verletzung seines feierlichen Schwures in der Kirche unfehlbar dem Satanas anheimgefallen sey, und damit nicht ein solcher Sklave des Teufels auch noch über sie selbst Unglück herbeiführen möchte. Es wird nun ein Arseniktrank (dieses Gift wird in der Nähe der Gränze von den polnischen Schmuggeljuden in großen Quantitäten feil geboten und ist in vielen Bauerwirthschaften vorräthig, doch wohl nur als Mittel zur Vertilgung der Fliegen) bereitet und derselbe dem noch sinnlosen Menschen eingegossen, welcher wenige Stunden darauf zu großer Beruhigung seiner Angehörigen unter gräßlichen Convulsionen seinen Geist aufgibt. Die Untersuchung gegen die Uebelthäter, welche in ihrem Wahn ein gutes Werk zu verrichten meinten, schwebt noch vor der Behörde."

(Leipzig, 21. April.) Der kürzlich erschienene Ostermeßkatalog liegt vor. Es ist der umfangreichste, der uns noch je zu Gesicht gekommen. Volle 28½ Bogen, inclusive der im Auslande erschienenen, durch deutsche Buchhandlungen zu beziehenden und der künftig erscheinen sollenden Werke, beträgt diesmal seine Stärke. Nicht weniger als 789 Buchhandlungen haben zur Füllung desselben beigesteuert; wie groß die Zahl der Autoren seyn mag, können wir nicht angeben, da wir uns die Mühe des Zählens erspart haben. Auffallend gering ist die Zahl neuer Werke in der schönen Literatur. Namen, die sonst nicht fehlten, vermissen wir dies Mal, Andere treten nur mit einem Sammelwerke oder kleinem Bändchen hervor. Von den namhaftesten Autoren sind Werke von Gutzkow, Mundt, L. Mühlbach, Sternberg, Stieglitz, Wienbarg, Willkomm, theils als erschienen, theils als demnächst zu erwarten angekündigt. Ueberfluß ist an Uebersetzungen aus allen Sprachen. Geradezu haarsträubend müssen wir die noch immer anschwellende Literatur der „Geheimnisse" nennen. Von Eugen Sue's „Geheimnissen von Paris" finden wir bloß zehn Uebersetzungen mit und ohne Illustrationen aufgezählt.

(Der Kastanienbaum des 20. März.) Am 20. März waren es neunundzwanzig Jahre, daß Napoleon an der Spitze eines Bataillons, das seit der Landung im Golfe Juan zu einer Armee angewachsen war, unter dem Jubel des Volkes in Paris ankam, im Triumphe über die Treppen der Tuilerien in seine Gemächer hinauf getragen wurde, die Ludwig XVIII. erst verlassen hatte, und auf's neue Besitz von Frankreich und seinem Throne nahm. Damals war unter allen Bäumen des Tuileriengartens, die noch nackt und laublos dastanden, nur ein Baum, der Jahreszeit voraneilend, ganz mit Blättern bedeckt, und das Volk, das darin eine prophetische Begrüßung seines aus dem Exil mit den Märzveilchen zurückkehrenden Kaisers sah, nannte den Baum von da an: den Kastanienbaum des 20. März, und diesen Namen hat er auch behalten. Auch in diesem Jahre blieb er seinem Namen getreu; am 18. schon entwickelten sich die ersten Blätter und bald wurde er ganz grün. Welche Veränderung der Zeiten! Derselbe Baum, der unter seinem schattigen Dache die Mitglieder des Convents, von ihren Plänen sprechend, lustwandeln sah, der Napoleon als Kaiser, und zehn Jahre darauf von

Elba wiederkehrend begrüßte, der Ludwig XVIII. im Rollwagen herumgeschoben und Karl X. auf die Jagd reiten sah, an dem die Schweizertruppen des Louvre in wilder Flucht vor dem siegreichen Volke der Julitage vorüber braus'ten, dessen Aeste die Flintenschüsse der Emeuten streiften, und der so viele Veränderungen um und neben sich erlebte, derselbe Baum grüßt heute mit seiner vorzeitigen Grüne andere Zeiten und andere Ereignisse. Die Menschen wechseln, die Thaten vergehen, die Natur bleibt unverändert in ihrem ewigen Laufe.

(Speyer, 25. April.) Seit einigen Tagen sind aus Allerhöchstem Auftrage die Herren Schraudolph, Historienmaler, und Schwarzmann, Decorationenmaler, in unserer Stadt mit der Skizzirung der Fresko's beschäftigt, welche unsern Kaiserdom zieren sollen. (N. Sp. Ztg.)

(Brüssel, 25. April.) Zur Pariser Gewerbe-Ausstellung sind bereits alle Wege mit Reisenden bevölkert. — Hier wird ein neues Theater gebaut, dessen Maschinerie und Decorationen durch eine Dampfmaschine von 4 Pferdekraft bewegt werden sollen; auch wird kein Kronleuchter angebracht, sondern Gasflammen an den Logenpfeilern und eine Beleuchtung durch eine Glasdecke von oben.

(Passau, 27. April.) Das von dem Landrath von Niederbaiern im Jahr 1838 beantragte und von Sr. Majestät dem König genehmigte Denkmal für den verstorbenen k. Regierungspräsidenten Ritter v. Rudhart ist seiner Vollendung nahe und wird nun bald eine Zierde unseres Promenadeplatzes an der Innseite werden. Dasselbe besteht in einer in altgothischem Style verfertigten Pyramide nach der vom Hrn. Architekt Völk entworfenen und von Sr. Maj. allerhöchst genehmigten, sehr sinnvollen Zeichnung. Das Denkmal kommt aus der Werkstätte des Bildhauers Sickinger in München und wird mit Ende des Monats Mai zur Aufstellung hierher gebracht werden.

Am 22. April ist die Frau eines Ackermanns der Gemeinde Deux-Aeren, im Kanton Lessines, in Belgien von 4 gesunden Kindern (3 Mädchen und 1 Knabe) entbunden worden. Sie wurden am nämlichen Tage getauft und befinden sich nebst ihrer Mutter fortwährend wohl.

(Frankfurt a. M., 28. April.) Auf der Nordseite des Altkönigs liegt noch sehr viel Schnee. Etliche Bäume sind dort grün und um deren Stamm liegt der Schnee 3 — 4 Schuh hoch. Nächst dieser Schneemasse, nur ein paar Schritte davon entfernt, blühen die Heidelbeeren in Menge. Nachmittags 2 — 3 Uhr waren 9° Reaumur.

Korrespondenz.

Mainz, 26. April.

Dem. Hermine Rudersdorff, vom großherzogl. Hoftheater in Mannheim, trat gestern als Elvira in der Oper: „die Puritaner" auf der hiesigen Bühne auf und erhielt sowohl wegen ihrer schönen, klangvollen Stimme und guten Schule, als wegen ihres lebhaften, korrekten Spiels mehrfältige Beweise glänzender Anerkennung von dem gefüllten Hause; sie wurde dreimal gerufen. Man hofft, Dem. Rudersdorff während der kurzen Zeit, wo unsere Oper noch hier verweilt, noch einigemal auftreten zu sehen. — Der Verkehr mittelst Dampfbooten und der Taunusbahn ist seit dem Anfange des gegenwärtigen Monats schon lebhaft; beinahe täglich treffen ausgezeichnete Fremde und hohe Herrschaften hier ein. Gestern kamen Se. Durchl. der Herzog von Sachsen-Meiningen mit dem Prinzen Bernhard von Sachsen-Weimar hier an und stiegen im Hofe von Holland ab; Nachmittags besuchten sie in zahlreicher Gesellschaft die neue Anlage und die Chaisenfabrik des Hrn. Gastell, wo sie Bestellungen machten. Am Anfange des Monats traf der Fürst von Leiningen, Stiefbruder der Königin Victoria von England, hier ein und logirte im „Europäischen Hofe", wo auch einige Tage später der kommandirende General der königl. preuß. Rheinprovinz, Hr. v. Thile, sein Absteigequartier nahm. Um dieselbe Zeit kam die Frau Prinzessin von Oranien hier im „Rheinischen Hofe" an und blieb einige Tage da. — Der Gouverneur der hiesigen Bundesfestung, Hr. Landgraf von Hessen-Homburg, ist bereits seit zehn Tagen hier und bewohnt das Gouvernementsgebäude; bei der Feier des Geburtsfestes Sr. Maj. des Kaisers von Oesterreich gab derselbe in dem großen Saale des großh. Palais ein Diner, zu dem alle höhern Civil- und Militärbehörden geladen wurden. Man spricht davon, daß auf den Wunsch der Frau Landgräfin heute Nachmittag die erste Musik im Freien in der neuen Anlage statt finden würde, die sonst gewöhnlich in den ersten Wochen des Monats Mai beginnt. Die Anlage hat im Laufe dieses Frühjahrs manche sehr vortheilhafte Veränderungen erfahren, die zum Theil noch nicht vollendet sind und Vieles zu der Bequemlichkeit der sie Besuchenden beitragen.

Konzert-Anzeige.

Nächsten Freitag den 3. Mai wird Hr. Pischek im Saale des Weidenbusches unter gefälliger Leitung des Hrn. Kapellmeister Guhr und Mitwirkung der Mad. Fidy-Hoch und der ersten Mitglieder unserer Oper ein großes Vocal- und Instrumental-Abschieds-Konzert geben, worin er mehrere eigens dazu verfaßte und neue Compositionen vorzutragen die Ehre haben wird, unter andern „des Sängers Abschied" von Wilh. Speier, ein Lied von W. Lutz und „die Fahnenweihe", Gedicht von Feodor Löwe, componirt von Hrn. v. Lindpaintner. — Hr. Pischek, welcher seit vier Jahren mit der uneigennützigsten Freundlichkeit in allen Konzerten mitzuwirken stets bereit gewesen, hat wohl in jeder Beziehung gerechten Anspruch auf die dankbare Anerkennung eines Publikums, dem er so reiche und vielfältige Kunstgenüsse bereitete und stets bereiten half. Das Nähere wird der Anschlagzettel besagen. Billets à 1 fl. 45 kr. sind zu haben in den Musikalienhandlungen der Herren André und Dunst.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 30. April. (Neu einstudirt): Gabriele, Drama in 3 Abth., nach Valerie der Herren Scribe und Melesvilles von J. F. Castelli. (Gastrolle) Gabriele: Mad. Fidy-Hoch, vom k. k. ständ. Theater zu Gratz. Hierauf folgt (zum Erstenmale): Der Bräutigam ohne Braut, Lustspiel in einem Akt von Herzenskron. (Gastrolle) Sophie von Halden: Mad. Fidy-Hoch.

Mittwoch, 1. Mai wird, dem allgemeinen Verlangen zu entsprechen, Hr. Pischek die Gefälligkeit haben, in einer Wiederholung der am 29. April stattgehabten großen Opernvorstellung (mit Abänderung einiger Piecen) aufzutreten. Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. F. Heller; — Druck und Verlag: F. Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 122. Donnerstag, den 2. Mai 1844.

Francesco Ribalta.

Nach dem Französischen von F. A.

(Fortsetzung.)

„O, meine Ahnung hat mich nicht betrogen," fuhr der alte Maler fort. „In Deiner Brust glüht nicht das heilige Feuer der Kunst; Du hast die Malerei studirt, wie der Kaufmann sich abmüht, Schätze zu sammeln, wie der Sinnenmensch sich die Freuden und Genüsse dieses Lebens zu verschaffen sucht. Für Deine Augen hat nur Das Wesenheit, was sich mit Händen greifen läßt."

„War denn ein Gemälde je etwas Anders, als ein matter Abglanz irdischer Schönheit?"

„Höre mich, Francesco, zerschlag' Deine Palette und zerbrich Deine Pinsel. Statt daß Du Dich von Morgen bis Abend an Deiner Staffelei abmühst, laß jeden Deiner Tage ein Festtag, voll rauschender Freuden und Genüsse seyn. Folge dem Drange Deiner Natur! Die Welt bietet ja Menschen Deines Schlages Freuden und Genüsse in Menge. Kehr' aber zurück von einer Bahn, auf welcher Fleiß und Ausdauer allein nicht einen glücklichen Erfolg sichern. Es fällt mir schwer, Dir so niederschlagende Eröffnungen zu machen; doch muß ich, als Dein Lehrer und Meister, Dir offen und wahr meine Meinung über die hier aufgestellten Werke Deines Pinsels aussprechen. Sieh zum Beispiel hier diese Heilige: wohl hast Du in ihr den Mund und die Augen Isidora's gut nachgebildet, aber mit welcher Trockenheit und Nüchternheit in Zeichnung und Kolorit. Und die Hände dieser Madonna: sollte man nicht glauben, sie wären von Stein? Auf jenem Bilde dort seh' ich zwar Menschen, die die Arme erheben oder den Kopf senken, sitzen oder stehen; man möchte sie aber fast für ausgeschnittene Figuren halten, auf Leinwand geklebt; da verräth auch Nichts eine höhere Idee und poetische Auffassung; es fehlt all' Deinen Kompositionen jener geheimnißvolle Zauber, welchen nur Der den Werken seines Pinsels zu verleihen vermag, in dessen Brust die Flamme höherer Begeisterung glüht. Ich wiederhol' es Dir, Francesco, zerbrich Deine Pinsel, verlaß mein Atelier und wähle Dir jedes andere Ziel Deines Strebens; nur täusch' Dich nicht mit dem eitlen Wahn, je die Himmelshöhen der Kunst zu ersteigen. Was meine Tochter betrifft, so hätte ich Dir mit Freuden ihre Hand gegeben, in Rücksicht auf die vielen guten Eigenschaften Deines Charakters, doch war es schon längst bei mir beschlossen, daß sie nur einen Maler heirathen sollte, der die höhere Weihe der Kunst erhalten hat."

Nach diesen Worten eilte der alte Maler mit ungestümer Hast aus dem Atelier. Francesco stand lange unbeweglich, die Blicke starr auf den Boden geheftet. Er vermochte kaum noch zu athmen. Alle seine Liebeshoffnungen, alle seine stolzen Plane in Bezug auf Erwerbung künstlerischen Ruhmes waren mit einem Male durch die bestimmte Erklärung des Vaters seiner Geliebten vernichtet.

Nach drei Jahren eifrigen Strebens und sehnsüchtigen Verlangens sah er sich, gleich einem Unwürdigen, von der Schwelle des Tempels zurückgestoßen, in welchem er allein Glück und Ruhm zu finden gehofft. Plötzlich aber ging der Zustand der Betäubung und Niedergeschlagenheit, in welchem er seit der Entfernung des Meisters verharrt, in eine Art tollen Wahnsinns über. Alle Figuren auf seinen Gemälden schienen mit einem Male lebendig zu werden und ihn zu umgaukeln. Der himmlische Frieden auf dem Antlitze der Heiligen verwandelte sich in fratzenhafte Verzerrung und den Ausdruck hämischer Bosheit; die Engel verwandelten sich alle in Dämonen. Hier glaubte Francesco die teuflische Hohnlache einer Madonna zu vernehmen und dort zu sehen, wie der Gekreuzigte sich gewaltsam vom Holze der Schmach loszureißen suchte. Francesco stürzte mit geballter Faust auf eins seiner Gemälde zu und schlug es in Stücke, dann ergriff er einen großen Pinsel, fuhr mit demselben über die Palette und übertünchte alsdann mit einer dichten Lage des seltsamsten Farbengemisches seine Apostel, seine Madonnen, Engel und Jungfrauen. Schon stand er im Begriff, auf dieselbe Weise den Kopf einer Heiligen zu entstellen, da entfiel plötzlich der Pinsel seinen Händen, und nachdem er einige Augenblicke stumm und unbeweglich da gestanden, im Anschauen des Bildes verloren, sprach er, die Augen mit Thränen erfüllt: „Nein, nein, ich vermag es nicht! Du blickst mich mit so inniger Liebe an, Isidora, und der Anblick meiner Leiden scheint Dir Thränen zu entlocken!"

„Francesco!" rief in diesem Augenblicke eine sanfte, weibliche Stimme .... „Francesco! .... Gott, warum diese Thränen! Doch, was muß ich sehen? Welch arges Mißgeschick hat Dich betroffen?"

„Das größte, was mich treffen konnte, Isidora! Du weißt, daß ich nur aus Liebe zu Dir mich der Malerei widmete. Dein Vater hatte ja erklärt, daß er die Hand seiner Tochter nur einem Maler geben werde, der vollkommen Mei-

ster in seiner Kunst sey. Seit drei Jahren nun habe ich mit aller Kraft meines Geistes die Schwierigkeiten der Kunst zu überwinden gesucht, und schon schmeichelte ich mir mit der Hoffnung, sie glücklich besiegt zu haben. Endlich wagte ich es heute, Deinen Vater zu fragen, ob er mich für würdig erachtete, sein Eidam zu werden, und er entgegnete mir . . . doch nein . . . es ist nicht möglich . . . ich vermag es nicht, Dir durch Wiederholung seiner Worte Kummer zu verursachen."

„Francesco, könntest Du Deiner Geliebten etwas verhehlen!"

„Nun, so vernimm: er entgegnete meine Frage mit der trocknen Erklärung, daß ich nie ein wahrer Künstler werden würde, da mir die höhere Begeisterung, die wahre Weihe der Kunst fehle; er versicherte mich, daß eine leichte Skizze, daß der rohste Entwurf von der Hand des trunkenen Lopez viel mehr werth sey, als Alles, was ich mit dem gewissenhaftesten Fleiß ausarbeite. Um endlich das Maß meiner Schande voll zu machen, hat er mich aus seiner Nähe und der Deinigen verbannt, Isidora, indem er mir rieth, Pinsel und Palette wegzuwerfen und statt seines Ateliers gemeine Schenken zu besuchen."

(Fortsetzung folgt.)

Hessische Skizzen.

VIII. Marburg.

Diese alte Stadt mit ihren zahlreichen Denkmalen vergangener Zeiten möchte ich fast eine plastisch dargestellte Chronik der hessischen Geschichte nennen: und in der That, fast keine Epoche hat für's Hessenland begonnen, daß nicht Marburg ein Zeugniß der Umgestaltung aufzuweisen hätte. Die Elisabethenkirche — ein architektonisches Meisterwerk ersten Ranges — redet von den goldenen Tagen des Glaubens, des Ritterthums, der Minne, diesem dreieinigen Kleeblatt mittelalterlicher Tugenden; und war es nicht gerade Elisabeth, der die glühende Liebe zur noch glühenderen Glaubensmystik wurde, ward nicht jenen alten Ordensrittern an dieser Kirche der Glaube — Minne und Ritterthum? Das war die Glanzperiode der Romantik, die von Thüringen, von der liedervollen Wartburg herüber zu den rauhen Hessen kam. Aber von den dunkeln Gräueln des Fanatismus derselben weiß Marburg auch zu reden — wo viel Licht ist, da ist auch viel Schatten — ich nenne den deutschen Großinquisitor Konrad von Marburg, dessen Namen der Ketzerbach verewigt hat. Welcher Umschwung seit sechs Jahrhunderten! Konrad ließ Tausende zur Ehre Gottes verbrennen und schwang mit eigener Hand die Geißel auf dem schönen Nacken der königlichen Heiligen — heute würde derselbe Mann vielleicht ein tyrannisirender Bureaukrat seyn, der ein Dutzend arme Teufel um Amt und Brot brächte und Vorgesetzte wie Untergebene mit Grillen und Chikanen geißelte, und ein Weib wie Elisabeth dürfte etwa an Stickereien arbeiten für Frauenvereine und milde Stiftungen, Frost- und Hühneraugensalbe gratis unter die Armen vertheilen, den etwas gottloseren Gemahl mit ihrer Frömmigkeit zur Verzweiflung bringen und, wenn's hoch käme, einen poetischen Beitrag in's Tiedge-Album liefern.

Auch von dem kräftig sich regenden Volksleben jener Zeiten hat die Stadt ein Denkmal bewahrt; denn die Sage geht, als geistliche und weltliche Aristokratie den stolzen Dom über Sanct Elisabethens Grab gewölbt, da hätten die Bürger den Bau der Stadtkirche (gegenwärtig die lutherische) begonnen, um den großen Herren zu zeigen, daß auch sie aus eigener Kraft Großes vermöchten. Aber das freie Bürgerthum ist in Hessen nie zu solcher Blüthe gekommen, wie anderwärts, und auch diese Kirche gibt in ihrem schön und reich begonnenen Chor und Schiff, in dem plump und ärmlich vollendeten Thurme und seiner Portal-Façade so sprechenden Beleg dazu, wie nur irgend ein Pergament der Archive.

Als dicke Mönchsfinsterniß die Lande deckte, bereitete sich in Marburg, wo bald welthistorische Kämpfe für Geisteslicht und Geistesfreiheit beginnen sollten, ganz im Stillen ein mächtiger Hebel für die neue Gestaltung der Dinge vor. Auch hierfür blieb uns ein steinern Dokument. Unweit der eben erwähnten Stadtkirche erhebt sich die Kugelkirche, ein kleines, zierliches, gothisches Gebäude: hier war der Sitz der Kugelherren (Brüder vom gemeinsamen Leben), eines geistlichen Ordens ohne Klostergelübde, der nach dem Vorbilde seines Gründers Gerhard Groot von Deventer (einen „Reformator vor der Reformation" nennt ihn Ullmann) in milder Frömmigkeit dem praktischen Christenthume sich zuwandte und — gar ein einsam Beispiel in jener Zeit — den Jugendunterricht sich angelegen seyn ließ. Ludwig der Friedsame hatte ihn nach Hessen verpflanzt zum Segen des Landes, zumal für Marburg.

Ueber der Stadt ragt das Schloß auf einem spitzen Bergkegel weit in's Land hinein: hier ward Philipp der Großmüthige geboren, Hessens größter Fürst, ein Mann, der das seiner Zeit so bedeutungsvolle Wort sprach: „Den guten Landesherrn soll man erkennen an sicheren Straßen, richtiger Münze und wahrem Wort", ein Mann, von dem sich für Hessen's Verfassung eine neue Epoche datirt, der mit schwerer persönlicher Aufopferung die Reformation in seinem Lande einführte (noch zeigt man auf dem Marburger Schlosse den Saal, wo Luther und Zwingli das berühmte Religionsgespräch hielten), der Kühnste und Eifrigste des schmalkaldischen Bundes, ein Pfleger der Wissenschaft (und zwar nicht in dem verrufenen Sinne eines Mäcenas), der aus dem Fonds der säcularisirten Klöster die älteste protestantische Universität, Marburg gegründet hat.

Es war am 30. Mai 1527 als der Rektor Ferrarius die neue Hochschule eröffnete (zugleich mit der Reformation des Landes war die Stiftung dieser Anstalt auf der Homberger Synode im Oktober 1526 beschlossen worden.) Hundert und vier Studirende zeichneten sich damals ins akademische Album ein, unter ihnen Patrik Hamilton, der nachher als Vorläufer des John Knox ein Märtyrer des Protestantismus in Schottland werden sollte. Die vier Fakultäten der Theologie, Jurisprudenz, Philosophie und Medicin waren in ausgezeichneten Lehrern so würdig repräsentirt, daß sich die neue Hochschule eines weitverbreiteten Rufes erfreute. In der That sparte auch der Landgraf nichts, diese Anstalt emporzubringen, selbst Luther, Melanchthon und Bugenhagen wurden, wiewohl vergeblich, nach Marburg berufen. Dazu begünstigte er persönlich die Professoren und lud sie oft zu Tische, wobei er ihnen im Trinken stark aufzunöthigen pflegte.

(Schluß folgt.)

Pischek's Abschieds-Benefiz.

Es sind nun fünf Jahre, seit die Frankfurter Oper, die stets mancherlei Wechsel von günstigen und ungünstigen Verhältnissen unterworfen gewesen, sich von schweren Verlusten wieder zu erholen anfing. Durch den Abgang von Dobler, Schmezer und Fischer-Achten waren ihr schmerzliche Wunden geschlagen worden und es gab damals Leute genug, welche diese für unheilbar hielten. Da gingen uns neue Glückssterne auf. Es erschien Dettmer, in der ganzen Frische und Kraft schöner Gesangmittel stehend und mit eben so viel Talent als Liebe zur Kunst begabt; es erblühte in der jugendlichen Capitain eine liebliche und seelenvolle Sängerin, für den Ausdruck zarter Lyrik ganz geeignet und berufen. Bald darauf machte Guhr seine damals so viel besprochene große Entdeckungsreise und brachte aus Oesterreich zwei junge Sänger mit, die noch wenig bekannt waren, aber zu den erfreulichsten Hoffnungen berechtigten. In Chrudimsky gewann unsere Oper einen ihr noch immer angehörigen Tenoristen, dessen schöne Mittel, Kraft, Ausdauer und Fleiß bekannt sind, und in Pischek einen Bariton, der die Gunst des Publikums, wie noch Keiner vor ihm, errang. Unsere Oper, außerdem von wackeren Mitgliedern unterstützt, gelangte wieder zu dem früheren Ansehen, zu einem reichen und vielseitigen Repertoir und zu Leistungen, welchen man gerne verdiente Anerkennung spendete. Vor Allen war es Pischek, dessen immer schöner sich entfaltendes Gesangstalent freudig gewürdigt wurde, und mit Recht nannte man ihn die Zierde der Oper. Pischek, unstreitig einer der ersten jetzigen Baritonisten, verbindet mit Kraft, Fülle und Wohllaut eines umfangreichen Stimmorgans die Vorzüge einer gründlichen Gesangsbildung und eines edlen geschmackvollen Vortrags, und aus seinem reichhaltigen Repertoir haben wir die Partien eines Sir Richard, Zampa, Bois-Guilbert, Belisar, Jäger im Nachtlager, Graf Rudolph, Czaar Peter, Don Juan, Faust, Agamemnon, Figaro, Alphonso in der Favoritin u. a. nur anzudeuten, um jede Lobpreisung eines so hochgeschätzten Künstlers unterlassen zu können. Er ist uns nun entrissen, und so ungern er Frankfurt, die Pflanzstätte seines Ruhmes, verläßt, so gerne unsere Theaterdirektion ihn erhalten hätte, so kann man es ihm doch nicht verargen, wenn er einem glänzenden und lebenslänglichen Engagement und dem Rufe Fortuna's folgt.

Am 29. v. M. fand zum Vortheil des Hrn. Pischek eine große Opernvorstellung statt, worin er zum letzten Male vor seinem Abgange nach Stuttgart auftrat. Das Haus war in allen Räumen überfüllt und des Sängers Verehrer aus allen Kreisen der Gesellschaft waren anwesend. Jeder wollte seinen Liebling noch einmal hören und dieses edlen Gesanges sich noch einmal erfreuen. Reichlich zollte man dem Scheidenden jene Huldigungen, die des Künstlers Stolz und Freude sind, und seit lange haben wir ein so bewegtes und dankbar angeregtes Auditorium nicht vereinigt gesehen. Als er den Vortrag des Czaarenliedes mit folgenden Worten beschloß:

„Es treibt uns das Schicksal nach Ost und nach West;
Wohl ändert sich Alles, nur Freundschaft bleibt fest,
Voll holder Erinnerung Zauber umschwebt,
Sie ist es, die freudig die Herzen belebt.
Ihr wollen wir treu und in Liebe uns weih'n,
Wie schön ist's, durch Freundschaft vereinigt zu seyn! —"

da machte die Freude der Rührung Platz, und manche Thräne floß aus schönen Augen; dann aber folgte ein Beifall, der kaum enden wollte. Dieser ergreifende Moment wiederholte sich, als Pischek bei'm Schluß der Oper die, gleich den oben angeführten, ebenfalls eingelegten Worte sang:

„So scheid' ich denn von Euch im Hochgefühle,
Daß Eure Liebe meinen Namen nennt.
Das Leben ruft zu einem neuen Ziele;
Doch wenn auch Berg und Thal uns bald nun trennt,
Bin ich Euch auch fern,
Denket meiner gern!
Lebt wohl, lebt wohl!
Mög' der Himmel stets in reicher Huld seinen Segen Euch spenden;
Aus der Ferne werd' ich liebevoll herzliche Grüße Euch senden!"

Noch ein Mal rief man ihn hervor, und ein Blumenkranz wurde ihm zugeworfen; tiefe Rührung verhinderte ihn, die Worte seines Dankes zu vollenden, und weinend, aber von stürmischem Beifall begleitet, trat er zurück. So lebe denn wohl, würdiger Priester Euterpens, dem die Natur den Zauber holder Klänge und die Muse jene Weihe gegeben hat, die vom Herzen in die Herzen überströmt! Lebe wohl, und bleibe der hohen Aufgabe der Kunst, das Gemüth des Hörers zu erwärmen, für die Schönheit zu begeistern und mit Liebe und Freudigkeit zu durchglühen, eingedenk! Lebe wohl, und wenn dann Dein seelenvoller und darum ächt deutscher Gesang die Herzen anderer Hörer und Sangesfreunde, die Du überall finden wirst, wo es Lenz und Jugend und Sinn für Kunst und Natur giebt, entzückt, wenn sie Deinen süßen und dabei doch so männlich-kräftigen Tönen bewegt und Beifall spendend lauschen, so gedenke der Stadt und der Bühne, wo Dein Genius zuerst zum vollen Bewußtseyn und zur freien Entfaltung gelangte, und wo an unserer Anerkennung Deine Kunst blühte und reifte, wie die edle Traube an der milden Sonne reift! Lebe wohl, und möge bald ein neuer Günstling Euterpens Dich uns ersetzen, — möge ein solcher Dir folgen im bunten Spiele des Lebens und der Menschen, wie Du den andern gefolgt bist! Unserm guten Stern, der uns schon oft geleuchtet hat, wollen wir vertrauen! W.

Mannichfaltigkeiten.

(Schmeichelhafte Vorstellung.) Ein ungarischer, sehr bornirter Edelmann wünschte von Saphir einer einflußreichen Person in W. vorgestellt zu werden. Saphir that dies mit den Worten: „Ich stelle Ihnen hier den Hrn. v. K. vor, welcher bei der letzten Viehausstellung den Preis erhalten hat."

(Wirklich?) Kürzlich machte ein deutscher Fürst der Blindenanstalt in X. ein namhaftes Geschenk. In der Bekanntmachung darüber hieß es: „Die Blinden sehen mit dem tiefgefühltesten Danke zu ihrem edlen Herrscher empor."

Ein Jagdfreund, der wie viele seines Gleichen sehr renommirte, schrieb seinem Freunde: „Gestern schoß ich einen Hasen von großer Seltenheit; er war ganz schwarz, nur der Rücken und der Bauch, so wie der Kopf und die Brust waren weiß, so daß ich ihn lange für keinen schwarzen Hasen angesehen habe."

(Maria Milanollo und die Gräfin Rossi.) Eine scherzhafte Anekdote macht jetzt in Berlin die Runde. Die Gräfin Rossi, die ehemalige Sontag, hat neulich einmal die beiden Milanollo's zu sich gebeten, und sich von diesen etwas vorspielen lassen. Nachdem das geschehen, hatte die Gräfin die Liebenswürdigkeit, als Erwiederung der Artigkeit dem genialen Schwesterpaar etwas vorzusingen. „Wie gefällt es Ihnen?" fragte die Gräfin zum Schluß. „O, sehr wohl," antwortete die kleine Maria, indem sie ein allerliebst naives Gesicht dabei gezogen haben soll. „Ihre Stimme ist sehr schön, und wenn Sie sich üben, könnten Sie wohl eine große Sängerin werden."

(Neue Bühnenspiele.) Dr. G. Werner hat als Parodie von Gutzkow's „Zopf und Schwert" eine Posse mit Gesang in 4 Acten unter dem Titel: „Stock und Pantoffel" geschrieben, welche er binnen kurzem allen Bühnenvorständen zusenden wird. — Fr. Steinmann, der Herausgeber des „Mephistopheles", beendete ein „dramatisches Zeitbild" mit dem Titel: „Lessing", 5 Acte umfassend, worin neben Lessing u. A. Friedrich der Große, Voltaire, Gottsched, die Neuberin auftreten und welches in Leipzig und Berlin spielt. — J. Kuranda, der Redacteur der Gränzboten, hat ein Drama gleichen Titels unter Händen. — Gleichzeitig mit dem französischen Original wird in deutscher Uebertragung durch Dr. Werner das Drama: „der Sohn des Regiments" in 3 Acten mit Gesang erscheinen.

(Köln, 23. April.) Zur Feier des dießjährigen niederrheinischen Musikfestes, welches am ersten und zweiten Pfingstfeiertage in unsern Mauern unter Leitung des hiesigen städtischen Musikdirektors, Heinrich Dorn, auf dem Gürzenich abgehalten werden soll, werden von dem betreffenden Comité bereits thätige Anstalten getroffen. Nach dem ausgegebenen Programm sind folgende Gegenstände zur Aufführung gewählt: für den 26. Mai Jephta, Oratorium von Händel mit Orgel- und Orchesterbegleitung, nach der Originalpartitur; für den 27. Mai die Missa solemnis (D-dur) von Beethoven; Symphonie (E-dur mit der Fuge) von Mozart und Hymnen von Cherubini.

Frage. Woher kommt es, daß jetzt, da so viele hübsche Mädchen existiren, verhältnißmäßig so wenige gegen sonst heirathen? — Antwort. Weil die Mantillen, Burnusse, Ketten und Sonstiges so viel kosten, die Männer aber lieber diniren, als entbehren wollen mit der Geliebten. Die Zeit ist eine industrielle. Die Burnusse sind Zölle, doch bei dem Zollverein kann der Eheverein nicht bestehen.

Gutzkow hat in einer der letzten Nummern der Köln. Ztg. die Hand nach dem Lorbeerkranz Shakespeare's ausgestreckt, indem er die Vermuthung aufstellte, der große Dichter habe die ihm bisher zugeschriebenen und so lange bewunderten Stücke nicht allein verfaßt, sie wären vielmehr das Werk vereinter Kräfte und allmälig erst zu der Gestalt gekommen, in der wir sie kennen. Der Beweis dieser gewagten Behauptung dürfte schwer zu führen seyn.

Im Pariser „Corsaire" liest man folgenden Sarkasmus: „Die Polka sollte unser Nationaltanz werden; denn darin macht man einen Schritt vor- und zwei rückwärts."

Korrespondenz.

Mainz, 20. April.

Vor kurzem reichten einige hiesige Gasthofbesitzer nach vorheriger Besprechung mit mehreren ihrer Gewerbsgenossen bei der städtischen Behörde ein Gesuch ein, worin sie die Erlaubniß nachsuchten, ein Bethaus nach dem Ritus der anglikanischen Kirche zum Gebrauche der hier sich aufhaltenden Engländer einrichten zu dürfen. Die Behörde kam dieser Bitte bereitwillig entgegen und wies sogar in dem ehemaligen Lyceumsgebäude ein Lokal an, wo die Einrichtung gemacht werden könnte. Es handelte sich daher nur noch um Aufbringung der Kosten zu der Einrichtung, über deren Bestreitung die Gastwirthe mündlich einverstanden sich erklärt hatten. Als es nunmehr aber mit der Sache ernst wurde und eine schriftliche Erklärung, diese Kosten zu übernehmen, unterzeichnet werden sollte, so zogen sich jene Gastwirthe, welche bisher die meisten Engländer beherbergt hatten, zurück und es hat nun den Anschein, als ob die Sache nicht zur Ausführung kommen sollte. Ob übel verstandene Sparsamkeit, oder, wie Einige meinen, Mißgunst gegen die Gewerbsgenossen, welche sich ursprünglich an die Spitze des Unternehmens gestellt haben, an der Weigerung, sich bei den Kosten der ersten Einrichtung zu betheiligen, Ursache sind, das liegt noch im Dunkeln.

Bornheim, 29. April.

Am Mittwoch den 24. April wurde uns von dem hiesigen Musik- und Gesangverein durch eine Vocal- und Instrumental-Unterhaltung zum Vortheil eines armen Gebrechlichen von hier ein sehr genußreicher Abend bereitet, wobei es sich deutlich zeigte, daß auch in Bornheim der Sinn für etwas Schönes und Gutes lebt. Beide Vereine leisteten, der kurzen Zeit ihres Bestehens ungeachtet, ungemein viel, was unstreitig den sehr befähigten und umsichtigen Direktoren, unserem würdigen und vielgeliebten Lehrer Hrn. R. R. Rau, Gesangdirektor, und dem Hrn. Fery, Musikdirektor, der noch sehr kräftig von Hrn. Rückert unterstützt wird, zuzuschreiben ist. Hr. Jungmann, Direktor des Orpheus zu Frankfurt, durch sein Talent und seinen Wohlthätigkeitssinn rühmlichst bekannt, ergötzte uns durch zwei Lieder, die er ausgezeichnet gut sang. Ihm, so wie allen andern thätig dabei gewesenen Herren, besonders noch dem Klavierlehrer Hrn. Hoffmann für seine herrliche Begleitung der Sololieder, sagen wir unsern herzlichsten Dank, verbunden mit der Bitte, uns recht bald wieder mit etwas Aehnlichem zu erfreuen, zumal wenn ein so edler Zweck, der ganz vollkommen erreicht wurde, dabei im Auge ist.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 1. Mai. Die Montecchi und Capuleti, große Oper in 4 Abth., nach dem Italienischen von Fr. Ellmenreich, Musik von Bellini. (Gastrollen) Julia: Fräul. Angelika Köhler, vom Theater in Riga. Romeo: Mad. Schmidtgen, vom Hoftheater zu Wiesbaden.

Donnerstag, 2. Mai. Erziehungsresultate, Lustspiel in 2 Abth., von Blum. (Gastrolle) Margaretha Western: Mad. Fidy-Hoch, vom k. k. ständ. Theater zu Gratz. Hierauf folgt: Fröhlich, musikalisches Quodlibet in 2 Abth. (Gastrolle) Fröhlich: Hr. Weitgas, vom Theater zu Freiburg.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 123. Freitag, den 3. Mai 1844.

Francesco Ribalta.

Nach dem Französischen von F. A.

(Fortsetzung.)

„O, Gott! wie vermochte mein Vater Dich so zu verkennen!“ rief Isidora.

„Verkennen, Isidora? O, nein, sein Urtheil war gerecht ... Es fehlte mir die höhere Weihe und wahre Begeisterung der Kunst. Ich liebte Dich, Isidora, und ich arbeitete mit rastlosem Fleiße nur in der Absicht und Hoffnung, mir einst Deine Hand zu erwerben. Ich suchte mir durch eifriges Studium die fehlenden Kenntnisse zu verschaffen. Die Malerei war nur eine Wissenschaft für mich. Ich dachte allein darauf, wie ich die technischen Schwierigkeiten derselben überwinden könnte, und bemühte mich vor Allem, mir eine richtige, korrekte Zeichnung und ein naturkräftiges, wahres Kolorit zu eigen zu machen. Indem ich mich aber so eifrig bestrebte, des Technischen Meister zu werden, vernachlässigte ich das Höhere, Geistige. Wie hätte es mir da gelingen können, ein Werk zu schaffen, der Bewunderung der Kenner und der Nachwelt würdig?“

„O Francesco! Welcher Wahnsinn konnte Dich verführen, diese werthvollen Schöpfungen Deines Pinsels zu vernichten, diese Heiligen, diese Madonnen, deren Anblick mir so manche genußreiche Stunde gewährte?“

„Nur die Liebe zu mir, Isidora, konnte Dich diese Schülerarbeiten mit solchem Wohlgefallen betrachten lassen. Doch auch ich wähnte bis jetzt, daß die unvollkommenen Gebilde meiner Hand schön und kunstvoll wären. Ich glaubte, durch eifriges Studium der Natur mich schon befähigt zu haben, sie auch treu und lebendig auf der Leinwand darzustellen, doch fehlte mir, dies zu können, die höhere Weihe, die Inspiration jenes Geistes, der die Natur in's Daseyn gerufen, die nur die Verkörperung, das Symbol ewiger, unsichtbarer Ideen ist. Davon aber hatte ich bis jetzt keine Ahnung. Nur der Gedanke an Dich, nur der Zauber Deiner Schönheit war es, der mich bei Ausarbeitung meiner Werke begeisterte. Seit wenigen Augenblicken aber bin ich meiner argen Verblendung entrissen, und habe mich in meiner ganzen Unwürdigkeit, Unvollkommenheit und geistigen Armuth erkannt. Diese Heilige, in der ich Deine mir so theuren Züge verewigen wollte, sie soll mein letztes Werk seyn und das einzige, welches mein Andenken und das Deinige bei der Nachwelt erhält.“

„Was sagst Du, Francesco? Wolltest Du einer tollen Verzweiflung Raum geben? Isidora liebt Dich mit aller Gluth der Leidenschaft, und wird nie einem Andern angehören. Sie wird die Kraft haben, ihre Sehnsucht nach Verbindung mit Dir so lange zu bezwingen, bis der Vater sich eines Bessern besonnen. Und Du solltest nicht vermögen, was ein schwaches Mädchen über sich vermag? Höre nur auf den Ruf Deines liebenden Herzens, und nicht auf die Stimme gekränkten Stolzes. Höre aber auch auf die Stimme der Vernunft. Hast Du nicht das Ziel erreicht, das Du Dir vorgesetzt? Du brauchst nur ernstlich zu wollen, um Dir auch noch die künstlerischen Eigenschaften zu erwerben, auf welche mein Vater einen so hohen Werth legt. Fahre fort, mit Deinem bisherigen Eifer auch nach diesen zu streben, und Du wirst Dich bald am glorreichen, erwünschten Ziele sehen.“

„O, Geliebte, vermöchte ich nur, mich zum Glauben an Deine Worte zu erheben! Doch der Ausspruch des Meisters ....“

„Ist mein Vater nicht ein Mensch, und kann als solcher irren? Ein Geist, wie der Deinige, braucht kein Urtheil als untrüglich anzunehmen und auf das Wort des Meisters zu schwören.“

„O, Geliebte, Du giebst mir neuen Lebensmuth!“ rief der junge Mann. „Nein, ich will nicht an der Erreichung meines Zieles verzweifeln, ich will mit Eifer auf der ein Mal betretenen Bahn fortwandern. Oft, wenn ich die Bilder Deines Vaters betrachtete, schien es mir, als vernachlässige er über dem Ausdrucke die Form, und arbeite zu viel auf glänzende Effekte hin. Vielleicht betrog ich mich nicht in meiner Ahnung, vielleicht war es keine eitle Vermessenheit, wenn es mich bedünkte, daß ich nur ernstlich zu wollen brauchte, um meinen Produktionen auch jenen geistigen Zauber, jene Lebendigkeit und Kraft der Darstellung zu verleihen. Nein, nein, ich will den Muth nicht sinken lassen; das demüthigende Urtheil Deines Vaters soll mir eine Aufforderung seyn, mit erneuter Kraft nach der Krone der Meisterschaft zu ringen. Schon längst war es mein Wunsch, nach Italien zu reisen ... ich will gerne die Qual erdulden, fern von Dir zu leben, um nur dem Namen, den Du später tragen sollst, größere Berühmtheit zu verleihen. Isidora, traue der Macht meiner Liebe; ich werde bald als würdiger Priester der Kunst zurückkehren, und es wird Dein Vater mir nicht mehr mit Grund Deine Hand versagen können.“

Francesco reis'te wirklich nach Italien. Wohl war es die Gluth der Liebe, an welcher sich die Flamme seiner künstlerischen Begeisterung zuerst entzündet, doch hatte diese bereits eine solche Stärke erlangt, daß er es über sich zu gewinnen vermochte, sich von seiner Geliebten zu trennen, da er sie doch ohne große Mühe hätte bewegen können, ihm, trotz der Weigerung ihres Vaters, als seine Braut zum Altare zu folgen; er verzichtete auf den Umgang und Besitz Isidora's, da er sich nur an die Kirche hätte zu wenden brauchen, damit diese nach den Gesetzen des Landes Isidora als ihr Eigenthum vindicire und sie ihm als seine rechtmäßige Gattin vermähle.

Francesco bereis'te Italien, mit dem festen Entschlusse, nicht eher wieder den Pinsel zu ergreifen, ehe er den Geist und Charakter der verschiedenen Malerschulen studirt, welche jenes Heimathland der Kunst damals verherrlichten. Bis jetzt hatte er noch immer im Finstern getappt, hatte zwischen den Eingebungen seines Gefühls und dem Einflusse seines Meisters geschwankt, aber der Anblick und das Studium der Meisterwerke Raphaels, Carrachio's und Sebastian's del Piombo trug mächtig dazu bei, seine Ansichten und seine künstlerische Richtung zu fixiren. Ein neues Licht war ihm aufgegangen, er hatte seinen künstlerischen Beruf nun klar und deutlich erkannt. Jeder Mensch, der nicht seiner Bestimmung gemäß in der ihm von Gott angewiesenen Sphäre wirkt, verschwendet zwecklos seine Kraft; das Geheimniß eines glücklichen Erfolgs liegt für Jeden in der richtigen Erkenntniß seines Berufs und seiner Anlagen. Francesco hatte diese Kenntniß endlich erlangt. Der alte spanische Maler, sein Meister, ein Freund glänzender Effekte und phantasiereicher Komposition, schätzte in der Malerei hauptsächlich naturkräftige, lebendige Darstellung, den Zauber des Kolorits und der Gruppirung; in der Schule eines solchen Meisters befand sich Francesco natürlich nicht in seinem Element; die edle, korrekte Zeichnung aber, die Erhabenheit und Idealität in den Werken der italienischen Meister brachten ihn zum vollen Bewußtseyn seines künstlerischen Berufes, und es beseelte ihn nun freudige Hoffnung, auch das Ziel zu erreichen, an welchem sie so glücklich angelangt. Nun begann für ihn ein neuer Abschnitt seines geistigen Lebens, seiner künstlerischen Wirksamkeit; an die Stelle ängstlichen, mühsamen Fleißes trat die Kraft genialer Begeisterung. Bisher war der Flug seines Geistes durch das niederdrückende Gewicht eisernen Fleißes zurückgehalten worden; jetzt aber, da seine kunstgeübte Hand sich mit Leichtigkeit seinem Gedanken fügte und er jeder technischen Schwierigkeit Meister geworden, machte sein Geist, von jedem Zwange ledig, Riesenschritte auf der Bahn der Kunst. So langte er, von Ehrgeiz und Liebe gespornt, bald an dem ersehnten Ziele an.

(Fortsetzung folgt.)

Hessische Skizzen.

VIII. Marburg.

(Schluß.)

Wunderlich genug erscheinen uns heutzutage die alten Disciplinargesetze, welche in jener kriegerischen Zeit das wilde, rauflustige Völkchen der Studenten im Zaume halten sollten. Dieselben lebten jedoch nicht unter einander in ewiger Fehde, wie heutzutage, sondern mit den Zünften, Gilden und Handwerksburschen, die bepanzert, lärmend und singend die Straßen zu durchziehen pflegten, wo denn ein Zusammentreffen mit den Musensöhnen fast regelmäßig blutige Köpfe setzte. Die letzteren mögen es damals überhaupt toll genug getrieben haben; denn eine alte Polizeiverordnung, welche ihnen das nächtliche Tragen der Feuergewehre bei Todesstrafe untersagt, bezeichnet sie mit dem keineswegs ehrenvollen Titel: „Nachtraben, Schan- und Pochhansr." Aber diese rohe, allzugewaltig überschäumende Kraft entfremdete sie weit weniger einer tüchtigen, gründlichen Wissenschaftlichkeit, als heutzutage häufig ein leichtfertig oberflächliches Wesen; freilich hatten die Menschen damals überhaupt mehr Sitzfleisch als jetzt, und wir wollen's uns gar nicht in dem Maße zurückwünschen, doch möge der Himmel auch fürder die Mehrzahl der Studenten gnädig bewahren vor — Pomade, Eau de Cologne und Glacéhandschuhen!

Die erste Periode der Marburger Hochschule war eine glückliche. Selbst pestartige Seuchen, welche im Laufe des sechszehnten Jahrhunderts mehrmals ihr Bestehen gefährdeten und sogar ein momentanes Verlegen nach Frankenberg und Grünberg nöthig machten, vermochten ihrem Flore nicht so nachtheilig zu seyn, als die im Jahre 1607 erfolgte Gründung der Nachbaruniversität Gießen. Als Landgraf Moriz nämlich in Oberhessen statt des Lutherthums das reformirte Bekenntniß einführte (1605), wollten die Marburger lutherischen Theologen lieber ihr Vaterland verlassen als den alten Glauben, und wanderten aus nach Gießen. Dies gab dem hessendarmstädtischen Landgrafen Ludwig dem Jüngern einen erwünschten äußern Anstoß, das wohl lange schon genährte Projekt einer neuen Hochschule zu realisiren, und bereits zwei Jahre später ward die Universität Gießen förmlich eröffnet.

In der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts erhob sich Marburg noch einmal zu neuem Glanze, als der Philosoph Wolf, aus Halle vertrieben, hier eine Zuflucht fand. Es war derselbe Gelehrte, welcher die Nachwelt beklagte, daß ihr durch sein, wie ihm däuchte, vollendetes System der Philosophie nichts mehr zu philosophiren übrig geblieben sey! Die rächende Nemesis bestrafte diesen Dünkel gebührendermaßen mit einem recht langen Leben, und der hochmüthige Mann mußte in seinen alten Tagen sich selbst ganz vergessen sehen, sein System überflügelt und aufgelöst durch den Kant'schen Kriticismus.

Ueber die gegenwärtigen Zustände der Universität — — schweige ich.

Jede Musenstadt hat eigenthümliche Reize für Den, der einmal Student war, wie viel mehr eine solche, die man selbst besucht, wo man gar die goldenen Erstlings-Semester verträumt hat! Ja, es ist mir eine liebe Erinnerung geblieben, wie wir in der Gießener Blamage als neue Füchse in später Nacht angerumpelt kamen und bei der Stadtgränze schon im Vorgefühl künftiger Wonne Göthe's ergo bibamus! anstimmten und wie der ungeheure Kasten von Omnibus zum freundlichen Willkomm an der Ecke des Steinweges — umfiel; eine liebe Erinnerung die Stunden, welche ich in dieser herrlichen Waldnatur des Lahnthales verträumt und durchschwärmt, oder im fröhlichen Kreise verzecht und verjubelt habe — ja, wahrlich, Börne hat Recht, wenn er sagt: verdorren soll die Hand, welche zuerst den zerstörenden Streich gegen das freie, frohe Leben des deutschen Burschen führt!

Es sind ungefähr drei Jahre her, da begegnete mir auf meinen einsamen Spaziergängen häufig im Schloßhofe da droben ein langer, hagerer Mann; vor ihm und hinter ihm ging ein Gensd'arme mit geladenem Karabiner. Der Mann in der Mitte hatte ein blasses, längliches, eingefallenes Gesicht, große, doch höchst edelgeformte Adlernase, immer noch scharfblitzende Augen, obgleich sie tief zurückgesunken waren, einen dünnen, feingezeichneten Mund.

Ich blieb stehen und zog voll Ehrerbietung meine Mütze ab; der Bleiche dankte mit einem kaum merklichen, schwermüthig-freundlichen Lächeln. — — R.

Die Selbstüberwindung.

Graf M., einer der tapfersten unter den tapfern Kriegern der polnischen Republik, war eben so berühmt durch seine verwegene Kühnheit in den Kämpfen mit Russen und Tartaren, als durch seinen aufbrausenden Jähzorn. Mehrere blutige Zweikämpfe, zuletzt aber ein trauriger Fall, wo er, ob zwar gereizt, einem Untergebenen den Kopf gespalten hatte, machten ihn die Waffe für immer ab- und als Buße das Gewand des barmherzigen Bruders anlegen, und nachdem er sein sämmtliches Vermögen milden Stiftungen vermacht hatte, zog er in bescheidener Demuth für sein Spital bettelnd umher.

In dem glänzenden Saale im Hotel de *** zu Kiew während der Kontraktzeit wurde geschmaust, getanzt und hohes Spiel gespielt, und an einem der mit Gold überfüllten Tische sitzt der junge Graf P., ein leidenschaftlicher verwegener Spieler. Ihm nähert sich der demüthige Mönch und bittet um eine milde Gabe „für seine Kranken." Der Graf, übelgelaunt, und in der Erwartung eines großen Coups, schenkt ihm keine Aufmerksamkeit, endlich zupft der Mönch ihn am Aermel, leise seine Bitte wiederholend, erhält aber von dem heftigen, durch das Spiel ohnehin aufgereizten und erregten Grafen zur Antwort eine Maulschelle! Da blitzen die Augen des Mönches im dunkeln Feuer, es zucken die Muskeln seines gebräunten Antlitzes, aber schnell gefaßt erwiedert er demüthig: „Das war für mich, Herr Graf, jetzt bitte ich auch um etwas für meine armen Kranken." Tief gerührt und beschämt entschuldigt der Graf sich mit thränenden Augen, und ein Geschenk von zehntausend Ducaten, welches er dem Spital verehrte, bewies, wie sehr er seine Ungebühr bereute und zu versöhnen suchte.

Mannichfaltigkeiten.

Leipzig soll um zwei nützliche Anstalten reicher werden. Es wird nämlich hier eine auf Gegenseitigkeit und Oeffentlichkeit gebaute „Unterstützungskasse für Wittwen deutscher Musiker" gegründet, und ein Herr Henze will eine hohe Schule errichten, die für die Buchdruckerkunst und was mit ihr zusammenhängt Das seyn soll, was die polytechnischen Schulen und die Akademien für die anderen Künste sind.

Unterm 14. Aug. 1781 wurde in Oesterreich ein Hofdekret bekannt gemacht, in welchem der weiblichen Jugend die widernatürlichen, der Gesundheit so schädlichen Mieder und Schnürleibchen verboten wurden. Ein so geschnürtes Mädchen kam nun ein Mal in den Gang, um sich von dem Kaiser Joseph eine Gnade zu erbitten. Bevor sie noch ein Wort gesprochen hatte, frug sie der Kaiser kalt: „Sie wollen wahrscheinlich übersetzt werden, vielleicht in ein Infanterie-Regiment?" Das Mädchen stammelte verlegen, wie er das meinte. „Nun," sagte Joseph, „ich glaubte, Sie seyen bei einem Kürassier-Regimente, und es behage Ihnen da nicht." Sie entfernte sich allsogleich beschämt und erschien das nächste Mal ohne das Mieder.

Der Kunstreiter Machyeu bat den Kaiser, ob er ihm nicht erlauben wolle, täglich unter Trompetenschall durch die Stadt reiten zu dürfen. Der Kaiser fragte ihn, ob er schon die Erlaubniß habe, in Wien seine Geschicklichkeit zu zeigen? Er bejahte es. Der Kaiser antwortete: „Nun, wenn man Ihnen das Vogelfangen erlaubt hat, so muß man ja das Locken auch erlauben."

Noch vor wenigen Jahren wurden die ungeheueren Honorare, welche einzelne Schriftsteller in England und Frankreich von ihren Verlegern erhielten, in Deutschland angestaunt, und Niemand wagte, zu erwarten, daß die Zeit der verhältnißmäßig hohen Honorare auch in Deutschland kommen würde. Die Zeitungen erzählen jetzt, ein sehr berühmter Berliner Operateur schreibe ein Lehrbuch der Chirurgie und verlange für den Druckbogen fünfzehn Ldor., keiner der Berliner Buchhändler habe in diese Forderung eingehen mögen, ein Leipziger sich aber sofort bereit erklärt, dieses Honorar zu zahlen.

Die italienischen Sänger haben in Petersburg die glänzendsten Geschäfte gemacht. Bei der letzten Vorstellung in diesem Winter wurden die Viardot, Rubini und Tamburini nicht blos „wenigstens dreißig Male hintereinander" herausgerufen, die Bühne bedeckte sich auch mit Blumen — in einem Lande und zu einer Jahreszeit, wo ein Bouquet ein sehr kostbares Geschenk ist, und alle drei erhielten alle nur erdenklichen Geschenke, die Dame Shawls, Armbänder und Juwelen, die Herren Ringe, Dosen rc. Solche Vorfälle erinnern an die Zeiten Farinelli's, der Bastardella und der Tänzerin Galli, bei deren Benefiz mit Gold gefüllte Börsen auf die Bühne geworfen wurden.

Als ein General Napoleons in einer der größeren Städte Deutschlands bei einem reichen Banquier Quartier genommen hatte und sich mit demselben bei dem Mittagsmahle lange und lebhaft über seinen Kaiser und Feldherrn unterhielt, fragte er unter Anderm jenen auch, wen er nach seiner Erzählung nun mehr liebe, Napoleon oder sein (des Banquiers) Gold? — Ohne aus der Fassung zu kommen, entgegnete der Geldmann schnell: Herr General, ich verehre beide zusammen in einem Worte, das heißt: „Napoleond'or!"

In Paris ist ein berühmter Feilenfabrikant, Namens Raoul gestorben, von welchem man folgende Anekdote erzählt: Napoleon hatte einst, als erster Consul, incognito bei ihm eingesprochen und ihm gesagt: „Ihr lebt in einem Lande, wo der Gewerbfleiß nur wenig Aufmunterung findet; warum geht Ihr

nicht lieber nach England, dort wird Verdienst dieser Art reichlich belohnt und Ihr würdet einen hohen Preis für Euer Geheimniß bekommen." — „Was", sagte Raoul, „ich mein Geheimniß an die Engländer verkaufen? So arm ich auch bin, wollte ich doch lieber Hungers sterben." Am nächsten Tage sandte ihm Napoleon 50,000 Francs und schenkte ihm ein Gebäude zu einer Fabrik.

(Frankfurt a. M.) Donnerstag, 2. Mai, findet eine musikalische Aufführung vom Großmann'schen Verein im „Holländischen Hof" statt, wobei die Schöpfung von Joseph Haydn aufgeführt wird.

Frankfurter Theater.

Lortzing's Wildschütz.

Lortzing's Hauptvorzug besteht darin, daß er seine Melodieen leicht erfindet und eine aus der andern entspringen läßt, so daß ein Satz oder eine Periode immer die nothwendige Folge des vorhergegangenen ist. Das ist's, was unsere Mustercomponisten in einer klassischen Zeit adelte. Bei Lortzing's Compositionen ist nichts ängstlich Gemachtes, gewaltsam Hinaufgeschraubtes oder Steifes und Bizarres. Es herrscht gesunde Natur, Humor und Naivetät in allen seinen Arbeiten. Dabei ist seine Harmonie gründlich, klar und selten überladen. Ferner auch sind seine Opern für Kehlen und nicht für Instrumental-Virtuosen geschrieben, weßhalb sie der Sänger gerne singt. Lortzing ist ein Talent, das sich in alle Genre zu finden wüßte; dennoch bleibt er seiner deutschen Natur treu und affectirt nichts Fremdartiges. Er kennt sein Talent und geht nicht darüber hinaus, weiß, wozu er berufen ist und wozu ihn sein Genius treibt. Deshalb bleibt er bei der komischen Oper, schreibt weder eine Oper seria, noch ein Oratorium und will nicht in allen Fächern glänzen. Vollkommen abgerundet und aus einem Guß sind namentlich seine Ensemble's und Finale's, Aufgaben, woran die meisten heutigen deutschen Componisten scheitern. Im Styl möchten wir ihn zwischen Dittersdorf und Paisello stellen. Nur kann er zuweilen, namentlich eben in den Ensemble's und Finale's, nicht zu Ende kommen und die Nummern sind oft zu lange ausgesponnen; es muß gestrichen werden, obgleich es für jede Note Schade ist. Die Ursache suchen wir in dem Umstand, weil er seine Texte selbst macht. Nicht allein der Componist, auch der Dichter hört sich gerne, und da Lortzing in seinen Texten von Humor und Witz sprudelt, oft auch übersprudelt, und in seinen Finale's gerne conversirt, so ist es kein Wunder, wenn seine Nummern oft zu lange sind.

Der Wildschütz gefiel sehr und, gefesselt von der Liebenswürdigkeit seiner Musik, blieb unser Publikum mit ungeschwächter Theilnahme bis $^{3}/_{4}$ auf 10 Uhr, und sein Amusement, statt abzunehmen, vermehrte sich bis zum fröhlichen Schluß.

Wenn aber diese Oper einen solchen Succès erhielt, so lag es nicht minder an der höchst gelungenen Darstellung und Besetzung. Diese mußte um so abgerundeter wirken, da sie nur aus unsern hiesigen Mitgliedern bestand, die an einander gewöhnt sind und auch in der komischen Oper bereits Routine erworben haben. Die Partieen waren durch die Damen Capitain, Kratky, Hoffmann und Daun und durch die Herren Conradi, Wiegand und Diehl trefflich besetzt. Ueber deren Leistungen mehr in's Detail einzugehen, behalten wir uns nach einer Wiederholung dieser lieblichen Composition vor.

R.

Korrespondenz.

Rödelheim, im April.

Unser schon seit längerer Zeit von der großen und reichen Nachbarstadt Frankfurt vernachläßigtes Rödelheim gibt sich seit einiger Zeit die größte Mühe, das ehemals bestandene freundschaftliche Verhältniß wieder herzustellen und die Zuneigung und den Zuspruch seiner alten Frankfurter Freunde auf's neue zu gewinnen. Nicht allein, daß es alte, schon längst gerügte Uebelstände endlich abstellt und für Erhaltung und Verbesserung der schon bestehenden Annehmlichkeiten sorgt: es ist auch jetzt in Stand gesetzt, dem Publikum noch mannichfachere und höhere Genüsse durch Gewinnung einer Gesellschaft ausgezeichneter Künstler darzubieten. Im Verlaufe letzter Woche ist nämlich die auf der Reise nach Norden befindliche italienische Operngesellschaft unter der Direktion des Hrn. Angelo Primavera angekommen und hat zu ihrer Erholung auf einige Zeit ihren Wohnsitz hier aufgeschlagen. An Unthätigkeit nicht gewöhnt, haben sich die Mitglieder entschlossen, während ihres hiesigen Aufenthalts mehrere Konzerte zum Besten der Armen zu geben und wir rechnen auf die Dankbarkeit aller Kunstfreunde, wenn wir sie im voraus mit den einzelnen Künstlern und Künstlerinnen bekannt machen. Unbedingt vor allen glänzt Signora Philomelani, der wir keine unserer jetzt lebenden Sängerinnen nur im entferntesten an die Seite setzen können. Nicht minder ausgezeichnet sind die Altstimmen der Sgra. Meisi und Sgra. Droselli; außerdem berechtigt zu den schönsten Hoffnungen Sgra. Grasmizki, eine angehende Sängerin, die erst zweimal aufgetreten ist. Erster Tenor und Bariton sind die rühmlichst bekannten Brüder Signores Bacchi und Dittello Fixciano, beides ausgezeichnete Sänger. Der Baß, vertreten durch Signor Raboni, ist der schwächste Theil der Gesellschaft. Auch die Chöre, unter der Leitung eines verdienstvollen Deutschen, des Hrn. v. Spatzmann, lassen vor der Hand noch Mehreres zu wünschen übrig; doch sieht man der Ankunft neuer tüchtiger Mitglieder täglich entgegen. Das Konzertlocal ist geräumig und freundlich. Dem allgemeinen Wunsche nachgebend, hat die Direktion die von Hrn. Frühling mit wirklich wunderbarem Fleiße, Frische und Wahrheit gefertigten Decorationen aufstellen lassen. Der eben erwähnte Künstler hat fast Unglaubliches geleistet, und jeder unbefangene Beschauer wird unserer Behauptung beistimmen müssen, daß bis jetzt keines unserer Theater ähnliche aufzuweisen hat. Wir schließen unsern Bericht mit der Bitte um recht zahlreichen Besuch von Seiten unserer Nachbarn und mit den besten Wünschen für die menschenfreundlichen Bemühungen unserer Künstler.

J. B.

Hungen, 24. April.

In dem nahen Dorfe Obbernhofen wurde vor kurzem ein Forstschütz in die rechte Wade geschossen. Das Gewehr des ganz in seiner Nähe stehenden Lehrers H. hatte sich durch irgend eine zufällige Ursache von selbst entladen und der Forstschütz so die, wenn auch nicht lebensgefährliche, doch ziemlich bedeutende Wunde erhalten. Lehrer H. hatte das Gewehr über den Rücken, die Läufe nach unten, gehängt, und erscheint es durch diesen Unfall für Solche, die mit Gewehren umgehen, wiederholt als eine räthliche Vorsicht, die Gewehrläufe beim Umhängen immer nach oben zu richten.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 2. Mai. Der arme Poet, Schauspiel in 1 Act, von Kotzebue. Hierauf folgt: Fröhlich, musikalisches Quodlibet in 2 Abtheil. (Gastrolle) Fröhlich: Hr. Weitgaß, vom Theater zu Freiburg.

Freitag, 3. Mai. Große Opern- und Konzert-Vorstellung. In letzterer wird Hr. Pischek folgende Piecen vortragen: 1) Fahnenlied, Gedicht von Löwe, componirt von Lindpaintner. 2) Schifferlied, von Kopisch, componirt von Wilh. Speier. 3) Frühlings Erwachen, von Wihl, componirt von Lutz. 4) Sängers Abschied von Heinrich Hoffmann, componirt von Wilh. Speier. Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

// Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 124. Samstag den 4. Mai 1844.

Francesco Ribalta.

Nach dem Französischen von F. A.

(Fortsetzung.)

Francesco hatte aber während seines Aufenthalts in Italien, obschon er in das Studium der Meisterwerke der römischen und venetianischen Schule vertieft, doch stets das Bild Isidora's vor seinem Geiste, jener Muse, die ihn begeistert, und es hatte sich bei dem Andenken an sie nicht selten düstere Trauer seiner bemächtigt; denn es waren bereits zwei Jahre verflossen, daß er von ihr getrennt lebte, und die Befürchtungen der Eifersucht hatten sich seines Herzens bemächtigt. Er sah seine Geliebte, wie sie von einem Schwarm Anbeter umringt war, die, von dem Zauber ihrer Schönheit angelockt, ihre Gunst zu erwerben suchten, und sie vielleicht zu schmählichem Treubruche verleiteten. Endlich trieben ihn seine Sehnsucht, sein Verlangen nach dem Anblicke und Umgange der Geliebten, Italien zu verlassen und sich nach dem Lande seiner Heimath einzuschiffen.

Er konnte kaum das Ende der Fahrt erwarten und brannte vor Verlangen, die Mauern und Thürme Valencia's wieder zu sehen; als er aber endlich die Straßen der Stadt betrat, welche alle seine Hoffnungen einschloß, wurde er von banger Furcht ergriffen, und vermochte erst nach langem Zaudern, seine Freunde über Das zu befragen, was während seiner Abreise zu Hause vorgefallen. Endlich aber siegten die Qualen der Ungewißheit über seine bangen Besorgnisse, und er wagte es, sich über seine Geliebte zu erkundigen. Als er die willkommene Nachricht erhielt, daß sie noch unverheirathet sey, eilte er mit freudigem Vertrauen der Wohnung des alten Malers zu.

Der Tag neigte sich schon dem Ende zu, und es saßen vor fast allen Häusern die Töchter Valencia's, muntere Lieder singend und die balsamische, erquickende Abendluft einathmend. Ribalta aber ging seines Weges, ohne auf den Jubel der jungen Schönen zu achten, die Brust von froher Ahnung bewegt, denn er nahte sich ja dem Orte, der Zeuge seiner ersten Kunststrebungen gewesen und der Seligkeit, die er an Isidorens Seite gefühlt. Sein Herz schlug heftig, und alle Gegenstände, auf welchen sein Blick haftete, schienen ihm von der Vergangenheit zu erzählen. Vor der Wohnung des Meisters angekommen, fand er deren Thüre offen; er trat zögernd über die Schwelle, ging dann durch den Hof in den Garten, unter dessen Blumenlabyrinthen er oft mit seiner Freundin gelustwandelt. Als er die ihm so liebgewordenen Räume des Gartens betreten, sah er sich nach allen Seiten um, vermochte aber Niemand zu erblicken; es herrschte ringsum die tiefste Einsamkeit und Stille. Er ließ sich auf eine Bank nieder und saß da eine Weile, in träumerisches Sinnen verloren. Bald ließ sich ein Geräusch von Tritten vernehmen; Francesco sah empor und gewahrte den alten Diener seines Meisters. Sancho freute sich kindisch, als er den ehemaligen Schüler seines Herrn, den er selbst liebgewonnen, wieder sah; er antwortete bereitwillig und mit Freuden auf alle Fragen, welche derselbe an ihn stellte. Er sagte ihm, daß der alte Maler kaum von einer schweren Krankheit genesen, und daß er allem Vermuthen nach vor 14 Tagen sein Zimmer nicht verlassen dürfe.

„Doch, warum sagst Du mir nichts von Isidora?" unterbrach Ribalta den Diener. „Wie befindet sie sich? Wie hat sie die zwei Jahre, während welcher ich abwesend war, verlebt?"

„Isidora hatte die Zeit während der Abwesenheit ihres Geliebten zugebracht, wie junge Spanierinnen pflegen, die getrennt von einem theuern Freunde schmachten. Sie hatte viel Rosenkränze gebetet und Messen gehört zum Heil und Wohlergehen ihres fernen Freundes; sie verschmähte, ihr schönes schwarzes Haar mit der früheren Sorgfalt und Liebe zu ordnen, und vermißte, wenn sie vor den Thoren Valencia's in Mitte ihrer Gespielinnen lustwandelte, schmerzlich die sehnsüchtigen, zärtlichen Blicke Francesco's, welche sonst mit innigem Wohlgefallen auf dem Reize ihrer jugendlichen Gestalt ruhten; sie wandelte oft, in tiefes Sinnen verloren, durch den Garten ihres Vaters, manche Blume entblätternd; sie weinte oft stille Thränen, und sang fast tagtäglich zur Guitarre wehmüthige, zärtliche Weisen, deren Anhörung sie sonst stets gelangweilt hatten; sie hatte, sich zu zerstreuen, eine Menge weiblicher Arbeiten angefangen, aber auch nicht eine derselben vollendet."

Francesco bat den Sancho, Isidora zu sagen, daß er sie in dem Pavillon des Gartens, der bisher dem alten Maler als Atelier gedient, sehnlichst erwarte. Das Mädchen eilte auf die Mittheilung des alten Dieners mit beflügelten Schritten und voll freudiger Hoffnung dem Heißersehnten entgegen. Welche Feder vermöchte das Entzücken zu schildern, das zwei Liebende nach langer Abwesenheit in der Stunde glücklichen Wiedersehens empfinden? Francesco und Isidora lagen sich lange sprachlos in den Armen und empfanden dann eine so unaussprechliche Seligkeit in dem Austausche ihrer wechselseiti-

gen Gefühle, daß ihnen die Stunde ihres ersten Beisammenseyns so schnell wie eine Sekunde verflog.

Als Isidora sich entfernt hatte, trafen die Blicke des jungen Malers zufällig den kaum vollendeten Entwurf eines Gemäldes. Francesco betrachtete es aufmerksamer, und bald verbreitete sich eine lebhafte Freude über all' seine Züge. Sein geübtes Auge hatte in der Skizze das Werk seines Meisters erkannt, und zugleich nicht unbedeutende Fehler in der Anlage und Zeichnung. Er faßte den Entschluß, ohne Wissen des alten Malers, dessen rohen Entwurf mit aller möglichen Sorgfalt auszuführen und es alsdann seinem vollendeten Werke zu überlassen, bei dem Vater Isidora's den Mittler und Fürsprecher des Vollenders zu machen. Francesco ergriff einen Bleistift, und hatte schon nach Verlauf einer halben Stunde die Skizze mit mehreren Figuren bereichert, die vorhandenen besser gruppirt, die Zeichnung verbessert, mit einem Worte, die Anlage zu einem trefflichen Gemälde vollendet. Sancho überraschte ihn bei der Arbeit, und versprach Francesco, seinen Plan nach Kräften zu unterstützen. Auch schien im Augenblicke Alles die ungestörte Ausführung des Planes zu begünstigen. Lopez, ausschweifender und träger als je, machte sich die Krankheit des Meisters zu nutze, um seinen unordentlichen Neigungen vollends den Zügel schießen zu lassen. Er war fast über einen Monat nicht im Atelier gewesen, und es stand zu erwarten, daß er vor völliger Wiederherstellung des Meisters nicht in dasselbe kommen werde. Sancho übernahm es, andern Besuchern den Zutritt zu dem Pavillon zu verwehren, und versprach zugleich Francesco, ihm sein Essen in das Atelier zu besorgen, und ihn täglich von dem Gesundheitszustande des Meisters in Kenntniß zu setzen.

(Schluß folgt.)

Sophie Löwe in Italien.

Die „Venediger Zeitung" enthält über diese Gesangskünstlerin Folgendes: Ausgeschmückt mit den glänzendsten, auf den vorzüglichern Theatern Deutschlands erworbenen Lorbeern, hatte diese Sängerin, die zugleich Schauspielerin ist (attrice cantante) den Muth, in ihrer Kunst nach weiterer Berühmtheit zu streben, und durch ihr Talent angeregt, begab sie sich, um eine solche zu erringen, in das für den Gesang classische Land, ohne sich von den Schwierigkeiten abschrecken zu lassen, unter welchen besonders die Neuheit der Sprache der Erreichung ihres Zweckes im Wege liegt. Im Carneval 1842 begann sie ihre Laufbahn in Italien, aber nicht an kleineren Theatern, sondern an jenem der Scala in Mailand, trat dann im Frühjahre am königl. Theater in Turin, und im folgenden Herbst am Theater San Carlo in Neapel auf, von welchem sie im Carneval 1842—1843 in die Fenice in Venedig überging. Auf diese Weise erhielt der Ruf dieser neuen Acquisition der italienischen Bühnen Schritt für Schritt eine Vergrößerung. In Venedig trat sie in „Nabucco" auf, in welcher Oper ihr ein glänzender Erfolg zu Theil ward; dann in der „Linda". Die „Beatrice" stellte hierauf die Begeisterung des Publikums für die Löwe auf die höchste Stufe. Die Künstlerin war ausgezeichnet hinsichtlich des Gesanges und ihrer wahrhaft dramatischen Darstellung, womit sie ihrer Rolle Färbung verlieh. Dann trat sie auf in der „Padilla" und in der „Ultimi giorni di Sally," in welchen beiden Opern ihr die unzweideutigsten Beweise der allgemeinen Beliebtheit zu Theil wurden. Diese Beliebtheit blieb in voller Kraft durch die ganze Opernzeit. Daher der allgemeine Wunsch, daß sie für die darauf folgende Winter-Saison wieder gewonnen werde, und der überaus günstige Empfang, der ihr bei ihrem Wiedererscheinen auf dieser Bühne am 26. December 1843 zu Theil wurde. Selbst unter minder günstigen Erscheinungen wußte Dem. Löwe in dieser Saison ihre früher erworbene Gunst des Publikums aufrecht zu halten, indem unvorhergesehene Ereignisse und schlecht berechnete Combinationen die besten Partituren verschmachten ließen. Sie hatte die Freude, in jenen Stücken Beifall zu ernten, deren Effect einzig und allein von ihrer Mitwirkung abhing. Allein gegen den Schluß der Saison wurde es möglich, nachdem der Tenor Guasco und der vorher ganz unbekannte Bassist Selva der Gesellschaft beigesellt worden waren, Verdis neue Oper: „Ernani" mit einem Ensemble zu geben, welches wenig zu wünschen übrig ließ. Obgleich Dem. Löwe keine ihren Mitteln angemessene Rolle hatte, so wußte sie doch in der Cavatina, im Adagio nach dem ersten Finale und im letzten Terzett, vielleicht die besten Nummern in der Oper, durch die Wärme und Leidenschaft des Gesanges und durch den Ausdruck und die Schönheit der Darstellung ihre Meisterschaft zu bewähren. In dem kurzen Zeitraume von zwei Jahren hat Dem. Löwe bewiesen, wie viel ein Talent, von unermüdetem Eifer und kräftigem Vorsatze unterstützt, zu leisten vermag. Welche Ausbildung erhält ihre schöne Sopranstimme von nicht gewöhnlichem Umfange, wenn sie die italienische Schule mit Erfolg durchgemacht und sich unsere Sprache, unseren Accent, die italienische Art zu fühlen und darzustellen angeeignet hat! Wenn sie auch nicht die erste unter ihren Landsmänninnen war, welche ein ähnliches Glück bei uns versuchten, so war sie doch die erste, welche sich in Deutschland einen Ruf gegründet und denselben auch in Italien zu erringen wünschte. Sie hat ihren Zweck erreicht und wird ihren Ruhm unwandelbar machen, wenn die neueren Tonsetzer sich überzeugt haben, daß Melodieen, welche die Herzen hinreißen, den Vorzug verdienen vor den betäubenden Harmonieen, welche vielleicht die Gehirnnerven erschüttern können, aber die Tiefen der Seele unbefriedigt lassen. (Wien. Theaterztg.)

Der Gewerbverein des Großherzogthums Hessen.

Darmstadt, 27. April.

Was die Bewohner des Herzogthums Nassau so sehnlichst zu wünschen scheinen (s. Nr. 104 des Journals vom 14. d.), besitzen wir in dem Großherzogthum Hessen schon längst, nämlich einen seit dem Jahr 1836 ins Leben getretenen Landesgewerbverein, der, von der Staatsregierung hervorgerufen und organisirt, während der Dauer seiner nun schon ins achte Jahr sich erstreckenden Thätigkeit seinen wohlthätigen Einfluß auf die technologische Bildung der gewerbtreibenden Klassen in der erfreulichsten Weise bewährt hat. Zwei Wege sind zur Erreichung dieses Zweckes eingeschlagen worden: der wissenschaftliche und der praktische. Auf jenem erhalten die Vereinsmitglieder (und ihre Anzahl in den drei Provinzen ist sehr be-

deutend und steigt von Jahr zu Jahr) einen fortgesetzten Zufluß von technologischen Kenntnissen, theils durch das Monatsblatt, theils durch die vierteljährlichen Verhandlungen, welche die Protokolle der General-Versammlungen, der Ausschuß-Sitzungen der hier ihren Sitz habenden Centralbehörde und der Lokalsektionen von Darmstadt, Mainz, Worms, Gießen, Friedberg, Bingen rc.*) in kurzer übersichtlicher Darstellung enthalten. Damit ist dem Wissenschaftlichen, in so weit es der Verein für seine Zwecke braucht, wohl Genüge geleistet, und was das Praktische anlangt, so hat der Verein durch Aussetzung von Preisen, Auskunftsertheilungen, Verbreitung von Musterzeichnungen und Modellen, Stiftung und Aufmunterung von Handwerks-Zeichnenschulen u. dgl. m. bereits in vielfacher Weise sein praktisches Streben bethätigt, wie aus der in der letzten Jahresversammlung von dem Präsidenten des Vereins, Hrn. Geheimenrath Eckhard, gehaltenen Rede zu Genüge zu ersehen ist. Neu entstandene Industriezweige werden thätig unterstützt, oder man sucht zur Gründung von neuen gewerblichen Etablissements, nach Maßgabe der Ortsverhältnisse und der Bedürfnisse des Handels, wirksam anzuregen. Man hat immer nur das praktisch Nützliche und Erreichbare im Auge und ist weit entfernt, den einen oder andern Zweig des Gewerbfleißes über seine natürlichen Gränzen hin auszudehnen und in einen Wirkungskreis treten zu lassen, der noch zur Zeit als ein nicht zulässiger erscheinen dürfte. Bei dieser praktischen Richtung kann auch die fernere Thätigkeit des Vereins nur gute Früchte tragen und den Fabriken und Gewerben des Landes fortgesetzt ersprießliche Dienste leisten. Denn die Kenntniß der Erfindung von neuen Maschinen oder der bloßen Verbesserung der alten, der Damastweberei mittelst des Jacquardwebstuhls, der vervollkommneten Bierfabrikation, der als empfehlenswerth sich darstellenden neuen oder verbesserten Werkzeuge, der besseren Bereitung des Flachses und des daraus zu gewinnenden feineren Gespinnstes, der holzersparenden Kesselfeuerung, wie noch mehrerer anderer Gegenstände, sind mit den Bedürfnissen unseres gewerblichen Lebens so innig verwandt, daß der großh. Gewerbverein, indem er an jenen Gegenständen seine Kräfte versuchte, seine Bestimmung klar zu erkennen und mit Geschick zu verfolgen wußte. Mit vielen Gewerbvereinen des In- und Auslandes steht die hiesige Central-Behörde in brieflichem Verkehr; ihre aus auserlesenen technologischen und encyklopädischen Werken bestehende Bibliothek ist der gemeinschaftlichen Benutzung gewidmet, und eben dieselbe Bestimmung haben die vielen gewerblichen Zeitschriften, welche in dem Lesezimmer aufgelegt sind. — Möge auch unser Nachbarstaat, das Herzogthum Nassau, wo es so viele intelligente Männer gibt, die die Zeit und ihre Bedürfnisse mit klarem Blick erkennen, sich bald eines ähnlichen öffentlichen Instituts im Interesse seiner Industrie zu erfreuen haben.

Dr. Wilh. Dieffenbach.

Mannichfaltigkeiten.

(Passau, 22. April.) Heute fand auf magistratische Anordnung wieder die gewöhnliche Spritzenprobe statt. Der bürgl. Gold- und Silberarbeiter, Hr. Burkhard, welcher in diesem Jahre ein von Sr. Majestät unserm allergnädigsten König Ludwig allerhöchst eigenhändig unterzeichnetes Privilegium auf Anfertigung von Feuerspritzen nach der von ihm erfundenen Konstruktion mittelst Anwendung von Balancierrädern und Krahnen erhielt, fand sich auch mit vier Feuerspritzen, nämlich einer Wagenspritze, zwei Tragspritzen und einer kleinen Handspritze ein, und hat neuerdings den Beweis geliefert, daß selbst die kleine Handspritze, welche nur Einen Mann zur Bedienung nöthig hat, eben so hoch geht, als wie die bisher eingeführten Fahrspritzen, welche 20 — 24 Mann zur Bedienung bedürfen. Die Tragspritze aber, wozu 4 Mann zur Bedienung nöthig sind, wobei ein 72 Schuh langer Schlauch sich befindet, schleudert das Wasser noch über den Schlauch 40 — 50 Schuh hoch. Die Fahrspritze bedarf nur 8 Mann zur Bedienung und übertrifft alle bisher angewandten Spritzen.

Wenn es erfreulich ist, die Liebe für Gesang und Gesangvereine immer wachsen und sich weiter verbreiten zu sehen, so verdienen alle dahin abzielenden Bestrebungen der Aufmunterung. In dieser Beziehung gereicht es uns zum Vergnügen, berichten zu können, daß in dem Städtchen Cronberg am Taunus im vorigen Monat ein heiteres Fest stattfand, bei welchem die Fahne des dortigen Gesangvereines eingeweiht wurde. Unter Gesang, Trinksprüchen und fröhlicher Geselligkeit verlebte man einen angenehmen und in der stillen Geschichte jenes friedlichen Städtchens eben so seltenen als willkommenen Tag. Möge Cronbergs Gesangverein fortfahren, seinen bildenden und günstigen Einfluß, wie seither, wohlthätig zu äußern!

Der mit Recht geschätzte Schulmann und Oberlehrer an der Mittelschule in Frankfurt a. M., Hr. J. F. Th. Fresenius, hat in seinem diesjährigen Schul-Programm einen fortgesetzten Beitrag seiner bereits früher begonnenen Mittheilungen — Zur biblischen Alterthumskunde — geliefert, welcher von eben so viel Sachkenntniß und Studium, als von pädagogischem Takte zeugt und als ein sehr zweckmäßiges Material von Lehrern und Lernenden mit Nutzen verwendet werden wird. Kurze Nachrichten aus der neuesten Geschichte der Frankfurter Mittelschule sind der genannten Einladungsschrift beigegeben.

Wie verlautet, beabsichtigt Kapellmeister Guhr eine demnächstige Entdeckungsreise nach Oesterreich, um einen neuen Baritonisten für die Frankfurter Oper aufzusuchen und einzufangen. Oesterreich hat uns schon oft ausgeholfen und wird uns hoffentlich auch dies Mal nicht im Stiche lassen.

Das badische Volksschulblatt veröffentlicht eine Dank-Adresse an den Abgeordneten Dr. Bissing, welcher auf dem diesjährigen Landtag sich der bekannten Angelegenheit der badischen Volksschullehrer mit so viel Wärme angenommen hat. Die Adresse ist von neunundzwanzig Schullehrern aus Neckar-Gemünd unterzeichnet und wurde Hrn. Dr. Bissing durch eine Deputation derselben überreicht.

Die „Barmer Ztg." erzählt aus Much unterm 24. April folgende Beispiele von Rohheit: Eine kleine Intrigue ist hier Schuld am Tode dreier Menschen gewesen, die in diesen Tagen auf eine gräßliche Weise ermordet wurden. Ein begün-

*) Die Lokalsektion von Bingen entstand im vorigen Jahre und zählte damals schon 126 Mitglieder.

stiger Wirth soll sich sehr bemüht haben, die Schenkerlaubniß eines Nachbarn bei der Obrigkeit zu hintertreiben, natürlich aus dem Grunde, weil ihm durch den Mitbewerb Schaden erwachsen konnte. Der Abgewiesene, der die Quelle seiner Abweisung ahnen mochte, gab nun einem handfesten Arbeiter Geld, mit der Weisung, dafür den concessionirten Wirth einmal gelegentlich durchzuprügeln. Leider fand sich die Gelegenheit bald. Der Beauftragte prügelte so darauf los, daß der Concessionirte unter den Streichen den Geist aufgab. Der Beauftragende aber, als er das unselige Ende seines Auftrags erfuhr, schnitt sich die Kehle mit einem Scheermesser ab, worauf der wirkliche Mörder sich erhing. Alle drei Personen starben in Zeit einer Stunde. — Das obige Blatt berichtet ferner aus Kürten unterm 24. April: Ein benachbarter Gastwirth bekam mit seinem Gaste Streit, schlug zu und tödtete denselben unglücklicherweise. Er hat sich, aller Vermuthung nach, durch die Eisenbahn einstweilen der polizeilichen Verfolgung entzogen.

Man schreibt uns aus Wien, daß die Vorsteherin des Kinderballets vom Josephstädter Theater, Frau Weiß, mit einer Anzahl ihrer Zöglinge eine Reise durch Deutschland machen werde. Wandernde Kinderballette!!

(Deutsches Klingelspiel.) Welche Leute sind die angenehmsten? Die Bettelleute, weil sie Jedermann ansprechen. — Was ist das Theuerste an der Kirche? Der Thurmknopf, weil er am höchsten zu stehen kommt. — Warum sind die Vögel die fertigsten Sänger? Weil sie Alles vom Blatte weg singen. — Wodurch kann man am leichtesten in lustiger Gesellschaft anstoßen? Wenn man nicht anstößt. — Warum hat ein Buchhändler das Recht, träge zu seyn? — Weil er strafbar wird, wenn er sein Geschäft mit Nachdruck betreibt.

(Die theure Cravatte.) Die „Leipziger Allg. Modenzeitung" erzählt in ihrem interessanten Feuilleton folgende Anekdote, die wir wörtlich geben: „In Brüssel wurde in diesen Tagen ein sogenannter Fancy-Bazar zum Besten der Armen gehalten; die schönsten, elegantesten und vornehmsten Damen der Hauptstadt waren Verkäuferinnen für die Armen geworden und sie machten, wie überall, wo man dieses lockende Mittel ergriffen hat, Kunden anzuziehen, die glänzendsten Geschäfte. Auch ein belgischer Stutzer fand sich da ein und kaufte mehrere Gegenstände, unter andern auch eine Cravatte. Er hatte in den Zeitungen gelesen, daß ein berühmter Stutzer in Paris bei einer ähnlichen Gelegenheit von der Verkäuferin verlangt habe, daß sie ihm die Cravatte umbinde, und der nachahmende Belgier wollte denn auch sehen, wie weit die Dame, welche ihm die Cravatte verkauft hatte, in ihrer Mildthätigkeit gehe. „Ich bitte stets", sagte er, „wenn ich eine Cravatte kaufe, die Verkäuferin, mir dieselbe anzuversuchen; es ist eine Bedingung des Kaufes." — „Aus Liebe zu den Armen werde ich mich gern dieser Bedingung unterwerfen", wurde ihm geantwortet, und die niedlichen Finger der Dame legten ihm die Cravatte graziös um. Der entzückte Stutzer zog nun seine Börse und fragte, wie viel er schuldig sey. „Fünfzig Francs für die Cravatte und fünfzig Francs für das Umlegen derselben", antwortete die schöne Verkäuferin mit schelmischem Lächeln. Das Gesicht des Stutzers wurde sehr lang, er antwortete kein Wort, bezahlte und ging fort.

Der Gesammtschaden des Hamburger Brandes stellt sich, nach der jetzt erst möglich gewordenen genauen Berechnung, auf 38 Mill. 442,000 Mark Cour. heraus.

(Frankfurt a. M.) Die während der Messe und auch noch gegenwärtig hier zu sehende Glashütte en miniature der Gebrüder Mischault aus Warschau hat keinen so zahlreichen Besuch gefunden, als man bei dem Interesse, das dieselbe bietet, hätte erwarten dürfen. Das Local der Herren Mischault ist im Hause des Hrn. Kleidermacher Raab, Katharinenpforte F 85, und den Besuch dieser Sehenswürdigkeit glauben wir um so dringender empfehlen zu dürfen, als die genannten Künstler, durch mancherlei Unglücksfälle in den letzteren Jahren vielfältig heimgesucht, sich in einer keineswegs günstigen Lage befinden und ihnen durch das Wohlwollen des Publikums eine Unterstützung erwachsen könnte, deren ihr in seiner Art seltener Kunstfleiß würdig ist, wie man sich aus eigener Anschauung überzeugen kann.

Frankfurt a. M., 2. Mai.

Die früh eingetretene schöne Jahreszeit hat auch auf unsere öffentlichen Vergnügungsorte einen belebenden Einfluß ausgeübt. Schon seit Wochen versammelt sich in den anmuthigen Räumen der Mainlust ein zahlreiches Auditorium und lauscht den süßen Tonweisen, die jetzt und für die ganze Dauer der Sommersaison ausschließlich von den Mitgliedern des hiesigen Militärmusikcorps, unter der umsichtigen Leitung des Hrn. Hübner, daselbst executirt werden. Sonntag den 5. d. eröffnet Hr. Fay, zugleich Eigenthümer des schönen geräumigen Saales zum Wolfseck, seine „Neue Anlage", die durch mehrere zweckmäßige Einrichtungen im Innern sehr gewonnen hat und demnach zahlreichen Zuspruchs nicht ermangeln wird. Für die Verehrer des Königs Gambrinus hat Hr. Henrich am 1. Mai seinen herrlich gelegenen Felsenkeller auf dem Mühlberge aufgethan und ein gleiches, eben so großartiges Etablissement des Hrn. Schwager, auf dem schönsten Punkte des Röderberges erbaut, mit einer unvergleichlichen Aussicht, soll demnächst eröffnet werden. Ihm, so wie überhaupt allen auf Erholung nach saurer Arbeit abzweckenden Anstalten wird die gewünschte Theilnahme des Publikums nicht fehlen, wenn das laufende Jahr in seinem für alle Stände gedeihlichen und ersprießlichen Walten auch fernerhin sich gleich bleibt. H.

Theater-Anzeige.

Freitag, 3. Mai. Große Opern- und Konzert-Vorstellung. In letzterer wird Hr. Pischek folgende Piecen vortragen: 1) Fahnenlied, Gedicht von Löwe, componirt von Lindpaintner. 2) Schifferlied, von Kopisch, componirt von Wilh. Speier. 3) Frühlings Erwachen, von Wihl, componirt von Lutz. 4) Sängers Abschied, von Heinrich Hoffmann, componirt von Wilh. Speier. Mit aufgehobenem Abonnement.

Samstag, 4. Mai. Die Macht der Verhältnisse, Trauerspiel in 5 Abth., von Ludwig Robert. (Gastrolle) August Weiß: Hr. Wohlstadt, vom Theater zu Würzburg.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 125. Sonntag, den 5. Mai 1844.

Francesco Ribalta.

Nach dem Französischen von F. R.

(Schluß.)

Schon in der Frühe des andern Tages machte sich Ribalta an die Arbeit, und nie hatte er eine solche Begeisterung gefühlt, nie mit mehr Liebe und Eifer gearbeitet, als jetzt; denn lebhaft schwebte ihm das Bild Isidora's vor, die der Lohn seiner Anstrengung werden sollte. Alles, was ihn umgab, erinnerte ihn an seinen alten Meister, dessen Urtheil über ihn er jetzt bald in seiner Nichtigkeit darzustellen hoffte.

Auch Isidora war von dem genialen Plane ihres Geliebten in Kenntniß gesetzt worden, und besuchte denselben täglich in dem Atelier; sie freute sich jedes Mal innig über die Fortschritte, welche er in seiner Arbeit gemacht, und unterhielt sich mit ihm, wenn er von derselben ausruhte, von dem Glücke, das ihrer harre, wenn ihm sein Werk gelungen.

Fünfzehn Tage waren bereits verflossen seit der Rückkehr Ribalta's, als es der alte Maler an einem heitern Frühlingsmorgen wagte, auf den Arm Isidora's gestützt, in den Garten hinabzugehen; er lenkte, voll Sehnsucht, seine Schritte nach dem Atelier, dessen Besuch ihm so lange versagt war. Je näher er demselben kam, von so größerer Bangigkeit und Angst ward Isidora ergriffen bei dem Gedanken an ein mögliches Mißlingen des Plans; und als sie endlich mit dem Vater über die Schwelle des Ateliers trat, schien der Boden unter ihr zu schwinden und Nacht ihre Augen zu umhüllen.

„Was seh' ich?" rief der alte Maler, außer sich vor Erstaunen, bei'm Anblick seiner meisterhaft ausgeführten Skizze. „Ich ließ auf dieser Leinwand nur einen höchst unvollkommenen Entwurf, und finde denselben jetzt zu einem solchen Meisterwerke ausgearbeitet! Das geht fürwahr nicht mit rechten Dingen zu! Ist ein himmlischer Geist in dies Atelier herabgestiegen, um mein Werk zu vollenden? Wie ist die Idee, welche mich bei dem Entwurf meiner Skizze leitete, erweitert, vervollständigt und verklärt! Mit wie lebendigen Farben ist sie dargestellt! Welcher Reichthum der Phantasie, welcher Geschmack in der Gruppirung und Anordnung des Ganzen! Welch' richtige Zeichnung der einzelnen Theile! .... Welche Meisterhand hat all' Dies vollendet? Wer mag während meiner Krankheit das Atelier besucht haben? Ist vielleicht Dir, Isidora, der Schöpfer des Meisterwerks bekannt?"

„Vielleicht hat Euer Schüler Lopez ..." entgegnete schüchtern Isidora.

„Er sollte ein solches Werk geschaffen haben?" unterbrach sie rasch der Meister. „O nein! Er ist dessen durchaus unfähig, der Müßiggänger, der Wüstling! Ich hoffte zwar einst, daß er meinem Unterrichte Ehre machen würde: aber ach, er hat meine Hoffnung schmählich vereitelt! Er hätte bei seinen großen Anlagen mit Fleiß und Ausdauer ein großer Maler werden können, doch ist er heute fast noch so unwissend, als er zu mir kam, und hat durch Ausschweifung die Kraft seines Geistes geschwächt, seine herrlichen Anlagen zerstört: Lopez wird nie etwas Ausgezeichnetes zu leisten vermögen!"

„Vielleicht ist das Gemälde," begann Isidora wieder, „von der Hand Francesco's, der, wie man mir versichert, vor wenigen Wochen nach Valencia zurückgekehrt ist."

„O," entgegnete der alte Meister, „eine solche Auffassung liegt noch mehr über dem beschränkten Horizonte seines Geistes, als die gelehrte Ausführung sich von der Unwissenheit des Lopez durchaus nicht erwarten läßt. Der Letztere ward zwar von der Natur reich begabt, doch verstand er es nicht, mit dem verliehenen Pfunde zu wuchern; Ribalta zeigte stets das rühmlichste Streben und unverdrossenen Fleiß, doch vermögen diese nimmer den Mangel des Geistes und genialen Aufschwungs zu ersetzen. O, Isidora, ich bin recht unglücklich mit meinen Schülern! Warum führte mir ein gutes Geschick nicht einen jungen Mann zu, der fähig gewesen, ein solches Werk zu schaffen? Ich hätte es mir zum höchsten Glücke und zur Ehre gerechnet, ihm die Hand meiner Tochter zu geben."

„So werde ich also wohl ewig unvermählt bleiben müssen," entgegnete lächelnd Isidora, da Sie keinen Ihrer Schüler für fähig halten, ein solches Werk hervorzubringen!"

„Warum war es mir auch nicht vergönnt, den Schöpfer dieses Meisterwerks zum Schüler und Eidam zu haben!" wiederholte der Greis mit wehmüthigem Tone. „Der Vater wünscht nichts sehnlicher, als in seinen Kindern, der Künstler in seinen Schülern fortzuleben."

„Ein gütiges Geschick legt die gleichzeitige Erfüllung beider Wünsche in Ihre Hand, Vater," entgegnete schüchtern Isidora, indem sie einen langen Vorhang zurückschob, hinter welcher ihr Geliebter verborgen saß.

„Francesco!" rief der alte Maler, bei seinem Anblicke entzückt auf ihn zueilend.

„Ja, geliebter Meister, es ist Francesco, Ihr Schüler,

der dieses Werk vollendete, und sich glücklich schätzt, aus Ihrem eigenen Munde den Widerruf des früheren absprechenden Urtheils vernommen zu haben. Er bittet zugleich, ihm nun den herrlichen Lohn zu geben, den Sie, verehrter Meister, vor wenigen Augenblicken Dem versprochen, der dieses Werk geschaffen."

„Nimm ihn hin, den Lohn, nimm Isidora!" rief der Greis gerührt, nachdem er Francesco die Hand seiner Tochter ergreifen ließ und dann Beide zärtlich an sein Herz drückte.

Die sonderbare Verwechslung.

Bei Gelegenheit einer Parlamentsmitgliedswahl lag dem ersten Minister von England, dem Herzog von Newkastel, sehr viel daran, daß eine gewisse Person in dieses Kollegium als Mitglied ernannt werden möchte, daher begab er sich selbst nach Lewes, wo die Wahl vor sich gehen sollte. Einer der wählenden Anwesenden, ein Mann aus niederem Stande, der die Wünsche des Herzogs wußte, gab sich alle erdenkliche Mühe, daß das betreffende Individuum, um das sich der Herzog so sehr interessirte, erwählt werden würde, was ihm auch wirklich gelang, worüber der freudetrunkene Herzog diesem Mann nach geendigter Wahl dankend an die Brust fiel und zu ihm sprach: „Mein Freund! Ich bin Euch gewogen und wünschte Euch gefällig seyn zu können: Ihr seyd ein einsichtsvoller, kluger Mann, sprecht, was kann ich für Euch thun?" — „Gnädiger Herr", erwiederte jener, „es ist hier ein alter Steuereinnehmer, ich wünschte nach seinem Ableben seine Stelle zu erhalten." — „Gut, die sollt Ihr haben, ich wünschte sogar Euch zu Liebe, daß er schon gestorben und begraben seyn möchte", entgegnete der Herzog. „Wenn dieser Fall eingetreten ist, so kommt nur gleich zu mir, mein Lieber, sey es bei Tag oder bei Nacht, und bei Eurem Erscheinen dürft Ihr nur sagen, Ihr hättet nothwendig mit mir zu sprechen, auch hat es nichts zu bedeuten, ob ich gerade schlafe oder wache. Im Fall ich nicht in Clermont seyn sollte, so kommt nach Insild's, und bin ich da nicht, so kommt an Hof, und wäre ich nicht bei Hofe, so gebt nicht nach, bis Ihr mich gefunden habt. Ihr sollt vorgelassen werden, wenn sogar der König bei mir im Kabinette wäre und die wichtigsten Dinge mit mir abzumachen hätte."

Mit inniger Rührung vernahm jener Mann den herzoglichen Bescheid und kehrte vergnügt nach Hause, mit Ungeduld des Steuereinnehmers Tod erwartend.

Den darauf folgenden Winter starb dieser. Kaum war zu des Herzogs Schützling diese Kunde gedrungen, als dieser sich alsbald von London nach Insild's in der Früh 2 Uhr auf den Weg machte.

Es traf sich nun gerade, daß der König von Spanien zu jener Zeit auf das gefährlichste erkrankte, und laut eingelaufenen Briefen aus Madrid die Nachricht kam, daß keine Hoffnung zur Wiedergenesung mehr vorhanden sey. Der Herzog, der ebenfalls sogleich Nachricht hiervon erhielt, sandte einen Courier nach dem andern nach Madrid, mit dem ausdrücklichen Befehl, es sollten solche alsbald wieder zurückkehren, so wie sie über das Hinscheiden die gegründetsten Nachrichten eingezogen hätten.

Der Herzog hatte die Gewohnheit, jedes Mal vor Schlafengehen seiner Dienerschaft den strengsten Befehl zu geben, Jedem, wer es auch sey, in seinem Zimmer den Zutritt zu gestatten.

Der Wähler, der nun von Lewes in London eintraf, verfügte sich alsbald nach des Herzogs Palaste und fragte, „ob der Herzog hier und zu Hause sey."

Der Thürsteher bejahte es, indem er hinzufügte, „der Herzog sey zwar zu Bette, er hätte indessen den Befehl hinterlassen, ihn sogleich nach seiner Ankunft bei ihm eintreten zu lassen." — „Nun", rief der Bittsteller voller Freude, „möge ihm Gott diese Gnade vergelten. Es lag nicht in seiner Absicht, mich zu täuschen, als er zu mir sagte, der Zutritt zu ihm sey mir zu jeder Zeit, sowohl bei Tag als bei Nacht, gestattet; ich bitte, führen Sie mich doch gleich bei ihm ein."

Dies geschah, doch kaum war die Thüre geöffnet, als er in außerordentlicher Heftigkeit mit den Worten in das Zimmer stürzte: „Mylord, er ist gestorben." — „Ist er schon gestorben, das ist brav, und wann?" — „Vorgestern. Wenn nun Ew. Gnaden geruhen möchten..." — „Wie, vorgestern? da müßt Ihr nur geflogen seyn! Es wäre ja keinem Blitze möglich, in solch' kurzer Zeit die Reise zu machen, wie Ihr sie gemacht habt. Sagt, was verlangt Ihr für die Nachricht?" — „Ich verlange nichts weiter Euer Gnaden, als daß Sie die Gewogenheit haben möchten, und mich ihm versprochenermaßen nachfolgen zu lassen." — „Nachfolgen!" rief der Herzog verwundert. „O! verdammt, Ihr wolltet König von Spanien werden? Seyd Ihr toll? Tretet näher zu mir her und laßt Euch beschauen."

Der Herzog schlug nun den Vorhang von seinem Bette zurück und erkannte alsbald des Wahlmanns Gesicht. Aergerlich, im Schlaf gestört worden zu seyn, was auch verzeihlich war, weil er sich in seinen Erwartungen wegen des Königs von Spanien Tod getäuscht sah, konnte er seinen Zorn nicht mehr zähmen.

In seiner ersten Aufwallung herrschte er den Bittsteller an, sich fortzupacken und zum Teufel zu scheren. Auf diesen unerwarteten Empfang zog der arme Schelm trostlos ab, und dachte bei sich, daß man wohl recht thöricht sey, wenn man den Versicherungen großer Herren Glauben schenke.

Am folgenden Tag, als der Herzog ruhiger geworden war, mußte er über die sonderbare Verwechslung selbst lachen, und bedauerte, daß er jenen armen Mann so schnöde behandelt habe. Um ihn aber für diese unglimpfe Behandlung zu entschädigen, ließ er ihm, nicht Spaniens Krone — doch aber die vakant gewordene Steuereinnehmersstelle geben.

(Ulmer Schnellpost.)

Mannichfaltigkeiten.

(Bremen, 30. April.) In der Nacht vom 29. auf den 30. d. M. brach hier im Hause des Schenkwirths Gödicke an der Wachtstraße Feuer aus, und zerstörte dasselbe gänzlich. Vermittelst langer Leitern wurden zwar mehrere Bewohner der obern Stockwerke gerettet, einer derselben aber, der Sänger Pfeiffer von der Bremer Oper, stürzte zwei Stockwerke herunter, und ist noch in Lebensgefahr. Madame Pfeiffer und die Sängerin Madame Marpurg mit ihren beiden Kindern wur-

den durch die Leitern gerettet, doch vermißt erstere ihr 4jähriges Kind und das Dienstmädchen; auch noch ein weiblicher und ein männlicher Dienstbote sind vermißt. — Vom 1. Mai. Die Zeugenverhöre über das gestrige Brandunglück haben leider constatirt, was sich gestern noch nicht übersehen ließ, daß das Feuer acht Menschen das Leben gekostet hat, fünf Dienstboten, zwei Maurergesellen und dem Kinde des Herrn Pfeiffer, welcher selbst noch fortwährend in Lebensgefahr schwebt. Bis jetzt ist erst eine menschliche Leiche, ganz verstümmelt und unkenntlich, unter dem Schutte gefunden. (Brem. Z.)

(Eidgenössisches Freischießen in Basel.) Die sämmtlichen, in englisch-gothischem Style aufzuführenden Gebäulichkeiten: der kolossale Schießstand mit 72 Scheiben und 2200 Ladeplätzen, die ungeheuere Speisehütte mit Tischen für 4500 Personen, die beiden Kaffeehäuser (500 bis 700 Menschen fassend), das Wachthaus, die Bazars u. s. w. sind nicht nur lebhaft in Angriff genommen, sondern zum Theil schon unter Dach gebracht; eben so wird die große Ehrenpforte demnächst mit ihren kolossalen Säulen und Thürmchen (deren 88 mit Fahnen geschmückt den Festplatz zieren werden) bald zur Vollendung kommen. Dieses Alles jedoch überragend, begrüßt das Auge auf dem Mittelpunkt des schönen, weitläufigen Festplatzes die bereits 85 Fuß (und mit der Figur 93 bis 94 Fuß) hohe Fahnenburg, welche sich nun über dem in Form eines eidgenössischen Kreuzes gebildeten Gabentempel (Pavillon) erhebt, und wohl eines der imposantesten Gebäude werden dürfte. Ein wohlangebrachter Flaschenkeller unter demselben wird jeweilen 6000 Flaschen des vorzüglichsten 11r. und 27r. Rebensaftes, zum Ehrentrunk bestimmt, einnehmen. Die an die Speisehütte stoßende große Küche, mit den Komité- und Wirthschaftskellern an beiden Flügeln, dem Transchir- und Spülhaus, den Vorrathskammern u. dgl. m., bilden einen kleinen Weiler und nehmen ungefähr 13,000 Quadratfuß ein. Das Quartierbureau wird eine schwierige Aufgabe zu lösen haben, da in sämmtlichen Gasthöfen Basels nur 1500 bis 1600 Personen, laut neuester Zählung, unterzubringen sind. Schließlich müssen wir noch der an verschiedenen Orten des Festplatzes zu errichtenden sieben laufenden Brunnen erwähnen, zu welchen Hr. Bargezzi, Eigenthümer des Solothurner Steinbruchs, die schönen Schaalen lehensweise unentgeltlich zu liefern die Güte hat.

(Das hebräische Examen.) Ein Kandidat der Theologie traf vor seinem letzten Examen bei dem Generalsuperintendenten einen schon ältlichen Mann, der ihm von schwerer Sorge belastet schien. Theilnehmend fragte er ihn um die Ursache. „Ich soll examinirt werden", erwiederte er; „zwanzig Jahre habe ich mich kümmerlich mit Unterrichtgeben fortbringen müssen, und das Hebräische, auf welches hier großes Gewicht gelegt, ganz vernachlässigt, wie wird es mir ergehen!" — „Beruhigen Sie sich", sagte der Jüngere, der im Hebräischen sehr geschickt war, „es ist vielleicht möglich, daß ich Ihnen ein wenig aushelfe." Mit dem Jüngern wurde der Anfang gemacht. Seine Kenntnisse befriedigten vollständig, vorzüglich aber seine Geschicklichkeit in der hebräischen Sprache. „Wo haben Sie sich die Kenntniß dieser Sprache erworben?" fragte der Generalsuperintendent. — „Dieß hier ist mein Lehrer", antwortete der junge Mann, und zeigte auf den Unwissenden. Der Examinator, selbst nicht mehr ganz fest in diesem Fache, wagte nun nicht, sich mit dem Alten einzulassen, und erklärte sich hinlänglich von seiner Geschicklichkeit überzeugt.

(Ein unwissender und doch vortrefflicher Theaterdirektor.) Manche Zeitschriften verfolgen einen wohlbekannten Theaterdirektor, der kürzlich einen Orden erhielt, mit Spott über seinen Mangel an Schreibfertigkeit; ein sehr berühmter anderer Direktor aber, Barbaja, konnte auch keinen Brief schreiben; er war früher Kellner in einem Kaffeehause in Mailand gewesen, und leitete später drei große Theater auf ein Mal, das San Carlo-Theater in Neapel, die Scala in Mailand und die Oper in Wien. In keiner Sprache lassen sich die Schimpfreden wiedergeben, mit denen er seine Sänger und Musiker überschüttete, sobald sie ihm mißfielen; aber sie nahmen es ihm nicht übel, weil sie wußten, daß er sie zuerst umarmte und beglückwünschte, wenn sie ihre Sache recht gut machten, und daß er sie bei Krankheit selbst pflegte und wartete, wie ein Vater oder Bruder. Er hatte, wie erwähnt, durchaus keine Erziehung genossen, konnte nicht schreiben, und verstand keine Note von Musik; gleichwohl gab er seinen Componisten häufig die zweckmäßigsten Rathschläge, und hat den Plan zu mehr als einem Operntexte dictirt. Seine Stimme war die rauheste und unangenehmste, er bildete aber dennoch einige der ersten Sänger Italiens. Er sprach nur das gemeine Mailändische, unterhandelte aber mit Königen und Kaisern auf dem Fuße vollkommener Gleichheit. Ein besonderes Fest soll es gewesen seyn, ihn in dem Carlo-Theater bei der ersten Aufführung einer neuen Oper in seiner Loge, der königlichen gegenüber, sitzen zu sehen. Sobald ein Sänger Etwas nicht recht machte, donnerte er ihm so laut, daß das Haus erzitterte, sein can de dio (Himmelhund!) zu; äußerte aber das Publikum mit Unrecht Mißfallen, so sprang Barbaja auf, legte sich über die Brüstung seiner Loge hinaus, und schrie in das Parterre: „Figli d'una vacca! Wollt Ihr die Mäuler halten! Ihr verdient gar keine guten Sänger." Applaudirte der König ein Mal nicht zur rechten Zeit, so zuckte Barbaja die Achseln und verließ murrend die Loge. Barbaja war es, der Lablache, Tamburini, Rubini rc., die Colbran, Pasta und Fodor bildete, und Donizetti, Bellini und selbst den großen Rossini erhob.

* (Berlin, 1. Mai.) In der rühmlichst bekannten Loos'schen Medaillen-Münze dahier ist wieder zu den bevorstehenden Confirmationsfesten eine höchst sinnreiche und schön geprägte Denkmünze erschienen. Sie zeigt uns das Bild des Erlösers, in dessen Wort die jungen Christen unterrichtet wurden. Lehrend und segnend erhebt er die Hand, indem er seinen Frieden verheißt, und gibt (nach der Umschrift Ev. Joh., Cap. XIV. V. 27) den Frieden Gottes, den die Welt nicht kennt und den die Welt nicht gibt. Auf der Kehrseite erblicken wir die Kirche Christi allegorisch dargestellt. In demüthig ernster und würdiger Haltung, das Haupt emporgerichtet und zum Himmel aufblickend, lehnt sie knieend an einen Stein, Hindeutung auf Den, welcher der Grund- und Eckstein geworden ist, auf dem sie beruht. In ihren Armen hält sie das Kreuz erfaßt und an das Herz gedrückt, anzudeuten die Innigkeit des Glaubens, der ihr das Heil bringt. Wie aber aller Segen der Kirche hervorgeht aus dem treuen Beharren in der Gemeinschaft am Wort, und aus der kräftigen Einwirkung dieses Wortes auf unser Herz, wird den jungen Gemeindegliedern durch

den Ausspruch Christi nahe gelegt: „Selig sind, die Gottes Wort hören und bewahren." — Es bietet eine solche Denkmünze eine der schönsten Erinnerungsgaben für den Tag der Confirmation.

Prinz Albert legte auf seiner neulichen Reise nach Deutschland den 75 englische Meilen langen Weg von London nach Dover auf der Eisenbahn in 2 Stunden und 10 Minuten zurück, und hätte, wenn nicht die Ebbezeit gewesen wäre, binnen 7 Stunden nach Ostende gelangen können.

Die königl. Akademie der Künste in Berlin veranstaltet eine Leichenfeier für Thorwaldsen, wobei mehrere Künstler in Chören im antiken Gewande auftreten werden. — Auf der königlichen Hofbühne wird nächstens der seit vielen Jahren nicht mehr gegebene Molière'sche „Tartüffe" wieder in Scene gehen, und Döring als Gast die Hauptrolle spielen.

Korrespondenz.

Würzburg, 1. Mai.

Es wird Ihnen gewiß angenehm seyn, über die Erfolge des Hrn. Baison auf hiesiger Bühne einige Worte zu vernehmen. Wie Sie schon aus unserer Zeitung ersehen haben werden, trat derselbe in „das Leben ein Traum", „Molière", „die Memoiren des Teufels" und den „Gebrüder Foster" auf. Die erste Vorstellung, die nur mäßig besucht war, ließ uns den Darsteller in seiner ganzen Kraft sehen. Bald überraschte er uns durch den Glanz seiner Rede, bald durch die ungemeine Wahrheit, mit welcher er den gigantischen Charakter Roderichs (Sigmund's) zeichnete. „Molière" führte uns zu einem andern Genre. Hier sahen wir eine leidenschaftliche Dichternatur in ihren Beziehungen zu der Außenwelt sich mählig aufreiben. Es war wirklich überraschend, mit welcher Geschicklichkeit Hr. Baison die Steigerung der Affecte zeichnete und wie er dagegen andererseits die krankhafte Stimmung des niedergebeugten Dichters nie außer Acht ließ, sondern beide Momente so glücklich vereinigte. In dem Schlußmonologe, wo Leidenschaft und Krankheit den höchsten Grad erreicht haben, war sein Spiel wirklich bewunderungswürdig. In den „Memoiren des Teufels" bewies er uns, daß er auch im Conversationsspiele ein Meister ist und Feinheit, Nüancirung und Eleganz zu vereinigen versteht. Seine letzte Vorstellung war nach dem Wunsche des hiesigen Publikums, das ihn vor zwei Jahren in zwei Vorstellungen darin nicht satt sehen konnte, die beiden Foster. In der That ist der jüngere Foster eine seiner besten Charakterrollen, gut angelegt, consequent durchgeführt und von einem Anfluge schalkhaften Humors beseelt. Die zweite und dritte Vorstellung war sehr, die letzte gedrängt voll. Man bedauerte hier sehr, daß das Gastspiel eines so ausgezeichneten Künstlers nur von so kurzer Dauer gewesen und mit dem Wunsche, daß er bald wiederkehren möge, sahen wir ihn scheiden.

Darmstadt, 2. Mai.

Unser Theater befindet sich in der Krisis der Wiedergeburt, welche bis jetzt blos bei dem Opernpersonal bedeutende Veränderungen zur Folge gehabt hat. Außer den Herren Wazinger und v. Westen, welche man mit Bedauern von hier scheiden sieht, werden auch, sicherem Vernehmen nach, Hr. und Frau v. Poißl, geb. Gned, uns demnächst verlassen. Den Abgang dieser Bühnenmitglieder hat man bereits durch anderweitige Engagements zu ersetzen gesucht, unter denen die von Hrn. Mayer und Fräul. Neukäufler, vom Mannheimer Theater, die neuesten sind. Bei dem Schauspiel haben sich bis jetzt keine bemerkbaren Veränderungen zugetragen: Fräul. Marie und Georgine Fürst werden fortwährend zur Verschönerung unserer Bühne beitragen, und auch Fräul. Steck wird — vor der Hand wenigstens — derselben nicht untreu werden. Bei der Bühne ist, wie im Leben, eine gewisse Stabilität der Verhältnisse, sey es in subjectiver oder objectiver Hinsicht, gar häufig jener beweglichen Wandelbarkeit der Personen und Sachen vorzuziehen, von welcher man nicht immer nur mit einiger Sicherheit im voraus zu beurtheilen vermag, wie sie in ihrem Endergebniß im Interesse der Kunst ausfallen dürfte. Der vielgestaltige künstlerische Ruf, der — der Himmel weiß, durch welchen Zauber! — fast im Verhältniß des Quadrats der Entfernung wächs't, ist schon öfter, wenn er mit seinem Träger in unserem Gesichtskreis erschien und nicht wie ein Meteor am nächtlichen Sternenhimmel vorüberrauschte, fast wie leicht beweglicher Spreu im Winde zerstoben und hat die anticipirte Bewunderung in die Leiden der Langenweile und des melancholischsten Verdrusses verwandelt. Möge unserer restaurirten Bühne, für die wir übrigens mehr hoffen als fürchten, künftig nie eine ähnliche Erfahrung bevorstehen und ihr dadurch das schöne Recht bewahrt bleiben, den Hippogryphen „zum Ritt in's alte romantische Land" stets gesattelt in Bereitschaft halten zu dürfen.

Mainz, 2. Mai.

Dem Mangel an Wohnungen, besonders an größern in neuen Gebäuden, worüber früher öftere Klagen vernommen wurden und weshalb, wie man behauptete, viele Fremde, die sonst sich gern hier aufhalten würden, anderwärts wohnten, scheint nun abgeholfen zu seyn, denn man findet in jedem Wochenblatte die Anzeige von vielen vermiethbaren Wohnungen in den beliebtesten Stadtgegenden; auch sollen die Preise der Wohnungen sich vermindert haben und nur wenige Hauseigenthümer es vorziehen, ihre Wohnungen Jahre lang leer stehen zu lassen, statt etwas von ihren Forderungen abzugehen. Daß unter diesen Verhältnissen die Baulust nachläßt und in dem gegenwärtigen Frühjahre an bürgerlichen Häusern kein bedeutender Zuwachs zu erwarten ist, das zeigt sich dermalen schon auf das evidenteste; auch nur hierdurch läßt es sich erklären, daß das neue, so schöne und gesunde Stadtviertel am Käßtrich nun schon länger als zwei Jahre unbenützt daliegt und ein Raum, wo 30 große Häuser mit Höfen und Gärten heute schon fertig stehen könnten, wegen eines nichtssagenden Rechtsstreites noch nicht einmal zum Verkaufe ausgeboten ist. Wenn in Köln, wie man in Ihrem geschätzten Blatte gelesen hat, gegenwärtig 400 Häuser erbaut werden, so wäre es interessant, zu erfahren, wie viele Prozesse dort wegen dieser Bauten anhängig sind und ob es dort auch ist, wie hier, wo beinahe ein jeder neuer Bau eine Contestation hervorruft, die dann auch gar nicht endet. Sollte man wohl glauben, daß das Eckhaus in der Schustergasse neben dem Stadthause, von dem in Ihrem Blatte einigemal die Rede war, heute noch nicht fertig ist, daß wegen eines Anstands mit dem in der Schustergasse liegenden Nachbar die Hauptladenthüre und das Hauptfenster dieses neuen schönen Hauses hinter einem alten Stück Mauer liegen, als ob sie sich den Vorübergehenden nicht zeigen dürften. Es kann, wie man versichert, noch Jahre lang dauern, ehe die alte Ruine von Wind und Regen zusammengeworfen wird, da Menschenhände sie nicht zu berühren wagen.

Theater-Anzeige.

Samstag, 4. Mai. Die Macht der Verhältnisse, Trauerspiel in 5 Abth., von Ludwig Robert. (Gastrolle) August Weiß: Hr. Wohlstadt, vom Theater zu Würzburg.

Sonntag, 5. Mai. (Zum Erstenmale wiederholt): Der Wildschütz, oder: die Stimme der Natur, komische Oper in 3 Abth., nach Kotzebue frei bearbeitet, Musik von Albert Lortzing.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von: Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 126. Montag, den 6. Mai 1844.

Weiblicher Ehrgeiz.

Von Kathinka Zitz *).

Im Empfangsaal im Palast zu White-Hall harrte der Lord Kammerherr auf das Lever Heinrichs VIII., der sich mit dem Lord Großkanzler in seinem Schlafzimmer befand. Bald gesellten sich der Herzog von Norfolk und Sir Thomas Crommer, Erzbischof von Canterbury, zu dem Harrenden, in der Absicht, dem König ebenfalls ihre Ehrfurcht zu bezeigen. Der Herzog fragte den Erzbischof nach Neuigkeiten aus Rom; dieser wollte dagegen von dem Generallieutenant hören, wie die Sachen in Schottland ständen, denn der König von England stand mit seiner schottischen Majestät nicht besser als der Erzengel Michael mit dem höllischen Satan. Erst am vorigen Tage war Heinrich VIII. aus der Grafschaft York zurückgekehrt, wo er sechs Tage lang vergebens seinen unbesonnenen Neffen erwartet hatte, der ihm nach Verlauf dieser Zeit endlich eine kahle Entschuldigung geschickt hatte, so daß der König ganz wüthend nach London zurückgekehrt war. Andererseits lauteten die Nachrichten aus Rom nicht besser; der König und das Reich, der Adel und das Volk waren noch immer mit dem Bannfluch belegt; dagegen hatte der König eine Versammlung von neunzehn Prälaten und fünf und zwanzig Doktoren berufen, welche die Ernennung des Papstes verwarfen, ihm keine andere als eine rein geistliche Gewalt zugestanden, so wie keinen andern Titel, als den eines Bischofs von Rom, und Heinrich VIII., König von England, zum Oberhaupt der Religion proklamirten. Das konnte nun eben so gut zu einem blutigen Krieg führen, wie mit Jakob V., denn dessen Heirath mit Maria von Guise, wie die Annahme des Titels: „Vertheidiger des Glaubens", den ihm der Papst Paul III. gegeben hatte, war so gut wie eine offene Kriegserklärung.

Die drei Männer brachen jetzt ihr politisches Gespräch ab, denn so eben erschien Prinzessin Margarethe, die Schwester des König, von dem Grafen von Sussex geführt, der erst aus Frankreich zurückgekehrt war, um das Erbe seines Vaters in Empfang und dessen durch den Tod erledigte Stelle im Oberhaus einzunehmen.

„Als ich die Herzogin von Etampes zum ersten Male an dem Hofe Franz I. sah," sagte der Graf im Eintreten zu der Prinzessin, „trug sie ein Kleid von demselben Stoffe, wie Eure Hoheit."

„Ihr erfreut Euch eines guten Gedächtnisses, Milord," erwiederte Margarethe mit Leutseligkeit; „wenn es daher unser gnädigster Bruder und Beherrscher vergönnt, so werden wir Euch zum Großmeister unserer Kleiderkammer ernennen. Dieser Stoff kam uns wirklich über das Meer her; Heinrich erhielt ihn mit andern Geschenken, welche ihm der König von Frankreich zum Zeichen seiner Freundschaft schickte . . . . Gott zum Gruße, Erzbischof von Canterbury! guten Morgen, Milords."

Die anwesenden Männer neigten sich tief vor ihr; Sussex grüßte sie leicht hin, und fuhr dann in seinem Gespräche mit der Prinzessin fort:

„Als Zeichen der Freundschaft, sagt Ihr? . . . Das thut mir leid, Milady; denn wir haben uns im Einverständniß mit den Herren von Montmorency und von Guise versprochen, daß diese Freundschaft nicht von langer Dauer seyn soll."

„Wie!" fiel ihm der Herzog von Norfolk ein, „Ihr wollt uns mit Frankreich entzweien, Graf?"

„Wir thun Alles zu diesem Zwecke, Lord Generallieutenant," erwiederte der Graf. „Der Tag der Sporen liegt unsern Nachbarn schwer auf dem Herzen, und das Absteigquartier, das Heinrich sich zu Calais vorbehält, läßt hoffen, daß er nicht anstehen wird, nochmals über das Meer zu schiffen, um ihnen Revanche zu bieten."

„Ich fürchte," entgegnete ihm der Herzog von Norfolk, „daß seine Gnaden für den Augenblick so viel Beschäftigung hat, daß es ihm unmöglich seyn wird, auf Eure politischen Absichten einzugehen, so vortheilhaft sie ihm auch scheinen mögen. Die Herren von Montmorency und von Guise können ja über das Meer herüber kommen; ich glaube sogar, daß zwei Schwerter, so tapfer und treu wie die ihrigen, am Hofe Jakobs sehr willkommen seyn würden; und da ich hoffe, Euch, Milord, unter den Anführern des Heeres zu zählen, welches ich an die Gränze führen werde, so ist das eine gute Gelegenheit für Euch, an den Ufern der Twed die Bekanntschaft zu erneuern, welche Ihr mit Euern Freunden an den Ufern der Seine geschlossen habt."

*) Da man mir den Vorwurf machen könnte, als sey ich in vorstehender Erzählung allzusehr von den geschichtlichen Ereignissen abgewichen, so sehe ich mich zu der Erklärung veranlaßt, daß ich in derselben allerdings mehr der phantastischen Tendenz eines Dümas'schen Drama's, als den trockenen Geschichtsdata's gefolgt bin. D. V.

„So soll es seyn," gab Suffer zur Antwort, „wenn anders Gott und der König mich nicht daran verhindern. Es besteht ein altes Sprichwort in England, welches sagt, daß, so oft zwei Schwertklingen auf unserer Insel im Sonnenstrahle erglänzen, man nur an die Seite eines Grafen von Suffer zu schauen brauche, um eine leere Scheide zu finden."

„Hm!" sagte der Erzbischof, „ist allerdings so alt, daß es anfängt, in Vergessenheit zu gerathen."

„Es würde neues Leben gewonnen haben, wenn ich mich zur Zeit des Prozesses der unglücklichen Anna Boleyn in England befunden hätte," erwiederte der Graf mit Feuer; „und vielleicht wäre es gut gewesen für die Ehre des Königs, wenn ich da gewesen wäre, und auch für Eure Ehre, gnädiger Herr, die ich vor einem häßlichen Flecken bewahrt haben würde."

„Wenn ich Euch recht verstehe, Milord," sagte der Erzbischof, „so wollt Ihr sagen, daß Ihr die Königin vertheidigt haben würdet."

„Ja, Herr Erzbischof, und das auf zwiefache Weise."

„Darf man fragen wie?"

„Im Parlament durch meine Rede."

„Und wenn Euch der König Schweigen geboten hätte, wie mir?"

„Dann in den Turnierschranken mit meinem Schwerte ...."

Die Prinzessin, die es als Schwester des Königs nicht für schicklich hielt, solche Erörterungen mit anzuhören, gebot den beiden Streitenden, ihrem Gespräche eine andere Wendung zu geben, als der Thürsteher Lord Ethelword, Herzog von Dierham, anmeldete, welcher der Prinzessin mittheilte, daß er am Gitterthor des Palastes durch eine Gesandtschaft aus Schottland und die sie umringende Volksmenge aufgehalten worden sey.

Alle sahen sich erstaunt einander an, aber noch bevor sie Worte finden konnten, ließen sich die Töne der schottischen Dudelsäcke, mit Geschrei untermischt, vernehmen, worin der Herzog von Norfolk alsobald den Marsch und das Kriegsgeschrei des Klans Mac-Cellan erkannte. Von den wilden Tönen erschreckt, warf sich die Prinzessin zur Seite, als in demselben Augenblicke der König die Thüre seines Schlafzimmers hastig aufriß, und horchend stehen blieb, ohne ein Wort zu sagen.

„Bei St. Georg! Milords, habt Ihr gehört?" rief er endlich, indem er, die Arme kreuzend, in den Saal hinaus trat. „Oder ist es nur ein Traum? Der Marsch und das Kriegsgeschrei der Schotten ertönt im Hofe zu White-Hall!"

„Sire, sie haben so oft die englischen Trompeten im Hofe des Palastes von Stirling vernommen," entgegnete der Graf von Suffer.

„Ihr habt Recht, Graf," lachte der König; „aber die Trompeten machten wenigstens kein solches Gelärme, um die Todten damit aus ihren Gräbern zu erwecken. Seht nur, da kommt sogar mein alter Alchymist Flemming zitternd aus seinem Laboratorium hervor, um uns zu fragen, ob er nicht etwa die Posaunen des jüngsten Gerichts gehört hätte."

(Fortsetzung folgt.)

Reise-Humoreske.*)

(Von M. G. Saphir.)

Seitdem Dampfschiffe und Eisenbahnen existiren, gibt es kein angenehmeres und besseres Fahren und Fortkommen, als eine bequeme Post-Chaise mit vier guten Postpferden!

„Ich nahm denn meinen Stock und Hut,
Und thät' die Post-Chais' wählen!"

Ich habe Lißt einmal, als er von Wien abreisen wollte, geschrieben: „Die beste Reisetour ist: von Wien über Wien, durch Wien nach Wien!" Seitdem ich das geschrieben habe, hat sich zwar Vieles geändert, z. B. der Stephansthurm und mehrere Menschen, die heiratheten, haben ihr Kreuz bekommen; manche dramatische Dichter ohne Interesse bekommen Prozente u. s. w.; allein der obige Reiseplan bleibt ewig der beste: man reise von Wien über Wien, durch Wien nach Wien!

Es ist nur ein Umstand fatal bei dieser Reiseroute: man verzehrt zu viel! Denn ich kann meinen geehrten Lesern versichern, daß man bei uns von Wien, z. B. vom Ende der Jägerzeile, über Wien, über Graben und Kohlmarkt, durch Wien, durch und durch, nach Wien, nach und nach mehr verzehren und brauchen kann, als man auf einer Reise mit vier Postpferden von Wien nach Groß-Becskerek, wo in neuester Zeit eine Kolonie humoristischer Vorleser sich ansiedelte, hin und zurück verzehren kann!

„Die Erfahrung ist die Mutter aller Weisheit!" Prost die Mahlzeit! Das war vor Zeiten, als die Erfahrung noch jung war, und noch Mutter werden konnte! Jetzt ist die Erfahrung eine alte Person, bekömmt keine Kinder mehr, und am allerwenigsten eine „Weisheit", einen solchen plumpen, ungeschickten Balg! Jetzt kann der Mensch zwanzig Erfahrungen erfahren, und er wird doch nie Vater der Weisheit!

Es ist auch gut so! Wenn ich von jeder Erfahrung in meinem Leben eine „Weisheit" bekommen hätte, ich wäre jetzt Vater von so vielen „Weisheiten", daß ich eine „Kleinweisheits-Bewahr-Anstalt" hätte errichten müssen!

Die Erfahrung ist die Mutter der Wieder-Dummheit! Man macht die Erfahrung und macht die Dummheit wieder! Jemand stolpert und schlägt sich die Nase blutig, er stolpert deßhalb doch wieder; Jemand heirathet, wird Witwer, und heirathet doch wieder; Jemand verliebt sich, wird betrogen, verliebt sich doch wieder; Jemand schreibt, wird ausgepfiffen, schreibt doch wieder; Jemand gibt Konzerte, sie sind leer, er gibt es doch wieder u. s. w. mit Grazie ins Unendliche. Also ergo! Die Erfahrung ist die Mutter der Dummheit!

[Wenn der Mensch sagt: „Das habe ich Alles schon erfahren!" so muß man sogleich den Satz ergänzen: „Und bist doch so ein dummer Kerl geblieben!" denn wenn der Mensch wirklich durch jede Erfahrung weiser würde, so müßte jeder Mensch von zwanzig Jahren entweder schon im Grabe seyn, oder im — Narrenhaus! —

Ich machte also eine Kunstreise aus Wien hinaus, und das ist eine Kunstreise! Denn es ist eine Kunst, von Wien wegzureisen, um Vorlesungen zu halten!

*) Bruchstück aus Saphir's „Pesther Marktbriefen" im „Humoristen".

Indessen, meine Wiener müssen sich doch auch ein bischen erholen, und so reiste ich ab! Mein Genius sagte wie Posa zu Alba: „Ihr Weg geht über Schwechat, Pahrendorf, Vörösvár, bis Mitte März können Sie dort seyn! Sie nehmen schönes Wetter mit!"

Ich nahm aber das schöne Wetter so mit, wie ich zuweilen schlechte Schauspieler mitnahm, nämlich so, daß es gar nicht mehr auftreten konnte!

Es gibt zwei Dinge, welche die junge Welt jetzt nicht kennt: schönes Wetter und Blatternarben! Indessen, ich wurde vom Schicksal besonders begünstigt, ich hatte schönes Wetter bis Raab; sogar in Wieselburg war schönes Wetter, das war gewiß Luxus vom Wetter!

Die Straße von Wien nach Pesth ist zwar keine Vicinalstraße, es läßt sich also keine ellenbreite geistreiche Abhandlung mit gezupften Phrasen darüber schreiben, aber sie ist eine Medizinalstraße! Wir können sie als Radikalmittel allen Leber-, Milz- und Nierenkranken, allen Hämorrhoidalleidenden anempfehlen! Wenn sich der Mensch seinen Magen und seine Rippen hat assekuriren lassen, dann kann er in Gottesnamen diese Straße, welche über die „Höhen und Tiefen" des Lebens führt, ruhig fortfahren! Wenn er dann diese Erschütterung glücklich überstanden hat, wenn er alle Augenblick in die Grube gefahren ist, und augenblicklich darauf vom Zufall wieder auf die höchste Spitze geschleudert wurde; wenn er alle die Steine des Anstoßes, die ihm das Schicksal in den holperigen Weg warf, überwand, kurz, wenn er zu Land glücklich von Wien nach Pesth kömmt, so kann er glauben, daß ihm das Schicksal nichts mehr anhaben kann; daß er von der Vorsehung zu großen Zwecken aufbewahrt seyn muß, z. B. in Pesth vorzulesen!

Ich glaube, wer die Aufsicht über die Straßen und Wege hat, sollte auf einen Leiterwagen gebunden werden und über diese Wege vierundzwanzig Stunden lange im Galopp umgefahren werden, dann würde er wissen, ob die Straße fahrbar ist oder nicht!

Wer Protektion hat, freilich, der kömmt auf dem schlechtesten Weg dennoch rasch ans Ziel; ich hatte auch Protektion, bei den Postillonen nämlich, und diese Protektion verdanke ich meinem Verdienst; ich hab' nämlich so viel Trinkgeld gegeben, als ich verdient habe, und so kam ich glücklich nach Pesth!

Mannichfaltigkeiten.

(Frankfurt a. M.) Der Verwaltung des Gewerbvereins sind schon häufig nicht nur von dem hiesigen Gewerbstande vielfältige Klagen über Mangel an tüchtigen Gesellen und Gehülfen geäußert worden, sondern es wurde diese Klage auch in technischen Journalen erhoben und besprochen. Die Ursache wurde zum Theil dem Mangel an Eifer und Fleiß der Lehrlinge, zum größeren Theile aber jenen Lehrmeistern schuld gegeben, welche ihre Lehrlinge mit Arbeiten beschäftigen, die nicht zum Geschäfte gehören, wobei die Lehrzeit für die Erlernung desselben ungenützt verstreicht und der Lehrling das Geschäft verlassen muß, um einem Nachfolger Platz zu machen, der nun gleich seinem Vorgänger gebildet wird. Ein Vorschlag zur Abhülfe des Mangels und dem Uebel zu steuern, wurde jedoch noch von keiner Seite angegeben. Da indessen die Verwaltung diese Sache für sehr wichtig erachtete, so zog sie dieselbe in Berathung und glaubte in einer Ausstellung von Lehrlingsstücken mit Preiszuerkennung für solche, die im letzten Jahre ihrer Lehre stehen, also bald in den Gesellenstand übertreten, ein wirksames Mittel zu finden, um dem Mangel abzuhelfen und dem Uebel zu steuern. Bei Besprechung des Gegenstandes in einer Freitags-Versammlung wurde die Ansicht der Verwaltung von den Gewerbtreibenden getheilt, und so fand sich dieselbe aufgefordert, eine solche Ausstellung anzuordnen. Die Einlieferung der Lehrlingsarbeiten zur öffentlichen und dieser Tage stattgefundenen Ausstellung im Lokale der Gesellschaft ist zur vollen Zufriedenheit der Verwaltung ausgefallen und hat die zur Beurtheilung eingeladenen Sachverständigen, je zwei aus dem betreffenden Gewerbe, überrascht, und auf das von ihnen an die eingeladenen Preisrichter abgegebene Gutachten wurden die Preise zuerkannt. Die Preisaustheilung wird demnächst und an einem Sonntage stattfinden.

Man liest in der Düsseldorfer Zeitung folgende, von einer gewiß seltenen edeln Resignation ihres Verfassers zeugende Avis au public: Da wir, wie verlautet, nächstens von einem bekannten hiesigen Literaten mit einem neuen Bändchen seiner Gedichte beglückt werden sollen, so biete ich hierdurch zeitig, um damit aufzuräumen, den noch habenden Vorrath meiner eigenen Poesien unter dem selbstkostenden Preise von 2 Sgr., sage zwei Silbergroschen das volle Pfund an; jedoch muß die ganze Partie — etwa 100 Pfund — auf ein Mal genommen werden. Dieselben eignen sich eben sowohl und noch besser als „die Reise um den Erdball auf dem Zimmer" zu Makulatur, und kommen doch auf solche Art wenigstens unter die Leute. Es steht dem respektiven Ankäufer übrigens völlig frei, Wurst oder holl. Käse, oder was ihm sonst beliebt, in die Verse hinein zu schlagen.

H. Achenbach, Altestadt.

(Paris.) Unlängst hat Hr. Arago der Deputirtenkammer Portraits von seltener Vollkommenheit vorgezeigt, welche durch eine neue Art der Anwendung des Daguerreotyps erlangt worden sind. Hr. Daguerre selbst hat dies Mal seine herrliche Entdeckung vervollständigt. Hr. Arago hat es übernommen, bald in einer öffentlichen Beschreibung von diesem neuen Verfahren des Daguerreotypirens Kenntniß zu geben.

Hr. Chaussenot, ein alter Soldat der kaiserlichen Armee, hat nach langen Untersuchungen einen Apparat erfunden, vermöge dessen Explosionen der Dampfkessel verhindert werden können. Der „Moniteur universel" kündigt an, daß der russische Kaiser bereits die Anwendung dieses neuen Systems in allen öffentlichen oder Privatunternehmungen, wobei die Dampfkraft gebraucht wird, befohlen habe. In Frankreich hat die „société d'encouragement" das System Chaussenot bereits gebilligt und eine Kommission von Ingenieuren, welche mit dessen Prüfung beauftragt war, das Prinzip, auf welchem diese Sicherheitsapparate beruhen, ebenfalls anerkannt.

Frankfurter Theater.

Madame Fidy-Hoch. — Die Sängerinnen Köhler und Schmidtgen. — Pischek und die Oper.

In Folge des noch immer andauernden leidenden Zustandes der Mad. Frühauf und des erfolgten Abganges der Herren Baison, C. Schneider und Pischek und der Fräul. Rudersdorff sehen wir der Eröffnung vieler Gastspiele entgegen und wie in unsern stillen Friedenszeiten jede erledigte Stelle in allen Branchen des Verkehrs eine Masse von Bewerbern findet, so wird es an solchen auch für den vorliegenden Fall nicht fehlen. Nachdem Fräul. Steck, welche demnächst aus der Bühnenwelt in das bürgerliche Leben zurück tritt, ihr mit dankenswerther Bereitwilligkeit übernommenes Gastspiel mit wohlverdienter Anerkennung beschlossen und ein natürliches und anspruchloses Darstellungstalent zu entfalten Gelegenheit gehabt hat, ist derselben Mad. Fidy-Hoch gefolgt. Diese sahen wir zuerst als Gabriele in dem gleichnamigen, nach Scribe's „Valerie" bearbeiteten dreiactigen Drama. Die Geschichte eines schönen, aber des Augenlichts beraubten Mädchens, welcher ein junger Graf mit unerschütterlicher Treue und Resignation zugethan ist, die rettende Hülfe, welche er selber ihr bringt, können nicht verfehlen, Sympathie zu erwecken und schwärmerische Herzen zu fesseln, und so sind Valerie und Gabriele überall heimisch geworden. In der obigen Titelrolle ist der Darstellerin Gelegenheit gegeben, ein seelenvolles Spiel zu entfalten und Mad. Fidy-Hoch erreichte diese Aufgabe vollkommen. Die stille Duldung und friedliche Ergebung in ein trübes Geschick, die milde Ruhe der Hoffnung, der tiefe Schmerz, als sie sich getäuscht glaubt, die hohe Freudigkeit, als es vor ihren Augen und in ihrer Seele wieder zu tagen beginnt, — dies führte Mad. Fidy-Hoch dem Beschauer in einer Weise vor, die zum Gemüthe sprach und, von Empfindelei fern, den rechten Ausdruck von Natur und Wahrheit traf. Wie ihr weiches und für feine Nüancen sehr geeignetes, klangvolles Organ dem Ohre wohlthat, so zeigte ihr sinniges und edel gehaltenes Spiel eine Künstlerin, die nicht nach äußerlichen Effekten hascht, sondern die innere Wahrheit der Situationen wiederzugeben strebt. Lebhafter Beifall und Hervorrufung bewiesen, daß solche Vorzüge Würdigung fanden. Gleiche Anerkennung wurde dem Gaste in einem für uns neuen Lustspiel von Herzenskron: „der Bräutigam ohne Braut." Die Pieçe ist an und für sich zwar unbedeutend, bietet aber der Darstellerin der Sophie von Halden erwünschten Spielraum. Mad. Fidy-Hoch wußte diesen zu benutzen, hielt die Charaktere der jungen Wittwe, der Französin, der Berlinerin, der Sentimentalen u. a. in bestimmten und schönen Umrissen auseinander und interessirte durch Lebendigkeit und Bühnengewandtheit. Den weiteren Vorstellungen dieser Künstlerin sieht man mit Vergnügen entgegen und glaubt, ein freundliches Talent in ihr begrüßen zu dürfen.

Die Sängerinnen Fräul. A. Köhler und Mad. Schmidtgen setzen ihr Gastspiel fort. Fräul. A. Köhler besitzt eine Stimme von seltener und leicht ansprechender Höhe, so wie auch eine bedeutende Gesangsroutine. Unter ihren seitherigen Rollen war die Marie in der Regimentstochter wohl die gelungenste und besonders gefielen die heiteren Momente derselben, welche sie mit viel Humor in Gesang und Spiel auszustatten wußte. Weniger entspricht sie den Anforderungen des ernsteren und höheren dramatischen Gesanges und für eine Agathe im „Freischütz", oder Julia Capuleti scheinen ihr die Innigkeit und Wärme der Auffassung zu fehlen; in solchen Partieen läßt ihr Gesang den Hörer ohne Anregung und man vermißt das belebende Element. Bei den schönen Stimmmitteln dieser Sängerin und bei guter Fortbildung läßt sich übrigens eine vortheilhafte Acquisition erwarten und jeder Künstler hat nun einmal sein Fach, auf welches er durch Eigenthümlichkeit und Befähigung vorherrschend hingewiesen ist. — Mad. Schmidtgen, vom Hoftheater zu Wiesbaden sahen, wir weiter als Antonina in Belisar und in einer Wiederholung der Partie des Romeo. Letztere, ganz geeignet, ihre Stimmmittel in voller Geltung zu zeigen, können wir als eine vorzügliche Leistung hervor heben und Mad. Schmidtgen errang in derselben den ungetheiltesten Beifall. Ihr plastisch schönes und dramatisch belebtes Spiel, die edle Haltung des darzustellenden Charakters und der ausdrucksvolle Gesang machen sie zu einer würdigen Repräsentantin des Romeo, dessen poetische Bedeutung sie uns vorführte, während ihre frischen und klangvollen Töne uns wohlthuend berührten. Mad. Schmidtgen besitzt schöne Befähigung für den höheren und ernsten Styl des dramatischen Gesanges, was sie auch durch den gelungenen Vortrag der zwei großen Gesangsscenen aus Weber's Freischütz und Oberon in Pischek's Abschieds-Konzert bewährte. Das weitere Gastspiel dieser in Wiesbaden mit Recht so beliebten Sängerin wird uns Veranlassung geben, die angedeuteten Vorzüge derselben weiter hervorzuheben. — Pischek hat nun Frankfurt verlassen. Was wir in ihm besaßen und durch seinen Abgang verloren haben, wurde neuerlich weiter besprochen. — Lortzing's „Wildschütz" dürfte auf unserer Bühne festen Fuß gewinnen, gleich dessen „Czaar und Zimmermann", einer unserer Lieblingsopern, in welcher die Herren Conradi und Nork und Fräul. Kratky zur erheiternden Unterhaltung so beifällig und erfolgreich wirken. Auch die neuerlichen, durch Hrn. und Mad. Meersmanns mit Geschmack und Kunstfertigkeit ausgeführten und mit dem ungetheiltesten Beifall aufgenommenen Tänze verdienen schließlich rühmender Erwähnung. W.

Mainz, 8. Mai.

Bezüglich eines in der Didaskalia erschienenen, vom 29. April datirten Artikels aus Mainz, glauben sich die Unterzeichneten zu nachstehender Erklärung verpflichtet: Auf den Wunsch des Hrn. Bischofs von Limerick, für seine anglicanischen Glaubensgenossen allwöchentlich den Gottesdienst in Mainz abzuhalten, haben wir ihm bereitwillig und unentgeltlich einen geheizten Salon unseres Gasthofes eingeräumt, worin die Religionsübungen nach besagtem Ritus bis zur Zeit statt fanden, in welcher der Eisgang Mrs. Thing, den Geistlichen, der sich in Wiesbaden aufhielt, am Herüberkommen hinderte. Später haben wir uns bei dem Hrn. Oberbürgermeister bemüht, ein Local zu dem oben angedeuteten Zweck für die hier sich aufhaltenden Engländer zu erhalten, und als Hr. Walther, Gastwirth zum hessischen Hofe, sich nun vor einigen Tagen zu uns verfügte mit der Nachricht, daß dieses Local wirklich in dem Lyceumsgebäude angewiesen sey (was uns indessen von höherer Behörde noch nicht angezeigt wurde), und den Antrag stellte: daß die hiesigen Gastwirthe in ihrem Interesse die Herstellung des fraglichen Locals übernehmen und die Kosten zu gleichen Theilen auf die sich an der Sache betheiligenden Gastwirthe ausgeschlagen werden sollten, waren wir mit der Hauptsache gänzlich einverstanden und gerne bereit, unsern Antheil beizusteuern; nur weigerten wir uns, eine uns zu diesem Zwecke von Hrn. Walther überschickte Verbindlichkeits-Urkunde zu unterzeichnen, bevor sämmtliche Gastwirthe zusammen berufen worden und ihr Votum abgegeben, damit auf diese Weise die Zahl der Theilnehmer, so wie der etwaige Kostenbelauf für den Einzelnen heraus gestellt würde. Auch verlangten wir Einsicht von dem Local zu nehmen, und von einem Sachverständigen einen Reparaturplan entwerfen zu lassen. Das Publikum sieht also hieraus, daß wir uns keineswegs von der Sache ausgeschlossen haben, sondern nur verlangten, daß sie nicht übereilt würde, und unter den von uns festgestellten Bedingungen sind wir nach wie vor entschlossen, uns mit Vergnügen an dem Unternehmen zu betheiligen. Specht und Hurst zum englischen Hof.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 5. Mai. (Zum Erstenmale wiederholt): Der Wildschütz, oder: die Stimme der Natur, komische Oper in 3 Abth., nach Kotzebue frei bearbeitet, Musik von Albert Lortzing. [redacted]

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 127. Dienstag, den 7. Mai 1844.

Rübezahl.

(Ein Nachruf zu Ferdinand Freiligrath's Gedicht: „Rübezahl.“)

Von J. F. Höfer.

Sieh', dort im falben Mondenscheine
Erhebt der Gnomenfürst sein Haupt;
An jähem Hang sitzt er alleine,
Horcht, wie der Wind im Thale schnaubt,
Horcht auf das Jammern seiner Kinder,
Horcht ihrem Wehruf, ihrer Qual;
Sein altes Herz selbst klopft geschwinder,
Und rufet laut: Hilf, Rübezahl!

Und leise grollt er in das Grauen
Der Nebeldünste aus der Schlucht,
Und finster drohen seine Brauen
Hinab bis fern zur Meeresbucht;
Hinauf, bis wo die Alpen gränzen
Das reiche, weite, deutsche Thal,
Dahin, wo Rebenhügel kränzen,
In's Rheinland, schauet Rübezahl.

Er siehet Millionen prassen
In Ueberfluß, in Spiel und Tand;
Er schaut zurück auf seine blassen
Verhungernden im Schlesierland.
Und eine Thräne netzt die Wange,
Erglühend in des Mondes Strahl;
In seinen Ohren gellt es bange:
O hilf uns, hilf uns, Rübezahl!

Zerborsten sind der Kette Glieder,
Die ihn dem Erdenvolk verband,
Und seine Kinder, treu und bieder,
Verschmachten im Gebirgesland.
Wie schleicht der arme, matte Knabe
Vom Berg hinab in's öde Thal!
Und für den Aermsten fehlt die Labe
Dem reichen Fürsten Rübezahl!

Er sieht ihn treten auf die Schwelle,
Wo Hunger seinen Thron gebaut;
Wo selbst der Thränen arme Quelle
Das trock'ne Aug' nicht mehr bethaut.
Er sieht den Fleiß zu ihm sich wenden,
Das Auge krank, die Wange fahl;
In's Hüttchen tritt mit leeren Händen
Der Knab' — da bebt selbst Rübezahl!

Er stützt das Haupt in seine Hände,
Den Blick zur Felsenkluft gewandt,
Und seufzet schwer: „das ist das Ende
Von meinem schönen, treuen Land!“
Da — horch! — er höret Jubel schallen
Durch Schluchten, Berge, Wald und Thal,
Und froh erwachte Echo hallen
Ihn in die Höh' zu Rübezahl.

Durch Berg' und Thäler sieht er bleiche,
Doch lächelnde Gesichter zieh'n;
Wohin sein Blick auch staunend streiche,
Die Hoffnung blickt so frisch und grün.
Germanien ist noch das alte,
Und seine Herzen sind nicht kahl —
Da schwindet seiner Stirne Falte,
Und freudig lächelt Rübezahl.

Und in das Hüttchen schaut er nieder,
Wohin der arme Knabe schlich:
Ja, Thräne netzt des Knaben Lider,
Doch Thräne, ach, so wonniglich!
O, Eltern, Kinder an dem Tische;
Ein kleines, armes — reiches Mahl!
Im Auge wieder Hoffnungsfrische! —
Sieh', das kann Deutschland, Rübezahl!

Da breitet er die Geisterarme
Weit über Deutschlands Gauen hin:
„So recht, du treuer Freund, erbarme
„Dich meines Volks mit Brudersinn.“
Versiegen werden uns're Schmerzen,
Das Jammer- wird zum Freudenthal!
Und Deutschlands warme, treue Herzen
Sind Schlesierlandes Rübezahl!

Weiblicher Ehrgeiz.

Von Kathinka Zitz.

(Fortsetzung.)

In der That erhob Flemming die Tapisserievorhänge, welche eine kleine gewölbte Thüre verbargen; streckte sein greises Haupt hervor, und sah sich ängstlich nach allen Seiten um.

„Geh nur wieder hinein, alter Prophet," rief ihm der König lachend entgegen; „es ist nichts als das Gekläff des schottischen Fuchses, das von dem Gebrülle des englischen Löwen übertäubt werden wird."

Hierauf befahl er dem Herzog von Norfolk, die Higlanders-Ochsentreiber einzulassen, und zugleich seine Trompeter zu fragen, ob sie sich noch des Marsches von Flodden erinnerten. Als der Herzog gegangen war, begrüßte er seine Schwester und die Lords.

„Kommt doch näher, Sir Thomas Canterbury," sagte er, indem er auf seinen Thron zuschritt, „denn wir wissen, daß unser Thron nur stark und mächtig ist, weil er sich einerseits auf die Tapferkeit des Adels und anderseits auf die Gelehrsamkeit der Kirche stützt."

Bei diesen Worten reichte er sowohl dem Herzog von Dierham als dem Erzbischof die Hände; und als er sah, daß die Prinzessin Margarethe eben im Begriffe war, sich zu entfernen, fragte er sie rasch, wohin sie wolle.

„Sire," erwiederte diese, „ich war gekommen, um Euerm Lever, nicht aber einer Kriegsaudienz beizuwohnen. Ich hoffe also, daß mein Platz . . . ."

„Euer Platz," fiel ihr der König schnell in die Rede, „sollte häufiger im Rathe und minder auf dem Balle seyn; Ihr vergeßt, daß bei uns die Frauen zur Nachfolge gelangen können, und wenn dem Prinzen Eduard ein Unglück zustieße . . . ."

„Ich hoffe, daß Gott Eurer Gnaden allen derartigen Kummer ersparen wird," sagte die Prinzessin mit einem Tone, der tief aus der Seele hervor kam.

Auf ein Zeichen des Königs geleitete der Graf von Essex die Prinzessin in ihre Gemächer zurück. Indessen vernahm man den Schall der englischen Trompeten, welche die Töne der schottischen Dudelsäcke beantworteten. Der König nahm Platz auf dem mit dem englischen Wappen geschmückten Lehnstuhl, der ihm als Thron diente, und gleich darauf meldete der zurückkehrende Herzog von Norfolk, daß Sir John Scott von Thirlstane, Gesandter des Königs von Schottland, um die Ehre bitte, vor den König gelassen zu werden.

Heinrich winkte bejahend, und als der Gesandte jetzt eintrat, rief er ihm entgegen:

„Gott zum Gruße, Sir John! wir erkennen heute, daß Ihr Eures Wahlspruchs: Immer fertig! würdig seyd."

Der Schotte neigte sich mit stolzer Würde vor dem König, und sagte:

„Besonders wenn es sich um die Ehre meines Königs und meines Vaterlandes handelt, bin ich stolz, ihn zu führen, und ehrgeizig, seiner würdig zu seyn."

„Nun," rief der König, „unser Neffe schickt uns einen Gesandten, und verlangt eine öffentliche Audienz. Ist er endlich gewillt, die reformirte Religion anzunehmen, die Klöster in seinem Reiche aufzuheben, und den Papst nur als Bischof von Rom zu betrachten?"

„Sire," erwiederte John von Thirlstane ehrerbietig, „Schottland und sein König sind seit dem dritten Jahrhundert mit Leib und Seele katholisch; für sie wird der Nachfolger des heiligen Petrus stets der Statthalter Christi seyn, und Volk und Monarch werden dem Glauben wie der Tapferkeit ihrer Väter treu bleiben."

„Gut," sagte Heinrich, „die Verbindung des Königs Jakob mit der fanatischen Familie der Guisen ließ mich diese Antwort auf meine erste Frage erwarten. Ich werde später entscheiden, welches Gewicht sie in der Wage des Kriegs und des Friedens haben soll."

„Wir hoffen, daß Euer Gnaden sie mit einer Hand halten wird, die eben so gerecht seyn wird, als sie mächtig ist, und daß weder der Hauch des Fanatismus, noch die Rathschläge des persönlichen Interesses ihre Wagschale niederziehen werden."

„Der Entschluß, den ich fassen werde, Sir John, hängt weniger von der Antwort ab, die Ihr mir gegeben habt, als von der, die Ihr mir geben werdet."

Der schottische Edelmann neigte sich ehrfurchtsvoll vor dem König, der ihn nun fragte, ob Jakob V. einwillige, ihm wegen der Krone Schottlands zu huldigen, wie seine Vorfahren seit dem Jahre 900 den Vorfahren Heinrichs gehuldigt hätten; wie Erich Eduard I., Malcolm Eduard dem Beichtiger, Wilhelm dem Eroberer, und Wilhelm dem Rothen; wie Edgar, Malcolms Bruder, Heinrich I.; David, der Nachfolger Edgards, der Kaiserin Mathilde; Davids Sohn, Stephan, dessen Bruder Wilhelm, nebst dem ganzen Adel Heinrich II., Richard I. und dem König Johann gehuldigt hatten, welche letzte Huldigung, um ihr einen feierlicheren Charakter zu geben, öffentlich auf dem Lincolnsberg gehalten, und auf das Kruzifix des Erzbischofs von Canterbury beschworen ward. Diese Huldigung, welche Johann von Bailiol Eduard III. noch geleistet hatte, war unter der Herrschaft Richards II. und Heinrichs IV. unterbrochen worden wegen der Bürgerkriege, welche damals England verheerten; als aber ihr Nachfolger, Heinrich, dem König von Schottland gebot, ihn als Vasall auf seinem überseeischen Kriegszug zu begleiten, da gehorchte ihm der König von Schottland. Unter Richard III. erlitt diese Huldigung abermals eine Unterbrechung; aber Richard war ein Usurpator, und hatte mithin keinen Anspruch darauf. Heinrich VII., der Vater des herrschenden Königs, war zu sehr mit politischen und religiösen Faktionen beschäftigt, welche das Reich in seinem Innern bewegten, um die Blicke nach Außen zu wenden, und hatte daher diese Huldigung von Jakob IV. nicht verlangt; aber Heinrich VIII., der, sich als Vollstrecker der göttlichen Rache betrachtend, die Rebellen in ihrem Blut ertränkt, die Ketzer in den Flammen erstickt, und die feindlichen Heere auf den Schlachtfeldern vertilgt hatte, er, der das alte England seit vier Jahrhunderten von den Stößen der Bürgerkriege untereinander gerüttelt und seit tausend Jahren in der Nacht des Irrthums versunken sah, er wollte das nicht länger dulden; wollte, daß die Dinge ihren unterbrochenen Gang wieder gehen sollten. Nach seiner Ansicht war das schottische Volk seinem Adel, der schottische Adel seinem König, der schottische König dem König von England, und der König von England Gott zur Huldigung verpflichtet.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Beschädigung öffentlicher Denkmale.

(Von Dr. Wilh. Dieffenbach.)

In Deutschland sind in neuerer Zeit so viele Beweise von aufopfernder Kunstliebe durch Errichtung von Monumenten auf Kosten von Privaten und Gemeinden gegeben worden, daß man daraus auf eine allgemeiner verbreitete Kunstliebe, und somit auch auf größere Achtung der dem Schutze des Publikums empfohlenen Werke der Kunst zu schließen berechtigt ist. Leider wird aber diese Schlußfolgerung durch die Erfahrung widerlegt, wie erst neuerlich durch den, an dem Monument auf dem hohen Markt zu Wien begangenen entstellenden Frevel, nachdem man ähnliche Ausbrüche des Vandalismus gegen öffentliches und geheiligtes Eigenthum in andern Städten Deutschlands zu beklagen gehabt hatte. — Johann Jakob Cella, fürstl. nassau-weilburgischer Regierungsdirektor, hat in seiner, im Juli 1791 von der Göttinger Societät der Wissenschaften gekrönten Preisschrift: „Was ist die Ursache, warum, wenigstens in vielen Theilen von Deutschland, Zierrathen an öffentlichen Gebäuden, Brücken, Monumenten ꝛc. aus leerem Muthwillen öfter als in Italien und andern Ländern verdorben werden? — Und wie läßt sich diese, wie es scheint nationelle Unart am sichersten und geschwindesten ausrotten?“ — Cella, sage ich, hat in dieser seiner Schrift mit unverkennbarem Interesse eine wunde Stelle des deutschen Volkslebens beleuchtet und über den Sitz des Uebels und die Mittel zu seiner Abhülfe viel Gutes und Schönes gesagt. Gleichwohl sind seitdem jene alten Klagen in Deutschland schon zum öftern wiederholt worden, und trotz der im Allgemeinen fortgeschrittenen Bildung hat sich bis zu unseren Tagen ein im Finstern schleichender Vandalismus gegen schutzlose Kunstwerke erhalten, der um so unerklärlicher ist, als das Christenthum als Kultus, besonders in der katholischen Kirche, mit den schönen Künsten innig verschwistert ist und ihrer zur Ausschmückung von Gotteshäusern, zu kirchlichen Ceremonien ꝛc. vielfältig bedarf. Zwischen dem protestantischen und katholischen Deutschland bemerkte man ehemals in dieser Beziehung einen viel auffallenderen Unterschied als jetzt: während in jenem, und zwar in Folge der anfangs etwas zu radicalen Entwickelung der Reformation, die Kirchen ihrer Kunstzierden in Werken der Malerei und Sculptur meist beraubt worden waren, fanden beide Künste in dem katholischen Deutschland fortwährend Anerkennung und Geltung, wenn auch nicht immer in dem glücklichsten Geschmack und in dem Interesse höherer Vollendung. Die in letzterem beschützten Künste blieben indeß in ihren alten Rechten und lebten fort; ihre Schöpfungen, meist durch die Religion geheiligt, wie bei den Griechen und Römern, wurden nicht nur geachtet, sondern auch verehrt, mithin unter den Schutz der heiligsten Gefühle des Menschen gestellt. Wie aber mit dem Beginn und der ersten Entwickelung der Reformation in Deutschland viele Kirchen rein ausgefegt wurden, so daß wenig mehr als die leeren Wände übrig blieben, da mußte auch im Volke der Kunstsinn schwinden, indem ihm die fruchtbarste Quelle desselben, die religiöse nämlich, entzogen wurde. Gleichgültigkeit, Geringschätzung und mitunter auch ein übelverstandener Haß mußte sich daraus in dem protestantischen Deutschland, in der großen Masse des Volkes wenigstens, gegen Kunstwerke entwickeln. Dasselbe sah auf dem platten Lande wenig mehr als gemalte Wirthshausschilde mit dem schäumenden Bierglas, oder mit zwei- und vierfüßigen Wappenthieren, welche zum Besuche und zum Trinken einluden. Die Kunstidee, welche, wie das politische Selbstbewußtseyn, im Volke stets rege erhalten werden muß, mußte sonach allmählig sinken und zuletzt in dem nationellen Gedankenkreise in den entfernteren Hintergrund treten. Glücklicherweise hat das protestantische Deutschland in dieser Beziehung schon längst eingeholt, was es Anfangs in so auffallender Weise versäumte, wenn auch sonst zugegeben werden muß, daß die Künste überhaupt noch nicht so tief in das Volksleben eingedrungen sind, als sie es in ihrer Eigenschaft als wichtige Bildungsmittel verdienen.

Hr. Cella hat — so viel ich mich erinnere — diesen nicht unwesentlichen Punkt in seiner sonst interessanten Schrift kaum berührt, weshalb ich mich gedrungen fühlte, hier Mehreres darüber in Kürze zu sagen.

(Schluß folgt.)

Köstliche Tölpelei eines Bedienten.

Frau v. B., die zu Bayeux wohnt, nahm einen stämmigen Burschen in ihre Dienste. Man bürgte für seine Treue, nicht aber für seinen Verstand. „Treue, das ist die Hauptsache“, äußerte jene Dame; „was das Uebrigebetrifft, so werde ich ihn schon zustutzen.“ Bald darauf fuhr Frau von B. aus, um mehrere Besuche abzustatten. Beim Einsteigen in den Wagen bemerkte sie, daß sie ihre Visitenkarten auf dem Kamin liegen gelassen habe. „Johann“, rief sie dem Bedienten zu, „ich vergaß meine Karten, hole sie und stecke sie zu Dir.“ Johann eilt hinauf, thut, was ihm geheißen, kommt wieder herab und stellt sich hinten auf den Wagen. Die Besuche wurden gemacht. In jedem Hause, wo die Herrschaft abwesend war, ließ Frau v. B eine oder zwei Karten abgeben. Am letzten, wo man hielt, sagte die Dame ihrem Bedienten: „Johann, hier gibst Du drei Karten ab.“

„Unmöglich, gnädige Frau!“

„Warum denn nicht?“

„Weil mir nur noch zwei übrig: Treff-As und Coeur-Siebener . . .“

Der Kauz hatte ein Päckchen Spielkarten erwischt und sie überall vertheilt. Man mußte die Besuche wieder von vorn anfangen.

Mannichfaltigkeiten.

(Berlin.) In der Nacht vom 26. auf den 27. April sollte in dem königlichen Lustschlosse Charlottenhof bei Sanssouci, welches der Monarch schon als Kronprinz mit großer Vorliebe im italienischen Geschmack hat erbauen lassen, ein gewaltsamer Einbruch geschehen, von dem indeß die hiesige Polizei noch zur rechten Zeit Kenntniß erhielt. Mit dem ersten Abendzuge begaben sich auch mehrere Polizeibeamte von hier aus nach Potsdam und setzten sich darauf mit den dortigen Criminalpolizeibeamten in Verbindung, um alle Vorsichtsmaßregeln zu treffen. Mit dem letzten, um 10 Uhr von hier

abgegangenen Abendzuge trafen denn wirklich die Diebe auf der Eisenbahn ein und wurden bald in Charlottenhof von den bereit stehenden Beamten wahrgenommen. Statt aber in das Lustschloß einzubrechen, zogen es die Spitzbuben vor, erst zu recognosciren und sich dann zur Wohnung des Hofgärtners zu begeben, wo sie sich alsbald an die Anbohrung der Thür machten. Der Hofgärtner, welcher noch nicht zu Bett gegangen war, weckte rasch seine Leute, und nun ging es an ein Verfolgen der Diebe. Die Letzteren waren indeß sehr schnell, und von den vier, welche zur Verübung des Diebstahls gekommen waren, gelang es nur, sich eines einzigen zu bemächtigen; die andern drei haben vorläufig das Weite gesucht.

(Berlin, 24. April.) Ein hiesiger Literat oder vielmehr ein junger Mensch, „der unter die Literaten gegangen war," hat sich jüngst an das Kabinet des Königs mit der Bitte um eine Anstellung im Staatsdienst gewendet. Zur stärkern Unterstützung seiner Bitte hat er dabei hinzugefügt, er sey bereit, sich wie Gentz Demjenigen zu verkaufen, der ihm das meiste Geld geben würde; sollte ihm sein Gesuch aber abgeschlagen werden, so wollte er ein schlechter Mensch werden, falsche Tresorscheine machen u. s. w. Vermuthlich dürfte der Bittsteller Aussicht haben, am „Ochsenkopf" fixirt zu werden, da ein beigefügtes Gedicht aus dem Figaro schwerlich als Gewähr der Fähigkeiten gelten konnte, weitere Erkundigungen aber entschieden dagegen gesprochen haben. Diese Anekdote, so komisch sie erscheint, giebt doch zu sehr ernsten Betrachtungen Anlaß. Jener Bittsteller kann als der Gesammtrepräsentant einer ganzen Klasse von Leuten gelten, die, aus ihren eigentlichen Berufssphären herausgeschleudert, hierselbst von der Feder zu leben suchen. Sie verfassen unorthographische Aufsätze für das größere Publikum, schreiben für den jeweiligen Gebrauch Liebesbriefe und Liebesgedichte, lassen in irgend einem Winkelblatt wohl Mal eine Zeile drucken, nennen sich Literaten — und sterben Hungers. (Düsseld. Ztg.)

Wie unterscheidet sich ein Gasthofs-Fremder vom Hausknecht? — Der Fremde kehrt ein, der Hausknecht kehrt aus.

Eine wichtige Rolle kann nur der spielen, welcher gewichtige Rollen hat.

Ein Bildhauer verfertigte einen Grabstein, worauf auch das Alter des Verstorbenen eingemeißelt war. Die Zahl der Jahre war 89. Indeß fanden die Anverwandten, daß der Verstorbene schon 90 Jahre alt war, und ersuchten den Bildhauer, nur noch ein Jahr beizufügen. Er that es auch buchstäblich, und nun trägt der Grabstein die Zahl 891.

Korrespondenz.

Hamburg, 1. Mai.

Die Milanollo's machen auch bei uns Furore. Anfangs zwar war der Enthusiasmus etwas kühl und die Einnahme nicht von Belang (ungefähr 500 Mk.), so daß der Alte schon wieder fortreisen wollte; allein das dritte und vierte Konzert waren so gedrängt voll, daß das Orchester zu Sitzplätzen eingeräumt werden mußte und der Jubel und der Applaus kein Ende fanden. Nun wird ein letztes Konzert nach dem andern gegeben und die Ernte wird auch hier nicht spärlich ausfallen. Die Wunderkinder gehen von hier zunächst nach England. Uebrigens sind auch unsere Kunstrichter und Enthusiasten über die liebliche Erscheinung dermaßen in Entzücken gerathen, daß sie — wie weiland die Berliner bei Lißt — zur Verherrlichung des Wunders die unerhörtesten und genialsten Phrasen erfanden, daß ihre Redeweise oft der eines Verrückten ähnlicher sieht, als der eines Begeisterten. — Der Veteran Lenz ist als Klarenbach in Ifflands „Advokaten" von der Bühne geschieden; es war ein feierlicher und rührender Abschied. Hamburg, ja Deutschland verliert mit ihm einen seiner ausgezeichnetsten Mimen aus Schröder's Schule. Lenz, ein geborner russischer Freiherr, der wegen eines Duells in der Jugend geflüchtet war, wird Hamburg verlassen und sich nach seiner Vaterstadt Riga zurückbegeben. Seine Frau wird unserer Bühne auch ferner angehören. Hr. Gerstel, vom Theater zu Wiesbaden, ist anstatt des Hrn. v. Lehmann engagirt worden und hat in seiner Debütrolle als Doctor Bartolo vielen Beifall geerntet. Im Thaliatheater folgt eine Benefizvorstellung der andern. Des Komikers Meyer Benefiz förderte ein so erbärmliches, triviales und gemeines Mischmasch zu Tage, wie es diesen Musentempel bisher noch nicht entweiht hat und hoffentlich nicht wieder entweihen wird. Ich schweige lieber davon. Das Publikum gab seinen Unwillen durch Zischen und Pfeifen deutlich zu erkennen. Auch Räder hat sein Gastspiel und seine Possenreißerei beendigt. Er ist jedenfalls ein tüchtiges komisches Talent, ein wackerer Buffo. Wenn er nicht so ungeheuer übertriebe und weniger nach dem Beifall der Gallerie haschte, würde er eine bei weitem höhere Kunststufe einnehmen. Le Roi est mort, vive le Roi! An Räder's Stelle folgt unmittelbar der Komiker Hassel von Frankfurt a. M., der auf unserm Fremdenblatte als „Particulier" figurirt. Ich werde über ihn berichten.

Konzert zum Besten der Mozart-Stiftung.

Mittwoch den 8. Mai 1844 im Saale des Weidenbusches gegeben von C. A. Aguilar aus London.

Erste Abtheilung: 1) Symphonie, von C. A. Aguilar. 2) Gebet, von Scheldle; 3) Bachus, von Evans; 4) Canon, aus Ahasverus, von Mozart, mit Begleitung des Orchesters, Männerchöre, vorgetragen von dem Liederkranz. 5) Konzert für das Pianoforte, von Beethoven, vorgetragen von C. A. Aguilar.

Zweite Abtheilung: 1) Scherzo und Finale, aus der ersten Symphonie von Schnyder von Wartensee. 2) Erster Satz aus dem Violinkonzert von Beethoven, vorgetragen von Hrn. Eliason. 3) Die Liebe, von Cherubini; 4) Wer ist ein Mann? von Zöllner, Männerchöre, vorgetragen von dem Liederkranz. 5) Rondeau für das Pianoforte von Hummel, vorgetragen von C. A. Aguilar. 6) „Rule Britannia", Männerchor mit ganzem Orchester begleitet, gesungen von dem Liederkranz. — Billets zu fl. 1. 24 kr. sind in der Musikalienhandlung des Hrn. André auf der Zeil (ehemals Weidenhof) und Abends an der Kasse zu haben. Anfang 7 Uhr.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 7. Mai (Neu einstudirt): Frauenehre, Drama in 5 Abth., nach dem Spanischen des Trurillo, von Dr. G. N. Bärmann. Donna Maria: Fräulein Hausmann, vom Theater zu Würzburg.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 128. Mittwoch, den 8. Mai 1844.

Weiblicher Ehrgeiz.

Von Kathinka Zitz.

(Fortsetzung.)

Dieser Meinung war aber die des Sir von Thirlstane gerade entgegengesetzt, denn er behauptete, die Huldigung, welche die alten Könige von Schottland den Königen von England dargebracht, habe sich nur auf die Grundstücke bezogen, welche jene in England besaßen, so wie auch die Könige von England denen von Frankreich wegen der Herzogthümer Guyenne und der Normandie huldigten. Der König besaß Geschichtskenntniß genug, um die Huldigung wegen der Grafschaft Huntington nicht mit der Huldigung des Reichs und die der besondern Könige von Northumberland nicht mit der der Könige von Schottland zu verwechseln. Aus Dem, was unter der Regierung Bailiols vorgegangen war, konnte England keine andere Schlußfolgerung ziehen, da der schottische Adel stets gegen dieses Verfahren protestirt hatte. Johann von Bailiol hatte Eduard I. allerdings aus Dankbarkeit gehuldigt, weil ihm dieser behülflich gewesen, den Thron zu erlangen; aber er verlor deswegen die Achtung seines Adels und die Freundschaft seines Volks; Jakob V. war aber zu geachtet von dem einen und zu geliebt von dem andern, um sich jemals einem solchen Unglück auszusetzen.

Wie ehrerbietig der alte Edelmann seine Meinung auch ausgesprochen hatte, so begann das leicht entzündliche Blut in Heinrichs Adern doch heftiger zu wallen, und mit schlecht verhaltenem Zorne rief er aus:

„Also mein Neffe weigert sich, mich als Lehnsherrn anzuerkennen?"

„So ist es," erwiederte der Schotte trocken.

„Hat er im voraus auch alle Folgen erwogen, welche seine Weigerung nach sich zieht?"

„Welches sie auch seyn mögen, er wird sie tragen; die Könige von Schottland haben den Gebrauch, mit der Hand erst an ihr Schwert zu fahren, bevor sie nach ihrer Krone fassen."

„Wohl! Sir von Thirlstane! . . ." sagte Heinrich, indem er sich rasch von seinem Thronsessel erhob, „wohl! wir sind all' der geschwornen und wieder zurückgenommenen Huldigungen müde. Hört mich also an: vorhin hätte ich mich noch mit Dem begnügen können, was ich von Euch begehrte; jetzt verlange ich mehr. Die Hand Gottes warf unsere beiden Nationen fern von andern Völkern der Welt in die Mitte des Oceans, auf einen und denselben Boden, der aber ungleich zwischen sie getheilt ist; nur durch das schmale Bett des Tweeds getrennt, wäre das hinreichend, um zwei Provinzen, nicht aber zwei Königreiche von einander zu scheiden; auch ist seit tausend Jahren das beste Blut der beiden Völker bald auf dem einen, bald auf dem andern Ufer geflossen; seit tausend Jahren hatte England keinen Feind, der nicht Schottland zum Bundesgenossen gehabt hätte; seit tausend Jahren wüthete kein Bürgerkrieg in Schottland, daß nicht Englands mächtiger Hauch die Feuersbrünste seiner Städte angefacht hätte; zwischen unsern beiden Völkern besteht ein Haß, den die Mutter ihren Töchtern mit der Milch einflößt, den der Vater seinen Söhnen mit dem Schwerte vererbt . . . . Wohlan, Sir John, dieser Haß würde von Generation zu Generation bis zum Tage des letzten Gerichts fortdauern, wenn es nicht mir, Heinrich von England, in den Sinn gekommen wäre, daß das unter meiner Regierung ein Ende nehmen sollte; Huldigung genügt mir jetzt nicht mehr, ich will erobern, denn zwei Kronen und zwei Köpfe sind um die Hälfte zu viel für eine Insel . . . . Von heute an giebt es nicht mehr einen König in England und einen König in Schottland, sondern einen König von England und Schottland . . . . Der Gott der Heerschaaren wird entscheiden, ob er Heinrich VIII. oder Jakob V. heißen wird."

„Sire, der Gott der Heerschaaren ist auch der Gott der Gerechtigkeit," warf ihm der greise Krieger mit ruhiger Würde ein.

„Davon habt Ihr einen Beweis vor Augen, Sir John," sagte der König aufbrausend, indem er auf die Wand deutete, an welcher überall Waffentrophäen aufgehängt waren; „schaut zu Eurer Linken, die Rüstung dort gehörte dem König Jakob IV., der nebst seinem Sohne, zwölf Grafen und siebzehn Baronen auf dem Schlachtfeld von Flodden blieb. Auf dem Harnisch könnt Ihr noch die Oeffnung sehen, durch welche der Stahl eindrang und das Leben entfloh. Wohlan, Sir John! ich schwöre bei meiner Krone und bei meinem Scepter, daß, mit welcher starken Rüstung ihr Schottland auch umgeben mögt, ich ihm doch eine Wunde beibringen werde, die breit und tief genug ist, auf daß alles Rebellenblut seinem Herzen auf ein Mal entströme . . ."

„Bevor Ihr aber dahin gelangt, Sire," fiel ihm der Schotte in das Wort; „müßt Ihr erst die letzte seiner Städte zerstört,

den letzten seiner Söhne aufgeopfert haben! . . . Was mich betrifft, so beliebte Ew. Gnaden vorhin zu bemerken, daß ich meines Wahlspruchs würdig sey . . . Ich würde dagegen verstoßen, wenn ich nicht auf das schnellste Urlaub von Euch nähme; denn ich wünsche, daß Ihr mich an der Spitze der ersten Krieger, die gegen Euch ausziehen, finden und dann sagen mögt: Immer fertig!"

„Wir halten Euch nicht zurück, Sir John," sprach Heinrich gereizt. „Die englischen Könige besitzen auch einen Wahlspruch, den sie nie in Vergessenheit kommen ließen, und der, bevor ein Monat vergeht, in feurigen Buchstaben auf so viel Städten geschrieben stehen soll, daß man aus allen Winkeln Schottlands darauf lesen kann: Gott und mein Recht!"

Hierauf entließ er den schottischen Edelmann, seine Umgebung auffordernd, ihm das Ehrengeleit zu geben, nicht als Gesandten des Königs von Schottland, sondern als Botschafter seines Neffen, Jakobs V. Nur Ethelword, den Herzog von Dierham, hielt er durch einen vertraulichen Wink bei sich zurück; er faßte ihn unter den Arm wie einen liebgewordenen Freund, ging einige Mal in dem großen Gemache mit ihm auf und nieder, und sagte endlich:

„Nun, Herzog von Dierham, was sagt Ihr zu der Hartnäckigkeit unseres Neffen?"

„Daß niemals ein König einen Gesandten wählte, der kürzer gefaßt in seinen Antworten war, als dieser."

Heinrich nickte lächelnd, denn er selbst mußte zugestehen, daß Sir John ein würdiger Schotte war, der nur das Unrecht hatte, sich noch in den Zeiten der Robert Bruce und der William Wallace zu wähnen, und zu glauben, daß nach sechs Jahrhunderten die Herzen noch dieselben wären, weil die Harnische, die sie bedeckten, noch die nämliche Gestalt hatten. Er glich einer Bildsäule aus alter Zeit, die als Meilenzeiger auf die Heerstraße des Lebens gestellt war, und die mit ihren steinernen Augen nicht gesehen hatte, daß die Generationen in dem Grade verarmten, als sie auseinander gefolgt waren.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Beschädigung öffentlicher Denkmale.

(Von Dr. Wilh. Dieffenbach.)

(Schluß.)

Die Kunstliebe des italienischen Volkes ist theils die Frucht einer mehr als zweitausendjährigen Civilisation, ererbt von dem alten Griechenland und Rom, und gepflegt während der christlichen Zeitrechnung durch den kirchlichen Kultus; theils aber auch die Folge einer schöneren Natur und eines milderen Klimas, welche beide den Menschen sanfter stimmen und ihn für das Schöne und Große, welches ihn umgibt, empfänglicher machen. Deutschland steht in der einen wie in der andern Beziehung gegen Italien bedeutend im Nachtheil, und wenn daher in letzterem öffentliche Denkmale sich im Allgemeinen eines wirksameren Volksschutzes zu erfreuen haben, als in jenem, so scheint der natürliche Erklärungsgrund in den eben angedeuteten Momenten zu liegen, welche bei Betrachtung dieses Gegenstandes nicht leicht übersehen werden dürften.

Polizeiliche Vorkehrungen gegen die Beschädigung von öffentlichen Denkmalen nützen wohl Etwas, aber nicht viel, und die Verantwortlichkeit, welche Cella den Gemeinden für deren unverletzte Erhaltung auferlegen will, kann in vielen Fällen von größerer Wirksamkeit seyn. Die wichtigste Aufgabe bleibt aber in dieser Beziehung immer der Volkserziehung überlassen, welche bei ihrem Bildungsgange jene moralischen Garantien zu schaffen hat, welche aus der Achtung und Verehrung gegen alles Schöne und Edle entspringen und darin ihren sichersten Stützpunkt finden. Was der würdige Cella darüber sagt, wird der aufmerksame Leser gerne als richtig und wahr anerkennen wollen.

Die unermeßliche Vermehrung der Bildungsmittel in neuerer Zeit und das schöne Streben, welches sich fast überall kund gibt, die Kreise des Wissens in den unterschiedlichen Ständen immer weiter zu ziehen, geben den vorhin erwähnten moralischen Garantien immer mehr Stärke und praktische Bedeutung, so daß wir im gemeinsamen Vaterlande mit Wahrscheinlichkeit annehmen dürfen, daß die in blindem Muthwillen oder in noch viel schlimmerer Absicht gegen öffentliche Denkmale verübten Barbareien allmählig abnehmen und zuletzt ganz aus der Wirklichkeit verschwinden werden.

Das auf Erfahrung gegründete Vertrauen in die Achtung des Volks gegen öffentliche Kunstwerke kann jedoch zu keiner Epoche jene materiellen Vorkehrungen zu deren wirksamerem Schutze ausschließen, welche die Rücksicht auf Elementar-Ereignisse oder andere zufällige Begebenheiten zu treffen gebietet. Der Theseus-Tempel im Volksgarten zu Wien z. B. bewahrt eins der herrlichsten Bildwerke Canova's, welches Tags über dem Publikum zugänglich, Nachts aber verschlossen ist. Auf den Friedhöfen dieser Hauptstadt gewahrt man manches schöne Denkmal der Liebe und Kunst, welches den Stifter wie den Urheber ehrt. Alle diese Kunstschätze, welche den Tod mit dem Leben gleichsam zu versöhnen scheinen, werden zu den verschiedenen Tageszeiten in einer Weise bewacht, daß die Hand des Frevlers oder Räubers sie wohl schwerlich wird antasten wollen. Beethoven's einfaches Denkmal, das mit dem goldenen Namensbuchstaben des Entschlafenen dem gebildeten Wanderer Alles sagt, was ihm an diesem Orte nur zu sagen ist, steht unter diesem allgemeinen äußern Schutze, überdieß aber auch noch unter der ganz besondern Hut des Todtengräbers, der — wie ich einst zu bemerken glaubte — in der Geschichte und Statistik seines Friedhofs wohl bewandert zu seyn schien. Er sprach immer von „seinen Todten", als deren Chef er sich zu betrachten schien, und kam mir in seiner ruhigen vermittelnden Haltung als der wahre Friedensfürst auf Erden vor, der der melancholischen Ruhe und der trauernden Stille hier Altäre erbaut hatte, und der die neuen Unterthanen seines Gebiets in das Reich des ewigen Friedens, dieser vollkommensten aller Republiken, wo Majestät und Macht ein leerer Schall, mit oder ohne Pomp einzuführen und ihnen das ewige Bürgerrecht zu ertheilen berufen war.

Darmstadt, im April 1844.

Johann Gottfried von Herder's Geburts-Jubiläum.

Am 25. August 1844 sind es hundert Jahre, daß Johann Gottfried von Herder zu Mohrungen in Ostpreußen geboren wurde. Ein Sohn des dortigen Mädchenschullehrers

und Kantors Herder, in engen Verhältnissen auferzogen, erst spät und auch da nur dürftig berührt von der Weihe klassischer Bildung, brach er sich, denkend und fühlend, den eigenen eigenthümlichen Weg. Königsberg und Riga sahen die ersten glänzenden Spuren seines schriftstellerischen und rednerischen Talents; in Strasburg traf der Wandernde mit Göthe zusammen; Bückeburg rief ihn früh zu theologischen Würden und Ehren, und Weimar reihte ihn dann — einen der Ersten — seinem Strahlenkranze grosser Männer ein. Herder's Verdienste und Strebungen sind so vielseitig, daß es fast Niemanden gibt, der nicht mehr oder minder unmittelbar in ihre Kreise gezogen würde. Wenn nicht als Theolog, doch als Philosoph; wenn nicht als Schulmann, doch als Geschichtsforscher; wenn nicht als Freund des klassischen Alterthums, doch als Freund der Dichtkunst überhaupt. Volkslied, Legende, Ossian und Shakspeare sind uns durch Herder vermittelt; noch in den letzten Jahren seines Lebens, den Jahren seiner sinkenden körperlichen Kraft, sang er den Cid nach spanischen Romanzen, und mit kräftigem deutschem Sinne ging bei ihm zugleich freier Sinn strahlend Hand in Hand. Der Lehrer der Humanität mußte wohl einsehen, daß Humanität, die schöne göttliche Pflanze, nicht im engen Scherben zu wurzeln vermöge; früh gewandert durch alle Gebiete der Wissenschaft, mit dichterischem Flügelschlag sich ihrer bemeisternd, Fernes und Nahes darin verknüpfend, brachte er doch das Alles wieder in Verbindung mit den höheren Interessen seines Vaterlandes und seiner Zeit. Ja, er konnte auch zürnen dabei, er konnte herb und bitter werden, wenn er Talent und Genie, aber so wenig männliche Kraft um sich sah. Dazu verurtheilt, die letzten Lebenspulse des tausendjährigen deutschen Reichs mit seinen eigenen letzten Lebenspulsen zu begleiten, seit Jahren hereinbrechen sehend das Verderben, gereizt, erkrankt, war es nicht schwer, zu strengem Tadel der Gemäßigten und Gleichgültigen die Zielscheibe zu seyn. Daß Herder nicht nur Gelehrter und Dichter, daß er zugleich praktischer Schulmann und viel verdient um den nächsten Gegenstand seiner amtlichen Wirksamkeit, das damalige Herzogthum Sachsen-Weimar, war, daß er auch als Gatte und Vater und Freund unsterbliche Kränze verdiente, lehren mit überzeugender Kraft die Blätter seiner Lebensgeschichte.

Und am 25. August 1844 sind gerade hundert Jahre seit seinem Geburtstage vergangen. Vor einigen Jahren starb sein letzter Sohn. Aber sein Namen lebt, sein Blut fließt noch in rüstigen Enkeln und Urenkeln fort. Und über jenem Namen, ein Gemeingut des Volks, nicht an ein einzelnes Individuum gebunden, lebt der Name Herder's, des Dichters, des Denkers. Das Blut seiner Kenntnisse, seiner Ueberzeugungen, seiner lichtvollen, kräftigen Darstellung, seines poetischen innersten Lebens, wie es zumeist in Liedern und weisen Sprüchen sich offenbarte, strömt durch sein deutsches Volk. Kann dieses etwas Besseres thun, als festlich da und dort, in allen Gauen, die es bewohnt, ein schönes Zeugniß der Einigkeit und des Sich-Begegnens in erhebenden Gedanken, Herder's hundertjährigen Geburtstag feiern?

Wir legen diese Frage an das Herz des Volkes.

(Vaterland.)

Mannichfaltigkeiten.

In Brood, einem Handelsstädtchen in Slavonien, das von dem, türkischen Flecken gleichen Namens nur durch die Save geschieden ist, lebt, wie die Zeitungen berichten, ein greiser Handelsmann, der in mehr als einer Beziehung zu den seltenen Erscheinungen in der Handelswelt gehört. Er ist gegenwärtig 118 Jahre alt. Seit hundert Jahren betreibt er sein Handelsgeschäft in dem Städtchen, das seine Wiege war, und wohl auch seine letzte Ruhestätte werden wird. Was hat er in dieser Zeit nicht alles erlebt! Zwei blutige Türkenkriege zogen nach langer Zwischenpause an ihm vorüber. Als der Prinz Eugen von Savoyen zum ersten Male die seit Hunyaty unbezwungene Weißenburg (Belgrad) eroberte, war er ein Knabe; als Laudon die gewaltige Veste zum zweiten Male in wenigen Tagen erstürmte, war er schon ein bejahrter Mann. Von Jugend auf in dem kleinen Gränzstädtchen lebend, blieb er allen Einfällen feindlicher Raubhorden ausgesetzt; dennoch erreichte er ungefährdet nicht nur dieses außerordentliche Alter, sondern auch ein bedeutendes Vermögen. — So lebte dieser seltene Greis unter sechs Monarchen: Karl VI., Maria Theresia, Joseph II., Leopold II., Franz I., Ferdinand I. Er ist gegenwärtig vielleicht der älteste Unterthan im österreichischen Kaiserstaate, ganz gewiß aber der Nestor der gesammten europäischen Handelswelt.

Wieder ein neuer Pianist! Hr. Leopold von Meyer macht in jüngster Zeit in Wien Furore. Dortige Blätter können nicht Worte genug finden, um seine Virtuosität anzurühmen, nennen seine Erfolge ungeheuer, gigantesk, kolossal, und sprechen von pyramidalen Applaussalven. Die Wiener sind musikalische Enthusiasten, und in ihren Blättern liest man Berichte, wie man sie in den Frankfurtern nicht wagen dürfte. Uebrigens muß Hr. L. von Meyer jedenfalls zu den ausgezeichnetsten Pianisten gehören.

(Frankfurt a. M.) Die italienische Gesanglehrerin, Mad. Uccelli aus Florenz, ist mit ihrer Tochter und Schülerin Mlle. Uccelli hier angekommen, und beabsichtigt, demnächst ein Konzert zu geben, um sowohl die Kunstleistungen ihrer Elevin, als auch die Zweckmäßigkeit ihrer Lehrmethode dem hiesigen Publikum und besonders den höheren Ständen zu empfehlen. Die genannten Damen sind mit guten Empfehlungen und vortheilhaften Zeugnissen versehen. Das Nähere über deren Konzert wird bekannt gemacht werden.

Korrespondenz.

Hamburg, 4. Mai.

Hassel's Gastspiel.

Hr. Hassel, vom Stadttheater zu Frankfurt a. M., eröffnete gestern als Mr. Pudding in der „Benefizvorstellung“ sein Gastspiel auf der Thaliabühne mit dem glänzendsten Erfolge. Wir haben dieses Stück, das einen etwas matten Ausgang nimmt und in welchem Börner als Flüsterleis excellirt, im letzten Winter mehrere Male gesehen und waren überrascht, wie viel Hr. H. aus der Rolle dieses Engländers zu machen wußte. Sein ganzes Auftreten (wobei ihm seine Persönlichkeit trefflich zu statten kommt), sein Costüme, seine Physiognomie mit dem aufgesperrten Munde charakterisirte meisterhaft

den Engländer und sein Nachahmen des englischen Idioms, so wie das Deklamiren eines englischen Gedichts mit chargirtem Nationalaccent setzte das mit dem Englischen sehr vertraute Hamburger Publikum, so wie Engländer selbst in Erstaunen. Nachdem er nun auch den Schiller'schen Monolog deklamirt, wurde Hr. H. gleich in dieser ersten Scene stürmisch gerufen. Darauf sahen wir den Gast in der kleinen Operette: „der Kapellmeister von Venedig", bei welcher Gelegenheit wir ihn auch als wackern Buffo kennen lernten und seine liebenswürdige Redseligkeit beim Italienischparliren bewunderten. Ganz ausgezeichnet war er namentlich in der bekannten Orchesterdirektionsscene: „Die erste Violine fange also an", die er mit solchem Feuereifer durchführte, daß er das Haus zum lebhaftesten Beifalle enthusiasmirte. Hr. H. ist ohne Zweifel einer der ersten und begabtesten Komiker Deutschlands, ein Komiker, der nicht in krasser Weise übertreibt und darum um so mehr wirkt, der nicht durch allerlei billige Mittel auf den Beifall der Gallerie speculirt und darum eine so viel höhere Stufe als ächter Künstler einnimmt, ein Komiker, mit einem Wort, der durch die Wahrheit, seine Charakteristik und den frischen Humor seiner Darstellung beim ersten Auftreten hier Furore gemacht und den wir noch recht oft auf der freundlichen Thaliabühne zu begrüßen hoffen. Heute Abend gibt er seinen berühmten Hampelmann.

Weimar, 26. April.

Theaterzustände. — Gastspiele des Hrn. Braunhofer.

Das hiesige Theater-Institut wieder auf jenen Höhepunkt mimischer Kunst empor zu heben, den es in früherer Zeit so ruhmreich eingenommen und so glänzend behauptet hat, dürfte unter den jetzigen Umständen zwar schwer, vielleicht unerreichbar seyn; daß man ihm aber näher zu kommen sucht, ist nicht zu verkennen und macht der Intendanz alle Ehre. Ist das hiesige Publikum auch genügsam und bescheiden, so würde der Eifer für's Schauspiel doch oftmals erkalten, wenn ihm zuweilen nicht etwas Neues geboten oder eine fremde Erscheinung vorgeführt würde. Wir meinen damit neue Stücke und neue Künstler, die beide einen gleich großen Reiz auf die Schaulust des Publikums üben. Diesen Anforderungen hat die Intendanz namentlich in der letzteren Zeit genügt. Wir sahen nicht nur mehrere neue Stücke in Scene gehen, sondern wurden auch, mehr als je, durch das Auftreten gastirender Künstler erfreut, die sich alle, je nach ihren Leistungen, eines mehr oder weniger großen Beifalls zu rühmen hatten. Eine der willkommensten Erscheinungen dieser Art, die wir seit längerer Zeit hier auftreten sahen, war Hr. Braunhofer vom Hoftheater zu Mannheim. Zuerst trat derselbe als Hamlet auf und zeigte, wie er in den Geist der Shakspeare'schen Dichtung eingedrungen war. Die Auffassung und Durchführung des Charakters bekundet Talent und Studium. Weiter sahen wir Hrn. Braunhofer als Doctor Löwe im „Oheim", in Bauernfeld's „Bekenntnissen" als Adolph von Zinnburg und in den „beiden Briten" als Lord Damby, in welchen Rollen er sein volltönendes Organ, seine würdige Repräsentation und ein durchdachtes Spiel geltend zu machen wußte. Der geschätzte Gast wurde durch die ehrende Anerkennung unseres kunstsinnigen Publikums belohnt. Ueberdies wurde dem Künstler die Ehre zu Theil, bei Hof in Gegenwart des Erbgroßherzogs eine deklamatorische Vorlesung zu halten. — A. W. Rugo, ein hiesiger Literat, welcher leider seine Kräfte immer nur mit lokalen Gegenständen zersplittert, gibt seit längerer Zeit „Weimar's Erinnerungen" in Heften heraus. Es sind dies Schilderungen der hervorragendsten Begebenheiten von der frühesten bis auf die neueste Zeit in poetischem Gewande. Bei der unsäglichen Mühe, mit welcher diese Aufgabe nur gelöst werden kann, ist diesem Werkchen auch eine größere Verbreitung zu wünschen und wir empfehlen es den Freunden der Geschichte und der Poesie um so dringender, da sich der Inhalt durch Fleiß und Gediegenheit vor vielen andern auszeichnet.

Aus dem Herzogthum Nassau, 30. April.

Es wäre gewiß sehr zu wünschen, daß man die in unserm Lande aufblühenden Mäßigkeitsvereine — der Dillenburger zählt bereits über 700 Mitglieder — auch in der Weise unterstützte, daß man denselben in der Beschränkung der Branntweinproduction, so wie in der Beförderung der Bierbrauerei durch Verminderung der darauf lastenden Abgaben, durch ausgesetzte Preise für das beste Bier u. s. w. eine gewisse materielle Basis zu geben suchte. Unstreitig würde dieses in hohem Grade dazu beitragen, die allgemein als wohlthätig anerkannten Bestrebungen der genannten Vereine zu fördern, „das Toll- oder Feuer-Wasser" gänzlich aus der Reihe der Volksgetränke zu verbannen und in die Apotheken zurückzuweisen. Das Bier, das alte Nationalgetränk der Deutschen, scheint aber ganz geeignet, an die Stelle des Branntweins zu treten, da dasselbe, wie ein ausgezeichneter Chemiker sagt, ein Getränke ist, das dem menschlichen Erfindungsgeiste zur Ehre gereicht, indem es in seiner vollkommenen Gestalt „die durstlöschende Eigenschaft des Wassers neben dem kräftigen und nährenden Stoffe des Brodes und dem belebenden und erheiternden Wesen des Weins in sich vereint." Möchte nur recht bald in der angegebenen Weise irgend Etwas geschehen, da einem so tiefeingewurzelten und so innig mit unsern socialen Zuständen verwachsenen Uebel, wie das Branntweintrinken ist, nicht allseitig und schnell genug entgegengewirkt werden kann. „Die Sibylle verkauft mit jedem Tage ihre Schätze um höhere Preise!"

Wiesbaden, 5. Mai.

Obgleich die grünen Tische schon seit dem 1. d. Mts. in den verschiedenen Räumen des Kurhauses paradiren, so kann wegen bisherigen Mangels an Jüngern (nicht an Priestern) Fortuna's der eigentliche Beginn unseres sogenannten Conversationslebens doch erst von heute datirt werden. Auch fand diesen Nachmittag die erste musikalische Aufführung im Freien, unter der tüchtigen Leitung des Musikdirektors Stadtfeld, statt, und der bekannte Kunsthändler Raphael Sanzio eröffnete im Pavillon des Kurhauses sein Lesecabinet, das dem Besucher viel angenehme Erholung bietet. Um die Contretänze auf den Kurhausbällen und Reunionen mehr in Aufnahme zu bringen, hat der Entrepreneur Chabert einen Schüler Musard's für die bevorstehende Kursaison engagirt, der, von Paris kommend, nächstens dahier eintreffen soll. Für die bedeutende Gage, welche der Virtuose erhält, dürfte sich derselbe wohl geneigt finden lassen, außerdem Diejenigen, welche ihr Geld im Spiele verlieren werden, in der jetzt so sehr beliebten Polka gratis zu unterrichten. — Die Wiedereröffnung des Schauspielhauses erfolgt diesen Abend mit der Wiederholung „Fra Diavolo's", einer dahier zum Ueberdruß oft gesehenen Oper. Die Fortsetzung des früheren mitunter allzu lässigen Ganges in den artistischen Leistungen unserer Bühne erscheint hiernach in Aussicht gestellt, trotz der bedeutenden, im Steigen begriffenen Geldzuschüsse von Seiten des Herzogs, der dadurch dem hiesigen Kurort ein anerkennungswerthes Opfer bringt. — Die durch mehrere neue Localeinrichtungen im Schlosse zu Biebrich bisher verzögerte Verlegung der herzoglichen Sommerresidenz dahin wird nunmehr in einigen Tagen erfolgen. Bei dieser Veranlassung sollen verschiedene Festlichkeiten stattfinden; man hört von Feuerwerk auf dem Rhein, Fackelzug mit Serenade vor dem Schlosse und dergleichen mehr reden. An dem Weichbilde der Orte Mosbach und Biebrich wird eine aus 40 Mitgliedern bestehende berittene Ehrengarde die höchsten Herrschaften empfangen und von da in das Residenzschloß geleiten. Aus diesem Reitercorps sind seit einigen Wochen (wie man vernimmt, auf schriftlichen Befehl des Commandirenden) die Mitglieder mosaischen Glaubens entfernt worden, was dieselben nicht wenig überrascht haben soll, da das nassauische Conscriptionsgesetz die Israeliten für militärpflichtig erklärt, also bei ihnen, wie bei den christlichen Proletariern, die erforderliche Dosis Muth und Vaterlandsliebe voraussetzt.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 9. Mai. Der Wildschütz, oder: die Stimme der Natur, komische Oper in 3 Abth., nach Kotzebue frei bearbeitet, Musik von Lortzing.

Redakteur: J. C. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 129. Donnerstag, den 9. Mai 1844.

Weiblicher Ehrgeiz.

Von Kathinka Zitz.

(Fortsetzung.)

Sich plötzlich dem Nachdenken entreißend, in welches er versunken war, sagte der König zu Ethelword:

„Glaubt mir, Milord, dieses Krieges wegen wird kein einziges meiner Haare bleichen. Mein Schwert ist lang und schneidend, und wohin ich mit ihm nicht reichen kann, da schleudere ich es hin! . . . Das macht mich nicht unglücklich, Milord, das nicht."

Er warf sich ungestüm in einen Sessel und versank wieder in tiefes Sinnen. Ethelword konnte nicht begreifen, wie er, der Sieger war von Außen und Sieger im Innern, der den Streit der rothen und der weißen Rose beendigt und zu Frankreich und England gesagt hatte: „Nun ist es genug!" wie dieser sich unglücklich fühlen konnte. Der menschliche Ehrgeiz mußte größer seyn als die Welt, da die Welt ihm nicht mehr genügte. — Aber das war es nicht — ein gut gebautes Schiff wird nicht durch den Zorn der Elemente zum Scheitern gebracht, wohl aber durch die unter dem Meere verborgenen Klippen; die Wunde wird tödtlich, weil sie unsichtbar ist. Heinrich war groß und mächtig, aber obgleich ihn jeder seiner Unterthanen beneidete, so beneidete er hingegen oft auch wieder den geringsten seiner Unterthanen, denn Krone und Scepter allein sind nicht hinreichend zum Glücke. Der König bedurfte eines weichen Pfühls, worauf er von ihrer Last ausruhen konnte; neben der Größe des Palastes sehnte er sich nach dem Glücke der Häuslichkeit, das ihm seine vier Gemahlinnen nicht gegeben hatten. Katharina von Aragonien war mit seinem Bruder verlobt gewesen, bevor sie seine Gattin ward, woraus er später solche Gewissensskrupel schöpfte, daß er sich gezwungen fühlte, sie zu verstoßen. Anna Boleyn hatte wegen angeblicher Untreue das Schaffot besteigen müssen. Den vom Himmel herabgestiegenen Engel, Jeanne Seymour, hatte der eifersüchtige Himmel wieder zu sich zurück berufen. Anna von Cleve hatte er nur im Bilde gesehen, sich mit ihr vermählt, doch als sie nun in England ankam, fand er sie so wenig seiner Erwartung entsprechend, daß sie sich mit Schwesterrechten begnügen mußte. Was war ihm also von seinen vier Ehen geblieben? Die Erinnerung an einige glückliche Tage, zwanzigjährige Reue, Scham und Kummer — zwei Töchter, welche das Gesetz zur Regierung unfähig erklärt hatte, und ein Sohn, dessen schwächlicher Lebensfaden keine lange Dauer versprach.

Noch war der Monarch jung, darum wollte er das Eheglück noch ein Mal versuchen; aber dieses Mal wollte er seine Lebensgefährtin nicht an fürstlichen Höfen suchen, denn er war es müde, daß sich Europa in seine häuslichen Streitigkeiten einmischte; seine Scheidung von Katharina von Aragonien hatte ihm einen Krieg mit Spanien, den Niederlanden und dem deutschen Reiche zugezogen. Es stand zu erwarten, daß die Verstoßung Anna's von Cleve Hennegau, Flandern, vielleicht sogar Frankreich gegen ihn in Aufstand bringen würde. Isolirt, wie er im Schooß des Meeres war, konnte kein Bündniß seine Macht verstärken. Seine Stärke war in ihm, drum wollte er ein Weib, das jung seyn sollte, auf daß er sie lieben könne; schön, auf daß sie ihm gefalle, und tugendhaft, auf daß er sich auf sie verlassen könne; ihre Geburt war ihm gleichgültig, hatte er doch zwei Staatsminister, den einen aus einem Metzger, den andern aus einem Grobschmied gemacht, warum sollte er nicht einen königlichen Prinzen aus dem Schooße einer Vasallin ziehen.

Und er hatte gefunden, was er suchte — eine junge Waise, die in Ermanglung von Aeltern von einer Amme auferzogen worden war, und die, drei Meilen von London entfernt, ein kleines Landhaus am Ufer der Themse bewohnte. Sie hieß Katharina Howard . . . . ein so unbekannter Name, daß nichts weniger dazu gehört hatte, als das Auge des Alchymisten Flemming, um sie unter den zwölf Millionen Unterthanen des englischen Königs heraus zu finden. Er hatte dazu weder Zauberei noch Hexenkünste bedurft; denn als er eines Tages in der Umgegend von London nach irgend einer Pflanze suchte, die er für sein Laboratorium bedurfte, war er vom Regen überrascht worden, und hatte Obdach in dem einsamen Häuschen gefunden, das Katharina mit ihrer Pflegerin bewohnte. Dieser wunderbare Schatz fiel ihm auf; da er allein um die Absicht des Königs wußte, so erzählte er ihm von dem Mädchen, und später las er in den Sternen sowohl als in den Zahlen seiner kabbalistischen Berechnungen, daß dieses das Weib sey, wie es der König bedurfte. Doch dieser, durch Anna von Cleve vorsichtig gemacht, wollte seine königliche Liebe nicht eher verpfänden, bis er sich mit eigenen Augen überzeugt hätte, ob das Mädchen, welchem er sie anbieten wollte, ihrer auch wohl würdig sey, . . . daher hatte er sich auf den Rath des Alchymisten am vorigen Tage verkleidet, mit diesem eine gewöhnliche

Barke bestiegen, und war mit ihm die Themse hinauf gefahren, bis an den Ort, wo die Dame seiner Gedanken wohnte. Dort sah er sie, auf den Arm ihrer Amme gestützt, am Ufer lustwandeln, melancholisch und träumerisch, als ob sie ihr hohes Geschick im voraus ahnte . . . Aber Flemming war weit hinter der Wahrheit zurückgeblieben, denn sie vereinigte Anna Boleyns Schönheit und Jeanne Seymour's Anmuth in ihrer Person. Der König war entzückt; als sie aber sah, daß die Barke auf sie zuruderte, entfernte sich sie eilig.

Als Heinrich dem Herzog von Dierham alles Dieses mitgetheilt hatte, ohne zu sehen, wie er erblaßte bei Katharina Howard's Name, und gezwungen war, sich an einem Lehnstuhl festzuhalten, um nicht umzusinken, ertheilte er ihm den Auftrag, am folgenden Tag mit einem beliebigen Gefolge von seinem Hofe in die Wohnung des jungen Mädchens zu eilen, und sie zu der Prinzessin Margarethe zu geleiten, welche sie auf seine brüderliche Empfehlung hin unter ihre Edeldamen aufnehmen würde.

Von den schmerzlichsten Gefühlen zerrissen, strebte Ethelword mühsam nach Fassung.

„Ew. Gnaden," stammelte er endlich, „will keinen längeren Zwischenraum zwischen Ihrem Bruch mit Anna von Cleve und Ihrer Vermählung mit Katharina Howard statt finden lassen?"

„Vetter, wie viel Tage vergingen zwischen dem Augenblick, wo Anna Boleyn das Schaffot und jenem, wo Jeanne Seymour den Thron bestieg?"

„Gerade so viele, als die Todtengräber bedurften, um den Leichnam in das Grab zu betten . . . drei."

„Und wie viel Stunden vergingen zwischen Norris Ungehorsam und meinem Befehle, diesen Ungehorsam zu bestrafen?"

„So viele, als der Lord Kanzler bedurfte, um sich aus dem Tower nach dem Palast von Greenwich zu begeben . . . zwei."

„Und wie viel Minuten entschwanden zwischen der Signification dieses Urtheils und dem Tode des Schuldigen?"

„Nicht mehr, als der Scharfrichter bedurfte, um sein Beil zu erheben und wieder fallen zu lassen . . . . eine."

„Sehr wohl, Milord," sagte der König mit einem vielbedeutenden Lächeln; „ich sehe, daß Ihr die Geschichte meiner Regierung gründlich kennt . . . überdenkt sie wohl."

Heinrich entfernte sich. Ethelword blieb einen Augenblick wie unter dem Gewichte einer schweren Last stehen, dann stürzte er wie wahnsinnig die Treppe hinunter, welche in das Laboratorium des Alchymisten führte, und rüttelte an der wohlverschlossenen Thüre, als wenn er sie gewaltsam aus den Angeln heben wollte.

„Flemming! Flemming!" rief er mit donnernder Stimme; und als dieser nicht schnell genug öffnete, rüttelte er abermals an der Thüre und schrie dabei: „Heraus aus Deiner Höhle, Fuchs von Kornwallis! komm an das Tageslicht, Ungläubiger! ein Christ will mit Dir sprechen."

Der alte Mann ließ ihn endlich ein, und ihm erstaunt in das bleiche, krampfhaft verzerrte Gesicht sehend, fragte er, was zu seiner Herrlichkeit Diensten stehe.

„Ich komme von dem König," stieß Ethelword heraus.

„Gott erhalte ihn!"

„Das ist der Wunsch jedes guten Engländers," erwiederte der Herzog, indem er mechanisch das Barett lüftete.

„Ich spreche diesen Wunsch so oft aus, als sich Augen und Gedanken von dem Himmel abwenden, um sich mit den Dingen dieser Erde zu beschäftigen . . ."

„Schön, Meister," fiel ihm der junge Mann ungeduldig in die Rede; „aber Seine Gnade hat mir gesagt, daß Ihr Euch nicht begnügt, gute Wünsche für ihn zu thun, sondern daß Eure Ergebenheit sogar so weit geht, daß Ihr seine Wünsche zu erfüllen sucht."

(Fortsetzung folgt.)

Er ist nicht mehr!

Paris, im Mai.

Lieber Freund!

Mache Dich gefaßt, eine entsetzliche Nachricht und zugleich ein so unglaubliches Ereigniß zu vernehmen, wie sich kaum jemals eines zutrug, seitdem unser Erdball die Sonne umkreis't. Berlioz, der Hektor der Musik, der unlängst noch siegreich euer Deutschland durchreiste und in seinen Konzerten durch seine Genialität euern Mozart, Beethoven u. s. w. verdunkelte, ist nicht mehr! Berlioz, durch den die Tauben (NB. nicht die ornithologischen) zum Genuß der Musik kamen, ist nicht mehr! — Aber er starb auf dem Felde der Ehre, in seinem Berufe. Vernimm einstweilen in kurzen Worten die tragische Geschichte, die ich eilig Dir mittheilen will. Einen ausführlichen Bericht behalte ich mir vor, Dir zu liefern, wenn meine Finger vor Schrecken nicht mehr beben, wie heute.

Berlioz hatte ein neues Meisterstück vollendet. Vielleicht das größte, welches seine gigantische Phantasie je schuf. Er wählte für seinen Genius den würdigsten Stoff, denn er schilderte in einer Symphonie den neuesten Ausbruch des Aetnas. Diese Symphonie sollte hier zum Besten aller Taubstummen aufgeführt werden. Vorgestern war die erste Probe davon, und ich hatte, nebst andern nahen Freunden des Komponisten, von ihm die Erlaubniß erhalten, derselben beiwohnen zu dürfen; denn er wußte, daß ich ein ungeheuerer Bewunderer seiner Werke bin, und daß mir Eine Note von ihm (z. B. die eines plötzlich eintretenden Tamtams) mehr gilt, als Alles, was Mozart im vorigen Jahrhundert geschrieben hat. Das Orchester war zusammengesetzt, wie Berlioz in seinem Werk: „Die Kunst der Instrumentirung", sein Ideal von Orchester angibt, nämlich:

120 Violinen, in zwei, drei oder in vier Stimmen abgetheilt;
40 Bratschen, in erste und zweite abgetheilt oder nicht, von denen wenigstens zehn erforderlichenfalls die Liebesgeige spielen;
45 Violoncelli, in erste und zweite abgetheilt oder nicht;
18 dreisaitige Contrabässe, in die Quinten G. D. A. gestimmt;
15 andere viersaitige Contrabässe, in die Quarten E. A. D. G. gestimmt;
6 große Flöten;
4 Terz-Flöten in Es, uneigentlich F-Flöten genannt;
2 kleine Octav-Flöten;
2 kleine Des-Flöten, uneigentlich Es-Flöten genannt;
6 Oboen;
6 englische Hörner;
4 Tenorfagotte;

12 Fagotte;
4 kleine Es-Clarinetten;
8 C-, B- oder A-Clarinetten;
3 Baß-Clarinetten in B;
16 Hörner, davon 6 mit Ventilen;
8 Trompeten;
6 Cornets à pistons;
4 Alt-Posaunen;
6 Tenor-Posaunen;
2 große Baß-Posaunen;
1 Ophicleïde in C;
2 Ophicleïden in B;
2 Ophicleïden in As;
30 Harfen;
30 Fortepiano's;
1 sehr tiefes Orgelpositiv, mit wenigstens sechzehnfüßiger Stimme;
8 Paar Pauken (10 Paukenschläger);
6 Wirbeltrommeln;
3 große Trommeln;
4 Paar Becken;
6 Triangeln;
6 Glockenspiele;
12 Paar antike Cymbeln (in verschiedenen Tönen);
2 große, sehr tiefe Glocken;
2 Tamtams;
4 Chinesische Glockenspiele;
Zusammen 456 Instrumentalisten. *)

So war das Orchester beschaffen. Berlioz kam wie ein musikalischer Napoleon, stellte sich auf seinen Direktorplatz und hatte zum Kommandiren ein Sprachrohr an seiner Seite stehen. Die Probe begann. Wir Zuhörer schwiegen in heiliger Ehrfurcht und großer Erwartung. Die Symphonie schilderte zuerst die ländliche Ruhe am schönen Berge; dann das den Italienern so theure „dolce far niente", welches der Componist sehr genial durch eine zwei Minuten dauernde Generalpause ausgedrückt hatte; dann begann ein dumpfes Getöse im Berge, welches durch leise Wirbel auf den großen Trommeln trefflich nachgeahmt wurde; dann — dann kam plötzlich die unerwartete Explosion des riesigen Berges, ausgedrückt durch ein Rasen aller der 456 Instrumentalisten. Dieser Augenblick war groß, herrlich, himmlisch; wir Zuhörer raseten mit durch Klatschen und Bravo- Bravissimo-Schreien, und konnten nicht begreifen, wie etwas so unendlich Erhabenes in einer Menschenbrust konnte entstanden seyn. — O göttlicher Berlioz!!! — Ich sah ihn an, um seine Freude über das Gelingen eines so neuen und unvergleichlichen Effektes in seinem Gesichte zu sehen — allein was sah ich! — — Mißmuth und Zorn. Er setzte das Sprachrohr an seine bleichen Lippen und donnerte durch die Explosion des Aetnas hindurch ein deutlich zu hörendes: Stoppp! Denn er bediente sich beim Dirigiren der englischen Sprache, wie die Kapitäne der Dampfschiffe, ihrer Kraft und Kürze halber. Der Tumult erstarb; die Gase hörten auf zu zischen und die Lava zu fließen. Aber Gase zischten aus dem Munde von Berlioz und eine Lava von Verwünschungen brach daraus hervor. „Steht denn dolce an dieser Stelle", rief er, „daß ihr säuselt? Seht ihr nicht die 24 F? Die Bezeichnung von Fortississississi- u. s. w. wo? Noch ein Mal, aber besser!" Die Stelle wurde wiederholt; fürchterlicher wie das erste Mal. Jetzt war es recht, dachte ich. Aber das Sprachrohr legte sich wieder an Hektors Lippen und wir hörten ein furchtbareres: Stoppppppp!! „Ihr habt nur 6 F gespielt, und es sind deren 24. Noch ein Mal, aber nicht wie alte Weiber. Pfui! zeigt, daß ihr meiner würdig seyd!" Auf den Gesichtern der Musiker war jetzt Beschämung, Zorn, Wuth, Verzweiflung zu lesen. So mag die alte Garde ausgesehen haben, wenn sie zwei Mal vergebens eine Feldschanze gestürmt hatte, und nun der zornglühende Feldherr ihr zurief: Schurken, wollt ihr denn ewig leben! — Man sah, sie waren entschlossen, das Aeußerste zu thun. Der Taktstock Berlioz bewegte sich wieder — der Mongibello begann wieder in seinem Innern zu tosen — jetzt kamen die 24 F — — aber, o Himmel! was geschah? — — Die Kraftanstrengung aller Musiker war so fürchterlich, daß das sonderbarste und traurigste Ereigniß statt fand. Die Waldhörner verloren durch die Kraft des Athems ihrer Spieler die schöne gebogene Windung und wurden plötzlich ganz gerade. Die Bogen der Geigen- und Baßspieler fingen durch die ungeheuere Friktion Feuer, das Colophonium fing an, lichterloh zu brennen und die Flamme theilte sich den Geigen und Bässen mit. Die Züge der Posaunen wurden wie Pfeile aus ihren Röhren herausgetrieben, flogen verderblich nach allen Seiten hin; einige Musiker starben davon durchbohrt, wie die Kinder der Niobe — aber — o Jammer! der Zug einer großen Baßposaune flog an den Kopf von Berlioz. — Der Unsterbliche starb, noch lächelnd über den wohlgelungenen Effekt seiner 24 F. — Alles dieses trug sich mit Blitzesschnelle im Zeitraum von einer Sekunde zu. Mehr konnte ich nicht beobachten; denn jetzt krachte das durch die Explosion geborstene Gewölbe der Musikhalle zusammen und wir wurden alle sämmtlich erschlagen.

Uebrigens verbleibe ich Dein treuer Freund X.

*) Berlioz eigne Worte in dem oben genannten Werke. Dazu kommen noch 40 Knaben-Soprane, 100 weibliche Soprane, 100 Tenore und 120 Bässe, jede Stimme in erste und zweite getheilt.

Mannichfaltigkeiten.

Ein gewisser Barmont will neuerdings einen schlagenden Beweis erfunden haben, daß doch die Sonne sich um die Erde drehe und nicht umgekehrt. Er hat bei der Mairie von Lyon 10,000 Frcs. niedergelegt, welche Derjenige erhalten soll, welcher ihm beweis't, daß er sich irre. Der Mann ist nicht verrückt.

In Bayonne kam vor kurzem ein Engländer an, der seit 1827 auf Reisen ist und einen Paß besitzt, welcher eine Curiosität geworden ist. Er soll vier Klaftern lang seyn und die verschiedenen Visas darauf aus allen Ländern Europa's, die der Reisende besuchte, sollen ihm 400 Thaler kosten. Als man ihn fragte, warum er diesen ungeheueren Paß so sorgfältig aufbewahre, antwortete er: „Damit meine Pächter bei meiner Rückkunft nach England nicht sagen, sie hätten mir das Pachtgeld bezahlt; ich kann hiermit beweisen, daß ich nicht in England war."

Eine bekannte englische Schriftstellerin, L. Stuart Costello, besuchte im vorigen Jahre den bekannten liebenswürdigen Naturdichter und Friseur Jasmin, den „letzten Troubadour“ in Agen. Während der Dichter ganz vergnügt einem Kunden das Haar verschnitt, zeigte seine Frau der fremden Dame die verschiedenen Ehrengeschenke, die ihr Jasmin erhalten hat: einen goldenen Lorbeerkranz von der Stadt Toulouse, einen goldenen Ehrenbecher mit einer sehr schmeichelhaften Inschrift von den Bürgern der Stadt Auch, eine goldene Uhr mit Kette und Petschaft von dem Könige Ludwig Philipp, einen Smaragdring von dem Herzoge von Orleans, den der Geber früher selbst trug, eine Perlennadel von der Herzogin von Orleans, ein feines Damast-Service von der Stadt Pau und Juwelen in großer Zahl von Gesandten und vornehmen Herren und Damen fast aller Länder. (Allg. Moden-Ztg.)

In Königsberg bildet sich ein Verein, dessen Mitglieder beim Grüßen nicht mehr den Hut abnehmen wollen und dafür einen Beitrag zur Unterhaltung des nach den Hufen (dem Hauptspaziergang Königsbergs) führenden Bohlensteegs erlegen. Dieser Verein hat den Namen „Hufenbohlensteegsreparaturcassenhutaufbehaltungsverein“ angenommen.

Korrespondenz.

Bingen, 2. Mai.

Unser neues Bad- und Kurhaus am Rhein, eine städtische Anstalt, verfolgt ein eigenes Mißgeschick. Schon bei seiner Entstehung zeigten sich abnorme Geburtsfehler, welche nur mittelst Brecheisen und Kelle, freilich nicht ohne Kosten und Zeitverlust, wieder geheilt werden konnten. Kaum ist dieses kostspielige Gebäude (es soll gegen 50,000 fl. gekostet haben) den Najaden des Rheins geweiht und seinem Gebrauche übergeben worden, so hat es schon das Ansehen einer halben Ruine dadurch gewonnen, daß am vorigen Sonntag, ganz unverhofft und wie durch einen neckischen Schicksalsstreich, eine der beiden Plateformen, die mit Asphalt gedeckt sind, plötzlich einstürzte, glücklicherweise zu einer Stunde, wo kein Menschenleben gefährdet wurde. Das wahrscheinlich durch die Feuchtigkeit der Asphaltpflasterung und der Tüncherarbeiten morsch gewordene Gebälke konnte seine eigene Wucht nicht mehr tragen und folgte daher dem unabänderlichen Gesetz der Schwere in die Tiefe des Hauses. Dieser unerwartete Querstrich des Schicksals ist nicht der erfreulichste; er verspricht keine sonderlich starke Concurrenz für den nahe bevorstehenden Termin der Verpachtung der neuen Badeanstalt und läßt überdies die finanziellen Vortheile, welche das städtische Aerar daraus zu ziehen gedachte, immer noch als sehr problematisch erscheinen. Hoffen wir indeß, daß der entstandene Schaden rasch ausgebessert werde, und daß die erschreckten und verscheuchten Najaden bald wieder ihren fröhlichen Einzug halten und — für die Dauer der schönen Jahreszeit wenigstens — mit Zufriedenheit und zum Nutzen ihrer gesunden und kranken Pfleglinge sorglos darin verweilen.

Darmstadt, 5. Mai.

In dem neuesten Kalender unserer geselligen Vergnügungen war ein langer Winter bemerkt, der erst gestern durch den letzten der „Winterbälle“ im Gasthause zur Traube sein Ende erreichte. Wenige Tage zuvor hatte der Tanzsaal als Tonhalle gedient für das von Hrn. v. Westen zum Abschiede aus der Residenz veranstaltete Konzert, bei welchem unsere besten Sänger und Sängerinnen mitwirkten. Man lauschte auf den Gesang des Hrn. Watzinger, der ebenfalls mitwirkte, jetzt um so aufmerksamer, als auch ihn das Loos trifft, nach achtjährigem Engagement von unserer Bühne zu scheiden. Was er während dieses langen Zeitraumes für unsere Oper als erster Tenorist war und leistete, weiß jeder Theaterbesucher, und Niemand wird ihm seine diesfälligen Verdienste, die keine gewöhnlichen waren, im Ernste streitig machen wollen. Mit unverdrossenem Eifer stets seinem Berufe lebend, ohne jene fatalen Künstlerlaunen, die so viel kosten und so wenig nützen, war Hr. Watzinger stets gerüstet, seine Pflicht im Interesse der Kunst mit ganzer Hingebung zu erfüllen. Kann man von einem Opernsänger mehr verlangen? Soll er etwa das non plus ultra der Vollkommenheit seyn? Wir wollen die Antwort auf diese Frage von der neuen Saison erwarten. Eine ähnliche Bewandtniß hat es mit den Leistungen des zweiten Tenoristen, Hrn. v. Westen, der, gleich seinem Collegen, unserer Oper hätte erhalten werden sollen. Doch man liebt im Leben das Neue und in dem Neuen glaubt man gewöhnlich auch das Bessere zu erblicken. In der That, wenn man den Lauf der Weltbegebenheiten im Kleinen, wie im Großen aufmerksam verfolgt, so möchte man im Ernste mit Erasmus ausrufen: Anted speravi multa, sed frustra; nunc spes mea mortua est, et contristatus sum intimo corde meo. — Man hört bisweilen noch von goldenen Nachklängen der Abreise Sr. kais. Hoh. des Großfürsten-Thronfolgers von Rußland. So wurde von Höchstdemselben unter andern auch dem großh. Hofkapellmeister Hrn. Thomas eine kostbare goldene Uhr verehrt, und zwar in huldvoller Anerkennung seiner Leitung der mit den Musikcorps der beiden hiesigen Infanterieregimenter aufgeführten Konzerte, deren letztem Se. kais. Hoheit auf dem Jagdschloß Wolfsgarten beigewohnt hatte.

Bardenchor bei dem Empfange des Erzherzogs Karl in der Walhalla.

(Gedichtet von König Ludwig, componirt von Stuntz.)

Sey willkommen uns in dieser Halle,
Die enthalten einstens wird Dein Bild;
Ewig sie von Deinem Ruhme schalle,
Als des Vaterlandes Schwert und Schild.

Unabwendbar schien die Welt verloren,
Unaufhaltbar des Erob'rers Lauf;
Doch zum Schutze war ihr Karl geboren,
Hielt für immerdar denselben auf.

Der den Niebesiegten hat bezwungen,
Der gelöst des Schreckens Zauberbann,
Welcher Oestreichs schönsten Sieg errungen,
Dem kein And'rer sich vergleichen kann —

Heil! dem edlen Sieger, dem Erretter,
Welcher Teutschland zweimal hat befreit,
Der, ein Blitzesstrahl im Sturmeswetter,
Auf die Feinde fiel und sie zerstreut.

Höher schlägt das Herz bei Deinem Namen,
Fühlt bei ihm sich allem Edlen nah.
Helden werden kommen, Helden kamen,
Einzig stehest Du, Erhab'ner, da.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 9. Mai. Der Wildschütz, oder: die Stimme der Natur, komische Oper in 3 Abth., nach Kotzebue frei bearbeitet, Musik von Lortzing.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 130. Freitag, den 10. Mai 1844.

Weiblicher Ehrgeiz.

Von Kathinka Zitz.

(Fortsetzung.)

„Ich habe,“ sprach Flemming, „das geringe Wissen, das ich mir durch Studium erworben, Seiner Gnaden zu Befehl gestellt. Er kann darüber nach seinem königlichen Willen verfügen.“

„Vorausgesetzt,“ höhnte Ethelword, „daß er alles Gold zu Deiner Verfügung stellt, dessen Deine verdammten Hände bedürfen, um das Werk auszuführen, das Du verfolgst.“

„Nur indem man zersetzt, wird man dahin gelangen, zusammensetzen zu können . . . Wenn der Mensch erst das Geheimniß Gottes erspäht hat, dann wird er eben so mächtig seyn als er . . . . Ich bin nahe daran, zu einem großen Resultat zu gelangen,“ fügte er mit stolzer Zuversicht hinzu.

„Dazu bedarfst Du Ströme Goldes, wie die Flüsse der Bäche bedürfen, und wie der Ocean der Flüsse bedarf, nicht wahr? . . . .“

Der Alte nickte.

„Und glaubst Du, genug mit Dem zu haben, was Dir Heinrich giebt, weil Du ein schönes, junges und tugendhaftes Weib für ihn gefunden hast?“ fragte Ethelword mit zitternder Stimme.

Da erwiederte Flemming mit einem schlauen Lächeln: „denn so oft ich jetzt mit meinem Zauberstabe an den Thron schlagen werde, wie Moses an den Felsen, werden zwei Quellen herausfließen, statt einer.“

„Aber Dein Golddurst ließ Dich die Gefahr vergessen, welcher Du Deinen Kopf aussetzest; denn unter vier Weibern hat Heinrich schon zwei verstoßen und eine hinrichten lassen.“

Flemming versicherte, nur der Stimme seiner Ergebenheit für den König gefolgt zu haben, und betheuerte, zu wissen, daß dies Mal Alles glücklich ablaufen würde.

„Wer hat Dir das gesagt?“ drang der Herzog heftig in ihn.

„Die Wissenschaft.“

„Wohlan!“ donnerte Ethelword, „die Wissenschaft hat gelogen, gelehrter Flemming.“

„Wie so?“ rief der Alte erschrocken.

„Aus der Heirath kann nichts werden.“

„Warum?“

Wer beschreibt das Entsetzen des Astrologen, als er erfuhr, daß das Mädchen, auf welches er alle seine Berechnungen gegründet hatte, daß das junge, unbescholtene Mädchen, welches er dem König als Gemahlin zuführen wollte, heimlich mit dem Herzog von Dierham vermählt war. Flemming fühlte, daß er verloren war, denn er kannte das Gesetz nur allzu gut, welches Heinrich nach dem Tode Anna Boleyn's erlassen hatte; ein Gesetz, das die Königin sowohl als Denjenigen, der die Hand zu einer Ehe mit dem König geboten, ohne sie als seiner unwürdig erklärt zu haben, demselben Blutgerüste übergab. Wohl war Katharina jung, schön und tugendhaft, aber der Richter Katharina's von Aragonien und der Henker Anna Boleyn's begnügte sich mit solcher Tugend nicht.

Flemming winselte um Mitleid zu den Füßen des jungen Herzogs; er beschwor ihn, dem König Alles zu gestehen, hoffend, daß er dann verzeihen würde. Aber Ethelword hatte nicht Lust, als Pfand der Vergebung die Herzogin von Dierham zur Ehrendame der Prinzessin Margarethe ernannt zu sehen, und selbst in den Krieg in die schottischen Hochlande geschickt zu werden; daher schlug er es dem Astrologen rundweg ab, die Verzeihung des Königs anzugehen, um so mehr, da er sich keineswegs zum Mitleid mit einem Menschen geneigt fühlte, dessen Unvorsichtigkeit alle Hoffnung seines Lebens zertrümmert hatte.

Der trostlose Greis mühte sich vergebens ab, ein Mittel aufzufinden, um das Glück des Herzogs und sein eigenes Leben zu sichern. Er rang verzweifelnd die Hände. Endlich sagte Ethelword nach langem Nachdenken:

„Es giebt wohl ein Mittel, Alter! aber es ist gewagt.“

„Gleichviel! sprecht, edler Herr!“ rief der Greis, indem er sich an den rettenden Strohhalm festzuklammern suchte.

„Das Mittel ist verzweifelt . . . .“

„Sprecht, um Gotteswillen! —“

„Ich bin von dem Könige beauftragt, Katharina abzuholen und an den Hof zu geleiten.“

„Wann?“

„Morgen.“

„Großer Gott!“

„Der König darf sie nicht wieder sehen . . . .“

„Nein, nein!“ rief Flemming hastig, „wir wären dann verloren, denn er liebt sie bereits.“

„Wohlan!“ sagte der Herzog mit einem tiefen Seufzer, „sie muß noch in dieser Nacht sterben. —“

„Milord, das feinste Gift steht Euch zu Diensten,“ rief der Alchymist mit erleichtertem Herzen.

Aber mit dem Ausrufe: „Elender Schurke!“ faßte ihn der

Herzog bei beiden Schultern, und schüttelte ihn so gewaltig, daß er das arme dürre Männlein gleichsam aus allen Fugen riß, und dieser, um Gnade wimmernd, vor ihm niederstürzte.

Ethelword ließ ab von ihm, und setzte ihm nun auseinander, wie Katharina für den König und für die übrige Welt sterben müsse, und nur für ihn allein leben solle; ja, er machte den Alchymisten verantwortlich für ihr Leben, und dieser gelobte ihm demüthig, alles thun zu wollen, was menschliche Wissenschaft nur irgend zu thun im Stande sey. So kamen die beiden Männer denn überein, daß Flemming einen Schlaftrunk bereiten solle, der kräftig genug wäre, das Blut in den Adern festzustellen, das Herz zu erstarren und den Gang des Lebens aufzuhalten. Der Schlaf mußte dem Tod so sehr gleichen, daß selbst das mißtrauischste Auge sich täuschen mußte.

Flemming verbürgte die Wirkung des von ihm zu bereitenden Tranks mit seinem Leben, wogegen ihm Ethelword mehr Gold versprach, als sein Ofen während eines ganzen Jahres zu schmelzen vermöge; und bevor eine Stunde vergangen war, verließ der Herzog das Laboratorium des Alchymisten mit einer Phiole, die er sorgfältig in seinem Busen verbarg.

(Fortsetzung folgt.)

Wünsche und Vorschläge, die Stadtbibliothek betreffend.

Indem der Unterzeichnete gerne anerkennt, daß diese unter ihrer dermaligen Verwaltung, im Rückblicke auf die frühere Zeit, sich bedeutend gehoben hat, kann er doch nicht länger umhin, die nachstehenden Bemerkungen zur öffentlichen Kenntniß zu bringen, durch deren geneigte Berücksichtigung betreffenden Orts die Gemeinnützigkeit dieses ersten wissenschaftlichen Instituts unserer Stadt wohl nicht unbedeutend wird erhöhet werden können. —

Erstens, glaubt er wahrgenommen zu haben, daß in dem Anschaffungssysteme der Anstalt auf dem Gebiete der Geschichte eine übergroße Bevorzugung der des Mittelalters sowohl gegen die der alten als der neuen Zeit sich geltend mache. Während die Bibliothek einen wahren, und noch täglich anschwellenden Ueberfluß an minutiösen Monographien über das Mittelalter, an Geschichten einzelner Städte und Klöster besitzt, fehlen z. B. über das Jahrhundert der Reformation und des dreißigjährigen Krieges Werke, die man in einer derartigen Anstalt zunächst sucht, zu suchen berechtigt ist. Es genüge diese Einseitigkeit an einigen Beispielen zu veranschaulichen. Ueber die Geschichte Italiens im Mittelalter sind in den letzteren Jahren wohl nahe an **hundert**, mitunter recht kostspielige, Werke angeschafft worden, welche Ausfüllung einer früher vorhandenen Lücke noch dankbarer anzuerkennen wäre, wenn man auch für die Geschichte dieses im XVI., XVII. und XVIII. Jahrhundert, uns Deutschen zumal, nicht minder interessanten Landes, wenigstens in annäherndem Verhältniß gesorgt hätte. Aber die Zahl der neuen Anschaffungen für die Geschichte desselben in dem genannten Zeitraume dürfte sich kaum auf **zehn** belaufen. Sogar an einzelnen Sammlungen läßt sich diese Einseitigkeit nachweisen. Von der auf Veranstaltung der französischen Regierung herausgegebenen Collection de Documents inédits sur l'Histoire de France besitzt unsere Stadtbibliothek z. B. nur die das Mittelalter betreffenden Theile, aber auch nicht einen einzigen Band dieser Sammlung über die Geschichte des XVI. und XVII. Jahrhunderts. Und doch wiegen die Papiers d'État du Cardinal de Granvelle, die Lettres missives de Henri IV., die Négociations rélatifs à la Succession d'Espagne u. A. an Interesse für Deutschland zumal alle übrigen Bestandtheile dieser Sammlung bei weitem auf, wie man schon aus Ranke's deutscher Geschichte im Zeitalter der Reformation und klärlicher noch aus dem bald erscheinenden Buche des Unterzeichneten: „**Frankreichs Einfluß auf Deutschland seit der Reformation bis zur ersten französischen Revolution**" (Stuttgart, Hallberger) ersehen wird. Die Strömung der Gegenwart lenkt die Blicke sowohl des wissenschaftlichen, als des größern Publikums weit mehr der Periode der Kirchenverbesserung und den folgenden Jahrhunderten als dem Mittelalter zu; die großen Gestalten der Reformatoren, Heinrich's IV., Gustav Adolph's u. s. w., nehmen ohne Zweifel das Interesse einer größeren Anzahl Wißbegieriger in Anspruch, als die Schicksale einzelner Städte, Klöster und Adelsfamilien im Mittelalter, und gerade hier zeigt unsere Bibliothek, wie gesagt, recht auffallende Lücken. So fehlen ihr z. B. Förstemann's Neues Urkundenbuch zur Geschichte der evangelischen Kirchenreformation, Hagenbach's Vorlesungen über Wesen und Geschichte der Reformation, Söltl's Religionskrieg, Fryxell's Leben Gustav Adolph's und noch eine ganze Legion ähnlicher Werke.

Zweitens, glaubt der Schreiber des Gegenwärtigen bemerkt zu haben, daß zwischen der Anschaffung der Bücher und der Aufstellung derselben zum Gebrauche ein viel zu langer Zeitraum verstreiche. So ist z. B., um auch hier einen speciellen Beleg zu geben, Alberi Relazioni degli Ambasciatori Veneti al Senato schon vor einem Jahre angeschafft worden, aber, wie sich bei jetzt angestellter Nachfrage ergab, zur Stunde noch nicht gebunden, also der Benützung noch immer entzogen. Letzteres ist auch bei gebundenen Büchern nicht selten der Fall, indem deren Eintragen in die Kataloge und Aufstellung nicht mit der zu wünschenden Beschleunigung erfolgt, so daß zwischen der Ablieferung des Buchbinders und dem letztern Actus wohl Monate verfließen.

Drittens, scheinen liberalere Grundsätze in dem Ausleihen der Bücher sehr empfehlenswerth. Bis jetzt ist es selbst dem hier verbürgerten Gelehrten begegnet, wenn er sich anders nicht besonderer Protektion erfreut, — und es widerstrebt Manchem diese um **dieses** Gegenstandes willen zu suchen, wenn er überdem ein Recht hat —, ein oder das andere Buch sich verweigert zu sehen, wenn er schon acht oder neun Bände von der Bibliothek entliehen hat, während **auswärtige** Anstalten ihm deren wohl zwanzig bis dreißig zugleich verabfolgen lassen, und sich auch noch der Mühe der Verpackung unterziehen.

Viertens, möchte eine Erhöhung der pecuniären Mittel des Instituts sehr nothwendig seyn. Die gegenwärtigen reichen auch bei minder einseitiger Verwendung nicht aus, dieses so auf dem Laufenden der neuesten und wichtigsten Erscheinungen der Literatur zu erhalten, als es sich für eine Stadt wie Frankfurt, die man auswärts das „reiche" Frankfurt nennt, geziemen will. Wenn aber auch eine reichere Dotation der Bibliothek vorläufig nicht zulässig wäre, so ließe sich doch auf

einem andern Wege Vermehrung ihrer Geldkräfte erwirken, nämlich durch Versteigerung oder Verkauf — die erstere wäre wohl vorzuziehen — ihrer Doubletten, wie das von vielen öffentlichen Bibliotheken, in den letzteren Jahren namentlich zu Stuttgart und Karlsruhe, geschehen ist. Da die Anstalt eine nicht unbedeutende Anzahl von Werken doppelt, oder in älteren und neueren Ausgaben besitzt, die gerade jetzt weit höher im Preise stehen, als vor und vielleicht auch in einem Jahrzehend, — indem der Geschmack des bücherkaufenden Publikums eben so gut der Wandelbarkeit unterliegt als jeder andere —, so könnte man hierdurch wohl eine zur Befriedigung der dringendsten Bedürfnisse ausreichende Summe erhalten.

S. Sugenheim.

Mannichfaltigkeiten.

(Ein Zweikampf mit Peitschen.) Wie der neue Reisende Pallme erzählt, hat man in Kordofan (Afrika) eine eigenthümliche Art sehr empfindlichen Zweikampfes, zu dem die jungen Männer greifen, welche sich gleichzeitig um ein Mädchen bewerben. „Nachdem die gemeinschaftlichen Freunde vergeblich Alles aufgeboten haben, um eine Versöhnung zwischen den Nebenbuhlern herbeizuführen, fordern dieselben einander nach allen Regeln zum Zweikampfe heraus. Dieser findet auf einem freien Platze statt, und alle Freunde und Verwandte der beiden Gegner wohnen demselben bei. Die Vorbereitungen sind sehr einfach. Auf dem Kampfplatz wird ein angareb (das im Lande übliche Bett) gebracht, und die beiden Gegner stellen sich zu beiden Seiten desselben einander gegenüber auf. Dann übergiebt man jedem eine große Peitsche, die aus einem Riemen aus Flußpferdhaut besteht, und versucht zum letzten Male, eine Versöhnung zu bewirken. Scheitert auch dieser Versuch, so wird das Signal zum Kampfe gegeben, und der, welchem das Loos den Vortheil zugesprochen hat, den ersten Hieb zu führen, giebt diesen mit der Peitsche mit aller Kraft seinem Gegner, der ihn mit stoischem Gleichmuthe hinnimmt, und ihn so gut als möglich erwiedert. So geht es regelmäßig abwechselnd fort, und es ist ein gräßlicher Anblick, da sehr bald das Blut an den nackten Körpern herabströmt. Wie schmerzhaft aber auch die Wunden seyn mögen, die Kämpfenden geben keinen Klagelaut von sich. Auch die Zuschauer bleiben vollkommen ruhig, und der Kampf wird so lange fortgesetzt, bis einer der Kämpfenden aus Ermattung die Waffe sinken läßt. Dann wirft der Sieger sofort auch die seinige weg, beide reichen einander die Hände und erklären sich zufriedengestellt, die Freunde wünschen ihnen Glück, die Wunden werden ausgewaschen und die Zeugen des Kampfes halten ein großes Trinkgelag zu Ehren der beiden tapferen Kämpfer. Daß der Sieger nun das Mädchen erhält, versteht sich von selbst. (Allg. M. Ztg.)

Der Vicomte von Arlincourt berichtet in seiner neuen Schrift: Les trois royaumes, was vielleicht für unsere Leserinnen nicht ohne Interesse ist, auch über die Hofbälle in London, und sagt: „Da ich an die Bälle in Paris gewöhnt war, wo man bei den Quadrillen zu gehen pflegt, so war ich angenehm überrascht, hier am Hofe der Königin von England wirklich tanzen zu sehen. Die Königin selbst tanzt vortrefflich. In jedem Saale des Palastes steht ein Thron mit einem Baldachin, und sobald die Königin einen Tanz in einem Saale beendigt hatte, begab sie sich in einen anderen, um dort einen anderen Tanz zu beginnen. Ihre Ankunft in einem Saale und ihr Fortgehen aus demselben wurde stets dadurch angezeigt, daß das Orchester das Nationallied: God save the Queen, spielte. Durch dieses ihr fortwährendes Wandern aus einem Saale in den anderen erhielt sie immer die Tanzlust lebhaft und gab auch allen Anwesenden Gelegenheit, sie in der Nähe zu sehen."

In Schweden ist doch noch die gute alte Zeit, daß in der Kirche für Alles gesorgt wird. Ein Reisender hörte neulich von der Kanzel einer schwedischen Domkirche verkündigen: „Wer Lust hat, Kartoffeln auszunehmen, hat sich bei dem Gutsbesitzer von Hebersroda zu melden und bekommt für den Tag 12 Schilling Banko." — „Dienstag, den 7. d. M., werden in der breiten Gasse 10 Fässer Branntwein verauctionirt." — Dann wurden noch Hengste stundenweis zu billigem Lohn ausgeboten. Diese schönen Bekanntmachungen dauerten eine halbe Stunde.

Wer Lust hat, sein Pfingstfest in London zu feiern, kann's um ein Spottgeld. Von Magdeburg geht am 25. Mai eine große Gesellschaft bloß zum Vergnügen nach Hamburg und von da nach London. Hier kann man sich acht Tage lang umsehen und dann geht's gratis wieder heim. In zehn Tagen ist alles abgethan und man zahlt von Magdeburg nach London und wieder zurück nur 36 Thaler.

Korrespondenz.

St. Goar, im Mai.

Der hiesige, wegen seiner romantisch-schönen Lage selbst jenseits der Meere bekannte und von dort her häufig besuchte Ort, der zur Zeit auch dem Aufenthalte eines gefeierten Dichters eine gewisse Berühmtheit verdankt, dürfte in dieser und in mancher anderen Rücksicht zur Beachtung der zahlreichen Leser d. Bl. eine zeitgemäße Erwähnung verdienen. Den Freunden einer schönen Natur werden die bergigten Umgebungen von St. Goar mit ihren seltenen Fernsichten sowohl diesseits als jenseits des Rheines (der diesen Ort von dem gegenüberliegenden St. Goarshausen trennt) jedenfalls staunende Bewunderung abdringen. Seine diesseitigen Umgebungen beschränken sich aber auf den Prinzen- und Spitzenstein und auf den Rheinfels. Von diesen Höhen wird ihr mühesames Erklimmen durch fast unabsehbare Fernsichten belohnt. St. Goar selbst, das vordem Sanctgewer, in früheren Zeiten Tricherium, und die Umgegend die Trauchau geheißen haben soll, war in jenen Zeiten die Hauptstadt der unteren Grafschaft Catzenelnbogen und leitet, nach der allgemeinen Sage, seinen ursprünglichen Namen aus den Zeiten des Kaisers Mauritius von einem frommen Manne her, der im Jahre 570, nach Andern im Jahre 600, daselbst eine Kapelle erbaut und darin gepredigt haben soll. Diese Kapelle ist nachher zu einem Benedictinerkloster umgeschaffen und im Jahre 1187 in ein Stift oder Collegium verwandelt worden. Nach andern Schriftstellern soll, wie dies aus uralten Urkunden nachgewiesen worden, St. Goar Sandgewehr oder Santgewer geheißen und dieser Name seinen natürlichen Ursprung von dem damals sehr nahe gewesenen Wasserfall der Werb, oder wie derselbe vordem genannt worden: der Gewerb, erhalten haben, da von diesem Werb oder Gewerr in der Umgegend sehr viel Sand an das Land geworfen worden, so daß es als ein rechtes Sandgewerre anzusehen war, woraus sehr wahrscheinlich der Name Sandgewehr oder

Sanctgewer und endlich St. Goar entstanden seyn mag.*) Auch kann man nicht ohne Wahrscheinlichkeit annehmen, daß St. Goar wegen des schon erwähnten Wasserfalls früher als zu St. Goar's Zeiten Einwohner gehabt haben müsse, da nicht nur mehrere alte Münzen aus den Zeiten des Tiberio und anderer Kaiser daselbst in der Erde gefunden worden, auch wegen der damals sehr schwierigen Rheinfahrt Menschen in dieser Gegend sich aufgehalten und nach und nach angesiedelt haben müssen, um Vorüberreisenden an diesem gefährlichen Orte Hülfe zu leisten. Wie dem auch gewesen seyn möge, so ergibt sich aus den darüber sprechenden Urkunden, daß St. Goar oder Sandgewer vor diesem und schon zu Zeiten Kaiser Karl's des Großen ein bloßes Haus der Gastfreiheit gewesen, indem Vorüberreisende, besonders Schiffleute, ehe sie durch die Werb und die Bank gefahren, in die St. Goar's Kapelle zu gehen pflegten und daselbst ihr Gebet verrichteten, wohl auch Opfer dargebracht, wogegen die Geistlichen ihnen Speise und Trank verabreicht haben. Auch wurden damals und nachher Wallfahrten nach St. Goar gehalten, wovon die sogenannten heiligen Häuschen zeugen, die damals von dem Petersberg hinauf erbaut waren, so wie das St. Goar'sbett, das zwischen diesem Orte und Oberwesel zu sehen war. Da es dem Berichterstatter lediglich darum zu thun ist, seinen Lesern das Bemerkenswerthe aus St. Goar mitzutheilen, so möge schließlich noch des bekannten Halsbandes gedacht werden, das vordem dicht am Rhein, neben dem Zollhause und dem Krahnen, zu sehen und von Winkelmann das Burschenband benannt worden war. Ueber die Entstehung dieses Halsbandes, das noch vor nicht langen Jahren bestand, sagt die Chronik, es sey von Kaiser Karl V., nach Andern von Karl und Pipin, Söhne Karl's des Großen, als dem Orte ihrer Versöhnung und ihres brüderlichen Vertrags gestiftet worden.

(Schluß folgt.)

*) Lateinisch wird es Fanum S. Goaris, oder auch: Cella B. Goaris genannt. A. d. B.

Butzbach, Ende Aprils.

Im Laufe von einem Dutzend Jahren haben wir mindestens ein halbes Dutzend wandernder Theater kennen gelernt. Wenn auch den früher hier aufgetretenen Gesellschaften nicht selten recht wackere Talente zu Gebote standen, so kann doch keine derselben mit der des Hrn. Geyser verglichen werden, welche uns seit Ostern manchen genußreichen Abend geschaffen hat. Das Direktorium zeigt in Anordnung und Ausführung Takt und Solidität und hat sich darum das Vertrauen des Publikums in hohem Grade erworben. Hr. Geyser selbst bewährt sich in intriguanten Rollen als ächten Künstler; mehr für die der Bonvivants und aimables roués ist Hr. Kern, ein sehr denkender Darsteller, geschaffen; doch sahen wir ihn auch in Heldenrollen mit Theilnahme. Die Leistungen der Herren Hoffmann, Geyser Sohn und Fackenhofen verdienen rühmliche Erwähnung. Die Damen Geyser und Döring spielen ältere Rollen mit vieler Sicherheit. Doch die Krone der Gesellschaft ist unstreitig Dem. Clara Geyser; die Darstellung ächter Weiblichkeit gelingt ihr in hohem Grade. Als Griseldis entlockte sie manchem Auge Thränen; Uebertreibung und Coquetterie sind ihr fremd. Schnippische Rollen dagegen werden von ihrer jüngeren Schwester, Dem. Jeannette, ganz charmant gespielt; ihre Naivetät spricht an. Das Spiel der Dem. Döring muß gleichfalls lobend anerkannt werden. Die uns werth gewordenen Gäste verlassen uns in kurzem, um während der Saison in Kreuznach Vorstellungen zu geben; wir sind überzeugt, daß man sie überall gerne auftreten, ungerne scheiden sehen wird.

Mainz, 6. Mai.

Obgleich über muthmaßliche Witterung sich nur Hypothesen aufstellen lassen, so läßt sich doch bei dem bestehenden Causalverhältnisse Manches mit einiger Sicherheit errathen, wenn wir auch nicht immer so glücklich sind, die ursprüngliche Veranlassung dazu mit Gewißheit angeben zu können. Daß nach einem Winter, der sich durch die großen Schneemassen, die während desselben fielen, als ungewöhnlich darstellte, der April so mild war, möchte eben in dem Schmelzen dieses Schnee's und in der Anhäufung in der Atmosphäre der daraus entwickelten electrischen Dünste seinen Grund haben; daß nun aber nach Zurückdrängung dieser Dünste nach den hohen Gebirgsgegenden in Nord und Osten die dort abgekühlte schwerere Luft das Uebergewicht gewann und zurückströmt, mag in dem Gesetze der Schwere seine Lösung erhalten. Da der Luftzug aus dem hohen Nord und Osten nun einmal das Uebergewicht erlangt hat, so wird er es auch den Sommer über nicht verlieren und es steht demnach ein trockener, mitunter sehr warmer Sommer bevor, was auch deßhalb als wahrscheinlich erscheint, daß alle Gewitter, seitdem der Luftzug von den höhern Gebirgen eingetreten ist, sich mehr durch Blitze als durch Regen ihrer electrischen Materie entluden. Unter diesen Wahrnehmungen stände uns, was die Qualität beträfe, eine gute Ernte und ein guter Herbst bevor, obgleich die Quantität unter den Einflüssen dieses Wetters leiden könnte.

Weimar, 3. Mai.

Seit langer Zeit war der Zufluß von fahrenden Künstlern hier nicht so groß, als jetzt. Einer jagt fast den Andern; daß nothwendigerweise eine Uebersättigung dadurch herbeigeführt und die Empfänglichkeit für Kunstgenüsse dadurch zuletzt verringert werden muß, ist natürlich. Diesem Umstande mag es wohl auch hauptsächlich zuzuschreiben seyn, daß die am 30. v. Mts. veranstaltete musikalische Soirée des Hrn. Heinrich Ritter aus Berlin so wenig Unterstützung fand, ungeachtet schon früher die günstigsten Urtheile über sein Auftreten in den vorzüglichsten Städten Deutschlands seinen Künstlerruf begründet hatten. Hr. Ritter ist Flötist und weiß den weichen, elegischen Tönen seines Instruments eine Zartheit und Fülle zu geben, die wahrhaft überraschend ist. Wenn er sich hier den Beifall nicht erwarb, den er verdiente, so lag der Grund davon theils in ungünstigen Umständen, theils aber auch in der nicht besonders glücklichen Auswahl der Piecen, welche er zu seinem Vortrage gewählt hatte. Das gefälligste Tonstück war ein Divertissement für die Flöte: „Air tyrolien“, von Th. Böhm, nach dessen gemüthvollem Vortrag dem Konzertgeber auch beifällig applaudirt wurde. Hr. Braunhofer aus Mannheim und der hiesige Hofsänger Hr. Rocke, welche dabei, ersterer durch Declamation und letzterer durch Gesang, wechselsweise mitwirkten, erwarben sich durch ihre lobenswerthen Leistungen den Dank des Publikums in vollem Maße.

Palindrom.

Vorwärts lies: wenn ich ertöne,
Nahet, wem die Mahnung gilt.
Rückwärts nenne ich das schöne,
Schlankgebaute Edelwild.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 9. Mai. Der Wildschütz, oder: die Stimme der Natur, komische Oper in 3 Abth., nach Kotzebue frei bearbeitet, Musik von Lortzing.

Samstag, 11. Mai. Die Geschwister, Schauspiel in 5 Abth., von Emanuel Leutner. (Gastrollen) von Wildenberg: Hr. Wohlstadt, vom Theater zu Würzburg. Eugenie: Fräulein Hausmann, vom Theater zu Würzburg.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 131. Samstag den 11. Mai 1844.

M a i n s a g e n.

27. Peter von Marpurg zum Paradeis, der Lump. — 1471

In Frankfurt auf dem Römerberg
Da hielt man ein Turnier.
Zum Jungfrau'nkreis auf dem Altan
Der Ritter Sehnsuchtsblicke sah'n
Durch's bergende Visir.

In reichster Pracht, in bunter Zier
Reiht sich der Kämpfer Schaar;
Im Putz erwarten sie den Strauß —
Nur Einer sah ganz rostig aus,
War alles Schmuckes baar.

Doch als es nun an's Rennen ging,
Wie stach der Rost'ge gut!
Ein Gegner nach dem andern sank,
Geworfen wider Brett und Plank',
Und hinkte und spie Blut.

Der Rost'ge hört' den Beifallssturm,
Als müßt' es nur so seyn;
Gleichgültig nahm den Dank er an
Und ritt dann wieder auf den Plan
Und legt' die Lanze ein.

Der Pfalzgraf fragt': „Wer ist der Lump,
„Der also tapfer ficht?"
„„Peter von Marpurg ist's, genannt
„„Zum Paradeis, der in den Sand
„„Die kühnsten Ritter sticht!""

Der Sieger hört's Pfalzgrafen Wort;
Vom Hengst, so derb und plump,
Grüßt zum Balkon er sittiglich
Und Ritter Peter nannte sich
Seit diesem Tag: der Lump.

W e i b l i c h e r   E h r g e i z.

Von Kathinka Zitz.

(Fortsetzung.)

II.

Der Tag begann in Nacht überzugehen, als Katharina Howard mit ihrer Amme, der alten Johni Kenedy, von einem einsamen Spaziergang in ihr Stübchen zurückkehrte. Sie hatte auf dem Gipfel eines nahen Berges das prachtvolle Schauspiel der untergehenden Sonne gesehen, ihr Auge hatte auf den purpurvioletten Tinten des Horizonts flüchtig verweilt, aber sie war dadurch nicht aufgeheitert worden, denn es war dieselbe Sonne, derselbe Horizont, den sie auch gestern gesehen hatte; sie fühlte sich gelangweilt, und dieses widrige Gefühl nahm ihren Augen den Glanz und brach die Kraft ihres jungen Lebens. Die alte Amme schüttelte mißmuthig den Kopf und sagte:

„Aber, Kind, wie kannst Du Dich nur langweilen in dieser herrlichen Gegend, die so grün und reich ist?"

„Gewiß würde sie mir gefallen, wenn ich sie zum ersten Male sähe," erwiederte Katharina, indem sie Mütze und Mantel abwarf, und sich ermüdet in einen Sessel fallen ließ. „Aber, Mütterchen, bedenke nur, daß ich seit achtzehn Jahren diese Fluren täglich sehe," setzte sie hinzu, indem sie ihr Gesichtchen zu einem allerliebsten Maulen verzog.

„Und ich sehe sie wohl doppelt so lange, ohne ihrer überdrüssig zu seyn," sagte Johni ärgerlich. „Freilich bin ich auch nur eine arme Frau, ohne Wunsch und Ehrgeiz, habe immer nur das Glück in Dingen gesucht, die mir erreichbar sind, und nie weiter hinaus . . . ."

„Amme," fiel ihr das Mädchen in die Rede, „Alles, was außer unserm Bereich liegt, muß aber doch wohl recht schön seyn! . . . London soll so herrlich seyn. Lieber Gott! wann werde ich denn ein Mal in London wohnen!"

„Du wirst einst heirathen, Kind!" tröstete die Amme. „Du bist zu schön und zu züchtig, um nicht einen reichen und edeln Gatten zu finden."

„O ja, nicht wahr?" rief das Mädchen sehr lebhaft aus, und ihre Phantasie versetzte sie augenblicklich in einen Palast nach London . . . sie hatte Gondeln auf der Themse, Wälder, worin sie das Wild verfolgte, einen schönen Falken auf der Faust tragend, und Pagen und Diener folgten ihr nach. Sie

erträumte sich große Güter, nahm die Huldigung ihrer Vasallen an; sie langweilte sich nicht mehr, denn sie sah sich schön, reich und mächtig .... sie sagte: „Ich will," und alle Welt gehorchte ihr.

So waren ihre Träume, ... denn hätte sie glauben müssen, ewig in dem kleinen, einsamen Landhause zu bleiben, zwischen diesen erstickenden Mauern, in diese einfachen Gewänder gekleidet, von so gewöhnlichem Hausrath umringt, so würde sie sich lieber zum ewigen Schlaf in den Sarg gelegt haben, vorausgesetzt, daß sich ein prunkendes Grabmal von Marmor darüber gewölbt hätte. Die alte Amme erschrak oft vor den Träumen dieser aufgeregten Einbildungskraft, sie wollte das Mädchen ablenken von solchen Gedanken, aber gerade diese Gedanken waren Katharina's ganzes Glück, diese Träume ihr einziger Reichthum. So wie sie allein war, so hörte sie sonderbare Stimmen, die ihr Allerlei in die Ohren flüsterten; ungewöhnliche Erscheinungen tauchten vor ihren Augen auf ... Alles bevölkerte und belebte sich um sie ... die Kette der erschaffenen Wesen reichte nicht nur bis zu dem Menschen, sondern sie dehnte sich bis zu Gott hinauf ... Es war ihr dann, als durchlaufe sie mit den Augen alle Stufen dieser leuchtenden Leiter, deren eines Ende auf der Erde ruhte, indessen das andere bis an den Himmel reichte. Im knisternden Feuer sah sie spielende Salamander, die zahllose Funken sprühten ... In dem Wasser, das unter ihren Fenstern vorüber floß, erblickte sie eine Undine, die sie wie eine Schwester begrüßte, so oft sie hinunter schaute. Der balsamhauchende Abendwind erschien ihr von unendlich vielen Sylphen bevölkert, und alle flüsterten ihr Dinge zu, die geeignet waren, ihre Vernunft zu verrücken, denn der Dämon des Ehrgeizes erschien ihr unter der verführerischen Gestalt eines Engels, als Himmelkönig, mit goldenen Flügeln und einer strahlenden Krone auf dem Haupte.

Die Amme zog sich mißmuthig in ihre Schlafkammer zurück, und ließ das Mädchen unter seinem Hofstaat von Kobolden, Gespenstern und Feen zurück. So wie sie das Gemach verlassen hatte, schloß Katharina die Thüre sorgfältig hinter ihr zu, und öffnete eine andere, die über eine Terrasse nach der Themse hinunter führte, denn sie erwartete den Mann, mit dem sie schon seit einiger Zeit heimlich vermählt war. Sie war sich bewußt, daß er sie über Alles liebte, aber dennoch hatte er Geheimnisse vor ihr, denn sie kannte weder seinen wahren Namen, seinen Stand, noch seine Titel. Sie hingegen, sie hatte sich ihm ganz zu eigen gegeben, hatte ihm nicht gesagt: „So viel Stunden sind für Dich und so viel für die Welt;" sie hatte gesagt: „Da bin ich, nimm mich hin! —" Sie liebte diesen Mann, aber es war ihr dennoch qualvoll, nicht zu wissen, wer er war, ihren Geist in Hoffnungsträumen umherirren zu lassen, die vielleicht alle nichtig waren, ihre schönen fröhlichen Jugendjahre in Erwartung hinzubringen, in Unwissenheit und Vereinzelung. Auf alle ihre Fragen antwortete er stets nur: „Später! später!" Alles ging unter in diesem Worte, das einen Abgrund in ihr Leben grub. Wenn der Morgen graute, so hoffte sie im Lauf des Tages Alles zu erfahren; aber der Abend kam, ohne daß sie Etwas vernommen hatte. Dann kam sie sich zuweilen wie eine Sklavin vor, wie eine Gefangene, die ferne von der Welt gehalten ward. Jetzt, um die Stunde, wo die Freude in den Städten weilte, war sie allein und traurig, auf ihren Gemahl harrend, der vielleicht nicht kam, auf ihren Gemahl, der, wie sie dessen gewiß zu seyn glaubte, einen hohen Rang und Titel hatte, und ihr nichts von beiden gab.

„Ach!" seufzte sie endlich, „wenn ich jetzt mit ihm zu London wäre, statt diese schlechten Kleider abzulegen, die mich demüthigen, um vor der Zeit den Schlaf herbei zu rufen, der doch nicht kommen wird, würde ich mich vor meinen Putztisch setzen ... (sie setzte sich dann auch wirklich vor eine Toilette mit einem venetianischen Spiegel, öffnete ein geheimes Fach, woraus sie mehrere Schmuckkästchen zog, und fing an, sich zu putzen.) „Ich würde unter dem Schmucke, den er mir geschenkt hat, die schönsten Edelsteine auswählen; würde diese Perlen um meinen Hals schlingen, diese Diamanten in meine Ohren hängen, und diese Armbänder um meine Arme legen. Unter den Feldblumen, die meine Haare schmücken, würden diese Diamantähren auch noch Platz finden. Dieser Gürtel von Edelsteinen, um meinen Leib geschlungen, würde seine Schlankheit noch erhöhen. Ein Page würde uns voran schreiten; lichtstrahlende Gemächer würden vor uns aufgethan werden, und wenn mein Spiegel nicht lügt, so würde Jedermann bei meinem Erscheinen sagen. Eine Königin kann nicht schöner seyn."

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Bei der Debatte in der badischen Kammer über die Frage: ob auch Frauen bei den öffentlichen Gerichtssitzungen Zutritt haben könnten, bemerkte der Abgeordnete Bassermann u. A.: Er glaube, die Bestimmung des Mannes und der Frauen bleibe uns ein Räthsel, und die Männer müßten sich vor Beschränkungen hüten und dem Weibe selbst überlassen, sich mit Freiheit zu der Bestimmung zu entwickeln, die ihm der Schöpfer zugetheilt habe. Der Herr Staatsrath Jolly sage zwar: in England verbiete es die Sitte den Frauen, den öffentlichen Gerichtsverhandlungen beizuwohnen; es sey also ihre Wahl, nicht beizuwohnen, und man solle den Engländern folgen und sagen, es stehe den Frauen frei. Uebrigens beständen in England über das weibliche Geschlecht verschiedene Sitten, so z. B. sey es nicht Sitte, zum Fenster hinauszuschauen; wenn sich ein Frauenzimmer am Fenster blicken ließe, so versammle sich eine Masse Leute, bis es sich zurückziehe. (Eine Stimme: das sey sehr gut!) Er glaube nicht; warum sollten sie nicht auch durch die Fenster die freie Luft hereinlassen, oder sehen, was auf der Straße vorgehe. Man sage, im englischen Parlament würden die Frauen nicht zugelassen, allein dies sey dort weniger nothwendig, als bei uns, man sehe dort auch keine Männer oder nur wenige im Parlament, denn man lese Alles, und man könne dort nicht eine ganze Rede von oben bis unten streichen, wie ihm in Karlsruhe ein gelehrter Censor gethan habe! Wenn man Preßfreiheit einführe, könne man auch bei uns den Raum auf der Galerie beschränken. Man sage, die Frauen lernten aus diesen Gerichtssitzungen öfters nichts Gutes, sie hörten Unschicklichkeiten u. dgl., allein warum verbiete man nicht den Frauen den Besuch des Theaters? Die deutschen Theater seyen so weit gekommen, daß man nervenerregende schlüpfrige Stücke aufführe, und diese seyen gerade an Höfen recht zur Mode geworden, gerade die

sogenannte haute volée mache diese schlüpfrigen Stücke zum Leckerbissen. Wenn man also zum System der Bevormundung komme, dann habe man noch andere Dinge zu thun, als ihnen die Gerichtssitzung zu verbieten, wo der moralische Eindruck, das öffentliche Gewissen viel heilsamer wirke, bei allen Unanständigkeiten, als manches ganz lieblich klingende Schauspiel, wo vielleicht verdeckte, aber viel gefährlichere Unanständigkeiten vorkämen. Dann glaube er, was ihm mißdeutet werden könne, was er aber für wesentlich halte: es sey gar nicht gut, daß unsere in einem streng bewachten Familienkreise aufgewachsenen jungen Frauenzimmer so wenig von der Welt wüßten, so wenig wüßten, wie es in der Männerwelt zugehe. Die Eltern würden klüger thun, ihnen manchmal eine passende Gelegenheit zu geben, einen Blick in das wahre Getriebe der Welt zu thun, und eine solche passende Gelegenheit sey eine Gerichtssitzung, wo moralisches Recht und Unrecht hervortrete, nicht mit dem Nervenreiz einer Theatervorstellung umgeben, sondern mit dem Ernste, den die Gerichtssitzung mit sich führe. Noch einen Grund wolle er zu Gemüthe führen. Das Weib werde entrüstet, es fälle ein strengeres Urtheil als der Mann, und wolle man die Verbrecher strenger richten, müsse man auch die Frauen zulassen. Der Staatsrath Jolly habe angeführt, daß die sprechenden Personen der Versammlung durch Eitelkeit zu Reden verführt werden könnten, welche sie sonst nicht führen würden. Er gebe dieses zu, aber Alles sey mit Gefahr verbunden; ein Fürst könne seine Macht mißbrauchen, ein Minister seiner Besoldung zu lieb dem Fürsten gegenüber seine Grundsätze aufopfern. Wenn der Hr. Staatsrath Jolly ferner sage, durch die Anwesenheit der Frauen werde die Eitelkeit der Männer erregt, so halte er die Eitelkeit, die darin bestehe, daß man sich eines schönen, feinen, anständigen Vortrags befleißige, für etwas sehr Gutes. Ueberhaupt könnte man ja die Neigungen und Leidenschaften nicht abdecretiren. In Beziehung auf die Anwesenheit der Kinder wolle er nur aus seiner Erfahrung bemerken, daß auf ihn als Kind die Assisenverhandlungen einen so mächtigen Eindruck des Abscheues vor Verbrechen gemacht haben, daß er aus väterlichem Gefühl jedem seiner Kinder eine solche Gelegenheit verschaffen werde, und wenn in Baden dieses verboten werde, so werde man genöthigt, jenseits des Rheins ein solches Erziehungsmittel aufzusuchen. (Bad. Bl.)

Im Kreise Hittdorf hat sich dieser Tage ein Beispiel von Verrath zugetragen, wie er bisher noch unerhört gewesen und der dort alle Gemüther auf das tiefste empört hat. Ein Ehemann dasiger Gegend ward nämlich mit einem hübschen jungen Mädchen bekannt und bewarb sich eifrig um ihre Gunst. Da er von derselben um Stand und Namen befragt wurde, maßte er sich den Namen eines Fremden an, und zwar den eines jungen begüterten Bauers der Nachbarschaft. Das Mädchen zog nun ihre Erkundigung ein und gab sich, da diese nur günstig ausfielen, arglos ihrem Bewerber hin. Als sie sich dem Punkte nahte, Mutter zu werden, und hoffte, daß der Geliebte sie heimführe, wird sie durch den kirchlichen Aufruf ihres vermeintlichen Bräutigams mit einer ihrer Bekanntinnen überrascht. Nun bricht sie in Jammer aus, klagt öffentlich ihr Leid, das gleich Aufsehen in der Nachbarschaft verursacht. Alsbald bemüht sich der Bräutigam, der sich aller Schuld rein weiß, an der Hand seiner Braut zu ihr, der ihr nun als ein fremder Mensch erscheint, und so kommt das Verbrechen des Betrügers an's Tageslicht. Hoffentlich gelingt es den Bemühungen der Gerichte, den Betrug auch gerichtlich zu ermitteln und solche ärgerliche Handlung gebührlich zu bestrafen.

Allgemein bekannt und geschätzt ist Tegnér's, des schwedischen Dichters, Bearbeitung der Frithiofssage; Wenigen aber möchte es bekannt seyn, daß derselbe auch als Redner ausgezeichnete Verdienste besitzt. In dieser letzteren Beziehung wird eine neu erschienene Sammlung, welche zwölf seiner vorzüglichsten und bei verschiedenen Veranlassungen gehaltenen Reden enthält, dem deutschen Publikum gewiß willkommen seyn. Sie führt den Titel: „Reden von Esaias Tegnér," aus dem Schwedischen übersetzt von T. Homberg, (Frankfurt a. M., bei H. L. Brönner 1844.) Die schöne poetische Sprache, der Geist reiner Humanität und die Wärme für alles Schöne und Edle, welche dem Leser aus den genannten Vorträgen entgegen treten, werden nicht ermangeln, ihnen eben so zahlreiche Freunde zu gewinnen, als seine Dichtungen sich derselben bereits zu rühmen haben.

Das „Ausland" enthält über einen merkwürdigen Schildkrötenfang in mittelländischen Meer folgende Mittheilung aus Messina vom 19. März: „Vergangenen Montag wurde am Faro*) eine ungeheuere Schildkröte gefangen von einer ganz ungewöhnlichen Art; sie hat gleich denjenigen, welche in der Südsee gefunden werden, keine Schaale, sondern bloß eine ziemlich starke hornartige Haut auf dem Rücken, welche rinnenförmige Vertiefungen von je $1^1/_2$ Zoll Breite hat, die sich vom Halsgelenk bis zu den Hinterflossen hinziehen. Die ganze Länge des Thieres vom Kopf bis zur Schwanzspitze ist $7^1/_2$ Fuß, die Breite $3^1/_2$ bis $3\,^3/_4$ vorn an der Brust, die Vorderflossen haben nahe an 3 Fuß Länge, die Hinterflossen sind etwas kürzer, die Höhe wird etwa $3^1/_2$ Fuß seyn. Der untere Theil und die Floßen sind mit einer weichern Haut bedeckt, von etwas schmutzig weißer Farbe mit braunen Flecken, die Oberdecke ist ganz dunkelbraun, mehr schwarz. Der Kopf wird 9 bis 10 Zoll lang seyn, und das Maul ist mit starken Zähnen versehen. (Das Maß, von dem ich spreche, ist der baierische Fuß von 12 Zoll.) Die Marinari, welche das Thier laufen sahen, sagten, sie hätten es mit einer Harpune gefangen, eine Wunde, welche etwa $1^1/_2$ Fuß aufwärts von der Schwanzspitze auf dem Rücken war, ließ mich bemerken, daß an dieser Stelle die Haut nur $1^1/_2$ Linien dick war, jedoch wird selbe mehr oben am Rücken wohl stärker seyn. Wie ich von Andern hörte, hat Professor Rüppell, der sich seit Februar in Messina befindet, erklärt, daß es eine Art Schildkröte sey, die bloß in den ostindischen Gewässern vorkommt; ich selbst sprach den Hrn. Professor Rüppell nicht. Dieser bot für das Thier 9 Piaster, es wurde aber von einem Andern für 20 Piaster angekauft. — Ob nun das Thier um das Cap der guten Hoffnung gesegelt ist, oder ob es eine Fußpartie über die Landenge von Suez gemacht hat, das ist die Frage; auf jeden Fall hat es eine schöne Reise gemacht, die freilich nicht zum Besten endete."

In Wien wird nächstens auf dem Leopoldstädter Theater eine Giraffe als Gast auftreten; man läßt für sie ein eigenes

*) Faro ist Dorf und Leuchthurm am Eingange in die Meerenge an der sicilianischen Küste.

Stück schreiben. Die Giraffe hat sich bereits in Ofen mit Glück auf den Brettern versucht, und wird als sehr folgsam und zahm gerühmt. Sie könnte vielleicht manchem Sommertheater auf die Beine helfen, da sie, wie alle großen Künstler, gewiß nicht auf bedeutendes Honorar ausgeht.

Im Schlosse Stammheim am Rhein stürzte vor einigen Tagen plötzlich die Zimmerdecke des Gemaches ein, in welchem die Kinder des Grafen von Fürstenberg zu weilen pflegten, und in welchem das jüngste Kind spielte. Durch die Aufopferung der Amme, welche sich über den Pflegling legte und ihn mit ihrem Leib bedeckte, wurde das Kind vor Verletzung oder gar von dem Tode gerettet.

Korrespondenz.

St. Goar, im Mai.

(Schluß.)

Anfänglich soll das erwähnte Halsband von Eisen gewesen seyn; als aber Churfürst Friedrich V. zu Pfalz seine Gemahlin aus England geholt, wollte dieser Fürst zwar ein silbernes Halsband anstatt des eisernen machen lassen, aber aus Sorge, daß es leicht entwendet werden könnte, hat er es von Messing anfertigen lassen. An dieses Halsband wurden nun, seltsam genug, alle nach St. Goar kommenden Fremden angeschlossen, so zwar, daß Derjenige, dem diese Ehre widerfuhr, sich zuvörderst einen oder zwei Pathen wählen mußte, die ihn dann fragten, ob er mit Wasser oder mit Wein getauft seyn wolle. Antwortete der Dastehende: „Mit Wasser", dann wurde ihm ohne Weiteres ein Eimer kalten Wassers über den Kopf gegossen. Wählte er aber die Weintaufe, dann wurde er von der Gesellschaft in einen Gasthof (entweder zum „grünen Walde" oder zur „Lilie") geführt, wo man dem Fremden eine goldene Krone aufsetzte und ihm einen silbernen Becher voll Weins in die Hand gab, aus dem er verschiedene Gesundheiten *), unter anderen die des damals regierenden Hessen-Cassel'schen Fürstenhauses, als Ortslandesherrn, seiner Pathen und der sämmtlich Anwesenden trinken mußte, wovon der Recipient, wie sich leicht beurtheilen läßt, nicht selten betrunken wurde. So viel über den früheren und nunmehrigen Namen St. Goar, das bis auf den heutigen Tag nur Eine Straße nebst einer längs des hinteren Theiles des Städtleins mit jener parallel laufenden engen Gasse und einigen Quergassen hat, die von 15 — 1600 Einwohnern bewohnt werden. Die Haupterwerbszweige beschränken sich auf Lohgerberei und auf Schifffahrt; der erstere scheint hier ein sehr einträgliches Gewerbe zu seyn. Bis zu den Kriegszeiten bestand früher eine sogenannte fliegende Brücke zwischen St. Goar und Goarshausen, die den Verkehr zwischen beiden Orten sehr erleichterte. Es kann daher nur beklagt werden, daß der von den beiderseitigen resp. Regierungen beabsichtigten Wiederherstellung der fliegenden Brücke durch Eigennutz und persönliches Interesse entgegengewirkt worden, so daß dieses wohlgemeinte Vorhaben aufgegeben werden mußte; ob für immer, steht zu erwarten. — So still und langweilig es in St. Goar während der langen Wintermonate ist, so lebendig und frequent wird dagegen dieser Ort durch die zahlreichen Besuche vieler Rheinreisenden aller Nationen und hauptsächlich der Engländer, die in der schönen Jahreszeit den Mittelrhein befahren, die hiesige Gegend zu sehen kommen und sowohl dem Orte selbst, als der Umgegend Nahrung verschaffen. Es wohnen zu St. Goar auch mehrere Staatspensionärs, die daselbst ihr Einkommen verzehren, unter Anderen auch Stabsoffiziere, die, reichlich dotirt und auf ihren Lorbeeren ruhend, ein contemplatives Leben. Oeffentliche Vergnügungsorte hat St. Goar keine aufzuzählen als die nahen Ortschaften Oberwesel, Hirznach, das auf der rechten Rheinseite befindliche Welmich und das gegenüberliegende St. Goarshausen, wo vor kurzem der neu eröffnete Gasthof zum „Nassauer Hof" abgebrannt ist, nun aber großartiger wieder aufgebaut wird. Auch ist im vorigen Sommer auf dem nahe gelegenen Rheinfels, dessen Schloßruine *) von dem königlichen Prinzen von Preußen angekauft worden, eine Wirthschaft entstanden, die, mit neu angelegten zweckmäßigen Gartenanlagen verschönert, um so mehr zu erfreulichen Hoffnungen berechtigt, da der dermalige Eigenthümer dieses „zum Prinz von Preußen" benannten Gasthauses keine Kosten gespart hat, um dasselbe sowohl für Fremde, die auf Rheinfels zu verweilen und die herrliche Fernsicht zu genießen wünschen, als für andere Besuchenden elegant und geschmackvoll einzurichten. Um ihn dafür zu entschädigen, wird der Besitzer allerdings mehr auf Besuche von Fremden, als auf die der Einheimischen zählen müssen, da diese in den nächsten Umgebungen von St. Goar eigene Gärten besitzen, die sie vorzugsweise zu besuchen pflegen, außerdem auch die hier bestehende Casinogesellschaft einen eigenen, am Rhein hochgelegenen Garten hat, der die schönste Aussicht nach den jenseitigen Gebirgen mit ihren Schluchten und romantisch liegenden Dorfschaften, wie z. B. Patersberg, gewährt. Im Orte selbst hat diese aus den wenigen Beamten-Honoratioren und sonstigen Notabilitäten bestehende Gesellschaft ihr eigenes Gebäude, dessen innere, sehr anständige Einrichtung der mancher größern Stadt nicht nachstehen dürfte. Dasselbe läßt sich in letzterer Hinsicht auch von dem hinlänglich bekannten, wirklich großartig eingerichteten Gasthofe „zur Lilie" sagen, der aber von Einheimischen nur in den Winterabenden besucht zu werden pflegt. Von Oberwesel nach St. Goar rheinabwärts ragt der hohe, auf der rechten Rheinseite befindliche Lurleyberg über den Rheinstrom hinaus, wo das bekannte Echo von den zu Land wie zu Wasser Reisenden mit staunender Ueberraschung gehört wird. Ein ähnliches, doch schwächeres Echo wird weiter unterhalb durch Blasen und Schüsse bewirkt. Diese gedrängte Mittheilung des Bemerkenswerthen in und um St. Goar möchte für Fremde, die in der schönen Jahreszeit den Mittelrhein bereisen, nicht ohne Interesse seyn, und wir wünschen, daß auch in bevorstehender Saison die Zahl der uns Besuchenden nicht gering seyn möge.

*) In unserer polirten Zeit Toasts genannt.

*) Eine Geschichte von Rheinfels seit seiner Entstehung bis zur Zerstörung des Schlosses dieses Namens, nach authentischen Urkunden von Grebel, wird ehestens im Verlag der hiesigen Buchdruckerei von E. Sassenroth erscheinen.

Für den Bau eines Hauses auf dem Feldberge

sind weiter eingegangen: aus Frankfurt, von H. W. 2 fl., M. F. 1 fl 45 kr.; aus Wiesbaden 15 fl. 12 kr.; aus dem Rheingau 9 fl. 48 kr., zusammen 28 fl. 45 kr., deren Empfang bestätigt

Frankfurt a. M., 10. Mai 1844.

Die Commission für Erbauung eines Hauses auf dem Feldberge.

Theater-Anzeige.

Samstag, 11. Mai. Die Geschwister, Schauspiel in 5 Abth., von Emanuel Leutner. (Gastrollen) von Wildenberg: Hr. Wohlstadt, vom Theater zu Würzburg. Eugenie: Fräulein Hausmann, vom Theater zu Würzburg.

Redakteur: L. L. Heller. — Druck und Verlag von: Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 132. Sonntag, den 12. Mai 1844.

Weiblicher Ehrgeiz.

Von Kathinka Zitz.

(Fortsetzung.)

Bei einer plötzlichen Wendung erblickte Katharina jetzt Ethelword, der unter der Thüre stand und ihre letzten Worte gehört hatte. Mit einem flüchtigen Erröthen sprang sie auf, eilte in seine Arme und rief:

„Mein Ethelword, ich hatte Dich nicht gesehen."

„Das begreife ich," erwiederte dieser ernst. „Ihr wart mit zu Wichtigem beschäftigt, um mein Kommen zu bemerken."

„Findest Du mich hübsch?" fragte sie, ihn anlächelnd.

Er sah ihr lange sinnend in das liebliche Gesicht, und sagte dann:

„Wenn mein Bild in einem Rahmen von Rubinen oder Smaragden zufällig an jener Kette hinge, oder in dieses Armband eingefaßt wäre, so könnte ich wenigstens denken, daß eine augenblickliche Erinnerung der Liebe sich zwischen Eure gefallsüchtigen Gedanken eingemischt hätte."

„Findest Du mich hübsch?" wiederholte sie mit der Ungeduld eines verwöhnten Kindes.

„Zu meinem Unglücke nur allzusehr, Milady!" erwiederte er düster, und nahm sie in die Arme, doch ohne sie zu küssen.

„Habe ich mich doch im ahnenden Vorgefühl geputzt," sagte sie, indem sie die Hand auf das Herz legte, „denn ich fühlte hier Dein Kommen. Aber fort jetzt mit der finstern Miene; komm, setze Dich; ich will mich zu Deinen Füßen hinkauern, tapferer Ritter, schöner Baron, edler Graf . . . Welchen dieser Titel soll ich Dir geben?"

„Keinen, denn keiner von allen kommt mir zu."

Sie hatte ihm indessen geschäftig einen Sessel herbeigerückt, für sich selbst aber einen Schemel geholt, und wollte nun wissen, wie es komme, daß sie heute den Galopp seines Pferdes nicht gehört, das stets in so rascher Eile kam, und so langsam zurück trabte.

„Ich fuhr in einer Fischerbarke die Themse herauf, denn mehr als jemals fürchtete ich heute erkannt zu werden."

„Immer geheimnißvoll," sagte sie mit leisem Vorwurf; „hast Du denn so mächtige Beweggründe? . . ."

„Urtheile von meiner Liebe, da ich sie Dir verberge, Dir, die Du mehr als mein Leben bist."

„O, wenn Du mich liebtest! . . ."

„Katharina," rief er feurig, „zweifle an Deinem Daseyn, an Deiner Seele, an Gott! . . . . zweifle an dem Tageslicht, wenn die Sonne am Himmel leuchtet, aber zweifle nicht an meiner Liebe, denn noch nie ward ein Weib geliebt, wie ich Dich liebe."

Sie bat ihn schmeichelnd um Verzeihung; er nahm ihren Kopf in beide Hände, hob das reizende Gesichtchen zu sich empor, und rief leidenschaftlich aus:

„O! sieh mich doch an! . . . ich Dich nicht lieben! . . . mein Herz gehört Dir bis zu seinem letzten Schlage, mein letzter Blutstropfen ist Dein, Katharina! Und sie sagt, daß ich sie nicht liebe, o mein Gott, sie sagt es! . . ."

„Nein, nein, ich sage es ja nicht mehr," betheuerte sie mit ihrer lieblichen Stimme, ohne daß sie den wildaufgeregten Mann zu beruhigen vermochte.

„Aber was hast Du denn nur?" fragte sie besorgt.

„Mir ist nicht wohl, ich leide."

„Du?"

„Ja . . . ich bin ermüdet. Meine Stirne brennt . . . . ich habe Durst."

„So will ich Dir einen Trunk kredenzen, mein Gebieter."

Sie stand auf, und schloß einen gothischen Schrein auf. Indessen sie eine Flasche heraus langte, zog Ethelword eine Phiole aus seiner Brusttasche hervor, deren Inhalt er theilweise in einen silbernen Becher goß, der vor ihm auf dem Tische stand; dabei aber flehte er im Stillen die Verzeihung Gottes an, dessen Macht er versuchte; und als ihn Katharina jetzt schäkernd bat, sich in Ermanglung eines Pagen ihre Person als Mundschenk gefallen zu lassen, da hielt er ihr den Becher hin, zitterte aber dabei so heftig, daß sie es mit Staunen erwähnte.

Er setzte den Becher vor sich nieder, riß sie gewaltig in seine Arme, und sie mit Küssen bedeckend, rief er wie wahnsinnig aus: „Katharina! Katharina! o nie . . . niemals!"

Sie wand sich los von ihm, ohne sich seine ungewöhnliche Trauer erklären zu können. Um ihn zu zerstreuen, griff sie nach der Zither, die sie meisterhaft spielte, und fragte, ob sie ihm die Ballade von dem englischen König Edgar singen solle, der sich mit seiner Vasallin, der schönen Elfriede, vermählt hatte.

Jedes Wort, das sie sprach, ward zu einer neuen Folterqual für ihn. Er nickte stumm, und sie begann:

Auf schroffem Felsenpfade
Der König einst erschaut
Mit einem Blick der Gnade
Des Bogenschützen Braut.
Er folget ihr behende:
„Will Dein Begleiter seyn
„Bis an des Waldpfads Ende. —"
— Nein.

„Du mir leibeigne Dirne,
Sey mir ein wenig hold,
Ich schmücke Dir die Stirne
Mit Edelstein und Gold.
Will Dich zur Dam' erheben,
Magst Du den Ritter frei'n,
Und schmücken ihm sein Leben. —"
— Nein.

„Sollst höh're Würden tragen;
Den Falken auf der Faust,
Sollst Du durch Forste jagen,
Wo Ur und Eber haust.
Nimm, was Du willst, an Gaben,
Du sollst Baronin seyn,
Und sollst ein Wappen haben. —"
— Nein.

„Gieb Liebe mir zum Lohne,
Weil ich Dich lieben muß,
Und nimm die Grafenkrone
Gleich für den ersten Kuß.
Neun Perlen auf den Spitzen
Will ich Dir stattlich reih'n,
Sollst mir zur Seite sitzen. —"
— Nein.

„Sollst Dein Geschlecht verdunkeln,
Und wenn Du willst, soll gar!
Die Herzogskrone funkeln
In Deinem goldnen Haar.
Sollst unter allen Frauen
Fortan die Erste seyn,
Gebietend auf sie schauen. —"
— Nein.

„Ist Dir das noch zu wenig,
So sey denn Königin,
Denn wiss', ich bin der König,
Und gab mein Herz Dir hin.
Dir huldigend zu schwören,
Sind meine Ritter da;
Willst Du mir nun gehören?"
— Ja.

Sie schwieg, und endigte mit einem lebhaften Nachspiel.

„So endigte also die Liebe der schönen Elfriede?" fragte Ethelword endlich.

„Ist das Ende nicht schön? wird sie nicht Königin?"

„Aber der Bogenschütze?"

„Die Ballade sagt nichts mehr von ihm."

„Also lebte kein Andenken an den armen Verlassenen in der Seele seines Liebchens, noch in den Versen des Dichters!" rief der junge Mann in wilder und doch angsthafter Aufregung. „Ich will minder undankbar seyn als beide, und auf sein Gedächtniß trinken."

Er ergriff den Becher, ohne ihn jedoch an den Mund zu führen. Katharina sah ihm gedankenlos zu.

„Vergessene!" rief er ihr nach einigen Augenblicken zu, „gedenkst Du unserer Gewohnheit nicht mehr? Habe ich jemals einen Becher zum Munde geführt, ohne daß Du mir ihn erst zugetrunken hättest, auf daß ich an seinem Rande die Stelle suchen konnte, welche Deine Lippen berührt hatten. Wohlan denn, meine schöne Elfriede . . . nicht doch, meine Katharina, wollte ich sagen — . . . . Einen tüchtigen Zug zum Angedenken des armen Bogenschützen."

Katharina trank mit sorgloser Unbefangenheit; hochaufathmend folgte ihr Ethelword in tödtlicher Angst mit den Augen, im Begriffe, ihr den Becher von den Lippen wegzureißen; dann warf er sich vor ihr nieder und rief außer sich:

„O Katharina, Katharina! vergieb mir!"

„Was denn?" fragte sie erstaunt.

„Ich mußte es ja thun, es blieb ja nur dieses Mittel übrig.... nur dieser einzige Ausweg blieb mir offen,.... Wir waren sonst verloren.... auf ewig getrennt...."

Sie verstand ihn nicht, aber er sah, wie sie erblich; ein plötzlicher Schwindel ergriff sie, es funkelte ihr vor den Augen, in ihrer Brust brannte es wie Feuer und ihre Stirn ward mit kaltem Schweiß bedeckt.

Ethelword ward von allen Qualen der Hölle zerrissen; ihr namenloses Leiden zu sehen, ging über seine Kräfte; verzweiflungsvoll umklammerte er ihre Kniee und bereute jetzt, was er gethan; er hätte sie in diesem Augenblicke fast lieber in den Armen des Königs, denn als Schlachtopfer solcher Qualen gesehen.

„Laß mich, laß mich!" stöhnte sie endlich. „Wasser.... Wasser!.... ich ersticke. Gnade!.... Mitleid.... mein Ethel.... Ich sterbe.... zu Hülfe!...."

Der Herzog nahm sie in die Arme und beschwor sie, keinen Schrei auszustoßen, betheuernd, daß sie nicht sterben würde. Sie sträubte und wand sich aber in seinen Armen und jammerte um ihr junges Leben, bis sie endlich, immer mehr ermattend, mit dem letzten Aufwand ihrer Kräfte den Herzog von sich stieß und lautlos zu Boden sank. Dieser warf sich mit einem unterdrückten Jammerruf auf sie nieder, um sie wie wahnsinnig in die Arme zu schließen. Er küßte sie, denn jetzt war er wenigstens sicher, daß sie mit einander leben oder mit einander sterben würden; dann riegelte er die Thüre auf, durch welche sich die Amme entfernt hatte, ergriff eine auf dem Tische stehende Klingel, womit er heftig schellte, drückte noch einen Kuß auf Katharina's erbleichte Lippen, und verschwand dann durch dieselbe Thüre, durch welche er gekommen war.

(Fortsetzung folgt.)

Noch einige Worte über das Duell.

(Von J. D. Völcker.)

Es muß jedes bessere Gefühl mit gerechter Entrüstung erfüllen, wenn in unserer so aufgeklärt sich rühmenden Gegenwart die schmählichsten Beispiele einer nur barbarischen, finsteren Zeiten angehörigen Selbstrache, eines Faustrechts und gewissermaßen privilegirten Mordes, ohne gehöriges wirksames Einschreiten der Behörden, noch immer öffentlich und ungescheut stattfinden!

Ich nenne jene in neuester Zeit so häufigen Duelle! Welches rein moralische oder religiöse Gesetz vermag es, diese ungesetzlichen Handlungen zu vertheidigen?!

Welches edle, innere Gefühl möchte einen Mord beschönigen wollen, der unter allen und jeden Verhältnissen immerhin nur ein Mord, ein mit Vorbedacht und Ueberlegung begangener absichtlicher Mord bleibt?!

Welcher Vernünftige vermag es, eine That, welche gewaltsame, eigenmächtige Eingriffe in das Geschick und in das edelste Geschenk der Gottheit — das Leben, in ihrem Gefolge hat, auch nur einen Augenblick mit Schlüssen der Vernunft unterstützen und billigen zu wollen, oder in dem Tode, in der Verwundung, im blinden Schusse, eine Ehre wiedergegeben zu wähnen?!

Hat uns ja doch unser eigenes, göttliches Innere, trotz aller Verunglimpfungen von außen, die Stärke des Geistes, die Willenskraft gegeben, alle und jede Ungerechtigkeiten und Verläumdungen unserer Feinde ruhig, geduldig, mit Sanftmuth und Standhaftigkeit zu ertragen!

Und wir sollten mit Kleinmuth zu einem Extreme unsere Zuflucht nehmen, welches uns nur erniedriget, unsere wahre Ehre, die Ehre des Innern, des eigenen ruhigen Selbstbewußtseyns nur befleckt, uns zu unglücklichen Menschen macht uns oftmals in einer leider zu späten Reue unsere Schreckensthat und den namenlosen Jammer, welchen wir Andern, Freunden und Angehörigen des blutigen Opfers bereitet, mit Entsetzen und allen Furien des bösen Gewissens vor Augen führt! — —

Trugschlüsse allein vermögen es, Leidenschaften in Schutz zu nehmen, welche in den Augen so Vieler, so oft, so gerne, so leichtweg beschönigt und entschuldigt werden! —

Weit entfernt, mich hier in philosophische Einzelheiten und Bekämpfungen aller jener falschen Begriffe und Ansichten über beleidigte Ehre einzulassen, frage ich nur einen jeden gefühlvollen, wahrhaft gebildeten und vernünftigen Menschen, die Hand auf's Herz gelegt: Kann die wahre Ehre durch Mord, Verwundung und Menschenblut je reingewaschen oder eine solche willkürliche Handlung je entschuldigt werden?!

Die wahre Ehre, welche allein im eigenen Innern ruht, können böse Menschen wohl angreifen, tief verwunden, niemals aber tödten!

Stark ist daher Derjenige, welcher seine angegriffene beleidigte Ehre mit allen ihm zu Gebote stehenden gesetzlichen Mitteln, sey es durch Geist, Wort, Schrift und Recht zu vertheidigen; — Ungerechtigkeiten, Schmähungen und Lieblosigkeiten aber der sogenannten Welt mit Ruhe, Selbstüberwindung, Geduld, Langmuth und männlicher Kraft zu ertragen weiß.

Schwach und feig ist dagegen Der, welcher nur im Tode, im Blute, im Glücksschusse, Etwas wieder zu erlangen wähnt, was ihm im eigenen freien Selbstbewußtseyn nie genommen werden kann!

Möchten doch die hohen Regierungen mit aller Macht, welche ihnen in die Hände gegeben, gegen solche willkürliche, empörende Auftritte der Rohheit, Unmoralität und Leidenschaft energisch einschreiten, damit unsere Nachkommen nicht über diese Schandflecken einer Zeit, welche sich so oft eine aufgeklärte zu seyn rühmt, zu erröthen haben!!

Mannichfaltigkeiten.

Der bereits seit mehreren Jahren in der Verlagshandlung von J. Wirth in Mainz erscheinende „Cursaal" ist für die diesjährige Saison an die Redaktion des Hrn. Dr. C. Dräxler-Manfred, eines geachteten und dem Publikum rühmlich bekannten Literaten, übergegangen. Dies Unterhaltungsblatt wird seine Aufmerksamkeit vorzüglich Wiesbaden und den Taunusbädern zuwenden, und das Leben und Treiben, sowie die neuesten Ereignisse in denselben abzuspiegeln bemüht seyn. Außerdem wird es durch einen reichhaltigen und buntbelebten Unterhaltungsstoff das Interesse der Badegäste zu gewinnen und zu fesseln streben. Der vorliegende Prospektus läßt Anziehendes erwarten, wofür der Name des neuen Redakteurs gute Bürgschaft leistet.

Es wird ein „Andachtsbuch für Dienstboten" als demnächst erscheinend annoncirt. Da es gar viele Arten von Dienstboten gibt, so werden die einzelnen Abtheilungen jenes Andachtsbuches wahrscheinlich etwa also rubrizirt werden: Andachtsbuch für Kammerdiener, für Kammerjungfern, für Köchinnen, für Hausmägde und Hausknechte, für Stallknechte, Kutscher, Auslaufer, Stiefelputzer und wie die dienstbaren Geister alle heißen mögen. Ein Andachtsbuch für Dienstboten? — Beten diese anders wie andere Menschen und muß für sie eine eigene Sprache, oder müssen ihnen eigene Gebete erfunden werden, damit sie der liebe Gott verstehe und damit sie den Respekt gegen einen so vornehmen Herrn nicht verletzen? Sollen die Dienstboten auch durch den Titel ihres Gebetbuches an die Dienstbarkeit erinnert und selbst in den Stunden noch gedemüthigt werden, wo sie vor den Vater aller Menschen treten wollen? Ein Andachtsbuch für Dienstboten? Wen sollte das Servile eines solchen Titels, wie ihn zu erfinden nur ein deutscher Buchhändler wagen kann, nicht indigniren? Der in allen Buchhandlungen zur Ansicht vorliegende Prospektus wird mit Recht belächelt und hoffentlich wird das verkehrte Unternehmen von der Dienstbotenwelt als ein fünftes Rad am Wagen abgewiesen und verworfen werden.

Der Gesang ist um so schöner, je freier die Seele von Sorgen ist, sowie überhaupt der Schall um so heller, je klarer die Luft.

(Würdenträger.) Je mehr ein Mann emporkömmt, desto schroffer und gefühlloser wird er in der Regel, so wie die Luft um so kälter wird, je höher sie ist.

(Ludwigsburg, 2 Mai.) Nachstehender sehr trauriger Vorfall, durch Unvorsichtigkeit herbeigeführt, mag allen Städten, worin sich Militär befindet, zum warnenden Beispiel dienen: Ein Rekrut eilte, um auf die Minute am Platz zu seyn, das Gewehr mit aufgeflanztem Bajonette vorhaltend, zur Zimmerthür hinaus. In demselben Augenblicke trat der Brigademusiker Jung, ein braver Mann und Vater von 6 Kindern, zur Thüre herein gerade auf den Rekruten zu, der ihm das Bajonett durch die untere Kinnlade bis in die Gehirnhöhle rannte, so daß sein Tod mit jedem Augenblick zu erwarten ist

Frankfurter Theater.

„Frauenehre", — Lortzing's „Wildschütz."

Am 7. d. Mts. gab man das aus dem Spanischen übertragene Drama: „Frauenehre", dessen Bearbeiter G. N. Bärmann die deutsche Bühne mit vielen freien Uebersetzungen nach dem Spanischen und Französischen, so wie auch mit mehreren eigenen Stücken versorgt und von denen ein großer Theil beifällige Aufnahme gefunden hat. Die „Frauenehre" beruht auf den bei den spanischen Dichtern beliebten Motiven der Ehre, Minne und Ritterlichkeit und enthält schöne Momente, wie z. B. den Schluß des zweiten Actes, aber auch andere, wie der Schluß des dritten Actes, die sich in den Extremen bewegen. Für den Darsteller sind einige sehr dankbare Rollen und namentlich die der Maria vorhanden, in welcher Fräul. Hausmann, vom Theater zu Würzburg, ihr Gastspiel eröffnete. In der Schule Immermann's in Düsseldorf gebildet und auf mehreren guten Bühnen zur nöthigen Routine gelangt, hat sich Fräul. Hausmann einen vortheilhaften Ruf erworben und solchen als Maria gerechtfertigt. Eine schöne Persönlichkeit und eine damit harmonirende Repräsentation, belebte und abgerundete Mimik und Plastik und ein den Situationen wohl angemessenes Spiel waren mit richtiger Auffassung des Charakters und sehr verständiger und würdig gehaltener Diktion so vereinigt, daß man der Darstellung mit steigendem Interesse folgte und die Ueberzeugung gewann, daß Fräul. Hausmann Beruf und Befähigung besitzt und fleißige Studien gemacht hat, welche weiter kennen zu lernen wir Gelegenheit haben werden. Bei dem herrlichen Frühlingswetter war das Auditorium sehr klein, doch spendete es dem Gast lebhaften und wohlverdienten Beifall. Dieser wurde auch Hrn. Schneider (Don Pedro), welcher in jüngster Zeit durch mehrere mit rühmlicher Sorgfalt ausgeführte Rollen sich als einen befähigten und gern gesehenen jugendlichen Liebhaber wiederholt bethätigt hat.

Zum dritten Male gegeben und mit nicht vermindertem Beifall aufgenommen wurde der nach Kotzebue's „Rehbock" frei bearbeitete „Wildschütz" von Lortzing. Der Componist ist auf allen deutschen Bühnen mit seinen Opern durchgedrungen und hat sie zur Popularität gebracht. Dieß will heutigen Tages unter der Masse von Kunstproduzenten und Mitbewerbern, unter dem Chaos von Kunsttheorien, unter dem Kleingewehrfeuer der Kritiker und Kritler, unter den so hoch gestiegenen Anforderungen und der Uebersättigung des Publikums viel heißen und ist nur dann möglich, wenn wirkliche und eigenthümliche Vorzüge vorhanden sind. Solche besitzt Lortzing und wir haben nachgewiesen (vergl. Nro. 123 d. Bl.), worin sie bestehen. Noch manchen heitern Abend wird dieser Wildschütz uns bereiten und dies um so mehr, als die Aufführung eine sorgfältige und gelungene genannt werden darf. Hr. Conradi, als Bacelus, ist eine ergötzliche Erscheinung und weiß in Gesang und Spiel das Drollige seiner Aufgabe mit Humor geltend zu machen; er gefiel sehr und gehört überhaupt zu den beliebtesten und immer thätigen Mitgliedern unserer Oper. Auch Hr. Diehl (Pancratius) amüsirte sehr und wußte sein Stichwort: „Wie närrisch!" höchst belustigend anzubringen. Fräul. Hoffmann (Gräfin), die durch Fleiß, Talent und anspruchslose Wirksamkeit sich in Oper und Schauspiel gleich nützlich erweis't, fand den lebhaftesten Beifall. Fräul. Kratky war ein liebliches Gretchen und Hr. Wiegand ein in Spiel und Gesang ganz geeigneter Repräsentant des Grafen. Fräul. Capitain (Baronin Freimann) ist in Partieen wie diese, wo es die Darstellung von weiblicher Anmuth und Innigkeit der Empfindung, wo es zarte Lyrik und seelenvollen Ausdruck gilt, stets am rechten Platze und bereitete durch lieblichen Gesang und edel gehaltenes Spiel den Opernfreunden viel Vergnügen. Orchester und Chöre waren sehr gut und die Vorstellung gefiel auf's entschiedenste.

W.

Korrespondenz.

Mainz, 9. Mai.

Die diesjährige Frühlings-Blumenausstellung, welche mit dem Monat Juni beginnt, dürfte die prachtvollste und bedeutendste werden, die wir je hatten, um so mehr, da diesmal dem Gartenbauverein das Fruchthalle-Local zu diesem Zwecke zur Verfügung gestellt wurde. Bereits sind mit allen benachbarten Städten Verbindungen angeknüpft und Zusendungen zugesagt. Bei dieser Gelegenheit will ich auch erwähnen, daß sich kürzlich der Gartenbauverein wieder ein neues Verdienst erwarb, indem er beschloß, sämmtliche hiesigen Lehrlinge der Gartenbaukunst auf eigene Kosten in den zu ihrer Kunst nöthigen anderweitigen Wissenschaften unterrichten zu lassen. — Vor einigen Monaten hat sich ein Kassirer bei der Taunusbahn, Namens Beck, durch eine schöne, humane Handlung ausgezeichnet. Ein Advocat, an dem man schon einige Zeit Spuren von Wahnsinn bemerkte, kam mit zwei Geldsäcken zum Kassirer, um ein Billet zur Reise nach Frankfurt zu lösen. Der Kassirer sah ein, daß es nicht räthlich sey, diesen Mann in solchem Zustande und mit solchen Summen reisen zu lassen und brachte ihn unter allerhand Vorwänden von seinem Entschlusse ab. Damit noch nicht zufrieden, begleitete er den Kranken herüber nach Mainz und verwendete sich, daß der Advocat und sein Geld unter gehörige Obhut kam, und trug auch später noch weitere Sorge für den beklagenswerthen Kranken. Ein minder gewissenhafter Mann als Hr. Beck würde dem Kranken ohne weiters ein Billet gegeben haben und dann war es wenigstens ungewiß, ob er die bedeutende Geldsumme, die er bei sich hatte, unversehrt wieder zurückgebracht hätte. Solche schöne Handlungen verdienen, der Oeffentlichkeit nicht vorenthalten zu werden.

Anzeige zu einer musikalischen Soirée
für Mittwoch den 15 Mai.
Zum Besten einer hiesigen unglücklichen kranken Bürgerstochter.

Durch den Tod wurden diesem sehr gebildeten Mädchen diejenigen würdigen Männer und Frauen entrissen, die für ihren Unterhalt Sorge trugen, da sie selbst durch Krankheit außer Stande ist, sich diesen zu verschaffen. Verlassen steht sie jetzt da und ich halte — da sie Hülfe bei mir gesucht — es für meine Pflicht, so viel es in meinen Kräften steht, ihre kummervolle Lage zu mildern. Wer sich über die nähern Verhältnisse dieser Unglücklichen unterrichten will, kann nähere Auskunft erhalten. Ich lade hiermit alle Kunst- und Menschenfreunde ein, mich bei diesem Unternehmen gütigst zu unterstützen, eine Bitte, die bei dem bekannten Wohlthätigkeitssinn der Bewohner Frankfurts nicht vergeblich gethan seyn wird. Karl Suhr.

Auflösung des Palindroms in Nro. 130.

Her. Reh.

Theater-Anzeige.

Samstag, 11. Mai. Die Geschwister, Schauspiel in 5 Abth., von Emanuel Leutner. (Gastrollen) von Wildenberg: Hr. Wohlstadt, vom Theater zu Würzburg. Eugenie: Fräulein Hausmann, vom Theater zu Würzburg.

Sonntag, 12. Mai. (Neu einstudirt): Der Postillon von Lonjumeau, komische Oper in 2 Abtheil. und 3 Acten, Musik von Adam.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 133. Montag, den 13. Mai 1844.

Weiblicher Ehrgeiz.

Von Kathinka Zitz.

(Fortsetzung.)

III.

Als das staunende Gefolge, welches der Herzog von Dierham den nächsten Tag darauf mitnahm, um das neue Edelfräulein der Prinzessin Margaretha abzuholen, nur eine Leiche fand, traf Ethelword sogleich die Anordnung, daß sie in seiner eigenen Familiengruft in seinem Schlosse, das nur eine Viertelmeile von London entfernt war, beigesetzt wurde.

Die Gruft hatte nur eine einzige Thüre, die über eine Treppe von etwa dreißig Stufen in die Tiefe führte. Links und rechts befanden sich die Grabmäler der Ritter und Frauen aus dem edeln Geschlechte der Dierhams, mit ihren ruhenden Bildsäulen, zu deren Füßen bei den Männern ein Löwe, bei den Frauen ein Windhund angebracht war. Der Sarg, worin Katharina lag, war offen. Zu ihren Häupten befand sich ein Weihwasserkessel, von einem Marmorengel beschützt, und selbst einem Steinbilde ähnlich, lehnte Ethelword ihr gegenüber an einem Grabmal, während ein Priester den letzten Ritus eines katholischen Begräbnisses vollzog, und die Amme nebst einigen jungen Mädchen an dem Sarge beteten.

„Glücklich," murmelte der Priester, „glücklich sind Diejenigen, welche früh sterben, und, angethan mit ihrem Unschuldskleide, sich in das Grab legen, denn sie schlafen auf Erden ein, um im Himmel aufzuwachen. Wir beten jetzt nicht mehr für Dich, zarte, weiße Taube, Du betest vielmehr für uns; erhalte Dich dort oben in der Gnade des Herrn, wie Du Dich hienieden in seiner Barmherzigkeit erhalten hast."

Er nahm hierauf einen Zweig Buchs, tauchte ihn in das Weihwasser, und bespritzte die Todte damit, welchem Beispiele alle Anwesenden folgten; und als er jetzt die Gruft verließ, ward auf seinen Wink die trostlose Amme, die sich nicht von dem Sarge ihres geliebten Pfleglings trennen wollte, fast gewaltsam von den andern Frauen fortgebracht. — Endlich war Ethelword mit der theuern Leiche allein . . . Flemming hatte ihm gewissenhaft Wort gehalten. Wohl war ihr Schlaf der Zwillingsbruder des Todes, und wäre er nicht sein eigenes Werk gewesen, so würde selbst Ethelword getäuscht worden seyn. Wie groß ist doch die Gebrechlichkeit des menschlichen Daseyns, so daß einige Tropfen, aus gewissen Pflanzen gezogen, hinreichen, seinen Lauf zu hemmen, und einige Tropfen mehr alles Leben tödten, und die Seele, die in den jetzt geschlossenen Augen strahlte, in der jetzt verstummten Stimme bebte, welche diesen jetzt kalten und unbeweglichen Körper belebt hatte, würde dann auf ewig entflohen und zu ihrem Urquell zurückgekehrt seyn. Ethelword begriff jetzt, wie es möglich ist, daß der Mörder bei'm Anblick seines Schlachtopfers keine Reue fühlt, denn wenn der vor ihm liegende Körper nicht glücklich war, so war er doch sehr ruhig . . . . und es überkam ihn der Gedanke, ob es nicht besser sey, sich neben Katharina in das Grab zu legen, den Sargdeckel schließen zu lassen, und Arm in Arm mit ihr bis an den Tag des letzten Gerichts zu schlafen, statt ihr Leben noch ein Mal den Zufällen der Welt und dem Wechsel des Glücks preiszugeben . . . . wußte er doch nicht, ob sie ihr Erwachen einst segnen oder ihm fluchen würde . . . .

Er kniete neben dem Sarge nieder und küßte sie auf die Stirne; da war es ihm, als hätte sie leise gezuckt. Alle Todesgedanken verschwanden im Nu aus seinem Gehirne . . . sie sollte leben, ob im Glück oder im Unglück, ob in Freude oder in Verzweiflung . . . aber leben, leben sollte sie. Da, o Entsetzen, als er sich umdrehte, sah er, wie die Thüre, die in die Gruft führte, sich langsam in ihren Angeln bewegte, denn in unbegreiflicher Zerstreuung hatte er sie zu schließen vergessen. Der Eintretende war der König von England. In starrer Verzweiflung warf sich Ethelword neben dem Sarg nieder, beugte sich über Katharina hin, und mit den Zähnen knirschend, beschwor er die Mächte der Finsterniß, ihren schwersten Schlummer auf ihre Augen niederzusenken, sie lieber niemals, als jetzt, sich öffnen zu lassen.

„Herzog von Dierham, wo seyd Ihr?" rief der König, der, als er die Thüre wieder hinter sich zugemacht hatte, sich nicht sogleich an die Dunkelheit des Orts gewöhnen konnte. Ethelword ging ihm entgegen; Heinrich stützte sich auf ihn.

„Habt Dank," sagte er; „Ihr seyd mein Getreuer, Ihr... Wo ist sie?" — Und als Ethelword mit der Hand auf das offene Grab gewiesen, fuhr er fort: „Ich danke Dir, Milord, daß Du sie in Deine Familiengruft bringen ließest . . . Ich gebe Dir mein königliches Wort, acht Tage später würde sie in Westminster geschlafen haben."

„Sire," erwiederte Ethelword mit gepreßter Stimme, „das Weib, welches während seines Lebens Gnade vor Euern Augen

gefunden hatte, mußte auch nach seinem Tode ein Gegenstand der Verehrung für mich seyn." !

Als Ethelwords Begleiter zu dem König zurückgekehrt waren und ihm gemeldet hatten, daß sie Katharina todt gefunden, und der Herzog zurück geblieben wäre, um ihr die letzte Ehre zu erzeigen, da wollte er erst dieser Nachricht keinen Glauben schenken . . . ihm, der unbeweglich vor dem Umsturz seines Thrones geblieben wäre, ihm schwoll das Herz, als er Katharina's Tod erfuhr, und seine Augen füllten sich mit Thränen. Es war ihm Bedürfniß, sie noch ein Mal zu sehen, bevor sich das Grab auf immer über ihr schloß, drum war er nach Dierhamcastle gekommen, und verlangte jetzt, daß Ethelword ihm die Leiche zeigen solle.

„So seht sie denn, Sire!" sagte dieser, indem er, einen verzweifelnden Entschluß fassend, mit der einen Hand seinen Dolch zog, und mit der andern das Leichentuch, das sie verhüllte, zurückschob, die Lampe ergriff, und ihr damit in das erbleichte Gesicht leuchtete.

Der König sah sie lange starr an, dann schlug er die Augen zu dem Himmel auf, und rief im Gefühl des tiefsten Schmerzes:

„Todt! todt! todt! . . . . Ich muß Gott sehr beleidigt haben . . . . Ein Stern war über England und mir aufgegangen . . . . der Tod hauchte darüber, und er erlosch . . . . Durch dieses Weib würde ich vielleicht besser und gerechter geworden seyn! Elende, menschliche Macht, so gewaltig im Zerstören, und so ohnmächtig, um in das Leben zurück zu rufen."

Ethelword beschwor ihn, im Namen des Himmels sich zu beruhigen, aber der König hörte nicht auf ihn.

„O!" fuhr er ingrimmig fort, „Heinrich VIII. heißen, König von England seyn, eben so groß wie Franz I., eben so reich wie Karl V.; nur auf eine Flotte hauchen zu dürfen, um sie von einem Welttheil in den andern zu treiben, nur mit der Lanze an den Schild schlagen zu dürfen, um ganze Heere aufstehen zu lassen, und sich hier vor diesem Sarge so schwach, so ohnmächtig zu fühlen, wie das letzte der erschaffenen Wesen in der großen Lebenskette . . . . O! diese Hand in meinen königlichen Händen zu drücken, und sie nicht erwärmen zu können! . . ."

Der Herzog ergriff Katharinens andere Hand, und sah es fast ohne Eifersucht, wie der König die Hand seiner Gemahlin in der seinen hielt, denn noch war diese Hand kalt und todt. Heinrich streifte jetzt einen kostbaren Ring ab, und ihn an Katharina's Finger steckend, sagte er wehmüthig:

„Meine holde Braut, so trage denn im Grabe diesen Ring, den Du nicht auf dem Throne tragen konntest . . . . Könnte ich Dein Leben erkaufen, ich würde ein königliches Lösegeld dafür geben. O mein Gott! was verlangst Du, um zum zweiten Male über diese Seele zu hauchen?"

O Entsetzen! Ethelword bemerkte jetzt, wie Katharina's Herz leise unter seiner Hand zu schlagen begann. Er horchte hin . . . sie athmete schon.

„Sire!" riefer in der fürchterlichsten Angst, „Ihr könnt nicht länger hier verweilen. Euer Schmerz ist Entheiligung, Eure Worte sind Blasphemien, um Gottes Allmacht zu versuchen."

(Fortsetzung folgt.)

Die Industriehalle in Mainz.

Es ist eine bekannte Erfahrung, daß Vorschläge zur Verbesserung schon bestehender oder zur Gründung neuer gesellschaftlicher Einrichtungen sich nicht überall einer gleich günstigen Aufnahme zu erfreuen haben, daß sie an dem einen Orte mit Enthusiasmus aufgenommen, während sie an dem andern mit Kälte zurückgewiesen werden. Bezwecken jene Vorschläge die Förderung des Wohls der gewerbtreibenden Klassen, und sind sie ihrer Natur nach geeignet, mit Erfolg ins Leben gerufen zu werden, so ist es doppelt zu beklagen, wenn sie aus Mangel an Gemeinsinn an dem Orte ihrer Entstehung unbeachtet vorübergehen und vielleicht in der Fremde sich ein Asyl suchen müssen. — Von einer Stadt wie Mainz, die, ehe sie die lehrreiche Schule der französischen Revolution durchlief, eine gute Universität hatte, welche unter Lehrern wie von Pfeifer, Merget, Eickemeyer, Metternich u. A. ihre Bestimmung würdig erfüllte, ließ sich wohl nicht erwarten, daß neue, auf Verbesserung socialer Zustände abzweckende Ideen keinen Anklang, keine Beachtung finden würden, besonders, wenn es sich davon handelte, neue Hebel der Industrie in Bewegung zu setzen und den Gewerben in technischer oder commerzieller Beziehung wirksam emporzuhelfen. Zuerst sahen wir in Mainz den Gewerbverein (Localsektion), und später als Folge seiner vermittelnden Thätigkeit die dortige „Industriehalle" entstehen, welche am 25. August 1841 eröffnet wurde. Die bisher gemachten Erfahrungen sprechen entschieden zu Gunsten dieses neuen Etablissements, welches der gegenwärtige Direktor desselben, Hr. Dr. Dael, in der diesjährigen Monatsschrift des Landesgewerbvereins zum Gegenstande einer ausführlichen Erörterung gemacht hat, die über die Motive der Gründung der Industriehalle und ihre bisherige Betriebsamkeit die befriedigendsten Aufschlüsse gibt. Man hatte nämlich zunächst das Interesse mittelloser Gewerbsmeister im Auge, und zwar in der Weise, daß durch Errichtung der Industriehalle die den Meistern dieser Gattung gewöhnlich abgehende passende Verkaufs-Localität geschaffen werde, und daß sie zugleich auch als Leihanstalt diene, aus welcher jene Meister gegen landesübliche Zinsen Vorschüsse zum besseren Betriebe ihres Geschäfts nöthigenfalls erhalten könnten. Aus des Hrn. Dael obenerwähntem Bericht, der im Geiste der humansten Gesinnung und mit unverkennbarer Sachkenntniß geschrieben, ersehen wir nun, daß die Industriehalle seit ihrer Gründung (25. August 1841) bis zu Ende des Jahres 1843 überhaupt die Summe von 86,203 fl. 26 kr. für verkaufte Gegenstände eingenommen hat. Gewiß ein schönes Resultat, welches die Gründung der neuen Anstalt mehr als rechtfertigt. Als Leihkasse hat sie ihre Wirksamkeit in der zweiten Hälfte des vorigen Jahres begonnen und in dem Zeitraume von sechs Monaten, wie Hr. Dael bemerkt, bereits vierunddreißig größere oder kleinere Summen im Gesammtbetrage von 1620 Gulden an Meister vorgeschossen, welche ihre Erzeugnisse in der Anstalt zum Verkaufe aufgestellt haben.

Hätte auch die Mainzer Localsection kein anderes Verdienst, als das der Errichtung der Industriehalle, so würde sie schon dadurch allein ihrem von Sachkenntniß und Bürgersinn geleiteten gemeinnützigen Streben ein schönes Denkmal gesetzt haben. Diese Gewerbshalle vermittelt, wie schon bemerkt, nicht

bloß materielle Interessen, sondern sie hat auch einen hohen sittlichen Zweck, indem sie den braven, aber mittellosen Arbeiter unter ihren besonderen Schutz nimmt, somit sein und seiner Familie Fortkommen erleichtert und zuletzt ihm vielleicht gar zu einem behaglichen Wohlstande verhilft. Auf Gemeinnützigkeit basirt und in ihrem Sinne fortgeführt, paralysirt die Industriehalle den isolirenden Egoismus und jenen durch marktschreierische Künste erworbenen Monopolismus, der, weil ihm größere Geldmittel zu Gebot stehen, andere minder bemittelte Gewerbsmeister bei dem industriellen Wettrennen der Zeit leicht zu überflügeln im Stande ist.

Das von Mainz gegebene schöne Beispiel hat wohl hin und wieder den Gedanken zur Nachahmung rege gemacht, allein noch zur Zeit hat es — so viel uns bekannt — dabei sein Bewenden behalten. In der Localsektion zu Darmstadt z. B. beschäftigte man sich schon längst damit, konnte aber nicht zum Ziele kommen, weil unüberwindliche Schwierigkeiten der Ausführung des gemeinnützigen Projekts im Wege standen.

Dr. Wilh. Dieffenbach.

Mannichfaltigkeiten.

Auf dem Gymnasium zu Syra studirt ein kräftiger und gesunder junger Grieche von neunzehn Jahren, gebürtig von der asiatischen Küste des schwarzen Meers. Seine ungleichen schriftlichen Arbeiten für die Klasse fielen den Lehrern auf; bald waren die Aufsätze trefflich geschrieben, bald unter der Kritik, und gerade über die guten konnte er bei weiterer Erörterung keine Auskunft ertheilen. Kürzlich ward er deßhalb verdächtigt, mit fremdem Kalbe zu pflügen, als sein Klassen- und Schulkamerad sich in's Mittel legte und bekannte, daß jener junge Mann oft bald nach dem Einschlafen mondsüchtig wieder aufstehe und die besten Aufsätze im Anfalle der Mondsucht mache, auch sey er selber Morgens höchst überrascht, die Arbeiten gethan zu finden. Man beobachtete ihn, und fand ihn Nachts große Stücke aus alten griechischen Autoren deklamirend. Am Tage nach solchem Anfall ist er schwach und abgespannt, und hat wachend nicht halb die Kenntnisse. „Ihm kommt's im Schlafe."

Mit den Resten der allerkleinsten Thiere, den Panzern der Infusorien, die wir so genau durch Ehrenberg's treffliche mikroskopische Untersuchungen und Arbeiten kennen gelernt haben, sind in Nordamerika, wie man kürzlich entdeckt hat, ganze Ländertheile, in Schichten von dreißig Fuß Dicke, bedeckt. So hat man sie ausgedehnt gefunden von dem Flusse Potomac bis fast zur mittägigen Gränze des Staates Virginien. Nur mit einigen Resten von verkohlten kryptogamischen Pflanzen sind die Infusorien-Panzer in diesen Schichten untermegt; sonst besteht die ganze Masse aus jenen Thier-Ueberbleibseln. Wollte man, nach dem Volumen dieser Panzer im Verhältniß zu dem Inhalt der Masse jener Schichten, die Zahl der Thier-Individuen berechnen, welche hierin ihre festen Theile zurückgelassen haben, so würde man als Ergebniß eine Zahl erhalten, welche — wenn man sich richtig so ausdrücken könnte — an das schier Unendliche gränzt, wenigstens eine so große Zahl, daß Niemand im Stande seyn würde, sich eine irgend richtige Vorstellung davon zu machen. Die allerkleinsten Thiere sind im Stande gewesen, durch ihre ganz ungeheure Vervielfältigung die Oberfläche der Erde, an den Punkten, wo sie gelebt haben, wesentlich zu verändern. Die Sache verdient unsere volle Bewunderung!

(Berlin, 6. Mai.) Nach Briefen aus Breslau hat das hiesige Ministerium des Innern das Verbot der Aufführung des Gutzkow'schen Stückes: „Zopf und Schwert" auf dem Breslauer Theater bestätigt und gutgeheißen. Bekanntlich hatte sich die Breslauer Theaterdirektion um Aufhebung des Verbotes von Seite der dortigen betreffenden Behörde an das Ministerium des Innern gewandt. Der Ausspruch des Ministeriums überrascht um so mehr, als das Gutzkow'sche Stück auf andern preußischen Bühnen bereits zur Darstellung gekommen ist.

Emil Devrient, der berühmte Schauspieler von Dresden, trifft bis gegen Ende dieses Monats in Wien ein, um im kaiserl. königlichen Hoftheater nächst der Burg Gastrollen zu geben.

Eduard Duller, der das mit so großer Pracht ausgestattete Werk: „Erzherzog Karl von Oesterreich" schreibt (Wien, bei Prandl und Comp.), ist in Wien angekommen.

(Wien.) An der neuen, großen, dialogisirten Zauberpantomime, welche nächstens von der Gesellschaft der Brüder Lehmann im Theater an der Wien gegeben wird, und bei welcher ein solcher Aufwand an neuen Costumes, Decorationen und neuen Maschinen herrscht, wie sobald kein ähnliches Spectakelstück geboten hat, wird unablässig gearbeitet. Die wahrhaft interessante erste Vorstellung dieser grandiosen Pantomime findet Mitte Mai statt.

Die Zahl der in den vereinigten Staaten von Nordamerika wohnenden Deutschen soll sich jetzt schon auf drei Millionen belaufen. Sechzig Journale erscheinen dort in deutscher Sprache.

Mistreß Bailey, Verfasserin mehrerer größeren Dichterwerke, und namentlich der „Palmyra", der „Months" und der „Musae sacrae", dann Uebersetzerin einiger lateinischen und italienischen Dichter, hat einen auffallenden Beweis ihrer ehelichen Liebe so eben an den Tag gelegt. Nachdem nämlich ihr Gatte wegen Fälschung von Urkunden unter erschwerenden Umständen im verflossenen Jahre zu lebenslänglicher Deportation verurtheilt worden, faßte Mistreß Bailey den heroischen Entschluß, ihm in die Wildnisse von New-Süd-Wales zu folgen, und segelte am 18. April mit ihrem neunjährigen Sohne auch wirklich dahin. Die edelmüthige Frau ist von Seite der einflußreichsten Personen mit Empfehlungsschreiben an die Befehlshaber der verschiedenen Stationen von Neuholland versehen worden. (Wien. Th.-Ztg.)

Mehr Ausbeute von Sonderbarkeiten gibt noch immer England. Die Engländer haben besondere Clubs für jede Unterhaltung und für jede Manie und so gibt es in London auch einen Club der Dicken und einen Club der Hagern. In beiden findet keine Ballotage statt; die Thüren sind die Hauptsache. Wenn bei den Dicken der Candidat durch die Probethüre durchgehen kann, so wird er nicht aufgenommen; bei den

Dürren ist es umgekehrt; wenn der Aufzunehmende durch die Probethüre nicht durch kann, so wird er nicht aufgenommen, bis er — noch dürrer geworden ist.

Korrespondenz.

Limburg im Herzogthum Nassau, 7. Mai.

In Nro. 18 der in Mainz erscheinenden „Katholischen Sonntagsblätter" ist von der Lahn ein Korrespondenzartikel über die hier erschienene Leichenordnung aufgenommen, der bei den hiesigen Bewohnern große Mißbilligung gefunden, weil in demselben auf eine lügenhafte Weise behauptet wird, daß die neue Leichenordnung fast bei der ganzen Bevölkerung der Stadt den unangenehmsten Eindruck gemacht habe. Der ungenannte Einsender jenes Artikels hat aber wohl, wie es scheint, mehr seine individuelle Ansicht aussprechen wollen; denn hätte er bei den hiesigen Bürgern Erkundigungen über den Eindruck, welchen jene Leichenordnung gemacht, eingezogen, dann würde er erfahren haben, daß schon längst ein Bedürfniß nach einer solchen Verordnung fühlbar war und daß das endliche Erscheinen derselben allgemein sehr gerne gesehen wurde. Der fragliche Artikel sagt unter andern: „Seither wurden die Verstorbenen, wenn sie einer Handwerkerinnung angehörten, von den Mitgliedern, — gehörten sie nicht zu einer solchen, von den Nachbarn ohne Belohnung auf den Friedhof getragen." Wie unangenehm für Manche dies alte Herkommen war, bedarf wohl keiner weiteren Berührung. Für diesen Dienst wurde zwar den Trägern bisher kein baares Geld bezahlt; jeder Limburger weiß aber nur zu gut, daß nach der Beerdigung die Träger und alle Diejenigen, welche dabei beschäftigt waren, dem bestehenden Verbote zuwider, tractirt werden mußten, und daß dadurch mancher Unfug und dem Trauerhause gar häufig empfindliche Kosten verursacht wurden, abgesehen von den sonstigen Prellereien, denen die Relicten ausgesetzt waren. Der alte Unfug und die bisherigen Unzuträglichkeiten sind jetzt im Interesse der Einwohnerschaft entfernt und hierüber ist Jeder erfreut. Jetzt erhalten die sechs Träger zusammen 1 fl. 30 kr., also jeder 15 kr., ein gewiß billiges Honorar! — Der Korrespondent erwähnt, die Beerdigungskosten beliefen sich jetzt für einen Erwachsenen auf mehr als 9 fl. und die eines Kindes auf 6 fl.; er sagt aber nicht dabei, daß hierunter die Gebühren des Leichenbitters mit 1 fl., die für Aus- und Ankleiden und Bewachen der Leiche mit 1 fl., der Sarg mit 5 fl., die Kosten des Todtengräbers und Glöckners enthalten sind. Mußten sonst nicht auch diese Unkosten bestritten werden? Und welche schändliche Prellereien und Mißbräuche fielen dabei vor! Jenem Korrespondenten diene sodann schließlich zur Nachricht, daß die Leichenordnung unter Benehmung mit dem hiesigen Hrn. Stadtpfarrer von dem Hrn. Beamten und den Mitgliedern des Stadtvorstandes entworfen worden ist, daß solche von dem Beamten und nicht von dem Pfarrer angeregt worden und daß letzteres auch nicht nothwendig war, indem der Entwurf einer Leichenordnung bekanntlich nur Sache der Polizeibehörde und nicht der Geistlichkeit ist. Man schreite mit dem Zeitgeiste voran und verbanne alles Alte, was nichts taugt. Der Korrespondent der „Katholischen Sonntagsblätter" scheint aber die Absicht zu haben, die Einwohner Limburgs auf einige Jahrhunderte zurück zu versetzen, was ihm aber schwerlich gelingen wird.

Mainz, 9. Mai.

Der im Druck erschienene Rechenschaftsbericht der hiesigen Central-Armen-Kommission über ihre Verwaltung während des Zeitraums vom 31. März 1843 bis zu demselben Tage 1844 liefert sehr befriedigende, mitunter sogar erfreuliche Resultate. Kein Defizit mehr! Die Ausfälle von 1841 und 1842 im Betrage von 6051 fl. 4 kr. gedeckt! Das sind Worte von Gewicht, die eben so sehr die Verwaltung ehren, die sie ausspricht, als den Wohlthätigkeitssinn der hiesigen Bewohner beurkunden. Der Aufruf der Behörde vom vergangenen Jahre hat seinen Zweck vollkommen erreicht; Jeder war überzeugt, daß Hülfe dringend nöthig sey, und daher half auch Jeder nach Kräften und es ging. Statt der frühern 12,000 fl. freiwilliger Beiträge wurden mehr als 18,000 fl. unterzeichnet; statt 10,600 fl. gab die städtische Behörde einen Zuschuß von 11,800 fl. Die außerordentlich eingesandten Gaben betrugen beinahe 2,700 fl. und die Verloosung, die in frühern Jahren nie mehr als 1000 fl. eingebracht hatte und im Jahre 1842 auf 600 fl. herabgekommen war, ertrug im vergangenen Jahre 1,183 fl. Daß eine musikalische Aufführung damit verknüpft war, daß die Feierlichkeit im großen Academiesaale statt fand, hatte allerdings manches Anziehende; aber der Nothruf der Kommission, die Ueberzeugung, daß Hülfe nöthig, daß es Pflicht sey, nach Kräften zu steuern, war doch immer der Hauptbeweggrund. Hier verlangt man Ueberzeugung; hat man diese, so ist kein Opfer zu groß. Unter den außerordentlichen Einnahmen des verflossenen Jahres befindet sich ein Posten, der ein ganz besonderes Interesse in Anspruch nimmt: Ein Legat von 300 fl. von dem berühmten Geschichtsforscher Hrn. Senator Niklas Vogt in Frankfurt, einem ehemaligen Professor der hiesigen Universität, einem gebornen Mainzer, der bis zu seinen letzten Augenblicken seiner Vaterstadt, obwohl er seit mehr als 40 Jahren sie nicht mehr bewohnte, freundlich gedachte. Wir können diesen kurzen Ueberblick nicht schließen, ohne die besten Wünsche für das fernere Gedeihen unserer hiesigen, so gut verwalteten Armenanstalt auszusprechen. Einer Lücke in dem Rechenschaftsberichte möchten wir erwähnen; wir finden keine besondere Meldung von den 900 fl., die das Carneval-Comité an den Armenfonds soll abgegeben haben; oder befindet sich diese Summe unter den 2697 fl. 6 kr. anderweitig eingesendeter außerordentlicher Gaben?

Höchst a. M., im Mai.

Seit dem Beginn der schönen Jahreszeit führt uns die Eisenbahn und das Dampfschiff wieder eine Menge Gäste zu, von denen freilich die meisten sogleich zu Fuß oder per Omnibus weiter ziehen, um zu irgend einem der vielen schönen Punkte unserer paradiesischen Umgebung zu gelangen. So ist namentlich an Sonn- und Feiertagen das eine Viertelstunde von hier, seitwärts der Chaussee gelegene Dörfchen Unterliederbach das Ziel vieler Lustwandler, die sich gewöhnlich in dem, städtische Eleganz mit ländlicher Einfachheit verbindenden, geräumigen Gasthause des Hrn. Jac. Wagner „zum Nassauer Hof" niederlassen. Auch der unweit dieses starkbesuchten Lokals sich befindliche gräfl. Isenburgische Schloßgarten, zu dem Jeder freien Zutritt hat, wird häufig zu Excursionen benützt. — Aus Soden erfährt man, daß, aus der Zahl der bereits bestellten Wohnungen zu schließen, die diesjährige Saison an Frequenz keiner frühern nachstehen dürfte, vorausgesetzt, daß auch die Witterung den gehegten Erwartungen entsprechend ist.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 12. Mai. (Neu einstudirt): **Der Postillon von Lonjumeau**, komische Oper in 2 Abtheil. und 3 Acten, Musik von Adam.

Montag, 13. Mai. **Erziehungsresultate, oder: Guter und schlechter Ton**, Lustspiel in 2 Abth., von Blum. (Gastrolle) Margaretha Western: Mad. Fidy-Hoch, vom k. k. ständ. Theater zu Gratz. Hierauf folgt (neu einstudirt): **Nehmt ein Exempel dran!** Lustspiel in einem Akt von Dr. C. Töpfer. (Gastrolle) Die Frau: Mad. Fidy-Hoch.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 134. Dienstag, den 14. Mai 1844.

Weiblicher Ehrgeiz.

Von Kathinka Zitz.

(Fortsetzung.)

Heinrich wollte sich nicht entfernen, es schien ihm fast unmöglich, sich von dem Sarge zu reißen .... aber schon drohte sie zu erwachen, Ethelword erwartete jeden Augenblick, daß sie sich in dem Sarge aufrichten würde, und nur fast gewaltsam war er im Stande, den König mit sich aus dem Grabgewölbe zu ziehen, dessen Thüre er sorgfältig hinter sich verschloß.

Es war die höchste Zeit gewesen, denn gleich darauf erhob Katharina einen Arm, der aber sogleich wieder nieder fiel, denn ihre Glieder waren schwer wie Blei, und es schien ihr, als sey sie an das Lager angefesselt. Endlich gelang es ihr, sich aufzurichten, aber ihr Kopf war schwer und die Augenlieder wollten ihr immer wieder zufallen. Sie war erstaunt, daß es noch Nacht sey; sie fror, und da sie sich fürchtete, so rief sie mehrmals nach ihrer Amme. Jetzt versuchte sie, ihrem Lager zu entsteigen, glitt aber dabei auf die erhöhten Stufen, worauf der Sarg stand; sie berührte das nächste Grabmal, und mit Entsetzen zurückschaudernd, erkannte sie bei dem schwachen Schein der Lampe, an welchem Orte sie sich befand. Das Leichentuch nach sich ziehend, in welches sie eingehüllt war, flüchtete sie sich bis an die Marmorsäule, worauf der Engel stand, den sie mit ihrem Arm umschlang, und die Hand in den Weihwasserkessel tauchend, rief sie verzweifelnd aus: „Engel des Grabes! schützender Engel der Todten! beschütze mich!" Nach einer Weile strengte sie ihr Gedächtniß an, um sich zu erinnern, auf welche Weise sie an diesen Ort gekommen sey; nach und nach fiel ihr Alles wieder ein; sie erinnerte sich, daß Ethelword gekommen war, daß sie ohnmächtig geworden ... „Und," rief sie jetzt trostlos aus, „sie haben mich für todt gehalten ... mich lebendig begraben ... lebendig ..." Sie eilte an die Thüre, und da sie keinen Schlüssel in dem Schlosse fand, so versuchte sie daran zu rütteln. Sie mußte aber bald wieder ablassen von ihrem Beginnen, stürzte die Stufen wieder herab, und sank, Gottes Barmherzigkeit anflehend, auf die Kniee, worauf sie, in sich selbst versinkend, in halber Ohnmacht liegen blieb.

Bald darauf kehrte Ethelword zurück, der, nachdem er dieses Mal die Thüre sorgsam verschlossen hatte, gerade auf den Sarg zuschritt, und als er diesen leer fand, Katharinens Namen rief, die bei dem Laute seiner Stimme zu sich kam, mit dem Frohgefühle der Rettung an seine Brust sank, und sich allmählig wieder erholte, dann aber in ängstlicher Hast von diesem Orte weg verlangte, denn sie bedurfte der Luft und des Lichtes, um sich zu überzeugen, daß sie gerettet sey.

Nachdem er die Gewißheit erlangt hatte, daß sie noch lebe, beschwor er sie im Namen ihrer Liebe, noch einige Minuten zu verweilen.

Sie schmiegte sich fester an ihn, und verlangte zu wissen, wie sie hierher gekommen sey, allein unter Gräbern. Wie er, gleich einem guten Engel, erschienen, um sie dem Leben wieder zu schenken ... sie beschwor ihn, zu sprechen, und er gelobte, ihr Alles zu entdecken, denn der Augenblick war gekommen, wo er keine Geheimnisse mehr vor ihr haben durfte. So erfuhr sie dann mit einem nicht zu unterdrückenden Aufjauchzen der Freude, daß ihr Gemahl Herzog von Dierham, Marquis von Derby, Pair von England und Mitglied des Oberhauses war.

„O!" rief sie, indem sie ihn liebevoll mit beiden Armen umschlang, „so nimmst Du ja eine der ersten Stellen im Staate ein?"

„Nur der König steht über dem Pair von England," erwiederte er. „Auch nennt er uns seine Vettern, wenn er uns seine Befehle ertheilt."

„Und ich werde nun Alles mit Dir theilen, Ehre .... Rang .... Vermögen ...."

„Habe ich Dir das nicht Alles gegeben, indem ich Dir mein Herz gab? Bin ich nicht bereit, Dir mein Leben zu geben?"

„Du wirst mich an den Hof führen?"

„Höre," sagte er schnell verdüstert, „Du hast wohl von dem König und seinen blutigen oder aufgelös'ten Ehen sprechen hören .... Wohlan! seit ich Dich liebte, dachte ich an ihn, und zitterte vor dem Gedanken, Dich an den Hof zu bringen, denn Nichts ist ihm heilig, und sein königlicher Mund darf nur über die Ehre einer Frau hinhauchen, um sie zu beflecken. Ich verschwieg Dir, wer ich bin, aus Furcht, daß ein unvorsichtiges Wort von Dir mein Glück zerstören könnte, das einzig nur in Dir beruht. So verging ein Jahr, ein Jahr voll Seligkeit, während welchem ich Dich allnächtlich sah, indeß ich durch meine Stellung gezwungen war, die Tage bei dem König zuzubringen; um aber Jedermann über meine Gefühle irre zu führen, ließ ich scheinbar ahnen, daß meine ehrgeizigen Wünsche sich bis zur Prinzessin Margarethe verstiegen. Allein

was ich immer befürchtete, ist geschehen .... vor einigen Tagen hat Dich der König gesehen.

Wie von einem elektrischen Schlage durchzuckt, schrie Katharina auf:

„Der König hat mich gesehen ... mich? ...

„Ja."

„Und? ..."

„Er liebt Dich."

„Mich! ..."

„Oder glaubt Dich wenigstens zu lieben .... er begehret Dich ... Du begreifst, daß wir verloren waren, wenn ich nicht ein Rettungsmittel fand. Ein Alchymist verschaffte mir für vieles Gold einen Schlaftrunk von schneller, täuschender Wirkung. Ich mischte den Saft unter Deinen Trunk, und als die Abgesandten des Königs gestern kamen, um Dich zu der Prinzessin Margarethe zu begleiten, welche Dich unter ihre Ehrendamen aufnehmen wollte, fanden sie Deine Amme in Thränen neben der vermeinten Todten, die aber nur eingeschlafen war."

Was bei dieser Erzählung in Katharina's Seele vorging, vermag keine Feder zu beschreiben; alle ihre ehrgeizigen Träume wurden auf ein Mal wieder wach in ihr, und erhoben sich zu einer schwindelnden Höhe, als sie den Besuch des Königs in der Gruft erfuhr, und den Verlobungsring erblickte, den er ihr an den Finger gesteckt hatte. Dabei war ihr der Gedanke entsetzlich, zu leben, indeß Jedermann sie für todt hielt. Ethelword versprach ihr, England so bald als möglich zu verlassen, sie nach Frankreich zu bringen, wo sie an dem königlichen Hof den ihr gebührenden Platz einnehmen und ein Leben der Freude und stets wechselnder Zerstreuungen leben sollte.

„Aber," fragte sie, „wo werden wir bis dahin bleiben?"

„Auf Schloß Dierham, in dessen Gruft wir uns befinden."

„Ist das weit von London?"

„Etwa eine Viertelstunde."

„Kann ich da nicht gesehen werden?"

„Du wirst Dich vor allen Augen verbergen."

„Ach!" seufzte sie, „das heißt ja nur ein Grab mit dem andern vertauschen."

Nachdem er sich überzeugt hatte, daß im Schlosse Alles sicher sey, folgte sie ihm aus den unterirdischen Räumen wieder in die Oberwelt.

(Fortsetzung folgt.)

Erziehungsgrundsätze des Verfassers der „Stunden der Andacht." (Zschokke.)

Man hat über Erziehungskunst ganze Bibliotheken geschrieben, und keine Kunst in der Welt ist doch einfacher. Wie jede Pflanze, jedes Thier, entfaltet sich auch der Mensch von selbst zu Dem, was er nach eigenthümlichen Anlagen und Gaben werden kann. Wer mehr, oder Anderes aus ihm bilden will, als wozu die Natur Form und Stoff gab, wird nicht Bildung, sondern Verbildung und Verkrüppelung bewirken. Das wesentliche Geschäft des Erziehenden besteht allein in der Sorge, Das zu entfernen, was freie Selbstentfaltung eines jugendlichen Geschöpfs hemmt oder irrt. Nachahmungstrieb, Gedächtniß, dann Einbildungskraft werden im Kinde am ersten thätig. Darum neigt es sich gern hin, Das zu seyn, was die Umgebungen beispielweis lehren. Verdorbene Kinder sind durch Verdorbenheit oder Verkehrtheit oder Fahrlässigkeit der Eltern oder Erzieher zuerst verderbt worden.

Kinder sind ohne Sünde, ohne Tugend. Man nennt sie mit Recht unschuldig. Die Thiernatur des menschlichen Leibes muß, wie bei allen zähmbaren Geschöpfen, zuerst gezähmt werden. Dann erst wendet sich das Auge des Erziehers dem geistigen Wesen der Unmündigen zu. Dies fort und fort klar zu durchschauen, sind Unwahrheit und Verstellung, als die schwersten Vergehen der Kindheit, zu rügen. Niemandem erlaubte ich in meinem Hause, den Kindern, auch nur im Scherz, Lügen zu sagen; mithin auch kein abergläubiges Geschwätz. Unwahrhaftes Gesinde ward sogleich entfernt; eben so Umgang mit jugendlichen Altersgenossen, deren sittliche Reinheit im mindesten zweideutig schien.

Dem Knaben vor allen Dingen Selbstständigkeit im Wechsel künftiger Schicksale zu geben, wurden sie früh abgehärtet, an Arbeit und Entbehrung gewöhnt; zwar reinlich, aber fast ärmlich gekleidet, und Nachts auf Spreukissen gelagert, bis sie das Vaterhaus verließen. Vom zehnten Jahr an schickte ich sie auf sommerliche Fußreisen; erst paarweis, dann einzeln; Habersack auf dem Rücken, mit kärglichem Reisegeld; erst in benachbarte Städte zu Freunden, dann in größere Fernen; zuletzt in die Alpen und Gletscher, ihre botanischen, oryktognostischen und entomologischen Sammlungen zu bereichern. Das übte sie früh, wochenlang sich selbst überlassen, unter Fremden für sich zu handeln und zu sorgen, wo Niemand für sie handelte und sorgte.

Jedem, war er reif, stand Wahl des künftigen Berufs frei. Wählte er einen wissenschaftlichen, mußte er zugleich als Lehrling in die Werkstatt eines Handwerkers oder Künstlers treten, und nicht die Hochschule eher, denn als eingeschriebener Gesell seines Gewerbes beziehen. So blieb allen der „Dünkel junger Herren" fremd, jeder Stand ehrenwerth. Und nach dem Ende der akademischen Studien fühlten sie den vollen Werth dieser schlichten Erziehung auf ihren Reisen durch Nord- und Süddeutschland, Dänemark und Frankreich, Schottland und England.

Mannichfaltigkeiten.

(Somnambulismus.) Der Pariser Globe giebt folgenden merkwürdigen Bericht über die Leistungen des unter dem Namen „der junge Alexis" bekannten Somnambülen. Bei einer Vorstellung in dem Hotel der Vicomtesse de St. Mars gab ihm Victor Hugo ein zu Hause in Bereitschaft gesetztes versiegeltes Paket, in dessen Innersten ein einziges, mit großen Buchstaben gedrucktes Wort eingeschlossen war. Nachdem der Somnambüle das Päckchen mehrere Mahle hin und her gewendet, buchstabirte er: p—o—l—i, und rief dann: „Den folgenden Buchstaben sehe ich nicht deutlich, aber die andern erkenne ich wieder; es sind i—q—u—e; acht Buchstaben; nein, ich sehe deren neun, es ist ein t — politique, und das Wort ist auf ein hellgrünes Papier gedruckt. Herr Hugo hat es aus einer Brochüre ausgeschnitten, die ich jetzt in seinem

Hause sehe." Und so war es auch! Aehnliche Experimente wurden öfter und immer mit dem nämlichen Erfolge wiederholt, so bei Herrn Charles Ledru, wo Lord Brougham anwesend war, und sehr staunte, als Alexis mit verbundenen Augen Karten spielte, und durch mehrere Bogen Papier las. Durch das letzte Experiment wurde aber dem Lord aller Zweifel beseitigt. Er fragte den Somnambülen, indem er ihm seine geschlossene Hand zeigte: „Welches Wort habe ich hierin?" — Chester, war die Antwort. — „Können Sie mir sagen", fragte Mistreß Dawson Damer, „was ich beim Fortgehen von zu Hause in dem Spieltische in meinem Salon ließ?" — Ja, ein Medaillon. — „Was enthält es?" — Haar. — „Von wem?" — Von Napoleon, Wellington, und der Dritte — seinen Namen kann ich nicht nennen, er starb aber vor Napoleon, und war ein Engländer, ein Seemann. (Das Haar war von Nelson.) Einige Tage darauf zeigte Lord Jocelyn dem jungen Alexis eine wohleingewickelte Kapsel; alsbald erklärte dieser, sie enthalte nur Einen Gegenstand, der roth sey, und aus einem fernen Lande komme. In der That war ein Stück Koralle, in Form eines Todtenkopfes geschnitten, darin.

Wie in China Alles streng geregelt ist und durch die Regierung beaufsichtigt und geleitet wird, so ist dies auch mit der Musik der Fall. Es besteht in Peking neben den andern höchsten Behörden auch eine „Generaldirektion der Musik" (Yo-pu). Der Präsident derselben leitet sie in Verbindung mit einer gewissen Anzahl von Personen, Prinzen und hohen Beamten, die Talent für Musik haben. Diese Behörde hat die Aufgabe, nicht bloß alle Compositionen zu liefern, welche man im Reiche braucht, sondern auch die nöthigen musikalischen Instrumente unter ihrer Leitung verfertigen zu lassen und die Musikaufführungen bei festlichen Gelegenheiten, Opfern ꝛc. anzuordnen. Die Musik, welche von dieser Behörde ausgeht, und man kennt in China keine andere, ist natürlich vortrefflich, kein Unterthan darf sich einfallen lassen, einen Tadel dagegen auszusprechen, wenn er nicht in strenge Strafe verfallen will; es gibt demnach auch keine Parteien, die sich für den und den Componisten erklären und die Musik aller Andern schlecht finden; im Gegentheile, es herrscht in Folge dieser vortrefflichen Einrichtung allgemeine Ruhe und Zufriedenheit und sie ist ein neues Beispiel, daß man in China in gar vielen Dingen vor uns voraus ist. (Allg. Moden-Ztg.)

Die Düsseldorfer ausgezeichnetsten Maler, Lessing, Ebers, Schadow und Scheuren, haben vierzig kleinere Gemälde angefertigt, welche nächstens zum Besten der nothleidenden Weber in Schlesien verlooset werden sollen.

(Die Familie Bernadotte.) Ein französisches Journal (Journal de la Somme) erzählt, Marie Anna Justine Bernadotte, die Enkelin eines Bruders des kürzlich verstorbenen Königs von Schweden, der mehrere Millionen Privatvermögen hinterließ, hat sich mit einem gewissen Jean Joseph Frenq verheirathet und aus dieser Ehe sind vier Kinder hervorgegangen. Seit zwei Jahren wohnt die Familie in Abbeville, wo der Cousin des Königs von Schweden und Norwegen als Porzellanflicker lebt, und in den umliegenden Dörfern als solcher mühselig das tägliche Brod seiner Familie zu erwerben sucht. Die Familie befindet sich in der größten Armuth und die Kinder sprechen das Mitleid der Vorübergehenden an; besonders ist ein Mädchen von fünfzehn bis sechszehn Jahren bekannt, die, um die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden zu erregen und sich Almosen zu verschaffen, singt und in allen Tonarten ausspricht, fünf Sous würden hinreichen, sie glücklich zu machen.

(Lotto für Kunst.) Man schreibt aus Würzburg: „Das Lotto, welches häufig zu den schädlichsten Erscheinungen des öffentlichen Lebens zählt, bietet sich bei uns dermalen der bildenden Kunst als ein Mittel dar, gemeinnützlich zu wirken. Es veranstaltet nämlich die hiesige Kunstanstalt „Weiß und Kohler" eine große Ausspielung von 60,000 der neuesten und besten Kunstwerke und Kunstblätter ihres eigenen Verlags im Werthe von 105,000 Gulden durch 60,000 Loose à 1 fl. 45 kr. Da mit dieser Ausspielung keine Nieten verbunden sind, indem jedes Loos im geringsten Falle ein Kunstblatt im Verlagspreise von 1 fl. 12 kr. gewinnen muß, dabei die in Baargeld ablösbaren Hauptpreise im Werthe von 1000 fl., 500 fl., 500 fl., 400 fl. u. s. w. stehen, empfiehlt sich das Unternehmen eben so von der pecuniären Seite als von der geistigen, welche durch das Münchner Künstler-Album, durch die Galerie sämmtlicher lebender Fürsten Europa's, durch das rühmlichst bekannte militärische Kunstwerk: „Sämmtliche Truppen von Europa, in charakteristischen Gruppen dargestellt", nebst vielen Heiligen-, Genre- und Schlachtenbildern, eine eigenthümliche Fülle von Gegenständen für die verschiedensten Klassen des Publikums zeigt. Dem Vernehmen nach ist den Unternehmern, außer der bereits erlangten Genehmigung der baierischen Landesregierung, noch Seitens anderer Staaten dieselbe Lizenz zu Theil geworden oder in Aussicht gestellt, so daß der günstige Erfolg dieser Sache nicht zu bezweifeln ist."

Konzert zum Besten der Mozart-Stiftung,

gegeben von E. A. Aguilar aus London.

Das schöne Institut der Mozart-Stiftung geht zwar langsamen, aber sichern Schrittes der Erreichung seines Zieles entgegen. Nicht unter dem Schutze eines Reichen oder Mächtigen stehend, der ihm mit freigiebiger Hand Tausende spendete, auch nicht sehr unterstützt von den Kunst- und Gesangvereinen anderer Städte Deutschlands, die freilich alle vielfältig in Anspruch genommen sind, ist die Mozart-Stiftung fast ausschließlich auf Frankfurt und dessen nähere Umgebung angewiesen. In diesem Kreise findet sie lebhafte Theilnahme und wirkt mit lebensfrischer Thätigkeit, ihrem guten Kern und Stern vertrauend und von der Ueberzeugung ermuthigt, daß ihr edles Werk wachsen und gedeihen wird. Das Konzert des Hrn. E. A. Aguilar aus London hat dem Fond des Instituts wiederum einen bedeutenden Zuwachs gebracht, um so mehr, als der wackere Konzertgeber, der noch in jenem schönen Alter des Lebens steht, wo man für das Gute und Schöne freudig und uneigennützig sein Opfer bringt, die sämmtlichen Kosten zu bestreiten übernommen und den ganzen Ertrag der Einnahme der Mozart-Stiftung überlassen hat. Für diesen rühmlichen Eifer haben wir ihm vor Allem öffentlichen Dank zu sagen, und wer das Gute ehrt und fördert, der ehrt zugleich sich selber.

Eine treffliche Auswahl von klassischen Musikstücken und die erste größere Composition von Aguilar gaben der Soirée verdientes Interesse und hatten den Saal mit Freunden der Tonkunst und Verehrern Mozart's überfüllt. Die Eröffnung machte eine Symphonie des genannten, erst 19jährigen Tonkünstlers, eines Schülers des Hrn. Schnyder von Wartensee. — Ein junger Mann darf sich Glück wünschen zu einem Lehrer, der, wie Hr. Schnyder von Wartensee, die vielseitigsten Kenntnisse und das edelste Streben vereinigt und

eine der ersten Stellen unter den heutigen musikalischen Theoretikern Deutschlands einnimmt. Daß des Zöglings Talent unter solcher Leitung zur erfreulichsten Entfaltung gelangte, bewies dessen Symphonie, die wir mit Achtung zu bezeichnen haben. Frisch und kräftig sind die Motive des ersten Satzes durchgeführt und sehr ansprechend und gelungen ist das Scherzo, besonders das Trio desselben, wo die Klarinetten eintreten; das Adagio ist melodiös und trägt einen eben so schönen, als edeln Ausdruck. Am wenigsten genügen dürfte wohl der letzte Satz der Symphonie, der zwar nicht minder sorgfältig gearbeitet, aber an melodischem Gehalte den andern nachstehend ist. Die durchaus kunstgerechte Form und die sehr gelungene und effectvolle, mitunter ausgezeichnete Instrumentation bekunden sowohl gediegene Studien, als auch innern Beruf zur Kunst. Einzelne Längen und minder bedeutsame Stellen dieses Tonwerks, so wie auch mitunter der Mangel an Klarheit und Einfachheit der Behandlung mögen bei dem Erstlingswerke eines jugendlichen Componisten wohl entschuldigt werden. Hier ist es besser, zu viel, als zu wenig Phantasie zu besitzen und es bleibt spätern Jahren vorbehalten, zu ordnen, zusammen zu drängen und das Ueberflüssige auszuscheiden. Die jugendliche Kraft kann erst allmälig dahin gelangen, sich selber stets zu beherrschen und man darf nicht zu strenge mit ihr richten, wenn sie in Extreme geräth. Das Tonwerk fand günstige Aufnahme und berechtigte für dessen Bildner zu schöner Erwartung. Außer dieser Symphonie des Hrn. Aguilar brachte derselbe Beethoven's wundervolles Konzert für das Pianoforte in G dur, welches er als geübter und gebildeter Techniker, wie in poetischer Auffassung und mit Kraft und Schwung ausführte, wobei unser treffliches Orchester unter Guhr's sicherer Leitung ihn wahrhaft künstlerisch unterstützte.

Waren die Kunstleistungen des Hrn. Aguilar, welcher noch ein Rondeau für das Pianoforte von Hummel vortrug, der Mittelpunkt des Konzertes, so reiheten sich andere erweiternd und mitwirkend an. Wir hörten das Scherzo und Finale aus der ersten Symphonie von Schnyder von Wartensee, und den ersten Satz aus dem Violinkonzert von Beethoven, vorgetragen von Eliason. Dieser Virtuose, welcher dem hiesigen Orchester angehört, spielte heute ausgezeichnet und seine geistvolle Auffassung des klassischen Tonwerks war nicht minder anzuerkennen, als sein gediegener und in allen Theilen technisch abgerundeter, schöner Vortrag. Eliason ist ein würdiger Jünger der Kunst, welcher Form und Seele in seinem Spiel harmonisch zu vereinigen weiß. Man zollte ihm reichlichen Beifall. — Der mitwirkende Liederkranz ließ uns jene kräftigen und herzerhebenden Männerchöre vernehmen, die uns schon oft erfreut und erhoben haben und auf die man Uhland's Worte anwenden kann:

Sie singen von Lenz und Liebe, von sel'ger gold'ner Zeit,
Von Freiheit, Männerwürde, von Treu und Heiligkeit;
Sie singen von allem Süßen, was Menschenbrust durchbebt;
Sie singen von allem Hohen, was Menschenherz erhebt.

Somit war das Konzert ein der Mozart-Stiftung würdiges, wie es sich bei der von den Herren Guhr und Schnyder besorgten Leitung und Anordnung nicht anders erwarten ließ. Wir schließen unsern Bericht mit dem Wunsche, Hr. E. A. Aguilar möge fortfahren, der dem Ernsten und Gediegenen zugewendeten Richtung seiner Kunststudien mit Eifer und Liebe zu folgen. An Virtuosen und Componisten, die nur auf das Amusement des vergnügungssüchtigen großen Publikums hinarbeiten und nur Leichtfertiges zu Tage fördern, fehlt es nicht; aber nur klein ist das Häuflein Derjenigen, die nach Höherem streben, die veredelnde Muse verehren und den freilich etwas mühsamen Weg gründlicher Studien nicht verschmähen. Wenn es wahr ist, daß der Dichter und Künstler geboren wird, so ist es eben so wahr, daß die Kunst erlernt und der Edelstein geschliffen werden muß. Die Bildungsgeschichte aller wahrhaft großen Meister beweis't dies genügend und mit dem Genie allein ist noch Keiner in's Pantheon gelangt.

W.

Erklärung.

Zu Anfang dieses Jahres erließ ich eine Anzeige in Betreff der Donizetti'schen Oper „Don Pasquale“, in welcher ich mich erbot: „den deutschen Theaterdirektionen den in Paris gestochenen, zum Dirigiren eingerichteten Klavierauszug mit unterlegtem deutschem Text, die gestochenen Orchesterstimmen, das gedruckte Buch, die gestochenen Costumeblätter und Mis en scène zu verkaufen.“ — Hierauf hat die Handlung Diabelli in Wien für gut gefunden, die Bühnen, welche auf mein Anerbieten eingehen und die Oper ohne Erlaubniß der Herren Diabelli aufführen würden, mit den Strafen des Bundesgesetzes vom 22. April 1841 zu bedrohen. Die Handlung Diabelli will durch solche Drohungen die Bühnenvorstände über ihre unbegründeten Ansprüche wissentlich täuschen; allein sie setzt wahrlich beim deutschen Publikum eine zu große Unkenntniß der Gesetze voraus, wenn sie auf das Gelingen einer solchen Kriegslist hofft. Ich habe den Bühnen einen gestochenen Klavierauszug und Orchesterstimmen angeboten, auf deren Titelblatt zu lesen ist: „Paris, im Bureau rc.; Wien, bei Diabelli.“ Mit welchem Rechte wollen die Herren Diabelli Jemanden an dem Ankauf eines von ihnen selbst veröffentlichten gedruckten Werkes hindern? Ich habe ferner den französischen Text in's Deutsche übertragen; mit welcher Befugniß könnten die Herren Diabelli dies verbieten? Allein man möchte mir vielleicht antworten: „Dem Verkauf des Klavierauszugs u. s. w. können Diabelli allerdings nicht entgegen treten, da Jeder vom Buchhändler dergleichen erwerben und weiter veräußern darf; aber sie wollen, vermöge des Bundesbeschlusses, die Aufführung des Don Pasquale ohne ihre Erlaubniß Niemanden gestatten.“ Sehen wir nach dem Wortinhalt des Bundesgesetzes vom 22. April 1841, so lautet er: „Die öffentliche Aufführung eines dramatischen Werkes, im Ganzen oder mit Abkürzungen, darf nur mit Erlaubniß des Autors, seiner Erben oder sonstigen Rechtsnachfolger statt finden, so lange das Werk nicht durch den Druck veröffentlicht worden ist.“ Die Oper Don Pasquale ist aber durch den Druck veröffentlicht worden, sowohl Text als Composition; sie ist im Druck erschienen, zugleich in Paris, in Mailand, in London und in Wien. Nach der in allen deutschen Staaten gültigen Gesetzgebung kann jedes dramatische Werk, also auch jede Oper, ohne Erlaubniß des Autors, zumal eines nicht-deutschen Autors, aufgeführt werden, sobald sie durch den Druck veröffentlicht ist; es hat daher jede Bühne durch die Erwerbung der in Paris oder Wien gedruckt erschienenen Noten das Recht erworben, diese Noten musikalisch executiren, die Oper aufführen zu lassen. Vom Texte gilt dieses um so mehr, da es sich von selbst versteht, daß ein Jeder befugt ist, ein in fremder Sprache geschriebenes Drama deutsch zu bearbeiten. Das betreffende Bundesgesetz, welches die Herren Diabelli so gern zur Waffe gebrauchen möchten, wendet also seine Spitze gegen diese Herren selbst. Wenn sie für Deutschlands Bühnen auf die Oper Don Pasquale ein ausschließliches Recht erwerben wollten, so mußten sie dieselbe als Manuscript versenden. Sobald sie aber die Oper zu Jedermanns Gebrauch stechen und drucken ließen, haben sie sich jenes Rechtes begeben, und wenn sie dennoch es in Anspruch nehmen, so ist es nur eine mit wohlverstandener Absicht affectirte Unkenntniß der Gesetze. Frankfurt a. M., im Mai 1844. Carl Gollmick.

Theater-Anzeige.

Montag, 13. Mai. Erziehungsresultate, oder: Guter und schlechter Ton, Lustspiel in 2 Abth., von Blum. (Gastrolle) Margaretha Western: Mad. Fidy-Hoch, vom k. k. ständ. Theater zu Gratz. Hierauf folgt (neu einstudirt): Nehmt ein Exempel dran! Lustspiel in einem Akt von Dr. C. Töpfer. (Gastrolle) Die Frau: Mad. Fidy-Hoch.

Dienstag, 14. Mai. (Neu einstudirt): Lucrezia Borgia, große Oper in 3 Abth., Musik von Donizetti. (Gastrolle) Lucrezia: Mad. Schmidtgen, vom Hoftheater zu Wiesbaden.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 135. Mittwoch, den 15. Mai 1844.

Weiblicher Ehrgeiz.

Von Kathinka Zitz.

(Fortsetzung.)

IV.

Am folgenden Tage glühten die schönsten Rosen auf Katharinens Wangen, und ihre Augen strahlten im feurigsten Glanze, denn sie hatte Ethelword das Versprechen abgenommen, England nicht mit ihr zu verlassen. Er sah darin nur einen Beweis ihrer Liebe, daß sie ihren Titeln, dem Hofe von Frankreich und dem Vergnügen entsagen wollte, aus Aller Mund das Lob ihrer Schönheit zu hören, und, in tiefer Einsamkeit zurückgezogen, sich einzig mit seiner Huldigung zu begnügen. Ach! der Kurzsichtige vermochte dieses ehrgeizige Herz nicht zu durchschauen.

Er hatte ihr einige abgelegene Gemächer angewiesen, die mit seinem Zimmer durch eine geheime Thüre verbunden waren, denn nur ein einziger vertrauter Diener wußte, was sie seinem Herrn war, den übrigen mußte ihr Daseyn so lange als möglich verborgen bleiben. Trotz seines Verbotes, suchte sie ihn jetzt in seinem Gemache auf, dessen Fenster einen weiten Ueberblick über die Heerstraße gewährten, und sich auf seine Schulter stützend, denn er saß am Fenster, deutete sie auf die fernen Thürme, die man durch den Morgennebel erblickte.

„Ist das London, Liebling meiner Seele?" fragte sie.

„Ja."

„Kann man den Palast von Whitehall hier sehen?"

„Das Gebäude dort ist er."

„Dort wohnt der König, nicht wahr?"

„Im Winter; im Sommer bewohnt er Greenwich."

„Ward nicht Anna Boleyn in diesen Palast geführt, als sie den Thron bestieg?"

„So ist es."

„Anna Boleyn war von geringem Adel, glaub' ich; machte sie nicht der König zur Marquisin von Pembroke, als sie noch Hoffräulein bei Katharina von Aragonien war?"

„Warum thust Du diese Fragen?"

„Weil," erwiederte sie lebhaft, „weil man mir erzählte, daß sie ein königliches Gefolg gehabt, als sie sich aus dem Palast von Greenwich nach London begab. Sie fuhr in einem mit dem englischen Wappen verzierten Schiffe die Themse hinauf, und hundert Gondeln folgten ihr nach mit allen Herren und Damen des königlichen Hofstaats und mit vielen Musikbanden. Am Ufer angekommen, warf man ihr einen Königsmantel auf die Schultern; dann bestieg sie eine offene Sänfte, die mit weißem Atlas ausgeschlagen war, und zu beiden Seiten gingen der Kronfeldherr und der Großkanzler; hinter ihr folgten die ersten Damen des englischen Adels, die Gesandten von Frankreich und von Venedig, und drei hundert Edelleute zu Pferde, um sie in den Palast von Whitehall zu begleiten, wo sie der König erwartete."

Ethelword sah sie mit starren, erstaunten Blicken an.

„Drei Jahre später," sagte er eintönig vor sich hin, „drei Jahre später schritt sie in schwarzen Trauerkleidern, und nur von einem einzigen Priester begleitet, durch dieselbe Thüre, um sich in den Tower zu begeben, wo der Scharfrichter ihrer harrte."

„Sie hatte ihr Loos verdient, indem sie den König betrog," fiel ihm Katharina hastig in das Wort; „denn auf dem Turnier zu Greenwich warf sie in Gegenwart des ganzen Hofes einem Ritter ihren Blumenstrauß zu."

„Du bist ja gewaltig gelehrt in allen diesen Dingen," sagte er lächelnd und küßte ihr die Hand; dabei berührte er aber mit den Lippen den Ring, den ihr der König an den Finger gesteckt hatte; er bebte, und nach einigem Zögern faßte er den Muth, diesen Ring als ein Opfer von ihr zu fordern, das sie auf den Altar seiner Ruhe niederlegen sollte.

Katharina machte Ausflüchte; sie sagte, ein Ring, der von einem König komme, sey eine merkwürdige Sache, die wohl verdiene, aufbewahrt zu werden, und spottete seiner thörichten Eifersucht. Er gestand diese Eifersucht zu, nannte sich selbst einen Thoren, einen Narren, aber er warf sich doch zu ihren Füßen, und beschwor sie um die Herausgabe des ihm so verhaßten Ringes.

Um Zeit zu gewinnen, machte sie ihn auf einen Haufen Reiter aufmerksam, die auf dem Wege von London dahergesprengt kamen, und die Pappelallee einschlugen, die nach dem Schlosse führte. Ethelword beugte sich weit zum Fenster hinaus und rief erschrocken:

„Mein Gott! ich irre nicht .... es ist der König .... was mag er bei mir wollen? ..."

„Der König!" rief Katharina, und stürzte auf das Fenster zu. Der Herzog riß sie heftig zurück, beschwor sie im Namen

ihrer gegenseitigen Liebe, sich augenblicklich in ihre Gemächer zu begeben und sich vor allen Augen zu verbergen. Er drängte sie hastig durch die Thüre, und ließ schnell den Tapisserievorhang hinter ihr fallen, denn schon hörte man die Hifthörner der Ankommenden in dem Schloßhofe erschallen. Ethelword ward einen Augenblick durch den Gedanken geängstet, daß der König seinen Betrug entdeckt habe .... aber dann würde nicht er selbst, sondern der Lord Kanzler gekommen seyn, um ihn zur Rechenschaft zu ziehen.

Ein Page meldete den König.

„Gott zum Gruße," rief dieser dem Herzog zu, der ihm entgegen ging, und sich, vor Erwartung bebend, vor dem Monarchen neigte.

„Ich muß Dich wohl in Deinem Schlosse Dierham aufsuchen," fuhr der König fort, „da Du nicht mehr in meinem Palast zu Whitehall erscheinst."

„Es bedurfte nur eines Befehl von Ew. Gnaden, und sogleich würde ich mich ...."

„Ja, aber ich hatte von dringenden und geheimen Dingen mit Dir zu sprechen, und dort haben die Wände so viele offene Ohren, daß ich es vorzog, sie Dir in Deinen vier Pfählen zu vertrauen."

Ethelword rückte dem König einen Lehnstuhl zurecht, in welchem dieser Platz nahm; er selbst blieb in ehrfurchtsvoller Stellung vor dem Monarchen stehen, ohne zu bemerken, daß Katharina die Thüre, die nach ihren Gemächern führte, wieder geöffnet hatte, und daß ihr schönes Gesicht von Zeit zu Zeit lauschend zwischen den Spalten des schweren Teppichvorhangs erschien.

Ethelword fand es schicklich, den König zu fragen, wie er den tiefen Kummer ertragen, von welchem er ihn vor wenig Tagen so schmerzlich ergriffen gesehen.

„Milord," erwiederte Heinrich achselzuckend, „unser Stand als König ist der Art, daß Nichts unser ist, nicht ein Mal der Schmerz. Ja, ja, die Wunde ist da, offen und blutig; aber das trostlose England zeigt mir auch eine offene blutige Wunde, und ich muß eher an es, als an mich denken."

„Wie das, Sire?" fragte der Herzog verwundert.

„Olivier Sainclair und Maxwil sind an der Spitze von fünfzehntausend Mann auf das englische Gebiet gekommen; im Westen steht Alles in Flammen, und ich kann ihnen von dieser Seite nur Thomas Dacre und John Musgrave mit vier oder fünf hundert Rittern und Mannen entgegen stellen."

„Sire, Englands ganzer Adel wird aufstehen wie Ein Mann, und dem gemeinschaftlichen Feind entgegen ziehen."

(Fortsetzung folgt.)

Das Gewerbswesen der Gegenwart.

Das allgemeine Gewerbswesen der Gegenwart bietet im Vergleich mit den vergangenen Zeiten manche Seite der Betrachtung dar, mehr oder weniger in allen Ländern, in welchen es einen Aufschwung genommen hat. Während die Fortschritte desselben einen gewissen Wohlstand verbreitet haben, der nirgends zu verkennen ist, befindet es sich gleichwohl in der Nothwendigkeit, viel und mancherlei zu erzeugen, um sich, der konzentrirten Kraft großer Kapitalien gegenüber, aufrecht zu erhalten. Daraus entspringen, besonders da, wo die Schutzwehren der Innungen gefallen sind, die Verbindungen theils der Personen zu gemeinschaftlichem Handeln, theils der Gegenstände zum Vertrieb. Auf der andern Seite zeigt sich noch deutlicher in den Gewerben der den Menschen angeborene Trieb, über die durch die Natur der Dinge angewiesene Gränze der bürgerlichen Stellung hinauszugehen und durch äußere Sitte und Art, zu leben, die höhern Stände nachzuahmen. Im Verein damit erscheint das Bestreben, den nothwendigen Bedürfnissen des Lebens, wie sie von den Gewerben in ihren tausend Verzweigungen dargestellt werden, ein gefälliges Gewand umzuwerfen oder ihnen wenigstens das Abschreckende ihres Aeußern zu nehmen. In dieser Mischung von Licht- und Schattenseiten stehen Frankreich, Belgien u. a. oben an, und dort begreiflich vor Allem Paris. Es wird nicht zur bloßen Unterhaltung dienen, wenn wir einzelnen Schilderungen in verschiedenen öffentlichen Blättern (besonders der A. Pr. Z., der A. Z. u. a.) einige Stellen entlehnen.

Fast nirgends, außer in Rom und Neapel, sieht man so schöne Buden mit Obst, Grün und allen Arten von Früchten, als in Paris. Man möchte sagen, selbst in der Anordnung und Ausstellung dieser Dinge verrathe das Volk den Sinn für das Zierliche, den man ihm vor andern Völkern beizulegen pflegt. Dies erstreckt sich sogar auf den wirklich häßlichen Theil dieses Gegenstandes, auf die Buden, wo man Geflügel putzt und alle ersten Bedürfnisse des Magens aus dem Groben zurichtet. Alles ist in der äußersten Nettigkeit und Sauberkeit. In den Fleischerläden sieht man die Hammelschlägel in zierlicher Reihenfolge wie einen mit Gehängen geschmückten Fries im Innern herumlaufen und vor der Thür abgeschlachtete ganze Kälber und Ochsen aushängen, in deren Oberhaut eine kunstfertige Gesellen- oder Meisterhand allerlei Blumen und Figuren ausgeschnitten hat. Die sonst über alle Beschreibung schmutzigen Gänge der Märkte werden, wenn auch nicht musterhaft, doch leidlich rein gehalten, und von allen Plätzen und Straßen sind die ekelhaften Garküchen verjagt, die ehemals mit Knoblauchdämpfen und Speckgerüchen die Luft verpesteten. Keine Arten von Lebensmitteln dürfen mehr im Freien gebraten und zubereitet werden; nur den Weinwirthen und Hökerfrauen ist es gestattet, auf der Thürschwelle ihrer Buden ein Geschirr mit Kastanien über dem Feuer und Bratpfannen mit Aepfeln oder Kartoffelschnitten über Kohlen zu haben. Alle Gewerbe, welche für die ersten und niedrigsten Bedürfnisse arbeiten, sind ungleich mehr vorgeschritten, und alle Handwerkszeuge, Wirthschaftsgeräthe, Kleidungsstoffe und sonstigen Dinge des gemeinen Gebrauchs unendlich vollkommener, vielartiger und dauerhafter, als früher. Kurz, Alles ist gegen sonst verfeinert und um einige Stufen hinaufgerückt.

Die Handwerke haben gegenseitig in einander übergegriffen und theilweise eine völlige Umgestaltung erhalten. Die Brotbäcker sind den Kuchenbäckern, die Spezereikrämer den Zuckerbäckern ins Handwerk gefallen; die Eßwaarenhändler haben zu ihrem ursprünglichen Geschäft noch sechs, sieben andere Arten geschlagen und sind jetzt Wurst-, Fisch-, Obst-, Gemüse-, Nudeln-, Wildpret-, Geflügel-, Wein- und Liqueur-Händler, Alles in einer Profession; die Höker, die man kaum mehr so nennen kann, machen sich zu Melonen- und Apfelsinen-Händlern; die Milch- und Käse-Krämer laufen den Sorbet- und Eis-Fabrikanten die Kundschaft ab und liefern Erfrischungen

für Bälle und Gesellschaften; die Tapeziere haben zugleich Möbel-Magazine und Alles, was zur Einrichtung von Wohnungen gehört, zum Kauf oder zur Miethe; die Kutschen-Fabrikanten halten nicht bloß alle Arten von Wagen, sondern auch einen ganzen Stall voll Pferde und ein Kutscher- und Bedienten-Personal mit oder ohne Livree; die Papierhändler endlich haben glänzende Kunsthandlungen eingerichtet, in denen die feinsten Luxus- und Mode-Sachen in den reichsten und kostbarsten Vorräthen zusammengebracht sind. Wir mögen uns hinwenden, wo wir wollen, von allen Seiten springen uns deutliche Beweise entgegen von dem entschiedenen Uebergewicht der gewerb- und handeltreibenden Klassen.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Frankfurt a. M.) Das Schauspiel unserer Bühne befindet sich gegenwärtig bis zur glücklichen Wiederbesetzung erledigter Hauptfächer in einem eben nicht angenehmen Zustande des Ueberganges. Die am 11. d. Mts. stattgehabte Aufführung des gehaltvollen und ausgezeichneten Schauspiels, das sich nicht nur auf der Bühne, sondern auch in der Literatur erhalten wird, „der Geschwister", von Emanuel Leutner, bot wenig Erquickliches und konnte selbst billigen Anforderungen nicht genügen, weil die Darsteller einiger Hauptrollen keine Charaktergemälde, sondern nur mangelhafte Skizzen lieferten. Es ist im Schauspiel unter andern ein Fach erledigt worden, welches seit einer Reihe von Jahren durch Künstler von Beruf und Talent, durch die Herren Löwe, Becker, Hendrichs und Baison würdig besetzt gewesen und in welchem wir mehrere Notabilitäten der deutschen Bühne, wie Emil Devrient u. a. als Gäste gesehen haben. Für dies Fach ist ein gediegener Ersatz nöthig, und daß der heute gastirende Darsteller des von Wildenberg solchen nicht zu bieten vermag, bedarf keiner weiteren Begründung. Wir sind überzeugt, daß besagtem Gastspiel kein Engagement folgen und daß man einen geeigneteren Mimen in die Schranken treten lassen wird. — Fräulein Hausmann gab die Eugenie und genügte uns in dieser Rolle im Ganzen weniger, als in der der Donna Maria in „Frauenehre". Das Konversationsstück verlangt mehr Einfachheit und Natürlichkeit des Spiels und Ausdrucks, und Manches, was in dem auf dem Cothurn sich bewegenden spanischen Drama ganz geeignet und wirksam war, mußte hier im bürgerlichen Schauspiel unpassend erscheinen; jedoch hatte die Darstellerin vorzügliche Momente, wie namentlich im fünften Akte, und Talent und Studium waren, wenn uns auch Einzelnes weniger zusagte, nicht zu verkennen. — Unter vielen falschen Präsidenten, Räthen und Baronen befand sich, was uns einigermaßen entschädigen konnte, auch ein ächter Fürst, Hr. Weidner.

Fanny Elßler, meldet der „Pesther Spiegel", die von zwei Welttheilen bewunderte und hochgefeierte Tänzerin, wird, nach einer uns vorliegenden contractlichen Verbindung, ganz determinirt am 25. Mai zu einem Gastspiele auf der deutschen Bühne eintreffen. Diese Acquisition gehört gewiß zu den Raritäten, denn Dem. Elßner soll jetzt zum ersten Male in einer Provinzial-Hauptstadt tanzen, und es konnte der Direktion auch daher nur durch große Opfer gelingen, diese überall so enorm honorirte Tänzerin für ein Gastspiel zu gewinnen. Hr. Crombé reist dieser Tage nach Wien, um sich mit der „göttlichen Fanny" über die aufzuführenden Ballets zu besprechen.

Die Königin auf Taiti, Pomare Wahine, ist eine Frau von ungefähr dreißig Jahren, sorglosen und heiteren Gemüthes, nicht hübsch, aber auch nicht häßlich. Sie lebt mit großer Einfachheit unter ihren Verwandten, und unternimmt von Zeit zu Zeit kleine Reisen in ihren Staaten. Ihre Unterthanen sind ihr sehr ergeben, weil sie mit Jedermann scherzt und lacht, und Niemand Etwas zu Leide thut. Von Beginn ihrer Herrschaft an hat sie sich den englischen Missionaren, welche sich auf der Insel eine große Autorität anmaßen, abgeneigt gezeigt, und wenn dennoch ihre Macht im Abnehmen begriffen ist, so kommt dies daher, weil sie ihr mit Gewaltthätigkeit genommen ist. Einst drohte ihr ein Missionar mit Exkommunikation, worauf sie antwortete: „Meine Mutter und Tante sind nicht davon gestorben, ich werde es auch nicht."

Der Magistrat der k. k. Haupt- und Residenzstadt Wien hat der k. k. Kammersängerin Lutzer, in Berücksichtigung und in dankender Anerkennung für ihre Verdienste, welche sie sich durch eine mehrjährige Mitwirkung bei den abgehaltenen Akademien zum Besten des Bürgerspital-Fonds erworben, die große goldene Salvator-Medaille verliehen. In gleicher Berücksichtigung hat auch der Magistrat dem Violin-Virtuosen Hrn. Hellmesberger, für ähnliche Verdienste um den genannten wohlthätigen Fond, das Bürger-Recht ad personam verliehen.

Theater in Würzburg, Ende April.

Unsere Wintersaison geht zu Ende. Ich versprach Ihnen von Zeit zu Zeit Berichte über das hiesige Kunsttreiben, habe aber Alles verschoben, um das Remarquabelste in Eins zu fassen, weil es für Sie wohl nur so von Interesse seyn kann. Unsere Oper war diesen Winter eine ausgezeichnete zu nennen und immer stark besucht. Dem Schauspiel kann man dies nicht nachrühmen. Das Orchester ist gut bis auf die Fortes bei Gesangbegleitung, welche halb so stark als die der Sinfonie seyn sollen, daß jeder Einzelne noch den Sänger hört. Es wird vom Musikdirektor Fischer wacker geleitet. Die Führung der Bühne selbst entwickelt leider zu wenig Energie. Von Seite der Stadt soll kommenden Sommer das Innere des Theaters neu aufgebaut werden. Mühldörfer in Mannheim ist damit betraut und hat die Plane bereits eingesandt. Nach meiner individuellen Ansicht müßte dann namentlich das Orchester gegen das Podium tiefer gelegt werden. An neuen Opern hatten wir in dieser Saison: „die Hugenotten", „der Wildschütz", „Teufels Antheil" und „die Jüdin von Halevy". Die erstere dieser Opern, welche mittelst Verstärkung des Chors durch Mitglieder der Liedertafel zu einer hier unerhörten Vollendung gefördert wurde, fand ihres Süjets wegen bei der hiesigen Geistlichkeit starken Anstoß. Von den Kanzeln wurde gegen dies ruchlose Machwerk so lange geeifert, bis die Direktion sich entschloß, oder entschließen mußte, sie unter anderm Namen („Anglicaner und Puritaner") und mit verändertem Text auf die Scene zu bringen. Dessenungeachtet feierten unsere Mitglieder, Mad. Hammermeister (Valentine), Hr. Baumhauer (Raoul), Hr. Deny (Marcel) vor gedrängt vollem Hause ihre Triumphe. Meyerbeer wird nun wohl für Würzburg eine eigene Oper componiren. Der Stoff ist aus dem hiesigen Leben gegriffen und folgender: Ein Webersohn kehrt von seiner Wanderschaft in's väterliche Haus zurück, die Liebe zu einer Protestantin im Herzen. Der Vater, ein strenger Katholik, ver-

wirft die sträfliche Neigung des sonst geliebten Sohnes, welcher eifrig an eine ewige Verbindung mit der Geliebten denkt, und das Familienglück ist gebrochen. Nun grämt sich der brave Sohn, bis ihn ein Nervenfieber bald darauf von seiner Qual befreit und das Grab seinen Schmerz schließt. Darüber wird der Alte tiefsinnig und eines Morgens sieht man ihn dem Main zueilen. Die Tochter, nichts Gutes ahnend, eilt ihm nach, erreicht ihn am Ufer, behält aber, nach ihm greifend, nur den Mantel in der Hand. Den Vater führen die Wellen auf immer von hinnen. Ein wahrhaft tragischer Stoff, schon des Contrastes wegen! — „Der Wildschütz", von Lortzing, die zweite neue Oper, gefiel durch seine natürlichen Tonweisen. Hr. Deny, als Schulmeister, trug sehr viel durch seinen Humor zu diesem Erfolge bei. Lortzing huldigt leider noch zu sehr dem Studenten, welcher in Leipzig als Richter vor seinen Productionen sitzt; allein kann man es ihm verdenken, wenn ein Meyerbeer dasselbe thut mit dem Pariser Hausen. Der erste Erfolg ist heutiger Zeit zu wichtig. — „Des Teufels Antheil" von Auber machte im eigentlichen Sinne des Worts Furore, namentlich durch die geniale Auffassung des Carlo Broschi von Mad. Hammermeister. — „Die Jüdin" bewies uns auf's neue, was für herrliche Kräfte die diesjährige Saison bei uns vereinigt hatte. Sie gefiel außerordentlich, so schwer verdaulich auch die Musik der Masse erschien. Neue Stücke gab es genug; bemerkenswerth schienen mir aber nur „Monaldeschi", welches spurlos, wie es tendenzlos ist, verschwand. „Patkul" sprach besser an. „Geheimnisse von Paris" könnten eben so gut „Geheimnisse von Buxtehude" heißen. „Zopf und Schwert", „die Fräulein von St. Cyr", „ein Handbillet Friedrich II." gefielen entschieden. Die im Schauspiel am meisten hervorragenden Mitglieder waren Fräul. Hausmann und Hr. Wohlstadt. Beide fleißige Mitglieder werden Sie binnen kurzem in Frankfurt selbst kennen lernen, deshalb enthalte ich mich jedes Urtheils. Auch eine Dilettantenvorstellung gab es diesen Winter, „die Zauberflöte." Ein Hr. Dr. Garvens sang den Tamino, Hr. Kaulbach den Sarastro, Hr. Winzenhörlein den ersten Priester. Man muß sagen für Dilettanten alles Mögliche! Letzterer ist von der Jurisprudenz wirklich nun zur Bühne übergetreten. „Gelegenheit macht Diebe" sagt das Sprüchwort, obgleich man Hrn. W. nicht nachsagen kann, daß er sich in die Kunst zu stehlen braucht; er besitzt ehrliche Mittel, wie sein Leopold in der Jüdin bewiesen hat. Am 15. d. gab es im Theater Feuerlärm, Alles stürzte den Ausgängen zu bis auf die Ohnmächtigen. Am Ende war es nur blinder Lärm, durch einen hier lebenden Franzosen veranlaßt, der als ächter Lion sich gerirte. Der Hr. Marquis war nämlich, trotz des Verbots, auf die Bühne gedrungen; dort von dem einarmigen Theaterdiener zurückgewiesen, hatte er die Unverschämtheit, diesen mit umgekehrter eiserner Reitgerte über den Kopf und so nieder zu schlagen, daß der arme Mensch acht Tage an der Wunde zu Bette lag. Der Hr. Marquis ging dessenungeachtet unangetastet nach Hause, ließ sich zwei Tage nachher sein Pferd satteln, und soll heute noch wieder kommen. Das nennt man sich französisch empfehlen! Was lassen sich die Deutschen doch Alles gefallen! Wie würde es wohl in einem ähnlichen Falle einem Deutschen in Frankreich ergehen? Indeß wird wohl der Hr. Marquis aus der Feudalzeit eine bedeutende Caution haben stellen müssen, damit der arme geschlagene Theaterdiener wenigstens für seine Schmerzen entschädigt wird. — Ende gut, Alles gut! Mit Baison's Gastspiel schloß die diesjährige Saison, seiner und unserer würdig. Ich sah ihn im „Leben ein Traum", „Molière", „Memoiren des Satans." Auch von ihm kann man sagen: „Viele sind berufen, aber Wenige auserwählt!" Zu diesen Wenigen darf man ihn unbedenklich zählen. 7.

Korrespondenz.

Vom Taunus, 10. Mai.

Es gereicht mir zur großen Freude, Ihnen zu melden, daß das dritte Taunussängerfest auf den 28. d. Mts. festgesetzt ist. Die wackeren Bewohner und Behörden der Stadt Königstein machen bereits große Anstalten zur würdigen Feier. Der Festplatz wird auf der Burg geschmackvoll hergerichtet. Hr. Just von Frankfurt hat die ihm angebotene Direktion der Festgesänge übernommen. Alles scheint zusammen zu wirken, das Fest zu einem sehr glänzenden und gleichsam zu einem wahren Jubeltage aller 24 Taunussängerbünde zu machen. Germania agerminando nomen accepit ist E. M. Arndt's Losung und wenn wir das kräftige, gesunde und gedeihliche Wachsen des Taunussängerthums im Norden und Süden in den Leistungen der einzelnen Vereine und den Fortschritten der jährlichen Feste bewundern, dann zeigt uns dies die Eigenthümlichkeit des deutschen Lebens, welches entweder sehr klein, engherzig und abderitisch ist, oder sehr groß, sehr poetisch und der glühendsten Begeisterung fähig, wie die Geister der Volkssage, welche aus Zwergen zu Riesen emporwachsen. Wie ächte Volks- und Nationalfeste im Allgemeinen der Spiegel sind, in welchem alle Stände des Volks sich selbst erblicken, so sind sie auch wiederum der Spiegel der einzelnen Städte. Je gebildeter, je einiger, je patriotischer eine Bürgerschaft ist, um so mehr Geschmack wird sie bekunden in origineller Anlage des Festes, um so weniger wird sie Opfer scheuen, diesen hohen Ehren- und Jubeltag zu einem unvergeßlichen für alle Besucher und zu einem ewig denkwürdigen für sie selbst zu erheben. Jedenfalls wird dieses dritte Taunussängerfest ein bedeutender Fortschritt, denn das erste zu Usingen war etwas besser als eine große Kirchweihe, das zweite zu Oberursel war schon in der Anlage und durch den Eifer dieser guten Bürgerschaft viel mannichfaltiger und sinnreicher, aber es war noch kein fait accompli, weil es von manchen Seiten mehr gehindert als gefördert wurde. Jetzt aber hat die Ueberzeugung, welche in den „Papieren eines nachgebornen Prinzen" so trefflich ausgeführt ist, nämlich daß ächte Volksfeste durchaus conservativer Natur sind, allgemeine und wohlverdiente Geltung erlangt. Wir dürfen also mit Zuversicht hoffen, daß dieses holde Sängerthum noch lange blühen wird in der lieben Heimath, daß diese hehren Feste, immer sinnreicher ausgebildet, Tausende froher Menschen versammeln werden und da diese gute Sache bei uns eine Herzenssache ist, so erlaube ich mir, an die Sängerbünde selbst und an die zahlreichen Freunde derselben die freundliche Mahnung zu richten: Bewahret die Einigkeit; denn nur die eigene Zwietracht wird unserm göttlichen Streben Gefahr bringen. Entsagt der Eifersucht; denn es ziemt sich nicht, daß wir uns neidisch und mißtrauisch anblicken. Gründet das Feldberghaus als ein prangendes Zeichen und Werk unseres Gemeinsinnes und als einen Tempel, in dessen Hallen sich noch in später Zeit unsere Abgeordneten zu gemeinsamer Berathung versammeln.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 14. Mai. (Neu einstudirt): Lucrezia Borgia, große Oper in 3 Abth., Musik von Donizetti. (Gastrolle) Lucrezia: Mad. Schmidtgen, vom Hoftheater zu Wiesbaden.

Donnerstag, 16. Mai. Norma, große Oper in 3 Abth., Musik von Bellini.

Redakteur: L. K. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 136. Donnerstag, den 16. Mai 1844.

Nein.

Von

Ludwig Hub.

Die Zahl der Geister, die verneinen,
Ist gegenwärtig Legion;
Nur um originell zu scheinen,
Spricht man dem Hergebrachten Hohn.
Nichts kann sich der Kritik entziehen,
Sey's noch so groß, sey's noch so klein;
Es wird zerlegt und angeschrieen
Mit einem tausendfachen Nein.

In Millionen ist gefahren
Der alte Mephistopheles.
Es haben der Verneiner Schaaren
Bemächtigt sich der Druckerpreß;
Die weithinwirkende muß ihnen
Die zaubergleiche Hülfe leih'n:
Das zweite Buch, das jüngst erschienen,
Les't's nach, es ist ein blankes Nein.

Selbst Räumen, die sonst heilig galten,
Bleibt jetzt nicht die Verneinung fern;
Die Menschen, grollend mit dem Alten,
Sie opponiren Gott, dem Herrn;
Was er gelehrt vor grauen Zeiten,
Was ew'ge Richtschnur sollte seyn,
Das sucht man listig zu bestreiten
Und wo er Ja sagt, sagt man Nein.

Wer zählt die Zweifel, zählt die Witze,
Die jeder treue Unterthan
Den Lenkern an des Staates Spitze
Jetzt nachruft auf der schwier'gen Bahn?
Und mögen sie auch unverdrossen
Sich ihres Amts Geschäften weih'n,
Was sie nach langer Wahl beschlossen,
Ihm wird ein allgemeines Nein.

Ihr, die das vorige Jahrhundert
Geziert hat mit dem Lorbeerkranz,
Ihr Gleim's und Hölty's, einst bewundert,
Wie ist erloschen euer Glanz!
Wie hat die neu're Zeit gelichtet
Der frühern Ruhmsgenossen Reih'n!
Es klangen, als man sie gerichtet,
Ein Ja und hunderttausend Nein.

Das Längstbestandene befehdet,
Arg rüttelnd, der Vernichtung Sturm;
In hundert Sprachen wird geredet,
Wie bei dem Bau von Babels Thurm,
Und was gefügt des Einen Kelle,
Das schlägt des Andern Hammer ein;
Dem Meister trotzet der Geselle
Und widmet seinem Ja ein Nein.

Schwer ist's jetzt wirklich, zu bestimmen,
Wer Koch und wer der Kellner ist;
Was Wunder, wenn im Kampf, dem grimmen,
Der Freund des Freundes selbst vergißt!
Die unter Einer Fahne fechten,
Sieht man bald wieder sich entzwei'n
Und hitzig mit einander rechten
Und grimmig tauschen Ja und Nein.

Es stellen Manche sich die Frage:
Wird wohl den Kämpfen und den Müh'n,
Wird wohl dem Wirrwarr unsrer Tage
Am End' Gedeihliches erblüh'n?
Wird wieder, was man eingerissen,
Als Bau ersteh'n aus dem Gestein?
Die guten Götter mögen's wissen:
Man hoffet Ja und fürchtet Nein.

Weiblicher Ehrgeiz.

Von Kathinka Zitz.

(Fortsetzung.)

„Ja, Milord," sagte der König, mit dem Kopfe nickend, „ich selbst werde den Adel anführen; aber ein Krieg in Schottland, ein Ausrottungskrieg, wie ich ihn führen will, ist nicht das Werk weniger Tage, und während meiner Abwesenheit bleibt London den Ränken Karls V. und Pauls III. preisgegeben. Meine Strenge gegen die Katholiken, die in der Zukunft ihre Früchte tragen wird, hat Unzufriedenheit und Haß unter der hohen Geistlichkeit erregt; ich kann daher London nur verlassen, indem ich meine königliche Macht in starke und sichere Hände niederlege."

„Sire, Ihr habt den Herzog von Norfolk," sagte Ethelword nach einigem Nachdenken.

„Der ist nur ein Kriegsmann, weiter Nichts; er hat einen Arm, aber keinen Kopf."

„Sir Thomas Cranmer."

„Der im Grund des Herzens den katholischen Klerus begünstigt, und der die Reform nur angenommen hat, um sein Bisthum York und sein Erzbisthum Canterbury zu erhalten."

„Der Graf von Sussex ...."

„Ist ein junger Thor, der meine Archive mit Dekrete über den neuesten Schnitt der Kleider anfüllen würde. Nein, Milord, zum Vicerегenten meines Reichs bedarf ich eines Mannes, der Kopf und Herz, der Muth und Klugheit besitzt; dieser Mann muß mich lieben, und mehr noch als mich muß er England lieben .... Denke nach, Milord! ... Weißt Du nicht, wer der Mann ist, der alle diese Eigenschaften vereinigt?"

„Nein, Sire, ich schwöre Euch ...."

„Du bist sehr bescheiden, oder sehr blind, Vetter!"

„Wäre es möglich! Ew. Gnaden hätten an mich gedacht ...." rief Ethelword, von Todesschrecken erfaßt.

Er war in der That der Mann, wie ihn der König bedurfte; vom Volke geliebt, vom Adel geachtet, würde ihn das erste mit Freuden, der andere ohne Neid in diesem wichtigen Amte gesehen haben. Ja, der König ging noch weiter; im Glauben, daß der Herzog wirklich seine Wünsche bis zu der Prinzessin Margaretha erhoben habe, sagte er ihm die Hand seiner Schwester in den gnädigsten Ausdrücken zu, und da in Anbetracht der unrechtmäßigen Geburt der Prinzessinnen Marie und Elisabeth und der schwächlichen Gesundheit des Prinzen Eduard ihn das Gesetz ermächtigt hatte, sich aus eigener Autorität einen Nachfolger zu ernennen, so wolle er auf den Fall, daß er in einer Schlacht bliebe, durch ein Testament dem Herzog, der sein Schwager werden sollte, seine Nachfolge sichern.

Zu seinem unaussprechlichen Erstaunen schlug Ethelword alle ihm angebotene Gnadenbezeigungen aus.

Heinrich glaubte nicht recht gehört zu haben.

„Was soll das heissen, Milord?" rief er aufwallend aus; „mich däucht, Ihr werdet verrückt."

„Sire," entgegnete Ethelword würdevoll, „ich begreife, wie thöricht und undankbar ich auch scheinen muß .... aber ich kann nicht, Sire! nein, ich schwöre Euch, daß ich nicht kann."

„Milord, Ihr werdet Euch bedenken," rief der König im drohenden Tone.

„Sire, ich habe Alles bedacht," sagte der Herzog mit stolz erhobenem Haupte.

„Ihr schlagt die Regentschaft des Reichs aus?"

„Ich erkenne dankbar die Ehre, welche mir Ew. Gnaden erzeigen wollen, aber ich kann sie nicht annehmen."

„Ihr schlagt die Hand der Prinzessin Margaretha aus?"

„Ich konnte das Anerbieten einer solchen Verbindung nicht erwarten .... Auch lasse ich mir Gerechtigkeit widerfahren, indem ich mich ihrer unwürdig erkläre."

„Bedenkt, daß nach dem Freunde der König, nach der Bitte der Befehl kommt," sagte Heinrich mit zornglühendem Gesicht.

Ethelword beschwor ihn, Mitleid mit ihm zu haben; seine Bitte hatte ihn zum Undankbaren gemacht, sein Befehl mußte ihn zum Rebellen machen. Er ging auf den König zu, und wollte dessen Hand ergreifen, um sie zu küssen, aber dieser stieß ihn so heftig zurück, daß der Herzog in der ersten Aufwallung des beleidigten Ehrgefühls die Hand unwillkürlich an das Schwert legte.

„Nehmt Euch in Acht, Vetter," rief ihm der König in bitterm Hohne zu. „Ihr habt in Gegenwart Eures Monarchen die Hand an das Schwert gelegt; das ist Hochverrath! ... Ihr seyd Marquis von Derbi, Herzog von Dierham, Pair von England; Ihr besitzt dreihundert Dörfer, welche von zehntausend Vasallen bewohnt werden; Ihr seyd reich und mächtig unter den Fürsten. Ich kann Euch Alles nehmen, und Euch so arm und nackt in die Welt hinaus stoßen, wie den ärmsten Bettler, der an den Thoren meines Palastes sitzt."

„Das könnt Ihr, Sire!" antwortete Ethelword mit festen Blicken.

„Ich kann Euch vor die Pairskammer laden, worin Ihr noch Euern Sitz habt; kann Euch des Hochverraths anklagen, ja, des Hochverraths, Milord, denn Ihr habt in unserer königlichen Gegenwart die Hand an Euer Schwert gelegt."

„Ich werde es nicht läugnen."

„Und wenn Euer Todesurtheil ausgesprochen ist, kann ich Euch mit dem Finger das Blutgerüst zeigen, auf welchem Dudley, Empson und Cromwell gestorben sind."

„Ich werde es besteigen."

Das war zu viel für den König; diesen Trotz war er nicht gewohnt, und er beschloß, zu sehen, wer von ihnen beiden nachgeben würde. Er entfernte sich, und gebot dem ihn begleitenden Herzog zu bleiben. Aber noch war dieser im Besitze aller seiner Titel und Gerechtsame; der König befand sich in seinem Schlosse; noch war er durch kein Urtheil der Pairskammer als Hochverräther erklärt, und als Unterthan und Lehensmann des Königs war es sein Recht, diesen bis an das Thor zu begleiten, wo ihn sein Gefolg erwartete, und ihm den Steigbügel zu halten, damit er sein Pferd bequem besteigen konnte.

Heinrich ließ es geschehen, aber er gab ihm sein königliches Wort, daß es das letzte Mal wäre, daß er ihm diese Ehre vergönne, und sprengte dann in großer Hast nach London zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Das Gewerbswesen der Gegenwart.

(Schluß.)

Man sieht Gesellschaften von Näherinnen entstehen, welche einen gemeinschaftlichen Raum miethen und sich in unmittelbare Verbindung setzen, um der Willkür der Leinwandhändler

zu entgehen und ihren Taglohn zu verbessern. Die sehr ausgebreitete Anstalt der Paket-Austräger hier, welche früher die Einrichtung hatte, daß die Kapitalisten die Lokale mietheten und den Arbeitern Taglohn bezahlten, ist jetzt auf die Theilnahme der Austräger an den Kosten und dem Gewinn der Anstalt gegründet. Man findet Vereine von Druckern, welche gemeinschaftlich arbeiten und das Kapital des Druckherrn aus gemeinschaftlichen Mitteln ersetzen. Man fühlt, daß hier ein neues Element in das Leben einmündet — ein Gedanke, welcher sich eine unermeßliche Aufgabe gesetzt hat und der sich Luft machen wird, wenn gleich seine Entwickelung durch die Umstände mehr oder minder verzögert werden kann. Die fast unsichtbare Macht, die er über die Geister ausübt, meistens ohne daß sie sich dessen bewußt sind, ist eine sichere Bürgschaft seines künftigen Einflusses, während alles Andere, was jetzt die öffentliche Meinung so lärmend und scheinbar so ausschließend beschäftigt, sichtbar veraltet und abstirbt.

Alle diese Veränderungen im Gewerbswesen fügen und bilden die Anfänge einer Macht, deren Bedeutung noch nicht abzusehen ist; sie sind auch von der Sucht begleitet, sich über den Stand zu erheben und in ihre Verhältnisse die Gewohnheiten und Bedürfnisse der höher gestellten und gebildeten Klassen einzuführen. Die Begierde, sich zu zieren, und das unklare Verlangen nach Wohnlichkeit und Bequemlichkeit äußern sich zunächst in thörichten Ausgaben und unsinnigen Verschwendungen, wie man es hier erlebt hat an einigen Prachtgewölben, die, kaum geöffnet, gleich wieder eingingen, und an einigen Privathäusern, deren Prunkräume bürgerliche Miethsleute abschreckten. Auch die Sucht, sein Geschäft durch Uebergriffe in den Bereich verwandter Geschäftszweige zu erweitern, verursacht natürlich in einer Stadt, wo die Gewerbe so ungemein vereinzelt sind, wie in Paris, vielfache Beeinträchtigungen; die kleinen Gewerbtreibenden sehen nicht ohne Besorgnisse das drohende Monopol der großen Kapitalisten, die alle möglichen Artikel eines ganzen Handelszweigs zusammenbringen und sie zu billigern Preisen in ungeheuern Waarengewölben ausverkaufen. Seit kurzem sind vielleicht ein Dutzend solcher weitläufigen Magazine entstanden, die in ihrer Art und Zusammensetzung einzig sind und vom gröbsten Scheuerlappen bis zum feinsten Kaschemir-Shawl Alles enthalten, was eine modische oder gründliche, eine prächtige oder reinliche Garderobe oder Haushaltung, in welcher Einschränkung, für welchen Beutel, für welchen Geschmack und in welcher Ausdehnung es auch seyn mag, augenblicklich füllen kann. Sie werden von den zusammengeschossenen Kapitalien mehrerer Fabrikbesitzer bestritten, welche daraus gleichsam Anhängsel für den Einzelverschleiß ihrer Fabrikate machen. Das Bedeutendste ist das etwa seit drei Jahren eingerichtete Waarengewölbe „Zur Stadt Paris"; es gleicht an Größe und Umfang einem Bazar, und nicht leicht findet man in einem Kaufmannsladen der Welt eine so kostbare und vollständige Auswahl von Waaren für Luxus und Bedürfniß, als in diesen geräumigen, luftigen und von oben hellbeleuchteten Kaufhallen, in denen Seiden- und Baumwollen-Zeuge aller Art, Schärpen, Shawls und Foulards von den neuesten und geschmackvollsten Mustern, Spitzen von höchstem Werthe, gestickte Mousseline, Batiste, Weißzeuge und Trauerstoffe feinster Sorte, Damast-, Tafel- und Haus-Leinwand, Posamentier- und Strumpfwirker-Arbeiten, Teppiche, Decken, Bänder, Mützen, Muffe, Pelzkragen, Herren-Kravatten, Damenmäntel 2c. 2c. in den reichsten Vorräthen, in der höchsten Mannichfaltigkeit und größten Ordnung aufgestellt, ausgelegt und aufgeschichtet sind.

Eine gute Einrichtung bei diesen Waarenmärkten ist, daß daselbst die Waaren, abweichend von der Landessitte, zu bestimmten und festen Preisen verkauft werden. In den andern Pariser Buden übersetzen die Gewerbtreibenden ihre Artikel, je nachdem sie Kenner oder Nichtkenner vor sich haben, mehr oder weniger, aber nie unter einem Drittel des Preises; und sie müssen hohe Preise ansetzen, wenn sie ihre Arbeit bezahlt haben und ihren Unterhalt gewinnen wollen. Sie entschuldigen ihre unbilligen Forderungen mit den gesteigerten Ansprüchen des kaufenden Publikums auf äußern Budenglanz, wozu jeder Kunde billig sein Theil beitrage. Der ächte Pariser läßt sich zwar durch glatte Worte nicht übertölpeln und zieht sich ungeschoren aus dem Handel; ein Fremder aber, der den Werth der Dinge zu Paris nicht kennt, ist mit Einkäufen übel daran und kommt selten ungeschnellt aus den Kaufsmannsladen, deren Mahagoni-Möbel und Vergoldungen beinahe seiner Börse allein zur Last fallen. Besonders ist dies der Fall mit Deutschen und Engländern.

Ausstellung niederländischer und belgischer Gemälde.

Frankfurt's kunstsinnigem Publikum, welchem durch die Ausstellung der beiden belgischen Gemälde im vorigen Monate so reicher Genuß bereitet worden war, ist gegenwärtig neue Gelegenheit zu nicht minderem, ja noch mannichfacherem Genusse durch die Gemälde-Ausstellung geboten, welche Hr. Direktor Esser, aus Amsterdam, im Mülhens'schen Hause veranstaltet hat. Die niederländische Schule ist hier auf das würdigste und mannichfachste repräsentirt, und es zeugt die Einrichtung, welche Hr. Direktor Esser seiner Exposition gegeben, eben so sehr von vollendetem Geschmacke, wie von tüchtigster Kenntniß. Wird man schon bei dem Eintritte in den großen Salon, wo die Ausstellung stattfindet, von den edlen Formen seiner Bauart überrascht, so wird man, schon bei dem ersten Blicke, es noch weit mehr durch das herrliche Arrangement von Meisterwerken niederländischer und belgischer Künstler. Mit wahrhaft ausgesuchtem Geschmacke sind alle geordnet, so daß das Ganze den angenehmsten Eindruck hervorbringt. Alle Gemälde sind so aufgestellt, daß jedes sein richtiges Licht erhält; diese schwierige Aufgabe hat Hr. Direktor Esser in einer die Forderungen des Geschmackes und der Kunst gleich befriedigenden Weise gelös't. Mit nur steigendem Genusse schweift der Blick von einer der schönen Schöpfungen zur andern, die der kunstvolle Pinsel von Meistern hervorgezaubert, deren Namen in der Kunstwelt vollen, guten Klang haben. Eine der kostbarsten Perlen dieser Sammlung ist ein Landschaftsgemälde des berühmten Koekkoek; der Ausdruck des Sturmes in dieser Landschaft bringt einen ergreifenden Effekt hervor. Es ist dieses Bild eines der vollendetsten Meisterwerke dieses Künstlers. Nicht minder gelungen ist die Winterlandschaft von Rosenbaum, ein des Rufes seines Schöpfers würdiges Werk. Die „Segenspendung an Mutter und Kind", von J. Pauwel, ist mit großem Talente gemalt. Von hohem Kunstwerthe sind die Stücke von Dreibholz. Ein Landschaftsbild, aus der Gegend von Cleve, von Christ, hat, was Schönheit, Ton

und Ausführung anbelangt, allen Anspruch auf die rühmendste Erwähnung. Sie könnte auch einer, die Ansicht einer Gegend der Normandie darstellenden Landschaft der in Paris wohnenden berühmten Landschaftsmalerin Fräulein von Haute nicht versagt werden. Anerkennung verdienen auch dieser Künstlerin Bilder à la Rembrand. Die Bilder von C. Devinge, N. F. Chesquerre, Offermanns, J. Cauvel, A. Pecque und A. J. Zeemann dürften nicht ohne entschiedenes Lob erwähnt werden. Unter den Werken alter Meister zeichnen sich namentlich die von P. de Hoog, J. Loote und N. W. Blomme aus. Außer dieser reichen Sammlung von Gemälden bietet die Ausstellung eine eben so mannichfache Zahl trefflicher Zeichnungen. Mit besonderem Vergnügen sahen wir die von Schelfhaut, R. Craje-Wanger und mehreren anderen Künstlern. Die Preise, welche Hr. Direktor Esser für seine Gemälde stellt, sind äußerst solid, und es ist deßhalb an einem guten Ergebnisse der Ausstellung nicht zu zweifeln, die bereits zahlreichen Zuspruch gefunden. Wir machen alle Kunstfreunde auf den großen Genuß, der ihrer hier erwartet, aufmerksam. Der Eingangspreis ist so billig (auf 15 Kreuzer) gestellt, daß die Uneigennützigkeit des Hrn. Direktors Esser eben so anerkannt werden muß, wie sein Geschmack und sein Kunstsinn.

Korrespondenz.

Landau in der Pfalz, im April.

Wenn ich mich einem prophetischen Geiste überlassen hätte, als ich diese Mittheilung begann, so würde ich geschrieben haben: Landau bei Gleisweiler, den u. s. w.; ich hätte dann beigefügt, daß letzteres der Name eines anmuthigen Dorfes in unserer Nähe sey, welchem durch die bevorstehende Eröffnung einer Wasserheilanstalt — mithin eines Bades — die Aussicht auf einige Berühmtheit gegeben sey. Aber meine Denkweise widerstrebt dergleichen doppeldeutiger Weissagerei, obwohl ich gestehe, gerade durch das genannte Gleisweiler die Anregung zu diesen Zeilen empfangen zu haben. Auch ich habe nämlich kürzlich in den Zeitungen von dem Verdammungsurtheil gelesen, welches die Academie der Medicin zu Paris über das Wasser und die Prießnitz'sche Methode ausgesprochen hat. Da ich kein Arzt bin, nahm ich das hohe Verdict zwar mit Verwunderung, aber doch mit gläubigem Respect auf; nur staunte ich darüber, daß man trotz jenem Orakel in Frankreich, wie in Deutschland, fortwährend neue Tempel der Hygiea in Prießnitzens Styl errichtet. Der Korrespondent aus Meiningen — vom 14. April — hat indeß den wahren Sachverhalt aufgeklärt und uns gezeigt, wie der Nationalhochmuth und die liebliche Oberflächlichkeit einiger Franzosen der erhabenen Academie von Paris statt eines Orakels einen seichten Ausspruch abgelockt haben. Ich meines Theils bin der Academie für diesen Anlaß einer öffentlichen Besprechung der Sache recht dankbar; denn ich erhielt bei dieser Gelegenheit einen richtigeren Begriff von der ganzen Methode und ihren Grundsätzen, als ich bisher davon hatte, und sah mich zuletzt von einigem Interesse dafür angeregt. In Folge dieser neugewonnenen Theilnahme machte ich bald einen Ausflug nach Gleisweiler und zu der nahen Wasserheilanstalt des Dr. Schneider. Man begnügt sich gewöhnlich, von der Pfalz zu sagen, sie sey ein Garten, ein fruchtreiches, blühendes Eden und erfreue sich eines milden Klima's, feuriger Weine und lachender Auen; — dies ist Alles vollkommen wahr und männiglich bewußt; aber solche allgemeinen Farben geben kein lebendiges Gemälde des Einzelnen und passen überdies noch für andere Gegenden. Die Pfalz hat ihre Berge und Flächen; an jenen hängen alte Burgen und grüne Wälder; dann freundliche Dörfer und Städtchen, die in das Rheinthal hinausschauen bis hinüber zu den jenseitigen Wänden des Stromes, welche man den Oden- und Schwarzwald nennt. In der Ebene umwogt die Saat zahllose Ortschaften, von ernsten Waldungen durchzogen. Von den Bergen herab rinnen süße Quellen und fließen als Bäche durch liebliche Schluchten und Thäler zur Ebene hinaus. In einem solchen hochgelegenen Thälchen erhebt sich das Bad von Gleisweiler, nördlich und südlich von Hügeln umragt, die sich im Rücken der Anstalt allmälig und sanft zu dem westlichen Bergrücken, den Vogesen, erheben. Nach Osten hin öffnet sich die Fläche des Rheinthals. Von den Altanen des Kurhauses schweift der Blick über die Gartenanlagen, den Teich und Wiesengrund, vorbei an dem Dorfe Gleisweiler, über die herrliche Ebene hin und ruht zuletzt aus auf den gefälligen Formen der blauen Berge jenseits des Stroms. Begünstigt dich ein heller Abend, so erblickst du, wenige Schritte rechts oder links neben der Anstalt, scheinbar am Fuße der Vogesen in grauer Ferne den ehrwürdigen Münster von Straßburg und im Norden den Dom von Worms, während mehr in deiner Nähe die Städte Landau, Speyer, Carlsruhe, Heidelberg, Mannheim u. a. die hellen Silberstreifen des Vater Rhein umzingeln. Hinter dem Kurhause plaudern sich die Quellchen durch Wald und Gebüsch den sanften Berg hinab, oder drängen sich in Röhren zu den Krahnen der Douchekammern. Links und rechts Reben und Kastaniengruppen; rein und duftend ist die Luft und doch mild dabei, erquickend die ländliche Stille selbst inmitten volkreicher Dörfer. In der That, was drinnen im geräumigen Haus die Macht der Kunst nicht erreicht, das muß die herrliche Natur der Umgebungen vollenden. Die Anstalt soll mit dem Juli l. J. eröffnet werden; bis dahin habe ich noch Zeit, meinen Bericht zu vervollständigen.

Bad Homburg, 13. Mai.

Die Saison hat bereits begonnen, und von allen Seiten strömen schon die Fremden herbei, um an unsern Quellen Heil und Genesung, in unserer schönen und anmuthigen Gegend Genuß und Heiterkeit zu finden. Der Kursaal hat bereits am 1. d. seine prachtvollen Salons eröffnet und namentlich an schönen Sonntagen ist es hier schon sehr belebt. Heute speis'ten bereits schon mehr als sechzig Personen an der trefflichen Tafel des Hrn. Deininger im Kursaal, die sich auch in diesem Jahre wie im vorigen wieder auszeichnet. Auch die übrigen Gasthöfe sind schon recht besucht und dürfen sich der Frequenz für die Saison versichert halten. Die Neubauten haben sich auch in diesem Jahre wieder sehr gemehrt, so daß jetzt viel mehr Wohnungen zur Disposition der Fremden stehen als im vorigen Jahre, also auch um Bedeutendes billiger seyn werden. Gegen dem Kursaal über hat Hr. Scheller ein schönes Kaffeehaus mit zwei Billards gegründet und nächster Tage wird ein ähnliches Etablissement ganz im französischen Genre von einem französischen Cafetier sich eröffnen. Die berühmte Musikgesellschaft des Orchesters von Mainz, die für die Saison engagirt ist, wird im Laufe dieser Woche hier ankommen und ihre musikalischen Productionen im Kurhausgarten eröffnen. Auch die Göttin der Mode hat ihren Tempel hier aufgeschlagen und namentlich das glänzende Magazin von Schwarzschild, das sehr elegant eingerichtet ist und wo man sehr reell und billig bedient wird, verdient hier Erwähnung. Es ist also in jeder Beziehung für die Bequemlichkeit der Kurgäste Sorge getragen. Viele vornehme russische Familien sind uns für den Anfang des kommenden Monats angemeldet und unsere Hoffnungen gestalten sich daher sehr erfreulich.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 16. Mai. Norma, große Oper in 3 Abth., Musik von Bellini.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 137. Samstag den 18. Mai 1844.

Weiblicher Ehrgeiz.

Von Kathinka Zitz.

(Fortsetzung.)

Katharina hatte jetzt den König gesehen, der sie liebte, den Mann, der in ihr Grabgewölbe gestiegen war, den Verlobungsring an ihren Finger gesteckt hatte, und eine Krone auf ihr Haupt gesetzt haben würde. Sie hatte ihn schön gefunden. Er erschien ihr groß und mächtig mitten in seiner Umgebung, und alle Grafen und Herzoge, die das Sternengefolge der Sonne Englands bildeten, kamen ihr klein und schwach neben ihm vor. Sie wagte es, auf den Fußzehen an das Fenster zu schleichen und hinab in den Hof zu sehen, wo Alle tief gebückt und mit entblößten Häuptern standen, indessen der König stolz und mit bedecktem Kopfe an ihnen vorüber schritt. Als sie aber sah, wie Ethelword jetzt das Knie beugte, und dem König den Steigbügel hielt, da erröthete sie für ihn, der ein Mann, ein Adliger, der ihr Gemahl war. Sie sah dem König nach, wie er dahin brauste, von seinen Höflingen gefolgt, und es däuchte ihr, daß er um so größer sey, je mehr Menschen er unter den Staub seiner Füße träte, und um so größer sey auch Diejenige, welche seinen Thron mit ihm theile. Sie dachte an die Möglichkeit, Wittwe zu werden.

Nach einer Weile trat Ethelword bleich und in großer Bewegung bei ihr ein. Er setzte sich sogleich nieder, nahm Feder und Pergament und begann eifrig zu schreiben.

„Wo warst Du, während der König hier war?" fragte er nach einer Weile.

Sie gestand ihm, daß sie hinter dem Vorhang gelauscht habe.

„Du hast also Alles gehört?" fragte er, noch immer schreibend.

„Alles."

„Du weißt, daß meine Güter in Beschlag genommen sind?"

„Ja."

„Daß ich keinen Rang mehr habe — daß mein Leben bedroht ist?

„Ja, aber der König wird sich erweichen lassen . . . ."

Ethelword stand auf; er sah sie lange und innig an.

„Du weißt, für wen ich Alles verliere."

„Ich weiß es," rief sie, indem sie sich in seine Arme warf.

Jetzt theilte er ihr mit, daß er die andere Hälfte des Schlaftrunks geleert habe, denn die Umstände erheischten, daß er nun für die Welt und für die Menschen sterben mußte, um nur für Katharina wieder zu erstehen. Sie erschrak heftig; sie wollte nach Hülfe rufen, allein er gebot ihr Schweigen, denn es war keine Minute zu verlieren, da seine Augenblicke gezählt waren. Das Pergament, das er geschrieben hatte, enthielt die Erklärung, daß er, den Zorn des Königs fürchtend, und um der Schmach des Blutgerüstes zu entgehen, sich vergiftet habe. Sein Tod mußte wahrscheinlich seyn für Alle, Niemand konnte daran zweifeln, denn es war ein augenscheinlicher Grund dazu vorhanden.

„Ethelword! Ethelword!" rief Katharina, „das heißt Gott versuchen."

Er fühlte bereits die Wirkung des Schlaftrunks, und beeilte sich, seine letzten Verfügungen zu treffen. Er war der Letzte seines Stammes, ohne Familie und Verwandten; mit seinem Tode erlosch sein Name, und sein Vermögen fiel an den König . . . . doch blieb ihm noch ein Schatz an Gold und Edelsteinen, der hinreichend war, sich in einem fremden Lande ein anderes Herzogthum zu kaufen. So wie er aber im Grabgewölbe beigesetzt war, so stand zu erwarten, daß er auch der Vergessenheit anheim fiel; nur Katharina, so glaubte er, würde sich allein unter allen Menschen an Denjenigen erinnern, der in der Gruft eingeschlossen war, deren Thüre nur mit zwei Schlüsseln geöffnet werden konnte, deren einer dem König, als seinem Erben, zu übergeben war, und deren andern er in die Hände seines Weibes legte, auf daß sie ihm zur rechten Zeit das schauerliche Gefängniß öffne, in welches er um ihrentwillen stieg.

Als er mit diesen Anordnungen fertig war, fiel er vor Katharinen auf die Kniee nieder.

„Jetzt, liebe Seele," sagte er, „jetzt umringe meine letzten Augenblicke mit Liebkosungen und süßen Worten; laß mich Liebe in Deinen Augen lesen, so lange ich noch zu sehen vermag, so lange ich noch hören kann; sage mir mit Deiner melodischen Stimme, daß Du mich liebst; nicht wahr, Du wirst in meinem Schlummer bei mir seyn, wirst meine Wiederkehr zum Leben belauschen, die Augen auf meine Augen gerichtet, Deine Hand auf mein Herz gelegt? . . . ."

Er fuhr zusammen, denn sein Blick war auf den Ring des Königs gefallen. Er verlangte den Ring.

Katharina, die in einen Lehnstuhl gesunken war, reichte ihm den Ring hin.

„Wie liebe ich Dich," rief er freudetrunken über diese Opferwilligkeit; „wie glücklich macht mich Deine Liebe! O, sprich doch! sage mir, daß Du mich liebst, daß Du mein

bist . . . . O, reiche mir Deine Lippen . . . . Deine angebeteten Lippen . . . ."

Sie wußte nicht, was sie sagen sollte, aber sie schloß ihn konvulsivisch in die Arme und küßte ihn.

Er versuchte es, aufzustehen; Katharina's heißer Athem entflammte sein Blut, die Luft ging ihm aus . . . ihm war, als müsse er ersticken, und von plötzlichem Schwindel erfaßt, stürzte er zur Erde. Katharina ließ sich auf ein Knie nieder und stützte sein Haupt auf das andere. Schon sah und hörte er nichts mehr, doch suchte er noch ihre Hand, die er mit dem letzten Aufwand seiner Kräfte drückte; dann glitt sein Haupt von ihrem Knie herab zur Erde. Katharina betrachtete einen Augenblick den vor ihr liegenden Körper; ihre Lippen zitterten heftig, als sie sich über ihn beugte, um ihm die Hand auf das Herz zu legen. Als sie sich überzeugt hatte, daß es zu schlagen aufgehört, zog sie ihm den Ring des Königs vom Finger und steckte ihn wieder an.

(Fortsetzung folgt.)

Ein revolutionäres Wortspiel.

Die Verfasser von Calembourgs, Charaden oder Räthseln, die oft die in Gesellschaften durch Langeweile entstandenen Lücken auf eine heitere Weise auszufüllen wissen, denken gewiß fast nie daran, daß ihre harmlosen Wortspiele für sie schreckliche Folgen haben können. Folgender Vorfall, den eine holländische Zeitung mittheilt, möge ihnen als warnendes Beispiel dienen! Zu der Zeit, als die Subscription für die freiwillige Anleihe alle Holländer in hohem Grade beschäftigte, befand sich der Feldmesser L. zu Heerlen in einem Weinhause, wo er folgendes Räthsel aufgab: „Was ist für ein Unterschied zwischen unserer Regierung und einem Schneider?" Da er nicht so hartherzig war, wie die thebanische Sphinx, so ließ er seine Zuhörer nicht lange in Spannung, sondern gab selbst die Lösung, welche also lautete: „Der Schneider zieht die Menschen an, und die Regierung zieht sie aus." Den andern Tag ward er vor das Mastrichter Tribunal geladen, das nach dem Gesetz vom 1. Juni 1830 als Recht erkannte, daß der Feldmesser L., weil er sich der Verleumdung der Regierung und der Beleidigung seiner Majestät des Königs schuldig gemacht habe, zu fünfjähriger Gefängnißstrafe und in die Tragung der Prozeßkosten zu verurtheilen sey. Ein französisches Blatt berichtet diesen Vorfall und bemerkt dazu: „Dem Räthselbeflissenen ist sein Recht durch die Verurtheilung geschehen, und zwar nicht, weil ein so unschuldiger Scherz den Zorn einer constitutionellen Regierung in Thätigkeit setzen muß, sondern weil die Lösung ein bis zur Lächerlichkeit trivialer Spaß ist. Wir können aber ein interessantes Seitenstück zu diesem Räthsel aus unserer Kaiserzeit liefern und zugleich beweisen, daß die eiserne Polizei des despotischen Napoleon eher einen Scherz verstand, als die beschränkte Monarchie Hollands. Freilich war aber, das wird selbst ein Ausländer gestehen, der Witz des französischen Räthselgebers schneidender und weniger plump. Der Dichter B. nämlich wurde in Gesellschaft vom Sohne eines Ministers unsanft daran erinnert, daß sein Großvater Schneider war. B. wandte sich dann zu dem ministeriellen Jüngling mit der Frage: Was ist der Unterschied zwischen einem Schneider und einem Minister? Als Jener schwieg, fuhr B. fort: Der Unterschied ist: der Schneider strebt aus allen Kräften, dem Zeitgeiste (der Mode) zu huldigen; der Minister strebt aus allen Kräften, den Zeitgeist zu unterdrücken. Als man eine halbe Stunde darauf den hochverrätherischen Witz Fouché berichtete, lachte dieser einen Augenblick und vergaß ihn im folgenden."

(Mag. f. d. Lit. d. Ausl.)

Mannichfaltigkeiten.

In Nro. 10 der „Frankfurter gemeinnützigen Chronik" findet sich unter der Rubrik: „Der Dombau zu Frankfurt a. M." eine Besprechung des neuerlich angeregten Planes, diesem Thurme eine eiserne Spitze aufzusetzen, welche mit schlagenden Gründen gegen ein Projekt auftritt, durch dessen Ausführung bedeutende Summen nutzlos verschwendet und weder der Kunst eine Bereicherung, noch der Stadt eine Zierde verschafft werden würde. Indem wir besagten Artikel der verdienten Beachtung empfehlen, glauben wir uns zugleich gegen jene Projektenmacherei unserer Tage, die am Ende noch Brücken nach Sonne und Mond hinauf bauet, aussprechen zu müssen. Wer sollte Verschönerungen und Verbesserungen nicht wünschen? Doch müssen sie nicht ins Blaue hinein phantasirt, sondern auf reellem Grund und Boden basirt seyn.

Mit dem Anfange des August wird zu Würzburg die Versteigerung der reichen Bibliothek des verlebten königlichen Regierungsrathes Dr. von Heffner beginnen. Dieselbe enthält außer einer Reihe seltener juridischer und theologischer Druckwerke, Inkunabeln und Flugschriften einen kostbaren Schatz von Manuscripten zur älteren deutschen, insbesondere fränkischen Geschichte, Urkunden und Autographieen, eine Sammlung von Kupferstichen und Holzschnitten u. s. w. Die gedruckten Kataloge werden demnächst versendet werden.

Nach den öffentlichen Blättern haben am 25. April d. J. eine Zahl ehrenwerther Deutscher in Paris einen Verein zur Unterstützung hülfsbedürftiger Landsleute gegründet. Die Zahl der Deutschen, die jährlich, um ihr Glück zu suchen, nach Paris strömen, ist unglaublich, aber bei der Ueberfüllung aller Berufsarten verwirklicht sich nur für die wenigsten ein Theil der glänzenden Hoffnungen, welche sie mitbringen. Unbeachtet im Strudel der Weltstadt, nach kurzer Zeit mittel- und obdachlos, werden viele Hunderte ein Raub des äußersten Mangels, der Verzweiflung, der Hospitäler, des Wahnsinns, der Verbrechen, der Zuchthäuser oder der Fremdenlegion. Die wohlhabenderen Deutschen sahen sich mit Ansprüchen um Unterstützung so belagert und außerdem so häufig von Unwürdigen betrogen, daß auch diese Quelle für die Linderung der Menge von Elend lange nicht hinreichend floß. Die Gründung eines deutschen Hülfsvereins war daher gewiß ein höchst verdienstliches Unternehmen und verspricht um so sicheren Erfolg, als die Namen der Männer, welche die Wahl in den geschäftsführenden Ausschuß angenommen haben, jede Parteifärbung ausschließen und dem Verein die rein wohlthätige Richtung sichern. Bis zum Gründungstage waren 3700 Frs. eingegangen, von welcher an sich nicht großen Summe „ein

kleiner Theil hingereicht hat, manchen Hunger zu stillen, manche Verzweiflung zu bannen." Diese Sache scheint wohl werth, in Deutschland Anklang zu finden. Wenn jene Menschenfreunde sehen, daß die Heimath ihre schöne Bemühung anerkennt und unterstützt, werden sie in sich leichter die Kraft finden, um die Schwierigkeiten zu besiegen, die jeden Anfang umgeben.

Der treffliche Kanzelredner Röhr in Weimar sagt in einer seiner Predigten: „Tausende von Eltern gehen jetzt wie mit gutem Bedachte darauf aus, ihren Kindern jene frohe Kindheitszeit dadurch zu verkürzen und zu verkümmern, daß sie ihnen so früh wie möglich eine Menge von Genüssen bereiten, welche über die Einfachheit und Schuldlosigkeit der ihnen eigens zugemessenen hinausgehen und ihnen jede Art des sinnlichen Wohlbehagens gewähren sollen, in welcher sich Erwachsene gefallen. Denn da, da gibt es keine heitere Zerstreuung der Eltern, an der nicht Kinder Antheil nehmen müßten, keine fröhliche Gesellschaft, in welche sie von ihnen würden eingeführt werden, keine ergötzliche Belustigung, deren Mitgenuß denselben fehlen dürfte, und während sie in einem frohen und ungebundenen Treiben unter- und miteinander sich über alle Maßen glücklich fühlen würden, meint man ihnen dieses Glück nur durch das stete Zuziehen derselben zu den mancherlei rauschenden und üppigen Vergnügungen zu bereiten, an denen man selbst Geschmack findet."

Der englische Novellist Bulwer wird die Bade-Saison in Kissingen zubringen.

Man liest in der „Wien. Th.-Ztg." vom 7. Mai: „Hr. Baison, vom Frankfurter Theater, ist in Wien angekommen, und soll im k. k. Hoftheater nächst der Burg einen Cyklus von Gastrollen geben. Er wird unter andern auch im „Hamlet", „Don Carlos" und in „Kabale und Liebe" als Ferdinand auftreten.

In einem Concert spirituel vom 6. April zu Lille in Frankreich, welches mit der Ouverture der Märtyrer von Halevy begann, und mit Rossini's Stabat mater schloß, wurde auch das Andante einer Simphonie von Emil Steinkühler (früher in Frankfurt a. M.) aufgeführt, welches er selber dirigirte. Die Kritik des „Feuilleton du journal de Lille" spricht sich sehr vortheilhaft darüber aus.

(Dankbarkeit eines Chinesen.) Ein englischer Kaufmann, Namens C . . ., hatte sich viele Jahre in Canton und Makao aufgehalten, als ein plötzlicher Schicksalswechsel ihn aus blühendem Wohlstand in die drückendste Noth versetzte. Ein chinesischer Kaufmann, Namens Tschin-kua, dem er früher Dienste geleistet, streckte ihm die Summe von 10,000 Dollars vor; C . . . gab ihm darüber einen Empfangschein; der Chinese aber warf den Schein in's Feuer und sagte: „Als Ihr, mein Freund, zuerst nach China kamet, war ich ein armer Mann; Ihr unterstütztet meine Bestrebungen und machtet mich reich. Jetzt hat das Blatt sich gewendet; ich sehe Euch arm, derweil ich selbst mit Ueberfluß gesegnet bin." Diese Großmuth betrübte den Engländer; als Tschin-kua dies bemerkte, sagte er: „Wollt Ihr mir durchaus Etwas geben, so bitte ich um ein kleines Andenken an unsere Freundschaft." C . . . überreichte ihm seine Uhr, und Tschin-kua gab dem Freunde ein altes eisernes Siegel als Gegengeschenk. „Empfanget dieses Siegel," sprach er; „ich habe es lange gebraucht, und es ist ohne inneren Werth. Wenn Ihr aber in Ostindien, wohin Ihr jetzt abgehen wollt, wiederum unglücklich werden sollet, so erhebt in meinem Namen jede fernere Geldsumme, deren Ihr bedürfet; drücket dieses eiserne Siegel auf den Wechsel, und ich werde das Geld zahlen."

(Aus der Bergstraße, im Mai.) Seit Jahren beschweren sich Gerber und Schuhmacher über das Springen des Oberleders bei Schuhen und Stiefeln, das bei dem bestgegerbten und schönst aussehenden Leder oft schon nach monatlichem Gebrauch statt finde. Da dieser Gegenstand nicht unwichtig ist, so forschte Referent dieses dem Grund des Uebels bei Gerbern nach, und erfuhr, daß nach angestellten Proben das Brechen bei allen den Häuten eintrete, die nach dem Schlachten entweder nicht gleich oder zu dicht aneinander aufgehäuft werden, wodurch entweder die Häute durchs Liegen oder dadurch, daß sie zu wenig luftig hängen, weich werden und alle Zähigkeit verlieren. Wenn die Häute so getrocknet wurden, so sieht man es denselben zwar nicht an, allein Gerber, Schuhmacher und das Publikum werden mit schlechter Waare hintergangen. Mehrere Gerbereien, namentlich eine bedeutende in Mannheim und eine gleiche in Bensheim, nehmen deßwegen seit der Zeit die Felle ganz frisch und bearbeiten solche von Tag zu Tag, damit keine Fäulniß eintreten kann, und erhalten seit diesem Verfahren vorzüglich starkes Kalbsleder.

(Konzerte und Bücher.) In einem Tagblatte liest man die nachstehenden und sehr treffenden Worte: „Wie leicht werfen die Reichen ihre Dukaten hin für die Geigentöne eines Kindes, für den Klavierlärmen eines wandernden Trommelschlägers, für die Arie einer schmachtenden Sängerin. Aber ein Buch zu kaufen — dazu zieht Niemand die Börse. Ein Buch zu kaufen, dessen Besitz einer Familie wiederholte Erheiterung, stillen Kunstgenuß, erhebenden Unterricht gewähren würde, zu dessen Genuß Niemand zu kommen brauchte in gelben Handschuhen und weißen Kravatten, ein Buch zu kaufen, auch für den geringsten Preis, gilt für Verschwendung. Kaum daß der Miethgroschen für die Leihbibliothek übrig bleibt von Dem, was die Konzerte verschlingen. Fragt eine elegante Dame, ob sie Lißt gehört, die Milanollo's bewundert, Madame Garcia-Viardot persönlich kennen gelernt — sie würde erröthen, müßte sie eine dieser Fragen verneinen. Lenkt hingegen das Gespräch auf Literatur, und die gleichgültige Unbefangenheit eurer Nachbarin wird vollständig seyn. — Alle größeren Städte sind der Literatur verloren gegangen, das Gebiet der Bücher und Zeitschriften erstreckt sich nur noch über kleine Städte und Flecken, die vier Meilen und weiter von den Konzertsälen der Residenzen des musikalischen Luxus entfernt liegen. Aber auch diese Städte und Flecken warten nur auf die Eisenbahnen, um in die Fußtapfen der größeren zu treten. Wo soll alsdann die Literatur ihren Boden finden?"

Die Versendung der Verbrecher nach Sibirien findet in Rußland seit 1754 statt. In Folge der seit 1822 erlassenen Verordnungen über ihre Vertheilung werden sie verwendet: 1) als Arbeiter in Fabriken, 2) als Wegebauer, 3) als Arbeiter in Handwerkshäusern in Städten, 4) als Mitglieder der

Dienerzunft, 5) als bloße Ansiedler. Die Ansiedelung geschieht entweder, indem sie neben frühere Einwohner, ohne Unterstützung der Krone, sich niederlassen, oder indem sie mit Unterstützung zur Bildung neuer Ortschaften bestimmt werden. Von 1823 bis 1829 betrug die Zahl der nach Sibirien Gesendeten durchschnittlich 10,067 jährlich, meist Vagabunden, worunter schwere Verbrecher jährlich 1758; die Zahl der Weiber zu den Männern wie 1 zu 10. Im Jahre 1840 wurden die Verschickung und Verwendung von neuem geregelt. Nach 10 Jahren können die Verwiesenen in die Zahl der Kronbauern aufgenommen werden, auch früher, als Belohnung. Ist der Verwiesene ganz unleidlich, selbst gefährlich, so wird er in einen menschenleeren Ort versetzt. Die viermalige Wiederholung eines schon früher bestraften Verbrechens zieht dem Verwiesenen 40 Knutenhiebe zu und Ueberführung zu Zwangsarbeit. Raub, Mord, Feueranlegung wird mit 35—40 Knutenhieben und Stempelung im Gesichte, mit Zwangsarbeit von wenigstens 3 Jahren bestraft; die schlimmsten Verbrecher werden nie der Fesseln entledigt, außer in Folge ärztlichen Gutachtens. Will eine Familie einen Verwiesenen als Schwiegersohn aufnehmen, so erhält das Mädchen 50 Silber-Rubel zur Ausstattung. (F. W. von Reden: Das Kaiserreich Rußland. Berlin 1843.)

Nekrolog.

„Das Gedächtniß der Gerechten bleibet im Segen."
Spr. 10, V. 7.

Ein würdiger, mit wandelloser Berufstreue wirksamer Geistlicher unserer Stadt ist am 15. d. M. in der Mittagsstunde in die schönere Heimath übergegangen. Gleich seinem göttlichen Meister Jesus Christus war sein Leben und seine Lehre einfach, wahr, gottselig in der edelsten Bedeutung des Wortes; sein höchstes Streben: viele Seelen dem Heilande zuzuführen. Wie er lebte, so starb er, sanft, Gott ergeben, in dem Felsenglauben an sein Fortwirken in höherer Welt, dem Ausspruche seines Erlösers vertrauend: „Wahrlich, ich sage dir, noch heute wirst du mit mir im Paradiese seyn!"

Hier einige Momente aus seinem Leben. Hr. Anton Kirschten war geboren zu Frankfurt a. M. den 17. Januar 1785 und besuchte von 1798 an das hiesige Gymnasium. Zu Ostern 1807 bezog er die Universität Heidelberg, wo er eine Lehrerstelle in der Erziehungsanstalt des Hrn. Geh. Kirchenrathes Schwarz bekleidete, und im Herbste 1809 die Universität Göttingen. Im Mai 1810 in seine Vaterstadt zurückgekehrt, wurde er im Januar 1812 Prediger, und nachdem er am 5. December 1816 die Ordination empfangen hatte, auch Seelsorger am hiesigen Besserungshause, welche Stelle er bis 1820 bekleidete. Eben so übernahm er 1817 die Seelsorge am Versorgungshause und wirkte hier 25 Jahre mit preiswürdigem Erfolge. Zwölf verschiedene, bei der jedesmaligen jährlichen Stiftungsfeier, den 9. März, gehaltene und einzeln dem Druck übergebene Predigten legen dafür ein kräftiges Zeugniß ab.

Schon im Mai 1818 war er ordentlicher Lehrer an der Weißfrauenschule geworden, und verwaltete diese Lehrerstelle bis zu seiner Berufung in das Pfarramt. Als der hiesige ev. Missionsverein 1819 in's Leben trat, wurde er in die Direction gewählt und blieb in derselben bis 1830. Zum Mitgliede der Verwaltungs-Commission der Hülfskasse von hohem Senate 1820 ernannt, widmete er auch dieser Wohlthätigkeitsanstalt bis zu seinem Tode freudig Zeit und Kraft. Im April 1820 wurde er zum Stadtpfarrer berufen, 1833 Sonntagsprediger an der Weißfrauenkirche und 1842 an der St. Katharinenkirche, wo er gemeinsam mit seinem ältern Special-Collegen, dem Hrn. Consistorial-Rath Dr. Friederich zum großen Segen seiner Gemeinde bis an sein Ende wirkte. Im October 1843 trat er in das ev. luth. Consistorium ein. Er lebte mit der Schwester seines innigsten Jugendfreundes und Collegen, Hrn. Pfr. König, Sonntagspredigers zu St. Paul, in langer, höchst glücklicher Ehe, der eine Tochter entsproß, die jetzt an den hiesigen prakt. Arzt Hrn. Dr. Fr. W. Pauli verheirathet ist. — „Sein Ruhm war das Zeugniß seines Gewissens, daß er in göttlicher Lauterkeit auf der Welt gewandelt hat." (2. Kor. 1, V. 12). Ruhe seiner Asche, unvergängliche Liebe seinem Andenken!!

Korrespondenz.

Darmstadt, 13. Mai.

Der Blüthenmonat ließ auch Blüthen der Kunst auf unserer Bühne gedeihen. Bei der Benefizvorstellung des Hrn. Cramolini z. B. wurde die neu einstudirte komische Oper von Mehul: „die beiden Füchse", und zum Erstenmale das ergötzliche Singspiel: „die Ochsen-Menuette" gegeben. Zwei Tage später ließ man — wahrscheinlich um des Contrastes willen — den „bösen Geist Lumpacivagabundus" los und gestattete ihm, in Verbindung mit dem „liederlichen Kleeblatt" sein Unwesen zu treiben. Nun, die Abwechselung auf den Bühnen schadet nicht: bisweilen nimmt man gerne mit einem Gericht olla potrida vorlieb und dankt der Regie noch dafür. Denn ein Regisseur kann nicht, obschon er zum Sprengel Apollo's gehört und gleichsam dessen Hofkavalier ist, wie dieser Ewige des Parnassus auf dem delphischen Dreifuß sitzen und stets nur die Orakel der theatralischen Muse verkünden und mit kühner Hand dem Repertoir einverleiben. Damit würde er nicht immer Dank erwerben. Doch einen solchen verdiente unsere Regie, als sie am letzten Freitag den 10. das fünfactige Trauerspiel von R. E. Prutz: „Moritz von Sachsen" zum Erstenmale über die Bühne gehen ließ. Würdig der Dichtung, die große Schönheiten enthält und uns in Hrn. Prutz einen für die dramatische Poesie berufenen Dichter erkennen läßt, war die Darstellung, die wir im Einzelnen heute nicht näher berühren wollen, so gerne wir auch sonst den Herren Jahrt (Karl V.), Pirscher (Johann Friedrich), Fischer (Philipp), Becker (Moritz) und den Damen M. Fürst (Sibylle), Steck (Anna), Köhler (Elisabeth) ꝛc. die anerkennende Würdigung ihrer Leistungen zu Theil werden lassen möchten. Wozu auch diese ausführlichen Erörterungen über die Darstellung der einzelnen Rollen? Ist ein Stück gegeben worden, gleich viel, ob das beste oder mittelmäßigste, so ist es aus dem Bereich der Anschauung, seinem eigentlichen Lebenselement, verschwunden und der nachhinkenden Kritik bleibt zuletzt nur das nicht beneidenswerthe Geschäft überlassen, die Silhouette eines lebensvollen Bildes zu liefern; doch sind diese bescheidenen Schattenrisse in der laterna magica des Ruhmes öfter nicht ungerne gesehen. Noli me tangere sollte eigentlich der Wahlspruch der darstellenden Kunst heißen, und wenn er auch bis jetzt noch nicht öffentlich dafür anerkannt worden ist, so dürfte ihm diese zu lange vorenthaltene Ehre wahrscheinlich in der Folgezeit zu Theil werden.

Theater-Anzeige.

Freitag, 17. Mai. Vicomte von Letorières, oder: die Kunst zu gefallen, Lustspiel in 3 Abth., nach dem Französischen des Bayard von C. Blum. (Gastrolle) Vicomte von Letorières: Fräul. Hausmann, vom Theater zu Würzburg.

Samstag, 18. Mai. (Neu einstudirt): Der Wasserträger, große Oper in 3 Abth., Musik von Cherubini.

Redakteur: L. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 138. Sonntag, den 19. Mai 1844.

Weiblicher Ehrgeiz.

Von Kathinka Zitz.

(Fortsetzung.)

V.

Im Palast zu Whitehall lag Prinzessin Margaretha zu den Füßen ihres königlichen Bruders hingekauert, den Kopf auf dessen Kniee gestützt, und weinte heiße, schmerzliche Thränen, denn er allein wußte, daß sie den Tod des Mannes beweinte, an dem ihr Herz schon seit langer Zeit mit der Gluth der ersten Liebe gehangen hatte.

Er suchte sie zu trösten, denn er fühlte jetzt, daß er fast eben so viel, als sie selbst, verloren hatte, da unter allen Höflingen, die dem Könige schmeichelten, Ethelword der einzige gewesen war, der den Menschen Heinrich geliebt hatte. Jetzt hätte er gerne Scepter und Krone sammt seinem ganzen königlichen Schatz in die Themse geworfen, um keine der Drohungen ausgesprochen zu haben, die den Herzog bewogen hatten, sich den Tod zu geben.

Bald nachher kamen die Mitglieder des Oberhauses von der Leichenfeier zurück, und ließen sich bei dem König melden. Margaretha wischte ihre Thränen ab, aber sie entfernte sich nicht, denn sie wollte noch ein Mal von dem Manne sprechen hören, der bald genug von Allen, nur nicht von ihr vergessen seyn würde. Heinrich bestieg seinen Thron, als die Parlamentsglieder eintraten; der Graf von Sussex, als der jüngste unter ihnen, war gewählt worden, um dem König nach der Vorschrift des Gesetzes, als dem Erben des erloschenen Hauses, den Schlüssel zu dem Grabgewölbe zu überreichen, in welches der Herzog von Dierham beigesetzt worden war.

Der König ließ den Schlüssel, sammt dem Kissen, worauf er lag, auf einen Tisch legen, dankte den Lords, und entließ sie sodann.

„Margaretha," sagte er zu seiner Schwester, sobald er wieder allein mit ihr war, „die Männer, die sich hier entfernen, bilden die Vereinigung von Allem, was England Edles, Tapferes und Mächtiges besitzt. Wohlan! wähle unter ihnen, und ich schwöre Dir, welches auch der Mann Deiner Wahl sey, daß er seinen Titeln jene des Marquis von Derby, Herzogs von Dierham beifügen soll, nebst der Ehre, Schwager des Königs von England zu werden."

Margaretha schüttelte wehmüthig lächelnd den Kopf. Das Herz, das Ethelword geliebt hatte, konnte Nichts mehr lieben als Gott .... und von allen Gütern der Welt verlangte sie Nichts als den Schlüssel zu seinem Grabe, den sie denn auch mitnahm in ihr stilles Gemach, wo sie sich der ganzen Gewalt ihres Schmerzes überließ, bevor sie handelte.

Im Laufe desselben Tages erschien ein junges Mädchen im Palast zu Whitehall, das so dringend um Audienz bei dem König flehte, daß der dienstthuende Kämmerling ihrem Verlangen nachgab und sie Heinrich meldete. Da er aber an diesem Tage keine Audienz zu geben pflegte, so verwies er sie an den Oberkammerherrn; als er jedoch erfuhr, daß sie aus dem Flecken Richmond sey, in dessen Nähe Katharina Howard gewohnt hatte, so besann er sich eines Andern, und ließ sie vor sich erscheinen.

„Was verlangst Du von mir, mein Kind?" rief er der Eintretenden entgegen, die, in dichte Schleier gehüllt, langsam auf ihn zuschritt, ein Knie vor dem König beugte, und ihm schweigend einen Ring hinhielt.

Heinrich erkannte den Ring, den er im Grabgewölbe an Katharina's Finger gesteckt hatte. Er riß hastig den Schleier von dem Gesichte des Mädchens, das todtenbleich auf den Knieen liegen blieb, und die Augen zu Boden senkte.

„Katharina Howard!" rief er mit einem fast wilden Aufschrei des Erstaunens. „Wie ist es möglich, mein Gott! .... Ist es ein Schatten? ist es Wirklichkeit?"

Er nahm sie in seine Arme und hob sie hoch empor.

„Lebend! Lebend!" rief er aus. „O! ich sah Dich ja im Sarge in ein Leichentuch gehüllt .... bleich und kalt, wie ein Marmorbild. Wie kommt es, daß Du dem Grabe entstiegen bist? O sprich! sprich! Deine Stimme nur kann mich überzeugen, daß Du kein Gespenst bist."

„Sire," erwiederte sie mit bebender Stimme, „ich bin nicht das erste Mädchen, das man für todt hielt, während es nur ohnmächtig war, und in dem Sarge wieder erwachte."

„Aber wenn das wahr ist, so sprich mit einer andern Stimme, mit einem andern Ton zu mir; laß in Deine Augen wieder Leben, auf Deine Wangen wieder Röthe erscheinen, sonst kann ich Dir nicht glauben. O! weißt Du denn, daß ich Dich liebte?"

„Man hat es mir gesagt?"

„Weißt Du, daß ich trostlos in Deine Gruft gestiegen bin? daß ich selbst diesen Ring an Deinen Finger steckte?"

„Auch das hat man mir erzählt, und ich bringe ihn auch zurück, Sire."

„War denn Dein Schlaf so tief, daß Du Dich auf Nichts besinnen kannst, was während seiner Dauer vorging?"

„Auf Nichts," erwiederte sie eintönig.

„Aber die Vergangenheit?"

„Ich habe sie vergessen."

„Ganz"?

„Ja," betheuerte sie feierlich. „Ich will nur von dem Augenblick an leben, wo ich das Grab verließ, und meine Erinnerungen gehen nicht weiter zurück."

„Aber, geliebte Katharina, wie bist Du aus dem Grabe gekommen?" fragte er mit zärtlicher Theilnahme.

Katharina warf einen schnellen Blick auf den Schlüssel, den ihre Hand krampfhaft umklammert hielt.

„Jede Gruft hat einen Schlüssel, der sie schließt und öffnet," murmelte sie dumpf vor sich hin.

„Mein Gott!" rief der König, „wie entsetzt mich der Gedanke, daß Du in dem Grabe eingeschlossen bleiben konntest, lebend unter all' den Todten, ohne daß Jemand wußte, daß Du da warst."

Das Mädchen schauderte zusammen, und ward noch blasser als zuvor.

„Stelle Dir nur vor," fuhr Heinrich fort, „wie Dem zu Muthe seyn muß, der plötzlich im Sarge aufwacht, sich allein sieht, vergebens Hülfe erwartet, die nicht erscheint; Minuten, Stunden vergehen .... endlich kommt der Hunger ...."

„Entsetzlich! entsetzlich!" rief Katharina mit starren Augen, und fuhr verzweifelnd mit den Händen in die Haare.

„Und wenn ich dann einst erfahren hätte, daß, während ich mich hier in meinem Palaste im Tageslicht berauschte, ein geliebtes Wesen, die Hälfte meines Herzens, solche Qualen erduldet, sich trostlos in der Nacht des Grabes gewälzt, und sich verzweifelnd das Haupt an dem Marmor der Grabmäler zu zerschellen gesucht, indem es Gott verfluchte ...."

Ihrer innern Bewegung nicht mehr länger widerstehend, sank Katharina vor den Füßen des Königs ohnmächtig zusammen. In der Meinung, daß die Erinnerung ihrer ausgestandenen Leiden das zarte Mädchen allzuheftig ergriffen habe, trug sie Heinrich an das offene Fenster, und suchte sie mit den zärtlichsten Liebesworten in das Leben zurück zu rufen. Endlich schlug sie die Augen auf, aber ihr Blick blieb starr, ihr Körper bewegungslos.

„Endlich!" rief der König, und ein tiefer Seufzer erleichterte seine Brust. „Siehst Du, hörst Du mich, mein süßes Leben?" fuhr er fort, sie in einen Sessel niederlassend.

„Ja," erwiederte sie.

„Aber wie ist es mit Deinem Gedächtniß?"

„Ich befinde mich im Palast zu Whitehall; dort ist der Thron, Ihr seyd der König, und an meiner Hand fehlt ein Ring."

Der König überreichte ihr denselben, und beschwor sie, ihn zu behalten, um ihn nie mehr abzulegen.

„Also erneuert Ihr der lebenden Katharina die Versprechungen, die Ihr der todten gemacht habt?" fragte sie mit dem schnellen Aufblitz stolzer Freude. Und als der König ihre Frage bejaht hatte, heftete sie die Augen wieder fest auf den Schlüssel und fuhr fort: „O, wiederholt Alles noch ein Mal, denn ich habe Eure Gelöbnisse nicht gehört, und es thut mir noth, sie zu hören. Sprecht, Sire! sagt mir die Zauberworte, welche die Erinnerung einschläfern, den Geist entzücken, das Herz berauschen .... sprecht ... sprecht ...."

„Wohlan denn!" sagte er mit einem wohlgefälligen Lächeln, „Alles, was ein schönes junges Weib in seinen süßesten Träumen träumen kann, sollst Du haben; überall, wohin meine Macht reicht, sollst Du gebieten. Bist Du nun zufrieden, schöne Katharina?"

„O, sprecht, sprecht!" flehte sie mit hochwallendem Busen und glühenden Blicken.

„Du wirst Palast und Thron mit mir theilen," gelobte ihr der König; „Du sollst den Rausch der Größe und der Macht erschöpfen; Bälle, Feste und Turniere, auf welchen Du zwiefache Königin seyn wirst, werden sich täglich erneuen, um Dir keinen Augenblick Langeweile zu lassen. Nicht wahr, süßes Herz, Du wirst glücklich seyn?"

„Glaubt Ihr?" stöhnte sie aus tiefer Brust heraus.

„Was vermöchte denn Dein Glück zu stören, Auserwählte des Himmels, die Du schön, jung und geliebt bist ...."

Und mit seinem königlichen Worte gelobte er ihr, daß der Erzbischof von Canterbury sie den folgenden Tag mit ihm vermählen sollte.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Geschichte des Tabaks.

Es ist bekannt, daß Christoph Columbus nach seiner Ankunft auf Cuba das Land von zwei Leuten seiner Schiffsmannschaft durchstreifen und untersuchen ließ; sie kehrten zur bestimmten Zeit zurück und erstatteten Bericht über Alles, was sie gesehen und entdeckt hatten. Columbus sagt hierüber in seinem Rapport an den spanischen Hof: „Diese beiden Männer stießen auf Indianer beiderlei Geschlechtes, die brennende Lunten im Munde hatten und mit Vergnügen den Rauch derselben einathmeten und wieder aushauchten." Es war nichts Anders als Tabak, den sie schmauchten, und immerhin bleibt es merkwürdig, daß von rohen und wilden Indianern eine Gewohnheit zu uns herüber kam, welche nach und nach eine ungeheuere Ausbreitung gewann, sich in Palästen wie in Hütten festsetzte und die ganze civilisirte Welt unter ihre Herrschaft bekam, die beim ersten Anblick so widersinnig erscheint, so abschreckend ist, und doch bei weiterer Befreundung mit derselben zur Leidenschaft wird. Dreihundert Jahre nach der Entdeckung von Columbus wurde die Gewohnheit des Tabakrauchens in Europa erst allgemein, und die Behauptung, daß solche schon früher im Orient in Gebrauch gewesen, ermangelt der Beweise; auch ist gewiß, daß den Chinesen und Persern der Tabak erst durch die Portugiesen im Jahre 1599 zukam. Bei dieser Veranlassung ist nachstehender Vorfall zu erzählen. Zwei Jahre nach der Vertreibung der Portugiesen aus Persien wurden in die Stadt Kazbin vierzig mit Tabak beladene Kameele eingeführt. Der Karawanenführer, welcher von der Ausweisung der Portugiesen noch keine Kenntniß hatte, brachte seine Waare ganz ruhig zu Markte; doch die Strafe folgte bald. Ihm und seinen Begleitern wurden Nase und Ohren abgeschnitten, worauf man sie sammt ihrer Waare öffentlich verbrannte und dem Volke das Vergnügen bereitete, den köst-

lischen Duft unentgeltlich einzuathmen. Ein Schriftsteller des 16. Jahrhunderts erzählt in einer eigenen Abhandlung, auf welche Weise die Indianer Tabak zu rauchen pflegten, und wie sie sich in dem Genuß desselben so stark berauschten, daß man sie betäubt und wie todt am Boden liegen sah; er schließt mit frommen Betrachtungen über die Thorheit und Sündhaftigkeit solcher Christen, welche eine so verderbliche Gewohnheit und Verführung des Fürsten der Hölle nachzuahmen wagten.

Gegen die Mitte des 16. Jahrhunderts wurde der Tabak in Europa bekannt, aber sein Gebrauch hatte anfänglich heftige und einflußreiche Gegner, welche sich seiner Einführung so viel als möglich, jedoch vergebens, widersetzten. Jean Nicot, französischer Gesandter am portugiesischen Hof, brachte die ersten Proben des Tabaks im Jahre 1560 nach Frankreich und machte damit der Königin-Mutter, der Catharina von Medicis, ein Geschenk; nach seinem Namen nannte man das Kraut Nicotiana. Ein Anderer, der Cardinal von Sainte-Croix, brachte es nach Italien, wo es nach ihm das Kraut von Sainte-Croix genannt wurde. Sir John Hawkins führte 1656 den Tabak in England ein, und Sir Walter Raleigh und Sir Hugo Middlesson waren die Ersten, die es wagten, den Tabak in die Mode zu bringen und auf den Straßen und öffentlichen Plätzen zu rauchen. So sonderbar dieß anfänglich den Leuten vorkam, so fanden sich doch bald Nachahmer genug und schnell mehrte sich die Anzahl derselben, selbst unter den Frauen. Damals gab es in England förmliche Parteien für und gegen den Tabak und es würden gelehrte und theologische Abhandlungen darüber geschrieben; in den einen nannte man das Rauchen eine Beleidigung Gottes und eine Verführung des Höllenfürsten und in den andern einen himmlischen Genuß und ein Heilmittel gegen alle Krankheiten. König Jacob I. wurde den Tabaksrauchern zum schrecklichen Verfolger und würde bei jedem andern Volke, als bei den freien Engländern, sein Ziel der Ausrottung auch erreicht haben. Während Amurat IV. die Nasen der Tabakraucher durchstechen und ein Schach von Persien solche ganz abschneiden ließ, und während Papst Urban VIII. seinen Bannstrahl gegen die Tabakraucher schleuderte, gewann die übele Gewohnheit immer festern Fuß und ist heutigen Tages zu einer Weltbeherrscherin geworden.

Mannichfaltigkeiten.

Wie Bülow-Cummerow durch Freimuth über seine Standesgenossen hervorragt, so spricht er sich auch sehr freimüthig **über die Censoren** in Preußen aus. Nicht nur in Berlin, sondern in den meisten Städten sind Assessoren zu Censoren gewählt. Bülow-Cummerow sagt darüber in seinen mit Berliner Censur gedruckten politischen Abhandlungen: „Es gibt keine Staatsdiener, die abhängiger wären als diese; sie sind angehende Räthe, die aber keinen Gehalt beziehen und die eine Anstellung als besoldete Räthe in einem Collegio sehnsuchtsvoll erwarten, also junge Männer, deren ganze Zukunft von der Meinung und dem Wohlwollen ihrer Obern abhängt. Daß solche keine freie Stellung einnehmen, liegt vor Augen." Bülow entwickelt nun, wie das Publikum darin „eine Verminderung der Bürgschaft finden will", wie es etwas Verletzendes hat, wenn Männer, die im Dienste der Wissenschaft oder des Staats ergraut, um dem Vaterlande zu nützen, zur Feder greifen, oder wenn freistehende Privatmänner es für Pflicht halten, ihre Erfahrungen und Kenntnisse dem Publikum nicht zu entziehen, nun „wie wir 69 Jahre alt" von einem jungen Manne von 26 — 28 Jahren ihre „Manuscripte corrigiren" lassen müssen. Darin findet Bülow ganz richtig den Grund, daß so wenige freie, unabhängige Männer sich entschließen können, zu schreiben. Noch im Jahre 1815 hielten es gerade in Berlin Schleiermacher, Niebuhr, Rühs u. A. nicht unter ihrer Würde, in Flugschriften sich bei Discussion der Tagesfragen zu betheiligen. Es befremdet allerdings, wenn man in Preußen die Ueberwachung des Geistes, der Wissenschaft, der Gedanken und Ideen jungen angehenden, um ein höheres Amt sich erst bewerbenden Beamten anvertraut sieht, während in Sachsen, Mecklenburg, Holstein, so viel wir erinnern, Männer der Wissenschaft, Männer aus der Reihe der höchsten Stadt- und Staatsbeamten dies Amt verwalten. „Am strengsten", fährt Bülow-Cummerow fort, „nicht allein in Preußen, sondern in ganz Deutschland, beweiset sich bis jetzt die Censur bei den Tagesblättern, und daraus entspringen zu wesentliche Nachtheile für eine nationale politische Entwickelung, als daß es nicht an der Zeit wäre, in dieser Beziehung endlich andere Grundsätze zu verfolgen."

In Rußland geht man mit dem Projekt eines neuen großartigen Communicationsweges von der russisch-gallizischen Gränze bis nach dem Hafen von Odessa um, so wie eine solche Verbindung durch den Knoten der bei Krakau zusammenstoßenden Eisenbahnstraßen auch zur Nord- und Ostsee eröffnet werden wird.

London ist halb Großbritannien in merkantilischer Beziehung. Die Zolleinnahmen des Londoner Hafens im Jahre 1843 betrugen 11½ Millionen Pfd. Strl., während die sämmtlichen Häfen des vereinigten Königreichs 22 bis 23 Millionen Pfd. St. betrugen.

Bei den letzten Versuchen mit seiner neuconstruirten Taucherglocke ist Doktor Payerne nebst einem Gefährten drei und vier Stunden unter Wasser geblieben, ohne andere Verbindung mit der Oberfläche, als von Zeit zu Zeit einige Schläge mit einem Hammer, um ein Zeichen zu geben, wie man von oben her die Wirkung des Apparats unterstützen solle.

(Der Tabaksprozeß.) In England, wo bekanntlich nach dem Buchstaben des Gesetzes entschieden wird, besteht auch ein Verbot, den Tabak mit fremden, schädlichen Dingen zu vermischen. Kürzlich ward ein Tabakshändler angeklagt, daß er gegen dieses Verbot handle, indem er seinen Tabak mit Metallkalk anmache. Er bewies indeß, daß sein Tabak aus lauter Runkelrüben- und Wallnußblättern bestehe und kein Blatt Tabak enthalte, und ward freigesprochen, während der Kläger zur Zahlung der Kosten verurtheilt wurde.

Wenn bei uns die Frösche sich hören lassen, bemerkt die „Dorfzeitung", ist der Sommer und gutes Wetter nahe, in Berlin ist das ganz anders. Da haben die vornehmen Leute den ganzen Winter hindurch, auch bei Schnee und Eis, die Frösche hören können und noch dazu ganz gelehrte. Der Kapellmeister, der ihnen die Musik componirte und dirigirte, hat

vom Könige eine goldene Dose mit Brillanten empfangen. Die Frösche des Aristophanes haben sich auch im Konzertsaale hören lassen, aber nicht viel besser gefallen, als die ordinären Frösche.

Frankfurter Theater.

Mad. Schmidtgen als Lucrezia Borgia.

Am 14. d. Mts. gab man Donizetti's „Lucrezia Borgia." Es gibt historische Stoffe und Charaktere, die man eigentlich nie auf die Bühne bringen sollte. Zu diesen gehört Lucrezia Borgia, welche durch ihre Laster und Schandthaten verrufen und berüchtigt geworden ist. Stellt man Charaktere dieser Art so dar, wie sie gewesen sind, so gibt es ein abstoßendes und unsittliches Gemälde; mildert und verschönert man sie, so hat man sich von der geschichtlichen Wahrheit entfernt und sich gegen diese versündigt. Lucrezia Borgia, mochte sie Hr. Romani noch so romantisch zustutzen und mag sie von einer Darstellerin noch so poetisch aufgefaßt werden, erscheint auf der Bühne als eine Zwittergestalt, bei welcher man nicht weiß, ob man sie hassen oder lieben, verabscheuen oder bedauern soll. Was die Musik betrifft, so hat diese freilich schon zu allerlei Dingen, zu Würfel-, Karten- und Billardspiel, zu Auctionen und Teufelsbeschwörungen ihre Töne herleihen müssen, aber zur Umhüllung einer Lucrezia hätte sie solche verweigern sollen. Donizetti hat seine Lucrezia-Klänge überzuckert und sie kitzeln das Ohr, ohne das Herz zu verwunden, auch können sie nur dann einige Bedeutung erhalten, wenn sie von einer Meisterin des Gesanges wieder gegeben und durch dramatische Auffassung unterstützt werden. Dies Letztere war heute, abgesehen von einer mitunter zu kalten Mimik und einer oft zu wenig energischen Action, der Fall. Um dem Charakter das Schroffe zu benehmen, suchte ihn Mad. Schmidtgen zu mildern, worin sie aber wohl zu weit ging. Haben wir es dagegen mit der Sängerin zu thun, so darf sich unser Lob unbedingter aussprechen; denn sowohl den kräftigen Ausdruck der Leidenschaft, als auch den zarten der Empfindung wußte sie mit den Regeln der Kunst zu vereinigen. Ihr Portament war von ganz besonderem Timbre und die Bravour, namentlich in der letzten Scene entfaltete sich in schöner Abrundung und im Geiste der italienischen Schule. Das Publikum zollte der Leistung entschiedenen Beifall und mehrmalige Hervorrufung und Mad. Schmidtgen beschloß ihr sehr günstig aufgenommenes Gastspiel auf eine befriedigende und ihres Talentes würdige Weise. — Hr. Conradi (Herzog von Ferrara), im Bewußtseyn seines schweren Standes nach Pischek, nahm sich desto mehr zusammen und leistete Gediegenes; sein kräftiges und sonores Organ und sein mit Sorgfalt studirter Vortrag machten sich vortheilhaft geltend. Dasselbe gilt von Hrn. Chrudimsky (Gennaro), dessen Fleiß und schöne Stimmmittel wir schon oft hervorzuheben Gelegenheit fanden. W.

Korrespondenz.

Bingen, im Mai.

Der Frühling, der nach langem Winter langersehnte Frühling, ist auch bei uns eingekehrt und mit jedem neuen Morgen beleben sich die Hoffnungen des so oft getäuschten Winzers auf ein gutes Weinjahr, das ihm seine unsägliche Mühe belohnen werde. Wir hoffen, daß seine gerechten Wünsche in Erfüllung gehen. Aber es sind nicht allein unsere Winzer, sondern auch unsere Gastwirthe, welche auf eine gute Saison und den Lohn für ihre, durch Neubau ꝛc. aufgewendeten Opfer warten und wozu sie die Verschönerung unserer Stadt und Umgegend gewissermaßen berechtigt. Diese theils schon ausgeführten, theils im Entstehen noch begriffenen Verschönerungen haben wir vornämlich unserm rüstigen Kreisrathe Hrn. Dr. Camesasca und der Stadtbehörde zu verdanken und von welchen wir nur eine neue Allee am hiesigen Hafen, unmittelbar vor dem Gasthause „Victoria" und vor den Landungsplätzen der Dampfschiffe hervorheben wollen, die demnächst sicherlich auch noch ihre Verlängerung über den allbekannten Roßgarten hinaus nach dem Badehause finden wird. Die wichtigste, bereits schon im Wesentlichsten vollendete Verschönerung ist aber doch die neue Anlage auf dem Rochusberge, wo die herrlichste Promenade von der Rochuskapelle bis auf den Scharlachkopf angelegt ist, gerade hier, wo der Naturfreund mitten aus schattigem Gehölze eine Fernsicht genießt, wie sie in Deutschland nicht leicht wieder angetroffen wird und die unser Dichterfürst Göthe einst mit Entzücken betrachtete. Vergebens würde sich die Feder bemühen, solche Erhabenheit der Natur zu beschreiben; hier muß man selbst sehen, um diesen Reichthum an Herrlichkeit, welchen die Natur von dieser Höhe entfaltet hat, würdigen zu können. Aber kehren wir von diesem deutschen Tabor herab in unsere freundliche Stadt und zu deren fröhlichen Bewohnern, so begegnet uns hier leider auch der Geist der Intoleranz. Es ist bekannt, daß seit kurzem eine junge evangelische Gemeinde hier entstanden ist, die sich aber der Gunst der katholischen Geistlichkeit in keinerlei Weise zu erfreuen hat. Aus einer englischen Familie, welche seit etlichen Jahren in unserer Stadt wohnt, starb die evangelische Gattin des der römischen Kirche angehörigen Gemahls. Bisher war es üblich, daß bei allen Leichenbegängnissen — auch den evangelischen — die Glocken der Stadtkirche gezogen worden, und so wurde auch bei dieser Gelegenheit darum gehörigen Orts angesprochen, aber, was kaum zu vermuthen war, verweigert und zwar so beharrlich, daß auch die Verwendung des großh. Bürgermeisters und anderer Notabeln ohne Erfolg blieb, obgleich die Kirche mit ihren Glocken der Stadt und nicht dem Clerus gehört. Kaum war die Kunde hiervon ruchbar geworden, so erfüllte ein allgemeiner Unwille auch alle Bewohner. Es gab hierauf eine nicht unwesentliche Demonstration in der Stadt; denn Alt und Jung von allen Confessionen, der gr. Bürgermeister Hr. Kertell, mehrere Stadträthe u. s. w. folgten in gedrängter Menge dem Sarge und begleiteten die Leiche auf den Friedhof, um der Verstorbenen die letzte Ehre zu erweisen und zugleich den Verdacht der Intoleranz von sich abzuwenden, was auch auf das vollständigste erreicht wurde; denn in der That, allgemein ist der Unwille über diese Verweigerung. Der ev. Geistliche Hr. Pfr. Paul hielt auf dem Friedhofe eine ergreifende Rede und da er an der Verstorbenen selbst die aufopfernde Liebe zu rühmen hatte, so nahm er Veranlassung, besonders über die Worte zu reden: „die Liebe ist des Gesetzes Erfüllung", behandelte daher auch, dem Evangelium gemäß und eines evang. Geistlichen würdig, den erwähnten Vorfall von dieser Seite, indem er ihn so schonend als möglich berührte, meinte aber doch, daß, wo der Hammer des Herzens an die Glocke der Liebe schlüge, wie die zahlreiche Versammlung kundgebe, dürfe das tönende Erz auch schweigen. Wie man vernimmt, sollen in dieser Sache auch noch besondere Schritte von Seiten der Stadtbehörde geschehen; denn es kann ihr natürlich nicht gleichgültig seyn, ob ihre Bemühungen um das Wohl der Gemeinde auf solche Weise vereitelt werden. Die großartigen Etablissements der Gasthöfe und vornämlich des Badehauses, für welches sie große Summen aufgewendet hat, sind auf einen zahlreichen Fremdenbesuch berechnet, von welchen aber nicht alle ihr Angesicht nach Rom wenden.

Theater-Anzeige.

Samstag, 18. Mai. (Neu einstudirt): Der Wasserträger große Oper in 3 Abth., Musik von Cherubini.

Sonntag, 19. Mai. (Zum Erstenmale wiederholt): Thomas Thyrnau, Schauspiel in 5 Abth., nach dem Roman gleichen Namens frei bearbeitet von Charl. Birch-Pfeiffer. (Letzte Gastrolle) Maria Theresia: Mad. Birch-Pfeiffer. (Gastrolle) Magda: Mad. Fiby-Hoch, vom k. k. ständ. Theater zu Graz.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 139. Montag, den 20. Mai 1844.

Weiblicher Ehrgeiz.

Von Kathinka Zitz.

(Fortsetzung.)

Am nächsten Morgen wollte Heinrich ihre Schultern mit dem Königsmantel, ihr Haupt mit der goldenen Krone schmücken, und sie angesichts seines Hofes, Englands, Europa's, der ganzen Welt, als seine Gemahlin proklamiren. Jetzt schwand das letzte Bedenken aus der Seele des ehrgeizigen Weibes; rasch erhob sie sich aus dem Sessel, in welchen sie der König niedergelassen hatte, eilte auf das Fenster zu, und warf den Schlüssel zu der Gruft, worin Ethelword schmachtete, in das vorüberfließende Wasser. Mit diesem Wurfe hatte sie sich zur Königin von England gemacht, und die Braut war bereit, dem König zum Altare zu folgen.

Heinrich bat sie, seiner Rückkehr zu harren, und verließ den Thronsaal, um augenblicklich die nothwendigen Anstalten zu seiner so unerwarteten Vermählung zu treffen. Katharina war indessen in einem so sonderbaren Gemüthszustande, daß sie nicht wußte, ob sie wache oder träume. Sie fragte sich selbst, wer es wagen dürfe, ihr jetzt von Tugend oder Verbrechen zu sprechen; sie ward gleichsam von einem glühenden Fieber verzehrt, und ging, wohin der Wirbelwind sie trieb, gleich dem Staub der Erde, oder den Wolken des Himmels, von einem unsichtbaren Hauch gejagt. Die Vergangenheit war ihr jetzt das Nichts, die Gegenwart Etwas, und die Zukunft Alles. Sie fühlte sich selbst an, um sich von ihrem Daseyn zu überzeugen. „Ha!“ rief sie, „wenn nur Das, was mir begegnet, Wirklichkeit ist, was kümmert mich dann das Uebrige? Hier ist ja der Palast, hier der Thron,“ fuhr sie fort, indem sie die Stufen erstieg und sich in den königlichen Stuhl setzte. „Gott!“ rief sie unwillkürlich laut aus, „wenn ich morgen in meinem einsamen Häuschen zu Richmond, oder gar in der Todtengruft zu Dierham erwachte .... O, wenn ich wirklich bin, was ich zu seyn glaube, so komme doch Jemand, der mir sage, daß Alles wahr ist, der meine Macht erkenne, sich vor mir in den Staub beuge und mich als Königin begrüße.“

Und siehe, bleich und entkräftet erschien Ethelword unter der Thüre, die zu Flemmings Laboratorium führte, schritt langsam bis an die erste Stufe des Thrones, beugte ein Knie zur Erde und sprach mit dumpfer Stimme:

„Ich grüße Dich, Katharina Howard, Königin von England.“

Mit einem entsetzlichen Schrei fiel die Schuldige in den Sessel zurück, und der Herzog fuhr kalt fort:

„Kaum seit einem Augenblick bist Du Königin, und wie Du siehst, sind Deine kaum ausgesprochenen Wünsche auch alsobald erfüllt.“

„Ethelword,“ stöhnte sie mit gerungenen Händen.

„Du erkennst mich also!“ sagte er mit bitterm Spotte. „Das Grab ist eine ungetreue Wohnung, nicht wahr? .... Du hast es tiefer und sicherer gewähnt?“

Katharina flehte zu Gott um Barmherzigkeit; sie ersuchte den Himmel, sie diesem höllischen Traume nicht länger zur Beute zu lassen, aber sie mußte sich überzeugen, daß die vor ihr stehende Erscheinung kein Schatten, kein Geist war. Ethelword lebte, wollte auch ferner für die Treulose leben, für alle Uebrigen aber todt seyn. Für sie blieb er ihr Gemahl, der übrigen Welt sollte sie Wittwe seyn. Er hatte ihr an der Pforte des Grabes endlose Rache geschworen, denn sie hatte vergessen, daß es zwei Weiber gab, eine, die ihn liebte, und deren Liebe er nicht erwiederte, das war die Prinzessin Margarethe, und eine, die er liebte, die ihm aber diese Liebe nicht vergalt; beide hatten die Rollen ausgetauscht, denn als er im Sarge die Augen aufschlug, fand er die Prinzessin statt seiner Gemahlin an seiner Seite. In diesem feierlichen Augenblick, wo ihm Dankbarkeit das Herz öffnete, weihte er sie in alle seine Lebensschicksale ein; sie gelobte ihm Verschwiegenheit, brachte ihn heimlich in den Palast von Whitehall, wo er sich in dem Laboratorium des Alchymisten verbarg, auf dessen Beistand er ebenfalls rechnen konnte, und so war es ihm gelungen, im ersten Augenblick von Katharina's Erhebung bis zu ihr zu dringen, und durch seinen Anblick ihr eingeschlummertes Gewissen aufzuschrecken.

„Gnade, Gnade, Ethelword!“ flehte das schöne Weib händeringend, indem sie auf ihn zueilte. Sie forderte ihn auf, mit ihr zu entfliehen, wie es früher seine Absicht gewesen; er sollte sie in seinen Mantel hüllen, auf seinen Armen davon tragen, und sich mit ihr in irgend einem einsamen Winkel der Welt verbergen.

„Nicht doch, Milady,“ sagte er, sie zurückstoßend, „nicht doch! Jedes Schicksal muß hienieden erfüllt werden .... das meinige wie das Eurige.“

„Ethelword!“ jammerte sie unter strömenden Thränen.

„Es war der Vasallin nicht gemig, Marquise von Derby,

Herzogin von Dierham, Pairesse von England zu werden... Ihr wolltet Königin seyn. Wohlan! Ihr werdet es seyn! Ihr habt die Liebe Heinrichs VIII. nicht gefürchtet . . . Wohlan! diese Liebe wird Euch verzehren."

„O, so habt doch Mitleid mit mir! . . ."

„Ihr habt eine Krone gewollt? Ihr werdet sie auf Euer Haupt setzen, aber Eure Haare werden unter ihr erbleichen!... Ihr habt einen Scepter verlangt? er wird in Euern Händen vertrocknen. Ihr habt nach einem Throne gestrebt? Ihr werdet ihn besteigen, aber er wird Euch auf das Blutgerüst führen."

Katharina fühlte ängstlich mit beiden Händen an ihren Hals, aber ohne sich im mindesten an ihrer sichtbaren Qual zu stoßen, fuhr er kalt und unbarmherzig fort, sie zu foltern.

„Um goldene Träume zu haben, bedürft Ihr also eines Bettes, worin schon vier Königinnen geschlafen haben? Wagt es, die Augen darin zu schließen, Katharina, und in acht Tagen werdet Ihr mir sagen, was Euch diese Königinnen in die Ohren geflüstert haben, zur Stunde, in welcher die Todten ihre Gräber verlassen. Ich werde kommen, um Euch zu fragen."

„So werde ich Euch denn wieder sehen?" rief sie mit brechenden Knieen.

„Zweifelst Du daran, Katharina?" fragte er ruhig. „Sind wir nicht vor dem Altare verbunden, und trennt nicht der Tod allein, was der Priester gesegnet hat?... Ja, Du wirst mich wieder sehen, denn die geheimsten Schlupfwinkel des Palastes sind mir bekannt . . . . Königin von England geworden, bleibt Katharina Howard nach wie vor Marquise von Derby . . . . Meine Rechte sind älter, als die des Königs, und welch treuer Unterthan ich auch bin, so kann ich doch nicht einwilligen, ihm mehr als die Hälfte derselben abzutreten."

„Aber was wollt Ihr dann beginnen?" fragte sie mit steigender Seelenangst.

„Ihr seyd auf einem krummen und langsamen Wege zum Throne gestiegen, Katharina! eilt Euch, das Glück, ihn erreicht zu haben, zu genießen, denn Ihr werdet auf raschem, schlüpfrigem Wege herab kommen."

„Ihr könnt mich doch nicht verderben, ohne Euch mit in den Abgrund zu ziehen."

„Ich habe es Euch gesagt, Katharina, mein Schicksal wird das Eure seyn, im Leben wie im Tode . . . . Wir haben dasselbe Bett getheilt, wir werden dasselbe Blutgerüste besteigen, und in demselben Grabe schlafen."

Nahende Schritte vergönnten ihm kaum noch, schnell genug hinter einen vorspringenden Pfeiler zu treten, als die Thüre aufgerissen ward und der König, in Begleitung vieler Pagen und Hofherren, herein trat.

„Milords, hier stelle ich Euch die Königin vor! begrüßt sie!" sagte er, indem er auf Katharina zeigte, die sich so gut als möglich gefaßt hatte.

Die Höflinge brachten ihr ihre Huldigung dar, dann führte sie der König zu seiner Schwester, und ließ den Erzbischof wegen der Trauung benachrichtigen.

(Fortsetzung folgt.)

Empfangsfeierlichkeiten der Gesandten früherer Zeit.

Die Gesandten der souveränen Fürsten Europa's, welche in früherer Zeit nur bei außerordentlichen Fällen und periodenweise an fremden Höfen residirten, seit dem westphälischen Frieden aber ständig geworden sind, wurden früher mit weit größerem Pomp empfangen und entlassen, als jetzt. Die Pracht bei derartigen Gelegenheiten überstieg alle Gränzen und die dabei veranstalteten festlichen Aufzüge erforderten einen Aufwand, welcher dem betreffenden Lande gewöhnlich sehr theuer zu stehen kam. Besonders großartig waren die Gesandtschafts-Audienzen an dem türkischen und russischen Hofe, was sich durch die orientalische Prachtliebe auch leicht erklären läßt. Um sich von den Feierlichkeiten, welche bei dem Empfange oder Abschiede eines Gesandten üblich waren, einen Begriff machen zu können, theilen wir eine Beschreibung derselben aus dem Jahre 1720 mit. In dem genannten Jahre hielt der venetianische Gesandte, Gio Emo, seinen öffentlichen Einzug in Konstantinopel. Den Anfang machten viele Chiausen zu Pferde, denen sich eine große Menge Janitscharen in Gala-Uniform angeschlossen hatten. Diesen folgten dreißig Dalmatier in rother Kleidung und vierundvierzig Laquaien, theils in rother, theils in gelber Livree. Dann kamen sechs schöne Handpferde, mit den kostbarsten auf türkische Art gestickten Decken. Diese wurden von sechs Stallknechten zu Pferde, die gleichfalls in Livree gekleidet waren, geführt. Hierauf folgte der Stallmeister des Gesandten und sechszehn Hofkammerdiener nebst vier sehr kostbar gekleideten Pagen, sechs Sprachknaben und vier Dolmetscher in reicher türkischer Kleidung. Unmittelbar vor dem Gesandten ritten wieder einige Chiausen, denen dieser in sehr prächtiger Kleidung folgte. Der Gesandte wurde von einem venetianischen Edelmann, welcher zwischen zwei Sekretären ritt, vielen Offiziers und italienischen Kaufleuten, die sämmtlich zu Pferde waren, begleitet. Mit diesem Gefolge bewegte sich der Gesandte durch die Straßen von Galata und Hobana nach seinem Palast, wo er eine Menge Erfrischungen und Konfituren vertheilen ließ. In derselben Ordnung begab er sich einige Tage später zum Großvezier zur Audienz. Am Eingange des Palastes ward er von einem Dolmetscher empfangen und in einen großen Saal geführt. Hier wurde er von dem Großvezier sehr höflich bewillkommnet, wobei er seine Creditive überreichte. Während diese geöffnet und gelesen wurden, wurde der Gesandte und seine Suite mit Kaffee und anderen Erfrischungen bewirthet, worauf die Verabschiedung erfolgte.

Die Audienz bei dem Sultan, welche dem Herkommen gemäß am folgenden Tage hätte stattfinden müssen, ward auf einen Tag verschoben, an welchem an die Janitscharen der Sold ausgetheilt wurde. Der Aufzug geschah in derselben Ordnung, wie vorher. Der Gesandte wurde bei seiner Ankunft im Divan an einen Ort geführt, von wo aus er die im Hofe ordnungsmäßig aufgestellten Janitscharen und die Ceremonie, mit welcher ihnen der Sold übergeben wurde, deutlich sehen konnte. Bei dieser Feierlichkeit stand der Gesandte dem Großvezier gegenüber und ward nach Beendigung derselben von diesem zur Tafel geladen. Hierauf ließ der Großvezier dem Gesandten und dreißig Personen aus seinem Gefolge kostbare Kaftane überreichen, die sie über ihre Kleider anlegten.

Als dies geschehen, ward er nebst den vornehmsten Personen seines Gefolges durch einen Kapizi-Bassa in das Zimmer des Sultans geführt. Dasselbe war mit prächtigen Draperien und kostbaren Möbeln geschmückt. Der Sultan saß auf einem erhabenen Ort, unter einem mit den größten Diamanten und Perlen gezierten Baldachin. Auf der rechten Seite desselben stand sein ältester Prinz, welcher ungefähr elf Jahre alt und mit einem prachtvollen, reich mit Juwelen besetzten Ueberwurf bekleidet war. Als die Thür des Zimmers geöffnet wurde, hatte der Sultan seine Augen auf die Erde gerichtet; sobald aber der Gesandte die Schwelle betrat, richtete er den Blick in die Höhe. Der Gesandte machte beim Eintritt die gewöhnlichen Reverenzen und übergab hierauf seine Creditive. Die Artigkeiten, welche er dem Sultan bei dieser Gelegenheit sagte, wurden durch einen türkischen Dolmetscher erklärt und von dem Großvezier sehr freundlich erwiedert. Damit endigte sich eine der pomphaftesten Gesandtschafts-Audienzen des 18 Jahrhunderts. Der Gesandte beurlaubte sich unter tiefen Verbeugungen bei dem Sultan und begab sich in Begleitung seines Gefolges in derselben Ordnung, wie vorher, wieder nach seinem Palast zurück.

Nicht minder glänzend war in demselben Jahre die Abschieds-Audienz eines polnischen Gesandten bei dem Kaiser Peter I. von Rußland. Nachdem der Gesandte Se. Majestät von seiner Absicht in Kenntniß gesetzt hatte, langte in den Vormittagsstunden des folgenden Tages der Brigadier und Major von des Czaaren Leibgarde vor dem Palaste desselben mit einer Barke des Kaisers an, welcher drei andere von der Suite des Gesandten folgten. Die erste bestiegen der Gesandtschaftssekretär, zwei Jesuiten, der Kastellan von Radom, neun Edelleute und vier Haiducken des Gesandten; in die zweite begab sich der lithauische Gesandtschaftssekretär und in die dritte kaiserliche Barke der polnische Gesandte zur Rechten, und zur Linken der kaiserliche Garde-Major mit zwei Pagen aus dem Gefolge des Gesandten. Die vierte aber ward von Offizieren und Edelleuten des Gesandten und dem Reste seines Gefolges eingenommen. Als der Gesandte mit seinem Fahrzeuge an dem Hafen anlangte, welcher sich nahe an dem Orte befand, wo der Senat zusammen zu kommen pflegte, machte ein hier aufgestelltes Garde-Bataillon ihm die gewöhnlichen Ehrenbezeigungen. Ein anderes Bataillon der Garde war auf dem Platze, den der Gesandte passiren mußte, mit fliegenden Fahnen aufgestellt, das, als es ihn ansichtig wurde, salutirte. Am Fuße der Treppe der Senatoren-Stube angekommen, empfing den Gesandten der Vice-Präsident des Justiz-Kollegiums, Namens Bremer, oben an derselben der General-Major, und in dem Vorzimmer der geheime Rath und Präsident des Justiz-Kollegiums, Graf von Matuсof. Beim Eintritt in den Audienz-Saal machte der Gesandte drei Verbeugungen, wovon die beiden letzten in der Nähe des Thrones Sr. kaiserlichen Majestät geschahen, welche unter einem Dais stand und von den Senatoren, der Generalität und den sämmtlichen Staatsministern umgeben war. Als der Gesandte sich bis auf eine gewisse Entfernung dem Kaiser genähert hatte, redete er Se. Majestät mit folgenden Worten an:

„Allerdurchlauchtigster und Großmächtigster großer Herr, Czaar und Selbsterhalter von ganz Rußland!

Der bevollmächtigte Gesandte des Allerdurchlauchtigsten und Großmächtigsten großen Herrn, August's, Königs und der Republik von Polen, erachtet sich verbunden, hier öffentlich zu bekennen, daß er Alles sehe, wenn er Ew. czaar. Majestät sieht. Allergnädigster Herr, die gegenwärtige Welt siehet die Wunderwerke Ihrer Regierung mit Erstaunen an, und der Nachwelt wird es schwer fallen, solche zu glauben. Ew. Majestät sind sowohl groß in militärischen Unternehmungen, als unübertrefflich im Staats-Regiment. Man muß Sie auch außerdem, sowohl wegen der siegreichen Waffen, Erbauung so mächtiger Flotten und so vieler Festungen, als auch Ihrer vortrefflichen Anordnungen in Staatssachen, Aufrichtung der Städte, Paläste und so vieler prächtigen Fahrzeuge halber bewundern.

Wir, die es mit eigenen Augen gesehen, können Zeugniß davon geben und wollen diese Wunderwerke in unserem Vaterlande erzählen. Ihre Königl. Maj. werden unsere Erzählungen um so viel desto geneigter anhören, je mehr wir Deroselben Hoffnung machen können, daß Ew. Maj. dasjenige allezeit erfüllen werden, wozu Sie durch die Traktate verbunden sind.

Uebrigens sollen die empfangenen Wohlthaten und von Ew. czaar. Majestät uns erwiesene Gnade niemals von uns vergessen, sondern beständig in einem wahrhaftig erkenntlichen Andenken erhalten werden.

Nach beendigter Rede überreichte der Großkanzler, Graf von Goloskin, Sr. Majestät dem Kaiser das an den König von Polen verfertigte Schreiben, was dieser nahm und es dem Gesandten übergab, mit dem Ersuchen, Se. Maj. den König von Polen von ihm zu grüßen und dem König sowohl als der Republik seine beständige Freundschaft versichern sollte, besonders auch wegen des Vergnügens, das er über die Gesandtschaft gehabt habe. Hierauf küßten der polnische Gesandte und die Vornehmsten seines Gefolgs dem Kaiser die Hand und entfernten sich. Beim Eintreten in die Barke ward er von der Festung St. Petersburg mit einunddreißig Kanonenschüssen begrüßt und dann nach seinem Palaste zurückbegleitet.]

Auf diese Weise empfingen und entließen die Fürsten jener Zeit die Gesandtschaften. Zeit und Umstände haben seitdem diese Sitte vereinfacht und die Antritts- oder Abschieds-Audienz eines Gesandten ist heutzutage kaum noch ein bemerkenswerthes Ereigniß.

F. Schrader.

Litteratur.

Die Dorf-Bibliothek. Lesezirkel, Gemeinde- oder Kirchspiel- und Wanderbibliotheken, zur Verbreitung nützlicher Bücher auf dem Lande und in kleinen Städten, mit Bezug auf Sonntagsschulen und Unterhaltungsvereine; geschildert von Karl Preusker, königl. sächs. Rentamtmann und Civilverdienstordens-Ritter. Leipzig, Verlag der J. C. Hinrichs'schen Buchhandlung. 1843. (Preis: 4 ggr. = 5 Sgr. = 18 kr. — Partieenpreis: 25 Exempl. $3^1/_3$ Thlr. baar.)

Im Interesse der guten Sache glauben wir die Freunde und Beförderer der Volksbildung auf die vorstehende Schrift aufmerksam machen zu müssen. Der verdiente und an Erfahrung reiche Verfasser, welcher schon durch seine Schrift: „Ueber öffentliche, Vereins- und Privat-Bibliotheken, Leipzig 1840" rühmlich bekannt ist, theilt hier wieder viel des Brauchbaren und Trefflichen mit. Das Werkchen zerfällt in 8 Paragraphen mit folgenden Ueberschriften: §. 1. Nützlichkeit und Nothwendigkeit der Volksbibliotheken; §. 2. Beleuchtung der Zweifel gegen ihre Ausführbarkeit und Nothwendigkeit;

§. 3. Gelungene Versuche; §. 4. Kirchspiel-Bibliotheken; §. 5. Dorf-Lesezirkel; §. 6. Wander-Bibliotheken; §. 7. Bücherwahl; §. 8. Gewinn für das Leben. — Es ist interessant, wie der Verfasser das wahre Ziel seines Bemühens, Steigerung der Volksbildung, fest und klar im Auge behält und nicht mit dem Mittel verwechselt, deshalb also auch nicht einseitig und allein auf Bibliotheken und Lesezirkel dringt, sondern auch anderer Förderungsmittel, wie der Sonntagsschulen, Abendunterhaltungs-Vereine u. dgl. gedenkt und mit den Instituten ersterer Art in eine wechselseitig unterstützende und fördernde Beziehung bringt. — Eine willkommene Zugabe bilden die literarischen Notizen S. 43 ff. von Abhandlungen und Aufsätzen über Bibliotheken und Leseanstalten, S. 54 ff. von brauchbaren Volksschriften mannichfachen Inhaltes.

Korrespondenz.

Lorsbacher Thal, 15. Mai.

Dem nach Beilage zu Nro. 127 und 129 d. Bl. aus Baiern erwähnten Gesuche einer Anzahl Bürger aus Ingolstadt „um Verhinderung der Erbauung einer protestantischen Kirche innerhalb der Stadtmauern", womit sie sich großes Lob bei dem Hrn. Bischof Reisach zu Eichstädt erworben haben, läßt sich von hier aus etwas Christliches entgegen berichten. Während nämlich der evangelische Theil der im Ganzen sehr armen Gemeinde Epstein wegen Anschaffung und Aufstellung einer neuen Orgel und dringend nöthiger Reparatur ihrer Kirche den Gottesdienst nicht in derselben halten konnte, wendeten sich die angesehensten Mitglieder des katholischen Theils der Gemeinde an ihren auswärts wohnenden Geistlichen, Hrn. R. zu F., mit der Bitte: der evangelischen Gemeinde bis zur Vollendung ihrer Kirchenreparaturen den Mitgebrauch der zu Epstein befindlichen katholischen Kirche zu gestatten. Der Bitte wurde willfahrt und solches von der evangelischen Gemeinde sehr freundlich aufgenommen; auch leisteten einige katholische Einwohner unaufgefordert ihre Beiträge zu den Kosten jener Reparaturen. Dafür sieht man nun dem Anfangs Juli l. J. zu erwartenden Einweihungstage der renovirten Kirche als einem allgemeinen Festtage mit Freuden entgegen. — Die längst projektirte Anlage eines besseren Wegs durch unser romantisches Thal bis Epstein, wohin bisher schon so manche Freunde der Natur wanderten, dürfen wir jetzt mit Bestimmtheit erwarten. In 4 — 6 Wochen wird dieselbe begonnen werden. Dem Freunde ländlichen Vergnügens wird dadurch ein Ausflug dorthin erleichtert und stehen bei dem jetzigen Besitzer des Gasthauses zur Oelmühle, Hrn. Ickstadt, alle Mittel zu Gebote, sich nach einer Wanderung dahin zu erfrischen.

Weimar, 10. Mai.

In diesen Tagen wurde hier von dem großherzogl. Kapellmeister Chelard eine neue komische Oper: „Die Seekadetten, oder: Nieder mit den Männern!" zweimal zur Aufführung gebracht, die sich einer beifälligen Aufnahme zu erfreuen hatte. Die Musik ist reich an gefälligen, sangbaren Melodieen und dabei so originell und überraschend in ihren Uebergängen, daß sie darin nicht leicht von einem ähnlichen Tonstück übertroffen werden dürfte. Die Handlung, von dem Pagenlehrer und Rath Dr. Sondershausen verfaßt, bewegt sich auf französischem Boden und hat eine vorübergegangene Zeiterscheinung, ein Frauenemancipations-Geschichtchen, zum Gegenstand, die eben so glücklich aufgefaßt als durchgeführt worden ist. Die Bearbeitung enthält viele wahrhaft schöne, poetische Momente und zeugt von Geschick und Bühnengewandtheit des Verfassers. Ist es auch immer dankenswerth, daß den Werken vaterländischer Dichter gleiche Rechte wie denen der auswärtigen eingeräumt werden, so wäre es doch auch wünschenswerth, daß etwaige Abkürzungen derselben, wenn sie nöthig befunden würden, Männern von Fach anvertraut werden möchten, damit durch Verstümmelungen, wie sie leider das obige Werk hat erfahren müssen, das Interesse des Publikums für die Folge nicht mehr beeinträchtigt würde.

Königstein, 17. Mai.

Ihr in dem Blatte vom 15. d. M. aufgenommener, vom Taunus datirter und das dritte Taunus-Sängerfest besprechender Korrespondenzartikel bestimmte den Schweinfurter Gesangverein, uns zum Andenken das Album des am 30. Juli v. J. stattgehabten Gesangfestes zu übersenden. Unser Pflichtgefühl treibt uns an, für die so schön ausgestattete Gabe öffentlich unsern Dank abzustatten und fordert uns auf, zu sagen, daß die Taunussänger in dem Streben, die Freuden Anderer zu fördern, ihren Genuß suchen und Eintracht und Frohsinn an den Tag legen werden. Hr. Just, Direktor des Frankfurter Liederkranzes, dirigirt die größtentheils aus Sprüngli's Liedersammlung entlehnten Festgesänge. Mitglieder der Liedertafel und des Liederkranzes und die meisten der geladenen Gesangvereine (24 an der Zahl) wirken bei dem Feste mit. Einzelne Gesänge werden von ausgesuchten Musikern begleitet. Durch eine Ouvertüre wird das Fest eröffnet. Die Pausen werden durch Piecen ausgefüllt. Festlich werden die ankommenden Sänger von den Königsteinern empfangen. Für eine gute Bewirthung der Gäste wird gesorgt. Am Festabend finden zwei Bälle statt. Eine Hauptprobe wurde bereits abgehalten, eine zweite und dritte anberaumt. Ueber jene sprach sich Hr. Just beifällig aus. Das anordnende Festcomité ist eifrigst bemüht, zweckmäßige Vorbereitungen zu treffen. An seiner Spitze stehen umsichtsvolle Männer. Jene sind der Art, daß sie dem Tage bleibendes Andenken bei allen Königsteinern verschaffen und den ankommenden Gästen genußvolle Stunden bereiten werden.

Frankfurt a. M., im Mai. — (Einges.)

Seitdem Saxton und Dr. Keil durch die Erfindung ihrer magnet-electrischen Rotations-Apparate im Gebiete der Medizin Aufsehen erregten, haben es in neuerer Zeit mehrere anerkannt tüchtige Männer versucht, diese Apparate nicht allein zu vereinfachen, sondern, wo möglich, nach anderem System ganz neu zu construiren. Namentlich war es unser verdienstvoller Mitbürger, Hr. Professor Dr. Neeff, welcher in dieser Beziehung durch seinen neuen Apparat der Medizin einen wesentlichen Dienst leistete. — Auch Hr. Dr. Haas dahier strebte dahin, einen ähnlichen Apparat zu erfinden und es ist ihm gelungen, einen Electromotor zu construiren, welcher an Einfachheit, Billigkeit und praktischer Brauchbarkeit alle früher bekannten Maschinen dieser Art übertrifft. Der Haas'sche Apparat ist nur halb so groß wie die seitherigen und läßt sich daher sehr leicht transportiren. Sein Umfang ist nicht größer wie der eines Octavbandes, während sein Gewicht höchstens nur drei Pfund beträgt. Trotz der eleganten Ausstattung kostet ein solcher Apparat, mit welchem Hr. Dr. Haas bereits mehrere glückliche Kuren verrichtet hat, nicht mehr wie 20 bis 25 Gulden. ***

Theater-Anzeige.

Sonntag, 19. Mai. (Zum Erstenmale wiederholt): Thomas Thyrnau, Schauspiel in 5 Abth., nach dem Roman gleichen Namens frei bearbeitet von Charl. Birch-Pfeiffer. (Letzte Gastrolle) Maria Theresia: Mad. Birch-Pfeiffer. (Gastrolle) Magda: Mad. Fidy-Doch, vom k. k. ständ. Theater zu Gratz.

Dienstag, 21. Mai. (Neu einstudirt): Der Postillon von Lonjumeau, komische Oper in 2 Abtheil. und 3 Acten, Musik von Adam.

Redakteur: L. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 140. Dienstag, den 21. Mai 1844.

Mainsagen.

28. Die Braut von Kollenberg. — 1223.

Weit von Helmrodt mit der reinen
Tochter Kollenberg's zu einen,
Sah man froh den Tag erscheinen.

Innig liebten stets die Beiden
Sich, trotz ihrer Ahnen Streiten,
Seit der zarten Kindheit Zeiten.

Und der Priester im Talare
Harrt, die Hoffnung vieler Jahre
Heut' zu krönen, am Altare.

Als Trompeten, Helmrodt's Kommen
Kündend, jetzt die Braut vernommen,
Eilt zum Söller sie beklommen.

Weit jagt er voran dem Zuge —
Als er nahet, wie im Fluge,
Winkt sie freudig mit dem Tuche.

Auf den Weg, den sonnenhellen,
Wirft das Tuch des muntern, schnellen
Schattens dunk'le Riesenwellen.

Und erschreckt springt's Roß zur Seite —
Wider eines Felsens Schneide
Wirft den Reiter es in's Weite.

Der als Bräutigam gekommen,
Der im Wonnemeer geschwommen,
Tod hat rasch ihn aufgenommen.

Und die Braut — bekränzt, geschmücket,
Die so selig froh geblicket —
Ohnmacht hält sie fest umstricket.

Jählings die Trompeten schweigen —
Ritter, in dem Schmuck zum Reigen,
Tragen eine Bahr' von Zweigen.

Aus dem Blut, dem warmen, rothen,
Heben sie den theuern Todten
Auf die Bahre von dem Boden.

Statt im Hochzeitzug, durchwallen
Sie im Leichenschritt die Hallen
Und, statt Scherzen, Thränen fallen.

Und die Braut — sie weint und schweiget —
Ihrer Wange Roth erbleichet.
Wo Aschaffenburg sich zeiget

Und zum See Stift Hagen schauet,
Das ihr Oheim jüngst erbauet,
Wird dem Himmel sie getrauet.

* * *

Des verfall'nen Klosters Bogen —
Baumumrauscht, epheuumzogen —
Steh'n noch in des Sees Wogen.

Weiblicher Ehrgeiz.

Von Kathinka Zitz.

(Fortsetzung.)

VI.

Eine Woche später trat der König unvermuthet in das Gemach, in welchem seine Gemahlin schlummernd auf einem Ruhebette lag, und zum zweiten Male seit acht Tagen verriethen ihre Träume irgend eine geheime Furcht, oder Gewissensbisse. Heinrichs scharfem Verstande entging es nicht, daß irgend eine mächtige Ursache vorhanden seyn mußte, daß der Geist auf diese Art wachte, indessen alle Sinne schliefen; daher lauschte er mit angehaltenem Athem, als sie in abgebrochenen Sätzen folgende Rede ausstieß:

„Der König liebt mich .... Ha! ... Nein, nein, Du nicht .... Einschlafen und nicht mehr aufwachen .... Dieser Schlüssel," rief sie, plötzlich die Hand ausstreckend und öffnend, als ob sie etwas fallen ließe: „dieses Wasser .... Ha!"

Ihre sonst so schönen und anmuthigen Züge waren in diesem Augenblick gräulich entstellt und verzerrt. Sich des alten Volksglaubens entsinnend, der da sagt, daß, wenn man mit

Träumenden spräche, sie hörten und antworteten, nannte der König den Namen seiner Gemahlin mit lauter Stimme.

„Wer ruft?" fragte sie mit geschlossenen Augen, „wer ist in diese Gruft herabgestiegen? . . . Dieser Ring . . . ich will Königin seyn . . . ."

„Das bist Du ja, mein süßes Leben. Was kannst Du noch weiter wünschen?" sagte der König beschwichtigend.

„Eine Krone, eine Krone . . . weiße Haare . . ." fuhr Katharine in ihrem wilden Traume fort: — „Ja, ein Block . . . der Todesblock Anna Boleyn's . . . Auf die Kniee nieder . . . O, Gnade . . . ."

Sie fuhr in Todesangst aus dem Schlafe empor, fühlte mit beiden Händen an ihren Hals, und als sie, die wildrollenden Blicke umherwerfend, den König an ihrem Lager erblickte, fiel sie wie wahnsinnig vor ihm nieder, wimmerte um Gnade, und flehte ihn an, ihr das Leben zu schenken.

„Du bist verrückt, Katharina!" sagte der König lachend. „Stehe auf, und bevor Du mich um Gnade bittest, sage mir erst, was ich Dir verzeihen soll."

Zu sich selber kommend, warf sie jetzt die Blicke um sich, und rief erröthend:

„Es war ein Traum . . . . O, ein abscheulicher Traum! . . . Und Ihr seyd hier gewesen, Sire? Glaubt nichts von Dem, was man im Traume spricht; Ihr wißt, Heinrich, Träume sind Kinder des Schlafs und der Nacht, die Brüder des Wahnsinns . . . . man sagt zuweilen sonderbare Dinge im Traume."

„Beruhige Dich, Katharina, Du hast Nichts gesagt," versicherte sie der König, in dessen Seele Mißtrauen erwachte, „Nichts, als einige Worte ohne Zusammenhang."

„Was hätte ich auch sagen können?" sagte sie, sichtbar erleichtert durch die Versicherung des Königs. „Seht, gnädiger Herr, einem armen Kinde, das, wie ich, in der Einsamkeit erzogen worden ist, muß es sonderbar vorkommen, sich plötzlich in einen Palast, mitten in die Herrlichkeit des Hofs, versetzt zu sehen, und einer Welt von Höflingen zu gebieten." Beide Arme um den Hals ihres Gemahls werfend, fuhr sie mit Innigkeit fort: „Bin ich doch von einem König geliebt, und von welch einem König! von Heinrich von Lancaster, dem Löwen von England, der von mir gezähmt worden ist."

„Deine Arme, mein holdes Weib," sagte der König, indem er sie fest an seine Brust drückte, „sind mir eine so sanfte Kette, daß ich niemals versuchen werde, sie zu brechen. Dennoch muß ich mich ihr für einige Augenblicke entziehen, denn man erwartet mich im Staatsrath."

„Noch einen Augenblick," flehte sie schmeichelnd. „Ich habe eine Nebenbuhlerin, über die ich fürchterlich eifersüchtig bin, Heinrich, denn sie beschäftigt Eure Gedanken mehr als ich selbst; sie stiehlt mir Stunden, die mir angehören sollten . . . diese Nebenbuhlerin ist England."

„Kind!"

„Ich liebe Euch so sehr, Heinrich, daß ich Euch keine Minute zu vergessen vermag. Doch bin ich Königin, so wie Ihr König seyd. Ich sollte mich auch um England, um die Interessen meiner Krone, um meine Unterthanen bekümmern. Nehmt mich mit in den Staatsrath."

„Thörin!" schalt der König, indem er die gefährliche Zauberin mit liebevollem Lächeln ansah.

„Bin ich nicht Königin," sagte sie ein wenig verletzt, „und habe ich in dieser Eigenschaft nicht das Recht des Vorsitzes? . . . Sprecht aufrichtig, traut Ihr mir nicht eben so viel Verstand zu, als dem Herzog von Suffex."

„Doch," versetzte er laut auflachend, „ihr beide zusammen werdet etwa halb so viel Verstand besitzen, als mein Narr für sich allein hat. Auf Wiedersehen, Katharina; sobald ich einen freien Augenblick habe, werde ich mich aus dem Staatsrathe fortstehlen, um Dich zu fragen, ob Du an mich denkst."

„O, thut das, mein königlicher Herr," erwiederte sie in dem Tone inständiger Bitte. Aber kaum war Heinrich fort, als sie Kopf und Arme sinken ließ, und sich erschöpft auf das Ruhebett warf. Sie fühlte, daß ihre Stirne sich schnell furchen würde unter dem Bestreben, eine heitere Maske zu tragen, indessen ihr Herz mit Betrübniß erfüllt war. Sie hatte geglaubt, Heinrich lieben zu können, weil er König war, aber sie fürchtete ihn nur. Da sie es nicht vermochte, die Augen in seinem königlichen Bette zu schließen, so hatte sie Ruhe auf dem Sopha gesucht, und nun war er da gewesen, hatte ihre Träume belauscht, wo er Alles hören, Alles entdecken konnte. Sie hätte möglicherweise den Namen aussprechen können, der sie verderben konnte; den Namen, den alle Dämonen der Hölle beständig in ihre Ohren raunten, den sie früh oder spät selbst aussprechen mußte, wenn Ethelword fortfuhr, sie zu verfolgen, unsichtbar für Alle, ausgenommen für sie, die ihn an der ersten Bewegung, an dem ersten Blick erkannte. Vor vier Tagen auf der Jagd hatte sein ihr wohlbekanntes Pferd das ihrige fast gestreift, und hätte es im Vorüberrennen nicht gewiehert, so würde sie Roß und Reiter für eine geisterhafte Erscheinung gehalten haben. Vorgestern auf der Themse war seine Gondel bis an die ihrige herangekommen. Gestern hatte sein Gewand das ihrige in einem der Palastcorridors berührt; gleich einem Geiste, war er überall, und fand wie ein solcher überall Eingang; sie fragte sich, ob er etwa den bezauberten Besoardstein gefunden, der seinen Besitzer unsichtbar macht. Plötzlich fiel ihr ein, daß er gedroht hatte, nach acht Tagen zu kommen, um Rechenschaft von ihren Träumen zu fordern. Diese acht Tage waren um; sie wagte es nicht, den Kopf herum zu drehen, aus Furcht, ihn hinter sich stehend zu finden mit seinem finstern drohenden Gesicht . . . Sie streckte die Hand nach einer Schelle aus, um ihre Edeldamen herbei zu rufen, als Ethelword, der schon seit einigen Minuten geräuschlos durch eine Thüre eingetreten war, welche die Gemächer der Königin mit jenen der Prinzessin Margaretha verband, ihr mit kräftigem Druck den Arm hielt.

„Großer Gott, wo seyd Ihr hereingekommen?" rief sie, indem sie noch mit schneller Geistesgegenwart einen halb ausgestoßenen Schrei unterdrückte, der ihre Damen leicht aus dem Nebenzimmer hätte herbeiziehen können.

Er deutete schweigend auf die Thüre, die zu ihres Bettes Häupten war.

(Fortsetzung folgt.)

Fürst Constantin von Löwenstein-Wertheim.

(Nekrolog.)

Der Gott mit der ausgelöschten Fackel betrachtet die Opfer nicht lange, die er aus dem Reiche des Lichtes hinabführt in das Land der Schatten, und er greift im Finstern, ohne Wahl,

in die Reihe der Lebendigen. Er geht vorüber an dem Lebenssatten und faßt das Haupt des Lebenslustigen; er kömmt nicht zu Dem, der seinen Besuch mit heißen Thränen erfleht, und erscheint Dem, welcher ihm entflieht; er drückt das Auge nicht zu, das von Thränen rothgeweint und getrübt, und schließt jenes, welches mit flammendem heitern Blick in sich trinkt die Schönheit des Daseyns; er bringt nicht zur Ruhe das Herz, welches schon von Jammer zerrissen, von einem nie heilenden Schmerz angefressen und mit einem unendlichen Weh gefüllt ist, und hemmt den Pulsschlag des freudigen Herzens, das noch hochaufklopft im vollen Berufe der Freude; er verschmäht die Kummerhöhlen der gramumzogenen Angesichter und pflückt die frische Rose des Athmens von der Wange der Gesundheit; er kehrt den Rücken dem bleichen, zu ihm flehenden Munde des mühseligen Alters und bricht das rothe Siegel des Lebens von der rosigen Lippe der Jugend; er enthebt seine Sense von dem morschen Endgipfel des Greisenthums und legt die genäschige Art an die zarte Frühwurzel der Kindheit! Blind greift er nach seiner Beute und rasch schreitet er zu seiner gräßlichen Freite.

Ein neues Opfer hat er sich aus unserer Mitte geholt: Constantin Fürst von Löwenstein-Wertheim, königl. bayerischer General-Lieutenant und General-Adjutant des Königs, Großkreuz, Commenthur und Ritter vieler Orden, starb am 9. Mai dieses Jahres Mittags vor 12 Uhr in München, nach einem äußerst schmerzlichen und langwierigen Krankenlager. Am 26. März 1786 geboren, widmete er seine erste Neigung den Waffen. Den Feldzug Oesterreichs von 1800 machte er beim Armeecorps des Fürsten Reuß in Tirol mit und blieb seit 1802 mit kurzer Unterbrechung (in welcher er in Oesterreichs unglücklichem Feldzug von 1805 focht) dem bayerischen Waffendienste befreundet. — Der an großen Resultaten so reiche Feldzug von 1809 gab auch dem Fürsten Constantin von Löwenstein Gelegenheit, seinen Kriegerblick und seinen ausgezeichneten Muth zu bewähren. — In dem durch den hartnäckigen Unglauben des Marschalls Bessieres, Herzog von Istrien, gegen Wrede's wohlgegründete Warnung ungünstigen Ausgang des Treffens bei Neumarkt (24. April) gab der damalige Generallieutenant Wrede in dem fürchterlichen Gedränge an der Rottbrücke, wie drei Tage zuvor an der Landshuter Isarbrücke, ein auf ewig denkwürdiges Gemälde zur bayerischen Kriegsgeschichte. Löwensteins Tapferkeit und Umsicht erwarben ihm hier das Kreuz der Ehrenlegion, welches in jener Epoche noch sehr sparsam vergeben wurde. — Glänzender noch strahlte seine Kühnheit am 13. Mai (dem Tage der Uebergabe Wiens), im Treffen bei Wörgl, wo sich Fürst Löwenstein blitzesschnell auf die bereits in den Söllerschluchten erschütterten österreichischen Schlachthaufen des Generallieutenants Chasteler stürzte, die Zertrennung der Trümmer des wackeren Regiments Lusignan und der Kärnthnerischen Landwehrbataillone, die Eroberung alles Geschützes und die unordentliche, wilde Flucht gegen Rattenberg und Schwatz entschied. — Am zweiten Tage nach dem Siege von Wörgl erhielt Fürst Constantin bei Schwatz eine schwere Kopfwunde. — Ihm ward die seltene Auszeichnung, daß er den Max-Josephorden, dies hohe Zeichen kriegerischer Ehren, ohne sein Ansuchen erhielt. — Der Sieger des Tages, Wrede, seiner Thaten nächster Augenzeuge, begehrte den Orden für ihn. — Im Befreiungskriege (1813 — 1814) focht Fürst von Löwenstein, seinen Ahnen und des bisher erstrittenen Ruhmes würdig, an den folgenreichen Tagen von Hanau, von Brienne und la Rothiere, von Bar und von Arcis sur Aube, wo Wrede, dessen scharfblickendes Andringen den Marsch auf Paris vorzüglich entschied und noch im letzten Momente bei Sezannes und Fere Champenoise so glücklich beförderte, mit seinen Bayern unverwelkliche Kränze des Ruhmes geerntet hatte. Ein glücklicher Zufall ließ den Fürsten Löwenstein, den einzigen bayerischen Offizier, in der Pariser Schlacht und beim Einzug in Paris seyn (30. — 31. März 1814). Das bayerische Hauptheer deckte nämlich den Rücken gegen den irregeführten und zu spät nacheilenden Napoleon, dessen Absetzung und dessen Sturz von der Höhe beispiellosen Glückes zugleich der erstaunten Welt verkündigt ward. In der bei Waterloo so schnell entschiedenen Heerfahrt von 1815 führte der Fürst Constantin Löwenstein das neu errichtete, schöne Kürassierregiment der Garde du Corps auf den französischen Boden, und blieb dessen Commandeur bis 1818, wo ihn das allerhöchste Vertrauen zu der hohen Würde eines General-Adjutanten berief. Manche bedeutende und ehrenvolle Mission wurde dem Fürsten in dieser seiner Stellung zu Theil, deren er sich — eine der edelsten Rittergestalten — stets mit Feuereifer und Biederkeit zu entledigen verstand. Pflicht ging ihm über Alles. Für die Ehre hielt er Nichts unmöglich und die Gefahr war seine Lust. Friede seiner Asche! —

Von der Erde Gütern allen
Bleibt — der Ruhm — das Höchste doch,
Sey der Leib auch längst zerfallen,
Lebt der große Name noch!

Mannichfaltigkeiten.

(Zweibrücken, 12. Mai.) Ein Vogel höchst seltener Art wurde heute vor acht Tagen in das hiesige Bezirksgefängniß gebracht. Er heißt Franz Christoffel, ist 28 Jahre alt, Leinenweber, von Rohrbach bei Bergzabern gebürtig. Schon früher stand er, wegen elf diversen Vergehen und Verbrechen, hier vor dem Assisengerichte, das ihn auch zu fünfjähriger Zwangsarbeit verurtheilte. Diese Zeit verlebte er reuig im Besserungshause zu Kaiserslautern. Die guten Grundsätze, die ihm dort eingeprägt wurden, mögen keine tiefen Wurzeln gefaßt haben. Mit der Freiheit befielen ihn wieder seine alten Laster. Er ist neuerdings wegen mehrerer qualifizirter Diebereien und Prellereien im Anklagezustand, und soll, nach den am 20. d. M. beginnenden Assisen, vor ein Spezialgericht gestellt werden. Diesen Umständen sich zu entheben, beabsichtiget er, den Hungertod zu leiden. Bis heute wurde von ihm, mit einer gränzenlosen Beharrlichkeit, die Annahme von Speisen und Getränken verweigert. Die delikateste Weinsuppe, Kalbsbraten, stärkender Wein u. dgl. sind nicht im Stande, seinen vertrockneten Gaumen zu reizen. Er ist noch bei ganzem Verstande, spricht mit einziger Festigkeit von seinem nahe zu hoffenden Ende. Noch gestern konnte er von einem Zimmer zum andern gehen, heute scheint die Körperkraft der Geisteskraft Lebewohl sagen zu wollen. Er gleicht einem athmenden Todten, wenn er nicht spricht.

Der Lyoner „Courrier“ erzählt, daß der Artillerie-Capitän Bertrand dem Maire der Stadt Lyon die nachstehenden Legate so eben übersendete, welche sein Vater, der ehemalige Großmarschall Napoleons, jener Stadt, als seinem Geburtsorte, im Testamente hinterließ: Eines der zwei Manuscripte über den italienischen Feldzug, geschrieben zu St. Helena, unter Napoleons Dictirung; ein Offizier-Kreuz der Ehrenlegion, wie es ursprünglich aussah, und welches, nachdem es von Napoleon lange Zeit getragen worden, im J. 1814 von diesem dem Generale Bertrand zu Fontainebleau an die Brust geheftet wurde; ein Offizierkreuz der eisernen Krone, welches der Kaiser gedachtem Generale bei der Einschiffung nach der Insel Elba übergab; ein silberner Adler, welcher die Spitze eines dem Kaiser gehörigen und auf dessen Befehl zu St. Helena zum Verkaufe zerlegten Tafelaufsatzes bildete. Dazu soll noch eine von Albe entworfene und von Napoleon beim Niederschreiben seiner Kriegs-Geschichte benützte Landkarte Italiens kommen, welche zwar noch unter Siegel ist, aber bei der Rückkehr des ältesten Sohnes des Marschalls aus Amerika ausgefolgt werden wird.

Die „Wien. Th.-Ztg.“ bringt einen Bericht über Baison's „Hamlet“, dem wir Nachstehendes entnehmen: „Herr Baison, vom Frankfurter Stadttheater, gastirte den 11. Mai zum ersten Male als „Hamlet“. Mit wahrem Vergnügen gewahrt man an ihm den mächtigen Fortschritt, der einem, von natürlichen Anlagen unterstützten, kräftigen Willen nicht ausbleiben kann. Als Hr. Baison vor nunmehr sieben Jahren hier Gastvorstellungen gab, stand er noch am Eingange seiner künstlerischen Laufbahn, und heute erblicken wir denselben bereits auf dem Wege zu dem schönsten Ziele. Auch unter den günstigsten Verhältnissen kann nur ein standhafter Eifer zu so schnellen Erfolgen geführt haben. Der Gast besitzt vorzügliche Mittel in Gestalt, Organ und, wie es scheint, angeborner Anmuth der Bewegungen; aber er ist auch in Ausbildung derselben nicht säumig gewesen, und weiß sie zur Herstellung eines gerundeten Ganzen sehr gut zu benutzen.“ Hierauf bespricht Ref. den Charakter des „Hamlet“ und belobt Baison's Auffassung und Spiel. „Bemerkt sey nur noch“ — schließt er — „daß Hr. Baison allgemein ansprach, in jeder Scene Zeichen lauten Beifalls und mehrfache Hervorrufungen erntete.“

Korrespondenz.

Hamburg, 15. Mai.

Frascati. — Theater. — Hassel.

Wir hatten in unserer Nähe, in Bergedorf, seit der Eröffnung der Eisenbahn unter dem Namen „Frascati“ ein Etablissement, das wegen seiner großartigen Einrichtung und Eleganz einzig dastand und von allen Fremden als eine der Hauptsehenswürdigkeiten besucht wurde. Prachtvolle Säle, Spiegelwände, marmorne Tische, ein Wintergarten — Alles vereinigte sich, um diesem Lokale eine fürstliche Pracht zu verleihen und wenn Fremde sich an dem reich besetzten, trefflichen Büffet erquickt und gestärkt hatten und mit der dampfschnaubenden Locomotive nach Hamburg zurückeilten, habe ich sie oft dieses Bergedorfer Frascati als einzig in seiner Art rühmen hören. Die Eisenbahngesellschaft hatte dasselbe bauen lassen und ein unternehmender Wirth, Hr. Maurice, der dasselbe auf zehn Jahre gepachtet, das prächtige Ameublement besorgt. Und doch hat sich das Ganze als eine verfehlte Speculation ausgewiesen und Frascati wird in der Weise nicht fortbestehen. Hr. Maurice, der einen jährlichen Pachtzins von 8 — 9000 Mk. bezahlte, hat fortwährend schlechte Geschäfte gemacht und sehr bedeutende Summen zugesetzt; er ist daher bei der Eisenbahngesellschaft mit dem Gesuche eingekommen, ihn gegen eine runde Ersatzsumme von 20,000 Mk. Bco. von dem noch auf acht Jahre laufenden Contracte zu entbinden. Dieses Gesuch ist ihm bewilligt worden und das Mobiliar von Frascati wird nun verkauft. Wenn die Pachtbedingungen nicht sehr billig gestellt werden, dürfte sich schwerlich ein neuer Unternehmer dazu finden. Jedenfalls wird das Ganze in der bisherigen prachtvollen Eleganz nicht fortgesetzt werden. — In dem Personale unseres Stadttheaters sind in letzterer Zeit, theils durch Abgang, theils durch Urlaub und Krankheit bedeutende Lücken eingetreten. Zwei der wichtigsten Rollenfächer, ein erster Liebhaber und eine erste Liebhaberin, sind unbesetzt. Dem. Stich hat sich in's Privatleben zurückgezogen. Hr. Hendrichs gastirt in Berlin mit großem Beifalle und wird schwerlich zu uns zurück kehren, Hr. Grunert feierte, den Zeitungen zufolge, in Stuttgart Triumphe, währenddem Lebrun in Dresden — auf Engagement spielt. Außerdem hat bekanntlich der Veteran Lenz der Bühne Lebewohl gesagt und Hr. Fehringer ist bedeutend erkrankt. Sie sehen, daß das Stadttheater vom Unglück verfolgt wird. Für Bertha Stich haben wir noch keinen Ersatz und ist auch noch keine Aussicht dazu vorhanden; anstatt Hrn. Hendrichs soll die Direktion nicht abgeneigt seyn, Hrn. Baison wieder zu gewinnen. Inzwischen müssen Gastspiele aushelfen. Hr. Bötticher von Berlin ist als Don Juan und Graf Almaviva aufgetreten. Die Stimme desselben kann — nach dem übereinstimmenden Urtheil der Kenner — eben nicht mehr schön genannt werden und scheint überhaupt wenig Metall je gehabt zu haben. Die Ausführung des Don Juan namentlich zeigte aber den routinirten Sänger und hatte hauptsächlich in der Darstellung jenes scharfe Gepräge der Leidenschaft, welches der Tondichter mit so großer Meisterschaft hier zu zeichnen wußte. Ueber Hrn. und Mad. Dahn, vom Münchener Hoftheater, nächstens. Hr. Hassel hat zur großen Freude des Publikums sein Gastspiel noch um zwei Vorstellungen verlängert und mein günstiges Urtheil in jeder Hinsicht bestätigt. Wir haben den geschätzten Gast nun als Mr. Pudding in der „Benefizvorstellung“, Vatel in „Ehrgeiz in der Küche“, Peter im „Kapellmeister von Venedig“, Natzi in „Till Eulenspiegel“, Christoph in „Spieler und Todtengräber“ und in seinen ergötzlichen Hampelmanniaden zu wiederholten Malen gesehen. In sämmtlichen Rollen zeigte er sich als einen tüchtigen Komiker — und ächten Künstler, der nicht nach Effekt hascht, nicht zu krassen Uebertreibungen und allerlei Verrenkungen sich herabläßt, allein durch feine und consequent durchgeführte Charakteristik desto unwiderstehlicher wirkt. Den Preis aber müssen wir unbedingt seinem Mr. Pudding und Vatel in „Ehrgeiz in der Küche“ zuerkennen, beides der Natur abgelauschte, bis in die zartesten Nüancen vollendete Charaktergemälde, durch deren Darstellung der Gast, der stets bei zahlreich besetztem Hause spielte, hier wahres Furore machte. Auf Hrn. Hassel werden zunächst Gastvorstellungen von Scholz aus Wien und von Beckmann auf der Thaliabühne folgen. Ein neues von B. A. Hermann nach dem Französischen bearbeitetes Lustspiel: „Adrienne, oder der Beruf“, das allerlei Verkleidungsscenen darbietet, fand beifällige Aufnahme. Die Tochter des Verfassers, Dem. Julie Hermann, excellirte in der Titelrolle.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 21. Mai. (Neu einstudirt): Der Postillon von Lonjumeau, komische Oper in 2 Abtheil. und 3 Acten, Musik von Adam.

Redakteur: L. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 141. Mittwoch, den 22. Mai 1844.

Weiblicher Ehrgeiz.

Von Kathinka Zitz.

(Fortsetzung.)

„So seyd Ihr denn ein Zauberer," sagte Katharina, ihm einen Schlüssel zeigend, „daß sich diese Thüre vor Euch öffnet, indem ich selbst den Schlüssel abgezogen hatte."

„Du vergißt stets, daß es Thüren giebt, die mit zwei Schlüsseln verschlossen und geöffnet werden."

Sie eilte schnell an die Thüre des Vorzimmers und verschloß sie mit einem starken Querholz, um sich von dieser Seite vor jeder Ueberraschung zu sichern.

„Arme Katharina!" sagte er hierauf, indem er sich mit gekreuzten Armen vor sie hinstellte, so bist Du denn jetzt in dem Palast zu Whitehall in derselben Lage, in welcher ich im Schlosse zu Dierham war, und wendest nun eben so viele Sorgfalt an, mich vor Aller Augen zu verbergen, als ich anwandte, um Dich den Blicken des Königs zu entziehen."

„Wenn Dich der König hier sähe, so wären wir verloren .... beide verloren," stammelte sie in drängender Hast.

„Das sagte ich Dir dort auch."

„Aber was willst Du nun von mir? Sprich!"

„Dich wiedersehen will ich; hören will ich, ob Du glücklich bist in Deiner neuen Würde, und Dich fragen, was Du während des Tages thust, und während der Nacht träumst."

Ach! sie würde dieses Glück kaum dem Mörder ihrer Mutter gewünscht haben. Sie konnte ihm nicht verhehlen, daß sie des Tages bei dem geringsten Geräusche zitterte, welches das Rohr des Teiches, die Bäume im Park, die Wände im Palaste verursachten; und ihre nächtlichen Träume hatte er ihr nur so wahr prophezeiht, daß sie versucht war, ihn für den bösen Geist zu halten, der ihr dieselben zuschickte. Sie gestand ihm, daß er gerächt, daß sie unglücklich sey, und bat ihn endlich, Mitleid mit ihr zu haben.

„Mitleid mit Euch!" rief er mit einem höhnischen Gelächter aus. „Das wäre ein sonderbares Gefühl, das eine Königin einflößte. Mitleid mit Euch! Habt Ihr denn nicht, was Ihr so sehr gewünscht habt? Diensteifrige Pagen, einen zahlreichen Hofstaat, köstliche Gewänder, prachtvolle Gemächer?"

„Ach!" seufzte Katharina, „hätte ich meine gute Amme noch ein Mal, mein einfaches weißes Gewand, mein Stübchen zu Richmond, und Dich, mein Ethelword, der mich so sehr liebte ...."

„Ja, damals," erwiederte dieser, indem er sich halb auf einen Tisch setzte, „damals war ich betrübt, und Du voll heiterer Lust. Da fragtest Du mich: Was ist Dir, mein Ethelword? Deine Stirne ist kraus. Dann nahmst Du die Zither und sagtest: Ich will Dir eine Ballade singen."

Bei diesen Worten ergriff er die Zither der Königin und begann ein Vorspiel, in welchem diese mit Schrecken die Melodie vom König Edgar und der schönen Elfriede erkannte, und um ihr keinen Foltergrad zu ersparen, begann er, trotz ihrem Flehen, daß er schweigen möge, den letzten Vers zu singen; dann warf er die Zither unwillig zur Erde und sagte:

„Es ist das Echo aus einer andern Epoche Deines Lebens. Zudem, der König hat Deine Antwort gehört, die Vasallin trägt eine Krone."

„Zu ihrem Unglücke," flüsterte Katharina dumpf.

Ethelword war indessen aufgestanden, hatte einen Schemel herbeigezogen, und sich zu den Füßen der Königin niedergesetzt, nachdem er sein Baret auf das Ruhebett geworfen.

„Als ich von Dir wissen wollte," hob er darauf an, „welche Folge die Liebe des Königs zu der schönen Elfriede gehabt, gabst Du vor, es nicht zu wissen. Soll ich Dir jetzt das Ende erzählen?"

„Wozu das?" sagte sie mit einer abwehrenden Bewegung.

„Ei," fuhr er mit grausamem Hohne fort, „das Abenteuer hat vielleicht Aehnlichkeit genug mit unserm eigenen, um Dir einiges Interesse einzuflößen. — Die schöne Elfriede sagte also ja, und ward Königin. Aber sie hatte vergessen, ihrem königlichen Gemahl ihre Liebe zu dem Büchsenspanner Richard zu gestehen. In jener Zeit bestand aber ein sonderbar Gesetz, dem ähnlich, welches Heinrich VIII. in England erlassen hat, und das jedes Mädchen zum Tode verurtheilte, welches nach einem solchen Verhältniß den König heirathen würde, ohne ihn davon in Kenntniß zu setzen. Freilich war dieses Geheimniß außer ihr nur Richard bekannt, der ihr Mitschuldiger war ...."

Katharina war todtenbleich auf ihr Ruhebett zurück gesunken; endlich stammelte sie jedoch die Frage hervor, ob das Gesetz den Mitschuldigen nicht zu derselben Todesstrafe verdamme, wie die Verbrecherin.

„Freilich," versetzte der Herzog mit der größten Kaltblütigkeit; „aber was ist der Tod für einen eifersüchtigen Menschen, besonders wenn ihn der Tod an einem Weibe rächt, das ihn

alle Folterqualen der Hölle erleiden ließ .... Also da Richard Büchsenspanner des Königs war, so wohnte er im Palaste, konnte in den Gemächern aus- und eingehen, und sogar durch eine Thüre, deren Schlüssel er sich verschafft hatte, bis zu der Königin dringen. Richard fürchtete den Tod nicht, denn er war eifersüchtig, und wollte sich rächen. Vier Tage nach ihrer Vermählung erblickte ihn die Königin auf der Jagd; den folgenden Tag fand sie ihn auf der Themse, und einen Tag später streifte er in einem der Gänge ihre Gewänder. Sie hatte ihn diese drei Male erkannt, denn sie war erblaßt, und als sie in ihre Gemächer zurückgekehrt war, dachte sie ohne Zweifel auf Mittel, sich seiner auf immer zu entledigen."

(Fortsetzung folgt.)

Das Glück durch die Gelbwurst.

Der alte Tuchfabrikant Keller pflegte gern folgende Geschichte zu erzählen:

„Ich war erst kurze Zeit aus der Fremde zurück und hatte mein eigenes kleines Geschäft angefangen. Da war die Leipziger Ostermesse und ich reise hin und nehme einen Kreditbrief von 1000 Speciesthaler mit. Das war, wenn man alle Winkelchen zusammenkehrt, mein ganzes Vermögen; ich war aber jung und gesund, und was glaubt man da nicht mit 1000 Speciesthalern machen zu können. Ich reise also nach Leipzig und geb' meinen Kreditbrief im Haus Frege und Compagnie ab. Der alte Frege läßt meinen Namen in sein Buch eintragen und wünscht mir gute Geschäfte. Ich seh' aber bald, daß sich mit 1000 Thalern nicht viel machen läßt. Was thut's? „Geht nicht viel, so geht wenig, besser leiern als feiern", sagt ein altes Sprüchwort. Ich suche mir also eine Partie Wolle aus und gehe hin, um mein Geld zu holen. Da sagte mir der alte Frege, es sey gut, daß ich komme, er habe nicht gewußt, wo ich logire. Ich hatte das nicht gern gesagt, da ich wieder, wie einst als Handwerksbursche, in der Herberge wohnte. Nun sagte Herr Frege: „Essen Sie morgen Mittag bei mir, Sie werden da noch große Gesellschaft finden."

Ich konnte nichts Rechtes darauf erwiedern und geh weg. Ich erkundige mich nun, was man bei einer solchen Einladung zu thun hat und was dabei herauskommt.

Man sagte mir, daß es Sitte sey, daß jedes große Handlungshaus seine Empfohlenen durch eine Einladung, wie man sagt, abfüttert, daß nicht viel dabei herauskommt, daß man das Essen theuer bezahlen muß, indem es 1½ Thaler Trinkgeld an die Bedienten kostete.

Das war mir gar nicht lieb; ich rechnete aus, daß mir von 1000 Thalern nur noch 998 blieben und für ein Mittagsessen konnt' ich nicht viel prästiren. Andern Mittags war ich kurz resolvirt, ich kaufe mir für 6 Kreuzer Gelbwurst, für 8 Pfennige Brod, steck' es zu mir und geh' hinaus vor das Thor, in das sogenannte Rosenthal. Mein Tisch war schnell gedeckt, ich setze mich auf eine Bank und wickle meine Sachen heraus; ich zerschneid' meine Gelbwurst in 6 Theile und lege sie neben mich hin, das, sag' ich, ist meine Suppe, das mein Gemüse, das mein Gemüse mit Beilage, das meine Fische und das mein Braten und Salat. Ich glaube nicht, daß sie drinnen in der Stadt bei Frege mehr haben, und daß es ihnen besser schmeckt.

Ich war eben an der sechsten Schüssel, sie war sehr gut zubereitet, da seh' ich einen Mann auf einem schönen Braunen daher reiten. Der, denk' ich, macht sich noch ein bischen Bewegung vor dem Essen, daß es besser schmeckt. Ich wünschte ihm meinen gesunden Magen, ich brauchte kein Pferd müde zu reiten, um tüchtig einhauen zu können. Schneller, als ich dies sage und denke, ist der Reiter bei mir, und zu meinem Schrecken seh' ich, es ist der Herr Frege. In meiner Angst fällt mir der letzte Bissen der süßen Speise aus der Hand, ich wickle schnell mein Papier zusammen und weiß mir gar nicht zu helfen.

„Ei, Herr Keller!" sagte der Herr Frege, „was machen Sie da? glauben Sie, Sie bekommen bei mir nicht genug zu essen?" Was soll ich darauf sagen? — Ich denk', du bleibest bei der Wahrheit. Ich sag' ihm nun, daß es sich bei mir nicht austragen will, 2 Thlr. Trinkgeld für ein einziges Mittagsessen zu geben, und daß ich mir vorgenommen habe, mich heute Abend oder morgen früh zu entschuldigen, weil ich nicht kommen konnte. Da lachte er laut und sagte: „Ei, das müssen Sie ja thun, sonst werd' ich böse, ich erwarte Sie um 5 Uhr, fehlen Sie ja nicht: wünsch' „gesegnete Mahlzeit."

Und fort war er mit seinem Braunen. Ich weiß nun gar nicht, was ich machen soll, ich denk' aber: nun, fressen wird er dich nicht, er muß um 5 Uhr noch genug haben von Mittag her.

Wie's also 5 Uhr gepempert hat, gehe ich hin: man weist mich in sein Comptoir, und da kommt er mir entgegen, nimmt mich bei der Hand und führt mich in das Cabinetchen und sagt zu mir: „Lieber Herr Keller, Sie haben für 10,000 Thaler Kredit bei mir, wenn Sie aber das Doppelte brauchen und auch noch mehr, sagen Sie mir's nur offen."

Ich aber sage: „Sie irren sich, Herr Frege, ich hab' nur für 1000 Thaler."

Da sagte er mir: „Es bleibt dabei, wie ich schon gesagt habe, Sie sind ein Mann, der zu sparen weiß, und heute Abend essen Sie ganz allein bei mir, in meiner Familie."

Und so hab' ich's auch gemacht, und das hat mir besonders gefallen, daß er die Geschichte seiner Frau und seinen Kindern nicht erzählt hat, bis ich von Leipzig fortgewesen bin.

Er hat wohl gemerkt, daß es mir leid thäte, wenn man auch in aller Güte darüber lachen würde.

So ist's mir durch die Gelbwurst möglich geworden, eine der größten Tuchfabriken anzulegen, und so lange der alte Frege gelebt hat, habe ich jede Messe bei ihm allein zu Nacht gegessen, und da ist immer zuletzt Gelbwurst aufgetragen worden.

Berthold Auerbach.

Mannichfaltigkeiten.

(Frankfurt a. M.) Am 19. d. M. wurde „Thomas Thyrnau" zum ersten Male wiederholt. Das Talent der Mad. Birch-Pfeiffer, Romane in Dramen umzuschmelzen, und ihr Verdienst für das praktische Bühnenbedürfniß, haben wir bereits gewürdigt. Was den Thomas Thyrnau betrifft, so ist der Inhalt dieser beliebten Erzählung zu reichhaltig und zu

verwickelt, um sich in den bestimmt begränzten Raum von fünf Akten zusammen drängen zu lassen. Einer solchen Arbeit stellen sich zu große Schwierigkeiten entgegen und es müssen dabei Lücken entstehen, welche sich stark fühlbar machen. Obwohl nun genanntes Stück Den, welcher den Roman gelesen hat, nicht befriedigen kann, so hat es doch gute Effekte und einige dankbare Rollen, die ihm bei der Darstellung zu statten kommen. Die Verfasserin bewies heute, wie bei der ersten Vorstellung, daß die Maria Theresia zu ihren verdienstlichen Leistungen gehört, was durch wiederholten Beifall und Hervorrufungen von dem zahlreich anwesenden Publikum anerkannt wurde. Gleiche Würdigung fand Mad. Fidy-Hoch, welche für den Charakter der gemüthvollen, treuen und ihrer Liebe jedes Opfer freudig bringenden Magda den rechten Ton zu treffen wußte. — Die nach längerer Unterbrechung wieder erfolgte Aufführung „des Wasserträgers" von Cherubini war für die Freunde klassischer Musik eine willkommene Erscheinung, und die Titelrolle wurde von dem in dieser Partie beliebten und anerkannten Baritonisten Hrn. Wiegand ganz im Charakter der Handlung und Musik dargestellt und gesungen. — Möge uns eine baldige Wiederholung dieses herrlichen Tonwerkes erfreuen! — Prager Blätter melden, daß Hr. C. Schneider auf der dortigen Bühne als Franz Moor und Lord Lilburne mit günstigem Erfolge aufgetreten ist. Der Beifall war einstimmig und die Hervorrufungen fanden sogar bei offener Scene statt; seine richtige Charakteristik, sein sorgfältiges und durchdachtes Spiel und seine entsprechende, oft ergreifende Farbengebung werden von dem Ref. der dortigen Bühne ausführlich besprochen und belobt.

(Berlin.) Die uniformirten Vereins-Prämien-Droschken-Kutscher sitzen seit dem 5. Mai wie Helden des trojanischen Krieges auf den Böcken mit germanisirten Nuancen in ihrer Kleidung: Waffenröcke mit Gold- oder gelbem Baumwollenschmuck, Gurte mit Mappen für das Geld und die Lotteriemarken, Stulpenstiefeln, breitkrämpiger Künstlerhut mit helmbuschschüttelnder, stolzer Kokarde. Das ist ein mit allgemeiner Freude begrüßter Fortschritt des öffentlichen Fuhrwesens.

Die Sitte des Rauchens ist in Mexico unter beiden Geschlechtern auf eine unbegreifliche Weise verbreitet. Ruft man einen Freund in der Straße an, so reicht dieser die Cigarrenbüchse hin; macht man einen Besuch, so folgt auf die erste Frage nach der Gesundheit ein ähnliches Anerbieten, und die Damen scheuen sich nicht im mindesten, ihre kleinen Cigarrenbüchsen hervorzuziehen und gleichfalls anzuzünden. Geht man in eine Tertulia, so findet man ganz sicherlich Cigarren, denn Jedermann raucht. Geht man ins Theater oder auf einen Ball, so muß man sich mit Cigarren versorgen, denn die Höflichkeit erfordert, solche den Damen und seinen Bekannten anzubieten. Auch gilt es für unhöflich, eine angebotene Cigarre auszuschlagen; man muß sie annehmen, selbst wenn man keinen Gebrauch davon machen will. Männer und Frauen können eine solche angenehme Unterhaltung nicht missen, und sie würden gegen eine herkömmliche Höflichkeit verstoßen, wenn sie nicht rauchen wollten.

Da ein Mal die Geheimnisse Mode sind, so hat ein Pariser Hemdeschneider (es giebt dort Schneider, die nur Hemden arbeiten) „Les Mystères de la chemise" (Die Geheimnisse des Hemdes) herausgegeben, worin er darlegt, welche unglaubliche Kunst dazu gehört, ein untadeliges Hemd herzustellen.

Eine Zeitschrift will wissen, die Jesuiten von Freiburg würden das Schloß Ferney, Voltaires ehemaligen Landsitz, kaufen, um dies Gebäude zum größten Theile niederreißen, neu aufbauen und zu einer Erziehungsanstalt einrichten zu lassen. Ist die Nachricht begründet und der Plan kommt zur Ausführung, so wendet sich Voltaire gewiß im Grabe um.

In den beiden ersten Meßwochen soll in Leipzig eine Million Briefe eingegangen seyn.

Während in allen Ländern Europa's die Oelmalerei einen neuen Aufschwung nimmt, klagt man merkwürdiger Weise in England über den gänzlichen Verfall dieser Kunst. Alle talentvollen Künstler dort wenden sich der Pastellmalerei zu, welche täglich beliebter wird. Die Ursache mag wohl darin liegen, daß die reichen Engländer nur alte Meisterwerke (oder solche, die dafür ausgegeben werden) kaufen, die neuern Gemälde dagegen nicht beachten, und höchstens kleine wohlfeile Pastellbildchen kaufen.

Wie lange hält sich jetzt das beste Bier? Unsere Vorfahren liebten nicht allein alten Wein, sondern auch altes Bier. In Danzig hatte man auf der Rathstrinkstube während des Mittelalters ein Stadtbier, das 60 Jahr alt war.

In dem von Sanson 1696 herausgegebenen großen Atlas ist auch ein Plan von Strasburg enthalten. Wie hoch die Franzosen den Besitz dieser Stadt schon damals anschlugen, sagt der Titel sehr naiv. Strasbourg, ville fameuse, située sur la petite rivière d'Ill à une portée de canon de celle du Rhein en Alsace à 48° 30' de Lat. et 29° 34' de Long. Le Roy s'en rendit le Maistre le 30. Sept. 1680; les traveaux que sa Majesté y a fait faire depuis la rendent une des plus belles et des plus fortes Places de l'Europe. Weitere Betrachtungen hierüber bleiben dem Leser überlassen.

Auf der Insel Unamarch dienen die Frauen als Münze. Die Zahlung beim Einkaufe wird in Weibern geleistet; je nach dem Werthe des Gegenstandes eine oder mehrere Frauen. Wie oft mag da mit falscher Münze ausgezahlt werden!

(Zweibrücken, 15. Mai.) Dem Angeklagten Christoffel ist endlich sein Starrsinn gebrochen — ob noch zeitlich oder zu spät, wird die Folge lehren. Nachdem ihm zu verschiedenen Malen etwas Milch eingegossen ward, die er aber größtentheils wieder ausspuckte, nahm er einige Löffel Kaffee, ein wenig Milchbrod und bald darauf Wein. Der Entschluß des Hungersterbens mag sein Entstehen rein in dem Widerwillen vor der Zwangsarbeit in dem Centralgefängnisse genommen haben; denn das Versprechen, daß er hier bleiben dürfe (?), hat ihn zur Vernunft gebracht. (Z. W.)

Um den Aufenthalt in den Bädern von Vichy in Frankreich möglichst angenehm zu machen, hat man dem berühmten Walzerheros Strauß aus Wien die Direktion der Salons und der Ball- und Konzertmusik übertragen.

In London ist das Non plus ultra der Rossebändigerkunst geleistet worden. Ein gewisser Emedy vom Astley'schen Circus fuhr mit 20 Pferden an einem vierräderigen Wagen, worin zwanzig Personen saßen, in gestrecktem Galop ohne den mindesten Unfall durch die Straßen der Stadt. (Wien. Th.-Z.)

Korrespondenz.

Mainz, 12. Mai.

Unser Theater hat seine reguläre Abonnements-Laufbahn vollendet und gibt seitdem noch einzelne Vorstellungen bei wenig besetztem Hause. Eine derselben, die Oper „Norma" von Bellini, worin Dem. Rudersdorff von Mannheim die Titelrolle ausgezeichnet sang und den lebhaftesten Beifall erhielt, verdient einer vorzüglichen Erwähnung; auch Mad. Schumann, Hr. Jaskewitz und Fräul. Fürst traten auf und gefielen. Wann Hr. Direktor Remie mit der Oper nach Brüssel geht, oder ob er seiner schwankenden Gesundheit wegen den Plan ganz aufgegeben hat, ist noch nicht bekannt. — Was ein Kenner theatralischer Zustände über die in der verflossenen Saison gebotenen Leistungen sagt und was ohne Uebertreibung nur Wahres enthält, geben wir nachstehend in folgenden wenigen Zeilen. Hr. Remie hat ohne bedeutende Mitglieder Manches geleistet. Seiner wohlangebrachten Oeconomie verdankt er, daß er seine Rechnung, wie man allgemein glaubt, gut gefunden hat; bei dem vollen Hause, dem baaren Zuschusse der Stadtkasse von beinahe 4000 fl., einer Einnahme von wenigstens 3000 fl. von den Maskenbällen und der Befreiung von jeder Abgabe war dies wohl auch nicht anders zu erwarten. Man würde ihm hier sein Glück gerne gönnen, nähme er nur mehr Rücksicht auf Chor und Orchester. Die Monatsgage von 8 bis 10 fl. für Chormitglieder und von 15 fl. für jene, welche noch kleine Rollen dabei versehen können, ist zu gering und führt zu Uebelständen, die wir nicht näher erörtern wollen, die wir aber keineswegs billigen können. Nicht besser stehen die Orchestermitglieder; die Mehrzahl derselben hat nur 15 bis 20 fl. per Monat, drei davon haben 30 fl. und werden dabei nur während sieben bis acht Monaten beschäftigt; die übrige Zeit hindurch müssen sie ihr Leben in den Bädern, in den hiesigen Gasthöfen und auf Kirchweihen zu fristen suchen. Zugleich werden sie mit Entlassung bedroht, wenn sie in Benefizvorstellungen nicht ohne Vergütung spielen wollen. Diese Familienväter und Mainzer Bürger nehmen unsere volle Theilnahme in Anspruch; es muß etwas für sie gethan werden, sie können nicht länger diesem unglücklichen Schicksale preisgegeben bleiben. Die Aufsicht, welche der städtischen Behörde zusteht, wird durch eine Vorsorge für die Orchester- und Chormitglieder bedingt und zur Nothwendigkeit gemacht. Das Verhältniß ist der Behörde gewiß in dem Grade nicht bekannt, wie es besteht, indem sonst eine Aenderung bestimmt schon erfolgt wäre. Wir möchten ihr daher folgende drei Punkte an's Herz legen: 1. dem Theaterdirektor zur Pflicht zu machen, den Chormitgliedern bessere Monatsgagen zu bezahlen, geringstens 15 fl. per Monat; 2. ihn anzuhalten, den Orchestermitgliedern feste monatliche Gehalte nach Maßgabe ihrer Leistungen zu bewilligen und 3. einem jeden Musiker bei Benefizvorstellungen 1 fl. für die Vorstellung, wie es früher stets der Fall war, zu geben. Auf diese Weise würde eine Abhülfe eintreten, die dringend nöthig ist, sowohl im Interesse der Musiker und Chormitglieder, als des Instituts, das nach dem Verfahren in der letzten Zeit nicht mehr anständig bestehen kann.

Wiesbaden, 19. Mai.

Zur Wiederbesetzung der gegenwärtig bei unserer Oper erledigten Fächer der ersten Baßbuffo-, so wie der zweiten und hohen Tenorpartieen hat die Theaterverwaltung — welche, nebenbei gesagt, diese Fächer gut, jedoch mit verhältnißmäßig kleiner Gage besetzen möchte — ein Concursspiel eröffnet. Zu den Bewerbern um das letztere genannter Fächer gehört Hr. Tourny vom Stuttgarter Hoftheater. Derselbe, nachdem er schon zweimal mit Erfolg aufgetreten war, sang gestern den Johann von Paris in der Oper gleichen Namens und erhielt vielfache Beweise des Beifalls. Die Stimme des Gastes erschien uns in den Mitteltönen kräftig und wohllautend, dagegen etwas schwach in der Höhe. Damit verbindet derselbe eine gute Methode und ein degagirtes Spiel. Bei diesen Vorzügen konnte diesem tüchtigen Sänger und gewandten Darsteller ein glänzender Erfolg nicht entgehen. Hr. Meyer, als Seneschall, gehört zu den bedeutenderen Repräsentanten dieser Rolle hinsichtlich des Spiels und, wenn man die Ansprüche nicht zu hoch steigert, auch hinsichtlich des Gesangs; denn nur wenig Bühnen besitzen Bassisten, welche die große Arie im ersten Act so zu singen vermögen, wie sie der Componist schrieb. Die Gesangsleistung der Dem. Rummel, als Prinzessin, erhielt rauschenden Beifall; dieselbe dürfte diese Partie zu ihren hervorragendsten Leistungen zählen, wenn sie im einfachen Gesangsvortrage weniger variiren wollte. Ausgezeichnet in Spiel und Gesang war Mad. Schumann, als Page. Uebrigens kann das einfache Arrangement dieser Oper in einigen Scenen nicht als gelungen bezeichnet werden; die Besetzung der Rollen des Gastwirths und seines Töchterchen boten dafür geringen Ersatz. Mad. Schmidtgen, unsere Primadonna, ist nach den Triumphen, welche sie auf der Frankfurter Bühne gefeiert, zurückgekehrt. Man hörte schon hier und da die Besorgniß äußern, daß dieselbe für gedachte Bühne gewonnen werden könnte, was auch wohl geschehen seyn würde, wenn man hierorts in die Auflösung ihres fortbestehenden Contracts gewilligt hätte. Die zahlreichen hiesigen Verehrer und Verehrerinnen dieser reich begabten Sängerin dürfen sich daher Glück wünschen, sie der Wiesbadener Oper erhalten zu sehen. Was das Personal unseres Schauspiels anbelangt, so erscheint dasselbe mit Inbegriff einiger Nieten wieder vollzählig seit der von einer Kunst- und Erholungsreise nach Magdeburg erfolgten Rückkehr des dirigirenden Regisseurs Grabowsky; denn also betitelt sich derselbe zur Unterscheidung vom Operregisseur Jaskewitz. Dieser pompöse Titel erscheint übrigens ein Pleonasmus, wenn man auf die denselben bildenden gleichbedeutenden Wörter: dirigir und régir zurückgeht. Um das Publikum für das Schauspiel im Allgemeinen, welches höchst unbedeutend besucht wird, zu interessiren, war die bessere Besetzung einiger Rollenfächer schon längst als das wirksamste Mittel bezeichnet worden. Auch hatten schon einige sanguinische Köpfe von einer artistischen Wiedergeburt in Beziehung auf das Fach der ersten jugendlichen Liebhaberinnen und Heldinnen geträumt, als vor einiger Zeit Mad. Grabowsky, die hiesige Repräsentantin und Autokratin dieses und anderer ihr convenirender Fächer, ihr Gastspiel auf der Frankfurter Bühne eröffnete. Doch der Status quo ist bei uns auch darin erhalten worden, da Mad. G. der Ansicht Julius Cäsars zu huldigen scheint: lieber hier die Erste als anderwärts die Zweite zu seyn. — Um den Mainzer Dilettanten den Besuch der hiesigen Theatervorstellungen während der Sommermonate zu erleichtern, ist die Veranstaltung getroffen worden, daß an den Theatertagen noch ein Abgang von hier, gegen 10 Uhr Abends, auf der Eisenbahn statt finden soll. Unsere Papierspeculanten hört man übrigens behaupten, daß in Folge dieser Extrafahrten ein Steigen der Eisenbahnactien vorerst nicht zu erwarten seyn wird.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 21. Mai. (Neu einstudirt): Der Postillon von Lonjumeau, komische Oper in 2 Abtheil. und 3 Acten, Musik von Adam.

Donnerstag, 23. Mai. (Neu einstudirt): Nathan der Weise, Drama in 5 Abth., von Lessing. (Gastrolle) Nathan: Hr. Reger, vom Stadttheater zu Leipzig.

Redakteur: J. P. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 142. Donnerstag, den 23. Mai 1844.

Weiblicher Ehrgeiz.

Von Kathinka Zitz.

(Fortsetzung.)

Die Königin betheuerte, daß sie eines Mordes unfähig wäre, der Herzog aber schnitt ihr das Wort durch einen strengen Blick ab, und fuhr fort:

„Wäre er in einer Gruft eingeschlossen gewesen, zu welcher sie allein den Schlüssel gehabt, so hätte sie ihn vielleicht verhungern lassen, mit Dolch oder Schwert würde sie ihn freilich nicht getroffen haben .... Zudem trug er auf alle Fälle einen Panzer unter dem Hemde, wie ich, seht her .... denn Richard fürchtete den Tod nicht, aber er fürchtete, daß ihm seine Rache entgehen könnte. Einst nun drang er bis in ihr Schlafzimmer. Der König war ausgegangen; sie war allein. Er setzte sich zu ihren Füßen nieder, wie ich hier zu den Euren sitze; nahm ihre Hände, mit welchen sie ihr Gesicht bedecken wollte, zwang sie, ihm in's Antlitz zu sehen, und sagte: Katharina! ... nicht doch, Elfriede wollte ich sagen, war je ein Weib mehr geliebt, als ich Dich liebte, sprich?“

„O, niemals,“ stammelte die Königin.

„That je ein Mann mehr für ein Weib, als ich für Dich gethan?“

„Nie, nie!“

„Und ward je ein Mann grausamer belohnt, als ich es ward?“ rief er, wild aufspringend.

Die Königin fand keine Worte, nur ein leiser, fast unhörbarer Jammerruf glitt über ihre heftig zitternden Lippen, und Ethelword stellte ihr nun voll Verzweiflung ihre ganze Treulosigkeit vor die Seele; er sagte ihr, wie er ihr dennoch Alles vergeben haben würde, ihr Vergessen, ihren Undank, selbst seinen Tod .... aber daß sie in die Arme eines Andern übergegangen war, das konnte er ihr nicht verzeihen, das mußte ihren beiderseitigen Tod nach sich ziehen.

Indem verkündigte das Schmettern der Trompeten, daß der König aus dem Staatsrathe zurückgekehrt war. Katharina sprang voll Entsetzen auf; sie beschwor den Herzog, zu fliehen, aber dieser blieb unbeweglich wie eine Bildsäule, und weigerte sich mit laut erhobener Stimme, ihrem Willen Genüge zu leisten. Schon vernahm man die Schritte des Königs, schon rüttelte er an der verschlossenen Thüre, und forderte seine Gemahlin auf, zu öffnen, denn er hatte nur allzuwohl eine Männerstimme in ihrem Gemache gehört. Katharina war vor dem Herzog auf die Kniee gesunken und flehte ihn an, sie lieber gleich zu tödten; dieser aber stieß sie so heftig von sich, daß sie auf die Erde fiel, und erst, als die Thüre bereits unter den Streichen des Königs wankte, zog er sich in die Gemächer der Prinzessin Margaretha zurück, indem er der Königin noch ein spöttisches: „Auf Wiedersehen, Katharina!“ zurief.

Den verdoppelten Schlägen mit einem Streitkolben war die Thüre endlich gewichen. Der König stürmte in Begleitung seines Gefolgs herein, schritt gerade auf die Königin zu, und verlangte zu wissen, wer bei ihr eingeschlossen gewesen. Sie betheuerte, allein gewesen zu seyn; aber sein mißtrauisch umherirrendes Auge hatte bald Ethelwords absichtlich zurückgelassenes Barett entdeckt, und mit wuthbebender Stimme verlangte er zu wissen, wer dessen Eigenthümer sey. Als aber Katharina noch immer schwieg, rannte er grimmig auf die Thüre zu, die in die Gemächer seiner Schwester führte, denn nur auf diesem Wege konnte der kecke Waghals entkommen seyn. Die Thüre war verschlossen, und als endlich auf vielfaches Drängen die Königin den Schlüssel herbeigeschafft, den sie selbst besaß, so fand es sich, daß eine Dolchspitze in dem Schlosse zerbrochen worden war. Der Flüchtling hatte seine Maßregeln gut getroffen, um nicht verfolgt zu werden .... aber die Königin war in den Händen ihres erbitterten Gemahls zurückgeblieben, dessen Wuth in dem Grade stieg, als sie sich weigerte, den Namen ihres Mitschuldigen zu nennen. Bitten und Flehen waren vergebens. Anna Boleyn hatte auch den Namen ihres heimlich Geliebten nicht nennen wollen, aber Heinrich hatte Mittel gefunden, ihr Schweigen zu brechen, und der Schmerz der Folterqualen preßte Norri's Namen über ihre ehebrecherischen Lippen.

So unentschuldigbar Katharina's bisheriges Benehmen auch gewesen war, so hörte sie doch in diesem Augenblick auf die Stimme ihres innern Richters, die ihr zuflüsterte, daß sie Ethelword um keinen Preis verrathen dürfe. Sie ergab sich daher in ihr Schicksal, und sich unter die Hand der strafenden Nemesis beugend, sagte sie zu ihrem Gemahle:

„Ich bin in Eurer Gewalt; Sire, macht mit mir, was Ihr wollt.“

Diese Rede empörte den König, der ihr Inneres nicht durchschauen konnte. Da sie kein Wort zu ihrer Vertheidigung, zu ihrer Rechtfertigung sprach, so hielt er ihr Benehmen für starrköpfigen Trotz. Er liebte Katharina wirklich, und hätte

gerne seine eigenen Augen und Ohren Lügen gestraft, hätte sich gerne überredet, daß das Uebermaß seiner Liebe ihn zum Unsinn verleitet hätte.... aber sie schwieg, und so gab er denn mit dem schmerzlichsten Gefühl, das er jemals empfunden hatte, den Befehl, die Königin gefangen zu nehmen und vor die Lords des Oberhauses zu führen.

(Fortsetzung folgt.)

Historisches Kuriosum.

Gustav Adolph, verachtet von dem stolzen Oesterreicher, bemerkt Nicolaus Vogt in seiner „europäischen Republik",*) kam mit einer handvoll Schweden über die See, vereinigte sich mit dem deutschen Bunde, zog wie ein strafender Gott quer durch Deutschland durch. Niedersank vor seinem Heldenmuthe Despotismus und Fanatismus: jetzt stund er auf der höchsten Stufe seiner Macht und Größe, wie Heinrich IV., wie ein Mann. — Die deutschen Fürsten und ihre Soldaten, zu deren Rettung und Schutz Gustav gekommen war, verheerten und bedrückten jetzt Deutschland unter Gustav's Namen. Diesen Unfug einzustellen, hielt der gerechte König folgende merkwürdige Rede im Lager bei Nürnberg:

„Ihr Fürsten, ihr Grafen, ihr Herren, ihr Edelleute! Ihr seyd Diejenigen, die ihre Untreue und Frevel an eurem selbst eigenen Vaterlande beweiset, welches ihr selbst ruinirt, verderbet und verheeret. Ihr Obersten, ihr Offiziere! vom höchsten bis zum niedrigsten! Ihr seyd Diejenigen, die ihr stehlet und raubet, ohne Unterschied, keinen ausgenommen; ihr bestehlet eure Glaubensgenossen, ihr gebt mir Ursache, daß ich einen Ekel an euch habe, und Gott, mein Schöpfer, sey mein Zeuge, daß mir das Herz in meinem Leibe gellet, wenn ich eurer anschaue, daß ihr der guten Gesetze und meiner Gebote solche Frevler und Verbrecher seyd, und Ursache gebt, daß man öffentlich sagt: der König, als unser Freund, thut uns mehr Schaden, als unsere Feinde. Ihr hättet, wo ihr rechte Christen wäret, zu bedenken, was ich an euch bewiesen, und bis anhero gethan; wie ich meinen königlichen Leib und Leben für euch und eure Freiheit, um eures zeitlichen und ewigen Guts und Wohlfahrt willen hazardire. Ich habe euerenthalben meine Krone ihres Schatzes entblößet, und in die 40 Tonnen Goldes aufgewendet; dagegen habe ich von euch und eurem deutschen Reich nicht so viel bekommen, daß ich mir damit nur ein Paar schlechte Hosen hätte anschaffen können; ja ich wollte lieber blos geritten seyn, als mich mit dem Eurigen bekleidet haben. Ich habe euch Alles gegeben, was mir Gott in die Hände gegeben hat; ich habe nicht, reverenter zu melden, einen Saustall behalten, den ich nicht unter euch getheilt hätte. Keiner unter euch hat mich je um etwas angesprochen, das ich ihm versagt hätte, denn mein Brauch ist es nicht, einem eine Bitte fehlschlagen zu lassen; wo ihr mein Gebot und Ordnung in Acht genommen, wollte ich euch die eroberten Länder alle ausgetheilt haben. Ich bin (Gott Lob und Dank) reich genug, begehre nichts von dem Eurigen, und wenn ihr auch also Gott vergessen und eure Ehre nicht bedenken, oder gar von mir setzen wollt, und gleich zu entlaufen gedenkt, soll doch die ganze Christenheit erfahren, daß ich mein Leben für euch, als ein christlicher König, der den Befehl Gottes zu verrichten begehrt, auf dem Platze lassen will. Wollet ihr rebelliren, so will ich mich zuvor neben meinen Schweden und Finnen mit euch herum hauen, daß die Stücke von uns wegfliegen sollen. Ich bitte euch durch die Barmherzigkeit Gottes, geht in euer Herz und Gewissen, bedenkt, wie ihr haushaltet und wie ihr mich betrübt, sogar, daß mir die Thränen in den Augen stehen möchten. Ihr handelt übel mit mir wegen eurer bösen Disciplin, nicht aber wegen eures Fechtens, denn darin habt ihr gehandelt wie redliche und rechtschaffene Cavalier, und dafür ich euch viel obligiret bin. Bitte derowegen nochmals durch die Barmherzigkeit Gottes: geht in euer Herz und Gewissen, und bedenkt, wie ihr dermaleinst eures Thuns halber Rechenschaft geben wollet vor Gott. Mir ist's so wehe bei euch, daß mich verdrüßt, mit einer solchen verkehrten Nation umzugehen. Wohlan! Nehmet meine Erinnerung und Vermahnung zu Herzen! Mit ehestem wollen wir an unsern Feinden sehen, was ein ehrliches Gemüth und rechter Cavalier ist."

So redete und so handelte ein Mann, der diese Fürsten und Deutschland demüthigen und Europa umkehren konnte; allein er beschützte Deutschland und Europa, und starb endlich auf den Feldern von Lützen den Märtyrertod für die Freiheit Deutschlands und Europens.

Der Verfasser der „europäischen Republik", Nicolaus Vogt, starb erst vor wenigen Jahren zu Frankfurt a. M. in einem hohen Alter und wurde — wie noch in Aller Andenken — in dem Tode geehrt, wie er es im Leben durch sein rühmliches Wirken verdient hatte. Die Blüthezeit seines Lebens gehört einer Epoche der deutschen Literatur an, wo der deutsche Schriftsteller sagen durfte, was er dachte, ohne sich der Gefahr auszusetzen, für einen Feind des Vaterlandes gehalten und als ein solcher verfolgt zu werden. Herkommen und Convenienz, zum Theil aber auch das aufrichtige Bestreben deutscher Regierungen, an dem von Frankreich und England ausgegangenen Aufschwunge der Ideen im wohlverstandenen Staatsinteresse Theil zu nehmen, schufen und erhielten damals in dem „deutschen Reich" einen Grad von freiem Gedankenaustausch durch die Druckerpresse (Preßfreiheit), welcher die Aufklärung als ein Gut und den gesellschaftlichen Fortschritt, sey es im Materiellen, wie im Geistigen, als ein öffentliches Glück erblicken ließ. Schlözer's Staatsanzeigen, die freimüthigen Briefe unseres Landsmannes Caspar Risbeck von Höchst a. M.*) und andere Schriften sind eben so viele historische Zeugnisse der deutschen Preßfreiheit in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Die damaligen Regierungen trugen kein Bedenken, um mit Shakespeare zu reden, sich von den verbessernden Winden des Tadels durchwehen zu lassen und so an Lebensfrische wie an Einsichten zu gewinnen. Das „heilige römische Reich deutscher Nation" hatte auch seine guten Seiten, und die eben berührte möchte jedenfalls dazu zu zählen seyn.

Dr. Wilh. Dieffenbach.

*) Bd. I. S. 155 u. f. erschien im Jahr 1787 zu Frankfurt bei Varrentrapp und Wenner.

*) Sie erschienen 1784 unter dem Titel: „Briefe eines reisenden Franzosen über Deutschland", und erregten großes Aufsehen. Der zu Aarau in der Schweiz verstorbene Verfasser entwickelt darin schöne historische und politische Kenntnisse, welche unter seiner originellen Feder einen ganz eigenthümlichen Reiz erhalten.

Mannichfaltigkeiten.

In den Berliner Zeitungen droht ein heftiger Kampf loszubrechen. Hr. v. Bülow-Cummerow hatte in seiner jüngsten Schrift, und zwar in der Abhandlung „die Schlacht- und Mahlsteuer" den Bäckern einen übermäßigen Gewinn zum Vorwurf gemacht. Dagegen erhob sich ein Bäckermeister, Hr. Knönagel, in der Spener'schen Zeitung, und rechnete Hrn. v. Bülow einige Irrthümer nach. Der Letztere, in journalistischen Fehden bekanntlich nicht eben lässig, replizirte dawider, und hatte den Einfall, bei dieser Gelegenheit unter dem baroken Titel „einer großen Semmelstiftung" die Berliner Hausfrauen zu einem Verein verbinden zu wollen, der es sich zur Aufgabe mache, in bestimmten Bezirken die Bäckerwaaren regelmäßig nachzuwiegen, und die Resultate des Gewichts öffentlich bekannt zu machen. Der Verein sollte, außer Hrn. v. Bülow als Präsidenten, nur aus Frauen bestehen; Geldbeiträge würden nicht gefordert, nur Arbeit; die Zeitungen müßten die Publikation unentgeltlich aufnehmen, sonst würden sie in den Häusern der Vereinsmitglieder verboten. Die ganze Geschichte ist eigentlich eine Farce, die man der Geschwätzigkeit „des alten Herrn" zu gute halten konnte, denn wer die Verhältnisse einigermaßen kennt, weiß, daß „eine große Semmelstiftung" schwerlich auf Erfolg zu rechnen hat. Allein die Berliner nehmen es ernsthafter, und fallen jetzt mit Ernst und Spott über den unglücklichen Semmelstifter her. Hr. Knönagel stempelt ihn in der Zeitung alles Ernstes zum Radikalen, und erbittet sich selbst ein Aemtchen als Protokollführer in den „Semmelkonferenzen." Eine Hausfrau warnt gegen den Frauen-Wiege-Semmel-Besserungsverein. Ein Junggeselle fragt, ob Hr. v. Bülow vielleicht Hahn im Korbe unter den Semmelgenossinnen werden wolle u. s. w.

(Zusammenlegbare Damenhüte.) Pariser Modezeitschriften empfehlen eine höchst praktische Erfindung der Mad. Séguin (Rue neuve des Capucines), nämlich Damenhüte, welche nach Belieben zusammengelegt und wieder ausgebreitet werden können, ohne daß die Form im geringsten darunter leidet. Diese Hüte nehmen, so eingepackt, nur einen Raum von einigen Linien ein, und es können daher mehrere in einen gewöhnlichen Reisekoffer oder Mantelsack gepackt werden. Auf Reisen und zur Versendung müssen sich solche Hüte vorzüglich eignen, und wenn diese Erfindung sich durch die Erfahrung bewährt, so wird sie, gleich mancher andern Neuerung im Gebiete der Mode und des Luxus, gewiß bald allgemeiner verbreitet werden.

(Luft-Kaffeehaus.) In Avignon wurde auf einer mehr als hundertjährigen Ulme ein Luft-Kaffeehaus errichtet, zu welchem eine Treppe hinaufführt. Es ist ein längliches Viereck mit ungleichen Seiten, mit einem Geländer, Bänken und sieben Tischen, an denen wohl fünfzig Personen bewirthet werden können. Das Ganze ist schön gezimmert und grün angestrichen, und wird in einer beträchtlichen Höhe von den Hauptästen der ungeheuren Ulme gehalten. Zugleich bietet diese reizende Terrasse eine hübsche Aussicht auf die zahlreichen Spaziergänger, die an schönen Sommerabenden an den Ufern der Rhone lustwandeln. (Wien. Th. Ztg.)

In Folge der neuen Posteinrichtung zwischen London und Dublin kann man in London am Morgen des folgenden Tages schon Antwort auf einen Brief haben, der am vorhergehenden Morgen in den Briefkasten für die Dubliner Post geworfen wurde.

Eisenbahn-Telegraphen werden in England jetzt, um Zusammenstoßen zweier Züge zu verhüten, auf allen Bahnen eingeführt, welche nur ein Schienengeleis haben. Ein solcher elektrischer Telegraph ist auch an der neuen, am 1. Mai eröffneten, 20 englische Meilen langen Yarmouth-Norwicher Bahn angebracht. Es können mit demselben 40 Signale in der Minute gegeben werden.

Wie viel England seit Einführung der Eisenbahnen auf die möglichste Ausdehnung dieses Verkehrsmittels gewendet, ersieht man am deutlichsten aus folgenden Angaben: Die Länge sämmtlicher, jetzt in Großbritannien befindlicher Eisenbahnen beträgt nämlich 2000 engl. Meilen oder 800 Stunden, deren Erbauung einen Kostenaufwand von 79 Mill. Pfd. St. (719 Mill. fl. C.-M.) erfordert hat. Es sind aber außerdem noch neue Schienenwege projektirt, deren Plane gegenwärtig dem Parlamente vorliegen. Diese neue Bahnen werden eine Strecke von 1000 engl. Meilen (400 Stunden) bilden und etwa 40 Mill. Pfd. St. (400 Mill. fl. C.-M.) kosten.

In Flatow, in Westpreußen, fand kürzlich eine eigenthümliche Verlobung statt. Der Bräutigam ist nämlich 95 und die Braut 90 Jahre alt, beide mosaischen Glaubens. Merkwürdiger Weise hat die Braut schon öfter Spuren von Eifersucht gezeigt.

Den belgischen Kammern ist ein Gesetz vorgelegt worden, das alle Lotterien verbietet und nur die Wohlthätigkeitsverloosungen ausnimmt, die jedoch auch jedes Mal durch speciellen königlichen Erlaß autorisirt werden müssen.

In einer englischen Eisengießerei wird ein Leuchtthurm für eine der Bermudasinseln gearbeitet. Er soll 137 Fuß hoch und 600,000 Pfund schwer werden, neun Kammern enthalten und ganz aus gegossenem Eisen verfertigt werden.

Korrespondenz.

Köln, 19. Mai.

Wie im vorigen Jahre hat unser Theaterdirektor Spielberger auch für diesen Sommer zu dem Aushülfemittel einer Verloosung von 4000 Sommer-Abonnements-Actien, deren jede 2 Thaler kostet, nothgedrungen greifen müssen, um sich und seine Gesellschaft bis zum Herbste durchbringen zu können; leider sollen aber, dem Vernehmen nach, bis heute noch kaum dritthalbtausend dieser Actien abgesetzt seyn, obgleich die Verloosung, welche die in Theaterbillets bestehenden Gewinne zur Vertheilung bringt, schon in wenig Tagen, nämlich am 23. Mai, vor sich gehen wird. Die Direktion, auf welcher ohnehin dahier sehr drückende Lasten haften, hätte wohl ein Anrecht auf eifrigere Unterstützung von Seiten des Publikums; denn ihr schon seit Jahren bewährtes Streben, durch Vorführung ausgezeichneter Gäste auch während der schönen Jahreszeit zum fleißigen Theaterbesuche Lust zu machen, hat uns binnen den letzten sechs Wochen das Gastspiel der Herren Kunst, Mantius, Staudigl, Erl und der Mad. Birch-Pfeiffer gebracht, und wir dürfen in den nächsten Monaten eine Reihe weiterer ausgezeichneter Genüsse erwar-

ten. Zuvor aber, und zwar schon übermorgen, steht uns noch ein absonderlicher Kunstgenuß bevor. Ein hiesiger Eau-de-Cologne-Fabrikant nämlich, Karl Kramer, der sich durch Karnevals- und andere Lieder unserm Publikum vielfach bekannt gemacht hat, wird übermorgen in Folge einer mit dem Direktor Spielberger um 25 Friedrichsd'or eingegangenen Wette in Göthe's „Faust" die Titelrolle geben. Das Gastspiel Kunst's, der vor vier Wochen als Faust auftrat, hat diese Wette veranlaßt; Hr. Spielberger dürfte aber, obgleich er den Wettpreis bezahlen muß, keinen Verlust dadurch erleiden, da das Stück mit aufgehobenem Abonnement gegeben und das Haus zum Ersticken voll seyn wird. Wie es heißt, wird Hr. Kunst der Vorstellung beiwohnen, um für Hrn. Kramer einzutreten, falls dieser, der noch nie früher die Bühne betrat, etwa stecken bleiben sollte.

Mainz, 19. Mai.

In dem gestern erschienenen Mainzer Wochenblatte befindet sich eine Erklärung des Hrn. Dr. Reuß, Vicepräsidenten der hiesigen Central-Armenkommission, worin er als Erwiederung auf die in Nro. 183 der Didaskalia gestellte Anfrage wegen der von dem diesjährigen Karnevalsverein an die Kommission eingesendeten 900 fl. für die Armen anzeigt, daß dieser Betrag in dem letzten Rechenschaftsberichte nicht begriffen sey, sondern, höherer Anordnung gemäß, in jenem von 1844 erst erscheinen werde. Diese Aufklärung gereicht uns zu einer doppelten Genugthuung, zuerst, weil wir daraus ersehen, daß die Bedürftigen unserer Stadt für das laufende Jahr schon einen schönen Zuschuß erhalten haben, zweitens, weil die Art der Erwiederung uns den erneuerten Beweis liefert, daß unsere Behörden die Wohlthaten der Publizität erkennen und sie zu würdigen wissen. — Unsern mit der Untersuchung und Verfolgung des im verflossenen Spätjahre ausgebrochenen Bankerotts des geflüchteten Tuchhändlers Hof beauftragten Gerichtsbehörden ist es gelungen, den betrügerischen Handlungen dritter Personen auf die Spur zu kommen, wodurch es allein möglich wurde, die Fabrikanten, welche dem Falliten Zutrauen geschenkt hatten, durch Wegbringung der Waaren um ihre Forderungen zu prellen. Ein hiesiger, sehr vermögender jüdischer Handelsmann, der den größten Theil der Waaren um einen Spottpreis gekauft, aber auch diesen geringen Preis nicht bezahlt haben soll, ist, wie man erfährt, auf die schriftliche Anzeige des Hof selbst zur Untersuchung gezogen und vorgestern in das Detentionshaus in Haft gebracht worden. Da Hof in seinen Hoffnungen, das Geld für die verschleuderten Waaren nachgeschickt zu erhalten, betrogen wurde und er sich dadurch ohne Mittel sieht, auswärts leben zu können, so soll er geschrieben haben, er werde hieher kommen und sich vor dem Gerichte stellen. Das wäre also der zweite Fall eines von hier durchgegangenen Kaufmanns, der vorzieht, lieber zurück zu kehren und seine Strafe auszuhalten, als im Auslande zu verhungern oder sich mühsam ernähren zu müssen. Wenn Hof zurückkehrt, so wird die darauf folgende Gerichtsverhandlung ohne Zweifel über vielerlei Betrügereien Aufklärung geben, die man bis jetzt zu enträthseln sich umsonst bemüht hat.

Darmstadt, 19. Mai.

Ende gut, Alles gut, heißt es bei unserem Theater. Nach dem Trauerspiel: „Moritz von Sachsen" sahen wir den „Freischütz" und den „Sohn der Wildniß", und für heute kündigt uns das Repertoir die „Entführung aus dem Serail" an. Nächsten Dienstag erfolgt der Schluß der langen Saison mit einer Benefizvorstellung zum Vortheile des Chorpersonals. Wie man hört, so sind die beiden unterhaltenden Stücke: „der alte Feldherr" und „die Ochsen-Menuette" dafür in Aussicht genommen worden. Und damit wird das Theater bis Mitte Septbr. geschlossen werden. Wir sahen manches Schöne und Gute, und recht sehr zu billigen war es, daß man vorgestern den „Sohn der Wildniß" noch einmal zur Aufführung brachte. Hr. Becker, als Ingomar, erhielt großen Beifall, und auch Fräul. Steck, als Parthenia, wußte sich selbst und ihre Rolle zu beherrschen. Kurz, dieses beliebte Drama hat auf's neue sein Bürgerrecht auf der Bühne geltend gemacht. — Die Reorganisation unseres Theaterpersonals scheint übrigens noch nicht ihr äußerstes Ziel erreicht zu haben, da, außer mehreren ältern Bühnenmitgliedern, auch Mad. Köhler zu der Zahl derjenigen gehören soll, welche aus dem Künstlerverband des großh. Hoftheaters scheiden werden. Wenn dem so ist, so müßte man ihren Austritt nach fünfjährigem Wirken nur bedauern, da sie erst neuerdings als Hippolyta in dem „Sommernachtstraum" und als Elisabeth von Rochlitz in „Moritz von Sachsen" ihr durch ein glückliches Aeußere unterstütztes Bühnentalent in der erfreulichsten Weise wiederholt bethätiget hat. — Um die Verbesserung der hiesigen öffentlichen Badeanstalten hat sich der städtische Aufseher des „großen Woogs", Hr. Arnold, ein bleibendes Verdienst erworben, indem er ein seiner inneren und äußeren Anlage nach sehr zweckmäßig eingerichtetes Frauenbad an einer geeigneten Stelle jenes Weihers angelegt hat, welches nächster Tage eröffnet werden soll. Ueber den heilsamen Einfluß kalter Bäder auf die Gesundheit beider Geschlechter haben erfahrene Aerzte schon so viel gesprochen und geschrieben, daß man sich mit Recht wundern muß, daß die kalten Bäder in der Frauenwelt, für die sie eigens bestimmt zu seyn scheinen, bis jetzt noch nicht die verdiente allgemeine Anerkennung gefunden haben. Tränken unsere Damen mehr Wasser als Thee, äßen sie mehr gesunde Kost als Torten und allerlei Backwerk, bewegten sie sich mehr in der freien Natur als in Ballsälen, und badeten sie endlich fleißiger als bisher, so würden sie auch an Leib und Seele gesünder und für den von der Natur ihnen vorgezeichneten wichtigen Beruf desto tüchtiger seyn. Gelänge es nur erst, die physische Erziehung des weiblichen Geschlechts nach den Forderungen der Natur einzurichten, so würde man alsdann mit mehr Recht von der moralischen Emancipation der Frauen reden können.

Königstein, 21. Mai.

Unser Jahrhundert ist reich an Festlichkeiten. Es verdient mit Recht, die Zeit der Vereine genannt zu werden. Durch sie werden Künste, Wissenschaften und Gewerbe gehoben, die Herzen der Menschen einander näher geführt. Letzteres läßt sich namentlich von den Vereinen sagen, deren Streben auf Veredlung des Gesanges gerichtet ist. Dasselbe sollte man deßhalb auch stets zu fördern und Feste, deren Tendenz es ist, Andere und sich durch die Macht des Gesanges zu vergnügen, zu begünstigen, wenigstens nicht zu verhindern suchen. Findet ein Fest den Anklang, den das dritte Taunussängerfest bei uns gefunden, beeifern sich Alle, der Sache die rechte Weihe zu geben, so fühlt man sich zum Danke gegen Anreger und Förderer des Festes verpflichtet. Hr. Amtmann Kissel und Hr. Decan Jost wirkten bei den für dasselbe getroffenen Anordnungen thätig mit. Hr. Stadtschultheiß Eigner und die Herren Stadträthe benutzen alle ihnen zu Gebote stehenden Mittel, um das Fest zu verschönen. Sie und angesehene Bürger leiten den Festzug. Unaufgefordert erklärten sich die an der Hauptstraße Wohnenden bereit, am Festtage ihre Häuser durch Fahnen etc. zu zieren. In der Nähe des Schulhauses wird ein Triumphbogen mit der Aufschrift: „Heil dem Taunussängerbunde!" aufgerichtet. Beim Herannahen eines jeden Vereines werden mehrere auf dem Festungsterrain gelagerte Böller gelöst. Das Nähere besagt das im Journal abgedruckte Festprogramm.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 23. Mai. (Neu einstudirt): Nathan der Weise. Drama in 5 Abth., von Lessing. (Gastrolle) Nathan: Hr. Reger, vom Stadttheater zu Leipzig.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 143. Freitag, den 24. Mai 1844.

Pflichttreue.

Von J. F. Höfer.

Es brandet die Woge in dunkeler Nacht
An felsiger Küste mit riesiger Macht,
Entfesselt toben die Winde.
Entmastet, ein Spielwerk der grollenden See,
Schwankt taumelnd hinab, schwankt taumelnd zur Höh'
Ein Schiff durch die klaffenden Gründe.

Das Steuer ruht kraftlos in zitternder Hand,
Der Seewind treibt furchtbar auf's nahende Land,
Verborgen den spähenden Blicken.
Da dröhnet der schweraufprallende Kiel,
Ein Klagelaut zittert durch Wogengewühl,
Die schützenden Planken zerknicken.

Wie ächzet der Riese auf felsigem Riff,
Wie rauschen die spottenden Wasser in's Schiff,
Wie krachen die berstenden Wände!
Verzweiflung heult in die brandende Fluth,
In eis'gem Entsetzen erstarret das Blut,
Schlaff sinken die rüstigen Hände.

Da röthet ein Schimmer den östlichen Saum,
Die bebenden Planken erwehren sich kaum
Der gierig andringenden Wogen.
Schnell senket das rettende Boot sich in's Meer,
Vom Lande kommt freudige Hoffnung daher
Mit des Frührothes Streifen gezogen.

Wild stürmet das Volk in das schwankende Boot.
Minuten sind kostbar! Nah' drohet der Tod
Aus wasserdurchfluthetem Raume.
Gefüllt ist das Boot; — in verzweifelnder Ruh'
Schaut von dem Verdecke ein Sterbender zu,
Stumpfsinnig in Fieberwahns Traume.

Und vor seinem Lager knie't ruhig und mild,
Das Auge von heiliger Andacht gefüllt,
Ein Priester im weißen Gewande.
Kahl glänzet sein Scheitel im zuckenden Licht;
Ihm dräuet kein Sturm, keine Woge zerbricht
Seine Aussicht zum besseren Lande.

Und horch! durch den Aufruhr dringt ruhig und klar
Die Stimme des Trösters, so göttlich, so wahr,
In Lauten voll inniger Wahrheit.
Und ob es vom Boote auch rufet und winkt,
Ob Planke nach Planke auch unter ihm sinkt,
In ihm ist lebendige Klarheit.

Und mächtiger dringen die Fluthen heran,
Als fern schon der Nachen das Ufer gewann;
Stumm lauscht die entflohene Menge.
Herüber vom Schiffe dringt eifrig Gebet!
Es hebt sich noch einmal mit Majestät
In ganzer, gewaltiger Länge.

Es bäumt sich der Rumpf aus den Fluthen empor;
Da tritt auch die Sonne im Osten hervor
Und schaut in die ringenden Wogen.
Ihr Frühroth trifft auf die heil'ge Monstranz;
Da wölbt um den Dulder ein göttlicher Kranz
Den prächtig strahlenden Bogen.

Hinab in die Tiefe, hinab in den Schlund,
Hinab in des Meeres aufgrollenden Grund!
Kalt rauschen die Wellen von dannen;
Sie rauschen hinauf zu der felsigen Höh',
Sie rauschen zurück in die schäumende See,
Erschüttert stehen die Mannen.

Sie blicken hinab in das gierige Grab,
Und Thränen rollen die Wangen hinab,
Wo nimmer Thränen geflossen. —
Und gleitet ein Fahrzeug jetzt über den Grund,
Ernst blicken die Schiffer hinab, wo der Schlund
Sich über dem Priester geschlossen.

Weiblicher Ehrgeiz.

Von Kathinka Zitz.

(Fortsetzung.)

VII.

Heinrich VIII. erschien persönlich als Kläger vor dem Parlamente, klagte seine Gemahlin der Treulosigkeit und des Ehebruchs an, und verlangte, daß ein Todesurtheil über die Verbrecherin ausgesprochen werden sollte.

Als sich hierauf der Präsident mit der Frage an die Lords wandte, ob sich die Kammer für hinlänglich erleuchtet erachte, ertönte ein vielfaches Ja; nur der Graf von Sussex sprach ein lautes, kraftvolles Nein aus.

„Wie das, Milord?" rief der König auffahrend.

„Wir sind hinlänglich erleuchtet, was die Ergebenheit, nicht aber was das Gewissen betrifft," erwiederte der Graf würdevoll. „Das Parlament ist ein unabhängiger, gerechter Gerichtshof, welcher nur Gott allein Rechenschaft von seinen Urtheilen abzulegen hat. Seit zwei Stunden, welche diese Sitzung dauert, habt Ihr angeklagt, Sire, aber wo sind die Beweise Eurer Beschuldigungen."

„Gut, Milord, wir werden diese Beweise liefern," sagte der König gereizt: „indessen geben wir unser Wort . . . ."

„Wir haben das Recht," fuhr Sussex fort, „diese Beweise von Ew. Gnaden zu fordern, bevor wir das Urtheil aussprechen, welches den Kopf vom Rumpf, die Seele vom Körper, die Königin von dem König scheidet."

„Der Ehebruch hat sie bereits von mir geschieden, Milord, und zwar besser, als es das Beil des Henkers vermag."

„Ich sage also, meine Lords," wandte sich der Graf mit hohem Ernste an die Parlamentsglieder, „ich sage also, daß, bevor wir mit ihrem Kopf in den Händen Diejenige zu Gott schicken, die er mit einer Krone auf dem Haupte zu uns gesendet hat, es an uns ist, die gegen sie erhobene Anklage in der Wage der Gerechtigkeit gewissenhaft abzuwägen, und nur dann ein Urtheil auszusprechen, wann das Gewicht ihres Vergehens wirklich schwer genug ist, um daß ihm nur die göttliche Barmherzigkeit als Gegengewicht dienen kann."

„Das heißt, Milord," rief der König wüthend, indem er den Fuß auf den vor ihm stehenden Tisch setzte, „das heißt, daß Du vertheidigst, wo ich anklage; daß Du zweifelst, wo ich behaupte, und läugnest, wo ich schwöre. Milord, Milord! Du vergißt, wer Du bist, und wer ich bin; Du vergißt, daß Gott mir eins der größten Reiche in die Hand gab, und daß, je nachdem ich die Hand öffne oder schließe, ich vierzehn Millionen Menschen Luft schöpfen lasse oder sie ersticke."

„Sire, Ew. Gnaden irrt sich, Gott gab Euch die Königswürde, doch nicht das Königreich, den Körper, und nicht die Seele."

„Darum, Milord von Sussex, wenn dieser uns unterwürfige Körper eine rebellische Seele umschließt, so rufen wir den Henker, auf daß er uns helfe, die Seele aus dem Körper zu treiben."

„Und wenn der Henker zögert, so wissen wir einen König, der einen Dolch in seinem Gürtel trägt, welcher den Dienst des Henkerbeils trefflich zu verrichten versteht."

Der König machte eine Bewegung, als wolle er auf den Grafen von Sussex zuspringen; die Pairs umringten diesen, und suchten ihn zu begütigen; aber mit edler Gluth auf den Wangen, rief der muthige Mann:

„Zurück, meine Lords, auf daß der König wohl sehe, daß ich allein bin, und auf mich zukommen kann, wenn ihm solches beliebt."

„Sire," sprach der Erzbischof von Canterbury, „die Ueberzeugung dringt durch Worte, nicht aber durch den Dolch in die Herzen. Ew. Gnaden sprach von Beweisen . . . ."

„Ihr habt Recht, Milord von Canterbury," fiel ihm Heinrich in die Rede. „Doch, da kommt ja eben die Angeklagte, und liefert mir selbst zwei Beweise, die Ihr nicht verwerfen werdet, nämlich ihre Bläſſe und ihre Verwirrung."

In der That erschien so eben die Königin, in Begleitung der Herzoginnen von Oxford und von Rockeby. Sie setzte sich, und flehte sodann die Lords an, Mitleid mit ihr zu haben; der Erzbischof von Canterbury forderte indessen den König auf, seine Anklage in Gegenwart der Angeschuldigten zu wiederholen, denn sie hatte das Recht, sie anzuhören und darauf zu antworten.

Der König erzählte hierauf, wie er, aus dem Staatsrathe kommend, das Weib, das er zur Königin gemacht, mit einem Manne eingeschlossen gefunden, dessen Stimme er deutlich gehört habe; wie er hierauf die Thüre eingetreten, das Barett des Entflohenen in dem Zimmer der Königin gefunden. Auf diese Indizien hin klagte er sie der Treulosigkeit und des Ehebruchs an, und beschwor seine Aussage auf seine Ehre und die Religion, auf seine Krone und das Evangelium; zugleich die Lords auffordernd, daß Derjenige, der noch den kleinsten Zweifel habe, seinen König Lügen strafen solle.

„Was habt Ihr darauf zu erwiedern, Milady?" fragte der Präsident.

„Milords, was soll ich hierauf sagen?" erwiederte Katharina mit leise bebender Stimme. „Wer vermag das mächtige Wort eines Königs zu beantworten? Man ringt nicht mit dem Gewitterstrahl, man schließt die Augen und erwartet den Schlag. Ich fühle nicht die Kraft in mir, eine so schreckliche Anklage zurückzustoßen. Urtheilt daher mehr noch nach Eurer Milde, als nach Eurer Gerechtigkeit; was Ihr thun werdet, soll wohlgethan seyn, und schon im voraus danke oder verzeihe ich Euch."

Der Präsident forderte die Parlamentsglieder auf, den vorliegenden Fall jetzt mit ihm zu berathen, und schon wollten sie sich zurückziehen, als der Graf von Sussex sich von seinem Sitze erhob.

„Einen Augenblick, Milords," hob er an. „Da mein Gewissen mir verbietet, Theil an einer Berathung zu nehmen, deren Ausgang ich voraus sehe; da dieser Ausgang ein Todesurtheil, und dieses Urtheil ein Gewissensbiß oder eine Schmach für die Richter seyn wird, die es ausgesprochen haben, so lege ich auf den Platz, den meine Vorfahren seit vier Jahrhunderten eingenommen haben, den Pairsmantel nieder, den sie auf mich vererbten; von diesem Augenblick scheide ich aus dem Oberhaus, und trete als Zuhörer Eurer Verhandlungen unter das Volk zurück, das die Urtheile vernichtet und die Richter richtet."

Bei diesen Worten zog er seinen Mantel aus, legte ihn auf seinen Sitz nieder, und stieg hinter das Geländer, hinter welchem das Volk seine Plätze eingenommen hatte. Der König nahm die Abdankung des Grafen ohne Weiteres, vielleicht sogar mit geheimem Wohlgefallen, an, und entfernte sich dann,

um die freie Berathung des Parlaments nicht durch seine Gegenwart zu stören. Auch die Königin ward abgeführt.

„Milords," sagte sie, bevor sie ging, „bedenkt, daß Ihr ein Urtheil über Leben und Tod gegen eine Königin aussprecht; bedenkt, daß ihr weder Rath noch Beistand zugestanden ward; bedenkt endlich, daß ein König anklagt, daß ein armes Weib sich vertheidigt, und daß, während Ihr über ihr Schicksal berathet, sie nichts thun kann, nichts, als Gott bitten, daß er das Herz ihrer Richter rühren möge."

(Fortsetzung folgt.)

Sonderbare Verantwortlichkeit.

Das Leben der viel beneideten französischen Modeschriftsteller bietet oft gar unangenehme Episoden dar. In das Cabinet eines der beliebtesten Romanenschreiber trat vor kurzem ein Unbekannter, setzte sich, ohne eine Einladung abzuwarten, in einen Armstuhl, stieß einen schweren Seufzer aus, erhob seine Augen zum Himmel, oder wenigstens zum Plafond, und sprach ernst und feierlich: „Mein Herr, ich bin ein unglücklicher Ehemann." Der Schriftsteller gab ihm sein Erstaunen über diese ihn gar nicht interessirende Mittheilung zu erkennen. — „Sie irren sich", erwiederte der Unbekannte; „hören Sie mich an, und Sie werden sich überzeugen, daß meine Geschichte Sie interessiren muß." — „Lassen Sie hören", sagte der Schriftsteller, seinen Unwillen über den Verlust seiner kostbaren Zeit unterdrückend. — „Es sind kaum drei Jahre", begann der Kreuzträger, „als ich ein engelschönes Mädchen heirathete. Unser Bündniß ward unter den glücklichsten Auspizien geschlossen; Alles deutete auf ein ungetrübtes Glück. Es waltete allerdings zwischen meiner Frau und mir einige Altersverschiedenheit ob, denn sie zählte erst achtzehn Frühlinge und ich hatte schon fünfundvierzig Sommer hinter mir; aber ich bin, wie Sie sehen, noch ein Mann von starker Constitution und auf das Beste conservirt. Ich überzeugte mich bald, daß unsere beiderseitigen Charaktere in einem großen Mißverhältnisse zu einander standen: meine Frau war durch und durch Romanseele, ich aber bin ein positiver Mensch; ein Verständniß war unmöglich, denn während ich auf der Erde wandelte, schwebte sie in den Wolken. Durch diese Schwärmerei, welche durch die heillosen Romane noch schlimmer wurde, wurde ihr der Kopf zuletzt so verdreht, daß — sie sich entführen ließ." — Die Romanenschreiber sind an derlei Mittheilungen gewöhnt; es fehlt nicht an Leuten, welche sie zu Vertrauten ihrer Herzenspein und häuslichen Sorgen machen, und manche bilden sich ein, ihre Leidensgeschichte sey originell und gäbe ein treffliches Sujet zu einem Roman oder Drama. Unser Schriftsteller glaubte es also mit einem solchen Kreuzträger, der seine Geschichte gedruckt zu sehen wünschte, zu thun zu haben; er waffnete sich mit aller ihm zu Gebote stehenden literarischen Resignation, um die Litanei bis zu Ende zu hören. — „Ja, mein Herr", fuhr der unglückliche Ehemann nach einer Pause fort, „sie ist verschwunden! Was ist aus ihr geworden?" — „Ich bedauere, daß ich darüber keine Auskunft geben kann", erwiederte der Schriftsteller theilnehmend. „Ich weiß es auch nicht; aber Sie müssen wissen, daß ein Mann von meinem Charakter die Sache hierbei nicht bewenden lassen kann; ich muß Genugthuung haben für die mir angethane Schmach, und ich fordere sie von Ihnen." — „Wie!" rief der Schriftsteller erstaunt, „Sie werden mich doch nicht im Verdacht haben . . . ." — „Sie sind der Verfasser einiger jener unseligen Bücher, die meiner Frau den Kopf verdreht haben. Neben dem Abschiedsbriefe, worin sie mir vorwarf, ich hätte sie nicht verstanden, lag einer Ihrer überspanntesten Romane aufgeschlagen. Ich habe also das Recht, zu glauben, daß Sie an meinem Unglücke nicht schuldlos sind, und da ich den Entführer nicht erreichen kann, so halte ich mich an Sie. Ich lasse Ihnen die Wahl der Waffen." — Der Schriftsteller suchte vergebens diese sonderbare Verantwortlichkeit abzulehnen, alle seine Gründe scheiterten an dem hartnäckigen Grimme des Mannes. Er mußte sich stellen, und es gelang den Zeugen erst dann, die Sache beizulegen, als die Nachricht eingegangen war, daß die landflüchtige Ehehälfte an den romantischen Ufern des Genfersee's sentimentale Spaziergänge mache." — „Ich reise in die Schweiz", sagte der Ehemann zu dem Schriftsteller, „aber wenn der Entführer mir entgeht, so komme ich wieder zu Ihnen."

Reise nach London.

(Frankfurt, 22. Mai.) Vor hundert Jahren wurde ein Mann, der die Reise nach London gemacht hatte, nicht mehr für einen gewöhnlichen Bürger gehalten. Ein Schriftsteller, der diese Tour vollbracht, glaubte sich schon zu einer Reisebeschreibung berechtigt. Nun aber lasen wir dieser Tage im Journal eine Anzeige, die uns wahrhaft als ein Wunder moderner Cultur, als ein Non plus ultra des erleichterten Verkehrs erscheint. Nach London und zurück, in der Pfingstwoche, für dreiundvierzig Gulden! für eine Summe, womit man sonst nicht nach Straßburg gelangt wäre, um den Münster zu besteigen, oder nach Kassel, um den Herkules auf Wilhelmshöhe zu sehen! Und nun sollen sich für diese Summe die Wunder des nordischen Roms, die Themse mit ihren Brücken unter und über dem Wasser, die riesigen Kuppeln von St. Paul, die gewaltigen Parks, jeder so groß wie eine deutsche Stadt, die belebte City, das prächtige Westend eröffnen! Wir sollen die Engländer sehen, nicht wie sie bei uns halb übermüthig, halb verlegen mit einem guide in der Hand stolziren, sondern in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit, mit ihren Wettrennen und Parlamentskämpfen, ihren Boxereien und Volksversammlungen; die Titians und Correggios der National-Gallerie, die Mammuthsknochen und Statuen des British-Museum, die Giraffen der Zoological-gardens, das Gedränge an die Bank, das stolze Schweigen in Belgrave-square; wir schreiben unsere Namen in das Fremdenbuch des Tunnels und des Coliseums für eine Summe, die manches Kind dreifach in seiner Sparbüchse hat, und das in der Pfingstwoche, wo der Schulmeister seine Ferien benutzen darf, und wo selbst ein Hampelmann den Unterschied zwischen einer Landpartie nach Königstein und einer Wasserpartie nach London erkennen kann! Wahrlich, die Sache hat ihre ernste Seite und eröffnet die weiteste Aussicht auf jene Verallgemeinerung der Cultur und Weltkunde, die ein Wahrzeichen unserer und der herannahenden Zeit ist; und es wäre zu verwundern, wenn das

durch Hrn. Beyschlag zu Gebote gestellte Schiff nicht wenigstens einen Theil des Zudrangs fände wie ein Konzert von Lißt oder ein Pas von Fanny Elsler.

Mannichfaltigkeiten.

Die Maschinen in der Industrie-Ausstellung zu Paris sind der Hauptgegenstand der Bewunderung von allen Seiten. Frankreich hat, wie sich jetzt glänzend zeigt, in dieser Beziehung Riesenfortschritte gemacht.

Der Brückenwärter Pohl in Coblenz ist ein wackerer Mann, dessen Name mit Hochachtung genannt werden muß. Neulich rettete er einen Knaben, der im Rhein dem Ertrinken nahe war, — das neunte Kind, welches Pohl den Fluthen entrissen hat.

Wie sehr jetzt auf die Ausstattung der Dramen gesehen wird, zeigt sich aus folgender Kostenberechnung der mise en scène bei folgenden Stücken, welche im Theatre-Français in Paris in neuerer Zeit zur Aufführung kamen: „Louis XI.": 22,719 Fr.; „Hernani" (ohne die Prämie): 18,518 Fr.; „Angelo": 26,755 Fr.; „Caligula": 43,811 Fr.; „la Popularité": 12,741 Fr. In der Blüthezeit dieser Bühne erforderte die mise en scène eines Meisterwerkes nicht mehr als 3000 Fr.

Korrespondenz.

Hamburg, 18. Mai.

„Wer ist Feldmann?" heißt eine kleine, so eben erschienene Broschüre, die freilich mehr ein lokales Interesse hat, allein charakteristisch ist für den Zustand der Kritik, wie sie in hiesigen Blättern gehandhabt und das Publikum getäuscht wird. Feldmann ist nämlich der fade, parteiische Recensent, der in den „Nachrichten" und im „Freischützen" zugleich die musikalische Kritik handhabt und sich durch höchst excentrische Lobhudeleien unserer Primadonna Cvers, die er unlängst über die Persiani stellte, dem allgemeinen Gespötte preisgegeben hat. „Obgleich es längst kein Geheimniß mehr, wer das Chamäleon ist, so hat man bisher den Nagel doch so eigentlich nicht auf den Kopf getroffen. Denn in gewissem Sinne gibt es drei Feldmänner. Das wäre unmöglich? Nein, gar nicht, das geht ganz natürlich zu, nämlich so: Feldmann Nro. 1 gibt den musikalischen oder unmusikalischen Senf her; Feldmann Nro. 2 stylisirt in bombastischgeleckten Wendungen die sogenannte Kritik so gut es gehen will; endlich Feldmann Nro. 3 besorgt per pedes apostolorum die fabrizirte Kritik an Ort und Stelle." Ich füge hinzu, Feldmann, der dreifältige Feldmann, sind — die Gebrüder Marxsen, was hier längst kein Geheimniß mehr ist. Wir haben jetzt auch „Geheimnisse von Hamburg" von Christern, dem Feuilletonisten der Hamb. Neuen Zeitung, die früher in der Neuen Zeitung standen und jetzt heftweise erscheinen. Ich habe über diese Geheimnisse allerlei Lobeserhebungen gelesen, kann aber denselben durchaus nicht beistimmen, indem mir diese Hamburger Geheimnisse kaum ein fader, matter Abklatsch der Sue'schen Mysteren zu seyn scheinen, mit denen sie nichts als den Namen gemein haben. — Das neueste bei Brockhaus erschienene Buch von Gutzkow: „Aus der Zeit und dem Leben" wird hier viel gelesen. Es enthält eine Reihe geistvoller, durch Inhalt und Form gleich ausgezeichneter Aufsätze, die größtentheils schon im „Telegraphen" abgedruckt waren.

Mainz, 20. Mai.

Die diesjährige Bühnen-Saison ist dieser Tage dahier geschlossen worden und wir werden nun drei Monate lang kein Theater haben. Hr. Direktor Remie geht demnächst mit der Oper nach Brüssel, um daselbst eine Reihe von Vorstellungen zu geben. Unter Remie's rechtlicher und verständiger Leitung läßt sich dem Unternehmen ein gutes Prognostikon stellen, zumalen die ersten Fächer durch die rühmlichst bekannte Sängerin Mad. Schodel und die Herren Reichel, Pischek und unsern ersten Tenoristen Hrn. Stritt würdig besetzt sind. Daß wir für die nächste Saison diesen hier sehr beliebten Sänger verlieren, wird von den Theaterfreunden bedauert werden. Hr. Stritt ist vom 1. Sept. d. J. als Heldentenor mit einer Gage von 2500 Thlr. pr. Ct. in Breslau engagirt und wird der dortigen Oper auf drei Jahre angehören. Die kräftige und schöne Stimme des Hrn. Stritt wird demselben überall Anerkennung gewinnen, namentlich in Partieen wie Robert, Masaniello, Eleazar, Sever, Zampa, Fra Diavolo, Othello rc., in welchen er hier sehr gefiel. Am 12. d. M. trat Hr. Stritt zum letzten Male als Masaniello auf und wurde von dem zahlreich versammelten Publikum freundlich empfangen, im Laufe der Vorstellung lebhaft applaudirt und nach dem vierten Akt und am Schlusse hervorgerufen.

Darmstadt, 21. Mai.

Unsere Monumentsäule, für welche das Standbild des verewigten Großherzogs gestern von München hier angekommen, ist noch nicht ganz fertig, da der Schlußstein, auf welche die Statue zu stehen kommt, noch auf flacher Erde liegt, jedoch, wie man hört, nunmehr bald in die Höhe geschafft werden soll, zu welchem Behuf das Gerüst bedeutend verstärkt worden ist. Das Gewicht dieses Steines wird zu 140 Ctr. angegeben, was ansehnlich genug ist, um zur Vorsicht und zur Anwendung der sichersten Vorkehrung zur senkrechten Hebung einer so großen Last zu mahnen. Abgesehen von etwaigen widrigen Zufällen, die außer dem Bereiche der Voraussicht und auch der Berechnung liegen, ist an der glücklichen Lösung dieser Aufgabe der praktischen Mechanik kaum zu zweifeln. Man hat schon weit größere Lasten mit dem glücklichsten Erfolge bewegt, wie z. B. den auf dem Platze vor der Peterskirche in Rom stehenden Obelisken, der im Jahr 1586, unter der Regierung des Pabstes Sixtus V., durch Dominicus Fontana mittelst 40 Flaschenzügen und 40 Haspeln emporgehoben und aufgerichtet wurde. Dieser großen Vorrichtungen bedurfte man, um eine so ungeheure Steinmasse von 74 Fuß Höhe und 956,148 Pfd. Gewicht mit Sicherheit zu bewegen. Der nämlichen mechanischen Hülfsmittel bediente sich einst der Baumeister Sonnin zu Hamburg, um den Thurm der Nicolaikirche daselbst wieder gerade zu stellen. Professor Büsch, der die Kunst verstand, die mathematischen Wissenschaften auch den Laien angenehm und zugänglich zu machen, hat in seiner „Mathematik zum Nutzen und Vergnügen des bürgerlichen Lebens" das dabei beobachtete Verfahren im Detail beschrieben. Wenn solche riesenmäßige Aufgaben der praktischen Mechanik gelangen, so ist wahrlich kein Grund vorhanden, an der glücklichen Emporhebung einer Last von 14,000 Pfd., dem ungefähren Gewicht des Schlußsteins unserer Monumentsäule, im Ernste zu zweifeln. Sobald dies bewerkstelligt worden, soll das in Erz gegossene colossale Standbild, dessen Gewicht zu 119 Ctr. angegeben wird, hinaufgewunden und aufgestellt werden. Diese nicht unbedeutenden Arbeiten werden nicht lange mehr auf sich warten lassen, indem, wie man hört, der Monat Juni dafür bestimmt seyn soll. Dr. D.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 23. Mai. (Neu einstudirt): Nathan der Weise, Drama in 5 Abth., von Lessing. (Gastrolle) Nathan: Hr. Reger, vom Stadttheater zu Leipzig.

Montag, 27. Mai. Marie, oder: die Regimentstochter, komische Oper in 2 Abth., Musik von Donizetti.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 144. Samstag den 25. Mai 1844.

Weiblicher Ehrgeiz.

Von Kathinka Zitz.

(Fortsetzung.)

Indessen sich die Richter an das äusserste Ende des Saales zurückzogen, wurden manche Stimmen unter dem Volke laut. „Ist das nicht eine schöne Zahl, fünf Königinnen für einen König?“ rief Meister Williams, der dicke Fleischer. „S'ist freilich wahr, die zwei letzten haben nicht lange regiert.“

„Glaubt Ihr, daß sie verurtheilt wird, Meister Williams?“ fragte eine Obsthöckerin mitleidig.

„Darauf wollte ich meinen Kopf verwetten,“ betheuerte der Schlächter. „Anna Boleyn hatte nicht so viel gethan, und ihr Prozeß ist mein Seel bald abgemacht gewesen.“

„Ich habe die Königin Anna hinrichten sehen,“ rief der Goldschmied Jackson, wichtig thuend.

„Ist es wahr, daß sie Nichts bekannt hat, Meister Jackson?“ fragte die Obsthändlerin.

„S'ist wahr,“ erwiederte dieser. „Ich stand nicht weit vom Blutgerüste, und habe Alles gehört, was sie sagte, ohne eine einzige Sylbe zu verlieren.“

„Was sagte sie denn?“ fragte die Frau neugierig.

„Volk von London, sagte sie, ich sterbe nach dem Gesetze, nachdem ich nach dem Gesetze verurtheilt worden bin. Ich will Niemand verdammen, nichts zu meiner Rechtfertigung sagen .... sondern ich bitte Gott, den König zu retten, und die Tage seiner Herrschaft über euch zu vermehren.“

„Arme Frau!“ rief die Obsthändlerin mitleidig. „Und dann?“

„Dann,“ fuhr der Erzähler fort, „dann legte sie ihr Haupt auf den Block und sprach: Ich empfehle meine Seele Jesum Christum, dem Herrn. Kaum hatte sie diese Worte ausgesprochen, so war es auch um sie geschehen.“

„Auf einen Schlag?“ fragte der Fleischer.

„Im Handumdrehen,“ erwiederte der Goldschmied. „Der König hatte aber auch einen geschickten Mann ausgesucht, denn er hatte den Scharfrichter von Calais eigens dazu verschrieben.“

„Den wird man wohl wieder holen lassen,“ meinte die Obstverkäuferin.

„O,“ sagte Jackson, „der unsrige hat seitdem Uebung genug gehabt, um sich Fertigkeit zu erwerben.“

Die Gerichtsdiener geboten jetzt Stille, denn der Hof war im Begriff, sein Urtheil auszusprechen. Die Angeklagte ward von ihren Frauen wieder herein geführt, war aber so blaß, daß sie sich kaum aufrecht zu erhalten vermochte, um das Urtheil anzuhören, welches sie, als des Ehebruchs für schuldig erklärt, sammt ihrem unbekannten Mitschuldigen verurtheilte, nach Verlauf von drei Tagen, am Eingange des Towers von London, durch das Beil vom Leben zum Tode gebracht zu werden.

Katharina brach halb ohnmächtig zusammen; der König aber, der das Urtheil, unter der Thüre stehend, mit angehört hatte, kam nun näher, und drückte dem Parlament seinen Dank aus. In dem Augenblick jedoch, in welchem der Präsident die Sitzung als aufgehoben erklären wollte, schwang sich der Graf von Sussex wieder über das Geländer, streckte die Hand aus, und rief:

„Noch nicht, wenn es dem König und dem Lord Präsidenten beliebt.“

„Was habt Ihr gegen das Urtheil einzuwenden?“ herrschte ihn Heinrich hochfahrend an.

„Nichts, Sire,“ erwiederte Sussex, „denn es ist so ausgefallen, wie ich es von dem Parlamente erwartet habe.“

„Da Ihr nicht mehr zu der Versammlung gehört, welche das Urtheil ausgesprochen hat, so theilt Ihr ja auch ihre Verantwortlichkeit nicht,“ sagte der König mit schlecht verhehltem Zorne.

War aber auch Sussex kein Mitglied des Oberhauses mehr, so war er doch noch immer Graf von Sussex. Er hatte seinen Pairsmantel, aber nicht sein Ritterschwert abgelegt, und so nahte er sich denn langsam der Königin, die sich unter dem Beistande ihrer Frauen wieder in etwas erholt hatte, ließ sich auf ein Knie vor ihr nieder, und beschwor sie, nach dem ihr zustehenden Rechte von dem Urtheil der Menschen an ein Gottesgericht zu appelliren ... die alten Gesetze Englands mußten ihr diese Forderung gewähren. Mit feurigen Worten bot er sich zu ihrem Kämpfer an, und gelobte, sich nicht eher von den Knieen zu erheben, bis sie ihm erlaube, ihre Unschuld nicht nur mit dem Worte, sondern auch mit dem Schwerte zu behaupten.

Das Volk jauchzte stürmischen Beifall und verlangte laut nach einem Gottesurtheil. Die Edeldamen drängten die Königin, das Anerbieten des Grafen anzunehmen. Sie reichte ihm die Hand.

„Was schlagt Ihr mir vor, Milord?“ sagte sie endlich, indem eine warme Dankesthräne in ihrem schönen Auge glänzte.

„Wenn nun der Kampf einen unglücklichen Ausgang für mich hat? . . ."

„Mein Leben gehört meiner Herrscherin, meine Seele Gott," entgegnete Sussex, mit der Hand auf dem Herzen; „wenn ich sterbe, so hat Jeder zurückgenommen, was ihm gehört."

Und so erhob sich denn die Königin und appellirte von dem Urtheil der Menschen an ein Gottesurtheil. Sie verlangte einen Kampf in geschlossenen Schranken, als Beweis ihrer Unschuld, und erklärte, daß sie den Grafen von Sussex zu ihrem Kämpfer erwähle.

Nachdem ihr der Graf gedankt, erhob er sich, und sprach mit lauter, vernehmlicher Stimme:

„Ich, Karl William Heinrich, Graf von Sussex, erkläre allen Gegenwärtigen und Kommenden, daß ich mich stelle, um mit Lanze, Schwert und Dolch gegen Jedermänniglich, welche der Teufel das Gegentheil zu sagen treibt, zu behaupten, daß die Königin Katharina ungerechterweise durch das Parlament von England verurtheilt worden ist, und daß sie rein und unschuldig ist an dem ihr angedichteten Verbrechen des Ehebruchs."

„Das habt Ihr gelogen, Milord von Sussex," tönte plötzlich eine Stimme aus dem Volke.

„Derjenige, der das sagt, hebe diesen Handschuh auf," sprach Sussex, indem er seinen Handschuh zu Boden warf.

Augenblicklich machte sich ein völlig geharnischter Ritter mit herabgelassenem Visir Platz durch das Volk, ging langsam auf den Grafen zu und hob den Handschuh auf.

Katharina hatte auf den ersten Blick Ethelword in ihm erkannt.

„Ich, Milord," hob der Ritter an, „ich beantworte die Herausforderung des Grafen von Sussex damit, daß ich bei der Ehre meines Blutes und meines Namens schwöre, daß das durch das Parlament ausgesprochene Urtheil ein gerechtes ist. Ich bestätige, daß die Königin Katharina einem Andern angehörte, bevor sie sich dem König zu eigen gab, daß sie sich ihm vermählte, ohne dieses Geständniß abgelegt zu haben, und daß sie seit ihrer Vermählung ihren ehemaligen Geliebten in ihrem Schlafzimmer empfing. In Folge dessen, was ich behaupte, hebe ich den Handschuh des Lords von Sussex auf, nehme seine Herausforderung an, und bitte Seine Gnade, den Tag des Kampfes zu bestimmen."

Einen Augenblick herrschte ein allgemeines Schweigen in der Versammlung, dann nahm der König das Wort, und bestimmte schon den folgenden Morgen zum Gottesgerichtskampf; im Laufe des Tages sollte unter Trompetenschall der Ort, den er zum Kampfplatz, so wie die Waffen, die er wählen würde, verkündet werden. Die Nacht sollte den Kämpfern bleiben, um ihre Christenpflichten zu erfüllen, da aller Wahrscheinlichkeit nach, bevor vier und zwanzig Stunden vergingen, einer von beiden vor Gottes Thron erscheinen würde. Hierauf ward die Sitzung aufgehoben, die Königin in den Tower zurückgeführt; doch ward ihr vergönnt, nach Belieben mit ihrem Kämpfer zu verkehren.

(Fortsetzung folgt.)

Die Höhle von Matanzas auf Cuba.

Ein amerikanischer Kapitän, George Lewis, ein noch junger, gebildeter und schöner Mann, kam mit seinem Schiffe häufig nach Cuba, lernte die Tochter des Regidor von Matanzas, Amalia v. C.., kennen, und bald sollte der Segen der Kirche den Bund der Herzen des jungen Paares weihen. Den Tag vor der Hochzeit aber hatte der Amerikaner den Einfall, allein die berühmte Höhle von Matanzas zu besuchen, die er noch nicht gesehen hatte. Er ließ sich von diesem Vorsatze durch kein Zureden abbringen und begab sich mit einer Fackel und einem Bündel Bindfaden, dessen Ende er am Eingange befestigte, in die weitläuftige zerklüftete Höhle hinein. In Bewunderung versunken über das großartige Naturschauspiel, das sich seinen Blicken darbot, achtete er nicht hinlänglich auf das Wasser, welches von der Decke herab auf seine Fackel tropfte und dieselbe endlich verlöschte. Es war ihm dies nun allerdings sehr unangenehm, da er nun nichts mehr sehen konnte, er fürchtete sich aber nicht, da er mit Hülfe des Bindfadens den Ausgang leicht wieder finden zu können hoffte. Dies Unternehmen war indeß gar nicht ohne Gefahr, da ihn auf jedem Schritte Felsenstücke und Wasserpfützen aufhielten. Kriechend und tappend gelangte er endlich wieder in die große Haupthöhle und hatte so die größte Gefahr überstanden; da stolperte er aber plötzlich an einem Felsenstücke, fiel und verlor seinen Bindfaden, ohne denselben wiederfinden zu können. Jetzt traten ihm alle Schrecken seiner Lage vor die Seele, aber er nahm seinen ganzen Muth zusammen und verlor den Kopf nicht. Was er versuchte, um sich zu retten, weiß Niemand; allein in der schwärzesten Nacht tappte er umher; er stieß an alle Ecken, stolperte über alle Steine und zerriß sich Hände und Gesicht blutig. Wohl hundert Male tappte er in der Höhle herum, ohne den Ausgang finden zu können; die Nachtvögel, die er aufstörte, flogen ihm in das Gesicht, sein Fuß trat auf Schlangen und allerlei grauenhaftes Gewürm, und er lief rascher und rascher in wachsender Verzweiflung, während ihm der Angstschweiß von allen Gliedern rann, die kalten Wassertropfen ihm auf den Kopf fielen und er immer heftiger sich an die Felsen stieß. Alles vergebens. Endlich blieb er erschöpft, halb todt, stehen und stieß einen entsetzlichen Fluch aus, der tausendfach von den Höhlenwänden wiederhallte. Dann setzte er sich nieder und erwartete den Tod. Es wurde Nacht, und in dem Hause des Regidors begann man sich über das Schicksal des Kapitäns zu ängstigen. Es wurden sofort Leute aufgeboten, die mit Fackeln in die Höhle hineindrangen, und denen sich die Braut des Vermißten anschloß. Bald sahen sie denn auch auf einem Felsenstücke einen Mann sitzen, der die Ellnbogen auf die Kniee gestützt hatte, und mit den Händen sein Haar gepackt hielt. Sie riefen ihn an, die Fackeln blendeten ihn, er ließ die blutbefleckten Hände sinken und stierte die ihn Suchenden an. Die Braut schlang die Arme um ihn, küßte ihn und rief ihn bei seinem Namen 2c. — er sah sie an, lächelte und — verstand sie nicht. In seiner Todesangst und Verzweiflung hatte er den Verstand verloren und trotz allen angewendeten Mitteln ist er wahnsinnig geblieben. Jeden Tag geht er still und ruhig bis an den Eingang der Höhle, schaudernd wendet er sich dann ab und kehrt langsam zurück. Die Geliebte hat ihn nicht verlassen; sie ist seine Führerin geworden und begleitet ihn täglich auf diesem traurigen Gange zur Höhle.

(Allg. Moden-Zeitung.)

Mannichfaltigkeiten.

(Wien.) Am 15. Mai: „Don Karlos, Infant von Spanien", Trauerspiel von Friedr. Schiller; Hr. Baison, vom Frankfurter Stadttheater, in der Rolle des Marquis Posa als Gast. In neuester Zeit spricht Schiller's Geist sehr oft von unserer Hofbühne herab, und wir verkünden es mit Freude, er spricht außerordentlich an. Ja großer Schiller, nicht nur wir preisen dich, auch die künftigen Generationen werden an deinen begeisterten Lippen hangen; so lange noch ein Funke deutsch-nationellen Bewußtseyns existirt. Hr. Baison, den wir schon bei seinem ersten Gastspiele (Hamlet) nach Verdienst würdigten, lieferte mit dieser Rolle einen neuen Beweis seiner ausgezeichneten Meisterschaft; jedes Wort, jede Gebärde verrieth den denkenden Mimen, und sollten wir einen Wunsch aussprechen, so wäre es blos der, daß er mehr die Begeisterung als das reflektirende Abgemessene in seinem ganzen Wesen vorherrschen ließe. Hr. Baison wurde durch Beifall und Hervorruf ausgezeichnet, besonders effektvoll wirkte er in der berühmten Scene, wo er dem König zu Füßen fällt. — In gleichem Sinne und auf eben so rühmende Weise sprechen sich Saphir's Humorist und in einem längeren Artikel Meynert in der Wien. Th.-Ztg. über Hrn. Baison aus.

Eine neue dramatische Erscheinung, „Giafar", dramatisches Gedicht von G. Gumbell, wird von Kennern sehr lobend beurtheilt. In Mainz wurde die Vorstellung des besagten Gedichtes, welche bereits vorbereitet war, durch den plötzlichen Schluß des dortigen Theaters verhindert, und mußte aus diesem Grunde bis zur nächsten Saison verschoben werden. Mehrere Hofbühnen haben das Werk bereits ebenfalls angenommen. — Auch ein von Julian Chownitz verfaßtes fünfaktiges Lustspiel „Die Klippen der Ehe" liegt als Manuscript gedruckt vor. Da wir, wie bekannt, an guten Original-Lustspielen in Deutschland keinen Ueberfluß haben, so müssen die Bestrebungen, auf diesem Gebiete etwas Werthvolles zu leisten, freundlich begrüßt werden. Der Stoff des vorliegenden Lustspiels ist unmittelbar aus dem Leben gegriffen und anziehend entwickelt, und der Dialog leicht und fließend. — Von Ludwig Kalisch, dem humorreichen und witzigen Herausgeber der „Narrhalla", wird demnächst ein Band poetischer Erzählungen erscheinen. Wenn Kalisch, der sich mit so glücklichem Erfolg ein eigenthümliches Gebiet in der Literatur angebaut hat, auf dem ernst-poetischer Produktion sich mit gleichem Bewußtseyn bewegt, so kann man ihm das glücklichste Prognosticon stellen.

Der Baritonist Pischek sang in dem Abschiedskonzerte der Mad. Lehmann-Rauch in Mannheim und erregte durch seinen herrlichen Gesang wahren Enthusiasmus.

(Koblenz, 19. Mai.) Eine Stunde von Ehrenbreitstein liegt das Dörfchen Immendorf, von vielen Israeliten bewohnt. Der dortige jüdische Lehrer, der schon seit einiger Zeit, wegen eindringlicher Verweise, die er den Kindern in der Schule gemacht, mit dortigen Juden in Feindschaft lebte, sich vor Mißhandlungen nicht sicher glaubte, wollte sich gestern, nachdem wieder Streitigkeiten in der Schule vorgefallen, noch sehr spät am Abend nach dem 1/4 Stunde entfernten Arenberg begeben, um dort sich einzumiethen. Auf dem Wege dahin wurde er ermordet, man sagt, zu Tode gesteinigt. Sobald die Kunde an den Justiz-Senat in Ehrenbreitstein gelangte, begaben sich in voriger Nacht Justiz-Beamte an Ort und Stelle, um zu inquiriren. Einer der muthmaßlichen Thäter wurde zur Haft gebracht; das Nähere wird die Untersuchung lehren.

(Zweibrücken, 18. Mai.) Der Angeklagte Christoffel hat sich nun wieder ganz erholt. Beim besten Appetit läßt er es sich wohl seyn, verlacht seine verzweifelte Hungersucht und befreundet sich wieder mit dem Irdischen. Dies das letzte Bulletin.

(Braunschweig, 12. Mai.) Das hiesige Schauspielhaus erhält eine neue Einrichtung, wodurch mehr Raum für die Zuschauer gewonnen wird. Neulich war es überfüllt, als eine neue Oper gegeben wurde, die von einem einheimischen Dichter gedichtet, von einem einheimischen Künstler in Musik gesetzt war: es ist die Oper „Pino di Porto" von dem Prof. Griepenkerl und dem Hofkapellmeister Müller; sie fand rauschenden Beifall.

(Wie man durch den Kauf eines Autographs sein Glück machen kann.) Bekanntlich ist die Sucht, Handschriften berühmter Personen zu sammeln, in unsern Tagen in ganz Europa allgemein verbreitet. In einer Auction von Autographen nun, ziemlich zu Ende, wurde ein Brief von unbedeutendem Werthe ausgeboten, einige Zeilen von einem Manne, der zu Ende des vorigen Jahrhunderts ein Bändchen Gedichte herausgegeben hat, die zwar sehr gefielen, aber wenig bekannt wurden. Lange bot Niemand etwas auf den unbedeutenden Brief, bis endlich ein junger Mann, der ihn lange betrachtet hatte, einen Thaler bot. Ein alter Herr, der den Brief ebenfalls lange durch die Brille studirt hatte, bot mehr; sein Gegner schien entschlossen zu seyn, den Brief sich nicht entgehen zu lassen, und so wurde derselbe bis auf 25 Thaler hinaufgetrieben. Die Anwesenden wunderten sich; der Brief wurde nochmals von Mehreren geprüft, die aber nichts besonders Interessantes an ihm zu finden vermochten. Die Steigerung dauerte fort und der Brief wurde endlich dem jungen Manne für 36 Thlr. zugeschlagen. Der alte Herr folgte dem Käufer und redete ihn mit den Worten an: „Darf ich, ohne unbescheiden zu seyn, mir zu fragen erlauben, warum Sie so großen Werth auf den Besitz dieses Briefes legen?" — „Ich könnte diese Frage auch an Sie wenden, denn Sie haben mich genöthiget, ihn so theuer zu bezahlen; mir lag an dem Briefe, weil er von meinem Großvater ist." — „Dann haben Sie allerdings größere Ansprüche als ich, denn ich bin nur der Neffe dessen, der den Brief schrieb." Diese Erklärung führte eine rührende Erkennungsscene zwischen den beiden Verwandten herbei, welche der Zufall im Leben getrennt, die einander nie gesehen hatten und gar nichts von einander wußten. Endlich sagte der Alte zu dem jungen Manne: „Sie haben mit dem Briefe ebenfalls einen guten Kauf gemacht, denn ich suchte bisher immer vergebens einen Erben und freue mich sehr, in Ihnen denselben gefunden zu haben."

Korrespondenz.

Köln, 22. Mai.

Die Aufführung des Göthe'schen Faust, von welcher ich Ihnen dieser Tage schrieb, ist gestern vor sich gegangen und der Dilettant Hr. Karl Kramer hat die mittelst Wette um 25 Friedrichsd'or dem Theaterdirektor Spielberger gegenüber eingegangene Verpflichtung, die Titelrolle zu spielen, wenigstens in so weit befriedigend gelös't, daß er nach dem ersten Act und am Schlusse hervorgerufen ward. Das Haus war trotz des aufgehobenen Abonnements und der theilweise erhöhten Preise in allen seinen Räumen so überfüllt, daß viele Personen keinen Platz finden konnten und Hr. Spielberger eine Einnahme von 577 Thalern machte, den Verlust der Wette also recht wohl tragen kann. Hr. Kunst, dessen früheres Gastspiel als Faust diese Wette veranlaßt hatte, wohnte der Vorstellung bei und schien von der Leistung seines Nachfolgers nicht sonderlich erbaut zu seyn.

Baden-Baden, 21. Mai.

Heute hatte unsere alte Badestadt die Ehre, die großherzogliche Familie das Geburtsfest der erhabenen Landesmutter in ihrer Mitte feiern zu sehen. Höchstdieselbe traf gestern Abend mit den beiden älteren Prinzen hier ein, speis'te heute im Kreise ihrer Familie mit der um 11 Uhr von Mannheim eingetroffenen Großherzogin Stephanie Wittwe im Schloß Eberstein und wird morgen Abend wieder nach Karlsruhe zurückkehren. Der Großherzog wird noch einige Tage hier verweilen. — Das nur etwa zwei Stunden von hier entfernte, bei Bühl gelegene Städtchen Steinbach war schon seit einiger Zeit in einer ziemlichen Aufregung und Gegenstand großer Neugierde, Besprechung und Anfeindung. Bekanntlich die Wiege des berühmten deutschen Meisters Erwin, des Erbauers des Straßburger Münster, aber wenig wohlhabend, schön an einem Ausläufer des Schwarzwaldes gelegen und nur von Weinbau und Landwirthschaft lebend, hörten die guten Leute hier wohl nur von neugierigen Fremden, welch großen Meister das Städtchen einst geboren werden sah. Da kam der von dem großartigen Werke Erwin's begeisterte Straßburger Bildhauer Friedrich auf den Gedanken, ein Unrecht der undankbaren Nachwelt wieder gut zu machen und Erwin in seiner Vaterstadt ein seiner würdiges Denkmal zu errichten. Statt, wie man hätte erwarten sollen, diesem Vorhaben entgegen zu kommen, thaten die Steinbacher in ihrem Unverstand nicht nur nichts zur Förderung desselben, sondern wollten selbst den Platz dazu nicht einmal gegen Bezahlung abgeben. Erst als die Welt schrie, als ihnen vordemonstrirt wurde, welchen Nutzen das dem Städtchen bringen müsse durch die vielen dadurch zweifelsohne angezogenen Fremden, kam man in Steinbach wenigstens etwas, wenn auch spät zur Einsicht. Seit etwa zehn Tagen nun sieht man auf dem Rebhügel rechts von der Straße die Grundlage und Bauzurüstungen zu dem bereits vollendeten Denkmale Erwin's, das im August aufgerichtet werden soll. Zwar hat Friedrich den Platz dazu erst von der Gemeinde ankaufen müssen, doch ließ die Stadt den dahin führenden Weg herrichten und wird durch Beigabe eines weiteren Platzes die Anlagen um das Monument vergrößern und verschönern. Es wird sich der Mühe lohnen, dieses Denkmal zu besuchen, denn außer dem Interesse desselben an und für sich, genießt man vom Platze aus eine überraschende Fernsicht, deren Schlußsteine einerseits das Werk des großen Meisters selbst, andererseits die durch die Volkssage so bekannt gewordene Yburg bilden.

Darmstadt, 20. Mai

Gestern Abend wurden unsere Opernvorstellungen für diese Saison mit Mozart's herrlicher „Entführung aus dem Serail", die zum Besten unseres vortrefflichen Bassisten Hrn. Reichel stattfand, beendigt. Morgen wird noch zum Vortheile des Hofopernchors Haydns „Ochsenmenuette" und Holtei's „alter Feldherr" gegeben und damit die Bühne bis zu nächstem Herbste geschlossen. Die Vorstellung gestern Abend war noch eine höchst ausgezeichnete und fand den ungetheiltesten Beifall. Wir müssen es Hrn. Reichel um so mehr Dank wissen, daß er uns diese klassische Oper vorführte, als uns leider so selten der Hochgenuß Mozart'scher Opern zu Theil wird, welche dem gesunden Geschmack und wahren musikalischen Gefühle ein wahres Labsal sind in diesem Labyrinthe von Tonmassen und Unnatur jeder Art, in welches uns die moderne Musik geführt hat. Hr. Reichel, welcher in den Puritanern, den Hugenotten, Robert und andern heroischen Opern, dann aber auch als Caspar im Freischütz, als Istock in Haydn's Ochsenmenuette in einem ganz andern Genre wieder, namentlich auch dem humoristischen, große Triumphe feierte, war nach einstimmigen Urtheil der beste Osmin, der noch über unsere Bühne schritt. Es ist dies eine vollendete, wirklich meisterhafte Darstellung von ihm in Spiel und Gesang, und die Partie wie geschrieben für seine gewaltige Baßstimme. Hr. Reichel zählt unstreitig zu den ersten jetzt lebenden Bassisten. Auch die übrige Darstellung war des klassischen Werkes würdig; namentlich erntete Mad. Pirscher als Constanze großen Beifall und die Herren Watzinger (Belmonte), Eramolini (Pedrião) und Fräul. Neukäufler (Blondchen) fanden nicht minder lebhafte Anerkennung. Den Bassa gab Hr. Pirscher mit vieler Würde und in durchaus angemessener Haltung.

Kronthal, im Mai.

Unter dem günstigen Einfluß der schönen Jahreszeit, welche diesmal ihren Namen zu rechtfertigen und in aller Anmuth und Pracht zu erscheinen nicht unterlassen hat, bietet unser Kronthal gegenwärtig einen reizenden Aufenthalt für den Naturfreund. Es wäre überflüssig, die mannigfachen Schönheiten dieses mit Obstbaum- und Kastanienwäldern gekrönten, mit frischen Wiesengründen gezierten und von lieblichen Hügeln umschlossenen Thales herzuzählen und eben so bekannt sind die oft erprobten Heilkräfte seiner Mineralquellen, an denen schon Mancher Genesung und neuen Lebensmuth gefunden hat. Diese Vorzüge wollen wir nicht von neuem mit poetischen Redensarten herausstreichen, sondern nur unser schönes Kronthal in's Gedächtniß des Publikums zurück rufen. Wer glänzende und rauschende Badevergnügungen, Bälle, Theater und Roulette sucht, wird hier keine Befriedigung finden; wer aber die stillen Freuden ländlicher Einsamkeit und einer wahrhaft schönen Natur liebt, den dürfen wir, uns zu besuchen, einladen. Am 12. Mai wurde die Wirthschaft im hiesigen Kurhause des Kronthaler Actien-Vereins unter der Leitung der Frau Becker eröffnet und die Saison hat somit ihren Anfang genommen. Die Vermiethung der gut und bequem möblirten Zimmer ist der Genannten übertragen, welche sich eifrig bemüht, durch reelle und sorgfältige Bedienung die Zufriedenheit der Badegäste zu gewinnen und an welche man sich direkt zu wenden hat. Auch bei Hrn. Joh. Himmighoffen, Glashändler in der Döngesgasse in Frankfurt a. M., werden Bestellungen angenommen. Für guten Tisch und sonstige Verköstigung sind im Kurhause ebenfalls alle erforderlichen Einrichtungen bestens getroffen. Möge das bevorstehende Pfingstfest uns zahlreiche Freunde ländlicher Ausflüge zuführen und die ungemein günstige und heitere Witterung, welche in diesem Sommer vorherrschend zu bleiben scheint, den Besuch des reizenden Kronthals in freundlichste Aufnahme bringen!

Mainwasser-Wärme.

Freitag den 24 Mai, Morgens 8 Uhr, 15 Grad.

W. Gerlach.

Theater-Anzeige.

Montag, 27. Mai. Marie, oder: die Regimentstochter, komische Oper in 2 Abth., Musik von Donizetti.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 145. Sonntag, den 26. Mai 1844.

Feiertage.

(Von Wilh. Wagner.)

Feiertage, schöne Tage,
Die geschmückt und festlich prangen,
Wohl mit freud'gem Herzensschlage
Wollen wir euch stets empfangen.
Ohne euern Glanz, was bliebe
Unserm oft getrübten Leben?
Keine Hoffnung, keine Liebe
Und kein gläubiges Erheben!
Euern Glanz, ihr milden Sterne,
O, wie seh' ich ihn so gerne!

Auf dem bunten Lebenswege
Seyd ihr friedliche Asyle;
Von der Kindheit Lustgehege
Bis zum stillen Greisenziele
Seyd ihr geistige Beleber,
Daß uns Sorgen nicht erdrücken,
Seyd ihr Trost- und Freudengeber,
Die der Scholle uns entrücken.
Feierglocken, Festgesänge,
O, wie lieb' ich eu're Klänge!

Seht die Kinder dort! Entronnen
Sind sie ihren dumpfen Zellen,
Auf den Wiesen sich zu sonnen,
An den Bächen, an den Quellen;
Seht, sie schneiden sich Schallmeien
Aus dem saft'gen Zweig der Weide
Und die bunten Blumen leihen
Schmucken Kranz dem Sonntagskleide;
Näglein mit dem blauen Reiße
Ziert des Strohhuts blanke Weiße.

Wie dort Jene an der Mauer
Mit dem Ballspiel sich erlaben,
Diese hier in Kindestrauer
Einen Hänfling still begraben!
Jene wandeln durch's Gefilde,
Von der Saat umwogt, und lauschen,
Wie die Glockentöne milde
Aus dem Dorf herüberrauschen.
Sonntägliche Kindeswonne,
O, wie schön glänzt deine Sonne!

Doch noch schöner, wann der Jugend
Hohe Feiertage kommen,
Wann für Schönheit und für Tugend
Die Begeisterung entglommen,
Wann mit Göttern wir verkehren,
Die sich strahlend uns enthüllen,
Wann wir Freundschaft heilig ehren,
Jedes Opfer gern erfüllen,
Wann wir nach dem Lorbeer langen,
Erd' und Himmel warm umfangen!

O, wie schön am Feiertage,
Von der Waldluft kühl umflossen,
Unterm fernen Amselschlage
Von den fröhlichen Genossen
Unbemerkt sich weg zu stehlen
Auf den Pfad, wo Maien sprießen,
Und den schönen Bund der Seelen
Bei dem ersten Kuß zu schließen!
Alles stille, — und sie lauschen
Einer fernen Glocke Rauschen.

Feiertage, schöne Tage!
Friedlich walten die Gedanken,
Abgelöst von Sorg' und Plage,
In der Freiheit heitern Schranken;
Müh' und Arbeit zog sie nieder,
Jedem ist sein Theil gegeben;
Wiesengrün und Waldeslieder
Spenden neue Lust und Leben.
In des Festtags Ruhestunden
Mag der kranke Geist gesunden.

In dem Gärtchen dort im Schatten,
Unterm dunkelgrünen Bogen
Ruhen die beglückten Gatten
Von den Kindern froh umzogen.

Duftend steht auf blanken Linnen,
Die bemalte Tassen zieren,
Mocca's würz'ger Trank, sie sinnen
Plaudernd über's Wohl der Ihren.
Freunde und Verwandte kommen;
Herzlich sind sie aufgenommen.

Auch der Greis mit Silberlocken,
Vielgeprüft und vielerfahren,
Denket gern beim Ruf der Glocken,
Wie es war vor fünfzig Jahren!
Damals gab's noch bied're Sitten,
Frommer Sinn war noch lebendig;
Damals ward noch nicht gestritten
Zwischen Fürst und Volk beständig.
Festtagsglocken, tönt ihm Frieden
Bis zum nahen Ziel hienieden!

Feiertage, schöne Tage!
Doch die lieblichsten von allen,
Wann zum muntern Vogelschlage
Pfingstens Glockentöne schallen,
Wann Natur mit holdem Prangen
Alles Leben reichlich segnet,
Wann, von Glanz und Duft umfangen,
Lenz und Sommer sich begegnet,
Wann die Herzen froh sich heben,
Ihren Dank dem Herrn zu geben.

Feiertage, schöne Tage!
Ohne euern Glanz verbliebe
Unter Lebensmüh' und Plage
Uns kein Glauben, keine Liebe.
Ihr seyd geistige Beleber,
Daß uns Sorgen nicht erdrücken;
Ihr seyd Trost- und Freudengeber,
Die der Scholle uns entrücken.
Festlich schallt, ihr Glockentöne,
Daß sich Alles rings verschöne!

Weiblicher Ehrgeiz.

Von Kathinka Zitz.

(Fortsetzung.)

VIII.

Doch das Gottesgericht war nachtheilig für Katharina ausgefallen: der Graf von Sussex war im Kampfe für sie geblieben, denn alle Dämonen des Hasses und der Rache hatten den Arm seines Gegners geleitet. Die Königin kniete trostlos auf ihrem Betschemel in dem ihr angewiesenen Kerkergemache des Towers, dessen auf die Stadt gehende Fenster mit schwarzen Vorhängen verhangen waren. Sie schlug den Blick hülfeflehend zu dem Kruzifix auf, das ihrem Betstuhl gegenüber hing, aber der Gekreuzigte hatte keinen Trost für sie. Ihre Hinrichtung war auf die sechste Abendstunde bestimmt, und schon schlug es fünf Uhr. Nur noch eine Stunde hatte sie zu leben, dann war Alles vorüber, und die nächste Morgensonne ging über ihrem Grabe auf. Sie war noch jung, und schon stand sie an der Schwelle der Ewigkeit. Der Tod, an den sie fast noch nie gedacht hatte, war ihr entsetzlich; wie sehnte sie sich jetzt nach ihrer Amme, nach ihrem kleinen Häuschen in Richmond, nach den schönen Träumen ihrer Jugend zurück. O, wenn ihr der König vergeben hätte, wie würde sie seine Hände geküßt, seine Kniee umfaßt haben. Wenn sie nur zu ihm gelangen könnte, so würde er sich vielleicht durch ihre Thränen rühren lassen . . . Aber die Zeit verging, die Stunden flohen . . . ihre Adern pulsirten mit solcher Heftigkeit, daß sie ihr den Kopf zu zersprengen drohten. Sie war aus ihrer knieenden nach und nach in eine sitzende Stellung gerathen, stützte die Ellnbogen auf ihren Schoß und drückte ihre Schläfe fest mit beiden Händen. Aber während sie die Augen fest auf die Thüre geheftet hielt, öffnete sich diese, und ein großer Mann trat herein, der ein Knie zur Erde beugte, sobald er die Schwelle überschritten hatte. Katharina erhob sich bei seinem Anblick; ihre Hände streckten sich unwillkürlich nach dem Kruzifix aus, ohne daß sich ihre Blicke von dem Manne abwendeten.

„Ihr wißt, wer ich bin?" hob dieser endlich demüthig an.

Sie ahnte es wohl, aber sie vermochte das Wort nicht auszusprechen, denn es war in der That der Scharfrichter, der gekommen war, sie dem Gebrauche gemäß um Verzeihung zu bitten.

„O, Spott!" rief sie bitter aus, „der Henker bittet sein Schlachtopfer um Verzeihung, daß er es trifft, und trifft es dennoch."

Aber plötzlich fiel ihr Blick auf einen reichen Brillantring, der an ihrem Finger funkelte; der Gedanke durchblitzte sie, daß er ihr zum leuchtenden Rettungssterne werden könnte.

„Sagt doch, guter Mann," hob sie endlich an, „findet Ihr nicht, daß Euer Stand ein entsetzliches Handwerk ist?"

„Wohl ist es das," erwiederte er mit einem tiefen Seufzer.

„Warum habt Ihr es denn erwählt?"

„Weil mein Großvater es meinem Vater und dieser wiederum es mir vererbt hat. Es gab eine Zeit, wo ich mein halbes Leben darum gegeben hätte, einen andern Stand erwählen zu können."

„Und seitdem?" forschte Katharina in ängstlicher Erwartung.

„Seitdem habe ich mich daran gewöhnt."

„Ihr seyd der einzige Scharfrichter in London?"

„Der einzige."

„Wenn Ihr nun die Stadt verließet, wer würde alsdann Eure Stelle vertreten?"

„Niemand."

Katharina berechnete schnell in Gedanken, daß sie drei bis vier Tage Zeit gewinnen würde, wenn man genöthigt wäre, den Scharfrichter von Calais herbei zu holen. Indessen konnte sie vielleicht den König sprechen, konnte wenigstens an ihn schreiben, konnte begnadigt werden. Sie verließ also ihren Betschemel, trat ganz nahe an den Henker heran, und machte ihm den Vorschlag, augenblicklich aus London zu fliehen.

Der Mann sah sie mit einem sonderbaren Kopfschütteln an, und sagte:

„Wer wird indessen mein Weib und meine Kinder ernähren?"

„Ich will euch zusammen reich machen," sagte die Königin. „Wie viel zahlt Euch der Lord Kanzler jährlich?"

„Zwanzig Pfund."

„Seht diesen Ring an, er ist tausend Pfund werth, eine Summe, wozu Ihr fünfzig Jahre bedürft, um sie zu verdienen; dieser Ring ist Euer, wenn Ihr augenblicklich fliehen wollt."

Der Scharfrichter sagte kein Wort, aber es war sichtlich, daß er mit sich kämpfte; die Königin verlangte nicht, daß er sie retten, sondern nur, daß er fliehen sollte; man sollte ihn nicht finden, wenn er zu dem blutigen Werke gesucht würde; er konnte mit Weib und Kindern nach Schottland oder Irland ziehen, wo Niemand wußte, welches Handwerk er bis jetzt ausgeübt; nicht mehr von der menschlichen Gesellschaft ausgestoßen, konnte er dort unter den Leuten leben, ohne dereinst die Schmach, die er von seinem Vater ererbt hatte, wieder auf seinen Sohn zu vererben. Das lockte ihn wohl; auf der andern Seite konnte er sich aber auch die ihm drohende Gefahr im Fall des Mißlingens nicht verhehlen, und er sagte daher:

„Dieser Ring gehört mir, ohne daß ich so große Gefahr zu laufen brauche, um ihn zu besitzen. Der Nachlaß der Verurtheilten ist mein Erbe."

„Wohl; aber ich kann ihn einer meiner Frauen schenken."

„Ihr werdet sie nicht wieder sehen."

„So kann ich ihn von dem Blutgerüste unter das Volk werfen, und rufen, daß ich ihn Dem vermache, der ihn aufheben wird."

Der Scharfrichter fühlte die ganze Stärke der Versuchung; da ihm die Königin den Werth des Ringes so unvorsichtig vertraut hatte, so überkam ihn einen Augenblick der Gedanke, sich seiner gewaltsam zu bemächtigen; aber Katharina, die seine Absicht ahnen mochte, führte bei der ersten Bewegung, die er machte, den Ring zum Munde, entschlossen, ihn lieber zu verschlucken, als sich des einzigen möglichen Rettungsmittels zu entäußern.

Endlich ließ sich der Scharfrichter von der Königin auf das Kruzifix zuschwören, daß der Ring wirklich tausend Pfund werth sey, und erklärte sich sodann bereit, zu thun, wie sie begehre. Er mußte ihr dagegen auf das Haupt seines jüngsten Kindes zuschwören, daß er den eingegangenen Vertrag auch redlich halten wolle, dann trieb sie ihn zur Eile, und sank, Gott dankend, auf die Kniee, so wie er das Gemach verlassen hatte.

Bald darauf trat der Erzbischof von Canterbury bei ihr ein. Da sie noch immer auf den Knieen lag, so freute er sich, sie in so heiliger Stimmung zu finden, denn er war dem davon eilenden Scharfrichter unter dem Thore des Towers begegnet, der nach seiner Meinung bald wiederkehren mußte, da die Königin nur noch eine halbe Stunde zu leben hatte. Katharina lächelte, denn der Erzbischof konnte ja nicht wissen, welchen Vertrag sie eben abgeschlossen hatte. Befremdet, daß in einem solchen Moment noch ein Lächeln auf ihren Lippen schweben könne, machte ihr der fromme Mann eine Bemerkung darüber; doch ohne auf ihn zu hören, sagte sie in drängender Hast:

„Meint Ihr nicht, ehrwürdiger Herr, wenn ich Heinrich sprechen könnte, daß meine Thränen und Bitten ihn erweichen würden?"

„Gott hält das Herz der Könige in seiner Rechten, Milady," erwiederte der Erzbischof, „und da Gott ganz Barmherzigkeit ist, so zweifle ich nicht, daß er in diesem Falle unserem erhabenen Gebieter einen Gedanken der Milde senden werde."

Katharina hob die gefalteten Hände flehend zu dem Erzbischof auf, und beschwor ihn, ihr Gelegenheit zu schaffen, mit dem König zu sprechen.

„Ich, Milady?" rief dieser erstaunt. „Das ist unmöglich. Vergeßt Ihr, daß in wenig Minuten . . . ."

„Und wenn mir statt einiger Minuten noch einige Tage blieben?"

„Die Hinrichtung ist auf sechs Uhr festgesetzt."

„Und wenn die Hinrichtung um sechs Uhr nicht statt finden könnte?"

„Wer wird sie hindern, wenn das Schlachtopfer dem Henker nicht fehlt?"

„Der Henker, der dem Schlachtopfer fehlen könnte."

Der Erzbischof, der sie nicht verstand, sah sie mit großen Augen an, und unter dem Siegel des Beichtgeheimnisses theilte sie ihm jetzt mit, was sie gethan hatte, um Zeit zu gewinnen, und ersuchte ihn, dem König einen Brief zu überbringen, den sie schreiben wolle.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Die drei Haupttheater in London sind Drurylane, Coventgarden und Queenstheater. In letztern kostet der 1. Platz 12 Gulden, der geringste einen Kronenthaler. Nur ausgesuchte Gesellschaft ist vorhanden. In diesen sämmtlichen drei Theatern, besonders aber in letzterm, erscheint man in dem ersten Range im Frack, auch wohl Schuhen und Strümpfen, weißen Handschuhen und mit schwarzen Hüten (der weiße muß abgelegt werden), die Damen im ausgesuchtesten Putz, selbst auf der Gallerie, wo man noch immer gute Gesellschaft findet, nicht im Oberrocke. Alle drei Theater spielen nur während der Saison, wo die feine Gesellschaft in London ist, vom Oktober bis Mitte Juni, und heißen königl. Theater, ohne etwas mit dem Hofe zu thun zu haben. Das Theater beginnt um 7 Uhr und endet nach Mitternacht, indem nach Beendigung des Hauptstücks noch ein kleineres Ballet u. dgl. um halben Preis gegeben wird.

Ein Londoner Blatt enthielt jüngsthin bei der Anzeige von Thorwaldsens Tod die fast unglaublich lautende Nachricht, die Statue Lord Byrons, welche der große Künstler mit besonderer Liebe gearbeitet, liege — seit sieben bis acht Jahren in einem Keller des Zollhauses in London, weil Zoll und Fracht dafür bis dato unbezahlt seyen. Der hölzerne Kasten, der das Marmorbild einschloß, ist verfault. Die Statue war ursprünglich für die Westminster-Abtei bestimmt, die englische Orthodoxie verweigerte aber diesen Platz dem Bildnisse des Verfassers von „Kain" und „Don Juan"; wiewohl die Abtei Denkmale für Männer enthält, deren Christlichkeit so problematisch gewesen seyn dürfte, wie die Lord Byrons. Dieses Kunstwerk hätte sonach ein noch schlimmeres Loos getroffen als die Statue Napoleons von Canova, welche Wellington von Ludwig XVIII. geschenkt erhielt und im Apsley-Haus unter der Treppe aufstellte. Das Napoleonsbild ist so kolossal, daß Byron von ihm sagte: wenn Wellington hinter ihm stehe, reiche er ihm gerade bis an die mittleren Theile.

Man liest in der „Wien. Th.-Ztg.": Die beiden Nordländer Robert Kjellberg und Tönnes Balchen producirten sich vorgestern, Sonntags, den 12. Mai, zum zweiten Male mit ihrer Erfindung, trockenen Fußes bei Anwendung einfacher Blechschuhe auf der Oberfläche des Wassers zu gehen. Der Schauplatz am Donaustrome unter der k. k. Schwimmschule im Prater war mit einer unzählbaren Menschenmenge bedeckt. Die Witterung hatte im Gegensatze zur ersten Kunstdarstellung eine freundlich einladende Miene angenommen. Der Spiegel der Donau war von seinem hohen Wasserstande wieder auf das gewöhnliche Niveau herabgesunken. Somit vereinigten sich alle Umstände, um die Unternehmung der beiden Neptuns bestens zu begünstigen. Der Strom bildet gegen Sonnenuntergang eine Gabel von zwei Armen, und zuerst machte der Norwege Balchen seine Promenade aus dem linken Arme gegen den rechten, dann in der Mitte des vereinten Beetes abwärts, dem Schauplatz vorüber, bis zum festgesetzten Ziele am jenseitigen Ufer. Hierauf durchwandelte der Schwede Kjellberg dieselbe Bahnstrecke, aber einen geschmückten Kahn nachziehend, welcher mit sieben weißgekleideten Mädchen und zwei Schiffern besetzt war. Nach einigen Experimenten im Stromaufwärtsgehen schlossen die beiden Künstler ihre Produktion mit einer gemeinsamen Wasserpromenade. Die Zuschauer ließen der Gewandtheit und Sicherheit dieser Wasserläufer wiederholt dieselbe Bewunderung zu Theil werden, wie den einfach und doch höchst zweckdienlich construirten Blechschuhen, welche die Gestalt von Schlittschuhen in vergrößertem Maßstabe haben und beinahe auf ähnliche Weise wie beim Eislaufe mit den Füßen bewegt werden. Während der Produktion hatte das Musikcorps des löbl. Infanterie-Regimentes Hoch- und Deutschmeister eine Reihe der anziehendsten Compositionen vorgetragen.

(Die Germania in der Hauptstadt Norwegens.) Man lies't in den Sächs. Vaterl. Bl.: Es ist in diesen Blättern schon von dem in dem freiesten Lande Europa's, in Norwegen bestehenden Vereine deutscher Landsleute die Rede gewesen. Diese Gesellschaft nennt sich „Germania" und es wird den Lesern dieser Blätter willkommen seyn, die wesentlichen Bestimmungen ihrer „Ordnung" kennen zu lernen. „Die Germania hat den Zweck, unter den Deutschen in Christiania allgemeine Bildung und vaterländische Gesinnung zu fördern. — Zu diesem Zwecke versammeln sich die Mitglieder wöchentlich ein Mal Abends zu freundschaftlichen Gesprächen, Mittheilungen und Vorlesungen über Alles, was deutsches Leben betrifft. — Jeder ehrenwerthe und unbescholtene Deutsche kann dem Vereine beitreten, nachdem er von einem Mitgliede vorgeschlagen worden ist. Zu seiner Aufnahme ist jedoch eine Stimmenmehrheit von wenigstens zwei Dritteln der gegenwärtigen Mitglieder erforderlich. — Zu Fassung gültiger Beschlüsse muß mindestens ein Drittel der in Christiania wohnhaften Mitglieder anwesend seyn ꝛc." Bereits sind mehrere Beweise ihrer lebhaften Theilnahme an Allem, was das geliebte Vaterland bewegt, nach Deutschland gedrungen.

Beim Theater in Merseburg hat der Kapellmeister Morgen die Dem. Ueber geheirathet; sie nennt sich nun Mad. Ueber-Morgen. Da beide sehr verschuldet waren, so gingen sie heimlich fort. Wenn die Gläubiger nun fragen: „Wann werden wir unser Geld bekommen?" so antworten die Spaßvögel: „Uebermorgen."

Korrespondenz.

Mainz, 24. Mai.

Ein am vergangenen Sonntage auf der Höhe hinter Bodenheim und Hechtsheim während eines Gewitters gefallener Wolkenbruch hat in diesen beiden Orten einen beträchtlichen Schaden angerichtet. In den Orten selbst hatte es nicht sehr stark geregnet; es war daher ganz unerwartet, als plötzlich mächtige Wasserfluthen in die Straßen drangen und die Höfe, Häuser, Keller und Ställe anfüllten. Man war so überrascht, daß man im ersten Augenblicke nur an Rettung von Menschen und Thieren denken konnte. In Bodenheim stürzten einige Ställe ein; es sollen auch einige Stücke Vieh ertrunken seyn; in Hechtsheim war ein großes Haus im mitten Orte dem Einsturze nah und konnte nur durch Anlegung mehrerer Sprießen erhalten werden; die Mauern und Wände sind jedoch alle geborsten. Der unterirdische Kanal in Hechtsheim, die sogenannte Muhl, die zur Aufnahme wilder Wasser bestimmt ist, konnte dem großen Andrange nicht widerstehen und wurde an verschiedenen Stellen zusammengerissen. Da der Unfall sich bei Tag ereignete, so konnte, der unterbrochenen Communication ungeachtet, Hülfe geleistet werden, und es hat deswegen kein Menschenleben gekostet, was bei Nacht gewiß der Fall gewesen wäre, denn seit 1809 erinnert man sich in diesen Gemeinden einer solchen Wassernoth nicht. — Auf der Anhöhe hinter der neuen Anlage, dem Albansberge, wurde bei den Arbeiten an den dortigen Festungswerken in den letzten Tagen eine Gruft mit mehreren Särgen, die Menschengebeine [enthielten, ausgegraben. Aller Wahrscheinlichkeit nach wurden in diese Gruft die Mönche des unter Karl dem Großen hier gestifteten Klosters, oder die auf sie gefolgten regulirten Chorherren des Albanstifts, das bis zu den Reformationskriegen an dieser Stelle stand und von den Truppen unter Anführung des Markgrafen Albrecht von Brandenburg [zerstört wurde, beigesetzt. Man hat noch nichts gehört, daß unsere Alterthumsforscher etwas Besonderes aufgefunden hätten, was über die Bestimmung dieses Begräbnißortes genauere Aufklärung gäbe.

Frankfurt a. M., 24. Mai.

Unserem in den letzten Jahren von Seiten seiner früheren Verehrer etwas vernachläßigten Grindbrunnen scheint sich jetzt wieder eine lebhaftere Theilnahme zuwenden zu wollen. Eine kürzlich vorgenommene Reinigung desselben hat zur Folge gehabt, daß sich der sonst verödete Weg dahin wieder mit Trinklustigen füllt, die sich der Heilkräfte des schön hergerichteten Brunnens theilhaftig zu machen suchen. Auch für gewöhnliche Lustwandler ist gesorgt, indem Hr. J. Reutlinger eine geräumige Restauration daselbst errichtet hat, wo Erfrischungen aller Art verabreicht werden. Einsender dieses glaubt, sich den Dank aller Erholung Suchender zu erwerben, wenn er auf die stattgefundene vortheilhafte Veränderung in der äußeren Physiognomie unseres Heilbrunnens aufmerksam macht und dadurch einen recht zahlreichen Zuspruch veranlaßt. C — 1.

Mainwasser-Wärme.

Samstag den 25. Mai, Morgens 8 Uhr, 14 Grad. W. Gerlach.

Theater-Anzeige.

Montag, 27. Mai. Marie, oder: die Regimentstochter, komische Oper in 2 Abth., Musik von Donizetti.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 146. Dienstag, den 28. Mai 1844.

Beim Feste des Einzugs in das Schloß zu Biebrich,

Ihrer kaiserlichen Hoheit der Frau Herzogin Elisabeth zu Nassau unterthänigst gewidmet und dargebracht von den Bewohnern Biebrich's und Mosbach's. *)

Es hat der Mai mit seinem milden Strahle
Die Welt verjüngt und Alles neu belebt;
Auf grüner Flur, im blumenreichen Thale
Weht sein Panier, von Blüthenduft umschwebt.
Der Lerche Gruß tönt aus den Lüften nieder;
Des Waldes bunte Sänger kehren wieder;
Des Himmels azurblaue Wölbung ruht
Auf Bergeshöh'n und auf des Stromes Fluth.

In diesen Tagen, reich an Lust und Leben,
Sey uns willkommen, hohe Fürstin, hier.
Nicht prächt'ge Feste können wir Dir geben,
Nicht stolze Huldigungen bringen wir;
Doch uns erfüllt das freudige Vertrauen,
Du werdest huldvoll auf uns niederschauen
Und nicht verschmähen, edle Herrscherin,
Daß wir uns nah'n mit treu ergeb'nem Sinn.

In diesen Räumen mög' es Dir gefallen!
Wo gibt es schönere im deutschen Land?
Vor Deinem Schloß siehst Du den Rheinstrom wallen
Und Alles prangt und blüht an seinem Strand.
Dort winken Dörfer, Thürme und Kapellen,
Hier glänzen weiße Segel auf den Wellen;
Dort ragt ein Berg, von Morgenroth umsäumt,
Hier braus't der Dämpfer, von der Fluth umschäumt.

Ein herrlich Land, gefeiert und besungen!
Aus Nord und Süden kommt der Pilger Schaar
Und preis't es, von Bewunderung durchdrungen. —
In seiner Mitte steht Dein Hausaltar,

Geliebte Herrin! Die Gemächer prangen
In neuem Glanz, Dich würdig zu empfangen;
Das Fürstenschloß ist festlich ausgeschmückt.
Willkommen uns, wir grüßen Dich beglückt!

Viel hohe Herrscher haben hier gethronet;
Es glänzt ihr Name in dem Buch der Zeit.
In Mild' und Anmuth haben hier gewohnet
Viel edle Fürstinnen voll Freudigkeit.
Du fügest neuen zu dem alten Glanze
Und strahlst in Deiner Schönheit holdem Kranze.
Es sey'n die Tage hier an Glück Dir reich
Und einer heitern Maienblüthe gleich!

Gern wirst Du weilen in den weiten Räumen
Des Parks, der dieses Fürstenhaus umschließt,
Hier unter blühenden Kastanienbäumen,
Dort, wo der Springquell plätschernd sich ergießt,
Hier, wo die Lindenbaldachine ragen,
Dort, wo im Busch die Nachtigallen klagen,
Bald, wann Aurora durch's Gezweige blinkt,
Bald, wann der Abend thauend niedersinkt.

Hier möge Dir ein Peterhof erblühen,
Zarskojo-Selo und Oranienbaum!
Im Strahlenglanze möge Dich umglühen
Die neue Heimath, und der schöne Traum
Sey Wirklichkeit! In lieblichen Gestalten
Soll hier Natur und Kunst Dich stets umwalten;
Dein Geist sey heiter nur und froh bewegt
Dein edles Herz, das jede Tugend hegt!

Gern weile hier, vom Lärm der Stadt geschieden,
Als Priesterin, am häuslichen Altar!
Hier finde unser Herrscher Ruh' und Frieden,
Wann ernst und mühvoll ihm das Tagwerk war!
An Deinem Hof wird sich ein Kreis vereinen
Von Edeln, die Du freudig nennst die Deinen,
Die treu ergeben Dir zur Seite stehen
Und reich belohnt durch Deine Gunst sich sehen.

---

*) Da dies Festgedicht, verfaßt von Wilh. Wagner, erst am 21. d. M. den höchsten Herrschaften überreicht wurde, so konnte dessen Veröffentlichung nicht früher stattfinden.

Willkommen uns in dieser schönen Stunde!
Nicht präch'ge Feste zwar bereiten wir,
Doch steht der holde Mai mit uns im Bunde
Und seine besten Gaben bringt er Dir.
Wir grüßen Dich, Du Perle edler Frauen,
Am Rheinesstrand, hier in den schönsten Gauen
Nassovia's, das keinem Lande weicht,
So weit das Zepter deutscher Fürsten reicht.

So ziehe ein in die geschmückten Hallen!
Dein guter Genius begleite Dich;
Hygea möge schützend Dich umwallen!
Was Dich beglücken kann, verein'ge sich.
Du aber sey die Mutter dieses Landes,
Die treue Pflegerin des schönen Bandes,
Das Volk und Fürsten inniglich umschlingt
Und seines Segens reiche Fülle bringt!

Weiblicher Ehrgeiz.

Von Kathinka Zitz.

(Schluß.)

Jetzt schlug die verhängnißvolle sechste Stunde; schon hörte man das Toben des Volkes, das nach dem blutigen Schauspiele verlangte; aber sonderbar! der Scharfrichter war nirgends zu finden; er hatte der Königin Wort gehalten. Doch es dauerte nicht lange, so ließ der Lord Kanzler in den Straßen von London bekannt machen, daß, da der Scharfrichter verschwunden sey, der König aber die Hinrichtung nicht verschoben wissen wolle, so werde Demjenigen, der das Amt des Henkers versehen wolle, eine Belohnung von zwanzig Pfund Sterling zugesichert, und solle ihm überdies erlaubt seyn, sein Gesicht bei der Hinrichtung mit einer Larve zu bedecken. Ueberdies wurde noch erklärt, daß Derjenige, der diese That ausführen wolle, das Werk eines guten, getreuen Bürgers verrichte.

Auch die Königin hatte in ihrem Kerker diese Bekanntmachung gehört, aber die Möglichkeit lag ferne von ihr, daß sich wirklich Jemand finden könnte, um dieses blutige Amt zu verrichten; und so begann sie dann mit hoffnungsvollem Herzen ein Bittgesuch an den König zu entwerfen, als plötzlich ein verlarvter Mann in das Gemach eintrat, und sie fragte, ob sie bereit wäre.

Mit einem dumpfen Schrei sprang Katharina von ihrem Sitze auf, und flüchtete sich auf die andere Seite des Erzbischofs, denn sie hatte in dem Verlarvten mit Schaudern ihren unerbittlichen Todfeind erkannt, und wußte jetzt, daß sie verloren war.

Der Erzbischof rieth ihr, die Macht ihrer Bitten an diesem Manne zu versuchen; allein wohl wissend, wie vergeblich dieser Versuch seyn würde, verwarf sie diesen Rath.

„Wenn dem also ist, meine Tochter," sagte der ehrwürdige Thomas Cranmer, „so legt das Bekenntniß Eurer Sünden in meinen Busen nieder, auf daß ich wenigstens Eure Seele rette, da Euer Körper nicht zu retten ist. Ich bin bereit, Euch anzuhören."

Aber der Todesfurcht zur Beute, war Katharina unfähig, das verlangte reumüthige Bekenntniß abzulegen . . . sie hatte das Gedächtniß gleichsam verloren.

„So will ich denn für sie beichten, ehrwürdiger Herr," rief Ethelword, „denn in mein Gedächtniß ist Alles tief eingeprägt."

Der Erzbischof warf einen zweifelnden Blick auf ihn; aber Katharina rief mit gerungenen Händen: „Laßt ihn gewähren, frommer Vater, denn er kennt meine Vergehungen eben so gut wie Gott."

Und so beichtete denn der Herzog, ohne jedoch sich als Betheiligter zu erkennen zu geben, Alles, von dem Tage an, wo er das arme verwais'te Mädchen unter dem Volke herausgefunden hatte; er erzählte die Liebe eines edeln Mannes zu ihr, dem es angeboten war, der Schwager eines Königs, der Viceregent eines großen Reichs zu werden, der aber Alles ausgeschlagen hatte, um sich mit ihr zu vermählen. Die Folge dieses Ausschlagens war, daß er Rang und Vermögen, Würden und Titel verlor; es war ihm Nichts geblieben als das Leben, das ihr der Wahnsinnige anvertraute; er verschloß sich in ein Grab, und überlieferte ihr den Schlüssel dazu. Aber dieser Schlüssel, den er dem Engel des Lebens zu übergeben geglaubt hatte, ward bei'm Anblick einer Krone und eines Scepters von dem gewissenlosen Weibe in einen Abgrund geschleudert, und der Mann, der ihr Alles aufgeopfert hatte, sollte nach ihrem Willen in der Gruft den langsamen Tod der Verzweiflung sterben . . . . Sie hatte sich zur Wittwe gemacht, um Königin zu werden, und sie ward es.

„Ihr habt sie auf dem Throne gesehen," richtete der Herzog das Wort an den Erzbischof; „Ihr habt gehört, wie sie einen Andern mit dem Gattennamen nannte, ihm aber nicht gestand, daß sie ihn betrogen hatte. Aber der betrogene König rächte sich. Er zog sie vor die Pairkammer, in welcher auch Ihr Euern Sitz hattet, hochwürdiger Herr. Ihr habt Theil genommen an dem Urtheil, und diese Theilnahme kann nun zu keinem Gewissensvorwurf für Euch werden, da Ihr jetzt wißt, wie schuldvoll dieses Weib ist. Sie wußte, daß sie dieses Urtheil verdient hatte; doch statt sich reumüthig auf die Brust zu schlagen, die Barmherzigkeit Gottes anzuflehen, und ihr Haupt unter das Schwert der Gerechtigkeit zu beugen, nahm sie die unsinnige Aufopferung des Grafen von Sussex an; sie erwürgte den guten, edeln, redlichen Sussex, denn nicht sein Gegner, sondern sie tödtete ihn, da sie ihn als Kämpfer für eine Sache auftreten ließ, von welcher sie wie Gott wußte, daß sie ungerecht war."

Und bei jedem einzelnen Anklagepunkt hatte er sich an Katharina gewandt und sie gefragt, ob das von ihm Gesagte auch wahr sey, und mit tief gesenktem Haupte hatte sie jedes Mal die Richtigkeit eingestehen müssen, und war endlich ganz vernichtet auf die Kniee gesunken.

„Und jetzt, ehrwürdiger Herr," fuhr Ethelword fort, „jetzt, da Ihr alle ihre Verbrechen eben so gut kennt, wie sie und ich, jetzt sprecht sie los, mein Vater, und eilt Euch, denn die Schuldige liegt auf den Knieen, das Volk wartet, und der Scharfrichter ist bereit."

Bei diesen Worten schritt er durch das Fenster, welches durch eine hölzerne Brücke mit dem Blutgerüste verbunden worden war. Das Volk begrüßte ihn mit einem freudigen Zurufe; der Erzbischof absolvirte indessen Katharina und segnete sie zum Tode ein. Dann wurden ihre Frauen noch ein Mal vor sie gelassen, von welchen sie einen kurzen, rührenden Abschied nahm; aber sie konnte ihnen kein Andenken zurück-

lassen; denn arm, wie sie den Thron bestiegen hatte, so arm stieg sie auch wieder von demselben herab. Auf den Arm des Erzbischofs gestützt, trat sie sodann den bittern Todesweg an, und schritt, da es indessen dunkel geworden war, durch zwei Reihen Soldaten, welche brennende Fackeln hielten. Auf dem Blutgerüste angelangt, ward ihr das Todesurtheil noch ein Mal vorgelesen; der Erzbischof verband ihr darauf selbst die Augen, sank auf die Kniee, um ein lautes Gebet für sie zu sprechen, und mit einem einzigen kraftvollen Hiebe war das schöne Haupt vom Körper getrennt.

Jetzt, da der Herzog das Ziel seiner Rache erreicht hatte, riß er die Larve von seinem Angesicht und übergab sich selbst den Gerichten als Mitschuldiger der Gerichteten.

Der Bau der Festung Ulm.

Die „Allg. Preuß. Ztg.“ gibt hierüber in einem Schreiben von der oberen Donau folgenden interessanten Bericht: „Als im Jahre 1819 in Ulm eine aus kaiserl. österreichischen, königl. bayerischen und königl. würtembergischen Ingenieur-Offizieren bestehende, vom Bundestage in Frankfurt angeordnete Kommission zusammentrat, um zu berathen, wie für einen Theil der im zweiten Pariser Frieden von Frankreich bezahlten Millionen das ganz schutzlose südwestliche Deutschland gegen denkbare künftige Einbrüche bewahrt werden solle, als diese Kommission nach der Arbeit mehrerer Jahre in dieser Beziehung endlich große Pläne für die Befestigung Ulms entworfen hatte, das zum Hauptwaffenplatze in diesem Theile Deutschlands ausersehen worden war, da durfte man wohl erstaunen, wie nach Auflösung jener Kommission zwanzig Jahre verlaufen konnten, bevor thätige Hand an das wichtige und nothwendige Werk gelegt wurde. Es bedurfte der drohenden Rüstungen Frankreichs unter dem Ministerium Thiers im Jahre 1840, um an das Vergessene oder in weite Ferne Zurückgeschobene wiederum zu erinnern. Die Verhandlungen wurden wieder aufgenommen und bestimmt, Ulm und Rastatt zu Hauptfestungen zu machen. Der König von Würtemberg gab einen neuen Beweis seiner ächt-deutschen Gesinnung; das Privatinteresse seines Landes mußte dem Gesammt-Interesse Deutschlands weichen, als er einwilligte, daß Ulm deutsche Bundesfeste werden sollte. Denn Ulm ist keine Vormauer Würtembergs gegen einen von Westen kommenden Feind, ein anderer aber ist zur Ehre Deutschlands für Ulm nicht mehr denkbar; wird diese Feste daher einst belagert, so ist Würtemberg in Feindes Gewalt und muß die ganzen Kosten der Belagerung allein tragen. — Der königl. preußische Ingenieur-Major von Prittwitz, bis dahin mit dem großartigen Bau der Festung Posen betraut, ward vor drei Jahren berufen, um Ulm nach einem neuen System zu befestigen, das bei Koblenz und Posen theilweise schon in Anwendung gebracht worden war. Nach kaum anderthalbjähriger Arbeit wurden seine Entwürfe, welche jedoch nur die Befestigung des linken (würtembergischen) Donau-Ufers umfassen durften, von der Militär-Kommission des Bundestages genehmigt. Sie trafen übrigens nur in den von den Terrain-Verhältnissen gebotenen Punkten mit den von der früheren Kommission bearbeiteten und im Schoße der Archive schlummernden Entwürfen überein, wichen dagegen in der Benutzung dieser Punkte völlig von ihnen ab. Während jene alle diese Punkte mit engen kleinen Werken vertheidigen wollten, unternahm es der neue königl. würtembergische Festungsbau-Direktor, das schwierige Terrain gänzlich umzugestalten, einen ganz neuen Plan darauf zu gründen und statt der engen künstlich verschränkten Werke große Fronten in Anwendung zu bringen, welche die vollständigste Entwickelung aller vorhandenen Vertheidigungsmittel erlauben.

Am 18. Oktober 1842 wurde die Arbeit mit geringen Kräften auf dem Michelsberge, welcher die Hauptvertheidigung bilden soll, in Angriff genommen, im ersten Winter langsam, im darauf folgenden ungünstigen Sommer mit immer mehr Kräften, und eben so in dem gleich ungünstigen letzten Winter fortgesetzt, und damit bis jetzt sehr Bedeutendes geleistet. Die Wilhelmsfeste mit ihrem gewaltigen Reduit „der Wilhelmsburg“, den ganzen Michelsberg umfassend, ist in den Erdwerken fast vollendet, gegen 100,000 Kubik-Klafter Erde und Steine wurden in dem sehr schwierigen Boden bewegt, Auffüllungen von 40' Höhe, Abgrabungen von fast gleicher Tiefe ausgeführt, das ganze Terrain umgestaltet und so viel vollendet, daß Ulm schon jetzt mit geringer Nachhülfe größeren Widerstand leisten könnte, als früher. In diesem Augenblicke sind über 2000 Arbeiter, darunter gegen 200 Maurer, die sich täglich vermehren, an dem Festungsbau beschäftigt; denn mit dem Eintritt der besseren Jahreszeit haben jetzt auch die Maurer-Arbeiten begonnen, die im Laufe dieses Sommers nicht nur die Grundmauern der riesenhaften Wilhelmsburg, einer Vertheidigungs-Kaserne, bis zum ersten Geschoß, sondern auch die Graben-Bekleidungen der beiden mächtigen Flügel-Redouten der Wilhelmsfeste und deren Kasematten ꝛc. wenigstens theilweise vollenden sollen. — Außer diesen großen Arbeiten ist auch die Haupt-Umwallung, welche, von der Wilhelmsfeste rechts und links herunterlaufend, Ulm in weiteren Kreisen einschließt, und sich ober- und unterhalb der Stadt an die Donau anschließt, an mehreren Stellen in Angriff genommen. Mehrere abgesonderte und selbstständige Forts und befestigte Thürme, später angelegt auf den umliegenden Höhen oder in den hinausmündenden Thälern, werden Ulm nicht nur zu einem Waffenplatze ersten Ranges, sondern auch zu einem gewaltigen verschanzten Lager erheben, das einer sich erst hier bildenden oder bisher zum Rückzuge gezwungenen Armee zum sicheren Stützpunkte dienen wird. Trotz dieser sehr bedeutenden Arbeiten sollen bis jetzt doch nur etwas über 800,000 fl., darunter an 300,000 fl. für Grundstück-Erwerbungen, auf den Festungsbau verwendet worden seyn; ein preußischer, ein sächsischer, ein kurhessischer, ein nassauischer und dreizehn würtembergische Ingenieur-Offiziere sind dabei hinreichend beschäftigt. Der Grundstein soll, der Sage nach, in wenigen Wochen gelegt werden, wahrscheinlich jedoch mit weniger Feierlichkeiten, als man früher vermuthete. Man hatte die Grundsteinlegung im vorigen Herbste erwartet, als das königl. würtembergische Armee-Corps sich in hiesiger Gegend zu größeren Kriegs-Uebungen versammelte. Sie unterblieb aber wahrscheinlich aus der Ursache, weil der damals auf dem rechten Donau-Ufer noch nicht begonnene Festungsbau die dort gleichzeitig vorzunehmende Grundsteinlegung nicht erlaubte.

Auf dem rechten zum Königreiche Bayern gehörenden Donau-Ufer, dessen Terrain-Verhältnisse übrigens weit weniger Schwierigkeiten darbieten, als das linke Ufer, bemerkt man

nämlich auch jetzt noch keinerlei Anfang der dort zu errichtenden und die Befestigung Ulms erst ganz vervollständigenden Arbeiten. Es ward hier gleichzeitig mit der königl. württembergischen eine königl. bayerische Festungsbau-Direktion errichtet, bei welcher bis jetzt nur bayerische Ingenieur-Offiziere angestellt sind. Diese Direktion hat sich bisher blos mit der Verfertigung von Entwürfen beschäftigen müssen, denn erst der letzte, in diesem Winter vollendete, ist in München gutgeheißen und der Bundes-Militär-Kommission in Frankfurt vorgelegt worden. Ob er auch dort Zustimmung erhalten wird, steht zu hoffen, wenigstens befindet sich der neue königl. bayerische Festungsbau-Direktor seit mehreren Wochen in Frankfurt. Die Ausführung des sehr schön gezeichneten Planes, nach welchem das der alten Stadt Ulm gegenüber liegende Dertchen „Neu-Ulm", seit zwanzig Jahren allmälig entstanden und jetzt einige Hundert Einwohner zählend, zu einer mit mehreren Kirchen, Theater, Rathhaus und andern Gebäuden geschmückten bedeutenden Stadt und Festung erhoben werden soll, scheint auf Hindernisse gestoßen zu seyn. Vor der Hand möchte es auch hinreichen, wenn die auf der bayerischen Seite anzulegenden Festungswerke baldigst begonnen und in richtigen Einklang mit der großartigen Befestigung der württembergischen Seite gebracht werden wollten. Erst hierdurch wird es möglich, den strategisch wichtigen Punkt Ulm so zu benutzen, wie seine Lage es gebietet. Hier laufen sieben Straßen zusammen, darunter die nächste vom Rhein zur Donau führende; die Donau, die zum Osten führende Haupt-Ader Deutschlands, beginnt hier schiffbar zu werden. Eine der nächsten Folgen der hier erbauten Festung dürfte die Rektificirung des bis Donauwörth in fast völligem Natur-Zustande befindlichen und der Schifffahrt außerdem durch viele schlechte Brücken große Hindernisse in den Weg legenden Donaubettes, so wie der Bau einer direkten Eisenbahn nach Augsburg seyn, um damit eine doppelte Verbindung mit der österreichischen Gränze zu gewinnen. Daß Ulm als Festung eben so auf dem nächsten Wege mit Rastatt durch Eisenbahn verbunden werden muß, bedarf keiner weiteren Andeutung, wenn auch die Ausführung derselben bei der seltsamen Richtung, welche der Eisenbahnbau jetzt in Württemberg zu nehmen scheint, in bedeutende Ferne gerückt seyn dürfte."

Christian Gotthilf Salzmann,

geboren am 1. Juni 1744 zu Sömmerda in Thüringen.

Am 1. Juni 1844 werden es hundert Jahre, daß dieser um Deutschen, als Erzieher wie als Volksschriftsteller theure Mann das Licht der Welt erblickte. Für sein Wirken unter dem Volke durch Verbreitung menschenfreundlicher Gesinnungen, so auch dafür, daß er es war, welcher durch Einfachheit und Natürlichkeit der deutschen Erziehung eine neue Richtung gab, muß ihm die deutsche Nation zu ewigem Danke verpflichtet seyn. Wer gedenkt aber bei Salzmann's Namen nicht auch an seine wackeren Mitarbeiter, vor Allen an Christian Karl André, dann an Bechstein, Lenz, Guths-Muths, die Ausfeld rc.

Es ist der Wunsch, durch diese Notiz unsere verehrten Schulmänner aufmerksam zu machen, ob es nicht passend erscheinen möchte, wenn an Salzmanns hundertjährigem Geburtstage der heranwachsenden Jugend sein Name zugerufen, sie mit seinem Leben und Streben bekannt gemacht, und dadurch der thatsächliche Beweis geliefert würde, wie die Erinnerung an wahres Verdienst im deutschen Volke stets lebendig ist.

S—h.

Mannichfaltigkeiten.

(Wien, 20. Mai.) Die hiesige Theaterzeitung berichtet: Hr. Baison trat vorgestern zum dritten Male als Gast auf, und zwar als Rudolf von Wildenberg in dem Leutner'schen Schauspiele: „die Geschwister". Die Art, wie diese Rolle genommen werden muß, ist in der letzteren deutlich genug vorgezeichnet, und der Darsteller kann dabei um so weniger irren, da der ganze Charakter Wildenbergs mehr scharf, als tief, ausgeprägt ist. Der psychologische Prozeß ist sehr einfach und konnte am wenigsten einem so denkenden Schauspieler, wie Hr. Baison, Schwierigkeiten entgegenstellen. Seine Auffassung war daher eine durchaus richtige, und auch die Ausführung im Wesentlichen sehr tüchtig und gelungen. Besonders fand Hr. B. den charakteristischen Ton für die schneidende misanthropische Dialektik, in welcher Rudolfs Unmuth sich gefällt, für die grübelnde Selbstversunkenheit, womit er, vom Gegenstande abspringend, seine Antworten immer erst ein Labyrinth von bitteren Reflexionen durchlaufen läßt, ehe sie an der betreffenden Stelle sich wieder einfinden, bestimmt in seinem Schwanken, und schwankend in seiner Bestimmtheit. Die Halbheit, Kürze, gedankenlose Indifferenz, oder umschweifvolle Zerstreutheit seiner Worte gelang dem Darsteller ausnehmend gut; nur der, im Gespräche mit Eugenien, einige Male plötzlich aus den innersten Tiefen seines Wesens hervorspringende Ton des Gefühls, der durch den Sonnenblick der Liebe von dem Eise seiner Seele sich lostrennt, und wieder Leben und Laut in diese geistige Oede bringt, hätte bisweilen etwas wärmer und bewältigender seyn können. Vom Publikum wurde Hr. B., wie immer, ehrend anerkannt und ausgezeichnet, und von den Mitspielenden — unter denen Mad. Peche, welche die Rolle der Eugenie mit hinreißender Wahrheit und Innigkeit gab, den Preis davon trug — rühmlich unterstützt.

(Wien.) Emil Devrient ist hier angekommen und wird seine Gastrollen im k. k. Hoftheater nächst der Burg beginnen.

Mainwasser-Wärme.

Montag den 27. Mai, Morgens 8 Uhr, 12 Grad. W. Gerlach.

Theater-Anzeige.

Montag, 27. Mai. Marie, oder: die Regimentstochter, komische Oper in 2 Abth., Musik von Donizetti.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 147. Mittwoch, den 29. Mai 1844.

Die Reise mit dem Manuscripte.

Von Robert Hase.

In einer kleinen Stadt, die aber eine große Meinung von sich hegte, lebte Herr Mundus, ein alter Hagestolz. Obgleich er die Wissenschaft des Rechts oder Unrechts studirt, bekleidete er doch kein Amt, weil die Stellen, welche man ihm angeboten, unter seinem Ehrgeize, und die, welche er gewünscht, unter seinen Aussichten gewesen waren. Er verzehrte deshalb nur die Zinsen eines Kapitals, das ein geiziger Oheim für ihn zusammengehungert hatte, in stiller Zurückgezogenheit, und ohne an einer von dem Dutzend geschlossener Gesellschaften Theil zu nehmen, welche sich in dem Städtchen zur Beförderung wahrer Geselligkeit gebildet hatten.

Krieg und Ehe verscheuchen oft die Musen, die dafür zuweilen um so holder dem friedlichen Hagestolziate lächeln. Auch Herr Mundus hatte schon vor Jahren, theils von Langweile und Ehrgeiz getrieben, theils um der Welt durch gute Ideen und sich selbst durch ein gutes Honorar zu nützen, den Entschluß gefaßt, ein unvergängliches Werk zu schreiben, das an der Themse und am Ganges von schöngeöffneten und von geschlitzten Augen gelesen würde, und symmetrische und viereckige Schädel in Bewegung setzte; dann hatte er den Titel zu diesem Werke erfunden, und das Letzte, die Ausführung, war eine Kleinigkeit gewesen, die ihm sieben Jahre gekostet. Es giebt in einem menschlichen Leben und in der Weltgeschichte nur wenig Augenblicke, welche jenem gleich kämen, da Herr Mundus plötzlich die höhere Eingebung erhielt, über die untrüglichen Mittel zur vollkommenen Glückseligkeit des Menschengeschlechts zu schreiben. Nach Glückseligkeit streben wir Alle am meisten, und wer uns den Weg zu diesem Ziele zeigt, verdient unsern wärmsten Dank und ein tüchtiges Honorar. Und dieses Ziel ist keine Chimäre; es hat ein goldenes Zeitalter gegeben; die sich bildende Vernunft hat uns herausgerissen, die ausgebildete muß uns wieder hineinführen, und es konnte einem Manne von Herrn Mundus Geist nicht schwer fallen, dieser Vernunft ein wenig unter die Arme zu greifen. Er war so entzückt von seiner erhabenen Idee, daß er sogleich anfing, sie zu verwirklichen, d. h. einige Bund Federn, etliche Fässer Dinte und mehrere Ballen Papier um sich her zu häufen. Da saß er denn liebe lange Tage, und schrieb so ununterbrochen emsig, als habe er den Kopf in der Federspitze; nur zuweilen erhob er sich, um nach Abgang so vielen Geistes, der mit der Dinte durch den Kiel gelaufen war, sich wieder neuen sammeln zu lassen. In solchen Augenblicken leuchtete wohl plötzlich ein hoher Gedanke in seinem Kopf, und er stand da, mit begeistert funkelnden Brillengläsern, die eine Hand unter den Rockschößen, die andere an der Nase, gleichsam, um der Idee jeden Weg zum Entweichen zu versperren. Niemand war Zeuge solcher stillen Schöpferseligkeit, als Herr Dulter, ein alter Freund und ebenfalls ein Hagestolz. Ihm las Herr Mundus aus purer Gefälligkeit oft ganze Abende lang vor, was er den Tag über geschrieben; und aus purer Sympathie gähnte jener gerührt oder begeistert, je nachdem sein Freund gerührt oder begeistert deklamirte. Freilich schlief Dulter zuweilen gar ein, aber eben darin zeigte sich schon die erste herrliche Frucht des Buches, das die Menschheit beglücken sollte; ein sanfter Schlaf ist ja ein großes Glück. Auch mochte dieser Schlaf Herrn Dulters Kritik nur wenig unterbrechen, denn oft rief dieser plötzlich mit geschlossenen Augen aus: „Ein köstlicher Gedanke! Eine göttliche Idee!" oder klatschte bravorufend die Hände zusammen. Hierüber ward Herr Mundus zuweilen böse, zumal wenn er eben Nichts vorgelesen, ließ sich aber leicht wieder besänftigen durch die Vorstellung seines Freundes: wenn auch Nichts gelesen worden, so hätte doch Etwas gelesen werden können, worauf denn das Urtheil sicherlich gepaßt hätte; übrigens verlangte ja Niemand von einem Kritiker, Alles zu lesen oder zu hören, was er recensirte. — Unter so gleichförmigen, aber sehr interessanten Ereignissen wuchs das herrliche Werk seiner Vollendung entgegen, und nachdem Herr Mundus einen hohen Stoß gesammelter Gedanken zu einem kleinern Haufen Papier, und diesen wieder zu einigen Dutzend Kraftbogen ausgezogen hatte, etwa wie man manche Körner mehrmals durch das Sieb laufen läßt, oder wie man Kupfermünze in Silber und Silber in Gold umsetzt, — waren alle Bund Federn verschnitten, alle Dintenfässer geleert, und alle Ballen Papier geschwärzt.

Das stille und laute Entzücken, das Herr Mundus hierüber empfand, vermöchte ich nicht zu beschreiben, wenn ich auch eben so viel verschneiden, leeren und schwärzen wollte. Was für Sensation mußte nicht das Werk erregen! Wie mußte nicht die Kritik darüber herfallen, und in Recensionen, deren erste Dulter machen sollte, das neue Wort nach allen Seiten hin verkünden! Der Name Mundus mußte von glücklichen Menschen dankbar genannt werden in Nord, Ost, Süd und West, des Verfassers Bild mußte lithographirt, chalkographirt,

daguerreotypirt, im Profil, von der Vorder- und von der Rückseite aufgenommen, in allen Kunstläden prangen. Es mußte Orden regnen auf seine Brust, und glücklicherweise hatte er eine sehr breite. Sein Wohnort mußte klassisch werden, eine Auszeichnung, zu der ja auch wohl ein kleines Städtchen ohne seine Schuld gelangen kann.

Es gab mehrere solide Buchhändler in einer größeren Stadt, die nur eine Tagreise weit entfernt war. Dahin sollte das Manuscript geschafft werden. Es der Post zu übergeben, war zu gewöhnlich und zu riskant, denn die weiß solche Schätze nicht zu würdigen, wirft weltbewegende Papiere in Einen Kasten mit gemeinen Geschäftsbriefen für Kaffee oder Häringe, und kann, wenn ein habsüchtiger schlauer Dieb ihr das Manuscript entwendet, den Verlust auf keine Weise ersetzen. Auch begleitet wohl jeder Vater sein liebes Kind auf dessen erstem Gange in die Welt. Und wer sieht nicht gerne mit eigenen Augen das Staunen der Buchhändler bei'm Anblick seines Werkes, und wie es Einer dem Andern streitig zu machen sucht? Genug, Mundus beschloß, sein Werk zu begleiten.

Es war ein schöner Sommermorgen, als ein leichter, zweisitziger Wagen die Drei davon trug, Mundus, Dulter und das Manuscript. Das letztere saß geheftet, zusammengerollt, in einen blauen Papiermantel gehüllt, und mit einem Bindfaden gegürtet, in einem am Hintertheile des Wagens mit Stricken befestigten, und eben so geschlossenen Korbe, der, netzartig geflochten, einem Vogelbauer nicht unähnlich war. Der Verfasser hatte in seinem Junggesellenhaushalte keinen andern Behälter gefunden, und auch in der Eile keinen andern schaffen können. Dulter mußte die Pferde regieren, ein Geschäft, das ihm sichtlich eben so unangenehm als schwer war, und wobei sich die Bewegungen seines ganzen Körpers so sehr nach denen der Pferde richteten, daß man hätte sagen können, die Pferde regierten ihn. Während Mundus, unwillig über des Freundes Ungeschicklichkeit, ihn ausschalt und nach theoretischen Prinzipien belehrte, wie er es zu machen habe, ohne es ihm jedoch praktisch vorzuzeigen, hüpfte das Manuscript wie toll in seinem Käfig umher, stieß gleich einem eingesperrten Vogel überall an, und hatte bereits den Deckel locker zu machen gewußt. — „Himmel, es will fort! Das Manuscript will fort!“ rief Herr Mundus, der sich eben umsah, und den Deckel schleunigst wieder befestigte. Allein was half's? Sie waren noch nicht lange weiter gefahren, Mundus sprach eben vom Druck und Format seines Werkes und von der neuen Vorrede, die er der zweiten Auflage beifügen wollte, die unfehlbar einen Monat nach der ersten erscheinen mußte: da that Dulter, durch viele Reprimanden offenbar noch ängstlicher gemacht, eine ungeschickte Zügelbewegung, die Pferde sausten hinüber und herüber, der Wagen flog über einen Steinhaufen, und — „Um Gotteswillen, halten Sie, Dulter! — Es will wieder fort — mit sammt dem Korbe. — Dort schleift er auf dem Boden nach!“ — Der Rossebändiger verschwendete Hunderte der einschmeichelndsten Pst! und Prr! ehe er die Pferde zum Stehen bewog. Mundus sprang sogleich vom Wagen, und packte den böswilligen Deserteur, als er eben den Versuch machte, sich der letzten schlaffen Bande zu entledigen. — „Es will nicht zum Buchhändler, es will nicht in den Druck! Die Scharteke! Doch nein! Keine Scharteke! Aber mir so undankbar entlaufen wollen! Und bedenkt es denn sein Schicksal nicht? Irgend ein Käsekrämer konnte es finden, und — o Schmach! Doch so geht's. Die genialsten Kinder sind immer die ungezogensten. Und Sie, Dulter, Sie wären schuld gewesen. — Wenn Sie zuweilen ein Auge darauf gehabt hätten —“ Der arme Beschuldigte stotterte: er brauche seine Augen und noch hundert andere, wenn er sie hätte, für die Pferde.

(Fortsetzung folgt.)

Unter Polizeiaufsicht.

Am 24. December 1843, gegen halb drei Uhr Morgens, trafen die Gensdarmen aus der Gemeinde Céreste auf dem Wege einen Menschen, der in einen Mantel gehüllt war, und unter dem Arme einen großen Pack trug. Sie nöthigten ihn, seinen Namen, Stand und den Ort, wohin er wollte, zu nennen, und er entgegnete, daß er Joseph Guilheaume heiße, Arzt und 63 Jahre alt sey, und sich nach Apt begeben wolle, um in das dortige Krankenhaus ein neugeborenes Kind zu bringen. Die Gensdarmen führten dies Individuum vor den Maire der Gemeinde, in deren Bezirk sie es angetroffen, um seine Aussage zu beweisen, und da der Verhaftete laut seines Geständnisses, daß er, ohne Anzeige von der Geburt eines Kindes zu machen, dasselbe habe aussetzen wollen, nach dem Art. 346 des Code pénal eines Verbrechens schuldig war, so wurde ein Protokoll über den Vorgang aufgenommen und dem königl. Prokurator überreicht. Diese Gerichtsperson erkannte nach kurzer Untersuchung, daß Guilheaume ein entlassener Sträfling, der aus seinem ihm bezeichneten Aufenthaltsorte in der Stadt Manosque entwichen sey. Vor das Tribunal zu Forcalquier geführt, wurde der Angeklagte in Erwägung besonderer Umstände nur zu vierundzwanzig Stunden Einsperrung verurtheilt. Die Gerichtsverhandlung ward, wie folgt, geführt:

Präsident: Nennen Sie mir Namen, Stand, Alter und Wohnort.

Angeklagter: Ich heiße Joseph Guilheaume, bin Arzt und 63 Jahre alt; mein gegenwärtiger Wohnort ist vorläufig die Gemeinde Reillaume, wo meine Frau wohnt.

Präsident: Bei der Erziehung, die Sie erhalten zu haben scheinen, und der Beschäftigung, die Sie ausüben, bin ich verwundert, Sie hier unter solchen Anschuldigungen zu treffen.

Angeklagter: Ich bin nicht immer eine Beute des Elends gewesen. Mein Amt, das ich mit Erfolg zu Valréas, wo ich mich 1826 niederließ, ausübte, verschaffte meiner Frau und meinen Kindern ein anständiges Auskommen. Ich genoß damals einige Hochachtung und zählte viele Freunde. Ein verhängnißvoller Umstand zog eine Kette von Unglücksfällen nach sich, die seitdem nicht unterbrochen worden ist. Ich wurde in eine Diebstahlsgeschichte verwickelt, an der ich, Gott ist mein Zeuge, unschuldig war. Der Assisenhof zu Draguignan sprach übrigens meine Unschuld später aus; in dem Augenblicke aber, wo das Gericht seinen ersten Verdacht auf mich lenkte, riethen mir unvernünftige Freunde, neidsüchtige vielleicht, daß ich, statt mich zutrauensvoll der Anklage zu stellen, den Nachforschungen des Gerichts ausweichen solle, um der Schmach eines Urtheilsspruches zu entgehen, indem sie mir versicherten, meine Unschuld werde von selbst entdeckt werden. Ich nahm die Flucht

und meine Familie blieb hülflos zurück. Um die Verfolgung zu täuschen, da man mich verhaften konnte, weil ich in contumaciam verurtheilt war, fügte ich in meinem Passe meinem eigenen Namen, Guilheaume, den meiner Frau, Maurice, hinzu. Unter diesem Namen suchte ich eine Anstellung bei der Marine, und diente acht Jahre als Oberchirurg. Meine Aufführung war, wie sie stets bis dahin gewesen war, ehrbar, und erwarb mir die Achtung eines Jeden. Hier hätte mein Mißgeschick aufgehört, gewiß; allein Hr. v. Rigny, damals Marineminister, verabschiedete vermittelst einer ministeriellen Verordnung alle Hülfsbeamten und Wundärzte im Dienste des Staates, und ich sah mich noch einmal ohne Brod und außer Stande, meiner Familie beizustehen. Ich begab mich nach St. Cyr-sur-Mer, und fügte meinem Diplom wieder, wie ich es früher mit meinem Passe gemacht, den Namen Maurice bei, bevor ich mein Geschäft anfing. Es ging vortrefflich und meine Kundschaft vermehrte sich stets in den folgenden zwei Jahren; nochmals war ich gerettet, wenn nicht ein Marinebeamter, mit dem ich gedient hatte, die Schwatzhaftigkeit und Unmenschlichkeit gehabt hätte, meine Lage, von der ich ihm das Geheimniß vertraut, bekannt zu machen. Ich ward verhaftet, vor den Assisenhof zu Draguignan geführt und zu Zwangsarbeit verurtheilt, weil ich mein Diplom verfälscht hatte. Die Geschwornen, entweder weil sie einen Irrthum begangen oder von meinem Unglück gerührt waren, unterzeichneten ein Gnadengesuch, in dessen Folge mir jede Strafe mit Ausnahme der Polizeiaufsicht erlassen wurde. Hinsichtlich der früheren Diebstahlsanklage und meiner Verurtheilung in Kontumaz wurde ich zuletzt nach dreijähriger Haft von dem Assisenhofe freigesprochen. Ich ging nun nach Reillaume zurück, der Geburtsstätte meiner Frau; aber die Verurtheilung, die mich betroffen, die Aufsicht, die mir überall folgte, hielten Jedermann von mir zurück; Keiner richtete das Wort an mich. Diese öffentliche Verachtung brachte mich zur Verzweiflung; man verweigerte mir sogar eine Unterstützung von der Armenverwaltung, und die letzten Hülfsquellen meiner Frau waren erschöpft. Ich verließ sie und ging nach Paris, und dachte, daß da, wo mich Niemand kannte, ich zum mindesten leben könne. Es geschah nicht also: signalisirt und verhaftet kurz nach meiner Ankunft, verurtheilte mich das Seine-Tribunal am 16. September zu acht Tagen Einsperrung und verwies mich nach Manosque, das mir zum Aufenthalte bestimmt worden ist.

Ich hatte einen Sohn, die Hoffnung meiner alten Tage, — er starb zu Bona in Afrika als Militärwundarzt. Ich hatte eine Tochter, — sie ist verführt worden, und ihr Kind war es, das ich in meinen Armen trug am 24. Dezember, als die Gensdarmen mich festnahmen. Ich wollte es in das Hospiz von Apt tragen.... (Der Angeklagte ließ hier seinen Seufzern freien Lauf, die er lange zurückgehalten hatte. Seine Bewegung theilte sich den Zuhörern mit).

Präsident: Angeklagter, beruhigen Sie sich, es wird Ihnen möglich werden, wieder Arbeit zu erhalten. Machen Sie das Vergangene durch eine regelmäßige Aufführung vergessen.

Angeklagter: Unmöglich, Herr Präsident! Sie wissen nicht, was Das zu bedeuten hat: unter Polizeiaufsicht stehen. Sobald dies bekannt ist, und dies geschieht immer, so sind alle Herzen geschlossen, und die Menschen verlieren ihr Mitleid. Man würde mich jetzt nicht einmal als Stallknecht wollen, obwohl ich gern selbst eine solche Stellung annähme. Der Hunger quält mich; es bleibt mir keine Wahl außer dem Selbstmord oder einer schlechten Handlung. Halten Sie mich, wenn Sie können, lange im Gefängnisse, denn auch dies ist ein Mittel zu leben.

Präsident: In dieser Beziehung kann das Tribunal Nichts für Sie thun... (Gazette des Tribunaux.)

Mannichfaltigkeiten.

Eine Verordnung der großh. bad. Regierung des Unterrheinkreises zu Mannheim vom 27. April d. J. befiehlt die Vertilgung der Herbstzeitlose auf den Wiesen, wie folgt: Die Herbstzeitlose, colchicum autumnale, den Landwirthen längst bekannt durch ihre schädliche Wirkung auf das Vieh, wenn sich dieselbe häufig auf den Wiesen einfindet, ist nach gemachter Erfahrung durch ein, während einigen Jahren in der jetzigen Jahreszeit fortgesetztes Ausrupfen gänzlich aus den Wiesen zu vertilgen. Durch das Ausrupfen dieser den Tulpen ähnlichen Pflanzen mit den darin befindlichen Saamenbollen — häufig Kuheuter genannt — welches wo möglich bei feuchtem Wetter oder Morgens in der Frühe, so lange noch Thau auf der Wiese liegt, zu geschehen hat, erstickt die in der Erde zurückgebliebene Zwiebel in ihrem Safte und das Unkraut verschwindet. Sämmtliche Bezirksämter werden angewiesen, die Wiesenbesitzer durch Belehrung und nöthigenfalls Strafandrohung zur Vertilgung der durch ihre Wirkung im Viehfutter so höchstschädlichen Herbstzeitlose anhalten zu lassen.

(Paris, 4. Mai.) Die Colonisation von Algier ist ein Gegenstand, der anfängt, für Deutschland von Interesse zu werden, wegen der großen und zunehmenden Zahl von Deutschen, welche sich dort ansiedeln. Im letzten Jahr, eigentlich dem ersten, in welchem die Colonisation eine Art von Regelmäßigkeit gewonnen hat, waren 1034 deutsche Colonisten in Algier angekommen, nämlich 287 Preußen, 205 Badner, 195 Bayern, 69 Würtemberger, 28 Hessen, aus andern Staaten 44, endlich Schweizer, die man in Auswanderungsangelegenheiten immer als Deutsche zu betrachten hat, 213. Etwa die Hälfte bestand aus Männern, die andere aus Frauen und Kindern, zusammen etwa 300 Familien mit einem Vermögen von beiläufig 500,000 Fr. Diese deutsche Auswanderung ist im Zunehmen, und das Kriegsministerium hier erhält täglich Bittschriften aus Deutschland um freie Ueberfahrt und Niederlassungserlaubniß.

Am 18. Mai stand vor dem Zuchtpolizeigericht von Paris ein gewisser Cuny, der kürzlich durch die Beamten der Regie als Fabrikant gekünstelten Tabaks, den er einem Debitanten von Thernes verkaufte, verhaftet worden war. Die Bestandtheile dieses Tabaks einer neuen Art waren: Sägespäne von Mahagony-Holz, Elfenbeinschwarz, Salmiak, Kupfervitriol, Potasche und Alaun, das heißt Stoffe, welche nicht nur der Gesundheit schädlich, sondern selbst für jene, die sie brauchten, tödtlich waren. Cuny wurde zu einer Geldbuße von 1000 Fr. wegen des Verkaufs des fraglichen Schnupftabaks und zu einer zweiten Geldbuße von 3000 Fr. für die Fabrikation verurtheilt.

(Stuttgart.) Albert Schott, Professor am Gymnasium dahier, macht im Schwäb. Merkur im Namen des Liederkranzes bekannt, daß derselbe beschlossen habe, die freiwilligen Eintrittsgelder bei der Gedächtnißfeier von Schillers Todestag dem neu gegründeten „deutschen Hülfsverein“ zu Paris zukommen zu lassen, „nicht ohne Hoffnung, daß diese Verwendung und dieses Beispiel Stuttgarts vielleicht auch an andern Orten zu gleicher Thätigkeit anregen werde.“

Damit die geneigte Leserin bei Zeiten ihre Einrichtung darnach treffen kann, machen wir sie darauf aufmerksam, daß am 31. d. M. eine totale Mondsfinsterniß zu sehen ist. Der Anfang ist Abends 8 Uhr 14 Min., das Ende um 1 Uhr 26 Minuten.

Der Philosoph v. Schelling giebt seine Weisheit schon wohlfeiler. Er hat das Honorar seiner Vorlesungen von 1 Friedrichsd'or auf 3 Thlr. herabgesetzt.

Frankfurter Theater.

Nathan der Weise.

Wir wollen nicht mit Denjenigen rechten, welche behaupten, daß Lessing's Dichtungen einer frischen und feurigen Phantasie und einer warmen, poetischen Begeisterung ermangeln und daß die Combinationen eines scharfen Verstandes darin vorherrschend seyen. Wenn dies auch zugestanden werden müßte, so würden seine Dramen doch immer Meisterwerke bleiben, indem sie seltene Vorzüge und geistige Gediegenheit in reichem Maße entfalten. Bei Lessing, und namentlich im Nathan, ist Alles so durchdacht, so gerundet, so in innern Zusammenhang gebracht, so begründet, so in den einzelnen Theilen ausgeführt, daß von dieser Seite auch die strengste Kritik befriedigt wird. Er ist ein lebendiger Commentar aller Regeln der Kunst und ein junger Dichter, der sich dem Drama zuwenden will, sollte ihn studieren, um so mehr in unserer Zeit, wo Jeder Genie zu besitzen, aber Fleiß und Studium nicht zu bedürfen glaubt. Unsere Poeten sind leicht, nehmen es leicht und machen es sich leicht; sie arbeiten kurz und für kurz, aber Lessing arbeitete lang und für lang; er hat mit einer seltenen und ihn darum so ehrenden Bescheidenheit von sich selber gesagt, daß ihm Phantasie und poetische Auffassungsgabe nicht in dem Maße von der Natur zugetheilt worden seyen, wie sie der Dichter eigentlich bedürfe und daß er durch Kunst und Studium wo möglich habe ersetzen müssen, was ihm vom Genius verweigert worden. Dies aber ist ihm in so hohem Grade gelungen, daß besonders sein Nathan stets anerkannt und bewundert werden und im deutschen Pantheon unangetastet stehen bleiben wird.

In der Rolle des Nathan trat Hr. Reger als Gast auf. Die verschiedenen Darsteller dieses Charakters, welche wir bis jetzt gesehen haben, unterscheiden sich darin, daß die Einen mehr den philosophischen Denker und Weltweisen und somit den rhetorischen Theil der Rolle, die Andern mehr den patriarchalischen Juden vorwalten lassen. Hr. Reger gehört zu Jenen, während Seydelmann zu Diesen gehörte. Der Gast war weniger bemüht, die Charakterzüge, welche Nathan den Juden bezeichnen, hervorzuheben und die kleinen Einzelheiten und Pointen, welche die Darstellung pikant machen, zu berücksichtigen, sondern wendete sich mehr dem Rhetorischen zu und beachtete mehr den Weisen. Sein klarer und verständiger Dialog, die wohlberechnete Exposition und die consequente Durchführung des Ganzen ließen nicht verkennen, daß Hr. Reger zu jenen Künstlern gehört, die sich solchen Namens durch Studium würdig gemacht haben. Die berühmte Ringscene (Act 3) führte der Gast als ein so gewandter Redner so besonnen und klar aus, daß er nach derselben durch den lebhaftesten Beifall und Hervorruf anerkannt wurde. Auch die Moments, in welchen der Darsteller des Nathan das Gemüth des Hörers zu ergreifen hat, gingen in Hrn. Reger's Spiel nicht verloren, doch traten sie uns minder wirksam als jene des Rhetorikers entgegen. Die höchste Aufgabe bei der Rolle des Nathan ist der Ausdruck einer edeln, sittlichen Weihe und eines geistigen Adels, welche alle Herzen mächtig ergreifen, der Ausdruck moralischer Größe mit dem Stempel der Weisheit und Seelenruhe, der Ausdruck eines erhabenen Friedens, der wie eine milde Sternennacht uns entgegen strahlt. Hrn. Reger's Nathan ist eine achtunggebietende Leistung; — ob sie der Aufgabe im ganzen Umfang derselben genügte und den Ausdruck der Weihe und sittlichen Größe, der in der Dichtung liegt, erreichte, wollen wir unentschieden lassen, begrüßen aber Hrn. Reger als einen wackern und an unserer Bühne willkommenen Künstler.

Die Rollen des Saladin (Hr. Nork), dessen Mitwirkung im Schauspiel eine erfreuliche und dem Repertoir sehr fördernde ist, der Sittah (Fräul. Lindner), die wir in letzterer Zeit zu selten beschäftigt gesehen haben, des Tempelherrn (Hrn. Grahn), der diesen Charakter mit Kraft und Männlichkeit darstellt, der Recha (Fräul. Hausmann), die für unsere Bühne gewonnen ist, u. a. wurden mit jener Sorgfalt gegeben, die man einem klassischen Werke schuldig ist, und das Publikum widmete der Vorstellung eine unverkennbare und sehr freundliche Theilnahme. M.

Korrespondenz.

Aus Oberhessen, 23. Mai.

Am 19. d. M. wurde die hiesige Gegend und besonders das Dorf Rinderbügen bei Büdingen von einem schweren Gewitter heimgesucht. Unsere Felder hatten schon lange nach einem erquickenten Regen gedürstet; als es daher an dem oben bemerkten Tage zu regnen anfing, da schlugen Aller Herzen freudiger und Dankgebete stiegen zu Dem auf, der unsern trüben Blick in die Zukunft zu erheitern wußte. Allein bald bot sich ein Schauspiel furchtbarer Art den überraschten Gebirgsbewohnern dar. Mit donnerähnlichem Getöse und als wollten die Berge ein Meer gebären, entstürzten mannshohe Wasserwogen den steilen Höhen. Der sonst unbedeutende Seemenbach glich plötzlich einem ungeheuern Strome, jedem Widerstande Hohn sprechend. Im Nu standen tiefliegende Scheunen, Ställe und Keller im Wasser und nur mit Mühe gelang es, das Vieh zu retten. Die Verwirrung war gränzenlos. Die empörte Natur schien unser friedliches Dörfchen zertrümmern zu wollen. Doch zu unserm Glücke war die Schreckensscene nicht anhaltend; beinahe eben so schnell, als es gekommen war, hatte das Wasser sich auch wieder verlaufen. Jetzt glich Rinderbügen mit seiner Umgebung einem abgelassenen Teiche. Hier zappelten Fische und Krebse, dort lagen ausgerissene Bäume und überall waren Steine, Sand und Schlamm zu Haufen aufgethürmt. Den Gersten- und Kartoffeläckern hatte die Fluth am meisten geschadet. Der Dünger, welchen der fleißige Landmann nur mühsam auf die hoch- und schiefgelegenen Grundstücke gebracht hatte, ist hinweggeflößt. Der Himmel bewahre uns vor Aehnlichem! — Doch, so schädlich auch dieses Ereigniß unsern Fluren seyn mag, so hat es doch auch sein Gutes gehabt und ist vielleicht sehr einflußreich für die ganze Gegend. An einigen Stellen nämlich, wo die Erde mehrere Fuß tief weggerissen wurde, hat man bedeutende Braunkohlenlager entdeckt.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 29. Mai. Die Entführung aus dem Serail, große Oper in 3 Abth., Musik von Mozart.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 148. Donnerstag, den 30. Mai 1844.

Die Reise mit dem Manuscripte.

Von Robert Hase.

(Fortsetzung.)

Herr Mundus saß wieder im Wagen, und hielt das Manuscript, um sich dessen Person zu sichern, fest in der Hand, als ihm ein Regentropfen die Brille netzte, ein zweiter die Nase, ein dritter die Hand, und ein vierter gar das Manuscript selbst. Der Himmel, noch vor kurzem so rein, wie ein unbeschriebener Bogen, war mit dintenschwarzen Wolken bedeckt; der Regen wurde stärker und stärker, und versprach, noch so stark als möglich zu werden. Leider hatte man darauf nicht gerechnet, und der Wagen bot keine Räumlichkeiten, um ein philosophisches Werk vor dem etwaigen Wassertode zu schützen; der Platz unter der defekten Decke konnte bei einströmendem Regen nur als Wasserbehälter dienen. Herr Mundus schob sein Manuscript in die Tasche, allein die Tasche war zu klein; er legte es unter den Rock auf die Brust, auf den Rücken, es wurde zerknittert oder rutschte hinab; er setzte sich darauf, es wurde formlos; er zwängte es in die Stiefeln, aber diese waren schon naß, und überall konnte der Regen Zutritt haben. — „Hätten Sie doch wenigstens einen Schirm mitgenommen, Dulter. Aber Sie denken auch an gar Nichts."

Indessen strömte der Regen auf unsere Reisenden mit einer Gewalt herab, daß es schien, als gösse der Himmel all sein Wasser durch einen Trichter auf diesen einzigen Punkt. In höchster Herzensangst zog Mundus seinen Rock aus, Dulter mußte ein Gleiches thun, und das Manuscript wurde sorgfältig mit den Kleidern umwickelt. So saßen beide Freunde, den halbentkleideten Oberkörper, auf dem eine Wasserhose zu stehen schien, vorgebeugt, um eine Decke zu schirmen, die einen Kleiderballen schützte, der ein Manuscript barg. Wer den Zweck einer solchen Situation und den Werth Dessen nicht kannte, was hier auf dem Spiele stand, dem mußte dies Schauspiel höchst sonderbar vorkommen. Auch verwunderten sich mehrere Vorübergehende, die dem Regen gleichfalls sehr ausgesetzt waren, aber auch ohne erheblichen Schaden seyn konnten, weil sie keine Manuscripte bei sich führten.

Eben als der Himmel sich seines Wassers entledigt hatte, und die Sonne wieder auf die schmutzige Erde blickte, hielt der Wagen vor einem Wirthshause. Das Manuscript war unversehrt, aber die Kleider mußten getrocknet werden. Der Wirth, der am Schlage erschien, vermeinte, es stecke irgend ein seltenes Thier unter den Röcken, und erbot sich, zwei seiner handfestesten Knechte zu holen, um es sicher in den Hof zu schaffen, wo er ihm einen Breterverschlag anweisen könnte; allein Mundus dankte für die Güte. Ein Haufe Knaben, der neugierig dastand, aber aus Furcht, gebissen zu werden, sich nicht näher wagte, machte scharfsinnige Hypothesen über die Gattung des unsichtbaren Thieres. Der Eine hielt es für eine wilde Katze, ein Zweiter für eine Nachteule, ein Dritter aber sagte: „Ich habe es schreien hören, ich habe es zappeln sehen, es ist ein Meerschweinchen. —" Letztere Ansicht fand Beifall, und eben wartete die ungeduldige Menge, die unterdessen bedeutend angeschwollen war, auf die Bestätigung derselben, als das Schweinchen zu ihrem großen Leidwesen eingepackt, wie es war, in das Haus geschafft wurde.

In einer besondern, bis zu einem hohen Grade geheizten Stube trockneten unsere Freunde ihre Kleider und Körper, die außerordentlich durchnäßt waren. Um die Trocknung der letztern zu beschleunigen, sollen sie auch noch eine bedeutende spirituöse Heizung von innen hinzugefügt haben; so viel ist gewiß, daß sie beinahe zu braten anfingen. Sie trösteten sich indeß mit dem Schicksal einer Frau Pastorin, die, wie sie wußten, fast gleichzeitig mit ihnen angekommen und mit einer Blondenhaube in gleiche Verlegenheit gerathen war, wie sie mit dem Manuscripte. Sie ließ sich in einem anstoßenden Zimmer gar werden. — Nach beendigter Trocknung bat sich Herr Mundus, um eine fernere Ungunst des Wetters zu pariren, vom Wirthe einen wetterfesten Kasten aus, in welchem er das Manuscript bergen könnte, und den er bei der Rückreise wieder zurückstellen würde. Er erhielt ihn, und gab dem Hausknecht den Auftrag, den Kasten an den Wagen zu befestigen, und zu wachen, daß er nicht gestohlen würde. Die Frau Pastorin fuhr bald ab; aber Mundus, der, wie alle großen Geister, sich gern bene that, blieb mit seinem Freunde noch eine Zeitlang, und sie ließen sich's wohl schmecken. Im Begriff, wieder abzufahren, öffnete Herr Mundus, um zu sehen, wie sein liebes Manuscript gebettet sey, den Kasten, und sah — o Himmel, eine Blondenhaube! — Die Pastorin, welche die Maßregel gehört hatte, die Herr Mundus für seinen köstlichsten Schatz treffen ließ, hatte eine gleiche für den ihrigen getroffen, die Kasten waren verwechselt worden, und die Frau Seelensorgerin war gerade in der Richtung abgefahren, wo Mundus hergekommen. — „Der T..... hole alle Blonden-

hauben der ganzen Welt —" schrie Mundus — „und die Pastorinnen obendrein! — Gott, wo mag jetzt mein Manuscript seyn? Wohin mag mein Manuscript fahren? Aber ich hätte es denken können, daß es mir noch einen Streich spielen würde. Ach, es macht nun vielleicht die Reise um die Welt! Aber das sollte es ja; hätte es nur gewartet, bis es gedruckt worden. Wenn die Pastorin merkt, was sie hat, wird sie die Blondenhaube im Stiche lassen, und d'rauf los fahren. Aber ich eile ihr nach, ich finde sie, und wenn sie sich in dem obscursten Filiale der ganzen Welt versteckte. Auf! Schafft noch Pferde, ein ganzes Dutzend! — O, Dulter, wenn Sie aufmerksamer gewesen wären. — Aber Sie sind ein —." Der Esel blieb ihm auf der Zunge stecken. Da der Wirth dem Verlangen nach Pferden nicht Genüge leisten konnte, weil seine Thiere auf dem Felde waren, mußte das Fuhrwerk abfahren, wie es gekommen. Eine üble Vorbedeutung, wieder umkehren zu müssen! Mundus schwebte zwischen Furcht und Hoffnung; Dultern, dem armen Dulter, der mit großer Mühe die Pferde antrieb, und selbst wieder von seinem Gefährten angetrieben wurde, strömte der Angstschweiß in kleinen Cascaden von der Stirne. Es war bereits über eine Stunde verflossen, Herrn Mundus Ungeduld schienen die Miethgäule zu kriechen; da — o Hoffnungsstrahl! — gewahrte er von weitem einen entgegenkommenden Wagen; seine scharfe Brille erkannte bald das starknöchige vierschrötige Pastorfuhrwerk, und darin eine haubenlose Seelensorgerin. — „Eine ehrliche Frau! Sie kommt, mir mein Manuscript wieder zu bringen —", rief Herr Mundus, und wedelte freudig mit der Blondenhaube, ein Gruß, den er durch das hochgeschwungene Manuscript erwiedert sah. — Sie hatten sich bald erreicht. — „O allerliebste Frau Pastorin! Möchten Sie bald Superintendentin werden. Hier ist Ihre hochwürdige Mütze. — Verzeihen Sie meinem Verdrusse — aber eine Mütze druckt mir kein Buchhändler — ich hätte sie fast einen Lappen genannt und mit Füßen getreten, hätte mich nicht die Achtung vor Ihnen zurückgehalten." — „O, mein rechtschaffener Herr," entgegnete die Frau, „wenn Sie ein Mal sterben, mein Mann soll Ihnen die Leichenrede umsonst halten. — Ihre Papiere, ich war im Begriff, sie Wische zu nennen und zu zerreißen, — und freilich, als ich meine Blondenhaube vertauscht sah, — es geschah erst vorhin — die Haube, die mich so vieles Geld kostet, und die ich durch die Schwester meiner Schwägerin von der besten Putzmacherin aus der Residenz erhalten habe, — die Haube, mit der ich nächsten Sonntag zur Beichte gehen, und deren Anblick unserer hochmüthigen Frau Pächterin Krämpfe verursachen sollte, — wie groß mußte da mein Schmerz seyn! Ach Gott! dachte ich, nun kannst du nicht zur Beichte gehen, und die Pächterin kriegt keine Krämpfe. —" Beide tauschten nun ihre Kostbarkeiten wieder aus, und schieden sehr zufrieden, nachdem sie ihn zur nächsten Kirmse eingeladen, und er ihr die Versicherung gegeben hatte, sie unsterblich zu machen, und die Erzählung ihrer edlen Handlung der Vorrede des Manuscriptes einzuverleiben, das sie ihm so großmüthig zurückgestellt.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Wunsch, das Denkmal der Druckerfindung in Frankfurt betreffend.

Bald nun werden es vier Jahre, seit in Frankfurt a. M. jenes schöne Fest der vierten Jubelfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst begangen wurde, das noch so frisch in unserem Gedächtniß lebt. Noch, wenn wir seiner gedenken, glauben wir den Schall seiner Glocken zu vernehmen und das imposante Schauspiel seines großartigen Festzuges vor uns zu sehen. Es waren Freudentage, der dankbaren Erinnerung an die edelste aller Erfindungen geweiht und durch Eintracht und durch vaterstädtischen Gemeinsinn verschönt. In jenen festlichen Stunden wurde auch der geistige Grundstein zu dem Denkmal gelegt, welches zu Ehren der Druckerfindung den schönsten öffentlichen Platz unserer Stadt zieren wird, und seitdem nicht nur bereits begonnen, sondern auch theilweise schon seinem Ziele näher geführt worden ist. Ueber seinen Standpunkt haben wir uns nicht zu streiten, da derselbe fest bestimmt und von einem hohen Senat huldvoll bewilligt worden ist. Dagegen sind die zur Vollendung des Monumentes erforderlichen Geldmittel noch nicht vollständig vorhanden und jede Vermehrung derselben muß als eine willkommene begrüßt werden. Hierzu bietet sich demnächst eine sehr passende Gelegenheit dar. Der 24. bis 25. Juni d. J. sind die vierten Jahrestage der eben genannten Säkular-Feier, und ein Freund der guten Sache erlaubt sich demnach, den Wunsch auszusprechen, daß man an einem dieser Tage ein großes Konzert im Freien veranstalten und dessen Ertrag für das Denkmal der Druckerfindung bestimmen möge. An dasselbe könnten sich wohl noch einige geeignete Festlichkeiten anknüpfen lassen. Unsere hiesigen Musik- und Gesangvereine werden ihre Mitwirkung gewiß eben so wenig verweigern, als unser kunstsinniges Publikum seine freundlichste Betheiligung. Ist doch der Kreis Derjenigen, welche besagtem Denkmal wohlwollend zugethan sind, sehr ausgedehnt, und hat doch die Liebe für dasselbe unter allen Ständen Wurzel gefaßt! Ein günstiger Erfolg steht demnach nicht zu bezweifeln. Wer aber soll die musikalische Leitung des proponirten Konzerts übernehmen? Hierzu sind künstlerische Befähigung und Energie der Wirksamkeit erforderlich, welche Eigenschaften wir in Abwesenheit unseres geschätzten Kapellmeisters Guhr in unserem eben so hochgeschätzten Mitbürger, dem gerade jetzt hier anwesenden Hrn. Ferdinand Hiller, vereinigt zu finden glauben. An diesen rühmlichst bekannten Komponisten und Dirigenten richten wir die Anfrage, ob er geneigt seyn möchte, dem hier geäußerten Wunsche mit seiner so oft bewiesenen Freundlichkeit, so vielfach erprobten Thatkraft und seinem Eifer für alles Schöne entgegen zu kommen und in diesem Falle mit dem Comité jenes Monumentes in Rapport zu treten? Vereinten Kräften das Weitere überlassend, begnügt sich der Einsender dieser Zeilen mit dem Verdienste, einen Gegenstand angeregt zu haben, dem es an wohlwollender Aufnahme nicht fehlen wird und zu dessen Hervorrufung eben jetzt der rechte Moment gekommen ist. Mögen diese Worte verdienten Anklang finden und als ein unmaßgeblicher Vorschlag günstig aufgenommen werden!

Mannichfaltigkeiten.

(London.) Die Partei der Philanthropen hat einen wahren parlamentarischen Sturm wegen der Verwendung von Kindern in den Fabriken erregt. Sir Robert Peel und seine Anhänger mußten geschickt manövriren, um nicht einer mächtigen Majorität zu unterliegen. Lord Ashley wird jedoch am Ende siegen; er darf mit Recht der Wilberforce dieser kleinen, weißen Sklaven genannt werden, die sich auf 50,000 belaufen sollen, und wie das lebendige Räderwerk der englischen Industrie zu betrachten sind. — Die vornehme Welt hat neben den politischen Diskussionen, denen sie mehr oder weniger sich zuneigt, in den Extasen des Dilettantismus geschwelgt. Nichts als Konzerte und Konzerte! Russische, deutsche, spanische und französische Sänger, die den Italienern den Rang streitig machen wollen. — Während der Season findet auch in der Presse eine vermehrte Thätigkeit statt. Was klagt man doch immer, daß es keinen englischen Dichter mehr gebe, seitdem Byron todt ist. Wir haben daran keinen Mangel. So eben erhalten wir aus Amerika einen enggedruckten Band von 500 Seiten, in zwei Spalten, der eine Auswahl der Werke von 150 Dichtern in englischer Sprache enthält, die bloß in Amerika leben. Und nun sage man noch, die vereinigten Staaten hätten für nichts Sinn als für Eisenbahnen und Kanäle! Noch mehr! die Buchhandlung, welche uns diese Dichtungen transatlantischer Sänger vermittelt, und sie erst seit kurzem von Newyork hierher übersiedelte, kündigt in ihrem Kataloge ungefähr 1000 Bände, aus allen Fächern des Wissens und der schönen Literatur, an, die nur Amerikaner zu Verfassern haben. Auch die „Mystères de Paris", wie die Werke von Friederike Bremer sind in Amerika in's Englische übersetzt worden und stehen in dem Kataloge der Herren Wiley und Putnam friedlich neben einander: das Boudoir-Spital neben der Hauskapelle! Bulwer, dem die englische Kritik nicht so hold ist, als die deutsche, hat mit seiner Schiller-Uebersetzung einen Nebenbuhler in Merivale gefunden, und dieser ist ihm vorgezogen worden. Nun ist noch ein dritter, ein Ungenannter, hinzugekommen, der vor Beiden den Preis erhält. Jedenfalls ist daraus ersichtlich, wie leicht sich deutsche Poesie der Uebertragung ins Englische leiht. Eine französische Schiller-Uebersetzung ist fast unmöglich.

(Lewald's Europa.)

(Königsberg, 21. Mai.) Gestern fand die Einweihung des neuen Turnplatzes auf dem Jahrmarktsplatze statt. Ein Theil desselben, 500' lang und 200 Fuß breit, ist zum Behuf der Turn-Uebungen zur Sommerzeit von dem Magistrat dem hiesigen Turn-Verein kostenfrei überlassen worden. Mit einem Aufwande von nahe 900 Rthlrn. hat dieser auf dem Platze ein geschmackvolles und geräumiges Turnhaus erbauen und die nöthigen Turngerüste errichten lassen. Die Zahl der hiesigen Turner, welche gegenwärtig 800 beträgt, ist noch im Zunehmen.

Die Kirche St. Gervais zu Paris war am 19. Mai der Schauplatz eines Ereignisses, welches Bestürzung unter den anwesenden Gläubigen verbreitete. Ein elegant gekleideter junger Mann war in die Kirche getreten, man sah ihn vor einem Gemälde, die h. Juliette vorstellend, nieder knieen. Bald nachher trat er in den Beichtstuhl der Kapelle, worin dieses Gemälde sich befand; er schien eifrig zu beten, als plötzlich ein Knall ertönte und dieser Unglückliche auf die Steinplatten des Tempels rollte, die er mit seinem Blut bespritzte: er hatte sich eine Kugel durch den Kopf gejagt; als man herbeieilte, um ihn aufzuheben, gab er kein Lebenszeichen mehr. In dem nämlichen Augenblick feierte man eine Trauung in einer anstoßenden Kapelle. Die Ceremonie wurde unterbrochen, schon behauptete man, der Selbstmörder sey ein unglücklicher Liebhaber: allein diese Behauptung wurde in Folge der durch den Polizei-Commissär angestellten Untersuchung grundlos befunden. Der junge Mann ist höchst wahrscheinlich Paris ganz fremd; er hatte keine Papiere bei sich. Man hat bloß in einer seiner Taschen einen an eine Person, die er Charlotte und Schwester nennt, geschriebenen Brief gefunden; er spricht von einem Geheimniß und bedauert, daß er nicht Kraft genug habe, ihr dasselbe anzuvertrauen. Dieses Schreiben ist nach Coulange-sur-Yonne adressirt. Die Leiche wurde nach der Morgue gebracht, und die Kirche ist provisorisch für die Gläubigen interdicirt, bis ihr Heiligthum durch die gebräuchlichen Ceremonien gereinigt seyn wird.

(Große Eßlust einer Frau.) Ein Beispiel von außerordentlicher Eßlust gab eine gewisse Lady Lucy, Ehrendame der Königin Katharina von Aragonien, Gemahlin Heinrichs VIII., Königs von England († den 6. Jan. 1536). Sie war seit 1520 Ehrendame dieser Königin, und gewohnt, jeden Tag Folgendes zu essen: Zum Frühstück: 7 Pfund Rinderbraten, ein 4pfündiges Waizenbrod, 4 Flaschen Porter (Starkbier), eine Fruchttorte der größten Art. Zu Mittag: 6 Pfund Pöckelfleisch, ein Huhn, eine Taube, und ein Kalbsfricassée. Ein Stück Rindsbraten, ungefähr 2 — 3 Pfund. Ein 4pfündiges Waizenbrod, 4½ Flasche Ale (Waizenbier). Vesperbrod: 2½ Flasche Porter nebst einem Pudding. Abendessen: Eine Hammelskeule, eine Schüssel Kartoffeln mit zerlassener Butter, ein 3pfündiges Waizenbrod, eine Schüssel Confekt, 4½ Flasche Ale. Nachtessen, kurz vor dem Schlafengehen: ein 2pfündiges Waizenbrod, 1½ Pfund Chesterkäse, ein Kuchen oder eine Torte, 2½ Flaschen Sect (starker südlicher Wein) aus der königlichen Kellerei. Welche Frugalität, besonders für eine Dame, die in solchen Verhältnissen stand.

(Anekdote.) Der jetzt verstorbene General der Kavallerie v. Borstell war zu der Zeit, als er kommandirender General in Königsberg war, nach Berlin berufen, um hier das Kommando über ein kombinirtes Kavalleriecorps, behufs der Ausführung einiger Manöver, zu führen. Bei einem derselben gerieth selbst der waffenkundige, auf dem Schlachtfelde wie auf dem Exerzierplatze gleich erfahrene Mann in einen Irrthum, der Unordnungen zuwege brachte, die der anwesende hochselige König sogleich bemerkte. Damals noch in aller Rüstigkeit, sprengte der Monarch an den General heran, und in der gewohnten eifrigen und kurzen Weise hörte man ihn die Worte herausstoßen: „Dazu hätten nicht brauchen so weit herkommen!" Einige Jahre später ließ dieser vortreffliche Regent nach seiner eigenen Disposition und gewissermaßen unter seinem Befehl beim Herbstmanöver die Kavallerie exerzieren, und als man auf denselben Punkt kam, wo die Unordnungen damals unter dem Befehl des Generals Borstell vorgekommen waren, geriethen zwei Regimenter so unter einander, daß ähnliche ver-

briefliche Vorfälle das ganze Manöver unterbrachen. Da ritt der König an den in einiger Entfernung haltenden, als Zuschauer anwesenden General Borstell heran, und sagte ganz freundlich zu demselben: „Haben lange auf Satisfaktion warten müssen, nun haben Sie sie!"

Chr. Wursteisen in der Basler Chronik erzählt folgende merkwürdige Bestrafung der zanksüchtigen Weiber in der Stadt Mühlhausen: „Wenn eine eine andere fälschlicherweise verklagt oder mit ehrenrühigen Worten angreift, so wird der Thäterin ein ungefähr 29 Pfd. schwerer Stein an den Hals gehängt, welcher wie ein Weibskopf, mit einem Vorlegeschloß an der ausgestreckten Zunge, gebildet ist, in welchem Schmucke sie von den Stadtknechten am Wochenmarkte, wenn sich das meiste Volk versammelt, andern zum Exempel herumgeführt wird."

Korrespondenz.

Stuttgart, 25. Mai.

Königliches Hoftheater.

Ein bewegtes Bühnenleben machte sich in dem verflossenen und in diesem Monat bei uns geltend. Zwei ausgezeichnete Gäste, Hr. Grunert von Hamburg, Dem. Meyer aus Wien, erfreuten durch ihr Gastspiel. Ersterer trat in acht verschiedenen Rollen auf und bewährte seinen vorausgegangenen Ruf und seine Meisterschaft. Ich gehe in die Details seiner Leistungen nicht ein; er gefiel hier mehr, dort weniger, im Ganzen aber hat das Urtheil sich dahin festgestellt, daß Hr. Grunert ein vortrefflicher Charakterdarsteller ist, der zwar oft mit etwas grellen Farben malt, als Franz Moor, Ludwig XI., Shylok und Mephisto aber Triumphe feierte, und darin, außer Döring, der mehr im Lustspiel glänzt, schwerlich einen Rivalen finden dürfte. Dem. Meyer sang die Pamina, Alice und Adalgise und dabei hatte es, zum Bedauern aller Gesangsfreunde, aus wenig erklärlichen Ursachen, leider sein Bewenden. Eine anmuthige, seelenvolle Stimme, nicht großer Ton, aber bedeutende Gesangsbildung und, bei geeigneten Stellen, ein wahrhaft elegischer Vortrag sind die Requisiten dieser lieblichen Erscheinung, die man unter allen Umständen für die hiesige Oper zu gewinnen hätte suchen sollen. Am 15. trat Pischek sein lebenslängliches Engagement als „Hof- und Kammersänger" an und wurde stürmisch bewillkommnet. Man gab das Nachtlager von Granada; er war auch im Jägerkleid, als Sänger, der Prinz-Regent. Die Kraft, das Piano und der Schmelz dieser edlen Stimme wirken bezaubernd. Hr. Rauscher (Gomez), Dem. Oßwald (Gabriele) machten sich neben ihm geltend. Nach einer achttägigen, für ihn sehr wohlthätigen Ruhe erschien Pischek am 22. d. wieder neugekräftigt als Belisar und rief mit dieser herrlichen Leistung stürmisches Entzücken in der Versammlung hervor, in welches der kunstsinnige Monarch lebhaft einstimmte. Auch sein Spiel war den Situationen vollkommen angemessen. Er wurde bei seinem Auftreten zweimal empfangen und das großartig vorgetragene erste Recitativ, die Duette mit Alamir und Irene erweckten einen Beifall, der nicht enden wollte. Dem anhaltenden Hervorruf durfte, nach hiesiger Sitte, das neue Mitglied keine Folge mehr leisten. Dem. Walter (Antonina), Dem. Oßwald (Irene), besonders Hr. Rauscher (Alamir) müssen ehrenvoll erwähnt werden; sie standen dem berühmten Gesangskünstler würdig zur Seite. Orchester, Chöre und Ballet behaupteten ihren alten Ruhm. Pischek's nächste Rollen werden Don Juan, Tell und Liedervorträge auf der Bühne seyn; dann verläßt er uns auf drei Monate, um sich Lorbeeren im Ausland zu holen, aber nicht in Brüssel, wie Ihr Mainzer Korrespondent irrthümlich berichtet, sondern zuerst in Prag, dann später in Frankfurt a. M., da er, dieses Jahr ausgenommen, einen alljährlichen viermonatlichen Reiseurlaub zu benutzen hat. Der Geigenheros Molique ist zurückgekehrt und hat bereits in den Zwischenakten debütirt. Breiting veranstaltete bei seiner Durchreise nach der Schweiz, auf allgemeinen Wunsch, ein Konzert und gefiel außerordentlich. Seitdem ich diesen mit colossalen Mitteln ausgerüsteten rühmlichst bekannten Tenoristen nicht mehr gehört, hat seine Stimme nicht verloren, er dagegen an Gesangsbildung bedeutend gewonnen. — In nächster Woche ist Hr. Baison erwartet; er wird mit Hamlet und dem Sohn der Wildniß beginnen. Gestern sahen wir zum Erstenmal „Moritz von Sachsen" von Prutz. Das Stück hat, wie anderwärts, so auch hier Theilnahme gefunden; es ist, besonders in den ersten drei Akten (die beiden letzten sind zu sehr ausgesponnen und hängen sich ermüdend an den Gang der Handlung) reich an poetischen Schönheiten, in einer blühenden Sprache wiedergegeben, wozu ich übrigens das im ersten Aufzug vorkommende: „Du wirst um 12 Uhr mit dem Schwerte geköpft!" nicht gerechnet wissen will. Mit vielem Prunk in die Scene gesetzt und durch die Talente der Herren Maurer, Lußberger, Löwe, Gnauth, der Damen Lange, Maurer, Wittmann gehoben, wird es sich auch ferner, gerne gesehen, auf unserm Repertoir erhalten. Weitere werthvolle Novitäten, worunter Halm's „Sampiero", folgen ehestens. Die Thätigkeit des Hrn. Moritz in seiner Function als Oberregisseur findet gebührende Anerkennung bei dem Publikum und durch den humanen Intendanten v. Taubenheim jederzeit die bereitwilligste und beste Unterstützung.

Mainz, 26. Mai.

Die Eröffnung der größten Blumenausstellung, die wir bisher hier noch hatten, findet künftigen Samstag den 1. Juni statt. Sie wird drei bis vier Tage dem Publikum geöffnet bleiben. Das große Lokal der Fruchthalle ist in einen englischen Garten umgewandelt und ganz mit grünen und blühenden Gewächsen bedeckt. Die Anordnung soll mit viel Geschmack und Schönheitssinn getroffen und der vereinten Anstrengungen des Comité's des Gartenbauvereins, der Handelsgärtner und Blumenliebhaber würdig seyn. Am 1. Juni, Abends um 7 Uhr, wird die feierliche Preisvertheilung im großen Casinosaale im Hofe zum Gutenberg unter Trompeten- und Paukenschall vor sich gehen. 24 Medaillen in Gold und Silber bilden die Preise, die der Verein gibt; 2 Preise für die vorzüglichste Rosensammlung haben die Mainzer Damen bewilligt; der erste ist ein silberner Lorbeerkranz, der zweite ein Gärtneretui aus der Werkstätte des rühmlich bekannten Instrumentenmachers Hrn. Appelius von hier. Nach beendigter Preisvertheilung findet ein großes Gastmahl im „Europäischen Hofe" statt, bei dem alle hiesigen Notabilitäten erscheinen werden. — Ueber die auf der hiesigen Albanshöhe aufgefundenen Todtensärge bemerke ich Ihnen nun weiter aus eigenem Anschauen, daß bis jetzt 24 zu Tag gefördert wurden. Sie sind alle von Flonheimer Sandstein und mit schweren steinernen Deckeln. Das Innere der Särge, so wie einige Deckel, sind mit Verzierungen, die mit dem Meisel ausgearbeitet sind, versehen; auf einem Deckel steht man ein Kreuz und auf einem andern steht eine lateinische Inschrift, der zufolge er für einen Krieger der 15. Legion bearbeitet wurde. Einige Särge sind noch geschlossen, andere mit Erde angefüllt; in den geöffneten fand man nichts als menschliche Skelette. Es scheint, als ob sie in früherer Zeit schon einmal aufgefunden, geöffnet und die darin befindlichen Gegenstände von Werth seyen herausgenommen worden. Merkwürdig ist es jedenfalls, daß die Särge, die in einer dichten Reihe neben einander in einer Gegend stehen, die stets bearbeitet und bebaut war, Jahrhunderte hindurch unentdeckt bleiben konnten, während sie kaum zwei Schuhe hoch mit Erde bedeckt waren.

Mainwasser-Wärme.

Mittwoch den 29. Mai, Morgens 8 Uhr, 11 Grad. W. Gerlach.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 29. Mai. Der Postillon von Lonjumeau, komische Oper in 2 Abth. und 3 Acten, Musik von Adam.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 149. Freitag, den 31. Mai 1844.

Mainsagen.

29. Das Mißverständniß. — 1610.

Der Narr, den Bischof Julius hatt'
Zu Würzburg in der guten Stadt,
Nahm vor sein Mäulchen nie ein Blatt
Und ward des Stichelns gar nicht satt;
Oft sprach der Bischof: „Hüte dich!
„Du kommst in's Loch noch sicherlich,
„Denn allzufrech theilst Hieb und Stich
„Du Herr'n aus, die besuchen mich!"

Ein Ritter von dem gold'nen Vließ
Aus Spanien einst sich melden ließ
Und sprach, bei Tafel, Jen's und Dieß,
Indeß er seine Suppe bließ.
Da lacht' des Bischof's Närrlein bunt:
„Dir geht's auch warm und kalt vom Mund!"
Der Spanier zürnt': „Schweig', scheck'ger Hund!"
Und von der Tafel auf er stund.

Der Bischof eilt' dem Spanier nach,
Führt' ihn zurücke zum Gelag:
„Verzeiht dem Lümmel seine Sprach'!"
Sagt er, „so treibt er's Tag für Tag!
„Doch heut' entschied er selbst sein Loos, —
„Holt mir den Narr'n und den Profoß!"
Rief er zu der Trabanten Troß —
Die suchten alsbald durch das Schloß.

Indeß ging um der süße Wein;
Der Bischof schenkt' dem Spanier ein
Und warf manch' freundlich Wort hinein —
Da trat Profoß und Narr herein.
Der Bischof hebt den Kopf empor
Und spricht: „Den Burschen nimm bei'm Ohr
„Sperr' ihn ein auf dem Zeller Thor
„Und schieb' recht feste Riegel vor!"

Als in den Kerker 's Närrlein trat,
Es gar nicht ihm gefallen hat
Und als, im Winkel, Maus und Ratt'
Trieb der Profoß aus Stroh und Matt' —
Verliert der Hofnarr nicht ein Wort,
Springt rasch hinaus der Kerkerpfort',
Schließt zu und eilt vom Schreckensort
Zum Bischof auf das Schloß sofort.

Er zeigt die Schlüssel schon von fern
Und ruft: „Dir, meinem gnäd'gen Herrn,
„Gehorch' ich stets in Allem gern,
„Doch hatt' ich Müh', ihn einzusperr'n!"
Der Bischof sprach: „„Der Kerl macht's fein!
„„Sperrt in's Loch den Stockmeister mein!""
Der Narr staunt: „Soll's denn anders seyn?
„Du sprachst zu mir ja: Sperr' ihn ein!"

Mit Lachen sprach der Bischof d'rauf:
„„Ihm trug ich ja 's Einsperren auf!
„„Voll Schalkheit ist dein Lebenslauf —
„„Spring' hin und schließ' ihm wieder auf!""
Der Narr kniet an des Sessels Rand
Und spricht, küssend des Bischofs Hand:
„Der Zufall hat das Blatt gewandt,
„Verzeih', daß ich dich mißverstand!"

Die Reise mit dem Manuscripte.

Von Robert Hase.

(Fortsetzung.)

Kaum hatte sich der Wagen wieder gewendet, als sich ein fröhliches Gebelle hinter demselben vernehmen ließ, und siehe, Herrn Dulters Pudelhund, dem es gelungen war, sich seiner Haft zu entledigen, und die Spur seines Herrn zu finden, flog in raschen Sätzen daher, und sprang, mit dem Schwanze wedelnd, an dem Wagen empor. — „Komm herauf, du guter Voleur"," — rief äußerst wohlgelaunt und freundlich Herr Mundus, — „du sollst uns begleiten. Du sollst mein Ma-

nuscript bewachen helfen, und wenn es ja wieder entwischen wollte, du hast bessere Augen als dein Herr." — Er räumte dem Hunde, der sein Günstling war, ein dürftiges Plätzchen neben sich ein, und belustigte sich damit, ihn zu necken und sich necken zu lassen. Es verfloß eine lange Zeit ohne den geringsten Unfall, und Mundus war in der gesprächigsten Laune von der Welt. Aber Schriftstellern geht es oft, wie Müttern, die nicht lange seyn können, ohne ihr geliebtes Kind in der Wiege zu betrachten. „Laßt uns doch ein Mal den Kasten öffnen," — sagte Herr Mundus, — „um zu sehen, was es macht." — Er that es auch, ohne von dem fortrollenden Wagen zu steigen; er hielt das geliebte Manuscript schmunzelnd vor sich hin, betrachtete es zärtlich, rief im Uebermaß des Entzückens über den sichern Besitz desselben aus: „Nun soll Dich kein Gott mir entreißen!" und schwang es voll toller Lustigkeit in großen Kreisen umher, als er es sich plötzlich entrissen fühlte, und — der Pudelhund setzte damit hinab. Mundus stieß einen Angstschrei aus, der wie „Bestie!" klang, und sprang nach; aber das Thier wartete ihn nicht ab, sondern ras'te, seine Beute in der Schnauze, in tollster Vergnügtheit umher. Dulter mußte schnell vom Wagen, übergab die Zügel einem anwesenden Bauerjungen, und half nach seinem Pudel haschen. Die Herren liefen, stolperten, keuchten, schwitzten, riefen, pfiffen, allein vergebens! Der Hund, der an der Hetze Gefallen zu finden schien, und ohne Zweifel glaubte, sie mache auch den Herren Vergnügen, wußte das Spiel in die Länge zu ziehen; bald wartete er ruhig ab, bis sie herankamen; bald lief er ihnen selbst entgegen, und zeigte ihnen schelmisch seine Beute in der Nähe; wollten sie ihn greifen, husch! war er wieder weg. Dabei machte er Sprünge der wunderlichsten Art, überschlug sich, wälzte sich, und schüttelte gerade an den unsaubersten Stellen lustig den Kopf. In Einem Athem schrie Herr Mundus: „Hierher, Voleur! hierher! Ich gebe dir eine Wurst, liebes, gutes Voleurchen! Verdammte Canaille, ich schlage dich todt! Ach, muß ein Pudel so mit der Glückseligkeit der Welt spielen! Jetzt haben Sie ihn, Dulter. Nehmen Sie es ihm schnell ab. Doch nein, lassen Sie es ihm; er wird es sonst zerreißen. Er hält es zu fest zwischen den Zähnen. — Ach, Gott, dort ist ein Teich! Wenn er da hineinspringt! — Aber ich springe ihm nach, ich rette mein Manuscript, wie Camoens seine Lusiade." — Es bedurfte jedoch dieses heldenmüthigen Sprunges nicht; der ermüdete Hund hatte indeß das Manuscript sanft in eine Pfütze abgelegt, und war freundlich schmunzelnd und wedelnd herangesprungen, um seinen Dank für die kleine zerstreuende Motion zu empfangen, die er den Herren gemacht. Mundus ergriff eiligst seinen Schatz, und indem er diesen wehmüthig mit dem einen Auge ansah, warf er aus dem andern einen Zornesblick auf den Pudel, und herrschte: „Dulter, hauen Sie ihn durch. Ohne Gnade! Ich will es." — Der Freund mußte an seinem treuen Thiere die Operation vollziehen, die ihm sicherlich eben so wehe that, als diesem. Während der Pudel heulte, jammerte Mundus, den schmachvollen Zustand seines Manuscriptes betrachtend: „Gott, wie Alles aus dem Faden gerissen ist! Wie die Gedanken außer Zusammenhang gekommen sind! — Dulter, zählen Sie ihm noch fünfzig auf! — Und gerade das beste Kapitel d'rin, den allgemeinen Frieden, hat er mir zerfetzt! — Aber Sie sind schuld, Dulter. Warum halten Sie sich einen Pudel? — Wie die schönsten Ideen mit Kothe bedeckt sind! — Dulter, Sie sollen mir ihn nachher erschießen! — Und du lieber Himmel, wie die schärfsten Gedanken durcheinander geflossen sind! — Dulter, Sie sind ein —." Der Esel kam ihm dies Mal bis auf die Zungenspitze.

Die Reise wurde fortgesetzt, und zwar unter der trübsten und nachdenklichsten Stimmung, natürlich auch von Seiten des Pudels, der äußerst demüthig nachhinkte, und fortan alle Späßchen sorgfältig vermied. Das Manuscript war, trotz Schmutz und Zerlästrung, noch lesbar und brauchbar genug, um wenigstens vorläufig gewinnlustigen Buchhändlern gezeigt zu werden und zum Kaufe zu locken; zum Behuf des Druckens war es dann freilich noch ein Mal abzuschreiben.

(Schluß folgt.)

Das eidgenössische Freischießen in Basel.

I.

In der Geschichte jedes Volkes zeigen sich Epochen, die entscheidend auf Jahrhunderte gewirkt haben. Kampfgeübte Jünger haben zu allen Zeiten Nationen erhoben und Nationen in den Staub getreten, und da, wo große Männer in harten und bedrängten Stunden das Schwert ergriffen, um im Namen Gottes für sich und die Ihrigen zu kämpfen, da hat der Griffel der Geschichte dafür gesorgt, daß, wenn auch ganze Geschlechter dahineilen zu ihren Vätern, um der Vergangenheit anzugehören, dennoch das Thatsächliche, das Gute wie das Schlimme, das Erhabene wie das Niedrige aufbewahrt werde für die Zukunft, damit Urenkel das Andenken ihrer Ahnen zu segnen vermögen oder mit Wehmuth auf dieselben zurückblicken. Die Gedächtnißfeier, welche zu Ende kommenden Monats, so wie zu Anfange des darauffolgenden Monats Juli von der ganzen Schweiz in dem reichen und gastfreundlichen Basel begangen wird, bezieht sich auf die St. Jakobsschlacht an der Birs, deren entscheidende Würfel vor vierhundert Jahren zu Gunsten der Schweiz daselbst fielen. Es ist ein großes Fest, das daselbst begangen wird, denn etwa dreihundert verschiedene Schützengesellschaften werden einziehen in Basel und daselbst im gastfreundlichen Kreise zugleich das Ehr- und Freischießen begehen, zu welchem bereits Tausende von Gaben geflossen und zu welchem der edle Wetteifer der Behörden wie der Privatleute Opfer zu bringen sich anheischig gemacht hat, die zu den seltensten Erscheinungen gehören. Wer jetzt schon in und bei Basel die großartigen Vorbereitungen betrachtet, die zu diesem Feste gemacht werden, der staunt und traut kaum seinen Augen, wenn er auf die sogenannte Schützenmatte tritt. Hier erhebt sich eine Ehrenpforte, durch welche sämmtliche eidgenössische Jäger ihren Einzug halten, und dieser gegenüber, etwa 400 Schritte entfernt, winkt die Fahnenburg, wo die eidgenössischen Banner aufgepflanzt und zugleich ein sinnbildliches Zeichen geben werden, daß, wenn auch Parteigeist den Freistaat mitunter drengt, dennoch Tage kommen können, wo die zerstreuten Glieder des Bundes in eine Familie zusammentreten und sich freuen ob der Freiheit, die ihnen geworden durch eignes Ringen, Wirken und Walten. Rechts und links erheben sich in weiter Ausdehnung Schießstätten und Speisesäle, und wohin das Auge sich wendet, begegnet demselben Ueberraschendes und Großartiges. Welches bunte Treiben mag

sich hier entfalten, wo Tausende von Theilnehmern zusammentreten werden zur Mitwirkung, zur Befriedigung der Schaulust und zur Beobachtung des Schweizer Lebens und der Schweizer Freude. Franzosen und Engländer, Russen und Holländer, Schweizer und Deutsche aus allen Gauen werden sich hier zusammenfinden, und glücklich wird sich schätzen, wer nach heiter vollbrachtem Tage auch des Nachts ein bescheidenes Quartier gefunden hat.

Basels geographische Lage ist eine glückliche. Majestätisch eilt der Rhein zwischen den beiden Stadttheilen Groß- und Klein-Basel dahin; vor dem Eingange der Stadt mündet die elsässische Eisenbahn aus, deren Verwaltung zur Zeit des Festes vom 25. Juni bis um die Mitte Juli's täglich besondere Züge von und nach dem Elsasse veranstalten wird. Die Dampfschiffe, welche nach dem Oberrheine gehen, werden ihre Passagiere dem Schienenwege übergeben und so war es unserer von Dampf bewegten Zeit vorbehalten, Frankfurter und Mainzer innerhalb anderthalb Tage aus den Maingegenden und dem Rheingau nach der Schweizergränze zu versetzen. Die ganze Umgegend Basels wird das Fest nicht nur mitfeiern, sondern sie wird auch Einnahmen für Beherbergung von Fremden beziehen, denn da unmöglich sämmtliche dem Feste beiwohnende Fremde in Basel selbst Unterkunft finden, so wird die Eisenbahn innerhalb fünf, zehn und zwölf Minuten des Abends Tausende von Gästen in die umliegenden Ortschaften zur Uebernachtung bringen. Nach der Angabe der Nationalzeitung ist der tägliche Bedarf für das Mittagessen der Schützengesellschaften ungefähr 1400 Pfd. Rindfleisch, 2200 Pfd. Kalb-, Schaf- und Schweinefleisch, 4200 Pfd. Brot. An Charcutier-Waaren sind 25 Centner bestellt. Die Gemüselieferungen aus Colmar beginnen den 29. Juni und werden mit der elsassischen Eisenbahn befördert. Der Weinvorrath besteht in ungefähr 120,000 Flaschen Schützenwein, 14,500 Flaschen Ehrenwein, worunter 2400 Flaschen ächtes Schweizerblut, 1000 Flaschen Champagner, 1000 Flaschen Bordeaux, 1000 Flaschen Voorne, 600 Flaschen Markgräfler 1753r, 500 Flaschen Neuenburger, 500 Flaschen Rheinweine, 500 Flaschen Burgunder, 300 Flaschen Xeres und Malaga, 1000 Krüge Selterswasser. Das Mittagessen wird von einem Hauptkoch mit Beihülfe von fünf Köchinnen, drei Pastetenbäckern und vier Trancheurs zubereitet. Zehn Personen rüsten das Gemüse, zweiundzwanzig reinigen und ordnen Tischzeug und Geschirr. Den Dienst in der Speisehütte versehen 200 uniformirte Kellner, wovon 180 in Aktivität und 20 als Reserve. Die Oekonomie wird von einem Hauptkassier mit 4 Unterkassier in den Kellern, 2 Unterkassier in der Küche und 6 Sekretären besorgt. An Geschirr sind bis zum 1. d. Mts. bereits folgende Bestellungen gemacht worden: 400 Suppenschüsseln, 1700 flache Platten, 700 Salatschüsseln, 300 Senftöpfe, 20,000 Teller, 10,000 gewöhnliche Weingläser, 27,000 Weinflaschen, 300 Wasserflaschen, 3000 Champagnergläser, 3000 Bordeauxgläser, 200 Römer, 600 Salzbüchsen, 5000 Paar Messer und Gabeln, 5000 Löffel, 350 Servirlöffel und 200 Tranchirbestecke. Wir werden in unserm zweiten Artikel auf noch mehrere Einzelnheiten des Festes zurückkommen.

Mannichfaltigkeiten.

(Berlin.) Auch in seiner zweiten Gastrolle (22. Mai), dem Sohn Bruno in dem Schauspiel „Mutter und Sohn", hat sich Hr. Hendrichs als einen Schauspieler erwiesen, dem man eine ausgezeichnete Stelle im ersten Rang seiner Kunst nicht streitig machen kann, ja, dem man vielleicht die erste Stelle in der Concurrenz mit den jetzigen Collegen seines Fachs einzuräumen geneigt wird, wenn man die Persönlichkeit mit in Anschlag bringt. Zwar kann die Persönlichkeit nicht als das erste Erforderniß zum Schauspieler geltend gemacht werden, wenn sie aber zu den wesentlichen innern Qualitäten hinzukömmt, so muß sie nothwendig den Genuß des Schauspiels, einer sinnlichen Kunst, nicht etwa nur erhöhen, sondern der Anschauung des darzustellenden Individuums erst das vollkommen rechte Bild geben. In der in Rede stehenden Rolle hat Hr. Hendrichs uns dies Bild vor Augen gestellt, zuerst in seiner jugendlichen Freundlichkeit, in der Heftigkeit seines Temperaments, seinem Kampf mit Pflicht und Ehrgefühl, und dann im Verlauf seines bewegten Lebens in seiner männlichen Würde, mit immer treubewahrter Pietät gegen seine Mutter und ungeschwächter Erinnerung an die ersten Eindrücke der Liebe zu einem lieblichen Kinde, der engelreinen Selma.

F. W. Carové sagt im Vorwort seiner Schrift „Die Buchdruckerkunst in ihrer weltgeschichtlichen Bedeutung (Siegen und Wiesbaden in der Friedrich'schen Verlagsbuchhandlung 1843)": „Wenn jetzt ein kräftiges Geistesleben unser theures Deutschland durchwogt, wenn es in raschen Pulsschlägen allen seinen Stämmen und Gauen das beglückende Gefühl einer innigen Lebens- und Strebensgemeinschaft gewährt, und das heilige Bewußtseyn nationaler Einheit in immer lichteren Flammen auflodern läßt, — wenn alle Nationen Europa's ihre Gedanken, ihre Erinnerungen, ihre Erfindungen und Fortschritte austauschen und — roher Kriegsrache entsagend, unsern Welttheil in einen großen, dauernd befriedeten Staatenbund zu vereinigen streben, — wenn menschliche Bildung in immer reicheren Strömungen von Europa sich in die alte und die neue Welt ergießt, und von jener das Gedächtniß uralter Inspirationen und großartiger Gottesstaaten, von dieser die Kunde jugendkräftiger Strebungen und gigantischer Freiheitsentwickelung uns zuströmen, — wenn auf diese Weise sich jene erhabene Geister- und Güter-Communion der gesammten Menschheit bereitet, in welcher Alle sich als Brüder, als Kinder Eines Vaters und Einer Mutter empfinden und begrüßen, wem verdanken wir das kräftigste Mittel dieses Aufschwungs und dieser überraschenden Erfüllung uralter Verheißungen?"

Wir lesen Folgendes in der „Elberf. Ztg.": Die „Allg. Preuß. Ztg." enthält in ihrem Feuilleton einen Artikel, überschrieben: G. Herwegh, dessen Schluß, wie folgt, lautet: „Tröste er sich nicht damit, daß er sich ein Märtyrer für Freiheit zu seyn dünkt; er ist nur ein Märtyrer für Frechheit, dem, wenn er nicht vermag, sich von dem Abhange zurückzureißen, an dem er steht, ein böser Dämon, welchem er sich dann opfert, sein Epitaph schon staden wird: G. Herwegh, Suicida, Parricida. — Die Red. der „Elb. Ztg." erlaubt sich hierbei nur eine Frage, die ihr gestattet seyn mag. Kann der ein Christ (irgend einer Confession oder Auffassung des Christen-

thums) seyn; ja darf er nur auf menschliche Gefühle Anspruch machen, der einem Lebenden (wie er auch seyn möge) die Grabschrift eines Selbstmörders setzt? — Selbst Timon, der Menschenfeind, hat es so weit nicht getrieben; der kräftigste Ausdruck seiner Menschenfeindschaft ist etwa nur: „O wär'st Du doch ein Hund, daß ich Dich lieben könnte!"

Der von Hrn. L. Beyschlag neuerlich in diesen Blättern mitgetheilte Plan eines Ausfluges nach London hat vielseitigen Anklang gefunden, und ist während der schönen Saison jederzeit ausführbar. Um jedoch demselben bei'm reiselustigen Publikum noch mehr Eingang zu verschaffen, wäre zu wünschen, daß 1) zugleich die Unterbringung in London in ein günstig gelegenes, bequem und billig eingerichtetes Haus um eine feste Summe mitbedungen werden könnte; daß 2) für die Fortschaffung und garantirte Ueberwachung des Gepäckes der Reisenden ebenfalls vollkommen gesorgt wäre, und daß 3) für die Besichtigung Londons und dessen Merkwürdigkeiten geeignete Wegweiser engagirt wären, die gegen ein im voraus festbestimmtes Honorar den ankommenden Touristen zu Diensten ständen. Unter solchen Verhältnissen würde Hrn. Beyschlag's Einladung ohne Zweifel noch weit größere Beachtung finden, und Manchen veranlassen, auf den gemachten Vorschlag einzugehen.

Die sogenannten Tendenzromane sind in neuester Zeit und am meisten in England sehr häufig geworden. Abgesehen davon, daß sie gewöhnlich höchst langweilig und gezwungen sind, für den Roman zu viel Tendenz und für die Tendenz zu viel Roman, muß man bei Lesung derselben immer bedauern, daß ihre Verfasser den weit kürzeren Weg nicht vorgezogen, und eine Abhandlung statt des Romanes geschrieben haben. Im letzteren Falle würden sie sich die Zeit und den Leser die Langweile erspart haben. Die Tendenzromane haben mit vielen historischen Romanen ein gemeinsames Rezept, nach welchem sie verfertigt werden, nämlich dieses: Nimm ein paar Tropfen Tendenz oder Geschichte, gieße ein paar Maß Wasser darüber, knete es mit eben so viel moderner Stylhefe zusammen, backe einen langen und dünnen Kuchen daraus, und streue recht viel Zucker darauf. — Dies Rezept ist sehr probat, und man hat Fälle, daß ein solcher gut ausgebackener Tendenzroman von gewissen Leuten mit großem Appetit verspeis't wurde. —

(Dresden.) Tichatschek ist hier mit einem jährlichen Gehalt von fünftausend Thalern und drei Monaten Urlaub für Gastrollen auf weitere zehn Jahre, von 1845 bis 1855, engagirt.

(Stettin.) Vierzehn Male trat Emil Devrient mit dem außerordentlichsten Beifall hier auf. Das Orchester mußte geräumt werden, um den Zudrang zu befriedigen.

Korrespondenz.

Lyon, 26. Mai.

Wir haben eine Art Theateremeute, worin das Parterre gegen den ersten Rang, die unbehandschuhte und auf Schusters Rappen reitende Bourgeoisie gegen die gants jaunes und die Mitglieder des Jokeiklubbs zu Felde zieht. Das Alles um einen verabschiedeten reitenden und einen neuen zu Fuße gehenden Tenor. Die Polizei, nachdem sie eine weise Verordnung über die Verfälschung und Verdünnung der Milch erlassen, hat auch durch Anschläge die Theaterordnung in's Gedächtniß gerufen und dadurch den jungen pfeifenden Banquiers andeuten wollen, daß man sie leicht beim Kragen nehmen könnte, um sie im Gefängniß vor Mißhandlungen der Masse zu schützen. Der Platz vor'm Theater ist von Gaffern — denen nach dem bekannten Spruche: „Wenn ich Geld hab', kann ich's Schauspiel sehen, wenn ich kein's hab', bleib' ich draußen stehen", Alles eins ist, wo sie Skandal finden — jeden Abend voll. Besonders möchte der heutige Abend, wo Halevy's Jüdin gegeben wird und Dusseyte den Eleazar singt (Dusseyte ist zufällig Israelit und war früher Professor der Philosophie), eher an den Thurm zu Babel erinnern, als an die Ausgießung des heiligen Geistes, wodurch allgemeine Verständigung kam. Die Militärposten sind stark verdoppelt, gemüthliche Schlachtpläne von beiden streitenden Parteien vorbereitet. Wie um Martinach und Sitten Geistliche an der Spitze der Streitenden, so leiten hier Feuilletonisten die Enthusiasten und Schlüsselmusiker. Bratwürste haben, wie ich in meiner Kindheit gelesen, an den Galgen gebracht; weshalb sollte man sich nicht um Beifall und Mißfallen einer Tenorstimme prügeln und resp. lahm schlagen? Opfert man doch solchen Sprossern schon so bedeutende Summen, daß zehn Familien davon leben könnten.

Wannfried, 25. Mai. — Einges.

Die Hanauer Zeitung vom 18. Mai enthält unter der Rubrik „Verschiedenes" einen Artikel voller Gemeinheiten und Lügen, die Zusammenkunft der israelitischen Gemeinde in Wannfried betreffend. Das Wahre an der Sache ist Folgendes: Die Reformfreunde zu Frankfurt a. M. übersandten das überall genugsam bekannte Programm auch dem hiesigen israelitischen Gemeinde-Vorstande. Dieser glaubte, deshalb die Gemeinde versammeln zu müssen, wo bei der Einladung, wie bisher immer üblich gewesen, eine Strafe von 10 Sgr. angedroht wurde, da außerdem eine vollzählige Gemeindezusammenkunft nicht zu Stande kommt. Der Vorstand las den Gemeindemitgliedern den Inhalt vor, bemerkte, daß die Schrift auch noch in der Gemeinde circuliren solle, damit Jeder ohne Uebereilung sich die Sache überlegen und ganz nach freiem Willen unterzeichnen könne. Ein Mitglied der Gemeinde entfernte sich mit seinem nächsten Verwandten, indem er äußerte, daß, wenn er gewußt hätte, daß dieser Gegenstand zur Sprache kommen würde, er nicht erschienen wäre. Ein großer Theil der Gemeinde äußerte sich aber beifällig über den Inhalt des Programms. Der Kreisrabbiner, Bruder jenes Mannes, der sich aus der Versammlung entfernt hatte, glaubte es seiner Stellung schuldig zu seyn, kurfürstlichem Kreisamte den Vorfall anzuzeigen; dieses verlangte Bericht, weiter ist in dieser Angelegenheit nichts geschehen.

Ein Freund der Wahrheit.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 30. Mai. Der Fabrikant, Schauspiel in 3 Abth., nach dem Französischen des Emil Souvestre, für die deutsche Bühne bearbeitet von E. Devrient. Hierauf folgt: Die Landpartie nach Königstein, Localskizze in 1 Act und 4 Tableaux.

Samstag, 1. Juni. (Neu einstudirt): Der Bevollmächtigte, Lustspiel in einem Akt von Joh. v. Weissenthurn. (Gastrolle) Kaufmann Hammerscheid: Hr. Reger, vom Stadttheater zu Leipzig. Hierauf folgt (zum Erstenmale): Die Verlobung in Genf, Lustspiel in 2 Abth., von C. Blum. (Gastrolle) Raschmann: Hr. Reger.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 150. Samstag den 1. Juni 1844.

Die Reise mit dem Manuscripte.

Von Robert Hase.

(Schluß.)

Mundus hatte sein Manuscript nun um so sorgfältiger vor ferneren Unfällen zu bewahren, da er in seiner Ungeduld, es gedruckt zu sehen, sich keine Zeit genommen, eine Copie zu machen; und die ungeheuren Vorarbeiten, aus denen er es extrahirt, hatte er dem Feuer übergeben, damit der Nachwelt die Mühe und der Gang der Entstehung des großen Werkes unbekannt bliebe. Aber dieses Werk selbst war jetzt sehr durchnäßt, und mußte getrocknet werden, wie vor kurzem sein Verfasser. Ein Bauernhaus, nicht sehr entfernt vom Ziele der Reise, bot hierzu eine bequeme Gelegenheit. Mundus glaubte, die Sonne, die jetzt so warm scheine, und das sanfte Lüftchen, das wehe, werde schneller und billiger trocknen, als Ofenwärme; er bat daher den Hausbesitzer um die Erlaubniß, seine Papiere in dem vor dem Hause liegenden Gärtchen trocknen zu dürfen. Dort war eine Wäschleine ausgespannt. Die Bogen wurden darüber geworfen, und die großen Weltbeglückungsprojekte hingen nun da, wie kleine Hemden, Chemischen und Nachtjäckchen. Wie manchem Buche wäre ein solches Manöver zu empfehlen, um das Wässerige herauszuziehen! Freilich würde dann oft nicht viel mehr übrig bleiben. — Sonne und Luft thaten ihr Möglichstes, um die Feuchtigkeit aus den unvergänglichen Gedanken zu saugen, und hätten am Ende in ihrem Eifer sogar die Gedanken selber mit ausgesaugt. Mundus, durch den raschen Fortgang der Trocknung in gute Laune versetzt, sprach eben mit weiser und ernster Miene zu seinem Freunde: „Dulter, wie herrlich doch Alles eingerichtet ist in dieser schönen Welt! Ueberall Harmonie und Vollkommenheit! Dringen ja Naturkräfte feindlich auf uns und das Unsrige ein, andere Naturkräfte oder gar eben dieselben müssen dazu dienen, den Schaden zu ersetzen, die geschlagene Wunde zu heilen, das Verdorbene wieder gut zu machen. Diesen Gedanken habe ich auch meiner großen Lehre von der Glückseligkeit zu Grunde gelegt. Nicht die Natur sollten wir verklagen, wenn uns Uebles widerfährt, sondern uns selbst, unsere eigene Beschränktheit, die uns nicht erlaubt, die Natur vollständig kennen zu lernen. Könnten wir dieß, es gäbe für uns kein Uebel mehr, wir hätten die Natur durch sich selbst unterjocht. Dieses ist freilich ein Ziel, das wir nie erreichen, dem wir uns aber doch ewig annähern können. Und sehen wir auch das durchgängig heilsame Wirkungsgewebe des Weltalls nicht anschaulich in seiner ganzen Vollkommenheit, wir können es durch einzelne Fälle ahnen. Siehe, Freund, was die Natur durch eine Hundsschnauze verdorben hat, macht sie wieder gut durch Sonne und Luft." — Da that die besprochene Luft einen Stoß, und rusch! — flatterte ein Bogen über den Garten hinaus. — Mundus stürzte nach, Dulder, der kein Esel mehr seyn wollte, folgte ihm. Der Bogen schwebte langsam über den Boden hin, und schien sich setzen zu wollen, besann sich aber eines Andern, stieg in die Höhe, drehte sich im Wirbel, und jagte dann in's Weite. Der Wind hatte sich plötzlich mit ungemeiner Stärke erhoben. Unsere Freunde stürzten die Kreuz und Queer, über Stock und Stein, über Graben und Hecken; Mundus verlor sogar den Hut, der nach einer andern Richtung hingetrieben wurde; er achtete es aber nicht. Ermüdet hielt er endlich einen Augenblick inne, da — o Unglück über Unglück! — da sah er einen ganzen Schwarm von Bogen hoch über seinem Haupte lustig flattern. Sie waren dem Gärtchen sämmtlich entflogen, und schwebten, die weißen Fittige wiegend, in zwar verschiedener Richtung, aber doch im Ganzen der nahen Stadt zu. Wohin nun laufen? Wonach haschen? Mundus verlor nun auch den Kopf, und rannte mit seinem Freunde fast ohne Bewußtseyn nach der Stadt hin, derselben Stadt, in der das große Werk hatte erscheinen sollen, und die nun seine Bruchstücke über ihre hohen Dächer flattern und um ihre schmutzigen Essen kreisen sah. Von einem hallohschreienden Bubenschwarm begleitet, erreichten unsere Freunde das Thor. Hier hielt Herr Mundus an, und brach in die zornigen Worte aus: „Sie sind schuld, Dulter! — Wären Sie im Garten geblieben! — Warum liefen Sie mir nach? Sie sind ein —" Der Esel sprang dieß Mal wirklich über die Zunge. Wie sich Herr Dulter für diese Promotion bedankt, ist nicht bekannt; genug, er wagte erst nach einiger Zeit die tröstenden Worte: „Wenn Sie bekannt machen ließen, daß, wer die Papiere todt oder lebendig wiederbringt, eine Belohnung erhält —" — „Nein," sagte Mundus, der, sich den Schweiß von der Stirne trocknend, auf einem Steinhaufen saß, und in dessen Brust der Zorn einem stillen, aber tiefen Schmerze Platz gemacht hatte, — „nein, ich überlasse sie ihrem Schicksal, mögen sie es haben. Sie würden mir ohnedem bald wieder einen neuen Streich spielen. Ich sehe, das Schicksal ist des Guten feindliches Princip, und duckt das Genie, wenn es sich aufringen will, wieder hinab

in die dunkeln Lebenswogen. Nun, es mag seyn, es mag seyn; aber die Welt ist um ihr Glück betrogen." — Als sie betrübt durch die Stadt schlichen, sahen sie auf einem öffentlichen Platze einige Knaben in dreieckigen Papierhüten Soldatens spielen; die Kinder benahmen sich mit einer Gravität, die selbst Herrn Mundus ein Lächeln ablockte. Wie groß war aber sein Erstaunen, als er in den Hüten Bogen seines ungetreuen Manuscriptes erkannte, und somit den Ausspruch der Frau Pastorin, die Papiere könnten nicht aufgesetzt werden, widerlegt fand. In einer Anwandlung gerechter Entrüstung riß er einem der Knaben den Hut vom Kopfe; die übrigen flohen. Er hatte seine Vorrede in der Hand, mit der allein so wenig anzufangen war, wie mit einem Schlüssel ohne Schloß. Allenfalls hätte er sie nun anstatt des verlornen Hutes brauchen können.

Noch in derselben Nacht fuhren die Herren Mundus und Dulter, beide mit Schnupfen und Zahnweh beladen, trübselig und schweigend zurück. Mundus, dem die Glückseligkeit der Welt seine eigene kostete, fiel in eine tiefe Melancholie, in der er den Beschluß gefaßt haben soll, seinem Leben ein Ende zu machen. Er soll lange zwischen einer schnellen und einer langsamen Todesart geschwankt, dann aber die letztere vorgezogen und sich verheirathet haben.

Weimar.

Der politische Bürger.

Mel.: Laßt die Politiker nur sprechen.

Die Sonne sinkt, geräuschlos werden
Die engen Gassen nach und nach,
Da sucht für seine Tagsbeschwerden
Der Bürger wieder sein Gemach —
Er spricht: was soll ich länger hier?
Gesagt, gethan! er geht zu Bier.

Er kennet seines Hauses Wände
Und Tisch' und Schränke sehr genau,
Er kennt wie seine eig'nen Hände
Die Kinder, Großmama und Frau —
Er spricht: was soll ich länger hier?
Gesagt, gethan! er geht zu Bier.

Er kann zu Hause nichts erleben,
Als was er längst erlebet hat,
Und was sich irgend hat begeben,
Erfährt er dort ganz accurat —
Er spricht: was soll ich länger hier?
Gesagt, gethan! er geht zu Bier.

O Lust, bei Bier und Tabaksdampfe
Zu hören von dem Lauf der Welt,
Von der Tscherkessen Freiheitskampfe
Und wie ein König Reden hält —
Er spricht: was soll ich länger hier?
Gesagt, gethan! er geht zu Bier.

Kaum tönt vom Thurm die sechste Stunde,
So treibt's ihn aus dem Hause fort,
Den letzten Bissen noch im Munde,
Summt er sein erst' und letztes Wort
Und spricht: was soll ich länger hier?
Gesagt, gethan! er geht zu Bier.

Hoffmann von Fallersleben.

Christian Gotthilf Salzmann.

Heute vor hundert Jahren, am 1. Juni 1744, wurde C. G. Salzmann geboren. Groß als Mensch, als Volks- und Jugendschriftsteller, als Prediger, Lehrer und Erzieher, war er unbezweifelt der thatkräftigste und besonnenste aus der Schule der Philanthropen des vorigen Jahrhunderts. Mit weiser Auswahl, mit Einfachheit und Geschicklichkeit, mit Beharrlichkeit und glücklichem Erfolge brachte er Rousseau's Gedanken und Ideen, Basedow's Plane und Vorschläge zur Ausführung. Er war der würdige Zeitgenosse des edlen, menschenfreundlichen, geistvollen Pestalozzi. Sein Wirken ward von Gott reich gesegnet. Die von ihm gegründete Lehr- und Erziehungsanstalt ward eine bleibende Stätte des gemeinnützigen, eifrigen Lernens, eine rege Pflegerin ungeschminkter Tugend und ungeheuchelter Gottesfurcht, ein treffliches Vorbild vieler nach ihr in Deutschland entstandenen und nun in voller Blüthe stehenden Institute. In mehr als vierzig Volks- und Jugendschriften, theils in gedrängter Kürze abgefaßt, theils von beträchtlicherem Umfange, übte er auf die Bildung und Aufklärung der verschiedensten Stände, auf die vorurtheilsfreiere Denkweise der Fürsten und des Adels, wie des Bürger- und Bauernstandes den heilsamsten Einfluß aus. Zu Allem, was er sprach und schrieb, fügte er sein eigenes leuchtendes Vorbild. Seinem Gedächtnisse mögen darum diese und die nachfolgenden Zeilen in dankbarer Erinnerung gewidmet seyn.

Salzmann ward am bereits genannten Tage zu Sömmerda bei Erfurt geboren, kam 1756 auf die Schule nach Langensalza, 1758 nach Erfurt, wohin sein Vater als Pfarrer versetzt worden war und wo er theils Privatunterricht genoß, theils schon die Vorlesungen einiger an der damaligen Universität angestellten Professoren besuchte. In den Jahren 1761 — 1764 studirte er zu Jena. Die folgenden Jahre verlebte er, Unterricht ertheilend, im älterlichen Hause. Im Jahre 1768 wählte ihn die Gemeinde des Erfurtischen Dörfchens Rohrborn zu ihrem Pfarrer, mit einem Gehalte von 80 Thalern oder 140 Gulden. Von dem Aufenthalte in diesem einsamen Dörfchen berichtet einer seiner Biographen (in „Bildnisse und Lebensbeschreibungen der berühmtesten und verdienstvollsten Pädagogen 2c. 2c."), daß er für Salzmann besonders darum wichtig geworden, weil derselbe hier gelernt habe, mit Wenigem gut hauszuhalten. Hier lernte er entbehren, sparen, das Einfache lieben; er blieb mit allen Geld und Zeit zersplitternden Vergnügungen unbekannt und wurde dagegen mit der reinsten Quelle des Vergnügens näher vertraut, die aus dem Innern des Menschen selbst und aus der ihn umgebenden Natur immer neue Nahrung erhält und nie versiegt. Hier faßte er auch zuerst den Gedanken zur dereinstigen Gründung einer Erzie-

hungsanstalt und die ersten Grundzüge zu dem geistigen Gebäude, das er in den Jahren des reiferen Alters mit Ausdauer und Glück zu Stande brachte. In Rohrborn fand er auch in der Tochter des Pfarrer Schnell aus dem benachbarten Dorfe Schloß-Bippach eine würdige Lebensgefährtin. Sie gebar ihm vierzehn Kinder, von denen nur ein einziges vor den Eltern starb. An ihrem dreißigsten Geburtstage feierte Salzmann ihre stillen Verdienste durch nachfolgende Strophen:

Nicht am Spieltisch, nicht am Spiegel,
Nicht in rauschenden Konzerten,
An der Seite Deines Mannes,
In dem Kreise Deiner Kinder,
Unter Arbeit, unter Sorgen,
Die mit süßen Mutterfreuden
Wechselten, verflossen sie.

Und nun schau umher und fühle
Deinen Werth — schon sieben Kinder,
Wie die Frühlingsrosen blühend,
Unbekannt mit jedem Laster,
Schlingen sich um Deinen Busen!
Segnen Dich, und alle wünschen
Deine Stützen bald zu seyn.

Und entfernter Mütter Söhne
Mischen sich in ihre Reihen,
Segnen Dich mit jedem Morgen,
Danken Dir für treue Pflege,
Sehn auf Deine Mutterhände,
Die mit Milde, uns zu speisen,
Jeden Tag geschäftig sind.

Sey noch ferner meine Stütze,
Uns'rer Kinder treue Mutter,
Mutter uns'rer Pflegesöhne!
Und mit jedem Deiner Jahre
Wird die Zahl der Segenswünsche,
Wird die Zahl der Mütter wachsen,
Die Dir Heil von Gott erflehen!

Im Jahre 1772 wurde Salzmann Diakonus und bald darauf Pfarrer an der Andreaskirche in Erfurt. In dieser geräuschvolleren Stellung erwuchsen ihm in Folge des Beifalls, den seine Predigten fanden, aus dem Neide seiner Amtsgenossen mannichfache Verdrießlichkeiten. Darum entschloß er sich im Jahr 1781, die Stelle eines Religionslehrers und Liturgen in dem neu errichteten Philanthropin zu Dessau anzunehmen. Schon hier konnte er seine vielen in Erfurt eingesammelten Erfahrungen auf eine ersprießliche Weise anwenden. Seine sonntägigen Gottesverehrungen im Betsaale des Philanthropins wurden selbst von den Bewohnern der Stadt und von anwesenden Fremden, ja sogar vom regierenden Fürsten und von dessen Familie häufig besucht. Im Anfange des Jahres 1784 verließ Salzmann mit seiner ganzen Familie Dessau, und am 7. März traf die ganze, mit Einschluß einer treuen Magd, aus 11 Personen bestehende Gesellschaft in Schnepfenthal ein. Dieses Landgut, im Herzogthume Sachsen-Gotha, ungefähr drei Stunden von Gotha selbst entfernt gelegen, hatte Salzmann wegen seiner überaus lieblichen Lage am Fuße des Thüringer Waldes, wegen seiner gesunden Luft, wegen der fruchtbaren, nach Gotha hin sich erstreckenden Ebene, und wegen der Nähe des Städtchens Waltershausen zur Errichtung einer Erziehungsanstalt am passendsten gefunden.

Es ist hier nicht der Ort, sich über die erste Entstehung und allmählige Erweiterung dieser Anstalt umständlicher zu verbreiten, zumal da sich die wesentlichsten Einrichtungen derselben in neueren, zum Theil — in Folge der im Laufe der letzten Jahrzehnte gewonnenen Erfahrung — noch zweckmäßiger geordneten Lehr- und Erziehungsinstituten, wie z. B. in den beiden trefflichen Anstalten, der Blochmannischen in Dresden und der Hassel'schen in Frankfurt a. M. u. a. wiederfinden; jedoch muß bemerkt werden, daß das Salzmannische Institut in Schnepfenthal, wenn es gleich seinen Höhepunkt bereits im Jahre 1803 erreicht hatte, wo es 61 Zöglinge zählte, doch noch immer unter der Leitung eines Sohns des Begründers, des Hofraths Karl Salzmann, fortbesteht, und im Jahr 1834 sein fünfzigjähriges Jubiläum mit dem freudigen Gedanken, während eines so langen Zeitraums keinen Pflegling durch den Tod verloren zu haben, feierlichst begehen konnte. Salzmann selbst wirkte als gewissenhafter Leiter seiner nach und nach immer großartiger gewordenen Schöpfung bis zu seinem Tode, den 31. Oktober 1811.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Am 21. Mai hat **Emil Devrient** sein Gastspiel auf dem Wiener Hofburgtheater als Ferdinand in „Kabale und Liebe" eröffnet. In der Wiener Th. Ztg. begrüßt **Meynert** den genialen Gast mit Worten glänzender Anerkennung, und berichtet schließlich: „Die allgemeine Erwartung und Aufmerksamkeit, die ihm voranging, gab sich in dem Beifallsturme zu erkennen, womit er sogleich bei seinem Auftreten empfangen wurde. Daß er nach jedem Akte, und am Schlusse wiederholt, hervorgerufen wurde, versteht sich von selbst. Sein Bolingbrocke, in welcher Rolle wir ihn zunächst sehen sollen, wird diesen ersten schönen Eindruck zuverlässig noch zu steigern dienen.

(**Aus Solingen**, 20. Mai.) Vor einigen Tagen ist hier dem Branntwein, diesem Geist und Seele verderbenden Gifte, wieder ein Opfer gefallen. In einer Papierfabrik in der Nähe von Solingen hielten die Arbeiter ein Gelage, dem auch ein Bäckergeselle beiwohnte; — letzterer besoff sich in einem Grade, daß man ihn zu Bette bringen mußte, in welchem man ihn andern Tages, Schaum vor dem Munde, todt wiederfand. Möchten doch alle Fabrikherren und solche Männer, die viele Arbeiter beschäftigen, überhaupt aber Alle, denen das Wohl des Volkes am Herzen liegt, auch bei uns, wie es in vielen andern Städten mit so großem Erfolge geschehen ist, sich zur Abwehr dieses Feindes die Hand reichen.

(Elberf. Kreisbl.)

An der Regensburger Schranne entstand am 25. Mai unerwartet ein Steigen der Getreidepreise, wonach auch ein erhöheter Brodpreis sich berechnet haben würde. Die Bäcker erklärten jedoch, sich mit dem bisherigen Satz begnügen zu wollen, vorausgesetzt, daß bei zu erwartendem Weichen der Preise auch wieder billige Rücksicht auf sie genommen werde. Der Magistrat macht dies als eine Handlung dankenswerthen Gemeinsinns bekannt.

Die Mondsinsterniß in der Nacht vom 31. Mai auf den 1. Juni d. J. ist eine totale und bei uns ganz sichtbare. Sie beginnt, d. h. der Mond fängt an in den Erdschatten zu treten um $9^{3}/_{4}$ Uhr Abends. Das Mittel der Versinsterung, d. h. die tiefste Eintauchung des Mondes in den Erdschatten, findet statt um 11 Uhr 27 Minuten, und das Ende oder der Augenblick, wo der Mondrand den Erdschatten auf der entgegengesetzten Seite von der, wo er eintrat, wieder verläßt, erfolgt um 1 Uhr.

Korrespondenz.

Hamburg, 27. Mai.

Das **Dahn**'sche Ehepaar gibt Gastrollen auf unserem Stadttheater, eigentlich nur Mad. **Dahn**, denn Hr. **Dahn** wird fortwährend als „unpäßlich" gemeldet und ist erst ein einziges Mal aufgetreten. Mad. **Dahn**, geb. Le Gaye, die ihre theatralische Laufbahn auf unserer Bühne begann und früher ein Liebling des hiesigen Publikums war, zählt noch jetzt viele Freunde und Verehrer ihres Talentes. Fragen wir aber, welche Fortschritte die Künstlerin während der Zeit in ihrer Ausbildung und Vervollkommnung gemacht habe, so scheint das Resultat kein sehr günstiges. Mad. **Dahn** ist überhaupt vorzugsweise für das heitere und naive Fach geeignet, das Tragische gelingt ihr weniger. Als Griseldis und Parthenia waren die Uebergänge zu schroff, die Höhe und Tiefe der Stimme wechselte in zu scharfen Contrasten, zu viel Pathos, zu viel Effecthascherei. — Für Hrn. **Lenz** ist Hr. **Hesse**, vom Theater an der Wien, engagirt worden, der sich besonders durch ein wohlklingendes, kräftiges Organ auszeichnet. Als wahrscheinlicher Ersatz für das erledigte Fach einer ersten Liebhaberin gastirt eine Dem. **Brock** von Schwerin. Sie trat als Gretchen im Faust auf und soll gefallen haben. — Auch das Thaliatheater hat seit Beginn der Sommersaison, d. h. seitdem abwechselnd in Tivoli gespielt wird, einige schwer zu ersetzende Verluste erlitten. Dem. **Herrmann** wird eine längere Kunstreise unternehmen und zunächst in Berlin und Dresden gastiren, zum Winter aber zur Thalia zurückkehren. Hr. **Landt** hat die Direktion des neuen Actien-Theaters (Urania) in St. Pauli übernommen, das unter seiner tüchtigen Leitung gewiß prosperiren wird und unter glücklichen Auspicien am 23. Mai bereits eröffnet wurde. Hr. **Meixner** hat sich in Leipzig engagiren lassen; die Tänzerfamilie **Kobler** und Dem. **Bertin** sind ebenfalls abgegangen. Zunächst wird, Anfangs Juni, Mad. **Peroni-Glasbrenner** einen Cyclus Gastrollen geben.

Karlsruhe, 27. Mai.

Vorgestern hatten wir das Vergnügen, im Garten des grünen Hofes einer musikalischen Abendunterhaltung des Musikpersonals der königl. würtemb. Leibgarde zu Pferd anzuwohnen. Unter der Leitung des Musikdirektors **Gänsler** wurden verschiedene Piecen aus Opern, Nationallieder und von dem Direktor selbst arrangirte Potpourri's mit einer Präcision, einer Reinheit und einem Schmelz vorgetragen, der unser an vorzügliche Blechmusik leider nicht gewöhntes Publikum in gerechtes und bewunderndes Erstaunen setzte. Der große Ruf, der dieser Musikgesellschaft schon früher vorangegangen war und der sich auch voriges Jahr bei ihrem Hierseyn bewährt hatte, wurde auch diesmal auf's glänzendste gerechtfertigt; die Gesellschaft hatte sich der allgemeinsten Anerkennung zu erfreuen, obgleich das schlechte Wetter sie nur wenige Stunden zu hören gestattete. Besonders bedauerte man, die voriges Jahr mit so großer Meisterschaft vorgetragenen Quartette diesmal entbehren zu müssen. Wie wir hören, wird die Gesellschaft sich bei Ihnen in Frankfurt einige Tage aufhalten und den dortigen Musikfreunden Kunstgenüsse bereiten, um die wir sie beneiden dürfen.

Darmstadt, 29. Mai.

Bei Entwickelung seiner Thätigkeit im Interesse der Industrie bemerkte unser Landesgewerbverein sehr bald, daß neben andern Mitteln zur Beförderung des Gewerbfleißes auch die Errichtung von **Handwerks-Zeichenschulen** unerläßliches Erforderniß sey, wenn einer der Hauptzwecke des Vereins: höhere technische Bildung der Gewerbtreibenden, erreicht werden solle. Man schritt sofort zur Errichtung solcher Schulen und hatte die Befriedigung, fast in allen Landestheilen die diesfälligen Vorschläge gebührend gewürdigt und anerkannt zu sehen. Die Mehrzahl der bedeutenderen Städte und Orte besitzt jetzt Zeichenschulen, welche unter der Anleitung tüchtiger Lehrer einen lobenswerthen Wetteifer in ihren Bestrebungen an den Tag legen. Bei der gegenwärtigen, in dem Geschäftslocal des Gewerbvereins dahier veranstalteten Ausstellung ihrer Zeichnungen von dem letzten Jahreskurs sind nicht weniger als 15 Schulen repräsentirt, nämlich die von Darmstadt, Mainz, Gießen, Offenbach, Worms, Wöllstein, Alzey, Heppenheim, Nidda, Lich, Biedenkopf, Großgerau, Michelstadt, Wimpfen, Schlitz, und zwar in einer Weise, daß die Zahl und die Beschaffenheit der Zeichnungen den Fleiß und den Fortschritt der Schüler in der Entwerfung von architektonischen, geometrischen und freien Handzeichnungen in der erfreulichsten Weise beurkunden. Mit Vergnügen verweilt man bei der Mannichfaltigkeit und Schönheit der Projectionen der Schulen von Darmstadt, Offenbach und Nidda, worunter viele Stücke sind, die dem Zeichner von Profession Ehre machen würden. Die von Mainz hat auch einen dankenswerthen Beitrag geliefert, und man bemerkt mit Befriedigung, daß dieselbe in dem letzten Lehrkurs im Linearzeichnen nicht zurückgeblieben ist. Die Wormser Schule, fast noch in dem ersten Stadium ihrer Entwickelung begriffen, hat gleichwohl mehr geleistet als bei der vorjährigen Ausstellung. Man darf für die Folge, unter dem Einfluß günstigerer Verhältnisse, ungleich mehr von ihr erwarten. Desto fruchtbarer zeigen sich dagegen jetzt die Schulen von Wöllstein und Alzey, wie auch die von Heppenheim, wo der dasige Vereinsausschuß der Spar- und Leihkasse, in edler patriotischer Gesinnung, aus deren Reservefonds einen jährlichen Zuschuß von 500 fl. zur Bestreitung der nothwendigen Schulbedürfnisse bewilliget hat. Eben so haben sich die Zeichenschulen von Alzey und Schlitz besonderer Unterstützung aus dem Gemeindevermögen zu erfreuen. Wie der Augenschein lehrt, so sind alle diese Mittel wohl angewendet und geben einen erfreulichen Beweis von der vaterländischen Gesinnung, der sie zunächst ihren Ursprung verdankten. Manche der kleineren Schulen konnten nicht viel liefern, aber mehrere, wie z. B. die von Schlitz, Biedenkopf und Wimpfen haben an Qualität der Zeichnungen zu ersetzen gesucht, was an deren Quantität zu fehlen scheint. Die Ausstellung hat übrigens auch noch den praktisch nützlichen Zweck, daß sämmtliche Schulen nach ihren stufenmäßigen Leistungen von Seite des Gewerbvereins genau geprüft und — nach Maßgabe dieser Prüfung — den vorzüglichsten ihrer Arbeiten Prämien zuerkannt werden.

Dr. **Wilh. Dieffenbach.**

Mainwasser-Wärme.

Freitag den 31. Mai, Morgens 8 Uhr, $11^{1}/_{2}$ Grad. **W. Gerlach.**

Theater-Anzeige.

Samstag, 1. Juni. (Neu einstudirt): **Der Bevollmächtigte**, Lustspiel in einem Akt von Joh. v. Weissenthurn. (Gastrolle) Kaufmann Hammerscheid: Hr. **Reger**, vom Stadttheater zu Leipzig. Hierauf folgt (zum Erstenmale): **Die Verlobung in Genf**, Lustspiel in 2 Abth., von C. Blum. (Gastrolle) Raschmann: Hr. **Reger**.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 151. Sonntag, den 2. Juni 1844.

Der Türkenschuß in Frankfurt a. M.

Ein Romanzen-Kreis.

I.

In der Sklaverei zu Algier
Des Tyrannen Garten pflegend,
Weint' ein junger Florentiner,
Tiefsten Gram im Herzen hegend.

Die Genossen seiner Leiden
Saßen oft mit ihm am Abend,
Ihre Schmerzen, ihre Klagen
Düster in ein Lied begrabend.

Wer ein Mal dies Liedchen hörte,
Niemals konnt' er es vergessen,
Wie voll Wehmuth, wie voll Sehnsucht
Sich's dem Busen mußt' entpressen:

„O, du Sonne, die den Sklaven
„Trübe hier vorbeigegangen —
„Wann seh'n wir dich, wo der Heimath
„Flüsse rauschen, Städte prangen?“

„O, du Mond, der über'm Meere
„Still herauf kommt, wie so gerne
„Grüßen wir im Christenland dich
„In dem Kreis der lichten Sterne!“

„Hier, ach! lockt ihr nur der Thränen
„Unversiegbar bitt're Quellen —
„Sonne, hier kannst Du nicht freuen,
„Mond, hier kannst du nicht erhellen!“

„Ein zu bitt'rer Kelch des Leidens
„Ward uns Armen zugemessen!
„Wär' nicht unser Glück: Erinn'rung,
„Dann wär's höchste Glück: Vergessen!“

II.

Vor Subeida's Fenstern singet
Leis Dhul Makan zu der Laute:
„Schwebt durch Deine gold'nen Träume
„Wohl mein Liebesgruß, Du Traute?“

„Gieb' ein kleines Liebeszeichen
„Dem, deß Herz für Dich nur brennet —
„Dem Dein Nah'n die Tage fristet,
„Den Dein Flieh'n vom Leben trennet.“

„Roß und Säbel, Schild und Lanze
„Habe ich um Dich vergessen,
„Unter Deinen Fenstern aber
„Singend Nacht und Tag gesessen!“

Lauschend steht Dhul Makan — stille
Bleibt's und finster im Palaste. —
Heimwärts stürzt er und zerschmettert
Wild die Laut' am nächsten Aste.

III.

Als der junge Florentiner
Morgens in des Schlosses Nähe,
Ruft ihm leise eine Stimme:
„Paolo, Paolo!“ aus der Höhe.

Eine Christensklavin nahet
Spähend sich den Fenstergittern —
Eine dornenlose Rose
Wirft sie Paolo zu mit Zittern.

In der zarten Liebesblume
Ist ein Brieschen tief verborgen.
„Hast Du Muth,“ spricht es, „Gefang'ner,
„So winkt Dir der Freiheit Morgen!“

„Clara Pulci, Seemann's Tochter,
„Bin ich, die vor vielen Jahren
„Mit den Ihrigen die Meere
„Jung und hoffnungsvoll durchfahren.“

„Da, ereilet von Piraten,
„Sah ich unter Säbelstreichen
„Meine Brüder, meinen Vater
„Fallend, neben mir als Leichen."

„Sklavin, mußt' der Favorite
„Holdes Töchterchen ich pflegen,
„Und goß in das reine Herzchen
„Heimlich uns'res Glaubens Segen."

„Sie, die Schönste nun des Landes,
„Blickt auf Dich vom nahen Erker,
„Sie, die Schönste dieses Landes,
„Führt Dich aus dem engen Kerker!"

„Kennst Subeida Du, die Holde,
„Lieblich, wie die Morgenröthe,
„Mit dem Blicke, gleich der Sonne,
„Mit der Stimme gleich der Flöte?"

„Sehnlichst wünscht, an Deiner Seite,
„In der Christenheit zu leben
„Die, als Tochter eines Herrschers,
„Hier in Wonne könnte schweben!"

„Doch, sie hörte meine Lehren
„Als des Himmels mächt'ges Mahnen,
„Wünscht zum Kreuze uns'rer Väter
„Sich vom Halbmond ihrer Ahnen!"

„Und ein reu'ger Renegate
„Birgt schon zwölf entfloh'ne Sklaven:
„Er verschafft uns Schiff und Rud'rer,
„Um zu flieh'n nach span'schem Hafen."

„Eh' die nächste Nacht erscheinet,
„Birg' Dich sorglich in dem Garten:
„Mit den Schlüsseln an dem Pförtchen
„Wird Subeida Dich erwarten!"

(Fortsetzung folgt.)

Christian Gotthilf Salzmann.

(Fortsetzung.)

Die bekanntesten Mitarbeiter Salzmann's waren im Laufe dieser siebenundzwanzig Jahre: Bechstein (starb 1822 als herzogl. meiningischer Geheimer-Kammerrath und Direktor der Forstakademie zu Dreißigacker); André, Begründer einer Erziehungsanstalt für weibliche Jugend in Schnepfenthal und nachmals in Gotha; Lenz, Salzmann's Schwiegersohn, und später Rektor des Gymnasiums zu Weimar; drei Brüder Ausfeld, Wilhelm, Ernst und August, sowie Weißenborn, sämmtlich Salzmann's Schwiegersöhne; Jakob Glatz, der bekannte Jugendschriftsteller, ein geborner Ungar, später evangelischer Consistorialrath zu Wien; — — vor allen aber der berühmte Guts-Muths, der große Turnlehrer und Geograph (geb. 1759 zu Quedlinburg, gest. 1839 zu Ibenhain bei Schnepfenthal).

Zur Charakterisirung Salzmann's möge nun noch Folgendes dienen:

Wie schon bemerkt worden ist, hatte Salzmann während seines 9jährigen Aufenthalts in Erfurt der Erfahrungen gar viele und mannichfaltige gesammelt. Hier hatte er das menschliche Elend in den verschiedensten Gestalten kennen gelernt. Sein Beruf führte ihn in die Wohnungen des Jammers, in die Gemächer der Kranken, in die öffentlichen Krankenhäuser, in Waisenhäuser, Gefängnisse und Zuchtanstalten. Er half mit Rath und That, so viel er vermochte, und fühlte sich besonders dazu berufen, das Seine zur Verbesserung der Erziehung und des Jugendunterrichts beizutragen. Er fing mit Dem an, womit Jeder anfangen sollte, dem Förderung des allgemeinen Besten am Herzen liegt: bei sich selbst und seinen nächsten Umgebungen. Er studirte die Kinder selbst, suchte ihre Neigungen, ihre Lieblingsunterhaltungen, ihre Anlagen, die Entwickelung ihrer Kräfte, ihre Aeußerungen und Urtheile kennen zu lernen, und dachte über die Art und Weise nach, auf welche man am wohlthätigsten auf die Jugend einwirken könne. Es war sein Grundsatz: von Kindern könne man am besten lernen, wie Kinder behandelt und zum Guten geleitet werden müßten. Die Schule seiner Gemeinde war ihm ein wichtiger Gegenstand seiner Fürsorge. Durch kleine Geschenke, die er ihnen mit guten Kinderschriften, Schreibmaterialien u. dgl. machte, suchte er den Fleiß der Kinder anzuspornen. Seine neidischen Amtsgenossen schwärzten ihn bei dem damaligen kurfürstl. mainzischen Statthalter von Dalberg an und benutzten dazu seine Schrift: „Ueber die wirksamsten Mittel, Kindern Religion beizubringen", indem sie ihm Mangel an Rechtgläubigkeit (Heterodoxie) zum Vorwurfe machten. Salzmann beschäftigte sich eben mit den Kindern in der Familienstube. Da trat ein Bedienter des Statthalters herein. Salzmann, der um die Anklage wußte, erbangte im ersten Augenblicke. Es erfolgte indeß eine ihm ganz unverhoffte Einladung zur Mittagstafel für den nächsten Tag. Bei seinem Eintritt in das Zimmer kam ihm der würdige v. Dalberg freundlich mit einer Aeußerung des Beifalls über die von ihm herausgegebene Schrift entgegen. Einen solchen Ausgang mochten seine Ankläger wohl nicht erwartet haben.

Im „Journal von und für Deutschland", Jahrg. 1784, Dezbr. S. 382 sagt ein Besucher Schnepfenthals über ihn: „Der Direktor, Herr Salzmann, zeigt in seinem Aeußern einen simplen, von sich ganz uneingenommenen, allzu bescheidenen, liebreichen und freundlich ernsten Mann. Beobachtet man ihn näher, so zeigt sich eine feste, ihre Kraft fühlende Seele, ein ausnehmend thätiger Geist, ein Herz voll der wärmsten Menschenliebe. Er spricht nicht viel, handelt weit mehr — aber Alles zeugt von tiefer Bedachtsamkeit und Ueberlegung. — Seine Kinder behandelt er mit der geduldigsten Liebe, von von dem größten bis zum kleinsten, und benutzt die gemeinsten Vorfälle, sie zu rühren oder zu unterrichten. Eigene Kinderzucht ist ja wohl immer der nächste Probierstein, auf welchem der Werth eines Pädagogen zu prüfen ist. Und da muß ich gestehen, daß ich hier durchaus befriedigt ward. Die Kinder fand ich so gut, als Kinder seyn können. Noch unverdorben, gerade, offen und freimüthig; dabei eine Sittsamkeit und Bescheidenheit, die sich so gut mit einem unbefangenen Herzen vereinigen läßt.

Diesterweg, der größte der jetzt lebenden deutschen Pä-

dagogen, sagt in seinen Rheinischen Blättern, Jahrg. 1840: „In Salzmann waltete die wahrhafte Religiosität. Allerdings, zu dem Glauben Derjenigen, die sich freuen, die menschliche Natur auf irgend einer Schwäche zu ertappen, um diesen großen Fund öffentlich zur Schau zu stellen; die sich um das Panier schaaren, unter dem die gottbegabte Menschennatur in den Staub getreten wird; die einen Triumph feiern, wenn ein von den Zeitgenossen mit Recht gefeierter Name vor ihrem Glaubenstribunal nicht besteht, weil er sich zu Ueberzeugungen, die mit ihrer äußerlichen Erbsünden- und Satisfactionstheorie nicht übereinstimmen, bekennt: zu diesem Glauben bekannte sich ein Salzmann nicht, wie Keiner, der mit Kindern, d. h. mit Wesen, deren Zustand der Erlöser selbst Denen, die die Seinigen werden wollten, als ein Vorbild hinstellte, verkehrt und ein Auge hat für Reinheit und Unschuld, und damit die Fähigkeit, zu erziehen und zu bilden. Von nichts war Salzmann fester überzeugt, als 1) davon, daß der Schöpfer jedem Menschen alle die Anlagen mitgebe, durch die er im Diesseits glücklich, dereinst im Jenseits selig werden könne; 2) davon, daß er als Vorsehung über jedem seiner Menschengeschöpfe wache, es liebend leite und führe. Auf das Erste stützte er den Grundsatz, der ihn zu einem großen Erzieher machte: des Pädagogen höchste Aufgabe bestehe darin, die individuellen Anlagen des Zöglings zu belauschen und daraus die Richtung zu erkennen, die er dem Zöglinge zu geben habe. Dadurch hat er zwar nicht viele große Gelehrte, aber große Menschen erzogen. Das Zweite führte ihn zu dem praktischen Grundsatze, den er nimmer verleugnete, jedwedes Zusammentreffen mit einem Menschen, einem Kinde, einem Erwachsenen, einem Bettler, einem Reichen u. s. w. als ein Ereigniß zu betrachten, als eine Mahnung, nachzusehen und herauszufühlen, ob die Vorsehung für ihn eine Verbindung mit demselben beabsichtige. Darum ließ er sich mit Allen, die mit ihm zusammentrafen (die Einsamkeit und Abgeschlossenheit Schnepfenthals machte es ihm möglich), alsbald in ein Gespräch ein, und zwar in ein Gespräch über wichtige, innere Dinge, wozu der tiefe Menschenkenner und Philanthrop, ohne Pedanterie und gemachtes Wesen, überall die natürlichsten Anknüpfungspunkte zu finden wußte. Je nach dem Ergebnisse des Anklopfens ließ er den Fremden entweder seine Straße weiter ziehen, oder er suchte ihn festzuhalten, ihn auf die Probe zu stellen, und, wenn diese nach seinen Wünschen ausfiel, mit sich zu verbinden. So hat er die meisten seiner Arbeiter und Diener, so Guts-Muths, so Alle gefunden, die er an sein Lebenswerk fesselte. Mit welcher Innigkeit und Liebe, mit welch' unbegränztem Vertrauen er die also Erprobten, ihm nach seiner innersten Ueberzeugung von der Vorsehung Anvertrauten an sich zu fesseln wußte, davon wäre viel zu erzählen, wenn es weiter hierher gehörte. Es bedarf dessen nicht für Den, der seine Schriften gelesen *), in welchen sich ein Mann von der Aufrichtigkeit wie Salzmann auf das treueste selbst schildern mußte. Es bedarf darum auch der Versicherung nicht, daß in seiner Anstalt tägliche Andachtsübungen, tägliches Bibellesen stattfanden. Sein ganzes Haus war eine Stätte wahrer, lebendiger und thätiger, kurz praktischer Frömmigkeit. Er führte den Namen des Herrn und seine Gnade nicht immer im Munde; vielmehr hatte er eine Neigung, dem Uneingeweihten sein Gefühl zu verstecken; er sprach nicht in den Redensarten der heutigen, nach ihrer Versicherung ausschließlich Gläubigen, vielmehr war ihm, bei dem horror (Abscheu) vor der Buchstabentheologie, den er mit allen Erleuchteten seiner Zeitgenossen theilte, der salbungsvolle Kram im Innersten zuwider."

*) Oder sich vielleicht durch diesen Aufsatz bestimmen läßt, ihnen die verdiente Aufmerksamkeit wieder zuzuwenden.

Salzmann konnte von sich selbst sagen (Februarheft der „Bibliothek für Pädagogik" 1807): „Ich lebe und webe seit einigen und zwanzig Jahren in einem Kreise von jungen, lebhaften Kindern, ohne ein einziges Mal nur eine Anwandlung von Gallenfieber zu bekommen, zu welchem sonst die Erzieher pflegen geneigt zu seyn; meine Zöglinge zeichnen sich alle durch Gesundheit und Frohsinn aus; sie lieben mich, meine Winke und Blicke befolgen sie, und nie hat mich einer vorsätzlich gekränkt. Durch diese und ähnliche Thatsachen bin ich auf die Meinung gebracht worden, daß ich die Erziehung verstehen müsse."

Ueber die Thür des zuerst erbauten Erziehungsgebäudes ließ Salzmann die Ueberschrift setzen D. D. U. H. (Denken, Dulden und Handeln.)

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Ein Urtheil Doktor Friedrich Strauß's über Calvin.) Dr. Strauß charakterisirt Calvin in einer der letzten seiner so eben erschienenen und dem Könige von Preußen zugeeigneten geistlichen Reden, welche „die evangelische Kirche" und deren „Geschichte" behandelt, folgendermaßen: „Nicht weniger müssen wir unter den großen Reformatoren Calvin nennen. Mit der Freiheit des Geistes und der Stärke, mit der Entschiedenheit und dem Scharfsinne, die in einer seltenen Vereinigung ihm vom Herrn als eine besondere Gabe verliehen waren, setzt er bei jeder Gelegenheit, die sich ihm darbot, die evangelische Lehre auseinander. Bald staunt er „über die Gnade des Herrn, durch welche geschehen könne, daß der obwohl unvollkommene Glaube nichtsdestoweniger die vollkommene Gerechtigkeit besitze." Bald bezeugt er, „daß durch Hinwegnahme dieser Lehre Christi Herrlichkeit und die Hoffnung des Heils gänzlich verloren sey." Bald nennt er diese Lehre die höchste der Religion und erklärt, „daß das Heil der Kirche in ihr ruhe, wie des Menschen Leben in seiner Seele."

In dem Zuchthaus zu Bolton ist die gewöhnliche Disciplinarstrafe ein Sturzbad. Der Straffällige wird in einen engen Behälter gespannt mit einem Halsband, das ihn hindert, sich zu bücken; dann werden drei oder vier Gefäße eiskaltes Wasser nach einander über ihn ausgegossen. Diese Strafe soll die Hartnäckigsten zahm machen.

Schmucklose Einfachheit ist eitler Prunksucht vorzuziehen. Jene zeugt von anspruchsloser Bescheidenheit, während diese nur Gefallsucht beweist. Stößt man doch in manchen Orten auf betagte Frauen, die Mütter von erwachsenen Töchtern sind und in jugendlichem Putz einhergehen, indessen ihre stiefmütterlich behandelten Töchter sich wie ältere Frauen tragen müssen!

Korrespondenz.

Köln, 20. Mai.

Die drei Tage unseres niederrheinischen Musikfestes sind vorüber und haben, sowohl was die großartigen musikalischen Productionen auf dem Gürzenich, als die sonstigen für die Theilnehmer veranstalteten Unterhaltungen angeht, den gehegten Erwartungen vollkommen entsprochen. Die Solopartieen waren diesmal ausnehmend glücklich besetzt und besonders gelungen wurden das Händel'sche Oratorium Jephta und die Beethoven'sche Messe ausgeführt. Was den Besuch der Hauptkonzerte an den beiden Pfingsttagen betrifft, so hätte derselbe, zumal am Sonntage, weit zahlreicher seyn können; vielleicht haben die vorangegangenen Streitigkeiten manche hiesige Musikfreunde abgehalten, den Productionen beizuwohnen. Auch die Zahl der belgischen Gäste war minder ansehnlich, als man bei der jetzt so erleichterten Reisegelegenheit erwartet hatte. Vorgestern Abend fand nach beendigtem Konzerte eine allgemeine Zusammenkunft auf der festlich beleuchteten Insel Rheinau statt, wo die glänzende Illumination des Bayenthurms, Fackelzug, Musik und großes Feuerwerk die Versammlung bis nach Mitternacht auf's angenehmste fesselten. Den fröhlichen Schluß des Festes bildete gestern Nachmittag die musikalische Eisenbahnfahrt nach Brühl, welche, obgleich zunächst nur für die beim Musikfeste Mitwirkenden bestimmt, doch Massen von Besuchern aus Köln, Bonn und der ganzen Umgegend nach dem freundlichen Orte gelockt hatte, wo der Vortrag ausgewählter Gesänge im Freien die zahlreiche Gesellschaft trotz der ziemlich ungünstigen Witterung bis zum Abend in heiterster Stimmung erhielt. Heute Vormittag haben uns die meisten Gäste wieder verlassen und wir dürfen hoffen, daß sie befriedigt geschieden sind und dem Musikfeste von 1844 eine wohlthuende Erinnerung bewahren werden.

Bensheim an der Bergstraße, 24. Mai.

In unserer altkatholischen Stadt, welche dermalen circa 300, nach dem nahen Auerbach eingepfarrte Protestanten unter ihren 5000 Einwohnern zählt, wurden, der seitherigen ächtchristlichen, d. h. vernünftigen, Praxis gemäß, bei vorgekommenen Sterbfällen auch die sterblichen Hüllen unserer protestantischen christlichen Mitbürger und Mitbrüder ganz nach den Gebräuchen der katholischen Kirche zur ewigen Ruhe gebracht, demgemäß die Leichen eingesegnet und von der katholischen Geistlichkeit zu Grabe begleitet, wie nicht weniger auf Verlangen die üblichen kirchlichen Vigilien ganz so in solenner Weise exequirt, daß man durchaus keinen Unterschied wahrnahm, welcher christlichen Confession der Heimgegangene angehörte. Und das war, wie schon gesagt, ganz im Sinne der Religion der Liebe, zu der sich die Christen ohne Ausnahme bekennen und welche ihrem Wesen nach nicht römisch, nicht lutherisch, nicht calvinisch — sondern einzig und allein christlich ist und uns zu dem Vater aller Menschen in Bruderliebe führen will und welche demnach jeden Haß, jede Geringschätzung gegen Andersgläubige, ganz besonders aber der nichtkatholischen Christen so unbedingt ausschließt, daß man Denjenigen, der diese Grundprinzipien der Christuslehre nicht anerkennen wollte, für einen Christusläugner erklären müßte. Dies waren bisher die Grundsätze, wonach die hiesige katholische Geistlichkeit in Fällen der hier besprochenen Art ihren heiligen Beruf erfüllte, wonach die hiesige einsichtsvolle, aufgeklärte katholische Einwohnerschaft, welche sich gegen ihre protestantischen Mitbürger von jeher wahrhaft christlich liebevoll benommen hat, solche Fälle behandelt wissen will. — Dennoch ist es jetzt anders geworden, indem der seit kurzem das hiesige geistliche Regiment führende, der streng-ultramontanen Richtung angehörige, hiesige jugendliche Pfarramtsverwalter den Erben eines vor einigen Tagen verstorbenen hiesigen protestantischen Einwohners, der seitherigen Praxis entgegen, das Leichenbegängniß nach katholischem Ritus ganz entschieden verweigert und dieselben an ihren protestantischen Geistlichen zu Auerbach verwiesen hat, wonach — was vielleicht noch nie vorgekommen ist — ein protestantischer Geistlicher hier ein Begräbniß zu besorgen hatte. Ein abermaliger Beweis, wie die junge ultramontane Geistlichkeit die Religion der allgemeinen Bruder- und Menschenliebe verstanden und geübt wissen und wie sie somit die guten alten Zeiten, wo die Masse des Christenvolkes als eine blinde, gedankenlose Heerde in kirchlichen Dingen in der Irre herumgeführt wurde, wieder in's Daseyn zaubern möchte. Glücklicher Weise hat aber das die ganze Welt überströmende Licht der Vernunft derartigen Zauber längst in seiner Nichtigkeit enthüllt und es wird und muß daher jedes Handeln und Streben in christlich-religiösen Dingen, sofern es auf Verdunkelung und Verdummung abzielt, folglich den Grundprinzipien des Christenthums widerspricht, forthin als Chimäre erscheinen. — Der vorliegende Fall wird indessen die hiesigen Protestanten ohne Zweifel veranlassen, ihre bisherigen, auf Errichtung eines protestantischen Gottesdienstes rc. dahier gerichteten Bemühungen zu verdoppeln, damit sie fernerhin den hiesigen Pfarrverweser in kirchlichen Angelegenheiten nicht zu behelligen brauchen, und dieser in seiner frommen christlichen Richtung nicht gestört wird, sondern fortfahren möge, mit angezündeter Laterne bei hellem Tage die Wahrheit aufzusuchen, welche so vielen Dunkelmännern gänzlich verloren gegangen zu seyn scheint. — 7 —

Rothenfels, 29. Mai.

Unsere herrliche Murgthalquelle ist in diesem Frühjahr schon ziemlich stark besucht, wenn auch vorerst weniger von eigentlichen Badegästen, als von Bewohnern der Nachbarschaft, welche die hiesigen schönen Anlagen in dem schönsten Thale Badens bewundern und sich hier einen Tag Erholung gönnen wollen, zugleich aber auch von Badegästen aus dem nahen Baden, welche die hiesige Kur mit den Bädern zu Baden vereinen; die Wirkung des hiesigen Mineralwassers, das sich ganz besonders zum Trinken eignet und die Kur zu Baden wesentlich unterstützt, ist auch in der That überraschend. Seit einigen Tagen weilt der erlauchte Schöpfer unserer Badanstalt in seinem Lustschlosse Rothenfels, Se. Hoh. der Markgraf Wilhelm nebst Gemahlin und deren Mutter, der Frau Herzogin Henriette von Würtemberg, was gestern uns die Freude verschaffte, beinahe die ganze großherzogl. Familie in unserer Mitte zu sehen. Kurz vor 12 Uhr traf nämlich Se. k. Hoh. der Großherzog von Baden hier ein, begleitet von den beiden jüngern Prinzen, gleich darauf erschien Ih. Hoh. die Fürstin von Fürstenberg, von ihren Prinzen und Prinzessinnen begleitet, und einige Minuten später II. HH. der Erbgroßherzog und Prinz Friedrich, welche sämmtlich nach eingenommenem Mittagsmahl wieder nach ihren resp. Wohnsitzen zurückkehrten. Uebrigens sind für diesen Sommer schon eine Menge von Wohnungen für Badegäste bestellt, denen durch die Fürsorge Sr. H. des Markgrafen Wilhelm und den neuen, in der vortrefflich eingerichteten Wirthschaft als Pächter sitzenden Wirth alle Annehmlichkeiten geboten sind. Von Rastatt aus kommen beinahe täglich Gesellschaften hierher und auch von Karlsruhe aus wird jetzt die Eisenbahn bis Muggensturm, von wo Gesellschaftswagen hieher fahren, häufig benützt.

Mainwasser-Wärme.

Samstag den 1. Juni, Morgens 8 Uhr, 13½ Grad. **W. Gerlach.**

Theater-Anzeige.

Samstag, 1. Juni. (Neu einstudirt): **Der Bevollmächtigte**, Lustspiel in einem Akt von Joh. v. Weissenthurn. (Gastrolle) Kaufmann Hammerscheid: Hr. **Reger**, vom Stadttheater zu Leipzig. Hierauf folgt (zum Erstenmale): **Die Verlobung in Genf**, Lustspiel in 2 Abth., von C. Blum. (Gastrolle) Rachmann: Hr. **Reger**.

Sonntag, 2. Juni. **Die Räuber**, Trauerspiel in 5 Aufzügen, von Schiller. (Gastrolle) Franz: Hr. **Reger**, vom Stadttheater zu Leipzig.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 152. Montag, den 3. Juni 1844.

Der Türkenschuß in Frankfurt a. M.

Ein Romanzen-Kreis.

(Fortsetzung.)

IV.

Algier's Dey, Subeida's Vater,
Zu Dhul Makan spricht er heiter:
„Gerne gönn' ich Dir die Jungfrau,
„Muth'ger Löwe, kühner Streiter!"

„Tochter, tritt herbei! Erkenne
„In ihm Deinen künft'gen Gatten:
„Aus dem Kinder-Gärtchen trittst Du
„Mit ihm in der Liebe Schatten!"

„O, mein Vater!" seufzt Subeida,
„Bang macht mir sein Anblick, bange!
„O, verschone Deine Tochter
„Mild mit solchem Ehbands-Zwange!"

Zornig glüh'n des Alten Blicke:
„Ist das meiner Tochter Stimme?"
Und er reißt sie an ein Fenster
Und spricht dort mit kaltem Grimme:

„Eine Vätersage meldet,
„Daß vor vielen Hundert Jahren
„Auch schon Töchter ungehorsam
„In dem Staat von Algier waren."

„Des Chalifen Cheiri Tochter
„Wollt' den väterlichen Willen,
„Den erkornen Mann zu nehmen,
„Widerspänstig nicht erfüllen."

„Da ward sie — des Reiches Schönste —
„Nachts in einen Sack gebunden,
„Und hat in des Meeres Wogen
„Früh den bittern Tod gefunden!"

„Sieh', es kann sich Ungehorsam
„Gleiches Loos noch jetzt bereiten,
„Sieh', dort rauschet noch das Weltmeer
„Wie zu Sultan Cheiri's Zeiten!"

V.

Leichte Barke, trage glücklich
Ueber's Meer durch nächt'ges Schweigen
Die Entflieh'nden nach Europa's
Milden, frommen Christenreichen.

Emsig regen sich die Ruder,
Und bei'm früh'sten Morgenscheine
Winket Spaniens fels'ge Küste
Freundlich durch die Luft, die reine.

Spiegelglatte Meereswеite
Dehnt sich rings in Sonnengluthen,
Und Delphine springen gaukelnd
Aus den schaumgekrönten Fluthen.

Hastig fliegt das kleine Schiffchen
Durch die Fluth, durch die besonnte, —
Doch ein dunk'les Segel hebet
Sich am fernen Horizonte.

„Die Verfolger, die Verfolger!"
Tönt's von Paolo's blassen Lippen,
„Leichte Barke, trage glücklich,
„Glücklich uns durch Meer und Klippen!"

VI.

„Spanien, Spanien! Christen-Erde,
„Laß mich Weinenden dich küssen!
„Glockentöne, o wie lange
„Hab' ich euch entbehren müssen!"

So ruft er, auf grüne Erde
Aus dem raschen Fahrzeug springend,
Erst den Christenboden küssend,
Die Geliebte dann umschlingend.

In Gibraltar's fels'ge Straße
Eilen die befreiten Sklaven,
Sonntag ist es, Christensonntag,
Und man feiert in dem Hafen.

In dem Arm der treuen Clara
Kommt Subeida her in Prangen,
Durch den weh'nden Schleier glühen
Ihre Augen, ihre Wangen.

In der Kirche heil'ge Räume
Eilen sie, umdrängt vom Volke;
Orgel und Gesänge tönen,
Kerzen glüh'n durch Weihrauch's Wolke.

Und sie beten auf den Knieen,
Danken laut dem Herrn der Welten,
Und Subeida kniet mit ihnen,
Der bald Sang und Orgel gelten;

Denn im Schoß der heil'gen Kirche
Wird die Türkin aufgenommen,
Und sie fleht zu Jesum Christum
Im Gebet, im kindlich-frommen.

(Fortsetzung folgt.)

Christian Gotthilf Salzmann.

(Schluß.)

Was Salzmann's schriftstellerische Wirksamkeit betrifft, so ist bereits erwähnt worden, daß er nach und nach mehr als vierzig sowohl kürzere als auch längere Werke herausgab, die alle ein weitverbreitetes Publikum fanden und mehrerentheils in wiederholten Auflagen erschienen sind. Eine neue Gesammtausgabe aller seiner Schriften in eleganter oder zeitgemäßer Form hat sich längst wünschenswerth gemacht. Wir gedenken hier nur einiger, fügen aber noch ein kurzes Urtheil hinzu.

Zunächst seine „Gottesverehrungen im Betsaale des Dessauer Philanthropins“, Frankfurt und Leipzig, zuerst 1781 — 1783. Ueber diese Schrift sagt der bekannte Oberschulrath Dinter, jener geistige Hebel zur Vervollkommnung des sächsischen und ostpreußischen Schulwesens, in seiner Anweisung zum Gebrauche der Bibel: „Ich erinnere mich noch mit hoher Wonne an die seligen Stunden, in denen ich als Jüngling des trefflichen (durch keinen der neueren Pädagogen ersetzten, noch weniger übertroffenen) Salzmann's Gottesverehrungen zum ersten Male las. Salzmann's Gottesverehrungen, namentlich die über die acht Seligkeiten in der Bergpredigt, zeigten mir, wie ich als Schullehrer die Bibelsprüche für mein Volk vorarbeiten sollte. Das innige Anschließen an den Text, dieses ruhige und milde Licht, das er über ihn hingießt, diese belebende Wärme, die Herzlichkeit der väterlichen Ermahnungen, o sie sind seltene Erscheinungen bei Predigern und Katecheten.“

Seine vorzüglich gelungene Jugendschrift: „Moralisches Elementarbuch“ enthält eine ganz einfach, aber äußerst anziehend und unterhaltend erzählte, erdichtete Geschichte, in der Kinder fast ausschließlich die Hauptrollen spielen; sie ermuntert die jungen Leser und Leserinnen zur Veredlung ihrer Gesinnungen und warnt vor allen Abweichungen von der Bahn der Tugend. Sie ist sogar und zwar in zwei Auflagen für die katholische Jugend besonders bearbeitet erschienen.

Besonderes Aufsehen machte Salzmann's „Karl v. Karlsberg oder über das menschliche Elend“, 6 Thle., 1784 — 88. Dieses Buch enthält die erdichtete Geschichte eines jungen Edelmannes, und ist absichtlich darauf berechnet, eine lebendige Darstellung des mannichfachen Elends zu liefern, welches die Menschheit durch die Schuld ihrer einzelnen Glieder drückt. Bei Lesung des Karl von Karlsberg erkennt man zwar einerseits die großen Fortschritte, welche seitdem und etwa bis zum Jahre 1840 durch die Mitwirkung großer Ereignisse die Menschheit gemacht hat, kann aber doch auch andererseits den Wunsch nicht unterdrücken, daß ein befähigter, mit den Gebrechen der Gegenwart wohl vertrauter und bekannter Mann für unsere Zeit ein ähnliches Werk liefern möchte.

Zu Salzmann's Lieblingsbeschäftigungen gehörte die Redaktion des „Boten aus Thüringen“ (1788 — 1802). Er gedachte noch in seinen letzten Lebenstagen in seinen Anordnungen derselben und bestimmte dafür eine ausgearbeitete lehrreiche Erzählung, die Geschichte des Herrn Pappel (im Jahrg. 1812 abgedruckt.)

Eine neue Auflage ist neuerlich erschienen von einem seiner werthvollsten und verbreitetsten Werke. Es ist „der Himmel auf Erden“, zuerst veröffentlicht 1797; ein Buch, das großen Nutzen gebracht hat. Salzmann bemerkt zu demselben: „Nachdem so viele Wegweiser zum Himmel jenseit des Grabes geschrieben worden sind, schreibe ich eine Anweisung, den Himmel auf Erden zu finden ꝛc. Ich bin überzeugt, daß Diejenigen, die dies Buch mit Aufmerksamkeit lesen, sich von den Grundsätzen, die es enthält, überzeugen und — darnach handeln, zu einer höhern Veredlung, zu größerer Freudigkeit bei ihren Arbeiten, zu männlichem Muthe in Gefahren, zu Beruhigung in trüben Tagen gelangen, und — den Himmel auf Erden wirklich finden werden ꝛc. Sollten manche Leser sich von dem hier vorgetragenen Systeme nicht überzeugen können, so will ich mich mit ihnen deßwegen nicht streiten. Auf dem Wege durch das Leben hat Jeder seinen eigenen Stab, auf den er sich stützt. Ich bin nicht gesonnen, irgend Jemanden seinen Stab wegzunehmen, weil ich nicht weiß, ob ich ihm dafür einen andern geben kann, der für ihn brauchbar ist; man sey aber auch so billig und lasse mich ruhig mit dem Stabe fortschreiten, der mir bis jetzt die besten Dienste geleistet hat.“

Den Schluß dieser kurzen Mittheilung über den edlen, verdienstvollen Salzmann bilde die Schilderung zweier denkwürdiger Momente aus seinem Leben, die vielleicht eine nicht geringfügige Unterlage gewähren für die richtige Beurtheilung dieses in früherer und zum Theil auch wieder in neuester Zeit von den heuchlerischen und fanatischen Helden des todten, starren Buchstabenglaubens vielfach verketzerten Mannes. Es ist der erste Abend seiner Ankunft in Schnepfenthal und der Augenblick seines Todes.

Bei der Ankunft in Schnepfenthal waren er sowohl als die Seinen in gespannter Erwartung, wie denn der Wohnsitz, an welchem sie nun wahrscheinlich ihr ganzes übriges Leben zubringen würden, und den sie bis dahin noch nie betreten hatten, beschaffen seyn möchte. Einen angenehmen Eindruck machte bei dem Aussteigen aus dem Reisewagen der freundliche Willkommen auf sie, den die im Gutshofe versammelten Müllersleute aus der zum Gute gehörigen Mahlmühle und der Oelmühle ihnen boten, und die Gefälligkeit, mit der sie ihnen in allerlei kleinen Dienstleistungen entgegen kamen. Man eilte, nach den ersten Begrüßungen, das Wohngebäude und dessen

nächste Umgebung in Augenschein zu nehmen, doch erlaubte die schon einbrechende Dunkelheit nur, dies flüchtig zu thun. Da nun die Gesellschaft sich wieder im Zimmer zusammengefunden hatte, stellte sich bei den Kindern Müdigkeit und bei den Erwachsenen Traurigkeit ein. Ihre Gedanken waren lebhaft mit der dunklen Zukunft beschäftigt, und manche Besorgniß stieg in ihrer Seele auf, die sie zur Wehmuth stimmte. Salzmann schildert den Auftritt, der jetzt erfolgte, in seinen „Nachrichten für Kinder, aus Schnepfenthal", die im Jahre 1787 erschienen sind, in folgenden Worten:

„Die Kleinen gähnten und sehnten sich nach der Ruhe, und die Größern — versanken in Traurigkeit. Geheimer Kummer, ängstliche Sorgen, die man nicht gern öffentlich beschreibt, beunruhigten ihre Herzen. Auf allen Gesichtern war die Traurigkeit sichtbar."

„Da ich nun immer lieber fröhliche, als traurige Gesichter sehe, so konnte ich den Anblick nicht länger aushalten, sondern stand auf und trat kummervoll an das Fenster."

„Gott! welch' herrlichen Anblick hatte ich da! Der volle Mond ging, in seiner ganzen Pracht, gerade über dem Wäldchen auf, das zu unsrem Gute gehörte. Freudig rief ich aus: o, meine Geliebten, seht diesen Anblick! Alles sprang auf, schlug in die Hände und freute sich. Die Kleinen vergoßen ihren Schlaf und die Großen ihren Kummer. Der Anblick war auch gar zu schön; der ganze Wald war erleuchtet und sah aus, wie wenn er in Feuer stände."

„Ich hatte dabei noch ganz besondere Gedanken, wendete mich zu meinen Lieben, faßte so viele Hände und Händchen zusammen, als ich fassen konnte, und sagte:

„Schau über Dich! wer trägt der Himmel Heere?
Merk auf! wer spricht: bis hierher! zu dem Meere?
Ist er nicht auch Dein Helfer und Berather,
Ewig Dein Vater?"

Lasset uns Muth fassen, meine Lieben! Der Gott, der diesen schönen Mond geschaffen hat, kann Alles möglich machen. Er wird mit uns seyn; er wird uns schützen und segnen, wenn wir immer rechtschaffen handeln und der Tugend treu bleiben."

„Dies verursachte eine allgemeine Rührung und manche wehmüthige Thräne entfloß den Augen, die den Mond ansahen." — —

Dem seligen Salzmann blieb dieser rührende Auftritt unvergeßlich. Oft erzählte er davon im Kreise seiner Familie; und als am 7. März 1803 gerade neunzehn Jahre verflossen waren, seit er ihn erlebt hatte, als der Mond wieder genau dieselbe Stellung am Himmel einnahm, versammelte er Abends die Glieder seiner Familie, die damals schon am Leben gewesen waren, wieder in demselben Zimmer, in welchem sie neunzehn Jahre vorher den Abend zugebracht hatten, um sich mit ihnen recht lebhaft in jene Zeit zurückzuversetzen, und sich des Segens zu freuen, den der Allgütige zu ihrem Wirken während der verflossenen Jahre geschenkt habe.

Ueber Salzmann's Lebensende sagt Dinter in seinen Unterredungen über die zwei ersten Hauptstücke:

„Vor nicht gar vielen Jahren starb weit über 60 Jahre alt ein wackerer Mann. Salzmann hieß er. Er hatte viele Menschen zur Weisheit und Tugend erzogen; er hatte unter allen den Seinigen geherrscht mit Vaterliebe. Er war von jeher Freund und Schüler der Natur gewesen. Jetzt fühlte er, daß er sterben würde. Es war ein schöner sonnenheller Abend. „Noch eine Naturfreude", so bat er die Seinigen. „Noch einmal laßt mich den Untergang der Sonne sehen!" Man hob ihn auf einen Stuhl und setzte ihn so, daß sein Auge von den letzten Strahlen der Sinkenden umglänzt wurde. Da faltete Salzmann seine Hände, dankte Gott, daß er ihm zwar einen heißen Lebenstag, aber bei der heißen Arbeit auch Gedeihen, dankte Gott, daß er ihm jetzt einen freundlichen Abend gegeben habe. Der Anblick der sinkenden Sonne lehrte ihn hoffen: Ich sinke wie Du, nicht um zu verlöschen, sondern um fortzuwirken, fortzustrahlen in einem andern Theile deines Reichs, mein Vater. Er sprach's; sein Auge brach und sein Herz. Aber er hatte Gott geschaut in seiner Sonne. Er schlief dankend und fröhlich ein."

Mannichfaltigkeiten.

(Münchener Witze.) Ein Fremder, der sich u. a. auch in München am Abende des 1. Mai in den Straßen umschaute, bemerkte, er habe in München eine neue Speise kennen lernen, die er noch gar nie getroffen — einen Bierauflauf. — Als ein Anderer beobachtete, daß in den Bräuhäusern alle Fenster eingeworfen wurden, äußerte er: ich habe in meinem Leben noch nie eine solche Glasharmonika gehört. — Ein Dritter meinte: der Tumult in Karlsruhe unterscheide sich von dem in München dadurch, daß dort der Haber und da die Gerste Veranlassung gegeben.

Von dem Conversationslexikon für bildende Kunst (Leipzig Romberg's Verlag) ist die sechste Lieferung, Antimachides — Arabischer Baustyl, erschienen. Unter den größeren Artikeln dieses Heftes sind besonders hervorzuheben: Antiochia, Apollo, Apostel, Arabesken, Arabischer Baustyl u. a. Die beigedruckten Holzschnitte dienen zur Erläuterung des Textes.

Korrespondenz.

Vom Taunus, 30. Mai.

Das freundliche Bergstädtchen Königstein wurde ehegestern sehr besucht und ihm gezeigt, welchen Anklang das dritte Taunussängerfest gefunden. Hierdurch bestimmt, beeilen wir uns, über seine Entstehung und Feier einige Zeilen mitzutheilen. Am 13. Sept. v. J. wurde von den Abgeordneten der „Sängerbünde" zu Idstein, Königstein, Oberursel und Usingen zu Reifenberg einstimmig beschlossen, daß das dritte Taunussängerfest im Jahr 1844 in Königstein und zwar am dritten Pfingsttage, bei ungünstigem Wetter aber am Geburtstage Sr. Durchl. des Herzogs Adolph von Nassau gefeiert werden solle. Dieser Beschluß wurde den Vereinen zu Bockenheim, Bonames, Obererlenbach, Niedererlenbach, Eschborn, Heddernheim, Eschersheim, Ginnheim, Homburg, Dornholzhausen, Kronberg, Wehrheim, Wiesbaden ꝛc. mitgetheilt, die Auswahl der geistlichen und weltlichen Gesänge, die Anordnung des ganzen Festes und alles Andere, was das dritte Taunussängerfest betraf, dem Vereine zu Königstein überlassen. Derselbe kam den ihm auferlegten Obliegenheiten nach, ließ es an Einladungsschreiben ꝛc. nicht fehlen. Daß mehrere Vereine die an sie ergangenen Einladungsschreiben mit keiner Sylbe erwiderten, verdient eher getadelt, als gelobt zu werden. Die Worte eines gefeierten Schriftstellers: „Kannst du selbst kein Ganzes bilden, so schließe dich als dienendes Glied an ein Ganzes an!" sind nicht die Losung Aller. Spricht aber das für Einheit, trägt es zur Förderung

ähnlicher Feste bei und muß sich jetzt nicht das Angenehme mit dem Unangenehmen bei den Königsteinern paaren? Die Zahl der eingefundenen Sänger war nicht so groß, als man erwartet. Viele hatten ihre Mitwirkung bei dem Feste zugesichert. Ihr Nichtkommen muß billigerweise auf Rechnung des so üblen Wetters gesetzt werden. Bei allen Theilnehmern bleibt das dritte Taunussängerfest gewiß in angenehmer Rückerinnerung. Von den Mitgliedern des Königsteiner Vereins wurden die ankommenden Sänger *) feierlich empfangen und von Hrn. Lehrer Franz mit den Worten begrüßt: „Freunde, Brüder! Ihr Hieherkommen bei dem so üblen Wetter, die rege Theilnahme, welche unser Fest gefunden, verbindet unsere Herzen zum aufrichtigsten Danke. O, möchten wir durch unser beabsichtigtes Streben, in harmonischen Klängen Vaterland, Freundschaft und Liebe zu besingen, die Freuden Anderer fördern und uns selbst genußvolle Stunden bereiten! Bleibt dieser Festtag in angenehmem Andenken bei Euch, verdanken ihm mehrere Taunussängerfeste das Leben, trägt er zur Gesangesveredlung und geselligen Unterhaltung das Seinige bei, so sehen wir unsere sehnlichsten Wünsche erfüllt. Im Namen des hiesigen Vereines und unserer Stadt heiße ich Sie auf's herzlichste willkommen &c." Sich an den Zug anreihend, wurden sie mit Gesangbegleitung in das Schulhaus geführt. Nach Uebergabe der Festzeichen &c. wurde die Hauptprobe auf dem Festplatze abgehalten und hierauf das Mittagsmahl eingenommen. Das Festcomitó hatte, das Interesse der Sänger zu wahren, die Wirthe dahin zu stimmen gesucht, Essen und Getränke möglichst billig an jene zu verabreichen. Freiwillig übernahmen zwei der Gasthalter, Hr. Posthalter Colleseus und Hr. Pfaff, die Verköstigung der bei dem Feste mitwirkenden Musiker. Mehrere angesehene Bürger erklärten sich unaufgefordert zur theilweisen Deckung der durch das Fest entstehenden Kosten bereit. Der gute Geist der Königsteiner, der sich bei dieser Gelegenheit kund gab, er verdient hervorgehoben und bemerkt zu werden, daß sie ihre Häuser mit Fahnen und andern sinnvollen Decorationen wegen des Festes schmückten. Große Mannichfaltigkeit war bei jenen nicht anzutreffen. Sie trugen alle die nass. Nationalfarbe an sich und sprachen für Nationalstolz — wahre Vaterlandsliebe. — Gegen 2 Uhr versammelten sich die Königsteiner Vereinsmitglieder und bewegten sich unter Vorantragung ihrer neuen Fahne vom Schulhause nach dem Pfarrgebäude, woselbst Hr. Decan Jost Worte der Weihe sprach. Nach 3 Uhr zogen die Sänger unter Absingung eines Festmarsches mit Instrumentalbegleitung durch die Stadt nach dem Amthofe. Das Regenwetter gestattete es nicht, die Festproductionen im Freien vorzunehmen. In einem geräumigen Saale hallten die Festlieder wieder, deren Ausführung eine gelungene war. Hr. Just bewährte sich auch bei dieser Gelegenheit als ein Mann, der kunstgerecht eine derartige Sache zu leiten versteht. Beifällig wurde besonders das „deutsche Vaterland" aufgenommen. Auch Productionen einzelner Vereine, unter denen sich namentlich der Sachsenhäuser auszeichnete, fanden statt. Durch zwei Festbälle wurde der Tag heiter und froh beschlossen.

Usingen, 29. Mai.

Man trifft bei uns große Anstalten zum würdigen Empfang der nassauischen Landwirthe, welche die jetzt bei uns zum ersten Mal statt findende jährliche Preisvertheilung des landwirthschaftlichen Vereins in großer Anzahl in unsere Stadt führen wird. Die Feierlichkeit dauert zwei Tage. Der 13. Juni ist den Verhandlungen und innern Angelegenheiten des Vereins gewidmet und der 14. der eigentlichen Vertheilung der Preise, welche im hiesigen großen Schloßsaale abgehalten wird. Am letzteren Tage findet zugleich eine großartige Viehschau statt und die Besucher aus der Wetterau, dem Homburgischen und andern Aemtern werden sich überzeugen, wie reich der Viehstand des Amtes Usingen ist. Unser Amt ist vorzugsweise auf Landwirthschaft hingewiesen und da bekanntlich für unsere Gewerbe nichts geschieht und unser Gewerbverein an seinem Geburtstage gestorben ist, so glauben wir, daß der landwirthschaftliche Verein für unser Amt von der höchsten Bedeutung ist. Es gilt, einer großen Anzahl Landgemeinden die Grundsätze der rationellen Landwirthschaft mitzutheilen und eine bei allem Fleiße des Volkes in Hinsicht größerer gemeinschaftlicher Unternehmungen in den beklagenswerthesten Schlendrian versunkene Gegend dem Fortschritt zu gewinnen. Dieses Ziel kann nur dadurch erreicht werden, daß unser Amt den Lehren und Vorschlägen des Vereins mehr Aufmerksamkeit schenkt. Bis jetzt war uns der Verein allzu fern und wir empfanden weniger seine Segnungen, als andere Aemter, die uns in Verbesserungen weit voraus geeilt sind. Möchte deshalb die bevorstehende Preisvertheilung recht anregend und fördernd wirken und möchte in der Berathung kräftig dafür gesprochen werden, daß unser Herzogthum endlich ein Wiesenkulturgesetz erhält, wie es Hessen schon seit 1830 besitzt. Ein solches Gesetz ist für uns eine unbedingte Nothwendigkeit und nur durch es wird den Freunden des Fortschrittes eine Waffe gegen den Unverstand der Anhänger der alten verjährten Vorurtheile in die Hand gegeben. Man wird die wohlthätigen Folgen eines solchen Gesetzes bald spüren bei uns und überall, indessen durch das ewige, jahrelange Reden und Schreiben von einem solchen Gesetze, ohne daß es doch zu Stande kommt, die zäheste Geduld ermüdet und der Glaube an die ernstliche Absicht vernichtet wird.

*) Vereinsglieder vom Idstein, Kronberg, Soden, Sulzbach &c.

Frankfurt, Ende Mai. — Eingef.

„Dem Verdienst seine Kronen!" — Wenn ein Mann stirbt, der durch Verwendung seiner Talente, oder würdige Führung seines Amtes sich um ein Gemeinwesen verdient gemacht hat, dann wird mit Recht sein Gedächtniß in öffentlichen Blättern gefeiert. Pflicht ist es aber auch, das Andenken Derjenigen zu ehren, welche, da Würden und Amt ihnen versagt, ihr ganzes Leben hindurch ohne öffentliche Wirksamkeit bleibend, dennoch im Stillen, nur von Wenigen erkannt, in stetem Kampfe mit den äußeren Verhältnissen, im Verborgenen den Keim des Göttlichen in sich durch unablässige Pflege zu reicher Blüthe entfaltet und in unscheinbarer Hülle den Samen zur Reife gebracht haben, den der Tod in das Jenseits streut. Ein solcher war der ehrwürdige Greis, dem diese Zeilen gewidmet sind: Löb Meh, zu Offenbach im Januar 1771 geboren, am 18. Mai 1844 in Frankfurt gestorben. Häufig von körperlichen Leiden heimgesucht, hatte er doch stets sich der Erforschung höherer Dinge mit immer gleichem Eifer gewidmet. Und was er erworben, das theilte er mit freundlicher Bereitwilligkeit Jedem mit, der ihn darum ansprach. Was noch mehr ist, was er wußte, was er als wahr und recht und gut erkannt hatte, das lebte, das übte er auch, in allen Bedrängnissen gleich ergeben, bei allen Kenntnissen (die Wissenschaft verliert an ihm einen wahren Schatz) stets bescheiden und anspruchslos. Er war ein freier Geist, eine reine, liebevolle Seele, inmitten eines wechselvollen Lebens in sich selbst heiter und befriedet, wenn das äußere Leben ihm auch seine Nachtseite zuwandte. Ruhig und ergeben verließ er ein Daseyn, welches für ihn nur eine lange Prüfung gewesen; denn er nahm das Bewußtseyn mit sich, daß er diese Prüfung treu bestanden und vertraute fest, daß die Vorsehung seinen von ihm so sehr geliebten Hinterlassenen allen Trost gewähren wird, deren sie so sehr bedürfen. Sein Andenken wird den Wenigen, die ihn kennen und verehren zu lernen Gelegenheit hatten, stets theuer und unvergeßlich bleiben.

Mainwasser-Wärme.

Sonntag den 2. Juni, Morgens 8 Uhr, 13 Grad. W. Gerlach.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 2. Juni. Die Räuber, Trauerspiel in 5 Aufzügen, von Schiller. (Gastrolle) Franz: Hr. Reger, vom Stadttheater zu Leipzig.

Dienstag, 4. Juni. Die weiße Frau, große Oper in 3 Abth. Musik von Boieldieu.

Redakteur: L. J. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 153. Dienstag, den 4. Juni 1844.

Der Türkenschuß in Frankfurt a. M.

Ein Romanzen-Kreis.

(Fortsetzung.)

VII.

Auf dem Decke der Fregatte
Knirscht Dhul Makan, wuthdurchdrungen:
„Mit dem Buhlen zu entfliehen,
„Glücklich ist es ihr gelungen!"

„Rache, Rache, bitt're Rache!
„Du, nur du sollst jetzt mich leiten!
„Hier schwör' ich, du ew'ger Himmel,
„Haß und Untergang den Heiden!"

Nachts birgt er in Christenkleidern
Sich im Kahn, mit Knecht und Pferde,
In Gibraltar's Näh' betritt er
Die verhaßte Christenerde.

Morgens früh schleicht in die Stadt er
Zum verkappten Stammverwandten:
„Sprich, was haben sie begonnen,
„Die entflohen unsern Banden?"

„Rechts und links sind sie gezogen,
„Der nach Osten, der nach Westen;
„Nach Florenz, zu Roß und Wagen,
„Mit den Weibern floh'n die Besten!"

„Ziehet!" ruft Dhul Makan, „folgen
„Werd' ich mit dem Blick der Dohle!
„Als der finst're Geist der Rache
„Heft' ich mich an Eure Sohle!"

VIII.

Und sie zogen — herrlich strahlte
Ihnen bald Florenz entgegen.
„Komm', Geliebte," spricht Paolo,
„Und empfang' des Vaters Segen!"

Doch der Vater war, ein reicher
Kaufherr, mit des Osten's Waaren
Auf die deutsche, weit berühmte
Messe Frankfurts jüngst gefahren.

Wagen, Saumroß, Schiff und Zelter
Führen die Befreiten schnelle
Da durch Welschland, Schweiz und Schwaben,
Bis zum Main, in Frankfurts Wälle.

Auf der Zeil dort, in der Rose,
Ruhen sie nach hast'ger Reise.
Freudig blickt Paolo — Clara
Und Subeida beten leise.

IX.

Welches Treiben auf der Messe! —
Stolze Christen, emsige Juden
Drängen auf und drängen nieder
Vor den aufgeschmückten Buden.

Zu dem reichen Florentiner
Diego Lacca strebt's Gewalle,
Doch er selbst steht ernst und traurig
In des Römers weiter Halle.

An den Sohn, an den verlornen,
Denket er in tiefem Sinnen:
„Ihm nur sammelt' ich — verloren
„Ist's!" und seine Thränen rinnen.

Da stürzt einer seiner Diener
Her, deß Pulse mächtig pochen:
„Freut Euch, Herr, der Himmels-Botschaft:
„Euern Sohn hab' ich gesprochen!"

„Meinen Sohn?" so ruft der Alte. —
„Seht, er nahet, ihm zur Seite
„Dort, die ihn aus Algier's Fesseln
„Mit der Liebe Muth befreite!"

X.

„Wiederseh'n des todtgeglaubten
„Sohn's, Du Glück dem Vaterherzen!
„Deine Hand wischt von der Tafel
„Meines Daseyns alle Schmerzen!"

So ruft Diego laut und weilet
Lange in des Sohnes Armen,
Und voll Dank blickt er zum Himmel:
„Ew'ger, ja, Du hast Erbarmen!"

Als der Sohn erzählt', dem Alten
Freuden-Thrän' auf Thrän' entrollte,
Dankend blickt er nach Subeida,
Und küßt auf die Stirn die Holde.

„O, Du Engel auf der Erde,
„Hast den Sohn mir neu gegeben!
„Freudenrosen will ich streuen
„Unermüdlich in Dein Leben!"

„Schlinge, Theu're, Dir den Brautkranz
„Freundlich durch die dunkeln Haare:
„Morgen steh'st Du mit Paolo
„Vor dem Priester am Altare!"

(Fortsetzung folgt.)

Hinrichtung eines Unschuldigen.

Geständnisse des Schuldigen nach Verlauf von neun Jahren.

Der Obrist des 21sten Schützenregiments, das sich in Indien befindet, hat Verbalprozesse und Erklärungen, welche durch den in Indien bestehenden Untersuchungshof aufgenommen worden sind, eingeschickt, aus welchen sich der Beweis in Folge eines verspäteten Geständnisses einer Mordthat, die durch einen Soldaten desselben Regiments verübt worden ist, ergibt. Hier die Thatsachen: „William Towes, ein junger Soldat des 21. Schützenregiments, schien schon seit längerer Zeit einer tiefen Melancholie ergeben. Eines Tages, als er Wache stand, theilte er einem seiner Kameraden seinen Kummer mit, aber vorerst, ohne ihm den Grund davon zu erklären: seine Lage war ihm unerträglich, das Leben selbst war ihm zuwider geworden; er war entschlossen, einen Selbstmord oder ein Verbrechen zu begehen, einen Offizier zu ermorden, um zum Tode verurtheilt zu werden. Sein Kamerad suchte umsonst seine Verzweiflung zu stillen, als sie drei Soldaten anredeten und um die Gründe ihres überspannten Gesprächs befragten. William sagte ihnen, daß an einem Tage vor etwa neun Jahren, als er als Wilddieb den Hinsleshamer Wald in England durchstreifte, er einen Förster ermordet habe, daß ein Unschuldiger an seiner Stelle ergriffen und erhenkt worden wäre, und daß er, William, die Grausamkeit und die Niederträchtigkeit gehabt habe, der Hinrichtung in Gesellschaft von James Hills, eines anderen Soldaten desselben Regiments, beizuwohnen. Die Erinnerung an die zweimal strafbare That habe ihn immer verfolgt, aber die Gewissensbisse, die immer stärker wurden, ließen ihm nun weder Rast noch Ruhe; das Bild jener zwei Männer erschiene ihm des Nachts in seinen Träumen, und am Tage könne er diese Gespenster nicht entfernen, die ihn immer verfolgen: der Tod allein könne seinem unglücklichen Schicksal ein Ziel setzen. Als man von diesen Aussagen berichtet wurde, stellte man Nachsuchungen an und es ergab sich, daß wirklich vor etwa neun Jahren der Forstwart von Miß Lloyd, von Hinslesham, ermordet worden war. Dieser Unglückliche hatte Wilddiebe im Innern des Waldes gehört, er hatte sich dahin begeben und in Gegenwart von drei Männern befunden, die er verhaften wollte: ein Kampf hatte sich entsponnen und der Forstwart war tödtlich von einem Schusse verwundet auf die Erde hingefallen. Die Justiz hatte eine Prämie auf die Verhaftung des Schuldigen gesetzt, und ein Franzose, Namens Chalker, ein Polierer seines Handwerks, war gefänglich eingezogen worden und vor den Assisen erschienen. Bei der Prozedur wurde dargethan, daß die Flinte, welche an dem Orte, wo diese blutige Scene stattgefunden, aufgefunden worden war, und daß der Hund, welcher die Wilddiebe begleitete, ihm angehörten. Er wurde zum Galgentode verurtheilt. Jedoch hatten die Debatten etwas Besonderes gehabt, welches die Richter betroffen hatte, denn die Hinrichtung wurde sehr verzögert; aber doch wurde Befehl zu ihrer Vollziehung ertheilt. Chalker war mit festem Schritte auf das Schaffot gestiegen, immer seine Unschuld betheuernd. Es scheint, daß der unglückliche Förster und Chalker, das schuldlose Opfer, beide eine Frau und zahlreiche Familie hinterlassen haben."

Mannichfaltigkeiten.

Die Mainzer Unterh. Bl. enthalten Nachstehendes, was uns der Beachtung und weiteren Verbreitung würdig scheint: Eine gute Aussprache, frei von Dialekteigenheiten und grammatikalischen Verstößen, ein fließender Dialog, ein wohlgerundeter Vortrag, das sind Erfordernisse, welche nothwendig zu einer vollendeten Bildung gehören, und deshalb viel werth sind, zumal in unserer Zeit, wo der Ideenaustausch rascher, wo die Bedeutung des lebendigen Wortes immer wichtiger und anerkannter wird. Es sind dies Erfordernisse des Volks- und Geschäftslebens und zugleich eine reiche Quelle von Freuden im häuslichen Kreise. Welch ein Genuß, ein gutes Buch gut vorlesen, ein schönes Gedicht schön sprechen zu hören! Das sind, wird vielleicht Mancher einwenden, Fertigkeiten, die angeboren seyn müssen; aber es läßt sich darauf antworten, daß Fertigkeiten nie bloße Naturgaben sind, sondern zugleich ausgebildet werden müssen. Die Jugend lernt singen und spielen; aber ist ein schöner Vortrag nicht mindestens eben so nützlich und erfreulich, als ein schönes Musikstück? Des Klimperns und Schreiens in den Gesellschaften ist in Folge einer an sich vortrefflichen Zeitrichtung zu viel geworden; nicht jedes herrliche Gedicht ist herrlich in Musik gesetzt; so sey es zur Veränderung vorgelesen, damit das Singen eine Abwechselung erhalte, die Vielen willkommen seyn wird. Das fehlt uns noch zu sehr; soll es uns darum immer fehlen? Auf dialektlose, regelrechte Aussprache der fremden Sprachen und der französischen insbesondere wird in Deutschland von Herren und Damen so viel Fleiß, Zeit und Geld verwendet; ich will das nicht tadeln, meine aber, die Muttersprache habe dasselbe Recht,

das Hemd sey uns näher als der Rock, und es spreche wenig für den Mann, wenn es heiße: „Im Französischen ein Pariser, im Deutschen ein Bauer!" In Damenmunde wird aber ein schlechtes Deutsch zu einer steten Anklage mangelhafter Bildung und fehlenden Sinnes für das Schöne in Form und Ausdruck. Man hat sich in Deutschland zwar an dergleichen Uebelstände gewöhnt; aber hören sie darum auf, Uebelstände zu seyn? Schon oft haben deutsche Männer dies gerügt, schon oft Ausländer sich über diesen deutschen Schlendrian verwundert und lustig gemacht. Was aber der älteren Generation gebricht und des Alters wegen tolerirt wird, soll es forterben auf eine Generation, an welche die Zeit größere Anforderungen stellt? Die Schulen in Norddeutschland thun etwas für den guten deutschen Vortrag, doch nicht genug, und anderwärts geschieht gar nichts dafür. Bis in den öffentlichen Anstalten und Instituten mehr Ernst gezeigt wird, muß der Privatunterricht nachhelfen. In Mainz erbietet sich Hr. Hartig jetzt zu solchem Unterrichte. Daß er das Bedürfniß erkannt, spricht für seine Befähigung und seinen Eifer in der Sache; wir machen daher auf dieses Vorhaben mit dem Wunsche aufmerksam, daß Aeltern ihren Söhnen und Töchtern eine Zierde, eine Empfehlung und einen Genuß nicht vorenthalten mögen, der jedenfalls das Recht hat, in den Kreis der Bildungsmittel aufgenommen zu werden.

Am 23. v. Mts. trat Hr. Baison in Wien als „Fiesko" auf. Meynert bespricht diese Leistung in einem größeren Artikel mit entschiedener Anerkennung und bemerkt in der Einleitung und am Schlusse Folgendes: „Wenn schon die früheren Gastvorstellungen dieses Künstlers demselben volle Achtung sichern mußten, so ist letztere durch die genannte Leistung noch wesentlich gesteigert worden. Fiesko ist bis jetzt unstreitig die vorzüglichste Darstellung des Hrn. Baison, und er wird mit derselben überall gerechte Anerkennung finden. Sehr freudig überraschte uns die Art, wie er diesen Charakter — in welchem doch so viele einzelne, theils verschiedenartige Situationen und scenische Schlagworte zur Zersplitterung verlocken — durchaus nur nach den Gesetzen eines künstlerischen Ganzen auffaßte, ihn von innen herausgestaltete und so überall hin Gesammtheit, Uebereinstimmung erzielte. Im Publikum sprach sich ein sehr lebhafter Anklang aus, und Hr. Baison wurde mehrmals gerufen."

Von dem bekannten und vielverbreiteten: „Conversationslexicon zum Handgebrauch", früher im Verlag von Gerhard Fleischer, jetzt von August Weichardt in Leipzig, erscheint die vierte gänzlich umgearbeitete Auflage, vollständig in einem Bande. Das Werk soll innerhalb achtzehn Monaten vollendet und etwa 200 Bogen in Lexiconformat stark werden. Der Preis für das Ganze ist à 5 Thlr. festgesetzt. Obgleich an Hand- und Hülfsbüchern dieser Art kein Mangel ist, so wird doch das gegenwärtige seine Popularität zu behaupten fortfahren, da es zum Nachschlagen sehr bequem, kurz gefaßt und billig ist. Die Bearbeitung seines reichen Inhaltes ist selbstständig und seine größeren Artikel bieten eben sowohl Unterhaltung als Belehrung.

Frankfurter Theater.

So unangenehm und störend der öftere Wechsel von Mitgliedern einer Bühne ist, so unvermeidlich wird er bleiben. Der Eine kann und der Andere will seine Stellung verbessern; Dieser ist mit seiner Beschäftigung und seiner Direktion unzufrieden und mit Jenem ist es diese; dem Einen mißfällt sein Publikum und der Andere mißfällt bei diesem. Künstler sind reizbar, ehrgeizig, wanderlustig und Theaterdirektionen gehen nicht immer von streng-ästhetischen oder philanthropischen Prinzipien aus; Jeder kämpft für sich und für sein Interesse und Launen oder Aufwallungen verfehlen nicht, sich einzumischen. Nichts ist beständig, als der Wechsel. Was Wunder also, wenn auch unser Theater in neuester Zeit durch solchen wiederum heimgesucht wurde! Die dadurch entstandene Uebergangsperiode ist unangenehm, beginnt aber allmälig sich auszugleichen, da von Seiten der Direktion in dieser Beziehung nichts verabsäumt wird. Das Engagement des Hrn. Reger dürfte, so weit wir ihn bis jetzt gesehen haben, als ein willkommenes bezeichnet werden und es ist anzunehmen, daß er seinen Ruf, als einen der besseren heutigen Künstler, bewähren wird. Wir sahen ihn am 1. d. Mts. in dem für uns neuen Lustspiel von Carl Blum: „die Verlobung in Genf", einem zwar leichten, aber unterhaltenden Stücke, worin er die Rolle des Raschmann darstellte. Einen Charakter in seiner Eigenthümlichkeit aufzufassen und als solchen auszuführen, ihn im Ganzen, wie im Einzelnen wahr und lebendig heraustreten zu lassen und ihm die Theilnahme des Beschauers zu gewinnen, das ist die Aufgabe des Schauspielers, die Hr. Reger heute vollkommen befriedigend löste. Sein Raschmann zog nicht nur durch die Wahrheit der Zeichnung, sondern auch durch die Frische des Colorits an und brachte jenen Eindruck hervor, der unmittelbar wirkt und keiner kritischen Nachweisung bedarf. Der Beifall war allgemein. Obwohl das fleißige Zusammenspiel der andern Mitwirkenden nicht zu verkennen war, so kamen doch die einzelnen Rollen nicht zu der Geltung, die sie hätten erlangen können, und gingen ziemlich effektlos vorüber. Fräul. Hausmann (Gräfin Gerkoff) möge für das Konversationsstück einen fließenderen Dialog und ein einfacheres Spiel erstreben. Ihr scharfes Artikuliren der einzelnen Sylben und ihre Tonbildung auf den Lippen, statt aus freier und voller Brust macht die Aussprache undeutlich; übrigens besitzt sie Vorzüge, die wir gerne anerkennen und die sich bei hiesiger Bühne wohl bald noch vortheilhafter herausstellen dürften.

M.

Korrespondenz.

Hamburg, 20. Mai.

Bosco ist hier und will nächste Woche im Stadttheater einige Vorstellungen seiner weltberühmten Zaubereien geben. Ich werde darüber berichten. Uebrigens hat die Direktion des Stadttheaters gestern abermals mit der Aufführung eines neuen Stückes Unglück gehabt. „Der Liebestrank, oder die neue Erfindung", von R. Benedix, in rheinischen Blättern als eine wirksame Posse gerühmt, hat hier entschieden Fiasco gemacht; sehr unzufrieden verließen die arg gelangweilten Zuschauer, zum Theil schon vor Endigung des Stückes ihre Plätze. Im Thalia-Theater wurde uns dieser Tage: „die Verlobung in Genf", von C. Blum, als neu vorgeführt. Auch dieses Stück fand nur mäßigen Beifall. Es laborirt an langweiliger Breite und der Hauptfehler ist, daß man am Schlusse des ersten Actes schon den ganzen Verlauf klar vor Augen sieht. Uebrigens besteht es aus bekannten und oft verbrauchten Ingredienzien. Ein junger Offizier, der den russischen Feldzug mitgemacht, sich in ein russisches Mädchen verliebt hat und nun keine andere heirathen will; eine coquette Ehefrau aus Paris, die ihren Gemahl ungeheure Rechnungen bezahlen läßt und sehr ängstlich auf äußern Anstand hält; ein polternder, vielbeschäftigter Kaufmann, der das Herz seiner Tochter wie eine Waare verhandelt und neben der Verlobung noch viel mehr den Cours im Kopfe hat; ein junges Gänschen, kaum aus der Pension entlassen und schon verliebt, nebenbei Lobeserhebungen über die fortschreitende

Kultur in Rußland, die dem Publikum gar nicht behagen wollten, einige Berliner Witze, voilà tout. Die Rolle der Alexiewna, die als russischer Offizier auftritt, eine dankbare Beinkleiderrolle, scheint übrigens für Fräul. v. Hagn geschrieben zu seyn. Die Darstellung war im Ganzen gelungen, namentlich verdient Demoiſ. Keller (Alexiewna) rühmliche Erwähnung.

---

1 8 4 4.

Es ziehen finſt're Geiſter
Durch's deutſche Vaterland,
Die Beelzebub, ihr Meiſter,
Uns tückiſch hergeſandt;
Der ſah mit tiefem Grimme,
Wie Einheit ſtill erblüht,
Vernahm des Volkes Stimme,
Für deutſchen Ruhm erglüht,
Sah fallen jene Dämme
Verdorb'ner böſer Zeit,
Die der Germanen Stämme
Zu bitt'rer Schmach entzweit,
Sah, wie ſich Süd' und Norden
Mit ſtolzer Lieb' umfaßt,
Weil ihnen klar geworden,
Daß Brüder ſich gehaßt,
Sie, einer Mutter Kinder,
Von gleicher Bruſt genährt,
Die Sieg dem Ueberwinder
Durch Zwieſpalt nur gewährt;
Er ſah heran ſich bilden
Ein ſtarkes deutſches Reich,
In jeglichen Gefilden
War deutſche Stimmung gleich.
Da faſſet mächt'ges Grollen
Den Feind vom Bürgerglück;
Mit Hohn er ruft: Sie ſollen
Zur alten Schmach zurück! —
Noch wurzelt bis zum Grunde
Die deutſche Liebe nicht,
Die einſt bei feſtem Bunde
So vieles Heil verſpricht;
Zerriſſen ſey die Kette,
Die bindend ſie umſchlingt,
Vom Falle ſie nicht rette,
Sind Deutſche feindumringt!
Zerſplittert und vernichtet
Sey ihr gemeinſam Heil!
Das Banner, aufgerichtet,
Sey wilder Flammen Theil!
Und aus der tiefſten Hölle
Schwört er den Meinungswahn,
Daß er zur Hydra ſchwölle,
Mit frechem Hohn heran.
Was längſt ſchien ausgeglichen,
Des Glaubens Formenſtreit,
Der ſchien dem Wort gewichen,
Das Chriſtus ſelbſt geweiht,
Das Wort, das zum Geſetze
Die reinſte Lieb' erhebt,
Die Keiner frech verletze,
Der Chriſtenruhm erſtrebt;
Nun reckt die alte Hyder,
Die längſt man todt geglaubt,
Zum Schrecken Deutſchland's wieder
Ihr grau'numwehtes Haupt;
Geflügelte Dämonen
Entſchwärmen ihrem Schlund
Und machen mit den Thronen,
Wie mit dem Volke Bund;
Nicht Liebe, wie geboten
Des Stifters heilig Wort,
Gebräuch' und Form, die todten,
Sind ihrer Lehre Hort;
In dieſe äußern Zeichen
Setzt man des Glaubens Heil,
Und wer davon will weichen,
Wird bitt'rem Haß zu Theil. —
Schon zweimal hat zerſtöret
Die Schlange Deutſchlands Macht,
Bei Brüdern, wild empöret,
Den Wahnſinn angefacht,
Die, weil in Form verſchieden
Sie üben Chriſti Lehr',
Sich trotzig Haß entbieten
Und kennen ſich nicht mehr.
Soll dieſes Wahnes Dräuen,
Dem Deutſchlands Kraft erlag,
Sich wiederum erneuen
Zu unſ'rer alten Schmach?
O laß dich nicht verlocken,
Mein Volk, verführen nicht!
Laß nicht dein Herz verſtocken
Für wahre Ehr' und Pflicht!
Die Liebe, die geboten,
Weih' deinem Vaterland
Und alle Wahn-Zeloten
Sie ſeyen d'raus verbannt!

C., den 28. Mai 1844. G. M.

Mainwaſſer-Wärme,

Montag den 3. Juni, Morgens 6 Uhr, 14 Grad. W. Gerlach

Theater-Anzeige.

Dienſtag, 4. Juni. Die weiße Frau, große Oper in 3 Akt. Muſik von Boieldieu.

Redakteur: Dr. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 154. Mittwoch, den 5. Juni 1844.

Der Türkenschuß in Frankfurt a. M.

Ein Romanzen-Kreis.

(Fortsetzung und Schluß.)

XI.

Von dem Thurm die Zinkenisten
Schmetternd Freudenlieder blasen,
Aus dem Dome wallt der lange
Hochzeit-Zug durch Frankfurts Straßen.

In der Rose weiten Räumen
Eint das heit're Mahl die Gäste.
An der Pforte wird den Armen
Freundlich Brod und Wein vom Feste.

Kinder vieler Nationen
Drängen sich im Kerzenglanze,
Rasche Männer, holde Frauen
Schweben auf und ab im Tanze.

Spät erst geh'n die letzten Gäste,
Spät erlischt der Kerzen Schimmer
Und die jungen Gatten lispeln
Selig küssend: „Dein auf immer!"

XII.

Nach der Rose, wo der Hochzeit
Jubel gestern lang geklungen,
Wird von einer Männerstimme,
Als der Morgen graut, gesungen:

„O, Du Sonne, die dem Armen
„Trübe hier vorbei gegangen,
„Wann seh' ich dich, wo der Heimath
„Flüsse rauschen, Städte prangen?"

„O, du Mond, der an dem Himmel
„Still dahin schlich, wie so gerne
„Grüßte ich im Vaterlande
„Dich im Kreis der lichten Sterne!"

„Hier, ach, lockt ihr mir der Thränen
„Unversiegbar bitt're Quellen —
„Sonne, hier kannst du nicht freuen,
„Mond, hier kannst du nicht erhellen!"

„Ein zu bitt'rer Kelch des Leidens
„Ward mir Armen zugemessen!
„Wäre nicht mein Glück: Erinn'rung,
„Wär' mein höchstes Glück: Vergessen!"

An das Fenster eilen, hastig
Oeffnend, da die Neuvermählten:
„Tönet hier des Türkensklaven
„Seufzerlied, des tiefgequälten?"

Auf die Wohnung gegenüber
Zeigt die junge Frau erblassend,
Angsterfüllt den theuern Gatten
In die zarten Arme fassend.

Denn Dhul Makan steht am Fenster
Dort in seinem reichsten Schmucke,
Die Pistole auf sie richtend,
Und den Finger an dem Drucke.

Und des grimmen Türken Kugeln
Bringt ein schneller Schuß dem Paare.
O, er wußte wohl zu treffen
Durch die Uebung langer Jahre.

Lautlos sinken die Verbund'nen
In des Todes kalte Arme —
Kurzem Erdenglück entrissen
Nach so langem, langem Harme.

Nachbarn kommen an die Fenster,
Durch den Knall geweckt, und fragen:
„Sagt, wo hat es wohl geschossen?"
Aber Keiner kann es sagen.

XIII.

Mantel, Federhut und Degen,
Und das Roß, das herrlich schreitet,
Künden hohen Stands den Fremden,
Der aus Frankfurts Thor jetzt reitet,

Von der Sachsenhäuser Warte,
Wo sich Wald an Weinberg kettet,
Blickt er auf die Stadt zurücke,
Die im Thalduft liegt gebettet.

„Rache!" ruft er, „süße Rache!
„Herrlich bist du mir gelungen!
„Lang in Afrika's Gefilden
„Werde solche That besungen!"

„Greife aus, mein wack'rer Renner!
„Daß ich, fern den Christenreichen,
„Bald an's Ufer meiner Heimath,
„Algier's Küste, möge steigen!"

„Wo wegschleudernd Hut und Mantel,
„Die mich zwängen, die mich drücken,
„Mich der Kaftan und der Turban,
„Wie heut Morgen, wieder schmücken!"

„Wo in jubelndem Lobpreisen
„Mich begrüßen alle Zungen:
„Rache, Rache! süße Rache!
„Herrlich bist du ihm gelungen!"

XIV.

Als die muntern Hochzeitgäste
Morgens nach der Rose eilen,
Auf das junge Paar zu zielen
Mit der alten Spottlust Pfeilen —

Ach, da finden sie zwei Leichen,
Die im Tod noch sich umwanden,
Neben ihnen die getreue
Clara in der Ohnmacht Banden.

Stummer Schreck faßt die Besucher,
Stummer Schreck, dann lautes Klagen —
Aber Clara, sich erholend,
Kündet, was sich zugetragen.

Sagt: wie sie vom Sklavenliedchen
Plötzlich aus dem Schlaf gewecket,
Den Ohul Makan dort erblicket,
Weit die Waffe ausgestrecket.

Wie er dann auf's Haus gefeuert,
Wie ein Fall durchdröhnt' den Boden,
Und wie sie, hinüber eilend,
Fand im Blut die lieben Todten.

Wie dann Ohnmacht sie umstricket,
Bis die Gäste froh erschienen —
Alles Dies erzählt die Treue
Mit des Jammers bleichen Mienen.

XV.

Durch die Stadt erscholl die Kunde
Und erfüllte sie mit Leide —
Alle weinten ob so harten
Schicksal's und beklagten Beide.

Und das Haus, aus dem der freche
Heide schoß, erzählt die Sage,
Ward zum Türkenschuß geheißen
Seit dem herben Unglückstage.

Der Besitzer ließ des Mörders
Bild aus Eichenholze hauen,
Und an des Gebäudes Ecke
War's seit jener Zeit zu schauen.

XVI.

Diese Wohnung sank nach Jahren —
An des Neubau's Vorderseite
Hielt, aus buntem Blech, ein Türke
Die Pistole hin in's Weite.

Ein Pallast entstieg das Haus jüngst
Reich erneut des Grundes Schooße,
Und des Türken Standbild zielet
Finster wieder auf die Rose.

Die alte und die neue Zeit.

Ein Beitrag zur Geschichte der Taunusgegenden.

Es ist erfreulich, daß sich in diesen Tagen wieder eine größere Theilnahme für „das Feldberghaus" bekundet und daß der Commission zu Frankfurt wieder reichliche Beiträge zufließen. Bis jetzt beläuft sich die eingegangene Summe erst auf 4000 Gulden, dieselbe wird aber hoffentlich in einigen Jahren auf 20,000 Gulden gebracht werden. Dann erst wird der Bau begonnen, und gleichzeitig mit diesem frohen Ereigniß tritt der „historische Verein für die Taunusgegend" in's Leben und die Mitglieder dieses Vereins zur Erforschung der heimathlichen Geschichte werden sich jedes Jahr in den Hallen jenes Palastes, den unser Gemeinsinn gegründet hat, zu gemeinschaftlicher Berathung versammeln. Wir möchten den Sinn für die deutsche Geschichte und zuvörderst für die heimathliche Geschichte beleben, und dies scheint uns ohne einen großartigen, aus intelligenten und patriotischen Männern bestehenden Verein unmöglich. Bis jetzt sind wir darauf beschränkt, einzelne Bruchstücke, Lesefrüchte, Dokumente ohne innern Zusammenhang unsern geneigten Lesern zu bringen. So entnehmen wir folgenden Beleg einer schauderhaften Tyrannei früherer Jahrhunderte der trefflichen „Geschichte des großen Bauernkrieges von Dr. W. Zimmermann". Man höre und vergleiche nun die alte Zeit mit der neuen, und man wird erstaunen über die großen Fortschritte der Menschlichkeit und Gesittung.

„Ein Bäuerlein hatte im Jahr 1494 in einem Bache, der dem Herrn von Eppstein am Taunus gehörte, einige Krebse gefangen. Der Edelherr ließ ihn greifen und schickte nach Frankfurt hinein, um den Scharfrichter zu erbitten, damit er das Bäuerlein köpfe. Der Rath der freien Stadt meinte: „Der Arme könne des Krebsens wegen, den Rechten nach, nicht hingerichtet werden", und schlug sein Gesuch ab. Der Herr von Eppstein aber verschaffte sich anderswoher einen Scharfrichter und ließ dem Bauern den Kopf abschlagen. So büßten kleiner Junker Landleute der leichtesten Vergehen wegen

mit dem Leben, als hätte keiner daran gedacht, daß, wo das Menschenleben so gering geschätzt wird, daß es der gemeine Mann jeden Augenblick um einer Kleinigkeit willen verlieren kann, er es selbst werth zu halten verlernen und es ihm zuletzt nicht viel kosten muß, seinen Kopf auf einen Wurf zu setzen, der ihm jedenfalls Rache, möglicherweise Sieg und Verbesserung bringen kann. Ja, es war, als wollten die Edeln es darauf anlegen, dem armen Mann das Leben recht werthlos zu machen. Unter vielen Stücken, durch die sie gedrängt seyen, klagten im Jahr 1524 die Bauern der Grafen von Lupfen und Fürstenberg (im Schwarzwald), „daß sie weder Feyer noch Ruh möchten haben, vielmehr am Feiertag, und mitten in der Erndte müßten sie der Gräfin Schneckenhäuslein suchen, Garn darauf zu winden, und für sie Erdbeer, Kirschen und Schlehen gewinnen und anderes dergleichen thun, den Herrn und Frauen werken bei gutem Wetter, ihnen selber im Unwetter, und das Gejägd und die Hunde liefen ohne Achtung eines Schadens."

Mannichfaltigkeiten.

Vor ungefähr drei Wochen wurde ein evangelisches Mädchen, welches im Kirchspiele Courl bei Dortmund bei einer katholischen Herrschaft diente, gegen Wissen und Willen des Vaters nach achttägigem Religionsunterrichte von einem dortigen katholischen Geistlichen unter großen Feierlichkeiten und Freudenschüssen in die römisch katholische Kirche aufgenommen. Der Religionsunterricht scheint deßhalb so auffallend abgekürzt worden zu seyn, weil der Vater die polizeiliche Hülfe zur Entfernung seiner Tochter von der katholischen Herrschaft in Anspruch genommen hatte. — Am Abend desselben Tages wurde ein 70jähriger stiller Greis, welcher im evangelischen Glaubensbekenntniß einen Trost immer reichlich gehabt hat, deßhalb körperlich gemißhandelt und mit Worten auf's schmählichste wegen seines Glaubens verhöhnt, weil er das Ansinnen zum Uebertritt zurückgewiesen und seine Zweifel an der ewigen Verdammniß der Evangelischen geäußert hatte. Letzterer Fall soll bereits der gerichtlichen Untersuchung überwiesen seyn. Sollte es nicht hoch an der Zeit seyn, dem Treiben einer gewissen Partei die äußerste Beachtung zu widmen?

Emil Devrient setzt sein Gastspiel auf dem Wiener Burgtheater fort und wird zwölf Mal auftreten. Bereits hat er den Ferdinand in „Kabale und Liebe", den Bolingbroke im „Glas Wasser" und Heinrich von Jordan in Gutzkow's „Werner" gespielt. „In der künftigen Woche", berichtet die Wien. Th.-Ztg. vom 28. Mai d. J., „wird Hr. Emil Devrient, dessen Gastvorstellungen mit jeder Rolle größere Theilnahme und immer bei vollen Häusern den rauschendsten Beifall finden, und zwar am Montage den 3. Juni den Don Carlos, am Mittwoch den 5. den Richard Wanderer, und am Freitage den 7. Juni den Philipp Brocke in den „Mündeln" von Iffland spielen.

(Flug über den großen Ocean.) Der in Neuyork erscheinende „Sun" enthält in einer außerordentlichen Beilage einen vom 13. April d. J. datirten ausführlichen Bericht eines Herrn Monck Mason, der die Ueberschrift: „Staunenswerthe Neuigkeit" enthält, und worin seine Leser in eben der Art mystificirt werden, wie es vor einigen Jahren mit den „teleskopischen Entdeckungen über die verschiedenartigen Bewohner des Mondes" der Fall war. Hr. Mason behauptet nämlich, den atlantischen Ocean von West-Europa nach Nordamerika in drei Tagen im Fluge überschritten zu haben, nachdem er in der Zwischenzeit zur Befriedigung gewöhnlicher Bedürfnisse auf einigen dazwischen liegenden Inseln sich eine oder mehrere Stunden lang niedergelassen hatte. Ist die kühn ernste Art, womit Verfasser und Verleger eine solche Erdichtung ihren Lesern auftischen, auch eben nicht geeignet, einen Beweis ihrer Achtung für das Publikum zu geben, oder die Glaubwürdigkeit der amerikanischen Presse überhaupt zu erhöhen, so geht aus den geistreichen Einfällen und den nicht ohne Geschick darin eingestreuten Bemerkungen wenigstens hervor, daß den schriftstellernden Amerikanern es an Findigkeit und Phantasie eben so wenig fehlt, als ihren Zunftbrüdern in der alten Welt.

(Aus Baden.) In diesen Tagen ist ein Erlaß des großh. Oberstudienraths erschienen, welcher auf eine sehr zweckmäßige Weise den sämmtlichen Gelehrten- und höheren Bürgerschulen Verpflichtungen hinsichtlich der körperlichen Gesundheit der Schüler auferlegt. Berichte, welche man schon früher über diesen Punkt von den verschiedenen Lehranstalten eingeholt hatte, enthielten sehr traurige Resultate. Nach denselben sind z. B. von den damals verzeichneten 2172 Schülern der 15 Gelehrtenschulen des Staats 392, also beinahe $^1/_5$ als kurzsichtig bezeichnet, und dieses Verhältniß stellte sich in den beiden obersten Klassen so ungünstig, daß die Zahl der Kurzsichtigen in ihnen $^1/_4$ bis $^1/_2$ der Gesammtzahl betrug. — Es wird daher in der unter dem 20. Mai l. J. erlassenen und von dem jetzigen Direktor des Oberstudienraths, Geheimenrath Baumüller, unterzeichneten Verordnung den Direktionen und Lehrerconferenzen aufgegeben, mit größter Gewissenhaftigkeit und Strenge gegen alle Vergehen und Unordnungen zu wachen, welche die Gesundheit der Schüler untergraben können. Es sollen die Schullokale von allen Uebelständen befreit werden, welche den Augen nachtheilig sind. Auf die rechte Haltung des Körpers beim Lesen und Schreiben soll besondere Aufmerksamkeit verwendet werden. Die Ausgaben der Schulbücher von zu feinem und schlechtem Druck sind zu entfernen und auf die lateinischen und griechischen Editionen des Münchener Schulbücher-Verlags besondere Rücksicht zu nehmen. Das zu häufige und die Augen verderbende Aufschlagen von Wörtern in den Wörterbüchern soll durch öfteres cursorisches Lesen vermindert, die häuslichen Arbeiten der Schüler ermäßigt, nie zu viele Unterrichtsstunden unmittelbar hinter einander gehalten, und die gymnastischen Uebungen und zweckmäßige jugendliche Spiele zur Bewegung in freier Luft angeordnet werden. — Möge die Verordnung, welche in unserer Zeit zur Erzielung eines kräftigeren Geschlechts ohne Zweifel sehr ersprießlich ist, nur überall genaue Berücksichtigung finden, damit namentlich von der gelehrten Jugend unseres Vaterlandes es immer mehr mit voller Berechtigung heißen könne: mens sana in corpore sano!

(Berlin, 31. Mai.) Der Hofschauspieler Devrient, welcher 25 Jahre an unserer königl. Bühne fungirte, und sein lebenslängliches Engagement hier jetzt freiwillig aufgiebt, um

als Oberregisseur in einen größern Wirkungskreis bei'm Dresdner Hoftheater zu treten, nahm vorgestern in Göthe's Tasso vom Publikum einen pikanten Abschied. Mehrere Schauspieler geben heute dem Hrn. Devrient, der hier als gebildeter und denkender Künstler sehr gern gesehen wurde, eine Abschiedsfete. — Als Theaterneuigkeit ist noch mitzutheilen, daß man den Schauspieler **Hendrichs** für die königl. Bühne (wohl auf immer) gewonnen hat, wozu die Intendanz sich nur Glück wünschen kann, da derselbe für's Rollenfach der Liebhaber und Helden mit den schönsten Mitteln von der Natur ausgestattet ist. — Auch verdient erwähnt zu werden, daß eine gewisse Madame **Weiß** mit 36 Kindern aus Wien hier angekommen ist, um mit denselben auf dem königsstädtischen Theater Balletvorstellungen zu geben.

Korrespondenz.

Köln, 30. Mai.

Lange Jahre hindurch hat unsere Stadt schon das Bedürfniß gefühlt, ein geeignetes **Festlokal** zu besitzen, das bei feierlichen Gelegenheiten die Stadt würdig repräsentiren könnte und dabei die gehörige Bequemlichkeit böte, die dem Saale Gürzenich durchaus abgeht. Als Se. Maj. der König im verwichenen Jahr hier anwesend zu seyn geruhte, war die Bürgerschaft genöthigt, Bretterzelte zu erbauen, um den hohen Herrn bewirthen zu können. Dieses erwägend, haben eine Zahl von patriotischen Bürgern sich zusammengethan, um auf Actien einen solchen Saal, oder vielmehr ein Gebäude zu errichten, in welchem Ausstellungen, Feste aller Art und Repräsentationen statt finden können. Leider stößt dieses Unternehmen noch gegen den Eigennutz mehrerer Parteien an, so daß diese Alles nur aufbieten, was dasselbe hindern und hemmen kann; indessen ist der Sinn für Oeffentlichkeit und Bürgerlichkeit in unserer Stadt so weit gediehen, daß auf die Dauer kein Klüngel mehr bestehen kann. Der Klüngel erschöpft sich unterweilen mit den wahnsinnigsten Planen, will den alten Gürzenich durch einen modernen Zubau vergrößern, will die uralte Decke des Saales einschlagen und wölben, unbekümmert darum, ob die Mauern die Wölbe tragen können, ob die Dächer hoch genug sind, die Bogen des Gewölbes zu bergen. Unter solchen Umständen ist nichts wünschenswerther, als daß wir die Stelle unseres Stadtbaumeisters bald wieder besetzt sehen, daß wir einen Mann gewinnen, der seinem Amte gewachsen ist, der von der Stadt so gestellt wird, daß er nicht nothwendig hat, sich neben seinem Amte zu bereichern, der dann im Vereine mit einem zu schaffenden Stadtbaucollegium das vorhandene Gefährdete schützt und neues Würdiges in's Leben ruft. Möge es der Weisheit der Herren von Köln gefallen, hier den Würdigen und Kenntnißreichen, nicht aber den Eingeklüngelten zu erlesen!

Aachen, im Mai.

Die Saison hat nunmehr begonnen und alle Gasthöfe füllen sich bereits mit Fremden an, deren man bis jetzt wohl circa 2000 zählt; täglich kommen noch auf der Eisenbahn von Köln wie von Belgien bedeutende Personentransporte an. Das bisher gar trübselige und unfreundliche Wetter scheint sich auch ändern zu wollen; kein Wölkchen zieht seit einigen Tagen am Himmel, die Luft ist lau, das Klima äußerst angenehm und wir sehen somit einer hoffentlich recht günstigen **Badesaison** entgegen. Vergnügungen aller Art werden den Fremden reichlich dargeboten; der Kurbrunnen ist neu decorirt und ausstaffirt, man findet daselbst zu jeder Tageszeit schöne Gesellschaft und überdies eine treffliche Bedienung; auch der Belvedere des Lousbergs wird an Sonntagen zahlreich bestiegen; er gewährt eine herrliche Fernsicht, selbst bis zur Eifel. Unter den Badegästen macht besonders der Spanier, der im vorigen Jahre der Spielbank das Lebenslicht ausgeblasen, viel Aufsehen; doch ist ihm Fortuna diesmal weniger günstig und er hat bereits bedeutende Summen verloren. — Die **Theaterverhältnisse** scheinen sich allmälig auch etwas besser zu gestalten; bei neuer Besetzung einiger Rollenfächer wird wohl auch den Kunstfreunden in dieser Hinsicht Genüge geleistet werden. Vorerst wäre ein tüchtiger Bariton äußerst nothwendig und möchten wir Hrn. Direktor **Schäfer** wohlmeinend abrathen, den gegenwärtig hier gastirenden Baritonisten **Reynhard**, der weder im Gesang, noch weniger im Spiel genügt, zu engagiren. Der seitherige Tenorist **Lehmann**, der sich die Gunst des Publikums zu verschaffen wußte, hat uns verlassen und ein Engagement in Leipzig angetreten; dieses Fach ist somit auch zu besetzen, da sich das Publikum mit Hrn. **Hinterberger**, der jetzt sogar **erste** Tenorpartieen singt, fortwährend nicht im geringsten befreunden kann; sein höchst sonderbarer Nasendialekt, der auch im Gesang bedeutend vorherrschend ist, wirkt sehr störend und abstoßend auf den Zuschauer. Fräul. **Hassinger** wird sich, nach einem Gerüchte, mit einem gewesenen Referendar verheirathen und der Bühne entsagen, mithin müssen wir auch eine erste Sängerin haben. Figaro und Weltbürger ließen sich in letzter Zeit einfallen, Kritiken über das Theater und sich selbst zu schreiben und haben sich zum allgemeinen Gespötte gemacht. Hr. **Herbert** ist bis jetzt noch Regisseur. **Kunst** gastirt eben auch hier und hat als Moor, Otto von Wittelsbach, Belisar, Almaveda (Geheimnisse von Paris) Furore gemacht. — Am 29. soll eine Person ihr eigenes, uneheliches Kind ermordet haben; schauderhaft! Das empörte Volk hatte sich in Haufen vor dem Hause der vermeinten Verbrecherin versammelt und war nur durch Einschreiten des Militärs zu zerstreuen. — Sonst nichts Neues! D.

Bad Homburg, 3. Juni.

Das freundlichste Frühlingswetter begünstigt uns, die Sonne scheint so warm und heiter in unser liebliches Thal, als wolle sie es mit ihrem reichsten Segen, mit ihrem freundlichsten Protectorate beglücken, und wirklich hat uns das schöne Wetter schon die ersten **namhaften** Kurgäste und zahlreiche Passanten zugeführt. Unsere **erste** Kurliste wurde gestern ausgegeben und übersteigt schon die Zahl 200, auch mehrere hohe russische fürstliche Personen befinden sich darin namhaft gemacht. Unser glänzender und prachtvoller Kursaal wimmelt von Fremden und unsere freundlichen Anlagen sind ebenfalls sehr belebt, besonders wann die Musikgesellschaft unter Leitung des Hrn. **Garve**, die für die Saison engagirt ist und die an Präcision, Wahl und Mannichfaltigkeit der Piecen die vorjährige noch übertrifft, während der Nachmittagsstunden im Pavillon des Kurgartens spielt. Die große Zahl von Orangenbäumen, welche die Kurpächter angekauft haben und die vor dem Kurhause einen eben so seltenen als schattigen Wald bilden, erregen das Erstaunen aller Fremden und tragen dazu bei, dieses prachtvolle Gebäude noch mehr zu heben. Gestern waren die Gasthöfe so überfüllt, daß man in denselben kaum ein Unterkommen finden konnte. Zahlreiche Privatequipagen, Omnibus, Eilwagen, untermischt mit einer großen Masse von Spaziergängern, drängten sich im Kurhausgarten und in den Orangenanlagen und boten ein eben so reiches als freundliches Bild. Es waren von Frankfurt allein mehr als 400 Menschen anwesend.

Mainwasser-Wärme.

Dienstag den 4. Juni, Morgens 8 Uhr, 14 Grad. **M. Gerlach.**

Theater-Anzeige.

Dienstag, 4. Juni. **Die weiße Frau**, große Oper in 3 Abth. Musik von Boieldieu.

Donnerstag, 6. Juni. **Der Freischütz**, große Oper in 4 Abth. Musik von C. M. v. Weber.

Redakteur: J. L. Heller — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 155. Donnerstag, den 6. Juni 1844.

Der Brillantring.

(Novelle.)

Verhallt war der Geschützesdonner der blutigen Schlacht bei O......; nur das hundertfältige Aechzen und Todesröcheln der Verwundeten erhob sich noch von dem Schlachtfelde, und mischte sich mit dem Heulen eines rauhen Novembersturmes. Oesterreichs Banner war gesunken, und die es einst siegend mit sich geführt hatten, bedeckten zu Tausenden den Kampfplatz. Schmählichem Verrathe waren sie zum Opfer gefallen; die Wenigen, welche dem Tode und der Gefangenschaft entgangen waren, suchten durch schleunige Flucht sich zu retten.

Tiefer senkte sich die Nacht herab auf den Schauplatz der Verwüstung, immer noch braus'te der Sturm über die Ebene mit ungehaltener Macht, als ob er sich erzürne über die Gräuel des verflossenen Tages. Noch bebend von dem Schrecken des Erlebten, saßen die Bewohner einer am äußersten Ende des Dorfes Althofen gelegenen Mühle am wärmenden Ofen. Eben war Grimmwald, der Müller, im Begriff, seine Tabackspfeife von der Wand zu nehmen, um sich nach drei sturmvollen Tagen wieder ein Mal behaglicher Ruhe zu überlassen; da geschah ein dumpfer Schlag an den Fensterladen. Erschrocken blickte der Müller um sich, seine Frau fuhr hoch empor, und die am Ofen sitzende Magd stieß ein ängstliches: „Gott sey bei uns" aus.

„Was zum Teufel soll das seyn," sprach Grimmwald betroffen, und näherte sich dem Fenster. Noch stand er vor demselben, unentschlossen, ob er es öffnen solle; da wiederholte sich das Pochen, doch leiser und mehrere Mal nach einander, gleich dem Klopfen eines Einlaß Begehrenden. „Mag es auch seyn, wer da will," sprach er, öffnete das Fenster und schob den Laden auf die Seite. Bestürzt fuhr er aber zurück, als der hinausfallende Lichtschimmer einen struppigen Pferdekopf erhellte, der, in gleicher Höhe mit dem Fenster, ihm fast das Gesicht berührte.

Sich seines Schreckens schämend, trat der Müller wieder vor, um das Ungeheuer, das ihm denselben eingejagt hatte, näher zu betrachten.

Ein ungarisches Soldatenpferd war es, dessen schnaubende Nüstern ihm entgegendampften, einen eiligen Lauf verkündend. Auf demselben sitzend aber gewahrte Grimmwald die hohe Gestalt eines Mannes, den ein weiter Mantel umhüllte, unter welchem er sorgfältig Etwas zu bergen schien. Die mit Pelz verbrämte, roth ausgeschlagene Mütze ließ denselben als einen feindlichen Husaren erkennen.

Schon wollte der Müller eine Ladung von Schimpfreden auf denselben ausströmen lassen, als der Reiter mit bittender Stimme ihm zuvor kam:

„Habt Erbarmen, guter Mann, mit einem Flüchtigen, der ein theures Kleinod den Händen des Todes überlassen muß in dieser stürmischen Nacht, wenn Ihr es nicht aufnehmt in Eure warme Behausung."

Bei diesen Worten brachte der Reiter ein mit Pferdedecken umhülltes Kind unter dem Mantel hervor und reichte es dem erstaunten Müller dar, indem er fortfuhr: „Ich beschwöre Euch bei dem Allmächtigen, thut ein Werk des Christenthums an diesem Würmlein, das schon halb erstarrt ist; nehmt es auf, um der Seligkeit willen, und pflegt es, daß es lebe!"

Von seinem Erstaunen zurückgekommen, brach der Müller in die schmähenden Worte aus:

„Was will der Soldatenhund? — Ein nacktes Kind uns aufbürden? — Erst Alles geraubt und gemordet; dann wollen sie einem noch gestohlene Kinder in's Haus tragen? Mir kommt Ihr nicht mit dem Balg, das sag' ich Euch, mag er auch angehören, wem er wolle."

„Bester Mann, es ist kein gestohlenes Kind. Seyd nur barmherzig und erhaltet ihm das Leben. Reicher Lohn soll Eurer Mühe werden, und der da oben wird Euch segnen, wenn Ihr Euch über des Feindes Blut erbarmt."

Noch mehr erzürnt tobte der Müller: „Also eines Feindes Kind ist es, und das sollte ich in meinem Hause leben lassen? — Schert Euch zum Teufel mit Eurer Brut, und räumt mir den Hof, sonst kommt Ihr lebendig nicht mehr aus dem Dorfe."

Schon war der Müller im Begriff, das Fenster zuzuschlagen, als der Fremde seinen Mantelsack vom Pferde nahm und dem Müller denselben reichte mit den Worten: „Hier Euer Lohn, wenn Ihr das Kindlein aufnehmen und es pflegen wollt. Es ist Alles, was ich besitze."

Mit gieriger Hast riß Grimmwald den Mantelsack an sich, den Inhalt desselben auf dem Tische sogleich enthüllend. Wie dehnte sich aber sein breites Gesicht vor Verwunderung in die Länge, als ihm daraus eine Menge blanker Goldstücke entgegen rollten, und er aus der Tiefe desselben noch einen Beutel hervorzog, dessen Schwere ihn einen ähnlichen Inhalt errathen ließ! — Und im Schimmer des Lichtes glänzten kostbare Klei-

nodien von purem Gold und Edelsteinen, die ebenfalls dem ledernen Behälter entfallen waren.

Eine geraume Zeit schon hatte der Müller mit offenem Munde vor all' diesem Reichthume gestanden, als er sich plötzlich nach dem Fenster hin wandte, um das liebe Kindlein von Herzen in Empfang zu nehmen. Aber vor ihm stand Mutter Liese schon, das Engelchen freundlich auf den Armen wiegend, und draußen erschallte der flüchtige Hufschlag eines Pferdes, das in schnellster Carrière über den Hof der Mühle hinweg eilte.

„Laß doch sehen, was es für ein Gesicht hat, das drollige Ding," sprach Grimmwald, das Kind betrachtend.

„Ein wunderschönes Mägdlein ist es," erwiederte ihm Liese, die bemüht war, das Kind aus den schmutzigen Pferdedecken in warme Tücher zu bringen; denn noch war dasselbe ganz erstarrt und ohne Lebenszeichen.

Nachdem sich der Müller überzeugt hatte, daß er mit seiner Frau allein in der Stube sey (die Magd hatte sich schon beim ersten Anblicke des Soldaten auf den Boden geflüchtet), da war es sein erstes Geschäft, den Reichthum näher zu untersuchen, wobei er seiner Frau, indem sich sein Entzücken mit jeder Minute steigerte, die freudigsten Blicke der Wonne zuwarf, welche dieselbe, noch immer mit dem Kinde beschäftigt, durch ein beifälliges Kopfnicken erwiederte.

Außer den einzelnen Goldstücken fand Grimmwald noch über hundert Stück derselben in dem Beutel; er überzählte Alles in eiliger Hast, und betrachtete dann mit prüfendem Blicke die Geschmeide, welche er fast übersehen hatte. Es waren zwei goldne Armbänder, reich mit Steinen besetzt, ein kleines weibliches Portrait in kostbarer Einfassung, ein Perlenschmuck und ein Fingerring, an welchem ein Diamant von seltenem Glanze brillirte, der wieder zur Einfassung ein niedliches Kränzchen von blinkenden Smaragden hatte.

Obwohl der schlichte Müller den großen Werth dieser Kostbarkeiten nicht zu schätzen vermochte, so ahnte er denselben doch, und war stolz auf das Bewußtseyn, sich den reichsten Mann des Dorfes, vielleicht der ganzen Gegend nennen zu können.

Das Kind kam bei der sorgfältigen Pflege der Müllerin wieder zu sich, und ward noch am selbigen Abend einer Amme zur Aufsäugung übergeben.

Die Nacht hindurch kam aber wenig Schlaf in die Augen des Müllerpaares, welches Pläne über Pläne machte wegen Verwendung des erhaltenen Schatzes.

Nach einigen Tagen erhielt das Mägdlein die Weihe der Taufe, wobei eine dem Müller verwandte Bäuerin aus Frauenhofen die Pathenstelle versah, und dem Kinde den Namen „Egide" geben ließ.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Mittagsessen auf einem amerikanischen Dampfboot.

Ich will versuchen, das Leben auf unserem Schiffe während des Sturmes im Meerbusen von Mexiko zu beschreiben. Wir hatten den Wind so ziemlich von vorn, wodurch die Wellen sich gegen das Vordertheil des Schiffes hochaufthürmten; dies machte, daß unser Fahrzeug die Bewegung annahm, welche der Seemann „stampfen" nennt, d. h. es bohrte mit der Spitze in die vorn aufgethürmten Wogen, um sich einen Weg zu bahnen, was ohne großen Widerstand nicht geschehen konnte. So wurde denn das Vordertheil des Schiffes bald emporgehoben, bald schien es in den Grund bohren zu wollen; wir saßen nun natürlich auf den prächtigen Polstern in der Kajüte, wie auf wilden Rossen, die sich bald bäumen, bald hinten ausschlagen.

Auf dem Verdecke mußte man jeden Augenblick nach einem Gegenstande greifen, um sich fest zu halten.

Ueber uns der graue Himmel, um uns, so weit das Auge reichte, die wildempörten Meereswogen, eine schwarze Gebirgsmasse, wo der Schaum auf dem Gipfel jeder einzelnen Welle den Alpenschnee ersetzte. Dann und wann blickte ein Delinquentengesicht aus der Kajütenthüre auf das Verdeck, um sich zu überzeugen, ob wir noch oben wären.

Solchen Augenblick scheinen die schadenfrohen Wellen vorzugsweise wahrzunehmen; in einem Nu schlug eine von ihnen gegen die Räder und überschwemmte den Neugierigen mit Salzwasser. Dann hörte man es eiligst die Treppe hinabpoltern und das Gelächter der Matrosen übertönte das Donnern des Meeres.

Verfügen wir uns in die Kajüte (Schiffszimmer), so gewahren wir lebende Bilder, über deren Anblick Hogarth (ein Maler) außer sich vor Entzücken gerathen wäre. Wir versuchen zu gehen, verlieren aber durch die tollen Bewegungen des Schiffes das Gleichgewicht, und werden nach dem entferntesten Winkel der Kajüte geschleudert, und zwar in der possirlichsten, lächerlichsten Weise, die man sich nur denken kann. Bevor es uns gelungen ist, wieder auf die Beine zu kommen, hat das Schiff der Bewegung einer andern Woge nachgegeben, und wir rutschen, schnell wie der Blitz, nach der entgegengesetzten Seite, wo wir mit den Köpfen gegen einander fahren, und in einem Gewirre von Stühlen, Hüten, Band- und Haubenschachteln die Beine himmelwärts strecken.

Die Zeit des Mittagsessens ist herangenaht. Alles, was nicht seekrank ist, findet sich in der Kajüte ein; der Kapitän, der die Honneurs an der Tafel macht, im schwarzen Anzuge und weißen Manschetten, führt, oder balancirt vielmehr zwei Damen zu den Ehrenplätzen, neben sich auf das Sopha. Die Uebrigen klimmen auf ihre Stühle; endlich hat Alles Platz genommen. Auf dem Tische liegt ein Aufsatz, eine Art Rahmen, mit tiefen Höhlungen, um Teller, Schüsseln, Flaschen und Gläser hinein zu stellen. Der Steward (Oberrichter) tritt mit der Suppe herein, sein dienstbarer Geist, ein Negerknabe, folgt mit den Kartoffeln, andere Diener folgen mit den übrigen Gerichten. Kaum befinden sich diese Dinge auf der Tafel, und die Diener haben sich an unsere Stuhllehnen angeklammert, so macht das Schiff einen ungeheuren Satz und Alles geräth in Unordnung. Die Dienerschaft liegt über einander, wie die Häringe, in einem Winkel der Kajüte! Die Erbsensuppe ruht dem Kapitän traulich im Schooße, eine der Damen umarmt eine Schinkenkeule, ein Dritter drückt den Braten zärtlich an's Herz, ein Paar Hühner fliegen einem Vierten an die Ohren, der Pudding einem Fünften in den offenen Mund, die Uebrigen liegen in der Sauce, und die Kartoffeln rollen gemüthlich am Boden umher. Der Eine sucht seinen Teller zu retten, ein Anderer greift nach Messer

und Gabel, wieder Einer, im Fallen begriffen, hält das gefüllte Glas hoch empor, während er sich mit der andern Hand an den Stuhl des Nachbars anklammert. Alles ist in Verwirrung, es ist, als wenn das alte Chaos zurückkehren wollte!

Beim nächsten Rollen des Schiffes fliegen Steward und Dienerschaft, starr vor Erstaunen, abermals mit ausgestreckten Armen in einen anderen Winkel; endlich stehen sie auf ihren Beinen, wie Statuen, da sie es nicht wagen, sich fort zu bewegen. Teller, Schüsseln, Messer und Gabeln krachen zusammen in der Unordnung des Augenblicks; der Steward und seine Helfershelfer kriechen auf allen Vieren, um sich der tanzenden Kartoffeln zu bemächtigen, die in Gesellschaft mit fliegenden Hühnern und laufenden Kugeln über ihre Füße hüpfen. Für einen Augenblick wird es ruhig, die zerstreuten Theile des Mahls sind glücklich eingesammelt, und Diejenigen, die ihren Appetit nicht verloren haben, beginnen zu essen. Einige Vorsichtige setzen sich in einen Winkel der Kajüte auf den platten Boden und nehmen den Teller zwischen die Beine, sich nun vollkommen sicher wähnend. Doch schnell finden sie sich zu ihrer Verwunderung in der entgegengesetzten Richtung wieder und zwar in den lächerlichsten Stellungen. Einige lachen, andere weinen, wieder welche schimpfen, doch Alle stimmen darin überein, daß es für einen hungrigen Magen nichts Trostloseres gebe, als ein Mittagsessen zur See bei stürmischem Wetter. (Mag. f. d. Lit. d. Ausl.)

Mannichfaltigkeiten.

(Dorpat.) Vor einiger Zeit hatten wir hier einen sehr interessanten Besuch, es war Hr. Hoffmann, früher hier und dann in Kiew Professor der Mineralogie, von welcher Stelle er zu dem Finanzministerium übertrat und im Auftrage desselben eine Reise zur Untersuchung der sibirischen Goldwäschen unternahm. Seine Hauptentdeckung besteht darin, daß er das goldhaltige Thonschiefergebirge entdeckt hat, von welchem die Sandlager stammen, aus denen bisher allein das Gold gewaschen wurde. Die Hauptgoldwäschen liegen am oberen Theile des Pit, eines östlichen Nebenflusses des Jenisei, in einer Entfernung von etwa 200 Werst von letzteren, zwischen dem Pit und der Tunguska. Wenn sich Hoffmann's Entdeckung bestätigt, woran zu zweifeln kaum Ursache ist, so ist sie von größter Wichtigkeit und die Goldgewinnung muß sich gewaltig steigern. Wie das gediegene Gold in den Thonschiefer gekommen, ist für die Geognosten ein Räthsel; aber Hoffmann hat es doch darin gefunden.

Wir wünschen der günstigen Leserin nichts Kleines, wenn wir ihr ein gold'nes Jubelfest wünschen, wie das allerneueste. In Berlin wurde vor einigen Tagen ein fünfzigjähriges Jubelfest gefeiert, bei dem die Braut noch eben so frisch und fröhlich und anmuthig war, noch eben so viele und wo möglich noch begeistertere Anbeter hatte, als damals. Die immer junge Jubelbraut war die Zauberflöte von Mozart, die vor 50 Jahren zum ersten Mal in Berlin aufgeführt worden war, und jetzt mit großer Liebe und großem Beifall wieder aufgeführt wurde.

In Paris hat die Polizei sehr strenge Maßregeln gegen alle unzüchtigen Tänze, wozu man auch den böhmischen Bauerntanz Polka rechnet, getroffen. Die Französinnen sind sehr betrübt darüber, daß ihr Lieblingstanz verboten ist, und wollen nach Deutschland auswandern, um die Polka zu tanzen.

(Frankfurt a. M.) Der in Nro. 148 d. Bl. enthaltene Wunsch, das Denkmal der Druckerfindung betreffend, hat nicht nur bei vielen Freunden, sondern auch bei dem verehrlichen Comité desselben Anklang gefunden, und man war damit einverstanden, daß Hr. Ferdinand Hiller als erprobter Dirigent und bereitwilliger Förderer alles Schönen der geeignete Mann sey, ein Konzert für genanntes Denkmal einzuleiten, anzuordnen und zu dirigiren. Da sich indessen herausgestellt hat, daß die hiesigen Gesangvereine bereits ersucht worden, bei einer am 23. oder 24. d. M. auf dem Feldberg zu veranstaltenden musikalischen Produktion, deren Geldertrag dem Feldberghaus zufließen soll, mitzuwirken, so hat man es von Seiten des Comité's der Druckerfindung für zweckmäßiger erachtet, jenes in Nro. 148 d. Bl. angeregte Konzert vorläufig zu vertagen und eine andere geeignete Veranlassung dafür abzuwarten. — Hinsichtlich des Göthe-Monuments vernehmen wir, daß die noch immer obschwebende Frage über dessen Standpunkt ihrer endlichen Erledigung sich nähert. Um den sowohl im erweiterten Comité als auch im Publikum divergirenden Meinungen, ob das Göthe-Monument in die Alt- oder in die Neustadt zu placiren sey, nicht vorzugreifen und um keine diesen gegenüber stehenden Ansichten zu bevorzugen, hat man außer dem bereits proponirten Platz in der neuen Straße, unfern des Bahnhofes, auch die Stadtallee vorgeschlagen. Ein hoher Senat unserer Stadt wird nun die ganze Sachlage nochmals prüfen und für einen der genannten Plätze sein entscheidendes Votum abgeben. Weitere Bemerkungen für und wider den einen oder andern der genannten Standpunkte halten wir für überflüssig, da dies Thema bis zum Ueberdruß abgehandelt worden ist.

Korrespondenz.

Steinbach bei Baden, 27. Mai.

Ueber das Denkmal, welches Hr. Friedrich, Bildhauer zu Straßburg, dem großen, durch sein Straßburger Kunst- und Riesenwerk berühmten deutschen Meister Ermin nach Steinbach, dem Orte, wo der Unvergeßliche das Licht der Welt zuerst erblickte, setzen will, ist schon viel in öffentlichen Blättern hin und her gesprochen worden; überall aber vermißte man mehr oder weniger die Wahrheit. So spricht sich ein Artikel in Nro. 144 d. Bl. vom 25. d. M., datirt: „Baden-Baden, 21. Mai", über diesen Gegenstand äußerst unvortheilhaft aus. Der Verfasser desselben muß entweder irrig belehrt seyn, oder er hat sich's zur Aufgabe gemacht, die Sache absichtlich zu entstellen, die Gemeinde Steinbach herabzuwürdigen und sie vor der Welt in ein schiefes Licht zu ziehen. Wir wollen Letzteres jedoch nicht glauben; denn für so böswillig möchten wir den Korrespondenten nicht halten, daß er eine ganze Gemeinde, die in besagter Angelegenheit bis heute ihr Möglichstes gethan hat, des gröbsten Undankes gegen Hrn. Friedrich und des Unverstandes, als wüßten die guten Leute von Steinbach nicht, welch' großen Meister das Städtchen einst geboren sah, beschuldigen könnte. Wir erlauben uns daher, ihn eines Bessern zu belehren, den geneigten Lesern aber die reine Wahrheit in möglichster Kürze zu geben. Als Hr. Friedrich

den Vorstand der Gemeinde Steinbach von seinem Vorhaben in Kenntniß setzte, gab ihm dieser mit Vergnügen die unbeschränkte Vollmacht, sich für das Denkmal einen Platz zu wählen, wo und wie er ihm gefalle. Er machte hievon Gebrauch und wählte wirklich, man darf wohl behaupten, den schönsten in der ganzen Umgebung des Städtchens, einen Platz, von wo aus einerseits das herrliche Werk des großen Meisters, so wie ein beträchtlicher Theil des anmuthigen Rheinthales, andererseits die Ruinen Yburg und Windeck in die Augen fallen. Dieser Platz, ein Rebhügel, war kein Eigenthum der Gemeinde, sondern einzelner Privaten und wurde von denselben, da er mit jungen Rebstöcken im besten tragbaren Stande besetzt, sehr ungern abgetreten, was allerdings zu einigen Mißverständnissen führen mußte. Trotz dem suchte die Gemeinde nicht nur den von Hrn. Friedrich bezeichneten, sondern einen noch größern, daran stoßenden Platz als Eigenthum zu erwerben. Ueberdies scheute sie die bedeutenden Kosten nicht, welche ihr erwuchsen dadurch, daß sie einen Rebhügel, der die Aussicht des Monumentplatzes störte, abheben und damit den Weg dahin gegen 7 bad. Fuß hoch ausfüllen ließ. Wahr ist's, daß, während der Vorstand wegen des ganzen Platzes in Unterhandlung stand, Hr. Friedrich in seinem begeisterten Eifer für die Sache das von ihm bezeichnete kleinere Terrain ohne Vorwissen der Gemeinde ankaufte. Der Weg zum Monument ist großentheils fertig; die übrigen Erdarbeiten werden, so weit es geschehen kann, ohne der Aufbauung des Denkmals Hindernisse zu legen, alsbald nach dem von Hrn. Friedrich selbst entworfenen, äußerst geschmackvollen Plane in Angriff genommen. Es kann freilich nicht geläugnet werden, daß auch Einige in Steinbach diesem eben so schönen, als edeln Unternehmen entgegen zu wirken suchten. Sind aber nicht auch in jeder andern Gemeinde Leute zu treffen, die Allem, sey es das Beste, insofern es nicht von ihnen ausgeht, entgegentreten? Wir fragen jeden Unbefangenen, ob diese Wenigen die Gemeinde ausmachen, oder ob es billig wäre, dieser wegen eine Gemeinde des Undankes und des Unverstandes zeihen zu wollen? Wir fragen ferner, ob es dem Korrespondenten nicht mehr Ehre gemacht hätte, wenn er, da er denn doch das Städtchen Steinbach für nicht wohlhabend hält, statt zu verdächtigen, einen Aufruf zu Beiträgen hätte ergehen lassen? Ist doch Erwin nicht blos ein Steinbacher, sondern ein deutscher Künstler gewesen! Zum Schlusse können wir die Versicherung geben, daß sich der weit größere Theil der Steinbacher Bürgerschaft auf den Tag der Enthüllung des von Hrn. Friedrich gefertigten Kunstwerkes, es ist einstweilen der 29. August festgesetzt, freut und dem Künstler Dank und Anerkennung zollen wird.

Mainz, 2. Juni.

Eine im gestrigen Wochenblatte erschienene amtliche Bekanntmachung in Betreff des Besuchs der in dem hiesigen ehemaligen kurfürstl. Residenzschlosse aufgestellten Gemälde- und Alterthums-Sammlungen beseitigt alle bisher dem Zutritte zu diesen Sehenswürdigkeiten entgegen gewesenen Anstände. Man lies't darin: „Um den Fremden, welche während der bessern Jahreszeit die hiesige Stadt zahlreicher besuchen, die Annehmlichkeit zu gewähren, die Sammlungen hiesiger Stadt auch an andern Tagen, als an dem einen, zum freien Eintritte bestimmten Tage (jeden Mittwoch von 2 bis 5 Uhr Nachmittags) zu besehen und sie der lästigen Zahlung der üblichen Trinkgelder zu entheben, hat der Stadtvorstand die Anordnung getroffen, daß, vom 1. Juni anfangend, jeden Tag, mit Ausnahme des Samstags, gegen Entrichtung eines Eintrittsgeldes von 12 Kr. für die Person sowohl für Fremde als für Einheimische von 10 Uhr Vormittags bis 1 Uhr Nachmittags der Eintritt gestattet ist. Die Erhebung des Eintrittsgeldes geschieht mittelst Lösung von Karten, welche auf der Stadtkasse zu haben und beim Eingange in das Lokal abzugeben sind. Die Aufseher sind nicht befugt, von den Besuchern ein Trinkgeld anzusprechen oder abzunehmen." — Durch diese Bekanntmachung ist nunmehr allen bisher laut gewordenen Wünschen rücksichtlich der oben bemeldeten Sehenswürdigkeiten auf eine loyale Weise entsprochen; nur bleibt noch zu bestimmen, wie es mit den in demselben Lokale aufgestellten, so reichen und interessanten Sammlungen des naturhistorischen Vereins gehalten werden wird, die bisher nur an dem ersten Montag-Nachmittag in jedem Monate geöffnet wurden, an welchem Tage freier Eingang statt findet, und an den übrigen Wochentagen, mit Ausnahme des Sonntags, nur gegen Trinkgelder zu sehen waren. Diese Sammlungen sind kein Eigenthum der Stadt, sondern gehören dem naturhistorischen Vereine; sie konnten daher auch in die gestern erschienene Anordnung nicht einbegriffen werden; aber wir bezweifeln nicht, daß dieser Verein gleichfalls zu einer der oben angegebenen ähnlichen Maßregel seine Zustimmung zu geben Anstand nehmen werde. — Wegen der städtischen Bibliothek kann noch keine Anordnung getroffen werden, da das für sie bestimmte Lokal noch nicht im Bauen begriffen ist.

Frankfurt a. M., 4. Juni.

Am 26. Mai d. J. fand hier eine feierliche Handlung statt, die, obwohl in einem Privathause begangen, doch für jeden Freund ächter Religiosität ein höheres Interesse zu erregen vermag. Der vor kurzem neu angestellte Rabbiner der israelitischen Gemeinde zu Frankfurt a. M., Hr. Leopold Stein, vollzog nämlich zum ersten Male in seiner hiesigen Amtsführung die Einsegnung eines Ehepaars. Hatte derselbe in seiner Antrittspredigt bewiesen, daß er die Aufgabe eines jüdischen Geistlichen in dieser Zeit des Kampfes und der Entwickelung im Großen und Ganzen zu erfassen weiß, so war es erfreulich, ihn hier als treuen und gemüthlichen Seelsorger kennen zu lernen. In einer Rede, die von seltener homiletischer Virtuosität zeugte, stellte der Rabbiner das Wesen der Ehe in menschlichem und bürgerlichem Sinne dar. Der Vortrag des Hrn. Stein ist biegsam und blühend, der Styl oft an's Poetische streifend; doch wahrt ihn seine gediegene Herzlichkeit und Würde vor Tändelei und leerer Phraseologie. Bilder und Gleichnisse, die er zuweilen anwendet, schmiegen sich ungezwungen an und haben so eine wohlthuende Wirkung. Mit Einsicht und vorzüglichem Takte wußte Hr. Stein Dasjenige, was er vom alten Ritus anwandte, zur würdigen und schönen Form zu erheben. Bekenner aller Confessionen waren anwesend, und die Angehörigen des Ehepaars hatten für eine angemessene und sinnreiche Anordnung der Feier Sorge getragen. Die Rührung war allgemein und Hr. Stein konnte wahrnehmen, daß seine Bemühungen keinen unfruchtbaren Boden fanden. — Möge er fortfahren, unter Zustimmung seiner erleuchteten Gemeinde diejenigen Einrichtungen hervorzurufen, die dem Judenthum seine ganze Würde wieder verleihen können! Hat die Berufung des Mannes, der sich uns bei dieser Trauung als ein tüchtiger, von der Würde des Glaubens durchdrungener Geistlicher zeigte, Mißstimmung veranlaßt, so verschwindet diese vor der freudigen und hoffnungsreichen Empfindung, die der Beginn seiner Wirksamkeit in der Gemeinde erregte. Man lasse die jüdischen Bewegungen zum Fortschritte nur gewähren, man leite sie einsichtsvoll, und sie werden dazu dienen, würdige religiöse Formen da einzuführen, wo bisher der traditionelle Wust zurückschreckte. C.

Mainwasser-Wärme.

Mittwoch den 5. Juni, Morgens 8 Uhr, 14 Grad. W. Gerlach.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 6. Juni. Der Freischütz, große Oper in 4 Abth., Musik von C. M. v. Weber.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 156. Freitag, den 7. Juni 1844.

Der Brillantring.

(Novelle.)

(Fortsetzung.)

Mehrere Jahre nach diesem Vorfalle schritt an einem schönen Sonntagsmorgen ein schon ältlicher Mann auf der Chaussee von Althofen nach dem Dorfe Barnrode zu. Ein hellgrauer Rock von feinem Tuche, der ihm fast bis auf die Fersen reichte, und ein spanisches Rohr mit silbernem Knopfe, das seinen keineswegs mehr rüstigen Gang unterstützte, bezeichnete denselben als einen wohlhabenden Landmann. Hätte man ihm in das unter einem breitkrempigen Filzhute hervorsehende Gesicht geblickt, so würde auch der weniger geübte Physiognom in demselben die ausgebildete Anlage zu Müßiggang und Schwelgerei entdeckt haben, gemischt mit den einfältigen Zügen eines dummen Bauernstolzes. Dieser Mann war Martin Grimmwald, Besitzer der Mühle in Althofen.

Seit derselbe durch die unglaubliche Freigebigkeit des Husaren zu einem steinreichen Manne geworden war, hatte sich Manches geändert in seinem Hause. Kurze Zeit nach jenem für ihn bedeutungsvollen Tage wurde schon Anstalt getroffen zu einer bequemeren Einrichtung in der Mühle, weßhalb das Haus bedeutend vergrößert wurde. Von einer neuen Stallung, in welcher stattliche Pferde ihren Aufenthalt hatten, war der alte Ochsenstall verdrängt worden, welcher der Mühle gegenüber gestanden hatte. Ein zierliches Eisengitter umschloß den an den Hof der Mühle stoßenden Garten, in welchem man zwischen reichen Blumenbeeten hin in die von einem geschickten Gärtner angelegten Lauben gelangte. In den gut meublirten Zimmern des erneuerten Wohnhauses herrschte städtischer Luxus, welcher sich auch auf die Kleidung der Müllerleute erstreckte. Wenn dieselbe auch in Farbe und Schnitt wenig von der gewöhnlichen Tracht des Dorfes abwich, so erkannte man doch in der Feinheit des Tuches, von welchem der Müller seinen Rock trug, den reichen Mann, und die seidene, mit guten Spitzen besetzte Haube der alten Liese erregte, so oft dieselbe Sonntags in die Kirche nach Frauenhofen ging, das spöttische, mißgönnende Geflüster der Bauerfrauen, welche neben und hinter ihr gingen.

Dem Neid und Haß der Bewohner in Althofen zum Trotze ließen sie sich's bei dem leicht erworbenen Reichthum recht wohl seyn. Der Müller, welcher es für Thorheit hielt, bei solchen Umständen sich mit Arbeit zu belasten, verlebte den größten Theil der Tage in der Schenke, die er nie eher verließ, bis er den Heimweg taumelnd suchen mußte.

Bei solchem Treiben konnten aber die Folgen nicht ausbleiben. Zusehends schwand der Reichthum dahin, während sich Mutter Liese vergebens bemühte, den Segen im Hause zu erhalten. Um so eifriger aber war ihr Bestreben, das liebe Pflegekind, die kleine Egide, zu bewahren, damit ihr das wüste Leben in der Mühle nicht zum Nachtheil gereiche; denn Liese war eine fromme, gottesfürchtige Frau, und weinte gar oft über die lästerlichen Redensarten ihres Mannes. Zur großen Freude derselben aber blühte das Mädchen unter ihrer Obhut wie eine Blume heran, hold und lieblich, die Freude eines Jeden, der sie kannte.

Siebzehn Mal schon hatte Egide den Frühling begrüßt, und war in dieser Zeit zur holdesten Jungfrau herangeblüht. Ihr schwarzes Haar floß in reichen Locken auf die Schultern herab und beschattete das liebliche Antlitz. Obgleich dieses, durch die Sonne etwas gebräunt, einen düstern Anstrich hatte, so ward derselbe doch gemildert durch die bezaubernde Gluth der schwarzen Augen, welche in ihrer lieblichen Verschmelzung des Sanften und Feurigen unwiderstehlich fesselten. Obgleich sie nur die gewöhnliche Kleidung der Bauernmädchen trug, war doch ihr ganzes Wesen, jede ihrer Bewegungen von einem Liebreiz begleitet, der sie von allen Jungfrauen des Dorfes unterschied.

Seit Egide zu dem Bewußtseyn gelangt war, daß Grimmwald und seine Frau nur ihre Pflegeältern seyen, fühlte sie eine innige Sehnsucht nach den unbekannten Aeltern, ließ aber die Hoffnung, diese je zu sehen, mehr und mehr sinken.

Die von dem Husaren empfangenen Kostbarkeiten hatte der Müller veräußert bis auf eins der Armbänder und den Brillantring. Längst schon hätte Grimmwald den letzteren gern verkauft, für welchen er ein schönes Sümmchen zu erhalten gedachte. Aber den hatte Liese in ihrer Verwahrung, und hätte sich eher das Leben nehmen lassen, als diesen Ring; denn derselbe war für Egide bestimmt, das Einzige, was das Mädchen von dem ganzen Schatze erhalten sollte.

Liese hatte sich einen gar sonderbaren Plan damit ausgesonnen, und enthüllte Egide denselben, als diese in ihr achtzehntes Jahr trat. Sie übergab ihr den Ring mit den Worten: „Dies ist Dein Brautschatz, liebste Tochter. Bewahre ihn wohl, und bedenke, daß der Ring Deinen ganzen Reichthum ausmacht. Du kannst ihn also nur Demjenigen an den

Finger stecken, welcher Dich einst heirathen wird. Dieß ist die Bestimmung des Ringes. Merke Dir's wohl, mein Kind, wenn ich etwa sterben sollte, ehe Du ihn benutzen kannst. Diesen Ring giebst Du also Deinem zukünftigen Bräutigam an demselben Tage, wo Du mit ihm verlobt wirst."

Egide, welche die Pflegemutter hievon noch nie hatte reden hören, schlug schamhaft die Augen nieder und sah auf den Ring, welcher im Glanze der Sonne alle Farben des Regenbogens enthüllte. Es gewährte ihr einen lieblichen Anblick, den klaren Diamant inmitten der ihn umgebenden Smaragden spielen zu sehen.

„Dies ist also der Diamant," sprach Egide zu sich selbst, als Liese sich entfernt hatte, „den ich meinem zukünftigen Bräutigam darbringen soll, das einzige Kleinod, welches ich besitze." Und wunderbare Regungen schwellten ihr den Busen. Ein sehnsüchtig banges Gefühl bemächtigte sich ihrer bei dem Gedanken, einen Bräutigam zu besitzen; ein Gedanke, der ihr so neu, so kühn und doch nicht unangenehm war.

Ein Mal vertraut gemacht mit demselben, bemühte sie sich, ein Bild von Dem, der einst den Ring erhalten sollte, in sich zu schaffen, und musterte deshalb in Gedanken alle Bursche des Dorfes, fand aber keinen unter denselben, dem sie den Ring hätte anvertrauen mögen.

Den ganzen übrigen Theil des Tages ward Egide nicht mehr von diesen Gedanken befreit, welche sie auch in den Schlaf hinüber begleiteten, hier jedoch ihr Bemühen mehr vergeltend, da sie im Traume einen holden Jüngling sah, welcher triumphirend den linken Zeigefinger erhob, an welchem der Diamant mit dem Smaragdkränzchen blinkte. Noch stand sie in stummem Entzücken, den Jüngling ihres Herzens betrachtend; da wuchs der Zeigefinger desselben unter ihren Augen zu einer furchtbaren Größe heran, während der Diamant in Stücke zersprang, die aufgehobene Rechte des Jünglings aber drohend sich über ihr emporstreckte. Und eine furchtbare Stimme donnerte ihr zu: „Wehe, wehe, wehe Dir! Dein kostbarstes Kleinod hast Du leichtsinnig dahin gegeben!"

Mit Angstschweiß bedeckt, erwachte Egide, froh, daß all' das Schreckliche nur ein Traum gewesen war. Dem ungeachtet aber war sie den ganzen Tag nachdenklich, und nahm sich vor, ihrer Pflegemutter pünktlich zu folgen.

So stand's in der Mühle, als an dem erwähnten Sonntagmorgen Grimmwald nach Barnrode ging. In seiner Rocktasche barg er das Armband, welches er an demselben Vormittage noch dem Juden Bach Harach in Barnrode verkaufte.

Auch den Ring hatte er bei seinem Weggehen von Liese gefordert, um ihn mit zu verkaufen; standhaft hatte diese aber die Herausgabe desselben verweigert. Nun kam er am späten Abend berauscht zurück, und erfüllte das Haus mit wüstem Lärm, so daß Egide unter Angst und Beben sich in ihr Kämmerlein flüchtete.

„Den Ring her, altes Gurkengesicht," schrie er seiner Frau zu, „oder ich erdrossele Dich bei lebendigem Leibe."

Diese aber, schon gewöhnt an solche Auftritte, floh in die Kammer, verriegelte dieselbe, und ließ den Trunkenen toben, welcher bald erschöpft zusammen sank und auf dem Fußboden der Stube entschlief.

(Fortsetzung folgt.)

G. Lindley's botanische Ausflüge.

Nachstehende Auszüge aus den „botanic excursions of Georges Lindley" werden den Lesern dieses Blattes nicht unwillkommen erscheinen, da sie einerseits rheinische Zustände und Verhältnisse berühren, die im Publikum noch nicht verwischt sind, da der Gelehrte im Sommer 1842 unsere Provinz bereiste, dann auch nebenbei darthun, wie wenig einseitig der britische Gelehrte seinen Wissenschaftszweig umfaßt.

Luxemburg ist unter den Landfestungen ungefähr dasselbe, was Gibraltar als Seefestung vorstellt. Ich kam spät Abends an und dachte mir, eine regelmäßige Befestigung zu finden, wie sie das Flachland allenthalben beut; wie angenehm täuschte ich mich aber am kommenden Morgen bei meinem ersten Ausfluge. Die Stadt und ihre Werke liegen in einer malerischen Felsenverkettung, so kühn und romantisch, als ein Schloß der Sierra Nevada. Jede Mauer, jeder Wall schien nur aufgeführt, um der Gegend einen neuen Reiz zu geben. Die Aussicht von der Algettabrücke, vor dem Thore, ist vor Allem schön, wie jene vom Militärkasino, auf dem ich sehr freundschaftlich aufgenommen wurde, obgleich ich kein Mann des Krieges, sondern einer des tiefsten Friedens bin. Das Schloß Mansfield liegt unten im Thale der Alsette, der Stammsitz der berühmten Kämpfer des dreißigjährigen Krieges. Die Felsen in der Nähe des Schlosses, wie schön sie sind, gewährten mir noch ein eigenthümliches Vergnügen, indem sie über und über mit den Blättern und Blüthen der niedlichen Linaria cymbelaria, mit Diplotaxis benifolia und mit buntfarbigen Sedeen bekleidet waren. Ich hatte mir vorgenommen, botanische Ausflüge zu machen, die Gebirge am Rheine zu durchforschen, dachte aber nicht daran, schon in solcher Entfernung von dem oft besungenen Strome solche Reize zu finden. Ich machte in der Stadt die Bekanntschaft des Forstmeisters Tinant, der eine Flora von Luxemburg in französischer Sprache geschrieben hat, welcher mich, da er mich mit meinem gelehrten Onkel verwechselte, freundlich aufnahm, aber auch dann noch freundlich behandelte, als er erfuhr, daß er einen minder berühmten Mann vor sich habe. Außer Tinant gibt es in Luxemburg wenig ausgezeichnete Männer, wenn ich General Dümoulin ausnehme, welcher die preußische Besatzung dieser Stadt anführt, und Bischof Laurent, einen katholischen Priester, welcher sich mit dämonologischen Studien beschäftiget und Teufel austreibt. Er soll, wie man dieses auch von einem andern deutschen Gelehrten und Dichter, Körner (wahrscheinlich Justinus Kerner), behauptet, ziemlich glückliche Versuche gemacht haben und durch Magnetismus und Sympathie manche Heilung bewerkstelligen, wenn hier nicht die deutsche Leichtgläubigkeit, der leicht zu erregende Enthusiasmus dieses sonst so schwerfälligen Volkes eine große Rolle spielt. Ich ließ mich dem genannten Bischofe vorstellen, konnte es aber durch meine Bitten nicht dahin bringen, daß ich bei einem Heilversuche zugelassen wurde, entweder, weil man mir als Akatholik von vorne herein mißtraute, oder weil gerade keine Seele im Bereiche der Stadt war, die mit dem Erbfeinde schwanger ging.

Nachdem ich mich von Tinant beurlaubet hatte, zog ich durch das Gebirge auf Trier zu. Die Gegend war zu schön, um zu fahren; ich schickte daher all' mein Gepäck nach Trier voraus, und zog, mit meiner Lupe, meinem weißen Leinwand-

schirme und meinem Stabe versehen, durch's Gebirge, wo ich einer Fülle schöner Pflanzen begegnete. Besonders fand ich an den Felsenwänden schöne Farnkräuter, mit welchen ich meine Taschen befrachtete, da ich sonst keine Mappe mitgeführt. Die langen Wedel hingen mir aus den Taschen meines Fracks, daß ich beinahe so geschwänzt einherging, wie der König von Siam, der als Zeichen seiner Würde eine Pfauenfeder im After trägt. In keine geringe Verlegenheit gerieth ich, als ich den Weg unter dem Fuße verlor, ohne daß ich mich einem der Begegnenden verständigen gekonnt, die weder das Deutsche noch das Französische auf eine vernünftige Weise sprachen. Endlich begegnete ich einer Postkutsche, die mich nach Trier brachte. Welch' anmuthiges Thal ist jenes der Mosel, das mich nun aufnahm. Mein Willkomm in der Stadt machte mich freilich etwas stutzig, indem ich, als Fremder einherschreitend, einen ganzen Kometenschwanz von Gassenjugend hinter mir d'rein zog, als ob hier Fremde so selten seyen als auf St. Kilda, wo sie den Einheimischen den Schnupfen verursachen. Wenn man in Trier ist, weiß man nicht, welchem Lehrzweige man sich zuerst zuwenden soll, ob der Alterthumskunde, der Malerei oder der Botanik. Letztere überwog bei mir. Zuerst versuchte ich, jene Männer kennen zu lernen, welche Etwas für die wissenschaftliche Durchforschung ihrer Flora gethan haben, und gelangte ohne sonderliche Mühe dazu, die bekanntesten Männer zu sehen. Einen derselben, Hrn. Abbé Shepherd (?), Professor am Kolledge, ward mir in dem Gasthause gezeigt, in welchem ich eingekehrt war, wo er im Fremdensaale saß und sich ein Vergnügen daraus zu machen schien, sich von Andern in Tabakswolken einhüllen zu lassen. Der Mann stellte eine Art Orakel vor, das eben mit seinem Vortrage zu Ende gekommen, das nun von seinen Priestern mit Pfeifen umqualmt wurde. Der ganze Saal war in erdrückende Wolken gehüllt, von üblem Geruche durchdrungen, daß ich unter den obwaltenden Umständen, wie liebenswürdig mir auch der Abbé vorkommen mochte, keine Lust fühlte, persönlich hervorzutreten, den Auftritt nur aus der Ferne betrachtete. Ich erinnerte mich dabei an Scenen, die ich unter den Indianern am Missouri erlebt hatte. Noch an selbem Abend wurde ich von einem Trierer, welcher sich mir so freundlich aufdrang, daß ich ihn nicht begreifen konnte, auf das Kasino geführt, wo ich das deutsche Element, das einmal Tabaksdampf zu seyn scheint, noch besser kennen lernen, wo ich einer andern botanischen Kapazität begegnen sollte. Schon auf der Treppe zu dem stattlichen Gebäude qualmten mir übelriechende Dünste entgegen; nichts glich aber meinem Erstaunen, als ich erst in die Säle trat. Handgreifliches Gewölke füllte die Räume vom Fußboden bis zur Decke, durch deren Kringel die Lichter nur schwach leuchteten, eher dem Schimmer von faulem Holze als dem Glanzstrahl des Gases vergleichbar. Erst als ich eine Zeit lang in dem Qualmchaos gestanden, konnte ich allerlei abenteuerliche Gestalten wahrnehmen, die sich aus dem Rauche loswickelten, die sich zuletzt als Menschen bekundeten, mir vorschwebten, wie man Soldaten zu Manöverfrist durch den Staub und Pulverdampf wahrnehmen kann. Jede Gestalt schien eifrig bemüht, das Gewölke noch zu vermehren, dem ambrosianischen Dunsthimmel oder Himmelsdunste noch mehr Kompaktheit zu geben, der mir sterblichen Menschen jedoch zu sehr Geruchs-, Gesichts- und Stimmorgan in Anspruch nahm. Staatsrath Dr. Lyer, der andere bekannte Botaniker und zugleich Apotheker, ward mir vorgestellt. Ich versuchte mit ihm eine Unterhaltung anzuknüpfen, wie übel ich mich immer in der rauchichten Stube befinden mochte, und ließ mich von dem guten Herrn, der wie jener Führer der Kinder Israel aus einer Wolkensäule zu mir redete (ich weiß nicht, ob sie Nachts als Flamme glüht), in Kürze durch das Gebiet der Trierer Flora leiten, welche durch ihn um ein Merkliches bereichert worden. So rüstete ich mich zu den Ausflügen in der Gegend umher, die mit dem nächsten Tage begannen. Da Trier beinahe alle Bodenarten neben einander bietet, ist es so reich an Gewächsen, daß sehr wenige Orte derselben Polhöhe sich mit ihm messen können, dazu ist beinahe jeder Fleck malerisch schön, überschwenglich an Felsen, Wald und Bergpartien. — Herrlich ist der Helenenbrunnen, ein Waldborn in ein Steinbecken eingefaßt, welchen die Kaiserin Helena, die erste gekrönte Christin, hier schon benutzt haben soll, herrlich die von Lyer mir angedeutete Felsenschlucht (gleen), welche mit Krassula rubens, corydalis lutea und Kastanien überwuchert ist, die ich nach den Felsen von Luxemburg für das schönste Stückchen der botanischen Musterkarte halte, dem ich begegnete.

(Fortsetzung folgt.)

Wieder etwas Neues!

* Frankfurt a. M., 5. Juni.

Auf dem schönsten Punkte unseres Röderberges weht seit einigen Tagen von einem weithin schauenden Thurme ein lustiges Banner und sendet Grüße in die Nähe und Ferne. Was kündet das Zeichen? Hat hier ein Mächtiger der Erde sein Hoflager aufgeschlagen? Hat sich ein Krösus, angezogen von der lieblichen Aussicht, hier niedergelassen und einen Landsitz erbaut? Oder kehren die alten Ritterzeiten wieder und ist um die flatternde Fahne ein Kreis mannhafter Recken versammelt, die, befeuert von den Blicken schöner Damen, um den Ehrenpreis ringen? Nichts von diesem Allen! — Der bannergeschmückte Thurm, umgeben von geschmackvoll verzierten Hallen, dient weder einem modernen Glückspilze, noch einem mittelalterlichen Raubritter zum Aufenthalte, sondern er ist dem Cultus eines Gottes gewidmet, zu dessen wärmsten Verehrern schon unsere Urahnen gehörten und dem gegenwärtig immer mehr Anhänger zufallen. Auf die Stelle, wo noch vor Jahresfrist herbe Trauben vergebens ihrer Zeitigung entgegen sahen, hat der vortheilhaft bekannte Architekt Klein, in Verbindung mit dem wackeren Maurermeister Loh, eine kecke, kerngesunde Dichtung in Stein hingezaubert — eine Bierhalle, erbaut auf einem Felsenkeller. Sie sind es, denen heute am Eröffnungstage Schau- und Trinklustige in Menge zuströmen, und, wahrlich! hätte der thätige Eigenthümer, Hr. Brauereibesitzer J. Ph. Schwager, selbst weniger auf die Verschönerung dieses Platzes verwendet, als er wirklich that, es verlohnte sich doch der Mühe, die von der Natur schon so außerordentlich begünstigte neue Anlage zu beaugenscheinigen. Kaum ist man durch den wenig verheißenden Vorgarten in die Haupträume eingetreten, so bietet sich dem überraschten Auge ein Panorama dar, wie man es weit und breit vergebens suchen möchte. Eine herrliche, jetzt im schönsten Frühlingsschmuck prangende Landschaft liegt vor uns und

der Blick schweift im bunten Wechsel über schattige Wälder, saftige Wiesen, belebte Heerstraßen, freundliche Städte und Dörfer mit altergrauen Thürmen, bis er endlich von den im fernen Hintergrunde emporragenden Bergen begränzt wird. Die natürlichen Vorzüge des Orts hat Hr. Schwager, keinen Kostenaufwand scheuend, noch durch Mittel der Kunst zu erhöhen gewußt und namentlich die Fernsicht durch Erbauung eines Thurmes sehr erweitert. Auch für Diejenigen, welche die Welt gern einmal in einem andern als dem gewöhnlichen Lichte erblicken möchten, ist gesorgt, indem sie unter den in den Fenstern eingefügten farbigen Gläsern wählen und die Dinge betrachten können, der Lustige durch das rothe, der Hoffende durch das grüne und der Melancholische durch das dunkle Glas. — Daß über der Sorge für das Auge seiner Gäste Hr. Schwager den Gaumen und Geschmack derselben nicht vergessen haben wird, läßt sich von einem so rührigen und gewandten Unternehmer erwarten, der seit Jahren für die Vervollkommnung seines so vielen Zufällen unterworfenen Gewerbszweiges alles Mögliche aufbietet und sich in dieser Hinsicht seinen ehrenwerthen Berufsgenossen Henrich, Eurich, Eckhard rc. würdig anreiht. Heutigen Tages, wo so Manches zur Vereinfachung der Lebensgenüsse auffordert und nicht jeder Vergnügungslustige leichtsinnig genug ist, die sauererworbenen Sparpfennige in theuerm Champagner und edlem Rheinweine anzulegen, — heutigen Tages ist die Erzielung eines wohlschmeckenden, nahrhaften Bieres eine Wohlthat nicht nur für die untern, sondern auch für die mittlern Stände, namentlich wenn der Gerstensaft in so angenehmen Räumen kredenzt wird, wie diejenigen des Schwager'schen Felsenkellers sind, wo sich Rohheit und Gemeinheit nie heimisch fühlen werden. Es hat demnach dieses neue Unternehmen vollgültigen Anspruch auf den Dank und die Anerkennung des Publikums, um so mehr, als außer der zwar gleichfalls schön gelegenen, aber nur Wein spendenden „Neuen Anlage" des Hrn. Fay diese Stadtgegend keinen ähnlichen Vergnügungort aufzuweisen hat. Hier möge der fleißige Geschäftsmann nach wohlvollbrachtem Tagewerk im Anschauen der prachtvollen Natur und beim guten Glase Bier eine wenig kostspielige Erholung finden! Hier treffe man an schönen Sommerabenden die Repräsentanten aus Frankfurts ehrenwerthem Bürgerstande, in traulichem Ideenaustausche begriffen! Auch das schöne Geschlecht möge nicht fehlen, sondern sich zahlreich einfinden an einem Orte, der unter des Anstands und der Sitte schirmender Obhut steht! Wir wünschen dem großartigen Etablissement, auf dessen Erbauung ein artiges Sümmchen verwendet wurde, das beste Gedeihen und damit zugleich dem Unternehmer den verdienten Lohn seiner rastlosen Thätigkeit! Ludwig Hub.

Mannichfaltigkeiten.

Sichern Nachrichten aus Prag zufolge, ist Hr. C. Schneider nach Beendigung seines sehr beifällig aufgenommenen Gastspieles für die dasige Bühne mit ansehnlichem Gehalt engagirt worden und zwar für ein erstes, seinem Talent genügenden Spielraum vergönnendes Rollenfach.

Die „Barmer Zeitung" schreibt aus Altenberg vom 27. Mai: Gestern wurde hier in einem der Klosterteiche ein Hecht erschossen, welcher 32 Pfund wog und 9 Fuß Länge maß. In dem Magen dieses Hechtpatriarchen fand sich ein ganzes Wasserhuhn, einige Krebse nebst Resten kleinerer Fische vor.

Die Blumenausstellung in Mainz.

Mainz, 4. Juni.

Die lebhafte Theilnahme des hiesigen und auswärtigen Publikums an der gegenwärtigen Blumenausstellung, die nur jener zu vergleichen ist, welche bei unsern großen Volksfesten und bei der allgemeinen deutschen Industrieausstellung sich kund that, verdanken wir eben so sehr den schönen und seltenen Gewächsen und Blumen, als der so sehr gelungenen Anordnung und dem wiederholt bewährten Kunstsinne der Männer, welche die Decorations-Commission bilden, der Herren Nau-Möllinger, Kaufmann, Pitsch, Eichcommissair, Siebert, Obergerichtsschreiber, Thielmann und Phil. Bittong, Kaufleute. — Die in einen großen Blumengarten mit Rasenplätzen und Baumpartieen umgeänderte Fruchthalle bietet dem Eintretenden einen höchst überraschenden Anblick dar. Der Hintergrund, bis in die höhern Etagen mit Bäumen und Gesträuchen bedeckt, zu denen man nur über einen grünen, sehr ausgedehnt erscheinenden Wiesengrund mit Springbrunnen, Quellen und allegorischen Figuren gelangen kann, wird durch zahlreiche Fahnen, die in allen Farben von der Decke herabhängen, durch das Rauschen des Wassers und das Pfeifen und Zwitschern von Vögeln belebt. Es ist kein eingeschlossener Raum mehr, es ist die freie Natur in weiter perspectivischer Ferne; hat man sich von diesem überraschenden Ueberblicke erholt und läßt die Augen auf die näher liegenden Gruppen fallen, so sieht man nichts als Blumen von den schönsten Farben, von allen möglichen Varietäten; man sieht außerdem die seltensten Gewächse des fünften Welttheils, einen Phylloclatus trichomanoides, die seltenste Pflanze Australiens, eine 8 Fuß hohe Araucuria excelsa, einen Agnostus cineratus, eine Yucca gloriosa, ein Chamae doria Schictiana, 24 Sorten neuholländischer Pflanzen und eine große Auswahl von Zierpflanzen, die allein aus dem herzogl. nass. Hofgarten in Biebrich hierher gesendet wurden und die vorzüglichsten Producte der neuern Blumistik enthalten. Schweift man von diesen einzelnen merkwürdigen Gewächsen zu den größern Gruppen, so kömmt man zu der des Hrn. Präs. Anton Hamann, worunter nicht weniger als 200 Stück Pelargonien, und gelangt dann weiter zu jener des Hrn. Kunstgärtners Philipp Reidel von hier, des Hrn. Handelsgärtners Gett von Frankfurt, der HH. Schick und Konr. Janz von hier und der HH C. D. Zorbach und Ad. Scheuermann von Frankfurt, und sieht die schönen Cactus des Hrn. Jos. Ans. Schott und die Cactaceen des Hrn. G. J. Löffelmann und des Hrn. Hauptmanns Puhiera, die Gruppen des Hrn. Gabriel Vogler und des Handelsgärtners Hrn. Jak. Schmelz von hier, welche erstere eine Sammlung Calecotarien, Verbenen und blühender Granatenbäume von ausgezeichneter Schönheit enthält; beobachtet man weiter die Gruppen des Hrn. Johann Haber und des Hrn. Willms von hier, so wie der HH. G. und J. Rinz von Frankfurt mit einer großen Sammlung Calceolarien aus eigener Samenzucht; die Rosen der HH. Gebr. Marder von hier, die den ersten Damenpreis erhielten und die Gemüse der HH. Johann Becker XIV. und Peter Braun von Gonsenheim, der HH. Boland, Nau-Möllinger, Konr. Janz und Philipp Reidel von hier und jene des herzogl. nass. Hofgartens in Biberich, so muß man gestehen, daß die Blumen- und Gewächse-Kultur und die Kunst der Anordnung und Benützung derselben bei einer Ausstellung seit sechs Jahren, wo die erste hiesige Blumenausstellung im Volk'schen Saale statt fand, große Fortschritte gemacht hat und daß die Theilnahme, deren sich die gegenwärtige erfreut (bis gestern Abend wurden an 10,000 Eintrittskarten gelös't und einige Tausend Loose verkauft), eine wohlverdiente ist. (Schluß folgt.)

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 157. Samstag den 8. Juni 1844.

Der Brillantring.

(Novelle.)

(Fortsetzung.)

Durch das Wiesenthal, in welchem Althofen lag, wanden sich krümmend die Fluthen der Fähre, welche dicht an Althofen hin ihren Lauf nahm, und dieses Dorf von dem am jenseitigen Ufer gelegenen Frauenhofen trennte.

Richtete man bei hellem Wetter den Blick hinab in das sich immer mehr erweiternde Fährthal, so konnte man die Spitze eines Thurmes erspähen, welcher der uralten Stadt Saalsund angehörte. Diese Stadt, obwohl nur von mittelmäßigem Umfang, war die Zierde des Thales. Wenn auch die aus alter Zeit herstammenden Gebäude der Vorstädte daselbst keinen sonderlichen Anblick boten, so bestand doch der Kern von Saalsund meist aus regelmäßig gebauten schönen Häusern. Auf einer felsigen Erhöhung, welche die Aussicht auf einen nach Süden hin gelegenen tiefen Wasserkessel gestattete, stand ein herrschaftliches Schloß, dessen untere Etage die Zimmer des Gerichts, welches in Saalsund seinen Sitz hatte, in sich faßte.

Nach Norden hin an den Ufern der Fähre zogen sich weit in das Thal hinab die langen Reihen der Gradirhäuser, die zu einem der Stadt eigenthümlichen Salzwerke gehörten. Auf der Ausfuhr des hier gewonnenen Salzes in's Ausland stand Zuchthausstrafe. Weil aber demungeachtet häufig Schleichhandel getrieben wurde, so waren in Saalsund zur Habhaftwerdung der Schmuggler mehrere Aufseher bestellt, deren Oberhaupt ein berittener Gränzjäger war. Obwohl die Stelle des Letzteren sehr einträglich, gab sich nicht leicht ein Mann zu der Verwaltung derselben her, da die Ausübung der damit verbundenen Geschäfte sehr schwierig war. Seit mehreren Jahren aber stand an diesem Posten ein energischer Mann von etwa vierzig Jahren, Burkhard Falke, der Schrecken der Schmuggler, die Furcht der Kinder, welche man schon mit Nennung seines Namens einschüchtern konnte, aber auch in Achtung stehend bei den wohlgesinnten Bürgern der Stadt, und geschätzt von seinen Vorgesetzten.

Dieser Mann, welcher mit seinem Weibe und einem Sohne in der Nähe des Schlosses in Saalsund eine Wohnung inne hatte, war von großer Statur, starkem Körperbau, mit kräftigen Muskeln, ganz zu seinem Amte geschaffen. Das düstere, ernste Gesicht desselben, von einem starken Backenbarte durchzogen, gebot Furcht und Achtung. Damit verband derselbe eine Unerschrockenheit und Gegenwart des Geistes, daß wohl schwerlich je ein besseres Subjekt zu dieser Stelle gefunden werden konnte. Wohl ballte sich manche Faust hinter ihm, wenn er auf seinem Rappen der Gränze zuritt, um zu spioniren; aber es blieb nur bei der verbissenen Wuth, da Jedermann eine heilige Scheu vor der Person dieses Furchtbaren hatte, welcher die geheimsten Winkel der Schleichhändler aufspürte, und schon eine große Anzahl derselben ihrer verdienten Strafe zugeführt hatte.

Jsmar, der Sohn dieses Gränzjägers, hatte seit seinem fünfzehnten Jahre den Vater auf die Gränze begleiten und hier dessen Verrichtungen theilen müssen, obwohl sich sein Innerstes dagegen sträubte, dieses häßliche Geschäft zu vollziehen, was er aber dem strengen Vater, welcher nur Sinn für die Ausübung seines Dienstes hatte, verborgen halten mußte. An der Mutter Herzen aber fand Jsmar Trost für seinen verschlossenen Kummer, der ihm sein junges Leben verdüsterte. Hier stillte innige Theilnahme seine Thränen, wenn der Zwang des Vaters ihm die Fesselung und Transportirung eines Gefangenen auferlegt, oder die Sorge um seine Zukunft ihm die Brust beengt hatte. Die Erfüllung des Wunsches, einem andern Geschäfte sich widmen zu dürfen, ward ihm von dem strengen Vater für immer versagt.

So verlebte Jsmar in dem Gedanken, die schönsten Jahre seines Lebens ohne Zweck verlieren zu müssen, traurig seine Tage, deren wenige ihm freundlich gelächelt hatten. Einsam wandelte er einher, jeden Taglöhner beneidend, der mit frohem Muthe an seine Arbeit ging, nicht die Last eines verhaßten Standes tragend. Keinem Freunde konnte er sich an die Brust werfen; denn der Sohn des gehaßten Gränzjägers war verachtet und geflohen, da man diese Leute für unehrlich hielt, und lieber einen dem Zuchthause Entlaufenen zum Freunde gehabt hätte, als einen sogenannten „Gränzknecht.“

Versunken in schwermüthige Gedanken, war Jsmar einst in der Gränzwaldung so vom Wege abgekommen, daß er erst nach langem Umherirren das Freie wieder erreichte, und sich in der Gegend von Althofen sah.

Sein Weg führte ihn an der Mühle vorüber. Hier wurden aber seine Schritte gefesselt; Egide trat, ein Körbchen am Arme, eben aus einem Bohnenbeete hervor, und blieb verwundert stehen. Mit einem langen durchdringenden Blick begegneten sich Beide, dann eilte Egide beschämt hinweg. Aber

auf dem Raine stand Ismar, noch lange nach dem Orte hinstarrend, wo das liebliche Bild ihm erschienen war.

Ein neues Leben war in ihm aufgegangen. Nie gekannte Empfindungen durchbebten seine Brust und versüßten ihm den langen Weg nach Saalsund.

(Fortsetzung folgt.)

G. Lindley's botanische Ausflüge.

(Fortsetzung.)

Trier besitzt unter andern Seltenheiten auch einen vortrefflichen Sauerbrunnen (spaa), leider aber heutzutage keinen seiner alten Baumeister mehr, welche ewiges Mauerwerk zu fügen wissen. Die Einfassungsmauern des Spaas nämlich sind, kaum fertig, wieder im entschiedensten Einsturze begriffen. Auch benutzt die Stadt den herrlichen Quell wenig; kann man in den Gasthöfen kaum von dem erfrischenden Wasser beziehen! die Wirthe sagen, die Leute wären dem Weine zu sehr ergeben, was großentheils wahr seyn mag. Unweit des vernachlässigten Spaa's erbaute Bonaparte weiland ein Forsthaus, von wo man die schönste Aussicht auf die Stadt genießt, die sich an dem reizenden Flusse in dem sanften Thale malerisch ausbreitet. Ihre Vorstädte ziehen sich bis beinahe unter die Bergkuppe. Die nächste heißt nach einem Apostel Mathews und schließt sich um eine gleichnamige Kirche in verballhorntem altsächsischen Style. Die Kreuzgewölbe der Seitenschiffe dieses Gotteshauses sind in den Schlußsteinen (pendents) mit den Bildern der zwölf Apostel verziert, welche sich noch heute ganz wie Siebe von Kugeln durchbohrt finden. Als die Franzosen, welche die Vernunft anbeteten, in Trier e's Eroberer einrückten, Adel und Aberglauben zu vernichten vorgaben, begingen sie die Unvernunft, ein Scheibenschießen in der Kirche nach diesen Bildern zu eröffnen, dessen Spuren von der Zeit ab nicht vertilgt worden sind. Sie nähren ein schönes Andenken an die französische Duldsamkeit.

Das Amphitheater, der Konstantinspallast, die Bäder und das schwarze Thor sind Gebäude, die Jeder aus Stahlstichen und Gemälden genugsam kennt, welche so bedeutend in ihren Massen und Formen sind, daß sie dem Schönsten an die Seite gestellt werden können, was in Italien uns von antiken Gebäuden erhalten worden ist. Das schwarze Thor scheint mir indeß mehr altsächsischen als römischen Ursprunges zu seyn. Merkwürdig sind die sonderbaren Schriftreste, welche sich beinahe auf jedem Steinblocke dieses seltsamen Bauwerkes eingegraben finden, die noch kein Gelehrter hat entziffern können, die mir alte Freimaurerzeichen zu seyn scheinen. Die Wasserleitung von Ruwer nach Trier, die ich besuchte, ist gleichfalls nicht römisch, sondern ebenfalls ursächsisch, da den Erbauern die Kunst des Wölbens noch nicht bekannt war, sie lediglich in der Höhe des Kämpfers die Steine immer einige Zoll mehr in den Bogen hineinlegten, bis sie oben in der Mitte zusammenstießen, wodurch das Mauerwerk sich zwar schloß, aber auf weit umständlichere, kostspieligere, weniger dauerhafte Weise als beim Gewölbe.

Römische Münzen, Gefäße, Thränenkrüge und Mosaikböden werden hier bei jeder Pflasterung und Nachgrabung gefunden und sind daher sehr billig anzukaufen. Ich that dadurch einen sehr seltenen und sehr ärgerlichen Mißgriff. Ich betrachtete durch meine Lupe sehr niedliche Stücke musivischer Arbeit, die in einem Laden zum Verkaufe ausgeboten standen, und erhielt auf meine Anfrage zur Nachricht, daß jenes Kunstwerk Schwademajus sey. Der alterthumskundige Dr. Snyders, welcher mir die städtischen Alterthümer mit leutseligem Neigen (inclination) gezeigt, hatte mir so viel von Duromajus, Markomajus, Noviomajus, von der langen Mauer und sonstigem Majus erzählt, daß ich den Schwademajus für eine Art antike musivische Arbeit hielt, welche an einem gleichnamigen Orte, etwa einem alten Römerkastelle, gefunden worden. Ich kaufte mir eine bedeutende Anzahl dieser Scheiben, hieß sie sorgfältig einpacken, dann durch den Lohndiener abholen und in meinen Koffer schließen. Himmel! wie ward ich später enttäuscht, da ich, durch den unausstehlichsten Verwesungsgeruch aufmerksam gemacht, meinen Koffer erschloß und fand, daß mir statt des Schwademajus eine Art Fleischwurst unterschoben worden war, daß in Deutschland also auch schon die Antiquitätenfabrik betrügerischerweise Fortschritte gemacht hat.

Ein Berg in der Nähe Triers heißt das Franzenknöpfchen, von einem bekannten deutschen Barone der Nachbarschaft, welcher Trier weiland belagerte. Dieser Baron war in Fehde gerathen mit dem Kurfürsten und Erzbischofe, weil er die an einem Palaste desselben angebrachten Buchstaben NTASM spöttisch als: nos treverenses amamus semper manducare ablas. Der Spott setzte blutige Händel, welche für Trier die Belagerung, für den Ritter den Tod zur Folge hatten. Nichtsdestoweniger, daß der Scherz damals so sehr verübelt wurde, scheint das behagliche geistliche Leben in Trier noch nicht ausgestorben zu seyn, das manducare und potare noch fortwährend eine große Rolle zu spielen, wovon ich mich jeden Tag überzeugen konnte.

Eine wunderliche Schöpfung eines Trier'schen Domherrn ist das sogenannte Land Nelly's, ein Garten, der von Nelly, einem gebornen Bergschotten, in chinesischem Geschmacke angelegt wurde und wahrscheinlich deßhalb Land heißt, weil es eine Satyre auf die dazumal in Deutschland noch vegetirenden Kleinstaaten seyn sollte. Ich hätte in dieser Kombination des Unsinnes beinahe mein Leben eingebüßt. Ich erblickte eine Nymphaea alba mitten auf einer Wiese, wollte rasch hinrennen und mich überzeugen, als ich in einen Sumpf gerieth, der ganz dicht mit (Lemna palustris) Wasserlinsen bedeckt war, wie ich sie unter diesem Himmelsstriche nicht vermuthet hatte. Ueber und über triefend und grün an allen meinen Kleidungsstücken, kam ich von meinem Ausfluge heim und mußte in Folge der bedeutenden Erkältung mehrere Tage das Zimmer hüten. Gleich nach meiner Genesung sollte ich ein noch selteneres Erlebniß haben. In der Straße glaubte ich meine Nichte, die liebenswürdige Miß W., die mit ihrer Mutter von Brüssel nach Genf gezogen war, zu erblicken; ich fiel ihr daher erfreut um den Hals und küßte sie, und merkte dann erst an ihrer Verlegenheit (apprehension), daß ich einen Mißgriff gethan, eine fremde Dame mit meinen Liebkosungen erschreckt hatte. Ich verstand die Sprache zu oberflächlich, um mich gehörig entschuldigen zu können, und lief deßhalb Gefahr, vor Gericht belangt zu werden. Mit genauer Noth gelang es mir zuletzt, die Sache zu beschwichtigen, die Dame von meiner Unschuld (candour) zu überzeugen und mich mit ihr zu versöhnen. Ich erfuhr bei dieser Gelegenheit, daß die

erschreckte Sängerin und Schauspielerin sey und Basse heiße, daß Trier, obgleich nur Provinzialstadt, Künstler beherberge, die theilweise mit unseren italienischen Meistern in London wetteifern dürften.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Die Herausgabe der Werke Friedrich's des Großen ist, wie man hört, auf neue Schwierigkeiten gestoßen. Man wollte mit den „Mémoires de la Maison de Brandebourg" beginnen, und diese nach des Königs eigener Handschrift drucken. Nun findet sich aber, daß Friedrich eben so fehlerhaft französisch, wie deutsch, schrieb; auch sind manche seiner historischen Angaben unrichtig, Jahreszahlen falsch u. s. w. Soll man nun trotz dessen genau nach dem Manuscript verfahren oder dieses umarbeiten? Soll man nur die Fehler verbessern oder einen ganz neuen, glänzenden und schönen Styl schaffen? Für diese letzte Ansicht hat sich A. W. Schlegel ausgesprochen, der Friedrich den Großen dadurch zu einem Schriftsteller wie Chateaubriand machen will. Man verwischt aber damit alle Eigenthümlichkeiten des berühmten Mannes; und statt seiner Werke würden wir die Arbeit seiner Verbesserer erhalten. Soll, wie es Anfangs bestimmt war, Friedrich ganz so gezeigt werden, wie er war, so dürfte es gewiß am paßlichsten seyn, seine Schriften mit allen ihren Mängeln zu drucken und Noten dazu zu geben; will man Verbesserungen anbringen, so dürften diese sich doch keineswegs über die Schreibart und unrichtigen Angaben hinaus erstrecken. Dieser Ansicht soll auch die Mehrheit der Commission seyn, welche wahrscheinlich zur Ausführung kommt. Der Herausgabe, die nun schon so lange in Vorarbeiten verläuft, kommt damit eine neue Zögerung, welche so bald nicht abgethan werden kann.

(Paris, 20. Mai.) Die Gewerbsausstellung zu Paris zieht fortwährend Tausende von Menschen dahin. Unter einer zahllosen Menge merkwürdiger Dinge habe ich besonders Hölzer bemerkt, welche nach der Methode des Dr. Bouchery gefärbt und unverbrennbar gemacht sind. Diese Methode besteht darin, einen Baum an seiner Basis zu fällen, und ihn in die Lösung einer Composition zu tauchen, welche nach dem beabsichtigten Zwecke (der gewünschten Farbe etc.) variirt. Die Lösung wird vom Baume absorbirt, und der Saft desselben entweicht (gleichsam in Strömen) aus demselben.

Die „Magdeburger Zeitung" schreibt aus Holstein, daß viele Schlesier an den Eisenbahnen arbeiten. Die feinen und manierlichen schlesischen Eisenbahnarbeiter haben bei den dortigen Bauermädchen entschiedenen Vorzug vor den hiesigen Bauerburschen gefunden und letztere haben jenen den Tod geschworen. Die Schlesier, gediente Soldaten, wollen sich bis auf den letzten Mann wehren. Vorläufig sind alle Tanzgelage abgestellt. Ein trojanischer Krieg steht in Aussicht.

Der Convoi der Eisenbahn von Orleans ging am 21. Mai um 7 Uhr Morgens von Paris ab, und fand sich in der Nähe von Etrechy durch das Erlöschen des Feuers der Lokomotive plötzlich aufgehalten. Es währte eine Stunde, bis eine andere Lokomotive herbeigeschafft wurde, und wenige Minuten nach dem Abgang des wieder in Bewegung gesetzten Wagenzuges kam ein anderer von Paris, wodurch im unglücklichen Fall durch Zusammenstoß ein großes Unglück hätte geschehen können. Solche Vorfälle, Zeichen von Sorglosigkeit der Verwaltung, könnten wohl vermieden werden.

(Mannheim.) Die mit dem 10. Mai ins Leben getretene bedeutende Beschleunigung der Verbindung Mannheims mit den Rheinlanden unterhalb Köln, mit Holland und mit England, vermittelst der Dampfboote der Düsseldorfer Gesellschaft ist ein neuer Fortschritt in den öffentlichen Verkehrsmitteln. Täglich um 6 Uhr fahren die Schiffe jener Gesellschaft von Mannheim ab und treffen am Abend desselben Tages in Düsseldorf ein; vier Mal wöchentlich setzen sie um Mitternacht die Fahrt nach Rotterdam fort und kommen am andern Tage, Nachmittags 5 Uhr, an diesem Endpunkte der Reise an. Also wird die Fahrt von Mannheim nach Rotterdam auf einem bequemen Dampfboote in 35 Stunden zurückgelegt. Zwei Mal wöchentlich, Mittwochs und Samstags, im Anschluß an das, den Abend vorher angekommene Dampfboot der Düsseldorfer Gesellschaft, fahren die Seedampfschiffe der General-Steam-Navigations-Compagny in 24 Stunden von Rotterdam nach London, so daß der Reisende Montags und Donnerstags Morgens Mannheim verläßt, um am Donnerstag und Sonntag Morgen in London zu landen.

In Gmünd wurde am Pfingstmontag ein großes Lieder- und Turnfest begangen, an welchem außer dem dortigen auch die Gesangs- und Turnvereine von Stuttgart, Ellwangen und andern würtembergischen Städten Theil nahmen, und wobei es, trotz der ungünstigen Witterung, sehr fröhlich herging. Auch in Ulm ist jetzt wieder ein Turnplatz eröffnet worden.

Die Privatbibliothek von Charles Nodier, welche neuerlich verkauft wurde, bestand aus 1250 Nummern, aus welchen 68,000 Frs. erlöst wurden, sowohl der berühmte Name des Besitzers, als auch der Werth und die Seltenheit vieler Werke der Sammlung haben diesen vortheilhaften Verkauf begründet. Ein Exemplar von Montaigne von 1580 wurde bis zu 527 Frs. hinaufgetrieben. Die Erben Nodier's sollen mit dem Ergebniß dieser Versteigerung sehr zufrieden gewesen seyn.

Die Blumenausstellung in Mainz.

(Schluß.)

Einen sehr wesentlichen Theil dieser Blumenausstellung und wahrlich nicht den am wenigsten erheblichen bildete die am vergangenen Samstage vorgenommene feierliche Preisvertheilung im großen Casinosaale; eine zahlreiche ausgesuchte Gesellschaft von Damen und Herren, meistens vom höhern Stande, hatte sich dazu eingefunden. Nach einer von dem Orchester aufgeführten musikalischen Introduktion nahm der Präsident des Gartenbauvereins, Hr. Anton Humann, das Wort und sprach sich in beredter Weise über die Fortschritte und das Gedeihen des Gartenbauvereins durch Zunahme seiner Mitglieder, durch Errichtung einer Gärtnerschule und durch größere Theilnahme der Damen aus. Den wohlthätigen Einfluß desselben auf die Garten- und Blumenkultur, auf Ausbildung des Geistes, Veredlung des Gemüths und auf Religiosität stellte der Redner dabei in ein helles Licht. Daß die Mainzer Damen durch Bewilligung zweier Preise in

diesem Jahre so Verdienstliches geleistet, gab er wiederholt dankbar zu bedenken. Unter Pauken- und Trompetenschall verkündete er hierauf die Namen Derjenigen, welchen von den Preisrichtern, dem Hrn Oberforstrath v. Wedekind von Darmstadt, Hrn. Dr. Schmitt von Bingen, Hrn. Schreyer, Hofgärtner in Biebrich, Hrn. Geiger, Hofgärtner in Darmstadt und Hrn. v. Uhlmann, k. k. österr. Oberst und Artilleriedirektor dahier, die Preise zuerkannt worden waren. Den ersten Damenpreis für die Rosen, einen massiv silbernen und vergoldeten Lorbeerkranz, erhielten die Herren Gebr. Mardner von hier, den zweiten Preis, ein Gärtnerbesteck, Hr. Franz Hock von hier. Den ersten Preis des Vereins, eine große goldene Medaille, erhielt Hr. Jakob Schmelz von hier. Der zweite Preis wurde nicht ausgegeben. Den dritten Preis, eine große silberne Medaille, erhielt Hr. Anton Humann von hier; den vierten Preis, eine große silberne Medaille, Hr. J. G. Rinz von Frankfurt; den fünften Preis, eine dergleichen, Hr. Konrad Janz von hier. Der sechste Preis wurde nicht ausgegeben. Den siebenten Preis, eine große silberne Medaille, erhielt Hr. Phil. Reidel von hier; den achten Preis, eine ditto, Hr. Gabriel Vogler von hier; den neunten, eine dergl., Hr. Gg. Löffelmann; den zehnten, eine dergl., Hr. Johann Andr. Schott; den elften, eine dergl., Hr. Loß; den zwölften, eine dergl., Hr. Ant. Humann; den dreizehnten, eine dergl., Hr. Burgwin, bischöfl. Gärtner dahier; den vierzehnten, eine dergl., Hr. Nasler, Hofgärtner in Biebrich; den fünfzehnten, eine dergl., der hiesige Gärtnerlehrling Peter Friedrich von Frankfurt, der ausgezeichnetste Schüler der hiesigen Gärtnerschule; den Accest, eine kleine silberne Medaille, Gerhard Franz von hier, gleichfalls Schüler in dieser Anstalt. Den sechzehnten Preis, eine große silberne Medaille, erhielten die Mitglieder der Dekorationskommission. Nach beendigter Preisvertheilung vereinigten sich die Mitglieder des Comité's, die Preisrichter, die Mitglieder des Vereins und die geladenen Gäste, worunter auch Se. Exl. der Hr. Vicegouverneur Graf v. Leiningen-Westerburg, zu einem Abendessen im „Europäischen Hofe", wobei Hr. Präs. Humann, Hr. Präs. Pitschaft, Hr. Präs. Freihr. v. Lichtenberg, Hr. Generaladvokat Crève, Hr. Oberforstrath Freihr. v. Wedekind, Hr. Stadtrath Neus und Hr. Eichkommissär Pitsch die sich auf das Fest beziehenden Toaste ausbrachten. Unter den von dem gleichfalls anwesenden Liederkranze von Gonsenheim vorgetragenen Gesangstücken, die alle lobenswerth ausgeführt wurden, erwähnen wir eines von Hrn. Neus gedichteten und von Hrn. Sinn in Musik gesetzten Liedes: „der Frauenpreis", das besonders gefiel. Frohsinn und muntere Laune würzten das heitere Mahl; die letzten Gäste entfernten sich zwei Stunden nach Mitternacht.

Korrespondenz.

Wiesbaden, 4. Juni.

Zum Vortheil der Schauspielerin Mad. Fischer schritt gestern das historische Lustspiel „Zopf und Schwert" von Gutzkow zum ersten Mal über unsere Bühne. Dieses geistreiche Product, welches nach Inhalt und Erfolg ein deutsches Bühnenereigniß genannt zu werden verdient, fand auch hier den entschiedensten Beifall, sowohl wegen des anziehenden Hof- und Familiengemäldes, als der ächt komischen Situationen und der zeitgemäßen, von der Censurscheere respectirten Anspielungen, welche dasselbe enthält. Die Benefiziantin wurde — wie es die französische und hier und da auch die deutsche Sitte will — von dem sich zahlreich eingefundenen Publikum mit Applaus empfangen. Dieselbe gab mit Dignität die Rolle der Königin; ihr würdig zur Seite stand Hr. Schöpe, den König repräsentirend. Die Leistungen Beider fanden gebührende Anerkennung. Die Rollen der Prinzessin und des Erbprinzen waren in den Händen von Mad. und Hrn. Grabowsky. Das Spiel des Letzteren hatte gelungene Momente und sein Vortrag im königlichen Rauchzimmer wurde lebhaft applaudirt. Den historischen Grenadier Eckhof gab Hr. Scholz, vom Leipziger Stadttheater, als Gast; seine Leistung wurde vom Publikum beifällig aufgenommen. Was die Aufführung des Lustspiels im Allgemeinen betrifft, so würde diese durch ein rascheres Zusammenspiel und besseres Memoriren einiger Mitwirkenden noch gewonnen haben. In Ansehung unseres Opernrepertoirs hat man in letzter Zeit die Bemerkung gemacht, daß sich dasselbe auf einen Cyclus beschränkt, den man durchspielt, um ihn demnächst getreulich zu wiederholen. Aus diesen und andern Gründen mag der Wunsch und das darauf sich gründende Gerücht entstanden seyn, daß die Leitung unseres Theaterinstituts einem technischen Direktor übertragen werden soll. Zur Auswahl eines tüchtigen Subjects ist Gelegenheit vorhanden, da unser Kurort während der Sommermonate einem Künstler-Bazar gleicht, wo Theaterdirektoren vieler Herren Länder erscheinen, um sich, je nach Bedarf, mit guter oder leichter Waare zu versehen. Zu den bis jetzt erschienenen, jedoch schon wieder hinweg geeilten dramatisch-literarischen Notabilitäten gehört Mad. Charlotte Birch-Pfeiffer. Die Hoffnung, diese geistreiche Frau einen Gastrollenkreis auf hiesiger Bühne eröffnen zu sehen, ist unerfüllt geblieben. Der Theaterkasse würde ein Gastspiel derselben Vortheil gebracht haben. — Am ersten Pfingsttag konnten sich von dem Fortbestehen unserer aus Anlaß der Heimführungsfeierlichkeiten entstandenen berittenen bürgerlichen Ehrengarde alle Diejenigen überzeugen, welche der Meinung gewesen, daß das Wegrasiren der Schnurrbärte eine Corpsauflösung veranlaßt, oder diese letztere jene friedliche Manifestation hervorgerufen habe. Von den Mitgliedern war per majora der Beschluß gefaßt worden, daß sie sich in vollständiger Uniform zu einem Gastmahle im Hotel zur Rose vereinigen und nach aufgehobenem Diner zur Fortsetzung der Fete nach der drei Viertelstunden von hier entfernten Fasanerie begeben wollten, worauf gegen Abend die Rückkehr mit Beleuchtung statt finden sollte. Das Programm wurde in allen Theilen vollzogen und kein Unfall trübte die Rückkehr des löblichen Reitercorps, das nicht zu Pferde erschienen war, sondern die weit bequemeren Stadtdroschken als Transportmittel gewählt hatte.

Darmstadt, 2. Juni.

Die diesjährigen Personalveränderungen am hiesigen Hoftheater haben im Allgemeinen wenig erfreuliche Resultate geliefert; vor Allem wird der Abgang unseres ersten Tenoristen Watzinger beklagt. Watzinger ist ein Sänger von gründlicher Gesangsbildung, reichem Repertoir und bereitwilliger Wirksamkeit und hat sich während seines achtjährigen Hierseyns als Mensch und Künstler die Achtung und das Wohlwollen des gesammten Publikums erworben. Da kein wesentlicher Grund seiner Entlassung vorhanden ist, so scheint es fast, als wolle man sich jeder Verbindlichkeit gegen Ansprüche überheben, die etwa auf eine längere Dienstzeit begründet werden könnten, eine Maßregel, die den bisher gewohnten Grundsätzen der Billigkeit ganz zuwider läuft und eben nicht sehr erfreulich für das hiesige Theaterpersonale seyn kann. ☿

Mainwasser-Wärme.

Freitag den 7. Juni, Morgens 8 Uhr, 15½ Grad. W. Gerlach.

Theater-Anzeige.

Samstag, 8. Juni. Die Jäger, Schauspiel in 5 Abth., von Iffland.

Sonntag, 9. Juni. Der Wildschütz, oder: die Stimme der Natur, komische Oper in 3 Abth., Musik von A. Lortzing.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

# Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 158. Sonntag, den 9. Juni 1844.

Der Brillantring.

(Novelle.)

(Fortsetzung.)

Mehrere Wochen nach diesem Vorfalle saß eines Abends der Gränzjäger Burkhard Falke mit seiner Frau vor der Hausthüre auf einer Holzbank. Es war schon bald Mitternacht, und Jömar noch nicht nach Hause von der Gränze. Die Mutter wandte sich mit den ängstlichen Worten an ihren Mann: „Wenn nur dem Jungen kein Leid widerfahren ist. So lange ist er noch gar nicht ausgeblieben seit jenem Abend, wo er sich verirrt hatte. Mir ist's so schwer um's Herz, daß ich weinen möchte."

„O, gieb Dich zufrieden, Dortlies!" erwiederte Burkhard. „Wer weiß, was er ausgewittert hat, daß er noch auf der Lauer stehen muß. Jetzt fängt erst der Junge an und kriegt Lust zu dem Geschäft. Seit vier Wochen gefällt er mir. Kein Tag ist vergangen, wo er nicht bis zur Nacht hinein spionirt hat. Sagt ich's nicht immer: der Verstand kommt nicht vor den Jahren? Nun, Gottlob! Ein tüchtiger Gränzjäger wird er werden. Kommendes Frühjahr, wo er achtzehn Jahre alt wird, soll er verpflichtet und mir beigesetzt werden; dann kann ihm mein Dienst nicht entgehen, wenn ich ein Mal sterbe, oder nicht mehr fort kann, und er hat Brod sein Leben lang."

So sprachen Beide noch eine Weile fort, bis die nahe Thurmuhr die zwölfte Stunde verkündete, und Burkhard zum Schlafengehen ermahnte.

Mit einiger Bangigkeit verschloß Dortlies die Hausthüre; es war das erste Mal, daß der Sohn nicht mit hereintrat.

Während dem verlebte Jömar die glücklichsten Minuten in Althofen. Seit jenem Tage, an welchem er Egide gesehen hatte, war sein Herz von heißer Liebe für dieselbe eingenommen. So oft er seiner Pflicht genüget hatte auf der Gränze, führte ihn des Herzens Sehnsucht nach dem Dorfe zu, wo der Gegenstand seiner Wünsche wohnte. Bald hatte er sich dort einen Bekannten zu erwerben gewußt, dem er sich anvertraute. Tom, der neue Freund, wußte Egide den Herzenszustand Jömar's zu hinterbringen, und war erstaunt, zu bemerken, daß Egide eben so entbrannt für Jömar sey, als dieser für sie. Denn bei'm ersten Blicke hatte Egide in Jömar den Jüngling erkannt, dessen Bild ihr einst im Traume erschienen war.

So konnte das gegenseitige Annähern der beiden Liebenden nicht schwer fallen. Derselbe Abend, welcher Jömar's Mutter im vergeblichen Harren auf den Sohn so bange Sorge bereitet hatte, brachte Jömar das süßeste Erdenglück. Durch Tom's Vermittelung war eine Zusammenkunft der Liebenden veranstaltet worden. Mit bangem Erwarten stand Jömar in der Nähe der Mühle, als leicht und flüchtig eine weibliche Gestalt über den Steg herüber bebte. Zuweilen scheu umherblickend, näherte sich dieselbe dem Brunnen unweit der Mühle. Egide war es, welche den Wasserkrug zum Vorwande ergriffen hatte, um den Geliebten zu sehen.

Jömar wähnte auf glühenden Kohlen zu stehen, als er sich der Geliebten gegenüber sah, welche verschämt auf den Wasserkrug niederblickte, und denselben immer noch unterhielt, ohne zu bemerken, daß er gefüllt sey.

Bald jedoch erholten sich Beide von ihrer Verlegenheit und plauderten so traulich mit einander, als ob es Jahre lang schon so gewesen wäre.

Egide eilte aber nach einiger Zeit wieder zurück in die Mühle, um durch längeres Verweilen keinen Argwohn zu erwecken bei den Pflegeältern.

Es folgte nun für Jömar eine Zeit des wonnigsten Erdenlebens. Fast jeden Abend der Woche verlebte er ein seliges Stündchen bei der Geliebten, welche, so oft sie durch Jömar's Vertrauten von seiner Anwesenheit benachrichtigt worden war, mit dem Wasserkruge an den Brunnen kam, welcher Zeuge einer reinen, tugendhaften Liebe war.

Doch sollte sich hier das Sprichwort, daß der Krug so lange zu Wasser gehe, bis er zerbreche, recht eigentlich bewähren.

Grimmwald, Egidens Pflegevater, wurde auf das nächtliche Wasserholen der Tochter, von welchem dieselbe oft nach einer Stunde erst zurückkehrte, aufmerksam. Obwohl ihm Egide keine genügende Antwort ertheilte, als er sie darüber befragte, so wurde er doch in seiner Neugierde befriedigt, da eine Frau aus dem Nachbarhause, welche das Liebespärchen belauscht hatte, ihm die Neuigkeit hinterbrachte, daß Egide einen gar respektabeln Liebsten habe, den Sohn des Gränzjägers von Saalfund.

War nun das Gewerbe eines Gränzjägers schon allgemein gehaßt, so wohnte zu Jömar's Unheil in Grimmwald's Brust ein solcher Abscheu gegen die Leute, welche dasselbe betrieben, daß Jömar von Egidens Pflegevater nicht die geringste Begünstigung seiner Liebe zu erwarten hatte.

Nach der von der Nachbarin erhaltenen Nachricht schäumte Grimmwald vor Wuth, und hätte gewiß das erschrockene Mädchen, welches dieselbe sogleich empfinden mußte, thätlich gemißhandelt, wenn Mutter Liese nicht der Pflegetochter Schutz gewesen wäre. Mit den gräßlichsten Flüchen aber untersagte ihr der Pflegevater jeglichen Umgang mit dem Gränzknechte, und drohte ihr, sie aus dem Hause jagen zu wollen, wenn sie sich noch ein Mal bei demselben betreten lasse.

Dieses Verbot aber nicht achtend, fanden sich Ismar und Egide bisweilen an Sonntagsabenden bei der Pathin der letzteren in Frauenhofen zusammen, wo sie um so seligere Stunden verlebten nach der jedesmaligen Trennungszeit von mehreren Wochen.

Lange schon war Ismar von dem zarten Gemüthe des Mädchens so eingenommen, daß er sich des geheimen Wunsches nicht erwehren konnte, sein ganzes Lebensglück mit Egide zu theilen. Und dieser Wunsch ward so lebhaft in ihm, daß bei dem Gedanken, sich dieses engelholde Wesen erwerben zu können, aller Abscheu vor dem Geschäfte des Vaters schwand, welches ihm einst ein Mittel werden konnte, seinen Wunsch zu befriedigen.

Obgleich sich sein Zartgefühl immer dagegen sträubte, mit der Geliebten hiervon zu sprechen, so glaubte er doch nachgerade es dem Mädchen schuldig zu seyn, demselben keinen Zweifel über seine Gesinnungen zu lassen, weshalb er einst im trauten Beisammenseyn mit Egide die verschämte Frage an dieselbe richtete: „Bleibst Du mir aber auch treu, meine Egide?"

Erröthend senkte diese das Köpfchen auf den Busen und lispelte: „Wie Du nur so fragen kannst!"

Keineswegs befriedigt mit dieser Antwort, drang Ismar in sie, ihm offen zu gestehen, ob sie glaube, einst mit ihm glücklich seyn zu können. Ueberwältigt von dem Gedanken der Möglichkeit, daß sie den Geliebten verlieren könnte, fiel Egide demselben schluchzend in die Arme, ihre ewige Liebe und Treue ihm versichernd.

So war ein Bund geschlossen, dessen Auflösung jeglicher Macht der Erde zu trotzen schien.

(Fortsetzung folgt.)

G. Lindley's botanische Ausflüge.

(Fortsetzung.)

In Trier fand ich ebenfalls eine Bibliothek von bedeutendem Umfange. Die Anordnung der Schriften und Bücher ist nicht übel, obgleich sie bei uns in England leicht Anstoß finden dürfte, nichtsdestoweniger daß bei uns auch die Mäßigkeit noch nicht durchgängig durch Pater Mathew eingeführt worden. Zwischen den Büchern befinden sich nämlich Trinkgefäße, Becher und Gläser aller Art angebracht, daß Durstige sich gleich erquicken und erholen können. Ob dadurch mehr Eifer zum Studium angefacht wird, lasse ich hingestellt seyn; wenigstens mag hier öfter ein Trier'scher Gelehrter (sholar) zum Schwindeln kommen. Neben der Bücherei traf ich ein Herbarium, das mir etwas in Unordnung gerathen schien, eine entfiederte Vogelsammlung, eine Käfersammlung, die großentheils aus Nadeln bestand, an denen ehemals die Opfer der Wissenschaft verendet hatten.

An öffentlichen Gebäuden des Mittelalters hat Trier keinen Mangel. Es besitzt viele treffliche Häuser und alte prächtige Kirchen. Die älteste der letztern, der Dom, soll aus einem Palaste der Kaiserin Helena zur Kirche umgewandelt seyn, was ein Trier'scher Architekt, Mr. Smidt, in einem fleißigen Kupferwerke wenigstens sehr anschaulich macht. Eine frühgothische (early gothic) Kirche besitzt die Stadt in dem „Münster unserer Frauen", und dazu eine sehr denkwürdige, in welcher Spitzbogen und Rundbogen sich wechselseitig überbieten. Die Kirche ist erbaut um 1224. Sie hat ein schönes Westportal, vor welchem unter andern allegorischen Bildwerken das konstitutionelle wie das absolute Königthum ausgemeißelt steht. Das absolute ist unter einer Herrscherin vorgestellt, welche das Gesetzbuch (die Karte) verkehrt hält, der das Auge verbunden ist, der in Folge dieser Verblendung auch die Krone vom Haupte rutscht, der Herrscherstab der Hand entsinkt, während das konstitutionelle Königthum in das Buch schaut, mit fester Hand den Herrscherstab führt, und die Krone mit Sicherheit trägt. Ein sehr lehrreiches Bildwerk, welches von den Kronenträgern näher gewürdigt zu werden verdiente. Wie schön beide Kirchen in ihren ersten Anlagen sind, um so alberner und störender sind die später angebrachten Zierrathe, ist die Ausstattung an Geräthen, auf welche man selbst in jüngster Zeit kaum aufmerksam geworden zu seyn scheint. Ehedem hatte man nur Sinn für römische Alterthümer und ließ die edelsten Denkmale verkümmern, die dem eigenen Volke entstammt waren. Bezeichnend für die Sucht, nur Römisches zu schätzen, überall nur Römisches zu finden, ist die Anekdote, daß ein Trier'scher Alterthumsforscher eine aus der Erde gegrabene Tabakspfeife in seinem klassischen heiligen Eifer für eine römische Pfeife ausgegeben haben soll. Es geht den guten Deutschen mit ihren Propugnakulis und Römermauern auch öfter wie unserm ehrlichen Oldbuck. Im Trierer Dom bemerkte ich zuletzt noch eine Erscheinung, die ich mir nur aus dem Eindrucke erklären konnte, welchen die preußische Heermacht allmählig am Rheine vorgebracht, welcher auf die Apotheose des Gamaschendienstes zu zielen scheint. Während der heiligen Handlung sah ich nämlich einen Bediensteten in Uniform mit einem gewaltigen Stabe, den Hut auf dem Haupte, einherschreiten und zum Skandal des Gottesdienstes Geräusch machen und die Andächtigen necken. Jedermann schien ihn mit gedankenloser Ehrfurcht anzugaffen.*) In England würde trotz unserer alten Aristokratie ein solcher Anmaßling vom Volke in Stücke gerissen.

Ich sandte meinen Koffer von Trier nach Mainz und folgte, mich von der schönen Stadt losreißend, auf Seitenwegen nach. Zuerst sah ich die Mosel vom Verdecke des Dampfbootes bis Bernkastel, und glitt so viel schöne Felsenpartien durch, von denen die letzte gerade die schönste war. — Bernkastel ist ein enges, mittelalterliches Städtchen von einer Schloßruine überragt, das sichtlich auf zu spärlichem Boden zusammengedrängt worden ist. Das Kloster auf der linken Stromseite hat sich dafür den behaglichen Theil erwählt, den der Klerus des Mittelalters stets so genial zu finden wußte. In Bernkastel stieg ich bergan. Die erste Scene erinnerte mich an Fra Diavolos Kapelle in Terracina. Wilde Felsenpartieen, ein Bergkapellchen, ein Wasserfall in tiefe Abgründe hinein, ein Kreuz auf einer unersteiglichen Felswand. Am Abgrunde steht

*) Wahrscheinlich den sogenannten Domschweizer.

eine Warntafel, wo Dem eine namhafte Strafe angedroht wird, welcher neben dem Wege fährt. Ich glaube, daß die Herren von Bernkastel diese Strafe an einem Staube zu vollstrecken hätten, da der gewiß zerschmettern würde, welcher hier die Tafel nicht berücksichtigen wollte. Ich folgte nun auf einem mitunter malerischen Wege zickzack meine Straße, bergansteigend, bis ich zum stumpfen Thurme gelangte, einem Bauwerke, das ein römischer Wartthurm gewesen zu seyn scheint. Reste von bedeutenden Verschanzungen zeigen ringsumher, daß die Welteroberer hier einmal eine feste Stellung behauptet haben.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Der belgische Eisenbahnbetrieb und der Ingenieur Delaveleye.) Wie Belgien mit Eisenbahnen durchfurcht ist, wie diese eisernen Arme alle Städte von einiger Bedeutung mit einander verbinden, wie sie Antwerpen und Ostende den Nachbarstaaten Frankreich und Preußen näher rücken, und wie viele Vortheile aus diesen Verbindungen sich ergeben, weiß Jedermann. Sehr würde man sich aber irren, wollte man deshalb in Belgien eine allgemeine Zufriedenheit mit dieser Staatseinrichtung voraussetzen; klagt doch selbst Lüttich, seitdem die Verlängerung der Linie nach Aachen vollendet ist, daß seine vielen Gasthöfe nun leer stehen, und der Stadt eine Hauptquelle des früheren Verdienstes entzogen sey, der kleineren Orte gar nicht zu gedenken, an denen die Dampfzüge vorüber brausen, und wo sie nur wenige Reisende absetzen. Nur Antwerpen, nur Brüssel und einige der größern Städte gewinnen, sagt man, die übrigen Theile des Landes aber litten an Verminderung des Handels und des Besuches der Fremden. Der gewichtigste Grund, den man (und wohl mit einigem Rechte) dieser Einrichtung entgegen setzt, ist der jährliche Ausfall von mehr als $2^1/_2$ Millionen Franken, welchen der Eisenbahnbetrieb veranlaßt, und welchen auch diejenigen Landestheile mittragen müssen, die von derselben keinen Vortheil ziehen. Die Stadt, welche, nebst Brüssel, die Eisenwege unter dem vortheilhaftesten Lichte betrachtet, ist unstreitig Antwerpen, und auch hier vernimmt man häufig Klagen, daß die Dampfwagenverbindung mit Köln den Vortheil nicht gewähre, den man erwartet, da dieses Transportmittel zu theuer sey, um dem Handel den nöthigen Aufschwung zu geben. Man kann sich daher denken, mit welchem Jubel eine Brochure des Ingenieurs Delaveleye begrüßt wurde, welche es sich zur Aufgabe macht, nachzuweisen, daß eine Herabsetzung des Preises für den Waarentransport und eine damit verbundene bessere Betriebsweise nicht nur Handel und Industrie des Landes heben, sondern auch bewirken müssen, daß der Staatsverwaltung, statt Nachtheils, Vortheil aus dieser Einrichtung entstehe. (Ein Hr. Julius Fester in Huy in Belgien macht auf den interessanten Inhalt jener Schrift in Nro. 158 der Kölnischen Ztg. ausführlich aufmerksam.)

(Neue Bühnenspiele.) Dr. G. Werner's Uebertragung des „Sohns des Regiments“ ist an die Bühnenvorstände versandt. Seine Parodie des Gutzkow'schen „Zopf und Schwert“ unter dem Titel: „Stock und Pantoffel“ ist bereits von drei Bühnen zur Aufführung angenommen. Sein neuestes Bühnenprodukt führt den Titel: „Die Geheimnisse von Krähwinkel“, Lustspiel in 4 Akten, und wird in kürzester Frist an die deutschen Theater versandt werden. — Mathilde von Tabouillot, Verfasserin des Drama's: „Dithons“, arbeitet an einem Drama: Josephine (die ehemalige Kaiserin der Franzosen). Daß H. Heine sich dem Drama widmen wolle, gehört zu den grundlosen Tagesgerüchten; er ist vielmehr mit Memoiren über die neuere Geschichte seit 1830 beschäftigt.

Die deutsche Opern-Gesellschaft, unter der Direktion der Herren Schmidt und Bamberger, hat bereits in Genf, Chamberg und Grenoble gespielt und zwar mit vielem Beifall. Von Grenoble aus begibt sich die Gesellschaft nach Marseille, wo sie für die Monate Juli und August engagirt ist. Der in Chamberg erscheinende „Courier des Alpes“ spricht sich in glänzender Anerkennung über die Gesangsleistungen des Tenoristen Breiting aus und bringt denselben mit Dupré und Nourrit in Vergleichung. So ersehen wir mit Vergnügen, daß abermals der deutsche Gesang in Frankreich Triumphe feiert, und wünschen nur, daß die Herren Schmidt und Bamberger bei ihrem artistischen Unternehmen mehr finanzielle Vortheile erringen möchten, als mehrere ihrer Vorgänger.

Nach dem im „Kölner Domblatt“ vom 2. d. Mts. veröffentlichten 22sten Verzeichniß der bei dem Central-Vereine eingegangenen Geldbeiträge und Geschenke für den Dombau vom 1—31. Mai d. J. beläuft sich der Betrag derselben auf Thlr. 3957. Sgr. 10. Pf. 2. — Hiezu der Betrag der 21 vorhergehenden Verzeichnisse von Thlr. 90,213. Sgr. 14, wonach sich die Totalsumme von Thlr. 94,170. Sgr. 24. Pf. 2 ergiebt.

Die dünnen, durchsichtigen, mit Spitzen und andern Verzierungen besetzten Zierfahnen, die unsere eleganten Damen zur Schau tragen, sind keineswegs Nas- oder Taschentücher, sondern Handtücher, deren sie zum eigentlichen Gebrauch sich wohl schwerlich bedienen können.

Literatur.

Universal-Lexikon der Gegenwart und Vergangenheit, oder neuestes encyclopädisches Wörterbuch der Wissenschaften, Künste und Gewerbe, herausgegeben von H. A. Pierer (Altenburg.)

Wir haben die Leser d. Bl. mit dem Plan und den Eigenthümlichkeiten des vorstehenden Lexikons bereits bekannt gemacht und freuen uns, berichten zu können, daß die Verlagshandlung nichts unterläßt, um des ihr geschenkten Vertrauens der zahlreichen Subscribenten würdig zu bleiben. Encyclopädische Wörterbücher sind heutigen Tages zum Bedürfniß geworden und die zweite Auflage des Pierer'schen Unternehmens konnte demnach nicht verfehlen, eine wachsende Verbreitung und immer günstigere Aufnahme zu finden.

Die Encyclopädien zerfallen in allgemeine und in particulare. Jene dehnen sich auf das ganze Feld der Wissenschaft, diese nur auf einen Zweig des Wissens aus. Der äußern Form nach unterscheidet man systematische und alphabetische Encyclopädien: jene sind nach einem logischen Princip und nach dem Zusammenhang, diese aber nur nach der Folge des Alphabets geordnet. Obwohl auch bei den Griechen und Römern schon Werke vorhanden waren, welche die Gebiete einzelner Wissenschaften systematisch umfaßten, so beginnt doch die

Periode der eigentlichen Encyclopädien erst im 13. Jahrhundert mit Vincenz de Beauvais und dessen Speculum majus. Die erste deutsche Encyclopädie von größerm Umfang ist Alsted's Cursus philosophici encyclopaedia, Herborn 1640, 4 Bände. Seit Bacon mehrten sich die Schriften dieser Art, welche ein umfassendes Wissen in einer systematischen Ordnung zum Gegenstand hatten. Unter den Deutschen haben sich in neuerer Zeit auf diesem Felde besonders Ernesti, Sulzer, Ebert, Reimarus und Büsch, Klügel, Buhle, Eschenburg u. A. verdient gemacht. Unter den französischen Encyclopädien ist das große Werk von Diderot und d'Alembert: „Encyclopédie ou Dictionaire raisonné des sciences, des arts et métiers“ das bekannteste. Einen ganz eigenthümlichen Literaturzweig eröffnete in neuester Zeit das Konversationslexikon von F. A. Brockhaus, welches nicht nur in ganz Deutschland durch alle Stände verbreitet, sondern auch in mehrere fremde Sprachen übersetzt worden ist. Es hat zur Verbreitung von wissenschaftlichen und nützlichen Kenntnissen ungemein viel beigetragen und die lebendige und anziehende Behandlung der meisten seiner Artikel hat es zu einem Lieblings- und sogar Unterhaltungsbuch von Jung und Alt gemacht. Die umfassende Encyclopädie von Ersch und Gruber ist das großartigste von allen in diesem Bereiche bestehenden Werken und wird nach ihrer Vollendung ein der deutschen Gelehrsamkeit und Gründlichkeit zur Ehre gereichendes Denkmal und ein reiches Repositum alles vorhandenen Wissens abgeben. Die hier zur wiederholten Anzeige gebrachte Pierer'sche Encyclopädie ist bis zum 20sten Band und bis zum Buchstaben N erschienen und schreitet möglichst rasch ihrer Vollendung entgegen. In ihr besitzen wir ein Werk, welches allen Anforderungen entspricht und nicht leicht auf eine an es gestellte Frage die Antwort schuldig bleibt. Es erscheint in mehreren Ausgaben, die im Format ganz gleich und nur nach der Güte des Papiers und der Schönheit des Druckes verschieden sind. Die Besitzer des Brockhaus'schen Konvers.-Lexikon's können das Pierer'sche Werk neben jenem sehr zweckmäßig verwenden und beide bestehen selbstständig und unabhängig neben einander. Möge die Pierer'sche Verlagshandlung für ihr dankenswerthes Unternehmen aller Orten die verdiente Anerkennung finden!

Korrespondenz.

Kassel, 31. Mai.

Auch in dem laufenden Monate sind wieder mehrere Selbstmorde hier vorgefallen, von welchen man jedoch nicht weiß, ob sie in Folge Mangels an Lebensunterhalt, Lebensüberdruß oder Demoralisation entstanden sind. Im Allgemeinen nimmt das Publikum nur insofern von solchen Erscheinungen Notiz, als sie grade in dem umgebenen Stadtbezirk vorkommen. Die wöchentlich erscheinenden Sterbelisten der hiesigen Commerzienzeitung führen dergleichen Mörder eben so und nicht anders wie jeden ehrlich Verstorbenen auf, wodurch nicht nur eine allgemeine Kenntniß von derartigen Todesfällen abgeschnitten, sondern auch ein Nachweis von den wirklichen Sterblichkeitsverhältnissen der hiesigen Bevölkerung auf falschen Belegen begründet ist. — Ueberall, großentheils wegen Ueberfüllung, besonders in Bau- und dergleichen Gewerbständen herrscht noch immer eine sehr niederschlagende Stille, die sich leicht erklärt, wenn man erwägt, daß in diesem Jahre auch noch nicht eine einzige, weder größere noch kleinere Neubaute hier vorgenommen worden ist. Wer seine Subsistenzmittel, wären sie zu Zeiten auch noch so klein, nicht als ein Fixum zu beziehen hat, wird wahrlich heutigen Tages selbst nicht von dem geringsten fixirten Diener beneidet und hier ist's besonders traurig, von Niemanden beneidet werden zu können. — Die öffentlichen Lustorte, Wirthschaften — mit Ausnahme der die Moralität der untersten Klassen eben nicht grade begünstigenden, gemeinen Tanzboden — sind auch in diesem Jahre sehr wenig besucht, selbst nicht mehr die sonst doch so sehr beliebten Felsenkellergärten, von deren Betrieb man übrigens auch nicht durchweg sagen kann, daß sich die Eigner durch zweckmäßige Einrichtungen ihrer Lokalitäten ein größeres, ausgesuchtes Publikum hätten anzuziehen gewußt. Besonders übel aufgenommen von demselben ist es, daß grade einer der seiner so reizenden Lage wegen angenehmsten Aufenthalte durch eine sogenannte „Todtenhalle“ ungemein verengt und der sonst doch so freundliche Garten dadurch gar sehr verdüstert ist. Abgesehen hiervon, mag es Zufall seyn, daß, seitdem die Biertaxe für die hiesige Residenz aufgehoben und auch nicht zu läugnen ist, daß sich dieses Gebräu seitdem verschlechterte, diesem Umstande verminderte Frequenz in diesen Lokalen zugeschrieben wird, so zeigt sich doch aber mehr ein Ueberdruß an der Art wirthschaftlichen Besuchen und einen Beweis, daß das gebildete Publikum bei uns Veränderungen und solche Orte liebt, wo ihm der Aufenthalt so anziehend und angenehm als möglich gemacht wird, findet man in Oestreich's Gartenlokal, welches an bestimmten Wochentagen besonders von Damen sehr besucht wird.

Wiesbaden, 28. Mai.

Wenn es in Preußen auffällt, daß selbst Israelitinnen nach erlangter Reife in der Synagoge confirmirt werden und somit öffentlich und in selbstbewußter Ueberzeugung ihr religiöses Bekenntniß ablegen und demselben ewige Treue geloben, so ist man in unserm Staate nicht nur daran gewöhnt, sondern unsere humane und weise Landesregierung, welche allen confessionellen Uebergriffen mit kräftiger Hand steuert, hat sogar die Verbindlichkeit der israelitischen Jugend zu einem zeitgemäßen Religionsunterricht und zur öffentlichen Confirmation als eine gesetzliche Bestimmung ausgesprochen, und fand letztere schon unter demselben Dr. Geiger in Wiesbaden statt, über dessen jüngste Confirmationshandlung zu Breslau preußische Zeitungen, als von einer Neuerung, berichten. Unter dessen Nachfolger, dem gegenwärtigen Bezirksrabbinen Dr. Höchstädter, gewann dieser heilige Akt eine fortschreitende Theilnahme, was besonders die jüngste Confirmationshandlung am 25. d. M. bewies, bei welcher derselbe nicht blos auf das Herz der Schuljugend nachdrucksvoll zu wirken verstand, sondern auch auf die ungemeine Menge der Zuhörer, worunter sich so manche unlautere Gegner — an denen es heut zu Tage keinem wackern Theologen mangelt — einen nicht so leicht verwischbaren Eindruck machte. Die schöne und gehaltreiche Predigt dieses jüdischen Theologen enthielt Worte, die vom Herzen gekommen und darum wieder in das Herz gedrungen sind.

Charade.

(Zweisylbig.)

Die Erste theilt die Zweite aus
Beim Angriff und um abzuwehren.
Wer's Ganze einem Andern gab,
Der halte stets sein Wort in Ehren.

Mainwasser-Wärme.

Samstag den 8. Juni, Morgens 8 Uhr, 16 Grad. M. Gerlach.

Theater-Anzeige.

Samstag, 8. Juni. Die Jäger, Schauspiel in 5 Abth., von Iffland.

Sonntag, 9. Juni. Der Wildschütz, oder: die Stimme der Natur, komische Oper in 3 Abth., Musik von A. Lortzing.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 159. Montag, den 10. Juni 1844.

Der Brillantring.

(Novelle.)

(Fortsetzung.)

Eines Sonntags aber, als Ismar nach Frauenhofen kam, fand er die Geliebte nicht bei der Pathin, obwohl sie ihr Kommen zugesagt hatte. Nach vergeblichem Harren eilte er nach Althofen und stand bald vor der Mühle. Er wollte die Geliebte wenigstens sehen, stieg daher, um sich durch das knarrende Hofthor nicht verrathen zu lassen, über den Gartenzaun. Als er den Hof betrat, knurrte ihm ein Jagdhund entgegen, welcher auf der Haustreppe lag. Ismar jagte denselben mit einem kräftigen Fußstoße in die Flucht, und war bemüht, einen Vorsprung der Wand erklimmend, durch das Fenster in die Wohnstube der Mühle zu sehen.

Sein erster Blick fiel auf Egide, welche mit dem Strickzeuge auf dem Sopha saß. Aber in demselben Augenblick schauderte Ismar im Innersten zusammen; denn an Egidens Seite saß ein Jäger, der, freundlich mit ihr kosend, den Arm um ihren Nacken geschlungen hatte. Den alten Grimmwald, welcher schnarchend in einem Lehnstuhle lag, bemerkte Ismar in der plötzlichen Aufregung seines Gemüthes eben so wenig, als dessen Frau, die, in der Bibel lesend, am Tische saß, und eben die Brille von der Nase rückte, fragend: „was war denn das für ein ängstlicher Schrei da draußen im Hofe?" Aber weder der Jäger noch Egide hatten vernommen, daß Ismar, von dem unerwarteten Anblick erschüttert, mit einem Ausrufe des Entsetzens vom Fenster zurückgeprallt war.

Der Jäger antwortete der alten Liese: „Es wird mein Hund gewesen seyn," und fuhr fort, mit Egide zu schäkern. Er hatte ihr eben im tändelnden Spiele einen Strickstock zu entreißen gewußt, und forderte gegen die Zurückgabe desselben einen Kuß, der ihm auch gestattet wurde, sobald Liese das Gesicht wieder auf die Bibel gebeugt hatte. Trotz der von Beiden aber angewandten Vorsicht, kein Geräusch dabei zu machen, drang ein so unzweideutiger Schall durch die Stube, daß Mutter Liese von ihrem Buche aufsah und freundlich drohend den Finger erhob. Bald aber legte sie die Brille in das Buch, schob dasselbe in den Tischkasten und trippelte mit vergnügtem Gesicht in die Kammer, das Pärchen neben dem fest schlafenden Grimmwald allein lassend.

Während diesem aber stürmte Ismar, den heftigsten Schmerz im Busen, hinaus in's Freie. Ein gräßlicher Kampf begann in seinem Innern. Liebe, Haß und Eifersucht nahmen abwechselnd sein Herz ein und folterten ihn auf das schmerzlichste. Er suchte seinen Freund Tom auf und forderte Trost. Dieser aber entdeckte ihm Alles, was seit den letzten acht Tagen sich in der Mühle zugetragen hatte.

Bruno Waller, ein Mann von etwa acht und vierzig Jahren, schon lange Zeit Forstgehülfe in Frauenhofen, hatte vor kurzem die Weisung erhalten, die durch den Tod des Försters zu Ravenfels erledigte Försterstelle daselbst anzutreten. Lange schon war Waller in der Mühle bekannt, und beliebt bei dem alten Grimmwald, den er oft zur Jagd abgerufen hatte. Sein Auge war stets auf Egide gerichtet, wenn er in der Mühle war; aber der reine Blick der Unschuld hatte den wüsten Jäger zurückgeschreckt. Jetzt aber, da er mit dem ihm angetragenen Dienst auch die Mittel erlangte, ein Weib zu unterhalten, trat er mit keckem Muthe in die Mühle und hielt bei Grimmwald um die Hand der Pflegetochter an. Höchst erfreut, einem seiner Zechbrüder eine solche Gefälligkeit erweisen zu können, sagte ihm Grimmwald die Erfüllung seines Gesuches zu; auch Mutter Liese war nicht dagegen, da auf diese Weise Egide am besten versorgt werden konnte.

Egide wurde gerufen und mit der Werbung Wallers bekannt gemacht. Sie brach in Thränen aus und gedachte heimlich ihres Ismars und der demselben geleisteten Schwüre.

Der Jäger, dessen von struppigen Brauen überschattete Augen mit unheimlicher Gluth auf ihr hafteten, stand wie ein drohendes Nachtgespenst vor ihr. Ueber sein braunes Gesicht zuckte brennendes Verlangen und verzweifelnde Erwartung. Vergebens war er bemüht, seine durch die Jahre und durch Ausschweifungen aller Art schon gebeugte Gestalt empor zu richten, um sich ein vortheilhafteres Ansehen zu geben.

Egide stand diesem Unholde gegenüber, und war nicht im Stande zu reden vor Entsetzen. Der Müller aber verlangte mit Barschheit ihr Jawort und drohte ihr Schreckliches, wenn sie dasselbe verweigere.

Noch stand sie unentschlossen da und weinte. Auch Liese trat hinzu, und redete dem Jäger zu Gunsten von dem Glücke, welches Egide hier entgegenlache als Frau eines Försters. Sie wußte dem Mädchen alle Annehmlichkeiten dieser Partie so lebhaft vor Augen zu führen, daß Egide anfing, der Sache willigeren Antheil zu schenken. Ismar's Liebe erschien ihr jetzt als ein Spielwerk der Kindheit, und trat in den Hintergrund

zurück, während das Aussehen des Jägers, welcher mit schmunzelnder Freundlichkeit seinen Knebelbart drehte, ihr schon nicht mehr so abschreckend vorkam. Die Vorstellung, daß sie als Frau Försterin sich vornehm tragen könne, wirkte mächtig zum Vortheile des Bewerbers, und bei der scharfen Frage des Müllers: „Nun, Jüngferchen, wird's bald?" sprach sie niederblickend: „Ich will!"

Jetzt heiterte sich Liesens Gesicht auf in verklärter Freude, und der Jäger schlug in die dargebotene Rechte Grimmwald's, während er triumphirend nach dem holden Engel schaute.

Noch am nämlichen Abende aber setzte sich Waller in den Besitz des köstlichen Brillants. Wiewohl Egide sich noch dagegen sträubte, ihm diesen Schatz, ihr Alles, was sie besaß, zu überlassen; so wußte der gewandte Jäger ihr doch das Loos, welches an seiner Seite sie erwarte, mit so lebhaften Farben zu schildern, daß sie ihm nachgab. Die von ihm in des Mädchens Herzen erregte Ueberzeugung, daß sie auf ewig nur ihm und keinem Andern angehören würde, ließ sie alle Bedenklichkeiten vergessen, dem sie Bedrängenden das werthvolle Kleinod zu überlassen, das wohl würdig gewesen wäre, einen liebenden Jüngling zu beglücken, statt diesem rüden Jäger zum Mißbrauch zu dienen.

Obwohl Tom den letzten Umstand seinem Freunde verschwieg, war dieser schon durch Das, was er gesehen hatte, so ergriffen, daß er halb besinnungslos zu Hause anlangte. Sein Geist war zerrüttet, und Selbstmord schien ihm in dieser Stimmung ganz leicht. Mehrere Tage lebte er hin, ohne Nahrung zu sich zu nehmen. Seine Eltern hielten ihn für fieberkrank, und der Vater blieb deshalb von den Gränzstreifereien zu Hause. So war der zweite Tag verflossen. Ismar wollte die Geliebte nur noch ein Mal sehen, und dann, seinem Schicksale ergeben, das tobende Herz durch die Ausübung seiner Pflichten im Durchstreichen der Gränzwälder betäuben. Er ging Abends bei eingetretener Dunkelheit in den Pferdestall mit dem Vorsatze, auf dem treuen Rappen seines Vaters nach Althofen zu eilen, um hier noch einen Blick durch's Fenster der Geliebten zu werfen. Schon hatte er Stroh vom Stalle bis zum Hofthore auf das Pflaster gebreitet, und wollte sich eben auf das Pferd schwingen, da — donnerte ihm die Stimme des Vaters, welcher ihm nachgefolgt war, entgegen:

„Bursche! wo willst Du mit dem Gaule hin?"

Bebend vor Schreck, ließ Ismar sich den Zaum des Thieres entreißen und ging schweigend in's Haus, wo er sich in sein Schlafzimmer verschloß.

(Fortsetzung folgt.)

G. Lindley's botanische Ausflüge.

(Schluß.)

Von Kräutern fand ich mehrere schöne Pirola, seltene Archideen, vor allen aber herrliche Moose und Flechten, Kladonien, die hier noch fortblühten, obgleich ihre beste Zeit, der Winter, längst vorüber gegangen. Einige Regentage vermögen die verschollenen Geschlechter wieder heraufzubeschwören. Unter andern fand ich hier die Kladonia bellidiflora, welcher ich bisher nur auf den schottischen Hochgebirgen begegnet war. Vom stumpfen Thurme ging ich über gewaltige Bergkuppen, die hemisphärisch gestaltet und durch tiefe Thaleinschnitte geschieden waren, nach dem Städtlein Birkenfeld, das, wie klein, immer die Hauptstadt eines Reiches ist, auf dessen Namen ich mich gerade nicht besinnen kann. Das ganze Land ist indessen nicht viel größer als der Leasowes Park, so daß man sich aus demselben verirren, daß man in das Land gerathen könnte, ohne es nur zu ahnen. Der Herrscher dieses Landes besitzt etwa so viel Dominium, als ob er eine der Bermuden unter seinem Scepter führe. Man erzählt, daß einst ein Lieferant nach Trier gekommen sey, um für das gesammte Heer Hüte zu bestellen. Der dortige Hutmacher habe den seltenen Gast recht sehr fetirt, um einen guten Vertrag abzuschließen, sey aber beinahe vor Schreck zusammengestürzt, da er vernommen, wie die sämmtliche Hutlieferung sich nur auf einundzwanzig Stück belaufe.

Von Birkenfeld aus wanderte ich durch eine öde Felsengegend, die nicht ohne Naturschönheiten war, nach einem nieblichen Flüßchen, das sich einen malerischen Weg durch eine Felsenenge gebrochen. Ich fand an diesem Flüßchen, das einen griechischen Namen, N a o s, führt, einen Berg und ein Städtchen J d a, so daß sich die dortigen Bewohner eben so gut wie unsere milesischen Irländer aus dem grauesten Alterthume herleiten könnten.

Oberstein ist ein noch malerischer Ort. Eine Kirche thront dort oben auf der Bergspitze, eine zweite ist durch einen büßenden Einsiedler wie eine indische Pagode in den Felsen gemeißelt. In diesem nieblichen Städtchen werden die Achate, die man im Uebermaße in der Umgebung findet, geschliffen und zu schönen Schmuckwaaren verarbeitet. Die Arbeit soll lebensgefährlich seyn, weil die Steine unter dem Schleifen durch die rasche Umdrehung springen und die Schleifer zerschmettern können.

Von Oberstein wanderte ich durch ein herrliches Thal bis zur Stadt K r e u z n a c h. Seltene Pflanzen verkürzten mir den Weg; unter andern sah ich bekannte Seepflanzen, die wohl hier durch das salzhaltige Quellwasser hervorgerufen waren. Unter andern fand ich eine eigene Saxifraga, die man von einem hiesigen Kloster sponheimica benannt hat. Die Stadt Kreuznach ist wieder recht schön. An einer Burgruine über der Stadt ist dem Tode ein Denkmal aufgerichtet, den man hier zu Lande scherzweise den deutschen Michel zu nennen beliebt.*) Seltsam, daß die Deutschen über einen so tragischen Gegenstand, in einer so ernsten Zeit, Zerrbilder entwerfen und Denkmale des Witzes setzen können! Lieber sollten sie diesen liegenden Löwen aufwecken!

Kreuznach hat Salzwerke und Bäder, welche letztere jetzt bei den Vornehmen im Schwunge sind, den Sommer über von allen Arten von Aussatz und Hautkrankheiten bevölkert werden. Die Ebernburg und der Rheingrafenstein sind herrliche Felsenschlösser in der Nähe des Badeortes.

Von Kreuznach machte ich abermals einen Abstecher ins Gebirge und zwar nach Stromberg hin, wo ich eine malerische Burg eines mittelalterlichen Barons besuchte, dann auf einer bequemen Bergstraße nach Bingen niederstieg. Von der letzten Höhe genoß ich den entzückenden Anblick des Rhein- und Nahethales, in deren unterstem Kessel Bingen und der Thurm der Mäuse lag. Niederwärts fließt der Strom in eine Felsenenge, die man mit der porte du Rhone vergleichen könnte, über welcher ein neues gothisches Schloß Ihrer preußischen

*) Wohl das Denkmal Michel Morts, eines Kreuznacher Bürgers.

Majestät thronet. Gegenüber ruht die Masse des Niederwaldgebirges, welches das Kloster Noth Gottes trägt. Ausgebreitet wie eine Landkarte liegt das herrliche Thal des Rheingaues mit Rüdesheim und Johannisberg (St. John of Metternich), und weit über dem Rheingaue sind die blauen Massen des Donnersberges, der Taunusgebirge bei Frankfurt sichtbar. Ich bezweifle, ob ich in Deutschland einen schönern Punkt finden werde. Ich mußte mich von jeder Stelle mit Gewalt losreißen und gelangte erst nach Bingen, als die dunkle Nacht gefallen war. Im Viktoriahotel trank ich im Rüdesheimer einen Toast auf unsere herrliche Königin, die hier bei dem Gastwirthe zur Taufe stehen mußte und wohl zur Taufe stehen konnte, da ihr Gasthof gewiß einer der schönsten auf der Erde ist. Kein Brite hat sich hier des Namens zu schämen.

Von Bingen aus fuhr ich gen Mainz auf einem Dampfboote, das der Stadt Düsseldorf zuhört, das eines der feinsten ist, welches ich diesseits des pas de Calais zu Gesicht bekommen, dessen Bemannung mir eine Höflichkeit zeigte, wie sie englischen Midschipmans zur Ehre gereichen würde. Wir fuhren durch eine Landschaft, die sich bunt wie eine Theaterdecoration um den schönen Fluß reiht. Blühende Inseln, Burgen, Schlösser, Städtchen und Dörfer wechselten in anmuthiger Reihe, von denen mir besonders Elfeld lieblich entgegen lachte. Dann schauten wir Biberich, das herzogliche Schloß, sich auf den Fluthen spiegeln, wo jüngst der Steindamm angelegt war, der einem deutschen Scott einst Stoff zu einem historischen Roman geben kann, und sahen nun schon das herrliche Mainz uns auf den Fluthen entgegenschwimmen, das uns seine Reihe glänzender Gasthöfe entgegensandte. 3.

Mannichfaltigkeiten.

(Hamburg, 29. Mai.) In der vorigen Woche bestiegen 110 Reisende, von Magdeburg und Berlin, das englische Dampfboot „Monarch", sie machen eine Vergnügungsfahrt nach London und kamen mit einem Flußdampfschiff die Elbe herab. Jeder von ihnen zahlt 36 Rthlr. für Hin- und Rückfahrt, ohne Beköstigung. Manche von ihnen schienen die Leiden einer Wasserreise schon auf dem Strome kennen gelernt zu haben, die Wenigsten ahneten, um wie viel theurer sie den größeren Weg auf offenem Meere bezahlen sollten. Der Wind bließ scharf Ost, die See muß während der Fahrt sehr hoch gegangen seyn. Gewiß sind die Neulinge tüchtig durchgerüttelt worden.

(Königsberg, 30. Mai.) Man trägt sich hier mit einer Anekdote, die für das humane Wesen unsers Oberpräsidenten höchst charakteristisch ist. Bei Besichtigung des Festungsbaues begegnet er einem bejahrten Arbeiter aus Lithauen an der Karre, der, ihn als seinen frühern Kriegskameraden erkennend, treuherzig rief: „Bötticher, wie siehst du so stattlich aus! Denkst du noch, wie ich dich an der Katzbach, da du verwundet worden, gehegt und gepflegt habe?" Der menschenfreundliche Oberpräsident, von der Freude des Wiedersehens überrascht, unterhielt sich lange mit dem schlichten Arbeiter und bestellte den braven, wackern Mann den andern Tag auf's Schloß, wo dieser mit Staunen erfuhr, daß sein ehemaliger Oberjäger nun den höchsten Posten in der Provinz bekleidet. Er ward nach einem solennen Frühstück mit der festen Zusicherung einer angemessenen Stelle und eines jährlichen Zuschusses von 100 Thlr. auf's freundlichste entlassen.

(Kielce, 22. Mai.) Ich berichte ein Factum, welches in doppelter Hinsicht interessant ist, einmal als eine Handlung der gröbsten Rachsucht und gänzlicher Verläugnung des kindlichen Gefühls, dann als ein schamloser Bestechungsversuch. Einem jungen Landedelmanne, welcher hier im kielcer Gouvernement das Dorf besitzt, welches das Eigenthum eines der berühmtesten Feldherren des 17. Jahrhunderts war, und in dessen Kirche sich drei von diesem seinem damaligen Besitzer in Rußland eroberte riesenhafte Glocken befinden, wurden von dem Waldaufseher seines Vaters, dessen Besitzung an die seinige gränzt, vor geraumer Zeit mehrere Male Hunde erschossen. Aus Rache klagt der Sohn den Vater vor Gericht an, daß er Schießgewehre halte, ohne eine Erlaubnißkarte zu besitzen. Die Untersuchungen hatten kein Ergebniß, allein die Sache endete darum nicht, vielmehr wuchs aus ihr ein Prozeß, der sich nun zu Gunsten des Vaters und zum Nachtheile des Sohnes gestellt hat. Aus Furcht vor den zu einer großen Summe aufgelaufenen Prozeßkosten und Entschädigungsgeldern bot nun der junge Edelmann der Regierung die drei eroberten, ursprünglich für eine griechische Kirche geweihten Glocken seines Dorfs unter der Bedingung an, daß sie seinen Prozeß wieder ihm zu Gunsten wende und schnell zu Ende führen lasse, die Regierung hat aber das Anerbieten, wie man hört, zurückgewiesen.

(Gesellschaftliches.) Manche Bewohner Leipzigs haben sich den Kopf darüber zerbrochen, was der Berliner Polizeirath Dunker in letzter Messe bei uns gewollt habe; man hört jetzt Folgendes: Eines frühen Morgens kam jener Beamte zu der gastirenden Künstlerin, Charlotte von Hagn, stellte ein Verhör mit ihr an und erklärte — als dieses gewandte und geistreiche Mädchen sich darauf nicht einlassen wollte —, er sey von Berlin gekommen, sie wegen Beschimpfung einer sehr hochstehenden Familie zu vernehmen, und dann das Weitere zu veranlassen. Jene Beschimpfung soll darin bestanden haben, daß C. v. Hagn auf der Bühne gesagt hatte: „in mancher großen Familie sey nur Lüge und Schein des Anstandes vorhanden: der Mann halte es offen mit den Kammerfrauen, die Frau mit dem Jäger," u. s. w. Die Künstlerin zeigte dem übereifrigen Polizeimanne ihre Rolle, in welcher jene Worte vom Dichter vorgeschrieben waren, verbat sich mit Entrüstung seinen ferneren Besuch, und erklärte, sofort bei ihrer Ankunft in Berlin Beschwerde führen zu wollen. Fast ein Seitenstück zu dem Dresdner Lerchenkonzert und dem Zerrbild des General Bugeaud! (Sächs. Vaterlandsbl.)

In Wilna trug sich Ende v. M. Folgendes zu. Ein Jude reklamirt die Casette eines Reisenden als sein Eigenthum, nachdem es ihm gelungen war, diebischer Weise den Inhalt derselben kennen zu lernen, davon ein Verzeichniß zu nehmen, und für die darin befindlichen Papiere andere auf seinen Namen lautende hineinzulegen. Die Behörde erkennt dem Gauner die, noch in ihrer Verwahrung bleibende Casette als sein Eigenthum zu, und der rechtmäßige Eigenthümer wird ins Gefängniß geworfen. Dieser läßt den Juden zu sich kommen und

erklärt, es sey ihm nur um schnelles Fortkommen zu thun, wenn er ihm also Mittel dazu verschaffe, verzichte er gern auf seine Casette. Der Gauner verschafft ihm diese Mittel und freut sich seines gelungenen Streichs. Noch in der Nacht wurde er zur Behörde vorgeladen, bekommt aber statt, wie erwartet, der Casette tüchtige Prügel. Die Behörde hatte nämlich in dem Kästchen unter einem Doppelboden eine große Menge falscher Kassenanweisungen entdeckt, und der Gauner wird nun statt des Fälschers nach Sibirien wandern müssen, wenn er das peinliche Verfahren, um den Verfertiger der falschen Papiere anzugeben, überlebt.

Korrespondenz.

Darmstadt, 5. Juni.

Die Bewohner der Stadt Lauterbach besitzen, wie die großherz. hess. Zeitung letzthin meldete, einen Brunnen, den sogenannten Trockenbrunnen, der für sie von besonderer meteorologischer Bedeutung ist, da sie aus vieljähriger Erfahrung wahrgenommen haben, daß derselbe im Frühling, wenn er mit Wasser bis zum Ueberlaufen angefüllt ist, ein trocknes Jahr, dagegen wenn er Mangel daran leidet, oder dessen Quelle ganz versiegt ist, ein nasses Jahr erwarten läßt. Von der Richtigkeit dieser Erfahrung ist man dort so sehr überzeugt, daß man bei den landwirthschaftlichen Arbeiten darauf Rücksicht nimmt, wie Hr. Postmeister Rausch von da kürzlich mit dem Bemerken versicherte, daß er in diesem Frühling, wo besagter Brunnen überflüssig mit Wasser versehen sey, sein Haber- und Gerstenland um vierzehn Tage früher als gewöhnlich habe bestellen lassen, und daß seine diesfällige Vorkehrung durch den bisherigen Gang der Witterung als gerechtfertigt erscheine. Jene Quelle ist übrigens nicht die einzige in der Umgebung von Lauterbach, sondern es befinden sich deren noch mehrere dort, welche unter der Benennung „Hungerquellen“ bekannt sind. — Eine ähnliche Erscheinung führt der berühmte Arago in seinen von Carl v. Remy in die deutsche Literatur eingeführten trefflichen naturwissenschaftlichen Abhandlungen in dem Abschnitte von den artesischen Brunnen an, und zwar wie folgt: „Der aufsteigende Strahl der beiden artesischen Springbrunnen in der Papiermühle des Hrn. de la Garde in der Nähe von Coulommiers zeigte während der großen Trockenheit von 1827, also zu einer Zeit, wo beinahe alle gewöhnlichen Quellen versiegten, eine Erhöhung von $^{2}/_{10}$ Metre. Obwohl diese Erscheinung nur einige Tage anhielt, so bleibt sie demungeachtet höchst merkwürdig. Die Erklärung derselben muß erst noch gefunden werden.“ In der erwähnten Abhandlung, in welcher der gelehrte Verfasser auf die Natur der Quellen, ihre Entstehung und unterirdische Verbindung sehr umständlich eingeht, bildet die eben mitgetheilte Bemerkung die einzige Stelle, welche mit dem Phänomen des Lauterbacher Trockenbrunnens etwa in Zusammenhang gebracht werden könnte. — Schließlich will ich hier noch einer am südlichen Abhange des Jura, oberhalb der Stadt Biel im Kanton Bern entspringenden merkwürdigen Quelle erwähnen, welche sich eben so sehr durch ihren außerordentlichen Wasserreichthum, als durch die geschichtliche Thatsache auszeichnet, daß sie an dem Tage des schrecklichen Erdbebens von Lissabon (1755) nur trübes Wasser lieferte, obgleich es nicht geregnet hatte, wie auch Richard in seinem „Guide du voyageur en Suisse, Paris, 1824“ zu bemerken nicht unterläßt. Bei Beaugenscheinigung dieser interessanten, aus einem Felsengewölbe hervorkommenden Quelle, die so reichlich strömt, daß sie nicht nur die Fontainen von Biel mit dem nöthigen Wasserbedarf versorgt, sondern auch überdies noch mehrere Mühlen treibt, bemerkte ich an der nahe vorüberziehenden Straße einen Denkstein, der dem Ereigniß einer merkwürdigen Lebensrettung gesetzt worden war. Da stand geschrieben, wie im Jahr 1812 ein vorüberziehender französischer Soldat in den Abzugkanal der Quelle stürzte, in der unterirdischen Verlängerung desselben alsbald verschwand und rettungslos verloren zu seyn schien. Anstatt als Leiche nach einer so ungewöhnlichen unterirdischen Wasserreise von der Strömung am Ausfluß unterhalb Biel hervorgespült zu werden, kam er sain et sauf aus den Fluthen hervor und erschreckte noch die an der nahe liegenden Bleiche beschäftigten Personen, welche in dem ersten Augenblick einer so äußerst überraschenden Erscheinung nicht wußten, was sie aus diesem modernen Neptun im französischen Soldatenrock machen sollten.

Dr. Wilh. Dieffenbach.

Königstein, 1. Juni.

Die heute in der Synagoge zu Kronberg stattgefundene Confirmation mehrerer Knaben und Mädchen zeigte uns ganz deutlich, daß die jüdischen Bewohner der Landgemeinden nicht minder in einem zeitgemäßen Fortschreiten und der Anerkennung des wahrhaft Guten und Edlen begriffen sind, als ihre in den Städten wohnende Religionsbrüder. Die steten Bemühungen des Religionslehrers Hrn. Kahn zu Kronberg um Einführung eines mehrstimmigen deutschen Choralgesanges in der Synagoge statt des bisherigen, die Andacht so sehr störenden Durcheinander-Geschreies, so wie der Eifer desselben, den ihm anvertrauten jugendlichen Seelen seiner Gemeinde eine den Grundsätzen des wahren Judenthums gemäße, tief religiöse Bildung angedeihen zu lassen, finden bei allen Mitgliedern seiner Gemeinde die kräftigste Unterstützung und verdiente Anerkennung, welche ihm besonders auch heute zu Theil wurde, wo es sich sowohl bei der Beantwortung der Religionsfragen von Seiten der Confirmanden, als auch vorzüglich bei den von den gesammten israelitischen Schulkindern Kronbergs ausgeführten Choralgesängen deutlich zeigte, was ein ernstliches Wollen selbst bei ganz geringen Mitteln (die Religionsschule zu Kronberg zählt nur, so viel mir bekannt, 14 — 16 Kinder) zu leisten vermag. Die Predigt des Hrn. Bezirkstheologen Dr. Höchstätter von Wiesbaden bei dieser feierlichen Confirmationshandlung wirkte höchst erbaulich auf alle Anwesende. Den Nachmittag desselben Tages wurde uns der Genuß zu Theil, einer Probe mehrerer Choralgesänge in der dortigen Synagoge beiwohnen zu können, welche unter Leitung des Hrn. Kahn auf ein bevorstehendes Thora-Einweihungsfest von dem dortigen israelitischen Herren- und Damen-Gesangvereine, unter Mitwirkung mehrerer Glieder auswärtiger Vereine, vorgetragen werden sollen. Auch hier sahen wir, wie sehr sich Kronberg's Israeliten und Israelitinnen beeifern, das Gute und Schöne zu fördern. Möge der Herr ihre Bemühungen stets mit den besten Erfolgen krönen und das Band der Eintracht und gegenseitiger Achtung, welches sich in der ganzen hiesigen Gegend um Juden und Nichtjuden schlingt, stets mehr und mehr befestigen!

Auflösung der Charade in Nro. 158.
Handschlag.

Mainwasser-Wärme.

Sonntag den 9. Juni, Morgens 8 Uhr, 16 Grad. W. Gerlach.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 9. Juni. Der Wildschütz, oder: die Stimme der Natur, komische Oper in 3 Abth., Musik von A. Lortzing.

Montag, 10. Juni. (Neu einstudirt): Der böse Geist Lumpacivagabundus, oder: das liederliche Kleeblatt, Zauberposse mit Gesang in drei Abth., von Nestroy, Musik von Müller.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 160. Dienstag, den 11. Juni 1844.

Der Brillantring.

(Novelle.)

(Fortsetzung.)

Am andern Tage drangen Vater und Mutter in ihn, zu sagen, was ihm fehle. Die Scham aber, sich seinen Aeltern zu entdecken, hielt ihn von jeder Mittheilung zurück. Die Mutter glaubte, er habe ein Verbrechen begangen, welches ihm keine Ruhe lasse. Sie flehte zu Gott für den gliebten Sohn, und die Thränen der Mutter lösten endlich Ismar's Zunge. Er gestand seine Schwäche der besorgten Mutter, und ward getröstet durch ihre Theilnahme. Sein Herz ward hierdurch um Vieles erleichtert, und nach und nach fing er an, sich über seinen Verlust zufrieden zu geben. Da las er eines Tages in einer Wochenschrift, welche in Harsenstadt ausgegeben wurde, folgende Zeilen:

Nachruf.

(Eingesandt.)

Leb', edler Gränzknecht, wohl,
Du klassisches Vergnügen!
Grundehrlich hat gesiegt,
Und Du mußt unterliegen.
D'rum rollet, Thränen, hin, benetzt die hehre Stätt!
Varietas ergötzt und Dir „he, he," Vale!!

E. W.

Ismar gerieth in gränzenlose Wuth; denn dies zog er auf sich, und dachte sich den Jäger Waller als Verfasser. In der Unterschrift: E. W. (Egide Waller) glaubte er die Bestätigung zu finden, daß Egide mit Waller schon förmlich verlobt sey.

Den ganzen Tag konnte er nicht ruhen. Pläne der Rache an dem frevelnden Spötter durchzogen sein Gehirn. Nichts war ihm zu theuer, eine recht empfindliche Rache zu nehmen an dem beglückten Bewerber, der ihn, den Verschmähten, noch zur Zielscheibe seines Spottes nahm.

Vor Allem erstrebte er eine Zusammenkunft mit Egide, um aus ihrem eigenen Munde ihre Untreue zu vernehmen, und hiernach seinen Racheplan einzurichten. Es gelang ihm eines Tages, sie bei der Pathin zu erspähen. Aber weinend betheuerte Egide, daß sie höchst unglücklich sey, da sie von ihrem Pflegevater gezwungen worden, schon mit dem Jäger zu thun, welchem sie aber nie nach Ravenfels folgen würde.

Beide versöhnten sich wieder, und Ismar genoß noch einige Stunden die Gegenwart des räthselhaften Mädchens. Zugleich verabredeten sie mit einander, an dem folgenden Sonntage in einer abgelegenen Laube des Mühlgartens sich zu treffen.

Waller war zu dieser Zeit nach Ravenfels gereis't, um seine neue Wohnung zu besehen und noch einige Einrichtungen zu treffen, damit die schöne Braut würdig empfangen werde, kam aber vor dem Sonntage wieder zurück.

Ismar versäumte nicht, an dem bestimmten Abend sich bei der Mühle einzufinden, wo er behend über den Gartenzaun stieg und der bezeichneten Laube zueilte.

Egide kam. Hastig wollte sie der Jüngling umarmen. Aber erschreckt bebte er zurück; denn nicht der gewöhnliche freundliche Blick war es, welcher ihn empfing. Egide setzte sich auf einen Sessel. Ismar nahte ihr und fragte, was ihr fehle. Sie antwortete nicht. Jetzt umschlang er ihren Hals, und bat nochmals. Aber sie wand sich aus seiner Umarmung. Nun stand er staunend da. Dringend bat er sie, ihm zu sagen, was vorgefallen sey, und endlich sagte sie: „Ja, wenn wir noch ein Mal die Zeit vor drei Wochen hätten, da wäre es gut."

Ismar verstand den schweren Sinn dieser Worte, die wie ein Donnerschlag auf ihn fielen. Also war sie wirklich verlobt mit Waller, und nur dessen Abwesenheit hatte sie vermocht, ihn mit noch einigen süßen Stunden zu täuschen. Jetzt war der Verlobte wieder da, und Ismar hatte nichts mehr bei ihr zu suchen.

Er fragte in der größten Verwirrung die Angebetete, ob denn gar kein Mittel übrig sey, die Sache anders zu wenden; aber Egide tröstete ihn mit den schnöden Worten, er würde schon ein anderes Herz finden, das ihm mit Treue entgegen schlage.

Das war zu viel für den Jüngling. In seinem Innersten aufgeregt, eilte er hinweg von der Falschen.

Es war schon beinahe Mitternacht; in einem beengenden Gebäude aber wähnte Ismar bei dieser Stimmung ersticken zu müssen. Deßhalb gedachte er die Nacht hindurch im Freien zu verweilen, und lenkte seine Schritte nach dem Aarstein zu, einer Felsenpartie unweit Althofen.

Still verbreitete der Mond sein blasses Licht über die Gegend, ein scharfer Nordwind strich dem dahin Wandernden an der Stirne vorüber, und die im Mondlichte erglänzende Windmühle hinter Althofen streckte drohend ihre riesigen Arme em-

por. So gefiel es dem getäuschten Jüngling. Er wünschte sich in eine Wildniß, fern von den Menschen, um da in Abgeschiedenheit sein Lebensende zu erwarten.

Nach einigen Stunden träumenden Wanterns gelangte Ismar an Aarsteins Riesenfelsen, und erstieg den steilsten derselben. Ein düsterer Nebel hatte sich auf das Thal gelagert, welches in tiefer Stille unter ihm lag. Bald aber schallte dem auf dem Felsen weilenden Ismar aus den nahen Gebüschen das Zwitschern der erwachenden Vögel entgegen, den anbrechenden Morgen verkündend. Zuweilen blickte der Mond unter den ihn umhüllenden Wolken hervor und erleuchtete das Thal. In dem am Fuße des Aarsteins liegenden Grunsdorf lockte der dämmernde Morgen die Landleute aus ihren Häusern und führte sie an ihre Tagesgeschäfte. Es ward rege und lebendig daselbst, während Ismar allein in düsterer Höhe stand, verlassen, den tobenden Schmerz in der Brust, ohne Hoffnung.

Fern am Horizonte stieg jetzt die allbelebende Sonne empor, rang mit dem dichten Nebel, welcher mit Starrsinn seine luftige Wohnung behauptete, und erst nach langem Kampfe den Strahlen der Sonne erlag.

Ismar überblickte mit Wehmuth und schwerem Herzen dies schöne Schauspiel. Mehr und mehr wurde er aber beruhigt. Der Glaube an die Größe und Herrlichkeit Gottes, mächtig erregt in ihm durch die erhabene Naturscene, ließ ihn mit Zuversicht zum Himmel aufblicken, und im Vertrauen auf die weise Fürsehung des Weltenregierers sein Geschick ertragen.

Noch ein Blick der Sehnsucht fiel nach der Gegend hin, wo die Geliebte wohnte; dann aber eilte der sich ermuthigende Jüngling schnell abwärts, kam durch Grunsdorf, und auf einem mit Willen genommenen Umwege nach Hause.

Wieder hatte die liebende Mutter eine bange Nacht in Sorgen um den geliebten Sohn durchlebt; aber die Freude, welche sein Erscheinen ihr bereitete, ließ sie alle Fragen nach der Ursache seines Ausbleibens vergessen.

(Schluß folgt.)

Bunte Blätter.

Die meisten Menschen, wenn ihnen die Vergangenheit nicht allzu traurig gewesen ist, leben gern in der Erinnerung und rufen ihrem Gedächtniß jene Tage zurück, welche dahin geschwunden sind. Diese erscheinen uns immer schöner, je weiter sie in den Hintergrund und in das mondliche Dämmerlicht der Traumwelt treten. Nur die hellen Punkte, nur die glücklichen Ereignisse werden aufbewahrt, während man die trüben leicht vergißt, und während Dasjenige, was gewöhnlich und gleichgültig war, der Erinnerung allmählig ganz entschwindet; aber es gibt Tage und Stunden, in welchen jene freundlichen Bilder aus der Vergangenheit uns mit gesteigerter Lebendigkeit so nahe treten und in die Gegenwart so wundersam hineinstrahlen, daß sie uns mächtig ergreifen und in einen Zustand versetzen, den man das Heimweh nach der Vergangenheit nennen könnte. Wir sind dann Erinnerungskranke und vermögen es oft nur mit großer Anstrengung, uns solchen freudig-wehmüthigen Stimmungen zu entreißen, in welche uns Zufälliges und oft scheinbar Unbedeutendes versetzt hat. Ein bestaubtes Blatt, das längst geschrieben worden, ein überbliebenes und zufällig wieder aufgefundenes Andenken von einem Freunde, das Zusammentreffen mit einem Menschen, den wir seit zwanzig Jahren nicht gesehen haben, das Wiederbetreten eines Ortes, wo wir einst längere Zeit verweilt oder auch nur vorübergehend einmal fröhlich gewesen sind, — Dies und Aehnliches veranlaßt jenes Heimweh nach der Vergangenheit und führt uns auf dem wunderbar verschlungenen Pfade der Ideenverknüpfung zurück nach Orten, Menschen und Lebensereignissen, die wir fast vergessen hatten. Solchen Eindrücken und Erinnerungen, wird Mancher sagen, soll man sich nicht hingeben, sondern soll sie verscheuchen, da sie doch nur Täuschungen und Träumereien sind. Ob man dies vermögen wird? Wer besitzt Kraft des Willens genug, dem Herzen und der Phantasie stets zu gebieten, und warum sollten wir allen Täuschungen und Träumen derselben den Krieg erklären? Das Leben ohne Träume und Täuschungen wird freilich klarer und besonnener, aber auch nüchtern und kalt, und von der Vergangenheit sind ja die Mondlichtstunden der Erinnerung das Einzige, was uns für ihren unwiederbringlichen Verlust einigen Trost zu bieten vermag.

Wir möchten fragen, ob man nicht zu weit geht in der Zurückweisung, in dem Belächeln jener lyrischen Herzensergießungen, welche dem Frühling und der Liebe gewidmet sind? Kehrt doch der Frühling selber alljährlich mit seinen tausend Blüthen und Blumen und in dem vollen Glanze seiner lieblichen Auferstehung und kehrt doch die Liebe selber ewig wieder, so lang es Jugend, Schönheit und empfängliche junge Herzen gibt! Dieser Kreislauf endet nicht, warum sollen seine Folgen aufhören? Wann unsere Jugend den Lenz und die Liebe nicht mehr besingen wird, dann werden unsere edelsten Dichter verlassen stehen und ihre besten Jünger und Bewunderer verloren haben. Die poetischen Herzensergießungen der Jugend sind die schönsten Blüthen des Lebens, und sollen wir dem Baum seine Blüthen entreißen? Die Erfahrung beweist, daß die Schwärmereien und poetischen Träume der Jugend nicht so gefährlich sind, wie Viele behaupten. Das spätere Alter sorgt schon dafür, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, und daß nicht alle Phantasien zu Wirklichkeiten werden. Nicht gegen die Lust der Jugend, zu singen und zu dichten, laßt uns ankämpfen, sondern nur gegen die Eitelkeit Derjenigen, welche ihre Herzensergießungen aller Welt vor Augen stellen und in dicken Bänden zu Tage fördern wollen.

Eine der wichtigsten Fragen für Eltern ist diejenige, welche die künftige Berufsbestimmung ihrer Kinder betrifft. Was sollen wir sie lernen lassen und auf welche Weise werden sie am besten durch die Welt kommen und am leichtesten ihre Unterkunft finden? Dies macht den Eltern viel Sorgen, und wohl mit Recht. Einerseits ist es sehr schwer, genau zu bestimmen, zu welchem Berufe und zu welchem Fach die Fähigkeiten, Talente und Neigungen der noch in der Entwickelung begriffenen Jugend am meisten incliniren, und andererseits sind die Wege, auf denen das Geschick die Menschen führt, so wunderbar und liegt die Zukunft so verschleiert und geheimnißvoll vor uns, so ganz außer dem Bereich unserer Berechnungen. In dieser doppelten Ungewißheit und doppelten Bedrängniß stehen Tausende von Eltern mit ihren Kindern am Scheidewege und wissen nicht, welchen sie einschlagen sollen. Sie zu

einem bestimmten Entschluß zu bringen, ihnen ab- oder zuzurathen, wäre eben so schwierig, als gewagt; aber Einen Rath gibt es, der für alle Fälle paßt. Die Eltern mögen dafür sorgen, daß ihre Kinder in dem nach bester Ueberlegung und freier Bestimmung gewählten Berufe vollkommen tüchtig und reif dastehen und nicht an Halbheit kränkeln, daß sie vor Zersplitterung des Lernens und Treibens bewahrt werden. So sehr heutigen Tages alle Fächer an ihnen ergebenen Individuen Ueberfluß haben, so ist doch an tüchtigen und gediegenen kein Ueberfluß, und wer Bedeutendes leistet, der wird auch Bedeutung gewinnen. Außer dieser gründlichen Berufsbildung aber möge der Jugend jene allgemeine Ausbildung angeeignet werden, die es ihr möglich macht, sich später nicht auf Eins durchaus beschränken zu müssen, sondern auch für Anderes tauglich zu seyn. Hierzu geselle sich eine gute moralische Erziehung, Einfachheit der Sitten und Bedürfnisse, Kräftigung des Willens, Muth und Ausdauer. So vorbereitet und ausgerüstet erwarte man, was das Schicksal bringen wird, gehe der Zukunft ruhig entgegen, und vertraue dem Glück, welches freilich eine Hauptrolle in dem Drama des Lebens spielt und es nach Umständen zu einem Lust- oder Trauerspiele macht. Dem Glücke und seinen Launen sind wir Alle unterworfen, aber wir müssen vorbereitet seyn, es zu ergreifen, wenn es uns die Hand reicht, und den Muth nicht zu verlieren, wenn es feindlich an uns vorübereilt. W.

Mannichfaltigkeiten.

Die Zeitgedichte von Hans Wohlgemut, Verlag von Heinrich Hoff in Mannheim, enthalten manche recht gute Ansicht über Verhältnisse der Gegenwart; nur ist derartigen Erscheinungen vor Allem, wenn's denn doch einmal gedichtet seyn soll, mehr Korrektheit und eine gefälligere Sprache zu wünschen, um dauernden Werth und ausgedehnte Verbreitung zu erringen.

Philipp Walburg Kramer, Theaterdirektor in Baden-Baden, hat eine Thatsache dramatisch bearbeitet, die, eben so tragisch in ihrer Lösung als interessant in ihrer Entwickelung, sich dem edlen Streben der Presse, das Publikum von den grünen Tischen zurückzuhalten, anschließt. Schon der Namen: „Ein Opfer der Spielhölle", spricht für diese Behauptung, und es wäre aus diesem Grunde allein schon dem Stücke eine ausgedehnte Verbreitung zu wünschen.

Dem vor einigen Jahren in dem schönsten Mannesalter verstorbenen Grafen Durham, bekannt als einer der bedeutendsten englischen Politiker und Diplomaten, soll auf Pensber-Hill, in seiner väterlichen Grafschaft, an dessen Fuß die nördliche Eisenbahn vorbeizieht, ein weithin sichtbares Denkmal nach dem Muster des Theseustempels, 70 Fuß hoch, errichtet werden.

(Berlin, 7. Juni.) Hier noch einiges Detail, das uns von einem bewährten Augenzeugen mitgetheilt ward, über die Courtoisie, welche zwischen dem Kaiser Nicolaus und unserem Könige hier stattgefunden. Bekanntlich haben die Eisenbahnhöfe sehr comfortable eingerichtete Zimmer; der zärtliche Abschied geschah auf dem Eisenbahnhof öffentlich. Unser König erschien in großer, vollständiger Uniform mit Epaulettes; der Kaiser, ohne die letztern, im Reisecostüme. Da sagte der Kaiser: „Ich kann es kaum wagen, so vor Ew. Maj. zu erscheinen", und der König erwiederte: „Ew. Maj. befinden sich ja auf der Reise." Darauf umarmten sich beide Souveraine, und der Graf Orloff wollte unserm Könige die Hand küssen. Dies duldete der Monarch nicht, sondern umarmte den edlen Grafen. Vom Bahnhofe bis an die Breterwand, wo man in den Wagen einsteigt, begleitete der Monarch den Kaiser. Ehe der Kaiser in den Wagen stieg, umarmte er nochmals den König.

(Köln, 1. Juni.) Der rechte Flügel unsers neuen Arresthauses wird nun auch nach dem sogenannten pennsylvanischen System erbaut, wie dies bereits bei den Bauten der neuesten Strafanstalten dieser Art zu Berlin, Königsberg rc. der Fall gewesen ist; doch hört man, daß sich in der neuesten Zeit in Berlin gewichtige Stimmen gegen die Zellenabsperrung erhoben haben, und es ist daher für jetzt wenigstens noch unentschieden, ob die Anwendung einer solchen Strafart hier in Ausführung kommen wird. Im Allgemeinen sträubt sich der Sinn des Volks dagegen, und verwirft eine Strafart, die ihm als Menschenquälerei erscheint. (Allg. Ztg.)

In Berlin ist so eben ein prachtvolles Erzeugniß der schönen Industrie vollendet worden, welches durch sich selbst, wie durch seine eigenthümliche Bestimmung, gleich merkwürdig ist: nämlich ein kolossaler Kronleuchter von Bronze und Glas, den der König dem Pascha von Aegypten zum Geschenk bestimmt hat. Die Ausführung des Werks in Bronze war Herrn Broncear Imme nach einer gegebenen Zeichnung übertragen worden; die Glastheile hatte Hr. Hengstmann in der schlesischen Hütte des Hrn. Pohl anfertigen lassen. Der Kronleuchter ist 9 Fuß hoch und hat $7^1/_2$ Fuß Durchmesser. Als Träger der Kerzen dienen galvanisch-vergoldete bronzene Greifen, mit Zäumen, welche mit grünen und rothen Edelsteinen besetzt sind, harnaschirt. Die Leuchter sind theils in Formen von Tannzapfen von goldgrünem Glase gebildet, theils als Kelche von dergleichen und dunkelrothem Glase gestaltet. Eine Fülle von farbigen Gläsern in allen Gestalten, theils einzeln, theils zu Ketten und Gehängen verbunden, kreuzt sich mit den metallenen Formen; die galvanische Vergoldung erstreckt sich über alle diese letzteren. Das Ganze gewährt einen äußerst prächtigen und doch eben so geschmackvollen Anblick, der sogar, trotz alles Glanzes, der wohlthuenden Einfachheit nicht entbehrt. Das Werk kann übrigens nur zerlegt versendet werden, und muß daher ein kunsterfahrener Arbeiter es nach Aegypten begleiten.

Die bekannte Sängerin Osmond (ehemals Miß Bruce), welche mit einer englischen Gesellschaft letztverflossenen Sommer an Bord des Dampfschiffes „Bentinck" nach Calcutta abgefahren war, ist, so eben eingegangenen Meldungen zufolge, nach einem Krankenlager von wenigen Stunden an der Cholera daselbst gestorben. Die mit ihr abgegangene Gesellschaft war, nach wenigen Darstellungen in Calcutta, nach Bombay weiter gesegelt.

(Ein Land ohne Duelle.) Theod. Mügge berichtet in seinen „Skizzen aus dem Norden": Merkwürdigerweise und zum Glück für Norwegen ist das Duell hier ganz un-

bekannt. Die Norweger sind auch hierin weiter vorgeschritten als wir. Sie haben Offiziere, die Männer von Ehre sind, so gut wie die unsern, sie haben Studenten, Jünglinge voll Kraft und Muth, Beamte, Richter, Aerzte, Schriftsteller, sie sind eine Nation germanischen Ursprungs und kennen doch den Zweikampf nicht. Gegen Verläumdungen und persönliche Beschimpfungen suchen sie Schutz beim Gesetz und in der öffentlichen Meinung. Derjenige, der Beleidigungen mit dem Blute des Gegners abwaschen wollte, würde unfehlbar von der ganzen Schwere des Gesetzes getroffen und nicht, wie bei uns, bloß zum Tode verurtheilt werden, um nach wenigen Monaten Festungshaft frank und frei umherzugehen.

Der Kaplan Seling macht in der Bekehrung der Schnappstrinker gute Geschäfte und findet überall eine gute Aufnahme. Er hat seine Bekehrungsreisen auf Hannover, Oldenburg, Holstein und Mecklenburg ausgedehnt. In der Residenz Oldenburg wurde er vom Großherzog zur Tafel geladen und mit dem Ehrenzeichen erster Klasse des Hausordens bedacht.

In Coblenz haben sich die Geschäfts- und Kaufleute dahin vereinigt, an den Sonn- und Festtagen ihre Kaufläden nicht zu öffnen, aber auch nicht zu dulden, daß an denselben die Juden ihrem Schacher treiben.

Korrespondenz.

Bensheim, 5. Juni.

Seit dem 28. v. M. feiern die zur diesjährigen Conscription gehörigen Jünglinge des hiesigen Kreises ihre große Woche und heute, wo die Loosziehung stattfindet, den großen Tag, an dem sie persönlich dem Staate ihren ersten Tribut darzubringen haben. Schon in den früheren Tagesstunden sahen wir heute die fröhlichen Jünglinge aus sämmtlichen auswärtigen Städtchen und Ortschaften des hiesigen Kreises zu den verschiedenen Thoren unserer Stadt hereinziehen, großentheils mit ganz guten Musiken an ihrer Spitze. Wer diese lebensfrohen, jugendlich-frischen, fast ohne Ausnahme hochgewachsenen und schönen Bursche in ihrem frohen Leben und Treiben theilnehmend beobachtet, muß froh mit ihnen seyn und sich besonders darüber freuen, daß unsere einsichtsvolle locale Polizeibehörde dieser fröhlichen Jugend in ihren Fest- und Lustzügen in, durch und aus unserer Stadt, wodurch sie uns für heute in ein Meer von Musik und jugendlichem Jubel versetzen, durchaus nicht störend in den Weg tritt, sondern, der Wahrheit huldigend: daß der Mensch zur Glückseligkeit geboren und gerade der Staat das Mittel sey, solche auf vernünftige, gesetzliche Weise zu hegen, zu pflegen und zu realisiren, derselben den Termin der Loosziehung gerne zu einem ihr wichtigen, frohen vaterländischen Feste macht. Und wer wollte diesen unseren geliebten Söhnen bei solcher Gelegenheit nicht aufmunternd zurufen: Seyd fröhlich und heiteren Muthes, ihr lebt in einem Staate, unter einer Regierung, welche, von einem liebevollen Fürsten geleitet, alle ihre Angehörigen, so weit es ihr möglich ist, glücklich machen, glücklich wissen will! Und wahrlich, wo ein solch' liebevolles Leben den Staatsorganismus von oben durchströmt, wo eine Regierung durch ihre vollziehenden Organe die Jünglinge des Vaterlandes auf solche Weise ehrenvoll emancipirt, da darf sie auch, wann und wo es gilt, auf sie zählen und mit Gewißheit erwarten, daß diese Jünglinge in ihrem frohen Treiben sich innerhalb der gesetzlichen und der Gränzen des Anstandes bewegen werden, was der heutige Tag bestätigt, wo in dem ganz fessellosen Durcheinanderwogen von mehreren Hundert 20jährigen Jünglingen auch nicht ein einziger nennenswerther Exceß vorkam. Daher aufrichtige Anerkennung unserer einsichtsvollen hiesigen Polizeibehörde! Anerkennung den geehrten Herren der Recrutirungscommission, welche, offenbar von gleich humanem Geiste beseelt, nicht finster und grau in's Leben blicken, sondern gleichfalls der frohen Jugend gerne ihre unschuldige Freude gönnen. Möchten in allen Kreisen des Landes jetzt und immer die Loosziehungstage wie hier vaterländische Festtage für die conscriptionspflichtigen Jünglinge seyn und werden, damit sie bei diesem ersten persönlich-activen Eintritt in's Staatsleben mit frohem Selbstbewußtseyn, mit inniger Seele sich dem Vaterlande anschließen! Ist auch morgen der heutige Jubel verhallt, so bleiben wir doch von regem Leben und Treiben umgeben, wozu die neuerlich in lebhaften Angriff genommenen Bauten des Eisenbahnkörpers einen namhaften Beitrag liefern. Nach dem, wie diese Bauten dem äußeren Beobachter entgegentreten, dürfen wir, ohne hier oder in Darmstadt in die Acten der Eisenbahn-Bauleute geblickt zu haben, die Ueberzeugung aussprechen, daß bis zum Herbste 1845 die Main-Neckar-Eisenbahn ihre Vollendung erreichen und, was für uns von ganz speciellem Interesse ist, dicht vor unserer Stadt ein stattlicher Bahn- oder Stationshof sich stolz erheben wird, um uns mit dem gesammten Eisenbahnsystem Deutschlands in direkten Verkehr zu setzen. Daß wir diesen Bahn- oder Stationshof, ohngeachtet bis jetzt deshalb durchaus noch keine officielle affirmative Bestätigung vorliegt, erhalten werden, ja erhalten müssen, davon ist man hier so fest überzeugt, daß sich in der Nähe, wo derselbe seine Stelle finden muß, bereits eine Vorstadt erhebt, indem seit wenigen Wochen dort fünf neue Häuser schnell wie Pilse aus der Erde hervorgewachsen sind. Wer es weiß, daß Bensheim nach Darmstadt und Offenbach die volkreichste Stadt der Provinz Starkenburg ist und ihr gesammter, sehr beträchtlicher Handel und Verkehr den jener Städte verhältnißmäßig vielleicht noch übersteigt, der wird es als sich von selbst verstehend finden, daß — wie schon gesagt — hier ein Bahn- oder Stationshof angelegt werden muß, weil ja sonst unsere Eisenbahnanlage lediglich eine Speditionsanstalt für das Ausland abgeben, daher für das Inland ohne allen Zweck, folglich ohne Sinn und Verstand seyn würde, eine Unterstellung, die der erleuchteten gr. hess. Staatsregierung niemals ein Vernünftiger machen wird. Und ist erst die Bahn fertig und im Betrieb, so wird sie für Bensheim und seine an Naturschönheiten und Anlagen so schönen Umgebungen gewiß große Erfolge liefern. Wer in Frankfurt, Mainz, Darmstadt, Worms, Mannheim, Speier, Heidelberg und in weiter Ferne lebt, wird hernach die zu den schönsten Partieen Deutschlands gehörende Bergstraße durch eigene Anschauung kennen lernen wollen und wir, besonders aber unser Sonnenwirth, werden uns alsdann bemühen, die Tausende von frohen Besuchern freundlich zu bewirthen und ihnen recht frohe Stunden zu bereiten.

Mainwasser-Wärme.

Montag den 10. Juni, Morgens 8 Uhr, 17 Grad. W. Gerlach.

Theater-Anzeige.

Montag, 10. Juni. (Neu einstudirt): Der böse Geist Lumpacivagabundus, oder: das liederliche Kleeblatt, Zauberposse mit Gesang in drei Abth., von Nestroy, Musik von Müller.

Dienstag, 11. Juni. (Neu einstudirt): Tempora mutantur, oder: Die gestrengen Herren, Lustspiel in 3 Abth., von C. Blum. (Gastrolle) Manertus Argunt: Hr. Reger, vom Stadttheater zu Leipzig. Hierauf folgt (zum Erstenmale): Der Weiberfeind, Lustspiel in 1 Act von R. Benedix.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 161. Mittwoch, den 12. Juni 1844.

Worte des Abschiedes
an
Xaver Schnyder von Wartensee
bei seinem Scheiden aus Deutschland.

Zieh' mit Gott, Du hehrer Meister! grüße mir Dein freies Land,
Wo der Eid der Heldengeister früh' schon kräft'gen Anklang fand,
Das auch noch in spätern Tagen, treu dem festgegeb'nen Wort,
Manchem andern Eidgenossen ward zum gastlich sichern Port.

Zuckt auch jetzt in lauten Wehen manch' ein heimathlicher Kreis,
Ist's doch regen Geistes Wehen; gilt's doch hohem Siegespreis!
Ist's nur Folge jenes Rechtes, das in der Genossenschaft;
Ist's doch Kampf des Volks dem Volke, ist's doch frischen Lebens Kraft!

Doch in felsumstarrten Buchten eines Meers am laut'sten schallt
Wohl der Sturm, weil hundertstimmig dort sein Heulen wiederhallt;
Doch nur kurz noch währt sein Toben, wird's hell auf dem ganzen Meer,
Wenn, die dunkeln Wolken scheuchend, hoch die Sonne zieht einher.

Dann siehst Du ein neues Leben sich entfalten in der Schweiz,
Und in einheitlichem Streben hat die Freiheit höhern Reiz.
Die, als Meister, Du beherrschest in der Kunst, die Harmonie,
Nach gelös'ten Dissonanzen, kräftigt Deine Heimath sie.

Und bist Du von Streit umlagert, ist die Harmonie in Dir;
Aus dem Schatz der Melodieen, an dem See, im Thalrevier,
Klingt wohl noch manch' heitern Liedes Gruß, von Dir, zu unserm Strand,
Bringt ersehnte freud'ge Kunde von dem Freund im Schweizerland.

Zieh' denn hin! und gönnt die Heimath Dich einst wieder unserm Main,
Wird, wie wehmuthsvoll der Abschied, freudig der Willkommen seyn.
Dann, ein alter Hausfreund sich dem gastbefreund'ten Hause naht,
Aus dem freien Lande kömmst Du, ziehest in die freie Stadt!

Frankfurt, im Juni 1844. Dr. L. D.

Der Brillantring.
(Novelle.)
(Schluß.)

„Gieb Dich doch nur zufrieden, meine Tochter," sprach Mutter Liese ungefähr vier Wochen nach diesem Ereigniß zu Egide, welche weinend am Fenster stand. „Es ist nun ein Mal nicht zu ändern, und vielleicht ist es ein grosses Glück für Dich, daß der Jäger Dich verlassen hat, mit welchem Du doch schwerlich ein fröhliches Leben geführt haben würdest. Nur Das verdrießt mich von ihm, daß er, sobald er erfahren, wie gering Deine Mitgift sey, das Wort zurückgenommen hat, und dann so bei Nacht und Nebel davon gegangen ist."

„Ach, beste Mutter, das ist's nicht, was mich zu Thränen bringt," erwiederte Egide schluchzend; „aber der arme Ismar steht mir Tag und Nacht vor Augen, wie er so treu mich geliebt hat, und ich habe so unnatürlich an ihm gehandelt. O, ich möchte mich in die Erde vergraben, wenn ich an jenen Abend gedenke, wo er in der Laube vor mir stand und mich so inständig bat, ihm treu zu bleiben. Noch sehe ich ihn, wie er zum letzten Mal sich nach mir umwandte und dann hinter dem Garten verschwand. — Und dieser Heuchler, der elende Waller, um dessen Willen ich den guten Menschen von mir scheuchte, verläßt mich auf eine so schmähliche Weise! — Hu! das ist die Strafe vom lieben Gott dafür, daß ich meinen Schwur gebrochen habe dem treuen Ismar. — Mutter, o Mutter! wie unglücklich bin ich doch! — Wenn ich nur sterben könnte! —"

Laut weinend, warf sich Egide auf einen Sessel und wollte vergehen in ihrem Schmerz. Mutter Liese aber ging sinnend in der Stube auf und ab, kam dann zu Egide und flüsterte ihr in das Ohr:

„Sey ruhig, meine Tochter! Noch hast Du ja Nichts verloren, was Dich beglücken kann. Lebt nicht Ismar noch?"

Wie im Traume fuhr Egide auf: „Ob er noch lebt? Ja, er lebt noch, ist aber todt für mich!"

„Sage nicht so, meine Tochter!" fuhr Liese fort. „Wenn er Dich so geliebt hat, wie Du betheuerst, stehe ich mit meinem Leben dafür, daß eine Zeile von Deiner Hand, die Du ihm sendest, ihn wieder in Deine Arme führt."

Egide richtete sich bei diesen Worten abermals empor; ein Strahl der Hoffnung durchleuchtete ihr Angesicht und hauchte ein leichtes Roth auf die durch den Gram schon erblaßten

Wangen. Aber bald senkte sie den Kopf wieder auf die Brust und sprach traurig: „Ja, nachdem ich schon einem Andern verlobt war, und von demselben verlassen worden bin, wird er mich auch verschmähen.“

„Folge meinem Rath!“ sprach Liese, „und schreibe in wenigen Worten, daß Du ihn beschwörest, nur noch ein Mal zu kommen. — Er bleibt nicht aus, ich versichere es Dir, und wird sich wieder mit Dir versöhnen.“

Egide that nach dem Willen der Pflegemutter, und Tom mußte noch am selbigen Tage das Billet nach Saalsund befördern.

Wie Liese gesagt hatte, so geschah es.

Weinend verhüllte Egide ihr Angesicht, als sie den Geliebten sah, und konnte nur die Worte: „Verzeihung! ich bin Deiner nicht werth,“ hervorbringen.

Ismar war ziemlich kalt, und erklärte, nur gekommen zu seyn, um ihr die letzte Bitte nicht unerfüllt zu lassen; führte sie dann an den Mühlgarten hin, während er verlangte, daß ihm Egide die Geschichte mit Waller umständlich erzähle, woraus er gegründete Ursache nehmen wollte, sich gänzlich von ihr zu trennen.

Wohl behauptete Egide, noch nicht mit Waller verlobt gewesen zu seyn; aber Ismar fühlte, daß er diese Sache nie vergessen und daher niemals an ihrer Seite sich froh fühlen könne.

So schwer es daher auch seinem Herzen wurde, sich von Egide, die er noch immer liebte, zu trennen, so mußte doch der ernste Entschluß gefaßt und dem Mädchen entsagt werden. Der Abschied war schmerzlich für Beide, und Ismar entfernte sich mit dem Wunsche, es möge die Zukunft für Egide eine glückliche seyn, und sie die schönen Träume ihrer ersten Liebe vergessen lehren. Ismar's Wunsch blieb unerfüllt, Egide konnte die Last ihres harten Geschicks nicht ertragen, wurde mit jedem Tage leidender, und verfiel bald in eine schwere Krankheit, welche nach einem harten Krankenlager ihrem jungen Leben ein frühes Ende machte. Ismar, um sich allen Erinnerungen an seine erste und unglückliche Liebe zu entziehen, und um in seinem ein Mal gefaßten und von ihm für nothwendig erkannten Entschluß nicht wankend zu werden, hatte die Heimath verlassen, und sich einem Zuge von Auswanderern nach Amerika angeschlossen. Während sein Schiff, von günstigem Winde rasch fortgetragen, über die Fluthen des Oceans dahin eilte, wurde das Mädchen, das er so zärtlich geliebt und welches ein trauriges Opfer ihres Wankelmuthes und ihrer Charakterschwäche geworden, auf dem stillen Friedhof zur Erde bestattet. Von dem Vater Egidens gelangte nie eine Kunde in das Dorf. Die rauhen Kriegsstürme hatten auch ihn weggerafft, und der Müller und seine Frau, die des erworbenen Wohlstandes nie recht froh geworden waren, verlebten der kummervollen und von Vorwürfen ihres Gewissens getrübten Tage mehr als der heitern.

Fünfzig Tage am Bord eines Sklavenschiffes.

(Mag. f. d. Lit. d. Ausl.)

Daß die philanthropischen Bestrebungen der Engländer für Abschaffung des Sklavenhandels auch ihre Kehrseite haben, und die Lage derjenigen, um deren Wohl es sich dabei ausschließlich handelt, d. h. der Neger, oft noch dadurch verschlimmert wird, zeigt der kürzlich erschienene Bericht eines englischen Geistlichen über die Zustände auf einem von den Engländern im vorigen Frühling eingefangenen Sklavenschiff. Derselbe war Kaplan auf dem englischen Kreuzer und begleitete den englischen Offizier, welcher an Bord des Sklavenschiffes ging, um von demselben Besitz zu nehmen und für die brasilische Flagge die englische aufzuziehen. „Es war ein seltsames Schauspiel“, erzählt er, „das sich uns darbot. Das Verdeck war bedeckt mit nackten Negern, etwa 450 an der Zahl, in tumultuarischer Verwirrung; denn sie hatten sich unmittelbar vor unserer Ankunft gegen ihre Herren empört. Einmal von jeder Kontrole befreit, war die hungrige Bande über Alles, was ihre Begierden befriedigen konnte, hergefallen. Die Einen hatten die Hände voll von dem Mehl der Maniokwurzel, Andere waren mit großen Stücken Schweine- und Rindfleisch bewaffnet, Einige endlich hatten sich aus den Geflügel-Käfigen lebendiges Federvieh geholt, das sie ganz roh verschlangen. Einige tauchten Tücher, die an Bindfäden hingen, in die Wasserfässer, und Andere vergriffen sich auf dieselbe Weise an einer Tonne brasilianischen Rums. Ein Theil unserer Mannschaft, der zu diesem Haufen hinzukam, überfüllte vollends das Verdeck. Mitten in einem unbeschreiblichen Getöse, welches der Ausdruck wahnwitziger Freude war, unterschied man das Geräusch der Ketten, welche die Gefangenen vollends zerbrachen. Es scheint, daß diese Operation mit dem ersten Kanonenschuß, den wir gethan, begonnen hatte, und unsere Matrosen beeiferten sich, denen zu Hülfe zu kommen, die wir noch gefesselt vorfanden. Ihre Freude und Dankbarkeit gegen uns war nicht zu verkennen: sie warfen und wälzten sich auf dem Boden, so viel der Raum es ihnen erlaubte, um uns Füße und Kleider zu küssen, und als dann die Mannschaft des Sklavenschiffs ohne viele Umstände über Bord in das Boot geworfen wurde, das sie als Gefangene nach der englischen Fregatte „Kleopatra“ führen sollte, da erscholl ein langer, einstimmiger Freudenruf.“

„Man untersuchte nun die Zahl der Neger, die sich auf 447 belief, nämlich 189 Männer, die meist zwanzig Jahre alt waren, 45 Frauen und 213 Kinder; 25 darunter waren krank. Leider wurde der verständige Vorschlag des Kapitäns, 100 an Bord der „Kleopatra“ zu nehmen, nicht befolgt, weil man mit Unrecht vermuthete, daß die Kinderblattern unter ihnen grassirten.“

Nachdem von der Mannschaft des „Progresso“ (dies der Name des Sklavenschiffs), die aus 17 Personen, meist Portugiesen oder Brasilianern, bestand, zwei Spanier und ein Portugiese an Bord des „Progresso“ zurückgeschickt worden, um mit ihrer Erfahrung in Behandlung und Leitung der Neger den Engländern hülfreich zur Hand zu gehen, nahm das Schiff seinen Lauf nach dem Kap, wobei der Verfasser unseres Tagebuchs, Herr Hill, hauptsächlich als Dolmetscher zwischen den Spaniern und Engländern es begleitete.

„Während der ersten Nachtwache“, heißt es in unserem Tagebuch unterm 12. April (1843), „hatten wir ein ruhiges Meer; die befreiten Neger schliefen oder lagen ruhig ausgestreckt auf dem Verdeck. Ihre geschmeidigen Glieder verschlingen sich unter einander in einem außerordentlich engen Raum; man konnte beim Mondschein eher verworrene Haufen von Armen und Beinen, als menschliche Gestalten zu sehen glau-

ben. Sie schienen jedoch ganz zufrieden mit ihrer Lage, und Alles ging gut von statten, so gut als möglich, als eine schreckliche Veränderung eintrat. Um ein Uhr nach Mitternacht fing der Himmel an, sich mit Wolken zu überziehen, und es nahte ein Windstoß. Die Matrosen, welche den Befehl bekamen, rasch die Segel zusammen zu ziehen, konnten, durch die auf dem Verdeck ausgestreckten Negerhaufen behindert, dieses Manöver nicht leicht ausführen. „Man bringe die Neger in das Zwischendeck", rief der Kapitän, was sofort geschah. Aber die Luft war schwül und drückend; vierhundert Unglückliche, in einen Raum von 37 Fuß Länge, 21½ Breite und nur 3½ Höhe zusammengedrängt, mußten bald den Versuch machen, wieder auf das Verdeck zurückzukommen, um freie Luft zu schöpfen; nachdem man sie zurückgetrieben, wiederholten sie den Versuch; man mußte mit Gewalt die hinteren Luken verschließen und an den vorderen eine Art hölzernes Gitter befestigen. Nach dieser Oeffnung hin, der einzigen, durch welche ihnen Luft zuströmen konnte, drängten sich nun die Neger: sie waren dem Ersticken nahe, vielleicht war es auch nur ein panischer Schrecken, was ihnen ihr Gefängniß unerträglich machte; aber indem sie sich auf das hölzerne Gitter stürzten, sperrten sie gerade die Luft ab, nach der sie so begierig waren. Ueberall, wo sie einen andern Ausgang zu bemerken glaubten, suchten sie sich Bahn zu machen, und Einigen gelang es in der That, sich durch Oeffnungen von vierzehn Zoll Länge und sechs Zoll Breite hindurch zu arbeiten. Ich kann das Geschrei, das man hörte, mit nichts auf der Welt vergleichen. „Manana habra muchos muertos", „morgen wird es viele Todte geben", sagte zu mir Antonio Vellel, der Spanier.

(Fortsetzung folgt.)

F. C. Schlossers Weltgeschichte für das deutsche Volk;

unter

Mitwirkung des Verfassers bearbeitet von Dr. G. L. Kriegk.

Die Franz Varrentrapp'sche Verlagshandlung in Frankfurt a. M. hat das Erscheinen eines neuen Nationalwerkes angekündigt. Es ist dies „F. C. Schlosser's Weltgeschichte für das deutsche Volk; unter Mitwirkung des Verfassers bearbeitet von Dr. G. L. Kriegk." Schlosser's, des berühmten deutschen Geschichtschreibers, universalhistorischer Abriß und Weltgeschichte, von welchen das nun erscheinende Werk einen Auszug für das deutsche Volk bildet, sie sind längst schon eine Zierde in den Sammlungen der Gelehrtenrepublik; sie prangen hier längst schon als eine großartige Schöpfung jener Gründlichkeit und Erudition, die das Ganze mit scharfem Blicke umfaßt und dabei mit sicherer Sonde in das Innerste eindringt, jener unermüdlichen Ausdauer, die in der Größe und Schwierigkeit des Werkes Anspornung und freudigen Reiz findet, jener Wahrhaftigkeit und Unbestechlichkeit, welche das Schlechte schlecht, das Gute gut nennt, wo sie es antrifft, jenes klaren Geistes, der das Licht liebt und die Verfinsterung bekämpft und sich durch verhüllenden Zeug nicht täuschen läßt, eine Schöpfung aller jener Eigenschaften, die der deutschen Gelehrten alten wohlerworbenen Ruhm bilden. Diese Schöpfung, seither mehr nur das Eigenthum der gelehrten Welt, auch zu einem Gemeingute des Volkes zu machen, Schlosser's universalhistorischen Abriß und Weltgeschichte in einer jeden Gebildeten, nicht bloß den Gelehrten, für welchen sie allein berechnet waren, ansprechenden Form herauszugeben, diesen Gedanken, welcher der nun vorliegenden Arbeit zu Grunde liegt, hatte zuerst Hr. Professor und Bibliothekar Gfrörer in Stuttgart gefaßt. Die Ausführung dieses eben so dankenswerthen wie schwierigen Projectes wurde von der Varrentrapp'schen Handlung dem Hrn. Dr. Kriegk übertragen. Die Befähigung dieses Schriftstellers zu diesem Unternehmen erkennt Schlosser selbst in der Vorrede, welche er der Kriegk'schen Arbeit vorausgeschickt hat, mit folgenden Worten an, die zugleich ein schönes Beispiel von dem liebenswürdigen Charakter Schlosser's geben: „Hr. Kriegk war dem Verfasser seit Jahren als guter Philolog und als einer seiner besten Schüler bekannt, er hatte sich als Geograph, Ethnograph und Gelehrter durch Schriften ausgezeichnet, und war mit den beiden Werken, dem Abriß und der Weltgeschichte, fast eben so vertraut, als der Verfasser selbst. Er hatte nämlich alle (damals noch zahlreichen) Vorlesungen des Verfassers besucht, hatte die Revision des Drucks mehrerer Theile der beiden dieser Weltgeschichte zu Grunde liegenden Werke besorgt, und ein Register über den universalhistorischen Abriß geliefert, welches von Jedermann als musterhaft anerkannt ist und einen eigenen Band ausmacht. Außerdem hat Herr Kriegk dem letzten Bande des Abrisses ein genaues Verzeichniß der von ihm in den neun Bänden wahrgenommenen Uebereilungen, Versehen und Irrthümer auf des Verfassers Bitte beigefügt. Die eigentliche Absicht dieser Anzeige von Fehlern und Versehen hat Niemand wahrgenommen oder berücksichtigt. Der Verfasser wollte nicht blos seine Fehler wieder gut machen, sondern er wollte auch dadurch, daß er selbst sie an's Licht brachte, seine Ansicht vom Wesen eines durchdachten Werkes kund geben. Er glaubt nämlich, daß ein Buch, welches einen bestimmten Zweck hat und lange durchdachte Betrachtungen über den Menschen und über menschliche und göttliche Dinge enthalten soll, in gewissen Einzelnheiten mangelhaft seyn, daß der Verfasser desselben manchen Fehler begehen kann, der sich durch einen Blick in das erste beste Compendium leicht beseitigen läßt, ohne daß dadurch dem Hauptzweck im geringsten geschadet werde. Dieses Sündenregister im letzten Theile des universalhistorischen Abrisses der alten Geschichte wird den Lesern dieser neuen Ausgabe am besten beweisen, wie nützlich es für sie ist, daß gerade Hr. Kriegk diese Arbeit der Herausgabe unternommen hat."

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Stuttgart, 8. Juni.) Aus Anlaß der Anwesenheit der Akrobaten-Gesellschaft von Stark in Stuttgart ist von Seiten des k. Ministeriums des Innern unter Beziehung auf §. 7 der k. Verordnung vom 11. Sept. 1807 darauf aufmerksam gemacht worden, daß halsbrecherische Schauspiele, an deren Anschauung sich die fortwährende Besorgniß eines Unglücksfalls knüpfen muß, nicht geduldet werden sollen.

(Hamburg, 4. Juni.) Gestern fand hier die Vertheidigung des wegen qualificirten Diebstahls und Versuchs der Brandstiftung im Bahnhofe der Bergedorfer Eisenbahn peinlich Angeklagten Schoppe, eines Sohns der bekannten Schriftstellerin Amalie Schoppe, statt. Sie beschränkte sich bei vollkommen hergestelltem Thatbestande und dem ausführlichen Geständnisse des Angeklagten lediglich auf die Hervorhebung einiger Milderungsgründe, unter welchen namentlich die durch häusliches Unglück so sehr vernachlässigte Erziehung des Inquisiten geltend gemacht wurde. Sein Vater war der Dr. jur. und hiesige Advokat Schoppe, ein entschiedener Trunkenbold, der sein Leben durch Selbstmord endete; die Mutter, schon bei Lebzeiten des Mannes die einzige Ernährerin ihrer Familie, konnte bei ihrem mühseligen Broderwerb wenig auf die Erziehung der Kinder achten, und wo sie es that, griff sie zu falschen Mitteln. Von drei Söhnen, die sie mit ihrem Manne hatte, ist einer gestorben, der andere, wegen seiner Unverbesserlichkeit von der Mutter verstoßen, in holländischen Diensten in Ostindien als gemeiner Soldat, und der dritte sieht jetzt hier einer traurigen Gefangenschaft entgegen.

(Wien, 2. Juni.) Der mehrere Tage hindurch wiederholt eingetretene Platzregen hat, mit Schloßen vermischt, in den Umgebungen der Residenz großen Schaden verursacht. Dieser Platzregen hat zufällig zu einer Entdeckung geführt, die beitragen wird, das moralische Unkraut, welches in den Verstecken wuchert, auszurotten. Es ist unsere Stadt überall von unterirdischen Abzugskanälen durchzogen, deren Hauptrichtungen größere Ausdehnung haben. Diese scheint sich die Diebsindustrie nun zur Erreichung ihrer lichtscheuen Absichten auserkoren zu haben, um nächtlicher Weile durch die Zuflußkanäle in Häuser einzudringen, und wohl auch das Geraubte an geeigneter Stelle zu verbergen. Als eben der Himmel sich vor wenigen Tagen von einem heftigen Regengusse entleerte, vernahm man nämlich in der Vorstadt Spittelberg Hülferuf von unten an der Gitteröffnung eines Hauptkanals, wo die unterirdischen Wanderer sich bereits in Gefahr des Ertrinkens befanden. Auf einer Leiter stiegen zwei herauf und meldeten, daß noch drei ihrer Genossen im Kanale zurückgeblieben seyen, die gleichfalls herbeigeholt wurden. Sie hatten Kerzen, Zündapparate, Dietriche, Feilen u. s. w. bei sich, und sollen von der Ausmündung des Kanals in den Wienfluß selbst, also eine Viertelstunde weit, zur Verfolgung ihrer diebischen Zwecke den Weg unter der Erde gemacht haben. Vorgestern wurden in der inneren Stadt am „Hof“ ebenfalls zwei solche Individuen aufgebracht, welche die Kanäle in der Absicht durchwandert zu haben vorgaben, um abgeschwemmtes Eisen, überhaupt Metallsachen aufzulesen.

Korrespondenz.

Elberfeld, 2. Juni.

Vor einigen Wochen wurden wir durch eine Auswahl charakteristischer und äußerst gelungener Portraits überrascht, die der Maler Richard Seel, den wir mit Stolz unsern Mitbürger nennen, auf dem hiesigen Rathhaussaale veranstaltet hatte. Besondere Aufmerksamkeit erregte das Bild unseres vor sieben Jahren verstorbenen Oberbürgermeisters Brüning, welches der Künstler in Lebensgröße und mit Lebenstreue aus der Erinnerung geschaffen und solchergestalt einem schmerzlich gefühlten Bedürfnisse abgeholfen hat. Richard Seel ist eigentlich Geschichtsmaler und wird im Laufe dieses Sommers in Paris sein erstes großes Tableau ausführen. Die jüngst erschienene Carricatur dieses Meisters über die Diesterweg-Emmerich'sche Fehde erregt vieles Aufsehen. Sie wurde gleich nach ihrem Erscheinen von der hiesigen Polizei confiscirt, was ihrer Verbreitung natürlich viel schadet. Im Uebrigen will die Kunst in Elberfeld noch keinen rechten Boden fassen. Seit fast zwei Jahren haben wir jetzt ein Theatergebäude, nur fehlen uns noch die Schauspieler. Woran es liegt, das weiß Niemand. Zum Theil spricht man von der Weigerung der Regierung, für Elberfeld eine Concession zu geben; zum Theil von der Hartnäckigkeit und den unbilligen Forderungen des Comités, welches die Sache krämerisch betreiben soll. Es wäre eine baldige Lösung dieser Wirrungen zu wünschen, denn grade uns thut die Kunst noth.

Vorläufige Bekanntmachung und Einladung.

Sicherm Vernehmen nach haben mehrere Mitglieder hiesiger Gesang- und Musik-Vereine den Entschluß gefaßt, am 23. Juni, sofern das Wetter dazu günstig ist, gemeinschaftlich den Feldberg zu besteigen und die Lust des Tages durch Ausführung einiger Gesänge zu erhöhen. Da sich bei der Verwirklichung dieser schönen Idee annehmen läßt, daß auch andere Gesangvereine der Umgegend, so wie überhaupt viele Freunde und Freundinnen unseres Taunus diese Veranlassung benützen werden, um gleichfalls den Feldberg zu besuchen, so glaubt die unterzeichnete Commission es der ihr auflegenden Verpflichtung angemessen, auch ihrerseits um so mehr diesen gegebenen Anlaß zu Gunsten der Sammlungen für den Bau eines Hauses auf dem Feldberge benutzen zu müssen, als für die Ausführung gedachten Projectes noch immerhin namhafte Summen erforderlich sind. — Sie wird daher am 23. Juni für die Dauer des Aufenthaltes der Frankfurter Sänger, welche zwischen die Stunden von 11 Uhr Vor- bis 3 Uhr Nachmittags fallen wird, durch einige ihrer Mitglieder an Ort und Stelle vertreten seyn, welche den Anwesenden über den Stand der projectirten Unternehmung Bericht erstatten und deren Theilnahme für dasselbe anzuregen bemüht seyn werden. Indem die Commission solches vorläufig bekannt macht, gibt sie sich der Hoffnung hin, daß der unmittelbare Genuß der großartigen und herrlichen Eindrücke, welche die Natur auf dem Gipfel des Feldberges bietet, recht viele Taunusfreunde bewegen werde, dem Baue eines freundlichen und oft sehr willkommenen Obdachs daselbst ihren Tribut zu zollen. Noch Näheres wird einige Tage vor dem 23. Juni bekannt gemacht werden.

Frankfurt a. M., 10. Juni 1844.

Die Commission für Erbauung eines Hauses auf dem Feldberge.

Mainwasser-Wärme.

Dienstag den 11. Juni, Morgens 8 Uhr, 17½ Grad. W. Gerlach.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 11. Juni. (Neu einstudirt): Tempora mutantur, oder: Die gestrengen Herren, Lustspiel in 3 Abth., von C. Blum. (Gastrolle) Manerlus Argunt: Hr. Reger, vom Stadttheater zu Leipzig. Hierauf folgt (zum Erstenmale): Der Weiberfeind, Lustspiel in 1 Act von R. Benedix.

Mittwoch, 12. Juni. Die Entführung aus dem Serail, große Oper in 3 Abth., Musik von Mozart.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 162. Donnerstag, den 13. Juni 1844.

Die Braut von Madrid.

1.

Ein unbekannter Nebenbuhler.

An dem östlichen Ende von Madrid bemerkte man zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts ein Schloß von anmuthiger Form. — Bei'm ersten Anblick dieses herrlichen, kolossalen Bauwerkes erkannte man seinen uralten maurischen Ursprung. Es lag hart am Eingange der Stadt, hingegossen an dem Abhang eines Hügels, den kleinen Fluß Manzanares beherrschend, der in seinen spiegelhellen Fluthen die lieblichen Umrisse des Schlosses wieder gab. — Wenn am Morgen die dicken, kalten Nebel sich in grauen Wolken erhoben, dann verschwand der marmorne Säulengang, die gothische Kapelle mit den bunten Fenstern und kleinen ausgezackten Thürmchen. Alles umgab dichter Schatten; um so majestätischer erschien es dagegen an schönen Sommerabenden bei'm hellen Mondschein, es glich dann einem unbeweglichen Riesen, der Madrid bewachte.

Seit undenklichen Zeiten war es der Sitz der alten und glorreichen Nachkommen des Hauses Doveda.

An einem jener herrlichen Abende wurde es der Anziehungspunkt für viele Müßiggänger und Neugierige von Madrid, und unwillkürlich hafteten die Blicke an einer langen Reihe hellerleuchteter Fenster, die wie schmale Silberstreifen in der dunkeln Nacht leuchteten. Auch das Ohr lauschte den Tönen, die der Wind hinüber trug, die aber in der Entfernung sanft verhallten.

Die Marquisin von Doveda gab ein glänzendes Fest. Sie vereinte in ihren Prunkzimmern den besten und stolzesten Adel von Spanien und Portugal (damals unter dem Scepter des schwachen, aber gutmüthigen Enkels Karls V. — Philipp III.).

Sie war Wittwe; ihr Gemahl, Kronfeldherr unter Philipp II., hinterließ seiner Gemahlin nicht nur ein unermeßliches Vermögen, sondern auch einen Ruf von Ehre und Rechtlichkeit, der seinen Glanz über alle die alten Häuser von Kastilien erhob.

Von einem Ball am Hofe des jungen Königs zurückgekehrt, wohin ihn seine Gattin und Tochter begleitet hatten, verfiel er in tiefes Nachdenken, und gewann nicht eher seine frohe Stimmung wieder, bis ihm die Marquisin auf das Evangelium geschworen hatte, die Tochter vom Hofe Philipps III. entfernt zu halten. Seine Gemahlin erstaunte anfangs über das wundersame Verbot, doch der Greis duldete keinen Widerspruch, und so legte die erschrockene Mutter das von ihr verlangte Gelübde ab. Der Schwur aber band die Marquisin nur bis zum Tag, an welchem Ferdinande sich vermählen würde; und um vollends das väterliche Herz des Don Manuel von Doveda zu beruhigen, bestimmte er seiner Tochter einen Gemahl in Don Ruiz von Soria, einem Sohn des Grafen Franz von Soria, seines Waffengefährten und innigsten Freundes.

Ferdinande willigte mit Freude in diese Verbindung, die mit den geheimsten Neigungen ihres Herzens übereinstimmte; sie liebte Don Ruiz mit jener ersten Liebe, welche in die Seele ein ewiges Andenken pflanzet. Don Ruiz war, seitdem der Krieg von Flandern ihn zur Waise gemacht, in ihrer Nähe erzogen worden; er theilte ihre Neigungen, verfolgte ihre Träume. Als nun der Marquis von Doveda auf seinem Todtbette die schwachen Arme über ihnen ausbreitete, ihre Hände in einander legte und das Wort Verlobte aussprach, waren die Kinder von Trauer und Freude hingerissen, sie wechselten einen Blick voll von Thränen, dieser Blick war zwiefaches Versprechen, zwiefaches Geständniß, und zeigte, daß sie im Herzen schon Verlobte waren.

Unglücklicher Weise sah sich Don Ruiz von Soria plötzlich genöthigt, eine Reise nach Havanna zu unternehmen, wo Erbschafts-Angelegenheiten seine Gegenwart unumgänglich nothwendig machten. Er war der Aelteste in seiner Familie. Don Diego von Soria, um zwei Jahre jünger als er, schien so untauglich, so leichtsinnig, daß man ihm eine Sache von solcher Wichtigkeit nicht anvertrauen konnte. Der Tag der Trennung war für Don Ruiz schrecklich. Die Thränen der Marquisin und der zärtliche Abschied von Ferdinande vermochten allein, ihm den Trennungsschmerz zu erleichtern. Von ihnen sah er sich so wahrhaft beweint, daß er ruhiger und gefaßter wurde, und, sein augenblickliches Leid vergessend, nur von seinem künftigen Glück träumte.

Ein einziger Argwohn hatte in dem Augenblick der Trennung sein Herz beschlichen. Es schien ihm, als wenn die Trauer seines Bruders nicht im Einklang mit der seinigen stehe. Er glaubte selbst in dessen Augen einen Strahl der Freude zu sehen; aber diese Besorgniß ging flüchtig vorüber. Er machte sich Vorwürfe über dieses Mißtrauen, und um es ganz aus seinem Innern zu verbannen, drückte er Diego zärt-

lich an sein Herz, und sein letzter Abschied war ein Wort des Vertrauens und der Hoffnung.

So reis'te Don Ruiz ab. Die Ueberfahrt war glücklich, aber kaum in Havanna angelangt, verheerte ein ansteckendes Fieber die ganze Gegend, tausend und abermal tausend Opfer fielen. Don Ruiz war einer der Ersten, der das feine Gift einsaugte, und der Tod erreichte ihn.

Das war die schreckliche Nachricht, welche Don Diego mit thränendem Auge der Marquisin überbrachte. Wäre Don Ruiz ihr eigenes Kind gewesen, so hätte sie der Schlag nicht härter treffen können. Ihr Leiden vermehrte sich noch bei dem Gedanken an Ferdinande. Sie schloß sich mehrere Stunden in ihre Kapelle ein, und erflehte auf dem Grabe ihres Gatten Muth und Ergebung in ihr gebeugtes Schicksal. Am Abend begab sie sich zu ihrer Tochter, und suchte sie mit Vorsicht auf die Trauernachricht vorzubereiten; bevor sie aber damit zu Ende war, hatte Ferdinande schon das schreckliche Geheimniß errathen. Die ganze Nacht war nun ein qualvolles Jammern, und am Morgen wurde im Beiseyn aller Verwandten und Freunde ein feierliches Todtenamt für die Seele des Dahingeschiedenen abgehalten, den ein so trauriges Schicksal seiner Liebe und seiner schönen Verlobten entrissen.

(Fortsetzung folgt.)

Fünfzig Tage am Bord eines Sklavenschiffes.

(Fortsetzung.)

„Donnerstag, den 13. April. Diese Vorhersagung des Spaniers hat sich auf eine schreckliche Art erfüllt. Man hat auf dem Zwischendeck vierundfünfzig entstellte Leichen gefunden, die man ins Meer warf. Einige waren schon vorher durch die Krankheit erschöpft, andere zerquetscht und blutig. Antonio sagte mir, man habe einige gefunden, die erwürgt waren, indem sie sich noch einander an der Gurgel hielten und die Zunge herausstreckten. Einer darunter war ganz zerdrückt, so daß ihm die Eingeweide aus dem Leibe heraustraten. Die Meisten waren mit Füßen zertreten worden, die Schwächeren von den Stärkeren. Einige, die noch eine zitternde Bewegung verriethen, wurden auf das Verdeck niedergelegt und gaben daselbst ihren Geist auf, nachdem man vergebens versucht, sie ins Leben zurückzurufen, indem man sie mit salzigem Wasser besprengte und ihre Lippen mit etwas frischem Wasser befeuchtete. Die Anderen wurden nun aus ihrem nächtlichen Gefängniß befreit und bekamen Mehl, so wie ihre Ration Wasser, jeder eine halbe Pinte. Sie empfingen sie mit unglaublicher Gier; Einige knieeten nieder, um ihres Gleichgewichts sicherer zu seyn, und aus Furcht, auch nur einen Tropfen von der Flüssigkeit zu verlieren, welche die schreckliche Trockenheit ihrer Kehle nach dem Geschrei der Nacht erfrischte. — Da des Abends ein reicher Regen fiel, so kehrten die meisten Neger von selbst in das Zwischendeck zurück, indem man die Luken offen ließ, um ihnen Luft zukommen zu lassen. Aber bald darauf kamen sie im Tumult wieder zurück, als die Matrosen, welche wieder die Ueberfüllung des Verdecks fürchteten, sie zurücktrieben; man war im Begriff, die Luken vor dieser schreienden, verworrenen Masse auf's neue zu schließen, kurz, die Katastrophe der vorigen Nacht hätte sich wiederholt, wenn nicht der Lieutenant positive Befehle gegeben hätte. Antonio, den ich bei dieser zweiten Krise herbeirief, wandte sich mit einer Miene des Schreckens ab, indem er rief: „No soy capaz de matarlos como anoche," „ich bin nicht im Stande, sie wie die vorige Nacht zu tödten." Als ich ihm aber erklärte, was man von ihm verlange, so eilte er sofort, diejenigen, welche auf das Verdeck stiegen, in eine solche Lage bringen zu lassen, daß sie die Bewegung auf dem übrigen Verdeck nicht hemmen konnten."

Obgleich nun die Scene der ersten Nacht nicht mehr wiederkehrte, so hörte doch damit die große Sterblichkeit der Neger während der ganzen Fahrt nicht auf. Es verging fast kein Tag, wo nicht wenigstens einer, meist jedoch mehrere, theils noch in Folge der Scenen der ersten Nacht, theils an Unmäßigkeit, vorzüglich aber an den schädlichen Wirkungen der Hitze und der engen Räume, in welche diese Massen sich zusammendrängen mußten, hinstarben. — Wie sehr ferner die Engländer genöthigt sind, nicht bloß die großmüthigen Befreier, sondern auch die strengen Zuchtmeister gegen ihre unglücklichen Schützlinge zu spielen, zeigen noch folgende Vorgänge: „Wir wurden eines Nachts durch ein ungewöhnliches Geräusch geweckt; man fand, daß dasselbe von sieben Negern herrührte, welche aus den unter dem Zwischendeck angebrachten Fässern Wasser stahlen. Um zu dem Wasser und zu den Vorräthen zu gelangen, muß man täglich die langen Bretter, welche das falsche Verdeck der Sklaven bilden, aus ihrer Lage rücken; diese nächtlichen Plünderer aber müssen, um dieselben Bretter in die Höhe zu heben, Massen von menschlichen Wesen, die auf diesem falschen Verdeck aufgeschichtet liegen, derangiren: daß sie dabei ihre Kameraden verwunden oder verstümmeln, ist ihnen sehr gleichgültig. Ueberdies kann das Wasser in den Fässern nach der Berührung mit den schmutzigen Lumpen, welche die Neger hineintauchen, um des Wassers habhaft zu werden, natürlich nur Ekel erregen. Die kleinen Neger wehrten mit Eifer jede Theilnahme an diesem Raube von sich ab, indem sie in ihrer Sprache schrieen: „Ouichi ouichi no capean", „die Kleinen stehlen nicht." Die Schuldigen erhielten fünfzehn bis zwanzig Peitschenhiebe." Gleichwohl kehrte dieser Fall noch öfter wieder. Ein anderes Mal wurden die Schuldigen nicht bloß mit Hieben bestraft, sondern auch an Ketten gelegt, ehe sie in den untern Schiffsraum zurückgeschickt wurden. „So", sagt der Verfasser, „entspricht in dieser Welt das Ende nicht immer dem Anfang; wir hatten, als wir uns der Prise bemächtigten, damit angefangen, Ketten zu zerbrechen, und jetzt schmiedet man sie auf's neue und fügt noch Peitschenhiebe hinzu."

„Als ich die beiden Spanier fragte, ob sie glaubten, daß man je den Sklavenhandel unterdrücken könne, schüttelte der eine, Antonio, verneinend den Kopf. Der andere meinte, daß die Unterdrückung des Handels in Brasilien wegen der Configuration der Küste, welche die Contrebande außerordentlich begünstigt, sehr schwer seyn würde, daß aber die Regierung viel könne, wenn sie nur ernstlich wolle. Dieser Mensch hatte viele Jahre hindurch den Handel mit Havanna getrieben; er erinnerte sich, daselbst an zwanzig Negerschiffe auf einmal vor Anker gesehen zu haben, und es vergingen wenig Tage, wo nicht zwei oder drei ankamen oder abgingen: jetzt kommt, in Folge der eifrigen Bemühungen des Gouverneurs, kein einziges mehr. Acht bis neun Schiffe, erzählt er, deren jedes wö-

nigstens fünfhundert Neger tragen kann, holen jährlich eine Ladung in Quilimane (dies ist einer von den Haupt-Sklavenmärkten des östlichen Afrika). „Aber jetzt", fügt er hinzu, „entkommt nicht ein einziges von ihnen; es ist ein verlorenes Gewerbe." In der That waren schon in den ersten Monaten des Jahres 1843 zwei Fahrzeuge von der „Lille" gefangen und eines an die Küste geworfen worden; der „Progresso" ist die vierte Prise dieses Jahres. Doch soll einer von ihren Kollegen glücklicher gewesen und vor einigen Wochen an derselben Küste unseren Kreuzern entschlüpft seyn; der Gewinn, den er realisiren wird, wird wahrscheinlich hinreichen, den Verlust der vier anderen zu decken.

(Schluß folgt.)

F. C. Schlossers Weltgeschichte für das deutsche Volk; unter Mitwirkung des Verfassers bearbeitet von Dr. G. L. Kriegk.

(Schluß.)

Daß diese für Kriegk so auszeichnende Anerkennung ein nur gerechtes Lob ist, davon zeugt der Werth der ersten Lieferung seiner Arbeit, welche in diesen letzten Tagen von der Verlagshandlung zur Oeffentlichkeit gebracht worden. Es muß auch in dieser Beziehung dem Ausspruche Schlosser's, in dessen Vorrede S. VII. und IX. beigepflichtet werden: „Auf der einen Seite sollte der Vortrag leicht und klar, das Buch ohne Mühe lesbar werden, auf der andern sollte der Nachdruck gedrängter Rede und die Eigenthümlichkeit eines der Individualität des Verfassers angemessenen Ausdrucks beibehalten und wo möglich Worte und Sätze des zu Grunde liegenden Werkes selbst in das neue aufgenommen werden. Herr Kriegk hatte also nicht völlig freie Hand in Rücksicht der Form, er mußte auf die Grundsätze des Verfassers Rücksicht nehmen, er durfte die Individualität desselben durch den Styl nicht verzerren. Herr Kriegk hat daher auch mit einem sehr richtigen Takt durchaus nicht nach Schönschreiberei gestrebt, sondern sich auf Klarheit, auf einfache und ungesuchte Zierlichkeit und Richtigkeit des Ausdrucks beschränkt. Der Verfasser kann dies um so mehr bezeugen, als er die Handschrift dieser ersten Abtheilung auch in dieser Beziehung Wort für Wort mit der größten Aufmerksamkeit gelesen und geprüft, und sogar hie und da am Rande dem Verfasser desselben Verbesserungsvorschläge gemacht hat. Es soll daher, weil gewiß auch das Publikum damit zufrieden seyn wird, dieselbe Regel (in Rücksicht der Form) durch das ganze Werk hindurch beobachtet werden, nur wenige Fälle ausgenommen. Das heißt mit andern Worten, Hr. Kriegk wird nur an den wenigen Stellen, wo auch der Verfasser in dem Abriß und der Weltgeschichte aus guten Gründen dies vorgezogen hatte, mehr zum Gefühl als zum Verstande zu reden, und durch Beibehaltung der Sätze des Originals auf das Herz einzuwirken, nicht blos den Kopf zu belehren suchen. — Herr Kriegk hat auch in dieser Rücksicht Alles geleistet, was der Verfasser nur irgend erwarten konnte. Der Verfasser selbst war überrascht, als er die Handschrift durchlas, er fand sogleich das Meiste von dem, was Herr Kriegk an die Stelle der weggelassenen Stücke des universalhistorischen Abrisses gesetzt hatte, nicht blos passend, sondern auch von der Art, daß er sich freuen mußte, es dem Seinigen einverleibt zu sehen. Die von ihm hie und da vorgeschlagenen Aenderungen waren unbedeutend und betrafen Kleinigkeiten."

Eine bessere Empfehlung, als dieses Urtheil Schlosser's, könnte der Kriegk'schen Arbeit nicht ertheilt werden, die in der That das zu liefern verspricht, was die Verlagshandlung dem deutschen Volke zu bieten übernommen. „Die Geschichte kann und soll kein Curiositäten- oder Raritäten-Kabinet seyn, sie soll das Leben, wie es ist, fest in's Auge fassen, die Wißbegierde, nicht die Neugierde befriedigen." Diesem Wahlspruche Schlosser's ist auch Kriegk in der Anlage und Ausführung seiner Arbeit treu geblieben.

Die äußere Ausstattung, welche die Verlagshandlung dem Werke gegeben, ist dessen Bestimmung, ein Nationalwerk zu seyn, würdig. Druck und Papier lassen nichts zu wünschen übrig. Der Preis (45 kr. für jede Lieferung von 15 — 18 Bogen) ist in jedem Betrachte äußerst billig gestellt. Das Werk soll nach einer vorläufigen Berechnung des Materials die Anzahl von 12 Bänden oder 24 Lieferungen nicht übersteigen. Die Verlagshandlung hat versprochen, die zweite Lieferung schon im nächsten Juli und die folgenden in möglichst kurzen Zwischenräumen folgen zu lassen. Möge ihr Unternehmen den Erfolg haben, den es verdient, und allen Anklang bei dem deutschen Volke finden, dem es gewidmet ist! *

Mannichfaltigkeiten.

Die letzte Leipziger Ostermesse war in manchem Betrachte merkwürdig. Während dieser Gradmesser des Binnenhandels auch ihrerseits bei dem großen und kleinen Verkehr den Einfluß des unglücklichen Jahres 1842 in der Lebhaftigkeit zeigte, mit der man die unbefriedigt gelassenen Bedürfnisse nachholte, war sie zugleich ein Zeugniß von dem immer größeren Aufschwunge, welchen die vaterländische Gewerbsamkeit gewonnen hat, und von der Einwirkung der leichtern Verbindungsmittel in den Ländern und zwischen den Ländern. Ferner ward es recht offenbar, daß schlechtere und leichtere Waare immer nur kurze Zeit einiges Glück machen kann, d. h. so lange der Reiz der Neuheit in der Form oder in der Zusammensetzung dauert, und daß der Verkehr immer wieder zu dem Aechten und Guten zurückkehrt. Dann aber bewies auch diese Messe wieder, welch' mannichfaltiger Gebrauch von der Wolle gemacht wird und welch' unschätzbarer Stoff uns in ihr gegeben ist.

In Arago's Rede an Lafitte's Grab findet sich folgende, die Anspruchlosigkeit des berühmten Bankiers bezeichnende Anekdote: Seine Enkelin, die Tochter des Fürsten von der Moskwa, die er zärtlich liebte, erzählte ihm neulich, daß ihre Schulfreundinnen sie Prinzessin nennten, und nur nicht begreifen könnten, warum der Großvater einer Prinzessin nicht Fürst sey. „Sage ihnen" — bemerkte Lafitte — „daß ich Fürst vom Hobel (prince du rabot) bin, und wenn sie das etwa nicht verstehen, so setze hinzu, daß mein Vater ein Zimmermann war."

Korrespondenz.

Mannheim, im Juni.

Es ist erfreulich, zu sehen, wie sich Mannheim seit einigen Jahren verschönert hat; der Fremde hat die Wahl unter den grosartigsten Gasthöfen, in welchen man mit Pariser Eleganz bedient und nicht übertheuert wird. Die Stadt hat so zu sagen stets einen sonntäglichen Anstrich; Alles sieht so reinlich, so ruhig und festlich aus; die Magazine der Kaufleute vermehren sich jährlich und suchen sich an reicher und geschmackvoller Ausstattung zu überbieten. Längs der Planken wird man unwillkürlich an die Pariser Boulevards erinnert. Die Mannheimer sind noch immer, und zwar mit Recht, enthusiastisch für ihr Theater eingenommen. Ref. hatte Gelegenheit, der Aufführung der Stummen von Portici beizuwohnen und war überrascht von den Chören, welche gewöhnlich die schwachen Seiten der Oper sind; hier aber ließen sie nichts zu wünschen übrig. Einige Solopartien waren in Meisterhänden; die Decorationen und die Scenerie waren trefflich. Unter den nützlichen Anstalten der Stadt muß ich besonders der Badeanstalt im Badnerhof erwähnen, die sich durch Comfort und Reinlichkeit in höchster Potenz auszeichnet. Die Badestübchen, sehr elegant eingerichtet, sind in einem reizenden, mit Blumen, schattigen Bäumen, Lauben und Gebüschen versehenen Garten gelegen, in welchem, nachdem man seinen Körper in dem kraftgebenden Rheinwasser gestärkt hat, man stets Gelegenheit findet, noch ein Stündchen mit promenirenden Badegästen oder der freundlichen Wirthin zu verplaudern. Es wäre vielleicht nicht übel, wenn auch noch eine Restauration mit der Badeanstalt verbunden wäre. Das Ziel der Spaziergänger, so wie der Versammlungsort der beau monde ist jetzt die Rheinlust, die aber in ihrem gegenwärtigen Zustand noch Vieles zu wünschen übrig läßt, da es ihr an den heißen Sommertagen an einer Hauptsache, nämlich an Schatten, fehlt; die jungen Bäume bilden noch keine Laubdächer und einige aufgespannte Tücher schützen nicht hinlänglich vor den sengenden Sonnenstrahlen. Als ich am ersten Sonntag im Juni unter den Tönen einer herrlichen Musik gebraten wurde wie eine Lammscotelette, konnte ich mich der Betrachtung nicht enthalten, wie doch Alles in der Welt der ewig wechselnden Mode unterworfen ist. Die Mannheimer haben die herrliche Mühlau mit Schatten, Blumen und Bäumen, mit einem allerliebsten Schlößchen, das in einem großen Salon und mehreren Nebengemächern, so wie in einer luftigen Colonnade die schönsten Plätze darbietet, aber es gehört zum guten Ton, sich auf der Rheinlust braten zu lassen, die erst unsern Kindern hinreichenden Schatten geben wird, und so bleibt denn die Mühlau leer wie die Wüste Sahara, nur von wenig Freunden des guten Geschmacks aufgesucht, die ihre Behaglichkeit der Mode vorziehen.

So sind die Menschen in unsern Tagen;
Nach dem Neuen sieht man sie rennen und jagen.
Das Gute, das ihre Väter besessen,
Wird von den Kindern verachtet, vergessen.

Darmstadt, 10. Juni.

Gestern früh starb hier der seit dem Jahr 1822 in Ruhestand versetzte grosh. Oberst Gottfried Meister, geboren hierselbst im J. 1774 und Militär seit 1792, wo er seine Laufbahn als Fähndrich in dem damaligen Regiment Landgraf begann. Nachdem er die unteren Grade durchlaufen hatte, wurde er im Mai 1803 als Capitän zum Generalstab versetzt, und in demselben, nach seiner Rückkehr aus englischer Kriegsgefangenschaft, in welche er bei Erstürmung der spanischen Festung Badajoz gerathen war, im Decbr. 1813 zum Oberstlieutenant und einige Jahre darauf zum Obersten befördert. Er war auch Commandeur des grosh. Ludwigsordens, Ritter des russischen St. Wladimir-Ordens und der französischen Ehrenlegion. Dem geographischen Publikum hat er sich durch eine von ihm nach dem neuen Staatsvertrage vom 30. Juni 1816 entworfene, von C. Felsing gestochene und bei Leske erschienene chorographische Karte von dem Großherzogthum Hessen bekannt gemacht. Früher schon hatte er an den von dem Oberstlieutenant Haas herausgegebenen Specialkarten von dem Odenwald, dem Baulande rc., wie auch an dessen Generalkarte (1806) thätig mitgewirkt, bei letzterer besonders, welche von ihm allein gezeichnet wurde. Er bewohnte ein eigenes geräumiges Haus mit schönem Garten in der Vorstadt Bessungen, wo er sich nicht lange nach seiner Pensionirung angesiedelt hatte. Letztere überraschte ihn in seinem thatkräftigsten Lebensalter und scheint ihn so gestimmt zu haben, daß er Jahre lang in stiller Zurückgezogenheit lebte und von Welt und Menschen weder etwas zu hoffen, noch zu fürchten schien. Er capitulirte mit dem Tod gestern früh 4 Uhr, nachdem er als alter, beherzter Soldat die letzten zeitlichen Anordnungen mit Geistesruhe getroffen hatte.

Der ist überall zu loben,
Der sein eig'ner Meister ist,
Schrecklos bei des Unglücks Toben
Und verkappter Neider List;
Ob er heute stirbt, ob morgen,
So geschieht's doch ohne Sorgen.

Rist (st. 1667).

Darmstadt, 7. Juni.

Hiesige Sänger und Musiker (die Mitglieder des Musikcorps des ersten Gardeinfanterie-Regiments und andere Künstler) haben auf Sonntag den 16. Juni ein großes Vocal- und Instrumental-Konzert veranstaltet, welches zu Auerbach in dem Saale des Gasthauses zur Krone statt finden soll. Man darf wohl im voraus überzeugt seyn, daß sowohl die glückliche Wahl des Orts, als auch die Gunst der Jahrszeit vereint dazu beitragen werden, den Freunden der musikalischen Kunst und der geselligen Unterhaltung einen angenehmen Tag zu bereiten. Bereits ist das Unternehmen durch eine hübsche Zahl von Unterschriften aus der Nähe und Ferne von Kunstfreunden bereitwillig unterstützt worden.

Homburg v. d. H., im Juni.

Homburg hat seines mangelhaften Straßenpflasters wegen ein leidiges Renommé. Die alte Stadt kann sich übrigens gratuliren. So holprig und uneben das Pflaster drinnen auch ist, immerhin gewähret es Schutz gegen Nässe, Schmutz und Staub. Die neue Stadt dagegen, die imposante Partie gegen Frankfurt zu, die Zierde des Badeortes, in dem sich die feine Welt bewegt, ist bei trockener Witterung in eine Staubwolke eingehüllt, und wenn es regnet, verwandelt sie sich im Nu in eine Lehmgrube. Homburg rivalisirt mit den ersten Badeorten von Süddeutschland. Seine trefflichen Heilquellen, die romantische Lage, die kräftige Bergluft stellt dieses Bad in den ersten Rang. Mögen die Ortsbehörden von Homburg dafür sorgen, daß für das Aeußere der Stadt das Erforderliche geschieht! Ein Straßenpflaster fehlt heutzutage dem unbedeutendsten Marktflecken nicht mehr.

Ein Badegast.

Mainwasser-Wärme.

Mittwoch den 12. Juni, Morgens 8 Uhr, 17 Grad. W. Gerlach.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 12. Juni. Die Entführung aus dem Serail, große Oper in 3 Abth., Musik von Mozart.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 163. Freitag, den 14. Juni 1844.

Die Braut von Madrid.

(Fortsetzung.)

Von diesem Augenblicke an verließ Diego Ferdinande nicht mehr. Anfänglich war sie ungeduldig über den beständigen Plagegeist, für welchen sie nie Zuneigung fühlte, und der in ihren Augen nur das eine Verdienst hatte, der Bruder von Don Ruiz zu seyn. Aber Diego wußte ihrem Schmerz so zu schmeicheln, er weinte mit ihr, er war das gefällige Echo all' ihrer schon tausendmal wiederholten Klagen, daß sie sich nach und nach an seine Gegenwart gewöhnte, und sich selbst Vorwürfe darüber machte, undankbar gegen ihn gewesen zu seyn. Sein Bemühen schien so großmüthig, sein Schmerz so uneigennützig; warum sollte sie ihn nicht wie einen Freund, wie einen Bruder betrachten?

Im Umgang mit ihrer Mutter und mit Diego schien Ferdinande der Tag weniger lang, das Leben erträglicher. Sie sprach von Don Ruiz, und eine jede Antwort, welche sie herausforderte, war ein Lob, oder ein Bedauern. Er lebte zwar nur noch in der Erinnerung, aber ein geheimer Instinkt fesselte sie durch eine erhabene Eigennützigkeit an Alles, was auf Erden das Andenken an ihn verlängern konnte.

Die Marquisin konnte auch nicht mehr dem einnehmenden Wesen Diego's widerstehen. Nie hatte sie eine besondere Neigung für den jungen Mann empfunden, dessen leichtsinniger Charakter zu sehr von dem trefflichen Gemüthe seines Bruders verschieden war. Aber seit dessen Abreise war eine so auffallende Veränderung mit ihm vorgegangen, seine Sorgfalt, nach dem harten Schlag, der sie getroffen, entwickelte eine so schöne Seele in ihm, daß auch sie alle Vorurtheile vergaß, und nur Diego's Fehler seiner Jugend und seinem heißen Blut zuschrieb. Bald stand er in der allgemeinen Achtung, und er nahm den Platz seines Bruders ein.

Ein einziger Mann, Juan von Badesillas, ehemals Comthur von Ocana, der innigste Freund von Don Ruiz, zweifelte an der Wahrheit dieser Veränderung. Umsonst bot die Marquisin Alles auf, um Badesillas eines Andern zu überzeugen, er aber, eigensinnig in seinem Vorurtheil, begegnete jeder Lobrede über ihn mit einem spottenden Achselzucken.

„Aber welche Fehler können Sie ihm vorwerfen?“ fragte eines Tags ungeduldig die Marquisin.

„Zum ersten mißfällt er mir.“

„Das ist ungerecht.“

„Wenn es aber Instinkt wäre?“

„Sie sind zu mißtrauisch!“

„Es ist keine Täuschung; sein Lächeln ist kein Frohsinn, und sein Kummer eine Komödie.“

„Wenn Sie wüßten, welche traurige Tage er mit uns durchlebt.“

„Er ersetzt sie durch glücklichere Nächte.“

„Was wollen Sie damit sagen?“

„Nun, am Hofe des Königs!“

„Seine Pflicht, seine Amtsverrichtungen rufen ihn dahin.“

„Ja, Sie haben Recht, seine Pflicht als treuer und ergebener Unterthan, seine Amtsverrichtungen als Kämmerer. Ich muß Ihnen, Frau Marquisin, wieder als ein strenger Menschenfeind erscheinen, aber die Gunst, die Diego von Soria genießt, scheint mir verdächtig, und Sie würden gewiß meiner Meinung seyn, wenn Sie wüßten, daß er der rechte Arm, die erkaufte Seele, der unzertrennliche Freund .....“ Badesillas zögerte. —

„Von wem?“ fragte die Marquisin.

„Von Don Roderich Calderon, Grafen von Oliva, dem alten Kammerdiener des Herzogs von Lerma; von diesem Menschen, der in der Ausschweifung und dem Laster vergraben ist, der in Folge von ungenannten Verbrechen, von feiger Unterwürfigkeit, ehrloser Dienstwilligkeit, sich die Gnade des Königs erwarb, der noch zu jung war, um den Abgrund einer solchen Einwirkung zu fassen, und zu schwach, um ihr zu widerstehen.“

Die Marquisin, die seit längerer Zeit schon entfernt vom Hof lebte, kannte doch die hohe Stellung, die Calderon einnahm, aber auch die Verwünschungen, die das Volk gegen ihn ausstieß. Warum sollte ihr Diego seine Verbindung mit diesem Manne verschwiegen haben? Sie fühlte die alte Abneigung in ihr erwachen, aber fest entschlossen, gegen ein Gefühl zu kämpfen, welches sie mißbilligte, erwiederte sie: „Seine Besuche bei uns sind zum wenigsten ganz uneigennützig.“

„Die Zukunft wird es uns lehren,“ erwiederte Badesillas, der nun ein Mal das letzte Wort haben wollte.

Fast unmittelbar nach dieser Unterhaltung erschien Diego von Soria auf dem Schloß Doveda und verlangte eine geheime Unterredung mit der Marquisin. Sie erstaunte anfänglich über den feierlichen Ton, womit er sich diese Gnade erbat; aber ihr Erstaunen hatte keine Gränzen, als sie die

Ursache dieses Schrittes erfuhr. Er bat angelegentlich um die Hand ihrer Tochter, der Braut seines Bruders, von Ferdinande Doveda. Alle Behauptungen von Don Juan von Badesillas kamen ihr in das Gedächtniß zurück, und ohne Diego eine unwiderrufliche Antwort zu geben, sagte sie ihm kalt: daß sie den Willen ihrer Tochter berücksichtigen müsse.

Ferdinande theilte den Widerwillen ihrer Mutter, als sie Diego's Absichten erfuhr. Er kannte ihre heiße Liebe zu Don Ruiz, und deswegen erstaunte sie über den Mangel an Achtung für seinen Bruder. Es bedurfte keiner weiteren Veranlassung, um ihn in den Augen der Mutter sowohl als der Tochter von der wankenden Höhe zu stürzen, worauf sie ihn gestellt hatten.

Von diesem Tage an schlich eine gewisse Kälte in die gegenseitige Verbindung. Don Diego blieb sich in Allem gleich, aber man freute sich seiner Gegenwart nicht mehr. — Nach und nach verfiel Ferdinande in eine so düstere, anhaltende Traurigkeit, daß die Marquisin ernstlich um ihre Gesundheit besorgt wurde. Don Diego, der indessen die abschlägige Antwort gefaßter hinnahm, als man hätte glauben dürfen, rieth der Marquisin, durch Zerstreuungen gegen die gefährlichen Spuren der Melancholie zu kämpfen. Ihr heiliger Eid, den sie ihrem sterbenden Gemahl geleistet, band sie, Ferdinande nicht an den Hof zu führen; konnte man aber nicht, ohne meineidig zu werden, den Hof von Madrid auf das Schloß Doveda bescheiden? Sie liebte die große Welt nicht, aber um wieder Ruhe in die Seele ihrer Tochter zu gießen, um ihr ihre Frische wieder zu geben, um auf ihrem Antlitz einen Strahl von Jugend und Glück leuchten zu sehen, zauderte sie keinen Augenblick, ihre gewohnte Lebensweise zu opfern, und willigte darein, mehrere große Gesellschaften bei sich zu sehen, in Mitte derselben Ferdinande zwar keine große Freude, aber doch augenblickliches Vergessen ihrer Leiden fand.

(Fortsetzung folgt.)

Fünfzig Tage am Bord eines Sklavenschiffes.

(Schluß.)

Der Preis der Neger an der Ostküste Afrika's beträgt ungefähr 18 Dollars für die Herangewachsenen und zwölf für die Kleinen. In Rio Janeiro zahlt man für die Männer 500,000 Reis oder 350 Thaler, für die Frauen 400,000 Reis oder 280 Thaler, für die Kinder 300,000 Reis oder 210 Thaler. Man wird finden, daß, wenn man den mittleren Preis nimmt, der Bruttogewinn, bei einer Ladung von 500 Negern, 129,000 Thaler übersteigt.

Kaufpreis für 500 Sklaven à 15 Dollars oder 21 Thaler	10,500 Thlr.
Verkaufspreis in Rio à 280 Thaler . . .	140,500 „
Differenz . .	129,500 Thlr.

Der Sold der Mannschaft des „Progresso" betrug 25,000 Reis oder 17 Thaler monatlich; überdies sollte, wenn die Reise glücklich von statten ging, jeder Mann eine Gratification von 350 Thalern empfangen.

Am 1. Juni, nach einer Fahrt von fünfzig Tagen, erreichte das Schiff Simonsbay, nicht weit von der Kapstadt. Die Zahl der Neger hatte sich um 175 vermindert; so viele hatten während der Fahrt ihren Tod gefunden. Von den Ueberlebenden wurden die Stärksten, hundert an der Zahl, nach der Kapstadt gebracht, um daselbst ihre Lehrlingszeit zu bestehen und sich zu freien Arbeitern auszubilden. Sonst waren die Neger, welche von diesen Sklavenprisen nach der Kapstadt kamen, für eine Zeit von sechs bis sieben Jahren als Dienstboten oder Feldarbeiter in die Lehre gegeben worden, wobei der Herr unter Anderem die Verpflichtung übernimmt, den Lehrling sorgfältig und so schnell als möglich im Christenthum unterrichten und taufen zu lassen und ihm dann den Besuch des Gottesdienstes nicht bloß zu erlauben, sondern auch ihn dazu aufzumuntern. Seit dem Januar 1843 hat die Lokalregierung bestimmt, daß die Neger unter zwanzig Jahren nur als häusliche Dienstboten verwandt werden oder zur Erlernung von Handwerken in die Lehre treten sollen; die männlichen und weiblichen Neger, die älter als zwanzig Jahre sind, sollen als Feldarbeiter nur für eine Lehrlingszeit von einem Jahre verpflichtet seyn. Die Pflanzer beklagen sich nun, daß der Zeitraum eines Jahres, für welchen man ihnen den herangewachsenen Neger anvertraut, zu kurz sey, als daß sie in seinen Diensten eine genügende Entschädigung finden könnten.

Die Resultate, die der Verfasser aus allem Vorigen zieht, sind folgende: „Ein Haupthinderniß, welches sich der Abschaffung des Negerhandels in den Weg stellt, ist die Straflosigkeit der damit beschäftigten Individuen. So lange dieselben keine Strafe zu fürchten haben, selbst in den Fällen, wo sie auf frischer That ertappt werden, wird man dem Handel nie ein Ende machen. Die „Kleopatra" nahm bald darauf einen zweiten brasilianischen Negerhändler gefangen, der aber noch keine Sklaven am Bord hatte. Der Kapitän dieses Fahrzeugs lachte über die Idee, daß man ihn in Rio als Uebertreter des Gesetzes betrachte; er sagte, er würde, nachdem er sich eine Zeit lang auf dem Kap aufgehalten, wahrscheinlich nach Rio zurückkehren, um daselbst das Kommando eines anderen Negerschiffs zu übernehmen."

„Vor Allem also müssen energische Maßregeln zur Bestrafung dieser Individuen genommen werden. Dies erscheint um so dringender, wenn man bedenkt, daß bei dem gegenwärtig zur Anwendung kommenden Repressions-System die Leiden und die Sterblichkeit der Neger eher vermehrt als vermindert werden. Es ist klar, daß die Beschlagnahme eines Negerschiffs unter ähnlichen Umständen, als ich sie beschrieben, ein viel nachtheiligeres Ereigniß für die unglücklichen Neger als für den Menschenhändler ist. Die Unfälle, die am Bord des „Progresso" nach unserer Besitznahme eintraten, würden gewiß nicht vorgekommen seyn, wenn die Ladung in den Händen der Käufer geblieben wäre. Diese haben nicht bloß das größte Interesse für die Erhaltung einer so kostbaren Ladung, sondern sie sind auch dazu am meisten geschickt, indem sie erstens mit der den Negern angemessensten Disziplin und körperlichen Behandlung vertraut sind, und sodann über den Beistand einer geübten und zahlreichen Mannschaft verfügen. In allen diesen Beziehungen stehen die neuen Herren der Prise im größten Nachtheil. Oft kann ein Kreuzer nur eine sehr geringe Zahl von Leuten an Bord der Prise schicken, eine Zahl, die noch durch Krankheiten vermindert wird. So war unter der Mannschaft des „Progresso" nicht ein Mann, der nicht krank ward.

„Es ist unzweifelhaft, daß das gegenwärtige System nur dazu dient, die Leiden der Schwarzen zu verschlimmern. Wir

sind mit Recht stolz auf den Namen eines Wilberforce, dessen Beredsamkeit und Bemühungen es gelang, ganz Europa gegen die Gräuel der Sklaverei zu empören; Andere machen ihm die Ehre, diesen schändlichen Handel vernichtet zu haben, streitig; aber die Wahrheit ist, daß der Handel in diesem Augenblick in einer noch gräßlicheren Weise getrieben wird, als zur Zeit des Wilberforce selbst, und das Blut seiner zahlreichen Opfer erhebt sich gegen uns, die wir, ohne es zu wollen, ihre Leiden verschlimmern.

„Doch so nothwendig auch die genannten Maßregeln zur Bestrafung der Individuen sind, welche sich dem Handel widmen, die Wurzel des Uebels, die Sklaverei selbst, liegt außer dem Bereich aller Strafbestimmungen; denn sie entspringt aus der sittlichen Verderbniß der afrikanischen Stämme. Auf einem großen Theil dieses Kontinents ist der charakteristische Zug des socialen Lebens das Verhältniß absoluter Sklaverei, in welchem die Bevölkerungen zu ihren Herrschern stehen. Man verkauft und vertauscht die Sklaven in Afrika, wie in Europa Pferde und Hunde. Ich selbst war zugegen, wie ein Häuptling des Innern, der sonst dem Handel ganz fremd war, in Quilimane vier Schwarze seines Gefolges für eine schlechte Harmonika anbot. Die Eltern verkaufen zuweilen ihre eigenen Kinder. Die Sklaverei würde in diesen Ländern fortbestehen, auch wenn man den Handel abschaffte; um ihr ein Ende zu machen, muß man die Keime der Civilisation unter diese wilden Stämme ausstreuen."

Das Menschenherz.

Von Chr. K. Clemens.

Es ist kein See zu finden
Auf Erden allerwärts
Von so geheimen Gründen,
Als eines Menschen Herz.

Da fluthet in der Stille,
Von keinem Aug' geseh'n,
Der reinsten Wonne Fülle,
Des Schmerzes heilig Weh'n.

Es prangt im vollsten Segen
Kein Thal so reich und bunt,
Als sich Gefühle regen
In eines Herzens Grund.

Die Königin der Triebe
Hat hier ihr stilles Land:
Die gottentflammte Liebe
Und was ihr nah' verwandt.

Und was das Herz verborgen
In seinem Schooß gebar,
Das strahlt wie lichter Morgen
In's Auge wunderklar.

Da leuchtet es und kündet
Was in der Tiefe lebt;
Das ist ein Strahl, der zündet,
Von dem die Seel' erbebt.

Manch Hoffen mag zertrümmern
Ein feindliches Geschick,
Es kann das Herz nicht kümmern,
Nicht trüben ihm sein Glück.

Mag ihm auch Alles rauben
Die Zeit in raschem Flug;
An seinem frommen Glauben
Hat es noch stets genug.

Doch wann der süße Frieden
Einst nicht mehr in ihm quillt,
Dann gibt es nichts hienieden,
Das seinen Jammer stillt.

Viel Wunden wohl bereiten
Uns herben, bittern Schmerz;
Jedoch das tiefste Leiden
Ist ein gebroch'nes Herz.

Mannichfaltigkeiten.

In Berlin haben mehrere Menschenfreunde die edle Absicht, auf die uneigennützigste Weise eine Bäckerei anzulegen, worin die Armen das Brod zu dem billigsten Preise kaufen sollen. Man will diese Bäckerei mittelst Aktien, von denen jede sich auf 100 Thlr. beläuft, begründen.

In Schaffhausen ist der Stadtkasseverwalter mit Hinterlassung eines Deficits von etwa 50,000 fl. auf eine fast komische Weise entflohen. Das Ausschreiben giebt als Kennzeichen an: „Gesicht roth vom Trinken und unrein, war Offizier in französischen Diensten und ist Ritter des spanischen Ferdinandordens." Er führte große Kapitalposten, welche schon abbezahlt waren, im Ausstande fort, und hatte die Kasse mit umwundenen Holzrollen vortrefflich gespickt. Das Schaffhauser Tagblatt meint, wenn es kein Junker gewesen, wäre er nicht entwischt. Auf die Beifahung sind 1000 französische Francs gesetzt.

(Vom Rheine, 6. Juni.) Den öffentlichen Nachrichten zufolge soll das diesjährige Pfälzische Musikfest in den ersten Tagen des Monats August in Zweibrücken abgehalten werden.

In der Versammlung der aargauischen landwirthschaftlichen Gesellschaft am 8. Mai zeigte der Artilleriemajor Hühnerwadel von Lenzburg Berlinerblau vor, das er unlängst aus Maikäfern fabrizirt habe. Zugleich kündigt er an, daß er aus Maikäfern auch noch Salmiak bereiten und überhaupt sich bestreben wolle, zu erfahren, welcher größte Nutzen aus diesen Thieren zu ziehen sey, und ob nicht gerade dadurch wesentlich zur Einsammlung dieser schädlichen Insekten ermuntert werden

könnte. Die Gesellschaft beschloß, das Farbenmuster untersuchen und sich dann Bericht abstatten zu lassen, ob die Fabrikation des einen oder andern Stoffes aus Maikäfern eine lohnende sey, oder ob man der Kosten wegen davon abgehen müsse.

Hr. Magendie brachte in der Sitzung der Akademie der Wissenschaften zu Paris vom 27. Mai zur Anzeige, daß er ächte Kuhpocken an einer Kuh gefunden habe. Zwei Melkerinnen hatten sie dadurch bekommen, und sie sind gleich mehreren Kindern mit vollem Erfolg eingeimpft worden. Es ist sehr wichtig, so wieder ursprüngliche Kuhpocken zu erhalten, und die Thatsache ist um so interessanter, als man seit dem Jahre 1836 keine Kuhpocken bei Kühen mehr gefunden hatte.

(Berlin.) Die Zeitungen haben die traurige Geschichte erzählt, wie hier zwei Schneidergesellen von Gensd'armen lebensgefährlich verwundet wurden. Die Sache machte ungeheures Aufsehen, und gab zu einer Polemik in öffentlichen Blättern Veranlassung, in welche der Polizeipräsident und ein Dr. Korff hineingezogen wurde. Der letztere hatte sich der Verwundeten „unbefugt“ angenommen, und soll deßhalb — bestraft werden. Jetzt enthalten unsere Zeitungen folgendes gelungene Epigramm, gerichtet an den Dr. K.:

Wie Du es warst von Aeskulapens Orden,
Bist Doktor Du des Rechts nun auch geworden.

Auf den vierundzwanzig deutschen Eisenbahnen, welche jetzt dem allgemeinen Verkehr eröffnet sind, wurden im Monat April 1843 Personen befördert: 589,645; im April 1844 aber 792,123, also mehr (ohne Hannover) 202,478; die Einnahme betrug 1843 457,451, 1844 aber 631,942 Thaler; in letzterem also 202,478 Thaler mehr.

Die deutsche Sprache kann sich zwar nicht gleich der französischen rühmen, europäische Hofsprache zu heißen, doch wurde sie zu keiner Zeit in so vielen europäischen Häusern gesprochen, als jetzt, z. B. im Hause des Kaisers von Rußland, der Königin von England, des Königs der Franzosen, der Königin von Portugal, des Königs von Dänemark, des Königs von Schweden u. s. w.

Man hat immer gezweifelt, daß eine deutsche Flotte zu Stande käme. Warum? Die Deutschen können doch sonst kräftig steuern.

(Aerztliches Bulletin.) Se. Excellenz, Herr Graf von *** geruhten, in der Nacht vom 17. zum 18. Oktober etwas freier Athem zu holen.

Die Sängerin M. in B. weigerte sich vor einiger Zeit, angeblich wegen Heiserkeit, zu singen. Auf die Frage des Arztes, wie sie sich bei der warmen Witterung habe erkälten können, erwiederte sie: „Ich habe unglücklicher Weise den noch feuchten Theaterzettel gelesen.“

(Brescia, im Mai.) Das hiesige berühmte Athenäum hat dem Geographen und Statistiker Adrian v. Balbi in Mailand ein unter Acclamation der zahlreich versammelten Mitglieder desselben ertheiltes Ehrendiplom als auswärtiges Mitglied zugesendet.

Korrespondenz.

Hamburg, 8. Juni.

Mad. Peroni-Glaßbrenner, vom Hoftheater zu Strelitz, hat einen Gastrollencyclus auf dem Thaliatheater begonnen. Sie kam nicht unangemeldet; Herolde hatten ihr in allen Lokalblättern vorausttrompetet und ihren Einzug bei uns verkündet; man weiß, ihr Gemahl, Hr. Glaßbrenner-Brennglas, ist selbst Literat und hat auch hier manche Freunde. Wir haben Mad. P.-G. bis jetzt als Margarethe in den „Erziehungsresultaten“ von Blum, als Schwäbin und Vicomte von Letorières gesehen. Sie bewährte sich in diesen Rollen als talentvolle Lustspielerin, die einfach und der Natur getreu den gegebenen Charakter zur Anschauung zu bringen sucht und jeden Effekt auf Kosten der Wahrheit verschmäht. Die Margarethe Western gab sie mit allerliebster Laune und Munterkeit; in einigen Scenen schien uns indeß ihre Naivetät nicht immer den Stempel der Wahrheit an sich zu tragen und etwas outrirt zu seyn. Als Vicomte von Letorières hat uns Mad. Schreiber-St.-Georges noch besser gefallen. — Im Stadttheater weiß der unübertreffliche Zauberer und Hexenmeister Bosco fortwährend, trotz des schönsten Sommerwetters, ein zahlreiches Publikum herbeizuzaubern. Man muß dergleichen sehen, um es zu glauben, berichten läßt sich darüber nicht. Bosco ist ohne Zweifel jetzt der größte in seinem Fache; er übertrifft Philippe und Alexandre durch Verschmähung aller Geheimthuerei; auch Döbler, der an Eleganz des Vortrags den Vorrang verdient, bedarf mehr Vorbereitungen und Apparate. Bosco beschränkt seine Vorstellungen nicht auf's Theater; er hat auf dem Markte, in Restaurationen und Kaffeehäusern Vorstellungen improvisirt, so daß er förmlich populär geworden ist. — Unsere Dem. Lebrün ist für's erste zu uns zurückgekehrt; Hendrichs wird, zur höchsten Betrübniß aller jungen Damen, nicht zurückkehren; er ist in Berlin mit 3500 Thlr. engagirt, und der König will, wie es heißt, eine Abstandssumme von 8000 Thlrn. an unsere Direktion bezahlen. Dareb soll Hr. Cornet sehr erfreut seyn. Mit Baison wird unterhandelt und man hofft, ihn zu gewinnen, da er, trotz den Berichten einiger Blätter, in Wien nicht gefesselt ist. Hr. Schmidt, ein wackerer Spieltenor vom Leipziger Theater, ist engagirt. Der Bassist Draxler von Wien hat wegen seiner prächtigen und umfangreichen Stimme außerordentlich gefallen.

Mainwasser-Wärme.

Donnerstag den 13. Juni, Morgens 8 Uhr, 17 Grad. W. Gerlach.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 13. Juni. (Zum Erstenmale wiederholt): Der Weiberfeind, Lustspiel in 1 Act von R. Benedix. Hierauf folgt: Der Kapellmeister von Venedig, oder: Der Schein trügt, musikalisches Quodlibet in 2 Abth., von Breitenstein.

Samstag, 15. Juni. Mutter und Sohn, Schauspiel in 5 Acten (in 2 Abth.), mit freier Benutzung des Bremer'schen Romans: „Die Nachbarn“, von Charl. Birch-Pfeiffer. (Gastrolle) Bruno: Dr. Hendrichs.

Redakteur: J. L. Heßlzer. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 164. Samstag den 15. Juni 1844.

Die Braut von Madrid.

(Fortsetzung.)

Es war an einem dieser Feste, wovon wir im Anfang unserer Erzählung sprachen. Noch nie war eine Gesellschaft fröhlicher und auserlesener; die Kostüme, merkwürdig sowohl durch ihren reichen Glanz, als auch durch die historische Richtigkeit, bildeten unter sich die pikantesten Gegensätze. Die Maske gestattet eine Art von Freiheit, die dem Ball mehr Leben giebt, ohne die Schranken der Schicklichkeit zu überschreiten. Indessen war Ferdinande an diesem Abend bleicher und trauriger wie gewöhnlich, und nahm mit Ungeduld die Huldigung einiger Edelleute hin, die sich, wie es in ganz Madrid bekannt war, um ihre Hand bewarben. Ermüdet durch ihren Eifer, ihr zu gefallen, suchte sie Schutz bei Juan von Badesillas und nahm seinen Arm.

Ganz erstaunt sagte der Comthur: „Sie sind es, Ferdinande?"

„Ja, mein lieber Juan," erwiederte das junge Mädchen, und schien zu zittern.

„Aber was fehlt Ihnen?"

„O, gar nichts! Sie wissen, Senor, ich liebe von diesen geräuschvollen Gesellschaften nur die reizende Anordnung, den blendenden Anblick, es ist ein Schauspiel, das mich erfreut, das aber meinem Herzen nicht zusagt. So sehr mich in der Entfernung der Tanz erfreut, so wenig liebe ich, Antheil daran zu nehmen; diese abgeschmackten Artigkeiten zwingen mich, zu fliehen. Diese nichtssagenden Redensarten dieser jungen Edelleute ermüden mich, ich muß Ruhe suchen."

„Nur um so mehr werden sie um Ihre Gunst wetteifern, Ferdinande. Ihre Schönheit müssen Sie anklagen, und der Wunsch, Ihnen zu gefallen, macht, daß sie unaufhaltsam um Sie beschäftigt sind."

„Ach, wären sie nur weniger langweilig," sagte Ferdinande mit einem sanften Lächeln.

Aber ihre Gesichtszüge veränderten sich plötzlich, und, indem sie Don Juan auf eine Maske aufmerksam machte, die in den kostbaren Anzug eines französischen Pagen gekleidet war, rief sie aus, indem sie ihn mit sich fortriß:

„Da ist er schon wieder, entfernen wir uns...."

„Aber sagen Sie mir, Ferdinande, was will dieser Mann?"

„Er verfolgt mich seit dem Anfang des Balls."

„Und wie die Andern langweilt er Sie wahrscheinlich?"

„O, er entsetzt mich!" lispelte sie, indem sie sich dicht an den Arm Badesillas anschloß. In dem Augenblick bemerkte sie, daß die Maske sich durch die Menge Bahn brach, und gerade auf sie zukam.

„Sie fliehen mich, schöne Senora," sagte der Page grüßend; „es ist unrecht von Ihnen, die Göttin eines Tempels sollte dem treuesten ihrer Anbeter einen freundlicheren Empfang gönnen. Darf ich Ihnen nicht meinen Arm anbieten, den Sie schon seit lange verschmäht haben, um einen Gang durch den Saal zu machen? Aber Sie haben sich für den Augenblick einen so würdigen ritterlichen Kavalier gewählt, — so eifersüchtig ich auch über diesen Vorzug seyn sollte, so flößt er mir zu viel Achtung ein, um darüber zu zürnen."

„Sie kennen mich?" fragte der Comthur.

„Ein jeder gute Spanier kennt Juan von Badesillas, und die Dienste, die er dem Lande unter Philipp II. geleistet, verdienen ihm die Achtung aller gut gesinnten Menschen."

Die geheimnißvolle Maske entfernte sich.

„Ich sollte diese Stimme kennen," sagte Juan.

„Auch ich," sagte gedankenvoll Ferdinande.

Stillschweigend setzten Badesillas und das junge Mädchen ihren Gang fort. Nach einigen Minuten, und wie wenn er laut einen Gedanken verfolgte, sagte der Comthur zu Ferdinande:

„Don Diego ist noch nicht hier?"

„Er wird nicht kommen. Durch ein paar Zeilen hat er uns mitgetheilt, daß eine unerläßliche Pflicht ihn bis morgen von Madrid fern hält."

„Man weiß hier allgemein, daß Diego Sie liebt, und sein Nichterscheinen wird sicher dahin gedeutet, daß seine Ansprüche auf Ihre Hand gescheitert sind. Es begegnen sich auf dem heutigen Feste so viele Nebenbuhler, daß er leicht vermißt werden kann. Und nach all' Dem, was ist natürlicher, jung, schön, erhaben, können Sie unmöglich in den Hallen dieses alten Schlosses vergraben bleiben; und frühe oder spät trägt einer dieser glänzenden Edelleute den Sieg davon, wenn es nicht Don Diego von Soria selber ist...."

„Weder Diego noch ein Anderer," unterbrach ihn Ferdinande.

„Das sind Gelübde eines jungen Mädchens," sagte Juan mit einem ungläubigen Lächeln, „der Mund läuft bei solchen Gelegenheiten Gefahr, von dem Herzen Lügen gestraft zu werden."

„O! mein Herz wird dieses Gelübde bestätigen!“ endigte schnell Ferdinande; denn das Andenken an Ruiz erfüllte ihre ganze Seele.

In diesem Augenblick kam die Maske wieder. Ferdinande überließ ihr die Hand und verließ Don Juan, der ihr anrieth, nicht ohne Grund in ihrer Weigerung zu verharren. An der Bewegung der Musik erkannte man das Zeichen zu einer Pavanna.

Man stellte sich in einen Kreis, und ein Jeder war gespannt, das Paar zu sehen, das kühn den Schwierigkeiten dieses Tanzes trotzte. Er trug das Gepräge der Sanftmuth und des Stolzes, des Ernstes und der Leidenschaft, mit einem Wort, ein ächter Sohn Spaniens.

Eine freudige Aufregung wurde bei allen Anwesenden sichtbar, als man die schöne Ferdinande mit dem anmuthigen französischen Pagen in die Mitte des Saales treten sah.

Der Beifall, den das schöne Paar ärntete, war unaussprechlich groß. Von allen Seiten lobte man die Würde des jungen Mädchens, und die wirklich königliche Haltung des Kavaliers. Man bedauerte nur, ihn nicht zu kennen, und die Neugierigsten verloren sich in tausend eiteln Muthmaßungen. „Wird er die Maske nicht abnehmen?“ sagten von allen Seiten die unzufriedenen Edelleute, „und werden wir ihn nicht endlich ein Mal sehen, diesen gefährlichen Nebenbuhler, diesen glücklichen Sterblichen, dem heute Senora Ferdinande gnädig bewilligte, was sie uns so lange abgeschlagen?“

Die Pavanna endigte unter einem allgemeinen lauten Beifallruf, und die zerstreuten Gruppen verloren sich in die langen Galerien.

Ferdinande benutzte die allgemeine Entfernung, wand mit Gewalt ihre Hand aus der des Pagen, und eilte in einem höchst aufgeregten Zustand zu ihrer Mutter, der Marquisin.

(Fortsetzung folgt.)

Erste öffentliche Verhandlung des Stuttgarter Handels-Schiedsgerichts.

Wir beginnen mit einer Beschreibung der Lokalität, denn der Ort, wo, für die nächste Zeit wenigstens, die jugendlichen Keime des wiedererwachenden öffentlichen Lebens in bürgerlichen Rechtssachen gepflegt werden, ist einer flüchtigen Erwähnung werth, fiele er auch nicht, merkwürdig genug, mit der Stelle zusammen, wo zu Anfang dieses Jahrhunderts das letzte hochnothpeinliche Halsgericht gehalten ward, ein Abendroth vor dem Eintritt des bald fünfzigjährigen Schlummers, wozu sich die ächtdeutschen Institute der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit in Würtemberg verurtheilt sahen. Um so willkommener tritt für uns der verjüngte Siebenschläfer aus seiner Gruft, und so verarge man uns nicht, wenn wir unsere Theilnahme an seinem Erwachen durch das ängstliche Belauschen seiner Schritte und Bewegungen zu erkennen geben. Das Rathhaus Stuttgarts enthält auf der Rückseite einen etwas unscheinbaren, nicht besonders geräumigen Saal, dessen einzige Zierde in den Bildnissen sämmtlicher einst regierender Herzoge Würtembergs besteht, den Originalen der vielfachen Steindruckzeichnungen, die nun so manchen Gasthof in den schwäbischen Landstädtchen schmücken. Sonst ist von dem Saale weiter nichts zu sagen, als daß er, ziemlich schmal und in die Länge gezogen, auf zweien Seiten mit Fenstern versehen ist, die es an dem Hauptvorzuge der Beleuchtung in keiner Weise fehlen lassen. Im Vordergrunde erblicken wir auf einer zwei Fuß hohen Estrade die Richtertafel, ihr zur Seite etwas Raum für ein Journalistentischchen, dem man übermäßige Ausdehnung keineswegs zum Vorwurf machen kann. Zu Füßen der Estrade präsentiren sich die beiden Anwälte, jeder mit einem Pult zum Ausbreiten der erforderlichen Scripturen und Bücher bedacht, neben ihnen finden Parteien und Zeugen genugsamen Raum, so daß sich trotz aller Spuren des ersten kleinen Anfangs eine gewisse heimliche Behaglichkeit in der Anordnung des Ganzen nicht verkennen läßt. Der übrige Theil des Saals, durch eine hölzerne Schranke vom Sammelplatze der Advokaten getrennt, gehört dem Publikum an, das sich hier durch die Zahl von zwei- bis dreihundert Männern aus dem Beamten-, Advokaten-, Handels- und Gewerbestande repräsentirt sieht, und zwar drückt die gespannte Aufmerksamkeit auf Aller Gesichtern die Theilnahme aus, welche dieser erste Versuch zur Belebung eines neugewonnenen Instituts in der Brust der Anwesenden hervorruft. An dem Richtertische gewahren wir neben Paul Pfizer, dem Präsidenten, die Herren Schnabel, Bockshammer, Ostertag, Oeffner, Federer und Heinrich Müller, sämmtlich Männer, an deren Namen sich auf ehrende Weise politische Wirksamkeit oder kommerzielle Thätigkeit knüpft. Auch die Anwälte sind in Stuttgart und Würtemberg wohlbekannt und geachtet durch tüchtige Gesinnung und entschiedenes Talent — Rödinger und Murschel, jener Vertreter der klägerischen Partei, dieser der beklagten. — Der Präsident eröffnet die Sitzung mit einer einleitenden Rede über Zweck und Bedeutung des neuen Instituts, das seine Entstehung verdanke dem Bedürfnisse der Zeit und der Stimme des deutschen Volks, die sich entschieden für Herstellung der Einheit des deutschen Rechts ausspreche. An diese Kette von Bestrebungen reihe sich auch dieses, dem Element des Handelswesens angehörige Glied, nicht zum Zerstören eingeführt, sondern zu weiterem Beleben und Fortbilden des bereits Gewonnenen. Die ausdrückliche Erklärung der Staatsregierung, daß sie der neuen Schöpfung nichts in den Weg lege, bürge für die Zulässigkeit der Probe, welche von der städtischen Behörde durch das wohlwollendste Zuvorkommen in jeder Weise gefördert werde. Für die Regierung entspringe daraus der wohl zu beherzigende Nutzen, daß sie reicher an Erfahrungen werde, während ein mündiges Volk seiner ganz würdig handle, wenn es nicht Alles von oben erwarte, sondern von seiner Seite den Anforderungen der Zeit nachzukommen sich beeifere. Allerdings sey die Gewalt des Schiedsgerichtes rein diskretionärer Natur, und es lasse sich nicht läugnen, daß es in dieser Beziehung nicht alle Bürgschaften biete, welche sein Gedeihen sichern. Allein so klein auch der Anfang sey, werde er gleichwohl wachsen und erstarken, als Ausdruck eines mit Nothwendigkeit der öffentlichen Ueberzeugung sich aufdrängenden Gedankens. Auch reiche es mit Freuden den Gerichten des Staats in dem Augenblicke die Hand, wo durch Einführung der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit das Volk sein eigenes Recht wieder gewonnen habe. Sofort wurden die Schriftsätze der Parteien verlesen, aus denen man erfuhr, daß die Beklagten, HH. Schäfer und Rooschütz in Stuttgart, bei den Klägern, Jäger und Comp. in

Messina, im vorigen Spätjahr eine Partie Manna bestellten, mit der ausdrücklichen Bestimmung, daß sie sich im Einkaufe nicht beeilen, vielmehr die niedrigsten Preise der Saison abwarten mögen. Die Kläger vollzogen den Auftrag, aber zu einem Ankaufspreise, welcher die Beklagten zur Verweigerung der Zahlung aus dem Grunde des nicht gehörig vollzogenen Auftrags veranlaßte. Nach Abhörung des von den Beklagten beigebrachten Zeugen, welcher sich über die vorjährige Manna-Ernte nach Größe, Güte, Werth rc., die leitenden Grundsätze der Spekulation in diesem Artikel, das Verhältniß der sicilianischen Grani zu den deutschen Gulden, den Beziehungen des Handelsplatzes Triest zu Messina, den Mannahandel betreffend, des Näheren äußerte, begann der klägerische Anwalt, Rechtskonsulent Röbinger, seine mündliche Replik. Als Einleitung sendete er einen Glückwunsch an das Schiedsgericht voraus, wobei er, wie er sich ausdrückte, neben seinem eigenen dem Gefühle der öffentlichen Meinung zum Organ diene.

(Fortsetzung folgt.)

Bergstürze in der Schweiz.

(Von Dr. Wilhelm Dieffenbach.)

Die Naturschönheiten der Schweiz bestehen, wie die Erfahrung lehrt, nicht selten auf Kosten der persönlichen Sicherheit ihrer Bewohner. Bewundernd steht der Reisende am Eingange eines fruchtbaren Thales mit niedlichen Dörfern, den riesigen Alpen hinanblickend, welche sich zuletzt in dem ewigen Schnee der Gletscher verlieren; aber er bedenkt selten, daß jene so kühn gelagerten Felsenmassen, jene mit den Wolken sich vermischenden Eis- und Schneefelder durch Bergsturz und Lawinenfall den Bewohnern der angränzenden Thäler öfter Tod und Verderben drohen. Menschliche Kunst vermag hier beinahe nichts gegen die unumschränkte Macht einer gewaltigen Natur, welche keine menschlichen Gesetze annimmt und keine befolgt, wären sie ihr selbst von einem Archimedes in seiner tiefberechnenden Weisheit vorgeschrieben worden. Fliehen, zeitig entfliehen, ehe die berstenden Riesenfelsen wanken, ehe die durch ihr donnerähnliches Getöse schon aus weiter Ferne sich ankündigende Lawine herankommt — das ist das einzige Mittel, dem sicheren Tode zu entgehen, auf den Jeder gefaßt seyn muß, der sich in der Wirkungssphäre so furchtbarer Naturereignisse befindet. Welch' ein Glück, wenn diese Vorboten nur immer da wären! Doch auch die Natur weiß, wie böse Menschen, ihre feindlichen Absichten öfter sehr geschickt zu verbergen. Sehet diese glückliche Mutter, umgeben von blühenden Kindern, welche ihr den Rest des Tages vor der einsamen Wohnung durch muntere Spiele versüßen, während das friedliche Gebrülle der weidenden Alpenheerde und das Horn des Hirten in der Stille des Abends eine angenehme Unterbrechung machen. Alles verkündet Ruhe und tiefen Frieden, den selbst die im sanften Abendwinde freundlich nickenden Blumen an den Bergabhängen zu bestätigen scheinen. Aber ihr verrätherisches Lächeln in der Abendluft, welches die in der Tiefe wohnende, harmlos ihres stillen Glückes sich freuende Familie nur um so sicherer macht, wird über Nacht offenbar: unerschütterliche Felsenmassen, die seit Jahrtausenden gleichsam als Hüter der Schöpfung standen, beginnen zu wanken, verlieren das Gleichgewicht und schleudern ihre gewaltigen Massen auch auf jene friedliche Hütte, wo Leben und Träume der glücklichen Schlafenden in einem Augenblicke verlöschen. — Mit der Natur, mit welcher der Mensch theils im Bündniß, theils im Kriege lebt, ist höchstens nur ein Waffenstillstand zu unterhandeln, aber ein ewiger Friede nie, so wenig wie in den Staatsgesellschaften, wo Bewegung und Kampf die Bedingungen der Lebensfähigkeit und Selbsterhaltung zu seyn scheinen. Indeß versteht sich die Natur schlecht auf die Fechterstreiche der Diplomatie; sie wirkt nach ewigen unabänderlichen Gesetzen, unbekümmert um die Folgen, welche für die Menschenwelt daraus entstehen. Die Bewohner von Felsberg bei Chur, am Fuße des hohen Kalanda, dessen altergraues Haupt zittert und herabzustürzen droht, sehen voll Entsetzen diese schreckliche Katastrophe herannahen, welche keine Spur mehr von ihren Wohnsitzen übrig lassen wird. Alle Vorboten der nahenden Zerstörungsscene sind da: die täglich sich vergrößernden Felsenspalten und Klüfte, so wie das Dröhnen und Poltern des Bergs, lassen das tragische Ereigniß in keinem allzu fernen Prospekt erblicken. Und doch wird, wie die Zeitungen melden, bei dem Anblick einer so dringenden Gefahr in der Gemeinde Chur mit aller Gemächlichkeit hin und her berathschlagt, was mit den unglücklichen Bewohnern des nahen Felsberg, die entweder ihre Wohnsitze aufgeben, oder unter den fallenden Trümmern des krachenden Kalanda sterben müssen, unter den vorliegenden Umständen anzufangen sey. — Der Corporationsgeist, der in der Schweiz so hartnäckig und zähe ist, daß die republikanischen Formen, hinter denen er sich birgt, nur seine täuschende Außenseite sind, scheint bei dem schleppenden Gange der Berathungen zu Chur den dringenden Mahnungen der Humanität, die doch hier zunächst berücksichtigt werden sollten, nur mit Mühe weichen zu wollen. Aber bei einem ernsten Rückblick auf die Naturgeschichte der schweizerischen Gebirgswelt würde man bald eines Besseren belehrt werden und sich innigst überzeugt halten, daß den schrecklich bedrohten Felsbergern die schnellste Hülfe zu Theil werden müsse, um so mehr, als irgend ein widriges Elementarereigniß die gefürchtete Katastrophe beschleunigen kann.

(Schluß folgt.)

Die Gymnastik als Heilmittel, insbesondere gegen Rückgratsverkrümmungen.

Es ist eine höchst traurige Erscheinung, daß unter den Kindern aller Stände Rückgratsverkrümmungen so sehr überhand nehmen; namentlich sind Mädchen diesen Leiden in hohem Grade unterworfen.

Die Hauptursache dieses Uebels sind krankhafte Zustände (allgemeine Nerven- und Muskelschwäche, Skrofeln u. s. w.), die immer allgemeiner zu werden scheinen, und es bedarf wohl nicht des Beweises, daß die zu frühen und unausgesetzten geistigen Anstrengungen, zu denen man die meisten Kinder zwingt, diese Krankheitsanlagen erzeugen können und sie bedeutend steigern müssen, wo sie schon angeboren vorhanden sind. Auch läßt sich hieraus schon hinreichend erklären, warum Verkrümmungen bei Mädchen häufiger vorkommen, als bei Knaben. Der weibliche Körper ist zärter gebaut und erliegt daher den nachtheiligen Einflüssen leichter, denen er dazu noch weit mehr ausgesetzt ist. Zu den vielen Lehrstunden gesellt sich bei dem Mädchen noch der Unterricht in weiblichen Handarbeiten, und die meisten kommen fast nie zu einer durchgreifenden Körperbewegung, ja sogar selten zum gehörigen Genusse der freien Luft. Dies beständ-

dige Sitzen, häufig auf Bänken ohne Lehne und so eng zusammengedrängt, daß beim Schreiben nur der eine Arm auf den Tisch gebracht werden kann, ist bei vielen Mädchen die einzige Ursache zu Verkrümmungen. Eine andere, nicht weniger verderblich wirkende ist das Schnüren. Brust, Rücken und Unterleib werden dadurch beständig gedrückt, und die Muskeln erlangen nie ihre natürliche Stärke und können ihren Funktionen nicht genügen: und obgleich sich schon sehr gewichtige Stimmen gegen diese Mode erhoben haben, wie die des würdigen Geheimerath von Sömmering, so fährt man noch immer in dem verkehrten Bestreben fort, dem Körper auf Kosten der Gesundheit eine eingebildete Schönheit schaffen zu wollen.

Die bisher gegen diese Leiden angewandten Heilmittel haben einen keineswegs günstigen Erfolg gehabt. Der Arzt kann einen Körper nicht durch innere Mittel allein vor der Verkrümmung bewahren und die Anwendung anderer Mittel steht ihm nicht immer zu Gebote. Die Sache ist schwierig, und man betrachtet das Uebel gerne als Entwicklungskrankheit und erwartet Hülfe von der Zeit. Diese Erwartung geht aber nur selten in Erfüllung, und wenn die Krankheit einen höheren Grad erreicht hat, nimmt man häufig seine Zuflucht zu zwängenden Druckmaschinen, die mehr verderben, als nützen. Statt der in den meisten Fällen nothwendigen Stärkung der betreffenden Muskelpartieen werden diese in den Maschinen durch Druck und gezwungene Unthätigkeit noch mehr geschwächt und die leidenden Kinder endlich, vielleicht grade in einer Zeit, wo es für sie am gefährlichsten ist, wenn sie in die Entwicklungsperiode getreten sind, auf's Streckbett gelegt, was mit seinen unsäglichen Qualen gewiß nur selten gute Früchte getragen hat. Die Erfahrung hat gelehrt, daß durch dieses gewaltsame Mittel zwar in manchen Fällen Verkrümmungen gehoben worden, dafür aber andere Krankheitserscheinungen eingetreten sind, die weit bedenklicher waren. Alle Kranke der Art besitzen ein reizbares Nervensystem und die meisten eine sehr gesteigerte Geistesthätigkeit: ein plötzliches Hemmen der Krankheitsentwicklung kann auf beide die schlimmsten Wirkungen äußern; es hat in manchen Fällen Geistesstumpfheit, oft sogar den Tod nach sich gezogen.

Die Erfolglosigkeit der mechanischen Mittel einsehend, hat man in neuerer Zeit vielfach bei der Gymnastik Hülfe gesucht, und es ist sicher, daß die Gymnastik wirklich das Mittel ist, viele krankhafte Körperzustände, Anlagen zu Verkrümmungen und schon begonnene Verkrümmungen selbst zu heilen.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz.

Langen, 11. Juni.

Am 9. d. Mts. feierte der hochbetagte evangelische Pfarrer **Frank** zu Egelsbach bei Langen sein fünfzigjähriges Dienstjubiläum. Schon das hohe Alter des Jubelgreises, der nicht mehr weit von 90 Jahren ist und sich einer trefflichen Gesundheit erfreut, erfüllte mich mit inniger Theilnahme, als ich eine zahlreiche Gesellschaft von Freunden und Bekannten fand, welche gekommen waren, um dem ehrwürdigen Jubilar ihre herzlichen Glückwünsche darzubringen. Der Gemeinderath von Egelsbach überreichte ihm einen silbernen, inwendig vergoldeten Pokal. Die Kinder und Freunde desselben verschönerten den Jubeltag mit sinnigen Festgeschenken, worunter ein Gemälde des trefflichen Malers Hrn. **Lucas** zu Darmstadt, als Erinnerung vergangener Zeiten, großen Beifall fand. Die festlich geschmückte Kirche war gedrängt voll und die mehrstimmigen Lieder des Gesangvereins wurden nicht allein vorzüglich ausgeführt, sondern machten auch einen rührenden Eindruck. Die beiden Söhne des Jubelgreises, welche gr. hess. Pfarrer sind, so wie der evangel. Pfarrvicar Hr. **Knodt** zu Egelsbach leiteten die Handlung und sprachen rührende Worte, wodurch die Gemeinde und der Jubelgreis sichtbar bewegt wurden. Es hat unter den Anwesenden eine große Freude und im Orte eine rührende Bewegung erweckt, daß ein sehr naher Anverwandter des hochachtbaren Hauses von Rothschild persönlich erschien, um dem ehrwürdigen Jubelgreise nicht allein mit passenden Geschenken, sondern auch mit rührenden Worten seine Theilnahme zu bezeugen. Man hat darin allgemein die ehrenvollsten Zeichen wahrer Humanität erblickt, welche in der Güte des Herzens sich durch keine confessionelle Verschiedenheit beschränken läßt. Möge der Jubelgreis noch lange gesund und glücklich leben! L.......s.

Wächtersbach, 9. Juni.

Am 6. d. Mts. zwischen 4 und 5 Uhr hörte man plötzlich einen fürchterlichen Lärm, Zetergeschrei und Feuerruf, welche vom untern Thor her erschallten, in hiesiger Stadt. Alles glaubte, es sey Feuer ausgebrochen und eilte auf die Straße. Aber, o Jammer! Schrecklicheres stießen da die mit Verzweiflung ringenden Eltern aus. „Unsere Kinder, Gott im Himmel, unsere Kinder sind alle verloren!“ riefen sie. Alles war in größter Bestürzung und nach dem untern Thore hin wälzte sich die Menge. Gott, welcher Anblick! Eine neulich restaurirte Scheune, auf welche heute die Ziegel an der hintern Seite des Daches gelegt wurden und bei welcher Beschäftigung — zum Hinaufreichen der Ziegel — man **Kinder von 5 — 9 Jahren verwendete**, war mit Dachstuhl und Dach in sich und nach der hintern Seite hin zusammengestürzt, da der aus schlechtem Holze bestehende Dachstuhl die schwere Last der Ziegel nicht tragen konnte. 15 — 16 Kinder glaubte man anfangs unter dem Schutte begraben und während die Männer mit möglichster Schnelle den Schutt hinwegzuräumen suchten, standen die bestürzten Mütter und Schwestern der Vermißten in der bangsten Erwartung händeringend da! — Doch der Herr hat gewacht! Bald zog man 3 Kinder hervor, die, erst ohnmächtig, in der freien Luft bald wieder Athem schöpften; aber sie sind schwer verletzt und man zweifelt an ihrem Wiederaufkommen. Die übrigen bei der furchtbaren Katastrophe in der Scheune gewesenen Kinder aber hatten sich retten können und sind mit unbedeutenden Convulsionen davongekommen. Nach und nach versicherte man sich, daß keine Kinder mehr fehlten und ruhiger schlugen dann die Herzen wieder. Aber, müssen wir hier fragen, gehören Kinder von dem oben angegebenen Alter zu einer solchen Beschäftigung? Angenommen auch, daß das Gebäude fest und gut verwahrt und also kein Einsturz zu befürchten sey, können doch den kleinen, noch schwachen und ungeschickten Kindern Ziegel aus den Händen fallen und so den unter ihnen stehenden nicht minder einen plötzlichen Tod bringen. Möchten doch diese Zeilen, möchte dieser Unglücksfall, der die große Zahl dergleichen traurigen Fälle wieder um eine vermehrt, endlich dazu beitragen, daß man bei Aufführung von Gebäulichkeiten nicht so leichtsinnig zu Werke gehe! Möchte auch unsere Polizei ein besonderes wachsames Auge darauf haben: daß 1) Kinder zum Ziegelreichen beim Dachdecken nicht verwendet und daß 2) gesundes, dauerhaftes, nicht morsches abgenütztes Holz zum Bauen benützt werde und so dieser Fingerzeig Gottes auf den Leichtsinn der Menschen heilsam wirke! — Schließlich ist noch die edle That unserer erlauchten Grafenfamilie, die, wo Noth und Leiden laut werden, stets mit Liebe zu Hülfe eilt, rühmlichst zu erwähnen. **Lion.**

Mainwasser-Wärme.

Freitag den 14. Juni, Morgens 8 Uhr, 17 Grad. **W. Gerlach.**

Theater-Anzeige.

Samstag, 15. Juni. **Mutter und Sohn**, Schauspiel in 5 Acten (in 2 Abth.), mit freier Benutzung des Bremer'schen Romans: „Die Nachbarn“, von Charl. Birch-Pfeiffer. (Gastrolle) Bruno: Hr. **Hendrichs**.

Redakteur: J. L. Heß Sr. — Druck und Verlag von **Heller und Rohm**.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 165. Sonntag, den 16. Juni 1844.

Die Braut von Madrid.

(Fortsetzung.)

„Geliebte Mutter!“ sagte Ferdinande, indem sie sich Gewalt anthat, eine Empfindung zu unterdrücken, die sie verrathen haben würde, „Mutter, ich fühle mich sehr angegriffen, erlauben Sie mir, daß ich mich entferne.“

„Wo denkst Du hin,“ entgegnete die Marquisin, „Du willst Dich schon zurückziehen?“

„Ich muß .... ein plötzliches Unwohlseyn ....“

„Du beharrest . . . ich werde Dir folgen.“

„Nein, bleiben Sie, theure Mutter, man würde Ihre Entfernung zu schnell bemerken, während ich . . . .“

Sie konnte nicht weiter reden, und ohne noch eine Einwendung abzuwarten, entfernte sie sich. Ferdinande hoffte, man würde erst später ihr Verschwinden bemerken. Aber kaum war sie fort, so empfand man von allen Seiten eine geheime Unruhe, ein allgemeines Unbehagen. Ferdinande war die Seele des Festes, ihre Gegenwart war der Hauch, der es belebte. Einige Augenblicke verstummte die Bewegung, der Lärm erlosch, man hätte sagen mögen: eine Wolke verdunkele die Sonne. Indessen nahm das Fest doch wieder seinen Fortgang, aber es war augenscheinlich, daß dem Ball seine schönste Zierde geraubt war.

Ferdinande ging durch einen schmalen, düstern Gang nach ihren Zimmern. Dort angelangt, lehnte sie sich an ihr Fenster. Die Häuser von Madrid lagen in unbestimmten Schattenrissen vor ihr, und der Manzanares zog sich, gleich einem silbernen Band, vom matten Licht des Mondes beschienen, durch die Ebene.

Hier gab sie sich dem Reiz einer Bewunderung hin, die ihr ganzes Wesen erfüllte.

Vor Allem hatte sie nöthig, allein zu seyn und sich zu sammeln. Der Dunstkreis auf dem Ball beengte sie; ihre Brust verlangte, frische Luft zu athmen. Die erste Wirkung dieses einsamen Augenblicks rief ihr das theuere Andenken des Don Ruiz zurück. Dieser Name fand in all' ihren Träumen einen Wiederhall. Nach und nach verschloß sich ihre Einbildungskraft in bestimmteren Gedanken, die ihr näher standen. Der Ball, den sie so eben verließ, die Pavanna, die sie getanzt hatte, das Lächeln auf den Lippen, den Tod im Herzen, die Ausdauer ihres unbekannten Tänzers, dieser unerklärliche Schrecken, der sie aus dem Saale trieb, alle diese heftigen und raschen Empfindungen nahmen in ihren Augen nun, so zu sagen, eine Gestalt an, und gingen noch ein Mal an ihrer Seele vorüber, um das Maß einer schrecklichen Erscheinung zu vollenden.

Ferdinande, eben so stolz als zärtlich, hatte zeither die Huldigungen der jungen Edelleute hingenommen, ohne daß sie im geringsten Etwas dabei empfand, und weder ein Wort, noch ein Blick von ihr hatte die Hoffnung des Einen oder des Andern begünstigt. Sie hörte, ohne verstanden zu haben, diese tausend Versicherungen von Ergebenheit und Zärtlichkeit an, die nur erfunden zu seyn schienen, um dem Ohre zu schmeicheln, aber keineswegs das Herz zu rühren.

Der Mann mit der schwarzen Maske durfte mehr als alle andere Nebenbuhler wagen. Geschützt durch Blicke, die auf sie während der Aufführung des Tanzes gerichtet waren, drückte er ihre Hand mit einer krampfhaften Heftigkeit; und während er sie auf ihren Platz führte, hatte er den Muth, ihr, was nach Don Ruiz noch Keiner wagte, in das Ohr zu flüstern: „ich liebe Dich!“ — und da war es, wo sie, vom Schwindel ergriffen und vor Schrecken erstarrt, auf ihr Zimmer floh. Noch eine andere Erinnerung bestürmte ihren Geist. Sie besann sich, daß seit einiger Zeit ein Mann, in einen langen Mantel gehüllt, mit einer Kopfbedeckung, die die das ganze Gesicht verbarg, sich jeden Abend um das Schloß Doveda herumtrieb. Diese öftere Erscheinung hatte im Anfang ihre Aufmerksamkeit erregt, später aber dachte sie nicht mehr daran. „Wenn es Derselbe wäre?“ fragte sie sich . . . und indem sie sich unwillkürlich umdrehte, that sie einen Schritt zurück, und es entfuhr ihr ein Schrei, — die Maske stand neben ihr.

Sie sah ihn mit verstörten Blicken an. Er sagte mit leiser Stimme:

„O! stille, stille, Senora!“

Vom ersten Schrecken erholt, gewann Ferdinande ihre Kraft wieder, und sie konnte endlich reden.

„Ihre Kühnheit ist groß, Senor!“

„Kann eine heftige Liebe sie nicht entschuldigen?“

„Die Liebe ohne Achtung ist eine Beleidigung. Entfernen Sie sich!“

„Ich begreife Ihre Heftigkeit, Donna Ferdinande, und ich werde ohne Murren die Wirkung davon ertragen. Sie bezweifeln eine Liebe, die, um zu Ihnen zu gelangen, die Zuflucht zu einer Maske und zur geheimnißvollen Nacht nehmen

muß. Sie zweifeln, und ich habe nicht das Recht, mich zu beklagen. Der Himmel kennt die Flamme, die ein einziger Ihrer Blicke entzündet hat. O! wenn Sie alle die Qualen wüßten, die ich fern von Ihnen ertragen habe! . . . Es ist schon lange her, Donna Ferdinande, seit drei ewig langen Jahren umschwebt mich Ihr holdes Bild. O! diese glückliche Nacht wird nie aus meinem Gedächtniß weichen. Es war auf einem Hofball. Sie zählten 16 Jahren; weiß, wie die Lilie, lebhaft und lächelnd wie ein Kind, das das Leben liebt. Sie schienen Wohlgefallen an diesem königlichen Feste, dessen Anblick neu für Sie war, zu haben, als plötzlich der alte Marquis Doveda Sie hinweg führte, und seitdem nie wieder . . ."

„Mein Gott," sagte leise Ferdinande, welche sich in die Vergangenheit versetzt sah — — „welchen Verdacht! . . Aber nein! es ist unmöglich."

„Donna Ferdinande, sind Sie ohne Erbarmen?" sagte der Unbekannte, und streckte seine Hände nach ihr aus.

„Zurück, oder ich rufe nach Hülfe! Kenne ich Sie? weiß ich, wer Sie sind?"

„Wollen Sie es wissen, Senora?"

„Entfernt Euch, entfernt Euch! sage ich."

„Ich werde gehorchen; aber wenn ich Allen unbekannt bleibe, so sollen Sie erfahren, wer ich bin. Die Maske beunruhigt Sie . . . Wohlan!"

Schon wollte er die Maske herunter nehmen, als man eilige Schritte durch den langen gewölbten Gang vernahm; er hielt ungestüm zurück; aber Ferdinande stürzte in die Arme der Marquisin, die eben eintrat, und rief mit fast erstickter Stimme:

„Meine Mutter! meine geliebte Mutter!"

„Zu Hülfe!" schrie die Marquisin Doveda mit starker Stimme. Ein zweiter Ruf schwebte schon auf ihren Lippen, noch zeitig hielt sie ihn zurück, denn sie bemerkte in dem Augenblick, daß ein Mann in dem Zimmer ihrer Tochter sey.

Der Unbekannte hatte wahrscheinlich seine guten Gründe, sich nicht zu entdecken. Auf die Gefahr hin, Ferdinande zu beschimpfen, dachte er zuerst daran, seine Flucht zu sichern. Mit einem einzigen Blick maß er die Höhe des Fensters, und überzeugte sich, daß er leicht ein steinernes Hauptgesimse und so ohne Gefahr den Boden erreichen könnte. In zwei Sprüngen war er in dem Hof. Aber der Hülferuf der Marquisin wurde in dem Saal gehört; man war begierig, zu wissen, was vorging, und öffnete schnell die Fenster. Aller Augen waren auf den Flügel des Schlosses gerichtet, den Ferdinande bewohnte. Den Abzug des nächtlichen Besuchers hatten außer andern Zeugen der junge Gomez von Huniga, Don Alvarez von Landos und der Graf D'Ossuna gesehen, alle drei Nebenbuhler in dem Verbindungsplan mit dem Hause Doveda.

„Nun?" sagte der Erste.

„Wer hätte das gedacht!"

„Wir sind keine Nebenbuhler mehr," sagte Gomez von Huniga, „wir wollen aber Freunde seyn," und ein Händedruck besiegelte die Uebereinkunft, wozu ein so sonderbares Ereigniß die Veranlassung gegeben. Während dieses vorging, suchte Juan von Badesillas die Marquisin auf. In dem Augenblick, wo er in das unheilvolle Zimmer trat, kam Ferdinande wieder zu sich, und warf erstaunte Blicke umher. Die Marquisin hatte schon mehrere Fragen an sie gerichtet, die alle unbeantwortet geblieben.

„Dieser Mann!" fragte sie dies Mal noch dringender, „habe Erbarmen . . . wer war dieser Mann?"

„Ich weiß es nicht," sagte Ferdinande.

„Wie — sein Name?"

„Bei meiner Seele und bei Gott, ich weiß es nicht!"

Die Marquisin glaubte, sterben zu müssen; sie neigte sich gegen Badesillas, und indem sie heftig seine Hand ergriff, rief sie mit herzzerreißender Stimme: „meine Tochter, meine arme Tochter ist verloren!"

(Fortsetzung folgt.)

Erste öffentliche Verhandlung des Stuttgarter Handels-Schiedsgerichts.

(Fortsetzung.)

Die Oeffentlichkeit, in früheren Zeiten das Eigenthum der germanischen Stämme, später aus den Gerichtssälen verbannt, sey erst in neueren Zeiten wieder durch die Stimme des Volks reclamirt worden, und zwar verdanke man diesen glücklichen Umstand dem beschleunigten Handelsverkehr in Verbindung mit der Hinneigung der Geister zu nationalen Ideen und Interessen. Eisenbahnen, Dampfboote geben gegenwärtig die Mittel zu Förderung eines raschen Verkehrs, und so sey es kein Wunder, wenn die Langsamkeit des Rechtsgangs im schriftlichen Verfahren schwer gefühlt werde und den Wunsch nach Einführung des mündlichen nach sich ziehe. Daß bei uns gerade Buchhändler und Kaufleute mit solch' gutem Beispiele vorangegangen, dürfe als glückliche Fügung angesehen werden, bei dem ungeheuren Verkehr, der durch diese beiden Stände unterhalten werde. Der Redner rühmte sofort das neu gegründete Institut wegen der freisinnigen Grundsätze, auf die es basirt worden, namentlich gedachte er der Bestimmung, daß auch Nichtmitgliedern des Vereins und Ausländern hier zu Recht gestanden werde, ferner, daß keine Größe des Streitgegenstandes festgesetzt, keine Appellation gestattet sey. Bei all' diesem habe der Handelsstand vor Augen gehabt den Grundsatz, daß auf Oeffentlichkeit und Mündlichkeit seine Ehre beruhe, und in dieser Beziehung eröffne der heutige Fall ganz passend die Reihe aller künftigen, indem er vorzugsweise auf dem öffentlichen Vertrauen beruhe. Aber auch der äußere Gegenstand eigne sich trefflich dazu — Manna, jene Speise, die einst als Regen vom Himmel gefallen für das hungrige Volk, wie das heutige Volk schmachte nach dem Labsal des öffentlichen Gerichtsverfahrens.

Indem hierauf der Anwalt des Klägers auf den zur Beurtheilung vorliegenden Fall selbst übergeht, nannte er den von Stuttgart nach Messina gegebenen Auftrag einen auf Schrauben gestellten, den der Kläger mit allem Fug hätte abweisen können, und den er nur aus Gefälligkeit ausgeführt habe. Er habe dabei nach bestem Wissen und Gewissen gehandelt, und weiter fordere die Natur der Sache und Gesetz nichts von ihm. Ein unbestimmter Auftrag sey nach den bewährtesten Schriftstellern dem Ermessen des Kommissionärs überlassen, dieses Ermessen sey ein Theil des Auftrags selbst, und nur dann, wenn dem Kommissionär eine Fahrlässigkeit oder gar eine Unredlichkeit bewiesen werden könne, sey er haftbar. Was nun die Fahrlässigkeit betreffe, so nehme allerdings das römische Recht

die culpa in abstracto an, allein das Kommissions-Geschäft sey nicht ganz gleichbedeutend mit dem römischen Mandat, indem es sich von letzterem durch die besondere Berechnung der Umstände unterscheide. Deßhalb könne man aber auch den Kommissionär nicht zum höchsten Fleiß anhalten, vielmehr gebe es Schriftsteller, welche hier nur das grobe Verschulden in Betracht ziehen, andere, die sich mit dem mittleren Grad begnügen; dazu komme, daß der Handel mit dem fraglichen Artikel sehr delikater Natur sey, die Kommissionäre hätten 17 Tage mit dem Ankaufe gewartet, dann aber haben sie ankaufen müssen, um dem Auftrag, der „auf diese Saison" gelautet, zu genügen. Ferner sey zu bedenken, daß die Waare schwer zu taxiren sey, die Manna keinen steten Marktpreis habe, vielmehr dieselbe ein wechselndes Zeitgeschäft sey, wie Reps und Oel. Sey es nun aber selbst nach dem römischen Recht ein unbestimmter Auftrag gewesen, bei welchem die culpa dem Mandatar bewiesen werden müsse, so seyen Handelsrecht und Gebräuche der Gegenwart noch strenger bei dem öffentlichen Glauben, welcher dem Kaufmann vermöge seiner öffentlich geführten Bücher zu Theil werde, weßhalb denn auch der Kläger hier keinen Beweis zu führen habe.

(Schluß folgt.)

Bergstürze in der Schweiz.

(Von Dr. Wilhelm Dieffenbach.)

(Schluß.)

Hören wir hier zuerst, wie der berühmte Zschokke in seiner Schweizerlands-Geschichte den entsetzlichen Untergang von Plurs erzählt.

Im Thale von Cläven, welches die Bündner durch Amtleute, gleichwie Veltlin und Worms, verwalteten, erhob sich am Fuße des Berges Conto, mit vielen Kirchen, Palästen und Lustgärten, der reiche Flecken Plurs, gleich einer schönen Stadt. Da sah man viele Gewerbe, und die Kaufleute ließen jährlich 20,000 Pfd. Seide zu allerlei Waare verarbeiten. Es begab sich aber, daß nach vieltägigen Regengüssen, am vierten Herbstmonat 1618, ein Theil des Erdreichs am Berge Conto abließ und manchen Rebenhügel verschüttete. Die Hirten liefen warnend gen Plurs und sprachen: der Berg Conto zeige seit Jahren bedenkliche Risse; oft flöhen die Kühe von da mit Gebrüll hinweg. Andere kamen und sprachen: in benachbarten Dörfern hätten die Bienen in Schwärmen ihre Körbe verlassen und wären todt aus der Luft zur Erde gefallen! Die Leute zu Plurs achteten der Warnungen nicht. Plötzlich, als die Nacht anbrach, erdröhnte dumpf und weit umher der Erdboden. Dann Todesstille. Der Strom der Maira stand zwei Stunden wasserlos. Wie der Morgen erschien, ward der Himmel wunderbar von Staub und Dunst verdunkelt gesehen. Das reiche Plurs und das Dorf Cilano waren verschwunden, vom herabgestürzten Gipfel des Berges Conto bedeckt. Hundert Schuh hoch lag der Felsenschutt über den Wohnungen der Menschen und verbarg, als ein ungeheures Grab, die Leichname von dritthalbtausend Erschlagenen. So weit Zschokke.

Noch in frischem Andenken steht in der Schweiz der zerstörende Bergsturz am Goldauer Thal, welcher sich am 2. September 1806 ereignete. In des Hrn. v. Leonhard Lehrbuch der Geognosie und Geologie, S. 640, ist Folgendes darüber bemerkt: Auf gewaltige Regengüsse, die vierundzwanzig Stunden hindurch angehalten hatten, folgte ein heftiges Getöse am Spiz-Buel, einem Theile des Ruffi-Berges, und um 5 Uhr Abends brach das oberste, gegen Süden sich senkende Nagelflue-Lager vom äußersten gegen Westen gekehrten Rande, und stürzte herab aus einer Höhe von ungefähr 3000 Fuß über die Thalfläche. In Zeit weniger Augenblicke war das fruchtbare Goldauer-Thal bis zum Rigi, auf eine Stunde Breite und Länge, mehrere Hundert Fuß hoch mit Trümmern bedeckt. Die Dörfer Goldau, Buesingen, Röthen und Lowerz, sodann viele einzelne Häuser, wurden mit vier- bis fünfhundert Menschen begraben, der Lowerzer See an seiner Nordwestseite ganz ausgefüllt und zahllose Wiesen und Gärten verschüttet. Die Veranlassung zu dem schrecklichen Ereignisse war folgende. Unter dem obersten Nagelflue-Lager des Spiz-Buels nahm eine sehr mächtige Schicht grobkörnigen, mergeligen Sandsteins ihre Stelle ein. Sie war nach außen durch Verwitterung angegriffen, im Innern hatte dieselbe tiefe, von Wasser erfüllte Ausweitungen. Die durch den letzten Regen eingedrungenen Wasser mehrten die innere Zerstörung der Schicht und den Druck der eingeschlossenen Wassersammlungen in dem Grade, daß letztere durchbrachen und als flüssiger Schlammstrom sich dem Lowerzer See und dem Dorfe Lowerz zuwälzten. Die Nagelflue-Bänke, welche auf der nun schwindenden Unterlage geruht hatten, wurden theilweise vom Schlammstrome mit ins Thal geführt, theilweise mehr westwärts gegen Goldau hingeschleudert.

Diese beiden geschichtlich merkwürdigen Bergstürze in der Schweiz verdienten wohl hier im Besonderen erwähnt zu werden, und zwar als heilsame Mahnung an Felsberg's bevorstehendes Geschick, welches in seinen schlimmsten Folgen vielleicht jetzt noch ganz unschädlich gemacht werden kann, wenn man in Chur die rasche That dem bloßen Rathhausgerede vorzuziehen sich bald entschließen sollte.

Im Mai 1844.

Die Gymnastik als Heilmittel, insbesondere gegen Rückgratsverkrümmungen.

(Schluß.)

Eine solche medizinische Gymnastik muß sich indeß von der allgemeinen für Gesunde wesentlich unterscheiden. Ist es für Gesunde, wenn auch nicht gerade hinreichend, doch immer besser, als gar nicht, sie wöchentlich eine oder zwei Stunden mit Gymnastik zu beschäftigen, so hat man für Kranke von so wenig aufgewandter Zeit keinen Erfolg zu erwarten. Bei ihnen müssen die Uebungen, unter denen man sich durchaus nicht blos anstrengende zu denken hat, die zum Theil sogar als Spiele getrieben werden können, mit gehörigen Zwischenräumen täglich mehrere Stunden ausfüllen. Manche Uebungen, die dem gesunden Körper zuträglich sind, wird man bei Kranken vermeiden müssen; andere dagegen mit Kranken vielleicht vornehmen, die man bei Gesunden zu unterlassen bestimmte Beweggründe hat. Die Uebungen für Kranke müssen für jeden einzelnen Fall besonders berechnet werden und sich so oft ändern, als sich der Zustand des Kranken ändert. Auf solche Weise kann man mit dem schwächlichsten Kinde Gymnastik treiben, und sie wird überall von dem größten Nutzen seyn. Sie kann, in Verbindung mit einer zweckmäßigen diä-

tetischen und medizinischen Behandlung, eine allgemeine Schwäche nach und nach beseitigen und selbst die Entwicklung bestimmter Krankheitskeime verhüten, wie Anlage zu Skrofeln, Brustschwäche, gestörte Pubertätsentwicklung der Mädchen u. s. w.

Eine noch größere Beachtung aber verdient ihre Anwendung bei Rückgratsverkrümmungen, Verbiegungen der Knochen der Brust und Verschiebung der Hüftbeine. Ich beschäftige mich schon mehrere Jahre lang mit dem Unterrichte in Mädchengymnastik und bin dadurch veranlaßt worden, mich mit den Deformitäten in anatomischer und medizinischer Beziehung und mit dem bisherigen Heilverfahren bekannt zu machen. Durch dieses Studium und durch eigene Beobachtungen bin ich zu der Ansicht gelangt, daß Rückgratsverkrümmungen, insofern sie überhaupt heilbar sind, rein auf gymnastisch-diätetischem Wege geheilt werden können ohne Anwendung von Mechanik, d. h. künstlicher Druck- und Streckmaschinen.

Die meisten Rückgratsverkrümmungen entstehen, wie schon oben angedeutet worden ist, aus angeborner oder durch verkehrte Lebensweise erworbener Schwäche, namentlich Muskelschwäche, ohne daß ein lokales Leiden als Grundursache vorhanden ist. Fälle dieser letzteren Art, wo Verkrümmungen entstanden sind in Folge einer durch Knochenkrankheit veranlaßten Formveränderung der Wirbelbeine oder gar durch theilweise Zerstörung derselben, sind viel seltener und wohl meist unheilbar, während man bei jenen sicher seyn kann, die Verkrümmung zu heben, wenn die sie veranlassende Schwäche gehoben ist. Diese Schwäche aber zu beseitigen, ist das erwähnte gymnastisch-diätetische Verfahren vielfach das allein richtige und hinreichende, und in vielen Fällen wird die Verkrümmung von selbst verschwinden, wenn bei den Muskeln der beiden Körperhälften das Gleichgewicht der Kräfte wieder hergestellt ist und sie ihren Verrichtungen naturgemäß obliegen können. Sollte jedoch ein höherer Grad der Verkrümmung bestimmte Streckmittel nothwendig machen, so werden auch diese von der Gymnastik zur Genüge dargeboten. Es gibt eine Menge Uebungen, bei denen das Gewicht des eigenen Körpers als Streckmittel wirkt und nicht auf eine so gewaltsame Weise, wie die Streckbetten. Denn außerdem, daß sie das Gradstrecken der Wirbelsäule nicht durch unbedingte Ruhe und dadurch veranlaßte oder vermehrte Schwächung aller Körpertheile zu erlangen suchen; daß sie ferner zwar häufig angewandt, doch in großer Mannichfaltigkeit wechseln und daher nie, wie das Streckbett, immer dieselben Theile anstrengen; daß man endlich bei ihnen nie in Gefahr kommt mit der streckenden Kraft das rechte Maß zu überschreiten: haben sie den, alle eben angeführte Vortheile noch überwiegenden, daß sie als Anhaltspunkte der Streckung nie Kopf und Becken wählen, die durch das Streckbett auf eine Weise leiden können, daß selbst eine dadurch erlangte Gradstreckung zu theuer erkauft ist.

Auch spricht für diese Ansicht die Erfahrung. Man hat in vielen orthopädischen Anstalten die Gymnastik neben der Mechanik angewandt und Erfolge erlangt, die zu dem Geständnisse zwangen, daß in vielen Fällen Gymnastik allein die Heilung herbeigeführt habe.

Da nun nach den bisherigen Erfahrungen, während die Mechanik in den meisten Fällen nur schädlich gewirkt hat, bestimmt zu hoffen ist, daß sehr Vielen, welche dem besprochenen Leiden erliegen, durch die Anwendung von Gymnastik zu helfen wäre, so habe ich mich deshalb entschlossen, die Leitung von gymnastischen Uebungen für Kranke zu übernehmen. Ich werde zu diesem Zwecke im Freien und in Zimmern Uebungsplätze einrichten, welche Kranke, je nach dem Grade ihres Leidens, einzelne oder mehrere Stunden täglich besuchen können, auch, wo es nothwendig seyn sollte, Kranke zu mir in's Haus und unter fortdauernde Aufsicht nehmen.

An diesen gymnastischen Uebungen können Solche Theil nehmen, bei denen irgend ein krankhafter Körperzustand von der Gymnastik Hülfe oder Erleichterung erwarten läßt, namentlich Solche, bei denen die Entstehung einer Rückgratsverkrümmung zu fürchten ist; sowie Solche, die schon an Rückgratsverkrümmungen leiden, und bei denen die Art der Verkrümmung Heilung hoffen läßt. Hierbei ist zu bemerken, daß die Heilung einer Verkrümmung keineswegs, wie Viele glauben, an ein gewisses Lebensalter gebunden ist; daß aber das Alter der Verkrümmung selbst in dieser Beziehung sehr zu berücksichtigen und es nicht einerlei ist, wie früh oder spät nach dem Entstehen der Krankheit man Hülfe sucht; daß vielmehr bei allen Verkrümmungen nach Verlauf von kürzerer oder längerer Zeit ein Zustand eintritt, in welchem sie unheilbar sind.

Ich werde natürlich bei jedem Falle, und namentlich in Allem, was die diätetische und medizinische Behandlung betrifft, den Arzt des Kranken zu Rathe ziehen und seine Anordnungen befolgen.

Mehrere der hiesigen Herren Aerzte, denen ich meine Ansichten ausführlicher mittheilen konnte, haben mir bei der Ausführung meines Unternehmens ihre Mitwirkung zugesichert und mich ermächtigt, dies mit ihren Namensunterschriften zu veröffentlichen. *)

Ich bin zu Besprechungen über den angeregten Gegenstand jeden Tag von 8 — 10 Uhr Morgens zu Hause anzutreffen (Garten auf der Pfingstweide).

Frankfurt a. M., im Juni. N. Habermann.

Korrespondenz.

Köln, 12. Juni.

Unser Theater bot uns gestern Abend einen eigenthümlichen Genuß. Der Direktor Spielberger (welcher übrigens gegenwärtig nicht hier, sondern in München ist) hatte dem früher als Sänger und Schauspieler thätigen Ehepaar Hansen zur Feier seiner goldenen Hochzeit ein Benefiz bewilligt, und das greise Jubelpaar, welches vor länger als einem halben Jahrhundert zuerst die Bretter betrat, die die Welt bedeuten, hatte Iffland's Familiengemälde: „die Jäger“ gewählt und erschien gestern darin als Oberförster und Oberförsterin auf unserer Bühne. Beide wurden mit lautem Applaus, der sich während des Stückes verdienter Weise mehrmals wiederholte, empfangen und am Schlusse stürmisch gerufen.

*) Unter denjenigen hiesigen Aerzten, welche die Gymnastik als Heilmittel und in Bezug auf vorstehenden Prospektus besonders zu empfehlen sich veranlaßt gefunden haben, finden wir die geachteten Namen der Herren Doctoren Emden, Müller, Carl Passavant, Mappes, Schott, Pfefferkorn, Sömmering, Schwarzschild und Stiebel.

Anmerk. der Redaction.

Mainwasser-Wärme.

Samstag den 15. Juni, Morgens 8 Uhr, 17 Grad. W. Gerlach.

Theater-Anzeige.

Samstag, 15. Juni. Mutter und Sohn, Schauspiel in 5 Acten (in 2 Abth.), mit freier Benutzung des Bremer'schen Romans: „Die Nachbarn“, von Charl. Birch-Pfeiffer. (Gastrolle) Bruno: Hr. Hendrichs.

Sonntag, 16. Juni. Wilhelm Tell, Schauspiel in 5 Abth., von Schiller. (Gastrollen) Stauffacher: Hr. Reger, vom Stadttheater zu Leipzig. Wilhelm Tell: Hr. Grohmann, vom Theater zu Köln.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 166. Montag, den 17. Juni 1844.

Die Braut von Madrid.

(Fortsetzung.)

2.

Die Familien-Versammlung.

Auf dieses glänzende Fest folgte tiefe Trauer. Die Mutter, überzeugt von der Unschuld ihres Kindes, und die Tochter, ermuthigt durch das Vertrauen der Mutter, überließen sich ihren Thränen und theilten ihren Schmerz. Der alte Comthur, als treuer Freund, betrachtete den Vorfall des vorhergehenden Tages als ein Ereigniß, welches einen nachtheiligen Einfluß auf das Haus Doveda ausüben könne, dessen Ehre sich seit drei Jahrhunderten rein und fleckenlos erhalten. Nur mit Widerstreben überzeugte er sich selbst, daß die Sache nicht mit Gewalt aufzuklären sey; und zum ersten Mal in seinem Leben sah er sich genöthigt, einen empfindlichen Schimpf hinzunehmen, ohne die Wahrheit ergründet und den Degen aus der Scheide gezogen zu haben. Sein lebhafter ungestümer Geist vertrug sich nicht mit unfruchtbaren Klageliedern, welche in der That zu nichts führten, und er hätte tausend Mal lieber vorgezogen, trotz seinen fünfzig Jahren und seinen ergrauenden Haaren, mit den unverschämtesten Müßiggängern in den Nebenzimmern des Königs zu thun zu haben, als ein unnützes Geschrei gegen einen unbekannten Feind auszustoßen, und zu ringen, ohne darauffschlagen zu können.

Er hatte weder das Talent eines Rathgebers, noch den richtigen Takt, irgend einer Schwierigkeit oder Gefahr geschickt aus dem Wege zu gehen. Die Vernunft wurde bei ihm durch seine angeborne Heftigkeit übertäubt. Immer legte er den Maßstab seiner eigenen Tapferkeit und Rechtlichkeit an die seines Nebenmenschen, und glaubte auch hier, der unbekannte Page werde sich selber zu erkennen geben, dann aber würde er ihm ein so öffentliches Bekenntniß seiner Schande und seiner Reue entreißen, daß die Ehre des Namens Doveda nicht allein unangetastet, sondern mit neuem Glanz aus diesem Kampf hervortreten würde.

Ferdinande hingegen hatte ihrer Mutter einen Entschluß mitgetheilt, der den doppelten Vortheil bot, sie allen Verbindungen mit der Welt zu entziehen und ihre Ruhe zu sichern. Es handelte sich um eine ewige Trennung, sie wollte den Schleier nehmen. Das Herz der Mutter war zerrissen; sie selbst hatte wohl schon diesen Gedanken, bebte aber davor zurück und konnte ihn ihrer Tochter nicht mittheilen. Schweigend neigte sie ihr Haupt, als billige sie dieses Opfer. Es wurde beschlossen, daß, noch ehe der Tag sich neige, Alles geordnet seyn müsse.

Aber ein so wichtiger Entschluß durfte nur in Gegenwart aller Verwandten gefaßt werden. Man veranstaltete zu diesem Zweck sogleich eine Familien-Versammlung. Die Marquisin beauftragte ihren treuen Diener Nunez, alle Familienglieder, welche in Madrid anwesend seyen, eiligst auf das Schloß einzuladen, wo über den traurigen Vorfall von vergangener Nacht verhandelt werden sollte.

Nach Verlauf von zwei Stunden waren alle Verwandten der Marquisin versammelt. Denn, eifersüchtig auf den Glanz ihres Wappenschildes, waren sie auch alle verbunden durch die gemeinsamen Interessen der Familie und durch die wechselseitige Verbürgung der Ehre.

Unter ihnen bemerkte man den Marquis Villena, Bruder der Marquisin Doveda, ein ehrwürdiger Greis, dessen Vater ehemals die Rechte der Johanna der Wahnsinnigen gegen den zu früh reifen Ehrgeiz ihres Sohnes Karls V. vertheidigt hatte; Don Christoval von Fonseca, Befehlshaber der königlichen Gefängnisse, durch Verbindung Oheim der Donna Ferdinande; Don Gusman Devanez, Ritter des St. Jakob-Ordens, Neffe der Marquisin, und mehrere andere Edelleute, welche den beiden Familien Doveda und Villena angehörten; Alle mit Orden geziert und wichtige Stellen im Staate vertretend.

„Edle Verwandte," begann mit Rührung die Marquisin, als der Kreis geschlossen war, „ein Haus wie das unserige, sey der Schlag auch noch so hart, der es treffe, wird nie verwais't seyn. Mein Gemahl, der Marquis von Doveda, ruht längst in der Tiefe des Grabes; doch es ist nicht Alles mit ihm gestorben, und sein Geschlecht wacht über die Schätze, die er hinterließ. Ruhe seiner Asche! Wir aber müssen unsere Aufgabe fortsetzen. Um mich in diesem heiligen Beruf zu unterstützen, habe ich Sie hierher berufen lassen. Sie wissen es schon, ein unerhörter, beispielloser Auftritt hat diese Nacht auf dem Schlosse Doveda statt gefunden. Es muß Ihnen eine feierliche Erklärung darüber gegeben werden. Sie hätten das Recht, dieselbe zu verlangen; unsere Pflicht aber gebietet, sie Ihnen darzulegen. Ferdinande wollte selbst die Aufgabe übernehmen .... Hier ist sie."

(Fortsetzung folgt.)

Erste öffentliche Verhandlung des Stuttgarter Handels-Schiedsgerichts.

(Schluß.)

Der Gegner, fuhr der Anwalt des Klägers fort, habe aber nichts bewiesen, denn der vorgeführte Zeuge spreche als Sachverständiger, wozu er im vorliegenden Falle nicht ermächtigt sey, nicht als Zeuge, nicht aus eigener Anschauung. Auch die producirten Urkunden beweisen nichts, indem sie eben so oft von dem Steigen als Sinken der Manna sprechen. Der Eid aber, den der Beklagte dem Kläger zuschieben wolle darüber, daß Kläger zur Zeit des Einkaufs nichts von dem Zurückgehen der Mannapreise gewußt, sey unzulässig, da derselbe nicht sowohl auf eine Thatsache, als auf den guten Glauben gehen würde. Zu all dem komme, daß der Beklagte die Waare zu spät zur Disposition gestellt habe, indem er die Faktura vom 7. Nov. am 22. Nov. erhalten, und dennoch erst mehrere Wochen später die Nichtannahme erklärt habe. Von des Beklagten Anwalte und theilweise vom Beklagten, Rooschüz, selbst, wurde erwiedert: Allerdings ist der Handel auf das öffentliche Vertrauen gebaut, und dagegen verfehlten sich die Beklagten keineswegs, wenn sie dem Kläger vertrauten, daß er ihnen zu den niedrigsten Preisen einkaufen werde, und wenn sie beifügten, daß, falls er dies nicht könne, er die Sache für nicht bestellt halten solle. Das war keine Spitzfindigkeit, sondern eine offene Sprache, und so hat umgekehrt der Bevollmächtigte dem ihm geschenkten Vertrauen nicht entsprochen, wenn er das Gegentheil von Dem that, was man ihm geschrieben; wir berufen uns auf die Notorietät, daß der Kläger fast zu dem höchsten Preise der Saison einkaufte, und offenbar trägt er die Schuld, wenn er nicht sah, was alle anderen Kaufleute sahen, woran bei seinem eigenen Geständniß, daß er sich getäuscht, nicht im geringsten zu zweifeln. Will man die Sache streng nehmen, so war für den Kläger die Zeit bereits verstrichen, wo er einkaufen durfte, denn die früheren Preise standen niederer, als zur Zeit des erfolgten Einkaufs, folglich durfte der Kläger nach dem Mandate gar nicht mehr kaufen. Allein abgesehen davon, hat er zu einer Zeit gekauft, wo man die billigsten Preise noch gar nicht weiß. Ueberdies kaufte er um einen Preis, der immer zu den sehr hohen gehört, weshalb die Wahrscheinlichkeit des Heruntergehens damals ganz außer Frage stehen mußte. Auch der Umstand, daß der Kläger in seinem zweiten Briefe über das eingetretene Sinken der Mannapreise ein vollkommenes Schweigen beobachtete, beweis't, daß er sich nicht ganz rein fühlte. Eben sein Schweigen veranlaßte die Beklagten, sich näher zu erkundigen, und so erfuhren sie, daß um dieselbe Zeit, wo Kläger die Waare eingekauft, das Heruntergehen bereits in Aussicht stand. Auch der weitere Umstand, daß Kläger sich zu einigem Nachlaß erbot, spricht zu Gunsten der Beklagten, denn ohne Ursache würde sich jener nicht dazu verstanden haben. Die Mannapreise werden in Sizilien allgemein bekannt, wenn sie auch schnell wechseln, so weiß man doch immer, was das endliche Resultat seyn wird. Die verspätete Stellung zur Disposition ist doch wohl in der Sache von keiner Erheblichkeit, da die Beklagten den ganzen Sachverhalt früher noch nicht kannten, so daß noch gegenwärtig fünf Kisten der Waare unberührt in Triest liegen. Daher kann der Zwischenraum von 11 Tagen, vom Empfang der Faktura bis zur Dispositionsstellung, um so weniger zu lange seyn, als die Kläger sich gar nicht über ein Versäumniß in dieser Beziehung beschwert haben. Allerdings liegt in der Eideszuschiebung ein gewisses in Fragestellen des guten Glaubens, allein das hat sie wohl mit jeder Eideszuschiebung gemein, weshalb auch der Eid als gerechtfertigt erscheinen muß. — Nach Einziehung einiger weiteren Aufklärungen zog sich das Gericht aus dem Saal zurück, und seine Berathung dauerte nahe an zwei Stunden. Dann traten die Richter wieder ein, und das Urtheil wurde verkündigt, des Inhalts: daß die Beklagten unter Verwerfung des Eides-Antrags zu Bezahlung der klägerischen Forderung mit 5 pCt. Verzugszinsen, so wie in die Kosten und Sporteln von sieben Gulden und einigen Kreuzern verurtheilt seyn sollen. Die Entscheidungsgründe waren, daß die von den Beklagten unterlassene zeitige Dispositionsstellung für maßgebend gehalten wurde, indem der Beweis der Schuldlosigkeit, welchen die Kläger zu führen gehabt hätten, keineswegs für erbracht angesehen wurde, während die Eideszuschiebung, durch den Hauptentscheidungsgrund beseitigt, von selbst fiel. Dem Präsidenten gebührt das Lob einer würdigen, vollkommen sicheren Leitung des Gangs der Verhandlung. Von Seite der Anwälte und des Beklagten Rooschüz wurde die Debatte mit eben so viel Anstand und Haltung, als feinem Takte und nicht alltäglicher Rednergabe geführt, und das Publikum bethätigte einen Ernst und eine in ihrer Ruhe innige Theilnahme, welche die besten Bürgen sind, daß das Institut der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit bei uns allseitig schöne Früchte zur Reife bringen wird. (Schw. M.)

Freundliche Winke für Wanderer nach dem Feldberge.

Der Feldberg, so benannt von der feldähnlichen Gestalt seines Gipfels bildet die höchste Spitze des Taunusgebirges; seine Höhe ist 2721 Par. F., er ragt somit noch 164 F. über den kleinen Feldberg und 260 F. über den Altkönig empor. Mit diesen beiden Gipfeln bildet er einen Gebirgsstock, gleichsam die Krone unseres Taunus; von dort aus streift bei hellem Wetter der Blick bis zum Spessart, Odenwald, den Vogesen, dem Hunsrück; Siebengebirg, Westerwald, dem hessischen Bergland, ja bis tief ins Innere von Deutschland, wo man hinter Rhön und Vogelsberg an günstigen Tagen selbst die Spitze des Inselbergs bei Gotha bemerkt. Dieser Punkt, geschmückt durch den herrlichen Brunhildisstein, geweiht durch große geschichtliche Ereignisse, die sich in grauer Vorzeit in seinem Bereiche zutrugen (wir erinnern nur an den benachbarten Pfahlgraben, die Castelle der Römer und die Ringwälle der Deutschen), zieht auch noch jetzt mit ungeschwächter Zauberkraft der ewig sich verjüngenden hehren Gebirgsnatur rüstige Wanderer nicht allein, sondern auch zartere Frauen mit unwiderstehlichem Reize an. Ein besonders zahlreicher Besuch ist diesem Herrscher des Taunus aber am 23. Juni zugedacht, sofern nicht ungünstiges Wetter eine Verschiebung um einen Sonntag weiter nöthig machen sollte. Dies veranlaßt den Unterzeichneten aus dem Schatze der Erfahrungen, welche er auf zahlreichen Gebirgszügen gemacht hat, angehenden Feldbergswanderern einige vielleicht nicht unwillkommene Winke zu geben. Um die Brauchbarkeit dieser kurzen Andeutungen zu er-

höhen, sollen sie sich nächst Frankfurt über den ganzen Umkreis des Feldbergs beziehungsweise die Ausgangspunkte Mainz, Wiesbaden, Schwalbach, Limburg, Weilburg, Wetzlar, Butzbach, Friedberg und Hanau erstrecken. Zunächst aber ist im Allgemeinen Folgendes zu bemerken: 1) Die Besteigung des Feldberges ist von keiner Seite her mit eigentlicher Beschwerde verbunden, ja er kann selbst von Königstein, Homburg, Kronberg, Reifenberg, überhaupt von allen umliegenden Ortschaften aus bis auf den Gipfel befahren werden. 2) Es ist durchaus nöthig, sich mit einigem Mundvorrathe zu versehen, denn wenn auch an schönen Tagen fast regelmäßig einige Reifenberger oder Falkensteiner Landleute und Kinder zu treffen sind, so vermögen diese doch höchstens nur mit einem Stück Brod, einem Trunk Wasser und einem Kaffee zu dienen. Um Lebensmittel aus Reifenberg zu erhalten, bedarf es dermalen noch $1^1/_2$ bis 2 Stunden. Wenn aber einmal die Reifenberger Industrie, durch den immer zahlreicheren Besuch des Feldberges aufgemuntert, telegraphische Zeichen einführt, welche dem jungen Ungeheuer dort unten (man erschrecke nicht, dies ist der Name des braven Reifenberger Wirthes, dessen Gasthaus keinenfalls eine Höhle, sondern ein recht freundliches, zum Uebernachten wie zur Einkehr überhaupt gleich einladendes Obdach ist) von der Anwesenheit von Gästen Kunde geben, dann können schon in $^3/_4$ Stunden Erfrischungen jeder beliebigen Art oben eintreffen. 3) Bei warmem, günstigem Wetter genügt die gewöhnliche Bekleidung vollkommen, mit der Vorsicht jedoch, daß Männer den Rock zuknöpfen und den Kragen aufstülpen, Frauen aber ein Tuch umwerfen. Ist das Wetter kühl oder sonst zweideutig, will man früh Morgens oder spät Abends länger als $^1/_4$ Stunde auf dem Gipfel verweilen, so versehe man sich mit Oberkleidern, denn das Feuer, welches bei solchem Anlaß gewöhnlich angezündet wird, erwärmt natürlich nur die eine Seite. Die Temperatur steht durchschnittlich etwa 5 Grad niederer als in den umliegenden Ebenen. 4) Der Sonnenaufgang lockt wohl auch Manchen zum Besuche des Feldberges an. Wer aber glaubt, es erwarte ihn hierbei ein großartigeres Schauspiel als in der Ebene, befindet sich im Irrthume. Die Erscheinung des Sonnenaufganges ist in Hinsicht auf Farbenpracht kaum so günstig als in der Ebene und darf nicht mit dem Sonnenaufgang verglichen werden, der sich z. B. in den Alpen durch Beleuchtung der grotesken Hörner, Gletscher und glatten Seespiegel eigenthümlich auszeichnet. Da aber die Seele auf Bergeshöhen sich der Gottheit näher fühlt und jedes fromme Gemüth sich zu stiller Verehrung des Weltgeistes hingerissen fühlt, so muß auch ein Schauspiel wie der Sonnenaufgang, das wir in den Städten so oft verträumen und verschlafen, mit diesen Gefühlen genossen, einen erhebenden Eindruck zurück lassen. Wer nun diesen Eindruck empfangen will, muß im voraus auf einen längeren Aufenthalt auf dem Berge verzichten, wenn er nicht wohl mit Ueberkleidern versehen ist. Zu längerem Aufenthalte eignen sich nur die Stunden von 11 Uhr Vormittags bis 3 Uhr Nachmittags, die eben deshalb auch für den am 23. Juni projektirten Ausflug gewählt wurden. 5) Die Fernsicht ist in den Stunden vor Sonnenuntergang, besonders aber nach einem Gewitterregen am weitesten. Tage ganz ausgezeichneter Fernsicht sind selten und fallen eben sowohl in den Sommer wie auch ganz besonders auf helle Wintertage. Gewöhnlich aber erkennt man bis auf 6 — 8 Stunden mit unbewaffnetem Auge Städte und Dörfer ganz wohl. Ist einmal ein Haus erbaut, so wird hoffentlich der geographische Verein für ein gutes Fernrohr sorgen, auch einen Orientirungskreis aufstellen, wonach sich die wichtigsten Punkte schnell und sicher auffinden lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Anerkennung deutscher Gelehrsamkeit.) Unter den wissenschaftlichen Werken, welche durch Uebertragung in fremde Sprachen zum Gemeingut mehrerer Nationen geworden sind, hat unseres Wissens selten eins die Berühmtheit erlangt, als das in Heyer's Verlag in Gießen erschienene „Lehrbuch des heutigen Römischen Rechts, von Dr. Ferd. Mackeldey", weiland Professors in Bonn. Wir haben dieses Werk in dem Original in zwölf rasch auf einander gefolgten Auflagen und in fast halb so viel erschienenen Nachdrücken aus Reutlingen, Stuttgart und Wien kennen lernen. Eine französische Uebersetzung davon erschien 1825 durch den Juristen L. Etienne in Paris, eine zweite 1826 in Mons durch Warnkönig besorgt, und eine dritte finden wir von dem Rechtsgelehrten Beving in Brüssel angekündigt. Eine spanische Uebersetzung wurde in Madrid im Jahre 1829 durch D. L. Collantes Bustamente edirt, eine russische durch Nicol. Roschdeswenzky in Petersburg 1829, eine neugriechische 1839 durch die Professoren der Universität zu Athen L. A. Pally und M. Periery. Von der letztern ist eine neue Auflage unter der Presse. Eine Uebertragung in die englische Sprache ist vor kurzem von Kaufmann in New-York erschienen, und eine italienische Uebersetzung endlich in Sardinien angekündigt. Man schelte die Deutschen nicht mehr, daß sie den Geistesprodukten fremder Nationen zum Nachtheil der eigenen Literatur ihre Aufmerksamkeit in zu hohem Grade zuwenden; sondern man führe uns aus dem Auslande ein Werk an, welches die Anerkennung des obenbesagten gefunden hat. 18.

Man schreibt uns aus Siegburg: Am Sonntag, Nachmittags gegen 2 Uhr, überzog ein furchtbares, mit Hagel begleitetes Gewitter unsere Stadt, zertrümmerte in einer Viertelstunde an 2000 Fensterscheiben und in weiter Entfernung um die Stadt den größten Theil unserer Saat. Der dadurch verursachte Schaden ist bedeutend und wird für Viele sehr schlimme Folgen nach sich ziehen, wenn nicht durch wohlthätige Hände den Bedürftigen mit Unterstützung ausgeholfen wird. Merkwürdig war es, daß nach diesem Eis-Regen die Luft sehr schwül und von einem Schwefeldunste ganz erfüllt war. Mehrere Bohnenstangen ganz in der Nähe der Stadt wurden durch den Blitzstrahl, welcher ein tiefes Loch in die Erde gewühlt hatte, ganz zersplittert.

Das Weserdampfboot „Wittekind" ist am 9. Juni auf die berüchtigten Liebenauer Steine gestoßen, und, nachdem vorher seine Reisenden, etwa 60 an der Zahl, an's Land gesetzt worden, gesunken; es liegt aber nur drei Fuß tief im Wasser.

Im italienischen Opernhause zu London wurden am 8. Juni, weil der Kaiser von Rußland der Vorstellung beiwohnte, einzelne Logen mit 60 Guineen bezahlt.

Korrespondenz.

Bingen, 13. Juni.

Am 12. d. versammelten sich nach beendigter Ziehung unter dem Vorsitze des Hrn. Kreisrath die Recrutirungscommission, die Bürgermeister des Kreises und mehrere Bewohner hiesiger Stadt in dem schönen und geräumigen Saale des englischen Hofes zu einem Festessen. Schon hatte man mit heiterer Geschäftigkeit eine Weile begonnen, als die Thüre sich öffnete und der großh. hess. Provinzialcommissär Frhr. v. Lichtenberg zur Freude aller Anwesenden eintrat, mit seiner ihm eigenen würdevollen Leutseligkeit einen allgemeinen Mittagsgruß aussprach und an dem Feste Theil nahm. In einer ergreifenden Rede brachte er unserm allergnädigsten Landesvater den ersten Toast aus. Diesem folgte der Hr. Recrutirungscommissär, welcher durch seine Rede bei dem zweiten Toaste unserm Erbgroßherzoge ein Hoch brachte, das durch die lebhafte Erwiederung der Anwesenden die Liebe und Anhänglichkeit an unsere Regentenfamilie deutlich erkennen ließ. Hierauf folgten noch manche heitern Toaste und namentlich zeichnete darin Frhr. v. Lichtenberg sich ganz besonders aus. Mit Feldherrnblicken suchte er unter der zahlreichen Versammlung die mit ihm ergrauten Beamten hervor, nannte sie mit Namen und rief ihnen einzelne Momente aus längst verschwundenen Zeiten in scherzhaftem Gewande vor die Augen. In der heitersten Laune und doch stets würdevollster Haltung, wie ein Vater in seiner frohen Familie, war Frhr v. Lichtenberg in jeder Hinsicht der Erste bei dem Feste. Die Annäherung des Dampfbootes, welches ihn nach Mainz zurück brachte, entriß ihn der frohen Versammlung; mit aufrichtiger Theilnahme grüßte er seine Veteranen, wie er die alten Beamten nannte, gedachte selbst der Abwesenden und schied unter dem allgemeinen Lebewohl, welches ihm alle Anwesenden herzlich ertheilten. Der heutige Tag kann als ein erfreulicher bezeichnet werden. Jedes einzelne Dorf des Kreises sandte seine Söhne, begleitet von Eltern und Verwandten, nach der Kreisstadt, und sie zogen nicht traurig dort ein, sondern mit Blumen und Bändern geschmückt, mit flatternden Fahnen und klingendem Spiel versehen. Unter frohen Gesängen durchlärmte die vom Weine erhitzte muntere Jugend die Stadt, ohne die geringste Veranlassung zu einem polizeilichen Einschreiten zu geben. Unser nun verpachtetes Badehaus erwartet seine Kurgäste und diese werden hoffentlich nicht ausbleiben; denn welche Gegend eignet sich zum Badeort wohl mehr, als unsere freundliche Stadt mit ihren herrlichen Umgebungen. Die Anlagen auf dem Rochus- und Scharlachberge übertreffen jede Erwartung. Die Mannichfaltigkeit der schönen Aussichten gibt durch jede Tagesbeleuchtung, durch jede Wendung ein überraschendes anderes Bild und da eine schöne Gegend mit so vielen Annehmlichkeiten, wie sie Bingen bietet, oft mehr wirkt, als die Heilquellen, so dürfen wir unser Bingen gewiß nach bester Ueberzeugung empfehlen. An gut und bequem eingerichteten Gasthöfen fehlt es hier ebenfalls nicht. Zu diesen gehört auch der englische Hof, in welchem das heutige Festmahl gehalten wurde und dessen Inhaber, Hr. J. B. Müller, als ein freundlicher Wirth bekannt ist. Obwohl dies Gasthaus nicht dicht am Rheine gelegen ist, so befindet es sich doch ganz in der Nähe desselben und aus seinem schönen Garten führt ein Ausgang, welcher in die Rheinstraße mündet. Von dem Belvedere des englischen Hofes genießt man eine herrliche Aussicht über das östliche und westliche Rheinthal und nach den gegenüberliegenden malerischen Höhen des Niederwaldes und des weltberühmten Rüdesheim, dessen köstlicher Rebensaft hier an der warmen Sonne reift. Die geräumigen Neubauten und die zweckmäßige Einrichtung dieses Hotels machen es zum Empfang solcher Fremden, welche an übertriebenen Luxus nicht gewöhnt sind und das Bequeme dem Prachtvollen vorziehen, sehr geeignet, wozu sich noch der Vorzug einer billigen Bedienung gesellt.

Kehl bei Straßburg, 12. Juni.

Seit dem 1. d. M. ist die Eisenbahn von hier aus über Appenweier nach Offenburg und bis Baden (Dos) in Betrieb und somit mit der Bahn nach Karlsruhe, Mannheim und Heidelberg in Verbindung gebracht. Man erstaunt wirklich über die Masse von Fremden, welche durch dieselbe hin und her befördert werden. Unter den vielen Reisenden, die sich der Eisenbahn bedienen, gehen und kommen indessen doch bei weitem der größte Theil nach und von Straßburg, so daß der Omnibusdienst vom hiesigen prov. Bahnhof nach Straßburg und zurück äußerst lebhaft ist. Es ist übrigens für die Interessen der beiden Kehl sehr erfreulich, wahrzunehmen, daß schon in diesen wenigen Tagen viele Fremde in den hiesigen Gasthäusern bleiben, obgleich auch ein großer Theil in den bereitstehenden Omnibus nach Straßburg fährt; es ist aber auch mit Gewißheit anzunehmen, daß in der Folge immer mehr und mehr Fremde hier bleiben werden, da es doch immerhin und namentlich für die mit dem letzten Bahnzug Abends 9 Uhr 11 Min. Ankommenden in mannichfacher Beziehung äußerst unangenehm ist, wenn sie, von der Fahrt auf der Eisenbahn ermüdet, hier ankommen, noch mit Omnibus nach Straßburg befördert werden, dort zwischen 11 und 11½ Uhr in den Gasthöfen endlich ankommen, wo denn, bis sie das Nachtessen eingenommen haben und sie zur Ruhe kommen, die Hälfte der Nacht vorüber geht, während ihnen Kehl nicht nur eben so gute und noch billigere Gasthöfe darbietet, und sie bei dem Aufenthalt und Uebernachten in Kehl in ihrer Bequemlichkeit nicht im mindesten gestört werden und ihnen dabei noch der weitere Vortheil bleibt, am folgenden Morgen bei hellem Tage die Rheinbrücke zu passiren und die Festungswerke nebst der Citadelle von Straßburg, gelegentlich der Reise dorthin, wozu jenseits der Brücke, so wie in Kehl selbst stets Omnibus bereit stehen, zu besehen, ohne daß sie dadurch verhindert sind, mit dem ersten Bahnzug von Straßburg nach Basel abreisen zu können. Noch lebhafter aber wird der Verkehr hier werden, wenn unsere oberländer Bahn fertig seyn wird, weil dann die Reisenden keine Veranlassung mehr haben, zur Fortsetzung ihrer Reise in die Schweiz nach Straßburg zu gehen; dagegen wird doch ein großer Theil derselben, um die Merkwürdigkeiten Straßburgs zu sehen, unter Zurücklassung seiner Effekten dahier, Straßburg besuchen, aber zur Weiterreise wieder hieher zurückkehren, was gewiß zur Belebung unserer beiden Kehl viel beitragen wird.

Frankfurt a. M.

Das beliebte und ausgezeichnete Musikcorps des 37sten österr. Linienmilitär-Regiments Graf Khevenhüller-Metsch, welches bereits im vorigen Jahre hier mehrmals mit großem Beifall gehört wurde, wird Montag den 17. d. M. bei günstiger Witterung auf der Mainlust eine große musikalische Abendunterhaltung veranstalten und in derselben eine schöne Auswahl von ältern und neuern Compositionen zur Ausführung bringen. Um das Vergnügen des Publikums noch zu erhöhen, wird Abends das freundliche Mainlustlokal durch eine neu arrangirte und geschmackvolle chinesische Beleuchtung mittelst farbiger Lampen und Gläser erhellt werden. Es bedarf keiner weitern Anpreisung, um die zahlreichen Freunde eines heitern Genusses und unterhaltender Leistungen der Tonkunst der hier angezeigten Soirée zuzuführen. Hr. Ried wird bei dieser Veranlassung nichts versäumen, um das bewährte und vieljährig erprobte Renommée seiner unserer Stadt zur Zierde gereichenden Vergnügungsanstalt zu rechtfertigen. Näheres werden die gedruckten Programme besagen.

Mainwasser-Wärme.

Sonntag den 16. Juni, Morgens 8 Uhr, 15 Grad. W. Gerlach

Theater-Anzeige.

Sonntag, 16. Juni. Wilhelm Tell, Schauspiel in 5 Abth., von Schiller. (Gastrollen) Stauffacher: Hr. Reger, vom Stadttheater zu Leipzig. Wilhelm Tell: Hr. Grohmann, vom Theater zu Köln.

Montag, 17. Juni Dornen und Lorbeer, oder: das ungekannte Meisterwerk, Drama in 2 Abth., nach C. Lafont, von W. Friedrich. (Gastrolle) Rolla: Hr. Hendrichs. Hierauf folgt: Drei lebende Bilder.

Redakteur: J. L. Heller. – Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 167. Dienstag, den 18. Juni 1844.

Die Braut von Madrid.

(Fortsetzung.)

Ferdinande erschien wirklich am andern Ende des Zimmers. Ihr Aussehen war ernst, ihr Gang langsam, ihr Anzug würdevoll. Sie sprach ihre Rechtfertigung mit ruhiger, aber fester Stimme.

„Meine Gegenwart an diesem Ort sollte mich schon in Ihren Augen rechtfertigen. Wäre ich strafbar, so würde ich Ihrem Fluch entflohen seyn, aber unschuldig komme ich hierher, um Sie anzuflehen, mich zu ermuthigen und mir Ihren Segen zu geben. Sie Alle, die Sie Ihren Namen von jedem Makel rein erhalten haben, sehen, ich erscheine vor Ihren Augen und erröthe nicht, meine Stirn fürchtet nicht das Tageslicht, und gestern wie morgen, könnte ich dem Priester ohne Gewissensbisse meine Beichte ablegen und mich Gott empfehlen. Aber nicht immer genügt ein reines Gewissen, um dem Verdacht zu entgehen. Die Tugend besteht weniger durch sich selbst, als durch die Huldigung, die man ihr darbringt. Uebrigens steht es nicht in meiner Macht, Andere von meiner Unschuld zu überzeugen. Ein unerhörter Schimpf wurde mir angethan, und durch ein seltsames Verhängniß soll dieser Schimpf ungestraft bleiben. Niemand kennt den Mann, der mich beleidigt hat, und nur Gott allein kann ihn bestrafen. Aber nichts desto weniger ist das Wappenschild Doveda befleckt; sein Lazurstein darf keine Stunde, keinen Augenblick getrübt bleiben. Schon heute Abend werde ich der Welt ein ewiges Lebewohl sagen. Der Schleier des Klosters soll meine Thränen stillen. Der Strahl des Himmels soll reinigen, was die Welt gebrandmarkt hat. Wenn Ihr Wille mit dem meinigen übereinstimmt, so fange schon heute meine Büßung an.“

Es herrschte ein langes Schweigen; der alte Cristoval von Fonseca nahm zuerst das Wort.

„Meine Nichte,“ sagte er, „dieser Entschuß ehret Sie. Wenn auch das Opfer eines ganzen Lebens übertrieben scheint, besonders da die Verhältnisse Ihre Unschuld bezeugen, so ist es doch unsere Pflicht, Sie in Ihrem Vorhaben zu ermuthigen. Aber wir bedauern nur, daß wir den Urheber dieser Schmach nicht kennen, unsere Degen sollten ihr gutes Recht behalten.“

„Gut gesprochen,“ sagte Badesillas, indem er mit der rechten Hand an seinen Degen schlug. „Dieser ist der wahre Ehrenhüter, der Freund, der uns treu ist, und auf den wir zu jeder Stunde zählen dürfen. O! wenn mich nur ein Merkmal auf die Spur leiten könnte . . . Wenn Donna Ferdinande . . .“

„Ich kann Nichts sagen,“ lispelte das junge Mädchen.

„Wie, nicht eine Erinnerung? der Wuchs, der Gang, der Ton der Stimme . . .“

„Mein Schrecken, Senor Badesillas, war so groß, daß ich Nichts sah, Nichts hörte . . . und wenn ich mich auch erinnerte . . .“

„Verzeihung, meine Cousine,“ unterbrach sie Don Guzman Devanez, „wir begreifen wohl, daß Ihr Gedächtniß Nichts aufbewahren konnte. Aber Etwas könnte uns auf die Spur der Wahrheit geleiten. Zu Ihren Zimmern, Donna Ferdinande, kann man nur dann gelangen, wenn man genau den Bau des Schlosses kennt. Nach Ihrer eigenen Aussage ist der Unverschämte durch die Thüre zu Ihnen gedrungen, die außer ihm noch von keinem Fremden betreten worden ist . . . wer aber hat das Geheimniß dieser Thüre verrathen?“

„Ich,“ erwiederte eine Stimme, die alle Herzen erschütterte. Unwillkürlich sah sich die ganze Versammlung um. Es war Diego von Soria, der unbemerkt in den Saal getreten war.

„Ihr!“ rief schaudernd Ferdinande.

Diego schlug die Augen nieder, und erwiederte nichts.

Badesillas wechselte einen raschen Blick mit der Marquisin und wendete sich an Diego:

„Schon lange wollte ich Euch sagen, was ich von Euch dachte. Ich hatte aber schon den Ruf eines grämlichen, unzufriedenen alten Mannes, und ich traute mir nicht mehr; heute aber bietet sich die Gelegenheit dazu. —“

„Ach, mein Gott! ich kenne Ihre Gesinnungen gegen mich, mein guter Badesillas,“ unterbrach ihn spöttisch Diego. „Sie haben zuweilen eine Heftigkeit, die Sie zu weit führt, und die eben so schnell erlischt, als sie sich entzündet hat. Ich wette, Sie wollen mir Beleidigungen sagen, nicht wahr?“

„Ich werde Ihnen nur eine einfache, aber harte Wahrheit sagen, Senor Diego. Sie haben eine Frau entehrt, und dieses ist eine Niederträchtigkeit; Sie haben den Namen Ihres Geschlechts befleckt, und dieses thut nur ein schlechter Sohn, verstehen Sie mich? Das sind die Beleidigungen, die ich Ihnen sagen wollte, Senor. Sey es nun Instinkt oder Vorahnung, ich denke so seit dem Tode des Don Ruiz, der dem

unwürdigen und treulosen Bruder nur seinen schönen Namen vererbt hat."

„Haben Sie Erbarmen!" sagte leise die Marquisin, und warf Badesillas einen bittenden Blick zu.

„Nehmen Sie sich in Acht, Senor," sagte Diego, der sich vor Wuth entfärbte, „nehmen Sie sich in Acht! Ihre Worte sind mehr wie streng, und vielleicht werden Sie sie bereuen."

„Badesillas hat Recht," nahm Cristoval von Fonseca das Wort; „es wundert mich, daß Sie nicht erröthen, und nur Drohungen seinen strengen Worten entgegensetzen. Ich hätte längst den Degen gezogen." Don Cristoval machte eine drohende Bewegung.

„Einen Augenblick, Senor," erwiederte Diego, „mäßigen Sie Ihren Ungestüm, oder vielmehr versparen Sie denselben auf eine passendere Gelegenheit; Sie dürfen mir meine Vertheidigung nicht verweigern. Ich erkenne Ihre Rechte auf Donna Ferdinande, erlauben Sie mir aber, mich in ihrer und ihrer Mutter alleinigen Gegenwart rechtfertigen und meine Verzeihung erlangen zu dürfen. Ich glaube Entschuldigung zu finden; dem Urtheil der Marquisin, welches es auch seyn mag, werde ich mich unterwerfen, ich schwöre es; und so gewissenhaft, Senors, Sie auch seyn mögen, so werden Sie doch dem richtigen Gefühl einer Mutter trauen und beipflichten."

Ein allgemeiner Beifall sagte der Marquisin, daß sie Diego's Wünschen nachkommen könne. Sie gab Ferdinande ein Zeichen, in das anstoßende Zimmer zu treten, und sie folgte ihr mit Diego.

(Fortsetzung folgt.)

Freundliche Winke für Wanderer nach dem Feldberge.

(Fortsetzung.)

Wir gehen nun zur Betrachtung der besonderen Beziehungen über, in welchen der Feldberg zu den Wanderern aus den einzelnen umliegenden, oben bereits aufgeführten Städten steht, und beginnen mit Frankfurt. Von hier aus beträgt die direkte Entfernung, d. h. eine gerade Linie vom Dom zur Spitze des Berges $2^7/_8$ geogr. Meilen. Hauptwege bestehen 1) über Homburg, 3 Stunden bis Homburg und 3 Stunden von da zum Gipfel, vollkommen fahrbar; 2) über Oberursel, 3 St. bis dahin und $2^3/_4$ von da zum Gipfel, bis Oberursel gute Landstraße, weiterhin zwar fahrbar, doch nicht besonders günstig; 3) über Kronberg, 3 St. bis dahin und 2 St. von da zum Gipfel; bis Kronberg und neuerdings auch bis Falkenstein gute Landstraße, weiterhin unstreitig für Fußgänger der schönste Weg, entweder im Walde dem Thal entlang aufwärts oder an der mehr freier liegenden Seite des Altkönigs hin; 4) über Königstein, $3^1/_2$ St. bis dahin und $1^3/_4$ St. von da über Falkenstein (Fußweg wie bei Kronberg) und $2^1/_4$ St. von da über das rothe Kreuz auf gutem Fahrwege zum Gipfel. Aus diesen Entfernungsangaben ist ersichtlich, daß einigermaßen geübte Fußgänger von Frankfurt aus den Feldberg in einem Tage besuchen können. Sofern sie sich nämlich um 5 Uhr früh in Bewegung setzen, treffen sie um 8 Uhr am Fuße des Gebirges und, nach kurzer Erholung, um $10^1/_2$ Vormittags spätestens auf dem Feldberge ein. Verweilen sie daselbst, wie es am 23. Juni der Fall seyn wird, bis 3 Uhr Nachmittags, so sind sie schon um 5 Uhr wieder am Fuße des Gebirgs in Homburg, Königstein u. s. w., von wo aus sie noch Zeit genug haben, Frankfurt vor Nacht zu erreichen. Anders ist es mit der großen Mehrheit derjenigen Personen, für welche die Anstrengung eines etwa 12stündigen Marsches zu bedeutend ist. Diese ihrerseits, und wir schließen keineswegs das weibliche Geschlecht aus, sind auf die zahlreichen und billigen Transportmittel hingewiesen, welche sich zwischen Frankfurt und Homburg, Oberursel, Kronberg und Königstein (über Höchst) darbieten. Die Fahrt nach einem dieser Orte und zurück beträgt durchschnittlich nicht über 20 bis 30 Kreuzer, verursacht also hin und her für die Person höchstens einen Kostenaufwand von 1 fl. Zwei Stunden allmähliges Bergsteigen sind kaum eine Anstrengung zu nennen; bergab ist ohnehin die Mühe noch geringer. Dennoch bleibt für schwächliche Personen und sehr zarte Naturen noch das Mittel des Fahrens bis auf den Gipfel, wozu man in allen Gebirgsorten Gelegenheit findet, die aber, besonders wenn nicht im voraus accordirt und bestellt, gewöhnlich etwas kostspielig wird, wenn nicht etwa mehrere Familien sich zu gemeinschaftlicher Miethe eines Wagens zur Aufnahme ihrer schwächeren Glieder, dann aber auch der Lebensmittel und der Oberkleider vereinigen. Noch einer Art, von Frankfurt aus den Feldberg zu besuchen, muß gedacht werden, die wir allen Denen empfehlen möchten, denen ihre Berufsgeschäfte gestatten, schon Tags zuvor, etwa Nachmittags 5 bis 6 Uhr, aufzubrechen. Solche gelangen in der Abendkühle nach einem der oben gedachten Taunusorte, übernachten dortselbst und setzen dann am anderen Morgen gestärkt und erfrischt ihren Gang fort.

Wir kommen nun zu Mainz. Directe Entfernung $3^7/_8$ Meilen, also im Ganzen 1 Meile oder $1^1/_2$ Landstunden weiter als Frankfurt. Dies hat aber, Dank der Eisenbahn, weiter keinen erheblichen Einfluß, und wir finden mit ihrer Hülfe, theils auch ohne solche, folgende Hauptwege: 1) über Höchst, bis dahin 1 Stunde auf der Bahn, von da 2 Stunden bis Königstein, im Uebrigen wie oben weiter; 2) über Hattersheim, bis dahin $^3/_4$ Stunden auf der Bahn, von da zwar sieben Stunden langer, aber sehr schöner Weg durch das Lorsbacher Thal über Eppstein, Bockenhausen, Ehlhalten, Schloßborn (zwischen hier und Glashüttte das schönste Echo der Gegend) und Glashütte; 3) über Erbenheim, Igstadt, Wildsachsen nach Eppstein $3^1/_2$ Stunden, von da entweder über Schloßborn wie oben, oder über Königstein, je 4 kleine Stunden auf den Feldberg. Ueber Erbenheim nach Eppstein kann nicht wohl gefahren werden, wohl aber durch das Lorsbacher Thal. Noch kann 4) ein Weg über Wiesbaden (vergl. dieses) eingeschlagen werden. Es erhellt von selbst, daß von Mainz aus nur sehr geübte Fußgänger den Weg hin und her in einem Tage zurücklegen können; nimmt man aber den Vorabend zu Hülfe, um noch nach Eppstein auf geradem Wege oder unter Benützung der Eisenbahn durch das Lorsbacher Thal zu gelangen, so stellt sich der Ausflug keineswegs als übermäßig anstrengend heraus. Wer größere Bequemlichkeit sucht, nehme den Weg über Höchst und Königstein, bis wohin sich billige Fahrgelegenheit findet.

(Schluß folgt.)

Geschichtliche Erinnerungen.

Aus dem Herzogthum Nassau, 16. Juni.

Der 18. Juni wird in dem Nassauischen seit dem Jahre 1815 als Siegesfest gefeiert. Das Häuflein der Veteranen wird übrigens von Jahr zu Jahr, durch den Abgang zur großen Armee, kleiner; darum mir erlaubt sey, der heranwachsenden Jugend einige Punkte der Geschichte dieses Festes zur Beherzigung mitzutheilen, damit, wenn es gilt, dieselben wetteifern möchten, den Waffenruhm der Väter zu verherrlichen. Als im Jahr 1815 Deutschland sich zum Kriege gegen Frankreich erhob, ließ Nassau acht Linien-Bataillons, jedes von 1000 Mann, nebst einer Abtheilung Scharfschützen zu der englisch-niederländischen Armee stoßen. Anfangs Juni 1815 wurden fünf Bataillons davon bis in die Gegend von Charleroi vorgeschoben und lagen in den Ortschaften längs der nach Brüssel führende Chaussee in Cantonnirung. Hier traf am 15. Juni Nachmittags die feindliche Avantgarde, bei dem Dorfe Frasnes, unser zweites Bataillon unvorbereitet; der Commandant desselben, Major von Normann, trat mit seinen alten in Spanien erprobten Soldaten dem sehr stärkeren Feind muthvoll entgegen und wich keinen Schritt. Dieses Gefecht rief die in den nächsten Dörfern gelegenen übrigen Bataillons auf den Kampfplatz, wodurch dem sieggewohnten Feind ein Halt gesetzt wurde. Während der Nacht vom 15 — 16. Juni verstärkte sich der Feind zusehends, wogegen bei uns nur einige Bataillons eintrafen, indem die Hauptarmee zwölf Stunden rückwärts in der Gegend von Brüssel stand. Der an Mannschaft uns sehr überlegene Feind versuchte den 16. Juni Morgens wiederholt uns aus der durch einen Wald gedeckten Position zu drängen, allein alle Angriffe scheiterten an der Ausdauer der braven Offiziere und Soldaten. Gegen Mittag kam Hülfe von Brüssel an, wodurch wir einige Augenblicke ruhen konnten. Die Nacht machte dem Gefecht ein Ende, und blieb bis zum 17. Juni Mittags Alles ruhig. — Eine Bewegung unserer Armee kündigte den Rückzug (5 Stunden) nach Waterloo an, wo wir gegen 6 Uhr ankamen, jedoch nach einer kurzen Frist wieder vorwärts beordert wurden, um den nacheilenden Feind zu empfangen. Auf diesem Wege überfiel uns ein solcher Gewitterregen, daß kein Gewehr mehr los ging, weshalb auf beiden Seiten Einhalt geschah. — Die Truppen rückten nun still in die angewiesenen Positionen. — Gegen 1 Uhr Nachts entstand Allarm, wozu eine sich verirrte feindliche Patrouille Anlaß gab. — Der Morgen des 18. Juni erschien mit Sonnenglanz, und war bis 10 Uhr die nasse Montur auf dem Leibe getrocknet und die Gewehre gereinigt. Um diese Zeit erhielt das erste Bataillon mit dem Commandant Büsgen (jetzt Obrist) die Ordre, die auf dem äußersten rechten Flügel gelegene Fermes Hougemont zu besetzen. Diese Mannschaft vertheidigte von Morgens 11 Uhr bis Abends mit der größten Anstrengung und Ausdauer diesen Posten. Der Feind drang mehrmals mit Sturm in diesen Hofraum, jedoch vergebens, ein; zuletzt schoß er die Gebäude in Brand, wodurch viele der Braven, welche verwundet darin lagen, einen schrecklichen Tod fanden. Drei Bataillons vom ersten Regiment und Landwehr unter dem tapfern General von Kruse standen im Centrum, mehrere forcirte Angriffe der Garde mußten mit Bajonett-Attaque zurückgewiesen werden; unter den vielen und schwer Verwundeten waren der Bataillons-Chef von Preum (jetzt General). Die übrigen vier Bataillone nebst den Scharfschützen standen auf dem linken Flügel, unter dem Commando des Herzogs Bernhard von Weimar. Diese Truppen fochten den ganzen Tag in erster Linie und hatten die Ehre, die anrückenden Preußen zu begrüßen und den Feind weichen zu sehen. Den 19. verfolgten wir denselben und trafen am 4. Juli bei Paris ein; hier blieben die Nassauer bis Ende Dez. 1815. — Bei der Ankunft im Vaterlande erhielt ein jeder eine silberne, zum Andenken der Schlacht von Waterloo geprägte Medaille.

H.

Mannichfaltigkeiten.

Am 9. Juni schlug der Blitz in den Kirchthum und die Kirche von Ingelmünster (Belgien) ein, welche wegen der Feier des Frohnleichnamsfestes mit Menschen angefüllt war. Wenigstens 95 Mannspersonen wurden vom Blitze getroffen; die Frauenzimmer kamen mit der Furcht davon. Die wunderbare Wirkung, welche dieses electrische Fluidum hervorbrachte, läßt sich weder sagen noch beschreiben. Männer sahen sich ohne Sohlen an ihren Schuhen und Stiefeln, ohne sonst getroffen worden zu seyn; Einem ward das Ohr weggerissen; Alle erhielten leichte Quetschungen; Mehreren wurden die Haare und etwa 20 die Kleider verbrannt.

(Breslau, 12. Juni.) Der Verein gegen das Hutabnehmen ist in das Leben getreten! Die Bahn ist gebrochen, um die lästige und lächerliche Mode des Grüßens durch Abnehmen der Kopfbedeckung abzuschaffen!

Nach den in London eingetroffenen Berichten aus der Kapstadt vom 16. April hieß es dort, daß die ausgezeichneten Naturforscher, der Franzose Delgorgie und der Schwede Wilberg, im Lande Matzilikatae von den Eingeborenen ermordet worden seyen.

(Wiesbaden, 9. Juni.) Das hiesige Badeleben beginnt sich stark zu regen; 3000 Fremde sind hier, die aber in den vielen neuentstandenen palastartigen Privatwohnungen und großartigen Hotels so vertheilt sind, daß man sie kaum bemerkt. Potentaten, oder sonst besonders merkwürdige Personen sind noch nicht da; doch erwartet man für längere Zeit den König von Belgien und für einige Tage die Königin von Griechenland und den Fürsten Metternich. Die Königin begibt sich nach Ems, der Fürst auf sein Schloß Johannisberg.

Ein Lohnkutscher wurde krank und lag in den letzten Zügen. Sein Bruder stand an seinem Bette und rief schluchzend: „Fahre hin, Armer! Dir ist nicht mehr zu helfen." Da kam der Kranke zu sich, und da er die Worte, „fahre hin", vernommen hatte, antwortete er: „ist denn schon angespannt?"

(München, 13. Juni.) Am 9. d. ereignete sich zu Hohenschwangau das Unglück, daß der Leibjäger Sr. k. H. des Kronprinzen, welcher einem Kutscher, der Pferde in dem dortigen See schwemmte und dabei in Lebensgefahr gerieth, zu Hülfe eilte, in dem See ertrank, während der andere gerettet wurde.

Die englischen Zeitungen beschreiben den Kaiser von Rußland von Kopf bis zu Fuß, wie lang, wie breit, wie stark er ist u. s. w. — Acht englisch!

(Cham, in Bayern, 4. Juni.) Gestern erschien plötzlich nach langer Abwesenheit Freiherr v. Hallberg, bekannt als Eremit von Gauting, in unserer Mitte, um seinen in der Nähe begüterten Sohn zu besuchen. Seine noch immer muntere Laune und sein gesundes Aussehen wird allenthalben bewundert, so wie der ihm vom Schah von Persien während seines jahrelangen Aufenthaltes in diesem Lande verliehene große Sonnenorden seiner Seltenheit, Größe und reichen Ausstattung mit Brillanten wegen allgemeines Aufsehen erregt.

Korrespondenz.

Köln, im Juni.

Musikalisches.

Pfingsten mit dem niederrheinischen Musikfeste wäre zur Genüge abgethan; der Eindruck dieser kolossalen Tonmassen eines Beethoven, Händel rc., die geboten wurden, ist so ziemlich wieder im Alltagsleben verraucht, und wie eine Ilias post Homerum fangen die Feuilletonisten schockweise jetzt erst an, sich über diesen bereits in den Hintergrund getretenen Gegenstand zu verbreiten, zu referiren, zu recensiren, zu disputiren, zu intriguiren, zu chikaniren und sich zu guter Letzt — selbst zu blamiren. Zänkereien und Spitzfindigkeiten waren die Präludien zum Musikfest, und das Nachspiel muß in gleichem Charakter schliessen, um die harmonische Einheit — oder Vielheit der Köpfe, Sinne und Meinungen nicht zu beeinträchtigen. Mit einem Wort, „das diesjährige Musikfest ist leidlich executirt worden", nicht zu gut und nicht zu schlecht, um eine Apotheose oder einen Bannfluch darüber ausgießen zu können. Unser städtischer Musikdirektor Dorn soll bei dieser Affaire mit einem schweren silbernen Pokale von Seiten des Comité's beschenkt worden seyn zur Anerkennung seiner tüchtigen Leitung, so melden die Berichterstatter in auswärtigen Journalen. Es ist doch sonderbar, daß man die Kölner Tagesneuigkeiten, wenn sie nicht auf flacher Hand liegen, erst vom Ausland erfahren muß, um sie zu wissen, nicht glauben oder glauben zu können. — Woher kommt das? — Unsere Oper, unter Spielberger's wackerer, wohlberechneter Leitung, brachte in letzterer Zeit manche namhafte Gäste, unter andern Mantius und eben jetzt Tichatscheck, unstreitig den renommirtesten aller deutschen Tenoristen der Gegenwart. Wir hörten ihn bereits als Eleazar, Hüon, George Brown, Masaniello und Adolar in Weber's Euryanthe, und in vollem Maße rechtfertigt seine Leistung den Ruf, der ihm vorangegangen. Auch wurde uns von Spielberger Beethoven's fünfte Symphonie in meisterhafter Executirung, so wie Rossini's vielbesprochenes und vielverschrieenes Stabat mater vorgeführt, und hat das Theaterpersonale den Beweis geliefert, daß es auch „ohne die Flitter eines Lumpen-Königs", wie Hamlet sagt, das ewig Melodieenreichen sogenannte Kirchen-, besser erbauliche Kammermusik, mit Präcision, Tact, Geschick und Energie ausführen könne. Von sonstigen Virtuosen ist Lißt hier durchgereis't; Ernst war angesagt, wurde aber Krankheitshalber zurückgehalten und ist zur Zeit Ritter Alexander Dreyschock, der vielgenannte, vielbekannte, noch kürzlich in Holland und Belgien fetirte und decorirte Klaviertasten-Bändiger und Roi des octaves, wie ihn die Franzosen nennen, in unserer Mitte. Dreyschock hat es zu einer fast unbegreiflichen Kunstfertigkeit auf seinem Instrumente gebracht; mit Lißt mag er als ausübender Künstler, wie Componist es gemein haben, daß er ungeheure Tonmassen in allen Windungen dem Instrumente entlockt, ohne aber dabei so revolutionär wie jener durch Berührung aller Extreme seine Harmonie zu schaffen; er ist verwegen, aber besonnener in der Anlage, als der himmelstürmende Titane Lißt.

(Schluß folgt.)

Frankfurt a. M., 16. Juni.

In den „Berlinischen Nachrichten" lies't man folgenden Artikel, um dessen Aufnahme wir von Berlin aus ersucht worden sind: „Berlin. Hr. Hendrichs ist, dem Vernehmen nach, vom Juni d. J. an bei dem k. Hoftheater zu Berlin angestellt. Ueber den Hergang und rechtlichen Stand dieser Angelegenheit verlautet aus zuverlässiger Quelle Folgendes: Unterm 3. Mai 1839 wurde von der General-Intendantur der k. Schauspiele zu Berlin mit dem Schauspieler Hrn. Hendrichs ein Engagements-Contract von Ostern 1840 bis dahin 1843 abgeschlossen, welchen letzterer auch Ostern 1840 antrat. Als Hr. Hendrichs sich im November desselben Jahres in Urlaub befand, wurde er während des besagten, noch laufenden Contractes von der Direktion des Stadttheaters zu Hamburg engagirt. Sobald die genannte General-Intendantur davon Kenntniß erhielt, that sie die geeigneten Schritte bei der Polizei- und Theaterdirektion zu Hamburg, um beide von ihrem besagten, noch laufenden Contracte mit Hrn. Hendrichs zu benachrichtigen und die Rückkehr desselben zu bewirken. Letztere erwiederte, daß sie unterm 9. Dezember 1840 Hrn. Hendrichs auf zwei Jahre engagirt hätte und ihre Verhältnisse ihr nicht gestatteten, die früher von ihm in Berlin eingegangenen Verpflichtungen zu berücksichtigen, sondern sie vielmehr zwängen, auf ihrem contractlichen Rechte zu bestehen. Gab die General-Intendantur ihre, vermöge des früher abgeschlossenen Contractes ihr zukommenden Ansprüche keinesweges auf, so wurden vielmehr neue noch dadurch begründet, daß am 3. August 1842 abermals von ihr ein Contract mit Hrn. Hendrichs vom April 1843 ab geschlossen wurde, zu welcher Zeit sonach der von ihm mit der Hamburger Direktion unterm 9. Dezember 1840 abgeschlossene zweijährige Contract bereits zu Ende gegangen, wogegen der mit der Hamburger Direktion abgeschlossene neue Contract vom April 1843 ab erst am 21. August 1842, sonach später, abgeschlossen wurde. Die General-Intendantur hat daher kein Bedenken getragen, mit Rücksicht auf ihre früher erworbenen Rechte, Hrn. Hendrichs, seinem Anerbieten zufolge, bei der hiesigen königl. Bühne wieder aufzunehmen, zumal da derselbe sich bereit erklärt hat, die im Hamburger Contracte stipulirte Conventionalstrafe zu entrichten. Die Gen.-Intendantur hat sich zu diesem Verfahren um so mehr veranlaßt gefunden, als die Hamburger Direktion früher auch ihrer Seits sich durch die Verhältnisse gezwungen erklärte, auf den von Hrn. Hendrichs früher zu Berlin abgeschlossenen Contract keine Rücksicht nehmen zu können."

Mainwasser-Wärme.

Montag den 17. Juni, Morgens 8 Uhr, 14 Grad. W. Gerlach.

Theater-Anzeige.

Montag, 17. Juni. Dornen und Lorbeer, oder: das ungekannte Meisterwerk, Drama in 2 Abth., nach C. Lafont, von W. Friedrich. (Gastrolle) Rolla: Hr. Hendrichs. Hierauf folgt: Drei lebende Bilder.

Dienstag, 18. Juni. Das Nachtlager in Granada, romantische Oper in 3 Abth., Musik von Kreutzer. (Gastrolle) Ein Jäger: Hr. Gundy.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 168. Mittwoch, den 19. Juni 1844.

Die Braut von Madrid.

(Fortsetzung.)

Die Thüre schloß sich leise. Ein unbeschreibliches Unbehagen fand unter den drei Personen statt, die ein so seltsames Ereigniß zusammen führte. Aber diese Ungewißheit war nicht von langer Dauer. So wie die Marquisin sich überzeugt hatte, daß sie unbelauscht seyen, sagte sie mit gebrochener Stimme: „Wie, Diego, wäre es wahr?"

Ferdinande sah der Antwort mit Todesangst entgegen.

„Nichts von Allem ist wahr, gnädige Frau," erwiederte der junge Mann.

„In der That," rief Ferdinande aus, „diese Stimme, die ich diese Nacht zum zweiten Mal hörte, — diese Stimme, die noch in meinem Ohr ertönt . . ."

„War nicht die meinige, nicht wahr? Sie haben Recht, Ferdinande. Ich hätte mich nicht unterstanden, ich würde mich durch einen so strafbaren Wahnsinn meinen Freunden nicht blosgegeben haben. Nein, ich habe dieses abscheuliche Verbrechen nicht begangen, ich will Sie aber aus den schrecklichen Folgen retten! Sie haben meine Liebe verworfen, Ferdinande, nehmen Sie meine Ergebenheit hin! Sie sind diese Gnade meinen Bitten, diesen Preis meinem Vertrauen, und diese Genugthuung Ihrer Ehre schuldig. Es ist mir unbewußt, wer so verwegen diese Nacht in Ihr Zimmer drang, aber ich bin überzeugt, wer es auch seyn mag, so ist es ohne Ihr Wissen geschehen. War er unsinnig oder strafbar, ich bin versichert, Sie haben ihn verächtlich abgewiesen. Man hält mich für abenteuerlich, für leichtsinnig und unüberlegt, und wenn ich die Verantwortung dieses Schrittes jetzt auf mich nehme, und ihn auf der Stelle verwische — Niemand wird dann meine Aufrichtigkeit bezweifeln.... Entscheiden Sie, Ferdinande... Aber um des Himmelswillen, und im Namen Ihrer angegriffenen Ehre, denken Sie nicht mehr an das Kloster! Vergessen Sie nicht, daß ein solcher Schritt ein Bekenntniß wäre, das Sie stürzen würde. Bedenken Sie hauptsächlich, wenn auch das Kloster in den Augen der Welt einen Fehler verbirgt, so wird er ihn aber nie auslöschen können."

„Also," sagte die Marquisin, „Sie wollten . . . ."

„Ferdinande zur Gattin nehmen. — Ja, gnädige Frau. Könnte ich wohl eine würdigere Huldigung der Tugend weihen? . . . Indem ich mich anklage, rechtfertige ich sie . . . . Statt eines verdrießlichen Handels wird man in dem Vorfall dieser Nacht nur die tolle Unbesonnenheit eines jungen Mannes erkennen. Man wird mich tadeln, aber Ferdinande ist gerettet . . . ."

„O, antworten Sie mir, gnädige Frau! was darf ich erwarten?"

„Wenn meine Tochter einwilligt," sagte die Marquisin, indem sie einen fragenden Blick auf sie warf.

Ferdinande liebte weder, noch haßte sie Diego. Bis jetzt hatte das Andenken an Don Ruiz ihr Herz allen Huldigungen ihrer zahlreichen Verehrer verschlossen. Aber heute erhob sich eine mächtigere Stimme für Diego. Vertrauend und edel kam er zu Ferdinande, nicht mit der Larve eines eigennützigen Liebhabers, der bittet, sondern mit der edlen Selbstverläugnung eines ergebenen Freundes. Nichts konnte ihre Ehre retten, selbst nicht der Tod. Und er, Diego, statt sich dem Zweifel hinzugeben, den der Schein entschuldigt hätte, statt sich von ihr zu entfernen, wie es viele Andere gethan haben würden — Diego sagt ihr, er wäre von ihrer Unschuld überzeugt — und reicht ihr die Hand.

„Wenn Diego von Soria," sagte sie mit weicher Stimme, „mich noch seiner würdig hält, so nehme ich die Stütze, die mir sein Edelmuth darbietet, ohne Bedenken und Gewissensbisse an."

„Begeben wir uns in den Saal, und benachrichtigen wir augenblicklich unsere Familie von diesem Entschluß. Ach, Diego, Sie besitzen ein edles Herz, und nur Gott konnte einer so schönen Seele, wie der Ihrigen, vielleicht das einzige Mittel auf Erden eingeben, meine Tochter zu retten. Dank, Diego! tausend Dank! —"

„Meine Freunde," sagte die Marquisin im Hereintreten mit Ferdinande und Diego, „es kann keine Rede mehr vom Kloster seyn, aber von einer nahen Vermählung. Es handelt sich nicht mehr von einer Schande, die sich nur durch Blut rein waschen läßt; aber von der Unvorsichtigkeit eines jungen Mannes, beinahe unser Kind zu nennen, welcher einen leichtsinnigen Streich verübt, ohne die Folgen zu berechnen, und erst die Größe seiner Thorheit einsah, als es zu spät war. Ich habe ihm verziehen, und ich erflehe für ihn Ihre Verzeihung."

Der Wunsch der Marquisin war Gebot. Uebrigens konnte man sich keinen glücklicheren Ausgang denken. Die Aeltesten der Gesellschaft richteten an Diego einige strenge wohlwollende

Worte, einige väterliche Zurechtweisungen; Diego hörte sie mit vollkommener Ehrerbietung an, und man trennte sich.

Eine Stunde nach dieser Unterredung hatte die Marquisin mit Ferdinande und Diego alle Verfügungen zur Verlobung und zur Trauung, die unmittelbar darauf folgen sollte, getroffen. Bald sah sie sich mit dem Comthur allein.

„Nun, Don Juan,“ sagte sie, „was denken Sie dazu?“

„Ich denke,“ erwiederte Badesillas, „daß Diego nicht unklug ist, und daß dieser tolle Leichtsinn, wie Sie ihn nennen, ganz einfach das Werk eines ausgedachten kühnen Ränkemachers ist, der beschlossen hat, auf einem verborgenen Wege Das zu erlangen, was ihm auf dem geraden versagt war. Ich denke, er wollte Ihr Schwiegersohn seyn, und um diesen Zweck zu erlangen, schien ihm ein jedes Mittel gut.“

„Ihre Ungerechtigkeit macht Sie blind,“ sagte die Marquisin, „und die Art, wie Sie Diego's Betragen deuten, ist völlig falsch. Sie müssen wissen, daß er uns heute die größten Beweise von Ergebenheit und Selbstverläugnung gab.“

„Ich errathe nicht leicht Räthsel,“ sagte der Comthur.

„Und mir ist es unmöglich,“ nahm die Marquisin das Wort, „die Auflösung von diesem Einen zu finden. Aber ich habe Nichts gesagt, was nicht die Wahrheit ist, Diego hat sich wirkliche Rechte auf unsere Dankbarkeit und Freundschaft errungen.“

„Ich glaube Ihnen, gnädige Frau, aber dann muß ich gestehen, daß er ein Mann ist, den ich unrichtig beurtheilt habe.“

— — — — — — — — — — — — —

Indessen war Diego's erste Sorge, als er das Schloß Doveda verließ, in den königlichen Palast zu eilen und seinen Freund Roderich Calderon, Grafen von Oliva, aufzusuchen.

Er war gerade dort angelangt, als der Günstling ernst und in Gedanken verloren die Gemächer Philipp's II. verließ.

„Welche Nachrichten?“ fragte Roderich, indem er rasch auf ihn zuging.

„Vortreffliche!“

„Keinen Verdacht?“

„Nicht den kleinsten.“

„Die Marquisin .... Ferdinande .... sie haben eingewilligt?“

„Mit geschlossenen Augen.“

„Und wann die Heirath?“

„In einem Monat.“

(Fortsetzung folgt.)

Freundliche Winke für Wanderer nach dem Feldberge.

(Schluß.)

Wiesbaden ist nur 3 Meilen direkt vom Feldberge entfernt. Ueber Hattersheim und Höchst bieten sich mittels der Eisenbahn die ähnlichen Reisegelegenheiten wie bei Mainz. Außerdem aber läßt sich auf guter Fahrstraße über Sonnenberg, Rambach und Naurod nach Niedernhausen, zwei Stunden, dann auf gewöhnlichem Fahrwege von da über Ober-Jesbach, Ehlhalten und Schloßborn nach Glashütte $2^3/_4$ Stunden, und von da auf angenehmem Fußweg (der weitere Fahrweg führt $^1/_2$ Stunde um über Reifenberg) in $1^1/_4$ Stunden der Feldberg bequem erreichen. In Glashütte lasse man den Wagen zur Rückfahrt stehen und nehme einen Führer, da der Pfad leicht zu fehlen ist.

Schwalbach ist, gleich wie Mainz, $3^7/_8$ Meilen vom Feldberge direkt entfernt. Da jedoch hier die Eisenbahn als Beförderungsmittel fehlt, so stellt sich die Zugänglichkeit weniger günstig. Abgesehen von den Wegen, die man über Wiesbaden sich nach obigen Notizen zusammenstellen kann, ist für Fußwanderer der Weg über Wehen nach Niedernhausen $3^1/_2$ Stunden und von da weiter wie bei Wiesbaden noch 4 Stunden zu empfehlen. Niedernhausen besitzt ein ganz vorzügliches Gasthaus, ist also zum Uebernachten trefflich geeignet. Wer fahren will, schlägt den Weg über Idstein und Esch nach Glashütte oder Reifenberg ein. Entfernung bis Idstein 4 Stunden, von da bis Glashütte 3 Stunden.

Limburg und **Weilburg** sind beide in direkter Linie $4^1/_2$ Meile vom Feldberge entfernt. Für Fußgänger bietet besonders von Weilburg aus das romantische Weilthal mit seinen Burgen einen genußreichen Weg, wo Weilmünster, zwei Stunden, einen zweckmäßigen Ruhe- und Uebernachtungsort abgibt. Von da sind noch sechs Stunden bis Reifenberg, und man versäume nicht, von der Landsteiner Mühle den Weg über Kreisberg und den Pferdekopf, woselbst herrliche Aussicht, einzuschlagen. In Schmitten oder Reifenberg angelangt, ist der Weg zum Brunhildisfelsen auf dem Feldberge leicht zu finden. Fahrende Gäste gelangen von Weilburg aus auf der Frankfurter Landstraße bis Usingen, von wo aus der Feldberg zu Fuß oder auch zu Wagen, jedoch auf minder guten Wegen in $3^1/_4$ Stunden erreicht werden kann. Von Limburg aus fällt der Fahrweg bis Glashütte auf $7^1/_2$ Stunden gleichfalls mit der Frankfurter Landstraße zusammen. Auch Fußgänger werden genöthigt seyn, den gleichen Weg einzuschlagen; für sie ergibt sich Camberg als geeigneter Stationsort.

Wetzlar hat eine direkte Entfernung von $4^7/_8$ Meilen. Fußgänger schlagen ihren Weg am besten nach Gräfenwiesbach, 4 gute Stunden, oder Usingen, $5^1/_2$ Stunden, ein, woselbst für die zweite Wegesstrecke neue Kräfte gesammelt werden können. Fuhrwerk geht über Braunfels nach Usingen, 8 Stunden, von da weiter, wie oben bemerkt.

Für **Butzbach** (mit dem Anschlusse von **Gießen**) stellt sich eine direkte Entfernung von $3^6/_8$ Meilen heraus. Die Fahrwege von dort nach dem Amte Usingen bieten indeß zur Zeit noch wenig Erfreuliches; desto angenehmer ist der Gang für Fußwanderer über Ziegenberg und Cransberg nach Usingen oder Wehrheim, von wo aus der Feldberg bestiegen wird.

Friedberg ist direkt nur $3^1/_4$ Meilen entfernt. Eine gute Landstraße, auch zugleich für Fußgänger der kürzeste Weg, führt über Oberroßbach in 4 Stunden nach Homburg, von da weiter wie bei Frankfurt. Ein zweiter, aber nur für Fußgänger zugänglicher, längerer, aber desto schönerer Weg führt über Nauheim, den Johannisberg, Ober-Mörlen und dem Usathal aufwärts bis Usingen, $4^1/_2$ Stunden.

Hanau endlich ist $4^6/_8$ Meilen direkt vom Feldberge entfernt. Hauptwege bestehen: 1) über Frankfurt und von da beliebig weiter, wie oben näher angedeutet, oder 2) auf kürzere Weise über Hochstadt, Vilbel, Massenheim, Niedereschbach nach Homburg in 5 Stunden. Der letztere Weg ist indessen nur für Fußgänger geeignet. Daß durch die bestehende Dampfschifffahrt den weiter aufwärts liegenden Mainstädten, so wie

Hanau und Frankfurt, so auch der Feldberg zugänglicher gemacht und gewissermaßen näher gerückt worden ist, bedarf kaum einer besonderen Erwähnung.

Raum und Zweck dieser Blätter gestatten keine weitere Ausführung dieser Winke und Andeutungen. Möchten dieselben eine freundliche Aufnahme finden und recht Viele zu dem Versuche veranlassen, einmal unsern Feldberg zu besteigen, was denn doch, wie man oben sieht, weder für Einzelne noch für ganze Familien ein besonderes Wagstück ist. A. K.

Mannichfaltigkeiten.

Wie weit die Frechheit der meisten Virtuosen jetzt geht, um sich Lob zu verschaffen, davon hat das Publikum kaum eine Ahnung. Es sollten übrigens solche industriellen Selbstlobbestrebungen schonungslos von der Presse bekannt gemacht werden, denn nur das hellste Licht der Oeffentlichkeit kann diese Schmach vernichten. Einen Fall dieser Art bringt die Berlinische Zeitung, in welcher L. Rellstab erzählt: „Ein junger Künstler (dessen Namen und Instrument wir hier nicht nennen wollen) sendet uns einen lithographirten Brief mit der Bitte zu, die unten folgende Notiz (es ist aber eine sehr belobende Kritik aus einer fremden Zeitung) doch zu publiciren. Also ein völlig organisirtes Handwerk des Selbstlobs. Das Schreiben eines Briefs, im Vertrauen auf eine bestimmte Person, das sich allenfalls entschuldigen läßt, genügt nicht mehr, sondern man schickt lithographirte Schreiben der Art zu Hunderten in die Welt, um dieser Sand über die Trefflichkeit einer Virtuosenleistung in die Augen zu streuen!"

Die „Germania" in Christiana hat, wie wir schon meldeten, an Hoffmann von Fallersleben eine Adresse gerichtet. Der Schluß derselben lautet: „Rings um uns her starrt noch Alles in tiefem Schnee und Eise, während bei Ihnen im sanfteren Süden der holde Frühling wohl schon saftiges Grün und duftende Blumen dem Boden entlockt hat. Aber ferne von uns, daß wir Muth und Vertrauen deshalb verlieren sollten, wir glauben nicht bloß, nein, wir wissen es: auch bei uns hier wird bald der Lenz mit seinen reichen Geschenken einziehen. Gelte uns das als freundliches Sinnbild in Bezug auf die kommenden Geschicke Deutschlands und auf Ihre eigene Zukunft: Glaube, Liebe, Hoffnung. — Daran lassen Sie uns immerdar festhalten, das sind Schätze, mit denen man im Leben schon ausreicht, Schätze, die weder von den Motten noch von dem Roste gefressen, noch von Dieben gestohlen werden. Wer die besitzt, der mag in allen Lebenstagen getrost ausrufen:

Was will ich weiter noch haben?
Hoch lebe das Vaterland!

Empfangen Sie, verehrter deutscher Mann, unsere herzlichsten Wünsche für Ihr Wohl und unsere vaterländischen Grüße."

(Berlin.) Der berühmte Marheineke liest in diesem Semester über Symbolik und über praktische Theologie. Als er in dem letzten Collegium auf das Verhältniß des Staates zur Kirche kam, verwies er für seine Ansichten auf sein jüngst bei Brockhaus erschienenes Buch; und indem er dabei der famosen Kritik in der literarischen Zeitung erwähnte, bezeichnete er jene Recension buchstäblich als „ein Machwerk, welches alles Gift einer servilen Knechtschaft enthält."

Ein in den Umgebungen von Paris wohnender Priester, Hr. R..., sagt der „Constitutionnel", hat die Schulden seines Vaters, eines ehemaligen Handelsmannes von Bourges, welchen im Jahre 1798 Vermögensverluste betroffen hatten, und der zu jener Zeit starb, bezahlt. Man gibt die auf diese Weise nach 46 Jahren bezahlte Summe als sehr bedeutend an. Was das Interesse an dieser ehrenwerthen Handlung noch vermehrt, ist, daß die meisten Gläubiger des Handelsmannes von Bourges im Laufe dieses halben Jahrhunderts gestorben waren, daß man mühsame Nachforschungen anstellen mußte, um die direkten oder Collateral-Erben, die jetzt in ganz Frankreich und selbst im Auslande zerstreut sind, aufzufinden. Solche Handlungen, denen man nicht genug Offenkundigkeit geben kann, bedürfen keines Commentars.

Korrespondenz.

Bensheim an der Bergstraße, 13. Juni.

Am Widerspruche erstarkt die Wahrheit.

In der Mannheimer Abendzeitung vom Heutigen wird in einem aus der hessischen Bergstraße datirten Artikel vom 8. d. M. auf unsere in Nro. 151 der Didaskalia enthaltene Korrespondenz vom 24. v. M. unter andern, nicht zur Sache gehörigen Reflexionen opponirt, daß: 1) unser vorgedachter ganzer Artikel, worin wir einfach berichteten, „daß der, der streng-ultramontanen Richtung angehörige hiesige Pfarrverwalter, gegen die seitherige Praxis, einem hier verstorbenen Protestanten das Begräbniß nach katholischem Ritus entschieden verweigert habe", unwahr und vielleicht erlogen sey, 2) einige Gemüther, die überall leicht katholische Gespenster sehen, die Sache (unrichtig) aufgefaßt und mit einigen hämischen Bemerkungen in die Didaskalia gesendet hätten, und 3) einer eingesendeten, von dem Sohne des Verstorbenen ausgestellten Gegenerklärung die Aufnahme unter dem Bemerken verweigert worden sey, daß die Redaction darüber vorerst den ersten Referenten hören müsse; auch könne die Aufnahme nicht in die Didaskalia, sondern nur unter die bezahlten Annoncen des Journals, also unter Kaffee und Zucker, wie unser Opponent zu scherzen beliebt, geschehen. — In ernsten Dingen lediglich der Wahrheit huldigend, nöthigen uns die hier angeführten, gegen unsere Korrespondenz vom 24. v. M. gerichteten Angriffe, in der vorliegenden Angelegenheit, so gern wir solche auch ihres unerfreulichen Inhalts wegen auf sich hätten beruhen lassen mögen, im Interesse der Wahrheit und der guten Sache Folgendes berichtigend zu repliciren: Ad 1 erklären wir hiermit wiederholt vor Gott und der Welt, daß wir die beregte Begräbnißverweigerung ganz wörtlich treu und so referirt haben, wie uns solche aus dem Munde des Sohnes des Verstorbenen ganz fest und bestimmt mitgetheilt wurde, und daß wir mit Vergnügen bereit sind, unserm heftigen Opponenten gegenüber vor dem hiesigen Pfarrverwalter in Beiseyn von sechs, von beiden Seiten in gleicher Zahl zu wählenden, aus Ehrenmännern bestehenden Zeugen jene erste Aussage durch den ersten Deponenten wörtlich wiederholen zu lassen, damit sich die Jenseite überzeugen mag, daß wir nur Wahrheit und nichts als Wahrheit berichtet haben, mithin die von dem Sohne des Verstorbenen, einem unbefangenen, schlichten Bauersmanne, bei einem Glas Wein später erschlichene, demselben nicht einmal vorgelesen wordene, ihm mithin ihrem Inhalte nach ganz unbekannte Gegenerklärung unwahr, folglich null und nichtig ist. Ad 2 müssen wir alles Ernstes versichern, daß wir nun einmal vernunftgemäß an Gespenster und ähnliche Popanzen, wie solche in alten, längst absentirten, jetzt aber wieder hervorgesucht werdenden Katechismen und ähnlichen Werken der Finster-

niß spuken, dem geistig blinden Volke früher aufgebunden wurden und jetzt wieder als Plaggeister zur zeitlichen und ewigen unglückseligen Mitgift aufgehalst werden wollen, schlechterdings nicht glauben, daß wir mithin, da hiernach Gespenster und alle derartige höllische Furien für uns inexistirend sind, unmöglich begreifen können, was man unter den katholischen Gespenstern unseres Opponenten für Dinge zu verstehen hat. Ad 3 hatte die verehrliche Redaction, welche unsere Mittheilungen als zuverlässig kennt, vollkommen Recht, daß sie, ohne uns vorerst darüber gehört zu haben, eine Entgegnung nicht aufnahm; daß sie aber eben so wenig wie wir, unter Beobachtung der nöthigen Vorbedingungen, einer sachgemäßen Replik die freie Aufnahme versagt haben würde. Jedenfalls wurde Ungeeignetes in Anspruch genommen, worüber sich eine verehrliche Redaction ohne Zweifel ausweisen wird. Dies sind wir vollkommen überzeugt und können daher unserm Opponenten auch bezüglich dieses Punktes im voraus zuversichtlich versichern, daß er auch hier sich im vollen Irrthum befindet. — Gegen die Redaction der Mannheimer Abendzeitung und nach dieser gegen alle andern Blätter, welche die Entgegnung gegen uns aufnahmen *), hegen wir die zuversichtliche Erwartung, daß sie unsere gegenwärtige Replik, unserem besonderen Ersuchen gemäß, in ihre Spalten verbotenus aufnehmen und uns auf diese Weise auch vor ihrem Leserkreis unsere Rechtfertigung gestatten wird.

— 7 —

Soweit die Rechtfertigung unseres Hrn. Berichterstatters. Was uns angeht, so geben wir einfach folgende nöthige Aufklärung auf ad 3: Am 7. d. M. wurde uns durch einen Dritten eine nur aus etwa 6 bis 7 Zeilen bestehende, angeblich von dem Sohne des Verstorbenen unterzeichnete Erklärung gegen den Bensheimer Korrespondenzartikel der Didaskalia vom 3. d. M. zur Aufnahme in dieses Blatt überreicht, worin derselbe kurzweg erklärte, das gemeldete Faktum sey gänzlich unwahr. Abgesehen davon, daß eine solche kurze Abfertigung gar leicht abgefaßt, aber nicht eben so leicht die Wahrheit derselben erwiesen und begründet ist, war auch die Aechtheit der Unterschrift jener Erklärung uns durch nichts verbürgt. Wir bemerkten daher dem Hrn. Ueberbringer, der unverweilten Aufnahme einer solchen Anzeige stände unter dem nicht verantwortlichen Theile unseres Blattes, den Bekanntmachungen, nichts im Wege; bestehe man jedoch darauf, sie in der Didaskalia selbst aufgenommen zu sehen, so werde auch dieses nicht verweigert, wenn wir zuvor über den eigentlichen und wahren Sachverhalt in Bensheim weitere Erkundigungen eingezogen hätten und die Erwiederung sich als gegründet herausstellen würde. Zum Ueberfluß bemerkten wir noch dem Hrn. Ueberbringer, daß der uns als wahrheitsliebend bekannte Hr. Berichterstatter der Didaskalia uns über das Berichtete und von seinen Gegnern „als gänzlich unwahr“ bezeichnete Faktum Rede zu stehen hätte, da es uns und wohl jeder wahrheitliebenden Redaction eines öffentlichen Blattes nicht lieb seyn könne, mit unwahren Darstellungen bedient zu werden. So viel zu unserer Rechtfertigung gegenüber der oben ad 3 citirten falschen und unvollständigen Behauptung. Wir haben hoffentlich nicht nöthig, uns noch weiter hierüber zu erklären, stehen aber jederzeit noch mit anderweitigen Bekräftigungen zu Diensten. — Seit einer langen Reihe von Jahren wird sich wohl jeder Leser unseres Blattes davon hinlänglich überzeugt haben, daß wir dem gewiß „preiswürdigen“ Grundsatze: Audiatur et altera pars, stets treu blieben. Wir werden ihm auch ferner treu bleiben; aber Vorsicht ist in unseren Tagen, wo öffentliche Organe vor allerlei Mystificationen sich so sehr zu wahren haben, doppelt nothwendig, zumal bei Einsendungen delicater Natur, deren Namensunterschriften durch Nichts verbürgt sind.

Die Redaction des Frankfurter Journals und der Didaskalia.

Nachschrift. Nachdem beide obige Erklärungen bereits zur Presse befördert waren, kommt uns vom Hrn. Pfarrverwalter in Bensheim, durch Vermittelung einer bewährten Hand in Darmstadt, die nachstehende berichtigende Erklärung zu, die wir um so weniger jetzt aufzunehmen Anstand nehmen, als dieselbe nun näher motivirt ist und Obiges hinlängliche Commentare zu derselben liefert:

Berichtigung. Die neulich in diesem Blatte enthaltene Nachricht, daß sich der katholische Pfarrverwalter in Bensheim geweigert habe, einen daselbst verstorbenen Protestanten zu beerdigen, ist nicht blos entstellt, sondern völlig unwahr. Der Hr. Pfarrverwalter hatte nur gewünscht, daß der Sohn des Verstorbenen dem protestantischen Geistlichen in Auerbach, als dem eigentlichen Pfarrer der in Bensheim wohnenden Protestanten, vorerst davon Anzeige machen und ihm, dem Pfarrverwalter, für den Fall, daß dieser nicht selbst die Beerdigung vornehmen wolle, dessen Bescheinigung vorlegen möge, daß er gegen die katholische Beerdigung nichts zu erinnern habe. Auch ist nach dem Mainzer Ritual, das für Bensheim besteht, die Beerdigung eines Protestanten durch den katholischen Geistlichen nicht untersagt. Hiernach lassen sich von selbst die andern Gehässigkeiten, die an jene lügenhafte Nachricht angeknüpft waren, beurtheilen. — Zur näheren Bestätigung der obigen Berichtigung fügen wir die eigene Erklärung des Sohnes des Verstorbenen bei.

Erklärung. Ich finde mich veranlaßt, auf den in Nro. 161 der Frankfurter Didaskalia enthaltenen Artikel aus Bensheim über das Leichenbegängniß meines verstorbenen Vaters zu erklären, daß die in demselben enthaltenen Gehässigkeiten gegen den hiesigen Hrn. Pfarrverwalter durchaus unwahr sind, indem der Hr. Pfarrer von Auerbach, der meinem Vater auf dem Sterbebette das Abendmahl gereicht hatte und dem ich, als sein Pfarrgenosse, zuerst von dem Todesfalle Anzeige machen mußte, die Beerdigung in Bensheim nach protestantischem Ritus selbst vornehmen zu wollen erklärt hat.

Bensheim, 4. Juni 1844. Philipp Steinbacher.

*) Wie z. B. die Freiburger und Aschaffenburger Zeitung.

Frankfurt, 18. Juni.

Bei dem am 23. d. Mts. auf dem Feldberge zu feiernden Feste hofft und wünscht das Publikum, daß die umsichtige Direktion der Taunus-Eisenbahn eine Extrafahrt um 5 oder 5½ Uhr Morgens nach Höchst und Hattersheim einrichten möge, welche, zumal wenn sie mit weiterer Omnibusgelegenheit nach Kronthal und Königstein verbunden wäre, gewiß zahlreich besucht werden würde.

Künftigen Mittwoch den 19. d. Mts. findet im Saale des Gasthauses zur „Lilie“ in Bornheim ein Konzert des dortigen Liederkranzes zum Besten der Kleinkinder-Bewahrschule statt. Der edle Zweck sowohl, als die bereitwilligst zugesagte Unterstützung der Herren Conrad und Alois Baldenecker lassen uns hoffen, eine recht große Theilnahme bei dem verehrlichen menschenfreundlichen Frankfurter Publikum zu finden. Bornheim, 17. Juni 1844.

Der Vorstand.

Mainwasser-Wärme.

Dienstag den 18. Juni, Morgens 8 Uhr, 14 Grad. W. Gerlach.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 18. Juni. Das Nachtlager in Granada, romantische Oper in 3 Abth., Musik von Kreutzer. (Gastrolle) Ein Jäger: Hr. Gundy.

Mittwoch, 19. Juni. (Auf allgemeines Verlangen): Mutter und Sohn, Schauspiel in 5 Acten (in 2 Abth.), mit freier Benutzung des Bremer'schen Romans: „die Nachbarn“, von Charlotte Birch-Pfeiffer. (Letzte Gastrolle) Bruno: Hr. Hendrichs.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 169. Donnerstag, den 20. Juni 1844.

Die Braut von Madrid.

(Fortsetzung.)

3.

Die Verlobung.

An diesem Tage stand die Marquisin und ihre Tochter früher wie gewöhnlich auf, und schienen mit großen Vorbereitungen beschäftigt zu seyn. Man hatte schon seit dem frühen Morgen die langen Gallerien geöffnet, die mit einer prachtvollen Sammlung von Familien-Gemälden geziert war.

Ein ehrwürdiges Heiligthum, wo das Alter, die Ehre und die Reinheit des Namens Doveda aufbewahrt wurde. Hier thronte die Tugend auf dem Antlitz eines Greises, der ergraut unter der Bischofsmütze; und dort sprach Stolz und Redlichkeit aus dem Bilde eines Kriegers in stählerner Rüstung; weiter erblickte man eine junge Nonne, die wie eine Heilige gelebt und gestorben. Diese Gallerie, der Gegenstand einer religiösen Hochachtung, blieb immer geschlossen, und diese Ausnahme von einem stets so streng beobachteten Gebrauch ließ auf eine bevorstehende wichtige Feierlichkeit schließen. Ein langer Tisch und eine große Anzahl von Stühlen wurde nach und nach dorthin gebracht. Das Echo, das man lange nicht gehört, hallte durch den Ruf der Diener wieder, die angewiesen waren, die Anstalten zu einem überaus glänzenden Banquet zu treffen. Um die eigentliche Ursache dieser Bewegung recht zu verstehen, hätte man nur die Thüre des Saales öffnen und einen flüchtigen Blick auf die toiletten Gegenstände werfen müssen, die ohne Ordnung und Symetrie hin und wieder zerstreut lagen, die aber in dieser reizenden Unordnung überaus glänzend und herrlich erschienen.

Die Marquisin ruhte in einem Sessel, vor ihr ausgebreitet lag ein herrlicher Spitzenschleier. Unbeweglich, vertieft in Träumereien, betrachtete sie den Schleier in einer Art Verzweiflung, vielleicht weil er in ihren Augen das Symbol der feierlichen Handlung war, die sie von ihrem Kinde trennen sollte. Zuweilen ruhten ihre Blicke auf Ferdinande, die fast eben so traurig war, wie ihre Mutter; vor einem runden Tisch stehend, bewunderte sie mehr mit einer kindlichen Neugierde, als mit wahrer Freude den vor ihr ausgebreiteten kostbaren Brautschmuck, ein Geschenk des edlen Bräutigams.

Es wurde leise an die Thüre geklopft.

„Herein," rief die Marquisin ... „Ach! Ihr seyd es Nunez?"

„Ihr habt lange gezögert," sagte Ferdinande.

„Es ist wahr," erwiederte Nunez, „aber es war nicht meine Schuld, Senora; ich habe nicht mehr meine Beine von 15 Jahren, und aufrichtig gesagt, taugen sie nicht mehr viel. Dann auch, wenn Sie wüßten! kaum blieb mir so viel Zeit übrig, um alle Anstalten zu der heutigen Abendtafel zu treffen. Alle wissen, daß es nicht viel Mühe kostet, den alten Nunez gesprächig zu machen, hauptsächlich wenn er gute Nachrichten mitzutheilen hat. Man mußte nur sehen, wie mich Alles umgab, wie sie mich baten. Ich versichere Sie, es war keine kleine Aufgabe, diese Neugierde zu befriedigen."

„Thaten sie Fragen an Euch?"

„Versteht sich .... wegen der Vermählung der Senora, und wahrlich, um sie los zu werden, sagte ich, daß Alles in Richtigkeit sey, daß die Verlobung heute Abend stattfinde, und daß morgen ... Aber verzeihen Sie, Frau Marquisin, Sie finden diese Leute gewiß neugierig und mich sehr unbescheiden."

„Nein, mein Freund, Ferdinandens Verbindung mit seiner Herrlichkeit Don Diego von Soria ist mit Bestimmtheit beschlossen, und soll für Niemand ein Geheimniß seyn. Wie weit seyd Ihr mit den Vorbereitungen?"

„Alles ist auf's beste besorgt. Ein auserlesenes Mahl, ein königliches Fest."

„Habt Ihr meinen Brief an Don Juan Badesillas besorgt?"

„Ich habe ihn in seine Hände gelegt, Frau Marquisin; er machte einige Schwierigkeiten, jedoch wird er zur bestimmten Stunde erscheinen."

„Alles ist gut, Nunez, jetzt entfernt Euch."

„Erlauben die gnädige Frau, ich habe auch einen Auftrag, dessen ich mich entledigen muß. Ich ging nach meiner Gewohnheit zu Don Diego, um seine Befehle einzuholen. Dieses Blumensträußchen, welches er in meiner Gegenwart selbst gepflückt, befahl er mir, Senora Ferdinande in seinem Namen zu überreichen. Er wird bald selbst erscheinen." Indem übergab er ihr die Blumen.

„Beachten Sie es nicht, daß diese kleine Rose entblättert ist," fuhr der gesprächige Alte fort .... „sie war blendend schön, als Don Diego sie pflückte ... aber dieser verwünschte Nebel ..."

„Ach! ich glaube es gern, mein armer Nunez," sagte Ferdinande; „man darf sich nicht wundern, wenn eine so zarte

Pflanze vom Duft gedrückt wird. Auch ich kann mich nicht eines unbestimmten traurigen Gefühls erwehren, wenn ich den trüben schweren Himmel ansehe! Er erinnert mich an eine traurige Vergangenheit, an ein bevorstehendes Unglück."

Der alte Nunez sah seine junge Gebieterin mit großen Augen an, dann entfernte er sich, und empfand einen Kummer, den er sich nicht erklären konnte. Er hatte seine Kindheit in dem ruhigen stillen Schloß Doveda zugebracht, und war nach dem Tode seines Vaters in dessen Amtsverrichtungen eingetreten. Gewohnt, daß Alles seinen sanften Gang ging, erstaunte er, seine junge Gebieterin am Vorabend ihrer Hochzeit so traurig zu sehen, und noch weniger begriff er, daß ein wenig Nebel eine solche Niedergeschlagenheit hervorbringen konnte. Da man aber für eine jede Wirkung eine Ursache aufsucht, so schob er sie einem bösen Traume oder auch sonst einer kleinen Widerwärtigkeit zu. Es blieb ihm indessen nicht viel Zeit übrig, diesen Zweifel aufzuklären. Er ging an seine Anordnungen, und es war für ihn keine kleine Aufgabe, alle geheimen Verbindungen, die den Mechanismus eines Festes bilden, zu beobachten. Er rief mit lauter Stimme die Bedienten, wies einem jeden seine Arbeit an, entließ sie wieder mit einer gebietenden Bewegung, und behielt sich das Recht vor, das Ganze mit großer Genauigkeit zu überschauen.

(Fortsetzung folgt.)

Das landwirthschaftliche Fest zu Usingen am 13. und 14. Juni.

So oft ich in Deutschland einem ächten und wahren Volksfeste beigewohnt habe, klangen Schiller's schöne Worte in meine Seele:

Ein gutes Volk
Und auch ein großes Volk, und Vater dieses Volks,
Das, dacht' ich, das muß göttlich seyn!

Die Geschichte unserer Stadt ist vier Jahrhunderte alt, aber ein solches Fest, wie die 26. Jahresversammlung und Preisvertheilung des landwirthschaftlichen Vereins für das Herzogthum Nassau, welche gestern und vorgestern dahier stattgehabt, findet sich nirgends in ihren Jahrbüchern verzeichnet. — Es war ein Volksfest im vollsten Sinne des Worts, denn alle Stände der Gesellschaft nahmen daran thätigen Antheil und das ackerbauende Volk der Tauniden war in der Zahl von 8 — 10,000 Menschen in unsern Mauern versammelt. Der erste Tag wurde lediglich durch die Verhandlungen, durch die Berathungen der Mitglieder, durch die Berichte rc. des Herrn Direktors des Vereins in Anspruch genommen. Der große, im alten französischen Styl aus der Zeit Ludwigs des Vierzehnten gebaute Saal, dessen hochragende Wände die lebensgroßen Gestalten adliger und fürstlicher Personen früherer Zeit im Rococogeschmack zieren, war für die Versammlung mit reichen Laubgewinden längs des Dohnengewölbes, sowie mit einem die Landwirthschaft darstellenden Gemälde freundlich ausgeschmückt. Hier waren am ganzen ersten Tage und am Morgen des zweiten etwa 30 — 40 Mitglieder des Vereins versammelt, die Vorträge des Hrn. geheimen Regierungsraths Albrecht zu hören, eines Mannes, der im ganzen Herzogthum sich einer gränzenlosen Liebe und Achtung erfreut und der mit einer unbestrittenen Intelligenz die Gabe der Wohlredenheit in hohem Grade verbindet. Die Berathungen und Mittheilungen hatten den Jahresbericht, die Wilhelmsstiftung, die Thärsstiftung rc., sowie verschiedene andere Anträge über verbesserte Ackergeräthe rc. zum Gegenstand. Hr. Dr. Medicus hielt einen ausführlichen Vortrag über die Anlage und den Plan eines zu veranstaltenden großartigen landwirthschaftlichen Festes. Auch wurde in der Versammlung das erste etwa 10 — 12 Bogen starke Heft eines Werkes zur Ansicht mitgetheilt, das den Titel führt: „Blätter aus Nassau" und das Wesentlichste enthält, was in der Landwirthschaft seit 25 Jahren bei uns wissenschaftlich erforscht, beobachtet und ausgeführt worden ist. Das werthvolle Heftchen kostet nur 20 kr., und bei dem löblichen Wetteifer, der in allen deutschen Staaten in der Landwirthschaft durch die großartigen und glanzvollen Zusammenkünfte deutscher Landwirthe mit jedem Jahr reger wird, und da dasselbe vortreffliche Ansichten über Güterconsolidation rc. enthält, empfehlen wir dasselbe allgemeiner wohlverdienter Beachtung. Der erste Tag ging vorüber, ohne daß in unsern breiten Straßen eine größere Bewegung von Gästen bemerkbar gewesen wäre; nur der späte Abend brachte uns ein improvisirtes Vergnügen höchst anziehender Art. Gegen die neunte Stunde rückte der vielgeübte Sängerbund von Anspach unter Leitung des Hrn. Lehrers Steinhäuser in unsere Stadt, in der Meinung, daß dem Vereinsdirektorium von den befreundeten Sängerbünden zu Usingen und Wehrheim ein Ständchen mit Fackelzug gebracht werden sollte. Dieser von unseren besten Bürgern sehnlichst gehegte Wunsch scheiterte indeß. Im Gasthause zum Adler suchten die getäuschten Sänger in ihren edelsten Weisen Entschädigung, und das gewaltige, herzerschütternde „Auf, Germania" entzündete unter den zahlreich versammelten Gästen eine heitere und festliche Stimmung. Wie indeß eine Nachtigall die andere zum Wetteifer antreibt, so währte es auch nur eine kleine Weile, bis sich unser sangsfreudiger Walther von der Vogelweide im Zimmer gegenüber versammelte, und hier begann nun plötzlich der entzückendste und rührendste Wechselgesang oder vielmehr Sängerwettstreit. Wie in den Tagen der venezianischen Republik die Gondolieri an den Lagunen abwechselnd die Strophen aus Torquato Tasso sangen in den lieblichen Nächten des italienischen Himmels, so wechselten hier auf's schönste die Lieder des Weins und der Liebe mit den Heldengesängen und Vaterlandsliedern. — Lange wird dieser frohe Abend in der Erinnerung der Anwesenden leben, um so mehr, da er die Vorfeier eines unvergeßlichen Festes gewesen ist. — Als die Sänger von Anspach wieder heimzogen, stimmten sie an dem Gasthause zur Krone noch die schöne Hymne an: „Wacht auf, ihr Lieder", zu Ehren des Herrn Vereinsdirektors. — Am 14. Juni wogte ein heiteres, vielbewegtes und vielgestaltiges Menschengewühl in allen Straßen unserer Stadt, wie es Bürger, deren Erinnerung 50 Jahre hinausreicht, nie gesehen haben. Vom frühesten Morgen bis zum Abend wanderte die halbe Bevölkerung unseres Amtes von der Wahl der zum Preise bestimmten Pferde rc. zu dem wohlbesetzten Krämermarkt in der Neustadt oder zu dem Musterungsplatze, wo alles schönste Horn- und Klauenvieh zu sehen war in drei langen Reihen an Geländer gebunden. Die Vertheilung der Preise, welche im großen Schloßhofe stattgehabt von der dritten bis zur sechsten Stunde des Nachmittags,

war der Höhepunkt des Festes, und die Anordnungen hierzu waren mit trefflichem Geschmacke getroffen. Auf dem Söller am Mittelbau des Schlosses befand sich die Stadtmusik mit Trompeten und Waldhörnern. Unter dem Söller in einem Laubgezelte standen die Preisrichter, an beiden Seiten des Söllers wehten die nassauischen Paniere, sowie auch vom Rathhause gegenüber und an allen bedeutenden Gasthäusern und Kaufläden. Die mit Blumenkränzen und mit Messingschildern, auf denen die Preisnummer stand, geschmückten, zum Preise würdig erkannten Pferde, Farren, Kühe rc. wurden an der einen Seite des Schlosses entlang nach dem Zelte der Preisrichter geführt, und während der Preis dem Besitzer übergeben ward, schmetterten die Trompeten, und die stattlichen Thiere wurden längs des andern Schloßflügels in die Stadt zurück geführt. Eine unzählige Volksmasse erfreute sich dieses heitern Schauspiels, das wohl mehr als dreißig Mal wiederholt ward, und aus allen Fenstern ringsum blickte die Blüthe holder Frauen und Jungfrauen, eine wahre Milchstraße von Schönheit und Liebreiz, hernieder. Auch ereignete es sich, daß ein Bäuerlein aus dem hessischen Orte Maibach mit seinem Rinde herbeikam, sich einen Preis zu holen, aber ein grämliches Gesicht schnitt, als er scherzend seines Irrthums belehrt wurde. Viele Preise kamen in unsere Stadt und unser Amt und die Preisrichter sprachen ihre Verwunderung und Freude aus über die bei uns weit vorgeschrittene Viehzucht. Der Jubel wurde zwiefach gestört durch einen Feuerlärm in einem nahen Dorfe und durch Einbringung eines armen Wilddiebs, der die Gelegenheit zu seinem Zwecke benutzen wollte. Da sagte ein Lehrer: „So ist es immer gewesen, wo Gott eine Kirche hat, hat der Teufel auch seine Kapelle." Die Feier wurde mit einem zahlreich von allen Ständen besuchten Balle beschlossen.

Wenn Herder in seiner Behauptung Recht hat, daß die Deutschen das beste Gedächtniß haben, und daß die deutschen Glocken am längsten nachtönen, so dürfen wir bei der innigen Dankbarkeit, von der unser ganzes Amt beseelt ist, noch auf lange Zeit die besten Erfolge von diesen unvergeßlichen Tagen hoffen. — So wie die ganze Bevölkerung unseres Amtes jetzt weiß, was der Sinn und Zweck des Vereins ist, was sie von ihm zu hoffen hat, und was er unserer Heimath gerade in dieser Zeit, wo eine größere Regsamkeit beginnt, noch werden kann, was Alles früher den Meisten völlig unbekannt war, so können wir auch unsere Hoffnungen so hoch fliegen lassen, baldigst ein tüchtiges und durchgreifendes Wiesenkultur-Gesetz für das ganze Herzogthum zu erhalten, das der Majorität unbedingte Herrschaft über die Minorität verleiht; ja, wir können dem Glauben Raum geben, daß binnen eines halben Jahrzehnts die großen Gemarkungen von Usingen, Wehrheim und Riedelbach consolidirt seyn werden. — Ohne die Güterconsolidation, ohne ein tüchtiges Wiesenkultur-Gesetz ist kein eigentlicher landwirthschaftlicher Fortschritt zu denken. — In unserer früher so schlaftrunkenen Heimath ist es mit dem 13. und 14. Juni heller lichter Tag geworden, und je mehr sich die Intelligenz, die Einigkeit und der Unternehmungsgeist mit dem großen Fleiße und der Ausdauer unseres Volkes verbindet, um so mehr wird der Umschwung zu Gunsten des Fortschrittes beschleunigt, um so mehr werden die vielen Verdienste des Hrn. Albrecht und seiner Freunde um unser Land von glänzenden Resultaten gekrönt werden.

Mannichfaltigkeiten.

Die Zahl der Häuser in Wien in der innern Stadt und in den Vorstädten beträgt jetzt 8690 und hat sich seit 1820 um 1130 vermehrt; die Zahl der Einwohner ist 375,834, um 113,614 mehr als im Jahre 1820. Der Zinsertrag sämmtlicher Gebäude betrug Ende 1843: 13,062,743 fl., im Jahre 1820 nur 10,080,684. Der Capitalwerth sämmtlicher Realitäten, nach Abrechnung von 30 Proc. für Steuern und Reparaturen, zu 4 Proc. nach ihrem Zinsertrage berechnet, stellt sich auf die Summe von 228,598,012 fl., folglich gegen 1820 ein Mehrwerth von 86,723,049 fl.

(Berlin, 9. Juni.) Meyerbeer ist sehr eifrig mit der Composition der zur Eröffnung des Opernhauses bestimmten Oper beschäftigt. Das eigenthümliche Zusammentreffen Tieck's und Rellstab's bei der Anfertigung des Textes hat schon zu vielen Epigrammen Anlaß gegeben, besonders was die früheren Verhältnisse Rellstab's zu Meyerbeer betrifft, dessen Compositionen in Rellstab ihren erbittertsten Tadler fanden. In dem recitirenden Schauspiele haben selbst Künstler wie Hendrichs und Dahn das Haus nicht füllen können. Der Letztere ist nur einmal aufgetreten und wird, seiner Kränklichkeit wegen, unmittelbar nach München zurückkehren.

(Ems, 15. Juni.) Unter den bereits anfänglich hier befindlichen Badegästen höheren Ranges nenne ich Ihnen den Kurfürsten von Hessen nebst Gemahlin, den Erbprinzen von Schwarzburg-Rudolstadt, die Fürstin von Schaumburg-Lippe und Fürst Wrede; viele Russen und Engländer werden im Laufe des Monats erwartet.

Frankfurter Theater.

Gastspiel des Hrn. Hendrichs.

Es gereicht unserer Bühnendirektion zur Ehre, daß sie das Vergnügen und die Kunstgenüsse des Publikums dem Vortheil der Kasse nicht nachsetzt. Obwohl es bekannt ist, daß Gastspiele, selbst von renommirten Künstlern, während der schönen Jahreszeit wenig finanziellen Nutzen bringen, so hat sie doch nicht unterlassen, ein solches mit Hrn. Hendrichs einzuleiten. Dieser treffliche Darsteller, welcher neben Emil Devrient in der ersten Reihe der Repräsentanten unserer jetzigen jugendlichen Liebhaber steht, ist bei uns so anerkannt und beliebt, auch in diesen Blättern schon so ausführlich besprochen worden, daß wir uns einer längern kritischen Analyse überheben können. Mittel, Befähigung und Ausbildung haben in Hrn. Hendrichs eine seltene Vereinigung erreicht. Die Anmuth seiner schönen Persönlichkeit, seine edle und liebenswürdige Plastik, sein aller Modulationen fähiges, eben so mildes, als kräftiges Sprachorgan sind allein schon geeignet, den Beschauer und Hörer zu gewinnen; hierzu kommt nun sein warm empfundenes, aus den Eingebungen des Herzens und der unwillkürlichen Inspiration hervorgegangenes, den rechten Ton nur selten verfehlendes Spiel. Hendrichs ist ein ächter Lyriker, in dessen Darstellungen Wärme und Innigkeit am stärksten hervortreten. Daß der geehrte Gast solche Vorzüge, die er der glücklichen Naturbefähigung verdankt, durch künstlerische Studien zu erhöhen und zur Abrundung würdiger Gebilde zu gestalten wußte, wer könnte dies in Abrede stellen? Dies anerkennend, empfing ihn unser Publikum, wie man einen Liebling begrüßt, mit dem freudigsten Beifall und vielfältig wiederholten Hervorrufungen. Wir sahen ihn als Bruno in „Mutter und Sohn" und als Rolla in „Dornen und Lor-

heer." Beide Charakterdarstellungen sind als unbedingt treffliche zu bezeichnen und genügen den strengen Anforderungen der Kritik, wie sie den unbefangenen Beschauer wahrhaft erfreuen. Möge Hr. Hendrichs sein, wie wir vernehmen, nur auf drei Rollen vorläufig bestimmtes Gastspiel noch um einige verlängern! Wir sprechen diesen Wunsch im Einverständniß mit gewiß recht Vielen aus und können uns nicht mit dem Gedanken befreunden, einen so lieben Gast und liebenswürdigen Künstler schon uns verlassen zu sehen. W.

Korrespondenz.

Köln, im Juni.

(Schluß.)

Vergleichen wir Dreyschock mit Thalberg, so finden wir bei beiden wieder die höchste Eleganz des Vortrags, ein wohlüberlegtes Justemilieu, mit einem brillirenden Melodieenreichthum, was sie zu Geistes- und Spielverwandten macht — und dennoch bleibt der Genre aller Dreie genau betrachtet wieder sehr von einander verschieden. Wie Lißt und Thalberg, so ist auch Dreyschock in seiner Art originell zu heißen und Ton-Combinationen und Töne entwindet er dem Instrumente, wovon man früher kaum eine Ahnung gehabt. Donnernd und wetterleuchtend setzt er mit Rapidität die Tasten in Bewegung und weiß auf acustischem Wege ein Anhalten der Töne und eine Tonfarbe derselben zu bewirken, die uns, ungewohnt am Klaviere, auf eine frappante Weise überraschen müssen. Mit Einem Worte, diese Energie, diese Behendigkeit, Klarheit und Fülle und diese unendliche Gewandtheit im Greifen der Octaven in den verschiedensten Gängen stempeln ihn zu einem wahren Kunstberufenen. Dabei entfaltet er in seinen Compositionen einen guten, zwar modernen, aber nicht zu barocken Styl, glänzend und schimmernd voll melodischer Perlen, die mit fein eingewebten, an Pikanterie und Laune reichen Effecten angenehm contrastiren. Außer mehreren Konzerten zu seinem Benefiz gab Hr. Hofkapellmeister Dreyschock dieser Tage ein Konzert zum Besten „der hiesigen Waisenkinder", so wie vorgestern ein gleiches für die armen „Abgebrannten in Medebach", und wurden namhafte Summen dadurch erlöst. Es ist ein schönes Zeichen der Zeit, wenn auch das Kunst- und Virtuosenthum in pecuniärer Hinsicht sich in etwas der Harpyenkrallen entäußert und sein schönes Talent in demokratischer Gesinnung auch für das Gemeinwohl mitunter an den Tag gibt. In dieser Beziehung hat der allgewaltige Lißt das schönste Beispiel und Musterbild an sich selbst abgegeben, und Dreyschock möge ihm brüderlich als Kunstgenosse und edler Mensch die Rechte zum Handschlage reichen. Außer dem Konzertgeber wirkte in letzterm die Altistin Fräul. Sophie Schloß, die Perle des diesjährigen Musikfestes, und gab dieselbe einige Lieder von Franz Schubert zum besten. Unsere tüchtigen Primadonnen, die im Fioraturen-Fache stets excellirende Fräul. Weixelbaum, so wie Fräul. Limbach, diese in der opera seria wie buffa gleich ausgezeichnete, anmuthige Künstlerin, leisteten nicht minder im Vortrage beliebter Gesangesprecen von Curschmann, Proch rc. ein Vorzügliches. Ueberhaupt sind diese beiden Damen im Vereine mit unserm körnigen Bassisten Hrn. Formes die Karyatiden unserer Oper, und dies in den verschiedenartigsten Rollenfächern, was ihre Vielseitigkeit bekunden mag. Zum Schlusse sey noch des ausgezeichneten Instrumentes aus der hiesigen Pianoforte-Fabrik von Eck und Comp. Erwähnung gethan, dessen sich Dreyschock bei seinen Konzerten bedient, und freut es uns, dieses kräftig strebende Etablissement unserer Vaterstadt in der Leipziger illustrirten Zeitung, so wie in der jüngsten allgem. Berliner Zeitung in ausführlicher Weise nach Verdienst und Gebühr besprochen zu sehen. — * —

Bekanntmachung.

Gebirgsausflug zu Gunsten des projektirten Hauses auf dem Feldberge.

Es gereicht der unterzeichneten Commission, in Bezug auf ihre frühere Bekanntmachung vom 10. Juni, zum Vergnügen, allen Taunusfreunden die Anzeige machen zu können, daß ganz in der bereits früher mitgetheilten Weise der 23. Juni zu einem großen gemeinschaftlichen Gebirgsausfluge nicht allein hiesiger Gesang-, sondern auch Musikvereine anberaumt worden ist. Turnübungen, mit Steinstoßen und Ringspielen verbunden, werden, von einer Anzahl junger Leute aus Frankfurt, Hanau, Mainz und Offenbach ausgeführt, mit den Gesängen wechseln. Die Reifenberger gesammte Schuljugend wird unter Leitung ihrer Lehrer einige ihrer schönsten Lieder vortragen und endlich wird Abends $9^1/_2$ Uhr auf dem Gipfel des Berges ein bengalisches Feuer angezündet werden, welches den Heimziehenden, so wie der ganzen Umgegend den Schluß des festlichen Tages verkündigen soll.

Damit die gewiß zahlreichen Taunusfreunde, welche bei so erfreulichen Aussichten auf einen genußreichen Tag den Feldberg besuchen werden, an Ort und Stelle die nöthigen Erfrischungen antreffen mögen, hat die unterzeichnete Commission zunächst mit dem Reifenberger Wirthe Hrn. Ungeheuer ein Uebereinkommen getroffen, wonach sich derselbe verbindlich gemacht hat, einfache, aber vorzügliche Speisen und Getränke zu sehr mäßigen Preisen auf dem Gipfel des Berges in Bereitschaft zu halten. Natürlich bleibt es den Wirthen zu Homburg, Oberursel, Kronberg, Königstein u. s. w. unbenommen, den vorliegenden Anlaß nach Gefallen gleichfalls zum Absatze geeigneter Erfrischungen zu benützen.

Sollte schlechtes Wetter mit Sicherheit vorauszusehen seyn, so wird der Besuch des Feldberges um eine Woche hinaus geschoben und solches in der am 22. Juni Mittags in Frankfurt auszugebenden Didaskalia bekannt gemacht werden. Die Stunden gemeinschaftlicher Unterhaltung und Belustigung fallen in die Zeit von 11 Uhr Vor- bis 3 Uhr Nachmittags.

Schließlich empfiehlt die unterzeichnete Commission die auf dem Feldberge zu veranstaltende Geldsammlung für das projectirte Haus auf's angelegentlichste der Theilnahme des verehrten Publikums. Jedes Mitglied derselben ist außerdem zu fortwährender Annahme von Beiträgen erbötig, so wie auch Listen zu Soden (im englischen Hof), in Königstein (bei Pfaff) und in Eppstein (zur Oelmühle) zur Einzeichnung aufgelegt sind. Die Quittung erfolgt wie bisher öffentlich in der Didaskalia.

Frankfurt a. M., 19. Juni 1844.

Die Commission für Erbauung eines Hauses auf dem Feldberge.

Eduard Hager, Saalgasse, M 142.
Dr. C. H. Häberlin, gr. Bockenh. Gasse, E 134.
Cons.-Rath Dr. Hessenberg, gr. Hirschgraben, F 65.
Heinr. Meidinger, Bleichstraße, D IIIc 2.
Aug. Ravenstein (als Cassirer), Seilerstraße, B 110.
Carl Wolff, Forstamtsrechner, in Sachsenhausen.

Mainwasser-Wärme.

Mittwoch den 19. Juni, Morgens 6 Uhr, 14 Grad. W. Gerlach.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 19. Juni. (Auf allgemeines Verlangen): Mutter und Sohn, Schauspiel in 5 Acten (in 2 Abth.), mit freier Benutzung des Bremer'schen Romans: „die Nachbarn", von Charlotte Birch-Pfeiffer. (Letzte Gastrolle) Bruno: Hr. Hendrichs.

Donnerstag, 20. Juni. Die weiße Frau, große Oper in 3 Abth., Musik von Boieldieu.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 170. Freitag, den 21. Juni 1844.

Die Braut von Madrid.

(Fortsetzung.)

Ferdinande war mit ihrer Mutter allein geblieben, und veränderte ihre Stellung nicht; nun nahm sie unwillkürlich das Sträußchen, welches ihr Nunez brachte, und entblätterte die verwelkte Rose.

„Aber was machst Du?" rief ihr die Marquisin zu, „wenn Diego Dieses sähe . . . ."

„Sie haben Recht, geliebte Mutter, aber ich weiß nicht, welcher schmerzliche Gedanke . . ."

„Ich errathe ihn," sagte traurig die Marquisin, „dieser Gedanke lebt in Deinem, wie in meinem Herzen . . . Du dachtest an Ruiz von Soria." Eine Thräne schlich in Ferdinandens niedergeschlagene Augen, dieses war die einzige Antwort.

„Du beweinst ihn! . . . O! es ist recht, Ferdinande, Don Ruiz verdient es. Er war mehr als Dein Bräutigam, er war Dein Freund, Dein Bruder . . . Er würde mir theurer als der Gemahl meiner Tochter gewesen seyn, ich hätte ihn wie meinen Sohn geliebt . . . und wenn ich Dir die Wahrheit sagen soll, ich war Dir beinahe böse, daß Du mit so schneller Ergebung die neue Verbindung, die Dir Gott gesandt, eingingst. Es schien mir, als wenn Du bei dem großen Unglück zu ruhig geblieben wärest, und daß die Vergessenheit . . ."

„Sie irren sich, meine Mutter," sprach Ferdinande; „Sie glaubten, wie die ganze Welt, an mein Glück und an meine Sorglosigkeit, weil Sie mich singend, lachend und tanzend in der Gesellschaft erblickten. Und Sie, geliebte Mutter, sollten so wenig scharfblickend gewesen seyn, da Sie doch wissen, daß oft die heftigsten Gemüthsbewegungen hinter freundlicher Außenseite verborgen sind, daß die Seelenleiden nur in der innersten Tiefe ruhen, und daß sie entweiht werden, wenn man sie der kalten Gleichgültigkeit der Menschen blosstellt? In dieser Stimmung befand ich mich. Oft im Tummel der Freude fühlte ich den kalten Tod im Herzen. Und mehr als ein Mal, wenn ich mir selbst auf meinem Zimmer überlassen war, entschwebte statt eines Gebetes sein geliebter Name meinen Lippen, der auch der meinige werden sollte. Ich gestehe — seit einigen Tagen, geblendet durch die Geschenke, womit man mich überhäuft, betäubt durch den Lärm, der mich umgiebt, zu Diego von Soria hingezogen zu seyn durch ein Gefühl, das eher der Dankbarkeit als der Liebe gleicht — habe ich vielleicht auf Augenblicke gegen das heilige Andenken gesündigt, so war doch nie Don Ruiz daraus entschwunden. Glauben Sie nicht, daß dieser Schmerz aufhört; er ist nur erstickt; und heute, wo Alles beschlossen ist, wo wir so nahe am Ziele sind, und wo ich um mich her sagen höre, und ich es mir selbst sage: morgen ist der entscheidende Tag . . . fühle ich meine Kräfte mich verlassen, fühle die Flamme, die nur unterdrückt war, neu erwachen, und ich bin dem Ersticken nahe. Alles, was mich umgiebt, drückt mich, bringt mich um. Ja, meine Mutter! ich beweine die Vergangenheit, und schaudere vor der Zukunft."

Und reichliche Thränen erleichterten Ferdinandens Brust, sie nahete ihrer Mutter, und lehnte ihre heiße Stirn an sie.

„Was habe ich gethan," sagte die Marquisin, „ich bin schuld an Deinen Thränen . . . warum mußte ich so traurige Erinnerungen wecken?"

„Sie haben sie nicht hervorgerufen, sie sind hier neu, ewig auf dem Grund dieses Herzens, welches sie nie vergessen will, noch kann."

„Armes Kind! dann muß ich Dich trösten. Komm, Ferdinande, trockne Deine Thränen, es bringt Dir Unglück, wenn Du heute weinst. Ich hatte Unrecht. Gott will nicht, daß ein junges Wesen sich ewig dem Schmerz hingebe. Uebrigens weißt Du, daß ich nicht ungerecht gegen Diego bin; mein Herz gab Don Ruiz den Vorzug, aber trotz Badesillas Vorurtheilen habe ich den guten Eigenschaften des jüngeren Bruders Gerechtigkeit widerfahren lassen. Wer weiß, ob bei einem Vergleich der Letztere nicht den Vorzug erhalten hätte? Wenn Don Diego nicht das treffliche Gemüth und den äußeren Anstand von Don Ruiz besitzt, so weiß er sich durch die Lebhaftigkeit seines Geistes, durch seine liebenswürdige Laune beliebt zu machen. Er besitzt zwar nicht Don Ruiz hohe Tugenden, worin die Ehre der alten Sorias fortlebt, er hat aber ein gutes Herz und die Großmuth eines Spaniers. Hat sich sein Betragen gegen Dich nicht edel bewährt? Du siehst, wir haben ihn trotz seines Leichtsinns falsch beurtheilt, und er ist besser als sein Ruf. Uebrigens steht er auch in großem Ansehen bei Philipp III. Du bist jung, schön, Du wirst alle Frauen am Hof überstrahlen . . . Morgen bin ich meines Eides, den ich Deinem Vater geleistet habe, überhoben . . . Morgen müssen wir uns trennen."

„Wie, geliebte Mutter, Sie wollen mich verlassen?"

„Es muß seyn. Du weißt, Diego wünscht, daß Du mit ihm im königlichen Schlosse wohnen mögest . . . Dieser Glanz und diese Pracht würden meinem Stillleben nicht zusagen. Liebe Tochter, vermehre durch Deinen Kummer nicht den meinen. Sey stark, sey vernünftig, und habe Muth für uns Beide . . . . Sage nur, daß Du keinen Widerwillen gegen Don Diego fühlst!"

„Ich achte ihn, Mutter! . . ."

Nunez erschien zum zweiten Mal, um die Marquisin abzurufen. Sie warf ihrer Tochter einen theilnehmenden Blick zu, und folgte dem alten Diener.

(Fortsetzung folgt.)

Reiseskizzen.

(Von Wilh. Wagner.)

I.

„Du mußt doch auch wieder einmal auf Reisen gehen", dachte ich und griff — nicht zum Wanderstabe, dessen sich heutigen Tages kaum der Handwerksbursche noch bedient, — sondern zur Börse, um nachzusehen, ob und wie weit meine Fonds reichen würden. So viel man auch von der Billigkeit des jetzigen Reisens lies't und hört, so hat doch der alte Spruch, daß man zum Reisen dreierlei Dinge, nämlich Geld, Geld und Geld brauche, seine Wahrheit nicht verloren. Der geistreichste Tourist ohne Geld in der Tasche ist übler daran, als der geistloseste mit Geld, und auch die schönsten Titel müßten hier den Mitteln nachstehen. Meinen Entschluß wird man nicht auffallend finden, denn in unsern Tagen ist das Reisen von den höchsten Herrschaften bis zu den untersten Ständen herunter Mode und, man kann sagen, Lebensbedürfniß geworden. Machen doch selbst die kleinen Kinder jetzt ihre Wanderungen und durchzieht doch in den Schulferien mancher Lehrer mit seinen Zöglingen dreier Herren Länder, wozu freilich in Deutschland nicht viel gehört. Während der schönen Jahreszeit wird es unserer Generation daheim zu enge; Eisenbahnen und Dampfschiffe führen sie mit einer früher nicht geahnten Schnelligkeit nach allen Weltgegenden. Der Reiche besucht die Bäder, um dort seiner zerrütteten Gesundheit wieder aufzuhelfen, und der weniger Bemittelte sucht mit den Zwecken seines Geschäftes einen kleinen Ausflug zu vereinigen, um, wenn auch nur für ein paar Tage, dem lärmenden Stadtgewühl zu entfliehen und sich an der freien Luft und der schönen Natur zu erquicken.

Ich trat in den Bahnhof und hatte noch Zeit, mich an dem bunten Treiben der ankommenden Passagiere zu erfreuen und die schönen Räumlichkeiten des Hofes, der Hallen und der Wartesäle zu durchschreiten und zu betrachten; es war ein heiterer Sonntagmorgen mit tiefblauem Himmel und mit warmer Besonnung; Alles war Glanz und Leben, und man konnte vergessen, daß es auch Werktage in der Welt gibt. Ich stieg in den Wagen und hatte Glück, denn ich fand gleich gute Gesellschaft. Glück gehört zu Allem, und es gibt nichts Fataleres, als auf der Reise mit Leuten zusammen gepackt zu werden, die ein finsteres Gesicht machen und sich die Worte abkaufen lassen, mit Leuten, die das Vorurtheil ihres Standes und Geldes, die Beschränktheit ihrer kleinlichen Begriffe nicht loswerden können. Mein Nachbar bot mir eine freundschaftliche Prise, erzählte einige allerneueste Neuigkeiten, und bevor er noch seinen Bericht beendet hatte, waren wir im Bahnhof zu Höchst a. M. angelangt, wo die frischen und mürben Bubenschenkel, die einzige Merkwürdigkeit, welche der hier durch fliegende Reisende zu sehen und zu genießen bekommt, uns entgegen dufteten. Diese Höchster Bubenschenkel sind nicht nur in der ganzen Umgegend berühmt, sondern auch in England durch die Berichte gelehrter Naturforscher aus jenem Insellande dem gebildeten dortigen Publikum bekannt geworden. Von Höchst nach Hattersheim gelangt man so schnell, daß man gerade Zeit genug hat, seinen eben eingekauften Bubenschenkel con amore zu verzehren und ein paar gute oder auch schlechte Witze an dies frugale Frühstück zu knüpfen. Hattersheim, in früheren Zeiten das Cap der guten Hoffnung für die Mainzer, Wiesbadener und Frankfurter Kutscher, das Peru für die Wirthe und Golkonda für die Hausknechte, die Oase für die Fuhrleute in der Wüste des Chausseestaubes, hat die Wandelbarkeit irdischer Verhältnisse erfahren müssen und die glänzende Periode seiner Geschichte liegt hinter ihm. Seine Wirthsstuben, seine Ställe und Remisen sind verödet gleich den Tempeln und Palästen von Rom und Griechenland, und wenn selbst Helden und Götter fallen müssen, wie können sich Kutscher und Hausknechte alsdann noch beklagen! Das ist der ewige Kreislauf der Welt, und ein Napoleon mußte untergehen, um einem Könige der Franzosen Platz zu machen. Eine Abhandlung über die Nachtheile und Schattenseiten der vielgepriesenen Eisenbahnen wäre vielleicht zweckmäßig, und wenn daraus eine Preisaufgabe gemacht würde, so müßte ohne Zweifel ein Hattersheimer Gelehrter diesen Preis gewinnen. Ihn würde seine Umgebung begeistern und die gerechte Indignation würde seine Geisteskräfte steigern. Doch weg mit den trüben Gedanken, die Sonne glänzt ja so freundlich und der Himmel ist so blau! Für Hattersheim sind beide dieselben geblieben und die dort spielenden Kinder werden nach zwanzig Jahren die Klagen und den Verdruß ihrer Väter vergessen haben und den Manen Fulton's nicht mehr zürnen. Eilig flogen wir davon, um in wenigen Minuten die nächste Station Flörsheim zu erreichen.

Flörsheim hatte auch einmal seine großen Tage, und die schöne Leserin wird mir erlauben, daß ich hier für einen Augenblick das Angesicht in gelehrte Falten lege. Aus den Trümmern eines römischen Castels, das die siegreichen Allemannen zerstörten, ging das alte Vlersheime hervor, das, bis 1270 den Dynasten von Eppenstein zuständig, damals an das Domkapitel zu Mainz verkauft wurde. Als im Jahr 1328 zwischen diesem und den Bürgern Uneinigkeiten herrschten, führte der Trierer Erzbischof Balduin, Schirmvogt von Mainz, um die Bewohner der Taunusgegenden im Zaum zu halten, zu Flörsheim einen starken Burgbau auf, worüber die Herren zu Frankfurt arg in den Harnisch geriethen, weil sie dadurch ihre Handelsverbindungen mit dem Rhein gefährdet glaubten. Sie wandten sich an den Kaiser Ludwig den Bayer, welcher Balduin befahl, die Feste niederzureißen, was dieser aber unterließ. Nach vielen Hin- und Herverhandlungen wurde sie endlich von den Frankfurtern bezwungen und zerstört und ihre Gräben füllte man aus. Heutigen Tages ist von jener Burg keine Spur mehr zu finden. Mit edlem Selbstgefühl betrachtet der Frankfurter die Stätte, wo vor fünf Jahrhunderten seine tapferen Vorfahren die Stärke ihres Armes und ihrer

Waffen so männiglich erprobten. Ja, unsere Vorfahren waren tapfere Leute, und wir haben nicht Ursache, uns ihrer zu schämen! Auch von dem schönen Fräulein von Flörsheim wüßte ich eine rührende Geschichte zu erzählen, wenn der eben jetzt fortbrausende Dampfwagen mich nicht daran verhinderte.

Durch das freundliche Mainthal hineilend, gelangte unser gleichsam beflügelter Wagenzug bald nach Hochheim, diesem herrlich gelegenen und weit berühmten Städtchen, von dessen Zinnen und Höhen herab das Auge in reizenden Fernsichten schwelgt. Weite Flächen, im Hintergrunde von Bergen begränzt, dehnen sich an den Ufern des Mains und des Rheins vor dem Beschauer und erwecken den Wunsch in ihm: Hier ist es schön, hier laßt uns Hütten bauen! — Leider aber bleibt es beim Wunsche; denn, wie das Leben schön, so ist es auch kostspielig, und mit einem poetischen Hüttchen und einem Liebchen darin kommt man heutigen Tages nicht mehr aus. Die idyllischen Schäferzeiten und die der Tonne des Diogenes sind vorüber und der bescheidenste Mensch hat jetzt so viel Bedürfnisse, wie früher der unbescheidenste. Ich will es demnach bei dem Luftschlößchen, das ich mir in aller Eile aufgebaut hatte, bewenden lassen. — Wohin das Auge blickt, Reben, nichts als Reben, und die Gegend trägt die Fülle von Bacchus reichstem Segen; das Städtchen mit schönen Wohn- und Landhäusern zählt gegen 2200 Einwohner, die sich vorherrschend von Weinbau und Weinhandel nähren. Der beste Hochheimer wächst auf einem etwa acht Morgen großen Raum, nächst der ehemaligen Dombechanei; der Weinberg wird auf der Nordseite von der Stadt geschützt und ist auf der südlichen im vollen Genuß des warmen Sonnenstrahls. In guten Jahren soll er 90 Ohm Wein geben, die von der Kelter hinweg nicht selten mit fl. 11,000 bis fl. 12,000 bezahlt werden. Eine schöne Einnahme für die herz. nassauische Staatsdomaine! Dieser edle Hochheimer ist ein wahrer Göttertrank und besonders bei den Engländern, an deren Tafeln er oft perlt, beliebt. Auch trefflicher deutscher Schaumwein wird hier aus gutem Rebensaft von den HH. Burgeff und Schweickardt bereitet, und ich fordere unsere Patrioten auf, ihre wohlwollende Beachtung diesem rühmlichen Erzeugnisse deutscher Industrie immer mehr zuzuwenden.

Weiter schnaubte das Dampfroß. Kaum hatte ich so viel Zeit, einen großen Gedanken, welcher mir eben durch den Kopf fuhr, in meine Brieftasche einzutragen, um ihn später breit zu schlagen und literarisch zu verarbeiten, als der Wagenzug in dem Bahnhofe von Kastel stille hielt. Sieben Stunden in Einer! — Die Erfindung ist doch schön, und so oft man von ihr Gebrauch macht, muß man sie von neuem bewundern und ihren Werth von neuem anerkennen. Vor etwa fünf Jahren hatte ich dieselbe Reise von Frankfurt hierher mit einem Kasteler Hauderer in sieben Stunden gemacht, und nach vielem Aerger, Staub und Sonnengluth wären wir am Ziele unserer Wanderung beinahe handgemein geworden, weil Jener, der unterwegs viel getrunken hatte, mit dem verabredeten Trinkgeld nicht zufrieden war. Freilich hatte er seinen Durst nicht im voraus berechnen können! Wer gedenkt jener Kutscherfatalitäten nicht? Mit der Eisenbahn haben sie aufgehört und darum soll diese hoch leben!

Mannichfaltigkeiten.

(Frankfurt.) Am 18. d. M. trat Hr. Gundy als Jäger im Nachtlager zum ersten Mal hier auf. Es mochten heiße Stunden für den jungen Mann gewesen seyn, da ihm wohl bekannt seyn mußte, daß er bereits seit einigen Tagen der Mittelpunkt unserer Unterhaltung, Hoffnungen und Befürchtungen war. Trotz der Beklommenheit des Sängers, die ihn seine Stimmmittel nicht in ihrer ganzen Kraft entfalten ließ, konnte man die Vorzüge derselben doch erkennen. Vor allen Dingen besitzt er die Hauptrequisiten eines dramatischen Sängers, eine männlich schöne und umfangreiche Stimme und eine vortheilhafte Persönlichkeit. Seine Höhe ist leicht und klangvoll, und aus der Behandlung seines Mezza voce geht hervor, daß er auch der einschmeichelnden Accente fähig ist. Tiefe hat er wenig, aber dafür dominirt die Kraft seiner Höhe und seiner Mitteltöne über das Orchester, und den Text spricht er sehr deutlich aus. Die Bildung seines Vortrags ist noch mangelhaft, aber unsere Bühne ist ja von jeher die beste Schule für den Fortschritt gewesen. Leider auch in zweideutiger Beziehung; denn wenn unsere Anfänger etwas Tüchtiges zu leisten anfangen, so schreiten, d. h., gehen sie fort. Spiel hat Hr. Gundy noch wenig, aber seine Bewegungen sind anständig. — Fräul. Capitain und Hr. Chrudimsky trugen das Ihrige bei durch trefflichen und ausdrucksvollen Gesang, dem zahlreichen Publikum Vergnügen zu bereiten, und wurden nach lauten Beweisen der Anerkennung einstimmig gerufen. Ouverture und Chöre gingen vortrefflich.

(Vom Neckar, 15. Juni.) Die Wallfahrt nach Wallbürn ist dieses Jahr außerordentlich frequentirt. Seit 14 Tagen ziehen die Wallfahrtsleute fast von Stunde zu Stunde, bei Tag und Nacht, aus nahen und fernen Gegenden unseres Landes über den Neckar dahin, und stören nicht selten durch ihren schreienden Gesang, namentlich in der Stille der Nacht, die Bewohner unserer Gegend in ihrer Ruhe. Von besondern Wunderheilungen, die geschehen, ist uns bis jetzt nichts zu Ohren gekommen, wohl aber können wir von zweien Unglücksfällen berichten. In der Kirche des heiligen Blutes ist bei Austheilung der Kommunion eine Frau erdrückt und in Obrigheim am Neckar durch den Eifer der Wallfahrer aus Waibstadt, welche auf Wagen nach Hause fuhren, ein Mann überfahren worden. Von dem übrigen Unfug und Aberglauben, der zur Ehre Gottes verübt worden, wollen wir zur Ehre der Menschheit schweigen. Sapienti sat! (Karlsr. Ztg.)

Korrespondenz.

Hamburg, 12. Juni.

Theater. — Literatur.

Mad. Peroni-Glasbrenner setzt auf dem Thaliatheater ihr Gastspiel mit glänzendem Erfolge fort. Sie ist seit meinem letzten Berichte als Pariser Taugenichts im Sololustspiel von Saphir, als Lucie im „Tagebuch" und als Frau von Schlingen in „die Wiener in Berlin" aufgetreten. In allen diesen Rollen zeigte sie sich als eine gewandte, tüchtige Schauspielerin, deren Talent besonders im naiven Fache Ausgezeichnetes leistet. Die Natürlichkeit ihres Spiels, ihr frischer, drolliger Humor müssen unwillkürlich fesseln und für sie einnehmen. — Auch von unserm Stadttheater kann ich Ihnen diesmal Er-

freuliches melden, nämlich von einer Vorstellung der „Hugenotten“ am letzten Sonntage, mit trefflicher Besetzung. Den Marcel sang ein Gast — Hr. Draxler, Raoul: Hr. Wurda, Valentine: Dem. Evers, Margarethe: Mad. Cornet, Nevers: Hr. Braßin. Wir sind mit dem Marcel verwöhnt; es war eine Glanzrolle Reichel's und nicht leicht findet der Marcel, was Kraft und Tiefe der Stimme anbelangt, einen bessern Repräsentanten als Reichel. Aber auch Hr. Draxler war — in anderer Art — ausgezeichnet; seine Stimme ist prächtiger, wohlklingender und von bedeutender Höhe. Das Hugenottenlied trug er meisterhaft vor und erntete stürmischen Beifall. Bei Dem. Evers traten abermals alle Vorzüge und Mängel recht sichtbar hervor. Ihre Stimme, in einigen Tönen sehr wohlklingend und kräftig, hat etwas Sprödes und Unbiegsames und dringt nicht zu Herzen; dabei machen einzelne Nasentöne einen widerwärtigen Eindruck. Auch ihr Spiel läßt kalt und hat oft etwas Automatenartiges. Hr. Wurda und Mad. Cornet waren ausgezeichnet gut bei Stimme. Die kleine, zarte, niedliche Dem. Bräutigam gab die Rolle des Pagen Urban ganz allerliebst. — So eben kommt mir das neueste Heft von Biedermann's „Monatschrift“ (Maiheft) zu Gesicht, das einen im Ganzen sehr verständig und objectiv gehaltenen Artikel: „die politische Tagespresse Deutschlands während des Jahres 1843“ von Ed. Cohn enthält. Der Verfasser, der eine ungeheure Belesenheit zeigt, hat hier für alle Freunde der Tagesliteratur eine dankenswerthe Arbeit geliefert; dennoch ist es nicht möglich, daß er alle Tagesblätter mit gleicher Aufmerksamkeit gelesen und in ihrem Streben verfolgt hat; es findet sich daher auch manches schiefe Urtheil, manche Ansicht, die wir nicht unterschreiben möchten. — Von der neuen Bearbeitung des Funke'schen Realwörterbuchs von Dr. Kraft und Dr. Müller ist die erste Lieferung ausgegeben. Das Buch ist besonders für Gymnasiasten bestimmt. Bei Meißner hieselbst erscheint in den nächsten Wochen eine metrische Uebertragung der Ovidischen Heroiden von Dr. Henning, die um so größere Theilnahme finden wird, als bisher keine irgend genießbare Uebersetzung dieser herrlichen Gedichte vorhanden war.

Oberingelheim, im Juni.

Um den nahe und entfernt wohnenden Landwirthen einen würdigen Empfang bei dem diesjährigen landwirthschaftlichen Vereinsfeste dahier zu bereiten, ist, nebst anderweitigen Anstalten, dieser Tage auch die Vorbereitung zur Erbauung eines Zeltes gemacht worden. Der Platz, worauf dieses, wie man sagt, prachtvolle, aber nicht gar ausgedehnte Zelt erbaut wird, ist der schönste Punkt an der Chaussee nach Niederingelheim hin, unmittelbar vor diesem geschichtlich merkwürdigen Ort, wo sich die herrlichste Aussicht in's nahe gelegene Rheingau u. s. w. eröffnet. Zur Zierde des Festplatzes gehört — außer dessen herrlicher Lage — ganz besonders auch die theilweise wohlerhaltene Ringmauer, gekrönt mit vier hohen Thürmen, worin gegenwärtig in zweien derselben Wohnungen angebracht sind. Das Alter dieser Mauer datirt jedenfalls von den Raubkriegen her, in welchem Zeitraum bekanntlich Rauben und Plündern keine Schande war, ja als ein erlaubtes Handwerk galt. Dieser Ort ist nach Bingen der größte im Kreise Bingen, hat nach der letzten Zählung nahe an 3000 Seelen, wurde in der ältesten Zeit Angelheim, dann Ingelheim genannt, und zwar noch lange nach dem Tode Karls des Großen. Dieser große Kaiser ließ in den Jahren 768 bis 778 eine kleine Viertelstunde von hier entfernt einen prachtvollen, großen Palast erbauen. Um diesen herum entstanden nach und nach Wohnungen, bis endlich durch die Länge der Zeit sich ein vollständiger Ort erhob, wo dann jenes alte Ingelheim „Oberingelheim“ und letzteres „Niederingelheim“ genannt wurde, in welch' letzterem sich bei der Zählung von 1843 eine Anzahl von 2243 Seelen ergab. Während des Lieblingsaufenthaltes des großen Kaisers in seinem Palaste war Oberingelheim sehr lebhaft; denn es war daselbst ein großes Gericht seßhaft. Es wurden wichtige Streitigkeiten geschlossen; so wurde daselbst unter andern auf der merkwürdigen Maiversammlung im Jahr 788, wo die bairischen Stände ihren Herzog Tassilo des Hochverraths und des Einverständnisses mit den Hunnen angeklagt hatten, derselbe zum Tode verurtheilt. Oberingelheim gibt weiter durch seine noch sichtbaren Denkmäler die älteste Zeit zu erkennen, so daß mehr als wahrscheinlich ist, daß mächtige Reichsritter mit beträchtlichen Gütern und Schlössern hier ansässig waren, welch' letztere, da sie die Wege um Mainz unsicher machten, nach dem großen rheinischen Städtebunde, gestiftet zu Mainz im Jahr 1254 durch Arnold Walpod, der vollkommenen Zerstörung unterlagen. So stand sicher eine feste Ritterburg auf der Höhe, wo jetzt die schöne, geräumige evangelische Kirche steht, in welcher noch die herrlichsten Ueberreste einer werthvollen Glasmalerei und Denkmäler in Menge vorhanden sind. Der Wallgraben, die dicken, doppelten, vom Zahn der Zeit noch nicht zerstörten Ringmauern, der geräumige Platz, wo jetzt die Gemeindebleiche, ein Schul- und Glöcknerhaus mit Gärten und Scheunen sich befinden, und welcher, so lange Pike und Armbrust galten, als Waffenplatz angesehen werden muß, so wie der daran stoßende Weg über den Berg nach Mainz, noch heute der Burgweg genannt, beweisen dieses hinlänglich. Dem Hrn. Baron v. Horneck gehört der Platz, worauf das diesjährige landwirthschaftliche Fest mit Preisvertheilung an Dienstboten und Feldschützen, großartiger Viehbeschau, Anschauung und praktischer Gebrauch verschiedenartiger neuerer, besserer landwirthschaftlicher Werkzeuge abgehalten werden soll. Dieser höchst achtbare Mann, der, wenn es sich um die Begründung des Guten und Schönen handelt, nicht zurück bleibt, bewies es auch diesmal. Derselbe trat nach Anfrage unseres sehr gefälligen und thätigen Hrn. Kreisraths dieses mit Luzerner besamte Grundstück unentgeltlich ab. Wäre diese menschenfreundliche Zusage nicht erfolgt, so hätte dieses Fest an einen andern Platz verlegt werden und so dann die Krone des Gelingens und die Zufriedenheit der Besuchenden höchst wahrscheinlich zweifelhaft erscheinen müssen. Wie man vernimmt, so werden die hiesigen Gesang- und Musikvereine Alles aufbieten, um die Gäste angenehm zu unterhalten. Auch die schon bemerkbare Thätigkeit der Wirthe verspricht, Alles aufzubieten, damit die Anwesenden nebst dem Scheidegruß auch die Zufriedenheit mitnehmen können. Laut Vernehmen, hat der Gasthalter Hr. Müller zum englischen Hof in Bingen die Restauration im Zelte übernommen, der die Erwartung rechtfertigt, daß man auch in dieser Hinsicht, so wie, daß man besonders einen guten Oberingelheimer rothen Wein erhalten werde, das Fest um so befriedigter verlassen dürfte, als sich auch annehmen läßt, daß der jüngst hier gegründete Handwerks-Verein seine Thätigkeit hinsichtlich der Ausschmückung des Zeltes bekunden werde. Auch darf man mit Bestimmtheit annehmen, daß von den hiesigen Wirthen Zelte auf eigene Kosten aufgeschlagen werden, um in denselben Speisen und Getränke zu verabreichen. Während des Festes hat auch diesmal ein öffentlicher Verkauf von vielfachen landwirthschaftlichen Werkzeugen statt. Das Fest nimmt seinen Anfang den 8. Juli, Vormittags gegen 7 — 8 Uhr. — Möge diese geringe Andeutung genügen, viele Fremde hierher zu ziehen, da per Dampfboot bis nach Freiweinheim leicht zu kommen ist und von da der drei Viertelstunden betragende Weg durch bereitstehende Omnibus und Leiterwagen auf einer herrlichen Chaussee zurückgelegt werden kann.

Mainwasser-Wärme.

Donnerstag, 20. Juni, Morgens 8 Uhr, 13 Grad. W. Gerlach.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 20. Juni. Die weiße Frau, große Oper in 3 Abth., Musik von Boieldieu.

Samstag, 22. Juni. Ein Glas Wasser, oder: Ursachen und Wirkungen, Lustspiel in 5 Abth., aus dem Französischen übersetzt von L. Cosmar. (Gastrolle) Bolingbroke: Hr. Hegel, vom Hoftheater zu Detmold.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

// Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 171. Samstag den 22. Juni 1844.

Die Braut von Madrid.

(Fortsetzung.)

Ferdinande blieb ihren eigenen Gedanken überlassen. Sie öffnete das Fenster, und sagte zu sich selbst: „Warum diese Angst, warum diese Zweifel über meine Zukunft? Die Neigung, die ich für Don Diego fühle, kann das Andenken an Don Ruiz nicht schwächen. Und doch, je näher der Augenblick kommt, der mein ganzes Leben binden soll, je mehr fühle ich ein unaussprechliches Leiden, ein Erbeben. Es scheint, als wenn Gott selbst Zweifel in meine Seele werfen wollte; kein Sonnenstrahl, kein blauer Streif zeigt sich meinen Blicken ...."

Gerade, als sie sich diesen traurigen Gedanken hingab, war es Mittag; die Sonne vergoldete ein wenig den Horizont, und einzelne Strahlen durchdrangen den Nebel.

„Vielleicht," seufzte Ferdinande, „ist dieses das glückliche Zeichen, was ich erwartete."

Hier ist es als treuer Geschichtschreiber unsere Pflicht, die Erzählung abzubrechen. Wir müssen die Marquisin ihren Vorurtheilen, Ferdinande ihren Träumereien, und Nunez seinen doppelten Amtsverrichtungen als Hausmeister und Intendant überlassen.

Derselbe Sonnenstrahl, der eben in Ferdinandens geängstetes Herz den Balsam des Friedens goß, leuchtete auch auf dem Wege westlich nach Madrid einem einsamen Reiter. In starkem Trabe sprengte er den Weg daher, und hatte es der Ungeduld seines muthigen Rosses zu danken, daß er in kaum zwei Stunden sechs Meilen zurückgelegt. Jetzt, wo er Madrid sich näherte, zwang er das Thier zu einem bedächtigeren Schritt.

Er umfaßte mit einem befriedigten Blick die entfernten Gruppen oder vielmehr die unförmliche Masse, in welcher die Stadt im Morgennebel noch erschien. Nach und nach entfaltete sich der schwarze Punkt in mehrere Theile; die Bauart der Vorstädte wurde auf dem hellen Hintergrund sichtbar, und indem der Nebel schwand, sah man die hervorragenden Thürme der alten Domkirche.

Bei diesem Anblick füllten sich die Augen des Fremden mit Thränen, der Zügel entschlüpfte seinen Fingern, und indem die Stute schneller lief, gewahrte er den lieblichen Fluß Manzanares, der glänzend wie eine Schlange mit silbernen Schuppen zwischen blühenden Ufern dahinglitt. Hie und da tauchten seinen Blicken kleine Weiher und Thürmchen im Vorübereilen auf, und mit freudestrahlendem Auge begrüßte er den heimathlichen Boden.

Jetzt sah er in der Entfernung die Thore von Madrid. Seine Stirn leuchtete, er erhob die Augen gen Himmel, und schien Gott zu danken; war es Absicht oder Zerstreuung, der Zügel entfiel nochmals seinen Händen, und das muthige Roß sprengte nun ungebändigt im Galopp der Stadt zu.

Dort angelangt, stieg er vor einem Wirthshaus ab, wo sogleich ein bekanntes Wesen ihm entgegen trat.

„Sey gegrüßt, kleine Juana," sagte er, den Staub von seinen Kleidern schüttelnd. „Ist Meister André noch immer der Wirth hier?"

„Ja, Senor," stotterte das arme Kind erblassend.

„Ich wünsche ein Zimmer für mich, und einen Stall für meine Stute, ich werde mich ausruhen, bis sie gefüttert ist."

Juana ergriff ein Zittern, sie lehnte sich an einen Stuhl, der sie glücklicherweise vor einem Fall geschützt hatte; man glaubte sie einer Ohnmacht nahe ...

„Nun," sprach ungeduldig der Reisende, „hast Du mich nicht verstanden?" und wie er sich ihr nahen wollte, schrie sie: „um des Himmelswillen, Senor, kommen Sie nicht näher, ich beschwöre Sie, Senor! ... man wird ... sogleich kommen ..."

Sie lief fort durch den Garten, und rief mit lauter Stimme: „Vater, Vater!"

Der Unbekannte dachte, das Kind muß toll seyn, doch will ich's abwarten.

Er mußte in der That ziemlich lange warten, und schon wollte ihn die Geduld verlassen, als sich auf der entgegengesetzten Seite des Zimmers eine Thüre öffnete, und ein bleicher, fahler Kopf herein sah. Es war der Wirth, der einen wilden, seltsamen Blick auf den Fremden warf.

„Nun, Meister André, es hält schwer, hier bei Euch bedient zu werden. Erkennt Ihr mich nicht mehr?"

„Ich habe nicht die Ehre," antwortete dieser unwillig.

„Erfordert es so viel Mühe, eine Unterkunft bei Euch zu erhalten?"

„Verzeihen Sie," stammelte André, dessen Kopf nur noch zur Hälfte sichtbar war, „verzeihen Sie mir, aber unsere Zimmer sind alle besetzt, und in unseren Ställen ist auch kein einziger leerer Platz mehr."

„Das ist unangenehm ... aber, Meister André, könnten Sie mir nicht ein wenig näher treten?"

„Unmöglich, Senor . . . ich habe an meinem Fuß eine Geschwulst."

„So muß ich weiter gehen. — Sagt mir nur, ob der Comthur Juan von Badesillas noch in Madrid ist?"

„Er ist immer noch unser Nachbar, Senor, folgen Sie nur dem Weg gegenüber . . . . sein Haus ist am Ende der Straße, und das einzige, welches mit einem Geländer eingefaßt ist."

„Dank, mein Braver! lebt wohl! —"

Und indem er dieses sagte, bestieg er seine Stute und entfernte sich schnell, nicht ohne zu bemerken, daß neugierige Blicke ihm von allen Seiten folgten, und daß auf allen Gesichtern Schrecken und Verwunderung ausgedrückt war.

„Wo ist er hingegangen?" fragte von weitem Juana ihren Vater.

„Glücklicherweise ist er fort," seufzte André, mehr todt als lebendig.

„Und wo geht er jetzt hin?"

„Zum Comthur Badesillas."

„Der Arme Senor!"

„Warum klagst Du? er hat nur seine Adresse verlangt, ich durfte sie ihm nicht verweigern."

„Das ist einerlei; jedenfalls ist es ein häßlicher Besuch, den Du ihm sendest."

„Zu allen Heiligen! das Wichtigste war, daß wir ihn los wurden. Juan von Badesillas ist ein alter Wolf, der über nichts erschrecken darf. Uebrigens was geht das uns an . . . . er mag sich herausziehen, wie er kann."

Während dieser Zeit hatte der Unbekannte ohne Schwierigkeiten das Haus von Badesillas erreicht, und stieg zum zweiten Mal von seinem Pferd. Aber in dem Augenblick, wo er über die Schwelle der Thüre trat, und der Haushälterin Badesillas einige freundliche Worte sagen wollte, erhob diese sich plötzlich von ihrem Sitz und eilte mit einem Schrei davon.

Der Fremde war betäubt von diesem seltsamen Empfang, er zog die Augenbraunen zusammen und fragte sich selbst, ob er wieder umkehren oder das Abenteuer weiter fortsetzen solle. Er stimmte für das Letztere, und trat näher in das Haus. Don Juan von Badesillas war der Erste, dem er begegnete. Dieser Mann, von ungefähr fünfzig Jahren, hohem Wuchs und einer festen Haltung, die sogleich die Strenge und den eisernen Willen verriethen, ward gleichfalls vom Schrecken ergriffen, als er unsern Reisenden erblickte; eine Blässe überzog plötzlich seine Stirn, die Lippen zogen sich leicht zusammen, und man konnte bemerken, daß er mit großer Anstrengung ein Zittern aller Glieder unterdrückte.

„Ist es möglich! Juan von Badesillas," sagte der Unbekannte, ungeduldig, die Auflösung des Räthsels zu erfahren, „empfangt Ihr mich so nach langer Abwesenheit?"

„Mein Herr! . . ." sagte Badesillas, der sich Gewalt anthat, um nicht mehr zu sagen.

„Sie müssen Don Ruiz von Soria ganz vergessen haben?"

„Nein, Senor, denn Don Ruiz von Soria war mein bester Freund."

„Wenn aber Don Ruiz von Soria Ihr bester Freund war, warum weigern Sie sich, ihm die Hand zu reichen?"

„Weil es unmöglich ist, daß diese Hand die seinige ist," antwortete Badesillas, und heftete einen forschenden Blick auf den Unbekannten; „weil seit einem Jahr Don Ruiz von Soria todt ist; vor sechs Monaten haben Alle, die ihm lieb und theuer waren, Brüder, Freunde, Aeltern, in der Kirche zur heiligen Frau von Atocha ihre Gebete für sein Seelenheil zum Himmel gesandt."

Diese Anrede, die so schmerzlich wie unerwartet war, hätte einen weniger muthigen Kämpfer erschüttern müssen. Aber dieser, der den Namen Don Ruiz von Soria trug, sah Badesillas so hell und kühn an, daß dieser seine Fassung verlor, und nicht wußte, ob er träume oder wache.

(Fortsetzung folgt.)

Marocco und sein Beherrscher.

Man hat von Neapel gesagt, es sey ein Stück Himmel, das auf die Erde gefallen, aber von Teufeln bewohnt wäre; man kann das mit größerem Rechte vom Moghrib ul Aksa behaupten. Es wird von zwei Meeren bespült und hat am Mittelmeere eine Küstenausdehnung von 130 Stunden und von mehr als 200 am atlantischen Ocean. In ihm erhebt sich das mächtige Atlasgebirge über die ewige Schneegränze und schützt den nördlichen Theil gegen die brennend heißen Winde der afrikanischen Wüste. Von den Höhen und aus den Thälern strömen unzählbare Bäche herab und kühlen und befruchten ein Land, dessen Klima eines der schönsten und gesündesten der Erdoberfläche ist, und in welchem ansteckende Krankheiten fast unbekannt sind. Die Fruchtbarkeit ist unglaublich; drei Ernten im Jahre sind Regel, obwohl von eigenthümlichem Ackerbaue noch kaum die Rede seyn kann. Die Berge enthalten edle Metalle, Kupfer, Blei, Zinn und Eisen, aber Niemand beutet sie aus, denn der Bergbau erfordert Mühe und Arbeit, welche der Maroccaner scheuet. Unermeßliche Waldungen decken die Höhen, die Abhänge und Thäler des Atlas, und das Moghrib ul Aksa könnte, wenn es in den Händen von nur halbwegs betriebsamen Leuten wäre, unerschöpflich, wie es ist, ganz Europa mit Getreide versehen. Auch Mais, Reis, Bohnen und Erbsen wachsen in unglaublicher Fülle; eben so Oelbaum und Weinstock, Tabak, Hanf, Baumwolle, viele Gummi tragende Bäume, Saffran, Sesam, Zuckerrohr, Coriander und alle Arten von Südfrüchten. Aber selbst der übrigens sehr ausgedehnten Viehzucht hat man nicht einmal Aufschwung gegeben; die schönsten Weideplätze sind unsicher durch eine große Menge von Löwen, Panthern, Unzen, Hyänen und Luchsen, die den Gazellen, Büffeln, Affen und anderem Wilde nachstellen, da nur selten Jagd auf sie gemacht wird. Noch heute ist der „gätulische Leu" Beherrscher der Wälder und Ebenen. Seit 1822 beherrscht dieses Land Mulei Abder-Rhaman, „Statthalter Gottes auf Erden, Beherrscher der Rechtgläubigen, Herr und Meister", ganz unumschränkt. Kein Diwan, kein Mufti oder Ulema legt ihm Zwang auf, er hat nicht einmal Minister und ist Haupt der Kirche und des Staates, weil dieser Sultan-Sheriff in gerader immer männlicher Linie von der einzigen Tochter des Propheten abstammt. Er macht Gesetze und ändert sie, zerstört sie, stellt sie wieder her und wechselt damit, wie es seiner Laune gefällt. In ihm mißbraucht die höchste Gewalt Alles. Der maroccanische Unterthan hat Nichts, was sein wäre; ihm gehören weder seine Meinung, noch sein Daseyn. Sein Herr nimmt ihm nach Belieben Eigenthum und

Leben, die ja nur als ein vom Sultan anvertrautes Gut betrachtet werden. Nur Eins muß der Despot schonen: die Vorurtheile des Volkes; verletzt er diese, so wäre flugs seine Herrschaft zu Ende. Aber daran nimmt kein Mauere ein Aergerniß, daß Mulei Shériff, der erste Sultan des jetzt herrschenden Stammes, welcher mit seinen 8000 Frauen 825 Söhne und 342 Töchter zeugte, im Lauf seines Lebens mehr als 20,000 Menschen mit eigener Hand tödtete. Der Kaiser achtet nicht Treue und nicht gegebenes Wort; beide erscheinen ihm als unschickliche Beschränkung der höchsten Macht. „Hältst Du mich für einen Ungläubigen", sagte einst ein Sultan zu einem Christen, „daß ich mich zum Sklaven meines Wortes machen sollte? Bin ich nicht Herr, es zu ändern, wenn es mir gut dünkt und mir ansteht?" — Der jetzige Beherrscher der Rechtgläubigen, der von Gott in Hut genommene Aufrechthalter des Glaubens, Herr und Gebieter, ist weniger blutdürstig als seine Vorfahren, und gilt, nach dem Maßstabe, den das maurische alte Herkommen anlegt, für einen gerechten und milden Herrscher; er ist aber doch ein wilder morgenländischer Tyrann, der, wie auf seine eigenen Unterthanen, so auch auf fremde Länder mit tiefer Verachtung herabsieht.

Mannichfaltigkeiten.

(Der ewige Jude als Zugpflaster.) Mit dem nächsten Vierteljahr gibt die „Deutsche Allg. Zeitung" den neuesten Roman von Eugen Sue, „der ewige Jude", in deutscher Uebersetzung als Gratisbeiblatt ihren Abonnenten und hofft, daß sich die Zahl derselben reichlich vermehren werde. (Dorfztg.)

Man lies't in den „Mainz. Unterhaltungsblättern": Brockhaus will seiner „deutschen Allg. Ztg.", die wegen ihres Schachers mit ewigen Ideen längst verdient hätte, verewigt zu werden, durch eine Uebersetzung von Sue's „ewigem Juden" wieder auf die Beine helfen. Dieselbe wird den Abonnenten der „deutschen Allgemeinen" als Feuilleton in Extrabeilagen gratis geliefert. Armer Bülau — so herunterzukommen, daß eine Romanübersetzung die Redaktion nur vom Versinken retten kann!

Korrespondenz.

Lyon, 16. Juni.

Der Theatersturm ist noch nicht vorüber. Die Pfeifer haben Geld und Muße, können zu jeder Zeit ihre Kunst üben und üben sie mit neuerfundenen dreiröhrigen Instrumenten. Mehrere der Debutanten sind erlegen, andere werden erliegen und so ist ein Sturz der Direktion voraus zu sehen. Das wäre die vierte oder fünfte, die hier eines unnatürlichen Todes stirbt. Marseille und andere Städte sind fast auf demselben Punkt; denn die Prätensionen des Publikums, das oft keinen andern als den unmusikalischen Pfeifschlüssel kennt, werden gigantisch. Man sollte in bald Frankreich — wir wissen nicht, wie's in Deutschland ist — die Theater auf wenigstens ein Jahr schließen, damit die verdorbenen Mägen nach dieser Hungerkur gesunden Appetit bekämen.

Wiesbaden, 18. Juni.

Von den israelitischen Bewohnern des Herzogthums war seiner Zeit der Beschluß gefaßt worden, Ih. kais. Hoh. der Frau Herzogin Elisabeth zu Nassau bei ihrer Ankunft dahier, als Zeichen der Verehrung, ein werthvolles Schachspiel zum Geschenk anzubieten. Die Idee dazu verdient eine glückliche genannt zu werden, da die Herzogin eine große Freundin dieses geistreichen Spiels seyn soll, das gleich dessen Gebern dem Morgenlande seinen Ursprung verdankt. Nachdem die bis jetzt verzögerte Ablieferung hierher stattgehabt, und das Präsent zu Jedermanns Ansicht mehrere Tage hindurch öffentlich ausgestellt worden war, geschah Sonntag, den 16. d. die Ueberreichung im Schlosse zu Biebrich durch eine Deputation, an deren Spitze der in der ganzen Sache sehr thätig gewesene Commerzienrath Berlé sich befand. Die Herzogin geruhte das Geschenk huldreichst anzunehmen und dafür in sehr gnädigen Ausdrücken zu danken. Dieses als ein Meisterwerk erscheinende Erzeugniß deutscher Industrie ist aus der Werkstätte des Hrn. Weishaupt in Hanau hervorgegangen, wonach in Frankfurt von Hrn. v. Launitz gefertigten Modellen der Guß der silbernen Figuren, das Ciseliren und Vergolden derselben besorgt wurde. Die Verfertigung der Hauptfiguren zeugt von außerordentlichem Fleiße und interessant erscheint der Gedanke des Künstlers, der die beiden Könige als Karl den Fünften und Franz den Ersten, im zeitgemäßen Costüm, geschmückt mit den Reichsinsignien, repräsentirte, und diesen analog die übrigen Figuren fertigte. Die Felder des Brettes sind in Ebenholz und Perlmutter, umgeben mit einer reichen, mit Geschmack und Fleiß gravirten silbernen Garnitur, an deren Seiten sich die russischen und nassauischen Wappen befinden. Das ganze Kunstwerk erfreute sich des allgemeinen Beifalls während der hiesigen Ausstellung. — Der heutige Tag war ein dies no fastus für die Besitzer unserer typographischen Anstalten. Verlag und Druck des hiesigen „Wochenblatts", womit Kurliste und Fremdenblatt verbunden sind, wurden auf zwölf Jahre, von 1845 anfangend, an den Meistbietenden begeben und um jährlich 980 fl. von Hrn. Philipp Zollmann, der als Mitglied des hiesigen Stadtvorstandes den Gegenstand zuerst in Anregung brachte, erstanden. Diese neue Intrade für das städtische Aerar, welches bisher keine Abgabe für erwähnte Blätter erhielt, soll, wie man vernimmt, zunächst im Kurinteresse Wiesbadens verwendet werden.

Auerbach, 17. Juni.

Die Einsamkeit unseres ländlichen Lebens in Mitte der romantischen Bergstraße, welche von der Kunst schon vielfach verherrlicht worden, wurde am gestrigen Sonntag auf eine recht angenehme Weise unterbrochen durch ein von dem Darmstädter Instrumentalmusik-Verein veranstaltetes, von dem Gymnasial-Musiklehrer Hrn. A. Struth dirigirtes Vocal- und Instrumental-Konzert, welches in dem Saale des Gasthauses zur Krone aufgeführt wurde. Auf dem Lande, wo man seltener gute Musik hört und weder in der schönen, noch in der rauhen Jahreszeit Gefahr läuft, von reisenden Virtuosen aus allen Gegenden der Windrose fast zu Tode gegeigt, geblasen und gespielt zu werden, wie dies in größeren Städten, wo blos der Straßenlärm polizeilich verpönt, gewöhnlich der Fall ist, — auf dem Lande, sage ich, weiß man auch den Werth der Musik öfter besser zu schätzen; sie erscheint als ein seltener, lieber Gast, den man mit offenen Armen empfängt, und nicht als verschlagene Kokette, welche, wie gar häufig in den Städten, unter dem täuschenden Aushängeschild der Kunst nur sich selber und ihren egoistischen Absichten dient. Das gestrige, sehr gelungene Konzert fand daher auch die volle Theilnahme der gebildeten Gesellschaft aus Zwingenberg, Bensheim, Heppenheim rc., und der große, schöne Saal, wie ihn manche Städte nicht geräumiger aufzuweisen haben, war gedrängt voll aufmerksamer Zuhörer, die nicht die Langeweile oder müßige Zerstreuungssucht, sondern ein lebendig frischer Kunstsinn, wie ihn die edle Einfachheit des Landlebens gewährt, hierher geführt zu haben schien. Unter den bei diesem Konzert Mitwirkenden haben wir die Namen des Hrn. A. Struth, der Fräul. Marie Struth und der Herren A. Anton, Franck, J. Rapp, Göttmann, E. Anton, Retz und Dern unter rühmender Erwähnung hervor zu heben. Ein zweites ähnliches Konzert würde in einiger Zeit gewiß hier sehr gerne gesehen werden.

Aus dem Großherzogthum Hessen, 10. Juni.

Die Didaskalia, welche gern ihre Spalten dem Nützlichen öffnet, wird wohl einigen Zeilen über ein literarisches Unternehmen die Aufnahme nicht versagen, welches noch nicht ein halbes Jahr alt ist, aber sich bereits einer großen Theilnahme erfreut. Es ist dies das von Dr. Schaumann redigirte Schulblatt für das Großherzogthum Hessen, welches in seinen fünf ersten bis jetzt erschienenen Nummern von verschiedenen Lehrern recht gediegene Aufsätze enthält. Nur will uns bedünken, als ob ihm eine gewisse allgemeine Lebendigkeit noch mangele, d. h. dasjenige Leben, welches dem Blatte dadurch gegeben würde, wenn recht viele Lehrer ihre Erfahrungen, ohne gerade in langen Abhandlungen, mitunter nur in wenigen Sätzen mittheilen würden, was auch bei dem des Selbstschaffens ungeübten leicht ist und zu guten Folgen führt, abgesehen davon, daß dadurch das Geschäft des uneigennützigen Redakteurs bedeutend erleichtert werden könnte. Was uns indessen unter andern Artikeln als eine sehr praktische und in ihren Folgen zu berücksichtigende Anregung erscheint, ist ein Aufsatz in Nro. 5 von Lehrer F. Eck in Offenbach: „Wie ließe sich der mit diesem Schulblatt verbundene Unterstützungszweck (nämlich einer Wittwen- und Waisenkasse) außerdem noch fördern?" Der Vorschlag dieses Lehrers an seine Standesgenossen geht nämlich dahin, nach eingeholter Genehmigung der Staatsregierung, die den Kindern nöthigen Schulbücher, Vorschriften, Landkarten u. s. w. gleichsam auf gemeinschaftliche Weise selbst zu verfassen, auf ihre Kosten drucken und zu Gunsten ihrer Hinterbliebenen insofern verkaufen zu lassen, als durch den Ueberschuß die mit dem Schulblatte verbundene Stiftung reichlichen Zuwachs an Mitteln erhalten würde. Was noch weiter durch die Ausführung dieses Vorschlags erzielt werden könnte, ist in dem fraglichen Aufsatze zwar in wenigen Worten, jedoch klar dargelegt, und verdient, selbst wenn wir von dem Unterstützungszwecke ganz absehen wollen, ohne Widerspruch allseitige Beachtung.

Bingen, 17. Juni.

In Ihrem vielgelesenen Blatte war jüngsthin die Rede von einer Copulation, die Hr. Dr. Stein, Rabbiner zu Frankfurt, an einem dortigen israelitischen Brautpaare vollzog. Auch ich kann nicht umhin, meine Meinung über eine derartige Feierlichkeit Ihrem geschätzten Blatte anzuvertrauen. Am 13. d. M. wohnte ich nämlich der Trauungsceremonie des israelitischen Lehrers zu Bingen in der dasigen Synagoge bei. Da der Rabbiner, Hr. Dr. Sobernheim zu Bingen, sich bei der Rabbinerversammlung zu Braunschweig befand, so vollzog Hr. Dr. Aub, Rabbiner zu München, Vater der Braut, die Trauung. Wenn auch der Vortrag des Rabbinen für Manche etwas zu wünschen übrig ließ, so muß man in Betracht ziehen, daß Hr. Aub, ein bejahrter Mann, nicht die fließende Rhetorik junger Theologen besitzen kann. Was also hier fehlte, das ersetzte das Gediegene und Herzerhebende des deutschen Choralgesanges reichlich, geleitet durch Hrn. B. Sänger, Vorsänger in Bingen. Verdienten auch die schönen Stimmmittel des Vorsängers meine Anerkennung, so mußte ich hingegen den Leistungen des Chors meine Bewunderung zollen. Ueberhaupt hat seit wenigen Jahren unter Leitung des jetzigen israelitischen Vorstandes der Cultus der Juden in Bingen so bedeutende Fortschritte gemacht, daß diese kleine Gemeinde sich würdig den größern zur Seite stellen darf. Die Männer, die an der Spitze sind, stehen aber auch mit Liebe, Eifer und Treue ihrem Amte vor und scheuen kein Opfer, die widrigen Hindernisse zu beseitigen, die den zum Fortschritte geneigten Juden im Wege stehen, um den Forderungen des Zeitgeistes zu entsprechen.

Mainz, 18. Juni.

Mit Bedauern hat man hier vernommen, daß Hr. A., bisher Mitglied der hiesigen Hospizien-Kommission, seine Entlassung eingereicht hat. Hr. A. ist ein thätiger Mann, der gern arbeitet und zu solchen Ehrenämtern sehr tauglich ist, daher auch dieser Austritt aus der Kommission mehr als gewöhnliches Aufsehen erregt und zu Nachforschungen über die Veranlassung dazu triftige Gründe abgegeben hat. Was man darüber von glaubhafter Seite erfährt, lautet freilich auffallend, stimmt aber mit den Ansichten, die man bei vielen, wenn auch gebildeten Männern über die Würde des Lehrerstandes hegt, nur zu sehr überein. Man erzählt Folgendes: Bei einer Lehranstalt, die zu dem Geschäftskreise der Hospizienkommission gehört, wurde ein zweiter Lehrer angestellt und demselben außer seinem Gehalte freie Kost und Wohnung zugesagt. Der Lehrer trat seine Stelle an; nach kurzer Zeit führte er bei den Kommissionsmitgliedern Klage über die Kost, die nicht der Art sey, daß er damit zufrieden seyn könne. Die Sache kam in der Sitzung zur Sprache und es ergab sich, daß der neu angestellte Lehrer die Kost des sogenannten zweiten Tisches erhielt, die Kost der untern Bediensteten der Anstalt, des Hausknechts und der Leute dieser Kategorie. Hr. A., der diese Ernährung für einen Lehrer nicht für passend hielt, remonstrirte dagegen und da seine Collegen wenig Lust zeigten, eine Abänderung eintreten zu lassen, so stellte er den förmlichen Antrag, dem zweiten Lehrer die Kost des ersten Tisches, an dem der Pfarrer, der Verwalter und die obern Angestellten speis'ten, anzuweisen. Dieser Antrag wurde von 8 Stimmen der Kommission verworfen und von 3 genehmigt, ging also nicht durch und veranlaßte den Rücktritt des Hrn. A., der jedoch die Oberbehörde davon in Kenntniß gesetzt hat, von der man nun gewiß nicht ohne Grund Abhülfe hofft.

Darmstadt, 18. Juni.

Wenn eine Primadonna ein wenig an Heiserkeit leidet, so daß sie für eine Weile minder klangvolle Töne aus ihrem Rosenmunde hervorzaubert, so wird gleich ein Lamento in den Blättern darüber angestimmt und nicht selten anders davon gesprochen als von einer drohenden Staatscalamität, die viel Unheil befürchten lasse. Wenn aber ein verdienter Lehrer und Autor auf das Krankenlager geworfen wird und eine lebensgefährliche Krankheit zu bestehen hat, so erfährt man gemeiniglich nichts davon, weil, einer sonderbaren Sitte gemäß, die Kunst eine Art Vorrang vor der Wissenschaft im Leben anzusprechen und mitunter auch zu behaupten weiß. Die Erfahrung des Gegentheils erregt bei dem unbefangenen Beobachter, der Wissenschaft und Kunst zu placiren weiß, mindestens ein wohlthuendes Gefühl, und davon lebhaft ergriffen, gereicht es mir zur besondern Befriedigung, Ihnen die Nachricht mittheilen zu können, daß Dr. Küly, Lehrer der Mathematik und Physik an der höheren großh. Gewerbschule, gestern, wo er nach glücklicher Ueberwindung einer langwierigen und gefahrvollen Krankheit zum ersten Male wieder in dem Schullokal erschien, sich eines festlichen Empfanges zu erfreuen hatte, bei welchem er von seinen Collegen und Zuhörern auf das herzlichste begrüßt und in den gewohnten Räumen willkommen geheißen wurde. Seinem Beruf und seiner gewohnten Thätigkeit wiedergegeben, dürfte es ihm nunmehr auch vergönnt seyn, an seiner mit Fleiß und Gründlichkeit unternommenen Uebersetzung von Francoeur's trefflichem Lehrbegriff der gesammten reinen Mathematik, wovon bereits mehrere Bände erschienen, ferner ungestört fortarbeiten zu können. Was dieses wichtige Werk sey, und was damit bei unserer heutigen Erziehung, die ohne eine entschiedene mathematische Richtung nicht gedeihen kann, geleistet werden könne, darüber hoffe ich mich demnächst im Allgemeinen und im Interesse der studierenden Jugend aussprechen zu können.

Bockenheim, im Juni.

Für die hiesigen Freunden von Flußbädern hat der Fischermeister Hr. Rein in dem benachbarten Rödelheim eine dankenswerthe Einrichtung getroffen, indem er auf dem Niddafluß eine geschlossene, mit aller Bequemlichkeit versehene Räumlichkeit errichtet hat, wo man gegen ein billigst gestelltes Eintrittsgeld sich der wohlthätigen Erfrischung theilhaftig machen kann. Es steht zu hoffen, daß recht viele Badliebhaber unseres an keinem fließenden Wasser gelegenen Städtchens die Anstalt, zu der man vom Schloßgarten aus gelangt, mit ihrem Zuspruch erfreuen und dadurch dem Unternehmer den Dank durch die That bethätigen werden.

Mainwasser-Wärme.

Freitag, 21. Juni, Morgens 8 Uhr, 14 Grad. W. Gerlach.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 172. Sonntag, den 23. Juni 1844.

Die Braut von Madrid.

(Fortsetzung.)

4.

Die Todten stehen wieder auf.

„Es ist augenscheinlich," nahm der Unbekannte nach einem augenblicklichen Schweigen wieder das Wort, „daß man mich für einen Betrüger hält, oder daß man beschlossen hat, mich nicht mehr anzuerkennen. Das ist gut. Aber Betrüger oder nicht, Sie sehen an dem Staube, der mich bedeckt, ich habe einen langen Weg zurückgelegt, und bin ermüdet. Das Haus des Juan von Badesillas war ehemals der Gastfreundschaft offen, es wird heute noch unverändert seyn. Wollen Sie mir einen Stuhl geben?"

„Rücken Sie diesen Sessel näher, Gertrude."

„Ich bitte auch um ein Glas Wasser."

„Bringen Sie eine Flasche alten Weins, Gertrude."

„Ich danke," sagte der Fremde, indem er trank. „Das thut mir noth, um mich zu fassen. Und jetzt, hoffe ich, werden Sie mir erlauben, einige Fragen an Sie zu richten."

„Fragen Sie, fragen Sie," sagte Badesillas, indem er ihn aufmerksam betrachtete.

„Ihr Neffe, braver Juan! ist er noch immer Archivar an der Kanzlei von Valladolid? Es war ein guter Dienst...."

„Den er Gott sey Dank noch immer hat."

„Und Ihre beiden Söhne, der älteste, ist sicher noch an der Pfründe in Aragonien angestellt? und der jüngere, für den Sie eine Ehrenstelle in der deutschen Garde erhalten haben...."

„Er ist Lieutenant und Ritter des heiligen Jakobs-Ordens."

„Vortrefflich. Und dieses Nest... gehört es endlich Ihnen an? ich nenne es ein Nest, weil es Ihnen so viele Unannehmlichkeiten verursacht hat; wenn ich mich recht erinnere, so machten Sie es einem gewissen Ramiro von Caleral, Alcaden von Figueras, streitig?"

„Es ist genug... kein Wort weiter"... sagte Badesillas, indem er die Hand des Freundes herzlich drückte. „Das Nest gehört mir, ich verdanke es einem Prozeß, den ich endlich zum Aerger aller Rechtsgelehrten von Figueras und Madrid beendigt habe; aber es handelt sich nicht darum, sprechen wir nichts mehr davon.... so, so, ich erkenne Sie wieder, Don Ruiz von Soria, und tausend Mal erbitte ich Verzeihung, daß ich einen Augenblick zweifeln konnte."

„Es ist Alles verziehen," antwortete Don Ruiz... „Aber nur Barmherzigkeit, befriedigen Sie meine Ungeduld, und machen mich mit Dem bekannt, was mir so sehr am Herzen liegt. Wissen Sie es wohl, Badesillas, daß ich seit einem Jahr nichts von meinem theueren Spanien gehört habe, das mir Glück und Ruhe verheißen hatte. So in weiter Ferne war es mir nicht vergönnt, die Beweise von Liebe und Freundschaft von allen den theueren Wesen in der Heimath zu erhalten, nicht ein Wort der Liebe von Denjenigen, die meine Abwesenheit beweint, meine Rückkehr ersehnt. Der Ocean ist unerbittlich, er umgiebt uns mit einer unendlichen Einsamkeit, einer undurchdringlichen Wüste, er fesselt die Gedanken.... Er ist der Tod — das Grab!...."

„Er ist mehr wie der Tod, Don Ruiz," rief Badesillas, der einen Gedanken zu verfolgen schien.

„Mehr als der Tod!" wiederholte Don Ruiz.

„Diejenigen, die unerwartet zurückkehren, können sehr unglücklich seyn," sagte in kläglichem Ton der Comthur.

„Was verstehen Sie damit," fragte erschrocken Don Ruiz... „welches furchtbare Unglück steht mir bevor.... meine zweite Mutter, die Marquisin von Doveda, ist sie vielleicht todt?"

„Sie lebt."

„Ferdinande, meine Verlobte?"

„Ist schöner als je."

„Und Diego, mein theurer Bruder?"

„Ich fürchte, Don Ruiz, diesen Namen verdient er nicht mehr."

„Aber welches Geheimniß waltet ob?"

„Mein Gott, ich weiß es nicht, Sie haben Recht, es ist ein Geheimniß, und Sie allein können es vielleicht durchdringen.... O! man beschuldigte mich, ich sey mißlaunisch, ungerecht, eigensinnig in meinem Vorurtheil! — — Gott möge uns behülflich seyn!"

„Aber um des Himmels willen, was ist es?"

„Das, was wir von Diego denken müssen. Ich will kurz seyn, hören Sie mich an. Der Lärm Ihres Todes verbreitete sich hier schon vor sechs Monaten."

„Es hat mir geahnet! Ein fürchterlicher Seesturm hat unsere Gallione im Angesicht der Bucht von Panama zerschmettert."

„Und Diego hat die Nachricht davon erhalten?"

„Durch eine Depesche vom Capitain der Mesange; dieser glaubte mich schon acht Tage lang in den Wellen mit dem Rest der Schiffsmannschaft begraben."

„Und nach diesen acht Tagen?"

„Mußte ein zweiter Brief, von mir selbst geschrieben, meinen Bruder vom Gegentheil überzeugen.

(Fortsetzung folgt.)

Reiseskizzen.

(Von Wilh. Wagner.)

II.

Das bunte Treiben im Casteler Bahnhof und vor demselben war unterhaltend genug, um die paar Minuten des Aufenthaltes nicht langweilig zu finden. Bald ging es ab nach Wiesbaden weiter. Die Reise auf der Eisenbahn ist einer Guckkasten-Beschauung zu vergleichen. Hier ein Bild, dort ein Bild und Prr! wieder ein anderes Bild! „Dort sehen Sie, meine Herren, den berühmten Mainfluß, der im Fichtelgebirg entspringt und anfänglich aus zwei Armen besteht, — hier das freundliche Städtchen Hochheim mit seinem Jahrmarkt, seinen Fabriken und seiner Kirchweih!" So fliegen die Guckkastenbilder vorüber, und wer die Schönheiten der Natur auf der Eisenbahn studiren wollte, der wäre übel daran; doch wollen wir deßhalb nicht in die Einseitigkeit verfallen, den außerordentlichen Vortheil der schnellen Verbindung mittelst der Schienenwege in Abrede zu stellen. Wer in Geschäften oder in Eile reist, der mag eilen; wer dagegen sein Vergnügen sucht, dem ist es ja verstattet, einzuhalten, wo es ihm gefällt. Die Eisenbahn wird den Naturfreund nicht abhalten, eine schöne Gegend zu Fuß zu durchwandern. Dasselbe gilt von den Dampfschiffen. Freilich haben die Menschen immer etwas auszusetzen, und wenn man den Reden vieler Gastwirthe glauben sollte, bei welchen die Reisenden jetzt kürzer verweilen als früher, so hätte die Welt durch diese neuen Erfindungen mehr verloren als gewonnen. Viele beurtheilen die Dinge nur nach ihrem eigenen Nutzen oder Schaden, und oft muß man lächeln über die kleinlichen Gründe, die sie geltend machen zu müssen glauben. Doch genug davon, wir sind in Wiesbaden angekommen.

Nachdem ich meinen Reisesack im Gasthof abgestellt, durchschlenderte ich, um das mir zwar wohlbekannte Wiesbaden wieder einmal zu begrüßen und auch um meinem Appetit für das Mittagsmahl einen Impuls zu geben, die alten und neuen Straßen von Wiesbaden. Es gibt nur wenig Städte, welche sich während der Dauer von zwei Jahrzehnten so sehr vergrößert und verschönert haben, wie diese, und noch immer schreitet sie in dieser Beziehung fort. Auch die neugestalteten Anlagen, die den Kursaal umgeben, treten immer schöner heraus und rechtfertigen das Talent und den Geschmack ihres Anlegers, des Hrn. Stadtgärtners Rinz von Frankfurt a. M. Die gesteigerte Concurrenz unserer Tage läßt aller Orten und Enden neue Bäder entstehen. Wo irgend ein Wässerchen von etwas anderem Geschmack als dem des gewöhnlichen Brunnenwassers der Erde entquillt, wird es als ein Born der Genesung begrüßt, mit Anlagen und einem Kurhaus umgeben und als die Perle aller Wunderquellen gerühmt. So besitzen wir in Deutschland jetzt mehrere Hundert von Heilanstalten, ohne daß darum die Menschen gesünder und kräftiger werden. Wiesbaden mag unter solcher Rivalität auch etwas gelitten haben, doch gewiß weniger, als Manche glauben. Noch immer wird es von Tausenden besucht, aber diese sind nicht mehr, wie früher, auf einen engen Raum und auf ein Dutzend Gast- und Badehäuser zusammen gedrängt, sondern sie verlaufen sich in den dreifach erweiterten Dimensionen und in den vielen Neubauten und großartigen Hotels der Stadt. Daß dem so sey, läßt sich durch Zahlen nachweisen, und Zahlen beweisen mehr, als schwankende Erinnerungen aus vergangenen Jahren, die man überall gern die goldnen nennt. Die Bevölkerung Wiesbadens hat sich fast verdoppelt, und diese Leute leben doch alle. Wie wäre dies möglich, wenn sich der Besuch von Fremden und Kurgästen so auffallend vermindert hätte? Wohl mögen Einzelne durch übertriebene Speculationen oder aus sonst anderen Ursachen sich zu Grunde gerichtet und Andere Grund zur Unzufriedenheit haben, aber diese Einzelnen sind doch das Ganze nicht und noch herrscht in Wiesbaden während der Saison ein reges und vielbewegtes Leben. Es wird fortfahren, einen ersten Rang unter den deutschen Bade-Orten zu behaupten, unterstützt durch die Trefflichkeit seiner Mineralquellen, die Schönheit seiner Lage und Umgebung, das Angenehme, Bequeme und, wenn man will, Billige des hiesigen Aufenthaltes und durch die rühmliche Sorgfalt, welche fortwährend auf seine Verschönerung und auf die Annehmlichkeiten des Kurpublikums verwendet wird.

Ich begegnete einigen mir befreundeten Kurgästen, und auf meine Frage, wie es ihnen in Wiesbaden gefalle, nannten die Einen den hiesigen Aufenthalt langweilig, während die Andern ihn angenehm fanden. Es entspann sich eine freundschaftliche Erörterung der Frage und mancherlei Ansichten und Gründe wurden geltend gemacht; doch waren diese mehr von persönlicher, als von allgemeiner Bedeutung und Wahrheit. Im Verlauf der mit Lebhaftigkeit geführten Debatte, die, wie es gewöhnlich geht, ohne Plan umherschweifte und aus Einem ins Andere kam, wurde es mir klar, daß wir zu keinem Resultat unserer kritischen Forschungen gelangen würden. Ich erlaubte mir, den weisen Salomo abzugeben und mein Votum dahin festzustellen: „Was ist langweilig und was ist kurzweilig?" Beide liegen weniger in den uns umgebenden Gegenständen und Menschen, als vielmehr in uns.

> Erquickung habt Ihr nicht gewonnen,
> Wenn sie Euch nicht im eignen Busen quillt!

Was Diesen entzückt, läßt Jenen kalt, und was den Einen in die heiterste Stimmung versetzt, macht den Andern verdrießlich. Jeder siehet mit andern Augen und empfindet mit anderm Herzen. Ein General, welcher die Schweiz durchreiste, konnte nicht begreifen, warum man dieses Land schön nenne, und machte ihm den Vorwurf, daß man hier unmöglich eine ordentliche Schlachtlinie aufstellen und ein regelmäßiges Treffen liefern könne; ein Mathematiker, welcher einer Aufführung von Mozarts „Don Juan" beigewohnt hatte, fragte am Schlusse gähnend, was dies Tongeklingel beweisen solle. Ein Verliebter kann stundenlang, ohne verdrießlich zu werden, auf seine Angebetete warten, während ein Ehemann über fünf Minuten Verspätung mit seiner Frau in Wortwechsel geräth. Ein Naturfreund durchstreift ohne Langeweile, vom Frühroth bis zur Abendsonne, Thal, Wald und Gebirg, während ein vornehmer Städter eine Promenade auf den nächsten Hügel schon beschwerlich nennt und sich nirgends besser gefällt, als beim Lam-

penlicht in seinem eleganten Salon. Solche Geschmacksverschiedenheit erhält das bunte Leben und Treiben der menschlichen Gesellschaft. Wenn ich dies Thema fortspinnen wollte, so gäbe es einen langen, langen Faden. Ich persönlich bin der Meinung, daß in Wiesbaden alle Requisiten vorhanden sind, um sich trefflich zu amüsiren; doch zweifle ich nicht, daß es auch Leute gibt, die ganz brav und vernünftig seyn und sich doch hier gewaltig langweilen können!"

Es war Mittag geworden. Die Freuden einer gutbesetzten Tafel sind nicht zu verachten, und es war der Moment gekommen, sie aufzusuchen. In dieser Beziehung hat man in Wiesbaden eine große Auswahl, von dem einfachen Garküchentisch für 10 bis 12 kr. bis zum lucullischen Mahle für eben so viel Thaler, von dem billigen Glase Bier bis zum kostbaren Champagner und Johannisberger, von der irdenen Schüssel bis zur silbernen, aber in der Garküche wie im Kursaal bleibt Hunger immer der beste Koch. In Gesellschaft eines Freundes speiste ich im Hof von Holland und muß als wahrheitsliebender Berichterstatter den trefflichen Rheinsalmen und den köstlichen Steinberger unter vielem Guten als das Beste hervorheben. Mein Nachbar würzte durch seinen pikanten Humor, der über die Thorheiten und Schwächen der kleinen und großen Welt geistreich zu lächeln versteht, die heitere Unterhaltung, und was ist ohne diese die reichlichste Tafel. Nach Tisch verfügten wir uns in die große Plauder- und Kaffeestube des hiesigen Kurlebens; es ist dies der schöne und geräumige Platz hinter dem Kursaal, wo man täglich und am meisten Sonntags in den Nachmittagsstunden zwischen 3 und 5 Uhr zahlreiche Reunion findet. Hier ist ein reiches Feld für den Beobachter, Genremaler, Novellisten und schriftstellernden Touristen; hier vereinigen sich die Repräsentanten aller Nationen unseres Welttheils, aller Stände unserer Gesellschaft und eines jeden Lebensalters. Welche Scala von Gestalten und Gesichtern, von Moden und Toiletten, von Sprachen und Dialekten, von Charakteren und Originalen! Es gab so viel Stoff zur Beschauung und Unterhaltung, daß ein paar Stündchen wahrhaft vorüber flogen. Doch wird man von diesem Wogen und Schwirren des buntesten Gewühles ganz betäubt. Ich verließ den Platz, und suchte mir in den schönen Promenaden ein einfaches Ruheplätzchen aus. Ich fand es unter einer schattigen Akazie. Ein milder Abendwind spielte mit ihren Zweigen, und Kühlung wehte vom Teich herüber. Eine Reise ist wie ein Kunstwerk; beide müssen ihre Ruhepunkte haben. Die empfangenen Eindrücke des heutigen Tages, jetzt schon der Vergangenheit angehörend, zogen an mir vorüber, und ich hätte vielleicht noch lange mit ihnen verkehrt, wenn nicht mein Freund, der mich schon seit einer halben Stunde gesucht hatte, mir lächelnd zugerufen hätte, ihm zu folgen.

Mannichfaltigkeiten.

Von den uns benachbarten Taunusbädern zählt auch in diesem Jahr Wiesbaden bei weitem die meisten Kurgäste. Die jüngste Badeliste giebt deren nahe an 3000 an. Bietet gleichwohl dieser Badeort bis jetzt einen noch wenig belebten Anblick dar, so kommt dies daher, weil gemeinhin die ersten Besucher zur Kategorie der wirklichen Patienten gehören, welche den Kursaal und andere öffentliche Vergnügungsorte wenig besuchen, vielmehr lediglich der Gesundheitspflege obliegen. Für die schöne Welt nimmt die Saison in Wiesbaden allererst mit Ende dieses Monats ihren Anfang, indeß deren Glanzpunkt in die zweite Hälfte des Juli fällt. — Zu Bad Ems sind etwa 450 Kurgäste anwesend, worunter S. k. H. der Kurfürst von Hessen nebst seiner jungen Gemahlin, der Baronin von Bergen. — Die Homburger Kurliste giebt nahe an 400 Gäste an, worunter Engländer und Franzosen die zahlreichsten sind. An Sonn- und Festtagen aber beläuft sich die Zahl der Besucher dieses Badeorts, zumal bei schönem Wetter, auf das Drei- und Vierfache, von denen unsere Stadt die meisten absendet. — Von den auf mehr als 300 sich belaufenden Kurgästen im Bade Soden besteht die größere Zahl aus Frankfurter Hausfrauen mit ihren Kindern, die daselbst ein wahres Stillleben führen, das nur Sonntags durch den Besuch ihrer männlichen Angehörigen zeitweilig unterbrochen wird. Zur Vervollständigung unserer Bade-Statistik wollen wir nur noch bemerken, daß sich, nach Angabe der Kurliste, zu Langen-Schwalbach etwa 100 Gäste befinden, während Schlangenbad und Weilbach noch gänzlich verödet sind.

Nachdem Hr. Baison sein Gastspiel auf dem Wiener Hofburgtheater mit den Rollen Sigismund im „Leben ein Traum" und Rekan im „Portrait der Mutter" so beifällig beendet, wie er es begonnen, spielt derselbe gegenwärtig auf der Stuttgarter Hofbühne, und ist bereits als Hamlet und Ingomar aufgetreten, welche beide Kunstleistungen zu den vorzüglichsten dieses Mimen gehören. Nach Stuttgart wird Hr. Baison in Berlin gastiren.

Professor Rauch aus Berlin traf am 1. Juni in Arolsen, seinem Geburtsorte, ein, um daselbst die Aufstellung dreier Statuen, Glaube, Liebe, Hoffnung, die er der Kirche daselbst geschenkt hatte, selber anzuordnen. Seine Ankunft ist durch Vortragung eines sinnigen Gedichts, einen Fackelzug, Gesang der Liedertafel und ein großes Gastmahl gefeiert worden.

(Zweibrücken, 17. Juni.) Das pfälzische Musikfest findet den 31. Juli und 1. August in Zweibrücken unter der Direktion von Hrn. Felix Mendelsohn-Bartholdy statt.

(Berlin, 16. Juni.) In Bezug auf's Theater dürfte zu erwähnen seyn, daß das einaktige Lustspiel: „Alter schützt vor Thorheit nicht", welches Fedor Wehl zum Verfasser hat und hier vorgestern zum ersten Male aufgeführt wurde, sich eines allgemeinen Beifalls zu erfreuen hatte. Adams komische Oper: „der König von Yvetot" kommt in diesen Tagen an der k. Oper auch zum zweiten Mal zur Aufführung. Der Componist hat die Oper unserm Könige dedicirt.

(Palermo, 27. Mai.) Der Frankfurter Naturforscher, Dr. Rüppell, welcher sich schon einige Zeit in Messina aufhält, beschäftigt sich sehr angelegentlich mit dem Studium der in dortiger Meerenge sich vorfindenden Fischgattungen.

(Frankfurt, 14. Juni.) Wie schön die Früchte gedeihen, welche liebevolle Wohlthätigkeit aussäet, sehen wir auch an der Reifenberger Gemeinde am Taunusgebirge. Arm und in ihren Gewerbsverhältnissen zurückgekommen, wird ihr von einem unserer Mitbürger, den jeder Frankfurter mit Stolz nennt, alljährlich eine namhafte Summe zum Ankaufe

von Schulbüchern für die dortigen armen Kinder übermittelt. Daß durch solche liebevolle Theilnahme nicht allein der Unterricht äußerlich gefördert wird, sondern daß sie auch wohlthätig aufmunternd und beseligend auf die Gemüther der Lehrenden und Lernenden einwirkt, geht aus dem musterhaften Zustande hervor, in welchem sich gegenwärtig die Reifenberger Schuljugend unter Leitung ihres wackeren Pfarrers und ihrer beiden tüchtigen Lehrer befindet. Daß hiermit nicht zu viel gesagt ist, davon können sich alle Diejenigen überzeugen, welche am 23. Juni den Feldberg besuchen werden. Es ist nämlich die Veranstaltung getroffen, daß die Reifenberger gesammte Schuljugend an jenem Tage einige ihrer zwar einfachen, doch trefflich gewählten, jedes unverdorbene Gemüth tief ergreifender, aber auch wieder freudig erheiternden Lieder ausführen wird. In dankbarer Anerkennung hierfür wird die Kommission für Erbauung eines Hauses auf dem Feldberg eine Büchse zur Einsammlung von kleinen Gaben für die ärmeren Kinder der Gemeinde aufstellen, während anderntheils der dortige Ortsvorstand unter zu hoffender wohlwollender Mitwirkung des herzoglichen Amtes Usingen darauf Bedacht nehmen wird, jeden sonstigen Zudringlichkeiten, durch welche die Besucher des Feldberges belästiget werden könnten, durch geeignete Vorkehrungen zu begegnen.

Korrespondenz.

Baden, 14. Juni.

Das Badeleben fängt an, sich mehr und mehr zu entfalten und sind die Säle des Conversationshauses, welches Benazet's feiner Geschmack und seine stete Vorsorge, den Badgästen den Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen und auch die höchsten Anforderungen des zu Hause gewohnten Luxus zu befriedigen, zu einem Feentempel umgeschaffen, noch nicht so gefüllt, als es später der Fall seyn wird, steht die herrliche neue Trinkhalle mit der Ausstellung des Hrn. Marr, der nun im Conversationshaus und hier etablirt ist, noch ziemlich verödet, so sind für die kurz erst begonnene Saison doch schon mehr Fremde anwesend, als dies in frühern Jahren um diese Zeit der Fall gewesen. Die vorgestrige Badliste zählt 897 Partieen als effectiv anwesend auf; die Zahl der durchreisenden Fremden und Bewohner der nähern und fernern Umgegend aber ist Legion, da die jetzt erleichterte Reisegelegenheit unserer Badestadt täglich eine Menge flüchtiger Besucher zuführt, die eben so schnell wieder verschwinden, als sie erschienen sind. Die zur Eisenbahn führenden und von daher kommenden Wägen durchkreuzen beinahe fortwährend nach allen Richtungen die Straßen der Stadt. Sind bei alledem viele zu hoch gespannte Erwartungen nicht in Erfüllung gegangen, so ist das sehr natürlich und kommt aller Orten vor; denn Manche träumten von beständiger Ueberfülle und einem wahren Drängen. Daß noch eine große Menge Wohnungen leer stehen, darf gar nicht wundern, wenn man weiß, wie sich in den letzten Jahren die Zahl großartiger Hotels und Privatwohnungen zur Beherbergung von Fremden in's Unendliche vermehrt hat und daß die eigentliche Saison erst im Juli und August in ihre Glanzperiode tritt. Uebrigens ist nach allem bis jetzt Bekannten eine große, äußerst brillante Saison hier zu erwarten. In weit überwiegender Zahl sind dieses Jahr bereits wieder die Franzosen, werden sich aber noch bedeutend mehren; diesmal soll Baden der Sammelplatz der ersten Celebritäten aus Frankreich werden. Der bekannte Vicomte d'Arlincourt ist auf heute oder morgen hier angesagt, andere Legitimisten werden unmittelbar folgen und wie man versichert, wird im nächsten Monat Heinrich V., der Herzog von Bordeaux, der letzte Sprosse des ältern Bourbonenzweigs, auf welchem jetzt alle Hoffnungen der Legitimisten vereinigt sind, hier eintreffen. Als Gegengewicht werden die Hauptanhänger der Julidynastie nicht fehlen, um, wo möglich, eine noch imposantere Masse zu bilden. Die Engländer haben Baden längst zu einem ihrer Lieblingsaufenthalte gestempelt, was, seit das nahe Wildbad bei ihnen gleichfalls in die Mode gekommen, nur noch zugenommen hat, dagegen dürften die Russen dieses Jahr in geringerer Zahl erscheinen und vorzugsweise Wiesbaden, Kissingen und Ems besuchen. Der König von Würtemberg, für welchen die Appartements hergerichtet sind, soll bald eintreffen und auch die Königin Baden für einige Tage besuchen wollen. Wie groß der Fehler ist, der bei Anlegung der Eisenbahn begangen wurde, indem man sie nicht unmittelbar nach Baden führte und in Dos eine Hauptstation errichtete, sieht man jetzt täglich ein, aber leider zu spät, da der große Bahnhof in Dos schon zu weit gediehen und verhältnißmäßig schon zu enorme Summen darauf verwendet, als daß man sich durch eine Aenderung eine so große Blöße geben möchte, und doch wäre es am Ende noch das Beste, man gäbe die hiesige Station ganz auf, was sich noch bewähren wird und wobei immer noch weniger verloren ginge, als wenn es später nach Jahren der Unbequemlichkeit doch geschehen muß. So viel ist gewiß, wäre der Bahnhof zu Dos noch zu bauen angefangen, würde er nicht mehr gebaut.

Karlsruhe, 21. Juni.

Seit Anfang voriger Woche hat im hiesigen Orangeriesaale im Schloßgarten die **Kunstausstellung des rheinischen Kunstvereins**, von Straßburg im Turnus hieher kommend, ihren Anfang genommen. Der Katalog nebst dem Nachtrag weist 268 Gemälde nach, wovon jedoch 12 als zurückgewiesen und 27 als von Privaten angekauft, dem Turnus entzogen, wieder abgehen, so daß nur 249 Gemälde bleiben würden. Seitdem sind jedoch wieder eben so viele noch nicht in den Katalog aufgenommene hinzugekommen, die Zahl von 268 dürfte daher wieder vollständig seyn. Unter letzteren bemerkt man mit Vergnügen mehrere dem Fürsten von Fürstenberg angehörige italienischen Landschaften vom Galleriedirektor Frommel, welche sich durch große Farbenpracht auszeichnen. Eines der herrlichsten und gelungensten Stücke ist unstreitig eine „Klosterruine im Harz von Hasenpflug" und zu denen, welche des Gegenstandes wegen die Aufmerksamkeit am meisten fesseln, gehören: „Cinq-Mars und de Thou auf dem Wege zum Richtplatz am 12. Sept. 1642, von Caurasse" und „ein christinischer Spion zum Tode geführt von den Karlisten, von Rustige." Die beiden lebensgroßen Bilder der Markgrafen Ludwig Georg von Baden und Markgraf Louis, der Türkenbezwinger, von Prof. Koopmann, sind ganz dieses Meisters würdig und sollen für das neue Schloß in Baden von Sr. k. Hoh. dem Großherzoge angekauft und bestellt worden seyn.

Mainwasser-Wärme.

Samstag, 22. Juni, Morgens 8 Uhr: 15 Grad. W. Gerlach.

Theater-Anzeige.

Samstag, 22. Juni. Ein Glas Wasser, oder: Ursachen und Wirkungen, Lustspiel in 5 Abth., aus dem Französischen übersetzt von L. Cosmar. (Gastrolle) Bolingbroke: Hr. Hegel, vom Hoftheater zu Detmold.

Sonntag, 23. Juni. Aschenbrödel, Feen-Oper in 3 Abth., Musik von Isouard.

Montag, 24. Juni. Zopf und Schwert, Lustspiel in 5 Abtheilungen, von Gutzkow.

Redakteur: J. L. Heller. — Druk und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 173. Montag, den 24. Juni 1844.

Die Braut von Madrid.

(Fortsetzung.)

„Ihr Bruder," fuhr der Comthur fort, „hat nur den Brief des Capitains vorgezeigt, der Ihrige kam nie zum Vorschein."

„Das ist sonderbar! Das Schiff, welches ihn mitnahm, ist, nachdem es mit seiner Ladung glücklich gelandet hatte, von Spanien zurückgekehrt. In diesem Brief zeigte ich ihm meine Reise nach Vera-Cruz an, sagte ihm, daß er einige Zeit ohne Nachrichten von mir bleiben würde. Wäre es vielleicht möglich, daß eine strafbare Nachlässigkeit? .... Ach ja! so muß es seyn .... ich kann mir nicht denken ...."

„Und ich glaube Alles .... Diego hat Sie betrogen."

„Nicht möglich, er ist mein Bruder."

„Diego ist ein Verräther ...."

„Er trägt denselben Namen mit mir."

„Er wußte die Wahrheit, und er hat sie uns verborgen, ich will es beschwören, Don Ruiz."

„Aber, mein Gott, aus welchem Interesse?"

„Aus welchem Interesse? Sie fragen, aus welchem Interesse Diego die Nachricht Ihres Todes beglaubigt hat? Wissen Sie nicht, daß kein Tod ohne Nachfolge, kein Leichenbegängniß ohne Erbschaft ist? Ach, wenn Sie noch an meinen Worten zweifeln, wenn ich Ihnen sage: daß Ihr Bruder ein Mann ohne Glaube, ohne Rechtlichkeit ist ... befragen Sie Madrid, und ganz Madrid wird Ihnen sagen, daß Ferdinande, Ihre Heißgeliebte, heute die Braut und morgen die Gemahlin des Don Diego von Soria seyn wird."

Don Ruiz richtete sich mit seiner ganzen Höhe auf, und ein Blitz sprühte aus seinen Blicken.

„Es ist unmöglich, ein Bruder kann kein Verräther seyn!"

„Hören Sie nicht das Geläute der Glocken?" nahm Juan das Wort, „Don Diego verkündet Spanien sein Glück. Von heute an sind Gebete angeordnet; aber es liegt in all' diesem Unwahrheit und Gotteslästerung .... Diese Heirath wird nie vollzogen ...."

„Aber wenn sie ihn liebt, warum wollen wir uns dagegen auflehnen? Wenn Ferdinandens Herz mir nicht mehr angehört, warum sollte ich ihre Freude stören? Nicht wahr, sie liebt ihn? .. Aus Barmherzigkeit, Badesillas, sagen Sie mir die Wahrheit; glauben Sie, daß sie mich vergessen hat, und daß sie meinen Bruder liebt? .."

Badesillas wollte antworten, aber auf seinen Lippen erstarben die Worte. Was konnte er ihm auch sagen? durfte er ihm den Vorfall der Nacht erzählen, ohne den Heiligenschein zu trüben, womit Don Ruiz Ferdinandens Tugend umgab; ohne sie einem Verdacht bloszustellen, den er weder erklären, noch zerstreuen konnte.

„Ach, Sie haben Recht," sagte in Verzweiflung Don Ruiz, „unglücklich sind Diejenigen, die unerwartet zurückkehren! ..."

„Nein," erwiederte Badesillas, „ich kann Ihnen nicht verschweigen, was Sie am ersten wissen müssen. Erfahren Sie denn, daß Ferdinande gezwungen Diego's Gemahlin wird."

„Sie sagen gezwungen?"

„Ja, gezwungen, indem ihre Ehre auf dem Spiel war." In wenigen Worten erzählte Badesillas den verdrießlichen Vorfall, der auf dem Balle stattfand. Don Ruiz ließ ihn nicht ausreden, und fragte, wer die Maske gewesen sey?

„Don Diego," sagte verlegen Badesillas.

„Ferdinande muß ihn lieben! ...."

„Das glaube ich nicht," sagte der Comthur lebhaft. „Ich bin überzeugt, wenn ein Verbrechen stattgefunden hat, daß Ferdinande unschuldig ist. Ich bin gewiß, daß Diego dieses niedrige unwürdige Mittel ergriffen hat, um seines Triumphs versichert zu seyn. Sie sind meiner Meinung, daß hier kein Mittelweg eingeschlagen werden kann: entweder Ferdinanden verdammen, oder Diego anklagen."

„Ich klage ihn an," sagte Ruiz mit der größten Heftigkeit. „Die innere Stimme trügt nie, und sie sagt mir, daß Diego der Verbrecher ist. Ich muß ihn sogleich sprechen ..."

„Gedulden Sie sich nur ein wenig. Es ist unvermeidlich, daß ich dem Verlobungsfest Ferdinandens beiwohnen muß; Sie können darauf zählen, daß der Ehekontrakt nicht eher unterzeichnet wird, bis Sie eine Unterredung mit Diego hatten. Ich verspreche Ihnen, er soll sich heute Abend an dem Ort einstellen, den Sie bestimmen werden."

„In der Allee, an dem Ufer des Mazanares will ich ihn erwarten. Wird er aber dahin kommen?"

„Wenn ich ihn nicht dazu bewegen kann, so wird die Marquisin es ihm befehlen."

„Verschweigen Sie nur sorgfältig meinen Namen."

„Seyn Sie unbesorgt, Niemand soll ihn erfahren, ohne daß Sie es wünschen. Wenn es Ihnen recht ist, so wollen wir jetzt so schnell wie möglich aufbrechen, ich gehe auf das

Schloß, und Sie richten Ihre Schritte nach dem Manzanares. Es dämmert schon. Dieser alte Mantel und der durchlöcherte Hut wird Sie unkenntlich machen, man wird Sie für einen Bettler halten. Kommen Sie . . ."

Don Ruiz hing ohne Zögern die alten Kleider um, und beide Freunde gingen schweigend, und nur von Zeit zu Zeit den Blick wechselnd, ihren Weg. Endlich trennten sie sich auf ein baldiges Wiedersehen.

5.

Die Eichen-Allee.

Die Tische sanken unter der Last der dampfenden Schüsseln und dem kostbaren goldenen Tischgeräthe, als Badesillas in den Saal trat. Nur die nächsten Verwandten waren heute versammelt, morgen erst sollten die sichtbaren großen Lücken durch eine größere Vereinigung von Freunden ausgefüllt werden.

Badesillas konnte nur mit Mühe seine heftige Gemüthsbewegung unterdrücken. Er grüßte die Marquisin und ihre Tochter auf's freundlichste, Diego dagegen nur mit einer leichten Kopfbewegung; er zog sich zurück, seinen Gedanken nachhängend, und den Helden des Festes beobachtend, den er, ohne das Geheimniß zu verrathen, zu der seltsamen Zusammenkunft mit dem Fremden einladen mußte.

Das Essen hatte still begonnen, endete aber mit einer angenehmen und lebhaften Unterhaltung; nur Badesillas nahm an keinem Gespräch Antheil.

Während dieser langen Stunden suchte Don Ruiz alle die Stellen auf, die ihn an sein verlorenes Glück erinnerten. Bei'm Anblick der herrlichen Natur, die so lange seinen Blicken entrückt war, ergriff ihn ein doppeltes Gefühl von Glück und Verzweiflung . . . Er fühlte sich an das Leben gefesselt, und doch wünschte er den Tod. Vor seinem Innern ging der liebliche Traum der Vergangenheit, aber auch der schmerzliche seiner Zukunft vorüber. Hier war es, wo die Marquisin von Doveda, noch in Trauer um ihren Gemahl, seinem Willen nachkam, und den Liebenden von ihrem künftigen Glück erzählte. Dort hatten Mutter und Tochter ihm bei'm Abschied die zärtlichsten Beweise von Theilnahme und Liebe gegeben. Ein jeder seiner Schritte weckte solche theure Erinnerungen . . . Seine stillen Gedanken, nur belauscht von den Bäumen, von dem Abendwind, von den Blumen, den alten Vertrauten seines verlorenen Glücks und entschwundenen Hoffnungen, schweiften überall umher, bis endlich seine Augen, mit Thränen gefüllt, auf dem Schloß Doveda ruhten, dorten, wo sich das Drama seines Lebens entwickelte, das Glück seiner Zukunft zerriß!!

Don Ruiz hatte sich am Ufer des Manzanares, dicht am Fuße eines grünen Hügels, niedergelassen; gerade an einer Stelle, die besonders einladend zu nächtlichen Spaziergängen für die jungen Adeligen von Madrid war. Eine tiefe Stille begünstigte seine Träumereien. Der Lärm einiger Stimmen schreckte ihn auf . . . Er erbebte bei dem ersten Wort, das zu seinen Ohren drang — man sprach den Namen Ferdinande von Doveda aus. Mit beiden Händen preßte er seine Brust, als wolle er einen heftigen Schmerz oder den Athem unterdrücken.

„Bei'm heiligen Jakob!" sagte einer der Edelleute, „wenn man mich gefragt hätte, wo heute Abend Graf Dosuna zu finden sey, so würde ich keck geantwortet haben: er ist in einer gefühlvollen Stimmung, bei dem matten Licht der Sterne, seinen Mantel nachläßig umgehangen, den Namen der Dona Ferdinande auf den Lippen, das Auge auf das Schloß Doveda gerichtet — in der Eichen-Allee."

„Bei der heiligen Jungfrau, mein lieber Alvarez", sagte der junge Graf Dosuna, „wenn man an mich wegen Euch die Frage gethan hätte, meine Antwort wäre wörtlich der Eurigen gleich gewesen, und ich hätte mich nicht geirrt."

„Nun denn, da sich unsere Gefühle und Gedanken auf gleichem Wege begegneten, müssen wir auch gleichzeitig einen Freund vermissen...."

„Don Gomez von Hunica?"

„Der kommt noch, ich wette...."

„Sie würden gewinnen, denn ich sehe ihn kommen. Er ist in Begleitung einiger jungen Edelleute. Er verläßt sie und kommt auf uns zu."

„Seyd gegrüßt, edle Senors", rief Gomez von Hunica ihnen entgegen. „Wißt Ihr, daß heute ein Trauertag ist?"

„Wenn man Euch ansieht, so glaubt man es nicht", sagte lächelnd Alvarez.

„Warum nicht", sagte der leichtsinnige junge Edelmann, indem er die Stellung eines stolzen Hidalgo annahm, „vielleicht weil mein Auge ein wenig feurig, mein Wamms offen und die Feder auf dem Hute durch den Wind in Unordnung gerathen ist? Mein Gott, ich kenne aber Euer Erstaunen.... Ihr habt einen andern Begriff von Traurigkeit als ich, Ihr habt ein anderes System.... Jeder das seinige.... Ich wette, Ihr habt heute gefastet, als wenn Ihr am Vorabend einer Pilgerschaft wäret...."

„Und wenn es der Fall wäre", sagte Alvarez, „wer würde sich darüber wundern, daß wir den Tag, der uns alle unsere Rechte auf die schönste und liebenswürdigste, die edelste der Frauen, Dona Ferdinande, raubt, durch ein Opfer bezeichnen."

„Allem Anschein nach wird sie von Euch sehr beweint," sagte spottend Gomez.

„So wie ich es auch von Euch überzeugt bin", sagte Dosuna, „trotz Eurer Gleichgültigkeit und Eurem anscheinenden Leichtsinn."

„Ihr beurtheilet ihn zu günstig", nahm Alvarez das Wort, indem er auf Gomez von Hunega zeigte; „dieser fühlt weder Schmerz noch Bedauern."

„Glaubt von mir, was Ihr wollt", sagte Gomez, „aber um Nichts in der Welt möchte ich an Diego's von Soria Stelle seyn."

„Ihr seyd sehr empfindlich", sagte Alvarez von Landos.

„Empfindlich — ist nicht das rechte Wort", entgegnete Gomez in einem sehr ernsten Ton, der sehr von seiner früheren spöttischen Weise abwich. „Ich bin nur trotz dem, daß Ihr mich für gleichgültig und leichtsinnig haltet, vernünftiger als Ihr. Ich auch habe Ferdinanden geliebt, und ich würde mein Leben gewagt haben, um Ihr meinen Namen geben zu dürfen, ich liebte sie eben so feurig als Ihr, nur habe ich gethan, was Ihr nicht verstanden habt, zu thun, ich habe in Zeiten einen Traum aufgegeben und meine Seele nicht an eine Kette ohne Ruhm, an eine Sklaverei ohne Ehre geschmiedet."

Das Blut stieg Don Ruiz nach dem Kopf, er horchte mit gespannter Aufmerksamkeit.

„Ich habe mehr als einer von Euch gelitten", fuhr Go-

mez von Hunica fort; „Euch, Graf Dosuna, zog es zu Ferdinanden hin, weil Euere Häuser gleich alt sind und Euer Wappenschild keines dem andern nachsteht. Ihr, Don Alvarez von Landos, liebtet Ferdinanden wegen ihren schönen Augen.... Ihr, Graf Dosuna, seyd ein guter Hidalgo, und Ihr, Don Alvarez, ein junger Mann von gutem Geschmack. Ich bin weder das Eine noch das Andere, Senors, ich habe aber Ferdinanden mit der heiligen Treue eines Spaniers geliebt, sie wie eine Heilige verehrt. Meine Liebe war hart wie Stahl und mußte auch wie Stahl zerspringen. Von dem Tag an, wo ich erfahren, daß Ferdinande unsere Leichtgläubigkeit verlacht hat, wo Diego, der glückliche Nebenbuhler, vor uns den Weg zu ihrem Zimmer kannte, ehe wir den Weg zu ihrem Herzen gefunden — — hat sich eine Mauer von Erz zwischen mir und ihr erhoben. Ich nannte ihren Namen nicht mehr, ich floh Alles, was mich ihr in Gedanken oder in der Wirklichkeit nahe bringen konnte. Ich habe diese Liebe bezwungen, weil diese Liebe eine Feigheit gewesen wäre. Wenn Ferdinande den Einen oder den Andern von Euch mir vorgezogen hätte, so durfte ich meine Klinge versuchen; aber welche Achtung flößt mir der Mann ein, dem der Muth seiner Liebe fehlt, und der die Frau, die sich ihm hingab — opfert? — ich verachte ihn."

Don Ruiz war der Verzweiflung nahe.

„Ich mußte meine Wünsche unterdrücken", nahm Gomez wieder das Wort, „sie wären eines wahren Hidalgo unwürdig gewesen. Dona Ferdinande hat den Weg der Ehre verlassen, den ihr Vater vorgezeichnet hatte; Diego, ihr Mitschuldiger, mußte die Folgen ihrer Verirrung mit hinnehmen. Mögen sie zusammen ihre Schande tragen...."

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Düsseldorf, 19. Juni.) Unsere Ausstellung wird in der nächsten Woche ihren Anfang nehmen. Von der Quantität und Qualität der dort zu Markt gebrachten Produkte hört man noch wenig. So viel wir von hier ausgeführten Bildern wissen, glauben wir, daß Lessing's Heinrich V., wie er, mit dem Bann beladen, von den Mönchen einer thüringischen Abtei von der Klosterpforte abgewiesen wird, den Preis erringt. Die Tiefe der Charakteristik, welche der Meister hier wiederum entwickelt, möchte wohl von keinem andern deutschen Historienmaler unserer Zeit erreicht werden.

(Flensburg.) Ein gewaltiges Aufsehen hat hier die Abreise eines jungen Kaufmanns mit seiner Frau, wenn es glückt, auf Nimmerwiederkehr, erregt. Im Besitze eines außerordentlichen Credits bei bedeutenden hiesigen und auswärtigen Häusern, hatte er durch betrügerische Unternehmungen und Fälschungen erhebliche Baarschaften zusammengebracht und ist damit, nachdem seine schändlichen Pläne soweit glücklich ausgeführt waren, von Hamburg aus in See gegangen. Indem ein hiesiges Haus den Flüchtigen von dort aus gleich pr. Dampfschiff hat nachsetzen lassen, nährt man die Hoffnung, ihrer in England noch habhaft zu werden. Einer Korrespondenz aus Hamburg zufolge soll derselbe von Hull aus entweder nach West-Indien oder Nord-Amerika gegangen seyn. Man erzählt auch, die Filialbank sey um einige Tausend Mark betrogen worden. Sowohl auswärtige als viele hiesige Handelshäuser haben durch die Speculation dieses schlauen Schwindlers, der aller Wahrscheinlichkeit nach sich schon Jahre lang mit seinem Projekte beschäftigt hat, zum Theil sehr bedeutende Verluste erlitten.

(Wasserheilkunde.) Magdeburg ist voll Trübsal und Verzweiflung, weil sein „Wasserarzt Müller" kürzlich gestorben. Ein großer Theil der Einwohnerschaft dieser Stadt ist so wassersüchtig, daß er nur hydropathisch behandelt seyn will. Es sind bereits in öffentlichen Blättern dringende Ausschreiben ergangen, um wieder einen „promovirten Wasserarzt" zu bekommen. Er darf aber nur mit wässerigen Curen, keinen andern, sich beschäftigen, dann jedoch, zumal ihn mehrere Familien sogleich als Hausarzt aufnehmen wollen, seiner Subsistenz gewiß seyn. Es ist in den Ausschreiben nicht gesagt, worin diese Subsistenz besteht, doch wird auch bei ihr ohne Zweifel das Wasser vorherrschende Rolle haben. Etwas weiter unten an der Elbe, in Hamburg, subsistirt man kräftiger.

(Elberfeld, 21. Juni.) Dieser Tage wurde hier von der Polizei ein Mann in einem Wirthshause aufgegriffen, der falsche holländische 10 Guldenstücke ausgegeben hatte. Durch einen Gefangenen im hiesigen Arresthause wurden die Behörden zuerst auf diesen Verbrecher aufmerksam gemacht, und es gelang ihnen, denselben auf der That der Verausgabung der falschen Münze zu ertappen. Man fand noch etliche falsche Goldstücke bei ihm. Er gestand gleich nach seiner Verhaftung das Verbrechen ein und gab seine Mitschuldigen, die eigentlichen Falschmünzer, denen er nur als Verbreiter des Fabrikats gedient hatte, an. Die Behörden begannen, seinen Anzeigen gemäß, sofort die Untersuchung gegen die von dem Gefangenen bezeichneten Personen, zogen sie ein, und fanden in einer Schlosser-Wohnung, in der Nähe von Solingen, in welcher Gegend die Eingezogenen wohnen, alle Werkzeuge der Falschmünzerei, so daß das Verbrechen vollkommen constatirt ist und die Schuldigen ausgemittelt worden sind.

(Königsberg, 14. Juni.) Am 5. fand in Gumbinnen eine Generalversammlung des landwirthschaftlichen Vereins in Litthauen mit Thierschau (wobei namentlich schöne Pferde gezeigt wurden) statt. Einen erfreulichen Anblick gewährten die zahlreich anwesenden Bauern, welche jetzt in der ihnen verliehenen Freiheit des Eigenthums mit den größten Grundbesitzern in der Veredlung der Landwirthschaft wetteifern.

Ein Repeal-Blatt entwirft folgendes „Bild des Hrn. O'Connell und seiner Leidensgefährten im Gefängnisse": Ich sah ihn (Hrn. O'Connell) im Gefängniß, eingehüllt in seinen Schlafrock, mit gestickten Pantoffeln, die Mütze der Josephs-Brüderschaft (einer Londoner religiösen Korporation) auf dem Haupte, und ein schöneres Bild eines für die Unsterblichkeit geschaffenen Mannes ist mir noch nie vor die Augen gekommen. Seine Söhne und Andere waren um ihn; seine Mitangeklagten blickten stolz auf ihren „Häuptling." Duffy, der Enthusiast, wie ihn der Herald nennt, er, welcher den Grund seines geistigen Rufes im Norden legte, und der an Männlichkeit, Festigkeit und edler Ritterlichkeit einer der höchst-

stehenden Charaktere unserer Partei ist, stand mit seinem Freunde und Bruder im großen Werke, Gray, diesem so kühnen und geistreichen Mann, als je einer athmete, nebenbei. Ray, Steele und Barret schienen keineswegs entmuthigt; im Gegentheil, sie schienen mit ihrem Märterthum ganz zufrieden. In der That, diese Männer spielen mit ihren Dornen, als ob es Rosen wären, und der arme Vater Tierney ist nur zu bedauern, der die übel angebrachte Milde des General-Prokurators und die juristische Laune des Richters Crampton für eine schwere Mißhandlung hält.

Korrespondenz.

Leipzig, 14 Juni.

Ein Monat schon ist in dem Strom der Zeit verronnen und wir sind ohne Theater! — Eine Stadt wie Leipzig mit einem Schocke Tausender Einwohner, mit einigen Mandeln belletristischer Zeitschriften, mit schmachtenden, thräneninhabenden, lachgierigen dramatischen Seelen ohne — Theater, ohne die Axe, um die sich unser ästhetisches Leben dreht, ohne das Alpha und Omega unserer Unterhaltungen, ohne Theater: die Arena, worin die Langeweile herumgepeitscht und zugleich das Futter, womit sie gefüttert wird, einen ganzen langen Monat ohne Theater und doch ruhig! Und Alles ist noch im frühern Gleise und keine Störung, keine Hemmung in den Geschäften, und die Dämpfer führen noch immer Fremde zu, und die Kaffeehäuser und Bierkneipen werden wie früher besucht und die Zeitungen haben nicht aufgehört, zu existiren, und keine unserer Unterhaltungen und Gesellschaften ist in Stockung gerathen?! Ein gebildetes, auf Nachahmung der Classicität Anspruch machendes Publikum ohne — circenses?! Ein weltgeschichtliches Ereigniß! Aber dieser Zwiespalt unserer Natur ist leicht erklärbar, wenn wir bemerken, daß der frühere Leiter unseres Thalientempels drei Olympiaden dazu benöthigte, um unsere Gleichgültigkeit gegen Theater und dramatische Kunst auf den jetzigen Standpunkt zu pflegen. Aber nur die Neidergalle ist es, die ihm etwa eigennützige oder materielle Interessen unterschieben, während seine Tendenz von rein politisch-humanistischer Natur ist. Der brave, für die zeitgemäße Ausbildung des deutschen Geistes besorgte Mann sah wohl ein, daß große Charaktere, wie sie in den gediegeneren dramatischen Werken uns vorgeführt werden, mit unserer jetzigen Natur in Konflikt gerathen mußten, daß sie für unsere Zeit nicht geschaffen sind und daß, wenn sie zum Muster genommen werden sollten, nur Entartung daraus entspringen müßte. Hat nun zwar Schiller, dachte der Extheaterdirektor, die Behauptung aufgestellt, daß die Bühne zum Zwecke sich setzen solle, das edlere und reinere Leben zu wiederspiegeln, so müsse man doch bedenken, daß andere Zeiten andere Sitten. Und der musterhafte Theaterdirektor wandte zwölf sorgenschwere, lange Jahre darauf an, den durch Schiller'sche Ideale himmelstürmenden, hochaufschwingenden deutschen Geist mittelst Operngeplärre, Coulissenreißerei, heisern Sängerinnen und beinverrenkende Künstlerinnen systematisch einzulullen, um ihn dann wieder auf die natur- oder zeitgemäße Bahn zu bringen. Und hierzu standen ihm eine Legion Uebersetzer hülfreich zur Seite, und die unzeitgemäßen Classiker räumten den Platz den Paul de Kock'schen, Angely'schen und Nestroy'schen Possen, und Mozart wich den Donizetti'schen und Fröhlich'schen Potpourris, und das Theater wurde eine Stätte der Zerstreuung und der Frivolität, eine Spaßmacher- und Zotenreißer-Anstalt, eine moralische Pfütze, ein Tummelplatz der Gemeinheit und der lasterhaften Sinnlichkeit, eine Pandorabüchse, aus der die mannichfaltigsten Verderbnisse strömen. Der neue Theaterdirektor Dr. Schmidt soll, heißt es, den Insinuationen des patriotischen Hrn. Robert Blum ein geneigtes Ohr leihen und durch Indiesceneſetzung der bessern Schöpfungen der deutschen Dramaturgie die obgedachten Possen zu verdrängen streben. Möge er Anerkennung und Beifall finden, und mögen seine guten Absichten nicht an dem verdorbenen Geschmack des Publikums scheitern! Das Theater wird mit „Don Juan" eröffnet werden. Die italienische Operngesellschaft aus Berlin hat in voriger Woche im großen Saale des hiesigen „Hotel de Pologne" ein Vocal-Konzert veranstaltet, wobei sie aber weder viel Geld, noch viel weniger Beifall eingeerntet hat. — Ein „Schweizer-Salon", worin vortreffliche transparente Oelbilder, Schweizer Gegenden, Trachten und Beschäftigungen behandelnd, aufgestellt sind, erfreut sich trotz des hohen Eintrittspreises (8 ggr. die Person) eines sehr zahlreichen Besuches.

Räthsel.

Wir sind, wie Allen ist bekannt, zu zweit',
Getreue Nachbarn schon seit langer Zeit.
Und sonderbar, so nah' wir auch zusammen steh'n,
Hat doch der Eine nie den Andern noch geseh'n,
Und obgleich wir auch stets zusammen wandern,
So kam der Eine niemals zu dem Andern.
Auch dies ist dann noch sonderbar,
Sobald der Eine wird gewahr,
Daß sein Herr Nachbar etwas will,
Gleich ungesäumt er's mit ihm thut,
Steht Einer in dem Häuschen still,
Sogleich der And're auch mit ruht.
Und wenn der Morgen dämmert, schließt sein Haus
Ein Jeder auf, zusammen geh'n wir aus;
Wir wandern dann nach weiter Ferne
Zu Bergen und verweilen gerne
Auf lichten Höh'n im Aetherblau,
Wir laben uns im Morgenthau.
So rasch, wie wir zusammen reisen,
Hat noch kein Erdensohn gethan;
Pfeilschnell zieh'n wir in weiten Kreisen
Von Thal zu Thal, bergab, bergan.
Zur Nachtzeit wandern wir auch gerne
Zum Himmelszelte ohne Müh'n,
Bewundern da die gold'nen Sterne,
Die, Schäfchen gleich, vorüber zieh'n.
So geht es Tag für Tag, Jahr ein, Jahr aus.
Sobald der Eine schließt sein kleines Haus,
Schließt es der And're auch,
So ist's nun einmal Brauch;
Wir wandern dann vereint zur Ruh'
Dem schönsten Heimathlande zu.

C. Dreßel.

Mainwasser-Wärme.

Sonntag, 23. Juni, Morgens 8 Uhr: 17 Grad. W. Gerlach.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 23. Juni. Aschenbrödel, Feen-Oper in 3 Abth., Musik von Isouard.

Montag, 24. Juni. Zopf und Schwert, Lustspiel in 5 Abtheilungen, von Gutzkow.

Redakteur: J. L. Heßler. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 174. Dienstag, den 25 Juni 1844.

Die Braut von Madrid.

(Fortsetzung.)

Während der Unterredung war Don Roderich Calderon zu ihnen getreten; er hatte sie belauscht, und sagte: „Ihr seyd Alle im Irrthum!“

„Wie so?“ fragten alle Drei zu gleicher Zeit.

„Der alte Kammerdiener des Herzogs von Lerma, jetziger Liebling des Königs, erwiederte: „Ich habe Eure Unterhaltung mit angehört, und bedauere, daß so ehrenwerthe Männer, wie Ihr, so wenig von der Sache unterrichtet seyd. Ich muß Euch gestehen, meine Freunde, daß Diego weder Euere Mißgunst, noch Euere Theilnahme in einem so hohen Grade verdient, sein Loos ist nicht so beneidenswerth! Diese Heirath ist ein undurchdringliches Geheimniß, und das Beste wäre, an Allem zu zweifeln, Nichts zu glauben. Ferdinandens Liebe, die Einwilligung der Marquisin, die Rolle, die Diego spielt — Alles ist Geheimniß.“

„Aber kein Mensch in der Welt kann Etwas davon verstehen,“ sagte Alvarez, indem er mit dem Fuße stampfte.

„Ich weiß es, es muß so seyn,“ entgegnete Calderon; „aber hört mich an, und Ihr sollt Euch überzeugen, daß ich Euch nicht durch ein hartnäckiges Schweigen in Verzweiflung bringen will. Ich kann nicht das ganze Geheimniß enthüllen, aber ich will Euch doch einen Theil davon mittheilen. Zudem ist Diego mein bester Freund, und ich kann es nicht dulden, daß ein ehrenrühriger Verdacht auf ihm ruhe. Hier ist ein Brief von Ferdinande, zwar kurz und ziemlich unverständlich, aber er rechtfertigt vollkommen meinen Freund. Hier ist er.

„Diego, Ihr habt Euch wie ein würdiger Freund benommen. Don Ruiz hätte an Eurer Stelle nicht mehr thun können. Dank, tausend Dank im Namen meines Vaters, der todt ist, und meiner tiefbetrübten Mutter; meine Dankbarkeit wird meine große Schuld an Euch wieder ausgleichen. Ihr habt mir die Ehre wiedergegeben — kann ich weniger thun, als Euch mein ganzes Leben weihen? Ferdinande von Doveda.“

„Das ist mir unbegreiflich,“ sagte Don Alvarez.

„Die Geschichte wird immer verwickelter,“ fügte Gomez hinzu.

„Aber,“ bemerkte der Graf Dosuna, „wir sind auch nicht einen Schritt weiter in die Sache gedrungen. Dieser Brief sagt durchaus gar Nichts.“

„Eben darum habe ich Euch denselben mitgetheilt.“

„Aber wie kam er in Eure Hände?“

„Das ist mein Geheimniß.“

„Gestehet,“ sagte Graf Dosuna, „er wäre tausend Mal besser in unsern Händen aufgehoben; denn die theueren Schriftzüge haben in unsern Augen mehr Werth als in den Eurigen.“

„Das Schicksal sollte darüber entscheiden,“ meinte Don Alvarez.

„Das Schicksal hat Nichts damit zu schaffen,“ antwortete Roderich in einem halb ernsten, halb scherzenden Ton. „Ihr erinnert mich zur rechten Zeit, daß ich das Blatt vernichten muß;“ und indem er dieses sagte, rollte er es zusammen und warf es weit über eine Hecke, die ihm den Fluß verbarg. — „So ist es recht, das wird Euch Alle zufrieden stellen . . .“

Einige Minuten später folgten die drei jungen Edelleute dem Günstling des Königs in den Palast nach, nachdem sie noch einen sehnsüchtigen Blick auf das Schloß Doveda geworfen hatten . . . .

Ferdinandens Brief aber sollte nicht, wie Calderon gewollt, von den ruhigen Wellen des Manzanares weiter getragen werden, von dem ungestümen Gallego ward er zu Don Ruiz Füßen geweht. Calderon bedachte nicht, daß in dieser Jahreszeit der Manzanares beinahe ausgetrocknet war, und daß kaum ein kleiner Bach in der Tiefe dieses hohlen Bettes floß. Man konnte sich nie erklären, warum Philipp II. die kolossale Brücke, die den Namen Segovie führt, darüber hatte bauen lassen. Mit Blitzesschnelle bemächtigte sich Don Ruiz des kostbaren Schatzes, und sein Erstes war, die Schriftzüge zu untersuchen, die ihm so wohl bekannt und so theuer waren. Be'm Licht des Mondes durchlief er die Zeilen, und ein tiefer Seufzer entwand sich seiner geängsteten Brust. Er zweifelte nicht, daß der Brief von ihr kam. Augenblicklich, wie wenn die Vernunft ihn verlassen hätte, eilte er nach der Stelle hin, um die Edelleute zu sehen, die während einer ganzen Stunde auf eine erschütternde Weise Ferdinandens Ruf angegriffen hatten. Die Männer aber waren verschwunden. Ohne Zweck, und ganz dem Zufall sich überlassend, lief er weiter. Er sah nur die Ausgeburten seiner kranken Phantasie, und hörte nur die Schläge seines Herzens. Plötzlich blieb er stille stehen, er vernahm eine Stimme, und sah Vadesillas an seiner Seite.

„Bereitet Euch vor, Don Ruiz,“ sagte der Comthur, „der

Ehekontrakt wird erst um Mitternacht unterzeichnet, in wenigen Augenblicken wird Don Diego hier seyn."

„Don Diego! ich kann.... ich will ihn nicht mehr sehen."

„Wie, Don Ruiz? Vergessen Sie, was Sie im Zorn...."

„Mein Zorn!" rief der junge Mann mit herzzerreißender Stimme aus ... O! mein Zorn ist immer da, Badesillas, nur hat er den Gegenstand geändert. Ich hasse nicht mehr Diego, sondern Ferdinande."

„Ferdinande!.."

„Ja, Ferdinande hasse ich. Sie hat nicht allein mich verrathen, sondern alle Pflichten ihrer Geburt, ihrer Familie und ihres Namens verletzt!.."

„Aber, großer Gott, haben Sie Beweise?"

„Hier ist einer, rief Don Ruiz aus, indem er ihm den Brief entgegen hielt. Alles Ringen gegen sie ist unmöglich. Kehren Sie nur schnell auf das Schloß zurück, sagen Sie Diego, Sie hätten sich geirrt. Der Mann, der ihn hätte sprechen wollen, sey wieder abgereis't. Ich bitte Sie, ersparen Sie mir eine eben so zwecklose als schreckliche Zusammenkunft. Nach Dem, was ich vernommen habe, ist es eine heilige, aufopfernde Mission, die Diego erfüllen soll."

„Ich verstehe Sie nicht, Don Ruiz, aber bedenken Sie, wenn ich gehorche, so wird in einer Stunde Alles vollbracht seyn, was Sie so sehr befürchtet haben."

„In Gottes Namen geschehe, was da wolle! Ich habe kein Recht mehr, Diego zu hassen, und kann Ferdinande nicht mehr lieben. Um das Feuer zu dämpfen, das mich verzehrt, muß der Ocean zwischen uns treten. Ich werde morgen abreisen ... Nur noch diese Nacht gönnet mir Eure Gastfreundschaft. Lebt wohl, Badesillas; kehrt zu der Marquisin von Doveda zurück, entschuldigt Euch bei meinem Bruder, so gut Ihr es könnet, und unterzeichnet ... unterzeichnet selbst den unglückseligen Kontrakt, ohne an Ruiz und seine Leiden zu denken... Was man von ihm gesagt hat, bestätigt sich heute Abend. Er ist todt, denn sein Herz hört auf, für Ferdinande zu schlagen, er ist in seiner Zukunft, in seinen Hoffnungen, in seiner Liebe todt. Er bedarf nur noch des Mitleids!" Und nachdem er dieses gesprochen hatte, entfernte er sich eilendes Schrittes.

Badesillas kehrte auf das Schloß zurück. Die erste Person, der er dort begegnete, war Diego, der gerade in die Eichen-Allee gehen wollte. „Bemühen Sie sich nicht," sagte ihm der Comthur, indem er ihm mit der Hand winkte; „der Edelmann, der Sie heute Abend sprechen wollte, hat auf diese Ehre verzichtet."

„Das ist höchst sonderbar", sagte Diego erstaunt; „doch ist das Unglück nicht so groß", nahm er sogleich wieder das Wort; „der Unbekannte ist wahrscheinlich ein Nebenbuhler, der mir mit dem Dolche in der Hand Ferdinanden's Besitz streitig machen wollte, und der sich eines Besseren bedacht hat... Verhält es sich nicht so, Don Juan?"

„Ich kann Ihnen darüber keine Erklärung geben", entgegnete Badesillas, und die Sache war abgemacht.

Sobald Diego in den Saal zurückgekehrt war, wurden durch eine Magistratsperson die Bedingungen des Ehekontraktes der beiden Häuser Doveda und Soria laut verkündet und abgeschlossen.

Eine dieser Bedingungen forderte ausdrücklich, daß Ferdinande sogleich nach der kirchlichen Einsegnung das väterliche Dach verlassen und die seither bewohnten Gemächer des Don Diego in dem königlichen Palast bewohnen solle. Diese Bedingung wurde wie alle anderen eingegangen, und um Mitternacht war der Kontrakt unterzeichnet.

(Fortsetzung folgt.)

Das Zimmer des Kunstvereins im Städel'schen Institut.

Frankfurt, 15. Juni.

Nachdem sich der Enthusiasmus für die beiden im Kaisersaale ausgestellten belgischen Bilder in ein ruhigeres, dem deutschen Genius wieder mehr vertrauendes, anerkennendes Lob gemildert hat, wenden sich die Schritte und Blicke der Kunstfreunde zu unserer Galerie zurück, die in jener Zeit von Einheimischen ziemlich verlassen war. Lessing's Huß und die andern nicht unbedeutenden Bilder lebender Künstler glänzen wieder, wie vordem. Das vortrefflich ausgeführte Modell des Pfarrthurmes macht die um ihre alte Schlafmütze besorgten patriotischen Gemüther vertraut mit dem ungeheuren Gedanken, dermaleinst von den Höhen der Warten ein anderes, nicht verstümmeltes Wahrzeichen der Stadt zu erblicken. Doch wendet sich, wie immer, die Neugierde vorzugsweise nach dem hintersten Zimmer der Galerie. Es ist das dem Kunstverein eingeräumte Lokal, in welchem dieser die zum Ankauf präsentirten Bilder aufstellen läßt. Besonders jetzt ist es kein undankbarer Gang in dieses Zimmer; viel des Schönen findet man und fast mit jedem Tage Neues.

H. Rustige, der hier noch in gutem Andenken steht, sandte aus Mainz nach einander mehrere größere und kleinere Genrebilder, von denen besonders „der spanische Spion", „der Escamoteur" und das kleine humoristische Bildchen „Künstlers Erdenwallen" vielen Beifall fanden. Jetzt herrscht die Landschaft vor. Hiesige Künstler hauptsächlich haben Proben ihres fleißigen, tüchtigen Fortschreitens gegeben. Chr. Heerdt, dessen Landschaften sich seit mehreren Jahren in steigende Gunst des Publikums setzen und von den Künstlern selbst gerühmt werden, hat drei größere Landschaften ausgestellt. Zwei derselben sind die Frucht seiner Reise nach Oberbaiern und Tyrol, und man muß gestehen, daß er dieses Eldorado der Landschafter als tüchtiger Künstler mit poetischem Sinne und scharfem Auge durchstreift hat. Die größere der beiden Landschaften, „der Obersee", in der Nähe des Königssee's, macht mit ihrem klaren Wasser und den Hochgebirgen im Hintergrunde den erhabenen Eindruck der gewaltigen Bergnatur, die besonders den kräftigen Jugendgeist so unwiderstehlich anzieht und ihn lockt, seine Kraft zu stählen oben auf den Gipfeln der Berge. Die reizenden Gebirgslinien, die zarte, duftige Färbung der Ferne, der kräftige Baum zur Linken im Vordergrund zeugen von dem poetischen Sinn und der bedeutenden Technik dieses Künstlers. Zu dem sonntäglichen Gewande, in das er die Gegend gekleidet hat, paßt die festliche, an behaglichen Lebensgenuß erinnernde, ungewöhnlich reiche und ausgeführte Staffage des Bildes, die der bekannte Genre- und Portraitmaler Engel gemalt hat. Das Bild ist eines von denen, das man gerne immer um sich haben möchte, weil es stets einen sonnigen Schimmer in das Gemüth wirft. Das andere, „der Hinter-

see", mit den im Abendroth glühenden; im See gespiegelten Bergen und den in Dämmerung gehüllten, dunkeln Tannenwäldern jenseit des Berges stimmt, wie es die Scene verlangt, ernster, ich möchte sagen, einsam-verlassener. Am Abend sehnt man sich aus der verdunkelten Natur nach dem Licht in der traulichen Hütte. Das dritte Bild zeigt in der Ferne die malerischen Linien des Taunus mit den bekannten Ruinen. Die Sonne, dem Untergang nahe, durchbrennend durch die reichen Kronen der Baumgruppe im Vordergrund, wirft grelle Lichter auf die Gestalten der Landleute unter ihnen und zur Seite. Die Stimmung der Ferne und die Composition des Mittelgrundes ist sehr glücklich. Von Reiffenstein sind diesmal zwar nur kleinere Bilder ausgestellt, aber auch in ihnen sieht man den talentvollen, rüstig-strebenden Künstler. „Der Kirchhof am Walde" ist eine sehr schön gedachte Composition und charaktervoll ausgeführt. Mit Recht hat sie der Kunstverein angekauft. Auch das einsame Haus in der Beleuchtung der untergehenden Sonne ist ein in seiner wahren Wirkung sehr gelungenes Bild. Reizend ist die kleine Gebirgslandschaft. Reiffenstein geht, wenn ihm auch Lessing als Meister vorschwebt, doch seinen eigenen Weg und er hat Kraft genug in sich, um sein Ziel zu erreichen. Von H. Funk ist nur ein kleines, mit feiner Kunst ausgeführtes Bild da, das der Kunstverein schon angekauft hat. Eine größere Landschaft von W. Pose, von dem die Galerie ein ausgezeichnetes Bild besitzt, will nicht ansprechen. Sey es nun, daß ihm einmal die Kraft an dem schwierigen Gegenstande versagt hat, oder daß ein Laie den unheimlichen, beängstigenden Eindruck nicht überwinden kann, den der Moment unmittelbar vor dem Ausbruch eines furchtbaren Gewitters macht, man findet eben keine Befriedigung an den dunkeln Baummassen, aus denen nur das Dörfchen im Mittelpunkt mit seiner unheimlichen Beleuchtung zu erkennen ist. Des verdienstvollen Radl Zeichnungen und Ausführungen sind schon längere Zeit aufgestellt und öfters besprochen. Auch Weber, der sich in letzterer Zeit in Düsseldorf aufgehalten, hat zwei kleine Landschaften gegeben, deren eine zur diesjährigen Verloosung gewählt worden ist. Größere Werke im Genre und der Historie stehen zu erwarten, zunächst eine große Composition von Becker: ein vom Blitz erschlagener Schäfer. Sie ist das Werk sehr bedeutender Studien und wird nicht weniger Beifall finden, wie seine herrliche Gewitterscene, die vor einigen Jahren als Krone der ganzen Ausstellung bewundert wurde.

Mannichfaltigkeiten.

(Danzig, im Juni.) Das „Dampfboot" berichtet: Vor etwa einem halben Jahre erzählten alle Zeitungen, daß in Warschau ein tscherkessischer Fürst seinem Obersten eine Ohrfeige gegeben habe und dann, begleitet von einem nahen Verwandten und seinem Diener, entwichen sey. Als die Flüchtigen bei dem ersten Kosaken-Piket vorbeikamen, bemerkten sie, daß 6 — 8 Mann sich auf die Pferde warfen, um sie zu verfolgen. Natürlich mußte dies den Letztern komisch vorkommen, denn ein Tscherkesse läßt sich von einem Paar Kosaken nicht fangen. Zehn Meilen dauerte ihr Ritt, in einem Paar Stunden zurückgelegt. Dann kamen die Kosaken an ein zweites Piket, woselbst sie zurückblieben, während die hier Anwesenden die Verfolgung fortsetzten. Die frischen Pferde gewannen über die der Tscherkessen so viel, daß sie mit denselben wenigstens gleichen Schritt hielten. Bei dem dritten Piket, nach abermals zurückgelegten zehn Meilen, wurden die Pferde wieder gewechselt, und die Verfolger kamen nunmehr den Verfolgten immer näher. Allein die tscherkessischen Rosse legten die 30 Meilen von Warschau bis zur preuß. Gränzstadt. Straßburg in 12 Stunden zurück, und langten hier im Gefechte mit den Kosaken an. Unmittelbar vor der Stadt wurden die beiden Begleiter des Flüchtlings erschossen; der Tscherkesse selbst kam in die Stadt, in welcher auf dem Markte das Gefecht fortgesetzt wurde, allein die Einwohner vertrieben die Kosaken, welche die Gränze mit den Waffen in der Hand überschritten hatten, und der Flüchtling war durch die Schnelligkeit seines Pferdes gerettet. Das Wunderthier hatte in 12 Stunden 30 Meilen zurückgelegt, ohne eine Minute zu ruhen, ohne das Mindeste an Futter zu haben. Es wurden dem Tscherkessier sogleich 1000 Thlr. für das herrliche Thier geboten, er wollte sich jedoch von demselben nicht trennen und besitzt es noch. Vor wenigen Tagen kam dieser Wundermann mit seinem Wunderpferde hier in Danzig an. Er wohnt im „Hotel de Thorn" und ist auch ohne Signalement an seiner ächt orientalischen Physiognomie zu erkennen. Sein kleiner schlanker Schimmel erregt Jedermanns Aufmerksamkeit. Er wünscht sich mit seinem Thier nach England einzuschiffen und hat auch hier bereits ihm gemachte sehr bedeutende Anerbietungen ausgeschlagen. Er will sich von seinem Lebensretter um keinen Preis trennen.

Auf Gottland ist abermals, wie so oft, ein Fund von arabischen (kufischen) Silbermünzen, diesmal 1142 an der Zahl, großentheils in Bagdad und Samarkand geprägt, gemacht worden; dies Mal in einer Landsee aufgefischt, in welchen sie vom Ufer hinuntergespült worden.

Einer rheinischen Zeitung ist eine Diskussion über das respektive größere Alter hoher Häuser eingeschickt worden — ein dorniges Thema, gerade wie die größere Jugend zwischen einer Gesellschaft schöner Jungfrauen!

In Fulda haben die katholischen Geistlichen aus ihrem Beutel ein Mutterhaus der barmherzigen Schwestern gegründet. Und das Einkommen jener Herren in Fulda ist äußerst mäßig. (Rh.- u. M.-Z.)

Zu Braunschweig duellirten sich zwei Offiziere, von denen der eine im Gesicht, der andere in der Seite verwundet wurde.

(Kirchheimbolanden.) Donnerstag, den 4. Juli, wird auf dem Donnersberge in der Pfalz eine Versammlung der Mitglieder des Donnersberger Thurmbauvereines stattfinden. Freunde der schönen, freien Natur werden bei einer guten Restauration und Blechmusik von einem Ausfluge dahin an besagtem Tage einen besondern Genuß sich versprechen dürfen. Morgens 7 Uhr wird der Zug auf den Berg von hier abgehen.

Aus Böhmen wird bekannt gemacht, daß die Versammlung deutscher Architekten und Ingenieure und derer, welche Interesse an den verschiedenen Baufächern nehmen, dieses Jahr in

Prag stattfinden wird. Die Tage der Versammlung sind der 29., 30., 31. August und 1. September.

Korrespondenz.

Wiesbaden, 19. Juni.

Dem. Sabine Heinefetter ist in Gesellschaft ihrer durch die Brüsseler Prozedur ein romantisches Interesse erlangt habenden Schwester Kathinka dahier eingetroffen, um unserm leidenden Opernrepertoir neues Leben einzuhauchen. In wie weit ihr dieses gelingt, wird der Erfolg zeigen. Die eigentliche Glanzperiode dieser Sängerin ist vorüber und von ihrem Repertoir mag seit einem Decennium manche Bravourpartie verschwunden seyn, obgleich dieselbe vermöge ihres brillanten Vortrags noch immer zu den dramatischen Sängerinnen ersten Ranges zählt; man schwelgt bei ihrem Wiedererscheinen in der Erinnerung an frühere Kunstgenüsse, besonders da, wo das Vorhandenseyn einer bessern Sängerin mangelt. Auf die hiesige Oper, bei der dasselbe Rollenfach durch Mad. Schmidtgen würdig besetzt ist, findet das so eben Gesagte keine Anwendung. Dem. Sabine H. eröffnete gestern ihren Gastrollencyclus als Lucrezia Borgia in der Donizetti'schen Oper gleichen Namens. Es gibt historische Charaktere, mit denen, ihrer großen Verbrechen und Laster wegen, sich die dramatische Muse nicht beschäftigen, denen die Musik die Macht ihrer Töne versagen sollte: ein solcher ist der der Lucrezia aus dem Hause Borgia. Beides ist aber geschehen und Dem. Sabine H. scheint diesen schroffen Charakter besonders liebgewonnen zu haben, da sie uns denselben im Laufe des vorigen Winters schon dreimal und gestern wiederholt zur Anschauung brachte. Dieselbe wirkt als Lucrezia mehr durch ihr ausgezeichnetes Darstellungstalent, als durch ihre Stimmmittel, da deren abnehmender Umfang sie zu Abänderungen des Gesangsparts zwingt. Aber auch darin leistet sie noch Außerordentliches und läßt mächtige Eindrücke zurück. Ihr Portament ist wirkungsreich und ihre Bravour ganz im Geiste der italienischen Schule. Sie wurde in den Zwischenakten und am Schlusse, folglich dreimal, gerufen. Die schöne Stimme der Dem. Henz (Orsino), verbunden mit einem guten Vortrage, fand beim Publikum viel Anerkennung, weniger ihre Bewegungen, auf welche dieselbe mehr Aufmerksamkeit richten sollte. Es genügt nicht, auf der Bühne eine interessante Figur zu besitzen; man muß solche auch auf eine das Auge des Zuschauers interessirende Weise zu behandeln wissen. Hr. Schunke (Gennaro) leistete wie immer Gediegenes; sein mit Sorgfalt studirter Vortrag war von glänzender Wirkung, namentlich in den recitirenden Gesangsstellen. Das höchst originelle Duett im zweiten Akt zwischen den beiden Dienern Rustighello (Hr. Tourny) und Gubetta (Hr. Meyer) nebst darauf folgendem Chor wurden vorzüglich executirt. Durch den am 1. Sept. erfolgenden Abgang der gekündigt habenden Mad. Schumann verliert das Publikum einen seiner Lieblinge, unsere Oper eine ihrer Zierden und Stützen, da diese Dame außer ihrem Fache als erste Soubrette fast in allen bedeutenderen jugendlichen Gesangspartieen mit entschiedenem Erfolg wirkte. Wer ihre Nachfolgerin seyn wird, ist noch unbekannt, da man hier von sogenannten Entdeckungsreisen nichts weiß, sondern sich mit dem begnügt, was durch Locomotive oder Dampfschiffe zugeführt wird.

Heidelberg, 19. Juni.

Eine schöne Feier ist heute dahier begangen worden. Der würdige Aelteste der evangelischen Geistlichkeit des badischen Unterlandes, der erste Stadtpfarrer bei St. Peter und Providenz in Heidelberg, Kirchenrath Dr. Wolf, welcher schon vor neun Jahren sein fünfzigjähriges Amtsjubiläum begangen, hatte, da er im Februar l. J. in sein achtzigstes Lebensjahr eingetreten ist, um Abnahme des Decanates Oberheidelberg gebeten, welchem er, vom Jahr 1808 an als Inspector und seit 1818 als Decan, mithin 36 Jahre vorgestanden war. Seiner Bitte wurde von Sr. königl. Hoh. dem Großherzog, unter Bezeigung der höchsten Zufriedenheit mit seinen vieljährigen treuen Diensten, gnädigst willfahrt und zu seinem Nachfolger im Decanatamt Licentiat Eberlin, Pfarrer in Wiesloch, ernannt. Die Diözese fühlte sich nun gedrungen, ihrem bisherigen in jeder Weise würdigen Vorstand auch ihrer Seits ein Zeichen ehrender, dankbarer Anerkennung zu geben und die Abschiedsworte, welche der von Allen hochgeachtete Greis schriftlich an sie gerichtet hatte, mündlich zu erwiedern. Es wurde beschlossen, demselben eine Prachtbibel in schönem Einband als Andenken zu überreichen, in welche sämmtliche Diözesan-Geistliche ihre Namen vorn eingezeichnet hatten. Der heutige Mittwoch, der 19. Juni, war zur Uebergabe bestimmt, und, nachdem die versammelten Diözesanen in die Wohnung des Kirchenrathes Wolf sich begeben hatten, leitete der neuernannte Vorstand, Decan Eberlin, die Feier mit wenigen Worten ein, worauf Pfarrer Helffenstein von Wieblingen, welcher schon dreißig Jahre in der Diözese sich befindet und zum Sprecher erwählt worden war, in beredter Sprache die Verdienste des hochwürdigen Greises, als Decanes, schilderte und den Dankgefühlen und hochachtenden Gesinnungen sämmtlicher Diözesanen entsprechende Worte lieh. Der für Hebung des kirchlichen Lebens so eifrig wirksame, seit einem halben Jahre an der Spitze des badischen evangelischen Oberkirchenrathes als Direktor stehende geheime Rath Baumüller (ein geborener Heidelberger und dem hochwürdigen Greise von Jugend auf bekannt) war von dem neuen Decan zu der Festfeier eingeladen worden. Obwohl nun verhindert, dieser Einladung persönlich zu entsprechen, hatte derselbe doch den unweit Heidelberg wohnenden Pfarrer Bürck von Handschuchsheim beauftragt, seine Stelle zu vertreten, und zugleich ein Schreiben an die Diözese verfaßt, worin er derselben seinen Dank für die Ehre, welche sie ihrem langjährigen Vorstand beim Abschied erwies, kund gab und sie aufforderte, dem Greise auch fernerhin, wie Kinder einem Vater, mit aufrichtiger Liebe ergeben zu bleiben und auf dem einzigen Wege zu heiterer, ehrenvoller Ruhe im Alter ihm nachzuwandeln, in Pflichttreue seinem schönen Vorbilde zu folgen. Nachdem sodann der immer noch beredte Greis tief ergriffen seinen Dank ausgesprochen und sich dem liebenden Andenken der Diözesanen, denen er stets ein wohlwollender Lenker und wahrer Freund gewesen war, angelegentlich empfohlen hatte, vereinigten sich dieselben noch zu einem frugalen Mahle, woran Theil zu nehmen den Greis nur seine körperliche Schwäche hinderte. — Dem wahrhaft Verdienstvollen aufrichtige, dankbare Anerkennung zu weihen, dies ehrt gewiß Diejenigen nicht minder, die solche heilige Pflicht üben, als den Mann, welcher den Beweis der Hochachtung empfängt. Zwiefach erhebend ist aber eine solche Feier, wenn zugleich der Vorstand der obersten Kirchenbehörde daran so warmen Antheil nimmt, wie es hier geschehen ist. Es liegt darin eine tröstende Bürgschaft für alle Diener der Landeskirche, daß Eifer und Treue in ihrem Berufe dorten gerechte Würdigung sicherlich finden, und ein neuer Sporn zugleich, sich durch keine Schwierigkeiten, auch nicht durch Mißkennung, welche dem Geistlichen nicht selten in seiner nahen Umgebung begegnet, ermüden zu lassen, des Amtes mit gewissenhaftem Eifer zu warten.

Mainwasser-Wärme.

Montag, 24 Juni, Morgens 8 Uhr: 18 Grad. W. Gerlach.

Theater-Anzeige.

Montag, 24. Juni. Zopf und Schwert, Lustspiel in 5 Abtheilungen, von Gutzkow.

Dienstag, 25. Juni. Norma, große Oper in 3 Abth., Musik von Bellini.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 175. Mittwoch, den 26. Juni 1844.

Die Braut von Madrid.

(Fortsetzung.)

6.

Im Namen des Königs.

Die Marquisin von Doveda war ihres Eides überhoben. Der Priester hatte Ferdinanden einen Beschützer gegeben, und die junge Gattin mußte, der gegenseitigen Uebereinkunft zufolge, sogleich nach der Trauung Diego's wahrhaft fürstliche Gemächer in der königlichen Residenz in Besitz nehmen.

Der Abend des Tages, der Ferdinande unwiderruflich band, wurde auf das glänzendste begangen. Diego wollte für diese Stunde alle Hülfsquellen der Pracht und der Artigkeit erschöpfen. Die feinsten Wohlgerüche verbreiteten sich, und Tausende von Lichtern erglänzten; die Decke des Saales war einem Himmel mit Sternen zu vergleichen. Die schönsten Blumen, die kaum geöffneten Rosen waren ihren Stengeln, dem sanften Winde und der Sonne geraubt, um sich in einem Augenblicke in der verzehrenden Hitze des Balls zu entblättern. Die sanftesten Harmonieen ertönten — und doch weilte in diesem Augenblick das Glück fern vom Schlosse von Madrid. Die Königin des Festes trug in ihrem Herzen den Schmerz und die Verzweiflung. Diego, der die Stellung eines Siegers annehmen sollte, schlug die Augen nieder, um nicht den Blicken der Marquisin zu begegnen.

Ferdinandens Traurigkeit erklärt sich von selbst. Eine schreckliche Nothwendigkeit zwang sie zu dieser Verbindung, und wenn sie auch ihrer Ehre das große Opfer brachte, und Diego ewige Dankbarkeit gelobte, daß er sie von der Schande gerettet hatte, so mußte sie sich doch Gewalt anthun, alle Qualen, die ihr Herz erfüllten, zu bekämpfen. Sie liebte Diego nicht, und sie fürchtete, daß die Achtung, die sie ihm zollte, nicht hinreichend sey, ihre Angst und Sorge um die Zukunft zu beschwichtigen.

Diego's Zerstreutheit an diesem Abend ist schwerer zu ergründen. Dieser Mann ist glücklich, er sollte es wenigstens seyn. Er hat lange dem Ziel seiner Wünsche nachgestrebt, und es endlich errungen. Er kannte Ferdinandens heiße Liebe für seinen Bruder Ruiz, er durfte nicht mehr von ihr erwarten, als sie ihm gab. Er ist von ihren Gefühlen überzeugt, die ihm ihre ganze Ergebenheit sichern. Die Liebe kommt vielleicht später. Was fehlt ihm denn, um glücklich zu werden? Gott weiß es. —

Die Ungeduld trieb ihn hin und her, er floh die Welt, er floh sich selbst. Seine Stirn verfinsterte sich, und wenn er seine Blicke auf Ferdinanden richtete, so schien er vernichtet zu seyn. Nur eine Thräne hätte dieses stille Leiden lindern können, aber diese Thräne war ihm versagt.

Um dieser seltsamen Qual zu entgehen, stürzte er in ein anstoßendes Kabinet. Von da aus bewunderte er auf's neue Ferdinande, die schöne Gräfin von Soria, und er rief fast in Verzweiflung: „Mein Gott, wie ist sie schön!"

Plötzlich erschien ein Mann in seiner Nähe, Diego erbebte am ganzen Körper, als er Roderich Calderon erblickte.

„Du scheinst angegriffen zu seyn?" sagte der Letztere.

„Ich bin überrascht . . ."

„Du hast mich doch erwartet?"

„Nicht so frühe."

„Aber Du bist doch bereit?"

„In der That, Roderich, ich weiß es selbst nicht."

Ein verächtliches Lächeln glitt über die Lippen des Günstlings.

„Ist Alles beschlossen?"

„Du weißt es ja."

„Diese schändliche Komödie wird diesen Abend aufgeführt werden?"

„Augenblicklich."

„Ist es nicht abscheulich, Ferdinande aufzuopfern?"

„Es muß seyn."

„Und wenn ich flehe?"

„Man wird dagegen taub seyn."

„Und wenn ich widerstehe?"

„Dann wartet Deiner der Tod."

Diego wurde kalt wie Marmor.

„Was fehlt Dir?" fragte spöttisch Roderich.

„Was mir fehlt! sieh nur auf diese Stelle hin, und Du wirst mich verstehen . . . Bewundere nur diese schöne Frau, mit Jugend und allen Tugenden geschmückt, und sage mir, ob es nicht eine Qual ist, sie nur auf einen Augenblick besitzen zu dürfen, und dann auf ewig zu verlieren!! —"

„In der That, das Weib ist schön, und ich begreife Deinen Schmerz. Deine Ansichten sind richtig; sie haben nur einen Fehler, daß sie zu spät kommen. Du solltest nicht bereuen, was Du selbst aufgegeben, und statt zu wehklagen..."

„Du verstehst mich nicht, Roderich, nicht ihre Schönheit, sondern sie selbst liebe ich.

„In diesem Fall bist Du ein Narr," sagte kurz Don Roderich. „Hast Du nicht Leib und Seele verkauft? Du sowohl wie ich gehören einem Meister an. Du hast nicht mehr das Recht, Dich darüber zu beklagen. Man nimmt Dich dem Schein nach gefangen, Deine sechsmonatliche Gefangenschaft wirst Du ertragen können, denn man wird Dich nicht als einen Staatsgefangenen, sondern als des Königs Begünstigten behandeln. Uebrigens weißt Du, daß Deine und meine Gewalt an einem Faden hängt; wenn dieser Faden zerreißt, fallen wir Beide. Das ist das Loos, was uns heute bedroht. Der schwache ohnmächtige Philipp III. gebraucht oft die Hände seiner Günstlinge, um schreckliche Rache auszuüben. Wenn der Eine ihm mißfällt, so muß dieser durch einen Andern vernichtet werden. Kennst Du nicht das Geheimniß unserer Stärke, unseres Sieges? . . . Wenn wir nicht die geheimsten Neigungen des Königs gekannt hätten, wenn wir nicht zuweilen ein Fieber in seinem Kopf, oder eine Leidenschaft in seinem Herzen entzündet hätten — würden wir die Gewalt über ihn behalten haben? Sie schien schon oft zu wanken, und mit welcher Angst sahen wir den Herzog von Lerma wieder dem Throne sich nahen? Wir zitterten, der König möchte ihn begünstigen, als plötzlich der Tag erschien, wo er sich uns wieder ergeben mußte . . . Er wollte ein Mal ohne Hoffnung lieben, der König von Spanien wollte Etwas mit seinem Volke gemein haben . . . Auf einem seiner Feste sah er ein einziges Mal die Tochter des Marquis von Doveda. Später hat er erfahren, daß der alte Marquis seiner Gemahlin das Gelübde abnahm, ihre Tochter, so lange sie unverheirathet sey, nicht wieder an den Hof zu führen. Der König liebte das junge Mädchen leidenschaftlich, und seine Liebe bekam durch die Trennung neue Nahrung. Diese seine Stimmung benutzten wir, um einer schweren Anklage des Herzogs von Lerma, die uns nothwendiger Weise hätte stürzen müssen, zu entgehen. Wir suchten uns zu Vertrauten dieser Liebe zu machen, und Du mußtest Ferdinande zur Gattin wählen, um sie Philipp III. zuzuführen. Auf diese Art haben wir das Richterschwert von unsern Häuptern gewendet. Nur ein einziges Wort, ihm hinterbracht, würde uns den Tod bringen! . . . Wir müssen den König taub und blind machen, nur auf diese Art können wir unserm Schicksal entgehen."

(Fortsetzung folgt.)

Ueber den Luxus.

Von allen Seiten vernimmt man Klagen über Verdienstlosigkeit und Mangel an Geld. Wenn wir über die Ursachen dieses für Viele so drückenden Uebelstandes nachforschen, so müssen wir nothwendig zu der Einsicht gelangen, daß der eingerissene Luxus die stärkste Quelle derselben ist. — Was man zur Beschönigung dieses am Glücke der Gesellschaft zehrenden Krebses anführen kann, ist sehr gering im Vergleich mit den großen Nachtheilen, die er bereitet. Wenn ein Reicher einen Palast aufführt, der doppelt so viel Zimmer enthält, als er gebraucht, so beschäftigt er allerdings hiedurch viele Hände, allein jeder Vernünftige muß gestehen, daß dieser Mann zwecklosen Aufwand macht. Hätte er sich ein bequemes, seinen Verhältnissen angemessenes Haus eingerichtet, so wäre ihm eine hübsche Summe übrig geblieben, welche er, wenn Tugend in seiner Seele wohnt, viel wirksamer zum Wohl der Menschheit benutzen konnte. — Ein eben so verkehrtes als altes Sprüchwort lautet: „Kleider machen Leute." Ist der Körper eines Menschen wohlgeformt, kündigen seine Gesichtszüge Verstand und Freundlichkeit an, so mag er in dem einfachsten, wenn nur reinlichen Kleid erscheinen, und wird von Allen schön genannt und gern gesehen werden. Der Hausvater, der das Glück seiner Familie erstrebt, wird seine Frau gewiß mehr achten und lieben, wenn sie in dauerhaftem häuslichem Kleide die Verrichtungen einer wahren Hausfrau besorgt, als wenn sie im größten Putz, der ihn sein mit Mühe erworbenes Geld kostet, die Köchin und Kindermagd Befehle ertheilt, und hienach der Stadt oder dem Dorfe zeigt, daß sie vermittelst der Gutmüthigkeit ihres Mannes sich wieder ein neues Kleid nach Pariser Schnitt angeschafft. Der junge Mann von Ueberlegung, der im Familienleben seine Zufriedenheit zu gründen sucht, wird sich gewiß hüten, für die Dauer sich mit einem Frauenzimmer zu vereinigen, dessen größte Sorge die ist, im kostbarsten äußern Schimmer Promenaden oder Lustfahrten mitzumachen, die neuesten Modejournale gelesen zu haben, wobei begreiflich keine Zeit übrig bleibt, um sich die Eigenschaften und Kenntnisse zu erwerben, welche allein eine künftige Mutter schätzenswerth machen können. — Das zartere Geschlecht könnte den Einsender der Parteilichkeit beschuldigen, wenn er nicht bekennen würde, daß die Anschaffung von neuen Fracks, Anglaisen, Pantalons rc. bei manchem Manne viel zu häufig vorkommt, und durch deren Kostspieligkeit, weil in der Wahl des Stoffes derselben auf Feinheit, nicht auf Stärke gesehen wird, die Finanzen oft jämmerlich zerrüttet werden. Der Freund des Vaterlandes muß in Betracht dieses Luxus zugleich bedauern, welche ungeheure Summen jährlich für Seide und Gehängsel der Galanterie erst aus dem Erwerb der Hausväter, dann über die Gränze wandern und nie wiederkehren. — Daß bei Mahlzeiten ein für die Gesundheit wie für den guten Stand der Casse gleich zerstörender Luxus nicht selten vorkommt, weiß Jeder, der die gesellschaftlichen Verhältnisse kennt. — Wir müssen nicht erstaunen, daß die sogenannten untern Klassen dem Beispiele der mehr Bemittelten folgen möchten; mancher stürzt sich, um dies zu erzwingen, in Schulden, allmählig steigt aus diesem Grunde bei den ärmer Geborenen der Neid gegen die Begünstigteren zu dem Grade und wird so allgemein, daß hieraus für den Frieden der Gesellschaft Gefahr entstehen kann. Auch in dieser Beziehung wäre die Einführung einer einfachen Lebensart sehr wünschenswerth, überdies lehrt die Geschichte klar, wie die mächtigsten Völker durch Verschwendung und Genußsucht in die schauerliche Tiefe geistigen, sittlichen und finanziellen Elendes versanken.

Mannichfaltigkeiten.

Evangelische Geistliche, welche sich auf dem so reich bestellten, den meisten unter ihnen aber schwer zugänglichen Felde der Predigt-Literatur in wichtiger spezieller Beziehung genügend zu orientiren wünschen, können mit gutem Grunde hingewiesen

werden auf die im Verlage von C. Bindernagel in Friedberg heftweise erscheinenden „Predigt-Parallelen für die christlichen Feste, Feiertage und heiligen Zeiten. Nebst einem Anhange skizzirter Antritts- und Abschiedspredigten. Ein Beitrag zur vergleichenden Homiletik von C. F. Gollhard, ev. luth. Pfarrer zu Dortelweil." Die erste Lieferung, S. 1 — 90, Advent und Weihnachten enthaltend, ist bereits erschienen und gibt einen klaren Beweis von der seltenen Reichhaltigkeit dieses nach einem ganz neuen und eigenthümlichen Plane, mit möglichster Umsicht und Sorgfalt bearbeiteten, in seinen Skizzen sowohl als in seinen Texten die anziehendsten und belehrendsten Uebersichten und Vergleichungen darbietenden Werkes.

Dänemark geht mit dem schönen Beispiel voran! Vom ersten Juli wird die dänische Zahlenlotterie nur noch alle vierzehn Tage gezogen. Sonst wurde sie's jede Woche. Man hofft, daß die gänzliche Aufhebung bald folgen wird. Bayern und Oesterreich sollten nicht säumen, mit dieser voranzugehen.

(Dresden.) Die liebenswürdige Antonie Lebrün, vom Hamburger Stadttheater, spielt hier mit lebhaftester Anerkennung.

(Köln.) Die traurige Portalfrage hat den Fortbau der äußeren Domwände gehemmt. Die inneren Arbeiten gehen fort; Eduard Steinle ist in diesem Augenblicke beschäftigt. Man sieht über das Portal der Entscheidung von Berlin entgegen; man scheint dort zu zögern, weil man weiß, daß diese die gespannten und getrennten Gemüther nicht vereinigen kann. Unterdessen ist eine Menge von Bausteinen fertig geworden. Ein Gedicht in der Kölnischen Zeitung, „die Domkaule", stellt es neulich dar, wie die Elementargeister dem Bau gewogen sind, wie die Bergesmächte in dem Drachenfels willig die Steine hergeben zu dem neuen Gefäge,

> Stark, wie der Berge Brust,
> Daß es der Himmel trüge,
> Hätt' er zu ruhen Lust.

Aber was hilft es, da ein toller und erbitterter Streit die Meinungen der Menschen trennt? — Der hohe, schöne Dom des Mittelalters und die kleinen Pedanten der Gegenwart!

(Spaa.) Spaa fängt bereits an sich zu füllen, die Fremden kommen von allen Seiten, und man schmeichelt sich mit der Hoffnung, daß diese Saison eine recht glänzende werden müsse. Es ist dies eine Hoffnung, welche um diese Zeit noch alle Badeorte haben. Bereits werden Veranstaltungen zu Festlichkeiten getroffen, Serenaden, Konzerte u. s. w. in Aussicht gestellt, und dergleichen mehr. Die Gräfin Gurowska, die Tochter des Infanten Franzisco von Paula, hat bereits ein Haus gemiethet. Diese Dame mit ihrem bekannten Abenteuer kann einen recht romantischen Mittelpunkt abgeben.

(Paris) Als neulich Beranger bei dem Begräbnisse Lafitte's zugegen war, wurde er der Gegenstand eines seltsamen Ausbruchs allgemeiner Verehrung. Man überschüttete ihn nämlich mit Blumen, die man auf den Gräbern und an Denkmälern gepflückt hatte, und entriß ihm endlich seinen Hut, den man in kleine Stücke zertheilte und wie ein Heiligthum davon trug. Der greise Dichter vergoß Thränen.

Den Tänzern geht's auch nicht besser wie den Dichtern u. s. w.; sie kommen unversehens aus der Mode. Noch vor wenigen Monaten schwamm die Polka in Stadt und Dorf oben auf; jetzt ist sie abgeschmackt und die Frotteska regiert. Dieß neue Kunstwerk besteht darin, daß die Tänzer sich so gebärden, als ob sie ein Zimmer frottiren, auf deutsch reiben und scheuern. Eine gute Magd lernt den Tanz in kurzer Zeit.

Die Experten, welche mit der Untersuchung der Felsklüfte ob Feldsberg beauftragt sind, erklären in ihrem Berichte, daß über die Gefahr, in welcher das Dorf sich befinde, kein Zweifel erhoben werden könne. Wann die fürchterliche Katastrophe eintreten muß, das kann, so heißt es im Bericht, nicht ein Mal annähernd bestimmt werden; nach aller Wahrscheinlichkeit ist der Einsturz bedeutender Massen in nicht ferner Zeit zu erwarten: daher die beförderlichste Versetzung des Dorfes dringende Nothwendigkeit. Eine neue Ansiedelung auf Feldsbergergebiet ist nicht rathsam, weil jenes Terrain theils vom Rhein, theils vom Gebirge selbst bedroht ist. Zu einer neuen Wohnstätte für die Feldsberger empfehlen die Experten vorzugsweise die auf dem Gebiete der Gemeinde Ems vorgeschlagene Stelle.

In der Schwan- und Götz'schen Hofbuchhandlung erschien dieser Tage über die Maxburg in der Pfalz ein empfehlenswerthes Werkchen: „Die Maxburg bei Hambach, von Pfarrer Remling" (Preis 1 fl. 30 kr.). Keine Burg Deutschlands hat wohl in der Geschichte der neuesten Zeit einen denkwürdigeren Ruf erhalten, als jenes Schloß, dessen hier zum ersten Male aus den Quellen mit entschiedenem Talente bearbeitete Beschreibung, die historische Vergangenheit und das Panorama der Gegenwart umfassend, von allgemeinem Interesse seyn dürfte.

Seufzer eines Ehemannes.

> Seit uns des Priesters Hand
> Am Traualtar verband,
> Hat meine Frau — was bin ich doch geplagt!
> Nie wieder Ja zu mir gesagt.

Korrespondenz.

Heidelberg, 19. Juni.

Die Saison in Baden-Baden beginnt ihrem Glanze entgegen zu gehen. Die Eisenbahn führt oft Tausende von Gästen dorthin, die aber meist bald wieder verschwinden. Wenn erst die von der zweiten Kammer beschlossene Zweigbahn von Oos vollendet seyn wird, wird sich das lebendige Treiben noch steigern. Baden ist das Sommer-Stelldichein für die vornehme Welt Europa's. Diesen Charakter wird es durch seine glänzenden Etablissements und seine reizende Naturpracht stets behaupten, wenn auch, was hoffentlich nicht mehr lange währt, die täuschenden Reize des grünen Tisches verschwinden werden. Auf der Promenade hört man dort alle Sprachen, russisch, englisch, französisch, italienisch und bisweilen sogar auch — deutsch; denn wir Deutsche thun uns etwas darauf zu gut, in fremder Zunge zu reden. — Das Spiel hat bereits einige Opfer gefordert und errungen, und zwar, wie bereits andere Blätter berichteten, aus der studierenden Jugend unserer Universität, die durch die Eisenbahn leicht dorthin befördert wird. Das schöne, frohmuthige Studentenleben scheint dadurch mit einem schmählichen Untergange bedroht. Wenn ausgetobte Wüstlinge noch ein Erregungsmittel am grünen Tische suchen, so mag man sie ihrem mitleidenswerthen Schicksale überlassen; wenn aber Jünglinge, ausgerüstet mit aller Frische der Geistes- und Körperkräfte,

hierin einen eitlen Muth oder eine verderbliche Lüsternheit darthun, so muß das mit tiefem Unmuth erfüllen. Erfreulich ist es daher, zu vernehmen, daß die Studierenden unserer Universität einen Jeden in Ehrlosigkeit erklären wollen, der sich am Spieltische in Thätigkeit erblicken läßt. Das ist ein schönes und würdiges Zeichen von der edeln, unverdorbenen Natur unserer Jugend, das gewiß auch seine Wirkung nicht verfehlen wird. Ein Institut, das die öffentliche Moral geächtet hat, kann von keinem Manne von wahrer Ehre besucht werden, und sey es auch nur, daß er zum Scherze daran Theil nimmt. Es läßt sich erwarten, daß auch andere Universitäten, namentlich Bonn, der Ems und Aachen durch erleichterte Verbindung so nahe gerückt sind, nachfolgen werden. Sprechen wir aber auch den Wunsch aus, daß das Offiziercorps, und namentlich das badische, eine stille Aechtung des Spiels bei allen seinen Angehörigen feststellen wird. In Nassau ist allen Landesangehörigen das Spiel verboten und dort keine Veranlassung für einen mehr oder minder geschlossenen Stand zur Wahrung davor. Betrachtet sich der Offizierstand als ein eigenthümlicher Vertreter der Ehre nach außen hin, so ist es seine Pflicht, die Schmach der Theilnahme am Spiele von sich abzuwenden. Die öffentliche Stimme, das Edikt des Königs von Preußen, der Antrag des Freihrn. v. Andlaw und die Verhandlungen der badischen ersten Kammer hierüber haben genugsam dargethan, daß nur bestehende Verträge das von der Sitte verworfene öffentliche Hazardspiel in Deutschland noch für einige Zeit bestehen lassen. Vereinzelte Polizeiverbote hierüber ergehen zu lassen, hat sein Mißliches. Niemand aber wird es verhindern wollen, daß Corporationen oder Private sich freiwillig durch gegenseitige Ehrenverpfändung von einem anerkannt Verwerflichen lossagen. Man fürchte nicht, daß hiebei ein häßliches Spionirsystem aufkommen könne; die innere Ehrenhaftigkeit, wie die äußerliche Verpfändung derselben wird ein Ueberschreiten der eingegangenen Verbindlichkeit gewiß zur höchsten Seltenheit machen.

Mainz, 23. Juni.

Heute Vormittag fand in dem großen Casinosaale die Verloosung der Gegenstände statt, welche von den hiesigen Damen dem wohlthätigen Frauenvereine zum Besten der Armen übergeben worden waren. Der Saal und die beiden Tribünen waren mit Theilnehmern an der Feierlichkeit ganz angefüllt; besonders erfreuten die Damen sehr mit ihrer Gegenwart. Die Liedertafel hatte zur Verherrlichung des Festes in Verbindung mit dem Damengesangvereine unter der Leitung des Hrn. Direktors Esser eine musikalische Aufführung veranstaltet. Als Introduction wurde die Festouvertüre von Beethoven mit vieler Präcision und Ensemble gegeben, dann folgten Chöre und Soli aus der Mozart'schen Oper „Idomeneus, König von Creta.“ Die Soli, die durch Hrn. Abresch und drei hiesige Damen besetzt waren, erregten allgemeine Theilnahme, so gut wurden sie ausgeführt. In den Chören bewährten die Liedertafel und der Damengesangverein von neuem ihren guten Ruf. Unter den zur Verloosung eingesendeten Gegenständen befanden sich mehrere von ausgezeichneter Arbeit. Auf ohngefähr 800 Loose (mehr gingen in diesem Jahre nicht ab, da im verflossenen Jahre, wo die Verloosung im Academiesaale geschah, wenn wir nicht irren, über 1200 gelös't wurden) fielen wenigstens 200 Gewinne, worunter sehr werthvolle Arbeiten, meistens von hiesigen Damen, denen man deshalb einen unschätzbaren, verdienten Werth beilegt.

Bad Homburg, 23. Juni.

Unsere Saison ist jetzt im schönsten Flor. Die jüngste Woche hat uns sehr viel Kurgäste zugeführt, namentlich aus den höhern Ständen der Gesellschaft, besonders viele Russen und Kurländer. Die Neubauten haben sich seit voriger Saison um Vieles gemehrt, auch ein großartiger neuer Gasthof ist wieder erstanden: „Zu den vier Jahreszeiten“, sehr prachtvoll und geschmackvoll eingerichtet und für Kurfremde aus den höhern Kreisen berechnet. Er wurde heute unter großem Zudrang eröffnet. Die Festlichkeiten auf dem nahen Feldberg hatten heute besonders viele Fremde in unsere Mauern gezogen und bis spät in die Nacht war hier ein sehr lebhaftes Treiben sichtbar. Alle Gasthöfe waren überfüllt und Reiter, Wagen und Fußgänger drängten sich in den Mauern unseres Kurstädtchens. Gegen Abend, wo die verschiedenen Feldbergbesucher über Homburg zurückkehrten, waren alle Straßen vollgepfropft und obgleich der Eilwagen vier große Beiwagen gegeben hatte, auch eine Menge Omnibus und andere Wagen da waren, so konnten doch viele Personen keine Fahrgelegenheit finden und mußten zu Fuß nach Hause wandern. — Der Ball am vergangenen Montag war sehr belebt und brillant, und es werden nun in ununterbrochener Reihe Konzerte und Bälle auf einander folgen.

Frankfurt a. M., im Juni. — (Eingesendet.)

Die Fortschritte, welche die Wasserheilmethode in den letzten Jahren gemacht zu haben sich rühmen kann, die täglich mehr und mehr zunehmende Frequenz der Anstalten dieser Art und die wahrhaft überraschenden Kurresultate derselben sind schon allein Grund genug, warum man bereits in vielen Städten der Nähe und Ferne daran gedacht hat, ähnliche Anstalten, wenn auch nur in sehr bescheidener Größe, in's Leben zu rufen; gibt es ja doch überall Leute, die theils unbemittelt, theils von ihrem Berufe zu sehr in Anspruch genommen sind und entlegenere Orte zur Wiederherstellung ihrer Gesundheit nicht besuchen können. Daß bei so schönen und passenden Gelegenheiten in unserem Frankfurt der Gedanke an eine Wasserheilanstalt, oder wenigstens an die Zulassung eines Wasserheilkundigen, bei genug Freunden bis jetzt so wenig Beachtung gefunden, ist daher sehr zu bedauern, weil dem Allgemeinen dadurch nicht allein eine von den meisten unserer hiesigen Herren Aerzte sogar anerkannte große Wohlthat entzogen wird, sondern auch, weil bei fortwährendem Mangel an nöthiger Begünstigung zu erwarten steht, daß uns, wie man hört, ein benachbartes Städtchen wahrscheinlich noch darin zuvorkommen und eine kleine Anstalt genannter Art errichten wird, welche sich dann bei der dieser Heilmethode ihr Vertrauen zuwendenden, großen Anzahl hiesiger Bewohner eines nicht geringen Zuspruchs zu erfreuen haben dürfte. Keineswegs glauben wir dies unerwähnt lassen zu dürfen, als bei aller Wahrscheinlichkeit einer wachsenden Zunahme dieses Heilverfahrens mit der Zeit dem öffentlichen Verkehr und dem Nutzen des Staats manche Frequenz und nicht unbedeutende Summen durch eine Anstalt im nahen Auslande gewiß entzogen werden. Indem wir hierauf alle Freunde der Wasserheilmethode aufmerksam machen, fügen wir die Bitte bei, gemeinschaftliche Bemühungen anzustellen, um höheren Orts die geeigneten Unterstützungen zum in's Leben rufen einer ähnlichen Anstalt in Frankfurt a. M. zu erzielen.

Mehrere Freunde der Wasserheilkunst.

Auflösung des Räthsels in Nro. 173.

Die Augen.

Mainwasser-Wärme.

Dienstag, 25. Juni, Morgens 8 Uhr: 19 Grad. W. Gerlach.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 25. Juni. Norma, große Oper in 3 Abth., Musik von Bellini.

Donnerstag, 27. Juni. Der Sohn der Wildniß, romantisches Schauspiel in 5 Abth., von Fr. Halm. (Gastrolle) Ingomar: Hr. Hegel, vom Hoftheater zu Detmold.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 176. Donnerstag, den 27. Juni 1844.

Die Braut von Madrid.

(Fortsetzung.)

Nach einer langen Pause sagte Diego: „Du hast Recht, Roderich. Dieses Weib ist aber zu schön, mein Herz kann nicht ungerührt bleiben!“

„Es war zu lange kalt geblieben; jetzt mahnt es Dich zur Unzeit.“

In diesem Augenblick hörte man im Schloßhof eine große Bewegung. „Was bedeutet dieser Lärm?“ fragte Diego.

„Erräthst Du ihn nicht? siehe durch dieses Fenster. Ich hoffe, Du wirst Dich über die Bedeckung, die man Dir giebt, nicht beklagen. Von hier bis Valadolid wird man Dich für einen fremden Edelmann halten, dem man nach der Festung das Geleite giebt.“

„Muth, Muth,“ murmelte Diego.

„Bei der heiligen Maria!“ fuhr Roderich fort, „dieser Senor, Don Fernand Ramirez von Ferina, wollte Deiner Festnehmung ein großartiges Ansehen geben. Zwölf Schützen zu Pferde und eben so viel Alguasils begleiten ihn; er selbst ist in großer Staatsraths-Uniform .... Laß uns in den Saal zurückkehren.“

Diego gehorchte. Er war gezwungen, seine aufgeregte Gemüthsstimmung der Menge, die ihn umgab, zu verbergen, und er stimmte in die allgemeine Ueberraschung und Bestürzung über die unerwartete Erscheinung ein.

Nunez wurde von allen Seiten befragt. Er antwortete verlegen, daß das Haus umstellt und daß die Wache über das lange Warten ungeduldig sey.

Die Marquisin eilte nach der Eingangsthüre zu, und wich mit Entsetzen zurück, als Don Fernand Ramirez, begleitet von vier Alguasils, und dem Kommandanten, den Degen in der Hand, in der Thüre sich zeigten. Ferdinande wollte näher treten, der Kommandant aber hielt sie sanft zurück.

„Was bedeutet das?“ rief Diego aus.

„Im Namen des Königs nehme ich Sie gefangen,“ sagte Ramirez, indem er ihm die Hand auf die Schulter legte.

„Wessen Verbrechens bin ich angeklagt?“ fragte Diego.

„Man wird es Ihnen später mittheilen. Ihren Degen —“

„Hier ist er.“

„Sind Sie bereit?“

„Wir wollen gehen.“

Kaum ließ man Diego so viel Zeit, Ferdinande und der Marquisin die Hand zu drücken. Der ganze Vorfall ging mit Blitzesschnelle vorüber. Einige Augenblicke später hörte man das dumpfe Rollen des Wagens, und das Geklirre der Waffen, das durch die Bewegung der Pferde hervorgebracht wurde.

Unendlich groß war die Erstarrung, die auf diesen Schrekken folgte. Das Schloß Doveda, das noch vor wenigen Augenblicken der Sammelplatz der höchsten Freude gewesen, ward stille wie das Grab.

Nach Verlauf einer Stunde hatte sich die Menge zerstreut. Auf hunderterlei Weise wurde der Vorfall gedeutet, und man zweifelte keineswegs an einer gänzlichen Ungnade.

Ferdinande war allein; kaum von ihrem Schrecken erholt, überreichte ihr Nunez ein Billet; es war ihm anbefohlen, dasselbe in die Hände der Gräfin von Soria selbst abzugeben. Sie nahm es eilends, und las laut Folgendes:

„Senora! während Glanz und Lust das Schloß Doveda erfüllten, war das Herz eines Mannes von tausend Dolchstichen zerfleischt. Nur ein einziges Mal noch wollte er die geliebten Mauern erblicken, seine Seele von Thränen und Schmerz zu erfüllen, um die Quelle seines Lebens zu erschöpfen und entfernt zu sterben .... Er vernimmt eben, daß das anscheinende Glück zerstört ist, und daß ein schrecklicher Schlag Sie getroffen hat; er bietet Ihnen seinen schützenden Arm und seine Freundschaft an .... Dieser Mann .... den Sie todt glaubten ....“

Ferdinande konnte nicht weiter lesen. Freude und unendlicher Schmerz malten sich in ihren Zügen; ihr Auge füllte sich mit Thränen, während ein Lächeln auf ihren Lippen schwebte. Aber schrecklich war das Lächeln, es drückte Spott, Zweifel und Qual aus. Endlich riß sie sich gewaltsam aus dieser peinlichen Empfindung, und schrie laut nach ihrer Mutter. Die Marquisin eilte herbei, und Ferdinande rief ihr mit erstickender Stimme entgegen:

„Ruiz lebt noch .... Er ist hier!!“

Die Marquisin glaubte ihre Tochter dem Wahnsinn nahe, aber plötzlich öffnete sich die Thür, und ein Mann erschien auf der Schwelle — — es war Don Ruiz von Soria.

(Fortsetzung folgt.)

Großer Gebirgs-Ausflug auf den Feldberg am 23. Juni 1844.

„Auf den Bergen herrscht Freiheit", singt unser Schiller, und wir singen es ihm mit voller Seele nach. Eine schöne Gebirgsgegend, wozu unser Taunus unstreitig gehört, hat etwas unbeschreiblich Anziehendes. Die reine Bergluft stärkt, belebt und erfrischt alle Lebensgeister. Auch der Unkräftige und Schwache fühlt sich von ihr gehoben. Das Blut rinnt leichter durch die Adern. Der Appetit wird gestärkt und verdoppelt, und was man in der Ebene nicht kann: sich der Gluth der Mittagssonne aussetzen, darf man auf den luftigen Höhen ohne Belästigung wagen.

Bei solchen Gebirgsausflügen ist aber vor allen Dingen gutes Wetter vonnöthen. Schon die ganze vorige Woche sahen die daran Theilnehmenden mit bedenklichen Blicken den Himmel an, der mit beständigem Regen drohte, ja oft recht kühl und windig und keineswegs für Gebirgspartien geeignet war. Da kam der Freitag, der gewöhnlich als entscheidend für den Sonntag gilt, und mit ihm eine günstige Veränderung: Steigen des Barometers, Umsprung des Windes nach Osten, bedeutende Wärme, zunehmendes Mondlicht, lauter gute Vorzeichen, die sich zum Glücke auch bewährten.

Schon den Samstag Abend sah man mehrere Abtheilungen rüstiger Turner, in ihren grauen runden Filzhüten, drei bis vier Mann hoch, munter und wohlgemuth dem Thor hinausziehen, die schöne warme Sommernacht benutzend, den Fuß des Gebirges zu erreichen. Mit dankenswerther Bereitwilligkeit hatte die Taunus-Eisenbahn-Verwaltung auf Sonntag Morgen um 5 Uhr einen Extra-Zug nach Höchst und Hattersheim angezeigt, und reges Leben von Wagen und Fußgängern herrschte schon um 4 Uhr am Bockenheimerthor; denn wer in einem Tag auf den Feldberg will, muß sich früh aufmachen. (Zum Gehen braucht man sechs Stunden, zum Fahren fünf.) Aus der ganzen Umgegend zogen fröhliche Schaaren von Sängern und Naturfreunden hinauf, die schon von Falkenstein und Königstein aus unter dem grünen Laubdache des Waldes ihre heitern, wohleingeübten Gesänge ertönen ließen. Die Höhen des Taunus sind bis zum Gipfel hinan von jungem Laubholz (meist Buchen und Eichen) bedeckt. Nur der Gipfel des Feldberges macht hierin eine Ausnahme. Sein kahles Haupt bildet eine große Fläche von etwa 1/4 Stunde im Umkreis, daher der Name Feldberg. Hier wächst nichts als Heidegras, und einzelne große und kleine Felsentrümmer, aus der Urzeit stammend, liegen zerstreut umher. Den größten Felsenblock bildet der sogenannte Brunehildisfelsen, von dem man eine entzückende Aussicht in die unten liegende weite und reiche Landschaft genießt. In südwestlicher Richtung von ihm standen und lagerten die zahlreichen Gruppen von Menschen, Wagen und Pferden, die Tische und Bänke der Wirthe, die Kirschen- und Kuchenweiber mit ihren Körben ꝛc.

Unter den Familienwagen sah man selbst große Omnibuse für zwanzig und dreißig Personen, ein Beweis, daß es keine große Beschwerde mehr ist, auf den guten Waldwegen, die das ganze Gebirge durchziehen, mit zwei guten Vorspann-Pferden bis auf den Gipfel des Feldberges zu gelangen.

Auf dem höchsten Punkte hatten die Sänger und Turner einen großen Kreis gezogen; kleine Schilder, an hohen Stangen befestigt, bezeichneten ihre verschiedene Stellung. Um 11 Uhr verkündete ein Trompetenruf und darauffolgendes Spiel eines Frankfurter Blech-Musikvereines den Anfang des Festes, denn dazu hatte sich unbestreitbar der großartige Gebirgsausflug gestaltet. Die Sängervereine traten darauf in den Kreis und führten unter Hrn. Neeb's Leitung mit Kraft, Wärme und Präzision einige Gesänge aus. Hierauf folgte eine Rede des Comité-Mitgliedes, Hrn. Karl Wolf, der in einem freien, schönen Vortrag die Herzen seiner Zuhörer für die Erbauung eines Hauses auf dem Feldberg zu begeistern suchte, auch in soweit diesen Zweck erreichte, als die eingegangenen Beiträge die Summe von 200 Gulden erreichen dürften. Darunter verdient besonders die Gabe eines Deutschen aus Manchester rühmliche Erwähnung. Möge sein Beispiel recht viele Nachahmer finden! *)

Unter den Turnübungen zeichnete sich die sechsfache pyramidalische Aufstellung aus, wobei sich die Stärke und Muskelkraft der jungen Männer besonders kund gab.

Die Reifenberger Schuljugend stimmte ebenfalls, unter der Leitung ihres Lehrers Bernard, einen einfachen Gesang an. Zum Besten derselben sprach der wackere Turnlehrer Ravenstein einige Worte, die nicht ganz ohne Erfolg blieben.

Für den leiblichen Bedarf der Menge (es waren an 6000 Menschen zugegen) war reichlich gesorgt. Die beiden thätigen Wirthe Ungeheuer (aus Reifenberg) und Pfaff (aus Königstein) hatten es an nichts fehlen lassen; doch brachten auch viele Familien ihren Mundvorrath selbst mit.

In der Ferne grollte einige Mal ein Gewitter; aber es blieb beim bloßen Grollen, und ein Witzling bemerkte, daß vor Ungeheuer, Pfaff und Consorten die schwersten Gewitter, auch noch in der jetzigen Zeit, einen gewaltigen Respekt hätten.

Auf dem Heimweg waren die Fenster und Straßen der Dörfer und Städtchen, durch die man kam, mit Menschen belebt wie an Kirchweihtagen. Namentlich drängte es sich in Königstein.

Wagen folgten auf Wagen, Fußgänger auf Fußgänger.

---

*) Das schön gearbeitete Modell des projektirten Feldberghauses, wie solches am 5. Febr. 1842 in Antrag gebracht wurde, stand auf einem Tische und diente zugleich als Casse, vermittelst eines Einschnitts, der in dem Dache angebracht war. Auf der Seite links las man:

„Kaum bin ich unter den Häusern ein Kind.
D'rum füttert mich! ich wachse geschwind!
In ein paar Jahren ist es geschehen,
Bis dahin lebt wohl, auf Wiedersehen!"

rechts:

„Ihr lieben Leute von nah und fern,
Ich weiß, ihr gebet Alle gern,
Werft eure Gaben in mein Dach,
So fördert ihr die gute Sach'!"

unten:

Erbaut in kurzer Zeit vom 18. bis 21. Juni 1844.

A. Hefermehl, Arch.
F. Friedr. Ch. Storz.

Mit deutschem Gruß und Jubelruf eilten die überfüllten Leiter- und Familienwagen an einander vorüber.

Geschmückt mit grünen Reisern,
Zog Alles froh und wohlgemuth
Hinab zu seinen Häusern.

—r.

An die Christen unserer Zeit.

Dort im fernen Morgenlande, wo der Herr der Erde ging,
Wo den Gottgesandten einstens eine Dornenkron' umfing,
Wo der Jünger und Apostel muthbeseelte, fromme Schaar
Predigten das Wort des Lebens, das durch alle Zeiten wahr;

Dort im fernen Morgenlande, wo zuerst der helle Tag
Durch des Aberglaubens Nebel, durch die Nacht des Wahnes brach,
Wo vor des Erlösers Kreuze Götz' und Götterbild zerstob
Und aus schweren Kämpfen siegreich Christi Kirche sich erhob;

Dort im fernen Morgenlande, wo die schlanken Cedern stehn,
Wo die Fluren schöner prangen und die Lüfte sanfter weh'n,
Dorten schleudert, rings verwüstend, Fanatismus seinen Brand
Und geschäftig zieht der Mordsucht Furie durch Stadt und Land;

Sprich, mein Lied, wer sind die armen Opfer einer blinden Wuth?
Wen umtos't, gleich wilden Wogen, rasender Verfolgung Fluth?
Christen sind's, Bekenner jener Lehre, die da Liebe lehrt;
Gegen uns're Glaubensbrüder ist des Türken Schwert gekehrt;

Uns're Zeit, wird sie noch länger zu dem blut'gen Spiele seh'n?
Straflos peinigen die Dränger; wird kein Rächer bald ersteh'n,
Der da schirmt der Unterdrückten Rechte und ihr Joch zerbricht?
Auf, du Christenheit, vernehm' es! Hier zu retten, heischt die Pflicht!

Karl Aulenbach.

Mannichfaltigkeiten.

(B. Auerbach's „Gevattersmann"). Zu den klangvollsten Namen unserer gegenwärtigen deutschen Literatur gehört der von Berthold Auerbach, welcher durch seine trefflichen Schwarzwälder Dorfgeschichten Tausenden von seinen Lesern Vergnügen und Erholung bereitet hat. Wen möchten dies friedliche und traute Stillleben, dies wahrhaft poetische Gemälde von Morgenduft, Saatengrün und Waldeinsamkeit, dieser heitere Verkehr mit noch unverkünstelter Sitteneinfalt, diese liebenswürdig naive und aus dem frischen Brunnen des Lebens geschöpfte Schilderung des ländlichen Thuns und Treibens bis in die kleinsten Details hinein, diese ergreifende und geniale Zeichnung von Menschen- und Seelenzuständen, wen möchten sie nicht fesseln und ihrem lieben Verfasser wahrhaft befreunden, und wer hat bei der Lesung dieser Dorfgeschichten nicht schöne und des besten Dankes werthe Stunden verbracht? Ihrer gedenkend, wird Jeder, der sie kennt, ihnen in seiner freundlichen Erinnerung eine bessere Lobrede halten, als diese Zeilen es vermöchten. Selbst die strengen Kritiker sind mit ihrer Anerkennung nicht zurückgeblieben, und fast nur Eine Stimme des Beifalls vernimmt man aller Orten. Nach solcher Aufnahme wird man Auerbach willkommen heißen, wo man ihm begegnet, und somit auch jetzt, wo das Erscheinen einer neuen Spende seines Talentes durch die Buchhandlung von Fr. Gutsch und Rupp in Karlsruhe angekündigt wird. Es erscheint nämlich nach dem herausgegebenen Prospektus „Berthold Auerbach's Gevattersmann", eine Volksschrift in Kalenderform, welche darauf berechnet ist, daß sie das Interesse des Gebildetern in Anspruch nimmt, wie sie nicht minder eindringen soll in den Kreis des Bürger- und Bauernstandes. Fünf Druckbogen Erzählungen in Quart, mit 30 Originalholzschnitten, sollen nicht mehr als 9 kr. kosten. Die uns zugekommene Probe des Inhaltes und der Ausstattung, oder des ersten Druckbogens des Kalenders, giebt uns volle Berechtigung, auf ein Unternehmen aufmerksam zu machen, das mit dem Namen B. Auerbach's an der Spitze des günstigsten Erfolges im voraus versichert seyn darf, und auf welches wir später mit Vergnügen zurückkommen werden.

W.

In London macht gegenwärtig Professor Döbler mit der Vorstellung seiner optischen Nebelbilder großes Aufsehen. Dem poetischen Zauber, womit diese ganz eigenthümlichen Darstellungen überflossen sind, verdanken sie hauptsächlich den großen Beifall, der ihnen schon früher in London, Wien und Berlin zu Theil wurde. Mit allem bisher im Genre malerischer Darstellungen auf der Bühne Geleisteten nicht vergleichbar, haben die Döbler'schen Nebelbilder noch den Vorzug eben so überraschender, als schnell vor sich gehender Umgestaltungen. Wir behalten uns eine nähere Beschreibung dieses neuen Bühneneffektes vor.

Die aktenmäßige Darstellung des Kriminalprozesses wider den berüchtigten Mörder und Brandstifter Ramke aus Halstenbeck, einem holsteinischen Dorfe in der Gegend von Hamburg, ist jetzt im Druck erschienen. Dem Herausgeber, Justizrath Graba in Kiel, sind die Akten auf sein Ansuchen von dem Ober-Kriminalgerichte mitgetheilt. Derselbe läßt, gestützt auf die Akten, die Verurtheilung Ramke's gerechtfertigt und die Einmischung des Dr. von Kobbe unbegründet erscheinen. Doch erkennt er es beifällig an, daß die Verwandlung der Todesstrafe in lebenswierige Zuchthausstrafe durch königliche Gnade erfolgt ist. Der Justizrath Graba hat den Inquisiten Ramke im Zuchthause zu Glückstadt besucht, und durch diesen Besuch die Ueberzeugung gewonnen, daß Ramke gegenwärtig wirklich irre redet, von der Ehefrau Ramke aber, welche als Theilnehmerin ebenfalls lebenslängliche Zuchthausstrafe erleiden soll, die Bestätigung ihrer und ihres Mannes Schuld erfahren. Die Unterredungen mit diesen Züchtlingen werden umständlich mitgetheilt. — Daß diese aktenmäßige, auf Subscription herausgegebene Darstellung dem Kriminalisten nicht blos, sondern jedem gebildeten Leser viele höchst anziehende Seiten darbieten wird, läßt sich nicht bezweifeln.

In der „Revue de Paris" liest man: In der Straße Clichy prangt eine Anstalt, über deren Thüre man die Worte liest: „Spital für Hunde, Katzen, Vögel und andere Thiere." Man nimmt hier selbst kranke Goldfischchen auf.

In voriger Woche brachten die Eisenbahnen von Rouen und Orleans jede über 150,000 Fr. ein, während jene in der entsprechenden Woche des vorigen Jahres nur 90,000 Fr. und diese nur 101,000 Fr. einnahm. — In Belgien betrug die Einnahme sämmtlicher Eisenbahnen während der ersten vier Monate des jetzigen Jahres 2.984,000 Fr.; dieselbe betrug 1843 in derselben Zeit nur 2,181,000 Fr. Die belgische Eisenbahneinnahme beträgt jetzt 33 pr. Ct. von Reisenden und 67 pr. Ct. für Gepäck, Waaren u. s. w., während auf den obigen französischen Bahnen die Reisenden mit 78 pr. Ct. und die Güter nur mit 22 pr. Ct. betheiligt sind.

(Heidelberg.) Der hiesigen Universität hat der Tod einen merkwürdigen Mann entrissen, eine Persönlichkeit von mindestens deutscher Berühmtheit: den „Paukdoktor" Hofacker, den Unentbehrlichen bei allen Studentenduellen. Wie viele Männer mögen im deutschen Süd und Norden leben, Männer vielleicht jetzt schon in den höchsten Stellungen, denen allen Hofacker die „Schmisse" zugeflickt hat. Wie viele abgehauene Nasen hat er angenäht, wie viele Arterien unterbunden, wie viele Stiche gemacht! Die Berechnung scheint eher zu klein, als zu groß, daß er während seiner beinahe dreißigjährigen Wirksamkeit bei 20,000 Duellen zugegen gewesen. Wenn er Denkwürdigkeiten hinterlassen hätte! aber man kann versichern, daß ihm dergleichen nie in den Sinn gekommen.

Auf dem Tisch auf der Marienhöhe bei D. hat ein einziger Mensch seinen Namen Nagel verewigen wollen. Jemand, der diese Stätte kürzlich betrat und sich über die erwähnte Besudelung ärgerte, schrieb darunter:

Was prägst du deinen Namen
 Auf dieser Höhe ein?
Von allen, die da kamen,
 Fiel es noch Niemand ein.
Soll uns etwa ergötzen
 Dein Name ohne Schall?
Nur Narrenhände setzen
 Ihr Zeichen überall.

Literatur.

Kinder-Mai. Eine Sammlung von Denksprüchen und Reimbildern aus Natur- und Menschenleben für die beiden untern Klassen der Elementarschulen. Von J. G. Chr. Anspach, Lehrer zu Dachsenhausen, herzogl. nass. Amts Braubach.

Seitdem die Pädagogik bemüht ist, die Menschenbildung auf die Natur zu basiren und die Kräfte und Anlagen des Kindes gleichmäßig zu wecken, zu regen und auszubilden, seitdem man einsieht, daß ein einseitiger Unterricht, eine mechanische Abrichterei nicht zum Ziele führt, hat man auch dem Anschauungsunterricht in den Elementarschulen die ihm gebührende Aufmerksamkeit zugewendet und sich bemüht, dem Kinde zur innern Anschauung, zur verständigen und gemüthlichen Betrachtung der Außenwelt zu verhelfen. Wie sehr dieselbe durch Denksprüche und Reimbilder gefördert wird, weiß jeder aufmerksame Beobachter des Kindes; doch ist auch nur ein solcher berufen, die für dieses Alter passenden Verschen auszuwählen oder zu fertigen; denn der Unberufene verfällt in der Regel bei solchen Arbeiten in's kindisch Läppische, oder er wird zu abstract und daher für Kinder ungenießbar. Beide Klippen hat der Verfasser obiger Sammlung glücklich vermieden. Er hat nicht nur aus dem bereits Vorhandenen mit Umsicht das Bessere ausgewählt, sondern auch durch die vielen Nummern, welche er selbst gefertigt und die größtentheils als sehr gelungen, mitunter als originell bezeichnet werden müssen, bewiesen, daß er zu solchen Arbeiten vorzüglich kräftig und geschickt ist. Indem wir daher auf den „Kinder-Mai" hiermit aufmerksam machen, glauben wir, nicht nur den Elementarlehrern, sondern auch den Eltern, namentlich gemüthlichen Müttern, so wie Vorständen von Kleinkinderschulen einen wesentlichen Dienst zu erweisen. Das Schriftchen enthält 807 Nummern nebst einem Anhang und ist bei dem Herausgeber zu haben; der Preis in Partieen für Schulen 1 Ex. roh 9 kr. äußerst billig.

Korrespondenz.

Karlsruhe, 21. Juni.

Unserer Zeit ist es vorbehalten, alle unvollführt gebliebene Plane zu ihrer vollen Ausführung zu bringen, unter günstigeren Umständen zu vollenden, was unter ungünstigeren unvollendet geblieben ist. Im Jahr 1808 führte der berühmte Weinbrenner für die durch den Anfall der neuen Erwerbungen in der Residenz zu einiger Bedeutung angewachsene katholische Gemeinde die jetzige katholische Kirche auf, die seither gar mannichfachen Tadel erfahren und der Behauptung, der große Meister sey wohl ein guter Theoretiker, dagegen nur ein sehr mittelmäßiger Praktiker gewesen, scheinbar ein weiteres Argument an die Hand gab. Nicht Jeder wußte indeß, daß diesem allerdings mangelhaften, auf diese Weise unschön erscheinenden Bauwerke noch etwas fehle, das in dem ursprünglichen Plane des Baumeisters lag, aber ohne seine Schuld damals nicht zur Ausführung kommen konnte. Es sind dies die beiden Seitenflügel, welche das Gebäude erst zu einem Ganzen machen und Schule und Pfarrerwohnung enthalten sollten. So entstand zu beiden Seiten der Kirche der außer den Seitenbaumgängen noch übrig gebliebene freie Platz, der sich freilich weniger unschön ausnahm, als die an diesen Seiten gleichsam abgestumpfte Kirche. Die Schule der katholischen Gemeinde, welche gegenwärtig auf mehr als 8000 Seelen angewachsen ist, befand sich seither in einem ihr zu Eigenthum zugewiesenen Gebäude des innern Zirkels, welches aber vor einigen Tagen versteigert wurde, um nunmehr des verstorbenen Weinbrenner's Plan zur Ausführung zu bringen und ein neues Flügelgebäude an die kath. Kirche zu dieser Bestimmung anzufügen, dem auf der andern Seite ein ähnliches für Pfarr- und Lehrerwohnung folgen wird, wodurch unsere Stadt in Bälde eine weitere Zierde erhalten wird.

Mainwasser-Wärme.

Mittwoch, 26. Juni, Morgens 8 Uhr: 17 Grad. W. Gerlach.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 27. Juni. Der Sohn der Wildniß, romantisches Schauspiel in 5 Abth., von Fr. Halm. (Gastrolle) Ingomar: Hr. Hegel, vom Hoftheater zu Detmold.

Montag, 1. Juli. (Zum Vortheil der Pensionsanstalt neu einstudirt): Ferdinand Cortez, oder: die Eroberung von Mexico, große heroische Oper in 3 Abth., nach dem Französischen von Castelli, Musik von Spontini. Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 177. Freitag, den 28. Juni 1844.

Die Braut von Madrid.

(Fortsetzung.)

7.

Einen Monat später.

„Seyd Ihr versichert, Nunez, daß Don Ruiz's Ankunft in Madrid und sein Aufenthalt bei Badesillas bis jetzt geheim geblieben?"

„O! ich stehe dafür," sagte geheimnißvoll der alte Diener. „Ihre Frau Mutter war immer die Verschwiegenheit selbst; Don Juan von Badesillas würde eher sterben, als ein Wort verrathen; die alte Gertrude zweifelt noch immer an Don Ruiz's Auferstehung; und ich, der ich gern zum Plaudern geneigt bin, habe zur Vorsorge in der heiligen Isidor-Kirche ein Gelübde abgelegt, ein Jahr und acht Tage zu schweigen."

„Was sagt man von dem Vorfall, der im Schloß Doveda stattgefunden, seitdem ich in dem königlichen Palast wohne?"

„Er wird auf verschiedene Weise erzählt, aber im Allgemeinen sagt man: Don Diego von Soria, Ihr Gemahl, sey in eine Verschwörung gegen den Herzog von Uzeda verflochten, und seine Gefangennehmung würde keine schlimmen Folgen haben."

„Es ist gut, Nunez, laßt mich jetzt allein. Es ist schon Nacht, die Stunde nahet, wo meine Mutter und Don Ruiz erscheinen werden ... Sie kommen schon, eilet Nunez, und öffnet Don Ruiz die Thüre der kleinen steinernen Treppe, während die Marquisin die Haupttreppe herauf kömmt, und seyd bedacht, daß wir nicht gestört werden."

Nunez entfernte sich, und fast zu gleicher Zeit traten die Marquisin und Don Ruiz auf die eben bezeichnete Weise bei Ferdinande ein.

„Meine geliebte Mutter!" rief Ferdinande aus, und eilte in ihre Arme. „Don Ruiz!" fügte sie zärtlich hinzu, und reichte ihrem ehemaligen Verlobten die Hand. „Welche Nachrichten bringen Sie mir heute?"

„Keine bestimmten. Badesillas war bei dem Herzog von Uzeda, und der erste Minister hat es bestätigt, daß er keinen Antheil an Diego's Verhaftung habe. Badesillas wollte den König sprechen ... Es war unmöglich, zu ihm zu gelangen ...."

„Aber," sagte die Marquisin, „wollen Sie aus Ihrer Verborgenheit noch nicht hervortreten?"

„Das will ich noch vermeiden, Senora. In der Vergangenheit liegt ein Geheimniß, was um jeden Preis enthüllt werden muß. Die Schlauheit darf mir kein Theilchen davon vorenthalten. Bis jetzt halte ich, wie Sie, an dem Glauben fest, daß Diego wirklich von meinem Tode überzeugt war, daß er sich gegen mich keine Niederträchtigkeit, keine Verläumdung hat zu Schulden kommen lassen ... Ich gebe auch zu, daß er vielleicht das Opfer eines Irrthums oder einer Verläumdung ist .... Indessen schaudere ich vor der Nacht, die uns umgiebt! Um so sicherer auf den Grund zu kommen, will ich mich nicht eher entdecken, bis ich das Ziel meiner Nachforschungen erreicht habe ...."

„Ich höre kommen," unterbrach ihn die Marquisin.

„In der That," sagte Ferdinande. „Verbergen Sie sich, Don Ruiz."

Dieser entfernte sich schnell in ein anstoßendes Zimmer, und Don Roderich Calderon trat ein.

„Seyn Sie willkommen," sagte die Marquisin, indem sie ihm einen Sitz anbot. „Bringen Sie gute Nachrichten?"

„Die besten," entgegnete Don Roderich. „Don Diego von Soria wird Ihnen wiedergegeben seyn. Vielleicht schon heute; vor zwei Tagen ist dem Gouverneur von Valadolid der Befehl ertheilt worden, ihn in Freiheit zu setzen. Seine Freiheit ist aber einigen Bedingungen unterworfen. Der König hofft, Sie werden sich darein fügen."

„Sprechen Sie weiter," sagte Ferdinande.

Nach einem kurzen Nachdenken nahm Don Roderich wieder das Wort.

„Diego von Soria ist in eine Sache verwickelt, die ich Ihnen nicht mittheilen darf. Der König war genöthigt, streng zu verfahren, und doch war es Seiner Majestät Wunsch, gelinde gegen ihn zu seyn; dazu gesellten sich noch Ihre Bitten, und seine große Huld hat nachgegeben. Don Diego wird bald bei Ihnen seyn, ich wiederhole es, aber nur unter zwei Bedingungen. — —"

„Und welche sind es?"

„Die erste geht ihn an. Um von Niemand gesehen und erkannt zu werden, darf er erst spät in der Nacht in das Schloß zurückkehren; zu Ihren Zimmern muß er über die lange Galerie gehen, welche an dem entgegengesetzten Ende an die entfernteren königlichen Gemächer stößt .... Diego wird drei Mal in die Hände schlagen, dieses wird das Erkennungszeichen seyn."

„Und die zweite Bedingung?" fragte Ferdinande.

Geht Sie persönlich an, Senora. In Anerkennung dessen, was König Philipp für Sie thut, verlangt er von Ihnen über Alles das tiefste Geheimniß."

„Warum verlangt man das?"

„Weil es ganz natürlich ist. Ihr Gemahl ist nicht allein in die Sache verwickelt, auf die ich angespielt habe, und eine so große Gunst nur dem Einen, und nicht dem Andern bewilligt, könnte allgemeine Unzufriedenheit gegen den König veranlassen."

„Es ist genug," sagte Ferdinande, der König befiehlt, ich werde gehorchen."

Als Roderich sich entfernt, und die Marquisin ihm bis an die Treppe das Geleite gegeben hatte, nahte sich Ruiz Ferdinanden und sagte leise:

„Der Augenblick, der uns auf immer trennt, wird nahen!"

„Sie wollen uns verlassen!" rief Ferdinande schaudernd aus.

„Meines Beistandes werden Sie nicht mehr bedürfen."

„Was wollen Sie damit sagen?"

„Was Sie wahrscheinlich selbst denken, Ferdinande. Werden Sie nicht Diego wiedersehen?"

„Es ist wahr!"

„Hat er mich nicht aus Ihrem Andenken gestrichen?"

„Ruiz, sagen Sie das nicht . . ."

„Wird er nicht von Ihnen geliebt?"

„Ach, Ruiz! haben Sie Erbarmen mit mir, zwingen Sie mich nicht zu einem Geständniß, das mich tödten würde!"

Mit diesen Worten endete dieses Gespräch. Ruiz und Ferdinande entfernten sich von einander. Sie verstanden sich Beide nicht. Ferdinande war überzeugt, daß Ruiz die Ursache nicht kannte, die sie dazu bestimmt hatte, Diego ihre Hand zu reichen, und doch durfte sie ihm nichts gestehen, aus Furcht, er möchte einen abscheulichen Verdacht gegen sie schöpfen.

Don Ruiz, der Alles genau kannte, hatte Ferdinandens letzten Worten eine irrige Deutung gegeben. Er hatte die feste Ueberzeugung, daß Diego nicht von ihr geliebt wurde, aber um so gewisser glaubte er Ferdinanden treulos, und ihre Liebe gehöre dem unbekannten Nebenbuhler, dessen Unrecht durch Diego's großmüthige Ergebenheit getilgt worden wäre.

Die Marquisin, die sich an diesem Abend mehr wie gewöhnlich angegriffen fühlte, umarmte ihre Tochter und entfernte sich. Don Ruiz nahm wieder seinen Weg durch die geheime Thüre der kleinen verborgenen Treppe. Indem er aber Abschied von Ferdinanden nahm, glaubte er sie zum letzten Mal zu sehen. Er hatte fest beschlossen, seinem Bruder nicht mehr zu begegnen, und diese Begegnung sey nicht zu vermeiden, wenn er Ferdinanden ferner sähe. Diese Trennung zerriß ihm das Herz. Noch mehr, es schien, als wenn Ferdinande ihm bei'm Abschied die Hand gedrückt hätte. Wie wenn ein plötzlicher Zweifel ihn ergriffen, blieb er, die Hand auf das Treppengeländer gestützt, wie angewurzelt stehen. Hier, nur durch wenige Schritte von der Geliebten entfernt, kämpfte er mit tausend Gedanken. „Soll ich Ferdinande nur wiedergefunden haben, um sie auf's neue zu verlieren, dieses wäre eine fürchterliche Qual! Sie verlassen zu müssen, ohne ihr mein Herz eröffnet zu haben, muß mich tödten." Bald bereute er, sie nicht mit Verachtung und mit seinem Zorn bedroht zu haben; im andern Augenblick that es ihm wehe, nicht zärtlicher gegen sie gewesen zu seyn. Es schien ihm gewiß, daß sich seit dem verhängnißvollen Abend, der sie wieder vereinte, eine undurchdringliche Scheidewand zwischen ihnen erhoben hatte, und daß nicht eine wahrhaft vertraute Stunde den bittern Schmerz der Trennung gelindert hätte. Zuweilen glaubte er sie schuldig, und dann erwartete er, sie müsse sich selbst anklagen, oder er war ihrer Unschuld versichert, dann fragte er sich: warum sie sich nicht vertheidigt? Alle diese tausend Zweifel verzehrten ihn.

(Fortsetzung folgt.)

Reiseskizzen.

(Von Wilh. Wagner.)

III.

Wie in allen größeren Städten die wohlhabenden Bewohner in neuester Zeit den engen und dumpfen Straßen zu entfliehen und sich vor den Thoren und im Freien einzuquartiren suchen, so sind auch die Gasthöfe diesem Zuge des geänderten Geschmackes gefolgt. Wer heutigen Tages die Rheingegenden bereist, der will nicht mehr in den winkelichen Gassen ihrer meistens alten Städte logiren, sondern auf den neuen Quais derselben, da, wo er aus seinem Fenster den Strom fast mit den Händen greifen und das Panorama seiner herrlichen Ufer in Schlafrock und Pantoffeln beschauen kann. In der That ist es so übel nicht, des Morgens inmitten eines Paradieses zu erwachen und schon während des Ankleidens in reicher Naturbeschauung zu schwelgen. Die gute alte Zeit, wo die Schlafzimmer der Gasthöfe nicht selten in dunkle Sackgäßchen oder in hoch ummauerte und düstere Hofräume hinein sahen und wo der erste Morgenblick des Reisenden auf einen baufälligen Pferdestall oder gar auf einen Misthaufen fiel, muß in dieser Beziehung wenigstens der neuen Zeit nachstehen, und wie jetzt die Lage, so hat auch die innere Einrichtung der Hotels offenbar nur gewonnen. Die rheinischen Gasthöfe überbieten einander an Pracht und Eleganz; in ihren Belle-Etagen werden hohe Herrschaften und Millionäre kaum etwas vermissen, und auch die oberen Stockwerke enthalten Alles, was nur irgend zum Comfort des bemittelten und den gebildeten Ständen angehörenden Reisenden erforderlich ist. Solche Fortschritte und Verschönerungen sind jedenfalls im Interesse des reisenden und nun einmal an die Bedürfnisse der Zeit gewöhnten Publikums, und wer würde nicht gern einen halben Gulden mehr bezahlen, um in einem weichen und schönen Bette zu schlafen und von jenen niedlichen Thierchen nicht beunruhigt zu werden, von denen ein frommer Schulmeister seinen Buben erzählte, sie seyen vom lieben Gott geschaffen worden, um die Menschen zur Reinlichkeit zu erziehen. Wer würde nicht gerne ein paar Groschen mehr geben für ein geschmackvoll servirtes und fein zubereitetes Diner als für eins auf zerbrochenen Tellern und in zinnernen Schüsseln? Wenn der Mensch auf Reisen geht, um sich zu amüsiren und das Joch der 52 Wochen um eine oder zwei abzukürzen, so darf er die Frage der Billigkeit nicht zur Hauptfrage machen und auf ein paar Thaler mehr oder minder soll es ihm nicht ankommen. „Was soll ich geizen", sagt Göthe's Egmont, „wo es den ganzen, vollen Werth des Lebens gilt?" — Wer aber sparen will und muß, der unterlasse entweder das Reisen, oder er kehre in ein Gasthaus ein, wo weniger geboten und auch weniger gefordert wird. Uebrigens kann man

billigerweise die rheinischen Gasthöfe der Ueberteuerung nicht beschuldigen, und da in ihnen Alles nach der Karte seinen bestimmten Preis hat, so kann der Reisende nach dem jeweiligen Zustande seiner Börse mehr oder weniger verzehren und sich mit einem Schoppen Tischwein und einer Cotelette begnügen, oder auch eine Flasche Champagner und böhmische Fasanen verlangen. In Mainz sind der Rheinische, Englische, Holländische und Europäische Hof so vorzüglich eingerichtete Hotels, daß sie keiner künstlichen Empfehlung bedürfen. Ob diese sich immer noch steigernde und allerdings heutigen Tages gebieterisch verlangte Pracht und Eleganz der Gasthöfe den Unternehmern derselben eben so gewinnbringend, als dem Publikum angenehm, und ob diese Concurrenz, worin Einer den Andern zu überbieten und zu verdunkeln strebt, eine löbliche ist, — dies wollen wir dahingestellt seyn lassen.

Aus meinem Zimmer in dem dicht an der Rheinbrücke gelegenen, erst im vorigen Jahre vollendeten, dem Reisenden jede Annehmlichkeit bietenden „Englischen Hofe" genoß ich eine herrliche Aussicht über den Strom und ins gefeierte Rheingau. Ein guter Morgeneindruck pflegt für den übrigen Tag die Stimmung anzugeben. Diese ist nirgends wichtiger, als auf der Reise; denn hat man einmal die graue Brille auf der Nase, so erscheint Alles grau, und es kann Einem begegnen, alsdann einen Sommertag für einen Herbsttag zu halten, oder mit dem Träger seines Reisesacks um einen Groschen in arges Zerwürfniß zu gerathen. Das lebendige Treiben im Hafen und in den Uferstraßen von Mainz fesselte meine Aufmerksamkeit. Hier kommen eilige Dampfschiffe mit rauchendem Schlot und brausenden Rädern an, während dort andere zur Abfahrt bereit liegen; die kommenden und gehenden Passagiere begegnen sich im wogenden Gewühl, und während der Eine den Träger seiner Effekten, den er aus dem Gesichte verloren, wieder aufsucht, stolpert dieser über einen vor ihm liegenden Ballen und verliert den Hut vom Kopfe. Hier sind ein paar Dutzend rüstige Arbeiter mit dem Ausladen eines schwer befrachteten Schiffes beschäftigt, und dort andere, welche die Waaren auf Wagen schaffen, um sie nach der Stadt bringen zu lassen. Arbeiter und Gaffer, Kaufherren und Mäkler, reisende Engländer und Franzosen, Alles rennt bunt durch einander. Der von der heitersten Morgensonne beglänzte Strom wogt majestätisch dahin und trägt auf seiner weiten Fläche leichte Kähne und bewimpelte Boote, während vom jenseitigen Ufer der gellende Pfiff der dampfenden Locomotive die Ankunft oder Abfahrt eines Wagenzugs verkündet. Jeder Schritt durch dieses Treiben des Hafens bietet ein anderes Bild, und die gewandteste Feder des Autors, des Malers kühnster Pinsel könnten nur flüchtige Skizzen aus einem reichen Lebenspanorama liefern. Auch der Rheinbrücke stattete ich meinen Besuch ab. Dies von Beschauern aus allen Ländern Europa's stets besuchte und von Wanderern aller Art belebte herrliche Belvedere mag seines Gleichen vergebens suchen, und besonders Abends, wenn die Sonne dort im Westen hinabsinkt, ist es hier über alle Beschreibung schön, und wohl Dem, welcher dann noch in den glücklichen Tagen der Jugend und Schwärmerei lebt und sich mit ganzer Seele diesem entzückenden Schauspiel hinzugeben vermag. Mich nun dem Innern der Stadt zuwendend, durchschlenderte ich ihre Straßen und freien Plätze. Wie konnten die Menschen in dieser reizenden Gegend und in diesen großartigen Räumlichkeiten der Natur so enge und winkeliche Gassen, so dumpfe und erdrückende Wohnungen bauen, und welch' ein Kontrast zwischen dem Innern der alten Stadt Mainz und ihren ewig jungen malerischen Umgebungen! Im Hafen, auf Brücken und öffentlichen Plätzen verweile ich gerne; denn hier laufen die Pulsadern einer Stadt und hier kann man sich überzeugen, welche Lebenskräfte in dieser walten. Dem Standbilde Gutenbergs meinen Gruß darzubringen, durfte ich nicht vergessen und gedachte dabei jener glänzenden Enthüllungstage, denen auch ich beigewohnt hatte. Sie und mit ihnen die rheinischen und pfälzischen Musikfeste, so wie die in Frankfurt zu Ehren Mozarts und Gutenbergs, haben viel dazu beigetragen, das Band deutscher Eintracht und Brüderlichkeit fester zu schlingen und dem Worte Vaterland einen vollern Klang und eine höhere Weihe zu verleihen. Was in den begeisterten Stunden solcher Volksfeste angeregt und hervorgerufen wird, das ist ein edler Keim, der freudig gedeihen und fortwirken muß. — Auch den Mainzer Dom laßt uns begrüßen! Aus dem bunten Gewühl tritt man gern in die friedliche Stille, die unter diesen hohen Wölbungen wohnt.

Obwohl eine Stätte des Friedens und als Gotteshaus unter des Himmels besonderem Schutze stehend, hat doch der Mainzer Dom gar manches Ungemach erdulden müssen. Seine erste Erbauung fällt in die Jahre 978 bis 1009 durch Erzbischof Willigis und schon am Tage der Einweihung wurde alles Brennbare an dem Gebäude ein Raub der Flammen. Im Jahr 1037 wurde in Gegenwart des Kaisers Konrad die wiederhergestellte Kirche abermals eingeweiht; zum zweiten Male beschädigte den Dom 1081 die verzehrende Kraft des Feuers; bald folgte ein dritter Brand und zwanzig Jahre nach diesem wurde er unter Erzbischof Arnold zum Kampfplatz heftiger Fehden gewählt, an welche sich Plünderung seiner Kirchenschätze knüpfte. Im Jahr 1191 kam eine vierte Feuersbrunst und einige Jahre später warf ein Sturm das hölzerne Thurmdach nieder. Zwar entging im dreißigjährigen und orleans'schen Kriege der Dom der Zerstörung, welche so viele andere Kirchen traf; doch wurde er 1767 von dem Elemente des Feuers abermals und um so gewaltiger heimgesucht. Während der Belagerung der Stadt Mainz (1793) wagten sich die diesem stolzen Bau feindseligen Flammen zum sechsten Male an denselben, vernichteten dessen Dächer und schmolzen das Erz seiner Glocken. Was er in den sturmbewegten Zeiten der französischen Revolution und den ihr folgenden wilden Kriegsjahren gelitten und wie seine Hallen und Altäre auf jegliche Weise entweiht wurden, wie seine Wölbungen vom Klirren der Waffen und vom Fußtritt der Rosse erdröhnten, wie sogar seine gänzliche Zerstörung bereits beschlossen war, dies lebt noch bei Manchem in frischer Erinnerung; siegreich hat er alle Prüfungen bestanden, siegreich wie die Lehre des Heils, die an seinen Altären verkündigt wird, und noch manche der kommenden und verschwindenden Generationen wird er fest und unerschüttert überdauern. Wie klein steht der Mensch in den großartigen Räumen dieses Tempels und doch hat er es durch vereinigte Kraft und Gemeinsamkeit des Wollens vermocht, die gigantischen Steinmassen aufzuthürmen und die kühnen Pfeiler emporstreben zu lassen. In diesem Gedanken liegt viel Erhebendes. Doch senkt der in stolzem Selbstbewußtseyn sich aufschwingende Geist seine Flügel nieder, wann er ringsum die kalten Denkmäler und Leichensteine betrachtet und wann er der hinabgesunkenen Geschlechter gedenkt, die hier geglaubt und gebetet, gehofft und

geliebt haben. Mit ihrem Wirken und Streben, ihrer Sehnsucht und Hoffnung, ihrer Treue und Andacht, mit den Blüthen ihres Geistes und den frommen Ahnungen ihres Herzens, mit den Träumen seliger Jugend und den Entsagungen enttäuschten Alters, mit den heiligen Regungen der Eltern- und Kindesliebe, der Hingebung an Gott und Vaterland, aber auch mit allen Thorheiten, Leidenschaften und Schwächen, von welchen sie heimgesucht wurden, mit den Vorurtheilen und Verblendungen ihrer Zeit und mit den Irrthümern ihres Jahrhunderts, mit Allem, was ihnen angehörte, sind sie versunken und nur von wenigen derselben wird das Andenken durch kalten Marmor bezeichnet. Mit Wehmuth und im Gefühle menschlicher Nichtigkeit und der eiligen Flucht der kurzen Jahre, die uns zugemessen sind, verließ ich den Dom. Draußen aber war der Himmel so blau und der Tag so strahlend, daß die trüben Betrachtungen der heiteren Gegenwart Platz machen mußten.

Korrespondenz.

Vom Taunus, im Juni.

Der durch alle Umstände begünstigte Gebirgsausflug der Turner von Frankfurt, Hanau und Mainz, so wie der Sänger von Bonames und Sachsenhausen rc., welchem Tausende für das Feldberghaus begeisterter Taunusfreunde des Nordens und Südens sich anschlossen, hat unsere Heimath in eine äußerst erfreuliche Bewegung versetzt. Könnte der Brunhildisfelsen sagen und reden von seinen tausendjährigen Erlebnissen, er würde die unvollkommenen Sagen ergänzen von der austrasischen Kaiserin Brunhilde, die von ihm herab ihr entzücktes Auge schweifen ließ über die schönsten Gegenden ihres Reiches; er würde uns die Gebete wiederholen, welche die heilige Hildegarde auf seinen Altären gen Himmel sandte für den Ruhm des Vaterlandes und den glücklichen Ausgang von Kaiser Konrad's Kreuzzug; auch von den neuen Zeiten, die mit Hartmuth von Kronberg und seinen reformatorischen Genossen beginnen und von der berühmten Bergpredigt E. M. Arndt's in den ersten Jahren der Errettung vom äußeren Feinde würde er erzählen und von dem heissischen Dichter, der hier so glücklich war mit seinen Schülern und Freunden, ehe sein Name der Unsterblichkeit geweiht wurde; aber ein solches Fest, wie das, welches am 23. Juni auf dem Gipfel des Feldbergs statt gehabt, hat er wohl nie gesehen in seinem tausendjährigen Leben. Leider scheint es mir unmöglich, das Ganze des Festes zu beschreiben und alle Theile desselben in einem Bilde festzuhalten. Indem ich dieses Verdienst Andern überlasse, da ich leider verhindert war, die Reden der Herren Wolff und Ravenstein zu vernehmen, womit diese die Feier einleiteten und die Gemüther der frohen Tausende vorbereiteten, beschränke ich mich auf die moralische Wirkung, welche das nie erlebte und ungeahnte Schauspiel auf das Volk geübt hat. Die Feierlichkeit ragte über die Taunussängerfeste zu Usingen, Oberursel und Königstein so hoch empor, als der Feldberg über diese Städte emporragt; denn hier waren die beiden wichtigsten Elemente deutschen Volkslebens, edler Gesang und eine zum Erstaunen ausgebildete Turnkunst, vermählt. Sah man diese stolzen, von Körperschönheit und Kraft strotzenden Männer und Jünglinge ihre Pyramiden bilden und ihre mehrere Stunden hindurch mannichfaltig wechselnden Uebungen und Meisterstücke der Turnkunst ausführen, wo nicht allein die Kraft der Sehnen und Muskeln, sondern auch die Anmuth und Gewandtheit bewundernswürdig war, so wähnte man im Pentathlon zu Athen die griechische Heldenjugend zu sehen oder den olympischen Spielen beizuwohnen. Hier hat das Volk gesehen, was die Turnkunst ist und was wir dem alten Jahn zu verdanken haben. Das stürmische Hoch, welches diese starken Männer am Schlusse dem deutschen Vaterlande brachten, hatte einen tiefen Sinn; denn auf solche Männer kann das Vaterland stolz seyn. Ihnen gebührt die Ehre des Tages, und nicht zu übersehen ist es, daß nun auch in den kleineren Städten ringsum Turnanstalten entstehen werden. Was dieser Gebirgsausflug bezweckte, ist vollkommen erreicht worden. Die Idee des Feldberghauses ist von neuem gerettet und zu neuem Leben erwacht; die Beiträge werden nun reichlicher fließen und die Zeit wird nicht mehr fern seyn, wo das Werk unseres Gemeinsinnes vollendet seyn und die schönste Zierde unserer Taunusgegend sich prangend auf dem Scheitel des Feldbergs erheben wird.

Bekanntmachung.

Für den Bau eines Hauses auf dem Feldberge sind bei der an Ort und Stelle am 23. Juni veranstalteten Sammlung 191 fl. 39 kr. eingegangen. Indem die unterzeichnete Commission solches öffentlich bekannt macht, stattet sie zugleich allen Gebern, so wie den zahlreichen Sängern, Turnern, Taunusfreunden und überhaupt allen Denen, welche zur Verherrlichung des schönen Tages beigetragen haben, ihren wärmsten Dank ab. Möchten dieselben, noch angeregt von den empfangenen großartigen Eindrücken, in ihren weiteren Freundeskreisen erneuertes Interesse für unser Vorhaben erwecken. Listen zur Einzeichnung von Beiträgen lassen wir neuerdings in Frankfurt circuliren; in Homburg und Wiesbaden nehmen die dortigen Filial-Comité's, in Königstein die Herren Gasthalter Colloseus und Pfaff, in Soden die Herren Gasthalter zum „Englischen Hof" und in Eppstein Hr. Igstadt zur Oelmühle Beiträge entgegen. Außerdem sind die herzogl. nassauischen wohllöblichen Aemter zur Empfangnahme und Weiterbeförderung von Geldern für den Bau eines Hauses auf dem Feldberge fortwährend bereit.

Frankfurt a. M., 25. Juni 1844.

Die Commission für Erbauung eines Hauses auf dem Feldberge.

Eduard Hager, Saalgasse, M 142.
Dr. C. H. Häberlin, gr. Bockenh. Gasse, E 134.
Cons.-Rath Dr. Hessenberg, gr. Hirschgraben, F 65.
Heinr. Meidinger, Bleichstraße, D IIIc 2.
Aug. Ravenstein (als Cassirer), Seilerstraße, B 110.
Carl Wolff, Forstamtsrechner, in Sachsenhausen.

Mainwasser-Wärme.

Donnerstag, 27. Juni, Morgens 8 Uhr: 17 Grad. M. Gerlach.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 27. Juni. Der Sohn der Wildniß, romantisches Schauspiel in 5 Abth., von Fr. Halm. (Gastrolle) Ingomar: Hr. Hegel, vom Hoftheater zu Detmold.

Samstag, 29. Juni. Der Wasserträger, große Oper in 3 Abth., Musik von Cherubini.

Montag, 1. Juli. (Zum Vortheil der Pensionsanstalt neu einstudirt): Ferdinand Cortez, oder: die Eroberung von Mexico, große heroische Oper in 3 Abth., nach dem Französischen von Castelli, Musik von Spontini. Mit aufgehobenem Abonnement.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 178. Samstag den 29. Juni 1844.

Die Braut von Madrid.

(Fortsetzung.)

Er schien plötzlich aus seinen schweren Träumereien aufgeschreckt zu werden; er vernahm in Ferdinandens Zimmer eine leichte Bewegung. Er horchte, und vernahm, daß eine zitternde Stimme die Worte aussprach: „Mein Gott! ich höre Fußtritte in der Galerie, sollte es Diego seyn? . . ."

War es Freude oder war es Angst, die Ferdinande erbeben machte . . . Ruiz konnte sich dieses nicht erklären.

Das Zeichen, welches Calderon angab, wurde gegeben, die Thüre öffnete sich leise, und kaum entschwebten Ferdinandens zitternden Lippen die Worte: „Sind Sie es, Diego?"

Aber ehe noch eine Antwort auf diese Frage erfolgen konnte, drang ein herzzerreißender Schrei aus ihrer Brust, und sie trat einige Schritte zurück. „Um des Himmelswillen! Sie sind hier?"

„Ja, Ferdinande, Sie sehen mich zu Ihren Füßen. Seit Jahren erwarte ich dieses Glück, und meine ganze Macht würde ich für Ihre Liebe hingeben."

„Lassen Sie mich — lassen Sie mich!"

„Nein, nein! Du mußt mich anhören, Du liebenswürdiges Kind, das ein unbarmherziger Vater aus meiner Nähe entfernt hielt. Du reiner Engel! den man mit einer ängstlichen Sorgfalt bis auf die heutige Stunde fern von dem verführerischen Schauplatz des Hofes gehalten hatte. Du mußt mich anhören, Du mußt erfahren, welches Feuer mich verzehret! Verzeihe mir die Kühnheit, daß ich zu dieser Stunde in Dein Zimmer dringe, und vielleicht Deinen Ruf auf's Spiel setze; ich werde mich aber nicht entfernen, ohne Deine Verzeihung für vergangenes Vergehen und eine Hoffnung für die Zukunft erhalten zu haben."

„Ist es möglich! Sie waren es in der Nacht des Balls?"

„Ich war es, und Sie haben es nicht geahnet, sonst würden Sie nicht eine Liebe verschmäht haben, die in dem Schatten gewachsen ist, und sich nur von Täuschungen nährte. Oft, Ferdinande, weilte ich in der Nähe des Schlosses Doveda, und ich entfernte mich glücklich, wenn ich nur Ihren Schatten an den Fenstern erblickt oder Ihre Stimme gehört hatte . . . Die Qualen, die ich erlitten, waren groß. Ferdinande, werden Sie mir die kleine Gunst versagen, morgen einem Feste, welches ich gebe, beizuwohnen?"

„Ich werde nur mit meinem Gemahl, Don Diego von Soria, dorten erscheinen."

„Don Diego ist seiner Haft noch nicht entlassen. Eine Stafette, die vor kurzem eintraf, berichtete mir, daß der Gouverneur ihn noch nicht frei gegeben hätte."

„So wenig achtet man auf des Königs Willen? Das scheint mir unwahrscheinlich."

„Auch ist schon ein neuer Befehl erlassen worden, aber unterdessen müssen Sie mir versprechen —"

„Ich verspreche Nichts."

„Flößt Ihnen meine Liebe keine Theilnahme ein?"

„Ich empfinde nur Verachtung, und diese ist mir Ihre Liebe werth."

„Ferdinande!"

„Ich bin Gräfin von Soria! Hier, wie auf dem Schlosse Doveda, bin ich Herrin. Hier, wie auf dem Schlosse Doveda, befehle ich Ihnen, sich augenblicklich zu entfernen, oder ich werde um Hülfe rufen."

„Auf dem Schloß Doveda ist man auf Ihren Ruf erschienen, aber hier wird es nicht mehr seyn."

„Sie irren sich," sagte Don Ruiz, der mit Ungestüm die geheime Thür geöffnet hatte.

Der geheimnißvolle Besucher kehrte sich vernichtet um, und Ruiz, der diese Bewegung ahnte, und nicht erkannt seyn wollte, stürzte schnell die brennende Lampe auf dem marmornen Tische um. Die drei Personen dieses Auftritts befanden sich in völliger Finsterniß.

„Das ist ein hinterlistiges Auflauern," rief eine zornige Stimme, und der Degen wurde gezogen.

„Ersparen Sie sich die Mühe eines unnöthigen Auseinandersetzens," sagte Ruiz laut. „Ein Zweikampf in dieser Dunkelheit wäre unmöglich. Wenn Sie mir glauben wollen, so entfernen Sie sich, Senor. Sie müssen wissen, daß ich morgen von Philipp III., Enkel Karls IV., und König von Spanien, Gerechtigkeit fordern werde gegen die Verbrechen Philipps III."

Keine Widerrede erfolgte auf diese heftige Herausforderung. Don Ruiz vernahm nur, daß der Degen in die Scheide gedrückt wurde, und die eilenden Schritte, die auf dem gewölbten Gang ertönten.

„Ist es möglich, Don Ruiz!" sagte endlich Ferdinande, die sich nur mit Mühe aus ihrer Erstarrung erholen konnte, „Sie waren mir so nahe?"

„Ja, ich war hier geblieben, warum? weiß ich selbst nicht . . ."

„Und Sie haben errathen, daß es Philipp III. war?"

„Ja, Ferdinande."

„Ach! dann bin ich verloren!"

„Sie sind im Gegentheil gerettet, und noch mehr — Sie sind in meinen Augen gerechtfertigt."

„Wie meinen Sie das?"

„Die Verläumdung hatte Sie verfolgt, Ferdinande. Die Erzählung dieses nächtlichen Abenteuers ist bis zu mir gelangt, und — ich bezweifelte Ihre Unschuld."

„Ach, Ruiz — das ist grausam!"

„Ich liebte Sie zu sehr, als daß ich Ihnen verzeihen konnte. Die Gleichgültigkeit kann wohl eine kalte Duldung gestatten, aber ein Herz, das liebt, wird sie verwerfen . . . Ich unterdrückte meinen Schmerz, und wenn ich ruhig bei Ihnen saß, erriethen Sie nicht, was in meinem Innern vorging. Heute aber mußte alles Mißtrauen erlöschen. Derjenige, der Ihre Ehre so rücksichtslos auf's Spiel setzte, hat es selbst übernommen, Sie zu rechtfertigen . . . Ich bin beschämt, nur einen Augenblick an Ihrer Unschuld gezweifelt zu haben, ich muß jetzt Verzeihung von Ihnen erflehen. Ach, Ferdinande, ich liebe Sie so unaussprechlich, meine Liebe hat harte Proben bestanden, und wird nur mit meinem letzten Athemzug erlöschen!" Ruiz hielt inne, als wenn plötzlich eine Erinnerung ihn beschliche.

„Die Beweise Ihrer Liebe rühren mich," stammelte Ferdinande, die ihre Thränen nicht mehr zurückhalten konnte. „Sie haben aber andere Verbindlichkeiten zu erfüllen . . . Ihr Bruder Diego . . . ."

„Sie haben Recht, mich in Zeiten daran zu erinnern," rief Don Ruiz, der seinem Willen Fesseln anzulegen schien, „ich muß bis an das Ende stark seyn . . . Ich sehe es jetzt recht gut ein, Diego war großmüthig, er soll mich nicht übertreffen. Er ist das Opfer eines schändlichen, ränkevollen Planes, ich muß ihn beschützen. Ich verlasse Sie, Ferdinande. — Morgen wird mir Philipp III. die Freiheit meines Bruders schenken . . . . oder"

„Um des Himmelswillen! was wollen Sie thun?"

„Was die Ehre gebietet — was meine Liebe, meine brüderliche Ergebenheit — mit einem Wort, was meine Pflicht erfordert . . . ."

Ferdinande blieb allein, allen Qualen der bittersten Verzweiflung hingegeben.

Don Ruiz erreichte ohne weitere Unannehmlichkeiten die Wohnung Vadesillas, der über das lange Ausbleiben seines Freundes in großer Besorgniß war.

(Fortsetzung folgt.)

Hersfeld's Jungfrau.

Eine hessische Sage, von K. E.

Wer schleichet dort in der dämmernden Nacht
So leis und sacht
In des Walles dunklen Grund?
Jetzt schwingt sich empor die rüstige Hand,
Schon steht der Verräther schnell und gewandt
Auf der Mauer äußerstem Rund.

Des Wächters liebliches Töchterlein
Beim Sternenschein
Ergeht sich auf Thurmesrand;
Sie schaut den Verräther und hat mit Hast
Des Vaters riesige Armbrust erfaßt,
Sie zielt mit sicherer Hand.

Schon wagt er den Sprung, — die Sehne klingt
Und leichtbeschwingt
Hat der Pfeil den Flüchtling erreicht;
Er dringt durch den Stahlhelm in's treulose Haupt,
Der sinkt mit der Ehre des Lebens beraubt,
Die verräth'rische Lippe erbleicht.

Und als nun der blühende Morgen kam,
Da hat mit Scham
Der Feind die Kunde gehört.
Er flieht, und wo sonst Krieger steh'n,
Darf jetzt manch liebendes Paar sich ergeh'n,
Von keinem Feinde gestört.

Und darfst du mit deinem Lieb dort geh'n
Auf des Walles Höh'n,
Dann zeigt sie mit freudigem Stolz
Dir ein Kreuz auf der Mauer als ewiges Mal
Von der Jungfrau That und den Helm von Stahl
Durchbohrt vom rächenden Bolz.

Mannichfaltigkeiten.

Nach einem von der Leipziger Zeitungs-Expedition ausgegebenen Verzeichnisse ergiebt sich, daß zu Ende des Jahres 1843 in Leipzig allein 77 Zeitschriften erschienen, eine Zahl, die sich im Jahr 1832 nur auf 52, und im Jahre 1841 auf 66 belief. Grimma, das im Jahre 1832 mit einer Zeitschrift verzeichnet war, zählte im Jahre 1843 elf, Dresden hingegen nur sechs. Rechnet man die in den Provinzialstädten erscheinenden Blätter mit hinzu, so ergiebt sich eine Totalsumme der Zeitschriften von 153 im Dezember 1843, also 47 mehr als im Jahre 1832. Hierbei ist nun noch zu bemerken, daß mehrere der fachwissenschaftlichen, in Leipzig erscheinenden Zeitschriften von der Zeitungs-Expedition nicht debitirt werden, mithin die Zahl der Leipziger Zeitschriften noch etwas zu niedrig veranschlagt ist, was besonders auch von Dresden gilt.

Am 1. Juni feierte die Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal die 100jährige Wiederkehr des Geburtsfestes ihres Stifters, Christian Gotthelf Salzmann. Am Morgen versammelten sich die Zöglinge und Familienglieder um das mit Blumen- und Eichengewinden geschmückte Grab des Vaters und der Mutter Salzmann. Ein von Frau Pastorin Alberti, einer ehemaligen Pflegetochter und stets treuen Verehrerin des Verewigten, gedichteter Choral wurde gesungen; dann sprach deren Bruder, Hr. Wilhelm Ausfeld, vormaliger Zögling Salzmanns und nunmehr ältester Lehrer an seiner Anstalt, erbauliche, besonders auf die Herzen der Jugend berechnete Worte.

Eine der großartigsten Erscheinungen, denen wir in neuester Zeit auf dem Gebiete der Literatur begegnen, ist das Werk: „Germaniens Völkerstimmen", welches unter der Leitung eines tüchtigen und vollkommen befähigten Gelehrten, des Dr. Firmenich, in der Schlesinger'schen Buchhandlung zu Berlin verlegt wird. Es enthält eine vollständige Sammlung der Mundarten von ganz Deutschland in Gedichten, Sagen, Erzählungen, Sprüchwörtern u. s. w. Bis jetzt sind ungefähr 4 — 5 Hefte erschienen, welche Proben aus dem nördlichen Deutschland liefern und worin die eigenthümlichen Ausdrücke durch hochdeutsche erklärt sind. Um nur einen Beweis von der Vollständigkeit und dem bedeutenden Umfang des Werkes anzuführen, brauchen wir nur zu erwähnen, daß sogar die deutschen Ansiedler in Nordamerika Beiträge dazu eingesandt haben. Für den innern Gehalt und die Brauchbarkeit des Ganzen bürgen die ausgezeichneten Schriftsteller und Gelehrten, welche dabei mitwirken. Jedem Deutschen, sey er Gelehrter oder nicht, muß eine so bequeme Sprachvergleichung, wie sie ihm hier dargeboten wird, nur höchst interessant und willkommen seyn. Wir hoffen, daß der Werth des Buches bald allgemein anerkannt und nach Verdienst gewürdigt werde; denn wir können stolz auf dieses Werk seyn, da keine andere neuere Sprache etwas Aehnliches aufzuweisen hat.

Schon am Ende des 15. Jahrhunderts wurde das schwere Geschütz zu Belagerungen gebraucht. In Oesterreich bezwang mit demselben Herzog Albrecht ein berühmtes, dem Rohrer angehöriges Raubnest, Bernstein. Der Ritter von Zelking schenkte damals einige abgeschossene Kugeln dem berühmten Geschichtsforscher und Minister Freiherrn Strein von Schwarzenau, der sie in seinem Edelsitze Friedeck einmauerte mit der charakteristischen Inschrift:

Hie ist zu sehen, was Maaß und Gestalt,
Herzog Albrecht Bernstein maningfalt,
Die Vesten mit sollichem Zeug beschoß,
Daß der von Ror sie mußt lassen los,
Solch Pillul schwerlich zu riechen seyn,
Wo die fliegen, zumal in die Vesten ein!
Hanns Wilhelm von Zelking, der edle Herr,
Von Leonstein, schaffts zu führen her,
Schenkt seinem Freund, Herrn Richard Strein,
Der lasts zur Memori aufrichten fein.

(Schweinfurt, 24. Juni.) Gestern entlud sich bei einem schweren, doch äußerst segensreichen Gewitterregen in dem Dorfe Sennfeld bei Schweinfurt ein fürchterlicher Blitzschlag, fuhr an der äußern Giebelwand eines Wirthshauses herab und zerschmetterte die Wand von oben bis unten. Bei dem plötzlichen Scheine schien fast das ganze Dorf im Brande zu seyn; glücklicherweise aber hat der Blitz nicht gezündet, und nur der Wirth mit seiner Tochter, welche in Mitte der Stube saßen, haben leichte Verwundungen am Kopfe durch Hinanschlagen von Kalk und Fensterstücken erhalten. In dem großen Dorfe Sennfeld ist keine Spritze vorhanden; Hunderte von Wasser-Gießern, welche in diesem Dorfe wegen der großen Gartenwirthschaft gehalten werden, sollen die Spritzen ersetzen und waren auch im Nu beisammen.

(Cleve, 22. Juni.) Gestern wurde nach dreitägiger Verhandlung vor dem hiesigen Assisenhofe der Bäcker Peter Jacobs aus Marienbaum wegen Vergiftung seiner Frau zum Tode verurtheilt. Es war ein merkwürdiger Kriminalfall, der durch die besonderen Umstände, welche ihn begleiteten, das Interesse des Publikums um so mehr erhöhete. Das Opfer, für welches der Angeklagte büßen sollte, war eine 64jährige Wittwe, die er, selbst erst 32 Jahre alt, in der Mitte des vorigen Jahres geheirathet, in der Absicht, wie es nun am Tage liegt, um sich ihrer bald wieder zu entledigen, damit er je eher je lieber Erbe ihres Vermögens würde.

In „Lewald's Europa" liest man nachstehende geistreiche Skizze: Bei Gelegenheit der Aufführung der „Antigone" zu Paris kam Jemand auf den Einfall, sich zu denken, er lebe im Jahre 3844, zweitausend Jahre von heute und erlebte die Aufführung eines Vaudevilles, etwa von Michel und Christine, das ganz nach antiker Weise (was wir die heutige nennen) als Kuriosität in Scene gesetzt worden wäre. Diese Idee weiter ausgeführt, gäbe den Stoff zu einer prächtigen Satyre her; selbst zu einem Lustspiele wäre der Stoff nicht übel. Man denke sich einmal ein Vaudeville, oder, wie wir es nennen, ein Liederspiel, in zweitausend Jahren, als ein pikantes Element der dramatischen Literatur des neunzehnten Jahrhunderts, des hohen, grauen Alterthums jener Gegenwart von 3844. Wie die ernsten, gelehrten Forscher über diese seltsame geschmacklose Mischung von Gespräch und Singweisen sich vernehmen lassen werden, die einst ihre graubärtigen Voreltern zum lauten Beifall hinriß. Wie ihnen Holtei's alter Feldherr, oder seine Lenore vorkommen wird, wo von den uralten Sagen noch die Rede ist, von dem fabelhaften Ziethen und den rothen Husaren, worüber sich alle Alterthümler den Kopf zerbrechen und nicht wissen, woher diese Völkerschaaren damals die rothe Farbe hatten, ob sie ihnen angeboren war oder ob sie sich damit bemalten. Was die Aufführung betrifft, so würde es heißen, hat man sich ganz an den Ueberlieferungen gehalten. Man hat gesucht, die Logen, die wie Käfige anzusehen und ziemlich geschmacklos bemalt waren, in den weiten Raum des Zuschauerraumes hineinzuflicken; in der Mitte desselben, da wo die alte Welt von 1844 ihr Parterre hatte, werden die Klatscher oder Claqueurs aufgestellt erscheinen, deren Pflicht es war, die Handlung durch anhaltendes Händeklatschen und dann und wann mit einem wilden Gebrüll zu begleiten, ein Gebrauch, der noch in der Barbarei jener Zeiten seinen Ursprung hatte. Dieses Klatschen und Brüllen durfte in jenen entfernten Jahrhunderten sowohl den schlechten als den guten Dramen nicht fehlen. Das große Theater wurde streng nach antiker Weise bis auf wenige Quadratfuß verengt, und am äußern Rande mit einer Reihe winziger Oellampen besetzt. So war die Täuschung allgemein und man glaubte sich um zweitausend Jahre zurück, mitten in jenem Deutschland zu sehen, das seinen Helden Denkmäler erhob, die kunstvollsten Bauten vollendete, das Land mit Eisenschienen bedeckte, die dem damaligen noch so unvollkommenen Zustande der Verbindungswege zusagte, kurz, das uns in allen seinen Werken, von denen wir jetzt nur noch die Trümmer erblicken, Staunen abnöthigt und doch in Sachen der Kunst, namentlich des Theaters, so geschmacklos und in seiner Gesittung noch so wenig vorgeschritten war, daß es an solchen Spielen, an elenden Gesängen, von Brüllen, Klatschen und Stampfen begleitet, Gefallen finden konnte. Dieser Zug wird noch charakteristischer, wenn man bedenkt, daß damals schon die Werke von Mozart und Beethoven existirten,

die von der Bühne der Alten fast gänzlich ausgeschlossen gewesen. Jedenfalls war das Unternehmen für den Geschichtsforscher und den Kunstfreund gleich interessant, und das Publikum hat sich bei den Männern zu bedanken, die ihm diesen Genuß bereiteten. So ungefähr, jedoch in anderer Ausdrucksweise, würde der Autor von 3844 sich vernehmen lassen.

Weiblicher Heldenmuth hat immer etwas Ueberraschendes und Rührendes zugleich, namentlich, wenn die Heldin mit ihrer Tapferkeit zugleich Schönheit verbindet, wie die Clorinde der Dichtung und die unglückliche Gräfin Plater der neuesten Gegenwart. Auch Frankreich erinnert sich in diesem Augenblicke wieder an eine seiner Heldinnen, deren Name seit hundert Jahren kaum genannt worden seyn mag. In der kleinen Stadt Nyon, im Departement der Hautes-Alpes, wird gegenwärtig in der Hauptkirche dem Fräulein Phylis de la Tour-du-Pin de la Charce ein Denkmal errichtet, deren Wappen, Bildniß und Waffen bereits auf Ludwig's XIV. Befehl in der Schatzkammer von Saint-Denis neben denen der Jungfrau von Orleans mit der Inschrift: „Phylis de la Charce de la Tour-du-Pin in der Dauphiné" waren aufgehängt worden. Als nämlich im Jahr 1692 der Herzog von Savoien (Eugen) in der Dauphiné mit einem großen Heere, welches mannichfache Grausamkeiten beging, eindrang, bestieg Phylis das Roß, versammelte die Vasallen ihres Vaters und die Bewohner der umliegenden Gegenden um sich, stellte sich an ihre Spitze, ließ die Brücken abbrechen, die Pässe besetzen, schlug einzelne Abtheilungen des Feindes bei mehrmaligem Zusammentreffen und unterstützte den Marschall Catinat auf jede Weise bei seinen Bewegungen. Ludwig XIV. verlieh damals dem Fräulein de la Charce, als Anerkennung solcher Aufopferung, eine Pension von 2000 Franken, wie einem verdienten Offizier. Phylis starb im Jahr 1703 und wurde in der Kirche Nyons begraben, in welcher sich die Gruft ihrer Ahnen befindet. Ueber dieser Gruft errichtet gegenwärtig die Stadt das Monument.

(Lew. Cur.)

Bornemann, der Dichter der plattdeutschen Lieder, von denen im vorigen Jahre die fünfte Auflage erschienen ist, dessen anspruchslose Muse schon so viel Heiterkeit und Freude verbreitete, feierte am 28. Mai in Berlin sein fünfzigjähriges Amtsjubiläum. Viele, die seine Gedichte schon lange kannten, erfahren es hier vielleicht zum Erstenmale, daß er zugleich k. preuß. General-Lotterie-Direktor ist, und daß der Name Bornemann, den man seit so langen Jahren stets auf jenen kleinen Zetteln zu lesen gewohnt ist, die Glück und Reichthum in arme Hütten bringen können, auch dem Dichter gehört. Das Fest war zugleich herzlich und glänzend. An Ehren und Beweisen von allgemeiner Theilnahme fehlte es dem würdigen Greise nicht. Unter den Liedern, die gesungen wurden, befanden sich einige von dem Jubilar gedichtete. Von seinem Könige erhielt er den rothen Adlerorden zweiter Klasse mit Eichenlaub.

(Lew. Cur.)

Bekanntlich benutzte man den Cölestin bisher bloß zur Herstellung des Brillant-Feuers von purpurrother Farbe bei der Feuerwerkerkunst, dann als gutes Flußmittel auch schon bei der Glas-Fabrikation statt der Pottasche oder der Soda; aber die Seltenheit seines Vorkommens in Deutschland und der hohe Preis desselben gestatteten noch keine größere Verwendung auf Glashütten. Nachdem aber jetzt die Schmiede in New-York sich desselben statt des Boraxes bei dem Schweißen des Gußstahls, was immer noch ein Geheimniß war, mit dem besten Erfolge bedienen und bei dem Hartlöthen ihn anwenden; eben so in England dieses Mineral als Flußmittel, im Pulver, um den strengflüssigen Stahl zu löthen und blau anlaufen zu lassen, ebenfalls gebraucht wird: so könnte die Anwendung desselben auch in Deutschland allgemeiner und nützlicher werden. In England hält man den Cölestin zu jenem Gebrauche für weit besser, als den Borax, weil er bei einer viel höhern Temperatur noch feuerbeständig bleibt.

(Neueste Entdeckung.) Man hat bisher immer geglaubt, die Kranken stürben eher als die Gesunden; die Engländer haben ausgerechnet, daß es umgekehrt ist. Die Lebensversicherungsbanken nahmen nämlich bisher keine Kranken auf, jetzt aber nehmen sie wenigstens in England die Kranken lieber auf, als die Gesunden. Die Erfahrung hat gelehrt, daß die Schwankungen in der durch Krankheiten veranlaßten Sterblichkeit weit geringer als bei den sogenannten Gesunden sind. Die Assecuranzen für das Leben kranker Personen nehmen daher in doppelter Weise sehr zu. Was sagt denn die umsichtige Lebensversicherungsbank in Gotha dazu? (Dorfz.)

Bekanntmachung.

Bei Veranlassung des in Usingen stattgehabten landwirthschaftlichen Festes sind von Bewohnern verschiedener herzogl. nass. Orte Beiträge für den Bau eines Hauses auf dem Feldberge eingezeichnet worden. Es wird gebeten, die Einzahlung jener Beiträge bei den zunächst gelegenen wohllöblichen herzogl. Aemtern, oder bei der Redaction des Taunusboten zu machen, auf welche Weise sie sicher zu unseren Handen gelangen.

Frankfurt a. M., 26. Juni 1844.

Die Commission für Erbauung eines Hauses auf dem Feldberge.

Mainwasser-Wärme.

Freitag, 28. Juni, Morgens 8 Uhr: 16 Grad. M. Gerlach.

Theater-Anzeige.

Samstag, 29. Juni. Der Wasserträger, große Oper in 3 Abth., Musik von Cherubini.

Montag, 1. Juli. (Zum Vortheil der Pensionsanstalt neu einstudirt): Ferdinand Cortez, oder: die Eroberung von Mexico, große heroische Oper in 3 Abth., nach dem Französischen von Castelli, Musik von Spontini. Mit aufgehobenem Abonnement.

Redacteur: J. A. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 179. Sonntag, den 30. Juni 1844.

Die Braut von Madrid.

(Fortsetzung und Schluß der ersten Abtheilung.)

8.

Der versammelte Hof.

Der Audienzsaal war eröffnet, und man erwartete in feierlicher Stille das Erscheinen des Königs. Zwei Edelleute des Palastes, Don Enrique Guzman und Don Francisco von Ribera, standen zu beiden Seiten des Thrones.

Nach Verlauf einiger Minuten trat ein Herold in den Saal, und kündigte den König an.

Der Palast-Major, an der Spitze mehrerer Hellebardire, eröffnete den Zug. An der rechten Seite des Königs ging Uzeda, Sohn des Herzogs von Lerma, an seiner Linken war Don Roderich Calderon. Der König bestieg seinen Thron, und die Verhandlungen nahmen ihren Anfang. Zuerst erschien der sächsische Gesandte, und überreichte im Namen seines Monarchen die Bestätigung eines Friedenstraktats. Nach ihm traten der Admiral von Kastilien und der Erzbischof von Granada vor, beide wurden huldvoll entlassen.

Plötzlich sah man in der Mitte des Saales einen Mann mit einer Maske, er stand unbeweglich, die Arme übereinander geschlagen, und den König fest ansehend, da. Uzeda und Roderich, die in allen Stücken wetteiferten, wollten auch jetzt ihre Ergebenheit zeigen, und waren im Begriff, sich dem Fremden zu nahen, als der König ihnen zurief: „Lasset diesen Mann, ich will ihn selbst ausforschen."

Eine große Bewegung ward in der Versammlung sichtbar.

„Wer seyd Ihr?" fragte der König.

„Ich kann es nicht sagen."

„Warum verberget Ihr Euer Angesicht?"

„Weil es mich nur ein Wort kostet, und Sie werden wissen, wer ich bin und was ich will."

„Was verlangt Ihr von mir?"

„Gerechtigkeit."

„Für wen?"

„Für Diego von Soria."

„Gegen wen?"

„Gegen den König."

Roderich und Uzeda gingen abermals einen Schritt vorwärts, Philipp III. hielt sie zum zweiten Mal zurück, und sagte leise zu sich: „Wir müssen sehen, wie weit seine Unverschämtheit geht." Er nahm wieder laut das Wort: „Sprecht Euch deutlich aus."

„Sire! Ein junges Mädchen lebte in Madrid unter dem wachsamen Auge einer Mutter und dem schützenden Andenken eines Vaters, an den Spanien mit Stolz zurück denkt. Ihr Leben war rein, und ihre Tugend fleckelos. Ein Niederträchtiger wollte sie trüben, und Sie kenne ihn!"

„Ich weiß nicht, von wem Sie sprechen wollen," sagte der König kalt.

„Eines Tages gab man dem Mädchen einen Gemahl; dieser hieß Diego von Soria. Dieser Name darf sich mit dem der Doveda's messen, und der Glanz des einen sollte hinlänglich den des andern schützen. Es gestaltete sich aber anders. Das edle Kind war noch nicht einen Tag vermählt, als Don Diego plötzlich seiner Gattin, seinem Glück geraubt wurde .... Eurer Majestät konnte dieser Vorfall nicht verschwiegen bleiben, da er in Ihrer Residenz, vielleicht auf Ihren Befehl stattfand."

Philipp III. sah Uzeda an, und dieser verstand ihn augenblicklich.

„Senor! der König hat auf eine solche gerichtliche Aufforderung nicht zu antworten. Die Verhältnisse des Don Diego von Soria sind Ihrer Majestät völlig unbekannt."

„Wenn dem so ist," nahm Ruiz mit Wehmuth das Wort, „so wollen wir dem König nicht mehr von Diego, aber von dem König selbst sprechen ... Ein schimpflicher Auftritt fand am 25. Mai auf dem Schloß Doveda statt. Von Euerer Majestät verlange ich Rechenschaft."

Philipp III. erblaßte und stand auf ...

„Ein anderer Auftritt, der nur Eurer Majestät und mir bekannt ist, fand heute Nacht im königlichen Palast statt, und darüber verlange ich Genugthuung."

„Schweigt augenblicklich!" rief der König mit dumpfer Stimme.

„Warum dies Zittern? fühlen Sie sich schuldig?" erwiederte Don Ruiz in einem verächtlichen Ton.

„Entfernt Euch augenblicklich," sagte der König, indem er sich hoch aufrichtete.

„Ich halte Sie bei'm Wort. Sie sind nicht der würdige Nachkommen Ihres Geschlechts. Sie besitzen weder die Kühnheit noch den Muth, der die Helden Ihrer Familie stets ausgezeichnet hat. Sie sagten mir, ich solle mich entfernen! Philipp II. hätte einen solchen Schimpf nicht hingenommen,

er hätte mich zu seinen Füßen enthaupten lassen. Karl V. hätte gesagt: Wir wollen zusammen gehen . . . ."

Hundert Degen wurden zu gleicher Zeit gezogen, um den Verwegenen zu züchtigen, der es gewagt hatte, den König an den Stufen seines Thrones zu beleidigen.

Der ewige Jude.

(Leipzig, 26. Juni. — Corresp.) Nach vielem Harren, Warten, Sehnen haben wir ihn endlich in unserer Mitte! Ja! mit vor Freude pochendem Herzen thue ich es kund: er ist wirklich da! Er, der die französische Constitution und die deutsche Allgemeinheit auf die Beine wieder bringen soll; er, auf dessen Ankunft der deutsche Buchhandel, die Journalistik, die Leihbibliotheken sehnlichst ihre Augen wendeten, gegen den so viele Uebersetzerfedern gespitzt, für den so viele Wörterbücher aufgeschlagen sind; er, nachdem die europäische Lesewelt lechzet, er — der ewige Jude von Eugene Sue — ist glücklich angekommen, und ohne besondern Unfall über den Rhein nach Leipzig in einfaches, schlichtes Deutsch — übersetzt worden! Man ist befreit von der aufgeregten, gespannten Erwartung, und die Furcht: es könnte dem „Juden" so gehen, wie dem Meyerbeer'schen „Propheten", auf den man noch immer wartet, ist nun Gottlob verschwunden. Die Buchhändler, die bereits Insertionsgebühren bezahlt, athmen wieder auf; in den Leihbibliotheken stehen Polizeidiener um Unheil und Gefahr zu verhüten bei dem gewaltigen Andrange der judenfreundlichen Lesewelt, und seit gestern Abend werden die frisch gedruckten „ewigen Juden" von Herren und Damen, jung und alt, reich und arm, mit einem unglaublichen Appetit verschluckt. Ich bin so glücklich gewesen, vor einer halben Stunde einen „ewigen Juden" zu erwischen, und eile mich nun, den geehrten Lesern seine Ankunft mitzutheilen und, da es mir vor Abgang die Post noch erlaubt, Einiges aus seinem Prolog: „die alte und neue Welt" zu referiren.

Der Leser erfährt in den ersten Zeilen, daß der Ocean des Nordpoles mit einem Gürtel ewigen Eises die öden Ufern Sibiriens und Nordamerika's umschlingt, und daß hier die äußersten Gränzen der beiden Welttheile durch die Behringsstraße getrennt werden. — Der Monat September nahete seinem Ende. Die Nacht steht im Begriff, an die Stelle des so kurzen, so traurigen Polartages zu treten, Finsterniß und Sturm. So weit das Auge reicht, überall der blendende Glanz des Schnee's, der die unermeßlichen Steppen bedeckt.

Im Norden von dieser schrecklichen Gegend ist die Einöde von einer von schwarzen, riesenhaften Felsen strotzenden Küste begränzt. Am Fuße des Hügels liegt der erstarrte Ocean gefesselt, der als regungslose Wellen große Gebirgsketten hundertjährigen Eises hat.

Im Osten, zwischen den beiden Gipfeln des Ost-Caps der östlichen Gränze Sibiriens, erblickt man eine dunkelgrüne Linie, in welcher langsam ungeheure weiße Eisschollen treiben, das ist die Meerenge der Behringsstraße.

Endlich jenseits der Meerenge strecken sich die Granitmassen des Prinz-Wales-Cap in die Lüfte.

Diese traurigen Breiten, erzählt Hr. Sue, gehören nicht mehr der bewohnten Welt an. Kein menschliches Wesen scheint der Oede des Eises und der Stürme, des Hungers und des Todes trotz bieten zu können.

Doch — sah man Spuren von Schritten auf dem Schnee, welcher die Gränzen der beiden durch die Behringsstraße getrennten Continente bedeckte. — Auf der Seite des amerikanischen Bodens erblickte man das Vorüberkommen eines weiblichen Wesens. Sie ging nach den Felsen jenseits des Meeres, um die Aussicht der schneeigen Steppen Sibiriens zu genießen.

Auf der andern Seite von Sibirien sieht man einen Mann vorüber kommen, der sehr große, tiefe Eindrücke auf und in den Schnee macht. — Man könnte diesen Mann und dieses Weib für originelle Geschöpfe halten, die keinen andern Ort für ein Rendezvous ausfinden konnten, als den schmalen Meeresarm, der beide Welttheile von einander trennt. Aber der Leser bleibt zuvörderst bei der Verwunderung stehen, wie die beiden Wanderer dem tobenden Orkane Trotz zu bieten vermocht, da einige hundertjährige schwarze Fichten, die hier eingewurzelt waren, gebrochen von dem Sturme fortgeführt werden.

Aber es ist nun einmal so; sie haben Trotz geboten, ohne eine Minute von der unabänderlichen Linie, die sie verfolgten, abzugehen, ihr mögt nun glauben oder nicht. — Unter Sturm und Brausen kommen sich die zwei menschlichen Gestalten entgegen. Plötzlich erschien am Horizonte eine von Licht glänzende Halbkugel, deren feuriger Schein sich mit der Finsterniß des Zeniths durch einen Regenbogenschein verschmolz. Aus der Mitte dieses blendenden Feuerherdes sprüheten ungeheure Lichtsäulen auf, die, sich zu unermeßlichen Höhen erhebend, den Himmel, die Erde und das Meer verhüllten.

Von diesem bengalischen Naturfeuer beleuchtet, streckt auf dem sibirischen Vorgebirge ein auf den Knieen liegender Mann mit einem Ausdrucke ungeheurer Verzweiflung die Arme nach Amerika aus.

Auf dem amerikanischen Vorgebirge explicirt eine junge und reizende Frau die verzweifelte Geberde des Mannes, indem sie gen Himmel zeigt. Nur einige Secunden treten diese beiden großen Figuren bleich und schwermüthig bei dem Schimmer des Nordlichtes hervor. — Auf einmal verdickt sich der Nebel und sie verschwanden.

Woher kamen die beiden Wesen, die sich unter den Eisbergen des Nordpols, an den äußersten Enden des Welttheils begegneten? Wer waren diese beiden Geschöpfe, die durch eine trügerische Luftspieglung für einen Augenblick lang einander nahe gebracht wurden, die aber für die Ewigkeit getrennt zu seyn schienen?...

Die Antwort wird man im 13. Capitel des 9. Bandes finden. Der Anfang des ersten Capitels, überschrieben „Morok", lautet: Der Monat Oktober 1831 nahete seinem Ende. Gottlob, daß wir grade mit einem Monat fortgeschritten. — Im Prologe nämlich ging der Monat September seinem Ende entgegen.

Die Post eilt, wir müssen schließen und die wißbegierigen Leser auf die löblichen Leihbibliotheken verweisen. Vielleicht kommen wir noch darauf zurück. Vor der Hand sey gemeldet, daß ein hiesiger Buchhändler dem Werke eine Karte von Sibirien gratis beigeben will! — Ein hiesiger Parfümeur fabricirt ewige Juden-Pomade und eine Putzmacherin wird nächstens „ewige Juden-Häubchen" ankündigen.

Reiseskizzen.

(Von Wilh. Wagner.)

IV.

Schon hatte die Sonne fast ihren Höhepunkt am Himmel erreicht, als ich an Bord des „John Cockerill“ ging. Wie ein gefangener Dämon tobte der Dampf in dem engen Schlot und stieg brausend und qualmend empor; unter dem Kessel glühte ein infernalisches Feuer, das von seinem Schürer mit angefeuchteten Kohlen emsig genährt wurde; die ehernen Arme der gewaltigen Fluthbekämpferin ruhten noch, aber sie waren bereit und gerüstet zum Kampf. Es hatte zum zweiten Mal geläutet und auf dem Verdecke rannte Alles durch einander. Hier die geschäftige Mannschaft des Bootes, dort die unter der Last von Koffern und Kisten keuchenden Träger, hier Landleute mit schwer beladenen Körben, dort andere in blauem Kittel und mit knotigem Stock, hier eine ängstlich besorgte Mutter mit ihrem Knaben an der Hand, dort eine alte Jungfer mit zwei Hutschachteln und einem Hündchen bepackt, hier fröhliche Studenten und dort ein ernster bedächtiger Familienvater mit Gemahlin und Gefolge. Das war ein Lärmen und Drängen, Abschiednehmen und Händedrücken, Zanken und Anordnen, daß man betäubt wurde. Da läutete es zum dritten Male; der Qualm im Schlot hörte auf zu brausen, die Räder begannen ihren gewaltigen Umschwung, der Steuermann gab dem Schiff seine Richtung, und eilig zog es davon. Bald aber ordnete sich das bunte Chaos zu freundlichen Gruppen; die Passagiere nahmen auf Bänken und Stühlen Platz oder gingen auf und nieder, die Einen in ruhiger Betrachtung der herrlichen Gegend, die Andern plaudernd und sich mit einander befreundend, Diese die Schiffsgesellschaft musternd und Jene ihr Reisegepäck nochmals anordnend.

Der Name des John Cockerill, den unser Dampfschiff trägt, gehört zu den denkwürdigsten der neuern Zeit. Sie ist mehr als irgend eine frühere der Entwickelung materieller Interessen zugewendet, und wie die finanziellen in dem Hause Rothschild, so finden die industriellen in dem Hause Cockerill ihren hervorragenden Repräsentanten. „Wenn die Thätigkeit des ersteren — bemerkt der Verfasser einer Lebensskizze Cockerills — glänzender in die Augen fällt, weil sie mit Einem Schlage zugleich das Wohl so vieler Personen in den verschiedensten Ländern zu heben und zu erschüttern vermag, so ist dagegen die Thätigkeit des letztern wohlthätiger und den Geist ansprechender. Der Finanzmann handelt mehr für sich, der Industrielle verleiht dem Lande Wohlstand, dem Dürftigen Arbeit und Brod.“ Unter den Brüdern James, William und John war dieser der jüngste und wurde im Jahr 1790 zu Washington in Lancashire geboren. Nachdem sein Vater mit den ältern Brüdern nach Verviers gegangen war, blieb John in England bei Verwandten zurück; er verlebte eine wenig heitere Jugend und mußte sich mancher harten Prüfung und Entbehrung unterziehen, so wie er auch später im Geschäfte seines Vaters von der Pike auf diente. In Lüttich wurde der erste Grund zu den kolossalen Unternehmungen gelegt, welche den Namen Cockerill über die ganze Welt verbreiteten, und wie einige Jahre später, besonders durch die unermüdliche Thätigkeit von John Cockerill das wahrhaft großartige Etablissement zu Seraing ins Leben gerufen wurde, ist allen Freunden der Industrie genugsam bekannt. Er starb im Jahre 1840 zu Warschau, von wo sein Leichnam nach Seraing gebracht wurde. Wenn man die Geschichte dieses ausgezeichneten Mannes liest, so weiß man nicht, worüber man mehr erstaunen soll, ob über den durchdringenden Blick und die Kraft des Genies, ob über die unermüdliche Thätigkeit und nicht zu erschütternde Ausdauer seines Willens, oder ob über das seltene Talent, das er als friedlicher Feldherr in seinen riesenhaften Etablissements und weit verzweigten Spekulationen entwickelte. Seine Verdienste sind unbestritten und in den Annalen der Kulturgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts wird sein Name glänzend verzeichnet bleiben.

Unser stattliches Boot setzte rasch seinen Lauf fort, und bald kamen wir an Biebrich's reizend gelegenem Schloß, an Schierstein's lieblichen Obstbaumgruppen und an Walluf's freundlichen Wohnungen vorüber. Immer weiter und schöner entfaltete sich das herrliche, vielgepriesene, schon oft, aber stets ungenügend beschriebene Rheingau. Ich will eine Schilderung desselben nicht versuchen. Die Schönheiten der Natur wirken erhebend auf jedes empfängliche Gemüth, und wer wollte dem Schönen seine Huldigung entziehen! Ohne es würden wir in Gleichgültigkeit versinken und die Poesie des Lebens würde uns fehlen. Mit Recht hat ein Dichter gesagt:

„Schönheit ist das Weltgeheimniß, das uns lockt in Bild und Wort;
Wollt ihr sie dem Leben rauben, zieht mit ihr die Liebe fort!“

Darum eben ist auch die Jugend so glücklich, weil sie noch glüht und schwärmt für das Schöne, weil noch der holde Liebreiz einer Jungfrau, die poetische Einsamkeit eines romantischen Thales, das seelenvolle Lied eines Dichters und die edlen Gebilde der Kunst sie zu begeistern und aus der engen Wirklichkeit empor zu heben vermögen. Später wendet man sich mehr dem Nützlichen zu, aber diese Jahre sind minder beseligend als jene, wo man noch den Musen und Grazien opfert. Ich unterhielt mich mit einem Bewohner des Rheingaues und beneidete ihn um seinen Aufenthalt in diesem Paradiese. „Ein Paradies?“ erwiederte er. „Vielleicht für die Durchreisenden, doch nicht für uns, die wir es bewohnen. Unsere Gegend ist allerdings sehr schön, aber im täglichen Umgang mit ihr verlieren die Farben an Glanz und Frische. Die Gewohnheit stumpft ab und die Menschen verbittern einander überall durch ihre Thorheiten, Schwächen und Leidenschaften das Leben, so wie auch aller Orten der erschlaffende Einfluß des alltäglichen Thuns und Treibens, der tausend kleinen und großen Sorgen und der körperlichen und geistigen Verstimmungen sich geltend macht. Die wahrhaft frohen und geweihten Stunden und solche, in denen die Anmuth oder Erhabenheit der Natur unser ganzes Herz erfüllen und die Gedanken beflügeln, sind selten. Dazu kommt noch die wunderliche Grille des Menschen, sich immer nach Demjenigen zu sehnen, was er nicht besitzt, und ungerecht zu seyn gegen Das, was er hat. Der Besuch in einer großen Stadt ist für uns Bewohner dieses Paradieses eine wahre Erholung, und oft würden wir gerne unsere lieblichen Thäler und rebenbegränzten Hügel für die Theater, Reunionen und Kunstanstalten der Städter hingeben, besonders dann, wann ein trüber Himmel, wochenlange Regengüsse und rauhe Winterabende uns in der Einsamkeit des Zimmers festgebannt halten. Darum beneiden Sie uns nicht allzu sehr um unser Paradies, doch genießen Sie den jetzigen Au-

genblick, bewundern Sie die herrliche Gegend und lassen Sie sich durch meine nüchternen Betrachtungen nicht irre machen. Es gibt des Schönen gar viel in der Welt, und das Beste besteht darin, daß für die nöthige Abwechslung gesorgt ist, und daß ein Jeder sein Theilchen Leid und Freude erhalten hat." Unter diesen und ähnlichen Betrachtungen und Naturbeschauungen näherten wir uns einem der reizendsten Punkte des Rheingaues, jener Höhe, von welcher das Schloß Johannisberg weit hinabblickt über den Strom und die Ebene.

Die Gründung eines Benediktiner-Klosters erfolgte hier 1106 von dem Mainzer Erzbischof Ruthart II., und 1132 wurde das Kloster zur Abtei erhoben. In den Jahren 1525 im Bauernaufruhr, 1552 durch den Streifzug Albrechts von Brandenburg und 1631 — 35 durch die Schweden litt die Abtei so bedeutend, daß sie kurz nachher für eine geringe Summe verpfändet wurde. Nachdem das Gebäude 1716 an das Stift Fulda gekommen war, errichtete der Fürstabt Adalbert von Waldersdorf das jetzige Schloß, welches seit 1803 mit seinen Besitzern häufig wechselte und im Jahr 1816 dem Fürsten Metternich zufiel. Die innere Einrichtung soll eben so bequem als geschmackvoll seyn und der jetzige Eigenthümer pflegt einen Theil der schönen Jahreszeit hier zuzubringen. Den köstlichen und weltberühmten Johannisberger, der auf diesen Höhen an der warmen Sonne reift, haben wir den vor vielen Jahrhunderten seine Reben hier pflanzenden Benediktiner-Mönchen zu verdanken. Dieser Orden ist der älteste der katholischen Kirche und kein anderer konnte sich an Macht und Einfluß mit ihm vergleichen; über ganz Europa verbreitet, besaß er im 15. Jahrhundert über 15,000 Klöster und unermeßliche Reichthümer, wurde aber von den Stürmen der Reformation gewaltig erschüttert und seines Ansehens beraubt. An dem großen und von Jahrhundert zu Jahrhundert langsam voranschreitenden Werke der europäischen Civilisation haben die Benediktiner in reichem Maße mitgewirkt; in ihren Schulen wurden Wissenschaften und Künste gepflegt und der Anbau ihrer Ländereien war ein Vorbild für jene Zeiten, wo noch Bären und Wölfe in Deutschlands Wäldern hausten und noch weite Distrikte der Urbarmachung entgegen sahen. — Doch, eilig weiter zieht unser Schiff und schon ist der Johannisberg unsern Blicken entschwunden.

Korrespondenz.

Hamburg, 25. Juni.

Dem. Julie Herrmann, von unserm Thaliatheater, die auch bei Ihnen noch in gutem Andenken steht, gastirt gegenwärtig in Berlin. Die Berliner Zeitungen (die Vossische und die Spener'sche) lassen ihrem schönen Talente volle Anerkennung widerfahren; ich bin so frei, Ihrem vielgelesenen Blatte einige Worte aus einem Privatschreiben aus Berlin mitzutheilen, in welchem es heißt: „Dem. Julie Herrmann gastirt hier am Königstädter Theater mit ungetheiltem Beifall. Auf Allerhöchsten Befehl spielte sie an einem Abend, im königl. Schloßtheater zu Charlottenburg, zwei ihrer besten Rollen, Emilie in „Emilien's Herzklopfen" und Guste in „Köck und Guste." (Letzteres Stück gefällt außerordentlich und wird den besten Angely's an die Seite gesetzt. Weniger sprach Mariette und Jeanneton an: das Stück wurde aber, mit Ausnahme der Dem. Herrmann, von allen Mitspielenden total verhunzt, und ohne den geringsten Aufwand an Costümen und Decorationen gegeben.) Der Gastrollen-Cyclus der Dem. Herrmann, welcher auf sechs Rollen festgesetzt war, ist auf 12 Rollen ausgedehnt worden." Auch ein Artikel im gestrigen Hamb. Corresp. berichtet sehr Vortheilhaftes über das muntere, frische Spiel der jungen Dame; wenn aber am Schlusse dieses Berichtes hinzugefügt wird, daß Hr. Cerf dieselbe auf's neue für seine Bühne zu gewinnen hoffe, so freuen wir uns, mit ziemlicher Bestimmtheit versichern zu können, daß die hier so beliebte Künstlerin zum Winter zur freundlichen Thaliabühne, deren Hauptzierde sie ist, zurückkehren wird. Das hiesige Publikum, Hr. Maurice und hoffentlich sie selbst auch — Alle werden auf diese Weise auf's vollkommenste befriedigt seyn. — Da einmal vom Königstädter Theater und vom Gastspiel der Dem. Herrmann die Rede ist, kann ich nicht umhin, des in letzter Zeit so vielgenannten Feuilletonisten der Allg. Preuß. Zeitung, des wohlbekannten Hofraths Rousseau auch einmal zu erwähnen. Sein „bieberartig zusammengetragener" Conversationslexicons-Artikel über „Mariette und Jeanneton oder die Heirath vor der Trommel" (im Blatte vom 23. Juni) hat hier ungeheure Heiterkeit erregt und ich versäume daher nicht, Ihre Leser auf diesen originellen und in seiner Art klassischen Artikel hinzuweisen. „Mariette und Jeanneton" war im vorigen Winter ein Kassenstück auf dem Thaliatheater, das einige dreißig Mal gegeben wurde und wegen der trefflichen Besetzung (die Herrmann, Scheurich, Börner und Wilke) und hübschen Scenirung von Jedermann mit Vergnügen gesehen ist. Wie macht es nun der gelehrte Hofrath Rousseau bei Besprechung dieses Stücks? Hören Sie! Zuerst handelt er von den Trommelstücken im Allgemeinen, und daß solche auf der alten deutschen Bühne sehr beliebt gewesen seyen; dann vom Zusammenhang der englischen und deutschen Bühne (dabei gelehrte Citate aus Tieck: altdeutsches Theater); ferner werden wir belehrt, daß seit dem Jahre 1600 englische Komödianten in Deutschland reis'ten, daß Jakob Ayrer, ein Zeitgenosse von Hans Sachs, ein Lustspiel: „der überwunden Trummelschlager" geschrieben habe, dessen vollständiger Inhalt erzählt wird. Jetzt ein salto mortale, mit der geistreichen Bemerkung, „daß in neuerer Zeit auch die Franzosen Vergnügen daran gefunden, kleine und große Rataplans auf die Bühne zu bringen", und Hr. Rousseau ist bei „Mariette und Jeanneten" glücklich angelangt. Der Darstellung wird nur en passant erwähnt, auch die Gastin scheint sich nicht den vollkommenen Beifall des grundgelehrten Herrn erworben zu haben. Doch genug und schon zu viel davon! — Mad. Josephine Weiß aus Wien wird mit einer aus 36 Kindern bestehenden Balletgesellschaft in den nächsten Tagen von Berlin hier eintreffen. Die Darstellungen dieser trefflich eingeübten Kinder werden als sehr reizend und anmuthig gerühmt. Auch die früher schon einmal todtgesagte und mehr durch diesen Vorfall als durch ihre Leistungen berühmte „erste deutsche Improvisatrice" Mad. Leonhard-Lyser wird sich am nächsten Donnerstag im Stadttheater hören lassen — wie es in der Ankündigung heißt — „nach gegebenem Thema und Endreimen eine Improvisation veranstalten." Wir wünschen dazu Glück und vor Allem — ein zahlreiches Publikum. — Der oldenburgische Hofrath Julius Mosen war von seiner neuen Heimath aus auf einige Tage zum Besuche in Hamburg.

Mainwasser-Wärme.

Samstag, 29. Juni, Morgens 8 Uhr: 16 Grad. W. Gerlach.

Theater-Anzeige.

Samstag, 29. Juni. Der Wasserträger, große Oper in 3 Abth., Musik von Cherubini.

Sonntag, 30. Juni. Hamlet, Trauerspiel in 5 Abth., nach Shakespeare von Schlegel. (Gastrolle) Hamlet: Hr. Hegel, vom Hoftheater zu Detmold.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Herausgegeben
von
J. L. Heller.

Zwei und zwanzigster Jahrgang.
Juli — Dezember 1844.

Frankfurt am Main,
Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Inhalts-Verzeichniß der Didaskalia.

Juli bis Ende December 1844.

Gedichte.

Erzählungen.

Vermischte Aufsätze.

Correspondenzen.

Literatur.

Musikalische Literatur.

Frankf. Lokalangelegenheiten.

Theater, Conzerte.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 180. Montag, den 1. Juli 1844.

Die Braut von Madrid.

Zweite Abtheilung.

„Mein König!“ sagte Uzeda, „wir dürfen ein solches Verbrechen nicht ungestraft lassen . . . Wir haben ihn entweichen lassen, ohne nur zu wissen, wer er ist.“

„Ihr habt Recht,“ erwiederte der König mit erzwungener Gleichgültigkeit; „man muß erforschen, wer dieser Mann ist. Don Enrique, schaut ein Mal durch das Fenster, ob er schnell durch den Hof geht, um unserer Verfolgung zu entgehen.“

„Nichts weniger als das,“ sagte Don Enrique. „Er geht ruhig und ohne Furcht von dannen.“

„Zwei meiner Alguasils sollen ihm folgen,“ befahl der König. „Sie sollen sich im geheimen nach ihm erkundigen.“

„Diese Sorge ist ganz unnöthig, Sire,“ unterbrach ihn eine Stimme, die aus dem Gewühl hervortrat. „Wenn Sie mir die Gnade einer Audienz bewilligen wollen, so werde ich den Schleier des Geheimnisses lüften, das durch keinen Andern ergründet werden kann.“

„Wie, Juan von Badesillas!“ rief der König aus; „Ihr kennt diesen Mann?“

„Ja, Sire, und wenn wir allein seyn werden . . .“

„Ihr seyd ein treuer alter Diener meines Hauses,“ sagte Philipp III. nach einer kleinen Pause — „Euch kann ich vertrauen . . . Verweilet!“

Und er gab ein Zeichen, daß die ganze Versammlung, die durch die seltsame Erscheinung in große Verwirrung gerathen war, sich entferne.

Der König nahm wieder das Wort. — „Wie heißt dieser Mann?“

„Don Ruiz von Soria.“

„Diego's Bruder?“

„Derselbe, den ganz Madrid schon seit langer Zeit für todt hielt.“

„Ganz Madrid, nur ich nicht . . . und noch ein Anderer,“ entgegnete der König.

„O! meine Ahnung! . . . Sie wußten darum?“

„Ja . . . Aber weder Ruiz, noch sonst Jemand darf ein Wort davon erfahren. Ich zähle auf Euer Versprechen, Juan von Badesillas.“

„Ich werde gehorchen, Sire.“

Philipp III. schien sich zu sammeln und über einen wichtigen Entschluß nachzusinnen. — „Hört mich aufmerksam an, Senor, und bereitet Euch vor, mir in der Sache zu dienen, die ich beschlossen habe.“

„Sire! schonen Sie Don Ruiz,“ flehte Badesillas, „er hat Sie auf's höchste beleidigt — — aber —“

„Es muß einem Jeden Gerechtigkeit werden,“ unterbrach ihn der König; „und seyd versichert, Senor, daß bei dieser strengen Vertheilung ich nicht den gelindesten Theil erhalten werde. Ich habe für Don Ruiz Beleidigungen kein Gedächtniß mehr. Ich lasse ihm seine Freiheit, aber nur unter der Bedingung, daß er sein Incognito streng beobachtet, bis ich ihm erlauben werde, sich öffentlich zu zeigen. Um einem zweideutigen Gerücht vorzubeugen, soll die schöne Gräfin von Soria die Zurückkunft ihres Gemahls in dem Schloß Doveda abwarten. Was Don Diego anbelangt, sagt seinem Bruder, daß seine Freilassung noch einen kleinen Aufschub erfordert. Daß ihm aber alsdann völlige Gerechtigkeit widerfahren soll.“

Der König legte einen besondern Nachdruck auf diese letzten Worte, und Badesillas, der immer geneigt war, das Schlimmste von Diego zu denken, sah in diesem Ausspruch eine gewisse Rechtfertigung seines Argwohns. Er verließ nach kurzer Zeit den Palast, und stattete Ruiz den Erfolg seiner Unterredung mit dem König ab.

Als Philipp III. allein war, bemächtigte sich seiner eine große Aufregung. Er durchlief mit eilenden Schritten das Zimmer, blieb zuweilen plötzlich stehen, strich mit der Hand über seine Augen, wie um seine Gedanken zu billigen, denn er schien von einer düsteren Stimmung beherrscht zu seyn. Seine Züge, die vor den Jahren gealtert waren, schienen sich in dem Wiederschein einer edlen Handlung zu verjüngen . . . Plötzlich rief er aus: „O! nur zu lang schon bin ich der Sklave der Verräther! Ein Mal in meinem Leben will ich König seyn, um Gutes zu thun. Dieser Don Ruiz hatte Recht, den Scepter zu beschimpfen, der von unwürdigen Händen geführt wird. O, Philipp! O, Carlos! wenn ich bis jetzt nicht Eurer Spur gefolgt bin, so will ich mich wenigstens an Denen rächen, die mich zu Grunde richten wollten.“ Er ergriff mit zitternder Hand eine Feder und ein Stück Pergament:

„Mit dem Niederträchtigsten müssen wir den Anfang machen.“

„Don Fernand Ramirez. Ich befehle Euch, Don Re-

„derich Calderon gefangen zu nehmen, und ihn zu tödten, „wenn er sich widersetzen sollte."

Am Abend dieses merkwürdigen Tages unterhielt man sich in ganz Madrid von Don Roderich's unerwarteter Ungnade. Er war vom Volk gehaßt, von den Großen verabscheut, wie alle Günstlinge der Könige. Der Graf von Oliva fand in seiner Erniedrigung weder Anklang, noch Mitleid. Nur die Furcht hatte seither seinen Feinden den Mund geschlossen; sie rächten sich, indem sie jetzt als öffentliche Ankläger gegen ihn auftraten. Er wurde des Mordes, der Vergiftung, der Hexerei, der Erpressung, kurz aller nur erdenklichen Verbrechen angeklagt, und nicht eine Stimme erhob sich, um ihn in Schutz zu nehmen.

Ferdinande, von Allem unterrichtet, was vorgefallen, schwebte in der peinlichsten Angst. König Philipp's anscheinende Milde gegen Don Ruiz konnte sie nicht finstere Absichten verbergen, seine Rache nicht um so heftiger nachher hervortreten?

Wie es nun immer seyn mochte, während der ganzen langen Dauer des Prozesses von Roderich Calderon wurden weder Badesillas, noch Don Ruiz an den Hof beschieden.

Aber den Tag vor der öffentlichen Hinrichtung dieses Günstlings, dessen merkwürdiges Leben ein so trauriges Ende nahm, kam ein königlicher Offizier auf das Schloß Doveda, um Badesillas und Ruiz, die beide an dem Krankenlager der Marquisin saßen, aufzusuchen. Er behändigte Don Ruiz ein mit dem königlichen Wappen gesiegeltes Schreiben, welches folgende Worte, von Philipp III. selbst geschrieben, enthielt:

„Ich, der König, erwarte morgen frühe 8 Uhr in dem „Audienzsaal meines Palastes Don Ruiz von Soria, nur „in Begleitung des Don Juan von Badesillas, Comthur „von Oceana."

„Ich bin beauftragt," sagte der Ueberbringer des Schreibens, nachdem es Badesillas laut vorgelesen hatte, „Don Ruiz von Soria zu bitten, in derselben Maske zu erscheinen, in der er sich bereits am Hofe gezeigt hat."

„Ich werde gehorchen."

„Auch soll ich Ihnen bemerken," fuhr der königliche Bote fort, „daß Ihr Bruder in derselben Stunde vor Seiner Majestät erscheinen wird."

Der Offizier entfernte sich, und die Marquisin rief auf ihrem Schmerzenslager aus: „Meine Freunde, trauet dem König nicht . . ."

Ferdinande versuchte ihre Mutter zu beruhigen, allein es ergriff sie gleichfalls eine Todesangst.

„Morgen also ist der Tag, wo ich meinen Bruder wiedersehen werde!" rief Don Ruiz aus.

Und Badesillas dachte: Morgen werden wir die Wahrheit erfahren.

(Fortsetzung folgt.)

Zweiter Brief über den ewigen Juden.

Leipzig, 27. Juni.

In meinem gestrigen Bericht habe ich es versucht, Ihnen den Eindruck zu schildern, den das bloße Erscheinen des ewigen Juden hier gemacht. Sie werden inzwischen vielleicht auch schon so glücklich seyn, den längst Ersehnten zu Gesicht zu bekommen, und werden sich gewiß wundern, wie in unserer so indifferenten Zeit und noch dazu in einer so materiellen Stadt wie Leipzig die erste Lieferung eines seyn sollenden Romanes solch' gewaltiges Aufsehen machen kann. Aber wenn Sie beim ewigen Juden kalt geblieben, so ist das bei uns ganz anders der Fall; denn unsere Extase hat ihren sehr richtigen und gültigen Grund!

Denken Sie sich einmal... das erste Kapitel dieses ewigen Juden... von Eugene Sue in Paris geschrieben... spielt ganz nahe bei Leipzig!... und zwar in Möckern!! O Möckern! Möckern! wie hättest du je Das geträumt?! Möckern mit dem schlechten Gosebier und noch schlechtern Schweinsknöchelchen, Möckern, das bescheidene Dörfchen, ist nun eine solche Berühmtheit geworden, ist nun ein Mekka, nach dem alle Roman-Leser und Leserinnen wallfahren und für immer wallfahren werden!

Es ist seltsam, aber doch natürlich! Herr Sue sah es endlich ein, daß er eigentlich unserm Leipzig den größten Theil seines Ruhmes verdankt, dem Leipzig, das durch die zahlreichen Uebersetzungen und Nachdrücke seine klassischen „Geheimnisse" in aller Welt verbreitete, und er vergalt unserm Leipzig, indem er ihm in seinem unsterblichen „ewigen Juden" ein Plätzchen einräumte. Aber warum gerade Möckern? warum nicht Leipzig selbst? warum nicht das Rosenthal? die andern zahllosen Dörfer um Leipzig? warum nicht Gohlis, Stötteritz, Eutritz, Connewitz, Lützschena u. s. w.? — Hat auch seinen triftigen Grund!.. Leipzig, dachte Hr. Sue, ist schon hinlänglich berühmt durch die Messen, durch Auerbach's Keller und den Literatenverein, durch die Putzmacherin Süsmunde Rosenlaub und den Filialverein gegen Thierquälerei. Das Rosenthal ist weltbekannt durch die zudringlichen Mücken, den Knoblauchgeruch und die Pfeffendbäckerinnen; — Gohlis hat einen Ruf wegen Schillers Stube und den langweiligen Reden, die alljährlich bei deren Bekränzung gehalten werden; Stötteritz ist bekanntlich die gefürchtete Nebenbuhlerin Leipzigs und wurde schon übrigens in einem Epos, betitelt: „Das schöne Hannchen von Stötteritz" besungen; — Connewitz ist unsterblich, weil sich in dem dortigen sächsischen Kaffeegarten eine Büste von Socrates befindet, die unserm hiesigen Legationsrath und Dichter Gerhard sehr ähnlich ist; — Eutritz ist weit und breit bekannt und gefürchtet wegen den in der Schneiderkneipe häufig sich wiederholenden Keilereien und Prügeleien; — Lützschena ist sowohl in der künstlerischen als in der kameralistischen Welt durch die Bildergalerie und Merinosschafe des Hrn. Baron v. Speck renommirt; Möckern aber hat außer dem bischen Gebeine, welche die in der Schlacht 1813 Gefallenen zurückgelassen, und dem schlechten Gosebier nichts, rein nichts Repetirliches, und es war also die höchste Zeit, daß Hr. Sue es vor dem sichtbaren Untergange rettete und es nun zu einem renommirten weltbekannten Orte umgestaltet. — Der Schauplatz in Möckern ist ein Speicher, der von einer vierarmigen kupfernen Lampe beleuchtet wird. Eine Leiter, deren Sprossen über die Oeffnung einer Fallthür hervortreten, dient zur Treppe. Auf dem Fußboden liegen hier und da eiserne Ketten, Halseisen mit spitzigen Stacheln, Maulkörbe mit spitzigen Nägeln, lange Stangen von Stahl u. s. w. In einem Winkel steht ein kleines zinnernes Kohlenbecken, Kohlen liegen darin auf Hobelspänen aufgeschichtet und erwarten die Funken, um aufzuflackern. In einer andern Ecke liegen antike Waffen, z. B. ein Panzerhemd, ein Streitkolben und zwei dreikantige Piken mit festen Schaften von Eichenholz, woran noch... frische Blutflecken

sichtbar sind. Unter diesem Arsenale mörderischer Waffen befindet sich auch eine Sammlung von kleinen Glaskästchen, Rosenkränzen, Paternostern, Medaillen, Heiligenbildern und eine große Anzahl in Freiburg (an der Unstrut, in der Schweiz, oder in Baiern?) gedruckter Tractätlein.

Von einem der Querbalken des Daches hing ein Gemälde auf Leinwand herab, wie man deren als Aushängeschilder auf dem Jahrmarkte unter den Buden sieht. Die Ueberschrift der Leinwand lautete: Die wahre und merkwürdige Bekehrung des Ignatz Morok, mit dem Zunamen der Prophet, so sich im Jahre 1828 in Freiburg zugetragen hat. Das Gemälde war in drei Felder eingetheilt, worin in drei Bildern die wichtigsten Momente aus dem Leben des Propheten vorgestellt waren; unter dem ersten Bilde liest man:

Im Jahre 1820 ist Morok Götzenanbeter; er flieht vor den wilden Thieren.

Unter dem dritten Bilde liest man: Ignatz Morok ist bekehrt; die wilden Thiere kriechen zu seinen Füßen. —

Durch die offen stehende Fallthüre dringt ein scharfer, herber, durchdringender Geruch in den Speicher; von Zeit zu Zeit hört man lautes und gewaltiges Röcheln, tiefe Athemzüge, begleitet von dumpfem Getöse, wie das großer Körper, die sich schwerfällig auf dem Fußboden recken und strecken.

Ein Mann von ungefähr vierzig Jahren, von mittler Größe, außerordentlich mager und hager, von schwarzbrauner Gesichtsfarbe, mit langen, auf die Schultern steif herabfallenden gelb-blonden Haaren, mit einer schmalen, kantigen und gebogenen Nase, hervorstehenden Backenknochen, die von einem langen blonden, fast weißen Barte umsäumt sind, in einen blutrothen und schwarzgefütterten Pelzrock eingehüllt, befand sich ganz allein auf dem Speicher.

Der Speicher ist in dem Gasthofe zum weißen Falken in dem bei Leipzig gelegenen Dorfe Möckern, um 4 Uhr Nachmittags, zu Ende des Monats Oktober im Jahre 1831; der Mann im schönen Pelze ist der Thierbändiger Morok mit dem Beinamen der Prophet. — Er setzt sich vor einen Tisch, öffnet darin ein geheimes Fach, nimmt von mehreren Paketen eines heraus, welches nur eine Ziffer, die mit einem Buchstaben des Alphabetes in Verbindung stand, zur Aufschrift hatte, steckt es in die Tasche seines Pelzrockes und schließt das geheime Fach des Tisches wieder ein. — Nach einigen Sekunden erbebt der Speicher von einem heisern und unterirdischen Gebrülle.

— Schweig', Judas, sagt der Prophet mit einem drohenden Tone. Bald darauf erdröhnte der Speicher wieder von einem furchtbaren, einem fernen Donner ähnlichen Brummen.

Schweig, Cain! rief der Thierbändiger, aufstehend, aus. Plötzlich vernimmt er zum dritten Mal ein horrentes Gebrüll. Willst du schweigen, Tod! schrie Hr. Morok auf, stürzte nach der Fallthüre, und da sich sowohl mehrere Doggen, als auch alle wilden Thiere so ungehorsam zeigten und so rebellirten, so nahm er eine Pike, bestieg die Leiter und wollte seinen Thieren einen Besuch abstatten, als Jemand mit einem braunen Gesichte, in einem grauen Hut, einer kurzen Jacke, einem grüntuchenen weiten Beinkleide, ledernen Gamaschen, eine Jagdtasche auf dem Rücken, hereintrat, und sich in deutscher Sprache über die Thiere beklagte, die bei seinem Eintritte aufgesprungen und ihn nicht erkannten. — Hr. Morok überhört es, und fragt ihn mit einem fremdartigen Accente: Gute oder schlechte Nachrichten, Karl? — Gute Nachrichten.

Es stellt sich aus dem Dialoge dieser beiden Helden heraus, daß Morok, der Prophet, seinen Stallknecht (wer weiß, vielleicht ergiebt es sich im vierten Bande, daß er ein Graf ist) Karl ausgeschickt, um zu erspähen, ob sich ein Greis mit zwei Mädchen in der Nähe befinde. — Karl ist so glücklich, ihm zu hinterbringen, daß sie sich eine Stunde von hier befinden und daß sie in einer halben Stunde hier in diesem Wirthshause anlangen werden. Herr Morok freuet sich unbändig, schickt den Stallknecht fort, der ihn warnt, mit dem Greis sich in keine Boxereien einzulassen, trotzdem er den schwarzen Panther Tod erlegen kann, und trotzdem er seinen Compagnon, den Riesen Goliath, überwinden kann, da der Alte, seines grauen Schnurrbartes ungeachtet, entsetzlich stark seyn soll. Herr Karl zieht sich zurück und Morok, der Prophet, bleibt allein in der gespanntesten Erwartung.

Sänger und Turner.

(Auf dem Feldberge, am 23. Juni 1844.)

Heil dem deutschen Vaterland,
Heil dem Land der Eichen,
Wo sich Kraft und Lust die Hand
Unauflöslich reichen;
Wo im fröhlichen Turnei
Kühne Knaben ringen,
Wo die Männer frank und frei
Deutsche Lieder singen!

Wo ein Berg zum Himmel steigt
In den deutschen Marken,
Und so weit die Eiche zweigt,
Schaaren sich die Starken.
Sänger wandern aus und ein
Zwischen Meer und Alpen,
Von der Oder bis zum Rhein
Tönt es allenthalben.

Hat der Deutsche längst gewollt,
Daß es Frühling werde,
Eine neue Sonne rollt
Ueber seiner Erde.
Männerkraft und Liederlust
Sind die Frühlingszeichen;
Frei erhebe sich die Brust!
Laßt die Hand uns reichen!

Vieler Blumen schöner Flor
Schlummert noch verborgen;
Daß er glänzend bricht hervor,
Taget schon der Morgen.
Edel wird die Blüthe seyn,
Darum laßt uns warten;
Bald im lichten Sonnenschein
Prangt der deutsche Garten.

Auf, ihr Turner, ringet fort
In der Heimath Gauen,
Und der Sänger freies Wort
Schalle durch die Auen!
Deutscher Frühlingssonne weicht
Auch die letzte Wolke,
Und kein Volk der Erde gleicht
Dann dem deutschen Volke!

Dr. Eduard Sattler.

Mannichfaltigkeiten.

Die Liste der im Jahre 1842 in der griechischen Kirche Rußlands Gestorbenen männlichen Geschlechts ergeben im Ganzen 916,067. Darunter befinden sich nach den Petersburger Zeitungen folgende, fast unglaublich klingende Alter: nämlich 165 Gestorbene, die ein Alter von 100 bis 105 Jahren erreichten, 113 von 105 bis 110, 43 von 110 bis 115, 27 von 115 bis 120, 16 von 120 bis 125, 10 von 125 bis 130, 3 von 130 bis 135, 1 (in Neu-Tscherkask) von 135 bis 140 Jahren.

Im Jahre 1837 ging ein Kohlenschiff unweit Shields mit Mann und Maus unter, darunter auch ein Passagier „Jeffery", dessen Aeltern ihn tief betrauerten. Dieser Mann hatte sich aber mit noch einem Anderen auf dem Wrack vor dessen gänzlichem Sinken so lange gehalten, bis ein Indienfahrer beide aufnahm und sie am Kap aussetzte. Aus Mangel an Geld und Kredit mußte er sich aber dort sogleich bei einem Falklandsfahrer verdingen, der sofort die Anker lichtete. So hat er nun in jenen Meeren die Jahre seither in steter Arbeit zugebracht, kehrte mit dem Falklandsfahrer zurück, und kündigte seinen erstaunten und freudig erschrockenen Aeltern seine Rückkehr zuerst schriftlich an. — Kürzlich kam ein zu Bermuda aus Zedernholz gebautes Schiffchen von nur 41 Tonnen Gehalt in der Themse an, das den ganzen Ocean von daher in 31 Tagen durchschnitten hatte, und nur mit Schwarzen bemannt war.

Der beliebte Komiker Hr. Franz Wallner hat sein Engagement im Wiener Josephstädter Theater wieder gekündigt, indem das beschränkte Repertoire dieser Bühne seinen Kräften einen zu geringen Wirkungskreis darbietet. Er wird schon mit dem 1. August d. J. dieses Theater verlassen und dann abermals eine größere Kunstreise antreten.

(Breslau, im Juni.) Es sind sichere Kennzeichen vorhanden, daß die durch den Mäßigkeitsverein in Oberschlesien in ihrem Erwerb geschmälerten Schänker einen Versuch machen, durch ein anderweitiges billiges Getränk, welches den Namen Wein führen und durch alle möglichen Mittel hergestellt werden soll, die der Branntweinpest Entführten der früheren Völlerei zurückzugewinnen.

(Frankfurt.) Albert Lortzing befindet sich in diesem Augenblick in unsern Mauern, und wird nach einem Abstecher nach Mannheim wieder zurückkehren. Bis dahin wird es wohl möglich gemacht werden können, eine seiner hier so beliebten Opern: „Czaar und Zimmermann" oder „Wildschütz" zur Aufführung zu bringen, welches für jetzt die eifrigen Vorbereitungen zu „Ferdinand Cortez" nicht zulassen. Lortzing, so liebenswürdig als Mensch wie als Componist, nimmt durch seine Bescheidenheit und seinen socialen Humor hier überall für sich ein.

Korrespondenz.

Mainz, 29. Juni.

Künftigen Donnerstag, 4. Juli, gibt Mad. Stöger-Heinefetter, eine geborene Mainzerin, im großen Saale des hiesigen Casino's ein großes Vocal- und Instrumental-Konzert, das mit Rücksicht auf die dabei mitwirkenden Celebritäten seltene Kunstgenüsse verspricht. In demselben wird außer der sich gegenwärtig in Wiesbaden aufhaltenden berühmten Sängerin Sabine Heinefetter, deren Schwester, Fräul. Kathinka Heinefetter, vor ihrer bald erfolgenden Rückreise nach Paris, mehrere Gesangsstücke vortragen und dadurch sowohl den hiesigen als fremden Kunstfreunden Gelegenheit geben, dieses in Frankreich und Belgien gefeierte Talent näher kennen und schätzen zu lernen. Für die Instrumentalmusik wirken dabei mit: Hr. Heinefetter, erster Cellist der Hofkapelle in Mannheim, und die Herren Foreit und Schmidt, Mitglieder der Hofkapelle zu Wiesbaden, sämmtlich Tonkünstler von bedeutendem Rufe.

Bekanntmachung.

Mehrfachem Verlangen zu entsprechen, haben wir die Einrichtung getroffen, daß das hölzerne Modell des projektirten Feldberghauses, welches am 23. Juni zur Sammlung baarer Beiträge an Ort und Stelle gedient hat, für einige Zeit in der Wilmans'schen Buch- und Kunsthandlung auf der Zeil zur Einsicht aufgestellt seyn wird. Dasselbe ist zum Behufe der Aufnahme weiterer Gaben versiegelt und erlauben wir uns, es in dieser Beziehung der thätigen Aufmerksamkeit des Publikums bestens zu empfehlen.

Frankfurt a. M., 27. Juni 1844.

Die Commission für Erbauung eines Hauses auf dem Feldberge.

Mainwasser-Wärme.

Sonntag, 30. Juni, Morgens 8 Uhr: 15 Grad. W. Gerlach.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 30. Juni. Hamlet, Trauerspiel in 5 Abth. nach Shakespeare von Schlegel. (Gastrolle) Hamlet: Hr. Hegel, vom Hoftheater zu Detmold.

Montag, 1. Juli. (Zum Vortheil der Pensionsanstalt neu einstudirt): Ferdinand Cortez, oder: die Eroberung von Mexico, große heroische Oper in 3 Abth., nach dem Französischen von Castelli, Musik von Spontini. Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. L. Heller. Druck und Verlag von Heller in Mainz.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 181. Dienstag, den 2. Juli 1844.

Die Braut von Madrid.

(Fortsetzung.)

9.

Vor der Hinrichtung.

Don Roderichs Daseyn, dessen geheimer Einfluß nach der Ungnade des Herzogs von Lerma so mächtig in Spanien war, trug vom Anfang bis zu seinem Ende das Gepräge eines geheimnißvollen Verhängnisses. Er war der Sohn eines armen spanischen Soldaten, der in Antwerpen in Garnison lag, und der Franz Calderon hieß; seine Mutter, eine Eingeborne dieses Landes, hieß Maria Saladin. Er wurde bei seiner Geburt von seinem Vater verflucht, der, um sich von einer Last zu befreien, die ihm in seiner Dürftigkeit sehr fühlbar wurde, beschloß, das Kind zu entfernen. Eines Tages steckte er den kleinen Roderich in einen Sack, und ließ ihn die Stadtmauer hinunter.

Indessen quälten ihn sogleich Gewissensbisse. Der Vater fühlte einen Abscheu vor seinem Verbrechen, er eilte, den Sack zu öffnen und das Kind zu befreien. Durch einen unbegreiflichen Zufall hatte der kleine Roderich durch den Fall nicht gelitten, und der rohe Spanier, überzeugt, daß der Himmel mit diesem Zufall im Spiele sey, kehrte mit niedergeschlagenen Augen, seinen Sohn in den Armen, einige Gebete murmelnd, und Gott seiner Sünde wegen, die er begehen wollte, um Verzeihung bittend, nach Antwerpen zurück.

Er that noch mehr. Er zog einen frommen Benediktiner-Bruder zu Rathe, dem er unter dem Siegel der Beichte Alles entdeckte, und befragte ihn: welches Opfer er dem lieben Gott bringen könnte, um sein Verbrechen zu sühnen. Der fromme Bruder rieth ihm im Namen des Himmels: Maria zu ehelichen und seinen Sohn anzuerkennen. Franz Calderon gehorchte, und Roderich bekam einen Namen.

Als er Wittwer war, ging der alte Krieger in sein Vaterland zurück. Da erst entwickelten sich Roderichs Anlagen. Als Page bei dem Vicekanzler von Aragonien, fühlte er sich bald beengt, und diese untergeordnete Stellung sagte seinem strebenden Geiste nicht zu. Durch seine Geschmeidigkeit und Artigkeit erwarb er sich die Gunst einiger einflußreichen Edelleute. Unter diesen befand sich einer, der den Scepter der königlichen Gnade führte, und dessen Stern hell neben Spaniens Sonne leuchtete. Dieser war Don Francesco Sandoval, Marquis von Deria, Herzog von Lerma.

Das war der Mann, den sich Roderich zum Vorbild wählte, und auf dessen Glück er das seinige bauen wollte. Die Wirklichkeit scheiterte auch nicht an seinen Wünschen. Der Herzog von Lerma war die Seele Philipp's III., und Roderich war eben so mit ganzer Seele dem Herzog von Lerma ergeben. Er half mehr als Einer, den Liebling empor zu schwingen, um ihn zu seiner Zeit um so sicherer zu verderben. Er lernte die feine Politik kennen, daß die Gunst der Könige einer einzelstehenden Leiter zu vergleichen ist, auf der man so lange fest steht, als man sich mit Händen und Füßen darauf erhalten kann; auf der aber dem Höfling auf der letzten Stufe bangen muß, weil er seinen Anhaltspunkt vermißt, das Gleichgewicht verliert, zittert, wankt und fällt.

Sein schnelles Emporkommen setzte ganz Spanien in Erstaunen. Er folgte zuerst dem Staatssekretär, dem Grafen Vallalonge in seinem Amt. Von diesem Zeitpunkt an eröffnete sich für Calderon die glänzendste Carrière. Er allein hatte die Führung aller öffentlichen Angelegenheiten, die Gnadenbezeigungen, die Belohnungen, die Wohlthaten, Alles war seinen Befehlen und seiner mächtigen Willkür überlassen. Ein so wunderbares Glück, vereint mit allen äußeren und geistigen Vorzügen, durfte seine Ansprüche auf eine glänzende Verbindung erhöhen. Er vermählte sich in der That in der Glanzperiode seines Glücks mit einer Dame aus Estramadura, Ines von Vergas, Gräfin Oliva.

Wir werden Roderich nicht weiter auf seiner Laufbahn folgen, wo ein jeder Schritt mit Glanz und Sieg bezeichnet war. Wenn wir einen Blick auf die Vergangenheit dieses merkwürdigen Mannes werfen, dessen letzte Stunde naht, so geschah es, um den Contrast seines Glücks und seines Elends hervortreten zu lassen; ein Bild des Jammers, dessen Gleichen sich mit jedem Augenblick in der Geschichte vorfindet.

Am frühen Morgen bemerkte man schon eine große Bewegung in den Straßen von Madrid. Nichts ist geeigneter, auf den Geist des Volks mehr zu wirken, als die Vergänglichkeit des Glücks, die ihm plötzlich in härenem Hemde den Mann vorführt, der noch den Tag zuvor mit einem Stück Purpur bekleidet gewesen.

Die Menge wohnt gerne solchen Hinrichtungen bei, wo die Größe, ihres Schmuckes beraubt, sich vor dem Henker demüthigen muß. An diesem Tag also drängte sie sich herbei,

um dem Tod eines Günstlings, dessen Verbrechen schon lange den Abscheu des Volks erregt, beizuwohnen.

Das Gerüst wurde in der Nacht errichtet.

Die Mitglieder der Bruderschaften des Friedens und der Barmherzigkeit stellten sich auf beiden Seiten der Straßen auf, durch welche Roderich kommen sollte.

Nach und nach trat eine Stille ein, die schwer auf der Stadt zu liegen schien, und man erwartete den Gefangenen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein neues Moment des deutschen National-Bewußtseyns!

Es spricht sich überall aus, mit tausend Stimmen, mit tausend Anklagen: Wir wollen ein Volk seyn, nicht allein in der Heimath, auch in der Fremde. Unsere Märkte sollen nicht mehr vom Auslande überschüttet werden, die Produkte unserer reichen Natur, unseres regsamen Kunstfleißes wollen wir selbst über die Meere führen. Handelsverträge, Consuln, eine deutsche Flotte! ruft es, um die deutsche Produktion draußen zu schützen gegen Piraten, gegen Chicanen, Willkür und Druck. Wehe über die, welche anstehen, dies natürliche Verlangen der deutschen Nation zu gewähren; denn haben wir erst Schutz in der Fremde, treten wir erst auf mit dem Selbstbewußtseyn, welches uns ziemt, dann brauchen unsere Kaufleute an den Küsten über dem Ocean die englischen und französischen Agenten nicht mehr demüthig anzugehen, sie, in ihrer Qualität als Europäer, auch unter ihre Flügel zu nehmen, dann brauchen unsere Fabrikanten nicht mehr den englischen Stempel auf ihre Waaren zu drücken. Wir haben sie in Kunstfleiß und Kunstfertigkeit ereilt und übereilt — nur erst den Stolz, daß wir sagen: es ist deutsche Waare, und unsere Produkte haben gesiegt! — Ehre den Produkten unseres Kunstfleißes, aber ihr Ruhm ist noch jung, etwas älter und anerkannter ist der Ruf unserer Gelehrsamkeit; unsere Literatur fand schon seit drei Decennien im Ausland Anerkennung. Darauf ist doch nun der Deutsche stolz! Auf dem ungeheuren Weltbüchermarkte herrscht seine Farbe; die Werke des deutschen Geistes gehen in unzählbaren Exemplaren durch alle Welt, wo deutsche Sprache gesprochen wird! — Man frage darüber in Leipzig zur Meßzeit nach, und erfahre, wie es mit dem Markt für deutsche Bücher steht, die nicht Gesammtwerke von Todten sind, oder leichte, wohlfeile Modewaare. Es ist viel darüber geklagt, nach den Ursachen geforscht, es sind auch Mittel angegeben, wie dem abgeholfen werden könne, alle bis jetzt vergeblich; aber das große Publikum hat doch vielleicht noch keine Ahnung von dem eigentlichen Nothstande des deutschen Buchhandels. Davon spreche ich hier nicht, es ist ein zu weitläufiges, zu ernstes Thema; nur ein Ehrenpunkt kam mir heute in den Sinn, als ich die letzte Nummer eines Journals durchflog, welches nicht in die Hände des deutschen Publikums kommt, das Börsenblatt für den deutschen Buchhandel. Wurden große Nationalwerke darin angekündigt? Die würden schwerlich Verleger finden, weil die Verleger keine Käufer wissen. Ich fand wie gewöhnlich wohlfeile Ausgaben alter Classiker, noch wohlfeilere Uebersetzungen beliebter Romane, einige nothwendige Schulbücher, einige Pfennigausgaben, Heftliteratur rc. Aber vier Buchhändler kündigen in ein und demselben Blatte ein und dasselbe Werk an; jeder mit vollem Munde sucht zu beweisen, daß er es sey, bei welchem das Publikum das große Werk in reinster, ächtester und wohlfeilster Gestalt erhalten werde. Ist es ein deutsches Werk? Nein. Selbst Schiller und Fr. v. Paalzow und Gräfin Hahn-Hahn würden in vier Ausgaben zugleich in Deutschland nicht reussiren. Das kann nur ein französisches Werk. Ein anerkanntes, gutes? Wäre ein sehr mißliches Unternehmen. Für den Markt paßt nur die Gegenwart. Nein, auch das nicht. Ihre Reize sind abgezehrt. Die Mode speculirt in die Zukunft. Hört! — Die Buchhandlung Meyer und Hoffmann in Berlin kündigt an, daß es ihr gelungen, den bisherigen Herausgeber des deutschen Nationalblattes, Hrn. Hofrath Rousseau, für das große Nationalunternehmen zu gewinnen, nämlich zu einer Uebersetzung des künftig im Feuilleton des „Constitutionnel“ erscheinen sollenden Romans von Eugene Sue, der ewige Jude, welche künftige Uebersetzung des künftigen Buches sie zu spottwohlfeilen Preisen dem deutschen Publikum zu liefern sich zur heiligen Pflicht macht. Im selben Blatte kündigt die Kollmann'sche Buchhandlung in Leipzig an, daß sie denselben ewigen Juden, einmal französisch und einmal deutsch, einmal mit Illustrationen und einmal ohne Illustrationen, korrekt und vortrefflich übersetzt, billigst dem Deutschen darbieten werde. Sie allein sey berechtigt zu dem Unternehmen; denn sie habe mit Eugene Sue deßhalb einen Vertrag geschlossen! Also ist jeder Andere unberechtigt und wird gewarnt, in ihre heiligen Rechte einzugreifen. Einen Dank Deutschlands für ihre außerordentliche Anstrengung, seinen dringendsten Bedürfnissen entgegen zu kommen, fordert sie nicht; aber sie erwartet ihn in der Stille! — Jener Warnung ungeachtet verkündet im selben Blatte die Buchhandlung von J. J. Weber in Leipzig, daß sie ihrer weitverbreiteten Illustrirten Zeitung ein Feuilleton beigeben werde, welches frisch und nagelneu jede Woche eine Uebersetzung der Feuilletonartikel des „Constitutionnel“, Inhalt: Der ewige Jude, bringen solle. Aber die Brockhaus'sche Zeitung, die Leipziger Allgemeine Deutsche Zeitung, publicirt desgleichen ein neues Feuilleton, und dieses neue Feuilleton der Allgemeinen Deutschen Zeitung wird beginnen mit einer Uebersetzung des französischen Romans von Eugene Sue. Ein Roman, der noch nicht erschienen, vielleicht noch nicht geschrieben ist, von dem man Nichts weiß, als den Namen seines Verfassers! Bedarf die Sache eines Commentars? Warum soll es bei den vier Uebersetzungen stehen bleiben, warum nicht sechs, ein Dutzend? warum bringen nicht alle deutsche Zeitungen die Uebersetzung des französischen ewigen Juden, wenn das allein ihnen Zuspruch sichert? Haben wir keine andere Nahrung für den Geist, kein anderes Interesse, warum bekennen denn nicht Alle, offen und ehrlich zugleich: so bettelarm sind wir, solches Publikum haben wir, das nur Fremdes will, so naschhaft gierig auf alles Neue, was in Paris Mode ist und werden könnte, daß wir es nur durch das Versprechen fangen können, ihm frisch zu liefern, was aus den Pariser Schlachthäusern gut oder schlecht auf die Scharren kommt. Ein Name aus der Fremde, kein Genius, nur ein geschickter Arbeiter, dem einmal eine Arbeit gelungen, weil er aus dem reichen Vollen schöpfte und mit grellen Pinselstrichen ein effektreiches Bild auf die Mauer setzte, wo es jeder Gassenläufer anstaunt, weil es so natürlich aussieht, der

ist jetzt der Zauber, welcher das große deutsche Publikum zur Theilnahme aufregen soll. So gläubig ist dies Publikum im voraus, daß es nicht einmal erst sehen und prüfen will, ob das neue Buch gut ist, ob es sich lohnt, dasselbe zu übersetzen, ja, ob der Verfasser selbst es fertig schreiben wird. Es wäre eine Posse, wenn Eugene Sue den Einfall bekäme, die deutsche Nation zu mystificiren, und er schriebe eine Pasquill auf sie, wie er in den Mysterien gewissermaßen eine Panegyrik auf sie lieferte. Nein, das thut nichts, die Deutschen würden doch übersetzen. Aber wenn er ihnen den Possen anthäte und schriebe gar nicht, oder bräche aus Laune ab, oder stürbe in der Arbeit? Würden die vier Uebersetzer wagen, aus ihrem Eigenen einen Schluß zu dichten? Und wenn der Geist der Poesie selbst sie inspirirte, das Publikum würde den Kopf schütteln: Es ist doch nicht Das mehr! Nein, es ist keine Uebersetzung mehr. Aber es ist keine Posse, es ist ein ernsthaftes Drama, in dem der Held mit einer Sentenz schließt, welche ungefähr so lautet: Sprecht von Allem, meine Landsleute, denn ihr seyd unterrichtet wie keine Nation, nur hütet Euch zu sprechen vom nationalen Bewußtseyn, man könnte Euch nachweisen, daß Ihr es aus einer fremden Sprache übersetzt habt.

(Berliner Bl.)

Mannichfaltigkeiten.

(Berlin.) Aus Frankfurt a. d. O. berichtet man einen eigenthümlichen Fall, der an französische, moderne Romanscenen erinnert, und in Deutschland nicht vorzukommen pflegt. Ein Konditor, der sich in derangirten Verhältnissen befindet, ladet seine Freunde zu einem splendiden Gastmahle ein, ißt und trinkt vortrefflich im Kreise der aufgeräumten Zecher, und erschießt sich dieselbe Nacht mit zwei Pistolen. — Voriges Jahr ermordete hier ein 15jähriger Lehrling seinen Meister auf die grausamste Weise. Die gerichtliche Instruktion hat ergeben, daß man bei dem Mörder vorfand: 1) der Räuber Mernig, genannt der Hundssattler, 2) Rinaldo Rinaldini, 3) der baierische Hiesel, 4) der Bundesritter oder das eiserne Kreuz, 5) Treue und Schwur, eine blutige Geschichte. Lauter Romane aus bekannter Fabrik.

(Berlin.) Ein Bierbrauer hat ein neues Bier, Perl-Bier, erfunden, welches nach zahlreichen Attesten alle übeln Eigenschaften anderer Biere nicht hat, dagegen alle möglichen Tugenden, gleichsam die einer Universal-Medizin. Mit ärztlichen, physikalischen und chemischen Attesten für die Industrie wird hier ein sehr wunderlicher Luxus getrieben.

Graf Roy, nach dem König der reichste Grundeigenthümer in Frankreich, hat eine eigenthümliche Manie. Jedes Jahr kauft er nämlich 1000 Morgen Waldung, weil er so viele Tausende besitzen will, als er Jahre alt ist. In diesem Augenblick unterhandelt er wegen des 80sten Tausends.

Der gefeierte Künstler Hr. Emil Devrient hat nun seine Gastrollen auf dem Wiener Hofburgtheater beendigt. Er hat auch diesmal in Wien so auszeichnende Anerkennung und rauschenden Beifall und selbst an den schönsten Sommerabenden so reichen Zuspruch von Seite des Publikums erhalten, daß der Wunsch allgemein wurde, der berühmte Künstler möchte noch einen neuen Cyklus beginnen. Diesem Wunsche konnte er jedoch, theils der schon früher eingegangenen Verpflichtungen mit dem st. Theater in Pesth, theils des nahen Schlusses des Hofburgtheaters im Ferien-Monat Juli wegen, nicht nachkommen.

(Max Bohrer-Molique.) (Stuttgart, 13. Juni.) In diesen Tagen wird Hr. Max Bohrer von seiner amerikanischen Tour zurückerwartet. Er war wohl der erste deutsche Violoncellist, der in Mexiko, Buenos-Ayres und Rio-Janeiro Konzerte gegeben hat. Mit Ehrendiplomen und lobenden Zeitungsartikeln soll er sehr reich versehen seyn, Gold gibt es dagegen für die Virtuosen in der neuen Welt noch weniger, als in der alten. Mögen sich diese Warnung insbesondere die Pianisten zu Nutzen ziehen, welche bereits die Amphionsreise über den atlantischen Ocean vorbereiten. Die Pflanzer der Havannah haben goldene Cigarren nur für Fräulein Elßler, den Klavierspielern werden sie das ächte Naturproduct vorsetzen. Besser ist es dagegen Hrn. Molique in Rußland ergangen, dessen Verdienst mit Ehre und Geld zugleich gelohnt wurde.

Ein französischer Cavallerie-Offizier machte unlängst eine Wette, den 144 Kilometres langen Weg von Saumur nach Tours und zurück, ohne Speise und Trank zu genießen, gehen zu wollen. Er ging um fünf Uhr, nachdem er gefrühstückt hatte, von Saumur fort, und traf nach 54 Stunden wieder ein. Während dieser ganzen Tour regnete es unaufhörlich.

(Aargau.) Zschokke's Goldmacherdorf und Branntweinpest ist in Ungarn ins Serbische übersetzt worden. Ersteres ist schon früher auch in französischer, englischer, italienischer, böhmischer und lettischer Sprache erschienen.

In der Straße Richelieu zu Paris wurde von der Polizei wieder eine Spielhölle vernichtet und der Spielhalter verhaftet. Es waren 28 Personen beim Ueberfalle zugegen, darunter mehrere Damen, die sich unter die Bettdecken des Hauses flüchteten, dort aber alle eingefangen und in Verhör genommen wurden; ihr Schrecken war um so größer, weil die Presse die gute Gewohnheit hat, die Namen in den Berichten über die gerichtlichen Verhandlungen ins Publikum zu bringen.

Korrespondenz.

Bentheim, 28. Juni.

In Bezug auf die Journalstreitigkeit wegen des Begräbnisses eines hiesigen Protestanten, welche sich zu Gunsten des hiesigen Pfarreiverwalters herausgestellt hat, indem der Sohn des Begrabenen selbst vor den Behörden die Unwahrheit der beiden Artikel von Bentheim in der Didaskalia erklärt hat, entsteht die Frage: woher es komme, daß sich eine solche Unwahrheit ergeben könne. Die Antwort ist leicht und wird jedem Untersuchungsrichter gleich klar seyn, nämlich: Man kann auch in einen Menschen etwas hineinfragen, selbst mit dem Willen, blos die Wahrheit hören zu wollen. Daß dies bei der Oeffentlichkeit der Gerichte fast eine Unmöglichkeit ist, ist deren Hauptvorzug vor dem Inquisitionsprozeß. Der Einsender dieses kennt jenen Protestanten, welcher den Steinbacher über das Begräbniß seines Vaters zuerst gefragt hat, als einen redlichen, allem Streite abgeneigten, wahrheitsliebenden Menschen. Aber derselbe war vorher eingenommen, übertrug seine subjective Ansicht auf die Sache selbst,

die erste Antwort genügte ihm gleich, er setzte das Halbe ganz, ergänzte die Nebendinge, und so brachte er fast unbewußt, jedenfalls mit der besten Ueberzeugung, er höre und wisse die volle Wahrheit, diese Thatsache unwahr, wie sie dadurch geworden war, zu einem Andern, den sie ergriff und erhitzte und dadurch den Artikel veranlaßte, der wenigstens bald Starkenburg in Allarm setzte. Was lernen wir daraus? Nicht daß Vorschnelligkeit ein Uebel sey, denn das wissen wir Alle, sondern daß die Wahrheit, welche sich auf Vergangenes bezieht, fast noch schwerer zu wissen sey, als wenn sie erst erdacht werden soll, — daß also auch der ganze kirchliche Streit noch unter dem Richter liegt und daß man in Aburtheilung von Andersglaubenden auch hinsichtlich des Begriffs von Toleranz eine große Vorsicht üben müsse; denn es gibt z. B. jedenfalls viele katholische Geistliche, welche meinen, sie dürften keinen Protestanten nach katholischem Ritus begraben (so wie kirchenrechtlich die Exequien dafür verboten sind). „Denn", sagen sie, „wir müssen dies zum deutlichen Unterschiede beider Confessionen auch den Nichtlesenden geltend machen, damit nicht der Indifferentismus genährt werde, welchem beide Confessionen entgegenwirken sollen; die Leute, und hauptsächlich die Nichtdenkenden, sollen wissen, daß es ein Unterschied zwischen beiden gibt, und sich über die Unterscheidungslehren aufzuklären suchen; das sogenannte Toleriren in Dingen von Gott, Unsterblichkeit, Freiheit und Rechtfertigung ist eine dem Evangelium zuwidersevende Lauheit und Gleichgültigkeit. Diesem Mischmasch und dieser lahmen, blinden, feigen, lauwarmen Charakterlosigkeit wollen wir entgegentreten, aber keineswegs wollen wir thätige Menschenliebe in jeder Noth, Hülfe und Friedfertigkeit nicht üben, sondern sie gegen andere Glaubensgenossen eben so üben, wie gegen unsere, selbst wenn sie es gegen uns nicht thäten; denn das Christenthum gebietet das. Aus diesen Grundsätzen fließt das Gebot der Bischöfe von Würzburg und Passau." Auch dieser Gedanke läßt sich hören und ihm ist nicht mehr auszuweichen. Was ist aber zu thun, damit daraus nichts Schlimmes erfolge? Wir wollen es so kurz wie möglich angeben; denn es ist jetzt keine Frage mehr, daß sich die kirchlichen und religiösen Fragen durchaus in den Vordergrund drängen; sie müssen durch Nachdenken, durch Durchdenken, nicht durch Ueberhüpfen überwunden werden, und können es nur durch jenes. 1. Müssen die Unterscheidungslehren beider Confessionen, durchgesehen von beiden Theilen, bekannt gemacht werden, damit die irrigen Ansichten, Vorurtheile und die Mißverständnisse aus Klatschereien aller Zeit aufhören; denn die Menschen hassen meistens, was sie nicht kennen, und Absonderung wirkt Abneigung. 2. Viele Irrthümer, z. B. daß Katholiken den Charfreitag absichtlich nicht feiern, daß sie an demselben Tage Andersglaubende verfluchen, daß eine Taufe, von protestantischen Geistlichen vollzogen, für ungültig gehalten werde, daß eine blos protestantische Trauung von Katholiken für nicht bindend angesehen werde und Aehnliches von Seiten der Katholiken gegen Protestanten müssen berichtigt werden. 3. Bei Erörterung etwaiger Streitigkeiten muß volles, gleiches und offenes Recht gehandhabt werden. — Die Erfolge von allem diesem werden überraschend seyn. Die Rechtssicherheit wird alle Animosität abschneiden und die Offenheit die heimlichen Klatschereien verschwinden machen. Es ist umsonst, gegen die angeregte Kirchlichkeit, die kein Schaden ist, anzukämpfen, thun wir wenigstens Alles, um den Streit an's Papier zu fesseln, damit er nicht in's Leben trete, gerade wie bei politischen Streitigkeiten öffentliches Besprechen der Ansichten Alles ausgleicht, heimliches Niederdrücken, Verluschen oder Entgegenwirken aber Befürchtungen, Mißtrauen und Unruhe machen. Was die Sache in Bensheim angeht, so räth Einsender den protestantischen Einsendern sich von der Unrichtigkeit ihrer Nachrichten zuerst sich zu vergewissern und dann ihre Anschuldigung wegen Erschleichung der Bescheinigung zurück zu nehmen, damit gar keine Bitterkeit mehr zurückbleibe, da ja seit Menschengedenken in der Bergstraße stets vollkommener Friede zwischen den dicht an und in einanderwohnenden verschiedenen Kirchengenossen bestand.

Kirchheimbolanden in der Pfalz.

Es ist gelungen, zu der am 4. Juli von hier stattfindenden großen Partie auf den Donnersberg die rühmlichst bekannte, in Mainz garnisonirende k. k. österreichische Militärmusik zu engagiren, weßhalb die Besucher unseres benachbarten Berges an benanntem Tage einen ganz besondern Genuß sich versprechen dürfen. Ueber das Fest selbst erscheint ein besonderes Programm.

Rödelheim, 1. Juli.

Im Großherzogthum Hessen sind bekanntlich die bürgerlichen Verhältnisse der Israeliten von einer erleuchteten, mit dem Geiste der Zeit fortschreitenden Regierung auf eine höchst liberale Weise geregelt und längst verbannt aus unserm Gesetzbuche sind die Worte: Judensteuer, Schutzgeld, Leibzoll und wie die Schnurrpfeifereien alle heißen, mit denen die Gewalthaber des Mittelalters jenen merkwürdigen Volksstrom zu umdämmen suchten, der, entsprungen in dem Lande Syrien, sich über alle Theile der Welt ergossen hat. Die segensreichen Folgen dieser humanen Gesetzgebung zeigen sich immer deutlicher; allenthalben in unserm Lande bestreben sich die israelitischen Bewohner desselben, sich der verliehenen Freiheit würdig zu zeigen und in keiner Bürgertugend den christlichen Mitbrüdern nachzustehen. Eine erfreuliche Regung dieses Geistes konnte man wieder bei dem gestern dahier stattgefundenen Konzerte des aus israelitischen Mitgliedern bestehenden Gesangvereins „Concordia" wahrnehmen. Mit Empfindung und Geläufigkeit wurden Lieder der Componisten Kreutzer, Proch, Speier, Reeb rc., Vaterlandsliebe und Lebenslust besingend, vorgetragen und nichts erinnerte daran, daß einst die Ahnen dieser Sänger an den Wasserflüssen Babylons ihr Leid in hebräischen Gurgellauten aushauchten. Die Leistungen dieses Vereins, der von Hrn. Rau mit vieler Gewandtheit geleitet wird, fanden verdiente Anerkennung nicht nur bei den anwesenden jüdischen Glaubensgenossen, sondern auch bei den christlichen, unter welchen man namentlich mit Vergnügen unseren würdigen, von Allen hochgeachteten protestantischen Geistlichen Hrn. Decan Thudichum, so wie den Hauptlehrer Hrn. Candidat Buß bemerkte. Das hier unter den verschiedenen Religionsbekennern bestehende brüderliche Verhältniß ist hauptsächlich das Werk des Erstern, welcher fortwährend den Samen der Duldung ausstreut, ohne jedoch einen farblosen, am Ende in Indifferentismus ausartenden Mischmasch zu begünstigen. Hr. Decan Thudichum verließ unter aufmunternden Aeußerungen über die Tendenz und Leistungen des Vereins das Konzertlokal, das später in einen Ballsaal umgewandelt wurde, in welchem die junge Welt sich noch ein paar Stündchen den Freuden des Tanzes überließ. H.

Mainwasser-Wärme.

Montag, 1. Juli, Morgens 8 Uhr: 15 Grad. W. Gerlach.

Theater-Anzeige.

Montag, 1. Juli. Marie, oder: die Regimentstochter, komische Oper in 2 Abth., nach St. Georges und Bayard, von Gollmick, Musik von Donizetti.

Dienstag, 2. Juli. Die Memoiren des Teufels, Lustspiel in 3 Abth., von Hermann. (Gastrolle) Robert: Hr. Hegel, vom Hoftheater zu Detmold.

Mittwoch, 3. Juli. (Zum Vortheil der Pensionsanstalt neu einstudirt): Ferdinand Cortez, oder: die Eroberung von Mexico, große heroische Oper in 3 Abth., nach dem Französischen von Castelli, Musik von Spontini. Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 182. Mittwoch, den 3. Juli 1844.

Die Braut von Madrid.

(Fortsetzung.)

10.

Die achte Stunde.

Ferdinande hatte die ganze Nacht durchwacht. Ihre Mutter wurde kränker, und der Schrecken, den die unglückliche Frau bei Vorlesung des königlichen Befehls empfand, hatte sich auch ihrer Tochter bemächtigt. Die ganze Nacht war die Marquisin in einem Irrseyn; ohne daß sie es wollte, hatte sie Ferdinanden des Königs Handlungsweise in trüben Bildern vorgeführt; und in der That, die Zusammenkunft der beiden Brüder im Angesicht des Hochgerichts, wo Roderich sterben sollte, der dringende Befehl: Ruiz sollte mit der Maske erscheinen, mit einem Wort, alle diese unbegreiflichen Vorkehrungen erfüllten die beiden Frauen mit Schrecken; denn sie kannten den König nur als Tyrann. Ferdinande ängstigte sich zu todte. Die Minuten schwanden ihr schneller, wie gewöhnlich, und sie zitterte, acht Uhr schlagen zu hören . . . Ein kühner Gedanke überraschte sie, — und, es wäre Wahnsinn gewesen, hätte sie der Versuchung widerstanden. Die Gemächer in dem königlichen Palast waren noch zu ihrer Verfügung. Sie konnte ungesehen sich dahin begeben. So schnell sie diesen Entschluß gefaßt hatte, so schnell war er auch ausgeführt. Sie hüllte sich in einen Mantel ein, und lenkte mit Freude ihre Schritte nach dem Ort zu, der in ihrem Herzen nur traurige Erinnerungen erwecken konnte. Ohne Schwierigkeiten gelangte sie dort hin, denn sie war dort sowohl, wie auf dem Schlosse Doveda, zu Hause. —

Nach einigen Minuten hatte sie die lange Gallerie durchlaufen, und das verschwiegene Gewölbe verrieth ihre Schritte nicht.

Die Thüre des Audienzsaals war nur angelehnt, und sie erblickte den König ganz allein, dem Fenster gegenüber, unruhige Blicke auf den großen Platz werfend. Erschrocken über ihre Kühnheit, blieb sie plötzlich bei diesem Anblick stehen; sie lehnte sich an eine Säule, und gelobte sich, von hier aus Alles zu beobachten, ohne ihre Gegenwart zu verrathen, es müsse denn seyn, um die Verzeihung für Ruiz oder die Gnade für Diego zu erbitten.

Es schlug acht Uhr. Ein Lärm erhob sich auf den Straßen, denn man wußte, daß es der Augenblick war, wo Roderich durch die Geistlichen und die Alguasils herbeigeführt werden sollte. Philipp III. überfiel ein leichtes Erzittern, er zog die Augenbrauen zusammen, was seinem Gesicht einen Anstrich von Härte gab, die Ferdinanden erbeben machte. Er erstaunte wahrscheinlich, daß Er, der König von Spanien, zuerst an dem Ort der Zusammenkunft war.

Aber in dem Augenblick wurde Don Ruiz von Soria und der Comthur Juan von Badesillas gemeldet.

Badesillas trat zuerst ein, und verbeugte sich tief. Ruiz folgte ihm, ging auf den König zu, beugte ein Knie, indem er sagte: „Sire, ich habe Sie schwer beleidigt! Können Sie mir vergeben?"

„Stehet auf," unterbrach ihn der König, mit einem Ausdruck von Güte, der in Ferdinandens Seele einen heilsamen Balsam goß. „Ihr habt mich angeklagt, Don Ruiz, Ihr, der Ihr stets für das Ebenbild Eures Vaters gegolten habt, — ich wollte, wenn auch nicht mich rechtfertigen, doch wenigstens Euch zwingen, einzusehen, daß Ihr zu streng und rasch waret . . . Wenn meine Vergehen nicht entschuldigt werden können, so rechtfertigen sie sich vielleicht durch Thatsachen, die Niemand erfahren wird, als Ihr . . . Don Ruiz, reichet Eure Beschwerden ein, und machet Eure Forderung . . . . Was wünschet Ihr?"

„Gerechtigkeit für meinen Bruder."

„Gerechtigkeit! Gut! Ihr selbst sollt sie ihm sogleich widerfahren lassen. Don Diego ist im Palast. Er ist seit heute von Valladolid zurückgekehrt. Ich hätte ihn zuerst sprechen können, ich wollte aber nicht. Er wird sogleich erscheinen, Ihr werdet Euch mit ihm verständigen. Seht, wie der König sich selbst verleugnet. — Ihr sollt — sein und mein Richter seyn . . . Habt Ihr Eure Maske mitgebracht? . . ."

„Ja, Sire . . . ."

„Thut sie vor, und bleibt an diesem Tisch stehen, bis Alles beendigt seyn wird, und ich Euch mit ihm allein gelassen habe. Vergesset nicht, mich später aufzusuchen, und mir mitzutheilen, was Ihr hinsichtlich Eures Bruders beschlossen habt."

Der König rief einer Ordonnanz, und ließ Diego zu sich bescheiden. Er erschien. Er war außerordentlich kostbar gekleidet, und weder seine Haltung, noch der Ausdruck seiner Züge verriethen die heimliche Genugthuung eines Gefangenen, der seiner Fesseln entledigt ist. Auf seinen Lippen schwebte das ruhige, nichtssagende Lächeln, das den Hofleuten zur zweiten Natur geworden ist. Er nahte dem König, und wollte ihm

die Hand küssen, aber Philipp III. zog sie zurück. Don Diego sah sich bestürzt um, und als er Juan von Badesillas erblickte, stieg ein kalter Schweiß ihm auf die Stirne. Man hätte sagen mögen, daß der forschende Blick des Greises ihn in der Tiefe seines Herzens traf, und daß nur dieser darin seine verbrecherischen Gedanken lesen konnte.

Sein Blick traf wieder den König. Aber es war nicht mehr der wohlwollende Fürst, der ihn stets liebevoll empfing, und dem er sich nur nahen durfte, um entweder ein freundliches Wort oder einen Blick des Einverständnisses zu erhaschen. Philipp's Stirn war von düsteren Schatten umwölkt, und eine innere Bewegung schien seinen Lippen ein kaum bemerkbares Beben aufzudrücken. Als Diego sich nach der Maske umsah, errieth der König sogleich seine Ueberraschung, und er sagte zu ihm: „Die Gegenwart dieses Edelmannes darf Euch nicht befremden. Er wird Zeuge unserer Zusammenkunft seyn, vor ihm brauchen wir Nichts zu verbergen."

Diego, den seine Sicherheit nach und nach verließ, antwortete:

„Ich stehe zu Ihren Befehlen, Sire . . ."

„So beantwortet meine Fragen," sagte der König . . . . „Ihr wart Don Roderich Calderon's Freund? welchem Beweggrund schreibt Ihr seinen Tod zu?"

„Den Verfolgungen seiner Feinde, die auch die Ihrigen sind, Sire."

„Was sagt Ihr zu seiner Verurtheilung?"

„Ich behaupte, daß sie seinen Richtern von Ihren Räthen, die ihn verderben wollten, abgenöthigt worden ist."

„Und wie betrachtet Ihr seinen Tod?"

„Als einen Angriff auf Ihre Rechte. Ein jeder Spanier weiß, wie hoch er in Ihrer Gunst stand."

„Ihr glaubt also, ich habe keinen Antheil an seinem Tod?"

„Ja, Sire."

„Ihr seyd im Irrthum, Don Diego. Nur ich allein, der König, hat ihn gestürzt und verurtheilt."

„Sire, ich verstehe Sie nicht."

„Ja — ja . . . Ihr seyd überrascht . . . Was würdet Ihr aber sagen, wenn ich Euch daran erinnere, daß Ihr sein Mitschuldiger seyd, und daß es mich nur ein Wort kostet, Euch denselben Richtern zu übergeben?"

„Ich würde mich Ihnen zu Füßen werfen, Sire, und wenn ich Ihnen meine treuen Dienste, meine Ergebenheit, meinen blinden Gehorsam in das Gedächtniß zurückrufe, so würden Sie nicht den Muth haben, den treuesten, ergebensten Ihrer Diener zu verderben."

„Ihr irrt," rief der König aus, und seine Stirn schien umstrahlt zu seyn. „Gerade diese gänzliche Ergebenheit, diesen blinden Gehorsam bestrafe ich in dem Grafen von Oliva. O! Ihr glaubt dem König ergeben zu seyn, wenn Ihr die Stimme der Wahrheit um ihn her unterdrückt! Ihr wähnt, den Dank des Fürsten verdient zu haben, weil Ihr eine verworfene Dienstwilligkeit erfindet auf Kosten eines zügellosen Despotismus. Nein! nein! so konnte es nicht länger bestehen . . . . Der König schlummerte, Senor, und dieser Schlummer war Euer sicherster Schild. Aber ein heilsamer Schimpf hat ihm zur rechten Zeit seine Schande gezeigt, und das Gefühl der Würde in ihm erweckt. Schmeichler! Ihr seyd es, die das Laster ermuthigen. Höflinge! Ihr flößt das Verbrechen ein. Sklaven! Ihr ruft die Tyrannei hervor! Ihr Alle seyd schuld daran, daß ich seit dem Tod der Margaretha von Oestreich das Herrschen verlernt hatte, daß ich in eine tiefe Lethargie verfiel, und daß ich die Zielscheibe von ganz Europa geworden bin. Ohne uns jetzt mit dem Herzog von Lerma, der mir lange die Krone geraubt hatte, oder mit Don Roderich zu beschäftigen, der in wenigen Augenblicken mit seinem Leben die zahllosen Verbrechen sühnen soll, die ich mit meiner Seligkeit bezahlen muß — sprechen wir von Euch, Diego, der in meinem Herzen die wilde Flamme der Leidenschaft entzündet hat, der mich vom Verlangen zum Wahnsinn, von der Liebe zur Raserei geführt, und der sich mit der Frau, die ich liebte, verbinden wollte, um sie am Tage seiner Vereinigung, rein und vertrauungsvoll wie sie war, in die Arme Philipp's III. zu führen!"

„Sire, erlaubt mir..."

„Kein Wort, kein Wort! Wer sagte mir doch, daß keine Frauenehre dem Blendwerk eines Diadem's widerstehen könne? Waret Ihr es nicht, Diego? Wer hat unaufhörlich meine Gedanken Ferdinande zugeführt, meine Blicke auf das Schloß Doveda gerichtet, seyd Ihr es nicht auch gewesen? Und wenn mir dieser Götzendienst ruchlos, verbrecherisch erschien, wer war bemüht, meine Zweifel zu heben, und hat mich an die Macht der Priester verwiesen, die für jedes Verbrechen Absolution ertheilen können? Waret Ihr es nicht immer, Diego?"

„Sire, Ihr Wille!"

„O, verschanzt Euch nicht hinter das verführerische Wort, diese leichtfertige Ausrede... Mein Wille, hing er nicht stets von Euch ab? Philipp's III. Wille! Selbst in diesem Augenblick bleibt Ihr Eurem schamlosen Schmeichelsystem getreu. Ihr sprecht davon, ohne daran zu glauben. Ihr wißt nur zu gut, daß, in demselben Zweck, in derselben Hoffnung verbunden, Roderich und Ihr, vor mir den Weg bezeichnetet, auf dem ich wandeln sollte. Glücklicherweise habe ich mich noch in Zeiten erinnert, daß der gefallene Höfling nur dem Henker wegen seinen Verbrechen Rechenschaft schuldig ist, der König aber nach seinem Tod der Geschichte angehört. Edle Castilianer, eilet Alle herbei, die Ihr mir strenge Wahrheit sagen, heilsame Lehren geben wollt. Von heute an sind Euch alle Pforten meines Palastes geöffnet. Euch nur will ich in Zukunft königlich belohnen! Ihr Schmeichler und schlechte Rathgeber aber sollt die Strenge meiner Gerechtigkeit schwer fühlen!"

Es schlug 8 Uhr.

Ein dumpfer Lärm ertönte in der Entfernung. Der düstere Zug drängte sich an einer Straßenecke, die gerade dem Fenster des Palastes gegenüber lag. Eine zahllose Menschenmasse eröffnete den Zug; dreißig Alguasils zu Pferd ritten dem Verurtheilten voran; nur mit der größten Mühe konnte man die Neugierigen entfernen, die ihn von allen Seiten umgaben. Endlich erblickte man Don Roderich Calderon.

(Fortsetzung folgt.)

Die Adlerjagd.

Die Jagd auf Adler- und Geiernester bildet einen wahren Industriezweig der armen Bauern von Sardinien, sowie der Insel Corsika. Das „Journal des Chasseurs" erzählt folgenden Fall:

Drei Brüder, junge Bauern, wurden in der Tiefe eines Abgrundes ein großes Adlernest gewahr, welches ihnen eine

reiche Beute zu versprechen schien. Aber der Felsenspalt war so senkrecht, daß kein anderes Mittel blieb, in diese Art von Schacht zu gelangen, als indem man sich an einem Seile hinunter ließ. Sie wanden das Seil in der Mitte um den Stamm eines jungen Baumes, der in der Nähe stand, um sich auf diese Weise eine Art von Rolle zu verschaffen, mittelst welcher sie es tiefer hinunterlassen oder heraufziehen konnten, je nachdem es der daran Befestigte verlangte. Die Gefahr des Unternehmens bestand nicht allein in der Möglichkeit eines Sturzes von mehr als 150 Fuß in der Tiefe, sondern auch in den wahrscheinlichen Angriffen der unzähligen Raubvögel, die dieser finstere unzugängliche Ort beherbergte. Derjenige der drei Brüder, den das Loos getroffen hatte, das Unternehmen zu wagen, hielt es daher auch für nöthig, seinen Säbel mitzunehmen, um sich vor den Feinden, denen er sich gegenüber stellte, schützen zu können. Die beiden andern Brüder hielten das Seil. Der Aelteste war 26 Jahre und der muthige Jäger 22 Jahre alt, groß, muskulös und von herkulischer Kraft. Er näherte sich dem Abgrunde, das Seil begann sich mit ihm zu senken, tief, tiefer, jetzt schwebt er vor der Spalte, in der das ersehnte Adlernest sich befindet, er hebt es aus. Vier junge Adler mit weißlich gelbem Gefieder sind sein, aber das Schwerste ist noch nicht geschehen, er muß auch noch zurück. Er hat seinen Brüdern zugerufen, das Seil aufzuziehen seine Stimme schallt weit durch die Klüfte, aber sie hat auch seine Feinde geweckt. Er sieht sich plötzlich wüthend von zwei Adlern, dem Vater und der Mutter der Kleinen, die er im Arme hält, angefallen, auch die übrigen Raubvögel scheinen diesen helfen zu wollen, ein furchtbares Geschrei füllt die Schlucht, immer dichter wird die Schaar um ihn her; er schwingt seinen Säbel über seinem Kopfe, indem er sich nach allen Seiten decken muß. Plötzlich spürt er eine heftige Erschütterung des Seils und bemerkt, daß er mit dem Säbel dasselbe getroffen und zu drei Viertheilen durchschnitten hat. Er erkannte die Gefahr, in der er schwebte, ein furchtbarer Schauder überlief ihn, dennoch ging das Seil immer höher und höher, und unbeweglich, in unbeschreiblicher Angst, schweigend, erwartet er, welches Loos ihm die Vorsehung bestimmt. Er ist oben, er hat festen Grund, er und sein Adlernest, das er nicht aufgegeben hat. Ein lauter Freudenschrei seiner Brüder begrüßt ihn, aber wie sie ihn betrachten, erkennen sie ihn kaum, seine Haare sind weiß geworden.

Mannichfaltigkeiten.

Der englische Compositeur **Balfe** hat die Partitur der von ihm geschriebenen Oper, „der Liebesbrunnen", dem Könige der Franzosen gewidmet, welcher dann zum Zeichen seiner Zufriedenheit dem Tonsetzer eine mit dem Bildniß des Monarchen versehene große Medaille zustellen ließ.

(**Kinder-Eisenbahnzüge.**) Man liest im „York Courant": Dieser Tage sind ungeheuere Trains (einer davon mit 43 Wagen) auf der Eisenbahn zwischen Manchester und Leeds gefahren, worin ausschließlich Kinder und Lehrer von den verschiedenen Sonntagsschulen der Grafschaft Lancaster saßen. Die Gesammtzahl der Kinder, welche mit Hülfe dieser Schwärmzüge Wakefield besuchten, beläuft sich auf 20,000, die von den längs der Bahnlinie liegenden Ortschaften nach Wakefield und zurück ohne Unterschied um 6 Pence für jedes Kind, und um 2 Shll. 6 Pence für jeden Lehrer nach Wakefield befördert wurden. An allen Stationen waren große Massen von Neugierigen versammelt, welche die, ihre eigene Musikbande mitführenden kleinen Schüler auf ihrer Fahrt begrüßten.

Das Coventgarden-Theater in London, welches vor wenigen Jahren noch durch die Pracht seines Innern und durch den Ruf der darin auftretenden Künstler eines der ersten Schauspielhäuser zu London war, steht nun im Begriffe, seine Räume den Musen für immer zu verschließen. Ein Verein von Fabrikanten und Kaufleuten hat nämlich den Eigenthümern jenes Hauses ein billiges Kauf-Angebot gemacht, das wohl angenommen werden dürfte, und wonach die untern Hausräumlichkeiten zu einem Bazar, der große Schauspielsaal aber zu einem bleibenden Ausstellungsorte für Industriegegenstände verwendet werden soll.

(**Polawsky's Sterbekleid.**) Der „Zeitung für die elegante Welt" wird berichtet: „Der vor kurzem verstorbene Prager Schauspieler Polawsky habe den Wunsch geäußert, im Kostüm seiner letzten Rolle (Freiherr v. der Schmure in Laubes „Monaldeschi") begraben zu werden. Demnach soll er auch im Kostüm dieser Rolle, im spanischen Kleide, und mit den Ordenszeichen dieses schwedischen Hofmanns, zum Erstaunen guter Christen und schlechter Musikanten begraben worden seyn. (?)

(**Dinte für Stahlfedern.**) Die Säure der gewöhnlichen Dinte greift den Stahl an, macht die Spitzen stumpf, die Federn viel zu schnell unbrauchbar, daher das Schreiben mit Stahlfedern zu kostspielig und zu öffentlichen Urkunden ganz verwerflich, da die rostigen Schriftzüge ganz unleserlich werden; alles dieses vermeidet man bei nachstehender Mischung: $^1/_2$ Quintchen Eisenoxyd, 1 Loth gröblich gestoßene schwarze Galläpfel, $^1/_2$ Loth Gummi, 10 Loth Regenwasser, in einer Flasche 24 Stunden lang angesetzt und einigemal geschüttelt. Diese Dinte wird sogleich schwarz; trocknet sie ein, so verdünnt man sie mit Wasser. **Dingler.**

Für die bekannte Giftmischerin **Laffarge** ist ein mit vielen achtbaren Unterschriften, namentlich mit jener des Bischofs von Montpellier, versehenes Strafmilderungsgesuch von dem Präsidenten des Appellationsgerichts zu Montpellier bei dem Ministerrathe eingereicht worden.

Literatur.

Die Mainufer und ihre nächsten Umgebungen von **Ludwig Braunfels**, mit 54 Stahlstichen, nach Originalzeichnungen von **Fritz Bamberger**, nebst einer Stromkarte vom Main. — Würzburg, Druck und Verlag der C. Etlinger'schen Buchhandlung.

Seit die immer sich erweiternde Reiselust, der gesteigerte Geschäftsverkehr und die erleichterten Verbindungen auf den Land- und Wasserstraßen auch den schönen Maingegenden von Jahr zu Jahr

mehr Besucher zuführen und mehr Verehrer ihrer zahlreichen Naturschönheiten gewinnen, ist auch dem Bedürfniß von Wegweisern, Hand- und Hülfsbüchern und malerischen Beschreibungen des Mains entsprochen worden. Zweier hierher gehörigen Werke haben wir bereits in diesen Blättern Erwähnung gethan, des einen vom F. Menk-Dittmarsch (Mainz, bei Victor v. Zabern) und des andern von G. Hänle und K. v. Spruner (Würzburg, bei Stahel). Beide sind vollständig erschienen und befinden sich in den Händen zahlreicher Freunde der Gauen des Mains. Das hier angezeigte hat seinen Weg mit der neuerlich erschienenen ersten Lieferung, welcher die zweite dieser Tage folgen wird, eröffnet und wird denselben, unabhängig von seinen Vorgängern mit nicht minder günstigem Erfolg als jene fortsetzen. Aus 18 Heften oder Lieferungen, jede à 36 kr. bestehend, soll das Ganze noch im Laufe dieses Jahres fertig werden; auch erscheint von demselben eine Prachtausgabe, die Lieferung à 54 kr. In Betreff der äußern Ausstattung hat es die früheren genannten Werke überboten und die dem ersten Heft beigegebenen Stahlstiche, nach Zeichnungen des genialen Fritz Bamberger, sind in der That ausgezeichnet und werden gewiß jeden Liebhaber der Kunst und eines eleganten Reisealbums befriedigen. Der Text ist von dem in der literarischen Welt ehrenhaft bekannten Ludwig Braunfels bearbeitet, dessen frische und lebendige Darstellung hier eben so anziehend sich geltend macht, als die fleißigen Vorarbeiten und historischen Studien desselben Anerkennung verdienen. Da literarisch-artistische Unternehmungen dieser Art einestheils im Bedürfniß und im Geschmack der Gegenwart begründet und anderntheils von Seiten der Verlagshandlung mit großem Kostenaufwand verknüpft sind, so glauben wir, die gegenwärtige nicht nur der freundlichsten Beachtung empfehlen, sondern ihr auch eine wohlverdiente günstige Aufnahme versprechen zu dürfen.

Korrespondenz.

Mainz, 30. Juni.

Die Militärmusik in der neuen Anlage am vorigen Freitage war außerordentlich stark besucht. Eine Menge von Fremden von Wiesbaden, Frankfurt, Mannheim, Worms, Bingen, Kreuznach und Oppenheim fanden sich dabei ein und alle zollten der Aufführung des k. k. österreichischen Musikcorps ihren Beifall. Nach Beendigung eines von Hrn. Kapellmeister Zulehner aus den beliebtesten Opernstücken zusammengesetzten sogenannten Charivari's brachte die ganze Versammlung einen Applaus, der wohl verdient war, weil Hr. Zulehner in solchen Zusammensetzungen ein eignes Talent hat und seine Musiker bei den Ausführungen mit großer Achtsamkeit zu Werke gehen. Die Leichtigkeit, mit der man setzt auf der Taunusbahn und auf den von 5 Uhr Morgens bis 10 Uhr Abends an- und abfahrenden Dampfbooten hierher gelangen und zurückreisen kann, bietet den Bewohnern der Städte, welche selbst bis auf 40 Stunden von hier entlegen sind, Gelegenheit in Fülle, um an öffentlichen Vergnügungen hier und in der Umgegend Theil zu nehmen, ohne durch lange Abwesenheit von ihrer Heimath ihre Geschäfte zu beeinträchtigen. So kamen heute vor acht Tagen, als die Frankfurter das Fest auf dem Feldberge feierten, mit den Morgendampfbooten Personen von Bingen und dem Rheingau, von Mannheim, Worms und Oppenheim hier an, gingen auf der Taunusbahn nach Höchst, Königstein, Soden und auf den Feldberg, kamen Abends wieder hier an und reis'ten mit dem 6 Uhr- und dem 10 Uhr-Boote wieder nach Hause. Jene, welche mit dem letzten Boote abfuhren, hatten das Vergnügen, ihre Heimreise in einer der schönsten Sommernächte auf einem auf das bequemste eingerichteten, geräumigen Boote zuzubringen, dessen Restauration nichts zu wünschen übrig läßt. Was Bequemlichkeit, Güte und Billigkeit der Restauration betrifft, so stehen die Rheinboote gegen den Mainbooten, die oberhalb Frankfurt gehen, noch sehr im Vortheil; auf den Mainbooten fehlt es gänzlich an einer Table d'hote und das Portionessen ist ungemein theuer. Eine Reise von Straßburg nach Köln, 95 Wasserstunden, wird von einem Rheinboote in einem Tage zurückgelegt, wie eine Reise von Würzburg nach Frankfurt auf einem Mainboote; bei der ersten genießt man alle wünschenswerthen Bequemlichkeiten, die man bei der zweiten großentheils entbehrt. Das öftere Anlegen und der daraus entstehende Aufenthalt sind an der langen Dauer der Mainfahrt, von halb fünf Uhr Morgens bis 9 Uhr Abends, viel Ursache. Unterdessen wollen wir nicht ungerecht seyn; die Rheinboote waren vor 10 Jahren bei weitem nicht, was sie heute sind, und es bedurfte einer 15jährigen Erfahrung und der Rivalität von drei Gesellschaften nebst großen Opfern, um sie dahin zu bringen, wo sie jetzt sind. In 10 Jahren wird es auch auf den Mainbooten anders seyn. (Es verdient indessen hierbei bemerkt zu werden, daß schon viele Reisende, welche die Maindampfschifffahrt von Würzburg bis Frankfurt benutzten, diese Fahrt nicht genug rühmen konnten. Besonders viele Leipziger, welche die letzte Frankfurter Messe besuchten, haben in öffentlichen Blättern die großen Vortheile und Annehmlichkeiten auseinander gesetzt, welche die Maindampfschifffahrt vor einer Fahrt im engen Eilwagen bietet.)

Hausen, im Juni.

Eine Anstalt ist hier in's Leben getreten, die nicht nur von den Bewohnern unseres Ortes, sondern auch von der ganzen Nachbarschaft freudig begrüßt wird und ihrem Gründer unsern wärmsten Dank erworben hat. Hr. Chirurg Bender von Bockenheim hat nämlich auf den kühlen Wellen der Nidda, da, wo sich beide Arme derselben unterhalb der Mühle des Hrn. Dänzer vereinigen, ein Badehaus errichtet, welches allen billigen Anforderungen, die an ein solches Unternehmen gemacht werden können, Genüge leistet. Der Weg, der über den üppigen Wiesengrund zwischen hier und Rödelheim, zum Theil unter fruchtbelasteten Obstbäumen hinführt, gewährt den anmuthigsten Spaziergang, an dessen Ende angelangt, dem Erquickung Suchenden sich die Pforten des aus leichten Baumaterialien aufgeführten, den Zugang der frischen Luft nicht hemmenden Gebäudes freundlich öffnen. Auch der Leidende, besonders der von rheumatischen Uebeln Heimgesuchte, soll hier Erleichterung finden, indem ihm der Gebrauch einer Douche zu Gebote steht, die so eingerichtet ist, daß er sich dieselbe, ohne fremde Hülfe, selbst geben kann. Nach dem Genusse des Bades bietet sich ihm sowohl in dem nahe gelegenen Gasthaus des Hrn. Diehl, als auch in den nicht weit entfernten Gasthäusern der Herren Gebrüder Braumann und des Hrn. Euler Gelegenheit, seine Lust nach Speise und Trank zu befriedigen. Die Vereinigung dieser Annehmlichkeiten konnte nicht verfehlen, die Aufmerksamkeit des Publikums auf diese junge Anstalt zu lenken, welche sich bereits eines so starken Besuches erfreut, daß die vier Abtheilungen, aus denen das Haus besteht, fast ununterbrochen besetzt sind. Ein so schneller Erfolg berechtigt zu der Erwartung, daß das Verdienst, welches sich der Unternehmer durch diese Anstalt erworben hat, in der steigenden Beachtung derselben den gehofften Lohn finden werde.

Mainwasser-Wärme.

Dienstag, 2. Juli, Morgens 8 Uhr: 18½ Grad. **W. Gerlach.**

Theater-Anzeige.

Dienstag, 2. Juli. **Die Memoiren des Teufels**, Lustspiel in 3 Abth., von Hermann. (Gastrolle) Robert: Hr. Hegel, vom Hoftheater zu Detmold.

Mittwoch, 3. Juli. (Zum Vortheil der Pensionsanstalt neu einstudirt): **Ferdinand Cortez**, oder: die Eroberung von Mexico, große heroische Oper in 3 Abth., nach dem Französischen von Castelli, Musik von Spontini. Mit aufgehobenem Abonnement.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 183. Donnerstag, den 4. Juli 1844.

Die Braut von Madrid.

(Fortsetzung.)

11.

Ein Beispiel.

Er war in einen schwarzen Mantel gehüllt, und trug auf seinem Kopf eine Kapuze. Man erlaubte ihm, einen Maulesel zu besteigen, um den widerlichen Anblick zu vollenden. Er trug in seinen Händen ein Kruzifix, welches er wiederholt mit großer Verehrung küßte, und unterhielt sich mit seinem Beichtiger, dem Vater Georg von Pelrosa vom heiligen Hieronymus-Orden. Als er auf dem Platz anlangte, wo das Schaffot errichtet war, schien er über die große Menschenmasse erstaunt, die sich zu einem so traurigen Schauspiel hindrängte. Er kniete vor dem Kruzifix, das der Geistliche ihm darreichte, und die Augen gen Himmel erhoben, schien er eifrig zu beten.

„Sire!" rief Diego schaudernd aus, „dieses Bild ist abscheulich, wenden Sie Ihr Antlitz ab."

„Ich bin ganz ruhig," sagte der König, — „aber Ihr zittert, Diego."

Der Henker, der den Maulesel an dem Zaum führte, sprach, als sie auf dem Platz angelangt waren, mit lauter Stimme folgende Worte:

„Es gebietet Euer König und Herr, daß Gerechtigkeit geübt werde an diesem Menschen, wegen Mordes, den er an Andern begangen, und für andere Verbrechen, die der Prozeß darthut. — Wofür er soll enthauptet werden, zur Strafe für ihn und als Beispiel für Andere. — Und wer dergleichen thut, erwarte eine gleiche Strafe! ...."

Don Diego wankte, er mußte sich an einen Pfeiler lehnen.

„Ihr entfärbt Euch," sagte Philipp III. unerschüttert.

Roderich war ruhig. Nachdem er sich den Gebeten des Volks empfohlen hatte, bestieg er festen Schritts das Schaffot, setzte sich auf den Stuhl, und überließ sich dem Henker, der ihm Hände und Füße band, und sich vor ihm niederließ, um ihm Abbitte zu thun. Calderon sagte ihm: er verzeihe ihm von ganzem Herzen, er wäre sein bester Freund, denn er befreie ihn von großem Elend.

In diesem Augenblick wurde dem Unglücklichen der Hals entblößt, die Augen verbunden, und er empfing den Gnadenstoß.

Don Diego stieß einen Schrei aus. Philipp wendete das Auge, in dem eine Thräne glänzte, ab .... Gerechtigkeit war ausgeübt.

Diego konnte sich nur mit großer Mühe erhalten. Der König hatte Mitleid mit seiner Angst, und sagte:

„Ihr habt diese schreckliche Strafe mit angesehen. Euch, Diego, begnadige ich. Ihr wart Theilnehmer aller Verbrechen dieses Unglücklichen, von Rechtswegen solltet Ihr die gerechte Strafe mit ihm theilen. Ich will aber milde gegen Euch seyn .... Ihm, dem Emporkömmling, wollte ich nicht vergeben; Euch, der Ihr einen der größten und ältesten Namen Spaniens tragt, lege ich eine Strafe auf, die einer Gnade gleicht: Verbannung."

Und er unterschrieb sogleich ein Pergament. „Alles ist unter uns geordnet, Diego. Ihr habt aber noch zwei Richter anzuflehen," und er deutete auf Don Ruiz, „diesen Mann, hier auf Erden, und Gott, im Himmel!"

Nachdem er diese Worte gesprochen, entfernte sich Philipp III.

„Wer seyd Ihr?" fragte Diego den Unbekannten.

Don Ruiz nahm die Maske ab, und sah seinen Bruder starr an ... Diego konnte vor Zittern und Erstaunen keinen Laut hervorbringen. Seine gerötheten Augen zeigten die schreckliche Zerstörung, die in seinem Innern vorging. Entsetzen, Demüthigung, Ueberraschung, ganz entgegengesetzte Empfindungen durchkreuzten sein Gehirn. Er war mit einem Wort vernichtet ... Endlich brachte er mit der größten Mühe hervor: „Ist es möglich, mein Bruder! bist Du es?"

„Zu meiner Schande und zu meinem Unglück!" antwortete Don Ruiz.

„Was befiehlst Du?" fragte Diego mit gesenkter Stimme und niedergeschlagenen Augen, als wenn er verstanden hätte, daß er weder Verzeihung von seinem Bruder, noch Ablaß seiner Sünden von Gott erhalten könne.

„Entferne Dich aus diesem Palast durch die große gemeinschaftliche Thür. Gehe mit freier Stirn, und jage die Blässe, die nur einem Verbrecher ziemt, aus Deinem Angesicht. Verberge zum wenigsten den edeln Hidalgo's von Castilien unsere Schmach. Gehe! Juan von Badesillas wird Dich in sein Haus führen, ich folge sogleich."

„Und Sie, mein Freund," fuhr Ruiz fort, indem er sich an den Comthur wendete, „Sie verwahren unser Geheimniß."

„Das Grab kann nicht verschwiegener seyn."

Badesillas entfernte sich mit Don Diego.

Don Ruiz, der allein zurück geblieben, war fast der Last

seines Unglücks unterlegen. Es klangen in seinem Innern nur die schrecklichen Worte Entehrung! Entehrung! Er litt, er athmete kaum noch, er fühlte, daß mit jedem Augenblick das Leben aus seinem Herzen floh.

Plötzlich zog ihn eine Bewegung aus seiner schrecklichen Erstarrung; er erhob das Auge und stieß einen Schrei des Entzückens aus, der seine Seele erbeben machte. Es war Ferdinande, die vor ihm stand.

(Fortsetzung folgt.)

Skizzen aus dem Notizenbuche eines Volks-Schullehrers.

Ein mit Geist geschriebener (mit: „Philaleth" unterschriebener) Aufsatz: „Skizzen aus dem Notizenbuche eines Volk-Schullehrers", bespricht in der Allgemeinen Schulzeitung viele interessante Verhältnisse dieser Lehrerwelt in Bezug auf ihre eigene geistige Thätigkeit. Er theilt unter Anderem die Volksschullehrer ein in: die Bebenden. Sie wurden Sklaven ihrer Stelle, in Furcht und ohne Geistesfreudigkeit; ja, wenn sie sogar schon in dumpfe Gleichgültigkeit verfallen sind, so bleibt doch das charakteristische Kennzeichen dieser Klasse noch stets die Angst! — Dann kommen die Lebenden. Die Armuth allein ist der Feind, den sie am meisten fliehen, sie treiben Nebengewerbe, um ihrem Stande so viel als möglich zu entgehen, sie arbeiten bloß für den bequemeren Genuß. — Drittens werden genannt die Strebenden. Mit Liebe zum Beruf, Achtung vor seiner Würde, sinken sie dennoch stets von manchem Anlaufe für seinen Ausbau zurück, ermangelnd der Schärfe des Geistes, der festen Ausbildung der Kenntnisse. — Endlich nennt er die Hebenden. Mit glücklichen Anlagen von der Natur beschenkt, durch günstiges Geschick und geistanregenden Umgang von Jugend auf wohl durchgebildet, und das weitere Schaffen an sich selbst mit Lust und Liebe übend, wirken sie im Amte mit Liebe, Kraft, Erfolg, vertreten dessen Stellung und Würde auch nach außen hin. — Zu dieser sonderbaren, doch treffenden Klassifizirung fügt unser Philaleth noch manchen guten Rath. Die Lehrer feste z. B. abzustellen, und nicht auf augenblickliche Erregungen, auf das Strohfeuer momentaner Begeisterung, irgend einigen Werth zu legen. — Dann aber auch sagt er von den Schullehrer-Konferenzen (und führt dies weiter aus): „Die Konferenzen können nur dann etwas Tüchtiges leisten, wenn ihre Aufgabe in möglichste Ergänzung der mangelhaften Seminarbildung gesetzt wird, wenn sie deßhalb öfter, als dies in der Regel der Fall ist, abgehalten werden und an ihrer Spitze Männer stehen, die eine tüchtige theoretische und praktische Durchbildung besitzen. — Sollen die Konferenzen wahren Nutzen stiften, so muß an ihrer Spitze ein theoretisch und praktisch durchgebildeter Schulmann stehen, ein Mann, der Wissenschaft und Leben verbindet. Am besten möchten sich hierzu die Direktoren und Lehrer an Seminarien eignen, welche noch den Vortheil vor Anderen voraus haben, daß sie ihre Leute kennen und aus früheren Zeiten wissen, was Jeder ungefähr zu leisten im Stande ist. Solchen würden wir anrathen, die Konferenzen in förmliche Schulen zu verwandeln, d. h. mit den Lehrern tüchtige, in's Fach schlagende Werke Schritt vor Schritt durchzugehen und damit Uebungen zu verknüpfen, welche zum Verständnisse eines solchen Werkes dienen, oder überhaupt durch dessen Lektüre veranlaßt werden. Solche Vorstände müssen vor Allem dahin wirken, daß ihre Leute lernen, ein tüchtiges Buch zu verstehen und die Wichtigkeit ordentlicher Prinzipien zu begreifen. Das ist mehr werth, als vages Methodengeschwätz und unnützes Streiten über Kleinigkeiten." — Mannichfach dringen jedoch auch in diesen wackeren Skizzen die Stoßseufzer herauf, welche sich schließlich um den geheimen Wunsch so vieler Lehrer sammeln, die Verbindung zwischen der geistlichen Aufsicht und der Volksschule loser gemacht zu sehen. Indessen dürfte sich für diesen Wunsch wohl nirgends günstiger Boden finden, da folgende Betrachtung der Realisirung desselben entgegen steht: Der Gymnasial-Unterricht in den Wissenschaften muß unter weltlichen Autoritäten selbstständig seyn, weil die Disziplinen dort bereits soweit studirt werden, daß ihre autonomische Darstellung (unvermischt mit Moralien und Religionsbegriffen) in den Kern derselben dringen lasse. Selbst die Moral und Religion muß dort von der wissenschaftlichen Seite der geschichtlichen Begriffs-Entwickelungen gegeben werden; dagegen das praktisch Religiöse durch den Religionslehrer im Konfirmanden-Unterricht und überhaupt durch den Besuch der Kirche zu geben ist. Die Schüler jener höheren Anstalten leben überdies bei weitem zum größten Theile in häuslichen Kreisen, deren Aufsicht auf ihre Sitten, deren Einfluß auf die Veredlung ihrer Sinnesart sehr hoch anzuschlagen sind. Das Alles aber findet weder bei der Volksschule, noch bei ihren Schülern statt. Von einer streng durchgeführten autonomischen Entwickelung der wissenschaftlichen Disziplinen, um bis in ihren abstracten Kern zu dringen, braucht wohl nicht eben die Rede zu seyn. Ferner sind die wenigen Schuljahre bis zum 14. Lebensjahre die einzige Zeit des Lebens, welche die Schüler dort der Bildung ihres Geistes ausschließlich widmen können; sie kommen sofort in praktische Verhältnisse, bei denen sogar die Versuche zum Bösen sehr dringend werden, bei denen an eine überlegte Aufsicht auf ihre sittliche Gesinnung nicht viel zu denken ist. Aus diesen Gründen ist es denn wohl ganz angemessen, daß die Volksschule dicht an der Kirche stehe, damit die Zeit der Moralien für den jungen Menschen durch religiösen Einfluß sehr stark erinnerlich gemacht werde, und sich mit allen möglichen ehrbaren Ankern von Seeleneindrücken befestige. — Indessen läßt sich freilich Manches thun, um unangenehme persönliche Verhältnisse von geistlichen Aufsehern zu ganz tüchtigen Schulmännern zu entfernen, und dieses Band für die Letzteren in vielen Fällen erfreulicher zu machen.

Mannichfaltigkeiten.

(Eine Kette.) Ein Pariser Literat und Sprachmeister hatte während seiner Studentenzeit eine Liebschaft mit einer Schönen des Quartier Latin. Das Verhältniß dauerte so lange, bis es eine sogenannte Kette wurde. Nichtsdestoweniger faßte Hr. ** den Entschluß, die Kette zu sprengen, und erklärte der Schönen, es müsse geschieden seyn. Er verzuckerte die bittere Pille mit dem Anerbieten einer Summe, die zur Errichtung eines Etablissementes dienen solle. Die Schöne vergoß

viele Thränen, nahm jedoch das Geld und Alles schien abgemacht zu seyn. Als sie aber erfuhr, daß ** sich verheirathet habe, drang sie ihm ins Haus und drohte, ihn und seine Frau zu erdolchen, wenn er seine Gattin nicht verlasse oder sie nicht ins Haus nehme. Man trat in Unterhandlung und ** opferte auf's neue 2000 Fr., die in Gegenwart eines Polizeikommissärs ausbezahlt wurden. Kaum war der Verfolgte aber wieder zu Athem gekommen, als er einen Brief von einer Gräfin Wollines erhielt, die den Sprachlehrer bat, ins Hotel d'Athenes zu kommen, wo sie mit ihm wegen Sprachstunden für ihre Tochter Rücksprache zu nehmen wünsche. Hr. ** ging am nächsten Morgen ins Hotel, fand statt der Gräfin aber seine verlassene Geliebte. Rasch wollte er sich entfernen, diese jedoch verschloß die Thür und drohete, den Treulosen mit einem Pistol niederschießen zu wollen, wenn er nicht auf der Stelle einen Wechsel von 6000 Fr. unterschreibe. Hr. ** lief ans Fenster, zerschlug die Scheiben und rief um Hülfe, die dann auch bald erschien. Die Thüre wurde aufgebrochen, die Amazone verhaftet. Zwar entschuldigte sie sich damit, daß das Pistol nicht geladen sey, nichts destoweniger aber wurde sie auf die Polizeipräfektur spedirt. In einem Schubfache fand der Polizeikommissär den Wechsel auf Stempelpapier bis auf die Unterschrift fertig, die Hrn. ** mit dem Pistol abgezwungen werden sollte.

Ein Korrespondent der „Deutsch. Allg. Ztg." bemerkt mit Bezug auf den Plan, in Texas eine deutsche Colonie zu gründen: Ich halte es für eine große Thorheit, wenn man dermalen Deutsche nach Texas verlockt, denn sie können in diesem heißen Klima ohne Sklaven nicht fortkommen; die deutsche edlere Natur aber hat es überall in der Union verschmäht, sich als Sklavenhalter zu produciren, — einige Ostfriesen und Mecklenburger ausgenommen, sind mir Beispiele deutscher Sklavenhalter nicht bekannt geworden. Abgesehen davon, laufen die Deutschen in allen südlichen Staaten Gefahr, sich oder ihre Familien als Sklaven öffentlich verkaufen zu sehen, wenn sie verarmen oder Verbrechen begehen.

(Berlin, 23. Juni.) Aus Petersburg meldet man brieflich, daß dort das deutsche Schauspiel und die deutsche Oper im August ganz aufgelös't wird. Der Direktor des dortigen deutschen Theaters, Hr. Gedunoff, hat die Auflösung desselben aus einer gewissen Abneigung gegen Deutsche dadurch herbeigeführt, daß er außer dem ausgezeichneten deutschen dramatischen Künstler, Hrn. Jermann, kein anderes namhaftes Mitglied in der letzten Zeit für die dortige deutsche Bühne engagirte.

(Ein Roman vom Rhein.) Der Rhein ist schon in allerlei Gestalt besungen und beschrieben worden. Jetzt hat ihn einer unserer feinfühlendsten und gesinnungsvollsten Dichter zum Schauplatz eines modernen Romans gewählt, nämlich Heinrich König in seiner so eben erschienenen Veronika. Eine Zeitgeschichte (Leipzig bei Brockhaus, 2. Bde.) Die Naturpracht, die industrielle Bewegung, die politischen und kirchlichen Kämpfe am Rhein sind hier die Unterlage eines schönen poetischen Gebildes, auf dem sich keck aufgegriffene und lebenswahre Charaktere in Kampf und Frieden begegnen. Das auf der Höhe der Zeit stehende Publikum ergreift stets mit besonderer Liebe ein neues Werk des tapfern H. König, und so wird ihm der Roman Veronika ein besonderes Interesse gewähren durch den freien, fast poetischen Schwung, den der Dichter über die Wirren der Zeit hinweg zu nehmen vermag. Kirchlich und politisch Rückständige aber werden an ihren Spiegelbildern ein Aergerniß nehmen.

(Halle, im Juni) Der Bau der Irren-Anstalt hieselbst schreitet rasch vorwärts, und unter so ausgezeichneter Leitung, wie die des Medizinalraths Damerow, verspricht sie dereinst eine Muster-Einrichtung zu werden. — Das 1ste Heft des Journals für das gesammte Irren-Wesen ist jetzt unter dem Titel: „Allgemeine Zeitschrift für Psychiatrie und psychisch-gerichtliche Medizin, herausgegeben von Deutschlands Irrenärzten unter der Redaktion von Damerow, Flemming und Roller," erschienen. In der Einleitung findet sich eine treffliche detaillirte Darstellung über den Zustand dieser wichtigsten Gattung der Wohlthätigkeits-Anstalten in allen Landen und Welttheilen. Es wäre wohl zu wünschen, wenn nicht blos in Deutschland, sondern in allen civilisirten Ländern genaue Zählungen von Irren unternommen würden; die dadurch gewonnenen Data könnten als die Basis einer psychologischen Klassifikation der Nationen dienen, und zu vergleichenden Untersuchungen der Procent-Sätze der Irren bei den verschiedenen Völkern führen, welche sowohl interessante Resultate im Allgemeinen liefern, als auch in ärztlicher Hinsicht von Wichtigkeit seyn würden.

(Berlin, im Juni.) Für das hiesige neue Opernhaus werden auch von Professor Rauch mehrere Statüen, die neun Musen, ausgearbeitet. Womit die hiesige Künstlerwelt jedoch nicht einverstanden ist, ist der Umstand, daß Professor Rauch zu diesen Statüen früher von ihm ausgeführte Siegesgöttinnen benutzt, die nun zu Musen umgestaltet werden. Man erachtet solches nicht würdig eines ausgezeichneten Künstlers, wie Professor Rauch ist.

(Basel.) Lord Vernon ist in Basel eingetroffen. Er scheint Lust zu haben, auch diesmal mit den Schweizern um die erste Prämie auf der Kehrscheibe zu ringen, denn er bringt 10 ausgezeichnete Stutzer und 6 Lader mit auf den Kampfplatz.

Ein Blatt von New-Orleans, der „deutsche Courier", erzählt von einem anhängigen Prozesse, in welchem es sich darum handelte, daß ein Pflanzer, J. F. Miller, ein deutsches Frauenzimmer mit ihren Kindern als Sklavin hielt. Ihre Eltern waren im Jahre 1818 eingewandert und von Miller als Redemptoristen aufgenommen worden — ein früher üblicher Ausdruck für Einwanderer, die zu arm waren, um ihre Ueberfahrt zu bezahlen, und bei ihrer Ankunft im Lande zu Abbezahlung ihrer Schuld eine gewisse Zeit vermiethet wurden. Da sie bald darauf starben, so brachte Miller ihr Kind, ein Mädchen, auf seine Pflanzung, wo es unter den Sklaven aufwuchs und zwanzig Jahre lang die niedrigsten Arbeiten verrichten mußte. Ihre zwei Kinder, die sie dem Sklaven-Aufseher gebar, und sie selbst wurden in öffentlicher Versteigerung verkauft. Ein Hr. Roselius nahm sich aber ihrer an und brachte die Sache vor Gericht.

Korrespondenz.

Hamburg, 29. Juni.

Unser Stadttheater ist noch fortwährend in einer Krisis begriffen und es ist kaum abzusehen, ob es dieselbe glücklich überstehen wird. Selbst die entschiedensten und innig vertrauten Freunde desselben machen ein bedenkliches Gesicht und fragen mit ängstlicher Miene: Was soll aus unserer Bühne werden? Daß es in dieser Weise nicht lange fortdauern kann, darüber sind Alle einverstanden. Keine Novität, auch gar nichts von Bedeutung wird uns diesen Sommer geboten, keine Notabilität gastirt in Schauspiel und Oper; es scheint, als ob sogar auswärtige Künstler mit der Direktion nur ungern sich einließen. Dabei verlieren wir ein treffliches Mitglied nach dem andern und werden deren noch mehrere verlieren — und den Ersatz bilden Mittelmäßigkeiten und Anfänger. Unsere beliebte Lebrun ist für die Dresdener Bühne an die Stelle der Bauer gewonnen; die Primadonna Evers will gleich nach Ablauf ihres Kontraktes im Herbste Hamburg Lebewohl sagen und Grunert werden wir an die regenerirte Leipziger Bühne verlieren. Inzwischen ist die Stelle einer ersten Liebhaberin durch Dem. Brock (vom Schweriner Theater) genügend besetzt, die namentlich als Lucie im „Tagebuch" und als Schwäbin durch innige Auffassung und zartnüancirtes Spiel unverkennbare Beweise ihres schönen Talentes ablegte und wohlverdiente Anerkennung fand. Allein ein Haupterquisit, ein erster Liebhaber, fehlt uns noch immer und der Nachfolger von Henkrichs wird eine schwierige Stellung haben. Die Unterhandlungen mit Baison haben sich zerschlagen (auch er wird, wie es heißt, der Berliner Bühne angehören) und das Gerücht sagt, daß die Direktion nun, aus Mangel eines Bessern, einen gewissen Hrn. Merking, der früher als zweiter Liebhaber durchaus nicht gefallen hat, als ersten Liebhaber engagiren wolle, wahrscheinlich um Hrn. Töpfer für sein Schauspielerbildungsinstitut eine würdige Aufgabe zu stellen. Sonst ist vom Stadttheater nichts Erfreuliches zu melden, keine Novität, kein Gastspiel, außer daß in letzter Zeit der Händekünstler Bosco und die Fußkünstlerin Wagon die sonst verödeten Räume in etwas gefüllt haben. Das Thaliatheater macht dagegen auch den Sommer über glänzende Geschäfte, ein Gastspiel folgt dem andern und zuletzt war Mad. Peroni-Glasbrenner der Magnet, der große Anziehungskraft übte. Ich habe Ihnen über diese Künstlerin, die im naiven und kokelten Fache Ausgezeichnetes leistet, mehrfach berichtet; als Schwäbin, Mirandolina, Capricciosa und im Sololustspiel ist sie ganz allerliebst; lächerlich aber sind die excentrischen Lobhudeleien, womit ihres Mannes Freunde die hiesigen Blätter überfüllen, die sie über die Hagn und, was weiß ich's, über alle deutschen Schauspielerinnen setzen. Die Peroni spielt heute Abend zuletzt und will, nachdem sie hier Gold und Lorbeeren in reichem Maße geerntet, auf Helgoland von ihren künstlerischen Anstrengungen sich erholen. Schon sind auch drei neue Gastdarstellungen im Anzuge. Zunächst gibt Bosco drei Vorstellungen, der hier einen eben so freundlichen, als zur genauen Anschauung seiner ausgezeichneten Productionen höchst passenden Raum finden wird. Die Parquetplätze sollen längst alle in Beschlag genommen seyn. Dann wird Mad. Weiß, Balletmeisterin am Josephstädter Theater zu Wien, mit einem aus 36 Kindern bestehenden Balletcorps originellster Art ihren Einzug in den heitern Musentempel halten, und endlich Mitte Juli kommt der langersehnte Wiener Komiker par excellence, Hr. Scholz, von dessen drastischer Komik man hier so viel Vortheilhaftes vernommen, daß man seiner Ankunft mit gespannter Erwartung entgegen sieht.

Stuttgart, 26. Juni.

Unsere Buchhändlerversammlung hat eigentlich in einem Hauptpunkte noch zu keinem Resultate geführt; man streitet bis jetzt noch darüber, ob Stuttgart oder Frankfurt der Hauptplatz des süddeutschen Buchhandels werden soll. Ich will nicht darüber urtheilen, ob Stuttgart mehr Gründe der Gegenwart für sich geltend machen kann; daß aber nach der Geschichte Frankfurt gewichtigere Ansprüche hat, ist nicht zu läugnen. Bekanntlich war ja diese Stadt zuerst der Centralpunkt des deutschen Buchhändlergeschäfts, bis derselbe durch die Censurmaßregeln Kaiser Rudolfs nach Leipzig verlegt wurde. — Baison ist Ihnen gewiß noch in zu freundlichem Angedenken, als daß es Ihnen nicht lieb seyn sollte, auch von hier aus einige Worte über ihn zu vernehmen. Die Rollen, in denen er auftrat, waren Hamlet, Ingomar, Posa und Forster, und man muß dem in den besten Blättern Deutschlands über ihn gefällten Urtheile beistimmen, daß er ein außerordentlich begabter Künstler sey, der aber auch durch unermüdeten Fleiß und geistreiche Auffassung seiner Rollen diese Gaben auf's beste zu benützen weiß. Ich vermeide es, in das Detail seiner Partieen einzugehen, da Ihnen dieselben ja bekannt sind und von mehreren Seiten aus bereits ausführliche und motivirte Beurtheilungen über sie veröffentlicht wurden.

Rödelheim, 1. Juli.

Die auch hier sehr beliebte Didaskalia enthält nur selten Korrespondenzartikel aus unserm freundlichen Städtchen; es möchte sich wohl auch kaum der Mühe lohnen, hier einen Korrespondenten zu unterhalten, oder daß derselbe unterhält. Indessen dürfte es Ihren Lesern doch nicht unwillkommen seyn, zuweilen einige Mittheilungen zu erhalten. — Am verflossenen Samstage fand in der hiesigen Synagoge die Confirmation der aus dem Kindesalter tretenden Knaben und Mädchen statt, eine Erscheinung, welche die israelitische Gemeinde dahier bisher vermißte. Vor und nach der Confirmation trug die hiesige „Concordia" deutsche Chorälе vor, welche die Feier des Akts erhöhten. Inhaltsschwere Worte des Hrn. Löhr, Lehrer an der israelitischen Schule dahier, eröffneten die Confirmation. Die Fragen an die Confirmanden wurden zur Zufriedenheit Aller auf's beste beantwortet; am feierlichsten war jedoch die Erklärung der Jugend, daß sie der Religion ihrer Väter, nicht blos weil sie in derselben erzogen, sondern aus Liebe und Zustimmung ihrer Vernunft treu bleiben wollen. Höchst ungern sehen wir Hrn. Löhr, einen höchst talentvollen Mann, aus unserer Mitte scheiden, indem er als Lehrer an einer andern auswärtigen Schule berufen ward.

L. A. L..mann.

Frankfurt, 3. Juli.

Eine vormalige Angehörige des jetzt so berühmten Abd el Kader wird unsere Herbstmesse besuchen, nämlich ein schwarzer weiblicher Riesen-Elephant mit Schlachtzähnen, welcher nach Versicherung des Eigenthümers von der französischen Armee in der Schlacht von Mascara gefangen worden seyn soll. Unter den Kunststücken, welche derselbe ausführt, werden auch Romanzen aufgezählt. — Ferner wird Hr. Alex. Guerra aus Rom, Kunstreiter, mit einer ausgezeichneten Truppe und mit 40 Pferden zur Herbstmesse kommen.

(Fremden-Verzeichniß.)

Mainwasser-Wärme.

Mittwoch, 3 Juli, Morgens 8 Uhr: 16½ Grad. W. Gerlach.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 3. Juli (Zum Vortheil der Pensionsanstalt neu einstudirt): Ferdinand Cortez, oder: die Eroberung von Mexico, große heroische Oper in 3 Abth., nach dem Französischen von Castelli, Musik von Spontini. Mit aufgehobenem Abonnement.

Donnerstag, 4. Juli. Der Wasserträger, große Oper in 3 Abth., Musik von Cherubini.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 184. Freitag, den 5. Juli 1844.

Die Braut von Madrid.

(Fortsetzung.)

12.

Ein Rückblick in die Vergangenheit.

Don Ruiz schien in eine andere Welt versetzt zu seyn. Er fragte nicht, wie und warum Ferdinande in den Palast gekommen sey. Er suchte nicht die Ursache, er sah nur die Wirklichkeit. Er eilte ihr entgegen, ergriff ihre beiden Hände, bedeckte sie mit Küssen, und, als wolle er sie vor einer großen Gefahr schützen, umschlang er sie sanft mit seinen Armen.

Ferdinande war, trotz ihrer Seelenangst, glücklich! Sie überließ sich dieser hingebenden Zärtlichkeit, und auf Augenblicke vergaßen Beide die schreckliche Vergangenheit, und kümmerten sich nicht um die Zukunft. Sie waren wieder die glücklich Liebenden, die Verlobten von ehemals. Aber nur zu bald warf die schreckliche Gegenwart einen flammenden Berg zwischen Beide. Sie entfernten sich von einander, als wenn sie sich selbst fliehen müßten. Besonders war Ferdinande beschämt, daß sie so unschuldig das Geheimniß ihres Herzens preisgegeben hatte; sie schlug die Augen nieder, und sagte leise:

„Aber was können wir thun?“

Don Ruiz, durch diese Ausrufung zu sich selbst gebracht, fand nun Kraft, dieselben Worte zu wiederholen. — „Was können wir thun?“ Nach einem peinlichen Schweigen nahte Ferdinande Don Ruiz, und sagte in einem feierlichen Ton:

„Don Ruiz, ich habe keinen Vater mehr! In ihm verlor ich den sichersten und würdigsten Schutz. Meine Mutter ist sterbend, und meine Thränen könnten sie tödten; wollen Sie mir den Vater ersetzen, Don Ruiz? darf ich aufrichtig gegen Sie seyn, wie ich es gegen ihn war?“

„Warum diese seltsame Frage, Ferdinande, zweifeln Sie an mir?“

„Nein .... gewiß nicht .... Aber so viele Erschütterungen haben seit Ihrer Zurückkunft Ihr Vertrauen geschmälert, so viel Verdacht ist Ihnen gegen mich eingeflößt worden, daß es mir scheint, als müsse Ihre Neigung zu mir wankend geworden seyn, daß ich befürchten muß, in Ihrem Herzen die Sympathie, die aus meinem Innern sprach, nicht mehr wiederzufinden.“

„Don Ruiz ist heute noch, was er ehedem war; oder, wenn nicht mehr Derselbe, so ist seine Liebe durch Dein Leiden und all' das Unglück, was noch Deiner wartet, zur Anbetung gesteigert.“

„Ach, sagen Sie nicht, daß Sie mich lieben, oder ich muß befürchten, daß Sie meiner spotten. Entzünden Sie das glimmende Feuer nicht, das Gott und die Ehre zu unterdrücken mir gebietet. Von dem Tag an, wo ich Sie wieder sah, wo Sie sich der Pflicht unterzogen haben, eine arme Frau, die Sie schuldig glaubten, zu unterstützen, habe ich bei Ihrem Nahen gezittert, Ihr Blick erschreckte mich. Meine Liebe hat in Ihrer Nähe ihre alte Kraft erlangt; mit jedem Augenblick schwebte das Geständniß meiner Liebe auf meinen Lippen! Aber, Ruiz! Sie kamen, und alles Glück und alle Hoffnung, die mich in Ihrer Abwesenheit belebte, erstarrte vor der Kälte Ihres Händedrucks und Ihres Lächelns, und so wie ich in meinem Herzen den geheiligten Schutz meiner Liebe verschloß, so fürchtete ich Ihr Erscheinen, weil es mich in Angst und Unruhe setzte.“

„Angst! und trotz dem, daß ich Dich schuldig glaubte, war Deine Verzeihung der erste Wunsch meines Herzens ...“

„Warum war es nicht das erste Wort Deiner Lippen?“

„Ich hatte nicht die Kraft, Dich zu verdammen, und ich legte mir Stillschweigen auf.“

„Ja, ein schreckliches Stillschweigen! ... Ein Schweigen, das mich tödtete.“

„Mache mir keinen Vorwurf! ich habe so viel wie Du gelitten. Ich durfte Dir die Vergangenheit nicht vorwerfen, und sah die Zukunft mir entrückt .... Beklage mich, Ferdinande, beklage mich, ich fühle, daß ich sterben werde .... Nur ein Wort von Dir giebt mir neues Leben.“

„So höre mich an,“ nahm Ferdinande, hingerissen, das Wort. „Mache es einer armen Frau, die an eine verhaßte Kette geschmiedet ist, nicht zum Vorwurf, wenn sie sich einen Augenblick vergißt, und in Wünschen und Klagen ausbricht, die gegen das Zartgefühl streiten. Ich muß Dir, Geliebter, meine ganze Seele enthüllen! Du wirst begreifen, daß ich für Diego nur Abscheu empfinden kann. Aber Du würdest irren, wenn Du glauben könntest, daß meine Abneigung erst von dem Augenblick herrühre, wo ich seinen abscheulichen Charakter kennen lernte ... Sammle jedes Wort, das ich Dir jetzt sagen werde ... Mein Herz spricht zu dem Deinigen, mein Ruiz! Ich habe Diego nie geliebt, nie habe ich aufrichtig in die abscheuliche Verbindung gewilligt, die meine getrübte Ehre wieder herstellen sollte. Ich hatte mich in mein Schicksal erge-

ben, weil dieser Mann Dein Bruder ist, und mir den Namen geben sollte, der auch der Deinige ist. Soll ich es Dir gestehen . . . seine unerwartete Gefangennehmung entriß mir einen Freudenschrei . . . . Ich glaubte, der Himmel sey einer Bitte zuvorgekommen, die ich nicht gewagt hatte auszusprechen; und als ich Dich wieder sah, schien es mir, als wenn Gott selbst die Bande lösen wollte, die das Unglück geschmiedet hatte, und daß ich hier auf Erden nur einen Geliebten, nur einen Gatten haben könnte, den mein Herz gewählt und den mein Vater mir gab, — Dich, meinen Geliebten!"

„Ferdinande! O, verflucht sey die Kette, die Dich bindet!"

„Es ist nicht genug, daß ich ihrer fluche, ich muß sie brechen."

„Aber auf welche Art?"

„Ich weiß es bis jetzt noch nicht, aber Gott wird uns ein Mittel eingeben."

„Du hast Recht, Ferdinande, das Schicksal, das uns niederdrückt, kann der Mensch nicht voraussehen, nur Gott allein kann es von uns abwenden. Laß uns indessen an das Werk gehen, das vom König begonnen wurde. Indem er Diego verbannt, will er den Namen Soria vor Schande retten. Wir wollen seine Milde benutzen, und Diego weit von Spanien entfernen, nach Indien, unter den gastfreundschaftlichen Himmel, der auch uns die Ruhe wieder geben soll. Fliehen wir zuerst, und wenn wir in der neuen Heimath sind, wollen wir sehen, welches unübersteigliche Hinderniß zwischen Dich und diesen Mann gestellt werden kann."

„Mit Diego fliehen? . . . ich schaudere vor diesem Gedanken! . . ."

„Befürchte Nichts! . . . ich werde Dich beschützen."

„Und meine arme Mutter! . . ."

„Man muß ihr Alles sagen." Hier trat eine geistige Ruhe wieder ein. Ruiz und Ferdinande setzten ihrer Unterhaltung ein Ziel. Die Zukunft leuchtete ihnen trübe entgegen, und sie wendeten vereint ihre Blicke davon ab.

Ferdinande eilte in das Schloß Doveda zurück, während Don Ruiz sich zu dem König begab, um die Bestimmung seines und seines Bruders Schicksal zu vernehmen. Er weilte lange bei seinem Monarchen, und sie kamen überein, daß längstens nach Verlauf eines Monats die beiden Brüder sich nach Cadix begeben sollten, um sich von da auf dem Staatsschiff Mansrelos nach Indien einzuschiffen.

Als Ruiz auf das Schloß Doveda kam, um Ferdinanden des Königs unwiderruflichen Entschluß mitzutheilen, fand er sie trostlos und in Thränen gebadet.

„Was ist vorgefallen?" fragte er.

„Meine Mutter! meine arme Mutter ist todt!"

„Todt!" wiederholte Ruiz, als der erste Schreck vorüber war, und er seine Gedanken sammeln konnte, „todt . . . und sie hat Nichts erfahren?"

„Nein."

„Dann hat Gott Mitleiden mit ihr gehabt." Zugleich zeigte er Ferdinanden den Einschiffungsbefehl, vom König selbst unterzeichnet, und sagte: „Wenn Diego allein abreis'te, würde ganz Madrid eine Verbannung darin ersehen; begleitet ihn aber seine Gattin, so erscheint es als eine Reise nach Havanna, um die großen hinterlassenen Besitzungen meines verstorbenen Vaters zu besichtigen. Es ist ein großes Opfer, das Sie bringen, Ferdinande, Sie sind es aber Ihrem Ruf, Ihrer Ehre schuldig."

Ferdinande nahm Don Ruiz Hand, und sagte fest: „Wir werden Alle zusammen reisen."

Sie hatte wahr gesprochen; denn auch Badesillas, dieser seltene ergebene Freund, wollte Don Ruiz in dem Augenblick, wo er am meisten des Trostes bedürfe, nicht verlassen, und er bestand darauf, trotz den Vorstellungen, die man ihm machte, die Brüder und Ferdinande zu begleiten.

(Fortsetzung folgt.)

Das große eidgenössische Schützenfest in Basel.

(Basel, Sonntag, 30. Juni.) Schön und unter glücklichen Auspicien hat sich unsere Festwoche eröffnet. Schon gestern war die ganze Stadt in Bewegung, Fremde und Schweizer füllten die Gassen in buntem Gedränge; ein prachtvoller Mondschein lockte Alles in's Freie. Gegen zehn Uhr kam die Berner Militärmusik; sie wurde von unserm Musikkorps vor dem St. Alban-Thore empfangen und dann mit Fackelbeleuchtung durch die mit Guirlanden geschmückten Gassen geleitet. Heute Morgen verkündeten Kanonensalven den Anbruch des doppelt festlichen Tages; um 6 Uhr tönte dann von der Höhe des Münsters in prächtigen, getragenen Posaunenklängen das Lied Doktor Martin Luther's: „Ein' feste Burg ist unser Gott." Eine Stunde später fanden die Morgengottesdienste statt und gegen neun Uhr waren die in der Gegend des Münsterplatzes versammelten Zünfte, Behörden und Comité's zum Auszug nach St. Jakob bereit; Trommelwirbel, Musik und das Brausen einer unermeßlichen Menschenmenge begleiteten sie. Die Gassen waren auf's anmuthigste mit Kränzen und Festons verziert, an welchen Wappen und Inschriften hingen, hoch über den Häuptern der festlich Dahinziehenden schwebend. Den Zug beschloß die akademische Zunft und eine große Anzahl schweizerischer Studierender. Vom reichgeschmückten Eschenthor wehte eine große eidgenössische Fahne; der Weg bis zum Denkmal war mit hohen Masten besetzt, welche die Fahnen der Kantone trugen und, durch Guirlanden verbunden, der Straße eine Art von heiterer Pracht verliehen. Bei der Ankunft des Zuges in St. Jakob donnerten am Abhang gegen die Birs acht Zwölfpfünder ihre Salven, daß der Dampf hoch emporstieg und sich in den duftigen Flor verlor, welcher den Jura bedeckte. Schon antworteten auch von jenseits der Birs wiederholte Kanonenschüsse; die eidgenössische Schützenfahne nahte. Man ordnete sich, sie zu erwarten, auf der Festwiese, wo bald auch die Schützengesellschaften der einzelnen Kantone, voran die von Graubünden, mit ihren Bannern eintrafen. Hr. Stadtraths-Präsident Heußler trat dem Hrn. Landamman Brosi als Präsidenten des eidgenössischen Centralcomité's entgegen und bewillkommte ihn und die Schützen in bewegter Rede, welche Hr. Landammann Brosi mit herzlichen, kraftvollen Worten erwiederte. Hierauf kreisten die Ehrenkelche, welche vom Hrn. Stadtraths-Präsidenten mit den Worten: „Hie Basel, hie Schweizerboden!" und einem Toaste auf das Wohl des Vaterlandes überreicht wurden. Endlich betrat Hr. Pfarrer Preiswerk die mit Blumen und Kränzen geschmückte Rednerbühne, an welcher die als Denkmal dieser Säkularfeier gear-

beitete Marmortafel lehnte. Seine schöne und poetische Rede, welche zu allgemeinem Beifall hinriß, behandelte im Hinblick auf die Ahnen, welche „die Seele Gott, den Leib den Armagnaken gaben", die Pflicht des Schweizers, die Seele Gott und Leib und Leben dem Vaterlande zu widmen. Es war gegen Mittag, als der Zug sich wieder in Bewegung setzte, während der starke Männerchor und die Blechmusik die von Hrn. Cand. Reber gedichteten, von Kalliwoda componirten Lieder vortrugen. Unter fortwährendem Kanonendonner fand der Einzug durch das Eschenthor statt, weiter ging es durch die bekränzten Gassen hinab nach dem festlich geschmückten Markt. Die Präsidenten der sämmtlichen Schützengesellschaften traten in das ehrwürdige, mit jungem Grün dekorirte Rathhaus, und wurden in dem prachtvollen gothischen Saale des Stadtrathes von den Mitgliedern des kleinen Rathes und des höhern Offizierkorps empfangen. Hr. Amtsbürgermeister Frei hieß sie mit herzlichen Worten willkommen und bot ihnen in dem kolossalen Wettstein'schen Pokal den Ehrenwein dar, worauf Hr. Landammann Brosi den Gruß im Namen der Schützen erwiederte. Auch eine Reihe prächtiger Gefäße von den Zünften dienten zur Credenzung des Ehrenweins. Darauf reihte sich E. E. kl. Rath selbst hinter der eidg. Schützenfahne in den Zug ein, welcher sich nun zum Spahlenthor hinaus nach dem Schützenplatz bewegte. Hier, Angesichts der völlig von der wogenden Menschenmenge gefüllten Räume, ward deren ungeheure Größe erst recht anschaulich. Das Centralcomité und die Behörden bestiegen das Postament der Fahnenburg, während der Zug sich vor deren Fronte ordnete. Hr. Landammann Brosi als abtretender Präsident übergab nun mit einer von rauschendem Beifall unterbrochenen Rede die eidgenössische Fahne und die Echarpe an den neuen Präsidenten Hrn. Rathsherrn Minder, welcher unter lautem Beifallsruf mit bewegten Worten antwortete. Hierauf, nachdem die sämmtlichen Fahnen auf der Fahnenburg angebracht waren, begaben sich Zünfte, Schützen, Behörden und Comité in die Speisehütte die letztern an die ihnen reservirten Tische vor der Tribüne, und das Mittagessen begann. Das kolossale Lokal, von 5000 Menschen in freudigster Stimmung angefüllt, bot einen unbeschreiblichen Anblick dar; es war nur Eine wogende Menschenfluth, in einem Raum, welcher an Größe den bedeutendsten Kathedralen gleichkömmt. Der antretende Präsident erklärte nun mit feierlichem Gruße das eidgenössische Freischießen für eröffnet. Zwei Orchester, an den beiden Enden der Hütte, spielten abwechselnd; Fröhlichkeit und Jubel herrschten überall. Eine Aufforderung des Hrn. Rathsherrn Oswald an die appenzeller Sänger, ihren von 1827 her noch unvergessenen Ruhm durch neuen Gesang zu vermehren, wurde bei der riesigen Ausdehnung des Gebäudes leider überhört, wie es denn überhaupt unmöglich ist und bleiben wird, sich in einem mit Menschen gefüllten Raum von solcher Größe über die nächste Umgebung hinaus hörbar zu machen. Dafür ließ sich aber der Männerchor mit herrlichen Liedern hören und kaum minder sangreich waren die Tische der Waadtländer-Schützen, deren fröhlicher Gesang eine Masse von Zuhörern herbeizog. Nach und nach zerstreute man sich auf dem Platze und in den Kaffeehäusern, welche sich bis oben hinauf füllten. Ein starker Regen, gegen welchen sich die Bedachung der Speisehütte nicht völlig nach Wunsch bewährte, trieb viele Zuschauer in die Stadt, nach welcher sich auch die Zünfte mit klingendem Spiel zurückbegaben. — Abends ließ das Einquartierungscomité durch Trommelschlag ankündigen, es seyen noch etwa 1000 Schützen ohne Quartiere, worauf sogleich zahlreiche Meldungen einliefen. Die projektirte Illumination konnte des schlechten Wetters wegen nur äußerst unvollständig stattfinden. Die sehr thätige und energische Polizei hat gestern das Fest durch 30 Verhaftungen von einiger Gefahr befreit. — Heute Morgen sechs Uhr begann nun das Freischießen selbst.

Mannichfaltigkeiten.

(Ulm.) In diesen Tagen sind einem Bäcker wieder 160 Pfd. Brod weggenommen, zerschnitten und gratis an die Festungsbauarbeiter abgegeben worden, weil es nicht normalmäßig gebacken war. (Schnellp.)

In Berlin ist eine Karikatur auf den Eisenbahn-Actien-Handel erschienen, die vielen Beifall findet. Es ist nämlich ein aus einem Branntweinladen tretender Eckensteher abgebildet, wie er einem seiner Collegen eine mit Schnapps gefüllte Flasche anredend hinreicht. Darunter befinden sich die Worte: „Det Geschäft können wir machen, Zug um Zug!"

In einem Wirthshause zu Nürnberg wurde kürzlich ein junger Mann gefragt, ob er die letzte Mondfinsterniß gesehen habe. — „Nein", war die Antwort, „ich war zu dieser Zeit verreist."

Wie wir vernehmen, haben die Herren Gordon und Smith von Nottingham ein Patent für einen Apparat, Gas aus jedem Feuer, das beständig gebraucht wird, als Küchenfeuer rc., zu produciren. Es ist dies aber am anwendbarsten für Dampfmaschinen oder andere große Oefen, nach welchem Gas zu irgend einem Quantum für die Beleuchtung hervorgebracht werden kann, ohne daß die Ausgaben die gewöhnlichen Kosten überschreiten. Von Einem, der den Apparat in's Werk gesetzt gesehen, sind wir unterrichtet, daß er äußerst einfach und faßlich ist, und in Aussicht stellt, diesen jetzt so nothwendigen Artikel sich um einen Preis für die Consumtion zu verschaffen, der weit geringer ist, als man ihn von den Gasgesellschaften erhält. Wir hoffen, in einer künftigen Nummer eine Beschreibung über die Maschine dieses hausfabrizirten Gases mittheilen zu können.

Für den bevorstehenden Münzcongreß macht der Stuttgarter Beobachter den Vorschlag, es möchten Thalerstücke im Werthe von $2\frac{1}{3}$ Gulden und $1\frac{1}{3}$ Thlr. preuß. Court., welche dem Werthe der französischen 5-Frankenthaler entsprächen, geprägt werden. Eine solche Münze wäre jedenfalls das geeignetste und bequemste Vereinsgeld und den $3\frac{1}{2}$ Gulden- oder 2 preuß. Thalerstücken vorzuziehen.

Frankfurter Theater.

Allgemein bekannt und überall beklagt ist der Mangel an bedeutenden Künstlern der heutigen deutschen Bühne und in Oper und

Schauspiel macht sich dieser Mangel immer fühlbarer; er beruht nicht in der Einbildung oder in erkünstelter Klage, sondern ist eine wirkliche Thatsache. Woher diese Armuth an Künstlern und die für das deutsche Bühnenwesen damit verknüpften Nachtheile? Wir wollen hier nur andeuten, was reichen Stoff zu einer langen Abhandlung bieten würde. Das moderne Opernwesen hat nicht nur dazu beigetragen, den Verfall der wahren Gesangskunst zu beschleunigen und an die Stelle einer gediegenen musikalischen Durchbildung Oberflächlichkeit zu setzen, sondern es hat auch den Sinn für das Bessere erschlafft, den Geschmack herunter gezogen und namentlich das recitirende Schauspiel in den Hintergrund gedrängt. Das moderne Opernwesen und die vorherrschende Liebhaberei der heutigen Theaterbesucher, sich nur zu amüsiren und sinnlich anregen zu lassen, sie stehen in Wechselwirkung und zwar in einer nachtheiligen. Ferner besitzen wir keine Bildungsanstalten oder Theaterschulen für angehende dramatische Darsteller oder Sänger und so geschieht es dann, daß Hunderte von Individuen, auf das Glück von etwas Stimme oder Persönlichkeit vertrauend, dem Tempel Thaliens ohne alle Vorbereitung und selbst ohne den nöthigen Fleiß zulaufen und die Werkstätte oder das Comptoir verlassen, von einem Trugbild erträumter Genialität irre geleitet. Nicht minder ist auch die Verflachung der mit werthlosen Uebersetzungen aus dem Französischen und mit leichtfertigen Productionen der sogenannten beliebten Bühnendichter, die nur für das Bedürfniß der Kasse arbeiten, überschwemmten Repertoire zu beklagen und die Kritik ihrerseits hat nicht unterlassen, ebenfalls ihre Forderungen herab zu stimmen und sich dem Geschmack des Tages zu accommodiren. Das große Publikum ist leicht zu befriedigen und läßt sich durch Effekte und Aeußerlichkeiten verblenden; es ist zufrieden, wenn es nur Unterhaltung findet. Unter solchen Umständen darf man sich über den Mangel an bedeutenden Künstlern und ausgezeichneten Kunstleistungen nicht wundern; aber von Denen, welchen die höhere Bedeutung des Theaters klar geworden und welche dessen Interessen gerne gefördert sehen möchten, werden mit Recht Klagen geführt. — Nachdem es der hiesigen Theaterdirektion gelungen, in Hrn. Reger einen durch Befähigung und Studium rühmlich hervortretenden, achtbaren und anerkannten Mimen und in ihm der Anstalt eine würdige Stütze zu gewinnen, hat sie noch dahin zu streben, das durch den Abgang des Hrn. Baison erledigte Fach möglichst genügend auszufüllen und sie kommt dieser Verpflichtung durch Eröffnung von Gastspielen nach. Wenn solche noch nicht zum gewünschten Ziele geführt haben, so liegt dies in dem eben angedeuteten Mangel an befähigten und gebildeten Darstellern. Ob das gegenwärtig eröffnete dritte Gastspiel ein gewünschtes Resultat ergeben werde, möchten wir bezweifeln und wollen eine Entscheidung dem weiteren Verlaufe desselben und der Einsicht der Herren Direktoren überlassen.

Hr. Hegel, vom Hoftheater zu Detmold, ist bereits viermal aufgetreten und zwar als Bolingbrook, Ingomar, Hamlet und Robert. Seinem Bolingbrook und Hamlet beizuwohnen, waren wir verhindert. Was den Ingomar betrifft, so konnte uns dessen Darstellung durch Hrn. Hegel nicht genügen. Hier müssen das naive Element und die Urkräftigkeit des Charakters vorherrschen. Ingomar ist ein lebensfrischer, von der Civilisation noch nicht berührter Sohn der Natur, ein Sohn der Wildniß, wie ihn der Dichter nennt, aber kein Wilder. Die noch ungezügelte und unverkünstelte Naturkraft, das edle, aber noch von rauher Schale umhüllte Gemüth, sie ergeben sich der Anmuth und Grazie und werden von diesen gemildert und empor gehoben in aufsteigenden, vom dem Dichter klar vorgezeichneten Stadieen. Solche zu markiren und diesen siegreichen Einfluß der Civilisation, diese Naivetät und Urkräftigkeit zu veranschaulichen, vermochte Hr. Hegel nicht. Er spielte seine Rolle aus Einem und zwar aus einem sehr ungestümen Tone, ohne feine Nüancirung und ohne psychologische Begründung und konnte sein Ingomar jene Theilnahme nicht gewinnen, die hier unerläßlich ist; er gab statt des naiven das derbe Element und statt der poetischen Naturkraft einen unpoetischen Bühneneffekt. — Fräul. Hausmann als Parthenia zeigte sich als gewandte Darstellerin und hatte ihre Aufgabe verstanden. Parthenia siegt durch die Milde der Sitten und durch die Gewalt der Grazie über Ingomar und an dessen Liebe und Hingebung entfalten sich allmälig ähnliche Sympathieen. Dies wußte Fräul. Hausmann hervor zu heben und in vielen Momenten vollkommen geltend zu machen. Ihr rhetorischer Vortrag war poetisch belebt und zeigte ein sorgfältiges Studium. Bei der anzuerkennenden Kunstbefähigung und würdevollen Auffassung, welche man dieser Schauspielerin zugestehen muß, wäre nur zu wünschen, daß sie sich eines im Allgemeinen ungezwungeneren Spieles und einer schöneren, weniger verkünstelten Plastik befleißigen möge, was besonders für ihre den Zuschauer nicht selten sehr störenden Bewegungen des Kopfes und des Oberkörpers gilt. — Als Robert in den „Memoiren des Teufels" vermochte Hr. Hegel die hier erforderlichen feinen Schattirungen, namentlich in der Hauptscene des zweiten Actes, nur wenig anzudeuten und dem Charakter jene Glätte und Geschmeidigkeit, die den Erfolg desselben bedingen, nicht zu verleihen.

In der Oper haben wir zweier ausgezeichneten Vorstellungen zu erwähnen, der Norma, in welcher die Titelrolle durch Fräul. Reuther mit glänzendem Erfolg und dem lebhaftesten Beifall ausgeführt, mit Kraft und Frische gesungen und mit dramatischer Lebendigkeit ausgestattet wurde, und des Nachtlagers in Granada, worin unser neuer Baritonist Hr. Gundy gesteigerten Beifall erhielt. Heute schon weniger befangen als bei seinem neulichen ersten Auftreten, traten die schönen Stimmmittel des Sängers wirksamer hervor und war der Gesangsvortrag freier und fließender. Es hat den Anschein, daß in Hrn. Gundy unserer Oper ein zu erfreulichen Hoffnungen berechtigendes und jedenfalls mit schönen Mitteln begabtes Gesangstalent gewonnen worden ist. M.

Frankfurter Lokal-Begebenheiten.

(Aus dem Verzeichniß der Fremden.)

Gestern (den 3. d.) Nachmittag wurde vor dem Eschenheimerthor, im sogenannten Affenstein, ein junger, anständig gekleideter Mann entleibt aufgefunden. Derselbe hatte sich selbst die Brust durchschossen. Seine Persönlichkeit ist noch nicht ganz ermittelt. — Ein sauber gekleideter Bursche ging dieser Tage in die oberen Stockwerke eines Hauses, auf einer Wallstraße, angeblich um zu betteln. In einem offenstehenden Zimmer findet er zwei silberne Becher mit Flüssigkeit gefüllt. Er schüttet letztere ohne weiteres in die Stube und steckt die Becher in die Tasche, indem er sich entfernt. Die Magd, welche jedoch gleich hernach kommt und das Verschüttete wahrnimmt, merkt den Diebstahl und ereilt noch den Dieb an der Hausthüre. Derselbe gibt erschrocken seinen Diebstahl heraus und läuft davon.

Mainwasser-Wärme.

Donnerstag, 4. Juli, Morgens 8 Uhr: 15½ Grad. M. Gerlach.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 4. Juli. Der Wasserträger, große Oper in 3 Abth., Musik von Cherubini.

Freitag, 5. Juli. (Zum Vortheil des Hrn. Hegel und zum Erstenmale): Monaldeschi, oder: die Abenteuer, Tragödie in 5 Acten, von Heinrich Laube. (Gastrolle) Monaldeschi: Hr. Hegel, vom Hoftheater zu Detmold.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 185. Samstag den 6. Juli 1844.

Zuruf.

Von

Ludwig Hub.

Nur nicht gleich den Muth verloren,
Wenn zum Unglück ihr geboren
Und wenn nur an taube Ohren
  Euer Ach zu dringen scheint!
Jedem Abend folgt ein Morgen:
Oft, wer ringt mit grimmen Sorgen,
Sieht sich unverhofft geborgen,
  Jauchzend, wo er jüngst geweint.

Manchem ward der Stab gebrochen
Und das Leben abgesprochen,
Dem nach wenig kurzen Wochen
  Wieder schön das Daseyn lacht;
Während sich der Hartbedrohte
Nahe fühlte noch dem Tode,
War geschäftig schon der Bote,
  Der Errettung hat gebracht.

Schreckt euch auch das Schicksal heute,
Ueberlaßt euch nicht als Beute
Der Verzweiflung! Gleich der Freude
  Ist vergänglich auch der Schmerz.
Scheint der Jammer auch unsäglich
Und das Schicksal unerträglich,
Ausgeharrt! Wir schauen's täglich:
  Auf das Trauern folgt der Scherz.

Wer hat nicht schon froh erfahren,
Daß, was ihn erschreckt seit Jahren,
Plötzlich sich in einen klaren
  Himmel aufgeheitert hat?
Was wir ängstlich und beklommen
Nah und näher sahen kommen,
Haben kaum wir wahrgenommen,
  Fand sein Eintritt wirklich statt.

Bei des Wechsel's ew'gem Walten
Wird sich Vielerlei gestalten,
Was wir kaum für möglich halten,
  Berge werden weggeräumt;
Im Verlauf von wenig Stunden
Fühlt der Kranke sich gesunden
Und Genesung ward gefunden,
  Wo's kein Sterblicher geträumt.

Darum sänftigt euer Klagen!
Nach dem Dunkel wird es tagen.
Wer kann mit Gewißheit sagen:
  Das ist Leben, das ist Tod?
Während eu'rem Händeringen
Eilen schon auf raschen Schwingen
Gute Engel her und bringen
  Rettung euch aus aller Noth.

Ehre allen wackern Rittern,
Die bei Schicksals Ungewittern
Männlich, ohne Furcht und Zittern
  In dem Lebenskampfe steh'n!
Aber Schmach den Zagen, Feigen,
Die, wenn sich Gefahren zeigen,
Muthberaubt die Segel streichen
  Und gleich Würmern untergeh'n!

Jener nur ist klug und weise,
Der sich auf der Lebensreise
Bei den Nieten denkt die Preise
  Und sie zu gewinnen strebt.
Darum bei dem Schicksalsdrange
Seyd nicht ängstlich gleich und bange:
Nie verzag' der Mensch, so lange
  Als der alte Gott noch lebt!

Die Braut von Madrid.

(Fortsetzung.)

13.

Die Manfrelos.

Die Nebel fielen. Es war einer jener Morgen, die einen warmen, freundlichen Tag verkünden. Der Hafen war von Bürgern und gemeinen Leuten überfüllt. Der Lärm dieser Müßiggänger, von der Neugierde angezogen, vermischte sich mit den Stimmen der Matrosen. Nur noch einen Augenblick, und die Manfrelos sollte die Segel lüften und sich den Winden überlassen. Ihre Bestimmung war Havanna.

Der Kapitän stand auf dem Verdeck, und schien das Zeichen zur Abfahrt geben zu wollen. Die Mannschaft vertheilte sich auf ihre Posten, und mit Spannung, auf das Zeichen der Abfahrt harrend, riefen Alle ihrer Heimath ein letztes Lebewohl zu.

„Mein armer Ruiz," sagte Badesillas, indem er ihn auf die Seite zog, „es drängt Sie, Spanien zu verlassen . . . ."

„Ja, seine Sonne brennt, und sein Anblick ist mir unerträglich . . . . Ich wünsche es nie wieder zu sehen."

„Es ist Ihre Heimath, Ihre zweite Mutter, Ruiz!"

„Sie vergessen, Badesillas, daß Spanien vor Allem das Vaterland der Ehre ist, und daß die Sorias entehrt sind."

„Aber nicht öffentlich."

„Nein, aber vor ihrem Gewissen . . . . Das ist zu viel."

In diesem Augenblick öffnete sich des Kapitäns Kajüte, und man erblickte Ferdinande sitzend, in tiefes Nachdenken versunken, während Diego, an die Brüstung gelehnt, mit gleichgültigen Blicken die Bewegungen des Meeres beobachtete.

Don Ruiz schauderte, als er seiner ansichtig wurde.

„Arme Ferdinande! es ist hart, für's ganze Leben an diesen Mann gebunden zu seyn," sagte Badesillas.

„O! Gott wird mir eine gerechte Strafe für ihn eingeben," fügte Ruiz mit dumpfer Stimme hinzu. „Ich weiß noch nicht, was ich thun soll, aber er muß mir theuer die Schande des Namens Soria bezahlen. Sehen Sie ihn doch an, Badesillas, wie er so ruhig Alles zu vergessen scheint! Versteht man diesen Menschen, den ich weder meinen Bruder, noch Ferdinandens Gatten nennen kann? Versteht man ihn, daß er so seine Schande hinnimmt, daß er unsere Blicke erträgt, ohne zu erröthen, daß er nur noch an die Möglichkeit denkt, mit ihr, die ich liebe, zu leben? . . . . O! sein Gleichmuth wird ihm theuer zu stehen kommen . . . ."

Badesillas beobachtete Don Ruiz, als wolle er den wahren Sinn seiner Worte ergründen, und in seinen Gedanken lesen. Ruiz schien des Comthurs Absichten zu errathen, und sagte zu ihm:

„Sie fanden mich stets ruhig in meinen Empfindungen, mäßig in meinem Haß; Sie erstaunen, mich jetzt so verändert zu sehen. Meine Ruhe ist der Heftigkeit gewichen; dieser tiefe, so lange verhaltene Groll bricht mit größerer Gewalt, mit bittereren Verwünschungen hervor. O! meine Geduld ist zu Ende, Badesillas! Je länger ich meinen Haß verschließe, je heftiger, je schrecklicher wird der Ausbruch desselben seyn."

„Großer Gott! was wollen Sie beginnen?"

„Ich weiß es noch nicht. Jede Minute kann mir die Veranlassung bringen, die ich suche. Oft vernarbt die Zeit tiefe Wunden und verwischt die Erinnerungen an erlittene Schmach; für mich hat sie die entgegengesetzte Wirkung. Mein Entschluß befestigt sich mehr und mehr. Mein Herz verschließt sich ihm, bis die letzten Bande gelöf't sind, die mich an einen Bruder gefesselt haben . . . . Mit kaltem Blut hasse ich ihn, mit kaltem Blut werde ich mich rächen . . . ."

„Ich halte es für meine Pflicht," sagte Badesillas nach einem kurzen Schweigen, „Sie von einem Entschluß, dessen Folgen nicht zu berechnen sind, abzubringen. Weit entfernt, Ihre Gefühle zu tadeln, erkenne ich die Rache nur dann an, wenn sie unmittelbar auf die Beleidigung folgt. Diego ist sehr strafbar, aber . . . ."

„Aber, mein Gott, Sie vertheidigen ihn," sagte Ruiz ganz außer sich.

„Nein, ich suche nur Sie selbst vor Reue . . . . vielleicht vor Gewissensbissen zu schützen."

„Don Juan! Don Juan! was bedeutet diese Veränderung? Warum verlassen Sie meine gerechte Sache gegen die des Diego? Warum vertheidigen Sie ihn? Sie haßten ihn doch."

Mit einem bittern Lächeln erwiederte Badesillas: „Ich habe ihm nie diese Ehre erzeigt. Ich habe ihn stets verachtet, und deßwegen allein wollte ich Sie überzeugen, daß Sie eine unnütze Rache ausüben."

„Eine unnütze Rache!" rief Don Ruiz aus, indem er auf die weinende Ferdinande zeigte. „Rechnen Sie das namenlose Unglück dieses Weibes für Nichts?"

Badesillas konnte Nichts erwiedern, er drückte Don Ruiz gerührt die Hand. In diesem Augenblick gab der Kapitän das Zeichen zur Abfahrt.

In wenigen Minuten, und wie durch einen Zauberschlag war das malerisch-bewegte Bild auf dem Verdecke des Schiffes verschwunden. Ruhe folgte auf die Bewegung, und die Passagiere nahmen die ihnen angewiesenen Plätze in dem untern Raum des Schiffes ein.

Der letzte Abschied wehte still vom Ufer herüber.

Don Ruiz sah bewegt nach Cadix hin, das von dem Glanz der Morgensonne herrlich beleuchtet war. „Spanien! geliebtes Spanien!" sagte er leise, aber doch laut genug, daß es von Badesillas verstanden wurde, „verzeihe einem deiner Söhne, der dich verläßt! er muß dich fliehen, um sein Elend und seine Schande vor dir zu verbergen!"

„Lasset die Segel los!" schrie der Kapitän mit einer Donnerstimme.

Bei diesem Befehl lief das Schiff in die offene See. Der Augenblick der Abfahrt erfüllt die Herzen mit einer unbestimmten Traurigkeit. Man weiß nicht, ob man sich freuen, oder ob man weinen soll. Mit Ausnahme der alten Matrosen, die ihr Trinkgelage, das sie auf dem Festlande begonnen, fortsetzten, verrieth die übrige Haltung des Schiffs eine ernste Trauer. Hier erblickte man ein bitteres Lächeln, dort eine Thräne, überall herrschte Stille.

Die Ueberfahrt ging glücklich von statten. Das Wetter war anhaltend schön, der Wind günstig, und der Kapitän, der zum fünften Mal die Reise nach Havanna machte, berechnete: daß, wenn die Witterung günstig bliebe, die Reise eine der schnellsten seyn würde.

Aber mitten in dieser anscheinenden Ruhe waren einige der Passagiere auf's schmerzlichste bewegt. Ferdinande suchte Diego zu fliehen. Badesillas konnte sich einer gewissen Rauhheit

gegen den Mann nicht erwehren, der seinen Verdacht auf eine so schimpfliche Art gerechtfertiget hatte. Don Ruiz blieb fast immer allein, und seine Züge verklärten sich nur dann, wenn er mit Ferdinande einen Blick des Einverständnisses wechseln konnte. Er schien einen fürchterlichen Plan auszubrüten, dessen Ausführung ihm noch fern schien, und dem er keine bestimmte Form geben konnte.

Viele lange Tage gingen so vorüber. Furcht, Hoffnung, Verwünschungen, Alles blieb tief in den Herzen verschlossen. Ach! der Sturm tobte in den Seelen, wie er sich am Himmel zeigte.

(Fortsetzung folgt.)

Die falschen Assignate.

Unter diesem Titel gibt eine Pariser Zeitschrift, „le Droit“, einen ausführlichen Bericht über die großartigen Fälschungen der ihrer Zeit so viel Unheil verbreitenden und so berüchtigt gewordenen französischen Assignate; aus demselben theilen wir unsern Lesern Nachstehendes mit.

Die Geschichte der Fabrikation der falschen Assignate bildet eine der traurigsten Episoden unserer Finanz-Unglücksfälle aus der Zeit des letzten Decenniums des vorigen Jahrhunderts. Während mehr als fünf Jahren hatten Fälscher, in allen Ländern Europa's versteckt, Frankreich mit den Erzeugnissen ihrer schändlichen Industrie überschwemmt und auf solche Weise den Ruin seines Papiergeldes und seiner Finanzen beschleunigt. Durch ein Decret vom 19. April 1790 schuf die constituirende Versammlung nach langer Discussion für 400 Millionen Assignate, welche eine der baaren Münze ganz gleiche Geltung haben sollten. Dies Papier war hypothekirt auf die Güter der Geistlichkeit und sollte durch den Ertrag des Verkaufes dieser Besitzungen amortisirt werden. Die Noth, in welchem der Staat sich befand, und die dringendste Verlegenheit seiner erschöpften Cassen hatten diese Finanzoperation hervorgerufen, welche aber die günstigen Resultate, die man von ihr erwartete, nicht brachte. Die Güter der Geistlichkeit konnten weder so schnell, noch so vortheilhaft veräußert werden, als man gehofft hatte. Die Bedürfnisse des Staats wuchsen unterdessen und seine Hülfsmittel verminderten sich von Tag zu Tag. Man mußte zur Hervorrufung neuer Assignate schreiten, und schon im Monat September 1792 hatte man für 2 Milliarden und 700 Millionen ausgegeben, im August 1793 für 5 Milliarden und endlich im Jahr 1796 erreichten sie den ungeheuren und fast unglaublichen Betrag von 45 Milliarden. Durch diese verschiedenen Creirungen waren die Assignate in immer größeren Mißcredit gekommen, und endlich galten sie nur noch ein halb Procent ihres ursprünglichen Werthes. Hierauf nun wurden Territorial-Mandate geschaffen, an den Verkauf der Nationalgüter gewiesen. Man reducirte die Assignate auf den Betrag von 24 Milliarden und im Jahr 1796 wurde in Folge eines Beschlusses des Direktoriums die Platte derselben gänzlich zerstört.

Schon anfänglich hatte die constituirende Versammlung die Möglichkeit und drohende Gefahr der Fälschungen der Assignate vorausgesehen und die kräftigsten Maßregeln dagegen getroffen, sowie auch ein Comité ernannt, um die Anfertigung derselben mit aller nöthigen Sorgfalt betreiben zu lassen. Dieses Comité erwählte den geschicktesten und berühmtesten Graveur, Hrn. Gatteaux, für die Zeichnung und Gravirung der Platte, Mad. Lagarde, Associée von Reveillon, für die Anfertigung des Papiers und Hrn. Didot für den Druck. Die Ateliers des Gouvernements und die königliche Druckerei besaßen das nöthige Material nicht, um diese verschiedenen Arbeiten vollführen zu können. Außerdem wurde noch eine permanente Commission ernannt, um die Fortschritte der Anfertigung der Assignate einer strengen und täglichen Controle zu unterziehen. Endlich wurden die strengsten Strafen verfügt und jedem Fälscher, sowie den Mitschuldigen desselben der Tod angedroht. Nichtsdestoweniger legten die Fälscher, sowohl in Frankreich wie im Ausland, bald Hand an's Werk, und ihre Kühnheit war nicht minder groß als die Thätigkeit und Geschicklichkeit, womit sie ihre Arbeit betrieben.

Am 6. Mai 1791 brachte der Deputirte Voidel nachstehendes Factum zur Kenntniß der Versammlung: Schon seit längerer Zeit sind ein gewisser Philipp Daneau und Simon Cav, als der Fälschung von Assignaten verdächtig, beobachtet und überwacht worden. Trotz der Aufmerksamkeit der Polizeibehörden hat man zu keinem überzeugenden und sichern Beweis gelangen können. Als sie sich nun beobachtet sahen, gelang es ihnen, nach London zu entfliehen, wurden aber von den Polizei-Agenten verfolgt, und man überzeugte sich, daß sie eine Platte à 300 Livres in Arbeit genommen und verfertigt hatten. Die Agenten gaben dem französischen Gesandten in London hievon Nachricht und dieser schrieb nach Paris. Als die beiden Fälscher, die bald London wieder verließen, in Calais ankamen, wurden sie dort arretirt; man bemächtigte sich ihrer Effekten, fand unter denselben die nachgemachte Platte und brachte die Verbrecher nach Paris. Sie versprachen, wichtige Entdeckungen und Mittheilungen zu machen, wodurch ihr Proceß sich sehr verlängerte, und während des Blutbades, welches im September-Monat stattfand, entkamen sie aus dem Gefängniß. Später gelang es, ihrer wieder habhaft zu werden. Um dieselbe Zeit wurde in Limoges ein gewisser Bondier arretirt, wodurch man auf die Fährte eines ganzen Nestes von Fälschern geleitet wurde. Arbeiter einer Papiermühle denuncirten Lariette, Bidot und Dunaud als Fälscher von Assignaten. Sie wurden festgenommen und denuncirten nun einen gewissen Guillot und dessen Mitschuldige. Bei diesen Untersuchungen erstaunt man nicht nur über die Geschicklichkeit und Kühnheit der Fälscher, sondern auch über die weiten Verzweigungen ihres strafwürdigen Unternehmens. Es wurde eine Commission niedergesetzt, um die verfälschten Assignate, sowie die Platten für dieselben der genauesten Untersuchung zu unterwerfen und die Kennzeichen der Fälschungen anzugeben; auch wurden mehrere hierher gehörige Verordnungen ausgegeben und in der ganzen Sache so strenge und verschärfte Maßregeln ergriffen, daß die Fälscher nicht im Stande waren, sich in Frankreich länger zu behaupten, und sich demnach genöthigt sahen, ins Ausland zu flüchten.

Bald darauf las man in einem Berichte aus dem Haag vom 29. April 1793 Folgendes: „Thomé de Gut von Beaumont und Mad. Gondorf, welche im Juni v. J. als Fälscher denuncirt wurden, sind in Rotterdam entdeckt und festgenommen worden. Nachdem man sie des angeschuldigten Verbrechens überführt hat, wurden sie gebrandmarkt und gestäubt

und hierauf nach dem Zuchthaus abgeführt, wo sie eine Strafe von zehn Jahren abzubüßen haben." Man war in Paris mit der Thätigkeit und Strenge des holländischen Gouvernements sehr zufrieden und erließ an dasselbe ein schmeichelhaftes Dankschreiben. Eben so bereitwillig zeigten sich die Polizeibehörden der Schweiz und die von Genua, durch deren Mithülfe man zur Entdeckung, Festnehmung und Bestrafung von mehreren Fälschern und einer nicht geringen Zahl ihrer Mitschuldigen gelangte. Weniger bereitwillig war man in England, und es fanden mancherlei Reclamationen statt.

Das oben angeführte französische Blatt — Le Droit — theilt noch eine Menge von Untersuchungen, Entdeckungen und Bestrafungen von Fälscherei der französischen Assignate mit, deren umständliche Erzählung hier zu weit führen würde, und aus denen man mit Erstaunen ersieht, wie weit verzweigt jene Industrie gewesen seyn muß. Nur durch exemplarische Strenge und unter kräftiger Mitwirkung des Schaffots gelang es endlich, den Fälschern das Handwerk zu legen, nachdem sie aber bereits viele Tausende von falschen Assignaten in Umlauf gesetzt und viel Unheil angerichtet hatten. W.

Das große eidgenössische Schützenfest in Basel.

(**Basel, Montag 1. Juli.**) Morgens um 8 Uhr, nachdem schon lange die Stutzer geknallt, rückte die Cantonalfahne von Bern, umgeben von 6 Töchterfahnen, heran; Hr. Oberst Geiser aus Langenthal übergab dieselbe mit einigen herzlichen, zur Eintracht mahnenden Worten dem Comité, worauf Hr. Gymnasiallehrer Schmidlin, in Abwesenheit des bestimmten Redners, die Gäste bewillkommte. Bald darauf nahten auch die Waadtländer Schützen, an ihrer Spitze Staatsrath Druey; sie wurden bewillkommt durch Hrn. E. W. Oswald dahier. Dann folgten die Schützen von Thun und Siebenthal (Redner: Hr. Scherer, von hier, Hr. Pfarrer Münch), ferner die Schützen von Obwalden (Redner: Hr. Landammann Hermann, von hier, Hr. Em. Hofmann) und die von Nidwalden (Redner: Fürsprech Zoller, von hier, ebenfalls Hr. Hofmann). Auch die Gesellschaften von Zürich und Neuenburg, und nach dem Mittagessen auch jene von Zug, dem Berner Oberland und die Schweizer aus London rückten heran, und wurden festlich empfangen. — Das Schießen begann nun im größten Style; auf die Minute mochten etwa 100 Schüsse kommen. Der Zustrom von allen Seiten her dauerte ungeschwächt, so daß die elsässische Eisenbahn allein gestern über 5000 Billets ausgegeben haben soll. — Bei Tische wurden eine Reihe von Toasten und Reden gesprochen (u. a. eine von Hrn. Dr. Brenner allhier), über welche wir keine nähere Rechenschaft geben können: auch zwei weitbekannte Mitglieder der badischen Kammer, **Gottschalk** und **Welcker**, sprachen, der letztere mit großem Feuer. Der Nachmittag ging ohne alle Störung vorbei; das Wetter war äußerst angenehm, ohne Regen, wie ohne Staub und Hitze. Ein Resumé in der „Schützenzeitung" von Abends 6 Uhr gibt als Gewinner von Bechern folgende Schützen an: **Ringer** von St. Gallen; **Benziger** und **Kohler** aus Appenzell; Lord **Vernon**. Bis in die späte Nacht hinein blieb der Platz belebt, Speisehütte und Kaffeehäuser voll heiterer Menschen; mancher fröhliche Gesang ließ sich vernehmen. Am Hause des Hrn. Legrand war ein schönes Transparent von Künstlerhand angebracht: die Freiheit, vor ihr in Begeisterung knieend ein Hirt und ein Schütze. Auch der Garten des Besitzers war auf das schönste illuminirt, während die Illumination in der Stadt auch dießmal nicht viel besagen wollte. Heute (Dienstags) früh ließ sich das Wetter zu einem anscheinend dauernden Landregen an, verspricht aber jetzt glücklicher Weise einen ganz erträglichen Tag. Gestern kam wieder eine Anzahl von Verhaftungen vor, wobei zu bemerken, daß dieselben nicht lauter Beutelschneider u. s. w., sondern auch Schwerbetrunkene u. dgl. betrafen.

Frankfurter Lokal-Angelegenheiten.

Den mehrfach geäußerten Wunsch, die Wege des hiesigen Waldes mit sogenannten Wegweisern zu versehen*), hat die betreffende verehrliche Forstbehörde in Erwägung gezogen und hofft man, daß dem Publikum diese Annehmlichkeit baldigst werde dargebracht werden. Wie sehr die betreffende Behörde es sich angelegen seyn läßt, für die Annehmlichkeit der Spaziergänger in dem hiesigen Stadtwalde zu sorgen, beweisen die beiden neuen, so geschmackvoll angelegten Wege vom Sandhofe nach dem Forsthause.

Schon seit einiger Zeit trieben sich in der hiesigen Stadtpromenade und in deren Umgegend Mannspersonen umher, welche sich auf eine, jedes sittliche Gefühl tief verletzende Weise betrugen und eine solche Aufführung vorzüglich dann zur Schau brachten, wenn sie von einzelnen Spazierengehenden bemerkt wurden. Der polizeilichen Thätigkeit ist es bis jetzt gelungen, mehrere derselben zur Haft zu bringen und wurden dieselben mit Gefängniß und, wenn es auswärts Wohnende waren, mit Ausweisung bestraft. Demohngeachtet sollen sich noch einige dieser Schamlosen umhertreiben und ihr allem Anstand Hohn sprechendes Spiel in Ausübung erhalten. Wenn im Art. 11 der Verordnung vom 15. December 1835 es heißt:

> „Körperliche Züchtigung findet nur statt bei schon bestraften Vagabunden, Bettlern und Dieben und **anderem liederlichem Gesindel**"

und eine, wie oben angegebene Aufführung nur von **liederlichem Gesindel** begangen werden kann, so verdient es allen Dank, daß das Polizei-Gericht die Wiederholung solcher frechen Aufführung mit körperlicher Züchtigung bedroht hat. (Verzeichn. d. Fremden.)

*) Siehe letzte Nummer (15) der gemeinn. Chronik.

Mainwasser-Wärme.

Freitag, 5. Juli, Morgens 8 Uhr: $15^1/_2$ Grad. W. Gerlach.

Theater-Anzeige.

Freitag, 5. Juli. (Zum Vortheil des Hrn. Hegel und zum Erstenmale): **Monaldeschi**, oder: die Abenteuer, Tragödie in 5 Acten, von Heinrich Laube. (Gastrolle) Monaldeschi: Hr. Hegel, vom Hoftheater zu Detmold.

Samstag, 6. Juli. **Die Zauberflöte**, große Oper in 2 Abth., Musik von Mozart.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 186. Sonntag, den 7. Juli 1844.

Die Braut von Madrid.

(Fortsetzung.)

14.

Der Sturm.

Eines Abends erhob sich der Wind. Die Luft war schwer und unerträglich, und der Himmel, von den letzten Strahlen der Sonne beleuchtet, glich einer im Feuer gebleichten Kupferplatte. Nach und nach verschwand die Sonne, und sie ließ nur noch einen kleinen lichten Streifen zurück. Eine Stunde später zogen die Nebel von Südost nach Norden; der Mond, der am Horizont aufstieg, war bedeckt, und verrieth sein Erscheinen nur durch den blassen Schimmer, der die Wolken säumte.

Der Kapitän kam auf das Verdeck des Schiffes, und flüsterte dem Steuermann einige Worte zu; dieser entfernte sich, indem er erwiederte: „Kapitän, Sie können auf mich rechnen."

Hier fing das Vorspiel eines Ereignisses an, das dem Schiffer nichts Ungewöhnliches ist, wovon aber die Bewohner auf dem Festlande keine Ahnung haben. Dieses Schauspiel ist um so schrecklicher, weil ihm große Meeresstille, ja Grabesruhe vorangeht. Das Meer war spiegelhell, der Wind hatte sich gelegt; man hätte sagen mögen, die ganze Natur schlummere.

Plötzlich wurden die Wogen bewegter, Windstöße folgten schnell auf einander, und ein dumpfes, donnerähnliches Geräusch erhob sich von allen Richtungen her. In einer kurzen Zeit schwoll das Meer dergestalt an, daß zuweilen die Maste in den Tiefen der Wellen verborgen schienen. Bei heftigen Stößen tauchte das Fahrzeug so sehr unter, daß der Vorderraum sich mit Wasser füllte.

Der Wind wurde immer stärker; es waren indessen nur die Vorboten einer Zerstörung, und die Schiffsmannschaft war bis jetzt nur beunruhigt.

„Es ist ein Sturmwind von kurzer Dauer," sagten Einige.

„Es ist keine Gefahr," sagten die Meisten, die sie zu entfernen glaubten, wenn sie daran zweifelten.

„Was halten Sie davon?" fragte Don Ruiz den Kapitän.

„Etwas ganz Einfaches," antwortete dieser ruhig. — „Wir sind verloren."

„Verloren!" wiederholte Ruiz mit Heftigkeit .... Verloren! das ist unmöglich."

„Das ist gewiß."

Es wäre vergeblich, den augenblicklichen Ausdruck, der sich in Ruiz Gesichtszügen malte, zu bezeichnen. Der schneidendste Schmerz schien sich mit einem Gefühl von Hoffnung zu verbinden. Seine Augen füllten sich mit Thränen, während ein bitteres Lächeln über seine Lippen glitt. Ferdinandens Anblick leuchtete aus der Menge hervor; dieses brachte ihn zu sich selbst, er bemerkte sie, und, als wolle er die heftigen Schläge seines Herzens unterdrücken, legte er beide Hände auf sein Herz.

Dieses Alles war das Werk eines Augenblicks; er verfiel sogleich wieder in sein Nachdenken, und sah lange nicht, was um ihn her vorging.

Bald darauf, wie um den Ausspruch des Kapitäns zu bestätigen, vernahm man von Osten her ein dumpfes Geräusch. Alle Blicke flohen nach der Gegend hin. Eine breite hohe Wassersäule erhob sich; nach und nach näherte sie sich dem Fahrzeug, dessen Planken kaum den entfesselten Wogen Widerstand zu leisten vermochten. Das Oberdeck drohte jeden Augenblick zu brechen, und nur mit der größten Anstrengung gelang es, die Segel zu streichen.

Der Wind tobte fürchterlich, und riß mit Gewalt das Fahrzeug fort. Eine schwarze Wolke schwebte wie ein Raubvogel über der Manfrelos; ein Blitzstrahl zertheilte sie in zwei Flügel, und hüllte das Schiff in einen furchtbaren Wirbel ein ....

In dem Augenblick rief ein Matrose, der in dem Mastkorb geblieben war: „Land!"

Und wirklich war die Küste von Havanna im Gesichtskreis ... Aber eine andere klägliche, düstere Stimme antwortete auf diesen Ausruf der Hoffnung:

„Die Manfrelos ist auf Steinklippen! ..."

Bei diesem schrecklichen Ausruf aber war die Verzweiflung bei der ganzen Mannschaft sichtbar. Man hörte auf zu pumpen, der unerschrockene Steuermann befehligte mit weniger Eifer; der Schrecken hatte selbst das Herz des Kapitäns ergriffen.

Don Ruiz sah das ergreifende Schauspiel ruhig mit an; während Diego, der ganz außer sich vor Entsetzen war, sich mit Gewalt an das Tauwerk eines Fockfegels festgeklammert hatte, um sich vor dem Wanken des Schiffes zu schützen. Don Ruiz fragte zum zweiten Mal den Kapitän, ob noch eine Hoffnung vorhanden sey!

„Eine einzige! Wenn das Gewitter sich bald legt, und der Wind aufhört, ehe die Steinklippen unseren Schiffskiel

ganz geöffnet haben, so können wir die Boote in das Wasser bringen, und die Mannschaft ist gerettet. Aber die Manfrelos," sagte der alte Seemann, indem er eine Thräne unterdrückte — „wird den Hafen nicht wiedersehen — ihr Grab ist hier!!"

Don Ruiz, beherrscht von einem geheimen Drang, eilte in die Kajüte, ergriff ein Blatt Papier, welches sich auf dem Schreibtisch des Kapitäns vorfand, schrieb eilends einige Worte darauf, legte es sorgfältig zusammen, und suchte Badesillas auf, der an der großen Oeffnung des Verdecks mit dem Zimmermann der Manfrelos redete.

„Badesillas, zwei Worte nur."

Der Comthur eilte sogleich zu ihm.

„Kann ich mich auf Sie, mein bester Freund, verlassen?" sagte Ruiz mit leiser Stimme. „Ich muß Ihnen Etwas anvertrauen, was ich nur einem Bruder mittheilen sollte, wenn Gott mir einen gelassen hätte!"

„Sprechen Sie, Don Ruiz."

„Nehmen Sie diese Brieftasche zu sich, sie enthält wichtige Familienblätter und alle Titel des Hauses Soria. Nehmen Sie auch dieses Blatt hier, auf welches ich so eben einige Worte geschrieben habe. Es ist wichtig, daß während weniger Tage diese Papiere nicht in meiner Gewalt sind. Später wahrscheinlich werde ich sie wieder zurück verlangen . . . . . Aber bis dahin verwahren Sie sie treulich. Sie sind dafür verantwortlich — —"

„Aber kann ich nicht erfahren?"

„In diesem Augenblick kann ich Ihnen Nichts sagen. Ich muß mit dem Kapitän sprechen . . . . Leben Sie wohl . . . . Verbergen Sie schnell diese Papiere . . . . ich muß Sie verlassen . . . . Sie werden auch gerufen, der Zimmermann bedarf gewiß Ihrer Hülfe . . . noch ein Mal leben Sie wohl."

Der Comthur verbarg die ihm anvertrauten Papiere, und gab durch ein Zeichen zu verstehen, daß er sich Allem unterziehen wolle.

(Fortsetzung folgt.)

Reiseskizzen.

(Von Wilh. Wagner.)

V.

Bei'm Johannisberg, mein geehrter Leser! haben wir uns verlassen, und in Bingen finden wir uns wieder. Ich habe mich nicht bemüht, die Schönheiten des Rheingaus malerisch zu beschreiben, oder dessen Ruinen von Burgen und Klöstern zu besuchen, noch die alten Sagen und Legenden dieser Gegend zu erzählen; schon oft ist dies geschehen, in Prosa und in Versen, und in Hunderten von Büchern kann man es lesen. Weniger bekannt und beschrieben ist das, wenn auch minder schöne, doch ebenfalls sehr freundliche und fruchtbare linke Rheinufer, oder die Provinz Rheinhessen. Diese ist ein gesegnetes und von wohlhabenden Einwohnern belebtes Land. Der Rhein begränzt es an zwei Seiten mit seiner grünlichen Fluth, und bespült die sonnigen Ufer; sanft anschwellende Hügel, erfrischende Gewässer und saftige Wiesengründe durchschneiden es, und wechseln mit trefflich angebauten und weit ausgedehnten Ebenen; es ist bedeckt mit malerisch gelegenen Städten, Flecken und Dörfern, von denen viele reizend gelagert, von Rebengrün und Obstbäumen beschattet, und von wogenden Saatfeldern, wie mit einem goldenen Bande umzogen und von Esparsette und Repsfluren umblüht sind. Wenn man das Rheingau einem romantischen Park vergleichen kann, so ist Rheinhessen ein lieblicher Garten, ein ländliches Idyll, und wer hier den Ort seiner Heimath begrüßt, der hat Grund genug, ihn zu lieben und keinem andern der herrlichen Gauen unseres großen gemeinschaftlichen Vaterlandes unterordnen zu wollen. Der Boden von Rheinhessen erhebt sich am meisten im südwestlichen Theile, über Offenheim und Wendelsheim nach Creuznach hin, und hier findet sich der Eichelberg bei Fürfeld, welcher eine Höhe von 1228 hess. Fuß erreicht. Die Thäler des Apfel- und Wiesbaches, die hier einmünden, sind ziemlich eng und tief eingeschnitten. Wenn auch der Wiesenbau dieser Provinz nicht bedeutend ist, so sind dagegen Wein- und Ackerbau desto ergiebiger. Im Ganzen zählt man 35,734 hess. Morgen Weinpflanzungen, unter welchen sich vorzügliche Lagen befinden, wie z. B. die Liebfrauenmilch, der Katterlöcher und Luginsländer zu Worms, der Niersteiner und Laubenheimer, der Käfricher und Lienengärtner, der Oberingelheimer und Scharlachberger. Diese köstlichen Weine sind aller Orten bekannt, und haben dem fröhlichen Zecher schon oft heitere Stunden bereitet, so wie ihnen auch der muntere Humor der Bewohner des Landes, die ihres eigenen Produktes gerne froh werden, zu verdanken ist.

Die Bevölkerung des Kreises Bingen beläuft sich auf 45,307 Seelen, und die Kreisstadt Bingen ist an der Vereinigung der Nahe mit dem Rhein, über welche eine steinerne Brücke führt, herrlich gelegen. Das Ufer erhebt sich bedeutender als auf der ganzen linken Seite von Mainz hierher, und der Rochusberg mit seiner Kapelle steigt zu 939 hess. Fuß steil über den Fluß auf; jenseits erhebt sich in imposanter Größe der Niederwald, und über der Nahe der waldreiche Hunsrücken. Ehe der Rhein Bingen erreicht, ist er gewaltig breit und majestätisch; dann aber verengt sich sein Bett; eilig und rauschend wälzt er seine Wellen an dem Mäusethurm vorbei, und drängt sich über eine Felsbank durch das sogenannte Bingerloch. Aus seinen Fluthen starren Klippen, und von den bewaldeten Höhen blicken die Trümmer jener alten Schlösser hernieder, deren ritterliche Bewohner einst die Gegend beherrschten. Hier hat die Natur eine reiche Fülle von Schönheit und Segen ausgegossen, und wer sie liebt, der wird sich zu längerem Verweilen veranlaßt fühlen. Die Dampfschiffe tragen den Reisenden im Fluge vorüber, und kaum bleibt ihm so viel Zeit, die beiderseitigen Ufer wie die Bilder in einer Camera obscura zu beschauen. Will man wahren Genuß haben, so muß man hier und dort, das Boot verlassend, an den schönsten Punkten verweilen. Man muß in die Details der Gegend eingehen und mit ihnen sich befreunden; hier einen Hügel ersteigend, und von ihm herab die vielfach verschlungenen Thäler überblickend, dort unter dem gastlichen Dach einer ländlichen Posada einkehrend und beim labenden Rebensaft rastend, hier einen arbeitsamen Bewohner begrüßend und über seine kleinen Leiden und Freuden mit ihm plaudernd, dort unter hohem Grase und üppig wucherndem Gestrüpp eines verödeten Burghofes hinschreitend und der schönen Burgfräulein gedenkend, die in den jetzt verfallenen Gemächern einst wohnten, oder in die dunkeln Burgverließe hinabschauend, in welchen jetzt Unken und Molche hausen. Man muß schöne Gegenden nicht nur sehen, sondern sich auch in sie hinein leben, um einen bleibenden Eindruck

von ihnen mitzunehmen; darum verbinde man mit dem Dampfschiff kleine Ausflüge und Fußreisen und verknüpfe auf solche Weise die Schnelligkeit der jetzigen Verbindungen mit der Langsamkeit der früheren Wanderungen; doch kehren wir nach Bingen zurück und lassen wir den eiligen Dämpfer dahinziehen!

Die Lage von Bingen auf unebenem Boden trägt dazu bei, die Ansicht der Stadt zu verschönern, und diese nimmt lebhaften Antheil an dem durch den Strom und die Landstraßen begünstigten Verkehr. Getreide- und Weinhandel sind hier bedeutend, und wöchentlich werden zwei Fruchtmärkte gehalten; auch Fabriken und Gerbereien setzen die Thätigkeit zahlreicher Arbeiter in Bewegung. Die gothische Stadtkirche ist sehenswerth, eben so das Lagerhaus und das bunte Treiben im Hafen und in der mit stattlichen neuen Gebäuden geschmückten Uferstraße. Die Bewohner Bingens, die sich auf 5222 Seelen belaufen, sind ein gar fröhliches, aber auch fleißiges und rühriges Völkchen. Ich unterließ nicht, die Burg Klopp zu besuchen, und gelangte auf gewundenen, bald mit Buschwerk, bald mit Rebenspalier oder Obstbäumen begränzten Wegen, an einladenden Ruheplätzchen und Blumenbeeten vorüber, auf die Höhe. Die Mauern und Bastionen dieser einst so festen Burg sind nicht mehr, und wo sonst der Donner der Geschütze, die eherne Rüstung und das Schwert der Ritter walteten, da ladet jetzt ein freundlicher Garten mit Blüthen und Reben zur sinnigen Betrachtung und Erinnerung an versunkene Zeiten ein; wo sonst Waffen klirrten, da rauscht jetzt der Wind durch die Saiten einer in einem Fenster des alten Thurmes angebrachten melodischen Aeolsharfe; wo eine reizende Gegenwart und eine poetische Vergangenheit sich so berühren, wie hier, da mag man gerne verweilen und in jene Träumereien versinken, aus welcher des Dichters lieblichste Blumen und edelste Lieder erblühen und hervortönen. Wie man gern der Kindheit des eigenen Lebens, so gedenkt man auch gerne der Vergangenheit eines Volkes und für solche Erinnerungen ist hier ein klassischer Boden. Die Schatten wurden länger und mit seiner erfrischenden Kühlung sank der Abend nieder; das von ihm herrlich beleuchtete Panorama des Rheinthals lag tief unten ausgebreitet und Ruhe und Frieden hatten sich rings ergossen. Ich dachte an Göthe's: „Ueber allen Gipfeln ist Ruh'!" und der Schluß seiner zarten Elegie: „Warte nur, balde ruhest du auch!" füllte mein ganzes Herz mit jener Wehmuth, die uns gerade in den höchsten und seligsten Stunden des Lebens so oft beschleicht und daran erinnert, daß alles Schöne eben so vergänglich und unbeständig, als selten ist.

Das große eidgenössische Schützenfest in Basel.

† (Basel, 2. Juli. — Corresp.*) Wer seit einigen Tagen in und um Basel weilt, der kann sich leicht dem Gedanken hingeben: „Hier muß sich halb Europa ein Rendez vous gegeben haben!" Nicht nur die ganze Schweiz aus ihren sämmtlichen Kantonen ist hier vertreten, sondern aus allen Theilen der Welt finden sich Leute, um die schöne Feier mitzubegehen. Die Stadt ist zierlich geschmückt, Laubgewinde und Blumenpforten begegnen überall dem Auge, die Straßen sind mit Neugierigen und Fröhlichen angefüllt, ein Wagen folgt dem andern, Omnibus und Postkutschen laden die Gäste aus und ein, das Gewühl von Tausenden, die Munterkeit und das Frohleben läßt sich Tag und Nacht zugleich hören, es schlägt keine Polizeistunde mehr, die Eisenbahn hat nicht mehr Material genug, um alle Reiselustigen pünktlich zu befriedigen, ein Zimmerchen in dem unbedeutendsten Gasthofe ist Goldes werth. Den Hauptvereinigungspunkt bildet die Schützenmatte mit ihren brettenen Hütten, Ehrentempeln, Speisesälen und Kaffeehäusern. An den Scheibenständen befinden sich unaufhörlich einige Tausend Schützen und hier zeigen sich die Alpenjäger als geübte Schußkundige. In einer Entfernung von 500 Schritten traf Ringger aus St. Gallen unter 21 Schüssen nicht weniger als 20mal das Schwarze, zum großen Verdrusse des Engländers Vernon, der eine bedeutende Wette eingegangen hatte. Die Söhne Albions gefallen sich hier außerordentlich; doch war ein Londoner Gentleman am jüngsten Montag höchst unangenehm überrascht, als er seine Börse aus der Tasche ziehen wollte und dieselbe nicht mehr fand. Zu seinem großen Schrecken bemerkte er auch zugleich, daß seine Uhr mit der daran hängenden Kette verschwunden war. Die Herren „Chevaliers d'industrie" wollten eben auch das Fest benutzen und wahrlich, sie scheinen zum Leidwesen manches Biedermannes gute Geschäfte gemacht zu haben. Ergreifend schön ist der Einzug der verschiedenen Kantonalfahnen, die jedesmal mit Kanonensalven begrüßt und unter feierlicher Anrede dem Centralcomité überreicht werden. Bei dieser Gelegenheit wird alsdann der Ehrentrunk verabreicht und Worte der Bruderliebe mit eidgenössischem Händedruck folgen der Ceremonie. Als zum Andenken der St. Jakobschlacht eine marmorne Erinnerungstafel eingeweiht wurde, da waren namentlich alle Schweizer begeistert und nie hat eine Rede mehr Eindruck gemacht, als die des würdigen Pfarrers Preiswerk, deren tiefer Gehalt einer allgemeinen Veröffentlichung werth ist. Dieselbe schloß mit den bedeutungsvollen Worten: „Wenn die Sonne des Friedens und der guten Tage sich einst verdunkelt und die verderbenschwangere Gewitterwolke sich heranwälzt, dann sollen die großen Zeiten auch große Männer finden. An dem Spiele der Gegenwart reift der Ernst der Zukunft, und schlägt die große Stunde, so finden sie ein Geschlecht, das zu sterben weiß, weil es zu leben wußte... Männer, liebe Brüder! Unvergeßlich, heilig sey uns diese Stunde. Sie sey die Weihestunde eidgenössischer Brüder zu Erneuerung des Glaubens und der Liebe, und was wir hier geloben mit bewegtem Herzen vor Gott dem Allwissenden, das wollen wir halten am guten Tage und am bösen Tage." — An diese Stelle reihe ich die Worte des Landammanns Brosi, welche derselbe auf die Begrüßung des Präsidenten Heußler aussprach:

„Zwei Dinge", rief der Präsident des Centralkomité's (Brosi) der horchenden Menge zu, „hatten unsere Väter, die, bei allen sonstigen Mängeln ordnender Thätigkeit und Wirksamkeit im Innern und gemeinschaftlichen schnellen Handelns nach Außen, sie auszeichneten im Frieden wie in Kriegen. Ob sie auch uns in gleichem Maße eigen seyen? — Ich will es nicht entscheiden. Ein Mal, daß sie die Freiheit ihres Landes um jeden Preis wollten, für sie jederzeit rüstig auf waren, muthig und tapfer auf den Feind losgingen und, in festem Glauben und Vertrauen auf Gott und seine Hülfe, auf die Unsterb-

*) Bericht eines deutschen Augenzeugen.

lichkeit der Seele, ohne Furcht und Zagen, wie tapfern Männern ziemt, in Kampf und Schlacht stürzten. Sodann, daß sie jederzeit über der gemeinsamen Wohlfahrt die Interessen des eigenen Kantons, der Stadt oder des Dorfes vergessen, in ihren Landmarken still und genügsam gelebt und an großen und entscheidenden Tagen sich gegenseitiger Leidenschaft und bittern Unmuthes leicht begeben haben… Nur solche Tugenden erheben ein freies Volk zu großer, unüberwindlicher Kraft und herrlicher Entwickelung seiner ihm von Gott verliehenen mannichfachen Anlagen; nur sie haben vermocht, die Macht und den Uebermuth der alten gewaltigen Tyrannen zu brechen und den stolzen Anmaßungen jenes hochmüthigen Adels vergangener Zeiten Schranken zu setzen; nur sie gewähren uns Sicherheit vor dem heillosen Verderben geistiger Geknechtung, womit ein herrschsüchtiger, ränkevoller Jesuitismus die Menschheit von frühen Zeiten her, insbesondere auch gerade in der Gegenwart bedroht, — gleich einem bösen Dämon, der unter allerlei Formen und Gestalten, bald im Gewande der Demuth und Unterwürfigkeit bis zur niedrigsten Kriecherei, bald anmaßend, stolz und herrisch erscheint, und unter dem heuchlerischen Vorgeben, der heiligen Religion zu dienen, mit den verworfensten Mitteln unablässig auf sein vorgestecktes unheilvolles Ziel lossteuert. Daß die Macht dieser Feinde freien geistigen Aufstrebens wahrhaft sittlich-religiöser Erhebung und Vervollkommnung des Menschengeschlechtes überwunden oder gebrochen, ihr Joch und ihre Schrecken, wenn nicht vorüber, doch ihrem Ende näher gerückt sind: das ist die Wirkung und das Resultat der Bestrebungen aller großen und edlen, in That und Wahrheit guten Menschen aller Nationen und Zeiten; das der Sieg und der Adel des menschlichen Geistes."

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Ueber Eugene Sue's „Ewigen Juden" bemerkt eine Pariser Correspondenz der Allg. Preuß. Ztg. unterm 26. Juni: „Gestern hat der „Constitutionnel" endlich den Anfang des bereits vielbesprochenen „Ewigen Juden" von Eugene Sue gebracht, auf welchen die Neugier des Publikums der Lese-Kabinette in und außer Frankreich seit Monaten wie auf eine leckere Beute lauert. Wir fürchten indessen gar sehr, daß diese Neugier eine Fehlrechnung gemacht haben wird. Die ersten Lieferungen des „Ewigen Juden" versprechen wenigstens durchaus nicht, die davon gehegten Erwartungen zu befriedigen; man bemerkt darin vielmehr eine gewisse Mühseligkeit der Anlage, einen Mißbrauch der künstlichen Maschinerie des modernen Romans, welche auf Abspannung und Erschöpfung schließen lassen. Wir möchten jedenfalls den deutschen Buchhandel gewarnt haben, den neuen Roman Eugene Sue's zum Gegenstande voreiliger Speculationen zu machen; denn wir bezweifeln doch, daß der Geschmack der deutschen Lesewelt schon so weit verdorben ist, daß man seine Rechnung dabei finden könnte, ihm Uebersetzungen eines vielleicht ziemlich werthlosen Buches anzubieten, wenn dieselben auch einen berühmten französischen Namen tragen.

(Lyon, 27. Juni.) Die neuen Schuhnägel des „ewigen Juden" sind endlich vom Stapel gelaufen und mit dem heutigen Constitutionnel hier angekommen. Hier ist man nicht so närrisch darauf versessen, als es in Deutschland der Fall zu seyn scheint. Die Franzosen lächeln spöttisch, wenn sie in den heute angekommenen deutschen Zeitungen vier Anzeigen dieses Wunderbuchs lesen. „Nierez-vous encore", sagte mir eben ein Handlungsdiener mit Achselzucken, „que la France dicte la civilisation à votre noble Germanie?" Der Mann scheint leider recht zu haben.

Die wohlthätige Wirksamkeit der Mäßigkeits-Vereine tritt erfreulicher Weise mit immer schönern Ergebnissen hervor. So meldet eine Polizeibehörde aus Schlesien, daß bei einem dortigen Jahrmarkt überraschenderweise nicht ein einziger Betrunkener betreten worden sey, so daß die untern Polizei-Beamten erklärt hätten, das Volk müsse ein ganz anderes geworden seyn. In jener Gegend, Kreis Beuthen, soll namentlich ein Geistlicher so wohlthätig auf das Volk einwirken.

Korrespondenz.

Baden, 3 Juli.

Als Inhaber des Conversationshauses führt Hr. Benazet fort, an unsere sich allmälig füllende Badestadt, die übrigens noch lange nicht auf dem Glanzpunkte der Saison steht, die hiesige Badewelt durch Anziehung der eminentesten Künstler zu fesseln. Außer dem gewöhnlichen, jede Saison hier zubringenden böhmischen Musikpersonal läßt derselbe wöchentlich einigemal auf seine Kosten die Karlsruher Gardemusik hierher kommen und auf der Promenade spielen; besonderes Aufsehen macht aber die englische Familie Distin mit ihren Klapptrompetenkonzerten, ausgeführt auf Instrumenten neuer und eigener Art. Dagegen scheint das Theater in Baden von einem eigenen Unglückssterne verfolgt; es ist gewiß nichts weniger als schlecht, aber es will denn doch nicht gedeihen. Die Fremden, die hierher kommen, sind großentheils Bühnen ersten Rangs gewöhnt und nicht gewillt, die schöne Zeit in dem herrlichen Thale, das so sehr zu Spaziergängen und Ausflügen lockt, in einem engen Theatersaale zuzubringen; nicht weniger mag jetzt die Nähe von Karlsruhe's gut besetzter Oper, die man mittelst der Eisenbahn in nicht ganz 2 Stunden erreicht hat, beitragen, der hiesigen kleinen, aber verhältnißmäßig sehr gut zusammengesetzten Gesellschaft zu schaden; ein trauriger Zusammenfluß von Umständen für einen Direktor, der durch die Großartigkeit des übrigen Badelebens angezogen, hier sicherlich auf bessere Erfolge zu hoffen berechtigt ist.

Mainwasser-Wärme.

Samstag, 6. Juli, Morgens 8 Uhr: $15^1/_2$ Grad. W. Gerlach.

Theater-Anzeige.

Samstag, 6. Juli. Die Zauberflöte, große Oper in 2 Abth., Musik von Mozart.

Sonntag, 7. Juli. (Neu einstudirt): Die Schule des Lebens, dramatisches Mährchen in 5 Abth., von Dr. E. Raupach.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 187. Montag, den 8. Juli 1844.

Die Braut von Madrid.

(Fortsetzung.)

15.

Zwischen Tod und Leben.

Als Don Ruiz auf das Verdeck zurück kam, fand er Alles sehr verändert. Der Kapitän war immer noch traurig, hatte aber einen Hoffnungsschimmer. Die Passagiere machten einen Kreis um ihn, und erwarteten in wahrer Todesangst ein Wort des Trostes. Aber so unerschrocken er in der Gefahr war, so hielt er auch in der Freude an, und er hütete sich, sie durch ein äußeres Zeichen zu verrathen, und seinen grauen Bart streichend, sprach er: „Es scheint, der Wind legt sich, die Bewegung des Schiffes ist weniger fühlbar . . . Kinder! bereitet Euch auf den Abzug vor. Boote in das Meer!“ fügte er hinzu, indem er den Hut schwenkte, zum Zeichen, daß sie sich Alle versammeln möchten.

Die Worte gaben der Mannschaft neues Leben. Ein lebhaftes Freudengeschrei erhob sich von allen Seiten. Es war die Begnadigung im Augenblick der Hinrichtung — die Genesung in der Todesstunde. Matrosen und Passagiere, Alle drängten sich auf das Verdeck, um vereint am Werk der Rettung zu arbeiten.

Don Ruiz nahm den Kapitän auf die Seite. „Nur ein Wort, Kapitän! Können Alle gerettet werden?“

„Ja, Alle!“

„Nun,“ sagte Don Ruiz, „so wollen wir uns in dieser entscheidenden Stunde in die Arbeit theilen. Die Boote schaukeln schon auf den Spitzen der Wogen. Steigen Sie zuerst hinab, um die Menge, die sich nicht bändigen läßt, und die die Gefahr toll macht, im Zaum zu halten. Sie verhüten sicherlich großes Unglück. Ich zittere, in diesem gebrechlichen Fahrzeug das Tauwerk umschlagen zu sehen. Mir ist es nicht neu, mit den Elementen zu ringen, und Sie können mir die Mansfelos unbedingt anvertrauen.“

„Sehr gern,“ sagte der Kapitän. „Ich will die Aufsicht über die Boote übernehmen. Sie sollen die arme Mansfelos schützen, die aber unausbleiblich ihre Gebeine hier lassen muß.“

Die Rettungsboote schaukelten schon auf den schäumenden Wellen, und obgleich das Gewitter nachgelassen hatte, wurden sie noch heftig von dem bewegten Element umhergeworfen.

Der Kapitän sprang in das erste und rief: „Zuerst die Passagiere.“ Bei diesem Aufruf belebten sich die erloschenen Augen, die starren Glieder erwärmten sich, und ein leichter Hauch röthete die Lippen wieder. Die Unglücklichen, die seit einer langen Stunde den Abgrund vor sich sahen, hatten sich mit dem Gedanken zu sterben vertraut gemacht, und sie trugen Bedenken, ihre Rettung zu versuchen. Sie gehörten dem Leben nicht mehr an, in ihrem Geist waren sie der Ewigkeit anheimgefallen.

Aber als der erste Augenblick der Erstarrung vorüber war, und man den Kapitän die Rettungsmittel anordnen sah, die Matrosen der Mannschaft den Weg zeigend, nach den Booten zu gelangen, da entströmte jeder Brust ein Ausruf der Freude und des Dankes. Das Bild des menschlichen Elendes verwandelte sich in ein Gebet, das zu dem Thron Gottes empor steigen mußte! —

Auf diese fromme Ergießung folgte Unordnung und Verwirrung. Ein Jeder wollte das Leben und die Seligkeit für sich und die Seinigen erringen. Man drängte, man rang, um zuerst gerettet zu seyn.

Aber augenblicklich hörte die Verwirrung auf. Der Comthur führte, fast gegen ihren Willen, Ferdinande auf das Verdeck.

„Lassen Sie mich sterben,“ sagte sie ganz leise zu ihm.

Badesillas zog sie weiter, ohne ihr zu antworten.

Und als wenn sie eine übernatürliche Macht besessen hätte, lichteten sich bei ihrem Erscheinen die Reihen, und ein Jeder bemühete sich, ihr Platz zu machen.

Sie war so schön, so traurig; sie hatte während der Ueberfahrt sich die Theilnahme aller Anwesenden erworben, daß man Badesillas allgemein bat, sie zuerst an Bord zu bringen. Ferdinande folgte dem Comthur, nicht ohne zuerst einen fragenden Blick auf Don Ruiz zu werfen, der sagen wollte:

„Und Sie?“

Don Ruiz, der ihr mit den Augen gefolgt war, verstand Ferdinandens Blick, er wendete sich ab, und vermied, sie anzusehen . . . Er bedurfte seines ganzen Muthes, und er entfernte Alles von sich, was ihn schwächen oder erschüttern konnte . . . . Er zwang sich sogar, in dieser entscheidenden Stunde das Bild der theueren Frau, die er so unaussprechlich geliebt, aus seinem Gedächtniß zu bannen. Ein jeder zärtliche Gedanke mußte seinen Vorsatz lähmen. Er wollte seinem Hasse allein angehören. Ein ganz natürlicher Umstand hatte ihn zur rechten Zeit geweckt, er vernahm die Stimme

seines Bruders, der sich gerade mit den Andern an den Rand des Schiffes drängte; schon wollte er hinunter steigen, als Ruiz ihm sagte:

„Einen Augenblick, mein Bruder! Ich habe dem Kapitän versprochen, bis auf den letzten Augenblick die Manfrelos zu schützen. Bleibe bei mir, mein Bruder!"

Die Einladung war zu förmlich, Diego mußte ihr folgen. Jeden Augenblick stieg ein lebendes Wesen aus dem Schiff in eines der Boote. Es war, als verließen sie das Grab, um in das Leben zu treten. Mit jedem Augenblick auch senkte sich die Manfrelos tiefer in den Abgrund. Von den Felsenriffen wurde der Schiffskiel so sehr verletzt, daß er mit einem ungeheueren Gekrach zu bersten drohte. Die Wellen hatten schon die Kajüte erreicht, und es fehlte nicht viel, so war auch das Verdeck in den Wogen verschwunden.

Zwei Männer allein hielten sich noch auf dieser schwankenden Stütze. Es waren Don Ruiz und Don Diego von Soria.

Diego wollte in das Boot springen, Don Ruiz hielt ihn am Arm fest. Er suchte sich los zu winden, und indem er seinen Bruder mit Erstaunen ansah, sagte er: „Was machst Du, weißt Du nicht, daß der Tod an unsern Füßen klebt?"

„Ich weiß es."

„Die Zeit drängt .... man muß ein Ende machen."

„Es ist wahr .... stoßet in die See!" schrie er mit aller Kraft.

Der Steuermann, der die Aufsicht auf die Boote hatte, folgte dem Befehl. Der Kapitän bemerkte, aber zu spät, daß zwei Männer auf der Manfrelos zurückgeblieben waren; er glaubte, daß es ein Versehen sey, und wollte nach dem Schiff zurück steuern, aber der Wind war noch zu heftig, und das Meer zu unruhig, als daß man hätte daran denken können.

Badesillas sah die schreckliche Wahrheit ein; selbst Ferdinande errieth sie .... Aber keine Klage, kein Seufzer kam über ihre Lippen ... Sie betrachtete in stummer Erstarrung das ergreifende Schauspiel. Ihr ganzes Wesen war in dem Augenblick entschwunden! —

(Schluß folgt.)

Das große eidgenössische Schützenfest in Basel.

(Fortsetzung.)

Lebhafter Beifall hatte den Redner öfters unterbrochen, und als er mit dem Aussprechen seiner getrosten Ueberzeugung endete, die eidgenössische Schützenfahne, welche er nun der Stadt Basel übergebe, hier in jeder Beziehung gut aufgehoben zu wissen, erdröhnte aus den dichtgedrängten Schaaren ein gewaltiger Zuruf, der beinahe kein Ende fand. Tief bewegt und begeistert antwortete ihm Hr. Rathsherr Minder, Oberstschützenmeister der Feuerschützen der Stadt Basel. Hr. Minder, nachdem er die Freude Basels über den so zahlreichen Besuch der Eidgenossen bezeugt hatte, sprach den Wunsch aus, daß diese Zusammenkunft nicht nur eine Erinnerung an die Vergangenheit, sondern auch der Gegenwart und Zukunft gute Früchte bringen möge. „Uns", sprach er zu den Anwesenden, „ist die schöne Aufgabe geworden, zu schirmen, was die Väter mit ihrem Blute uns theuer erworben haben, es auszubilden und auszubauen in ihrem treuen Sinn und Geist und nach den Forderungen einer vorgerückten Zeit: so wollen auch wir unablässig bemüht seyn, diese Aufgabe zu erfüllen. Weil aber kein Sieg ohne Kampf ist, so wollen auch wir kämpfen gegen die Regungen des Parteihasses und des Eigennutzes, in welcher Form sie sich zeigen, gegen die blinden unseligen Vorurtheile der Meinungen, gegen alle unlautern finstern Bestrebungen, von welcher Seite sie auch kommen mögen. Aber unsere Waffe sey die Liebe und das Vertrauen unser Schild. Ihr aber, Männer, Führer und Lenker des Volkes! die Ihr berufen seyd, auf Tagen, in Rathssälen und Gemeinden zu rathen und zu beschließen, lasset es Euere heiligste Sorge seyn, daß, welche Beschlüsse Ihr auch fasset, wie nothgedrungen sie auch seyn mögen, sie doch stets alle den unverkennbaren Stempel der Gerechtigkeit an ihrer Stirne tragen! Du aber, feurige Jugend, unter welcher ich mit Vergnügen die studirenden Jünglinge des Zofinger-Vereines erblicke, du feurige Jugend, die du das Vaterland in stürmischer Liebe umfassest, das Vaterland, dessen Zukunft dir gehört, o bedenk es wohl: nicht im Sturm wird gesäet, gepflanzt, und so säume denn nicht, Saamen zu streuen in die Furche der Zeit, die, von der Weisheit gesäet, still dieser Zukunft erblüht! Stürmen aber sollst du und wirst du, wenn einst eine feindliche Hand uns diese Saat bedroht. Ihr endlich, Eidgenossen! und ich spreche jetzt ganz besonders nur zu Solchen, die Ihr Euch berufen fühlt, die öffentliche Stimme nach Euern verschiedenn Auffassungen zu vertreten, im eigentlichsten Sinne gesprochen, ihr geflügeltes Werkzeug zu seyn, auch Euch liegt heilige Pflicht ob, vor Allem aber diejenige, daß die Fackel der Wahrheit, die ihr über alle Höhen und Tiefen möchtet leuchten lassen, nie zur versengenden werde, sondern dem milden Lichte gleich, das von oben stammt, erwärme, befruchte, erleuchte! So, o Eidgenossen! aber auch nur so würden wir alle den Meisterschuß thun im Vaterland zu seinem einen großen starken Baue."

Auch dieser Redner, dessen Talent übrigens aus einer langjährigen Erfahrung bereits berühmt war, wurde an einzelnen Stellen durch ungeheuren Applaus unterbrochen; namentlich als er in herrlichen Worten auf unser allgemeineres Vaterland, auf die allgemeine Farbe, in der wir uns alle vereinen, hinwies, erlönte unermeßlicher Beifall über die ganze Ebene. Auf den begeisterten Ausruf: „Heil Dir, mein Vaterland!" womit der Redner schloß, fielen die anwesenden Sängerchöre mit dem Lied ein: „Rufst du, mein Vaterland", dessen bekannte Weisen bald aus all' den zahlreichen versammelten Schaaren wiederklangen; es war ein ergreifender Augenblick, dieses Lied eigentlich vom Volk mitsingen und mitfühlen zu hören. Nun flatterten bald all' die Fahnen, deren Zahl ungefähr hundert seyn mochte, von den Zinnen der geschmackvollen Fahnenburg. Unendlicher Jubel durchtönte das Gefilde, als die eidgenössische Centralfahne auf die Spitze gepflanzt wurde.

Die politischen Konjunkturen blieben in den Reden fast ganz unberührt, wobei jedoch nicht zu verkennen, daß man sich hiefür einige Gewalt anthat. Dies war auch bis dahin ein Zug, der das ganze Fest beherrschte, während es in den Tiefen der Gemüther gährt.

Eine der interessantesten Erscheinungen ist die, daß Väter ihre Kinder mit an die Scheibenstände nehmen, damit dieselben Zeuge dessen seyen, was Uebung und Fertigkeit vermag. Mit Stolz blicken die Kleinen auf ihre Väter und der Jubel kennt keine Gränzen mehr, wenn in Folge eines günstigen Schusses der Sieger im Triumphe von dannen getragen wird. — In

der kolossalen Speisehütte, wo mehr als 200 Kellner die Gäste bedienen, sind jeden Mittag 4500 Personen zum Essen versammelt. Die größte Ordnung herrscht, Alles wird gleichmäßig bedient und das Springen der Champagnerpfropfen gleicht hier wahrlich dem Losfeuern einer ganzen Brigade Soldaten. An feurigen Toasten fehlt es auch hier nicht, denn wo wäre ein Ort geeigneter hiefür? Nur muß Der, welcher ein Lebehoch erschallen läßt, eine gewaltige Stimme haben, um allgemein gehört und verstanden zu werden. Da die Leute unmöglich alle in Basel des Nachts Unterkommen finden und man nach den großen Strapatzen des Tages auch einige Stunden in einem Bette ausruhen möchte, so fährt man in der Regel nach Mühlhausen und Colmar oder gar bis Straßburg; allein in allen diesen Städten hält es bereits eben so schwer, in einem Gasthause ein Quartier zu erlangen. Das eidgenössische Freischießen dauert noch bis zum 10. Juli und ich werde hoffentlich Gelegenheit haben, in einem Berichte noch einmal darauf zurück zu kommen.

(Basel, 3. Juli.) Die beiden im Laufe des heutigen Tages erschienenen, reichhaltigen Nummern der „Fest- und Schützenzeitung" setzen uns in den Stand, das Wesentliche der letzten Tage in Kürze nachzutragen. Montag Vormittags schoß die meisten Nummern K. Ringger von St. Gallen, Nachmittags J. J. Bänziger von Wald (Appenzell a. Rh.), Koller von St. Gallen und Lord Vernon. Doppeln wurden gelöst 1369. — Dienstag Morgens wurden die Schützen von Genf, Glarus, St. Gallen und Schaffhausen empfangen; die von Nidwalden nahmen Abschied. Bei dem des Regens wegen weniger besetzten Mittagsmahle sprachen Dr. Kasimir Pfyffer von Luzern, Dr. Feierabend von Hochdorf, Dr. Kaiser von Zug, Chorherr Undersinger aus Beromünster, L. Kratzer aus Neuenburg und J. N. Keller von Dießenhofen. Nachmittags zogen die Schützen von Zug und Zürich ab und jene von Uri, Aargau, Interlaken und Olten wurden empfangen. Der strömende Regen vermochte nicht die allgemeine Heiterkeit des fröhlichen Abends zu hemmen. Nummernbecher gewannen die HH. Hirschbrunner, Grutter, Egger und Bourguni; einen fast unerhörten Meisterschuß that Kaspar Hotz aus Baar. Doppeln wurden 2137 gelöst. — Heute (Mittwoch) Vormittag begann schon frühe trotz alles Regens das lebhafteste Feuer; die Schützen von Thurgau, Tessin und Baselland wurden empfangen, die von Moutiers Grandval nahmen Abschied. Ringger schoß nicht, weil das Glück ihm abhold sey, wie er sagte. Bänziger hatte Vormittag schon über 100 Nummern, Lord Vernon etwa 80. Nachmittags klärte sich das Wetter auf's schönste auf, der Platz wurde trocken und auf den dahinführenden Straßen begann wieder das Gedränge vom Montag. Die Speisehütte füllte sich mit Besuchern, und bis jetzt, in die Nacht hinein, dauert lautes, fröhliches Treiben. — Die Verhaftungen von Dieben und Diebstahlsverdächtigen betragen schon gegen 100 Köpfe, so daß unsere Gerichte die nächste Woche keine Ferien haben werden. — Am vergangenen Sonntag sind in der Speisehütte ungefähr 21,000 Flaschen Wein getrunken worden.

(Fortsetzung folgt.)

„Zeus", der Wetterprophet.

(Karlsruhe, 3. Juli.) Unsere Zeitung berichtet: „Der „Zeus", die Monatsschrift über künftige vermuthliche Witterung, welche Professor Stieffel hier herausgibt, gewinnt einen so bedeutenden Absatz, daß, um neue Bestellungen zu befriedigen, die zweite Auflage von den ersten sechs Nummern in Druck gegeben werden mußte. Es werden, wie wir hören, darin nur wenige Verbesserungen, d. h. Vermeidungen des Umständlichen vorgenommen; die wirkliche Witterung mit der vermutheten bleiben buchstäblich stehen. So ist es denn der Wissenschaft in Wahrheit gelungen, auch diesen Zweig der Natur, welcher bisher als wildes Chaos ohne Regel erschien, nach einer festen Basis zu beurtheilen und die Spötter zum Schweigen zu bringen; denn schon greift nach dem „Zeus" der Landmann der Umgegend, und sieht, ob er heute oder morgen Frucht schneiden oder Gras einbringen soll. Man wird die Lager der Truppen darnach aufheben oder fortbauern lassen können; daraus Bauten unternehmen oder verschieben lernen; und endlich, welchen Nutzen ziehen die lieben Hausfrauen davon, wenn sie bei der Wäsche berechnen können, ob ein guter Trockenwind oder Gewitter über ihre Leinenzeuge dahinwehen wird? Der „Zeus" dieses Monats enthält, außer den erfreulichen Voraussagen, auch über den Sternenhimmel und Gewitterbildung belehrende Artikel. Schon beginnt man, allerlei Anekdoten über den Einfluß der Prophezeiung des Professor Stieffel umherzutragen; so wurde zu Eppingen vermöge Gemeindebeschluß die Heuernte vor dem 18. Juni angesetzt, und man that wohl daran: denn die sich nicht darnach richteten, sahen ihr Gras naß werden und zum Theil auch verderben. Als die Kommission, welche wegen Errichtung von Ackerbauschulen in Würtemberg ernannt worden, sich kürzlich in Hohenheim befand, eilte Se. Maj. der König von Würtemberg heim zu kommen, weil, wie Allerhöchstderselbe, vielleicht scherzend, sagte, der „Zeus" ein Gewitter prophezeit habe; aber kaum zu Hause angelangt, brach das Wetter wirklich los. Zimmerleute, welche gutes Wetter bedürfen, wollten schon Bestellungen auf als schlecht bezeichnete Tage nicht annehmen und behielten Recht. Herrschaften lassen den „Zeus" holen, um sich mit ihm wegen einer beabsichtigten Badereise zu berathen, und genau muß ihnen das nächste Blatt nachgesendet werden, um die Dauer des ferneren Aufenthaltes danach berechnen zu können. Ein Oekonom und Mühlenbesitzer verlangte vor drei Wochen den „Zeus", um zu wissen, ob er die projektirten Wasserbauten beginnen dürfe, und versprach, wenn er gut prophezeien werde, demselben ein Ehrendenkmal zu errichten. Die Voraussage traf ein, das Ehrendenkmal wird erwartet. So geht es fort und wird sich mehren; ja, wir sehen der Zeit entgegen, wo man diesen Wetterpropheten als unentbehrliches Nothwendiges in allen Taschen herumtragen wird. Wohin bringt es doch der menschliche Scharfsinn? Darum: Ehre, dem Ehre gebührt! Nach dem sehr sinnig aufgestellten Regenmesser des Prof. Stieffel ist gestern der achtundzwanzigste Theil von der Menge Wasser gefallen, welche sich gewöhnlich in einem Jahre niederzuschlagen pflegt; dieser achtundzwanzigste Theil beträgt etwa 130 Fuder Wasser auf 1 bad. Morgen Land."

Mannichfaltigkeiten.

Der junge Prinz von Preußen (welcher am 18. Oktober 13 Jahre alt wird) wird mit einem jungen Adeligen gleichen Alters erzogen und unterrichtet. Als nun dieser jüngst den Prinzen fragte, was er, wenn sich Gelegenheit böte, für einen Orden stiften würde, soll der Gefragte rasch erwiedert haben: „Einen Eselsorden für die Schmeichler!“

Während wir hier schwitzen, fahren die jungen Herren in London Schlittschuhe, doch nur auf künstlichem Eis. Ein Speculant hat eine Bahn von mehr als 5000 Fuß angelegt und die ganzen Umgebungen sind winterlich. Es fährt sich auf dem künstlichen Eise wie auf dem besten natürlichen, und die Anstalt wird fleißig besucht.

Nach einer offiziellen Mittheilung sind in der diesjährigen **Bocksaison in München** vorgekommen: 53 Kapitalrausche, 187 totale Besudelungen, 337 Nebel, 489 Zöpfe und 13 754 angenehme Spitzeln! (Ulmer Schnellpost.)

(**Ulmer Freskoanekdote.**) „Was wollen Sie sich länger über Ihren Nachbar ärgern“, sagte der Hausarzt zu einem hiesigen Wirth, „der Mann ist ein Sanguiniker!“ — „Verzeihen Sie“, lautete die Antwort, „er ist ein Schreiner!“

(**Leipzig**, 2. Juli.) Die herrlichen Quellen zu **Teplitz** werden auch in diesem Jahre von nah und fern besucht. Jedoch sieht man der größeren Zahl der Hilfesuchenden und Besuchenden, wie immer, erst im Juli und August entgegen. Bis jetzt waren überhaupt 1565 Partieen eingeschrieben und zu Ende Juni 983 Badegäste gegenwärtig.

Die in Mainz unter Redaktion von Julian **Chownitz** erscheinende Zeitschrift „Taunus und Rheinland“, welche, wegen mangelnder Concession mit Ende des vorigen Monats abgekündigt war, erscheint nun, da dies Hinderniß gehoben ist, wieder regelmäßig fort.

Herr Wendelin **Braun** in Mainz hat die Erfindung gemacht, vermittelst einer Maschine den Rüb- und andere Kohlsamen vor der Auspressung zu enthülsen, wodurch das auch noch in größerer Masse gewonnene Oel zum Speisen und Backen gebraucht werden kann, auch ohne vorherige Reinigung zum Brennen vortrefflich ist.

Korrespondenz.

Kreuznach, 4. Juli.

Unser Badeort, obwohl seit kaum einem Decennium in Aufnahme, erfreut sich eines bereits weit verbreiteten und fest begründeten Rufes. Diesen verdankt er seinen trefflichen Heilquellen, seinen reizenden Umgebungen und Naturschönheiten und den vielen Annehmlichkeiten, welche dem Badegast hier geboten werden, und weder Fortuna's grüner Tisch, noch sonst andere verführerische Anlockungen werden hier geltend gemacht. Einzig und allein gilt es bei uns um die Wiederherstellung der Gesundheit und die Erhebung und Stärkung von Geist und Gemüth mittelst der wohlthätigen Einflüsse einer malerischen Gegend und einer herrlichen stärkenden Luft. Zur Verschönerung der Anlagen und Promenaden in der nächsten und weitern Umgebung werden jährlich bedeutende Summen verwendet und die Communication mit den Rheindampfschiffen ist durch bequeme und billige Omnibusfahrten vollkommen befriedigend hergestellt. Die gewissenhaft geführte Kurliste der gegenwärtigen Saison zeigt schon über 800 Nummern, unter denen Notabilitäten wie z. B. die Fürsten von Löwenstein-Wertheim, Sayn-Wittgenstein u. a., so wie auch viele Engländer und Franzosen sich befinden. Auch der bekannte Pianist **Dreyschock** ist hier und man wünscht, ihn in einem Konzerte zu hören. Außerdem ist für die Unterhaltung der Kurfremden durch eine gute Musik und eine unter der Direktion des sehr ehren- und achtungswerthen Theaterunternehmers, Hrn. Eduard **Geyser**, stehenden, wackeren Schauspielergesellschaft, welche sich im Allgemeinen durch fleißige, jeder billigen Forderung entsprechende Leistungen und ein lobenswerthes moralisches Betragen vortheilhaft auszeichnet, gesorgt; nur ist es zu bedauern, daß das aus einer früheren Scheune hervorgegangene Theaterlocal weder hinsichtlich der Lage, noch der äußeren und inneren Einrichtung und Ausstattung den jetzigen Anforderungen genügen kann. So lange diesem Uebelstande nicht abgeholfen, oder dem Unternehmer ein bestimmter Geldzuschuß ausgesetzt wird, möchte die hiesige Theaterentreprise sich schlecht rentiren. Es wäre wohl zu wünschen, daß von Seiten der Behörde hierfür etwas geschähe. Unsere Gast- und Badhäuser entsprechen den heutigen Anforderungen an Eleganz und Comfort. Das von einer Actien-Gesellschaft erbaute neue Kurhaus mit seinen weiten Räumlichkeiten, trefflichen Bädern, seinem herrlichen und imposanten Saale und seinen schönen, geschmackvoll möblirten Appartements erweitert mit jedem Jahre, unter der Leitung seines geschätzten und für seine Gäste so eifrig besorgten Pächters, des Hrn. **Panizza**, das ihm gebührende Renommé. Ebenfalls ausgezeichnet sind die Hotels zum Rheinstein, zum englischen und Pariser Hof u. a. Der Pariser Hof ist erst vor zwei Jahren neu erbaut und brillant eingerichtet worden. Er liegt ganz in der Nähe des Kurhauses und der Elisabethen-Quelle und seine freundliche Lage und höchst zweckmäßige Anordnung seiner Bäder gereichen ihm allein schon zur Empfehlung; seine Appartements sind mit jenem Luxus ausgestattet, an welchen heutigen Tages das reisende Publikum nun einmal gewöhnt ist und der von Seiten der Unternehmer großen Kostenaufwand erheischt. Wer nicht zurückstehen will, muß demnach finanzielle Opfer bringen, welche Hr. Heinrich **Lippert**, der Eigenthümer des Pariser Hofes, nicht gescheut hat. Er bietet den Kurfremden, außer der trefflichen Einrichtung seines Hotels, eine feine Tafel und die aufmerksamste Bedienung und steht in diesen Beziehungen keinem seiner hiesigen Concurrenten nach. Von dem Wunsche geleitet, die Aufmerksamkeit des Publikums auf unsern anerkannten und keiner erkünstelten Anpreisung bedürfenden Badeort wiederholt zu lenken und dadurch unserer Stadt und den sie besuchenden Fremden einen Dienst zu erweisen, haben wir diese Zeilen geschrieben, deren Inhalt auf Wahrheit begründet ist. Mögen sie die verdiente Beachtung finden!

Mainwasser-Wärme.

Sonntag, 7. Juli, Morgens 8 Uhr: 14½ Grad. **W. Gerlach.**

Theater-Anzeige.

Sonntag, 7. Juli. (Neu einstudirt): **Die Schule des Lebens**, dramatisches Mährchen in 5 Abth., von Dr. E. Raupach.

Dienstag, 9. Juli. **Belisar**, große Oper in 3 Abth., Musik von Donizetti. (Gastrollen) Belisar: Hr. **Gundy**. Alamir: Hr. **Perigrund**, vom Stadttheater zu Hamburg.

Redakteur: J. L. Heßler. — Druck und Verlag von **Heller und Rohm.**

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 188. Dienstag, den 9. Juli 1844.

Die Braut von Madrid.

(Schluß.)

16.

Die Soria's.

Die beiden Brüder standen mit feurigem Blick und hochklopfendem Herzen da. Ihr Anzug war beinahe ganz ähnlich, und nur mit Mühe konnte man sie im ersten Augenblick von einander unterscheiden. Wenn man sie aber näher beobachtete, so war es leicht zu erkennen, wie wenig sie sich glichen, die denselben Namen führten, die aber eine moralische Kluft von einander trennte.

Uebereinstimmende Empfindungen sollten ihre Herzen bewegen. Beide empfanden Zorn und Haß, beide sahen den Wasserschlund sich zu ihren Füßen öffnen, und beide vernahmen noch die traurigen Schläge der letzten Stunde ... Und doch hatte die Natur beide verschieden bezeichnet ... Beide bewegten sich in verschiedenen Sphären. Der eine gehörte dem Himmel, der andere der Hölle an.

Don Ruiz drohte mit Stolz, Don Diego demüthigte sich mit Wuth.

Ruiz Züge, verklärt, wie die eines Märtyrers, flammend, wie die eines Würgengels, drückten eine himmlische Kraft zu dem erhabenen Plan, den er verfolgte, aus. Sein Zorn kam ihm von oben ... Diego's Züge waren im Gegentheil vor Entsetzen zusammengezogen, und bezeichneten den ohnmächtigen Haß und die überwundene Verrätherei. Der eine sah dem Tode gleichgültig entgegen, und beobachtete mit ruhigem Blick den bewegten Krater — die Grabesstätte, in deren Tiefe er mit jedem Augenblick hinabgerissen werden konnte .... Der andere war von Entsetzen erstarrt, und kämpfte mit den Qualen der Todesangst.

Indessen konnte sich Diego noch keine Rechenschaft von Ruiz Absichten ablegen. Die Einschiffung war noch nicht sehr fern, und er versuchte noch ein Mal, sich von seinem Bruder loszumachen, sich in das Wasser zu stürzen und schwimmend die Boote zu erreichen. Ruiz hielt ihn aber entschieden zurück, und sagte mit donnernder Stimme: „Du mußt bleiben!"

Diego war vernichtet, er konnte nur stotternd Ruiz fragen: was er wolle. ...

„Was ich will? Du wirst es sogleich sehen, Don Diego von Soria! Ich will hier Deine und meine Schande begraben; ich will, daß der Ocean mich rächen und den Flecken der Ehrlosigkeit wieder abwaschen soll, womit Du Deinen Namen besudelt hast, der auf mich seinen Wiederschein geworfen hat."

„Mein Gott! mein Gott!"

„Sprich diesen Namen nicht aus. Du willst Gott anrufen! Du siehst ja, daß seine Langmuth zu Ende ist, und daß seine Gerechtigkeit erwacht. O! Du hast mich lange durch Deine Heuchelei betrogen; ich war das Opfer Deiner niedrigen Ränke .... Ich habe lange gelitten; während Du triumphirtest, bin ich gekrochen; um Dir nicht im Wege zu seyn, habe ich mich aus der Liste der Lebendigen gestrichen .... Wie alle Andern, war ich von Deiner anscheinenden Redlichkeit und von Deinen widerlichen Lügen getäuscht worden. Aber ich bin mehr als alle Andere zu beklagen, denn ich bezahle den Traum meines Glücks mit meinem Leben .... Don Diego, die Stunde der Rache hat geschlagen!"

„Gnade!" schrie Diego.

„Dein Bruder liebte Dich, und Du hast ihn schmählich betrogen. Er hatte Dir im Fortgehen ein theueres Gut, einen himmlischen Schatz anvertraut, der sein ganzes Erdenglück ausmachte.... und als er, voller Liebe und Hoffnung, das Vertrauen im Herzen, zurück kam, um ihn Dir wieder abzufordern, hat er, ach! zu spät erfahren, daß Du ihn bestohlen hast. Sogar den Himmel hast Du in Deine Schandthat hineingezogen; Du hast von einem Priester die Einsegnung verlangt ... Du hast Gott gelästert! Diego, Die Stunde der Strafe ist gekommen!"

„Ich flehe um Gnade!" wiederholte Diego.

„Und das Andenken an unseren Vater hat Dich nicht zurückgehalten? Hat er Dich nicht aus Deinen Träumen drohend aufgeschreckt? Hast Du vergessen, daß Du ein Soria bist, deren Haus so alt wie Altcastilien, denen die Ehre das Brod ist, wovon sie leben, und die Schande ein Gift, woran sie sterben? ..."

Mit erloschener Stimme bat Diego noch ein Mal um Gnade.

„Keine Gnade!" erwiederte Ruiz.

Die Wogen hatten das Verdeck erreicht. Das Schiff war drei Viertheil verschlungen. Ein Windstoß schleuderte eine ungeheuere Welle auf das Hintertheil des Schiffes, und — es brach dröhnend zusammen. Ruiz schleuderte Diego den Hut von seinem Kopf, und zwang ihn, sich auf die Knie zu werfen.

„Gott und mein Vater sehen auf Dich."

Der durchdringende Schrei einer Frau und ein anhaltender Lärm erhoben sich auf beiden Booten.

Alle Blicke flohen tief erschüttert nach der Gegend hin, wo noch vor einem Augenblick das Schiff in der höchsten Noth war.

Bei den ersten Strahlen der Morgendämmerung sah man auf dem Trauerplatz nur einen ungeheueren Schlund, übersäet mit Schaumflocken, so weiß wie Schnee, und einen Schwarm Eisvögel, die mit ihren Fittigen die Wellen streiften.

17.

Schluß.

Die ganze Mannschaft war gerettet; aber Badesillas fürchtete lange für Ferdinande, die, der Wuth des Meeres entrissen, vielleicht den heftigen Stürmen ihrer Seele unterliegen müsse. Die unglückliche Frau, die kein Wort des Trostes beruhigen konnte, ging düster und schweigsam einher, und mischte ihre Seufzer mit dem Brausen des Meeres.

Wenn Badesillas sie auf diesen täglichen Streifereien begleitete, so bat sie ihn nur durch Blicke, sie allein zu lassen, und der Greis, der sich ihrem Willen unterwarf, wachte schützend in der Ferne über sie.

Und war sie allein, so flohen ihre Blicke mit Begierde nach der Stelle hin, wo die Manfrelos zu Grunde gegangen war. Diese Beschauung, die zuerst ruhig und, so zu sagen, willenlos war, endete beinahe immer mit einem Gebet und einem tiefen Seufzer.

Dem Greis gelang es, durch seine väterliche Fürsorge das zerrissene Herz nach und nach wieder zu beleben. Die Zeit that das Uebrige, und nach wenigen Monaten war sie dem Leben wieder gegeben, nicht in der Hoffnung einer glücklichen Zukunft, aber durch ein ruhiges tiefes Gefühl von Schmerz.

Badesillas, der mit allen Vollmachten versehen war, die Ruiz in der Stunde der Gefahr ihm eingehändigt hatte, ordnete alle Angelegenheiten bezüglich auf die indischen Besitzungen. Durch ein Testament von wenigen Zeilen, welches Ruiz vor dem Untergang der beiden letzten Sprossen seines Geschlechts eilends niedergesetzt hatte, vermachte er alle seine Besitzthümer der Erbin des Hauses Doveda.

Ferdinande beschloß, diesem ungeheueren Vermögen, das sie unaufhaltsam an ihr Unglück erinnern mußte, eine Gott gefällige Bestimmung zu geben. Kurze Zeit nach ihrer Zurückkunft nach Madrid wurde das Schloß Doveda in ein Kloster umgewandelt, dessen Oberaufsicht sie einer heiligen Frau anvertraute, und sich nur die einzige Gunst erbat, als einfache Novize darin leben zu dürfen . . . .

Badesillas kehrte ruhig in seine Heimath zurück. Er wurde noch menschenfeindlicher, denn Diego's Beispiel war nicht geeignet, ihn mit der Menschheit zu versöhnen.

In demselben Jahr starb Philipp III. Er hatte die Fesseln der Schmeichler von sich geworfen; schon arbeitete er daran, den Scepter aus den Händen der Höflinge zu reißen, und faßte den festen Entschluß, seinen Fehler wieder gut zu machen, — aber es war zu spät. Gott ließ ihm keine Zeit dazu.

Das große eidgenössische Schützenfest in Basel.

(Fortsetzung und Schluß.)

(Basel, 2. Juli.) Vom zweiten Tage des großen Nationalfestes ist Folgendes noch mitzutheilen: Ein Blick auf den Schießstand und das Rottenfeuer, welches aus demselben ertönte, überzeugte sogleich, daß der ungeheuern Zahl der Theilnehmer am Feste eine eben so ungewöhnlich große Zahl von Schützen entspreche. Die Berner allein zählten über 600 Mann, Waadt und Neuenburg hatten jedes an 400 Mann um ihre Banner versammelt. Die Kantonalfahne von Bern, umgeben von sechs Lokalfahnen und begleitet von der trefflichen Musik der Stadt Bern, rückte zuerst zur Fahnenburg. Der ehrwürdige Hr. Oberst Geiser von Langenthal überreichte sie nach einer herzlichen Rede, welcher wir folgende bezeichnende Stelle entnehmen:

„Liebe Eidgenossen, Brüder derjenigen Kantone, deren glorreiche Ahnen hier wie Löwen in der Todesnoth gefochten! was war die erste angewandte Taktik des schon an Zahl so sehr überlegenen Feindes gegen unsere streitenden Heldenväter? — Trennung in die Reihen zu bringen! Hört ihr's, eidgenössische Brüder! die erste Bewegung des damaligen Feindes war — Trennung zu bewirken; die Bewegung gelang dem Feinde, und nur durch die Folgen des beispiellosen Heldenmuths und Heldentods solcher Vorfahren konnte das bedrängte Vaterland noch gerettet werden. Wir haben zwar nicht mehr die Söldlingsschaaren der wilden Armagnaken und ihre damaligen Verbündeten gegen uns; aber dennoch thut eidgenössischer Brudersinn und festes Zusammenhalten uns eben jetzt so noth wie damals. Darum, Ihr Schützenbrüder! laßt uns pflegen und hegen die Eintracht und den Brudersinn; uns aber auch im fröhlichen Waffenspiel üben, auf daß wir in Tagen der Noth kampffähig sind, das Vaterland zu schützen durch die dem Schweizer so eigene Waffe, die jedenfalls gegen den Feind auch die wirksamste seyn würde."

Kaum hatte Hr. Lehrer Schmiedlin diesen Gruß erwiedert, so erschienen die Waadtländer, Herr Staatsrath Druey an ihrer Spitze. Rasch folgten nun eine Reihe von Gesellschaften, deren hauptsächlichste wir genannt haben. Als die Bergbewohner Neuenburgs mit den drei Fahnen von Locle, Lachauxdefonds und Val de Travers, von ihrem eigenen zahlreichen Musikkorps begleitet, einzogen, drängte sich die Menge der Zuhörer dichter und tiefer. Es waren etwa 400, meist ältere, zum Theil ergraute Männer. Hr. Jeanrenaud-Besson führte in ihrem Namen das Wort. Auf seinem Antlitz malte sich die Freude, mit seinen Landsleuten wieder einmal ganz Schweizer seyn zu dürfen; eine feurige Umarmung bekräftigte die Treue, die er im Namen seiner Waffengefährten dem schweizerischen Vaterlande auf's neue gelobte, und die Thränen, welcher die Mitglieder des empfangenden Komité's eben so wenig als die Zuschauer sich erwehren konnten, bezeugten die allgemeine Ergriffenheit. Schwerlich wird das Fest zu einem schönern, tiefer gefühlten Momente sich steigern, als dieser war. Mit den Empfangsreden ist die Schützenzeitung etwas im Rückstande geblieben, weßhalb wir die Mittheilung des Bezeichnendern noch verschieben.

Man kann füglich die Zahl der Schützen von Bern, Waadt, Neuenburg allein auf nahe an 2000 schätzen. Dazu kommen mehrere Hundert von Zürich, und die stattlichen Zuzüge aus

Unterwalden, Luzern, das übrigens nur durch die Liberalen repräsentirt ist, Freiburg, das indessen fast lauter Murtner zählte, neben denen aber auch Hr. Büssard und andere liberalen Freiburger und Greyerzer sich fanden, von Zug u. s. w. Aus den übrigen Kantonen, deren Banner noch nicht angekommen sind, wie aus Solothurn, Genf, Aargau, Thurgau, St. Gallen, Appenzell, Glarus, waren bereits sehr viele Schützen anwesend, und am Dienstag Abends zogen die aargauischen Gesellschaften in mehr als dreißig Wagen in Basel ein. Man kann deßhalb die Zahl der gleichzeitig anwesenden Schützen füglich auf 5000 — 6000 schätzen.

Die Illumination der Stadt am Sonntag Abends mißlang wegen eines heftigen Gewitters, das auch den Aufenthalt in der Speisehütte fast unmöglich machte. Doch zogen einzelne Transparents die Aufmerksamkeit auf sich. Eines derselben, am Hause des Hrn. Dr. Brenner angebracht, stellte den „Tellenschuß unserer Zeit" dar. Ein Schütze in moderner Schützentracht schwang auf Felsenhöhe triumphirend seine Armbrust. Er hatte seinen Feind, einen Jesuiten, der in der Tiefe auf einer Schlange einherritt, so eben tödtlich getroffen, und dieser, in den Abgrund der Hölle zurücksinkend, wird von aufsteigenden Teufelsgestalten empfangen. Ein Vers deutete den Sinn der auch sonst sprechenden Zeichnung. Dieses Transparent zog fortwährend die Massen herbei, die kommend und gehend dem Urheber desselben ihr Lebehoch brachten und ihn endlich nöthigten, zum Volke zu sprechen. Ein Charakterzug des Festes und ein Zeichen der Zeit.

An einer andern Stelle, nächst dem Schützenplatze, am Hause des Hrn. Legrand, welches Lord Vernon gemiethet hatte, erblickte man Montags ein äußerst geschmackvoll ausgeführtes Transparent, welches die Eintracht in der Gestalt einer Jungfrau darstellte, die den Palmenzweig schwingt. Zu ihren Füßen knieen der Aelpler in seiner Hirtentracht und der Schütze der Niederung in der Uniform der Basler. Sie schwören sich zur Eintracht Treue. Unten an dem Throne, auf welchem die Eintracht schwebte, erblickte man zwischen den beiden Männergestalten den eidgenössischen Schild, während die Wappen der Kantone durch dieselben verdeckt waren, mit Ausnahme der Wappen von Uri und Basel, welche die äußersten, das eine neben dem Aelpler, das andere neben dem Schützen sichtbar waren. Inwiefern sind wohl die Gedanken, die der einen und der andern dieser hervorstechenden Illuminationen zum Grunde gelegen haben, sich selbst eine wechselseitige Ergänzung, wenn sie wirksam werden sollen?

(Basel, 4. Juli.) Wir haben von gestern noch nachzutragen, daß bei Tische folgende Redner auftraten: die HH. Rathsschreiber Bauhofer von Glarus, Reg. Rath Waller aus Aargau, Fürsprech Imobersteg aus dem Kant. Bern, Major Jauch aus Tessin, Landammann Munzinger von Solothurn, Rathsherr Oswald von hier, Advokat J. Zschokke von Liestal und Reg. Rath Zehender von Zürich. — Hr. Joh. Braun, Sohn, von Basel war der zweite, welcher an diesem Tage einen Becher gewann; Hr. Major Hünerwadel that einen totalen Zweckschuß. Abschied nahmen Nachmittags die Schützen von Glarus, Thun, Solothurn, Schaffhausen und die Amtsschützen von Bern. Die HH. Rathsherren Oswald und Minder erhielten Serenaden. Die meisten Nummern hatten: Koller (46) und Bänziger (41). Bis zum Abend fielen 2642 Doppel. Becher erhielten außer Hrn. J. Braun noch Schreiner Hubel von Basel, Vogt, Stähli und Sygar. Heute (Donnerstag) war der Morgen schön, der Nachmittag regnerisch. Bänziger hatte Vormittags in den 140, Lord Vernon zwischen 130 und 140 Nummern. Die Schützen von Genf, Appenzell a. Rh., Waadt, Freiburg und Uri nahmen Abschied, die von Sursee wurden empfangen. Bald nachdem auch die Schützen von Winterthur Abschied genommen, begann das Mittagessen. (Bis dahin hatten Kohler 145, Bänziger 149, Lord Vernon 135 Nummern.) Bei Tische hörten wir die Reden der HH. Landammann Brosi von Chur, Pfr. Kälin von Zürich (diese eine der besten), Battaglini und Pioda aus Tessin, Kaiser von Zug, Hug von Liestal, Staatsrath Druey (als nachdrückliche Erwiederung auf die vorhergehende), Landammann Sidler, Fürsprech Fehr von Aarau, Schenker von Dornach und Reg. Rath Labhardt aus Thurgau. Nachmittags wurde das Wetter immer schlechter. (Heute, Freitag Morgens, dauert der Regen leider fort.)

Ueber das Recht des Nachdrucks in Uebersetzungen.

Das „Magazin für die Literatur des Auslandes" gibt darüber folgenden, von sehr richtigen Ansichten ausgehenden Artikel:

„Der Pariser Constitutionnel enthält endlich die ersten Kapitel des seit seiner Umwandlung in ein 40-Frankenblatt mit so vielem Pomp angekündigten Feuilleton-Romans von Eugen Sue: „der ewige Jude." In einer Anmerkung wird nicht blos der Nachdruck dieses Feuilletons in Frankreich, sondern auch in Deutschland, so wie jede andere deutsche Uebersetzung, als die bei Kollmann in Leipzig „unter Mitwirkung des Hrn. Wesché" erscheinende, untersagt. Hr. Sue versichert, seine Rechte in dieser Beziehung ausschließlich dem Hrn. Kollmann übertragen zu haben, welcher jede andere Ausgabe als Nachdruck verfolgen werde. Da nun in Deutschland bereits mehrere Abdrücke des Originals und etwa zehn verschiedene Uebersetzungen des „ewigen Juden" angekündigt sind, so würde dies — wenn Hr. Kollmann Ernst machte — jedenfalls zur gerichtlichen Entscheidung einer interessanten Preßfrage Anlaß geben. Kaum ist jedoch anzunehmen, daß selbst bei den so verschiedenartigen Gesetzgebungen Deutschlands Hr. Kollmann irgendwo in seinem angeblichen Rechte geschützt werden wird. Denn Niemand kann — und dies gilt überall als Axiom — mehr Rechte auf einen Anderen übertragen, als er selber besitzt. Nun hat aber Hr. Sue, so lange es in dieser Beziehung keinen internationalen Vertrag zwischen Deutschland und Frankreich gibt, kein Autorrecht in unserem Vaterlande — er müßte denn Angehöriger eines deutschen Staates seyn und als solcher darthun können, daß nicht auf Frankreich, sondern auf Deutschland sein geistiges Eigenthumsrecht sich gründe. Letzteres ist, so lange nicht internationale Verträge bestehen, durch welche ein Gegenseitigkeitsrecht begründet wird, wesentlich nationaler Art; Niemand aber kann zu gleicher Zeit zweien verschiedenen Nationen angehören, auch wenn er in beiden Sprachen zu schreiben versteht. Selbst ein in deutscher Sprache in Frankreich erscheinendes Buch würde in Deutschland keine Ansprüche auf Schutz gegen Nachdruck machen können, um wie viel we-

niger also, wenn es das französische Erzeugniß eines ausschließlich französischen Autors ist. Und wollen wir es auch als einen Fortschritt anerkennen, wenn sich einmal beide Nationen über ein Gegenseitigkeitsrecht verständigt haben, so können wir doch nicht eher eine Pflicht uns auferlegen lassen, bis uns auch das damit verbundene Recht eingeräumt worden. Die von Hrn. Wesché angefertigte Uebersetzung ist allerdings durch das deutsche Gesetz gegen Nachdruck geschützt, aber Niemanden kann es darum verwehrt seyn, eine minder eilfertige und zugleich bessere — oder auch noch schlechtere — Uebersetzung des Originals zu veranstalten, als diejenige, die bei Hrn. Kollmann erschienen. Wir sprechen hier ganz ohne persönliches Interesse, denn nachdem wir die ersten Kapitel des „ewigen Juden" gelesen, haben wir nicht die geringste Lust, auch nur eine Probe aus demselben unseren Lesern mitzutheilen, noch viel weniger aber, den bereits angekündigten zehn Uebertragungen noch eine eilfte hinzuzufügen. Ja, wir haben es von Anfang an für eine Schmach des deutschen Literaturmarktes gehalten, sich so auf Discretion einem französischen Autor zu überlassen und dessen Gedanken zu adeptiren, auch wenn diese vielleicht gegen unsere eigene Nationalität gerichtet sind.*) Spielen doch in der That schon die ersten Kapitel des neuen Romanes — nachdem der Prolog an der Behringsstraße zwischen Sibirien und der Nordküste von Amerika eröffnet worden — mitten in Deutschland, in Möckern (oder, wie Hr. Sue schreibt: Mockern) bei Leipzig. Jedermann weiß aus dem Epilog „Gerolstein" zu den Mystères de Paris, wie wenig Hr. Sue in Deutschland zu Hause ist, wie ungeschickt seine Darstellungen deutscher Verhältnisse sind — und nun denke man sich, welche Genüsse dem deutschen Leser bevorstehen, dem hier in Möckern ein von den Jesuiten in Freiburg bekehrter sibirischer van Aken, Namens Morok, vorgeführt wird, der mit einer furchtbaren Menagerie herumzieht und dessen Tiger und Hyänen nichts Geringeres als verkörperte Geister der Hölle zu seyn scheinen!

Die allgemeine Versorgungs-Anstalt im Großherzogthum Baden.

Immer strebe zum Ganzen, und kannst du
selber kein Ganzes
Werden, als dienendes Glied schließ' an ein
Ganzes dich an.

Schiller.

Seit dem Jahre 1835, in welchem Jahre diese Anstalt in's Leben trat, und als eine Schöpfung zur Förderung des Gemeinwohles freudig von dem Publikum, dessen Vertrauen zunächst lediglich auf die persönlichen Eigenschaften der edeln Gründer sich stützte, begrüßt wurde, haben wir jedes Jahr über den Fortgang derselben in diesen Blättern berichtet und dieses mit um so größerer Freude gethan, da die Anstalt je länger, je mehr den auf sie gesetzten Hoffnungen entsprochen und sich immer segenvoller in ihren Wirkungen gezeigt hat. Dieses Jahr fühlen wir uns aber vorzüglich dadurch aufgefordert, unsere Mittheilungen in diesen Blättern fortzusetzen, daß der in früheren Jahren begründete Kredit der Anstalt sich nicht nur im Inlande fortwährend befestigt, sondern auch über das Ausland, welchem seit mehreren Jahren das Institut ebenfalls zugänglich ist, sich immer mehr und mehr ausbreitet. Unsere Angaben entnehmen wir hauptsächlich dem eben erschienenen Rechenschafts-Berichte, welcher die Verwaltungsperiode vom 1. Januar bis zum 31. December 1843 umfaßt, so wie die Rede, mit welcher der um das erfreuliche Gedeihen der Anstalt hochverdiente Direktor derselben, Hr. Ministerialrath Freihr. v. Stengel, den Rechenschaftsbericht der Generalversammlung vorlegte. Das Vermögen der Anstalt beläuft sich im Gesammtbetrage auf 3 895,238 fl. Im Vergleiche mit dem Stande nach dem vorletzten Rechenschaftsberichte zeigt sich ein Zuwachs von 465,038 fl. Die Zahl der Kapitalbriefe mit gewöhnlicher Verzinsung ist 498 Der reine Einnahmsüberschuß im Jahre 1843 beträgt 34,860 fl. — Die Gelder selbst sind in den verschiedenen Landestheilen mit hypothekarischer Sicherheit durchschnittlich mit 4 fl. 27 kr. vom 100 angelegt, und es zeugt gewiß von musterhafter Verwaltung dieses so bedeutenden Vermögens, daß die Anstalt noch keinen Verlust an ihren ausgeliehenen Kapitalien erlitten, so wie von der thätigen Mitwirkung der inländischen Geschäftsfreunde, daß die Verwaltungsbehörde noch nie wegen gesicherter Unterbringung der Gelder in Verlegenheit gewesen. Die Darleihen auf Annuitäten erfreuen sich fortwährend eines stets wachsenden Beifalls, sowohl von Seiten der Gemeinden als der Privaten, welche sich durch Zahlung eines etwas höhern als gewöhnlichen Zinsfußes ihrer Schulden allmälig entledigen wollen. Die in dieser Weise angelegten Kapitalien betragen 1,860,332 fl., worüber 678 Kapitalbriefe bestehen. Den Zweck der Anstalt: „daß die Theilnehmer während ihres Lebens zu entsprechenden Zügen, zur öconomischen Versorgung im einruckenden Alter gelangen", behält die Verwaltungsbehörde unverrückt im Auge, und so erhalten denn die ältesten Mitglieder der 6. Klasse der ersten Jahresgesellschaften von Einlagen von je 200 fl. für das Jahr 1844 Jahresrenten von 60 fl., 125 fl., ja sogar von 286 fl. Die an diese sich anschließenden Klassen beziehen Renten von 8 fl. 51 kr., 12 fl. 30 kr., 37 fl. 54 kr. und 50 fl. 18 kr., die übrigen jüngeren Klassen aber eine dem landüblichen Zinse beinahe völlig gleichkommende Rente. Diese Rente wird erst dann erheblich steigen, wenn ihr nach §. 83 der Statuten ein Theil der Kapitalauflösungs-Rente zufällt. Man schließe aber hieraus nicht, daß der Eintritt in die jüngeren Altersklassen minder vortheilhaft sey, als der in reiferem Alter. Es ist vielmehr mathematisch gewiß und in früheren Berichten dargethan, daß die in der ersten Altersklasse Zugegangenen in ihrem 55sten Jahre eine ungleich höhere Rente beziehen werden, als die Mitglieder der 4. und 5. Altersklasse in ihrem 55sten Lebensjahre. Sie erwerben sich diesen Vortheil, ohne dafür ein Opfer zu bringen, indem sie bis zum Eintritt in den höheren Genuß den gewöhnlichen Zins beziehen.

(Schluß folgt.)

*) Und was werden unsere Uebersetzer thun, wenn etwa die deutsche Censur auf die Probe gestellt wird?

Mainwasser-Wärme.

Montag, 8. Juli, Morgens 8 Uhr: 14½ Grad. W. Gerlach.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 9. Juli. Belisar, große Oper in 3 Abth., Musik von Donizetti. (Gastrollen) Belisar: Hr. Gundy. Alamir: Hr. Perlgrund, vom Stadttheater zu Hamburg.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 189. Mittwoch, den 10. Juli 1844.

Ottavio Rinuccini.

Von Franz Wey.

Franz de Medici, Großherzog von Toskana, war ein gutmüthiger Fürst. Sein Hof, dessen Etikette er gemildert hatte, war eine Zufluchtsstätte der Künstler und der geistreichen Köpfe von ganz Italien. Er setzte seinen Ruhm darein, sie zu würdigen, und sein Streben war, sie glücklich zu machen. Erbe der harmlosen Neigungen seines Vaters Cosimo, welcher seine Lust an der Blumenzucht gefunden und die ersten Zwergobstbäume in Toskana gepflanzt hatte, setzte Franz Maulbeerbäume und pflegte Seidenwürmer. Die Seidenzucht war durch einen seiner alten Waffengefährten, Michel Seppio, nach Florenz gebracht worden. Dieser Seppio war ein Günstling des Großherzogs Cosimo gewesen. Bei Franz war er Intendant des Palastes, in welchem er mit seiner Tochter, einem schönen Mädchen von fünfzehn Jahren, wohnte. Mehr als seine Intendantengeschäfte aber nahmen ihn die Gärtnerarbeiten in Anspruch, die er gemeinschaftlich mit dem Großherzog betrieb.

Das einfache zwanglose Leben im Palast Pitti theilte Herr Ottavio Rinuccini, einer der geistreichsten und stattlichsten Ritter seiner Zeit. Der Großherzog war sein Taufpathe, und behandelte ihn, als wäre er sein Sohn. Liebenswürdig und sanft, machte Ottavio sich dieser Gunst würdig durch sein anmuthiges Wesen und durch die frühe Entwickelung der schönsten Geistesgaben. Als Dichter wetteiferte er mit den Griechen der schönsten Tage Athens; als Musiker hätte er Sanct Cäcilie dazu bringen können, ihre Bratsche zu zerschlagen. Darum hatte der Fürst ihn gewählt, um seiner Tochter Maria Unterricht im Gesang und in den schönen Künsten zu geben. Maria und Seppio's Tochter waren unzertrennliche Freundinnen. Beide Mädchen glichen zwei frisch aufgeblühten Rosen.

Eines Morgens bemerkte der Großherzog den Dichter und Seppio's Tochter, wie sie mit einander den Garten des Palastes Pitti durchstreiften. „He, Meister Seppio!“ rief er dem Intendanten zu, welcher einen Baum putzte, „wache über Deine Tochter!“

„Gnädiger Herr!“ antwortete Seppio in demselben Ton, „wacht über die Eurige.“

„Gesell, was soll das heißen?“ fragte der Fürst.

„Hoheit,“ antwortete Seppio, „wir scherzen beide, denn unsere junge Fürstin ist wohl bewacht, und ich verliere meine Tochter nicht aus den Augen. Ich kenne ihr Thun, wie ich die Zwergbirnen kenne, die ich für Euren hochseligen Vater gepfropft habe, und ich bin für mein Theil ganz außer Sorgen.“

„Du siehst mir aus, wie ein Spötter,“ sprach der Großherzog. „Erkläre Dich, ich erlaub' es Dir. Du bist mein treuester Diener und mein ältester Freund.“

„Seht, gnädiger Herr,“ erwiederte der Intendant, „es kommt eine Zeit, wo es wohlgethan ist, die Mädchen zu verheirathen. Dieser große Edelmann, der dort meine Bettina lehrmeistert, beunruhigt mich.“

„Das hab' ich ja eben gesagt,“ bemerkte der Fürst.

„Ich weiß, was Ihr meint, gnädiger Herr; aber ich bin noch nicht fertig. Jeden Morgen pflückt er die schönsten Blumen vom Beet und bringt sie ihr. Und diese Blumen find' ich jeden Tag nach der Musikstunde bei unserer jüngen Fürstin.“

„Und Du wagst, zu denken — —?“

„Verhüt' es Gott, daß mein gnädiger Herr mich beschuldige, zu denken,“ entgegnete Seppio. „Messer Ottavio Rinuccini ist ein Edelmann, der viel zu stolz auf seine Herkunft ist, als daß er meiner Tochter Unterricht, selbst in der Musik geben sollte, und seine schönen Verse sind kein Futter für bloße Intendanten.“

Der gute Großherzog lachte. Er hielt nicht streng auf Etikette, und verstattete dem alten Hauptmann, der ihm so schöne Pflanzungen anlegen half, viel Freiheit.

„Beruhige Dich, Alter,“ sagte er. „Du weißt, daß ich im Begriff stehe, meine Tochter zu vermählen.“

„Sie wird nicht böse darüber seyn,“ bemerkte Seppio. „Ist der Bräutigam jung?“

„Sind denn die jungen die besten?“ entgegnete der Fürst. „Er ist reich, und soll munterer Natur seyn. Heiterer Sinn ist Goldes werth.“

„Gott sey Dank!“ sagte der Intendant; „da fällt mir ein Stein vom Herzen.“

„Solltest Du die Verwegenheit haben, Verdacht zu erwecken?“

„Nein, gnädiger Herr, nein,“ erwiederte der Alte. „Aber ich fürchtete, wenn meine Tochter einen Dichter unter vier Augen mit glühender Bewunderung von der Fürstin Maria reden hörte, möchte sie am Ende Gedanken für sich selber fassen. Glücklicher Weise hab' ich sie gewöhnt, kein Geheimniß vor mir zu haben. Indeß das Sprüchwort sagt — —“

„Possen!“ unterbrach ihn der Fürst. „Maria hatte nie jemand Anders zum Vertrauten als ihren Vater.“

Seppio seufzte. Seine Zweifelsucht ärgerte den Großherzog. „Deine Tochter täuscht Dich, Alter,“ sagte er; „sie mißbraucht einen Namen, der ihr heilig seyn sollte.“

„Den Beweis, gnädiger Herr!“ rief Seppio, seine Hippe fallen lassend, „Eure Hoheit ist mir den Beweis schuldig.“

„Du sollst ihn haben,“ erwiederte der Fürst.

„Bis jetzt,“ sagte Seppio, „hab' ich sie beide für unschuldig gehalten. Unbekannt mit den Leidenschaften, gaben sie sich den Reizen der Jugend und des Geistes von Ottavio hin, der eben so unschuldig, wie sie, und, ohne es zu wissen, von der Anmuth seiner Schülerin eingenommen ist. Ew. Hoheit glaubt, ich sey im Irrthum. Wir wollen uns Gewißheit zu verschaffen suchen. Wir wollen ihre Herzen prüfen. Ein Brieschen vom Herrn Rinuccini muß der Fürstin Maria gebracht werden. Sie wird es entweder voll Aufrichtigkeit Euch geben, oder dem Schuldigen für die Zukunft den Zutritt verweigern. Wenn diese Probe nach Wunsch ausfällt, werde ich eine andere mit meiner Tochter versuchen.“

Der Großherzog runzelte die Stirn. „Ein jämmerliches Mittel!“ sagte er; „aber ich will es anwenden. Wahrhaftig, Du verfährst mit mir, als wär' ich Dein Gevatter.“

Der Intendant küßte ihm ehrfurchtsvoll die Hand und flüsterte: „Ew. Hoheit wird nie an meiner Treue, an meiner Liebe und Hochachtung für Sie zweifeln.“

In diesem Augenblick näherte sich Rinuccini mit seiner Begleiterin, und sagte nach einer Verbeugung: „Gnädiger Herr, eben hab' ich mit diesem Kind Euere prächtigen Pflanzungen bewundert.“

„War das der Inhalt eures Gesprächs?“ fragte Seppio seine Tochter.

Bettina schüttelte den Kopf und erröthete, als der Großherzog sie ansah. Der letztere nahm Herrn Ottavio auf die Seite und sagte: „Meister, eine schöne Dame beschäftigt meine Seele. Ihr seyd ein Dichter. Schafft mir einen galanten Brief. Schreibt ihn sogleich; ich will ihn abschreiben. Bewahrt mir das Geheimniß.“

Meister Ottavio war ein wenig überrascht. Indeß beeilte er sich, dem Befehl nachzukommen. Er dichtete ein zärtliches Sonnet und brachte es dem Großherzog. Dieser dankte ihm für die schöne Arbeit, und bemerkte beiläufig: „Morgen könnt Ihr über Eure Zeit nach Belieben verfügen. Ich gehe heut Abend mit meiner Tochter auf ein Landhaus; übermorgen wird sie wieder zurück seyn.“

Eine Stunde später ritt Rinuccini aus dem Schloß, um einen Ausflug auf's Land zu machen. Gleichzeitig steckte der Großherzog das Sonnet in den Blumenstrauß auf dem Tisch seiner Tochter, so daß sie es finden mußte.

(Fortsetzung folgt.)

Reiseskizzen.

(Von Wilh. Wagner.)

VI.

Mit einbrechender Dämmerung hatte sich der Himmel umwölkt und ein Gewitter zog heran. Bald durchzuckten Blitze die Luft und rollte der Donner, dessen Echo in den Thälern und an den Bergen wiederhallte. Von dem hohen Belvedère des „Englischen Hofes“ genoß ich das imposante Schauspiel einer das Gemüth stets mächtig ergreifenden und großartigen Natur-Erscheinung. Das weite Rheinthal, vor einer Stunde noch mit den goldenen Streifen und Purpurrosen der verglühenden Sonne übergossen, war jetzt in düsteres Grau und in Schatten gehüllt, und während die zuckende Beleuchtung des Blitzes hier die Ruinen einer verfallenen Burg und dort die waldigen Hänge eines Thales überflog, während der Donner in jenen Bergschluchten mit Riesen und Kobolden zu kämpfen schien, begann ein erquickender Sommerregen auf das grüne Blätterwerk der Bäume und auf die Dächer der Häuser nieder zu träufeln und eine leise Symphonie in Moll anzustimmen. Eine erfrischende Kühle folgte dem schwülen Tag und belebte Alles umher. Wir Bewohner großer Städte werden in unsern engen Gassen und dumpfen Zellen den Erscheinungen der Natur ganz fremd und haben fast vergessen, wie ein Sonnen-Auf- oder Untergang, ein Gewitter, eine Landschaft in Mondbeleuchtung, ein vom Sturmwind durchrauschter Wald, ein empörter Strom oder ein friedliches Abendgeläute im einsamen Thale sich ausnehmen; wir lesen, lernen und hören so Vieles, vergessen aber das Schönste und Beste darüber, und die Werke der Menschen entfernen uns von den Werken Gottes; über unsern Büchern verlieren wir das Verständniß jenes erhabensten Buches der Natur, die ewig neu, groß, schön und in ihren Bildern und Gestalten unerschöpflich ist. Darum ist es wohlgethan, daß wir mitunter unsere vier Pfähle verlassen, um auf die Berge zu steigen, wo wir Freiheitsluft athmen, und die Thäler zu durchwandeln, in denen der Frieden der beschaulichen Einsamkeit wohnt. Meine Naturbetrachtung wurde durch einen eiligen Hausknecht gestört, der mir meldete, daß der Kreuznacher Omnibus mit Ungeduld mich erwartete. Ich mußte mich entschließen, aus dem feurigen Eliaswagen meiner Entzückungen in die engen Räume des besagten Omnibus herunter zu steigen. So hängt sich immer über kurz oder lang an den hohen Flug unserer Begeisterung irgend ein Bleigewicht des prosaischen Alltagslebens, welches dafür sorgt, daß unsere Bäume und Träume nicht bis in den Himmel wachsen.

Die Kontraste berühren sich und ich bekam im Omnibus einen Nachbar, der an den noch immer fortdauernden Regen erbauliche Betrachtungen über das Wetter und die Temperatur knüpfte, sich aber sehr glücklich pries, unter schützendem Obdach zu sitzen. Ich hätte lieber da draußen im Waldesgrün gelegen unter den Schauern der Gewitternacht, den melodischen Regentropfen und den leuchtenden Blitzen. Doch war ich Philosoph genug, mich in mein Schicksal zu ergeben und dem Reisenachbar meinen Unmuth zu verbergen. Man muß tolerant in der Welt seyn, und zwar nicht nur in Glaubenssachen, sondern noch in hundert andern Dingen, in hundert kleinen und großen Berührungen. Kann ich verlangen, daß mein Nachbar alle Neigungen und Stimmungen mit mir theilen und sich mir unterordnen soll? Ich war diesmal der Fügsame und hörte mit scheinbarer Aufmerksamkeit seine Lobsprüche auf unsern in der That recht bequemen Omnibus und auf den billigen Fahrpreis von 10 Silbergroschen für $3\frac{1}{2}$ Wegstunden. „Das haben wir Alles“, fügte er hinzu, „der Koncurrenz zu verdanken, die dem Publikum zu statten kommt, wenn auch die Unternehmer dabei wenig aufstecken. Was liegt an dem Gewinn oder Verlust, den Einzelne erleiden, wenn nur das Ganze gewinnt.“

Ich erwiederte, daß allerdings die in unseren Tagen herrschende Konkurrenz, hervorgerufen durch einen andauernden Frieden, stets wachsende Bevölkerung und fortschreitende Industrie, ihre entschiedenen Vortheile habe, indem sie alle Kräfte in Bewegung setze und erhalte, das Nachdenken wecke, den Müßigen ansporne und viel Nützliches zu Tage fördere, daß aber auch andererseits jenes Ueberbieten und Ueberjagen manchen Nachtheil bringe, viel Werthloses und Oberflächliches erzeuge und Hunderte zu Grunde richte; ich hob die Schattenseiten der gepriesenen Konkurrenz hervor und suchte zu beweisen, daß der Nachtheil vieler Einzelnen eine ungünstige Rückwirkung auf das Ganze äußern müsse, daß wir, obwohl im tiefen Frieden, doch in einem ewigen Krieg unter einander lebten, und daß Einer den Andern nur zu schlagen und zu unterdrücken strebe; ich schloß meine Bemerkungen mit folgender: „Man spricht immer von den Fortschritten, Verbesserungen und Segnungen unserer Zeit. Im Allgemeinen mag dies wahr seyn, aber im Einzelnen bemerkt man nicht viel davon, und dies scheint mir auch von unserer allzu gepriesenen Konkurrenz zu gelten." Mein Nachbar blieb bei seiner Theorie der Nützlichkeit und wußte zum Beleg vielerlei Geschichten vorzubringen, die er mit jener, manchen Personen eigenen, aber nicht langweiligen Breite erzählte. Ich erzählte dagegen und so kamen wir von Einem ins Andere und dabei, wenn auch nicht zum Ziele der obschwebenden Frage, doch unserem Reiseziele immer näher. Zwei andere Reisegesellschafter, die während unserers Gespräches viel gegähnt hatten, waren unterdessen eingeschlafen und schienen meinen Nachbar angesteckt zu haben, denn auch er begann zu gähnen, mir immer weniger zu widersprechen, und endlich sanft zu entschlummern. Ich war demnach Sieger geblieben und froh, des weiteren Streites überhoben zu seyn, doch zu sehr aufgeregt, um mit dem gewaltigen Morpheus in Unterhandlungen treten zu wollen. Das Gewitter hatte sich verzogen und dem Frieden einer herrlichen Sommernacht Platz gemacht. Die an mir vorübereilenden Schattenriesen der Berge und Bäume, die von nächtlichem Grau überhüllten wogenden Saatfelder und Wiesen, das Rauschen der Bäche und das Klappern der Mühlräder, das aus der Ferne tönende Horn des Nachtwächters und die von Zeit zu Zeit ganz dicht heranrückende und dann hinter Gehöfte und Buschwerk wieder zurücktretende Nahe, die kommenden und verschwindenden Lichter in den Dörfern, die wir durchfuhren, das geheimnißvolle Rauschen und Wehen des Nachtwindes, dies Alles waren mir lang entbehrte Anschauungen und Eindrücke, welche meine Phantasie aufregten und mich mit wechselnden Bildern umgaukelten. Eilig rollte der Wagen dahin, und als wir, Kreuznach uns nähernd, durch eines der letzten Dörfer fuhren, wo kaum noch ein Lichtchen zu entdecken war und Alles schon im Schlummer lag, da überkam mich eine Art von Heimweh und ich dachte mit ängstlicher Besorgniß an die daheim Zurückgebliebenen. Doch ob in der prangenden Stadt oder in dem ärmlichen Dorfe, ob in den Armen des Schlafes oder wach und rüstig auf der Reise, wir stehen Alle in Gottes Hand, der unserer liebend gedenkt. Bald rollte unser Wagen über Kreuznachs holperichtes Pflaster, und dies war die erste Bekanntschaft, die ich mit dem guten Städtchen machte.

Mannichfaltigkeiten.

(Regensburg.) Am verflossenen Samstag ereignete sich folgender empörender Vorfall, den wir einem Augenzeugen nacherzählen. Viehtreiber, die Mastvieh nach München trieben, mußten bei Post-Au, 4 Stunden von Landshut, ein Stück Vieh, welches vor Müdigkeit nicht mehr weiter konnte, auf der Straße liegen lassen, um im Orte ein Fuhrwerk zur Weiterschaffung desselben zu bestellen. Bauernbursche, welche diese Bestellung im Wirthshause hörten, entfernten sich unter der Aeußerung: „Wir wollen auch einmal ein fettes Stück Rindfleisch essen!" und schnitten dem auf der Landstraße liegenden Ochsen aus dem Hinterschenkel 15 Pfund Fleisch heraus, dann, um dem Bubenstreiche die Krone aufzusetzen, auch die Ohren ab. Die Thäter wurden ermittelt und nach Landshut abgeführt, wo auch der Ochse des andern Tages abgeschlachtet wurde. Bei der Einbringung der Burschen sprach sich der Unwille der Einwohner Landshuts über eine solche barbarische Handlung laut aus.

Vor einigen Tagen kam ein Schiff in London an, das nicht weniger als 700,000 Hühnereier geladen hatte.

Die allgemeine Versorgungs-Anstalt im Großherzogthum Baden.

(Schluß.)

Besonders wohlthätig wirkt die Anstalt dadurch, daß sie den Eintritt durch theilweise Einlagen von je 10 fl. gestattet und es Jedermann, selbst Dem, der ganz geringe Mittel hat, möglich macht, solche Einlagen durch Ersparniß bis zu dem kleinen Betrage von 2 fl. nach und nach zu ergänzen, und dabei diese Nachzahlungen nicht nur zu höhern Zinsen annimmt, als dies in der Regel bei andern Sparkassen der Fall ist, sondern auch zugleich Renten in Aussicht stellt, welche größer werden, je älter man wird. Auf diese Weise rettet die Anstalt viele kleine Baarschaften, welche in einem kein wahrhaftes Bedürfniß befriedigenden Gebrauche aufgehen würden. Zugleich müssen wir hier der mit unserer Anstalt verbundenen Hinterlegungs-Kasse gedenken, eines Instituts, welches sich bei keiner andern Anstalt der Art vorfindet, und zum Steigen der Renten beiträgt. Die Anstalt verzins't nämlich die bei ihr hinterlegten Gelder nur mit 3%. Da sie selbst aber ihre Kapitalien zu ungleich höherem Zinsfuße ausleiht, so ergibt sich, bei der großen Summe der hinterlegten Gelder (am Schlusse des letzten Rechnungsjahres betrug der Stand dieser Kasse 795,693 fl.), durchschnittlich per Jahr ein den sämmtlichen Mitgliedern zu gut kommender Reinertrag von circa 12,000 fl., womit beinahe der ganze Administrationsaufwand bestritten werden kann. Schon oben haben wir der inländischen Geschäftsfreunde gedacht. Es sind solche in jeder Stadt und in jedem bedeutenderen Orte unseres Landes angestellt, und durch die glückliche Wahl, welche die Verwaltungsbehörde in denselben getroffen, wird nicht nur das Eintreten in die Anstalt erleichtert, sondern auch durch die allgemeine Achtung, in welcher dieselben ihrer persönlichen Tüchtigkeit wegen bei ihren Mitbürgern stehen, das Zutrauen des Publikums auf die Anstalt selbst vermehrt. Aber auch im Auslande machte die Theilnahme, welche unsere Anstalt gefunden, die Ernennung von Geschäftsfreunden *) nöthig, und so sind denn solche in Würtemberg, in der

*) In Stuttgart: Hr. Oberamtspfleger Spring; in Ludwigsburg: Hr. Stadtschultheiß Dr. Bunz; in Heilbronn: Hr. Kaufmann J. M. Stieler; in Calw: Hr. Oberamtspfleger Buttersack; in Ellwangen: Hr. Oberjustiz-Sekretär Ec-

Schweiz, in den beiden Hessen, in Nassau und in Frankfurt a. M. angestellt. Und wie bei der Ernennung der Geschäftsfreunde im Inlande, so verfuhr die Verwaltungsbehörde mit gleich sicherem Takte und glücklichem Erfolge bei der Wahl der auswärtigen Geschäftsfreunde. Die Zahl der dem Auslande angehörenden Mitglieder mehrt sich alljährlich. Von 2,039 Einlagen der letzten Jahresgesellschaft gehören 785 mit einem Einlagekapital von 48,176 fl. dem Auslande an. Und es steht zu erwarten, daß diese Theilnahme zunimmt, wenn die zum Theil erst kürzlich ernannten Geschäftsfreunde in volle Wirksamkeit getreten seyn werden, und der Verkehr der Mitglieder mit der Verwaltung dadurch vermittelt und erleichtert seyn wird. Hier sey es uns noch gestattet, eine Stelle aus der Rede des würdigen Vorstandes der Anstalt über das Eintreten in die Anstalt wörtlich anzuführen: „Ich glaube darauf aufmerksam machen zu müssen, daß „der Beitritt nicht unter allen Lebensverhältnissen räthlich seyn kann. „Wer ein Kapital zur Begründung seines Geschäftes nöthig hat, der „wäre thöricht, es durch Niederlegung in der Versorgungsanstalt sei„ner Verfügungsgewalt zu entziehen. Wer aber sein Erspartes und „Entbehrliches hingibt, um sich und die Seinigen vor den Wechselfäl„len des Glücks zu schützen, und um einer sorgenfreien Zukunft ent„gegen zu sehen, der wird sich nicht getäuscht finden. Wer in vorge„rücktem Alter fürchten muß, sein Vermögen vor seinem Ende aufzu„zehren und seine letzten Tage in Mangel zuzubringen, dem wird die „Versorgungsanstalt Trost gewähren. In diesen und vielen andern „Fällen werden die Erwartungen befriedigt werden; für viele andere „Verhältnisse aber wird die Versorgungsanstalt nicht passen. Des„halb prüfe Jeder, bevor er beitritt. Es muß der Verwaltung un„angenehm seyn, Mitglieder zu sehen, die mit Hoffnungen beitreten, „welche den Zwecken der Anstalt fremd sind." — In der oben erwähnten, in Karlsruhe am 30. Mai l. J. unter dem Vorsitze des Hrn. geheimen Rathes und Stadtdirektors Stösser abgehaltenen Generalversammlung wurde auch die zur Ergänzung des Verwaltungsrathes und Ausschusses nöthige Wahl vorgenommen, und da die austretenden Mitglieder nach den Statuten wieder wählbar sind, so wurden von Seiten der Theilnehmer, in dankbarer Anerkennung der mit eben so großem Eifer und Gewissenhaftigkeit als Geschäftserfahrung und Umsicht geleiteten Verwaltung der Anstalt, die ausgetretenen Mitglieder, man kann wohl sagen mit Stimmeneinhelligkeit, wieder gewählt. Die Versammlung selbst war überaus zahlreich besucht und zudem waren von vielen auswärtigen Mitgliedern, welche nicht persönlich erscheinen konnten, ihre Stimmzettel eingesendet worden. Es wurde dadurch ein Interesse an der Anstalt beurkundet, welches für dieselbe nur in hohem Grade förderlich seyn kann, und wir haben die feste Ueberzeugung, daß, wenn die Mitglieder, so wie bisher, lebhaft für die Wahl tüchtiger Verwaltungsbeamten besorgt sind, die Anstalt selbst ihrem vorgesetzten Zwecke in jeder Beziehung entsprechen und das allgemeine Vertrauen, das sie genießt, nie verlieren wird. Im höchsten Grade aber wäre es zu beklagen, wenn je die Mitglieder für diese Wahlen lau würden, und unter solchen Umständen Leute an die Spitze der Verwaltung träten, welche der nöthigen Geschäftskenntnisse ermangelten und von der gewissenhaften Erfüllung der übernommenen Pflichten nicht eben so innig durchdrungen wären, wie die Männer es waren und sind, welchen durch das Vertrauen der Mitglieder die Verwaltung bis jetzt übertragen worden ist. Doch eine solche Lauheit wird, das glauben wir zuversichtlich aussprechen zu dürfen, nie eintreten, sondern es wird vielmehr die Theilnahme an der Anstalt immer mehr und mehr in jeder Beziehung wachsen. Und das wünschen wir von ganzem Herzen.

Aus dem badischen Unterrheinkreise, den 29. Juni 1844.

hardt, in Ravensburg: das Handlungshaus Genner und Roth; in Hanau: Hr. Georg Scheurer; in Kassel: Hr. Kaufmann A. C. F. Damms; in Zürich: Hr. Stiftsamtmann Vogel; in Wiesbaden: Hr. Kaufmann J. G. Ruß, Sohn; in Frankfurt a. M.: das Handlungshaus Cyssen u. Claus; in Darmstadt: Hr. Auditor und Hofgerichtsadvokat Siebert.

Frankfurter Theater.

Ferdinand Cortez, große Oper in 3 Abtheilungen, nach dem Französischen von Castelli, Musik von Spontini. Zum Besten des Pensionsfonds, am 8. Juli.

Seit einer Reihe von Jahren haben wir diese Oper nicht wieder gehört. Seit der Zeit sind viele neue componirt worden und wie Federbälle durch das Land geflogen. Wenn man nicht weiß, wohin sie gekommen sind, so mag eben ihre Leichtigkeit daran schuld seyn. Spontini's Opern, gleich denen von Gluck, Mozart, Cherubini, gleich Fidelio und Faust, sind von schwererem Caliber und halten sich daher ewig. Cortez ist die zweite Oper, in welcher sich der Verfasser Gluck zum Vorbild nahm, obgleich er dessen einfache Größe und Anspruchslosigkeit nicht erreicht hat. Sie erschien in Paris im Jahr 1809, zwei Jahre nach der Vestalin, und wird, so lange starke Orchester, gesunde Lungen und feurige Dirigenten existiren, immer wieder auftauchen, gleichsam wie man Reliquien aus lange verschlossenem Schrein hervorholt. Die Prädikate, die man dieser Musik gewöhnlich beilegt, sind: Feuer, Pracht, Leidenschaft, Energie, Geist, Heroismus, Glanz, Pomp, Massenhaftigkeit, und jedes derselben ist bezeichnend. Wir fügen noch hinzu, daß ihr schönstes Verdienst Originalität ist, und daß der Componist bei allem Aufwand von Instrumentalmittel immer klar bleibt und immer weiß, was er will. Der Contrast der christlichen Spanier zu den heidnischen Mexikanern ist genial geschieden und seine Recitative, voll von declamatorischer Wahrheit, sind als Muster aufzustellen. Seine Helden sind gepanzert wie sein Orchester, entbehren aber dabei nie der ritterlichen Anmuth. Sie mahnen an die großen kriegerischen Gestalten des Salvator Rosa. Seine Heldinnen girren freilich keine französischen Romanzen oder italienische Vocalisen, singen sich aber in's Herz hinein, wenn sie ihrer Aufgabe gewachsen sind. Sängerinnen ohne ganz bedeutenden Stimmenfond sollen sich daher nie an Spontini'sche Partieen wagen. In dieser Beziehung war die Amazili in guten Händen; denn Fräul. Reuther hat ein für dergleichen Darstellungen ganz geschaffenes Organ. Der Ausdruck war im Ganzen voll Gluth und Leidenschaft, entbehrte aber größtentheils der Innigkeit mädchenhafter Accente. Die schönste Melodie der Oper auf den Worten: „Von Allen bin ich nun verlassen," sang sie dagegen reizend. Bei der Stelle im ersten Act: „Sah' er (der König) mich doch selbst für einen Dämon an", zuckte die Darstellerin leicht die Achsel, als wolle sie sagen: „Und das war doch sehr einfältig." Gegen solche und ähnliche Verstöße gegen die Wahrheit des Spiels möge Fräul. Reuther künftig auf ihrer Hut seyn. — Cortez war heute „der Blitzstrahl, der leuchtet und zündet." Hr. Chrudimsky, im Besitz dieser Rolle, hat seine Aufgabe verstanden und gelös't. In Partieen, die eine stolze Persönlichkeit und ausdauernde Kraft des Organs erfordern, wird dieser Sänger immer durchgreifen. Dazu ist dieser Cortez wie für ihn geschrieben. Er verband Energie mit ritterlichem Anstand in Spiel, Gesang und Geberde, und sein letzter Ton war so kernhaft wie sein erster. Die Stelle in der ersten Scene: „Nun wohlan, so verlaßt dieses Land", sang er mit einer Mischung von Schlauheit, die sich ganz für die Situation eignete. Nur hätte er, um consequent zu bleiben, auch die heimliche Freude mehr bezeichnen sollen, als, von seiner Ueberredungskunst besiegt, ihm seine Krieger auf's neue huldigten.

(Schluß folgt.)

Mainwasser-Wärme.

Dienstag, 9. Juli, Morgens 8 Uhr: $14\frac{1}{2}$ Grad. W. Gerlach.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 9. Juli. Belisar, große Oper in 3 Abth., Musik von Donizetti. (Gastrollen) Belisar: Hr. Gundy, Alamir: Hr. Perigrund, vom Stadttheater zu Hamburg.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heister und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 190. Donnerstag, den 11. Juli 1844.

Ottavio Rinuccini.

Von Franz Mey.

(Fortsetzung.)

Am folgenden Tag ging Franz de Medici nicht eher in den Garten, als bis Seppio den Rückweg in den Palast angetreten hatte. Er wollte ein Zusammentreffen vermeiden, allein seine Absicht ward vereitelt, da Seppio ihm an der Thür auflauerte.

„Nun, Hoheit," fragte der Alte, „wie ist's mit dem Zettelchen?"

„Es ist mir diesen Morgen wieder zugestellt worden," antwortete der Fürst ungeduldig.

„Ah!" rief der alte Kriegsmann, indem er sich vor die Stirn schlug, „das ist gut. Aber es beweis't noch nichts gegen meine Tochter. Sie hat mir gesagt, Ottavio spräche mit ihr nichts als von der Fürstin. Diese Blumensträuße, die er von ihr verlangt — — Sollte ich von ihnen zum besten gehalten werden? Ich will auf eine geschickte Weise dies junge Herz erforschen, und wenn es mich betrogen hat — —"

„Seppio," unterbrach der Fürst in schlecht verhehlter Verlegenheit, „sage Deiner Tochter nichts; ich verbiete es Dir."

Der Intendant wollte eine Einwendung machen, als er die verstörte Miene seines Herrn gewahrte. Er fiel ihm zu Füßen und sagte: „Verzeiht, gnädiger Herr, einem alten Diener, der in seinem Eifer vielleicht ein Geheimniß verletzt, der aber lieber sich dem Mißfallen Ew. Hoheit aussetzen, als seiner Pflicht untreu werden will."

Franz antwortete nicht, und entfernte sich; den folgenden Tag erwies er dem Herrn Rinuccini die Ehre, seinem Musikunterricht beizuwohnen, wodurch der Dichter sich sehr geschmeichelt fühlte, obwohl es nichts Neues für ihn war, mit dem Großherzog zusammen zu seyn. Denn seine geistreiche und belehrende Unterhaltung war für den Fürsten ein Genuß. Daß das Zusammenseyn mit einem so ausgezeichneten jungen Mann für seine Tochter gefährlich seyn möchte, hatte der Fürst bis vor wenigen Tagen sich nicht träumen lassen. Aber Maria war nicht mehr so sehr Kind, als daß ein Lehrer solcher Art ihrem Vater hätte der erwünschteste seyn dürfen. Glücklicher Weise war der hochfliegende Geist des Dichters mit keuschen Sitten und kindlicher Aufrichtigkeit gepaart, — Eigenschaften, welche sich oft bei Genies finden. Seine unbesonnene Bewunderung für seine Schülerin war zu schöngeistiger Natur, als daß sie von vorn herein hätte gefährlich werden können. Er liebte sie, wie man Kinder und Engel liebt. Wenn er bei ihr war, fühlte er sich glücklich, und vergaß, daß er älter als fünfzehn Jahre war.

Bei'm Eintritt in den Saal bemerkte der Großherzog, daß Rinuccini erröthete, und daß die Hofdamen seiner Tochter unsichtbar waren. Er biß sich in die Lippen und hieß die jungen Leute weiter spielen. Gleich darauf wurde ihm gemeldet, daß die französischen Gesandten Vortritt erbaten. Aergerlich über diese Störung, ging er weg.

Nach Entfernung des Großherzogs spielte Rinuccini fort, den Takt immer langsamer nehmend und die Augen auf seine Schülerin geheftet, bis am Ende die Töne allmählig verstummten. „Mein Lehrer verfällt wieder in seine gewöhnlichen Träumereien," bemerkte die junge Fürstin verdrießlich. „Erweiset Uns die Ehre, nicht zu vergessen, daß Wir da sind."

„Ich erinnere mich Dessen nur zu gut," bemerkte Ottavio seufzend.

„Das Kompliment ist artig," entgegnete Maria. „Ich wollte Euch eine gute Nachricht mittheilen; allein ich schweige, weil Ihr mißgelaunt seyd."

„Redet, Fürstin," sagte der Dichter. „Redet nur immer fort. Eure Stimme ist so süß! Euch sehen, ist mein Leben; Euch hören, meine Lust. O, wär' ich doch eine jener Blumen, die für Euch wachsen, die den ganzen Tag unter Euren Augen blühen und am Abend neben Euch welken! Ich wollte, sie hätten eine Sprache, die nur Ihr verständet, und sie könnten ein Geheimniß verrathen! Ach! sie sind stumm wie ich, Euer Sklave; sie vergehen schweigend."

„Richtig!" entgegnete die junge Fürstin. „Wißt Ihr auch, Ottavio, daß ich Euren letzten Strauß sehr beredt gefunden habe? Ihr hattet ihn im Garten der Musen gepflückt, und er plauderte vortrefflich. Ich habe nicht alle Feinheiten desselben verstanden; aber er kam mir sehr galant vor."

Ohne den wahren Sinn dieser Worte zu verstehen, welche dem damals gebräuchlichen metaphorischen Styl gemäß waren, dankte der Dichter der Fürstin in schönen poetischen Bildern.

„Halt!" unterbrach sie ihn, indem sie sich in einem kleinen venetianischen Spiegel betrachtete, „ich habe Euch eine gute

Nachricht versprochen. Was würdet Ihr dazu sagen, Meister Ottavio Rinuccini, wenn ich eine Königin würde?"

„Ich weiß es nicht," antwortete der Dichter; „Ihr seyd schon die Königin meines Herzens und all meiner Gedanken."

„Aber wenn Eure Königin einen Hermelinmantel um die Schultern und ein Diadem auf dem Haupt hätte, würde sie Euch nicht schöner vorkommen?"

„Mein Geist," antwortete Ottavio, „sieht Euch nie anders, als mit einer Krone."

„Das ist eine Ahnung," sagte Maria. „Ottavio, ich heirathe."

„Großer Gott!" rief der Sänger erbleichend.

„Ihr nehmt meine vertrauliche Mittheilung übel auf," bemerkte Maria. „Rinuccini, Ihr liebt mich nicht, da mein Glück Euch leid thut."

„Euer Glück . . . Ich Unglücklicher!" stammelte Ottavio.

„Undankbarer!" zürnte die Fürstin. „Nur Euch habe ich dies Geheimniß verrathen, weil ich für Euch nie Geheimnisse hatte. Aber ich hätte meine Gedanken für mich behalten sollen."

„Engelgleiches Kind!" sprach der Dichter, sich von seiner Verwirrung erholend, „Ihr wollt mich nicht verstehen. Ich soll Euch verlassen, ein Anderer soll in Eurem Herzen das Bild des armen Ottavio verwischen. Ihr sollt ihn lieben und es ihm sagen!"

„Nein," erwiederte Maria. „Er, der König mag mich lieben; ich hoffe und erwarte es. Ich meinerseits will dafür streben, ihm zu gefallen. Aber damit sind wir fertig."

„Ihr spottet, und ich bin ein Narr," bemerkte der Dichter.

„Wer denkt an Spott?" entgegnete die Fürstin. „Ich kenne Euch, Rinuccini, Ihr seyd hoffärtig, Ihr habt Maria de Medici geliebt, und werdet sie über die Königin von Frankreich vergessen."

„Nie!" betheuerte Ottavio. „Flüchtige Stunden des Glücks, ihr werdet nie mehr wiederkehren!"

„Wenn Ihr in diesem Ton fortfahrt, werde ich Euch verwehren, mich im Louvre einziehen zu sehen in meinem schönen Putz, meinem lilienbesäeten Mantel und meiner Diamantkrone."

„Ihr würdet mir erlauben, Euch zu folgen?" fragte Rinuccini freudig.

„Ich habe gesagt, ich würde es Euch verwehren," antwortete die Fürstin lächelnd. „Ihr werdet sehen, ob Eure Schülerin die Königin spielen kann. Aber wenn Euch daran gelegen ist, mir zu gefallen, so laßt mich diese trübseligen Ausrufungen nicht mehr hören. Ich will offen mit Euch reden, Ihr seyd der Mann, den ich am liebsten habe, weil Ihr der Liebenswürdigste seyd, manchmal, weil Andere mir neben Euch häßlich vorkommen, manchmal, weil ich finde, Ihr seyd muthig und stolz, und führt den Degen besser als irgend Einer. Ich habe es gestern der Tochter Seppio's gesagt, die wie ich denke, die Euch eben so gern hat, und mit der ich immer von Euch spreche, wie Ihr mit ihr von mir plaudert. Jetzt werdet Ihr zufrieden seyn, und quält mich nicht weiter."

(Fortsetzung folgt.)

Die Geschichte des großen Bauernkriegs von Dr. W. Zimmermann.

„Ich wag's, ein Grab dem heißgeliebten
Bruder aufzuwerfen."
Sophokles.

Ein bewunderungswürdiges Werk, ein Buch, das den Leser mit Hochachtung für den Geist und das Herz des Verfassers erfüllen muß. So eben habe ich die Lektüre des dritten und letzten Theils beendigt, und deswegen möchte ich ein Wort der Dankbarkeit reden. Wir Deutsche lesen so viel und zumal dessen so viel, was unser Vaterland nicht berührt, und so kann es nicht fehlen, daß wir manches stolze Werk, manche Zierde unseres Schriftenthums nicht würdigen und bei Seite schieben. Wie sehr auch dieser Fehler sich gemindert haben mag, verschwunden ist er nicht, wie man daraus ersehen kann, daß von obigem Werk die kritischen Schriften und Tagesblätter nicht das Aufsehen machen, das ihm gebührt. Nie war ein Schriftsteller seiner schweren Aufgabe mehr gewachsen, als Hr. Zimmermann der seinigen; bis auf ihn war die Geschichte des großen Bauernkrieges ein Ulyssesbogen, den Keiner zu spannen vermochte, bis der große Held und Meister kam, der Alle beschämte, die sich vergebens bemüht hatten. Das Werk gleicht einem gothischen Dom, was die Form und Anlage betrifft; auf der breiten Grundlage der Geschichte Europa's erhebt es sich, und indem es nach der Schilderung der in England, Frankreich, Spanien, Ungarn rc. zuckenden Bauernbewegungen im zweiten und dritten Theile mit genauester Wahrheitsliebe, mit tiefstem Forschergeiste, mit glühendstem Patriotismus und dem schlagendsten, nie fehlenden Scharfsinn alles Ringen und Streben der deutschen Bauern in Schwaben, Tyrol, Elsaß, Franken, Hessen, Thüringen, Westphalen, dem Rheingau und Sachsen nach Erleichterung ihrer unerträglichen Lage abhandelt, erheben sich inmitten dieser Kämpfe, Intriguen und blutigen Schlachten vom Ende des fünfzehnten Jahrhunderts bis zum Ausgang des großen Kampfes im Jahr 1525 und 1526 die anziehendsten, glühenden und begeisterten Häupter, die ächten Träger dieser außerordentlichen Zeit. Die Abhandlungen, welche der geistreiche Verfasser dem „Pfeiferhänslein zu Niklashausen", dem „Jost Fritz" glorreichen Andenkens, den großen Herren „Ulrich von Hutten" und „Franz von Sickingen", der „Blutrache zu Weinsberg", dem „Pfarrer Jacob Wehe zu Leipheim an der Donau", dem „Bundschuh", dem „armen Conrad", dem „Florian Geyer" rc. widmet, sind wahre Musterwerke markiger, kräftiger Darstellung, werthvolle Zeichnungen, die nie erbleichen werden, und welche ganz geeignet sind, in Unterhaltungsblättern einzeln dem Publikum dargeboten zu werden. Ich wage es nicht, alle Verdienste des Herrn Verfassers hervorzuheben, und ich beschränke mich darauf, den geneigten Lesern einen kleinen Beweis zu geben, wie vortrefflich es Hr. Zimmermann versteht, großen Männern in einfachen und erhabenen Worten ein ehrendes Denkmal zu setzen. Man höre die rührenden Schlußworte seines Urtheils über Thomas Münzer: „Und doch, wie nach der Christuslehre das Weltgericht Gottes, wägt die Geschichte nicht blos das Gewordene und Vollbrachte, sondern auch das Denken und das Gedachte, das Wollen und das Gewollte. Und es ist ein eigenes Geschick: unter den Disteln und Dornen, womit die Verläum-

bung sein Grab überflicht, sind derselben auch große frische Lorbeerblätter entfallen; diese sammelt die Geschichte und flicht sie zum Kranz."

„Noch gehet sein Geist um in Europa's Gauen, läßt sich manchmal noch hören aus den Hütten des Landmannes, haucht über die heiße Stirn des Denkers bei mitternächtlicher Lampe, hallt nach in manchem Vortrage, mancher Forderung redlicher Volksvertreter: wann kommst du zur Ruhe, irrender, rechtsuchender Schatten?"

Mannichfaltigkeiten.

(Hameln, 4. Juli.) Das große norddeutsche Liederfest naht mit dem 13., 14. und 15. Juli, und schon melden sich von allen Seiten Sänger und Gäste, um in unserm herrlichen Weserthale sich bei Gesang und Lust zu erholen. Hamelns gastfreie Bewohner beeifern sich, den Fremden Wohnungen zu bereiten; ein großes Zelt, in dem 700 Gedecke ihren Platz finden sollen, erhebt sich geräumig auf dem Marktplatze; überall bewegt sich und regt sich Jedermann zum Liederfeste. Ist das Wetter den Sängern hold, so zweifeln wir nicht, daß die Zahl der Gäste bedeutend seyn werde.

(Darmstadt, im Juli.) Unsere Lokal-Journalistik zeigt einen löblichen Eifer, dem Publikum in steigendem Maße zu nützen, ohne höhere pecuniäre Gegenleistungen dafür zu verlangen. So hat unter andern das hier bei Ernst Wekker erscheinende Unterhaltungsblatt „Gutenberg" seit kurzem ein besonderes Anzeigeblatt als Gratisbeilage erhalten, welches wöchentlich sechs Mal erscheint und eine Auflage von 3000 Exemplaren hat, wovon der Ueberschuß über die Abonnentenzahl jenes Blattes bei den Hauseigenthümern unentgeltlich abgegeben wird. Diese Einrichtung hat sich als sehr praktisch bewährt und dürfte auch für die Folge immer mehr Anerkennung finden. Uebrigens wendet sich der „Gutenberg" immer mehr den vaterländischen Interessen zu, ohne darüber die wichtigeren Erscheinungen der Literatur und der schönen Künste zu vernachlässigen. Man will heutzutage durch die Lektüre von Tagblättern nicht bloß gut unterhalten, sondern auch gut unterrichtet seyn, und diesem Bedürfniß, welches gewiß ein sehr populäres ist, sollte jederzeit möglichst genügt werden.

Dem Tausendkünstler Prof. Döbler spenden die Londoner Blätter, „the Times", „the Morning-Chronicle", „the Dispatch", „the Tablet", „the Era" u. s. w. fortwährend das größte Lob. Das Theater St. James ist der Sammelplatz der eleganten Welt; da nur Döbler in deutscher Sprache vorträgt, es aber bei den Londoner Gentry zum guten Tone gehört, deutsch zu verstehen, so scheint das Auditorium Döblers natürliche Zaubereien als einen Kursus in der deutschen Sprache benutzen zu wollen. Nebst dem sind es die optischen Nebelbilder, welche sowohl durch die Neuheit des Gegenstandes als durch die große Abwechslung das Publikum immer mehr anziehen. Döbler soll hierin die Leistungen der Engländer übertroffen haben, was diese ihm gerne zugestehen. Nur Eins wollen wir erwähnen: die Bühne zeigt eine Winterlandschaft; kalt und eisig ist die ganze Natur. Doch, nachdem man sich eine Zeit lang an dem Anblick der naturgetreuen Darstellung erfreut hat, beginnen die Spitzen der Berge vom Schnee befreit zu werden und die Wipfel der Bäume fangen an zu grünen. So geht denn die Winterlandschaft unter den Augen des Zuschauers allmählig in eine Sommerlandschaft über. Mit Panorama's und Diorama's sind diese malerischen Effekte nicht zu vergleichen. — Döbler wird auf seiner Rückreise sich auch auf der Frankfurter Bühne produziren.

Vor kurzem wurde in den Berliner Nachrichten aus Weimar gemeldet, daß dort am 24. Juni das Säcularfest der Geburt Herder's gefeiert worden sey. Der Dichter Herder ist aber ein Preuße und wurde am 25. August 1774 in Mohrungen bei Königsberg geboren, wo man auch an seinem diesjährigen Säcular-Geburtsfest eine entsprechende Feier veranstalten wird.

(Neuer Schlamm-Vulkan.) Im Gouvernement Charkof, drei Werste von dem Gute Buniakowka, auf dem Wege in das Dorf Kalitnaja, bemerkte man am 7. April d. J. an einem 80 Faden hohen Abhange eines Berges, wo bisher der Boden ganz eben gewesen, eine ungewöhnliche Erhöhung. Am 14. April zeigten sich auf derselben Stelle Erdspalten und Erdfälle, die den ganzen Berg-Abhang durchfurchten. Aus diesen Spalten und aus den Hügeln wird gelbe, weiße, eisenblaue und rothe Thonerde ausgeworfen, wodurch theils Anhäufungen, theils Vertiefungen entstanden sind; aus letzteren fließt reines Wasser. Diese Ausbrüche gewinnen täglich mehr an Umfang und haben bereits einen Raum von 50 Faden Länge und 30 Faden Breite eingenommen.

(Schauderhafter Vorsatz.) In dem Parterre eines Pariser Theaters sah man einen jungen Mann an einer dunkeln Stelle stehen, schwermüthig nach den Logen blicken und von Zeit zu Zeit ein verborgen gehaltenes Terzerol an den Mund bringen. Der Polizei-Commissär nahte sich erschreckt und entwand dem Selbstmörder die Waffe. „Lassen Sie mich doch essen!" rief dieser lachend. Das Terzerol war — von Chocolade.

Das „Vaterland", eine der bessern deutschen Zeitschriften, hat einstweilen wegen der längern Abwesenheit des Dr. Duller, welcher sich bei der Redaktion nahe betheiligt hatte, zu erscheinen aufgehört.

Die Dorfschulzen in Preußen, die sich sonst oftmals durch Naturgaben auszeichnen, oftmals auch nicht, werden in kurzem stets zu den ausgezeichneten und zwar äußerlich ausgezeichneten Leuten gehören; denn wie die „Magdeb. Ztg." berichtet, werden sie einen gewichtigen Amtsstab erhalten, auf dessen Knopf der Name des betreffenden Dorfes eingegraben ist, und um den Arm eine schwarz-weiß-rothe Binde tragen. Mit den Frauen der Dorfschulzen war es jetzt schon kaum auszuhalten, wie wird es nun werden!

Frankfurter Theater.

(Schluß.)

Hr. Conradi war im Besitz der dritten Hauptpartie, des Telasko. In Bezug auf Stimme und Gesang sehr brav, wie sich Hr. Conradi überhaupt das „Vorwärts" unverkennbar zum Prinzip macht. Nur verwischte aber der Sänger häufig die wilde und trotzige

Haltung, welche den Feldherrn der [Ottomi's charakterisiren soll. Er überließ sich sichtbar zu sehr dem Verlangen, schöne Töne zu bilden (besonders da die Partie etwas hoch liegt), statt durch decidirten und nervigten Vortrag die Absicht des Componisten zu rechtfertigen. So hätten wir durchgehends die Recitative, die oft in Cantabile's verflachten, feuriger und schneller gewünscht. Das Feroce hat Spontini in vielen Tempi der Recitative gewiß nicht vergebens vorgezeichnet. Moralez, durch Hrn. Nork im Ganzen vortheilhaft besetzt, ließ ebenfalls mehr Kraft und Bestimmtheit des Vortrags wünschen, namentlich bei der Stelle des prächtigen Recitativs im zweiten Act: „Schon befand sich Alvar unter der freien Schaar." Der Oberpriester der Mexikaner ist nur im dritten Act beschäftigt, aber von Wichtigkeit, und fand in Hrn. Wiegand seinen Mann.

Zu der dreistimmigen Hymne ohne Begleitung im dritten Act gehören tüchtige Sänger. Die schwierig modulirende Composition macht sie zu den drei Männern im feurigen Ofen, wenn auch die Situation nicht daran erinnerte. Deshalb freut es uns, den Vortrag dieses Terzetts als sehr gelungen bezeichnen zu können. Doch weshalb die Unempfindlichkeit der drei Gefangenen bei der Orakelstimme, die sie doch zum Tode verdammt? Hr. Baldewein, unser neuer Bassist, betrat bei dieser Gelegenheit als dritter Gefangener zum Erstenmal unsere Bühne. Er konnte durch sein Mitwirken die schwierige Intonation dieser Hymne nur befestigen helfen. Die Chöre, namentlich die der Männer, haben wir noch nie bestimmter und kräftiger gehört. Im gemischten Chor tritt nur der Alt oft zu egoistisch hervor. Weshalb aber die Uniform der schönen Mexikanerinnen, die sich darin ausnehmen wie ein Zug wilder Papageyen? Unser Orchester bewährte den alten Ruf seiner Selbstständigkeit. Das Haus war besetzt und der Beifall, nicht tobend, ging von Herzen. ***

Korrespondenz.

Mainz, 5. Juli.

Die sich stets wiederholenden Klagen über den hohen Preis des Brods in hiesiger Stadt haben Hrn. Weckers, wirklichen Lehrer an der hiesigen Realschule, zu einer Untersuchung des Standes dieser Angelegenheit in einer im Verlage von Viktor v. Zabern erschienenen Broschüre veranlaßt, deren Tendenz, laut den eigenen Worten, dahin geht, zu erforschen, ob die Klagen über zu theures Brod gegründet seyen oder nicht. Ueber die Art, wie er dabei verfahren, erklärt der Verfasser, am 25. Juni habe er in die Mainzer Unterhaltungsblätter eine „bescheidene Frage" abdrucken lassen, in der er sich Auskunft erbeten, warum am 25. Juni 1841 4 Pfund Roggenbrod 10 kr. kosteten, da der Preis des Malter Waizen 10 fl. 10 kr. und jener des Roggens 5 fl. 56 kr. gestanden, während am 15. Juni 1844 4 Pf. Roggenbrod mit 11 kr. bezahlt würden, indem das Malter Waizen 8 fl. 43 kr. und das Malter Korn 6 fl. kosteten. Die Antwort auf diese Frage befriedigte ihn nicht und bestimmte ihn vielmehr zur Herausgabe des vorliegenden Werkchens, um, wie er sich äußert, durch eine ruhige, bescheidene Discussion über einen so wichtigen Gegenstand eine Verständigung herbeizuführen, die dem Publikum, bei welchem über diese Sache eine so große Meinungsverschiedenheit herrsche, die nöthige Aufklärung verschaffen könne. Zu Erlangung dieses Resultats schien dem Verfasser vor Allem eine Nachweise über das Mittelgewicht von Waizen und Roggen nöthig, da dasselbe bei Aufstellung des Brodsatzes als Basis angenommen wird. Es gelang ihm, sich dasselbe von 23 in der Nähe der Stadt Mainz gelegenen Orten zu verschaffen, deren Mehlfrüchte beinahe ausschließlich auf den hiesigen Markt gebracht werden. Er verfehlte dabei nicht, den Nachtheil zu ermitteln, der den Consumenten hiesiger Stadt daraus erwächst, daß dieses Mittelgewicht im Monat November festgesetzt wird, wo die Früchte schwerer wiegen und weniger Mehl geben, als in den Monaten März, April und Mai. Eine weitere Zusammenstellung nach dem Mainzer Wochenblatte der amtlichen Marktpreise von Waizen, Roggen und der Brodtaxe vom 18. November 1843 bis zum 18. Juni 1844 lieferte dem Verfasser das auffallende Resultat, daß am 17. Nov. 1843 bei einem Aufschlage von 8 kr. auf das Malter Waizen und von 2 kr. auf das Malter Korn das 4 Pf. wiegende Brod um 1 kr. aufschlug, währenddem es am 19. April 1844 bei einem Abschlage von 42 kr. auf das Malter Waizen und von 48 kr. auf das Malter Korn nur um $\frac{1}{2}$ kr. abschlug. Nachdem er von diesen unerklärlichen Schwankungen gesprochen und dem daraus für die Bäcker erwachsenden Vortheile, zeigt er durch Anführung der amtlich bekannt gemachten Preise, daß der Verkauf der Mehlfrüchte auf dem Binger Markte weit weniger Aenderungen unterworfen sey, als auf dem Mainzer und dort während der Monate Mai und Juni um $15\frac{1}{2}$ kr. per Malter niedriger gestanden. — Zu der Fabrikation des Brodes und dessen Qualität sich wendend, sagt er: Unser Roggenbrod sollte $\frac{2}{3}$ gebeutelten Roggen und $\frac{1}{3}$ Waizenmehl enthalten und würde bei einer solchen Mischung, wenn dazu gutes Mehl genommen würde, zwar weniger weiß, aber schmackhafter und bei weitem nahrhafter, als das, was wir jetzt haben, seyn. Zu unserem gegenwärtigen Brode wird $\frac{2}{3}$ Waizen und $\frac{1}{3}$ Roggenmehl genommen; aber welche Qualität Waizenmehl! Nachdunst, gemeines Mehl, Streifmehl; eine ganze Fuhre solchen Waizenmehls kostete per Malter in Mainz 10 fl., im April 9 fl., im Mai 9 fl. 15 kr. und im Juni 8 fl. 30 kr.; rechnet man nun, daß das Malter gebeuteltes Roggenmehl mit 6 fl. bezahlt wurde, so kostet das auf solche Weise an das Haus gelieferte gemischte Mehl zu 140 Pf. nicht mehr als 6 fl.. Von diesen 140 Pf. Mehl werden 50 Brode gebacken; es kostete also im Juni das Mehl zu einem 4pfündigen Brode $7\frac{1}{5}$ kr.

Das Holz dazu	$\frac{2}{5}$ „
Zusammen	$7\frac{3}{5}$ kr.
Die Brodtaxe betrug	11 „
Also Ueberschuß	$3\frac{2}{5}$ kr.

In Worms kostete zu derselben Zeit der 4pfündige Laib Brod 10 und 9 kr., in Alzei 9 kr., in Kaiserslautern 8 kr. — Der Verfasser findet nur Abhülfe gegen diese Beschwerden in der Revision des im Jahre 1825 festgesetzten Brodsatzes oder in freier Concurrenz. Dies sind, so endet er, meine auf langjährige Erfahrung und Aktenstücke gegründeten Ansichten über diese wichtige Sache; bin ich im Irrthum, so widerlege man mich; das Publikum mag dann urtheilen. — Jeder, dem es um eine unparteiische Besprechung dieser höchst wichtigen Angelegenheit zu thun ist, lese die Broschüre; er wird sie gewiß nicht unbefriedigt aus der Hand legen.

Mainz, 8. Juli.

Die Gastwirthschaft „zur Reichskrone", einem großen, in der Nähe des Rheins gelegenen Hotel, in dem die fahrende Post, die Briefpost und die Posthalterei ihre Bureau's und Wohnungen haben, hat jetzt Hr. Mevi, ein junger Mann von Frankfurt, der die Eigenschaften eines Gasthalters in einem hohen Grade zu besitzen scheint, übernommen. Gestern wurde diese Gastwirthschaft mit einem großen Mittagsmahle eröffnet, an dem so viele Gäste von hier und v[on] Frankfurt Theil nahmen, als der Raum gestattete. Man muß de[r] Bereitung und dem Ueberflusse an Speisen, der Güte, ja der Vorzüglichkeit der Getränke und der prompten, reellen Bedienung volle Gerechtigkeit widerfahren lassen; keiner der zahlreichen Gäste verließ den Saal, ohne über die ganze Anordnung und die Thätigkeit des Wirths seine Zufriedenheit zu bezeigen. Allgemein stellte man das Prognosticon, daß Hr. Mevi den alten Glanz der Reichskrone, der in der letzten Zeit etwas stark im Nebel gehüllt war, in Kürze wieder herstellen werde.

Mainwasser-Wärme.

Mittwoch, 10. Juli, Morgens 8 Uhr: 16 Grad. W. Gerlach.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 11. Juli. Zopf und Schwert, historisches Lustspiel in 5 Abth., von C. Gutzkow.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 191. Freitag, den 12. Juli 1844.

Ottavio Rinuccini.

Von Franz Wey.

(Fortsetzung.)

Ottavio wußte nicht, was er auf diese ungeschminkte Erklärung erwiedern sollte. „Aber der Hof?“ stotterte er; „der allerchristlichste König? Euer Gemahl?“

„Allerchristlichst — seit kurzem, Meister. Ihr werdet mir helfen, diese Barbaren des Nordens ein wenig poliren. Ich nehme außer Euch auch Jakob Peri mit. Wir wollen sie die schöne Poesie kennen lehren, die Art von Theaterstücken, welche ihr beide erfunden habt, in welchen die Verse mit Gesang und Serenaden verbunden sind. Dichtet zusammen zu meiner Vermählung ein Stück, ähnlich der Ariadne oder der Daphne. Die Franzosen mögen etwas lernen, indem sie den Geschmack und die Künste unseres schönen Florenz studiren. Jedermann wird Euch Beifall spenden, und Maria wird stolzer seyn auf Eure Lorbeeren, als auf die des Bearners.“

Rinuccini fiel der Fürstin zu Füßen. Sie überließ ihm ihre Hand, und er drückte seine Lippen darauf. „Also,“ fuhr sie fort, „werdet Ihr Uns nicht verlassen. Ihr seyd mein einziger Freund, und um Euch meine ganze Zuneigung zu beweisen, will ich Euch dem König vorstellen, und ihm sagen, wie sehr ich Euch liebe.“

Der Dichter verstand seine Liebe nicht anders als die Fürstin, nämlich so, daß sie nicht als etwas Verbrecherisches verhehlt zu werden brauchte, und doch war ihm der Gedanke peinlich, daß sie den Reiz des Geheimnisses verlieren sollte. Als er aber in die blauen Augen Mariens sah, zu welchen ihr goldblondes Haar so trefflich paßte, verschwand dies peinliche Gefühl, und er schwelgte in dem Gedanken, einem so lieblichen Wesen nicht gleichgültig zu seyn. Unterdeß bemerkte Maria, daß ihr Vater kam, und bedeutete ihrem Verehrer, in seiner knienden Stellung nicht länger zu verharren. Dieser stand auf, und verbeugte sich ehrfurchtsvoll gegen den eintretenden Fürsten.

„Die Stunde hat lange gedauert,“ bemerkte der Großherzog trocken. „Es scheint, Ihr wollt es in der Musik weit bringen, meine Tochter. Rinuccini, ich dank' Euch für Eure gehabte Mühe. Maria, macht Euch zur Abreise fertig. Ich habe dem Botschafter des Königs Heinrich die Abschiedsaudienz gegeben und Euren Heirathsvertrag unterzeichnet. Ihr seyd Königin von Frankreich.“

„Mein Vater eilt, mich zur Königin zu machen,“ bemerkte Maria, indem sie sich wieder setzte. „Herr Ottavio Rinuccini, macht Euch bereit, Uns zu folgen, und beaufsichtigt die Zurüstungen zur Reise. Ihr seyd Großstallmeister der Königin.“

Der Edelmann machte eine tiefe Verbeugung.

„Das geht zu schnell,“ entgegnete der Fürst. „Der Dienste Ottavio's bedarf ich; er wird von mir nicht Urlaub erhalten.“

Maria war nicht an Widerspruch gewöhnt. Franz beherrschte Toskana, und Maria beherrschte den Großherzog, der nie ihrem Willen zu widerstehen vermocht hatte. Sie drohte mit Verweigerung ihrer Zustimmung zu der Heirath, und der Großherzog gab nach. „Genau betrachtet,“ dachte er, „ist meine Tochter nicht mehr unter meiner Vormundschaft. Sie gehört dem König Heinrich. Seine Sache ist es, über ihre Ehre zu wachen.“

Am Abend desselben Tages empfing Maria die Glückwünsche, und in der Nacht ward sie dem französischen Großbotschafter, der die Stelle seines Königs vertrat, in gehöriger Form angetraut. Nach Beendigung der Ceremonie erregte Herr Rinuccini, der schon wegen seines Titels und seines stattlichen Aeußeren beneidet ward, den Unwillen der französischen Edelleute, weil er den Vortritt vor ihnen nahm. Der Großherzog bereute, daß er ihm verstattet hatte, seiner Tochter zu folgen, und um wenigstens vorläufig Mißhelligkeiten im Gefolge der hohen Braut zu verhüten, ließ er unter einem Vorwand den Großstallmeister vorausreisen, so daß er erst in Lyon wieder mit der Königin zusammen traf.

Hier wäre nun der Ort, die Feste und Herrlichkeiten zu beschreiben, welche die Vermählung der allerhöchsten Herrschaften begleiteten. Vor zehn Jahren würde ein Romanschreiber nicht diese Gelegenheit versäumt haben, sein Talent und seine Gelehrsamkeit an den Tag zu legen. Allein, abgesehen davon, daß wenig Verdienst dabei ist, aus einem in der königlichen Bibliothek geliehenen alten Buch die Einzelheiten einer ziemlich kalten Ceremonie abzuschreiben, haben wir auch bemerkt, daß die Leser, wenn sie an solche pomphafte Spalten kommen, anstatt sich an der Lokolfärbung derselben zu erbauen, sie überschlagen, und nach dem Fortgang der Erzählung suchen, weil sie Dekorationen nur auf der Bühne lieben, wo dieselben nicht reden, und weil sie die scenische Ausstattung selber im Kopf haben. Um jedoch dem Gebrauch der literarischen Mitbrüder

nicht ganz untreu zu werden, wollen wir einige Worte über jenen Gegenstand sagen. Man sah viele Triumphbogen, unzählige Paare Tauben flogen auf mit rosenrothen Bändchen an den Füßen, mehrere Maires und Schöffen blieben in ihren Anreden stecken; die Wege waren mit Blumen bestreut, die Häuser mit Fahnen und Teppichen geschmückt, und auf allen Thürmen ward mit allen Glocken geläutet. Der gute König steckte sich, um seine neue Gemahlin zu empfangen, in einen goldenen Harnisch, und sein Haupt ruhte, wie der Kopf Johannis des Täufers auf der Schüssel der Herodias, so auf einer gefältelten Halskrause von Alençoner Spitzen, die fast eine halbe Elle im Durchmesser hatte, und der ganze Hof erschien in demselben ehrfurchtgebietenden Schmuck. Die Reifröcke wurden um vier Zoll weiter gemacht, und die Hofdamen sahen aus, wie verwünschte Prinzessinnen, die bis zum Gürtel aus einem Thurm hervorgucken. An die Schleppe des violetten Mantels der Königin waren sechs Pagen angespannt. Während der ersten Tage, welche die Vorbereitung zu der großen Feier bildeten, gab es nichts als Bälle, Gala, Turniere, Jagdpartieen und Feuerwerke. Etliche Hirsche wurden getödtet und etliche Spitzbuben, die gehenkt werden sollten, wurden es nicht. Der gemeine Mann trank Wein aus Springbrunnen. Die Steuern wurden durch den tugendhaften Sully ein wenig erhöht. Die Freude war allgemein.

Ottavio Rinuccini, obwohl mit der beneideten Stelle eines Oberstallmeisters bekleidet, theilte diese Freude nicht. Allein stehend unter den hochmüthigen großen Herren, denen die Italiener verhaßt waren, stets von der Königin entfernt, die er nur öffentlich und von weitem sah, ward der Dichter immer trauriger. Mitten im Getöse des Hoflebens sehnte er sich zurück nach den balsamischen Lüften der Gegend von Florenz — il mio natio dolce aer Tosco, wie Petrarca sagt. Die Majestät der Königin schüchterte ihn ein, doch erfuhr er, daß Maria ihn nicht vergessen hatte, denn der König ernannte ihn zum Kammerherrn, was den Hofleuten übel gefiel.

(Fortsetzung folgt.)

Industrie und Pauperismus.

(Von Dr. Wilh. Dieffenbach.)

Die Maschinen, sagt Professor Schön zu Breslau in seiner allgemeinen Geschichte und Statistik der europäischen Civilisation (Leipzig, 1833), stellen sich uns überall als die Trägerinnen der modernen Kultur dar. Doch hat ihr ganz unbewachtes und unvorbereitetes Auftreten und Anwenden überall einen großen Theil des Segens durch die Erzeugung eines unerhörten Pöbels paralysirt. Das ist das Vorzüglichste, daß die Maschinen gemeine Arbeiter ersetzen; bisher haben sie überall deren nur zu viele gemacht. Wohl haben die hydraulischen Maschinen England 1,200,000, die Dampfmaschinen 6,400,000 gemeine Arbeiter erspart und ersetzt, allein dennoch ist es eine Thatsache, daß im Jahre 1762 im brittischen Reiche unter 15 Millionen Einwohnern 2 Millionen Handarbeiter lebten und 1817 unter 20 Millionen Einwohnern 6 Millionen Handarbeiter existirten. Ein kümmerliches Daseyn! Es wurden Hand- und Maschinenweber mit 24 — 36 Kreuzern gelohnt, während das Pfund Fleisch 30 — 40 und das Pfund Brod 10 Kreuzer kostete. Die Maschinen stiften eine neue Herrlichkeit und Hörigkeit. — Als der Breslauer Professor diese auf Erfahrung gegründeten Bemerkungen niederschrieb, ahnete er wohl nicht, daß die traurigen Wahrheiten, welche sie enthalten, zehn Jahre später ganz in seiner Nähe, zu Langenbielau und Peterswaldau, ihre volle Bestätigung finden würden. Weder Bestellungen an Waaren, noch freiwillige Unterstützungen vermochten den Sturm zu beschwören. Eine Arbeiter-Emeute kam zum Ausbruch, die nur mittelst Anwendung der Waffengewalt bewältigt werden konnte. Die Maschinen und ihre Besitzer waren Gegenstand der Verfolgung und des Angriffs wild entfesselter Leidenschaften, die in ihrer Steigerung bei den duldsamen Deutschen bisher kaum ihres Gleichen kannten. Noth kennt kein Gebot, oder bricht Eisen, und in Folge dieses kategorischen Imperativs entstanden letzthin in dem schlesischen Gebirg jene entsetzlichen Scenen, welche so viele Menschenleben kosteten, und welche die Noth und das Elend der dortigen Weber, den reichen Fabrikbesitzern gegenüber, die im Wohlleben schwimmen, auf eine wahrhaft grauenhafte Weise entschleiern und das Herz des Menschenfreundes mit tiefer Trauer erfüllen. — Was lernt man aber zunächst aus dieser tragischen Geschichte? 1) Die durch die Erfahrung blutig bestätigte Wahrheit des von dem ehemaligen Rechtslehrer, nachmaligen Staatsminister Karl v. Grolman aufgestellten naturrechtlichen Satzes: daß von Rechten und Pflichten unter vernünftigen Wesen nur dann die Rede seyn könne, wenn ihre Coexistenz möglich sey, und 2) daß die freie Presse, bei gehöriger Entfaltung ihrer Kräfte, eine nicht genug zu schätzende Hüterin der öffentlichen und Privatinteressen ist, indem durch ihre rechtzeitige Thätigkeit Gefahren, welche die Staatsgesellschaft bedrohen, angezeigt, und unter Umständen, wenn man ihre Stimme nicht überhört, auch verhütet werden können. Sie ist bei dem heutigen Zustande der Civilisation die nothwendige Vermittlerin zwischen Regierung und Volk; sie sieht und hört, sie warnt und bittet, wo tief begründete, aber vernachlässigte gesellschaftliche Bedürfnisse laut auf Befriedigung dringen. Hierzu ist aber ein gewisses Maß von Preßfreiheit, bemessen nach den Grundsätzen des wahren Rechtsstaats, durchaus erforderlich. Die Regierung bedarf ihrer eben so sehr als das Volk, und wo beide darauf verzichten zu können glauben, da steht das Staatsleben noch auf einer niederen Stufe, mögen auch Gewerbe, Ackerbau und Handel (was jedoch kaum denkbar ist) noch so sehr blühen. Denn die kultivirtesten Völker waren immer die reichsten und mächtigsten, und zwar aus dem sehr einfachen Grunde, weil Bildung und Nationalwohlstand durch keine bloßen Machtgebote der obersten Staatsgewalt geschaffen, sondern nur durch den Fortschritt der Wissenschaften und Künste, welcher durch die freie Presse wesentlich bedingt ist, hervorgerufen und erhalten werden können. Hiernach scheint uns in einer streng gesetzlich geregelten Preßfreiheit, und zwar ohne Censur, das wirksamste Heilmitttel gegen Mängel und Gebrechen zu liegen, welche die Staatsgesellschaft, oder einzelne Klassen derselben drücken und allmählig in der Stille, ohne einen öffentlichen Fürsprecher, sich zuletzt zu schwer zu hebenden großen Uebeln gestalten, welche, wie wir kaum gesehen haben, sich am Ende durch eine gewaltsame Explosion Luft zu machen pflegen.

Freilich ist die bejammernswerthe Lage der schlesischen Weber und Handarbeiter durch diesen Akt furchtbarer Selbsthülfe,

der dem Gesetz gegenüber allerdings straffällig, um nichts gebessert, ja eher noch verschlimmert worden. Vielleicht, daß die nunmehrige Offenkunde ihres entsetzlichen Elendes, welche früher weit wohlfeiler durch eine freiere Presse ohne Menschenblut hätte erlangt werden können, zur Linderung ihrer unerhörten Entbehrungen und Verbesserung ihrer gewerblichen und häuslichen Verhältnisse beiträgt.

Die bedauerlichen Vorgänge zu Langenbielau und Peterswaldau werfen übrigens ein helles Licht auf einen jener modernen Zustände der Staatsgesellschaft, welche wir nicht zu ihren rühmenswerthen Vorzügen zählen möchten. „Die Maschinen stiften eine neue Herrlichkeit und Hörigkeit", sagt Professor Schön, wie bereits oben bemerkt wurde. Leider ein nur zu treffendes, wahres Wort! Die Herrlichkeit ist auf Seite der Fabriken- und Manufakturen-Besitzer, und die Hörigkeit auf Seite der mit Arbeit überbürdeten, schlecht bezahlten Arbeiter, die in einer Art von Hörigkeit stehen, gegen welche der ehemalige Zustand der Leibeigenschaft, in Deutschland wenigstens, noch ein patriarchalisches glückseliges Verhältniß war. Nie machte der Grund- und Erbadel in Deutschland, dem leibeigenen Bauernstande gegenüber, von seinen überlieferten Rechten und Privilegien einen so systematisch zu Grunde richtenden Gebrauch, wie der heutige Fabrikadel von seiner Geldübermacht, wodurch eine neue, weit schrecklichere Leibeigenschaft, ja, man kann sagen, eine moderne Sklaverei geschaffen worden, die ihren unglücklichen Trägern wohl den Namen, aber nicht die Eigenschaften des wahren Staatsbürgers gewährt.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Zu Anfang des letzten Winters hatte die Polizei, der Stadt Gotha glaub' ich, der Schuljugend das Befahren der Gassen mit Handschlitten untersagt. In ihrer Betrübniß über dies unbedingte Verbot beschlossen die Knaben, sich an den Herzog selbst zu wenden, der bekanntlich für Jedermann zugänglich war. Die kleine Gesandtschaft war angenommen und trug dem Herzog ihren Nothstand mit der Bitte vor, daß er ihr einen Fahrplatz anweisen möge, wo man ihre Wintervergnügungen nicht stören dürfe. Gleich neben dem Schulgebäude sey eine Allee, die sich vortreffich zu einem Rutschberge schicke und wo man auch Niemanden beschwerlich werde. Der Herzog versprach den Knaben, er wolle ihren Wunsch in Ueberlegung ziehen und noch heute den vorgeschlagenen Platz selbst besichtigen. Die ganze Schule stand am Nachmittage in gespannter Erwartung am bezeichneten Orte, wohin auch bereits eine ganze Wagenburg von Schlitten angefahren war. Der Herzog kam wirklich, fand den Platz für das Vorhaben unbedenklich geeignet und ertheilte seine Erlaubniß, die sogleich eifrig benutzt ward. Außerdem aber fragte er die Knaben, ob ihnen nicht auch der Hügel beim Orangeriehause sehr wohl zu einer Schlittenbahn zu passen scheine? — „Ja wohl", riefen die Jungen, „aber das ist im Hofgarten, da würde man uns fegen!" — „Nun", versetzte der Herzog, „ich will euch gerade dort noch eine Bahn einräumen und ich rechne dabei als Dank auf euren zahlreichen Besuch."

(Treffender Vergleich.) Kant vergleicht die Weiber mit einer Thurmuhr, einer Schnecke und einem Echo. Die bösen Weiber plaudern die ganze Stadt aus, was im Innern ihres Hauses vorgeht, wie eine Thurmuhr; sie tragen ihre ganze Habseligkeit auf ihrem Körper, wie eine Schnecke, und sie müssen stets das letzte Wort behalten, wie ein Echo. — Eine brave Frau aber ist pünktlich wie eine Thurmuhr, häuslich wie eine Schnecke, und der Wiederhall ihres Mannes wie ein Echo.

Sicherem Vernehmen nach hat bei dem am Sonntag den 7. Juli in Gent stattgefundenen Gesangs-Concurse der kölnische Männergesangverein den ersten Preis gewonnen.

Wie es jetzt an der Berliner Börse hergeht, läßt sich nach folgender „höflichen Bitte" bemessen, die in den Zeitungen veröffentlicht wird: „Diejenigen Besucher der hiesigen Börse, welche ihre gegenseitigen Differenzen durch Schimpfworte, Schlägereien und Hinauswerfen zu reguliren beabsichtigen, werden höflichst ersucht, sich gefälligst auf die linke Seite des Vorplatzes der Börse zu halten, und die rechte Seite den Corporations-Mitgliedern zu überlassen, die von früher her an ein anständiges Betragen gewöhnt sind."

(Paris, 1. Juli.) Der ekelhafte Zudrang von Damen aller Stände zu dem Donon-Cadot'schen Prozeß, in welchem es sich um Vatermord und eine schändliche Maitressenwirthschaft handelt, erregt allgemeines Aergerniß, und wird von allen Blättern besprochen. Die neugierigen Frauenzimmer nehmen sich, da sie von 8 Uhr Morgens bis spät Abends präsent seyn müssen, das Essen mit, und verzehren es in den Pausen. Der National erinnert hiebei an folgende Stelle aus Cormenins Buch der Redner: „Was thun diese Goldagraffen, diese Spitzenmantillen, diese Gazekleider, diese Blumen und Federn unter den traurigen Zurüstungen eines Assisenhofs? Wäre ich Präsident des Gerichtshofs, so ließe ich von Frauenzimmern blos die Verwandten des Angeklagten zu rc. rc." (??)

(Warm, wärmer, am wärmsten.) Ein Haus mit einem Weibe ist oft warm genug; ein Haus mit einem Weibe und ihrer Mutter ist wärmer, als irgend eine Stelle auf Erden; ein Haus aber mit einem Weibe und zwei Schwiegermüttern ist so entsetzlich heiß, daß es nur mit der Hölle verglichen werden kann.

Der Fürst von Fürstemberg hat 6000 Gulden zu einer Anstalt für sittlich-verwahrloste Kinder zu Marienhof in Baden geschenkt.

(München.) Das Denkmal für Kreitmeyr kömmt nun doch zu Stande. Bereits ist ein Künstler mit dessen Anfertigung beauftragt. Das für dieses Denkmal früher gesammelte Geld, welches man durch ein Falliment für verloren schätzte, ist gerettet worden.

Frankfurter Theater.

Unsere Schauspielregie brachte uns in den letzten Tagen Vorstellungen von „Hamlet", „Sohn der Wildniß", „Monaldeschi" und

„Schule des Lebens". Ihrer Thätigkeit ist es gelungen, durch fortgesetzte Gastspiele dem Repertoire jede Störung ferne zu halten, so wie sie es auch erzielen wird, das noch erledigte erste Fach würdig zu besetzen, was bei dem Mangel an guten Schauspielern, an dem die heutige Bühne leidet, nicht leicht ist, um so mehr, als das hiesige Publikum bedeutende Anforderungen zu machen pflegt. In der „Schule des Lebens" wurden die beiden Hauptrollen durch Hrn. Schneider und Fräul. Hausmann recht anziehend dargestellt und beide fanden lebhaften Beifall und Hervorrufung. Hr. Schneider weiß sich in der ihm zugewendeten Gunst der Theaterfreunde durch Natürlichkeit und Wärme des Spiels und durch eifrig fortgesetzte, nicht zu verkennende Sorgfalt, die er seinem Fache zuwendet, stets mehr zu befestigen und Fräul. Hausmann zeigt, daß sie auf die Intentionen einer Dichtung einzugehen und sie verständig und in würdiger Diction wiederzugeben versteht. — Von Opern sahen wir „Ferdinand Cortez", „Wasserträger" und „Belisar." Fräul. Reuther, als Antonina, bewährte die Kraft und Fülle ihres reichen Stimmenfonds, so wie die schönen Fortschritte, welche sie hinsichtlich eines abgerundeten Gesanges in letzterer Zeit gemacht hat; auf solchem Wege darf sie der steigenden Anerkennung der Opernfreunde gewiß seyn. Die liebliche und seelenvolle Irene der Fräul. Capitain ist des wärmsten Lobes werth und wird, so wie heute, nie verfehlen, ihr die Theilnahme fühlender Herzen zuzuwenden. Hr. Perigrund, vom Stadttheater zu Hamburg, trat als Alamir zum Erstenmale auf und machte Sensation. Wo der Gesang von Empfindung belebt ist, da weckt er stets gleiche Sympathie. Hr. Perigrund trug besonders die lyrischen Stellen mit so viel Wärme und zarter Lieblichkeit vor und entfaltete einen Tenor von so wohlthuendem und mildem Klang, daß er stürmischen Applaus gewann und daß wir der Fortsetzung seines Gastspieles mit Vergnügen entgegen sehen. Hr. Gundy, als Belisar, bewährte wiederholt seine schönen Stimmmittel. Das Verdienst des Hrn. Gundy besteht zwar noch nicht in einem kunstgebildeten Vortrag, aber er berechtigt zu günstigen Erwartungen. Er besitzt die geeignete Persönlichkeit und ein Gesangsorgan von seltener Kraft, eine umfangreiche Scala vom großen G bis zum eingestrichenen As, a, und dazu noch ein richtiges Gefühl für Plastik. Solche Vorzüge dürften wohl als eine Vermittelung unserer Nachsicht mit seinen Fortschritten geltend gemacht werden, und wir können bis jetzt nicht einsehen, warum Hr. Gundy nicht eben so gut ein Bravoursänger und gewandter Darsteller werden sollte, wie irgend einer seiner beliebten, unter Guhr's erfahrener Leitung herangebildeten Vorgänger. Die Bühne ist ihrer Natur nach eine Arena, auf welche selbst der Begabteste sich mit Besorgniß und Aengstlichkeit begibt. Sollten Publikum und Kritik, anstatt die ersten Versuche aufzumuntern oder wenigstens nicht zu entmuthigen, denselben als Kämpfer entgegentreten? Hr. Gundy möge daher fortfahren, mit Ausdauer sein Ziel zu verfolgen. Wir aber wollen seine jetzigen Leistungen weder überschätzen, noch den angehenden Sänger durch eine allzu scharfe Beurtheilung von einer Bahn abschrecken, für welche er allerdings Befähigung besitzt und Beruf zu haben scheint. Haben doch auch unsere Schmetzer, Dettmer, Pischek u. A. ihre Wirksamkeit bei der Frankfurter Oper nicht so glänzend begonnen, als geschlossen, und hatte nicht Fräul. Reuther, die in letzterer Zeit vom Publikum so entschieden begünstigt wird, noch vor wenigen Monaten einen großen Theil der Stimmen gegen sich? — Die vorgenannten Sänger und Sängerinnen wurden hervorgerufen. W.

Korrespondenz.

Bad Homburg, 8. Juli.

Ein armuthiger Gast hat sich bei uns eingestellt, die freundlichste und günstigste Badewitterung, und so ist es denn natürlich, daß unser nun in der Mode und besser Jugendblüthe stehender Badeort sehr besucht und lebendig ist. Die jüngste Kurliste nennt heute schon 1067 gegenwärtig hier anwesende Fremde; rechnet man dazu noch die Masse Passanten, die besonders in dieser Woche zahlreich unser Städtchen bevölkerten, so hat man einen Begriff von der Lebendigkeit und dem Getriebe, das hier herrscht. Am Sonntag war der Besuch so stark, daß an der Table d'hote des Hrn. Deininger, die vermöge ihres feinen und ausgesuchten Geschmackes am meisten gesucht wird, nahe an 200 Personen abgewiesen werden mußten, die nun in den übrigen Gasthöfen Unterkunft fanden. Nachmittags begaben sich Viele in den Kursaalgarten, um die Musik des trefflichen, für die Saison engagirten Orchesters unter Leitung des Hrn. Garvé zu hören. — Der Reunionball am vergangenen Montag, wozu die Kurgäste, so wie viele Bewohner unserer Badestadt Einladungskarten erhalten hatten, war sehr belebt und brillant, und es wird nun jede Woche eine Reunion oder ein großer öffentlicher Ball statt finden. — Am 17. d. wird der rühmlichst bekannte Pianist Hr. Conrad Baldenecker, so wie dessen 10jähriger Bruder Alois, der im Frankfurter Museum bereits vorigen Winter sich durch sein schönes Violinspiel schon so viel Beifall errang, unter Mitwirkung mehrerer anderer Künstler ein großes Vocal- und Instrumentalkonzert im Fürstensaale veranstalten. So ist demnach für den Genuß des zahlreichen Kurpublikums in jeder Beziehung hinlänglich gesorgt. — Viel Aufsehen machen die schönen Orangerieanlagen, die den Anfang einer großartigen Orangerie bilden, welche hier errichtet wird. Auch ein neues Kaffeehaus mit Restauration ist wieder entstanden und seit dem 1. d. M. eröffnet; es ist ebenfalls gegen dem Kursaal über und hat einen freundlichen Garten, der an den Kurhausgarten stößt. An der vermehrten Zahl derartiger Etablissements ersieht man am deutlichsten, wie sehr unser Bad zunimmt.

Karlsruhe, 6. Juli.

Der bekannte Pädagog Fröbel aus Rudolstadt weilt seit einigen Tagen hier. Vorgestern veranstaltete der für eine verbesserte Kindererziehung so thätige und sorgsame Mann eine Versammlung von Männern und Frauen aus den besseren Ständen und legte ihnen auf höchst überraschende Weise dar, wie er den Kindern spielend alles Dasjenige einpflanzt, was sie vor Verderbniß bewahrt und sie zu einem schönen gesellschaftlichen und höhern Leben vorbereitet. Alle Anwesenden waren tief ergriffen von der einfachen überzeugenden Lehrweise Hrn. Fröbel's, der, ohne irgend Zwang zu üben, die Kleinen heranbildet und spielend den Keim des Guten und Edlen legt, ohne alle die künstlichen Wege zu gebrauchen, welche die Verfeinerung unserer Tage zum Ruin der wahren Kindlichkeit und Gemüthlichkeit so häufig gemacht hat. (Auch hier in Frankfurt hielt sich Hr. Fröbel einige Zeit auf, und veranstaltete in Carl Schneider's Kindergarten ähnliche unterhaltende und auf strenge Moralität hinwirkende Spielprüfungen unter den Kleinen.)

Mainwasser-Wärme.

Donnerstag, 11. Juli, Morgens 8 Uhr: 15 Grad. W. Gerlach.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 11. Juli. Zopf und Schwert, historisches Lustspiel in 5 Abth., von C. Gutzkow.

Samstag, 13. Juli. (Neu einstudirt): Fidelio, große Oper in 2 Abth., Musik von L. v. Beethoven. (Gastrolle) Rocco: Hr. Baldewein, vom Kärnthnerthortheater zu Wien.

Redaktion: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 192. Samstag den 13. Juli 1844.

Ottavio Rinuccini.

Von Franz Mey.

(Fortsetzung.)

Unter den Edelleuten, welche seit der Ankunft Mariens de Medici für gut gefunden hatten, von ihr bezaubert zu scheinen und sich zu ihrem Kämpen aufzuwerfen, wie dies bei allen königlichen Vermählungen der Fall war, zeigte sich der Graf Philipp von Haber als einen der entschiedensten. Er war ein lüderlicher Raufbold, der Glück bei den Weibern machte. Ueberall drängte er sich an die junge Königin heran, und fing die Blicke auf, welche sie an die Leute ihres Haushaltes richtete. Er bemerkte ihr Wohlwollen für Rinuccini, und beschloß, sich dieses unbequemen Menschen zu entledigen. Der Florentiner richtete eben einen Saal des Louvre zu einem Theater ein, um darin das Stück spielen zu lassen, welches er seiner Schülerin zur Feier ihrer Vermählung versprochen hatte. Philipp von Haber suchte durch stete Fragen, Bemerkungen und Ausstellungen den Italiener zu reizen, und so die Gelegenheit zum Streit herbeizuführen. Rinuccini, ganz in sein Geschäft vertieft, bemerkte erst nach einiger Zeit, wo der Graf hinaus wollte. Er vergalt Spott mit Spott, und ließ den Franzosen fühlen, daß er sich der Gunst der Königin sicher wußte, und bestärkte ihn dadurch in der Ansicht, daß er keinen Erfolg für seine ehrgeizigen Pläne zu hoffen habe, so lange der Florentiner zwischen ihm und der Königin stehe.

Eines Tags, als Rinuccini sich mit der scenischen Ausstattung seiner Oper beschäftigte und die für die zusammenberufenen Schauspieler bestimmten Kostüme beaugenscheinigte, trat Philipp von Haber mit mehreren andern Herren in den Saal, und sagte, indem er ein hölzernes Schwert ergriff: „Es sind doch recht unschuldige Waffen, die ihr Gaukler gebraucht. Dies Schlachtschwert sitzt Euch trefflich, Messer Apollo."

„Eure Feinde brauchten keine andere Waffe zu tragen," versetzte Rinuccini.

„Der Florentiner scheint nach der Rolle eines Tragödienhelden zu streben," sagte der Graf.

„Ihr seyd jedenfalls der komischen Muse zugewiesen," entgegnete der Italiener.

„Nun, Graf!" riefen einige Edelleute, „trumpft ihn!"

„Herr Lustigmacher," begann der Graf gereizt, „ich hätte nicht übel Lust, Euch die Kehle abzuschneiden."

„Das heißt, wenn ich still halte. Aber ich will mich nicht mit Euch schlagen."

„Ihr habt Angst," entgegnete der Graf.

„Ich möchte Euch tödten," ergänzte Rinuccini. „Es wäre schade um so viel Geist, um einen den Damen so werthen Herrn. Der Hof von Frankreich würde Trauer anlegen."

„Herr," rief Philipp von Haber, seinen Handschuh ausziehend, „Ihr seyd ein . . ."

„Ein Gaukler," unterbrach Rinuccini, „wie Ihr vorhin gesagt habt, ein Gaukler, der mit Euch zum Scherz einen Gang machen will. Ihr paßt, ich wiederhole es, zu komischen Rollen. — Meine Herren, dies ist nur ein Scherz, und muß lustig enden. Herr von Haber gehört zu den Eurigen; ich wäre trostlos, wenn ich ihm wehe thäte." Dabei nahm er behend dem Grafen das hölzerne Schwert aus der Hand und rief ihm zu: „Ziehet vom Leder, Herr Graf, und laßt uns ein wenig fuchteln."

Der Graf behielt den Degen in der Scheide. „Nehmt Euch in Acht!" rief Rinuccini ihm zu, „und zwingt nicht einen Italiener, Euch mit einem Stück Holz den Backen zu zeichnen." Mit diesen Worten drang er auf Haber ein, welcher endlich den Degen zog und ihn zur Abwehr vorhielt. „Macte amice!" rief Ottavio, das ist verdolmetscht: „Leg' dich besser aus."

Die andern Edelleute sahen in stummem Erstaunen dem beginnenden Gefecht zu. Als sie aber bemerkten, wie Rinuccini das Wamms ihres Freundes an zehn Stellen zerriß, ohne daß dieser einen einzigen Hieb pariren konnte, und obendrein ihm noch einen flachen Hieb auf den Hüftknochen beibrachte, fingen sie laut an zu lachen, und riefen: „Graf, Du wirst gottlos ausgeschmiert!"

Philipp gerieth in Wuth und führte Stöße, welche drei Mann hinter einander hätten durchbohren können. Rinuccini aber parirte dieselben, und nachdem er das Kleid des Grafen wie ein Bettlerwamms zugerichtet, schlug er ihm eine tiefe Terz, welche dermaßen die Finger traf, daß Haber den Degen fallen ließ. „Nun ist Blut genug vergossen," sagte er, das hölzerne Schwert auf dem Aermel abwischend. „Herr Graf, Ihr habt mich einen Gaukler genannt. Ihr seyd ein Edelmann, und ich verstehe mein Handwerk. Einer Eurer Ahnen war mit bei Bovines, und einer der meinigen ist mit Alarich in Rom eingezogen. Gebt mir die Hand, und möge dieser lustige Zweikampf uns zu Freunden machen."

Der Graf war roth vor Anstrengung und Scham. Er faßte sich und nahm den Vorschlag seines Gegners mit guter Manier auf. Seine Begleiter sagten dem meisterhaften Fechter viel Schmeichelhaftes, und der Streit ward der Vergessenheit übergeben. Nichtsdestoweniger erfuhr König Heinrich von der Geschichte. Er lachte herzlich darüber, ließ den Meister Ottavio zu sich bescheiden und sagte, ihm auf die Schulter klopfend: „Ventre saint-gris! Guter Gesell, es ist klug, mit Euch gut Freund zu seyn."

„Herr König," antwortete der Italiener, „ich bedaure nur, daß ich nicht bei Euch gewesen bin zu der Zeit, wo es nicht klug war, mit Euch gut Freund zu seyn."

Unter den anwesenden Hofleuten waren einige alte Liguisten, welche das Kompliment albern fanden. Der König war nicht dieser Ansicht. Er führte unsern Helden zur Königin und hielt ihm eine Lobrede, bei welcher die ehemalige Schülerin Rinuccini's bis über die Ohren roth ward. Sie aber reichte ihm nicht die Hand zum Kuß, was den ehrlichen Poeten betrübte, während ein minder Ehrlicher sich darüber gefreut haben würde. Heinrich bemerkte, nahm es aber nicht übel, daß der Königin ihr Landsmann nicht gleichgültig war. Er schenkte ihm ein schönes spanisches Roß, und lud ihn auf den folgenden Tag zu einer großen, der Königin zu Ehren im Forst von St. Germain veranstalteten Jagd ein.

(Fortsetzung folgt.)

Industrie und Pauperismus.

(Von Dr. Wilh. Dieffenbach.)

(Schluß.)

England kann hier zunächst als großes belehrendes Beispiel angeführt werden. Man hat dort von Seite der Regierung und des Parlaments bereits vor zehn Jahren gegen die schwarzen Sklaven in den britischen Kolonien eine Menschenfreundlichkeit gezeigt, welche man, in ungleich geringerem Grade, den in den Fabriken schmachtenden weißen Brüdern im Heimathlande, welche durch einen Parlamentsbeschluß Ermäßigung ihrer vielen Arbeitsstunden erwarteten, im Jahre 1844 gänzlich verweigerte. Also nicht einmal dieses kleine, durch Menschlichkeit und Gerechtigkeit gebotene Opfer vermochten die unermeßlich reichen Manufakturisten, die natürlich im Parlament ein bedeutendes Gewicht in die Wagschale legen, im Interesse ihrer, durch Arbeit und Noth niedergedrückten Arbeiter zu bringen; Menschen, die für ihr persönliches Wohl und ihre Selbstveredlung noch weniger zu sorgen vermögen als die schwarzen Sklaven in den britischen Kolonien, für deren Freilassung das reformirte Parlament in seiner ersten Session (1833) die ungeheure Summe von 20 Millionen Pfund Sterling (240 Millionen Gulden) den Pflanzern und Sklavenbesitzern als Entschädigung großmüthigst bewilligte. Britischer Edelmuth, britisches Rechtsgefühl scheinen sich damals ganz nach den westindischen Kolonien hinübergeflüchtet zu haben, so daß für die physisch und moralisch verwahrlosten Fabrikarbeiter von Großbritannien im Jahr 1844 von Beidem nichts mehr übrig blieb. Der englische Fabrikarbeiter schätzte sich in der That noch glücklich, wenn er, nach dem biblischen Ausspruch, im Schweiße des Angesichts sein Brod essen könnte. An Schweiß fehlt es ihm freilich nicht, wohl aber an Brod, dessen hohen Preis, veranlaßt durch die äußerst drückenden Korngesetze, er mit seinem täglichen Erwerb für sich und die Seinigen nicht zu bestreiten vermag.

Deutschland, als vorzugsweise Ackerbau treibendes Land, hat nun zwar noch lange nicht die fast unvermeidlich scheinenden Folgen der Fabrik- und Maschinen-Industrie in dem Grade und Umfange zu fürchten, wie er sich zur Belästigung der Staatsgesellschaft in andern Ländern Europens schon längst bemerkbar gemacht hat. Die mehrerwähnten schlesischen Vorgänge sind, unseres Wissens, die ersten, welche in diesem besonderen Falle dringender als je darauf hinweisen und einen industriellen Krankheitszustand anzeigen, der gründliche Untersuchung und Abhülfe erfordert.

Was fordern die schlesischen Weber? Besser bezahlte Arbeit, damit sie wöchentlich mehr als 16 gute Groschen mit Frau und Kind verdienen können. Gewiß ein sehr billiges Verlangen! Wer soll ihnen aber diese gewähren, der Staat oder die Fabrikanten, die durch den Schweiß ihrer darbenden Arbeiter Millionäre geworden sind? Unstreitig die Fabrikanten; denn der Staat kann unmöglich ein Interesse dabei haben, der Armuth zu Gunsten des prunkenden Reichthums und seiner schnöden Groschenzwickerei aus den Staatsmitteln, das heißt, aus den Taschen aller Steuerpflichtigen, eine Prämie zu entrichten. Das hieße, durch einen Akt der Gesetzgebung einen Zustand der Dinge sanctioniren und verewigen, der an und für sich höchst verwerflich und verdammenswürdig ist.

Aber, sagen die Fabrikanten, wie können wir höheren Arbeitslohn bezahlen, wenn es uns möglich seyn soll, unsere, dem Auslande gegenüber, so wenig beschützte Industrie nur einigermaßen leidlich im Gange zu erhalten, so daß wir mit den Unsrigen zu subsistiren vermögen? Dieser Einwurf ist nicht ohne Grund und scheint auch schon vielfältig in Erwägung gezogen worden zu seyn, ohne zu einem sicheren, allgemein anwendbaren Resultat geführt zu haben. Der Gegenstand ist übrigens zu viel umfassend und für die deutsche Volkswirthschaft innerhalb der Vereinsstaaten zu wichtig, als daß nicht darauf sollte die Hoffnung gegründet werden dürfen, daß der Zollkongreß bei seinem nächsten Zusammentritt diejenigen Sätze des Zolltarifs, welche ihrer Bestimmung nach als Schutzzölle gelten sollen, nochmals zu prüfen und zeitgemäß zu modifiziren sich geneigt zeigen werde. Das sogenannte Schutzsystem des deutschen Zollvereins gegen die Concurrenz des Auslandes auf dem einheimischen Markte ist wohl seine schwächste Partie, und ist kaum als ein solches zu betrachten, wenn man die Zolltarife von England, Frankreich und andern Staaten damit in Vergleichung stellt. Damit sollen aber keineswegs besagte Zolltarife als Muster der Nachahmung für den Zollverein empfohlen werden; das wäre ein Unglück, sowohl für Produzenten als Consumenten in Deutschland. Ein glücklicher Mittelweg, der die streitenden Interessen zwischen beiden Klassen möglichst ausgleicht, scheint auch hier das geeignetste Auskunftsmittel zu seyn. Man wird alsdann dahin gelangen, wohin eine zweckmäßig geleitete Volkswirthschaft zuletzt führen muß, nämlich zu einer gleichmäßigen Entwickelung und Regsamkeit aller industriellen Kräfte, welche, ihrer Natur nach, zur Vermehrung der allgemeinen Gütermasse beizutragen vermögen.

Darmstadt, im Juni 1844.

Mannichfaltigkeiten.

Die gegenwärtig in mehreren belgischen Städten gastirende deutsche Operngesellschaft unter der Direktion des Hrn. Remie wird von den dortigen Journalen auf eine sehr günstige und der Gastfreundlichkeit der Belgier zur Ehre gereichende Weise besprochen. Die ersten Vorstellungen waren zwar nur wenig besucht, die folgenden aber hatten sich einer steigenden Gunst zu erfreuen. Im „Messager de Gand“ und im „Journal des Flandres“ lesen wir mehrere sehr anerkennende Berichte, in welchen besonders die Gesangsleistungen der Mad. Pirscher und des Hrn. Reichel ausgezeichnet werden. Den vorzüglichen Stimmmitteln, der trefflichen Schule und dem ausdrucksvollen dramatischen Vortrag derselben wird gehuldigt und dabei der ihnen zu Theil gewordenen doubles et triples salves d'applaudissemens Erwähnung gethan. Auch über die Leistungen der Herren Stritt, Pasqué, Seyler und der Fräul. Wettläufer wird günstig referirt.

(Basel, 8. Juli.) Eine fatale, schon seit Donnerstag geahnte Entdeckung in der Scheibenhütte trübte die Fröhlichkeit des Sonnabends. Es ergab sich, daß J. J. Koller aus falschem Ehrgeiz das stillschweigende Anerbieten eines Zeigers, ihm falsche Gewinnschüsse an der Scheibe anzubringen, nicht abgelehnt hatte. Nachdem das Comité stundenlang zu Rathe gesessen, wurde eine Jury von zehn Schützen aus verschiedenen Kantonen ernannt, vor welcher Koller erschien. Er verweigerte alle weiteren Erklärungen, und äußerte nur, er werde, seiner Schützenehre beraubt, das Vaterland meiden. Das Gericht urtheilte, er solle fortan keinen eidgenössischen Schützenplatz mehr betreten dürfen, und die von ihm gethanen Schüsse sollten nur gelten, wenn sie Zweckschüsse seyen.

(Berlin, 1. Juli.) Die „Merker'schen Beiträge“ enthalten in ihren letzten Nummern die etwas novellistisch behandelte Kriminalsache des in höhern und höchsten Kreisen beliebt und geachtet gewesenen Fräuleins M. v. H—reforth (pseudonym), welche hier unnatürlich beinahe so viel Aufsehen macht, als „der ewige Jude“ von Eugen Sue. Das als adelig und fromm fungirende Fräulein (Lady) war hier eine Zeitlang Mitglied der exquisitesten Gesellschaften und Protegee der einflußreichsten Männer und Frauen. Hinter diesen Protektionsschildern hat sie mehrere bedeutende Diebstähle höchst pfiffig ausgeführt, darunter einen großen Diamanten-Diebstahl. Die „Beiträge“ theilen auch Bruchstücke aus ihrem Tagebuche mit, worin sie eben so gelehrt als klug erscheint, beinahe wie die berühmte Giftmischerin Ursinus, welche an den Philosophen Fichte die schönsten Briefe über weibliche Erziehung schrieb. Die miscelleanischen Mittheilungen aus der kriminalistischen Tageschronik werden wieder mannichfaltiger und frischer. So wird in der letzten Nummer von einer Ehe erzählt, die, statt im Himmel, im Arbeitshause geschlossen worden sey, auch daß sich ein Paar zankende Eheleute, nachdem sie sich gehörig ausgeschimpft, auf Pistolen gefordert. Komisch, aber unter der Oberfläche auch tieftragisch!

(München, 2. Juli.) Unsere öffentlichen Bauten schreiten auch dieses Jahr rasch vorwärts. Der Wittelsbacher Palastbau wird eifrigst betrieben; schon ragen seine Mauern hoch aus der Erde hervor, und es ist kein Zweifel, daß er noch im Herbste unter Dach kommen wird. Das Industrie-Ausstellungs-Gebäude, die Basilika, der Loggiabau, die Ruhmeshalle, all' diese herrlichen königlichen Bauwerke schreiten rasch ihrer Vollendung entgegen. Die Ludwigskirche wird dem Vernehmen nach noch in diesem Jahre ihre feierliche Einweihung erhalten. — Professor Schwanthaler, dessen theures Leben in letzter Zeit wieder bedenklich bedroht war, ist bereits wieder auf dem erfreulichen Wege der Wiedergenesung.

Korrespondenz.

Vom badischen Mittelrhein, 9. Juli.

Wohlunterrichtete wollen wissen, daß es noch nicht so ganz ausgemacht sey, daß Se. k. Hoh. der Großherzog, der sich allerdings nur einige Wochen in unserer Residenzstadt aufhalten wird, sich für diesmal zum Gebrauch der Seebäder nach Ostende begebe, daß vielmehr zwischen diesem Orte und Triest noch nicht definitiv entschieden worden sey. — Unsere Bäder erfreuen sich zwar im Allgemeinen einer ziemlich bedeutenden Frequenz, wozu die Eisenbahn nicht wenig beiträgt; aber doch füllen sie sich noch immer nicht recht mit bleibenden Gästen, da bis jetzt die Zugvögel fortwährend bedeutend die Oberhand haben. In Baden sind freilich für die nächste Zeit viele und bedeutende Besucher zu längerm Aufenthalte angesagt, die sich besonders nach dem Schluß der Kammersession zu Paris um ein Ansehnliches vermehren sollen. Gestern Abend traf dort Se. Durchl. der Fürst von Hohenzollern-Hechingen mit Gefolge von Straßburg ein und wird sich einige Tage verweilen. Dagegen hat die seit einigen Wochen ganz zum Regen gekehrte Witterung mehrere der Gäste, die sich für länger einzurichten Willens waren, wieder vertrieben. Dieses Wetter, das die Prophezeiungen des Karlsruher Wetterpropheten durchaus über den Haufen wirft, führt auf die Vermuthung, der neuliche Artikel der Karlsruher Ztg., den Viele für baaren Ernst zu nehmen geneigt waren, sey bittere Ironie gegen den armen „Zeus“, wenn die Annahme nicht Platz greifen soll, der Hr. Wettermacher habe sich in dem großen Lobartikel selbst ein Denkmal setzen wollen. Vielen Anklang hat eine gleichfalls in der halboffiziellen Karlsruher Ztg. enthaltene Rüge gefunden, welche einen bedeutenden Uebelstand bei unsern Eisenbahnfahrten trifft. Jedes Stationsgebäude hat seine Uhr und nach dieser hat sich natürlich das Publikum unter Zugrundlegung der ausgegebenen Fahrlisten zu richten. Um so mehr sollte man aber erwarten dürfen, daß sich bei den Fahrten gleichfalls darnach gerichtet würde, das ist aber nicht immer der Fall. Besonders an Nebenorten kommt hier und da der Fall vor, daß die Züge zu der auf der Fahrliste bezeichneten Zeit schon längst abgefahren sind, entweder weil die Stationsuhr mit der Uhr der ersten Abfahrtsstation differirt, oder weil der Zug früher ankam und der Locomotivführer nicht bis zur vorgeschriebenen Zeit warten will. Sollte das Publikum nicht berechtigt seyn, die Direktion für jeden aus dieser Unregelmäßigkeit dem Einzelnen erwachsenden Schaden verantwortlich zu machen, wenn die Direktion sich das Recht zuerkennt (wogegen im Allgemeinen im Reciprocitätsfall nichts eingewendet werden kann), Fahrbillette nur für die bezeichnete Fahrt auszustellen und einen Verlust, der dem Besitzer des Billets entsteht, wenn er zu spät kommt, nicht zu vergüten? Ein weiterer Uebelstand ist das Tabak- und Cigarrenrauchen in den Wagen dritter Klasse, gerade, wo es des großen Luftzugs wegen am ehesten verboten seyn sollte. In den Wagen zweiter und dritter Klasse wird der Reisende, der das Rauchen nicht leiden kann, oder sich nicht gerne die Kleider durch Funken aus Cigarren verbrennen oder durch Asche und Saft verwüsten läßt, von der Direktion geschützt, indem besondere Wagen-Abtheilungen vorhanden sind, wo geraucht werden darf und wo nicht; die in der dritten Abtheilung Reisenden haben sich dieses Schutzes nicht zu erfreuen und doch ist er dort viel nöthiger. Ueberhaupt wären noch manche Uebelstände in dem Betrieb zu rügen, von denen wir übrigens hoffen, daß sie nach und nach verschwinden.

Oberingelheim, 9. Juli.

Noch ganz befriedigt von den Eindrücken des gestern dahier gefeierten landwirthschaftlichen Festes, ergreife ich die Feder, den zahlreichen Lesern Ihrer Blätter eine summarische Beschreibung davon zu geben. — Bereits seit acht bis zehn Tagen hatte das hiesige Comité die eifrigsten Anordnungen zu dessen würdiger Begehung getroffen, namentlich das Festzelt und die Tribüne auf dem schönsten Punkte, seitwärts von der nach Niederingelheim führenden Landstraße, von wo man den freiesten Ueberblick über das benachbarte Rheingau, von Erbach bis Rüdesheim, hat, erbauen, geschmackvoll decoriren und das erstere mit der Büste unseres allverehrten Großherzogs versehen lassen. Viele von hiesigen Wirthen in der Nähe erbaute Bretterbuden sollten zur Aufnahme der von allen Seiten erwarteten Fremden dienen und waren sämmtlich mit Blumenguirlanden festlich geziert. Am Vorabende des Festes hatte man alle Zelte, die Thürme der beiden hiesigen Kirchen, des Rathhauses und der theilweise noch wohl erhaltenen Befestigungsmauer mit Fahnen versehen, welche dem Ganzen ein festlicheres Ansehen verliehen. Gegen 8 Uhr des Vorabends und in der Frühe des Festtags selbst verkündeten zahlreiche Geschützessalven der ganzen Umgebung dessen Nähe. Schon gestern Vormittag um 8 Uhr wurde durch die eigens dazu vorher bestimmten Ausschußmitglieder das bereits früher herbeigeführte Vieh gemustert und die Besitzer der schönsten Stücke zu den Preisen designirt. Gleichzeitig ackerten unter den Augen einiger andern Mitglieder des Ausschusses eine Anzahl von Ackerburschen um den Preis, und die gewandtesten davon erhielten ebenfalls die Anwartschaft dazu. Gegen 10 Uhr langte der Präsident des Vereins, Freihr. v. Lichtenberg, hier an und verfugte sich sogleich nach dem Rathhause, wo der Ausschuß Sitzung hielt. Gegen halb zwölf Uhr zog der Ausschuß unter Begleitung von Militärmusik, die von Mainz herbei gekommen war, nach der Tribüne, um die Preisvertheilung vorzunehmen. Eine ungeheure, auf Einen Punkt concentrirte Menschenmasse gestattete kaum, dahin zu gelangen. Unmittelbar nach der Ankunft des Ausschusses wurde, nachdem Hr. v. Lichtenberg einige einleitende Worte vorausgeschickt hatte, zur Preisvertheilung sowohl an die Besitzer des für preiswürdig erkannten Viehes, als an die Ackerer und diejenigen Dienstboten geschritten, welche sich seit einer Reihe von zehn Jahren im Dienste einer und derselben Herrschaft durch Treue und Fleiß ausgezeichnet hatten. Nach Beendigung dieser Ceremonie nahm man die Versteigerung der vom landwirthschaftlichen Vereine angekauften Agrikulturgeräthschaften vor. — Inzwischen war es Essenszeit geworden, und wer ein Billet für das Festzelt hatte, verfügte sich dahin. Der Ausschuß hatte einen besondern Tisch, dem Hr. v. Lichtenberg präsidirte. Die Güte des Essens, das Hr. Müller, Gastwirth in Bingen, zu geben übernommen hatte, so wie die musterhafte, durch die Festordner bewirkte Ordnung ist nicht genug zu loben; selbst der Wein war vortrefflich. Nach beendigter Tafel wurden verschiedene Toaste ausgebracht, worunter die des Hrn. Präsidenten wegen ihrer Herzlichkeit und Joovialität am meisten Eindruck machten. Auch der Vicepräsident des Vereins, Hr. Brunk, sprach einige schöne und herzliche Worte. Im Namen der Festordner führte Hr. Medizinalrath Dr. Fritschler das Wort, ein in jeder Beziehung ausgezeichneter Mann, der nur leider durch seine Schüchternheit den Eindruck verfehlte, den er erwarten durfte. Dieser Mann, eben so beliebt am Krankenbette, wie in dem Gemeindevorstand, dessen Mitglied er ist und dessen Haupt er jetzt durch den allgemeinen Willen seiner Mitbürger seyn würde, wenn er nicht aus allzu delikaten Gründen bei der letzten Bürgermeisterwahl diese Ehre abgelehnt hätte, dieser Mann ist es, der, mit unumschränkter Vollmacht des Comité's ausgerüstet, alle die obengenannten Anordnungen traf. Er ist es ferner, der zur Erleichterung des Personenverkehrs zwischen Weinheim und Oberingelheim an diesem Tage auf eigene Kosten Fuhren nach ersterem Orte abgehen ließ, um die dort von den Dampfschiffen anlangenden Fremden schnell und bequem herbeizuführen. Wie es heißt, hat ihm die russische Regierung kürzlich einen Ruf nach Dorpat in der Eigenschaft als Professor der Pathologie zukommen lassen, was, wenn er ihn annähme, für uns ein unersetzlicher Verlust seyn würde. Jedoch hoffen wir, daß er auch diesesmal, gleich seiner vor Jahren abgegebenen Erklärung, als er nach Marburg sollte gezogen werden, diesen Ruf ablehnen werde, da seine ausgebreitete Praxis und ein großer Grundbesitz ihn wohl genügend an unsere freundliche Gegend fesseln dürften. Doch man entschuldige meine Abschweifung von dem Feste selbst und gestatte mir die Schlußbemerkung, daß es mit einem bal-champêtre endigte. Ein Oberingelheimer.

Wildbad in Würtemberg, im Juli.

Der Verdacht der Uebertreibung, der leider nicht ohne Grund auf allen Berichten über das Gedeihen von Badeorten lastet und dem sich bei Lesern, welche in den letztern Jahren das obengenannte Bad besucht haben, noch die Erinnerung an einen unzureichenden Zwischenzustand hinzugesellt, dürfte vielleicht kaum der Hoffnung Raum lassen, daß eine Notiz über Wildbad überall geneigtes Ohr finden werde. Sofern indeß wesentliche Linderung manches Leidens, gestärkte Kraft und Erheiterung vieler von Krankheit Gebeugten davon abhängt, werden einige Worte über Wildbad durch die hier seit einigen Jahren eingetretenen Veränderungen gerechtfertigt erscheinen, und zwar um so mehr, als sie bei Denen, welche Kenntniß von den hiesigen Zuständen haben, wie diese bisher waren, und überhaupt den Werth der Wildbader Quellen, vielleicht gar aus eigener Erfahrung, zu beurtheilen vermögen, gewiß volle Bestätigung finden würden, wenn sie sich veranlaßt sähen, sich von der Metamorphose der hiesigen Argelegenheiten durch den Augenschein zu überzeugen. In der That, wenn je eine Ummandlung, welche Jahre zu ihrer Einleitung bedurfte, durch die wie mit Einem Schlage eingetretene Vollendung überraschen kann, so muß es die mit den hiesigen Bädern vorgegangene thun. Dieselben werden fortan durch ihre Zweckmäßigkeit neben ihrer Eigenthümlichkeit nicht allein die ihrer Bedürftigen als Heilanstalt fesseln, sondern auch das flüchtige Reise-Publikum als eine Sehenswürdigkeit anziehen. Zwar betreffen die erwähnten Veränderungen hauptsächlich die Badegebäude; denn die durch Bohrlöcher mit bedeutendem Gewinnst in der Wassermenge an Zahl vermehrten Quellen sind nicht im geringsten verändert: es kann aber nicht fehlen, daß die Vervollkommnungen des Badegebäudes von dem größten und heilsamsten Einfluß auf die Zukunft des hiesigen Kurortes seyn werden. Durch sie dürften von nun an nicht nur Kranke nach Wildbad wallfahrten, die, an der Möglichkeit der Heilung durch jedes andere Mittel, bei dazu längst zu tief eingewurzelten Uebeln, verzweifelnd, diese natürlich auch hier nicht finden konnten; sondern es wird jetzt auch die Zahl Derer mehr und mehr wachsen, welche, der Herstellung noch fähig, Befreiung von ihren Uebeln durch die hiesigen Bäder eben so gut erwarten können, oder wenigstens Erleichterung durch sie finden, als durch die mit Wildbad gleichartigen, im hohen Gebirge so viel schwerer zugänglichen zu Pfäfers und Gastein, die, durch Lokalität oder Temperatur der Quellen weniger begünstigt, von geleitetem und abgekühltem Wasser gespeis't werden; oder, insofern die chemische Analyse bei manchen Kranken nicht so sehr in Betracht kommt, als die gleichförmige Wärme, in den von jeher vielbesuchten Bädern von Teplitz und Ems, oder auch in Schwefelquellen von denen der Wildbader ähnlichen Temperaturstufen. Hat doch Wildbad den großen Vorzug, daß die Verschiedenheit der Wärmegrade (25½ bis 30° R.) in den jetzt sämmtlich in Gebrauch gezogenen 25 Quellbecken (statt der frühern 5) die Anwendung bei sehr verschiedenartigen Constitutionen und Krankheitsformen erlaubt.

(Schluß folgt.)

Mainwasser-Wärme.

Freitag, 12. Juli, Morgens 8 Uhr: 15 Grad. W. Gerlach.

Theater-Anzeige.

Samstag, 13. Juli. (Neu einstudirt): Fidelio, große Oper in 2 Abth., Musik von L. v. Beethoven. (Gastrolle) Rocco: Hr. Baldewein, vom Kärnthnerthortheater zu Wien.

Redaktion: J. L. Heller. — Druck und Verlag v. J. Heller und Rohr.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 193. Sonntag, den 14. Juli 1844.

Ottavio Rinuccini.

Von Franz Mey.

(Fortsetzung.)

Die Jagd fand zur festgesetzten Zeit statt. Rinuccini folgte zerstreut dem Zug. Seine Augen suchten zwischen dem Laubwerk stets Mariens Gestalt. Er war glücklich, wenn er ihren Schleier wie eine rosenrothe Wolke im Dunkel des Waldes flattern oder ihr blondes Haar vom Lufthauch gewiegt sah. Mehrmals sah er ihre ganze Gestalt, aber in solcher Ferne, daß er nicht mit ihr sprechen konnte. Dies war für ihn um so verdrießlicher, da doch die ganze Gesellschaft die Abgeschiedenheit des Waldes aufgesucht hatte, um, des Zwangs der Etikette entledigt, einige Augenblicke der Freiheit zu genießen. Damals waren noch die Wälder, wie zur Zeit der Feen, düstere, kalte Laubgewölbe, deren riesige Bäume ihre Zweige seit den ältesten Tagen des Frankenreichs kreuzten. Der Anblick dieser Einsamkeit ergriff die Seele des Dichters. Er ließ sein Pferd gehen, wohin es wollte, versenkte sich in seine Träumereien, und vergaß so sehr die Jagd, daß es ihm gar nicht auffiel, die Klänge der Hifthörner nicht mehr zu hören. Plötzlich hielt ein Reiter vor ihm. Er blickte auf, und erkannte Philipp von Haber.

„Ihr habt die Gesellschaft verloren," sagte dieser, „und Ihr würdet sie nicht wieder finden, wenn der Zufall Euch nicht einen Freund in den Weg geführt hätte."

„Ich mache mir nichts daraus, mich im Wald zu verirren," erwiederte Ottavio.

„Ihr wißt nicht," fuhr der Graf fort, „daß diese Einsamkeit Banden gefährlicher Menschen zum Aufenthalt dient. Diese Banden sind die kläglichen Trümmer unserer Heere, die auf Kosten verspäteter Reisender leben. Es wird spät. Es wär' uns übel gerathen, uns von der Nacht überraschen zu lassen. Kommt; ich weiß einen Pfad, der uns in kürzester Frist zu der Gesellschaft zurückführt."

Rinuccini folgte dem Grafen. Bald kamen sie auf einen Kreuzweg. Philipp schlug einen holperigen Hohlweg ein, über welchen die Zweige so tief herabhingen, daß die Reiter sich bücken mußten. Das Gespräch, welches der Graf mit dem Dichter führte, war ganz geeignet, die Zeit zu verkürzen; nichtsdestoweniger meinte Ottavio, dieser Pfad scheine kein Ende nehmen zu wollen. „Ich glaube, wir haben uns abermals verirrt," sagte er, als die Sonne untergegangen war.

„Ich fürchte es ebenfalls," erwiederte der Graf. „Aber am nächsten Kreuzweg werde ich mich auskennen, und die Folgen meines Irrthums werden sich darauf beschränken, daß wir etwas später in's Schloß kommen."

Es ward finstere Nacht, und der Wind begann in den Bäumen zu hausen. Rinuccini glaubte in dem Gebüsche Leute laufen zu sehen, und diese Erscheinung wiederholte sich. Philipp von Haber versicherte, es seyen wilde Thiere. Sie befanden sich jetzt auf dem Gipfel einer Anhöhe. „Halt!" sagte der Graf, „ich will auf diesen Baum steigen. Hoffentlich entdeck' ich von seinem Gipfel aus ein Licht, nach dem wir unsere Richtung nehmen können."

Der Graf versuchte, einen Kastanienbaum zu erklettern, aber er war zu schwerfällig. „Ich komme vielleicht besser hinauf," sagte Ottavio für sich, lenkte sein Pferd dicht an den Stamm, stellte sich mit den Füßen auf den Sattel, und schwang sich hinauf in das Laub. Bald war er auf dem Gipfel und erblickte in der Entfernung von etwa einer halben Stunde ein Licht. Er theilte dem Grafen seine Entdeckung mit, erhielt aber keine Antwort. Er stieg wieder von dem Gipfel herab. Auf den untersten Zweigen angekommen, sah er sich nach seinem Pferd um. Es war verschwunden. Er rief, aber es antwortete ihm nur der Wiederhall des Waldes. Er sprang endlich auf die Erde, und kaum hatten seine Füße den Boden berührt, so umschlangen ihn von hinten und von vorn vier Arme. Im Nu war er niedergeworfen und geknebelt. Dann ward er wieder auf die Füße gestellt, und eine rauhe Stimme rief ihm zu: „Vorwärts, Marsch!"

Ottavio Rinuccini zweifelte nicht daran, daß Philipp von Haber geräuschlos von hinten niedergestoßen worden sey. Er ließ sich maschinenmäßig fortführen, bemühte sich, die Königin zu vergessen und an Gott zu denken, und sann nach, ob es nicht vielleicht ein Mittel gäbe, sich aus seiner verzweifelten Lage zu ziehen. Er wanderte mit seinen unwillkommenen Gefährten etwa eine Viertelstunde, bis er bei'm Umbiegen um einen Fels plötzlich eine Bande von sieben bis acht Spitzbuben vor sich sah, die, um ein großes Feuer gelagert, im Widerschein der Flamme noch abschreckender aussahen, als sie bei'm Tageslicht erscheinen mochten. Seine Begleiter machten Halt, legten ihn nieder und banden ihm die Füße. Einer der Kerle am Feuer ging, mit dem Degen in der Faust, auf ihn zu und sagte: „Edler Herr, bereitet Euch zum Tode."

Der Räuber trat zurück, und an seiner Stelle erschien der

Graf von Haber vor dem Gebundenen. „Schändlicher Italiener!“ rief er, „die Königin soll Deiner Zudringlichkeit entledigt werden. Auf ihren Befehl wirst Du für Deine Vermessenheit bestraft. Unsinniger! Du hast Dir beigehen lassen, zu glauben, daß ich Dir eine tödtliche Beleidigung vergessen und der Freund eines Menschen werden könnte, den ich haßte? Wisse, wenn ich die Stunde der Züchtigung verschoben habe, so geschah es, um meiner Rache desto sicherer zu seyn.“

Ottavio würdigte den Niederträchtigen keines Blickes. Er wandte die Augen seitwärts und gewahrte ein offenes Grab. Mittlerweile zählte der Räuberhauptmann Geld, und als der Graf seine Anrede geendigt hatte, trat er vor und sagte:

„Graf Haber, Ihr seyd nicht großmüthig. Bei Eurer letzten Geschichte, als ich den Edelmann, der sich mit Euch schlagen sollte, Abends auf der Gasse verwundete, hatte mir Ew. Herrlichkeit hundert Pistolen versprochen, und ich habe nur achtzig bekommen. Ich bin nicht gewohnt, mir etwas von meinem Verdienst abzwacken zu lassen.“

„Sey unbesorgt, wackerer Josua,“ entgegnete der Graf, „ich werde Dich nicht vergessen, und später werde ich diese Summe verdoppeln. Für den Augenblick habe ich nicht mehr, als dies.“

„Und das ist weniger, als Ihr mir versprochen habt,“ entgegnete der Bandit. „Die Hofleute sind falsch. Ich liebe die Ehrlichkeit. Ich, ein alter Soldat von Arques und von Jvry, ich kenne nur das gegebene Wort.“

„Wenn es Dir nicht genug scheint,“ sprach der Graf, „so mag der Handel rückgängig werden, und ich will selber das Geschäft abthun.“

„Ja wohl! nachdem der Fuchs gefangen und gefesselt ist; aber — —“

„Liebe Junge,“ unterbrach der Graf, „dieser Handwurst ist nicht mehr werth. Der Rang Derjenigen, welche ihn Dir empfehlen, giebt Dir die Gewißheit, daß Du deshalb nicht verfolgt wirst.“

Rinuccini, der diesem erbaulichen Gespräch bisher aufmerksam zugehört hatte, fand für gut, sich in dasselbe einzumischen, und sagte: „Für einen alten Soldaten und Räuberhauptmann ist dieser Spitzbub rasend dumm.“

„Was singt der Komödiant da?“ fragte der Bandit.

„Ich sage Dir,“ antwortete Ottavio, „daß Du Dich rupfen läßt wie eine junge Gans. Erstlich bin ich kein Gaukler, sondern ein reicher Marquis, der am Hofe in Gunst steht. Ich bin Kammerherr des Königs Heinrich und Oberstallmeister der Königin. Meine Haut ist mehr als zweihundert Pistolen werth. Zweitens, wie kannst Du Dir einbilden, daß die Königin Maria de Medici, welche mich vor ein paar Tagen mit nach Paris gebracht hat, mich auf die Schlachtbank liefern würde? Josua, Du bist ein Hans Taps. Wenn Du diese Dinge nicht weißt, und die Ursache des Hasses dieses Schuftes nicht kennst, so beweisest Du damit, daß Du in gar armseliger Gesellschaft lebst. Thue nach Deiner Weise; aber wenn Du wagst, Hand an den ältesten Freund der Königin zu legen, so laß Dich wenigstens gehörig dafür bezahlen.“

(Fortsetzung folgt.)

Reiseskizzen.

(Von Wilh. Wagner.)

VII.

In der Reihe der deutschen Badeorte nimmt Kreuznach, obwohl seit kaum einem Decennium in Aufnahme gekommen, einen bedeutenden Rang ein. Ohne den eben so verführerischen als verderblichen Reiz der grünen Tische und ohne die verkünstelten Vergnügungen der Ueppigkeit und des Luxus verdankt es sein schnelles Emporkommen einzig und allein der Kraft seiner Heilquellen und der Schönheit seiner Umgebungen. Die Stadt selber ist alt und keineswegs schön zu nennen. Baumgrün und freundliche Gärten und Gärtchen unterbrechen ihre unregelmäßige Häusermasse und durch die Nahe wird sie in zwei Theile geschieden. Was ihrem Innern an Schönheit abgeht, das wird reichlich durch die Fruchtbarkeit und Anmuth des sie umziehenden Geländes ersetzt. Die neuen Anlagen um die Heilquelle und das Kurhaus sind in großem Styl und sehr geschmackvoll angelegt und bieten zu jeder Stunde des Tages Schatten und Kühlung, sowie sie von Besuchern aus allen Gegenden Deutschlands und andern Ländern Europa's während der Saison belebt sind. Das von einer Actien-Gesellschaft neu erbaute und erst im vorigen Jahre vollendete Kurhaus ist ein stattliches und imposantes Gebäude. Sein großer Saal, welcher zur Tafel wie zur Restauration und zu den Reunionen dient, ist in weiten Dimensionen und im schönsten Ebenmaße gehalten; den wohlthätigen Einflüssen der Luft und des Lichtes ist freier Spielraum vergönnt, und die Malereien und Dekorationen erfreuen das Auge durch ihre Einfachheit und Unverkünstelung. Die breiten und geräumigen Corridore des Hauses, die hohen, hellen und lustigen Gemächer, die geschmackvolle Einrichtung und Meublirung derselben entsprechen vollkommen ihrem Zweck und bewirken, daß der Kurgast sich hier behaglich und heimisch fühlt. Eben so bequem und befriedigend sind die Badeeinrichtungen, und wenn man die Küche und Haushaltungsräumlichkeiten betritt, so wird man von Dem, was sie hinsichtlich der Tafelfreuden zu bieten vermögen, wohl eine gute Meinung fassen können. Hierin täuscht man sich nicht, denn der Pächter des Kurhauses, Hr. Penizza, verwaltet es mit rühmlicher Sorgfalt und versäumt nicht, des ihm geschenkten Vertrauens würdig zu bleiben, wogegen sein Etablissement in der Gunst des reisenden Publikums bereits gesichert ist. — Die gleichfalls auf der sogenannten Badeinsel gelegenen Gast- und Badehäuser zum Pariser und Englischen Hofe und zum Rheinstein, so wie noch viele andere im Innern der Stadt bieten, was zur Bequemlichkeit und zum angenehmen Aufenthalt des Kurpublikums erforderlich ist.

Während der Saison gewinnt das sonst stille Kreuznach ein verdoppeltes Leben und umschließt die buntesten Gruppirungen, von dem Reichen bis zum weniger Bemittelten, von dem Kranken und Siechen bis zum Gesunden, von dem Bewohner des hohen Nordens bis zu dem des Südens, von der fröhlichen Jugend bis zum ernsten Alter, von fürstlichen Personen bis zum schlichten Bürgersmann — ein lustiges Gemisch aller Farben und Töne. Ich besuchte in der Frühe des Morgens den Brunnen und fand hier bereits zahlreiche Kurgäste versammelt, welche, des Heilquells erfrischendes Naß in vollen Zügen genießend, hin und her wandelten, um das Wasser zu

verarbeiten. Eine solche Morgenpromenade und die damit verknüpften Anschauungen der schönen Natur und Einwirkungen der stärkenden Luft kann nur wohlthätig wirken. Das ist ein anderes Erwachen und Beginnen des Tages, als daheim unter den Sorgen und hundertfältigen Beziehungen des Geschäfts- und Berufslebens. Der Umgang mit Menschen hat so viel Unangenehmes und Verstimmendes, aber der mit der Natur ist erheiternd und erhebend. Das Leben an allen Badeorten ist übrigens im Ganzen ziemlich gleich und sehr geeignet, auf Körper und Geist günstig einzuwirken; es ist auf Ruhe, Erholung und Stärkung berechnet. Nach der Frühpromenade kehrt der Badegast nach Haus zurück, nimmt ein leichtes Frühstück und vertreibt sich dann noch ein Stündchen auf die eine oder andere nicht anstrengende Weise; es wird ein Journal oder ein neuer Roman durchblättert, ein Briefchen in die Heimath geschrieben, oder ein aus ihr empfangenes gelesen, ein wenig geplaudert oder eine Kleinigkeit in Ordnung gebracht. Die Zeit ist gefällig und macht keine Schwierigkeiten, wenn man sich ihrer entledigen will. Das nun folgende Bad und die Toilette füllen die Stunden so weit aus, daß unterdessen die Sonne Zeit gehabt hat, ihren Höhepunkt zu erreichen, und der Koch, die Erzeugnisse seiner Kunst zur Vollendung zu bringen. Nun noch ein Viertelstündchen in den Promenaden umher, um der Eßlust ein wenig nachzuhelfen, und es geht zur Tafel. Hier wird leider von Manchen wieder verdorben, was der Brunnen und das Bad gut gemacht haben, und wirklich gehört Philosophie dazu, um unter solchen Verführungen der Gastronomie ein Philosoph zu bleiben. Selbstbeherrschung ist belohnend im schönen Bewußtseyn, und Nichtbeherrschung ist angenehm im Genuß. Eine kleine Siesta nach der Tafel läßt sich ein gebildeter Badegast nicht nehmen, und sie gehört zum Gedeihen der Brunnenkur. Ist diese vorüber, so werden abermals Promenaden, oder vielmehr kleinere oder größere Ausflüge je nach dem Gesundheitszustande der Individuen gemacht. Man durchschlendert Wald und Flur, ersteigt einen Berg, besucht ein altes Ritterschloß, oder läßt sich in einem Kahne auf dem Strom schaukeln. Mancher Vornehme ist dann herablassend genug, sich auf dem grünen Teppich der Wiesen nieder zu lassen, und mancher Hochgeborne hält es nicht unter seiner Würde, einem schönen Bauermädchen freundlich zuzunicken; mancher Reiche gefällt sich in einem ländlichen Pachthof so gut, daß er dessen arme Besitzer fast beneidet, und mancher Staatsmann fühlt sich von einer poetischen, wenn auch bald vorübergehenden Schwärmerei für Volksbeglückung ergriffen. Unterdessen ist der Abend gekommen; man kehrt in's Hotel zurück, plaudert, durchblättert noch ein paar Zeitungen, studirt den Speisezettel, raucht eine Cigarre, sieht nach der Uhr, und ist nicht so ängstlich-gewissenhaft, wie einst Kaiser Titus mit seinem — Hunc diem perdidi. — Was läge auch an einem verlornen Tage, kommt doch morgen ein anderer und übermorgen wieder einer. Warum immer nach der nützlichen Verwendung der Zeit fragen und nicht nach der angenehmen!

Das Nahethal ist reich an Naturschönheiten, und wie man in einem Drama von Victor Hugo Alles vereinigt findet, was zur modernen romantischen Poesie gehört, Gift und Dolch, verkappte Mönche und verkleidete Banditen, geheime Tapetenthüren und unterirdische Gänge, edle Verbrecher und geschminkte Tugend, wilde Elemente und Leidenschaften, Grabgewölbe und Wundergrotten, so findet man im Nahethale Alles, was ein lyrischer Dichter nur verlangen kann, murmelnde Bäche und klappernde Mühlen, friedliche Waldeinsamkeit und bemoos'te Felsen, hübsche Bäuerinnen und auch häßliche, wenn man will, Sonnengold und Mondessilber, und wie die schönen Dinge alle heißen mögen. Ich will sie nicht beschreiben, um den nach mir kommenden literarischen Touristen noch Etwas für ihren Ruhm übrig zu lassen.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Stuttgart, 9. Juli.) Graf Alexander von Würtemberg, der am Sonntag im Wildbad nach langen Leiden verschied, war ein Mann von Genie und Herz, der sich der Menschen viele zu Freunden gewonnen. Freimuth, Humanität und Ritterlichkeit bildeten die Grundzüge seines Charakters. Innig mit Lenau, dem gefeierten Dichter, befreundet, hat er die eigene poetische Begabung, namentlich in seinen „Liedern des Sturms" trefflich bewährt, so daß ihm die Geschichte der deutschen Lyrik eine ehrenvolle Stelle sichert. Es war in ihm der Stoff, eine bedeutende Rolle zu spielen; die Zeit hat es nicht gestattet. Aber man darf an seinem Grabe die Worte Horatio's an Hamlet's Leiche wiederholen: „Hier brach ein edles Herz!"

(Paris, 8. Juli.) Die Herren Laroche-Joubert und Dumergue haben die Kunst erfunden, aus dem Fasergewebe einer gewöhnlichen, sehr häufig wachsenden Sumpfpflanze ein sehr schönes Papier zu machen, von dem der Ries nicht mehr als neun Pfund wiegt. Sie haben bereits ein Brevet auf ihre Erfindung erhalten, die bei dem steigenden Preise der Lumpen eine wahre Revolution in der Papierfabrikation zu bewirken berufen ist. Sie sind übrigens bereit, ihr Geheimniß allen Papierfabrikanten gegen eine mäßige Entschädigung mitzutheilen; das so verfertigte Papier kommt nur halb so theuer, als das bisherige.

(Der Herr ist nicht zu Hause.) Der Präsident S. in Dresden litt zu Zeiten an gänzlicher Zerstreutheit, und hatte dadurch oft zu den lächerlichsten Auftritten Veranlassung gegeben. Eines Tages ging er in das Theater und sagte seinen Leuten, daß er erst nach beendigter Vorstellung zurückkehren würde. Nach dem ersten Akte erinnerte er sich eines wichtigen Geschäftes, daß er vergessen hatte, und eilte nach seiner Wohnung, es sogleich zu besorgen. „Der Herr Präsident ist nicht zu Hause!" rief ihm der Bediente, der ihn in der Dunkelheit nicht erkannte, von der Treppe herab zu, als der Portier ihm das Haus geöffnet hatte. „Hm! hm! das thut mir leid", brummte der Präsident und kehrte ruhig wieder in das Theater zurück.

(Lyon, 30. Juni.) Hr. Bravais, Professor der Astronomie an hiesiger Facultät der Wissenschaften, eines der Mitglieder an der französischen wissenschaftlichen Expedition zum Nordcap, beabsichtigt eine Besteigung des Montblanc in Gemeinschaft mit einigen Pariser Gelehrten. Zur bessern Berathung mit den Flügelmännern der Wissenschaft ist derselbe, nach genauer Verständigung mit hiesigen Gelehrten, heute nach

Paris abgereist. Vorläufige, in hiesiger Gegend mit bengalischem Feuer angestellte Versuche lassen hoffen, daß bei gutem Wetter ein auf der Spitze des Montblanc angezündetes Weißfeuer, da wir in Vogelflugweite nur 30 — 36 Lieues bis dahin haben, hier und ein hier im Garten des Doktor Lortet angezündetes dort gesehen werden möchte. Ist dies der Fall, so würden sich daran wichtige Längenmessungen knüpfen lassen, zu denen bereits Alles eingeleitet ist. Correspondirende Beobachtungen werden in der letzten Woche des Julius, wenigstens in Paris, Lyon und Genf, angestellt werden.

(Sachsen-Koburg-Gotha.) Die Feuerversicherungs-Bank zu Gotha hatte im vorigen Jahre 275,288,280 Thaler versichert und 457,030 Thlr. erspart. Diese letztere Summe wird als Dividende von 50 Procent auf die eingezahlten, in diesem Jahre zur Theilnahme berechtigten Prämien von 914,060 Thlrn. zurückgewährt und ersetzt einen Theil der Opfer, welche dem Jahre 1842 gebracht werden mußten. Seit dieser Zeit ist die Versicherungssumme um 15,156,521 Thlr. gewachsen.

Korrespondenz.

Wildbad in Würtemberg, im Juli.

(Schluß.)

Eine hin und wieder ausgesprengte Besorgniß, die Wildbäder Wasser möchten als von zu starker Wirkung nicht anwendbar seyn, beruht in soweit auf einer falschen Voraussetzung, als, wo sie überhaupt passen, die verschiedenen Wärmegrade der verschiedenen Bassins an sich schon eine Milderung der allgemeinen Wirkung möglich machen; theils freilich auch darauf, daß manche Kranke, in der Meinung: viel hilft viel, bei warmen Bädern sich nach eigenem Gutdünken gleich von Anfang an der wärmsten bedienen. — Was nun die neuen Einrichtungen betrifft, so wollen wir, des Eindrucks zu geschweigen, den das massive Gebäude im Aeußern und Innern durch seine architektonischen Verhältnisse, Styl und Geschmack in den reichen Verzierungen, Vollendung der Arbeit und Schönheit des Materials dem Beschauer abnöthigt — es ist von rothem Sandstein dieser Gegend und die großen Säulen lauter Monolithen — zunächst darauf hinweisen, daß bei 7 größeren Bassins jetzt Einrichtungen getroffen sind, um in den dazu gehörigen Vorsälen 98 Personen, einzelne, abgesonderte Cabinette zum An- und Auskleiden zu gewähren, deren 20 außerdem den Vortheil genießen, ihr abgeschlossenes Quellbecken für sich allein zu haben. Da nun in den übrigen Bädern zum wenigsten noch 60 Personen Raum finden, und das Wasser in seinen verschiedenen Abstufungen der Badewärme stets gleichmäßig zu- und abfließt, so könnten, ungeachtet der alle zwei Stunden zu mehrerer Erneuerung desselben eintretenden einstündigen Pause, an jedem Tage wohl 1500 Personen sehr bequem hier unmittelbar auf dem Quellgrunde baden, während bei manchen der Wirkung nach analogen Thermen das erst in die Bassins zu leitende Wasser darin 12 bis 24 Stunden stehen muß, ehe man diese Bäder benutzen kann. Die höchste in einer Saison erreichte Zahl von in den hiesigen Quellen genommenen Bädern betrug aber bis jetzt 39,000. Es ist ferner bei Abtheilung der, wie es auch in den Gängen der Fall ist, durch Luftheizung erwärmten, sämmtlich mit Fußdecken belegten und bis in's kleinste Detail so geschmackvoll wie bequem ausgestatteten Ankleidezimmern Sorge getragen, daß deren je zwei durch Wegziehen eines Vorhangs vereinigt werden können, eine Bequemlichkeit, die Hülfsbedürftigen, welche mehr als Eine Person zur Bedienung brauchen, sehr zu statten kommen wird. Die an die Badebassins gränzenden, durch einen Vorhang von ihnen abgesonderten Douchebassins sind mit Falldouchen versehen und für die Kranken sowohl von der Wasser- wie von der Landseite zugänglich; in die Einzelbäder sind aber Zweige davon abgeleitet. Die Zahl der Bademeister und des übrigen Dienstpersonals ist vermehrt, deren Dienst gänzlich neu organisirt und alle Badedienerschaft schon an der Kleidung kenntlich. Am Trinkbrunnen sind beständig Personen zum Darreichen des Wassers bereit und ein auf dem Platze bei den Bädern aufgestellter Portier ertheilt den Fremden über die Localität der vereinigten Bäder jede gewünschte nähere Auskunft. Der an das Badegebäude gränzende Wartesaal und der untere neue Kursaal sind jetzt decorirt und vollständig eingerichtet. Vom oberen Kursaal führt eine neu angelegte Promenade in den nahen Wald, entferntere neuere Spaziergänge zu geschweigen. Alle diese wesentlichen Schritte zur Vollendung von Wildbads Wiedergeburt sind das Werk des verflossenen Winters, und wenn während desselben das Gerücht, als seyen die Arbeiten hier eingestellt, in Würtemberg wenigstens, Nahrung gewonnen, so erklärt sich dieses aus der Zahl der für die innere Ausschmückung entbehrlichen und entlassenen Steinhauer und Maurer. Im Gegentheil hat sich der diese Angelegenheit leitende Finanzminister, Hr. v. Herdegen, durch die kräftige Beschleunigung der Sorge für Vollendung aller auf die persönliche Bequemlichkeit der Badegäste berechneten inneren Einrichtung, und zwar in einer Art, wie sie nicht allein den jetzigen Verhältnissen von Wildbad, sondern dessen Ansprüchen auf eine immer wachsende Frequenz entspricht, ein eben so bedeutendes als bleibendes Verdienst erworben, wie das mit der Zeit gewiß immer mehr und mehr, sowohl von den hiesigen Einwohnern, wie von dem das Bad mitbenutzenden Publikum wird anerkannt werden. Der englische Geistliche ist bereits hier, welcher, dem Wunsche der Regierung gemäß, für die Engländer, die den alten Ruf dieses Bades in neuerer Zeit zuerst wieder emporgebracht haben, und an denen es hier nie fehlt, während der Saison in der hiesigen protestantischen Pfarrkirche, worin auch die Katholiken während derselben ihren Gottesdienst halten, von nun an den hochkirchlichen versehen wird. — Was die leiblichen Bedürfnisse, wie Wohnung ꝛc. betrifft, so wird es kaum der Erwähnung bedürfen, daß hier dafür eben so gut gesorgt ist, wie an allen übrigen, dem Rheine, als der europäischen Wasserstraße, nahegelegenen, selbst viel größeren Orten, und hat die Concurrenz zu deren alljährlichen Verbesserung und Erweiterung, der Natur der Sache gemäß, das Ihrige beigetragen. Es ist dennoch alle Ursache, zu erwarten, daß, wenn die Kunde von den hier eingetretenen, durchgreifenden Reformen sich erst wird verbreitet haben, nicht allein die durch nun verschwundene Mängel etwas scheu gewordenen Kurgäste von neuem, sondern noch viele Andere die hiesigen Quellen, auch was die Einrichtung betrifft, zu ihrer vollen Befriedigung besuchen und immer gern wiederkehren werden.

Mainwasser-Wärme.

Samstag, 13. Juli, Morgens 8 Uhr: 15 Grad. W. Gerlach.

Theater-Anzeige.

Samstag, 13. Juli. (Neu einstudirt): Fidelio, große Oper in 2 Abth., Musik von L. v. Beethoven. (Gastrolle) Rocco: Hr. Baldewein, vom Kärnthnerthortheater zu Wien.

Sonntag, 14. Juli. (Neu einstudirt): Johannes Gutenberg, Originalschauspiel in 3 Abth., von Charlotte Birch-Pfeiffer. (Gastrolle) Gutenberg: Hr. v. Rigeno, vom Theater zu Düsseldorf.

Montag, 15. Juli. Erste Vorstellung von Döbler's optischen Nebel-Bildern, wie sie in neuester Zeit in der königl. Polytechnik in London unter dem Namen „Dissolving Views" gezeigt worden. Vorher geht: Die Bekenntnisse, Lustspiel in 3 Abth., von Bauernfeld. (Gastrolle) Adolf: Hr. v. Rigeno, vom Theater in Düsseldorf. Mit aufgehobenem Abonnement.

Redaktion: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 194. Montag, den 15. Juli 1844.

Ottavio Rinuccini.

Von Franz Mey.

(Fortsetzung.)

„Der Kerl lügt euch etwas vor, um sich aus der Schlinge zu ziehen!“ rief der Graf.

„Aber, Graf, wenn er die Wahrheit gesagt hätte? —“ wandte der Räuber ein.

„Dann würdest Du nicht wagen, ihn zu erstechen?“ ergänzte der Graf.

„Allerdings würde ich es wagen,“ versetzte der Räuber. „Ich bin nie zurückgewichen. Man weiß, daß ich mit gewaffneter Hand die Sonne festhalten würde; darum nennt man mich Josua. Mein Ruf ist fleckenlos; aber die Waare muß zu dem Preis bezahlt werden, den sie werth ist; und wenn dies Subjekt da ist, wofür es sich ausgiebt — —“

„Er lügt!“ unterbrach ihn der Graf. „Er ist ein Possenreißer, der auf Jahrmärkten herumzieht.“

„Solche Possenreißer,“ bemerkte der Gebundene, „gehn nicht mit dem König auf die Jagd. Das weiß Josua recht gut.“

„Memme! Du zauderst?“ rief der Graf. „Du, der Du nur das gegebene Wort kennst?“

„Ihr wollt mich eine Memme schelten,“ erwiederte der Räuber langsam. „Gnädiger Herr, Euch kenn' ich. Es ist länger her, als einen Tag, daß wir mit einander Geschäfte machen. Ihr wißt, daß ich ein zuverlässiger Kerl bin. Ich habe versprochen, den Herrn da für 200 Pistolen in die andere Welt zu spediren; an Euch ist es, sie zu zahlen.“

„Ich habe Dir Alles gegeben, was ich hatte,“ erwiederte der Graf.

„Wieder eine Lüge!“ warf Ottavio ein. „Diesen Abend wird im Schloß zu St. Germain gespielt. Haber würde seine Seele einsetzen, wenn sie ihm Jemand als Geldeswerth gelten ließe. Verlaßt Euch darauf, daß er nicht ohne Geld ausgeritten ist.“

„Josua,“ sprach der Graf, „ich spiele auf mein Wort.“

„Man giebt so wenig auf sein Wort, wie auf seine Seele,“ sagte der Gebundene. „Selbst Josua glaubt nicht daran. Ich sage Euch, dieser Mensch hat Gold in allen Nähten.“

Bei diesen Worten drängten die Räuber sich mit gierigen Blicken heran. Der Graf sah, daß er im Wortgefecht wider seinen Feind den Kürzeren zog, wie früher im komischen Zweikampf. Da er die Habgier der Banditen gereizt sah, beschloß er, durch rasche Befriedigung derselben dem Handel ein Ende zu machen. „Josua,“ sagte er, „ich habe noch etwas Geld zu einer dringenden Ausgabe, welches ich mir fest vorgenommen hatte, als schon ausgegeben zu betrachten. Ich überlasse es Dir. Hier hast Du vierhundert statt zweihundert Pistolen. Und nun behalte ich keinen Schilling Parisis in der Tasche. Bist Du jetzt zufrieden?“

„Dagegen läßt sich nichts sagen,“ antwortete der Räuberhauptmann, nachdem er diese Summe richtig befunden. Mit der Miene eines Menschen, der sich etwas Hartes gefallen läßt, wandte er sich gegen Rinuccini. Er bog seinen Degen auf der Erde, als wollte er prüfen, ob sein alter Gehülfe bei so manchen Kriegs- und Mordthaten ihm auch jetzt nicht versagen würde. Indem er seinen Mann in's Auge faßte, bemerkte er bei'm Schein des Feuers, daß derselbe für sich lachte. Er fühlte sich dadurch gereizt und in besserer Stimmung, Blut zu vergießen. Um diese Stimmung zu steigern, rief er: „Gaukler, was lachst Du?“

„Ueber Dich lach' ich,“ antwortete der Gebundene. „Josua, Du wirst kein reicher Mann werden, und an den Galgen kommen.“

„Du höhnst?“ rief der Räuber erbos't.

„Nein,“ entgegnete der Italiener, „ich wollte Dir nur einen guten Rath geben; aber Du verschmähst ihn.“

„Mach's kurz und sprich!“ sagte der Räuber, den ungeduldigen Grafen zurückschiebend, der ihm den Degen aus der Hand nehmen wollte.

„Warum,“ fragte Ottavio, „begnügst Du Dich mit vierhundert Pistolen, während Du mit gutem Gewissen die dreifache Summe gewinnen kannst? Dieser Verräther hat Dich betrogen; betrüg' ihn ebenfalls. Du hast seine vierhundert Pistolen; aber er hat noch ein Pferd, einen Sattel, Mantel, goldverbrämte Kleider und vielleicht noch weiteres Geld. Ihr seyd wahre Abc-Schützen.“

Die Räuber fanden die Andeutung ihres Gefangenen gar nicht übel. Josua gebot Stillschweigen, und der Italiener fuhr fort: „Ueberlege nur ein wenig. Die Königin ist meine Gönnerin. Wenn Ihr mich umbringt, läßt sie euch wie Wölfe hetzen. Laßt ihr mir aber das Leben, so dürft ihr in die Hände der Leute des Königs selber fallen, ohne daß der Henker Hand an euch legen darf; das schwör' ich euch, und ich kann mein Wort halten.“

„Welch ein plumper Kniff!“ spottete der Graf.

„Wißt ihr auch, warum ich umgebracht werden soll? Weil ich den Herrn Grafen da, mit seinem Stahldegen, genöthigt habe, öffentlich mit mir zu fechten, der ich nur ein hölzernes Schwert hatte, und weil ich bei der Gelegenheit sein Wamms so geschlitzt habe, daß es schuppig aussah wie ein Krebsschwanz, ohne daß es ihm gelang, mich mit seiner Klinge auch nur zu berühren. Mit Schimpf bedeckt und voller Schulden, sucht er sich durch die Gunst der Königin wieder empor zu bringen, und ich scheine ihm ein Hinderniß zu seyn."

Bei diesen Worten lachten die Räuber laut auf, und Josua, der bei seiner Compagnie Fechtmeister gewesen war, rief: „Hol mich der Teufel! einen solchen Spaß möcht' ich sehen!"

„Das kannst Du haben," sagte der Italiener, „wenn Du mich losbindest und Jedem von uns einen Degen giebst. Ich lasse Dir Alles, was man von ihm abschälen kann, und — — sieh', wie er die Stirn runzelt. Gieb Acht, daß er nicht fortlauft, denn wenn ihm das Laufen ankommt, ist er schwer zu halten. — Und außerdem gebe ich der Gesellschaft auf der Stelle achthundert Pistolen."

„Der gefangene Fuchs kann seinen Balg nicht verschenken," sagte Philipp von Haber. „Alles, was Dir gehörte, ist schon dem Hauptmann Josua zugefallen."

„Gehorsamer Diener," versetzte Rinuccini. „Wenn ich umkomme, erhält er nichts und findet nichts. Ich habe mein Geld so versteckt, daß kein Mensch es finden soll."

„Abgeschmackte List!" entgegnete der Graf. „Laß ihn los, Josua, und laß Dich von ihm auslachen. Wie sollte er dazu kommen, eine solche Summe bei sich zu haben?"

„Das will ich den Herrschaften erklären," antwortete Ottavio. „Weil ich das Spiel nicht liebe, werde ich als ein Geizhals ausgeschrieen. Heute Nacht wollte ich den Narren die Ueberraschung bereiten, achthundert Pistolen zu verlieren. Josua, ich traue Dir. Binde mich los, und ich übergebe Dir das Geld ohne Bedingungen. Du bist ein alter Soldat; Du wirst alsdann thun, was die Ehre Dir gebietet."

(Fortsetzung folgt.)

Reiseskizzen.

(Von Wilh. Wagner.)

(Schluß.)

In seinen lieblichen Dichtungen von dem Nahethal besingt G. Pfarrius die drei holden Schwestern, die hier segnend verweilen. Die Eine mit der Sichel und dem Kranze von Aehren und blauen Kornblumen waltet im Thal und besuchtet das Gelände, die Andere wohnt auf den sonnigen Hügeln und pflegt der Rebe edle Blüthen und nectarvolle Beeren, daß sie gedeihen und reifen, die Dritte, lange verkannt und unbeachtet, aber in neuester Zeit endlich zu voller Anerkennung gelangt und von Verehrern aus der Nähe und Ferne besucht, läßt dem Felsgestein ihre heilspendenden Fluthen entquellen. Wer das Nahethal schon bereist hat, der wird dessen, wenn auch nicht großartige, doch ganz eigenthümliche und wahrhaft romantische Schönheit gerne anerkennen. Auch an sinnigen und poetischen Sagen, an historischen Erinnerungen aus der Vergangenheit, an Ruinen von Burgen, Klöstern und Schlössern ist hier kein Mangel. Es möge hier aus den obengenannten Dichtungen von G. Pfarrius eine die Gründung von Kreuznach erzählende Sage folgen. Sie lautet:

Ein Wald im Frankenlande
Lag wild und schauerlich,
Ein Fluß entwand dem Schatten
Der Felsenklüfte sich,
Und mitten auf dem Flusse
Lag eine Insel klein,
Und mitten auf der Insel
Stand hoch ein Kreuz von Stein.

Und wenn der Fluß zum Strome
Durch Regengüsse schwoll,
Daß rings von seinem Tosen
Gebirg und Thal erscholl
Und seine Hütt' in Trümmer
Der Fischer sinken sah,
Stand hoch und unerschüttert
Das Kreuz im Strome da.

Der Meister, der's errichtet
Mit kunstgeübter Hand,
War über's Meer gekommen
In's fränk'sche Heidenland,
War in die Nacht gedrungen
Der wüsten Barbarei,
Damit des Kreuzes Schimmer
Ein Licht im Finstern sey.

Der Fischer ohne Hütte
Zum fremden Meister fleht:
„O lehr ein Haus mich bauen,
„Das gleich dem Kreuze steht!"
Und jetzt auf Felsenboden
Ward Stein auf Stein gesetzt,
Das Wasser schwoll und brauste,
Das Haus blieb unverletzt;

Da kamen sie zur Insel
Gepilgert durch den Wald:
Belehrt durch's Kreuz, bekehret
Zum Kreuz ward Jung und Alt.
Und eine Stadt erhob sich,
Wo einst die Hütte stand:
Vom nahen Kreuz der Insel
Ward Kreuznach sie genannt.

Mannichfaltigkeiten.

Neulich wurden von Antwerpen in zwei großen Körben 39 Brieftauben nach Mainz gebracht, und am andern Morgen um 6 Uhr 20 Minuten mit Zettelchen, worin die Zeit ihres Abgangs genau bemerkt war, wieder freigelassen. Die erste traf um 11 Uhr 30 Minuten Vormittags in Antwerpen ein; ihr folgten binnen 20 Minuten noch 8 andere; bis 1 Uhr Mittags waren 26, bis zum Abend 30 eingetroffen, und am folgenden Abend fehlten nur noch 4 von den 39 Tauben.

Das am 1. Juli beendigte Sängerfest in Lübeck ist ein nordisches Volksfest im schönsten Sinne geworden. Den ankommenden Sängern wurde auf dem Markte ein enthusiastischer Empfang zu Theil. Abends war großes Fest auf der Schützenwiese, wo Tausende in den reich mit Guirlanden und Blumen geschmückten Räumen sich bewegten. Das in der St. Katha-

rimakirche stattgefundene Concert gab einen sprechenden Beweis von der musikalischen Ausbildung der versammelten Liedertäfler, deren Zahl sich auf 400 belief.

Man schreibt aus **Stuttgart** vom 8. Juli: „Heute Vormittag um 11 Uhr ist endlich der große, längst erwartete, zur **Jubiläumssäule** bestimmte **Granitblock**, aus einem Bruche in der Nähe von Alpirsbach kommend, unter einem bedeutenden Menschenzulaufe durch das Tübingerthor, die Tübinger- und Königsstraße hier eingetroffen. Derselbe, mit Kränzen und Laubgewinden verziert, wurde von 28 Pferden, von 7 Fuhrleuten geleitet, gezogen. Er ist 10′ lang, hat 6¾′ im Durchmesser, und wiegt 600 Centner. Ueberall auf seiner Reise mußten die kleinen Brücken und Dohlen, um durch sein Gewicht keinen Schaden zu erleiden, gestützt werden. Er war im Ganzen 5 Tage unterwegs.

Die Baseler „Schützenzeitung" erzählt folgende Scene, welche, am Sonntag Nachmittags vorgefallen, ihr aus bester Quelle berichtet worden ist. Sie hält dafür, mehr als alle Raisonnements sey sie ein Beweis, wie sehr die Feste, welche unser Vaterland feiert, auf das Herz wirken. Sie erzählt: „Während lauter Jubel Nachmittags überall auf dem Schießplatze herrschte, während Alles, was gehen konnte, dorthin sich wandte, stand verlassen von Menschen in feierlicher Stille das Denkmal der Heldenschlacht, zu deren Gedächtniß wir das Fest feiern. Nur eine kleine Gesellschaft von Baslern war in der Nähe und beobachtete, was nun vorging. Auf einem Wagen kamen angefahren 11 Schützen von Lachaurdefonds, welche die Stadt eben verlassen hatten und auf der Heimreise begriffen waren. Angelangt beim Denkmal, stiegen sie ab, betraten die Terrasse; hier entblößten sie ihre Häupter, reichten sich die Hand und schworen im Angesicht dieses Zeugnisses von der Väter Großthat Treue dem Vaterlande, Treue bis zum Tode, wenn dieser nöthig werde! Tief ergriffen beim Gedanken an die heilige Stätte, da sie standen, führte einer das Wort, und mit Thränen in den Augen sprachen die Andern nach, ein inniges und lautes Lebehoch für Basel schloß das Ganze. Ein unter ihnen sich befindender Musiker stimmte nun mit einem Horn ein vaterländisches Lied an, und Alle sangen mit bewegter Brust die Gefühle, welche sie vorher in Worten ausgedrückt hatten. Weinend stiegen sie dann herunter und fuhren weiter."

Die **Nüchternheitsvereine** in Oberschlesien gewinnen eine immer größere Ausdehnung; man berechnet die Anzahl der Mitglieder bereits auf mehr als **hunderttausend**. Hauptsächlich wirkt die katholische Geistlichkeit durch die Autorität, welche sie über die größtentheils polnische Bevölkerung dieser Gegenden ausübt, für die Verbreitung dieser Vereine. Wenn die Erfolge von Dauer sind, so kann man diese Art geistlicher Wirksamkeit nur als heilbringend und segensreich bezeichnen, da in der That beinahe die gesammte polnische Bevölkerung durch ihre Trunksucht in eine bodenlose physische und moralische Verderbniß versunken ist.

(**Berlin**, 7. Juli.) Die gegebene Nachricht aus Darmstadt vom 28. Juni, daß Prof. **Liebig** die noch unbekannte Zusammensetzung des Meißener Porzellans entdeckt habe, beruht unzweifelhaft auf einem Irrthum. Es wird die bekanntlich vortreffliche Vergoldung des Meißener Porzellans gemeint seyn, die von dem Verwalter der Porzellanfabrik in Meißen, Hrn. Kuhn, entdeckt, bisher als Geheimniß behandelt wurde. Der große Verlust an Golde in den Porzellanfabriken und der Geschmack des Publikums an der Meißener Vergoldung haben vielfache, aber erfolglose Versuche in den Porzellanfabriken veranloßt, das sächsische Verfahren ausfindig zu machen. Auch Prof. Liebig wurde von dem Dirigenten der Wiener Porzellanfabrik, Hofrath Baumgartner, bereits vor vier Jahren zu ähnlichen Untersuchungen aufgefordert, die er auch begann, später aber unterbrach und die, neuerlichst fortgesetzt, wie die Zeitungen melden, nunmehr zu einem günstigen Resultat geführt haben.

(**Berlin**, 5. Juli.) Die neueste Nummer des Ministerialblattes für die gesammte innere Verwaltung enthält u. A. nachstehende königl. Cabinetsordre: „Ich habe wahrgenommen, daß den verwahrloseten oder der nöthigen Aufsicht entbehrenden Kindern, den durch Krankheit oder andere Unglücksfälle in Hülfsbedürftigkeit gerathenen Armen, den entlassenen, der Besserung fähigen Verbrechern ꝛc. an sehr vielen Orten nicht diejenige Fürsorge gewidmet wird, welche dringend nothwendig ist, um den großen Uebeln zu steuern, welche aus der Vernachlässigung der Jugend in den niedern Volksklassen, dem Pauperismus und der Hülfslosigkeit entlassener Sträflinge ꝛc. hervorgehen. Abhülfe ist hier nur durch Vereinigung vieler, aus innerem Antriebe wirkender Kräfte zu beschaffen, und es ist daher mein Wille, daß die mit der Verwaltung und Beaufsichtigung des Armenwesens beauftragten Behörden die Förderung und Unterstützung von Vereinen, die zu jenen Zwecken freiwillig zusammentreten, auf alle Weise sich angelegen seyn lassen, und dieses hinführo als eine ihrer Amtspflichten erkennen. In welcher Weise die Bildung solcher Vereine am wirksamsten durch die Behörden zu fördern und deren Thätigkeit mit sicherem Erfolge auf diesen Zweck hinzuleiten ist, darüber will ich Ihre gutachtlichen Vorschläge möglichst bald erwarten. Inzwischen haben Sie die Chefs der Provinzialbehörden von meiner Willensmeinung vorläufig in Kenntniß zu setzen, und dieselben aufzufordern, diese Angelegenheit zum besonderen Gegenstande Ihrer Aufmerksamkeit und Bestrebungen zu machen, und kräftigst dahin zu wirken, daß dort, wo es an dergleichen Vereinen jetzt noch mangelt, solche baldigst durch Ihr Beispiel und Ihre Ermunterung in's Leben gerufen werden. Sanssouci, den 13. November 1843. Friedrich Wilhelm. An die Staatsminister Eichhorn und Grafen v. Arnim."

Im Monat Mai haben die 24 in **London** bestehenden **Bibel- und Missionsgesellschaften** ihre Jahresversammlungen abgehalten und dargethan, daß sie für ihre Zwecke in dem letztverflossenen Jahre über eine Einnahme von 686,754 Pfund Sterling zu verfügen hatten. Die Bibel ist in 138 Sprachen theils vollständig, theils in einzelnen Stücken übersetzt und verbreitet. Seit 1804 hat die britische und auswärtige Bibelgesellschaft, die vornehmste unter allen, über 16 Mill. Bibeln vertheilt. Die Engländer haben in allen Erdtheilen Missionäre und am thätigsten waren im verflossenen Jahr die in Neuseeland und im westlichen Afrika. In Capstadt und Neuschottland wurden neue Kirchen aufgebaut.

Korrespondenz.

Kassel, 6. Juli.

Wenn wir auch noch keine Eisenbahn und nur geringe Hoffnung zu einer solchen haben, so heißt das nicht, daß wir nunmehr in hiesiger Residenz uns gar nicht dafür interessiren; im Gegentheil, es wird wohl nirgends so viel über Eisenbahnen gesprochen. Aber daß man bei uns auch darüber denkt, beweis't Folgendes: Die erste technische Arbeit zur Anlage einer Eisenbahn ist bekanntlich das geometrische Vermessen und Aufnehmen des Terrains, um von dessen Steigungsverhältnissen, worauf sich denn doch einmal alle Rechnung, überhaupt die Ausführbarkeit einer Eisenbahn gründet, unterrichtet zu werden. Allgemein hin, vorzüglich aber in sehr unebenen Ländern, wo man die Abwägung oft an mehr denn einer Parallelstrecke vornehmen muß, um zu den günstigsten Resultaten zu gelangen, ist diese sehr mühsame Arbeit ein zeitraubendes Geschäft und tritt nicht selten da, wo man mit kräftigem Willen, die hier gleichsam doppelt kostbare Zeit zu benutzen, bereits eine Direktionslinie wählte, der weiter wünschenswerthen schnellen Ausmittelung eines noch bessern und darum auch minder kostspieligen Ueberganges sehr hindernd entgegen. Wie höchst wichtig es daher für Regierungen und Eisenbahncorporationen seyn müsse, von der Beschaffenheit des Terrains, über welches man einen Schienenweg zu legen gedenkt, durch vollendete Längenprofile auf's schleunigste Bericht erhalten zu können (was bekanntlich die bisherige Methode nicht zuläßt), wenn sie, durch ein weitläufiges Verfahren fortan nicht mehr behindert, selbst auf Muthmaßung und Frage: ob auf irgend einer andern Strecke nicht die eben erwähnte, noch günstigere Durchführung zu erzielen stände rc., schnell noch eine Untersuchung anstellen lassen und dann umgehend die Resultate mittelst Umrißzeichnung, also Antwort, wie die Contur auf einer Länge von 10 bis 12 Stunden beschaffen sey, in eben so viel Zeit, mithin schon an demselben Tage zurück erhalten könnte — das bedarf wohl weiter keiner Begründung, wenn selbst eine dergleichen Verzeichnung auch nur als Vorläuferin nach Befund der Verhältnisse nachfolgender Specialvermessung zu betrachten wäre. — Welche Folgerungen daraus für große Eisenbahnanlagen gezogen werden könnten, wenn man jenes Ziel durch Maschinenarbeit zu erreichen suchte, leuchtet ein, daher diese bedeutungsvolle Aufgabe zu lösen, eine wichtige Erfindung, die in vier verschiedenartigen Projekten und mehrfältigen Zeichnungen vor uns liegt — von dem Techniker Hans Philipp von der Embde in Kassel gemacht worden, welche verdient, die Aufmerksamkeit der Staatsregierungen dergestalt auf sich zu lenken, um durch praktische Ausführung und Versuche ihre vollkommenste Brauchbarkeit demnächst bethätigen zu können. Nach den erwähnten Projekten befindet sich auf einem durch Thierkraft in Bewegung gesetzten Wagen mittler Größe eine Maschine, welche, während derselbe eine Gegend befährt, alle darauf vorkommenden Horizontalen, Steigungen und Gefälle in einer ununterbrochenen Linie ohne Nivellirungs- und Meßinstrumente aufzeichnet und dazu weiter keine Hülfe bedarf, als die Person eines gewöhnlichen Autiehers. Die eigenthümliche sinnreiche Projektion dieses Altimeters macht es möglich, die Contur in feinster Linie zu erhalten, in einem Maßstabe, der nach Verlangen dem 2000. bis 6000. Theil der natürlichen Länge entsprechend gemacht werden kann, und in einer Geschwindigkeit, die bei dem einen Projekte gemessen und etwa der geographischen Entfernung zweier Punkte gleichkommt, bei der andern aber ungemessen ist, wonach bei doppelter Geschwindigkeit in halber Zeit die Arbeit vollendet seyn kann. Die Kosten für Ausführung einer Maschine sollen sich auf 1000 Rthlr. belaufen, dem Vernehmen nach der Erfinder auch damit umgehen, das System seiner Zeit auch auf planimetrische Aufzeichnungen anzuwenden.

Frankfurt a. M., 14. Juli.

Bei Gelegenheit der am 15. d. im hiesigen Schauspielhause stattfindenden ersten Produzirung der optischen Nebelbilder des Hrn. Döbler glauben wir, durch Mittheilung des nachstehenden, darauf Bezug habenden Gedichtes, von dem berühmten Orientalisten und Aesthetiker Hammer-Purgstall, unsern Lesern nicht unwillkommen zu seyn.

Sie ziehen nicht wie in dem Zauberschleier
Vorüber in der Herrschau langer Reih',
Denn sie entwickeln aus der Schattenfeier
Das Werde Licht in Schöpfungsfeerei.

So wickeln sich Gedanken aus Gedanken
Aus leichtem Nebel an das Licht hervor,
Verwirrend drängen sich und flieh'n die Schranken
Und vom Gemälde hebet sich der Flor.

Und wenn du nun die Herrlichkeit genossen,
Da schattet Dunkel in das Bild herein,
Das eine Leben ist allhier verflossen
Und in ein and'res gehst du jenseits ein.

Die Lichter strahlen und die Schatten fliehen,
Ein neues Bild tritt in des vor'gen Spur;
So folgten sich in stillen Harmonieen
Die ew'gen Wandelungen der Natur.

Begebnissen voraus zieh'n ihre Schatten,
Zu kündigen den Wettersturm der Zeit,
Wann Finsterniß und Rechtsverfall sich gatten,
Wird, sich auflösend nur, ein Reich erneut.

Und Jedem ist bestimmet, daß es wand're,
Auflösend sich in andere Gestalt.
So wandeln sich Geschicke eins in's and're
Durch unsichtbare göttliche Gewalt.

Rechtfertigung.

In Nro. 169 der Didaskalia, unter der Ueberschrift: „das landwirthschaftliche Fest zu Usingen u. s. w.", heißt es unter Anderm: „Auch ereignete es sich, daß ein Bäuerlein aus dem hessischen Orte Maibach mit seinem Rinde herbei kam, sich einen Preis zu holen u. s. w." Da die Gemeinde in der Veröffentlichung dieser sie betreffenden Unwahrheit eine sie verletzende Absicht, als seyen die Bauern in dem großh. hess. Dorfe Maibach so dumm oder arm, daß sie im Auslande eine Belohnung zu erhaschen suchten, unterstellen muß, so erkläre ich als Repräsentant der Gemeinde im Namen derselben den unbekannten Korrespondenten so lange für falsch unterrichtet, bis er öffentlich seine irrige oder erdichtete Angabe widerruft oder wahrmacht.

Maibach im Großherzogthum Hessen, 5. Juli 1844.

Der großh. Bürgermeister
Philippi.

Mainwasser-Wärme.

Sonntag, 14. Juli, Morgens 8 Uhr: 15 Grad. W. Gerlach.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 14. Juli. Norma, große Oper in 3 Abth., Musik von Bellini. (Gastrolle) Sever: Hr. Perlgrund, vom Stadttheater zu Hamburg.

Montag, 15. Juli. Erste Vorstellung von Döbler's optischen Nebel-Bildern, wie sie in neuester Zeit in der königl. Polytechnik in London unter dem Namen „Dissolving Views" gezeigt worden. Vorher geht: Die Bekenntnisse, Lustspiel in 3 Abth., von Bauernfeld. (Gastrolle) Adolf: Hr. v. Rigeno, vom Theater in Düsseldorf. Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 195. Dienstag, den 16. Juli 1844.

Ottavio Rinuccini.

Von Franz Wey.

(Fortsetzung.)

„Josua!“ rief der Graf, dem der Angstschweiß auf die Stirne trat, „willst aus schmutzigem Eigennutz Deinen alten Freund verrathen?“

„Schwerenoth!“ erwiederte der Räuberhauptmann; „von Verrath ist keine Rede. Aber der Herr wird doch nicht glauben, daß ich mein Handwerk zum Vergnügen treibe.“

„Wenn ich geschwiegen hätte,“ fuhr der Italiener fort, „würdest Du nicht ein Mal die bedungenen zweihundert Pistolen erhalten haben. Was ich ihm für euch abgepreßt habe, wird er euch wieder abzutrügen suchen. Ihr kennt ihn. Josua, tritt in meinen Dienst, und jeden Monat sollst Du etwas Erkleckliches von mir genießen, Du magst für mich arbeiten oder nicht.“

Josua war unschlüssig. Seine Gesellen murrten, und zwei von ihnen zogen stillschweigend ihre Messer und zerschnitten die Bande Rinuccini's. „Jetzt gebt mir einen Degen!“ rief dieser, „und ehe eine Viertelstunde vergeht, soll Einer von uns in diesem Loch liegen.“

„Gemach!“ sagte Josua. „Erst laßt uns das Geld sehen.“

„Führt mein Pferd herbei,“ antwortete der Italiener, „und seyd bereit, mich, wenn ich Miene mache, den Fuß in den Steigbügel zu setzen, über den Haufen zu stechen.“

Das Pferd ward herbeigeführt, und zwei der Räuber setzten dem Italiener ihre Degen in die Rippen. Rinuccini faßte den Sattel, schraubte den Knopf desselben los, nahm aus einem Behälter, den Niemand vermuthet hätte, die achthundert Pistolen heraus, und übergab sie dem Räuberhauptmann mit den Worten: „Das ist ein italienischer Sattel, der zur Reise und auf der Jagd sehr bequem ist. Jetzt, wackerer Josua, muß Dir der Gaukler die Komödie zum Besten geben. Leihe mir Deinen Degen; er ist der Degen eines herzhaften Mannes, und so gut, wenn auch nicht so kostbar, wie das Rapier dieses Capitano.“

Die Räuber schlossen einen Kreis um die beiden Gegner. Einige ergriffen Brände, und hielten sie wie Fackeln in die Höhe, um den Kämpfern zu leuchten. Josua rieb sich, als ein großer Liebhaber der edeln Fechtkunst, vergnügt die Hände. Ringsum war dichte Finsterniß. Nur der Fels warf ein röthliches Licht zurück auf die Gruppe und auf die untersten Zweige der nahen Bäume. Die zerlumpten Räuber, auf deren Gesichtern sich frohe Erwartung aussprach, bildeten einen seltsamen Gegensatz zu den beiden Hofherren in radförmiger Halskrause, in sammtnen Wämsern und Atlashosen. Rinuccini zog sich bis auf den Gürtel herab nackt aus, und nöthigte dadurch seinen Gegner, Gleiches zu thun. Nachdem er seine Stellung so genommen, daß Philipp von Haber zwischen ihm und der Grube stand, rief er: „Meine Herren! der Graf wird weichen, indem er kleine Stiche erhält, und zum Schluß werd' ich ihn in die Grube legen, die er mir gegraben hat.“

Seinem furchtbaren Feind gegenüber waffnete sich Philipp von Haber mit dem Muth der Verzweiflung. Er schüttelte sein langes Haar zurück und legte sich kunstgerecht aus. Als die Klingen gebunden waren, fiel Ottavio aus. Der Graf zog den linken Fuß zurück, und in einem Augenblick hatte er auf der Brust mehrere kleine blutende Punkte. Der Florentiner voltirte links, um ihn zu hindern, von der Grube wegzukommen. Der Graf focht nicht schlecht; aber Ottavio wehrte nicht nur alle seine Stöße ab, sondern brachte ihm auch noch eine Anzahl kleiner Stiche auf die Brust bei. Als ersterer wieder eine Finte machte, rief der Italiener ihm zu: „Nehmt Euch in Acht!“ faßte ihm die Klinge mit der seinigen und stieß ihm den Degen in den hohlen Leib. Im nächsten Augenblick sahen die Zuschauer nur noch einen Kämpfer.

Ottavio beugte sich über die Grube, und da er keinen Laut vernahm, reichte er dem Räuberhauptmann seinen Degen und sagte: „Jetzt macht mit mir, was ihr wollt.“

„Edler Herr,“ erwiederte Josua, sich ehrfurchtsvoll verbeugend, „ich bin auf ewig der Eure. Etwas so Schönes hab' ich in meinem Leben nicht gesehen. Satan und Sankt Georg könnten wider Euch nicht bestehen. Verzeihet uns gütigst, wenn wir Euch nicht die Höflichkeit erwiesen haben, die Euch gebührt.“

Jeder einzelne Räuber trat vor den Sieger und verbeugte sich mit komischem Ernst bis zur Erde. Nachdem Jeder sein Kompliment gemacht, kleidete Rinuccini sich wieder an. Josua vertrat bei ihm Kammerdienerstelle, gab ihm seinen Degen wieder, hielt ihm den Steigbügel und bestieg das Pferd des erstochenen Grafen, um ihn aus dem Wald hinaus zu geleiten. In der Nähe von St. Germain angelangt, küßte er ihm die Hand und schied von ihm mit der Versicherung ewi-

ger Ergebenheit, wogegen Ottavio versprach, ihn und seine Leute nicht zu vergessen.

Ohne seine Händel mit Philipp von Haber würde Ottavio Rinuccini sich am französischen Hof tödtlich gelangweilt haben. Trotz dieser vorübergehenden Aufregungen des Selbstgefühls, vermißte er schmerzlich seine Heimath, seine gewohnten Beschäftigungen und den Umgang mit befreundeten Künstlern, Dichtern und Gelehrten. Er suchte eine Verbindung mit einigen Doktoren der Sorbonne anzuknüpfen. Allein die Gönnermiene, welche diese gegen ihn annahmen, ihre unverhohlene Meinung, daß kein Land in der Welt Männer aufzuweisen hätte, die ihnen an die Seite gestellt werden könnten; ihr Wahn, daß nur in Paris Wissenschaftlichkeit zu finden sey, und die wirkliche Beschränktheit ihrer Begriffe waren ihm lächerlich und abstoßend. Das Stück, an dessen Aufführung er mit Peri arbeitete, war seine einzige Erheiterung in seiner unangenehmen Lage. Seine närrische Liebe zur Königin war ein unheilbares Uebel geworden. Was wünschte, was hoffte er? In der Nähe Mariens de Medici zu seyn, wie er es zu Florenz gewesen war. Aber konnte die Königin von Frankreich so ausschließlich den Musen leben, wie die Tochter des Großherzogs zu Florenz? Diese Frage warf der Dichter sich nicht auf, und schwärmte wie Petrarca und Tasso, ohne zu fragen, wohin seine Schwärmerei am Ende führen sollte.

Da es sich darum handelte, mit der neuen Oper der Königin seines Herzens zu gefallen, so hatte Rinuccini bald alle Vorbereitungen zur Ausführung getroffen. Die Dekorationen waren prächtig, die italienische Truppe war ausgezeichnet. Endlich erschien der große Tag. Die Königin nahm Platz zur Seite des Königs, umgeben vom Hofstaat. Die Komödie mit Musik, die erste, welche man in Frankreich gesehen hat, fand großen Beifall. Sie war betitelt „Eurydice." In allegorischer Form waren die Schmerzen der Sehnsucht des florentinischen Orpheus geschildert. Unter Pluto war König Heinrich verstanden. Rinuccini spielte selber die Rolle des Orpheus. Wenn er zu den Füßen Eurydice's sang, heftete sich sein Auge nicht auf die Sängerin, welche diese vorstellte, sondern er suchte sie unter den Zuschauern. Er legte in seinen Vortrag um so größere Schwermuth, je mehr die von ihm gemeinte Eurydice Heiterkeit und Sorglosigkeit zur Schau trug, und unablässig mit dem König und dem ernsten Sully plauderte.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Paris.) Der Prozeß Donon Cadot ist eins von den Ereignissen, die einen tiefern Blick in die Zustände des Landes erlauben, als die meisten offiziellen Verhandlungen in den Kammern und der Presse. Das Verbrechen selbst, wie grausenhaft es auch ist, hat doch nur ein untergeordnetes Interesse für den Beobachter; die Umstände, die Familienverhältnisse, das Benehmen des Publikums und aller Persönlichkeiten, die in dem Prozesse selbst auftreten, sind von viel höherer Bedeutung. Vorerst und vor Allem verletzt es jedes höhere Gefühl, wenn eine so schaudervolle Geschichte vollkommen wie ein Schauspiel behandelt wird. Das Publikum in den Assisen benimmt sich gerade so wie das Publikum im Theater; es gibt Sperrsitze, Logen und Parterre; daß man nicht zischt oder applaudirt, ist Alles. Das Interesse des Prozesses hat sogar den „Ewigen Juden" in den Hintergrund verdrängt; der Ernst ist viel gräßlicher, verletzender als die Fratze der Nachahmung. Und deßwegen ist es um so wehe thuender, wenn eine ganze Nation, von oben bis unten hinab, an diesem Scandal sich durch die scandalöse Art, wie derselbe behandelt wird, betheiligt. Die Richter trifft die Schuld, den Gerichtssal zu einem begünstigten Theater zu machen, man theilt Billets aus, man sorgt für gute Sitze für die scandalgierigen Damen der höchsten Gesellschaft. Und diese höchste Gesellschaft selbst schämt sich nicht, ihre weibliche Elite hierher zu senden, um die Dirne zu mustern, welche die Maitresse von Vater und Sohn war, die ein paar Tage nach dem Tode des Erstern mit dem Letztern ins Theater ging und ihm ihre Gunst nicht versagte, obgleich sie den Sohn des Vatermords verdächtigte. Und die Zeitungen erzählen uns im Detail, wie die Dirne aussehe, ob sie schön oder häßlich, groß oder klein, roth oder blaß. Man könnte an der Wohlthat der Oeffentlichkeit irre werden, wenn es nicht eine bekannte Wahrheit wäre, daß die schönste, die heiligste Institution nicht an und für sich genügt, ein Volk zu bessern, ja daß die guten Institutionen nur bei guten Völkern, die gesunde Kost nur für gesunde Mager. Geht Das so fort, so wird die Reaction nicht ausbleiben; aber selbst dann würde es unrecht seyn, das Volk anzuklagen; denn grade die Richter, welche die Einlaßkarten verschachern — wenn nicht um Geld, doch um Gunst —, die Regierung, die dieses Wesen zuläßt, die Presse, die ihm unter die Arme greift, und die Schriftsteller, die auf die Scandalsucht speculiren, sind die Hauptschuldigen. Wo das Würdegefühl aus der höhern Gesellschaft verschwunden ist, da ist es schwer, daß das Volk nicht mit in den Kreis des Unheils hineingezogen werde. Die Schuld aber trage Der, auf dem sie lastet. Der Prozeß aber gab Gelegenheit, noch andere Wunden der Zustände Frankreichs offen zu legen. Er erlaubt uns, tiefe Blicke in das Erziehungswesen, in das Verhältniß zwischen den Gerichtsbeamten und den Advokaten, in die geheimen Maschinen der französischen Criminaluntersuchung zu werfen. (Deutsche Allg. Ztg.)

Ein in Ulm's Nähe wohnender, durch einen gewissen Vorfall berühmt gewordener Jude ist unlängst auf eine komische Weise düpirt worden. Derselbe erhandelte nämlich von dem Baron X. ein halb Dutzend Stiefel und eilte damit, froh des guten Kaufes, nach seinem Wohnort. Wer beschreibt aber seinen Schrecken, als er nach einer vorgenommenen genauen Untersuchung gewahren muß, daß alle an den linken Fuß gehören.

(Der König kommt.) Ein Mann war zu Tische geladen und sagte immer: „Ich bin so voll, ich kann eigentlich gar nichts mehr essen." Dabei hieb er indeß doch nicht faul ein. Endlich aber sagte er: „Nun ist's genug." Da kam zuletzt noch ein schön Spanferkelchen, das glitzerte so unschuldig und rein, daß einem die Augen glänzten, wenn man's ansah. Dem Gaste wird ein schön Stück angeboten, er nimmt's, und auch Kartoffelsalat nebst Fülsel dazu, und verzehrt's mit Lust. „Ich begreife aber gar nicht", sagte der Hauswirth, „wie Ihr das noch essen könnt, wo findet Ihr den Platz?" — „Ja", sagte der Gast, „das ist gerade, wie wenn der Marktplatz ganz voll ist, Kopf an Kopf, es kann kein Mensch mehr herein;

auf einmal heißt's: „Der König kommt!“ da rückt Alles zusammen, und es gibt Platz für ihn und für seinen Hofstaat.“

(London, 4. Juli.) Sir J. Graham ist durch die Enthüllungen über seine geheime Postpolizei um allen Kredit gebracht; ein Schrei der Entrüstung, das ist nicht zu viel gesagt, geht durch ganz England. Abermals hat in London eine zahlreiche Versammlung stattgefunden, worin eine energische Petition an's Unterhaus, die Hr. T. Duncombe wieder überreichen mußte, beschlossen wurde. Hr. Oliver, ein Verwandter Sir J. Grahams, redete in heftigen Ausdrücken gegen ihn. Zugleich regnet es von allen Seiten öffentliche Briefe, Satyren, Epigramme und Caricaturen über den unglücklichen Minister, und die torystische Times, eine Macht in Englands öffentlicher Meinung, schleudert in ihrer Nummer vom 1. Juli einen zerschmetternden Artikel gegen ihn. Im Scherzblatt „Punch“ ist Sir James dargestellt, wie er einen auseinander gedrückten Brief vor die Augen hält, dessen Inhalt er zu erspähen sucht. Der Kaiser von Marocco und die Königin Pomare haben Schreiben an ihn gerichtet, worin sie ihn ersuchen, bei dem bedenklichen Zustand ihrer Staaten doch auch die Correspondenz unruhiger Maroccaner und Taitaner, die sich in England aufhalten mögen, zu „beaufsichtigen“ u. s. w.

(Warschau, 6. Juli.) Das Volksfest am Vorabend des Johannistages war in diesem Jahre von schönem Wetter begünstigt. Bekanntlich begeben sich an diesem Abend Personen aller Klassen im schönsten Putz nach der Weichselbrücke. Die jungen Mädchen werfen Blumenkränze in den Fluß, welche die in Kähnen befindlichen jungen Männer aufzufangen suchen. Nach dem Auffangen und Schwimmen der Kränze werden dann Vorbedeutungen für die baldige und glückliche Verheirathung gezogen. Auch die verschiedenen Gewerke werfen mit gewissen Feierlichkeiten stattliche Kränze, die an Ausstattung sich zu übertreffen suchen, in den Strom, und wenn es finster wird, erheben sich Johannisfeuer auf den sandigen Strominseln. Das Fest ist wahrscheinlich älter als das Christenthum in unserer Gegend.

Am 28. Juni wurde in Trier unter großen Feierlichkeiten, denen die höchsten Civilbehörden der Stadt beiwohnten, der ungenähte heilige Rock, den der Erlöser bei der Kreuzigung getragen haben soll, aus seinem bisherigen Verwahrungsorte, dem Hochaltare der Domkirche, erhoben. Nach Aufbrechung der Rückmauer des Altars wurde der Kasten herausgenommen und von Domvicarien in Procession nach der Capitelsstube getragen, wo er auf einem Altartische geöffnet wurde. Die äußere tannene Kiste war mit zwei Schlössern versehen; das eine schloß der Schlüssel des Herrn Bischofs, das andere mußte aufgefeilt werden, indem der Sitte gemäß kein Schlüssel davon angefertigt wird. Die zweite Kiste war mit Leinwand und Werg gepolstert und enthielt die dritte, aus Mahagoniholz zierlich gefertigte Kiste, die mit einer rothen Schnur und 18 Siegeln verschlossen war. Es war Alles genau in dem Zustande, wie es das Protokoll über die Einmauerung im Jahr 1810, wo der Rock zum letzten Mal gezeigt worden, angibt. Da nach einem alten Capitelbeschlusse nur der Bischof die Reliquie berühren darf, so befreite dieser dieselbe von den drei seidenen Umschlägen von verschiedenen Farben und zeigte sie den Anwesenden dar. Nach den gebräuchlichen Ceremonien und Gebeten wurde sie dann wieder in die Kiste gelegt, diese mit dem bischöflichen und dem domcapitularischen Siegel verschlossen und in die Heiligthumskammer gebracht, an welche ebenfalls die genannten Siegel angelegt wurden. Mit dem 18. August soll nun die öffentliche Ausstellung ihren Anfang nehmen.

(Schwalbach.) Zum Gebrauche der hiesigen Heilquellen erwartet man im Laufe dieser Woche den berühmten Meyerbeer; derselbe wird eine Wohnung im Gasthause „zum Alleesal“ beziehen, die er für drei bis vier Wochen gemiethet hat.

Der Hirschberger Magistrat macht als Warnung öffentlich bekannt, daß eine bejahrte Frau aus Hirschberg, bei dem Holzsammeln im Walde, von einer Kreuzotter gebissen worden und, weil sie zu spät, erst 20 Stunden nach dem Biß, ärztliche Hülfe nachsuchte, daran gestorben sey.

(Königsberg, 9. Juli.) Gestern Nachmittag feierten die Turner ihr jährliches Sommerfest in der Wilkte, und zogen dazu, etwa 600 Köpfe stark, mit Musik hinaus. Während dieser Zeit war ein Junge der niedern Klasse auf dem Turnplatze in der Stadt die hohe Stange hinaufgeklettert, verlor das Gleichgewicht, stürzte zu Boden und brach das Genick.

Wieder etwas Neues, namentlich für Kranke, Alte und Langschläfer. Man hat eine ganz einfache Vorrichtung ersonnen, mittelst der man aus dem Bette die Zimmerthüre nach Gefallen öffnen und schließen kann. Das nutzbare Kindlein heißt Revertor.

Auch die Felsen stehen nicht mehr fest. In einem französischen Dorfe bei Chinon löste sich von einem Berg ein großes Felsenstück los und zertrümmerte die massive Wohnung eines Pächters, die am Fuße lag, wobei außer den Eltern noch drei Kinder getödtet wurden.

In Köln ist der Besitzer einer großen Eisengießerei, Herr Fürth, damit beschäftigt, eine Maschine aufzustellen, um jeden Baustein in wenigen Minuten glatt und kantig zu behauen. Gelingt der Versuch, so sind künftig die Steinmetzen des Bearbeitens der Steine überhoben.

In Breslau hat sich ein Künftighinsichnichtmehrbeimbegrüßendurhhutodermützeabziehenincommodirenwollender Verein gebildet. Auch in Nürnberg ist ein ähnlicher im Werke. Bravo!

Korrespondenz.

Kassel, 10. Juli.

Eine unerfreuliche Meinungsverschiedenheit herrscht hier zwischen der Majorität des Stadtrathes und den Bürgern. Mit ganz außerordentlichem Aufwande wurde aus städtischen Mitteln ein neues Schulhaus aufgebaut, d. h. die Stadt hat sich zu diesem Behufe in eine große Schuldenlast gestürzt und verzinst das Kapital aus dem Aufkommen der Kämmereikasse, wozu jeder Bürger nach seinen Kräften beisteuern muß. Das Gebäude kommt an 80,000 Thlr. Von da an, als der Grundstein gelegt ward, bis zu seiner Vollendung wußte man nicht anders, als daß es zum Zwecke der Aufnahme der „Bürgerschulen“ dienen sollte. Statt dessen ward aber ein Theil zur Wohnung für den Direktor der Realschule, Dr.

Gräfe, bestimmt, den man, beiläufig gesagt, bei seiner Berufung nach Kassel nur als Direktor der Bürgerschulen bezeichnet halte, und die Sache im Stadtrathe der Art zur Diskussion gebracht, ob es nicht zweckmäßiger sey, nur die Realschule, d. h. die Schule, wo ein hohes Schulgeld bezahlt wird, in dies Gebäude zu verlegen. Es gab eine heftige Debatte. Als Gründe dafür wurden angeführt: „1) daß das Haus zu klein sey, um beide Schulanstalten darin unterzubringen, und 2) daß es bedenklich erscheine, beide Schulanstalten in ein und dasselbe Gebäude zu bringen, weil das Disciplinarverfahren beider Schulen verschieden sey, wodurch leicht Reibungen unter den Schülern und Aergerniß entstehen könnte." Nach hartem Kampfe erhielten diese Ansichten die Majorität im Stadtrathe, indem dafür der Hr. Oberbürgermeister Arnold und die Herren Biermann, Jäger, Hütterott, Bohné, Schirmer, Knappe; dagegen aber die Herren Eisengarthen, Bierner, Engelhardt, Fehrenberg, Müller und Wippermann stimmten. Dieser Beschluß durchbebte wie ein Lauffeuer die Bürger, indem er große Unzufriedenheit und Mißbilligung selbst bei Vielen, so bei der Sache unbetheiligt sind, erregte. Schnell ward eine Petition vorbereitet und von über 800 Familienvätern unterzeichnet, worin man die Gründe, die den Beschluß hervorgerufen, zu entkräften suchte. Sie führten aus: „Als der Plan zu dem neuen Schulhause gemacht ward, müssen die Zwecke, zu welchen dasselbe dienen sollte, klar vor Augen gelegen haben, und es muß angenommen werden, daß auch das Bedürfniß an Raum für beide Schulanstalten gehörig erwogen und demgemäß das Haus eingerichtet und erbaut worden sey, und man sey im Publikum nicht davon überzeugt, daß das Schulgebäude, wenn es so eingerichtet und benutzt würde, als es im Plane gelegen, für seine Bestimmung zu klein sey. Dieser Hinderungsgrund dürfte sich daher beseitigen lassen, wenn man nicht ein zu hohes Gewicht auf das zweite Motiv legte. Daß dies aber der Hauptbeweggrund sey, befürchtet man, weil die Realschule, obwohl sie gleich der Bürgerschule, die Kinder vom 6. Lebensjahre an aufnimmt, durch ein der höheren Unterrichtsanstalt angeblich angemessenes milderes Disciplinarverfahren ausgezeichnet, dagegen in der Bürgerschule die körperliche Züchtigung für dienlich gehalten und eingeführt hat. Man wolle nicht annehmen, daß man den Gottlob längst der Vergessenheit anheim gefallenen verderblichen Einfluß der Standesverschiedenheit im vorliegenden Falle habe entscheiden lassen. Denn die nicht durch Glücksgüter begünstigte Bürgerklasse, deren Loos es sey, im Schweiße des Angesichts ihr Brod zu essen, auch noch durch Zurücksetzung gegen den geldbesitzenden Bürgerstand — und durch Mittel, welche sie ihren niedrigen Standpunkt im menschlichen Leben fühlen lassen — zu demüthigen, dazu ist wahrlich keine redliche Veranlassung vorhanden. Es dürfte aller Grund fehlen, die körperliche Züchtigung in der Realschule als unangemessen abzuschaffen, und gleichzeitig sie in der Bürgerschule, zur Beschämung der in diese gehenden Kinder und zur Betrübniß deren Eltern, beizubehalten. Tragen doch, wie die Erfahrung lehrt, die Kinder solcher bürgerlichen Eltern, welche an's Arbeiten gewöhnt sind, nicht selten ein besseres Herz und edleres Gemüth in ihrer Brust und zeigen sich einer humanen Erziehung mehr würdig, als viele Kinder Derjenigen, welche um ihre Subsistenz eben nicht bekümmert zu seyn brauchen. Man sollte daher bei der Bürgerschule lieber die Abschaffung der körperlichen Züchtigung bewirken, als diesen Uebelstand bei der Frage entscheiden zu lassen, ob dieselbe in das neue Schulhaus aufzunehmen sey oder nicht. Es erscheint dieser Umstand um so wichtiger, als er nur eine Herabwürdigung des Bürgers, im engern Sinne des Wortes, ist; zumal als das Institut, was man hier „Realschule" zu nennen beliebt, durchaus nichts weiter ist, als eine auf Standesverschiedenheit begründete Einrichtung. Wahrlich, der redliche Heckert würde mit uns blutige Thränen weinen, wenn er wüßte, daß der Name, den er erfand, um den Jünglingen des Bürgerstandes eine höhere Ausbildung gegen den sogenannten Gelehrtenstand zu verschaffen, auf solche Weise fast hundert Jahre nach der Errichtung der ersten Realschule in Deutschland, mißbraucht würde! Also deshalb nur hätten wir auch diesen Fortschritt der Kultur des Menschengeschlechts erst jetzt, im Jahr 1844, uns angeeignet, während dieser Philanthrop im Jahre 1747 seine Schule zu Berlin eröffnete? — Wir weisen diesen Grund, als den Bürgern Kassels unwürdig, zurück, und erheben unsere Stimme, um gegen ein solches Verfahren mit allen uns zustehenden Rechten, sie mögen in positiven Gesetzen oder in denen der Moral, des Zeitgeistes oder des anerkannten Fortschrittes unserer Zeit begründet seyn, Verwahrung einzulegen, damit niemals die Nachwelt etwa annehmen möge, wir hätten uns stillschweigend gefügt!!" — Die Petition schließt nun, nachdem noch angeführt, daß hinlänglicher Raum vorhanden sey, mit der Bitte: „daß der Stadtrath den fraglichen Gegenstand, unter Zuziehung des Bürgerausschusses, dessen Mitwirkung der Gegenstand wohl um so mehr erfordern möchte, als bei vielen minder wichtigen Angelegenheiten derselbe doch zu Rathe gezogen wird, nochmals erwägen und beschließen möge, die entsprechenden Einrichtungen zu treffen, welche es ausführbar machen, daß auch die Bürgerschule in das neue Schulhaus aufgenommen werden könne;" „eventuell aber, heißt es weiter, sollte unsere gerechte Bitte und Beschwerde keine Erhörung finden, so wollen wir, die Unterzeichneten, hiermit für uns und unsere Nachkommen feierlichst gegen diese Anordnung, nach allen uns zustehenden Rechten, Verwahrung einlegen, mit dem Bemerken, daß diese Verwahrung gegen alle daraus entspringende Verbindlichkeiten, Lasten und Anforderungen mit gelten soll und reserviren uns namentlich das Recht, nach jeder neuen Wahl der Gemeindebehörden diese unsere gerechte Beschwerde wieder vorzubringen, bis Abhülfe geschehe, ohne jemals den Grund gegen uns und unsere Nachkommen gelten zu lassen, als hätten wir in die Einrichtung gewilligt. Niemals werden wir Antheil an einem Beschluß haben wollen, wodurch der Keim der Zwietracht, des Kastengeistes und des Standesvorurtheils, er möge basirt seyn, auf welchem Grund er wolle, in unserer Vaterstadt begründet wird, wodurch die bisher bestandene Eintracht vernichtet und die Jugend von Kindesbeinen an gewöhnt werden soll, als in zwei Stände geschieden und dazu herangebildet zu werden, sich anzusehen. Wir sind das uns und unsern Kindern schuldig, mit denen uns Gott gesegnet und für deren Rechte, für deren Fortkommen wir zu sorgen haben. Die Verfassungsurkunde, die wir alle als heilig beschworen, garantirt uns allen auch gleiche Rechte, und an diesen wollen wir uns nichts verkümmern lassen! Gott helfe uns und unsern Kindern! — Wir bitten diese Erklärung zu den Acten zu nehmen."

Anagramm.

Mit N ein Land, das Alles hat;
Mit P in Baiern eine Stadt.

N—z. G. Heberer.

Mainwasser-Wärme.

Montag, 15. Juli, Morgens 8 Uhr: 14 Grad. W. Gerlach.

Theater-Anzeige.

Montag, 15. Juli. Erste Vorstellung von Döbler's optischen Nebel-Bildern, wie sie in neuester Zeit in der königl. Polytechnik in London unter dem Namen „Dissolving Views" gezeigt worden. Vorher geht: Die Bekenntnisse, Lustspiel in 3 Abth., von Bauernfeld. (Gastrolle) Adolf: Hr. v. Rigeno, vom Theater in Düsseldorf. Mit aufgehobenem Abonnement.

Dienstag, 16. Juli. Der Wildschütz, oder: die Stimme der Natur, komische Oper in 3 Abth., nach Kotzebue frei bearbeitet, Musik von Albert Lortzing. (Unter dessen persönlicher Leitung.)

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 196. Mittwoch, den 17. Juli 1844.

Ottavio Rinuccini.

Von Franz Wey.

(Fortsetzung.)

Nach dem Schauspiel beglückwünschte der König den Dichter, welcher schmachtende Blicke nach der Königin richtete. Diese sagte ihm kein Wort, und begnügte sich, gegen den König zu äußern, daß sie Frau Eurydice zu schmachtend und Herrn Pluto zu gutmüthig gefunden habe. Rinuccini gerieth darüber in Verzweiflung. Seine Thränen würden seinen Schmerz verrathen haben, wenn die Königin sich nicht beeilt hätte, den Saal zu verlassen.

Wie alle Medici, hatte sie sich schnell in das Königthum gefunden. Sie trug mit Leichtigkeit das Joch der Etikette, und der Rausch der Festlichkeiten betäubte sie nicht. Ihre Neigung zu dem König war aufrichtig, aber so wenig glühend, wie die zu ihrem Lehrer. Als Heinrich ihr nach wenigen Wochen untreu ward, nahm sie es sich nicht sehr zu Herzen; aber eben so wenig dachte sie daran, Vergeltung zu üben. Durch seine Abenteuer mit Haber war Rinuccini bedeutend in ihrer Achtung gestiegen. Sie fühlte, daß er, wenn irgend Jemand, ein gefährlicher Nebenbuhler des Königs werden könnte, und was für den König gefährlich wäre, betrachtete sie als noch viel gefährlicher für sich. Sie mied es darum, ihn zu sehen. Diese scheinbare Gleichgültigkeit machte den Dichter unglücklich und schmachtend, und gerade durch dies Schmachten verlor er in ihren Augen mehr, als er durch die Beweise seiner Mannhaftigkeit gewonnen hatte. Er hätte es wissen sollen, denn sie hatte ihm in ihrem letzten Gespräche zu Florenz ihre Sinnesart zu erkennen gegeben.

Verzehrt von Kummer und Langeweile, vertraute er seine Schmerzen den Musen, schrieb leidenschaftliche Sonnette, und dachte mit Schrecken daran, daß Maria sie vielleicht nie lesen würde. Liebend, wie ein Kind, welches nach der Sonne und den Sternen langt oder das Bild des Mondes in einem See haschen will, streckte er in Gedanken die Arme nach der Königin aus, ohne nach Möglichkeit und Unmöglichkeit zu fragen. Sie sehen, mit ihr zu sprechen, war ihm Bedürfniß; sie hören, unaussprechliche Lust. Der Tag begann für ihn, wenn er sie sah; der Tag endigte für ihn, wenn er von ihr schied. Ungeschickt, wie alle wahrhaft Liebenden, gab er, ohne es zu merken, der Neugier der Hofleute immer neue Nahrung. Seine Geschichte mit dem Grafen von Haber war kein Geheimniß. Daß letzterer den Vergötterer der Königin gespielt hatte, war bekannt. Ein solches erheucheltes Gefühl konnte keine Eifersucht erwecken, wohl aber diejenigen Empfindungen, welche der Italiener nicht zu verhehlen wußte, und die man mit doppeltem Widerwillen an ihm bemerkte, weil er ein Ausländer war. Die Hofleute machten sich ein Vergnügen daraus, ihn von der Königin fern zu halten. So ganz allein stehend, suchte er Trost bei seiner einzigen Freundin. Trotz allen Hindernissen gelang es ihm öfter, ihr in den Weg zu kommen; aber sie würdigte ihn keines Wortes. Er widmete und übersandte ihr eine Sammlung seiner Gedichte, und erhielt keine Antwort.

Als die Entfernung und das Schweigen mehrere Wochen gedauert hatte, konnte er es nicht länger ertragen. Er bat sie schriftlich um eine Audienz, und diese ward ihm bewilligt. Zwei Tage darauf empfing ihn Maria in eine der Galerien des Louvre. Sie kam eben aus der Messe, mit der Krone auf dem Haupt und umgeben von ihren Hofdamen. Alles an ihr verrieth die Königin, nichts die Schülerin Rinuccini's. Dem Dichter erstarben die Worte auf den Lippen. Bleich und stumm stand er da, die Augen gesenkt, wie ein Verbrecher.

„Herr Rinuccini," begann die Königin, „Wir haben Euren Wunsch willfahrt. Tragt Eure Bitte vor; ich zweifle nicht, daß sie verdient, in Erwägung gezogen zu werden."

Der ruhige, fast strenge Ton, mit welchem Maria sprach, trieb den Schmerz des Dichters auf's höchste. Die Erinnerung an seine zutrauliche Schülerin im Palast Pitti schwebte ihm vor, und mit Schrecken gewahrte er die Kluft, die ihn von der Vergangenheit schied. Er suchte nach einer Bitte, wie er sie der Königin in solcher Umgebung vortragen könnte; allein die Geistesgewandtheit, mit welcher er sich so glücklich aus den Händen der Räuber und Mörder befreit hatte, mangelte ihm hier gänzlich, und er brachte nichts weiter hervor, als: „Hohe Frau, seyd gnädig und gütig. Ich bin so unglücklich!" Die zurückgehaltenen Thränen drohten ihn zu ersticken. Er wandte sich ab.

„Ihr unglücklich?" entgegnete die Königin. „Wer hat Euch etwas zu Leid gethan? Sprecht, und setzt mich in Stand, Euch zu beruhigen. Der Schutz der Königin ist allen Denen sicher, die mit ihr der Heimath entsagt haben."

„Ach!" sagte der Dichter, Alles um sich her vergessend, „Ew. Majestät wird nie meine Pein lindern. In seinem

Jammer ist Ottavio nichts mehr für Euch. Er hat Euch sein Leben gewidmet, und Ihr wollt es nicht; Ihr habt es unter die Füße getreten."

Die Königin biß sich in die Lippe und erwiederte mit Würde: „Glaubt nicht, daß Uns der Eifer und die Anhänglichkeit Unserer treuen Unterthanen gleichgültig sind. Die Eurige kenn' ich, und werde sie belohnen. Auf der hohen Stelle, auf welche mich die Vorsehung berufen hat, gehöre ich Allen an. Ich kann nicht nach persönlicher Neigung über meine Stunden verfügen. Für mich giebt es kein Privatleben mehr. Ziel aller Blicke, muß ich Allen zum Muster und zur Stütze dienen. Rinuccini, Ihr habt Muße für Eure Gedanken, für Eure Erinnerungen, für Eure Träume; die Königin hat höchstens Zeit, an das Glück Derer zu denken, die ihr theuer sind. Erklärt Euch vertrauensvoll und unbesorgt."

„Ehedem, Gebieterin, linderter Ihr durch Euer Wort die Qualen, die Ihr erriethet. Zu Florenz wagte ich es, sie auszusprechen. Aber hier — —!"

„Zu Florenz!" wiederholte die Königin. „Ottavio, das waren andere Zeiten."

„Ach!" seufzte der Dichter, „ich hatte Recht, als ich sagte, diese Zeiten würden nicht wiederkehren."

(Fortsetzung folgt.)

Der Aufstand der Seiden-Arbeiter in Lyon.

November 1831.

(Aus dem dritten Bande von L. Blanc's: „Histoire de dix ans."*)

Während Paris der größten Aufregung preisgegeben war, glimmte in Lyon der Bürgerkrieg. In Lyon waren es aber nicht, wie in Paris, politische Fragen, welche die Geister in Verwirrungen stürzten und die Gemüther mit Leidenschaft erfüllten. Hier hatte das Uebel tiefere Wurzeln. In der Vorstadt Croix-Rousse vegetirte eine ungeheure Bevölkerung, welche einer mühseligen und für sie fast unfruchtbaren Arbeit hingegeben war. Die Seiden-Arbeiter schmachteten nicht bloß unter dem Drucke des Elends; sie waren auch das Opfer der ungerechtesten Verachtung. Diejenigen, die sie bereicherten, betrachteten sie als einen niedrigeren und gemeineren Menschenstamm; der schreckliche Tribut, den die ungesunde Wohnung und die übermäßige Arbeit in den Werkstätten von ihnen erhoben, lieferte der Verachtung nur neue Waffen, und die schmachvolle Bezeichnung „Canuts" schloß alle Formen ihres Elends in sich. Welche Gedanken mußten die Nächte dieser Parias der modernen Civilisation ausfüllen, wenn sie beim Scheine der Lampe, die in einem schmutzigen Loche brannte, ihre Webstühle für die friedlich schlafenden Reichen in Bewegung setzten? Und dennoch ging ihre Empörung nicht aus ihrem Willen, sondern aus dem Verhängnisse der Umstände hervor, als ob das Elend seine Nahrung und das Prinzip seine Dauer in sich selbst fände!

Um sich eine richtige Vorstellung von dem blutigen Drama zu machen, das wir beschreiben wollen, ist es nöthig, die Organisation der Lyoner Fabriken zu kennen. Sie waren 1831, was sie noch jetzt sind. Die Seiden-Industrie beschäftigte 30 bis 40,000 Arbeiter. Ueber dieser Klasse, welche von einem Tage zum anderen Tage lebte, stand die der Werkstattsführer, die 8 bis 10,000 Mann stark seyn mochte; von diesen war Jeder Besitzer von vier oder fünf Webstühlen und beschäftigte die Arbeiter, denen er die Arbeits-Werkzeuge lieferte, gegen Zurückbehaltung des halben, vom Fabrikanten gezahlten Lohns. Die Fabrikanten, die etwa 800 Mann stark seyn mochten, bildeten eine dritte Klasse zwischen den Werkstattsführern und Denjenigen, die unter dem Namen der Commissionärs ihnen den rohen Stoff lieferten; dies waren wahre Parasite und recht eigentlich die Blutegel der Lyoner Industrie. So lasteten die Commissionärs auf den Fabrikanten, welche wieder die Werkstattsführer drückten; und diese waren genöthigt, das Joch, das sie selbst trugen, in aller Schwere auf die Arbeiter niederfallen zu lassen. Daher ein ununterbrochener Druck; daher im Schoße dieser Klasse, welche die Last aller dieser übereinandergeschichteten Tyranneien trug, ein geheimer Haß, der in den Herzen gährte und sich endlich in zornigem Geschrei Luft machte.

Dennoch hatte die Blüthe der Lyoner Fabriken die Gefahr für lange Zeit beschworen. So lange ihnen die Arbeit nicht unter menschenmörderischen Bedingungen auferlegt worden war, hatten sich die Arbeiter mit dem bescheidenen Lohne begnügt, der ihnen das Leben fristete. Aber Umstände, welche der Juli-Revolution vorausgingen und ihr fremd waren, hatten den Lyoner Fabrikaten geschadet. Zahlreiche Seidenstühle waren in Zürich, Basel, Bern, Köln entstanden; und auch England befreite sich allmählig von dem Tribute, den es der Stadt Lyon so lange bezahlt hatte. Zu dieser Ursache des Unterganges für die Arbeiter kam noch eine zweite und wirksamere. Seit 1824 hatte sich die Zahl der Lyoner Fabrikanten in starkem Verhältnisse vermehrt, und zu den schädlichen Wirkungen der fremden Konkurrenz, welche doch nur die einfachen Stoffe traf, war das Unheil einer inneren Konkurrenz gekommen, welche die äußerste Gränze erreichte. Einige Fabrikanten fuhren fort, sich zu bereichern; aber die meisten, die ihren Gewinn schwinden sahen, ließen ihren Verlust auf die Werkstattsführer fallen, welche wiederum einen Theil der sie drückenden Last den Arbeitern aufluden. Von 4 bis 6 Fr. fiel das Lohn des verständigen und fleißigen Arbeiters allmählig auf 40, 35, 25 Sous; im November 1831 verdiente der Arbeiter, der bei der Fabrication der einfachen Stoffe beschäftigt war, nur noch 18 Sous bei einer Arbeit von 18 Stunden täglich. So war also der Druck durch alle Stufen der industriellen Stufenleiter hindurch gegangen. Als die unglücklichen Arbeiter sich selbst das Brod für ihre Frauen und Kinder streitig machen sahen, stießen sie einen Nothschrei aus. Selbst die Lage der Werkstattsführer wurde hart; die Herabsetzung der Preise für die Façons erlaubte ihnen nicht mehr, die Last hoher Miethen und die Verluste zu tragen, welche sich aus den häufigen Arbeitsferien ergaben. Die Klage wurde allgemein; Werkstattsführer und Arbeiter vereinigten ihre Leiden; und aus diesem Viertel des Elends, welches die Croix-Rousse hieß, hörte man ein zunächst wirres, sodann aber furchtbares und ungeheures Geschwirr ertönen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Eine Uebersetzung des ersten Bandes, von L. Buhl, ist so eben zu Berlin in der W. Hermes'schen Buchhandlung erschienen.

Der neuerstandene Gewerbverein für das Herzogthum Nassau.

Tamen res bona triumphat!

Wer in Deutschland eine große Idee verwirklichen will, der sollte gesehen haben, wie die Engländer gemeinnützige Unternehmungen betreiben; er sollte das unvergleichliche Insel-Königreich besuchen, den Meetings beiwohnen, damit er die wunderbare Anschicklichkeit und Taktfestigkeit dieses Volkes bei gemeinsamen Berathungen kennen lerne, er sollte fleißig die englischen Organe der Oeffentlichkeit studiren, um mit allen Hebeln und Springfedern bekannt zu werden, die nöthig sind, um ein großes Ziel zu erreichen, oder wenn dieses nicht möglich ist, der sollte Schillers Worte:

„Ein Plan, zum Wohl des Vaterland's ersonnen,
Darf, hundert Mal vereitelt, nicht aufgegeben werden."

zu seinem heiligen Wahlspruch erkiesen.

Wahrlich, diese Lehre des Dichters und jenes Beispiel eines unerreichten Volkes enthalten ein Geheimniß, worin die Stärke Englands und die Schwäche Deutschland's beruht. Wie die Engländer, sobald sie einmal klar wissen, was sie wollen, auf ihr Ziel unverwandt losgehen, sich weder rechts noch links umschauen, sich durch keine, auch noch so großen Hindernisse erschrecken lassen, sondern vielmehr in den Hindernissen einen neuen Antrieb zu größerer Energie und Kraftentwicklung finden, so sollten wir auch thun in unserem Ringen nach Stärkung und Hebung der nationalen Industrie. Wir sehen mit Freude und wahrhafter Begeisterung, wie man bereits in den meisten deutschen Staaten, namentlich in Würtemberg, Bayern, Hessen, Baden und Preußen den Engländern das Geheimniß ihrer Stärke und Ueberlegenheit abgelernt hat, und auch in unserm Herzogthum Nassau graut der Morgen und der erste Schimmer einer langersehnten Sonne ergießt sein bleiches Licht über die Städte unseres Landes.

Es lebt in unserm schönen Nassau eine kleine Schaar gemeinsinniger Männer, welche durch Wort und Schrift die Grundsätze der nationalen Industrie im Lande zu verbreiten suchen, welche die feste Ueberzeugung hegen, daß ein Staat ohne Gewerbe einem Fuhrmann gleicht, dessen Wagen nur ein Rad hat. — Diese Ansichten, welche glücklicherweise schon lange die des ganzen übrigen zollvereinten Deutschlands sind, haben bei den Massen schon viel Anklang gefunden und die öffentliche Meinung spricht sich dahin aus, daß dem landwirthschaftlichen Verein für das Herzogthum ein Gewerbverein zur Seite gehen müsse, der die Handwerker und Fabrikanten im Lande ermuthigt auf jede Art, durch Auffindung vergrößerter Absatzwege, durch Belehrung, durch vereinigtes Zusammenwirken 2c.

Wem es bekannt ist, wie wenig bis jetzt unsere Gewerbe ermuthigt worden sind, wie durch diesen absoluten Mangel an Ermuthigung viele, ja die meisten Industriellen in den kleinen Städten genöthigt werden, neben ihrem Gewerbe noch Ackerbau zu treiben, wodurch dann ein unglückliches Mittelwesen zwischen „Bürger" und „Bauer", zwischen „Er" und „Sie" erzeugt und das Grundeigenthum in's Uebertriebene zersplittert wird, der kann sich einen Begriff bilden, wie begierig in den Landstädten die kargen Nachrichten über die Lebensäußerungen des neuerstandenen nassauischen Gewerbvereins aufgenommen werden, und mit welcher Sehnsucht unsere Handwerker nach diesem Hafen blicken, der sie allein vom vollständigen Untergange erretten kann.

Deshalb sind die Blicke des Landes auf die Versammlung des Gewerbvereins, welche am 17. Juli in Wiesbaden behufs der Wahl des Ausschusses statt finden soll, mit ungewöhnlicher Spannung gerichtet, und deshalb sey uns vergönnt, an diese ehrenwerthe Versammlung die Bitte zu richten, schnell und entscheidend zu handeln, die Beschlüsse, Reden, Vorträge 2c. zu veröffentlichen, und die eben so wahren als trefflich ausgeführten Ansichten, welche in den „patriotischen Wünschen eines Wiesbadeners" über die in unserer Hauptstadt zu errichtende Industriehalle enthalten sind, endlich zu beherzigen.

Das unglückselige Prinzip ängstlicher und zweckloser Heimlichkeit, verbunden mit schneckenartiger Langsamkeit, hat schon mehrmals seit vier Jahren die Theilnahme und das Vertrauen in den Ernst der Sache erkaltet. Möchten deshalb diese Ansichten freundlich aufgenommen werden und dahin wirken, daß die heißesten Wünsche der redlichsten Freunde unseres Landes erfüllt, und daß der 17. Juli ein Tag werde, wo die goldene Sonne industrieller Erhebung, wie im übrigen Deutschland, auch über die Städte des Herzogthums ihre erwärmenden Strahlen ergieße.

Mannichfaltigkeiten.

Die Universität Jena wird in diesem Sommer von 437 Studenten besucht. In München zählt man deren 1293. Jena und München!

Am grünen Tisch zu Baden hat sich ein hitziger Kampf zwischen den Russen und Franzosen entsponnen, der für die letzteren unglücklich ausfiel. Zwei Mal gelang es einem jungen Russen, die Truppen des Spielkönigs Benazet zu sprengen und mit reicher Beute beladen als Sieger vom Kampfplatz zu gehen. An einem einzigen Abend soll er 150,000 Franken gefangen genommen haben.

Korrespondenz.

Mainz, 11. Juli.

Wir haben gegenwärtig hier zwei Ausstellungen von Gemälden und Kunstprodukten, die beide wegen ihrer besondern Eigenschaften eine genauere Beschauung und Würdigung verdienen: die große Ausstellung von Gemälden und plastischen Werken des Vereins für Kunst und Literatur, die im Theatergebäude zu sehen ist und die Sammlung von Gemälden, Handzeichnungen und Kupferstichen, die Hr. Baron v. Klein im Pariser Hofe hat aufstellen lassen und die den 15. d. M. öffentlich versteigert werden. Die große Ausstellung im Theater bietet uns ausschließlich Werke neuester Zeit, währenddem jene im Pariser Hofe nur Sachen von ältern Meistern enthält. Im Theater sind Hunderte von Nummern gut und mittelmäßig während im Pariser Hofe nur ohngefähr 50 Gemälde, dagegen viele Hunderte von Zeichnungen und Kupferstichen zu sehen sind. — Unter den 850 Nummern der großen Ausstellung von beinahe 150 Künstlern aus Deutschland und Frankreich kann man 50 einen höhern Werth nicht absprechen, während die übrigen in's Mittelmäßige und selbst in's Geringe fallen. Es ist nun so heutzutage! Man will schnell leben, muß also schnell verdienen und sehr selten geräth das

Uebereilte. Von den Stücken, die uns am meisten ansprachen, nennen wir „Rinaldo und Armida“ von Palme in München, zwei Thierstücke von Beyrat in Lyon, die Umgebung von Nizza von Leon Fleury in Paris, eine Klosterruine von Hasenpflug in Halberstadt, die kleinen Betrüger von Dolard in Lyon, eine Waldlandschaft von Freville in München, die Kirche von Xanten von Arnold zu Straßburg, eine Scene aus den Geheimnissen von Paris von Guerin in Straßburg, ein Maler-Atelier von Dupre in Lyon, das Heirathsgesuch von Rustige in Mainz, ein holländischer Fluß im Winter von Verburgh in Rotterdam, ein Glasgemälde, Christus vorstellend, von Ritter und Müller in Straßburg, eine Hufschmiede von Ruyten in Antwerpen, die Valey-Aly von Ernst Rickard in München, ein Theil des großen Kanals von Venedig von Neus in Mainz, und andere, die zu nennen der Raum nicht gestattet, die sich aber durch korrekte Darstellung, durch Leben und schönes Colorit empfehlen.

(Schluß folgt.)

Wiesbaden, 14. Juli.

Zu den gediegenen Kunstproductionen, welche die Kursaison bis jetzt bot, gehört das gestern von Hrn. Conrad Baldenecker aus Frankfurt im hiesigen Reunionssaale gegebene Konzert, in dem auch dessen Bruder, der 10jährige Violinspieler, Mehreres vortrug. Das frühzeitige Talent dieses Letztern berechtigt zu den schönsten Hoffnungen und besondere Beachtung verdient die reine Intonation seines sehr geläufigen Spiels. Hr. Conrad B. bewährte sich als ausgezeichneten Pianisten, der einen kräftigen Anschlag, große Fertigkeit mit schönem Ton und brillantem Vortrag verbindet, und der es im Spiel mit der linken Hand schon zu einer bedeutenden Sicherheit brachte. Die Leistungen der beiden Brüder erhielten den ungetheiltesten Beifall. Nach dem frühern Programm sollte Fräul. Franziska Rommel von hier das Konzert mit ihrem Gesangstalent unterstützen, was aber aus unbekannten Gründen unterblieb; statt ihrer sang Fräul. Penz, vom hiesigen Theater, zwei Lieder, deren Wahl keine glückliche genannt werden konnte. Jedoch verdient ihre bereitwillige Mitwirkung, die anderer Seits vermißt wurde, um so mehr Anerkennung, als seither die Mitglieder der Frankfurter Oper ihre künstlerische Mitwirkung bereitwilligst eintreten ließen, sobald es die Beförderung diesseitiger Interessen galt.

Soden, 14. Juli.

Unser von der Natur so reich gesegnetes Bad hat sich in diesem Sommer einer sehr starken Frequenz zu erfreuen. Nach der heute ausgegebenen neunten Kurliste haben wir über 200 Nummern mehr als im vorigen Jahre um diese Zeit. Alle Stände, viele Nationen sind hier repräsentirt, während uns die liebe Nachbarstadt Frankfurt immer noch die meisten Gäste sendet. J. k. H. die Frau Herzogin von Nassau und JJ. DD. die Prinzessinnen Helene und Sophie und der Prinz Nicolaus von Nassau, Se. D. der Fürst zu Hohenlohe-Oehringen verweilen noch hier. Unser geschätzter Gast Hoffmann von Fallersleben wird noch bis Ende d. Mts. in unserer Mitte bleiben und dann auf einige Wochen zu Ferdinand Freiligrath nach Kronthal gehen. Hoffmann von Fallersleben lebt hier nur der Wiederherstellung seiner Gesundheit, erhält aber fortdauernd von nahe und ferne Beweise der Theilnahme und Hochachtung. Mendelssohn-Bartholdy ist auch hier eingetroffen. Sehr zu bedauern ist, daß es in unserm Bade immer noch an einem Vereinigungspunkt zur gemüthlichen Unterhaltung fehlt. Auch an einer großartigen gastronomischen Anstalt ist noch Mangel. Doch steht zu erwarten, daß das im Bau nun vollendete große Gasthaus am Eingange des Ortes bald einen gewandten Wirth findet. Mancher Wunsch ist außerdem hier noch zu befriedigen. So ist es unbegreiflich, warum nicht die Brücken auf der Chaussee vor dem Orte mit Geländer versehen werden, da durch diese Nachlässigkeit leicht Menschenleben geopfert werden können. Auch sollte der Chausseebau während der Kur vermieden werden. Sonst aber vergrößert und verschönert sich Soden immer mehr. Der Bau der Eisenbahn von hier nach Höchst muß noch in diesem Herbste beginnen und wird bis zum nächsten Sommer vollendet seyn. Auch der Bau des neuen Kurhauses wird vorbereitet. Die Untersuchung wegen eines neulich an einem Dienstmädchen wahrscheinlich verübten Mordes hat noch zu keinem Resultat geführt. Das Mädchen ist noch nicht aufgefunden.

Frankfurt a. M., 13. Juli.

Der von Hrn. Wiedemann am 12. Juli im Saale der neuen Anlage gegebene Assaut war nicht besonders zahlreich besucht, woran theils die ungünstige Witterung, theils der Umstand, daß die Sache vorher zu wenig bekannt gemacht worden war, Schuld seyn mochte. Leider erhielt Hr. Wiedemann in Folge eines durch ungenügende Kopfbedeckung verursachten Zufalles eine leichte Verletzung, welche ihn an der augenblicklichen ferneren Theilnahme hinderte. Um so erfreulicher war es daher, daß die Herren Christmann (der in hiesiger Gegend noch immer in gutem Ansehen steht) und Schäffer (Letzterer Tambour-Major und Fechtmeister des zu Offenbach liegenden Bataillons) die entstandene Lücke würdig ausfüllten und dabei auch von mehreren ihrer Schüler und sonstigen Fechtliebhabern unterstützt wurden. Insbesondere erregte die von Hrn. Christmann eingeführte und meisterhaft dargelegte Schule im Schwadronhauen die Aufmerksamkeit aller Anwesenden. Man hofft, daß (jedoch nach vorgängiger besserer Bekanntmachung) eine ähnliche Fechtproduktion bald wieder stattfinden werde.

Am 10. d. hatten wir das Vergnügen, Hrn. A. Hesse, Organisten an der Bernhardinerkirche in Breslau, bei seiner Durchreise von Paris, in der hiesigen Katharinenkirche vor einer Versammlung der geachtetsten Tonkünstler spielen zu hören. Wenn wir hiermit Hrn. Hesse unsern Dank für sein meisterhaftes Spiel in die Ferne nachrufen, so fühlen wir uns ebenfalls dem Organisten an dieser Kirche, Hrn. Kellner, für seine Bereitwilligkeit, uns diesen Genuß verschafft zu haben, verpflichtet.

Auflösung des Anagramms in Nro. 195.

Nassau. Passau.

Mainwasser-Wärme.

Dienstag, 16. Juli, Morgens 8 Uhr: 14 Grad. W. Gerlach.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 16. Juli. Der Wildschütz, oder: die Stimme der Natur, komische Oper in 3 Abth., nach Kotzebue frei bearbeitet, Musik von Albert Lortzing. (Unter dessen persönlicher Leitung.)

Mittwoch, 17. Juli. Zweite Vorstellung von Döbler's optischen Nebel-Bildern, wie sie in neuester Zeit in der königl. Polytechnik in London unter dem Namen „Dissolving Views“ gezeigt worden. Vorher geht: Die Wahnsinnige, Drama in 2 Abth., nach Melesville's: „Elle est folle“, von L. Angely. (Gastrolle) Sir Harleigh: Hr. Roman, vom Theater zu Lemberg. — Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 197. Donnerstag, den 18. Juli 1844.

Ottavio Rinuccini.

Von Franz Wey.

(Fortsetzung.)

„Mein lieber Lehrer," fuhr Maria fort, „wir haben unsere Kindheit beiderseits zu lange dauern lassen. Die Königin macht Euch keinen Vorwurf. Maria hat Alles vergessen. Ihr steht allein, ohne Verwandte, ohne Freunde, denn Ihr habt Alles um meinetwillen verlassen. Ich will Euch geben, was Euch fehlt, eine Familie, ein Weib, welches stolz auf Euch seyn wird — —"

„Erhabene Frau," unterbrach der schwärmerische Dichter, „fügt nicht zu Euren grausamen Lehren die Beleidigung hinzu! an meiner Beständigkeit zu zweifeln. Nie wird ein Weib, und wär' es eine Königin, ein Wort der Liebe von meinen Lippen vernehmen. Es giebt Seelen, die zu hoch stehen, als daß sie sinken könnten. Ein Herz, in welchem eine so reine edle Flamme entzündet ist, bleibt für immer versiegelt. Es ist ein Tempel, den ich nicht entweihen werde."

„Still, Rinuccini!" erwiederte die Königin, „Ihr seyd außer Euch."

„Was hab' ich in dieser Welt zu verlieren?" klagte der Dichter mit Bitterkeit. „Warum sollt' ich in diesem letzten Augenblick Gefühle unterdrücken, die sich vielleicht zum letzten Mal kund geben. O, hohe Herrin! wie sehr seyd Ihr verändert, da Ihr den ergebensten Eurer Sklaven unwürdig findet, ein Wort der Freundschaft zu vernehmen, welches ihn erquicken würde, wie der Thau die welke Blume! Ihr seyd Zeuge meiner Marter, und Ihr verschmäht es, in die Flamme, welche mich verzehrt, einige Tropfen Wasser zu gießen, mir einige Blicke zuzuwerfen, die mich trösten und neu beleben könnten. Der, den Ihr zurückstoßt und verlacht als einen Thoren, würde freudig sein Leben opfern, um Euch einen Seufzer zu ersparen. Er mag bleiben oder weit hinweg gehen, die Jahre mögen ihn beugen und aus Eurem Andenken verwischen, Ihr werdet stets in dem seinigen leben, und er wird treulich den Gedanken hegen, der sein Schmerz und seine Lust ist. Ich fühle, dies ist das letzte Geständniß, das abzulegen mir vergönnt ist. Ich fühle, von nun an ist jedes Band zerrissen; aber verschweigt das Wort, welches ich errathe, ohne die Kraft zu besitzen, es anzuhören."

Die Königin, mühsam ihre Verlegenheit verbergend, entgegnete mit gedämpfter Stimme: „Die gewiß allzugroße Nachsicht, mit der ich Euch anhöre — ist sie Nichts in Euren Augen? Erwägt diesen Beweis von Theilnahme, den ich Euch gebe — oder vielmehr vergeßt ihn; erinnert mich nie daran, damit ich ihn nie bereue. Lebt wohl, Ottavio. Die, welche Euch beschäftigt, ist nicht mehr. Ihr letzter Wille ist, daß Ihr ihren Rang, ihren Ruf, ihre Ruhe achtet."

Der Dichter sank auf die Knie nieder und drückte seine Lippen auf die Hand, welche er nie mehr berühren sollte. Während der Blick Mariens mit Theilnahme auf ihm ruhte, ward eine Tapete aufgehoben, und der König trat hinter derselben hervor in die Galerie. Scherzhaft, wie immer, nahm er die Miene des Erstaunens an, und rief: „Ei, ei, Frau Gemahlin! So schnell?"

Ohne ihre Hand zurückzuziehen, wandte Maria sich langsam um und sprach, auf Rinuccini deutend, der hastig aufgestanden war: „Kommt, Sire, und helft mir, diesen armen Diener trösten."

„Wenn es Euch nicht gelingt mit der Mühe, die Ihr Euch nehmt, dann kann ich die meinige sparen," erwiederte lächelnd der König. „Ein Anderer, als ich, hätte eintreten können."

„Sire," sagte die Königin mit Ernst und Würde, „dieser Edelmann, den mein Vater sehr liebt, und den ich besonders schätze, kann sich nicht in den Gang unseres Hoflebens finden. Seine Arbeiten, seine Freunde, sein Vaterland ziehen ihn zu sich. Er ist gekommen, Uns um Urlaub zu bitten, und hat Uns eben Lebewohl gesagt."

„Ich begreife seinen Schmerz," bemerkte der König; „ich sehe sogar, daß er mit Thränen der fernen Heimath gedenkt. Ew. Majestät hat wohl gethan, sich barmherzig zu zeigen."

Während dieser Unterredung verwandelte sich die Bestürzung Rinuccini's in Verzweiflung. Doch gewann er es über sich, weitere Ausbrüche seines Schmerzes, die unschicklich und lächerlich gewesen wären, zurückzuhalten. Die Königin machte dem peinlichen Auftritt ein Ende, indem sie dem gesenkten Blickes dastehenden Dichter sagte: „Dankt Sr. Majestät für die Güte, mit welcher der König Euch beehrt hat, und bittet ihn, Eure Abreise zu gestatten."

Rinuccini verbeugte sich ehrfurchtsvoll vor dem König, und dieser sagte: „Madame, Wir können Euch nichts versagen."

„Wann gedenkt Ihr abzureisen, Herr Rinuccini?" fragte die Königin mit fester Stimme.

„Morgen," flüsterte der Dichter.

Die Königin winkte ihm den Abschiedsgruß zu, und entfernte sich am Arm ihres Gemahls.

Sich von einer geliebten Person trennen, ist eine harte Probe, die jedoch oft durch eine schwache Hoffnung gemildert wird. Der schmerzlichste Augenblick ist der, wo man den Ort verläßt, wo sie weilt, denn in diesem Augenblick schwindet leicht selbst gegründete Hoffnung. So lange man dieselbe Luft einathmet, wie die geliebte Person, so lange man sich ihr nahe weiß, sie, wenigstens zuweilen, sehen, so lange man gehen kann, wo sie gegangen ist, täuscht sich das Herz leichter. Erst wenn man einen andern Himmel über sich sieht, gelangt man zum vollen Bewußtseyn seines Verlustes.

Rinuccini besaß nicht die Willenskraft, so schnell abzureisen, wie er es versprochen hatte. In eine unscheinbare Wohnung zurückgezogen, brachte er mehrere Tage zu mit Weinen, Beten und Betrachtungen, welche Empfindungen erweckten, wie ein in der Wunde herumgedrehter Pfeil. Des Nachts schlich er längs dem Louvre hin, und suchte an irgend einem Fenster das Bild zu erspähen, welches seine Seele erfüllte. Glücklicher Weise war er zu aufrichtig und zu wenig eingebildet, um sich auf die Dauer mit leeren Hoffnungen zu schmeicheln. Er glaubte endlich einzusehen, daß die Königin für ihn nichts weiter fühle, als ein wenig Mitleid. Diese Entdeckung führte ihn zu dem Urtheil, daß seine Leidenschaft eine Thorheit sey, daß er nie etwas zu hoffen und zu erwarten gehabt, und daß seine Selbsttäuschung ihn unglücklich gemacht habe.

Es giebt Leute, für welche die Ueberzeugung von der Zwecklosigkeit ihrer Leidenschaft zum Heilmittel wider dieselbe dient. Sobald sie finden, daß ihre Seufzer rein für nichts sind, hören sie auf zu seufzen. Das Bewußtseyn, noch zeitig ihren Irrthum eingesehen zu haben, schmeichelt ihrer Eigenliebe, und sie zweifeln nicht, daß sie, durch Erfahrungen gewitzigt, bei nächster Gelegenheit ihre Neigung einem Gegenstand zuwenden werden, der sie erwiedert. Bei Ottavio Rinuccini war dieß nicht der Fall. Er hielt sein Uebel für unheilbar. Man hätte ihm Heilung, selbst Vergessenheit anbieten dürfen, und er würde sie zurückgewiesen haben. Er wollte von keinem Trost wissen. Nachdem er Marien verloren, war das Leben für ihn geschlossen. Der Ruhm, von dem er geträumt hatte, erschien ihm eitel und nutzlos. Er dachte an den Tod, und dieser Gedanke führte ihn zu dem an Gott. Er entsagte der Welt und suchte Frieden der Seele in einem Kloster. In dieser Absicht kehrte er nach Florenz zurück. So brachte der junge Dichter von Paris, wo er sich durch einen Zweikampf und durch die erste in Frankreich gesehene Oper einen Namen gemacht hatte, den Beruf zum beschaulichen Leben in die Heimath zurück. Im Kloster zeichnete er sich aus als Verfasser erbaulicher Gesänge. Bald aber fand er an dem Ort seines verlornen Glücks zu viele Zerstreuung, zu viele Erinnerung an die Vergangenheit. Er verließ Florenz und Italien, und verbarg sich in der Einsamkeit eines deutschen Klosters. Bald war sein Name verschollen und vergessen.

(Schluß folgt.)

Der Aufstand der Seiden-Arbeiter in Lyon.

(Fortsetzung.)

Lyon hatte seit einiger Zeit einen Präfekten, der es gut verstand, den Volksleidenschaften zu schmeicheln und sie zu leiten. Herr Bouvier-Dumoulard sah bald ein, daß man in dem Zustande, worin sich die Dinge befanden, entweder die arbeitende Bevölkerung ausrotten oder ihre Forderungen befriedigen müsse. Er entschied sich für das Letztere. Unglücklicherweise war sein Ansehen in Lyon nicht fest begründet. Er wurde von der Munizipal-Verwaltung, einer mißtrauischen Gewalt, unter deren Streichen schon sein Vorgänger Paulze d'Ivoy erlegen war, nicht nachdrücklich unterstützt; noch bedenklicher war, daß er im General-Lieutenant Roguet einen Feind hatte. Der Graf Roguet war ein tüchtiger Soldat, aber er war auch nur das. Die Klagen der arbeitenden Bevölkerung waren nach seiner Ansicht nur der Ausbruch einer meuterischen Unzufriedenheit, und diese Stimmung, verbunden mit seinen persönlichen Antipathieen, machte ihn nicht sehr geeignet, die Pläne der Munizipal-Verwaltung zu unterstützen. Trotz aller dieser Schwierigkeiten machte sich Bouvier-Dumoulard an's Werk. Zunächst suchte er das Vertrauen der Arbeiter zu gewinnen, indem er sich als den Verfechter ihrer Interessen darstellte. Sie forderten die Festsetzung eines Tarifs mit einem Minimum; diese Forderung war gerecht; er traf seine Maßregeln, um sie durchzusetzen. Am 11. Oktober 1831 hatte der Rath der Werkverständigen folgende Erklärung entworfen:

„In Betracht, daß es allgemein bekannt ist, daß viele Fabrikanten ein zu geringes Lohn für die Façon bezahlen, ist es nützlich, daß ein Tarif das Minimum für den Preis der Façon festsetze."

Obgleich dieser Rath der Werkverständigen sich durch ein sonderbares Zusammentreffen auf Veranlassung des General-Lieutenants Roguet versammelt hatte, so beschloß doch Herr Bouvier-Dumoulard, jener Erklärung, die vollkommen mit seinem Plane zusammenfiel, Folge zu geben, und am 15. versammelte er unter seinem Vorsitze die Handels-Kammern, die Maires von Lyon und der drei Vorstädte. Es wurde beschlossen, daß die Grundlagen eines Tarifs zwischen 22 Arbeitern, von denen 12 schon von ihren Kameraden abgeordnet waren, und 22 Fabrikanten, welche die Handelskammer bezeichnete, festgestellt werden sollten.

Gewiß entsprach nichts so sehr den Gesetzen der Gerechtigkeit und Menschlichkeit. Vorausgesetzt selbst, daß diese Maßregel nicht gesetzlich gewesen wäre, vorausgesetzt, daß sie nicht 1789 durch die konstituirende Versammlung, 1793 durch den Konvent und 1811 durch das Kaiserthum genehmigt worden wäre, so wurde sie doch durch den Stand der Dinge gebieterisch verlangt. Tausende von Arbeitern bewiesen durch das Uebermaß ihres Elends die Tyrannei der vermeintlichen Freiheit der Verträge, welche die Fabrikanten für sich in Anspruch nahmen. Mehrere Tausend Arbeiter drohten Lyon mit ihrer Verzweiflung. Sollte man zwischen den Gesetzen der verletzten Menschlichkeit und dem unvermeidlich gewordenen Bürgerkriege unthätig schwanken? Die Macht, welche unter solchen Umständen nicht willkürlich zu seyn versteht, muß abdanken. Man ist unwürdig, Menschen zu befehlen, wenn man, um sich zu retten, nicht viel zu wagen und selbst seinen Kopf auf's Spiel zu setzen fähig ist.

Bouvier-Dumoulard hätte also den Tarif selbst festsetzen können und müssen; er war nicht so kühn und begnügte sich, die beiden Parteien einander gegenüber zu stellen. Aber die Unrichtigkeit der Begriffe, welche sich im Publikum über die Rechte des Handels und über die Freiheit der Verträge verbreitet hatte, war so groß, daß das Benehmen des Präfekten, wie furchtsam und gesetzlich es auch gewesen, dennoch von den Fabrikanten auf's lebhafteste getadelt und als ein Mißbrauch der Gewalt erachtet wurde. Die Arbeiter sahen dagegen fast eine Wohlthat in Dem, was nur eine strenge und nothwendige Ausführung der Gesetze der Gerechtigkeit war. Am 21. Oktober wurde eine neue Versammlung im Hotel der Präfektur zusammenberufen. Die 22 Fabrikanten, welche die Handels-Kammer auserwählt hatte, standen hier den 12 Abgesandten der arbeitenden Klasse gegenüber. Aber die Fabrikanten machten bemerklich, daß sie, als von Amts wegen ernannt, ihre Kollegen nicht vertreten könnten. Die Abgesandten der Arbeiter dagegen sollten ihre Zahl auf 22 bringen. Eine dritte Versammlung wurde nun ausgeschrieben, damit die Fabrikanten Zeit hätten, Bevollmächtigte zu ernennen. Indeß wurde die Krisis immer drohender. Zahlreiche Versammlungen von Arbeitern bildeten sich alle Abende auf den öffentlichen Plätzen; Volksredner durchstreiften die Gruppen, machten auf die Grausamkeit dieser Verzögerungen aufmerksam und fragten, ob man, um dem Arbeiter Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, so lange warten wolle, bis ihn der Hunger selbst zur Klage unfähig gemacht habe. Der 25. Oktober war für die definitive Erörterung des Tarifs angesetzt worden. An diesem Tage sah die Stadt Lyon von zehn Uhr Morgens an ein seltsames und rührendes Schauspiel: eine ungeheure Menge zog in guter Ordnung und schweigend von der Höhe der Croix-Rousse herab, wanderte durch die Stadt und bedeckte den Platz von Bellecour und den Platz der Präfektur. Es war dies die hungrige Menge der Arbeiter, welche ihr Schicksal erfahren wollten. Sie blieben hier einige Zeit, ohne einen Schrei, eine Drohung auszustoßen: sie waren weder mit Flinten, noch mit Säbeln, noch selbst mit Stöcken bewaffnet; nur flatterte eine dreifarbige Fahne über ihren Köpfen, und ihre Führer trugen einen kleinen Stab, um sich kenntlich zu machen und die Disziplin zu erhalten.

Wie friedlich aber auch diese Demonstration seyn mochte, so fürchtete doch Bouvier-Dumoulard, daß sie zu Verläumdungen Anlaß geben könne; er begab sich daher unter die Arbeiter, stellte ihnen vor, daß sie nicht das Ansehen gewinnen dürften, als wollten sie den Tarif mit Gewalt erobern, und erklärte ihnen endlich, daß die Sitzung nicht eher eröffnet werden sollte, als bis sie sich zurückgezogen haben würden. Es wurde Es lebe der Präfekt! gerufen, und das Volk begab sich langsam, in guter Ordnung, das andere Volk durchschreitend, welches stumm vor Erstaunen war, in sein Quartier zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Theaternotizen.) Fräul. Louise Neumann, k. k. Hofschauspielerin, Tochter der Mad. Haizinger, hat sich bereit erklärt, zum Besten des Frankfurter Theater-Pensionsfonds eine Gastrolle zu geben und zu diesem Zwecke das Lustspiel: „Ich bleibe ledig", gewählt. Eine artige Novität: „Fritz, Ziethen und Schwerin", dramatische Scene, wird als Zugabe den Abend zu einem angenehm unterhaltenden machen. Die genannte Künstlerin wird auf ihrer Durchreise nur ein Mal, und zwar in dieser Vorstellung, auftreten. — Am 15. d. M. gab Hr. Professor Döbler auf der Frankfurter Bühne die erste Vorstellung seiner optischen Nebelbilder. Eine Besprechung derselben bis nach der nächsten Wiederholung uns vorbehaltend, glauben wir nur andeuten zu müssen, daß bei einer schwächeren Beleuchtung des Hauses und Orchesters der Effekt der auf der Bühne vorüberschwebenden Bilder gewonnen haben würde. Auch sollen, wie wir vernehmen, für die nächste Darstellung die deßfallsigen Anordnungen getroffen werden.

(Gent.) Das „Journal des Flandres" fährt fort, über die Vorstellungen der deutschen Operngesellschaft unter Hrn. Remie's Leitung günstig zu berichten. Die Aufführung der „Norma" wird als eine besonders gelungene hervorgehoben. Mad. Pirscher sang die Titelrolle, und „man war unentschieden, ob man die Sängerin, oder die Darstellerin mehr anzuerkennen hatte. Im dritten Akte zeigte sie die ganze Fülle ihrer Kunstmittel. Sowohl den Ausdruck der Leidenschaft als auch den der Mutterliebe wußte sie in Gesang und Spiel trefflich zu bezeichnen. Der Beifall war allgemein." Eben so werden die Leistungen der Herren Reichel und Stritt und der Fräul. Kreutzer rühmend erwähnt.

(München.) Hr. Lor. Gruber, Vorstand der k. Turn-Anstalt rc., veranstaltet auf Samstag den 24. Aug., als am Vorabende des Geburts- und Namensfestes Sr. Maj. des Königs, ein Fest-Turnen mit Gesang. Ueber diese eben so erfreuliche als seltene Festlichkeit ist bereits ein eigenes Programm erschienen. Dieses Fest-Turnen wird von den Turnern an der k. öffentlichen Turn-Anstalt gehalten.

Zwei Frauen begegneten sich bald nach der Errichtung des Telegraphen in Berlin. „Ach, meine Liebe, Ihr Mann ist bei'm Tele Grafen angestellt, wie thut man Sie denn nun nennen, Frau Tele Gräfin?" — „Sie sind gar zu gütig; wenn mein Mann auch den höchsten Posten im Lande hat, bin ich doch gar nicht hochmüthig, nennen Sie mich nur schlechtweg Frau Gräfin."

Korrespondenz.

Mainz, 11. Juli.

(Schluß.)

Unter den Gemälden im Pariser Hofe bemerken wir eine Andromeda, nach dem Urtheile mehrerer Kenner von Domenichino, ein treffliches Gemälde voll Wärme und Leben; eine sterbende Mutter Gottes mit den zwölf Aposteln von Kalf, dem Verfertiger des berühmten Altarbildes im Kölner Dom, ein Meisterstück der altdeutschen Schule; Apollo und Daphne von Poussin; eine heilige Familie von van Thulden, mit 9 Figuren in Lebensgröße; zwei Thierstücke von Dervis; eine Landschaft von Vernet und zwei dergleichen von Kaspar Schneider; ein Bauer von Boga; eine heil. Familie von Langenhöfel; eine Landschaft mit Reutern von Wouvermanns; Hektor's Tod von Schmidt; die Geburt Christi von Bassano u. s. w. Unter

den Handzeichnungen der italienischen, deutschen, niederländischen und französischen Schule und den Kupferstichen der italienischen Schule finden sich höchst seltene Exemplare von vorzüglichen Meistern, die in wenigen Sammlungen vorhanden sind. Der Besuch der großen Ausstellung im Theatergebäude war während den ersten zehn Tagen ihrer Eröffnung bei weitem nicht so zahlreich, wie in frühern Jahren und nicht so, wie es der gute Zweck der Sache und der sonst so rege Kunstsinn der Mainzer mit vollem Rechte erwarten ließen; man verschiebt ihn ohne Zweifel in der Erwartung, daß die Sammlung gegen das Ende des Monats noch mehr vervollständigt werden würde, wie dies auch früher der Fall war, wo in den letzten Tagen man sich des Andrangs kaum erwehren konnte; hierzu ist jedoch diesmal keine Aussicht vorhanden; die in den letztverflossenen Tagen von Mainzer Künstlern noch hinzu gekommenen Arbeiten, die alleinigen, die noch zurück waren, sind nun an Ort und Stelle und bestehen meistens aus Portraits und einigen Landschaften und andern Arbeiten eines von seinen Reisen zurückgekehrten jungen hiesigen Künstlers. Wir müssen demnach das kunstliebende Publikum dringend einladen, seinen Besuch nicht länger aufzuschieben; Jene aber, welchen die Beförderung der Kunst und ihr ferneres Gedeihen in hiesiger Stadt am Herzen liegt, müssen wir bitten, sich mit Loosen zu dem Ankaufe von Gemälden zu der bevorstehenden Verloosung zu betheiligen; es sind deren bis jetzt kaum 60 genommen, während mehrere Hundert in andern Städten gezeichnet wurden, die keine so große Bevölkerung wie Mainz haben. Auch an Jene richten wir unsere dringende Bitte um Abnahme von Loosen, welche bisher als Beschützer, als Beförderer der Kunst bekannt waren, deren Namen deshalb in aller Mund sind und nicht auf der Liste fehlen dürfen, die demnächst durch den Druck veröffentlicht werden wird.

Hamburg, 8. Juli.

Die für uns neue komische Oper von Adam: „Zum treuen Schäfer“ wurde gestern Abend zum Erstenmal im Stadttheater aufgeführt und fand eine recht beifällige Aufnahme. Es ist leichte Waare, diese Conversationsoper; leichte, gefällige und ansprechende Melodieen, dabei viele Reminiscenzen und bekannte Anklänge — auch manche, freilich nicht neue, aber wirksame und interessante Situationen. Die Aufführung war im Ganzen wohlgelungen. Die Hauptpartie, Cockerell, der Conditor zum treuen Schäfer, ein verliebter, am Hochzeitstage von seiner Frau getrennter, von allerlei Fatalitäten verfolgter, gutmüthiger Bursche war durch Hrn. Kaps besetzt, der sich über Erwarten gut mit dieser Rolle abfand und durch seinen Gesang, wie durch sein lebendiges, launiges Spiel laute Anerkennung fand und sogar die Ehre genoß — hervorgerufen zu werden. Neben ihm excellirte besonders Mad. Wittun-Fehringer, als Caroline, die in neuester Zeit bedeutende Fortschritte gemacht und sich die Gunst des Publikums in hohem Grade erworben hat. Auch Hr. Brassin (Graf), der seine wunderschöne Stimme geltend machte, und Hr. Gerstel (Polizeichef) trugen zu der günstigen Aufnahme wacker das Ihrige bei. Am Schlusse wurden Alle gerufen. — Die als erste Liebhaberin engagirte Dem. Brock soll sich plötzlich eines Andern besonnen haben und ist in ihr Engagement nach Schwerin zurückgekehrt. — Auf der Thaliabühne gastirt Hr. Kläger, vom Hoftheater zu Kassel, früher beliebtes Mitglied des hiesigen zweiten Theaters. Wir sahen ihn bis jetzt in Maltitz „Leibrente“ als verkleideten Hospitalrath, als Pfeffer in „Nro. 777“ und als „armer Poet“. Kläger's eigentliches Fach waren immer Charakterrollen und Intriguants; allein die Fortschritte, die er seit seiner Abwesenheit in der Kunst gemacht hat, scheinen, nach diesen ersten Proben zu urtheilen, nicht sehr bedeutend zu seyn. Am besten gefiel er uns in der „Leibrente“, wo er die Entpuppung und allmälige Verjüngung des alten, hinfälligen Hospitalraths in feinen Nüancen und Uebergängen zum Theil recht geschickt zur Anschauung brachte. Als Pfeffer war er ohne Pfeffer und Salz, ohne die eigentlichen Ingredienzien dieser mephistopheles-artigen Schreibercreatur. Zwar hielt er sich von aller Uebertreibung fern, doch schien uns, wie gesagt, die rechte Würze der Rolle zu mangeln. Eine Novität: „Wer wird Amtmann?“, Lebensbild von Kayser, hat wenig angesprochen und dürfte nicht viele Wiederholungen erleben. Das Ganze dreht sich um vielgebrauchte Motive, Kassendiebstahl rc. und enthält zu viel tragische Elemente, die man in diesem Theater der heitern Muse nun einmal nicht liebt. Hr. Börner und Hr. Wilke, die Träger der Hauptrollen, thaten ihr Mögliches. — Bosco zaubert hier noch immer fort und zwar bei gedrängt vollem Hause; freilich schon in der vorigen Woche zum letzten Male, allein das kennen wir jetzt, seit die Milanollo's sechs oder sieben Mal zum letzten Male gespielt haben. Jetzt wird er noch zwei oder drei Vorstellungen geben und zwar morgen zu seinem Benefiz, wo er 15 neue Experimente versprochen hat, und dann über Berlin und Leipzig nach Wien reisen. Er ist jedenfalls in seiner Kunst der Erste, darin stimmen Alle überein, und seine Experimente, namentlich das plötzliche Verschwindenmachen der Kugeln, sind wahrhaft staunenswerth. Auch haben wir eine solche Mannichfaltigkeit und Abwechselung in den Productionen bei keinem andern Künstler der Art gesehen. Sein Vortrag in gebrochenem Deutsch und schlechtem Französisch ist originell und, wenn auch keineswegs so elegant wie Döbler's, doch ganz angenehm.

Leipzig, 7. Juli.

Ein so eben bei unserm wackern Buchhändler Ernst Götz erschienenes Werk: „Geschichte und Wesenheit der Religionen für Gebildete und ihre Familien von Dr. G. W. Fink“, verdient nicht allein des lehrreichen, allgemeines Interesse erregenden Inhaltes, sondern auch des Verfassers wegen Erwähnung und Anerkennung. Hr. Dr. Fink, ein erfahrungsvoller und kenntnißreicher siebzigjähriger Greis, einer unserer ehrenhaftesten Bürger, war früher eine Zeit lang gern gehörter Prediger an der hiesigen reformirten Kirche, allwo man ihm eine Stelle als Geistlicher antrug. Da er aber die symbolischen Bücher beschwören sollte und dieser Schwur nicht mit seinen Grundsätzen und Gewissen übereinstimmte, so entsagte er freiwillig dieser sehr einträglichen Stelle, was jedenfalls ein ehrender, charaktervoller Zug ist. Er ist auch ein ausgezeichneter Musikgelehrter, redigirte mehrere Jahre die „Allgemeine Musikzeitung“ und ist gegenwärtig Lehrer der Musik bei unserer Universität. Das in Frage stehende Buch enthält ausgearbeitete Vorträge über Religionsgeschichte, die er mit großem Beifalle vor einem zahlreichen Publikum in der hiesigen Buchhändlerbörse hielt. Der Verf. hat es verstanden, den ungeheuern Stoff sehr geschickt zu überwältigen, parteilos, wahr und anziehend darzustellen und das Buch kann daher mit vollem Rechte als brauchbar und nützlich anempfohlen werden. — Noch etwas vom „ewigen Juden“! Ein hiesiger Schriftsteller, Theodor Oelkers, schrieb vor einiger Zeit ebenfalls einen „ewigen Juden“, von dem bereits zwei Theile bei Th. Thomas erschienen sind. Der Buchhändler hatte den guten Einfall, auf dem Titelblatte: „deutsch von Oelkers“ zu setzen, so daß man viel von diesem Buche kaufte unter dem Wahne, es sey eine Uebertragung des gerühmten französischen Juden.

Mainwasser-Wärme.

Mittwoch, 17. Juli, Morgens 8 Uhr: 14 Grad. W. Gerlach.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 17. Juli. Zweite Vorstellung von Döbler's optischen Nebel-Bildern, wie sie in neuester Zeit in der königl. Polytechnik in London unter dem Namen „Dissolving Views“ gezeigt worden. Vorher geht: Die Wahnsinnige, Drama in 2 Abth., nach Melesville's: „Elle est folle“, von L. Angely. (Gastrolle) Sir Harleigh: Hr. Rémay, vom Theater zu Lemberg. — Mit aufgehobenem Abonnement.

Donnerstag, 18. Juli. Das Nachtlager in Granada, Oper in 2 Abth., Musik von Conradin Kreutzer. (Gastrolle) Gomez: Hr. Perigrund, vom Stadttheater zu Hamburg.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 198. Freitag, den 19. Juli 1844.

Octavio Rinuccini.

Von Franz Wey.

(Schluß.)

Ganz anders und noch weniger beneidenswerth war das Schicksal Maria's de Medici. So lange ihr Gemahl lebte, hatte sie die Demüthigung, zu sehen, daß er von einer Geliebten zur andern floh, ohne sich um sie zu bekümmern. Nach seinem Tod stürzte sie sich in das Gewühl der Parteikämpfe, um sich für die Langeweile ihres bisherigen Lebens zu entschädigen. Sie ward verrathen von Denjenigen, welche sie erhoben hatte; sie ward von ihrem eigenen Sohn aus dem Land gejagt. Die Wittwe Heinrichs des Großen fristete ein elendes Daseyn in den niederländischen Städten. Im Jahr 1642 fand sie zu Köln Zuflucht in dem Haus eines berühmten Malers, dessen Gönnerin sie einst gewesen. Kaum hatte sie diese Ruhestätte gefunden, so spürte sie, daß sie eine weitere nicht zu suchen haben würde, und daß die Irrfahrt ihres Lebens dem Ende nahe sey. Sie drückte den Wunsch aus, einen frommen Beichtvater bei sich zu sehen, und ihre Wirthsleute führten ihr den Prior der Dominikaner zu.

Der Prior war ein durch das Alter gebeugter Greis, dessen Magerkeit auf harte Bußübungen und angestrengte Geistesarbeit schließen ließ, und dessen sanfte und schwermüthige Züge verriethen, daß er viel gelitten hatte. Seine wohltönende Stimme war allein schon gemacht, Vertrauen zu ihm zu erwecken. Er fand die Königin in einem düstern Saal von feierlichem Aussehen, in Trauerkleidern auf einem Sessel zusammengesunken, dessen rothe Kissen die Blässe ihres entstellten Gesichts noch mehr hervorhoben. Das Goldblond ihrer Haare hatte sich in Silberweiß verwandelt. Ihre einst so schönen blauen Augen waren grau geworden, und an die Stelle des sanften Blicks war ein finsterer getreten. Ihre herabgezogenen Mundwinkel gaben ihr nicht blos ein krankhaftes, sondern auch ein hochmüthiges Ansehen. Sie vermochte nicht, den Kopf vorwärts zu heben von dem Sammetkissen, wider welchem er ruhte. Sie faltete ihre abgemagerten Hände und sammelte sich, um die Anrede des Geistlichen mit Andacht zu vernehmen.

Der heilige Mann hielt ihr einen rührenden Vortrag. Der Anblick der gefallenen Größe schien ihn auf's tiefste erschüttert zu haben; denn mit Thränen in den Augen schloß er seine Rede. Die Königin hieß ihn niedersetzen und begann eine lange, ausführliche Beichte. Der Klosterbruder hörte ihr mit gespannter Aufmerksamkeit zu. Es schien fast, als erwarte er eine Offenbarung, die ihn nicht überraschen könnte. Maria klagte sich eines maßlosen Ehrgeizes an, des schlechten Gebrauchs, den sie von dem Geld ihres Volks gemacht habe, indem sie es zur Befriedigung ihrer Hoffart verwendet; sie beklagte ihre Heftigkeit, ihre Liebe zu eitlen Vergnügungen; aber sie gestand keinen Fehler, zu welchem das Herz und die Sinne verleiten. Der Beichtvater stellte ihr in letzterer Beziehung einige Fragen, allein ihre Antworten waren unbedeutend. Um ihrem Gedächtniß zu Hülfe zu kommen, erinnerte er sie an ihre frühe Jugend, an die Verhältnisse, in denen sie am Hof ihres Vaters gelebt, und erwartete in nachdenkender Stellung, das Gesicht in die Hände gestützt, ihre Antworten. Sie besann sich; allein ihre Erinnerung schien nicht so weit zurückzureichen. Als sie geendet hatte, war sie erstaunt, den Beichtvater schluchzen zu hören.

„Vergessen!“ murmelte er, „vergessen! Dieser Name, welcher nie etwas für sie gewesen, ist aus ihrem Gedächtniß ausgelöscht. Herr!“ rief er, auf die Knie sinkend, „empfange dies letzte Opfer!“

„Steht auf, ehrwürdiger Vater,“ sagte die Königin. „Betet für mich. Ich habe Alles offenbart, was ich zu sagen hatte; mein Gewissen ist erleichtert.“

„Alles, meine Tochter?“ fragte der Mönch. „Habt Ihr wirklich Nichts verschwiegen?“

„Wäre noch ein Geständniß zurück, so würd' ich es vor Gott ablegen,“ erwiederte sie mit schwacher Stimme.

„Sprecht, meine Tochter,“ sagte der Prior; „Gott hört uns.“

Die Königin schwieg einen Augenblick, und flüsterte mit geschlossenen Augen: „Rinuccini, im Himmel sollt Ihr meine Antwort hören.“

Durch diese Worte an seinen ernsten Beruf erinnert, ermannte sich der Geistliche und betete mit Inbrunst. Nachdem er geendet hatte, erhob er sich gefaßt und sprach: „Ich verlasse Euch, meine Tochter. Der Priester kann Euch nicht absolviren, denn der Mensch in ihm ist schwach gewesen. Seine Seele muß im Feuer der Buße geläutert werden. Morgen wird der Priester allein wieder kommen.“

Er hielt Wort; aber er kam zu spät. Maria war in der Nacht gestorben.

Das Leichenbegängniß der gestürzten Königin war ärmlich, wie ihre Glücksumstände. Ihre Leiche ward in der Kapelle der Dominikaner ausgestellt. Fünf Tage und fünf Nächte wachten und beteten die Mönche an ihrem Sarg. Eines Morgens, als man die, welche die Nacht über gewacht hatten, ablöste, blieb einer von ihnen auf dem Boden liegen. Man hob ihn auf und fand ihn leblos. Es war der Prior. Sein Antlitz ruhte auf dem thränenfeuchten Brevier, und die letzte Stelle, welche er gelesen zu haben schien, lautete: „Herr, ich gehe hinauf zu Dir, und die Finsterniß meines Lebens wird sich in Licht verwandeln."

Der Aufstand der Seiden-Arbeiter in Lyon.

(Fortsetzung.)

Zwischen den Abgeordneten der einen und der anderen Partei entspann sich nun eine Erörterung über die schreienden Mißbräuche, welche in die Fabrikation eingedrungen waren, namentlich aber über die Abfassung des Tarifs, und die Mäßigung der Arbeiter war so groß, daß die „lancés", welche zwölf Tage früher noch mit 8 Sous bezahlt worden, zu Gunsten der Fabrikanten um ein Achtel herabgesetzt wurden. Der Tarif wurde von beiden Seiten unterzeichnet, und man beauftragte den Rath der Werkverständigen, die Ausführung zu überwachen; ein Tag wurde für jede Woche eingesetzt, um an demselben die Klagen zu vernehmen, zu denen die Unredlichkeit Veranlassung geben könnte.

Diese große Nachricht brachte eine ungemeine Bewegung hervor. Die Arbeiter zitterten vor Freude; am Abend illuminirten sie ihre Häuser und gaben ihren Enthusiasmus durch Tänze und Gesänge kund, welche bis tief in die Nacht hinein dauerten.

Uebrigens waren sie so wenig geneigt, ihren Sieg zu verfolgen, daß ihre 22 Abgeordneten ihre Entlassung einreichten. Aber Bouvier-Dumoulard forderte sie dringend auf, davon abzustehen, entweder um dem bösen Willen der Fabrikanten eine dauernde Schranke entgegenzusetzen, oder weil er eine nahe Katastrophe fürchtete und sich in der arbeitenden Klasse einen Einfluß sichern wollte.

Die Aufregung ging nun aus dem Lager der Arbeiter in das der Herren über. Unter den Fabrikanten gab es ehrenwerthe und aufgeklärte Männer. Diese freuten sich über den Tarif; sie betrachteten ihn als einen nothwendigen Zügel für die Habgier der Spekulanten und als ein sicheres Mittel, die unheilvolle Bewegung der Konkurrenz zu mäßigen. Aber dies waren die Gesinnungen der kleineren Zahl, und die Nachricht von der Einsetzung eines Tarifs war kaum bekannt geworden, als sich auch schon der Zorn der Fabrikanten in Vorwürfen und Drohungen Luft machte. „Das ist eine unerträgliche Tyrannei!" riefen sie heftig aus. „Man spricht von der Einwilligung unserer Abgeordneten, aber sie ist ihnen durch die Furcht entrissen worden. Von wem hatten übrigens diese Abgeordneten ihre Vollmachten? Von einer Versammlung, in welche sich viele von uns nicht hatten begeben wollen. Und was ist dieser Tarif anders als eine kühne Verletzung der Freiheit der Verträge? Wo sollten wir künftig Sicherheit finden, wenn es der Macht freistände, in die Industrie einzugreifen und den stürmischen Forderungen der Arbeiter ihre Unterstützung zu leihen?" So erhitzten sie sich gegenseitig durch leidenschaftliche Reden. Einige weigerten sich, den Tarif zu vollziehen; der Rath der Werkverständigen verurtheilte sie. Die Aufregung wurde von Tag zu Tag lebhafter. Endlich, um die Zeit des 10. November, versammelten sich 400 Fabrikanten und unterzeichneten eine Denkschrift, in welcher sie energisch gegen den Tarif protestirten, sich über die ungerechten Anforderungen der Arbeiter beklagten, welche, wie sie sagten, übertriebenen Lohn forderten, **weil sie sich an künstliche Bedürfnisse gewöhnt hätten.** Drohende Gerüchte verbreiteten sich nun in der Stadt; selbst Bouvier-Dumoulard wurde eingeschüchtert; am 17. November las man einen Brief von ihm im Rathe der Werkverständigen vor, in welchem gesagt war, daß der Tarif nie Gesetzeskraft gehabt, für Niemand verpflichtend sey und höchstens als eine Ehrenabkunft die Grundlage der Verträge zwischen Fabrikanten und Arbeitern bilden könne. Andererseits verbreitete sich das Gerücht, der Handels-Minister in Paris habe die Deputirten der Rhône bei sich versammelt und die Einsetzung des Tarifs und das Benehmen des Präfekten gemißbilligt. Zu gleicher Zeit gebrauchte man alle mögliche Mittel, um die Civil-Behörde zu strengen Maßregeln zu bewegen. Der General-Lieutenant Roguet wollte das Gesetz über die Zusammenrottungen anschlagen lassen, um ähnliche Manifestationen, wie die am 25. Oktober, zu verhindern. Die Linientruppen blieben acht Tage lang in den Kasernen, und die Hälfte der Mannschaft blieb angekleidet. Endlich wurden die Posten durch National-Gardisten der ersten Legion, die hauptsächlich aus Fabrikanten bestand, verstärkt.

So viel bedurfte es kaum, um die Arbeiter in Unruhe zu bringen. Die Abweichungen vom Tarif wurden immer zahlreicher; der Rath der Werkverständigen, der von seinen ersten Entscheidungen abging, weigerte sich, die Uebertreter des gegebenen Versprechens zu strafen; in dieser äußersten Lage beschlossen die unglücklichen Weber, eine Woche lang alle Arbeit einzustellen; sie sollten während dieser Zeit ruhig und anständig spazieren gehen, und sie kamen überein, daß sie diejenigen Fabrikanten, die sich ehrenhaft und gerecht gegen sie bezeugt, freundlich begrüßen wollten.

Aber gerade diese Mäßigung mußte den Stolz ihrer Feinde erhöhen. Hochmüthige Herausforderungen ergingen an sie. Ein Fabrikant empfing eines Tages die Arbeiter mit Pistolen auf dem Tische. Ein anderer äußerte sogar: „Wenn sie kein Brod im Leibe haben, werden wir ihnen Bajonnette hineinschieben." Der Sturm näherte sich: er war unvermeidlich.

Am 21. November, einem Sonntag, sollte zum Empfange des Generals Ordonneau eine Musterung der National-Garde auf dem Platze von Bellecour stattfinden. Diese Musterung brachte alle Elemente des Zwiespalts zusammen, welche in der Bevölkerung von Lyon vorhanden waren.

Nicht alle National-Garden hatten damals in Lyon dieselbe Uniform. Die Einen, und dies waren die Reicheren, hatten sich gleich nach der Juli-Revolution ausgerüstet und trugen die Uniform der Restauration. Die Anderen, und dies waren die Aermeren, die Werkstättführer, trugen eine Uniform, wie sie durch das Gesetz über die National-Garde vorgeschrieben war. Diese Verschiedenheit der Uniform gab von Seiten der Ersteren zu beleidigenden Bemerkungen Anlaß. Die Anderen antworteten durch Drohungen.

„Alles schien also für den folgenden Tag eine Schlacht zu

verkünden. Am Abend begegnete man bekümmerten oder düsteren Gesichtern in den Straßen; man hätte meinen sollen, der Haß liege in der Luft, die Jeder einathme. Bouvier-Dumoulard wollte sich in Begleitung der Maires, Militär-Kommandanten und Anführer der National-Garde zum General-Lieutenant Roguet begeben, um die zu treffenden Maßregeln zu verabreden. Aber der General-Lieutenant konnte den Präfekten nicht leiden und weigerte sich, ihn zu empfangen. Beklagenswerthe Weigerung! Aber in einer Gesellschaft, wie die unsrige ist, kann das Leben von Tausenden von Menschen von solchen Umständen abhängen.

Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Professor Gruithuisen sagt über die „Witterung zu Anfang Julius": „Seit den drei nächstverflossenen Monaten ereigneten sich nur wenige bedeutende Veränderungen auf der Oberfläche der Sonne, die sich allemal auf der Erde übereinstimmend bemerklich machten, und den Gang der ordentlichen Jahreswitterung störten. Daher die bisherige außerordentliche Feuchtbarkeit, und auch die jetzige nasse Witterung kann dieselbe nicht stören; denn der gegenwärtige sehr große Sonnenflecken, der sie verursachte, wird am 14. d. M. am westlichen Sonnenrande größtentheils verschwunden seyn, und hiernach seine Wirkungen zu äußern aufhören. Er ist aber der größte, der sich seit mehreren Jahren zeigte, und seine beträchtlichen Wirkungen werden sich in den verschiedenen natürlichen Klimaten auf mannichfache Weise geäußert haben: hier mit Regen, der durch Verdunstung die Atmosphäre abkühlte, anderwärts mit schwüler Luft und mit einzelnen schönen Tagen zwischen veränderlicher, oft sehr übler Witterung. Aber aus all' diesen Unbeständigkeiten, die sich dem ordentlichen Witterungslaufe einmengen, geht die Gewißheit hervor, daß die Entstehung großer Sonnenflecke den meteorologischen Chemismus unserer Atmosphäre in Unordnung bringt und Stürme, Hagel, Regengüsse, Ueberschwemmungen und alle andern nachtheiligen sie begleitenden Ereignisse verursacht. Gleichwohl ist nicht rathsam, zu behaupten, daß eine völlige Unveränderlichkeit auf der Oberfläche der Sonne wünschenswerth wäre."

In Baiern ist vom 1. Juli an das Briefträgergeld ganz aufgehoben worden.

(Vom Rhein, 13. Juli.) Einen um so kräftigeren Stoß in der öffentlichen Meinung versetzt der Anglomanie wieder die zur Sprache gekommene Verletzung des Briefgeheimnisses, als gerade in derartigen Punkten man die englischen Institutionen, gegenüber den absoluten Verwaltungsformen und Prinzipien, so sehr pries und erhob. Das Volk selbst begreift natürlich den Schimpf, welchen diese Entdeckung in einer Zeit, wie die gegenwärtige, auf ihre Regierungsmaximen werfen muß, und deshalb geißeln auch die englischen Blätter mit dem bittersten Spott und auf's schonungsloseste die Toryregierung. So räth die Times dem Sir Graham, einen berühmten Hellseher oder magnetisirte Dämchen im Postbüreau als allgemeine Briefleser anzustellen, um das verrufene Aufbrechen zu ersparen. Das Liverpool Journal bringt ein Schreiben eines gewissen Hrn. Jackson an den edlen Baronet, worin letzterer um Ersatz einer halben Guinee ersucht wird, welche aus einem mit der Post versandten Briefe, ohne Zweifel auf Befehl der Regierung, herausgenommen worden sey! u. s. w. Von jeher hat man auch in den gefährlichsten Zeitumständen die Verletzung des Briefgeheimnisses als ein Zeichen von Tyrannei und dem schmählichsten Zweig einer geheimen Polizei angesehen. Wir erinnern an die französische Herrschaft und an das schwarze Kabinet unter Fouché.

(Eidgenössisches Schützenfest.) Unrichtige Angaben in öffentlichen Blättern, bezüglich der Bestrafung des Schützen J. J. Koller von Speicher, K. Appenzell, bewegen uns, folgendes Urtheil, das wir so eben aus sicherer Hand erhalten, dem Publikum mitzutheilen, damit der ohnehin genug Bestrafte nicht durch Veröffentlichung unrichtiger Angaben noch härter bestraft werde. Ein Schützengericht von sieben Mitgliedern aus verschiedenen Kantonen entschied: 1) es sey dem Hrn. Koller das weitere Schießen während des Schießens in Basel untersagt; 2) sey er mit Verdacht entlassen, als habe er sich mit dem Zeiger in's Einverständniß gesetzt; 3) habe er auf alle Nummerprämien zu verzichten, und 4) sey der Zeiger und der Lader der Appenzeller-Schützen zur Bestrafung zu überweisen.

(Berlin, 12. Juli.) Unter den von der Pfaueninsel nach der hiesigen ehemaligen Fasanerie versetzten lebenden Affen, deren Anzahl und Racen bedeutend sind, herrschte neulich eine bedenkliche Aufregung, indem man den Versuch machte, alle diese Thiere aus ihren Käfigen in einen großen eingeschlossenen Raum zu lassen. Es soll bei dieser kurzen Vereinigung zu blutigen Auftritten gekommen seyn, welche die dabei angestellten Wächter nur mit eigener Lebensgefahr wieder zu beseitigen vermochten.

(Bern.) Hr. Großrath Rickli läßt gegenwärtig in Wangen ein Haus mit gestampfter Erde (Pisébau) aufführen, da er sich von der Zweckmäßigkeit, Dauerhaftigkeit, Wohlfeilheit u. s. w. dieser Bauart, welche nun seit drei Jahren in den Kantonen Thurgau und St. Gallen angewendet wird, durch Augenschein überzeugt hat.

Frankfurter Theater.

Am 14. d. Mts. gab man Bellini's „Norma." Wer hätte diese Oper nicht gesehen, welcher Kritiker sie nicht besprochen und welche Sängerin darin ihr Glück nicht versucht? Das Publikum weiß sie auswendig, nennt sie die Unverweibliche und besucht sie doch immer wieder mit neuem Vergnügen. Dies beweis't zwar nicht, daß die Norma ein klassisches Tonwerk, doch aber, daß sie ein anziehendes, viel einschmeichelnde Melodien enthaltendes und den Sängern ein günstiges Terrain bietendes ist. Fräul. Reuther, als Norma, sang die Partie mit aller Kraft und Fülle ihrer wirklich schönen und umfangreichen Stimmmittel, mit dramatischem Ausdruck und gebildeter Virtuosität. Diese in jüngster Zeit hier so beliebte Sängerin zeigt, was bei guter musikalischer Grundlage und Bildung in Bezug auf Fortschritt im dramatischen Gesang in kurzer Zeit durch eifrige Kunststudien geleistet werden kann; auf diesem Wege fortstrebend, darf Fräul. Reuther eines immer glänzenderen Erfolges versichert seyn. Eine deutlichere Pronunciation wäre übrigens bei ihrem Vortrag sehr

zu wünschen. Die Poesie des Gesangs bleibt ohne die Poesie des Wortes immerhin mangelhaft. — Hr. Perlgrund setzte sein Gastspiel als Sever fort. Der, wenn auch nicht starke Tenor dieses Sängers ist von lieblichem und zarter Modulationen fähigem Klang und er versteht, ihn durch einschmeichelnden und ausdrucksvollen Vortrag geltend zu machen; auch die Deutlichkeit seiner Pronunciation, sowohl in den Cantabiles, wie in den Recitativen, ist sehr zu loben. Gesangvortrag und Spiel erinnern lebhaft an den trefflichen Wurda, welchen Hr. Perlgrund sich zum Muster genommen zu haben scheint. Er gab den Sever, den der Componist nicht als Helden, sondern als Liebhaber gezeichnet hat, im Sinne desselben und wußte den musikalischen Elementen die dramatischen beizufügen. — Die beiden Genannten fanden den lebhaftesten Beifall und wiederholte Hervorrufung. — Auch die Partieen der Adalgisa (Fräul. Kratky) und des Orovist (Hr. Conradi) müssen mit Auszeichnung genannt werden.

Korrespondenz.

Mainz, 16. Juli.

Erste Assisensitzung des dritten Quartals.

Ein Geschworner, Hr. Peter Ludwig von Oberingelheim, der bei dem Aufrufe fehlte, ohne Entschuldigungsgründe vorzubringen, wurde zu 500 Frcs. Geldstrafe verurtheilt. Das Gericht bestand aus dem Präsidenten Hrn. Obergerichtsrath Aull, den Richtern Hrn. Vicepräs. Schmitt, HH. Richter Crève, Emele und Görz. Als Staatsbehörde fungirte Hr. Generalprokurator Parkus, als Gerichtschreiber Hr. Siebert. — Die Angeklagte, Dorothea Keller von Reipolskirchen, in der Nähe von Meisenheim, gebürtig, eine junge, nicht unangenehme Person, war beschuldigt, dem Diener eines hier liegenden k. k. österr. Hauptmanns aus seiner verschlossenen Kiste (Truhe) eine goldene Cylinderuhr, eine Haarkette mit goldenem Schlößchen, ein goldenes Herz, eine Vorstecknadel und einen Geldbeutel mit 21 24-Kreuzerstücken mittelst Erbrechung entwendet zu haben. Während der Untersuchung und in der Sitzung gestand sie die Entwendung ein, behauptete jedoch, die Kiste sey nicht mit Gewalt von ihr geöffnet worden, sondern bei Aufhebung des Deckels habe sie keinen Widerstand gefunden. Von den 21 24-Kreuzerstücken waren nur noch 5 übrig, alle andere Sachen waren aber wieder herbei gebracht worden. Nach Abhörung der Zeugen, dem Vortrage der Staatsbehörde, der Vertheidigung durch Hrn. Anwalt Aull, der sich viel Mühe gab, den erschwerenden Umstand der Erbrechung zu beseitigen, und einem höchst interessanten Resumé des Präsidenten verfügten sich die Geschwornen in ihr Berathungszimmer und kehrten nach kurzer Abwesenheit in den Gerichtssaal zurück. Sie sprachen gegen die Angeklagte ein Schuldig mit Beseitigung des erschwerenden Umstands der Erbrechung aus. Der Gerichtshof verurtheilte sie hierauf zu einjährigem verschärftem Gefängnisse. — Die aufrichtige Reue, welche die Angeklagte durch ihr Benehmen während der Verhandlung zu erkennen gab, würde ihr vielleicht ein milderes Urtheil zugezogen haben, wenn nicht ein früherer Diebstahl, weshalb sie schon zu drei Monaten Gefängnißstrafe verurtheilt worden war, eine größere Strenge nöthig gemacht hätte.

(Mainz, 14. Juli. — Eingesendet.) Den Bewohnern der Stadt Mainz ist bekannt, daß nicht die Bäcker, sondern der dahiesige Stadtvorstand, als Polizeibehörde, die Mainzer Brodpreise wöchentlich nach dem geltenden Brodsatz berechnet und veröffentlicht, desgleichen auch die Mittelpreise und das Mittelgewicht der Brodfrüchte feststellt und den Fruchtmarkt polizeilich überwacht. Weniger bekannt könnte es vielleicht seyn, daß die Mainzer Bäcker schon vor beinahe vier Jahren und seitdem wiederholt um eine Revision des Mainzer Brodsatzes oder um Freigebung der Taxe nachgesucht haben, diese aber ohne ihr Verschulden bis dahin noch nicht erfolgt ist. Die Vorwürfe und Anklagen, welche der hiesige Schullehrer Hr. P. Weckers in seiner ohnlängst erschienenen Flugschrift über „den Preis des Mainzer Roggenbrodes" in das Publikum gebracht hat, können demnach nicht die Mainzer Bäcker treffen, sondern zunächst nur den Stadtvorstand, der den Brodpreis zu regaliren und hierbei das Interesse des Publikums von Amtswegen zu wahren hat. Ob diese Behörde, bei der nicht nur jeder Stadtrath, sondern auch jeder andere hiesige Bürger (und also auch Hr. Weckers) die Beseitigung angeblicher Mißstände mündlich und stündlich betreiben konnte, eine andauernde Uebervortheilung des Publikums, den hiesigen Bäckern zu lieb, sollte wirklich haben geschehen lassen, und ob Hr. Weckers als Schullehrer nicht besser thun würde, seiner Schuljugend als Muster anspruchsloser Bescheidenheit und versöhnlichen Wohlwollens vorzuleuchten, statt eine einzelne Gewerbsklasse seiner Mitbürger vor dem großen Haufen zu verdächtigen und in einer Zeit, wo Volksaufläufe und Pöbelunfug Mode werden wollen, unbesonnenerweise Leidenschaften anzuregen, deren unversehener Ausbruch nicht nur die Ruhe und das Eigenthum vieler achtbaren Familien, sondern auch — bei den bekannten eigenthümlichen militärischen Verhältnissen unserer Stadt — die allgemeine Wohlfahrt dieser letzteren gefährden und auf das Spiel setzen kann; diese Fragen kann sich sogar jeder Schulknabe beantworten! Das Interesse des Publikums steht dem der Bäcker so nahe, daß ein Vortheil der letzteren für ersteres leicht Nachtheil befürchten läßt. Der große Haufe, von der Ansicht ausgehend, daß Jeder in seinem Geschäfte so viel zu gewinnen sucht, als ihm gestattet ist, hat deshalb jederzeit die Bäcker (eben so wie die Metzger und ähnliche Gewerbsklassen) in Verdacht, daß sie ihre Waare nicht so billig und preiswürdig verkauften, als den Zeitverhältnissen nach möglich wäre. — Was also auch immer die Bäcker zur Widerlegung der erwähnten Flugschrift vorbringen könnten, es würde bei dem Publikum keinen Glauben finden, um so weniger, da die Mittel zur gründlichen Prüfung und Feststellung der Wahrheit jeder auf diesen Gegenstand sich beziehenden Angabe und Meinung einzig nur der höhern und höchsten Verwaltungsbehörde in genügendem Maße zu Gebote stehen. Eben so wenig wie das Publikum, können also die Bäcker als unparteiische Richter in eigener Sache auftreten, d. h. die in der Wecker'schen Flugschrift veröffentlichten Vorwürfe und Behauptungen erörtern und widerlegen wollen. Wohl aber ist es ihnen erlaubt, auch ihre Gegenbemerkungen höchstpreislichem Ministerium des Innern und der Justiz ehrerbietigst vorzutragen und von dieser höchsten Staatsbehörde können sie, so wie das übrige Publikum, eine eben so weise als gerechte Entscheidung mit Zuversicht erwarten. Sollte sich der Eifer des Schullehrers Hrn. Weckers für das Gemeinwohl so lange nicht gedulden können, so wäre es das Kürzeste und Beste, wenn er im Verein mit Gleichgesinnten auf Actien eine Bäckerei errichtete. Als Musterbäcker, an der Spitze einer solchen Gesellschaft, soll er dann die Richtigkeit seiner Behauptungen durch die That bewähren und dem Publikum besseres und wohlfeileres Brod liefern, als die hiesigen Bäcker.

Mainwasser-Wärme.

Donnerstag, 18. Juli, Morgens 8 Uhr: 14 Grad. W. Gerlach.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 18. Juli. Das Nachtlager in Granada, Oper in 2 Abth., Musik von Conradin Kreutzer. (Gastrolle) Gomez: Hr. Perlgrund, vom Stadttheater zu Hamburg.

Samstag, 20. Juli. Der Wildschütz, oder: die Stimme der Natur, komische Oper in 3 Abth., nach Kotzebue frei bearbeitet, Musik von Albert Lortzing. (Unter dessen persönlicher Leitung.)

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 199. Samstag den 20. Juli 1844.

Der ewige Jude.

Von — Ludwig Hub.

Der ewige Jude, wie weltbekannt,
Zieht pilgernd noch immer von Land zu Land.
So war er kürzlich auch in die Staaten
Des Bürgerkönigs Louis-Philipp gerathen;
Der Ewige, der einem Fünfziger gleicht,
Er hatte so eben ein Städtlein erreicht
Und ließ sich, um die ermatteten Glieder
Zu stärken, in einem Kaffeehaus nieder.
Ein Täßchen schwarzer war bald geleert
Und dazu ein mürbes Brödchen verzehrt.
Die Langeweil', längst schon des Ewigen Plage,
Sie quälte ihn auch am heutigen Tage
Und gähnend nahm darum der alte Gesell
Ein Zeitblatt, geheißen: „Constitutionnel.“
Das ließ, um Abonnenten zu fischen,
Just einen „Ewigen Juden“ auftischen;
Der Ruhelose las kaum ein Stück,
Da sank er — o langentbehrtes Glück! —
In einen tiefen, erquickenden Schlummer,
Enthoben dem tausendjährigen Kummer;
Sein Drang nach Ruhe ward reichlich gestillt
Durch das papierene Ebenbild,
Herrn Eugen Sue, dem gewaltigen Meister,
Ihm dienen des Schlafes holde Geister.
Laut schnarchte der Alte und hätte noch mehr
Gedufelt, doch plötzlich rief der Marqueur:
„Herr, wollt Ihr das Ding mit dem närrischen Titel
„Gebrauchen, wie Viele, als Schlummermittel,
„Dann rath' ich Euch, über den Rheinstrom zu geh'n,
„Dort könnt Ihr's in allen Gestalten seh'n.“
Der Ewige hörte entzückt die Worte,
Die nah' ihm zeigen der Ruhe Pforte;
Er zahlte die Zeche und hat sodann
Ein Fahrbillet nach Deutschland genommen:
Jetzt weiß doch der langgeplagte Mann,
Wie er kann sicher zur Ruhe kommen.

Die Ohren-Beichte.

Mariechen, das sonst heitere, lustige, harmlose Kind, die Freude der Aeltern, der Gegenstand vieler sehnsüchtigen Blicke junger Männer eines Städtchens, das an dem mit schönen Städten und Dörfern, alten grauen Burgen und grünen Rebhügeln eingefaßten Rheine liegt, — war seit einigen Wochen sehr still, sinnend und nachdenkend geworden. Oft sah die sorgliche Mutter verstohlen von ihrer Arbeit nach der geliebten achtzehnjährigen Tochter hin, wenn diese unruhig an dem Fenster saß, und zuweilen über deren von Unschuld und unentweiheter Gesundheit lebensfrisch umstrahltes Antlitz ein leuchtendes Erröthen flog. Aus dieser stummen und doch so ausdrucksvollen Sprache, welche die Seele durch den Körper redete, wollte die Mutter erforschen, was doch ihrem Lieblingskinde fehle, verstand jedoch die Sprache nicht eher, als bis sie schräg ihrem Fenster gegenüber den jungen Doktor der Philosophie erblickte, der gerade recht sehnsüchtig nach der Glasscheibe schaute, hinter welcher Mariens Kopf sich unruhig hin und her bewegte.

„Ich denke,“ sagte die Mutter hingeworfen — „der Doktor, der eine Rheinreise macht, wollte nur wenige Tage hier bleiben. Hat er nicht so zu Dir gesprochen, Mariechen?“ Das liebe Kind bückte sich, um das glühende Gesicht zu verbergen, tief auf die Stickerei, die für des Vaters Geburtstag bestimmt war, und erwiederte leise: „Es muß dem Doktor doch hier gefallen.“ Gemüthlich und schlau lächelte die Mutter; ihr war ein Licht aufgegangen. Der Doktor, ein rüstiger, blühender Mann, war reich, obgleich ein Studirter. Ersteres wußte die ganze Stadt bereits; Letzteres hatte seine Wirthin der Nachbarin verrathen. In kleinen Städten ist ein Mann der Art Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit. Da dachte denn die Mutter: „je nun, meinetwegen! Käme es so weit, ich sagte nicht Nein! Einen Doktor zum Schwiegersohn! Es klingt nicht übel!“

Eines Sonntags führte der Vater, achtbarer Bürger und Tischlermeister, sonntäglich angethan, die Mutter und das Töchterlein an den sonnigen Ufern des Rheines spazieren. Wetter und Gegend waren gleich schön; das stimmte den alten Herrn gemüthlich; er sagte: „Wunderschön heut', Mütterchen, beinahe so schön als vor 25 Jahren an unserm Hochzeitstage. Nicht wahr?“ Mütterchen schmunzelte und meinte: „Ja, ja! Wir werden ja wohl auch noch eine Hochzeit erleben. Was meinst Du, Mariechen?“

Mariechen aber hörte das nicht; denn eben sah sie den Doktor stattlich und freundlich heranschreiten. Er grüßte, sprach vom Wetter, von der Gegend, von des Rheingaus mannichfachen Herrlichkeiten so begeistert und sinnig, daß des Tischlermeisters patriotischer Stolz erwachte, und er in des Doktors Rühmen und Preisen gemüthlich einstimmte. Der Doktor begleitete die liebe, freundliche Familie bis an das Wohnhaus, auf dessen Fenstern die scheidende Abendsonne noch einen recht lieblichen Blick zwischen den Bergen hindurch warf. Die Herzen waren durch Sang und Gespräch recht weit und liebevoll geworden, und so geschah denn das für ein solches Städtlein unerhörte, daß der Tischlermeister den Doktor, mit Hinweisung auf Mariechens Koch- und Servirkunst, zum Abendessen einlud. Da begegneten sich zwei Augenpaare blitzschnell, und aus ihnen fuhren zwei Herzen in einander so warm und innig, daß sie keine Macht auf Erden, noch im Himmel mehr scheiden konnte. Vater und Mutter mochten so etwas ahnen; denn nachdem sie jene Blicke gesehen hatten, sahen sie sich fragend und bedenklich an. Die Mutter lächelte ein wenig.

Vier Wochen war nun schon Doktor Mannlich bei der Familie ein- und ausgegangen. Im Städtlein hieß es: „Meister Krügers Mariechen kriegt einen Doktor, einen Studirten." — Der Doktor, unabhängig von Andern, hatte sich seine zur Trauung nöthigen Zeugnisse schicken lassen, und brachte sie dem Schwiegerpapa. Der setzte die Brille auf und las, und — warf das Blatt mit einer Gebärde des Entsetzens zur Erde. Er stand oder sprang vielmehr auf, ging mit großen Schritten ein paar Mal vor den Erschreckten auf und ab, blieb dann vor seiner Frau stehen und sagte in bitterem Tone: „Mutter, er ist ein Protestant!"

Mutter und Tochter waren wie vom Schlage gerührt; keine von ihnen hatte darnach gefragt, und dem Doktor war in seiner Philosophie und Liebe der Unterschied des Bekenntnisses nicht ein Mal eingefallen. „Die Liebe" — hatte er gemeint — überwinde Alles: „auch die Glaubensform." Jetzt wollte er vor dem Vater seine Vernunft- und Bibelgründe für diesen Satz entwickeln; aber kaum hatte er zwei Worte geredet, so rief der Alte fanatisch aus: „Fort, Ketzer, fort! Sie betreten mein Haus nicht wieder!" Der Doktor, aus aller Fassung gebracht durch diesen glaubenswürdigen Ausbruch bei dem sonst so ruhigen und verständigen Manne, ergriff seinen Hut und stürzte zur Thür hinaus. Mariechen fiel der Mutter in die Arme.

Vier Tage darauf sah man Mariechen bleich und verschleiert mit Rosenkranz und Gebetbuch nach der Kirche gehen. Sie begab sich in den Beichtstuhl, um nach der Aeltern strengem Befehl dem Geistlichen in der Ohrenbeichte die schwere Sünde zu bekennen, einen Protestanten geliebt zu haben. Sie that das mit zitternder Stimme, die Hände gefaltet, zwischen denen der Rosenkranz mit dem Kruzifix herabhing. Als sie schwieg, fragte der Geistliche: „ob sie keine Sünde mehr auf dem Herzen habe?" — Mariechen erhob die gefalteten Hände noch ein Mal, ihr bleiches Antlitz erröthete, zitternd und kaum hörbar lispelte sie: „Ach, ich lieb' ihn ja noch, ich lieb' ihn ewig, und werde sterben müssen!"

Der Geistliche, ein ehrwürdiger Greis mit hoher, klarer Stirn und leidengefurchten Wangen, lehnte immer noch mit dem Ohr an der Wand, durch welche die Beichtende gesprochen. Ein großer Schmerz seiner Jugend wachte in ihm auf. Auch er hatte menschlich und göttlich gefühlt, er hatte geliebt, er hatte seine ganze Manneskraft aufbieten müssen, um in dem ihm auferlegten Entsagungskampfe nicht unterzugehen. Dem Mädchen seiner Liebe, das der Schmerz auf's Todtenbette gebracht, hatte er die letzten Sakramente gereicht und dann es sterben gesehen. Aus der Ohrenbeichte einer Mutter wußte er, daß sie ihre Tochter in das Irrenhaus gebracht, weil sie ihr die Ehe mit einem Protestanten verweigert hatte. Lange sann er, sprach die Worte der Absolution und ermahnte, seiner Pflicht im Beichtstuhle getreu, gegen diese Liebe nach Kräften zu kämpfen. Während der Rede vernahm man ein Geräusch. Mariechen war ohnmächtig zur Erde gesunken. — Schnell war eine Sänfte herbeigeschafft, und das leblose Mädchen unter des treuen Beichtvaters Geleite nach Hause getragen. Der Doktor hatte gesehen, daß sie zur Beichte ging, er sah die Sänfte, von dem Geistlichen begleitet, in das Haus tragen. Die ganze Gewalt seiner Liebe ergriff ihn; er stürzte der Sänfte nach, erreichte sie, riß sie auf, und rief mit heißen Küssen und Liebesworten die Leblose in's Bewußtseyn zurück. Jammernd eilten die Aeltern herbei, und nun ward offenbar, „daß die Liebe Alles überwindet." Mit voller Gewalt ihrer Siegeskraft sprach der Doktor zu den Bestürzten von dem Frevel, den sie im blinden Glaubenswahn an ihrer einzigen Tochter begingen, von Gott, der die Liebe selbst ist, von seinem Wort: „daß, wer in der Liebe bleibt, der auch in Gott bleibe," daß die Liebe — das über Glaube und Hoffnung hinaus Unvergängliche, Ewige — weder katholisch noch protestantisch, sondern vernünftig, und darum der göttlichen Natur des Menschen gemäß, also christlich sey. Die Mutter schluchzte, dem Vater standen ein paar große bittere Thränen in den Augen, Mariechen erhob sich, stürzte dem Liebenden und Geliebten an die Brust, umarmte dann Vater und Mutter — und Vater und Mutter umarmten den Schwiegersohn. Es war ein heiliger, herzerhebender Anblick, wie die allgewaltige ächte Liebe vier edle reinchristliche Seelen auf immer vereinigte. Der alte Geistliche wischte ein Paar Thränen aus seinen vom Strahl göttlicher Liebe leuchtenden Augen, und sprach einen herzlichen Segen über das liebende Paar aus mit des Heilands herrlichen Worten: „Richtet nicht, so werdet auch Ihr nicht gerichtet; verdammet nicht, so werdet auch Ihr nicht verdammet; vergebet, so wird Euch vergeben! — Ich will den Vater bitten, er soll Euch einen Tröster geben, daß er bei Euch bleibe ewiglich: den Geist der Wahrheit, welchen die Welt nicht kennt; denn sie siehet ihn nicht und kennet ihn nicht. Ihr aber kennet ihn, denn er bleibt bei Euch und wird in Euch seyn."

Der protestantische Geistliche aus dem Nachbarstädtchen vollzog nach vierzehn Tagen die Trauung; der katholische Geistliche war zugegen und schrieb den Akt in sein Kirchenbuch. Unser Doktor ist ein allgemein geachteter und geliebter Lehrer an einem süddeutschen Gymnasium, und hat bereits einen Kreis von blühenden Kindern um sich, die Vater und Mutter in Liebe christlich und in der Furcht des Herrn gemeinsam erziehen. Noch nie hat Bekenntnißstreit den Himmel ihrer Liebe getrübt; „denn aller Glaube ist Eins durch die Liebe."

(Ulm. Schnellpost.)

Der Aufstand der Seiden-Arbeiter in Lyon.

(Fortsetzung.)

In der Versammlung, welche in Abwesenheit des General-Lieutenants in der Präfektur gehalten wurde, beschloß man, die fünf Thore, welche von Lyon nach Croix-Rousse führen, von Tagesanbruch an zu besetzen; daß ferner ein Bataillon der National-Garde von der Croix-Rousse mit 300 Mann Linientruppen sich um 6 Uhr Morgens auf dem Platze dieser Vorstadt versammeln sollte, um Zusammenrottungen zu verhindern; daß vier Bataillone der National-Garde von Lyon und eines der National-Garde von la Guillotiere sich zur selben Zeit auf den betreffenden Plätzen versammeln sollten. In Folge der Verblendung oder der Schwäche der Behörde wurde jedoch keine dieser Anordnungen getroffen. Der Maire von Croix-Rousse wiegte sich in verhängnißvolle Sicherheit ein, und der General Roguet beantwortete die Anzeige der von der Versammlung getroffenen Maßregeln in folgender Weise: „Herr Präfekt, es ist unnütz, mir zu schreiben und mir eine Requisition wegen der morgen zu ergreifenden Maßregeln zu schicken; Alles, wovon Sie sprechen, war schon zwischen den Herren Maires von Lyon, von Croix-Rousse und mir festgesetzt worden. In dieser Hinsicht, wie hinsichtlich meines festen Entschlusses, die Ruhe in Lyon aufrecht zu erhalten, können Sie ohne alle Unruhe seyn."

Der General-Lieutenant machte sich wunderbare Illusion über seine Stärke. Die Garnison von Lyon belief sich auf 3000 Mann; sie bestand aus dem 66sten Linien-Regiment, aus drei Schwadronen Dragonern, aus einem Bataillon des 13ten Regiments und aus einigen Compagnieen vom Genie. Auch konnte man noch auf das 66ste Linien-Regiment, welches nach der Juli-Revolution aus den Trümmern der königlichen Garde gebildet war, verbunden mit Leuten, die sich gegen Karl X. geschlagen hatten, kaum rechnen. Bouvier-Dumoulard hatte deswegen in dringenden Worten an den Minister geschrieben; aber dieser, der durch Portefeuille- und Parlaments-Intriguen in Anspruch genommen wurde, hatte diesen Reclamationen, so wie derjenigen, welche sich auf die Mißverständnisse zwischen der Militär- und Civil-Behörde bezogen, nicht nachkommen zu müssen geglaubt. Diese Unvorsichtigkeit wurde leider durch Andere als die Schuldigen gebüßt: nach dem Tage des 20. November legten sich Viele zum Schlafe hin, für welche diese Nacht die letzte war!

Um den schrecklichen Kampf, der bevorstand, richtig aufzufassen, muß man das Schlachtfeld kennen. Die Stadt Lyon zieht sich zwischen zwei Flüssen hin, dem Rhône, welcher nach Osten fließt, und der Saône, welche nach Westen fließt. Im Norden, und auf einer Anhöhe, welche die Stadt Lyon beherrscht, liegt die Vorstadt Croix-Rousse, welche fast ganz von Seiden-Arbeitern bewohnt wird. Zwischen Lyon und der Croix-Rousse, auf einem höheren Punkt als diese letztere, liegt eine Anhöhe, von welcher zwei lange Wege nach Lyon hinabführen, der eine links, la Grand'-Côte, der andere rechts, der Karmeliter-Steg. Diese beiden Wege sind an ihrem unteren Ende durch die Karmeliterstraße verbunden, welche von Fabrikanten bewohnt wird, die also die Arbeiter über ihren Häuptern haben. Im Norden, auf dem westlichen Ufer des Rhône und längs der Seiten der Croix-Rousse, breiten sich die Vorstädte Saint-Clair und Bresse aus. Oestlich und südlich liegen die Viertel les Brotaux und la Guillotiere, welche der Rhône von Lyon trennt; im Westen liegt die Vorstadt Saint-Just und im Süden zwischen den beiden Flüssen die Halbinsel Perrache. Les Brotaux und la Guillotiere sind durch drei über den Rhône führende Brücken verbunden, die Brücke von la Guillotiere, die Brücke Murand und die Brücke Lafayette.

Die Topographie war dem General-Lieutenant Roguet nur sehr unvollkommen bekannt; überdies war er krank, und es würde ihm schwer gewesen seyn, die Insurrection zu verhüten.

(Fortsetzung folgt.)

Deutsche Roman-Literatur.

Eine Korrespondenz aus Leipzig in der Kölnischen Zeitung äußert sich: „Je mehr fast alle literarischen Erzeugnisse des Auslandes und namentlich der Franzosen von Vielen gelesen und bewundert werden, leider oft genug ohne alle Ursache, desto billiger ist es wohl, daß wir doch auch neu erschienener deutscher Bücher erwähnen. Damit thun wir „unsern lieben Nachbarn im schönen Frankreich" keinen Abbruch, unsern eigenen Brüdern aber lassen wir nur Gerechtigkeit widerfahren. Unter den mancherlei Erscheinungen heben wir besonders hervor „Veronika", von H. König. Vergleicht man dies feinsinnig geschriebene Buch, das auf jeder Seite deutsches Leben athmet, mit den lärmenden Schriften des vielgenannten Franzosen, so muß es jedem der Schönheit huldigenden Geiste wehe thun, daß ein so tief gedachtes, so poetisch gehaltenes, mit so heiterer Grazie geschriebenes Werk nicht häufiger genannt und nur in gewählten, wahrhaft gebildeten Kreisen gelesen wird! Freilich geht ihm alles „Raffinement" ab, alle jene ängstlich spannenden Situationen, und jene krassen Scheußlichkeiten fehlen, die jetzt von den Ueberreizten für unerläßlich und leider auch für die Zierde eines poetischen Werkes gehalten werden. Auch Grausamkeiten, wie sie die „Geheimnisse von Paris" von allen Sorten in reicher Auswahl bieten, sucht man vergebens. Nichtsdestoweniger würden wir es, wenn man sich nicht hüten müßte, König's schöne, edle und einfache Muse mit jenen französischen Modeprodukten auch nur zu vergleichen, als literarisches wie poetisches Produkt unbedenklich viel höher stellen, als Sue's von Millionen verschlungene Effektromane. Ein anderes erst kürzlich erschienenes Buch möchte gerade jetzt geeignet seyn, die Aufmerksamkeit des größeren Publikums auf sich zu ziehen. Wir meinen den historischen Roman „Wallenstein", von E. Willkomm. Bekanntlich hat Förster in seinem neuen Buche „Wallenstein's Proceß vor den Schranken des Weltgerichts" die Unschuld des ermordeten Feldherrn darzuthun gesucht und dadurch wieder viele Federn in Bewegung gesetzt. Die Nachkommen des Herzogs sind nicht müßig geblieben und fordern entschieden Untersuchung der Proceßacten und Wiedereinsetzung in ihre, ihnen mit Unrecht entzogenen Würden. Bei der Theilnahme, die alle Gebildeten einem solchen Processe schenken müssen, kann eine in national deutschem Sinne gehaltene romantische Behandlung der Erhebung und des Sturzes Wallenstein's nicht unbeachtet vorübergehen, wenigstens wäre es zu wünschen, daß recht Viele die Gesinnung beherzigten, die der Verfasser im deutschen Volke erweckt wissen will. Die „Kölnische Zeitung" bemerkt zu Vorstehendem: „Auch wir stel-

len Ernst Willkomm, wie schon neulich ein Blatt gethan, viel höher als Sue, wenn man denn doch einmal vergleichen soll oder will. Aber es geht diesem ausgezeichneten und schönen Talente, daß während der letzten Jahre in ruhigere Schwingungen gekommen ist, wie es Heinrich König geht. Die Buchhändler, welche Werke deutscher Schriftsteller verlegen, stellen die Preise dafür so unverhältnißmäßig hoch, daß von einem bedeutenden Absatze nicht die Rede seyn kann, und auch die besten Werke nur Leihbibliotheken ersten Ranges zugängig sind. Für die zwei Bände der „Veronika" hat Hr. Brockhaus den Preis auf drei Thaler gestellt; die zwölf Bände der „Geheimnisse" kosten etwa anderthalb Thaler! Wenn unsere Buchhändler auch nur die Hälfte von dem Gelde dem Eifer und jener Betriebsamkeit deutscher Werke widmeten, die sie in ihrer oft verächtlichen Concurrenzjagd mit häufig ganz ordinären ausländischen Produkten an den Tag legen, so wäre für die volksthümliche Ausbildung unserer Nation wie für unsere Schriftsteller schon viel gewonnen. Aber jetzt wird das Publikum von den Buchhändlern wie ein Vogel Strauß betrachtet, in dessen Magen sie Alles, auch das Widerwärtigste aus einheimischer und besonders aus ausländischer Sudelküche „billig" hineinwürgen. Die guten und gesunden literarischen Gerichte aber halten sie bei Seite, und stellen dieselben so hoch im Preise, daß nur, wenn man so sagen darf, eine Leseraristokratie von denselben genießen kann. Uebrigens hat die Art und Weise, wie manche Buchhändler und Zeitungsredakteren den Sue'schen Roman, von dessen Inhalte sie vorher nichts kannten, als Katze im Sacke kauften, für uns etwas ungemein Verächtliches. Wir wünschen und hoffen, daß diese literarischen und bibliopolischen Manchesterhändler bei ihrer Speculation zu kurz kommen, und uns freut, daß dieses, allem Anscheine nach, der Fall seyn wird; denn so viel wir aus den verschiedensten Gegenden Deutschlands erfahren, kann Niemand dem „Ewigen Juden" Geschmack abgewinnen."

Korrespondenz.

Mainz, 7. Juli.

Vor einem Jahre starb Hr. J. Hartenkeil, seit 1816 Lehrer an der hiesigen Realschule. Als solcher hatte er mit großer Liebe, Fleiß und Ausdauer dem Amte vorgestanden, des Guten viel gewirkt und die Dankbarkeit und Hochachtung aller seiner ehemaligen Schüler, deren größter Theil jetzt schon Familienväter und tüchtige Bürger geworden, mit sich in das Grab genommen. Diese Liebe und Dankbarkeit fortwährend zu beurkunden, faßten sie den Entschluß, auf unserem Begräbnißplatze demselben einen Grabstein errichten zu lassen, und bald waren durch freiwillige Beiträge die Mittel hierzu bereit. Unsere Mitbürger Hr. Scholl und Lothary haben es übernommen, dieses Denkmal auszuführen, dessen Vollendung man baldigst entgegensieht und unser Kirchhof ist sodurch um ein Kunstwerk reicher. Was aber mehr noch ist als die wirkliche Kunstausführung, das ist die lebendige Begeisterung dieser ehemaligen Hartenkeil's-Schüler, das ist die Theilnahme des Publikums an dieser Sache und darüber liefert der gestrige Tag einen klaren Beweis. Auf eine freundschaftliche Bekanntmachung und Einladung war unser Begräbnißplatz von Besuchern aller Stände überfüllt; um die angegebene Abendstunde setzte sich in feierlicher Stille von dem Leichenhause her ein Trauerzug in Bewegung und gelangte zur Ruhestätte des Verstorbenen. Mädchen mit Blumengewinden umgaben das Grab. Zunächst ihnen standen die Lehrer unserer Realschule mit ihrem würdigen Direktor Hrn. Noll, innige Freunde und Kollegen des Verstorbenen; eine Abtheilung Sänger und Musiker; das Comité der wirklichen ehemaligen Schüler; diese in großer Anzahl, und weiter die anwesenden Theilnehmer. Unter der Leitung des Ganglehrers Hrn. Werner hatte ein Trauergesang geendet, als ein Mitglied der Gesellschaft ehemaliger Schüler, Gastwirth Hr. Siebeneck, in einer Anrede zu seinen alten Schulkameraden die Absicht ihres Erscheinens auf diesem Gottesacker, geheiliget durch die Asche unserer Väter, Brüder und Freunde, auseinandersetzte. Ergreifend war es, als er mit erhobener kräftiger Stimme uns ermunterte, gestützt auf des verklärten Hartenkeil's Grundlehren, fortzubauen an unserer geistigen Bildung, festzuhängen an unserem deutschen Vaterlande, treu zu bleiben unserem Fürsten, Achtung zu haben vor dem Gesetze, vor unserer Obrigkeit, Pflichten zu erfüllen aus Ueberzeugung und fortwährend darnach zu streben, des Guten in der Welt immer mehr zu verbreiten und das Böse auszurotten, wo und in welcher Gestalt es sich auch zeige. Ergreifend war es, als er sich hierauf zu den anwesenden Kindern wandte und sie ermunterte, ihre Lehrer zu lieben, und ihnen erklärte, daß durch diese kindliche Liebe nur sie im Stande seyen, sich zu Männern zu bilden, die zur Lebensaufgabe sich machten, an ihrer Gemüthes- und Verstandesausbildung fortwährend zu arbeiten. Nach dieser Anrede legten die Mädchen die Urkunden in den Grundstein, bestreuten das Grab mit Blumen und umkränzten dasselbe. Der Grundstein ward sofort in das Fundament eingesenkt und mit demselben eingemauert. Hr. Direktor Noll gab zuerst dem Mauerwerke die üblichen drei Hammerschläge und ihm nach folgten dann alle Freunde und Schüler. Während dieser Ceremonie ward abermals ein vierstimmiger Männergesang abgesungen. Siebeneck sprach hierauf im Namen der Denkmals-Betheiligten seinen herzlichsten Dank für ihre erwiesene Theilnahme allen Anwesenden, und feuerte die ehemaligen Schüler an, die an dem Grabe eines so lieben Lehrers neu geschlossene Freundschaft rein zu bewahren für's Leben. Ein zu diesem Zwecke an alle Anwesende ausgetheiltes und abgesungenes Lied schloß eine Feierlichkeit, die, wie sie neu gewesen in ihrem Erscheinen, eben so ehrenvoll für den Verstorbenen als für den ganzen Lehrstand ist und bleibt ....

Darmstadt, 14. Juli.

Währenddem man die Aufhebung der Lotterie und dadurch den Schutz gegen zudringliche Collecteurs mit Freuden begrüßte, wird nun das Publikum, und zwar in neuerer Zeit auffallend vermehrt, durch Personen behelligt, denen die polizeiliche Erlaubniß zum Ausspielen von dieser und jener Arbeit ertheilt wurde. Bald sind es Hosenträger, bald Schmetterlinge, Hauben, Kämme, Messer und Gabeln u. dgl. Möchte doch die Polizeibehörde, deren Schutz vorzüglich gegen Zudringlichkeiten bestehen soll, fernerhin keine derartige Erlaubniß mehr geben; sie würde sich den Dank aller bisher gequälten Einwohner erwerben.

Mainwasser-Wärme.

Freitag, 19. Juli, Morgens 8 Uhr: 14 Grad. W. Gerlach.

Theater-Anzeige.

Samstag, 20. Juli. Der Wildschütz, oder: die Stimme der Natur, komische Oper in 3 Abth., nach Kotzebue frei bearbeitet, Musik von Albert Lortzing. (Unter dessen persönlicher Leitung.)

Redakteur: J. L. Heßler. — Druck und Verlag von Heller und Rohm

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 200. Sonntag, den 21. Juli 1844.

Drei Tage aus dem Leben einer rothen Perrücke.

(Von Dr. Wilh. Dieffenbach.)

1.
Sylvesterabend.

Nur noch wenige Stunden des seinem Ablaufe nahenden achtzehnten Jahrhunderts waren übrig, ehe das jüngste Kind Saturns auf die Schultern des abtretenden hundertjährigen Greises stieg, und mit seinem Lilienstengel die alte wie die neue Generation freudig begrüßte. — Die Zeit drängte, die Stunden waren gezählt, und noch harrte Alles in banger Erwartung in der Wohnung Seiner Wohlgeboren des Herrn Kriegszeugamts-Sekretärs Dionysius Hasselquist auf den Eintritt des denkwürdigen Augenblicks, wo dessen ehrwürdiges Haupt nicht mit einer Krone, sondern nur mit einer rothen Perrücke geschmückt werden sollte. Die verabredete Stunde hatte schon geschlagen, in welcher der durch seine Kunstfertigkeit weit und breit berühmte Haarkräusler Flink, der sogar die großen holländischen Allongeperrücken zu fertigen verstand, das allerneueste Kunstwerk seiner nimmer rastenden Hände pünktlich abzuliefern versprochen hatte. Dieser ausgezeichnete Haarkünstler (der einst lange Zeit in dem Haag und zu Amsterdam gewesen war, und in seiner künstlerischen Verwegenheit sogar Hand an die hohen Häupter der Generalstaaten gelegt hatte, ohne deshalb für einen Rebellen erklärt und standrechtlich erschossen zu werden) ließ nicht lange mehr mit dem jüngsten Kinde seiner artistischen Laune auf sich warten, und erntete, wie nicht anders zu erwarten, dafür den ungetheiltesten Beifall der Hasselquist'schen Familie ein, welche vor Ungeduld brannte, den Vater auf dem Sylvesterballe, den sie mit ihm besuchen wollte, in dem neuen stattlichen Kopfputze einherstolziren zu sehen.

Der Miethwagen fuhr vor. Herr Dionysius Hasselquist warf bei'm Hinweggehen noch einen prüfenden Blick auf sein, weniger durch die Last der Jahre, als durch seine nimmer rastende Arbeitsamkeit etwas abgebleichtes Spiegelbild, und sagte zu seiner Frau mit heiterer Selbstzufriedenheit: „Dachte ich mir's doch, daß meine rothe Perrücke mich gut kleiden und meiner Physiognomie gleichsam als begränzender Hintergrund, oder auch als empfehlende Staffage dienen werde.“ Bei'm Einsteigen in den Wagen erblickte ihn noch der Kanzleidiener des löblichen Kriegszeugamts, der eben aus dem unteren Wirthschaftslokal kam, wo er seine gewohnte Halbe Doppelbier bei einer Pfeife Tabak in behaglicher Ruhe zu sich genommen hatte. „Gott steh' mir bei!“ rief der durch diesen Anblick erschreckte Mann aus, „entweder ist dieß der selige jüngere Bruder unseres Herrn Sekretärs Hasselquist in leibhaftiger Gestalt, oder ich sehe blos ein Blendwerk irgend eines bösen Geistes, welcher mir hier den Weg verlegen will.“ Ein schönerer Triumph hätte unserem, mit der neuen Perrücke gekrönten Dionysius nicht widerfahren können; er zweifelte nun keinen Augenblick mehr daran, daß er durch Auflegung der gekräuselten Kopfhülle aus Hebe's verjüngendem Becher getrunken, und neue Ansprüche auf den Beifall und die Zuneigung des schönen Geschlechts, welchem er nebenbei gerne den Hof machte, errungen zu haben.

Die neue rothe Perrücke machte Epoche auf dem Ball; sie versammelte Alt und Jung um den Herrn Kriegszeugamts-Sekretär Hasselquist, welcher sich dadurch nicht wenig geschmeichelt und auf der Stufenleiter der erschaffenen Wesen gleichsam höher gestellt fühlte. Den Gipfel seines irdischen Glücks glaubte er jedoch erst erreicht zu haben, als die wohlregierende und wohlbeleibte Frau Bürgermeisterin, ein reizendes blondes Weib, in der herablassendsten Güte und mit unendlich viel Anmuth ihn zu einem Tanze aufforderte. Ganz ungerupft kam indessen seine neue Perrücke nicht davon; einige springende Champagnerstopfen erreichten ihr Zenith und fielen, wie Meteorsteine, in perpendikulärer Richtung auf sie nieder, während neckende Mädchen seiner Kopfbedeckung einige kleine Zierrathen anzuhängen strebten, und ein halbtrunkener Tabakraucher den brennenden Fidibus daran auslöschte, wodurch beinahe ein Brandunglück zum Nachtheil der neugegründeten Perrücken-Versicherungs-Anstalt geschehen wäre.

Bei diesen unschuldigen Scherzen, welche Herr Hasselquist keineswegs übel aufnahm, ging die Ballnacht vergnügt vorüber und setzte ihn in die rechte Laune für den kommenden Tag, wo er eine Menge Gratulationen im Staatsrock und mit der neuen Scheiteldecke abzustatten hatte.

(Schluß folgt.)

Der Aufstand der Seiden-Arbeiter in Lyon.

(Fortsetzung.)

Am Montage, den 21. November, versammelten sich die Seiden-Arbeiter um acht Uhr Morgens, 300 oder 400 Mann stark, in der Croix-Rousse. An ihrer Spitze stand einer ihrer Syndiken, und sie waren mit Stöcken bewaffnet. Ihr Zweck war keinesweges, den Fabrikanten eine Schlacht zu liefern. Sie wollten nur, daß bis zur Anerkennung des Tarifs alle Webstühle stillstehen sollten, und einige von ihnen durchzogen die Werkstätten, um diejenigen ihrer Gefährten, die noch arbeiteten, zu entfernen. Unterdeß trafen 50 oder 60 National-Gardisten ein; der Offizier, der sie anführte, rief: „Meine Freunde, wir müssen diese Canaille wegfegen", und die National-Gardisten rückten in Folge dessen mit vorgehaltenem Bajonnett vor. Nun werden auch die Arbeiter erbittert, umzingeln das Peloton, entwaffnen die Einen und jagen die Anderen in die Flucht. Bald wurden die Gruppen zahlreicher, aber kein feindlicher Gedanke beseelte sie. Man sprach ernstlich davon, die friedliche Aufstellung in den Straßen vom 25. Oktober zu erneuern. Zu diesem Zwecke reichten sich die Weber die Arme und fingen an, zu je Vieren die Grand'-Côte hinabzusteigen. Die Grenadiere der ersten Legion, die vorzüglich aus Fabrikanten bestand, gingen der Kolonne entschlossen entgegen. Ihr Zorn war auf's höchste gestiegen, und mehrere derselben zogen aus ihren Patrontaschen Patronen hervor, die sie vertheilten. Etwa in der Mitte der Grand'-Côte traten sich die beiden Haufen gegenüber; die Grenadiere gaben Feuer, und acht Leute wurden schwer verwundet. Alsobald zieht sich die Kolonne unordentlich zurück, steigt unter verzweiflungsvollem Geschrei die Grand'-Côte wieder hinauf und verbreitet sich wie ein wüthendes Meer in der Croix-Rousse. Im Augenblicke erhebt sich ein ungeheures Geschrei; jedes Haus speit Kämpfer aus, welche mit Stöcken, Schaufeln, Steinen, großen Gabeln bewaffnet sind; einige hatten Flinten. Die Eifrigsten laufen unter dem Rufe: „Zu den Waffen! Man ermordet unsere Brüder!" hin und her. Barrikaden werden in jeder Straße von Frauen und Kindern erbaut; zwei Kanonen, welche der National-Garde von Croix-Rousse angehören, sind in der Gewalt der Insurgenten, welche sich unter Entfaltung einer schwarzen Fahne mit den tiefen, rührenden und düsteren Worten: „Arbeitend leben oder kämpfend sterben!" nach Lyon in Bewegung setzen. Es war fast elf Uhr. Bouvier-Dumoulard hatte sich nach dem Rathhause begeben, welches sich auf dem Platze des Terreaux, nicht weit vom Kapuziner-Viertel, befindet. Man trägt den General-Lieutenant Roguet, der wegen seiner Schmerzen nicht gehen konnte, hierher. „General", sagte der Präfekt heftig zu ihm, „ich fordere Sie auf, Patronen vertheilen zu lassen." — „Sie haben mir keine Befehle zu geben", antwortete der Graf Roguet; „ich weiß, was ich zu thun habe."

Um $11^1/_2$ Uhr wurden die Patronen vertheilt, und der Präfekt erschien mit dem General Ordonneau an der Spitze einer Kolonne, die aus National-Garden und Linientruppen zusammengesetzt war. Schon war am hochgelegenen äußersten Ende der Grand'-Côte eine starke Barrikade errichtet worden. Die vom Präfekten und General Ordonneau befehligte Kolonne erklimmte den Steg, der sehr steil und von Häusern besetzt ist, die alle von Arbeitern bewohnt sind. Plötzlich stürzt ein Hagel von Dachziegeln, Steinen und Kugeln auf die Kolonne; der Präfekt wird von einem Kiesel getroffen; mehrere Männer in seiner Nähe werden verwundet, und die Kolonne weicht zurück. Die National-Garde der Croix-Rousse hatte sich mit den Arbeitern vereinigt. Zwei Offiziere verlangen mit dem Präfekten zu parlamentiren. Er folgt ihnen, überschreitet mit ihnen die Barrikade und begibt sich auf den Balkon der Mairie der Croix-Rousse, um das tumultuarisch unter seinen Fenstern versammelte Volk anzureden. Von Zeit zu Zeit werden seine Worte durch den schrecklichen Ruf: „Arbeit oder den Tod!" unterbrochen.

So weit waren die Sachen gekommen und die Feindseligkeiten schienen eingestellt, als das Gewehrfeuer auf drei verschiedenen Punkten von neuem begann. Die Kanonen donnerten, „Rache! Rache! Wir sind verrathen!" riefen die Arbeiter aus. Eine erbitterte Bande umringte nun den Präfekten, entriß ihm seinen Säbel und schleppte ihn mit gezogenem Degen nach einem Hause, wo er gefangen gehalten wurde. Der General Ordonneau, der sich zu ihm begeben hatte, wurde ebenfalls ergriffen und zum Arbeiter Bernard geführt, der ihm das Leben rettete.

Während dieser Zeit schlug man in verschiedenen Vierteln Generalmarsch. Die Quais, die Plätze, die Straßen füllten sich mit National-Gardisten und Soldaten. Indeß erreichte der Bürgerkrieg an diesem Tage noch nicht das Innere der Stadt.

Eine Schwadron Dragoner, die durch eine Batterie der Artillerie der National-Garde unterstützt wurde, erklimmte unter lebhaftem Gewehrfeuer die Karmeliterstraße und stellte sich auf der Höhe auf. Aber von den Dächern der Croix-Rousse herab schossen die Arbeiter auf die Artilleristen und Reiter. Der Boden war bald mit Todten und Verwundeten bedeckt. Indeß dauerte der Kampf fort, und das Bataillon der National-Garde, welches von Herrn Prévost befehligt wurde, leistete kräftigen Widerstand, als ein Schreiben vom General Ordonneau überbracht wurde, in welchem dieser das Bataillon zum Rückzuge aufforderte. Dem Kommandanten Prévost war die Gefangenschaft des Generals nicht bekannt; er gehorchte.

(Fortsetzung folgt.)

Professor Döbler's optische Nebelbilder.

(Frankfurt a. M.) Am 17. d. Mts. gab Hr. Professor Döbler im hiesigen Schauspielhause die zweite Vorstellung seiner „optischen Nebelbilder." Diese eben so eigenthümlichen und neuen, als überraschenden und anziehenden Gebilde aus dem Gebiete der Optik, welche für den Kenner ein wissenschaftliches Interesse und für den Laien den Reiz der angenehmen Unterhaltung haben, gehören zu Demjenigen, was man ein Mal gesehen haben muß, um sich die rechte Vorstellung davon machen zu können. Heute, wo die Räume des Hauses und Orchesters verdunkelt waren, traten die genannten optischen Gebilde deutlicher und effektvoller hervor, und fanden so lebhaften und allgemeinen Beifall, daß Hr. Prof. Döbler nach dem Schlusse derselben hervorgerufen wurde. In der That macht es einen an die Wunder der Mährchen- und Feenwelt erinnernden Eindruck, wenn plötzlich aus dem dämmernden Nebel Berge und Thürme, Paläste und Kirchen, Bäume und

Ströme mit den verschiedensten sie belebenden Staffagen sich herausbringen und wie zauberisch entfalten, in frischem Farbenglanz, in malerischen Ansichten und in der buntesten Mannichfaltigkeit. Hat der Beschauer eines der Bilder genügend betrachtet, so zerrinnt es wieder, lös't sich gleichsam auf und verschwindet im Nebel, um einem andern Platz zu machen; so folgen die verschiedenen Tableaux, der nebelgrauen Schattenwelt freundlich und lieblich entsteigend und dann in deren Dämmerung wieder versinkend. Eine sanfte, der Eigenthümlichkeit und dem Charakter eines jeden Bildes sich als ein musikalischer Commentar anschließende Instrumental-Begleitung beflügelt die Phantasie des überraschten Betrachters und erhöht den Genuß einer so seltenen Kunstbeschauung. Was Hr. Professor Döbler, welcher dem Publikum immer etwas Neues zu bieten bemüht ist, in Bezug auf seine optischen Bilder leistet, steht weit über den gewöhnlichen Effekten und Produktionen dieser Art und bewegt sich in neuer, selbstständiger Sphäre. Als besonders schön und überraschend möchten wir die Seeansicht bei Edinburg in Schottland, den Saal der Fünfhundert im Dogenpalaste zu Venedig, Stolzenfels am Rhein, die ländliche Ansicht bei Winter- und Sommerzeit, ein Segelschiff bei Tag und Mondbeleuchtung u. a. hervorheben. Die nächsten Sonntag den 21. d. M. stattfindende dritte Vorstellung der genannten Bilder wird dazu beitragen, die wohlverdiente Anerkennung derselben noch zu steigern. Schließlich haben wir noch zu berichten, daß Hr. Professor Döbler in nächster Woche auch eine Vorstellung aus dem Gebiete der natürlichen Zauberei veranstalten wird.

Mannichfaltigkeiten.

Der National vom 12. Juli beginnt die Mittheilung eines Feuilleton's, das — ohne Zweifel als Parodie auf Sue's „ewigen Juden" — den Titel führt: „Der große Greis; Muster-Feuilleton in 23 Jahren, verfaßt nach den neuesten und künstlichsten Methoden, von Hrn. Désiré Hazard aus Brüssel in Brabant." Der pseudonyme Verfasser sagt in einem Vorwort: er habe seine Memoiren, einen wahrhaften Roman von 10 ungeheuren Foliobänden, in Feuilletons zerhackt, bei der Brüsseler Industrieausstellung vorgezeigt, sey aber von der Jury nicht zugelassen worden, und biete deshalb das Werk jetzt den Lesern des National dar. Als Beleg für dessen Vortrefflichkeit führt er an, daß es im 23sten und letzten Jahre 32 Wiedererweckungsszenen, 45 Hinrichtungen und 105 Heirathen zählt.

(Stettin, 12. Juli.) Ein Mädchen aus Kammin, mit ihrer Dienstherrschaft reisend, hat vor dem Thore von Zittau, auf der Straße nach Bautzen, fast ganz von Erde bedeckt, einen silbernen, stark vergoldeten, oben mit einem kleinen Rubin versehenen Ring gefunden, welcher auf der einen Seite mit einem Relief, die Kreuzigung Christi darstellend, auf der andern mit den Marterwerkzeugen, Leiter, Geißel, Hammer rc. versehen ist. Innen aber zeigt sich die deutliche Inschrift: D. Martino Luthero Catharina v. Boren d. 31. Octbr. 1525. Die ohne allen Zweifel alte Arbeit ist mit vieler Sorgfalt gemacht, der Ring selbst, wahrscheinlich durch einen Fußtritt, etwas verbogen, sonst wohl erhalten. Da nach den gewöhnlichen Annahmen die Hochzeit des großen Reformators im Juni 1525 erfolgte, so scheint dieser Ring, nach dem obigen Datum zu urtheilen, nicht sowohl der Trauring, als vielmehr ein von seiner kurz vorher ihm vermählten Gattin ihm zur Erinnerung an den folgenreichen 31. Oktober 1517 geschenkter zu seyn, wofür das Datum und die symbolische Ausstattung des Kleinodes sprechen. Dasselbe befindet sich jetzt durch Ankauf im Besitze des Landraths, Geheimen Justizraths Hrn. von Plötz, in Kammin.

(Mainz.) Von dem dahier am 4. Juli für Mad. Stöger-Heinefetter stattgehabten Konzert läßt sich sagen: viel Beifall, aber wenig Geld — indem dasselbe trotz der beiden Gesangsnotabilitäten Sabine und Cathinka Heinefetter nur schwach besucht war. Wenn man in der Einen die große Gesangskünstlerin bewunderte, so ward man durch die wahrhaft schöne Stimme der Andern überrascht. In dem Duett aus Rossini's Stabat mater, welches das Schwesterpaar vortrug, wurden die Stimmen gegenseitig gehoben und getragen, wodurch ein harmonisches Ganze seltener Art hervorgebracht ward. Von den beiden Brüdern Heinefetter spielte der Cellist von Mannheim ein Konzert mit großer Virtuosität, dem nur der Vorwurf der Kürze gemacht werden konnte, während der jüngere Bruder, Matthias, erster Violinist am Mainzer Theaterorchester, in einer schwierigen und brillanten Fantasie über ein Bellini'sches Thema den Beweis lieferte, daß er Ersterem in Vortrag, Sicherheit und schönem Ton nicht nachstehe. Derselbe gedenkt nächstens in Bad-Homburg ein Konzert zu veranstalten, dem der günstigste Erfolg nicht fehlen dürfte. Sein Name hat auch außerhalb Deutschland einen guten Klang, da er in den Jahren 1840 und 1841 die Schumann'sche Operngesellschaft nach England begleitete, wo sein Talent in den höheren Kreisen die schmeichelhafteste Anerkennung fand.

Das „Intelligenzblatt von Oberbaiern" vom 5. Juli enthält folgende amtliche Aufforderung: „Der königl. Akademiker und Konservator Dr. Steinheil hat eine einfache Vorrichtung zur Ermittlung entfernter Brandstätten ausgedacht, deren Beschreibung im Kunst- und Gewerbsblatte des polytechnischen Vereins, November- und Dezemberhefte 1843, abgedruckt, und welche auch bereits auf dem nördlichen Münchener-Frauenthurme in Ausführung gebracht ist. Sämmtliche königl. Distrikt-Polizei-Behörden von Oberbaiern werden in Folge eines Rescripts des königl. Ministeriums des Innern vom 20. v. Mts. hiervon mit dem Auftrage in Kenntniß gesetzt, die Verwaltung der größeren Gemeinden auf diese Erfindung eines bereits als zweckmäßig erprobten Pyroscops aufmerksam zu machen."

Korrespondenz.

Hamburg, 13. Juli.

Auf unserem Stadttheater wird Hr. Chrudimsky, dem ein vortheilhafter Ruf vorangeht, am nächsten Dienstag sein Gastspiel als „Othello" beginnen. Ich werde Ihnen über den Erfolg berichten. Auf der Thaliabühne gastiren abwechselnd Hr. Kläger (von Kassel), Hr. Edmüller (von Altona) und Hr. Gomansky vom Kölner Theater. Auch das Theater der westlichen Vorstadt, das Actientheater in St. Pauli, scheint unter der umsichtigen Leitung des Hrn.

Landt nun glücklich zu gedeihen und wird zahlreich besucht. Das Haus ist neu und elegant decorirt und auch in der innern Einrichtung der Plätze bedeutend verbessert. Ein paar Vorstellungen, die ich kürzlich hier sah, haben in der That meine Erwartungen übertroffen. Die Hauptzierde dieser Bühne ist Dem. Fritze, früher Mitglied des Altonaer Theaters, die sich ebensowohl durch ihre anmuthige Erscheinung, wie durch feines, munteres und zartnüancirtes Spiel vortheilhaft auszeichnet. Außerdem sind Dem. Jenschen, Dem. Lange und die Damen Müller und Fürst die bedeutendsten. Unter dem männlichen Personale nimmt der Charakterspieler Hr. Fürst den ersten Platz ein, der sich in tragischen, wie komischen Rollen mit gleicher Gewandtheit und Sicherheit bewegt. Ein sehr talentvoller junger Künstler ist Hr. Schwarz, ein junger Wiener, der die ersten Liebhaberrollen spielt. Ueber die Leistungen des übrigen Personals wagen wir bis jetzt noch nicht zu urtheilen. Der Anfang berechtigt zu den schönsten Hoffnungen und es ist alle Aussicht vorhanden, daß dieses jetzt durch Actien festbegründete Theater unter Landt's umsichtiger technischer Direktion endlich prosperiren werde.

Wiesbaden, 12. Juli.

Dem Theaterzettel zufolge, der zwar nicht immer unbedingten Glauben verdient, beschloß gestern Dem. Sabine Heinefetter ihren hiesigen Gastrollencyclus mit Norma. Was läßt sich noch Neues von einer Oper sagen, die fast Jedermann kennt, deren Melodieen alle Stimmbegabte singen und die seit ihrem Erscheinen auf allen Bühnen Europa's mit jenem großen Beifall, den die Verehrer Bellini's ihm überhaupt zollen, gehört wurde. Dem. Sabine H. übt als dramatische Sängerin noch immer den mächtigsten Zauber und läßt die Kritik in dem Augenblicke verstummen, wo sich solche vernehmen lassen möchte; sie singt das, was im Umfang ihrer Stimme liegt, mit seltener Virtuosität und versteht, das Uebrige, wie man in vulgärer Kunstsprache sagt, sich mundrecht zu machen. Ihr eminentes Darstellungstalent reißt zur Bewunderung hin; dies bewies von neuem ihre gestrige Leistung, die der großartigen Momente mehrere zählte. Von dem gespendeten Beifalle, der am Schlusse der Vorstellung erschöpft schien, gebührte ein verhältnißmäßiger Theil der lieblichen Sängerin Dem. Rummel (Adalgisa), Hrn. Meyer (Orovist) und Hrn. Schunk (Sever), der sich wie immer als trefflicher Sänger und Darsteller bewährte. Dem. Sabine H. trat diesmal in fünf Partieen dahier auf: zweimal als Lucrezia Borgia, für welche sie eine besondere Passion zu besitzen scheint, sodann als Desdemona, Antonina und Norma. Für die Desdemona hatte man im voraus einen Lorbeerkranz gewunden, der, aus einer Proceniumsloge geworfen, statt auf der Bühne, im Orchester niederfiel und daher vom Kapellmeister — wenn auch nicht für diesen bestimmt — hätte vindicirt werden können. — Zu den hiesigen Bühnenskanalen gehört, daß Mad. Schumann von neuem für die Oper gewonnen ward, was als ein glückliches Ereigniß zu bezeichnen ist. Dagegen verläßt uns die verdienstvolle, dahier mit Recht beliebte Schauspielerin Mad. Fischer. Die Wiederbesetzung des dadurch erledigt werdenden Faches der Anstandsdamen im Schauspiel soll, wie man vernimmt, auf eine höchst originelle Weise in der Art geschehen, daß Mad. Eppinger (komische Alte), Mad. Flindt (zweite Liebhaberin) und Dem. Diemar (Soubrette) abwechselnd den weiblichen Anstand auf der Bühne repräsentiren sollen. Ferner verlassen uns die Reste unseres schon früher zu den Vätern heimgegangenen Ballet's: Solotänzer Franke und Solotänzerin Krause. Uebrigens ward die dahier stattgehabte Choristenbewegung glücklich beseitigt, wodurch, wenn auch nicht die öffentliche, doch die Coulissenruhe compromittirt erschien. Unsere Bühnenlenker hatten nämlich plötzlich die Ansicht gewonnen, daß die weiblichen und männlichen Mitglieder des Chors mit 25 bis 30 fl. monatlich zu gut bezahlt seyen, und daß es sich, namentlich im Sommer, auch mit weniger herrlich dahier leben lasse. Daher Ermäßigung von 5 fl. per Monat für jedes verehrliche Mitglied und achttägige Acceptationsfrist. Große Bewegung — allgemeine Unzufriedenheit. Noch vor Ablauf des Termins erklärten sämmtliche Interessenten, lieber wegzuziehen (ob nach Texas, ist ungewiß), als sich dieser Reform zu unterwerfen. Hierauf Zurücknahme der fiskalischen Maßregel und Belassung des Status quo.

(Schluß folgt.)

Am 31. Juli, 1. und 2. August d. J. findet in Zweibrücken das elfte Musikfest des Central-Musik-Vereins der Pfalz unter Leitung des Hrn. Dr. Mendelsohn-Bartholdy statt. Das bereits erschienene Programm enthält in 9 Paragraphen die genaue Bestimmung der Festlichkeiten und wir entnehmen ihm die nachstehenden Hauptpunkte: Die erste General-Probe beginnt Montags, Morgens 7 Uhr, in dem als Konzertsaal eingerichteten ehemaligen Pfalz-Zweibrückischen Theater. Mittwoch, den 31. Juli, in der Frühe, Ankündigung des Festes durch Reveille der Militär-Musik und Abfeuern der Böller. Des Nachmittags 4 Uhr erstes Konzert nach drei Signal-Schüssen. (Paulus, Oratorium von Mendelsohn-Bartholdy.) Des Abends große Reunion mit Musik und Illumination in Bubenhausen. Donnerstag, den 1. August, in der Frühe, Ankündigung des Festes wie am vorhergehenden Tage. Des Nachmittags 4 Uhr das zweite Konzert nach drei Signalschüssen (1. Symphonie aus D, von Beethoven. 2. Bundeslied von Marschner, für Männerchor. 3. Ouverture von Möhring. 4. Arie für Sopran aus Jessonda von Spohr. 5. Die erste Walpurgisnacht, Gedicht von Göthe, componirt von Mendelsohn-Bartholdy.) Abends 9 Uhr Bälle im Kasino-Saale und in Bubenhausen. Transparente und Illumination zeigen die Ball-Lokale an. Freitag, den 2. August, große Partie in der Fasanerie. Die Theilnehmer versammeln sich Nachmittags 2 Uhr vor dem Kasino-Gebäude, bilden daselbst einen Zug, der sich mit den Fahnen der Stadt und sämmtlicher Vereine, unter Begleitung zweier Militär-Musiken, an den bezeichneten Ort bewegt.

Entgegnung.

Wenn ich in der Beschreibung des landwirthschaftlichen Festes zu Usingen eines Mannes von Maibach erwähnt habe, der hierher gekommen sey, sich einen Preis zu holen, so habe ich diesen Mann allerdings nicht mit eigenen Augen gesehen; auch habe ich die Anekdote nicht erdichtet, sondern sie ist mir von Personen, die mir glaubwürdig schienen, erzählt worden. — Es war nicht im entferntesten meine Absicht, die braven Bürger von Maibach zu kränken und sollte die Sache, wie es scheint, auf einem Irrthume meiner Erzähler beruhen, so möge dieses hiermit berichtiget seyn.

Usingen am Taunus, 16. Juli 1844.

Ihr Berichterstatter.

Mainwasser-Wärme.

Samstag, 20. Juli, Morgens 8 Uhr: 14 Grad. W. Gerlach.

Theater-Anzeige.

Samstag, 20. Juli. Der Wildschütz, oder: die Stimme der Natur, komische Oper in 3 Abth., nach Kotzebue frei bearbeitet, Musik von Albert Lortzing. (Unter dessen persönlicher Leitung.)

Sonntag, 21. Juli. Dritte Vorstellung von Döbler's optischen Nebel-Bildern, wie sie in neuester Zeit in der königl. Polytechnik in London unter dem Namen „Dissolving Views" gezeigt worden. Vorher geht: Die gefährliche Tante, Lustspiel in 4 Abth., von Albini.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 201. Montag, den 22. Juli 1844.

Drei Tage aus dem Leben einer rothen Perrücke.

(Von Dr. Wilh. Dieffenbach.)

(Schluß.)

2.

Neujahrstag.

Der Tag der Wünsche und der Langeweile war erschienen, der mühselige Tag, an welchem Fürsten auf wohl einstudirte Reden sinnen, Privatpersonen aber eine offene Kasse halten müssen; jener verhängnißvolle Tag, an welchem ich jedes Mal mit Zittern an den König der Franzosen denke und mich freue, wenn Louis Philipp den Abend gesund erlebt hat, nachdem er in feierlichen Audienzen von allen Seiten mit nichtssagenden langen Reden bombardirt und diese förmlich zu erwiedern durch die Macht der Etikette, welche Götter und Menschen beherrscht, genöthigt worden ist.

Unser Dionysius, minder mächtig als der König der Franzosen, und daher der Macht der Gewohnheit und des Herkommens noch mehr unterthan, als dieser Herrscher, säumte nicht lange, dem überlieferten Vorurtheil des Tages in herkömmlicher Weise zu huldigen. Alles schien glücklich von statten zu gehen, als er auf der Treppe des Kanzleigebäudes dem Kriegszeugamts-Präsidenten begegnete, den er zu Hause nicht gefunden hatte. Ueberwältigt von den Gefühlen der Ehrerbietung gegen den hohen Vorgesetzten, der ihm kürzlich erst etwas Holzgeld als Gehaltszulage verschafft hatte, und durch dessen spöttisch lächelnde Miene in Verlegenheit gesetzt, griff Herr Dionysius Hasselquist mit einer Art krampfhafter Behendigkeit nach seinem Hute und schleuderte — o unbegreifliches Verhängniß! — bei dem ersten gewaltsamen Ruck die sonst so friedliche Perrücke gegen den Präsidenten, der ihr noch rasch genug auswich, um sie nicht in's Gesicht zu bekommen. Gleich einem Kometen, ließ sie auf ihrer parabolischen Bahn einen räthselhaften Schweif hinter sich, der den Sterndeutern, wenn sie ihn beobachtet hätten, zu mancherlei Conjekturen würde Veranlassung gegeben haben. Dieses unerwartete Wurfgeschoß, als Zugabe zu einem Neujahrwunsch auf der Kanzleitreppe, hatte den zu Scherzen ziemlich aufgelegten Präsidenten ungewöhnlich heiter gestimmt, und ihn schon im Geiste den ergötzlichen Eindruck gewahren lassen, den die Erzählung dieser kurzweiligen Morgengeschichte an der fürstlichen Tafel hervorbringen werde. Wider Willen hatte unser guter Dionysius eine Perle der Unterhaltung für die höheren Kreise am Neujahrstage 1801 geliefert, und er tröstete sich schon damit, daß dieser spaßhafte Vorfall zu seiner künftigen Beförderung vielleicht mehr beitragen könne, als seine persönlichen Verdienste, die ihm in der Welt noch wenig genützt hatten. Indeß betrachtete er doch von diesem Augenblicke an seine rothe Perrücke mit einer Art Mißtrauen und jenem unheimlichen Gefühl, welches den geraden biederen Mann bei dem Anblick eines zweifelhaften Freundes zu beschleichen pflegt. Doch die Schicksalsprobe des ersten Jahrestages war noch nicht ganz überstanden. Janus, mit dem verjüngten Gesicht, schien Herrn Dionysius Hasselquist noch einige arge Streiche vorbehalten zu haben. Wirklich war es so. Eine ihrem entlaufenen Manne nachreisende Schauspielerin glaubte in Herrn Hasselquist den treulosen Ausreißer zu erkennen, bis eine feierliche Kopfenthüllung, jedoch ohne Pauken und Trompeten, sie vom Gegentheil überzeugte. Ferner: ein unserm Herrn Dionysius begegnender Polizeimann zog mit bedrohlicher Miene ein Zeitungsblatt aus der Tasche, und begann schon einige vergleichende Blicke auf sein sonst so unverdächtiges und Vertrauen erweckendes Antlitz zu werfen, als ein hinzutretender Kollege, der diesen Mißgriff gewahrte, den weiteren, vielleicht unangenehmen Folgen eines augenblicklichen Irrthums durch eine rasche Dazwischenkunft noch zur rechten Zeit glücklich vorbeugte.

Diese seltsamen Tagesbegegnisse hatten unsern Helden in seiner Perrückenseligkeit schon bedeutend herabgestimmt; denn er hatte sich, wie er glaubte, vor dem Präsidenten lächerlich gemacht, mit einer eifersüchtigen fremden Schauspielerin Verdrießlichkeiten gehabt, und war überdieß noch in Gefahr gerathen, mit der löblichen Polizei wegen der Identität seiner Person in unangenehme Erörterungen verwickelt zu werden. Es gehörte mehr als philosophische Resignation dazu, alle diese Unannehmlichkeiten, die stadtkundig wurden, mit Gleichmuth zu ertragen, und bei dem Anblick der Ursache derselben, der fatalen Perrücke nämlich, nicht in Affekt zu gerathen.

3.

Zweiter Januar.

In Erinnerung an die tragikomischen Begebenheiten des gestrigen Tages ging der von einem feindlichen Geschick vielfach geneckte Herr Kriegszeugamts-Sekretär Dionysius Hasselquist zur gewohnten Stunde auf die Kanzlei, um an der Kurbel der großen Geschäftsmaschine, welche wie eine Schnellpresse arbeitete und produzirte, wieder tapfer drehen zu helfen. Un-

terwegs begegnete ihm blos der kleine Unfall, daß er mit seiner verzauberten Perrücke eine seiner Familie befreundete junge Frau, die erst im dritten Monat verheirathet war, sehr erschreckte; worüber er sich jedoch keine großen Sorgen machte, weil, wie er meinte, Deutschland ohnedies schon sehr an Uebervölkerung leide, worin ihm der Reichstag zu Regensburg wohl schwerlich widersprechen werde.

In seine Geschäfte vertieft, vergaß unser Held gänzlich, welche Verwandlung mit ihm seit dem verhängnißvollen Sylvesterabend vorgegangen war. Die Mittagsglocke schlug; alle seine Kollegen gingen weg, und er blieb allein nur noch einige Augenblicke da, um einen alten Invaliden durch Behändigung eines Dekrets über eine kleine Pension zu beglücken, welche derselbe schon seit zehn Jahren von der etwas zähen Gnade des hochlöblichen Kriegszeugamts erwartet hatte. Mit dem Stock in der Hand, und — wie er glaubte — mit dem Hute auf dem Haupte, eilte er hernach die breite Kanzleitreppe hinunter, und schlug den Weg über den vor dem Hause befindlichen freien Platz ein, wo er dem Direktor des Ober-Rechnungs-Amtes begegnete. Ihn sehen, und ihm die pflichtschuldige Reverenz machen, war das Werk eines Augenblicks, wobei er jedoch — o Tücke des Schicksals! — statt des Hutes seine wohl konditionirte Perrücke in der Hand hatte, und barhäuptig, wie ein rasirter Türke, vor dem hohen Staatsbeamten auf offener Straße stand. Zu verbessern war dieser Fehler nicht mehr; denn der vermißte Hut war auf der Kanzlei stehen geblieben, und der sonst so ernsthafte Direktor hatte sich unterdessen weidlich ausgelacht.

Das war unserem Helden zu viel; er kam nach Hause in einem äußerst aufgeregten Zustande, wie Einer, der einen Mordanfall ausgehalten und sich mit Banditen herumgeschlagen hat. Das Urtheil der Verdammniß war der verzauberten Perrücke, die in den drei verhängnißvollen Tagen so viel Unheil angerichtet hatte, schon unterwegs gesprochen worden. Ohne Verzug ward sie am häuslichen Herde dem Feuer preisgegeben, ganz in Uebereinstimmung mit den Satzungen der hochnothpeinlichen Halsgerichts-Ordnung Kaisers Karl V., welche Hexen und bezauberte Dinge den Feuerflammen zu übergeben gebietet.

Seitdem ist Herr Dionysius Hasselquist ein unversöhnlicher Feind aller Perrücken geworden, und hat feierlich gelobt, nie wieder eine Bedeckung der Art auf sein kahles Haupt zu bringen. Ob er dieses Gelübde redlich erfüllet, darüber schweigt die Geschichte, und ob es überhaupt bindend sey, muß dem Subtilitäts-System einer Alles prüfenden und erwägenden Casuistik zu entscheiden überlassen bleiben.

Der Aufstand der Seiden-Arbeiter in Lyon.

(Fortsetzung.)

Während dieser Zeit wurde der gefangene Bouvier-Dumoulard von Bewaffneten umringt, welche ihn sehr energisch aufforderten, Befehle zur Auslieferung von 40,000 Patronen und 500 Stückpatronen zu unterzeichnen. Er weigerte sich; aber unter seiner Umgebung herrschte furchtbare Aufregung. Man hatte unter sein Fenster vier Leichname mit dem Rufe geworfen: „Hier sind vier Opfer, wir müssen ein fünftes haben, um sie zu rächen.“ Die Worte sprachen eine Gesinnung aus, welche nicht alle Arbeiter theilten. Mehrere derselben, und auch Lacombe, einer ihrer Führer, behandelten den Präfekten mit Zuvorkommenheit. Sie boten ihm sogar an, ihm zu seiner Flucht unter einer Verkleidung behülflich zu seyn. Ein solcher Versuch war aber mit Schande und mit Gefahren für ihn verbunden. Gegen Ende des Tages begab er sich unter die Arbeiter und sagte zu ihnen: „Hört mich; wenn Ihr einen Augenblick glaubt, daß ich Euer Interesse verrathen habe, so behaltet mich als Geißel zurück; wenn Ihr mir aber nichts vorzuwerfen habt, so lasset mich nach meiner Verwaltung zurückkehren, und Ihr werdet sehen, daß ich nicht aufhören werde, als guter Vater zu handeln.“ Diese Rede machte Eindruck; die Einen wollten, daß man ihm die Freiheit geben solle; Andere, die mißtrauischer waren, wiesen solche Großmuth als unklug zurück. Endlich, gegen acht Uhr Abends, wurde er freigelassen und begab sich nach Lyon, umgeben von einem Haufen, in welchem die Worte „Verrath“ gemurmelt wurden, die übrigens von dem Rufe: Es lebe der Präfekt! Es lebe der Vater der Arbeiter! übertönt wurden.

Bouvier-Dumoulard fand im Saale des Rathhauses den General-Lieutenant Roguet, dem er die Hand reichte. Eine offene, aber zu späte und unfruchtbare Versöhnung! Die Anhöhe war von den Dragonern und Artilleristen verlassen worden; man hörte nur noch in Zwischenräumen einige Flintenschüsse; aber der General Ordonneau, der seine Freiheit erst am folgenden Tage erlangte, war noch in der Gewalt der Insurgenten, und die Weber wachten in der Croix-Rousse, gelagert um Wachtfeuer, welche sie angezündet, und beweinten ihre gefallenen Brüder und sannen auf Rache für den folgenden Tag.

Halten wir einen Augenblick an, um eine der bedauernswerthesten Sonderbarkeiten dieses verhängnißvollen Tages zu beobachten. Man hat gesehen, welche Ursachen die Arbeiter zur Insurrection trieben: keine politische Leidenschaft hatte sie bewaffnet, und sie ahnten zu dieser Zeit kaum, daß ihr Schicksal von einer radikalen Veränderung der Regierungsform abhängen könne. Die Politiker hatten dagegen nur den Gedanken, die Staatsmacht umzustürzen, und dachten nicht daran, der gesellschaftlichen Ordnung neue Grundlagen zu geben. Es gab also kein wirkliches Band zwischen den Arbeitern und dem lebendigsten und edelsten Theile des Bürgerthums. In Lyon gab es, wie auf fast allen Punkten Frankreichs, viele Republikaner, aber wenig Demokraten. Es traf sich also, daß mehrere Republikaner sich gegen die Arbeiter bewaffneten. In Folge eines wohl zu entschuldigenden, aber traurigen Irrthums glaubten sie, es komme darauf an, Lyon vor der Plünderung zu bewahren, und so waren sie gerade diejenigen, welche den Kampf mit dem größten Nachdrucke führten. Mehrere wurden verwundet, Andere wurden getödtet und unter diesen Herr Schirmer, einer der ehrenwerthesten Fabrikanten von Lyon. Am Dienstage sah man indeß auch Republikaner auf die Seite der Insurgenten übertreten, so daß Männer, die durch ihre Ansichten und durch die Freundschaft auf's engste verbunden waren, sich, ohne es zu wissen, in zwei entgegengesetzten Lagern befanden. Solche Mißverständnisse sind nur zu häufig und liefern in den Bürgerkriegen die schrecklichsten Episoden.

Am Dienstag den 22. ließ der General-Lieutenant Roguet eine Proclamation anschlagen, die in der Nacht gedruckt wor-

den war. Diese Proclamation hatte keine andere Wirkung, als daß sie die Gemüther noch mehr entflammte; sie wurde überall wüthend zerrissen. Die Sturmglocke von St. Paul läutete wie an allen Tagen großen Unheils; der Generalmarsch wurde in allen Vierteln geschlagen, und die Insurrection begann von neuem.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

In Riom fand am 8. Juli die Hinrichtung eines gewissen Lescure, wegen Ermordung seines Onkels zum Tode verurtheilt, statt; die Ungeschicklichkeit der drei Scharfrichter war so groß, daß das Fallbeil drei Mal herabfallen mußte, ehe es den Kopf vom Rumpfe trennte; diese schreckliche Schlächterei, die gegen 10 Minuten dauerte, das Schreien und Ringen des ganz mit Blut bedeckten Delinquenten erbitterten die Volksmasse in hohem Grade, und es kam zu Unordnungen. Die drei Scharfrichter (von Riom, St. Flour und Moulins) wurden auf Antrag des k. Prokurators abgesetzt.

(Basel.) Das letzte eidgenössische Schützenfest ist bekanntlich ein Säcularfest der am 26. August 1444 stattgehabten Schlacht bei St. Jacob, in welcher 1500 Schweizer gegen 30,000 Armagnaken (Franzosen) kämpften und besiegt wurden, und zwar so, daß neben 1190 todten und verwundeten Schweizern 8000 Mann und 1100 Pferde von Seiten des Feindes todt auf dem Felde lagen. Der Tag wird dem Schlachttag von Termopylä gleich geachtet, und die Heldenthat erregte selbst bei dem Feinde Bewunderung.

(Intermezzo aus dem Prozeß Lacoste.) Der Präsident frägt ein Dienstmädchen der Lacoste: Ist es wahr, daß Madame ihren Gemahl rasirte? — Dienstm.: Ja, immer. — Ein Zeuge: Ach ja, sie hat ihn sein Leben lang barbirt! (Heiterkeit). Das Dienstm.: „Sie hat ihm auch die Füße gewaschen und die Nägel abgeschnitten. — Der Anwalt der Lacoste: Das nennt nun eure Anklageakte Schöndienerei, wir aber nennen es Aufopferung! — Der königl. Prokurator: Und wir nennen es Berechnung! — Der Präsident: Nennt's, wie ihr wollt, nur vorwärts! u. s. w.

Die französische Akademie hat dem Pater Girard für sein Werk, „die Muttersprache", welches jetzt in Paris erscheint, den ersten Preis und die damit verbundenen 6000 Franken zuerkannt.

(Eisenach.) Mit Aufmerksamkeit hat man hier und da die Anordnung beachtet, durch welche in Oberbayern größern Gemeinden die Einführung einer neuen Erfindung des Akademikers Dr. Steinheil zu München empfohlen wird. Diese besteht in einer einfachen Vorrichtung, entfernte Brandstätten zu ermitteln, und ist bereits auf dem nördlichen Münchener Frauenthurme ausgeführt. (Eine Beschreibung findet man im Kunst- und Gewerbs-Blatte des polytechnischen Vereines, November- und Dezember-Heft 1843.)

Ein ärgerlicher Vorfall hat sich in Bromberg ereignet, wo in Folge davon, daß Evangelische (Mitglieder einer Schützengesellschaft) an einer katholischen Frohnleichnamsprozession Theil nahmen, und daß der wackere evangelische Prediger daselbst derartige durchaus verwerfliche Confusionen rügte, Mißhelligkeiten zwischen Protestanten und Katholiken entstanden. Man erfährt nun nachträglich, daß Eitelkeit, in einer Uniform sich dem Volke zu zeigen und bewundern zu lassen, den Hader erregt hat, der den Frieden der Stände auf lange stören wird, und daß die Bemühungen jenes Predigers, seine Glaubensgenossen zu veranlassen, ihre evangelische Confession mit mehr Entschiedenheit aufzufassen — bereits gedeihliche Folgen gehabt haben.

(Berlin, 12. Juli.) In hiesiger Stadt macht folgender Vorfall ungemeines Aufsehen: „Eine Flaschnersfrau mit enormem Vermögen, die ein gutes Haus gemacht und sich mit Anerkennung unter den ersten Cirkeln des Bürgerstandes bewegte, wird dieser Tage wegen langer und weitausgesponnener Diebeshehlerei arretirt, und man findet bei ihr ganze Kisten von gestohlenen und von ihr angekauften Sachen, wodurch fast verschollene Diebstähle im großen Style an das Tageslicht gezogen werden. Wie gesagt: die reiche Frau spielte — was man so sagt — eine sehr anständige Rolle in der Welt, und der Glanz hatte einen so faulen Grund. Ein Pendant zu den Mysterien von Berlin!

(Oderberg, 14. Juli.) In dem Dorfe Hohensaathen an der neuen Oder hätte in vergangener Woche leicht ein recht großes Unglück durch Vergiftung herbeigeführt werden können. Ein dortiger Fischhändler hatte seinen Kindern Zuckerwaaren aus einer Konditorei in Berlin mitgebracht, insbesondere verschiedene künstliche Früchte, und auch noch den Kindern von vier anderen Familien davon mitgetheilt. Alle Kinder wurden krank, und nur durch starkes Erbrechen von weiteren übeln Folgen befreiet. Am schwersten erkrankte ein fünfjähriges Kind des Fischhändlers, welches eine gelbe Kirsche mit roth gefärbten Backen gegessen. Es wurde nur durch vieles Milchtrinken, vom herbeigerufenen Schullehrer veranlaßt, und durch schnell von hier herbeigeholte ärztliche Hülfe gerettet. Warum aber noch immer solche vorkommende Unvorsichtigkeit in der Wahl der Farben?

Noch in den neunziger Jahren des 18. Jahrhunderts hatte zu Frankfurt a. M. ein in der Folge als brauchbarer Schriftsteller bekannt gewordener Mann den Titel: „K. K. Reichsoberpostamtszeitungsexpeditionssekretariatsaccessist."

Neuester musikalischer Geschmack.

Was ist Mozart? — Ein Gimpel.
Was ist Beethoven? — Ein Gimpel.
Was ist Bach? — Ein Spott.
Was ist Donizetti? — Ein Gott.

(Königsberg, 12. Juli.) Nach einem hierher gelangten Schreiben Ole-Bull's hat derselbe auf seiner zweimonatlichen Kunstreise durch Nordamerika 260,000 Dollars erworben; in Newyork brachte ihm ein jedes Konzert 4000 Dollars ein.

Korrespondenz.

Mainz, 19. Juli.

Am letztverflossenen Samstag, den 14. d. Mts., wurden die Vorstellungen der deutschen Oper in Gent mit der Aufführung des „Don Juan" geschlossen; am folgenden Tage reis'te die Gesellschaft, in Folge ehrenvoller Einladung nach Antwerpen, wo der Cyclus ihrer Vorstellungen am 16. Juli unter stürmischem Beifalle eröffnet wurde. In der Hauptstadt von Flandern wurden 8 verschiedene Opern gegeben, Don Juan, Zauberflöte, Figaro's Hochzeit, Beethoven's Fidelio, Weber's Freischütz, Kreutzer's Nachtlager und Edelknecht und Bellini's Norma. Auf der königl. Bühne von Brüssel beginnen die Vorstellungen, sobald das Gastspiel der Dem. Rachel zu Ende ist; von Brüssel geht die Gesellschaft nach Lüttich und kömmt am Ende des Monats August nach Mainz zurück.

Bingen, im Juli.

Durch mancherlei Berufsgeschäfte seither abgehalten, kann ich erst jetzt die nöthige Muße finden, um einem vor wenigen Wochen hier verstorbenen ausgezeichneten Mitbürger ein Wort der dankbaren Erinnerung zu widmen. Es ist dies der würdige Hr. Sigismund Friedbörig I., der am 23. Juni durch einen Schlagfluß dem Kreise seiner Verwandten und Mitbürger entrissen wurde. Unser Städtchen verlor in ihm einen der achtbarsten und biedersten seiner Einwohner und ein sich für das allgemeine Wohl mit Liebe und Eifer interessirendes Mitglied des Gemeinderaths; besonders verliert die israelitische Gemeinde in ihm den rastlos für sie arbeitenden und sie mit Liebe und Energie nach den Anforderungen der Zeit lenkenden Führer und Präses ihres Vorstandes; alle andern hier bestehenden Institute verlieren in ihm ein eifriges, ihr Blühen und Gedeihen förderndes Verwaltungsmitglied. Daß es sich deshalb Jeder zur Pflicht machte, einem solchen Manne die letzte Ehre zu erweisen, ihn auf den letzten Weg dieser Pilgerfahrt zu begleiten, daß bei einem solchen Manne jeder confessionelle Unterschied schwinden mußte, versteht sich wohl von selbst und so entstand ein Leichenzug, wie wir ihn hier noch nicht gesehen. Den Zug eröffnete die israelitische Schuljugend, geleitet von ihrem Lehrer. Hierauf folgte ein Musikchor, Trauermärsche spielend, auf Anlaß des Cäcilien-Vereins, dessen Mitglied er war, dann der Leichenwagen. Hinter demselben die Trauernden, dann die Geistlichkeit: der Rabbiner Hr. Dr. Sobernheim und der Pfarrer der seit kurzem hier constituirten evangelischen Gemeinde Hr. Paul, denen sich die Behörden, unser würdiger Hr. Kreisrath an der Spitze, anschlossen, der Hr. Bürgermeister, die beiden Adjuncten, die Gemeinderäthe, sämmtliche Verwaltungsbeamte, die Mitglieder des Cäcilien-Vereins, des Casino's, der Gesellschaft „zur Eintracht", nebst einer großen Zahl der sonstigen Einwohner unseres Städtchens; den Zug beschlossen einige Wagen. Auf dem Friedhofe angelangt, hielt Hr. Rabbiner Dr. Sobernheim eine alle Gemüther ergreifende Rede, worin er mit dem ihm eigenthümlichen seltenen Reichthume des Ausdrucks das Leben und segensvolle Wirken des Dahingeschiedenen schilderte und besonders hervorhob, wie derselbe, nachdem er die härtesten Schläge des Schicksals erlitten, den Verlust seiner zwei hoffnungsvollen zwanzigjährigen Söhne, denen bald die Mutter aus Gram folgte, sich in seiner Gemeinde eine neue Familie schuf, für die er wie ein liebender Vater für seine Kinder sorgte, deren geistige Bildung, so wie deren sociale Stellung zu heben, er unermüdlich strebte, wie er nach täglicher Beendigung seiner Berufsarbeiten in denen für seine Gemeinde und andere nutzbringende Institute seine Erholung und den lindernden Balsam für die ihm von der unerbittlichen Schicksalsgöttin gereichten Wermuthstropfen fand. Hierauf hielt Hr. Pfarrer Paul eine Anrede an die Versammlung sich glücklich nennend, daß ihm gestattet worden sey, an dem Grabe des Verewigten, mit dem er, wie er sich selbst ausdrückte, in sehr freundschaftlichem Verhältnisse gelebt habe, sprechen zu dürfen; er stellte ihn als Muster der Toleranz dar, der allen Menschen ohne Unterschied der Confession liebevoll begegnete, der jeden Glauben und jede Religion achtete und zur Förderung und Aufrechthaltung eines jeden beizutragen bemüht war und der sich namentlich mit vielem Eifer im Gemeinderathe für die Constituirung einer evangelischen Gemeinde hiesigen Orts verwendet hatte. Dieser sehr herzlichen Rede schloß sich eine des ältesten Vorstandsmitgliedes, Hrn. Schatz, an, welche eine Biographie des Verklärten enthielt, der, 1784 geboren, wo die Juden noch auf einer sehr niedern Stufe der Kultur standen, sich selbst seine geistige Ausbildung zu verdanken hatte. Ferner ermahnte der Redner seine Gemeindemitglieder, sich den Verewigten zum Vorbilde ihrer Handlungen zu nehmen und schloß damit, daß wir ihm das schönste Monument setzen würden, wenn wir seinem Beispiele folgten. Diese Trauerfeier wird noch lange in dem Andenken hiesiger Bewohner fortleben und hier bestätigten sich die Worte der Schrift: „Ein guter Ruf ist köstlicher denn alle Erdenschätze."

Wiesbaden, 12. Juli.

(Schluß.)

Zum Gastspiel und damit in Aussicht gestellten Engagement erwartet man nächstens den dahier sehr beliebten, früher der hiesigen, seit zwei Jahren der Hofbühne in München angehörenden Schauspieler Christen. Derselbe darf sich eines sehr freundlichen Empfangs vom Publikum versichert halten, weniger dagegen wohl von unserem dirigirenden Regisseur, der in letzterer Zeit schon mehrere Glanzrollen Christen's, worin dieser zu gastiren gedenkt, durch fremde Thespisjünger recht handwerksmäßig verarbeiten ließ zum offenbaren Nachtheile des Genannten und der Kasse. — Unsere Kur hat ungeachtet der vorgerückten Jahreszeit noch immer nicht ihren eigentlichen Glanz- und Höhepunkt erreicht. Aehnliches hört man auch von Ems, Schwalbach und Schlangenbad sagen. Die Mittwochsbälle im hiesigen Kurhause waren seither wenig oder gar nicht besucht; dasselbe gilt von den nobler seyn sollenden Reunionen, zu denen, wie in früheren Jahren, jede persona grata für sich und Familie Einladungskarten erhielt. Auf diesen Reunionen leitet das Orchester ein Straßburger Violinvirtuos, der den Namen „Waldteufel" führt; die Executirung seiner Contretänze und Polka's, wozu noch die jetzt in Paris an der Tagesordnung befindliche Frotteska kommen dürfte, geschieht mit vielem Aplomb. Das erste in gegenwärtiger Saison in Verbindung mit diesen Reunionen stattgehabte Konzert wurde am 6. d. Mts. von florentinischen Damen Uccelli (also auf deutsch „Vögel"), Mutter und Tochter, gegeben und ertrug einige Gulden über die Kosten; ein schlechtes Viaticum zum Weiterflug. Dagegen hatte sich an diesem Tage, schon in den Nachmittagsstunden, eine überaus zahlreiche Gesellschaft auf dem neuen Geisberge versammelt, wo der hiesige Männergesangverein seinen fünften Geburtstag mit einem Gesellschaftskonzert und Ball feierte. Besonders wirkungsreich unter den sehr fleißig einstudirten Männerchören erschien der Vortrag des schönen Liedes: „Was ist des Deutschen Vaterland?"

Theater-Anzeige.

Sonntag, 21. Juli. Dritte Vorstellung von Döbler's optischen Nebel-Bildern, wie sie in neuester Zeit in der königl. Polytechnik in London unter dem Namen „Dissolving Views" gezeigt worden. Vorher geht: Die gefährliche Tante, Lustspiel in 4 Abth., von Albini.

Montag, 22. Juli. Dornen und Lorbeer, oder: Das ungekannte Meisterwerk, Drama in 2 Abtheilungen, nach E. Lafont, von W. Friedrich. Hierauf folgt: Döbler's optische Nebel-Bilder, und zwar die Wunder des Himmels in astronomischen Bildern.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 202. Dienstag, den 23. Juli 1844.

Der Landesverräther.

Eine der abscheulichsten Handlungen, welche der Mensch jemals verüben kann, ist der Verrath. Gewöhnlich trifft solche Personen, die sich durch Gewinnsucht oder andere Vorspiegelungen haben dazu verleiten lassen, die tiefste Verachtung; sie werden gemieden und aus der menschlichen Gesellschaft gleichsam verstoßen, wodurch ihnen das Leben zu einer unerträglichen Bürde wird. Schon das alte bekannte Sprichwort: „von einem Verräther frißt kein Rabe," bezeichnet die Nichtswürdigkeit eines solchen Menschen in seiner ganzen Größe. Und doch hat es solche Individuen zu allen Zeiten gegeben. In Frankreich wurde der Verrath einstmals sogar als ein einträgliches Gewerbe betrieben. Aber auch die Geschichte der frühesten Jahrhunderte bewahrt Beispiele von schändlichem Verrath. Wir erinnern nur an Judas Ischariot, der sogleich nach vollbrachter That, von Gewissensbissen gepeinigt, sich beeilte, seinem Leben ein Ende zu machen.

Einen ähnlichen Fall bezeichnet auch die Regentengeschichte Karls XII., Königs von Schweden. In dieser hat der Propst zu Wasa, Peter Johann Brenner, als Verräther ein bleibendes Denkmal gefunden. Anfangs Feldprediger im Löwenhaupt'schen Regiment zu Stade, genoß er die allgemeine Achtung und Liebe seiner Vorgesetzten, wie auch seiner Untergebenen, und galt für einen treuen Anhänger des Königs. Von der Natur mit einem seltenen Rednertalent begabt, das, wenn er es entfaltete, die Worte wie Orgeltöne seinem Munde entströmen ließ, wirkte er mächtig auf die Herzen seiner Zuhörer, und förderte auf diese Weise die Liebe für den König und für's Vaterland. Der König Karl XII. war noch ein Jüngling, fast erst den Knabenjahren entwachsen, als er, der Vormundschaft seiner Großmutter entledigt, zum Selbstherrscher erhoben wurde. Einen treuen Rathgeber zur Seite, gestalteten sich die Landesverhältnisse unter seinem Scepter ganz anders, als man erwartet hatte. In welchem Sinne er überhaupt Regent zu seyn begehrte, zeigte er schon bei seiner Krönung; denn als der Erzbischof von Upsala ihm die Krone aufsetzen wollte, riß er sie ihm schnell aus der Hand und setzte sie sich selbst auf, indem er den Prälaten stolz und verächtlich anblickte. Obwohl noch jung, war er doch vor Allem gleich darauf bedacht, die Macht der Geistlichkeit zu beschränken, welche unter der Regierung seiner Großmutter außerordentlich überhand genommen, und zu vielfältigen Klagen Veranlassung gegeben. Dadurch, so wie durch das selbstständige Regiment und die taktvolle Haltung, welche er gegen die Fürsten der Nachbarländer annahm, schuf er sich Feinde, deren Zahl sich immer mehr vergrößerte. Jeder, selbst der minder Geschichtskundige, sah den politischen Horizont sich trüben, und ein verderbendrohendes Gewitter über dem Schwedenlande sich zusammenziehen, dessen Ausbruch durch einzelne Ereignisse mit den Nachbarländern beschleunigt wurde. Auch Brenners forschendem Blick entging dieser gefahrvolle Zustand nicht. Er ahnte, was kommen würde, und war, bei der jugendlich aufbrausenden Gemüthsart seines Fürsten, über die Folgen eines nahen Krieges nicht wenig besorgt. Von dieser Ahnung ergriffen, bot er, dem versammelten Regimente gegenüber, seine ganze Beredsamkeit auf, entflammte dadurch den Patriotismus in den Herzen der Schweden, machte sie aufmerksam auf die Pflichten, die sie, als Beschützer des Vaterlandes und der Nationalehre, zu erfüllen berufen wären, und fachte so den Eifer für das Edle an. „Muth und Tapferkeit," sagte er einst, „sind die Zierden der Soldaten; gesellt sich nun zu diesen Dingen noch die Liebe und die Anhänglichkeit für Gott, König und Vaterland, dann mögen die Feinde dem Boden der Erde entsteigen, sie werden bekämpft und schmachvoll aus dem Felde geschlagen werden."

In dieser patriotischen Wirksamkeit seines Berufs überraschte ihn eines Tages der König, welcher sich, ohne gekannt zu seyn, unter die eben versammelte Mannschaft des Löwenhaupt'schen Regiments gemischt und aufmerksam den Worten des Predigers gelauscht hatte. Ergriffen von dem Eifer, mit welchem Brenner auf die Gemüther der Soldaten wirkte, die Gewandtheit und die ausdrucksvolle Sprache, mit welcher er das Verhältniß der Unterthanen zu ihren Fürsten zu schildern wußte, so wie das Edle und Würdevolle in der Person des Redners selbst interessirten den König so sehr, daß er augenblicklich beschloß, ihn zum Hofprediger zu ernennen und mit nach Stockholm zu nehmen. Von dieser Zeit an übte Brenner einen nicht geringen Einfluß auf die Handlungen Karls XII., und wurde ihm, so zu sagen, die rechte Hand, zumal da sein früherer Rathgeber, Staatsrath Piper, kurz zuvor in Ungnade gefallen war, weil er die Absicht gehabt haben sollte, die Gewalt an sich zu reißen, und den jungen, aber klugen Fürsten nur als Werkzeug seines Willens zu gebrauchen.

Unter solchen Umständen erschien das Jahr 1699. Die

erste Gefahr schien sich dem schwedischen Reiche von Rußlands Seite zu nähern, und mehr als je lenkte Karl XII. seine Aufmerksamkeit auf die Unternehmungen des jungen Czaaren Peter I., welcher seit einem Jahre erst den Thron bestiegen hatte. Dieser, wohl wissend, daß er seiner Nation nur durch den Seehandel einen Rang unter den Mächten Europa's verschaffen könne, schien es auch darauf abgesehen zu haben, einige Häfen an der Ostsee für sein Reich zu gewinnen, welcher Plan aber nur durch einen glücklichen Krieg mit Schweden erlangt werden konnte. Aehnliches drohte dem schwedischen Reiche auch von Polen her; denn August II., Kurfürst von Sachsen und König von Polen, hegte ebenfalls Eroberungspläne, und es schien ihm ein Leichtes, dem jungen, unerfahrenen König von Schweden Liefland wegzunehmen. Selbst Dänemark, dessen Thron eben erst Friedrich IV. in Besitz genommen hatte, schien nicht freundlich gegen Schweden gesinnt zu seyn. Indeß war der junge Schwedenkönig von einem thatendurstigen Geiste beseelt, und schreckte vor all' den drohenden Gefahren nicht zurück, zumal ihm in seinem Schwager, dem Regenten des Fürstenhauses Holstein-Gottorp, welcher sich unlängst erst mit der Schwester Karl's XII. vermählt hatte, noch ein treuer Freund und Verbündeter geblieben war. Diese Verehelichung war für diese beiden Fürsten von gleichem Interesse; denn dadurch hoffte man die Herrschbegier des dänischen Königs, mit welchem jener Schleswig und Holstein gemeinschaftlich besaß, um so leichter zu bekämpfen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Aufstand der Seiden-Arbeiter in Lyon.

(Fortsetzung.)

Das 40ste Linienregiment war um 2 Uhr Nachts von Trévoux angekommen. Man detachirte einige Soldaten desselben, welche, verbunden mit zwei Compagnien des 13ten Regiments, die Côte des Carmélites erklimmen und die Anhöhe der Croix-Rousse erobern sollten. Aber die Arbeiter der Straße Tholosan und der benachbarten Straßen gingen dieser Abtheilung wüthend entgegen und zwangen sie, die Waffen zu strecken. Die Wege, die von der Croix-Rousse nach Lyon führen, waren also vollkommen frei. Die ungeheure Masse der Arbeiter stürzt sich auf die Stadt, überschwemmt sie von allen Seiten, verbreitet sich auf den Plätzen, in den Straßen, überall und erfüllt alle Oerter mit den in ihr tobenden Leidenschaften. Das Ertönen der Alarmglocken, der Wiederhall der Kanonen, der Pulvergeruch, der Anblick des Blutes hatten den so ansteckenden Geist der Revolution schon überall hin verbreitet. Rings um Lyon sah man fast in demselben Augenblicke die Viertel les Broteaux, la Guillotiere und St. Just sich erheben. Der General Roguet, welcher die arbeitende Bevölkerung von les Broteaux verhindern wollte, auf Lyon einzudringen, ließ eine Batterie am Hafen Saint-Clair auffahren. Und während die Kanonenkugeln über den Rhône wegflogen und dieses unglückliche Viertel einäscherten, unterhielten die Fabrikanten von den Fenstern der Häuser am Rhône aus ein mörderisches und fortgesetztes Feuer auf les Broteaux. Der Kampf war allgemein geworden. Die Stadt war mit Barrikaden bedeckt. Alle Posten waren nach einander entwaffnet worden; in der Gallerie de l'Argue hatte ein Republikaner, Drigeard-Desgarnier, Jagdflinten aus seinem Magazin an das Volk vertheilt; drei Waffenläden waren gestürmt worden; ein Theil der National-Garde war auf Seite der Insurgenten getreten und hatte sie mit Patronen versehen; endlich kämpften die Arbeiter, die den Kampf mit Stöcken begonnen hatten, nur noch mit Flinten. Im Pflanzengarten wehrte eine Hand voll Insurgenten mehrere Compagnien ab. Eine Bande Frauen und Kinder erstürmte die Kaserne des Bon-Pasteur, erhielt sich aber nur mit Mühe in der Straße de l'Annonciade, die vom Platze Ronville und vom Hause Brunet's, welche die Insurgenten inne hatten, beherrscht wurde.

Indeß marschirte Lacombe, ein entschlossener und in den Vorstädten sehr einflußreicher Mann, an der Spitze einer sehr zahlreichen Kolonne, die aus den Bewohnern von Saint-Georges bestand, nach der Brücke Lafayette. Ehe er hier anlangte, hatte er Parlamentairs abgeschickt, welche mit Flintenschüssen empfangen wurden. Er schickte sich zum Angriffe an, als man ihm meldete, daß die Soldaten, die in den Carmes-Déchaussés kasernirt waren, seiner Truppe in den Rücken zu fallen drohten. Er ändert nun seinen Plan, eilt nach der Kaserne, bemächtigt sich derselben und wendet sich nach dem Cölestiner-Platze, wo sich schon ein tumultuarischer Zusammenlauf gebildet hatte. Hier befand sich ein unerschrockener junger Mann, Michel Angelo Périer. Er trug die Juli-Decoration im Knopfloche. Beim Anblicke dieses Zeichens, an welches sich so viele Erinnerungen knüpften, wird Périer enthusiastisch umringt und umarmt; ein Arbeiter reicht ihm seinen Karabiner mit den Worten: „Sie haben im Juli für die Sache des Volks gekämpft; Sie werden auch jetzt für diese Sache kämpfen." Michel Angelo Périer ergreift lebhaft den Karabiner und sagt: „Ja, meine Freunde, auch heute werde ich die Sache des Volks verfechten; es ist die Eurige, es ist die meinige, es ist die Sache Aller. Es lebe die Republik!" Es lebe die Republik! riefen eine Menge Stimmen. Und der Zug setzte sich nach dem Rathhause in Bewegung.

(Fortsetzung folgt.)

Reiseskizzen.

(Von Wilh. Wagner.)

VIII.

Es sind dem Menschen im Laufe seines irdischen Daseyns viele Lebensstunden zugetheilt. Die meisten derselben vergehen als kleine und wenig bedeutende oder als solche, die getrübt, belastet und verbittert sind auf mancherlei Weise. Wir haben stets Etwas, was uns Sorgen und Verdruß bereitet, und unsere eingebildeten Leiden sind noch zahlreicher, als die wirklichen. Seltener dagegen sind die schönen und großen Stunden, in welchen der Geist freier und mächtiger seine Schwingen entfaltet und das Herz wärmer und höher schlägt. Diese selteneren Stunden erscheinen, wenn Kunst oder Natur uns mit ihren herrlichen Gebilden entzücken, wenn Liebe oder Freundschaft uns begeistern, wenn in Gefahren wir uns stark und kühn fühlen oder wenn wir ein edles Werk vollbracht haben. Am Abend eines schönen Sommertages verlebte ich eine solche Stunde. Ich hatte einen Berg in der Nähe von Kreuz-

nach erstiegen und einen kleinen, nach zwei Seiten offenen Tempel erreicht, von wo aus man eine weite Aussicht genießt. Die kräftige Bergluft wirkt auf Geist und Körper gleich belebend, und der dem Auge erweiterte Blick scheint auch den geistigen Gesichtskreis zu erweitern. Auf Bergen fühlt man sich dem kleinen Getriebe der Alltäglichkeit entrückt und darum freier, aber auch näher der Gottheit, deren wundervolle Macht und Größe sich ringsum manifestiren.

„Auf den Bergen ist Freiheit. Der Hauch der Grüfte
Steigt nicht herauf in die reinen Lüfte!"

Ich erblickte die Nahe, die sich durch's Thal hinschlängelt, Kreuznach, an ihren Ufern malerisch gelagert, das gesegnete Land, die traubenreichen Hügel und in der Ferne die hervorragenden Bergspitzen aus den Umgebungen von Bingen. Die Wände des Tempels waren mit Hunderten von Namen beschrieben, denen ich auch den meinigen beifügte. Sie Alle hatten sich hier der schönen Natur gefreut, und in dem Gedanken dieser Gemeinschaft mit ihnen lag mir viel Erhebendes. Als ich gen Kreuznach zurückkehrte, ging die Sonne prächtig unter, und ein friedlicher Abend folgte auf den schönen Tag. Im Kurhause angelangt, fand ich dort bunte Gruppen von Badegästen, welche im großen Saale soupirten. Es wurde Mancherlei geplaudert, am meisten aber von den schönen Partien, die man heute nach den nahen und entfernteren Umgebungen gemacht hatte.

Am andern Tage trat ich die Rückreise nach Bingen an und hatte nun abermals Gelegenheit, das ungemein liebliche und freundliche Nahethal zu betrachten; es zeigte sich in dem vollen Glanze eines ungetrübten Sommertages, und seine erheiternden Bilder werden mir stets im Gedächtniß bleiben. In Bingen angelangt, fand ich die Räume des „Englischen Hofes" so belebt, wie ich solche noch nicht gesehen hatte. Die Kreisstadt war heute doppelt bevölkert, denn der Akt der Ziehung der Militärpflichtigen hatte nicht nur diese, sondern auch deren Verwandte und Freunde, so wie eine Menge von Schaulustigen herbeigezogen. Die rüstigen Burschen in ihrer Sonntagskleidung, die Hüte mit Laubwerk und Bändern geschmückt, ließen sich den Binger Rebensaft trefflich schmecken; die Einen suchten durch ihn ihre Freude über die günstigen Treffer bis zum Jubel zu steigern, und die Andern ihre Betrübniß und Verstimmung über die ungünstigen Loose zu mildern oder zu verscheuchen; beiderlei Aeußerungen waren nach Art des Landvolks laut und lärmend und endeten mit einem der höhern Grade jenes Zustandes, für dessen stufenweise Bezeichnung keine Sprache so reich ist, als die unsrige. Der Wirth des Hauses und seine Angehörigen waren an diesem Erntetage so beschäftigt, daß ich es kaum wagen durfte, ihm ein paar Worte des Abschieds in aller Eile zuzurufen.

Ich will meine Leser mit einer Beschreibung der Rückreise von Bingen bis Frankfurt um so weniger ermüden, als auf derselben nichts von Bedeutung vorfiel und sie auf dem bereits oben beschriebenen Wege von statten ging. Die letzten Stunden einer Reise sind gewöhnlich auch die uninteressantesten derselben. Man ist ermüdet von der Masse der empfangenen Eindrücke, der neuen Anschauungen und angeknüpften Bekanntschaften, ermüdet von den selbst mit der bequemsten Reise verbundenen Anstrengungen und abgespannt durch die Veränderung der Luft, der Lebensweise und der Zeiteintheilung. Daheim sehnen wir uns nach Abwechselung und finden des Alltags Monotonie unausstehlich, draußen aber erwecken die stete Unruhe und die Ungewohntheit des Neuen bald wieder Sehnsucht nach der süßen Gewohnheit des Thuns und Treibens daheim. Auch mischt sich in die letzten Momente einer Reise stets ein wehmüthiger Nachklang der eben erst freudig verlebten und schon bald wieder vergangenen glücklichen Stunden. Alles im Leben eilt so rasch vorüber und unsere Bemühung, es fest zu halten, ist vergebens und gerade das Schönste ist auch das Kürzeste. Die kaum genossenen Freuden treten am Ziel einer Wanderung noch einmal in flüchtigem, aber verklärtem Abbild und in den dämmernden Schleier der Erinnerung gehüllt uns entgegen, um uns die Hand zum Abschied zu reichen wie ein sterbender Freund; wir fühlen, daß mit ihnen wieder ein Stück Leben uns dahin welkt und daß mit jedem Tage mehr erblassen wird, was eben erst noch so frisch und so strahlend war. Mit solchen Eindrücken und Betrachtungen hatte ich zu kämpfen und zu ihnen kam noch die Ungeduld, den heimischen Herd wieder zu erreichen. Man meint, daß daheim ohne uns Alles in Unordnung und Verwirrung gerathen müsse und befürchtet, es sey während unserer Abwesenheit allerlei Unheil geschehen; aber wenn man zurück kommt, findet man Alles im gewohnten Gang und von Wenigen, vielleicht auch von Keinem ist man vermißt worden. Darum ist nur die Jugend, wo man noch an den rosigen Lippen der Gegenwart hängt und von Sorgen und Grübeleien noch nicht heimgesucht wird, die wahre und einzige Zeit, um die Welt mit Lust und Liebe zu durchreisen. In den spätern Jahren sind wir selber und mit uns auch die Andern kälter und auch ferner geworden. Dank der schnell befördernden Communication der Dampfschiffe und Eisenbahnen, die meine philosophischen Glossen möglichst abkürzten und mich schon nach wenigen Stunden in den Frankfurter Bahnhof spedirten, wo ich, den heimischen Boden wieder betretend, von aller Sehnsucht und allem Kummer genaß. So fühlt der Seekranke sich plötzlich genesen, wann er das schwankende Schiff verläßt und den festen Boden des Landes betritt. Mögen meine Leser die vorstehenden Skizzen mit wohlwollender Nachsicht gelesen und ihrem Verfasser ein paar heitere Augenblicke verdankt haben! Wenn wir über's Jahr uns in ähnlichen freundlichen Berührungen wieder begegnen, so ist dies uns beiderseits gewiß gleich angenehm. Auf Wiedersehen also, meine lieben Leser:

Und kommen wir wieder zusammen
Auf wechselnder Lebensbahn,
So knüpfen an's fröhliche Ende
Den fröhlichen Anfang wir an.

Mannichfaltigkeiten.

(Stuttgart, 18. Juli.) Heute wurde der Hofschauspieler Fedor Löwe mit Fräul. Josephine v. Stubenrauch (Schwester der gefeierten Künstlerin) getraut. Die Neuvermählten haben sofort eine Reise nach Paris angetreten.

(Berlin, 13. Juli.) Unserer Theaterverwaltung soll abermals eine Reorganisation zugedacht seyn, und zwar der Art, daß die Verwaltung der Oper von der des Schau-

spiels in Zukunft ganz getrennt seyn, und daß die erstere wieder unter den Grafen Redern kommen wird, indeß Hr. von Küstner das Schauspiel behält. Wir bezweifeln aber, daß eine solche Trennung zu Stande kommt, da sie theoretisch sich eher auffassen als praktisch durchführen läßt.

(Baden, im Juli.) Es hat sich hier ein Franzose eingefunden, der eine Somnambule für Geld zeigt. Sie erräth alle Gedanken, und macht die wunderbarsten Sachen. So spielt sie z. B. mit dicht verhülltem Kopfe eine Partie Ecarté u. dergl. m. Es ist eine Abscheulichkeit, und wir können nicht begreifen, wie der Mann die Erlaubniß erhielt, solche Schaustellungen zu geben. In Frankreich soll dieses Treiben, das in letzter Zeit stark überhand nahm, verboten worden seyn, und wir zweifeln nicht, daß es in Deutschland auch nicht weiter geduldet werden wird. Die Wissenschaft ist dabei nicht im geringsten betheiligt, und das Preisgeben eines so tiefen und unerklärbaren Problems in der Natur der Menschen als Gegenstand der Neugierde müßiger Gaffer, um damit Geld zu verdienen, ist etwas, das nicht geduldet werden darf. Die in Karlsruhe erscheinende Zeitschrift „Europa" enthält einen fulminirenden Artikel dagegen, der es verdiente, zur allgemeinsten Kenntniß zu gelangen.

Korrespondenz.

Hamburg, 17. Juli.

Unsere Stadttheaterdirektion zeigt in der letzten Zeit eine erfreuliche Regsamkeit; es kommen wieder Gäste, es erscheinen Novitäten. So wird, nachdem wir „Zum treuen Schäfer" und „Cromwell's Ende" neuerdings gesehen, heute abermals eine neue Posse: „der verwunschene Prinz", von Plötz, uns vorgeführt; am Samstag soll auch die langerwartete „Antigone" in Scene gehen, von deren Besetzung (Dem. Lebrun: Antigone, Hr. Grunert: Kreon) sich das Vortrefflichste erwarten läßt. Ein Gast von Ihrem Frankfurter Theater, Hr. Chrudimsky, hat seinen Gastrollencyclus als Othello mit glänzendem Erfolge eröffnet. Hr. Chrudimsky hat eine schöne, wohlklingende, durch treffliche Schule gebildete Stimme und zeigte sich in Auffassung und Durchführung der Rolle als einen tüchtigen dramatischen Sänger, dessen Acquisition für unsere Oper ein bedeutender Gewinn seyn würde. Die Romanze im ersten Acte sang er bezaubernd schön, namentlich aber im zweiten Acte wurde dem Gaste wegen seines herrlichen Gesanges lebhafter Beifall gespendet. Dennoch schien uns die Stimme nicht ganz frei und, vielleicht in Folge der ungünstigen, nassen Witterung, etwas umflort, so daß wir, wenn der Sänger vollkommen über seine Mittel gebietet und das hiesige Terrain etwas genauer kennt, einen noch größern Genuß zu erwarten haben. Wir sehen daher dem ferneren Gastspiel des Hrn. Chrudimsky, der dem Vernehmen nach demnächst in „Lucia di Lammermoor", „Robert der Teufel" und der „Stummen" auftreten wird, mit Vergnügen entgegen. Dem. Evers, welche die Desdemona gab und sichtbaren Fleiß auf diese Rolle verwendet hatte, war trefflich bei Stimme und fand ebenfalls laute Anerkennung. Hr. Lehr (Brobantio) war genügend und die Partie des Jago wurde von Hrn. Brassin wunderschön gesungen. — Zu meiner Freude vernehme ich, daß Hr. Grunert (der als Regisseur nach Leipzig gehen wollte) uns nicht verlassen wird, sondern mit der Direktion in diesen Tagen einen neuen Contract abgeschlossen hat. Hr. Grunert ist, trotz mancher Mängel und Schwächen, ein tüchtig gebildeter, denkender und trefflich begabter Schauspieler, der, trotz mancher Anzapfungen, womit er von gewisser Seite her unablässig verfolgt wird, mit Recht die Gunst des Publikums in hohem Grade genießt. Unser Direktor Cornet ist nach Paris gereis't, um, wo möglich, einige Acquisitionen für das Ballet zu machen, dem eine Verbesserung und Completirung gar sehr zu wünschen wäre.

Weimar, 17. Juli.

In diesen Tagen wurde unsere Stadt wieder durch einen mit allen Zeichen der Tollheit behafteten Hund in Bewegung gesetzt und es konnte derselbe erst erlegt werden, nachdem bereits mehrere Thiere, so wie leider auch einige Menschen von ihm gebissen worden waren. Dies ist seit kurzem der zweite Fall dieser Art und die Maßregeln gegen das freie Herumlaufen der Hunde sind zur Verhütung weiterer Unglücksfälle wiederholt verschärft worden. — Am 9. d. M. starb in einem nahen Orte ein zwanzigjähriger Jüngling mitten im Tanze, indem er, von einem Blutschlage getroffen, todt zu Boden stürzte. Dies ist leider ein abermaliger Beweis, wie sehr die gegenwärtigen schnellen Tänze, welche zuweilen in sinnlose Raserei übergehen und dabei allen Reiz und alle Bedeutung verlieren, das Leben der Jugend gefährden. Wie viele Opfer mögen nicht schon die wüthenden Galopp's von Strauß und Lanner gekostet haben und wie viele werden noch die ihrer Nachahmer fordern?! — Ein Konzert, welches neulich von dem Musikdirektor G. Becker aus Aachen veranstaltet werden sollte und bei dem mehrere tüchtige Virtuosen bereits ihre Mitwirkung zugesichert hatten, mußte aus Mangel an Theilnahme unterbleiben.

Darmstadt, 17. Juli.

Auch in Darmstadt hatte man von Seiten des Hrn. Direktor der Real- und höheren technischen Schule, Oberstudienrath Schacht, alles Mögliche hervorgehoben, bei dem dieses Jahr aufgeführten Realschulgebäude eine Direktorial-Wohnung mit vorzusehen *), allein der Gemeinderath hat, außer der Entbehrlichkeit, auch noch das Nachtheilige einer solchen Vereinigung mit dem Schulgebäude höchstpreislichem Ministerium so nachgewiesen, daß diese höchste Behörde die Stadt von einer solchen Anmuthung befreite. Jetzt steht der grandiöse Bau mit hinlänglichen Räumen für alle Schulzwecke fast ausgebaut da und man braucht nicht mehr zu fürchten, daß zweierlei Geschlechter sich im Gebäude gegenseitig hindern und einzelne Räume zum Waschtrocknen rc. gebraucht werden.

*) Vergl. Artikel „Kassel" in der Didaskalia vom 10. Juli.

Palindrom.

Vorwärts: eine Klause, eng' und klein,
Rückwärts: überall kann es gedeih'n.

Theater-Anzeige.

Montag, 22. Juli. Dornen und Lorbeer, oder: Das ungekannte Meisterwerk, Drama in 2 Abtheilungen, nach C. Lafont, von W. Friedrich. Hierauf folgt: Döbler's optische Nebel-Bilder, und zwar die Wunder des Himmels in astronomischen Bildern.

Dienstag, 23. Juli. (Neu einstudirt): Wilhelm Tell, große Oper in 4 Abth., Musik von Rossini.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohr.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 203. Mittwoch, den 24. Juli 1844.

Der Landesverräther.

(Fortsetzung.)

Ein nordischer Krieg war unvermeidlich, und Karl XII. sah sich ringsum von Feinden umgeben, die sich gegenseitig gegen ihn verbunden hatten. Wie sehr auch eine solche Lage geeignet war, Besorgnisse einzuflößen, so machte sie doch keineswegs einen entmuthigenden Eindruck auf den jungen Fürsten. Mit Vertrauen blickte er auf die ruhmreiche Geschichte seines Landes, vergegenwärtigte sich die heldenmüthigen Thaten seines großen Ahnen, Gustav Adolphs, und so wie dieser, fühlte auch er, von jugendlicher Kraft beseelt, sich stark genug, seinen Feinden unverzagt entgegen zu treten. Indeß gab es doch auch Augenblicke, wo es ihm bange zu werden schien; dann aber war es Brenner, welcher durch das Feuer und die Begeisterung seiner Worte den schwankend gewordenen Muth des jungen Königs wieder anzufachen und aufzurichten wußte.

Endlich erschien das Jahr 1700. Die Feinde waren drohender geworden, und, um einer Ueberrumpelung vorzubeugen, unternahm Karl am 8. Mai des gedachten Jahres seinen ersten Kriegszug, auf dem er u. a. auch von seinem Freunde Brenner, der bei ihm in hoher Gunst stand, begleitet wurde. Seinem Muthe und seiner beispiellosen, mehr als kühnen Entschlossenheit gelang es, Dänemark in kurzer Zeit zu einem für sich vortheilhaften Frieden zu zwingen, worauf er ungesäumt nach Liefland aufbrach, um Peter I. anzugreifen. Als er jedoch Kunde erhielt, daß dieser in Ingermannland eingefallen sey und Narva mit 80,000 Mann angegriffen habe, änderte er augenblicklich seinen Marsch, und erschien bald darauf mit nicht mehr als 8000 Mann vor dem verschanzten russischen Lager. Ungeachtet er wußte, daß die feindliche Besatzung gegen 100,000 Mann stark war, griff er sie doch, bei'm heftigsten Schneegestöber, mit Kühnheit an, und erstürmte die russischen Verschanzungen. Mehr als 18,000 Russen fielen im Kampfe, und gegen 30,000 wurden gefangen genommen, die aber der Schwedenkönig, edel genug, wieder entließ.

Im nächsten Frühjahr erschien Karl vor Riga, wo ihm aber eine sächsische Armee, geführt von zwei der ersten Feldherren jener Zeit, den Uebergang über die Düna streitig machen wollte. Allein er täuschte sie durch eine List, langte am jenseitigen Ufer an und zwang die Sachsen nach einem harten Kampfe zum Rückzuge nach Lithauen. Unaufhaltsam drang er nun vorwärts, und war im Begriff, nach Warschau zu marschiren. Doch auf der Hälfte des Weges stieß er auf die liebenswürdige und geistreiche Gräfin Aurora von Königsmark, die von August, dem Polenkönig, als Friedensvermittlerin gesandt worden war. Man zweifelt nicht, daß der junge Fürst von den Reizen der schönen Gräfin würde bethört worden seyn, wenn ihn Brenner nicht gewarnt und von allen Unterhandlungen abgerathen hätte. Karl folgte der Stimme des Freundes, ließ sich auf keinerlei Friedensbedingungen ein, und setzte seinen Marsch nach Polens Hauptstadt fort. Er erreichte sie im Mai des Jahrs 1702, und sie öffnete ihm willig ihre Thore. Er verlangte nun von den Polen die Absetzung ihres Königs, und als er später hörte, daß dieser zu Sendomir eine große Conföderation zu seinem Vortheile zu Stande gebracht habe, stampfte er mit dem Fuße und rief: „Müßte ich auch noch 50 Jahre hier rasten, so weiche ich doch nicht aus Polen, bis ich den König entthront habe.“

Während dieser heldenmüthige König im Frühjahr 1703 die Sachsen aus ihrer Stellung am Bug zu vertreiben suchte, schwimmend über Ströme setzte und gegen Thorn und Danzig vorrückte, welche Städte sich beide ergeben mußten, machten die Russen in Ingermannland nicht nur einige wichtige Eroberungen, sondern Peter entwarf auch mitten im Kampfgewühl den Plan zu seiner neuen Residenzstadt Petersburg, die er aus Sümpfen und Morästen emporsteigen ließ. Karl war indeß unaufhörlich bemüht gewesen, den Polenkönig August vom Throne zu verdrängen. Die polnischen Großen liehen ihm auch endlich Gehör, versagten ihrem König den Gehorsam, und der eilig zusammen berufene Reichstag übertrug auf Karls besonderen Wunsch die Königswürde dem Wojwoden Stanislaus Lescinsky. Da es aber August gelang, Warschau einzunehmen, so mußte er schon in den ersten Wochen seiner Regierung wieder flüchtig werden; die Schweden aber nahmen Warschau von neuem, und August war nicht mächtig genug, die Krönung seines Nachfolgers zu verhindern, welche 1705 mit großem Pomp vollzogen wurde.

In Folge dieses Ereignisses erneuerten Peter und August ihr Bündniß gegen den Schwedenkönig, und schickten ein neues Heer gegen ihn, das aber nach einer mörderischen Schlacht bei Fraustadt zersprengt wurde. Um den Polenkönig August, welcher bekanntlich auch Kurfürst von Sachsen war, zu zwingen, der polnischen Krone zu entsagen, drang hierauf der König von Schweden in Sachsen ein, und schlug bei Altran-

städt sein Lager auf. Dem unglücklichen Lande wurden von dem feindlichen Heere ungeheure Kontributionen erpreßt; außer den Lebensmitteln für die schwedische Armee mußte es monatlich die Summe von 625,000 Thalern aufbringen. Karl übte indeß strenge Disciplin in seinem Heer, und wer von seinen Soldaten es wagte, zu plündern, wurde mit dem Tode bestraft. Als er aber eines Tages bei Leipzig spazieren ritt, warf sich ein Bauer zu seinen Füßen und klagte, daß ihn ein Schwede völlig ausgeplündert, und selbst das Mittagsbrod, mit dem die Seinigen sich hätten sättigen wollen, vom Tische mit fortgenommen habe. Der König, über diese That empört, ließ augenblicklich den Angeklagten rufen und fragte ihn: „Ist es wahr, daß Du diesen Mann beraubt hast?" Der Soldat läugnete nicht, sondern antwortete ihm: „Damit habe ich dem Bauer noch lange nicht so viel Leides gethan, als Ew. Majestät seinem Herrn. Sie haben dem ein Königreich genommen, und ich habe das Bäuerlein nur um ein einziges Huhn leichter gemacht."

„Ein treffender Witz, den Ew. Majestät nicht unbelohnt lassen dürfen," sagte Brenner. Diese Fürsprache seines Hofpredigers besänftigte den König. Er beschenkte den Bauer reichlich und verzieh dem Soldaten, indem er zu ihm sagte: „Du mußt wissen, Schelm, daß, wenn ich August ein Königreich nahm, ich Nichts davon für mich behielt."

Nachdem das Sachsenland durch die feindlichen Truppen fast gänzlich erschöpft worden war, bat August um Frieden. Während aber die Bedingungen eingeleitet wurden, geschah es, daß der russische General Menzikoff, bei dem sich August befand, einen in Polen zurückgelassenen schwedischen Heerhaufen aufs Haupt schlug, was Karl für einen Friedensbruch betrachtete und das arme Sachsenland durch das Ausschreiben großer Kontributionen dafür büßen ließ. Der hoffärtige August erschien darauf demüthig vor dem feindlichen Oberhaupte, bat abermals um Frieden, wobei ihm der Schwedenkönig unter andern Bedingungen auch die stellte, daß er seinem Nachfolger Stanislaus zu seiner Thronbesteigung schriftlich Glück wünschen mußte.

(Fortsetzung folgt.)

Der Aufstand der Seiden-Arbeiter in Lyon.

(Fortsetzung.)

Als die vom Cölestiner-Platz ausgegangene Kolonne an der Ecke der Rue-Neuve anlangte, sah sie sich einer Abtheilung der Linie gegenüber, welche auf dem Platze du Plâtre stand. Der kürzeste Weg nach dem Rathhause war durch die Straße Sirène. Aber wenn man in diese eindrang, so wurde ein furchtbares Blutbad veranlaßt. Michel Angelo Périer trat auf den Offizier zu, der die Abtheilung befehligte, und hierauf zu den Seinigen zurückkehrend, stieg er auf eine Barrikade und forderte Jene auf, unnützes Blutvergießen zu vermeiden. Die Kolonne wählte nun den Weg durch die Rue-Neuve und langte auf dem Quai de Retz an. Kugeln regneten aus allen Fenstern auf sie herab, und Dragoner galoppirten heran. Diese wurden mit Flintenschüssen empfangen; aber die Kolonne war aus einander getreten, um den Dragonern einen Durchgang zu öffnen, und mehrere derjenigen, welche die Spitze bildeten, stürzten unordentlich in eine kleine mit Bäumen bepflanzte Promenade, die durch ein Geländer vom Quai getrennt war. Man kämpfte auf diesem Punkte und längs dem Rhône mit außerordentlicher Erbitterung. Von der Brücke Murand aus schoß ein Neger fast mit jedem Schusse einen Dragoner oder Artilleristen nieder, und seine Freude machte sich in ausdrucksvollen Gebärden und in wildem Geschrei Luft. Ein Schuß warf Michel Angelo Périer in dem Augenblicke zur Erde nieder, wo er an der Ecke einer Straße am Quai auf einen National-Gardisten anlegte, der am Fenster stand. Sein Freund Péclet erhielt zwei Schüsse in den Arm. Man trug sie Beide blutend weg: die Insurrection verlor in ihnen die beiden einzigen Männer, welche ihr wenigstens für einige Tage eine politische Richtung hätten geben können.

Schon erklärte sich der Sieg überall für die Arbeiter. Die meisten National-Gardisten, auf welche die Fabrikanten gerechnet, entfernten sich entmuthigt. Die Linientruppen setzten den Insurgenten einen schlaffen und unentschlossenen Widerstand entgegen. Diese waren noch voll von den Erinnerungen an 1830 und wendeten nun gegen die Liberalen den Unterricht an, den sie von den Liberalen erhalten hatten. Man hatte den Soldaten von 1830 gesagt, daß das Vergießen von Bürgerblut das größte Verbrechen sey; man hatte zum Abfalle des 50sten Linienregiments am 29. Juli Beifall geklatscht. Konnten die Soldaten dies 1831 vergessen haben? Sie glaubten, daß, wenn das Pariser Volk Recht gehabt habe, sich 1830 für die Aufrechthaltung einer Charte zu erheben, die es nichts anging, so habe das Lyoner Volk ein noch größeres Recht, sich 1831 für die Aufrechterhaltung eines Tarifs zu erheben, der es verhindern sollte, Hungers zu sterben. Daher fand die Sache der Arbeiter bei den Truppen selbst eine geheime Sympathie, welche den Triumph der Insurrection begünstigte.

Um 7 Uhr Abends war Alles zu Ende. Da der Capitän Pelour sich nicht mehr bei der Pulvermühle von Serin halten konnte, die er den ganzen Tag über vertheidigt hatte, so vernagelte er seine beiden Kanonen, warf eine große Masse Pulver in die Saône und trat den Rückzug an. Bei Annäherung der Nacht waren die Truppen auf den Platz les Terreaux zurückgedrängt, und die Behörde hatte nur noch einen Punkt inne, das Rathhaus, welches von allen Seiten umzingelt wurde. In dieser Lage hielten der Graf Roguet, der Präfekt und die Repräsentanten der Munizipalität Rath mit einander. Der Rückzug wurde beschlossen. Es war Mitternacht. Noch hörte man das Brausen der empörten Stadt, und auf verschiedenen Punkten brannten die Wachthäuser und die Zollgebäude, die während des Kampfes angezündet worden waren. Man entwarf verschiedene Erklärungen:

„Heute am 22. November 1831, um Mitternacht, haben sich die unterzeichneten Behörden im Rathhause versammelt; gegenwärtig waren: der General-Lieutenant, Oberbefehlshaber der 7ten und 19ten Militär-Division, Graf Roguet; de Fleury, Marechal-de-Camp des Genie; Vicomte von Saint-Geniès, Marechal-de-Camp, Kommandant des Departements des Rhône; Bouvier-Dumoulard, Staatsrath, Präfekt des Rhône; Duplan, General-Prokurator beim königlichen Gerichtshofe; de Boisset, erster Adjunktus in Stellvertretung des Maire; Gros, Adjunktus des Maire; Gautier, Munizipalrath, in Stellvertretung des Adjunktus.

In Erwägung, daß nach zwei Tagen hartnäckiger Kämpfe,

in welchen leider zu viel französisches Blut vergossen worden, die Linientruppen auf's Rathhaus zurückgedrängt sind, wo sie von einer unermeßlichen bewaffneten Menge umringt werden; daß diese Truppen, die ermüdet sind, die bedeutende Verluste erlitten haben, denen es an Munition und Lebensmitteln fehlt, die sich nicht anschaffen lassen, geneigt scheinen, wie die Anführer derselben erklären, einen unnützen Kampf nicht fortzusetzen; daß mehrere wichtige Posten zu den Angreifenden übergegangen sind;

daß von der National-Garde, die 13,000 Mann stark ist, nur noch 100 Mann unter den Waffen stehen; daß es in dieser äußersten Lage, wie die Generale einstimmig erklären, vergeblich seyn würde, das Rathhaus noch länger zu vertheidigen;

daß diese verlängerte Vertheidigung unfehlbar das Resultat haben würde, die Angreifenden auf's höchste zu erbittern und die Belagerten und die Stadt selbst den beklagenswerthesten Katastrophen auszusetzen;

erklären dieselben einstimmig nach reiflichen Berathungen in mehreren Sitzungen,

daß das einzige Mittel, dem Blutvergießen Einhalt zu thun und die Einäscherung der Stadt zu verhüten, in der Aufgebung der Position des Rathhauses besteht, um eine vortheilhaftere außerhalb der Mauern einzunehmen, so daß die Beziehungen mit den Lokalbehörden nicht unterbrochen werden; zugleich spricht der Rath einstimmig den Wunsch aus, daß der Präfekt auf seinem Posten verbleiben möge."

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(St. Goarshausen.) Obgleich unsere Literatur reich ist an Liedern und Gesängen für Schulen, so hat es bisher doch noch an solchen gefehlt, die auch das Kind in das Leben begleiten, von denen es sich in Stunden der Freude und der Trauer nicht leicht trennt, die ihm zu unverlierbarem Eigenthum werden. Diesem allgemein gefühlten Bedürfnisse wird so eben abgeholfen durch eine Volksliedersammlung von A. Müller in Jatersberg am Rhein. Das erste Heft, nur deutsch-volksthümliche, zweistimmige Kernlieder enthaltend und bei dem Herausgeber zu dem ungewöhnlich wohlfeilen Preise von 9 kr. zu haben, ist so eben erschienen. In der Vorrede ist noch ein zweites Heft, 50 drei- und vierstimmige Volkslieder enthaltend, versprochen. Möchte man dem eifrigen Streben des Herausgebers durch recht zahlreiche Abnahme von Seiten der Schulen und ihren Lehrern freundlich entgegen kommen.

Oeffentliche Blätter erzählen schmutzige Dinge von der Art der Bereitung der Cigarren, und warnen davor, sie ohne Spitzen in den Mund zu nehmen.

Auf Veranlassung des Justizministers Mühler wird jetzt in Preußen die Frage verhandelt, ob es zweckmäßig sey, in Zukunft das Exekutionsmittel der persönlichen Haft wegen Schulden aufzuheben! Eine solche Maßregel, die freilich bei allen Krämerseelen die heftigste Opposition finden wird, wäre gewiß eines edlen, civilisirten und von sittlichem Selbstbewußtseyn durchdrungenen Staates ganz würdig. Dem natürlichen Rechtsgefühl widerstrebt es unbedingt, Jemanden wegen einer Geldsumme, die er nicht bezahlen kann, seines höchsten Gutes, der Freiheit, zu berauben; allein es ist auch unmoralisch, indem der Richter in solchen Fällen meistens nur der persönlichen Rachsucht des Gläubigers zu fröhnen gezwungen wird. Und wie oft wird dadurch die ganze bürgerliche Existenz eines rechtlichen Mannes für immer vernichtet, wie Mancher wird dadurch zum Selbstmorde getrieben! Für den bösen Schuldner, der zahlungsfähig ist, und nur nicht zahlen will, würden gewiß die gewöhnlichen Grade der Exekution genügen. An das Eigenthum des Schuldners mag sich der Gläubiger halten, nur nicht an seine Person, denn durch die Verhaftung wird jenem in den meisten Fällen ein Nachtheil zugefügt, der nicht wieder gut gemacht werden kann, wenn er auch später noch seine Verbindlichkeit erfüllt.

Die englische wie die deutsche Sprache ist durch die Angelegenheit des Briefgeheimnisses in London um einen naiven Ausdruck reicher geworden. Ist der Brief „gegrahamt" heißt so viel als ist der Brief auf der Post entsiegelt und gelesen worden?

Nach Briefen aus Dublin hat O'Connell eine große literarische Arbeit begonnen, betitelt: „Mein Leben und die Zeit."

Frankfurter Theater.

Am 17. d. Mts. gab man „die Wahnsinnige", Drama nach dem Französischen des Melesville. Der Inhalt des erwähnten Stückes ist bekannt; die häufigen Reprisen desselben auf allen Bühnen Deutschlands zeigten, daß man es gerne sieht, wie es denn auch von Gästen im Fache der ersten Liebhaber öfters zur Aufführung gewählt zu werden pflegt. Hr. Remay, welcher seit sieben Jahren an den bedeutendern der österreichischen Provinzialbühnen im Fache der ersten Liebhaber und jugendlichen Helden gewirkt, rechtfertigte den guten Ruf, der ihm voranging. Es gaben sich aus seinem Spiele Wärme, Natürlichkeit und Fleiß, also Vorzüge kund, die um so mehr anerkannt zu werden verdienen, je seltener sie sich heutzutage bemerklich machen. Remay wurde mehrmals lebhaft applaudirt und gerufen. Dieser befähigte Künstler wird demnächst im „Hinko", von Mad. Birch-Pfeiffer, als König Wladislaw auftreten. Wir werden sehen, wie unser jugendlicher Gast diese dem ältern Rollenfache angehörige Partie durchführen wird.

In der nächsten Freitag den 26. d. Mts. stattfindenden Vorstellung zum Vortheil der Pensions-Anstalt hat, wie wir eben vernehmen, auch Mad. Haizinger die Gefälligkeit, mitzuwirken. In dem Lustspiele: „Ich bleibe ledig" tritt Fräul. Neumann, in dem darauf folgenden dieselbe und Mad. Haizinger auf. Zu bedauern bleibt es, daß Fräul. Neumann, welche schon am 1. August in Wien erwartet wird, nur dieses einzige Mal uns den Genuß ihres ausgezeichneten Talentes gewähren kann.

Im „Nachtlager in Granada" sang Hr. Gundy weniger befangen und darum auch befriedigender, als in den frühern Vorstellungen, was in dem gesteigerten Beifall seine Anerkennung fand. Der liebliche Tenorist Perlgrund sang den Gomez mit Ausdruck und Empfindung und nicht minder beifällig als in den frühern Partieen. — In Oper und Schauspiel drängen sich die Darstellungen von Gästen gegenwärtig so sehr, daß eine der andern im Wege steht. Hierin ist auch der Grund zu suchen, weshalb der großherzogl. bad. Hofsänger Hr. Mayerhofer, der Bruder unserer beliebten und, wie wir mit Vergnügen berichten können, auf dem Wege der Genesung

sich befindenden Mad. Frühauf, nicht zum Auftreten gelangen konnte, welches von vielen Theaterfreunden bedauert wird. Hr. Mayerhofer, der seine Gesangstudien bei vorzüglichen italienischen Meistern in Paris gemacht hat, sang hier in mehreren Privatzirkeln mit dem entschiedensten Beifall und man hofft, sein vorläufig verschobenes Gastspiel später und vielleicht gleichzeitig mit dem Wiederauftreten der Mad. Frühauf realisirt zu sehen.

Literatur.

„Naturgeschichte des Steinreichs", von Dr. K. C. von Leonhard volksfaßlich und in Beziehung auf bürgerliches Leben, Gewerbe und Künste bearbeitet. Karlsruhe, im artistischen Institut, 1844. 8. Erster Halbband.

Der berühmte Verfasser bemerkt in der Einleitung dieses ausgezeichneten Buches, daß der lebhafte Eifer, womit man die verschiedenen Zweige der Naturgeschichte und Naturlehre erforsche, zu den erfreulichsten Eigenheiten der neueren Zeit gehöre. Nicht minder wohlthuend ist es — dies dürfen wir unsererseits hinzufügen — einen der größten Männer seines Faches zur Verbreitung so edlen Strebens unter dem gesammten deutschen Volke kräftig mitwirken zu sehen. Der Verf., durch so viele gehaltvolle gelehrte Werke als einer der ausgezeichnetsten der jetzigen Mineralogen und Geologen allgemein anerkannt, liefert durch vorliegende Schrift den Beweis, in wie hohem Grade er das Talent besitzt, seinen Vortrag dem im Titel bemerkten Zwecke anzupassen. Fast auf jedem Blatte findet man so viel Anziehendes und Lehrreiches, daß es schwierig ist, das Wichtigere besonders hervorzuheben. Mancher Leser wird sich zum Studium des dort behandelten naturhistorischen Zweiges durch die vielen in diesem Buche vorkommenden trefflichen Bemerkungen über Ursprung, technische Verwendung 2c, welche der speciellen Beschreibung der Mineralien jedesmal beigefügt sind, besonders angeregt fühlen. Um nur Eines anzuführen: man lese S. 116 ff. den Artikel „Kalksteine." Auf die Beschreibung der mannichfachen Arten von Kalksteinen folgen Bemerkungen über den physiognomischen Charakter der Kalksteinberge, über Höhlen in Kalkbergen, über den Ursprung der Kalkgebilde, über Aufsuchung und Gewinnung von Kalksteinen, über Anwendung des Kalkes in Künsten und Gewerben; Natur- und Architecturmarmor, Auflegen von Marmor, gebeizter Marmor, Mosaikkunst, — quadratische Pflastersteine, Schussermühlen, — Gebrauch von Kalksteinen im Bauwesen, in der Landwirthschaft und auf Hüttenwerken, — venetianisches Pflaster, — Steindruckerei, Kalkbrennerei, Masticcement, römischer Kitt für Wasserbauten u. s. w. Wir dürfen die Ueberzeugung aussprechen: dieses Buch wird nicht nur unter Tausenden, welchen sonst jene Geist und Herz veredelnden Doktrinen für immer fremd geblieben seyn würden, einen reichhaltigen Vorrath der betreffenden Kenntnisse verbreiten, sondern auch in Manchem das Verlangen hervorrufen, in die Tiefe dieser schönen Wissenschaften einzudringen.

Korrespondenz.

Bad-Weilbach, 9. Juli.

Unser Kurhaus fängt an, sich mit Gästen zu bevölkern. Ueber 60 Personen weilen bereits hier und eine ansehnliche Anzahl ist außerdem noch angekündigt. Der mit jedem Jahre zunehmende Besuch hiesiger Badeanstalt ist aber auch ein wohlbegründeter; erstens sind die Heilkräfte dieser kalten, schwefelwasserstoffhaltigen Quelle längst rühmlich anerkannt; zweitens lassen sowohl die Lage, als auch die Badeeinrichtungen selbst nichts zu wünschen übrig. Hier mangelt nichts, das dem Leidenden nützlich und angenehm seyn könnte; alle Arten von Bädern und Anwendungen des Wassers trifft man hier und die friedlichen, idyllischen Umgebungen des Ortes tragen nicht minder dazu bei, den Kurgästen den Aufenthalt lieb zu machen. Tritt man hinaus in's Freie, so sind es zunächst die weitläufigen und wohlunterhaltenen Anlagen, die dem Freunde der Natur Genuß bereiten. Kühle Schattengänge, von muntern Singvögeln freundlich belebt, laden ein zu einsamem Lustwandeln und zum Belauschen der holden Naturstimmen. Will man in der Nähe des Kurhauses im warmen Sonnenscheine sich ergehen, so bietet sowohl der Platz vor dem Hause mit seinen üppigen Rosengebüschen, als auch der nahe Garten hiezu Gelegenheit genug. Zu weitern Spaziergängen mangelt es ebenfalls nicht an schönen Gegenden. Ist doch die ganze Ebene, die man von der Anhöhe des Kurhauses aus mit den Blicken beherrscht, eine wunderliebliche Gegend. Schmale Waldstriche wechseln ab mit weiten Strecken üppiger Kornfelder, aus denen manch' herrlicher Obstbaum sein buschiges Haupt erhebt, und hier und dort schaut eine niedliche Ortschaft aus grünem Versteck hervor. Nach dem nur eine Viertelstunde entfernten Dorfe Weilbach führt eine schattige Allee und wer recht bequem und schnell einen weitern Ausflug machen will, der benutzt die ganz nahe vorbeiführende Eisenbahn. In zehn Minuten ist man von hier in Mainz und in weniger als drei Viertelstunden in Frankfurt. Nach der nahen Station Flörsheim gehen jederzeit Wagen von hier ab, so daß der Kurgast wegen einer bestimmten Zeit nicht ängstlich zu seyn braucht. Und selbst bei unfreundlicher Witterung, wo man sich auf das Haus beschränkt sieht, ist unser Kurort nicht einsam oder gar langweilig. Es herrscht unter den anwesenden Gästen ein freundlicher, geselliger Ton; wer muntere Unterhaltung sucht, findet sie gewiß, und wer sich in gelehrten Unterhaltungen gefällt, trifft hier wissenschaftlich gebildete Männer genug. Der Badebesitzer selbst, Hr. Seebold, ist hiezu zu zählen und daß er dabei noch die Gabe besitzt, seine Gäste freundlich und angenehm zu unterhalten, wird Jeder zugeben müssen, der ihn kennen lernt. Dabei versäumt er Nichts und scheut keine Kosten, den hiesigen Kurfremden den Aufenthalt so werth als möglich zu machen. Wöchentlich findet hier einmal Harmoniemusik statt, und wer an diesem freundlich-stillen Plätzchen das Treiben der Welt, die Streitigkeiten der Zeitfragen und die Kunde von neuen literarischen Produkten gern vernehmen mag, der findet in dem Frankfurter Journal, in der Allg. Augsburger Zeitung und andern Blättern hinreichende Quellen. Ja, auch den heißersehnten „ewigen Juden" von Eugen Sue kann man hier in gehöriger Gemüthsruhe genießen. Kurz, uns geht hier Nichts ab und wir leben so zu sagen wie die Fürsten, oder, wenn Sie lieber wollen, wie die Kurfürsten, da doch einmal eine Kur damit verbunden ist. Gerne würde ich Sie noch länger von unserm Kurorte unterhalten, da es an anziehendem Stoffe nicht gebricht; allein ich muß fürchten, den Raum zu überschreiten, den eine solche Mittheilung gewöhnlich in Ihrem Blatte einzunehmen hat, und behalte mir also die Freiheit vor, Ihnen später wieder Einiges von hier zu melden. Sollte indessen im Publikum hier oder da Jemand sich ausführlichere Aufschlüsse wünschen, den dürfen wir auf das Schriftchen von Dr. Thilenius verweisen, das unter dem Titel: „Neueste Mittheilungen über den Kurort Weilbach u. s. w." bei Karl Körner in Frankfurt a. M. erschienen und zu haben ist.

Mainwasser-Wärme.

Dienstag, 23. Juli, Morgens 8 Uhr: 14 Grad. W. Gerlach.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 23. Juli. (Neu einstudirt): **Wilhelm Tell**, große Oper in 4 Abth., Musik von Rossini.

Mittwoch, 24. Juli. **Darstellung scheinbarer Zauberei** aus dem Gebiete der unterhaltenden Physik und Mechanik, gegeben von Döbler. Hierauf folgt: **Optische Nebel-Bilder.** Vorher geht: **Der Bevollmächtigte**, Lustspiel in 1 Act, von Joh. Franul v. Weissenthurn. Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. L. Hehler. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 204. Donnerstag, den 25. Juli 1844.

Der Landesverräther.

(Fortsetzung.)

Als der Friedenstraktat unterzeichnet war, verließ die schwedische Armee Sachsen mit einer Beute, die mehr als zwanzig Millionen betrug. Nun ging der Zug von neuem gegen die Russen. Karl erreichte sie im Winter 1708 bei Grodno. Sie hielten aber nicht Stand, und wurden von den Schweden eine große Strecke verfolgt. Ohne Widerstand zu finden, drang Karl bis zum Dnieper vor, wo sich ihm Mazeppa, ein Hetmann der Kosaken, der dadurch das russische Joch von sich abzuwerfen hoffte, anschloß, und ihn nach der Ukraine hinzuziehen verleitete. Brenner warnte den König vor diesem Unternehmen; zum ersten Mal hörte dieser aber nicht auf die Stimme des Freundes. Er brach dahin auf, und gerieth mit seiner Armee in große Noth. Von allen Lebensmitteln entblößt, entspann sich zwischen ihm und einem 26,000 Mann starken russischen Korps ein Gefecht, wobei er noch überdies von einem Streifkorps Kalmücken im Rücken angegriffen ward. Von allen Seiten umringt, drohte dem tapfern Schwedenkönig hier große Gefahr, gefangen genommen zu werden. Das Pferd ward ihm unter dem Leibe getödtet; dies genirte ihn aber nicht; er focht zu Fuß wie ein Verzweifelter. Erst als sein Regiment zum großen Theil aufgerieben worden war, kam ihm Hülfe in einem Oberst mit einer Kompagnie schwedischer Kerntruppen. Ueberhaupt hatten die Schweden in der Ukraine einen harten Stand, indem Mazeppa, ihr neuer Verbündeter, von ihnen abgeschnitten und dadurch verhindert worden war, ihnen Hülfe und Lebensmittel zuführen zu können.

Diese bedrängnißvolle Lage des schwedischen Heeres, das weit von den Gränzen seines Landes entfernt war, wurde durch den fürchterlichen Winter des Jahres 1709 fast unerträglich gemacht. Ein beträchtlicher Theil desselben erlag dem Hunger und der Kälte, und fast hatte es den Anschein, als ob Karl hier seinen Untergang finden sollte. Doch mochten die Umstände sich gestalten, wie sie wollten, niemals verlor er gänzlich den Muth; und geschah es ja ein Mal, daß ihm ein trüber Augenblick sich nahte, so stand auch schon Brenner an seiner Seite, um ihn zu trösten und ihn zu neuem Feuereifer anzufachen.

Dieser Mann hatte bisher in allen seinen Handlungen eine Treue und Anhänglichkeit gegen seinen König bewiesen, die außerordentlich war, und von einem unerschütterlichen Charakter zeugte. Er hatte weder Noth noch Tod gescheut, und war selbst in den blutigsten Kämpfen nicht von der Seite des Königs gewichen. Allein in der Schlacht bei Pultawa, im Mai des Jahres 1710, wo den Schwedenkönig das Kriegsglück gänzlich verließ, seine Armee vernichtet und er selbst schwer verwundet und für todt gehalten wurde, verließ ihn auch, wie dies gewöhnlich geschieht, sein treuester Freund Brenner. Er ging zu dem Feinde über und verlangte vor den Kaiser geführt zu werden. Dieser ließ ihn gefangen nehmen und nach Petersburg führen. Um seine Freiheit wieder zu erlangen, erbot er sich hier, gegen eine namhafte Summe Geheimnisse zu entdecken, die ihrem Wesen nach wichtig genug waren, dem Schwedenlande und seinem unglücklichen König große Nachtheile zu bereiten. Man gewährte ihm seine Forderung, und, nachdem er sein Versprechen erfüllt, ließ man ihn frei; zugleich wurde er aber über die russische Gränze gebracht, um diesem Lande nicht auch schädlich zu werden. Seine That gereuete ihn bald. Er führte von dieser Zeit an ein flüchtiges, unstätes Leben, und glaubte überall Verfolger zu erblicken. Karl hatte sich unterdessen mit dem Reste seiner Armee, die nur noch aus 300 Mann bestand, über die türkische Gränze begeben und die Großmuth des Sultans angesprochen. Dieser nahm ihn auch mit aller Achtung auf, und wies ihm Bender zu seinem Aufenthaltsorte an. Durch die obwaltenden Umstände war die Verrätherei Brenners ohne Folgen geblieben; vielleicht auch, daß die fortwährenden Kriegsunruhen hinderlich waren, davon Gebrauch zu machen. Stanislaus war von August wieder entthront worden; Dänemark hatte sich auf's neue mit Polen und Rußland verbunden. Schweden wurde mehr als je von den Feinden bedrängt. Brenner, der sich sehnte, wieder in sein Vaterland zu kommen, beobachtete das Getriebe der Feinde, und wußte sich von allen ihren Planen Kunde zu verschaffen. Durch das Ueberbringen solcher Nachrichten glaubte er seine Verrätherei wieder gut zu machen. Er brach nach Schweden auf, gelangte glücklich dahin, und überbrachte dem tapfern General Steinbock die Nachricht von einem beabsichtigten Ueberfalle der Dänen. Diese landeten auch bald; da aber die größten Vorsichtsmaßregeln hatten getroffen werden können, so wurden sie mit bloßer Landmiliz gänzlich geschlagen, so, daß schon nach einigen Tagen kein Däne mehr auf schwedischem Boden zu finden war. Steinbock wurde in Folge dieses errungenen Sieges der Schützling Brenners, und verschaffte ihm

durch seine Verwendung ein jährliches Einkommen und später auch die Stelle als Propst zu Wasa.

Mittlerweile war es Karl gelungen, die Türken zu einem Feldzuge gegen die Russen zu bewegen, und es zog sich bei Belgrad ein mächtiges türkisches Heer zusammen. Peter wartete aber den Angriff nicht ab, sondern rückte bis in das türkische Gebiet vor, und nahm eine vortheilhafte Stellung am Ufer des Pruth ein. Dies geschah im Juni 1711. Dem stark verschanzten türkischen Lager gegenüber, und außerdem noch von 40,000 Tartaren umschwärmt, die ihm alle Zufuhren von Lebensmittel wegnahmen, gerieth hier der Czaar mit seiner 80,000 Mann starken Armee bald in eine sehr mißliche Lage, und er gestand selbst, daß sie eben so schlimm sey, als die, in welcher sich der Schwedenkönig bei Pultawa befunden habe. Von einem minder großen Charakter begabt, als der feurige Karl, überwältigte ihn der Kummer. Er verschloß sich in sein Zelt, und gebot streng, daß Niemand sich ihm nähern sollte. Es war eine schreckliche Nacht; denn um sein Heer nicht dem Verderben preiszugeben, hatte er sich entschließen müssen, den Türken für den folgenden Tag eine Schlacht anzubieten. Auch im Heere selbst herrschte die größte Entmuthigung; Jeder sah den Tod oder die Sklaverei vor Augen. Auf allen Seiten von den Türken eingeschlossen, hatten Alle den Muth und die Besonnenheit verloren. In dieser verzweifelten Lage, in welcher sich Niemand weder zu rathen noch zu helfen wußte, erschien Katharina, die Gemahlin des Czaaren, mit welcher er sich 1707 heimlich vermählt hatte. Ungeachtet des Verbotes, betrat sie das Zelt des Kaisers, und wußte ihn durch Bitten und Thränen dahin zu vermögen, daß er an den Großvezier einen Friedensantrag niederschrieb. Diesem fügte sie alle Kostbarkeiten, die im Lager aufgetrieben werden konnten, hinzu, legte selbst ihre eigenen Juwelen bei, und schickte dies Alles an den Großvezier, der ihr als ein habsüchtiger Mann bekannt war. Sie hatte sich nicht getäuscht. Einem augenblicklichen Waffenstillstande folgte die Friedensunterhandlung. Die Bedingungen legten dem Kaiser schwere Opfer auf; dagegen erhielt er aber freien Rückzug und Lebensmittel, wodurch sein Heer gerettet wurde. Für den unglücklichen Schwedenkönig ist dabei nur wenig geschehen. Freier Durchzug durch Rußland war Alles, was für ihn ausgewirkt worden war. Von den Türken hatte er, wie es schien, nur wenig Unterstützung noch zu hoffen. Man wünschte sogar, ihn los zu seyn. Als er aber Bedenken trug, von dem freien Durchzug durch Rußland und Polen Gebrauch zu machen, kündigte man ihm förmlich an, daß er abreisen müsse, wodurch der Großherr, der dem Schwedenkönig nicht nur sicheres Geleite, sondern auch ein Kriegsheer versprochen hatte, sich des Wortbruchs schuldig machte. Karl machte mit heftigen Worten darauf aufmerksam; dies verschlimmerte das Uebel nur noch mehr, indem man ihm die Lebensmittel abschnitt und die Janitscharenwache nahm, um ihn dadurch gleichsam zur Abreise zu zwingen. Hier beklagte Karl zum ersten Male laut den Verlust seines Freundes Brenner, den er nicht mehr unter den Lebenden wähnte. Indeß raffte er all' seinen Muth zusammen, und berieth sich mit einigen seiner Getreuen, was hier zu thun sey. Nun hatten ihm kurz zuvor in Bender die Fluthen seine ihm angewiesene Wohnung geraubt, wofür er sich an einer andern Stelle ein Haus von Stein gebaut hatte. Dies beschloß er zu befestigen, und sich im Fall eines Angriffs zu vertheidigen. Alle seine Generale machten die dringendsten Vorstellungen gegen das unsinnige Unternehmen, aber Karl blieb taub. Als ob Nichts geschehen sey, setzte er sich mit einem Günstlinge von ihm an's Schachbret und spielte ruhig fort, als schon die Türken Vorbereitungen zum Kampfe machten.

(Fortsetzung folgt.)

Der Aufstand der Seiden-Arbeiter in Lyon.

(Fortsetzung.)

Man gab also das Signal des Rückzugs. General Roguet, der sehr leidend war, wurde auf sein Pferd gehoben. Die Truppen, die er befehligte, bestanden aus dem 66sten und mehreren Bataillonen des 40sten und 13ten Regiments. Hierauf folgten einige Abtheilungen der National-Garde, die einige Kanonen mit sich führten. Ein Posten von Arbeitern stand an der Barrière Saint-Clair, auf dem Wege der sich zurückziehenden Truppen. Als der General Roguet sich dieser Barrière näherte und das erste Pfeifen der Kugeln hörte, sagte er zu Denen, die ihn begleiteten: „Jetzt athme ich wieder frei; der Pulvergeruch gibt mir das Leben wieder; ich befinde mich hier weit besser, als in den Sälen des Rathhauses." Hierauf gab er den Befehl, die Barrikaden durch Kanonenschüsse einzustürzen. Die Nacht war heiter, und die Bajonnette glänzten im Mondenschein. Alle Glocken läuteten. Der Ruf: Zu den Waffen! ging in den Vorstädten von Mund zu Mund und rief hier eine allgemeine Bewegung hervor; alle Fenster waren mit Insurgenten besetzt. Die Truppen mußten durch das Feuer der Insurgenten über zahllose Barrikaden, welche die Artillerie nicht ganz umstürzen konnte, hinwegmarschiren, und sie gelangten traurig und erschöpft mit ihren Kranken und Kanonen in Montessuy an. Der General Fleury war von einer Kugel getroffen worden und hatte seinen tödtlich verwundeten Adjutanten zu seinen Füßen niederstürzen sehen. Der Kampf in dieser Vorstadt war blutig; aber hier hatte der Bürgerkrieg seine letzten Opfer getroffen und seinen letzten Schrei ausgestoßen.

Unterdeß kämpfte die im Rathhause versammelte Behörde mit Furcht und Unentschlossenheit. In dem Viertel des Terreaux erhob sich stürmisches Getöse. Der Präfekt und die Mitglieder der Munizipalität beschlossen, sich nun ebenfalls zurückzuziehen und sich ins Präfektur-Gebäude zu begeben, wo sie folgende Erklärung verfaßten, welche gleichsam das Testament der in den letzten Zügen liegenden Macht war:

„Heute am Mittwoch den 23. November 1831, um 2 Uhr Morgens, erklären und bestätigen wir Unterzeichnete, die im Präfektur-Gebäude versammelt sind, folgende Thatsachen:

1) daß in Folge der traurigen Ereignisse, die in der Stadt während des 21. und 22. d. M. stattgefunden haben, alle militärischen Kräfte jeder Waffengattung, die der Gendarmerie und die der National-Garde unter dem Befehl des General-Lieutenants Roguet gezwungen worden sind, um Blutvergießen und die Schrecken des Bürgerkrieges zu verhüten, um 2 Uhr Morgens das Rathhaus, das Zeughaus und das Pulverhaus, welche Stellungen sie noch besetzt hielten, zu räumen und sich aus der Stadt zurückzuziehen;

2) daß wir, die Unterzeichneten, gleichfalls gezwungen worden sind, den Posten des Rathhauses durch die Truppen der Insurrection, die sich aller Punkte bemächtigt hatten, besetzen zu lassen;

3) daß in diesem Augenblicke die vollständigste Desorganisation in der Stadt herrscht, daß die Insurrection sich aller Punkte bemächtigt hat, und daß die Gesetze und die Behörden ohne Kraft sind."

Die Unterzeichner dieser kläglichen Erklärung hatten kaum das Rathhaus verlassen, als sich auch schon die Insurgenten einstellten. Die Thüren wurden ihnen vom Schauspieler Anéreau geöffnet: einige Abenteurer setzten sich hier mit einigen Häuptern der Sectionen als provisorischer Generalstab fest. Die Regierung von Lyon war jetzt getheilt zwischen Lachapelle, Frédéric, Charpentier, Anführern der Arbeiter, und Pérénon, Rosset, Garnier, Dervieux, Filhol, Männern, welche die arbeitende Bevölkerung nicht kannte, welche sich aber nahmen, was in Tagen der Verwirrung jedem Unruhigen gehört.

Was that nun diese insurrektionelle Macht? Lachapelle, Frédéric, Charpentier hatten im Kampfe nichts Anderes gesehen als eine Veränderung des Tarifs. Pérénon, Rosset, Garnier, Dervieux, Filhol hatten in demselben wiederum nur eine politische Erschütterung gesehen. Jene wollten, daß das materielle Schicksal des Volkes verbessert würde; diese, daß die Monarchie der Republik weiche. Von dem Einflusse, den die Veränderung der Macht auf die socialen Combinationen üben kann, gab sich Niemand Rechenschaft. Pérénon gehörte seinen Ueberzeugungen nach dem Principe an, welches 1830 unterlegen war. Rosset war ein Greis, dem die Gewohnheit der Verschwörungen eine Art fieberhafter Energie gegeben hatte, welche durch das Alter nicht geschwächt worden war. Garnier hatte keine politische Religion. Dervieux und Filhol waren aufflimmernde und haltlose Geister. In solche Hand legte das Glück das Schicksal der Lyoner Insurrection. Das Volk, für welches der Gehorsam das stärkste Bedürfniß ist, wurde von Betäubung befallen, als es sich ohne Herrn sah. Es empfand Furcht vor seiner Herrschaft und dachte jetzt nur noch daran, Diejenigen, die es gestürzt hatte, wieder zu erheben, um ihnen die Gewalt, deren Last es nicht tragen konnte, zurückzugeben.

Der Adjunktus des Maire, Herr Boisset, war bald wieder ins Rathhaus zurückgekehrt. Hr. Gautier und der Central-Kommissarius, Hr. Prat, folgten ebenfalls bald. Auch Hr. Bouvier-Dumoulard sah ein, daß es kein besseres Mittel gebe, den Arbeitern die Früchte ihres Sieges zu entreißen, als sie selbst dazu zu gebrauchen. Er ließ Lacombe mitten in der Nacht rufen. In dem Augenblicke, wo der Abgesandte des Präfekten ankam, stand Lacombe an der Spitze einer Bande bewaffneter Männer und belagerte den Posten des Zeughauses. Er antwortete, er würde sich erst nach der Einnahme des Postens in die Präfektur begeben, und hielt Wort. Dumoulard empfing den Anführer der Insurgenten mit vielen Zeichen der Achtung und des Vertrauens; er schmeichelte seiner Eitelkeit, und es wurde ihm nicht schwer, den Einfluß zu gewinnen, den eine an den Gehorsam gewohnte Seele, die Gewohnheit des Befehlens und der Zauber der Gewalt verleihen. Lacombe wurde vom Präfekten zum Gouverneur des Rathhauses ernannt; und trunken von seiner neuen Größe, begab er sich dorthin, nicht um die Insurrektion zu leiten, sondern um sie zu zügeln.

Von Seiten Lachapelle's, Frédéric's und Charpentier's konnte kein lebhafter Widerstand stattfinden; aber Pérénon und Garnier waren nicht geneigt, die Macht, die sie dem Zufalle und ihrer Kühnheit verdankten, aus den Händen zu geben. Mit Beistimmung Rosset's, Dervieux's und Filhol's veröffentlichten sie eine heftige Proclamation, welche das Gepräge der legitimistischen Meinungen Filhol's trug; sie wurde an allen Ecken der Stadt angeschlagen. Um ihr mehr Gewicht zu geben, hatten die Verfasser die dem Volke bekannten und theuren Namen: Lacombe, Lachapelle, Frédéric, Carpentier darunter gesetzt.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Am 20. d. M. wurde unter persönlicher Leitung des Componisten, des Kapellmeisters **Lortzing** aus Leipzig, dessen Oper: „der Wildschütz", auf der Frankfurter Bühne gegeben. Es war eine ausgezeichnete Vorstellung, in welcher das mitwirkende Personal dem geschätzten Tonsetzer seine Achtung bethätigte. Hr. **Lortzing** wurde von dem zahlreich versammelten Publikum bei seinem Erscheinen im Orchester freundlich begrüßt und während der Vorstellung zwei Mal hervorgerufen. Man war erfreut, dem in ganz Deutschland beliebten Componisten auch hier die seinem schönen und heitern Talente gebührende Verehrung und den Dank für manchen den Musikfreunden bereiteten genußreichen Abend darbringen zu können.

In einem unserer Tageblätter veröffentlicht ein Emser Badegast unter dem Namen **Adolf von Wallmor** in einem ziemlich ausführlichen Berichte tadelnde Bemerkungen und Rügen, die viel Wahres zu enthalten und Beachtung zu verdienen scheinen. Besonders beschäftigt er sich mit Nachweisung der Mangelhaftigkeit und Unbequemlichkeit der Emser Badeeinrichtungen, und in dieser Beziehung dürften seine Andeutungen längst gewünschte Reformen vorbereiten.

Literatur.

Ueber die Beschneidung. Von Dr. S. **Holdheim**, großherzogl. mecklenburg-schwerinischer Landes-Rabbiner. Schwerin 1844.

Diese herrliche Schrift des eben so freimüthigen als gelehrten und tiefsinnigen Theologen beleuchtet die durch neuere Vorgänge wichtig gewordene Frage mit einer so erschöpfenden Gründlichkeit, daß man dieselbe als vollständig gelöst und entschieden betrachten kann. Das Resultat seiner Forschungen ist: die Beschneidung bildet keine besondere sakramentale Kategorie und steht mit den übrigen Geboten auf gleicher Linie; es steht keinem Rabbiner, der nur Religionslehrer ist, zu, irgend ein direktes oder indirektes Zwangsmittel anzuwenden oder die Staatsbehörde dazu zu veranlassen und Diejenigen, welche in ihren Gutachten über die Beschneidung zum Anrufen obrigkeitlicher Hülfe riethen, haben sich selber gerichtet. „Ich scheue die Erklärung nicht, daß, obwohl ich die religiöse Verbindlichkeit der Beschneidung anerkenne, ich dennoch in einem ähnlichen Falle, wie der zu Frankfurt, keiner andern Mittel als der der Belehrung gegen den Reni-

tenten mich bedienen und im Falle, daß sie fruchtlos blieben, den Knaben confirmiren, seine Ehe einsegnen rc. rc. und das Geschrei der Zeloten in- und außerhalb meiner Gemeinde unbeachtet lassen würde." (S. 70 Anmerk.) — Möchte diese an den fruchtbarsten und wichtigsten Forschungen so reichhaltige Schrift von Keinem ungelesen bleiben, der an der religiösen Umgestaltung seiner Glaubensgenossen und an dem Kampfe für Aufklärung und Fortschritt Antheil nimmt!

Korrespondenz.

Darmstadt, im Juli.

Die hiesige Seidenbau-Gesellschaft trat schon im Frühling 1838 in's Leben, beseelt von dem patriotischen Gedanken, einen neuen werthvollen Industriezweig, nach dem Beispiele anderer Bundesstaaten, in dem Großherzogthum Hessen einzuführen. Die Theilnahme für das neue Projekt war groß; es zeigte sich ein löblicher Eifer, der bei einer richtigen Leitung zu schönen Hoffnungen berechtigte, um so mehr, als es der Gesellschaft nicht an den benöthigten Fonds fehlte, um ihr vaterländisches Projekt mit einem gedeihlichen Erfolg durchführen zu können. Nachdem aber nun sechs volle Jahre abgelaufen sind, innerhalb deren unsere Gesellschaft (einen schwachen Versuch vom Jahr 1839 abgerechnet, der 9 Pfund Rohseide abwarf) weder Seide gewonnen, noch gesponnen hat, und während dieses Zeitraumes zum Ankauf von Grundstücken und Anpflanzung von 20,000 Maulbeerbäumen schon gegen 11,000 fl. aufgewendet wurden, ohne Aussicht auf einen nahen weiteren Erfolg, — ist bei der Mehrheit der Actionärs eine gänzliche Entmuthigung eingetreten, in Folge deren schon vor mehreren Monaten auf Auflösung der Gesellschaft lebhaft gedrungen, zugleich aber jede weitere Zahlung von Actienquoten verweigert wurde. Die Errichtung des statutenmäßig bestimmten Seidenhauses blieb unausgeführt, sohin auch der eigentliche Zweck der Gesellschaft seither unerreicht. Jetzt, wo man gerne daran gehen möchte, fehlen die, wie es scheint, für andere minder nothwendige Zwecke verwendeten disponiblen Fonds, deren Ergänzung von den unzufriedenen Actionärs beharrlich verweigert wird. Demnach ist die Gesellschaft jetzt schon als factisch aufgelöst zu betrachten, und die einzige Genugthuung, die ihren unzufriedenen Mitgliedern etwa noch werden könnte, wäre die, daß ein detaillirter Verwaltungsbericht über den Gang der Geschäftsführung und die Verwendung der Fonds den erforderlichen Aufschluß ertheile. Jene Mitglieder würden wenigstens daraus ersehen, daß sie von Jahr zu Jahr gehofft, aber vergebens gehofft hatten und nunmehr, in der bedauerlichen Stillstands- und Auflösungs-Periode, ein ziemlich werthloses Gesellschaftsvermögen als unbedeutenden Ersatz für ihre aufgewendeten Kosten erhalten. So betrübend dieses Endresultat auch ist, so widerlegt es doch nicht die Möglichkeit der Einführung der Seidenzucht im Großherzogthum Hessen, sondern beweis't höchstens nur so viel, daß dieser erste mißglückte Versuch durch einen zweiten glücklicheren verbessert werden müsse. Denn der landwirthschaftliche Verein, indem er der Gesellschaft seine Fürsorge angedeihen ließ, hat dadurch zugleich thatsächlich ausgesprochen, daß das befragte Projekt zu den praktisch ausführbaren gehöre und alle Empfehlung verdiene.

Wiesbaden, im Juli.

Am 6. d. Mts. feierte auf dem Chausseehause bei Wiesbaden der Hr. Forstmeister J. A. Heymach sein fünfzigjähriges Dienstjubiläum. Er empfing von Sr. Durchl. dem Herzoge neben andern Beweisen seiner besondern Gnade als Anerkennung seiner langjährigen treu geleisteten Dienste die silberne Verdienstmedaille. Die Gemeinden, deren Forsten er während der langen Zeit seines Wirkens verwaltete, überreichten ihm ein Geschenk zum Beweis ihrer dankbaren Gesinnungen als Andenken an diesen feierlichen Tag. Dem Festmahle wohnten mehrere der ersten Staatsdiener, viele Collegen, Freunde und Verwandte des Jubilars bei und Toaste und Glückwünsche zum Wohl des noch in rüstiger Kraft stehenden Gefeierten verherrlichten den schönen Tag. — Möge dem würdigen Manne vergönnt seyn, bei ungestörter Gesundheit noch viele Jahre seinem schönen Amte vorzustehen und sich dieses Festes im Kreise der Seinen zu erinnern. W.

Von der Bergstraße, im Juli.

Der zu Pfungstadt vor noch nicht langer Zeit verstorbene großh. Schullehrer Stelz hat in einer im Jahr 1836 erschienenen, in diesen Blättern sehr günstig recensirten Selbstbiographie sein wechselvolles Leben beschrieben, welches reich ist an interessanten und spannenden Ereignissen, welche er in Feldlagern und Schlachten (er war früher Wachtmeister in dem kais. österreichischen Regiment Latour), in Gefangenschaft, im Frieden wie im Krieg in Deutschland, Frankreich, der Schweiz und in Italien erlebte. Der Verfasser hat die Gabe eines angenehmen Erzählers, der die unterschiedlichen Situationen seines Lebens in fließender Sprache dem Leser recht lebendig zu veranschaulichen weiß. Durch einen seltsamen Wechsel des Geschicks ward Stelz zuletzt noch in die Schulstube geführt, wo er den scharf geschliffenen Säbel mit dem minder gefährlichen Haselstock vertauschte, und zwar in einer Weise, daß er auch hier bewies, daß er ein brauchbarer Mann war, der die belobenden Zeugnisse des großh. Oberschulraths verdient hatte. Als er die Augen schloß, weinten eine Wittwe und sechs unerzogene Kinder an dem Sterbelager, welche noch jetzt von der Mutter allein, da der Verblichene kein Vermögen hinterließ, ihren Unterhalt und ihre fortgesetzte Erziehung erwarten. Im Interesse dieser einer Unterstützung würdigen Familie soll nun in der Kürze eine neue Auflage von der Selbstbiographie des Verewigten veranstaltet werden, und es wäre daher sehr zu wünschen, daß edle Menschenfreunde diesem Unternehmen ihre wohlwollende Theilnahme schenken möchten. Der Subscriptionspreis des Exemplars ist 48 kr.

Kastel bei Mainz, im Juli.

Der junge Kasteler Singverein brachte dem hiesigen Bürgermeister, Hrn. Barth, am Vorabend seines Namenstags ein Ständchen. Wenn ein Bürgermeister sein Amt mit Energie und Strenge übt, wenn er mit Aufopferungen aller Art, selbst seines Privat-Interesses, seine Geschäfte besorgt, mit Pflichttreue selbst dabei zu seyn trachtet, wo es gilt, Schaden abzuwenden, Unordnungen vorzubeugen, wenn er Alles zu verbessern und zu heben sucht, mit einem Worte, nur das Wohl und Aufblühen seiner Gemeinde im Auge hat, dann ist er ein Wohlthäter in seinem Wirkungskreis und verdient, daß er hoch geehrt werde, nicht allein von seinen Mitbürgern, sondern auch von seiner Regierung. Wohl dem Orte, der sich eines solchen Bürgermeisters zu rühmen hat; er wird Fortschritte machen in jeder Art von Cultur. Hr. Bürgermeister Barth, wir glauben es mit vollem Recht behaupten zu dürfen, gehört unter obige Kategorie und Kastel weiß ihn zu schätzen.

Mainwasser-Wärme.

Mittwoch, 24. Juli, Morgens 8 Uhr: 15 Grad. W. Gerlach.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 24. Juli. Darstellung scheinbarer Zauberei aus dem Gebiete der unterhaltenden Physik und Mechanik, gegeben von Döbler. Hierauf folgt: Optische Nebel-Bilder. Vorher geht: Der Bevollmächtigte, Lustspiel in 1 Act, von Joh. Franul v. Weissenthurn. Mit aufgehobenem Abonnement.

Donnerstag, 25. Juli. Die Entführung aus dem Serail, große Oper in 3 Abth., Musik von Mozart.

Freitag, 26. Juli. (Zum Vortheil der Pensions-Anstalt und zum Erstenmale): Der aufrichtige Freund, Lustspiel in 1 Act. Baronin von Gennwald: Mad. Haizinger-Neumann, großherzogl. bad. Hofschauspielerin. Hannchen: Fräul. Neumann, k. k. Hofschauspielerin. Hierauf: Ich bleibe ledig, Lustspiel in 3 Abth., von Blum. Carolina: Fräul. Neumann. Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 205. Freitag, den 26. Juli 1844.

Der Landesverräther.

(Fortsetzung.)

Dem Schwedenkönig waren im Ganzen noch 300 Mann geblieben. Als die Verschanzungen angegriffen wurden, feuerte er sie zu einem verzweiflungsvollen Kampfe an. Doch sah er bald, wie seine wenigen Mannschaften von den feindlichen Truppen umzingelt und ohne Widerstand gefangen genommen wurden. Er zog sich kaltblütig in das verrammelte Haus zurück und sagte lächelnd: „Fechten wir nun recht pro aris et focis." Er hatte noch 40 Bedienten, mit denen er sich gegen 4000 Mann und 10 Kanonen vertheidigen wollte. Indeß waren ihm die Tartaren schon zuvorgekommen, und hatten den größten Theil der Zimmer des Hauses in Besitz genommen. Der Pascha von Bender hatte einen hohen Preis auf seinen Kopf gesetzt, und Jedem, der auch nur sein Kleid berührt hätte, wenn er gefangen genommen würde, 8 Dukaten versprochen. Die Gefahr des Königs war groß; doch auch hier verläugnete er den kühnen Eroberer nicht. Muth und glückliche Berechnung machten ihn bald wieder zum alleinigen Besitzer des Hauses, indem er vielen der auf ihn eindringenden Janitscharen das Lebenslicht ausgeblasen hatte. Erst als man das Gebäude in Brand gesteckt, und in dieser Bedrängniß sich Karl in einem seiner Sporen verwickelt hatte, gelang es, seiner Person habhaft zu werden.

Um diese Zeit hatte Brenner, der unterdeß erfahren hatte, daß Karl noch am Leben war, einen schreckensvollen Traum. Er sah, wie der König, als Gefangener, ihn zürnend anblickte und ihn mit Ungnade bedrohte. Dadurch beunruhigt, wachte er auf, und da ihm fortwährend die Stimme seines Gewissens bittere Vorwürfe machte, so beschloß er, Das, was er früher gethan hatte, seinem Freunde Steinbock als Geheimniß anzuvertrauen. Dieser, ein edelmüthiger Mann, war außerordentlich betroffen über das Geständniß des Propstes; gab ihm aber das heilige Versprechen, daß er es stets als Geheimniß in seiner Brust verschließen würde. Brenner fühlte sich dadurch erleichtert und war glücklich, daß ihm Steinbock seine Freundschaft nicht entzog. Sein Vergehen hatte aber sein Inneres so sehr erschüttert, daß er wo möglich die Menschen zu meiden suchte und stets in stiller Zurückgezogenheit lebte.

Karl war mittlerweile als Gefangener nach Adrianopel geführt und sämmtliche Offiziere durch die edelmüthige Handlungsweise des holsteinischen und englischen Gesandten gegen große Summen losgekauft worden. Auch Stanislaus war auf türkischem Gebiet festgenommen und nach Bender gebracht worden. Der General Steinbock hatte zwar im Jahr 1712 über die vereinigten Dänen und Sachsen wieder einen glänzenden Sieg erfochten, allein in einem späteren Kampfe ward sein ganzes Heer vernichtet, und er selbst fiel in die Hände des Königs von Dänemark. Der Schwedenkönig, von dem man seit Jahr und Tag keine Nachricht erhalten, wurde indeß in ganz Europa für todt gehalten, und seine Schwester Ulrike Eleonore mußte sich endlich auf dringendes Bitten des Reichsrathes entschließen, die Regierung zu übernehmen. Karl erhielt davon in seinem Asyl Kunde; und da er fürchtete, daß man mit Rußland und Dänemark einen für Schweden nachtheiligen Frieden schließen könnte, sprach er den Sultan um seine Freiheit an. Dieser, großmüthig genug, ertheilte sie ihm, und so trat er nach einem vierjährigen Aufenthalte in der Türkei, reichlich beschenkt, seine Rückreise in seine Heimath an. Um nicht die Länder seiner Feinde zu berühren, nahm er seinen Weg durch Siebenbürgen, Ungarn, Mähren, Baiern, Würtemberg, die Pfalz, Westphalen, Mecklenburg, und langte am 24. Nov. 1714 nach Mitternacht unvermuthet vor Stralsund an. Hier gab er sich für einen Eilboten des Königs aus, und verlangte schleunig eingelassen zu werden. Der überraschte Kommandant öffnete schnell das Thor, erkannte sogleich den König und stürzte vor ihm auf die Knie. Der Donner des Geschützes verkündete nun die frohe Begebenheit, und das Gerücht von der Ankunft verbreitete sich augenblicklich wie ein Lauffeuer durch die ganze Stadt. Alle Großen der Stadt beeilten sich nun, den König auf vaterländischem Boden wieder zu begrüßen; als er so von einer Menge glückwünschender Personen umringt war, drängte sich gewaltsam ein Mann mit dem Aufrufe: „Mein König! Laßt mich meinen König schauen!" hindurch. Es war Brenner. Beide umarmten sich hocherfreut. Es kam zwischen ihnen zu Erklärungen, Brenner sagte ihm, daß er in dem hitzigen Gefecht bei Pultawa von den Russen gefangen genommen und nach Petersburg geführt worden sey, von wo er später entflohen wäre, und Alles aufgeboten hätte, um in sein Vaterland zu gelangen. Er überging seine Verrätherei, von der übrigens der König auch nicht die mindeste Ahnung hatte. Wie früher, so ward er auch jetzt wieder des Königs Liebling. Der König hatte keine Gedanken weiter, als seine Feinde zu bekämpfen, und noch an dem Tage seiner An-

kunft entließ er nach allen Seiten hin Befehle, daß überall die Kriegsrüstungen auf's eifrigste betrieben werden sollten.

(Schluß folgt.)

Der Aufstand der Seiden-Arbeiter in Lyon.

(Schluß.)

Auch Rosset begab sich zu Dumoulard und forderte denselben auf, ihm die Gewalt zu übergeben. Aber Dumoulard hatte sich schon mit den einflußreichsten Arbeitern verständigt; er hatte die Natur dieser ungebildeten Geister geprüft, und er wußte schon, wie weit bei einer lange geknechteten Klasse die Betäubung und die Verwirrung des Sieges gehen können. Er antwortete mit Festigkeit.

Indeß drohten Dumoulard's Macht ernstere Gefahren, Männer mit zerrissenen Kleidern und flammenden Augen zogen nach dem Hotel der Präfektur. Sie traten ein mit dem Hute auf dem Kopfe und mit der Flinte in der Hand. Sie brachten die Proklamation, die Pérénon entworfen hatte, und forderten unter Drohungen die Entwaffnung der ersten Legion. Hr. Dumoulard hielt sich gut und umgab sich alsobald mit den einflußreichsten Arbeitern, die er am Morgen hatte berufen lassen. In einer heftigen und pathetischen Rede wußte er ihnen, den natürlichen Anführern einer Armee von Proletariern, die Ueberzeugung beizubringen, daß politische Institutionen, unter deren Herrschaft sie nichts gegen den Hunger schützt, dennoch ihre ganze Liebe und Ehrfurcht verdienten. Vermuthlich glaubten sie Das, denn sie unterzeichneten augenblicklich folgende Proclamation, welche ein unsterbliches Zeugniß des Mangels an Umsicht und des Leichtsinns des Volks ist.

„Lyoneser, wir Unterzeichneten, Anführer der Sectionen, protestiren laut gegen den Anschlag, der mit den Unterschriften Lacombe's als Syndikus und Charpentier's, Frédéric's und Lachapelle's versehen ist, und welcher bezweckt, der rechtmäßigen Behörde den Gehorsam zu entziehen.

Wir fordern alle gute Arbeiter, so wie alle Klassen der Gesellschaft, welche Freunde des Friedens und der Einigung sind, die zwischen allen wahren Franzosen bestehen soll, hiermit auf, sich mit uns zu vereinigen."

Die Bemühungen des Präfekten wurden übrigens durch die Thätigkeit der Munizipal-Behörde wunderbar gut unterstützt. Boisset und Gautier hatten sich frühzeitig im Rathhause festgesetzt, um hier schrittweise ihren Einfluß geltend zu machen. Als geschickte Höflinge einer Souverainetät, der sie nur schmeichelten, um sie zu zerstören, fraternisirten sie mit den Arbeitern und unterließen Nichts, um die politischen Männer, welche nach einem Antheile an der insurrectionellen Bewegung strebten, in Verdacht zu bringen. Sie meinten, es wäre doch sonderbar, daß Pérénon und seine Mitschuldigen unter eine aufrührerische Erklärung die Unterschriften braver und ehrenwerther Arbeiter gesetzt hätten, welche vielleicht dadurch und in einem egoistischen Interesse beschimpfendem Tadel und vielleicht unerbittlicher Strafe ausgesetzt würden; daß darin eine Fälschung und ein Verrath enthalten sey, und daß die Unterzeichneten es sich schuldig seyen, nachdrücklich zu protestiren.

Aufgeregt durch diese Rede, beklagten sich Lacombe, Frédéric, Charpentier, Lachapelle in der That mit vieler Bitterkeit über den Gebrauch, den man von ihren Namen gemacht hatte, und stürmische Erörterungen erhoben sich im Rathhause. Gegen Ende des Tages herrschte hier furchtbare Unordnung. Rosset, der sich Anhänger gesucht hatte, erscheint plötzlich an der Spitze eines bewaffneten Haufens. Er ergeht sich in Drohungen gegen die alte Munizipal-Behörde, welche in diesem Augenblicke allein durch Hrn. Etienne Gautier repräsentirt wird. Hier wendet er sich an die Anführer des Volks und wirft ihnen vor, daß sie die Sache des Volks aufgeben, die ihnen anvertraut worden. „Der Maire und der Präfekt sind nichts mehr!" ruft Dervieux aus; „das Volk allein befiehlt heute: es hat das Recht, seine Führer zu wählen." Hr. Gautier, der auf einem Lehnstuhle stand, suchte von diesem herab diese tumultuarische Scene zu beschwichtigen, und beschwor die Menge, der gesetzlichen Behörde treu zu bleiben, als Filhol mit entflammtem Gesichte und mit einer Pistole in der Hand auf Lacombe losstürzt und ihm eine Kugel durch den Kopf zu jagen droht. Der Augenblick war entscheidend, aber um eine solche Rolle zu spielen, hatten die Männer, welche die politische Bewegung leiten wollten, weder genug Halt, noch waren sie gebildet genug. Sie waren den Arbeitern wenig bekannt und sprachen eine neue Sprache, welche der Menge höchstens durch ihre Gewaltsamkeit hätte einleuchten können, wenn nicht durch die Führer selbst Verdacht gegen sie auf eine geschickte Weise verbreitet worden wäre. Die Anstrengungen Rosset's, Filhol's, Dervieux's scheiterten vollständig. Sie entfernten sich wüthend, und Dervieux sagte zu der Menge, als er das Rathhaus verließ: „Unglückliche! Ihr wollt nicht auf uns hören; Ihr werdet es bereuen; aber dann wird es nicht mehr Zeit seyn." Ein Tag hatte hingereicht, um das siegreiche Volk in die Gewalt der Anführer des besiegten Bürgerthums zu bringen.

Uebrigens war die Stadt Lyon nie besser bewacht worden, als während des wunderbaren 23. November. Der erste Gedanke der Arbeiter, als sie sich der Stadt bemächtigt hatten, war, sich in den reichsten Vierteln zu vertheilen, um hier die Ruhe aufrecht zu erhalten und das Eigenthum zu schützen. Man sah Männer in Lumpen, welche mit unruhiger Thätigkeit an den Thüren der Münze und des General-Einnahme-Gebäudes Wache hielten; man sah arme Arbeiter Schildwache vor den Häusern stehen, aus welchen die Fabrikanten hervorgebrochen waren, um sie anzugreifen. Mit einem merkwürdigen Uebermaß von Großmuth ließen die Sieger den Häusern der Fabrikanten, die sich am unbarmherzigsten gegen sie gezeigt hatten, einen besonderen Schutz zu Theil werden. Indeß zündete man vor dem Kaffeehause la Perle und vor dem Hause Oriol, von welchen aus die Fabrikanten den ganzen 22. auf das Viertel les Broteaux geschossen hatten, einen großen Scheiterhaufen an. Die Möbeln und die Waaren, welche diese Häuser enthielten, wurden in die Flammen geworfen. Hierauf beschränkte sich die Rache des Volkes. Gestohlen wurde Nichts, und das Volk erschoß auf der Stelle zwei Menschen, welche mit Paketen unter den Armen flüchteten. Diejenigen Arbeiter, welche nicht die Häuser der Fabrikanten bewachten, suchten die blutigen Spuren des Kampfes zu verwischen. Die Einen verrichteten Krankenwärterdienste in den Sälen des Rathhauses, wo fliegende Lazarethe aufgestellt waren; Andere beschäftigten sich damit, Tragbahren zu bauen und die Verwundeten in's Rathhaus zu schaffen, wo sich deren bald 300 zusammenfan-

den; Andere endlich suchten in den Straßen die Leichname ihrer Freunde auf. Für Viele war dies schmerzliche Geschäft unnütz, da eine Menge Getödteter in die beiden Flüsse geworfen waren.

Während die Arbeiter sich diesen frommen Sorgen hingaben, dachten die Bürger, die sich von ihrer Betäubung erholt hatten, an den folgenden Tag und trafen ihre Maßregeln. Als Arbeiter verkleidet, mischten sie sich unter die Posten, so daß die alte Behörde sich bloß zu zeigen brauchte, um Anerkennung und Gehorsam zu finden. Am Abend verließ Dumoulard das Hotel der Präfektur bei Fackelschein. Gefolgt von einigen ergebenen Männern, begab er sich nach und nach auf alle Posten. Bei jedem Halte vergrößerten Bürger in Jacken und Mützen seinen Zug, der fast aus 600 Personen bestand, als er beim Rathhause anlangte.

Von diesem Augenblicke gewannen die der kranken und stumpfen Gesellschaft auferlegten Formen ihre Herrschaft wieder. Die Behörde fuhr nichtsdestoweniger fort, einige Arbeiter zu ihren Berathungen hinzuzuziehen, und unter anderen auch einen Drahtzieher, Namens Buisson; man mußte das Volk einige Tage hinhalten. Man eröffnete auch eine Subscription zu Gunsten der Arbeiter, und mehrere angesehene Fabrikanten unterschrieben starke Summen, die nie eingezahlt wurden.

Endlich, am 3. Dezember Mittags, verkündete eine Proclamation die Ankunft des Kronprinzen und des Marschalls Soult. Sie zogen durch die Vorstadt Vaise an der Spitze einer zahlreichen Armee mit kriegerischem Pompe, brennenden Lunten und Trommelwirbel in Lyon ein. Der Marschall Soult hatte im Lager von Reilleux, wo ihn der General Roguet erwartete, die Truppen getroffen, welche sich während des Aufstandes in Lyon befunden hatten. Der Minister Ludwig Philipp's, der König geworden war, weil 1830 die Truppen Karls X. nicht auf das Volk hatten feuern wollen, der Marschall Soult, warf den Soldaten die Schlaffheit ihres Widerstandes auf eine strenge Weise vor. Die Soldaten hörten ihn erstaunt an.

In Lyon entfaltete er eine noch drohendere Strenge. Die Entwaffnung der Arbeiter wurde bewerkstelligt, die Nationalgarde aufgelöst, Lyon als eroberte Stadt behandelt. Und wie um das Volk fühlen zu lassen, daß man Alles verkenne, was Lobenswerthes in seinem Edelmuthe und Beruhigendes in seinem freiwilligen Zurücktreten gelegen, gab man Lyon eine Garnison von 20,000 Mann, und schloß allmählig die Croix-Rousse mit einer Reihe Forts ein.

Es gab jetzt keinen Grund mehr, den Tarif zu vollziehen! Die Regierung, nicht zufrieden, demselben ihre Bestätigung zu verweigern, setzte Herrn Dumoulard ab wegen des Antheils, den er an diesem Akte der Gerechtigkeit genommen, und vergaß so die unbestreitbaren Dienste, welche dieser Präfekt der Sache des Königs geleistet hatte. Dumoulard war krank, als der Kronprinz seinen Einzug hielt. Am 6. Dezember wurde er vom Marschall Soult aufgefordert, die Stadt zu verlassen, **sollte er auch nur zwei Meilen weiter gehen, um einen besseren Gesundheitszustand abzuwarten.** Er verließ also die Stadt, die er der königlichen Gewalt erhalten hatte, verjagt wie ein Missethäter, mit leidender Gesundheit, mit wundem Herzen, in einer strengen Jahreszeit, und, wie er selbst schreibt, mit Hinterlassung einer bestürzten Familie, die aus drei Generationen von Frauen bestand, worunter eine Mutter von 82 Jahren und mehrere kleine Kinder. Er hatte an der Feststellung des Tarifs Theil genommen!

(Mag. f. d. Lit. d. Ausl.)

Mannichfaltigkeiten.

In voriger Woche gab der Pianist Conrad **Baldenecker** aus Frankfurt a. M. ein Konzert in den schönen Räumen des prachtvoll eingerichteten Prinzen-Saales in Bad Homburg v. d. H. Hr. Conrad **Baldenecker** trug Compositionen von Thalberg, Liszt und Döhler mit bekannter Virtuosität vor, und fand jenen Beifall, welcher seinem brillanten Spiele überall zu Theil geworden. Ueberraschend waren die Kunstleistungen des kaum 11jährigen Violinspielers und Bruders des Genannten, des talentvollen Aloys **Baldenecker**. Dieser junge Virtuose führte schwierige Konzertstücke von **Beriot** mit einer Sicherheit, Präcision und Fertigkeit aus, welche mit Recht die lauteste Anerkennung gewannen, und die seltene Befähigung desselben auf's entschiedenste bekundeten. Fräulein **Marsteller** aus Darmstadt, eine Schülerin von C. Gollmick, sang Lieder von Spohr und Conradin Kreutzer mit Innigkeit und unverkünstelter Empfindung. Die freundliche Aufnahme, welche das genannte Konzert fand, hatte die Aufforderung zu Folge, ein zweites zu veranstalten, welches wahrscheinlich im Laufe der nächsten Woche stattfinden und dem in Homburg gegenwärtig sehr zahlreichen Kurpublikum einen gewiß angenehmen und erwünschten Kunstgenuß bereiten wird.

Es gereicht uns zum Vergnügen, auf eine neue Schrift aufmerksam zu machen, welche den Titel führt: „Das Helenenbad zu Bingen" von Dr. J. B. **Schmitt** (Mainz, bei Joh. Wirth). Dieselbe wird die Beachtung der Rheinreisenden finden, besonders aber Denjenigen wichtig seyn, welche von der Wohlthätigkeit der Rheinwasserbäder überzeugt sind. Die äußerst zweckmäßige Einrichtung der neubegründeten und reizend gelegenen Badeanstalt, die den Namen jener erlauchten Fürstin trägt, für deren Gesundheit sie sich von guter Wirkung erwies, — aus dem Buche zu entnehmen, ist ungemein interessant. Außer den zweckmäßigen und für jeden Leser leicht faßlichen medizinischen Erläuterungen des Verfassers ist derselbe zugleich ein beredter und schön schildernder Begleiter in die herrliche Umgebung Bingens. Wir sind überzeugt, daß demselben das stattliche Helenenbad unter so umsichtiger und Alles berücksichtigender Leitung gewiß ein neuer Anziehungspunkt werden muß, und eben so überzeugt, daß Jeder, der von dort aus seine Ausflüge interessant regeln und mit den nöthigen Notizen beleuchten will, keinen sichereren und kundigeren Wegweiser mitnehmen kann, als das hübsche Büchlein des Hrn. Dr. **Schmitt**. Noch müssen, als ein Hauptverdienst der genannten Schrift, die darin enthaltenen Bemerkungen über die Traubenkur bezeichnet werden.

In einer Berliner Zeitung steht folgendes Inserat: „Neulich wurden bei dem Dichter *** durch Einbruch 2 Trauerspiel- und 3 Heldengedicht-Manuscripte entwendet. Die unbekannten Diebe sind schon **bestraft**."

Korrespondenz.

Wien, 12. Juli.

Herr Hassel von Frankfurt auf dem Theater in der Josephstadt.

Vorgestern zum Erstenmale: „die Benefiz-Vorstellung“, Posse nach dem Französischen in einem Acte von Th. Hell; hierauf: „Herr Hampelmann, oder: die Landpartie nach Königstein“, Frankfurter Localposse in vier Abtheilungen. Hr. Hassel, Komiker vom Stadttheater zu Frankfurt a. M., in beiden Stücken als Gast. — Die Wiener Theaterzeitung referirt hierüber: „Was dem Berliner sein „Nante“, dem Wiener sein „Staberl“, das ist dem Frankfurter sein „Hampelmann“, also eine idealisirte komische Figur aus dem Volksleben, und wenn wir schon einmal die Bekanntschaft dieses „Frankfurter Borgers“, Hrn. Hampelmann, zu machen bestimmt waren, so dürfen wir uns gratuliren, daß dies gleich durch den ersten der Hampelmänner, durch den eigentlichen Schöpfer dieses Frankfurter dramatischen Volkscharakters, durch Hrn. H. selbst, geschah. Wenn man nun bedenkt, daß der eigentliche Nervus und Hauptreiz solcher Volkscharaktere, und insbesondere des Hrn. Hampelmann, in der umfassenden Wiedergebung des Jargons, in den verschiedenen Nüancen desselben bestehe, so dürften wir zu Hrn. Hassel's Leistung im Fache komischer Schauspielkunst keinen bessern Commentar liefern können, als indem wir mittheilen, wie brillant Hrn. Hassel's erste Gastrolle bei uns ausgefallen sey, obwohl man annehmen durfte, daß eben nicht der größere Theil des Publikums den Frankfurter Dialect durchaus verstehen, noch weniger ihn, seiner oft singenden Weinerlichkeit wegen, goutiren würde. Hrn. Hassel's Spiel aber zeigte sich als ein so eminentes, bis in die kleinsten Nüancen und Charakterfasern hinein eine solche Lebenswahrheit athmend, daß Jeder, wenn er auch nie in Frankfurt war, keinen Augenblick anstehen wird, es Hrn. Hassel auf's Wort zu glauben, daß dieser „Hampelmann“, wie er ihn so drastisch vor uns hinstellte, ein vollkommener „Frankforter Borger“ sey, wie er leibt und lebt, wie er webt und sich vergnügt. — Ganz ein Anderer war Hr. Hassel im ersten Stücke als Engländer, aber gewiß eben so trefflich, wenn nicht noch besser. Nicht nur, daß Hr. Hassel vollkommen englisch und auch das Deutsche und Französische sehr richtig ganz mit englischem Accent aussprach, sondern auch Haltung, Mimik und Geberde vereinigten sich auf so überraschende Weise, daß der Sohn Albions eine Porträtähnlichkeit erhielt, die sich so bald nicht wieder finden lassen dürfte, und stürmischer Beifall rauschte dieser, nie outrirten, stets in den feinsten Gränzen sich bewegenden Leistung des Hrn. Hassel entgegen. — Obwohl wir zu einem umfassenderen Urtheile über Hrn. Hassel noch einige folgende Gastrollen und zwar auch in andern Stücken abzuwarten gedenken, so dürfen und können wir für heute doch mit Bestimmtheit sagen, daß dieser Komiker keiner der gewöhnlichen, sondern einer von jenen sey, welche das Leben studiren, um ihren Darstellungen den Weihestempel der ächten Kunst, die Wahrheit, aufzudrücken. — Das zahlreich herbei gekommene Publikum unterhielt sich recht angenehm und gab dies dem neuen Gaste Hrn. Hassel durch eine wahrhaft glänzende Aufnahme zu erkennen, wofür der wiederholt Gerufene in einer kleinen Anrede dankte, welche im Geiste Hampelmanns gehalten war, und der Freude erwähnte, welche die Frankfurter Hampelmänner gewiß haben werden, wenn sie nämlich erfahren, wie gut es ihrem Collegen in dem „großen Wien“ erzeht.“

Hamburg, 10. Juli.

So unterhaltend es für Ihre werthen Leser seyn mag, durch Ihren hiesigen Korrespondenten über Gegenwart und Zukunft Hamburgischer Theaterverhältnisse belehrt zu werden, so wäre doch im Interesse der Billigkeit und Wahrheit diesen Mittheilungen ein anderer Gesichtspunkt zu wünschen. Bekanntlich stehen sich auf der Arena unserer dramatischen Wettkämpfe zwei Parteieen gegenüber, eine, die der Fahne des Thaliatheaters geschworen hat, die andere, die sich noch einen Rest von Anhänglichkeit an das Stadttheater bewahrte. Es wäre traurig, wenn dieser letzte Rest schwände, traurig, wenn die Partei, welche es mit deutscher Kunst, deutscher Literatur redlich meint, auch bei uns immer mehr zusammenschmölze und unser Stadttheater seinen natürlichen Verbündeten, die deutsche Schriftstellerwelt, verlöre. Auf der Thaliabühne herrscht nur die französische Uebersetzung und zur Ausnahme lediglich die Wiener Posse, die wiederum ihrerseits bekanntlich jetzt ganz und gar nach französischen Vorbildern bearbeitet wird. Hr. Maurice, ein Franzose, sucht weder auf die Begünstigung und Hervorrufung einer deutschen Volksposse zu wirken, noch verbindet er mit seiner Entreprise irgend einen andern Gedanken als den, durch jedes beliebige Mittel Geld zu verdienen. Eine weit höhere, eine weit schwerere Verantwortlichkeit hat dagegen das Stadttheater. Diese Bühne soll nicht nur den alten Nimbus einer ruhmvollen Vergangenheit bewahren, sondern auch der Gegenwart in Allem angehören, was auf dem Gebiete der Oper und des deutschen Originaldrama's Neues erzeugt wird. Das Stadttheater hat die kolossale Aufgabe zu lösen, aus eigenen Mitteln eine Oper ersten Ranges zu unterhalten und im Schauspiel ein Personal zur Verfügung zu haben, das in seinen ersten Fächern Namen aufweiset, welche nach den auf dieser Bühne einst strahlenden Namen der Vergangenheit wenigstens ehrenvoll genannt werden dürfen. Regt sich denn in der deutschen Literatenwelt nicht etwas vom Esprit de corps für das Stadttheater? Soll es einigen Dutzendarbeitern, deren Uebersetzungen Hr. Maurice aufführt, gelingen, die öffentliche Meinung über das Stadttheater irre zu führen und diese auf sicherm Fundamente ruhende Anstalt ewig als ein der „Auflösung nahes“ Institut darzustellen? „Leere Häuser“ finden sich oft genug auch im Thaliatheater; warum erwähnt man stets so schadenfroh nur die „leeren Häuser“ im Stadttheater? Eine einzige gefüllte Vorstellung wiegt drei leere Häuser auf. Unbillig, ja unwürdig ist es, der Direktion des Stadttheaters ihre allerdings schwierige finanzielle Stellung dadurch noch mehr zu erschweren, daß man die der Posse, dem Vaudeville, dem Trommel- und Marketenderdrama gewidmete Thaliabühne fortwährend in die Wolken erhebt und das Stadttheater, das der deutschen Nation seit Schröder unendliche Dienste geleistet hat und noch immer auf dieser Bahn unverrückt fortwandelt, herabsetzt. Daß das in seinem Organismus vielverzweigte Stadttheater zuweilen der Kritik seiner Leistungen mehr Blößen bietet, als die in engen und unbedeutenden Schranken sich bewegende Thaliabühne, versteht sich von selbst; nur sollte man von gewissenhaften Berichterstattern erwarten dürfen, daß sie den Thatbestand solcher Verhältnisse leicht überschauen und das ruhige Plätschern eines Baches nicht mit dem bewegten Spiegel eines großen Gewässers vergleichen, den schläfrigen Stillstand eines Busches nicht mit dem windbewegten Schwanken eines starken Baumes. Vielleicht veranlassen diese Zeilen Ihren Berichterstatter, billiger über den Wettstreit der beiden Bühnen zu urtheilen oder sie machen, wenn dies nicht gelänge, Ihre Leser darauf aufmerksam, wie sie diese ewigen, auf Nichts begründeten Tiraden über „schlechte Einnahmen“, „leere Häuser“, „schwankende Finanzen“ u. s. w. zu beurtheilen haben.

Mainwasser-Wärme.

Donnerstag, 25. Juli, Morgens 8 Uhr: 16 Grad. W. Gerlach.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 25. Juli. Die Entführung aus dem Serail, große Oper in 3 Abth., Musik von Mozart.

Freitag, 26. Juli. (Zum Vortheil der Pensions-Anstalt und zum Erstenmale): Der aufrichtige Freund, Lustspiel in 1 Act. Baronin von Sennwald: Mad. Haizinger-Neumann, großherzogl. bad. Hofschauspielerin. Hannchen: Fräul. Neumann, k. k. Hofschauspielerin. Hierauf: Ich bleibe ledig, Lustspiel in 3 Abth., von Blum. Carolina: Fräul. Neumann. Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 206. Samstag den 27. Juli 1844.

Der Landesverräther.

(Schluß.)

Karl blieb in Stralsund, das bald mit einem Heer von 36,000 Mann Dänen, Preußen und Sachsen belagert wurde. Nebenbei hatte man solche Maßregeln getroffen, daß, wenn die Stadt übergeben werden mußte, dem König auch nicht ein einziger Zufluchtsort mehr übrig blieb; denn Rügen war stark von den Preußen besetzt. Der Sturm begann; die Feinde wurden zweimal mit großem Verlust zurückgeschlagen. Karl focht fortwährend in den ersten Reihen seiner Kämpfer; doch sah er nur zu bald, daß die Stadt gegen eine solche Uebermacht sich nicht lange würde halten können. Brenner ertheilte ihm zuerst den Rath zur Flucht. Karl benutzte diesen Wink, und schiffte sich, als an keine Rettung mehr zu denken war, mit zehn seiner vertrautesten Personen in einer kleinen Barke zur Nachtzeit ein, und segelte kühn aus dem Hafen, der von einer dänischen Schanze aus unaufhörlich beschossen wurde. Er gelangte glücklich in die Ostsee, wo er auf zwei schwedische Schiffe stieß, die ihn nach Ystadt in Schonen an's Land brachten. Stralsund mußte sich schon am folgenden Tage ergeben, und die Besatzung wurde kriegsgefangen.

Der heldenmüthige König rüstete sich von neuem, brachte ein Heer von 20,000 Mann zusammen, und brach mit ihm im März 1716 nach Norwegen auf. Er änderte aber seinen Plan wieder, weil er fürchtete, daß die vereinigten Dänen und Russen einen Angriff auf Schonen beabsichtigten, der für ihn hätte sehr verderblich werden können. Da aber Peter I. hier keinen Angriff zu unternehmen wagte, so ging das Jahr 1717 fast ziemlich ruhig hin. Erst zu Ende desselben Jahres beschloß Karl, die norwegische Gränzfestung Friedrichshall zu besetzen. Als er hier am 11. Dezember Abends, unter einem Regen von Kanonenkugeln, die Belagerungsarbeiten besichtigte, und sich an einer Stelle weit über die Brustwehr hinauslegte, sank er plötzlich lautlos zusammen. Die Kugel eines Meuchelmörders, wie es schien, hatte seinem thatenreichen Leben ein Ende gemacht. Die Belagerung wurde alsbald aufgehoben, und Niemand beklagte den Tod des Königs mehr, als Brenner.

Die Schwester Karls wurde darauf als Königin ausgerufen; doch übertrug sie die Regierung mit Bewilligung der Stände auf ihren Gemahl Friedrich, Erbprinz von Hessen-Kassel. Die königliche Gewalt wurde sehr eingeschränkt, und die Regierungsform rein aristokratisch.

Brenner erhielt auf mehrfache Verwendung seine frühere Stelle als Propst zu Wasa wieder. Aber mit sich selbst und mit der Regierungsform nicht zufrieden, gab er sich von neuem allerlei Intriguen hin. Seine Handlungsweise wurde jedoch bald durchschaut, und da er sich beobachtet und nicht mehr sicher glaubte, entfloh er über Kopenhagen nach Hamburg. Von hier hatte er die Absicht, sich nach St. Petersburg zum Kaiser zu begeben. Seine Flucht ward aber bald bemerkt, und da man ahnte, daß er gegen Schweden nichts Gutes im Sinne habe, so ertheilte das schwedische Kabinet seinem Gesandten, dem Herrn von Reinstein, in Hamburg die Weisung, den Propst Brenner, im Fall er dort ankommen sollte, in Verhaft zu nehmen. Dies geschah auch am 1. März 1720. In Ketten geschlagen, wurde der ehemalige Freund Karls XII. als Verbrecher nach Stockholm gebracht, wo von den Reichsständen eine Kommission ernannt und eine Untersuchung gegen ihn eingeleitet wurde. Es ergab sich nur zu bald, daß er das ihm gewordene Vertrauen hochgestellter Männer in hohem Grade gemißbraucht und gegen Schweden staatsverrätherische Unternehmungen auszuführen gesucht hatte. Entrüstet über diese strafwürdige Handlungsweise, trat nun auch der General Steinbock als Kläger gegen ihn auf, und enthüllte das Geheimniß, das er ihm vor Jahren anvertraut hatte. Ohne auf das früher begangene Verbrechen, dessen er nicht überführt werden konnte, näher einzugehen, beschränkte sich die Kommission blos auf die vorliegenden Anklagen. Es lagen Beweise vor, daß Brenner mit den Feinden des Reichs verrätherische Briefe gewechselt, so wie auch wegen einer mündlichen Besprechung sich selbst nach Kopenhagen begeben, wo er zur Unterdrückung und zum Verderben Schwedens mancherlei verderbliche Rathschläge ertheilt hatte. Auch hatte er sich auf seiner Reise über Kopenhagen nach Hamburg eines im Namen des Consistoriums Aboënsis selbst verfertigten Reisepasses bedient, zu welchem Zweck er sich eigens ein solches Siegel hatte stechen lassen. Außerdem hatte er noch gegen den russischen Minister Dolgorucki, wie auch mit mehreren andern dänischen Ministern über des Reiches damaligen Zustand gefährliche Aussagen gethan, eine Liste von allen Regimentern und der sämmtlich verfügbaren Kriegsmacht eingereicht, so wie endlich auch die Hoffnung zu erkennen gegeben, daß die Festung Landskron durch Verrätherei an Dänemark gebracht werden könnte. Sein schänd-

licher Plan war bereits so weit gediehen, daß ihm von dem russischen Minister eine bestimmte Summe Geld und ein Reisepaß unter dem Namen eines Kaufmanns ertheilt worden war, um sich mit Briefen des dänischen und russischen Gesandten nach St. Petersburg zu begeben, woran er aber durch die unvermuthete Festnahme in Hamburg verhindert wurde. In Folge dieser strafbaren Unternehmungen gegen sein Vaterland mit Briefen, Rath und That, unter Verletzung der Pflicht und des Gehorsams eines Unterthans gegen König und Vaterland, verurtheilte die Kommission den Peter Johann Brenner, laut Erkenntniß vom 3. Juni 1720, als Landesverräther und Ehrenschänder des Leibes, der Ehre und der Güter für verlustig, und bestimmte, daß ihm der Kopf abgeschlagen und er unter den Galgen begraben werden sollte. Dieses Urtheil ist auch am 15. Juli, nachdem ihm das priesterliche Gewand durch Henkershand auf öffentlichem Markte zu Stockholm vom Leibe gerissen worden war, an ihm vollzogen worden.

So endete das Leben eines Mannes, der als anscheinend treuer Freund seines Königs bei'm schwedischen Volke in hoher Achtung gestanden hatte, und mit Gunst- und Ehrenbezeigungen gleichsam überschüttet worden war. F. Schrader.

Die Erstürmung von Akulcho im Kaukasus.

Die Umgegend von Akulcho ist sehr pittoresk, und ein Freund von romantischen Naturscenen und Kriegsabenteuern mochte während der dreimonatlichen Belagerung reichliche Befriedigung finden. Wunderschöne Laubwälder von Buchen und Eichen zieren die Nordabhänge des Kaukasus. Bei Akulcho hatte man sowohl die grüne Decoration der Waldbäume als den Anblick nackter Felswände, die schroff und wild aufragen, dazu das starke Rauschen eines heftig reißenden schönen Gebirgsflusses, dessen Wogen in unbekümmerter Lust an den Felsen vorübertanzten, während mancher getroffene Russe oder Tschetschenze mit seinem strömenden Blut die aufschäumenden Wellen färbte. Der russische General hoffte durch Wirkung der Artillerie die Vertheidiger zur Uebergabe zu zwingen. Bomben, Kanonenkugeln und congreve'sche Raketen schlugen jeden Tag auf den Felsen nieder, zerstörten auch die Verschanzungen und die Steinhütten, konnten aber unter den Vertheidigern selbst wenig Verheerungen anrichten, da diese in ihre Höhlen sich zurückgezogen hatten, wo die Bomben sie nicht zu erreichen vermochten. Den wenigstens äußerlich lustigen Muth, der die russischen Soldaten anfangs vor Akulcho belebte, trübte gar manchmal ein gut gerichteter Schuß des Feindes, der plötzlich einen frohen Sänger mitten unter seinen schmausenden oder singenden Kameraden todt hinstreckte. Da schlug man schnell seine andächtigen Kreuze, und das angefangene Lied erstarb auf den Lippen, bis der Hauptmann erzürnt schrie: „was gibts? wollt ihr weiter singen!" da klang das Kriegslied von neuem aus vollen Kehlen. Die Tschetschenzen verknallten im Vergleich mit den Belagerern sehr wenig Pulver, aber ihre Schüsse waren gut gezielt und ihre Gewehre trugen weit. Unter den Vertheidigern schien gleich anfangs der Glaube zu walten, daß die Russen nicht abziehen würden, bis sie durch Sturm oder Hunger sich der Feste bemächtigt hätten. Sie betrachteten sich als eine dem Tod für den Glauben geweihte Schaar, und wollten, bis auf's äußerste kämpfend, so viel Russenblut als möglich zur Rache verspritzen. So groß war die wilde Begeisterung der größtentheils aus Müriden bestehenden Vertheidiger, daß mancher den Sturm der Russen nicht erwarten wollte, sondern, mit der Schaschka in der rechten, die Pistole in der linken Hand und dem Kinschal in den Zähnen, vom Felsen mitten unter die Feinde hinuntersprang.

Selbst in den tapfersten Heeren Europa's würde gewiß nur bei äußerst wenigen Individuen die Begeisterung so mächtig seyn, sich einzeln einem sicheren Tod entgegenzustürzen, auf die Weise, wie es jene schwärmerischen Müriden bei Akulcho gethan, die noch dazu meist Weib und Kind hinterließen. Solche Beispiele von freiwilliger Opferung des Lebens mochten den Belagerern Akulcho's nichts Gutes weissagen für den bevorstehenden Sturm. Die Russen sind aber entschlossene Kriegsmänner, und besonders die Offiziere nach Ehrenkreuzen und Avancement so lüstern, daß sie trotz der Todesgefahren sehnlich den Augenblick herbeiwünschten, wo die Feste erstiegen werden sollte. Musik, Gesänge, Wodka und Popengebet mußten statt ehrgeiziger Hoffnungen den gemeinen Soldaten enthusiasmiren, der mit aller Tapferkeit kein Wladimirkreuz und keine Lieutenantsepauletten gewinnen kann. Drei Mal erneuerte sich der Mond bei dieser langen Belagerung.

Der erste Sturm auf die Felsburg Akulcho kostete den Russen sehr viele Menschenleben. Von 1500 Mann, welche den engen Felspfad hinanklommen, sollen nur 150 am Leben geblieben seyn. Die Tschetschenzen bestrichen den Weg, auf dem nur zwei Mann neben einander aufwärts gehen konnten, mit einem so gut gezielten Pelotonfeuer, daß es Keinem gelang, auch nur bis zur zweiten Terrasse emporzuklimmen. Die Vordersten, von den Kugeln der Vertheidiger getroffen, rissen beim Fall die Nächsten mit sich, und so stürzten die Russen reihenweise den Felsen wieder herab. Der schlechte Erfolg des ersten Sturmes schreckte den beharrlichen General Grabbe nicht ab, noch zwei Stürme zu versuchen. Die unterste und die mittlere Bergterrasse wurden genommen, die drei Stürme hatten gegen 2000 Mann gekostet. Am schwierigsten war die Einnahme der obersten Felsterrasse, die, am tapfersten angegriffen, am wüthendsten vertheidigt, auf beiden Seiten das meiste Blut kostete. Ohne die Unvorsichtigkeit der Vertheidiger wäre es den Russen schwerlich gelungen, dieses oberste Bollwerk mit Sturm zu nehmen. Akulcho ward beim vierten Sturm am 22. August erobert. Die durch schwere Verluste erbitterten russischen Soldaten wütheten wie Tiger; auch ein Theil der Tschetschenzenweiber leistete mit den Waffen Widerstand, und ward gleich den Männern niedergemacht. Begierig suchte man unter den Todten nach der Leiche Schamyls, dessen grimmige Gesichtszüge manchem aus der Gefangenschaft entwischten, oder losgekauften Russen bekannt waren. Man fand ihn nicht unter den Gefallenen, und entdeckte nun erst, daß ein Theil der Vertheidiger noch übrig geblieben, versteckt in den Höhlen, die nach der Flußseite gerichtet waren, zu denen kein Pfad führte, und die man nur erreichen konnte, indem man von oben mit Stricken sich hinabließ. Auf diese Weise wurde der Kampf mit den einzelnen Höhlenbewohnern noch fortgesetzt; Pardon ward weder verlangt noch gegeben. Die Höhle, worin Schamyl selbst verborgen war, hielt sich am längsten. Da aber der Berg rings umstellt war und an beiden Flußufern die Belagerer Mann an Mann auf der Lauer standen, weil Grabbe es für

den Hauptzweck des Unternehmens hielt, sich Schamyls todt oder lebendig zu bemächtigen, so war kein Entrinnen zu hoffen. In diesem letzten kritischen Augenblick zeigte sich der Heldenmuth der wenigen übrig gebliebenen Tschetschenzen am glänzendsten. Sie sahen voraus, daß mit dem Tod ihres Anführers der Widerstand im Gebirg auf lange Zeit gebrochen sey, und sie beschlossen, zur Rettung Schamyls freiwillig sich zu opfern. Aus einigen Balken und Brettern, die sich in der Höhle befanden, hatten sie eine Art Floß gefertigt, mit welchem sie in den Koisu sich hinabstürzten. An die Balken anklammernd, schifften sie mit dem Strom, während von beiden Ufern russische Kugeln auf sie regneten. Die russischen Generale glaubten, daß auf diesem Fahrzeug der Tschetschenzenhäuptling selbst sich befinde; sie befahlen, das Aeußerste zu thun, um ihn zu tödten oder zu fangen. Während die Tschetschenzen auf diese Weise die Aufmerksamkeit der Russen von der Höhle ablenkten, während die berittenen Kosaken in den Fluß sich stürzten und die Infanterie dem Ufer entlang dem Floß folgte, damit keiner der Tschetschenzen entkomme, sprang ein Mann aus der Höhle in den Koisu, schwamm mit kräftigen Armen durch den Strom, erreichte eine von Wachen entblößte Uferstelle und entkam, während die auf dem Floß sämmtlich getödtet wurden, glücklich in die Berge. Dieser Mann war Schamyl — der einzige Entronnene von dem Blutbad bei Akulcho. Wie seine Rettung und sein Wiedererscheinen im Gebirg auf ein religiös begeistertes, für alles Wunderbare empfängliches Volk wirkte, mag man sich denken. Auch ist Schamyls Ansehen und Macht im östlichen Kaukasus seit dem Fall Akulcho's unermeßlich gestiegen. (Allg. Ztg.)

Mannichfaltigkeiten.

Der Komiker Hassel von Frankfurt ist, wie schon gemeldet, auf der Josephstädter Bühne in Wien bereits zwei Mal und mit außerordentlichem Beifall aufgetreten. In den Wiener Blättern liest man sehr günstige Berichte über Hassel's Leistungen als M. Pudding und als Hampelmann in der „Landpartie nach Königstein". Die Blätter rühmen den höchst ergötzlichen und originellen Humor und das natürliche und nüancirte Spiel des Gastes, und der Humorist berichtet, es sey Hr. Hassel schon am ersten Abend seines Auftretens etwa zwanzig Mal gerufen worden. So weit bringt's Einer in Frankfurt nicht, und das Wiener Theaterpublikum ist lebhafter als das unsrige. Zum weitern Gastspiele wird „Hampelmann im Eilwagen" einstudirt.

Milton erwiederte auf den Tadel, daß er seine Töchter keine fremde Sprache lernen lasse: „O, eine Sprache ist schon genug für Weiberzungen."

„Jedermann spricht gern von dem Geschäfte, das er treibt", pflegte der Eigenthümer eines Hotels zu sagen, „und wenn ich nur einmal Jemanden reden gehört habe, so weiß ich schon, was er ist." Eines Tages stieg ein Professor der Rechnenkunst mit einem erwachsenen Zöglinge, mit welchem er eine Ferienreise machte, bei ihm ab. Der Wirth ermangelte nicht, sogleich eine Gelegenheit zu benützen, um einige Worte eines Gespräches dieser Herren zu erhaschen. „Nun", fragte ihn seine Frau spöttisch, „weißt Du schon, wer die beiden eben angekommenen Herren sind?" „Zahnärzte", antwortete der Mann mit Zuversicht, „sie sprechen vom Ausziehen der Wurzeln."

Vor einigen Wochen machte in Berlin eine Geschichte großes Aufsehen, dahin gehend, wie ein seiner rigorösen Frömmigkeit wegen berühmter Prediger sein Dienstmädchen, in Folge eines Wortzwistes, dergestalt gemißhandelt, daß sie, lebensgefährlich erkrankt, zur Charité gebracht werden mußte. Jetzt heißt es, daß diese Sache wirklich vor Gericht zur Sprache gekommen, und als Realinjurie anerkannt, daß aber das Mädchen von Seite des sie mißhandelnden Brodherrn mit Geld abgefunden worden sey. Man kann leicht ermessen, welch' unangenehmes Aufsehen diese Begebenheit macht. Gottesfürchtige Leute, die in Frömmigkeit getaucht sind, sollten sich nie zu jähzornigen Mißhandlungen gegen das schwächere Geschlecht fortreißen lassen!

(Newyork, 29. Juni.) Für so viele Täuschungen in seiner letzten politischen Laufbahn sucht Tyler sich jetzt durch die Verschönerung seines häuslichen Lebens zu entschädigen. Am 26. Juni feierte er hier in Newyork, wo er Tags zuvor ganz in der Stille anlangte, seine Vermählung mit Miß Julia Gardiner, einer Tochter des durch die Explosion am Bord des Princeton getödteten Obersten Gardiner. Der Präsident ist seit ungefähr zwei Jahren Wittwer, und steht jetzt (1789 geboren) in seinem 55sten Lebensjahre. Seine Erkorne ist ein blühendes Mädchen von 22 bis 23 Jahren, deren edler Gestalt und blendender Schönheit allgemeine Bewunderung gezollt wird. Wegen der noch so nahe liegenden Katastrophe am Bord des Princeton, wo ihr Vater der Braut vor den Augen entrissen wurde, fand die Hochzeit in aller Stille im engsten Familienkreise statt, und wurde erst am folgenden Morgen allgemein bekannt. Unter dem Donner der hiesigen Kriegsschiffe und der Forts reis'ten die Vermählten denselben Nachmittag nach Philadelphia ab, und werden jetzt wahrscheinlich schon auf Tyler's Landsitz in Virginien angelangt seyn, wo sie die Flitterwochen zu genießen gedenken.

(Frankfurt a. M.) In Vertretung der Freunde für die Begründung einer Volksbibliothek in hiesiger Stadt giebt Hr. A. Ravenstein in Nr. 16. der Frankfurter Gemeinnützigen Chronik Nachricht über den Fortgang der hierauf bezüglichen Angelegenheiten. Es betragen hiernach die Activa fl. 192. 10 kr., nebst fl. 138. mindestens für das erste Jahr an Beiträgen, während außerdem der Werth der theils geschenkten, theils zugesicherten Bücher auf fl. 200 bis fl. 250 zu veranschlagen ist. Weitere Auskunft über diesen Gegenstand ertheilt gerne Hr. A. Ravenstein.

Korrespondenz.

Mainz, 24. Juli.

Gestern hielt der Verein für Geschichtsforschung und Alterthumskunde, der erst vor wenigen Monaten hier gegründet wurde, seine erste Generalversammlung. Sie war zahlreich besucht und bei ihrem Eintritte in das Sitzungslokal wurden die Mitglieder nicht wenig überrascht durch den Anblick einer nicht unbedeutenden Sammlung von goldenen, silbernen und kupfernen Münzen, antiken Figuren, Gefäßen, Aschenkrügen, Waffen, Votivsteinen, Büchern und vielen andern Gegenständen, die der Verein theils durch Geschenke, theils durch Ankäufe seit seinem Entstehen erworben

hat. — Die Sitzung wurde von dem ersten Direktor, Hrn. Richter Emele, mit einem Vortrage eröffnet, dessen Hauptmomente wir in folgender Analyse liefern: „Meine Herren“, sagte der Vorsitzende nach einer Einleitung, in der er seinen Dank für die auf ihn gefallene Wahl als Direktor aussprach, „durch Vereinigung unserer Kräfte wollen wir versuchen, in dem Bereiche der Humanität und des Wissens weitere Fortschritte zu erzielen, um so dem großen Lebensprinzipe der Menschheit zu huldigen, daß ein jedes Mitglied der Gesellschaft den socialen Interessen redlich dienen und zur Verbreitung von Bildung, Aufklärung und geistiger Kultur das Seinige beitragen solle. Fruchtbar und weitumfassend ist das Gebiet der Geschichte; in ihrem Kreise liegt die ganze moralische Welt; die Geschichte ist das Buch, in dem der Mensch seine Weisheit findet, die die getreue Trägerin der Wahrheit ist, die Zeugniß gibt von Dem, was ist und war. Alles, was der Geschichte als Hülfsquelle unentbehrlich ist, muß von hohem, unverkennbarem Werthe seyn; dahin gehört vorzüglich die Erforschung der Alterthümer, die von der Geschichtsforschung unzertrennlich ist, so daß eine ohne die andere nicht bestehen kann.“ Der Redner handelte nun von dem Nutzen, den die Forschung der Alterthümer mit sich bringe, und dem so oft verkannten Streben der Archäologen, und ging dann zu Betrachtungen über die seit etlichen Decennien zur Mode gewordenen Alterthumsforschung über, die nicht aus Liebe zur Wissenschaft, zu Förderung der Kunst und Industrie betrieben werde, sondern um Kunstschätze anzuhäufen und einen Schein von Gelehrsamkeit zu gewinnen. Ein solches Streben, fährt er fort, wird unserm Vereine fremd bleiben; wir werden aus dem Panorama enthüllter Vergangenheit den Schleier zu lüften suchen, der längst dahin gestorbene Generationen deckt, aus Liebe zur Wissenschaft, zum Nutzen der Menschheit, aber nicht aus Eitelkeit und Prunksucht. Unser schönes Vaterland ist reich an geschichtlichen Erinnerungen; die Ufer des Rheins waren der Schauplatz römischer und deutscher Größe. Hier haben Cäsar, Drusus, Germanicus gefochten; hier war der Schauplatz deutscher Heldenzeit, verherrlicht durch den Sang des Dichters der Nibelungen; hier auf diesem klassischen Boden ist unser Verein so recht an seinem Platze. Zu dem wohlthätigen Einflusse übergehend, den die Alterthumsforschung auf Künste, Gewerbe und Industrie übe, bemerkt der Redner: Durch Liebe zur Wissenschaft wurden längst untergegangene Gebäude entdeckt, ausgegraben und erstanden später durch Nachahmung ihrer Formen wieder; Bildhauer und Maler bildeten sich an den Ueberbleibseln antiker Künstler und schufen Werke, die oft jene des Alterthums übertrafen; in unserm häuslichen und öffentlichen Leben ist so Vieles dem Alterthum entlehnt, daß uns jedes Möbel oder Toilettenstück an dasselbe erinnert; aber vor Allem verdanken wir dem Studium des Alterthums die Grundlagen unserer modernen Civilisation und Cultur. Diese Betrachtungen führten den Vorsitzenden auf den vorzüglich in Frage stehenden Gegenstand, jenen des Fortgangs und Gedeihens des Vereins. Die Zahl der Mitglieder, sagte er, ist bis auf 228 gestiegen und wir sind überzeugt, daß noch im Laufe dieses Jahrs der größte Theil der wissenschaftlich Gebildeten, und namentlich der Herren Geistlichen und Lehrer vom Lande, demselben beitreten werden. Der Stadtrath von Mainz und unser achtungswerther Bürgermeister, denen wir so viele treffliche Einrichtungen verdanken und die alles Nützliche und Schöne bereitwillig unterstützen, kamen unserm Verein auf das bereitwilligste entgegen und bewilligten ihm eine jährliche Unterstützung von wenigstens 200 fl., so wie das nöthige Lokal zu den Sitzungen und zu der Aufstellung der Sammlungen; nicht minder dürfen wir verschweigen, daß die königl. preußische Geniedirektion, respective ihr Chef, Hr. Major v. Lindov, uns bereits Erlaubniß zu Nachgrabungen ertheilte und dem Vereine allen Vorschub, den seine Dienstpflicht gestattete, zu leisten versprach. Dieselbe Zuvorkommenheit wurde uns von dem hochw. Hrn. Bischofe Kaiser und dem hochw. Domkapitel zu Theil, die uns die bei ihren Bauten aufgefundenen Alterthümer als Geschenk gütigst überließen. Ich darf ferner die Freigebigkeit vieler Vereinsmitglieder nicht verschweigen, die durch Gaben von Alterthümern und werthvollen Büchern den Grund zu einer Sammlung und zu einer Vereinsbibliothek gelegt haben.“ — Nach Beendigung dieses Vortrags, der mit großer Aufmerksamkeit angehört wurde, las der zweite Direktor, Hr. Prof. Nikl. Müller, der Kunstveteran, ein von ihm zu dieser Feierlichkeit verfertigtes Gelegenheitsgedicht ab, welches nicht ohne Interesse vernommen wurde und manche Anerkennung erfuhr. — Nach beendigter Versammlung fand ein Vereinsessen in dem Gasthofe „zu den drei Kronen“ statt, dem die Mehrzahl der Mitglieder beiwohnte. Den Toast auf Se. k. Hoh. den Großherzog brachte der erste Direktor, Hr. Richter Emele, aus; er fand die glänzendste Aufnahme und Erwiederung. Die darauf folgenden Toaste des Hrn. Regierungspräsidenten Freihrn. v. Lichtenberg, voll witziger Anspielungen, des Hrn. Obergerichtspräsidenten Pitschaft, voll Kraft und Würde, des Hrn. Medicinalraths Gröser, so gemüthlich als wahr, und die von Hrn. Prof. Müller gedichteten Gesänge trugen sehr viel zur Unterhaltung und Heiterkeit der Theilnehmer bei. Essen und Weine waren vortrefflich und die Bedienung lobenswerth. Der gute Ruf des Gasthauses „zu den drei Kronen“, der seit dessen Uebernahme durch Hrn. Revi sich so wohl begründet hat, erlangte durch dieses Fest eine neue Bedeutung.

Aus dem Großherzogthum Hessen, im Juli.

Der großh. hess. Gewerbverein hatte einen Mainzer Schuhmacher nach Dresden gesandt, um die Fertigung der Schuhe mit hölzernen Nägeln, statt mit Zwirn, zu erlernen, da diese Befestigungsart als eine neue Erfindung sehr gepriesen wurde. Auf einmal macht nun ein Schuhmacher bekannt, daß bereits in den Jahren 1836—37 in Genf eine Actiengesellschaft zusammen getreten sey, die Schuhe und Stiefel auf diese Art heften ließ, daß aber diese Art aus dem Grunde keinen Anklang mehr finde, weil man solches Fußwerk nicht flicken könnte, indem die alten Nägel sich nicht herausziehen und eben so wenig neue Nägel in das alte Leder haltbar einschlagen ließen. Diese Bemerkung gibt man dem betreffenden Handwerk zur Beachtung und Untersuchung, da das Schuhwerk zur Fassung eines festen Fußes nothwendig ist.

Darmstadt, 25. Juli.

In der Hofbuchhandlung von G. Jonghaus sind gegenwärtig mehrere ausgezeichnet schöne Reliefkarten von Baurkeller ausgestellt, welche nächster Tage nach Berlin zur dortigen Industrie-Ausstellung abgesendet werden sollen. Europa, Deutschland, die Schweiz, so wie den Rheinlauf von Mainz bis Köln, kann man in dieser Darstellungsmanier nicht ohne das höchste Interesse betrachten, da sämmtliche Länder hier in einem treuen Miniaturbilde erscheinen, welches belehrender ist als weitläufige Beschreibungen, ohne entsprechende bildliche Darstellung. Hr. Baurkeller ist ein vorzüglicher Künstler und seine interessanten geographischen Arbeiten werden gewiß die verdiente Anerkennung finden.

Mainwasser-Wärme.

Freitag, 26. Juli, Morgens 8 Uhr: 16 Grad. M. Gerlach.

Theater-Anzeige.

Freitag, 26. Juli. (Zum Vortheil der Pensions-Anstalt und zum Erstenmale): Der aufrichtige Freund, Lustspiel in 1 Act. Baronin von Genwald: Mad. Haitzinger-Neumann, großherzogl. bad. Hofschauspielerin. Hannchen: Fräul. Neumann, k. k. Hofschauspielerin. Hierauf: Ich bleibe ledig, Lustspiel in 3 Abth., von Blum. Carolina: Fräul. Neumann. Mit aufgehobenem Abonnement.

Samstag, 27. Juli. Der Sohn auf Reisen, Lustspiel in 2 Abth., von Feldmann. (Gastrolle) Peter: Hr. Thomas. Hierauf folgt: Letzte Vorstellung von Döbler's optischen Nebel-Bildern und zwar die Wunder des Himmels in astronomischen Bildern.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 207. Sonntag, den 28. Juli 1844.

Mainsagen.

30. Der Schwedenschuß. — August 1635.

Als Vitzthum's Horden in der Vorstadt waren,
Brachte, mit Leitern, Kriegsvolk er vom Main
Auf Frankfurt's Brück', nahm nahe Thürme ein
Und sprengt' das Rosthor für schwed'sche Schaaren.

Schanzkörbe ließ er auf die Brücke stellen,
Dabei hielt denn ein frecher Schwede Wacht,
Der legt' die Büchse an und sprach: Gebt Acht,
Ich treff' den Christus dort auf vierzig Ellen.

Ueber des Heilands rechten Knöchel schlägt
Die Kugel an, doch schnell prallt sie zurücke
Und trifft den Schützen tödtend in das Herz.

Zweihundert und acht Jahre sind's — doch trägt
Das Christusbild noch immer auf der Brücke
Der Kugel Spur gedrückt in's feste Erz.

Die Gefahren der Einsamkeit.

(Novellette aus dem Leben.)

Im Jahre 1842 fand im Herbst ein Abendessen im Casino des Städtchens N. statt, wozu sich fast die sämmtlichen männlichen Honoratioren eingefunden hatten. Obgleich dem Bacchus gehörig gehuldigt wurde, so wollte doch keine rechte Fröhlichkeit aufkommen, und die Mehrzahl schnitt verdrießliche Gesichter. Endlich rief Rath B., ein junger lebhafter Ehemann, dem man ansah, wie sehr ihn die Stimmung der Gesellschaft langweilte: „Nun, meine Herren, ich dächte, wir brächten einen Toast zum Wohl der Damen unserer Stadt aus, sie sollen leben hoch, und abermals hoch!" Alle stimmten ein, doch fehlte dabei der sonst gewöhnliche Enthusiasmus, und der Bürgermeister W. rief Vivat den Damen, aber Pereat ihrem Lesekränzchen. Erst schwieg man, und sah sich untereinander an, als wolle Jeder die Gedanken des Andern errathen; als aber auf den Gesichtern Aller ein Gleiches zu lesen war, brach ein rauschender Beifall aus. „Ja, Freunde!" rief der Apotheker, „da haben sie jetzt das neumodische Buch, ich habe wieder vergessen, wie das Ding heißt, das bringt noch Unheil unter uns, denn nicht nur, daß darüber Mann, Kind und Haushalt bei Seite gesetzt wird, nein, es giebt auch noch zu dem verwünschten Lesekränzchen Veranlassung, denn erst lesen sie es für sich und, weil dieses noch nicht hinreichend scheint, auch Abends noch in Gesellschaft. Mir wäre heute beinahe mein Kind aus dem Fenster gestürzt, weil meine Frau so vertieft in das Buch war, daß sie es nicht beachtete, wie sehr der Knabe sich hinausgebeugt hatte." — „Meine Frau hatte, um das Buch zu lesen, die neue Mode aufgebracht, den Mittag nur, statt des Essens, einen Kaffee zu kochen," rief ein Advokat. — „Gestern schmeckte man an unserm Reisbrei, daß das Buch im Hause war," klagte der Pastor.

Jeder wußte nun Etwas von dem Wunderbuche zu erzählen, nur Rath B., welcher bisher geschwiegen hatte, begann nun etwas triumphirend: „Meine Frau weiß, daß ich die Romane nicht liebe, darum liebt sie auch keine; auch besucht sie nicht das Lesekränzchen, da es mir nicht angenehm ist. Ueberhaupt wüßte ich nicht, daß sie irgend eine Liebhaberei besäße, wie doch die meisten Frauen; ihr ganzes Wollen und Handeln beschränkt sich nur auf mich." — „Sie darf keine haben," flüsterte der Apotheker dem neben ihm sitzenden Bürgermeister zu, „an Wollen wird es nicht fehlen, denn sie ist eine Frau wie alle, aber die Eifersucht des Raths wird es schon verbieten." — „Besser Liebhabereien, als Liebhaber," rief der alte grämliche Doktor D., indem er aufstand und fort ging. Man war an solche Aeußerungen, die aus einem gränzenloser Mißtrauen gegen das weibliche Geschlecht herrührten, gewöhnt, und Niemand dachte sich Etwas dabei, nur B. schien etwas ärgerlich zu seyn, doch vergaß er es bald wieder, da die Gesellschaft, nachdem sie dem Herzen durch ihre Klagen Luft gemacht hatte, recht heiter wurde; und als man nach Mitternacht sich trennte, tröstete sich Jeder bei dem Gedanken, daß das Buch ein Ende habe.

Als B. nach Hause kam, fand er seine Frau wie gewöhnlich, wenn sie ihn noch so spät erwartete, am Klavier, und sie machte ihm scherzhafte Vorwürfe über sein langes Außenbleiben, welche er durch Erzählung des Erlebten zu beschwichtigen suchte. Beide lachten herzlich über die klagenden Ehemänner, und Dorette, die junge Frau, auch über die ebenfalls mitgetheilte Aeußerung des Doktors.

Einige Tage darauf war B. in Geschäften verreis't gewe-

sen, und kam erst Abends spät, doch früher, als er bestimmt, nach Hause zurück. Er war verwundert, die Töne ihres Instruments nicht zu vernehmen, welche ihm doch bei seiner Zurückkunft immer entgegenschallten; noch auffallender war es ihm, daß Dorette ihm nicht, wie sonst, mit dem Licht entgegen eilte, und schon glaubte er, es sey ihr irgend etwas begegnet, und eilte deshalb mit geflügelten Schritten die Treppe hinauf. Da trat sie ihm freundlich und liebevoll, doch, wie es schien, etwas verlegen, an der Stubenthüre entgegen, und entschuldigte ihr nicht Entgegenkommen damit, daß sie ihn nicht habe kommen hören. B. neckte sie, weil er glaubte, sie habe geschlafen; doch fiel ihm bald ihr träumerisches, zerstreutes Wesen auf, das er sich nicht zu erklären wußte, und welches hinreichend war, einen so mißtrauischen Mann, wie er, zu beunruhigen. „War Niemand hier?“ fragte er endlich seine Frau. „Doktor Thomas hat mir einen Brief von meiner Schwester gebracht,“ antwortete sie mit leichtem Erröthen. „Ei, Dein früherer Verehrer wählt seine Zeit recht gut, um Dir seinen Besuch zu machen,“ rief, gezwungen scherzend, der Rath; denn seitdem er erfahren, daß der Doktor seine Frau geliebt, und nur seine beschränkten Verhältnisse Ursache waren, daß er nicht um ihre Hand angehalten, da sah er den Besuch desselben, der mehrere Stunden entfernt wohnte, sehr ungern, und wich, so lange er da blieb, nicht aus der Stube. Heute nun, wo er nicht zu Hause war, hatte es sich treffen müssen, daß Thomas kam; dieser Gedanke beunruhigte ihn sehr, besonders wenn er das Benehmen seiner Frau damit zusammenstellte. Er that noch verschiedene Fragen, da dieselben aber nur kurz und zerstreut beantwortet wurden, so entfernte er sich bald, um, wie er sagte, noch Etwas auf seinem Zimmer zu arbeiten; im Grunde aber, um seinem Aerger Luft zu machen, welches er gewöhnlich durch ein Selbstgespräch that. Heute hatte er ganz besondere Ursache dazu, denn es war das erste Mal seit seiner zweijährigen Ehe, daß er unzufrieden mit seiner Frau war, und doch erlaubte sein Gefühl nicht, ihr dieses zu gestehen.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(**Köln**, 17. Juli.) Schon vor Monaten ist hier der Plan zum Bau einer **steinernen Brücke** über den Rhein angeregt worden, ohne daß übrigens etwas geschehen wäre, denselben in's Leben zu rufen. In diesen Tagen hat Hr. C. v. Hartmann diese Angelegenheit wieder auf's Tapet gebracht. Sein Vorschlag, dessen Ausführung zwei Millionen Thaler kosten würde, ist kolossaler Art. Die ganze Brücke soll 144 Fuß hoch werden; er will zwei Brückenbahnen, die auf wasserfreiem Boden auslaufen, **unter** einander legen. Die untere soll sämmtliche Pfeiler der Brücke durchbrechen und für die Eisenbahn (als Verbindungs-Schienenweg des rheinischen Bahnhofes zu dem der Berliner Bahn) benutzt werden, die obere dagegen wäre für den täglichen Verkehr bestimmt. In den Mittelgewölben über den Pfeilern will Hr. v. Hartmann Salons anbringen; dieselben Gewölbe sollen in den unteren Abtheilungen je vier Paixhans-Geschütze führen, welche etwaige Eisstopfungen vor der Brücke zertrümmern und bei Belagerungen die Vertheidigungskräfte der Stadt erhöhen sollen. Ueber die Ausführbarkeit des Planes steht nur Sachverständigen ein Urtheil zu; so viel aber ist gewiß, daß eine Brücke, wie Hr. v. Hartmann sie herstellen will, eine europäische Merkwürdigkeit und von dem größten Nutzen seyn würde. (W. Z.)

Der **Roßschweif** wird in der Türkei als ein Zeichen des Ranges betrachtet, und die Pascha's rangiren nach der Zahl der Roßschweife, welche sie berechtigt sind, vor sich her tragen zu lassen. Der Ursprung dieser Sitte ist folgender: Eine türkische Armee verlor in einem Kampfe ihre Fahne. Ein Anführer hieb mit seinem Schwert einen Roßschweif ab, und befestigte ihn, um seinen Leuten wieder Muth zu machen, an eine Lanze. Es gelang ihm, die zerstreuten Türken wieder zu sammeln; er führte sie zum Angriff und gewann die Schlacht. Von da an wurde eine militärische Auszeichnung mit dem Roßschweife verbunden, und Pascha's des höchsten Ranges führen deren drei.

Die Dorfzeitung macht den Adel darauf aufmerksam, daß die so oft vorkommende artig seyn sollende Anrede: „Einem hohen Adel und geehrten Publikum u. s. w.“, womit manche Leute ihre Waaren und Leistungen anpreisen, sowohl eine Sottise, als eine Beleidigung für den Adel sey. Die **Sottise**: Gehöre der Adel nicht etwa auch zum Publikum? — und **Grobheit**: Sey denn der Nichtadelige allein ehrenwerth?

(**Fingerzeig für die arbeitenden Klassen.**) Unter dieser Ueberschrift macht das „Gewerbeblatt für Sachsen“ die arbeitende Klasse aufmerksam, um sich einestheils gegen das **Trucksystem**, anderntheils gegen die hohen Preise der Kleinhändler zu schützen, einen Verein unter sich zu bilden, und **selbst** die nothwendigen Bedürfnisse durch ein Comité ein- und wieder verkaufen zu lassen. Auf diese Weise würde der allzugroße Gewinn der Kleinhändler und Höcker vermieden und dem Vereine selbst zugewiesen. — In England haben sich auch schon hier und da Arbeiter vereinigt und **Kaufläden** errichtet, die unter der Controle und Verwaltung eines Arbeiter-Ausschusses stehen. Es wäre auch in dem Interesse der größern Fabrik-Besitzer, das Kapital gegen Zinsen herzugeben und die Verwaltung unter einen Arbeiter-Ausschuß zu stellen, damit die Arbeiter nicht von dem übertriebenen Gewinn der Kleinhändler noch mehr gedrückt werden, und daß gegen die Fabrik-Inhaber auch der geringste Schein hinsichtlich eines Trucksystems durch die Oeffentlichkeit des Arbeiter-Comité's erlösche.

Die Bevölkerung des Großherzogthums Hessen betrug nach der Aufnahme im December 1843 in 167,231 Familien = 834,711 Seelen, und es vertheilt sich diese Bevölkerung unter die Provinzen folgendermaßen: Starkenburg: 311,358, Oberhessen 305,277, Rheinhessen 218,076 Seelen. — Die Bevölkerung ist seit der vorletzten Aufnahme im December 1840 um 23,208 Seelen gestiegen, wovon auf Starkenburg 11,198, auf Oberhessen 7605 und auf Rheinhessen 4405 Seelen kommen.

(**Königsberg**, 16. Juli.) Bei uns fanden die **Schieß-** und **Turnfeste** den lebhaftesten Anklang. Den besten Sammelplatz für dergleichen Vergnügungen gewährt das romantische Kleinheide, die Besitzung des freisinnigen und hochherzigen Grafen von **Luckner**, der sich früher schon als Stadtrath um

unser Bürgerthum so sehr verdient gemacht hat. Kaum hat der Verein für gesellige Vergnügungen dort sein Schützenfest beendet, als am 30. Juni die junge Kaufmannschaft, vom schönsten Wetter begünstigt, daselbst unter dem Protectorat des Grafen das jährliche Vogelschießen feierte, das Tausende von Zuschauern aus der Stadt und Umgegend herbeilockte. Ein heiteres Mahl, Musik, Tanz und Gesang schufen das Fest zu einem der edelsten und genußreichsten Volksfeste. Was dieser Volksfeier aber die schönste Krone aufsetzt, wird am besten durch den ausgebrachten Trinkspruch bezeichnet: „Den liberalen Gesinnungen des Vereins, der jeden confessionellen Zwang heute schwinden läßt!“ Es war nämlich das erste Mal, daß auch Juden zur Theilnahme aufgefordert wurden, und, wunderbar! ein junger Israelit, kaum 20 Jahre alt, that den besten Schuß und erhielt vom ältern christlichen Kaufmannsgenossen die Königswürde. Wie hoch auf der Stufe der Cultur muß da der Kaufmannsstand stehen, wo die jüngern Mitglieder an einem Tage den ganzen mittelalterlichen Plunder von sich werfen und den sittlich und geistig Gleichbefähigten ohne jede Schranke brüderlich die Hand reichen!

Bei Friedrich Regensberg in Münster ist neu erschienen: **Reise nach Belgien** über Aachen. Unterhaltendes und praktisches Handbuch von A. B. **della Serrato**. Nebst einer Karte, einer Tabelle über die Preise und Dauer der Eisenbahnfahrten und einem Kataloge der Gemälde des Museums zu Brüssel. 12. In Umschlag geheftet, 20 Sgr. — Diese allgemein nützliche und angenehme Schrift verdient mit Recht den ihr zu Theil gewordenen Beifall des Publikums. Derjenige, welcher nach ihr seine Reise einzurichten gedenkt, wird es mit wesentlichem Nutzen thun können. Außerdem, daß man eine klare Uebersicht der Preise und Dauer einer Reise daraus gewinnt, zieht man namentlich den Vortheil, daß man gleichzeitig im Besitz des Katalogs der berühmten Gemäldesammlung des Museums zu Brüssel ist, welcher noch nirgends bisher in deutscher Sprache erschienen. Abgesehen davon, so ist dieses Buch selbst auch als eine interessante Lectüre empfehlenswerth; in einem blühenden und unterhaltenden Style geschrieben, hält es von Anfang bis zu Ende in belebender Spannung und beschäftigt wohlthätig Geist und Gemüth des Lesers.

(**Danzig**, 20. Juli.) Der ungebührliche Eifer eines Geistlichen hat in unserer Provinz wieder ein öffentliches Scandal herbeigeführt. Zur Taufe eines Kindes in der lutherischen Kirche stellte sich unter Andern ein Mädchen als Pathin ein. Der Geistliche erinnerte, ehe die feierliche Handlung begann, die Pathen an ihre Pflichten und wandte sich dann mit den Worten: „und Du bist auch nicht würdig, zu diesem kirchlichen Orte zugelassen zu werden“, an das Mädchen. Das Mädchen brach hierauf in Thränen aus und bat den Geistlichen, sie doch nicht öffentlich zu beschimpfen. Der Geistliche sagte aber darauf: „Du oder ich verlassen die Kirche“. Der anwesende Bruder des Mädchens bat darauf den Geistlichen, den Grund dieser schimpflichen Zurücksetzung anzugeben, worauf der Geistliche entgegnete: „Du bist auch nicht viel besser“. Der junge Mann ergriff nun das Wort und erklärte den anwesenden Taufzeugen, daß hier keineswegs ein Verbrechen zum Grunde liege, sondern seine Schwester Braut gewesen, während des Brautstandes von ihrem Geliebten verführt worden sey und in Folge dessen ein Kind geboren habe. (Wenn die Geschichte wahr ist, so würde es sehr zweckmäßig seyn, dem Geistlichen einmal das Kapitel des neuen Testaments von der Ehebrecherin vorzulesen.) (Danz. Dampfb.)

(**Shakespeare's Krug.**) Es gibt eine Reliquie dieser Art, die dem unsterblichen Dichter unzweifelhaft gehört haben soll und sich jetzt im Besitze der Wittwe des Waffenschmieds Fletcher in Gloucester befindet. Auf einer Nachlaß-Auction, wo er zuletzt versteigert wurde, hat ihn die Besitzerin für 19 Guineen (133 Thaler) und die Auctionsgebühren erstanden. Der Krug ist ungefähr neun Zoll hoch und von gewöhnlichem weißlich-gelben Steinzeug. Er ist der Länge nach in acht Abtheilungen modellirt, die auch der Breite nach wieder getheilt sind und in denen sich ziemlich grobe Relief-Abbildungen der verschiedenen Gottheiten der griechischen Mythologie befinden. Von Shakespeare ward dieser Krug nebst anderen Sachen auf seine Schwester Joan vererbt, die mit William Hart zu Stratford verheirathet war. Die Harts, welche nachmals nach Tewkesbury zogen, bewahrten diesen Krug mehrere Generationen hindurch als ein kostbares Familienstück, und erst vor wenigen Jahren kam er aus ihrem Besitze. Mrs. Fletcher, die ebenfalls von der Familie Hart und von Shakespeares Schwester abstammt, hat nun diese Reliquie wieder in ihre Familie gebracht und will sie um keinen Preis wieder verkaufen.

(**Eine Luftschiffflotte.**) Man hat in den Journalen gelesen, daß Hr. Margat, Luftschiffer des Königs der Franzosen, am 7. Juli eine Luftschifffahrt mit einer „Flottille aërienne“ von fünf Ballons machen werde, und daß ein junges hübsches Mädchen, Dlle. Augustine Dupas, die Summe von baaren 6000 Frcs. bezahlt, um mit ihm in die Luft fliegen zu dürfen. Solcher Excentricitäten hielt man bis jetzt nur die Herren Engländer fähig, — aber die Civilisation wird zur Cosmopolitin und es wird bald keinen Nationalunterschied mehr geben. Ein ebenfalls junger und ebenfalls hübscher Mann hat sich nun angetragen, die muthige Schöne bei ihrer Luftfahrt zu begleiten; — er kann zwar keine 6000 Fr. zahlen, aber er schmeichelt sich, daß seine Gesellschaft mehr werth ist. — Welcher Stoff zu einem neuen Genre von Romanen, den Luft-Romanen, wo eine Liebschaft 6000 Fuß über der Erdoberfläche zwischen grauen Regenwolken und bei einem scharfen Nord-Nord-Ostwind anfängt, um endlich, nach mannichfachen Leiden und Prüfungen, im hellsten Purpurstrahle der untergehenden Sonne, von sanften Zephyren getragen, glücklich und beglückend, zur prosaischen Erde niederzusinken.

(**Düsseldorf**, 14. Juli.) Der Unwille über die (bereits von uns gemeldete) böswillige Beschädigung von acht bis neun unsere Kunst-Ausstellung schmückenden Bildern von Rustige, Adloff, Mintjen, Guerard und Hülsen ist allgemein. Der Kunst-Verein, der für den angerichteten Schaden wohl wird einstehen müssen, hat auf die Entdeckung des Thäters eine Prämie von 50 Thlr. gesetzt. Möge die Hand der Gerechtigkeit recht bald den Frevler erreichen und zur strengsten Bestrafung ziehen. Dem Vernehmen nach sollen am 13. Juli in der Mittagsstunde, um welche Zeit die That verübt wurde, nur vier Personen, ein Herr, eine Dame und zwei Maler, im Saale gewesen seyn.

Bei Gernsheim lag dieser Tage ein Kohlenschiff im tiefen Rhein vor Anker. Als dieser zur Weiterfahrt aufgezogen wurde, brachte er durch wunderbaren Zufall die untere Kinnlade eines Mammuth (elephas primigenius) aus dem Strombette hervor. Die Schiffer brachten das merkwürdige Fossil zum Verkauf nach Mannheim, und Hofrath Kilian gibt im dortigen Journal eine nähere Beschreibung desselben. Die Kinnlade ist fast vollständig erhalten, und so groß, daß sie nur einem ganz ausgewachsenen kolossalen Thiere angehört haben kann. Ihr Gewicht beträgt über 53 Pfund. Die ungeheuren Mahlzähne sind einen Fuß lang und $3^1/_2$ Zoll breit. Das Fossil ist im naturhistorischen Museum zu Mannheim zu sehen.

In Portugal war bisher die Zahl der kirchlichen Feiertage so groß, daß man wegen ihrer Verminderung Unterhandlungen mit dem Papste anknüpfte. Der Erfolg war günstig; ein Theil derselben wird ganz aufgehoben und die Feste der Kirchenpatrone auf die Sonntage verlegt werden.

(Ein Legat von Shelley.) Percy Byßhe Shelley, der unglückliche Dichter, der im Jahr 1822 seinen Tod im mittelländischen Meere fand, damals jedoch die Seinigen in Dürftigkeit hinterließ, trägt jetzt dazu bei, die alten Tage eines anderen englischen Schriftstellers, des Hrn. Leigh Hunt, sorgenfrei zu machen. Kurz vor seinem Tode hatte nämlich der Dichter gegen seine Frau die Absicht ausgesprochen, falls er einmal zu Vermögen gelange — und sein Vater, Sir Timothy Shelley, war ein sehr reicher Mann —, mit seinem Freunde Hunt redlich zu theilen. Nun ist kürzlich Sir Timothy mit Tode abgegangen, und das Erste, was dessen Enkel, der jetzige Sir F. Percy Shelley, nach dem Antritte seiner Erbschaft that, war, daß er im Namen seines Vaters dem Hrn. Leigh Hunt eine jährliche Rente von 130 Pfund (nahe an 900 Thlr.) aussetzte, die nach dem Tode desselben auf dessen Wittwe übergehen soll. (Mag. f. d. Lit. d. Ausl.)

Frankfurt a. M., 27. Juli.

Am 22. d. M. wurde in unserer Stadt und deren Umgebung ein Fest gefeiert, das um seiner Seltenheit willen eben so merkwürdig als erhebend um der Würde und sinnvollen Einfachheit seiner Anordnung und der Schönheit und Herzlichkeit seiner Ausführung war. Es war dieses die goldene Hochzeit des Hrn. Christoph Jakob Haag, hiesigen Bürgers und des Raths, und seiner Gattin, Anna Katharina, geb. Heil. — Schon am Vorabende des Festtags gaben sich die Gefühle der zahlreichen Freunde dieses Ehrenmannes in einem musikalischen Ständchen kund; vielseitiger jedoch am Morgen des fünfzigjährigen Jubelfestes. Die persönlichen Glückwünsche der beiden wohlregierenden Herren Bürgermeister, vieler Glieder hohen Senates, der Collegen des gefeierten Jubilars, so wie seiner überaus zahlreichen Freunde aus allen Ständen, besonders aber der Familienglieder, unter denen der kräftige Greis allein 34 Enkel zählt, erhoben den Tag zu einem großen Familienfeste. Die werthvollsten und bedeutsamsten Geschenke schmückten die in einen Blumengarten umgewandelten Räume des Hauses; unter jenen drei wunderschöne Kränze von der Familie, der erste grün, mit weißen Myrthenblüthen, der zweite Silber, der dritte Gold; sodann zwei prachtvoll gearbeitete hohe silberne Leuchter, nebst einem Gratulationsschreiben von Seiten hohen Senats, ferner zwei sehr schöne silber-vergoldete Pokale von löbl. Metzgerzunft, deren Mitglied der Gefeierte ist und von den ehrsamen Urschützen, welchen er gleichfalls angehört. Doch — wer vermag es, die Gaben alle zu nennen, welche gerechte Anerkennung vieljährigen Verdienstes, Liebe, Freundschaft und Dankbarkeit dem Jubilar und seiner trefflichen Gattin spendeten! Der Abend wurde in den Umgebungen des reizend gelegenen Forsthauses im Grünen, und der Schluß des Festes in dem großen Saale des ersteren bei einem äußerst geschmackvoll geordneten reichen Mahle in herzlicher Fröhlichkeit verlebt. Die obengenannten Ehrengäste, nebst vielen anderen waren anwesend. Sinnreiche Toaste würzten die Unterhaltung; ein Familientanz krönte das Ganze. Die Freude steigerte sich zur Begeisterung und Alle verließen den Saal mit der frohen Ueberzeugung: „nicht leicht einen schöneren und herzerhebenderen Festtag verlebt zu haben!"

Charade.

(Zweisylbig.)

Hinauf, hoch, bis zu blauen Lüften
Ragt stolz des Ersten hehre Pracht;
Sie, die ihn frommen Sinn's gemacht,
Sie ruhen längst in kühlen Grüften.

In seinem Innern hallen wider
(Der Andacht nur ist es geweiht)
Von frommen Schaaren jederzeit
Der Gottheit Hymnen, heh're Lieder.

Die Zweite tröstet, spendet Segen,
Sie leitet dich mit frommem Sinn
Auf deine künft'ge Heimath hin,
Und warnet dich vor bösen Wegen.

Sie bietet dir nur Himmelsspeise,
Ist für dein ew'ges Wohl bedacht;
Ob auch von Spöttern oft verlacht,
Wirkt sie in ihres Meisters Weise.

Zum Ganzen nun! Ich will dir's künden:
Ein Sänger ist es, reich an Zier;
Bald lebt's im lust'gen Waldrevier,
Bald ist's in enger Haft zu finden.

E. Dr.f.l.

Auflösung des Palindroms in Nro. 202.

Sarg — Gras.

Mainwasser-Wärme.

Samstag, 27. Juli, Morgens 8 Uhr: 16 Grad. W. Gerlach.

Theater-Anzeige.

Samstag, 27. Juli. Der Sohn auf Reisen, Lustspiel in 2 Abth., von Feldmann. (Gastrolle) Peter: Hr. Thomas. Hierauf folgt: Letzte Vorstellung von Döbler's optischen Nebel-Bildern und zwar die Wunder des Himmels in astronomischen Bildern.

Sonntag, 28. Juli. Lucrezia Borgia, große Oper in 3 Abth., Musik von Donizetti. (Gastrolle) Gennaro: Hr. Perlgrund, vom Stadttheater zu Hamburg.

Redakteur: J. L. Hellner. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 208. Montag, den 29. Juli 1844.

Die Gefahren der Einsamkeit.

(Novellette aus dem Leben.)

(Schluß.)

Der Rath war erst spät, als er sich wieder etwas ruhiger gesprochen, zu Bette gegangen, und hatte deßhalb ungewöhnlich lang und fest geschlafen. Wie erstaunte er, als er bei'm Erwachen seine Frau schon völlig angekleidet und, wie es schien, aufgeregt in sein Zimmer treten sah, da sie doch sonst den Morgenschlummer sehr liebte, und auf sein Befragen die etwas verlegen gegebene Antwort erhielt, der schöne Morgen habe sie in den Garten gelockt.

Der Tag verging beiden Eheleuten nicht in der angenehmsten Stimmung, denn da er sehr übel gelaunt war, welches er auf ihr Befragen auf seine gestrige Reise schob, so wurde sie, wie es oft zu geschehen pflegt, es endlich auch, und als er Abends mißmuthig, wie er war, Hut und Stock nahm, um der Einladung eines alten Freundes zu einer Punschféte zu folgen, so war es ihm, als bemerkte er ein heiteres Lächeln auf dem Antlitz seiner Gattin. Wie sie nun ihm freundlich sagte: „Es ist recht, daß Du ausgehst und Dir Zerstreuung machst," ein Wort, welches er noch nie von ihr gehört, und sie glühend den Kopf beugte, als er sagte: „Thomas besucht Dich wohl heute wieder," da fielen ihm die Worte des Doktors ein: Liebhabereien sind besser als Liebhaber, und hastig verließ er das Zimmer. Unschlüssig, ob er zu dem Freunde gehen, oder ob er in der Nähe bleiben und seine Frau beobachten sollte, stand er in der Hausflur; doch sein Stolz siegte, und er eilte raschen Schrittes weiter. Rath B. war ein kenntnißreicher, thätiger Mann, der von Allen, die ihn näher kennen lernten, geschätzt und geachtet wurde; seine so sehr leicht erregte Eifersucht hatte ihm aber schon manchen Streich gespielt, der seinen Stolz auf das empfindlichste beleidigt hatte, darum suchte er auch dieses Gefühl so viel als möglich zu verbergen, da er es nicht zu besiegen vermochte. Hatte er doch deßhalb einstens den Entschluß gefaßt, unverehelicht zu bleiben, und er würde ihn gewiß auch ausgeführt haben, hätte er nicht die reizende Dorette N. kennen gelernt, die alle Entschlüsse zunichte machte. Zwei Jahre war er bereits mit ihr verbunden, und bis jetzt war seine Eifersucht noch nie erregt worden. Freilich hütete er sie sehr sorgfältig vor fremden Eindrücken, und verließ sie auch nur sehr selten, aber er that es mit so viel Freundlichkeit und Liebe, daß die junge unerfahrne, unbefangene Frau nichts davon ahnete, besonders da ihr von jeher ein zurückgezogenes Leben am liebsten war. Gewöhnlich war sie auch bei seinen kleinen Geschäftsreisen seine Begleiterin gewesen, aber bei der gegenwärtigen rauhen Jahreszeit war es unmöglich, und obgleich ihn dieses oft beunruhigte, seine junge schöne Dorette allein zu lassen, so war ihr Benehmen bei seiner Rückkehr doch immer so beschaffen, daß auch der leiseste Argwohn hätte verschwinden müssen. Gestern aber der Empfang, die Zerstreutheit, der Besuch des Doktors, alles Dieses zusammen genommen, jagte alle Furien der Eifersucht in dem Herzen des Raths auf, und um sich zu betäuben, verfiel er bei seinem Freunde in eine so tolle Lustigkeit, daß Alle darüber erstaunt waren, und sich das Benehmen B's nicht erklären konnten. Abends spät, als B. nach Hause kam, fand er, als er in die Stube trat, das Licht tief herabgebrannt und seine Gattin schlafend auf das Sopha zurückgelehnt. Er meinte, sie noch nie so reizend gesehen zu haben, und blieb gedankenvoll vor ihr stehen. „Nein, dieses Engelsbild kann nicht täuschen, es ist unmöglich!" rief er aus, und bog sich leise hernieder, die holde Schläferin durch einen Kuß zu wecken, da öffneten sich leise die rosigen Lippen, und sie flüsterte: „Thomas, ach Thomas!" Vernichtet stand B. da, so hatte ihm also der Schlaf die Träume und Gedanken seiner Frau verrathen. Doch schnell kam seine Besonenheit zurück, und er verließ ohne Geräusch das Zimmer, um in seiner Stube reiflich zu überdenken, was er hierbei thun sollte. Nach einer Stunde trat er wieder herein, und fand sie zwar eben erwacht, aber noch ganz schlaftrunken. Er eilte auf sie zu, und bat sie, sich zu Bette zu legen, da es schon so spät sey; er selbst müsse morgen wieder eine kleine Reise unternehmen, von der er erst gegen Mitternacht zurückkehren würde; jetzt habe er noch auf seiner Stube zu arbeiten. Er umarmte sie hierauf nur flüchtig und eilte hinaus. Dorette, welche die große Eile in Geschäften bei ihrem Manne gewohnt war, fand bei der ganzen Sache nichts Auffallendes, und flüsterte lächelnd: „Also, Thomas, morgen bin ich ungestört;" doch, als erschräke sie vor ihren eigenen Worten, legte sie schnell den Finger auf den Mund und sah ängstlich nach der Thüre, allein diese war fest zu, und sie eilte nun zur Ruhe.

Den andern Morgen bekam der Rath noch unvermuthet einige Geschäfte, und darum konnte er erst nach einem flüchtig eingenommenen Mittagsmahl, wobei er noch Akten durchlas und unterzeichnete, abreisen. In dem nächsten Dorfe ließ er

Wagen und Pferde zurück, um, wie er sagte, bei dem heitern Herbstnachmittag die Reise zu Fuße zurückzulegen, und befahl dem Kutscher, seine Rückkunft hierselbst zu erwarten. Er eilte nun auf Seitenwegen seinem Hause zu, wo er in der Dämmerung eintraf, und schlich leise der Thür seiner Frau zu. Alles war still, da vernahm er plötzlich ihre Stimme, welche mit Begeisterung ausrief: „Thomas, Du bist ein herrlicher Mann!" Jetzt verließ den Rath alle bisher behauptete Besonnenheit, er riß so wüthend an der Thür, daß diese, obgleich verschlossen, sogleich aufsprang, und rief mit schrecklicher Stimme: „Treuloses Weib, wo ist Thomas, der Verräther?" Dorette war halb ohnmächtig auf einen Stuhl gesunken, und rief mit flehender Gebärde: „Vergieb, vergieb!" dann beugte sie sich zur Erde, und reichte zitternd, wie eine Verbrecherin, ihrem Manne ein ihr vor Schrecken aus der Hand entfallenes Buch, es war — Thomas Tyrnau, der allgemein bewunderte Held des Tages. Beschämt und verwirrt stand der Rath da, und suchte einen Scherz aus der ganzen Sache zu machen, doch gelang ihm dieses so schlecht, daß Dorette Alles errieth. Es erfolgte nun eine gegenseitige Erklärung, in welcher sie gestand, daß sie freilich gefehlt habe, ihm nicht die Ueberschickung dieses Buches durch den Doktor mitgetheilt zu haben; auch habe sie theils seinen Spott, theils seine Vorwürfe gefürchtet, da er ihr die Casino-Unterhaltung mitgetheilt habe, und doch sey die weibliche Neugierde zu stark gewesen, um ungelesen dieses allbewunderte Buch der Schwester wieder zurückzuschicken; sie habe daher seine Abwesenheit zur Lesung desselben benutzt. Da es sie sehr interessirt, sey sie so zerstreut gewesen, und bei dem Namen Thomas sey sie stets verlegen geworden, da er ihr geklungen hätte aus dem Munde ihres Mannes wie eine Mahnung des Gewissens. Es wurde nun ein Versöhnungsfest gefeiert, worin Beide gelobten, es solle Dergleichen nie wieder vorfallen.

Auch in N. kehrte wieder der häusliche Frieden zurück, denn nachdem Thomas Tyrnau, gleich einem Poltergeist, jedes Haus durchwandert, ging es ihm wie vielen seiner Vorgänger, er wurde vergessen, und mit ihm lösete sich, zur Freude aller Ehemänner, das Lesekränzchen auf.

Gelungener Versuch mit dem Zerstörungsgeschosse des Kapitän Warner in Brighton.

Der Globe vom 22. Juli enthält über die erste Probe, welche mit der mehrbesprochenen Erfindung Warner's vorgestern im Beiseyn einer ungeheuern Masse von Zuschauern in offener See angestellt worden ist, nachstehenden interessanten Bericht: Bekanntlich soll nach Kapitän Warner's Behauptung die Kraft, welche er den Zwecken der Kriegführung zur See dienstbar zu machen sich erbietet, so ungeheuer und unwiderstehlich seyn, daß sie Jene, welche in ihrem Besitze sind, in den Stand setzt, die entgegenstehenden Flotten fast augenblicklich zu vernichten; ihre Anwendung würde also den ganzen Charakter der Seekriege verändern und sie äußerst selten, wo nicht ganz aufhören machen. Vorgestern ward mit dieser neuen Zerstörungskraft die erste öffentliche Probe angestellt. Schon früher geschahen zwei gelungene Versuche damit, jedoch in viel kleinerem Maßstabe und bloß vor einer erlesenen, aus Sachverständigen bestehenden Commission. Längere Unterhandlungen waren von dem Erfinder und seinen Freunden mit der Regierung wegen eines anzustellenden Versuchs im Großen gepflogen worden, der auf offener See statt finden und gegen ein Kriegsschiff oder ein anderes großes und stark gezimmertes Schiff gerichtet werden sollte. Sie führten aber zu keinem befriedigenden Ergebniß und es schien für die nächste Zeit keine Aussicht vorhanden, daß durch Beihülfe der Regierung die gewünschte großartige Probe vor sich gehen könne. Da trat der reiche Schiffseigenthümer Somes ins Mittel und bot dem Kapitän ein zwar altes, aber starkes und seetüchtiges Schiff, den „John O'Gaunt", für welches ihm erst vor wenig Tagen 1000 Pf. St. geboten waren, unentgeltlich zu seinem Experimente dar und ließ dasselbe aus der Themse nach Brighton bringen, wo, wie öffentlich bekannt gemacht wurde, dieser wichtige Versuch vorgestern stattfinden sollte und auch wirklich mit unglaublichem Erfolge stattfand. Die für den Anfang der Operationen angesetzte Zeit war 3 Uhr Nachmittags, aber schon lange zuvor war die ganze Küste, so weit das Auge reichte, mit Neugierigen angefüllt, deren Zahl mindestens 20,000 betrug, und unter denen sich eine Menge Lords und Unterhausmitglieder, Flotten- und Artillerieoffiziere, nebst der Elite der Londoner vornehmen Welt befanden. Die Batterie, das Gebäude der Küstenwache und die andern vorspringenden Punkte waren mit angesehenen Personen dicht besetzt, die sich fast alle mit großen Fernrohren bewaffnet hatten, um den gehofften, jedoch von den meisten noch bezweifelten Zerstörungsproceß möglichst genau zu beobachten. Wie gewöhnlich verzögerte sich die Sache etwas. Erst um 5 Uhr nahm das Dampfschiff „Wallace", auf welchem sich Warner befand und von welchem aus er sein Vernichtungswerk unternehmen wollte, das zur Zerstörung bestimmte Schiff „John O'Gaunt" ins Schlepptau und brachte es langsam auf die Höhe von Brighton. Es war nicht mehr weit von 6 Uhr, als das Schiff der Batterie gegenüber anlangte, auf welcher sich Lord Ingestrie und noch zwei andere Seeoffiziere befanden, um verabredeter Maßen das Zeichen zum Beginne der Operationen gegen das Schiff zu geben. Um 6 Uhr machte Kapitän Warner sein Signal, daß er anzufangen bereit sey. Der „John O'Gaunt" lag jetzt etwa 500 Ellen (1500 Fuß) von dem Dampfschiffe, worauf sich der Kapitän befand, und beide Schiffe hingen noch durch ein Schlepptau zusammen. Wenige Minuten später gaben die Offiziere auf der Batterie ihr Zeichen zum Anfange der Operationen, aber sogleich verkündete ihnen ein Gegenzeichen, daß ein unvermeidliches Hinderniß eingetreten sey. Ein Kutter war nämlich so nahe an den „John O'Gaunt" herangesegelt, daß Warner das Leben der Mannschaft in großer Gefahr erkannte, wenn er gegen das Schiff etwas unternähme, so lange der Kutter in der Nähe blieb. Die Menge am Ufer, welcher diese Ursache der Zögerung fremd blieb, glaubte schon, daß aus der Sache nichts werde, und Viele dachten darauf, mit dem bald abgehenden Eisenbahnzuge nach London zurückzukehren. Inzwischen hatte sich aber der Kutter weit von dem etwa 1200 Schritt vom Ufer liegenden „John O'Gaunt" entfernt und Kapitän Warner ließ zum Zeichen, daß er sofort sein Werk beginnen werde, seine Flagge nieder. Die Leute am Ufer verstanden größtentheils dies Signal nicht, und die Aufmerksamkeit war daher nicht allgemein auf den „John O'Gaunt" gerichtet, als plötzlich und mit Blitzesschnelle eine braundunkele Wolke das Schiff umgab und ohne allen anderen Lärm oder

Knall als das dumpfe Krachen des auseinander gerissenen Holzes aus ihrem Schooße den Hauptmast mit allen dazu gehörigen Spieren in Stücke zersplittert hoch in die Luft schleuderte. In einem Regen von Trümmern fielen die Stücke rund um das Schiff wieder herab, besonders aber um den Hintertheil desselben. Die dunkle Wolke ward unverzüglich durch den Wind zerstreut und man sah jetzt das Schiff so gewaltig nach der linken Seite sich neigen, daß Personen am Ufer durch die über den Lukken befindliche Oeffnung schauen und deutlich wahrnehmen konnten, daß ein großer Theil der rechten Steuerbordseite des Schiffes weggerissen war, indem die zerstörende Kraft hierher ihre Hauptrichtung genommen hatte. Auch der Besanmast war ein wenig über dem untern Ende abgebrochen, der Vordermast aber und die zwei andern Masten standen noch, indem ersterer von dem Vordertau gehalten ward, das allein der Erschütterung widerstand, die alles übrige Tauwerk zerriß. Einen Augenblick nachher richtete sich das Schiff auf, neigte sich dann ein paar Sekunden lang rasch hinab, machte zunächst eine abermalige gewaltige Schwankung nach der linken Seite und sank endlich bei fünf Faden Wasser, gerade $2^1/_2$ Minuten nach dem Moment, wo es von der furchtbaren geheimnißvollen Kraft den Vernichtungsstreich empfing. So eben noch ein stolz dahin fluthendes Schiff, lag es jetzt, ein zertrümmertes Wrack, am Boden des Meeres. Bis dahin war die Menge am Ufer vor Staunen fast stumm geblieben; sobald aber das Schiff in die Tiefe gesunken war, erschollen drei donnernde Beifallssalven für Kapitän Warner. Man kann sich nichts Ueberraschenderes denken, als diese plötzliche, geräuschlose und vollständige Zerstörung eines so großen Schiffes. Sie erregte eine Art Schauder, weil alle sonst eine Explosion begleitenden Umstände fehlten. Keine Bombe ward geworfen, nichts Sichtbares ward von dem Dampfschiffe abgeschossen, keine menschliche Kraft schien gegen das Schiff in Thätigkeit zu seyn, und dennoch zertrümmerte es viel rascher in Stücke, als wenn alle Kanonen eines Linienschiffes es auf einmal getroffen hätten. Ob diese räthselhafte Kraft gegen einen Feind in Wirksamkeit gesetzt werden und ob eine Flotte den zugehörigen Apparat mit der nöthigen Sicherheit bei sich führen und anwenden kann, wird sich erst entscheiden lassen, wenn die Art und Weise ihres Wirkens bekannt ist. Noch muß bemerkt werden, daß der vorgestrige Versuch blos die Wirkungskraft desjenigen Theiles der Warner'schen Erfindung darthun sollte, welcher zur See, bei der Blokade von Städten oder bei der Vertheidigung von Städten gegen einen Angriff zur See anwendbar ist. Ein anderer Theil der Erfindung ist zur Zerstörung von Forts und festen Städten geeignet. Gestern Nachmittag war von dem Wrack außer den Spitzen zweier Maste Nichts sichtbar; eine Menge Bretter und Holzstücke sind an's Ufer geschwemmt worden. Unter einem Theile der Zuschauer war die Ansicht, daß die Zerstörung des Schiffes durch die mittels voltaischer Elektricität bewirkte Entzündung eines in seinem Innern befindlichen Vorraths von Brennstoffen erfolgt sey, so allgemein geworden, daß mehrere Männer vom Fach (worunter Lord Ingestrie, der bei Navarino kämpfte, Flottenkapitän Henderson, der das Dampfschiff befehligte, welches die Festung von Acre auffliegen ließ, Flottenkapitän Dickson, der die „Thetis" aus dem Meeresgrund heraufbrachte, sich befinden) in einer öffentlichen Erklärung ihre entschiedenste Ueberzeugung aussprechen wollen, daß das Schiff nicht durch eine in seinem Innern, sey es durch Entzündung oder sonstwie, in Wirksamkeit gesetzte Kraft, sondern durch irgend ein Explosionsgeschoß, das von außen her gegen den äußern Theil des Schiffes anschlug, zerstört worden sey. — Nachschrift. Wir theilen noch die uns seitdem bekannt gewordenen Thatsachen mit. Die dunkle Wolke, deren wir erwähnten, war zerstäubtes Wasser, das rings in die Luft flog. Die Verdecke waren nicht mit aufgeflogen, sondern, wie man deutlich sah, noch ganz, als das Schiff sank; dies beweis't klar, daß die zerstörende Kraft, gleichviel, welcher Art sie war, von außen her kam, und nicht aus dem Innern des Schiffes. Eben so deutlich hat man wahrgenommen, daß der ganze Theil des Schiffes auf der Steuerbordseite weggerissen war. Mehrere Herren hatten den Kapitän Warner gebeten, während des Experimentes an Bord des Dampfschiffes seyn zu dürfen, was er jedoch ablehnte. Sogar die Mannschaft des Dampfschiffes wurde sämmtlich unter das Verdeck geschickt, bevor er seine Operationen begann, und sie mußte dort bleiben, bis die Explosion des Schiffes erfolgt war. Worin die Kraft besteht, welche Warner anwandte, so wie die Art des Gebrauchs, ist also noch eben so sehr Geheimniß, wie zuvor; ihre rasche und ungeheure Wirkung aber hat sich glänzend bewährt. Die Erfindung ist fürchterlich; aber sie kann als Bürgschaft des ewigen Friedens gelten, da ein Krieg, auf beiden Seiten mit solchen Mitteln geführt, ein Vernichtungskrieg für beide Theile, und somit zwecklos seyn müßte. Kapitän Warner empfing vorgestern zahllose Glückwünsche der angesehensten Männer, und der Schiffsherr Somes erbot sich, ihm noch ein Schiff zu einer anderweiten Probe zu geben, wenn die Regierung noch nicht von dem Werthe seiner Erfindung überzeugt seyn oder sich weigern sollte, selbst ein Schiff herzugeben, um sich davon zu überzeugen.

Korrespondenz.

Mannheim, im Juli.

Auf der hiesigen Bühne gastirt gegenwärtig die königl. baierische Hofopernsängerin Fräul. Hetznecker. Die erste Oper, in welcher die geschätzte Gastin aufgetreten, war Glucks klassische Iphigenia, deren Titelrolle die Künstlerin mit jener Würde durchzuführen wußte, die das Werk des unsterblichen Meisters erfordert. Die zweite Partie war Leonore in Beethoven's „Fidelio." Bei ihrem Erscheinen in dieser Oper von Seiten des zahlreich versammelten Publikums empfangen, sah sich Fräul. Hetznecker in wenigen Augenblicken von einem duftenden Blumenregen überschüttet, der so reichlich gespendet wurde, daß die lieblichen Kinder Flora's, von Jaquino (Hrn. Discant) sorgsam gesammelt, kaum Platz hatten auf dem in der Scene stehenden Tische. Nach der Vorstellung vorbenannter Oper wurde von Seiten des hiesigen, gutgeübten Militär-Sängerchors der Gastin ein solennes Ständchen bei Fackelschein gebracht. Gleichen Beifall erntete die Künstlerin als Recha in Halevy's Jüdin und als Gräfin in Figaro's Hochzeit. Für die Kasse ist das Gastspiel der Fräul. Hetznecker sehr ersprießlich, weßhalb das Comité auch für gut fand, den Gastrollencyclus der Gastin zu erweitern. Uns wird dadurch das Vergnügen verschafft, die liebenswürdige Künstlerin noch in Lachner's Catharina Cornaro und in Bellini's Romeo und Julie zu hören. Von der Mitwirkung unseres Opernpersonals während dem Gastspiel der Fräul. Hetznecker läßt sich nur das Beste sagen.

Idee für Anwendung eines schon längst bekannten physikalischen Grundsatzes zu einer Maschine ohne Dampf.

Gerne hätte ich mit der Veröffentlichung dieser Idee noch einige Zeit angestanden, um dieselbe nach meinen Kräften noch zu vervollkommnen, vielleicht auch aus ihr, als meinem Geheimnisse, Nutzen zu ziehen. Ich mußte aber eilen, um mir die, wenn auch nicht große Ehre, solche Anwendung, wie sie der Hauptsache nach wahrscheinlich nicht wohl anders möglich seyn mag, zuerst aufgefunden oder gemerkt u. s. w. zu haben, gewissermaßen zu retten. Es wurde nämlich vor nicht langer Zeit eine Vorlesung über den obengedachten Grundsatz öffentlich angekündigt, weshalb ich fürchten mußte, es möchte dadurch in dem einen oder andern Erfindungslustigen die gleiche Idee erweckt und ich in den Hintergrund gestellt werden. Ich wählte zur Veröffentlichung dieser Idee dieses vielfältig und weitverbreitete Blatt, um dieselbe dadurch recht vielen Sachkundigen bemerkbar zu machen, damit sie recht vielseitig beleuchtet und jeder allenfalls versteckte Fehler oder Trugschluß aufgedeckt und ich aus meinem Wahne vermeintlicher Vollkommenheit meiner Idee erlöst werden könne.

Alle Sachkundigen von Profession, welche mir vielleicht die Ehre zu Theil werden lassen sollten, nachfolgend dargelegte Idee u. s. w. ihrer Beurtheilung zu unterwerfen, bitte ich dafür, daß ich neben der Hauptsache noch so Manches, das ihnen bekannt ist und seyn muß, anführte, recht sehr um Entschuldigung. Ich beabsichtigte dadurch schlechterdings nicht ein Belehrenwollen, sondern glaubte nur, es mir, gewisser Berücksichtigung wegen, schuldig zu seyn, bescheidentlich darzuthun, daß ich mehrberührte Idee nicht so, wie z. B. ein blindes Huhn eine Perle findet, nur gemerkt, sondern auch mehrseitig überdacht habe.

Ideen für Maschinen ohne Dampf.

I. Anwendung des physikalischen Grundsatzes, nach welchem sich erwärmte Flüssigkeiten auch ohne Gas- oder Dampferzeugung ausdehnen und durch Abkühlung wieder in ihre frühere Massengröße zurückziehen.

Es ist erwiesen, daß sich diese Flüssigkeiten bei ihrer Erwärmung und Ausdehnung nicht zurückhalten, aber am allerwenigsten zurückpressen lassen, wie z. B. der Wasserdampf, daß sie demzufolge keinen Widerstand dulden und daher den größten Widerstand überwältigen, aber auch einem ganz geringen Widerstande nicht mehr Gewalt entgegensetzen, als zu dessen Ueberwältigung erforderlich ist.

Sie entwickeln ihre Ausdehnung selbst in geschlossenen Gefäßen, welche von ihnen ganz voll gefüllt sind, (sobald sich nämlich die Wärme ihrer Hülle auch ihnen mittheilt) und zerreißen diese letztere, jedoch ohne dieselbe auseinander zu schleudern.

Letzteres können sie nicht thun, weil sie sich erstens nur langsam entwickeln und auch zweitens nicht vorher zusammengepreßt waren, also keinen größern Trieb für ihre Ausdehnung haben, als es ihnen ihre Entwicklung erlaubt.

Die Gewaltausübung dieser sich ausdehnenden Flüssigkeiten soll nun zu verschiedenen Maschinen angewendet werden und zwar für langsame hydraulische Pressungen, 1) ohne und 2) mit Radbewegung.

Schnelle Radbewegung ist jedenfalls zu erzielen, nämlich vermittelst verschiedener anderer Mittel der Mechanik, z. B. des Räderwerks oder eines weiten Wassercylinders, welcher einen dünnen Strahl Wasser auf ein verschlossenes Zahnrad preßt u. s. w. Ob aber bei dieser schnellen Radbewegung selbst von gedachtem Zahnrade aus noch eine gewünschte Gewalt ausgeübt werden kann, ist bis jetzt noch nicht ermittelt, muß also schlechterdings durch eine Probe erwiesen werden. Der Cylinder, in welchem die Flüssigkeit erwärmt werden soll, so wie der obengedachte Wassercylinder und das Zahnrad können stark genug gefertigt werden, um die starke Gewalt der sich ausdehnenden Flüssigkeit auszuhalten; es bleibt aber hierfür die Frage zu beantworten, ob sich die Flüssigkeit wohl auch schnell genug ausdehnen mag.

Die verschiedenen Flüssigkeiten dehnen sich auch in verschiedenen Graden aus, am allermeisten die Oele, und zwar um ihren neunten Theil.

Früher schon hat man oben angedeuteten physikalischen Grundsatz für irgend eine Maschine anwenden wollen, hat jedoch Behälter mit dicken Wänden gewählt, welche eine schnelle Erwärmung nicht erlaubten.

Eine bessere Erwärmungsweise ist aber die, welche man in der neueren Zeit anwendet, nämlich mit Röhren in den Cylindern, durch welche das Feuer hindurch geht und dadurch die um sie herumliegende Flüssigkeit erwärmt.

Diese Röhren haben dünne Wände von vielleicht $^1/_{12}$ oder $^1/_{10}$ Zoll Dicke und zusammengenommen eine sehr große Heizfläche. Mit Anwendung dieser Erwärmungsweise mag es vielleicht möglich gemacht werden, eine schnelle Entwicklung einer Flüssigkeit zu erzielen.

Wie schnell solche Entwicklung für Eisenbahnen seyn muß, und daß dieselbe wahrscheinlich (nach meiner unmaßgeblichen Meinung) zu erreichen ist, soll durch folgende Berechnung dargethan werden:

Man kann annehmen, daß ein Locomotiv mit Belastung in 8 Minuten eine Meile von 20,000 Fuß durchlaufen kann. Nimmt man den Durchmesser der Haupträder eines Locomotivs zu ungefähr 6 Fuß, also deren Umfang zu ungefähr 19 Fuß an, so haben diese Räder ungefähr 1052 Umdrehungen für die Meile zu machen, also in 1 Minute ungefähr 131 und in 1 Secunde ungefähr $2^1/_4$ derselben. Diese Schnelligkeit muß schlechterdings hervorgebracht werden können, weil sie jedenfalls in der Hälfte des Weges muß stattfinden können. Hat das obengedachte Zahnrad 18 Zoll bis an die Grundfläche seiner Zähne im Durchmesser und sind diese 2 Zoll hoch und 2 Zoll breit, und nimmt man das Verhältniß des Durchmessers zum Umfange von 100 zu 314 an, so ist für eine einmalige Umdrehung dieses Rades (also auch der Haupträder eines Zugwagens) ein Wasserstrahl von ungefähr 226 Kubikzoll nothwendig. Nimmt man einen Wassercylinder von 36 Zoll Durchmesser im Lichten und 6 Zoll Hub seines Pfropfes oder Kolbens an, so bewirkt er ungefähr 27 Umdrehungen jenes Zahnrades. Jene $2^1/_4$ Umdrehungen des letztern in 1 Secunde sind in 27 Umdrehungen ungefähr 12mal enthalten, und es müssen also diese 27 Umdrehungen oder Ein Hub des Kolbens des Wassercylinders binnen 12 Secunden geschehen. (Es wird Oel als die geeignetste Flüssigkeit angenommen). Das aus dem Oelcylinder austretende Oel geht unter einen Kolben von ungefähr 2 Zoll Dicke, der den Kolben des Wassercylinders zu heben hat, und steigt ungefähr 6 Zoll hoch, nimmt also ungefähr 18 Kubikzoll Raum ein, welche obiger Rechnung zufolge binnen 12 Secunden entwickelt werden müssen.

Es müssen demnach in 1 Secunde $1^1/_2$ Kubikzoll Oel zum Austritt aus dem Oelcylinder entwickelt werden.

(Fortsetzung folgt.)

Mainwasser-Wärme.

Sonntag, 28. Juli, Morgens 8 Uhr: 16 Grad. W. Gerlach.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 28. Juli. Lucrezia Borgia, große Oper in 3 Abth., Musik von Donizetti. (Gastrolle) Gennaro: Hr. Perlgrund, vom Stadttheater zu Hamburg.

Montag, 29. Juli. Hinko, oder: der König und der Freiknecht, Drama in 5 Abth. und einem Vorspiel, genannt: Der jüngere Sohn. Mit freier Benutzung eines Storch'schen Romans von Charl. Birch-Pfeiffer. (Gastrolle) Wladislaw: Hr. Romay, vom Theater zu Lemberg.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 209. Dienstag, den 30. Juli 1844.

Eine Heirath auf dem Todtenbette.

Eine tragikomische Novelle aus der Wirklichkeit.

Wilhelm war Artillerieunteroffizier gewesen, und nach 9jähriger Dienstzeit in der kleinen Provinzialstadt X. versorgt. Er war ein Mann in der Blüthe seiner Jahre, ein sorgfältig gehegter dunkler Backenbart umkränzte sein von Gesundheit strotzendes Gesicht, und unter dem gewichsten Schnurrbarte blickten bei'm Lächeln ein paar Reihen blendend weißer Zähne hervor, denen das 9jährige Kommisbrod Glanz und Politur erhalten hatte; besondere Sorgfalt widmete er seinen Liebeshaken, vulgo Locken genannt, er war wohlgewachsen und kräftig, und die grüne Uniform war eben nicht geeignet, alle diese Vorzüge in ein unvortheilhaftes Licht zu stellen. Ein neuer Steueraufseher macht in einer kleinen Provinzialstadt Epoche, und nicht lange war er am Orte, als er schon viele Blicke von Jungen und Alten, Schönen und Häßlichen, Mädchen und Frauen auf sich zog. Wilhelm aber war hieb- und stichfest, und widerstand allen Lockungen. Da wurde eine ziemlich in Jahren vorgerückte Wittwe seiner ansichtig, ihr altes Herz entbrannte in junger Liebe, sie eröffnete ihre Operationen, und sah sie mit Erfolg gekrönt, denn sie hatte mächtige Hülfstruppen: ein eigenes Haus und dazu ein bedeutendes Vermögen. Wilhelm wurde zuerst vermocht, bei ihr eine Wohnung zu miethen, und bald war er in seinen freien Stunden der stete Gesellschafter und Begleiter seiner Wirthin. Jeder wird mir zugeben, daß so etwas in allen Ehren geschehen kann, und daß die Klatschschwestern in X. sehr Unrecht hatten, wenn sie dieses unschuldige Verhältniß zu verdächtigen strebten. Der beglückte Steueraufseher war nun der Lion des Ortes, seine Garderobe wurde vervielfacht, Ringe bedeckten seine Finger, sein Beutel war stets gefüllt; im Hause selbst war sein Tisch delikat, der Wein durfte nicht fehlen, Gesellschaften wurden täglich gegeben, kurz, er lebte wie Gott in Frankreich. Glücklich, wer eine reiche Wittwe zur Freundin hat! Doch jedes Ding währt seine Zeit; die Karessen der liebsüchtigen alten Wittwe mochten ihm nicht mehr behagen, er kam, nachdem er sich gehörig versorgt, heimlich um seine Versetzung ein, und siehe! wie der Blitz aus heiterm Himmel erscholl mit einem Male die Kunde, Wilhelm sey nach Y. versetzt. Groß waren die Lamentationen der Wittwe, doch er schwur ihr ewige Liebe und Treue, versprach recht bald zum Besuch zu kommen, und folgte dem gewünschten Rufe, nachdem ihn die trostlose Ariadne noch auf's reichlichste ausgerüstet und beschenkt hatte. Monate lang nun war Wilhelm bereits Zöllner in Y., Briefe kamen aus seinem frühern Wohnorte und gingen hin, und die goldenen Dukaten der Wittwe wurden in goldenen Rebensaft umgesetzt. Sechs Wochen waren seit dem Empfange der letzten Nachrichten aus X. vergangen, und schon glaubte Wilhelm die Liebesgluth seiner Dame abgekühlt, als eines Tages, da die Sonne zur Ruhe ging, eine Kutsche den Stadtberg in die Höhe schwankte und vor dem Gasthause, in dem Wilhelm wohnte, hielt. Besagte Kutsche entlud sich ihrer Bürde, und heraus stieg die sehnsuchtskranke Wittwe und bat sich vom Wirthe ein Zimmer aus. Der Gasthof ist nicht groß, und so kam es, daß sie es neben Wilhelms Wohnstube angewiesen erhielt. Man denke sich den Schreck des armen Zöllners, als er bei seiner Nachhausekunft die Bescheerung fand, aber er wußte sich zu fassen, stellte sich hocherfreut über ihre Ankunft, und das alte Schlaraffenleben begann. Die gute alte Dame trat nun aber mit ihren wahren Absichten mehr und mehr an das Licht, und fing an, von einer Heirath zu sprechen. Vor diesem Schritte schauderte Wilhelm, trotz ihres Geldes, zurück, und er wollte sich unter keinen Umständen dazu verstehen; vergebens waren alle Anerbietungen von der andern Seite, er blieb standhaft.

Da schien das Schicksal diesen gordischen Knoten durchhauen zu wollen; die Wittwe ward ernstlich krank, und nach nicht acht Tagen schien ihr letztes Stündlein nahe.

Jetzt, auf der Scheidegränze des Lebens, wollte sie die Wahrheit und Stärke ihrer Liebe bewähren; Wilhelm ward an ihr Bett beschieden, und unter vier Augen eröffnete sie ihm, wie sie noch Verwandte habe, die gerechte Ansprüche auf ihr Vermögen machen könnten, daß sie aber, um Allem vorzubeugen, sich mit ihm auf dem Todtenbette trauen lassen und ihn zum Erben einsetzen wolle. Wilhelm holte sich Rath bei Diesem und Jenem, und Jeder redete ihm zu, die Rolle des Ehemanns für die wenigen Stunden, die sie zu leben hätte, zu übernehmen. Die Trauung ging vor sich, kaum vermochte die todtkranke Braut das bindende Ja zu stammeln; der Geistliche verließ das Zimmer, und die Kranke schien mit leichterem Herzen dem letzten Augenblicke entgegen zu sehen. Der junge Ehemann bezog indeß am Abende gewohnter Weise seinen Zöllnerposten, und hinterließ der Wärterin den Befehl, sofort ihn davon in Kenntniß zu setzen, wann seine Frau das Zeitliche gesegnet hätte.

Vergebens aber harrte er von Stunde zu Stunde, endlich graute der Morgen, die Sonne stieg flammend am fernen Horizonte empor, die Ablösung kam, und Wilhelm eilte nach Hause. Eben wollte er zur Kranken hineingehen, da öffnete sich die Thüre seines Zimmers, und herein trat sie selbst, die Todtgesehnte, umflossen von bräutlicher Scham, in ihren Händen das niedlichste aller Kaffeeservice, in dem sie ihrem Gatten den Morgentrank präsentirte.

Man denke sich den Schreck des Armen; das Ganze war ein von der heirathssüchtigen Dame wohlangelegter und eben so gut durchgeführter Theatercoup.

Der Arzt, der die Patientin behandelte, wird, wie man hört, das unbegreifliche Phänomen ihrer plötzlichen Genesung bei der nächsten Versammlung der Naturforscher und Aerzte zur Berathung bringen.

Wilhelm hat übrigens bereits auf Scheidung geklagt; ob er sie erlangen wird, bleibt dahingestellt.

Unterwegs.

(Reiseskizzen von N.)

Ein Jahr im Aktenstaube, in der Schreibstube, auf dem Drehstuhle verlebt, ist, bei meiner Seele! eine traurige Zeit von 365 oder gar 366 Tagen, wenn's ein Schaltjahr war. Da gibt's schiefbeinige Ideen in Menge und die frische Luft des Daseyns wird hektisch. Man vergißt, wie es draußen in des lieben Gottes Welt aussieht, und meint am Ende gar, sie habe überall Aktenrepositorien und diverse Schreibtische, kahle Wände und Drehstühle, und Leben heiße Abschreiben, Concipiren und Lesen; meint, die Welt laufe überall voll brummiger, fauler Canzleidirektoren — in summa — es sey innerhalb und außerhalb der Mauren Troja's zum Verzweifeln lumpig und miserabel! —

So war mir ein Jahr dahingeschlichen, langsam wie eine knarrende Miethkutsche von Anno 1817. Da schien der Frühling so lustig in meine Schreibstube herein, als wolle er sagen: Geh' fort! Die Akten sind kein Frosch, der weghüpft. Hole Dir Urlaub bei Sr. Hochwohlgeboren, und blase eine Feder in die Luft. Dein Griesgram weicht, Dein Herz wird leicht und überall lohnt Dir Freude!

O wie das Wort in die Seele klang und drang! Wohin? Das war mir ganz einerlei, nur hinaus in die Luft, das Land, das Leben! Der Anstoß war gegeben; der Urlaub kam; der Reisesack wurde gepackt; der Schirm gefaßt. Ade du liebe Stadt! Ade Casino! Ade Schreibstube! Ade Akten und Drehstuhl! Ade, Ade! —

Als ich am Morgen früh in den Hafen trat, wehte mich eine frische Luft an. Sie kam mir ganz anders vor wie sonst, wenn ich auf die Rheinbrücke ging, mich zu erquicken. Noch schliefen die vornehmen Leute. Die Bäcker regten sich, und die Wachen sahen etwas trübe in die Welt; aber der Schlot des Dämpfers rauchte schon. Reisende eilten nach dem Bureau und dem Zuge folgte ich.

Sie wollen verreisen, lieber Herr N.? fragte mein Freund, der Expeditor. Da thun Sie wohl d'ran! Er gab mir mein gelbes Billet und ich wollte wieder die Treppe hinab — aber ich wurde auf der ersten Stufe gefesselt. Ein ältlicher Herr stieg herauf und hinter ihm das schönste Mädchen der Erde. Sie sah bleich, und es schien, als habe sie viel geweint. Das war genug, um mich anzuziehen. Armes Wesen, dachte ich, Dein elegantes Aeußere deutet auf großen Wohlstand, und doch stehet es übel in Deinem Herzen. Lieben ist Leid, sagte ich, und eine trübe Vergangenheit ließ ein Bild an meinem innern Auge vorübergehen, das längst unter den Blumen des Friedhofes schlief, die meine Hand pflanzte und pflanzt. Vielleicht auch ein brechendes Herz, dachte ich, dem die väterliche Laune die Pforte des Glückes schließt, wie sie sie mir und der Ruhenden schloß!

Sie waren schon vorüber und in das Bureau getreten; ich aber ging mit traurigen Gedanken hinaus und fand, daß die Luft schon weit weniger balsamisch war, als vor etwa zehn Minuten. Auf dem Boote lehnte ich mich an die Brüstung des Eingangs in die große Cajüte, zündete eine Cigarre, und sah nicht mehr so fröhlich in die Welt hinaus. So wurzelt Alles im Innern des Menschen. Das ist's, was die Brille färbt.

Als ich noch so an der Cigarre zog, die etwas von der Natur eines Ziehkarrens an sich trug, trat ein junger Mann zu mir, grüßte leicht und bat um ein Zündhölzchen, deren Behälter ich noch in der Hand hielt. Dies Zündhölzchen ward die Brücke zum Gespräch, das Gespräch die zum nähern Anschluß.

Ein Blick auf die Landungsbrücke machte den Mann erbleichen.

Was ist Ihnen? fragte ich.

Nichts, nichts! sagte er stürmisch; aber ich folgte seinen Blicken und sah den Alten mit der Lieblichen kommen, haschte einen Blick von ihr auf meinen Nachbar auf, und sah ihr leichtes Erröthen und Senken des schönen Köpfchens. Aha! dachte ich. Wärst Du Einer wie Laube oder dergleichen, so läge Dir vielleicht der Stoff zu einer Reisenovelle schon ganz nahe.

Läugnen will ich es nicht, daß mein Streichhölzchenfreund mir nun erst recht interessant wurde.

Mußt mal so tippen, dachte ich, auf den Busch klopfen.

Meiner Six, sagte ich, ein schöneres Mädchen sah ich lange nicht! Welch interessanter Kopf, welch' lieblicher Ausdruck.

Er schwieg; aber man sah, es wurde ihm schwer, nicht einzustimmen.

Aber mir scheint's, fuhr ich fort, als hätte ich auf diesen engelschönen Zügen Spuren von Thränen gesehen. —

Er seufzte tief auf und zuckte die Achseln mit schmerzlichem Ausdruck.

Der alte Mann scheint ein Griesgram, so ein Isegrimm zu seyn, der seinen Schatz kennt und wahrt.

Kennen Sie ihn? fragte er zerstreut.

Bewahre! entgegnete ich; aber er ist aus Düsseldorf.

Woher schließen Sie denn Das?

Was er eben sprach, verrieth es. Der Dialekt ist unverkennbar; auch meine ich, ihn dort gesehen zu haben, als ich vor einer Reihe von Jahren einmal das Kunstleben dort näher ansah.

Ich bewundere Ihr Gedächtniß, wie Ihr Ohr. Es ist in der That ein Kaufmann von Düsseldorf. Interessiren Sie sich für die Kunst?

Weiß der Himmel, ja! Ich habe selbst, als ich noch in

Aachen lebte, manches gute und schöne Bild mir angekauft. In den alten katholischen Städten liegt manchmal ein Schatz verborgen, wo ihn Niemand sucht.

Sie waren da glücklich? — fragte er mit etwas spöttischem Ausdruck.

Wenn ich Ihnen die Namen: G. Dow, Honthorst, Sammt-Breughel, Ruisdael, van Eick und Rembrandt nenne, die unbezweifelt sind, werden Sie wohl glauben, daß ich im Sammeln nicht ganz unglücklich war.

Das muß ich sagen! sprach der junge Mann — aber es flog so ein Lächeln über seine Züge, das mit der Ironie verwandt war.

Er hatte aber damit mein Siegfriedsfleckchen gefunden und getroffen. Sie spotten? fragte ich animirt und piquirt.

Vergeben Sie! rief er aus. Wir Leute vom Fach begegnen so oft einem blind glaubenden, enragirten und echauffirten Dilettantismus, daß es uns alle Mal kurios zu Muthe wird, wenn wir solche Namen hören. Vor einigen Jahren begegnete ich in Trier einem solchen Kunstenthusiasten, der mir ebenso sprach wie Sie, und gewiß im besten Glauben; er wohnte indessen in einer Landstadt, ziemlich ferne vom Orte unserer Bekanntschaft. Sehr zuvorkommend, gab er mir seine Karte. Meine Studienreisen führten mich in seinen Wohnort, den ich besuchen mußte, weil in der Nähe die herrlichste Gelegenheit zu Fels-, Fluß- und Waldstudien war. Ich ging hin und sah Ihnen einen Schund, wie ich ihn meiner Lebtage nicht wieder zusammengehäuft gesehen habe. Lauter Scharteken!

Was sagten Sie?

Ich schwieg; wer möchte das Glück Anderer stören? Auch wenn es nur ein Traum ist — muß man es nicht beschränken; denn das Glück besteht ja ohnehin nur im Traume! Er seufzte und sah nach dem Hinterdeck, wo die Liebliche saß.

Mich ärgerte Das, weil ich wußte, was ich hatte. Ich beschrieb ihm meine Bilder und nannte ihm meinen Namen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Kreuznach.) Den hiesigen Kurfremden wurde durch ein von Hrn. Julius Eichberg aus Düsseldorf hier veranstaltetes und im Saale des Oranienhofes gehaltenes Konzert ein dankenswerther Kunstgenuß bereitet. Er trug Compositionen von Artot und Beriot, so wie auch eigene mit Virtuosität vor und fand verdiente Anerkennung.

Es heißt, die „Zeitung für die elegante Welt" werde zu Neujahr eingehen. Die Zeit der belletristischen Blätter scheint auch in Deutschland vorüber zu seyn.

Korrespondenz.

Hamburg, 23. Juli.

Hr. Chrudimsky setzt sein Gastspiel mit vielem Beifall fort; seine zweite Gastrolle war der Edgardo in Lucia von Lammermoor. Wir haben den unbezweifelt ersten Darsteller dieser Partie, Moriani, vor nicht gar langer Zeit hier gesehen; trotz dem wußte Hr. Chrudimsky sich lauten, wiederholten Beifall zu erwerben. Eine herrliche, markige und kraftvolle Stimme, die durch treffliche Schule gebildet ist, und sich durch Biegsamkeit, Geläufigkeit und Leichtigkeit gleich vortheilhaft empfiehlt, dazu eine schöne, jugendlich-kräftige Gestalt, die sich vorzüglich zum Heldentenor qualifizirt, und ein zwar angemessenes, wenn auch nicht sehr lebendiges Spiel: das sind die Eigenschaften, die Hrn. Ch. einen ehrenvollen Platz unter den ersten deutschen Tenorsängern anweisen. Ueberhaupt zeigt die ganze Gesangweise, daß der geschätzte Gast sich die besten italienischen Meister zum Vorbilde genommen, und wenn wählerische Kenner bei seinem ersten Auftreten einige Kopf- und Gaumentöne entdeckt haben wollten, so wurde man im fernern Verlaufe überzeugt, daß dies nur Folge der anfänglichen Befangenheit war. Wir sind auf die Darstellung des „Robert" in hohem Grade gespannt und bedauern nur, daß die beschränkte Zeit es Hrn. Ch. nicht gestattet, noch in einigen andern seiner Glanzpartieen bei uns aufzutreten. — Hr. Nerking ist jetzt wirklich zum allgemeinen Erstaunen als erster Liebhaber an Hendrichs Stelle engagirt worden; ein schlechter Tausch, besonders für unsere Damen. Hr. Nerking ist zwar von der Natur vortheilhaft ausgestattet; allein sein Spiel ist bis jetzt fast nur hohle Declamation; dabei forcirt er und kommt aus einer fieberhaften Aufregung fast gar nicht heraus. Wir haben also statt eines trefflichen Künstlers einen — Anfänger erhalten, den Hr. Töpfer in die Lehre nehmen wird. Eine erste Liebhaberin fehlt noch immer; eine Frau v. Wasowicz, vom Stadttheater zu Brünn, hat wenig angesprochen und dürfte schwerlich engagirt werden. Sie zeigte sich als eine gewandte, sehr routinirte Schauspielerin; allein sie ist nicht mehr in der ersten Blüthe der Jahre, auch ihr Organ bei weitem nicht so ansprechend und wohlklingend wie das der plötzlich wieder von uns geschiedenen Dem. Brock. — Die „Antigone" ist noch immer hinausgeschoben und wird erst in der nächsten Woche auf's Repertoir kommen. — Von einem Orgelkonzerte muß ich Ihnen noch mittheilen, das in voriger Woche in der englischen Kirche stattfand. Der Konzertgeber, ein junger Engländer, Hr. Hegworth, bewährte sich in demselben als einen tüchtig-gebildeten, geschmackvollen Orgelspieler. Verschönert wurde das sonst etwas einförmige Konzert durch einen Gesangvortrag der Mad. Cornet, Cellospiel des Hrn. Goltermann und vor Allem durch ein herrliches, zu diesem Zwecke componirtes Andante religioso, das Hr. Konzertmeister Ballin auf der Violine vortrug. Die zarte, elegische, tief zu Herzen gehende Composition wurde mit solcher Zartheit und bewunderungswürdiger Eleganz ausgeführt, daß sie eigentlich den Glanzpunkt des Abends bildete. Hr. Ballin, eine ächte Künstlernatur, gleicht sowohl in seiner äußern Erscheinung, wie in seiner enormen Kunstfertigkeit dem gefeierten Ernst.

Frankfurt a. M., im Juli. — Eingef.

In der Didaskalia Nro. 206 findet sich ein Artikel aus dem Großherzogthum Hessen, daß der Gewerbverein einen Schuhmacher nach Dresden gesandt habe, um die Fertigung der Schuhe mit hölzernen Nägeln statt mit Zwirn zu erlernen. So ehrenwerth diese Sorgfalt für Bereicherung der Kunstfertigkeiten an sich auf jeden Fall ist, so hätte man aber Das, was in der Ferne gesucht wurde, in der Nähe auch haben können. Der hiesige Schuhmachermeister Bruner in der Karpfengasse verfertigt schon lange alle Arten von Schuhen und Stiefeln, deren Sohlen nicht aufgenäht, sondern mit hölzernen Nägeln befestigt sind, und bis jetzt ist noch nicht eine Klage gekommen; die Sohle läuft sich in der Mitte ab, aber an den Randen steht Alles fest und unbeweglich. Auch dem frischen Versohlen liegt nichts im Weg, denn die Nägel halten beim zweiten und dritten Versohlen so fest, wie beim ersten, und es ist unrecht, daß man diese neue Erfindung zu verdächtigen sucht, denn sie ist weit besser, wie die bisherige; sie läßt gar keine Feuchtigkeit durch und man geht ganz vortrefflich in diesen mit hölzernen Nägeln befestigten Schuhen und Stiefeln. Leider kann diese Art Fußbekleidung bis jetzt noch nicht jeder Schuhmachermeister machen und darin liegt die Ursache, daß man diese neue Erfindung zu verdächtigen sucht. Dem Verdienste seine Ehre!

Idee für Anwendung eines schon längst bekannten physikalischen Grundsatzes zu einer Maschine ohne Dampf.

(Fortsetzung.)

Wendet man für die Erwärmung des Oels 24 Röhren in Einem Cylinder an, so hat jede von den $1^{1}/_{2}$ Kz. $^{3}/_{48}$ oder $^{1}/_{16}$ Kz. erwärmtes Oel in 1 Secunde zu liefern.

Eine solche Heitzröhre zu ungefähr 2 Zoll Weitung hat ungefähr $6^{1}/_{2}$ Zoll Umfang und wenn sie vielleicht 8 Fuß im Innern des Oelcylinders lang ist, $96 \times 6^{1}/_{2}$ oder 624 Quadratzoll Heitzfläche.

Ob nun durch solche (letztere), wenigstens wenn das Oel schon ziemlich in Regung ist, in 1 Secunde $^{1}/_{16}$ Kz. Oel zum Austritte aus dem Oelcylinder entwickelt werden kann, muß natürlicherweise durch einen Versuch klar gemacht werden.

Ob Sachkundige hierin schon Erfahrungen gemacht haben, weiß ich nicht. Nach meiner unmaßgeblichen Meinung ist aber dieser eben dargelegte Punkt von so großer Wichtigkeit, daß es gewiß der Mühe werth ist, selbst kostspielige Versuche zur Ermittelung der Zeit, in welcher erwärmtes Oel in irgend einer Masse austritt, anzustellen. Weiter unten wird dargethan werden, daß eine baldige Wiederabkühlung des erwärmten Oels wahrscheinlich nicht nothwendig ist für eine Radbewegung.

Vielleicht ist für die Heitzung, anstatt der durch die gedachten Röhren gehenden Flamme, heißgemachte Luft anzuwenden, was gleichfalls durch Versuche ermittelt werden müßte, weil dadurch die Heitzung sehr wohlfeil würde. Bei diesen Versuchen wären überhaupt folgende Punkte zu ermitteln:

1) Auf wie viele Grad Hitze ist die Luft zu bringen und wird solche heiße Luft das Oel bis auf beinahe 80 Grad Reaum. oder darüber oder tief darunter bringen?

2) Nach wieviel Zeit (von Anfang des Eingangs der heißen Luft in die Röhren an) zeigt sich die erste Regung des Oels?

3) Wie lange dauert es bis zu einer rascheren Entwicklung des Oels und wieviel von diesem tritt während der ersten langsamen Entwicklung aus?

4) Ist letztere bis an ihr Ende hin zu einer gleichbleibenden zu bringen?

5) Wie lange dauert die rasche Entwicklung?

6) Wie viel Oel tritt von dessen rascher Entwicklung an bis zu Ende aus?

7) Wie zeigt sich das Aufhören der Entwicklung, nämlich ohne oder mit Entwicklung von Gas? Kann letzteres benutzt werden?

8) Wie schnell ist solche Entwicklung bei Anwendung von verschiedenen (kupfernen oder eisernen) Röhren mit Wänden von $^{1}/_{12}$, $^{1}/_{10}$, $^{1}/_{8}$ oder $^{1}/_{4}$ Zoll Dicke?

9) Was ist dienlicher für eine schnelle Entwicklung, die Anwendung von vielen engen (2 Zoll weiten) oder wenigen (6 Zoll weiten) Röhren?

10) Reicht vielleicht Eine 6 Zoll weite Heitzröhre hin, um das in rascher Regung befindliche Oel in solcher Regung zu halten und welchen Druck hält solche Röhre aus?

11) Welchen Druck halten die verschiedenen Röhren aus?

12) Wie weit braucht nur die Ausgangsöffnung für das entwickelte Oel zu seyn, damit dieses in seinem bequemen Austritte nicht gehindert wird, daß also z. B. das binnen 1 Secunde rasch entwickelte Oel auch binnen 1 Secunde leicht ausgehen kann, ohne auf die Röhren u. s. w. einen Druck auszuüben, d. h. wenn das Oel sonst keinen Widerstand zu überwältigen hat?

13) Wird das Oel wohl durchschwitzen?

14) Wird es Harz absetzen?

15) Wenn ein Oelcylinder ausgeleert worden ist, darf dann die Füllung desselben mit frischem Oel gleich darauf folgen, wenn die Röhren noch heiß sind, ohne daß das frische Oel, welches vielleicht schon an 20 Grad Wärme hat, am Ende der Füllung bis auf vielleicht 80 Grade erwärmt wird, u. s. w.?

16) Ist das heiße (ausgeleerte) Oel vielleicht dadurch, daß man es ganz dünn über eine kalte Platte (unter welcher vielleicht Eis ist) laufen läßt, schnell abzukühlen?

17) Reicht es für die Abkühlung des heißen Oels (noch im Cylinder befindlich) wohl hin, wenn kalte Luft oder kaltes Wasser durch die Heitzröhren getrieben wird, d. h. binnen einer gegebenen, nicht sehr kurzen, aber doch nothwendigen Zeit und natürlich nach dem Absperren der heißen Luft?

18) Wie stark müssen die Wände des Oelcylinders seyn?

19) Wird es geeigneter seyn, die Heitzröhren durch den Oelcylinder durchgehen zu lassen, oder sie mit ihrem Einen Ende in diesen zu halten?

20) Müssen dieselben in letzterem Falle selbst nicht einen ganz engen Ausgang aus dem Cylinder haben?

Berechnung der Wirksamkeit eines einzigen Oelcylinders, um daraus zu ersehen, wie weit man mit ihm ausreicht.

Nimmt man diesen Cylinder zu 24 Zoll Durchmesser im Lichten und 8 Fuß in seiner Höhe mit 24 Heitzröhren zu 2 Zoll ungefähr im Lichten und ebenfalls 8 Fuß in der Höhe an, so enthält er nach Abzug des Körperraums der 24 Heitzröhren noch ungefähr 34176 Kubikzoll Oel. Von diesem wird vielleicht anstatt der 9te Theil nur der 20ste Theil raschere Wirksamkeit üben, weil bei der ersten langsamen Regung des Oels nicht gefahren werden könnte.

Der 20ste Theil von 34176 Kz. ist ungefähr 1709 Kz. Von diesen bewirken je 20 Kz. Einen Hub des Kolbens, welcher den Wasserkolben zu ziehen hat, wornach also 85 Hub bewirkt werden. Jeder von diesen bewirkt allein 27 Umdrehungen des Zahnrades, also alle 85 zusammen bewirken 2295 Umdrehungen. Folglich würde, wenn für's Durchlaufen von Einer Meile 1052 Umdrehungen erforderlich sind, obiger Cylinder für 2 Meilen ausreichen.

Wendet man demzufolge etliche solcher Cylinder auf Einem Zugwagen an, so reicht man mit denselben, wenn sie abwechselnd in Wirksamkeit treten, auf 6 bis 8 Meilen aus, wo dann die Umfüllung dieser Cylinder oder eine Umwechslung der Zugwagen stattfinden kann, so daß eine baldige Abkühlung des warmen Oels nicht nothwendig ist.

Ueberhaupt aber hat man sich hinsichtlich der Anwendung von Einem oder etlichen engen oder weiten Cylindern und engen oder weiten Wassercylindern schlechterdings nach der langsamen oder raschen Entwicklung des Oels zu richten.

Abgesehen von der Anwendung der Triebkraft des heißen Oels auf Eisenbahnen, so ist dieselbe jedenfalls auf verschiedene andere Weise möglich, z. B. in Fabriken und Bergwerken u. s. w., namentlich wird diese Anwendung in Ländern, in welchen Mangel an Steinkohlen ist, von großem Nutzen seyn, erstens weil die nothwendige Feuerung an sich nicht so kostspielig ist, wie für die Erzeugung des Wasserdampfs, zweitens auch weil die Erzeugung von heißer Luft, also wenn man nicht die Flamme des Feuers durch die Röhren hindurchgehen läßt, noch weniger Feuerung erfordert und drittens weil der Oelverbrauch äußerst gering ist, indem er sich mehr nur auf zufälligen Verlust beschränkt; denn das wieder abgekühlte Oel ist jedesmal wieder anzuwenden.

(Schluß folgt.)

Mainwasser-Wärme.

Montag, 29. Juli, Morgens 8 Uhr: 16 Grad. W. Gerlach.

Theater-Anzeige.

Montag, 29. Juli. Hinko, oder: der König und der Freiknecht, Drama in 5 Abth. und einem Vorspiel, genannt: Der jüngere Sohn. Mit freier Benutzung eines Storch'schen Romans von Charl. Birch-Pfeiffer. (Gastrolle) Wladislaw: Hr. Remay, vom Theater zu Lemberg.

Dienstag, 30. Juli. Czaar und Zimmermann, komische Oper in 3 Abth., Musik von Lortzing.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 210. Mittwoch, den 31. Juli 1844.

Mainsagen.

31. Custine's Leibwache. — October 1792.

Umringt von seinem Stab,
Zog General Custine
Durch Frankfurts Straßen hin
Und ritt die Zeil hinab.
Von Trommeln und Trompeten war
Ringsum ein wild Gelärme
Und tobend eilten her und hin
Der Sansculotten Schwärme.

Die Bürger sprachen bang:
„Auf's Plündern geh'n sie aus!“
Und vor das rothe Haus
Wälzt sich des Volkes Drang.
Hier war des Generals Quartier
Und Mancher sprach voll Sorgen:
„Was sucht des Franken böser Sinn?
„Wie steht's mit uns wohl morgen?“

Dicht an des Gasthof's Thor
Wohl vierzig Fleischer steh'n,
Die in die Hausflur seh'n,
Wie Jemand kommt hervor.
Jung sind sie, stark, ihr Leben hat
Viel That und wenig Worte;
Das scharfe Messer an der Seit',
Blicken sie ernst zur Pforte.

Sie harren stundenlang,
Sie geh'n nicht von dem Fleck;
Ihr Blick zeigt, daß der Schreck
Nicht in ihr Herze drang.
Und Jeder sich zur Seite hält
Die löwenart'ge Dogge
Mit Doppelnas', mit Feueraug'
Und gelber Zottellocke.

Wenn Custine reitet aus,
Zieht still dies Häuflein mit,
Ihm folgt's auf Schritt und Tritt
Wieder zum rothen Haus.
Dort harren unermüdlich sie,
Den Franken zu begleiten,
So oft mit seinem Stab sie ihn
Seh'n aus dem Thore reiten.

Sie reden nicht ein Wort,
Doch geben sie wohl Acht;
Früh zieh'n sie auf die Wacht,
Spät Abends geh'n sie fort.
Als Custine und der Magistrat
Ob Frankfurt sich verstunden,
Da zogen sie sogleich nach Haus
Mit ihren wilden Hunden.

Man wußte lange nicht,
Was ihre Absicht war,
Nach Jahren erst ward klar
Die Sache, klar und licht.
Sie hatten All' geschworen: „Gibt
„Zum Plündern er das Zeichen,
„So machen wir den General,
„Sammt seinem Stab, zu Leichen!“

Er wäre nicht entfloh'n —
Die Hunde fassen gut —
Geflossen wär' sein Blut
Der schlimmen That zum Lohn.
Der vierzig bösen Hunde Schaar,
Die vierzig guten Jungen,
Die hätten wohl den Held Custine
Sammt seinem Stab bezwungen.

Unterwegs.

(Reiseskizzen von R.)

(Fortsetzung.)

Jetzt ergriff er meine Hand. Bitte tausend Mal um Vergebung, rief er aus. Ich wußte nicht, mit wem ich sprach. Ihre Bilder sind kunstgeschichtlich bekannt und anerkannt. Jetzt zweifle ich nicht mehr; nur erlaube ich mir die Bitte, auf meiner Rückreise Ihre Bilder sehen zu dürfen!

Ich schlug mit Freuden ein, denn ich hatte die Bekanntschaft eines sehr geachteten Künstlers der Düsseldorfer Schule gemacht, der, angelockt von den Schönheiten des Dahner-Thals in der bayerischen Rheinpfalz, dorthin ging, Studien zu machen. Er schilderte dies Thal mit seinen wunderbaren Sandsteinformationen mit einer wahrhaft dichterischen Begeisterung.

Unvermerkt geriethen wir in das lebhafteste Gespräch über Kunst, Kunststreben, Düsseldorfer blaue Landschaften und ockergelbe Genrebilder. Es fand sich, daß wir merkwürdig harmonirten, und ehe eine Stunde verging, waren wir Freunde, und ich versprach ihm, die Reise mit ihm zu machen. Was lag mir daran, ob ich in die Pfalz oder in das Mainland reiste. Städte wollte ich nicht suchen. Ich floh sie ja.

Das Boot war längst im Gange und wir bemerkten es kaum. Seine Blicke flogen oft über den Kasten des Eingangs hinweg. Wir waren schnell vertraut geworden, daher ich von der Farbe reden konnte.

Sie sind nicht allein Landschafter, sagte ich lachend.

Er verstand mich schnell, lächelte und meinte, das Schöne ziehe den Künstler überall an, vielleicht noch mehr, als das Auge des Dilettanten.

Er spielte auf meine Bemerkung an.

Gewiß, sagte ich; aber mir will's scheinen, als rede das Herz mit.

Er erröthete. Sie haben scharfe Augen; wenn Dunker in Berlin stirbt, müssen Sie sein Nachfolger werden, sagte er.

Danke! Das Spioniren ist nicht in allen Sphären meine Sache. —

Er schwieg einige Zeit, und es schien mir, als gehe er mit sich zu Rathe. Endlich sagte er: Ich glaube fast, ich muß Ihnen Alles sagen. Vielleicht liegt auch dabei ein Eigennutz im Hintergrunde. Er zog mich gegen den Schiffsschnabel und erzählte mir: Seit Jahren in Düsseldorf lebend, hatte er Angelika M., die Tochter des reichsten Kaufmanns und Fabrikherrn, der gegen ihm über wohnte, heranblühen sehen. Unvermerkt stahl sich das Engelsbild in seine Seele, in seine Bilder, die ihm alle glichen, wenn er irgend einmal im Genre oder in der Historie arbeitete. Er liebte, und das Mädchen war nicht gleichgültig geblieben. Sie liebte ihn auch. Den Vater aber ergrimmte das über die Maßen. Sein Haß wuchs, als er R's Bilder sah und die Aehnlichkeit der Köpfe mit Angelika. R. warf sich auf die Landschaft und leistete hier noch Ausgezeichneteres als im Genre und in der Historie. Er dachte, den Alten, der eine tolle Kunstliebe trug, durch die Vollendung seiner Bilder auszusöhnen; aber er vergab nicht. Seine Bilder würdigte er keines Blickes. Indeß glomm die Liebe fort und nahm, wie das alte Volkslied sagt: kein Ende mehr. — Der Alte brachte Angelika in eine ferne Pension. R. wanderte studirend in diese Gegend, fand Eintritt in die Pension, und die stumme Liebe gewann nun die Sprache. Da rede mir Einer von Entfernen! Ueber Thäler und Höh'n, über Meere und See'n, über Flüsse ohne Steg findet Liebe den Weg. Das ist ein alt Sprüchlein, aber seine Wahrheit bleibt ewig jung und neu. So stand die Sache, als der alte M. seine Tochter wieder holte, sie aber wie ein Argus bewachte. — Wache, Du alter, filziger Höllenhund! R. erfuhr doch diese Reise und reiste auch. Er mußte sie sehen, sonst meinte er, sterben zu müssen. Vater und Tochter reisten nach Straßburg. R. wußte die Zeit ihrer Rückkehr um Pfingsten. Bis dahin war er in Mannheim und gewiß traf er sie wieder. Er ging dorthin, weil er eine schöne Landschaft dort ausgestellt hatte, mit der er überdies eine besondere Absicht zu haben schien.

O, könnten Sie mit dem alten M. bekannt werden, sagte er; vielleicht böte sich Ihnen Gelegenheit, diese Zeilen in die Hand Angelika's gelangen zu lassen.

Die Geschichte gefiel mir. Das Avancement zum postillon d'amour war pikant. Ich nahm das zierliche Briefchen und ging unter das Zelt des Hinterdecks, während R. in die Cajüte hinab stieg.

Unfern des Alten nahm ich Platz. Eben flog Stolzenfels an uns vorüber.

Haben wir nun doch versäumt, des Königs Burg zu besehen, sagt der Alte ärgerlich zu seiner schönen Tochter.

Da haben Sie viel versäumt, redete ich ihn an, zumal die schönen Fresken jetzt zu werden beginnen, auch schon theils vollendet sind. Das ist eine königliche Pracht.

Sie sind also bekannt auf der Burg?

Vollkommen.

Man hat dort reellen Kunstgenuß?

Den reellsten.

Alle Blitz! daß ich nicht dort war, das kränkt mich! Es ist ein eigenthümlicher, aber schöner Gedanke, diese Burgen wieder aufzubauen.

Ohne Zweifel! Hätte ich Geld, ich thät's auch.

Burgen sind wohl noch genug zu haben?

Sie irren, Verehrtester. Lahneck da drüben wird der Herzog zu Nassau aufbauen, Liebenstein und Sternberg gehören der Familie von Preuschen. Die Katze bei St. Goarthausen ist Eigenthum des Herrn von Schmielinsky, Schönberg bei Oberwesel ist im Besitze des Prinzen Albrecht von Preußen, Gutenfels bei Caub ist Eigenthum des Archivar's Habel in Wiesbaden, die Pfalz gehört dem Herzog von Nassau, Stahleck bei Bacharach der Königin von Preußen, Fürstenberg bei Rheindiebach ist allein noch käuflich. Die Heimburg bei Niederheimbach hat ein Notar aus Crefeld gekauft. Soneck besitzen die Prinzen von Preußen, Brüder des Königs, Rheinstein ist Eigenthum des Prinzen Friedrich von Preußen, Reichenstein, auch Falkenburg genannt, gehört dem Obersten von Barfuß in Berlin, Klopp über Bingen ist im Besitze des Grafen Medem, Ehrenfels ist nassauische Domaine — und Rheinfels bei St. Goar, was ich bald vergessen, hat der Prinz von Preußen gekauft. Wenn auch nicht alle, doch die meisten werden aufgebaut. Hätten Sie nicht Lust, Fürstenberg zu kaufen? Es ist die schönste aller dieser Ruinen.

Ich? rief er; Gott behüte mich! Das ist kein reelles Geschäft. Kostet viel und bringt nichts ein. Das ist so etwas für die Prinzen und Fürsten.

Aber Bethmann-Hollweg hat doch auch Rheineck aufgebaut!

Ach ja, diese berühmte Giebelmusterkarte! Nun, ich lasse Jedem seine Liebhaberei, ohne ihn zu beneiden.

Und haben selber keine?

Wer sagt das? Ich liebe schöne Gemälde und habe eine nicht unbedeutende Sammlung von Bildern alter und neuer Meister.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Bei dem Festmahle zu Ehren der französischen Industrieausstellung äußerte der Herzog von Nemours: „Ich habe mit wahrhaftem Nationalstolz eure herrliche Ausstellung gesehen. Wäre es mir vergönnt, die verschiedenen Eindrücke, welche sie auf mich gemacht hat, zusammenzufassen in ein Bild, so würde ich die Franzosen den Kindern einer und derselben Familie, den Staat einem wohleingerichteten Hause, und den Kunstfleiß der Hausfrau vergleichen, die in emsiger Thätigkeit für alles Nothwendige sorgt, ohne des Schmuckreichen, ja des Ueberflüssigen zu vergessen. So erscheint mir die Industrie im Innern. Nach Außen aber vergrößert sich das Bild. Dort nimmt sie souveraine Attribute in Anspruch, denn sie hilft zur Vertheidigung des Landes, trägt bei zum Ruhm der Nation, empfängt Tribut aus der Fremde, und schüttet Reichthum in den Schooß der Muttererde."

In Magdeburg sich zwei Eisenbahnpredigten im Druck erschienen. Bisher hatte man nur Eisenbahnwalzer und Eisenbahntorten u. s. w.

(München, 25. Juli.) Prof. Amsler hat wieder ein ausgezeichnet schönes Werk seiner Hand, den Stich des Goethedenkmals nach Schwanthaler's Modell, vollendet, der, was das liebevolle und verständige Eingehen in die Intention des genialen Meisters, die Sorgfalt und Correktheit der Ausführung und die klare ausdrucksvolle Behandlung der Licht- und Schattengebung betrifft, den werthvollsten Leistungen des Kupferstichs in neuerer Zeit sich anreiht.

(Aus Westphalen, 19. Juli.) In Dortmund erzogen die evangelischen Großältern einer unverheiratheten zu Elberfeld wohnenden evangelischen Person deren uneheliches Kind, einen Knaben von circa 12 Jahren. Der Vater des Knaben, ein schweizerischer Katholik, war früher in Elberfeld Uhrmachergesell gewesen, und in seine Heimath zurückgekehrt, ohne seine Braut zu heirathen. Derselbe hat nun vor einiger Zeit wider den Willen der Mutter und der Großältern den Knaben, als dieser gerade aus dem der Post gegenüber liegenden Gymnasialgebäude trat, schnell in den Postwagen bringen und fortfahren lassen, Niemand weiß wohin. Die trostlose Mutter, der nach dem Gesetz allein das Kind gehört, eilte vergebens von Elberfeld nach Dortmund; ihr Kind ist bis diese Stunde nicht wieder zu finden gewesen. — Wir hoffen, daß die preußische Regierung Alles thun wird, den Knaben seiner Mutter wieder zu verschaffen, und daß der Kantonsbürger eine tüchtige Lektion für den frechen Raub eines preußischen Unterthans bekommen werde.

(München, 24. Juli.) Vorgestern gab der bekannte Rechnenkünstler Dase im kleinen Saale des k. Odeons Proben seines außerordentlichen Zahlensinnes vor einem größern Publikum, nachdem er schon früher die physikalische Klasse der hiesigen Akademie durch seine staunenerregenden Leistungen in Verwunderung gesetzt hatte. Es ist kaum glaublich, bis zu welcher Höhe einzelne Anlagen des menschlichen Geistes in manchem Individuum entwickelt sind. In dem beinahe unermeßbar kleinen Zeitraum, in welchem sich die Seele eines Lichteindrucks im Auge bewußt werden kann, hat sich der zwanzigjährige Dase nicht nur jede Zahl einer bis an die Hunderte reichenden Zahlenreihe, sondern auch die Summe, die sie mit der vorausgehenden oder nachfolgenden Zahl bildet, tief in's Gedächtniß geprägt, so daß er im Stande ist, die verwickeltsten arithmetischen Operationen im Gedächtniß mit einer Schnelligkeit auszuführen, mit der ihm der gewandteste Rechner, selbst durch Logarithmen unterstützt, vergebens zu folgen versucht. Dase braucht nur eine beliebige Zahl z. B. von Geldstücken auf dem Tisch ausgebreitet zu sehen, und er giebt in demselben Moment ihre richtige Summe an u. s. f. Die übrigen geistigen Fähigkeiten des jungen Mannes sind in ihrer Entwickelung durchaus nicht verkümmert, und seine Gesichtsbildung ist angenehm.

Nach der „Times" zersprang bei Rio de Janeiro am 25. Mai auf einem der kleinen eisernen Dampfschiffe, die zwischen der Hauptstadt und Prala Grande fahren, der Kessel, und mehr als 40 Personen büßten das Leben ein.

Die ungarischen Reichsstände haben's doch noch besser als unsere Landstände. Wenn sie in Preßburg zusammenkommen, müssen die Bürger ihnen freies Quartier und freie Station für sich und ihr ganzes Gefolge geben, und ein ungarischer Magnat bringt oft 20 bis 30 Leute mit auf den Reichstag. Oft muß ein Bürger mit Familie in die Kammer ziehen und darben, damit sein Magnat sich breit und satt machen kann. Wie aber alle alten löblichen Einrichtungen heutzutage angetastet werden, so sträuben sich jetzt auch die Preßburger, die Magnaten zu beherbergen und zu füttern, und verweisen die Herren in die Wirthshäuser. Man hat nun der Stadt Pesth die Ehre anthun wollen, aber auch diese weiß in ihrem materiellen Sinne sie nicht zu schätzen.

Idee für Anwendung eines schon längst bekannten physikalischen Grundsatzes zu einer Maschine ohne Dampf.

(Schluß.)

Anhang. Verschiedene Bemerkungen und Ansichten.

Von der Gewalt der sich ausdehnenden Flüssigkeiten.

Die Größe der Gewalt einer sich ausdehnenden Flüssigkeit entspricht immer dem ihr entgegengesetzten Widerstande, wie es durch Versuche dargethan worden ist, so daß man diese Gewalt, weil sie nicht so rasch wie der Dampf wirkt, selbst für leichten Druck anwenden kann. Bei langsamer Entwicklung ist diese Gewalt eben so fähig, den stärksten Widerstand zu überwinden, wie bei schneller Entwicklung. Bei letzterer ist die Wirkung der Gewalt nur schneller.

Je heißer demnach die einwirkende Luft und je größer die Heiz-

fläche der Röhren ist, desto schneller, aber nicht gewaltiger ist die Wirkung des Oels.

Man kann die unmittelbare Gewalt des sich ausdehnenden Oels (also ohne Hülfsmittel, aber nach außen drückend) auf zweierlei Weise schwächen, erstens wenn man die Ausgangsröhre aus dem Oelcylinder enger macht, als sie der Entwicklung des Oels entspricht, oder wenn man das ausfließende Oel vermittelst eines Krahnens zum Theil aus der Ausgangsröhre nach anderer Seite hin abfließen läßt, also den Ausstrahl theilt, was jede Behinderung und Gefahr abhält.

Durch enge Röhren in obengedachter Art geht das austretende Oel wohl rascher aus dem Cylinder heraus, aber auch mit geringerer Gewaltausübung nach Außen.

Bequem austretendes Oel hebt einen nur Einen Zoll dicken Kolben mit derselben Gewalt, als einen dickeren, den letzteren aber natürlicherweise langsamer.

Ein mit großer Gewalt rasch ausströmender Wasserstrahl (z. B. aus einem oben berechneten Wassercylinder) wirkt auch ohne Umfassung (außerhalb seines Gefäßes durch die Luft frei hindurch) stark wie ein Eisenstab eine gewisse Gewalt aus, ohne sich sehr zu zerstreuen, wie es sich bei den Feuerspritzen bewährt, deren Wasserstrahl auf eine weite Strecke hinaus Gefache von Häusern eindrückt.

Von der anzuwendenden Luft als Heitzungsmittel.

Sie muß rasch strömen dürfen, also durch weite Ausgänge.

Je heißer, also dünner, sie ist, desto schneller strömt sie.

Heiße Luft kann man auch zum Heißmachen für andere Zwecke benutzen, vielleicht in Küchen, in Fabriken zum Heißmachen des Wassers in Bütten u. s. w.

Von den Heitzröhren.

Die geeignetsten sind solche von Kupfer, welches ein guter Wärmeleiter ist. Sie müssen schwächer als ihr Cylinder seyn, damit sie bei störenden Vorfällen durch den Druck des Oels eher brechen als jener. Sie brauchen aber auch nicht stärker zu seyn, als es der von einer Maschine geforderte Druck nothwendig macht.

Je enger sie sind, desto mehr Druck halten sie aus, desto dünner dürfen ihre Wände seyn und desto langsamer heitzen sie aber auch.

Ob wenige oder viele Heitzröhren in Einem Cylinder angewendet werden, so ruht doch auf jeder einzelnen Röhre der gleiche Druck, weil die Spannung im gesammten Oele ist und nur dem ihr entgegengesetzten Widerstande entspricht.

Je stärker ihre Wände sind, desto länger halten sie die Hitze.

Von der Beherrschung des sich ausdehnenden Oels bei Radbewegungen.

Da die Entwicklung des Oels nur allmälig geschieht, also nicht im Nu, wie der Dampf wirkt, so muß die Eröffnung und Schließung der Eingänge unter die Oelkolben, welche die Kolben der Wassercylinder ziehen, rasch geschehen, denn anders würde das Oel auf beide Kolben zu gleicher Zeit, wenn auch langsamer, wirken, aber jedenfalls Störung verursachen. Demzufolge muß die Verschiebung eines Schiebers oder das Ummwenden von Krahnen entweder vermittelst eines starken Uhrwerks geschehen, welches zwei Stangen mit Gewichten abwechselnd heben und fallen läßt u. s. w., oder die Oelkolben müßten abwechselnd starke Uhrfedern spannen, welche, wenn sie wieder losgelassen werden, rasch schlagen, also sehr rasch öffnen und schließen, oder die Kolben müßten Hämmer aufheben u. s. w.

Vermittelst diesen Vorrichtungen muß auch dem Oele, welches von den heruntergehenden Kolben zurückgepreßt wird, Ausgang verschafft werden.

Die Zeichnungen aller Theile einer für ein Locomotiv anwendbaren Maschine, wie ich sie ausgedacht habe, so wie der ganzen Maschine, nebst den nothwendigen Erklärungen, sollen nach Möglichkeit baldigst folgen.

Sehr erfreulich wird es für mich seyn, wenn alles Obige von Sachkundigen der Beachtung wird gewürdigt werden und irgend ein Nutzen für mein Vaterland daraus entspränge.

II. Anwendung des mechanischen Verhältnisses der gewöhnlichen hydraulischen Pressung (Fortschiebung) zur Radbewegung.

Bei den bisherigen hydraulischen Pressen hat man vermittelst eines dünnen Kolbens einen eben so dünnen Wasserstrahl in einen weiten Cylinder gepreßt und dadurch die Hebung eines breiten Kolbens bewirkt.

Meines Erachtens müßte sich solche Hebung leichter bewirken lassen, und zwar dadurch, daß man viele dünne Uhrfedern in einen mit Oel gefüllten Cylinder auf Scheiben aufwindet.

Fertigt man nun einen Cylinder mit zwei Kammern (die Zeichnungen folgen später), so kann man die Uhrfedern durch eine Zwischenwand hindurch abwechselnd aus einer Kammer in die andere einwinden u. s. w.

Um das Aufwickeln der Uhrfedern auf die Scheiben glatt gehen zu machen, müssen diese von dem Punkte an, wo die Uhrfedern in eine Ritze derselben zur Befestigung eingesteckt werden, so tief eingefeilt werden, als eine Uhrfeder dick ist, damit diese bei ihrem zweiten Gange um die Scheibe herum auf keine Unebenheit stößt.

Von gedachtem Punkte (der Ritze) aus muß die Ausfeilung weiterhin immer weniger, also verlaufend, geschehen, so daß die Scheibe nur äußerst wenig von ihrem Kreisumfange verliert und demnach nur einen äußerst kleinen Hebel bildet, mit welchem sie die in einem Cylinder befindliche Flüssigkeit aus dem Raume drückt.

Ganz dünne Uhrfedern von ungefähr 1/60 Zoll Dicke möchten wohl die geeignetesten für solche Maschinen seyn und bei ihrem Einschleichen vielleicht keinen Widerstand finden, wodurch dann eine äußerst starke Gewalt erzeugt würde, ohne Feuer, also zum großen Nutzen für holz- und kohlenarme Länder.

Das Hin- und Herwinden der Uhrfedern kann durch Menschenhände geschehen, wenn die Einwindung der Uhrfedern leicht geht; bei Widerstand wendet man eine andere Hülfskraft an, worüber später mehr.

Für Erzeugung einer geringen Gewalt darf man vielleicht Seile hin und her winden.

Berechnung. Wenn Eine Uhrfeder 1/60 Zoll dick und 1 Zoll breit ist, so müßte sie mit 60 Zoll ihrer Länge eingewunden werden, um 1 Kubikzoll Flüssigkeit aus dem Raume zu drücken. Diese Einwindung würde aber zu viel Zeit kosten, weshalb es besser ist, viele Uhrfedern, z. B. 60, einzuwinden. Werden demnach so viele nur Einen Zoll tief eingewunden, so drängen sie schon 1 Kz. Flüssigkeit aus dem Raume, und wenn sie 18 Zoll tief eingewunden werden, 18 Kz., also genug für Hebung eines Kolbens von ungefähr 2 Zoll Dicke auf 6 Zoll Höhe, vermittelst welchem, wie bei der Maschine mit erwärmten Oele, der Kolben eines Wassercylinders gezogen wird.

Auf der Eisenbahn muß der Hub eines solchen Kolbens binnen 12 Secunden geschehen, in welcher Zeit gedachte Einwindung aller Wahrscheinlichkeit nach geschehen kann.

Sollte diese Erwartung nicht in Erfüllung gehen, so fertigt man etliche solcher Maschinen und läßt die aus den gleichzeitig in Wirksamkeit befindlichen Kammern gedrängte Flüssigkeit unter Einen Kolben treten.

Bei Anwendung dreier solcher Maschinen hat jede nur 6 Kz. zu jenem Hube zu liefern, es brauchen ihre Uhrfedern also nur 6 Zoll tief einzugehen, was gewiß in 12 Secunden geschehen kann u. s. w.

Außerdem sind zu der ganzen Einrichtung für ein Locomotiv alle Hülfsmittel wie bei der Maschine mit erwärmten Oele nothwendig.

Johann Georg Zährer,
Lehrer an der hiesigen Musterschule.

Mainwasser-Wärme.

Dienstag, 30. Juli, Morgens 8 Uhr: 16 Grad. W. Gerlach.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 30. Juli. Czaar und Zimmermann, komische Oper in 3 Abth., Musik von Lortzing.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 211. Donnerstag, den 1. August 1844.

Mutterliebe.

Aus dem Italienischen von Lobt.

. . . So lange die Wirthin noch sprach, ging ein junges Mädchen mit einem Kind auf dem Arme an uns vorüber.

„Ei, wie schön ist sie!“ rief Lady Mathilde.

„Arme Verlassene!“ sprach die gute Frau; „sie büßt schwer die Schuld ihres Vergehens! Voriges Jahr war sie noch die Freude des ganzen Dorfes, und der Stolz ihrer Mutter. Jeder, der ihr begegnete, und den sie freundlich nickend grüßte, hielt es für eine glückliche Vorbedeutung; die Greise lächelten bei ihrem Anblicke, und ihr nachschauend, sprachen sie: „Gott erhalte dieses liebliche Wesen!“ Die Jünglinge nannten sie nur die Blume des Thales, und die jungen Mädchen nahmen sie sich zum Vorbilde, weil sie die Liebenswürdigste, Bescheidenste und Schönste unter ihnen war. O, Milady! wie strafbar war er, der unwürdige Roger, der die Ruhe eines so engelgleichen Geschöpfes untergraben konnte! Keines Jünglings Auge im Kirchensprengel blieb thränenleer für jene Blume, um deren Besitz jeder den Andern beneidet hätte; und ist sie nun gleich geknickt, so dürfte es doch Keiner ungestraft wagen, sie deshalb spöttisch anzusehen. Was indessen Roger betrifft, wenn er sich je wieder hier sehen lassen wollte, und da sey Gott für, Milady! der käme mit dem Leben nicht mehr davon.“

In diesem Augenblick erscholl ein durchdringendes Geschrei, und Jedermann wurde von Schrecken ergriffen. Eine tiefe, schauerliche Stille trat ein, welche endlich durch ein unverständliches Gemurmel und lautes Klagen und Jammern unterbrochen wurde.

Eine Menge Stimmen riefen zu gleicher Zeit: „Molly, Molly, Molly! der Adler trägt Molly's Kind fort!“

Auf dieses Geschrei eilten auch wir, dem Beispiele der Dorfbewohner folgend, nach der Anhöhe, von wo aus man — jedoch in einer unermeßlichen Entfernung — den Adler seine unschuldige Beute zwischen den Krallen halten sah. Die Dorfbewohner umgaben schleunigst den Fuß des Berges Glen Orchy, und Aller Blicke waren nach dem hohen Felsen gerichtet, wo sich stolz und unbeweglich der Adler, nebst seinem Weibe, mit dem Raube niedergelassen hatte.

Bald aber lenkte ein anderer Gegenstand, der die gefühllosesten Herzen rühren mußte, die Blicke auf sich . . . . dies ist Molly, die auf einem Steinblocke bleich — gleich einer Marmorstatue — saß. Ihre nach dem Felsengipfel gerichteten Augen vergossen keine Thränen. Allein man konnte die fürchterlichste Todesangst aus ihnen lesen. „O mein lieber Knabe!“ lispelte sie, „bist Du mir für immer entrissen?“ Dann schwieg sie . . . . und schwang sich plötzlich mit Pfeilesschnelle empor, wie von einer neubelebten Kraft ermannt, der keine andere gleich kommt, und die sich nur einer verzweifelten Mutter mittheilen kann, den Felsen hinan. Gleich einem Schatten schwebte sie über die steilsten Klüfte hin, und in kurzer Zeit hatte sie schon eine bedeutende Höhe erreicht. Bei dem Anblicke Molly's über dem schauerlichen Abgrunde wiederholte sich das Angstgeschrei der ihr nachschauenden Menge. „Sie stürzt, sie stürzt hinab!“ und Alles kehrt mitleidsvoll den Blick zur Erde, um von diesem fürchterlichen Unglücke nicht Zeuge zu seyn.

„Sollte denn gar Niemand ihr zu Hülfe eilen können?“ rief Lady Mathilde. „Muß die Arme von Gott und Menschen verlassen bleiben? Hat Keiner unter euch Muth genug, um jener Unglücklichen nachzufolgen?“

Da riefen tausend Stimmen: „Mark Stewart, nur Mark Stewart allein könnte sie retten. Er, der weder vor der Mündung einer Kanone zittert, noch bei dem furchtbaren Brausen der Stürme den Muth verliert, dieser allein kann Molly retten.“

„Mark Stewart!“ wiederholte ein alter Gebirgsbewohner mit weißen Haaren.

„Da bin ich, Vater, und zum Gehorchen bereit,“ sagte ein vortretender Mann, von herkulischer Gestalt und von durch die Luft des Oceans gebräunter Farbe.

„Rette sie, rette sie!“ und Alle winkten der den Felsen Glen Orchy hinanklimmenden Molly zu.

„Hier nehmt,“ sagte Lady Mathilde rasch, indem sie mit zitternder Hand alles Geld, das sie zusammenraffen konnte, ihm, nebst andern werthvollen Gegenständen, anbot, „da nehmt,“ setzte sie hinzu, und riß sich eine glänzend goldene Kette vom Halse, „ich verspreche Euch im Angesichte Gottes Alles, was Ihr von mir verlangt, zu geben.“

„Behalten Sie Ihr Gold, Milady! meines Vaters Söhne lassen sich nicht bezahlen, wenn es sich darum handelt, ein Menschenleben zu retten. Beten Sie aber zu Gott, daß er mich beschütze; und Ihr, Vater,“ sagte er zu dem Alten, „gebt mir Euren Segen,“ und somit kniete er vor dem alten Vater nieder, und dieser legte ihm die Hände, mit lauter Stimme segnend, auf seine schwarzen Haare.

Molly hatte unterdessen ihren gefährlichen Weg fortgesetzt, ohne zu bedenken, daß ihre Kräfte sie verlassen und den Gipfel des Berges nicht erreichen lassen könnten; sie sah weder Abgründe noch Ströme, und beachtete keine Gefahr. — O, wie groß ist die Macht der Mutterliebe! Gewiß wachte die göttliche Allmacht darüber, damit der Stein unter ihren wankenden Füßen nicht weiche, und die schwachen Dornbüsche, nach welchen ihre zitternden Hände haschten, sich nicht losrissen! . . . Jetzt sind Aller Blicke auf Mark Stewart gerichtet. Mit Eifer war der beherzte Bootsmann Molly's Schritten nachgezogen, er überschreitet die Ströme und Abgründe, hat schon eine gute Anzahl Hindernisse beseitigt, als ihm noch die schwierigsten übrig bleiben. Den Felsen nämlich, der an der Stelle, wo Mark stand, sich zu einer ungeheuren Pyramide erhebt, sollte er senkrecht ersteigen. Seine Unerschrockenheit und seine Ausdauer hatten ihn erst dann verlassen, als er um sich herschaute, und wirklich . . . . kaum hat er die unermeßliche Höhe und die Abgründe, die ihn umgeben, wahrgenommen, als ihn ein fürchterlicher Schwindel ergreift, der ihm alle seine Kräfte und seine Fassung lähmt. Der sonst unerschrockene Mark schaudert vor Schrecken, und bedeckt sich das Gesicht mit den Händen, indem er es nicht wagt, weder den unter seinen Füßen gähnenden Abgrund genauer zu beschauen, noch mit dem Auge den Gipfel zu bemessen, der ihm in seiner Angst vorkam, als drohe er auf ihn herabzustürzen.

Als man sah, daß jenen beherzten Mann Muthlosigkeit überfiel, da zeigte sich die Theilnahme allgemein, und Molly's Untergang wurde für unvermeidlich gehalten. Inzwischen hatte sie durch der Mutterliebe Macht den Felsengipfel erreicht, und war schon bei dem Adlerneste angekommen. — Hier erfüllte ihr Ohr auf einen Augenblick ein eigenthümliches Geräusch, und plötzlich sah sie sich wie von einer Wolke umgeben. Es war dies nämlich der Schatten jener wilden Vögel, die durch die unerwartete Erscheinung eines Sterblichen an einem Orte, wohin bisher kein ähnliches Wesen gedrungen war, aufgeschreckt waren, und durch das Ausbreiten und Schlagen mit ihren Flügeln die Luft wie durch einen Sturmwind aufregten. Die Augen dieser wilden Vögel leuchteten vor Wuth, und schon wollten sie sich anschicken, über die neue Beute herzufallen... doch nein, als ob sie durch die Herzhaftigkeit der jungen Mutter und deren festen Blick abgeschreckt worden wären, heben sie sich mit wildem Geschrei in die Höhe, um nach der entgegengesetzten Seite des Berges zu fliehen. Dort stürzt sich der Strom mit starkem Brausen in die Tiefe, wo er als dichter Qualm gefriert. Die arme bebende, fast mit dem Tode ringende Mutter näherte sich nun dem von den Vögeln verlassenen Neste . . . . Mit ängstlichem Zagen wirft sie einen raschen Blick in dasselbe, einen Blick, von dem ihr Leben, ihr ganzes Seyn abhängt! Hier gewahrt sie einen Gegenstand, der sie überschwänglich glücklich macht, es ist . . . . ihr liebes Kind, das auf blutige Gebeine der von den Adlern verzehrten Thieren niedergelegt war.

„O Gott der Liebe! o mein Kind!“ rief sie, nahm es eilends zu sich und floh den Schreckensort. Jene heftige Bewegung hatte das Kind, das bisher immer noch schlief, aufgeweckt; ein schwacher Schrei entfährt ihm! . . . Gewiß hat der Engelchor mit allen Himmeln nie mehr Freude empfunden, wenn neue Selige ihren Eintritt in die ewige Wohnung feierten, als die jauchzende Brust jener Mutter. „Es lebt! es lebt!“ rief sie, wie aus einer Ohnmacht erwachend, und welche unaussprechliche Wonne fühlte sie, als sie, seine Brust entblößend, Ueberzeugung gewann, daß es athme. Nur eine Seelenangst, wie sie sie ausgestanden, konnte einem schwachen Weibe solche Kräfte verleihen, um Das auszuführen, was bisher dem Menschen eine Unmöglichkeit schien. Erst nach überstandenem Schrecken kehrte sie wieder in einen natürlichen Zustand zurück, und erkannte nun die Gefahr, in der sie schwebte. Jetzt ward ihr erst das Schreckliche ihrer Lage klar, alles Blut erstarrte ihr in den Adern, und zum ersten Mal erschrak sie vor dem Gedanken, daß ihr alle menschliche Hülfe abgeschnitten sey. Bei'm ersten Umherschweifen ihres Auges schauderte sie vor Angst zurück, denn der Felsen erhebt sich hier gleich einem Thurme, und überall sieht sie nur unermeßliche Tiefen, jähe Klüfte, Abgründe und Ströme . . . . dann erblickte sie in weiter Ferne Etwas, das sich gleich einer Anzahl Ameisen hin- und herbewegte.... es sind Menschen.... Sterbliche, die Nichts zu ihrer Hülfe beitragen können, und deren Unmacht und Schwäche sich nur zu deutlich zu erkennen giebt. Endlich gewahrt sie einen grünen Punkt, und ihr inneres Gefühl, mehr als ihr Auge, sagt ihr, daß es ihr geliebtes Thal sey; zugleich bezeigen es die Ulmenbäume, die ihrer Mutter Hütte beschatten, und dort steht ja die Wiege ihres Knäbchens.

(Schluß folgt.)

Unterwegs.

(Reiseskizzen von N.)

(Fortsetzung.)

Es freut mich, in Ihnen einen verwandten Geist zu finden, sagte ich zu dem Düsseldorfer Kaufmann, und erzählte ihm nun von meinen Bildern. Als er meinen Namen erfuhr, wurde er überaus freundlich. Ich lud ihn zu mir ein und wandte mich besonders an seine Tochter. Ja, ja, Angelika, das wollen wir doch ja dankbar annehmen, sprach er. So was Herrliches, wie es Hr. N. hat, sieht man nicht alle Tage. Heutzutage viel Geklecks! Die Landschaften sind unausstehlich blau, manierirt, steif, ohne Poesie, besonders die des Malers N., der vorhin dort stand. Das Genre ist zwar unendlich; aber die Räuberbilder, die Campagna-Scenen, die Bettler, die Tyroler und Guerillas sind bis zum Ekel dagewesen. Die Leute haben keine Phantasie, keine Poesie; kopiren das nackte Leben und damit Holla. Die Historie regt sich nur noch in Belgien. Ja Galloit und de Biefve, das laß ich noch gelten, und Huß und dergl.; aber das Andere ist meist schlechter Schund. Vollends die steifen Heiligenbilder, wo die Engel Meßgewänder tragen wie Chorknaben oder angehende Priester; dann das Malen historisch poetischer Bilder, so eine Lurelei. — Mich ärgert alle Mal, wenn ich die Nixe des Lurlei die Lurelei nennen höre, fiel ich in den kritischen Redestrom des echauffirten Mannes.

Wie so? fragte er stutzig.

Weil das eine Dummheit ist, die wir dem leichtfertigen Heine nachschwatzen. Lei, Lai, heißt schlechthin jeder Schieferfels am Rheine und daher jeder Fels im Allgemeinen. Die Nixe aber nennt die Sage: Lore, Lure; Lorelai oder Lurelei

heißt der imposante Fels, wo sie die Sage wohnen, singen und bezaubern läßt, Fels der Lore.

Nun, auch gut, sagte er, ärgerlich, daß ich ihn unterbrochen; wenn nun diese Leute Stoffe aus Poesien nehmen und schmieren sie auf die Leinwand, dann ist's vollends, um verrückt zu werden, wie das bizarr oder konfus ist. Ich könnte Ihnen Belege aus Shakespeare, Uhland, Tasso und Dante anführen, die eclatant sind.

Jetzt nahten wir uns der Marrburg. Er wandte sich gegen Braubach hin und ich ließ rasch das Brieschen in Angelika's Hand gleiten. Sie erglühte tief. Ich legte den Finger auf die Lippe, deutete auf das Herz und war blitzschnell bei dem Alten, dem ich die Geschichte der Marrburg in möglichster Breite vorerzählte. Wo ich nichts wußte, machte ich's wie die Rheinreisehandbücher, ich log. Der Alte gewann vor meinem Wissen Respekt. Als ich das merkte, begann ich jene kunstrichterlichen Urtheile zart erst, dann stärker zu fassen und zu berichtigen; aber ich hütete mich wohl, R. zu vertheidigen. Hätte ich seine Partie angenommen, so war's rein alle mit uns beiden.

Die Freude hatte ich, daß Angelika mir zulächelte; aber dies Lächeln war so eigen; es lag eine so tiefe Trauer darin, daß mir's durch die Seele ging. O könnte ich Dein Glück fördern! dachte und wünschte ich. Doch wie sollte das geschehen können? —.

Unser Gespräch blieb lebhaft, bis wir Bingen vor uns sahen.

Ach, sagte er, da entsinne ich mich eines Viehstücks von Simmler, der dort herum zu Hause seyn muß; das hätte ich haben mögen; es hatte Bingen als Hintergrund und war trefflich.

Ich kenne das Bild, sagte ich, und theile Ihre Ansicht. Simmler ist aus Geisenheim dort, wo die schönen Thürme neuerbaut sind. O sehen Sie doch dies Bingen! Wie herrlich es da liegt. Dort oben die Kapelle! Hier das Schloß, die Mündung der Nah! Da möchte ich wohnen!

Das Schiff legte an. Wir trennen uns hier, sagte ich, doch hoffe ich, Sie bald bei mir zu sehen.

Er versprach's.

Als ich mich bei Angelika empfahl, fragte ich leise: Darf ich ihm nichts sagen?

Doch, flüsterte sie erröthend und legte ein Blatt in meine Hand.

Alter, Du bist betrogen! jubelte ich im Herzen und folgte R., der bereits meinen Reisesack und sein Ränzel einem der, Raubthieren gleich, zugreifenden Sackträger aufgeladen hatte.

Wir standen noch lange und sahen dem Boote nach. Ein weißes Taschentuch wehte uns zu. War das Zufall? — Diese Frage richtete ich an meinen Maler, der dastand wie weiland Lot's Weib, und dem Schiffe nachsah, das sein Glück hinwegtrug.

Nein! rief er aus und preßte meinen Arm in den Seinen. Was haben Sie ausgerichtet? fragte er.

Sie wollten mich schon als Polizeirath an Dunker's Stelle placiren, jetzt denke ich, werden Sie mich in der Diplomatie, etwa als **charge d'affaires**, anstellen.

Reden Sie!

Nun, ich habe ihr das Brieschen so unvermerkt in das feine Händchen gleiten lassen, daß die Wangen in Purpur glühten und ich einen Blick empfing, um den Sie mich beneiden könnten, den ich aber auch für kein Gut abtrete.

Und nichts weiter? —

Beim Abschied erhielt ich Das!

R. fiel mir auf offener Straße um den Hals und zerküßte mich, daß die Leute umher laut auflachten.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Berlin, 26. Juli.) Der aus Frankfurt zu Gastrollen hier angekommene Schauspieler Baison trat vorgestern in Hamlet als Prinz von Dänemark im k. Schauspielhause zuerst auf, und entsprach dem ihm vorangegangenen großen Rufe. Die Zuschauer schenkten dem dramatischen Künstler während der ganzen Vorstellung lauten Beifall, und riefen ihn sogar in den Zwischenakten hervor, welche Ehre hier nur selten großen Künstlern erwiesen zu werden pflegt. (W. Z.)

In Aachen, das bekanntlich eine städtische Spielbank hat, ist ein neues Theaterstück von P. W. Cramer: „Ein Opfer der Spielhölle," verboten worden.

Die armen protestantischen Freunde sind hart bestraft worden. Eine Versammlung von Missionsgeistlichen in Berlin beschloß zuerst, öffentlich zu erklären, die in Cöthen versammelten protestantischen Freunde seyen gar keine Christen; nachher aber beschloß man, Gnade für Recht ergehen zu lassen und sie durch Beten zu beschämen und zu bekehren. Alle Anwesenden knieeten daher langsam nieder und ein Pfarrer sprach ein Gebet vor für die Bekehrung der irrenden Cöthner. Noch scheint's aber nicht gefruchtet zu haben. (Dorfz.)

Korrespondenz.

Hamburg, 27. Juli.

Chrudimsky.

Hr. Chrudimsky hat in seiner dritten Gastrolle, als Robert, einen wahren Triumph gefeiert. Das Haus war trotz des schönsten Sommerwetters zahlreich besetzt und dem Gaste wurde in jedem Acte, in jeder Scene lauter, stürmischer Beifall zu Theil. Die Stimme war so frisch, schmelzend und volltönend, dabei hielt er sich fern von allem Forciren und Effecthaschen. Es ist eine Eigenthümlichkeit dieses Sängers, daß er oft im letzten Acte am kräftigsten, am reinsten in seiner Stimme erscheint. Wo andere Sänger (z. B. Tichatscheck) die Frische ihrer Mittel eingebüßt haben, da bietet er noch unversehrt die herrliche Gottesgabe. So schien uns auch diesesmal der fünfte Act der Glanzpunkt der ganzen Darstellung. Ch. steht als Robert dem ersten Repräsentanten dieser Rolle, Tichatscheck, würdig zur Seite, in mancher Hinsicht übertrifft er ihn. Tichatscheck's Stimme ist bezaubernd, allein allzu oft umflort und so leicht beschädigt wie dünnes, zerbrechliches Glas; Ch's Stimme ist nicht minder sanft, wohltönend und zu Herzen gehend, aber fest und stark, wie Diamant. Tichatscheck wird übrigens in der nächsten Woche bei uns erwartet und den Musikfreunden Gelegenheit zu interessanten Vergleichen darbieten. — Mad. Fehringer, eine reizende Alice, stand dem Gast würdig zur Seite und war im Gesang wie im Spiel gleich ausgezeichnet. Hr. Lehr wußte sich mit der Partie des Bertram recht gut abzufinden; nur die Stimme der Dem. Evers war an

diesem Abend so eiskalt, so spröde und rauh, daß man mit Recht vermuthen darf, eine Indisposition habe die Dame an der freien Entfaltung ihrer Mittel verhindert. Hr. Chrudimsky, dessen Gastspiel diesesmal leider schon mit dem Robert beschlossen wurde, hat sich als einen reichbegabten Künstler, als einen Heldentenor bewährt, der schwerlich seines Gleichen hat; um so mehr hoffen und wünschen wir, daß der treffliche Gast uns recht bald wieder mit dem Zauber seiner vollkräftigen Stimme erfreuen möge.

Darmstadt, im Juli.

Der Korrespondent, welcher in der Didaskalia vom 25. Juli die Verhältnisse der hier im Jahr 1838 gegründeten Seidenbau-Gesellschaft berührt, scheint von denselben nicht gehörig unterrichtet zu seyn, weshalb man sich erlaubt, den wahren Sachverhalt hier darzulegen. Von dem hiesigen Bürger und Kaufmann Karl Netz erschien im Dezember 1837 ein Aufruf zur Bildung einer Gesellschaft für Einführung der Seidenzucht im Großherzogthum Hessen, welcher vielseitigen Anklang fand und eine noch gesteigerte Theilnahme für die nächste Zukunft erwarten ließ, so daß von den Mitgliedern der Beschluß gefaßt werden konnte, die Gesellschaft mit dem anfänglich subscribirten Kapitalfond von beinahe 15,000 fl. als constituirt in's Leben treten zu lassen. Die ersten Einzahlungen des Kapitals wurden theils zu Ankäufen von Ländereien und Maulbeerbäumen, theils zur Anschaffung von Material für die im Jahr 1839 beabsichtigte erste Erziehung von Seidenraupen verwendet. Den Erfolg dieser Probe hat der Hr. Korrespondent ganz richtig angegeben, er scheint jedoch an der Fähigkeit oder dem guten Willen des Vorstands der Gesellschaft zu zweifeln, deren Project bei einer „richtigen Leitung" zu schönen Hoffnungen berechtigt hätte, zumal da es ihr nicht an den gehörigen Fonds gefehlt habe. Was unter „richtiger Leitung" verstanden werden soll, kann Referent nicht genau entziffern, denn zu einer Seidenzucht gehören doch zuerst und vor allen Dingen Maulbeerbäume und immer nur Maulbeerbäume und daß die Maulbeeranlagen der Gesellschaft bis zum Schluß des Jahrs 1842 auf's herrlichste gediehen waren und wirklich zu den schönsten Hoffnungen berechtigten, davon hat sich Jeder überzeugt, der die Anlagen je besuchte. — Was nun die benöthigten Fonds betrifft, an welchen es der Gesellschaft zum Betrieb einer Seidenzucht in großem Maßstab nicht gefehlt haben soll, so muß Ref. nothgedrungen unterstellen, daß der Hr. Korrespondent niemals in den Seidenbauländern mit eigenen Augen gesehen und erfahren hat, was zu einer Seidenzucht im Großen gehört, sonst würde er wissen, daß man weder mit 11,000 fl., noch mit 15,000 fl. das vorgesteckte Ziel erreicht. Versteht der Hr. Korrespondent jedoch unter nicht „richtiger Leitung" den Umstand, daß in den Jahren 1840 — 44 nichts geschah, was im Stande gewesen wäre, wenigstens die jährlichen Kulturkosten durch Erträge der Anlage zu decken, so muß Ref. vollkommen beistimmen. Die Ursache hierzu liegt aber tiefer, als Mancher glaubt und weiß; denn während ein Theil der Gesellschaft immer darauf drang, Seidenzucht in einem eigenen Lokal zu treiben, wenn auch nur die Kulturkosten erzielt würden, oder zur allmähligen Anlernung des zur Zucht erforderlichen Personals, so widerstrebte beständig der andere Theil der Gesellschaft und so lag denn das Kapital seither nicht allein ganz müßig, sondern die Kosten der Unterhaltung mußten auch noch vom Kapitalfonds bestritten werden, wo es dann wohl erklärlich ist, daß der Gesammtaufwand gegen 11,000 fl. beträgt, besonders wenn man erwägt, daß die Gesellschaft einen Grundbesitz von beiläufig 22 Normalmorgen erworben hatte. Es konnte nicht fehlen, daß dieses Alles eine Entmuthigung der Actionärs zur Folge hatte, und daß von den unzufriedenen unter denselben fernere Einzahlungen zu endlicher Erreichung des Zwecks verweigert wurden. Zur Steuer der Wahrheit sey es aber gesagt, daß diese Verweigerung hauptsächlich von denjenigen Mitgliedern ausging, welche selbst mit ihren schuldigen früheren Einzahlungen zurückgeblieben waren. Allerdings ist die Gesellschaft jetzt schon beinahe als aufgelös't zu betrachten, auch wäre es wenig zu bedauern, wenn störende Elemente daraus schieden, aber an einem detaillirten Rechenschaftsbericht hat es nie und zu keiner Zeit gefehlt und keiner von allen Ausgaben mangelte es je an der Genehmigung der Gesellschaft. Wahr ist, daß das Gesellschaftsvermögen, wie es jetzt dasteht, sehr heruntergebracht erscheint; doch ist es nicht so werthlos, als der Hr. Korrespondent glaubt, denn der Grund und Boden hat immer noch seinen guten Werth; aber die auf Maulbeerbäume und deren Kultur verwendeten Summen sind unter allen Umständen verloren, wenn die Güter parzellenweise und für einen anderen Zweck als Seidenbau verkauft werden sollen. Noch am Schluß des Jahrs 1842 hatte das Gesellschaftsvermögen keine Abnahme erlitten, was derjenige unter den Lesern wird beurtheilen können, der weiß, wie in Frankreich und Italien vollständig mit Maulbeeren bepflanzte Ländereien bezahlt werden. Jetzt freilich haben die Pflanzungen ein anderes Aussehen, nachdem im Jahr 1843 nur sehr wenig und im Jahr 1844 gar nichts dafür geschah. Hätte die Gesellschaft schon im Jahr 1842 ein eigenes, nach den Grundsätzen der Wissenschaft erbautes Haus besessen, so konnten damals schon alle Unkosten aus dem Ertrage bestritten werden und selbst jetzt noch würde die halbruinirte Pflanzung eine nicht unbedeutende Ernte erlauben. — Bei dieser Gelegenheit kann Referent seine feste Ueberzeugung aussprechen, daß es der großen Mehrzahl der Actionäre bei ihrer Betheiligung nicht um einen pecuniären Vortheil, vielmehr darum zu thun war, Hessen mit einem Industriezweig zu bereichern, dessen Vortheile von Vielen geahnt und der nur von wenigen Uebelwollenden angefeindet wird. Eben so wenig zweifelt Jemand, wenn ihm auch nur die Rudimente der Seidenzucht bekannt sind, an der Möglichkeit und Einträglichkeit des praktischen Seidenbaues in Deutschlands selbst nördlichen Ländern. — Die Theilnahme des landwirthschaftlichen Vereins und seine Fürsorge für den neuen Industriezweig ist dem Referenten nur unvollständig bekannt; er weiß nur, daß, als im Jahr 1830 der Kaufmann Netz dem genannten Verein 5000 selbst aus Samen gezogene 6jährige Bäume zur Vertheilung an Gemeinden und Privaten unentgeltlich übergab, der damalige Hr. Oeconomierath Pabst eine warme Thätigkeit entwickelte und durch eigene und fremde Artikel in dem landwirthschaftlichen Wochenblatt es nicht an Aufmunterung zur Seidenzucht fehlen ließ.

Bad-Homburg, 27. Juli.

Gestern gab der berühmte Pianist Döhler im Verein mit dem Violoncellisten Piatti ein großes Konzert im hiesigen Kursaale; das Publikum war eben so gewählt als zahlreich. — Baldenecker, dessen Klavierspiel so außerordentlich Anklang gefunden, wird nächsten Mittwoch ein zweites großes Konzert veranstalten, worin abermals sein so talentvoller junger Bruder auf der Violine mitwirken wird. — Die jüngste Ballreunion war eben so gewählt als glänzend und man freut sich, daß im Interesse der Kurgäste jetzt jede Woche ein großartiger Ball stattfinden wird. — Der Fremdenzug ist sehr stark und unsere Logis auch für die nächsten Monate sehr gesucht.

Frankfurt, 30. Juli.

In Nro. 207 der Didaskalia wird angeführt, daß Hrn. Haag des Raths, bei der Feier seiner goldnen Hochzeit, zwei prachtvoll gearbeitete hohe silberne Leuchter nebst einem Gratulationsschreiben von Seiten Hohen Senats überreicht worden seyen. Dies ist ein Irrthum; die zwei silbernen Leuchter nebst dem Gratulationsschreiben wurden Hrn. Haag des Raths nicht von Hohem Senat, sondern von den einzelnen Mitgliedern des Senats, welche zur Feier der goldenen Hochzeit eingeladen waren, überreicht.

Mainwasser-Wärme.

Mittwoch, 31. Juli, Morgens 8 Uhr: 16 Grad. W. Gerlach.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 1. August. Des Teufels Antheil, komische Oper in drei Abtheilungen, Musik von Auber. (Gastrolle) Rafael d'Estuniga: Hr. Perlgrund, vom Stadttheater zu Hamburg.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 212. Freitag, den 2. August 1844.

Mutterliebe.

Aus dem Italienischen von Lobt.

(Schluß.)

Sie weinte hoffnungslos, da ließ sich ein leises Geräusch unter ihr vernehmen. Zum zweiten Mal wagte sie es, in den unter ihren Füßen liegenden fürchterlichen Abgrund zu blicken, allein sie sieht Nichts. Es war nur ein schwerer Ast, der sich von einer dürren Dornhecke losgerissen hatte; sie sieht, daß er sanft längs dem Felsenabhange hingleitet, dann an einem Platze, der einen kleinen Vorsprung bildet, stille hält. Hierauf stand sie, wie von höherer Eingebung begeistert, auf, lös't sich ein leinenes Tuch, das ihre Schultern umgiebt, ab, wickelt das Kind darein, hängt es sich um den Hals, setzt sich auf den Rand des Felsens, schließt die Augen, und läßt sich, gleich dem Baumzweig, hinuntergleiten. Nach Verlauf einiger Minuten, die nicht zu beschreiben sind, fühlt sie, daß ihr Fuß an einem festen Gegenstand Widerstand findet und von diesem aufgehalten wird. Hier schöpft sie frischen Athem, und läßt sich dann auf's neue hinabgleiten, während sie sich in ihrem schnellen Laufe an Dornen, Disteln und spitzigen Steinen festhält. Ihre zarten Finger bekamen eine den Adlerskrallen gleichkommende Stärke, und wie durch ein Wunder hatte sie ihre ganze Kraft wieder gefunden.

Da sie nun auf diese Art an einen neuen Vorsprung gelangte, so hielt sie wieder an, und ruhte zum zweiten Male aus. Hier aber zeigt sich der perpendikuläre Felsen granitartig, er ist nämlich kahl und nackt, auch sieht man nirgends eine Spur von Vegetation, und der ungleiche Boden kann weder zu einem Anhalts- noch Ruhepunkt für ihre zitternden Füße dienen. Was sollte sie nun thun? Auf diesem schauerlichen Felsen sieht man allein Aeste von Epheu, die schon seit Jahrhunderten entlaubt und abgestorben sind, so daß sie eine unendliche Zahl versteinerter ausgebreiteter Aeste bilden, die sich nach und nach so in einander verschlangen, daß sie gleichsam Staffeln bildeten. Die Unglückliche, sie faßt frischen Muth, bedenkt sich nicht lange, lös't das Tuch, in welchem das Knäblein um ihre Brust hängt, auf, macht es so zurecht, daß sie das Kind auf der Schulter trägt, und mit diesem werthvollen Bündel beladen, schickt sie sich an, diese schauerliche Treppe hinabzusteigen, von welcher sie, wenn ein einziger Zweig unter ihren Füßen bräche, in den Abgrund stürzen würde. — Doch sie steigt immer weiter hinab, horcht! . . . feierliche Töne dringen zu ihrem Ohre herauf! Es ist der Gesang eines ihr wohlbekannten Psalmen. Ohne Zweifel wegen ihr wird dieser Lobgesang angestimmt! Wegen ihr erheben sich vereinte Stimmen jener heiligen Harmonie! Ach, welch wohlthuenden Eindruck macht es auf sie, es kommt ihr vor, als ob eine Engelsstimme ihr Herz, das beinahe zu schlagen aufgehört hatte, wieder neu belebte. „Ach," sprach sie mit zum Himmel gerichteten Blicke, „hat mir Gott nicht befohlen, die Hoffnung auf ihn nicht aufzugeben?" dann beherzt den Fuß wieder auf die Epheustaffeln setzend, ging sie ihren gefährlichen Weg weiter.

Wer Zeuge von Molly's Herabsteigen auf dieser gefährlichen Stiege gewesen war, den ergriff ein innerliches Grauen, und es sträubten sich ihm die Haare zu Berge. Man war versucht, zu glauben, ihr Körper gleiche an Schwere nur einem Schatten. Der Pfarrer von Glen Orchy kniete mit betend zum Himmel erhobenen Händen am Fuße des Berges, und inbrünstige Thränen quollen über seine ehrwürdigen Wangen. Eine tiefe Stille, wie vor dem Ausbruche eines furchtbaren Tobens, war unter uns bei'm Anstimmen der frommen Gesänge eingetreten, und wurde nur hie und da durch das Schluchzen der Frauen unterbrochen. „Gottes Allmacht schütze sie!" riefen schnell einige Stimmen zugleich mit einem von Furcht und Hoffnung vermischten Tone; — Aller Blicke waren starr und jedes Gesicht todtenbleich.

— — — — — — — — — — — — — —

Mark Stewart, der sich auf's neue zu Molly's Hülfe aufgemacht hatte, rief mit lauter Stimme: „Sie ist gerettet! sie ist gerettet!" Als sie nun an die zwar immer noch gefährliche, aber doch gangbare Stelle gelangte, so erscholl als Antwort auf jenen Freudenruf ein allgemeines Jauchzen. Molly blieb in diesem Augenblicke stehen, beschaute mit Schaudern jene unermeßliche Höhe, jenen Jungferngipfel, den noch keines Menschen Fuß betreten hatte, und von dem sie auf eine unbegreifliche Weise herabgestiegen war. Nun ist sie von frommer Andacht durchdrungen, und lange weilt ihr dankbarer Blick aufwärts zum Himmel. Doch auf ein Mal hört sie den Freudenruf der jubelnden und ihrer harrenden Menge, und im nämlichen Augenblicke gewahrt sie Marken, den beschämten Marken, der weniger Muth als ein schwaches Weib bewies; er geht mit offenen Armen auf sie zu, die Jungen in dem Dorfe drängen sich ihm nach; voll Ungeduld, sie zu sehen,

wetteifern sie unter einander, welcher von ihnen ihr als Stütze dienen dürfe. Bei ihrem Erscheinen bleiben Alle stehen, als ob sie von Ehrfurcht ergriffen seyen, und mit Liebe und Bewunderung betrachten sie die junge Heldin, welche, bleich, halb todt und von Angst erschöpft, unten ankommt. Hier konnte sie weder sprechen noch athmen, sondern sank Mark Stewarten bewußtlos in die Arme.

Nun wurde jene Verlassene, früher Gegenstand des Mitleidens und der Verachtung, auf ein Mal ein Gegenstand des Entzückens. Alle bemühten sich, es den Andern an Bereitwilligkeit zuvorzuthun, und sie mit den zärtlichsten Namen zu benennen. Ihr Knabe wird von Arm zu Arm genommen, alle Frauenspersonen sind lüstern darnach, ihn tragen zu dürfen, sogar solche, die ihn noch den Tag zuvor anzurühren nicht für werth gehalten hätten; er wird von Liebkosungen fast erstickt, Alle lächeln ihm zu; die Mädchen küssen ihm seine zarten Händchen und sein holdes Gesichtchen. „O, das gute arme Kind!“ hört man sie sagen: „Der Himmel hat sich seiner erbarmt, das sieht man wohl!“

Unterdessen entstand ein dumpfes Geräusch, aus welchem undeutliche Drohungen unterschieden werden konnten, und Aller Blicke wurden auf ein Mal wieder nach dem Berge hingezogen. Ein junger Jäger, von kräftigem und barschem Aussehen, steigt eilenden Schrittes herab, sein Antlitz ist außerordentlich blaß, seine Haare zerstört, seine Augen rollend, sein ganzes Wesen überhaupt zeugt von innerer Aufregung. Stolzen Schrittes nähert er sich, und indem er durch die Menge durchzudringen sucht, die ihn aufhalten will, fliegt er auf Molly zu, sinkt aber halb leblos nieder, ehe er sie erreicht hat. Endlich rafft er sich wieder auf, sein Schritt ist unsicher, und ein schmerzlicher Seufzer entfährt seiner Brust; von Zorn entbrannt, greift er sich in sein schwarzes Lockenhaar, das seine Stirne umgiebt .... Es war Roger! Er hatte das außerordentliche Unternehmen der jungen Mutter erfahren. „O!“ rief er, die halbtodte Molly betrachtend, „warum verschlang nicht mich der Dir so gefährliche Abgrund?“ Bei dieser Stimme schlägt sie die Augen auf, und der erste Gegenstand, den sie erblickt, ist ihr Geliebter; dieser Anblick belebt sie wieder schnell, ein schwaches Lächeln umschwebt ihre blassen Lippen .... Und welches Lächeln .... es war noch aus Liebe! Roger verstand es, und es war gleichsam, als ob seine Sinne ihm darüber schwänden.

Der Geistliche von Glen Orchy geht hierauf zu ihm hin, und seine trostvollen Worte beruhigen den aufgereizten Jüngling; er weint, er neigt sich herab, und seine Seele vernimmt begierig zum ersten Mal die Worte des Himmels, welche Verzeihung versprechen, und an Hoffnung zu glauben befehlen. Reuevoll fällt er Molly zu Füßen, und das Mädchen fällt ihm um den Hals, die Kummerthränen mit jenen der Reue vermischend.

Während dem wurde eilends eine mit Moos und Laubwerk bedeckte Sänfte verfertigt, Molly darauf gesetzt, und alle jungen Bursche des Dorfes stritten sich um die Ehre, sie tragen zu dürfen. Die Frauen und Mädchen folgten ihr in großer Anzahl im Jubel nach.

Unter solcher Begleitung wurde Molly, von ihrer ruhmvollen Anstrengung erschöpft, und im Bewußtseyn eines unverhofften Glückes, im Triumphe nach jener Wohnung gebracht, wo sie so viele Thränen des Grams vergossen hatte. Wonnetrunken führte sie den Geliebten ihres Herzens und den Vater ihres Kindes zu den Füßen ihrer Mutter.

Unterwegs.

(Reiseskizzen von N.)

(Fortsetzung.)

Im comfortablen Victoria-Hotel saßen wir „zwei beide nun“ und sahen einander an. Vor uns perlte der Scharlachberger im Krystallglase. Das gibt allezeit guten Muth.

Was nun? fragte N.

Ich denke, wir gehen auf die Burg Klopp, genießen die reizende Aussicht und machen dann eine Rheinfahrt nach Aßmannshausen und Rheinstein.

Gut, sagte der Maler und stand auf, nachdem die Flasche geleert war.

Wir gingen nach der Stadt, schlugen uns links hinauf und erreichten bald das Thor, das sich freundlich öffnete. Kein zudringlicher Führer belästigte uns.

Die Stelle suchten wir zuerst, wo der Rheingau wie ein Paradies vor dem Auge liegt. Am Rande des Horizonts war noch die Dampfsäule bemerkbar, welche von dem Boote kam, das die liebliche Angelika trug.

Der Maler sandte Küsse nach. Glückliche Zeit! „Ach, daß sie ewig grünend bliebe, die gold'ne Zeit der erste Liebe!“ — Wie so früh welken oft ihre Blüthen und das Eden wird zur sibirischen Schneelandschaft. Wo die Seele genießt, muß der Mund schweigen. Wir genossen stille des zauberischen Anblicks.

Später sagte N.: Ich kenne keinen Punkt am lieben Rheine, wo so Verschiedenartiges sich zusammengesellt, wie hier, und wo die Eindrücke so mannichfach sind.

Da fällt mir eine schöne Stelle aus einem Buche ein, das diese Aussicht schildert. Ich will sie citiren: „Standest Du je hier und blicktest um Dich, wie dort der lachende Rheingau Dir erscheint wie das Bild der freundlichen heiteren Jugend; dort die wilden Berge voll Kraft und Trotz wie das thatkräftige Jünglingsalter; dort wieder das milde, fruchtreiche Nahthal wie die Zeit des schaffenden, ruhig besonnenen Mannes; und endlich die öde Berghöhe, wo Sanct Rochus Kapelle steht, wie das verödete Greisenalter, das wieder hinabschaut auf die seligen Tage der Jugend, und den durch die Religion verklärten Blick nach oben wendet — o dann folgt mir Dein Sinn, und sehnsüchtig wendest Du Dich, wende ich mich, zur blühenden Jugend, zum herrlichen Rheingau!“

Sehr wahr, sagte der Maler. Wer könnte auch hier anders? Wir setzten uns. Ich erzählte ihm Sagen und Geschichten, von Kaiser Heinrichs des Vierten schauerlichem Verrathe durch den eigenen Sohn; von des Domprobst's Cuno von Falkenstein halsbrecherischem Sprunge; von Bingen's schauderhafter Nacht; vom Bischof Hatto; von der heiligen Hildegarde, die da d'runten wohnte, wo die Ruinen kaum noch sichtbar sind, in ihrem Kloster Rupertsberg, und all' die alten Mähren, denen wir an solchen Orten gerne das Ohr leihen wie Kinder den Mährchen in dem Zwielichte des kommenden Abends.

Unser Nachen harrte unten am Ufer. Ein **dejeuner à la fourchette** tröstete über den Verlust des Mittagessens, das wahrscheinlich vorüber war, wenn wir wiederkamen. Der Kahn schaukelte uns am Mäusthurm vorüber, durch das Bingerloch, dessen Schrecken nun der Sage anheimfallen. Dort lachte Aßmannshäuser Rebenblut uns entgegen. Wie das mundete!

Auch hier ein Bad! Es ist in der That eine Lust, zu sehen, wie die Bäder auftauchen in dieser Zeit luxuriösen Lebensgenusses. Aber was hilft Alles? Wenn nicht die Roulette florirt und der grüne Tisch seine reizenden Hoffnungen beut, bleiben Euch die Bäder leer. Höchstens ein armer Leidender sucht sie auf. Das Leben ist trist ohne Spiel. Wer möchte da leben? Seht hin, wie Homburg aufblüht! Meint Ihr die Quellen und ihre Heilkraft thäten es allein? O, Ihr Thoren! Spiel, Spiel und wieder Spiel, das ist der Magnet der Zeit. Das zieht, Noth stößt in's Bad. Da liegt der Unterschied. Und diese Moralisten, diese schwarzgalligen, milzsüchtigen Stubenhocker, die ihre Zeit nicht begreifen, wollen das Spiel abgeschafft wissen? Fragt die Wirthe, die Croupier's, die Chabert's und Benazet's, fragt die Leute, die gerne schöne Anlagen, herrliche Kursäle haben wollen, ohne Geld aus der Tasche geben zu wollen, oder — zu können, und sie werden Euch sagen mit Achselzucken: Laßt doch diese weltunkundigen Schwindler in den Kammern raisonniren, in Büchern deklamiren — das Spiel bleibt doch — denn 40,000 Gulden sind dem bodenlosen Finanzsäckel wichtiger, als die Moralität der ganzen Welt. Finanzen und Moral stehen in gar keinem Verhältniß zu einander. Spiel ist Gewerbe. Gewerbefreiheit ist Gesetz, also ist das Spiel gesetzlich! — So viel ist gewiß, wenn auch Aßmannshausen die köstlichste Quelle hat, so wird doch seine Rothweinquelle stets wichtiger bleiben. Die Hoffnungen, welche das werdende Bad in manchen Herzen weckt, gleichen dem Felsen, an dem vor einer Reihe von Jahren hier ein phantasiereicher Kopf das Profil eines Churfürsten sah. — **Chacun sa marotte**! Item, an Eseln fehlt's hier nicht. Sie stehen in Schaaren da, singen ihr liebliches Liedlein, träumen von Badegästen und Futter — bis Niederwaldreiter sie besteigen. Wir waren keine Ritter der Art, stießen ab und landeten bei der Clemenskirche, welche einst die Sonecker bauten oder besser die Marschälle Soneck von Waldeck als Sühnwerk für ihre von Rudolph von Habsburg gehenkten Vettern, welche die noble Passion hatten, die Reisenden und Kaufleute leichter weiter reisen zu lassen. Die Prinzessin Friedrich von Preußen hat sie restauriren lassen.

Das Alles deklamirte ich meinem Maler vor, der recht andächtig zuhörte, nickte und — an Angelika dachte. — Ich hätte mich vielleicht darüber ärgern können, aber es gibt keine tolerantere Menschenseele in der preußischen Rheinprovinz als mich, und wahrhaftig, ich möchte wünschen, sie wären da häufiger. Da ist's jetzt in der Regel, kernbigott und fanatisch zu seyn, wenn auch nur, um ein Röllchen zu spielen und in die Reihen der Opposition sich rangiren zu lassen, die sich überall, wie man dort landüblich zu sagen pflegt, „mausig" macht.

Als wir den Weg hinaufstiegen, schwieg ich und dachte: laß den Verliebten nur gehen, er wird schon wieder Ohren bekommen, wenn seine Zunge beweglich wird.

So war's. Als er dem Burgfelsen eine Standrede hielt, wurde er wieder traitabel.

Die Burg selbst gefiel ihm, und auch das nette Pärchen, der Burgvogt und seine Frau. So etwas gehört zur Staffage. Eins nur war ihm auffallend, das allzusehr gehäufte alterthümliche Material. Die Kapelle ist klein aber ungemein zierlich und schön. Einzelnes zog uns sehr an, namentlich die Glasmalereien, von denen ausgezeichnete Stücke vorhanden sind.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Annonce eines Mannes, der den Sprachkürzungen sehr hold war.) „Ich reise über Stett-, Wett- und Berlin, berühre die Städte Königs-, Hirsch-, Löwen-, Silber-, Am- und Bamberg, gehe von da über Frank- und Straß- nach Schweinfurt und endlich über Branden- und Magde- nach Hamburg und suche einen Bedienten, der mich ras-, meine Frau fris-, meine Kinder divert-, amüs- und instru-, die Tante parfüm- und Pferde und Hunde dressiren kann. Er muß Kopf-, Hinder-, Kümmer-, Aerger-, Betrüb-, Welsche-, Hasel-, Lamberts-, Stachel- und andere Nüsse resp. aufzuknacken und aus dem Wege zu räumen, Heidel-, Him-, Brom-, Wacholder-, Stachel-, Mehl-, Johannis-, Erd- und Maul-, Zottel-, Wasch-, Ameisen-, Land- und Eisbeeren resp. einzumachen und todt zu schlagen und Regen-, Band-, Spul-, Keller-, Johannis- und arme Würmer resp. auszublasen und abzufertigen verstehen, darf sich weder um Melo-, Ro-, Apfel-, Drai-, noch um meine Cousinen bekümmern, auch darf er weder Physi-, Musi-, Empyri-, Mathematic- und Syndikus, noch Licht-, Draht- und Erzieher, auch nicht Kohlen-, Kalk-, Ziegel- und Mordbrenner, noch weniger Schaaf-, Ochsen- oder Schweinehirt gewesen seyn, muß in der Kirche gott-, gegen alle Menschen leut-, gegen die Damen hold-, bei ihnen über- und mit vierzig Gulden Lohn glückselig seyn. Ein solches Subject und kein anderes soll sich melden bei Diet- Fried- Hein- Emmerich, Post-, Bürger-, Ritt- und Stallmeister."

(Bonn, 26. Juli.) Die Braunkohlengruben zu Rott, östlich am Siebengebirge, aus welchen jüngst unser akademisches naturhistorisches Museum ein fossiles, sehr kleines Moschusthier erhalten hat, scheinen eine Niederlage vieler urweltlicher Thiere zu seyn. Durch die Sorge der Eigenthümer jener Gruben, Herren Rhodius zu Linz, hat jetzt unser Museum aus denselben einen zehn Zoll langen Unterkiefer einer untergegangenen Hechtart erhalten, die nach Verhältniß des jetzt lebenden Hechtes acht Fuß lang gewesen seyn mußte; auch ist demselben damit aus derselben Braunkohlen-Lagerstätte ein letzter Unterkiefer-Backzahn des kleinsten Kohlenthieres (**Anthracotherium minimum**) zugegangen. Die nicht mehr lebende Thiergattung **Anthracotherium** ist schon anderwärts in der Braunkohle gefunden worden und hat von ihrem Vorkommen den Namen erhalten. Es ist sehr dankenswerth, wenn überhaupt Sorge getragen wird, daß solche merkwürdige fossile Thierreste nicht von den unkundigen Arbeitern zerstört werden

und der Wissenschaft zum Nutzen in öffentliche Sammlungen gelangen. Die Herren Rhodius verdienen daher bei dem vorliegenden Funde, so wie hinsichtlich verschiedener frühern, die Anerkennung der Paleontologen.

(Die junge Dame und Jean Paul.) Eine junge Dame, glühende Verehrerin Jean Paul's, befand sich, ohne ihr Glück zu ahnen, in einer Gesellschaft an dessen Seite. Der übelgelaunt-Dichter war nichts weniger als galant gegen seine Tischgenossen, und eben so kärglich als kurz in seinen Worten. Man brachte seine Gesundheit aus, und lebhaft ergriffen wandte sich die Dame mit der Frage an ihn: „Wie, Sie sind der Dichter, dessen Werken ich die erhabensten Stunden verdanke?" Beschämt küßt Jean Paul ihre Hand, indem er sagte: „Ich bin der Verfasser der „Flegeljahre", aus denen ich so eben einige Züge gab."

(Freiburg, 27. Juli.) Seit zwei Tagen sieht man hier in einem Privatgarten fast ganz reife blaue Trauben. — Gewiß etwas Seltenes!!

(Sprendlingen.) In Nro. 145 des in Darmstadt erscheinenden „Gutenberg" liest man einen Correspondenz-Bericht aus Sprendlingen, welcher die Armuth der hiesigen israelitischen Gemeinde, deren leider verschuldete Synagoge demnächst versteigert werden soll, auf eine höchst verletzende Weise bespöttelt. Was von solchen Berichten und deren Verfassern zu halten sey, wollen wir dem eigenen Urtheil der humangesinnten Leser überlassen, und es wäre überflüssig, gegen dergleichen Invectiven als Vertheidiger auftreten zu wollen.

Bei dem am 25. Juli in dem Dorfe Neuenhain bei Soden stattgehabten Begräbniß eines katholischen Elementarlehrers war es höchst erfreulich, zu bemerken, wie sich die Eintracht der Confessionen bei dieser Veranlassung so schön bekundete, indem ein evangelischer und zwei katholische Geistlichen den Leichenzug begleiteten, und junge Mädchen von beiderlei Confessionen unter dem Gesang des hiesigen Liedervereines das Grab mit Blumen bestreuten. Der genannte Singverein führt den Namen „Apollo." Wäre es nicht passender, solche ländliche Vereine mit einem deutschen Taufnamen zu belegen, und sie etwa nach Mozart, Schiller, Uhland oder andern deutschen Meistern zu benennen? Der griechische Apollo scheint uns in dem Dörfchen Neuenhain bei Soden nicht an seinem Platze, es sey denn, daß man ihn als einen Kurgast betrachten wolle.

(Der ewige Jude.) Belgische Blätter haben jetzt aufgefunden, daß dieser Roman eine Tendenzschrift sey, womit vorzüglich beabsichtigt werde, der Menge auf mundgerechte Weise einen Begriff von der Einrichtung und Wirksamkeit des Jesuitenordens, von seinem entsetzlichen Einfluß auf das politische und selbst das gesellige Leben der Völker beizubringen, und auf diese Manier zur Neutralisirung und Aufhebung dieses von dem Autor als höchst schädlich und gefährlich erkannten Einflusses nach Kräften beizutragen. Auch sollen die Organe der Geistlichkeit sowohl in Frankreich, als namentlich in Belgien, wo die Jesuiten sich der größten Freiheit und Unabhängigkeit erfreuen, im höchsten Grade ungehalten über den Roman seyn, und Hrn. Sue als einen Handlanger des Hrn. Thiers und seiner Partei darstellen.

Frage. Wie schreibt man à votre santé mit fünf Buchstaben? — Antwort: à voro! (à votre — sans T.)

Korrespondenz.

Bad Schwalbach, 27. Juli.

Wer noch vor wenigen Wochen Schwalbach sah und jetzt sieht, wird erstaunen über das bunte Leben und Treiben, welches jetzt hier herrscht. Das geht, und fährt, und reitet, daß es eine Lust ist (fast hätte ich gesagt: krank), nein, Kurgast in Schwalbach zu seyn, denn es gibt ja auch Kurgäste, die entweder nicht oder unbedeutend krank sind. Von Seiten der Domaine ist, was die gesundheitlichen Punkte betrifft (Badeanstalten u. s. w.) sehr gesorgt; für das Vergnügen der Badegäste hat die Natur das Ihrige gethan, und für die Bequemlichkeit derselben bieten Schwalbach's Bewohner Alles auf. Die Fremden werden freundlich behandelt und nicht „geschnitten", wie der technische Ausdruck für Zuvielnehmen heißt. Das berühmte Portiunculafest, diesmal auf den 4. August fallend, wird wieder eine Menge auswärtiger Gäste von Frankfurt, Mainz, Wiesbaden, kurz der ganzen Umgegend, bringen. Jeder, der nicht selbst Kurgast, will sich doch einmal das Kurleben ansehen. Zudem soll an diesem Tage, Nachmittags, ein großer Ausflug nach Adolphseck, der herrlichen Ruine, mit voranziehender Musik stattfinden, so wie des Abends Ball, Tanzmusik an verschiedenen Orten und Beleuchtung des pittoresk gelegenen Paulinenbergs. Es wird ein Tag der Freude für Viele seyn! Welchem Blatte könnte ich aber diese fröhliche Kunde lieber mittheilen, als dem Ihrigen?

Diez a. d. L., im Juli.

Es ist ein erfreuliches Zeichen der Zeit, daß der Gesang in Deutschland immer größeren Anklang findet und dadurch die brüderliche Eintracht befestigt wird, wie sich dies aus den in neuerer Zeit öfters veröffentlichten Sängerfesten genugsam bekundet. — Auch zu Diez wird am 11. und 12. August l. J. ein derartiges Fest stattfinden. Da hierzu viele nassauischen Gesangvereine eingeladen sind, von denen schon mehrere ihre Mitwirkung bereitwillig zugesichert haben und das Fest im Freien bei dem so überaus schön und malerisch gelegenen Schlosse Oranienstein gefeiert werden soll, so läßt sich erwarten, daß dasselbe, wenn es durch gute Witterung begünstigt werden sollte, ein recht allgemeines Sängerfest geben wird. Es ist nicht zu bezweifeln, daß die freundliche Lage unseres Städtchens und seine Umgebung, welche letztere dermalen im schönsten Schmucke prangt, manchen Fremden zum Besuche jenes Festes bestimmen wird.

Mainwasser-Wärme.

Donnerstag, 1. August, Morgens 8 Uhr: 14 Grad. W. Gerlach

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 1. August. Des Teufels Antheil, komische Oper in drei Abtheilungen, Musik von Auber. (Gastrolle) Rafael d'Estuniga: Hr. Perlgrund, vom Stadttheater zu Hamburg.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 213. Samstag den 3. August 1844.

Das Mittel gegen Kopfschmerz.

Was ist die Täuschung? Ein Glück. — Was ist das Glück? Eine Täuschung.

In diesem Zirkel bewegte sich eine sehr lebhafte Unterhaltung in einer Gesellschaft der Chaussée d'Antin. Acht bis zehn Personen, die sich fast täglich zusammen fanden, hatten sehr offen ihre Meinungen darüber ausgesprochen, als unerwartet mit der feierlichen Miene, die man an ihr gewohnt ist, die alte Herzogin von B** eintrat, und sämmtliche Anwesende ausriefen: die Frau Herzogin soll entscheiden! Die Frau Herzogin ist eine Dame von Geist und Herzensgüte, sie hat schöne Erinnerungen vom kaiserlichen Hof, und einige unter denselben sind von der Art, daß sie ihren Aussprüchen in psychologischer Hinsicht einiges Gewicht geben. Man beeilte sich, ihr die Streitfrage darzulegen, und sie entschied mit den Worten: „Sie haben Alle Recht!" Die Ach! und Aber! die von allen Seiten ertönten, beschwichtigte sie alsbald, indem sie hinzufügte: „Erlauben Sie, daß ich zur Bekräftigung meines Ausspruchs Ihnen eine kleine Episode aus den ersten Jahren meiner Ehe erzählen darf?"

„Erzählen Sie! erzählen Sie!" riefen wir insgesammt; denn die Herzogin ist sehr unterhaltend und selbst naiv in ihren Erzählungen.

Sie ließ sich in einen Lehnstuhl nieder, nahm zierlich eine Prise Taback, und begann also:

„Im Jahre 1804, zur Zeit der Krönung Napoleons, wurden in den Tuilerien prächtige Feste veranstaltet, zu denen ich gleichfalls Zutritt erhielt. Sie können sich denken, meine Damen, welche Sorgfalt ich bei dieser so wichtigen Gelegenheit auf meine Toilette wendete. Ich hatte bei Leroy ein golddurchwirktes rosa Atlaskleid fertigen lassen; ich war à la Titus mit Perlenschnüren coiffirt, und in jeder der großen Rosetten auf meinen Schuhen war ein großer Diamant, den ich möglichst sichtbar werden ließ, und dabei zugleich meinen kleinen Fuß zeigen konnte: Alles, wie es die Mode jener Zeit erforderte.

Völlig zufrieden mit mir und meiner Toilette, erwartete ich mit Ungeduld den Augenblick, wo ich in den Galerien des Louvre Platz nehmen würde. Dieser Augenblick näherte sich, als ich auf ein Mal und zwar, indem ich in den Wagen steigen wollte, mich von einem unerträglichen Kopfschmerz befallen fühlte. Man nennt das heutzutage... Neuralgie, glaube ich? Zu meiner Zeit hatte man weniger distinkte Ausdrücke, man sprach blos von Rheumatismus. Ich bemühe mich, den Schmerz zu unterdrücken, aber vergeblich! er wirft mich nieder, ich muß mich zu Bett begeben, und ich verwünsche den Kanonenschuß, der den Beginn des Festes und des mich erwartenden Vergnügens bezeichnet; denn er betäubt mir den Kopf noch mehr und verurtheilt mich zur Einsamkeit. Ich lasse einen, zwei, drei Aerzte kommen, der Schmerz mindert sich, aber er ist nicht gehoben; er hört für kurze Zeit auf, um desto heftiger wieder sich zu erneuern. Ich war in Verzweiflung; die Nothwendigkeit, in einem Alter von zwanzig Jahren den Freuden der Welt entsagen zu müssen, ist schlimmer als der Tod.

Da führt der Zufall einen jungen Offizier zu mir, der unter den Befehlen meines Mannes stand; er erzählte mir, ich weiß nicht wie, daß er von einem hartnäckigen Rheumatismus geheilt worden sey. Ich fragte ihn mit der eigenthümlichen Sympathie, die man für die Leiden hat, welche man selbst empfindet, nach der Adresse seines Arztes: er wohnte in der Straße du Bac.

Ich griff auf's eiligste diese Notiz auf, und suchte durch ganz Paris nach dem Doktor Duclozelle — so hieß dieser berühmte Arzt — er hatte die Straße du Bac verlassen, und nach vielen Nachforschungen erfuhr ich, daß er sich in Folge einer reichen Erbschaft nach Vaulry, einem kleinen Dorfe im Departement de la Creuse, zurückgezogen hatte. Mein Entschluß war bald gefaßt; ich schreibe an den Doktor Duclozelle, schildere ihm meinen Zustand, das Ungenügende der Mittel, die man mir gegeben hat, die Hoffnung, die ich in die Wirksamkeit seiner Rathschläge setze, und zwar alles Das mit der Beredsamkeit einer leidenden Frau. Der Doktor antwortete mir und erkundigte sich nach meinem Alter, meinen Gewohnheiten, meiner Lebensweise; ich beichte ihm. Er verordnet mir etwas; ich nehme von der Arznei und befinde mich schon besser. Der Briefwechsel wird fortgesetzt, aber man kann doch nicht immer von Rheumatismus sprechen, zumal wenn man sich auf dem Wege der Besserung befindet, und so nimmt unser Briefwechsel eine angenehmere Wendung, ja, er bekommt sogar eine sentimentale Färbung, je mehr er an der Vertraulichkeit zunimmt, die sich ganz natürlich zwischen einem Arzte und seinem Patienten einstellt. Kurz, die Briefe des Herrn Duclozelle werden, ohne daß ich es bemerke, für mich

verführerisch, ich sehe ihnen mit Ungeduld entgegen, und wenn ich sie erhalte, schlägt mir das Herz. Dieser ganze Briefwechsel enthält einen unerklärlichen Reiz; ich schreibe ihm von Täuschungen, die mich ergreifen, und er erfaßt den Schmerz derselben; er wiederum ergiebt sich ganz melancholischen Phantasien, und ich tröste ihn und male ihm das Leben mit den lachendsten Farben. Nach und nach werden mir die Freuden der Welt entbehrlicher; ich habe mir eine Welt für mich geschaffen, in der — ich muß es nur gestehen — der Doktor bald einen hohen Rang einnimmt, und unter dieser Zeit hat sich meine Gesundheit gebessert, die Anfälle von Rheumatismus sichtlich gemildert, ja, ich empfinde sie kaum, es wäre denn, wenn ein Brief aus Vaulry lange wegbleibt oder wenn die Sprache des Doktor Duclozelle gar zu traurig klingt.

Der Sommer kommt, und ich befrage meinen Arzt, ob es räthlich sey für mich, auf's Land zu gehen. Er antwortet mir mit einer zierlichen Epistel in Versen, worin er, nach einer bezaubernden Schilderung seines Landhauses und dessen Umgebungen, der Bibliothek, wo er studirt, des Fortepiano, worauf er Bach'sche und Mozart'sche Sonaten spielt, mich am Schlusse einladet, diese Einsamkeit durch meine Gegenwart zu verschönern. Seine Schwester, Mutter einer zahlreichen Familie, die bei ihm lebe, würde mich empfangen.

Der Vorschlag setzte mich anfangs in Erstaunen, dann erschien er mir verführerisch, und endlich fand ich's ganz annehmbar, — wie Alles, was man wünscht.

Wie schön muß es seyn — sagte ich zu mir — lange und schöne Tage in der Gesellschaft dieses Mannes zu verleben, der, ohne mich noch persönlich zu kennen, mir ein so lebhaftes Interesse an den Tag legt, dessen Worte so viel feine Bildung und Geistesadel verrathen, und der so feinfühlend ist! Und wie muß der Geist in dem Umgange mit einem so begabten Naturell gewinnen, das hoch über dem der mich umgebenden Männer steht . . . Ueberdem erfordert meine Gesundheit ausdrücklich einen Wechsel der Luft, er hat das auch schon in früheren Briefen gesagt . . .

Ich gehe nach Vaulry.

Es bedurfte nichts weiter, als diesen Plan einer alten Tante acceptabel erscheinen zu lassen, die meine Duenna abgab, und schon wendete ich alle diplomatischen Kunstgriffe an, um sie dazu zu bewegen, als mein Mann auf ein Mal von der italienischen Armee zurückkam. Er wollte mich nach Deutschland abholen, wohin ihn neue Veranlassungen riefen, und ich mußte ihm folgen. Ich schrieb an Herrn Duclozelle einen Abschiedsbrief, denn ich war geheilt, und es lag kein Grund zu fernerem Briefwechsel vor, so lange ich in der Fremde war. Er wünschte mir seinerseits Glück zu meiner Reise, beklagte das Geschick, das seinen Traum so kurz vor dessen Verwirklichung zerstört, und schloß mit der Versicherung seiner treuesten Ergebenheit.

Diese kleine Herzensangelegenheit beschäftigte mich lange Zeit. Aber die Jahre verstreichen und die Zeit, die Alles zerstört, wehte mit ihren Flügeln auch die Erinnerung an Vaulry hinweg.

Im Jahre 1812 war ich nach Paris zurückgekehrt, und befand mich mehr als je in dem Strudel der Hoffeste und des Hoflebens. Eines Abend fand ich bei der Rückkehr aus dem Theater eine Karte des Doktor Duclozelle vor, der mir seinen Besuch zum andern Morgen ankündigte. Die Eindrücke früherer Jahre erneuerten sich bei mir, als ich diesen Namen las, mit einer Stärke, die ich nicht erwartet hatte. Das Jahr unschuldigen Glücks und ungetrübter Freude, das ich einigen Zeilen von der Hand eines Unbekannten verdankte, stand vor meinem Gedächtniß, und erschien mir als die schönste Zeit meines Lebens. Mit welcher Spannung erwartete ich diesen Georg Duclozelle!

Ich schlief diese Nacht wenig, und meine Aufregung dauerte den ganzen Morgen über, den ich bei meiner Toilette zubrachte, um — ich will es nur gestehen — nicht zu sehr hinter dem Bilde zurückzubleiben, das der Doktor sich von mir gemacht haben mußte.

Die Stunde rückte näher, wo ich ihn sehen, ihn kennen lernen sollte; ich überdachte mir vorher, was er mir sagen und was ich ihm antworten würde; ich sehnte mich nach seiner Gegenwart und bangte wieder vor ihr; ich befand mich endlich in einer der seltenen Lagen, wo das Leben sich durch Ungeduld, Furcht und Hoffnung verhundertfacht. Mein Mann trat in mein Zimmer; er sagte mir, er ginge heute nicht, wie gewöhnlich, auf's Schloß, und stellte sich an's Kamin, wie ein Mann, der, da er Zeit übrig hat, sie seiner Frau widmet. Ich hatte meinem Mann von Duclozelle gesagt, von unserem Briefwechsel und den Verpflichtungen, die ich gegen ihn habe, und doch hätte ich gewünscht, daß er bei dem ersten Besuche nicht zugegen wäre. Warum? das ist eine der tausend Falten des menschlichen Herzens, deren Ergründung ich Ihrem Scharfsinn, meine Damen, überlassen muß. Gerade den kleinen weiblichen Listen zum Trotz, die Sie so gut kennen, wie ich, blieb mein Mann bei mir.

Vier Uhr öffnet sich die Thüre des Zimmers und man meldet den Doktor Duclozelle. Ich fühle, daß ich erröthe und zittere, als ich die Augen zu ihm aufschlage. Aber denken Sie sich mein Erstaunen, als ich einen kleinen, alten Mann erblicke, der sich nur mit Mühe durch einen Stock mit goldenem Knopfe aufrecht erhielt und in dem ihm gebotenen Lehnstuhl mit einem endlosen Hustenanfall niederfiel.

Mein Mann ergriff das Wort, indem er ihm für die wunderbare Heilung dankte, die er bewirkt hatte. Hr. Duclozelle antwortete wie ein Mann von Geist und ein Weltmann; er motivirte seinen Besuch durch den Wunsch, uns kennen zu lernen, und ließ dabei für einen Neveu, den er in das Regiment meines Mannes gebracht zu sehen wünsche, bei diesem ein empfehlendes Wort fallen... es war ganz in dem Style wie sein Brief." —

Hier seufzte die Herzogin, und die Damen riefen einstimmig: „Und Sie? Wie haben Sie sich aus dieser Affaire gezogen?"

„Ganz gut", sagte die Dame mit heiterer Miene. „Wenn ein Roman zu Ende ist, so macht man das Buch zu und kehrt in die Wirklichkeit zurück... Ich war nie glücklicher, als da ich an die Liebe des Hrn. Duclozelle glaubte, die mir meine thörichte, jugendlich heiße Phantasie geschaffen hatte. Was kommt es auf die Binde an, die man vor den Augen hat, wenn sie uns nur glücklich macht?"

„Und diese Binde ist doch der Zauber, dessen wir armen Frauen so sehr bedürfen, um zu lieben! So habe ich wohl das Recht erlangt, zu sagen, daß Täuschung ein Glück und Glück eine Täuschung ist." — Die Herzogin hatte Recht.

Unterwegs.

(Reiseskizzen von R.)

(Fortsetzung.)

Eine merkwürdige Thatsache ist der enge Raum solcher Burgen. Man begreift kaum, wo sich die zahlreiche Bevölkerung derselben aufgehalten. Dieser Charakterzug tritt in vielen alten Ruinen äußerst auffallend hervor. Jedenfalls hielten diese Rittersleute noch nicht so scharf auf das Comfort, wie man das in unsern Tagen thut. Sich's bequem machen, ist die Losung unserer Zeit, und ein Schulmeister, der nicht von zinnernen Tellern und Schüsseln essen will, weil Porcelain eben netter und comfortabler, auch fashionabler ist, gibt hier unstreitig den Maßstab in die Hand. Zweierlei Teller und Kartoffeln in der Naturuniform! Wer erkennt nicht darin das Spiegelbild unseres socialen Lebens und seiner Zustände, die allgemach an den vier Wänden des Lebens drücken, bis Fugen und Fachwerk knarrt, bricht und aus einander fällt?

Auf dem langweiligen Hinwege nach Bingen kam's zum Plänemachen.

Es liegen uns zwei Wege vor, sagte R. Entweder gehen wir über den Gau hinauf nach Alzei oder über Kreuznach dorthin. Wir wollen ja doch gehen und nicht fahren, nicht wahr?

Gewiß, war meine Antwort; aber in Kreuznach war ich nie. Das ist ja auch ein Bad, das man ein Mal ansehen kann. Ich wäre dafür, es mitzunehmen.

Auch gut, meinte R. Ich habe nichts zu versäumen. Die Gegend ist höchst reizend, und ein Tag auf oder ab ist nicht zu rechnen.

Ein Omnibus brachte uns noch zeitig dorthin. Durch ein lachendes Thal hatte der Weg geführt. Die Omnibus gaben R. Veranlassung, dem praktischen Takte der Franzosen, die er sonst nicht eben in enthusiastische Affection genommen, — eine Sitzrede zu halten, wobei zu bemerken, daß man bei möglichster Erlähmung der Federn in die Sitzbänke des Wagens unangenehm tief hineinfiel.

Die Einrichtung der Omnibus für Paris und die zwischenquartierliche und zwischenstraßliche Verbindung, sagte er, ist das Muster für uns geworden. Ich lasse es gelten, Nützliches zu adoptiren; aber wie viel Unsinn, wie viel Tolles, besonders in der Mode, nehmen wir an! Seit die eckigen Engländer mit zwei Händen operiren, um möglichst viel zum Munde zu führen, sehen Sie unsere deutschen Affen aller Stände sich heillos abarbeiten, die pensionirte Linke wieder zu reaktiviren. Und wie steif geht das! Man möchte sich krank lachen, wenn man das plebeische Volk so sich abarbeiten sieht, um sich auch bei Tische noch zu quälen. Indessen geschieht es, weil es die Engländer thaten.

Pah! rief ich aus, was hilft Alles! Reden Sie dagegen, so viel Sie wollen, es bleibt bei uns, wie es war von jeher. Blicken Sie auf die Geheimnisse von Paris, auf den ewigen Juden, was sagen Sie denn da? —

Nichts, sagte er, weil ich mich schäme.

Nächstens werden die „Geheimnisse von Boppard" erscheinen.

Nun, lachte mein Maler, die werden jedenfalls entweder wasserdicht oder wasserscheu!

Warum nicht wässerig? —

Dagegen schützt uns, denke ich, der Zusammenfluß unserer Poeten bei der Wasserquelle, wie sie im vorigen Jahre stattfand.

In der That, ein ganz passender Ort für die Herren unserer Literatur und Poesie. Man könnte ohnedies alle Phasen der auftauchenden medizinischen Systeme in der Geschichte der Literatur nachweisen. Da gab es eine Periode des Brownianismus, des Mesmerismus, der Hahnemannischen Verdünnung, und die Wasserheilkunst unserer Tage hat schon deutlich genug sich darin kundgegeben. Die Adhibirung der Beispiele erlassen Sie mir.

Etwas Wahres ist daran; aber wir sind in Kreuznach, rief ich aus, wo ja das Wasser auch eine Rolle spielt.

O, lieber R., wenn es noch so viele Salztheile führt, wie hier, lasse ich mir's gefallen. Vergessen Sie aber nicht, daß wir hier auch im Weinlande sind.

Das vergaßen wir nicht im Gasthause. Die Stadt hatte wenig Anziehendes für uns. Noch hatte die Saison nicht ihren Glanz ausgebreitet. Draußen an der Quelle pulsirt das Leben schöner. Da ist viel geschehen in Kürze, wie mir R. sagte. Alle Spuren einer verheerenden Fluth hatte man nach Möglichkeit getilgt. Man baute und sprach von Hoffnungen. Die Gegend ist reizend. Wer könnte das Tempelchen, die Gans, den Rheingrafenstein, die Ebernburg, den Rothenfels unbesucht lassen! Reiche Genüsse überall; aber auch ein Kunstgenuß stand uns bevor. Wir beide kannten längst Cauer's schöne Statuetten und besuchten das Atelier des wackern Meisters.

(Fortsetzung folgt.)

Frankfurter Theater.

Die letzten vierzehn Tage brachten uns ein sehr abwechselndes Repertoire. Zuerst berichten wir über den musikalischen Theil, in welchem die Oper „Fidelio" durch die ergreifende Leistung unserer Capitain besonders ansprach. Die große anstrengende Arie sang sie mit ungeschwächter Ausdauer und wahrer Begeisterung. In der „Norma" excellirte Fräul. Reuther, welche in ernsten Bravourpartieen ausgezeichnet zu werden verspricht. Möge der rauschende Beifall, dessen sich diese junge Sängerin in der letzten Zeit zu erfreuen hat, dieselbe zum eifrigen Fortstudium ermuntern! — Des interessanten Abends, welchen uns die Oper „Wildschütz" unter des Componisten persönlicher Leitung gewährte, ist schon erwähnt worden. Mozart's „Entführung aus dem Serail" sprach diesmal weniger an. Der Grund mag in der etwas nachlässigen Darstellung und in der Lauheit des Publikums zu suchen seyn, obgleich der Barometer an jenem Tage sehr hoch stand. Fräul. Köhler sang die Constanze, die Marie (Regimentstochter) und studirte in wenigen Tagen, da Fräul. Kratky unwohl war, die Partie der Grete im „Wildschütz." Ihre schönen Mittel und ihren Fleiß verkennen wir nicht; doch möchten wir ihr rathen, ihre Darstellungen in allen Theilen mehr vorzubereiten und abzurunden. Trotz einzelner achtungswerther Momente, entbehren doch größtentheils musikalischer Vortrag wie Spiel eines poetischen Princips, wodurch ihre guten Eigenschaften in den Schatten gestellt werden. Fräul. v. Knoll sang das Blondchen und die Marzelline (Fidelio) recht ansprechend und bekundete gute Fortschritte in diesem Fache, das ihrer Persönlichkeit besonders zusagt. In dem „Nachtlager in Granada" (dem wir in der That einmal eine halbjährige Ruhe gönnen) und in der „Norma" sang der Tenorist Hr. Perlgrund den Gomez und Sever. In Kraft, Ritterlichkeit und Stimmfond erreicht er unseren Chrudimsky nicht, wohl aber übertrifft er ihn an Zartheit des musikalischen Vortrags, wie an wahrer Empfindung und an Deutlichkeit der Aussprache. In diesen Bezie-

hungen wird ihm immer ein allgemeiner und wohlverdienter Beifall. Zu diesen Vorzügen des Sängers gesellt Hr. Perlgrund ein den Situationen stets angemessenes und wohlnüancirtes Spiel und weiß seine Charaktere dramatisch zu beleben. Die Opernfreunde sehen dem weitern Gastspiel Perlgrund's mit Vergnügen entgegen. — Die Oper „Tell“ wurde mit größtentheils neuer Besetzung renovirt. Unser wackerer Bassist Hr. Conradi gab die Titelrolle mit derber Kraft und Biederkeit und einem der Composition entsprechenden Gesangsvortrag. Namentlich war die Declamation der Schlußscene ausgezeichnet zu nennen und riß deshalb auch zu allgemeiner Acclamation hin. Hr. Conradi sang in diesen vierzehn Tagen den Pizarro, Orovist, Osmin, van Bett, Baculus, Sulpiz und den Tell, in welchen Rollen er sein Streben und seine Vielseitigkeit bewährte. — Hr. Baldewein, der den Geßler (früher von Conradi gesungen) gab, bedarf noch der Festigkeit des dramatischen Vortrags und der Energie des Spiels, um die Gunst unseres Publikums zu gewinnen. Das Ensemble wurde durch die Leistungen der Damen Capitain, v. Knoll und Hoffmann und der Herren Wiegand, Linker und Nork, wie durch die tüchtige Haltung der Chöre und des Orchesters trefflich unterstützt. Unser Bariton Wiegand ist als Graf Eberbach (Wildschütz) hervorstechend zu erwähnen, da er ihn mit Humor und gewandtem Spiel ausstattet. Eben so dürfte Fräul. Hoffmann in Partieen wie die der Gräfin Eberbach und der Marchesa Maggiorivoglio nicht leicht übertroffen werden. Verdienstliches leistet bekanntlich Hr. Nork als Pedrillo, Peter Iwanow und Jacquino, welches von unserm Publikum anerkannt wurde. Hrn. Gundy's letzte Partie war der Czaar, in welcher ihm ermunternder Beifall zu Theil wurde. Das beliebte Czaarenlied (dessen Dichtung, im Vorbeigehen gesagt, von unserm Schauspieler Hrn. Reger, der auch der Verfasser des Libretto von Lortzing's „Hans Sachs“ ist) trug er mit Innigkeit vor, welches den natürlichen Timbre seiner kräftigen Stimme noch mehr hervorhob. Der Sänger wurde nach Beendigung des Liedes gerufen.

Im Schauspiel setzte Hr. Remay als Wladislaw im „Hinko“ sein Gastspiel fort. Da diese Partie für die Persönlichkeit des Gastes als nicht geeignet erscheint, so konnte auch die Lösung der Aufgabe, die seiner Eigenthümlichkeit nicht angemessen, nicht befriedigend ausfallen und wir wollen ein weiteres Urtheil über diesen Gast auf eine günstigere Leistung verschieben. Der Fortsetzung des von Hrn. v. Rigeno ebenfalls eröffneten Gastspiels sieht man demnächst entgegen. In Fräul. Neumann, vom Hofburgtheater in Wien, welche als Karoline in „Ich bleibe ledig“ auftrat, lernten wir eine wahrhaft befähigte und liebenswürdige Künstlerin kennen, welche Wahrheit, Anmuth und Empfindung zum schönen Ganzen zu verschmelzen wußte. Allgemein bedauerte man, daß ihr kurzes Verweilen ein ferneres Gastspiel unmöglich machte. Der ihr gespendete Beifall war eben so lebhaft als gerecht. In gleichem Maße errang solchen Mad. Haitzinger-Neumann, als Baronin von Steinwald, in dem kleinen Lustspiel: „der aufrichtige Freund.“ Beide geschätzten Gäste hatten die Güte gehabt, zum Vortheil unseres Pensionsfonds mitzuwirken.

Korrespondenz.

Weimar, im Juli.

Das gesellige und geistige Leben Weimar's, bewegt und rege, und doch recht gemüthlich, freundlich, hält regelmäßig in den Sommermonaten ein wenig Sieste, obwohl mit leichten Unterbrechungen. Die Abwesenheit des Hofes um diese Zeit, welcher heuer auf den nahen reizenden Lustschlössern Belvedere und Ettersburg in ländlicher Stille zubringt, der Schluß des Theaters, die Ausflüge einer Anzahl Familien der höheren und mittleren Stände in die Bäder, auf das Land nah' oder fern, geben von selbst das Signal zu einer Ruhe- und Erholungsperiode; bald aber beginnen die neuen, frischen Keime der Geselligkeit sich wieder zu regen; das in seiner Art ganz eigenthümliche, schöne Vogelschießfest der Stahl- und Armbrustschützengesellschaft, in deren Mitte früher Goethe heitere Stunden verlebte, das gleiche Fest der Büchsenschützen, für die ganze Bevölkerung Weimars, eröffnen gewöhnlich den Reigen und so sammeln sich allmälig wieder die Elemente zu einer neuen Lebensthätigkeit. — Im gegenwärtigen Jahre fesselt, trotz des bezeichneten Ruhepunktes, eine wichtige Angelegenheit von allgemeinerer Bedeutung die Theilnahme fast aller Klassen: die thüringische Eisenbahnsache, die nunmehr, Dank den Bemühungen und dem Eifer der hohen Staatsregierungen, aus dem Stadium der bloßen Frage in das der Thatsache eintritt. Die zugleich mit dem Staatsvertrage veröffentlichte, unter sehr günstigen Bedingungen ertheilte Concession (Statut) der Eisenbahngesellschaft, bei welcher auch die Regierungen (Preußen, Sachsen, Weimar-Eisenach und Coburg-Gotha) sich wesentlich betheiligen, hat den freudigsten Eindruck hervorgebracht. Der diesseitige Direktor der Gesellschaft ist, in der Person eines anerkannt tüchtigen Beamten, bereits vom Großherzoge ernannt; am 8. August findet die erste Generalversammlung sämmtlicher Actionäre zur Wahl des Verwaltungsraths in Erfurt statt und noch im Laufe dieses Jahres werden die Bahnarbeiten in Angriff genommen werden. — Ein anderer Gegenstand von allgemeinem Belang und Interesse, die bevorstehende große deutsche Industrie-Ausstellung zu Berlin, äußert seinen belebenden Einfluß auch auf unsere gewerbtreibenden Stände in nicht geringem Maße; aus fast allen Zweigen der Industrie und der Landwirthschaft gehen, wie verlautet, ansehnliche, den Fortschritt und die Vervollkommnung der einheimischen Industrie erfreulich bekundende Beiträge für den wichtigen vaterländischen Zweck ein. — Der in kurzem eintretende Tag, an welchem vor nunmehr hundert Jahren, den 25. Aug. 1744, Herder das Licht der Welt erblickte, ein Tag heiliger Feier wie für Deutschland überhaupt, so besonders für Weimar, wo dieser große, edle Geist so unvergeßlich und unvergänglich segensreich wirkte, hat die Idee zur Errichtung eines Herderdenkmals angeregt, an deren Verwirklichung, wie es heißt, bereits von mehreren Seiten lebhaft gearbeitet wird. Eine in der hiesigen Zeitung begonnene geistvolle Schilderung des äußeren und inneren Lebens des seltenen Mannes wird sicher auch von dem größeren Publikum theilnehmend begrüßt werden: denn es ist, wie der Verfasser des Aufsatzes so wahr als schön bemerkt, ein Bedürfniß dem Herzen, des Tages, an dem ein großer Mensch im Leben erschienen, in dankbarer Erinnerung sich zu freuen und den mit Trauer zu umhüllen, an welchem sein sterblicher Theil die Erde wieder verlassen hat. — Das Hoftheater ist am 29. Juni mit der Wiederholung einer zum Geburtstage des Erbgroßherzogs, am 24., zum Erstenmal gegebenen neuen Oper von Lobe: „König und Pachter“, nach dem Lustspiele „Karl der Zwölfte auf Rügen“ bearbeitet, geschlossen worden. Die Oper hat verdienten Beifall gefunden; sie ist ein tüchtiges Werk eines Komponisten, der durch Originalität und Gründlichkeit sich einen geachteten Namen bereits erworben hat, und enthält, ein nicht geringer Vorzug, recht ansprechende, dankbare Gesang- und Spielpartieen.

Mein letztes Wort an die Herren Diabelli u. C. in Wien.

Die Handlung Diabelli gefällt sich noch immer darin, gegen mich, wegen Uebersetzung und Debit der Oper „Pasquale“ in öffentlichen Blättern loszuziehen. Indem ich mich nun auf meine bereits veröffentlichte Erklärung berufe, welche diesen Gegenstand erschöpfend behandelt, und ich zu den unwürdigen Waffen meiner Gegner mich unmöglich herablassen kann, fordere ich dieselben hiermit auf, ihr Recht vor den zuständigen Gerichten zu suchen, welches sie im Gefühl eines unbestreitbaren Rechts schon längst hätten thun müssen; denn dies ist der einzige Ort, wo ich ihnen künftig Rede stehen werde.

Frankfurt a. M., im August 1844. Carl Gollmick.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 214. Sonntag, den 4. August 1844.

Die unbekannte Sängerin.

Lablache, der dicke, der gute, zugleich liebenswürdige und geistreiche Lablache, ist, wie Jedermann weiß, Liebling der Engländer. Viele behaupten, seine Corpulenz habe nicht wenig dazu beigetragen, um sich die Stimme John Bull's zu gewinnen; ich für meinen Theil glaube, daß sein liebenswürdiger Charakter, so wie sein schalkhafter Frohsinn, den größten Antheil daran gehabt haben, um sich diesen Sieg zu verschaffen.

Im Jahre 1839 hatte Lablache einen jungen italienischen Kavalier, einen liebenswürdigen Menschen mit blondem Barte und blauen Augen zum Schüler, der sich gar sehr in Verlegenheit befand, weil er zwanzig Jahre alt und eine Million Renten besaß. Hätte man ihn am Fortepiano die Arie aus der Nachtwandlerin singen hören, würde man ihn sicherlich für eine blasse, überaus zarte melancholische Lady gehalten haben, so weiß war seine Haut und so weich seine Stimme.

Eines Tages trat Signor Giovanilli bei Lablache ein. Er war nachdenkend und trübe gestimmt.

„Was haben Sie," fragte der Sänger, „sind Sie unwohl? haben Sie die Etüde, die ich Ihnen gegeben habe, nicht bei voller Stimme singen können? erheben Sie eine Million mehr, als wovon Sie Gebrauch zu machen wissen?" — „Nein," erwiederte Giovanilli, „nichts von allen Dem beunruhigt mich." — „Was macht Sie denn so schweigsam?" — „Ich habe Langeweile!" — „Sie haben Langeweile? Sie, der reichste Seigneur Italiens und so jung! Sie, der Sie ein Schloß besitzen, dessen Zinnen den Himmel berühren und dessen Fuß sich in den blauen Wogen des Adour badet?" — „Reichthum macht nicht glücklich. Das Herz, das Nichts beschäftigt, wird gar bald zu Eis." — „Bei'm Bacchus! Signor, gutes Glück darf nicht fehlen; aber sollten Sie nicht schon, seit den acht Tagen Ihres Aufenthaltes in London, eine Leidenschaft im Herzen tragen?" — „Eine Leidenschaft? wie sollte ich dazu gekommen seyn? Ich kann kein Wort englisch, ich habe keinen andern Freund als Sie, und soll ich es Ihnen gestehen, es ist keineswegs eine Frau, die ich suche, um mein Herz zu beschäftigen" — „Was suchen Sie denn, mein Herr?" — „Einen Engel, ein Wesen, ganz mit Mysterien umgeben, das ich so von fern lieben könnte, wie man die Sonne mit den goldenen Strahlen liebt, dies brillante Licht der himmlischen Krone ... Ich wünschte, daß sich, ihrer selbst unbewußt, mein Geist mit ihr beschäftigte, daß ihr meine Seele mit einer ächt brüderlichen Liebe, rein, wie die der himmlischen Heerschaaren, ergeben sey." — „Ich verstehe, mein Dichter, Sie wünschen eine hoffnungslose Liebe." — „Ich will," erwiederte der melancholische Italiener, „daß meine Illusionen niemals verschwinden; ich will, daß Die, der ich diese stumme Anbetung weihe, niemals aus dem geheimnißvollen Schleier, der sie einhüllen wird, gleich den alten Auguren, hervortrete; denn ach! bei jeder Erdenschönheit stellt sich nothwendig die Aussicht dar ... Vollkommenheit existirt nicht." — „Wahrlich, mein Herr, ich wünsche Ihnen gut Glück zu dem rosenfarbenen Traumbilde, das Sie suchen."

Während Lablache diese Worte sprach, durchblätterte Signor Giovanilli die auf dem Tisch des Salons ausgebreiteten Albums.

„Ach, mein Lieber," rief er plötzlich, „welch' ein köstliches Buch!"

Der junge Träumer entdeckte gerade ein in der That ausgezeichnetes Album mit gepreßten Blumen in Sammt und Gold eingefaßt, mit einem Verschluß von ganz getriebener Arbeit. Vier Rubinen von ausgezeichnetem Wasser blitzten an den vier Ecken, und aus den glatten Blättern duftete ein köstlicher Wohlgeruch, ein herrliches Gemisch von Myrthen, Reseda und Veilchen.

Auf der ersten Seite las man, von einer Damenhand geschrieben, diese Worte: „Al mio maestro di musica."

„Bei'm heiligen Georg," rief der Graf, „von wem haben Sie dies schöne Album?" — „Von einer meiner Schülerinnen." — „Ihr Name?" — Lablache überlegte: „Ihren Namen kann ich nicht nennen." — „Welche Thorheit, wozu eine derartige Vorsicht?" — „Mein Herr, ich darf die Namen meiner Schülerinnen ohne Erlaubniß nicht entdecken, vorzüglich keinem Wildfang Ihres Alters, schön und gleich dem Schmetterlinge, verliebt in alle Rosen." — „Ihre Discretion reizt mich um so mehr. Ist sie schön?" — „Ah, was Das anbelangt ... ausgezeichnet!" — „Ihr Haar?" — „Blond." — „Ihre Augen?" — „Blau." — „Ist sie groß?" — „Ja, ihre Taille ist majestätisch, sie hat bewundernswerthe Zähne, und einen Geist... eine Anmuth, die ausgezeichnet!" „Ist sie verheirathet?" — „Nein, sie ist frei." — „Dann muß ich sie sehen, ihr den Hof machen, und wenn sie mir gefällt..." — „Würden Sie sie heirathen?" — „Ohne Zweifel." — „Thor-

heit! sie ist fortwährend durch die hohen Verwandten gebunden, die würden sie Ihnen niemals geben." — „Meinen Sie?" — „Davon bin ich fest überzeugt. Es sind da unübersteigliche Hindernisse." — „Ach, lassen Sie mich sie nur ein Mal, ein einziges Mal sehen." — „Und wenn ich einwilligte, sie Ihnen zu zeigen, würden Sie mir schwören, sich niemals ihr zu nähern suchen? sich mit der stillen Verehrung, von der Sie so eben sprachen, zufrieden zu geben?" — „Ich schwöre es, und zum Beweise verlasse ich morgen London."

Am Abende führte Lablache den Grafen in ein prächtiges Konzert. Als sie eintraten, hatte bereits das Fest begonnen. Der Saal war von allen Seiten angefüllt. Alle Welt betrachtete eine junge blonde Dame in einem sehr einfachen Anzuge, denn auf dem Kopfe trug sie nur einen Kranz von blauen Kornblumen.

„Da ist sie," sagte Lablache. — „O bell' alma inamorata!" rief entzückt der Italier, und blieb den ganzen Abend in Extase. Den folgenden Tag reiste er nach Venedig. Ein Jahr nachher traf er Lablache in Paris wieder.

„Nun!" sagte er, „und meine Unbekannte?" — „Sie denken also noch immer d'ran?" — „Immer, es ist ein schönes Traumbild, das ich bisweilen im Schlafe sehe. Dann schmückt meine Einbildungskraft sie mit den schönsten Gewändern, bedeckt sie mit Purpur, und setzt ihr eine diamantene Krone auf's Haupt. Ist sie noch immer ihre Schülerin?" — „Immer; es ist eine ausgezeichnete Sängerin, aber seitdem ich sie nicht gesehen, hat man ihren Hausstand eingerichtet . . . sie hat sich verheirathet." — „Sie ist verheirathet," sagte der Edelmann mit einem Seufzer, „das ist schade; eine so hübsche Dame, so frisch und lieblich, wie die, sollte, wie dem Botanisten die Prachtblume, die er nicht zu berühren wagt, theuer seyn." — „Sind Sie immer Dichter, mein Herr?" — „Ist es mein Fehler, wenn es das Jahrhundert nicht mehr ist? Die Dichtkunst ist die Liebe zum Schönen, die Achtung vor erhabenen Dingen, die beredetste aller Bitten, der Eingang des Geistes und des Herzens."

Der italienische Fürst verlebte den Winter in Paris. Er sprach oft von der bekannten Sängerin, drückte oft respektvoll seine Lippen auf die Blätter ihres Albums; aber ach! jeder Traum hat sein Ende. Das Positive, dies ernste und kommentirende Kind, das sich durch jede zerstörte Illusion kräftigt, bemächtigte sich seiner Seele. Er kehrte nach Italien zurück, und heirathete dort eine braune Prinzessin, die 10 Schlösser und 100 Lieues Land, wie Prinzessinnen in Feenmährchen, zur Mitgift hatte.

In diesem Jahr wollte er sich seiner gewöhnlichen Lebensweise entziehen, und wünschte seiner Frau Frankreich zu zeigen. Er kam durch Eu, um sich nach Paris zu begeben, und sah die versammelte Menge. Freudenlärm ertönte in den Lüften, Kriegstrompeten ließen das Echo erschallen. In der Mitte der versammelten Fürsten und vornehmen Damen gewahrte er eine junge Frau, die er sofort erkannte.

„Großer Gott!" schrie er, „das ist sie, die Schülerin von Lablache, meine unbekannte Sängerin!" — „Was ist Ihnen, mein Herr?" fragte seine Frau ängstlich. — „Nichts, mein Engel, bei meiner Ehre." — Dann, indem er sich einem Offizier näherte: „Herr Capitain," spricht er zu diesem mit zitternder Stimme, „würden Sie mir wohl den Namen dieser Dame sagen können?" — „Die im rosenfarbenen Kleide mit dem weißen Crephute?" — „Gerade die?" — „Mein Herr," erwiederte der Capitain dem bestürzten Fürsten, „nehmen Sie doch Ihren Hut ab, die Dame, die Sie betrachten, nennt sich **Victoria, Königin von England**."

(Fränk. Merkur.)

Unterwegs.

(Reiseskizzen von N.)

(Fortsetzung.)

Viel Schönes erfreute uns da; aber besonders diese Statuetten in der von Hrn. Cauer neuerfundenen Masse, die wie Elfenbein aussieht und das Gute hat, daß man sie abwaschen kann, ohne daß irgend die Masse dabei litte. Mit liebenswürdiger Zuvorkommenheit aufgenommen, flogen uns einige Stunden hin im lebendig anregenden Dreigespräche und wir nahmen sehr freundliche Eindrücke mit hinweg. Ueber den ausgezeichneten Kunstwerth dieser Statuetten steht längst das Urtheil fest, und es ist ein glücklicher Gedanke, die Sujets aus der deutschen Geschichte zu wählen.

Am andern Tage begann unsere Wanderung gegen Alzey hin. Wenn auch die Landschaft selbst nichts Ausgezeichnetes hatte, so bot sie doch das Bild einer gesegneten, frucht- und theilweise weinreichen Gegend. Nicht ohne Interesse waren für mich die guten Straßen Rheinhessens, der blühende Ackerbau, die reinlichen Dörfer, deren Aussehen von Wohlstand zeugt, und die Reste der mit Korkulmen bepflanzten Ringwälle der Dörfer. Sie erinnerten uns an die ritterliche Zeit, der so Viele das Wort reden, weil eine romantisch-poetische Seite sie kitzelt, ohne des lieblichen Raubsystems zu gedenken, und all' der Rohheit, welche die überwiegende andere Seite bildet. Künstlerisch zog uns Nichts an, als das schöne Thürmchen gothischen Baustyls bei dem Hofe zu Iben, wo einst ein Kloster stand, und jetzt betriebsame, tüchtige Landwirthe leben und wirken. Auch hier lag Stoff zu Parallelen genug vor, den wir ausbeuteten. Das Kloster war reich und mächtig. Es ist dahin, weil die Zeit gerichtet hat. Welche Thorheit aber ist es, sie wie Gespenster wieder in unsern Tagen heraufbeschwören zu wollen!

Die Sonne stand schon am Rande des Horizonts und ließ ihre purpurnen Streiflichter auf den Donnersberg fallen, als Alzey vor uns lag.

„Ob sie meiner noch gedenket", sang der Maler halblaut vor sich hin; ich aber sah hin auf das Städtchen und ließ seine Geschichte an mir vorüberziehen. Da lag der „Stein", das altehrwürdige Schloß, wo die Pfalzgrafen wohnten und zu Gericht saßen und der Frei-Raugraf der Pfalzgrafen Faut war. Ein lustig Leben führte man allezeit in Alzey und die Fiedel im Wappen ist nicht ohne Beziehung. Unglück hatte die Stadt wohl auch. Albrecht von Oesterreich zerstörte sie völlig und auch der Orleans'sche Krieg kostete ihr schwere Opfer. Merkwürdig ist die Beziehung Alzey's zum Niebelungen Liede. War doch **Volker** ein Alzeyer, der Fiedler Volker. Nicht ohne Bedeutung für den historischen Boden des Gedichts ist es, daß in der Geschichte des **Landsberg's** die Niebelungen als tapfere Burgmannen urkundlich vorkommen. Ueberhaupt ist in dieser Beziehung der Boden klassisch. Wir fanden ein reges, fröhliches Leben, dem das Kreisgericht

eine weitere Ausdehnung leiht. Der Abend im Gasthofe ging uns schnell und fröhlich in guter Gesellschaft hin, obwohl Eisenbahnprojekte schon hier auftauchten, die uns durch die ganze Pfalz hinauf wie ein feindliches Gespenst verfolgten. Ist es denn nicht genug, daß man seine Zeitung nicht mehr ohne Aerger lesen kann, weil das Bahngeschwätze überall sich breit macht? Müssen Einem denn auch noch die Erholungsstunden einer Reise dadurch vergiftet werden? Zehn Mal lieber horchte ich dem Liebesliede meines Malers, obwohl das auch am Ende unendlich langweilig wurde, als diesem Thema, das so langgedehnt war, wie solch' eine Bahn selbst. Doch das war, wie gesagt, nur das Präludium für die Variationen in Dur und Moll, die uns noch sollten vorgetudelt werden und für die die erste Station hier war. Ehe wir den Wanderstab weiter fortsetzten, bestiegen wir die Höhe der Warte. Noch ragt der alte Thurm in die Luft, von dem herab einst der Wächter ins Land lugte, ob der Stadt kein Schaden drohe. Die Aussicht in ein reiches Land ist freundlich. Die Morgensonne vergoldete die Triften und Fluren, die Thürme und Dorfschaften weit umher, und zu unsern Füßen lag Alzey mit seinen lustigen, rührigen Bewohnern, seiner großen Vergangenheit und kleinen Gegenwart.

Wer das Ideal eines langweiligen Weges kennen lernen will, muß von Alzey nach Kirchheim wandern! Dabei ist es weit und der Staub war zu einer Macht gediehen, die uns im vollen Wortsinn gelbgrau machte.

Wenn das Sprüchwort wahr ist, daß der Mensch jährlich seine sieben Pfund Schmutz essen muß, rief der Maler aus, so haben wir heute praenumerando für anderthalb Jahre zu uns zu nehmen! Die Luft wirbelte nämlich stoßweise den Staub zu dichten Wolken auf und hüllte uns oft völlig ein. Sein Zorn war einmal rege.

Da kam ihm denn auch die sogenannte Kaiserstraße in's Quere, auf der wir stolpernd wanderten.

Nein, grämelte er, das ist keine Kaiser-, keine Königs- — das ist eine Hundestraße, voller Löcher und Schmach!

Sie hat das Loos ihres Gründers getheilt, sagte ich.

Freilich wohl, fuhr er fort. Den haben aber nun die Franzosen wieder zu Ehren gebracht, aber hier geschieht nichts, gar nichts.

Nun, Sie haben ja in Alzey gehört, daß für die bayerische Strecke 90,000 Gulden bewilligt sind.

Was will denn das sagen? fuhr er fort. Das reicht etwa hin, sie frisch zu überschütten. Wäre sie noch macadamisirt! Aber so ist sie noch altmodisch gestickt und die Steine sind herausgefahren. Wohin soll das führen? Da lob' ich mir doch die preußischen Landstraßen.

Was meinen Sie, wenn wir führen? — Ich würde darauf antragen, daß im Pfalzkreise eine Assekuranz für zerbrochene Rippen errichtet würde. Die machte gewiß gute Geschäfte.

Eben braus'te die Malle-Post vorüber. Ein Reisender, der sich ihrer bediente, sah aus wie der heilige Laurenzius auf dem Roste.

R. lachte laut auf. Sehen Sie, rief er, der thut Kaiserstraßbuße für viele Sünden. Man sollte die büßenden Mönche Altbayerns von der französischen Gränze bis hierher und wieder zurück auf Chars à bancs fahren lassen. Ich bin überzeugt, es wäre eine herrliche Bußübung, und es gäbe eine neue Race von Märtyrern — Kaiserstraßmärtyrer!

Gehören wir nicht auch dazu? fragte ich und schrieb mit dem Finger auf meinen Arm: „Kaiserstraße", was sich im dicken Staubansatze sehr schön ausnahm.

Sie könnten hier Grau in Grau malen, lieber R., sagte ich, auf meine Staubschriftprobe zeigend.

Wahrhaftig Stoff genug! erwiederte er mit Aerger, allein ich spare die Mühe; das thut sich hier Alles von selbst.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

In Landau an der Isar gewann neulich ein Badergeselle, bisher ein lustiger Kumpan, 5000 fl. in der Lotterie. Er bezahlte davon seine geringen Schulden, schickte den Rest an seine Geschwister mit einem Brief, worin er sagte: „er brauche fortan kein Geld mehr", stürzte sich von der Isarbrücke in den reißenden Strom hinab und ertrank.

(Nürnberg, 28. Juli.) Eine Bekanntmachung des hiesigen Magistrats über das Verhältniß der Brodherren aus dem Handels- und Gewerbsstande zu ihren Untergebenen lautet im Eingange: „Nach einer der Polizeibehörde durch die k. Regierung von Mittelfranken, Kammer des Innern, zugekommenen Mittheilung des k. protestantischen Consistoriums wird als eine bedeutende Ursache der Entsittlichung und Unordnung der Jugend das lose Verhältniß zwischen Kaufherren, Commis und Lehrlingen, dann zwischen Meistern und Lehrjungen bezeichnet. Diese Wahrnehmung ist durchaus gegründet, wenn man erwägt, daß die gute alte Sitte, nach welcher Handels-Commis und Handels-Lehrlinge wie Gewerbs-Lehrlinge nirgends anders, als in den Häusern ihrer Prinzipale und Meister wohnen durften, größtentheils aufgehört hat und solche eigene Miethswohnungen beziehen. Dadurch sind diese jungen Leute der speciellen Aufsicht ihrer Prinzipale und Meister entrückt, und diese bekümmern sich in der Regel nur darum, ob jene die Comptoir- und Arbeitsstunden richtig einhalten und die ihnen aufgetragenen Arbeiten verrichten, während es ihre Pflicht ist, sich auch um ihr sonstiges Verhalten, theilweise verbotenen Wirthshausbesuch und andere verbotenen Lebensweisen zu bekümmern." Sofort wird zur Beseitigung dieses Verhältnisses und Wiederherstellung des früheren Zustandes, wonach die Brodherren den ihnen anvertrauten jungen Leuten Wohnungen in ihren eigenen Häusern einräumten und eine genaue Aufsicht in sittlicher Beziehung über sie führten, ermahnt. (Würzb. Z.)

Korrespondenz.

Weimar, 28. Juli.

Die Kunstfreunde wurden in diesen Tagen durch die Ausstellung einiger neu vollendeter Oelgemälde von hiesigen Künst-

fern erfreut, welche von großem Fleiß und Studium zeugten. Besonders war es eine „Landschaft aus dem Innern von Norwegen" von dem Hofmaler Professor Preller, welche wegen ihrer naturgetreuen Darstellung und sauberen Ausführung von Kennern allgemein belobt wurde. Auch eine „Waldgegend bei Allstedt mit einer Aussicht auf den Kyffhäuser" von dem Professor Kaiser fand beifällige Anerkennung. Ein drittes Bild: „St. Hubertus" von A. Dürer ließ zwar hier und da noch allzu sehr den Anfänger erblicken, zeugte aber demungeachtet von dem entschiedenen Talent des Künstlers, welcher, bei etwas größerer Sorgfalt, ebenfalls etwas Tüchtiges zu leisten verspricht. — Unsere Getreidefrüchte gehen nun mit Riesenschritten ihrer Reife entgegen. Sie stehen durchgängig sehr schön und versprechen einen überaus reichlichen Ertrag. Bei günstiger Witterung wird man mit der Roggenernte fleckweise in dieser Woche noch den Anfang machen.

Wiesbaden, 24. Juli.

Am 22. eröffnete der Schauspieler Christen, vom Münchener Hoftheater, seinen Gastrollencyklus in den beiden Lustspielen: „Nach Sonnenuntergang" und „Paul und Johann", einem der unbedeutendsten Theaterstücke, in diesem als Johann, in jenem als Abendstern. Die hiesigen Theaterannalen liefern kein Beispiel von einem Jubel, wie sich solcher beim Wiedererscheinen Christen's kund gab; der Beifallsdonner, in den sich die Fanfaren des Orchesters mischten, wollte kein Ende nehmen. Christen lieferte den Beweis, daß er während seiner zweijährigen Abwesenheit von hier in seiner künstlerischen Ausbildung nicht müßig gewesen, obgleich derselbe noch ermüdet von der Reise — indem er Tages zuvor hier anlangte — gleichsam unvorbereitet auftreten mußte, weil beide Stücke, zum Ueberdruß dahier gesehen, gegen sein Wissen und Wollen zur Aufführung bezeichnet worden waren. Christen wurde in den Zwischenacten viermal hervorgerufen und stürmisch zum Hierbleiben aufgefordert. Des andern Abends, am 23., fand die Aufführung der Auber'schen Oper: „des Teufels Antheil" statt, worin unsere Primadonna Mad. Schmidtgen nach längerer Unterbrechung ihrer Wirksamkeit, die das Publikum unangenehm berührte, in der Partie des Carlo Broschi ihr schönes Talent von neuem bekundete. Die klangvolle Sopranstimme derselben, gegründet auf einen trefflichen Vortrag, machte sich besonders in dem als Talisman wirkenden Wiegenliede geltend; damit verband dieselbe eine lebhafte, den verschiedenen Situationen der Rolle entsprechende Darstellung, unterstützt durch eine einnehmende Persönlichkeit. Das Publikum zollte ihrer Leistung die verdiente Anerkennung. Neben ihr wirkte mit Auszeichnung Mad. Schumann (Casilda) durch lieblichen Gesang und anmuthsvolles Spiel. Wenn auch die Leistungen der Uebrigen im Einzelnen manches Gute enthielten, so ließ doch das in dieser Oper so wesentliche Zusammenspiel noch viel zu wünschen übrig, was sich auch durch eine große Lauheit des Publikums am Schlusse derselben kund gab.

Philippseich, 29. Juli.

Schon manche Festlichkeit, welche übrigens immer nur ihre Veranlassung dem Wohnsitze der hochgräflichen Familie dahier verdankte, hat unserem so freundlich gelegenen Philippseich viele Fremde zugezogen; noch nie aber, so wollen die ältesten Einwohner und Benachbarten behaupten, war ein Ereigniß oder eine Veranstaltung geeignet, eine solche Anzahl sämmtlich froher Menschen hier zu versammeln, wie man sie gestern daselbst gefunden hat. Es war eine verabredete freundliche Zusammenkunft zweier Gesangvereine aus Darmstadt und Offenbach, was uns in dem dem gräflichen Schlosse dahier naheliegenden Buchenwäldchen einen wahrhaft vergnügten Tag hat genießen lassen. Die Gesangvereine „Harmonie" zu Darmstadt und „Polyhymnia" zu Offenbach beabsichtigten, im Mittel beider Ortsentfernungen im Sängerbunde sich brüderlich die Hand zu reichen und wählten hierzu den hiesigen Ort, bedingten jedoch diese ihre Zusammenkunft an die Aussicht auf gute Witterung. Erst um 2 Uhr Nachmittags ist der Himmel vollends hell geworden und viele den Zügen vorangeeilte Wagen von Darmstadt und Offenbach ließen uns unsere Hoffnungen nicht getäuscht sehen. Bald erschienen jetzt von zwei entgegengesetzten Richtungen, von Süden und Norden, zahlreiche Wagenzüge, geschmückt mit Fahnen und Laub, welche von unserer Anhöhe aus den schönsten Anblick gewährten. Nach freundlicher, herzlicher Begrüßung unter sich zogen vorerst die vereinten Sänger mit einer Blechmusik und ihren Fahnen an der Spitze in den gräflichen Schloßhof zur Begrüßung der hochgräflichen Herrschaft. Diese Ceremonie allein schon ließ von vorne herein den Geist erkennen, der den Vorstand und die Mitglieder beider Vereine beseelt. Es war dem Sängervereine ein besonderer Raum in dem schon berührten Buchenwäldchen abgesperrt überlassen und das ganze Wäldchen war von Freunden der Natur und des Gesangs belagert, wo nicht andere Anstalten ein Unterkommen begünstigten. Heiterkeit und Frohsinn war auf Aller Gesicht zu lesen. Und die Umschrift der für diese Vereinigung entstandenen besonderen Standarte: „Brüder, reicht die Hand zum Bunde" — hat gar häufig auch außer den Sängern freundschaftliche Verbindungen in Folge dieses Vereins entstehen lassen. Unter den Sängern insbesondere aber war Alles Ein Herz und Eine Seele. Sangen ihre Chöre vereint, so waren es sichtbar eben so ihre Herzen; und abwechselnde Gesänge zwischen beiden Vereinen ließen immer die größte Bescheidenheit und gegenseitige Achtung erkennen und es bedürfte daher wohl keiner weiteren Berührung, daß die beiden Direktoren dieser Vereine den wahren Zweck der so allgemein werdenden Männergesangvereine bei ihrer Leitung im Auge haben. Hr. Schmidt zu Offenbach ist längst dafür anerkannt, und Hr. Spamer zu Darmstadt ist als Tonsetzer und Lehrer der Musik rühmlichst bekannt. Darf dem Referenten einige Beurtheilung in Bezug auf die vorgekommenen Leistungen im Gesang selbst zugetraut werden, so erklärt er diese für durchaus brav durchgeführt; besonders vortheilhaft muß er sich aber für den Chor im Schloßhofe bei der Abschiedsbegrüßung aussprechen. Hierüber, so wie über das musterhafte Verhalten aller Vereinsglieder herrschte bei allen Zuhörern nur Eine Stimme, was gewiß durch den Umstand bestätigt erscheint, daß sämmtliche hohe Angehörige des hiesigen hochgräflichen Hauses nebst anwesendem hohen Besuche, nämlich Sr. Durchl. des regierenden Fürsten zu Sayn-Wittgenstein-Hohenstein und Sr. Erl. des regierenden Grafen zu Ysenburg-Wächtersbach mit hohen Familien, während des ganzen Festes — denn so können wir diese Zusammenkunft jetzt nennen — in der Nähe der Sänger anwesend geblieben sind. Bei der Abschiedsbegrüßung von Seiten der Vereine gegen die hochgräfl. Herrschaft sprach Hr. Schröder von Darmstadt im Namen Aller einige wahrhaft herzliche Worte in schönem Zusammenhange als Erwiederung der ihnen bethätigten freundlichen Aufnahme dahier, worauf des regierenden Grafen zu Ysenburg-Philippseich Erlaucht den Vorstand zu sich bitten ließ und wiederholt die Anerkennung ausgesprochen hat, welche alle Glieder des Vereins sich durch ihre Mitwirkung zur Bezweckung einiger recht vergnügter Stunden erworben haben. Nach acht Uhr erst trennten sich vergnügt Freunde, Verwandte und Bekannte. Oeffentlichen Dank daher beiden Vereinen für diesen vergnügten Nachmittag, unter dem lebhaften Wunsche, den so Viele ausgesprochen haben, wenn auch nur ein Mal im Jahre, uns durch solch vereinigte Zusammenkunft wiederholt zu erfreuen.

Mainwasser-Wärme.

Samstag, 3. August, Morgens 8 Uhr: 13 Grad. W. Gerlach.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 4. August. Thomas Thyrnau, Schauspiel in 5 Abth., nach dem Roman gleichen Namens frei bearbeitet von Charl. Birch-Pfeiffer.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 215. Montag, den 5. August 1844.

Numero Einundzwanzig.

Dem von Dr. C. Dräxler=Manfred in Wiesbaden redigirten „Kursaal" entnehmen wir die nachstehende, eben so interessante als schön geschriebene Skizze.

In unserem deutschen Vaterlande, wo ein Titel ohne Mensch bekanntlich viel mehr gilt, als ein Mensch ohne Titel, ist es auch ganz natürlich, daß es mehr große Titel als große Menschen giebt. Deßhalb handelt auch ein deutscher Schriftsteller sehr vernünftig, wenn er erst den Titel und dann das Buch schreibt, und wenn er stets jenem mehr Nachdenken widmet als diesem. Es giebt wirklich bei uns sehr viele Leser und Leserinnen, die von den Schriften nur immer den Titel lesen, und von diesem entweder für oder gegen den Inhalt schließen. Der Titel: „Numero Einundzwanzig" indessen läßt auf gar nichts Bestimmtes schließen. Man weiß nicht, ob er ein großes Glück, oder ein großes Unglück verkündet, und der freundliche Leserkreis des Kursaal's wird durch diesen nichtssagenden Titel gleichsam genöthigt, dieser „Plauderei" einige Aufmerksamkeit zu schenken.

Numero Einundzwanzig ist ein schönes Zimmer in einem der schönsten und elegantesten Gasthöfe am Rhein, nämlich im „Hotel Victoria" zu Bingen. Dieses Zimmer, welches die herrlichste Aussicht auf den majestätischen Rhein, auf den Niederwald und seine bewegten Wipfel, auf den wogenumrauschten Mäusethurm und den finstern Ehrenfels, kurz: auf die ganze Romantik dieser paradiesischen Gegend darbietet, dieses Zimmer scheint von einem unsichtbaren Zauber erfüllt, der alle großen Geister unwiderstehlich an sich lockt. — Es war im Jahre 1841 an einem heißen Sommertage, als zwei Wanderer mit bestaubten Blousen und Schuhen in dem „Hotel Victoria" anlangten. Das sämmtliche irdische Gut des Einen bestand aus einer sehr unbedeutenden Jagdtasche und einem sehr bedeutenden Embonpoint. Er verrieth sogleich den Franzosen, und richtete an Wirth und Kellner tausend Fragen, ohne eine einzige Antwort abzuwarten, während sein Gefährte, ein Vierziger, mit einer ungewöhnlich hohen, gewölbten Stirne und sehr ernsten Zügen, schweigend auf die Wellen des königlichen Stromes blickte. Alle Zimmer, bis auf Numero Einundzwanzig, waren schon besetzt, und dieses ward den unscheinbaren Gästen angewiesen. Der Wohlbeleibte wickelte sich den schwarzen Schnurrbart um den Finger, kicherte, lachte, scherzte, und ließ seiner frohen Laune freien Zügel; der Andere aber fuhr unzählige Male mit der Hand durch's Haar und strich es nach hinten, so daß seine an sich schon enorm hohe Stirne das Ansehen einer nackten Felswand annahm. Der Wohlbeleibte hieß Jules Janin; sein ernster Gefährte aber war der Großhändler der französischen Romantik, der Poet par force, der Verfasser der Notre Dame de Paris, — Mr. Victor Hugo. Während nun dieser in Numero Einundzwanzig seine Begeisterung bald in Jamben und Trochäen äußerte, ließ Janin seine kleinen, putzigen Witze, wie lebenslustige Flöhe munter herumhüpfen, und duldete nicht, daß sein Gefährte auch nur einen Augenblick sich ruhig mit den Musen unterhalten konnte. Erst als die Nacht hereinbrach, und der müde Feuilletonist das Lager gesucht hatte, steckte Victor Hugo sein kolossales Dichterhaupt zum Fenster hinaus und gab sich ungestört seinen romantischen Gedanken hin. Numero Einundzwanzig im Hotel Victoria in Bingen war vielleicht in jener Nacht die Werkstätte für ein Kapitel des großen Werkes: Le Rhin, oder gar für eine Scene in der famosen Tragödie: les Burggraves, die zwei Jahre später vor den Parisern mit Pomp aufgeführt, von den Parisern mit Begeisterung ausgepfiffen und von den biedern Deutschen mit Dampfkraft übersetzt wurde.

Es war im Jahre 1842, als ein langer, hagerer, ältlicher Mann in den Salon des Hotel Victoria eintrat und ein Zimmer begehrte. Wiederum war das ganze Hotel, bis auf Numero Einundzwanzig, besetzt, und dieses wurde dem Gaste angewiesen. Das Antlitz des Fremdlings war durchaus unschön; vielleicht hätte man es mit gutem Gewissen sogar häßlich nennen können. Dennoch lag in demselben ein gewisses Etwas, das Aufmerksamkeit erregte, eine sonderbare Eigenthümlichkeit, welche, wenn auch keine Zuneigung, doch wenigstens die Neugierde lebhaft erweckte. Der Fremde ging auf Numero Einundzwanzig und sah hinaus in die herrliche, zaubervolle Natur. Bald versank er in tiefes Träumen. Vielleichte dachte er an sein fernes, freies Vaterland jenseits des Oceans; vielleicht auch beschäftigte ihn die Conception eines neuen Werkes, genug, der Kellner mußte lange mit dem Fremdenbuche warten, bis er von dem ernsten Manne bemerkt wurde, welcher endlich zögernd und zerstreut die Feder ergriff und den aller Welt bekannten Namen Fenimore Cooper einschrieb.

Ein Jahr später, ungefähr um dieselbe Zeit, fuhr ein ele-

ganter Reisewagen an dem Hotel Victoria an, und ein Mann stieg aus, an welchem jeder Zoll ein vornehmer Engländer war. Sein schöngeformtes Gesicht, welchem die kühne Adlernase noch einen besondern, höchst ansprechenden Ausdruck verlieh, die stolze edle Haltung und eine äußerst sorgfältige Toilette ließen in dem Fremdling einen Lord vermuthen. Wiederum waren alle Zimmer, bis auf Numero Einundzwanzig, bereits in Anspruch genommen, und dieses wurde sogleich dem Gaste angewiesen, welcher die Eigenthümlichkeit hatte, laute Unterredungen mit sich selbst zu halten. Aber nicht allein auf seinem Zimmer, selbst auf der anmuthigen Terrasse vor dem Hotel ging der Engländer mit gekreuzten Armen stundenlang auf und nieder, in sehr vernehmbaren Discussionen mit seinem eigenen Ich beschäftigt. Er schenkte der Gegend sehr wenig Aufmerksamkeit. Der Rhein mit seinen paradiesischen Ufern war ihm eben so bekannt als sein Name den Rheinländern; denn er war der vielschreibende, vielgelesene und vielbesprochene — Sir Edward Lytton **Bulwer**.

Kaum hatte Bulwer das Zimmer Numero Einundzwanzig verlassen, als es einem aus Italien kommenden Männchen angewiesen wurde, welches so verdrießlich und düster wie ein deutscher Novemberabend aussah. Es sprach nicht; es seufzte nur. Es ging nicht; es wankte blos. Alles machte ihm Schmerzen, so daß man glauben mußte, es bestünde aus lauter schwachen Seiten; es lag beständig mit seiner Unverdaulichkeit in Fehde, und kannte keine unversöhnlichere Widersacher, als seinen Magen und die Zugluft. Eine offene Thüre brachte es zur Verzweiflung, und ein aufgesperrtes Fenster füllte sein banges Herz mit Schauder und Entsetzen. Niemand sah es dem desperaten, malcontenten Männchen an, daß es mit den deutschen Musen so lange in unglückseliger Ehe gelebt, und mit ihnen leider sehr viele ungerathene Kinder gezeugt hatte. Niemand sah es dem winzigen, seufzenden Männchen an, daß es mit Melpomene auf sehr vertrautem Fuße und mit Thalia in unerlaubtem Verhältniß gestanden. Niemand sah es ihm an, daß sein Name bereits bei der Unsterblichkeit verassekurirt war, und daß sein marmornes Standbild einst prangen wird in der Walhalla bei Regensburg. Und doch war dieses Männchen in Numero Einundzwanzig des Hotel Victorio zu Bingen am Rhein kein Anderer, als der Geheimrath Dr. Ernst Benjamin Salomon **Raupach** aus Straupitz bei Liegnitz, der große Hohenstaufenmachermeister, die Wonne der deutschen Komödianten und der ehemalige Hort der Theaterkassen.

Raupach war bis jetzt der letzte große Poet, der in Numero Einundzwanzig geschlafen, geseufzt und vielleicht auch geträumt hat. Ich bin indessen überzeugt, daß der unsichtbare Zauber, der dieses Zimmer umschwebt, noch viele bedeutende Singvögel an sich locken wird; denn so wie das Hotel Victoria eines der angenehmsten Gasthäuser am Rhein, so ist Numero Einundzwanzig eines der schönsten Zimmer in der Victoria. Vielleicht werden auch in der Zukunft bewunderns-lustige Engländer zu diesem Zimmer wallfahrten, welches schon so vielen Geistern freundliches Obdach geliehen, und in welchem vielleicht mancher große Gedanke zum ersten Male das Licht der Welt erblickte.

Unterwegs.

(Reiseskizzen von N.)

(Fortsetzung.)

Wir hatten nun die Höhe erreicht und vor uns lag der Donnersberg, der alte Vorwächter der Vogesen, auf den man hier zu Lande ein Haus für Fremde à la Feldberghaus — oder ich glaube gar, einen Thurm bauen will — wenn — man Geld hat. Noch steht Feldberghaus und Donnersbergsthurm in gleichen Stadien, nämlich im ersten ihrer Entwickelung, welches mit der Ueberschrift: „Hoffnung" zu bezeichnen ist. Beide tragen, da sie etwas hoch in die Lüfte gebaut werden sollen, auch Einiges von den Schlössern dieses Bereichs an sich; doch wird sich das mit der Zeit geben, wenn anders gegeben wird.

Es war etwa zehn Uhr Morgens. Wir rasteten einmal. Der Himmel hatte sich bewölkt; das Gewölke ging tief. Am Donnersberge hing ein Gewitter.

Wenn uns das Reiseglück wohl will, sprach N., so bekommen wir auf unsern Staub noch fette Regentropfen und etwas derben Brei. Dann bleibt er uns auch länger im Andenken.

Da haben Sie Recht; aber das Aussehen ist bedrohlich. Wir müssen doch bald ein Dorf erreichen?

Ein Frachtfuhrmann kam des Weges. Den fragten wir.

Morsheim heißt das nächste Dorf, sagte er. Wenn Sie sich eilen, erreichen Sie es noch vor dem Gewitter.

Da ist keine Wahl. Wir müssen voran, sprach N. und setzte seine langen Beine in eine dem Geschwindschritt ähnliche Bewegung. Mich hat die Mutter Natur anders gebildet. Kurz bei der Erde, etwas rund geformt, wurde es mir doppelt schwer, meinem storchbeinigen Gefährten zu folgen. Eine Weile hielt ich es aus; aber das Dorf wurde noch immer nicht sichtbar. Endlich wünschte ich ihm einen gesegneten Fortgang und lehnte mich an einen Baum, der neben der unkaiserlichen Straße stand.

Wollen Sie sich naß regnen lassen? fragte er.

Lieber, als mit Ihnen laufen, der Sie Schritte machen, wie weiland Fortunatus, und mich auf den Hund bringen oder auf den Kirchhof.

Er besann sich und ging langsamer; aber auch das Fortrennen hätte uns nicht vor dem Regen geschützt, denn er kam rasch auf uns zu und traf uns reichlich.

Welch' ein Anblick! Wir trugen beide à la mode du jour dunkle Röcke. Jetzt mischte der fette Regen sich mit dem Staube zu einem zarten Brei, der unsern kurzen Röcklein eine etwas schwer zu bestimmende Farbe gab. So erreichten wir das erste königl. bayerische Dorf. Tief war nun wohl der Spritzer nicht eingedrungen; zu ändern war auch unser Anzug hier nicht, und zu bleiben trug keiner von uns Lust.

So wanderten wir denn weiter. Bald senkte sich die Straße und die baumreiche Niederung eines Städtchens, seine hügelige Umgebung mit seinem waldreichen Hintergrunde, überragt von den Vorhöhen des Donnersbergs, lag vor uns. In der That, ein schöner Anblick.

Wir weilten. Vor uns lag **Kirchheim-Bolanden**.

Was wissen Sie von dem Städtchen? fragte mein College Langbein, der seines Namensvetters Schwänke mit seinen

Beinen ausführte, indem er auf einer Ruhebank Platz nahm, da der Regen aufgehört hatte und er müde war.

Nun, da könnte ich Ihnen von den Rittern von Bolanden erzählen, die hier in der Nähe ihr Nest hatten, zu einer mächtigen Familie erwuchsen, die hier, am Rheine und dem Taunus sich einen Namen gemacht und Besitz erwarb, und weiland adelige Straßenfeger waren, wovon die Binger und Mainzer Kaufleute seiner Zeit viel Unliebliches zu erzählen wußten. Diesen gehörte der Ort, daher er, um ihn von den mancherlei Kirchheims, von denen Ihnen die Handbücher der Geographie zu berichten wissen, unterscheiden zu können, auch Kirchheim-Bolanden hieß, und dato noch heißt. Durch Heirathen wechselt heute, wie vormals der Besitz. Freilich sind diese nicht der alleinige Grund, sondern es gibt noch mächtigere Veranlassungen. Doch damals war es so. Es kam an Sponheim, dann wieder durch Heirath an Nassau. Die Nassauer behielten's, bis das liebliche Ça ira von Westen her erklang. Die Republik verschlang das nassauische Gebiet, Napoleon die Republik und dies mit — so wurde es französisch, und nun ist es, wie sie an der Kaiserstraße — nämlich am Gränzsteine sehen, baierisch. Zur Reichszeit, wo es nassauisch war, zeichnete es sich durch zwei Dinge aus; erstlich durch das Schloß, und zweitens durch die Fasanenjagd im Vorholze, wie der Wald heißt, der dort liegt und damals hohe Bäume hatte. Sie sind in treuer Liebe den Fasanen nachgefolgt. Damals galt ein Fasan einen Kopf, nämlich, wenn ihn Einer birschte. Und doch gab es — **Braconiers** — sagen die **Deutschen** im Rheinkreise, weil Wilddieb nicht gut klingt und zu grob ist. Das Schloß war schön. Als Domaine kam es in die Hände eines Privatmannes; später kaufte es ein Jude und nun soll's wieder feil seyn; aber von dem Schlosse ist nichts mehr übrig, als ein Flügel, der als Wohnung dient. Ein Theil war Judenschule, brannte ab und erstand als Synagoge wieder, die in seltsamem Style erbaut ist. Der Garten hatte schöne Waldpartien und Alleen — jetzt ist's licht geworden. Nun, man braucht auch Brennholz. Dort droben steht noch die alte Warte, anzusehen wie etwa ein massiver Stadtzahnstocher. Sie kommt mir vor, als ob sie meditire über den Wechsel der Dinge, deren Extreme hier regierende Fürsten und Juden sind.

Sind Sie zufrieden oder wollen Sie mehr?

Zur Genüge! sagte er und schwenkte die langen Beine mit Hast.

Aber ich habe über Ihren Erzählungen Hunger bekommen. Lassen Sie uns gehen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

So eben erhalten wir aus sicherer Quelle die herzerhebende und alle Kunstenthusiasten gewiß mit wahrer Begeisterung erfüllende, entzückende und eigentlich mit goldenen Lettern abzudruckende Nachricht, daß unserer lieben Stadt Frankfurt das beneidenswerthe Glück bevorsteht, die göttliche **Fanny Eßler** gegen Mitte Oktober hier eintreffen und auf unserer Bühne tanzen zu sehen. Das wird herrliche Tage oder vielmehr Abende geben und der oft trübe Herbstmonat wird uns dies Mal zu einem Wonnemonat werden. Wer da einen Logenplatz haben will, der sehe sich bei Zeiten darnach um, denn hier wird es heißen: „Ein Königreich für einen Logenplatz!" — Wir sind stolz darauf, unsern vielgeliebten Lesern das große Ereigniß schon jetzt jubelnd verkündigen zu können.

Eugen Sue hat seinen Bekannten gestanden, daß er das Erscheinen seines ewigen Juden bedaure, er ist also selbst von dem Nichtgelingen dieses Werkes überzeugt. So wird sich also an dem Buch das traurige Geschick erfüllen, das wir ihm gleich anfangs prophezeihet haben.

(Vom Rhein, im Juli.) In der Diesterweg'schen **Streitsache** sind wieder zwei Broschüren herausgekommen, die wir freudig willkommen heißen. Die eine führt den Titel: „Du Heuchler, ziehe am ersten den Balken aus Deinem Auge. Das falsche Zeugniß und Hr. Dr. Richter in Barmen. Von E. Langenberg, Lehrer in Kronenberg." Die Schrift ist gut und warm geschrieben, ein gerechter Zorn thut sich darin überall kund, und sind die Streiche, welche Langenberg versetzt, oft auch etwas gar hart und derbe, so bezweifeln wir dennoch eine gehörige Wirkung. Die zweite Broschüre, betitelt: „Beitrag zur Beurtheilung des Zeugnisses von Pieper gegen Diesterweg. Von W. **Greef**, Lehrer in Meurs," halten wir in Betreff der Streitfrage für die gründlichste und tüchtigste sämmtlicher bis jetzt über diesen Gegenstand erschienenen Schriften. **Greef** ist ein Schüler Diesterwegs, und giebt seiner Schrift das schöne Motto: „Und ob die Welt den Stab mir bricht, in Gottes Hand ist das Gericht; Gott helfe mir! ich kann nicht anders." Diesterweg's Sache ist die des Volkes, sie greift um sich, und wird immer allgemeiner. Deshalb möchten wir **Greef's** Schrift Jedem als eine solche empfehlen, welche die Geschichte des Streits und die pädagogische Streitfrage selbst ruhig, klar und faßlich behandelt.

In der Gegend von Straubing wurde kürzlich dem gräfl. de Bray'schen Jäger Theodor Baumann von Irlbach durch einen in einem Kornfeld lauernden Wildschützen, mittelst eines Schusses, der rechte Arm zerschmettert. Der Thäter wollte eben seinem Opfer den letzten Rest geben, als Baumann's Bruder dazu kam und ihn unschädlich machte, indem er ihm aus beiden Läufen seines Zwillings die ganze Schrotladung in den Rücken jagte. Beide Verwundete leben noch; der Jäger wird aber wahrscheinlich den Arm verlieren, und der Wildschütz seine Frevelthat mit dem Leben bezahlen müssen, denn es stecken ihm bis 60 Schrote im Leibe, von denen mehrere durch und durch gedrungen sind.

Von Eylerts Charakteristik Friedrich Wilhelms III. ist so eben in Magdeburg die vierte Auflage und in London eine englische Uebersetzung erschienen. In Paris wird an einer französischen Uebersetzung gedruckt.

Nachrichten aus Wien zufolge befindet sich der Intendant des großh. hess. Hoftheaters in Darmstadt, Baron von **Dalwigk**, daselbst, um für das Kunstinstitut, welches er leitet, in verschiedenen Fächern Engagements zu versuchen.

(**Wien.**) Der bekannte griechische Bankier **Sina** hier, der sich schon durch so viele Wohlthaten um sein Vaterland

verdient machte, hat zu den schon früher von ihm geschenkten 30,000 Drachmen zum Bau einer Sternwarte in Athen auch die noch fehlenden 36,000 Drachmen zugeschossen, und läßt überdies schöne Fernröhren auf eigene Kosten anschaffen.

In den „Signalen" liefert Theodor Drobisch folgende Theaterbotanik: An eine Bühne, wo überhaupt viel durch die Blume gesprochen wurde, kam einmal ein Mädchen aus der Fremde, und theilte daselbst Blumen und Blätter aus. So bekamen denn:

Die Comité-Mitglieder	Beifuß.
Der Direktor	Eine Passionsblume.
Der Regisseur	Kopfsalat.
Die gefeierte Primadonna	Ehrenpreis.
Der (durchgefallene) Tenorist	Eine Pechnelke.
Der Heldenspieler	Rittersporn und Eisenhut.
Die Heroine	Eine Schwertlilie.
Die 1. Liebhaberin (40 J. alt)	Immergrün.
Die 2. Liebhaberin (18 J. alt)	Brennende Liebe.
Der Intriguant	Nachtschatten.
Solotänzerinnen	Schlingenkraut.
Der zweite Liebhaber	Süßholz.
Charakterspieler	Mannestreu.
Die geschwätzige Alte	Eine Klatschrose.
Die Anstandsdame	Eine Herbstzeitlose.
Der Bonvivant	Espenlaub.
Zärtliche Väter	Salbei.
Episodenspieler	Stiefmütterchen.
Der Inspicient	Sauerampfer.
Der Souffleur	Löwenmaul.
Der Kassirer	Tausendgüldenkraut.
Der Theaterarzt	Spicke.
Der Friseur	Hahnekamm.
Der Theaterschneider	Fingerhut.

Korrespondenz.

Schlangenbad, 20. Juli.

Unsere Molkenheilanstalt, welche erst seit diesem Jahre in's Leben gerufen wurde, bringt uns nicht nur mehr Kurgäste, sondern macht auch das Badeleben zu einem viel geselligern. Bei schönem Wetter wird die Molke auf der Terrasse, bei ungünstigem im langen Galleriesaale, während des Morgens die Kurmusik spielt, getrunken. Hier begegnet man sich, lernt sich gegenseitig kennen; mit Einem Wort, es entspinnt sich ein schönes sociales Leben, wie es sich früher hier nie recht gestalten wollte. Bei dieser Gelegenheit werden oft Ideen angeregt, die, verwirklicht, manche heitere und freundliche Stunde in den Aufenthalt eines jeden Fremden bei uns einweben. Namentlich wurde unter dem Kurpublikum der Gedanke, unter sich selbst ein Konzert zum Besten hiesiger Ortsarmen zu geben, mit warmer Theilnahme aufgegriffen und mit noch wärmerer Begeisterung ausgeführt. Der Ortsarmenpfleger, der sich bei den Badegästen auf die zarteste Weise die nöthigen Hülfsmittel für die hiesigen Bedrängten zu verschaffen sucht, begab sich zuerst bei solche hier weilende Musikfreunde, von denen er im voraus versichert war, daß sie bereitwillig zu einem edlen und menschenfreundlichen Zwecke würden mitwirken. Herzen, für's Schöne und Gute beseelt, finden sich gar bald, und so ward es ihm auch leicht, binnen wenigen Tagen so viele Musikkräfte von hier und aus unserer Nachbarschaft zu vereinigen, daß das gestrige Konzert, sowohl hinsichtlich der Mannichfaltigkeit als auch der Vortrefflichkeit der vorgetragenen Vocal- und Instrumentalstücke, alle Zuhörer wahrhaft entzückte. Eine junge, bescheidene Engländerin trug eine ihrer wundervollen Compositionen auf dem Piano so warm und kunstfertig vor, daß bei ihrem seelenvollen Spiel alle Herzen weit schlugen. Der klare, kräftige und gemüthliche Vortrag einer anspruchslosen Frankfurterin wurde mit rauschendem Beifall belohnt. Die klangvolle Stimme einer liebenswürdigen Dame des Rheingaues, die wir mit ihrem Vater in einem Duett hörten, wobei sie von ihrer anmuthsvollen Schwester begleitet wurde, wird noch lange in jeder Brust nachtönen. Eine ganz besondere Wirkung machte das Spiel der oben erwähnten Engländerin, Miß E. W., auf dem Concertino, ein ganz neues Instrument, welchem sie mit meisterhafter Fertigkeit die reinsten Flötentöne entlockte. Außer diesen wirkten Hr. Baron v. S. und ein Frankfurter Künstler, der das Konzert vorzüglich leitete, dann der Schwalbacher „Orpheus" und die hiesige Kurmusik kräftig mit und bereiteten den Zuhörern einen genußreichen Abend. Nur Eine Stimme, nämlich die des größten Beifalls, erscholl von Aller Lippen. Die reine Einnahme des Konzerts auf dem Wege der Subscription ad libitum für die Armen übertraf alle Erwartungen. Bei dem fröhlichen Abendessen des Orpheus wurden dem Kurpublikum herzliche Toaste und nachher Ständchen gebracht, womit der herrliche Festtag endete.

Süß're Lust ist nicht auf Erden,
Als der Armen Trost zu werden.

Aus dem Lorschbacher Thal.

Eine zu Eppstein beim nächsten Kirchweihfest auf Laurenzi (11. August) stattfindende Orgel- und Kirchen-Weihe hat bereits in diesen Blättern die öffentliche Aufmerksamkeit in Anspruch genommen. Wir hören, daß die besten musikalischen Talente aus der Umgegend vereinigt seyn werden, diesem lieblichen Gebirgsort den Dank und die Ehre zu erweisen, die seiner heilkraftspendenden Gegend gewiß gern gezollt wird. Wer kennt nicht Eppstein, die Wiege so großer Staatsmänner und Fürsten des deutschen Reichs, deren sich mehrere auf den erzbischöflichen Stuhl zu Mainz, zur ersten Kurwürde im alten Deutschland, mit Ruhm und Macht erhoben? — Sowohl der berühmte Frankfurter Cäcilienverein, mit dem Wiesbadener Singverein verbunden, als auch die übrigen Sängerkreise Frankfurt's und der andern Städte, Flecken und Dörfer der Umgegend sollen mit ihrer Anwesenheit und mit Ausführung ihrer besten Musiken das Fest verschönern und eine diesen reizenden Gebirgsschluchten (Vier-Thäler) ganz angemessene Wald- und Bergfeier mit auserlesener Hörnermusik stattfinden. Die besten Hornisten der herzogl. Residenz und Nachbarschaft sollen schöne Jagd- und Echostücke ausführen zu dem eigenthümlichsten Gepräge des Festes. Die Bemühungen Derer, die die schöne ländliche und kirchliche Feier leiten, sollen auch darauf gerichtet seyn, daß den dahin Wallenden ein guter Tisch, erfrischende, gute Getränke, auch Fahrgelegenheiten nicht mangeln, und so hoffen wir denn, daß sich recht viele Freunde der Natur und des Schönen einfinden werden, um einen der bedeutendsten und reizendsten Punkte des romantischen Taunusgebirgs mit froher und zahlreicher Anwesenheit zu schmücken.

Mainwasser-Wärme.

Sonntag, 4. August, Morgens 8 Uhr: 18 Grad. W. Gerlach.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 4. August. Thomas Thyrnau, Schauspiel in 5 Abth., nach dem Roman gleichen Namens frei bearbeitet von Charl. Birch-Pfeiffer.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 216. Dienstag, den 6. August 1844.

Das Dachstübchen.

Erzählung von Carl Hanisch.

„Wie haben Sie ihn gefunden, werthester Herr Doktor?" fragte die im Hausflure wartende Wittwe Reichfeld den auf der etwas ausgetretenen düsteren Treppe vorsichtig herabsteigenden Arzt.

„Bene! bene!" antwortete dieser; „werde sogleich zu referiren die Ehre haben, wenn ich auf festen und ebenen Grund und Boden gelangt bin."

Der kleine runde Mann schritt, mit der einen Hand am Geländer sich festhaltend und mit dem Stocke in der andern die Staffeln untersuchend, herab, und sagte, tief ausathmend: „es wird mir allgemach sauer, mich so hoch zu versteigen, auch wenn die Treppe weniger gefährlich ist. Alte Häuser und alte Menschen leiden an mancherlei Gebrechlichkeiten."

„Sie ist freilich etwas steil und schmal," entschuldigte Frau Reichfeld, nicht ohne Empfindlichkeit über den Tadel des Arztes, — „aber ich habe sie so angetreten."

„Und das Angetretene muß man ehren, wie das Abgetretene," setzte dieser lächelnd hinzu. „Lassen wir das. Ihr Herr Miethsmann — wie heißt er? Grund? nicht wahr? nun, Herr Grund befindet sich heute etwas besser, obwohl bei dergleichen Anfällen solches mit Sicherheit sich nicht bestimmen läßt. Der Patient hat ein äußerst reizbares Nervensystem, und ist überhaupt eine feine Natur, die besonders behutsam behandelt seyn will, weil Alles affizirt; wie denn überhaupt heut zu Tage unsere jungen Leute sensibler organisirt sind, als wir zu den Zeiten unserer Väter; Alles gleich entzündlich; lebendige Lokomotive, die nicht nur auf Eisen-, sondern auf Kometen-Bahnen dahinfliegen und das ganze Universum mit sich ziehen möchten. Nun, dieser hier ist zahmerer Art, sanguinisch, — ein Exemplar der sogenannten Gemüthsmenschen, die in Idealen leben und die Wirklichkeit hinter sich lassen, bis sie von den gröberen Bedürfnissen gemahnt werden, ohne welche man leider nicht schwärmen kann. Uebrigens ein lieber junger Mann, der Herr Grund; hübsch, wie ein Mädchen, das Schnurrbärtchen weggerechnet, und spricht wie ein — Professor, würd' ich sagen, wenn ich nicht welche kennte, die schlecht sprechen. Er scheint Ihre Güte recht dankbar zu erkennen, und ich kann nichts wünschen, als seinerseits Gelegenheit und Mittel zur Bethätigung dieses Dankes."

„Den er auch Ihnen abzustatten nicht ermangeln wird," setzte Frau Reichfeld verbindlich hinzu.

„Bitte, bitte! wird sich finden!" entgegnete der redselige Doktor; „bin ja Hausarzt bei Ihnen, obwohl selten bemüht. Die Frau Almosenpflegerin haben Arkana, treffliche Hausmittel: Arbeitsamkeit und Mäßigkeit, die spotten der Kunst; und das Töchterchen, Fräulein Veronika, sind ja die Gesundheit selbst in jungfräulicher Gestalt; da ist für einen alten Doktor nicht viel zu thun. Empfehlen Sie mich dem lieben Kinde!"

„Ei, sie ist in der Nähe," bemerkte die geschmeichelte Mutter, und rief der Tochter.

„Mit nichten! mit nichten!" bat abwehrend der Doktor; „wir wollen sie nicht stören."

Aber die Gerufene trat sittsam aus dem Zimmer, neigte sich gar zierlich vor dem alten Herrn, der ihr nach seiner Weise einige Artigkeiten sagte, und unter Anwünschung eines vergnügten Abends sich entfernte, von der Mutter bis an die Hausthüre begleitet.

Hier wandte er sich mit der leisen Frage an diese, wie sie denn eigentlich zu ihrem Miethsmanne, oder vielmehr, wie er an sie gekommen sey.

Frau Reichfeld erzählte, daß dieser, eine kleine stille Wohnung suchend, durch Jemand, den er als Fremder natürlich nicht gekannt, der aber gewußt, daß sie willens sey, das Dachstübchen nebst Zugehör zu vermiethen, das sonst ihre Tochter bewohnt, die aber zu ihr herab sich gebettet habe, weil bei schmaler Pension und geringem Vermögen der Miethzins wohl mitzunehmen sey, daß er also in ihr Haus gewiesen worden, wo ihm die freundliche Lage des Stübchens gefallen habe, das über den freien Platz hinaus eine sehr freundliche Aussicht in die umliegenden Gärten und Felder gewähre; daß sie, weil er ihr ein sittsamer feiner junger Mann geschienen, nicht nur für die Wohnung, sondern auch für die Kost des Handels eins geworden, weil er ihren kleinen Tisch den Wirthstafeln vorgezogen; daß er mit seiner nicht großen Equipage sogleich von der Wohnung Besitz genommen, und bis jetzt Hausmiethe und Kostgeld am Schlusse des Monats immer richtig bezahlt habe.

„Und Sie wissen nichts über seine Herkunft, über seine Familie, über seine sonstigen Verhältnisse?" fragte der Arzt weiter.

„Ich kenne nur seinen Namen," antwortete die Wittwe, „und weiß, daß er sich mit Schreiben beschäftigt, habe auch

bisher aus Bescheidenheit nicht forschen wollen, da er so still und fleißig für sich hin gelebt, und mir durchaus keine Veranlassung gegeben hat, mit guter Manier dieses Punktes zu erwähnen."

„Bene! bene!" versetzte jener; „ich kann mir das denken, werthe Frau Almosenpflegerin, ich kenne ja Ihr Gemüth; aber ich als Hausarzt und alter Hausfreund möchte Ihnen doch anrathen, sich über seine Verhältnisse in Kenntniß zu setzen, weil man nicht wissen kann, wie sich die Sache gestaltet."

„Mein Gott!" fiel ihm Frau Reichfeld in's Wort, „glauben Sie wirklich, daß die Krankheit gefährlich ist?"

„Mit nichten! mit nichten!" sprach beruhigend der Doktor; „aber wir sind Menschen, und der geschickteste Arzt kann nicht vorhersagen, was die nächste Stunde bei seinen Patienten bringt; gegen den Tod eben kein Kräutchen gewachsen ist. Ich setze nur den Fall, die Krankheit nähme zu und die Baarschaft ab, und Sie erführen endlich, daß die Fonds erschöpft und weder Familie noch Kredit vorhanden wären, so könnte, ganz abgesehen von meinen Bemühungen, eine Last sich auf Sie wälzen, die Ihnen jedenfalls nicht angenehm seyn dürfte; denn Jedes hält das Seinige gern zusammen."

„Nun, der liebe Gott würde auch da helfen," sagte Frau Reichfeld, verletzt durch die hervorleuchtende Eigennützigkeit des Arztes, der sie auf Schaden und Verlust aufmerksam machte, um nicht selbst zu kurz zu kommen; — „aus dem Hause könnte man ihn doch nicht stoßen, auch wenn er keine Anverwandten auf der Erde hätte. Er scheint mir indessen guter Leute Kind zu seyn, und ich glaube Grund zu Besorgnissen nicht haben zu dürfen."

„Desto besser, desto besser, werthe Frau Almosenpflegerin!" versetzte der Arzt; — „an mir soll es nicht fehlen, ihm so bald als möglich wieder auf die Beine zu helfen. Er interessirt mich, der junge Mann, schon um deswillen, als er Ihres Schutzes und Ihrer Pflege genießt, welch' letztere die Bemühungen des Arztes am besten unterstützt und zur Genesung beiträgt. Also, auf Wiedersehen!"

(Fortsetzung folgt.)

Unterwegs.

(Reiseskizzen von R.)

(Fortsetzung.)

Unter den herrlichsten Wallnußbäumen dahinwandernd, erreichten wir das Städtchen, erquickten uns wacker, tranken Münchner Bock und blieben da, uns erfreuend in heiterer und sehr liebenswürdiger Gesellschaft. Hier tritt schon der Pfälzer auf, der offene, biedere, stets heitere Pfälzer, der es sich behaglich macht und gerne politisch räsonnirt. Das allgemeine Tagesgespräch war die Münchner Bockrevolution, die mit Witz und Spott nach allen Seiten variirt wurde.

Der Bock hat sie stößig gemacht, die getreuen Münchner! sagte Einer. Ein Anderer sagte: Sie gleichen den Römern. Panem et Circenses! schrieen diese, und die Münchner: Bock, wohlfeilern Bock! Es ist charakteristisch, meinte ein Dritter, daß jedes Volk wegen der Güter revoltirt und sich auflehnt, die ihm die theuersten sind. Seine gefährdeten höchsten Interessen können es nur zum Ausbruch roher Gewalt treiben. Die Nutzanwendung ist für die guten Münchner nicht eben vortheilhaft. — Wie mögen die Bierbässe gebrummt haben! lachte ein Vierter und ein Fünfter meinte, die Homöopathie habe kaum jemals einen größern Triumph gefeiert, da Bier des Uebels Grund, und wohlfeileres Bier sein Heilmittel gewesen. Ein Sechster wollte gar behaupten, der Grund des Uebels sey in dem Mangel an Philosophie in München zu suchen. Wäre Schelling noch dagewesen, hätte es kaum so kommen können. Endlich fragte Einer: Ob wohl die Maler auch mit gearbeitet hätten? Und ihm wurde die Antwort: Warum nicht? Zwischen München und der übrigen Welt bestehe nur der Unterschied, daß sonst überall die Kunst nach Brod, dort aber nach Bier gehe.

Das ärgerte meinen Maler. Lassen Sie uns schlafen gehen, sagte er, Bier hat noch nie etwas Gescheidtes hervorgebracht, und hier liegt's wieder zu Tage! Wir gingen. Die Nacht hindurch regnete es stark. Am Morgen fanden wir die Kaiserstraße so kothig, ihre Vertiefungen so gleißnerisch überdeckt, daß wir nach kurzer Wanderung in die Stadt zurückkehrten, und nun Rath schlugen, was zu thun. Eine Miethekutsche nehmen Sie ja nicht, sagte uns ein Beamter. Sie sterben vor Langweile auf einem kurzweiligen Wege und ihre Gebeine leiden über die Maßen.

So bleibt denn nichts übrig, als die Post, sagte ich.

Lieber bleibe ich hier bis an den jüngsten Tag meines Lebens, rief R. aus.

Gut, so bleiben wir; aber dann halte ich mir aus, daß wir heute Mittag, wenn es gut wird, den Donnersberg besteigen.

Da müssen Sie früher aufbrechen, sagte der Wirth.

Was thut's? rief der Maler. Koth auf dem Donnersberge ist mir natürlicher und anständiger als Koth auf der Kaiserstraße. Es verhält sich damit, wie mit der menschlichen Rohheit. Begegnet sie mir in den untern Volksklassen, so ärgert sie mich nicht, weil da eben ihre Sphäre ist; aber finde ich sie in den höhern, so möchte ich desperat werden, weil ich berechtigt bin, da Feinheit und Bildung zu erwarten.

Ein Führer geleitete uns zu dem Donnersberge. Es war auch bei weitem nicht so schlimm, als wir's befürchtet. Bald schien die Sonne wieder hell und klar und ließ uns entzückende Blicke in die unter uns liegende Landschaft thun. Der herrlichste Buchenwald nahm uns auf und R. nahm oft seinen Stift, um eine Studie rasch zu fesseln. Als wir oben ermüdet bei dem Hofe anlangten und uns niedergelassen, rief R.: Nun heraus mit Ihren Notizen. Es ist immer schön, zu wissen, wo man steht und wie es da aussah zu des Herrn Olim's u. s. w. Zeiten.

So will ich als guter Deutscher referiren von der Situation pro primo; secundo von der Historie und tertio von der Vue; damit Sie aus dieser Demonstration sich Das abstrahiren können, was Sie orientiren kann.

Vortrefflich, sagte er. Man hört auf der Stelle, daß Sie einem deutschen Regierungscollegio attachirt sind.

Der Donnersberg, 2090 Pariser Fuß hoch, nach Andern 2200', wird schon von Tacitus erwähnt und Mons Jovis genannt, weil die Römer hier eine Stätte zur Verehrung des Jupiter tonans etablirt. Seine Länge extendirt sich zu 1½

Stunde von Süd nach Nord; seine Breite ³/₄ Stunden. Er ist wenig kultivirt. Der Wald prädominirt, und hin und wieder observirt man Heiden. Der Mineraloge und Geologe findet viel Interessantes. Porphyr occupirt den Berg als vorherrschendes Mineral. Basalt und Grünstein nehmen sekundären Rang ein u. s. w.

Es ist auch eine nie versiegende Quelle oben, sagte der Führer, dem es auch darum zu thun war, den Senf zu vermehren. Ehemals bildete sie einen Weiher, über den sich vor Jahren noch, als er längst nicht mehr bestand, ein armer Narr, der alte Sunkel, das Recht der Fischerei beilegte.

Ein Pendant zum Adel unserer Zeit, rief ich lachend aus.

Unser nächster Punkt war der Königsstuhl, ein Fels von etwa 16 Fuß Höhe und 50 Fuß Breite, auf dem einst die fränkischen Könige und die Grafen des Wormsgau's Recht sprachen und tagten. Hier ist die herrlichste Aussicht. Rechts hin dehnt sich die Ferne bis zum Melibocus, Worms, Mainz, dem Feldberg und Altking. Der Taunus gränzt mit den Rheinbergen, und die lachende, dorfreiche Ebene des Gaues liegt wie eine rechte „güldene Aue" vor dem Auge. D'rüben der Rhein, die Platte bei Wiesbaden, der Johannisberg. Dort unten der Lemberg, der Soon, der Idar, der Hochwald mit seiner Kuppe der Wildenburg. Links ein hügeliges, stark bewaldetes Gebiet, aus dem einzelne Kirchthürme herausblicken. Die Sonne warf ganz eigenthümliche Beleuchtung auf das reiche und reizende Rundgemälde, weil einzelne Wolkenmassen am Himmel hinzogen. Mein Maler war entzückt. Die Brust war so frei, das Athmen so leicht, die Luft so rein, daß die Ermüdung kaum mehr ihre Macht geltend machen konnte.

Die Vorhöhen des Berges krönen einige Ruinen. Ruprechtseck heißt die eine, Falkenstein die andere, Hohenfels die dritte und Wildenstein die vierte. Mächtige Geschlechter wohnten, jagten, zechten und raubten hier, Alles noble Passionen. Mich wunderts nur, daß noch kein rheinbaierischer Romantiker hierher den Schauplatz eines Ritterromanes verlegte. Ein solches landschaftliches Element ist selten zu finden.

Thun Sie es doch, sagte R.

Ich will das gar nicht weit wegfliegen lassen, sagte ich, sobald die Communalrechnungen revidirt sind. Sie wissen, das ist eine eben so dichterische Vorübung, als es eine Stärkung für die erlähmende Phantasie ist. Ich denke, nächstens sie in einer Ode zu besingen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Ein Reisender wurde von einem Gränzwächter gefragt, wer er sey. Auf die Antwort: „ein Maler", erhielt er die Weisung, sein Geld vorzuzeigen, da es dermalen am nächsten Orte weder auszumalen noch anzustreichen gäbe und das Betteln verboten sey. Als der Reisende darauf dem Fragenden die volle Börse hinhielt, lüftete dieser schnell den Hut und meinte, bei so bewandten Umständen könne wohl zu einem Seidel Wein noch für ihn abfallen, aber der Maler erinnerte ihn daran, daß das Betteln verboten sey, und zog lachend seiner Straße.

(Parolebefehl.) Ein Regiments-Commandeur ließ Folgendes ausgehen: „Se. Excellenz der Herr kommandirende General befehlen, morgen mein unterhabendes Regiment zu sehen. Ich empfehle den Parademarsch und die höchste Propretät, besonders die Aufrichtigkeit des Gewehrtragens und die Weisheit des Lederzeugs."

Der neueste Katalog von B. Schott's Söhnen in Mainz, schon wegen seiner systematischen Abfassung und eleganten Ausstattung beachtenswerth, zeichnet sich vollends durch Inhalt und Reichhaltigkeit aus, indem er Alles bietet, was die Ehre dieser alten Firma bewahren und zugleich die Ansprüche an den modernen Geschmack befriedigen kann. Ohne weitläuftig zu werden, können wir das Publikum nur auf das Erscheinen dieses in 80 Rubriken eingetheilten Katalog's aufmerksam machen, dessen specielle Würdigung aber in dem Musikalien-Verlage, im Sortiments-Lager und in den Instrumenten-Fabriken der Herren B. Schott's Söhne selbst zu suchen ist.

Man liest in der Karlsruher Zeitung: „Mad. Frühauf, die beliebte dramatische Künstlerin vom Frankfurter Theater, ist glücklich von einer schweren Krankheit genesen und befindet sich dermalen in Karlsruhe, wo man allgemein hofft, dieselbe auftreten zu sehen."

Die ersten Scenen des neuen Romans von Eugene Sue spielen bekanntlich in dem „Gasthause zum weißen Falken" in Möckern bei Leipzig und der Besitzer des Wirthshauses in jenem Dorfe, das bis jetzt nicht so hieß, hat nichts Eiligeres zu thun gehabt, als dasselbe nunmehr umzutaufen, um es mit dem Roman in Uebereinstimmung zu bringen. Es heißt nun wirklich „Zum weißen Falken".

Korrespondenz.

Mainz, im Juli.

In einem der letzten hiesigen Wochenblätter wurde das Verzeichniß der im Laufe des zweiten Quartals von dem hiesigen einfachen Polizeigerichte ausgesprochenen Strafen bekannt gemacht. Es fanden sich darunter 13 Personen, welche wegen Nichtbeobachtung der Sonntagsfeier mit Geldbußen belegt worden waren; 86 waren wegen ruhestörenden Lärmens zu Gefängniß- und 6 zu Geldstrafen verurtheilt worden; 3 waren mit Geldbußen belegt worden wegen Ausstellens zum Verkaufe von verdorbenen Victualien und 3 wegen Verkauf verfälschter Milch. Wegen Uebertretung der Eisenbahnverordnungen wurden 3, wegen Belästigung der mit den Dampfbooten ankommenden Reisenden 3 und wegen Nichtbefolgung der Befehle einer Schildwache einer mit Geldstrafe belegt. Was am meisten auffällt, ist, daß 1) nicht ein einziger Kutscher wegen zu schnellen Fahrens in den Straßen der Stadt und 2) kein Droschken- oder Omnibusführer wegen Uebervortheilung der Personen, die mit ihnen fuhren, bestraft wurden, indem man behauptet, daß beide Vergehen sehr oft vorkämen, also stets unbestraft blieben. — Einer der dringendsten Wünsche jenes Theils der hiesigen Bewohner, die sich für Künste und Wissenschaften interessiren, wird nunmehr bald in Erfüllung gehen. Künftigen Montag wird die Einrichtung des westlichen Flügels des ehemaligen kurfürstl. Residenzschlosses versteigert werden. Die Arbeiten sind zu ohngefähr 16,000 fl. veranschlagt;

die dadurch gewonnenen Lokalitäten werden, wie man hört, zu Aufstellung der städtischen Bibliothek, der Gemälde und sonstigen noch nicht untergebrachten Sammlungen verwendet werden.

Leipzig, 30. Juli.

Unsere neue Theaterdirektion unter Leitung des Dr. Schmidt wird am 15. August ihre Vorstellungen mit „Don Juan" beginnen. Das Gebäude ist jetzt eben so bequem und wahrhaft comfortable eingerichtet, als es früher in jeder Hinsicht dürftig und aller Bequemlichkeit baar gewesen. Die invaliden Bänke, Tapeten und Decorationen sind alle durch neue und bequeme ersetzt, die Bühne ist vergrößert, die Decorationen sind vermehrt worden und anstatt der frühern Lampen hat man Gasbeleuchtung angebracht. Das Personal, sowohl des Schauspiels als auch der Oper, ist mit tüchtigen Künstlern in jedem Fache vermehrt worden; man nährt daher die angenehme Hoffnung, daß, wenn der brave Dr. Schmidt eben so wacker fortfahren wird, als er jetzt beginnt, er dem gebildeten, kunstliebenden Publikum ein Institut wiederherstellen wird, dessen es schon lange benöthigt und auch würdig war.

Bingen, Ende Juli.

Unsere Gasthöfe, so wie die Privatwohnungen füllten sich in den letzten Tagen mit Fremden. Das Helenenbad, dessen Pächter, Hr. Gundlach, ein gewandter, thätiger, junger Mann, der Alles aufbietet, den Gästen den Aufenthalt angenehm zu machen, ist stets besucht. Daß unser Bingen mit seiner Badeanstalt, deren Einrichtung durch Kunst und Natur der ärztlichen Leitung eine nicht in Abrede zu stellende Hülfleistung darbietet, beweis't der Name der Anstalt selbst, welchen die erlauchte Großfürstin Helene bei dero hiesigem Kuraufenthalte derselben zu verleihen geruhten. Ueber die Anstalt selbst verbreitete sich der hiesige Dr. med. Hr. Schmitt in seinem jüngst erschienenen, schon vielfach lobend besprochenen Werkchen. — Die schöne Natur der klassischen Umgegend wird in ihren zauberischen Reizen durch neue Anlagen immer noch verherrlicht, und es verdient der von der städtischen Verwaltung neu geschaffene Spaziergang einer lobenswerthen Erwähnung. Es ist nämlich eine schöne Straße durch Waldesgrün über den Rochusberg nach dem Scharlachkopfe angelegt worden. Bei klarem Himmel schwelgt auf diesem Punkte der entzückte Blick in einem solchen Reichthume landschaftlicher Gestaltungen, aus deren Mitte der rastlos wie die Zeit seinen Lauf verfolgende Rhein uns lebendig kraftvolle Blicke zuwirft, während mit den zahllosen Dörfern des Nahethals bis zum Donnersberge hin einer der herrlichsten Gauen des deutschen Vaterlandes den Blicken aufgerollt wird, so daß der Wanderer wonnetrunken eine lange, dauernde Erinnerung mit sich fortträgt. Verflossenen Sonntag wurde von dem Pächter des Badehauses mit einem Festessen die Saison eröffnet. Geschützedonner und die mit Fahnen und Flaggen gezierte Badeanstalt, die k. k. österreichische Harmonie der Garnison Mainz verherrlichten bei dem schönsten Wetter dieses Fest und von nun an dürfte wohl wenigstens jeden Sonntag bei günstiger Witterung gesellschaftlichen Festen mit harmonischen Klängen entgegen gesehen werden. Zu unserem größten Bedauern vernehmen wir, daß die Verwaltung der Rhein-Kölnischen Dampfschiffe die Lokalfahrt zwischen hier und Mainz eingehen lassen will. Es ist dieses um so unangenehmer, als gerade jetzt erst unsere Saison begonnen hat und das ganze Rheingau diese so schöne und zweckmäßige Einrichtung höchst ungern verliert.

Usingen, im Juli.

Der jetzt frisch aufgestandene nassauische Gewerbverein findet bei unsern Tischlern, Sattlern, Instrumentenmachern einen äußerst erfreulichen Anklang und wenn die Industriellen in den übrigen Städten eben so aus dem Schlummer aufwachen und begreifen, daß die Hebung der Gewerbe eine Lebensfrage für das Herzogthum ist, so könnte unsere Hauptstadt durch die kleineren Städte einen Impuls erhalten, der sie vorwärts treibt und sie zwingt, an die Stelle der Schläfrigkeit Schnelligkeit und Thatkraft zu setzen. Ist die Zeit kein Kapital, wenn alle anderen deutschen Staaten uns schon so weit vorangeeilt sind? Ist es nicht ein Vergehen gegen die wichtigsten Interessen des Landes, wenn das Comité zu Wiesbaden sich in Dunkelheit einhüllt und nur alle zwei oder drei Jahre etwas von sich hören läßt? Wir betrachten es als durchaus nothwendig, daß der erwachte Gewerbverein seine Verhandlungen und Beschlüsse so schnell als möglich veröffentlicht, wie dies auch der landwirthschaftliche Verein thut, damit man in allen Landstädten schnell im Stande ist, einzusehen, ob die Sache heiliger Ernst ist. Wer die nassauischen Verhältnisse kennt und wem das Wohl des Landes am Herzen liegt, der wird uns hierin beistimmen. Was unsere Handwerker, unter denen sich vortreffliche Künstler befinden, betrifft, so wünschen dieselben nichts sehnlicher als den alsbaldigen Bau der „Industriehalle" zu Wiesbaden, weil sie wohl einsehen, daß sie dahin Kunstarbeiten schicken können, die in einer kleinen Stadt keinen Käufer finden. Das Beispiel der Stadt Mainz hat sie belehrt, daß eine solche Halle von unberechenbarem Nutzen ist, einestheils durch den wirklichen Verkauf von Kunstarbeiten, der durch sie bewirkt wird, anderntheils dadurch, daß sie die Namen der einheimischen Künstler allgemein bekannt macht und sie vorwärts treibt, sich immer au fait der neuesten Fortschritte und Verbesserungen zu halten. Man müßte wirklich blind seyn, wenn man nicht einsehen wollte, daß unsere Schläfrigkeit in den landwirthschaftlichen Verbesserungen, im Chausseebau &c., die Schande der Landgängerei und der förmlich organisirten Bettelfahrten nach England, Frankreich und Rußland &c. nur in dem schwachen Zustande unserer Gewerbe ihren Ursprung haben und aus dieser Schwäche ihre Nahrung ziehen. Was in den Knochen das Mark, was dem Vogel die Flügel, dem Hirsch das Geweih und dem Pferde der Huf ist, das sind einem Staat die Gewerbe. Ohne diese schmachtet er und wer diese Ueberzeugung theilt, der sollte aus allen Kräften an dem Gedeihen unseres Gewerbvereins mitwirken durch Wort und Schrift, durch Gewinnung neuer Mitglieder, durch Begründung eines Gewerbeblattes, welches sich vielleicht mit dem landwirthschaftlichen Wochenblatte vereinigen ließe. Als das Nöthigste und Dringendste erscheint es uns, daß die Verhandlungen der am 17. d. zu Wiesbaden stattgehabten Versammlung so schnell und vollständig als möglich veröffentlicht werden.

Anagramm.

Mit e ist es selten wohlgelitten,
Mit a ein Meisterwerk des großen Briten.

J. B.-R.

Auflösung der Charade in Nro. 207.
Dompfaff.

Mainwasser-Wärme.

Montag, 5. August, Morgens 8 Uhr: 13 Grad. W. Gerlach.

Theater-Anzeige.

Montag, 5. August. Zopf und Schwert, historisches Lustspiel in 5 Abth., von Carl Gutzkow.

Dienstag, 6. August. Der Wasserträger, große Oper in 3 Abth., Musik von Cherubini.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 217. Mittwoch, den 7. August 1844.

Das Dachstübchen.

Erzählung von Carl Hanisch.

(Fortsetzung.)

Veronika hatte mit einiger Aengstlichkeit auf die Rückkehr der Mutter geharrt, deren langes Gespräch mit dem Doktor nichts Gutes anzudeuten schien. Sie fragte rasch, was dieser über den Zustand des Kranken gesagt habe, und Frau Reichfeld wiederholte seine Aeußerungen auch in Beziehung auf die persönlichen Verhältnisse des Letzteren, und fügte ihrer, dem Arzte gegebenen Antwort nur an, daß es allerdings die Klugheit erheische, bei schicklicher Gelegenheit sich deshalb des Näheren zu erkundigen.

„Ja, das wollen wir, Mutter!" sagte Veronika, „aber erst, wenn er wieder gesund ist. Einstweilen Dank' ich Dir in seinem Namen für das thätige Mitleid, das Deine Seele, gleich der meinen, für ihn bewegt. Ach! es ist hart, krank und verlassen zu seyn, Mutter, wir verdienen einen Gotteslohn, wenn wir uns seiner annehmen, und ich glaube, der Himmel hat ihn deswegen in unser Haus geführt. Sein dankbares Herz wird uns segnen, auch wenn er ohne Mittel wäre, zu ersetzen, was wir etwa für ihn thun müßten. Aber das Letztere wissen wir ja nicht; er hat uns durchaus noch keinen Anlaß gegeben, das Letztere zu vermuthen, wenn auch die Einfachheit seiner Ausstattung und seiner Lebensweise auf großes Besitzthum nicht schließen läßt."

„Du bist wie Dein seliger Vater," sagte die Mutter, „der auch an sich zuletzt dachte, so lange Noth zu lindern war, und oft in seine eigene Kasse griff, wenn die Stadt-Almosen-Kasse nicht eintreten konnte oder wollte. Unser Vermögen ist deshalb so klein ausgefallen, obwohl er redlich sorgte und wir in Sparsamkeit mit einander wetteiferten. „Gott wird es Euch nicht fehlen lassen," sagte er kurz vor seinem Ende, „auf Dem, was redlich wir erworben, ruht der Segen." — Gottlob! es hat bis jetzt auch nicht gefehlt, weil der Bescheidene nur wenig bedarf, und Gesundheit und guter Muth die einfachste Kost würzt. Doch bist Du noch unversorgt, Veronika, und meine Pflicht ist, das kleine Besitzthum auf alle Weise zusammenzuhalten, wenn auch an Vermehren nicht zu denken ist."

„Für das Nothdürftigste ist gesorgt, liebe Mutter!" entgegnete die Tochter; „der Himmel wird für das Andere sorgen; man blickt mit größerer Zuversicht in die Zukunft, wenn man fest an diesem Glauben hält und nicht müde wird, so viel Gutes zu thun, als man im Stande ist, das hast Du mir ja selber gelehrt, und bist mir stets mit gutem Beispiele vorangegangen. Ich denke, von Grunds Seite haben wir keinen Verlust zu besorgen; und so wollen wir denn Alles dazu beitragen, ihm zum Besitze seiner Gesundheit wieder zu verhelfen."

Das geschah denn auch mit einem Wohlwollen, mit einer liebreichen Dienstfertigkeit, die nicht anders als wohlthätig auf den kranken jungen Mann wirken konnte, der mehr geistig als körperlich angegriffen zu seyn schien, und obgleich der Arzt einige Mal den Kopf schüttelte über diesen Zustand, der ihm vielleicht in praxi noch nicht vorgekommen seyn mochte, so siegte doch die Natur, oder, wie der runde Doktor behauptete, die Kunst über das Uebel, und die Gefahr war überwunden. Doch nur langsam schritt die Genesung voran, denn alle Lebenskräfte waren in dem hartnäckigen Kampfe erschöpft worden; erst nach Wochen vermochte Grund, an dem offenen Fenster den heilsamen Eindruck der frischen Luft zu genießen und seine Augen zu ergötzen an der lieblichen Landschaft, die ihm reizender als je erschien.

Veronika nahm innigen Antheil an dem Schicksale des Jünglings, der, sie mußte es sich bekennen, gleich bei'm ersten Anblicke einen wohlgefälligen Eindruck auf sie gemacht hatte; durch die Krankenpflege veranlaßt, war sie ihm näher gekommen, als sonst wohl nicht geschehen wäre, und so hatte sich eine geschwisterliche Vertraulichkeit bei ihnen gebildet, die von der Mutter als natürlich und aus den Verhältnissen sich ergebend getheilt wurde.

Da saß er im erquickenden Strahle der milden Maisonne, und sein wieder belebtes Auge schweifte über die Gegend hin bis an den Horizont, wo, kaum noch zu erkennen, eine Bergreihe die Aussicht schloß.

„Dort hinter jenem Gebirge," sagte er zu Veronika, die unfern von ihm mit ihrer Arbeit saß, „das wie ein Nebelstreif herauftaucht aus der heiteren Ferne, dort ist mein Vaterland."

„Nicht bei uns?" fiel gleichsam beklagend das Mädchen ein.

„Ich bin ein Gast in diesem Lande," fuhr er fort, „ein armer, mitleidig aufgenommener Gast, deß Herz voll Dankes schlägt für Die, so mir ein Plätzchen unter ihrem Dache einräumten, die den Verlassenen, Unbekannten, Kranken pfleg-

ten, als sey er in der rechten Heimath bei verwandten Seelen. Das Herz, das mir allein noch schlug im Vaterlande, ein Mutterherz, das liebevolle Herz der besten Mutter, das an dem Sohne wie an einem Kleinod hing, dies Herz hat ausgeschlagen, und ist in's ewige Vaterland gezogen, wo alle Qual des Lebens endet."

„Sie haben keine Mutter mehr?" fragte mitleidig Veronika.

„Auf Erden nicht; nicht Vater mehr und Mutter," fuhr Grund wehmüthig fort. „Dort, wo Alles sich wiederfindet, was zarte Liebe hier vereinigt, wohin zu scheiden ich im Begriffe war, wenn Jugend nicht und Kunst und zarte Pflege den Geist gehalten hätten in der schwachen Hülle; dort blickt mit sel'gem Lächeln sie herab auf ihre irdische Stellvertreterin — auf Ihre Mutter, gütige Veronika, und auf Sie, die beide sich des Sohnes so erbarmend angenommen, und segnet Euch, wie sel'ge Geister segnen, die an dem Urquell alles Segens anbetend wandeln."

„Wir thaten nur" — erwiederte das bescheidene Mädchen gerührt, — „was unsere Pflicht gebot."

„Die Pflicht läßt kalt, als bloße Pflicht geübt," entgegnete Grund; „hier war ein zarteres, menschlicheres Gefühl das Triebwerk; das fühlt man nur, wenn man ein Fremdling ist, wenn lange man das Mitgefühl vermißt; da tritt jedwede Güte uns noch eins so wohlthätig und erfreuend entgegen."

Und nun erzählte er dem horchenden Mädchen von dieser seligen Mutter, mit welcher Liebe sie an ihm und er an ihr gehangen; wie sie, bei nicht ansehnlichem Vermögen, es doch möglich gemacht habe, seinen Lieblingswunsch zu erfüllen, ihn die Akademie beziehen zu lassen; wie schwer es ihm dennoch gefallen, sich von ihr zu trennen, die für alle seine Bedürfnisse so liebreich gesorgt habe. „Mutterliebe geht über Alles!" rief er, mit einer Thräne im Auge; „sie ist das heilige Band, welches die ganze Schöpfung umschlingt und erhält!"

(Fortsetzung folgt.)

Unterwegs.

(Reiseskizzen von N.)

(Fortsetzung.)

Durch den herrlichsten Buchwald wanderten wir zum Hirtenfels. N. sang mit seiner herrlichen Stimme Friedrichsen's „Ich lobe mir des Nordens Buchenhallen" und ich that den pikanten literarhistorischen Senf hinzu, daß Anno 1817 der Dichter Friedrichsen in Berlin verhungert ist. Diese Notiz warf eine bittere Pille in N's. Inneres.

Da tritt der schneidende Kontrast zwischen Geld, Poesie und Kunst überhaupt hervor, sagte er.

Reizender noch war die Aussicht vom Hirtenfels. Ein großer Theil der reizenden Fläche der Pfalz, Grünstadt, Speyer, Mannheim, Heidelberg lagen vor unserm Auge. Der Rhein zog sich scheinbar am dunklen Odenwalde hin wie ein Silberstreifen.

Der Hirtenfels gibt ein Idyll, der Kaiserstuhl ein Epos, sagte N.

Wir genossen der erquickenden Aussicht lange.

Wenn Sie aber noch die Felsklüfte des Wildsteiner Thales sehen wollen, so müssen wir eilen, sprach der Führer, und wir brachen auf.

Der Waldweg war herrlich, der Waldesduft erquickend. Nachtigallen jubelten in der Ferne, Drosseln und Pirole sangen, der Häher krächzte, die Spechte hämmerten — es war ein rechtes Waldconcert, und der Waldmeister reckte sein duftiges Haupt aus dem Boden, daß wir für einen Maiwein uns ein Quantum mitnahmen.

An schauerlichen Abgründen vorüber, in tiefdunkle Schluchten blickend, erreichten wir endlich eine Stelle, wo vor uns die Ruine von Wildenstein auf einer jähen Klippe hängt. Schon 1315 machten sich diese Ritter bemerklich. Anderes ist nicht bekannt. Wann sie zerfiel? Ob im Bauernkrieg, der hier auch seine Spuren ließ, ist unbekannt. Nicht weit von dieser Stelle ist ein herrlicher Wiesengrund von der stolzesten Buchenwaldung umschlossen. N. zeichnete. Ich betrachtete still das schöne Räumchen, aber es durchzuckte mich eiskalt, als der Führer es mit dem schauerlichen Namen: „Mordgrund" nannte. Hier hieb der Herzog von Lothringen vier Tausend Bauern im Bauernkrieg in, um mich gut militärisch auszudrücken, „in die Pfanne." Mein Geist flog über weite Räume, sah hier und dort das Blut der Armen fließen und dachte der Wirren der Gegenwart. Wo das Alles hinaus will, weiß nur Gott; aber man braucht kein Prophet zu seyn, um Erschütterungen vorauszusagen, welche die menschliche Gesellschaft bedrohen.

Mein Maler schloß sein Skizzenbuch, aber er sagte: die Falten meines Magens thun sich auf, weil eine Leere bemerklich wird.

Das mitgenommene Speisewerk wurde aus dem Korbe des Führers genommen. Niemals hat mir's so gemundet, wie hier im Schatten des Buchwalds. Unser Führer geleitete uns nun auf das sogenannte Bastenhaus und von hier über Bolanden nach Kirchheim. Die Burg Bolanden fesselte uns nicht lange. Nur jenes Philipp's I. von Bolanden mußte ich gedenken. Er erheirathete die Grafschaft Hanau-Münzenberg und die von Falkenstein bei Königstein am Taunus und wurde einer der mächtigsten Dynasten jener und dieser Gegenden.

Als wir am Abend Kirchheim erreichten, waren wir sehr müde, tranken unsern frischen Maiwein und suchten die Ruhe.

Auf der Kaiserstraße war es am andern Morgen zwar ganz praktisch zum Wandern, aber wir folgten einem guten Rathe und zogen hinab gen Grünstadt.

Der Weg dorthin ist angenehm. Ein wellenförmiges Land, reich an Erzeugnissen des Bodens und trefflich angebaut, schöne, reiche Dörfer und ein hübscher Menschenschlag erfreute uns. Die Asselnheimer-Höhe bot uns, näher gerückt und in engerem Rahmen, die Aussicht vom Hirtenfelsen noch ein Mal, und auch in dieser Miniaturausgabe entzückte sie uns.

Nein, der alte Pfalzgraf war ein glücklicher Fürst. Er hatte das schönste Land der Erde. Und daß viele der Herrscher geliebt waren, prägt sich in dem alten Sprüchworte aus: Churpfalz — Gott erhalt's! Und ein Anderes rühmt indirekt seinen Reichthum. Es lautet: Hätte der Pfalzgraf mehr Wasser, Wiesen und Holz, wär' er noch einmal so stolz.

Grünstadt nahm uns müde Wanderer freundlich auf. S'ist wohl eine grüne Stadt; grün, weil frisch und grün das Leben in ihr sich regt; grün, weil sie im Schooße eines frisch grünenden Landes und eines dunkelgrünen Obsthaines ruht. Grünstadt entstand aus einem Meierhofe, dessen zur Zeit Ludwigs des Frommen urkundlich gedacht ist. Sie muß indeß schnell gewachsen seyn, denn unter Ludwig dem Deutschen heißt sie schon Dorf und blieb das bis 1537, mag aber damals doch schon ansehnlich gewesen seyn, da eine Gräfin von Leiningen daselbst ein Hospital stiftete. 1597 aber tritt sie als Stadt auf. Die Grafen von Leiningen wohnten hier lange Zeit und das Aufblühen der Stadt mag allerdings darin seinen nächsten Grund finden. Das Gymnasium war ehemals berühmt.

Wissen Sie auch, sagte R., daß hier recht tüchtige Zunftgenossen von mir geboren sind?

Wer denn? fragte ich.

Nun, Hans Holbein, der Todtentanzmaler, ein ehrenwerther Künstler; ferner der Genremaler J. C. Seekatz und die beiden Schlesinger, endlich der Landschafter Roos. Wahrlich, das sind ihrer genug für die doch nicht eben große Stadt, und zeugt für eine gewisse künstlerische Ader ihrer Bevölkerung, der Pfuscher nicht zu gedenken. Es ist eigen mit solchen Erscheinungen und es verdiente eine psychologische Untersuchung, woher sie kommen.

Zu einer solchen fehlte Lust und Zeit.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Würzburg.) Die Untersuchungen des neuen Getreides sind sehr günstig ausgefallen. Das durchschnittliche Gewicht des Kornes hat 145 und des besonders schweren 150 Pfund ergeben. Der Scheffel Korn wurde zu 7 und 7 Gulden 12 Kr. versteigert.

(Drei englische Sprüchwörter.) Drei leben friedlich, wenn zwei nicht daheim sind. — Wer in Hoffnung lebt, tanzt ohne Musik. — Weiber verschweigen, was sie nicht wissen.

In Reutlingen kam vor wenigen Tagen der gewiß seltene Fall vor, daß ein Zwillingspaar sein achtzigstes Lebensjahr erreichte, folglich mit einander 160 Jahre zählt.

In Paris erscheint seit kurzem eine Zeitung, von der man durchaus nicht sagen kann, daß sie „einem allgemein gefühlten Bedürfnisse" abhelfe. Die Postmeister nämlich, welche vor dem immer weiteren Umsichgreifen des Dampfes sich fürchten, haben ein Blatt: „la Reaction" gegründet, das ihre Interessen vertheidigen und gegen das Eisenbahnwesen kämpfen soll.

(Kohlenreichthum Nordamerika's.) Die westlichen Staaten von Nordamerika sind sehr reich an Steinkohlen, bisher wußte man aber darüber nichts Näheres. Nach den neuerlichen Mittheilungen des Hrn. Owen befinden sich dort zwei Kohlenfelder von großer Ausdehnung. Das westliche ist das große Kohlenfeld von Illinois, welches an Flächeninhalt demjenigen von ganz Großbritannien gleich kommt, indem es den größten Theil von Illinois, etwa den dritten Theil von Indiana, den nordwestlichen Theil von Kentucky einnimmt und sich noch etwas in Iowa hinein erstreckt. Das zweite Kohlenfeld umfaßt theilweise die Staaten Ohio, Kentucky, Tennessee, Pensylvanien, Maryland und Alabama, und mag eine Oberfläche von etwa 50,000 (englischen) Quadratmeilen haben. Ein so ausgedehntes und zugleich an Kohlen sehr reiches Steinkohlengebirge muß die industrielle Thätigkeit der westlichen Staaten sehr wesentlich fördern. Geologisch ist es interessant, daß dieses Kohlengebirge nicht allein in seiner Zusammensetzung dem europäischen sehr gleicht, sondern daß die fossile Flora im westlichen Steinkohlenfelde sogar eine überraschende Uebereinstimmung mit derjenigen der europäischen Kohlengebilde zeigt. Die reichsten Soolquellen hat man bei'm Durchbohren der tiefsten Schichten des Kohlengebirges der westlichen Staaten Nordamerika's angetroffen.

(Wetzlar, im Juli.) Im Selbstverlage des Verfassers sind kürzlich dahier erschienen: „Gedichte von Chr. Gottl. Gerlach." Die nicht sehr umfangreiche Sammlung enthält religiöse, patriotische und Gelegenheits-Dichtungen, und wenn auch die äußere Form derselben Manches zu wünschen übrig läßt, so sind sie doch sämmtlich von einem warmen Gefühl für's Schöne und Edle eingegeben. Die aus den meisten dieser Poesieen uns entgegen klingenden Trauer- und Klagetöne lassen vermuthen, daß ihrem Verfasser, einem schlichten Handwerker, nicht gerade das glücklichste Erdenloos zu Theil geworden, und schon aus diesem Grunde wäre zu wünschen, daß die im Vorwort der Sammlung in Aussicht genommene freundliche Aufnahme sich bewahrheiten möchte!

Wilhelm Müller berichtet aus Berlin in der Zeitschrift Ost und West, insbesondere von der Mad. Birch-Pfeiffer, und fährt dann fort:

Lieben Freunde! Es gab schön're Zeiten
Als die unsern — das ist nicht zu streiten,
Schiller, Göthe haben einst gelebt.
Könnten es die Bühnen auch verschweigen,
Cotta's Gelder würden es bezeugen,
Die er jährlich in der Messe hebt.

Doch es ist dahin, es ist geschieden,
Dieses hohe Sängerpaar;
Donna Pfeiffer blieb uns nur hienieden
Und der Uebersetzer Schaar.

* (Wien, 28. Juli.) Vorgestern erntete Hr. Hassel von Frankfurt im „Herr Hampelmann im Eilwagen", wie die Wiener Theaterzeitung berichtet, „für seine tüchtige Leistung reichen Beifall und Hervorruf." Die Kritik wünscht jedoch, daß sich Hr. Hassel auch bald einmal in einer andern, weniger stereotypen Rolle, als der des Hampelmanns, als ächter Komiker präsentiren möchte, um über ihn ein vollkommen bezeichnendes Urtheil fällen zu können.

Korrespondenz.

Kassel, 28. Juli. *)

Obgleich es gerathener erscheint, anonyme Aufsätze — besonders wenn sie unter die Kategorie derer gehören, die zur Verfechtung gewisser Richtungen veröffentlicht werden, denen ihrer Unhaltbarkeit wegen auf dem Wege des Rechts kein Gehör ertheilt werden kann — mit Stillschweigen zu übergehen, da dieselben für den Unbefangenen ihr Urtheil gewöhnlich in sich selbst tragen: so hat doch der Einsender des Artikels in Nro. 195 der Didaskalia einen so entstellten Bericht über Zustände geliefert, die in Folge der neuen Schuleinrichtungen hierselbst stattfinden sollen, daß wir es dem nichtunterrichteten Publikum gegenüber für unsere Pflicht halten, eine Erwiderung folgen zu lassen. Was zunächst die „unerfreuliche Meinungsverschiedenheit" betrifft, welche hierselbst zwischen der Majorität des Stadtrathes und den Bürgern herrschen soll, so redet der Verfasser von einem Ereigniß, dem er wahrscheinlich, wer weiß, aus welchem Interesse, noch Dauer wünschen möchte. Allerdings haben jene Differenzen bestanden, theilweise herbeigeführt durch Verkennung des Wesens verschiedener Lehranstalten. Wir sagen: sie haben bestanden, denn wir wissen, daß ein großer Theil Derjenigen, die in der Opposition standen, sich eines Bessern hat belehren lassen. Das neuerrichtete Schulgebäude war nämlich von Anfang an zur Aufnahme der „Bürgerschule" bestimmt (von „Bürgerschulen" war keine Rede); unter jener Bezeichnung sollte die Anstalt in's Leben treten, welche jetzt, um ihren Namen den sogenannten Mittelschulen — den jetzigen Bürgerschulen — abtreten zu können, die Benennung Realschule führt. Als nun später nur die Realschule das neue Schulgebäude bezog, schien dies Vielen eine Verletzung ihrer Rechte zu seyn, indem sie diese Anstalt nicht für eine Bürgerschule ansehen wollten, obgleich dieselbe allein als die eigentliche und rechtmäßige Nachfolgerin der alten Bürgerschule anzusehen ist. Es erfolgte eine Petition, die indeß nicht ohne Antwort blieb, und der Verfasser des in Rede stehenden Artikels würde wohlgethan haben, wenn er neben jener auch diese hätte abdrucken lassen. — Hieraus ist nun auch erklärlich, wie es zuging, daß Hr. Direktor Dr. Gräfe, der freilich zunächst als Dirigent der Bürgerschule (nicht „Bürgerschulen") bezeichnet war, später als Vorstand der Realschule in Function trat. Alle diese Umstände hätte der Einsender genauer erfahren können, wenn er die Rede zur Einweihung des Schulgebäudes, die in zahlreichen Exemplaren dem Publikum gratis übergeben ist, zu lesen sich hätte bemühen wollen; es scheint indeß Hauptabsicht seiner Mittheilung gewesen zu seyn, ein gehässiges Licht auf Dinge zu werfen, die er nur oberflächlich angesehen hat; das Folgende wird diese unsere Ansicht rechtfertigen. Schon lange vor der Berufung des Hrn. Direktors Dr. Gräfe war der Organisationsplan der jetzt geordneten Schuleinrichtungen entworfen; man hatte für zweckmäßig erachtet, dem Direktor freie Wohnung im Schulgebäude zu geben. Der Verfasser des besprochenen Aufsatzes scheint indeß durch sein „statt dessen" einleiten zu wollen, als ob diese Anordnung benutzt worden wäre, um den Bürgerschulen auf gutem Wege die Thüre zu verschließen. Eine derartige Auslegung involvirt einen Angriff auf die Person des Direktors oder die Behörden. Was jenen betrifft, so können wir versichern, daß er es vorgezogen haben würde, außer dem Schulgebäude zu wohnen; wir wissen sogar, daß er derartige Anträge gestellt hat. Soll aber durch jenes „statt dessen" den Behörden ein Vorwurf gemacht werden, so wollen wir dem Verfasser rathen, Unterschriften zu sammeln und bei jenen selbst anzufragen; die Antwort wird eben so wenig ausbleiben, als sie auf jenes Petitum beanstandet wurde. — Sehr belehrend ist es für uns gewesen, endlich eine kurze und bündige Definition von Realschule — „eine Schule, wo ein hohes Schulgeld bezahlt wird" — durch den Einsender erhalten zu haben; die auswärtigen Pädagogen werden sich mit uns freuen, denn man ist in der That noch hier und da in Verlegenheit, wofür man eine Realschule eigentlich halten solle. Oder hat der Verfasser gar witzig seyn wollen und geglaubt, bei dem Namen Realschule an das Reellste unter dem Reellen, das Geld, denken zu müssen? Wir wissen nicht, welche Interpretation in seinem Sinne ist, enthalten uns darum, da wir nicht in seiner Weise über Dinge reden mögen, die wir nicht verstehen, aller weitern Vermuthungen.

(Schluß folgt.)

*) Bereits unterm 18. d. M. war eine Gegenerklärung der vorliegenden Art abgesendet. Die Redaktion der Didaskalia remittirte dieselbe mit dem Wunsche, sie möglichst abzukürzen. Wir müssen daher ersuchen, die folgende Erwiderung mehr als einen Auszug zu betrachten, in welchem manche Punkte nur berührt, nicht durchgreifend erörtert werden konnten.

Frankfurt a. M., 5. August.

Der allgemeine freudige Anklang, den das vorjährige Konzert des Liederkranzes auf der Mainlust gefunden hat, war der Direktion des Vereins ein genügender Grund, die Vereinigung so vieler musikalischer Kräfte zu einem großartigen Ganzen in ähnlicher Weise zu veranstalten. Die Vorbereitungen sind bereits im vollen Gange und die Ausführung wird Dienstag den 13. August auf der Mainlust stattfinden. Das Wetter wird bis dahin hoffentlich sich milder gestalten, und es ist dann nach den langen trüben Tagen die schöne Lokalität gewiß geeignet, die Gelegenheit zu einem musikalischen Genusse in dieser Jahreszeit doppelt freundlich und einladend zu machen. Von Seiten des Liederkranzes wird nichts versäumt werden, um sowohl in musikalischer Beziehung Tüchtiges zu leisten, als auch durch anderweitige Anordnungen dem Ganzen einen neuen Reiz zu verleihen und durch überraschende Eindrücke den festlichen Glanz zu erheben. Durch die Bereitwilligkeit und das freundliche Entgegenkommen aller hiesigen Männergesangvereine ist nicht nur die Mitwirkung dieser Aller zugesagt, sondern es wird für die Aufführung auch durch die tüchtigen Leistungen des hier bestehenden Blechinstrumentalmusikvereins eine willkommene Abwechslung geboten werden. Das Podium für die Sänger ist in einer der Akustik entsprechenden Weise anders gelegt, und es werden sämmtliche Vereine sich auch wieder in einzelnen Gesangstücken allein produciren. Nächst den musikalischen Leistungen wird auch für anderweitige festliche Ausschmückung und für verschiedene, das Auge fesselnde, effectvolle Ueberraschungen Sorge getragen. Es wäre gegen den Zweck der Sache, bemerkenswerthe Einzelnheiten hier schon vor der Zeit ausführlich zu erwähnen — es möge die Versicherung genügen, daß von Seiten des Comité Alles gethan ist, um der imposanten Vereinigung der Gesangskräfte und ihrem gemeinschaftlichen Zusammenwirken für den schönen Zweck der Mozartstiftung auch eine möglichst festliche und selbst äußerlich glänzende Seite zu geben. Der Reiz der geselligen Unterhaltung und die Freuden der Tafel werden dem Ganzen noch eine neue Würze zufügen und so ist nach allen Auspicien zu erwarten, daß unter der Gunst des Himmels der Abend bei den zahlreichen Verehrern der Musik gewiß recht freudige Eindrücke hervorrufen wird.

Mainwasser-Wärme.

Dienstag, 6. August, Morgens 8 Uhr: 14 Grad. W. Gerlach.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 6. August. Der Wasserträger, große Oper in 3 Abth., Musik von Cherubini.

Mittwoch, 7. August. Bürgerlich und romantisch, Lustspiel in 4 Abth., von Bauernfeld. (Gastrolle) Baron v. Ringelstern: Hr. v. Rigeno, vom Theater zu Düsseldorf.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

// Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 218. Donnerstag, den 8. August 1844.

Das Dachstübchen.

Erzählung von Carl Hanisch.

(Fortsetzung.)

„Ach! ich war recht verlassen, als ich auf die Hochschule kam," fuhr Grund erzählend fort. „Gewohnt, an nichts sonst, als an meine Studien zu denken, mußt' ich mich nun um Dinge bekümmern, die ich nicht verstand, die mir schlecht gereicht wurden, während ich sie theuer bezahlen mußte. Ich darf Ihnen gestehen, daß ich oft wegen einer Kleinigkeit recht rathlos auf meinem Zimmerchen saß, kleiner noch als dieses, und nicht halb so freundlich, und zu meinem Troste die zärtlichen Briefe wiederholt las, die mir die liebe Frau von Zeit zu Zeit schrieb; ihre mütterlichen Ermahnungen erhoben den gesunkenen Muth, und waren die einzige Freude, die ich ungetrübt genießen konnte. Sie kennen das Universitätsleben nicht, Veronika! ich hatte es auch nicht gekannt; ich war mit der Hoffnung gekommen, freundliche Ansprache zu finden unter meinen Genossen, im Verein mit ihnen und wetteifernd den Wissenschaften zu leben; unter so vielen jungen Männern hoffte ich ein Herz zu finden, das sich an das meinige mit jugendlicher Freundschaft anschließen würde; ich fand lustige Brüder die Menge, deren laute Freuden bei vollem Glase mich nicht anzogen, weil ich ein stilles gemüthliches Leben gewohnt war, und der Lärm mich mehr noch betäubte, als das Getränk. Ich zog mich schüchtern zurück; der Spott begleitete mich und gab mir Ekelnamen. Ich ertrug, was ich nicht zu ändern vermochte, und begrub mich immer tiefer in die Einsamkeit, meinen Studien mit angestrengtem Fleiße obliegend, weil ich hoffte, dadurch bald in den Stand zu kommen, der Mutter die Sorgen abzunehmen und ein frohes Alter zu bereiten. Ich hatte mein Einsiedlerleben liebgewonnen, und fühlte mich nirgend behaglicher, als an meinem Schreibtische. Sie glauben nicht, Veronika, wie beengt ich war, wenn mich Geräusch umgab, wenn ich in den Hörsälen unter der Menge weilen mußte, die nur Sinn für lautes Treiben hatte, und solches auch hier kund gab. Ich war ein Muttersöhnchen im besseren Sinne, das von Kindheit auf mit der Welt wenig zu thun gehabt, stets unter Aufsicht und Fürsorge meiner Leiterin gelebt hatte, und nun, in den großen Haufen geworfen, ohne Befangenheit sich nicht zu bewegen vermochte. O, es geht mir jetzt noch so, und wird wohl immer so gehen; ich weiß Alles, was ich in meinen Angelegenheiten thun und sagen sollte, aber die Blödigkeit schließt mir Hand und Mund. Diese unbezwingbare Aengstlichkeit verfolgte mich bis in den Prüfungssaal, und machte, daß ich, alles Fleißes ungeachtet und im Bewußtseyn tüchtiger Kenntnisse, solche nicht an den Tag zu legen vermochte und fast durchfiel, zum Gaudium der Spötter, die mit ihrer Dreistigkeit mich weit überragten. Was sollte unter solchen Umständen aus mir werden? konnte ich je hoffen, mit Glück als öffentlicher Lehrer, als Redner aufzutreten? Das öffnete mir eine recht trübe, dunkle Aussicht in die Zukunft, und ich hätte verzagen mögen, wenn ich an die Mutter und an ihre freudigen Erwartungen dachte, die mich auf ebner Bahn zu Brod und Ehre glaubte. — Das war eine recht unglückliche Zeit für mich! muthlos bis zum Untergehen, fühlte ich, daß ich auf dem gewöhnlichen Wege fortzukommen nicht im Stande sey; aber welchen sollte ich einschlagen? Als ich, mit diesem Gedanken beschäftigt, bei der Mutter Rath und Trost holen wollte, überraschte mich die Nachricht von dem schnellen Tode derselben. Dieser unerwartete Schlag schreckte meine Geisteskräfte mit fürchterlicher Gewalt empor; ich vergaß über dem entsetzlichen Verluste mein übriges Leid, alle Empfindungen lös'ten sich auf in einen großen Schmerz, der Nichts neben sich duldete. Ich eilte, die geliebte Todte zu sehen, deren freundliches Auge ich nicht mehr erblicken sollte. Da lag sie, mit den sanften Geisteszügen, wie eine Schlummernde, ein Lächeln spielte um den bleichen Mund, als hätte sie sich sanft hinübergeträumt in die ewige Heimath! Vielleicht war ich ihr letzter Gedanke gewesen. Ich küßte die kalten Lippen, ich drückte die starren Hände an mein schlagendes Herz, und die schwere Wolke einer zerstörenden Trauer lös'te sich auf in wohlthätigen Thränenregen, der meine heiße Brust kühlte. Das ruhige, selige Antlitz der Geschiedenen wirkte mit stiller Macht auf mich und gab mir Ruhe. Ich hatte die letzte Pflicht des Sohnes erfüllt; mein kleines, auch noch durch Kosten geschmälertes Erbe bis auf kleine Ausstände, die ohne Härte nicht hätten eingetrieben werden können, in Empfang genommen; auf den Rath einiger Professoren, die mich werth hielten, die meine Pläne für die Zukunft billigten, bin ich denn mit der Hoffnung hierher gekommen, einen neuen, mir angemesseneren Wirkungskreis mir geöffnet zu sehen. Mein guter Genius — vielleicht der Mutter Geist, der mich umschwebt, — hat mich in Ihr Haus geführt, wo ich fand, was ich zunächst bedurfte: wohlwollende Theilnahme! O, was

wäre ohne diese aus mir, dem kranken Fremdlinge, geworden, dessen Herz solcher Herzen bedarf, um zu genesen? Mein Dank wird nur mit meinem Leben erlöschen. — Nun erst, wenn meine Seelenkräfte mit der Wiederkehr der vollen Gesundheit sich erhoben haben aus dem kalten Nebel niederdrükkender Gefühle, — wenn ich nicht mühselig waten darf auf der holprigen und staubigen Landstraße der gewöhnlichen Brodwissenschaften, dann will ich arbeiten, Veronika! Hier in diesem stillen Asyle soll mein Geist schaffen und wirken, und sich Freunde sammeln in dem großen Kreise fühlender Gemüther, edler Seelen, die sich gern emporheben lassen aus den Wirren des prosaischen Lebens zu jenen sonnigen Höhen der Dichtung, welcher allein vergönnt ist, von dem Paradiese zu träumen und zu singen, das in den niederen Regionen längst verloren ging."

„Hier" — Grund deutete auf ein Päckchen Papiere —, „hier, gute Veronika! liegen Papiere, mein Reichthum, die, wenn sie öffentliche Geltung erhalten, mich sehr glücklich machen."

(Fortsetzung folgt.)

Unterwegs.

(Reiseskizzen von R.)

(Fortsetzung.)

Nach einem vergnügten Abend im Casino, wo freilich auch wieder das Thema der Eisenbahn ventilirt wurde, zogen wir der Hardt zu, und Dürkheim war unser Reise- und Tagesziel. Das Leininger-Thal mußten wir liegen lassen. Es lag ohnehin noch so viel Schönes auf unserm Wege, daß wir Eile hatten, um nichts Hauptsächliches einzubüßen.

Wir zogen am wunderschönen Gebirge hin, wo schon der Wein seine ruhmvolle Herrschaft beginnt. Wir kosteten ihn überall und das bekannte Est — Est — Est von Montefiascone hätte fast mögen an uns sein Propter nimium est — geltend machen. R's. Kopf war in Ungstein wirklich sehr schwer. Für Dürkheim war ein Rasttag bestimmt. Es ist ja auch hier des Schönen so viel und Limburg lockte uns an.

Die Lage Dürkheims ist bezaubernd. Sich an die Absenkungen des schönen Gebirgs lehnend, beherrscht es weithin die fruchtbarste Ebene, deren Dörfer sich an einander reihen, in einer auffallenden Nähe. Und diese Dörfer sind reich, sind groß, sind heiter, reinlich und stattlich. Weinlaub kränzt fast alle Häuser und eine Behaglichkeit redet zu dem Reisenden jene erquickliche Sprache, die anderwärts im Murmeln der Bettler und Krüppel zum Schweigen gebracht wird. Wege- und Straßenbettel, diese Pest vieler katholischer Länder, kennt man hier nicht; auch nicht den Schmutz anderer Gegenden und die verschwisterte Faulheit und das „süße Lumpen", womit ich das italienische „dolce far niente" übersetze. Arbeitsamkeit ist die Mutter aller der belobenden Epitheta, welche ich den Orten und ihren Bewohnern beilegen mußte, die ich bis jetzt sah. Charakteristisch ist ferner, daß in diesen Dörfern fast überall gar geschmackvolle Landhäuser reicher Gutsbesitzer stehen, umgeben von geschmackvollen Gärten. So lacht's Einen überall an und der heitere Pfälzer lacht mit, so urbehaglich und urkräftig, daß man alle hartleibige Kopfhänger und Frömmler daher wünschen möchte, damit sie fröhlich würden. Eine weitere Bemerkung war die, daß viele Nasen mit edlem Purpurschimmer davon Kunde geben, daß das Wassertrinken nicht beliebt ist, auch davon noch, daß der edle Trank nicht bloß Metall in den Beutel allein bringt. Es ist recht und billig, daß Bacchus seine Freunde dekorire. Fürsten geben's in's Knopfloch, der Gott des Weines drückt seinen „Charakter indelebilis" den Nasen auf, als demjenigen Theile, der nächst dem Gaumen am meisten mit ihm communicirt. Wer die Mosel bereist hat und in einem gewissen Casino, in den Trierer Gasthöfen, so wie in denen zu Coblenz sich umsah, weiß, was Schoppenstecherei heißt, und wie weit es der Mensch in den freien Künsten bringen kann; begreift auch, daß der geistreiche Dichter des Ritter Bomsen und Hasper a Spada's nicht eben in das Ideale gearbeitet hat. Um das Bild zu vervollständigen, muß man hier wandern, und ich wette 100 gegen 1, daß man in eine arge Schwulität geriethe, wenn man als Preisrichter die Siegerkrone austheilen sollte. Sage ich aber auch ehrlich, daß der Nektar so lockend und verführerisch ist, daß man in seine Falle geräth, ohne es zu ahnen. Wie es denn auch mehrmals zweien Wanderern erging, die nicht genannt seyn wollen.

Sehen wir uns Dürkheim einmal an, sagte R., als wir uns ausgeruht. Einzelne sehr schöne Gebäude abgerechnet, wozu auch eine neue Kirche gehört, ist es nichts weniger als prächtig zu nennen.

Ergötzlich ist es immer, wie das alte „Weit her" auch in der Geschichte der deutschen Städtlein eine Rolle spielt. Es gehört zum Herkommen, ihren Ursprung weit her zu leiten. Wer kann ein Lächeln unterdrücken, wenn er einen dicken Dürkheimer in gewichtigem Ernste davon reden hört, daß trojanische Flüchtlinge die Stadt erbaut? Ein Anderer ergänzte mit kritischem Scharfsinne, es seyen Thüringer gewesen, die unter Carl dem Großen sie gegründet, weilen sie in unvordenklichen Zeiten: Thüringeheim geheißen. Ohne auf die juristische Lehre von der unvordenklichen Zeit einzugehen, macht die Conjektur auf gleiches Recht mit der trojanischen Anspruch. Der Römer wurde inmitten dieser beiden historischen Punkte nicht gedacht, was mich Wunder nahm. Uebrigens wird des Ortes im Jahre 946 urkundlich gedacht, was genügen könnte, wenn man mit deutschem Ursprung vorlieb zu nehmen gewillt ist. Schon 1030 ist es der nahen Abtei Limburg zu eigen, und diese belehnte damit ihren Schirmvogt, den Grafen von Leiningen. Es war noch ein Dorf damals, wo es an Städten überhaupt gebrach. Diese Schirmvögte waren überall die größten Feinde ihrer Schutzbefohlenen. Sie zwackten ihnen ein Eigenthum nach dem andern ab. So ging's eben auch hier, und schon gegen die zweite Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts behandeln die Schirmvögte Dürkheim als Eigenthum. Graf Emich V. gab dem Orte Mauern und von da an gerirt es sich als Stadt. Obwohl sehr fest nach den damaligen Standpunkten fortifikatorischer Kunst, eroberte es doch der Pfälzer, Friedrich der Siegreiche. Der dreißigjährige Krieg brachte der Stadt eine schwere Katastrophe, und Turenne ließ eine zweite, ähnliche folgen, und der „Pfalzvergifter" Melac brannte 1689 es vollends nieder. Die Grafen von Leiningen halfen der Stadt wieder auf, legten ihre Residenz hierher, erbauten ein Schloß und wirkten wohlthätig für sie.

Daß hier zu Anfang der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts ein Theater blühte, dem Iffland vorstand, ist eine nicht eben allgemein bekannte Thatsache.

(Fortsetzung folgt.)

Neueste Berichte über die Lage von Felsberg.

(Graubünden, 31. Juli.) In der ersten Sitzung der schweizerischen naturforschenden Gesellschaft in Chur ward beschlossen, den 30. Juli zur Besichtigung und Untersuchung des drohenden Bergsturzes bei Felsberg zu verwenden, und daher die künftige Sitzung auf den 31. zu verlegen. Zu diesem Ende erboten sich eine bedeutende Anzahl der Mitglieder, den Berg zu besteigen, wozu von Chur aus etwa 3 Stunden erfordert werden. Man wollte am Morgen um 5 Uhr aufbrechen, allein in der Nacht regnete es stark und der Morgen des 30. zeigte den Calanda mit Wolken umhüllt, daher mußte die Untersuchung für diesen Tag aufgeschoben werden. Die Sektionssitzungen der Gesellschaft wurden dagegen gehalten und späterhin nach allgemeiner Sitzung möglichst treu die Protokolle der Sektionssitzungen verlesen und von Hrn. Oberst Pestalozzi von Zürich ein weitläufiger Bericht über die von Hrn. Lanikka bewerkstelligte Rheinkorrektion in Domleschg und den erwünschten Erfolg erstattet. Nach Beendigung der Sitzung vom 30. Juli begab sich die ganze Gesellschaft am gleichen Tage noch nach Felsberg. Allgemein überzeugte man sich von der sehr bedauerlichen Lage dieser armen Gemeinde, deren sehr wahrscheinlich gänzlicher Untergang mit Gewißheit vorauszusehen ist. Zwar hatte der wenige Tage vorher erfolgte Sturz eines mehr als Haus großen Felsstückes keinen erheblichen Schaden gethan, und war zwischen dem Dorfe und dem Berge liegen geblieben, indem die Masse sich zum Theil in die Erde versenkt hatte, zum Theil aber mit nachgerolltem Schutte sich bedeckte; rings umher aber lagen große Felstrümmer, von denen eines sogar über die mehr als 200 Schritte entfernte Dorfkirche weggesprungen war, wodurch die Gefahr sich genugsam bezeichnet. Drohend hängen gewaltige Felsmassen an der Höhe des Berges, und kein Tag vergeht, an welchem nicht einzelne Stücke herabrollen, und die fortdauernde Bewegung bezeichnen. Traurig begleiteten eine Menge Bewohner des Dorfes die Gesellschaft, ängstlich auf die Aussprüche der Beschauer horchend, welche ihnen leider wenig Trost geben konnten. Die Besteigung des Berges konnte für den Tag nicht mehr unternommen werden. Aber frühe, den 31. Juli Morgens, wurde sie von 19 Mitgliedern unter Anführung des Hrn. Lanikka und Arnold Escher von der Linth ausgeführt. Das Ergebniß der Untersuchung ist, daß die Gefahr täglich größer werde. Man fand die Spaltungen kreuz und quer seit der letzten Besteigung im Juni merklich größer; eine Spalte ist so groß, daß ein Mann leicht hinunterfallen könnte. Hinuntergeworfene Steinchen ließen durch ihr hörbares Anschlagen vernehmen, daß die Spalte bereits sehr tief gehe. Diese Spaltungen bezeichnen den Umfang des sich losreißenden Stückes, dessen Gewicht nach einer, natürlich unbestimmten, Berechnung sich auf vielleicht 30—40,000,000 Zentner, vielleicht auf das Doppelte oder Dreifache, oder noch viel höher belaufen möchten. Die nahe oder entfernte Zeit der Losreißung kann eben so wenig bestimmt werden, sie kann Stunden, Tage, Wochen, ja Monate und Jahre sich verzögern, aber auch alle Augenblicke in einzelnen Stücken oder in der ganzen Masse eintreffen. Im letztern Falle würde nicht nur das ganze Dorf mit seinen 400 Bewohnern sehr wahrscheinlich gänzlich verschüttet, sondern die Möglichkeit ist da, daß vielleicht der Lauf des Rheines gänzlich gehemmt, ja sogar der ganze Thalgrund überschüttet würde. Die Folge davon wäre nicht zu berechnen, und könnte sich möglicher Weise sogar auf das Thal des Wallen- und Zürichsees erstrecken, wenn der zum See angeschwollene Rhein plötzlich sich wieder entleeren würde. Man beschäftigt sich allerdings mit Berathungen zur Hülfe der armen Bedroheten, welche noch überdies mit der Lungenseuche ihres Viehes geplagt sind; allein es ergeben sich so viele Hindernisse, selbst von Seite der Bewohner, daß zu befürchten ist, ehe die Ausführung begonnen und beendigt wird, sey Felsberg nicht mehr, und die Hülfe komme zu spät. Die theilnehmenden Mitglieder der Besteigung gaben nun ihr Urtheil der Regierung ein. Hoffentlich wird das Befinden so vieler Sachkundigen die Maßnahmen, welche zu nehmen sind, möglichst beschleunigen. Am 30. wurde bei dem Mittagessen in Reichenau, welches der Präsident von Planta der Gesellschaft gab, eine kleine Steuer zusammengelegt. Auf jeden Fall darf die Gesellschaft hoffen, den armen Felsbergern einen Dienst geleistet zu haben, wenn es ihr gelungen ist, die Rettungsmaßregeln in etwas zu beschleunigen, und dadurch die freundeidgenössische Aufnahme, welche der Kanton derselben nun zum zweiten Male erzeigte, einigermaßen verdankt zu haben.

Mannichfaltigkeiten.

Prinz Albert hat kürzlich ein Bild von dem berühmten französischen Maler Scheffer um 20,000 Fr. angekauft. Der Gegenstand ist aus Goethe's Wilhelm Meister — Mignon und der alte Harfner.

(Straubing, 31. Juli.) Die Geschichte von dem Badergesellen in Landau erweist sich dahin, daß der Gewinn aus der Lotterie, welchen man den Unglücklichen vor seinem Tode machen ließ, sich nicht bestätiget, wodurch das psychologische Räthsel nun freilich auf unerwartete Weise gelöst ist.

Frankfurter Theater.

Nach längerer Pause ging Auber's Oper: „des Teufels Antheil" wieder über unsere Bühne, worin Hr. Perlgrund den Rafael sang. Sein gewandtes Spiel, halb soldatisch, halb burschikos, verfehlte die Wirkung nicht. Von dem Vortrag der ersten Arie hatten wir viel erwartet, da Hr. Perlgrund im Lieder- und Romanzengenre sich bisher auszeichnete; doch schien ihn die Arie anzustrengen. Auch vermißten wir einen melodiösen Zusammenhang in dem Vortrag derselben; übrigens mag ihm die Nummer zu hoch liegen. Im Duett mit Carlo am Schluß des ersten Akts konnte Hr. Perlgrund ebenfalls nicht befriedigend erscheinen. Dagegen gab er die Würfelscene und das darauf folgende Final, aber namentlich das Schlußduett mit Casilda, die Pointe der Oper, vorzüglich und der besten Anerkennung würdig, in Folge dessen er mit Fräul. Capitain

welche bekanntlich ein ausgezeichnete r Carlo ist, gerufen wurde. Bei dieser Veranlassung machen wir die Theaterfreunde auf das demnächst stattfindende Benefiz des beliebten Gastes aufmerksam, zu welchem derselbe die Oper Lucrezia Borgia gewählt hat, worin er die Rolle des Gennaro und Fräul. Reuther die der Lucrezia ausführen wird. Diese Vorstellung dürfte den Freunden der Musik einen genußreichen Abend bereiten. In Hrn. Hassel's Abwesenheit übernahm Hr. Wiegand die Partie des Gil Vargas, schien aber heute indisponirt. Die übrigen Rollen waren außer der ungenügend repräsentirten Rolle des Großinquisitors durch die frühern Mitglieder besetzt. Diese Oper, die ohne Musik schon ein artiges Lustspiel wäre, muß, gut gegeben, d. h. mit Gewandtheit gespielt und zweckmäßig besetzt, überall Glück machen. Bei dieser Gattung von in Musik gesetzten Lustspielen hat die Uebertragung einen wesentlichen Theil des Erfolges zu vertreten und sie muß mit Geschmack bearbeitet werden. Hr. C. Gollmick hat durch seine Uebersetzungen der „Regimentstochter" und des „Teufels Antheil" durch den Erfolg genügend bewiesen, daß er auf diesem Felde heimisch ist, da er außer der richtigen Behandlung der musikalischen Accente und Rhythmen, wie es von einem gründlichen Musiker nicht anders zu erwarten, einen fließenden und pikanten Dialog wiederzugeben wußte. Auch ist Hr. Gollmick in den genannten Texten als freier Bearbeiter hervorgetreten, ohne darum den Eigenthümlichkeiten und effectvollen Momenten des Originals Eintrag zu thun. — Das Haus war besetzt und die Aufnahme der hier so beliebten Oper beifällig. W.

Korrespondenz.

Kassel, 28. Juli.

(Schluß.)

Die dem besprochenen Artikel beigedruckte Petition, „unterzeichnet von über 800 Familienvätern", genauer zu besprechen, sollte uns eigentlich erlassen bleiben, da dieselbe, wie schon erwähnt, durch die zuständige Behörde beantwortet worden ist. Wir finden uns indeß durch mancherlei Gründe zu dem Glauben veranlaßt, als sey jene mit dem berührten Artikel aus einer Feder geflossen, erlauben uns deshalb, einige darin enthaltene Schiefheiten und Unrichtigkeiten, die den besprochenen ganz analog sind, kurz in's Auge zu fassen. — Einer der beiden Gründe, welche angeführt sind, um darzulegen, daß es nicht rathsam sey, die Bürgerschulen mit der Realschule in dasselbe Gebäude zu bringen, ist der aus dem verschiedenen Disciplinarverfahren beider Anstalten und den hierdurch möglichen Reibungen unter den Schülern genommene; der andere ist gestützt auf den Mangel an Raum im Schulhause. (Es muß hierzu bemerkt werden, daß die anfänglich auf 7 Klassen berechnete Realschule bereits, einschließlich der Elementar- und Parallelklassen, auf 12 angewachsen ist.) So viel wir uns zu entsinnen vermögen, waren diese, durch den Einsender veröffentlichten Gründe nicht die einzigen, welche geltend gemacht worden sind. Der verehrte Herr scheint es sich aber hier, wie an andern Orten, zur Pflicht gemacht zu haben, sich seine Gegner selbst zu construiren, um dann mit vollen Backen gegen Windmühlen stürmen zu können. Die Art und Weise, wie der oben zuerst angegebene Grund durch das Petitum commentirt wird, stellt, wenn nicht ein Bestreben, absichtlich zu verdrehen, doch grobe Ignoranz, die sich vergeblich unter blumenreichen Phrasen zu verbergen strebt, in's vollste Licht. Ob der Verfasser unsere Anstalt für eine wirkliche Realschule ansehen wolle, kann, da sich an vielen Stellen zeigt, daß er nicht weiß, was eine Realschule ist, ziemlich gleichgültig seyn; der Grund, den er beiläufig anführt, — daß die hiesige nämlich, wie die Bürgerschulen, ihre Schüler vom 6ten Lebensjahre aufnehme — ist durchaus nichtig. Die Realschule kann mit diesem Lebensalter keinen Schüler aufnehmen, sondern erst dann, wenn er die entsprechende Reife erlangt hat. Diese demselben in geeigneter Weise zu verschaffen, sind mit unserer Realschule besondere Vorbereitungsklassen verbunden, in die freilich Schüler mit dem 6ten Lebensjahre eintreten; diese Klassen gehören aber so wenig zu einer Realschule, daß diese immer bleiben könnte, was sie ist, wenn jene auch von ihr getrennt würden — Das Disciplinarverfahren der Realschule unterscheidet sich allerdings von dem der Bürgerschulen, indem letztere, doch auch nur für den letzten Fall, körperliche Züchtigung gestatten, während jener das Recht der Ausweisung unverbesserlicher Schüler zusteht. Ob deshalb die Realschule durch ein „milderes" Disciplinarverfahren ausgezeichnet sey, als die Bürgerschulen, wagen wir kaum zu entscheiden; uns ist es vorgekommen, als ob ein Schüler der Realschule in vielen Fällen mit einem der Bürgerschulen zu tauschen sich versucht finden könnte. Aus jenen Einrichtungen, die so einfach begründet sind, folgern zu wollen, daß dadurch dem Einfluß der Standesverschiedenheit Vorschub geleistet werde, heißt die Tendenz einer Realschule, so wie die Grundsätze, auf welche die unsrige basirt ist, gänzlich verkennen. Die Aufnahme in dieselbe steht Jedem frei und die Anstalt kann, ihrem innersten Wesen nach, nur die höhere Ausbildung des Bürgerstandes bezwecken wollen. Das zu entrichtende Schulgeld ist auch keineswegs höher gestellt, als in ähnlichen Schulen, so daß sie etwa nur dem Reichen zugänglich seyn sollte; daß dasselbe höher angesetzt werden mußte, als das für die Bürgerschulen postulirte, dürfte sich von selbst verstehen, da die Realschule einen bedeutend höhern Kostenaufwand veranlaßt. Diese Umstände sind auch von der Mehrzahl der hiesigen Bürger richtig aufgefaßt; es spricht dafür die Zusammensetzung der Schüler, welche die Anstalt besuchen. Seit Mai 1843 wurden nämlich überhaupt 665 Schüler in die Stammliste der Realschule eingetragen, worunter 392 Söhne hiesiger Bürger sich befinden. In seiner, wie er glaubt, gerechten Entrüstung citirt der Verfasser der erwähnten Bittschrift endlich den „redlichen Heckert", der über die eingebildeten Uebelstände „blutige Thränen" mitweinen soll. Aber der Geist wird nicht erscheinen, wenn er auch könnte, denn er will beim rechten Namen genannt seyn. Der Mann, welcher zuerst eine Realschule in Berlin begründete*), hieß Johann Julius Hecker. Daß im gedruckten Aufsatze „Heckert" steht, könnte man nun wohl für einen Druckfehler ansehen, wenn wir nicht unglücklicherweise wüßten, daß auch in der geschriebenen Petition „Heckert" stände. Wir können uns deshalb der Ansicht nicht erwehren, daß, wie der Verfasser das Wesen einer Realschule nicht zu würdigen versteht, ihm auch die Geschichte derselben gänzlich unbekannt ist, und daß er jenen Namen irgendwo aufgefangen habe, ohne sich der Mühe einer gründlichen Belehrung unterziehen zu wollen. Jene Citation hat somit für uns nur die Bedeutung einer rhetorischen Floskel, die der Sache gewaltiges Ansehen verschaffen soll. Hätte der Verfasser hier, wie bei andern Gelegenheiten, Belehrung gesucht, so würde er schon aus den Nachrichten über Hecker und seine Anstalt das Wesen einer Realschule, obgleich seit 100 Jahren ein bedeutender Fortschritt erfolgen mußte, kennen gelernt haben. — Hecker würde, wenn er wieder erscheinen könnte, sicherlich über ganz andere Dinge „blutige Thränen" weinen, als der Verf. glaubt; er würde innig bedauern, daß Unwissenheit und Arroganz noch immer bereit sind, den guten Fortschritt zu hemmen, und daß der „Keim der Zwietracht" noch immer durch das Treiben Einzelner unter der Maske lebendiger Theilnahme an den heiligsten Interessen ausgestreut wird, wodurch leider die „bestandene Eintracht" nur zu leicht vernichtet werden kann.

C. Römer, Lehrer der Realschule.

*) Vor ihm schon Semmler zu Halle (1706.)

Mainwasser-Wärme.

Mittwoch, 7. August, Morgens 8 Uhr: 15 Grad. W. Gerlach.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 8. August. Lucrezia Borgia, große Oper in 3 Abth., Musik von Donizetti. (Gastrolle) Gennaro: Hr. Perlgrund, vom Stadttheater zu Hamburg.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 219. Freitag, den 9. August 1844.

Das Dachstübchen.

Erzählung von Carl Hanisch.

(Fortsetzung.)

Veronika wußte nun so ziemlich, wie es mit dem jungen Manne stand, dessen Schicksal kein beneidenswerthes war. Indessen schien er ja Hoffnungen zu haben, und zwar sehr nahe liegende Hoffnungen, denen sie von ganzem Herzen Erfüllung wünschte.

Sie theilte der Mutter das ihr Vertraute mit, und vergaß nicht, des Päckchens zu erwähnen, auf welchem die Hoffnungen des jungen Mannes zu beruhen schienen.

Frau Reichfeld schüttelte freilich das Haupt ein wenig über die Geschichte desselben.

„Ein Ausländer ist er," sagte sie bedächtlich, „der im Vaterlande kein Brod finden kann. —"

„Er hat es dort nicht suchen wollen," fiel entschuldigend die Tochter ein.

„Er wird es hier suchen wollen und nicht finden," fuhr die Mutter fort; „an geschickten Leuten ist gar kein Mangel heut zu Tage."

„Er hat Hoffnung. —"

„Die hat man gar zu leicht, wenn man jung ist."

„Hoffnung läßt ja nicht zu Schanden werden, liebe Mutter!"

„Ja, wenn man nicht hofft, daß ohne alles eigne Zuthun die Hülfe vom Himmel herabkommen wird; wer aufgethan haben will, muß anklopfen."

„Das wird er gewiß, wenn er nur erst wieder völlig gesund ist."

„Nun, so lange wollen wir warten," schloß die Mutter das Gespräch, und meinte, daß ein größerer Theil Muth und Selbstvertrauen ihm besser anstehen und fruchtbringender seyn würde, als diese unwürdige Hülflosigkeit in einer Welt, wo man derb auftreten und keck darauf losgehen müsse, um durch das Gedränge der Menge zu kommen; doch gab sie zu, daß er mit seinen feinen Manieren, mit seinen wohlgeformten Zügen und dem sanften Klange seiner Stimme wohl auch durchkommen könne, wenn er sonst etwas Rechtes gelernt hätte, und man ihm nur erst auf die Bahn geholfen habe, die seinem Wesen anpasse.

„Wenn ich nur erst weiß, was er ist, was er kann und will," setzte sie hinzu, „und wo er zu empfehlen ist, dann soll uns der Vetter Sensal an die Hand gehen, der ja die ganze Stadt und ihre Verhältnisse wie einen Preiskurantzettel kennt; der kann uns vielleicht auch Aufschluß über das Päckchen geben, das sein Glück enthalten soll."

Nach einigen Tagen hatte Grund, zu aufrichtiger Freude Veronika's und ihrer Mutter, den ersten Ausgang gemacht. Er trat bei seiner Rückkehr in das Wohnzimmer seiner Wirthinnen, ihnen mittheilend, daß er seinen Ausflug zu einem Geschäftsgange benützt habe, von dem er die besten Hoffnungen hege.

„Vergeben Sie, Herr Grund!" wandte sich die Wittwe zu ihm, — „wenn ich die Frage in Ihrem Interesse mache, ob und um welches Amt Sie sich bewerben."

„Amt?" wiederholte dieser in einiger Verlegenheit; „das könnt' ich wohl nicht, und es würde mir auch nicht werden. Indessen wenn Sie das Wort Amt in Beruf verwandeln, so bewerbe ich mich allerdings um Gelegenheit zu nützlicher Ausübung desselben."

„Wenn wir Ihnen etwas dienen können," fuhr Frau Reichfeld fort, — „ich habe Bekannte in der Stadt, die alle Geschäfts-Verhältnisse kennen, nicht ohne Einfluß sind, und mir gern eine Gefälligkeit erweisen."

„Ich bin Ihnen sehr dankbar, wertheste Frau!" entgegnete Grund; „vor der Hand glaube ich abwarten zu müssen, welche Folgen mein heutiger Versuch hat; ich behalte mir aber vor, Ihre Güte wo möglich in Anspruch zu nehmen."

„Merken Sie denn nicht, Grund," sagte Veronika lächelnd, „daß meine Mutter gern wissen möchte, worin dieser Beruf bestehe?"

„Du bringst mich in den Ruf der Neugierde," verwies die Mutter, „obwohl ich nicht in Abrede stelle, daß ich, seitdem ich Einiges aus Ihrer Geschichte weiß, freundlichen Antheil an Ihrem Schicksale nehme."

„Was mich zu innigem Dank verpflichtet," entgegnete mit Wärme der junge Mann. „Ich könnte Ihnen aber mit dem besten Willen jetzt diesen Beruf nicht genau bezeichnen, der sich eigentlich erst als Lebenszweck gestalten soll. Vor der Hand hab' ich einen kleinen Papierhandel begonnen, dessen Gelingen mir erst den Weg und die Mittel angeben wird, mein vorgestecktes Ziel zu erreichen, von welchem Erfolge ich seiner Zeit Sie getreulich und mit Vergnügen unterrichten will. Ich trete heute, von neuen Hoffnungen begleitet, in

mein freundliches Stübchen, das mir durch Ihre Güte zur zweiten Heimath geworden ist."

Er ergriff die Hand seiner Hauswirthin, um sie erkenntlich zu drücken, und entfernte sich mit einem sprechenden Blicke auf Veronika, die mit dem jungen Herrn nicht ganz zufrieden zu seyn schien.

„Wenn ich nur wüßte, was er vor hätte," schmollte Veronika; „ich stehe dafür, seine Schüchternheit greift Alles am unrechten Orte an!"

Am folgenden Morgen erschien ein junger Bursche mit einem Paketchen, anfragend, ob Herr Grund im Hause wohne, zu dem er nach erfolgter Bejahung hinauf stolperte und gleich darauf zurückkehrte.

Frau Reichfeld hielt ihn im Hausflur einen Augenblick an, mit der Frage, woher das an Herrn Grund überbrachte Paket sey.

„Aus der Brück'schen Verlagshandlung," war die Antwort; „Manuscript zurück."

Obgleich die gute Frau diese Worte nicht recht zu deuten wußte, so schloß sie doch aus dem patzigen Tone des Ueberbringers auf etwas Unangenehmes für Grund.

(Fortsetzung folgt.)

Unterwegs.

(Reiseskizzen von N.)

(Fortsetzung.)

Dürkheim hat jetzt eine Absicht, die namentlich dem Bade Kreuznach gefährlich werden kann. Die nahe Saline Philippshalle soll den Grund einer Soolbad-Einrichtung abgeben. Die Quellen sind da, die Mutterlauge auch, und Geld und eine bezaubernde Natur überdies. Dann ist noch ein weiterer Umstand von Wichtigkeit. Es ist bekannt, daß im Herbste viele Leidende, namentlich aus dem Norden, die Traubenkur hier genießen. Dieser Umstand dürfte der Entstehung eines großartigen Unternehmens und einer bedeutenden Frequenz förderlich seyn. Es ist nun nöthig, daß ein tüchtiger Arzt der Quelle Gehalt in einer Schrift darlegt, daß er Brom und Jod nachweist, und es wird an Kranken nicht fehlen, die da genesen wollen. Mit dem grünen Tisch, der die Gesunden lockt, an denen am Ende mehr gelegen ist, als an den Kranken, dürfte es übel aussehen, da hierzu die Genehmigung der Stände des Reichs erforderlich ist, die höchst wahrscheinlich ein Härlein darin finden werden. Die Sache ist indessen so weit vorangeschritten, daß an ihrer Errichtung nicht zu zweifeln ist, die des Bades nämlich.

Eine Merkwürdigkeit der Stadt ist der Wurstmarkt. Er richtet eine gräuliche Niederlage unter denjenigen Thieren an, die „Mosis Kinder scheuen", wie Langbein sich ausdrückt. Tausende von Menschen der Nähe und Ferne strömen hier zusammen. Jeder will seine Bratwurst essen. Da denke sich Einer die Wirthschaft! Sind die Würste gut gewürzt und gesalzt, so gibt's Durst — u. s. w.

Auch am nahen Michaelsberge befand sich eine wunderthätige Kapelle. Die Wallfahrten gaben die Veranlassung zum Markt und die Alles ändernde Zeit hat eine solche Wandlung gebracht. Die Kapelle ist zerfallen — Essen und Trinken ist geblieben. — Wer erkennt nicht darin ein höchst bezeichnendes Moment der Vergleichung des Damals und Jetzt?

An Wundern fehlt's indeß nicht, sagte mir mein dicker Dürkheimer Freund, dem bei der Beschreibung des Wurstmarkt's die Bratwurstlust unverkennbare Zeichen am Munde verlieh. Sie sollten Zeuge seyn, wie mirakulös es zugeht! rief er, ironisch lachend, aus.

Nahe bei Dürkheim, auf dem Kastanienberge, liegt ein altgermanischer Ringwall von großer Ausdehnung. Es ist eine jener Malstätten, wie wir sie im Trierischen und Luxemburgischen auch noch finden. Wir hörten am Orte selbst seltsame Erklärungen, und da man römische Münzen will gefunden haben, so sollen sie die Römer erbaut haben, diese seltsame, aus auf einander gelegten Feldsteinen entstandene Mauer. Ob diese Münzen nicht etwa keltische sind, muß dahin gestellt bleiben, da wir keine sahen.

Der Transatlantiker Cooper hat bekanntlich bei dieser Heidenmauer, wie sie heißt, und der Abtei Limburg Veranlassung genommen, einem verunglückten Roman hier seine Stätte anzuweisen, in dem Nichts gelungen ist, als das ominöse Saufduell zwischen dem Grafen Emich und dem Abt. Der berühmte Verfasser des Spion und des letzten Mohikan's versteht das deutsche Mittelalter nicht, und hätte bekanntlich besser gethan, in seinen Urwäldern seine Helden auftreten zu lassen und dadurch seinen kahlen und schaalen Deismus zu predigen, als sich auf dies ihm fremde Gebiet zu wagen.

Vielfach lohnend ist der Ausflug nach den Ruinen der Abtei Limburg. Der alte Dichter Paul Melissus sagt schon: „Benedicts Jünger liebten die Berge, die sonnig erhellten", und man könnte hinzusetzen: die da Reben trugen und edeln Wein gaben. Wer denkt nicht dabei an St. Jacob bei Mainz, an den Johannisberg im Rheingau? Der Rest der Ruinen der Abtei, namentlich der Thurm, gibt noch Zeugniß, wie schön gebaut, wie reich, groß und mächtig sie einst gewesen ist. Die rheinfränkischen Herzoge sollen an der Stelle der Abtei schon in den fränkischen Zeiten eine Pfalz gehabt haben. Kaiser Conrad II. soll sie wegen eines hier verlorenen Kindes in eine Abtei umgewandelt haben. So die Sage. Gewiß ist, daß sie Conrad gründete und reich dotirte. Zwölf Jahre lang ließ er eifrig an der Kirche bauen, deren Ausbau er nicht erlebte. Heinrich III. vollendete das Werk seines Vaters mit seltener Pracht. Ein Gewebe trauriger Geschicke, besonders veranlaßt durch die Grafen von Leiningen, bereitete Limburg den Untergang, den die Reformationsperiode vollendete. Es war der Kampf roher Gewalt mit dem Reichthum und Wohlleben, der zu Gunsten der ersten ausfiel, und später der Sieg des Lichtes über die finsteren Institutionen einer längst gestorbenen Zeit, was den Sturz dieser Abtei bewirkte. Heutzutage sieht es hier anders aus wie vor Jahren; denn Dürkheim hat die Abtei mit ausgezeichnet schönen Anlagen umgeben, deren Styl ganz für den Ort passend ist. Der Hofgärtner Metzger von Heidelberg hat seinem Geschmacke ein neues Denkmal gesetzt, so wie der Gedanke die Dürkheimer ehrt.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Nachstehendes ist keine Erdichtung, sondern vor einigen Wochen wirklich vorgefallen: Ein schlichter Landmann, welcher noch nie einen Eisenbahnzug gesehen hatte, stand während eines heftigen Regens unter einem offenen Schirm an einer Barrière und sah mit unbeschreiblichem Staunen der so eben heranbrausenden und wie ein wildes Pferd schnaubenden Locomotive entgegen. Ein Anwesender, welcher des Landmannes Verwunderung bemerkte, eilte auf ihn zu und rief hastig: „Um Gottes Willen, lieber Freund! machen Sie den Schirm zu, damit die Lokomotive nicht scheu wird!" — Der verdutzte Landmann trat erschrocken zurück, schlug den Regenschirm zu und sah ängstlich der eben vorüber eilenden Locomotive nach.

Baison ist in Berlin als „Hamlet", „Ingomar", „Bolingbroke" u. a. mit Beifall aufgetreten und wird nach Beendigung seiner dortigen Darstellungen ein Gastspiel in Frankfurt a. d. O. eröffnen. Von Seiten der Hamburger und der Breslauer Bühne sind ihm vortheilhafte Engagements-Anträge gemacht worden.

Bekanntlich wird gegenwärtig der „heilige Rock", welchen der Heiland trug, in Trier als eine der wichtigsten Reliquien ausgestellt, jedoch befindet sich „der wahrhafte Rock, der ungenähte, von oben an gewirkt durch und durch (Joh. 19, 23)", auch in Argenteuil, einem etliche Stunden von Paris gelegenen Dorfe, und, wie der „Univers" vom 7. Sept. 1843 versichert, wurde diese kostbare Reliquie im Jahre 800 durch die Kaiserin Irene dem Kaiser Karl dem Großen geschenkt und durch diesen Fürsten mit großem Pomp in dem Kloster Argenteuil niedergelegt. Authentische Schriften beweisen, wie der Univers versichert, daß seit dieser Zeit der heilige Rock in dem Benediktinerkloster zu Argenteuil mit der größten Gewissenhaftigkeit und Andacht ist aufbewahrt worden, seit der Revolution aber in der Pfarrkirche dieses Ortes, wohin erst noch am 22. August 1843 eine zahlreiche Wallfahrt von der Pfarrei St. Louis d'Antin zu Paris stattfand. Auch hat diese Reliquie mannichfache Gnadenerweisungen bewirkt. — Es dürfte nun in Frage treten, ob Frankreich oder Deutschland den wahren „heiligen Rock" besitzt.

(Allg. Kirchenztg. Nro. 31.)

Der bekannte vortreffliche Sänger Staudigl aus Wien soll an der großen Oper in Paris engagirt seyn.

Der auch in Deutschland wohlbekannte italienische Sänger Moriani macht jetzt in London das ungeheuerste Aufsehen.

Von dem in unserm Blatte bereits mehrmals besprochenen interessanten „Conversationslexikon für bildende Kunst" (Leipzig im Verlag von Romberg) ist nun der aus acht Lieferungen bestehende erste Band, von A bis Azzahra, vollständig erschienen. Auch die beiden letzten Lieferungen enthalten eine Anzahl von größeren und kleineren belehrenden Artikeln, unter welchen wir die über Ariadne, Arkade, Aschaffenburg, Asien, Athen, Athleten u. a. besonders hervorheben. Angehende Künstler werden in diesem Lexikon einen reichen Stoff von Materialien für ihre Studien finden und den Kreis ihres Wissens auf dem Wege einer angenehmen Lektüre erweitern. Da dies Hülfsbuch einem wirklich gefühlten Bedürfnisse abhilft, so hat es eine eben so günstige, als verdiente Aufnahme gefunden.

Korrespondenz.

Mainz, 5. August.

Gestern wurden hier in zwei Kirchen Dankfeste für die Lebenserhaltung Sr. Maj. des Königs von Preußen bei dem gegen ihn gerichteten Mordversuch abgehalten, dem die königl. preußische Garnison beiwohnte, der katholische Theil in der St. Stephanskirche und der evangelische in der evangelischen Pfarrkirche. — Die rheinische naturforschende Gesellschaft feierte gestern den Stiftungstag ihres zehnjährigen Bestehens. Am Morgen waren ihre Sammlungen dem Publikum eröffnet, das sich in zahlreichem Besuche von deren steten Vermehrung und zweckmäßigen belehrenden Aufstellung überzeugte. Um 11 Uhr versammelte sich in einem der Säle des Schloßgebäudes eine ansehnliche Gesellschaft von Herren und Damen, wovon wir den Hrn. Landesbischof Dr. Kaiser und den Hrn. Regierungspräsidenten Freihrn. v. Lichtenberg namentlich aufführen. In dem Saale war unter einem reich verzierten Baldachin das Bild des Protektors des Vereins, Sr. k. Hoh. des Großherzogs, angebracht, unter dem unmittelbar die Rednerbühne stand. — Der Präsident der Gesellschaft, Hr. Medicinalrath Dr. Gröser, eröffnete die Sitzung mit einem beredten Vortrage, worin er auf die Leistungen des Vereins während seines zehnjährigen Bestehens hindeutete und dabei den Dank der Mitglieder für ihren hohen Protektor und die vielen Gönner innerhalb der Stadt Mainz und auswärts, welche sie durch Beiträge und Geschenke unterstützt haben, aussprach. Auch der Bemühungen des Vorstandes, der nun schon zehnmal bestätigt wurde, also die Zufriedenheit der Gesellschaftsmitglieder während so langer Zeit zu erhalten wußte, wurde gedacht und nicht unerwähnt gelassen, welche Opfer die Stadt Mainz und die ihr vorgesetzten Behörden durch Einrichtung des Lokals, wo die Sammlungen aufgestellt sind, gebracht haben. Nach Hrn. Medicinalrath Gröser bestieg Hr. Apotheker Cassebeer von Biber in Kurhessen die Rednerbühze. Er las eine Abhandlung ab, die um so größeres Interesse erregte, als sie einen Gegenstand betraf, den die meisten Anwesenden bis jetzt nur oberflächlich gekannt, ihn vielleicht keiner genaueren Beachtung werth gefunden hatten, nämlich die auf der ganzen Erdoberfläche verbreiteten, aber vorzüglich im hohen Norden wachsenden Moose und Flechten. Die gediegensten Kenntnisse der verhandelten Sache, eine scharfe Beobachtungsgabe und ein natürliches Talent des Vortrags, unterstützt von vorgezeigten, sehr fleißig geordneten und erhaltenen Exemplare, machten auf die Versammlung einen überaus günstigen Eindruck. — Hr. Dr Kirnberger sen., hiesiger praktischer Arzt, hielt hierauf einen Vortrag über die Haut des menschlichen Körpers, ihr Wesen, ihre Erhaltung, die durch sie bewirkte Ausdünstung; er sprach von rheumatischen Uebeln und den Mitteln, ihnen zuvorzukommen oder sie zu heilen, von Bewegung im Freien, von Bädern und zweckmäßiger Bekleidung u. s. w. Diesem Vortrage, besonders dem so launigen Schlusse, fehlte es ebenfalls an Beifall nicht. — Ein anderer jüngerer praktischer Arzt, Hr. Dr Itzstein, betrat nach ihm die Tribüne. Er beschäftigte sich in seinem Vortrage mit der Diät und ging dann speziell auf die Erklärung der in einem von der Facultät von Salerno am Anfange des 12ten Jahrhunderts für einen Bruder des Königs Wilhelm I. von England verfaßten Gelegenheitsgedichte ausgesprochenen Lebensregeln über, wodurch die Unterhaltung ungemein vermehrt wurde. — Hr. Pfarrer Schmitt, Mitglied des Vorstands der Gesellschaft, schloß die Sitzung mit einer Abhandlung über die Insekten, in der er ihre Instinkte und Gewohnheiten und die über sie in der neuesten Zeit gemachten Beobachtungen auseinandersetzte. Der Theil seines Vortrags, der die im Wasser in einer Luftblase lebende Spinne besprach, war eben so neu als unterhaltend. — Nach beendigter Sitzung fand ein großes Mittagsmahl im Gasthause zum „Europäischen Hofe" statt, welches zahlreich besucht und wo man sehr heiter war.

Aus der Pfalz, 5. August.

Glänzend steht das diesjährige in Zweibrücken stattgehabte pfälzische Musikfest in der Reihe seiner Vorgänger. Mendelssohn war es, welcher demselben seine hohe Bedeutung gegeben, Mendelssohn war die Sonne, um die sich das ganze Fest gedreht. Der Meister, den wir bisher nur bewundert, war in unsere Mitte getreten, und die Bewunderung hat sich in Liebe getheilt. Am ersten Konzerttage war es sein „Paulus", der uns entzückte. Daß die Aufführung unter seiner Leitung eine ganz andere, als jene vor sechs Jahren in Kaiserslautern war, wo der Verein nach einer achtjährigen Pause zum Erstenmale wieder zusammentrat, bedarf wohl kaum erwähnt zu werden. Das zweite Konzert eröffnete Beethoven's Symphonie aus D. Dieselbe wurde, so wie eine Ouvertüre von Möhring aus Saarbrücken, und die „erste Walpurgisnacht" von Mendelssohn mit seltener Präcision sowohl, als auch mit Liebe und Lust vorgetragen, und namentlich die Walpurgisnacht, diese frische lebendige, originelle, in den schrillsten Herentönen immer edel und schön gehaltene Composition, mit stürmischem Beifalle aufgenommen. Die einzige Schattenseite der Aufführungen war das „Bundeslied", angeblich, aber kaum zu glauben, von H. Marschner. Der Vereinsausschuß wird hierdurch die Lehre erhalten haben, in Zukunft vorsichtiger in der Wahl der Stücke zu seyn. — Die recht fleißig gearbeitete Ouvertüre von Möhring konnte auf das Ebengenannte nur noch mehr gewinnen, und der Enthusiasmus, den zum Schluß die Walpurgisnacht hervorbrachte, der Lorbeerkranz, mit welchem der gefeierte Componist gekrönt ward, die Blumen, welche aus so vielen schönen Händen ihm zuflogen, Alles löste jene Dissonanz des „Bundesliedes" in einen so harmonischen Accord auf, daß er noch heute in Aller Herzen klingt. — Wir erwähnen der illuminirten Reunions, welche jeden Abend, durch zwei treffliche Militärmusiken unterhalten, in verschiedenen Gartenlocalen stattfanden, der glänzenden Bälle am Abende des zweiten Konzerttages, der Festpartie am Freitage (2. August) in der Fasanerie nur deshalb, um der Aufmerksamkeit zu gedenken, mit welcher die Bewohner Zweibrückens dafür gesorgt hatten, ihre Gäste angenehm zu unterhalten. — Das zwölfte pfälzische Musikfest findet künftigen Sommer zu Kaiserslautern im großen Saale des im Bau begriffenen Kaufhauses, zu dem bekanntlich voriges Jahr König Ludwig den Grundstein gelegt, unter der Direktion des Hrn. Franz Lachner aus München statt, welcher eine Festouvertüre zur Einweihung dieses Gebäudes componiren wird. Außerdem kommt am ersten Tage Händl's „Samson" zur Aufführung. Für den zweiten Tag sind außer mehreren andern Musikstücken Mozart's Symphonie aus Es-dur und Mendelssohn's 42ster Psalm bestimmt. — Schließlich bemerken wir, daß das Zweibrücker Musikfest von nah und fern so zahlreich besucht und die Einnahme so glänzend war, daß die bei solchen Festlichkeiten entstehenden bedeutenden Kosten gewiß hinreichend ohne anderweitigen Zuschuß gedeckt werden. R.

Erklärung.

In Nro. 202 der Didaskalia heißt es im Eingange eines Korrespondenzartikels aus Darmstadt vom 17. Juli: „Auch in Darmstadt hatte man von Seiten des Hrn. Director der Real- und höhern technischen Schule, Oberstudienrath Schacht, alles Mögliche hervorgehoben, bei dem dieses Jahr aufgeführten Realschulgebäude eine Directorial-Wohnung mit vorzusehen rc.", und es wird dabei, jedenfalls von dem Korrespondenten, in einer Anmerkung auf eine Mittheilung aus Kassel vom 10. d. M. in Nro. 195 der Didaskalia verwiesen, wo es von dem neuen Bürgerschulgebäude in Kassel heißt, „daß es von da an, als der Grundstein gelegt ward, bis zu seiner Vollendung zur Aufnahme der „Bürgerschulen" bestimmt gewesen, daß aber statt dessen ein Theil zur Wohnung für mich eingerichtet worden sey." Aus dieser Zusammenstellung geht hervor, daß den dem Inhalte nach angeführten Worten des Kasseler Korrespondenten der Sinn untergelegt wird, als sey auf meinen Betrieb in dem neuen Bürgerschulgebäude eine Wohnung für mich eingerichtet worden, und ich sehe mich deshalb zu folgender Erklärung veranlaßt: 1) Bereits mehrere Jahre vor meiner Berufung nach Kassel war der Bau des neuen Bürgerschulgebäudes beschlossen. Das Programm dazu, von den städtischen Behörden entworfen, enthielt auch eine Wohnung für den Vorstand der in dasselbe zu verlegenden höhern Bürgerschule, und der darauf gegründete Plan des Gebäudes war von dem Stadtrathe und dem Bürgerausschusse lange vorher genehmigt worden, ehe man an mich dachte. Das von dem Kasseler Korrespondenten Berichtete beruht demnach auf Unwahrheit. 2) Bei meiner Berufung erhielt ich von freien Stücken die Zusicherung freier Wohnung, ohne daß officiell das neu zu erbauende Schulhaus dabei genannt wurde. Als ich in Kassel eintraf, war das neue Schulgebäude bereits im Bau begriffen. 3) Nach Beendigung des Baues wurde mir eine Wohnung darin angewiesen und ich habe dieselbe beziehen müssen, ungeachtet ich dagegen anstrebte. 4) Seitdem habe ich mehrmals, sogar amtlich, erklärt, daß es mir ganz gleichgültig sey, in dem Realschullocale zu wohnen, und es völlig frei gestellt, eine andere Einrichtung deshalb zu treffen. 5) Wenn ich aber auch wirklich ein persönliches Interesse hätte, in dem Schulhause zu wohnen (was jedoch durchaus nicht der Fall ist), so würde ich doch, meinen stets festgehaltenen Grundsätzen gemäß, keinen Augenblick anstehen, diesem Interesse Schweigen zu gebieten, wenn das Wohl meiner Anstalt oder das der hiesigen Schulen überhaupt es erforderte. — Die Annahme des Darmstädter Korrespondenten in Bezug auf mich, die er durch sein „auch" und durch seine Anmerkung ausspricht, beruht somit durchaus auf Irrthum. Zum Schlusse muß ich noch mein Bedauern darüber ausdrücken, daß ich durch die Korrespondenz aus Kassel gezwungen worden bin, wegen einer persönlichen Angelegenheit Raum in diesem vielgelesenen Blatte anzusprechen, der zu einer den Lesern wirkliches Interesse darbietenden Mittheilung hätte benutzt werden können.

Kassel, am 23. Juli 1844. Dr. H. Gräfe.

Diejenigen Herren, welche an der Begründung einer Volksbibliothek bisher bereits ihre thätige Theilnahme gezeigt haben, so wie alle Diejenigen, welche ein Gleiches noch zu thun beabsichtigen — sey es nun durch eine beliebige freiwillige einmalige Gabe oder durch provisorische Unterzeichnung des vorläufig auf 1 fl. 30 kr. festgesetzten Jahres-Abonnements-Betrags — sind eingeladen, sich Freitag am 9. August, Abends nach 8 Uhr, zu einer desfallsigen Besprechung und Beschlußnahme in dem Lokale des Unterzeichneten, B 110, einzufinden. Aug. Ravenstein.

Auflösung des Anagramms in Nro. 216.

Leer. Lear.

Mainwasser-Wärme.

Donnerstag, 8. August, Morgens 8 Uhr: 15 Grad. W. Gerlach.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 8. August. Lucrezia Borgia, große Oper in 3 Abth., Musik von Donizetti. (Gastrolle) Gennaro: Hr. Perlgrund, vom Stadttheater zu Hamburg.

Samstag, 10. August. Tempora mutantur, oder: Die gestrengen Herren, Lustspiel in 3 Abth., von Carl Blum. Frost: Hr. Hartig. Hierauf folgt (zum Erstenmale): Fritz, Ziethen und Schwerin, dramatische Scene in einem Act, von Louis Schneider.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 220. Samstag den 10. August 1844.

Das Dachstübchen.

Erzählung von Carl Danisch.

(Fortsetzung.)

Die Korrespondenz schien heute lebhaft werden zu wollen, denn gegen Mittag erschien auch der Postbote mit einem Packetchen an Herrn Grund, das, den rothen Zahlen nach, nicht unbedeutendes Porto kosten mußte.

Mutter und Tochter tauschten eben ihre Gedanken über diese beiden Sendungen aus, die, im günstigsten Falle, statt Papieren von dieser Korpulenz, hätten Geld enthalten müssen, als Grund selbst mit einem Gesichte in's Zimmer trat, das nichts Erfreuliches verkündete.

„Meine Hoffnungen" — begann er — „sind schwächlicher Natur; so lange ich sie nähre, wachsen und gedeihen sie; so bald sie aber ihr Fortkommen suchen und durch Andere gepflegt werden sollen, sterben sie dahin."

„Ist Ihnen etwas Unangenehmes begegnet?" fragte besorgt Frau Reichsfeld.

„Das Unangenehmste," antwortete er, „was mir in diesem Augenblick begegnen konnte, wo mein Fleiß die ersten Früchte tragen sollte. Sie kennen wahrscheinlich durch Fräulein Veronika mein bisheriges Schicksal, in das Sie durch Ihre theilnehmende Güte gleichsam mitverflochten sind. Lassen Sie sich sagen, daß ich auf den Rath schätzenswerther Männer, die meine schriftstellerischen Versuche vielleicht zu günstig beurtheilten, eine Bahn betreten wollte, die meinem Wesen angemessener ist, als irgend eine andere, und die bei aller Zwanglosigkeit ein eben so gutes Einkommen verheißt, als jeder Anfangsdienst; wenn anders meine Schriften bei der Lesewelt nur einiger Anerkennung sich zu erfreuen haben, und das durfte ich — ohne Selbstsucht — hoffen. Um diesem Zwecke näher zu kommen, wandte ich mich schon vor meiner Hierherreise an die Redaktion eines vielgelesenen Blattes mit der bescheidenen Bitte, die beigeschlossenen Aufsätze, im Falle des Anerkenntnisses ihrer Würdigkeit, aufzunehmen und so meinem Namen einen ehrenvollen Platz in der Reihe der Mitarbeiter anzuweisen. Meine Hoffnung wurde getäuscht und ich erhielt eine abschlägige Antwort.

„Nach Ihrer aufrichtigen Mittheilung darf ich mir wohl eine Bemerkung erlauben, Herr Grund!" unterbrach Frau Reichsfeld seine Rede, — „die ich nicht unterdrücken kann: wäre es nicht — ich will sagen besser, um irgend eine Bedienstung sich zu bewerben, da Sie studirt haben und der Feder mächtig sind, die doch ihr gewisses Brödchen trägt, als seine Hoffnung auf Dinge setzen, die — verzeihen Sie mir den Ausdruck —, die Sie sitzen lassen, wie Sie selbst erfahren haben. Recht aufrichtig zu reden, so weit ich es verstehe: ich meine, solche Sachen zur Unterhaltung des Publikums seyen schon recht hübsch, aber man sollte sie nur nebenher treiben und sein Haupt-Augenmerk auf ein ernstes Geschäft richten, das seinen Mann nährt."

„Sie haben Recht!" sagte Grund etwas bitter, „die leibliche Nahrung geht Allem vor."

„Das nun gerade nicht immer," fuhr Frau Reichsfeld fort; „aber sie muß erst da seyn, um uns tüchtig zu machen, das Uebrige genießen zu können. Zuerst Nahrung und Kleider, sage ich, ohne die man in der Welt nicht honett bestehen kann, dann folgt erst das Andere."

„Gottlob! bekleidet bin ich noch zur Genüge," erwiederte Grund, „und zur Nahrung reicht mein Besitzthum wohl noch eine geraume Zeit aus; es ist also vor der Hand Niemand dabei gefährdet."

„Haben Sie Herrn Brück selbst gesprochen?" unterbrach fragend Veronika das nicht angenehme Gespräch.

„O nein!" antwortete Grund; „persönliche Berührungen in solchen Angelegenheiten beengen gewöhnlich, während man unbefangen schreiben und das Geschriebene lesen kann."

„Ich halte es mit dem mündlichen Vortrage," entgegnete das Mädchen, — „mit dem lebendigen Worte, das, von den Augen unterstützt, tiefere Wirkung macht, als die zierlichst gesetzten Buchstaben. Uebrigens ist ja Brück nicht der einzige, nicht ein Mal der unternehmendste Buchhändler hier; ich würde mehrere und zwar nicht schriftliche Versuche machen."

Grund mußte über den Einfall des Mädchens lächeln, obwohl sich ihm sogleich mancherlei Bedenken aufdrangen. Aber da Veronika die Versicherung gab, daß sie mit der möglichsten Zartheit, die schon ihr Geschlecht erheische, zu Werke gehen werde, und daß sie sich bereits einen Operationsplan entworfen habe, der durch eine Freundin Unterstützung erhalten werde, ohne den Dichter bloszustellen, so gab endlich Grund die Papiere mit der Anmerkung in ihre Hände, daß sie jedenfalls hier würdig aufgehoben seyen.

Die Mutter willigte nach einigem Widerstreben in die Ausführung des Projektes.

„Ich kann für den gewünschten Erfolg mit Gewißheit nicht stehen," sagte Veronika zum Schlusse der Verhandlung, „aber den Zweck erreiche ich gewiß, Ihre Gedichte an einen Mann zu bringen, der so etwas zu würdigen versteht und mich nicht ohne guten Rath entlassen wird. —"

„Das ist eine Entschlossenheit in dem Mädchen," sagte Grund sich selbst, „die mich fast eben so sehr beschämt, als sie mich erfreut; ihm dürfte ich keck alle meine Lebens-Angelegenheiten anvertrauen."

Während Veronika des folgenden Tages sich ankleidete, um in der übernommenen Anwaltschaft einen Ausgang zu machen, trat Herr Assessor Federharz vor den Spiegel, um sorgfältiger als gewöhnlich Toilette zu machen.

(Fortsetzung folgt.)

Unterwegs.

(Reiseskizzen von R.)

(Fortsetzung.)

Die Aussicht ist eine gar reiche und herrliche, die man hier genießt. Ueber die reiche Ebene schweift das Auge in eine weite Ferne, wo die Bergketten des jenseitigen Rheinufers die Gränzen des Gesichtskreises bilden. Die schönen Linien des Hardtgebirges erfreuen das Auge rechts und links. Am Fuße des Berges übersieht man das Dörfchen St. Grethen, die Herzogsmühle und in etwas entfernt das Dorf Hausen. Eben so anziehend ist das Dürkheimer Thal mit seinen schönen Felsen und Bergen, und die Ruinen der Hartenburg, an die sich Limburgs Untergang wie sein langjähriger Jammer knüpft, bilden einen gar anziehenden Ruhepunkt.

Mein Maler hatte vollauf zu thun. Sein Skizzenbuch verlor immer mehr Raum, und nicht selten nahm er schöne Stellen in Farbenskizzen auf's reizendste auf. Es gewährte eine eigne Lust, ihm zuzusehen. Wie das Alles wuchs; wie es treu dalag, und wie doch ein eigner Zauber der Poesie diesen Bildchen eingehaucht war! Sehr ungern schieden wir von Dürkheim; allein die Zeit drängte und mahnte.

Wir hatten, seit wir im Schooße der schönen Pfalz wanderten, das herrlichste Wetter. Doppelt schön nahmen sich die Orte und Gegenden aus, die wir mit Entzücken durchwanderten. Das waren Dörfer, die anderwärts Städte genannt würden. Ueberall manifestirte sich ein Wohlstand, der das Frohgefühl in der Brust weckte, in einem glücklichen Lande zu wandern. Heitere Menschen überall. Fast nirgends der so niederbeugende, anderwärts so erschreckend auftretende Pauperismus. Ueberall das Land angebaut mit seltenem Fleiße, und Weinberge, so weit das Auge nur immer reicht.

Es war die entzückendste Wanderung, deren ich mich irgend entsinnen kann, die von Dürkheim nach Neustadt. Wachenheim, Forst, Deidesheim, Ruppertsberg, lauter klassische Orte, deren Wein die Welt kennt. Wie manches Herz zuckt freudig, wenn es diese Orte mit dem Zusatz: Traminer oder Ruland nennen hört. Und welche reizende Landschaft! Immer zur Seite dies schöne Gebirge, an dessen Fuß die blühenden Orte. Die Wände des Gebirgs mit dunkelm Walde bedeckt, meist Nadelholz, durch dessen tiefdunkles Grün jetzt hin und wieder die Buche ihr junges lichtes Laub durchschimmern ließ. Hier und dort Ruinen aus mittelalterlicher Zeit auf den Zacken der Berge, und in der Ebene das blühende, frische, heitere Leben der Gegenwart.

Wollte man das Alles genießen, so hätte man Wochen nöthig gehabt, und jeder Tag zehrte an den Brosamen meines Urlaubs. Mein Maler lachte. Ihm galt es ziemlich gleich. Zwar hoffte er, seine geliebte Angelika in Mannheim zu finden — und dies allein trieb ihn zur Eile an; aber mir schien's, als ob das Dahner Thal am Ende im Stab bliebe. —

Von ferne schon leuchtete uns jetzt, nahe am Ziele unserer Wanderung, das weithin sich streckende schöne Dorf Haardt entgegen. Dorthin mußten wir. Neustadt — mit Unrecht so genannt, denn sie zeigt viel Falten und Runzeln des Alters, lief uns nun einmal nicht weg.

R. schüttelte lachend den Kopf; aber er folgte mir und wir erreichten es, als eben die Sonne hinter die Berge trat.

Wissen Sie nichts von dem Dorfe? fragte R. ironisch.

O, da könnte ich Ihnen viel dummes Zeug erzählen, sagte ich, zur Strafe für Ihre Ironie. Z. B. wie die grübelnden Leute des Dörfchens Namen von einer frischweggeschaffenen römischen Cohorte oder gar Legion, den „Hartenses" herleiteten, ohne daß sie sich die Mühe gaben, zu fragen, was Haardt heiße.

Und was heißt's denn? fragte er. —

Waldgebirge!

Und weiter?

Nichts!

Ich ärgerte mich. Sehen Sie in die Welt hinaus und lassen Sie mir nun auch Ruhe! Warum fragen Sie mich, wenn es Sie nicht anspricht?

Nur keene Feendschaft nich! rief er. Sie wissen ja, det ich alle Mal bin Derjenigte welcher —

Wir hatten noch Zeit, die Burg Winzingen zu besteigen und die Aussicht zu genießen. Nun ist freilich diese fast immer dieselbe nach Osten hin, besonders in die Ferne; aber der Vordergrund wechselt dennoch immer, und so ist der Reiz immer neu.

Es dunkelte, als wir Neustadt erreichten.

Im Gasthofe war's ziemlich lebendig.

Pfeifen und Cigarren dampften, der köstliche Wein perlte lustig und die Unterhaltung war lebhaft beschäftigt — mit der Eisenbahn. Es war ja nun festgestellt, daß sie durch das Neustädter Thal ausmünden sollte in die lachende Ebene.

So mißliebig mir auch das odiöse Thema war, ich mußte anerkennen, daß eine solche Pulsader des industriellen Lebens wichtig genug war, die Kümmeltürken, wie wir in Gießen die Ortssöhne nannten, zu interessiren. Es geht ja den Leuten an kleinen Orten am Ende schlimm mit dem Unterhaltungsstoffe, fast so schlimm wie den Zeitungsschreibern. D'rum ist so etwas Neues doppelt werth. Haben sie in ihrer Mitte einen genialen Lügner, so geht's noch; fehlt aber so ein Genie, das sich nicht genirt, so stockt mitunter die Unterhaltung. Dafür war nun gesorgt.

Einer meinte, ob ich schon ein Neustädter Kind bin, so muß ich doch sagen, es ist eine knille Idee, die Bahn durch dies enge, zickzackige Thal von Lautern herab zu führen. Da gibt's Mal Tunnels und Viadukte, und wie all' das geldverschlingende Zeug heißt, das nöthig ist, um das Ziel zu erreichen.

Der hatte aber in einen Bienenstock gestochen. Drei, Viere legten sich alsbald wehrhaft mit Gründen aus und führten so überzeugende Gedankenstreiche, daß jener sich ergab und meinte, als Aktionär habe er doch seine Meinung. Der Mann hatte Recht, für sein Geld muß man auch etwas in der Welt haben. Wir wollten Schlaf für unser Geld und — suchten die Betten, unbesorgt um den Lauf der Eisenbahn und ihre Viadukte und Tunnels, um Aktien und deren Inhaber. Ich, meines Orts, hatte deren keine, und die Aktien meines Gefährten waren anderer Art, standen aber etwas tief im Kourse. Darüber wehklagte seine Seele. Der Haardtwein muß eben dem Liebenden zusetzen. R. rief mehrmals im Schlafe den süßen Namen „Angelika" so laut und so erschütternd aus, daß ich alle Mal aus dem tiefsten Schlafe auffuhr und von Herzen wünschte, er wäre am Ziele seiner Wünsche jetzt schon angelangt, damit ich ruhig schlafen könnte. Verliebte sind bitterböse Schlafnachbarn. Das erfuhr ich.

(Fortsetzung folgt.)

Joseph Napoleon, Graf von Survilliers,

ehemaliger König von Spanien, ist am 28. Juli auf seinem Landgute bei Florenz gestorben. Er war der älteste Bruder des Kaisers, und am 7. Januar 1767 in Ajaccio geboren. Auf der Universität Pisa zum Juristen gebildet, trat er später durch den Einfluß seines Bruders in die Armee, dann als korsikanischer Abgeordneter in den gesetzgebenden Rath. Er wurde der Reihe nach französischer Gesandter in Rom, Sekretär des Raths der 500, Staatsrath und Tribun, schloß den Handels- und Freundschaftsvertrag mit Nordamerika (1800), den Frieden von Lüneville (1804) und von Amiens (1802), und das Konkordat mit dem Papst (1801). Unter dem Kaiserreich wurde er Senator, Großoffizier der Ehrenlegion, französischer Prinz und Großwähler des Reichs. Er führte den Oberbefehl der Armee in Neapel, und wurde nach Absetzung der regierenden Dynastie durch kaiserliches Dekret vom 30. März 1806 zum König von Neapel und Sizilien ernannt. Obgleich persönlich mehr zum Wohlleben als zur Thätigkeit geneigt, andererseits von den Engländern und Calabresen gedrängt, schuf er während seiner Verwaltung manches Nützliche. Aber schon 1808 rief ihn das Machtgebot seines Bruders auf den durch Verdrängung der Bourbons erledigten spanischen Thron, und er konnte vor seinem Abgang von Neapel (wo ihn Murat ersetzte) nur noch in Eile eine Konstitution geben. Unter den fortwährenden Kriegen auf der Halbinsel konnte er sich nie seiner Krone freuen, verließ nach der Niederlage von Vittoria 1813 Spanien wieder, und lebte als Privatmann in Frankreich. 1814, in des Kaisers Abwesenheit, zum Statthalter des Reichs ernannt, befehligte er, bei'm Herannahen der Alliirten, die Nationalgarde von Paris, zeigte sich aber sehr unentschlossen, und floh nach der Kapitulation mit der Kaiserin nach Blois; später lebte er mit der ihm zugesicherten Rente von 500,000 Francs auf dem Landgut Prangin im Waadtland. Die Rückkehr Napoleons von Elba führte auch Joseph wieder auf kurze Zeit nach Frankreich; nach der Schlacht von Waterloo aber floh er nach Amerika, wo er sich als reicher Privatmann unter dem Namen Graf von Survilliers ansiedelte, mehrere Jahre später nach England, und von da nach Italien zog. Er war seit 1793 mit Marie Julie Clary, Tochter des Kaufmanns Clary in Marseille (Schwester der Gemahlin des Königs Karl Johann von Schweden) vermählt, die ihm mehrere Kinder gebar. Er war sehr wohlthätig, und den Künsten und Wissenschaften gewogen. (Ein 1799 von ihm erschienener Roman „Moyna" erlebte 1814 die zweite Auflage.) Joseph besaß natürliche Fähigkeiten und eine sanfte Gemüthsart; zum Krieger- und Staatsmann hat er wenig Beruf an den Tag gelegt.

Mannichfaltigkeiten.

Auf sämmtlichen deutschen Eisenbahnen sind im Monat Juni dieses Jahres, wie man aus der statistischen Uebersicht in der „Allg. Ztg." ersieht, 1,150,550 Personen befördert worden, im entsprechenden Monate des vergangenen Jahres aber nur 897,719 Personen, so daß sich für den Junimonat dieses Jahres ein Mehr von 252,831 Personen herausstellt. Am frequentesten war die badische Eisenbahn, auf welcher 204,396 Personen, und am wenigsten frequent die Linz-Budweis-Bahn, auf welcher nur 1,879 Personen befördert wurden.

In Paris herrscht neben Glanz und Reichthum so viel Armuth, daß nach einer neuen Berechnung von der Million Einwohner, welche die Stadt jetzt hat, 350,000 in den Hospitälern sterben müssen.

Korrespondenz.

Paris, Ende Juni.

Eine Pariser Saison ist ein Menschenalter für Den wenigstens, der sie zum Erstenmale durchlebt und darum noch der Uebung entbehrt, die Eindrücke an sich vorübergleiten zu lassen, ohne ihnen eine bleibende Wirkung auf Gefühl und Phantasie zu gestatten. Die „große Welt", die in der Planetenbahn der Seinestadt ihren Umlauf hat, ist in eine Atmosphäre von Musik gehüllt und wir schwimmen durch ein Meer von Tönen. Als eine der vorzüglichsten Leistungen in der musikalischen Sphäre der jüngsten Saison will ich nur der Konzertgesellschaft erwähnen, die unter der Leitung des Fürsten von der Moskau entstanden ist und unstreitig die erste Stelle unter den Dilettanten-Vereinen einnimmt. Ein besonderer Vorzug dieser Konzerte besteht darin, daß sie die selteneren Tonwerke alter Meister an's Licht ziehen, und ein anderer darin, daß sie jungen Talenten Gelegenheit geben, sich vor einem höchst gebildeten Auditorium zu entwickeln. Unter den letzteren hat sich besonders in dieser Saison eine Landsmännin hervorgethan, deren Name als Stern erster Größe in der Liste der Sängerinnen zu stehen verdient. Fräulein v. Rüplin aus Constanz, welche bereits im vorigen Winter in Privatkonzerten Vorzügliches leistete, erfreut sich diesmal in den Konzerten des Fürsten von der Moskau der glänzendsten Anerkennung, wie sie selten einer fremden Dilettantin zu Theil wird. Die volltönende und umfangreiche Stimme der Fräul. v. Rüplin wurde in der italienischen Schule gebildet; sie ist eine Schülerin des Lablache. In ihrem Gesange vereinigt sie die Grazie und sorgfältige Reinheit der Italiener mit jener Tiefe und Kraft der Empfindung, welche dem deutschen Gesang vor jenem aller andern Nationen eine dauernde Wirkung auf die Seele des Zuhörers sichert. Der Beifall, welchen Fräul. v. Rüplin in der Konzertgesellschaft erntete, verdoppelte sich in einem von ihr veranstalteten Privatkonzert im Salon Erard. Auch die königliche Familie wollte den Gesang der

allgerühmten jungen Künstlerin vernehmen; sie wurde zu einem der Soirées gezogen, welche die Königin zu Ehren der Herzogin von Kent veranstaltete, und sie erntete dort den höchsten Beifall. Wenn es sich bestätigt, daß Fräul. v. Küylin in Gesellschaft ihrer Mutter im Laufe des Sommers eine Reise nach Deutschland unternimmt, so werden manche Ihrer Leser Gelegenheit haben, in ihr eine Künstlerin ersten Ranges zu bewundern.

Hamburg, 1. August.

Als rühmlicher Beweis, daß das deutsche Drama auf der Thaliabühne immer heimischer wird, wurde, nachdem uns in letzter Zeit mehrere deutsche Originalstücke vorgeführt, dieser Tage „Präciosa" bei zahlreich besetztem Hause gegeben. Ein Gast, Dem. Lina Höfer, von Pesth, feierte in der Hauptrolle einen wahren Triumph. Sie vereinigt eine reizende Erscheinung mit einem wunderschönen, der zartesten Modulationen fähigen Organ und löste ihre Aufgabe, trotz mancher kleinen Mängel im Einzelnen, die die Anfängerin beurkunden, mit so viel Zartheit und Wahrheit, daß sie Alles entzückte und nach jedem Acte gerufen wurde. — Für die nächsten Wochen werden Mad. Weiß mit ihren 36 Liliput-Elslers, die in Berlin Furore gemacht haben, und der berühmte Wiener Komiker Scholz, der Kollege und Rivale Nestroy's, erwartet. — Die Sommerzeit ist nun einmal die Zeit der Gastspiele und auch das Stadttheater hat neuerdings in dieser Hinsicht erfreuliche Abwechselung dargeboten. Abermals sind zwei Zauberkünstler hier, deren Namen hier und überall einen guten Klang haben, zwei Zauberer, die gewiß, wie früher, auch jetzt wieder ihre magnetische Kraft bewähren werden: Döbler und Tichatscheck. Der melodische Tichatscheck, der bevorzugte Lieblingssänger aller Opernfreunde, wird am 5. Aug. sein Gastspiel als Eleazar beginnen und im Verlaufe desselben die Partie des Rienzi zweimal singen, welche der geniale Componist vorzüglich für die eminenten deklamatorischen Vorzüge und die Stimme dieses Künstlers berechnete. Döbler, der liebenswürdige Professor, wird morgen seine dissolving views zuerst im Stadttheater produciren, von denen wir schon viel Vortheilhaftes vernommen und die in den größten Hauptstädten sich lebhaften Beifalls zu erfreuen hatten. — Die „Antigone" ist, wenn auch etwas spät, in würdevoller Ausstattung nun auch bei uns über die Bühne geschritten, und macht fortwährend volle Häuser. Die Besetzung, namentlich der beiden Hauptpartieen durch Mad. Lenz (Antigone) und Hrn. Grunert (Kreon), ist vortrefflich, die Ausführung der Chöre untadelhaft und bei der ersten Aufführung war der Jubel so groß, daß die antike Ruhe wiederholentlich durch lautes Beifallklatschen gestört und die Hauptdarsteller sowohl, wie auch der Direktor Mühling stürmisch gerufen wurden. Seit Aufführung dieser Antigone datirt eine Epoche in der Hamburgischen Theatergeschichte; hoffen wir, daß diese neue Zeitperiode eine erfreuliche und der deutschen Kunst und deren Pflegern, die das Erbtheil Schröders überkommen haben, segenbringende sey.

Mainz, 29. Juli.

Was eine von Männern, denen es mit dem Guten Ernst ist, geleitete und geordnete Verwaltung zu leisten im Stande ist, das ersehen wir aus dem über den Zustand der hiesigen Kleinkinderbewahranstalt für 1843 erschienenen Rechenschaftsberichte. Eine Einnahme von 4,769 fl. 6 kr., eine Ausgabe von 3,607 fl. 30½ kr. und eine Ersparniß von 1101 fl. 35½ kr., das ist ein Resultat, um das nicht nur viele Haushaltungen, sondern viele Finanzverwaltungen die Kleinkinderbewahranstalt beneiden werden; aber wir finden deren noch mehrere nicht weniger auffallende. So wurden im Jahre 1843 850 fl. Kapitalien an die Anstalt zurückbezahlt, dagegen 1150 fl. ausgeliehen, also außer den 1101 fl. 35½ kr. noch 300 fl. zurückgelegt. — Bei einem durchschnittlich berechneten täglichen Besuche von 90 Kindern kostete die Haushaltung während des ganzen Jahrs 1843 nicht mehr als 1736 fl. 45½ kr., gewiß wieder ein sehr beachtungswerthes Resultat, das wir der Aufmerksamkeit aller Frauenzimmer empfehlen, die Haushaltungsgeld bekommen und immer klagen, sie könnten damit nicht ausreichen. Für 90 Kinder, die täglich an den Tisch gehen, für ihre Kost, für Holz, Licht und Bedienung für das ganze Jahr 1736 fl. 45½ kr. macht für 9 Kinder 173 fl. 41 kr. und für 1 Kind 19 fl. 19 kr. jährlich, oder 5¼ kr. täglich; in den Jahren 1841 und 1842 betrug die Ausgabe für 1 Kind nur 5½ kr. täglich; die größere Theurung des letzten Jahrs veranlaßte zwar auch in dieser Anstalt eine Vermehrung der Ausgabe, aber nur eine Vermehrung von ¼ kr.! Im Jahre 1841 betrug die Kapitalanlage 1250 fl., im Jahre 1842 965 fl. 35 kr., im Jahre 1843 jedoch nur 300 fl. Im Jahre 1841 ertrugen die Subscriptionen an baarem Gelde 1705 fl. 49 kr. und die an Naturalien 195 fl. 38 kr.; im Jahre 1842 die Subscriptionen in baarem Gelde 1707 fl. 56 kr. und jene für Naturalien 107 fl. 43 kr.; im Jahre 1843 fielen jedoch die erstern auf 1634 fl. und letztere auf 38 fl. 18 kr. Unter solchen Verhältnissen müssen wir der Bemerkung des Präsidenten der Anstalt, Hrn. Pfarrer Blösinger, vollkommen beistimmen, worin er äußert, daß es für die Anstalt weit wünschenswerther wäre, durch Kapitalanlagen gesichert zu seyn, als durch die jährlich gesammelten Subscriptionen, da dieselben im letzten Jahre so bedeutend geringer ausgefallen wären, als in den zwei vorhergegangenen Jahren; der Ansicht jedoch, daß es in dem Reiche der Möglichkeit läge, daß der Wohlthätigkeitssinn der Mainzer so erkalten könnte, daß sie ein durch sie selbst in's Leben gerufenes, so nothwendiges Institut, wie die Kleinkinderbewahranstalt könnten zu Grunde gehen lassen, sind wir nicht, dafür bürgen uns die dem Rechenschaftsberichte beigedruckten Namen der Subscribenten, worunter alle achtbaren Familien der Stadt ihre Repräsentanten haben.

Düsseldorf, 9. August.

Die Krone der diesjährigen Kunstausstellung bildet ein einziges Bild, eine „polnische Familie", dem Titel gemäß ein Genrebild, welches aber mit seinen gewaltigen Charakteren in's Gebiet des Historischen hinüberstreift und dem Betrachter in einer Gruppe das ganze traurige Geschick des unglücklichen Volkes vor die Seele führt. Das Bild hat etwas von der Trauer in Lessing's ersten Bildern, aber dann auch wieder einen Gegensatz von siegender ergreifender Kraft und ist mit einer Glut ausgeführt, wie bisher wenige Bilder unserer Schule. Der Maler ist aber eine junge Polin, Fräul. Elisabeth Baumann aus Warschau, welche uns schon im verwichenen Jahr mit einem geistreichen Bilde überraschte.

Oberingelheim, 7. Aug.

Unterzeichneter erklärt hierdurch, daß er weder als Verfasser, noch als Einsender irgendwelche Theilnahme habe an dem Bericht, welcher in Nro. 192 dieser Blätter über das landwirthschaftliche Fest von hier aus eingesandt worden ist. Friedr. Wilh. Ruppert.

(Daß das Gemeinderathsmitglied, Hr. Friedrich Wilhelm Ruppert, von uns nicht als Verfasser des eben bezeichneten Korrespondenzartikels irgend einer Person bezeichnet wurde, noch als solcher von uns bezeichnet werden konnte, bezeugen wir hiermit auf dessen Verlangen der vollen Wahrheit gemäß. Die Redaktion.)

Mainwasser-Wärme.

Freitag, 9. August, Morgens 8 Uhr: 15 Grad. W. Gerlach.

Theater-Anzeige.

Samstag, 10. August. Tempora mutantur, oder: Die gestrengen Herren, Lustspiel in 3 Abth., von Carl Blum. Frost: Hr. Hertig. Hierauf folgt (zum Erstenmale): Fritz, Ziethen und Schwerin, dramatische Scene in einem Act, von Louis Schneider.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 221. Sonntag, den 11. August 1844.

Das Dachstübchen.

Erzählung von Carl Hanisch.

(Fortsetzung.)

Lange genug hatte er fruchtlose Blicke hinüber geworfen auf die nette Nachbarin gegenüber, die sonst in ungestörter Unbefangenheit ihr Strümpfchen am Fenster gestrickt und erst seit einiger Zeit sich seltener gemacht hatte; was ihm indessen entgangen war, weil er in seiner Kurzsichtigkeit die Mutter für die Tochter ansah, und der Frau Nachbarin zierliche Komplimente machte, die gar nicht begreifen konnte, wie der Nachbar Assessor so überaus höflich geworden. Aber diese Höflichkeit verwandelte sich in Zorn, nachdem er zufällig hinter den Irrthum gekommen war; und als er vollends eines Tages einen jungen Menschen in dem jenseitigen Wohnzimmer entdeckte, dessen Aeußeres, so weit er es mit scharfbewaffneten Augen erkennen konnte, nicht übel geformt zu seyn schien, so zog die Eifersucht mit allem Gefolge in das alternde Herz des verliebten Junggesellen, und seine sonst friedliche Natur nahm einen gefährlichen Charakter an. Wer konnte es seyn, der junge bleiche Mann da drüben? Er legte sich auf Kundschaft, erfuhr aber nicht mehr und nicht weniger, als daß jener im Hause der Frau Nachbarin Reichfeld wohne, und zwar in dem netten Dachstübchen, das früher Veronika bewohnt habe; daß er auch bei der Wittwe speise, und überhaupt im Hause so wohl aufgenommen sey, daß man annehmen könne, er sey ein Verwander oder — werde ein solcher werden.

Mit Argusaugen bewachte nun der Assessor das Fenster, wo sonst Veronika, ehe der verhaßte Fremdling in's Haus, vielleicht in ihr Herz gezogen, sichtbar geworden war, und ganze Stunden lang seinen gläsernen Blicken mit jungfräulicher Ruhe sich ausgesetzt hatte. Wo war sie jetzt? wo konnte sie jetzt seyn? Seine gereizte Phantasie verfolgte sie bis in's Dachstübchen, wo er sie in den Armen des jungen Laffen überraschte; fast hätte sein Kopf die Fensterscheiben zertrümmert, an welche er die heiße Stirn gedrückt hatte, um sie zu kühlen. Er raste einige Mal im Zimmer auf und ab, die Vision mit den grellsten Farben ausmalend, trat bei dieser Gelegenheit seiner bis jetzt einzigen Hausfreundin, der Katze, die mitten im Zimmer saß und sich frisirte, auf den Schwanz, daß sie laut aufschrie, und war obendrein noch grausam genug, ihr, unter einem Fluche, noch einen Tritt zu geben, der sie auf die Seite schleuderte.

Als diese Hitze sich wieder etwas gelegt hatte, machte er sich selbst die bittersten Vorwürfe, daß er nicht schon längst seinen stummen Wünschen Worte gegeben habe; daß er so einfältig gewesen sey, warten zu wollen, bis er Rath geworden, weil er gefürchtet, die Assessorsbesoldung werde zum neuen Hausstande nicht zureichen. Freilich — Frau Reichfeld war nicht reich, das wußte er; aber sie hatte doch ein eigenes Haus, — und in dem Hause ein Dachstübchen — ach! ein Paradies, wenn er sich neben Veronika darin dachte; denn freundlicher gab es ja kein Schlafzimmer im ganzen Hause. Daß die sorgsame Mutter der einzigen Tochter eine standesgemäße Aussteuer bereit halte, war zu vermuthen. Und wenn auch das letztere nicht zugetroffen hätte, — was bedurfte Veronika einer andern Aussteuer, als die ihr die Natur gegeben hatte? War sie nicht fleißig, einfach, an Sparsamkeit gewöhnt? Was bedurfte es bei solchen Tugenden, deren letztere er ja auch bei jeder Gelegenheit übte, weiter als eine Assessorsbesoldung, die außerdem noch durch die Zinsen aktiver Kapitalien unterstützt wurde?

Er kleidete sich daher an besagtem Tage sorgfältig an, in der Absicht, einen Besuch — den ersten — in dem Hause der Frau Reichfeld zu machen, und seine Wünsche, von Allem unterstützt, was sie fördern konnte, dort vorzubringen. Er zweifelte keinen Augenblick, daß die Frau Nachbarin sich geehrt fühlen werde durch diesen Antrag, der ihrer Tochter Rang und Auskommen versprach; und wollten in Beziehung auf die letztere sich auch einige Besorgnisse regen in Absicht auf Gegenliebe, so blickte er selbstgefällig in den Spiegel, tätschelte sich die Wange und sagte, sich selbst anlächelnd: „Du bist doch kein übler Kerl, Federharz!" — Er verließ sich jedenfalls auf den Erfahrungssatz, daß in der Ehe die Liebe sich finde, wenn sie nicht früher zu kommen Lust und Neigung gehabt hätte; und er beeilte sich um so mehr, das Eine, Erste zu erringen, was alles Andere mit sich bringen sollte. Noch ein Mal trat er mitten in's Zimmer, Hut und Stock in der Hand, und fragte laut sich selbst: „Soll ich? soll ich nicht?" und aus allen Herzenswinkeln tönte es wieder: „Du sollst!" selbst die Katze, das arme getretene Thier, das bei der drohenden Stellung des Assessors eine zweite Brutalität fürchtete, gab ihre Zustimmung durch ein ängstliches Miau zu erkennen.

Veronika trat eben aus ihrem Hause und eilte die Straße

hinab, als der Assessor das seine verließ, um das ihrige zu besuchen. Er blickte, sie bemerkend und etwas betreten, der dahinschwebenden zierlichen Figur nach, die ihm reizender däuchte als je, und tröstete sich über ihre Abwesenheit damit, daß er desto ungestörter mit der Mutter verhandeln und die Sache unzweifelhaft noch vor ihrer Tochter Rückkehr in Richtigkeit bringen könne. Er lachte in seinem Innern, wenn er an das verwunderte Gesicht des Mädchens dachte, das gewiß keine Ahnung hatte, so unverhofft eine Braut zu werden.

Frau Reichfeld nahm den unerwarteten Besuch des Herrn Nachbars Assessor mit all' der Feierlichkeit auf, die beweisen sollte, wie vielen Werth sie auf dieses Ereigniß lege, und die schlaue Frau, den Zweck sogleich ahnend, stellte sich so durchaus unbekannt mit den Wünschen des Besuchenden, daß dieser weit ausholen mußte, um das Entstehen seiner Neigung und ihrer Beweggründe bis zu dem Augenblicke zu schildern, wo er den Entschluß gefaßt habe, seine zärtlichen Gefühle nicht länger in der Brust zu verschließen, sondern rasch auf das Ziel zuzusteuern; was er denn auch mit aller ihm zu Gebote stehenden Beredsamkeit that, sich auf die bereits geführte leicht zu bemerkende und wohl auch bemerkte Augenkorrespondenz berief, und sein Schicksal in die gütigen Hände einer verständigen Mutter legte, die das reelle Wohl ihres einzigen Kindes befördern und solches vermögen werde, ihm Herz und Hand zu reichen.

Nun folgte die Legitimation zur Sache, eine genaue Darlegung der Realitäten, die noch durch die Aussicht vermehrt wurden, daß demnächst der Himmel, dem er diese Angelegenheit anvertraut, zu seinen Gunsten ein Einsehen haben und seinen ihm längst im Wege stehenden Vordermann in das ewige Finanzreich abberufen werde, um seinen Nachfolger in den Genuß der Rathsbesoldung zu setzen.

(Fortsetzung folgt.)

Unterwegs.

(Reiseskizzen von R.)

(Fortsetzung.)

Am andern Morgen gab's Debatten. Er wollte in das Thal, wenigstens bis nach Spangenberg und Erphenstein. Mir war nicht behaglich zu Muthe. Ich glaube, der Forster von Anno 42 war mir allzusehr zu Kopf gestiegen. R. reiste allein in's Thal, ich blieb, um mich in und um Neustadt umzusehen. Neustadt tritt geschichtlich vor dem 13. Jahrhundert nicht auf. Alles, was von einer frühern Urständ erzählt wird, ermangelt des historischen Bodens und fällt dem nebeligen Gebiete der Sage anheim, die ein Alterthum hervorrufen möchte, wo kein's ist, um das theure Fleckchen Erde zu erheben. Ludwig der Bayer gibt ihm eine Messe, d. h. Jahrmarkt. Der Bauernkrieg brachte ihm herbe Geschicke. Pfalzgraf Johann Casimir stiftete eine höhere Bildungsanstalt, nach ihm „Casimirianum" genannt, die später jedoch in eine lateinische Schule umgewandelt wurde. Wenn auch der 30jährige Krieg die Stadt schwer traf, so entging sie doch im Orleans'schen dem Geschicke so vieler ihrer Schwestern dieser Lande, sie wurde nicht niedergebrannt. Die Revolutionsperiode ließ indeß ihre Spuren besonders durch die noblen „Evacuationscommissionen", wie sie ein Freund nannte. In Neustadt ist viel Betriebsamkeit und sein Verkehr wird wachsen, wenn es die Eisenbahn mit Lautern verbindet, dessen geographische Lage es zum Centralpunkte des rheinbayerischen Verkehrs berufen hat.

R. kehrte, reich mit Studien versehen, von seinem Ausfluge zurück. Er erzählte mir viel von den Schönheiten des Neustädter Thales und war davon ganz begeistert. Mir war die Zeit nicht eben lang geworden, die er in jenem Thale so kurz gefunden, und so war ja uns beiden geholfen.

Am andern Morgen gingen wir am Gebirge hin zu der Marburg. Sie sahen wir schon lange vor uns liegen auf ihrer stolzen Höhe, von der herab sie die Pfalz beherrscht. Sie hat in der neuern Zeit eine Rolle gespielt; denn wer hätte nicht von dem Hambacher Feste und seiner liberalen Exaltation gehört? — Der Rheinkreis lag damals in einem Fieberparoxismus seltsamer Art. Wer nicht miteinstimmte in den einmal beliebten Ton, war eine Eule unter dem trillernden Geschlechte. Sieht man in dies Treiben hinein, so ist es eine sehr interessante Beobachtung, wie sich das Fieber steigerte und seltsamer Weise um sich griff, auch da, wo weder ein Grund zum Mißmuthe und zur Exaltation vorhanden war, noch ein klares Bewußtseyn Dessen, was man wollte. Am lustigsten soll es gewesen seyn in Flecken und Dörfern, die Winkeladvokaten, Schreiber u. s. w. ihre politischen Exaltationen in Reden loslassen gehört zu haben. Selbst Frauen nahmen Theil. Ein Bekannter erzählte mir von einer solchen, die Schüller, den Helden, Lion, des Tages, auf die empörendste Weise apotheosirte. Gegen ihr über saß ein dicker Kaufmann und wetteiferte mit ihr — beide aber waren erklecklich dumm. Das Alles ist nun längst zur Ruhe gekommen, und mancher Enragé aus jenen Tagen einer seltsamen Sturm- und Drangperiode mag jetzt mit Erstaunen auf seine Kapriolen zurückblicken und mit beiden Händen fühlen, ob er noch den Kopf von damals zwischen seinen Schultern sitzen habe. Die Menschenmasse, die damals den Berg bedeckte, welcher die Marburg trägt, war ungeheuer.

Als ich oben stand und mir Das so überdachte, kamen mir gar eigenthümliche Gedanken, und ich meinte, es gäbe Völkerräusche, denen der Katzenjammer so gut folgt, wie bei dem Einzelnen in solcher Situation. Ich dachte an den Häuptling Siebenpfeiffer und sein Ende, an Wirth und seine Geschicke und an so manche untergeordnete Persönlichkeit, die damals schreiend aus ihrem engen Kreise heraus trat und — wie billig, verschwand. Ich überblickte die zerrüttenden Folgen bei Vielen und dachte an das maßlose Elend, das aus diesem Sumpfe aufstieg — und der Hochgenuß der Aussicht wurde mir einen Augenblick verkümmert. Ich übersah den Schauplatz der Thorheiten jener Tage, und siehe, es war keine Spur mehr übrig — und das Land da unten ist so friedlich, zahm und stille geworden, als habe es sich damals nicht gebäumt und welterneuernd gebärdet wie ein scheugewordenes Roß.

Du altes Schloß, sagte R., in deiner weisen Ruhe, wie standest du so fest in dem wogenden Menschenmeere! Hättest du reden können, du hättest mögen den Leuten Geschichten erzählen von empörten Bauern und schwerer Strafe, von argem Drucke und besonnenem Rathe, und von gar Vielem, was man damals nicht begriff und später schwer büßte.

Und Das wäre verhallt, sagte ich, wie jedes Mal das Wort des Verständigen, wenn die Leidenschaft braust.

Nicht uninteressant ist es, daß nun der Rheinkreis dieses ominöse Schloß des Kronprinzen königlicher Hoheit zum Hochzeitsgeschenke darbrachte.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Louise von G. läßt die Heldin ihrer Novelle „Die Heimath" im Morgenblatte sagen: „Ich begreife nicht, wie Frauen gegen die Ehe eifern mögen; die Ehe ist unsere einzige Garantie den Männern gegenüber; sie allein giebt uns eine Stellung in der Welt. Was wären die Frauen, wenn das Institut der Ehe aufgehoben wäre? Die beklagenswerthesten Geschöpfe! Mit wie viel Widerwärtigkeiten hat jetzt schon eine Unvermählte zu kämpfen! Ist sie jung und schön, so muß sie beständig auf ihrer Hut, beständig eskortirt und bewacht seyn; ist sie alt und häßlich, so steht sie einsam, mit dem Namen einer alten Jungfer begrüßt, in der Welt. Nur große Liebenswürdigkeit oder Talente können einer einzelnen Dame eine angenehme Aufnahme in der Gesellschaft bereiten, während eine Frau, wenn sie noch so unbedeutend ist, immer schon um ihres Mannes Willen mit einer gewissen Rücksicht behandelt wird. Ich weiß, daß dies Verfahren gegen unvermählte ältere Frauen hart und ungerecht ist; denn steht eine Frau, die ohne Liebe geheirathet, nicht tiefer als jene, die ihre Hand nicht ohne ihr Herz verschenken wollte, und deßhalb einsam dem Alter zuschreitet? Es sind aber die Männer, die den Verheiratheten solche Vorrechte geschaffen haben, und damit ist Alles gesagt. Durch Eines machen sie indessen ihre Parteilichkeit wieder gut — durch die höhere Achtung, die sie unverhohlen dem ganzen Geschlecht überhaupt zollen, sobald sie selbst verheirathet sind. Es ist ein himmelweiter Unterschied in der Art, wie ein Ehemann und wie ein Junggesell über Frauen spricht, und daß sie durch eine Verbindung mit einem Weibe das ganze Geschlecht so viel höher stellen, ist für uns eine große Ehrenerklärung, und wir können stolz darauf seyn. Daß es viele unglückliche Ehen gibt, beweis't nicht gegen die Ehe selbst, es giebt auch Täuschungen in der Freundschaft, Mißverhältnisse zwischen Eltern und Kindern, die doch für einander da sind, und von allen menschlichen Verbindungen ist doch gewiß eine glückliche Ehe die schönste, heilbringendste. Warum also dagegen deklamiren? überlassen wir das den Männern, die ja doch immer etwas zu klagen haben müssen; halten wir aber die Ehe heilig, ich meine die aus Liebe geschlossene; die anderen erscheinen mir als kontraktliche Verpflichtungen, als kaufmännische Spekulationen, als christliche Menschenopfer."

Bei C. W. Kreidel in Wiesbaden ist erschienen: „Taunus-Eisenbahn-Almanach" für das Jahr 1844/45. Ein Wegweiser für Reisende auf der Taunus-Eisenbahn. Dieser Almanach ist von praktischer Nützlichkeit und enthält die vollständige Sammlung alles des hierher Gehörigen: über Ankunft und Abgang der Züge, über die Fahrpreise, die Omnibus und Fiacres, die Fracht, die bestehenden Verordnungen und Einrichtungen u. s. w. Reisenden auf der Eisenbahn ist demnach dies nützliche und billige Hülfsbüchlein bestens zu empfehlen.

(Berlin, 3. August.) Das hier erscheinende merkerische Polizeiblatt enthält folgende bemerkenswerthe Stelle: „Bei einem hier neulich verübten Diebstahl haben die Diebe ein Gesangbuch bei sich geführt, und dieses nach vollbrachter That zurückgelassen."

(Koblenz, 8. August.) Als ein Beweis, wie der noch zur rechten Zeit eingetretene Regen das Gedeihen der Brodfrüchte auch in unserer Gemarkung begünstigt, verdient erwähnt zu werden, daß der hiesige Metzgermeister Hr. Mathias Klau ein seit dem fruchtbaren Jahre 1825 nicht mehr vorgekommenes Resultat der Ergiebigkeit erzielte, indem derselbe aus 98 Garben Roggen, wie der Schnitter solche zu binden pflegt, 30 Sömmer vollwichtige, mehlreiche Körner erhielt. — Das Feld, worauf dieser Roggen gezogen, wurde im vorigen Jahre mit Stalldünger, der etliche Wochen vorher mit Erde gemischt und öfters mit Jauche begossen wurde, gedüngt und ist daher jedem praktischen Landwirthe, dem obiges Resultat in diesem Jahre nicht zu Theil wurde, diese Düngungsweise zur Nachahmung anzuempfehlen, indem dieselbe die Kosten des Anbaues vermindert und den Ertrag der Ernte vermehrt.

Abendland und Morgenland.

Viel Jahrhundert' sind verflossen, und im schönen Abendlande
Blühen Sitten immer milder, die der Eintracht feste Bande.
Christuslehre, unvergleichlich, göttlich ist sie: Menschlichkeit
Ist der Schmuck von allen Völkern, die sich wirklich ihr geweiht.

Sieht man doch die Bruderliebe stets in schön'rem Licht sich zeigen,
Und ein blühendes Gedeihen der Kultur in allen Zweigen.
Menschenliebe sey die Sonne, die erhellt des Wahnes Nacht;
Unser Glück wird niemals schwinden, wenn die Lieb' als Schutzgeist wacht.

Schaudernd blicken wir hinüber nach dem fernen Oriente,
Wo die Blutgier der Barbaren noch nicht hat erreicht ihr Ende;
Wo der Mordstahl der Despoten stets ein Spiel der Willkür bleibt,
Mit der Christen Glück und Leben ungestraften Frevel treibt.

Es muß uns zum Zorn entflammen, sehen wir auf uns're Brüder;
Blinde Wuth der Kannibalen würgt sie schonungslos darnieder.
Greise, Mütter, Nichts ist heilig, selbst der Säugling an der Brust
Ist die Beute grimm'gen Hasses, fällt als Opfer roher Lust.

Zügellos, dem Laster fröhnend, achten sie nicht Völkerrechte;
Und als Sclave dient der Freie jenem niedrigen Geschlechte,
Das den schönsten Theil der Erde durch das Schwert sich zuerkannt,
Welchen Völker deutschen Ursprungs ihren Wohnsitz einst genannt.

Nein nicht länger ist zu dulden diese Schmach von uns'rer Seite: —
Fürsten uns'res Abendlandes, rüstet euch zum schönsten Streite!
Civilisation sey Waffe, und kein Mann im Kampfe fällt. —
Abendland, du bist erkoren, schreib' Gesetze jener Welt!

Sende Schaaren deiner Söhne, deiner Gauen Kraftnaturen,
Sende sie in Colonieen auf des Morgenlandes Fluren,
Wo der Boden niemals geizet und die Saat in Fülle steht,
Von den segenreichsten Lüften, der Gewürze Duft umweht.

Abendland, schau' nur nach Osten, wo der Weise einst gelehret,
Wo des Joniers Lieder rauschten, Wissenschaft ward hoch verehret.
Deine Söhne, laß sie ziehen nach dem schönen Morgen nur,
Segen bringen dort dem Boden und dem Volke die Cultur.

Edle Sitte muß erwachsen, wo ein mild Gesetz regieret,
Und kein schuldlos Menschenleben wird zur Schlachtbank mehr geführet;
Alle Gräuel müssen enden, frei der Christensclave seyn,
Und gereinigt wird die Erde mehr und mehr von Blutschuld seyn!

Offenbach. J. P. Schlachter.

Korrespondenz.

Regensburg, im Juli.

Seit lange hat kein Gastspiel an unserer Bühne solche Sensation erregt, wie das des Hrn. La Roche, vom Hofburgtheater in Wien. Seine erste Rolle war Cromwell in „Cromwell's Ende" von Raupach, mit welcher er das überfüllte Haus von Anfang bis zu Ende des Stückes zu einem Beifallssturm enthusiasmirte, der fast unerhört genannt werden darf. Lorenz Kindlein und Cantal im „Fabrikanten" folgten am nächsten Abend, dann der Jude von Cumberland und als letzte Rolle Lear. In den erstgenannten Rollen ließ der gefeierte Gast die reiche Quelle des Gemüthes erkennen, die seinen Darstellungen eine so mächtige Wirkung verleiht, während ihnen allen auch der Stempel aufgedrückt ist, den alle ächten Resultate der Beobachtung und des ernsten Studiums tragen. Sein Lear bekundet den auf der Höhe der Kunst stehenden Darsteller, der sich nicht mit den Aeußerlichkeiten der Repräsentation begnügt, sondern auch den innersten poetischen Kern der Dichtung zur Anschauung bringt. Außer dem reichen Beifall des immer vollen Hauses und dem Hervorruf des Gastes nach jedem einzelnen Akte, wurden ihm auch Blumen und Kränze gespendet und nach der Vorstellung des Lear setzte Hr. Direktor Röder den hochverdienten Lorbeer auf des Mimen Haupt und sprach die Worte eines Gedichtes, das in vielen Exemplaren auf die Zuschauer herabflatterte. Hoffentlich sehen wir Hrn. La Roche noch einigemale auf seiner Rückreise nach Wien. Unsere Mitglieder unterstützten den Gast auf sehr würdige Weise, namentlich verdienen Mad. Ruthhammer und Hr. Direktor Röder die ehrenvollste Erwähnung, erstere als Betty in „Cromwell's Ende", letzterer als Gavelin im „Fabrikanten." Hr. Meisinger war als Hirsch Meschores im „Juden" ein recht ergötzliches und nicht minder treues Bild aus dem Leben. — Mit dem 10. September endet Hr. Direktor Röder seine Leitung der hiesigen Bühne, um dagegen die des Nürnberger Theaters, mit welchem das zu Erlangen und Fürth verbunden ist, so wie die Mitdirektion der Bamberger Bühne zu übernehmen. So sehr der nahe Verlust des Hrn. Direktor Röder hier jetzt schon beklagt wird, so sehnlich sieht man auch seiner Uebernahme der Nürnberger Direktion dort entgegen und die Nürnberger Bühne hofft von ihm die so bedürftige Erhebung aus dem Stande der Mittelmäßigkeit, auf den sie zurückgesunken war. Das neue Unternehmen des Hrn. Direktor Röder wird auf der Basis der strengsten Solidität beruhen. Ein laut sprechender Beweis dafür sind die Contracte desselben, welche die Rechte der Mitglieder eben so sehr wahren, als die des Direktors und auf vollkommene Gegenseitigkeit gegründet sind. Schon sind mehrere in der Theaterwelt renommirte Mitglieder für Oper und Schauspiel für das neue Unternehmen gewonnen und mit andern bald zum Abschlusse führende Unterhandlungen angeknüpft.

Niederrad bei Frankfurt, 7. August.

Am verflossenen Sonntag hatten sich dahier auf Einladung unseres „Liederkranzes" die Gesangvereine von Heddernheim, Oberrad, Isenburg und Griesheim, so wie einer von Sachsenhausen und die „Harmonia" von Frankfurt zu einem gemeinschaftlichen Sängerfeste vereinigt, nachdem sie vorher auf schöngeschmückten, mit vier und sechs Pferden bespannten Wagen eingezogen und in dem passend decorirten Gasthaus „zum Rößchen" abgestiegen waren. Es wurden unter Leitung der Herren Jost und Zoller sechs Lieder im Chor gesungen und in den Zwischenabtheilungen producirten sich die einzelnen Vereine. Wenn auch die ohne Probe executirten Chöre Manches zu wünschen übrig ließen, so waren dagegen die Gesangsvorträge der einzelnen Vereine um so kräftiger und taktfester. — Abends war das Festlokal von mehreren Hundert farbigen Lichtern erleuchtet, so wie überhaupt dem Niederräder Liederkranz und seinem Direktor Hrn. Zoller für das würdige Arrangement dieser Sängervereinigung alles Lob gebührt. Um 10 Uhr wurde unserm Ortsgeistlichen, Hrn. Pfarrer Vogel, mit Laternenzug eine Serenade gebracht, worauf dieser in herzlichen Worten dankte, ferneres Gedeihen wünschte und seinen Beistand bei allen Gelegenheiten zu guten Zwecken versprach. — Trotz des ungünstigen Wetters herrschte bei allen Festtheilnehmern Heiterkeit und Freude und reich an schönen Erinnerungen verließ Jeder den Ort, den namentlich auch Hr. Gasthalter Gaß zu einem angenehmen zu machen bemüht war. M.

Einladung zu einem ländlichen Feste.

Am 11. d. Mts. wird in dem romantisch gelegenen Eppstein am Taunus die von uns bereits angekündigte Orgel- und Kirchweihe stattfinden. Sowohl der Frankfurter Cäcilienverein mit dem Wiesbadener verbunden, als auch noch mehrere Sängerkreise aus der Nachbarschaft werden durch ausgewählte musikalische Productionen das Fest verschönern; auch wird eine diesen reizenden Gebirgsschluchten ganz angemessene Wald- und Bergfeier mit auserlesener Hörnermusik stattfinden. Von Seiten Derjenigen, welche das ländliche Fest angeordnet haben und leiten, ist bestens dafür gesorgt worden, den anwesenden Gästen die gewünschten Annehmlichkeiten hinsichtlich der Aufnahme und Bewirthung zu bereiten, so wie auch die Herstellung der nöthigen Fahrgelegenheiten eingerichtet worden ist. Der Ertrag des aufzuführenden Konzertes und einer veranstalteten Verloosung ist dafür bestimmt, dem geschehenen Ankauf einer neuen Orgel der protestantischen Pfarrkirche zu Eppstein zu statten zu kommen. Bei dem schönen Zwecke dieses Festes steht demnach zu hoffen, daß sich viele Freunde der ländlichen Natur und des Schönen einfinden werden, um das genannte Orgel- und Kirchweihfest durch ihren Besuch zu unterstützen und zu schmücken.

Mainwasser-Wärme.

Samstag, 10. August, Morgens 8 Uhr: 15 Grad. M. Gerlach.

Theater-Anzeige.

Samstag, 10. August. Tempora mutantur, oder: Die gestrengen Herren, Lustspiel in 3 Abth., von Carl Blum. Frost: Hr. Hartig. Hierauf folgt (zum Erstenmale): Fritz, Ziethen und Schwerin, dramatische Scene in einem Act, von Louis Schneider.

Sonntag, 11. August. (Neu einstudirt): Die Nachtwandlerin, Oper in 3 Abth., Musik von Bellini.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 222. Montag, den 12. August 1844.

Das Dachstübchen.

Erzählung von Carl Hanisch.

(Fortsetzung.)

Frau Reichfeld hatte mit scheinbarer Ruhe den Antrag des Herrn Assessors vernommen, obwohl ihr Inneres in Wonne sich regte über das unverhoffte Glück, ihre Tochter auf so anständige Weise versorgt zu sehen. Denn was dieser auch etwa an komischen Eigenheiten an sich hatte, wie in der Nachbarschaft verlauten wollte, so waren solche nichts als Folge einer verlängerten Junggesellenschaft, die gewöhnlich dergleichen erzeugt, von einer klugen Frau aber leicht beseitigt werden; wie denn überhaupt nach ihrer Ueberzeugung die Männer nur Das seyen, was ihre Frauen aus ihnen machen wollen. Schlimmes wußte sie von ihm nichts, und jedenfalls wogen sein Stand und seine Vermögens-Verhältnisse auf, was man etwa tadelnd ihm hätte in die Wagschaale werfen können. Die kluge Frau gab demnach dem Assessor den trostreichen Bescheid, daß sie seine Verdienste und Vorzüge wohl zu würdigen wisse, daß man jedoch die Sache erst der Tochter eröffnen müsse, ehe man eine entscheidende Antwort abgeben könne.

„Allerdings, allerdings!" stimmte dieser bei. „Ich hoffe und bitte aber dringend, verehrteste Frau Nachbarin, mein Glück zu beschleunigen, das ich kaum erwarten kann, nachdem ich endlich das Conclusum gefaßt habe, im laufenden Quartale noch in einen Stand zu treten, vor welchem ich — ehe ich Fräulein Veronika kennen zu lernen das Glück hatte, einige Scheu getragen habe. Es ist aber doch ein Mal Verwaltungs-Prinzip der himmlischen Weltregierung, die Bewohner der Erde durch das Mittel der Ehe zu multipliziren, und ich bin jetzt fest entschlossen, dieses Rechnungs-Exempel zu lösen und durch das Facit ein glücklicher Gatte und Vater zu werden. Ach! ein Seidenleben wollen wir führen, theure Frau, wenn ich das Glück habe, Sie als meine Frau Schwiegermutter verehren zu dürfen; denn das lasse ich mir nicht nehmen, bei Ihnen zu wohnen, wäre es auch nur des köstlichen Dachstübchens wegen, das zweifelsohne sogleich geräumt werden wird, in welchem mir ein Paradies der Wonne und der Häuslichkeit erblühen und zugleich eine namhafte Ersparniß in Absicht auf den Hauszins erzielt werden soll, weil ein bescheidener Sinn wenigen Raumes bedarf und sich am beruhigtesten in gewisser Einschränkung fühlt, die überall auf das Finanzsystem wohlthätig einwirkt."

Hätte die zukünftige Frau Schwiegermutter des Herrn Finanz-Assessors nicht selbst einen großen Hang zur Sparsamkeit gehabt, die ihr bei Jedermann das schätzbarste Verdienst däuchte, sie würde erschrocken seyn vor dessen schlecht verdeckter Knauserei, die der Tochter eine trübselige Zukunft verhieß; aber einer Frau, die nach dem frühen Tode des Gatten unter bedrängten Verhältnissen nicht nur ihr Besitzthum erhalten, sondern sogar vergrößert hatte, war es nicht übel zu deuten, wenn sie die Sparsamkeit als die belohnendste Tugend vor allen andern achtete, weil nach ihrer Behauptung aus dieser die Mittel entsprängen, alle übrigen zu üben, während Unwirthschaftlichkeit diese Mittel schmälere und den Lastern Thür und Thor öffne. Somit war ihr ein reichliches Auskommen als das Reservoir aller häuslichen Tugenden und ihrer Annehmlichkeiten das wünschenswertheste Loos der Erde, folglich das Glück ihrer Veronika gemacht, die sie, ungeachtet einer strengen Erziehung, von ganzem Herzen liebte. Zudem behielt sie ja jedenfalls Sitz und Stimme in dem Familien-Rathe, wenn nicht gar die Präsidentenstelle, und war also des Uebergewichts bei allen Abstimmungen über unpassende Anträge des Herrn Schwiegersohns gewiß; und daher kam es, daß sie demselben versprach, mit der Tochter sich zu berathen und ihn demnächst die Entscheidung wissen zu lassen. Bis dahin aber müsse sie bitten, wie bisher, in gewisser Entfernung zu bleiben, um den Nachbarn keine Gelegenheit zu kritischen Bemerkungen zu geben.

„Sie wissen, Herr Assessor" — so schloß sie ihre Rede —, „wie die Welt ist, und daß man nur entfernt von ihr, und je entfernter, desto ruhiger seyn kann. Es braucht also Niemand vorläufig zu wissen, was etwa der Himmel in Absicht auf Ihre Wünsche beschlossen hat; zu diesem Ende wollen wir ein Zeichen verabreden, das Sie ohne weitere persönliche Zwischenbemühung von der Einwilligung meiner Tochter unterrichtet: ich werde mit einem weißen Tuche in der Hand an's Fenster treten, versteht sich zu einer Zeit, wo ich Sie zu Hause weiß; werfen Sie daher zuweilen einen Blick herüber, und wenn Sie dieses Zeichen sehen, so —"

„So hat die Liebe gesiegt!" fiel ihr der Assessor in das Wort; „so schwebe ich herüber auf den Fittichen der Sehnsucht, um das beglückende Ja von den Lippen der holden

Veronika zu haschen! O geben Sie bald dieses wonneerregende Zeichen, verehrte Frau! liebesüchtig will ich hinter den Vorhängen lauschen, bis mein Auge erblickt, was mein Herz entzückt! Nicht wahr, ich kann auch Verse machen? Vielleicht bessere, als der junge Herr Bruno oder wie er sonst heißt, mache aber keine Profession von solchen Possen. Mein Wahlspruch ist: reell und schnell! Leben Sie wohl, schätzbarste Frau! und sagen Sie Derjenigen, um die sich jetzt mein ganzes Rechnungs-System dreht, daß mein Glück in ihrem Ausspruche, ihr Glück in meiner Liebe ruhe." —

„Es ist doch ein närrischer Kauz, der Herr Assessor!" sagte Frau Reichfeld, als dieser sie verlassen und in seine Wohnung geschlüpft war; — „unter andern Verhältnissen würd' ich über ihn lachen, wie Andere; aber er tritt als Bewerber um meine Tochter auf, der wohl schon längst eine andere Partie hätte treffen können, und die soliden Freier um nicht reiche Mädchen sind heutzutage selten. Sey er sonst, wie er wolle: er hat Amt und Mittel, und Veronika ist versorgt; ein Grund, der sie bestimmen wird, des Assessors Wünschen sich zu fügen und mir eine Sorge vom Herzen zu nehmen."

(Fortsetzung folgt.)

Unterwegs.

(Reiseskizzen von N.)

(Fortsetzung.)

Ich hatte in Neustadt ein ganz interessantes Büchlein mir gekauft, welches der Pfarrer von Hambach, Herr Remling, herausgegeben. Es ist eine Geschichte des Schlosses, aus dem ich das Hierhergehörige ausheben will, die Poesieen lass' ich dem Buche.

Es ist eine stolze Höhe, auf welcher die Burg thront. Sie tritt weit vor das sie umgebende Gebirge heraus und hat etwa 1000' Meereshöhe. Mehrere Wege führen hinauf. Wir wählten den durch das Dorf Hambach. Kästel-Kästen-Kastanienberg war ihr früherer Namen. Sie verdient ihn, denn überall erblickt man die eßbare Kastanie, bald als Baum, bald als Strauch auf dem ganzen Berge zerstreut, und man möchte glauben, sie wachse hier wild. Zwanzig Stunden aufwärts, eben so weit abwärts, und in einer Breite von zehn Stunden sieht man das Rheinthal vor sich, wenn man am Saume der inneren Ringmauer steht. Im weiten Halbkreise zieht der Rhein einen Bogen um das reiche Landschaftsbild, und hinter ihm die Kette des Odenwaldes, des Taunus und Rheingebirges und im Rücken schneidet die schöne Kette der Haardt den Halbkreis in gerader Linie ab. Rechts und links hinauf und hinab senkt sich von dieser schönen, durch ihr reiches Nadelholz tiefdunkeln Kette das fruchtbare Land zum Rheine hinab, in das frischeste Grün gekleidet, und reiche Obstpflanzungen wechseln mit Rebgeländen und Ackerland, und mitten in diesem Paradiese liegen Hunderte von blühenden Orten. Wer könnte sie alle zählen? Aber man wird nicht müde, sie anzuschauen, diese gesegnete Landschaft. Man mag nicht weg von der Stelle. Man vergißt Sorge und Leid im Genusse des Schauens. Es war eben Sonntag, als wir oben standen. Die Sabbathruhe lag auf dem unendlichen Rundgemälde zu unsern Füßen und stimmte die Seele ernst und fromm; aber nichts gleicht dem Eindrucke, als nun das Kirchgeläute aus der Nähe und Ferne, von einem frischen Morgenwinde getragen, heraufklang zu der Höhe mit seinen eigenthümlichen Harmonien. Wir waren entzückt und zogen stille unsere Hüte ab. In des Malers Augen standen Thränen, und noch ein Anderer wischte die seinen leise weg. Vielleicht war nie Katholicismus und Protestantismus einiger als hier und jetzt, denn wir beide repräsentirten diese Bekenntnisse und reichten uns in treuer Liebe die Hand. O, daß es überall so wäre!

Die Burg selbst bildet ein längliches Viereck, das sich an der Südseite in zwei schwachen, stumpfen Winkeln ausbaucht, gegen Westen von einem hohen viereckten Thurme geschlossen und nicht ganz an der vordern Ecke der nördlichen Seite von einem ebenfalls viereckten Thurme unterbrochen. Drei mächtige Ringmauern, mit Thürmen und einem Rondell beschützt, umgaben sie in tiefer liegenden Kreisen und liehen ihr einen Schutz, aber auch eine Macht, die man bewundern muß.

Ein grandioser Rest ist der Burgbau selbst, aus schöngefugten, mit rauen Buckeln versehenen Sandsteinquadern erbaut, stolz und stark. Hohe Fensternischen von schöner Arbeit sind noch vorhanden und zeigen, daß hier Reichthum und Geschmack herrschten, als die Bischöfe Hof hier hielten und gerne das schöne Land übersahen, dessen Herrschaft theilweise ihrem Krummstabe zu eigen war. Es ist eine imposante Masse von weiter Ausdehnung, und die Mauern sind noch fest und stark. Daß an diesem Baue, wie an der ganzen Zusammengehörigkeit mehr wie ein Zeitalter gebaut, hat Remling erwiesen und gibt sich auch unverkennbar dem Beschauer kund.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Denkmal für Johann Gottfried von Herder zu Weimar.

Sey mir gegrüßt, mein liebes Deutschland, du nach Einheit und Nationalwürde strebendes! Du hast dich erinnert, was unser Vaterland war, als die gewaltige Hansa die Meere beherrschte, und die unaufhaltbar ihrem Ziele zuschreitende Handelseinigung und die große Idee einer gemeinsamen Handelsflagge sind das Ergebniß dieser Erinnerung. Indem du die Früchte erntest jener Saaten, welche in der Zeit des Unheils deine großen Männer und Heilande mit vollen Händen ausstreuten, übest du die schöne Pflicht der Dankbarkeit, indem du, der Lebenden nicht vergessend, den hingeschiedenen Wohlthäter durch stolze Denkmäler verherrlichst, welche auf den Märkten unserer Städte sich erheben und den doppelt schönen Zweck haben, den Sinn des Volkes für das Große zu beleben und der plastischen Kunst einen würdigen Gegenstand zu geben. Blicken wir umher in den weiten Gauen unseres Landes, forschen wir nach den Gründen, welche so mächtig zur Hebung unseres Nationalgefühles gewirkt haben, so müssen wir den Nationaldenkmälern einen großen Theil dieses segensreichen Einflusses zuschreiben. Aber unter den ruhmgekrönten Männern unserer Geschichte leuchtet ein Name, dessen Ver-

dienste unermeßlich sind in der vielfachsten Beziehung und dessen Manen noch nicht durch ein Nationaldenkmal gesühnt sind. Ich meine den unsterblichen Weisen, Gelehrten und Patrioten Johann Gottfried Herder, dessen hundertjähriges Geburtsfest am 25. August in vielen Städten gefeiert werden soll, und zu dessen Andenken man ein Album vorbereitet, das die treffendsten Urtheile über ihn vereinigen wird. Gewiß würde jetzt der passendste Augenblick seyn, zur Ausführung dieses Projektes zu schreiten und die gebildete Stadt Weimar, welche einst den Namen eines zweiten Athen's besaß, wird mit freudigem Vertrauen auf die Hülfe der Tausende, welche den großen Mann am meisten verehren und bewundern, die Gelegenheit ergreifen, sich selbst zu ehren und ihre deutsche Gesinnung zu beweisen. Wohlan, du Zierde und Krone des schönen Thüringens, wir werden deinem Aufrufe folgen, denn wir lieben unsern Herder, wie Jean Paul ihn geliebt hat, wir lieben in ihm den Dichter „des Cid", den Verfasser der „Humanitätsbriefe", der „Ideen zur Philosophie der Geschichte" ꝛc., wir bewundern in ihm den geistreichsten Kenner der Völker und Nationalitäten der ganzen Erde, den vollendeten Richter in allen Werken der Kunst und des Geschmacks, der in seinen Schriften alle Blüthen des Schönen bei allen Völkern des Aufgangs und Niedergangs in einem nie verwelkenden Strauß zusammen band, wir verehren in ihm den ächtesten Deutschen, den wärmsten Vaterlandsfreund, der in seinen Ideen zur Gründung eines Vereins zur Förderung des Gemeingeistes in Deutschland den Grund legte zu allen den gemeinnützigen Wanderversammlungen, die wir immer freudiger gedeihen sehen, der unermüdlich war, die Deutschen seiner Zeit auf Mängel und Grundfehler unserer damaligen Verhältnisse aufmerksam zu machen, der selbst mit glühendster Liebe in seinen unvergänglichen Schriften den Wohlthätern der Menschheit Denkmäler errichtet hat, wir lieben, verehren und bewundern in ihm einen Mann, von dem Jean Paul an seinen Sohn geschrieben: „O Paul, wenn Du ein Mal die hohe Welt dieses Genius ersteigst, der keinen Gedanken und keine Kenntniß einsam hat, sondern jeden Wellenring zur Planisphäre macht — der nicht den Obstbrecher an einzelne Zweige des Baumes der Erkenntniß legt, sondern wie das Erdbeben den Baum durch den Boden erschüttert, worauf er steht — wenn Du, sag' ich, seine Welt ersteigst, so wirst Du auf einem Gebirge seyn, die Völker unten werden näher und verbunden um Dich liegen, und eine höhere Duldung, als das Jahrhundert kennt, wird dieser Völker- und Zeitenmaler Deinem Herzen geben; — auf seiner Alpe wird Dir die Seele höher werden, und die reine dünne Bergluft wird Dir den Himmel und die Erde nähern und den Glanz der heißen Gestirne und das Gepolter dessen Lebens mildern; — die Phantasie wird ihre morganischen Feen malen und ihren Regenbogen als Kreis aufhängen, und Melodieen werden Dich umwehen, wenn er einen Altar erbauet, weil auf allen seinen Bausteinen Apollo's Leier lag — — dann, guter Sohn, wenn Du durch ihn so glücklich wirst, denke daran, wie sehr es auch Dein Vater durch ihn ward, und gieb dann dem Menschen, den Du am innigsten liebst und ehrst, nie einen andern Namen als — Herder!

Mannichfaltigkeiten.

(Wien.) Am 1. August präsentirte sich Hr. Hassel, dessen Darstellungen sich stets der wärmsten Theilnahme zu erfreuen haben, in zwei neuen Gastrollen, als Vatel in der Posse: „Ehrgeiz in der Küche," und als Gürge in: „Es spukt, oder: das Loch im Keller," Lustspiel in zwei Aufzügen v. Fr. v. Weissenthurn. — Wer Hrn. Hassel als Engländer, Hampelmann, und nun wieder als Vatel und Gürge gesehen, der wird diesem Komiker auch Vielseitigkeit nicht absprechen, und zwar eine Vielseitigkeit, die um so bemerkenswerther ist, als von der einen zur andern genannten Rolle eben kein Schritt, sondern ein ganzer kühner Sprung nöthig ist. — Um aber solche, weit von einander abliegende, scharf markirte, und man könnte sagen beinahe karikirte Rollen rasch nach einander, ohne zu schwanken, ohne zu outriren, und, ohne, — was eben um die Kontraste besser hervorzuheben, leicht geschehen dürfte, — des Guten mehr als zu viel zu thun, — dazu muß man ein so bewährter und routinirter Schauspieler wie Hr. Hassel seyn. Gefiel uns derselbe auch in der Partie des Vatel, dieser, von so Vielen, so unendlich oft, gut und schlecht, meisterhaft und miserable producirten Paraderolle, nicht durchaus, so befriedigte er um so mehr als Gürge, sowohl Maske und Haltung, als Sprache und Gebärde zu einer wahrhaft drastischen Wirksamkeit vereinend, und besonders in den letzten Scenen, welche ihn alle Geister der Hölle los glauben machen, effectuirte Hr. Hassel auf glänzende Weise, und zwar durch das plötzliche Lösen seiner bisher immer trägen Zunge in Angst- und Hülferuf. — Nicht ganz konnten wir uns mit dem Mienenspiele des geschätzten Gastes befreunden, das manchmal seinen, im Uebrigen so geschickt skizzirten Charakterzeichnungen einen großen Theil angenehmen Eindruckes geraubt haben mochte. — Der vorzüglich und auch verdientermaßen dem Hassel-Gürge gespendete Beifall war sehr lebhaft.

Bei dem immer steigenden Besuch des Kurortes Kreuznach und des romantischen Nahethals glauben wir Badegästen und Reisenden einen Dienst zu erweisen, wenn wir sie wiederholt auf die schon vor mehreren Jahren im Verlag von L. C. Kehr erschienenen „Bilder aus dem Nahethale" aufmerksam machen. Dies Buch behandelt die Geschichte und Topographie des Nahethals auf eine eben so unterhaltende, als belehrende Weise. Da es jedoch nur die eine Hälfte des genannten Thales umfaßt, so wäre sehr zu wünschen, daß die Verlagshandlung auch einen zweiten Theil folgen lassen und somit ein vollständiges Ganzes abrunden möge.

Daß sich die Deutschen auf's Trinken verstehen, ist eine alte Geschichte. Aber auch die Engländer scheinen diesen Ruhm mit uns zu theilen. Dieser Tage starb ein Mann im Spital zu Mittelesser am Delirium tremens. Er war 44 Jahre alt und ein ausgezeichneter Arbeiter, aber auch ein ausgezeichneter Säufer, denn vor dem Frühstück hat er schon jeden Morgen 12 Schoppen Porter getrunken u. s. w., und auf dem Todtenbette von seinem hinterlassenen Weibe das Zeugniß erhalten, daß sie in den sieben Jahren ihrer glücklichen Ehe ihn niemals nüchtern gesehen. Daß die Sache ihre Richtigkeit

hat, beweist der am 26. Juli darüber erfolgte Ausspruch der Todtenjury.

(Frankfurt a. M.) Am 8. d. M. wurde die seit längerer Zeit nicht gegebene und hier beliebte Oper — Lucrezia Borgia — mit neuer Besetzung der Hauptrollen und unter dem lebhaftesten Beifall wieder aufgeführt. Die Hauptpartien waren durch die Herren Perlgrund (Gennaro) und Conradi (Alfonso) und durch die Damen Reuther (Lucrezia) und Kratky (Orsini) in Gesang und Spiel so genügend besetzt, daß den Theaterfreunden ein recht genußreicher Abend bereitet und eine baldige Wiederholung der so gelungenen Vorstellung gewünscht wurde. Diese wird nun am 12. d. M. stattfinden und zwar zum Vortheil des Hrn. Perlgrund, welcher in derselben sein Gastspiel beschließen wird. Da der anmuthige und ausdrucksvolle Gesang und das gewandte Spiel dieses Tenoristen demselben freundliche und wohlverdiente Anerkennung verschafft haben, und da Donizetti's liebliche Melodieen gerne vernommen werden, so steht dem besagten Benefiz ein zahlreicher Besuch bevor, und es gereicht uns zum Vergnügen, auf dasselbe die Kunstfreunde aufmerksam zu machen, indem wir uns eine weitere Besprechung bis nach der stattgehabten Reprise vorbehalten.

Korrespondenz.

Wiesbaden, 9. Aug.

Der „Kursaal" berichtet: „Die Badesaison in Wiesbaden, oder das, was man kurzweg „die Cur" nennt, ist zu einem Punkte vorgerückt, wo sich ihre Ergebnisse bereits als etwas Bestehendes in's Auge fassen lassen. Gebrauchten wir den Ausdruck: daß man alle Ursache hat, mit diesen Resultaten zufrieden zu seyn, — so würden wir etwas sehr Gewöhnliches, ja, bei der Vorliebe unserer Tage für Superlative, etwas Verdächtiges aussprechen. Wir geben der Wahrheit daher eine andere Fassung und sagen: daß sich Wiesbaden glücklich schätzt, wenn ihm in folgenden Jahren ein gleicher Besuch zu Theil wird, wie in diesem, das sich so brillant gestaltet — und daß allen freundnachbarlichen Neidern zu gratuliren wäre, wenn ihre Verhältnisse sich in gleich reeller und solider Prosperität entwickelten. Die Curliste vom 7. August reicht, mit Ausschluß aller Passanten und Tagesgäste, an die Zahl von 10,000 Besuchern (hievon ab die Summe der Wintersaison mit an 1,700, verbleiben 8,300), worunter die habituirten und festbleibenden Gäste so erfreulich zahlreich sind, daß sich in den jüngsten acht Wochen die Ziffer der Anwesenden zwischen 2400 bis 3000 Personen hinauf bewegt. Unter diesen Umständen sind die Hotels und Badehäuser längst so überfüllt, daß sie mit ihrem Ueberfluß die Privatlogis mehr als hinreichend versorgen, — und neuankommende Fremde sehen sich mit Erstaunen an fünf und sechs Orten abgewiesen, bis sie endlich Unterkunft finden, während ihnen doch geschäftige Emissäre der Speculation und der Mißgunst auf ihrer Herreise versicherten: Wiesbaden sey gar nicht besucht. Die Unverschämtheit geht noch weiter: in gewissen Blättern, deren schmutzige Motive deutlich sichtbar werden, bekommen wir eine gleiche Versicherung sogar gedruckt zu lesen; man wartet nur auf Entgegnungen von hier, um uns ein: „qui s'excuse s'accuse versetzen zu können. Aber diese Entgegnungen bleiben aus, wie gewisse lockende Anpreisungen, die anderwärts geläufig sind, und man begnügt sich hier mit dem Bewußtseyn eines tüchtigen „Haben." Ob in unserer Zeit, die so sehr und in allen Dingen nach Oeffentlichkeit hindrängt, dieses Stillschweigen vor und nach — recht und vortheilhaft ist, das möchten wir indessen nicht bejahen. So viel über den ausgezeichnet günstigen Erfolg der diesjährigen Saison, welche überdies einen noch vielversprechenden Zuschuß von sechs Wochen vor sich hat; die Gesellschaft hat, besonders seit Beginn des Juli, einen starken Zufluß aus den hohen und vermögenden Klassen des Aus- und Inlands erhalten, und die Zahl Derjenigen, die ihr Heil an den mit Recht gerühmten Quellen suchen, ist im Verhältniß zu ehedem gleichfalls gestiegen. Ob das, was der Handel von der „Cur" hoffte, erfüllt worden, läßt sich nicht mit gleicher Bestimmtheit versichern; jedenfalls aber haben in dieser Beziehung die noch folgenden sechs Wochen so Manches zu realisiren. Wie kann es hierin aber auch anders als abnehmend seyn! Bedenkt man die nun nach allen Ecken und Enden hin vollbrachte Fluctuation des deutschen Zollvereins, die jedem Privaten die Commisvoyageurs in's Haus wirft, die das Institut der großen deutschen Handelsmessen sichtbar abzehren läßt, — wie wäre da ein Gedeihen der von Concurrenten aller Art übersetzten „Curmesse" zu hoffen? Man bekommt das Alles eben so gut, vielleicht billiger, ja auf Frist, zu Hause; die Rococo-Sitte der Badesouvenirs ist durch vielfach angewachsene Bedürfnisse verdrängt: wozu also das Reisegeräthe vermehren? Die häufigen Berührungen mit den reisenden Engländern machen den Deutschen nach und nach auch praktisch — und ein praktischer Mensch kauft nur aus Bedürfniß. Sollen auch die Hoffnungen der „Curmesse" befriedigt, dann müßte vor allen die übergroße Anzahl der Verkäufer decimirt werden, denn was für fünf hinreicht, damit können zehn nicht zufrieden seyn.

Für den Bau eines Hauses auf dem Feldberge

sind ferner eingegangen: Von Hrn. H. L. Berk 1 fl. 45 kr., von den Herren B. u. G. 1 fl. 45 kr., von Hrn. M. Grunelius 10 fl., durch Hrn. Consistorialr. Dr. Hessenberg von Hrn. Ferd. Stein 2 fl., von einem Ungenannten 24 kr., von einem Ungenannten 1 fl., durch Hrn. Heinr. Jung in Soden 22 fl., nämlich von Hrn Hans v. Zwirnlein 2 fl., von Hrn. Fritz v. Zwirnlein 2 fl., von Hrn. J. v. Zwirnlein 1 fl., von Hrn. Carl Borgnis 8 fl., von Hrn. W. Manskopf 2 fl., von Frau Canton 2 fl., von Hrn. Büttner 2 fl. und von Hrn. Raiß 3 fl., — von einem Ungenannten: Erlös der versteigerten Reste in Bornheim 1 fl. 40 kr., durch die Wilmans'sche Kunsthandlung 2 fl. 23 kr., von Hrn. J. G. Schiffermüller 1 fl. — Indem wir den Empfang dankend bescheinigen, bitten wir, durch fernere Beiträge unsern Zweck zu fördern und die bei den auswärtigen Comités bereits dazu eingegangenen Gelder an den Unterzeichneten einsenden zu wollen.

Frankfurt a. M., 8. Aug. 1844.

Die Commission für Erbauung eines Hauses auf dem Feldberge und in deren Namen: E. Hager, Cassier.

Mainwasser-Wärme.

Sonntag, 11. August, Morgens 8 Uhr: 14 Grad. W. Gerlach.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 11. August. (Neu einstudirt): Die Nachtwandlerin, Oper in 3 Abth., Musik von Bellini.

Montag, 12. August. (Zum Vortheil des Hrn. Perlgrund): Lucrezia Borgia, große Oper in 3 Abth., Musik von Donizetti. (Letzte Gastrolle) Gennaro: Hr. Perlgrund, vom Stadttheater zu Hamburg.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

// Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 223. Dienstag, den 13. August 1844.

Offener Brief aus Frankfurt a. M.
An die Fernen.

Frankfurt a. M., 11. Aug. 1844.

P. P.

Wohl schwand im raschen Flug der Zeit dahin schon mancher Tag,
Seit ich in meinem letzten Brief Euch Weiteres versprach;
Doch wenn ich's recht beim Licht beseh', was seither zu sich trug,
Dann ist am End' nicht viel versäumt, Ihr hört's noch früh' genug.

Wir sind von Krieg und theu'rer Zeit und Seuchen unbedroht,
Auch wechseln noch fein bürgerlich bei uns Geburt und Tod;
Das ganze Alltagsleben strömt stets seinen alten Lauf,
Und so zwar, daß der Eine fällt, der And're steigt hinauf.

Im Musentempel ringen jetzt viel werthe Künstler heiß,
Doch keinem ward noch zuerkannt der schöne Siegespreis.
Die Gäste kommen Schlag auf Schlag, — wir sahen da bis jetzt
Ein Dutzend wohl, doch Baison ist noch immer nicht ersetzt.

Uns steht ein großes Fest bevor; die Zeit ist nicht mehr fern,
Wo man ein ehr'nes Denkmal setzt Göthe'n, dem alten Herrn.
Schon hat man in der Stadtallee gelegt das Fundament;
Der Streit um Göthe's Standquartier der hat somit ein End'.

Der Taunus sah auf seinem Haupt jüngst rüst'ger Waller viel
Und Turner auch, das Feldberghaus war der Gesammtheit Ziel;
Ihr staunt, daß es schon fertig ist: — ja, ja, man baut jetzt schnell!
Kühn strebt das Haus den Lüften zu, ich meine im Modell.

Da, wo sich auf's Kommandowort der Stadtwehrmann sonst rührt,
Wird eine Brücke über'n Main jetzt emsig aufgeführt.
Die Stein' versperren von dem Raum schon einen großen Theil
Und müß'ge Gaffer halten da auch noch Maulaffen feil.

Die Zeit entfaltet immer mehr von Pracht und Herrlichkeit;
Sogar das alte Eckhaus trägt ein funkelneues Kleid.
Ein Laden aber strahlet doch vor allen hell hervor,
Die Fenster d'ran sind fast so groß wie sonst ein Scheuerthor.

Da, wo der Weidenhof sonst stand, ragt jetzt ein Prachtpalast,
Der, was die Musica erheischt, in Fülle in sich faßt,
Und an der Thür' in gold'ner Schrift steht „Mozart"; wie es scheint,
Gilt es dem Wolfgang, — oder ist der Eigner mit gemeint?

Wir sahen einen Wagen jüngst hinfahren ohne Pferd;
Das Ding war sinnreich und zu schau'n, gewiß der Mühe werth;
Er fuhr in einer halben Stund' die viertelstünd'ge Tour,
Zum Fortbewegen brauchte man vier rüst'ge Männer nur.

War auch den Bädern in der Näh' der Sommer just nicht hold,
So ist doch mancher Wagen voll von hier aus hingerollt;
Das junge Homburg namentlich bezog manch' Guldenstück,
Man probte in dem Gasthaus Wein und am Roulett' das Glück.

Auch Soden glänzte; in der Näh' gibt es manch' wirthlich Dach,
Ich nenne Wagner's Garten nur zu Unterliederbach.
Berühmte Männer haben sich gestärkt im kräft'gen Bad:
Hoffmann von Fallersleben kam und Dichter Freiligrath.

Die „Mainlust" wird in ihrem Raum bald viele Gäste seh'n;
Man wird daselbst ein Sängerfest im großen Styl begeh'n.
Der Feier fehlt's gewißlich nicht an Herrlichkeit und Glanz,
Denn der da an der Spitze steht, ist unser Liederkranz.

Die Zeit, die reiche Ernte beut dem lebenslust'gen Sinn,
Wo Kirchweih' sich an Kirchweih' schließt, wir sind nun mitten d'rin.
Es kommen jetzt wohl wenigstens auf jeden Sonntag vier;
Hoch freut sich da die Bürgerschaft bei Aepfelwein und Bier.

Das letzt're, wie schon oft bemerkt, zählt stets der Freunde mehr;
Des Weingotts heit're Tempel sind fast von Verehrern leer.
Nur Eins gelingt den Brauern nicht: das Füllen bis zum Rand;
Sie geben dem Gemeinen stets die Borte als Sergeant.

Ich könnt' Euch noch gar Mancherlei berichten, was geschah,
Doch es verbietet's mir der Raum der Didaskalia;
Drum sag' ich nicht, daß jüngst zum Brand es fast gekommen wär'
Und daß die Stadtwehr hat ersetzt drei Tag' das Militär.

Ihr Alle aber, denen bald hier diese Zeilen nah'n,
Bleibt, wie bisher, in Zukunft mir auch freundlich zugethan!
Es schütz' Euch Alle fern und nah' der Lenker in der Höh'!
Ich schreib' Euch mehr ein andermal: — die Post geht ab! Adieu!

Ludwig Hub.

Das Dachstübchen.

Erzählung von Carl Panisch.

(Fortsetzung.)

Die gute Veronika hatte indessen ganz andere Dinge im Kopfe, als eine Brautschaft mit dem possierlichen Finanzmanne; von dem Plane eingenommen, die Dichtungen des schüchternen Hausgenossen, die sie in gutem Glauben für ausgezeichnet hielt, ohne sie zu kennen, an Jemand zu bringen, von dessen Würdigung derselben so ziemlich ihre Einführung in das Gebiet der Oeffentlichkeit abhängen durfte, wandte sie sich an eine Schulfreundin, die, obwohl längst aus diesem Verhältnisse getreten, dennoch solches nicht vergessen, sondern bei jeder Gelegenheit freundlich erneuert hatte. Es war die Tochter des Hofraths Wirk, eines Mannes, der, selbst Dichter und Literat, warmen Sinn für alles Schöne hatte und entschiedenen Einfluß auf die Meinung seiner Freunde und Verehrer, somit auf das öffentliche Urtheil übte.

Nach einer schicklichen Einleitung über die Ursache ihres Besuchs und nach einer interessanten Schilderung der Persönlichkeit Grund's und seiner Verhältnisse zu ihrem Hause, die der Zuhörerin ein schlaues Lächeln entlockte, übrigens ihre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, kam Veronika auf die Sammlung der Gedichte des jungen Fremdlings zu sprechen, die er ihr zum Durchlesen anvertraut habe, dieses Vertrauen nicht zu mißbrauchen glaube, wenn sie die Freundin aufmerksam darauf mache, um das Urtheil derselben als Kennerin zu vernehmen, auf welches sie, im günstigen Falle, einen Plan zum Vortheile des hier völlig unbekannten Jünglings zu bauen geneigt sey, der seine Verlegenheiten beseitige.

Angelika nahm unter dem Versprechen der Verschwiegenheit die Sammlung zur Hand, bat um Erlaubniß, sogleich in ihrer Gegenwart einen prüfenden Blick hinein werfen zu dürfen, während sie in Veronika's Hände ein schönes Bilderwerk legte, um sich derweil zu unterhalten. Mit Vergnügen bemerkte das über die Blätter hinüberlauschende Mädchen die steigende Aufmerksamkeit der Leserin und das am Schlusse des ersten Gedichtes in ihren Zügen sich ausdrückende Wohlgefallen.

Angelika las weiter; und rief endlich: „Herrlich! herrlich! Neu in Form und Sprache, zart gehalten bei aller Kraft des Ausdrucks! Erlauben Sie, daß ich meinem Vater eine Erscheinung mittheile, die ihn wie mich überraschen, ergreifen wird; daß er nur den edelsten Gebrauch von dieser Erlaubniß macht, können Sie versichert seyn."

Ohne die Antwort abzuwarten, war sie in das Nebenzimmer entschwunden zu inniger Freude Veronika's, die auf solche Weise ihren Zweck vollkommen erreicht hatte.

Bald kehrte Angelika zurück, die Bitte des Vaters an die Freundin richtend, ihm das Manuscript auf kurze Zeit zu überlassen, mit dem Versprechen treuer Wiederüberlieferung.

Veronika schien etwas besorgt wegen Ueberschreitung der von Grund gesetzten Gränze, doch ließ sie sich gern beruhigen, und schied mit der stillen Hoffnung, daß dieser Schritt zu günstigen Folgen führen werde.

Mit diesen Gefühlen betrat sie ihre Wohnung, als die Mutter sogleich ihr mit dem Ausrufe entgegen kam: „etwas Neues, Veronika! etwas Neues, über das Du Dich wundern wirst!"

„Das müßte etwas sehr Neues seyn!" versetzte ruhig Veronika, Handschuhe und Tasche ablegend.

„Du wunderst Dich gewiß," fuhr die Mutter fort; „denke nur, unser Nachbar, der Finanz-Assessor —"

„Ist gestorben?" fiel Veronika ein.

„Warum nicht gar!" entgegnete jene; „er lebt, lebt munterer als je, und ist Bräutigam."

Die Mutter erzählte hierauf ihrer Tochter, was vorgefallen war, und diese, so schwer es ihr auch ankam, lehnte die Anträge auf's entschiedenste ab. Es that ihr wehe, ihre sonst so gute Mutter betrüben zu müssen. Gewohnt, zu gehorchen, erschrak sie, daß ihr Inneres sich auflehnte gegen diesen Willen, der ihr nicht Glück, nur Qual und Ueberdruß bringen mußte. In diesem Zerwürfniß mit sich selbst eilte sie aus dem Zimmer, Zerstreuung in den Hausgeschäften suchend; es war das erste Mal, daß sie den Anblick der Mutter zu meiden trachtete, der sich verändert zu haben schien. — Wie konnte auch diese Mutter, die, bei aller Strenge, ihr unzählige Proben von Liebe und Wohlwollen gegeben hatte, wie konnte sie nur daran denken, das Schicksal ihres Kindes unzertrennlich an einen Mann zu knüpfen, der alle Lächerlichkeiten eines knauserigen Junggesellen an sich trug? Und diesem Federharz sollte sie als Gattin angehören, ihn lieben, achten; — sie schauderte, als sie den Gedanken verfolgte, und die furchtbare Kluft gähnte sie an, die all' ihre Freuden, ihre heiteren Aussichten in die Zukunft zu verschlingen drohte. „Nimmermehr!" wollte sie nochmals ausrufen, aber da stand das Bild der Mutter ihr gegenüber mit dem Ausspruche: „Ich würde ruhig mein Haupt niederlegen, wenn ich Dich als Finanzräthin zurückließe," und sie zagte, einen Entschluß zu fassen, der die Wünsche und Erwartungen dieser Mutter zerstören mußte, an der sie bisher mit inniger Liebe gehangen hatte. Nirgend Ausweg, überall der verwünschte Finanz-Assessor ihn versperrend.

Sie wußte kaum, wie es zugegangen war, daß sie in Grund's Zimmer sich befand, der von seiner Arbeit aufsah und, die schmerzlichen Züge in dem sonst heiteren Gesichte des Mädchens bemerkend, erschrocken ausrief: „Mein Gott! was haben Sie, Veronika?"

„Ich suche Rath," antwortete diese, „und weiß nicht, wo ich ihn finden soll."

„Wenn mein Rath so gut ist, als mein Wille," versetzte Grund, „so sind Sie an der rechten Stelle."

„Meine Mutter verlangt Etwas von mir," fuhr Veronika fort, „gegen das mein ganzes Wesen sich sträubt."

„Könnte Ihre gütige Mutter solches verlangen, wenn sie die Ursache dieses Sträubens kennt?"

„Sie kennt die Ursache, aber sie theilt meine Ansichten und Empfindungen nicht."

„Es muß etwas Erhebliches seyn, wenn hier der bisher einige Sinn sich trennen sollte zwischen Mutter und Tochter."

„Es ist erheblich, denn das Wohl und Wehe meiner Zukunft hängt daran."

„Und Ihre Mutter könnte das Letztere wollen? Das begreife ich nicht."

„Weil sie für Glück hält, was mich schaudern macht."

„Ich verstehe Sie nicht, gute Veronika! sprechen Sie deutlicher."

„Ich soll heirathen."

„Heirathen?" wiederholte mit gedehntem Tone Grund; — „nun, das ist an sich selbst kein Unglück."

„Soll mit einem Manne mich verbinden, der mir zuwider ist von ganzem Herzen."

„Dann ist es allerdings ein Unglück, wenn's geschieht."

„Die Mutter will es."

„Das ist traurig; denn der Mutter Wille ist der guten Tochter heilig."

„Auch wenn er mich unglücklich macht?"

„Kann eine Mutter Etwas wollen von der Tochter, die sie liebt, so mag — vergeben Sie mir, Veronika, wenn ich aufrichtig spreche, — so mag das Unglück wohl nur in der Einbildung der letzteren liegen."

(Fortsetzung folgt.)

Unterwegs.

(Reiseskizzen von N.)

(Fortsetzung.)

Der Ursprung der Burg fällt in die Zeit Heinrichs II., denn in der letzten Hälfte des elften Jahrhunderts war sie schon Eigenthum Wolframs, des Grafen der Ardennen, des Kreichgaus und Enzenberg's, und er erhielt sie wahrscheinlich als Mitgift seiner Gemahlin Atzela, der Schwester Kaiser Heinrichs IV. Ihr Sohn Johann, der Zweitgeborne, erbte bei seines Bruders Tode Alles, was der Aeltern Besitz umschloß, so auch die Kästenburg, und, da er Bischof in Speyer war, übergab er solche dem Stift, dem sie siebenhundert Jahre lang blieb. Burgmänner erscheinen darin seit 1179. Hier fand der Bischof Heinrich II. Schutz, als 1264 die Speierer Bürger gegen ihn in Aufruhr waren, und von hier aus führte er den Heerhaufen zu ihrer Züchtigung. Dies war aber nicht das einzige Mal, daß Speyerer Bischöfe hier Zuflucht fanden in Zeiten des Aufstandes der Bürger. Auch Bischof Friedrich, ein Bolander, suchte und fand ihn daselbst gegen das Ende des 13. Jahrhunderts, und eben so Bischof Sibodo, dessen Nachfolger. Der Bischof Adolph von Nassau wurde in der Burgkapelle geweiht, und die Burg blieb großentheils sein Aufenthalt. Die Bischöfe hielten oft und lange Hof hier und ertheilten die reichen Burglehen ihren getreuen Freunden aus dem Ritterstande. Bisher war die Burg nicht erobert worden; aber anders war es, als der Bauernkrieg seine lodernde Fackel schwang. Von dem Dorfe Nußdorf, unweit Landau, zog der Haufen aus, der verwüstend sich in das gesegnete Land warf und Alles mit sich fortriß im wilden Taumel zügelloser Leidenschaft. Sie erbrachen die Burg, raubten und zerstörten Alles, leerten das große Faß, das den Labetrank der Bischöfe enthielt und zogen dann verheerend weiter, bis sie das Schwert des Pfälzers traf. Die Verwüstung hatte jedoch mehr das Innere, als das Aeußere der Burg getroffen, und bald war sie wieder hergestellt. Doch dies Unglück war der Vorbote eines größeren. Markgraf Albrecht von Brandenburg eroberte sie mit seinen Söldnerhorden und — brannte sie nieder, und Waldförster wohnten forthin in den Ringmauern, wo einst Bischöfe und Ritter gehaus't. Die letzten Reste der Burg, die noch das Feuer fassen konnte, brannten die Franzosen 1688 nieder — und hinfort hielten sich Waldbrüder in den Ruinen auf. Doch auch diese flohen, als das wilde Geschrei der Revolution diese Gegenden erfüllte. Als Staatsgut wurde sie veräußert und kam in die Hände mehrerer Bewohner Neustadts. Daß sie später der Rheinkreis ankaufte, reichen Besitz an Feldmark damit verband, und sie dem Kronprinzen an seinem Vermählungstage schenkte, ist bekannt und schon gesagt.

Es drängen sich bei dem Ueberblick dieser geschichtlichen Skizze seltsame Gedanken dem Beobachter auf. Er sieht im kleinen Bilde den Gang der Geschichte im Großen sich abspiegeln. Und wie wunderbar, ein Brandenburger verwüstete die Burg und einer Fürstin seines Stammes wird sie eigen, daß sie sie ausbaue!

Wird das geschehen? fragte der Maler, als ich ihm das Alles mitgetheilt.

Es sollen Plane gemacht, Kosten veranschlagt seyn, sagte ich.

Aber ich sehe keine Spur, die darauf hindeutete. Keine Ausgrabung, keine Aufräumung. Alles liegt noch, sagte er kopfschüttelnd. Wer könnte es sagen! Aber herrlich wäre es, hier eine königliche Burg zu haben! Welcher Ort wäre geeigneter, würdiger, schöner?

Nun, die Zukunft wird es ja lehren, ob hier Stolzenfels einen würdigen Nebenbuhler, die Pfalz einen reichen Schmuck, die Landschaft eine Zierde und der künftige königliche Pfalzgraf einen Königssitz haben wird. Es wäre ein poetischer Gedanke, eine erhabene Brandenburgerin da walten zu sehen, wo ein Brandenburger zerstörte, und da segnen und wohlthun zu sehen, wo er Unheil stiftete.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Von dem Werke: „Die Mainufer und ihre nächsten Umgebungen", von Ludwig Braunfels, mit 54 Stahlstichen, nach Originalzeichnungen von F. Bamberger, Verlag der C. Etlinger'schen Buchhandlung in Würzburg, ist die zweite Lieferung erschienen. Die darin enthaltenen wirklich schönen Stahlstiche bieten Ansichten von der Altenburg bei Bamberg, von Haßfurt und von Culmbach. Der Verfasser fährt fort, mit den poetischen Schilderungen der malerischen Mainufer die Erzählung der wichtigsten historischen Momente und der anmuthigsten Sagen abwechseln zu lassen, und der Leser folgt mit Vergnügen einem Führer, welcher so anziehend zu schildern und zu erzählen versteht. Die eingeflochtenen Betrachtungen desselben gewähren dem Werke noch einen besonderen Reiz. So sagt L. Braunfels bei Besprechung des berühmten, drei Jahrhunderte lang in Fülle und Pracht blühenden Klosters und Schlosses Himmelkron: „Die alte Herrlichkeit von Himmelkron begann rasch zu sinken und zu schwinden, als Markgraf Alexander seine Markgrafschaften Ansbach und Baireuth an Preußen abtrat. Die vierfache Lindenallee auf der ehemaligen Mailbahn, eine Pflanzung Christian Ernst's, die Zierde der Gegend, wurde schon 1791 umgehauen; der Garten ist nicht mehr vorhanden, das Schloß gegenwärtig zu Bauerwohnungen verunstaltet. Nirgends mehr eine Spur der fürstlichen Pracht in den geräumigen, immer mehr versinkenden Gebäuden. Die hohen Säle

sind zu schmutzigen Stübchen verbaut; und die weiten Höfe prunken mit Düngerhaufen. Nichts ist betrübender, als wenn gerade da, wo zerfallende Formen uns an eine große, künstlerische Bestimmung mahnen, die Einrichtungen des alltäglichen Bedürfnisses uns begegnen. Die niedere Hütte des Landmannes ruft in uns eine eben so freundliche Stimmung hervor, als es uns schmerzlich berührt, die Pflugschar und den Webstuhl mitten unter Ruinen alter Größe hausen zu sehen; denn was der Geschichte und der Kunst angehört, das sollte ihr unangetastet zu eigen bleiben."

(Berlin, 6. August.) Höherm Befehle zufolge wird der hier projektirte große Dombau vorläufig noch wegen der dazu erforderlichen sehr bedeutenden Geldsumme unterbleiben, hingegen das dem Dome sich anschließende prachtvolle Königsmausoleum, welches, ähnlich dem Campo santo zu Mailand, die irdischen Ueberreste der verstorbenen Mitglieder unseres erlauchten Königshauses aufnehmen soll, schneller, als man erwartet hat, in Ausführung gebracht werden. Viele Arbeiter sind bereits emsig beschäftigt, den tiefen Grund dazu zu graben.

(Berlin, 5. August.) Uebermorgen kommt das Lustspiel „Trinummus" von Plautus unter Leitung des Dr. Geppert hier zur Darstellung. Für Jene, welche der lateinischen Sprache nicht ganz mächtig sind, hat Dr. Geppert eine Ausgabe dieses Lustspiels mit gegenüberstehender deutscher Uebersetzung veranstaltet.

In Leyden hat sich ein philosophischer Strauß gefunden; wie Strauß gegen die Bibel verfuhr, verfährt dieser, Peerlkamp, mit den alten classischen Dichtern, denn er sucht zu beweisen, daß die Werke, welche bisher Virgil und Horaz zugeschrieben und allgemein bewundert wurden, von diesen alten Heiden keineswegs herrühren, sondern erst viel später so geschrieben wurden, wie wir sie jetzt kennen.

In England hat man zufällig ein sehr schönes Miniatur-Portrait von Milton, dem berühmten Dichter des „verlorenen Paradieses", gefunden. Es war im Besitz einer englischen Familie gewesen, die in Tours gelebt hatte, und wurde in London, wohin man es sandte, sehr theuer verkauft.

Nächsten Mittwoch, den 14. d. M., wird Fräulein Sabine Heinefetter, unter Mitwirkung einiger geschätzten Künstler, in Bad Homburg vor der Höhe ein Konzert geben, zu welchem man andurch einladet.

Korrespondenz.

Vom Rhein.

In der allgemeinen Zeitschrift für die technischen Gewerbe, herausgegeben von Dr. Herberger (Mainz bei Kunze), 6tes Heft, ist für die erschöpfende Beantwortung der beiden nachstehenden Fragen: „1) Welche Zweige technischer Industrie werden in der baierischen Pfalz gar nicht, oder in Beziehung auf Zahl, Umfang und innere wünschenswerthe Vollkommenheit in einer dem Bedürfnisse und den Zeitverhältnissen nicht entsprechenden Weise betrieben und welche Fabrikate und Manufakte werden daher in der Pfalz nicht oder nur in untergeordneter Beschaffenheit und unzureichender Quantität verfertigt? 2) Welche Fabriken, Manufakturen und Gewerbe eignen sich, unter Berücksichtigung aller einschlägigen Verhältnisse, vorzugsweise, mit den verlässigsten Aussichten auf Dauer und soliden Gewinn, für die Pfalz? Auf welche Weise und in welchen Theilen des Kreises wären solche am erfolgreichsten in Betrieb zu setzen?" — ein Preis von 30 Ducaten in Gold ausgesetzt worden. Termin den 25. Februar 1845. Das Preisgericht besteht aus der Direktion der pfälzischen Gesellschaft für Pharmacie und Technik, dem Ausschuß der technischen Section zu Kaiserslautern und den Herren Oberzollinspektor Ritter Schneider zu Ludwigshafen und Kaufmann Pletsch zu Kaiserslautern. Die Preisfrage veranlaßte ein edler Gönner des Vereins der pfälzischen Gesellschaft für Technik und der industriellen Verhältnisse der Pfalz. Bei dieser Gelegenheit sey es erlaubt, die Gewerbtreibenden auf die Herberger'sche technische Zeitschrift aufmerksam zu machen, die in dem bereits erschienenen ersten Band eine Reihe trefflicher Abhandlungen lieferte, und die durch ihre eben so nützliche als praktische Tendenz eine weite Verbreitung verdient. Und, ohne die Wahrheit zu verletzen, darf dies auch von der „Zeitschrift für Landwirthschaft" unter gleicher Redaction gesagt werden. In dieser Zeitschrift hat der als Schriftsteller rühmlich bekannte Professor Dr. Kittel zu Aschaffenburg eine höchst wichtige Abhandlung über Liebig's Agrikulturchemie veröffentlicht, die in populärer Weise, aber geistvoll die Verdienste des großen Chemikers um die Landwirthschaft beleuchtet, eine Abhandlung, aus der denkende Oeconomen klein und groß viel lernen können. Liebig wird sich freuen, daß nicht allein in England, sondern auch in Deutschland, dem Lande, wo man lange Zeit gewohnt war, und bekanntlich zum Nachtheil, die Landwirthschaft nach altem Herkommen, ohne Rücksicht auf das Studium der Naturwissenschaften zu betreiben, Männer von Wissenschaft und Erfahrung sich unterziehen, seine wichtigen Lehren in's Leben einzuführen. Ein anderer wichtiger Artikel in dieser Zeitschrift ist der von A. Müller zu Gerhardsbrunn, die Beschreibung des Betriebs der Landwirthschaft auf dem Rittershof des Hrn. Felix Villeroy bei St. Ingbert. Es gibt wenig landwirthschaftliche Beschreibungen, woraus so viel zu lernen ist, wie aus dieser, und über die so interessante pfälzische gewiß keine zweite. Arbeiten dieser Art tragen wohl zur Hebung der Landwirthschaft bei und verdienen alle Beachtung. Möge sie den beiden Verfassern zu Theil werden!

Der unterzeichnete Vorstand bringt hiermit zur öffentlichen Kenntniß, daß das auf der Mainlust angekündigte Konzert zum Besten der Mozartstiftung kommenden Dienstag den 13. d. M. wegen der zweifelhaften Witterung nicht stattfindet. Der Tag der Aufführung wird durch die öffentlichen Blätter bekannt gemacht werden.

Der Vorstand des Liederkranzes.

Mainwasser-Wärme.

Montag, 12. August, Morgens 8 Uhr: 14 Grad. W. Gerlach

Theater-Anzeige.

Montag, 12. August. (Zum Vortheil des Hrn. Perlgrund): Lucrezia Borgia, große Oper in 3 Abth., Musik von Donizetti. (Letzte Gastrolle) Gennaro: Hr. Perlgrund, vom Stadttheater zu Hamburg.

Dienstag, 13. August. (Zum Erstenmale): Jarvis, oder: der ehrliche Name, Schauspiel in 2 Abth., nach Lafont bearbeitet von Th. Hell. Hierauf folgt: Nach Sonnenuntergang, Lustspiel in 2 Abth., von Lotz. (Gastrolle) Baron v. Abendstern: Hr. v. Rigeno, vom Theater zu Düsseldorf.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 224. Mittwoch, den 14. August 1844.

Das Dachstübchen.

Erzählung von Carl Hanisch.

(Fortsetzung.)

Veronika warf einen Blick auf den jungen Mann, in welchem alle Vorwürfe sich vereinten, die ein gereiztes Mädchenherz nur auszudrücken vermögend ist. „Es ist mir unbegreiflich," entgegnete sie in einem Tone, der ihm und ihr bisher fremd gewesen war, „wie ein Dichter, der ja selbst nur in der Einbildung lebt, zu läugnen sich getraut, daß alles Glück und Unglück der Erde nur durch die Einbildung zu Dem wird, was es ist."

„So gäb' es kein solides Glück," sagte Grund, betreten über die Aeußerung des Mädchens; „so läge in der Einbildungskraft des Menschen sein Wohl und Weh, wie seine Vorstellung es auszuprägen beliebte; so könnte sogar eine Liebkosung, je nachdem das Bild sich formte in dem Innern, als Mißhandlung erscheinen. Wir verstehen uns nicht ganz, Veronika!"

„So scheint es"

„Was Ihnen Unglück däucht, kann Ihrer Mutter unmöglich als Glück sich darstellen. Folglich muß auf einer Seite Täuschung stattfinden."

„Wohl möglich," sagte mit Bedeutung Veronika, „daß ich mich täuschte, als von Glück ich träumte; so trüg' ich als Selbstgetäuschte die Schuld, und müßte nehmen, was man als Glück mir anböte."

„Wenn Andere als solches es anerkennen —"

„Wenn ich's dafür nicht anerkennen kann," fiel Veronika ihm in's Wort, „so ist's für mich ein Unglück, und wenn die ganze Stadt mich um dieses sogenannte Glück beneidete. Mir bleibt, ich sehe schon, Nichts übrig, als Rath und Trost in meinem Innern zu suchen, wenn er mir dort versagt wird, wo ich Theilnahme erwartete." Sie ging rasch zur Thür.

„O, glauben Sie, Veronika —" rief Grund der Eilenden nach, die aber, seiner Worte nicht achtend, verschwand.

O, menschliches Herz! das Mädchen, das noch vor wenig Minuten vor dem Gedanken bebte, die Gattin des Finanz-Assessors zu werden, kam jetzt in Versuchung, den Wünschen der Mutter zu entsprechen, um sich an ihm, der kalt sie auf den kindlichen Gehorsam verwiesen — und an sich selbst zu rächen für die Selbsttäuschung des jugendlichen Herzens.

Veronika kehrte in's Wohnzimmer zurück und setzte sich still an ihre Arbeit.

Ein peinliches Schweigen herrschte zwischen Mutter und Tochter, wo sonst trauliche Zwiesprache die Stunden erheiterte. Beider Herzen waren voll, doch fest verschlossen die Lippen. Beide verarbeiteten die sich drängenden Gedanken über das gegebene Thema, und keine wollte beginnen, weil sie die Einwürfe der andern fürchtete. Auf schwerem Fittich zog die Zeit vorüber, die dem Glücklichen im Schwalbenflug entschwindet, und gab Raum zu versöhnendem Nachdenken. Hätte die Mutter jetzt ein vermittelndes Wort gesprochen, Veronika wäre ihr mit der Versicherung in die Arme gesunken, daß sie sich füge in den mütterlichen Willen. Frau Reichfeld schwieg, weil sie erwartete, die Tochter werde im Pflichtgefühl den ersten Schritt zu beiderseitiger Erklärung thun. Keines von beiden geschah, und so zogen sich die zum Oeffnen geneigten Herzen wieder zurück in die beobachtende Stellung.

Der Mutter ward endlich doch das Schweigen zur Last. „Hast Du überlegt?" fragte sie, „oder überlegst Du noch?"

„Ich überlege noch!" entgegnete Veronika mit leiser, zitternder Stimme.

„Darf man wissen, wohin sich das Ergebniß dieser Ueberlegung neigt?"

„Zu Ihrem Willen, liebe Mutter!" war die Antwort, — „auch wenn ich diesem Willen mein Lebensglück opfere."

„So sage doch —" fragte nicht unfreundlich Frau Reichfeld, — „wo dieses Lebensglück denn sitzt, das Du mir opfern willst?"

„O Mutter! frage nicht, was ich nicht beantworten kann," bat jene; „nur Das glaube, daß mit dieser Verbindung alle Träume und Hoffnungen von fröhlicher Zukunft zu Grabe getragen werden."

„Die Kinder träumen freilich von seltsamen Sachen," entgegnete Frau Reichfeld, „und hoffen, wenn sie größer werden, auf Dinge, die nur in Feenmährchen oder im Theater vorkommen. Wir leben aber beide in einer Welt, wo die Tauben nicht gebraten herumfliegen und die Milchbrödchen nicht auf den Bäumen wachsen; wo man froh seyn muß an einem bescheidenen Stück schwarzen Brodes, und mit beiden Händen zugreifen darf, wenn einem zu diesem Brode noch etwas Anderes geboten wird, ohne sehr streng darauf zu sehen, wer es bietet. Was Du an dem Assessor höchstens aussetzen kannst, ist sein über die Blüthe hinausgerücktes Alter, aber das giebt

die besten Ehemänner, die im Hafen des Ehestandes ruhig vor Anker liegen, ohne sich den Stürmen des Lebens auszusetzen."

„Ein gebrechliches Fahrzeug scheuet die hohe See, während das kräftige Schiff mit vollen Segeln die wogenden Wellen durchschneidet —"

„Um an der nächsten Klippe Schiffbruch zu leiden, und Alles in den Abgrund mit hinabzuziehen," unterbrach sie die Mutter.

„Ach! er war schiffbrüchig, ehe er seine rechte Fahrt begonnen," versetzte die Tochter.

„Höre, Veronika!" sagte ernst Frau Reichfeld, „Deine Vergleiche taugen nichts, weil sie auf den Assessor nicht anwendbar sind. Hast Du endlich im Sinne, meinen Wunsch zu erfüllen und die dargebotene Hand anzunehmen, so suche die guten Seiten des Mannes heraus, der der Deine werden soll, und Du wirst Dich bald überzeugen, daß er unter den jetzigen Männern eine recht annehmbare Partie ist. Jeder Mensch hat seine Eigenheiten, der Assessor auch; er trägt sie aber offen dar, während sie bei Andern erst nach und nach sichtbar werden. Ich meine, ein vernünftiges Mädchen, die keine übertriebenen Dinge im Kopfe hat, könne recht gut mit ihm auskommen."

Veronika schwieg.

„Du antwortest Nichts hierauf?" fragte nach einer Weile die Mutter.

„Was soll ich antworten?" entgegnete Veronika; „mein Mund sagt ja, wie Du es wünschest; mein Herz wird ewig nein sagen. Doch was liegt an diesem Herzen, das doch bald ausgeschlagen haben wird."

(Fortsetzung folgt.)

Unterwegs.

(Reiseskizzen von R.)

(Fortsetzung.)

Bis Landau war ich mit meinem Maler gereist oder er mit mir. Wir mußten uns trennen. Er wollte in das Anweilerer Thal und weiter, wollte den Trifels sehen und die Madenburg; ich mußte in Landau bleiben, um ein Unwohlseyn zu bekämpfen, das ich wahrscheinlich einem Gewitterregen zu verdanken hatte, der uns zwischen Edenkoben und Landau ereilte. So lag ich denn hier, umgeben von Vauban's sogenannten Meisterwerken, von denen ich nichts verstand; umgeben von Kanonen, die Gottlob, stumm waren, wie die Fische; umgeben von Soldaten, deren zierliche Helme mir Stoff zur Vergleichung mit den neuen preußischen Pickelhauben gaben. Zum Unglück konnten Militärbekleidungscommissionen und Heerverbesserungsausschüsse nichts davon profitiren, weil ich, die Wahrheit zu sagen, kein Jota davon verstand, und nur noch aus den Zeiten meiner Wachstubenfahrten, Kriegs- und Friedensthaten wußte, daß ich den Tschako millionenmal verflucht und wohl erkannte, wie leicht, nett und gefällig diese kleinen Helme des bayerischen Militärs seyen. Acht Tage einer Langweile riesenhafter Art gingen endlich herum. Ich war wieder auf dem Strumpfe. Mein Weh zog aus dem Leibe und ich aus Vauban's Wällen und Thürmen, die Einen so gespenstig und grimmig ansahen aus ihren vielen todten Kanonenaugen.

Mein Hausherr hatte vielerlei Anschläge, außer denen der Zeche. Ich sollte die Madenburg oder das Eschbacher Schloß besteigen, das war der erste. Es lag mir zu weit und zu hoch. Hinauf fahren mochte ich nicht und zum Gehen war mir's zu weit. Auch fehlte die Zeit, denn mein Urlaub war auf der Neige. Ein zweiter lautete dahin, das neugegründete Bad Gleisweiler zu besuchen. Auch dazu fehlte mir die Lust. Daß ich's ehrlich sage, mein Maler fehlte mir. An R. hatte ich mich so gewöhnt, daß ich fast das Heimweh nach ihm hatte. Mein Sinn stand nach dem Rheine. Die vortreffliche Einrichtung, daß man in der Pfalz fast überall hin mit bequemen Omnibus auf die wohlfeilste Art reisen kann, bot mir, der ich jetzt große Anstrengungen noch nicht wagen durfte, die schönste Gelegenheit, nach Speyer zu kommen.

Allein es sollte doch nach meines Wirthes Kopf und nicht nach dem meinen gehen. Gleisweiler sollte ich wenigstens sehen.

An einem schönen Sonntagmorgen stand eine bequeme Chaise, mit zwei stattlichen Rossen bespannt, vor der Thüre. Der freundliche Wirth holte mich ab und wir stiegen ein.

Wohin? fragte ich erstaunt. Er lächelte.

Sie werden es schon sehen! sagte er, und dahin rollte der Wagen.

Die Witterung war herrlich. Die Hitze war durch einen milden Regen, der in der Nacht gefallen war, gemildert und der Staub gedämpft. Unser Wagen wurde zurückgelegt. Wir konnten die erquickendste Luft frei einathmen und der Blick erging sich in der reizendsten Landschaft. Hoch oben thronte die Madenburg und die ganze Reihe der schönen und stolzen Gebirge lag vor uns in ihrem dunkeln Gewande. Sie steigen von der Unterhaardt allmählig an und erheben sich hier zu einer so ansehnlichen Höhe, wie die Rheingebirge, ohne daß ihre Linien schroff werden; vielmehr bilden sie am Saume des Horizonts die angenehmsten Wellen. Ein Duft von blühenden Kräutern erfüllte die Atmosphäre, und die diamantnen Perlen auf jedem Blatte spiegelten in allen Regenbogenfarben das Bild der Königin des Tages, die sich stolz im Osten zu ihrem Weltgange erhob. Nachtigallen sangen überall und die Finken jubilirten, daß es eine Lust und Freude war.

So wurde die Seele froh, frisch und frei, und der Tag verhieß eine rechte Freude. Ich ahnete nicht, wie sie mir sollte erhöht werden.

Unser Weg führte rasch dem Gebirge zu, doch stieg er nur ganz allmählig an.

Droben am Gebirge hob sich jetzt ein stattlicher Ort hervor, über dem ein schloßähnliches Gebäude heraussah. Es war Gleisweiler, wohin unser Weg führte, das Gebäude der Badeanstalt.

Nach einer Fahrt, welcher ich größere Ausdehnung hätte wünschen mögen, langten wir in dem zahlreich bevölkerten Orte an und stiegen, den Wagen im Wirthshause lassend, zur Heilanstalt hinan.

(Fortsetzung folgt.)

Göthe's Standbild von Schwanthaler.

(München, 6. Aug.) In der königl. Erzgießerei ist das nun vollendete eherne Standbild Göthe's von Schwanthaler aufgestellt, und wird nebst den dazu gehörigen Basreliefs des Sockels in den nächsten Tagen nach dem Bestimmungsorte Frankfurt a. M. abgehen. Im Publikum spricht sich eine sehr lebhafte Theilnahme dafür aus, und dicht gedrängt steht in der Mittagsstunde, wo der Zutritt gestattet ist, die schaulustige Menge vor den Thoren dieser großen, in aller Beziehung sehenswerthen Anstalt. Hr. Müller, der Nachfolger des edlen Stiglmayer, entwickelt eine große Thätigkeit und Rüstigkeit. Wir sind sehr begierig, zu erfahren, welche Aufnahme die Statue Göthe's in Frankfurt finden wird. Gewiß haben unsere Bildhauer kaum eine schwerere Aufgabe, als die der Ehrenbildsäulen unserer großen Dichter, Gelehrten, Künstler. Nicht unterstützt, sondern vielmehr gehemmt (durch die Kleidertracht, noch durch ein leichtverständliches Emblem, dessen Wahl ungezwungen erscheinen müßte, an Bildnißähnlichkeit gewiesen) und doch durch die monumentale Bestimmung über die blos natürliche Erscheinung hinübergeführt, kommen sie schwer zu einer freien Auffassung und einer genügenden Darstellung. Es ist die Vereinigung von dichterischer Eigenthümlichkeit und menschlicher Persönlichkeit, die wir verlangen, und wenn erstere immer wieder subjectiver Auffassung verfällt, so wird doch bei letzterer — so lange noch Zeitgenossen und Augenzeugen leben — die objective Schranke unüberwindlich. „So hat Homer gar nicht ausgesehen!" kann Niemand von einer Statue des Sängers der Ilias sagen; aber bei den Dichterbildern unserer Zeit mischt immer lebendige Erinnerung sich in die Kritik. Die Kunst aber hat beim Sammeln des Stoffes, aus dem sie ihr Gebilde webt, den Geist vor Allem zu suchen und zu fassen, der verherrlicht wird, mehr den Dichter des Faust, des Götz und der Iphigenie, als den Mann in Weimar, der sich durch diese oder jene Gebärde, Bewegung, Haltung, Physiognomie ꝛc. von Andern unterschied. Ich glaube, Schwanthaler hat sich mit seiner Auffassung auf dem rein künstlerischen Standpunkte gehalten. Auf die Lyra gestützt mit der Rechten, hält die Linke nachlässig den Lorbeerkranz, den die Welt ihm gereicht, während sein halberhobener Blick in die Weite des Weltalls dringt. Ueber die Darstellung selbst, als Ausführung jener einfachen Idee, wird man erst an Ort und Stelle ein sicheres Urtheil haben können, da bei Denkmalen Alles, Bewegung, Stellung, selbst Formausbildung, auf die Oertlichkeit berechnet ist. Leider ist dieser Ort erst in allerletzter Zeit festgestellt worden, so daß der Künstler nach ihm sich zu richten keine Gelegenheit gehabt. Auch ist, allen Nachrichten aus Frankfurt zufolge, die Wahl keine glückliche zu nennen, da das Standbild in die Mitte einer Allee zwischen Bäumen zu stehen kommen soll. Da läßt sich ohne Willkür keine Vorderseite bestimmen, der Raum ist zu beschränkt, das Grün des Laubes schadet dem Eindruck der Bronzefarbe, und das wesentliche Moment der Umgebung, ruhige, architektonische Abschließung, fehlt gänzlich. Die Basreliefs am Piedestal stellen in bunter Reihenfolge Göthe's literarische Wirksamkeit vor Augen. Auf der Vorderseite die Naturwissenschaft mit der dramatischen und der lyrischen Poesie. Sodann ringsum einzelne Gestalten aus seinen Dichtungen: Faust und Mephistopheles, Iphigenie, Orest und Thoas, dann Götz, Egmont, Tasso und ein Faun, Prometheus, die Braut von Korinth, der Erlkönig, Alexis und Dora, zuletzt der Harfner Mignon und Wilhelm Meister, Hermann und Dorothea. Alle diese Personen, nur theilweise ursprünglich zusammen gehörend, sind nach malerischen Prinzipien geordnet und gruppirt und gehören, so viel wir wissen, zu den Erfindungen Schwanthaler's, auf welche er selbst einen besondern Werth legt.

Mannichfaltigkeiten.

(Frevelhafte That eines Raubschützen.) Im „Vaterlande", eine Zeitschrift, welche in Raab erscheint, wird erzählt: Die Gegend des Eisenstädter Thiergartens (Oedenb. Com.) steht von jeher in dem üblen Rufe, die Pflanzschule der Raubschützen zu seyn. Aussicht auf sichere Beute bieten der Thiergarten und die umherliegenden Fasanenremissen, die Ufer des Neusiedler-Sees mit ihrer beflügelten Bevölkerung und das fürstl. Eszterhazysche Leibgehege im Leithagebirge selbst. Der Absatz des Wildes aber ist eben in diesem Verhältniß erleichtert und sicheren Gewinn tragend, der Landstrich hart an Oesterreichs Gränze, zwischen Oedenburg und Preßburg gelegen. Dies sind die zwei bedingenden Umstände eines verderblichen Handwerkes, bei dessen verwilderten Gesellen jeder moralische Werth zu Grabe geht. Ein beklagenswerther Beleg hiezu ist folgender tragischer Doppelmord, der nächstens unter gerichtliche Verhandlung kommt. Eine Gesellschaft von 5 Raubschützen kam vor einiger Zeit von der Jagd nach dem Dorfe Winden ihrer Heimath zu, in der Richtung jedoch, daß sie Jois zu passiren hatten. Hier auf der Hutweide stießen sie auf einige Hirtenknaben, sämmtlich Joiser. Wie die Raubschützen denn so frohen Muthes des erlegten Wildes halber waren, rief einer derselben den Knaben zu: „Laufet, Buben! Den Letzten von euch schieße ich über den Haufen!" Die Knaben, hierdurch erschreckt, ergriffen die Flucht; auf den Letzten aber schlug in der That der Elende an und schoß ihn zusammen. Die andern Knaben eilten in Todesangst nach Haus und erzählten weinend die Frevelthat. Jetzt rückte fast die ganze wehrhafte Bevölkerung, mit Ackergeräthschaften bewaffnet, und zum Theil auf Pferden aus: die Wilddiebe kamen in die Klemme, und der Mörder des Knaben suchte sein Heil im nahen See; aber der Vater des Gemordeten verfolgte ihn auch hier zu Pferd bis tief in den Sumpf; nur eine kleine Strecke, und der verruchte Thäter wäre ergriffen worden — da kracht noch ein Mal sein mörderisches Rohr, und auch der Vater stürzt entseelt vom Pferde. Die übrigen Spießgesellen sind verhaftet, aber der Mörder entflohen; die Individualität desselben ist übrigens bekannt, und man wird seiner wohl bald habhaft werden. — Obige Daten sind dem Originalverhöre entnommen, und die Frage über Gerichtszuständigkeit ist noch unentschieden.

(Berlin, 6. August.) Der hier aus Frankfurt a. M. als Gast anwesende dramatische Künstler, Hr. Baison, fährt fort, unser Theater-Publikum durch sein ausgezeichnetes Spiel zum größten Enthusiasmus hinzureißen, und das Haus, trotz der Sommersaison, an jedem Abend seines Gastirens zu fül-

len. Hr. Baison geht von hier nach Breslau, wo er bereits zu Gastrollen engagirt ist.

Der berüchtigte Londoner Spielclubbhalter Crockford, welcher unlängst starb, hat seiner Wittwe ein Vermögen hinterlassen, das man auf 350,000 Pf. St. schätzt.

Frankfurter Theater.

Obwohl die schöne Jahreszeit und die mit ihr verknüpften ländlichen Ausflüge und Vergnügungen dem Theaterbesuch wenig günstig sind, so ist derselbe dennoch in letzterer Zeit ein im Ganzen recht zahlreicher. Das Theatervergnügen wird immer eines der beliebtesten bleiben; denn gerne ergeht man sich in den heitern Regionen der Kunst und genießt im Gebiete der Traumwelt, was man in der wirklichen entweder entbehrt, oder doch nur verkümmert und in mangelhafter Vereinzelung vorfindet. Die Kunst verschönert, erhebt, concentrirt und vergeistigt und ihre Gebilde sind um so willkommener, je stärker der Contrast ist, den ihnen die rauhe Wirklichkeit entgegenstellt. Mehrere Vorstellungen der letzten Tage waren in diesen Beziehungen sehr erfreulich. Cherubini's klassischer „Wasserträger", dessen Text ein schönes Lebens- und Charaktergemälde und dessen Musik ein edles Werk der Weihe und Begeisterung ist, verfehlt nie seine Wirkung auf Geist und Herz empfänglicher Hörer. Daß Hr. Wiegand in der Titelrolle Vorzügliches leistet, ist bekannt und auch diesmal ward es durch zweimalige Hervorrufung desselben gewürdigt. In Bellini's „Nachtwandlerin" sang Fräulein Capitain die Amine, eine Partie, worin man bei uns große Anforderungen macht, da man sie von den ausgezeichnetsten der heutigen Sängerinnen, die hier gastirten, in Vollendung gehört hat. Als italienische Gesangpartie betrachtet, können in derselben ein Glanz der Bravour und eine Virtuosität der Schule entfaltet werden, welche Fräul. Capitain im ganzen Umfang nicht zu erreichen vermochte; dagegen sprachen ihr seelenvoller Vortrag und ihre dramatische Auffassung sehr an und sie wurde zweimal hervorgerufen. Ihr Spiel würde noch mehr zu loben seyn, wenn es etwas ruhiger und in manchen Momenten weniger excentrisch gehalten gewesen wäre. Im Schauspiel sahen wir wiederum zwei Gäste, Hrn. Hartig und Hrn. v. Rigeno. Ersterer besitzt die Vorzüge einer imposanten Bühnenfigur, eines kräftigen Organs und einer durch Fleiß und Praxis erlangten Routine. Ein Engagement desselben für zweite Väter- und Charakterrollen wird beabsichtigt und wir glauben, daß Hr. Hartig solche genügend auszufüllen geeignet ist. Die Aufnahme Seitens des Publikums war beifällig. — In Bauernfeld's „Bürgerlich und romantisch" setzte Hr. v. Rigeno sein Gastspiel fort. Bauernfeld's Lustspiele werden immer gerne gesehen; denn ihr Verfasser, wenn auch weniger reich an Erfindung und an dem Talente, den Knoten der Handlung kunstreich zu schürzen und überraschend zu lösen, besitzt viel Kenntniß der Welt- und Lebensverhältnisse, weiß Charaktere nach der Natur zu zeichnen, eine sittliche Tendenz hervortreten zu lassen, besonders aber einen feinen und geistvollen Dialog geltend zu machen. Seine Verdienste um das deutsche Konversationslustspiel sind nicht zu verkennen. Hr. v. Rigeno gab den Baron von Ringelstern. Dieser Charakter ist der eines ruhigen, besonnenen und schon im reiferen Lebensalter stehenden Mannes und verstattet seinem Darsteller des sogenannten Bühneneffektes nur wenig, wohl aber bedingt er eine würdige Repräsentation, einen Ausdruck von unverkünstelter Natürlichkeit und besonders einen klaren und gewandten Dialog. Dieser Aufgabe entsprach Hr. v. Rigeno, den wir als einen bühnenkundigen und einsichtsvollen Mimen bezeichnen dürfen. Seinem Sprachorgan wäre etwas mehr Klang, dem Dialog mitunter ein etwas leichterer Erguß und dem Spiel im Allgemeinen etwas mehr Wärme zu wünschen. Uebrigens gab er die Rolle in genügender Haltung, klarer Charakteristik und consequenter Durchführung und es darf seine Leistung als eine verständige bezeichnet werden. — Die übrige Aufführung des Lustspiels war abgerundet und sorgfältig. W.

Korrespondenz.

Mainz, 11. August.

Die hiesigen Lokalangelegenheiten werden der Oeffentlichkeit nicht mehr vorenthalten. In der letzten Zeit erschienen einige Broschüren, die die hohen Brodpreise und die Eisenbahnen besprachen; nun wird auch über das hiesige Krankenhaus in einer solchen verhandelt. Das Motto des Schriftchens: „Die Stadt Mainz, welche in einer kurzen Reihe von Jahren 300,000 fl. zu Erbauung eines Theaters, 60,000 zu einer Fruchthalle und 50,000 für die Reparatur des alten Schlosses, also über 400,000 fl. für Luxus, Kunst und Handel mit Bereitwilligkeit verausgabte, die Stadt Mainz hat noch nicht die Pflichten der Menschlichkeit gegen ihre kranken Mitbürger erfüllt; es mangelt ihr noch ein ihr würdiges Asyl für arme Kranke; sie hat noch kein Krankenhaus!" ist bezeichnend genug. Der Verfasser sucht diese Angabe durch die Behauptung nachzuweisen, daß einige kleine Säle mit Nebenstübchen, zum Theil feucht und düster, einige Zimmer für kranke Kinder und ein enges dunkles Bad eine Krankenanstalt für die Stadt Mainz nicht zu nennen wären. Freilich kann man ihm hierin nicht unrecht geben, wenn es wahr ist, daß in 16 Betten öfter 20 bis 22 Kranke liegen und daß fast kein Tag vergeht, wo nicht Kranke wegen Mangels an Raum abgewiesen werden müssen. Von den drei Projekten, die der Verfasser zu Abstellung dieses Mißstands in Anregung bringt, scheint uns das der Einrichtung und Vergrößerung des Josephinen-Hospitals das passendste; an Raum ist dort Ueberfluß, die Lage am Ende der Stadt ist gesund, für die Stadt selbst ist dort nie eine Contagion zu besorgen; ein Gebäude steht schon da und Ausgaben müssen allenthalben gemacht werden. Das ehemalige Lyceumsgebäude zu einem Krankenhause zu verwenden, scheint wegen seiner Lage, wegen Mangel an Raum und wegen seiner jetzigen Bauart nicht thunlich; die Absonderung der Geschlechter und der verschiedenen Kranken, auf die bei Einrichtung eines neuen Hauses doch vorzüglich Rücksicht genommen werden muß, würde hier mit weit mehr Schwierigkeiten verknüpft seyn, als im Josephinen-Hospitale. — Schon seit zehn Jahren beschäftigen sich die hiesigen Behörden mit der höchstwichtigen Hospitalfrage; sie sind alle darüber einig, daß etwas gethan werden müsse; nur über die Art der Ausführung walten Anstände ob, die, wie wir hoffen, da die öffentliche Meinung sich so laut ausspricht, nun recht bald werden beseitigt werden.

Mainwasser-Wärme.

Dienstag, 13. August, Morgens 8 Uhr: 14 Grad. W. Gerlach.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 13. August. (Zum Erstenmale): Jarvis, oder: der ehrliche Name, Schauspiel in 2 Abth., nach Lafont bearbeitet von Th. Hell. Hierauf folgt: Nach Sonnenuntergang, Lustspiel in 2 Abth., von Lotz. (Gastrolle) Baron v. Abendstern: Hr. v. Rigeno, vom Theater zu Düsseldorf.

Mittwoch, 14. August. Der Wildschütz, oder: Die Stimme der Natur, komische Oper in 3 Abth., Musik von Albert Lortzing.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 225. Donnerstag, den 15. August 1844.

Das Dachstübchen.

Erzählung von Carl Hanisch.

(Fortsetzung.)

„So ist die Jugend!" seufzte Frau Reichsfeld; „je entfernter vom Grabe, desto redseliger davon. Du mußt ihn nicht nehmen, Veronika! meinetwegen nicht, wenn Du meinst, daran zu sterben, obgleich ich wohl weiß, daß Dir's hinterdrein recht behaglich seyn wird, als dereinstige Finanzräthin in Ehren und Würden und vollauf zu leben. Du mußt ihn nicht nehmen, wiederhole ich; ich zwinge Dich nicht hiezu. Die paar Tage, die mir noch zugemessen sind, bedürfen keines Opfers, das man mir so hoch anrechnet. Ich hätte Dich vor meinem Ende nur gern versorgt gesehen, das war und ist mein einziger Wunsch."

„O, beste Mutter!" bat Veronika, „ich will mich fügen, ich will Alles thun, Dein Alter vergnügt zu machen; laß mir nur Zeit, mich vorzubereiten auf den Schritt, der nicht mehr zurückgethan werden kann."

Sie trat an's Fenster und zog ihr Taschentuch, um die Thränen zu verbergen, die unaufhaltsam über ihre Wangen träufelten.

Die ängstliche Stille ward nach einiger Zeit durch ein starkes Geräusch im Hausflur unterbrochen; starke Schritte eines Ankommenden wurden gehört; rasch sprang die Zimmerthüre auf, und herein stolperte der Herr Finanz-Assessor mit dem Ausrufe: „Die Liebe hat gesiegt! Victoria!"

Veronika flüchtete zur Mutter.

Diese empfing den Gast mit höflicher Verwunderung über sein unerwartetes Erscheinen.

„Ich bin dem Zeichen gefolgt, theure Frau! das mir mein Glück verkündete," entschuldigte sich der Assessor.

„Ein Zeichen?" fragte die Wittwe; — „ich mindestens habe kein's gegeben."

„Haben Sie der Verabredung gemäß nicht mit einem Tuche am Fenster gewinkt?" war die Gegenfrage.

„Es ist mir nicht eingefallen," antwortete verlegen Frau Reichsfeld.

„Ich habe doch eine Dame am Fenster mit einem weißen Tuche gesehen," behauptete der Assessor.

„Das war ich," sagte Veronika, „ich stand am Fenster, ohne zu wissen, welche Zeichen hier verabredet worden sind; mein Tuch fing die Freudenthränen auf, die ich über mein Glück vergoß."

„O, lassen Sie mich sie trocknen, diese Thränen!" deklamirte zärtlich der Assessor; „lassen Sie mich sie trocknen; es sollen die letzten seyn, die diesen schönen himmelblauen Augen entquollen. Fortan soll Ihr süßes Leben — Freud' und Wonne nur umschweben! — Reden Sie! sprechen Sie! was hab' ich zu hoffen?"

„Fast sollte ich fragen, was ich zu hoffen habe," antwortete Veronika, sich aufrichtend und vor den Assessor tretend, „oder vielmehr was ich zu erwarten habe; denn Hoffnungen hat man ohnehin die Menge."

„Befehlen Sie! wünschen Sie! mein Ich, mein Alles gehört Ihnen!" rief der Verliebte.

„Nun wohl!" fuhr Veronika fort, „so hören Sie! Die erste Erwartung ist, daß Sie nicht eher zum Altar mit mir schreiten, bis Sie Rath geworden sind."

„Wollen Sie mein Glück so lange verschieben?" fiel er ein; „wollen Sie es an das zähe Leben meines Vormannes fesseln?"

„Nur dem Finanzrathe reiche ich meine Hand," wiederholte sie.

„Veronika, sey bescheiden!" ermahnte die Mutter.

„Das bin ich," antwortete diese, „sonst würde ich den Direktortitel zur Bedingung machen."

Veronika behandelte den Assessor auf eine so humoristische Weise, daß dieser sich sehr beleidigt fühlte und wohl einsah, daß das junge Mädchen eine entschiedene Abneigung gegen ihn habe.

Der Brautwerber, zurückgekommen von seinen irrigen Voraussetzungen, und durchaus nicht geneigt, seine Freiheit dem offenbaren Uebermuthe des Mädchens zu opfern, das noch dazu einfältig genug war, ihren Freier von ihren hochstrebenden Plänen vorher zu unterrichten, suchte sich aus der Affaire zu ziehen, so gut sich's thun ließ, und verließ ein Haus, in welchem er ein neues Sparsystem einzuführen gehofft hatte, mit ganz andern Empfindungen, als bei'm Eintritte.

Die Mutter, den Scheidenden unter Bedauern und Versicherungen begleitend, kehrte nun zornentbrannt in's Zimmer zurück.

„Wie kommst Du mir vor, Veronika? was ist Dir eingefallen? bist Du wahnsinnig geworden? Wie kannst Du es wagen, einen Mann, einen Finanz-Assessor so schnöde zu be-

handeln? ist das die Manier eines sittsamen und bescheidenen Mädchens bei einem so ehrenvollen Antrage? Der Mensch dankt Gott, daß es noch Zeit ist, zurückzutreten von einer Närrin, die nicht weiß, was sie will! Rein toll mußt Du seyn, Veronika, sonst wäre es nicht möglich, so zu handeln. Der gute Mensch! In's Haus wollte er ziehen, damit Alles hübsch beieinander bleibe; da kömmt die Thörin mit ihren sechs, sieben Zimmern; ich glaubte, der Schlag träfe mich. Das heißt einem das Freien verleiden, wenn man solche impertinente Forderungen und Bedingungen macht. Wie gesagt, wahnsinnig mußt Du seyn!"

(Fortsetzung folgt.)

Unterwegs.

(Reiseskizzen von N.)

(Fortsetzung.)

Ich habe meinen wohlbegründeten Glauben früher schon ausgesprochen, daß das Wassertrinken in der Pfalz niemals sich großer Ausdehnung wird zu erfreuen haben, da ich nirgends erkleckliche Neigung zu solchem Genusse observirt; aber es ist ein Anderes mit diesem Elemente als Universalheilmittel. Wir alle, die wir Extravaganzen nicht lieben, können uns nur freuen, daß sich die ärztliche Kunst der Hydropathie bemächtigt und sie nun vom einfachen Trinken bis zur Riesen-Douche systematisirt hat. Von dem Princip „Jeder Brunnen eine Apotheke" und dem weiteren „Jeder Becherreichende ein Arzt" sind wir, Gottlob, zurückgekommen; aber auch die Aerzte, welche Prießnitz verhöhnten, haben es nicht verschmäht, bei ihm in die Schule zu gehen und die Wissenschaft mit der einfachen Erfahrung in Einklang zu bringen, was noch besser ist für die leidende Menschheit, die weniger mit dem Geköche der lateinischen Küche geplagt zu werden hoffen darf. Je einfacher die Heilkunst, je sicherer der Erfolg. Freilich bleibt es fatal, daß die Kunst hat müssen bei dem einfachen Erfahrungsmenschen in die Schule gehen. Das Dementi wird indeß dadurch ausgeglichen, daß uns nun die Aerzte beweisen, die Medizin habe in frühern Zeitläufen bereits das kalte Wasser in den Kreis ihrer Heilmittel gezogen und ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, die es in hohem Grade verdiene. Das heißt man „Sich aus der Affaire ziehen". Geschieht es mit Geschick oder Humor, so läßt man's gehen und lacht.

Ueberall erstehen Wasserheilanstalten. Sie mehren sich wie Pilze.

Von Koblenz bis Bingen drei — Laubach, Mühlenthal, Marienberg. Nur die Pfalz entbehrte einer solchen. Daß sie ein Bedürfniß, muß angenommen werden, weil sie entstand; daß sie aber in dem reizend gelegenen Gleisweiler errichtet wurde, ist ein luminöser Gedanke.

Der Gründer derselben, Hr. Doktor Schneider aus Landau, hat es indessen bei einer einfachen Wasserheilanstalt nicht bewenden lassen. Er wünscht der Kunst die umfassendsten Mittel, dem Kreise der Leidenden die ausgedehnteste Aussicht auf Hülfe zu spenden; das ist sehr schätzbar. Darum aber steht auch diese Anstalt unbezweifelbar als einzig in ihrer Art da.

Es ist eine längst bekannte Thatsache, daß die Molkenkur der Schweiz und des Riesengebirgs in manchen Krankheitsformen wunderbar erfolgreich erschienen ist. Eben so wichtig sind die Kuren, welche der Gebrauch aromatischer Kräuter in Extracten, Decocten und Bädern hervorgebracht hat. Ueberdieß weiß man längst, wie vortheilhaft der kurmäßige Genuß der Weintraube ist. Alle diese Gesichtspunkte hat der Gründer dieser Anstalt in seinen Kreis gezogen und diesen Kuren einen Vereinigungspunkt in Gleisweiler gegeben.

Schier dreihundert Fuß über der Anstalt entquillt der Sandsteinformation das reinste Wasser in reichstem Maße. Es wird von dieser Höhe zur Anstalt geleitet, sowohl zum Trinken als zu Tropf-, Regen-, Sprudel-, Wellen-, Sitz- und allen Racen von Bädern, deren Lokale die zweckmäßigste Einrichtung haben, vom einfachsten bis zum complicirtesten Mechanismus, um Leidenden aller Art den Gebrauch zu ermöglichen und zu erleichtern. Bedürfniß und Comfort gehen Hand in Hand, Luxus und Fashion sind wohl bedacht. Douchen aller Art und Grade bis zur Riesen-Douche sind eingerichtet. Riesen-Douche? Wär's noch eine von Deidesheimer, Ruppertsberger, Forster oder Ungsteiner! seufzt mancher Pfälzer. Die ließe ich mir noch gefallen, selbst wenn sie der Gurgel applicirt würde! Aber Wasser?! — Das ist doch zu arg! Item — sie thut erstaunliche Wirkung; das habe ich in Marienbad gesehen, obwohl ich gegen die Anwendung auf meinen Leichnam einige erhebliche Gründe vorzubringen hätte.

Eine vortreffliche Colonnade bietet, nebst breiten und hellen Gängen in den vier Stockwerken des Hauses die erwünschten Räume zur Bewegung bei ungünstiger Witterung. Ist aber das Wetter gut, so ist eine sehr geschmackvolle und ausgedehnte Garten- und Waldanlage vorhanden, wo Gesunde und Kranke alle Lust des Spaziergangs genießen können, wo die schönsten Ruheplätzchen zum Niedersitzen einladen, wo überall die schönste Aussicht lockt, wo alte Riesenkastanien und andere Waldbäume Schatten und Duft bieten, und wo, da die Lage kesselartig zwischen zwei Bergvorsprüngen ist, kein Zug molestirt. Weitere Ausflüge, begünstigt von vorzüglichen Wegen, hat man im höhern Gebirge, nach Landau, der Madenburg, dem Trifels, der Marburg, in das Anweilerer Thal und in das Herz der schönen Pfalz. Das Kurhaus vereinigt wiederum Alles in sich, was feiner und edler Lebensgenuß arrogiren mag. Vier Stockwerke umfassen mehr denn fünfzig Wohnräume von geschmackvollstem Ameublement. Der Saal ist großartig. Balkone laden zur Aussicht ein. Ein Billard gibt den Freunden des Spiels und der Bewegung vollauf Gelegenheit, sich zu vergnügen. Sinnigen Gästen verstatten Instrumente und reicher Musikvorrath, ein reiches Lesekabinet die gewünschte Unterhaltung. Ein Turnplatz lädt eben so wohl zu Leibesübungen ein, als er, da des Gründers Umsicht auch die Orthopädie nicht unbeachtet ließ, die nöthige Gelegenheit gibt, solchen Leidenden Hülfe zu verschaffen, die, durch Verkrümmungen elend geworden, der operativen Kunst bedürfen. An dieß von den erwähnten schönen Gartenanlagen umgebene großartige Hauptgebäude gränzt ein Schweizerhaus, ganz so, wie es in den Hochalpen gefunden wird. Hier wohnt ein Senne, den der Gründer aus den Hochgebirgen Appenzells kommen ließ, daß er die Kühe und Ziegen pflege, Milch und Rahm, aber auch die Molken zur Kur bereite. Die schön eingerichteten, netten Ställe bieten wieder den Brustleidenden die wohlthätige

Atmosphäre der Ausdünstungen des Viehes. Mehrere schöne Gemächer enthält auch noch dieses Haus.

(Fortsetzung folgt.)

Das Fest der Kircheinweihung zu Eppstein.

Zu Eppstein wurde am 11. d. M. ein in seiner Art gewiß einziges Fest gefeiert. Die protestantische Kirche war durch Unterstützung edler Wohlthäter hergestellt und namentlich mit einer neuen Orgel versehen worden. Hr. Archivar Habel von Wiesbaden, der Besitzer der Burg Eppstein, ein Freund alterthümlicher Bauten, war dabei besonders thätig gewesen und hatte zur Erhöhung der Einweihungsfeier den Männergesangverein in Wiesbaden gebeten, der religiösen Feier eine musikalische Weihe folgen zu lassen. Hr. Messer, Direktor des Frankfurter Cäcilienvereines, hatte auf seine Bitte um so lieber die Leitung übernommen, da er hoffen konnte, eine Aufführung im edleren Style zu Stande zu bringen, die zugleich durch ein mäßiges Eintrittsgeld zum Besten der Kirche gereichen könnte. Mit großem Eifer hatte sich der Wiesbadner Verein dem Studium einer Männermottette von Bernhard Klein unterzogen und auch von Frankfurt wollte eine kleine Zahl Musikfreunde sich dem wackern Messer anschließen (irrthümlich hat der vorläufige Berichterstatter der Didaskalia, ein Frankfurter Freund des Hrn. Habel, den Cäcilienverein, der bekanntlich aus Damen und Herren besteht, statt seines Direktors genannt, überhaupt das Ganze etwas zu großartig gegriffen). Wir Frankfurter machten uns am festgesetzten Sonntage früh auf. Das Wetter heiterte sich auf; das freundliche Lorsbacher Thal durchzogen wir wohlgemuth. Die frische Natur wehte uns recht festlich an und wir freuten uns innig auf die erhebende Feier. Schon unterwegs hörten wir viel von den großen Zurüstungen. Der Wirth auf der Oelmühle war auf Hunderte gerichtet. 2 Köche und 12 Kellner waren requirirt, 1400 Teller nebst dem nöthigen Geräth herbeigeschafft, 100 Hahnen, mehrere Schweine, ein Ochse rc. rc. zur Küche gebracht; ein anderer Wirth von Wiesbaden hatte eigens einen Gasthof für diesen Tag gemiethet, um die Wiesbadner zu empfangen. Die Sänger von Wiesbaden zogen in drei geschmückten Leiterwagen ein; unser kleines Häuflein kam etwas später. Wir frühstückten, aßen sehr schlecht zu Mittag mit wenigen andern Personen (den einen Koch soll das Kopfweh zu Bett getrieben haben) und um 3 Uhr, wo die eigentliche musikalische Feier beginnen sollte, waren wir wieder in Lorsbach, und eine Stunde darauf mit den Wiesbadnern in Hofheim und sangen lustig unsere Lieder. Und das Fest? Es war halt eine Kirchmeß wie alljährlich, viele Bauern, wenig Städter. Die eigentliche Feier unterblieb. Warum? erfuhren wir erst beim Weggehen. Hr. Habel war für uns nicht zu Hause. Er ließ sich nicht sehen, correspondirte aber von der Burg herab zur Oelmühle oder zum Hotel der Wiesbadner. Höheren Ortes war die „vornehme Bettelei" zum Besten der Kirche untersagt, und Hr. Habel gab den Sängern schriftlich anheim, ob sie unter den Umständen singen wollten. So zogen denn der Direktor, der Orgelspieler, der von Frankfurt gekommen war, die Sänger gegen 3 Uhr wieder ab, ohne Hrn. Habel für die gütige Aufnahme nur danken zu können. Die Wiesbadner hatten das besondere Glück, als sie schon wieder auf ihren Wagen saßen, durch die Herabkunft des Schloßherrn erfreut zu werden; leider konnten sie seine freundliche Einladung, noch länger zu bleiben, nicht annehmen, da schon angespannt war. In Hofheim wurden wir noch durch Mendelssohn's Anblick erfreut, der wahrscheinlich auch von der Kirchenfeier angelockt war, sein geräuschvolles Soden zu verlassen. Wir sehen einer baldigen Wiederholung dieser Feier bei der zum Besten der Kirche veranstalteten Verloosung von weiblichen Arbeiten mit Sehnsucht entgegen.

Einer der vergnügten Festtheilnehmer.

Mannichfaltigkeiten.

(Uebertriebene Oekonomie.) Y..s, ehemals Direktor des königl. Theaters in London, war ungemein ökonomisch. Man erzählt folgenden charakteristischen Zug von ihm: Eines Morgens machte der kleine Mann, der die Augen überall haben wollte, die Runde im Theater, und bemerkte eine fast ausgeleerte Tonne Brennöl. Um sich genau zu überzeugen, wie viel noch darin sey, bog er sich so weit über den Rand, daß er hinein fiel, und da die Tonne sehr groß war, konnte er nicht wieder heraus. Sein Hülfegeschrei zog einen Lampenputzer herbei, der ihm aus der Affaire half; aber der sparsame Direktor bat seinen Befreier, ihn mit den Kleidern an einen Balken über dem Fasse zu hängen, damit das an ihm befindliche Oel ablaufe und nicht verloren gehe.

(Heidelberg.) Der Mechaniker Hr. Steiner hat im hiesigen Museums-Lokale eine atmosphärische Eisenbahn, 13 Fuß Bahnlänge enthaltend, zur Schau aufgestellt. Es bietet einen überraschenden Anblick, wenn man sieht, wie vermittelst einer Luftpumpe der Maschinenwagen in größter Schnelligkeit bergauf rollt, so daß das Auge kaum im Stande ist, demselben zu folgen. Alle Zeichnungen und Beschreibungen könnten uns keinen so richtigen Begriff machen, als wir hier durch das von Hrn. Steiner vorgeführte Modell einen solchen erhalten. Wie wir hören, reist der Mechaniker mit dem Modell nach Frankfurt a. M.

In der vornehmen Welt in England wird es, seit sie sich mehr und mehr von dem Theaterbesuche zurückzieht, wie wir mehrmals erwähnt haben, Mode, Vorlesungen, namentlich von Bühnenstücken, zu veranstalten, und es ist diese Mode gewiß sehr zu billigen. Von jeder jungen Dame wird erwartet, daß sie sich an das Piano setzen und zur Unterhaltung ihrer Freunde spielen und singen kann; ist aber eine von fünfzig, ja ist eine von fünfhundert im Stande, ein Gedicht oder gar ein Bühnenstück auch nur mit einem Schein von dramatischem Effekt vorzulesen? Wir bezweifeln es und wünschen deßhalb, daß das Bestreben, schön vorzulesen, recht allgemein werden möge.

Die Criminalprozesse machen in Frankreich großes Aufsehen und die Gerichtssäle, in denen sie verhandelt werden, beeinträchtigen die Theater, wie sie das Interesse für die Romane schwächen, welche die Zeitungen ihren Lesern täglich bruchstückweise vorlegen. Namentlich klagt man, daß sich die

Damen zu jenen Verhandlungen über Verbrechen gerade so drängen wie in die Theater, wenn diese Stücke voll Mord und Blut aufführen. Die Zeitungen überbieten einander in rascher und ausführlicher Mittheilung der Verhandlungen; die „Patrie" z. B. zeigte kürzlich an, sie bringe die Nachrichten über den Prozeß der Lacoste früher als alle andern, weil sie ihr durch eine besondere Staffette und dann durch eine besondere Locomotive auf der Eisenbahn zukämen. Wir sind für Oeffentlichkeit des Gerichtsverfahrens, aber auch dafür, daß die Verhandlungen nicht zu einem Schauspiele für die Menge herabgewürdigt werden.

(Die letzten Worte eines zum Tode Verurtheilten.) Zu Nantes wurden am 22. Mai die Mörder des Salzhändlers Lemoff, Franz Jaube, 23 Jahre alt, und Maria Gilbert, 29 Jahre alt, hingerichtet. Im Saale des Justizpalastes sah Jaube vor seiner Abführung zum Richtplatze unter andern Zuschauern mehrere junge Leute, und rief ihnen zu: „Meine jungen Herren, die Lüge hat mich dahin gebracht, wo Sie mich jetzt sehen; denken Sie daran, daß Ihnen dies ein zum Tode Verurtheilter gesagt hat."

Das „Elberfelder Kreisblatt" bringt nachstehendes Gedicht:

An Tscheck's Mörderkugeln.

Kraftlos zwar zieltet ihr hin nach des Königs geheiligtem Haupte;
Aber ihr schluget hinein tief in das preußische Herz!
Und es erschallet das Echo des tödtenden Doppelgeschosses
In des Geretteten Brust: „Kinder, es war nur ein Scherz!"

Korrespondenz.

Vom Main, 7. August.

Der Schluß eines in Nro. 217 des Frankf. Journals enthaltenen Berichtes aus Hanau möchte vielleicht zu der Muthmaßung veranlassen, als ob unter den Einwohnern dieser Stadt im Allgemeinen über den Mangel an Privat-Lehranstalten für Knaben Unzufriedenheit herrsche. Dies ist jedoch durchaus nicht der Fall, indem die besonnene Mehrheit wohl fühlt, wie nachtheilig solche Privatinstitute — noch in einer Stadt von der Größe Hanau's — vor Allem einer guten Schulzucht werden können, die unmöglich zu handhaben ist, wenn Jeder, sobald die Strenge der Gesetze gegen ihn in Anwendung kommen soll, den Bereich der öffentlichen Schule verlassen und in einer Privatschule Unterkunft finden kann. Da nun durch eine gute Zucht der Erfolg einer Lehranstalt hauptsächlich bedingt ist, so würde schon diese Rücksicht den Wunsch hinreichend begründen, daß auch für die Zukunft eine Privatschule für höhere Ausbildung der Knaben neben den öffentlichen Lehranstalten nicht Platz greifen möge, denn was von dem Nutzen der Rivalität oder von zu besorgender Einseitigkeit einer allein stehenden öffentlichen Schule gesagt wird, entbehrt alles sicheren Grundes. Wollte man den Grundsatz der Rivalität, welcher dem Handels- und Gewerbsleben entnommen ist und, auf die Erziehung angewendet, dieselbe zur Waare herabwürdigt, consequent durchführen, so müßte am Ende auch jedem vom Staat eingesetzten Gerichte ein Privatgerichtshof an die Seite gestellt werden. Oeffentliche Lehranstalten bedürfen aber der Privatschulen nicht, um sich auf der Bahn des zeit- und pflichtgemäßen Fortschritts zu erhalten, denn dies wird bei ihnen durch die sorgfältige Aufsicht erreicht, welche der Staat durch seine Behörden über sie ausüben läßt, die alle billigen Wünsche und Ausstellungen gewiß gerne berücksichtigen, aber mit Recht zugleich darauf halten, daß sich die Schule den Launen und Anmaßungen mancher Eltern nicht füge, denen sich die Inhaber von Privatinstituten aus begreiflichen Ursachen leicht und wohl selbst ihrer Ueberzeugung zuwider gefällig erzeigen, um nur nicht den Austritt eines Zöglings herbeizuführen. Einseitigkeit kann aber höchstens in einer Elementarschule herrschen, wo das Klassensystem eingeführt ist; in einer höheren Bildungsanstalt, mag sie nun Realschule oder Gymnasium rc. heißen, ist sie namentlich in unserer, nur der fast allseitigen Bildung günstigen Zeit nicht leicht mehr denkbar, weil jedes einzelne Fach daselbst seinen besondern Vertreter hat und schon dadurch die nöthige Vielseitigkeit gesichert erscheint. Abgesehen von allen andern Gründen, die für die öffentliche Erziehung sprechen und die schon oft entwickelt worden sind, deren Wiederholung aber hier der Raum nicht gestattet, bedarf es wohl nur dieser wenigen Worte, um die Zweckmäßigkeit der angefochtenen Einrichtung darzuthun, die freilich theils von allzu zärtlichen Eltern, theils von Solchen beanstandet wird, die ihre Kinder gern von den übrigen absondern möchten, was aber dem Geiste unserer Zeit und dem wahren künftigen Wohle der Kinder selbst schnurstracks zuwiderläuft.

Darmstadt, 8. August.

Unsere Sommervergnügungen sind, wie anderwärts, durch die unbeständige und regnerische Witterung sehr gestört worden. Man mußte die schöneren Stunden öfter gleichsam im Fluge erhaschen und benutzen, wenn man in der Umgegend in geselligem Umgange sich einige Unterhaltung gönnen wollte. Eine Ausnahme von dieser traurigen Regel machte der gestrige freundliche Abend, wo das durch seine vorzüglichen Leistungen hinlänglich bekannte Herz'sche Musikcorps eine zahlreiche Gesellschaft in dem Garten des Chausseehauses versammelt hatte. Man gab nicht blos Fremdes in dem herrschenden Modegeschmack, sondern auch Eigenes in ansprechender Composition, namentlich von dem Dirigenten, der der musikalischen Zeitrichtung stets mit Geschmack und Auswahl zu folgen weiß. — Kürzlich hatte der hiesige Stadtthürmer Hehl einen schweren Kampf zu bestehen. An einem Sonntag Morgen kam ein junger Mann hastig die Treppe herauf, stürmte wild an des Thürmers Wohnung vorüber und eilte hinauf nach der Gallerie. Dieser auffallende Vorgang bestimmte den Thürmer, dem jungen Manne zu folgen, der, knieend in Sturm und Regen, in einem Gesangbuche laut ein Lied zu lesen schon begonnen hatte. Hier war Gefahr beim Verzug: der Thürmer erkannte sogleich den ungebetenen Gast und fragte ihn, was er hier wolle und beabsichtige. Erst mein Lied lesen, war die Antwort, und dann, indem er nach den Wolken zeigte, nach dem Befehle von oben hinunter springen. Der Geisteskranke drohte sogar noch, wer ihn darin störe, müsse mit ihm den großen Sprung der Erlösung machen. Hehl warf sich gleich mit allen Kräften auf den Unglücklichen und schrie um Hülfe, welche in wenigen Minuten bei der Hand war. Auf diese Weise wurde ein irrsinniger Mensch von einem grausenhaften Tode gerettet.

Mainwasser-Wärme.

Mittwoch, 14. August, Morgens 8 Uhr: 14 Grad. W. Gerlach.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 14. August. Der Wildschütz, oder: Die Stimme der Natur, komische Oper in 3 Abth., Musik von Albert Lortzing.

Wegen des Ausrückens der Stadtwehr bleibt das Theater Donnerstag, 15. August geschlossen.

Samstag, 17. August. Ferdinand Cortez, oder: Die Eroberung von Mexico, große Oper in 3 Abth., Musik von Spontini.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 226. Freitag, den 16. August 1844.

Das Dachstübchen.

Erzählung von Carl Hanisch.

(Fortsetzung.)

Veronika begriff selbst nicht, wie sie in Gegenwart der Mutter zu dem Muthe gekommen war, den Freier auf solche Weise sich vom Halse zu schaffen. Sie schwieg, und ließ geduldig den Strom der Vorwürfe vorüberrauschen, bis er sich erschöpft hatte.

„Darf ich reden, Mutter?“ fragte sie bei der ersten Pause.

„Rede! entschuldige Dich, wenn Du kannst,“ war die Antwort.

„Du meinst“ — begann sie —, „der Assessor wolle aus Neigung zu stiller Häuslichkeit sich einschränken auf unsere bescheidene Wohnung? O, glaube das nicht, Mutter! Er hat nur Sinn für knauserige Sparsamkeit, und würde Dich in eine unheizbare Dachkammer verweisen, wenn er seinen Vortheil dabei fände, oder Du ihm im Wege wärest, unbekümmert, welche Wirkung es auf Dich und die Tochter machen müßte. Er sieht mich für ein harmloses Gänschen an, das kochen, nähen, stricken und gehorchen gelernt hat; das sich leicht gewöhnen lassen wird an seine lächerlichen und kleinlichen Gewohnheiten, die noch geckenhafter werden, wenn er sie in bessere und schönere Gefühle einhüllen will, die er nie gekannt hat. Es war Nothwehr, Mutter! die mich Verzweiflung lehrte; denn lieber todt, als eines solchen Menschen Gattin seyn. Mit Freude würd' ich ein Stück schwarzes Brod theilen mit einem Manne, den ich achten, den ich lieb haben könnte, wie ich Dich lieb habe, Mutter! Mit dem Assessor möcht' ich in einem fürstlichen Palaste nicht wohnen. Versorgt willst Du mich wissen, liebe Mutter? Ich bin versorgt, wenn Du mich nicht auf solche Art zu versorgen gedenkest.“

Obwohl Frau Reichfeld noch Mancherlei einzuwenden hatte, so wurde doch der Friede leidlich wieder hergestellt, weil sie wohl selbst einsehen mußte, daß Veronika nicht ganz unrecht habe, wenn sie zu dem komischen Patrone keine Neigung fühlen konnte, der wahrscheinlich nur deßhalb zur Ehe schreiten wolle, um die Hausmiethe und den Lohn der Haushälterin zu ersparen, welch' letztere Funktionen wahrscheinlich der Frau Schwiegermutter zugedacht worden waren.

Ein finsterer Geist schien seit dem Besuche des Finanz-Assessors in dem sonst ruhigen, freundlichen Hause eingekehrt zu seyn, und es nicht mehr verlassen zu wollen.

Auch auf Grund hatte er seinen Einfluß geübt; düster saß dieser in seinem Zimmerchen und versäumte, zur Tischzeit herabzukommen, was noch nie geschehen, seit er genesen war.

Eine Unruhe hatte sich Aller bemächtigt, die bei Veronika sich vermehrte, als das in die Hände der Freundin gegebene Manuscript immer noch nicht zurückgekommen war. Eben wollte sie sich anschicken, deshalb Erkundigungen einzuziehen, als die Mutter mit der Nachricht eintrat, daß so eben ein wohlgekleideter Mann eifrig nach Herrn Grund gefragt, und auf ihren Bescheid die Treppe hinaufgeeilt sey.

Etwa nach einer halben Stunde, während welcher die Frauenzimmer oben lebhaftes Gespräch vernommen hatten, kam der Fremde mit dem Bewohner des Dachstübchens herab, und der letztere zeigte im Vorbeigehen der Mutter an, daß er bei'm Mittagmahle nicht erscheinen werde.

Ein Billet von Fräulein Angelika Wirk wurde später an Veronika abgegeben, worin diese ihr anzeigte, daß das ihr anvertraute Manuscript sich in den besten Händen befinde, und Herr Grund bereits selbst davon unterrichtet seyn werde.

Spät am Abend kehrte dieser zurück, um eine Tasse Thee bittend, weil er genöthigt sey, noch zu arbeiten.

„Nun, Gottlob!“ sagte Frau Reichfeld, „so hat er doch endlich Beschäftigung, die ich ihm von ganzem Herzen gönne.“

Veronika, die bisher so innigen Antheil an dem Schicksale des Hausgenossen genommen hatte, hing das Köpfchen und vermochte sich nicht zu freuen über ein Ereigniß, das ihr früher gewiß erwünscht gekommen wäre. Eine Ahnung durchflog sie, als werde ihr Geschick mit dem seinigen doch nicht zu ihren Gunsten entschieden werden.

An die Stelle der bisherigen Ruhe trat jetzt von außen her ein lebhafter Verkehr mit dem Dachstübchen. Man kam, man ging; die alte Ordnung war gestört. Mutter und Tochter harrten zur Mittagszeit auf den Tischgast, der sonst nie gefehlt hatte; er kam gar nicht oder zu spät, und seine Entschuldigung war so leicht hingeworfen, daß man wohl sah, er gehe mit Dingen um, die ihn alles Uebrige vergessen ließen. Endlich zeigte er nur so im Vorbeigehen an, daß er einige Zeit außer dem Hause zubringen werde.

Frau Reichfeld war zwar begierig, zu wissen, was sich denn eigentlich mit ihm zugetragen habe; sie konnte sich aber nicht entschließen zu fragen, weil sie darauf rechnen dürfen

glaubte, er werde den Gegenstand selbst vertraulich zur Sprache bringen: wer aber schwieg, war Grund.

Eines Tages erschien eilig ein Vetter der Frau Reichfeld, und sprach:

„Nun, wißt Ihr Nichts?" begann er mit wichtigem Gesichte.

„Was sollen wir denn wissen?" fragte Frau Reichfeld.

„Von Eurem Miethsmanne, von dem Dichter. Ihr wißt im Ernste Nichts?"

„Kein Wort," versicherte Frau Reichfeld, „als daß er seit einiger Zeit ein sehr geschäftiges Leben führt und selten zu Hause ist."

„Glaub's! glaub's!" entgegnete der Vetter. „Alle Wetter! der hat's getroffen! Hätt's mein Lebtag nicht geglaubt, daß seine Papiere so gut wären."

„Darf ich nicht wissen?" fragte jene.

„Wenn Ihr im Ernst Nichts wißt," fuhr er fort, „so will ich es Euch sagen. Denkt um Alles in der Welt, der Mensch heirathet die Schwester des reichen Buchhändlers Ewald und zieht in dessen Haus, wo er eigentlich schon wohnt."

(Fortsetzung folgt.)

Unterwegs.

(Reiseskizzen von R.)

(Fortsetzung.)

Was die Kräuterkur betrifft, so ist das Hochgebirge reich an aromatischen Pflanzen, und die Traubenkur hat an dem edlen Gutedel hier einen Stoff, wie sie ihn wünschen mag. Für das Alles, ja für fast jedes Bedürfniß ist auf eine Weise Sorge getragen, die der Umsicht und Einsicht des Unternehmers alle Ehre macht, und dem Publikum, das auch nicht leidet, ist durch eine tüchtige Wirthschaft im Kurhause ein Vereinigungspunkt geboten, den es nicht verschmähen wird.

Diese Beschreibung wird unstreitig mein Urtheil rechtfertigen, daß kaum eine ähnliche Anstalt irgendwo bestehen wird. Nimmt man nun die reine, milde Bergluft hinzu, die reizende Gegend, die reiche Aussicht, so ist dem Bade gewiß ein Prognostikon der schönsten Art zu stellen; aber es verdient auch vom Publikum benutzt zu werden. Der Unternehmer hat ungeheure Summen darauf verwendet, man spricht von hunderttausend Gulden.

Wer die Anstalt sieht, findet diese Annahme nicht übertrieben.

Ich hatte es schwer zu beklagen, daß der interessante Mann, der das Alles errichtete, gerade an dem Tage abwesend war, als ich Gleisweiler besuchte. Seine Bekanntschaft würde mir höchst interessant gewesen seyn.

Nach einem guten Mittagsmahle bestellten wir uns den Kaffee an eine der schönsten Stellen der Waldhöhe unter das Blätterdach einer schönen Kastanie, wo eine Cigarre königlich schmecken mußte. Vor uns lag die reizende Landschaft bis zu den Höhen des Schwarzwaldes. Lustwandelnde waren viele da.

Mein Landauer Wirth war ein eben so gut unterrichteter, als freundlicher Mann. Wir redeten viel über die neue Anstalt, ventilirten den Punkt des Rentirens der Anstalt hin und her, und vertieften uns so sehr in unsern Gegenstand, daß Keiner von uns beiden das Herannahen eines Dritten wahrnahm, bis er mir die Augen rücklings zuhielt.

Ich konnte nicht rathen, weil ich hier fremd war. Wer sollte es seyn?

Da rief ich auf's Gradewohl oder Gerathewohl: R.—! Und die Hände sanken, umhalsten mich aber und bogen mir höchst unbequem den Kopf zurück, worauf ein herzhafter Kuß folgte. Es war R. Ich hatte ihm mein Unwohlseyn in Landau gemeldet — ohne jedoch es als bedeutend zu schildern. Das war genug gewesen, den braven Menschen hierher zu treiben, daß er meiner Pflege sich widme. In Landau angekommen heute früh, vernahm er von der Wirthin meinen Ausflug und sein Ziel, und ein rascher Einspänner trug ihn zu uns.

Ich darf wohl sagen, daß mir nun der Tag ein Festtag wurde, den ich mit voller Seele genoß.

R. mußte nun, nachdem ich ihm meine Leiden geklagt, erzählen, was er mit eben so viel Humor als Ausführlichkeit that. Aus Allem ging klar hervor, daß er seine Absichten in reichstem Maße erreicht hatte.

Fröhlich kehrten wir am Abend nach Landau zurück, um am andern Morgen in einem bequemen Omnibus den drohenden Thürmen, den argwöhnischen Festungswerken zu entfliehen und in der kürzesten Richtung Speyer zu erreichen, wo freilich nur der Dom und seine beiden Denkmale uns anzogen. Das Aeußere des Domes, das keine Einheit zum Bewußtseyn bringt, fesselte uns nicht. Desto großartiger war die Wirkung des einfachen, imposanten, schmucklosen Innern. Mächtig unterscheidet sich eben dadurch das Gebäude von andern seines Gleichen. Dort finden wir Ueberladung von Bilderschmuck, wie z. B. in manchen schönen Kirchen Köln's, selbst im Dome von Mainz. Diese stille, stolze Höhe, diese Gewölbe, so schwindelnd und doch so ruhig und erhaben, sind ganz geeignet, die Seele nach Oben zu heben. Alles ist Einklang hier. Alles trägt den Charakter würdevoller Einfachheit und Erhabenheit.

Ob die Absicht des königlichen Pfalzgrafen, den Dom mit Fresken zu verzieren, das Gebäude verschönern werde, wird von Vielen stark in Zweifel gezogen, weil es die erhabene Einfalt des Baues stören dürfte, wenn Gemälde im bunten Gewande seine Wände bedecken. Dies einfarbige Gewand, diese bräunlich gelblich-grünliche Farbe sagt gewiß dem Charakter des Gebäudes mehr zu, wie überhaupt solche Bildwerke mit dem byzantinischen Style nirgends recht im Einklange zu stehen scheinen. Es ist dies freilich meine unkünstlerische Privatansicht, aber ich hatte die Genugthuung, daß R., nachdem er sinnend durch das Gebäude geschritten war, ganz mit mir übereinstimmte. Zwei Gemälde, eine Schlesinger'sche Copie der Raphael'schen Madonna aus der Dresdener Gallerie, und ein anderes sind nicht übel, sie befinden sich an Nebenaltären und können vom Eingange her kaum bemerkt werden. Taufstein und Kanzel sind neue Arbeiten, passen aber vollkommen zur Einheit des Domes, die durch die großartigen Monumente der beiden Kaiser nicht gestört wird.

Links steht das Denkmal Adolph's von Nassau, der bei Göllheim fiel, wo er mit Albrecht von Oesterreich um die Krone des Reiches rang, welche ihm seines Oheims, des Erzbischofs von Mainz, Ränke entrissen. Die edle Gestalt kniet

in betender Stellung und gesenkten Hauptes. Ohnmacht hat es gebildet, aber nicht Ohnmacht. Der Eindruck ist mächtig und den Kenner der Geschichte beschleicht eine innige Wehmuth, wenn er des wackern Mannes gedenkt, der so schmählich um Krone und Reich gebracht wurde und nicht einmal ein kaiserlich Grab in der Afrakapelle des Domes finden sollte. Die Fügungen des Himmels sind gerecht. Albrecht endete unter den Dolchen der Verschwornen, an deren Spitze der eigne Neffe stand. Adolph fiel durch den Oheim, Albrecht durch seinen Neffen; aber ein späterer Träger der Krone des Reiches bettete die Reste beider in einem Gewölbe, und der Tod und die Gerechtigkeit glichen den Zwiespalt des Lebens aus. Herzog Wilhelm von Nassau hat sich selbst geehrt durch dies schöne und doch so bescheidene, dennoch eines Kaisers vollkommen würdige Denkmal seines edlen Ahnherrn, der stets die Sympathieen seines Volkes für sich haben wird. Mit größern Ansprüchen tritt das Denkmal Rudolphs von Habsburg zur Rechten, dem Adolphs gegenüber, auf. Ludwig von Bayern ließ es durch Schwanthalers Meisterhand bereiten. Die Gestalt des Kaisers ist voll Herrscherwürde. Auf dem Denkmale Adolphs erscheint der Kaiser als Mensch, sich demüthigend vor dem Herrn aller Herren; hier erscheint der Mensch als Kaiser, wägend die Geschicke eines großen, edlen Volkes. Rudolph ist sitzend abgebildet, mit dem Zeichen der kaiserlichen Herrscherwürde angethan. Der edle Kopf drückt Strenge und Ernst aus. Die Arbeit ist trefflich. Die Falten des Mantels umfließen die Gestalt, die das Alter noch nicht gebrochen hat.

Es drängen sich der Seele hier gewaltig wirkende Gegensätze auf, wenn man die beiden Gestalten, ihre Erscheinung im Leben und im Bilde erfaßt.

(Fortsetzung folgt.)

Die Tantièmen-Täuschung.

Die „Zeitung für die elegante Welt" enthält Folgendes: Wie dankbar ist die Tantième für neue Stücke begrüßt worden, und wie dürftig zeigt sich der Erfolg und Verlauf! — Berlin hat bis jetzt mit der Tantièmen-Einrichtung offenbar Honorar erspart, und hat alle Aussicht, wenigstens noch ein halbes Jahr lang gute Geschäfte für seine Kasse damit zu machen. — Und zwar folgendermaßen: Es war und ist noch unvollständig im Personale, und kann selten ein Stück zur wirksamen Geltung bringen. Es hat ferner bisher die jedem Stück tödtliche Einrichtung der verzettelten Urlaube und Gastspiele befolgt. In bester Theatersaison nämlich, im Februar, März, April, Mai sind längere Urlaubsreisen der Hauptmitglieder vertheilt. Wird nun endlich ein neues Stück gegeben, so geht nach der zweiten Vorstellung Fräulein v. Hagn, oder Hr. Rott, oder Mad. Crelinger auf eine Urlaubsreise; das Stück muß liegen bleiben, der Lauf desselben ist gehemmt, abgeschnitten. Des vierteljährigen Gastspiels Hrn. Dörings während der besten Saison nicht zu gedenken, eine Art des Gastspiels, welches die Autoren ganz und gar dem Schauspieler opfert. So ist es bis jetzt in Berlin den wenigen Autoren, welche Aussicht auf Darstellung haben, vortheilhafter gewesen, von vornherein auf die Tantième zu verzichten und, um nur Etwas zu haben, mit dem kleinen, aber festen Honorar vorlieb zu nehmen. Und wie sieht es aus für die zweite Hälfte des Jahres? Um Nichts besser. Das Opernhaus wird vor December nicht geöffnet: alle Gattung von Theatervorstellung also, große und kleine Oper, Vaudeville und Ballet, Genrebild und Sommernachttraum, lebendes Bild und griechische Studie sind auf das kleine Schauspielhaus angewiesen — und da soll Platz gewonnen werden zur Tantième für eine noch so junge dramatische Literatur! Außerdem sind die Lücken des Personals noch lange nicht gefüllt, die verzettelten Winter-Urlaube sind nicht aufgehoben, eine Wiederholung des Döringschen Gastspiels unter den alten, neue Stücke verdrängenden Formen steht für die zweite Winterhälfte in Aussicht, die Hoftheater-Bedenklichkeiten bei Stücken von einiger Bedeutung sind dieselben — was heißt nun unter solchen Umständen die gepriesene Tantième? Täuschung. Der Autor muß auch für die nächste Berliner Saison zufrieden seyn, wenn er für das kleine Honorar sein Stück zwei oder drei Mal eingeschoben sieht. Das ist Berlin. Was haben nun die zunächst stehenden Theater in dieser Angelegenheit und nach dem Vorgange Wiens und Berlins gethan? Nichts. Im ersten Feuer war hier und dort wenigstens von verhältnißmäßiger Tantième die Rede, von Modificationen der zehn Procent, von Eigenthümlichkeiten. Jetzt ist Alles still. Man meint wohl, die Wallung sey vorüber, und es werde der Lärm für die Dichter und um die vier bis sechs Louisd'or Honorar bei großen Hoftheatern verhallen? Die Hauptstadt des Königreichs Hannover wird ein noch größeres Schauspielhaus erbauen, als in Dresden erbaut worden ist, und bis dato zahlt sie, obgleich der Bau nicht aus der Theaterkasse bestritten zu werden braucht, durchschnittlich für eine fünfaktige Tragödie vier Louisd'or. Wir hören desgleichen nichts von einer größeren Rücksicht auf die Autoren von den großen Hoftheatern zu München und zu Dresden. Zu Stuttgart ist die Tantième positiv abgeschlagen. Bei Städten von solcher Größe, wie Stuttgart, Kassel, Braunschweig, Wiesbaden, Weimar, Schwerin, Oldenburg, ist die Frage auch allerdings schwieriger, und es wäre zunächst wohl nur auf ein die 30 und 40 rheinischen Gulden übersteigendes Honorar zu dringen. Aber die großen Opern mit dem großen Aufwande stehen zwischen uns und den Direktionen, und die großen Opern sind ihnen wichtiger, als die deutschen Autoren. Oldenburgs lobenswerthes Beispiel, für ein gutes Schauspiel auf die Oper lieber zu verzichten, als eine mittelmäßige Oper und ein mittelmäßiges Schauspiel zu unterhalten, dies Beispiel findet noch keine Nachahmung. Man will lieber von Allem Etwas, als etwas Gutes haben. — So also ist das sogenannte Tantièmen-Opfer bis jetzt in der Wirklichkeit beschaffen. Wien allein bietet solide Gewähr seines Versprechens.

Mannichfaltigkeiten.

Der Schauspieler Heckscher war in dem Wirthshause einer kleinen Stadt Oberbayerns abgestiegen, dessen Wirth nur seinen eigenen Jargon verstand. Heckscher fand es in dem Zimmer zu heiß. Der Wirth begriff das Wort „heiß" nicht. Endlich machte sich Heckscher durch Zeichen verständlich, und der Wirth rief lachend aus: das haaßt jo haaß! — Heckscher:

Haas ist ein Thier, das einen guten Braten gibt. — Wirth: Sie meinen's holt a Hoos. — Heckscher: Hos ist ein Beinkleid. — Wirth: Naa, bei uns z'Land Büchsen. — Heckscher: Büchsen ist ein Feuergewehr. — Wirth: Das nemen wir a Stutzer. — Heckscher: Stutzer ist ein Narr. — Hier empfahl sich der Wirth.

Die reichen Nachkommen des verstorbenen großen Bierbrauers Pschorr in München haben dessen Büste in carrarischem Marmor durch Schwanthalers Meisterhand ausführen lassen. Die Büste soll in einer besonderen Ruhmeshalle, welche die Familie bauen läßt, aufgestellt werden. Alle Biergäste des Verstorbenen werden bei der Einweihung gerührt zugegen seyn. (Dorfz.)

Die zur Weinfaßstraße führenden Wasserleitungsröhren in Magdeburg werden jetzt erneuert und die Straße ist dadurch gesperrt. „Wasserröhren zur Weinfaßstraße! Spiritus! Merkst du was? Das ist die Folge von Mäßigkeitsvereinen", sagte ein Eckensteher zum andern. „Bruder, das ist nichts Neues", war die Antwort, „das ist immer so gewesen; aber daß es jetzt öffentlich geschieht, das ist ein Zeichen der Zeit."

Die Wasserheilanstalt zu Weinheim im Großherzogthum Baden.

Von der Bergstraße.

Zu den Naturschönheiten, womit jeder Reisende die Bergstraße reichlich ausgestattet findet, ist seit einigen Jahren eine Anstalt gekommen, welche schon für manchen Kranken eine Quelle des Heils und des Segens geworden ist: die Kaltwasserheilanstalt des Medicinal-Assistenten und practicirenden Arztes Dr. Bender in dem vier Stunden nördlich von Heidelberg gelegenen Landstädtchen Weinheim. Mögen andere Anstalten dieser Art eines ältern Rufs und eines größern Umfangs sich erfreuen, so steht doch diese jüngere an Wirksamkeit und an Annehmlichkeit des Aufenthalts keiner ihrer ältern Schwestern nach. Das Klima von Weinheim gehört unstreitig zu den mildesten von Deutschland, die Fruchtbarkeit des Bodens ist ausgezeichnet, und an Obstbäumen ist die Gemarkung von Weinheim wohl eine der reichsten weit und breit, indem die große Masse von Nußbäumen, Apfel-, Birn- und Kirschbäumen, von den Bergen betrachtet, als wahre Waldungen erscheinen. Die Wasserheilanstalt selbst liegt vor dem Städtchen auf einer Anhöhe ganz nahe an der von Darmstadt nach Heidelberg führenden Chaussee und nicht weit von der jetzt im Bau begriffenen Main-Neckar-Eisenbahn; von den freundlichen Zimmern und von dem Hausgarten aus genießt man die Aussicht auf die mit Reben und Wald bewachsenen nahen und fernen Berge und auf die weite und fruchtreiche Ebene zwischen der Bergstraße und dem Rhein; das Auge ergötzt sich an dem prächtigen Taunusgebirge und an andern Fernsichten. Die in der Heilanstalt befindliche Wasserquelle ist von einer großen Ergiebigkeit, von dem reinsten Geschmack und von einer wahrhaft labenden Kühle, das Vollbad von zweckmäßiger Einrichtung, und die Douchen, namentlich die große Douche, die Augen- und Nase-Douche theils ganz nahe bei, theils in dem Kurhause, so daß selbst bedeutend Erkrankte die verschiedenen zur Heilung erforderlichen Einrichtungen benutzen können, ohne hierin durch Unbequemlichkeiten gestört zu werden. Die Persönlichkeit des Badearztes und seiner Gattin lassen, was gewiß eine große Annehmlichkeit für den Kurgast ist, nichts zu wünschen übrig. Die Tafel ist bei aller Einfachheit der Speisen, wie eine solche in Wasserheilanstalten durchaus nothwendig ist, nach dem allgemeinen Urtheil der Kurgäste ausgezeichnet gut und die Kosten des Aufenthalts in dieser Anstalt, welche sich in Allem (namentlich einschließlich des ärztlichen Honorars) auf ungefähr fünfzehn Gulden die Woche belaufen, sind mäßig. So vereinigt die Bender'sche Wasserheilanstalt alles Wesentliche, was einer solchen nöthig ist und was zum Besuch derselben einladet; und obschon die Annehmlichkeiten des Aufenthalts in derselben noch größer seyn würden, wenn der Hausgarten schattige Plätze und Gänge darböte, so läßt doch eines Theils die Aufmerksamkeit des Eigenthümers erwarten, daß er mit der Zeit dasjenige schaffen werde, was bei dem erst kurzen Bestehen der Anstalt nicht sogleich geschaffen werden konnte, andern Theils aber gewährt der nicht weit von der Anstalt gelegene gräflich Waldner'sche Garten, dessen Besitzer mit dankenswerther Liberalität dessen Besuch den Badegästen gestattet, in einer sehr schönen Allee und in andern Anlagen einen herrlichen Schutz gegen die Hitze des Tages, so wie man auch die herrlichste Kühle in dem nicht fernen Gorxheimer Thale findet, wogegen das durch seine Schönheiten berühmte Birkenauer Thal und die über dem Städtchen gelegene Burgruine Windeck und andere Bergpartieen an kühleren Tagen die angenehmsten Spaziergänge gewähren.

Korrespondenz.

Wicker, 13. August.

Was dem Leidenden eine heilsame Arznei, dem Müden ein sanfter Schlaf und dem Durstenden ein Labetrunk ist, das waren die Regengüsse für die unzähligen Kinder der holden Mutter Erde, welche seit dem 2. v. M., theils angenehm, theils schaudernd herabträufelten. Durch diese Regengüsse quoll der Kern des Korns und beschleunigte dessen Reife. Schon vor Margarethatag, welcher gewöhnlich die Schnitter auf den Sand, selten aber auf das Land bringt, wurde Korn, auf beiden gewachsen, rührig geschnitten, welches, gut ausgefallen, jetzt alle eingescheunt ist und sehr reichlich in's Maß gibt. — Die Gerste und der Hafer, welche durch die lange Dürre sehr kümmerlich standen, erquickten gleichfalls die bisherigen Regengüsse sehr erfreulich und werden ebenfalls, wenn auch keinen reichlichen, doch einen sehr befriedigenden Ertrag liefern. — Einen vorzüglich wohlthätigen Einfluß hatte die bisherige Witterung auf die Garten- und Wurzelgewächse und besonders auf die wohlthätige Gabe Drake's — auf die Kartoffeln, welche bei Armen und Reichen beliebt sind und in der dürftigsten Hütte, wie im herrlichsten Palaste gerne gegessen werden, ja ohne die jetzt die Menschheit nicht seyn und leben könnte. So dürftig sie — die Kartoffeln — vor den Regengüssen standen, so belebt und erfreulich prangen sie jetzt, und alle Sorgen, welche ihrer wegen so viele Herzen beängstigten, sind verschwunden. — Unsere Obstbäume prangen meistens in reichlicher Fülle und Nüsse gibt es sehr viele. — Die Trauben unserer Weinberge, die schnell und gleich verblühten, wuchsen durch das kühle Wetter ungemein und schon am 25. v. M. fanden wir weiche schwarze Trauben. Lächelt von nun an denselben die freundliche Sonne anhaltend und milde, dann leben wir in der angenehmsten Hoffnung. H.

Mainwasser-Wärme.

Donnerstag, 15. August, Morgens 8 Uhr: 14 Grad. W. Gerlach.

Theater-Anzeige.

Wegen des Ausrückens der Stadtwehr bleibt das Theater Donnerstag, 15. August geschlossen.

Freitag, 16. August. Der Vicomte von Letorières, oder: die Kunst, zu gefallen, Lustspiel in 3 Abth., von Carl Blum. Hierauf folgt (zum Erstenmale wiederholt): Fritz, Ziethen und Schwerin, dramatische Scene in einem Act, von L. Schneider.

Samstag, 17. August. Ferdinand Cortez, oder: Die Eroberung von Mexico, große Oper in 3 Abth., Musik von Spontini.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 227. Samstag den 17. August 1844.

Das Dachstübchen.

Erzählung von Carl Hanisch.

(Fortsetzung.)

Veronika war erbleicht; ihre Augen senkten sich auf die Arbeit, um die unaufhaltsam hervorbrechenden Zähren zu verbergen. Ihr Vorgefühl hatte sie nicht betrogen.

„Ei, ei!" rief staunend Frau Reichfeld, „das hat sich schnell gemacht."

„Schnell, ja!" versetzte der Vetter; „das Glück kommt immer schnell. Sagt, wer hätt's dem Menschen angesehen? Ich darf sagen, er hat ein einfältiges Gesicht! — Und wißt Ihr, wie es gekommen, wie es gegangen ist? Ich habe Alles erfahren, ich weiß Alles: der Herr Grund hat eine Portion Gedichte geschrieben, so in der jugendlichen Ueberschwänglichkeit, die sind dem Hofrath Wirk in die Hände gefallen, weiß der Herr, durch wen. Der hat sie gelesen, ist wie besessen davon worden, hat sie eiligst und schleunigst dem Buchhändler Ewald mitgetheilt, den die Besessenheit ebenfalls angesteckt hat, und in dieser Wuth hat er nicht nur die Gedichte an sich gekauft, ich glaube um mehrere Hundert Dukaten, sondern hat dem Poeten sogleich sein Haus zur Wohnung und seine Schwester zur Gattin angeboten, ihn traktirt wie einen jungen Großtürken und ihn zum Redakteur seines Literatur- und Kunstblatts ernannt mit einer barbarischen Besoldung. Ich habe sie miteinander laufen sehen, den Buchhändler und den Dichter, Arm in Arm; der Ewald hat ausgesehen, als wenn er eine Braut führe, der Herr Grund aber hat sein gewöhnliches einfältiges Gesicht gemacht, als ob ihm gar Nichts begegnet sey. Das ist mir, schon um der Dukaten wegen, unbegreiflich. Aber so ist der Mensch! Ich hab's ihm gleich angesehen: für Nichts Sinn, als für seine armseligen Gedichte, die jetzt zufällig einen tollen Liebhaber gefunden haben. Hat er das Dachstübchen noch nicht aufgekündigt? denn nun zieht er Breite Straße Nr. 3. — Uebrigens habt Ihr die Ehre", setzte er hinzu —, „einen Dichter im Hause gehabt zu haben. Diese Ehre läßt sich aber nicht wechseln. Ich wollte, er zöge jetzt erst in Euer Haus, nachdem er die Ehre zu Geld gemacht hat, als daß er nun abzieht und großmüthig die Kleinigkeit bezahlt, um die Ihr ihm Kost und Wohnung gereicht habt. Jedenfalls laßt ihn nicht fort, bevor er nicht einen halbjährigen Hauszins erlegt hat; er hat jetzt Geld, er kann blechen."

Der Vetter entfernte sich mit der Zusicherung, Alles, was er in dieser Angelegenheit weiter erfahren werde, getreulich zu berichten.

„Was sagst Du dazu, Veronika?" begann nach kurzer Stille Frau Reichfeld.

„Nichts, liebe Mutter!" antwortete diese.

Kurze Zeit darauf trat Grund in's Zimmer.

„Ich bin fast fremd geworden hier im Hause seit einiger Zeit," begann er nach der gewöhnlichen Begrüßung; „aber ich habe auch so viel zu thun gehabt, bin so überrascht worden, daß ich kaum an mich selbst denken konnte."

„Wir haben von dieser Ueberraschung gehört," sagte Frau Reichfeld mit spitzigem Tone, den sie nicht zu meistern vermochte.

„Ich bin in einen Schwall von Geschäften gerathen," fuhr er fort, „von dem mir's vor vier Wochen nicht geträumt hätte. Sie werden noch nicht wissen, in welchen Verhältnissen ich mit dem Buchhändler Ewald stehe. —"

„Wir haben es aus drittem Munde vernommen, sonst wüßten wir noch Nichts," entgegnete die Wittwe.

„Ich soll ausziehen," sprach er weiter, „soll mein Stübchen mit einer größeren Wohnung vertauschen."

„Nach Ihrem Belieben," versetzte Frau Reichfeld.

„Aber ich ziehe ungern aus," versicherte er; „mein Zimmerchen ist mir so lieb geworden, daß ich es nicht missen könnte."

„Doch wird es wohl seyn müssen," sagte die aufgeregte Frau; „wenn Sie nicht aufkündigen, so kündige ich auf."

„Ist es wahr?" frug er besorgt; „wird vielleicht eine Veränderung im Hause stattfinden? das würde mir sehr leid thun; hätte ich voraussehen können, wie Alles gekommen und sich zu meinem Vortheile gebildet —"

„So nehmen Sie ja Ihren Vortheil recht wahr," fiel sie ihm in die Rede.

„So hätte ich früher davon gesprochen," fuhr er fort; „also ist es beschlossen?"

„Daß Sie ausziehen? Ja!" sagte rasch und derb Frau Reichfeld.

„Ich weiß nicht, wertheste Frau!" begann er wieder nach einigem Stillschweigen, „ob ich Recht habe, aber aus Ihrem Tone muß ich schließen, daß Sie mich nicht mehr mit derselben Güte behandeln, wie sonst."

Frau Reichfeld gerieth in einige Verlegenheit über die dreisten Aeußerungen des jungen Mannes, die wie Spott klangen.

„Und auch Fräulein Veronika scheint ihre Gesinnungen gegen mich geändert zu haben? Mein Gott! das thut mir recht leid. Ich kam in der Absicht —"

„Uns zu beleidigen?" fragte Frau Reichfeld.

„Behüte der Himmel! Wie können Sie das glauben? Nein, Sie um Ihren mütterlichen Rath zu bitten in meinen Angelegenheiten, die sich nun recht gut gemacht haben. Ich weiß freilich nicht, wie ich es am besten an Mann — oder vielmehr an die Frau bringen soll, aber sagen muß ich's doch, sonst komm' ich nicht an's Ziel. — Wertheste Frau! ich möchte, da ich nun eine bedeutende jährliche Einnahme und die blühendsten Aussichten in die Zukunft habe, — möchte ich heirathen."

Veronika begab sich in das Nebenzimmer.

(Schluß folgt.)

Unterwegs.

(Reiseskizzen von N.)

(Fortsetzung.)

Und warum fehlen die Male Conrad's II., des Saliers, der den Grundstein des Domes legte? Heinrichs III., der ihn fortführte, und Heinrichs IV., der ihn vollendete? Wäre es nicht eine Pflicht der Pietät, dieses letztern, Heinrichs IV. Denkmal hier aufzustellen, wo er des Undanks ganze Fülle empfing? Und da unten ruht er, der vielgeprüfte Kaiser, der als Mensch hart büßte, als Vater das entsetzliche Schicksal erlebte, daß zwei seiner Söhne die Hand mit dem Schwerte gegen ihn erhoben und der Geliebteste von beiden ihn herabstürzte vom Throne im Bunde mit Geistlichen. Er fiel, ein Opfer des Verraths, den der eigne Sohn ihm bereitet, und leerte den Becher des Elends bis zur Hefe, den Becher des Elends, sage ich, denn er schrieb es selbst an Frankreichs König, und dieser Brief ist das erschütterndste Dokument eines gebrochenen Vaterherzens. Wohl bestattete ihn der Sohn, nachdem der Leichnam des Vaters lange eines ehrlichen Christengrabes entbehrt, aber dieser heuchlerische Akt der Reue mehrt den Fluch, der auf ihm lastet.

Wir verließen den Dom mit schmerzlichen Gefühlen, sahen noch das sogenannte „Albertel", den sogenannten „Oelberg" seltsamen Andenkens, und wenige Stunden später lag uns Speyer im Rücken, und der rüstige Dämpfer trug uns Mannheim zu, wo R. mit pochendem Herzen landete, ich mit andern Gefühlen.

Er hatte mir erzählt, daß er in der Gallerie eine Landschaft ausgestellt, von der er Gutes erwartete, aber dem Personale verboten hatte, seinen Namen zu nennen.

Eine Hauptaufgabe für den Rest des Tages war mir, Mannheim zu durchwandern, das ich lange nicht gesehen, und wunderbar verjüngt und voll Leben fand. R. suchte sich zu vergewissern, ob seine Angelika da sey.

Als ich am andern Morgen aufstand und nach R. fragte, war er bereits seit einer Stunde ausgegangen. Die Unruhe ließ ihn nicht schlafen und trieb ihn frühe heraus.

In der Gallerie hoffte ich ihn wieder zu finden, aber ich fand nur sein Bild. Es stand im einfachen Goldrahmen auf einer Staffelei, in gutem Lichte. Ich nahm einen Stuhl und setzte mich vor das Bild.

Es war eine Landschaft. Im Vordergrunde stand eine alte knorrige, sturmzerrissene Eiche, deren Wurzeln sich an die Erde klammerten. Auf einer dieser Wurzeln saß ein müder Wanderer, der horchend sein Ohr nach dem freieren Hintergrunde neigte, als lausche er der Abendglocke, die vom Thurme einer gothischen Abtei herübertönte, die man in der Ferne, doch fast ganz vom Walde bedeckt, erblickte. Im Mittelpunkte war eine Wiese, durch die ein Bächlein lief, rund vom Walde beschattet.

Die Mittel waren einfach, die die Kunst verwendet; aber die Landschaft machte eine außerordentliche Wirkung. Der Abend sank herab. Eine duftige, feuchte Frische lag schon auf Wald und Wiese. Die letzten Purpurlichter des Abends zitterten durch das saftige Grün und malten die Gipfel der fernen Berge. Alles athmete Feierabendruhe. Stille, Frieden und ein elegischer Ton zog durch die Landschaft und über sie hin in die Seele des Beschauers, der seine Hände hätte falten mögen, wie der müde Wanderer, der die ferne Gebetsglocke hörte.

Je tiefer man in das Bild hineinsah, desto wundersamer wurde es Einem zu Muthe. Es war ein Meisterstück von großer Wirkung.

Während ich so im Anschauen dasaß, waren mehrere Herren heran getreten, die sich vor dem Bilde sammelten. Einer derselben begann eine tüchtige Analyse des Bildes vom künstlerischen Standpunkte, die sehr zu seinem Lobe ausfiel.

Vortrefflich! sprach darauf eine mir nicht ganz fremde Stimme.

Ich sahe herum und der Alte mit Angelika, die lebhaft erglühte, stand vor mir.

Gruß und Handschlag wurde schnell gewechselt und mit der rosigen Tochter ein bedeutsamer Blick. Dann wurde das Bild Mittelpunkt der Unterhaltung.

Vortrefflich! wiederholte er. Es ist in der That eins der schönsten Bilder, die ich gesehen, sagte er, und gewiß kein Düsseldorfer hat es gemalt. Kennen Sie den Namen des Künstlers?

Der Aufseher überhob mich der Lüge, indem er selber log und die Frage verneinte.

Thut auch nichts, bemerkte der alte M., obgleich ich's gerne wüßte. Ist das Bild käuflich?

Ohne Zweifel, versetzte der Aufseher. Doch kenne ich den Preis nicht. Wahrscheinlich wird es die Großherzogin kaufen, setzte er hinzu.

Wenn ich es nicht kaufe, sagte stolz der alte M., dem das Bewußtseyn seiner Thaler das Herz schwellte und zugleich zu Kopfe stieg.

Der Aufwärter verbeugte sich.

Fragen Sie den Herrn Inspektor um den Preis, bat er.

Er blieb vor dem Bilde stehen und Angelika bebte vor Lust, denn sie wußte, von wem es war.

Nach einigen Augenblicken erschien der Aufwärter wieder und nannte einen so mäßigen Preis, daß der Alte rasch ausrief: Topp! Das Bild ist mein.

Er eilte nach dem Kabinette des Direktors und zahlte in blanken Thalern den Preis bei Heller und Pfennig.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

In der Kolonie Herzberg in Schlesien wurden kürzlich, während Kinder am Waldsaum das Vieh hüteten, zwei Ochsen durch Diebe gewaltsam fortgeschleppt. Etwa zwanzig Männer des Ortes setzten, den Schulzen an der Spitze, den Dieben nach, und fanden wirklich den Ort, wo der eine Ochse schon geschlachtet lag. Aus dem Walde ertönte die Stimme eines bekannten Räubers, welcher jeden Weiterschreitenden mit Tod bedrohte; dennoch drangen die Beraubten weiter vor; da entstand ein wahres Pelotonfeuer; sechs Schüsse trafen, der Schulze wurde lebensgefährlich, zwei andere weniger bedenklich verwundet. In der nächsten Nacht wurde, wahrscheinlich von derselben Bande, ein Mann erschossen, der die Räuber an Einbruch hindern wollte. An der Spitze der Bande steht ein gefährlicher Räuber, Namens Pfyk.

An seinem 82. Geburtstage wurde der Viceconsul Buck zu Molde in Norwegen durch ein Handschreiben des Königs der Franzosen und eine goldene Medaille überrascht. Buck gehört zu Denen, die im Jahr 1795, als der König unter dem Namen Müller in Norwegen umherreiste, ihm gastfreundliche Aufnahme gewährten. Die Medaille führt die Inschrift in französischer Sprache: Gegeben von dem König Ludwig Philipp I. dem Herrn Chr. Buck zur Erinnerung an die im Hammerfest im August 1795 genossene Gastfreundschaft.

Ein eigener Transport hat kürzlich auf dem zum Nürnberg-Münchener Eilwagen gehörigen Packwagen stattgefunden. In einem Criminalprozesse, wo es sich um eine Vergiftung handelte, wurde in der Landstadt Hersbruck bei Nürnberg ein Leichnam ausgegraben, der schon über zwei Jahre im Grabe lag. Der Rumpf wurde in eine Kiste, die Eingeweide in eine Schachtel gepackt und durch den Packwagen nach München an das Obermedizinalcollegium zur chemischen Untersuchung spedirt. Nebenbei beförderte der Wagen seine übrigen Güter, Nürnberger Bratwürste, Lebkuchen u. dergl., die in München mit einem besonderen Aroma angekommen seyn sollen. (Dorfz.)

Fast hätten, wie jener glückliche Junge ein Stück Kuchen, eben so die 5000 Dorfschaften in Frankreich, die noch keine Schule haben, Lehrer bekommen. In der französischen Kammer war wirklich schon die Rede davon, Etwas zur Anstellung von Lehrern zu bewilligen, aber der liberale Sinn der Mehrzahl siegte; es wurde auf das folgende Jahrhundert vertagt, und die kleinen Französlein dürfen noch ferner ohne die Plage der Schule mit ihren Oechslein um die Wette aufwachsen.

Der König der Sandwichinseln Kamehameha besitzt einen Mantel, Mamo, Feder-Kriegsmantel, der so kostbar ist als irgend ein Kaiser- oder Königsmantel. Unter neun Königen wurde daran gearbeitet, und die Vollendung erfolgte erst unter dem Vater des jetzigen Königs. Die Länge dieses Mantels beträgt vier, die Weite unten elf und einen halben Fuß. Der Grundstoff ist ein feines Netzgeflecht, an das die außerordentlich kleinen und zarten Federn, welche keinen Zoll lang sind, geschickt befestiget wurden. Sie fallen übereinander und bilden so eine vollkommen glatte Fläche. An dem Rande herum sind die Federn umgeschlagen. Das Ganze hat eine schöne hellgelbe Farbe, so daß der Mantel golden glänzt. Die Vögel, von denen man die Federn erhielt, finden sich nur in den gebirgigen Theilen der Inseln, und werden mit Mühe gefangen. Man fängt sie mittelst eines zähklebrigen Stoffes, mit welchem man Stangen in der Nähe ihrer Aufenthaltsörter bestreicht. Setzen sich die Vögel darauf, so kommen sie nicht wieder los; der Jäger ergreift dann den Vogel und rupft ihm unter den Flügeln die zwei Federn aus (mehr hat ein Vogel nicht), die so sehr gesucht und deshalb so kostbar sind. Man giebt für fünf bis sechs solcher Federn ein Stück Nanking im Werthe von etwa zwei Thalern. Rechnet man dazu die Arbeit, so wird Niemand daran zweifeln, daß dieser Königsmantel außerordentlich kostbar ist.

Dr. Ernst Förster veröffentlicht in der Allgemeinen Zeitung eine Aufforderung an die Deutschen, wie dies bereits für Schiller, Göthe, Jean Paul u. s. w. geschehen ist, so nun auch für Gottfried von Herder ein Denkmal zu errichten. Es ist wahr, Herder gehört zu den größten Genien der neuen Zeit: aber die Deutschen haben neuerdings eine so übertriebene Denkmalsucht hervorgekehrt, daß bei der Masse von Denksteinen, die jährlich errichtet werden, dem Einzelnen, welcher es wirklich verdient, kaum noch eine Ehre damit geschieht. Es sind in unserm lieben Deutschland noch mehr schöne Denkmale Denen, die das Gemeinwohl desselben befördern, zu setzen und aufzubauen, als erzene und steinerne Statuen berühmter Männer, die in ihren Schriften ewig bei'm deutschen Volk fortleben werden!

Ein Erfindungs-Patent, sagt der „Courrier français", ist dem Hrn. Ablitzer für eine wunderbare Erfindung verliehen worden, wovon die Buchdruckerkunst, wie man sagt, außerordentliche Vortheile ziehen wird. Es handelt sich von nichts Wenigerem, als das Blei durch Stahl zu ersetzen, und die durch den geschickten Industriellen erfundene Maschine ist so einfach, daß man ohne Anstrengung täglich 80,000 Buchstaben verfertigen kann.

(Meiderich, 3. August.) Heute hat sich hier der merkwürdige Fall zugetragen, daß eine Frau vier lebendige Kinder geboren hat, welche heute Morgen die heilige Taufe empfangen und bis zu dieser Stunde noch leben, obgleich zwei von ihnen klein und schwächlich sind. Vor einigen Jahren ereignete es sich, daß in stark fünf Viertel Jahren von einer Frau fünf Kinder geboren wurden, nämlich zuerst Drillinge und dann Zwillinge, von welchen allen jedoch nur einer von den Zwillingen noch lebt.

Um unsern lieben Leserinnen zu zeigen, wie viel Kaffee der liebe Gott in einem Jahre wachsen läßt, theilen wir ihnen die Berechnung mit, welche ein englisches Handelsblatt enthält. Nach demselben wurden im Jahre 1843 in Brasilien 170 Mill., auf Java 140 Mill., auf Cuba 45 Mill., auf

St. Domingo 38 Mill., auf Portorico und in Guayra 36 Mill., auf den englischen Antillen 10 Mill., in Indien und Mokka 6 Mill., in den französischen Colonien 4, auf den holländischen Antillen 3 Mill., im Ganzen also 1459 Millionen Pfund Kaffee erbaut. (Allg. Moden-Ztg.)

Herr Rötter, Besitzer eines der größten Hotels in Berlin, des rheinischen Hofes, wurde dieser Tage, zum Schrecken der Gäste, als er eben in den Speisesaal trat, von einem Hirnschlag getroffen. Er war einer der Ersten, welche den alten Schlendrian der Gasthöfe mit den vortrefflichen Einrichtungen der Hotels in Frankfurt a. M. und den Rheinprovinzen vertauschten, wodurch auch sein Haus sich bald eine sehr bedeutende Frequenz verschaffte.

Frankfurter Theater.

Das Repertoir des Schauspiels brachte uns zwei Novitäten. In der dramatischen Scene von Louis Schneider, „Fritz, Ziethen und Schwerin", einer recht unterhaltenden kleinen Piece, wetteiferten drei anerkannte Künstler unserer Bühne, die Herren Weidner, Meck und Reger, um den Kranz des Abends und das Publikum spendete ihn allen zugleich; sie wurden hervorgerufen und indem Hr. Weidner die Aeußerung ihres Dankes übernahm, fügte er einen Wunsch bei, in welchen wir gerne einstimmen. Die andere Novität war: „Jarvis", Schauspiel in 2 Abtheilungen, nach Lafont bearbeitet von Th. Hell. Die Handlung fällt in das Jahr 1686 und spielt im ersten Akte in London und im zweiten im Haag. Der Kaufmann Jarvis, dessen Ehrlichkeit im großen Rufe stand, wird, weil er an einem seiner Freunde nicht zum Verräther werden will, in den Zeiten politischer Aufregung zum Tode verurtheilt. Mit männlichem Muthe ergibt er sich in sein Schicksal und hat nur noch den einzigen Wunsch, seine geliebte Tochter noch einmal zu sehen und sein Haus zu bestellen, ehe er die Welt verläßt. Der Befehlshaber der Gefängnisse entläßt ihn seiner Haft und Jarvis gibt sein Ehrenwort, nach einigen Stunden in den Kerker zurück zu kehren. Zu Hause angekommen und als die Tochter des Vaters Verurtheilung erfahren, entwirft sie den Plan, ihm das Leben zu retten, bringt ihm in einem Glase Wein einen Schlaftrunk bei, läßt anspannen, erreicht mit dem eingeschlafenen Vater den Hafen, besteigt ein Schiff und verläßt England. Der ehrliche Jarvis ist also bei diesem Betrug aus Edelmuth ganz unschuldig. Unterdessen wird statt seiner der Befehlshaber des Gefängnisses, der für seine Gefangenen haften muß, zum Tode befördert und für sein blindes Vertrauen demnach sehr hart bestraft. Als der ehrliche Jarvis durch ein Zeitungsblatt diese tragische Katastrophe, nachdem er aus seinem langen Schlafe wieder erwacht ist, erfährt, bleibt ihm nichts Anderes übrig, als den Verstand zu verlieren. Nach London zurück zu kehren, wäre zwecklos gewesen, da man ja durch Ehrlichkeit die Todten nicht auferwecken kann. Der ganze zweite Akt spielt in einem Irrenhause im Haag und bietet abwechselnde Scenen von Edelmuth und Wahnsinn. Jarvis befindet sich in einem beklagenswerthen Zustande, gegen welchen die Heilkunst des berühmten Arztes van Claer nichts vermag. Plötzlich erfährt man, daß jener obengenannte edle Befehlshaber von den Todten auferstanden ist, auf welche Weise, weiß man nicht recht, aber es sind ja schon oft in der Welt Wunder geschehen. Jarvis erwacht aus einem schweren Traume, wird wieder vernünftig wie andere Leute und erhält dazu noch in demselben Momente die beruhigende Nachricht, daß seine Feinde in England gestorben und die Pforten der Heimath ihm nun wieder geöffnet sind. Der theilnehmende Zuschauer ist also vollkommen befriedigt, besonders dann, wann er sich den lieblichen Täuschungen der leicht betrogenen Betrügerin Phantasie mit jenem Glauben, der beglückt, hingibt und sich mit der Medisance des Kritisirens, welches nur enttäuscht, nicht befaßt. — Statt aller Kritik nur die einzige Frage: Sind denn unsere gegenwärtigen deutschen Bühnendichter bei allen Vortheilen, die ihnen aus der Tantième erwachsen können, so arm und so armselig, daß sie nichts Besseres auf die Beine bringen können und daß man solche Abgeschmacktheiten aus dem Auslande holen und in's Deutsche übersetzen muß? Nein, das können wir nicht glauben, und wenn es doch wahr wäre, so wäre es eine eben so beschämende, als betrübende Wahrheit. — Gespielt wurde sehr brav und Hr. Reger gab die Rolle des Jarvis mit so unverkennbarem Talent und mit so vielem Fleiße, daß es uns schmerzte, so schöne Kräfte auf die Darstellung eines Charakters verwendet zu sehen, den man als eine Parodie des alten Regulus betrachten könnte und dessen Coulissenwahnsinn nur Denjenigen rühren kann, dem es gar nicht einfällt, nach Natur und Wahrheit zu fragen.

Der Text der am 12. d. Mts. zur Aufführung gelangten „Lucrezia Borgia" gehört in dasselbe Kapitel; doch bei Opern ist das nun einmal nicht anders und Müllner hatte wirklich den Nagel auf den Kopf getroffen, als er die wahren Worte sprach, die Oper sey ein wunderliches Gemisch von halb Kunst und halb Unsinn. — Fräul. Reuther glänzte als Lucrezia durch ihre wahrhaft schönen und imposanten Stimmmittel und Hr. Perlgrund beschloß als Gennaro sehr beifällig ein Gastspiel, das uns einen lieblichen und mit viel dramatischem Talente begabten Tenoristen kennen lehrte, dem eine erfolgreiche Künstlerlaufbahn wohl in Aussicht gestellt werden darf. Beide wurden hervorgerufen.

Als dritte Gastrolle gab Hr. v. Rigeno den Baron Abendstern in „Nach Sonnenuntergang" und zeigte auch hier den bühnenkundigen und gewandten Darsteller. Den leichten Humor des darzustellenden Charakters mit geeigneter Repräsentation und Haltung, so wie mit lebendigem Spiel vereinigend, fand Hr. v. Rigeno freundliche Aufnahme. W.

Korrespondenz.

Hamburg, 10. August.

Der gefeierte Tichatscheck ist bis jetzt als George Brown in der „weißen Frau" und als Eleazar in der „Jüdin" aufgetreten; beide Mal, wie sich erwarten ließ, mit dem glänzendsten Erfolge und bei gedrängt vollem Hause. Er ist nun einmal der erklärte Liebling des hiesigen Publikums und verdient diese Auszeichnung. Tichatscheck wird ungefähr 5 Wochen hier verweilen und im Ganzen vierzehnmal auftreten. Uebrigens erhält er, nebenbei gesagt, für seine glänzenden Leistungen auch ein glänzendes Honorar, das kaum seines Gleichen hat. Morgen werden wir ihn als Raoul in den Hugenotten hören und ich werde Gelegenheit nehmen, Ihnen über das fernere Gastspiel dieses herrlichen Sängers ausführlicher zu berichten. — Auch unsere kleine Philomele Jazedé haben wir wiedererhalten, nachdem sie in Wien mit vielem Beifall gastirt hatte; in ihr, der Mad. Fehringer und Dem. Evers besitzt unsere Oper jetzt ein Trifolium, um das manche Hofbühne uns beneiden möchte. — Der bekannte, von der Natur herrlich begabte fahrende Schauspieler M. Kunst ist von Luxemburg hier eingetroffen und wird in der nächsten Woche auf der Thaliabühne gastiren.

Mainwasser-Wärme.

Freitag, 16. August, Morgens 8 Uhr: 13 Grad. M. Gerlach.

Theater-Anzeige.

Freitag, 16. August. Der Vicomte von Letorières, oder: die Kunst, zu gefallen, Lustspiel in 3 Abth., von Carl Blum. Hierauf folgt (zum Erstenmale wiederholt): Fritz, Ziethen und Schwerin, dramatische Scene in einem Act, von L. Schneider.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 228. Sonntag, den 18. August 1844.

Das Dachstübchen.

Erzählung von Carl Hanisch.

(Schluß.)

„Ihre gute Tochter geht?“ fragte Grund.

„Allerdings, da sie bei Ihrer Heirath nichts zu schaffen hat,“ versetzte die Wittwe.

„Ist sie denn wirklich Braut?“

„Ich muß bitten, sich nicht in unsere Angelegenheiten zu mischen,“ entgegnete Frau Reichfeld, „so wie wir gleichfalls noch nicht gefragt haben, ob Sie Bräutigam sind.“

„O, bei'm Himmel! so fragen Sie nur; Sie erleichtern mir das Herz, wenn Sie durch Ihre Fragen mir Gelegenheit geben, zu sagen, was meines Wunsches ist. — Bräutigam, sagen Sie? O, wär' ich es, wie froh wär' ich!“

„Sie sind nicht Bräutigam?“

„Noch nicht; doch wünsch' ich sehnlich, es zu werden.“

„So werden Sie es.“

„Mit Vergnügen, wenn Sie und Veronika es wollen.“

„Was haben wir dabei zu thun?“

„Einzuwilligen.“

„O, heirathen Sie, wen Sie wollen!“

„Ist das Ihr Ernst? Ihr wirklicher, wahrer Ernst? Ich darf heirathen, wen ich will? — O, Veronika, theuerste, liebste Veronika!“ rief Grund, in den Alkoven dringend und das sträubende Mädchen hereinführend, — „der ich es jetzt erst sagen kann, wie unendlich lieb ich Sie habe, — o, kommen Sie, entscheiden Sie mein Glück!“

„Bin ich konfus oder —?“ fragte Frau Reichfeld sich selbst.

„Oder ich, meinen Sie? Ich bin bei vollem Verstande und frohen seligen Herzens, wenn Sie Ihre Einwilligung geben.“

„Sind Sie denn nicht Willens, Fräulein Ewald zu heirathen?“

„Keinenfalls, auch wenn sie noch nicht verlobt wäre. Veronika soll meine Gattin seyn, meine liebe, still und hoffnungslos angebetete Veronika, als ich noch nicht wußte, wo ich für den nächsten Monat Brod hernehmen würde. O, wie oft hab' ich an meinem kleinen Schreibtische den Wunsch ausgesprochen: mein freundliches Dachstübchen, ein ehrenvolles Auskommen und Veronika zum Weibe, mehr will ich nicht! — Nun ist Alles eingetroffen: mein Auskommen habe ich, und mein Stübchen geb' ich um keinen Preis her, wenn Veronika die Meine wird. Willst Du, Veronika? Ach, ich hätte Dir so gern gesagt, wie unendlich lieb ich Dich habe, aber durfte, konnte ich das unter meinen Verhältnissen? Es drückte mir fast das Herz ab, als Du mich um Rath fragtest; als mir Dein Verlust drohte; konnte ich damals anders, als Dich auf Deine Pflicht verweisen, auch wenn ich zitternd auf Dein Herz hoffte? Ach! das war ein recht banger Augenblick! — Nicht wahr, Mutter, sie nimmt den Andern nicht?“

„Vor der Hand nicht,“ versicherte lächelnd Frau Reichfeld.

„So bist Du mein, Veronika! und keine Welt soll Dich von mir trennen. O, ich weiß, was ich Dir zu danken habe; ich will Dir noch viel mehr zu danken haben; Du sollst für mich sorgen, wenn ich, unbekümmert um alles Irdische, für Dich, für die Welt arbeite; o, ich bedarf einer Frau, die für mich handelt, wo mein Geist sich schüchtern zurückzieht. Sage Ja, ich bitte Dich, habe mich so lieb, als ich Dich habe! O, Mutter! willigen Sie in mein Glück!“

„Wenn Veronika Nichts einzuwenden hat?“

„Hast Du?“ Er blickte in das feuchte glänzende Auge des sanft glühenden, seligen Mädchens; er schloß sie in seine Arme und küßte das leise, innige Ja von den rosigen Lippen hinweg.

„Aber —“ erinnerte Frau Reichfeld — „lieber Herr Grund —“

„O, nennen Sie mich Sohn, liebe Mutter!“ bat dieser.

„Also, lieber Herr Sohn!“ fuhr sie fort, „wird Ihnen das Haus hier nicht zu klein seyn?“

„Gewiß nicht, Mutter!“ antwortete er; „und haben wir nicht Raumes genug, so setzen wir auf unser Glück noch ein Stockwerk, doch unter der Bedingung der Unverletzlichkeit meines Dachstübchens.“

Unterwegs.

(Reiseskizzen von N.)

(Schluß.)

Ich war bei Angelika geblieben, deren Entzücken, wortlos zwar, aber dennoch verständlich aus dem schönen Auge und Gesichte sprach.

Ich konnte ihr kaum sagen, daß R. hier sey und sie suche — als auch schon der alte M. aus dem Kabinette stolperte.

Er glühte vor Lust und rannte auf uns zu.

Zu gleicher Zeit trat R. durch die nahe Thüre in die Gallerie. Er kam auf uns zu.

In der Freude seines Herzens über das so wohlfeil gewonnene Bild vergaß der Alte seinen Grimm auf R. und rief ihm zu:

Sehen Sie dies köstliche Bild! Ich habe es eben gekauft. Sie müssen selbst gestehen, setzte er mit Tücke hinzu, so etwas liefert Düsseldorf nicht.

R. lächelte ironisch, indem er sich grüßend verbeugte.

Wissen Sie denn, von wem es ist? fragte er.

Potz Däuschen! rief der Alte aus, ich hab's ja wahrhaftig in meinem heiligen Eifer vergessen.

Spornstreichs rannte er wieder in das Gemach des Direktors, kam aber verblüfft und höchst betroffen mit diesem wieder zurück, der R. mit Hochachtung begrüßte.

Der alte M. stand dabei und schwieg. Endlich nahm er das Wort:

Herr R., sagte er, Sie haben da einen Triumph geerntet, den ich nicht für möglich gehalten.

Warum nicht? fragte zürnend der Direktor. Wissen Sie nicht, daß R. einer unserer tüchtigsten Landschafter ist, auf den das ganze Vaterland stolz seyn darf?

Ich gestehe, stotterte der Alte, daß ich — das — nicht wußte.

Desto besser, daß Sie so, ohne es zu wollen, ihm volle Gerechtigkeit widerfahren ließen, sagte ich.

Der Direktor händigte R. die Kaufsumme ein.

Er trat zu M. und sagte: Nehmen Sie das Geld wieder, und lassen Sie mir das Bild. Sie finden gewiß jetzt so viel Mängel daran, daß Sie der Kauf reut.

In dem Worte lag so viel schmerzliche Bitterkeit als gekränkter Stolz.

M. sah dem bewegten Künstler in's Auge, das feucht war. Es schien, als ob mit einem Male alle die Unbill auf seine Seele fiele, die er dem Künstler zugefügt, und als ob die Reue darüber recht in ihm brenne.

Nein, sagte er. Ich habe das Bild für ein Meisterstück erklärt und hätte es der Teufel gemalt. Warum sollte ich Ihnen die Gerechtigkeit versagen, die ich als ehrlicher Mann Ihnen schulde? Das Bild bleibt mein, und ich erkläre, daß ich stolz auf seinen Besitz bin.

Wenn das ist, sagte R., so nehmen Sie es von mir als ein Geschenk an.

Wie? sagte M., in dem der Filz sich regte, Sie wollten mir das Bild schenken? — Doch nein, es ist bezahlt und der Handel ist ehrlich geschlossen, es bleibt dabei; aber das wünsche ich, daß wir Freunde werden. — Er reichte R. seine gelbe Hand hin.

R. schlug freudig ein.

Das Bild wurde eingepackt und nach dem Gasthofe geschafft. Wir folgten. Ich führte die glückliche Angelika und R. folgte mit dem alten M., welchem er die Idee einer neuen Landschaft darlegte, zu der er ihm die Studien mittheilen wollte. Sie waren so vertieft, daß sie nichts hörten.

Angelika, sagte ich, auf dem Bilde geht die Sonne unter, durch das Bild geht sie auf. Ich sehe die Morgendämmerung nahen.

Das sittige Mädchen beugte das Köpfchen tiefer, daß mir der Hut die erglühende Wange und das selige Lächeln einer süßen Hoffnung barg.

Wir aßen zusammen.

Der Alte war glücklich wie ein Kind und sah in R. wie in einen Spiegel. Jedermann zeigte er das schöne Bild.

Nach Tisch fuhr er mit Angelika nach Schwetzingen und Heidelberg und R. begleitete sie.

Ich nahm Abschied, drückte die Hand des glücklichen R. und jagte wieder ein Erröthen auf Angelika's Wange.

Es war acht Tage später, als ich nach Tisch in meinem Zimmer saß und einen Stoß Akten durchlief, die mir zur Darstellung einer Species facti vorlagen, in Sachen der Untersuchung gegen einen Beamten, der ein Trunkenbold war. Leider konnte ich nicht anders, als die Thatsache feststellen, die einen armen Teufel brodlos machte. Meine Stimmung war nicht eben rosig. Da klopfte es an die Thüre, und auf mein ziemlich mürrisches: Herein! trat R. herein, an seinem Arme Angelika und hinter ihm der fröhliche alte M.

Ich bringe Ihnen, Freund, meine Braut, sagte er, und das schöne Mädchen erglühte wieder.

Die Sonne ist aufgegangen! rief ich, Victoria!

Angelika verstand mich allein.

Nachdem ich meinen Glückwunsch abgestattet in bester Form, nahm der Alte das Wort: Ich habe gehört, sagte er, daß Sie auch so hinter meinem Rücken mitoperirt haben, und sollte billig mit Ihnen schmollen; ich will das aber verschieben bis zur Hochzeit meiner Kinder, die zu Pfingsten gefeiert wird und zu der ich Sie hiermit geziemendst als Hochzeitbitter will geladen haben.

Lauter Lust und Kurzweil folgte. Meine schönen Bilder wurden betrachtet, gelobt, wie recht und billig, und dann mußte ich mit in's Gasthaus und den Tag bei ihnen bleiben.

Auf Pfingsten war ich Zeuge bei der Trauung zweier höchst glücklicher Menschen. Der alte M. war selig. R. zog in sein Haus und machte sein Atelier in's zweite Geschoß, wo ihm der alte M. seinen Salon einräumte und mit ihm zu Rathe ging bei jedem Bilde.

Vor drei Tagen kam ein Verschlag unter meiner Adresse an. Es war ein Brief von unbekannter Hand dabei. Als ich ihn erbrach, war er von R. Er hauchte Liebe und Dankbarkeit. Und als ich den Verschlag öffnete, glänzte mir eine Copie des schönen Bildes entgegen, das R's Glück gemacht, die, wo möglich, noch schöner ist, als das Original.

C., im Juli 1844.

Mannichfaltigkeiten.

Der Componist Heinrich Reeb, von welchem bereits zwei Opern auf der Frankfurter Bühne zur Aufführung gelangt sind, ist gegenwärtig mit einer dritten beschäftigt. Wir haben den

Text derselben mit Vergnügen gelesen, und glauben ihn nicht nur als einen sehr dankbaren und der Eigenthümlichkeit des Componisten angemessenen, sondern auch als einen sehr effektvollen und durch sein volksthümliches Element ansprechenden bezeichnen zu dürfen. Die Oper führt den Titel „Marwina" und fällt in die Zeiten der deutschen Befreiungskriege von 1812 und 1813. Möge es dem talentvollen Tonsetzer gelingen, durch diese neue Produktion die Bühnen mit einem gehaltreichen und interessanten Werke zu bereichern.

Die sterblichen Ueberreste Carl Maria v. Weber's — schreibt man aus London — sind aus ihrer Ruhestätte in der Kapelle von Moorfields fortgeführt worden; sie werden dem ältesten Sohne des Verstorbenen überliefert werden, der deshalb in diesem Augenblicke in England verweilt, um sie in Empfang zu nehmen und über Hamburg nach Dresden zu bringen. Eine in London eröffnete Subscription, welche sich der in Deutschland eröffneten zu Gunsten eines Denkmals für den großen Tonsetzer anschließt, ist bereits mit namhaften Beiträgen versehen, und giebt den besten Beweis, wie sehr der Name Weber's bei uns in gefeiertem Andenken steht.

(Homburg v. d. H.) Am 14. d. Mts. gab Fräulein Sabine Heinefetter im hiesigen Kursaale ein mit dem lebhaftesten Beifall aufgenommenes und von der Elite des hiesigen Kurpublikums zahlreich besuchtes Konzert. Die Kunstleistungen von Fräul. Heinefetter sind zu anerkannt, um einer Besprechung zu bedürfen, und erweckten die verdiente Sensation. In gleichem Maße wurde diese Hrn. Perlgrund zu Theil, dessen schöne Stimmmittel sich heute in ihrem ganzen Umfange entfalteten, und dessen abgerundeter Vortrag und ausdrucksvoller Gesang den einstimmigsten Beifall gewannen. Man ist beiden Künstlern, sowie dem mitwirkenden hiesigen Kurorchester für einen genußreichen Abend zu bestem Danke verpflichtet.

(Wien, 10. Aug.) Hr. Hassel beendete vorgestern mit der Vorführung eines Lokal-Lebensbildes: „Hampelmann sucht ein Logis" den interessanten Cyklus seiner Gastvorstellungen. Wir haben nun Hrn. Hassel in sieben Stücken gesehen, und — weil in drei Hampelmanniaden — in fünf verschiedenen Rollen, nämlich als „Hampelmann", „Engländer", „Vatel", „Gürge" und „Kapellmeister aus Venedig", und fanden uns durch selbe mehr oder weniger in der gleich Anfangs gefaßten Meinung bestärkt, daß Hr. Hassel kein Schauspieler gewöhnlicher Sorte, sondern eben so gewandt und routinirt, als in seinen dramatischen Gebilden lebenswahr und darum drastisch-wirksam sey. Hr. Hassel ist zwar keiner jener Komiker, welche durch die Innerlichkeit ihres Humors elektrisch auf das Publikum wirken, und die wohlthuendste Heiterkeit auf dasselbe ausströmen, aber er ist ein Komiker, der einen an sich lächerlichen Charakter aus dem Leben aufzugreifen, ihn sich, wie weiches Wachs, anzupassen, und neben unserer Bewunderung ob der Lebenswahrheit des Bildes auch unser Lächeln über die komische Natur des Charakters unwiderstehlich zu erringen weiß. Hr. Hassel hat übrigens an dem Wiener Publikum ein für jede ächte Kunsterscheinung durchaus empfängliches gefunden, und der stets mit Beifall überhäufte Komiker sprach diesmal, am Schlusse der Vorstellung mehrmals stürmisch gerufen, in wenigen Worten seinen innigen Dank für die ihm hier gewordene Theilnahme aus. — Sehr schön ist es von Hrn. Hassel, daß er den Schlußstein seiner Gastrollen einen Wohlthätigkeitsakt seyn ließ, indem er bereitwilligst zu einem edlen Zwecke mitwirkte, so wie er gestern noch im k. k. priv. Theater an der Wien in der Benefice eines seiner Collegen, des Hrn. Strampfer, sein Talent unterstützend anwendete. Und so haben wir denn in Hrn. Hassel nicht bloß den Künstler, sondern auch den Menschen zu ehren, und ein um so herzlicheres Lebewohl wird ihn auf seiner Reise nach der Heimath begleiten!"

Der berühmte Schriftsteller Washington Irving, der Gesandter der Vereinigten Staaten in Madrid ist, durchreiset seit einiger Zeit Catalonien, weil er wieder an einem Romane schreibt, der in diesem Theile Spaniens spielen und die jetzigen Sitten und Gebräuche der Spanier schildern soll. — Der Roman von Th. Oelckers, „der ewige Jude" (Leipzig, Thomas), soll, wie wir hören, in's Französische übersetzt werden, um auch in Frankreich mit dem bekannten Sue'schen zu konkurriren. — Von Ludwig Storch, der so lange geschwiegen hat, erscheinen nächstens zwei Romane, „der Schutzgeist" und „der Fürst des Libanon", und Laube beschäftiget sich mit der Beschreibung seiner Wanderung durch Schweden und Norwegen. (Allg. Moden-Ztg.)

Eine französische Zeitung enthält den Artikel: Wir glauben manchen Lesern einen Gefallen zu thun, wenn wir ein sehr wohlfeiles, aber auch sehr sicheres Mittel angeben, durch welches die Sperlinge von den Kirschbäumen und Weinspalieren abgehalten werden können. Dieses Mittel besteht darin, daß man an den Spalieren oder den Zweigen der Obstbäume Flußkrebse aufhängt. Wir haben die sichere Wirkung dieses einfachen Mittels selbst gesehen. Wahrscheinlich ist der Geruch des Krebses den Sperlingen zuwider.

Bei W. Langewische in Barmen ist das zweite Heft eines neuen „Deutschen Volksliederbuchs" erschienen, welches 153 ausgewählte Volkslieder enthält, und nur 9 kr. rh. kostet. Bei diesem äußerst billigen Preise verdient es bestens empfohlen zu werden.

(Nürnberg, 9. Aug.) Eine weibliche Entschlossenheit sonderbarer Art macht gegenwärtig viel Aufsehen. Die Frau eines Mannes, der jährlich 20,000 fl. Einkünfte bezieht, hat sich, da beide Ehegatten Gütergemeinschaft ausgeschlossen haben, mit 10,000, nach anderen Angaben mit 13,000 fl. für banquerott erklärt. Unter den Posten der Gläubiger finden sich unter Anderem 1000 fl. für reine Luxus-Artikel. Diese Insolvenz-Erklärung ist ein eigener Schritt zur Weiber-Emancipation.

(Frankfurt a. M.) Am 19. d. M. wird zum Vortheil des Hrn. Conradi „Das unterbrochene Opferfest" von Winter aufgeführt. Es bedarf wohl keiner weitern Empfehlung, da Hr. Conradi sich durch seine eifrigen Bestrebungen um unsere Oper so sehr verdient gemacht hat. Die Wahl des Opferfestes ist eine glückliche, indem dieses Tonwerk als Reliquie und Novität zugleich erscheint, und stets von den Freunden der Musik geehrt bleiben wird. Da Hr. Conradi den Masseru, Fräul. Capitain die Mirrha, Fräul. Köhler die Elvira, und Hr. Wiegand den Inca singt, auch die weitere

Besetzung gut ist, so bleibt von Seiten der diesem Werke gezollten Aufmerksamkeit nichts zu wünschen übrig, und wir dürfen einem sehr genußreichen Abend entgegen sehen.

Dramaturgische Berichte aus Leipzig.

I.

Den 11. August.

Die längst erwähnte gestrige Eröffnung unseres Theaters unter der Direktion des Hrn. Dr. Carl Christian Schmidt berechtigt uns zu den schönsten Hoffnungen für unsere einst so berühmte, unter dem letzten Unternehmer derselben so tief gesunkene Bühne. Da Leipzig durch die literarischen und commerziellen Beziehungen in so engem Verband mit dem übrigen Deutschland steht und, man kann es dreist sagen, einigen Einfluß ausübt, so stellt sich die erbauliche Hoffnung in Aussicht, auch für das Bühnenwesen und den ästhetischen Geschmack im übrigen Deutschland von hier aus mit Vortheil wirken zu können. Es leben hier so viele urtheilsfähige Literaten, denen es bis jetzt nur an Gelegenheit gebrach, ihre Meinungen und Ansichten über Kunst — deren Bedeutung für das Menschenwohl immer mehr einleuchtet — der Oeffentlichkeit zu übergeben. Aber auch für das deutsche Nationalbewußtseyn könnte sich, falls Hr. Dr. Schmidt eben so energisch fortfährt, als er begonnen, und wenn andere, für die gute Sache eben so wie er begeisterte Theatervorstände ihm folgen, Ersprießliches entwickeln. In dem letzten Zeitraume, namentlich seit Göthe's Tode, bemächtigte sich unseres Volkes ein verletzendes Mißtrauen in das Talent der deutschen Bühnendichter. Ohne die höchst unbillige Behandlung der Theaterdirektoren, die Mißhandlung der Censur und andere dem Gedeihen bedeutungsvoller Kunstwerke feindselig entgegenwirkende Umstände zu berücksichtigen, begnügte man sich damit, den Schriftstellern allein Talentlosigkeit vorzuwerfen. Aber während man dies that und über den Verfall der deutschen Bühnendichtung sich in Jeremiaden ausließ, verdarb man sich den gesunden deutschen Geschmack mit der Hefe der gallischen Possen. Jedoch die finstern Zweifel daran, so wie an allem Deutschen fangen nun Gottlob! an, sich zu zerstreuen, die Merkmale des Nationalbewußtseyns treten immer mehr hervor und betrachtet man das wackere Streben der bedeutendsten Bühnenvorstände, die freisinnige Beförderung desselben von Seiten der aufgeklärten Regierungen, bemerkt man, wie die reichsten Talente sich dem deutschen Theater widmen, wie die glänzendsten, lebensvollsten Kräfte zu ihrer Verherrlichung beisteuern und wie das früher so gleichgültige Publikum zur Aufmunterung derselben mit Eifer beizutragen beginnt, so stellt es sich mit erfreulicher Gewißheit heraus, daß das lang erflehte Morgenroth der deutschen Nationalbühne nunmehr im Aufgehen begriffen ist. Auch für das hiesige Theater, das eine Zeit lang mit Nacht umhüllt war, scheint ein hellerer Stern aufzusteigen. Diesen verkündet uns, wie gesagt, die ächt-deutsche Gesinnung des Dr. Schmidt und diesen Stern erblicken nicht nur einige nachsichtige Theaterschwärmer, sondern unser gesammtes gebildetes Publikum, das auch den Wunsch lebhaft kund gab, über die Darstellungen und Leistungen unseres neu restaurirten Theaters Beurtheilungen in dem Jedermann zugänglichen hiesigen „Tagesblatt" zu lesen. Um diesem Wunsche nachzukommen, übernahm der als dramatischer Schriftsteller sowohl, wie als Dramaturg rühmlichst bekannte und beliebte Hr. Heinrich Laube die Recensionen des recitirenden Schauspiels und Hr. Dr Gretschel, der Redakteur des „Tagesblattes", der „Leipziger Zeitung" und der „Fama", unter Mitwirkung des Referenten gegenwärtiger Berichte, die Besprechungen der Opern. Diese Recensionen sollen keine dramaturgischen, weitläufigen Analysen der Stücke oder der Aufführungen seyn, wohl aber Berichte über die gelungenen oder verfehlten Leistungen der Künstler und des Wirkens der neuen Direktion. Was die letztere anbelangt, so hat sie eine nicht leichte Stellung, theils des bisherigen Zustandes unserer Bühne wegen, worüber man, wenn man anders unbefangen urtheilen will, sich gewiß nicht sehr lobend aussprechen kann; theils weil man von den einem Stadttheater zu Gebote stehenden Mitteln nicht Großartiges verlangen kann; theils aber endlich wegen des feinen Geschmackes und der beziehungsweise hohen Kunstbildung unseres Publikums, das zum großen Theile aus scharfblickenden Kennern besteht. Auf der andern Seite scheinen jedoch die uns gegebenen Aussichten auf die Beseitigung der größten Schwierigkeiten hinzudeuten. Dr. Schmidt ist ein seiner Stellung völlig gewachsener Mann, der seinen schönen Beruf mit Lust, Liebe und Ernst erfüllen wird. Leipzig kann nicht anders, als sich zu einem solchen Direktor seines Stadttheaters Glück wünschen. Das gesammte Publikum ist für ihn eingenommen, ja man möchte sagen, es schwärmt für ihn. Dr. Schmidt bemüht sich aber wahrlich und thut Alles, was in seinen Kräften steht, um das Zutrauen und den Dank des Publikums in vollem Maße zu verdienen. Statt ausländischer schlechter Produkte zählt das jetzige Repertoir viele gediegene Schöpfungen unserer großen Meister; das Personal für das Drama sowohl als für die Oper besteht aus fast lauter tüchtigen und strebsamen Künstlern und Künstlerinnen; das Schauspielhaus selbst, der inneren Einrichtung nach jetzt dem Dresdener ziemlich conform und letzterem, wenn gleich an Pracht und Umfang, doch nicht an Bequemlichkeit nachstehend, möchte wohl wenig zu wünschen übrig lassen. — Der Cyclus der diesjährigen Vorstellungen wurde mit Schiller's „Don Carlos" in einer Weise eröffnet, welche hinter den Erwartungen, die wir davon gehegt, mindestens nicht zurückblieb. Die Hauptrollen waren großentheils mit neu engagirten Mitgliedern besetzt, die alle sehr befriedigend spielten. Hr. Richter, der den Don Carlos gab, ist ein vielversprechender junger Künstler; ein angenehmes Aeußere, ein schmiegsames Organ und ein feuriger Vortrag sind Vortheile, deren er sich in bedeutendem Umfange erfreut. Der neue Regisseur Hr. Marr erntete als König Philipp verdienten Beifall und auch Hr. Mardner (Posa), dem wir mehr Beobachtung der reinen Intonation und weniger Pathos wünschen möchten, erwarb sich allgemeines Lob. Mad. Dessoir bewährte als Prinzessin Eboli ihr bekanntes Talent und die debütirende Mad. Bergmann (Elisabeth) zeigte sich als eine so wackern Künstlern nicht nachstehende, recht brauchbare Schauspielerin. Das Ensemble war vortrefflich, das Costüme historisch treu und prachtvoll, die Decorationen elegant, die Beleuchtung des Theaters, durch Gas gehoben, warf ein brillantes Licht auf das niedliche Theater, auf Bühne und Zuschauer und das außerordentlich versammelte Publikum verließ völlig befriedigt den würdigen Musentempel, nachdem es durch ein einstimmiges Hervorrufen den darstellenden Künstlern und dem Hrn. Dr. Schmidt Anerkennung und stürmischen Beifall reichlich gespendet. Die Jubelouvertüre von C. M. v. Weber wurde unter der Direktion des neuen Musikdirektors Netzer meisterhaft executirt und der von Mad. Dessoir vorgetragene, von unserm Robert Blum gedichtete Prolog beurkundete die bekannte Tüchtigkeit des Verfassers und die Kunstfertigkeit der beliebten Schauspielerin.

Mainwasser-Wärme.

Samstag, 17. August, Morgens 8 Uhr: 18 Grad. W. Gerlach.

Theater-Anzeige.

Samstag, 17. August. Ferdinand Cortez, oder: Die Eroberung von Merico, große Oper in 3 Abth., Musik von Spontini.

Sonntag, 18. August. Nacht und Morgen, Drama in 4 Abth. und 5 Akten, mit freier Benutzung des Bulwer'schen Romans, von Charl. Birch-Pfeiffer.

Montag, 19. August. (Zum Vortheil des Hrn Conradi, neu einstudirt): Das unterbrochene Opferfest, große Oper in 2 Abth., Musik von Winter. Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 229. Montag, den 19. August 1844.

Guter Rath.

(Von Wilh. Wagner.)

Zu dem Sohne sprach ein Vater:
Heute scheiden müssen wir.
Als dein treuester Berather
Einen Wahlspruch geb' ich dir.
Sohn, du bist noch jung an Jahren,
Siehst die Welt im ros'gen Licht,
Mancherlei wirst du erfahren,
Nur verblüffen laß dich nicht.

Mancher prahlt mit seinem Gelde
Und mit Stern und Ordensband,
Mancher will dich aus dem Felde
Schlagen listig und gewandt,
Mancher naht mit schlauen Mienen,
Anders denkend, als er spricht,
Lebe friedlich unter ihnen,
Nur verblüffen laß dich nicht.

Dieser weiß dir zu erzählen,
Wie sein Einfluß weithin reicht
Und wie man in Fürstensälen
Ehr' und Huld'gung ihm erzeigt,
Jener duzt berühmte Männer
Und sein Wort ist von Gewicht,
Gern macht er sich breit als Kenner,
Doch verblüffen laß dich nicht.

Dieser prunkt mit seiner Tugend,
Ist das Herz auch kalt und leer,
Geht, den Himmelsschlüssel suchend,
Demuthsvoll gebückt einher,
Man bewundert ihn, den Frommen
Mit dem Heiligengesicht;
Mag er in den Himmel kommen,
Nur verblüffen laß dich nicht.

Will dir Einer imponiren
Durch gewaltiges Geschrei
Und ein And'rer demonstriren,
Daß der Zirkel eckig sey,
Will ein Raufbold dich befehden,
Der so gerne Lanzen bricht,
Laß sie toben, schrei'n und reden,
Nur verblüffen laß dich nicht.

Mancher wohl wird hochgepriesen
Als ein glänzendes Genie,
Einen Mozart nennt man Diesen,
Einen Gott der Harmonie;
Mancher nennt, für's Volk zu streiten
Und für Freiheit, heil'ge Pflicht.
Ob ihn edle Gründe leiten?
Nur verblüffen laß dich nicht.

Wenn ein Herr vom hohen Adel
Dich zu seiner Tafel zieht,
Wenn man deinen Freund durch Tadel
Zu verkleinern sich bemüht,
Wenn verächtlich man betrachtet
Deinen Anzug grob und schlicht,
Dein bescheid'nes Werk verachtet,
Nur verblüffen laß dich nicht.

Sohn, du bist noch jung an Jahren,
D'rum befolge meinen Rath!
Mancherlei wirst du erfahren
Auf dem wechselvollen Pfad;
Manches Mißgeschick wird kommen,
Wo es dir an Kraft gebricht,
Wo dir Freundestrost benommen,
Doch verblüffen laß dich nicht.

Braun über die Vorzüglichkeit des öffentlichen Gerichtsverfahrens.

Das Adorfer Wochenblatt veröffentlicht in seiner neuesten Nummer folgendes Schreiben Braun's, vom Rheine datirt: „Wenn man sich einen richtigen Begriff von den Institutionen des mündlich-öffentlichen Strafverfahrens und der Jury machen will, muß man diese Institutionen in ihrer Anwendung und Ausführung kennen lernen und beobachten. Bücher und Beschreibungen, selbst die gründlichsten, gewähren hierüber keine völlig treue Anschauung, gewähren keine hinreichende Unterlage für Beurtheilung derselben. Ob ich gleich früher schon mich mehrfach mit dem Studium dieser Institutionen abgegeben und ihre Eigenthümlichkeiten erkannt zu haben geglaubt hatte, so habe ich doch jetzt erst, nachdem ich in Frankreich sowohl als hier am Rhein in mehreren Städten den Verhandlungen der Strafsachen, sowohl der Geschwornen als der correctionellen Gerichtshöfe, in welchen letztern bekanntlich rechtsgelehrte Richter über That- und Rechtsfrage urtheilen, beigewohnt habe, über mehrere mir bisher unbekannte Seiten dieser Institutionen und deren Vorzüglichkeit mich in soweit aufgeklärt, daß ich meinen Theils alle gegen das öffentlich-mündliche Strafverfahren erhobenen Einwendungen für unstichhaltig und unerheblich halte, dagegen alle dafür geltend gemachten Gründe durch die Erfahrung bestätigt finde. Es sagten mir nicht einer, sondern mehrere hohe Richterämter bekleidende Juristen hiesiger Gegend, sie möchten um keinen Preis auf den bloßen Grund todter Acten hin über die Freiheit oder gar das Leben eines Angeklagten urtheilen; sie würden es nicht mit ihrem Gewissen vereinbaren können, über ein Individuum, das sie nicht gesehen, worüber sie die Zeugen nicht selbst gehört, das Schuldig zu sprechen, und sie haben Recht! Wie oft klärt sich durch das mündliche Verhör des Angeklagten und der Zeugen, wo die Vertheidiger der Rechte der Ankläger durch ihre, je nach ihrem Standpunkte verschieden sich darstellenden Fragen die Gewißheit der That und ihre Beschaffenheit, die Kenntniß der Zeugen und ihre Unparteilichkeit erörtern und feststellen, wo die augenblickliche Möglichkeit gegeben ist, durch Confrontation der Zeugen mit dem Angeschuldigten, wie der Zeugen unter sich etwaige Widersprüche aufzuhellen und Dunkelheiten zu beseitigen, wie oft, sage ich, klärt sich dadurch das ganze Sachverhältniß auf, wie oft erhält dadurch das Actenwort, die Actenbehauptung die nöthige Berichtigung! Ich will hiervon nur ein Beispiel erwähnen. In dem berühmt gewordenen, jüngst vergangenen Prozeß Rousselet zu Paris — dessen Endergebniß man wahrscheinlich auch benutzen wird, um die Institution des Geschwornengerichts im Allgemeinen anzuklagen, obwohl, wie ich ein andermal und an einem andern Orte zu zeigen hoffe, mit Unrecht — hatte der über die Aufführung des angeklagten Eduard Cadot befragte Lehrer desselben, Namens Chauvel, in der schriftlichen Voruntersuchung zu dem Protocolle erklärt, es sey dieser Eduard ein Ungeheuer; in der Audienz, also in der öffentlich-mündlichen Verhandlung, nochmals befragt, mußte er, derselbe Lehrer, vor dem Präsidenten und öffentlichen Ankläger zugeben, er habe sich geirrt, er habe keinen Grund zu dieser Behauptung, sie beruhe auf einem Irrthum! Und dies war in der That der Fall, da eine Verwechselung der Namen unterlaufen war. Würde aber wohl dieser vielleicht wegen des sich daran knüpfenden Indiciums wider den Angeklagten höchst einflußreiche Irrthum entdeckt worden seyn, wäre mit der schriftlichen Abhörung jener Zeugen die Sache abgethan gewesen und das öffentlich-mündliche Verhör desselben unterblieben, wie es bei uns unterbleibt? — Was man von dem nachtheiligen Einfluß der Oeffentlichkeit auf die Sitte und die Moral des Volkes sagt, ist nach meiner Meinung eben so wenig begründet. In Paris, wie in andern derartigen großen Städten mag es wohl vorkommen, daß das Publikum, welches den Sitzungen der Assisen beiwohnt, größtentheils zu Denen gehört, die blos des mit den Verhandlungen verbundenen Skandals halber die öffentlichen Sitzungen besuchen, aber ich behaupte, es bedürfe nur einer gehörigen Handhabung des die Verhandlungen leitenden oder in ihnen sonst thätigen Personales, um selbst auf diese Klasse von Menschen einen heilsamen Eindruck hervorzubringen. So wohnte ich einer Assisensitzung in Paris bei, wo ein in der Trunkenheit verübter Brudermord Gegenstand der Verhandlung war. Ein Packträger hatte seinen Bruder, nachdem er mit ihm zwei Tage lang getrunken hatte, in Folge eines zwischen ihnen aus nichtiger Ursache ausgebrochenen Streites mit zwei Messerstichen getödtet. Die Zuhörer bestanden theilweise aus Leuten der untern Volksklassen, wahrscheinlich den Bekannten und Freunden des Angeklagten. Der Vertheidiger des letztern hatte behauptet, der Angeklagte habe sich im Zustande völliger Trunkenheit befunden und sey daher unzurechnungsfähig. Ihm antwortete der Staatsprokurator, indem er das Laster der Trunkenheit in seinen traurigen Folgen den Augen des Publikums vorführte und mit wahrhaft hinreißender und, wie ich deutlich wahrnahm, auf die Zuhörer lebhaften Eindruck äußernder Beredtsamkeit die schändliche Gewohnheit des Trunkes geißelte und davon abmahnte. Ich bin überzeugt, daß diese Rede eben so viel genutzt hat, als manche Predigt. — Noch mehr gefällt mir hier am Rhein das Verfahren oder vielmehr, da das Verfahren an der Seine und hier in der Hauptsache gleich ist, dessen Handhabung. Denn gewiß wird ihm hier der nationelle Stempel größerer Gründlichkeit und eines höheren Ernstes, mit Einfachheit gepaart, aufgedrückt. Deßhalb ist es auch einseitig, wenn, was bisweilen leider geschehen ist, aus Beobachtungen über Verhandlungen in Paris Verdammungsurtheile überhaupt gegen das Institut des öffentlich-mündlichen Strafverfahrens und die Jury hergeleitet werden."

Am Schlusse seines Schreibens verspricht Braun, hierüber, wie über manche andere Beobachtung später sich herauszulassen. Das Gegenwärtige sey natürlich nur ein Bruchstück aus seinem Berichte, den er, so Gott will, nach seiner Rückkehr der Oeffentlichkeit zu übergeben gedenke. — Auch bemerkt er noch, sein Reisegefährte theile in allen Hauptpunkten seine obigen Ansichten. Nach diesem Schreiben wollte er vom Rhein vorerst Holland und Belgien besuchen.

Felsberg

(A. d. „Gothaer allg. Anzeiger.")

Es war im Sommer des Jahres 1837, wo ich, in der Hoffnung, seltene Thiere und Pflanzen zu finden, sorglos an

den Felsen herum kletterte, welche jetzt von Augenblick zu Augenblick das Dorf Felsberg zu zerschmettern drohen. Das Bild jener Gegend schwebt meiner Seele noch lebhaft vor: Unten im Thale der gewaltige Rheinstrom; hart an seinem linken Ufer das Dorf, nur von wenigen, Gras, Getreide und Obst tragenden Landstücken umgeben, dann gleich hinter ihm der ungeheure, hoch in die Wolken emporragende Berg Kalanda. Vom Dorfe aus bis zur Höhe von einigen Tausend Fuß ist er steil, nur mit lockerer Erde bedeckt, in welche der Fuß des Wanderers bei jedem Schritte einsinkt; über dieser aber thürmen sich Felsen auf Felsen bis zum Gipfel hinan. Daß die untersten schon damals im Begriffe waren, sich loszureißen, ja daß möglicher Weise die ganze Wand niederstürzen könnte, war mir sehr einleuchtend, auch hatten sich schon öfters einzelne Blöcke losgemacht. Seit jener Zeit aber steht es schlimmer, es haben sich einige große Felsen abgelöst, sind dicht am Dorfe hingestürzt, und die ganze Masse wird bald nachfolgen.

Nur wer die Schweiz nach allen Seiten hin bereis't hat, kann sich einen Begriff von der furchtbaren Lage machen, in welcher sich die armen Bewohner des Dorfes Felsberg befinden; Tag und Nacht ein offenes Grab vor Augen, Tag und Nacht in Gefahr, mit Allem, was ihnen auf Erden theuer ist, vernichtet zu werden, und doch ganz ohne Mittel, dem Unglück vorzubeugen, oder ihm auszuweichen.

Ich habe vom Rigi aus das Thal überschaut, wo im Jahr 1806 das Dorf Goldau nebst vier anderen Dörfern, 457 Menschen und 325 Stück Vieh von einem stürzenden Berge verschüttet worden; ich habe unweit Chiavenna das Thal gesehen, woselbst im Jahre 1618 die ganze Stadt Plürs nebst dem Dorfe Schillano und 2430 Menschen durch den Sturz des Contoberges vernichtet und so bedeckt worden ist, daß man von ihr nicht die geringste Spur mehr sieht; ich habe in Val Soldo, unweit Lugano, eine Kirche gesehen, deren Thurm und Vorderhälfte aus einer ungeheuern Steinmasse hervorragt, von welcher sie und, wie man mir erzählte, auch das hinter ihr gestandene und nun verschwundene Dorf verschüttet ist. — Der Anblick einer solchen Stätte der Verwüstung und des Todes ist traurig; aber schrecklich ist der Gedanke, daß dem Dorfe Felsberg ein sicherer Untergang bevorsteht, und daß auch seine 500 Bewohner in Gefahr sind, Hab und Gut und Leben zu verlieren, wenn nicht edle Menschen sich zu ihrer Rettung vereinen. Die Felsberger sind arm, aber brav, sind deutschen Stammes; an deutsche Herzen richte ich die Bitte, ihr Unglück zu mildern, ihrer Vernichtung vorzubeugen. Es bleibt den Armen nichts übrig, als in ferne Lande auszuwandern, oder sich am jenseitigen Ufer des Rheins, auf dem Gebiete des Dorfes Ems, anzubauen, bis jetzt aber weigert sich Ems beharrlich, sie aufzunehmen. Jedenfalls ist es den Felsbergern, welche sich zeither nur von dem geringen Ertrage ihrer um die Felsen weidenden Heerde und vom Flößen auf dem Rheine spärlich ernährt haben, geradezu unmöglich, ohne kräftige Unterstützung durch Geld sich an einem fernen oder nahen Orte anzusiedeln. Ihr armes, fast nur aus Felsen bestehendes Vaterland, der Kanton Graubünden, ist nicht im Stande, die nöthigen Summen aufzubringen. Indessen ist die Noth sehr dringend, der Winter nah.

Mein Bruder (Lehrer am Gymnasium zu Moudon im Waadtlande) schreibt mir, daß er so eben nebst 18 Mitgliedern der schweizer naturforschenden Gesellschaft den Platz besichtigt habe. „Der Druck eines schweren Kummers", so sagt er, „ist auf dem Gesichte aller Bewohner Felsbergs ausgeprägt; er lastet am schwersten auf dem Herzen der Frauen, und spricht am rührendsten aus deren Mienen. Unsere Untersuchung hat leider bestätigt, daß sich die ganzen Felsmassen in einem solchen Zustande der Zersetzung befinden, daß ein furchtbarer, das ganze Dorf verschüttender Bergsturz unmöglich lange ausbleiben kann. Schon jetzt wagt es ein großer Theil der Einwohner nicht mehr, im Dorfe zu übernachten, sondern schläft in Bretterhütten, welche an einem sicher scheinenden Orte aufgeschlagen sind; die im Dorfe zurückgebliebenen stellen jede Nacht Wachen aus und trösten sich einigermaßen mit der Hoffnung, daß noch Zeit zur Flucht seyn könnte, wenn sich ein Dröhnen, als Vorbote des nahen Sturzes, vernehmen ließe."

Gern wird der Herausgeber des allg. Anzeigers, Hofrath Becker in Gotha, Beiträge für die unglücklichen Felsberger sammeln, wozu Derselbe sich bereit erklärt; gewiß werden auch die Herausgeber anderer Zeitschriften die Gefälligkeit haben, ein Gleiches zu thun. Den Ertrag der Sammlungen würde man, wie ich glaube, am zweckmäßigsten dem Bundes-Präsidenten Ulrich v. Planta zu Reichenau bei Chur überschicken; dieser wohnt ganz nahe bei Felsberg, ist, wie mir mein Bruder schreibt, Mitglied der Kommission für die Felsberger Angelegenheiten, und wird, wie ich selber weiß, in seinem Vaterlande wegen seines unermüdlichen, keine Opfer scheuenden Eifers für Beförderung des Gemeinwohls allgemein und hoch verehrt.

Schnepfenthal, den 8. Aug. 1844. Dr. H. O. Lenz.

Mannichfaltigkeiten.

(Stuttgart, 14. August.) Der heutige „Beobachter" enthält als „eingesandt" folgende „Verwahrung": Feodor Wehl schreibt aus Berlin in der Zeitung für die elegante Welt: „Ganz Stuttgart soll, wie mir eine liebenswürdige Stuttgarterin selbst erzählte, pietistisch seyn." Wir sind zu bescheiden, um diesen Ruhm für uns im Allgemeinen in Anspruch zu nehmen. Im kirchlichen Leben wurden dem Pietismus durch Einführung von Gesangbuch und Liturgie, und Unterordnung der christlichen Moral unter die Glaubenslehre in den Kanzelvorträgen bedeutende Zugeständnisse gemacht, allein es leben unter uns noch viele Lichtfreunde, welche eher auf die kirchliche Gemeinheit als auf die geistige protestantische Freiheit verzichten.

Der Waverley-Ball, den wir kürzlich erwähnten, hat in London wirklich stattgefunden, und für das Denkmal, das man Walter Scott in Edinburg errichtet, und zu dem noch 10,000 Pfd. Sterl. fehlen, 1000 Pfd. Sterl. eingetragen. Einunddreißig Quadrillen repräsentirten die Hauptfiguren aus den Romanen Walter Scotts. Es waren 1400 Personen zugegen, die sämmtlich den höchsten Klassen angehörten.

(Etwas für Damen.) Hr. Weiler in Paris hat einen Spiegel fabricirt, in welchem man sich von allen Seiten besehen kann; eine Dame braucht also nicht mehr besorgt zu

seyn, ob das Kleid hinten gut sitzt. Der Fabrikant nennt ihn miroir indispensable. Man kann ihn mit auf's Land nehmen, und er läßt sich auch an gewöhnlichen Toiletten anbringen.

(St. Petersburg, 6. August.) Se. Maj. der Kaiser hat einem Bauermädchen von 11 Jahren aus dem Gouv. Moskwa, welche sich und drei ihrer Gespielinnen mit großem Glück gegen einen wüthenden Wolf vertheidigte, und ihm sogar ein kleines Mädchen, das er bereits geraubt hatte, wieder abjagte, eine silberne Medaille verliehen und befohlen, das Mädchen in ein Erziehungshaus aufzunehmen.

Dramaturgische Berichte aus Leipzig.

II.

Den 13. August.

Welches Stück konnte wohl würdiger auf den unübertrefflichen, klassischen Don Carlos folgen, als die Oper aller Opern, das Meisterwerk, der Stolz der deutschen Musik, der unsterbliche „Don Juan"? 1791 war sein erstes Erscheinen auf der Prager Bühne, 1991 wird er noch eben so jung seyn, denn er kann nie veralten. Wenn alle genialen Werke des deutschen Geistes in solcher Gestalt wieder gegeben werden, wie diese Oper, so müßten die Feinde unserer Nationalität zu festen Fuß bei uns gefaßt haben, wenn wir uns nicht stolz und voller Selbstachtung fühlten bei dem Bewußtseyn, einem Volke anzugehören, dem diese großen Schöpfer angehörten. Die Vorstellung war eine vollkommen gelungene und befriedigende. Schon die ersten Accorde des stark besetzten Orchesters überzeugten uns, daß, wenn die Sänger nur Etwas leisteten, wir den herrlichsten Genuß des Meisterwerkes haben würden. Die wunderbare Ouvertüre, die der Seele die geheimnißvollen, gräßlichen Mächte ahnen läßt, welche lauernd den Menschen umschweben und umfangen, in deren Allegro ein jauchzender Frevel braus't, bis sich endlich der Sturm legt und in dem erschütterten Gemüthe einen unverlöschbaren Eindruck zurückläßt, wurde mit einer Präcision ausgeführt, wie man sie nur von einem so ausgezeichneten Orchester und einem so wackern Dirigenten wie Lortzing erwarten kann. Ueber die Leistungen der Sänger und Sängerinnen können wir uns vor der Hand noch kein Gesammturtheil erlauben, obwohl wir nur ein vortheilhaftes in Petto haben; denn der Aufführung des Don Carlos wohnten wir zweimal bei, die Oper aber sahen wir zum Erstenmale von diesen Künstlern aufführen, und übrigens ist es bekanntlich schwieriger, von einmal Hören Einen herauszufinden, als von einmal Sehen. Jedoch so viel sey gemeldet, daß ein rauschender Applaus von Seiten des Publikums die Pausen ausfüllte und daß sowohl die Sänger und der Chor, als auch der Direktor Dr. Schmidt gerufen wurden und auch erschienen. — Uebermorgen wird „Minna von Barnhelm", darauf die „Schachmaschine", dann wieder „Don Juan" und darauf wieder die „Zauberflöte" gegeben werden. — Zur Feier der Rückkehr unseres Königs erschienen hier mehrere Gedichte, unter denen besonders eines, betitelt „der Sachsen Gruß", wegen der trefflichen Composition von unserm berühmten Organisten C. F. Becker erwähnenswerth ist.

Frankfurt, im August.

Bei einem neulichen Ausflug nach Homburg erfreuete ich mich der neuen Schöpfungen, die dort mit jedem Jahre in's Leben treten. Am meisten zog mich jedoch das sittliche Fortschreiten dieses schönen Städtchens an, wozu mir besonders die Schulen und namentlich die Kleinkinderschule die Belege lieferten. Diese so sehr zeitgemäße Anstalt blüht sichtbarlich empor, unter dem Schirme und Segen Dessen, der seine Geschöpfe zu immer höherer Vervollkommnung berufen hat, und unter der thätigen Leitung einer allgemein geschätzten und geliebten Frau, im Verein mit mehreren andern wackern Männern und Frauen Homburg's. Von den zahlreichen Freunden und Wohlthätern der Kleinkinderschulen nah und fern wird folgendes Gedicht, das die beiden trefflichen Kinderfreunde Fröbel und Middendorf, bei Uebersendung eines Exemplars ihres schönen Werks, eigenhändig in dasselbe einschrieben, wie ich nicht zweifle, mit Vergnügen gelesen werden. Wenn wir bedenken, wie so viele Menschen ein Leben, das für sie bequem und sorgenfrei ist, in Zerstreuung und Leere hinbringen, — ein Leben, das seine tief geistige, seine ewige Bestimmung hat, so können wir Männer wie Fröbel und Middendorf nicht hoch genug stellen, die es sich zur Lebensaufgabe machen, dies geistige Leben zu wecken, zu pflegen und für die Ewigkeit reifen zu lassen. Das schöne Mutterbuch derselben enthält Alles, was eine liebende Mutter bedarf, um das innere und äußere Leben ihres kleinen Lieblings spielend zu leiten und zu kräftigen, und um ihr eigenes Gemüth immer inniger zu erwärmen für den hohen Werth ihrer Bestimmung als erste Pflegerin der werdenden Menschheit! Ich wünsche von Herzen, daß dies Buch von vielen gebildeten Müttern gekannt sey, und den Zweck erreiche, den der Verfasser gewiß in reinster Idee vor Augen hatte.

Dem Vereine für Kinderpflege zu Homburg.

Wenn zu einer Stätte wir gekommen,
Wo uns rings ein blühend Leben grüßt,
Wo die Ordnung, Schönheit Platz genommen,
Licht und Wärme jede Pflanze küßt;
Wo gepfleget Blumen hold gedeihen, —
Sagt: Wie sollte dieses uns nicht freuen?! —
Doch mit welchem höhern Freudenschlage
Hebt das Herz die Flügel in der Brust,
Wenn der Menschheit Blüthe tritt zu Tage,
Uns erfreut der Kindheit reine Lust;
Wenn wir Sorgfalt seh'n die Knospen warten,
Ruft's entzückt: Das ist ein Kindergarten.
So erging es uns in Euerm Kreise,
Den die Klarheit, wie die Liebe schmückt,
Wo uns hat die frohe Kinderweise
Wie ein frischer Lebenskranz beglückt.
Treu als Gärtner lernten wir Euch kennen:
Wollt die Pflanzung Kindergarten nennen.
Laßt zu diesem schönen Namensfeste
Euch hier eine Pathengabe weih'n;
Gerne reichte Liebe dar das Beste,
Was beleben, lehren kann, erfreu'n.
Nehmt d'rum, was entstieg tief dem Gemüthe,
Als ein Gartenbuch zur Pfleg' der Blüthe.

Frankfurt, 31. Mai 1844. F. Fröbel. W. Middendorf.

Mainwasser-Wärme.

Sonntag, 18. August, Morgens 8 Uhr: 14 Grad. W. Gerlach.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 18. August. Nacht und Morgen, Drama in 4 Abth. und 5 Akten, mit freier Benutzung des Bulwer'schen Romans, von Charl. Birch-Pfeiffer.

Montag, 19. August. (Zum Vortheil des Hrn. Conradi, neu einstudirt): Das unterbrochene Opferfest, große Oper in 2 Abth., Musik von Winter. Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 230. Dienstag, den 20. August 1844.

Des Malers Töchter.

Nach Hipp. Etiennez.

Mitten in der Chiasa-, der aristokratischen, Straße von Neapel, dem prachtvollen Garten Villa Reale gegenüber, dessen herrliche Myrthen- und Orangen-Bosquets nur ein Mal im Jahr, und zwar am 8. September, dem Publikum geöffnet sind, erhob sich vor Zeiten ein Palast, der weniger merkwürdig in seinem Bau, als in der vorzüglichen Auswahl der hier zusammengestellten Materialien war. Marmor, in verschiedenen Farben auf's sinnreichste in einander gefügt, zierte die Façade, doch so, daß die Hauptpartien des Gebäudes, im Hintergrund mit leichten Mauern umschlossen, von schönster Isabellenfarbe glänzend hervortraten.

An einem köstlichen Juliabend im Jahr 1647 war der Palast, dessen Räume stets von Lust und Freude wiederhallten, belebter wie gewöhnlich. Durch die weit geöffneten Fenster strahlte der Glanz unzähliger Lichter. An der Hauptthüre standen zwei Diener mit Pechfackeln, die unverzüglich den anrollenden Wagen den Weg bezeichneten.

Dieses Schauspiel zog viele Neugierige an; es giebt so viele Menschen, die sich nur am Vergnügen Anderer erfreuen. Zuweilen ließ sich ein Cavallero an einem der Fenster erblikken, und dann entstand wohl in der Menge ein Beifallruf oder auch ein Verhöhnen, je nachdem sich die Stimmung eines Jeden gegen den Erscheinenden, den sie zu erkennen glaubten, aussprach. Neapel gehörte zu damaliger Zeit den Spaniern. Es war schrecklich, welchen Despotismus und welche Erpressung diese Mächtigen, die sich Herren der Welt nannten, ausübten. Hauptsächlich Einer, der Herzog von Arcos, der seit drei Jahren im Namen Philipp's IV. als Vicekönig in Neapel regierte, hatte das Volk durch seine Bedrückungen so erbittert, daß die Neapolitaner revoltirten, und wenig hätte gefehlt, so wäre der Repräsentant Sr. christlichen Majestät durch einen einfachen Fischer, den berühmten Masaniello, gestürzt worden.

In dem Augenblick, wovon wir sprechen, waren nur wenige Wochen über diese bekannte Katastrophe hingegangen. Die Gesellschaften, die Bälle, die Feste aller Art, nur auf kurze Zeit unterbrochen, nahmen ihren gewohnten Gang wieder. Aber das Volk war noch zu aufgeregt und erbittert gegen seine Peiniger, und ließ keine Gelegenheit vorübergehen, seinen Haß zu zeigen. Man ließ es geschehen; es giebt unterdrückte Völker, die nur in dem lauten Ausspruch ihrer Gesinnung gegen die Großen ihre Freiheit finden.

Indessen füllte sich nach und nach der Palast. Der älteste und berühmteste Adel, die ausgezeichnetsten Männer schienen sich da begegnen zu wollen. Ein ehrwürdiger Greis mit entblößtem Haupt und langem weißem Bart, einfach gekleidet in einen braunen Sammetrock mit Pelz besetzt, stand in der Mitte des Saals. Nach diesem Punkt hin drängten sich die Gäste, und bezeigten dem Hausherrn ihre Ehrfurcht.

Trotz dem, daß er diese Huldigungen anscheinend kalt hinnahm, konnte man doch an seinen belebten Zügen wahrnehmen, wie sehr er sich durch diese Auszeichnung geschmeichelt fühlte. Dieser außerordentliche Mann, der in diesem Augenblick der Gegenstand der größten Achtung und Verehrung zu seyn schien, stand seinem Rang nach selbst unter dem Geringsten seiner Gäste. Er war nur ein Maler .... Gewiß ist es, daß er Josef von Ribera hieß.

Josef von Ribera, sagt ein Spanier, hatte nach seinem Tode gleiche Ehre, wie einst Homer. Mehrere Städte stritten um den Vorrang, seine Geburtsstadt zu seyn. Lange behauptete Callipoli im Königreich Neapel dieses Recht. Aber seitdem hat man in den Taufregistern von Xavita, gegenwärtig San Philippo im Königreich Valenzia, den Beweis gefunden, daß er in dieser kleinen Stadt den 12. Jänner 1588 geboren wurde.

Sein Vater, ein spanischer Edelmann, brachte die meiste Zeit seines Lebens bei den Armeen zu, und bestimmte seinen Sohn gleichfalls zur militärischen Laufbahn. Während aber Josef seine Studien auf der Universität Valenzia vollendete, lernte er einen Schüler Ribalta's kennen, der ihn in die Werkstätte seines Meisters einführte; bald darauf erwachte sein Genius. Seine Aeltern ließen ihn ohne Zögern nach Italien gehen.

Josef folgte seinem ältern Bruder, der den Oberbefehl über eine Abtheilung spanischer Kavallerie hatte, nach Neapel. Nach kurzer Zeit wurden jedoch die Brüder durch die Kriegsverhältnisse getrennt, und als sich Ribera allein, ohne Hülfsquellen befand, eilte er nach Rom, um sich in seiner Kunst zu vervollkommnen.

Trotz dem, daß er hart gebettet war ... die Nächte unter den Säulenhallen zubrachte ... von Almosen lebte ... sich mit den übrig gelassenen Bissen der jungen Maler der

Akademie begnügte, fand Ribera doch ein Mittel, sich ernstlich seinen Studien widmen zu können.

Eines Tages, als er ein Schild in der Straße del Babuino malte, ging der Kardinal von Borgia vorüber. Die traurige Lage des jungen Mannes rührte ihn, noch mehr aber erstaunte er über dies wahrhaft wunderbare Talent. Er nahm ihn in seinen Palast auf, und erlaubte ihm, seine Livree zu tragen. Diese plötzliche Veränderung der Lage drohte dem jungen Maler gefährlich zu werden. Ribera vernachlässigte gänzlich seine Studien. Sorglos und leichtsinnig, lebte er nur der Lust; bald aber erwachte er aus seiner Verblendung, und sah den Abgrund vor Augen, der sich ihm öffnete.

Eines Morgens verließ er den Palast, ohne von irgend Jemanden Abschied zu nehmen, um zu seinem ärmlichen, aber thätigen und unabhängigen Leben zurück zu kehren. Der Erfolg krönte bald seinen lobenswerthen Entschluß.

Er machte seine Studien in den berühmten Schulen von Michael Angelo, von Caravage und Coreggio, und wählte diese großen Meister zum Vorbild. Es gelang ihm, eine neue Methode in der Malerei zu erfinden. Ob aber eben diese Art nicht nach dem Geschmack des Publikums war, oder ob er das Opfer des Vorurtheils wurde, welches so vielen der berühmtesten Künstler bei dem ersten Auftreten hemmend in den Weg tritt, er konnte, trotz der unstreitigen Ueberlegenheit seiner Kunst, kaum von seiner Arbeit leben. Des mühevollen Ringens müde, beschloß er, Rom zu verlassen und in Neapel sein Heil zu versuchen.

Dort sollte es ihm anfangs nicht besser ergehen. Die Noth zwang ihn, einige Portraits zu malen, unter anderen das eines reichen Kaufmanns, der von der Größe und der Wahrheit seiner Kunst ergriffen wurde. Dieser Mann gewann ihn lieb, und er gab ihm seine einzige Tochter zur Frau, die für die schönste Dame im ganzen Lande galt.

(Fortsetzung folgt.)

Holland und die Holländer.

** Amsterdam, 21. Juli. — Corresp.

Seitdem ich hier bin, fand ich Gelegenheit, mich in der Umgegend gehörig umzusehen, die viel Reizendes in ihrer Art hat, und was man in Süddeutschland vielleicht vergebens sucht. Betrachtet man Städte und Dörfer, die Straßenanlagen, Kanäle und sonstigen großartigen Wasserbauten, sowie die vorzüglichen Wohlthätigkeitsanstalten, die überall hier zu finden sind, so muß man diesem höchst interessanten Lande wie dessen Bewohnern den größten Beifall bezeigen. — Was die Natur diesem Lande versagte, sieht man hier durch die Kunst und durch anhaltenden Fleiß und Eifer im großartigsten Style ausgeführt. — Gegenwärtig ist man mit dem Auspumpen und der Trockenlegung des Harlemer Meeres beschäftigt, was eines der großartigsten Unternehmen ist und viele Millionen kostet, dabei aber doch, durch die Urbarmachung dieses großen Terrains, eine großen Nutzen verheißende Speculation seyn soll. — Der Kunstfleiß der Holländer steht auf einer sehr hohen Stufe und mit Recht berühmt sind ihre Erzeugnisse hierin. Der Handel ist freilich nicht mehr Das, was er vor hundert Jahren war, jedoch hat der Fleiß der Bewohner des Landes, bei allen den großen Verlusten, hinsichtlich des so unglücklichen Tauschgeschäfts mit England, des Caps der guten Hoffnung und mehreren anderen Colonien, auch jetzt noch sich auf einer bedeutenden Höhe zu erhalten gewußt. Oeffentliche Banken, Handelsgesellschaften, Handelskammern und Gerichte tragen das Ihrige zur Förderung desselben bei. — Der Holländer ist etwas ernster und bedächtiger als der Deutsche, kommt ihm übrigens im Charakter ziemlich nahe, übertrifft ihn aber mehr in Harmonie der Gesammteinheit, wenn es gilt, eine großartige Landesunternehmung zum Besten des gemeinsamen Wohles und zur Wohlfahrt des Landes zu unterstützen. Der Holländer ist auch einfacher in der Kleidung und nimmt nicht gerne eine neue Mode von andern Nationen an, was ebenfalls Nachahmung bei uns in Deutschland finden sollte, und dieses ist mit wohl einer der Hauptstützpfeiler dieses Landes, wie ebenfalls der Wahlspruch: Concordia res parvae crescunt. — Einen Beweis, was eine Nation mit so festen und unerschütterlichen Grundsätzen vermag, gab die vor einigen Monaten stattgefundene freiwillige Anleihe von 127 Millionen Gulden, die in wenigen Wochen ganz beisammen war. Diese freiwillige Anleihe fand die größte Billigung der hiesigen Nation, und sämmtliche Einwohner ermunterten sich dazu, so daß alle diejenigen, welche der Anleihe beitreten konnten, Nationalstolzes halber zeichnen mußten; sogar von den verschiedenen Landesuniversitäten, wie von Dienstboten wurden ansehnliche Summen zu diesem Behufe zusammen gesteuert. — Einige deutsche und französische Blätter äußerten sich über die anfängliche große Geldnoth der hiesigen Staatshaushaltung sehr unbescheiden. Nachdem man aber erfahren hatte, was das Land in dieser Hinsicht zusammenbrachte, verstummten sie plötzlich und an der Börsenwelt gingen sämmtliche holländische Staatspapiere, sogar die alten $2\frac{1}{2}$ procentigen Schuldobligationen wieder sehr in die Höhe, und sämmtliche Effekten werden seit der Anleihe sehr zu kaufen gesucht. C. L — s.

Mannichfaltigkeiten.

(Frankfurt a. M.) Unsern beiden hiesigen Kleinkinder-Schulen, deren segensreiche Wirksamkeit immer mehr Anerkennung und immer weitere Verbreitung gewinnt, ist von der Aachen-Münchner Feuerversicherungs-Gesellschaft durch die Herren Wilh. Mumm und Söhne dahier ein Geschenk von fl. 150 zugegangen, welches für die humane Gesinnung der genannten Gesellschaft ein ehrendes Zeugniß ablegt und mit lebhaftem Danke entgegen genommen wurde. Möge dieser unsern Kleinkinder-Schulen zugewendete Beitrag Freunde der Humanität von neuem daran erinnern, eine Anstalt freundlich zu bedenken, deren Nützlichkeit keiner weitern Auseinandersetzung bedarf.

(Sachsen-Meiningen.) Um den kostspieligen und gewöhnlich langen Prozessen zu steuern, ist ein Gesetz gegeben worden, welches die Gewähr der Mängel und Fehler von Thieren, namentlich von Pferden und Rindvieh, bei deren Veräußerung bestimmt.

(**Mutter- Spiel- und Koselieder.**) Unter dem vorbemerkten Titel hat der Kinderfreund Fr. Fröbel ein Familienbuch mit vorzüglich gelungenen Randzeichnungen, erklärendem Texte und Singweisen herausgegeben, das liebenden und geliebten Müttern Anleitung und Stoff darbietet, ihren Kindern schon im vorschulfähigen Alter eine ihrem ganzen Wesen entsprechende Bethätigung zu geben, ihre Sinne zu üben, den erwachenden Geist zu beschäftigen, sie sinnig mit der Natur und Menschenwelt bekannt zu machen und besonders ihr Herz und ihr Gemüth richtig zu leiten. Die hohe Wichtigkeit der allseitig geistigen wie leiblichen Kindespflege vom zartesten Alter an ist wohl nicht mehr unbekannt. In der Anwendung der Erziehungsmittel verfällt man aber gar häufig in den Fehler, daß man die noch nicht schulfähigen Kinder wie in wirklichen Schulen unterrichtet und ihnen dadurch den Himmel ihrer Kindheit trübt. Der Kinderfreund Fröbel will nicht wie in einer wirklichen Schule unterrichten. Die seinem Herzen theuren Kinder sollen auf andere Weise freudig und allseitig ihre Kräfte üben und bilden, und sich in schuldloser Heiterkeit und frommer Kindlichkeit für die Schule und kommenden Lebensstufen vorbereiten. Und zur Erreichung dieses Zweckes verlangt er, daß man durch das Mittel zweckmäßiger Spiele den Thätigkeitstrieb der Kinder wecke und pflege und dabei nicht nach dem Künstlichen greife, sondern das nahe liegende Natürliche benutze. Auf welche einfache und dem ganzen Wesen der Kinder entsprechende Weise Fröbel hierbei verfährt, wird man sich bei Durchlesung des obengenannten Buches überzeugen können. Mancher Mutter sind bei der Anwendung der Fröbel'schen Spielmittel schon die schönsten Freuden durch ihre Kinder erblüht. Möchten recht viele deutsche Mütter die Wahrheit der Worte an sich erfahren:

Was kann das Herz wohl mehr erheben,
Als für der Kindheit Glück zu leben!

J.

(**Mannheim, 13. Aug.**) England hat in neuester Zeit mehr als je die Blicke des gebildeten Europa auf sich gezogen. Der Genius der Erfindung, der sich dort besonders regt, ist wohl Hauptursache dazu. Schon wieder ist eine schöne Idee durch die That verwirklicht worden, die in den Quecksilberbergwerken von Spanien träumte und in der Offizin des Hrn. Drayton in London erwachte. Ihr Erwachen mag etwas seltsam gewesen seyn, und gewiß ist, die Quecksilberfabrikanten und die Spiegelfabrikbesitzer werden dem jungen Kindlein nicht zur Taufe stehen. Von nun an kann jeder Hausbesitzer, jeder Bürger seine Spiegel selbst machen, und zwar in welcher Form es ihm beliebt und ohne — Quecksilber!!! Faraday hielt noch nicht lange her über diesen interessanten Gegenstand einen Vortrag und bei Hrn. William Fardely hier sah Schreiber dieses zwei von diesem verfertigte Spiegel — ohne Quecksilberfolie. Ob dies Verfahren auf die Bergwerke Spaniens Einfluß habe, ist gar nicht zu bezweifeln, und um nicht allzu spröde zu erscheinen, erlaubt sich Correspondent dieser Mittheilung, das Verfahren der Spiegelfabrikation ohne Quecksilber, wie sie in wenigen Minuten ohne besondere Einrichtung von Hrn. W. Fardely ausgeführt wurde, dem größern Kreise des Publikums mitzutheilen. Das Spiegelglas wird mit einer Lösung von Ammoniak, salpetersaurem Silberoxyd, vermischt mit Zimmetöl und Weingeist übergossen. Sodann werden einige Tropfen Weingeist und Nelkenöl hinzugethan; wenige Minuten darnach sieht man das Spiegelglas von einer dünnen Folie, wie reines Silber, bedeckt. Nachdem man Alles mit besonderer Vorsicht gereinigt hat, erhält man einen Spiegel, der in Politur und Vollkommenheit nichts zu wünschen übrig läßt. Glück auf also der zweckmäßigen Erfindung und ihrem Gedeihen in Deutschland!

(**Berlin, 12. August.**) In einer lebenreichen Residenz kommt oft in der Wirklichkeit Vieles vor, was kein Dichter so beziehungsreich erfinden könnte, so voll von weltverachtender Ironie; und so sey denn erwähnt, wie das hiesige Criminalgericht anzeigt, daß in der Hasenhaide ein Unbekannter erhängt gefunden worden, auf dessen Trageband die Kreuzigung Christi verzeichnet sey und der Vers: Nun triumphirt der Held; es ist vollbracht!

Von allen durch ihre Größe ausgezeichneten Thieren fängt keines so klein an, wie das Krokodil; es kriecht aus einem Ei, das an Größe ungefähr einem Gänse-Ei gleichkommt, und erreicht zuweilen eine Länge von 50 Fuß. — Auch manche Menschen fangen sehr klein an und werden später außerordentliche Größen, ganz so wie die Krokodile, denen sie bekanntlich zuweilen auch darin ähnlich sind, daß sie sich sehr gut auf's Kriechen verstehen.

(**Kassel, 13. August.**) Die hiesige Zeitung berichtet: „Unser Kassel wird in den nächsten Tagen wieder um einen lange entbehrten, großartigen Genuß reicher seyn! Der alte Herkules auf seiner stolzen, schönen Höhe soll wieder neue frohe Tage sehen und von neuem Alt und Jung aus der Nähe und Ferne in munterem Gewühl versammeln. Es ist nämlich der Umbau der gänzlich verfallenen und von Grund aus abgebrochenen Cascaden, die in ihrer dauerhaften Konstruktion jetzt mit größerem und begründeterem Muthe, als früher, den Zeiten trotzen werden, der Hauptsache nach als vollendet anzusehen. Sogar die alten mythologischen Figuren haben wieder Fleisch und Bein, der Centaur und Faun wieder Hörner und Stimme bekommen. Schon hörte man bei mehrfachen Proben seit voriger Woche unten im Thale ihre noch wohlbekannten monotonen Klänge, wie sie so schön zum glänzend ruhigen Sturze des Wassers passen. Die Arbeit ist mit regem, anerkennenswerthen Eifer gefördert. Erst im Frühlinge vorigen Jahres ist, wie bekannt, der Bau auf höchsten Befehl begonnen worden. Ein so schneller Fortgang und befriedigender, ja glänzender Erfolg ließ sich kaum erwarten. Es ist nun der Wunsch vielfach ausgesprochen worden, die Feier des nahe bevorstehenden höchst erfreulichen Geburtsfestes Seiner Hoheit des Kurprinzen und Mitregenten auch dadurch festlich erhöht zu sehen, daß man sich an diesem Tage wieder zum ersten Male des großartigen Schauspiels, alle Wasserkünste zu Wilhelmshöhe in ihrer glänzenden Thätigkeit zu sehen, erfreuen könne; und wie man vernimmt, ist dieser Wunsch höchsten Ortes gnädigst gewährt worden. Der 20. August soll Wilhelmshöhe in seiner ganzen wiederhergestellten Schönheit sehen. Wir glauben uns den Dank unserer Mitbürger zu verdienen, indem wir sie im voraus hierauf aufmerksam machen."

(Dresden.) Oberon und Mozart's Entführung wurden neu einstudirt gegeben. Ersterer mit einer großartigen und entsprechenden neuen Scenerie. Die Dekorationen waren theils von französischen Malern, dann von dem Hoftheatermaler Arrigoni und dem Herrn Gropius in Berlin gemalt worden. Das Meer von dem letztern Künstler war überaus getreu und wahr.

Ein Blatt von Limoges berechnet den Schaden, welchen die Spatzen durchschnittlich jedes Jahr in Frankreich der gesammten Landwirthschaft zufügen, auf 9 Mill. Franken.

Korrespondenz.

Mainz, 17. August.

Vorgestern, als am achten Jahrstage der Enthüllung des hiesigen Gutenbergs-Monuments, war die Statue mit Blumenkränzen und Gewinden schön verziert. Diese Huldigung verdankt Gutenberg ohne Zweifel den hiesigen Buchdruckern, die auch in frühern Jahren den Vorabend des Festes gewöhnlich mit Fackelmusiken feierten, was aber seit geraumer Zeit zum allgemeinen Bedauern unterbleibt. Die Erinnerung an jenes erste schöne Fest lebt noch hier in allen Gemüthern und bedürfte deshalb keinen Nachhall; aber eine fortgesetzte Feier, eine jährlich wiederkehrende, würde für die neu heranwachsende Generation ein zweites Denkmal werden, das vor Vergessenheit des von der ältern erlebten bewahrte. — Das nahe bevorstehende Enthüllungsfest in Darmstadt findet auch hier und in der diesseitigen Provinz eine große Menge Theilnehmer, die demselben persönlich beiwohnen werden. Die Deputationen werden, wie man hört, zahlreich seyn und ihre Fahnen mitbringen; man spricht von einer sehr reich verzierten Fahne, die dem hiesigen Gemeinderathe werde vorgetragen werden. Die Zahl der hiesigen Besucher allein kann bei günstigem Wetter, wenn die Transportmittel es gestatten, Tausende betragen; 190 Plätze sind schon seit 14 Tagen bei der hiesigen Post bestellt; mehrere Hunderte werden suchen, auf der Taunusbahn nach Frankfurt und von da mit Gelegenheit nach Darmstadt zu gelangen; Andere wollen mit den Dampfbooten nach Oppenheim und Gernsheim fahren und dort zur Weiterbeförderung sich jeder sich darbietenden Gelegenheit oder auch ihrer Beine bedienen. Wer über Equipagen oder sonstiges Fuhrwerk verfügen kann, bleibt ohnedem nicht zurück, und fürchtete man die zu theuern Wohnungen nicht (man spricht von 7 bis 9 fl. für ein Zimmer über Nacht), so würde die Zahl der zu dem Feste Eilenden noch weit größer seyn. Am Ende geht es in Darmstadt wie in Mainz beim ersten Gutenbergsfeste, wo man auch besorgte, kein Logis und Mangel an Lebensmitteln zu finden, und deswegen viele Wohnungen leer blieben, und die Lebensbedürfnisse an den Festtagen billiger waren, als vor denselben. — Ein in der gestrigen und heutigen Mainzer Zeitung befindlicher Aufsatz: „Welchen Werth hat denn eigentlich die Mainz-Ludwigshafen-Berbacher Eisenbahn für Mainz und die hessische Rheinprovinz?" wird hier mit großer Begierde gelesen; er behandelt diese Angelegenheit mit Sachkenntniß, Ruhe und Würde und bildet einen auffallenden Kontrast mit dem gegen die Geier'sche Broschüre gerichteten Artikel im Frankfurter Journal. — Die hohe Taxe, welche nach einer alten Verordnung den Trägern des Gepäckes von Reisenden aus den Dampfbooten nach den hiesigen Gasthöfen bewilligt ist, gibt zu so häufigen Klagen von Seiten der hier eintreffenden Fremden Anlaß, daß eine Revision derselben, die sie mit der für die Omnibus und Droschken erlassenen Taxe in Einklang brächte, sehr wünschenswerth wäre; es möchte eine Anregung dieses für das reisende Publikum und die Gasthofsbesitzer gleich wichtigen Gegenstands zeitgemäß seyn. Auch spricht man so viel von Umtrieben, um die Reisenden gegen ihren Willen gewissen bevorzugten Gasthöfen zuzuweisen und sie andern abwendig zu machen, daß, wenn sich Alles so verhielte, wie man behauptet, dieselben strafbar wären und eine genauere Ueberwachung und Untersuchung verdienten.

Wiesbaden, 15. August.

Künftigen Montag, den 19., veranstaltet Hr. Musikdirektor Stadtfeld dahier im Garten des Kurgebäudes mit dem ihm untergebenen Musikcorps des nass. zweiten Regiments ein großes Konzert, das schon um deswillen eine glänzende Episode unter den hier zur Aufführung gekommenen größeren musikalischen Productionen bilden dürfte, weil dabei das gesammte österreichische Militärmusikcorps von Mainz, unter Leitung von dessen talentvollem Kapellmeister Zulehner, mitwirken wird. Dieses großartige Konzert wird Nachmittags 4½ Uhr mit einem brillanten Festmarsche beginnen und der ausgezeichnetsten Musikpieçen viele enthalten. — Am gestrigen Abend gab der rühmlich bekannte Improvisator Eduard Beermann in einem der von dem Architecten Jahn zu ebener Erde und im ersten Stock sehr zweckmäßig eingerichteten Nebensäle des hiesigen Schauspielhauses eine Academie der Improvisation, welcher der lauteste Beifall zu Theil ward. In seinen improvisatorischen Vorträgen entwickelte derselbe ein schönes Dichtertalent, gepaart mit einer überraschenden Gewandtheit, nach gegebenen Themata und Endreimen sofort ein schönes poetisches Gebilde zu liefern. Auch vergegenwärtigte uns Hr. B. den venetianischen und neapolitanischen Improvisante durch Absingung eines Gedichts auf zugerufene Namen mit Guitarrenbegleitung; jedoch erschien bei diesem Gesangsvortrage der Timbre und Umfang seiner Stimme ungefähr wie jener eines andern invaliden Sängers. — Hr. Christen, vom Münchener Hoftheater, ist nach seinem mit Auszeichnung beendigten Gastspiel nach Baierns Hauptstadt zurückgekehrt, ohne daß uns die Hoffnung geblieben wäre, ihn für die hiesige Bühne gewonnen zu sehen. Obgleich derselbe nur in dahier längst bekannten Reprisen auftreten konnte, so ermangelte er doch nicht, mehrmals ein volles Haus zu machen, wofür ihm das schließlich als Benefiz bewilligte „Pfefferrösel" einen schlechten Lohn gewährte; denn diese Vorstellung, worin Mad. Gradowsky die Titelrolle übernommen, hatte sich keines zahlreichen Besuchs zu erfreuen. Meyerbeer's „Hugenotten", der dritten seit Jahresfrist dahier neu in Scene gesetzten Oper, ward vorigen Sonntag eine sehr laue Aufnahme vom Publikum zu Theil, was — die guten Leistungen Einzelner, insbesondere die der Fräul. Rummel als Margarethe von Valois, ausgenommen — der die hiesigen Kräfte übersteigenden schwierigen Ausführung dieser genialen Tondichtung in ihrem Ensemble beizumessen ist. Als neu einstudirte (nicht neue) Oper kommt der anderwärts ziemlich vergessene „Tancred" Rossini's diesen Abend bei uns zur Aufführung, und zwar ohne Fräul. Sabine Heinefetter, welche vor ungefähr acht Tagen als „Lucrezia Borgia" zum letzten und allerletzten Male vom Publikum Abschied nahm, und damit ihr hiesiges Gastspiel definitiv beschloß.

Mainwasser-Wärme.

Montag, 19. August, Morgens 8 Uhr: 14 Grad. W. Gerlach.

Theater-Anzeige.

Montag, 19. August. (Zum Vortheil des Hrn. Conradi, neu einstudirt): Das unterbrochene Opferfest, große Oper in 2 Abth., Musik von Winter. Mit aufgehobenem Abonnement.

Dienstag, 20. August. Der Landwirth, Lustspiel in 4 Abth., vom Verfasser des Oheim.

Redakteur: J. L. Helfferich — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 231. Mittwoch, den 21. August 1844.

Mainsagen.

32. Die Sage von Burg Slorberg.

Auf den Mauern Slorberg's stehet
Voit von Rieneck's ed'le Tochter —
Kampf erwartet sie gerüstet,
Kampf mit Wolf von Adelsberg.

Alten Hader auszufechten
(Den die Väter angesponnen,
Ehe sie die Gruft umschlossen),
Harrt die Schöne auf den Feind.

Nie erblickte sie den Jüngling,
Nie sah er die stolze Jungfrau —
Doch des Vaterfeindes Samen
Haß zu weih'n, scheint ihnen Pflicht.

Mit geschlossenem Visire
Steht sie unter ihren Rittern,
Mit geschlossenem Visire
Naht der Feind mit seiner Schaar.

Ihm im Kampfe zu begegnen,
Ist ihr Streben und gelingt auch —
Beider Schwerter schlagen mächtig,
Beider Schilde tönen laut.

Und ein Hieb der kräft'gen Jungfrau
Wirft von seinem Haupt die Decke,
Und ein Hieb des starken Jünglings
Reißt den Helm von ihrem Haupt.

Gelbe Flechten sieht er wehen
Um der Schönen rosig Antlitz;
Dunkle Locken sieht sie wogen
Um des Feindes edle Stirn.

Lange steh'n verwirrt — erröthend —
Sehnsuchtvolle Blicke tauschend
Er und sie — die Schwerter sinken
Und des Hasses Stimme schweigt.

Und die Liebe spricht im Herzen
Laut und lauter Friedensworte
Und mit ihnen weckt sie Sehnsucht
Und die leise Hoffnung auf.

Vor der Herrin Slorberg's sinkt er
Auf ein Knie, spricht: „Holde Jungfrau!
„Nimm mich an zu deinem Sclaven,
„Oder sonsten tödte mich!“

Und sie spricht die leisen Worte:
„„Holder Jüngling! Deine Rede
„„Nahmst du mir aus warmem Herzen:
„„Was du sprachst, erwied're ich!““

Da schweigt rings der Lärm des Kampfes —
Denn die Häupter der Parteien
Liegen weinend sich im Arme,
Schwörend Liebe sich und Treu'.

Und die Thore Slorberg's gähnen
Gastlich weit der Schaar entgegen —
An der Schönsten Seite schreitet
In den Saal der Jüngling ein.

Die als Feinde angezogen,
Ziehen in die Burg als Freunde
Und das Paar, das sich befehdet,
Eint die Hände am Altar.

Des Malers Töchter.

Nach Hipp. Etiennez.

(Fortsetzung.)

Ribera's Glück war von nun an gegründet, und er ward bald berühmt. Einstmals, als er in der Sonne das Bild des heiligen Bartholomäus trocknete, war ein solcher Andrang von Menschen, daß der Vicekönig, der aus den Fenstern seines Palastes den Zusammenlauf bemerkte, die Ursache davon wissen wollte. Er ließ sich das Gemälde bringen, und wünschte den Meister kennen zu lernen. Als er erfuhr, daß Ribera ein Spanier sey, ernannte er ihn zu seinem ersten Maler, mit

einem ansehnlichen Gehalt. Von diesem Augenblick an wurden ihm alle Arbeiten, sowohl in den Kirchen als in dem Palast, übertragen. Der Beifall, den die berühmte „Abnahme des Kreuzes“ bei den Karthäusern und „Madonna Bianca“ einernteten, gränzt an's Unglaubliche. Sein Nebenbuhler Dominicus starb vor Kummer darüber. Kurze Zeit darauf ernannte ihn der Papst zum Ritter des heiligen Kreuzes, und die Akademie St. Lukas in Rom nahm ihn als Mitglied auf.

Ribera arbeitete viel; manches Mal geschah ihm, daß er, in seine Arbeit vertieft, den ganzen Tag keine Nahrung zu sich nahm, und da dieses Vergessen seine Gesundheit zu zerstören drohte, mußte ein Diener stets in seiner Nähe bleiben und ihn an die Zeit erinnern.

Er verkaufte seine Arbeiten zu einem enormen Preis. Eines Tages unterhielt er sich mit zwei Offizieren, die behaupteten, Gold machen zu können. „Ich besitze auch das Geheimniß,“ sagte er; „bemühen Sie sich morgen zu mir, und Sie sollen sehen.“ Die Offiziere stellten sich in der That bei ihm ein. Sie fanden ihn beschäftigt, ein Bild des heil. Johannes Baptistus zu vollenden. Als er damit fertig war, übergab er das Gemälde einem Diener, der es einem Kaufmann in der Nachbarschaft bringen sollte. Dieser zahlte ihm sogleich 20 spanische Pistolen dafür. „Nun, meine Herren, was sagen Sie dazu? Das ist mein Geheimniß, Gold zu machen.“

Ribera's Charakter war von Natur düster; er malte vorzugsweise schreckhafte oder melancholische Darstellungen. Einstmals sandte er eines seiner Gemälde, den „Irion auf dem Rade“, nach Holland. Eine Dame, die es sah, war davon so erschüttert, daß sie ein unglückliches Kind gebar. Das Bild wurde ungesäumt nach Italien zurück gesandt.

Der Maler sammelte große Reichthümer, sein Haus war auf das glänzendste eingerichtet, und seine Gemahlin zeigte sich nur in prachtvollen Carossen, mit reich betreßten Dienern. Aber diese Pracht und dieser Aufwand genügten seinem Ehrgeiz nicht; er strebte höher. Sein sehnlichster Wunsch war, den hohen Adel in seinen Sälen empfangen zu können. Mehrere Versuche, die er machte, wurden zwar nicht zurück gewiesen, aber doch kalt hingenommen. Der Vicekönig, der große Theilnahme für den Künstler empfand, glaubte seiner kleinen Schwäche nachgeben zu müssen, und war der Erste, der sich bei ihm einfand. Auf dieses gegebene Zeichen strömten alle Edelleute nach dem Palast Ribera, und bald wurde die Aufnahme dort so ehrenvoll, wie eine Vorstellung bei Hof. Signora Ribera mißbilligte die Schwäche ihres Gemahls, sie war einfach und bescheiden erzogen, und verwarf daher um so mehr diese Eitelkeit, die ihr keinen Genuß gewährte. „Signor Ribera,“ sagte sie oft zu ihm, „ein Künstler wie Sie hat für seinen Ruhm nicht nöthig, sich an die Höheren anzuschließen; Sie überstrahlen alle durch Ihr Genie. Indessen halten Sie sich versichert, nicht Ihrem Verdienst huldigen diese Menschen; Das, was Sie heute so sehr beglückt, kann bald unser Verderben werden, giebt vielleicht eines Tages Veranlassung zur bittersten Reue.“

In der That hatte Ribera eine strahlend schöne Tochter, die er oft in seinen Bildern malte. Man nannte sie Maria Rosa. Sie war hinreißend schön, voll Grazie, und nicht zu läugnen war es, daß dieses reizende Wesen zur Verherrlichung der Gesellschaft der Feste beitrug. Aber so oft Signora Ribera diesen Gegenstand berührte, verfinsterten sich des Malers Züge; die gute Dame sah sich genöthigt, ihre Ahnungen in sich zu verschließen und sich dem eisernen Willen ihres Gemahls zu ergeben.

Heute schien sich in dem Feste ein besonderer Glanz, die früheren Zirkel weit überstrahlend, entfalten zu wollen. Der Infant Don Juan von Oestreich war seit wenigen Tagen in Neapel anwesend, und hatte dem Künstler die Ehre seines Besuches zugesagt.

Es ist begreiflich, mit welcher Ungeduld und Neugierde man dem erhabenen Gast entgegen sah.

Gegen zwei Uhr (zehn Uhr des Abends in Italien, wo man die Stunden nach Sonnen-Untergang zählt) trat ein junger Mann, schwarz gekleidet, in den Saal. Der düstere Anzug, weit entfernt, nachtheilig auf seine Schönheit einzuwirken, verlieh ihm ein ernstes, aber edles Aussehen. Maria Rosa, die ihn sogleich an seinem Gang erkannte, sah nach ihm auf, ein sanftes Lächeln glitt über ihr Antlitz, und ihre Wangen färbte ein leichtes Roth. Es war ihr Bräutigam, Signor Luca Giordano, der seit lange in Ribera's Werkstätte als dessen talentvollster Schüler arbeitete. Giordano nahte zuerst dem Meister, er küßte ihm die Hand, und verweilte ehrfurchtsvoll in seiner Nähe.

„Was giebt es Neues in der Stadt?“ fragte Ribera.

„Der Prinz ist noch in der Oper, er wird aber bald hier seyn. Das Ballet ist seinem Ende nahe; als ich an dem Theater vorüber ging, stellte sich die Kavallerie schon auf, und längstens in einer halben Stunde wird er erscheinen.“

Ein wenig später kam ein Läufer in Ribera's Livree, und bestätigte die Nachricht. Sogleich ging der Maler, gefolgt von mehreren Edelleuten, die Stufen der Treppe hinab, um den Prinz zu empfangen. Bald vernahm man den Hufschlag der Pferde. Die Bäume der Villa Reale waren von röthlichem Fackelschein erleuchtet . . . es war der Prinz. Ribera nahte dem Wagen, und er selbst öffnete den Schlag.

„Ritter Ribera,“ sagte der Infant, „ich fühle mich geschmeichelt, einen so großen Künstler besuchen zu können.“

„Die Ehre, die mir durch die Gegenwart Ihrer Hoheit zu Theil wird, achte ich höher als meinen Ruhm.“

Und indem er eine Fackel aus den Händen eines Dieners nahm, die auf beiden Seiten der Treppe aufgestellt waren, ging er dem Prinzen voran, dem eine reiche Umgebung folgte.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die confessionellen Wirren.*)

(Von einem Katholiken.)

Wo es recht ist, zu reden, da ist es unrecht, zu schweigen.

Seit der gewaltsamen Wegführung des Erzbischofs in Köln besteht nun dieses beklagenswerthe Zerwürfniß in Deutsch-

*) Um dem Einsender des gegenwärtigen Artikels die von ihm bezweifelte Unparteilichkeit der Red. d. Bl. zu beweisen, erfüllen wir dessen Wunsch, sein an uns gerichtetes Schreiben hier zu veröffentlichen und enthalten uns aller Bemerkungen und Erörterungen über die von ihm aufgestellten Behauptungen. Möge der Leser selber prüfen und urtheilen.

Die Red. d. Did.

land und hat sich von da über die alte und neue Welt verbreitet; sollte nun nicht jeder Gutdenkende, welcher Religion er auch angehöre, wünschen, dem Streite ein Ende gemacht zu sehen, der, wenn nicht Krieg, doch Spannung in allen Gauen zu verbreiten anfängt? — Was soll aber geschehen? — Vor Allem, daß die Presse davon schweige, denn nur die Besprechung in öffentlichen Blättern unterhält das Feuer, wie es mir nicht schwer werden soll, zu beweisen. Es vergeht kein Tag, wo nicht die Theologen in der Gegenseite fröhnenden öffentlichen Blättern gehässige Nachrichten über Intoleranz katholischer Geistlichen bringen, welche Nachrichten sich bis jetzt schon öfter als falsch erwiesen haben. Man zeige mir ein katholisches Blatt, oder einen aus katholischer Feder geflossenen Artikel, der die Andersdenkenden mit solchen Angriffen verfolgt?*) Was soll daraus werden?! — Welches dieser Blätter hat dagegen die empörenden Handlungen, intoleranten Handlungen protestantischer Seits, wie die Verfolgungen in Schweden, Hannover, die famose Rede des Majors v. Bieberstein in Schlesien vor versammelter katholischer Landwehr und andere ähnlichen Gelichters dem gebührenden Tadel unterzogen?

Daß der Katholik etwas für seinen Glauben thut, das bezeugen Beispiele aus allen Ländern; kann es ihm nun gleichgültig seyn, wenn man ihn auf solche Weise angreift?! — Diese Verunglimpfungen haben auch allein den Einsender in die Schranken gerufen, der ein Laie, aber ein ächter Katholik und es müde ist, sich in seiner Religion und seine Religion in sich angegriffen zu sehen.

Einsender hält die christlichen Religionen für Gott alle gleich; für die Menschen gibt er aber der katholischen den Vorzug, und ist bereit, für diese Alles zu wagen. Er glaubt an die Macht des Papstes, kraft apostolischer Einsetzung, und findet ohne Papst keine katholische Kirche, ist also ein Römling, Dunkelmann rc., und doch kann derselbe versichern, daß er seinem protestantischen Fürsten mit Leib und Seele ergeben ist, daß er unter lauter protestantischer Umgebung lebt; seine Hausdienerschaft ist sämmtlich Protestant; er besucht, in Ermanglung eines katholischen Gottesdienstes, sehr oft die lutherische Predigt und glaubt von Herzen, daß seine lutherischen Mitchristen auch selig werden können: möchte aber dennoch um keinen Preis der Welt seinen Glauben ändern, und gesteht auch, daß ihm der nüchterne, aller Poesie entkleidete Gottesdienst der Protestanten, bei welchem die Persönlichkeit des Predigers die Hauptsache ist, nicht zusagt. Noch mehr, daß er an Luther gar keinen Gefallen hat, und wünscht, daß er lieber ganz im Stillen seine Privatangelegenheiten geordnet, als mit seiner religiösen Spaltung die ganze Welt in Flammen gesetzt hätte.

Weder geistiges noch körperliches Wohl ist bis jetzt durch diese theologische Grübelei der Menschheit erwachsen und wird ihr auch schwerlich in der Folge erwachsen. Die Katholiken lassen sich nicht irre machen, und die es thun, an denen verliert ihre Kirche nichts.

Welch' endlosen Spektakel hat die „Kniebeugung" hervorgerufen, und was ist es, beim rechten Lichte betrachtet, anders, als ein militärisches Mouvement. Fällt nicht beim Bataillonsfeuer auch das erste Glied auf die Knie, und mußte nicht noch vor einigen Jahren der Katholik dem preußischen Militär-Gottesdienst mit beiwohnen und beim Commando „zum Gebet" den Tschako vor's Gesicht halten!? — Obschon ich nun als einzelner Mensch wünsche, daß man die Soldaten beider Confessionen beim Gottesdienst getrennt halten möge, so sehe ich nun in der Mitmachung beiderlei Ceremonien doch keinen Grund, solches Geschrei zu erheben, was katholischer Seits auch meines Wissens nicht geschehen ist.

Wahrlich! wenn die Regierungen nicht weiser wären als die Theologen, es würde bereits schlimm stehen, und doch könnte Jeder wohl ruhig seinen Weg ziehen, da es keiner Regierung mehr einfällt, die Landeskinder zu Convertiten zu machen.

Diene Jeder dem höchsten Wesen nach seiner Weise und lasse den Andersdenkenden in Ruhe. Greife keine weltliche Macht in das geistliche Amt, und keine geistliche in die weltliche Macht, und vor Allem beurtheile kein Protestant auf seinem Standpunkt die katholischen Verhältnisse, dann wird es von selbst Ruhe geben.

Einsender hofft von der Unparteilichkeit der Redaktion, daß sie diese Mahnung zum Frieden in ihr Blatt aufnimmt, wo nicht, mag sie es demselben nicht verargen, daß er an eine solche Unparteilichkeit nicht, wohl aber an Parteinahme für die gegenseitigen Wühler glaubt. K.

*) Sollen denn dem Herrn Einsender die, fortwährend das Feuer schürenden ultra-katholischen Blätter „Der Mainzer Katholik", „Die Sion", „Die historisch-politischen Blätter" in München, „Die Augsburger Postzeitung" so ganz unbekannt seyn mit ihren fortwährenden Anfeindungen und Ausfällen auf den Protestantismus und mit ihrer unermüdlichen Proselytenhascherei? Uns scheint dies so! Der Setzer.

Mannichfaltigkeiten.

(Literarisches Curiosum.) Folgendes steht buchstäblich im Mainzer „Katholik" vom 14. Juni 1844 gedruckt zu lesen: „Ein nassauischer Pfarrer untersucht es, woher es komme, daß das Großherzogthum Nassau mehr katholische als protestantische Züchtlinge und Correctionäre hat, und beweist, daß die Katholiken eigentlich unschuldig sind. Dabei bemerkt er: „Was ferner unter den Katholiken mehr Verbrechen veranlaßt, ist der Umstand, daß der Katholik lebensfroh in den Gränzen seiner Religion die erlaubten Freuden der Erde genießt. Da geschieht es zuweilen, daß die Theilnahme an den Weltfreuden Excesse herbeiführt und in Folge dieser Raufhändel und sonstige Vergehen zum Vorschein kommen. Der Protestant dagegen ist von Jugend auf düster, traurig, wie sein ganzer Cultus, sparsam und sich ferne haltend von jeder erlaubten Freude, und daher kommt derselbe weniger in Gefahr und Versuchung, ähnliche Verbrechen zu begehen, und steht in dieser Selbstabmagerung mit dem Israeliten auf gleicher Stufe, der auch diesem Umstande es zu verdanken hat, daß so wenige seiner Glaubensgenossen den Strafanstalten verfallen." O sancta simplicitas! Derselbe bemerkt, die Schiffer sänken, weil sie selten unter Obdach kommen, und den sanften Einfluß des Familienlebens wenig kennten, zu Thiermenschen herab,

so wie Stein in der deutschen Vierteljahrsschrift bemerkt, die Schneider hätten sehr viel revolutionäre Gesinnung.

In einem Bericht aus Cleve in der Düsseld. Zeit. wird bitter über einen Prediger W. geklagt, der bei dem Dankfest in der evangelischen Kirche, aus Anlaß der Rettung des königl. Paares, während Einwohner beider Konfessionen friedlich und voll Erbauung seiner Predigt harrten, nichts Geringeres that, als die Gesinnungen der Einwohner, namentlich seiner eigenen Gemeinde, ja des Stadtraths (der ein inniges Glückwünschungsschreiben an den König erlassen hatte) zu verdächtigen, und der mörderischen That einen politischen Charakter zu geben. Seine Stimme bebte, und mit zornigem, bleichem Angesichte ertheilte er der Gemeinde den Segen.

(Ueber die Geburtstitel Wohlgeboren, Hochwohlgeboren rc.) Nichts ist wohl mehr veraltet und weniger zeitgemäß als die Geburtstitel. In jener Zeit, wo die Geburt allein den Stand des Menschen bestimmte, waren diese Titel allerdings von Bedeutung. Jetzt aber, wo die Geburt gar keinen Einfluß hat auf den künftigen Stand der Person, wo der niedrig geborne Sohn des Bauern, wenn er dazu würdig, dieselben Ehrenstellen erreichen kann wie der Hochgeborne Sohn des Ministers, erscheint es wirklich lächerlich, wenn jener seine niedrige Geburt durch das Wörtchen Hochwohlgeboren bedecken läßt, und sein wirklich erworbenes Verdienst verleugnet. Und wie ist der Titel Wohlgeboren zu rechtfertigen, wenn physische Mängel vorhanden sind? — Will man noch einen besondern Titel, eine Schmeichelei sehen, wäre es nicht passender, statt dem Herrn N. N. Wohlgeboren, Hochwohlgeboren, zu schreiben: dem geehrten oder hochgeehrten Herrn N. N.?

Unter dem Titel — „Stimme aus dem Grabe eines darin Erwachten" — (Sondershausen, bei Friedrich August Eupel) ist ein Büchlein erschienen, dessen Tendenz dahin geht, zur allgemeinen Einführung von Leichenhäusern oder andern das Lebendigbegrabenwerden verhütenden Anstalten aufzufordern. Der Verfasser beschreibt zu diesem Zweck in Versen den schrecklichen Zustand eines im Grabe Erwachten, und wenn auch die Verse von keiner sonderlichen Bedeutung sind, so ist doch die Absicht, in welcher sie niedergeschrieben wurden, zu loben.

Wie sehr zu nachhaltiger politischer Wirksamkeit vor allen Dingen bürgerliche Makellosigkeit gehört, davon ist Herr Mauguin ein eclatanter Beweis. Noch vor wenigen Jahren hätte der Ehrgeiz dieses Mannes sich nur mit dem Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten befriedigen lassen: nun ist er in Folge des völligen Ruins seiner Vermögensverhältnisse der Agent einiger Pariser Börsenspeculanten geworden, um ihre Interessen in Madrid zu vertreten.

(Madrid.) In Madrid wird gegenwärtig eine der reichsten Privatgallerien von Europa, die des Don Ramirez de Arettano, verkauft. Die Bilder der spanischen Schule, lange schwer zugängliche Seltenheiten, werden also noch immer mehr im Preise sinken.

Korrespondenz.

Langenschwalbach, 14 August.

Nach unsern Kurlisten ist die Zahl der diesjährigen Badegäste bereits über 1650 gestiegen und die Saison würde noch bedeutender geworden seyn, wenn die Ungunst der Witterung sie nicht beeinträchtigt hätte. Die romantischen Umgebungen von Langenschwalbach, die erprobte Heilkraft seiner Mineralbrunnen, die Zweckmäßigkeit seiner Badeeinrichtungen und der comfortable Zustand seiner Hotels sind zu bekannt, als daß es nöthig wäre, solche abermals zu beschreiben. Trotz der gesteigerten Concurrenz des aller Orten sich erweiternden oder neu gestaltenden Badelebens, behauptet unser Kurort seinen alten Ruf, indem er sich bemüht, hinter den Anforderungen des Tages nicht zurück zu bleiben. Das früher so glänzende Portiunculafest war diesmal nur wenig besucht und mit dem alten frommen Glauben ist auch sein Glanz verloren gegangen. Man will heutigen Tages von Wundern nichts mehr wissen und alle Welt hat sich den praktischen Interessen und der stets wachsenden Aufklärung zugewendet. An Konzerten und Kunstgenüssen sind wir nicht reich gewesen, wie denn überhaupt die Konzerte nicht mehr recht ziehen wollen. Sehr besucht war die Abendunterhaltung, welche Hr. Jean Michel im „Alleesaale" gab. Wie es Naturdichter gibt, so auch Naturvirtuosen und zu diesen gehört der Genannte; er ahmt Trompete und Cornet so täuschend mit dem Munde nach, daß man jene Instrumente wirklich zu hören glaubt und trug auf diese Weise beliebte Piecen aus neuen Opern mit überraschender Fertigkeit und Präcision vor, wofür ihm lebhafter Beifall gezollt wurde. Unter den hiesigen Hotels behauptet der „Alleesaal" des Hrn. Grebert seinen wohlbegründeten Ruf; seine Räume sind immer mit Badegästen gefüllt und seine Table d'hote und Restauration stets zahlreich besucht. Sehnlich erwartet wird das Wiedererscheinen einer warmen und günstigen Witterung, damit die sogenannte Nachkur uns noch manchen Badegast und freundlichen Besucher zuführen möge.

Heidelberg, im August.

Ein Geschäft führte mich dieser Tage in die Offizin des Hrn. Fr. Moritz Hähner in Mannheim, wo ich ein Kunstwerk ansichtig wurde, über das ich Ihnen einige nähere Mittheilungen mir zu machen erlaube. Ein durch sein glückliches Talent anerkannter Künstler, Hr. Franz Bester aus Pforzheim, hat das Brustbild des badischen Abgeordneten v. Itzstein in Silber ausgeführt. Ueberraschend ist sowohl die Aehnlichkeit der Gesichtszüge des berühmten Abgeordneten, der mir persönlich bekannt ist, als auch die neue Manier, in der das Bild ausgeführt wurde. Das Metall scheint Leben zu haben, der Künstler, glaubt man, habe ihm den Geist des Mannes eingehaucht, den es darstellen soll, man glaubt den Hrn. v. Itzstein zu sehen, wie er im Begriff ist, eine jener Reden zu halten, womit er seine Gegner besiegt. Das Bild ist in feinem Silber ausgeführt, auf blauem Grund mit goldenem Rahmen eingefaßt, und da der Preis dafür nur 1 fl. 45 kr. beträgt, so zweifle ich keineswegs daran, daß der Künstler Ersatz für Mühe und Auslagen erhalten wird.

Mainwasser-Wärme.

Dienstag, 20. August, Morgens 8 Uhr: 14 Grad. W. Gerlach.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 20. August. Der Landwirth, Lustspiel in 4 Abth., vom Verfasser des Oheim.

Mittwoch, 21. August. Der Freischütz, große Oper in 4 Abth., Musik von C. M. v. Weber.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 232. Donnerstag, den 22. August 1844.

Des Malers Töchter.

Nach Hipp. Etiennez.

(Fortsetzung.)

Don Juan von Oestreich, der Zweite dieses Namens, war ein natürlicher Sohn Philipps IV. von Spanien und einer Schauspielerin, Maria Calderonna.

Die Calderonna war 16 Jahre alt, als sie zum ersten Mal die Bühne betrat und vor dem König erschien. Dieser war von ihrer Schönheit geblendet, und sie wurde bald seine erklärte Favoritin. Vorher schon war sie die Geliebte des Herzogs von Medina de las Sorres gewesen, und dieses Verhältniß dauerte fort, während sie auch die Gunst des Königs im reichen Maße besaß. Der König erkannte bald ihre Treulosigkeit; er verbannte den Herzog und schickte die Calderonna in ein Kloster.

Don Juan war im Jahr 1629 geboren. Dreizehn Jahr später erkannte ihn sein Vater als Sohn an, und ernannte ihn zum Großprior von Kastilien. Er zählte kaum neunzehn Jahre, als er an der Spitze einer großen Armee als Generalvikar und Bevollmächtigter des Königs von Spanien nach Neapel kam, um die spanische Gewalt, die durch die letzten Unruhen erschüttert war, auf's neue herzustellen.

Als der Infant in den Saal trat, begrüßten ihn alle Anwesenden auf's ehrerbietigste. Er nahte der Signora Ribera, und bezeigte dieser mit vieler Artigkeit seine Gnade; dann grüßte er das junge Mädchen, welches sich in der Nähe der Mutter hielt, und das bei'm Anblick des Prinzen bescheiden die Augen niederschlug. Don Juan blieb einen Augenblick betroffen vor dem wunderlieblichen Kinde stehen.

Er wandte sich zu Ribera und sagte: „Ich entsinne mich, diesen Engelskopf in einem Ihrer Gemälde gesehen zu haben; ich zweifelte aber daran, daß das Original auf Erden zu finden sey.“ Er sah sich erstaunt in dem Saal um, und nahm wieder das Wort: „Man sagte mir, Sie hätten zwei Töchter?“

Bei dieser Frage verfinsterte sich des Malers Stirn, und tiefe Schwermuth sprach sich in seinen Zügen aus.

„Ach ja, königliche Hoheit,“ sagte er, „ich hatte noch eine Tochter . . . .“

„Und was ist aus ihr geworden?“

„Wir willigten nicht in ihre Neigung, die sie für einen jungen Cornetten in dem Regimente der Königin empfand. Erbittert darüber, nahm sie den Schleier in dem Kloster der Karmeliterinnen. Es ist seitdem ein Jahr verflossen, und wir haben nichts mehr von ihr gehört.“

„Signor Ribera! was die Welt verloren, hat der Himmel gewonnen.“

Der Infant, von dem Maler begleitet, ging durch den Saal, und theilte hier ein huldvolles Wort und dort ein Lächeln aus. Endlich ließ er sich nieder, und Ribera stellte ihm Giordano vor:

„Hoheit wollen mir erlauben, Ihr den Signor Lucas Giordano, einen meiner talentvollsten Schüler, vorzustellen.“

„Signor Giordano,“ sagte der Prinz, „ein solches Lob aus dem Munde Ihres Meisters macht Ihnen Ehre.“

„Ich möchte mir noch eine Gnade von Ihrer Hoheit erbitten.“

„Mein lieber Maler, ich kann Ihnen Nichts abschlagen.“

„In einigen Tagen vermähle ich den Signor Giordano mit meiner Tochter.“

Don Juan zog unbemerkt die Augenbraunen zusammen, und warf einen flüchtigen Blick auf Maria Rosa.

„Nun?“

„Wenn Ihre Hoheit die Ceremonie mit Ihrer Gegenwart beehren wollten, so wäre mein höchster Wunsch erreicht.“

Der Prinz zögerte mit seiner Antwort einen Augenblick, aber er überwand seinen Unwillen und sagte: „Ich willige mit Freude ein;“ und indem er sich an Giordano wendete, fügte er hinzu: „Signor, Sie haben vielleicht schon oft das Glück der Könige beneidet; ich beneide heute das Ihrige.“

Giordano beugte ein Knie vor dem Prinzen, der ihn huldvoll aufhob.

Don Juan blieb ungefähr eine halbe Stunde bei dem Maler, und dieser gab ihm das Geleite wieder mit demselben Ceremoniel, wie er ihn empfangen hatte.

Einige Tage später ward in dem Palast Ribera eine große Bewegung sichtbar. Zwei prachtvolle Wagen hielten an. Die muthigen Rosse trugen stolz die Köpfe, die von den schönsten Straußfedern zierlich umweht waren. Die Geschirre starrten von Gold und Seide, und die Kutscher mit ihren großen Hüten und faltenreichen Kleidern hielten ruhig die Pferde im Zügel, während die Bedienten in reichster Livree in dem Hof plaudernd auf und ab gingen. Ein Einziger, den man den Haushofmeister nannte, trug in seinem Knopfloch den Degen seines Herrn. Noch andere Diener, die in Golde glänzten,

hielten die Zügel der Pferde, die für die Stallmeister und Pagen bestimmt waren.

Während dieser Zeit waren die Kammerfrauen beschäftigt, Maria Rosa mit dem reichsten Putz zu schmücken. Eine befestigte den durchsichtigen Schleier, der unter graziösen Falten die entblößten blendendweißen Schultern zeigte. Die andere setzte ihr den Blumenkranz auf die Stirn. Maria Rosa stand vor einem venetianischen Spiegel, und überließ sich mit kindlicher Freude den Händen ihrer Mädchen.

Signora Ribera sah mit Stolz auf die Schönheit ihrer Tochter.

(Fortsetzung folgt.)

Das Geschwornengericht in Berlin.

(Allg. Anz. der Deutschen.)

Da Oeffentlichkeit des Rechtsverfahrens und die Schwurgerichte jetzt allenthalben besprochen werden, wenigstens zu der stillen Sehnsucht der Völker gehören, so nehme ich keinen Anstand, hier ein Blatt aus den Denkwürdigkeiten meines Großvaters anzuführen, obschon ich für den Augenblick keine weitere historische Belege für dessen Wahrheit und Genauigkeit habe. Die Wahrheitsliebe und der Scharfsinn eines alten Helden, welcher den großen Volkshelden Friedrich stets hoch verehrte und am Herzen hegte, bürgt mir dafür, daß an der Sache ein wahrer Kern zu finden, daß das Einzelne sich noch vielleicht mit Genauigkeit wird auffinden lassen können, daß es mithin eine Thatsache ist: daß in Berlin, unter des großen Königs Vorsitz, schon einmal ein Schwurgericht stattgehabt hat; daß die Vortrefflichkeit dieses Gerichtsverfahrens schon von dem großen Staatsmanne anerkannt wurde, bevor diese urdeutsche Einrichtung durch die französische Staatsumwälzung wieder in Frankreich wie in einem Theile Deutschlands zur Geltung gelangte.

In dem Kriege mit Sachsen hatte Friedrich ein junges Mädchen, eine gewandte Malerin, welche für die sächsische Porzelanwerkstätte in Dresden mit vielem Erfolge gearbeitet hatte, für seine Fabriken gewonnen und nach dem Feldzuge mit nach Berlin geführt. Das Mädchen, fleißig und geistvoll arbeitend, hatte allen Anforderungen genügt, sehnte sich aber mit der Zeit in ihre Heimath zurück, entweder weil Familienverhältnisse vorwalteten, weil ihr das Leben in Berlin nicht zusagte, oder weil ihr die Versprechungen, welche ihr im Beginne gemacht worden, nicht in Erfüllung gegangen waren. Mehrmals hatte sie um Erlaubniß gebeten, nach Dresden zurückzukehren, und hatte um Aufhebung des eingegangenen Vertrages nachgesucht: des Königs Wille hatte ihr aber stets unübersteigliche Hindernisse geboten, so daß sie sich zuletzt lediglich als eine Gefangene zu betrachten hatte. Nachdem dieses Verhältniß eine Zeit lang in der Weise offenkundig fortbestanden, das Mädchen sich auch wohl hier und da in sehr gereizter Stimmung ausgesprochen hatte, wurde die Hauptstadt eines Tages durch die Nachricht eines Majestätsverbrechens bewegt, als dessen Urheberin allgemein die mißmuthige Malerin bezeichnet ward. Der König hatte eine kostbare Tasse durch sie anfertigen lassen, welche, so ich nicht irre, für einen ausländischen Herrscher, für die russische Kaiserin, bestimmt war; in dieser Tasse aber hatte sich neben dem Gemälde zugleich das beißendste Spott- und Stachelgedicht auf den Geber, wie auf die zu Begabende gefunden, so daß das Geschenk, wenn dessen Inschrift nicht frühzeitig genug entdeckt worden wäre, leicht zu einem Zerwürfnisse unter den Herrschern und, nach dem Geiste der Zeit, vielleicht auch unter den Völkern geführt haben würde.

Es war also nichts natürlicher, als daß eine Untersuchung eingeleitet, daß die Verdächtige eingezogen und verhört wurde. Je länger das Rechtsverfahren sich verzog, desto klarer trat die Schuld der armen Malerin an's Licht, dergestalt, daß sich alle Kreise der Hauptstadt schon über ihre Schuld und Strafe einigten. Selbst bei Hofe wurde der Stoff verhandelt, und zwar eines Tages so laut, daß der König darauf aufmerksam wurde. Bei einer festlichen Gelegenheit war der englische Gesandte, dessen Name mir nicht mehr gegenwärtig ist, mit einigen berühmten preußischen Staats- und Rechtsmännern in eine rechtsgelehrte Erörterung gerathen, die sich so erhitzt weiter spann, daß der König herbeigezogen wurde und aufmerksam zuhörte. Alle waren für die Schuld der Angeklagten, außer dem Briten, der gerade das Gegentheil behauptete und aussprach, daß vor freisinnigen britischen Rechtseinrichtungen des Mädchens Unschuld einleuchten, die Geschwornen freisprechen müßten. Der König, der selbst hier betheiligt war und den Thäter gern ausfindig gemacht hätte, der dazu von jedem großen und kühnen Gedanken leicht zu begeistern war, mischte sich nun auch ins Gespräch und warf ein: daß man ja dann leicht zum Zwecke kommen könne, wenn man das englische Verfahren auf diesen Fall anwende. Da der Brite auf seinem Worte bestand und mehrere Große neugierig waren, die Wirkung eines solchen Rechtsganges in der Nähe zu beobachten, so wurde der König zur Ausführung mehrseitig aufgemuntert, und zwar so, daß gleich für die nächsten Tage die Sitzungen anberaumt wurden. Der englische Gesandte bot seine Dienste als Staatsbehörde an, wählte sich unter den ihm als fähig bekannten Staatsmännern Untersuchungsrichter, Anwälte und Geschworne, während der große König, wenn ich nicht irre, selbst die Stelle des Vorsitzers vertrat.

Der große Dingtag kam heran, die Geschwornen saßen zu Gericht. Als der Mensch dem Menschen mit offener Stirne entgegentrat, als öffentlich und mündlich vor dem versammelten Hofe die Sache abgethan wurde, stellte sich die Unschuld der Künstlerin siegend heraus, ward dem verkannten Mädchen die glänzendste Genugthuung, wie sicher auch die Bosheit schon auf ihr Verderben gezählt hatte.

In der königlichen Porzelanfabrik befand sich nämlich unter andern Angestellten ein getaufter Jude, welcher vorzüglich damit beauftragt war, die fertigen Gefäße zu verpacken und an ihren Bestimmungsort zu befördern. Dieser Mensch, der in dem besten sittlichen Rufe, im Geruche der Biederkeit und Rechtlichkeit stand, entbehrte doch gänzlich des innern Gehaltes. Mit dem Fabrikwesen und seinem Geschäftsgange auf's genaueste vertraut, hatte er längst vorgehabt, neben der königlichen Anstalt eine auf eigene Rechnung in Berlin zu gründen, so wie er nur die schicklichen Arbeiter dafür gewinnen würde. Die Künstlerin hatte ihm dazu die gegründetsten Hoffnungen gegeben. Sie war wider Willen in Berlin gehalten, wozu der Ränkeschmied vermuthlich durch seinen Einfluß viel

beigetragen, war mißvergnügt und suchte sich gewiß gern dem Dienste des Königs zu entziehen. Der kluge Berechner trachtete also, sich das Mädchen geneigt zu machen und es für ein Ehebündniß zu gewinnen, um mit diesem gleich in den Stand gesetzt zu seyn, sein Geschäft auf glänzende Weise zu eröffnen. Die Künstlerin hatte aber mehr als eine gute Versorgung gewollt, wünschte keine Ehe ohne Liebe einzugehen und war mit dem Bewerber natürlicher Weise dadurch zerfallen. Als dieser alle Hoffnungen vereitelt sah, je die Hand des Mädchens zu besitzen, verwandelte sich seine Liebe in Haß; er beschloß, die Sorglose zu verderben. Er hatte deßhalb vor der Verpackung der durch die Künstlerin gefertigten Schale rasch das fragliche Stachelgedicht eingebrannt, und dann für dessen Entdeckung Sorge getragen.

Der Vorzug des Geschwornengerichts, des lebendigen Verfahrens, gegenüber dem papiernen, todten, hatte sich auf die glänzendste Weise dem preußischen Hofe dargestellt; dennoch nahm der große König darauf weiter keine Rücksicht, und wohl nicht ohne hinreichende Gründe. Einmal hatte er eben ein neues Verfahren angeordnet, das, kaum eingeübt, wieder von einem neuen verdrängt, leicht zu Verwirrung hätte führen können. Dann thürmten ihm die einheimischen Rechtsgelehrten, die von Jugend an in das Handwerk eingeübt waren, einen solchen Wall von Bedenklichkeiten und Schwierigkeiten entgegen, daß der Weise es bei der einmal getroffenen Ordnung bewenden ließ und das Bessere der Zukunft anvertraute. — In den Landen, wo das Schwurgericht seit Jahren eingeführt ist, sieht jeder Bürger dasselbe als eine Bürgschaft der Freiheit und seiner persönlichen Sicherheit an, als welche es auch die tüchtigsten Rechtsgelehrten aller Völker anerkannt haben.

Vom Rheine. **W.**

Mannichfaltigkeiten.

(Frankfurt a. M., 20. Aug.) Der Mechanikus Steiner hat das in unsern Blättern bereits angezeigte Modell einer atmosphärischen Eisenbahn, 13 Fuß Bahnlänge enthaltend, in einem Salon im „Hof von Holland" zur Beschauung aufgestellt. Dies Modell ist mit eben so viel Fleiß und Sorgfalt, als auch mit Genauigkeit ausgearbeitet, und macht der technischen Einsicht und Geschicklichkeit seines Verfertigers alle Ehre. Der ganze Mechanismus einer Lufteisenbahn wird hier bis in die kleinsten Details veranschaulicht, und der Betrachter gewinnt, was ihm auch die beste Beschreibung nicht zu geben vermöchte, eine vollkommene Deutlichkeit und Klarheit über diese so complicirte und doch wieder so einfache Erfindung. Es bietet einen überraschenden Anblick, wenn man sieht, wie vermittelst einer Luftpumpe der Maschinenwagen in größter Schnelligkeit bergauf rollt, so daß das Auge kaum im Stande ist, demselben zu folgen, und wie sich die Klappen an der eisernen Triebröhre vor dem Piston eben so schnell öffnen und hinter demselben wieder schließen. — Bei dem allgemeinen Interesse der gegenwärtigen Zeit für Eisenbahnen und Alles, was mit ihnen in Verbindung steht, wird Hrn. Steiner's Modell nicht ermangeln, verdiente Beachtung und zahlreichen Besuch zu finden; denn die hier gebotene Betrachtung ist für den Mann von Fach, wie für den Laien gleich anziehend. „Die Erfindung Clegg's, den Luftdruck zur Lokomotion auf Eisenbahnen anzuwenden" — sagt Friedrich Becker in seiner interessanten Broschüre über „Die atmosphärische Eisenbahn. Nach den Berichten von Smith, Mallet, Samuda, Pim ꝛc. und englischen Quellen bearbeitet von Friedrich Becker. Frankfurt a. M., Verlag der Joh. Christ. Hermann'schen Buchhandlung. F. E. Suchsland. 1844. —, „hat schon bei ihrem ersten Bekanntwerden vor einigen Jahren auch bei uns das lebhafteste Interesse erregt; und mit gespannter Aufmerksamkeit, bald mit Zweifeln, bald mit sanguinischen Hoffnungen hat man die Fortbildung und erste Anwendung im Großen verfolgt. Man kennt gegenwärtig die Einrichtung des eben so einfachen als sinnreichen Apparats, man hat die Gutachten von Sachverständigen aus verschiedenen Ländern vernommen, und ist jetzt so weit gekommen, daß nicht nur ein Urtheil über die praktischen Vortheile des Clegg'schen Systems über das bisher angewandte Lokomotiv-System möglich wird, sondern daß es auch, besonders in unserm Vaterlande, wo gegenwärtig fast alle Geldkräfte der Herstellung eines ausgedehnten Bahnnetzes zuströmen, — daß es, sage ich, dringendes Bedürfniß wird, über diese neue Erscheinung in's Reine zu kommen, damit man später sich weder eine Ueberschätzung, noch ein Uebersehen derselben vorzuwerfen habe. Es ist der Zweck vorliegender Blätter, nicht sowohl die Construktion des schon oft beschriebenen Apparats noch ein Mal zu erklären, als vielmehr die Materialien zu liefern, aus denen sich Jeder sein Urtheil darüber selber bilden möge. Sie sind eine Zusammenstellung aus den wichtigsten über diesen Gegenstand erschienenen Schriften." — Die genannte Broschüre beginnt mit einer kurzen Darstellung der Geschichte der Erfindung, beschreibt dann den Apparat, und verbreitet sich über die Anwendung auf großen Strecken, über Anlage- und Betriebskosten, über Sicherheit, über Vergleichung mit Locomotivbahnen u. s. w. Zum Schluß des Schriftchens werden allgemeine Bemerkungen über die Vortheile des Clegg'schen Eisenbahnsystems mitgetheilt. — Indem wir nun das Publikum auf Hrn. Steiner's Modell aufmerksam machen und dasselbe nach Verdienst empfehlen, fügen wir schließlich noch den Wunsch bei, der genannte Mechaniker möge den Eintrittspreis von 36 kr. etwas ermäßigen, und sind überzeugt, daß eine solche Ermäßigung sich durch vervielfältigten Besuch genügend rentiren wird.

(Nürnberg.) Wir haben hier das zweihundertjährige Bestehen des pegnesischen Blumenordens gefeiert, und auf den guten Harsdörfer ist eine Denkmünze geprägt worden. Was werden wir nicht noch Alles feiern? Während man unsere Zeit weit und breit für eine mächtig nach Gestaltung ringende, für eine sich neugebärende ausgibt, kommen die guten Pegnitzschäfer zusammen und tändeln mit einander. Wann werden wir einmal anfangen, im Grabe zu lassen, was längst begraben ist, jene Reminiscenzen alle, die entweder gar keine oder doch nur eine sehr bedingte Bedeutung haben, jene todten Gedächtnisse, denen man mit Gewalt Lebenskraft geben will.

Korrespondenz.

Vom Rhein, 11. August.

Von einem Bürger zu Mainz ist kürzlich eine Denkschrift durch den Druck veröffentlicht worden, welche eine sehr wunde Stelle der dortigen städtischen Einrichtungen berührt und die thätige Aufmerksamkeit wahrer Menschenfreunde in Anspruch zu nehmen scheint. Der Verfasser begründet seine Behauptung durch eine detaillirte Schilderung des jetzigen Zustandes der städtischen Krankenanstalt, welcher wahrhaft abschreckend ist und die Nothwendigkeit einer baldigen Abhülfe klar erkennen läßt. Wirklich ist dieser wichtige Gegenstand von Seiten der Hospizien-Commission, wie er weiter bemerkt, schon mehreremale der ernstesten Berathung unterzogen und über das annehmbarste Projekt unter drei zur Begutachtung vorgelegten ausführlich discutirt worden. Hiernach darf man wohl hoffen, daß Mainz in seinen städtisch-öffentlichen Einrichtungen künftig neben den Prachtbauten des Luxus und der Mode auch eine für arme Kranke haben werde, welche sie ohne Ekel betreten können, und worin Heilung möglich ist. — Wäre der Sinn unseres Zeitalters mehr auf das Gute als auf das Glänzende gerichtet, fröhnte man weniger der Eitelkeit und einer leeren Ruhmsucht, so würden Staat und Gemeinde sich besser dabei befinden. Man würde zuerst an das Nöthige denken, dann mit dem Nützlichen sich beschäftigen und zuletzt auch dem Angenehmen sein Recht gewähren. Gewöhnlich aber findet das Umgekehrte in der heutigen Welt statt. In einer benachbarten Residenz z. B. wurden aus der städtischen Kasse bedeutende Summen zu den Kasernenbauten hergegeben, als wenn es der überreich dotirten Kriegskasse an Mitteln hierzu gefehlt hätte; es wurden ferner aus derselben Kasse bedeutende jährliche Zuschüsse zur Theaterkasse freiwillig gegeben und andere Verwendungen gemacht, die mehr oder weniger das Gepräge unnützen Luxus an sich trugen. Dadurch gingen große Summen verloren, welche ausgereicht haben würden zur Erbauung einer neuen Kirche, an die man aber nicht eher dachte, bis Niemand mehr ihrer Baufälligkeit wegen hineingehen wollte. Nun hat man (um doch Etwas zu thun, und da die unnütz ausgegebenen Fonds nicht wieder zurückkehren) ein architektonisches Zwitterding der Noth geschaffen, welches das Alterthümliche mit dem hinzu gekommenen Modernen in harmonischer Ordnung vereinigen soll. Den Baumeister trifft dabei kein Vorwurf; denn er ist kein Gott, der aus Nichts Etwas machen kann. Man ist an dergleichen Vorgänge schon zu sehr gewöhnt, als daß sie irgend Jemand nur im geringsten auffallen könnten.

Baden, 17. Aug.

Im Nürnberger Korrespondenten ist bei Erzählung der Geschichte von Verhaftung eines in vornehmem Gewande aufgetretenen Abenteurers auch einer hier allgemein und mit vollem Rechte in größter Achtung stehenden Familie auf sehr rücksichtslose und unpassende Weise erwähnt worden und dieser Artikel auch in andere Blätter, darunter Ihr Journal, übergegangen. Bei allen Wohldenkenden hat dieser Artikel große Entrüstung hervorgebracht, da dem Einsender eben so wohl bekannt seyn mußte, wie das größere Publikum selbst leicht einsehen wird, daß bei den gesellschaftlichen Verhältnissen in einem Badeort wie Baden, wo die haute volée von ganz Europa zusammenströmt, es noch gar kein Beweis besonderer Familiarität ist, wenn ein von Bekannten Vorgestellter eine Einladung zu einer Familie erhält, die, wie der Kunstausdruck sagt, „ein großes Haus macht" und sehr viele Gäste empfängt. So wird es wohl auch hier ganz natürlich gefunden werden, daß der mehrerwähnte Abenteurer, der durch einen jungen Mann von gutem Haus, den er, wie noch viele andere Leute, zu täuschen wußte, der Familie vorgestellt wurde, von dieser eine Einladung erhielt, wie sie jeder Bekannte oder von einem Bekannten vorgestellter Fremde zu erhalten pflegt. Darunter sogleich weitere Beziehungen suchen zu wollen, verräth entweder Unkenntniß der Verhältnisse des Orts, über den man doch zu korrespondiren sich nicht scheut, oder andere, vielleicht unreine Motive. — Es ist schon in mehreren Blättern darüber geklagt worden, daß die sich hier aufhaltenden Fremden und Badegäste durch die Eintagsgäste und besonders die untern Klassen, welche die Eisenbahn in großen, bisher ungewohnten Massen hierher befördert, von der Promenade beinahe verdrängt, jedenfalls sehr belästigt werden. Andere Blätter haben in diesen Klagen aristokratische Ansprüche und Beeinträchtigung der gleichen Rechte Aller finden wollen und in ihrem demokratischen Eifer darüber Zeter geschrieen. Wir glauben indeß, daß es sich hier um keine Prinzipienfrage handelt und daß dieser Eifer hier ganz am unrechten Orte ist. Der Staat sowohl, wie die Stadt Baden und der Pächter des Konversationshauses und des Spieles, welche doch allen Aufwand für öffentliche Spaziergänge, Unterhaltungen u. s. w. bestreiten, haben dies unzweifelhaft nur im Interesse des Badelebens, der Fremden und der sich hier aufhaltenden Badegäste gethan und thun es fortwährend nur deshalb, da hierdurch bedeutende Geldsummen von außen her in's Land fließen und der Stadt Baden und der ganzen Umgegend zu gut kommen. Werden nun aber durch allgemeinen Zutritt zu diesen Anstalten und für die Badewelt bestimmten Spaziergänge ꝛc. die Fremden und Badegäste von denselben vertrieben oder in ihrem Genusse belästigt, so ist es doch ganz natürlich, daß dadurch der Zweck derselben verfehlt ist. Bis jetzt ist es als Aufgabe der Behörden sowohl als der Inhaber des Konversationshauses betrachtet worden, den Fremden den Aufenthalt in Baden so angenehm als möglich zu machen, um sie anzuziehen, nicht aber, ihnen denselben zu verleiden und sie zu vertreiben. Nun ist es aber doch ganz natürlich, daß die Leute aus den höhern Ständen, besonders wenn sie zur Erholung im Bade sind, unter sich seyn wollen. Es ist bemerktes Zudrängen fortwährend im Zunehmen, so daß z. B. am letzten Dienstag den 13. d. die Karlsruher Regimentsmusik um halb 9 Uhr schon von der Promenade sich entfernte, weil die eigentlichen Badegäste, für welche Hr. Benazet die Musik mit großen Kosten kommen läßt, sich zurück zu ziehen genöthigt waren. Das Einfachste und Natürlichste wäre daher, wie dies auch in Frankreich mit den meisten öffentlichen Anstalten und Sehenswürdigkeiten der Fall ist, die Promenade würde an den Wochentagen nur für solche Besucher, die mit Karten, welche für die ganze Saison ausgestellt werden können, zugänglich, am Sonntage aber für Jedermann ohne Ausnahme. So wären Aller Rechte gewahrt und der Zweck der Badeanstalten erreicht. Zur Bequemlichkeit anständiger Besucher aus der Nachbarschaft könnten die Gasthofbesitzer mit einer Anzahl solcher Karten versehen werden, um sie den bei ihnen einkehrenden Fremden auszufolgen.

Nürnberg, 17. August.

Laut einer Anzeige in den hiesigen Blättern hat U. A. Lieboldt die Redaction der von ihm in's Leben gerufenen „Nürnberger Blätter" (früher: „Bühnenwelt") niedergelegt und ist zugleich aus dem Winter'schen Centralbüreau für Theater geschieden.

Mainwasser-Wärme.

Mittwoch, 21. August, Morgens 8 Uhr: 14 Grad. W. Gerlach.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 21. August. Der Freischütz, große Oper in 4 Abth., Musik von C. M. v. Weber.

Donnerstag, 22. August. Doctor Wespe, Lustspiel in 5 Abth., von R. Benedix.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 233. Freitag, den 23. August 1844.

Des Malers Töchter.

Nach Hipp. Etiennez.

(Fortsetzung.)

In diesem Augenblick trat Ribera ein. Die Stunde hatte schon in mehreren Kirchen geschlagen, und Giordano war noch nicht erschienen.

„Es ist auffallend, daß er noch nicht hier ist," sagte der Maler und seine Gattin zu gleicher Zeit.

„Ach, mein Gott, wenn ihm ein Unglück begegnet wäre!"

„Wir müssen ihn noch einen Augenblick erwarten, vielleicht hielt ihn ein Geschäft zurück."

Indem er dieses sagte, ging Ribera an das Fenster und sah die Straße entlang. Maria Rosa beruhigte sich und beendigte ihre Toilette.

„In der That," sagte Ribera, „man sollte glauben, er sey todt."

Maria Rosa bebte an allen Gliedern; ein Perlenhalsband entfiel ihren Händen und zerbrach auf dem Parquetboden.

„Ach, mein theurer Vater," sagte sie.

„Ich begreife Giordano's Zögern nicht," sagte Signora Ribera; „wenn uns der Infant in der Kirche San Genaro erwarten muß, was wird Seine Hoheit von unserem Ausbleiben denken?"

„Ich werde einen Diener an Giordano absenden," sagte der Maler.

Einige Augenblicke später war schon ein reitender Bote unterwegs. Der Ritter Ribera ging ernst und schweigend in dem Zimmer auf und nieder, während Maria Rosa mit Ungeduld den Platz in der Fenster-Nische, den ihr Vater so eben verlassen hatte, einnahm.

Von Minute zu Minute steigerte sich Ribera's und seiner Tochter Seelenangst. Keines wagte zu reden, weil beide von traurigen Ahnungen erfüllt waren. Nach langem schmerzlichen Schweigen hörte man das Nahen eines Pferdes in vollem Galopp, bald darauf öffnete sich die Thüre des Saales, und der ausgesandte Bote trat niedergeschlagen ein. Maria Rosa war einer Ohnmacht nahe, der Vater bemeisterte sich und lauschte seiner Kunde.

„Signor!" sagte der Diener, „der Edelmann Giordano wurde diese Nacht gewaltsam aus seiner Wohnung fortgeführt, und Niemand weiß, was aus ihm geworden ist."

Maria Rosa stieß einen verzweifelten Schrei aus, und fiel ohnmächtig in die Arme ihrer Mutter.

„Fortgeführt! . . ." sagte der Maler, „und warum . . . auf welche Art . . . durch wen? . . ."

„Signor," sagte der Bote, „ich kann Ihnen Nichts darüber sagen. Gegen die sechste Stunde wurden die Nachbarn durch ein Geräusch, welches in dem Hause des Signors Giordano entstand, aufgeweckt. Der Lärm verstummte plötzlich, sie hörten nur noch ein leises Geflüster auf der Straße, und endlich den langsamen, schwerfälligen Tritt von Männern, die eine schwere Last weiter trugen. Niemand konnte mir sagen, welchen Weg sie genommen haben."

„Gerechter Himmel!" rief die Signora aus, „sie haben ihn vielleicht gemordet! . . ."

Ribera erwiederte nichts, und blieb in Gedanken verloren; nie drückten seine Züge mehr Ernst und Trauer aus, als in diesem Augenblick.

Endlich sagte er zu seiner Gattin: „Es ist in der That auffallend. Tragen Sie Sorge für Maria Rosa, ich eile auf das Castell Nuovo, den Infanten von diesem Vorfall zu benachrichtigen und Gerechtigkeit zu fordern."

Als Ribera auf dem Schloß anlangte, war Don Juan bereit, dasselbe zu verlassen, um in der Kirche der Trauung beizuwohnen. Er schien über Ribera's Erscheinen überrascht.

„Signor!" redete er den Maler an, „ist Ihnen etwas Unangenehmes begegnet? . . . Sie scheinen bestürzt zu seyn."

„Ja, mein Prinz," erwiederte Ribera in klagendem Ton . . . „und das Unglück ist um so viel größer, weil es meine liebste Neigung und meinen Ruhm zu erschüttern droht. Luca Giordano . . . mein Schüler . . . der heute mit meiner Tochter verbunden werden sollte, ist heute Nacht gewaltsam aus seinem Hause geführt worden, und wir konnten bis jetzt seine Spur nicht finden . . ."

Don Juan zog die Augenbrauen zusammen und sagte: „Es ist vielleicht eine polizeiliche Verhaftung?"

„Hoheit," entgegnete Ribera, „Giordano ist der ruhigste Mann, er war stets nur mit seiner Kunst beschäftigt."

„Viele Künstler sind in das letzte Ereigniß verflochten." —

„Giordano aber ist ein ergebener Unterthan; ich verbürge mich dafür, daß er keinen Antheil an den letzten Unruhen hatte."

„Ich glaube Ihnen, mein lieber Maler. Uebrigens ist es schon genug, daß Sie sich um Signor Giordano interessiren,

ich werde die strengste Nachsuchung deshalb anstellen, und Diejenigen scharf bestrafen, die ein solches Vergehen an seiner Person zu verüben wagten."

Ribera war von Dankbarkeit durchdrungen, er küßte ehrerbietig die Hand des Fürsten und entfernte sich.

Als Don Juan sich allein befand, konnte er sich eines Lächelns nicht erwehren.

„Capitain," sagte er zu einem Garde-Offizier, „lassen Sie den Herzog von Matalone zu mir bescheiden."

Der Herzog von Matalone zählte ungefähr dreißig Jahre, sein Aeußeres war angenehm. Wenige Tage vor dem letzten Aufstande war er zum Gouverneur von Neapel ernannt worden. Hier zeigte er so viel Klugheit und Geschicklichkeit, daß diese allein ihm die Gunst und das Vertrauen des Infanten gesichert hätten, wenn der Herzog dieses Empfehlungsbriefes bei dem Prinzen bedurft hätte. Vor seiner Berufung nach Italien war er Kammerherr am spanischen Hof, und in dieser Eigenschaft im Gefolge des Prinzen. Die Uebereinstimmung der Neigungen hatte den Herrn mit dem Diener bald vertraut gemacht, und es entstand zwischen ihnen jenes geheime Einverständniß, welches stets die Großen an die Vertrauten ihrer Schwäche bindet. Da sie sich in Neapel wiederfanden, war es natürlich, daß die jungen Leute das Band der Freundschaft, welches dem Einen Vergnügen machte, dem Andern von Nutzen war, wieder anknüpften.

„Herzog," sagte der Prinz, „Ribera hat mich so eben verlassen."

„So, —" sagte Matalone gleichgültig, „hat er keine Ahnung?"

„O!" erwiederte Don Juan, „er fordert Gerechtigkeit von mir."

Matalone brach in ein Hohngelächter aus:

„Er wendet sich an den rechten Mann."

„Das dachte ich auch; aber hat Giordano Nichts gemerkt?"

„Unmöglich, mein Prinz. Unsere Leute waren vermummt, und banden ihm sogleich die Augen zu . . . Er weiß nicht ein Mal, wo er sich jetzt befindet . . ."

„Ich weiß es selbst nicht."

„Ich habe ihn mit den übrigen Staatsgefangenen auf die Citadelle bringen lassen."

„Vortrefflich, Matalone! Du hast mit Vorsicht gehandelt."

„Wie kann man fehlen, mein Prinz, wenn man Ihre Anordnungen befolgt?"

Don Juan konnte sich eines Lächelns nicht erwehren.

(Fortsetzung folgt.)

Göthe und seine Charitas.

(Von Dr. Wilhelm Dieffenbach.)

Bei meiner vorjährigen Anwesenheit zu Worms besuchte ich den Particulier Hrn. Bandel, den ich als guten Gesellschafter und Kunstfreund von Geschmack schätze, und der in den weiten Räumen der von ihm bewohnten, vor dem Mainzer Thore gelegenen Eulenburg, die er von der Familie von Maubisson erkaufte, eine Reihe von werthvollen Kunstsachen, als Gemälde, Kupferstiche, Antiquitäten, Autographen &c., bewahrt, die werth sind, gesehen zu werden. Ich labte mich wiederholt an dem Anblick der büßenden Magdalena von Meisterhand, an des Ulysses Rückkehr und andern schönen Malereien, die die Wände eines großen Eckzimmers schmücken. Die Seitenappartements bieten auch noch manches andere Bemerkenswerthe dar, sowohl an Bildern als an wohlerhaltenen Ueberbleibseln von Rococo aus dem 17. Jahrhundert. Bald waren es diese Dinge, welche mich anzogen, bald die herrliche Aussicht, welche man aus dieser Reihe von Zimmern in das reizende Rheinthal mit seinen herrlichen Fluren und grünen Rebhügeln genießt. Wie sehr war ich aber überrascht, als ich auf einer der Fensterscheiben eines Kabinets den Namen Göthe in lateinischen Lettern, unter Beifügung der Jahrzahl 1769, scharf eingegraben fand. Denn ich erinnerte mich nicht, je gehört oder gelesen zu haben, daß Göthe in seiner Jugendzeit auch in Worms gewesen sey und dort freundschaftliche Verbindungen gehabt habe. Hr. Bandel war so gütig, mir das Räthsel in geläufiger Sprache, mit schalkhaften Seitenblicken auf Göthe und seine kleinen Passionen zu lösen. Damals, wo Göthe in diesen Räumen hauste, erzählte Hr. Bandel, war die Eulenburg Eigenthum der Familie v. Kampf, mit welcher der Dichter in freundschaftlichem Verkehre stand. Aber ein weit mächtigeres Gefühl als das der Freundschaft und des Wohlgefallens an einer schönen Natur führte ihn auf diesen Punkt der Rheingegend, wo er eine jugendliche Herzensneigung mit dichterischer Gluth nährte und im nähern Umgange mit der Angebeteten zu befriedigen suchte. Es war Fräulein Charitas Meixner, die Tochter reicher Eltern (ihr Vater war Kaufmann zu Worms), ein Mädchen von seltener Schönheit und höheren, durch Bildung veredelten, Geistesgaben, welche von Göthe geliebt wurde. Während ihres dreijährigen Aufenthalts in dem Hause des Legationsraths Moriz zu Frankfurt a. M., wohin sie ihre Eltern, ihrer besseren Ausbildung wegen, geschickt hatten, war die Bekanntschaft mit Göthe angeknüpft und später fortgesetzt worden. Zwei von Göthe aus Leipzig geschriebene französische Briefe an seinen Freund Trappe zu Worms (datirt vom 2. Juni und 1. Oktober des Jahres 1766), welche gegenwärtig Hr. Georg Friedrich Meier, Kaufmann und Fabrikant zu Worms, besitzt, dokumentiren auf eine unzweifelhafte Weise das zärtliche Verhältniß, in welchem Göthe zu Charitas Meixner stand. Diese beiden Briefe und das Portrait der längst Verewigten, welches ebenfalls Hr. Meier besitzt, bewahren ihr Andenken zu Worms, wo sie sich auch durch glückliche Versuche in der Dichtkunst einen Namen gemacht hatte. Allein sie theilte gleiches Geschick mit ihrer Nebenbuhlerin Friederike Brion zu Sesenheim; sie ward von dem flatterhaften jungen Dichter aufgegeben und einem anderen solideren Bewerber überlassen. Dieser war Hr. Georg Friedrich Schuler, Kaufmann in Worms, ein Mann von Geist und Bildung, welchen unsere Charitas, minder untröstlich als Friederike Brion, erhörte und mit ihm in die Ehe trat. Indeß sollte sie des ehelichen Glückes, welches sie zu genießen schien, nicht lange theilhaftig werden: sie starb schon im 29. Lebensjahre und hinterließ ihrem Gatten zwei Töchter, wovon die eine später den Kaufmann Hrn. Gotthelf Renz, Vater des jetzigen Bürgermeisters der Stadt Worms, Hrn. Friedrich Renz, die andere aber den Kaufmann und Tabakfabrikanten Hrn. Heinrich Meier heirathete, dessen Sohn der obenerwähnte Hr. Georg Friedrich Meier ist, der Göthe's Briefe und das Portrait seiner Charitas besitzt. Ihr hinterlassener

Gatte, G. Fr. Schuler, zog späterhin von Worms nach Bordeaux über, gründete dort eine Handlung und vermählte sich zum zweiten Male, aus welcher Ehe eine Enkelin mit Hrn. von Ferrière, Generaldirektor der französischen Douanen und Pair von Frankreich, vermählt ist.

Göthe, unsterblich als Dichter und vielumfassendes Genie, welches zur Unehre der deutschen Literatur öfter gröblich gelästert wurde, hat in seiner interessanten Schrift: „Aus meinem Leben", die Lesewelt auch mit seinen kleinen Herzensgeheimnissen mit dichterischer Freimüthigkeit unterhalten. Nur gegen seine Charitas hat er sich in dieser Beziehung eine Unterlassungssünde zu Schulden kommen lassen, und zur Rettung des Andenkens der von dem großen Dichter einst Angebeteten glaubte ich mich berufen, das Ergebniß meiner an Ort und Stelle angestellten Nachforschungen in diesen Blättern niederlegen zu müssen. Möge der freundliche Leser meine wohlmeinende Absicht nicht verkennen und mit mir die Ueberzeugung theilen, daß die Veröffentlichung von neuen Thatsachen aus Göthe's Leben eine Art Huldigung ist, welche dem Andenken des berühmten Dichters verehrungsvoll dargebracht wird.

Darmstadt, im Juni 1844.

Mannichfaltigkeiten.

Berliner Blätter enthalten folgende Ankündigung: „Eigenthümlicher Enthaltsamkeits-Verein". Bei Gelegenheit der jetzt hier in der Residenz stattfindenden Gewerbe-Ausstellung haben die Unterzeichneten einen Verein gebildet, dessen allgemeiner Nutzen gewiß von jedem edel- und rechtdenkenden Preußen, sowie von allen denen resp. Personen, welche die Ausstellung mit ihren kostbaren Waaren bereichert haben, und von den während dieser Zeit hier anwesenden Fremden anerkannt werden wird; denn wir haben uns unter einander verpflichtet, uns des Besuchs der Gewerbe-Ausstellung zu enthalten. — Die hiesigen Spitzbuben und Taschendiebe. — Zugleich ersucht der Vorstand dieses neuen Enthaltsamkeits-Vereins das geehrte Publikum, vorsichtig zu seyn, und Geld, Uhren, Brieftaschen sorgfältig zu verwahren, da sich trotz der strengen Statuten doch ein oder mehrere ehrenwerthe Mitglieder desselben verleiten lassen könnten, ihre Finger über Gebühr zu verlängern.

Die im Jahr 1836 mit den Gouvernementsblättern zugleich in Folge des kaiserlichen Willens in Rußland ins Leben gerufenen Volksbibliotheken bestehen jetzt in 42 Städten. Sie geben der Volkscivilisation einen raschen Aufschwung. Die meisten zählen zwar erst zwischen 1500 bis 2000 Bände, andere jedoch, wie die von Odessa und Tambow an 10 bis 12,000 Bände; alle wachsen sichtlich durch bedeutende Zuschüsse des Publikums. — Die Werke der drei berühmtesten Classiker der neuern russischen Literatur, Puschkins, Schukowskis und Bestuschews, sind jetzt in vollständigen Ausgaben erschienen.

In allen Blättern liest man jetzt die Nachricht, daß am 30. Juli d. J. in Carlsbad der wackere Tonkünstler W. A. Mozart, ein Sohn des berühmten W. A. Mozart, in seinem 53. Lebensjahre gestorben. Dieser Mozart, Sohn, lebte in Wien ziemlich unbeachtet, und während man seinem Vater ein Monument errichtete, dachte man nicht daran, dem Sohne heitere Lebensstunden zu bereiten, ja sogar der freie Eintritt in die Oper, um dort seines Vaters unsterbliche Werke zu vernehmen, soll ihm erst in der letzten Zeit und zwar auf dringendes Verwenden einiger Freunde bewilligt worden seyn. Man muß erst die Welt verlassen, um von der Welt geehrt und nach Verdienst gewürdigt zu werden!

Freiherr Salomon v. Rothschild hat zu dem im Entstehen begriffenen Bürgerspital zu Brünn in Mähren 6000 fl. K. M. geschenkt, wofür ihm der Magistrat öffentlich dankt.

Eine Gesellschaft, welche am Sonntag den 11. August von Kempten nach dem Bade Aich spazieren gegangen war, passirte auf dem Rückweg einen Dobel von 24 Schuh Tiefe; als sie in der Mitte war, brach der Steg, und alle Personen (16 an der Zahl) stürzten in den Abgrund; sieben davon sind bedeutend verletzt worden.

(München, 5. Aug.) Im hiesigen Kunstverein ist ein Oelgemälde von Moriz v. Schwind ausgestellt, das als ein Werk voll Phantasie und künstlerischer Eigenthümlichkeit allgemein ansprechen wird. Es hat die rheinische Sage von dem Ritter zum Gegenstande, welcher mit Hülfe von Berggeistern in Einer Nacht einen Reitsteig nach der Burg seiner Geliebten zu Stande gebracht, und nun im Morgenstrahl hoch zu Roß vor der Schloßpforte und der Mauer anlangt, über welche die erstaunte und erfreute Braut und der noch halb schlaftrunkene und durch Wunder überraschte künftige Schwiegervater ungläubig niederschauen, während die Gnomen die letzte Hand an's Werk legen und mit lustiger Hurtigkeit in Hecken und Höhlen verschwinden. Hr. v. Schwind ist gegenwärtig in Frankfurt a. M.; sein entschiedenes Talent für heitere und festliche Darstellungen bei einer freien meisterhaften Zeichnung, wie man sie in der Regel nur bei älteren Malern antrifft, wie er es namentlich in dem Ritter Curt, der jetzt, ich glaube, für den Leipziger Verein gestochen wird, und in den köstlichen Radirungen (Pfeifenköpfe und Pokale) bei Veith in Zürich bewährt, hat in Frankfurt eine neue schöne Aufgabe gefunden, indem das Städel'sche Kunstinstitut bei ihm ein großes Bild von dem Sängerkrieg auf der Wartburg bestellt hat.

Am 4. Sept. wird das Stuttgarter Hoftheater mit der Oper „Tell" am Geburtstag der Königin wieder eröffnet und am 25. Sept., als am Geburtstag des Königs, wird man eine neue Oper von Verdi „Nabucodnasor" geben. In beiden Opern wird der treffliche Pischek die Titelrollen singen. Der glänzende Erfolg seines gegenwärtigen Gastspieles in Prag ist durch öffentliche Blätter bereits zur allgemeinen Kunde gelangt.

(Lyon, 11. August.) Eine deutsche Operntruppe hat in Marseille schlechte Geschäfte gemacht. Der Direktor ist augenblicklich zahlungsunfähig geworden und hat seine Truppe entlassen. Einige Mitglieder haben auf ihrer Durchreise in hiesigen Cafés Männerchöre mit Beifall gesungen. Es ist in Frankreich eine solche Abspannung für's Theater eingetreten, daß man alle deutschen Operngesellschaften vor ähnlichen Unter-

nehmungen im Augenblick billig warnen muß. Gute Sänger, welche eine gute französische Aussprache und Gewandtheit der Stimme haben, könnten eher in Solopartien großer Opern ihr Glück machen.

Frankfurter Theater.

Das unterbrochene Opferfest, Musik von Winter.

Von den zahlreichen Opern Winter's hat sich nur: „das unterbrochene Opferfest" auf den Repertoiren erhalten und wird, wie alles wahrhaft Schöne, stets geehrt bleiben. Der Fluß und die Sangbarkeit der Melodieen sind es vor Allem, was uns anspricht, und vorherrschend ist der Ausdruck des Zarten und Lieblichen. Wenn auch der allzu karge Wechsel der Modulationen, das beständig gleiche Wiederkehren der Cadenzen und Fermaten, die oft sich wiederholenden Wendungen, so wie die Einförmigkeit vieler Schlüsse Veranlassung zum Tadel geben könnten, so entschädigen dagegen reichlich die Anmuth und Innigkeit der Cantabile's, die Einfachheit und der Ausdruck der musikalischen Charakteristik und die Vorzüge des gediegene Studien bekundenden Satzes. Da die schöne Composition durch ein geeignetes, im Ganzen seiner Anlage, wie in den einzelnen Situationen dramatisches Sujet unterstützt wird, so kann es nicht fehlen, daß man sie immer wieder freudig begrüßt und gerne sieht. Auch heute hatte sich ein zahlreiches Publikum eingestellt, unter welchem zugleich viele Verehrer des geschätzten Benefizianten, Hrn. Conradi's, sich befanden. Derselbe gab den Mafferu. Schon seine persönliche Erscheinung, welche durch ein sehr geschmackvolles und geeignetes Costüm noch gehoben war, machte gleich einen günstigen Eindruck. Für Partieen dieser Art ist Hr. Conradi besonders geeignet und es kommen ihm hier seine Persönlichkeit und die Kraft seines volltönenden Organes sehr zu statten. Die Arie in C moll sang er bis zum letzten Ton ungeschwächt und erhielt rauschenden Beifall. Das schwierige Melisma, am Schlusse der Arie, sang er, obwohl etwas verändert, mit der gehörigen Abrundung. Im Duett mit Myrrha, wie im Gespräch mit Elviren, hätte Hr. C. den Intriguanten mehr hervor heben dürfen, wie ihm überhaupt mitunter die Aneignung eines feineren Nüancirens wohl noch zu wünschen wäre. Die ganze Leistung war übrigens eine sehr gelungene und wurde auch als solche anerkannt. — Dem. Capitain, als Myrrha, war vortrefflich und in der That ist sie in solchen Partieen, wir möchten sagen, unübertrefflich, denn Spiel und Gesang, Kunst und Natur sind hier zum schönsten Ganzen harmonisch verschmolzen und was vom Herzen kommt, das geht zum Herzen. Meisterhaft sang sie die Arieen: „Ich war, wenn ich erwachte", und: „Kind, willst du ruhig schlafen." Auch sie gewann ungetheilten Beifall und wir dürfen uns freuen, ein so schönes und für den deutschen lyrischen Gesang so ganz geeignetes Talent an unserer Bühne zu besitzen. — Dem. Kohler, als Elvira, besitzt zwar auch ihre Vorzüge, konnte aber grade in dieser Rolle weder in Spiel, noch in Gesang genügen; den beiden fehlte der Ausdruck und wer hätte die leidenschaftliche und racheglühende Elvire hier zu erkennen vermocht? Die Partie des Murnay wurde gut gesungen. — Hr. Baldewein, Oberpriester, sang seine Arie gut und rein und hätte eine bessere Aufnahme verdient, als er gefunden. Das Publikum war in Beziehung auf Hrn. B. heute etwas unbillig. — Hr. Wiegand, als Inka, war trefflich bei Stimme und sang eben so rein und klangvoll, als mit Ausdruck und Wärme. — Hrn. Rork's (Roka) kräftige Rede an das Volk wurde lebhaft applaudirt. In letzter Zeit wird derselbe öfters und in bedeutenden Rollen auch im Schauspiel beschäftigt. Für Liebhaberrollen besitzt er eine angenehme Persönlichkeit und ein feines gewandtes Spiel; wie hier, so zeigt er auch in der Oper Vielseitigkeit und richtige Auffassung und besonders sind seine Naturburschen und seine humoristischen Charaktere sehr zu loben. In ihm besitzt das Repertoir ein sehr fleißiges und brauchbares Mitglied. — Schließlich haben wir noch des Hrn. Beer (Priester), welcher gute Stimmmittel besitzt, beifällig zu erwähnen. W.

Korrespondenz.

Darmstadt, 20. August.

In Nro. 230 der Frankfurter Didaskalia vom 20. d. M. wird in einem Korrespondenzartikel aus Mainz unterm 17. d. M. unter Anderm erwähnt, daß für Fremde ein Zimmer 7 bis 9 fl. über Nacht kosten sollte, was nachstehender Berichtigung bedarf. In Darmstadt sind bis jetzt alle angemeldeten Theilnehmer des Festes untergebracht und bennoch sind außerdem von Privaten, besonderer Aufforderung zufolge, so viel Anmeldungen erfolgt, daß mehrere Tausend Personen, ohne die Gasthäuser, gegen kaum 1/3 der unterstellten obigen Forderung anständig logirt werden können, außerdem aber für noch viele Tausende die Möglichkeit gegeben ist, auf die ganze Dauer der Festtage gegen einen weit geringeren Kostenaufwand dahier sich einlogiren zu können.

Darmstadt, 20. August.

Man fängt allgemach an, vor den Sonnenflecken des Hrn. von Gruithuisen zu München Respect zu bekommen, da die andauernde windige, kühle und regnerische Witterung seine hierüber geäußerte Ansicht zu unterstützen scheint. Wir wollen mit dem Hrn. Professor, den wir als einen fleißigen und denkenden Himmelsbeobachter schätzen, darüber nicht rechten, können aber gleichwohl unsern Verdruß nicht bergen, daß er uns so ganz zur ungelegenen Zeit mit seinen fatalen Sonnenflecken, welche die Festlichkeiten des 25. August stören zu wollen scheinen, in große Besorgnisse versetzt hat. Es wäre ewig schade, wenn die Freuden dieses und der beiden folgenden Tage zu Wasser werden sollten. Alsdann würde so Manches unterbleiben müssen oder doch nur unvollständig ausgeführt werden können, was bei günstiger Witterung das herrlichste Schauspiel gewähren würde. Könnte nur irgend ein Sternkundiger, Kalendermacher oder Meteorologe alle diesfälligen Besorgnisse beschwichtigen! Gewiß, er würde sich den eifrigsten Dank von den vielen Tausenden erwerben, die im Begriffe stehen, ihre Pilgerschaft hierher anzutreten, um an den Festlichkeiten jener Tage Theil zu nehmen.

Mainwasser-Wärme.

Donnerstag, 22. August, Morgens 8 Uhr: 12 Grad. W. Gerlach.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 22. August. Doctor Wespe, Lustspiel in 5 Abth., von R. Benedix.

Freitag, 23. August. Medea, große Oper in 3 Abth., Musik von Cherubini.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 234. Samstag den 24. August 1844.

Des Malers Töchter.

Nach Hipp. Etiennez.

(Fortsetzung.)

„Wirklich?“ sagte der Prinz; „Bei Gott! wir sind noch nicht am Ende mit unserer Geschichte; wer weiß, ob es Dir glücken wird?“

„Das Weitere geht Sie an, mein Prinz,“ erwiederte Matalone.

„Du hast Recht. Mir aber ahnet ein schlimmes Ende.“

„Gewiß ist, daß die Tochter des Signor Ribera eben so tugendhaft als schön ist.“

„Daraus schließest Du, daß ich darauf ausgehe, sie zu verderben?“

„Ich fürchte . . .“

„Das werden wir sehen . . . Aber gestehe, ob Du je ein schöneres, reizenderes Wesen gesehen hast, als diese Maria Rosa?“

„Mein Prinz, Sie sagten mir in Madrid dasselbe von der Marquisin von Cordova.“

„Von Dona Sabina?“ sagte Don Juan . . . „Ja . . . ich liebte sie sehr.“

„Man sagt, der Marquis wird heute mit einem andalusischen Regiment in Neapel eintreffen.“

„Ich weiß es,“ sagte der Prinz, indem er auf ein offenes Schreiben zeigte. „So eben empfing ich die Nachricht seiner Abreise von Barcelona.“

„Wahrscheinlich wird seine Gemahlin ihn begleiten?“

„Nein,“ sagte der Infant, „und Gott sey dafür gepriesen! wenn sie hier wäre, würde ich in meinem Vorhaben gestört werden. Du weißt, was sie in ihrer Eifersucht zu thun im Stande ist. Doch ich habe Nichts zu fürchten. Schon oft wurde der Marquis nach Neapel gesandt, und nie wollte ihn seine Gattin dahin begleiten.“

„Prinz,“ sagte Matalone mit einem listigen Lächeln, „Dona Sabina hatte damals Gründe, in Madrid zurück zu bleiben, die sie heute bestimmen können, hierher nach Neapel zu kommen.“

Don Juan schüttelte den Kopf.

„Du irrest,“ sagte er . . . „Die Marquisin liebt mich sehr, ich bin es überzeugt; aber der Widerwillen, den sie für Neapel hat, dessen Ursache ich vergebens zu ergründen suchte, hält sie ab, zu kommen, selbst wenn sie von meiner Untreue überzeugt wäre.“

„Mein Prinz, machen Sie sich keine Vorwürfe, ein so schönes Weib zu hintergehen?“

Don Juan sah ihn mit einem durchdringenden Blick an.

„Herzog!“ sagte er lächelnd, „ich glaube, Ihr liebt die Marquisin?“

Dieser Blick und diese Worte brachten Matalone auf Augenblicke in große Verwirrung.

„Mein Prinz, ich habe stets die Schönheit der Dona Sabina bewundert, aber ich werde nie vergessen, daß der Marquis von Cordova mein Freund und der Infant Don Juan von Oestreich mein Gebieter ist.“

Don Juan beobachtete ein kurzes Schweigen, dann sagte er:

„Herzog, reden wir nicht weiter davon. Selbst in diesem Augenblick beunruhigt mich die Erinnerung an Sabina. Nur Maria Rosa soll meine Gedanken beschäftigen.“

Der Prinz hatte die letzten Worte kaum ausgesprochen, als der Capitain der Leibwache erschien.

„Was ist vorgefallen?“ fragte Don Juan.

„Hoheit,“ sagte der Capitain, „eine verschleierte Dame bittet Eure Gnaden um Gehör.“

„Ihr Name?“

„Sie weigert ihn zu sagen.“

„Warum dieses Geheimniß?“

„Dieser Ring, den ich Eurer Gnaden übergeben soll, wird Ihnen das Geheimniß enthüllen.“

Don Juan ergriff ihn mit Hast. Seine Züge veränderten sich augenblicklich, er wendete sich gegen Malatone und sagte:

„Sabine ist hier.“

Bei diesem Namen leuchtete eine Schadenfreude in den Zügen des Herzogs. Glücklicherweise war Don Juan zu sehr mit sich beschäftigt, um es zu bemerken.

„Der Marquis ist noch nicht hier,“ sagte der Infant, „wie ist es möglich, daß sie ihm vorangeeilt?“

„Dies ist in der That unbegreiflich!“ sagte Matalone.

Don Juan blieb lange in Gedanken versunken, endlich sagte er:

„Herzog von Matalone, lasset uns allein.“

Matalone, der in Gegenwart eines Dritten die Etiquette gegen den Prinzen beobachtete, entfernte sich auf's ehrerbietigste.

Indem der Herzog den Vorsaal durchschritt, sah er eine Dame, schwarz gekleidet nach spanischer Art. Ein dichter Schleier verhüllte ihre Gesichtszüge; dessen ungeachtet nahete

sich ihr der Herzog. Sabina hatte ihn erkannt, und kam ihm entgegen. Sie sagte ihm mit leiser Stimme:

„Ihr habt mich hierher beschieden, hier bin ich. Ist es Wahrheit, daß mich Don Juan hintergangen hat?"

„Mit Bedauern muß ich ihn eines solchen Verbrechens anklagen."

„Und vielleicht komme ich zu spät?"

„Nein, es ist gerade noch Zeit, sein Vorhaben zu vereiteln."

„O, reden Sie, ich brenne vor Verlangen, seinen Verrath zu hören."

„Senora! der Ort hier ist nicht passend. Warum haben Sie mich von Ihrer Ankunft nicht unterrichtet?"

„Ich konnte dem Verlangen, ihn zu sehen, nicht widerstehen," sagte die schöne Frau mit Innigkeit.

„Nun, finden Sie sich in einer Stunde auf dem Mölé ein. Ich werde Sie dort erwarten."

In diesem Augenblick trat der Capitain zu ihr und öffnete das fürstliche Gemach.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber aeronautische Versuche der älteren und neueren Zeit.

(Von Dr. Wilh. Dieffenbach.)

Montgolfier ist unbestritten der Gründer der heutigen Luftschifffahrtskunst oder Aeronautik, weil es ihm zuerst gelungen, einen aus Papier verfertigten Ballon in einen solchen Zustand zu versetzen, daß derselbe specifisch leichter war als die atmosphärische Luft, sohin darin nicht nur zu schweben, sondern auch bis zu einer bedeutenden Höhe emporzusteigen und dem Windzuge auf große Entfernungen zu folgen vermochte. Was man schon im grauesten Alterthume gewollt und vielfach versucht hatte, war ihm zuerst glücklich gelungen; erst durch ihn hatten die fruchtlosen Bestrebungen vorausgegangener Jahrhunderte ihre Rechtfertigung und in der Praxis endlich ihr sicheres Ziel finden sollen.

Es ist ein dem Menschen nahe liegender Gedanke, den Flug der Vögel nachzuahmen und zu dem Behuf eine mechanische Vorrichtung zu ersinnen, welche hierzu tauglich sey. Schon Archytas von Tarent, der etwa vierhundert Jahre vor Christus lebte, soll, dem Aulus Gellius zufolge, die Erfindung eines fliegenden Körpers in der Gestalt einer Taube gemacht haben. Wir lassen diese Erfindung dahingestellt seyn, da man nicht weiß, ob sie eine bloße physikalische Spielerei war, oder ob sie einen höhern Werth hatte und unter den älteren Versuchen in der Kunst zu fliegen nur genannt zu werden verdient.

Eine Aufgabe, womit sich schon die Griechen thätig beschäftigt hatten, blieb ihren spätern Zöglingen, den Römern, nicht ganz fremd, wie aus Sueton's Lebensbeschreibung des Kaisers Nero zu ersehen, wonach bei den feierlichen Spielen, welche dieser Herrscher um das Jahr 60 der christlichen Zeitrechnung veranstaltete, auch Einer im Fliegen sich zeigen wollte, dabei aber so unglücklich war, daß er aus der Luft hernieder stürzte, neben den Sitz des Kaisers fiel und diesen mit seinem Blute bespritzte.

Roger Bacon, dieser gedankenreiche Kopf, der mit einer erstaunlichen Scharfsicht die wichtigsten Erfindungen der neuern Zeit nicht nur ahnete, sondern auch mit einer Art Bestimmtheit darauf hinwies, — redet auch der Kunst zu fliegen das Wort und behauptet, daß es möglich sey, eine Flugmaschine so zu construiren, daß ein in ihrer Mitte sitzender Mensch durch Umdrehung einer Kurbel zwei große Flügel regiere, durch deren taktgerechte Bewegung der Fliegende sich nicht nur in der Schwebe zu erhalten, sondern auch fortzubewegen vermöge.

Es fehlte auch in der Folgezeit nicht an Männern, welche dem künstlichen Fliegen das Wort redeten. Wenn aber schon das Wasser keine Balken hat, so ist die Luft noch weniger damit versehen, und jene Wortführer einer äußerst problematischen Kunst ließen es daher gewöhnlich beim bloßen Reden bewenden. So machten es van Helmont zu Brüssel und Fleyder zu Tübingen (1617). Anders der Mönch, Namens Oliver von Malmesbury, der seinem kühnen Gedanken in der Wirklichkeit Flügel leihen wollte, indem er mit seiner Maschine einen hohen Thurm bestieg und mittelst derselben sich kühn in die Lüfte nach der Richtung des Windes schwang. Der verwegene Flug hatte nur kurze Zeit gedauert, als der kühne Segler der Lüfte herabstürzte und einige Knochen zerbrach. Derselbe lebte im elften Jahrhundert.

Mancherlei war in der Kunst zu fliegen schon projektirt und versucht, aber wenig oder nichts nur mit einigem Erfolg ausgeführt worden. Samuel Reyher, der zu Anfang des 18. Jahrhunderts zu Kiel lebte, wo er Professor war, schlägt unter Anderm z. B. vor, daß man sich der Flügel der Fledermäuse und der fliegenden Amphibien vorzugsweise als Muster bedienen solle. Kurz, es blieb in der Regel nur bei bloßen Vorschlägen, die bei der Ausführung sich als unpraktisch bewährten. Eine Ausnahme würde jedoch der Italiener Baptista Dante von Perugia machen, der gegen Ende des 15. Jahrhunderts zu Venedig Mathematik lehrte, wenn die historische Ueberlieferung von der Erfindung seiner Flügel, die er wirklich mit großem Erfolg gebraucht haben soll, gehörig verbürgt wäre.

Einen Schritt weiter als seine Vorgänger that der Jesuit Franz de Lana (1670), der in Rom als Lehrer der Philosophie und Mathematik lebte. Bloße Flügel genügten ihm nicht mehr, sondern er machte den Entwurf zu einem eigentlichen Luftschiff mit Segeln und Rudern, als Mitteln zu dessen Fortbewegung. Durch vier luftleere kupferne Kugeln von zwanzig Fuß im Durchmesser sollte die aeronautische Maschine in der Schwebe erhalten werden. Sein Vorschlag, obschon unpraktisch, näherte sich doch am meisten der Idee des heutigen Luftballons, und gerade jetzt verdient derselbe aus der Polterkammer der Projekte und verunglückten Erfindungen früherer Jahrhunderte wieder hervorgezogen zu werden, da einer in dem zweiten diesjährigen Aprilheft von Dingler's polytechnischem Journal mitgetheilten Nachricht zufolge gegenwärtig in dem Atelier von Marey-Monge zu Paris ein aus gewalztem Kupfer construirter Luftballon zu sehen ist, der in seinem Netz zwei Metres über der Erde schwebt, und mittelst dessen Dupuis-Delcourt in der Kürze eine Luftfahrt unternehmen will. — Bekannt sind übrigens die Mängel, an welchen die Luftschifffahrt bis jetzt noch leidet, und ehe diesen vollständig abgeholfen wird, darf man sich von ihr keine großen Erfolge für das bürgerliche Leben versprechen. Wäre es möglich, nach des Engländers Wilkins sonderbarem

Vorschlag abgerichtete große Vögel, namentlich Adler, den Luftschiffen vorzuspannen, und mittelst eines solchen Vier- oder Sechsgespanns jedwede Bewegung, wie in einer bequemen Berline auf flacher Erde, vorzunehmen; so würde für die Aeronautik kaum noch etwas Wesentliches zu wünschen übrig bleiben. Freilich scheinen seine abenteuerlichen Vorschläge entweder nur Grillen eines müßigen Hypochondristen, oder eines bloßen Spaßvogels zu seyn, der die Luftschiffer mit ihren halsbrechenden Unternehmungen blos zum besten haben will.

Nach den Zeitungen und Zeitschriften aus den Jahren 1810 und 1811 war — um auch dieser geschichtlichen Thatsache schließlich noch zu erwähnen — der Uhrmacher Degen zu Wien der kühne Dädalus, der mittelst einer von ihm erfundenen Flugmaschine sich auf der Praterinsel, im Beiseyn vieler Zuschauer, gleich einem Vogel in die Luft erhob und über die Bäume der dortigen Promenade ohne Anstoß wegflog. Später wollte er seinen aeronautischen Versuch in Paris wiederholen; ein unermeßlicher Kreis von Zuschauern war schon versammelt, und sah erwartungsvoll dem Augenblick entgegen, wo Degen in den lang anhaltenden Schwingungen eines aufsliegenden Storchs schief in den Luftkreis emporsteigen und vielleicht gar über die Tuilerien, über Napoleon's gefürchtete Adler, verwegen hinwegfliegen würde. Aber die Maschine versagte unglücklicherweise den Dienst; die Zuschauer lachten, und die Polizei eines Fouché, die nie ihren Vortheil vergaß, nahm ohne Weiteres dem flügellahmen Vogel von der Donau die gefüllte schöne Kasse vor den Augen weg, wahrscheinlich in der Absicht, um sie pour les orphelins, ou pour les enfants trouvés zu verwenden. Seitdem hat man von Degens merkwürdiger Erfindung, worüber damals viel im Ernste und Scherze verhandelt wurde, nichts weiter mehr gehört. Alle in dieses Kapitel gehörende Projekte und angebliche Erfindungen erinnern ziemlich lebhaft an das Perpetuum mobile, dessen Herstellung wohl schon durch tausend künstliche Mittel und sinnreiche Combinationen versucht, aber bis jetzt noch nicht erreicht worden ist.

Mannichfaltigkeiten.

Mit dem „Oesterreichischen Beobachter" vom 6. August ist die zehnte Nummer des „Archiv's für Eisenbahnen" ausgegeben worden. Den Hauptinhalt dieser $2^{1}/_{2}$ Quartbogen füllenden Nummer bildet die Fortsetzung einer gediegenen und dankenswerthen Arbeit des herzoglich nassauischen Hofraths, Direktors der Taunuseisenbahn, Hrn. **Beil**, überschrieben: „Stand und Ergebniß der deutschen, amerikanischen, englischen, französischen, belgischen, holländischen, italienischen und russischen Eisenbahnen am Schlusse des Jahres 1843." — Einen edlen Zweck zu fördern, nämlich der Pensions- und Wittwenkasse der Angestellten der Taunuseisenbahngesellschaft einen Zufluß zuzuwenden, hat Hr. Hofrath Beil den „Stand und die Ergebniß der Eisenbahnen", — vollendet und mit vielen Tabellen und Uebersichten vermehrt — auch als **besondere Druckschrift** (250 und XXVIII Seiten gr. 8. in vortrefflicher typographischer Ausstattung) erscheinen lassen.

(**Frankfurt a. M.**) Um einem mehrfach geäußerten Wunsch zu entsprechen und zugleich auch um dem Publikum den Dank für den bis jetzt geschenkten zahlreichen Besuch zu bethätigen, hat Hr. Mechanikus **Steiner** den Eintrittspreis für die Beschauung des von ihm aufgestellten Modelles der Lufteisenbahn auf 24 kr. herabgesetzt, bei welchem Preise es nun während der Dauer seines hiesigen Aufenthaltes jedenfalls verbleiben wird. Wir machen bei dieser Veranlassung nochmals auf Hrn. Steiners kunstreich verfertigte und sehenswerthe Lufteisenbahn, deren Besuch wir empfehlen dürfen, aufmerksam.

Korrespondenz.

Lyon, 10. August.

Trotz allen Aufforderungen der Presse ergreift unsere Behörde doch keine kräftigen Maßregeln zur Sicherheit der Personen, die durch ihre Geschäfte genöthigt sind, in der Nähe der in Arbeit stehenden neuen steinernen Brücke über die Saone (Pont Nemours) zu verweilen, und so fand abermals ein trauriger Vorfall statt, wobei mehrere Menschen das Leben verloren. Um die in dem Flusse befindlichen Felsen zu sprengen, bedienen sich die Arbeiter des Pulvers, das zu ihrem Gebrauche in einem Fasse bereit steht. Verflossenen Mittwoch begaben sich mehrere dieser Arbeiter in die Nähe dieses Fasses, um ihr Mittagsessen zu genießen. Nach dessen Beendigung zündeten sie sorgloser Weise ihre Pfeifen an, wodurch ein Funke in jenes Faß fiel und eine fürchterliche Explosion verursachte. Die Nächststehenden kamen gleich dabei um und die Entfernteren gaben Abends ihren Geist im Spital auf. — Verflossene Woche sind schändliche Umtriebe in einem eine halbe Stunde von Lyon gelegenen Frauenkloster, le serré coeur, dem Publikum zu Ohren gekommen. In diesem Kloster, welches den Mädchen aus den ersten hiesigen Familien als Erziehungsanstalt dient, sind mehrere derselben entführet worden, und, wie man sagt, ist der in jenem Hause angestellte Geistliche flüchtig gegangen. — Die seit vier Monaten dauernden Theaterstürme haben seit der Aenderung des ersten Sängers bedeutend nachgelassen, werden sich aber erst mit der Entfernung der Primadonna, die schon ihre Entlassung bei der Direktion eingereicht hat, gänzlich legen.

Das Kirchweihfest zu Eppstein, am 11. Aug. 1844. *)

(Eingesendet.)

Schon am Vorabend des Festes waren die Musiker des leichten Bataillons zu Biebrich auf einem großen festlich decorirten Wagen in Eppstein angekommen. Beim Betreten des Lorsbacher Thals von Böllersalven empfangen, zogen sie gegen Abend mit heiterm Hörnerklang ein in die mit Fahnen und Laubwerk bunt geschmückten Straßen, unter dem Jubel der Thalbewohner. Alles freute sich des kommenden Tages und mit banger Erwartung hoffte man auf eine Entscheidung zu gutem Wetter. Gewehr- und Böllerschüsse begrüßten die heitere Morgenröthe. Kaum war vom fahnenumwogten Kirchthurm das Geläute verklungen, welches den Einweihungstag verkündete, so schallten hoch von der Burg herab ernste feierliche Choräle. Es waren die eben gedachten Biebricher Musiker, die, unter der Leitung ihres genialen Dirigenten, in angemessenen Intervallen vier trefflich gesetzte Choräle, von eignem Effect durch die ergreifenden, weithallenden Hörnertöne, zu allgemeinem Staunen vortrugen: eine so passende Eröffnung des religiösen Gebirgsfestes, als nur eine gefunden werden mochte. Der schöne Morgen hatte seine ernste Weihe erhalten. — Sofort Vorbereitungen zum Kirchgang. Vor dem Schulgebäude hatten sich die jungen und erwachsenen Mädchen zum feierlichen Zuge versammelt. Sechzehn passend in Blau und Schwarz gekleidete, mit Hängeschärpen von den Landesfarben uni-

*) Gegenwärtiger Bericht ist als eine Ergänzung und zum Theil auch als Berichtigung des in Nro 225. enthaltenen und mit harmloser Laune abgefaßten Artikels zu betrachten, dessen Verfasser nicht im entferntesten die Absicht hatte, irgend Jemand darin persönlich nahe zu treten. D. Red.

formirte Bursche zogen durch die Straßen zum Pfarrhof mit ihrer eigenen Musik voran. Diese wurde entlassen und von ihnen dann Spalier bis zur Kirche gebildet. Aus dem Pfarrhof kam nun, unter begrüßenden Hörnerklängen von einem Vorsprung der Burg herab, der Zug der evangelischen Gemeinde zur Kirche. Sechzehn erwachsene Mädchen, weißgekleidet, mit Immergrünkränzen im Haar, traten voran. Acht derselben trugen auf weißen, mit schönen Immortellenkränzen verzierten, mit weiß- und rothen Quasten (als den Eppsteiner Farben, wovon auch mehrere Fahnen flaggten) versehenen Kissen die Kirchengeräthe und Blumenvasen zum Altar. Ihnen folgten der Decan und der Ortsgeistliche, von beiden Seiten geleitet durch 24 ebenfalls weiß gekleidete und mit Kränzchen geschmückte jüngere Mädchen. Der Hr. Beamte, der Pfarrer der katholischen Gemeinde nebst den eingeladenen Fremden schlossen sich an und die übrigen Einwohner folgten. Auch der Wiesbadner Gesangverein, der kurz zuvor über Bremthal angekommen war, trat noch ein in die von Menschen umdrängte und überfüllte Kirche. Es währte einige Zeit, bis völlige Stille eintrat. Aller Blicke richteten sich auf die würdige Erscheinung des Decans (G. v. O.-L.), der vor den einfach im ländlichen Schmuck der Blumen prangenden Altar getreten war. Alle fühlten sich tief angeregt von den schlichten, ergreifenden Worten der Weihe über Kirche und Altar und das schöne Orgelwerk, das jetzt zum Erstenmal hier ertönte zum Preis des Herrn. (Der Kronberger Cantor S. war der erwählte Organist.) Ein vierstimmiges Lied der Jugend begann den Kirchengesang; ihm folgte ein trefflicher, von Mendelssohn-Bartholdy componirter vierstimmiger Choral, von den schönen Männerstimmen des Wiesbadner Gesangvereins ergreifend vorgetragen. Nach gehaltvoller Rede von der Kanzel, die der um die Kirchenherstellung sehr verdiente Ortsgeistliche hielt, erschien nochmals der Decan auf den Stufen des Altars. Innige Andacht erweckten seine von christlicher Dankbarkeit, Milde und Duldung beseelten Schlußworte. Besonders war es der Dank gegen edle Gönner und Wohlthäter, gegen die eigene und andere, katholische, wie evangelische Gemeinden, die das gute Werk so eifrig gefördert, was Alle mit Rührung ergriff. — Ein vierstimmiger Choral: „Herr Gott, dich loben wir", von dem Wiesbadner Gesangverein trefflich ausgeführt, beschloß diese kirchliche Feier, die auf Alle, die daran Theil nahmen, einen bleibenden Eindruck machte. Noch waren die Orgeltöne des tüchtigen Organisten nicht verhallt, als die Hinaustretenden von der Burg herab abermals die weithin schallenden Metallklänge der Virtuosen von Biebrich vernahmen, die das: „Nun danket Alle Gott" zum würdigen Schluß der erhebenden Feier machten. Fremde von nah und fern strömten nachher noch zur Kirche, um die mit Geschmack erneuten inneren Räume zu schauen, die im Styl der älteren Zeit entsprechend umgestaltet worden waren. Aber nicht allein edle Männer verdienten sich hier den Dank der Gemeinde; auch der Frauen kunstreiche Hand spendete zahlreiche Arbeiten für die Kirche selbst und zur baldigen Verloosung für das Beste der Kirche. Die Ausstellung dieser schönen, freundlichen Gaben wird acht Tage nach dem Fest, die Verloosung selbst, wie man hört, am 1. September stattfinden. Die Mittagsstunde hatte unterdessen eine ansehnliche Zahl von Gästen im Wirthshaus zur Oelmühle versammelt, welches jedoch auf zahlreicheren Besuch gerüstet war; denn besonders von Frankfurtern waren viel Wenigere erschienen, als man erwartet hatte. Für Speisen und Getränke war hier im Ueberfluß gesorgt, und bei billigen Ansprüchen konnte man mit der Mittagstafel zufrieden seyn. Auch ein beliebter Gastwirth von Wiesbaden hatte in der andern Mühle am Ortseingang seine Wirthschaft aufgeschlagen, um dem Bedürfniß der Besuchenden entgegen zu kommen. Der Nachmittag würde sodann für Viele durch das erwartete Orgelkonzert genußreich und der Kirche nützlich geworden seyn, wäre nicht eine Störung (die in diesen Blättern bereits erwähnt wurde mit scherzhaften Bemerkungen jedoch über würdige Männer, die keine Schuld daran haben) allerdings beklagens- und bedauernswerth genug eingetreten, da sie den vom Wetter begünstigten Festtag theilweise trübte. Mißverständnisse über die Theilnahme und Ankunft der Frankfurter Sänger und Orgelspieler machten eine schnelle Aufführung kaum mehr möglich, und doch sollte sie noch zur Ausführung kommen. Kurz vor Tisch war von einem Mitgliede des Wiesbadner Gesangvereines (Hrn. Dr. R.) in größter Eile ein Programm zu dem Orgelkonzert auf den Nachmittag entworfen worden und die Herren M. und S. von Frankfurt wollten auf der Orgel zwei Stücke vortragen. Der Wiesbadner Verein beabsichtigte außerdem, verschiedene Gesangspieçen zu geben. Während dies Programm zu mehrfacher Abschrift und Vertheilung abgegeben war, kam die Nachricht, daß ein Konzert mit Erhebung eines Eintrittsgeldes nicht statt haben dürfe, und dies veranlaßte Hrn. H., den Hrn. Dr. R. durch ein Billet eilig von diesem Vorfall zu benachrichtigen, ehe die Herren sich zur Probe in der Kirche versammelten, es ihnen überlassend, ob sie dennoch das Orgelkonzert geben oder, nach früherer Absprache, im Freien Gesänge ausführen wollten. Bald darauf verbreitete sich die höchst unerwartete Nachricht, der Wiesbader Gesangverein sey ganz entrüstet und beabsichtige, auf der Stelle abzureisen. Hr. H. eilte hierauf mit einem Freunde in die Mühle, wo Alle bereits im Aufbruch begriffen und keine Vorstellungen, keine Bitten im Stande waren, sie von der Abreise nach Hofheim abzuhalten, wo sie sich, wie man hört, noch mit Singen vergnügten. — Dies ist der wahre Hergang des Festes zum besseren Verständniß des Ganzen. Hr. H. kann sicher an dem Mißgeschick des Tages keinerlei Schuld tragen. Die Fassung jenes ganzen Artikels überhaupt überhebt uns einer näheren Würdigung der Einzelheiten. Zu augenscheinlich leuchtet aus demselben die üble Laune über ein angeblich „sehr schlechtes Mittagsessen" hervor, was der durch Krankheit schwer genug heimgesuchte Wirth zur Oelmühle nun entgelten muß, der so große Anstrengungen zur Befriedigung der zahlreicher erwarteten Gäste gemacht. Es war allerdings recht hart für den mitleidswerthen „vergnügten" Anonymus, der sich so fleißig in der Küche erkundigte, wie viel man an Geflügel, Schweinen u. s. w., sammt einem Ochsen angeschafft, wie viel Köche, Kellner und Teller requirirt waren — ein schwelgerisches Gastmahl auf dem Lande entbehren zu müssen. Dann wurde noch der Groll über vermeintliche Vernachlässigung der Frankfurter Herren über Hrn. H. ausgegossen. Doch genug hiervon! — Wenn nun der obengedachte „vergnügte" Herr den kirchlichen Akt des Vormittags ganz mit Stillschweigen übergeht und das im Eingange des Aufsatzes spöttisch als „einzig in seiner Art" genannte Fest als eine „ganz gewöhnliche Bauernkirmeß" bezeichnet, „wobei, wie alljährlich, viele Bauern, wenig Städler" — und hinzufügt: „die eigentliche Feier unterblieb," so war es doch gewiß sehr einseitig, daß die religiöse Feier der Kirchen- und Orgelweihe von dem Berichterstatter ganz umgangen wurde.

Der Verein gegen Thierquälerei

zeigt hiermit an, daß die Herren
Major Erras in Sachsenhausen am Affenthor, Nro. 31,
Buchhändler E. Körner, Steinweg, E. 218,
" H. Zimmer, Paulsgasse, K. 139,
die Güte gehabt haben, die Verbreitung von Zagler's Schrift über die Pflichten gegen die Thiere, so wie des Jahresberichtes des Münchener Vereins pro 1843 zu übernehmen, und daß diese Druckschriften daselbst unentgeltlich zu haben sind.

Mainwasser-Wärme.

Freitag, 23. August, Morgens 8 Uhr: 13½ Grad. W. Gerlach.

Theater-Anzeige.

Freitag, 23. August. Medea, große Oper in 3 Abth., Musik von Cherubini.

Samstag, 24. August. Mutter und Sohn, Schauspiel in 5 Akten (in 2 Abth.), mit freier Benutzung des Bremer'schen Romans: „die Nachbarn", von Charl. Birch-Pfeiffer.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 235. Sonntag, den 25. August 1844.

Johann Gottfried von Herder.

Geb. am 25. August 1744; gestorben am 18. Dezember 1803.

Geist, den der Ewige, als er zu uns dich sandte,
Mit leichtem Schleier angethan,
Wie früh brachst du hervor, wie unaussprechlich brannte
Dein heil'ges Feuer himmelan! —

Zu dicht war dir die Luft in diesen tiefen Fernen,
Zu neblicht dieses enge Thal;
Du flogst der Sonne zu: nur unter Gottes Sternen
Genossest du dein Lebensmahl.

Unsterblicher! — wie frei, mit welchem kühnen Zuge
Erhobst du deine Brüderschaar
Von ihrer Erdenwieg'; es staunte deinem Fluge,
Wer allzu schwach zum Folgen war.

Doch traf dein Blick die Welt, so flohest du die Küsten
Vom kalten Europäer-Land. —
Im stillen Asien, da war's, wo sie dich grüßten
Vom Jordan bis zum Indusstrand.

Ein göttlicher Accord ertönte deinem Ohre,
Wenn du zum Paradiese kamst,
Dir öffneten allein sich seine gold'nen Thore,
Der du Jehova's Tritt vernahmst.

Wie war dir, Herrlicher, im Aufschwung der Gefühle,
Als du des Menschen Urbild sangst,
Den stolzen Erdenfürst, noch nicht vom Wollustspiele,
Von Schwäche, Furcht und Sündenangst

Erniedriget zum tiefgesunk'nen Wesen,
Mit Gott und Welt und sich entzweit,
Ein traur'ger Tummelplatz des Guten und des Bösen,
Ein leichter Federball der Zeit!

Vernimm, Verklärter, nun des Dankes stille Wonnen,
Daß du so hoch dich selbst geführt. —
Durch dich ist uns ein heller Stern gewonnen,
Der vieler Pilger Pfad regiert!

Des Malers Töchter.

Nach Hipp. Etiennez.

(Fortsetzung.)

Als die Marquisin in das Zimmer des Prinzen eintrat, schlug sie ihren Schleier zurück. Don Juan trat ihr mit vieler Artigkeit entgegen, und bemühete sich, den üblen Eindruck zu unterdrücken, den ihm ihr plötzliches Erscheinen verursachte.

„Sie sind hier, Sabina," sagte er, „was ist die Veranlassung dazu?"

„Sie fragen mich, Don Juan? Ich dächte, Ihr Herz müßte Ihnen dies beantworten."

„Aber in Neapel? . . . Sie sind in Neapel? in dieser verhaßten Stadt, die Sie, wie Sie früher gelobten, nie wieder betreten wollten. Meine Ueberraschung ist gränzenlos."

„Es wäre freilich besser gewesen," sagte die junge Frau bewegt, „wenn ich nie wieder hier erschienen wäre! aber ich konnte dem Verlangen nicht widerstehen."

„Sie handeln sehr unklug! Ihr Gemahl kann mit jedem Augenblick hier eintreffen."

„Die Flotte sollte erst heute Abend unter Segel gehen. Der Marquis wird in der Nacht anlangen, und mir bleibt ein ganzer Tag."

„Und Sie reisen morgen wieder ab."

„Nein," sagte Sabina, „ich werde bleiben, so lange Sie hier sind."

„Unmöglich!" rief der Prinz aus. „Wenn Sie an der Seite Ihres Gemahls, statt in diesem Inkognito, hier erschienen wären, so würde ich Sie verstanden haben. Aber ohne sein Wissen hier zu weilen, ohne andern Schutz, als diesen Schleier, das würde Sie unaufhaltsam in's Verderben stürzen."

Sabina richtete sich empor.

„Hoheit! Sie kümmerten sich nie um meine Angelegenheiten. Ueberlassen Sie mir diese Sorge. Nicht allein verbergen soll mich dieser Schleier . . . Nein, ich will unerkannt darunter beobachten. Sie sprach diese letzten Worten mit so viel Nachdruck, daß Don Juan die Bedeutung davon leicht errieth.

„Sabina, Sie verkennen mich, ich verdiene weder Ihre Vorwürfe, noch Ihre Drohungen."

„Nein, ich täusche mich nicht," erwiederte die Marquisin. „Sie wollen mich entfernen. Aber es wird Ihnen nicht gelingen. Jetzt erst durchschaue ich Sie."

„Was wissen Sie?"

„Sie hintergehen mich!"

„Sabina!"

„Seyn Sie auf Ihrer Hut, Don Juan. Außer meinem Gemahl kennt mich Niemand. Mein Vater war Spanier, meine Mutter eine Italienerin . . . Sie verstehen mich, was ich damit sagen will!"

Sabina war im höchsten Grad aufgeregt. Als Don Juan ihre blassen Lippen, ihren wogenden Busen und ihre feuersprühenden Augen sah, dachte er unwillkürlich an Maria Rosa, und er schauderte vor den Folgen dieser Wuth. Dessen ungeachtet ergriff er zärtlich die Hand der jungen Frau, und sagte mit weicher Stimme:

„Sabina, hören Sie mich an. Die Eifersucht macht Sie blind. Sie sind die erste Frau, die ich wahrhaft geliebt, Sie sind die Einzige, die ich immer lieben werde. Ich habe mir vielleicht Manches gegen Sie zu schulden kommen lassen, aber ich sehe mein Unrecht ein, deshalb machen Sie mir keinen Vorwurf. Ich bin weit entfernt, Sie von mir zu entfernen; Gott ist mein Zeuge, welches Glück ich empfinde, in Ihrer Nähe leben zu können! Aber die Verhältnisse sind mächtiger als mein Wille, und ich glaube, daß sie unverzüglich Ihre Abreise von Neapel gebieten. Schenken Sie mir nur einen Augenblick Ihre Aufmerksamkeit, und Sie werden mich verstehen. Ich habe, wie Sie wissen, viele Feinde. Die Freundschaft, die mir der König Philipp erwies, mich öffentlich als seinen Sohn anzuerkennen, hat mir viel Haß und Neid zugezogen. Der der Königin ist nicht der geringste, und nur mit großer Noth entging ich den niederen Ränken des königlichen Beichtvaters. Zum ersten Mal bin ich mit einer schwierigen, aber ehrenvollen Mission beauftragt. Ihre Majestät sandte mich hierher, um die Ruhe wieder herzustellen und die Insurgenten zu züchtigen. Ich hoffe, mich dieser Aufgabe so entledigt zu haben, daß die Feinde des Königs gedemüthigt seyn werden. Aber Sie müssen einsehen, daß ich mir das Vertrauen und die Ergebenheit meiner Umgebung sichern muß. Hauptsächlich ist mir der Muth und die Ergebenheit des Marquis von Cordova, Ihres Gemahls, unumgänglich nöthig. Er ist in alle Staatsgeheimnisse eingeweiht. Bedenken Sie, wenn er Ihren Aufenthalt und die Gründe Ihres Hierseyns entdeckt, welche schreckliche Folgen für den Staat daraus entstehen können."

„Und für mich?" fragte die Marquisin im höchsten Zorn.

„Ich habe weder von Ihnen, noch von mir gesprochen. Es giebt Verhältnisse, wo die eigenen Angelegenheiten schweigen müssen."

Ein verächtliches Lächeln glitt über die Lippen der Marquisin.

„Und was soll geschehen?" fragte sie.

„Wenn Sie, ich und Spanien einer Gefahr entgehen sollen, so entfernen Sie sich augenblicklich von hier."

„Nein," sagte das junge Weib mit Festigkeit, „ich werde bleiben."

„Sabina, ich beschwöre Sie!"

„Und was kümmert es Sie, wenn ich bleibe?"

„Ihr Hierseyn wird mich in steter Angst erhalten, und mein Geist muß frei bleiben."

Die Marquisin antwortete nicht.

„Sie sind unerbittlich, Sabina."

Nach einem kurzen Nachdenken sagte er:

„Ich will Ihnen einen andern Vorschlag machen. Wenn Sie sich durchaus weigern, nach Madrid zurück zu kehren, so wählen Sie Palermo als Aufenthalt; Sie sind dann in der Nähe von Neapel, und mir wird es leicht seyn, Sie dort zu sehen."

„Don Juan," sagte die Marquisin, „Sie kennen mich nicht . . ."

Die Geduld des Prinzen ging zu Ende, seine Nachgiebigkeit schwand, und Strenge und Zorn trat an ihre Stelle.

„Das ist zu arg, Senora! Meine Stellung ist zu wichtig, als daß ich mein Interesse der Laune einer Frau opfern sollte. Auf der Stelle müssen Sie Neapel verlassen, sonst muß ich Gewalt brauchen."

„Don Juan," sagte sie, durch diese Drohung nur in größere Aufregung gebracht, „ich trotze Ihrer Wuth. Sie dürfen nicht ausführen, was Sie ausgesprochen haben. Aber Wehe dem Weib, das mich einer solchen Schmach ausgesetzt hat, sie soll es schwer büßen."

Don Juan sah ein, daß er von dem stolzen Charakter Sabinens Nichts erwarten durfte. Er ging nachdenkend im Zimmer auf und nieder, allen Qualen einer ohnmächtigen Wuth preisgegeben.

Plötzlich öffnete man die Thüre, und der Capitain erschien.

„Königliche Hoheit! der Marquis von Cordova."

Bei diesem Namen verlor Sabina ihre ganze Fassung. Sie zitterte.

Der Prinz besann sich einen Augenblick, und ohne Rücksicht auf die Marquisin, sagte er zum Capitain:

„Lassen Sie den Marquis eintreten."

Als der Marquis die verschleierte Dame in dem Zimmer des Prinzen sah, war er einen Augenblick betreten. Er überreichte dem Prinzen seine Papiere, indem er den äußeren Anstand gegen die Dame beobachtete.

„Herr Marquis," sagte dieser, nachdem er die Befehle durchgelesen hatte, „wir besprechen diese Angelegenheit zu einer günstigeren Zeit. Für heute habe ich eine Bitte an Sie zu richten."

Der Marquis verbeugte sich achtungsvoll.

„Diese Dame," nahm Don Juan wieder das Wort, indem er auf Sabina zeigte, „wünscht sogleich nach Palermo abzureisen. Sie würden mich sehr verbinden, wenn Sie dieselbe in eigener Person an den Hafen begleiten und ein Schiff für sie in Bereitschaft setzen wollten. —"

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Ein Schreiben von der böhmischen Gränze (in der Weserztg.) findet eine der wesentlichsten Grundursachen der meisten bisher stattgefundenen Unruhen in der künstlichen Theuerung der nöthigsten Lebensmittel. Denn „über geistige Gefühlsaufregungen vergißt man das materielle Knurren so vieler nur halb befriedigter Magen, denen Brod, Bier und Erdäpfel zur einzigen Nahrung dienen. Wenn ein Arbeiter gut und satt zu essen hat, duldet er allerlei sonstige Unbilden, ja er verläßt nicht leicht eine Arbeit, die, sey sie auch noch so schwer, seine geringen Bedürfnisse befriedigt. Je geringer die geistige Bildung dieser Klasse ist, desto höher steigen alle ma-

teriellen Vergnügungen wie Essen und Trinken im Werthe. — Gutes und wohlfeiles Bier — zufriedene glückliche Menschen; theures und schlechtes Bier — unzufriedene Köpfe. Wer an der Wahrheit dieses Satzes zweifelt, der gehe nach Böhmen, er wird gewiß seine Ueberzeugung finden." —

In dem Lokal des Hof-Post-Amtes in Berlin hat man im letzten Winter einen Theil der Zimmer mit Holz, die andern Theile mit Braunkohlen geheizt, und gefunden, daß die Heizung mit den letzten fast um die Hälfte billiger ist, als die Holz-Heizung.

(London.) Es sind abermals Nachrichten aus Bokhara eingetroffen, nach welchen der Missionär Dr. Wolff von dem Khan gefangen gehalten wurde. Der Khan hat ihm erklärt, daß er eben eine Expedition nach Khokand unternehme und ihn, bevor er dieselbe vollendet und von ihr wieder zurückgekehrt sey, nicht abreisen lassen werde. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß dieses nur ein leerer Vorwand ist und der arme Wolff, der sich so muthig in die Höhle des Tigers gewagt, gleich den beiden englischen Offizieren unter seinen Klauen verbluten werde.

(Entsetzliche Vergeudung.) In der Nähe von Eichstädt in Bayern gibt es Trüffel, welche an Wohlgeschmack den berühmten von Perigord nicht nachstehen sollen; mit Grausen aber werden alle Gourmands vernehmen, daß diese Leckerei nicht beachtet, sondern den wühlenden Schweinen überlassen wird, die wohl kaum einen Unterschied zwischen Erdäpfeln und Trüffeln zu machen verstehen.

(Köln, 16. August.) Der Bonn-Kölner Eisenbahn-Gesellschaft ist gestern eine unverhoffte Freude zu Theil geworden, sie wurde nämlich Mutter eines wohlgenährten Kindes. Die Sache klingt fabelhaft, wird indeß hier allgemein als gewiß erzählt. Nachdem gestern Abend alle Passagiere den Bahnhof hier verlassen hatten, ergab sich bei Revision der Wagen, daß auf einem derselben ein leicht zugebundener Korb zurückgeblieben war, derselbe ward in das Bahnhofs-Gebäude gebracht, geöffnet und enthielt zum Staunen der Umstehenden — einen kräftigen Jungen, der durch lautes Schreien seinen Gesundheitszustand documentirte. Alle angestellten Nachforschungen nach der unnatürlichen Mutter des hülflosen Wesens sind bis jetzt erfolglos gewesen und so hat sich nun, wie man sagt, die Eisenbahn-Direktion entschlossen, das Kind erziehen zu lassen und Mutterstelle an demselben zu vertreten. Die Erziehungskosten werden nicht bedeutend seyn, da das Kind auf dem letzten, dem Stehplatze, gefunden, mithin auch anzunehmen ist, daß es der geringeren Klasse angehöre; eine gewisse Verlegenheit würde jedoch entstanden seyn, wenn das Kind in der ersten Wagenklasse gefunden wäre und es seinem vermuthlichen Range nach hätte erzogen werden sollen. Es fragt sich nur noch, ob das Kind bereits getauft ist. Es kann sich daher wohl ereignen, daß es zwei Mal getauft wird, und vielleicht einmal nach katholischem und das andere Mal nach evangelischem Ritus, daß es auch dann zwei verschiedene Tauf- und Zunamen erhält.

In der Würzburger „Mnemosyne" finden wir ein sehr werthvolles Gedicht von Scherenberg — „Eisenbahn und immer Eisenbahn" —, welchem wir die nachstehenden Schlußstrophen entnehmen:

Die Stunde pfeift, in Massen schiebt man sich hinein,
Die Stunde pfeift, in Massen schiebt man sich hinaus,
Humor, der alte Reiscumpan, steigt nicht mehr ein
Und nicht als Lieb' und Freundschaft wieder aus.
Man hat mitsammen nicht geweint, gelacht,
Nicht Noth, nicht Glück, nicht Lust, nicht Leid
Hat enger Herz an Herz gebracht,
Zu Lieb' und Freundschaft war ja keine Zeit.
Wir seh'n — vergess'n uns, derweil wir seh'n,
Wir zahlten leeren Platz und fragen nur, wo's leer?
Wir kommen an, seh'n gähnend nach der Uhr und geh'n —
Wir zahlten und sind Niemand schuldig mehr.
Die leere Gegenwart hat nicht Vergangenheit,
Und wo sie fehlt, fehlt die Erinnerung,
Sie fehlt, wo wir vergessen schon, noch Angesichts —
Wir sind gefahren so und so viel Zeit,
Und weiter wissen wir von uns'rer Reise nichts.
O Eisenbahn, was bist du kommen,
Hast Wand'rers Erinnerung genommen!

Und kehren heim wir auch von weit hinaus,
Es ist nicht mehr der alte Gruß,
Wir bringen keine Wunder mehr in's Haus;
Wie's kam, so's Jedem kommen muß,
Gedruckt ist's längst, schon Alles wissen wir,
In Uniform geht Glück und Unglück hier.
O Eisenbahn, was bist du kommen,
Hast Abenteuer und Wunder 'nommen.

Um ihre Ferne kamen Stadt und Lande,
Um ihre stille Hoheit Wüste, Meer,
Die ganze Erde unter'm Eisenbande
Und die Unendlichkeit von grauen Tagen her,
Eng eingeschmiedet wird der Raum,
Gebrochen seine Rechte an die Zeit,
Die Wirklichkeit, sie wird zum Traum
Und unser Traum stirbt an der Wirklichkeit.
O Eisenbahn, was bist du kommen,
Hast uns're Erde uns genommen!

Einen neuen Beweis, wie sehr man in Paris geneigt ist, die Bestrebungen deutscher Künstler zu würdigen, gibt die Anerkennung, deren sich unser junger talentvoller Landsmann Th. Eisfeld in dortigen Zirkeln erfreut. Derselbe war bekanntlich früher Kapellmeister des Orchesters in Wiesbaden. Ein Beweis für die Anerkennung seines Talentes ist wohl seine jetzige Stellung als Dirigent der concerts viviennes.

(München.) Die Sängerin Hetznecker und der Bassist Pellegrini, von ihren Gastreisen zurückgekehrt, sind wieder in Guido und Ginevra aufgetreten und freudig empfangen worden; dagegen konnte Mad. Hahn vom Mecklenburger Hoftheater als Romeo kein Interesse erwecken. Statt des sehr beliebten Baritonisten Krause ist Hr. Hirsch engagirt, ohne jedoch besonders zu effektuiren. In den Schauspielen „Kabale und Liebe" und „Faust" excellirten Hr. und Mad. Dahn und Dem. Denker vor einem großen Publikum. Dann zeichnete sich der brave Komiker Meisinger vom Regensburger Theater aus. Er spielte den Vatel (Ehrgeiz in der Küche), den Baron Palm (List und Phlegma) und den Peter (beiden Schützen) und erhielt bei stets gefülltem Hause die lebhafteste Auszeichnung.

(Mainz, 20. Aug.) Vorgestern, am Feste Mariä Himmelfahrt, wurde unter dem Zuströmen einer großen Volks-

menge aus der Umgegend, besonders aus Mainz, in dem benachbarten Zahlbach ein in unserer Zeit höchst seltenes, bedeutsames schönes Fest, ein Jubel-Ehefest, gefeiert, das die Gemeinde in der Absicht veranstaltete, einem ihrer Mitbürger und seiner treuen Lebensgefährtin, Paul und Elisabetha Schmelzeisen, welche in dem verhängnißvollen Jahre 1794 in der St. Johannis-Kapelle bei Bretzenheim kirchlich getraut wurden und mit ihrer Händearbeit sich kümmerlich, aber redlich und rechtschaffen ernährten, einen Beweis ihrer Hochachtung und Liebe zu geben. Der Raum verstattet uns nicht, die Einzelheiten dieses, wenn auch ländlich einfachen, doch gewiß für Alle, welche ihm beiwohnten, sehr erhebenden Festes mitzutheilen.

(Fortgesetzte schlechte Witterung.) Kaum war am 13. d. M. der letzte Sonnenfleck ausgetreten, kaum hat die üble Witterung angefangen, sich in's Gleichgewicht zu setzen, als am 15. wieder einer der größten Sonnenflecke im Osten der Sonne eintrat und neue Unruhen in unserer Atmosphäre erregte. Stürmisch jagte der Südwestwind alle durch Hitze verflüchtigte Feuchtigkeit aus dem mittelländischen Meere zu uns und die Verdünstung des herabgefallenen Wassers kühlte unsere Luft fortwährend so ab, daß man zu glauben in Versuchung kam, Frühling und Herbst gäben einander die Hand. Keine meiner Entdeckungen hat mir noch eine unangenehme Stunde gebracht, diese aber Tage, ja Wochen, Monate.

München, 21. August 1844. Prof. Gruithuisen.

Korrespondenz.

Mainz, 20. August.

Die beliebte Fahrt nach Bingen zum Rochusfeste zog am verflossenen Sonntage die Mainzer Touristen wieder lebhaft an. Das helle Wetter am Morgen, die Hoffnung auf einen, wenn auch nicht schönen, doch erträglichen Tag drängte sie nach den dem Fest zueilenden Dampfbooten. Die „Stadt Koblenz“ der Kölnischen Gesellschaft war allein mit wenigstens 500 Personen beladen, die, voll der besten Hoffnungen, Mann an Mann, auf dem Verdecke standen und während anderthalb Stunden auf die Gefahr hin, keinen andern Platz mehr zu finden, dieselbe Stelle nicht verlassen durften. Auf dem Rochusberge war es überaus lebhaft. Die Aussicht nach dem Rhein und dem Nahethale, dem Donnersberge, dem Feldberg und in das Rheingau ist zu schön, als daß wir ihrer nicht Erwähnung thun sollten, obgleich die Frömmigkeit die Mehrzahl der Hierhergekommenen für Naturschönheiten weniger empfänglich machte. Die Rückkehr nach Bingen hinter der Prozession war nicht unangenehm und bot dem Beobachter manche interessante Momente. Daß die Wirthstafeln in dem schönen, in dem gemüthlichen Bingen gänzlich besetzt waren, daß die Elite der Mainzer, ihren ersten Civilbeamten an der Spitze, in dem Gasthause zum weißen Roß trefflich bedient wurde, dessen gedenken wir nur im Vorbeigehen als eines an diesem Tage stets wiederkehrenden Ereignisses. Das Glanzvollste an der ganzen Reise war die Rückfahrt auf dem herrlichen Boote „der Blitz“, eine wahre Luftfahrt. In zwei Stunden Zeit wurden die acht Wasserstunden zurückgelegt; der Blitz hat sich mit allem Rechte die Pfeife seines Namensvetters, der Locomotive „Blitz“, beigelegt; wer diese Pfeife hört, der folge ihr; er fährt damit zu Berg halb so schnell, wie mit einer Locomotive.

Darmstadt, 20. August.

Das Hoftheater wird nicht früher, als Mitte September für die neue Saison eröffnet werden. Das Kunstpersonal ist bis jetzt noch nicht ganz vollzählig, und was das neue Repertoir betrifft, worauf man, wie immer, im Beginne des neuen Theaterjahres neugierig ist, so werden die Regie und das Fatum schon dafür zu sorgen wissen. Hoffnung und Vertrauen werden einer wohlgemeinten, von Einsicht geleiteten Thätigkeit mit Vergnügen entgegenkommen. Auf einige angenehme Gäste dürfen wir wohl schon zu Anfang der Saison gefaßt seyn. Sabina Heinefetter, heißt es, werde im Oktober kommen, und Fanny Elsler (erstaunen Sie nicht über die Kühnheit unserer Wünsche und Hoffnungen) ihr vielleicht nachfolgen, wenn sie auf der Bühne Ihrer Stadt Proben ihrer unnachahmlichen Kunst abgelegt haben würde. O, käme sie nur, die hochgepriesene Tänzerin zweier Welten! Sie könnte durch ihr bloßes Erscheinen manchen Podagraisten von seinem eingewurzelten Uebel befreien. — Ballet werden wir ohnehin in dem bevorstehenden Winter wieder haben, und hoffentlich ein regsameres, wie in der vorigen Saison, wo nicht zu bewältigende äußere Umstände den Hrn. Tescher an der Ausführung mancher Entwürfe hinderten. Das höhere Balletpersonal bedarf übrigens einer Rekrutirung, da Hr. Dornewaß, der beliebte Groteskltänzer, noch allein in der Fülle seiner Kraft dasteht (im Monat Juni entging er mit genauer Noth der Gefahr des Ertrinkens im Bade), und seine mehrjährige Mittänzerin, Fräulein Dobritz, unterdessen zu Hamburg mit Tod abgegangen ist. Luise Weiß werden wir wohl so bald nicht wieder in unserer Mitte sehen, obschon sie als Operntänzerin sehr geschätzt war. Ihr heroischer Entschluß, sich nie verheirathen zu wollen, den sie bei Gelegenheit durch ein hiesiges Blatt veröffentlichte, ist ein nicht uninteressanter Zug aus ihrem Leben, der als ein seltener Beitrag zur Geschichte des weiblichen Herzens zu betrachten seyn dürfte.

Gießen, 10. August.

Gestern feierte der hiesige Gesangverein ein Fest, das den zahlreichen schönen Feierlichkeiten dieser Art würdig zur Seite steht. Die hier zum großen Theil aus jungen Bürgern bestehende Gesellschaft hatte die Vereine aus Marburg und Wetzlar geladen und sie zusammen führten im Garten des Hrn. Busch einige Gesänge trefflich aus. Für die mit Umsicht getroffenen Einrichtungen verdient die Direktion des hiesigen Vereins sowohl, wie der Eigner des Locales Lob und den Festordnern, Hrn. Goldarbeiter Heinrich und Buchbindergesellen Lüdeking, sind die zahlreichen Theilnehmer, einheimische, wie fremde, für den feinen Takt, womit die Genannten den am Abend des Festes stattgefundenen Ball leiteten, allen bei sehr besuchten Festlichkeiten so leicht eintretenden unangenehmen Störungen vorbeugten, zu großem Danke für den genußreichen Tag verpflichtet. Möge jede Gesellschaft stets so ehrenvoll vertreten werden, wie es hier der Fall war!

Mainwasser-Wärme.

Samstag, 24. August, Morgens 8 Uhr: 13½ Grad. W. Gerlach.

Theater-Anzeige.

Samstag, 24. August. Mutter und Sohn, Schauspiel in 5 Akten (in 2 Abth.), mit freier Benutzung des Bremer'schen Romans: „die Nachbarn“, von Charl. Birch-Pfeiffer.

Sonntag, 25. August. Aschenbrödel, Feen-Oper in 3 Abth., Musik von Nicolo Isouard.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 236. Montag, den 26. August 1844.

Des Malers Töchter.

Nach Hipp. Etiennez.

(Fortsetzung.)

Sabina durchschaute rasch die Absicht des Prinzen, und ihr Zorn steigerte sich auf's höchste, weil sie, ohne sich zu enthüllen, dieser ausgedachten List Nichts entgegenstellen durfte. Alle ihre Plane waren mit einem Mal zerstört. Das Geheimniß, welches ihr Matalone anvertraute, die Rache, die sie nehmen wollte, Alles entging ihr. Es wäre unmöglich, den verzweiflungsvollen Zustand dieser Frau zu schildern.

„Hauptsächlich bitte ich," fügte Don Juan hinzu, „nicht in die Geheimnisse dieser Dame eindringen zu wollen. Ich vertraue Ihrer Redlichkeit als Soldat und Edelmann."

„Mein Prinz, ich werde Ihre Wünsche auf's pünktlichste erfüllen."

Don Juan näherte sich der Marquisin und sagte:

„Signora, das Wetter ist günstig, Sie werden morgen in Palermo seyn, und in kurzem werde ich Sie besuchen."

Sabina erwiederte Nichts, aber ihre Augen sprühten Feuer. Der Marquis bot ihr den Arm, und war stolz auf die Ehre, die Geliebte seines Fürsten begleiten zu dürfen.

Indessen nahm Don Juan, der die Sache für gewagt hielt, eine verhüllende Kleidung, und begab sich durch eine verborgene Tapetenthüre, die ihm schon oft bei ähnlichen Abenteuern gedient hatte, nach der Straße, die die beiden Hintergangenen eben aufgenommen hatte.

Der Marquis und seine Gemahlin gingen, ohne ein Wort zu wechseln; sie befolgten genau die Vorschriften, die man ihnen gegeben hatte; nur als sie über den Möle gingen, machte Sabina mit der Hand eine Bewegung, als wolle sie Stillschweigen gebieten. Don Juan, der dieses in der Ferne mit ansah, trat näher, und erblickte einen verkleideten Mann, der, an einen Pfahl gelehnt, fast wie vernichtet war. Der Herzog von Matalone erwartete hier seit einer Stunde die Marquisin, und konnte sein Erstaunen kaum unterdrücken, sie an dem Arm ihres Gatten zu erblicken. Don Juan hüllte sich tiefer in seinen Mantel. Er sah in der Ferne, wie die Marquisin das Schiff bestieg, und wie es, von unzähligen Rudern bewegt, pfeilschnell die Wogen durchschnitt. Bald war es im Abendnebel verschwunden, und nun konnte er leichteren Herzens seinen Rückweg antreten.

Noch immer fand er den Unbekannten, in tiefes Sinnen versunken, an derselben Stelle.

Der Prinz näherte sich, ihm auf die Schulter schlagend. „Matalone! was machen Sie da?" redete er ihn an.

Der Herzog, über diese Anrede bestürzt, antwortete nicht.

Don Juan faßte freundlich den Arm seines Lieblings:

„Komm mit mir, ich will Dich mit dem Plan bekannt machen, der mir Maria Rosa in die Arme führen soll."

Am andern Morgen begab sich Matalone zu Ribera.

Den Maler hatte der Vorfall des vorhergehenden Tages tief erschüttert; dessen ungeachtet stand er wieder an seiner Staffelei. Er hoffte, durch Arbeit die traurigen Gedanken, die sein Herz erfüllten, zu zerstreuen; aber trotz aller Anstrengung ruhte oft die Hand, und eine düstere Wolke umschwebte seine Stirne. Der harte Schlag hatte Maria Rosa noch schmerzlicher getroffen, sie schloß sich in ihr Zimmer ein; nur die Mutter suchte das trauernde Kind zu trösten.

„Signor!" sagte der Herzog, „der Prinz hat wegen Giordano die strengsten Untersuchungen anstellen lassen; bis jetzt sind sie leider ohne Erfolg geblieben. Ich bin beauftragt, Sie seiner Theilnahme zu versichern."

„Der Antheil, den Ihre königliche Hoheit an meinem Schmerz nimmt, rührt mich tief," erwiederte Ribera.

„Wir haben ihn Alle getheilt, diesen Schmerz, und doch muß ich ihn noch durch eine traurige Nachricht vermehren. Ich zweifle, daß Sie sich der Hoffnung hingeben dürfen, ihn wieder zu sehen."

Ribera zitterte, und die Palette entfiel seinen Händen. Er deutete mit dem Finger nach dem Zimmer seiner Tochter.

„Sprechen Sie leiser! Welche Nachricht haben Sie mir noch mitzutheilen?"

„Heute Morgen haben die Fischer in der Mitte des Meers einen Leichnam gefunden, den sie für den Ihres Schülers erkannten."

Ribera fiel auf die Knie und faltete die Hände. Zwei große Thränen fielen auf seinen weißen Bart herab.

„Großer Gott! . . ." rief er aus, „Maria Rosa darf nie eine Ahnung von diesem Unglück haben!"

Der Herzog überließ Ribera einige Augenblicke seinem Schmerz; als dieser sich gesammelt hatte, fuhr er fort:

„Signor, ich habe noch eine zweite Botschaft an Sie. Der Prinz setzt auf die Gefälligkeit, die er von Ihnen ver-

langt, einen hohen Werth; ich wage aber nicht, sie in Ihrer jetzigen Gemüthsstimmung auszusprechen".

Ribera trocknete seine Thränen und richtete seinen Kopf empor.

„Sprechen Sie den Wunsch des Prinzen aus . . . ich bin sein unterthäniger Diener, ich muß gehorchen."

„Seine königliche Hoheit wünscht, von Ihnen gemalt zu werden."

„Ich bin bereit, dem Wunsch des Prinzen nachzukommen. Schon morgen, wenn er es wünscht, werde ich in dem Palast erscheinen."

„Nein, in dem Palast ist der Infant zu sehr von den Geschäften überhäuft. Der Prinz wünscht Sie hier zu besuchen — — —"

Ribera glaubte sich dadurch von dem Prinzen auf's höchste geehrt, er verbeugte sich zusagend gegen den Herzog.

„Sie wissen," fuhr Matalone fort, „daß der Prinz nur noch kurze Zeit in Neapel bleiben wird. —"

„Herr Herzog," erwiederte Ribera, „sagen Sie Ihrer königlichen Hoheit, daß mein Haus ihm zu jeder Stunde offen stehe, und daß ich nur seiner Befehle harre."

Matalone setzte wohl voraus, daß Ribera sich durch des Prinzen Vorschlag sehr geschmeichelt fühlen würde; indeß hatte er kaum gehofft, daß in einem Augenblick, wo sein Gemüth durch das Verschwinden Giordano's so schmerzlich erregt war, sein Vorschlag bereitwillig aufgenommen werden würde. Er verfügte sich sogleich zu dem Prinzen, und theilte ihm den Erfolg seines Auftrags mit. Dem Infanten war von nun an Ribera's Haus geöffnet.

(Fortsetzung folgt.)

Johann Gottfried von Herder.

Johann Gottfried von Herder war der Sohn eines Mädchenschullehrers, Gottfried Herder, und mütterlicher Seits der Enkel eines Huf- und Waffenschmieds; er war geboren zu Mohrungen in Ostpreußen am 25. August 1744 und starb zu Weimar am 18. Dezember 1803 als herzogl. sachsen-weimarischer Oberhofprediger, Generalsuperintendent, Oberpfarrer an der weimarischen Stadtkirche, Ephorus der Schulen und Präsident des Oberconsistoriums; als Mitglied der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin, sowie der dortigen königlichen Akademie der Künste und mechanischen Wissenschaften, der Societá letteraria de Volsci zu Velletri und der physikalischen und lateinischen Gesellschaft zu Jena; — zugleich aber auch als einer der ausgezeichnetsten Gelehrten und verdienstvollsten Schriftsteller seiner Zeit!

Sein Vater war ein ernster, seine Pflichten gewissenhaft erfüllender Biedermann, der in Allem auf pünktliche Ordnung hielt, dabei gutmüthig, aber von wenig Worten. Die Mutter, eine verständige, fleißige und stille Hausfrau, mit der zärtlichsten Liebe und Frömmigkeit an ihren Kindern hängend, durch Geistes- und Gemüthsgaben, sowie durch ihr Betragen ausgezeichnet vor andern ihres Geschlechts und niedrigen Standes.

Eltern, Kinder und Geschwister verband eine fromme Anhänglichkeit an die Religion der Väter. Fleiß, Ordnung in Geschäften und treue gegenseitige Liebe erleichterten ihnen eine zwar nicht dürftige — doch nahe an Armuth gränzende häusliche Lage.

Herder's Jugendgeschichte gibt das immer wiederkehrende Resultat: daß unterdrückte Geistesentwickelung, Kampf mit Bedrängnissen und Entbehrungen — das angeborne Talent nur um so kräftiger hervorrufen und vielseitiger ausbilden, den natürlichen Hang des Menschen zur Trägheit leichter besiegen — und eine anhaltendere Thätigkeit zur andern Natur machen: während die häufig mißverstandene neuere Methode, der Jugend Alles leichter machen zu wollen — nicht selten unordentliche, sich selbst zu viel vertrauende, weniger gediegene Menschen bildet.

Seiner Eltern gedachte Herder immer mit frommer Liebe und Zärtlichkeit, obgleich die Erinnerung an seine durch Armuth verkümmerte Erziehung ihm gewöhnlich nur Schmerzgefühle erregte, die er nur durch den Gedanken zu stillen vermochte, daß er in dem eng geschlossenen Paradiese des Vaterhauses vor so manchen sittlichen Gefahren gesichert geblieben sey. Dem Vater verdankte er vorzüglich das auch von ihm beobachtete Regelmaß strenger Ordnung, welches er in allen seinen Geschäften stets beobachtete, das ihm früher die Erfüllung seiner Pflichten erleichterte und später zur angenehmen und nützlichen Gewohnheit wurde. Der Mutter Gesichtszüge und Charakter, ein schnelles Auffassen des Gehörten, Liebe zur Stille, Gutmüthigkeit und herzliche Theilnahme an der nächsten Verwandten Leiden und Freuden — waren gleichsam als mütterliches Erbtheil auf den Sohn übergegangen.

Schon als vierjähriger Knabe verhielt er sich still und ernst. Laufen, springen oder laut aufschreien — war seine Sache nicht; nur abgesondert von andern Kindern, die ihm nicht zusagten, konnte man den kleinen rothwangigten Buben spielend an der Hausschwelle beobachten. Die patriarchalische Lebensart der Familie Herder, die jeden im Fleiß und Beruf vollbrachten Tag mit gemeinsamer Absingung eines geistlichen Liedes zu schließen pflegte, — hinterließ einen tiefen, bleibenden Eindruck bei dem Sohne. Noch in spätern Jahren erinnerte er sich oft mit Rührung und wehmüthiger Sehnsucht an jenen frommen häuslichen Abendgesang. Ueberhaupt hat die fromme Weise seiner Eltern, ihr einfacher stiller Lebenswandel, ihre häusliche Zufriedenheit bei Erfüllung ihrer Pflichten, ihre Anhänglichkeit und Liebe zu einander — den Keim der Religion und der Liebe zur Tugend früh in ihm geweckt. Auch erklärt dies nebst dem in der ersten Entwickelungszeit vom Vater beinahe ausschließlich gebotene Lesen in der Bibel und im Gesangbuch — zum Theil jene mit religiöser Andacht verschwisterte Empfindsamkeit Herder's — und jene entschiedene Vorliebe desselben für den Inhalt und Geist der morgenländischen Poesie.

Den ersten Schulunterricht genoß Herder bei dem an der Mohrunger Stadtschule damals angestellten Rektor Grimm, einem im ehelosen Stande, einsam lebenden, finstern, durch blasse Gesichtsfarbe und eine schwarze Perrücke noch finsterer gemachten, zwischen 60 und 70 Jahre alten Manne, der jedoch wegen seines gründlichen Unterrichts und seiner Rechtschaffenheit als verdienter Schulmann auch lange nach seinem Tode noch bei seinen Mitbürgern in Achtung stand. Ein vortreffliches Gedächtniß, Nachdenken und scharfe Urtheilskraft ließen Herder schnelle und große Fortschritte auch im Griechischen machen. Im Lateinischen, worin Grimm besonders gut be-

wandert war, bekam auch H. vorzügliche Fertigkeit. Gegen seinen Schulrektor hegte er, aller Strenge desselben ungeachtet, die größte Hochachtung; dagegen war auch dieser dem Knaben außerordentlich gewogen, stellte ihn häufig als Beispiel zur Nachahmung in der Schule auf und soll jeder Zeit viel Gutes über ihn prophezeiht haben. „So streng er war", pflegte oft H. von seinem ersten Schullehrer zu sagen, „und so grimmig er aussah, wie sein Name hieß, so verdanke ich ihm doch den Grund meiner Kenntnisse. Auf Erlernung der grammatischen Regeln hielt er streng und unerbittlich. Jede Lektion, welche es auch war, ließ er so lang und oft wiederholen, bis wir ihren ganzen Sinn mit Verstand und Gedächtniß gefaßt hatten. Während des Hersagens der Lektionen mußten wir stehen; diese Weise lehrt dem Schüler Ehrerbietung gegen den Lehrer und Aufmerksamkeit auf die Lektion. Er forderte Ehrerbietung und erhielt sie auch von uns Schülern in hohem Grad; wir zogen schon unsere Hüte ab, sobald wir ihn von fern erblickten. Dagegen bezeugte er auch den Fleißigen, ungeachtet seiner strengen Forderungen, gern seine Zufriedenheit, und zeichnete einige Wenige, worunter auch ich war, dadurch aus, daß er uns auf seine Spaziergänge mitnahm, wo wir ihm Ehrenpreis und Schlüsselblumen zu seinem Thee, den er täglich trank, suchen mußten. Immer sind mir daher Ehrenpreis und Schlüsselblümchen so werth geblieben: sie erinnern mich an jene Spaziergänge, an die Ehre und Belohnung meines unvergeßlichen Rektor's. Zuweilen gab er einem oder dem andern Schüler, dem er seine Zufriedenheit ganz besonders zeigen wollte, auf seiner Studirstube eine Tasse solchen Thee's, mit einem kleinen Stückchen Zucker; dies war eine ehrenvolle Auszeichnung. Mit mir war er meist zufrieden, schenkte mir seine Aufmerksamkeit und war mir gut."

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Das vom Bildhauer Friedrich in Straßburg gefertigte Denkmal Erwin's von Steinbach wird am 29. August in Steinbach feierlich aufgestellt werden.

(Bingen, 21. August.) Ungeachtet der schon längere Zeit andauernden ungünstigen Witterung steht der Weinstock bei uns ganz vorzüglich, und es sind die Trauben größtentheils ausgewachsen. Was unter den obwaltenden Witterungsverhältnissen übrigens merkwürdig erscheint, ist, daß schon am 8. Juli reife Trauben hier anzutreffen waren. Indessen möchte sich daraus gerade nicht ein besonders guter Herbst folgern lassen, wenn gleich eine zwei bis drei Wochen anhaltende Hitze noch die günstigste Einwirkung auf den Weinstock ausüben würde. — Zuverlässig ist jedoch anzunehmen, daß der diesjährige Wein dem 1842r an Qualität nachstehen wird. Bei einem neulich stattgehabten Verkaufe von 2 Ohm 1842r Scharlachsberger Ausbruch, die Hr. v. Beckrath aus Crefeld von dem hiesigen Weinproducenten Hrn. Ant. Brilmayr sen. erkaufte, wurde die bedeutende Summe von 1200 fl. erlöst. — Es zeichnet sich aber auch dieser Wein in allen Beziehungen so sehr aus, daß er füglich den besten Rheingauer Weinen zur Seite gestellt werden kann, ja daß er dieselben noch übertreffen dürfte. — Dieses Resultat ist inzwischen nicht ausschließlich dem Jahrgange allein, sondern auch der so sorgfältigen Behandlung, die genannter Gutsbesitzer seinen Weinbergen angedeihen läßt, zuzuschreiben.

Der brave Oberjäger vom ehemaligen Husarenregimente von Schill, welcher gegenwärtig das von der Stadt Braunschweig zum ewigen Gedächtniß seines ruhmwürdigen Führers gestiftete Invalidenhaus bewohnt, erhielt am 22. Juli, an demselben Tage, an welchem vor 35 Jahren feindliche Kugeln das Herz des jetzt ergrauten Kriegers schmachvoll durchbohren sollten, jedoch die Ziehung eines glücklichen Looses sein Leben rettete, vom König von Preußen das allgemeine Ehrenzeichen.

Die neueste Oper von Seidelmann in Breslau: „Das Fest zu Kenilworth", ist von den Hoftheatern in Berlin und Hannover zur Aufführung angenommen worden.

(Köln, 12. Aug.) Ein hiesiger Schlossermeister hat eine Maschine zum Behauen der Bausteine construirt, zu deren Handhabung nur drei Personen erforderlich sind und wodurch die Arbeitskräfte wenigstens um das Zehnfache vermindert werden. Da sie sich als vollkommen zweckmäßig bewährt hat, so ist dieselbe von dem Central-Dombau-Vereine angekauft worden und auch Se. königl. Hoheit der Prinz von Preußen hat sich bei seiner Anwesenheit von deren Tüchtigkeit überzeugt.

Man hat berechnet, daß in England fünfzig Millionen Portraits der Königin Victoria seit deren Thronbesteigung verkauft worden sind.

Die Postwagen verschwinden immer mehr und immer seltener wird der liebe Posthornklang. Der Dampf verdrängt sie mehr und mehr und bald werden sie nur noch im Liede und in der Sage leben. In Bristol beging man letzthin eine ernste und traurige Feier zum Gedächtniß des dahinscheidenden Postwagens. Der Wagen, der seinen Lauf zum letzten Male machte, war schwarz behangen und die Pferde mit schwarzem Krepp bedeckt; der Postillon und der Schaffner (der einzige Passagier) erschienen als Leidtragende in tiefer Trauer.

Musikalische Literatur.

Vierzig Lieder für Schule und Haus. In Musik gesetzt von G. H. Wetzel, Lehrer des Gesanges an der Musterschule in Frankfurt a. M. Im Verlag des Komponisten.

Ist auch an Kinderliedern eben kein Mangel, so läßt sich doch nicht läugnen, daß unter dem Vielen, was geboten wird, gar oft mehr Spreu als Korn sich findet. Wird ja doch dieses Feld der Composition meist jungen Anfängern oder mittelmäßigen Talenten überlassen, die, unbekannt mit dem, was dem Kinde frommt, sich glücklich schätzen, mühsam eine leidliche Melodie erfunden zu haben. Und doch üben Kinder, wenn auch unbewußt, meistens eine schärfere Kritik aus als Erwachsene. Der Herausgeber der vorliegenden Lieder beurkundet inneren Beruf zur Composition einfacher, zum Herzen sprechender Lieder, zumal für den kindlichen Kreis; er zeigt, daß er das Bedürfniß der Kinderwelt kennt. Besonnen in der Auswahl

der Texte, hat er sie mit Melodieen versehen, die mitunter zu den schönsten gehören, welche wir in dieser Beziehung kennen. Die Klavierbegleitung zu den einstimmigen Liedern ist leicht und gefällig und auch für Solche ausführbar, die nur einen geringen Anfang im Klavierspiel gemacht haben. Die mehrstimmigen Lieder sind ohne Begleitung gegeben. Wir sind überzeugt, daß diese Kinderlieder nicht nur bei den zahlreichen älteren und jüngeren Schülern des geehrten Componisten, sondern auch bei allen Freunden des Jugendgesanges eine freundliche Aufnahme finden werden. Sch.

Korrespondenz.

Aus dem Herzogthum Nassau, 21. August.

Ich hatte Ihnen schon im Jahre 1841 statistische Nachrichten über die Seelenzahl des Herzogthums Nassau mit Angabe, wie viele von jeder Confession in den Strafanstalten befindlich sind, eingesendet. Sie machten aber damals keinen Gebrauch davon in Ihrem Blatte. Ich würde auch jetzt nicht die neuesten, diesen Gegenstand betreffenden Nachrichten Ihnen zusenden, wenn mich nicht das literarische Curiosum in den Mannichfaltigkeiten vom Heutigen dazu veranlaßte, und wenn ich nicht überzeugt wäre, daß diese Nachrichten für Viele interessant seyn werden. Seit dem Jahr 1840 hat sich die Seelenzahl im Herzogthum Nassau um 15,062 Seelen vermehrt; am Schluß des Jahres 1843 betrug die Seelenzahl 406,713. Hiervon sind evangelische Christen 215,632, Katholiken 184,282, Mennoniten 160, Juden 6,639. Mit Einschluß der geistlichen Oberbehörden haben 1) die evangelischen Christen 185 geistliche Dienststellen, 2) die Katholiken 271; jedoch sind von letzteren mehrere Kaplaneien aus Mangel an Kandidaten unbesetzt. Es kommen also bei den Evangelischen auf Einen Geistlichen circa 1166 Seelen und bei den Katholiken 878. In dem Zuchthause befanden sich am Schlusse des Jahres 1843 von den Evangelischen 65 Personen, von den Katholiken 97, von den Juden 2. In dem Korrektionshause befanden sich am Ende des Jahres 1843 von den Evangelischen 206 Personen, von den Katholiken 252, von den Juden 10. Von den Evangelischen kommt also auf circa 3317 Seelen 1 Züchtling, von den Katholiken auf circa 1900 1, von den Juden auf circa 3319 1. Von den Evangelischen kommt ferner auf circa 1047 Seelen 1 Korrektionär, von den Katholiken auf ca. 731 1, von den Juden auf ca. 664 1. Der Schluß, welcher aus diesen Beobachtungen gemacht werden muß, bleibt jedem Vernünftigen überlassen; es wird aber wohl Keiner das abgeschmackte Zeug in dem Mainzer „Katholik" vom 14. Juni 1844 als Grund dieser Erscheinung anerkennen.

Mainz, 22. August.

Mit Vergnügen sehen wir Mainzer nun wieder ein geschäftiges Treiben in unserm Kästrich, diesem schönen, die herrlichste Aussicht gewährenden Höhepunkt unserer Stadt, und die neue Straßenanlage daselbst entwickelt sich immer schöner vor unsern Blicken. Mit gleichem Vergnügen hören wir auch, daß die Unternehmer dieser Straße endlich beharrlich alle Schwierigkeiten besiegt haben, die ihrem für unsere Stadt so interessanten Projecte im Wege standen, und daß sie durch die weitere Acquisition eines großen angränzenden Gebiets von 11 Morgen es möglich gemacht haben, ihrem ursprünglichen Plane nun eine weit größere Ausdehnung zu geben, die neue Straße mit der bequemen Steigung von 6½ % auf die Höhe des Kästrich zu bringen und hier oben die Anlage einer Straße und öffentlichen Promenade vorzubereiten, der an gesunder, schöner und bequemer Lage keine andere Straße unserer Stadt gleichkommen dürfte. Nach dem neuen, größeren Plane, der eben ausgearbeitet wird, soll auch, wie wir hören, durch den untern Kästrich eine Straße, parallel mit der Altmünsterstraße, gezogen werden, und sollen auch die Bauplätze an dieser Straße angenehme Räumlichkeiten erhalten, die sich für jegliche Gewerbthätigkeit, wie auch für Terrassen- und Gartenanlagen vollkommen eignen dürften. Es bleibt uns nur zu wünschen übrig, daß der neue Plan recht bald lithographirt und bekannt werde, und daß er das ganze neue projectirte Stadtviertel so anschaulich als möglich darstelle, damit bei den Kauf- und Baulustigen, die sich, mit diesem Plane in der Hand, an Ort und Stelle begeben, kein Zweifel bestehe über den Werth, sowohl des ganzen Projects, wie auch seiner einzelnen Theile. Hoffentlich werden nun möglichst bald wenigstens die Hausplätze an der bereits angelegten, vom Thiermarkt aufwärts ziehenden Straßenstrecke in Versteigerung gebracht, damit die Baulustigen, die zu acquiriren wünschen, noch im Laufe des Herbstes die Vorarbeiten zu den beabsichtigten Bauten vornehmen können. Daß die Kästrichstraße bereits zu einer städtischen Straße erhoben ist, deren Pflasterung und Beleuchtung die Stadt übernommen hat, kann den Baulustigen nur eine höchst willkommene Nachricht seyn.

Baden, 16. August.

Der „Beobachter von Baden" von gestern fertigt den Aufsatz der Karlsr. Ztg. vom 13. und 14. Aug.: „Ein Tag in Baden" etwas derb ab und wohl nicht ganz mit Unrecht. Was sind diese Mäkeleien an den Götzenberger'schen Fresken auch anders als ein Gesalbader, von dem sich der Verfasser wohl selbst nicht genügende Rechenschaft zu geben weiß, immerhin also ziemlich gewagt einen Künstler von dem festbegründeten Rufe Götzenberger's zu verkleinern versucht hat! Das erste der angegriffenen Bilder in der schönen Trinkhalle ist nun vollendet und seit vorgestern enthüllt. Es ist, wie eine frühere, vor einigen Monaten schon mit vielem Kunstsinn nach den aufgehängten Kartons verfaßte und gleichfalls in der Karlsr. Ztg. erschienene Kritik bemerkt, eine herrliche Composition; sie stellt einen Tanz der Nixen auf dem Mummelsee vor; noch steht der Mond am Himmel, doch beleuchtet er nur noch spärlich die reizenden Gruppen, erblassend vor dem aufgehenden Morgenroth, das der Sage nach die Seefräulein zwingt, die Oberwelt zu fliehen und ihr tiefes Reich zu suchen. Der auftauchende Vater Mummel schüttelt unwillig das schilfbekränzte, feuchte Riesenhaupt über der Töchter allzu langes Verweilen und ruft sie heim, wie die Gesetze ihres Geisterreiches es gebieten. Die Behandlung des Colorits, das bei Freskobildern sonst so kalt zu seyn pflegt, hier aber so lebenswarm sich zeigt, beweis't eine Meisterschaft, in welcher Götzenberger wohl ohne Nebenbuhler unter den heutigen Künstlern dastehen dürfte. Für die edlere Darstellung nackter weiblicher Formen hat Götzenberger, wie seiner Zeit in Kritiken ganz richtig bemerkt wurde, ein seltenes Talent, indem er sie zierlich und fließend zu zeichnen und ihnen eine solche Bewegung zu geben weiß, daß nur ihre reine Schönheit sich dem Auge des bewundernden Beschauers aufdringt und nichts an gemeinen Sinnenreiz erinnert. Wir wenden uns hierin an das Urtheil jedes wirklich Kunstverständigen, ohne eine Erinnerung an den albernen Witz befürchten zu müssen, der einer Nixe die Badhose wünscht. Wem würde es nicht lächerlich erscheinen, wenn er eine halbbekleidete oder gar neumodisch aufgeputzte Wassernymphe in der bildlichen Darstellung einer unserer schönsten Volkssagen aufgetischt erhielte?

Mainwasser-Wärme.

Samstag, 24. August, Abends: 16 Grad. **W. Gerlach.**

Theater-Anzeige.

Sonntag, 25. August. **Czaar und Zimmermann**, komische Oper in 3 Abth., Musik von Albert Lortzing.

Montag, 26. August. (Zum Erstenmale): **Hans Jürge**, Schauspiel in 1 Akt, von C. v. Holtey. Hierauf folgt: **Der alte Bürgercapitain**, oder: die Entführung, heroisch-komisch Lustspiel in 2 Abth.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohr.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 237. Dienstag, den 27. August 1844.

Des Malers Töchter.

Nach Hipp. Etiennez.

(Fortsetzung.)

Einige Tage später ging Don Juan in bürgerlicher Kleidung und ohne Gefolge zu dem Maler. Er hatte die königliche Pracht, die so oft bei Fürsten blendet, abgelegt; nichts desto weniger war Ribera vom liebenswürdigen Benehmen des Fürsten hingerissen. In damaliger Zeit zählte Italien, hauptsächlich Neapel, eine große Anzahl berühmter Maler; Ribera dankte dem Infanten mit Wärme für den Vorzug, den er ihm gab. Gewiß war des Malers Stolz nie mehr befriedigt worden, als gerade hier. Don Juan, dem diese Schwäche bei seinen Intriguen zu gute kam, verdoppelte seine Aufmerksamkeit, und bald mußte der große Künstler überzeugt seyn, daß sein Ruhm die höchste Stufe erreicht hatte, denn er besaß die Freundschaft eines Fürsten.

Bis jetzt ging Alles nach des Prinzen Wunsch. Aber trotz dem, daß er sich regelmäßig bei dem Maler einfand, gelang es ihm doch nicht, Maria Rosa zu sehen. Diese verharrte in ihrem Schmerz, und weigerte sich hartnäckig, ihr Zimmer zu verlassen.

„Signor Ribera," sagte der Infant einstmals, „man sieht nicht Ihre Tochter? Soll ich so unglücklich seyn, Neapel verlassen zu müssen, ohne ihr mein Beileid über ihr Unglück bezeigen zu dürfen."

Der kleinste Wunsch des Prinzen war ein Befehl. Ribera beeilte sich, seine Tochter zu holen. Sie erschien. Man sah ihr an, wie sehr sie gelitten hatte; ihre Blässe gab ihrer Schönheit einen größeren Reiz. Der Prinz war überrascht von ihrem Anblick. Er drückte ihr sehr lebhaft seine Bewunderung und seine Theilnahme aus. Aber in diesem Augenblick fanden die Artigkeiten des Prinzen wenig Anklang bei Maria Rosa. Die Lobeserhebungen, so wie auch die Versuche, sie zu trösten, gingen kalt an ihrem Herzen vorüber.

Die Wünsche des Infanten sollten so leicht nicht befriedigt werden. Ribera, der immer der Unterhaltung seiner Tochter mit dem Prinzen beiwohnte, legte den Absichten des letzteren Hindernisse in den Weg. Endlich doch gelang es Don Juan eines Tages, allein mit dem jungen Mädchen zu reden.

„Signorina!" sagte er, „Niemand als ich kann mehr Antheil nehmen an dem Unglück, von dem Sie betroffen wurden. Aber ein jeder Schmerz muß seine Gränze haben. Ihre schönen Augen sind nicht geschaffen, um ewig zu weinen. Ist kein Sterblicher würdig, Ihre Thränen zu trocknen?"

Maria Rosa verstand des Prinzen Anspielung, und sagte: „Hoheit! meine Wunde ist unheilbar ... Ich kann das undurchdringliche Geheimniß nicht ergründen; man verheimlicht mir sein Schicksal. Mag aber Giordano noch leben oder mag er todt seyn, ich habe ihm Treue geschworen, und ich werde sie ihm bewahren."

Diese Antwort wurde dem Prinzen mit Bestimmtheit gegeben. Er gerieth außer Fassung darüber, und sah ein, daß er nicht in dem Stande seyn würde, die festen Grundsätze des jungen Mädchens zu erschüttern. Die Augenblicke drängten, und er versuchte schnell ein anderes Mittel.

„In der That ist Derjenige, der Ihnen solche Gefühle einflößt, sehr glücklich, Signorina! ... Ihre Empfindung ist so erhaben, so edel, daß man Sie bewundern muß. Sie kennen das Schicksal des Signor Luca Giordano nicht? ... Ich werde es Ihnen sagen."

Diese Worte belebten wunderbar die Züge des jungen Mädchens.

Der Infant fuhr fort: „Ich muß um Ihretwillen ein wichtiges Staatsgeheimniß verrathen. Versprechen Sie mir zum mindesten, es Niemandem mitzutheilen."

„Ich schwöre es Ihnen!" sagte Maria Rosa ganz außer sich.

„Weder Ihrem Vater, noch Ihrer Mutter? ..."

„Ich verspreche es Ihnen heilig ... theilen Sie mir nur mit, was Sie von ihm wissen."

Don Juan sah sich ängstlich in dem Zimmer um, und näherte sich geheimnißvoll Marien ... „Signor Giordano ist auf der Citadelle verhaftet."

„Ach, er lebt!" rief das junge Mädchen im Entzücken aus ... „Mein Gott! ich danke Dir! ... Aber was hat er begangen?"

„Giordano hat in dem letzten Aufstand großen Verdacht auf sich gezogen, und sein Prozeß wird mit dem der andern Insurgenten eingeleitet."

Maria Rosa durchrieselte ein Schauer, eine schreckliche Angst malte sich auf ihren Zügen, und zitternd fragte sie: „Und was wird man mit ihm beginnen?"

„Das weiß ich noch nicht," sagte Don Juan. „Aber wenn er schuldig ist, so ist keine Macht der Welt im Stande, ihn seinem Schicksal zu entreißen."

„Ach, mein Gott!" rief die Signorina verzweifelnd aus, „sprechen Sie ihn frei!"

(Fortsetzung folgt.)

Johann Gottfried von Herder.

(Fortsetzung.)

Herder's große Lern- und Lehrbegierde zeigte sich schon früh. Seine Schwester erzählte davon, er habe oft das Buch mit zum Mittag- und Abendessen genommen, vom Vater aber gewöhnlich darüber einen Verweis erhalten. Auch Jemand aus Mohrungen, der H. noch als Knabe gekannt hatte, berichtete von ihm, er sey, wenn er in dem Städtchen irgend ein Buch, etwa auf einem Fenster im Vorbeigehen habe liegen sehen, sogleich in das Haus mit der freundlichen Bitte eingetreten: ihm doch dieses Buch zum Lesen zu leihen! Seiner Schwester zeigte er einst auf der Landkarte — Italien mit unbeschreiblicher Freude und rief dabei aus: O mein Italien! Dich muß ich einmal sehen!

Die liebsten Erholungen waren ihm einsame Orte in der freien Natur. Mit einem Buch in der Hand, unter Blüthen und unter dem Gesang der Vögel, auf einem Kirschbaume seines väterlichen Gartens mit einem Riemen festgeschnallt, brachte er manche Stunden hin, die ihm bis ins Alter in der Erinnerung werth blieben. Musik und Gesang ergötzten ihn schon von früher Kindheit an. Freilich erhielt er nur in der Schule, mit vielen andern Schülern zugleich, sehr dürftigen Unterricht im Klavierspielen, wozu ein armseliges Instrument jedes Mal aus einer Schulstube in die andere geschleppt werden mußte.

Als Herder sechzehn Jahre alt war, wurde ein gewisser Trescho als Prediger in Mohrungen angestellt und nahm bald darauf unsern H. gegen Obdach und Schlafstätte — weil die Mädchenschule im elterlichen Hause dem lernbegierigen Knaben zu viele Störung verursachte — zu seinem Famulus und Abschreiber an. „Wenn er von den Eltern nicht zu ihren häuslichen Verrichtungen gebraucht wurde", erzählt Trescho selbst, „so saß er Abends bei mir, an meinem Schreibtische, lernte seine Aufgabe, ging zum Speisen zu seinen Eltern und hernach still in seine Schlafkammer, nahe an meiner Wohnstube." Von einigem Nutzen war ihm zwar der Gebrauch von Trescho's Bibliothek und die Uebung im Abschreiben; allein Trescho — der ein kränklicher, hypochondrischer und unfreundlicher Mann war — gesteht selbst, daß er ihm den Gebrauch seiner Bücher nur dazu gestattet habe, um ihm abzumerken, wohin etwa seine Neigung gehen möchte. „Aber hier stand mir", wie Trescho sich ausdrückt, „sein durch die Schulsclaverei furchtsam gemachter Geist entgegen; nie sprach er etwas mit dreister Gebärde, sondern beantwortete meist schüchtern, was ich ihm etwa zu bestellen auftrug; seine Stimme war nur halblaut und er blieb tief in sich verschlossen. Nie sprach er von selbst und es war ihm Nichts zu entlocken, woraus ich ihn für etwas mehr als ein ganz gewöhnliches Geschöpf hätte halten können." Daher und wegen der Armuth seiner Eltern habe er den Sohn von seiner leidenschaftlichen Neigung zum Studiren abzubringen und ihn zu Erlernung eines Handwerks zu bestimmen gesucht. — Dazu hatte jedoch Herder durchaus keine Neigung und kein Geschick und gedachte in spätern Jahren öfter mit Unmuth der unfreundlichen Behandlung Trescho's und der Hindernisse, welche dieser seinem Hange zum Studiren entgegengesetzt hatte; aber er vergab ihm bald wieder und sein Dankgefühl für den gestatteten Gebrauch seiner Bibliothek gewann immer die Oberhand. Sein heißer Durst nach Erweiterung seiner Kenntnisse ließ sich durch keine Schwierigkeiten unterdrücken, und manche nächtliche Stunde opferte er der Befriedigung seiner Wißbegierde. „An einem Abende", erzählt Trescho, „da H. mit brennendem Lichte in seine Schlafkammer gegangen war, empfand ich eine geheime Unruhe, ob er nicht etwa beim zu Bette gehen das Licht auszulöschen vergessen haben könnte; ich schlich mich daher später in seine Schlafkammer und fand ihn da, zu meinem Schrecken, entkleidet, auf dem Deckbette liegend, in tiefem Schlafe! Um ihn her zerstreut auf dem Fußboden lagen eine Menge, zum Theil aufgeschlagene, griechische und lateinische Klassiker, auch mehrere deutsche Dichter, und in der Mitte stand das noch brennende Licht! — Natürlich mußte mir hierbei die Ueberraschung, was eigentlich für ein Geist in meinem lieben H. athme, über Alles angenehm — und doch zugleich kummervoll seyn. Die kleine Warnung, die ich ihm am Morgen wegen seiner Unvorsichtigkeit gab, war bald vorüber, und als ich ihn hierauf fragte: ob er fähig sey, diese Bücher zu benutzen? antwortete er einsylbig: er gebe sich Mühe, sie zu verstehen. — Nun entdeckte ich, daß ich statt eines Mohrungischen lateinischen Schülers einen Mann vor mir habe, der durchaus in eine ganz andere Entwickelungsschule seines großen Geistes versetzt werden müsse, wenn nicht eine Art von Geistesmord an ihm verübt und ein Leben in seinen ersten Athemzügen erstickt werden sollte, welches zu großen Zwecken geschaffen schien. Ich beschäftigte ihn von da an in seinen müßigen Stunden wenigstens so, daß er Kenntnisse erlangen konnte, die er vorher zu sammeln keine Gelegenheit hatte."

(Fortsetzung folgt.)

Die deutsche Gewerbausstellung in Berlin.

Während sich die reichen Lieferungen Preußens auf alle möglichen Zweige des Kunst- und Industriefleißes erstrecken, heben wir von den Sendungen der andern deutschen Staaten Einiges hervor: was Baiern anbetrifft, vorzüglich die farbigen Glaswaaren der v. Poschinger'schen Fabriken zu Oberfrauenau und Ober-Zwiselau, und verschiedene schöne Gegenstände der Kunstschreinerei und die Arbeiten in Holz und Elfenbein, ganz besonders aber auch einige kostbare Gewehre aus der berühmten Kuchenreuter'schen Werkstatt. Was Würtemberg betrifft, so zeichnen sich die Sendungen von Tapeten, Messing- und Eisendraht-Geweben, einige musikalische Instrumente, drei Glasgemälde und eine Musterkarte eleganter Messer und Scheeren, ferner niedliche geschnitzte Gegenstände in Elfenbein und Perlmutter aus Eßlingen, Uhrwerke aus Biberach und schöne Stahl- und Schildplattwaaren aus Bahlingen aus. Baden hat ein merkwürdiges Kreuz von blausaurem Kali, Tücher aus Pforzheim, gemusterte Sammete aus Eßlingen und verschiedene Strohwaaren aus Kehl gesendet. Die Lieferungen des Königreichs Sachsen sind sehr verschie-

benartig, wie es sich aus einem Fabriklande erwarten ließ. Die k. sächsische Porzellan-Manufaktur in Meißen hat ein vollständiges Sortiment, die Damastwaaren-Fabriken in Groß-Schönau, Zittau, Bautzen haben vortreffliche Waaren, die Maschinenbauer in Chemnitz interessante Modelle, die HH. Rosenberg und Toepffer in Schneeberg prachtvolle Battist-Taschentücher, Leiritz aus Doebeln schönes Silbergeschirr, und mehrere Hüttenwerke Proben ihrer Lieferungen und Fabrikate in Metall und Mineralien eingesendet. Aus Freiberg ist eine Wurfmaschine eigener Construktion zum Reinigen des Getreides, aus Radeburg eine Druckmaschine, aus Leipzig ein Konzert-Flügel mit englischem Mechanismus eingegangen. Der thüringische Staatenverein hat viele Gegenstände seines Industriefleißes in bunten Schachteln, gemalten Koffern, Papiermaché-Sachen, auch Alepines und Thibets in diversen Farben, und Mousseline aus Gera, Baumwollenwaaren aus Schleiz, eine Basrelief-Maschine aus Gotha, und ein kalligraphisch-lithographisches Kunstwerk, ein goldenes Alphabet, aus Eisenach hierher gebracht. Schwarzburg-Rudolstadt liefert Porzellan aus Volkstädt, Gußeisenwaaren aus der Katzenhütte und Schnee- und Kutschpferde-Netze, Jagdtaschen, Gurten u. s. w. aus Schlottheim. Braunschweig brachte mehrere Produkte seiner Hüttenwerke im Harz, Pferde-Geschirre, Sättel und Trensen aus Braunschweig selbst. Ein dasiger Juwelier hat einen in Silber getriebenen Serapiskopf und die Glasfabrik in Braunlage das k. preuß. Wappen und den Dom zu Köln, auf couleurtem Glase dargestellt, eingesandt. Aus den anhaltschen Staaten sahen wir Produkte aus dem Eisenhüttenwerke in Maydesprung, eine indianische Hängematte von Manillahanf, vom Seilermeister Püschel in Cöthen angefertigt, und mehrere Cocons mit und ohne Floretumhüllung, gesponnene und gehaspelte Seidesorten. Aus Kurhessen sind vorhanden verschiedene, ja 122 verschiedene Proben von Farbenpigmenten, Muster der Leinwandsorten, eingesandt vom kurfürstl. Handels- und Gewerbe-Vereine, und für den überseeischen Absatz gefertigt, Teppiche, Kattune, Töpfer-, Thon- und Eisengußwaaren. Der Goldschmied Kaupert aus Kassel hat eine Reiterstatue, und der Goldarbeiter Jokel aus Hanau viele Goldarbeiten in Email und Edelsteinen hergesendet. Aus Hessen-Darmstadt sind mehrere Reliefkarten von Jonghaus und Venator, und viele hölzerne Modelle von Schröder aus Darmstadt, von den HH. Kirschten und Dick in Offenbach aber ein Muster-Phaeton eingegangen. Nassau hat verschiedene Gegenstände aus Marmor, Figuren aus Dragant und Marzipan, aus Usingen ein Paar Jagdgamaschen und aus Bieberich musikalische Holz-Blase-Instrumente hierher gebracht. Aus Frankfurt a. M. sahen wir einen Flügel von Justus Keßler, schöne Broncesachen und 90 verschiedene Sorten Drahtstifte. Lippe-Detmold lieferte Scheeren, Messer, geschliffene Glaswaaren und feine Leinwand-Gewebe. Birkenfeld hat ein bedeutendes Assortiment von Waaren aus Achat hierher geschickt. Oesterreich hat sich bei der Ausstellung mit Seidenzeugen, Shawls, Teppichen, Putzfedern, plattirten Waaren, Bleistiften, Handschuhen und Lederwaaren aller Art, Papieren, Porzellan, Steingut, Krystall- und anderen Gläsern betheiligt. Ein Wagenfabrikant aus Wien hat einen s. g. Chamäleon-Wagen hergeschickt. Hannover hat ebenfalls viele Produkte des Berg- und Hüttenbaues, Broncewaaren, Gewehre und Drechsler-Arbeiten, musikalische Instrumente u. s. w. eingesendet. Wir sahen auch eine schöne Musterkarte mit Holzschrauben, Nieten und Stiften aus Oderfeld, eine Filzwalze aus Göttingen und Proben von Bremergrün aus Osnabrück. Oldenburg hat Mulle, Twiste, Stearinkerzen und Stahlwaaren gesendet. Aus Mecklenburg kamen Gewehre, Sicherheitsschlösser, eine schöne Perlstickerei, eine Woll-Musterkarte u. s. w. Aus Hamburg sahen wir mehrere interessante Lieferungen von mechanischen und astronomischen Instrumenten und Gegenständen aus der Werkstatt des Hrn. Kosbü, das Modell eines kleinen Segelbootes von Lange, sehr schöne Mahagoni-Mobilien aus der Tischler-Niederlage, einen Jacaranda-Flügel von Schröder, schönes Silberzeug von Brahmfeld, Holzmalereien von Raabe, eine astronomische Pendel-Uhr von Bröcking. Aus Bremen verschiedene Gold- und Silberwaaren, einen Lehnstuhl mit Mechanik und die Modelle zweier Fregatten.

Literatur.

Gartenbuch, oder Anleitung zur Erziehung aller Küchengewächse, Obstbäume und Zierpflanzen, für Gartenliebhaber, Gutsbesitzer und Gärtner, nebst einem Gartenkalender als Anhang, von Joh. Metzger, großh. bad. Garten-Direktor und Verwalter der landwirthschaftlichen Anstalt, zweite, sehr vermehrte Auflage, mit Plänen und Holzschnitten (Frankfurt a. M., bei H. L. Brönner 1844).

Mit Vergnügen begrüßen wir die zweite Auflage eines anerkannt werthvollen und sehr gemeinnützigen Werkes, dessen Verfasser durch seine schriftstellerische, wie auch durch seine praktische Wirksamkeit längst bekannt und geschätzt ist. In den Einleitungen, welche den einzelnen Abschnitten dieses Buches vorausgehen, sucht Hr. Metzger auf eine eindringliche und überzeugende Weise den Eifer und die Theilnahme für die Kulturzweige, mit welchen er sich beschäftigt, zu erwecken und zu beleben. Das Gartenbuch zerfällt in 3 Abtheilungen: 1) der Gemüse-, 2) der Obst-, 3) der Luxus- oder Ziergarten, und diese Abtheilungen zerfallen wieder in verschiedene Abschnitte und Kapitel. In klarer, populärer und gründlicher Darstellung wird Alles, was zum Gartenbau gehört, vollständig erläutert und nachgewiesen. Der Freund dieses Culturzweiges erhält hier eine umfassende Belehrung und auf jede seiner Fragen eine genügende Auskunft und daß diese Belehrungen nicht auf leeren Theorieen, sondern auf Erfahrung beruhen, dafür bürgt des Verfassers eigene und vieljährige Praxis. So wird diese neue, 460 Seiten in Octav umfassende Auflage einer so gemeinnützigen Schrift der freundlichsten Aufnahme nicht ermangeln und den beabsichtigten Nutzen zu stiften nicht verfehlen.

Korrespondenz.

Regensburg, im August.

Wir haben schon seit längerer Zeit ein sehr unbeständiges Sommerwetter. Jeden Morgen besteht die Sonne einen schweren Kampf mit dem Nachtgewölke, aus dem sie nicht immer siegreich hervorgeht. Besonders haben wir viel Morgennebel und es kommt häufig vor, daß das Dampfschiff nach Linz, statt um 5 Uhr des Morgens, erst um 7 oder 8 Uhr abfahren kann. Es heißt hier, daß im nächsten Jahre der Staat die Donau-Dampfschifffahrt übernehmen werde. Der Ertrag dieses Unternehmens steht leider mit seinen Kosten in einem so schlechten Verhältniß, daß schon bedeutende Opfer nöthig waren, um das Fortbestehen des Instituts möglich zu machen. Die Frequenz ist geringer, als man bei dem lebhaften Verkehr mit dem Süden glauben sollte, — man gibt den Prei-

sen die Schuld, welche man zu hoch findet, was offenbar unbillig ist, da das Unternehmen noch so jung ist und die Kosten der Einrichtung so bedeutend waren. Jedenfalls würde das Ganze eine andere Gestalt und lebhafteren Gang gewinnen, wenn die Fahrt von Ulm aus schon möglich gemacht würde. Man spricht indeß davon, daß noch in diesem Jahre neue Versuche damit gemacht werden sollen. — In unserm geselllschaftlichen Leben geht es sehr still her. Ich kann Ihnen durchaus Nichts berichten, was nur im geringsten interessant wäre. Man lebt hier eben so fort, weil es so hergebracht ist. Gott sey Dank, keine Feuersbrunst, kein erheblicher Diebstahl, kein Mord, kein Aufruhr — höchstens eine kleine Prügelei, und auch die selten, weil unser Bier im Allgemeinen so harmlos ist, daß es kaum vermag, die Köpfe zu erhitzen. Der Centralpunkt des hiesigen socialen Lebens ist fort und fort das Theater, welches nun nur noch bis zum letzten September d. J. unter der Leitung des Hrn. Ferdinand Röder steht, der vom 1. Okt. an die Direktion der vereinigten Theater zu Nürnberg, Fürth und Erlangen und die Mitleitung der Bamberger Bühne übernimmt. Hrn. Röder's Abgang von hier wird sehr bedauert und wir wünschen nur, daß der neue Direktor, Hr. Zacharda, unseren Anforderungen, namentlich im Betreff der Oper, eben so sehr entsprechen möge, als es unter der jetzigen Direktion stets der Fall war. — Die jüngst erfolgte erste Aufführung von Marschner's „Vampyr“ war eine in allen Theilen sehr gelungene. Hr. Schmemer gab den Lord Ruthmen ausgezeichnet in Gesang und Spiel und wurde stürmisch gerufen. Ein Gleiches kann von Fräul. Meyrat (Malwina) und Hrn. Kirschberg (Aubry) gesagt werden, die sich beide lebhaften Beifalls erfreuten. — An La Roche's Gastspiel, über welches ich Ihnen neulich berichtete, reihte sich das der k. würtembergischen Hofsängerin Fräul. Oswald. Diese mit einer wundervollen, klangreichen und kräftigen Stimme begabte jugendliche Sängerin erregte als Gabriele im „Nachtlager“ einen enthusiastischen Beifallssturm und wurde mehrmals gerufen. Eben so als Julia und Adalgisa, in welchen beiden Partieen sie mit Fräul. Meyrat, die den Romeo und die Norma mit Virtuosität durchführte, den Preis des Abends theilte. Im Schauspiel debütirte Hr. Herwegh vom Theater zu Nürnberg mit ausgezeichnetem Erfolge als Lord Dandy in den beiden Briten. — Hr. Direktor Röder befindet sich in diesem Augenblicke auf einer Reise, behufs der Complettirung seiner neuen Gesellschaft. Vorbereitet werden: „die Hugenotten“ und das Ballet „der Zauberschleier.“

Mainz, 22. August.

Am Ende der verflossenen Woche kam die hiesige Oper von ihrer Reise in Belgien, wo sie in Lüttich, Gent, Antwerpen und Brüssel mit großem Beifall Vorstellungen gegeben hat, hieher zurück. Hr. Direktor Remie ist noch auf der Reise und sucht, wie man hört, die durch den Abgang des Hrn. Stritt und der Dem. Wettläufer, die uns verlassen, entstandenen Lücken zu ersetzen. Möchte ihm und uns das Glück günstig seyn! — Ueber die Leistungen der Mainzer Oper in Brüssel entlehnen wir der in dieser Stadt erscheinenden „Revue musicale“ vom 8. August Folgendes: „Die Aufführung des „Freischütz“, aus dem Gesichtspunkte des Ensemble betrachtet, ließ nichts zu wünschen übrig; man ist überrascht von dem Geiste der Einheit, der alle Mitwirkende beseelt, es herrscht so viel Ensemble, gepaart mit sympathetischer Intelligenz, daß man die Glieder dieser Gesellschaft für eine Familie halten sollte. Der Mad. Pirscher gebührt das erste Lob; sie gab die Agathe mit Frische, Reinheit und Ausdehnung der Stimme; ihre gute Schule stellt sie in die Reihe der ersten Sängerinnen. Hr. Reichel glänzte neben Mad. Pirscher als Kaspar in einer zwar ganz verschiedenen, aber für den Charakter der Person, die er vorstellte, analogen Weise; die Töne der Agathe waren harmonische Seufzer, jene des Kaspar, eines rauhen, dem Bösen zugethanen Burschen, äußerten sich durch eine wilde, barsche Energie. Man kann die Partieen, die er sang, nicht kräftiger geben, die Rolle scheint für ihn geschrieben. Dem. Wettläufer bewies, was an der Rolle der Anna ist, die in dem französischen Robin des bois ganz entstellt wurde; durch die Art, wie sie das Duett mit der Agathe, die darauf folgende Polonaise und die Ballade sang, zeigte sie, was ernstes Studium, verbunden mit guten Anlagen, zu leisten vermag. Hr. Stritt hat sich als Max in jeder Hinsicht als sehr brav gezeigt. Die so vorzüglichen Chöre dieser Oper wurden mit einer Wärme, mit einer Genauigkeit und Wahrheit vorgetragen, deren nur deutsche Sänger fähig sind. Die deutschen Opern, die hier aufgeführt wurden, dirigirten abwechselnd der Compositeur Hr. K. Kreutzer und der großh. hess. Kapellmeister Hr. Ganz; Kreutzer gehört zu jenen ausgezeichneten Künstlern, die sich aller Hindernisse zum Trotz hervorthun, er hat mehr als 30 Opern componirt, nebst einer großen Menge anderer Musikstücke. Hr. Ganz versteht die Methode der deutschen Schule bei Ausführung großer Kunstwerke von Grund aus; man muß seinem feinen Gehöre und seiner gediegenen Erfahrung volle Gerechtigkeit widerfahren lassen; die Opern, die er dirigirt, kennt er so auswendig, daß er nicht nöthig hat, sich viel mit der Partitur zu beschäftigen und deshalb seine Aufmerksamkeit zu theilen. Mit einer seltenen Präcision gibt er jeder Stimme, jedem Instrumente Winke, wenn es zu beginnen oder aus dem Piano in's Forte und umgekehrt überzugehen hat; er verdient um so größeres Lob, als es zu den Seltenheiten gehört, daß Orchesterdirektoren Lob erhalten. — Fräul. Kreutzer ist im Besitze einer sehr angenehmen Sopranstimme; obschon sie keine bedeutende Kraft entwickelt, so hat sie doch eine überaus gute, geschmackvolle Manier und tiefes musikalisches Gefühl; ein ausdrucksvolles Gesicht und gute Haltung verleihen ihrem Gesange noch größern Reiz.“ Ueber die Aufführung des „Fidelio“ von Beethoven sagt dasselbe Blatt, der Eindruck, den dieses Kunstwerk gemacht habe, sey außerordentlich gewesen. Ein anderes Brüsseler Blatt berichtet, wenn man den Vorstellungen der deutschen Truppe beiwohne, könne man sich erst einen Begriff von dramatischem Gesange machen; hier bemerke man nicht, wie bei französischen Sängern, Geschrei oder Anstrengung, sondern Alles wäre Gefühl und ginge zum Herzen. „Wir rathen (fährt jenes Blatt fort) unsern Sängern, die Vorstellungen der deutschen Künstler recht fleißig zu besuchen, um sich ihre Manieren anzueignen. Der Bassist besitzt eine Stimme, wie man noch nie eine in Brüssel gehört; der Tenor ist zwar schwach, aber seine Stimme ist rein und angenehm. Die erste Sängerin besitzt ein schönes Talent; man glaubte, nach Dem. Julien wäre es schwer, in der Rolle der Agathe aufzutreten; aber welcher Abstand zwischen der deutschen Sängerin und jener! Wie versteht es die deutsche ganz anders, das Publikum hinzureißen! — Die Soubrette hat eine sehr angenehme Stimme; wenn sie eine Französin wäre, man hätte sie längst zu einer ersten Sängerin erhoben. Das Vorzüglichste an dieser Truppe ist ihr Ensemble. Jeder ist an seiner Stelle; man fühlt, daß sie alle Musiker sind. Kein Geschrei, das den Ohren weh thut, wie in unserer französischen Oper. Wir hoffen, daß unser Orchester sich die Anwesenheit der deutschen Künstler zu Nutze gemacht hat; der gewandte Direktor hat in unserer Musik die Kenntniß des Accompagnements verbreitet, und wenn Hr. Hansens diese günstigen Dispositionen weiter verfolgt, so hätten wir ihm nur Lob zu spenden; denn daß unsere Musiker, wenn sie gut geleitet werden, etwas Rechtes leisten können, das haben wir nun gesehen.“

Mainwasser-Wärme.

Sonntag, 25. August, Abends: 16 Grad. W. Gerlach.

Theater-Anzeige.

Montag, 26. August. (Zum Erstenmale): Hans Jürge, Schauspiel in 1 Akt, von C. v. Holtey. Hierauf folgt: Der alte Bürgercapitain, oder: die Entführung, heroisch-borjerlich Lustspiel in 2 Abth.

Dienstag, 27. August. Aschenbrödel, Feen-Oper in 3 Abth., Musik von N. Isouard.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 238. Mittwoch, den 28. August 1844.

Mainsagen.

33. Aldeberata's Born. — 1077.

Aldeberata, still und fromm,
Kehrte zurück vom heil'gen Rom —
Ihr Gatte, weil mit Muth und Lieb'
Er treu dem Kaiser Heinrich blieb,
War jüngst in Gregor's Bann gestorben.
Sie hatt' beim Papst als Gnad' erworben,
Daß ehrenvoll, in Bamberg's Dom,
Die Leich' zu sel'ger Ruhe komm'.

Mit ihren Dienern fest und treu
Betrat das Maingau sie auf's neu.
Da in Gebirg und dichtem Wald
Verirrten sich die Pilger bald —
Verschwunden war der heit're Main,
Rings schloß sie rauhe Wildniß ein —
Die Eule schwirrte durch die Zweige —
Hier modert' die gesunk'ne Eiche,
Die morsche Tann' sank mit Gekrach,
Kein Lichtstrahl drang durch's wald'ge Dach,
Die Rosse konnten nicht mehr weiter —
Der Wildniß ließen sie die Reiter.
Jäh ging es nun hinab im Lauf,
Dann wieder steil den Berg hinauf,
Müd' auf die forstumzog'ne Haide
Kam die Verirrte und 's Geleite.

Da sank der jüngste Knappe nieder
Und schloß die matten Augenlieder:
„Ich muß verschmachten!“ seufzt er leise
Und gleiche Klag' ertönt im Kreise:
„Wenn nicht ein Labetrunk uns rettet,
„So werden wir in's Grab gebettet
„Hier in der Wildniß schauerlich —
„O Herr und Gott, erbarme dich!“

Die Gräfin kniet hin zum Gebet
Und brünstig zu dem Herrn sie fleht:
„Du Ewiger, deß starke Hand
„Uns schirmte in dem fernen Land,
„Uns über's Alpeneis geleitet,
„Im Schneesturm Hülfe uns bereitet,
„O laß, so nah' der Heimath Höh'n,
„Mich und die Meinen nicht vergeh'n!
„Ich weiß, dein Vaterauge sieht
„Auf uns, die hier der Tod umzieht,
„Du leitest auf dem Lebenspfade,
„Dein ist die Macht, doch auch die Gnade!
„Du, der von Moses kahlen Felsen
„Sich Wasserfluthen hieß entwälzen,
„Kannst diesem Boden kahl und trocken
„Die Rettungsquelle auch entlocken!“

Sie richtet voll Vertrau'n sich auf,
Ihr Stab berührt des Sandes Hauf' —
Rasch quillt hervor ein Wasserstrahl
Und plätschert über's Moos in's Thal.

Sie und die Ihrigen erquickt
Der Trunk, den Himmelsgnade schickt,
Sie füllen die verdorrten Flaschen,
Ihr Schleichen wird zum muntern, raschen
Belebten Gang und bald und leicht
Ist froh der gelbe Main erreicht,
Und herrlich liegt das Stammschloß Banz
Hoch in der Abendsonne Glanz.

Das Brünnlein aber rauschte fort,
Belebend sanft den wilden Ort.
Die Gräfin faßte es in Stein,
Führt' nach ihm Wege durch den Hain
Und bald ward es durch's ganze Land
Aldeberata's Born genannt.

* * *

Als in dem Lauf der Zeit der Wald
Gelichtet ward und schwand alsbald,
Blieb stets das Brünnlein unversehrt,
Gleich einem Heiligthum geehrt.
Kühl, unter alter Linden Gitter,
Labt es noch jetzt den braunen Schnitter.

Des Malers Töchter.

Nach Hipp. Etiennez.

(Fortsetzung.)

Don Juan bewunderte lange das Mädchen in seinem Schmerz, und sie schien ihm noch hinreißender. Er bezeugte ihr große Theilnahme und sagte:

„Maria! Ihre Thränen haben einen Zauber, dem man nicht widerstehen kann; wollen Sie Giordano sehen?"

Maria Rosa schien dem Leben wieder gegeben. —

„Es ist mein sehnlichster Wunsch!"

„Nun, so hören Sie mich an . . . finden Sie sich morgen um die zwölfte Stunde in der Kirche San Genaro an dem ersten Beichtstuhl ein. Ein verkleideter Mann wird Sie dort in Empfang nehmen; Sie werden ihn an diesem Band (er lös'te es von seinem Degen los) erkennen, das er an seinen Hut befestigt haben wird. Vertrauen Sie ihm unbedingt. Ein Wagen wird Sie an dem Platze St. Jerôme erwarten und Sie auf die Citadelle bringen. Ihr Begleiter wird Sie alsdann zu Giordano führen."

„Ich werde ihn vielleicht retten können," dachte Rosa, deren lebhafte Phantasie sie schon in liebliche Träume wiegte.

In diesem Augenblick erschien Ribera in dem Saal. Don Juan legte schnell seinen Finger auf die Lippen, um dem jungen Mädchen noch ein Mal Verschwiegenheit anzuempfehlen, und sprach von andern Dingen.

Don Juan kehrte in seinen Palast zurück, seine angelegentlichste Sorge war, sogleich den Herzog von Matalone zu sich zu rufen.

„Herzog!" sagte er, „Du kennst unsere Uebereinkunft. Die Würfel sind geworfen. Morgen ist der entscheidende Tag. Maria Rosa wird Dich in St. Genaro erwarten, Du wirst sie in den Wagen führen und dann . . ."

Der Herzog von Matalone verstand den Prinzen.

Während dem Auftritt in Ribera's Palast ereignete sich an dem andern Ende von Neapel eine ungewöhnliche Begebenheit.

Wie schon früher Don Juan dem Maler Ribera versicherte, hatten die Künstler wirklich einen bedeutenden Antheil an dem letzten Aufstand genommen. Diese ganze Korporation, die den Namen Todten-Verein führte, hatte bei dieser Gelegenheit eine ganz besondere Erbitterung gezeigt.

Nach Masaniello's Tod befanden sich die tapfern Leute in großer Verlegenheit. Mehrere, unter ihnen der berühmte Salvator Rosa, retteten sich durch die Flucht. Aber den Meisten gelang es nicht, und sie mußten sich in der Stadt verborgen halten; sie wurden verfolgt, und Viele unter ihnen verhaftet. Sie ließen sich dadurch nicht abschrecken; theils ihrer eigenen Sicherheit wegen, als auch um die Mittel zu finden, ihre eingekerkerten unglücklichen Mitbrüder zu befreien, verbanden sie sich auf's neue. Nur durch einen religiösen Vorwand konnten sie ihre Verschwörung der Wachsamkeit der Behörde verheimlichen. Sie nannten sich die „Mitbrüder des Todes."

Die Brüderschaft war anfänglich nicht zahlreich, aber bald schloß sich eine große Anzahl von Fremden an, die gleichfalls an dem Aufstand Theil genommen hatten, und die wieder durch ein gemeinschaftliches Interesse zusammengeführt wurden.

Sie waren mächtig, und es gelang ihnen bald, die Gefängnißwärter zu bestechen. Dadurch konnten sie manchen Arrestationen vorbeugen und ihren gefangenen Brüdern behülflich seyn.

Die Mitbrüder des Todes hielten ihre Versammlungen in den unterirdischen Gewölben eines alten Franziskanerklosters. Diese Räume, die heute noch sichtbar, bestanden aus einem großen Saal, dessen Mauern mit rothen Tapeten geziert waren.

Das Postament und die äußersten Enden der Pfeiler waren mit Todtenköpfen umstellt, in deren Höhlungen Lichter angebracht waren, die einen schauerlichen und seltsamen Schein verbreiteten. In den Nischen standen Skelette in wunderlichen Stellungen.

Diese traurige düstere Umgebung war ganz übereinstimmend mit dem Namen, den die Brüderschaft angenommen hatte. Während sie als Bettelmönche, mit dem Sack auf dem Rücken, einher gingen, konnten sie ungehindert durch die Stadt wandern, selbst unbemerkt von den wachsamen Augen der Gerichtsdiener.

Die Mitbrüder des Todes, so wie die andern Brüderschaften versammelten sich an Sonn- und Feiertagen. Zuerst verrichtete man einige Gebete, dann schritt man zu der Namenverlesung aller Mitglieder, und zeichnete die Fehlenden auf. Eines Tages wurde der Name Luca Giordano nicht beantwortet.

Obschon Ribera den jungen Maler gegen des Prinzen Anschuldigungen in Schutz genommen, so hatte sich Giordano doch mit den andern Malern verbunden. Nur seiner Verkleidung, die er während der ganzen Unruhen getragen, verdankte er, daß seine Thorheit nicht entdeckt wurde.

Man säumte nicht, Nachforschungen anzustellen, und entdeckte bald, daß Luca Giordano auf der Citadelle eingekerkert sey.

Eines Morgens erwachte der Maler durch das Geräusch, welches ein auf den Boden seiner Zelle fallendes Päckchen verursachte. Es enthielt zwei Feilen, zwanzig goldene Thaler, einen Dolch und einen Brief von folgendem Inhalt:

„Das Fenster ist fünfzehn Fuß hoch von der Erde, es „geht auf einen kleinen Hof, der von zwei Hunden be„wacht ist. Diese Nacht werden die Hunde entfernt seyn; „jenseits der Mauer geht eine Schildwache auf und ab, „ihre Waffen sind scharf geladen, und sie hat Befehl, auf „alle Gefangene Feuer zu geben."

Giordano erkannte sogleich, wem er diese Hülfe zu verdanken habe. Augenblicklich ging er an's Werk. Seine Betttücher dienten ihm als Strick; die Gitter seines Fensters, vier starke Eisenstäbe, sägte er theilweise durch. Er war mit seinen Vorbereitungen zu Ende, und die Stunde nicht mehr fern, wo sein Vorhaben ausgeführt werden sollte.

Wie langsam schlich ihm die Zeit dahin! Bald vernahm er einen großen Lärm in dem Gefängniß; es waren die Wächter, die die Runde machten. Durch einen besonderen glücklichen Zufall waren sie an diesem Abend nicht in seine Zelle gekommen.

(Fortsetzung folgt.)

Johann Gottfried von Herder.

(Fortsetzung.)

Trescho scheint indeß auch jetzt noch wenig in seinem Benehmen geändert, vielmehr eine gewisse Unterdrückung des in dem jungen Herder aufstrebenden Genies fortgesetzt zu haben

— und es bleibt in jedem Falle höchst bedauerlich, daß er die Entdeckung der vorzüglichen Geistesgaben an seinem Famulus nur erst so spät gemacht hat!

Bald darauf fand sich ein neuer Anlaß für Trescho, das große Talent Herder's kennen zu lernen. Trescho hatte ein Flugblatt an den Buchhändler Kanter in Königsberg zu schicken. Der junge Herder übernahm das Abschreiben, Versiegeln und Absenden desselben. Einige Posttage hernach schrieb Kanter an Trescho, er habe in einem Pakete ein Gedicht: „An Cyrus, den Enkel des Astyages, voll Geist und Salbung gefunden, es sogleich abgedruckt und mit großem Beifall der Kenner ausgegeben. Zugleich bat er Trescho, ihm den Verfasser zu nennen. Wer aber konnte dies anders seyn — als Herder. Er läugnete es auch nicht, als ihn Trescho darüber fragte; er ward roth — und lächelte. Wenn H. später an die Bekanntmachung dieses seines ersten Gedichtes, als Jüngling von 17½ Jahren, erinnert wurde — beklagte er lächelnd seine damalige Unkunde der Welt und der Menschen. „Er habe fest geglaubt, daß er durch das heimliche Beilegen des Gedichts zu T's. Schrift unbekannt bleiben und Niemand nach dem Verfasser fragen würde."

Noch ein anderer Druck lag schwer auf H's. Entwickelungsperiode, der auf seine Charakterbildung Einfluß gehabt und schon so manchen hoffnungsvollen jungen Mann in älteren und neueren Zeiten gequält und von seiner besseren Bestimmung abgezogen hat. Er war in seinem Kantonsbezirk in das Militär eingeschrieben, und hatte täglich die peinigende Aussicht, als Rekrut ausgehoben zu werden. —

Zum Glück war seine kleine, schmale Gestalt und sein krankes rechtes Auge, an welchem er seit seinem fünften Jahre an Thränenfistel litt, keine Empfehlung zum Soldatenstand, und daher mag es auch gekommen seyn, daß, so lange er in Mohrungen lebte, seine Aushebung nicht erfolgen konnte. Dennoch schwebte er mehrere Jahre hindurch in beständiger Unruhe und Furcht, wegen der täglichen Gefahr, seiner vorherrschenden Neigung zum Studiren auf immer entrissen zu werden. Diesem Umstande ist es zum Theil zuzuschreiben, daß seine Jugend so scheu und verschlossen war, und diese frühen Eindrücke militärischer Gewalt und Sclaverei wirkten auf sein zart fühlendes Gemüth so tief, daß er eine Abneigung gegen die damalige militärische Verfassung seines Vaterlandes nie ganz zu unterdrücken vermochte. Mit Bitterkeit nannte er oft diese Militärmaßregeln roh, inhuman, die Sitten im Grund verderbend, Unwissenheit und Müßiggang pflanzend und meistens nur auf Spielerei hinauslaufend. — Eines seiner frühesten Gedichte: „Der Säugling", ist in diesem Gefühl entstanden. Oft beklagte er, daß diese frühen Eindrücke, diese Furcht vor dem Soldatenstand, diese beschränkte Schulerziehung seiner Seele eine gewisse Furchtsamkeit und zu weit getriebene Demuth eingeprägt hätten, die ihm in der Folge, wo es auf augenblickliche Entscheidung, auf schnelle Benutzung günstiger Momente ankam, sehr nachtheilig gewesen sey.

Eine höhere Fügung ließ endlich dem jungen H. seinen Rettungs-Engel erscheinen! Ein aus dem 7jährigen Kriege zurückkehrendes Regiment Russen stand damals, zu Anfang des Jahres 1762, zu Mohrungen im Winterquartier. Der Wundarzt dieses Regiments kam oft zu Trescho und auch zu Herder's Eltern; er soll ein Kurländer gewesen seyn und Schwarzerloh geheißen haben. Doch ist dieses sehr ungewiß. Herdern selbst war sein Name ganz entfallen; nur sagte er, daß er ein Schwede, ein Mann zwischen 40 bis 50 Jahren gewesen sey und in Abo studirt habe. Er besaß bei einer freundlichen Gesichtsbildung viel Geschicklichkeit in seinem Fach als Wundarzt, sprach gern von wissenschaftlichen Gegenständen und lebte nach den Regeln der strengsten Sittlichkeit. Bei Trescho auf dem Zimmer verlangte er eines Tages ein Glas Wasser, welches ihm der junge H., als Trescho's Famulus, reichen mußte. Beim Hereintreten sah er ihn aufmerksam an und fragte nachher, als er sich wieder aus dem Zimmer entfernt hatte, wer er sey und was er lerne. Auf Trescho's Antwort sagte er sogleich: „Ich nehme ihn zu mir!" — Ob vielleicht durch der Mutter Fürbitte der Wundarzt zu diesem Entschlusse bewogen wurde, ist ungewiß; indessen war er ein Freund von H's. Eltern und that es also doch wahrscheinlich aus Liebe für sie und ihren Sohn. H. sagt selbst in einem Brief an seine Braut vom 22. September 1770: „Nachdem der Regiments-Chirurgus sich von meinen Kenntnissen näher unterrichtet und mich im Latein gut gefunden hatte, that er mir den Vorschlag: er wolle mich nach Königsberg mitnehmen, mir die Chirurgie lehren und für mein krankes Auge Hülfe verschaffen; dafür sollte ich ihm gleich nach unserer Ankunft in Königsberg eine medizinische Abhandlung ins Lateinische übersetzen; auch wollte er in der Folge, wenn ich mehr Lust zur Medizin hätte, mir dazu verhelfen, daß ich sie in Petersburg unentgeltlich studiren könne."

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Dürkheim an der Haardt wurde auf der vorjährigen Generalversammlung der deutschen Wein- und Obst-Produzenten, die zu Trier statt hatte, als nächster Versammlungsort bezeichnet und der Regierungspräsident, Fürst v. Wrede, zum Präsidenten, sowie der Gutsbesitzer Rudolph Christmann zum Geschäftsführer der Versammlung gewählt. Beide haben bereits unterm 10. Juni d. J. eine ausführlichere Ankündigung in Betreff der Versammlung erlassen, und dieser zufolge werden die Sitzungen Montag, den 23. September, Morgens 10 Uhr, im Saale des dortigen Stadthauses beginnen und bis zum 27. Sept. fortgesetzt werden. Man erwartet, bei dem allgemeinen Interesse, das die Versammlung im vorigen Jahre erregte, auch diesmal zahlreichen Besuch, so wie reiche Einsendungen der Erzeugnisse des Wein- und Obstbaues und der dahin einschlägigen neuen und zweckmäßigen Maschinen, Modelle und Geräthschaften in möglichster Vollständigkeit, da alle diese Gegenstände für die mit der Versammlung verknüpfte Ausstellung bestimmt sind, und die Kosten der Fracht, nach vorhergegangener Benachrichtigung des Vorstandes und dessen zur Einsendung erfolgter Zustimmung, von der Versammlung bestritten werden. Alle solche Einsendungen müssen bis spätestens 15. September erfolgt seyn, wogegen größere Abhandlungen, die in der Versammlung vorgetragen werden sollen, bis zum 1. Sept. dem Vorstande zur näheren Kenntnißnahme einzusenden sind.

(Frankfurt a. M.) Die fortwährend schwankende Witterung hat das Stattfinden des großen Konzertes auf der Mainlust bis jetzt noch immer verhindert. Dasselbe soll nun nach dem eben ausgegebenen Programm Donnerstag den 29. d. M. oder, je nach der Witterung, auch Freitag den 30. gehalten werden. Außer dem Liederkranz werden mitwirken der Orpheus, der Sachsenhäuser Lieder-Verein, der Arion, der Hermanns-Verein in Sachsenhausen und der Blechinstrumental-Verein. In den drei Abtheilungen des trefflich arrangirten Konzertes werden Compositionen von Cherubini, Lenz, Zöllner, Stunz, Ohlenschläger, Bäbler, Mendelssohn-Bartholdy, Schädel, Creutzer, Mozart, W. Speier, Esser, F. Ries, Donizetti, Evans, Mangold executirt. Bis zum Anfang der Gesänge, sowie zwischen den Abtheilungen wird die hiesige Militär-Musik geeignete Piecen vortragen. Eintrittskarten à 30 kr. sind in der Musikalien-Handlung des Hrn. André auf der Zeil, sowie durch die Direktionen der verschiedenen hiesigen Sänger-Vereine zu erhalten, und werden nur die von der festbestimmten Anzahl noch übrigen Karten am Eingang abgegeben. Die Mainlust wird um 4 Uhr geöffnet. Die Gesänge beginnen um halb 7 Uhr.

Frankfurter Theater.

Wie über den Mangel an talentvollen Bühnendichtern, welche den Anforderungen der Gebildeten und den praktischen Erfordernissen des Theaters zu gleicher Zeit zu genügen vermögen, so wird auch über den Mangel an befähigten Darstellern aller Orten und nicht mit Unrecht Klage geführt. Die Ursachen derselben haben wir erst neuerlich angedeutet und eine Reihe von Gastspielen in jüngster Zeit hat uns von der Wahrheit des Gesagten genügend überzeugt. Um so erfreulicher muß uns die Wahrnehmung seyn, an unserer Bühne noch immer schöne Kräfte und Befähigungen zu besitzen. Zu diesen gehört auch Hr. Schneider, welcher in mehreren seiner neuesten Leistungen der lebhaftesten Anerkennung des Publikums sich zu erfreuen hatte, namentlich in „Mutter und Sohn“, „Dornen und Lorbeer“, „Nacht und Morgen“ und im „Landwirth.“ Mit einer ansprechenden Persönlichkeit, anständiger Repräsentation und wohlthuendem Sprachorgan vereint Hr. Schneider den Ausdruck unverkünstelter Natürlichkeit und die Ergebnisse fleißiger Studien; seine Darstellungen, wenn auch in minderer Vollendung, erinnern an die von Hendrichs und wenn er diesem Vorbilde nachstrebt, so ist seine Wahl nur zu loben. Im Fache jugendlicher Liebhaber wird Hr. Schneider stets gerne gesehen und wir glauben, seinen Bestrebungen Anerkennung zollen zu dürfen. — Mit Bedauern dagegen vernehmen wir, daß dem Contract der Mad. Frühauf eine Auflösung bevorsteht, da deren Gesundheitszustände sich noch nicht wesentlich genug gebessert haben, um die Sicherheit zu bieten, Mad. Frühauf genügend bei unserer Bühne mitwirken zu sehen. Jedenfalls wäre dies ein harter Verlust, indem diese ausgezeichnete Künstlerin eine Zierde der Anstalt gewesen und uns so manchen heitern Abend durch ihr geistvolles und liebenswürdiges Spiel bereitet hat. Ein solcher Verlust würde um so schmerzlicher seyn, je weniger ein Ersatz voraus zu sehen ist. — Ein längst lebhaft gefühltes Bedürfniß war das Engagement eines tüchtigen Maschinisten; denn auf diesem Felde sind große Fortschritte geschehen und das seitherige Maschinenwesen unserer Bühne hat sich als wirklich ungenügend und sehr mangelhaft oft genug störend herausgestellt. Das Handwerk ist zur Kunst erhoben worden, seitdem wissenschaftlich und technisch gebildete Männer sich mit diesem Theil der praktischen Mechanik befassen. Hr. Schechner, welcher eine Reihe von Jahren unter Direktor Carl am Theater an der Wien mit glänzendem Erfolg gearbeitet und sich dort einen anerkannten Ruf begründet hat, ist für die hiesige Bühne als Maschinist gewonnen und wird demnächst Gelegenheit finden, seine Geschicklichkeit zu bewähren, indem durch ihn eine neue Scenirung der „Zauberflöte“ bereits vollendet ist, welche Oper zur Messe gegeben wird. Eben so wird als Meßnovität Auber's „Sirene“, Text von Scribe, gegeben, auf deren Scenirung und Einstudirung viel Fleiß verwendet worden ist. — Die von uns mitgetheilte Notiz von Gastdarstellungen der Fräul. Elsler können wir bestätigen und somit fährt die Direktion fort, für das Vergnügen und die Unterhaltung der Theaterfreunde bestens zu sorgen. In der Oper „Medea“ erfreuten wir uns an der trefflichen Gesangsleistung der Fräul. Reuther. In ihr besitzt unsere Oper gegenwärtig eine Primadonna, deren umfangreiche und klangvolle Stimme zu den seltenen gehört und deren gediegener dramatischer Vortrag sie zu einem Liebling der Musikfreunde gemacht hat. — Auch Fräul. Hausmann fährt fort, ihren Beruf für die Bühne durch beifällige Darstellungen zu rechtfertigen. W.

Korrespondenz.

Bad-Homburg, 26. Aug.

Die Astern blühen schon in unserm freundlichen Kurgarten und der erste Bote des Spätsommers, der rauhe Boreas, durchzieht schon mit fröstelndem Hauche unser Thal, nichtsdestoweniger weilen noch sehr viele Fremde, besonders Russen, hier, und haben wir die Aussicht auf eine glänzende Nachsaison, wenn nur die Witterung ein wenig günstig bleibt. — Die socialen Vergnügungen, die hier in bunter Abwechselung den Kurfremden geboten werden, lassen nichts zu wünschen übrig, und namentlich die jeden Montag stattfindenden Bals parés, bei denen kein Eintritt erhoben wird und wozu nur Einladungskarten gegeben werden, waren bis jetzt sehr glänzend und auch namentlich öfters von Frankfurtern aus der höhern Klasse der Gesellschaft sehr zahlreich besucht. — Ih. k. Hoh. die Prinzessin von Preußen nebst hohem Gefolge verweilen noch immer hier und werden erst gegen Ende dieses Monats abreisen. Gestern ist auch Se. k. Hoh. der Prinz Friedrich von Preußen hier angekommen, um einige Zeit hier im Bade zuzubringen. — Der gestrige Sonntag war wieder sehr belebt und Nachmittags, wo das Kur-Orchester des Hrn. Garbe wegen der schlechten Witterung im großen Kursaal spielte, war derselbe gedrückt voll und sogar die Logen und Gallerien mit Fremden besetzt. Diese treffliche Musikgesellschaft wird bis Anfangs October hier bleiben und auch in der nächsten Saison wieder hierher zurück kehren, da sämmtliche Badegäste ihre besondere Zufriedenheit mit derselben geäußert haben.

Medizinisch-gymnastische Anstalt für Mädchen.

Die von mir in den Nummern 164 und 165 der diesjährigen Didaskalia angekündigte medizinisch-gymnastische Anstalt für Mädchen, insbesondere für solche, welche an Rückgratsverkrümmungen leiden, ist seit dem 1. Juni d. J. eröffnet; Aerzten steht dieselbe in den Morgenstunden von 8 — 11 Uhr zur Einsicht offen.

Frankfurt a. M., im August 1844. N. Habermann,
Pfingstweide, Gew. III. 65 b.

Mainwasser-Wärme.

Montag, 26. August, Abends: 16 Grad. W. Gerlach.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 27. August. Norma, große Oper in 3 Abth., von Seyfried, Musik von Bellini.

Mittwoch, 28. August. Der Sohn der Wildniß, Drama in 5 Abth., von Fr. Halm.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 239. Donnerstag, den 29. August 1844.

Des Malers Töchter.

Nach Hipp. Etiennez.

(Fortsetzung.)

Nach wenigen Augenblicken ertönte die Trommel, das Zeichen der Retraite. Alle Feuer wurden auf der Citadelle gelöscht, die Beamten zogen sich zurück, man hörte nur noch die Tritte der Soldaten, die die Gefangenen bewachen mußten.

Der Augenblick war günstig. Giordano bestieg einen Tisch, der in seiner Zelle stand, und lös'te die Stangen von seinem Fenster los. Es war eine dunkle Nacht, ein heftiger Regen fiel. Der Himmel selbst schien die Flucht des jungen Malers begünstigen zu wollen. Von dem Fenster aus berechnete er die Länge seines Seils, es reichte aus. Giordano beugte ein Knie und empfahl seine Seele dem Herrn. Seinen Dolch zwischen die Zähne packend, nahm er das Seil in beide Hände und ließ sich längs der Mauer hinunter. Auf dem Hof traf er keine Seele. Ohne einen Augenblick zu verlieren, eilte er nach der entgegengesetzten Mauer, und suchte eine Stelle, die er am leichtesten ersteigen konnte. Die Mauer war alt und verfallen, es war ihm daher nicht schwer, die Höhe zu erreichen.

Dieses war der entscheidende Augenblick. Der Gefangene warf einen raschen, ängstlichen Blick umher, und suchte die Schildwache. Es war Niemand sichtbar. Ermuthigt durch dieses Walten der Vorsehung, stieg er auf der andern Seite der Mauer hinab. Er hatte noch nicht die Hälfte der Mauer erreicht, als er ein Geräusch hörte, denn er befand sich in der Nähe der Schildwache. Diese hatte sich zwar wegen des starken Regens in's Schilderhaus zurückgezogen, war aber gerade in diesem Augenblick hervorgetreten. Der Regen zwang indessen den Soldaten, wieder umzukehren, und so gewann Giordano Zeit, die Höhe der Mauer zu prüfen. Ein einziger kühner Sprung brachte ihm die Freiheit.

Giordano wollte in Ribera's Palast eilen, um seinen Meister und seine Braut zu beruhigen; aber die Stunde der Nacht war wenig dazu geeignet, auch war ihm der Aufenthalt in Neapel nicht sicher genug, nachdem man seine Verirrung entdeckt hatte. Er war überzeugt, daß seine Verhaftung blos eine Folge des Antheils war, den er an dem neapolitanischen Aufstand genommen, und fand es sicherer, die Stadt zu verlassen, und in der Ferne die weiteren Folgen der Katastrophe abzuwarten.

Giordano irrte lange in den Feldern umher, jedoch bald ermüdet durch die Anstrengungen der Nacht, legte er sich an einen Baum nieder und schlief ein.

Er erwachte erst am hellen Tag; es fiel noch immer ein dichter Regen. Giordano war erstarrt, seine Kleider ganz durchnäßt; er sah sich nach einem Haus um, wo er sicheres Obdach finden könnte. Ein leichter Rauch, der hinter den Bäumen sichtbar wurde, lenkte seine Schritte.

Er fand, was er gesucht. Durch ein erwärmendes Feuer und die lang entbehrte Nahrung gewann er seine Kräfte wieder.

„Gute Frau,“ sagte er zu der Wirthin, „auf welcher Straße bin ich hier?“

„Signor, Sie sind drei Stunden von Neapel, auf dem Weg nach Salerno.“

Diese Antwort befriedigte den jungen Maler wenig; er glaubte sich noch in Gefahr. Seine Börse reichte aus, um dem Wirth ein gutes Roß abhandeln und sich noch mit andern Reiserequisiten versehen zu können; und alsbald, nachdem sich der junge Mann für seinen gefährlichen Weg gerüstet hatte, eilte er weiter.

Als er ungefähr eine Meile zurückgelegt hatte, zwang ihn ein ungewöhnlicher Lärm zu verdoppelter Aufmerksamkeit. Eine reiche vierspännige Carrosse kam in starkem Galopp hinter ihm her gefahren, zwei bewaffnete Bedienten zu Pferde folgten dem Wagen in einer kleinen Entfernung.

Giordano hielt an, um den Wagen an sich vorüber fahren zu lassen. Die Darinsitzenden waren ein Mann mit einer Maske und eine Dame, deren Züge ein dichter Schleier verbarg. In dem Augenblick, als der Wagen an dem Reiter vorüber eilte, lehnte sich die verschleierte Dame aus dem Wagenschlag und bat mit flehender Stimme:

„Signor! ich bitte Sie um Gotteswillen, retten Sie mich!“

Doch die Erscheinung war zu flüchtig, die Dame schien von innen zurück gehalten zu werden.

Giordano blieb wie festgewurzelt, einem unaussprechlich schmerzlichen Gefühl hingegeben; es schien ihm, als hätte er die Stimme Maria Rosa's erkannt.

Der Vorfall war so ungewöhnlich, daß er glaubte, es sey nur ein Spiel der Phantasie gewesen; dessen ungeachtet wollte er darüber klar werden. Er spornte sein Roß und verfolgte den Wagen; aber die Blenden waren herunter gelassen, und die beiden Bewaffneten ritten näher zu beiden Seiten des Wagens. Einen Augenblick erwachte der Muth, sich mit dem

Dolch Bahn zu brechen, doch sah er die Ungleichheit des Kampfes ein und die Unvernunft, sein Leben für ein Phantom auf das Spiel zu setzen. Er hielt sein Pferd an, und begnügte sich, der Equipage in einiger Entfernung zu folgen, er würde später das seltsame Geheimniß schon ergründen können.

In Salerno angelangt, hielt der Wagen in der Nähe des Hafens still. Viele Neugierige drängten sich herbei, den prächtigen Wagen bewundernd. Giordano sprang schnell vom Pferde, übergab die Zügel einem Saccino, und gesellte sich der Menge bei.

Der Mann mit der Maske stieg aus, und schien Jemanden zu suchen; auch drängte sich zu gleicher Zeit durch die Menge ein Schiffer, und ging auf den Unbekannten zu.

„Ah!" sagte dieser, „ich suchte Euch; ist Alles bereit?"

„Ja, Eure Gnaden," antwortete der Schiffer, indem er auf ein kleines Ruderschiff deutete, das auf den Wellen hin und her schaukelte. „Nur die Segel müssen aufgezogen werden, und dann können wir abfahren."

„Wann werden wir in Palermo seyn?" fragte der Unbekannte.

Ungefähr in zwei Stunden, wenn der Wind günstig ist.

Der Fremde öffnete auf's neue den Schlag des Wagens, und bot der verschleierten Dame die Hand zum Aussteigen. Man konnte an ihrem schlanken Wuchs und ihrem leichten fliegenden Schritt ein junges Mädchen in ihr erkennen. Giordano, der seinen Zweck nicht außer Augen ließ, warf seinen Mantel leicht über die Schulter, und stellte sich so, daß die Fremde ihm in das Antlitz sehen konnte. Kaum hatte sie ihn erblickt, als sie einen durchdringenden Schrei ausstieß:

„Mein Giordano!" sagte sie, und stürzte, ihrer Sinne nicht mehr mächtig, in die Arme ihres geheimnißvollen Führers.

Hier war kein Zweifel mehr, die Unbekannte war Maria Rosa. Giordano war wüthend vor Zorn, und wollte sie mit Gewalt ihrem Räuber entreißen. Aber dieser gab seinen Dienern Befehl, den jungen Mann zu ergreifen, und er ward überwältigt. Während dem nahm die geheimnißvolle Maske Maria Rosa in den Arm und trug sie in das Schiff.

(Fortsetzung folgt.)

Johann Gottfried von Herder.

(Fortsetzung.)

Wie ein Licht vom Himmel in dunkler Nacht erschien Herdern und seinen Eltern dieser Vorschlag. Ungeachtet er keine Neigung zur Chirurgie hatte, so nahm er doch das Anerbieten des Regimentswundarztes als eine Erlösung aus seinem qualvollen Zustande mit Freuden an, und alle Freunde und Bekannte in Mohrungen nahmen Theil an der für den hoffnungsvollen Jüngling sich eröffnenden, vortheilhaften Aussicht; trugen thätig und nach Vermögen bei, um den jungen H. in reisefertigen Stand zu setzen, und wünschten ihm Glück auf den Weg. Im Vertrauen auf eine unsichtbar fürsorgende Leitung reiste er im Sommer 1762 mit seinem Erretter von Mohrungen ab und sah seine guten Eltern nie wieder.

Welchen Eindruck der Uebergang aus dem armseligen, finstern Mohrungen in die große, volkreiche und gewerbsame Stadt Königsberg auf den gleichsam dem Kerker entronnenen, wißbegierigen, aber beschränkten Jüngling machen mußte, der nun der Erfüllung seiner schönsten Wünsche entgegen ging, läßt sich nur dann recht wahr und lebhaft fühlen, wenn man selbst sich mehr oder weniger in ähnlichen Jugendlagen befunden hat. Je kleiner der Maßstab ist, den man aus seinem häuslichen Leben mit herausbringt in die Welt, desto größer und riesenhafter erscheinen die Gegenstände, welche das körperliche und geistige Auge des Neulings zuerst erblickt.

Sein Befreier und Wohlthäter führte ihn bald nach ihrer Ankunft zu einer anatomischen Sektion, allein H. sank hier vor Grausen in Ohnmacht. — Dieser natürliche Zufall entschied für seine künftige Bestimmung. Es war nicht etwa Verstellung oder nur ein vorübergehender Eindruck, denn auch später konnte er nie bei einer Sektion aushalten, und schon das Sprechen über eine chirurgische Operation erschütterte sein zartes Nervensystem.

Traurig nachdenkend, was nun aus ihm werden sollte, begegnete ihm ein alter Schulfreund, Emmerich; diesem entdeckte er seinen Kummer, seine Abneigung gegen die Wundarzneikunde und seinen Wunsch, bei seinem unveränderlichen Hange zum Studium der Theologie zu bleiben. Emmerich billigte seinen Vorsatz und gab ihm den Rath, sich unverzüglich als Akademiker einschreiben zu lassen. Seine Zweifel, ob er auch wohl hinlängliche Kenntnisse zum Examen haben würde, wußte ihm E. bald zu benehmen, und über seine Besorgniß, daß seine zu 3 Rthlr. 8 ggr. pr. C. bestehende ganze Baarschaft für die Einschreibgebühr kaum hinreichen würde, konnte er ihn mit der Versicherung beruhigen, daß nach Abzug der Inscriptionskosten selbst noch etwas übrig bleiben würde. Nun gingen beide sogleich zum Prorektor, H. bestand das Examen mit großem Lobe und erhielt die gewöhnlichen Zeugnisse über wohlbestandene Prüfung und über die geschehene Aufnahme unter die Zahl der Akademiker.

Der russische Regiments-Chirurg war natürlich über den raschen Entschluß sehr ungehalten, schilderte ihm mit lebhaften Farben das verscherzte Glück, welches er als Arzt in Petersburg hätte machen können, und brachte damit die dürftige Lage eines preußischen Dorfpfarrers, als das höchste erreichbare Ziel seiner neugewählten Laufbahn, in grelle Vergleichung. Allein H. blieb standhaft. Die versprochene Uebersetzung der medizinischen Abhandlung ins Lateinische, womit der Wundarzt Glück zu machen hoffte, wurde noch vor der Trennung gewissenhaft gefertigt und an seinen Wohlthäter abgeliefert, und dieser soll in der Folge auch wirklich damit seine Wünsche erreicht und sich zum Arzt in Petersburg emporgeschwungen haben. — Auch seinen Eltern und dem Diakonus Trescho meldete er unverzüglich seinen veränderten Studienplan, mit dem Beifügen: „daß er zu seinem weitern Unterhalte nichts verlange, sondern durch eigenen Fleiß sich fortzuhelfen getraue!" und er hat redlich Wort gehalten. — Freund E. besorgte ihm eine Wohnung und einige Informationen. Mit einem bisher noch nie gekannten Gefühle innerer Zufriedenheit trat er in sein neugewähltes Verhältniß ein, und sein ganzes Leben hindurch blieb er seinem Freunde und dem Regimentschirurg dankbar für die erwünschte Richtung, die beide seiner künftigen Bestimmung gegeben hatten. Durch Geschenke wohlthätiger Freunde aus Mohrungen hatte sich zwar seine Baarschaft um etwas vermehrt, worüber er die strengste Oekonomie führte; dennoch blieb seine Lage fast ein Jahr lang sehr drückend. Oft erzählte er später den Seinigen, daß er

sich damals manchen Tag nur mit einigen Semmeln hingehalten habe! Die akademischen Vorlesungen besuchte H. sehr fleißig; bei dem berühmten **Kant** hörte er Logik, Metaphysik, Moral, Mathematik und physische Geographie. In dem Hause des Buchhändlers Kanter fand er ebenfalls reiche Nahrung für seine Wißbegierde; Kanter gestattete ihm den Gebrauch der Bücher seines Buchladens und verschaffte ihm durch seine ausgebreitete Bekanntschaft sehr bald viele Gönner und Freunde.

Gegen Ostern 1763 erfolgte H's. Anstellung am Königsberger Friedrichs-Collegium, in welchem er als Aufseher einiger Zöglinge schon einige Zeit freie Wohnung genossen hatte. Durch gründlichen Unterricht (in Geschichte, Philosophie, Mathematik, Latein und selbst Französisch), durch gewissenhafte Amtsführung und bescheidenes Betragen, sowie durch seine öffentlichen Reden, Gelegenheitsgedichte und bisweilige Katechisationen wußte er sich bald eine allgemeine Achtung zu erwerben. Mit einem seiner Mitlehrer, einem sonst gutdenkenden, aber etwas pedantischen Manne, konnte er sich jedoch nicht ganz vertragen; unter andern soll dieser eine Perrücke auf dem Kopfe als nothwendiges Erforderniß für einen tüchtigen Lehrer von ihm verlangt und Herder ihm sein natürliches, schlicht getragenes Haar als wohlfeilere Kopfbedeckung entgegen gehalten haben. — Noch weniger konnte er sich in die damals bei jener Lehranstalt herrschende Frömmelei fügen, die seinen aufrichtigen religiösen Gesinnungen durchaus zuwider war. Die Anstalt, an der er wirkte, führte den Spottnamen: „die **Pietistenherberge**."

Ein Stipendium, das H. als ein geborner Mohrunger von Ostern 1763 an genoß, und die erwähnte Anstellung hatten ihm einige Erleichterung in seiner häuslichen Lage gewährt, und so sehr ihn das Unterrichtertheilen an seinen eigenen Studien verhindern mochte, so verkannte er doch die Vortheile des Selbstlehrens nie, und hielt den Wirkungskreis eines Lehrers über Alles hoch, würdig und folgenreich.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(**Konstanz**, 20. Aug.) Ein in psychologischer Hinsicht merkwürdiger Fall hat sich heute hier zugetragen, dessen Hergang folgender ist: Es war vor ungefähr 18 Jahren, daß ein in dem Kloster Petershausen hier wohnender Geistlicher Nachts von drei Männern, welche ihr Gesicht schwarz gefärbt hatten, in seinem Zimmer überfallen, seiner in 1800 fl. bestehenden Baarschaft beraubt und so mißhandelt wurde, daß er vier Wochen nachher seinen Geist aufgab. Auf seinem Todesbette soll er noch die ihm bekannten Thäter genannt, jedoch gebeten haben, man möge ihnen verzeihen, so wie er ihnen verzeihe. Zwar wurden solche in Untersuchung genommen, man konnte sie jedoch der That nicht überführen, und so wurden sie wieder freigelassen. So kam die Sache in Vergessenheit, bis heute ein hiesiger Stadt-Taglöhner gelegenheitlich eines Kassendiebstahls aus freien Stücken vor Gericht erklärte: „er könne es nicht mehr länger verschweigen, sondern er müsse jetzt erklären, daß er schon längst das Zuchthaus verdient habe, denn er sey einer von denjenigen, welche vor achtzehn Jahren den Raubmord in Petershausen begangen hätten." Zugleich nannte er als Mitschuldigen einen hiesigen Bürger und Küfer, der auch schon heute Abend gefänglich eingezogen wurde. Der Dritte, ein früherer Meßner im Kloster Petershausen, der wahrscheinlich die Anleitung hiezu gegeben, hatte sich schon vor Jahren, ohne Zweifel aus Gewissensbissen, vergiftet. Auf den Ausgang dieser Untersuchung ist hier Alles höchst gespannt.

(**Aschaffenburg**, 16. August.) Das **Liederfest** zu **Wertheim** ist auf den 9. Sept. d. J. festgesetzt. Die Liedertafel zu Wertheim, deren erster Vorstand der Fürst von Löwenstein-Wertheim ist, hat schon längst die freundlichen Einladungen zu diesem Feste ergehen lassen, und den verschiedenen Liedertafeln oder Liederkränzen, die Antheil nehmen wollen, die bestimmten Gesänge zugesendet. — Mit dem pompejanischen **Königsbaue** dahier geht es immer mehr vorwärts, und die Neugierde wird immer reger und die Sehnsucht nach der Vollendung immer größer. — Hier, in Aschaffenburg, leben noch eine Schwiegertochter, zwei Enkel und eine Enkelin Herder's.

Immer wird geklagt, daß die deutsche Bühne mit Uebersetzungen aus dem Französischen überschwemmt und daß an guten deutschen Originalstücken Mangel sey. Wir wollen das Letztere nicht in Abrede stellen; aber was soll man dazu sagen, wenn deutsche Originalstücke, wie **C. von Holtey's** „Hans Jürge" über die Bretter schreiten? Gegen solche Piècen sind jene Uebersetzungen noch immer klassische Werke. **Holtey's** „Hans Jürge" ist ein zu trauriges Machwerk, um eine weitere Besprechung zu verdienen, und der Charakter der Titelrolle gehört in die freilich seltene Species der **edlen Bestien**. Die übrigen Personnagen des Stückes werden von Hrn. **von Holtey** selber als Gänse, Füchse, Bären, Hunde und Esel höchst treffend bezeichnet, und bei der Darstellung solcher Individuen aus dem Thierreich sind keine Lorbeeren zu erwerben. Wenn es Pflicht ist, das **Gute** zu loben, so ist es auch Schuldigkeit, das **Schlechte** zu verwerfen und der Rohheit, die sich breit machen will, entgegen zu treten.

Literatur.

Großes poetisches Sagenbuch des deutschen Volks. Mit erklärenden historischen und geographischen Anmerkungen, herausgegeben von Dr. J. **Günther**. Jena, Druck und Verlag von Friedrich Mauke.

Unser deutsches Vaterland ist unendlich reich an Sagen. Wohin wir wandern, tönen uns aus Ruinen und anderen Denkmalen der Vorzeit wundervolle Mährchen entgegen, die oftmals unser Herz mit einem lieblichen Zauber umstricken. Jeder Strich unseres Vaterlandes hat seine eigenthümlichen Sagen, die dem Boden entsprechen, dem sie entsprossen. Die Sagen des Rheines, wie verschieden sind sie von denen aus Schwaben, und diese wieder welch einen ganz andern Charakter haben sie, als die des Riesengebirges. Dessenungeachtet haben alle ein Gemeinschaftliches; ich möchte sagen, in allen erkennt man das deutsche Element; und so ist es gewiß ein schönes Unternehmen, wenn sich ein dazu Befähigter Zeit und Mühe nimmt, die verschiedenen Sagen zu sammeln und sie in Einem Werke zu einem Gemeingute unseres Volkes zu machen. Der Werth einer solchen Sammlung ist groß und Ludwig Bechstein hat Recht, wenn er sagt:

„Die Sage erfreut, erheitert, erhebt, rührt nicht allein das Volk, sondern ist ihm auch eine Lehrerin, eine Warnerin, eine Trösterin durch die Macht des Beispiels und geht forterbend mit seiner traditionellen Spruch- und Gleichnißweisheit Hand in Hand." Wir können daher dem Unternehmer nur wünschen, daß seine Bemühungen mit dem Erfolge gekrönt werden möchten, den sie verdienen. Zwei Hefte des auf vorläufig 8 Bände berechneten Werkes liegen uns vor. Vier solcher Hefte oder Lieferungen werden einen Band bilden, dem ein doppeltes Register, ein nach den Ländern und ein nach den Schriftstellern geordnetes, beigegeben wird, so daß man dadurch das große Ganze leicht zu übersehen vermag. Mit Geschmack und Umsicht hat Hr. Dr. Günther in diesen beiden ersten Lieferungen die verschiedenartigsten Sagen gewählt und zusammengestellt. Die berühmtesten Namen unserer Sagendichter wird der Leser finden und mit Wohlgefallen bei ihren reizenden Dichtungen weilen. Mitunter kommen auch noch ungedruckte Gedichte zum Vorscheine, so daß sowohl an Mannichfaltigkeit des Stoffes, wie der Dichter kein Mangel ist. Wenn Hr. Günther, was wir mit Recht erwarten können, in dem Geiste, wie er angefangen hat, zu wählen fortfährt, wenn er nur das Beste und Bessere, was unsere Dichter geschaffen, in seinem Werke aufnimmt, so kann es nicht fehlen, daß wir uns in dieser Sammlung eines nicht nur unterhaltenden, sondern auch belehrenden Werkes zu erfreuen haben. Was Druck und Papier betrifft, so gereichen sie dem Buche und der Verlagshandlung zur Ehre und wir schließen unsern Bericht mit dem Wunsche, daß dieses vaterländische Unternehmen einen schönen und erfreulichen Fortgang haben möge!

K.....

Korrespondenz.

Baden, 22. August.

Der gestrige „Beobachter", eine Beigabe des „Badeblattes", des ältesten und unstreitig auch des besten und witzigsten, wenn auch anspruchsvollsten der drei hier erscheinenden Blätter, spricht von einem „Museum von lebenden Bildsäulen und Bildern", das sich hier eingestellt habe. Er sagt bei dieser Gelegenheit: „In dem nüchternen Norden des deutschen Vaterlandes hat man hier und da sich veranlaßt gesehen, um der Sitte und dem Wohlstand zu Gefallen zu leben, solche Expositionen lebendiger Frauenleiber zu verbieten. An andern Orten hat man sie nur unter der Bedingung eines pyramidalen Eingangspreises erlaubt, welche Erlaubniß alten und jungen Herren von Stand und Vermögen das Pläsir verschaffte, ihren blasirten plastischen Sinn wieder an lebenswarmen, zur Antike dressirten Formen zu erfrischen. Wir sind begierig, zu sehen, welche Geschäfte der Unternehmer dieses femininen Institutes hier machen wird."

Vom badischen Mittelrhein, 24. August.

Das Fest Erwin's von Steinbach, des größten deutschen Baukünstlers, das darum auch vor vielen andern als Nationalfest gefeiert werden dürfte, rückt heran; zur feierlichen Enthüllung des von dem Bildhauer Friedrich gefertigten und gestifteten Denkmals zu Steinbach ist der 29. dieses Monats, das Geburtsfest unseres Großherzogs, gewählt worden, wobei sich, wenn das Wetter nur halbwegs günstig ist, gewiß Tausende einfinden werden, angezogen durch die Leichtigkeit der Reise, da Steinbach eine Eisenbahnstation etwa auf der Mitte des Weges von Karlsruhe nach Straßburg ist. Folgendes ist das Programm über die Feier, das mir so eben mitgetheilt wird. 1) Vorabend und Morgen des Festes werden durch Musik, Glockengeläute und Böllerschüsse verkündet. 2) Um 8 Uhr versammeln sich die Theilnehmer des Festzugs am Schulhause, von wo aus sich um 9 Uhr der Zug in folgender Ordnung zum feierlichen Gottesdienst in die Kirche begibt: die reifere Schuljugend; die jüngeren Bürger des Kirchspiels; die Instrumentalmusik; der Sängerchor; die Bauzunft; der landesherrliche Commissär; die Bezirksbehörden; das Festcomité und der Gemeinderath; die übrigen Zünfte mit ihren Fahnen; die Landwirthe der zum Kirchspiel gehörigen Gemeinden mit ihren Bürgermeistern an der Spitze. 3) Nach beendigtem Gottesdienst Huldigung der jungen Steinbacher Bürger und Zug in der früheren Ordnung durch die Stadt zum Erwinsplatze. 4) Aufstellung der Schuljugend, Musik, Sängerchor und Bauzunft zu beiden Seiten des Denkmals; vor demselben die Bezirksbeamten, die geladenen Gäste, hinter diesen die Zünfte und Bürger. 5) Gesang eines Männerchors. 6) Auf geschehene Begrüßung durch den landesherrlichen Commissär erfolgt die Enthüllung und Uebergabe des Denkmals durch den Stifter und Erbauer desselben. 7) Hierauf der Vortrag der Festrede und eines Festliedes. 8) Rückkehr vom Erwinsplatze zum Schulhaus in der oben angegebenen Ordnung, wo Schuljugend und Musik sich aufstellen, der übrige Zug sich aber weiter zum Rathhause begibt. 9) Den Schluß des Festes bildet Abends eine Beleuchtung des Erwinsplatzes und der Stadt. — Wie ich höre, wird es dem Feste auch nicht an einer würdigen Fest- oder Gelegenheitsschrift fehlen, indem aus der Feder des bekannten Dr. Joseph Bader eine Schrift unter dem Titel: „Meister Erwin von Steinbach und seine Heimath" unter der Presse seyn soll. Man versichert ferner, ohne daß ich es indeß verbürgen möchte, es sey von einem Verehrer des großen Erwin dessen Schädel zur Einmauerung im Denkmal angeboten, dieses Geschenk jedoch abgelehnt worden, wahrscheinlich weil man einige Zweifel in die Aechtheit des fraglichen Schädels setzen mochte und sich vielleicht dadurch lächerlich zu machen fürchtete.

Erklärung.

Der Verfasser der beiden Artikel aus Bensheim in Nro. 151 und 168 der Didaskalia von diesem Jahr erklärt: 1) Ich habe — jedoch nicht aus böslicher Absicht, sondern getäuscht durch die irrigen Angaben meines Gewährsmannes — die Thatsachen unbewußt unrichtig dargestellt, indem sich der Verlauf der Sache, wie ich nunmehr erfahren habe, so verhalten soll, wie er in der Erklärung des Sohnes des Verstorbenen angegeben ist. 2) Die Behauptung, als sey die Erklärung des Sohnes bei einem Glase Wein erschlichen worden, wird demnach als unwahr zurückgenommen. 3) War es nicht meine Absicht, durch meine Bemerkung über katholische Religionsgebräuche Jemand zu kränken, und es thut mir leid, wenn ich durch meine Aeußerung ein katholisches Gemüth verletzt haben sollte.

—7—

Das Konzert des Liederkranzes

zum Besten der Mozartstiftung wird Donnerstag den 29. d. M., oder bei an diesem Tage ungünstiger Witterung Freitag den 30. stattfinden. Näheres besagen die bereits ausgegebenen Programme.

Einen Gulden von der Redaction dieses Blattes an Unterstützung von J. L. B. S. mit dem Motto: „Wenig mit Liebe" erhalten zu haben, bescheinigt

Fulda, 7. Mai 1844. Barbara Scheling, Wittwe.

Mainwasser-Wärme.

Dienstag, 27. August, Abends: 14 Grad. W. Gerlach.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 28. August. Der Sohn der Wildniß. Drama in 5 Abth., von Fr. Halm.

Donnerstag, 29. August. Der Wildschütz, oder: Die Stimme der Natur, komische Oper in 3 Abth., Musik von Lortzing.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 240. Freitag, den 30. August 1844.

Des Malers Töchter.

Nach Hipp. Etiennez.

(Fortsetzung.)

Giordano war der Verzweiflung nahe; er schrie, er riß sich die Haare aus, und machte sich bittere Vorwürfe, daß er so feig, so schwach, so undankbar war.

Er mußte sehen, wie das leichte Fahrzeug mit vollen Segeln sein höchstes Gut davon trug. Seiner heftigen Leidenschaft suchte er indessen Meister zu werden; denn er sah ein, daß er nur durch ruhiges Handeln zu seinem Ziel gelangen könne. Er hatte noch einige Thaler, die bot er sogleich einem Schiffer an.

„Meister," sagte er auf sicilianisch, „dieses ist mein ganzer Reichthum, Alles soll Euer seyn, wenn Ihr mich vor dem Ruderschiff, das so eben abfuhr, nach Palermo bringen könnt."

Der Schiffer versprach es, und im andern Moment schon setzte Giordano dem Entführer seiner geliebten Braut nach.

Nach und nach hüllten die Abendnebel das verfolgte Fahrzeug in ihren dichten Schleier ein, bis es allmählig ihren Blicken entschwand. Giordano stand sinnend an dem Mastbaum, er bemerkte kaum die Spitze seines eigenen Fahrzeugs. Als er aber das Schiff nicht mehr erblickte, fiel er erschöpft auf die Barke zurück.

Mit Tagesanbruch waren sie in Palermo. Giordano sprang an's Ufer, und suchte mit wahrer Todesangst unter den vielen Fahrzeugen das Ruderschiff. Er fand es nicht. Von den Matrosen erfuhr er, daß vor einer Stunde zwar ein Schiff angekommen, und zwei Fremde ausgestiegen seyen, die ihre Schritte sogleich nach der Stadt gelenkt hätten, daß aber das Ruderschiff unverzüglich wieder abgesegelt sey.

Giordano verfolgte ihre Spur; er ging durch die bekannte Porta-Felice, das einzige Eingangsthor in Palermo von der Hafenseite.

In der frühen Tagesstunde lag Palermo noch in tiefem Schlummer. Die Häuser waren verschlossen, die Straßen still und einsam. Giordano durchlief die Stadt nach allen Richtungen; sein Blick war zerstört, er lauschte nach allen Seiten hin, sein Kopf brannte, er kam immer wieder auf dieselbe Stelle zurück, ohne sich Ruhe zu gönnen. Alle seine Nachforschungen waren vergebens. Von Müdigkeit überwältigt, die Verzweiflung im Herzen, sah er sich genöthigt, seine Nachforschungen aufzugeben; er hoffte, der Zufall würde ihm seine Geliebte wieder in die Arme führen.

Maria Rosa war schon nicht mehr in Palermo. Als sie gelandet hatten, wandte sie sich flehend zu ihrem Begleiter:

„Ich beschwöre Sie in des Himmels Namen, Signor! sagen Sie mir: wo wollen Sie mich hinbringen? was soll aus mir werden?"

Und der geheimnißvolle Fremde brach zum ersten Mal das Schweigen, das er auf der ganzen Reise beobachtet hatte.

„Signorina," sagte er, „befürchten Sie Nichts. Ich werde Sie an einen Ort bringen, wo Sie vor jeder Gefahr gesichert sind. Sie werden bald eine Person sehen, die Ihrer Achtung und Zärtlichkeit würdig ist."

Das junge Mädchen ward beruhigter, und sah ein, daß hier kein Widerstand zu leisten sey; sie folgte also ihrem Begleiter, ohne ein Wort zu reden.

Dieser führte sie durch die Straße del Cassaro durch die Porta Nuova in's Freie.

Es kann keine Stadt reizender in Lage und Umgebung seyn, als Palermo. Die Berge, die es umgeben, sind mit Aloe und Cactus übersäet, die in der Sonne den Reichthum ihrer Vegetation entfalten. Die Palmen, das Bambusrohr wiegen in den Lüften ihre grünen Wipfel; das herrliche Laub der Orangen, die glatten Zweige der Oliven, das breite Blatt der Traube, der belaubte Stiel des rothen Lorbeerbaumes bieten von allen Seiten den herrlichsten, entzückendsten Anblick dar.

Diese prachtvolle Erscheinung verfehlte nicht, wohlthätig auf das traurige Gemüth des jungen Mädchens zu wirken. Ihre Seele, die durch Kummer und Schmerz darnieder gedrückt war, erhob sich wieder in dieser reichen und duftenden Natur. Trotz ihrer jungfräulichen Bescheidenheit, war ihre Neugierde auf's höchste gespannt auf das glänzende geheimnißvolle Loos, das ihr verheißen worden war.

Endlich gelangten sie an ein großes Gebäude, das Maria Rosa sogleich für ein Kloster erkannte. Dieser Anblick beruhigte sie vollkommen. Der Edelmann zog die Schelle, und ließ sich sogleich zu der Oberin führen. Er überreichte ihr einen Brief, den sie schnell durchlief, und darauf einen bedeutungsvollen Blick auf Maria Rosa warf.

Darauf sagte sie kalt: „Signor! die Befehle Ihrer königlichen Hoheit sollen vollführt werden."

Sie wandte sich an das junge Mädchen, das über das

Wort königliche Hoheit in Erstaunen gerieth, und bat sie, ihr zu folgen.

Maria Rosa und der Unbekannte gehorchten. Die Aebtissin führte sie in den entlegensten Theil des Klosters, öffnete eine Thüre, und bat das junge Mädchen, einzutreten.

„Signora, hier ist Ihre Zelle."

Maria Rosa warf einen staunenden Blick auf den düstern Aufenthalt, den man ihr anwies; ihr Begleiter bemerkte es, und sagte zu ihr:

„Sie sehen, Signorina, daß ich Sie nicht hintergangen habe. Gedulden Sie sich noch ein wenig; hüten Sie sich aber, irgend einer Person Ihr Reiseabenteuer mitzutheilen, sonst ist Alles verloren. Er grüßte sie achtungsvoll, und entfernte sich mit der Oberin, nachdem er die Thüre der Zelle sorgfältig verschlossen hatte.

Als er das Kloster verlassen, warf er die Maske von sich, und Niemand wird daran zweifeln, daß es der Herzog von Matalone war. Don Juan wollte sich keiner Gefahr aussetzen, und überließ Maria Rosa's Entführung dem Herzog, dem sie ganz nach Wunsch gelungen ist.

Der Herzog kehrte augenblicklich in die Stadt zurück. Er verfügte sich in die Straße Pretorienne, da hatte sich Sabina in ein schönes Haus zurückgezogen, nachdem sie von Don Juan so unwürdig behandelt worden war. Der Besuch des Edelmannes überraschte sie. Dieser ergriff ihre Hand und sagte:

„Senora, bis jetzt haben Sie an meiner Ergebenheit gezweifelt; ich gebe Ihnen jetzt einen Beweis davon, der mir das Leben kosten kann."

(Fortsetzung folgt.)

Johann Gottfried von Herder.

(Fortsetzung.)

Während eines beinahe zweijährigen Aufenthaltes zu Königsberg genoß Herder allgemeine Liebe und Anerkennung. Mehrere angesehene und gebildete Familien zogen ihn in ihre Gesellschaften, und diese ehrenvolle Auszeichnung mußte auf den Mohrungischen scheuen Jüngling sehr vortheilhaft wirken. Trescho schreibt hierüber: „Im Jahr 1764 besuchte ich Königsberg und Herder eilte mir froh entgegen. Welch' ein ganz anderer Jüngling! Nur wenig Spuren von Scheu und Blödigkeit im Sprechen. Von seinem Fleiß und guten Sitten erhielt ich die rühmlichsten Zeugnisse. Umgang mit feineren Menschen hatte so mild und wohlthätig auf ihn gewirkt, daß er für die große Welt gemacht dastand. Auch die höfische, hochverfeinte, freimüthig unbefangene, in Blick und Sprache ungenirte Lebensmanier stand ihm später zu Gebote, wenn Ort und Umstände sie erforderten. Aber dies junge Genie erhielt gleich beinahe zu viele Bewunderer und Schmeichler, und Dank sey seiner Festigkeit, daß er nicht dadurch verdorben ward."

In Königsberg schloß H. mit mehreren edlen Jünglingen eine reine Freundschaft; am meisten sympathisirte er aber mit Hamann, in welchem er ein mitempfindendes, für alles Große und Gute glühende Herz und einen mit den Weltverhältnissen vertrauten, an Geist und Gemüth reichen Genius gefunden hatte.

Während seines Aufenthaltes zu Königsberg starb sein Vater und hinterließ seiner Familie ein kleines Haus mit einigen Güterstücken. Das Einzige, was damals der arme Sohn der verlassenen geliebten Mutter bieten konnte, war dieses sein spärliches, väterliches Erbtheil, das er ihr zum einstweiligen Unterhalte überließ. In der Folge konnte er die gute Mutter kräftiger unterstützen.

Im Spätjahre 1764 erhielt H. durch Vermittelung seiner Freunde den Ruf als Collaborator an der Domschule zu Riga. Als Lehrer und Prediger gewann er bald Aller Herzen. Ueber seinen Unterricht war in Riga, wie früher in Königsberg, nur Eine Stimme des Beifalls, die nach vielen Jahren noch ihm schriftlich und mündlich nachhallte. Mit wahrer Religiosität wußte er in seinen Predigten Geist und Herz zu beleben und zu befriedigen, zur Ausübung jeder Tugend, zur Liebe zu Gott und den Menschen aufzumuntern und das Gefühl der Unsterblichkeit zu erwecken. Diese Gegenstände, vorgetragen mit seiner seelenvollen Beredtsamkeit, mit dem Schmucke jugendlicher Phantasie, in wohlklingender, anmuthiger und gefühlvoller Sprache, ergriffen unwiderstehlich das Herz. — In einer Zeitschrift vom Jahr 1806 sagt Jemand, der ihn in Weimar oft predigen hörte: „Herder's ausdrucksvolles, feines, durchaus sprechendes Gesicht, seine klaren, sprechenden und lieblichen Augen, das Edle und Schöne seiner Haltung und seines Anstandes, der wohlwollende Ton seiner Stimme erhöhten den Eindruck, den der Inhalt seiner Predigten machte."

Freundschaft und Geselligkeit vermehrten und beförderten den Aufschwung seines Talents, das allgemeine Bewunderung erregte. Seine reinen Sitten, sein edler Charakter, sein scharfes Gefühl für Recht und Wahrheit, für das Schöne und Wohlanständige, sein zartes Mitgefühl bei Anderer Leiden, seine geistvolle Laune im Umgange, mit heiterem Ernste gemischt, erwarben ihm Liebe und Hochachtung. Riga's gefällige Bewohner suchten ihm, als dem Freunde und Lehrer ihrer Kinder, als treuem Theilnehmer ihres moralischen und häuslichen Wohlstandes, das Leben angenehm zu machen, und in nie getrübten Verhältnissen genoß er $4^1/_2$ Jahr hindurch dieses beneidenswerthe Glück. Hier fand Herder noch die schönen Reste jenes hanseatischen Gemeingeistes (common spirit der Engländer), der seine Grundsätze über bürgerliche und Staatsverhältnisse noch mehr befestigte. Die Handelswelt, wie sie damals noch in Riga mit unbeengter Freiheit und mit einer gewissen Liberalität ihre Geschäfte betreiben konnte, mußte seine Lebensansichten erweitern, seine Ideen über bürgerliche Freiheit und über das wohlthätige Wirken dafür erhöhen. Unter Kaufleuten fand der Fremde hier seinen ersten Eintritt in die Gesellschaft und unter ihnen seine ersten Freunde. Ueber den Grad seiner Theilnahme an den Arbeiten der Freimaurer, in deren Orden er 1766 aufgenommen wurde, enthalten wir uns als Nichtmaurer aller Erörterungen und bemerken bloß, daß uns nach genauem Vergleiche der Nachrichten, welche wir in dieser Hinsicht von und über ihn besitzen, sein Verhalten in Betreff dieses Bundes eben so klug als ehrenwerth erschienen ist.

In die Zeit seines Aufenthaltes zu Riga fällt auch die Herausgabe seiner ersten Schriften, z. B. der Fragmente über die neue deutsche Literatur, durch welche er sich an Winkelmann, Lessing ꝛc. würdige Freunde erwarb, aber auch an Klotz, selbst an Schlözer ꝛc. heftige Gegner zuzog.

So wohlthätig im Allgemeinen diese glückliche Lebenspe-

riode, gleichsam sein goldenes Zeitalter, auf seine feurige gefühlvolle Seele, so wie auf seine körperliche Gesundheit wirkte, so konnte dennoch der Aufenthalt in Riga diesem aufstrebenden Riesengeiste nicht genügen. Der Gebrauch einer großen Bibliothek und der Umgang mit eigentlichen und ausgezeichneten Gelehrten war das Einzige, für ihn Unentbehrlichste, was er in Riga vermißte. Um zugleich allen den Aergernissen, welche ihm in Folge seiner Schriften von seinen Gegnern durch anonyme Briefe und selbst durch pöbelhafte Ausfälle und Beschuldigungen bereitet wurden, zu entgehen, entschloß er sich rasch, den lange vorbereiteten Plan auszuführen und eine Reise ins Ausland zu unternehmen. Sein Hauptzweck dabei war, die besten Erziehungsanstalten und gelehrten Institute in Frankreich, Holland und Deutschland kennen zu lernen und wo möglich auch Italien zu sehen, bei seiner Rückkehr aber ein liefländisches National-Erziehungs-Institut, unterstützt von der dortigen Regierung und seinem Gönner, dem Gouverneur von Campenhausen, zu errichten. Herder sagt selbst in einem Briefe an seine nachherige Gattin: „Geliebt von Stadt und Gemeinde, angebetet von meinen Freunden und einer Anzahl von Jünglingen, die mich für ihren Christus hielten, der Günstling des Gouvernements und der Ritterschaft, die mich zu großen Ab- und Aussichten bestimmten, ging ich demungeachtet vom Gipfel dieses Beifalls, taub zu allen Vorschlägen, unter Thränen Aller, die mich kannten, weg, da mir mein Genius unwiderstehlich zurief: „Nütze Deine Zeit und blicke in die Welt! — Und noch hat es mich keinen Augenblick gereut!" In der Zeit vom Juni 1769 bis zum Frühling 1770 machte er die Reise zur See nach Nantes, von da nach Paris, Brüssel, Antwerpen, Haag, Amsterdam und Leyden, und über Hamburg nach Kiel und Eutin. Auf der See blieb er von der eigentlichen Seekrankheit frei, und die großen Gegenstände von Meer und Himmel; das einzige Schauspiel der auf- und niedergehenden Sonne zur See; die Nächte; die electrisch funkelnden Meereswellen; der Sternenhimmel, der Mond; Regen, Ungewitter; Gefahr — Alles wirkte und groß und mächtig auf seine empfängliche Seele. Diese Reise und Italien waren ihm das Merkwürdigste, nach der Größe des Eindrucks auf sein Gemüth. Hier auf dem Schiffe, an der Seite eines Freundes, überdachte er Vergangenheit und Zukunft und entwarf Pläne seines künftigen Lebens.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

In neuester Zeit faßte der Stadtmagistrat von Straubing den dankenswerthen Entschluß, ein Porträt der Agnes Bernauerin anfertigen und in der nach ihr genannten Kapelle aufhängen zu lassen. Es ist von dem Maler Christoph Adam Stössel in Schweinfurt gemalt. Um die Züge der durch ihre Schönheit ausgezeichneten Frau in entsprechender Aehnlichkeit wiedergeben zu können, benützte der Künstler ältere Bildnisse.

Unser alter wackerer E. M. Arndt, der Greis in jugendlicher Kraft und Frische, hat sich ein Mal wieder schriftstellerisch vernehmen lassen. Er ist ausgezogen von Godesberg, dem herrlichen Punkte am Rhein, und ist nach allen Richtungen hin durch das Land und auch durch seine Geschichte der ältern und neuern Zeit gewandert. Was er so beobachtet und erfahren, hat er niedergeschrieben in freundlichst ansprechender Form in einem so eben in Bonn (bei E. Weber) erschienenen Büchlein von 431 Seiten. Es führt die Aufschrift: „Wanderungen aus und um Godesberg, von E. M. Arndt." Wer nach solchem Titel ein gewöhnliches Reisehandbuch erwarten möchte, wie sie die Presse zum Bedarf der Touristen jährlich in ergiebiger Fülle gebiert, dem rathen wir, das Buch mit dem gelben Umschlag näher kennen zu lernen. Er möchte vielleicht angenehm überrascht werden. Arndt's Worte sind immer lebendig und eindringend — und vor Allem immer deutsch; die Blumen des Rheines kennt er, und weiß sie in seiner eigenthümlichen, aber tüchtigen und überall ehrlich gemeinten Weise zu würdigen.

(Berlin, 20. Aug.) Es sind hier auch Versuche mit dem vom Werkführer Wiggert auf der Schwarz'schen Bleiche bei Magdeburg erfundenen neuen Material zum Dachdecken angestellt worden, deren Resultat im Allgemeinen sehr günstig ausfiel. Nach näherer Erkundigung besteht diese neue Dachdeckung aus einer Art Steinpappe, die weder die Nässe durchläßt, noch vom Feuer verzehrt wird. Sie wird in großen Tafeln zuerst in Oel getränkt, dann auf beiden Seiten mit einer andern vom Wasser undurchdringlichen Masse überzogen, und zuletzt mit Steinmehl einkrustirt. Bei der Anwendung werden die Enden der Tafeln übereinander gelegt, mit verzinnten Nägeln befestigt, und die Fugen dann mit einem dauerhaften Kitt verstrichen. Der Quadratfuß solcher Steinpappe soll roh 2½ Sgr. und in einer fertigen Bedachung 2½ — 3 Sgr. kosten. Vorzüglich hält man sie zum Ersatz schlechter Dorn'scher Dächer geeignet.

Das Comité des norddeutschen Musikvereins und Preisinstituts in Hamburg macht bekannt, daß unter den eingesandten Preiscompositionsgedichten ein Gedicht des Hrn. Cand. B. Ernst in Bremen: „Wo ist des Rheines Hort", den Preis von 6 Dukaten erhalten habe. Außerdem eines von Emanuel Geibel. Beide Gedichte scheinen sich, heißt es, als einfache, wohllautende, sangbare und zugleich dichterisch empfangene Lieder den Preis streitig zu machen.

So viel man hört, geht die bayerische Regierung damit um, im ganzen Lande für die Protestanten und Katholiken besondere Kirchhöfe anzulegen. In München finden bereits ernstliche Verhandlungen statt, um die Protestanten von der ferneren Benutzung des bisher allen christlichen Confessionen gemeinsamen Gottesackers auszuschließen. Sie sollen sich einen besonderen Friedhof anlegen. (Dorfz.)

(Magdeburg, 20. August.) Am 17. und 18. August ist hier ein großes heiteres Turnfest von etwa 300 fremden und 800 einheimischen Turnern gefeiert worden, zu dem selbst aus Hannover Theilnehmer erschienen waren. Der Oberpräsident der Provinz war bei den Spielen zugegen, und bewies dadurch den Turnern seine wohlwollende Theilnahme.

Der ehrenwerthe Senat in Hamburg hat es mit Recht nicht gestattet, daß die Mad. Weiß aus Wien ihr Kinder-

ballet im Theater aufführe. Es ist nicht zu billigen, daß irgend eine Obrigkeit einer Frau erlaubt, mit einer Schaar Kinder in der Welt herum zu ziehen, welche gewissenlose Eltern zum Dressiren hergegeben haben. Die Kinder erhalten keinen Schulunterricht, werden zu einer brodlosen Kunst abgerichtet wie die Affen und Hunde, und gerathen im Alter in Noth und Dürftigkeit.

Es geschehen gegenwärtig wunderbare Zeichen. Nach dem „Schwäbischen Merkur" ist in Litthauen ein neuer Messias in der Person eines gewissen Towansky aufgestanden und in Würtemberg auf dem rothen Berg ist dem Nachtwächter ein Männlein begegnet, welches ihn aufforderte, 48 zu rufen, und als er's that, hat der arme Mann am Himmel eine vollkommene Türken-Schlacht — der Krieg mit den Türken soll im nächsten Jahre ausbrechen — und unter seinen Füßen Ströme Blutes gesehen.

(Wiesbaden.) Samstag, den 31. August d. J., wird der bekannte Violinvirtuose Alexander Boucher, Musikdirektor und Ehrenmitglied mehrerer Akademien, im Kursaal ein großes Konzert veranstalten.

Korrespondenz.

Nürnberg, 27. August.

Eröffnung der Eisenbahn nach Bamberg.

Durch das angestrengteste Arbeiten gelang es, dem Wunsch des Königs nachzukommen und die Bahnstrecke nach Bamberg bis zum 25. August, dem Geburtstag Sr. Maj., befahrbar zu machen. Referenten ward Gelegenheit gegeben, drei Tage zuvor an einer der Probefahrten Theil zu nehmen und er war beinahe genöthigt, an Wunder zu glauben, da zehn Wochen zuvor nicht nur noch nicht mit dem Schienenlegen begonnen, sondern auch der Bau der Uebergangswege, Brücken und Dämme erst in Arbeit genommen worden war. Dies Alles wurde in der kürzesten Zeit und, wie der Anschein zeigt, auf die beste und dauerhafteste Weise vollendet. Deshalb gab es am 25. ein freudiges Regen und Bewegen nach dem Frauenthore, denn der Nürnberger fehlt nie, wenn seiner Schaulust Stoff zur Unterhaltung geboten ist, und wenn er sich auch an den dürftig und nur einzeln geschmückten Häusern der zunächst dem Thore liegenden Straßen nicht sonderlich erbauen konnte, so fand er doch in den theilweise fertigen und stattlich aufgeputzten Bauten des Bahnhofes, so wie an den mit Emblemen der betheiligten Handwerker sinnreich geschmückten Pyramiden beim Ausgange der Bahn aus dem Hofe einstweiligen Stoff zur Beschauung und gemüthlichen Kurzweil. Um $6^1/_2$ erschien der königl. Kommissär, Finanzminister Graf v. Seinsheim, von den höheren Militär- und Civilbeamten gefolgt und von dem patriotischen: God save the King! rauschend empfangen, in dem Bahnhof, bis zu welchem das Landwehrregiment Spaliere gebildet hatte. In einem der vollendeten, mit den Wappen der größten baierischen Städte, so wie mit den baierischen und sächsischen Landesfarben reich decorirten Gebäude machte der k. Kommissär die versammelten Geladenen in einer kräftigen Rede auf die Wichtigkeit der zu eröffnenden Bahn aufmerksam, welche erst dann ihre volle Bedeutung erhalten werde, wenn sie im Norden mit der sächsischen Bahn, im Westen mit Frankfurt und dem Rheine verbunden sey u. s. w. Alsdann bestiegen die Theilnehmer die festlich geschmückten Waggons, von der Bavaria geführt und den schmetternden Klängen der Musik des hiesigen Infanterieregiments „Erbgroßherzog von Hessen" begleitet. Die Saxonia führte etwa nach einer Viertelstunde einen zweiten Zug, worauf die bei dem Bau beschäftigten Arbeitsleute und die Gewerbe mit ihren Fahnen Platz genommen hatten. In der Nähe von Fürth, wo die Nordbahn die Nürnberg-Fürther durchkreuzt, war eine Ehrenpforte errichtet, auf dem dicht vorbei laufenden Kanale flaggten einige Schiffe und der Bahnzug mit den Vorständen der Ludwigsbahn und der Fürther Deputation bewegte sich langsam heran. Während der k. Kommissär den Direktor derselben zu sich einladen ließ, bestiegen auch die übrigen Geladenen die Waggons und nun ging es im Fluge nach Erlangen, wo eben so die Landwehr mit ihrer Musik die Ankommenden empfing und die städtische Deputation an der Weiterfahrt Theil nahm. Von allen benachbarten Dörfern und Flecken waren Schaaren von geschmückten Landleuten herbeigeströmt, die Vorbeifahrenden mit Jubel zu begrüßen; in Baiersdorf streuten Mädchen, in die Landesfarben gekleidet, Blumen und die Schuljugend sang das Nationallied. In Forchheim, in Hirschhaid, bei der Ankunft in Bamberg dieselben Festivitäten. Nach einem dort abgehaltenen Dejeuner und Gottesdienst kehrten um 2 Uhr die sämmtlichen Theilnehmer, von der Bamberger Deputation begleitet, hieher zurück, worauf ein Diner im baierischen Hof und des Abends ein Festball im Museum die Feierlichkeiten beschloß. Die ganze Strecke wurde hin und zurück, mit dem Aufenthalt bei den verschiedenen Stationen, in vier Stunden zurückgelegt. — Betrachtet man die Folgen dieses Unternehmens, so sind sie oder werden nach Vollendung der ganzen Bahn für Nürnberg von außerordentlicher Wichtigkeit. Nürnberg wird den Standpunkt wieder einnehmen, den es seiner Lage nach verdient, sein Handel wird sich glänzender als je beleben, seine gesunkene Industrie sich von neuem erheben. Durch den Kanal mit dem schwarzen Meere und der Nordsee, durch die Eisenbahnen mit der Schweiz und dem entferntesten Norden Deutschlands auf's engste verbunden, wird seinen Produkten ein schneller und billiger Weg nach allen Ländern Europa's und der anderen Erdtheile eröffnet und in seine Mauern der Wohlstand zurückkehren, der in den letzten Decennien, theils durch widrige Verhältnisse im Innern, theils durch überhäufte Concurrenz von außen, sehr im Abnehmen begriffen gewesen ist. M.

Weimar, im August.

Martersteig's Gemälde: „die Uebergabe von Breisach", welches er im Auftrage des hiesigen Bernhardsvereines angefertigt hat, war hier mehrere Tage öffentlich ausgestellt und hat die Feuerprobe gut bestanden. Daß dabei auch Tadler nicht müde wurden, die verborgenen Mängel aufzudecken, ist bei einem Werke dieser Art leicht zu erklären. Hoffentlich wird der Künstler sich dadurch nicht irre machen lassen, eine Bahn zu verfolgen, die ihn sicherlich zum Ziele führen wird — Um die Menge der Hunde, durch welche schon so oft Unglücksfälle herbeigeführt wurden, zu vermindern, soll vom nächsten Jahre ab jedem Eigenthümer eines solchen Thieres eine jährliche Steuer von 5 Thalern auferlegt werden. Bis jetzt betrug dieselbe nur einen Speciesthaler jährlich.

Mainwasser-Wärme.

Mittwoch, 28. August, Abends: 14 Grad. W. Gerlach.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 29. August. Der Wildschütz, oder: Die Stimme der Natur, komische Oper in 3 Abth., Musik von Lortzing.

Freitag, 30. August. Der Vicomte von Létorières, oder: die Kunst, zu gefallen, Lustspiel in 3 Abth., frei nach Bayard, von Carl Blum. Hierauf folgt: Fritz, Ziethen und Schwerin, dramatische Scene in 1 Act, von L. Schneider.

Sonntag, 1. Sept. (Zum Erstenmale): Die Sirene, romantisch-komische Oper in 3 Abth., von Scribe, Musik von Auber. Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 241. Samstag den 31. August 1844.

Des Malers Töchter.

Nach Hipp. Etiennez.

(Fortsetzung.)

Matalone liebte die Marquisin schon seit langer Zeit, diese aber wies hartnäckig seine Huldigungen zurück. Er war überzeugt, daß Sabina's Liebe für den Prinzen das einzige Hinderniß sey, was sich seinen Wünschen in den Weg stellte, und suchte deshalb mit Gewalt dieses Bündniß zu lösen. Don Juan's leichtsinniger Charakter und Sabina's unversöhnliche Eifersucht sollten sein Vorhaben begünstigen. Sabina verstand den Edelmann nicht; sie sah ihn verwundert an, und lauschte seinen Worten.

„Senora!" sagte er ihr theilnehmend, „Sie haben eine Nebenbuhlerin."

„Eine Nebenbuhlerin!" rief sie im höchsten Zorn aus ... alle Hoffnung ist also verloren? ..."

„Leider, ja!"

„Ach, dieserwegen wollte er mich von Neapel entfernen!... Und sollte ich dem Zorne meines Gemahls preisgegeben seyn, ich eile zurück, und dieses Mal will ich mich fürchterlich rächen."

„Dieses ist unnöthig," sagte der Herzog; „Ihre Nebenbuhlerin ist hier."

„In Palermo?"

„Ich habe sie in das Kloster Porta Nuova gebracht, wo Don Juan sie bald besuchen wird."

„Es ist unglaublich!"

„Nicht doch," nahm Matalone das Wort, „der Prinz fürchtet Sie. Sie können mit jedem Augenblick nach Neapel zurück kommen, er will dies verhindern, und Sie hier besuchen."

Die junge Frau war außer sich, ein wildes Lachen entstellte ihre Züge.

„Ja!" sagte sie... „und er bringt seine Geliebte mit?..."

„Sie haben es errathen."

Sabina ging einige Mal in dem Zimmer auf und ab; sie ergriff alsdann des Herzogs Hand und sagte: „ich danke Ihnen ... Jetzt weiß ich, was ich zu thun habe. Gehen Sie Ihrem Gebieter entgegen ... Ich muß allein seyn ..."

Matalone fand den Augenblick nicht geeignet, von seiner Liebe zu sprechen; er zog vor, Sabina ihren schmerzlichen Empfindungen zu überlassen, und entfernte sich, dem Infanten nach dem Hafen entgegen zu gehen.

Als die Marquisin allein war, schellte sie ihren Frauen.

„Ich verlange einen Dolch."

Noch ehe sie denselben um ihren Gürtel befestigte, tauchte sie ihn in eine schwärzliche Flüssigkeit, dann schrieb sie einige Zeilen, und befahl, dieselben augenblicklich nach Neapel an den Marquis von Cordova zu befördern, für den Fall, daß sie am Abend nicht zurück seyn würde.

Sie hüllte sich in einen Mantel, und lenkte ihre Schritte nach dem Kloster Porta Nuova.

Der Marquisin wurden leicht die Pforten geöffnet. Eine Nonne führte sie an Maria Rosa's Zimmer. Dort angelangt, blieb sie einen Augenblick stehen, um ihren Muth und ihren Entschluß zu prüfen. Sie entriß schnell den Dolch ihrem Gürtel und trat in die Zelle.

Maria Rosa stieß bei dieser unerwarteten und drohenden Erscheinung einen Schrei des Entsetzens aus, und flüchtete sich in den Hintergrund des Zimmers. Sabina war nicht weniger durch den Ton dieser Stimme überrascht; sie bebte, sie wich zurück, und der Dolch entfiel ihren Händen.

„Großer Gott!" rief sie aus ... „meine Schwester."

Maria Rosa öffnete die Augen und heftete sie auf die Marquisin; sie eilte auf sie zu und stürzte in ihre Arme.

„Meine Sabina!"

Die Marquisin stieß sie aber plötzlich mit Gewalt von sich.

„Entferne Dich von mir ..." sagte sie.

Maria Rosa war über den schnellen Wechsel der Empfindungen ihrer Schwester überrascht.

„Nach so langer, schmerzlicher Trennung kannst Du mich so lieblos von Dir stoßen?!! ..."

Sabina sah sie mit einem durchdringenden Blick an. —

„Was hast Du hier zu thun?"

„Man hat mich mit Gewalt hierher gebracht."

„Wen erwartest Du?"

„Niemanden ..."

Die Marquisin schien beruhigt zu werden.

„Sprich Dich deutlicher aus!" rief sie mit Ungestüm.

Maria erzählte ihrer Schwester Alles, von dem verhängnißvollen Tag an, wo der Infant zum ersten Mal das väterliche Haus betrat, bis zu dem Augenblick, wo sie in dieses Kloster gebracht wurde. Tausend Empfindungen bestürmten die Marquisin. Je mehr sie die Unschuld ihrer Schwester anerkennen mußte, je mehr überzeugte sie sich von Don Juan's

Strafbarkeit. Ihr Herz schien zu brechen, sie preßte die Hand auf die Brust und rief aus:

„Mein Gott, wie unglücklich bin ich! . . .“

Die Augenblicke waren indessen kostbar. Sabina suchte ihren Schmerz zu unterdrücken; sie zog ihre Schwester zu sich und überhäufte sie mit Liebkosungen.

„Unglückliches Kind!“ sagte sie, „wir dürfen keinen Augenblick verlieren. Hülle Dich schnell in meine Kleider.“

Rosa schien sie nicht zu verstehen.

„Schnell, schnell!“ nahm Sabina wieder das Wort . . . „Du kannst Dich sonst nicht von hier entfernen . . . Du mußt gerettet werden . . .“

Maria Rosa gehorchte. In wenigen Augenblicken hatten beide Schwestern die Kleider gewechselt.

„Jetzt entferne Dich, und erwarte mich in meiner Wohnung; gehe auf den Platz Pretorienne, und frage nach dem Palast Cordova.“

Maria Rosa zauderte, ihre Schwester zu verlassen.

„Mein Gott, so eile doch!“ drang Sabina in sie.

Sie drückte ihr einen sanften Kuß auf die Stirn und begleitete sie vor die Zelle.

(Schluß folgt.)

Johann Gottfried von Herder.

(Fortsetzung.)

In Nantes, wo Herder einige Monate zubrachte, um sich die für den Deutschen so schwere französische Conversationssprache zu eigen zu machen, lernte er die vortheilhafteste Seite des französischen Charakters, wie er noch unverdorbener in der Provinz zu finden ist, kennen und schätzen. In ein dortiges angesehenes Handlungshaus empfohlen, wußte die Frau des Hauses, selbst eine angenehme, geistreiche Gesellschafterin, ihm durch Einführung in die ausgewähltesten Familienkreise der Stadt, sowie bei kleinen Landpartien, durch Bekanntmachung mit dem in Frankreich so liebenswürdigen und gastfreundlichen Ton der gebildeten Bewohner schöner Landhäuser hierzu die angenehmste Gelegenheit zu verschaffen. Im Umgange mit diesen naiven, geistvollen und achtungswerthen Menschen, die ihm überall mit Frohsinn und Freundschaft entgegen kamen und denen er selbst seine innersten Empfindungen mittheilen konnte, fühlte er sich sehr glücklich. Seinen schriftstellerischen Charakter konnte er, bei der lobenswerthen, uns Deutschen weniger eigenen Art der Franzosen, sich wenig um die Individualität des Fremden zu bekümmern, wenn er nur angenehmer Gesellschafter ist, leichter verbergen; auch passirte er lange Zeit für Mr. Erder schlechtweg: bis endlich ein junger Schwede, der als Freund der deutschen Literatur H's. Bekanntschaft in deutschen Journalen gemacht hatte, ihn bei den dortigen Damen verrieth und ihm dadurch zwar noch mehr Achtung, aber auch mehr Zwang in seinem Benehmen und, was ihm am schätzbarsten war, die Bekanntschaft mit seinem talentvollen Verräther zuzog, der ihn als seinen in Nantes gefundenen guten Genius verehrte und jeden Morgen um 5 Uhr zu angenehmen Spaziergängen abzuholen pflegte. Nachdem er leicht und ungehemmt sich französisch auszudrücken gelernt hatte, begab er sich im November 1769 nach Paris. Seinen Aufenthalt daselbst schildert er mit folgenden Worten: „Meine Zeit habe ich hier in Bekanntschaften mit Gelehrten, in Besuche der Bibliotheken, Gallerien, Antiquitäten- und Kupferstich-Sammlungen, Schauspiele und Gebäude, die des Anschauens werth sind, und dann in Studien und Verdauen getheilt. Alles, was Geschmack und Pracht ist, in Künsten und Anstalten, ist in Paris im Mittelpunkt. So wie aber der Geschmack nur der leichteste Begriff der Schönheit, und Pracht nichts als ein Schein und oft eine Ersetzung des Mangels derselben ist, so kann Frankreich nie völlig sättigen und ich bin seiner auch herzlich müde. Indessen wollte ich um Vieles nicht, es nicht gesehen zu haben und die Erfahrungen und Begriffe verloren zu geben, die ich über seine Sprache, Sitten, Geschmack, Geschichte, Künste, Wissenschaften, in Zustand und Ursprung derselben gesammelt habe. Ich habe gesucht, Bücher und Menschen, Deklamation und Schauspiele, Tänze und Malereien, Musik und Publikum zu studiren. Die Samenkörner sind aber verscharrt, bis auf einen Frühling der Zukunft.“ Dieser Brief ist bereits vom Dezember 1769. — Einem unverhoffter Weise an ihn ergehenden Rufe: den jungen Prinzen von Holstein-Eutin auf seinen Reisen zu begleiten, folgend, verließ H. noch in demselben Monate die Hauptstadt Frankreichs und begab sich über die Niederlande nach Deutschland zurück, bei welcher Gelegenheit er in Hamburg Lessing persönlich kennen lernte und in dessen Umgang vierzehn sehr vergnügte Tage verlebte. Mit der Ankunft in Eutin begann für H. ein noch unbekanntes, seinem Charakter nicht zusagendes, obgleich damals schon in sehr geläuterten Formen dort bestehendes Verhältniß — des Hoflebens. Vom Herzog und der Herzogin, einer gebornen Prinzessin von Darmstadt, wurde er mit Achtung und Zutrauen aufgenommen. Der fürstlichen Mutter lag die geistige und sittliche Ausbildung ihres Sohnes sehr am Herzen. Zu Erreichung dieses schönen Zweckes hatte sie Herdern sehr bald ihr ganzes Vertrauen geschenkt, und nachdem die Lehrstunden mit dem Prinzen angefangen hatten, wuchs die Liebe zu dem neuen Lehrer bei den fürstlichen Eltern sowohl, als bei dem Prinzen mit jedem Tage. Leider hatten sich bereits höfische Mißgriffe und Fehler bei der Behandlung des Prinzen eingeschlichen, die kaum mehr zu beseitigen waren. Vielfache Gründe bestimmten daher unsern H., in der Ueberzeugung, daß sein Wirken ein vergebliches, fruchtloses seyn werde, schon vor der Abreise die Erlaubniß zu erbitten, auch während der Reise um seinen Abschied einkommen zu dürfen, wenn er sehen sollte, daß seine Gegenwart nicht mehr von entschiedenem Nutzen für den Prinzen seyn könnte. Der Weg ging vorerst über Hamburg, Hannover, Göttingen, Kassel, Hanau, Darmstadt, Karlsruhe bis Straßburg, wo der Prinz den Winter über bleiben sollte. Nachdem H. in Darmstadt seine nachherige Gattin kennen gelernt hatte, wurde er in Straßburg durch ein sehr bedenkliches Augenübel festgehalten. Schon in Darmstadt war der wiederholte Ruf nach Bückeburg zum geistlichen Primariat mit einer Consistorialrath-Stelle bei dem Grafen von Schaumburg-Lippe an ihn ergangen, welches Amt er aber wegen der mehrfachen mißlungenen Operationen an seinem Auge erst im Frühling 1771 antreten konnte. Während der traurigen Zwischenzeit lernte er, nach seiner Trennung vom Prinzen, Göthe kennen, der damals in Straßburg studirte. Das erste Zusammentreffen dieser beiden geistigen Heroen un-

seres Volkes geschah auf der Treppe im Gasthof zum Geist in Straßburg. Es entspann sich bald ein freundliches Verhältniß zwischen ihnen und dieses wurde auch nach dem Abgange H's. durch Briefwechsel fortgesetzt und bis zur engeren Freundschaft gesteigert. Da jedoch H., dessen Seele von einem hohen Ideale erfüllt war, nach welchem er unermüdlich strebte, und der sich selbst häufig genug wegen unzureichender Thätigkeit anklagte, eine gewisse Strenge gegen Andere übte und selbst die besseren Leistungen genialer Köpfe, namentlich eines Göthe, nicht immer voll anerkennen, sondern durch den Reiz des Tadels ihre Kräfte noch höher spannen wollte, so trat bei ihrem spätern Zusammenleben an einem und demselben Orte eine gewisse geistige Spannung ein, die bis zu H's. Tode fortdauerte.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Breslau, 24. Aug.) Ueber die Unerschrockenheit des seinem Gefängnisse wieder entsprungenen Räuberhauptmannes Pfieg erzählt man folgende Anekdote: Eines Tages kommt P. in Jägerkleidung zu einem isolirt wohnenden Oberförster; er trifft diesen allein in der Stube an, nur ein Jagdhund knurrt bei seinem Eintritte unter dem Sopha. Nach höflicher Begrüßung sagt P.: „ich habe gehört, daß Sie im Besitz vorzüglicher Gewehre seyn sollen; wenn sich dies bestätigt, bitte ich, mir dieselben zu zeigen." Hierauf öffnet ohne weiteres P. den Gewehrschrank, besieht die Gewehre, prüft die Schlösser, den erstaunten Oberförster aber immer scharf im Auge behaltend. Nachdem er vier der besten Büchsen und Flinten zurückgelegt hat, sagt er: „Diese hier werde ich für mich behalten, sie werden mir gute Dienste thun; ich bin Pfieg!" Dabei spannt er den Hahn seines eigenen Gewehres, pfeift und alsbald kommen zwei seiner Leute, denen er in aller Ruhe die Gewehre übergibt. — Beim Hinausgehen wird der unter dem Sopha liegende Hund laut; P. dreht sich kaltblütig um und schießt mit den Worten: „Herr Oberförster, Jagdhunde können Sie in der Stube nicht brauchen", das arme Thier todt. — Uebrigens soll P. eine Geliebte haben, die, wie man sagt, auch bereits eingezogen ist. Sie besorgte für ihn und seine Bande in den benachbarten Städten seines Aufenthaltes die Pulver-Einkäufe und soll bei dieser Gelegenheit als verdächtig aufgegriffen worden seyn.

(Göttingen, 22. Aug.) Georg Friedrich Benecke ist am 21. d. im 83sten Lebensjahr dahingeschieden. Ursprünglich der klassischen Philologie zugewendet, concentrirte er seine wissenschaftliche Thätigkeit bald auf die altdeutsche Literatur; seine Vorlesungen betrafen vorzüglich die vaterländische Sprache, dann das Englische und die englische Literatur. Seit nahezu 60 Jahren der Universität angehörig, hat er zahlreiche Schüler in und außerhalb Deutschland gebildet. Das größte Verdienst erwarb er sich um die Universitätsbibliothek; mit ihm geht der letzte Bibliothekar aus der Heyne'schen Schule zu Grabe. Wer die hiesige Bibliothek je benützt hat, der wird sich die würdige Gestalt des trefflichen Mannes in's Gedächtniß zurück rufen, der, wie wenige, mit der größten Geschäftskenntniß, Amtstreue und Sorgfalt echte Humanität verband, und durch seine liberale Weise vorzüglich zu dem Rufe beigetragen hat, dessen sich die Göttingen'sche Bibliothek in Hinsicht der Benützung bisher mit Recht erfreute. Geb. 1762 zu Mönchsroth im Oettingen'schen (im baier. Ries), studirte er 1780 bis 1784 dahier, ward bald darauf Accessist, seit 1792 Sekretär der Bibliothek, 1815 Unterbibliothekar, bis er nach Reuß's Tod vor wenigen Jahren die oberste Leitung der Bibliothek erhielt. Im August 1842 feierte Benecke sein 50jähriges Dienstjubiläum, bei welcher Gelegenheit er den Guelphenorden erhielt, und von seinem frühern Kollegen und Freunde Jakob Grimm mit einer Festschrift begrüßt wurde. Noch vor wenigen Monaten kam der unermüdlich thätige Greis täglich in den Arbeitsstunden auf die Bibliothek. Benecke war der zweitälteste der hiesigen Professoren. Aelter noch als er und fortwährend rüstig ist unser Philologe Mitscherlich, welcher vor 59 Jahren dahier zum Professor ernannt wurde, und noch gegenwärtig Mitvorstand des philologischen Seminars ist.

Die Frau eines reich gewordenen Höckers, welcher sich Kaufmann nannte, prahlte gegen eine Dame ihrer Bekanntschaft mit den auf ihr liegenden Wirthschaftslasten und sagte: „Jetzt hat sich mein Mann wegen der Größe unseres Geschäftes schon einen doppelten Buchhalter müssen kommen lassen, und ich habe ihm in der Fremdenstube schon ein großes zweischläfriges Bett aufgestellt."

Literatur.

Von Heinrich Smidt, den man irgendwo mit Recht den deutschen Capitain Marryat genannt hat, ist in J. D. Sauerländer's Verlag ein neuer Seeroman erschienen, betitelt: „Das Loggbuch, Scherz und Ernst zur See." Es enthält dies Buch sehr anziehende scenenreiche und interessante Lebensläufe, in denen die große geheimnißvolle See die Staffage bildet. Höchst gewandt hat der Verf. die Einzelgruppen zu einem Ganzen zusammengereiht, welches nur einen Roman bildet, der in seinem Fortschreiten spannend und reich abwechselnd, in seiner Darstellung originell gehalten ist und als moderne Unterhaltungslectüre eine ehrenvolle Stelle einnimmt. Mit Geschicklichkeit verstand es Hr. Smidt, gleichsam parallel neben dem erotischen und rauhen Seeleben, eine von hohen Personen bewegte und durch Hofchancen intriguirte Handlung laufen zu lassen. Dadurch erhält die Lectüre einen pikanten und so zu sagen diplomatischen Reiz, denn man findet sich oftmal versucht, zu rathen, wer und wo diese Personen eigentlich sind, welche der Verf. mit dem zarten Schleier der Discretion bedeckt hat. Mit dieser Fassung des Stoffes hat Hr. Smidt den Geschmack unserer Zeit getroffen; er malt Thron und Cajüte neben einander, dort Intriguen, hier Seeabenteuer — und wird sich dadurch gewiß eine große Anzahl von Lesern erobern. Frühere Producte seiner Feder, wie seine „Seenovellen", sein „Steuermann Johannes Smidt, Memoiren eines Seemannes", und sein „Heinrich Flaggentrost" (sämmtlich in demselben Verlage erschienen) haben ihn als einen lebenswahren Schilderer, als Ausbauer einer stets interessanten Handlung dem lesenden Publikum bestens empfohlen und mögen bei dieser Gelegenheit wieder in Erinnerung gebracht werden, theils um die doppelte Aufmerksamkeit auf das „Loggbuch" zu lenken, theils um Freunden solcher wahrhaft originalen Lectüre den neueren Gesammt-Cyclus der Smidt'schen Schriften zu empfehlen.

Korrespondenz.

Marburg, 25. August.

Kindlein, liebet euch untereinander! Das ist das alte und das neue Testament und ist zu lesen im Herzen aller Menschen. Wie glücklich müßte die Welt seyn, wenn dieser Satz die allgemeine Religion des Lebens wäre! Handlungen der reinen Menschenliebe sind aber leider noch so selten in unserer frommen Welt, daß es dem Menschenfreunde eine wahre Erquickung ist, wenn ihm unversehens da eine solche aufstößt, wo er sie am wenigsten vermuthete. — In dem Dorfe H—z—h—n bei M—b—g ist seit mehreren Monaten der christliche Schullehrer erkrankt. Von seinem Gehalte, der kaum zu seiner Pflege ausreicht, kann er keinen Stellvertreter bezahlen. Die Gemeinde will den in treuer Amtsverwaltung für sie Erkrankten nicht der letzten Stütze berauben, kann aber auch nicht noch einen Lehrer besolden. Also müßte die unschuldige Jugend darunter leiden, 90 — 100 Kinder ohne Unterricht bleiben. Der dortige Pfarrer, ein höchst würdiger Geistlicher, will zwar gern den Religionsunterricht übernehmen, aber mehr zu thun, verhindern ihn seine Amtsgeschäfte. Dem Religionsunterrichte muß aber nothwendig der Elementarunterricht vorangehen, die Kinder müssen Lesen, Schreiben ꝛc. lernen. Wie ist da zu helfen? — Es ist auch ein jüdischer Lehrer, Hr. H—n., im Orte. Zwar hat dieser selbst ein sehr schwieriges Amt, er muß täglich sechs Stunden unterrichten, noch dazu in zwei verschiedenen Orten, wohin er täglich eine halbe Stunde weit gehen muß. Indeß, er denkt: Mein Bruder ist krank; so nöthig mir die Erholung auch ist, ich muß ein Uebriges thun, die Schule darf nicht verwaist bleiben. Glücklicherweise gehört der Hr. Pfarrer nicht zu denen, die es für gefährlich halten, daß ein Jude an einer christlichen Schule unterrichte. Er kommt mit dem jüdischen Lehrer überein, übernimmt den Unterricht in Religionslehre und Bibel, Hr. H—n. ertheilt täglich zwei Stunden in den übrigen Gegenständen des Volksunterrichts, und Allen ist geholfen. Hr. H—n. fühlt sich genügend belohnt, denn er handelt also, damit erfüllt werde das Testament der Menschheit: „Kindlein, liebet euch untereinander!" — Um aber diese Handlung würdigen zu können, möge auch ihr Gegenbild hier seinen Platz finden. Nicht sehr weit von diesem Orte wohnt auf einem Dorfe eine einzelne jüdische Familie, deren Kinder drei Viertel Stunde weit zu einem jüdischen Lehrer in die Schule gehen müssen. Die Kinder sind noch klein und schwach, beim besten Willen können sie in Winterszeit und schlechtem Wetter nicht in die Schule gehen. Der Vater, dem es schon sauer genug wird, seinen Beitrag zum Gehalt des Lehrers aufzubringen, sucht um die Erlaubniß nach, seine Kinder in die christliche Schule seines Ortes schicken zu dürfen, damit sie hier den Elementarunterricht geniessen möchten. Nein, sagt der christliche Lehrer, Ihre Kinder gehen mich Nichts an. Die Behörde wird angerufen, aber sie kann den christlichen Lehrer zum Unterrichte jüdischer Kinder nicht zwingen. Nein, nein! nicht zwingen. — Welche Religion rühmt sich doch, das Testament der Menschheit in ihrem Kanon zu lesen? A. S.

Frankfurt a. M.

Konzert der Brüder Hellmesberger aus Wien.

Die talentvollen Brüder Joseph und Georg Hellmesberger aus Wien befinden sich gegenwärtig hier und werden Samstag den 31. d. Mts. im Saale des Hauses Mülhens auf der Eschenheimergasse ein Konzert geben. Bei Veranlassung ihres großen Konzertes in Wien sagt H. Adami in der Theaterzeitung: „Das Publikum nahm die Leistungen dieser talentvollen und hier schon öfters gehörten Knaben mit Begeisterung auf und ein großer Theil desselben gab ihnen sogar vor den Schwestern Milanollo den Vorzug. Jedenfalls sind diese beiden Knaben Talente ersten Ranges, die schon jetzt sich nicht scheuen dürfen, mit bedeutenden Virtuosen ihres Faches in die Schranken zu treten, und denen sich mit Zuversicht eine glänzende Virtuosenlaufbahn prophezeien läßt. Unter der sorgsamen Leitung ihres kunsterfahrnen Vaters haben sie bereits eine hohe Stufe der musikalischen Ausbildung erreicht und eine so solide Kunstrichtung erhalten, daß jeder Freund und Kenner des Violinspieles sich an ihrem correcten und doch dabei brillanten Vortrage erfreuen muß. Eine überaus reine Intonation, schöne Tonbildung, ein herrliches Cantabile, die größte Fertigkeit auch in den schwierigsten Formen machen die Vorzüge ihres Spieles aus; das Merkwürdigste, Interessanteste aber bleibt die Gleichheit und Präcision, womit sie in den concertanten Duos die schwierigsten Passagen ausführen, so daß man fast nur Eine Violine zu hören meint. Das Konzert war das besuchteste der ganzen Saison." — Es gereicht uns zum Vergnügen, die Brüder Hellmesberger, deren Talent in Wien allgemein anerkannt ist, auch dem hiesigen kunstliebenden Publikum andurch bestens zu empfehlen.

An den Verfasser des Artikels in Nro. 217 und 218 d. Bl.

Kassel, 24. August.

Ich war bisher dadurch verhindert, mir einige Bemerkungen auf Ihrer langen Rede kurzen Sinn in Nro. 217 und 18 der Didaskalia zu erlauben, weil ich den fraglichen Gegenstand, seiner hohen Wichtigkeit wegen, nochmaligen Erkundigungen unterwerfen und nicht in denselben Fehler verfallen wollte, wie Sie: das Publikum durch Unwahrheiten zu täuschen. Mein Bestreben ist es stets gewesen, der Wahrheit getreu zu referiren, was übrigens nicht weitere Erwähnung bedarf. Ich habe den Inhalt einer Petition mitgetheilt, die wirklich von 807 hiesigen Bürgern unterzeichnet ist; es wäre demnach eine gränzenlose Anmaßung, wollte ich mich zum Ritter, wie Hr. Römer zum Gegner derselben aufwerfen. Der Inhalt ist der Bittsteller Eigenthum und bedauerlich, daß ein Lehrer keinen Begriff vom Petitionsrecht hat. Unwahr ist es, daß den Bittstellern eine Beantwortung der Petition zugegangen sey; im Gegentheil wird der Gegenstand, bis zur heutigen Stunde, von den städtischen Behörden noch verhandelt. Der Stadtrath ist sogar auf die Petition eingegangen und hat dem Bürgerausschuß die Vorlage gemacht: 6 Klassen der Realschule und 4 Klassen der Bürgerschule in das neue Schulgebäude aufzunehmen und dagegen die niedere Klasse, der s. g. Realschule, daraus zu entfernen. Der Bürgerausschuß hat nicht allein seine Zustimmung dazu ertheilt, sondern auch den Stadtrath ersucht: mit Hrn. Dr. Gräfe zu unterhandeln und demselben, seinem gemachten Anerbieten gemäß, eine andere Wohnung zu beschaffen, um Raum zu gewinnen. Sie sehen demnach, daß Sie ganz allein und zwar in einer verschrobenen unpassenden Stellung stehen, da Sie gegen Ihre vorgesetzte Behörde (die den Fehler gut machen will) und den Bürgern, als den Eltern der Kinder, die Sie unterrichten sollen, Partei nehmen, d. h. einzig und allein Partei bilden. S. Hahndorf.

Mainwasser-Wärme.

Donnerstag, 29. August, Abends: 14 Grad. W. Gerlach.

Theater-Anzeige.

Freitag, 30. August. Zopf und Schwert, historisches Lustspiel in 5 Abth., von Carl Gutzkow.

Samstag, 31. August. Der Vicomte von Létorières, oder: die Kunst, zu gefallen, Lustspiel in 3 Abth., frei nach Bayard, von Carl Blum. Hierauf folgt: Fritz, Ziethen und Schwerin, dramatische Scene in 1 Act, von L. Schneider.

Sonntag, 1. Sept. (Zum Erstenmale): Die Sirene, romantisch-komische Oper in 3 Abth., von Scribe, Musik von Auber. Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. L. [illegible] — Druck und Verlag von Heller und Rohm

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 242. Sonntag, den 1. September 1844.

Des Malers Töchter.

Nach Hipp. Etiennez.

(Schluß.)

Jetzt erst konnte die Marquisin ihre Thränen nicht mehr zurück halten. Die ganze Vergangenheit trat vor ihre Seele... tiefe Reue empfand sie über die Größe ihres Vergehens... Schon eine ganze Stunde war sie ihren Thränen und ihrem Schmerz überlassen, als ein Geräusch auf dem Vorsaal sie aus ihren Träumen aufschreckte. Ihr Herz schlug hörbar, sie errieth, daß es der Prinz sey, der sich seines Opfers bemächtigen wollte. Sie stand plötzlich auf, trocknete ihre Thränen, und bereitete sich auf den Empfang vor. Die Thür ging auf, und Don Juan erschien. Bei dem Anblick der Marquisin konnte er einen Schrei der Ueberraschung nicht zurück halten.

„Sabina!“ sagte er.

Die Marquisin, ohne ein Wort zu sagen, ging stolz an ihm vorüber, und verließ das Kloster. An der Thüre traf sie den Herzog von Malatone zu Pferde. Der Edelmann war nicht wenig überrascht, Sabina an diesem Ort zu begegnen. Dessen ungeachtet nahte er ihr freundlich; diese aber zog sich stolz zurück und sagte:

„Herzog von Malatone! Derjenige, der im Stande ist, seinen Freund zu verrathen, ist eben so verächtlich, als Derjenige, der seine Geliebte verräth. Ich verbiete Ihnen, mir je wieder unter die Augen zu treten.“

Maria Rosa befolgte genau die Weisung ihrer Schwester. Aber als sie die Straße Nuova durchschritt, begegnete ihr Giordano, der, seinem guten Stern vertrauend, auf's neue die Stadt durchwanderte. Man kann sich die Freude und das Entzücken der beiden Liebenden denken, die so lange getrennt und wie sie gespannt waren, ihr gegenseitiges Schicksal zu erfahren. Maria bat ihren Geliebten, ihr in den Palast ihrer Schwester zu folgen.

„Der Himmel sendet ihn uns,“ sagte Sabina bei ihrer Zurückkunft. „Ein Priester muß Euch sogleich verbinden. Ihr seyd noch nicht außer Gefahr. Euer Feind ist mächtig. Die Ehe giebt den Frauen eine große Sicherheit, wenn sie verstehen, sich in Gefahren zu vertheidigen.“

Sabina konnte diese letzten Worte nicht ohne einen tiefen Seufzer aussprechen. Das Gewissen war in ihr erwacht! . . .

Es wurde sogleich ein Priester beschieden, und die jungen Leute in dem Palast Cordova verbunden. Nach der Handlung war Sabina noch trauriger, ihre Augen füllten sich auf's neue mit Thränen.

Maria, die ihre Schwester in dem Kloster der Karmeliterinnen glaubte, war nicht wenig erstaunt, sie in Palermo und als Gemahlin des Marquis von Cordova zu finden. Es schien ihr, als wolle Sabina über ihr Verhältniß schweigen.

Diese ergriff mit Zärtlichkeit die Hände von Giordano und Maria Rosa und sagte:

„Jetzt müßt Ihr nach Neapel zurück eilen.“

„Und Du?“ fragte Rosa in banger Erwartung.

„Ich werde nie mehr dorthin zurück gehen.“

„Warum das?“

„Ich habe mich gegen den Willen meines Vaters vermählt, wie dürfte ich wieder vor ihm erscheinen?“

„Du wirst mit offenen Armen empfangen werden. Wie oft hat er seine Strenge gegen Dich beklagt!“

„Ach, mein Gott, wie danke ich Dir dafür!“ rief die Marquisin begeistert aus. „Ich bin bereit; es thut mir noth, zu meiner Familie . . . und zu meinem Gatten zurück zu kehren . . .“

Ihre Reise ging glücklich von statten.

Don Juan gab seinen Plan auf; er sah ein, daß er nicht länger auf seinem Vorhaben, welches so strafbar war, verharren durfte. Der Herzog von Malatone hätte sich gerne gerächt, da er aber zu sehr betheiligt war, und es ihm nachtheilig hätte werden können, wenn der Vorfall ruchbar geworden wäre, so lag es in seinem Interesse, sich ruhig zu verhalten.

An dem Tag, wo Maria Rosa durch den Infanten so sehr getäuscht worden war, begab sie sich mit ihrer Gouvernante in die Kirche; unter einem leichten Vorwand suchte sie dieselbe zu entfernen.

„Therese!“ sagte sie zu ihr, „erwarte mich in der Kapelle, ich trete einen Augenblick in den Beichtstuhl.“

Die fromme Frau glaubte in der That, daß das junge Mädchen seine Andacht verrichten wollte, und entfernte sich; sie ließ sie aber nicht aus den Augen, und sah bald zu ihrem Erstaunen, daß Rosa an dem Arm eines Mannes die Kirche verließ. Die arme Frau lief schnell den Flüchtigen nach, aber es war umsonst, der Schrecken hatte sie gelähmt. Als sie mit vieler Anstrengung auf dem Platz St. Jerome anlangte,

sah sie Maria Rosa mit ihrem Begleiter in einem vierspännigen Wagen davon eilen.

Man kann sich den Schrecken und die Bestürzung denken, als die Dame diese Trauerbotschaft nach Hause brachte.

„Und wer war dieser Mann?" fragte Signora Ribera; „hast Du ihn nicht erkannt?"

„Er war vermummt," antwortete die Aufseherin. „Alles, was ich entdecken konnte, war: daß er das Band von des Infanten Degen an seinem Hut befestigt hatte.

Bei diesen Worten konnte sich Signora Ribera nicht länger halten.

„Signor!" sagte sie in unendlichem Schmerz zu ihrem Gatten, „es hat mir geahnet! Ihr Hochmuth hat uns in's Verderben gestürzt. Was ist aus unsern Töchtern geworden?"

Ribera erwiederte kein Wort. Er beugte das Haupt und zog sich in seine Gemächer zurück.

Am Abend erschien er wieder, aber er war nicht mehr kenntlich. Sein Gesicht war weißer als sein Bart, seine Augen sprühten Feuer, ein Zittern bewegte seine Glieder. Er verlangte seinen Hut und Degen; er ging fort, von Niemanden begleitet.

Welches Gefühl trieb ihn? . . . War es Rache oder Vorwürfe? . . . wurde er getödtet, oder machte er seinem Leben selbst ein Ende? . . . Er kam nicht wieder, und nie konnte man erfahren, was aus ihm geworden ist.

Johann Gottfried von Herder.

(Fortsetzung.)

In seiner Stellung als Hofprediger, Superintendent und Consistorialrath zu Bückeburg erwarb er sich bald in der Reihe berühmter Theologen einen ausgezeichneten Namen und erhielt 1775 einen Ruf als theologischer Professor nach Göttingen, wohin er auch abging, doch mit der Annahme zögerte, weil der König seine Berufung nicht unbedingt bestätigt und man im Gegentheil, aller Gewohnheit zuwider — in Folge der Einwirkungen seiner literarischen Gegner — verlangt hatte, daß er sich zu einem Colloquium stellen solle. An dem Tage, wo er sich definitiv entscheiden sollte, erhielt er den Antrag als Hofprediger, Generalsuperintendent und Oberconsistorialrath in Weimar.

War irgend ein Ort der Welt, wo H. den ganzen Reichthum seines Geistes entfalten und vielfach angeregt und unterstützt die schönste Wirksamkeit äußern konnte, so war dies das nachher mit Recht benannte Deutsch-Athen. — Bei finsterer Nacht und unter dem starken Zurufe des Nachtwächters: „Eins ist noth! ach Herr, dies Eine lehre mich erkennen doch!" zog H. mit seiner Familie Abends 9 Uhr am 2. Oktober in Weimar ein. Geistlicher Neid und Verketzerungssucht kamen ihm auch hier (gleich Riga, Bückeburg und Göttingen) entgegen! Zwar wurde er vom Herzog und der Herzogin, so wie von der Herzogin Mutter Amalie, sehr gut und gnädig, und von Göthe, als treuer, liebender Freund, aufgenommen. Auch die weltlichen Behörden empfingen ihn höflich und mit Achtung, nur bei der Geistlichkeit bemerkte er eine gezwungene Unterwürfigkeit, die ihn befremden mußte und nichts Gutes ahnen ließ. Gleich in den ersten Tagen fand er Gelegenheit, gegen seine Amtsgenossen im Oberconsistorium mit Festigkeit aufzutreten, wodurch er sich bei einem großen Theile des Publikums Hochachtung gewann, bei Manchen aber auch den unverdienten Vorwurf eigennütziger Pfafferei zuzog. Mit etwas angegriffenem Gemüthe hielt er seine erste Predigt, auf die Alles gespannt war. Die Kirche war gedrängt voll und der Eindruck allgemein überraschend! Man hatte unter dem Volke verbreitet, er könne nicht predigen. Nun hörte man nur Eine Stimme des Sieges der Wahrheit. Dessen ungeachtet unterließ der geistliche Neid nicht, die geschmacklosesten und unsinnigsten Sagen über sein öffentliches Benehmen selbst bis nach Berlin zu verbreiten, wo man sich erzählte: Herder reite nach jeder Predigt dreimal um die Kirche in Weimar herum und dann zum Thore hinaus! Er selbst schrieb an einen Freund: „Glaube solchem Geschwätz nicht oder schreibe mir's wenigstens nicht; von meinen Predigten in Stiefeln und Sporen, in galonirten Kleidern 2c., wer wird da nur eine Feder ansetzen, um zu widerlegen! Ich lebe im Strudel meiner Geschäfte, einsamer und zurückgezogener, als ich in Bückeburg nur gelebt habe, und stehe in Doktor Luther's Priesterrock und Chorhemde, wo die Andern stehen."

Alle Kirchen- und Schuleinrichtungen waren damals auch in Weimar, wie beinahe überall, gering geschätzt; der geistliche Stand und dessen pedantische Stubengelehrsamkeit häufig, gegen den kräftigen Naturzustand des Jägers oder Soldaten verglichen, lächerlich gemacht. Daher auch H., den man anfänglich für einen leichtsinnigen Weltmann hielt, zu diesen Ansichten umgestimmt werden sollte. Allein er blieb seinem geistlichen Berufe, seinen Grundsätzen über Sittlichkeit, Religion und Wissenschaft unerschütterlich getreu. Im Consistorium, wo er Sitz und Stimme hatte, war aus der veralteten Form der Geist längst entflohen. Seine Collegen hielten ihn für einen gefährlichen Neuerer, und bekämpften jeden seiner Versuche zu Verbesserungen in Schul- und Kirchensachen mit Eigensinn und Vorurtheil als unausführbar. Sechs Stimmen hatten sich meist schon gegen ihn einverstanden, wenn er mit seiner siebenten einwirken wollte. Obschon also auch hier ein ungünstiges Geschick seinen Plänen für die Verbesserung des Erziehungswesens im Anfange feindselig entgegentrat, so verbreitete er doch allmählig durch seine öffentlichen Vorträge eine richtige Meinung über sich und bessere Einsichten unter seinen Gegnern sowohl als unter dem größeren Publikum. Hof und Stadt waren sehr bald auf seiner Seite, und nachdem man sich von seinen festen religiösen Grundsätzen überzeugt hatte, betrachtete man ihn immer mehr als eine moralische Mauer gegen die einbrechende Modesucht leichtsinniger Religionsspöttereien und achtete ihn daher täglich höher. Große Einwirkung in die Geschäfte konnte er jedoch nur langsam gewinnen.

Die schönsten geselligen Abendstunden fand man damals in Weimar gewöhnlich bei der Herzogin Mutter, die geistvolle Männer gern um sich her versammelte. Vorlesungen aus alten und neuen Dichtern der Griechen und Italiener, oder von Shakespeare, Lessing, Göthe, Wieland, Einsiedel und Knebel, auch zuweilen Gespräche über Kunst, Literatur und Politik, gaben Stoff zu diesen interessanten Abendunterhaltungen. Verständige Männer konnten hier über Weltbegebenheiten ihre politischen Meinungen, Bemerkungen, Hoffnungen und Besorgnisse, so sehr sie auch damals schon von einander abweichend waren,

mit anständiger Offenheit äußern. In jedem dieser kleinen Zirkel, die selbst auf ihren Sommerlandsitzen stattfanden, bezeugte die Herzogin gegen H. eine besondere Achtung und ein unumschränktes Vertrauen in seine Urtheile, so wie in seinen Charakter.

(Fortsetzung folgt.)

Konzert des Liederkranzes für die Mozart-Stiftung.

Der Frankfurter Liederkranz gehört zu denjenigen Vereinen, die einen schönen Beweis dafür liefern, daß durch Eintracht und Beständigkeit gemeinsame Bestrebungen erfreulich gedeihen. Seit der Zeit seines Entstehens ist er rüstig fortgeschritten zur Freude seiner Mitglieder, zur Lust seiner Freunde und zur Förderung künstlerischer, geselliger und humaner Zwecke. Von den Blüthen und Kränzen seines Sängerthums erfreut, haben Tausende aus der Nähe und Ferne in seinem trauten Kreise heitere Stunden verlebt, ist manches schöne Bündniß der Freundschaft und Liebe geschlossen und gepflegt und mancher Funke deutscher und vaterländischer Gesinnung angefacht worden; nicht minder wirksam erklangen seine Lieder, wo es galt, gute Menschen zu vereinigen, um den Leidenden Trost und um den Bedürftigen Hülfe zu bereiten. Der Liederkranz ist jeder Zeit seiner Bestimmung eingedenk und seiner Aufgabe treu geblieben und dies auch in Beziehung auf die von ihm begründete Mozart-Stiftung. Diese ist die beste Lobrednerin jener Ausdauer und Beharrlichkeit, welche dem Ziele sicher, wenn auch langsam, entgegenrückt. Obwohl nur wenige der größeren Städte bis jetzt zur Mozart-Stiftung contribuirt, und obwohl Mächtige und Reiche sie nicht in ihren Schutz genommen haben, so ist es ihr doch bereits gelungen, einen festen Grund zu legen und ihrem ersten Zögling ein freundliches Stipendium zu bewilligen. Mag der Weg bis zu dem beabsichtigten Conservatorium auch noch ein sehr weiter seyn, so steht doch nicht zu bezweifeln, daß er, ob ein paar Jahre früher oder später, durchlaufen und das Ziel erreicht werden wird. Ein gutes Werk kann man glaubensvoll der Zukunft anvertrauen, und was die Gegenwart noch unvollendet sieht, das wird die kommende Zeit zur Vollendung bringen. — Das am 29. August auf der Mainlust zum Besten der genannten Stiftung gegebene, durch die Ungunst der Witterung seit mehreren Wochen verzögerte Konzert hatte sich eines höchst zahlreichen Besuches zu erfreuen und war durch einen heitern Abend begünstigt. Unter Gesängen der verschiedensten Art, bei welchen alle hiesigen Vereine mitwirkten, und bei mannichfach belebter geselliger Unterhaltung enteilten die Stunden, und wie die Anwesenden um einen schönen Genuß und eine freundliche Erinnerung, so ist die Mozart-Stiftung um eine abermalige Vermehrung ihres Cassenfonds reicher geworden.

Mannichfaltigkeiten.

(Mainz.) Das Turnfest und Wettturnen zu Darmstadt am 27. August ist, mit glücklich getroffener Abänderung des zuerst entworfenen Planes (wonach solches, gleich den übrigen Volksbelustigungen, Nachmittags auf dem Exerzierplatze hätte abgehalten werden sollen), schon Vormittags auf dem gewöhnlichen Turnplatze begangen worden. Morgens 8 Uhr versammelten sich die Turner, jung und alt, auf dem Markte vor dem Rathhause, wo ihnen Namens des Gemeinderathes eine schöne Fahne durch Hrn. Felsing überreicht wurde. Hierauf folgte, mit Musik voran, ein wohlgeordneter Zug auf den Uebungsplatz, wo Hr. Dr. Wagner eine dem Zwecke entsprechende Anrede hielt, der dann das Turnen und Ringen und das Wettturnen von 23 der geübtesten Knaben und Jünglinge folgte. Sechs der letzteren wurden von den drei Preisrichtern, den HH. Fischer und Schmitz aus Darmstadt und Ravenstein aus Frankfurt, als Sieger ausgerufen und von dem Vorstande des Turnvereins mit Kränzen, als dem Zeichen des errungenen Sieges, beschenkt. Noch andere Gaben schlossen sich an, und gegen 1 Uhr setzte sich der Zug zur Heimkehr in Bewegung. Wieder auf dem Marktplatze angekommen, wurden die anwesenden Turner aus Offenbach, Mainz und Frankfurt angenehm überrascht, als ihnen der Vorstand zum Andenken an das froh begangene Fest drei Fahnen überreichte, welche mit Jubel aufgenommen wurden. So endete das in jeder Beziehung als gelungen zu bezeichnende Turnfest, und kann es auch nicht den großartigen Volkszaufzügen an die Seite gestellt werden, welche ihm fast unmittelbar folgten, so sah man doch an der zahlreichen Theilnahme des Publikums, daß auch in Darmstadt der Sinn für kräftige Jugenderziehung bereits hoch entwickelt ist.

Die Donaudampfschifffahrts-Gesellschaft hat am 10. August tägliche Fahrten im Wiener Donaukanale mit dem Dampfer Donau begonnen.

Korrespondenz.

Darmstadt, 29. August.

Das hiesige Publikum hatte dem Volksfest vom 27. d. so viel Geschmack abgewonnen, daß auch der gestrige Tag in Ehren gehalten und gleichsam zur Nachfeier verwendet wurde. Auf dem Schauplatze der vorgestrigen Festlichkeiten herrschte noch so viel Regsamkeit und Leben, es wandelten so zahlreiche dichte Gruppen von Zuschauern auf und ab, oder nahmen in Hütten und an Buden Platz, daß die Lustbarkeit des zweiten Tags recht eigentlich für das Volk gemacht zu seyn schien, indem es sich auf seine eigene Weise vergnügte. — Die Kosten des Volksfestes und der vorausgegangenen Festlichkeiten wurden bestritten theils durch die von dem Gemeinderath der Residenz freigebigst bewilligten Summen, theils durch freiwillige Beiträge (ein Unbekannter steuerte allein 1500 fl.), theils durch den Ertrag des Festkonzertes, welches mehr als 3000 fl. eingetragen haben soll. Bei diesem Konzert wurde zu allgemeinem Bedauern unsere gefeierte Sängerin Mad. Pirscher vermißt, welche, wie man späterhin erfuhr, ihre Mitwirkung gleich anfangs auf die zuvorkommendste Weise zugesagt, nachher aber wieder zurückgenommen haben soll, als sie sah, daß man durch die Art der Vertheilung der Gesänge schon von vorneherein für ihre Entbehrlichkeit hinlänglich gesorgt hatte. Anderwärts schätzt man sich glücklich, bei Festlichkeiten der Art über die besten Kunsttalente frei verfügen zu können. — Das so gut begonnene und glücklich ausgeführte Volksfest vom 27. soll ein jährlich wiederkehrendes werden, da, wie man hört, bereits mehrere Vereine sich lebhaft dafür ausgesprochen haben. Von Seite der Bürgerschaft dürfte die thätigste Mitwirkung unzweifelhaft zu erwarten seyn. — Die Schiffer und Fischer von Worms und Bingen waren es hauptsächlich, welche durch die hervortretenden Eigen-

thümlichkeiten ihres Aufzugs zur Verschönerung des Festzugs vom 25. auf eine dankenswerthe Weise beitrugen. Man ward dadurch unwillkürlich an eine der interessantesten Scenen der Stummen von Portici erinnert. — Am Morgen des 27. wanderte ein großer Theil der fremden Gäste hinaus nach der Ludwigshöhe, um von diesem interessanten Punkte, wo wirthschaftliche Einrichtungen zum Aufenthalte einladen, die reizende Fernsicht in das Rheinthal und die Taunusgegend zu genießen. — Die Tage der bürgerlichen Einförmigkeit sind nun wieder zurückgekehrt; aber die Uebung der gewohnten Berufspflichten hat gewiß für alle Lebensfrohe einen neuen Reiz gewonnen, da sie in den jüngst durchlebten Tagen gesehen haben, wie eine zahlreiche Bevölkerung sich gemeinschaftlich vergnügen und des Lebens freuen kann. Uebrigens sind Volksfeste nicht ohne bürgerliche und moralische Bedeutung, und schon insofern sollten sie im öffentlichen Leben die nöthige Geltung erhalten. Bei einem verhältnißmäßig geringeren Maß von äußeren Hülfsmitteln war das alte Griechenland und Rom weit reicher daran — und die heutige Civilisation mit ihren unerschöpflichen Schätzen sollte noch länger darin zurückbleiben wollen? Das hieße den Charakter der wahren Geisteskultur verkennen, welche die Menschen zusammenführen, aber nicht von einander trennen soll.

Salzungen, im August.

Auch in diesem Jahre erfreut sich das hiesige Soolbad eines im Verhältniß zu den frühern Jahren vermehrten Besuches von nahe und ferne. Die kräftige Wirksamkeit der an Brom sehr reichhaltigen Badesoole, welche aus verschiedenen Quellen in allen Quantitäten und in beliebiger Stärke bis zur höchsten Sättigung abgegeben werden kann, die überraschenden Erfolge der erst vor einiger Zeit erbohrten Trinksoole, insbesondere für Brustkrankheiten und Unterleibsbeschwerden, die sehr mannichfaltigen, den höchsten Grad von Reinlichkeit bedingenden und alle Bequemlichkeit bietenden Einrichtungen im geräumigen und zweckmäßig construirten Badehause, die Größe der Wannen, der kräftige Druck der Douchen aller Art, die neu hergestellten Dunst- und Schlammbäder, so wie die verschiedenen Vorkehrungen zur örtlichen Anwendung des Dampfes erfreuen sich der ungetheilten Anerkennung der Badegäste. Der rastlose Eifer und die sorgsamste Aufmerksamkeit des erfahrenen Medicinalraths Dr. Richter müssen lobend hervorgehoben werden, so wie auch eine zuvorkommende, reinliche, rasche und bescheidene Bedienung im Badehaus nicht unerwähnt bleiben kann. Es findet die Wirksamkeit der Soole sowohl hierin, als in dem vorzüglich milden Klima des breiten, vom nachtheiligen Zug gewöhnlich ganz befreiten Thales eine sehr wesentliche Unterstützung. In der Stadt hat es zwar an Wohnungen für Badegäste noch nicht geradezu gefehlt, auch ist für gute Speisen, sowohl an offener Tafel, als zur Abholung in die Wohnungen, bestens gesorgt und in geselliger Beziehung bieten wohl der schöne Seeberg, wie einige andere Partieen in der herrlichen Gegend dem Badegaste befriedigende, durch den schnell abtrocknenden Sandboden stets leicht zugängliche Anhaltspunkte; allein dennoch ist gerade in den letzten Beziehungen immer noch ein Mangel bemerkbar, nämlich der eines mit allen Erfordernissen versehenen Kurhauses in der Stadt oder deren Nähe, welches Wohnungen aller Art, Restauration und jede gesellige Unterhaltung der Badegäste unter sich zu allen Tageszeiten bieten und einen geselligen Vereinigungspunkt der Badegäste begründen kann. Ein solches Haus ist in der That eins der dringendsten Bedürfnisse geworden, dessen möglichst rasche Befriedigung im Interesse des Bades und aller damit verbundenen Vortheile für das so schön und freundlich gelegene Städtchen gewünscht werden muß. Es würde auch ein Unternehmen dieser Art gewiß eine lohnende Speculation seyn, die, wenn sie nicht, was das Beste und Vortheilhafteste wäre, von einem einheimischen oder auswärtigen Privatmann unternommen werden sollte, sich recht gut für eine Actiengesellschaft eignen würde. Es läßt sich mit Gewißheit annehmen, daß ein solches Haus, ohne den Häuserbesitzern in der Stadt entgegenzutreten, vollständig benutzt werden würde, weil die in einem solchen dem Gaste gebotenen Annehmlichkeiten auch wieder mehr Fremde anziehen werden. Das früher zu einem andern Zwecke bestimmt gewesene, sehr geräumige, in schönen Verhältnissen neu erbaute, am fischreichen großen See, der schönsten Partie um die Stadt, ganz geschützt gelegene, mit Gärten umgebene große Haus würde hierzu vortheilhaft zu erwerben und recht passend einzurichten seyn. Zwar ist die Erbauung eines neuen Gasthauses vor der Stadt, ganz besonders auch zur Benutzung für Badegäste, schon begonnen und verspricht ein sehr zweckmäßiges und schönes Etablissement zu werden; allein es wird hierdurch dem Bedürfnisse noch nicht vollständig genügt werden. Eine schattige Promenade um das jetzige Badehaus und eine solche in der Nähe der vortrefflichen Trinksoole ist ebenfalls allgemeiner Wunsch, dessen baldigste Realisirung jedoch auch zweifelsohne erwartet werden kann. Die sämmtlichen Quellen werden gegenwärtig von einem anerkannten Chemiker einer neuen Analyse unterworfen, welche sodann unter genauer Erörterung der bisherigen Erfahrungen und örtlichen Verhältnisse insbesondere dem ärztlichen Publikum mitgetheilt werden wird, worauf wir hiermit einstweilen aufmerksam machen wollen. Es ist in der That für Salzungen eine schöne Hoffnung erblüht; möge diese Blüthe zum Vortheil der hiesigen Stadt gehörig gepflegt werden, damit sie dereinstens diejenigen reichen Früchte bringen könne, wozu ihr von der Natur die Keime so deutlich eingeprägt sind.

Von einem Badegaste.

Baden, 29. August.

Die Bewohner der Badestadt wissen diesmal nicht, wohin sie sich wenden vor lauter Festlichkeiten am morgigen Tage in Stadt und Umgegend. Wir haben nämlich die Freude, unsern geliebten Großherzog in unserer Mitte zu sehen, der morgen, an seinem Geburtstage, von seiner ganzen erlauchten Familie umgeben seyn wird. J. k. H. die verwittwete Großherzogin Stephanie ist ebenfalls seit gestern wieder hier. In dem nahen Steinbach findet die Einweihung und Enthüllung des Erwin-Denkmals statt, hier ist Ball im Conversationshause und Feuerwerk und in der ganzen Umgegend sind allenthalben Vergnügungen angekündigt. Am 31. findet sodann eine große musikalische Festlichkeit im großen Saal des Conversationshauses unter Panofka's Leitung statt, von der sich also mit Recht Großes erwarten läßt und die, ist das Wetter nur einigermaßen gut, eine Masse Besucher hieher ziehen dürfte. Unter den Mitwirkenden, die Hr. Benazet dazu berufen, nennt man für Vokalmusik: Pauline Marx, Dem. Bochkolz, Hrn. Oberhoffer, für Instrumentalmusik: die Harfnerin Devignes, den Pianisten Rosenhain, den ausgezeichneten Violoncellisten Coßmann, den jungen Hornbläser Vivier, der zwei Töne auf einmal bläs't, gewiß lauter Namen, die wirklich Großartiges versprechen. Ich werde Ihnen seiner Zeit weiteren Bericht erstatten.

Mainwasser-Wärme.

Freitag, 30. August, Abends: 14 Grad. W. Gerlach.

Theater-Anzeige.

Samstag, 31. August. Der Vicomte von Létorières, oder: die Kunst, zu gefallen, Lustspiel in 3 Abth., frei nach Bayard, von Carl Blum. Hierauf folgt: Fritz, Ziethen und Schwerin, dramatische Scene in 1 Act, von L. Schneider.

Sonntag, 1. Sept. (Zum Erstenmale): Die Sirene, romantisch-komische Oper in 3 Abth., von Scribe, Musik von Auber. Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 243. Montag, den 2. September 1844.

Lebe wohl.

Von
Wilh. Wagner.

Lebe wohl, ein kurzes Wort,
Bald gesagt und bald verklungen;
Doch es knüpfen sich daran
Mancherlei Erinnerungen
Und noch einmal kehrt zurück,
Wie von Mondeslicht umflossen,
Was im raschen Lauf der Zeit
Wir gelitten und genossen.

Lebe wohl! — Die Heimath ist
Doppelt schön zur Abschiedsstunde.
Jeder Hügel, jeder Bach,
Alles bringt uns Liebeskunde;
Dort der Pfad am Waldessaum,
Hier der Lüfte mildes Wehen,
Alles ruft uns liebend zu:
Lebe wohl, auf Wiedersehen!

Lebe wohl! — und denkst du d'ran,
Wie so oft an Feiertagen
Orgelton und Festgesang
Unser Herz empor getragen,
Und wie wir am Abend dann
Durch den Wald zum Dorf gegangen?
Unter'm Birnbaum saßen wir,
Während Geig' und Flöte klangen.

Denkst du jener Nächte noch,
Wo Homer uns hoch entzückte,
Wo am Quell Bandusia
Uns Horazens Lied beglückte,
Wo am Sarge Julia's
Wir Romeo's Klage theilten,
Wo bei Leonoren dort
Wir in Belriguardo weilten?

Uns'rer Jugend Ideal
Wollen stets wir heilig halten;
Denn was könnte Schön'res noch
Und was Edler's sich gestalten?
Auf den Höhen wird der Pfad
Nackt und Moos verdrängt den Rasen;
Doch Erinnerungen sind
Immer grünende Oasen.

Lebe wohl, — ein schmerzlich Wort!
Menschen gibt es viel auf Erden;
Doch wer weiß, ob Einer noch
Mein Freund wird und deiner werden.
Herzen schlagen überall,
Doch nicht jedes stimmt zum andern;
Unerhört muß manches wohl
Einsam durch das Leben wandern.

Lebe wohl! — und einmal noch
Laß gedenken uns der Stunden,
Die im traulichen Verkehr
Der Gedanken hingeschwunden!
Jeder gab und Jeder nahm;
Keiner weiß, wer mehr gegeben.
Solchen brüderlichen Tausch
Bietet nur das Jugendleben.

Ach, es liegt nun hinter uns
Und sein Glanz wird bald erblassen!
Freund, auch deine treue Hand
Muß ich jetzt zum Abschied fassen;
Lebe wohl, und ob wir uns
Wiederseh'n? — wer kennt das Morgen!
Nur Vergang'nes ist gewiß;
Was noch kommt, das liegt verborgen.

Johann Gottfried von Herder.

(Fortsetzung.)

Unter der Zahl seiner damaligen Freunde in Weimar (Göthe war mehrere Jahre abwesend, in Italien) stand Wieland oben an, dessen gutmüthige Seele sich sehr bald an Herder, so wie beider Familien sich herzlich an einander anschlossen. Kamen auch hier zuweilen Mißklänge vor, so waren sie nur von kurzer Dauer. Beide achteten sich als Männer von eigenthümlichem Werthe zu sehr, als daß sie nicht bei aller Verschiedenheit der Ansichten sich dennoch als hervorragende Naturen einander geistig verwandt erkannt hätten. Wieland ward aber auch Hausfreund Herder's im engern Sinne: wo dieser, ohne alles Vermögen, in den ersten Jahren zu Weimar bisweilen in peinliche Geldverlegenheiten gerieth, da wußte jener durch kleine Anleihen wohlthätig auszuhelfen.

Zwei seiner jüngeren Amtsgenossen, Weber und Günther, schlossen sich gleich in den ersten Jahren näher an Herder an. Beiden suchte er seine Grundsätze und sein Streben: „Für das Ganze thätig zu seyn, immer mehr einzuflößen; auch sind beide ausgezeichnet thätige Männer in ihrem Berufe geworden.

Bei einem schweren Anfang im eigentlichen Beruf fand H. in seinen übrigen Arbeiten, in seinem innern Genius, der ihn stets zum Fortschreiten nach einem höheren Ziele antrieb, Aufmunterung und Trost. In diesen Beschäftigungen und in dem Umgange mit Gattin, Kindern und Freunden fand er sein stilles häusliches Glück.

Während dieser schönsten Blüthe seines Lebens, in den Jahren 1778 und 1779 unternahm er die wirkliche Ausführung eines sehr glücklichen, früher schon gehegten und gepflegten Gedankens: die originellsten und beliebtesten Lieder verschiedener Nationen mit der ihm eigenen Treue und Lebendigkeit in unsere Sprache zu übertragen und herauszugeben. In den Jahren 1780 und 1781 schrieb er seine trefflichen Briefe über das Studium der Theologie und 1784 erschien der erste Theil seiner so berühmt gewordenen Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit.

Das Jahr 1788 war für H. und seine Familie in mehrfacher Hinsicht höchst merkwürdig. Am 10. März erhielt er mit der Post, franko Eisenach, ein Geschenk von 2000 Gulden rheinisch, in Dukaten, mit einem Brief von unbekannter Hand, folgenden Inhalts:

„Verwerfen Sie nicht das geringe Opfer der größten Verehrung, vergelten Sie nicht mit Verachtung meinen guten Willen, und benehmen Sie mir nicht den schönen Trost, daß auch ich etwas zur Beruhigung und Zufriedenheit eines großen Mannes beitragen konnte; halten Sie sich ja nicht für beleidiget, denn mein Wunsch und Zweck ist rein; vergessen Sie den Unbekannten, der dieses Blatt schreibt und auch die Veranlassung dazu. Sie werden nie erfahren, wer ich bin; schweigen Sie, denn ich werde ewig schweigen."

Auf zwei Adressen und im Briefe selbst waren drei verschiedene Handschriften, unter denen wenigstens zwei weibliche zu seyn schienen. Der Umschlag war stark abgenutzt, als wäre er viel weiter als von Eisenach hergekommen.

Man kann denken, welchen freudigen Eindruck dieses unerwartete und bedeutende Geschenk bei der Familie Herder gemacht haben mag, denn es kam zur glücklichen Stunde! Einige drückende Rückstände wurden sogleich bezahlt, die theils durch die ersten Einrichtungskosten in Weimar, theils durch außerordentliche Ausgaben bei öfteren Krankheiten und Badereisen verursacht worden waren. Bei Hof und Stadt erregte das glückliche Ereigniß allgemeine Theilnahme, und es scheint selbst auf die, wenige Tage darauf erfolgte gnädige Entschließung des Herzogs einigen Einfluß gehabt zu haben, indem dieser mittelst Handschreibens vom 20. März h'n. die Versicherung zugehen ließ, daß er von jetzt an eine jährliche Zulage von 300 Rthlr. aus der herzoglichen Chatoulle zu erheben habe.

Wenige Wochen nachher erhielt H. die ganz unerwartete Einladung des damaligen Domherrn zu Worms und Speier, Freiherrn Friedrich von Dalberg, Bruder des nachmaligen Großherzogs von Frankfurt, in seiner Gesellschaft eine Reise nach Italien zu machen. Der Herzog bewilligte ihm dazu einen unbestimmten Urlaub. Nie war H. so glücklich, so gesund, so heiter und jovial, als während seines Aufenthaltes in Italien und besonders zu Neapel. Die neapolitanischen Großen und Gelehrten, deren H. sehr viele kennen lernte und von denen er ausgezeichnete Ehre genoß, nannten ihn gewöhnlich Vescovo di Turingia (der Bischof von Thüringen).

Nach seiner Rückkehr aus der apenninischen Halbinsel erhielt H. einen abermaligen Ruf nach Göttingen. Das Anerbieten war dies Mal für einen Jünger der Wissenschaft wie H. sehr lockend, aber die Liebe vieler Weimarer, der Wunsch der Herzogin und die Anerkennung von Seiten des Herzogs hielten ihn zurück.

Thätigen Fleiß verwandte H. auf die öffentlichen Bildungsanstalten. Die in jener Zeit aufgekommene rohe, stolz absprechende Art vieler jungen Leute, besonders auf Akademien, war ihm höchst unleidlich. In einer Rede vom Jahr 1798 spricht er darüber folgende treffliche Worte: „Der schönste Fortgang des Jünglings im Guten macht sich durch überlegte Reden und Handlungen, durch gute Sitten und einen stillen Plan des Lebens bemerkbar. Auf Schulen der Weisheit läßt sich kein anderer esprit de corps (Gesellschaftston) als Weisheit, eine freundschaftliche Verbindung zu stillem und thätigem Fleiße, zu Nacheiferung in allem Guten und Schönen, zu jeder schweren und schwersten Tugend denken. Dies ist der Bund der Liebenswürdigen vor Gott und Menschen."

Interessant ist H's. Denkweise über den Adelstand, in welchen er sich, seiner Familie wegen, erheben ließ. Er schreibt darüber an einen höheren Staatsbeamten: „Ich habe eine Reihe von Söhnen, deren einen, den Arzt, Sie kennen, deren keiner meinen Stand gewählt hat. Der eine hat sich die Bergwissenschaft, der andere die Forstwissenschaft, ein dritter die Oekonomie erwählt, und der jüngste wird ihnen wahrscheinlich folgen. Alle diese tapferen Leute, groß, stark, fleißig, unternehmend, stehen jetzt nach geendeten oder bald geendeten Studien und klopfen jeder an seine Pforte des Eingangs in die Welt, wo ihnen dann bei Gaben, Fleiß und Geschicklichkeit zum besseren Fortkommen (nach bestehender Routine Deutschlands) die kleine Sylbe von fehlt. Diese bringt in die ganze Laufbahn des Berg- und Forstmanns, des Oekonomen eine solche Verschiedenheit, als ob Adel und Nichtadel, durch eine unübersteigliche Kluft getrennt, zwei verschiedene Species der Menschen wären. Amt und Namen des Vaters

können die Sylbe von mit den Vorrechten nicht geben, die ihr der deutsche Adelsinn gegeben. Also, um meine Söhne, ihrem erwählten Stande nach, anständig in die Welt zu bringen und sie nicht Andern nachtreten zu lassen, muß ich aus väterlicher Pflicht für sie mich um den Adel bewerben; ich muß ihnen zu dem Werthe, den sie sich lernend und thätig erworben, auch den äußeren verschaffen, der jenem noch fehlt. Für mich diese Auszeichnung zu suchen, wäre mir, beim Himmel! nie in den Sinn gekommen, da ich dergleichen Auszeichnungen überhaupt eben so klein als lächerlich finde, sie mir auch in meinem Wirkungskreise sehr entbehrlich sind. Meinen Söhnen aber sind sie leider nicht entbehrlich, und als Vater bin ich ihnen das Beneficium schuldig. Ob ich als Schriftsteller einer Auszeichnung dieser Art werth sey? darüber hülle ich mich auf's bescheidenste in den dicksten Mantel der Unwissenheit, denn wahrlich, zu einem solchen Zwecke habe ich keine Sylbe geschrieben, und mit Männern, denen diese Ehre widerfahren ist, setze ich mich nie in Vergleichung rc. rc."

(Schluß folgt.)

M a r o c c o.

Das neueste Werk, welches über Marocco veröffentlicht wurde, ist das des Spaniers Don Serafin Calderon, das jüngst in Madrid erschien. Nach ihm besteht die Bevölkerung des ganzen Reichs aus $8^1/_2$ Millionen auf 24,370 Quadratlieues, wobei die Wüsten nicht mitgezählt sind. Unter jener Bevölkerung aber herrscht die größte Gespaltenheit und Trennung nach Abstammung und Glauben; die Intoleranz gegen einander ist ihre charakteristische Eigenschaft, und der innere Krieg fast ihr Normalzustand. In dieser wilden Gesellschaft kennt man nur die Anarchie oder den rohesten Despotismus. Daher der völlige Mangel an Industrie, Handel und Gewerbe. Jede Familie ist sich selbst genug; der Mann webt, die Frau spinnt, der Boden gewährt Brod, die Ziege und das Kameel Milch, Fleisch, Käse rc. Die Frauen werden in Marocco härter behandelt, als bei irgend einem andern Volk des Islam; auch ist es nicht selten, junge Mädchen von 25 Jahren zu treffen, die aussehen wie 50jährige Frauen. Die jährlichen Einkünfte des Reichs belaufen sich auf 2 Millionen harter Piaster; der Aufwand erreicht 1 Million nicht; den Ueberschuß nimmt der Kaiser zu sich in sein Beitul mel oder „reiches Haus" in Mequinez. Unter den Ausgaben stehen die Truppen mit 680,000 Piaster obenan, d. h. die Algamasen oder Truppen des Kaisers, denn der andere Theil der Armee, die Truppen der Pascha's, müssen von ihren Städten unterhalten werden, oder erhalten auch Landstücke zum Bebauen. Die Algamasen belaufen sich jetzt nicht auf mehr als 16,000 Mann; die Hälfte von ihnen besteht aus Schwarzen; der in die festen Plätze vertheilten Artilleristen mögen 2000 Mann seyn. Im Ganzen wird der maroccanische Soldat von seinen Anführern sehr gut behandelt; er ist gehorsam und unterwürfig und im Gefecht unerschrocken, entschlossen, voll Feuer und gutem Willen. Er schießt sehr gut, zu Fuß wie zu Pferd, und ist ein höchst gewandter Reiter; besonders sind dieß die Xiloes. Wenn eine Schlacht geliefert wird, stellt sich die Reiterei in zwei gleichen Schaaren auf beiden Flügeln des Heeres auf, und entfaltet sich fast immer halbmondförmig, die Infanterie im Centrum. Wenn das Zeichen zur Schlacht gegeben wird, sagt der Soldat andächtig einige Strophen des Koran her; dann stößt das ganze Heer das Kriegsgeschrei aus, ein ungeheurer Lärm, worauf es sich mit Wuth auf den Feind stürzt. Wenn dieser den ersten Anfall, der fürchterlich ist, aushält, und durch rasche, kräftige und unvermuthete Bewegungen die Massen in Unordnung bringt, so fliehen sie, und verstehen schlecht, sich wieder zu formiren. Von militärischer Taktik haben sie nicht die geringste Idee. Sie sind von einer außerordentlichen Schlauheit, wo es auf Ueberfälle und Ueberrumpelungen ankommt, und nicht weniger geschickt, Hinterhalte zu entdecken und zu vermeiden. Die Marine des Landes, die ehedem achtunggebietend war, ist auf drei Briggs oder Goeletten reducirt, die kaum 40 Kanonen tragen; außerdem liegen dreizehn Kanonenboote an den Mündungen des Buregrab, des Lucos und des Martil zu Tetuan. Das ganze für die Kriegsmarine beschäftigte und auf ihr angestellte Personal beträgt Alles in Allem nicht 1500 Mann. Der Despotismus des Kaisers ist der unbegränzteste, den man sich denken kann, und eben so wie er herrschen die Pascha's in den Provinzen. Uebrigens giebt es im Lande mehrere Prinzen, die ein besseres Recht auf die Krone haben als der Kaiser, und in den Provinzen des Südens herrscht ein unabhängiger Sultan, der von den ersten Scheriffs abstammt; mit einiger Unterstützung würde es ihm leicht seyn, sich auf den Thron seiner Voreltern zu setzen. So weit der häufig etwas unwahrscheinlich klingende, oft handgreiflich falsche Bericht des Spaniers. (Allg. Ztg.)

Mannichfaltigkeiten.

(Frankfurt a. M.) Mit Vergnügen sieht man einer demnächstigen Wiederholung des „Osterfestes zu Paderborn", von Aloys Schmitt, entgegen. Dies gehaltvolle Tonwerk, welches besonders den Kennern und Freunden des ernsten und gediegenen Opernstyls zusagt, verdient um sehr beachtet und hervorgehoben zu werden, als in unsern Tagen das Leichte und nur auf Amüsement Berechnete leider überwiegend und man in Beziehung auf Compositionen von höherer Tendenz allzu rasch mit einem verwerfenden und absprechenden Urtheil bereit und fertig ist. Die Vorzüge des genannten „Osterfestes" hat C. Guhr in einer ausführlichen Kritik nach Verdienst gewürdigt.

Die Weser-Zeitung enthält Folgendes: Paris, 13. Aug. Vorgestern saßen wir beisammen im Café de Paris, und blickten wehmüthig auf die armen Bäume des Boulevards hin, welche schon anfangen, gelb und blätterlos zu werden. August Fiorentini, ein geistreicher junger Italiener, trat zu uns. „Ein schöner Sommer das, euer französischer!" rief er, „bei uns in Neapel ist der Winter besser" Neapel! — Der Name berührte uns alle wie mit einem Schlage; wir hatten am Morgen die Nachricht von der Verurtheilung der Brüder Bandiera gelesen — und der Himmel schien uns noch drückender über der Erde zu hängen. „Das ist ein Stoff zu einem Trauerspiel der Zukunft, wenn es keine Censur mehr geben wird," sagte der Italiener. „Hört mich an! Ihr wißt, daß ich während der letzten italienischen Revolution in Venedig lebte. Ob-

wohl ruhiger als im Mailändischen, interessirte man sich doch in der Lagunenstadt auch für das Schicksal der Revolution, und Alles war erfreut, als man nach dem Vordringen der österreichischen Truppen erfuhr, sämmtliche Insurgenten, den alten General Zucchi an der Spitze, hätten sich in Ankona glücklich eingeschifft, und seyen auf dem Wege nach Frankreich. Ich fuhr eines Morgens nach Malomocco, plötzlich kam eine österreichische Brigantine, Signale gebend, daher, auf dem Admiralschiff wurde es lebendig, alle Schiffe setzten Boote aus, und während die Brigg eine große Anzahl Gefangener in ihre eigenen Boote steigen ließ, eskortirten die andern Boote diese, und so kam der Zug in die Lagunen herein, wo die Gefangenen auf dem Stationsschiffe La Venere aufgenommen wurden. Es waren dies die von Ankona eingeschifften Insurgenten, auf die der damalige Schiffs-Capitain Bandiera Jagd hatte machen und sie durch seinen Kreuzer hatte aufbringen lassen. Diesen Fang haben ihm die geheimen Gesellschaften nie verziehen; fürchterliche Rache ward ihm geschworen, und sie hat ihn ereilt. Gewandte Emissäre des jungen Italiens drängten sich an Bandiera's beide Söhne; 1840, als ihr Vater bereits Admiral geworden, die österreichische Flotte vor Beyrut und St. Jean d'Acre kommandirte, fanden die ersten Bemühungen statt, und bald standen Attilio und Emilio Bandiera voll glühender Vaterlandsliebe und heißem Thatendurste an der Spitze einer Verschwörung. Den Ausgang dieser Tragödie brauche ich euch nicht zu erzählen, ihr kennt ihn aus den Zeitungen, beide Bandiera's, der Stolz und die Freude ihres Vaters, werden in Cosenza gefangen, gerichtet und erschossen; der Vater legte sein Kommando nieder, und der Name Bandiera verschwindet für immer vom Schauplatze. Ist das kein Drama für die Zukunft?" Gewiß! riefen wir Alle. „Und dieser arme Ricciotti," sagte ein junger Pole, der indeß hinzugetreten war, „mit welcher Freudigkeit ging er dem sichern Tode entgegen, wir wohnten zusammen in demselben Hotel der Rue St. Honoré; ehe er zu der Expedition nach Calabrien abging, sprach er mir voll Enthusiasmus von Italiens baldiger Freiheit, von der großen Zukunft dieses Landes; auf Wiedersehen, schloß er, denn wenn Italien frei ist, werdet ihr Polen doch nicht zurück bleiben. — Freund! sagte ich ihm, Ihr werdet erschossen oder gehängt. — Gleichviel, sagte er, so taugen wir doch zu Etwas. — Leider hatte ich recht prophezeihet; — der arme Ricciotti fiel mit den Bandiera's."

Einst fragte man Voltaire, ob ein König Günstlinge haben solle. — „O ja", war seine Antwort, „sein Volk."

Korrespondenz.

Lyon, 27. August.

Mademoiselle Taglioni hat gestern hier zum Erstenmale getanzt, ist aber kalt empfangen worden. Lyon ist durch die Leichtigkeit, mit der man die Pariser Oper besuchen kann, nicht mehr wie eine Provinzstadt zu betrachten, wohin man Kunstinvaliden ohne weiteres schicken kann. Rachel ist hier bei ihrem letzten Auftreten gänzlich durchgefallen, andere herumziehende Künstler der Hauptstadt finden wenig Beifall. Zur Abwechslung hat man wieder einmal die Marseillaise gesungen, man weiß nicht, ob gegen die Marokkaner oder die Engländer, jedenfalls als eine Protestation gegen Hrn. Guizot und seine Freunde in Albion. — Der deutsche Singverein dahier hat ein Local gemiethet und nimmt an Mitgliedern zu. Bei der letzten Confirmation protestantischer Kinder hat er in einem mit den Schulkindern und einigen Damen ausgeführten Chore sehr thätig mitgewirkt. Dies war das erste Mal, wo ein vierstimmiger voller Chor in der protestantischen Kirche sang; hoffentlich wird es nicht das letzte Mal seyn.

Aus Rheinhessen, im August.

Dem Vernehmen nach beabsichtigt unsere Staatsregierung, einem Mißstande, welcher schon lange sehr fühlbar ist, ein Ende zu machen. Es ist nämlich dermalen häufig der Fall, daß die Lehrer auf dem Lande zugleich die Stelle eines Bürgermeistereischreibers in einer und sogar in mehreren Gemeinden zugleich versehen. Die Thätigkeit des Lehrers wird aber dadurch namentlich in größeren Gemeinden auf eine Art in Anspruch genommen, daß die Schule nothwendigerweise darunter leiden muß, und es sind in dieser Beziehung vielfache, leider nur zu sehr gegründete Klagen lautgeworden. Ein zweiter und unserer Ansicht nach bedeutender Mißstand liegt darin, daß der Lehrer, welcher sich von jedem Parteigetriebe entfernt halten und einzig und allein der körperlichen und geistigen Ausbildung der ihm anvertrauten Jugend sich widmen soll, durch seine Stellung als Bürgermeistereischreiber in alle Gemeindeangelegenheiten eingeweiht und unwillkürlich darauf hingewiesen wird, bei Wahlen und sonstigen Veranlassungen einen thätigen und, wie die Erfahrung uns gezeigt hat, oft einen sehr unehrenhaften Antheil zu nehmen. Ist nun gar der Ortsvorstand schwach, und läßt er sich mehr oder weniger von dem in geistiger Hinsicht ihm meist überlegenen Schullehrer leiten, dann wehe der Gemeinde! Mit dünkelhafter Anmaßung wird der Lehrer sich alsdann als der eigentliche Vorstand der Gemeinde ansehen und geriren. Die Schreiberstelle, seine Autorität erhöhend, muß ihm nebenbei zugleich als einträgliche Erwerbsquelle dienen. Die Schule wird als Nebensache behandelt und ist ihm eine Last und sein Sinn, von seinem eigentlichen Berufe sich immer mehr entfremdend, verliert die zur Führung des Lehramtes unerläßliche Ruhe und würdige Haltung. Es konnte nicht fehlen, daß unsere Staatsregierung, welche sich die tüchtige Ausbildung der Jugend im höchsten Grade angelegen seyn läßt, auf diesen Mißstand aufmerksam wurde. Die deshalb eingeholten Berichte, namentlich die kräftigen Vorstellungen einer jemeitigen Verwaltungsbehörde, sollen nunmehr bewirkt haben, daß den Schullehrern nicht mehr gestattet sey, die Stelle eines Bürgermeistereischreibers zu versehen. Es wäre dies eine Maßregel, durch welche die Staatsregierung sich den Dank der Gemeinden und eines Jeden, der die Verhältnisse kennt und zu würdigen weiß, verdienen würde.

Mainwasser-Wärme.

Samstag, 31. August, Abends: 14 Grad. W. Gerlach.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 1. Sept. (Zum Erstenmale): Die Sirene, romantisch-komische Oper in 3 Abth., von Scribe, Musik von Auber. Mit aufgehobenem Abonnement.

Montag, 2. Sept. (Zum Erstenmale wiederholt): Jarvis, oder: der ehrliche Name, Schauspiel in 2 Abth., nach Lafont bearbeitet von Th. Hell. Hierauf folgt: Die Landpartie nach Königstein, Localskizze in 1 Act und 4 Tableaux.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Hellser und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 244. Dienstag, den 3. September 1844.

Schamyl.

Während mehr als eines Decenniums ist die Aufmerksamkeit der civilisirten Welt auf den Kampf gerichtet, den eine gefürchtete europäische Großmacht, mit allen Hülfsmitteln europäischer Kriegskunst versehen, die noch potenzirt wird durch den todverachtenden Muth vom höchsten Führer bis zum Gemeinen herab, bis heute ohne besonderen Erfolg gegen ein an Zahl schwaches, aber durch seine Freiheitsliebe begeistertes Bergvolk führt, das, in verschiedene Stämme zerfallend, anfangs stammweise, später in Vereinigung mehrerer Stämme, gegen den Feind kämpfte, und erst jetzt unter einem verschmitzten, tapferen und der Kriegskunst einigermaßen kundigen Führer sich zur Vertheidigung und Besiegung des allgemeinen Feindes vereinigt hat. Dieser Führer ist Schamyl, der gefeierte Fürst des tapferen Tscherkessenvolkes, der schreckliche Feind des russischen Heers. Eine Episode aus seinem Leben zu erfahren, möchte nicht uninteressant seyn, und mag solche eine Stelle hier finden.

Im Jahre 1829 hatten die Russen Wunder der Tapferkeit gethan, Natur und Menschen überwunden. Kasi-Moula, der Schrecken des Kaukasus genannt, lag am Eingang eines düsteren Thales, von zwanzig Stichen durchbohrt, auf vier Leichnamen der Seinen und verschied, noch krampfhaft das Pistol in der Hand haltend und den langen, dichten Bart zwischen den Zähnen, wie wenn er den Todesschmerz hätte verbeißen wollen. Die Russen triumphirten. Mit Kasi-Moula's Ende schien der Widerstand dieses tapferen, edlen Volkes gebrochen.

Neben Kasi-Moula's Leiche rafften die Sieger einen Knaben auf von geringem Alter, der Zögling des gefallenen Führers, dem es vorbehalten war, sein würdiger Nachfolger zu werden. Das Knäblein war Schamyl. Er wurde nach Petersburg gebracht und in das Adels-Regiment gesteckt, um als Militär erzogen zu werden. Er verrieth ungemeine Fassungsgabe, und war bald einer der besten Schüler. Zum Offizier avancirt, wurde er mit zur Expedition in den Kaukasus gesandt. So hat die Vorsehung dem Feinde zugetheilt, den Führer für das zu bekämpfende Volk zu bilden. Dort angelangt, kämpfte er stets in den Vorderreihen, und bewies einen Muth und eine Kaltblütigkeit ohne Gleichen, so daß er den Neid der Russen erregte und selbst seine Vorgesetzten Verdacht gegen ihn faßten, weil es ihnen nicht begreiflich war, daß man für eine fremde Sache so viel Aufopferung haben könne. Dieser Verdacht äußerte sich bei einem Offizier in Gegenwart Schamyl's, indem er das Wort Verrath fallen ließ. Den andern Morgen war Schamyl verschwunden, und Niemand wußte, wohin er gekommen. Aber seitdem erhielten die Russen öfter Schlappen, und der Angriff der Tscherkessen schien berechnet, und ihr Widerstand, wenn sie angegriffen wurden, geregelter. Jede Bewegung der einzelnen Korps war den Tscherkessen bekannt, jeder geringe Fehler wurde von ihnen vortheilhaft benutzt; was den Russen befremdlich und noch unerklärlicher, war, daß die Streitkräfte des Feindes auf erstaunliche Weise zunahmen, während die seither den Russen befreundeten Stämme lau wurden, ja sogar die Desertion in das kaukasische Korps, das beste vielleicht, das je auf der Erde existirt hat, einriß, und selbst einzelne Russen aus Gierde nach Gewinn oder aus was sonst einem Grunde zum Feinde übergingen. Endlich, als Schamyl's Name wiedertönte aus den Gebirgen, war das Räthsel gelöst. Schamyl hatte Alles aufgeboten, Fanatismus, Schlauheit, übermenschliche Tapferkeit, Gold und Drohungen, um die vereinzelten Stämme zu gemeinschaftlichem Widerstande gegen den allgemeinen Feind zu vereinen. Seine Kriegskenntniß wandte er an, ein europäisches Korps von 4000 Mann zu organisiren, womit er die abtrünnigen Stämme in Gehorsam erhält und gegen den Feind treibt. Der Kern besteht aus Engländern, Polen, Franzosen und selbst Russen; damit verbindet er die genaueste Kunde der unzugängigen, dem Feinde fast ganz unbekannten Gebirgsgegenden, unberechenbare Vortheile für ein muthiges, freiheitglühendes Volk, sich gegen einen zehnmal stärkeren Feind mit Erfolg zu vertheidigen.

Eines Tages wurde ein Offizier aus dem Regiment der Adeligen mit 150 Mann beordert, in den Gebirgen zu fouragiren. Kaum 20 Werste vom Hauptkorps des Generals Grabbe entfernt, wird er von allen Seiten heftig angegriffen. Den Ruhm muß man den Russen lassen, wenn sie nicht siegen können, so wissen sie fechtend zu sterben. Schon war der Offizier verwundet, der sich mit seiner noch übrigen Mann-

schaft verzweifelnd vertheidigte — da sprengte ein schöner, hoher Reiter auf den Offizier los, aber plötzlich, noch wenige Schritte von ihm, hält er sein Roß an. „B . . .," ruft er, „bist Du es?" Der Offizier blickt auf und erkennt in Tscherkessenkleidung und trotz dem langen Barte — Schamyl. Dieser springt vom Pferde, und beide liegen einander in den Armen zum Erstaunen der zuschauenden Krieger. Schamyl läßt den Russen Lebensmittel austheilen und die Wunde des Offiziers verbinden. Da fährt dem Russen der Gedanke durch den Kopf, den Kampf wieder zu beginnen und durch Tödtung Schamyl's seinen Czaar von einem gefürchteten Feinde zu befreien. Doch sein Edelmuth läßt den niedrigen Gedanken nicht zur Ausführung kommen. „Schamyl," sagte er, „Du wagst es, gegen den mächtigen Czaar zu kämpfen? Welch Ende wartet Dein, wenn Du besiegt bist! Ich bin Dein Freund, denn Du warst mein Waffenbruder; ich rathe Dir, mache Frieden, jetzt kannst Du es, und vortheilhaft. Eine Stelle in der Armee wird Dein Lohn seyn." — „Russe, das räthst Du mir? Ha! Du weißt nicht, wie ich beleidigt worden!" — „Die Ehre, die der Czaar spendet, wascht jede Beleidigung ab," erwiederte B . . . — „Das denkt kein freier Tscherkesse," sagt ironisch Schamyl, „und warum soll ich Sklave Deines Czaars werden, da ich, der Erste meines Volks, selbst Czaar seyn kann? und ich bin es! Jetzt geh', Du darfst zurückkehren mit Deinen Leuten, aber treffen wir uns wieder im Kampfe, so bin ich Dein grimmigster Feind!" Er wandte ihm den Rücken, bestieg sein Pferd und verschwand, während die Tscherkessen die besiegten Russen zu den Ihrigen zurückgeleiteten.

Dr. L. B . . . .

Johann Gottfried von Herder.

(Schluß.)

Nebenbei sey hier bemerkt, daß sein Sohn August vor ungefähr sieben Jahren in Freiberg starb, wo er als oberster Bergbeamter Sachsens, als Oberberghauptmann, in Verbindung mit dem damaligen Bergmeister, jetzigem Geheimen Regierungsrathe von Weissenbach, lange zum Nutzen und Segen des sächsischen Bergwesens und der armen Bevölkerung des Erzgebirges gewirkt hatte. Ueber seinem Grabe auf einer Berghalde bei Freiberg steht die Inschrift: „Hier ruht der Knappen treuster Freund."

Mit dem Beginnen des 19. Jahrhunderts hatte Herders Wirken den höchsten Gipfel erreicht. Seine mit Anstrengung durchgeführten Kämpfe gegen die schädlichen Auswüchse der neueren Philosophie; seine vermehrten, oft geisttödtenden Berufsarbeiten; die mannichfachen Verdrießlichkeiten, welche er im Dienste mit einzelnen Menschen in Weimar durchzumachen hatte, und seine täglich steigenden Familiensorgen, besonders wegen des Fortkommens seiner sechs Söhne, — alles Dieses zusammen ließ ihn in jener Zeit eine merkliche Abnahme seiner Kräfte fühlen. Besonders eine große Schwäche seiner Augen nahm damals so sehr überhand, daß er oft Das, was er las oder schrieb, nur wie durch einen Flor erkennen konnte.

Nach einer Badekur in Eger und nach einer angenehmen Reise, auf welcher ihm besonders in Dresden die ehrenvollste und verdienteste Auszeichnung zu Theil ward, verfiel er in seine letzte Krankheit. Der Kampf einer kraftvollen Natur mit höchst gereizten und geschwächten Nerven dauerte beinahe zwei Monate. Alle seine alten Uebel: Hämorrhoiden, Gichtschärfe, Leberbeschwerden, Obstruction des Unterleibs, waren in Aufruhr. Wollte der Arzt gegen eins dieser Uebel wirken, so ward es den Nerven gefährlich und umgekehrt. H's. physische Kräfte sanken bei völligem Bewußtseyn, bei voller Kraft des Geistes und in täglicher Hoffnung der Besserung. Gern hätte er noch länger gelebt, um manchen Gedanken noch auszuführen, der in seiner Seele lag. Darum rief er noch am letzten Tage, am Halse seines Sohnes Gottfried hängend, aus: „Mein Freund, mein liebster Freund, rette mich noch, wenn es möglich ist!" — Am Abend des 18. Dez. 1803 schlummerte er sanft hinüber in eine höhere Welt.

Nur 59 Jahre und 4 Monate hatte er gelebt; aber mehr als vierzig Jahre lang mit rastlosem Eifer für das Gute gewirkt. Seine treue Gattin folgte ihm bald, nachdem sie für die Kinder gesorgt und seine Lebensgeschichte geordnet hatte. Diese gebildete und geistreiche, aber bescheidene Frau hätte sich leicht auch schriftstellerischen Ruhm erwerben können; allein ihr Stolz war — ihr Mann, und ihr stetes Bestreben: Erfüllung ihrer Pflichten als Gattin und Mutter. H. selbst sagt über sie: „Ich habe eine Frau, die der Baum, der Trost und das Glück meines Lebens ist, selbst in schnellen, fliegenden Gedanken mit mir Eins, worüber wir beide oft erstaunen. Sie leidet in ihrer Seele nur, sofern sie mich leiden sieht; sonst ist sie die Ruhe und Thätigkeit selbst, immer voll guten Muths und sorgloser Aussicht." Auf seiner Reise nach Italien schrieb er von Augsburg aus an sie: „Heute ist der Tag unserer Verlobung im Geist, da ich Dir den ersten Brief brachte! Ich habe Dich tausend, tausend Mal lieber, als da ich Dir ihn zitternd gab; o glaube mir, Du vielgeprüfte, gute, liebe und aufopferungsreiche Heldenseele! Du hast mich zu Allem gemacht, hast seitdem für Alles gesorgt und Dich für mich auf tausendfache Art hingegeben! Und was habe ich Dir gethan? Und wie kann ich's Dir vergelten?"

Daß Friedrich von Schiller unter den Freunden Herder's in seiner Lebensbeschreibung nirgends aufgeführt erscheint, läßt sich aus Schiller's natürlicher und inniger Verbindung mit Göthe erklären. Auch sagt Schiller schon 1788 in einem Briefe: „Mit Wieland bin ich ziemlich genau verbunden und ihm gebührt ein großer Theil meiner jetzigen Behaglichkeit, weil ich ihn liebe und Ursache habe, zu glauben, daß er mich wieder liebt. Wenigern Umgang habe ich mich Herder, ob ich ihn gleich als Menschen wie als Schriftsteller hoch verehre. Der Eigensinn des Zufalls trägt eigentlich die Schuld, denn wir haben unsere Bekanntschaft ziemlich glücklich eröffnet. Auch fehlt es mir an Zeit, immer nach meiner Neigung zu handeln."

Eine innige Seelenverwandtschaft herrschte zwischen H. und Jean Paul. Ueber ihr erstes persönliches Zusammentreffen bemerkt dieser: „Wir gingen ihm entgegen und unter dem freien Himmel lag ich endlich an seinem Mund und an seiner Brust; ich konnte vor erstickender Freude kaum sprechen — nur weinen. Herder konnte mich nicht satt umarmen."

Herder war ein Mann von der glücklichsten Organisation, nicht groß von Körperbau, aber kraftvoll, muskulös, blutreich in tief liegenden Adern, voll natürlicher Elasticität, ohne jedoch eine künstlich ausgebildete Gewandtheit erlangt zu haben.

von breiter hoher Brust, aber von sehr zarten, reizbaren Nerven. Tägliche Bewegung in freier Luft war ihm Bedürfniß, in früheren Jahren zuweilen auch ein Spazierritt. Von Kindheit auf an Mäßigkeit und Ordnung im Genuß gewöhnt, bekümmerte er sich nie um die Küche und um die Tafel. Die Reinheit seines Gemüths, verbunden mit natürlicher Schüchternheit und Schamhaftigkeit, hielten ihn von jeder Ausschweifung zurück. Gegen Frauen wird ihn Niemand auch nur eine Zweideutigkeit aussprechen gehört haben. Für Gegenstände des Luxus verwendete er kein Geld, mehr für gute Bücher, aber nicht zur Parade, meist in Versteigerungen um billige Preise erkauft. Seine Zimmer waren einfach meublirt; besondere Liebhabereien hatte er nicht.

Sein hervorstechendster Charakter war ein strenges Gefühl für Ehre und Recht, das leicht aufgereizt, aber bei der Güte seines Herzens und der Zartheit seiner Gefühle eben so leicht wieder gedämpft werden konnte. — Unerträglich war ihm, Obere zu haben, deren Charakter er nicht achten konnte. „Es ist gegen alle Gesetze der physischen und geistigen Natur", sagte er oft, „daß der Schlechte und Niedrige herrsche. In der Natur dient das Niedere dem Höheren; in geistigen Verhältnissen und menschlichen Einrichtungen müssen diese Gesetze noch strenger geübt werden." — Gegen alles Niederträchtige, Gemeine, Eigennützige, Heuchlerische und Unwahre, gegen Uebermuth, frechen Egoismus und Despotismus äußerte er überall, wo sie sich zeigteen, die tiefste Verachtung.

So bestimmt er schlimme Zeiten als nothwendige Folge des verdorbenen Geistes seiner Zeit voraussagte, so ließ er dennoch die Hoffnung und den Glauben an bessere Menschen und Zeiten nie ganz sinken. „Jeder Gute", sagte er, „sey berufen, bessere Zeiten, wo nicht hervorzubringen, doch an einem Theile vorzubereiten."

Eine gewisse Offenherzigkeit bei seinen wohlthätigen Planen benutzten seine Neider und Gegner oft, um sie sich anzueignen oder scheitern zu machen.

Sein Glaube an noch unerklärliche Kräfte der Natur und an Ahnungen, der ihm oft als Schwäche vorgeworfen wurde, war Glaube an das allbelebte, geisterfüllte Weltsystem, an innere Kräfte der Natur und der Seele, die mit andern uns bekannten Gesetzen innig harmoniren, uns aber noch nicht aufgeklärt sind. Er glaubte, daß eine reine wohlgebildete Seele, in Augenblicken stiller Einkehr in sich selbst, durch irgend eine innere unbekannte Bewegung, der Ahnungen über bevorstehende wichtige Ereignisse allerdings fähig sey. Wenn sein Gemüth durch irgend einen Kummer, einen Wunsch, eine Sehnsucht bewegt war, so schlug er gern die Bibel oder einen andern Lieblingsschriftsteller auf; die Stellen, die er fand, sie mochten aufmunternd, tröstend, warnend, zurechtweisend oder prophezeiend seyn, sprachen aus einem unsichtbaren geistigen Reiche zu seinem Herzen und belebten seine aufmerkende Seele.

Mannichfaltigkeiten.

(Frankfurt a. M.) Das im „Hof von Holland" zur Beschauung ausgestellte Modell einer Luft-Eisenbahn fährt fort, die Beachtung der Kenner wie des größeren Publikums auf sich zu ziehen, und hat sich eines steigenden Besuchs zu erfreuen. Der Gegenstand gehört zu den Zeitinteressen, denn wir leben ja in den Tagen der Eisenbahnen und der industriellen Unternehmungen. Nach den Angaben eines eben hier anwesenden und im Fache der Mechanik kundigen Engländers hat Hr. C. Steiner an seinem Modell noch einige der allerneuesten Verbesserungen bei der Einrichtung der Lufteisenbahn angebracht, worauf hinzuweisen uns zum Vergnügen gereicht. Wir sind überzeugt, daß kein Besucher die ihm hier gebotene und höchst lehrreiche Beschauung unbefriedigt verlassen wird, und fügen den Wunsch bei, daß auch Lehrer von Schulen und Instituten sich solche mit ihren Schülern verschaffen möchten.

(Baden, 22. August.) In unserer Nachbarschaft, in der bei der Eisenbahnstation Muggensturm gelegenen Barakenwirthschaft hat sich dieser Tage ein höchst beklagenswerther Unglücksfall ereignet. Ein junger, hoffnungsvoller und allgemein beliebter Offizier der Garnison Rastatt, der Sohn würdiger Eltern, eines geachteten Stabsoffiziers, war mit einem älteren Kameraden seines Regiments auf die Jagd gegangen, um einen jungen Hasen zu schießen, und seiner betagten Großmutter damit eine kleine Freude zu bereiten. Nach geschehenem Waidwerk kehren die beiden Jäger in der erwähnten Barakenwirthschaft ein, um einige Erfrischungen zu sich zu nehmen. Sie legen ihre Flinten auf einen der Tische. Als sie aufbrechen wollen, zieht der Jüngere sein Gewehr bei der Mündung zu sich her, dasselbe geht los, und der beklagenswerthe junge Mann ist, wiewohl das Geschoß nur mit ganz leichtem Schrot geladen war, nach Verlauf von 10 Minuten eine Leiche! Den Schmerz des ihn begleitenden Freundes, seiner bejammernswerthen Eltern, seiner zahlreichen Freunde und Genossen, so wie Aller, die den hoffnungsvollen jungen Mann gekannt, vermag keine Feder zu schildern. Dieser traurige Fall fordert wiederum zum äußerst vorsichtigen und behutsamen Verkehr mit Schießwaffen auf.

(Koblenz, 27. Aug.) Es hat uns schon oft befremdet, daß die Männer des Fortschrittes und der Neuerungen noch nicht an die Abschaffung der ganz bedeutungslosen und absurden Titulaturen, als „Edelgeboren, Wohl-, Hochedel-, Hochgeboren rc.", mit allem Ernste gedacht. Diese nichtssagenden Bezeichnungen widerstreiten dem Geiste unsers Jahrhunderts und namentlich unserer rheinischen Institutionen, nachdem die feudalaristokratische Rangordnung der Geburt ihrer Bedeutung verlustig gegangen ist. Sollte es nicht in der heutigen bürgerlichen Gesellschaft genügen, Jedem den durch seine manuellen Fertigkeiten, oder durch seine Talente und Kenntnisse erworbenen Geschäfts- oder Amtstitel zu geben?

Embury, einer der ausgezeichnetsten Kunstreiter in London, wettete 1200 Pfd. St., allein und ohne allen Beistand einen mit 24 Pferden bespannten Wagen durch eine der längsten und volkreichsten Straßen Londons zu lenken, und er gewann sie. Um zwei Uhr Nachmittags erschien plötzlich zur allgemeinen Verwunderung in der York Road ein Wagen, der mit 12 Paar Pferden bespannt war, die Embury vom Kutschersitz aus lenkte, während im Wagen Musiker saßen, die fortwährend aufspielten. Er fuhr in der Straße zwei Mal langsam auf und ab.

(Wien, 20. August.) Unlängst ereignete sich ein furchtbarer Unglücksfall, der neuerdings allen Bewohnern der Residenz als eindringliche Warnung dienen mag, ihre Kinder nicht der ausschließenden Obhut von Dienstboten anzuvertrauen, wie dies hier im Allgemeinen gang und gäbe ist! Ein Dienstmädchen war mit zwei Kindern von zartem Altersausgegangen, und beging, während sie auf den Wällen der Bastei spazirte, die Unvorsichtigkeit, beide auf die Mauer hinaufzuheben. Man weiß nicht, welcher Gegenstand ihre Aufmerksamkeit zerstreute — kurz, das eine Kind fiel in den Abgrund. Sie streckt rasch den Arm aus, um es am Kleidchen zu erfangen. Allein durch ungeschickte Bewegung macht sie auch das zweite Kind nachstürzen, und von Verzweiflung ergriffen, springt nun auch sie in die Tiefe des Stadtgrabens, wo alle Drei zerschellt am Boden lagen. Man transportirte sie sofort nach dem allgemeinen Krankenhause; allein es war unmöglich, ihnen auch nur das geringste Lebenszeichen zu entlocken.

Anfangs dieses Monats waren es 20 Jahre, daß ein wohlhabender Bresciane mit Tod abging, und in seinem Testamente bestimmte, daß sein Nachlaß, im Betrage von 700,000 Lire, gerichtlich verwaltet und die Interessen durch 20 Jahre zum Kapitale geschlagen werden sollen. Nach Ablauf des festgesetzten Termins sollte nach Andeutung des beiliegenden Codicills, welches bis dorthin verschlossen bleiben mußte, verfügt werden. Es wurde nun unlängst das Codicill eröffnet, und man fand darin die Summe von 200,000 Lire für fromme Stiftungen ausgesetzt, eben so viel für die natürliche Tochter des Verstorbenen, deren Namens- und Geburtstag genau angegeben war; als Haupterbe aber erschien ein ebenfalls genau Bezeichneter, mit einer andern Frau unehelich gezeugter Sohn des Verblichenen. Man schlug die Taufbücher nach, fand die Angaben genau mit denselben übereinstimmend, forschte weiter und fand beide Erben — aber als Mann und Weib.

Korrespondenz.

Hamburg, 26. August.

Neubau. — Hotels. — Läden.

Der Neubau schreitet rüstig fort und die unmittelbar nach der Brandkatastrophe auf Hamburg vielfach und bis zum Ueberdruß angewendeten Worte des edlen Schenkendorf:

„Du wirst zu neuen Ehren
Als Phönix aufersteh'n!"

haben sich jetzt schon, nach Verlauf von etwas über zwei Jahren herrlich bewahrheitet. Der neue Stadttheil ist von dem alten in jeder Hinsicht verschieden; während in diesem der Nutzen, ist bei Anlage des neuen Schönheit und Eleganz das Hauptaugenmerk gewesen. Dort schmale, düstere, winklige Gassen, zum Theil von Kanälen durchschnitten; hier, im Neubau, schöne, breite Straßen, prächtige vier und fünf Stock hohe Häuser, mit flachen, italienischen Dächern, elegante Läden mit ungeheuren Spiegelfenstern, so daß man Hamburg bald nicht mehr in Altstadt und Neustadt, sondern in Altbau und Neubau eintheilen kann und mancher alte Hamburger Philister darob große Augen macht und sich in seiner eigenen Stadt oftmals nicht recht heimisch fühlt. Da stehen sie vollendet mit schmucken Häuserreihen die neuerbauten Straßen der Jungfernstieg, Rathhaus-, Ferdinandsstraße, Deichstraße, Neueburg, Burstah, Neuewall ꝛc., ꝛc. — Der Jungfernstieg mit seinen Umgebungen ist die eigentlich fashionable Gegend, der Versammlungsort für die beau monde, die Flaneurs und Spaziergänger; hier sind das freundliche, blaue Alsterbassin, die herrlichen Promenaden, die Cafés (die Alsterhalle, Giovanoly's Conditorei) und die Pavillons, wo die ausgesuchtesten Erfrischungen dargeboten werden und auch für den Geist durch alle möglichen Zeitungen und Journale gesorgt ist. Die ersten Hotels sind hier im Jungfernstiege: „die alte Stadt London" mit fürstlich eingerichteten Gemächern, wo noch vor kurzem der König von Sachsen wohnte; „Streit's Hotel" und „Hotel St. Petersburg", die beiden größten und prächtigsten von allen, dann „der Kronprinz", die bald zu eröffnende „Stadt Paris" und das „Victoria-Hotel." Ein stattlicher, namentlich von Kaufleuten zahlreich besuchter Gasthof ist auch „die Sonne" auf dem Neuenwall, die jetzt in ein großes, neues Gebäude, der Tonhalle gegenüber, verlegt ist, so wie das „Hotel de Francfort" in der Poststraße, in der Nähe der auf Actien gebauten Hocker'schen Weinhalle, von der ich Ihnen schon früher einmal berichtet. Außer den hiergenannten haben wir noch eine Menge Hotels erster, zweiter und dritter Klasse und dennoch ist es nichts Seltenes, daß Fremde von einer Thür zur andern fahren müssen, ehe sie ein Unterkommen finden. — Eine eigenthümliche neue Erscheinung in unserer Stadt sind auch die großen, prachtvollen Läden mit ungeheuren Spiegelscheiben, für welche letztere, wie in Paris, auch hier eine Assekuranz errichtet werden soll. Es sind übrigens dieser Läden so viele und der Miethzins derselben gegen früher so hoch, daß es eine andere Frage ist, ob die Besitzer derselben für die Dauer mit Ehren bestehen können. Die meisten sind auf dem Neuenwall, wo sich beinahe Spiegelscheibe an Spiegelscheibe reiht, und im Jungfernstiege. Im Jungfernstieg hat ein angesehener Kaufmann, Sillem, einen Bazar bauen lassen, d. h. ein großes, prächtiges Gebäude mit einer doppelten Reihe Kaufläden, die bis zu der hinten gelegenen Königstraße durchführen. Der König aller Läden aber ist der von Harmsen, Brahmer u. Comp. an der Ecke des Jungfernstiegs und Neuenwalls mit den kostbarsten Seidenstoffen und Modeartikeln aller Art, wo ein Fremder sich von Kopf bis zu Fuß auf's fashionabelste in Kleidung setzen kann. Die Besitzer sollen auch in Petersburg ein ähnliches, großartiges Lager haben.

Bornheim, 29. August.

Unser „Liederkranz, der sich durch seine bereitwillige Mitwirkung zur Förderung humaner Zwecke schon mehrmals rühmlich ausgezeichnet hat, feierte gestern in Verbindung mit dem „Musikverein" sein Stiftungsfest, bei welcher Gelegenheit dem unermüdet thätigen, von allen Mitgliedern verehrten Direkter des Vereins, Hrn. Lehrer Cymeß, ein werthvolles Geschenk in sinniger Weise überreicht wurde. Die Chöre und Soli's welche hierauf, abwechselnd mit den gelungenen Productionen des Musikvereins, in dem geschmackvoll decorirten Festlokale erklangen, gaben Zeugniß von dem glücklichen Kunststreben der Sänger und gewährten den anwesenden Gästen reichen Genuß. Mögen die Mitglieder unseres Vereins fortfahren, wie bisher, durch Fleiß und Eintracht die Bemühungen des Hrn. Cymeß zu unterstützen, dann wird die öffentliche Achtung und immer schöneres Gedeihen sie lohnen!

Mainwasser-Wärme.

Sonntag, 1. Sept., Abends: 14 Grad. M. Gerlach.

Theater-Anzeige.

Montag, 2. Sept. (Zum Erstenmale wiederholt): Jarvis, oder: der ehrliche Name, Schauspiel in 2 Abth., nach Lafont bearbeitet von Th. Hell. Hierauf folgt: Die Landpartie nach Königstein, Localskizze in 1 Act und 4 Tableaux.

Dienstag, 3. Sept. Das Nachtlager in Granada, Oper in 2 Abth., Musik von Kreutzer.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 245. Mittwoch, den 4. September 1844.

Der Bauernkönig und die Jüdin.

(Von Johann Czynski.)

Erstes Kapitel.

Die Jagd.

In der Umgegend von Krakau lagen die Wiesen und Fluren unter einer Schneedecke verhüllt. Indeß war die Kälte nicht sonderlich strenge. Es war einer der schönen Tage des Spätherbstes, welche am Morgen den Winter anzukündigen scheinen, und am Mittag glauben lassen, der Sommer sey noch nicht ganz mit seiner Hitze verschwunden. Solche Tage sind besonders den Jägern lieb, denn an ihnen können die Hunde die Spuren des Wildes leichter erkennen und verfolgen.

König Kasimir, ermüdet von den Geschäften und Sorgen des Königthums, wollte seinem Geist einige Erholung gönnen, indem er etliche Augenblicke der Jagd widmete. Umgeben von den Leuten seiner Hofhaltung, und begleitet von einem zahlreichen Gefolge polnischer Großen, ritt er am frühen Morgen aus nach dem einige Meilen von Krakau, der damaligen Hauptstadt Polens, gelegenen Lobsower Wald. Vor dem Zug her liefen die Hunde, hinter ihm kamen mehrere Schlitten mit Mundvorräthen, unter welchen ukrainer Meth und ungarischer Wein nicht fehlten. Endlich kamen Wagen, bestimmt zur Einbringung des erlegten Wildprets.

Der König schien bei dem Ausbruch heiter zu seyn. Die Hofleute waren ebenfalls guter Dinge, plauderten und lachten; denn der König erlaubte und wollte es. Bald aber trat Stille ein. Das Lachen und die Späße verstummten. Drei Stunden lang durchrannten die Hunde Wald und Feld, ohne daß der Schnee oder der Wind ihnen verrathen hätte, wo Wild versteckt lag. Ungewiß hin und her laufend, schnaufend und stumm, wandten sie sich zuweilen zu ihren Herren zurück, als wollten sie von der Menschenvernunft eine Weisung begehren, welche ihr Instinkt ihnen verweigerte.

Kasimir war ärgerlich. Er ließ allmählig die Zügel los und verfolgte düster und gedankenvoll seinen Weg. Der rasche ukrainische Renner mit breiter Brust, langer Mähne und starkem wallendem Schweif fühlte, daß das Gebiß zwischen seinen Zähnen wackelte. Als ob er an der unerwarteten Freiheit zweifelte, streckte er den Hals, drehte den Kopf um, und als er sah, daß sein Herr ihn nicht lenkte, blieb er stehen. Er senkte die Nüstern auf den Schnee nieder und stampfte auf demselben, als wollte er ihn von dem trockenen Gras entfernen. Da er endlich nicht mehr zweifeln konnte, daß ihm frei stand, zu gehen, wie er wollte, nahm er im Einklang mit der Gemüthsstimmung seines Reiters einen langsamen unregelmäßigen Schritt an.

Das Gefolge richtete sich aufmerksam und schweigend nach dem Gang des königlichen Pferdes. Plötzlich rief der König: „Herr Oberjägermeister!“ Die Hofleute wiederholten das Wort des Königs, und der Pan (Herr) von Wola ritt vor. „Wie viel empfangt Ihr für Eure Dienste?“ fragte Kasimir.

„Herr König,“ antwortete der Oberjägermeister, seinen Schnurrbart drehend und einen der langen geschlitzten Aermel seines Rocks über die Schulter werfend, „mein Vermögen entspricht meinem Rang. Ich empfange nichts aus dem Reichsschatze, noch aus der königlichen Kasse.“

„Ich verstehe,“ sagte der König. „Wie die Bezahlung, so der Dienst.“

Zu der Zeit, wo dieser Auftritt statt fand, im 14. Jahrhundert, war die königliche Macht in Polen noch nicht durch die Eingriffe eines allmächtigen Adels geschwächt. Doch begannen die Adeligen schon, sich etwas auf ihre Titel und ihre Geburt einzubilden, und von jeher hatten sie sich sehr von den russischen Bojaren unterschieden, welche ihre Fürsten ungestraft ohrfeigen und sogar peitschen durften. Der Pan von Wola fühlte sich durch die Worte des Königs verletzt, und hielt es seiner Würde gemäß, zu entgegnen: „Kann Ew. Majestät glauben, daß ich thätiger und ergebener seyn würde, wenn ich die für mein Amt ausgeworfene Summe bezöge? Auf Edelmannswort versichere ich, wenn man mir gleich einen Berg Goldes gäbe, so könnte ich nicht mehr Eifer, um die Zufriedenheit meines Königs zu erwerben, an den Tag legen.“

„Thaten sind besser als Worte, Herr Oberjägermeister,“ versetzte der König. „Ein Mal im Jahr will ich mich nach meinen mühevollen Arbeiten einen Augenblick zerstreuen. Ich wähle den günstigsten Tag zur Jagd, und der Oberjägermeister hat nichts, gar nichts gethan, um diesen Augenblick seinem Herrscher angenehm zu machen. Vor etlichen Wochen habt Ihr gejagt, edler Herr, und man hat mich versichert, daß Ihr mit einem Wagen voll Wildpret zurückgekommen seyd. Also sehe ich, die Jagd des Edelmanns giebt mehr, als die Jagd des Königs.“

„Das ist nicht meine Schuld," erwiederte der Herr von Wola.

„Vielleicht unsere?" fragte der König.

„Ja, Herr König," antwortete der Edelmann keck im Ton eines witzelnden Hofmanns, und verbeugte sich lächelnd.

Der König nahm den Scherz des Oberjägermeisters übel und rief, so laut, daß sein Roß zusammenfuhr, den Kopf in die Höhe warf und die Ohren bewegte, als wollte es die Gedanken seines Herrn errathen: „Was hör' ich? Meine Schuld? Erklärt Euch, edler Herr! Ich verstatte, ich gebiet' es!"

„Herr König, Ihr gebietet es, so will ich denn offen sprechen. Es ist wahr, daß ich von meiner Jagd zwei Wagen voll Wildpret zurückgebracht habe. Aber wenn ich auf die Jagd gehe, umgeben auch alle Leibeigenen meiner Dörfer vom fünfzehnten bis zum sechzigsten Jahr den Wald, machen Lärm und scheuchen das Wild nach der Seite hin, wo die Jäger sind. Dagegen wenn Ew. Majestät jagen will, verbietet Sie, die Bauern in Anspruch zu nehmen. Was ist die Folge? Die Leibeigenen der Krone faulenzen wie Scheuerratten, und der König kommt mißgelaunt von der Jagd zurück."

„Aha!" sagte der König. „Ihr wollt, ich soll tausend Menschen in Hunde verwandeln."

„Herr König, dazu sind die Bauern bestimmt. Sie sind an diese Frohndienste gewöhnt, wie der Ochs an den Pflug."

„Genug, Herr Oberjägermeister. Lieber wollen wir auf Unsere Vergnügungen verzichten, als sie mit den Thränen Unseres Volks erkaufen. Ich werde Jemand zu finden wissen, der mir einen Augenblick der Zerstreuung verschafft, ohne die Bauern von ihrer Arbeit wegzunehmen. — Ihr Herren, zurück zum Schloß!"

Der König wandte um. Kaum hatte sein Pferd den Weg nach Krakau eingeschlagen, so hörte man die Hunde bellen. Der Oberjägermeister freute sich dessen; aber der König gebot, die Hunde mit den Hifthörnern zurückzurufen. Doch vergebens bliesen und riefen die Jäger. Die Hunde gingen nicht von der Stelle, und bellten immerfort.

„Sie haben gewiß einen Fuchs in seinem Bau aufgestört," sagte ein Höfling.

„Ein Wolf wird in's Garn gegangen seyn," meinte ein Anderer. Ein Dritter äußerte: „Vielleicht ist es blos ein Eichhorn auf einem Baum."

Der König hörte nicht auf diese Vermuthungen. Traurige Gedanken beschäftigten ihn. Er bedachte, daß in seinem Land der hochmüthige, unwissende Adel den ehrenwerthesten Theil des Volks mißhandelte — denjenigen, der im Frieden das Land baut und es im Krieg mit seinem Blute düngt.

(Fortsetzung folgt.)

Die Töchter August's von Embden als Künstlerinnen.

In der Kunstwelt ist der Namen Embden eine längst bekannte Größe. Auf sie hat sich der Eigner desselben herausgeschwungen aus dem Fache des Sepiazeichnens nach dem Leben und den historischen Compositionen alter Meister, dann von der einträglicheren Bildnißmalerei in Oel zur Composition in der Historie und zu dem Lieblingsgenre der Idylle. Embdens Gemälde, deren Sujets meistens der reinen, unverfälschten, wir möchten sagen, der unverdorbenen Natur entnommen sind, und eine poetische Auffassung und Gemüthlichkeit bekanntlich als würdige Grazie in allen Compositionen zur Begleiterin haben, genießen eine hohe Gunst im kunstliebenden Publikum, denn sie erfreuen in gleich hohem Grade den Beschauer jeden Standes, und wenige Privatsammlungen von Werken neuerer Künstler möchte es wohl geben, welche nicht schon ein Kabinetstück davon aufzuweisen hätten. August v. Embden ist der einzige Künstler dieses Namens. Durch frühzeitigen Tod eines Sohnes ist ihm kein übertragender Erbe desselben, kein männlicher Nachfolger seiner Kunst geblieben, und es erlischt jener dereinst mit ihm und dem Ableben seiner talentvollen Töchter. — Von diesen haben die älteste und die jüngste, ein der Malerei treu ergebenes Schwesterpaar, sich für immer dieser Kunst gewidmet und hierin es unter der trefflichen Leitung des Vaters seitdem auch schon zu einer ungewöhnlichen Vollkommenheit gebracht. Eine seltene Erscheinung, wahrlich ein Genie auf dem Felde der schönen Künste, auf welchem dieselbe auch durch ihr musikalisches Talent, aus lauterer lieblicher Stimme und im Saitenspiel, im engen Kreise Befreundeter, spricht, mitunter diese schöne Kunst auch philantropischen Zwecken leihet, ist Fräulein Caroline Bernhardine Agnes von Embden zu Kassel, den Lesern mehrerer Journale als Malerin auch im Auslande rühmlich bekannt. Schon in ihrem zwölften Jahre unterhielt sich dieselbe mit Zeichnen und mit Oelmalen, machte darin so gute Fortschritte, daß man zwei Jahre später es als einen Verlust hätte halten müssen, hätte man sie dieser Beschäftigung wieder entziehen wollen. So rühmlich im hiesigen Publikum bekannt, hat die Künstlerin denn auch eine Menge Damenbildnisse — womit dieselbe sich schon seit einem Decennium vorzugsweise befaßt — angefertigt, und als besondere Anerkennung ihrer Kunstleistungen mag es hier erwähnt seyn, daß sie, schon seit mehreren Jahren sich wiederholende, Aufträge vollzog: die landesherrliche Familie, theils in lebensgroßen, theils in kleineren, mit Umgebung versehenen Bildnissen zu malen. Ihre Arbeiten zeichnen sich, wie die des Vaters, durch korrekte Zeichnung, gründliche Ausführung und hohen Grad von Aehnlichkeit, überhaupt durch naturgetreue Darstellung aus, weshalb auch nicht daran zu zweifeln ist, daß die Künstlerin zu einer noch größeren Celebrität gelangen wird. — Die jüngste der Schwestern, Fräulein Emilie, nicht minder mit trefflichem Auge für Wahrheit der Farben begabt, ist in eisernem Fleiße ausdauernd mitthätig an den Kunstwerken des Vaters, auf welchen fast alle Gegenstände aus der Pflanzenwelt und sonstiges Beiwerk nur von ihrer Meisterhand gemalt sind. Recht erfreulich ist das künstlerische Walten und Schaffen dieses Kleeblattes, von dem nun schon so viele Produkte erschienen sind, und zwar mit einer Vollendung auch in den Nebensachen, die sich nur aus dem Zusammenwirken der vorliegenden Kräfte erklären läßt. Man siehet hieraus den gewaltigen Vorsprung zum Ziele, wenn ein von der Natur reich begabtes Talent unter steter Leitung eines guten, kunsterfahrenen Meisters sich entwickeln kann, wie es da zum Ziele früher gelangt, während Andern, in anderer, vielleicht in, gar in sich selbst, abgeschlossener Weise, es nicht so bald glücken will, durch ein Labyrinth von Hindernissen hindurch sich auf jene Höhe zu bringen, auf der allein der Künstler ungekümmert nur der Kunst leben mag und kann!

Konzert der Gebrüder Jos. und G. Hellmesberger aus Wien.

Am 31. August fand in dem Saale des Mülhens'schen Hauses dies zahlreich besuchte Konzert statt. Es mag wohl schon vorgekommen seyn, daß durch Strenge und gewaltsame Anstrengung auch bei für die Kunst wenig begabten Individuen eine Frühreife hervorgezwungen wurde, welche man für Talent hielt und bewunderte. — Aber in den meisten Fällen liegen einer frühzeitigen Kunstentwickelung wirkliches Talent und begünstigende Umstände zu Grunde. Wie manche Kinder sehr früh gut Lesen, Schreiben und Rechnen, so lernen andere schon im zarten Lebensalter ein Instrument spielen, und bringen es zu einer mehr oder minder großen Fertigkeit auf demselben, ohne daß Gewaltsamkeit oder Dressur solche Resultate erzielt hätten. Zu den früh entwickelten musikalischen Talenten gehören auch die Gebrüder Hellmesberger, deren Renommee in dem kunstsinnigen Wien seine Begründung gefunden hat. Der Vater dieser talentvollen Knaben ist Musikdirektor am Kärntherthor-Theater und Professor am Conservatorium. Seine Kinder sind gleichsam in einer musikalischen Atmosphäre aufgewachsen, und haben spielend erlernt, was andern nicht so leicht und bequem werden dürfte; diesem spielenden Unterricht ist dann ein ernsterer und methodischer gefolgt und das fortwährende Anhören von guten Mustern hat in Verbindung mit den nöthigen Uebungen zu einem erfreulichen Ziele geführt. Wenn man sich die Bildungsgeschichte der 12- und 13jährigen Knaben H. erzählen läßt, so wird man, deren natürliche Anlage für die Musik vorausgesetzt, in ihren jetzigen Leistungen nichts Wunderbares finden, sondern nur das Ergebniß einer sorgfältig geleiteten Entwickelung von glücklichen Anlagen sehen; auch haben dieselben weder ihre Kindlichkeit, noch den heitern Sinn ihres Alters verloren und bieten kein abschreckendes, sondern ein freundlich anziehendes Bild. Besonders müssen wir noch hervorheben, daß sie nicht etwa nur ein paar Stückchen mechanisch abspielen, sondern daß sie mit Geläufigkeit vom Blatte lesen und sich tüchtige musikalische Kenntnisse angeeignet haben. Der ihnen vorausgegangene Ruf wurde vollkommen gerechtfertigt und das Publikum nahm ihre trefflichen Leistungen mit dem entschiedensten Beifall auf. Jeder Freund des Violinspiels muß sich an der Reinheit, Correktheit und Präcision ihres Vortrages erfreuen; ihre Tonbildung ist eben so schön, als ihr Cantabile ausdrucksvoll und die Fertigkeit ihres Spieles bei Ueberwindung der technischen Schwierigkeiten ist wahrhaft überraschend, so wie ganz besonders die Gleichheit und Uebereinstimmung bei der Ausführung ihrer Duos. Diese Vorzüge machten sie im Vortrage interessanter und brillanter Compositionen von Ch. Dancla, J. Mayseder, H. Vieuxtemps und Kalliwoda auf eine das Auditorium höchst befriedigende Weise geltend und wir haben in ihnen junge Talente von entschiedener Bedeutung kennen zu lernen Gelegenheit gehabt. — Zwei junge Damen, Dilettantinnen aus den gebildeten Kreisen der Gesellschaft, wirkten freundlich und beifällig mit. Allgemein wird bedauert, daß die beschleunigte Abreise der jungen Virtuosen die Veranstaltung weiterer Konzerte oder ein Auftreten derselben im Theater, was gewiß von glänzendem Erfolg gewesen wäre, nicht verstattete. W.

Mannichfaltigkeiten.

(London, 25. Aug.) In Leeds wurde den 10. August ein Weib von ihrem Gemahl auf offenem Markte verkauft, wie dieses nach altenglischen Gesetzen jedem Ehrenmann zusteht. Es war eine hübsche Frau von 25 Jahren; sie erschien nach altem Brauch mit einem Strick um den Hals. Der Ehemann selbst verauktionirte sie; ein Hr. Idle kaufte sie um fünf Shillings. Dabei ist zu erwägen, daß sie schon drei Jahre als Magd gedient hatte, um nur von ihrem Ehemann loszukommen, und daß Idle schon vor einem halben Jahr sich mit ihr verlobt hatte; der Verkauf geschah auch auf Einwilligung beider Ehegatten. Der Gemahl mußte sich vor dem Unwillen des Volkes flüchten, wurde übrigens auch von Rechtswegen für einige Tage festgenommen; die Frau wird wegen doppelter Ehe verklagt werden.

In den jüngsten Nummern der „Frankfurter Blätter" theilt Dr. Zirndorfer Scenen aus einem von ihm verfaßten Trauerspiele: „Der Jüdin Entsagung", mit, das poetische Momente enthält und erwarten läßt, daß der Verfasser nun eine bessere literarische Richtung zu verfolgen gedenkt, als er in seiner mit Recht so verschrieenen „Hermine" eingeschlagen hat.

Korrespondenz.

Karlsruhe, 1. Sept.

Nächsten Sonntag den 8. soll hier zum Erstenmale ein Liederfest abgehalten werden, und zwar ein ganz großartiges, wie Diejenigen sagen, die damit zu thun haben und diese müssen es besser wissen, als wir. Doch wollen wir diese großartige Erscheinung erst abwarten, ehe wir uns darüber auszusprechen wagen, möchten aber inzwischen ganz bescheiden in Zweifel ziehen, daß die Wahl des Orts, wo die Production stattfinden soll, nämlich das Hoftheater, eine glückliche sey. Daß Hr. Hofkapellmeister Strauß die Leitung übernommen, ist erfreulich und verspricht einen günstigen Erfolg. Besonders rühmenswerth ist die Beharrlichkeit und Unermüdlichkeit, mit welchen die hiesigen Mitwirkenden sich einer Menge von Gesangproben unterwerfen und sich einüben, um Karlsruhe endlich etwas Großartiges zu verschaffen, das bis jetzt noch nicht dagewesen.

Usingen, im August.

In unserm Amte ist jetzt vielfache Bewegung und vieles Streben nach materiellen und geistigen Fortschritten. Unsere Stadt hat bedeutend an freundlichem Aussehen gewonnen durch die Fortsetzung des neuen Pflasters, das dem auf der Zeile in Hinsicht des trefflichen Materials und der meisterhaften Arbeit nicht nachsteht. Durch das ganze Amt von Gemeinde zu Gemeinde werden tüchtige chausseeartige Vicinalwege angelegt und diese Arbeiten, welche vieles Geld in Circulation setzen, werden aller Orten zu gleicher Zeit in Angriff genommen. Auch die für unser Amt und für das Amt Idstein so wichtige Chaussee von Friedberg nach Wiesbaden kommt mit nächstem Frühjahre in Angriff und alsdann werden die Städte Usingen und Idstein flott werden, welche jetzt zwei Schiffen gleichen, die auf Felsen gerannt sind. Einem verehrten Geistlichen verdanken wir es, daß jetzt in unserm Amte für den früher sehr vernachlässigten Obstbau viel geschieht und daß in manchen Gemeinden Mustergärten angelegt werden. Dieser neue Kulturzweig ist für viele Districte des Amtes von großem Nutzen und wenn die Ortsvorstände nicht unvernünftige Hindernisse in den Weg legen, so kann manche Gemeinde

bald überzeugt werden, wie ungegründet das Vorurtheil ist, daß unser Klima für den Obstbau zu rauh sey. Die Gränzgemeinde Oberkleen verdankt dem Pfarrer **Christiani**, der dort vor mehr als hundert Jahren den Obstbau einführte, ihren Wohlstand und die dortigen Bauern treiben mit getrocknetem Obst bedeutenden Handel. Möchte es unserm verehrten geistlichen und dem Lehrerstande gelingen, bald die starren Vorurtheile zu brechen, wie sie bereits in Hinsicht der Wiesenkultur und Gütervereinigung gebrochen sind. In ersterer Beziehung schreitet die herzogl. Domänenverwaltung auf das lobenswertheste voran und man sieht hin und wieder das erfreuliche Schauspiel, daß 10 — 20 Taglöhner ganzen Wiesengründen eine neue Gestalt geben und die Bauern durch die That von der Thorheit des träumenden Schlendrians überzeugen. Solche Energie, wie sie die Domäne in Wiesenbauten entfaltet, ist in unserm Amte noch nie erlebt worden und die gute Wirkung des practischen Beispiels ist jetzt schon sichtbar, obgleich wir noch kein Wiesenkulturgesetz besitzen, welches freilich das beste Mittel ist, den gordischen Knoten der endlosen Meinungsverschiedenheit zu zerhauen und den Freunden des Fortschrittes die Uebermacht über die Schläfrigen zu geben. Ein Ereigniß von Wichtigkeit ist, daß die Gemeinde Wehrheim, deren Gemarkung etwa 5000 Morgen groß ist, sich mit vielen Stimmen für die Einführung der Consolidation oder Gütervereinigung erklärt hat und daß am 19. d. M. die dortige Gemeinde versammelt war, um unter dem Vorsitze des Beamten einen definitiven Beschluß zu fassen. Dieser definitive Beschluß ist noch nicht gefaßt, aber an der Ausführung ist kein Zweifel, da nur über einige Nebenpunkte Meinungsverschiedenheit herrscht und in diesen Tagen sich 12 Wehrheimer Bürger nach Oberdiesenbach, Amts Runkel, begeben, um sich dort durch den Augenschein zu belehren. Wenn der Fortschritt in Wehrheim siegt, was sehr wahrscheinlich ist, so gebührt dieser Gemeinde die unbestreitbare Ehre, dem Schlendrian im ganzen Amte den Todesstoß gegeben zu haben. Die Taunusortschaften Reifenberg, Schmitten, Seelenberg, Treisberg rc. sind in ungewöhnlicher Aufregung durch eine kleine Schaar enragirter Wilddiebe, die unter der Anführung des Johannes Sprado von Schmitten schon einen Monat lang die Aemter Usingen und Idstein durch nächtliche Einbrüche und unaufhörliche Diebstähle beunruhigen. Die Streifzüge einzelner Gemeinden sind bis jetzt erfolglos geblieben, weil die Diebe wohlbewaffnet sind mit Flinten und Messern, denen die Meisten nahe zu kommen sich fürchten. Nächstens wird aber ein allgemeiner Streifzug von allen Gemeinden gehalten, der wohl am besten zum Ziel führt, wenn man zugleich einen Preis auf den Kopf der Haupträdelsführer setzt. — Das denkwürdige Turnerfest auf dem Feldberg hat auch für uns das dauernd Gute gehabt, daß hier eine Turngemeinde von 30 — 40 Mitgliedern entstanden ist. Wir wünschen derselben das beste Gedeihen und eine wohlverdiente Nachahmung in den andern nassauischen Städten. Auch die Singvereine breiten sich immer weiter aus und die älteren Vereine streben, immer Höheres zu leisten. So ist in der Dorfgemeinde Eschbach seit Neujahr ein Sängerbund von 30 Mitgliedern entstanden, der unter der Direktion des Hrn. **Anthes** in einem Konzerte auf des Herzogs Geburtstag die zahlreichen Besucher in freudiges Erstaunen gesetzt hat. Auch unser Leseverein gewinnt immer festeren Fuß und wurzelt mit jedem Jahre tiefer in der Liebe und Achtung seiner 200 Mitglieder aus allen Ständen. Diese Anstalt ist das erste und schönste Werk des Gemeinsinnes, welches Usingen seit der Erbauung unserer Kirche gegründet hat, und ihr Einfluß auf die Förderung alles Nützlichen, Schönen und Guten bekundet sich täglich mehr. — Unser ganzes Amt freut sich der reichen Ernte und unsere Handwerker blicken mit Sehnsucht nach der Hauptstadt und erwarten von da die Verkündigung der Statuten unseres neuen Gewerbvereins und die Nachricht von der Grundsteinlegung der nass. Industriehalle. Ist diese wahrhaftige Schilderung der gegenwärtigen Zustände unseres Amtes, einen kleinen Schatten abgerechnet, nicht ein Beweis, daß wir vorwärts schreiten und daß unser Amt nicht das letzte, vielleicht aber eines der ersten im Herzogthum ist?

Mainz, 1. Sept.

In der vergangenen Woche war es hier wieder einmal sehr lebhaft. Zahlreiche Reisende, die eintrafen und in den Gasthöfen verweilten, begingen die Straßen und öffentlichen Plätze, um die Stadt und ihre Sehenswürdigkeiten zu beschauen. Die Ankunft und der zweitägige Aufenthalt Ih. Maj. der Königin von Würtemberg, die im Hofe von Holland logirte und von dem k. k. österr. Offiziercorps eine Fackelmusik erhielt; die Fahnenweihe und der darauf gefolgte Ball im großen Kasino; die Inspection der königl. preuß. Truppen durch den kommandirenden General der Rheinprovinz, Hrn. v **Thiele**, der im „Europäischen Hofe" abstieg und gestern einem von dem k. k. Oberst **Rainer** veranstalteten Balle beiwohnte; die Ankunft und der Aufenthalt des Großherzogs von Oldenburg im „Englischen Hofe" und die stark besuchte Musik in der Anlage trugen jedes in seiner Art zu dieser vermehrten Lebhaftigkeit bei; aber den meisten Antheil daran hatte doch unbedingt die durch die Festtage in Darmstadt so außerordentlich vermehrte Frequenz der dorthin und von dort wieder zurück Reisenden. Von Freitag den 23. bis zum Freitag den 30. August beförderte allein die hiesige fahrende Post eine so große Anzahl derselben, daß sie mit 78 am ersten Tage anfing, bis zu 120 und darüber stieg und so verhältnißmäßig wieder abnahm. Der neueingerichtete große Gasthof „zu den drei Kronen", gewöhnlich hier zur Reichskrone genannt, machte dabei gute Geschäfte und wir glauben, versichern zu können, daß wohl keiner der vielen Durchreisenden, die ihr Absteigquartier in diesem Hotel nahmen, dasselbe unbefriedigt verlassen hat. Das Haus liegt sehr bequem auf einem schönen freien Platze ganz nahe am Rhein; es hat geräumige Säle und ohngefähr 60 Zimmer zum Logiren, in seinem Bezirke befinden sich sämmtliche Postbureau's und die Posthalterei. Der dermalige Wirth, Hr. **Revi**, ein junger Mann, der in den ersten Gasthöfen von Deutschland und der Schweiz die Leitung der Geschäfte über sich hatte, ehe er die drei Kronen übernahm, steht seiner Gasthalterei mit Umsicht, Genauigkeit und einem höchst lobenswerthen Eifer vor; beinahe alles geht durch seine Hände. Rein gehaltene, gute und billige Weine empfehlen ihn hier ganz besonders, was in Mainz, der Hauptstadt des Weinlandes, viel sagen will. Seit den zwei bis drei Monaten, während deren er den Gasthof übernommen hat, hat die Frequenz in demselben immer zugenommen. — **Unsere Messe**, die nun zu Ende geht, bot wenig Bemerkenswerthes dar; Ausverkauf und immer Ausverkauf zu unerhört wohlfeilen Preisen, das ist das Losungswort des gegenwärtigen Meßhandels; viel Lärm und wenig dahinter. Die steten Ankündigungen von Aufgeben oder Abänderung von Geschäften und Verkäufen unter dem Fabrikpreise, die nun gar von soliden Handelsleuten nachgeäfft werden, erregen wahrhaft Langeweile und können daher nicht mehr Stand halten; man ist begierig, welcher neue Kunstgriff bis zur nächsten Ostermesse erdacht wird, um die Käufer anzuziehen.

Mainwasser-Wärme.

Montag, 2. Sept., Abends: 14 Grad. **W. Gerlach**

Theater-Anzeige.

Dienstag, den 3. September 1844. **Gastvorstellung der Mad. Weiß**, Balletmeisterin des k. k. privileg. Theaters in der Josephstadt in Wien, mit ihrem Ballet-Personal, bestehend aus 30 Eleven. In vier Abtheilungen. Zwischen den Acten nachfolgende Stücke: **Hans Jürge**, Lustspiel in 1 Act, von Holtei. **Der Weiberfeind**, Lustspiel in 1 Act, von Benedix. **Der Bevollmächtigte**, Lustspiel in 1 Act, von Fr. v. Weißenthurn.

Mittwoch, 4. Sept. **Die Zauberflöte**, große Oper in 2 Abth., Musik von Mozart. (Mit neuen Maschinerien von Hrn. **Schechner**.) Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. L. Hesler, — Druck und Verlag von **Heller** und **Rohm**.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 246. Donnerstag, den 5. September 1844.

Der Bauernkönig und die Jüdin.

(Von Johann Czynski.)

(Fortsetzung.)

Man konnte indeß die störrigen Hunde nicht zurücklassen. Der Oberjägermeister sprengte in eigner Person hin, um zu sehen, was sie zurückhielt, und um sie zum Anschluß an den Zug zu zwingen. Nach einigen Minuten kam er laut lachend zurück. „Wißt Ihr, edle Herren, was die Hunde zurückhält?" rief er.

„Ein Wolf?" — Ein Fuchs?" — Ein Eichhörnchen?" riethen Verschiedene.

„Nichts von allem Dem. Ein todtes Kind, welches ein armer Teufel hingeworfen hat in Ermangelung des Geldes zum Begräbniß."

„Und darüber lacht Ihr?" rief Kasimir. „Ein todtes Kind, welches am Saum des Waldes hingeworfen ist. Tausend Donnerwetter! Ich glaube nicht, daß sich hier eine christliche Mutter findet, die dessen fähig wäre. In der Nähe von Krakau hat mein Volk, so arm es auch seyn mag, doch so viel, um ein Loch zur Beerdigung seiner Kinder zu bezahlen."

„Herr König, das geschieht aber doch oft bei uns auf dem Land," bemerkte einer der Herren.

„Aber nicht in der Nähe meiner Hauptstadt!" entgegnete der König. „Ich muß diese Sache erforschen. Es liegt hier ein Verbrechen vor." So sprechend, ritt der König auf die Stelle zu, wo die Leiche des Kindes lag. Er befahl, ein Protokoll aufzunehmen, und hob selber die Anzeichen hervor, welche auf Entdeckung der Wahrheit führen konnten. Am Hals des Kindes bemerkte man einen großen Schnitt. Der Körper war fast nackt. Einige Fetzen grober Leinwand, die theilweise seine Glieder umhüllten, ließen auf die Armuth seiner Aeltern schließen. Im Schnee bemerkte man die Fußtritte zweier Menschen. Die einen von den zweierlei Fußstapfen, von benagelten Stiefeln herrührend, mußten von einem Mann seyn, die andern verriethen einen Weiberschuh. Alles Dies ward im Protokoll bemerkt.

Der König befahl, die Leiche aufzuheben. Es geschah, und ein Messer fiel zu Boden. Neben demselben fand man das symbolische Zeichen, mit welchem sich die Juden bei'm Gebet schmücken. Bei diesem Anblick ergossen sich Alle, vom niedrigsten Diener bis zum größten Herrn, in Ausbrüchen eines fanatischen Unwillens. „Die Juden haben dies Kind umgebracht! — Sie bedürfen des Christenblutes zu ihren gotteslästerlichen Ceremonien! — Sie ziehen unser Gold an sich und morden unsere Kinder! — Es ist ganz recht, daß man sie überall fortjagt!"

Jedes dieser Worte verletzte indirekt den König. Kasimir, mit seinem umfassenden Geist kämpfte wider Adel und Geistlichkeit, um die Bürger, die Deutschen und die Juden zu beschützen, welche Gewerbe und Handel trieben. In diesem Augenblick schwieg er, forschte aber um so eifriger. Er bemerkte, daß die Fußstapfen im Schnee nach der Landstraße führten. Er folgte ihnen, und fand, daß sie sich in der Spur eines Schlittens verloren. In diesen Schlitten mußten die beiden Personen eingestiegen seyn. Das Fuhrwerk war, wie die Huftritte zeigten, mit zwei Pferden bespannt, die, vor Ungeduld stampfend, auf dem Boden eine von Schnee fast entblößte Stelle gelassen hatten. Alle diese Bemerkungen ließ der König in's Protokoll eintragen. Er ließ die Länge der Huftritte und die Breite des Schlittens messen, und folgte sodann der Spur dieses Fuhrwerks. Nach weniger als einer Stunde Wegs vermischte sich diese Spur mit mehreren anderen. Der König hielt sich, wie durch höhere Eingebung geleitet, an diejenige, welche ihm die Fortsetzung der ersten zu seyn schien, und kam so zu einer einsamen Hütte, nicht weit vom Schloß Lobsow. Er stieg ab, und trat in ein düsteres, rauchiges, unreinliches Gemach. Hier fand er einen Mann und ein Weib. Auf den Kleidern des Mannes sah er Blutflecke. Dieser Mann war ein alter Jude und das Weib war seine Tochter.

Zweites Kapitel.

Der Hausirer.

Alles sprach gegen die Juden. Alles ließ sie als die Mörder des Kindes vermuthen. Das Blut auf den Kleidern des Alten, seine verlegenen Antworten und das Entsetzen seiner Tochter waren für die großen Herren und die Hofleute genügende Beweise ihrer Schuld.

Der König, unermüdlich in seinen Nachforschungen, vernachläßigte kein Anzeichen, welches Licht auf diese klägliche Geschichte werfen konnte. Er hätte sehr gewünscht, die Juden schuldlos zu finden; allein je mehr Mühe er sich gab, desto belastender wurden die Anzeichen. In einem kleinen Hof bei der Hütte fanden sich Schlitten genau von der Spurweite

welche man auf dem Schnee gemessen hatte. Auch kleine Pferde entdeckte man, die erst kürzlich abgeschirrt waren, wie ihr noch rauchender, schweißtriefender Körper verrieth. „Kein Zweifel!“ dachte Kasimir. „Was ich nicht glauben wollte, ist eben doch wahr. Sie bedürfen Christenblut, um ihren Haß zu sättigen!“

Die vornehmen Herren wollten die Schuldigen auf der Stelle tödten. Schon blitzten die Säbel über dem Haupte des gebeugten, vor Schrecken halbtodten Greises. Schon ward die schöne Jüdin bedroht, welche ihre Augen flehend bald zum Himmel, bald zum König erhob. Kasimir mußte sein ganzes Ansehen aufbieten, um die Wuth seiner Hofleute zu zügeln.

„Herr König, wir sind unschuldig!“ rief Esterka*), dem Herrscher zu Füßen fallend, und von ihrer Stirn ihr langes Haar wegstreichend, während ihre schwarzen, durch die Thränen hindurch glänzenden Augen schmerzenvoll auf Kasimir geheftet waren. „Ich nehme den allmächtigen Gott zum Zeugen, daß seit vierzehn Tagen wir beide nicht aus dieser Hütte gekommen sind.“

„Hört nur!“ sagte ein Edelmann. Sie wagt noch, zu läugnen!“

„Welche Unverschämtheit! — Sehe ein Mensch die Unschuldige an! Gebt Acht, bald wird man sie für Ermordung unserer Kinder belohnen müssen!“ So riefen wetteifernd in Hohn und Drohungen die Leute vom Gefolge des Königs.

Auf Kasimir machten die Reize der Bittenden einen tiefen Eindruck. So lange sie sich hinter ihrem Vater verborgen gehalten, hatte er nur ihr reiches Haar und ihre grobe Kleidung bemerkt. Als sie aber durch die Gefahr und die Verzweiflung aufgeregt war, erschien sie dem Herrscher in ihrer ganzen Herrlichkeit. Der Eindruck, den sie auf den König machte, war um so stärker, je origineller das Gepräge ihrer Schönheit war. Nur das heiße, asiatische Blut konnte ihren Augen dies Feuer, ihrer Haut diese frische Röthe geben. Ihr ganzes Gesicht hatte einen lieblichen Ausdruck — eine eigene Mischung von Stolz und Demuth. Ihr voller Busen wogte stürmisch, und ließ die Bewegung ihrer Seele errathen. Als sie dem König zu Füßen fiel, verrieth ihre Haltung Weichheit der Formen und bezaubernde Anmuth in ihrem ganzen Wesen. Esterka war in diesem Augenblick das leibhafte Bild der Schönen, von welcher Salomo eine so hinreißende Beschreibung in seinem Lied der Lieder macht.

Kasimir betrachtete sie mit stummer Bewunderung. Er hätte gewünscht, daß sie länger spräche und ihn stets ansähe. Die Hofleute wollten sie zurückstoßen, aber der König faßte sie bei der Hand, und sagte ihr mit dem Ausdruck der Güte und des Schmerzes: „Steht auf! Der Richter wird untersuchen. Gebe Gott, daß Ihre Eure Unschuld beweisen könnt!“

(Fortsetzung folgt.)

Nachtrag zu Herder's Lebensskizze.

Herder's Schriften zerfallen in drei Abtheilungen, in Schriften zur schönen Kunst und Literatur, in Schriften zur Philosophie und Geschichte und in Schriften zur Religion und Theologie. Aus letztern ließe sich einfach nachweisen, daß Herder als Theolog dem Rationalismus im edelsten und reinsten Sinne des Wortes und zugleich der edelsten, reinsten Mystik geneigt war. Durch Beförderung der Humanität, durch Verwirklichung ächter Menschlichkeit in der Menschheit diese zur Göttlichkeit zu erheben — das war das früh erkannte, rastlos verfolgte Ziel seiner gesammten segensreichen Thätigkeit. Was würde wohl H. sagen, wenn er aus dem Grabe erstünde und sähe, wie sich in gegenwärtiger Zeit die vernünftige Auffassungsweise des Christenthums wieder so häufig in ihren eben so aufrichtigen als friedlichen Bemühungen zum Wohle der Menschheit gehemmt sieht! Wie entrüstet würde er seyn, wenn er bemerkte, daß jesuitisch-politische, krankhafte oder erheuchelte Orthodoxie (scheinbare Rechtgläubigkeit) oben an zu kommen sucht und die redlichen Freunde des geistigen und religiösen Fortschrittes durch die Bezeichnung „Denkgläubige“ oder „Lichtfreunde“ zu verdächtigen sucht! Wie schmerzlich würde es ihn berühren, daß man sich selbst nicht entblödet, der rationellen Forschung das Vorhandenseyn solcher sittlichen Gebrechen, wie Gleichgültigkeit gegen alle Religion, Unkirchlichkeit, vorherrschenden Egoismus rc. rc., einzig und allein aufzubürden, ganz den bleibenden Segen verkennend, welchen der in seiner Entwickelung fortgeschrittene, Geist und Herz erfrischende und veredelnde Rationalismus unserer Tage in Hinsicht auf kirchliches Leben, ächte Frömmigkeit und ungeheuchelte Rechtschaffenheit gestiftet hat! Freilich von dem fälschlich mit dem Worte Rationalismus bezeichneten leeren Begriffs- und Formenwesen war H. weit entfernt; bei ihm war Alles — Licht, Liebe, Leben (Worte, die der unvergeßliche Großherzog Karl August auf H's. Grab schreiben ließ).

Die Grundzüge in H's. Charakter waren: Größe der Denkart, idealische Stimmung, Kindlichkeit des Gemüths, Fröhlichkeit des Geistes und ein hohes, für Gott und die Menschheit mit reinstem Wohlwollen glühendes Herz.

Was er, trotz aller Hindernisse in seiner Lage, geleistet hat, wird das deutsche Vaterland stets dankbar erkennen. Als Theolog beförderte er der heiligen Urkunden geschichtliche und, wenn man so sagen darf, klimatische Erklärung; als Philosoph, wenn nicht der Schule, doch des Lebens, hinterließ er einen Schatz bewährter Natur-, Menschen- und Weltbeobachtungen; als Erklärer des klassischen Alterthums bewirkte er harmonische Bildung des Menschen durch beförderte Liebe zum Studium der Alten; zur Belebung des Naturstudiums trug er sehr viel bei, läuterte und bildete allseitig den Geschmack in der deutschen Literatur; erhob uns durch Anschauung der schönen Kunst zu reiner Menschheit, zur Gottähnlichkeit; stimmte fast in Allem, was er schrieb, zur Begeisterung; weckte rührend zum Guten; hauchte den Seelen edle Gefühle ein und entflammte sie zum Enthusiasmus für alles wahrhaft Schöne und Große, und dieses Alles, während er auch als Prediger den Samen der Wahrheit und Tugend ausstreute, als Vorsteher des Consistoriums Alles für bessere, schönere Menschenbildung aufbot, selbst verbesserte Volkslehrbücher herausgab und oft unter einer Last geisttödtender Amtsgeschäfte seufzte. Sein Name gehört der Bildungsgeschichte des verflossenen Jahrhunderts an, das nicht genannt werden kann, ohne seiner dankbar zu gedenken, der mühsam durch eigene Kraft sich selbst zu Dem bildete, was er war und noch immer nachwirkend für uns verbleibt.

*) Esterchen.

Sollen wir Herder'n ein **Denkmal** errichten? Von München und Mohrungen aus ist in den letzten Tagen dazu aufgefordert worden. Wir überlassen die Beantwortung dieser Frage und die weitere Bethätigung bei dieser Sache unsern Lesern; sprechen aber den herzlichen Wunsch aus: Möchte doch wenigstens jeder Deutsche seinem Herder ein lebendiges Denkmal errichten in sich und um sich, durch Nacheiferung in That und Gesinnung! 5 — 4. — 8 — 13.

Das Steinkreuz am Wege.

Ich weiß ein Plätzchen still und klein,
An ihm allein kann's wohl mir seyn.
Da blühen wilde Rosen,
Umhüllt von gelben Moosen,
Um's Steinkreuz an dem Wege.

Das Plätzchen ist mir lieb und traut.
Oft harrte Abends mein die Braut,
Wenn früh mein Schiff gezogen
Hin durch des Rheines Wogen
Beim Steinkreuz an dem Wege.

Der Traum ist aus — sie starb mir hin;
Es deckt sie schon des Hügels Grün.
Doch mahnt mich's, sie zu sehen
In ihrer Locken Wehen
Beim Steinkreuz an dem Wege.

Was hin, ist hin, was todt, ist todt,
Nachts ist oft bleich, was Morgens roth.
Welk sind die Blüthenkränze,
Die sie einst flocht im Lenze
Um's Steinkreuz an dem Wege.

Und trifft die welken Kränz' mein Blick,
So denk' ich an mein todtes Glück,
Und immer möcht' ich bleiben,
Wo wilde Rosen treiben,
Beim Steinkreuz an dem Wege.

A. v. Mellengroe.

Mannichfaltigkeiten.

(Altenburg, 27. August.) Der achtzehnjährige Sohn eines hiesigen (königl. sächsischen) Bauergutsbesitzers, ein talentvoller, wohlunterrichteter, obwohl ziemlich leichtsinniger Mensch, der in kurzem auf eine medicinische Landesanstalt zu weiterer Ausbildung abgehen sollte, begab sich in mehrtägiger Abwesenheit und wider Wissen und Willen des Vaters am 20. Juli nach Altenburg. Sein Zweck war kein anderer, als im Spiele sein Glück zu versuchen. Allein er spielte mit dem entschiedensten Unglück und mag eine ansehnliche Summe Geldes verloren haben. In Verzweiflung darüber verläßt er — muthmaßlich am 23. Juli — die Unglücksstadt, jedoch nicht, ohne sich zuvor ein Terzerol gekauft zu haben. Bittere Reue und völlige Verzweiflung im Herzen, kommt er bis in das seinem Vater zugehörige Holz. Hier, bevor er den tödtlichen Streich gegen sich selbst führt, schreibt er mit Bleistift auf mehrere Blätter Papier ein Lebewohl an die Seinigen — zum Theil in gebundener Rede —, worin er ausdrücklich und wiederholt sagt, daß das unselige Spiel ihn bis zum Aeußersten gebracht habe, und zugleich die Seinen bittet, für ihn zu Gott um Gnade zu flehen, daß er es wage, ungerufen zu kommen."

(Rom, 24. Aug.) Seit mehreren Tagen bildet das allgemeine Gespräch die Ermordung einer Pilgerin, deren Leiche bei dem sogenannten Grabmal des Nero, an der Via Cassia, ohne alle Kennzeichen oder Papiere gefunden wurde. Leider soll die Unglückliche aus Bayern seyn und einer geachteten Familie angehören. Eine auf der letzten Poststation La Storta gewechselte Goldmünze soll einen Fuhrknecht, in der Voraussetzung, die Unglückliche habe noch viele bei sich, zu dem Frevel verleitet haben.

Man versichert, daß, als Louis Philipp den 13. Abends die Depesche des Prinzen von Joinville überbracht worden war, er sich nach dem Diner zur Prinzessin von Joinville begab, die damals schon die ersten Geburtswehen empfand. „Ihr Gemahl", sagte der König, „hat Tanger bombardirt." — Ist er gesund? — „Ja, aber er ist große Gefahr gelaufen. Hier ist die Depesche." Hr. M., Arzt Sr. Maj., machte dem König bemerklich, daß die ganze Lektüre in einem solchen Augenblick anstrengend, ja die Bewegung selbst gefährlich seyn könnte. „Mein Herr", erwiederte der König, „in meiner Familie muß sich eine Prinzessin daran gewöhnen, Alles zu hören und zu jeder Stunde." Und die Prinzessin las die Depesche bis auf's letzte Wort.

(Das Gesangfest in Unterbarmen.) Das Elberf. Kreisbl. berichtet: Am 23. August haben gegen 300 Lehrer des Regierungsbezirks Düsseldorf ihr Gesangfest in der Unterbarmer Kirche gefeiert. Sie hatten in Beziehung auf Lokalität glücklich gewählt, indem diese schöne Kirche sich vorzüglich für Chorgesang eignet. Der Herr Pfarrer Banning eröffnete die Feier mit einem Gebet und einigen Worten über Psalm 33. Wenn wir schließen dürfen, daß das, was zum Herzen geht, auch von Herzen gekommen ist, so können wir nicht an dem Redner vorüber, ohne ihn lieb zu gewinnen. Als hierauf die Gemeinde aus ihrem Gesangbuche Lied 4 Vers 1 gesungen hatte, begann das Chor mit einem Choral. Darauf folgten Motetten und Psalmen. Sämmtliche Tonstücke waren in drei Abtheilungen gebracht, die durch eine kleine Pause unterschieden wurden. An dem Schlußgesang: „Nun danket alle Gott", nahm die ganze Versammlung Theil, die dann mit dem Segen entlassen wurde. Wir können sämmtlichen Sängern die Versicherung geben, daß sie brav gesungen haben, und ihre Leistungen auch allgemein anerkannt sind.

(Bern.) Ein Landmann aus dem Dorfe Alle entdeckte vor einigen Tagen in einem Sekretär, den er an der Versteigerung des verstorbenen Pfarrers des Orts gekauft hatte, in einem verborgenen Fache 15,000 Fr. Statt sich dieses Geld zuzueignen, stellte der brave Mann nach dem Rathe sei-

nes Rechtsverständigen in Pruntrut, den er konsultirt hat, die Summe den legitimen Eigenthümern zu. Der Name des Mannes, der so uneigennützig handelte, ist Joseph Hubler.

Für die Ausarbeitung einer populären Geschichte des Herzogthums Nassau hat die Herzogin Elisabeth von Nassau einen Preis ausgesetzt.

In Folge der Mäßigkeitsvereine ist in Schlesien der Preis des Branntweins so gefallen, daß die Brennereien von selbst eingehen müssen. Man verkauft den besten 80gradigen Spiritus für 5, höchstens 6 Thaler.

(Nassau a. d. L.) Am 28. August wurde hier das jährlich stattfindende Sängerfest wiederum gehalten. Es hatten sich die meisten Lehrer der Aemter Nassau und Braubach dazu eingefunden und eine große Zahl von Hörern fand Gelegenheit, sich an den achtbaren Leistungen der genannten Lehrer und der Gesangvereine von Ems und Nassau zu erfreuen. Die Gunst der Witterung trug zur allgemeinen Heiterkeit der Anwesenden viel bei.

(Frankfurt a. M.) Der rühmlich bekannte Improvisator Beermann ist hier eingetroffen und wird nächsten Samstag den 7. d. M. im Saale des Hauses Mülhens eine Soirée veranstalten, welches wir andurch zur vorläufigen Kenntniß des Publikums bringen.

Korrespondenz.

Wertheim, 1. Sept.

Zwei Ereignisse sind jetzt hier die fast ausschließlichen Gegenstände der Unterhaltung. Das erste ist — die Eröffnung des Gasthauses „zum Löwensteiner Hof.“ Derselbe wurde von dem hier residirenden Fürsten Georg zu Löwenstein in großartigem Style erbaut, in herrlicher Lage, von allen Seiten die schönsten Ansichten des Mainthals und unserer Schloßruine gewährend. In der Wahl des Pächters (des vormaligen Pächters des holländischen Hofes in Frankfurt, Hrn. W. Winter) scheint der hohe Eigenthümer sehr glücklich gewesen zu seyn. Die beiden Mittagstafeln am Eröffnungsfeste und am Geburtsfeste des Großherzogs haben dem Wirthe den allgemeinen Beifall der zahlreichen Theilnehmer erworben und die dort eingekehrten Reisenden sprechen sich einstimmig günstig über die Eleganz der Einrichtung und die in jeder Beziehung vortreffliche Bedienung aus. — Sodann betrachten wir mit immer wachsendem Interesse die Vorbereitungen zu unserem Sängerfeste. Täglich mehren sich die Anmeldungen der mitwirkenden Sänger und auch für Zuhörer sind schon viele Quartiere bestellt. Im benachbarten Würzburg war kürzlich eine Zusammenkunft der Liedertafeln dortiger Gegend, wobei die zur Aufführung an unserem Orte bestimmten Chöre unter der Leitung unseres Musikdirektors Lambinus probirt wurden und die Auswahl wiederholte Anerkennung fand. Den nach dem Programme bestimmten Festlichkeiten wird sich am Abende des 10. Sept. nun wahrscheinlich noch ein Ball anschließen, wenn die innere Ausschmückung des Ballsaals im Löwensteiner Hof noch so weit vorschreitet, daß derselbe benützt werden kann. Allgemein wird übrigens hier bedauert, daß die Messe die Frankfurter Gesangvereine abhält, so zahlreich an dem Feste Theil zu nehmen, als die hiesige Liedertafel gewünscht hätte. Das Festprogramm bestimmt Folgendes: „Zum Empfang der Sängervereine sind am Sonntag, den 8. Sept., Deputationen des Festcomité's an der Landungsbrücke der Maindampfschiffe und an den Thoren der Stadt bereit. Die eintreffenden Sänger werden auf das Rathhaus geleitet. Dort werden nach den Stimmen geordnete Verzeichnisse der Sänger niedergelegt, die Fahnen abgestellt, die Wohnungskarten an die Sänger vertheilt. Am Abend des 8. Sept. Versammlung der Sänger in der Festhalle. Am Montag, den 9. Sept., Morgens 6 Uhr Reveille. Die Sänger versammeln sich um 6½ Uhr zu der präcis 7 Uhr beginnenden Hauptprobe. Um 11 Uhr beginnen die Festvorträge in folgender Ordnung: 1. Choral, arrangirt von Lambinus. 2. Der 24. Psalm, v. J. J. Müller. 3. Der Gesang, v. Maurer. 4. Vaterlandslied, Doppelchor v. W. C. Becker. 5. Cantate, v. Berner. 6. Festmarsch, v. W. Speyer. 7. Der Jäger Abschied, v. Mendelssohn-Bartholdy. 8. Halleluja, v. Händel. Die Begleitung der Gesänge wird von dem Musikcorps des in Würzburg garnisonirenden k. bair. Artillerie-Regiments ausgeführt. Eintrittskarten für die Zuhörer zu der Production à 1 fl. und zu der Hauptprobe à 24 kr. sind Sonntags den 8 Sept. bei dem Festcassier, Hrn. Oberrevisor Hörner, und eine halbe Stunde vor jeder Aufführung an dem Eingange zum Festlocale zu haben. Um 2 Uhr Mittagstafel für die Sänger in der Festhalle. Trinksprüche, Toaste und Lieder wollen nicht ohne vorheriges Benehmen mit dem Vorsitzenden angestimmt werden. Um 5 Uhr Festzug auf den Marktplatz, wo die Chöre Nro. 9, Festlied von J. H. Stunz und Nro. 10, Lebehoch v. A. Zöllner gesungen werden. Abends Zusammenkunft der Sänger in der Festhalle. Am 10. Sept. Morgens Besuch der Schloßruine und Heimkehr durch die Anlagen und den fürstlichen Hofgarten. Mittagessen nach zu treffender Verabredung. Nachmittags 3 Uhr Versammlung in der Festhalle zur beliebigen Aufführung von Gesängen der einzelnen Liedertafeln. Das Festcomité.“

Frankfurt a. M., 3. Sept.

Es dürfte wohl angemessen erscheinen, wieder einmal auf die kunstgerechten und dem Publikum manchen Genuß bereitenden Productionen des Musikcorps unseres hiesigen Linienmilitärs mit der ihm gebührenden Anerkennung hinzuweisen. Unter der wackern Leitung seines erfahrenen Dirigenten, des Hrn. Musikmeister W. Funk, hat das genannte Musikcorps sich namentlich während der Dauer der schönen Jahreszeit durch seine in unserer Promenade unfern des Gallenthores stattgehabten Montagskonzerte ausgezeichnet und Jung und Alt aus allen Ständen Vergnügen bereitet. Hier hörte man unentgeltlich und im grünen, mit Blumen verzierten und luftigen Konzertsaal, während die Abendsonne lieblich durch's Gezweig und auf dem Rasen glänzte, eine Auswahl der beliebtesten älteren und neueren Tonstücke, welche, gut und lebendig executirt, ihre Wirkung nicht verfehlten, wobei zugleich dem Hörer die Beschauung eines bunten und frohbewegten Volkslebens geboten wurde. Indem wir nun Hrn. Funk und seinem Musikcorps für deren Kunstleistungen der jetzt beendigten und so allgemein beliebten Montagskonzerte danken, erlauben wir uns, den Wunsch beizufügen, daß im nächsten Jahre ein geeigneter und geschmackvoller Musikpavillon an die Stelle des seitherigen und allzu prunklosen Bretergerüstes treten möge, wodurch besagter Promenade eine wesentliche Verschönerung erwachsen würde.

Mainwasser-Wärme.

Dienstag, 3. Sept., Abends: 16 Grad. W. Gerlach.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 4. Sept. Die Zauberflöte, große Oper in 2 Abth., Musik von Mozart. (Mit neuen Maschinerien von Hrn. Schechner.) Mit aufgehobenem Abonnement.

Donnerstag, 5. Sept. Die Hochzeit des Figaro, große Oper in 3 Abth., Musik von Mozart.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 247. Freitag, den 6. September 1844.

Der Bauernkönig und die Jüdin.

(Von Johann Czynski.)

(Fortsetzung.)

In diesem Augenblick ließ sich hinter der Hütte ein fröhlicher jüdischer Gesang vernehmen, welcher in Polen unter dem Namen Majufes bekannt ist, und etwas ganz Eigenthümliches hat. Er erinnert an das Jodeln der Tyroler, ist aber noch schwerer als dies nachzuahmen. Kaum glaubten die Edelleute, in dem Sänger einen Juden erkannt zu haben, so fielen sie schimpfend, drohend und schlagend über ihn her. Wenn ein Katholik stiehlt oder raubt, so heißt es: Peter hat gestohlen, Paul hat gemordet — und nicht: Ein Katholik hat gestohlen, ein Katholik hat gemordet. Nicht so bei den Juden. Da heißt es nicht: Joseph, Schmul, David hat gestohlen oder gemordet, sondern: Ein Jud ist's gewesen, und die ganze Gattung wird für das Verbrechen des Einzelnen verantwortlich gemacht. So ist es überall, wo ein Glaube unterdrückt ist. Wenn ein Türke von Peter oder Paul bestohlen wird, so sagt er: Die Christenhunde sind Diebe. Kein Wunder also, daß die christlichen Herren, von der Schuld des alten Juden überzeugt, das Christenblut an allen Denen rächen wollten, welche ein bärtiges Kinn hatten und auf die Ankunft des Messias warteten.

„Laßt ihn!“ rief der König. „Wo kommst Du her? Wo gehst Du hin?“

„Wo ich herkomm', gnädiger Herr? Ich komm' doch aus dem Morgenland. Wo ich hingeh'? Ich geh' doch in's Abendland. Und dann geh' ich wieder in's Morgenland, und überall kauf' und verkauf' ich. Seht, gnädiger Herr, dies Käsichen enthält alle möglichen Sachen: Federn, Nadeln, Papier, Zwirn, Seife, Salbe. Kauft der Herr vielleicht was? Ich geh' nach Krakau. Ich geh' und sing', und da kommen die schönen Herren da, und reißen mir die Haare aus und schlagen mich und, was noch schlimmer ist, zerreißen mir die Kleider. Ach, wenn der König Kasimir das wüßte!“ Dabei hielt er die Mütze in der Hand, machte unzählige Verbeugungen und bot seine Waaren feil.

„Ihr Herren,“ sagte der König, „laßt diesen armen Teufel seiner Wege gehen!“ Und dann gab er ein Zeichen, daß Ben Himmel und seine Tochter Esterka in's Gefängniß abgeführt werden sollten.

Drittes Kapitel.

Der Unbekannte.

König Kasimir kehrte mit seinem Jagdgefolge nach Krakau zurück. Statt der Jagdbeute brachte er nach der Hauptstadt den Leichnam eines Kindes und zwei des Mordes beschuldigte Juden. Unterwegs schloß eine immer mehr anwachsende Menschenmenge sich dem Zug an, und stieß furchtbare Drohungen aus.

In der Hütte Ben Himmel's war der Hausirer zurückgeblieben. So lange er den König und dessen Gefolge sehen, den Hörnerklang, das Hundegebell und das Wuthgeschrei der Menge hören konnte, rührte er sich nicht von der Stelle. Als er aber sicher zu seyn glaubte, daß Niemand ihn sähe noch hörte, warf er sein Käsichen auf die Erde, raufte sein Haar, zerkratzte seine Brust und schluchzte und jammerte, als ob er gebrannt oder mit Zangen gezwickt würde. Vergebens würde ein Christ seine gebrochenen Laute behorcht haben. Er hätte sie nicht verstehen können. Es ließ sich nur errathen, daß dieselben an Gott gerichtet waren, als Gebete oder als Flüche.

Plötzlich ging die Thüre der Hütte auf. Ein Unbekannter stand vor dem verzweifelnden Juden und sprach: „Du mußt sehr unglücklich seyn!“ Der Jude blickte ihn entsetzt an. Schnell aber wußte er einen Schein von Ruhe wieder zu gewinnen und sagte in gleichgültigem Ton: „Nein, gnädiger Herr. Ich bin nicht unglücklich. Ich bin fröhlich. Soll ich singen? Soll ich tanzen? Und er stimmte seinen Majufes wieder an, und machte sich bereit, zu tanzen.

„Laß das, Unglücklicher!“ sagte der Unbekannte. „Ich bin schon lange hier, und bin Zeuge Deines Schmerzes gewesen. Höre mich an. Ich komme nicht, Dich zu beunruhigen, sondern Dich zu trösten. Ich bin an dem Ort gewesen, wo das Kind gefunden worden ist, und habe in derjenigen Richtung, welche der vom König eingeschlagenen entgegengesetzt ist, Fußstapfen gefunden, welche zum Dominikuskloster führen. Es steckt ein sonderbares Geheimniß darhinter. Anstatt zu schreien, vereinige Deine Anstrengungen mit den meinigen, um der Sache auf den Grund zu kommen. Ich werde glücklich seyn, die Unschuld der Angeschuldigten erwiesen zu sehen.“

„Das geht mich nichts an — das ist nicht meine Sache,“ erwiederte der Jude.

„Das ist nicht wahr,“ sagte der Unbekannte. „Dein Schmerz hat mir verrathen, welchen Antheil Du an dem Alten

und seiner Tochter nimmst. Sie sind Deine Glaubensgenossen, und der Mord wird der ganzen Judenschaft zur Last gelegt. Wenn jene Unglücklichen ihre Unschuld nicht beweisen können, dann wehe, wehe allen Kindern Israel, die ihr Haupt an den Ufern der Weichsel ruhen lassen! Sey es nun aus Theilnahme für die Verhafteten, oder aus Sorge für Deine Stammgenossen — hilf mir die wahren Schuldigen entdecken."

„Erlaubt mir die Frage, welcher Beweggrund Euch bestimmt, so viel Theilnahme für uns arme Juden an den Tag zu legen. Der Weise sagt: Um Nichts bemüht man sich nicht."

„Du glaubst also nicht, daß blos Mitleid, Gerechtigkeits- und Wahrheitsliebe mich treiben?"

„Nein," antwortete der Hausirer.

„Du wirst mir nicht trauen, wenn ich Dir mein Herz erschließe?"

„Nein."

„Dann lebe wohl. Vielleicht brauchst Du Geld. Ich bin nicht reich, aber ich kann Dir die Hälfte meines Beutels anbieten. Da, nimm! Es sind fünzig Kupferstücke darin."

„Ich danke, gnädiger Herr," erwiederte der Jude. Der Unbekannte ging weg. Als er etwa hundert Schritte entfernt war, rief der Jude ihm nach, lief auf ihn zu, drückte ihm die Hand, nöthigte ihm sein Geld wieder auf, und zog ihn in die Hütte. „Höre mich an," sagte er. „Du hast Deinen Beistand einem armseligen Krämer angeboten, den man ungestraft schlägt, schimpft und höhnt. Gut, ich danke Dir dafür. Du hast Anspruch auf meine Dankbarkeit. So ängstlich ich Dir vorgekommen bin, so entschlossen wirst Du mich finden. Brauchst Du Gold? Sprich! Ich will Dir mehr geben, als König Kasimir in seinem Schatze hat. Reichthum, Ehrenstellen, Macht — Nichts soll Dir verweigert werden. Ich will Dir Alles verschaffen. Dafür verlang' ich blos, daß Du mir hilfst, Ben Himmel und Esterka retten. Du hast mir einige Kupferstücke gegeben. Nimm dafür diese goldne Kette und diesen Ring, um welchen Dich selbst Rokiczana *), die Geliebte Kasimirs, beneiden würde."

(Fortsetzung folgt.)

*) Sprich Rokitschane.

Ein Geschwornen-Gericht unter Friedrich dem Großen.

Die Nummer 232 d. Bl. enthielt einen dem „Allg. Anz. d. Deutschen" entlehnten Artikel, unter dem Titel: „Das Geschwornen-Gericht in Berlin," welchen wir in Betracht seines interessanten Inhaltes unsern Lesern mittheilen zu müssen glaubten. Unterdessen sind uns durch die freundlichen Nachweisungen eines rheinhessischen Juristen über jenen Kriminalfall ausführliche und berichtigende Mittheilungen geworden, deren Veröffentlichung wohl gerne gesehen werden dürfte. Hiernach war nicht die Künstlerin Sophie Mansfeld aus Meissen, sondern ein junger Graf, August Laniska, angeklagt, eine beleidigende Inschrift auf eine Vase gesetzt zu haben; nicht einen beleidigenden Vers oder gar ein ganzes Spottgedicht, sondern das einzige Wort: „Tyrann". In der Zeitschrift: „Niederrheinisches Archiv für Gesetzgebung, Rechtswissenschaft und Rechtspflege", herausgegeben von G. von Sandt und C. Zum Bach. Köln, Dü-Mont und Bachem, 1817. 8. Band I. Nr. 23, Seite 241 — 269, findet man eine getreue actenmäßige Darstellung jener interessanten Begebenheit. Diese Darstellung wird gegenwärtig in noch höherem Grade als im Jahr 1817 die Aufmerksamkeit des Publikums in Anspruch nehmen, da die Geschwornen-Gerichte in jüngster Zeit so vielfach angeregt und besprochen worden sind; auch gibt sie uns Zeugniß von den damaligen Sitten und Ansichten und ehrt den Scharfsinn und die Humanität des mit Recht bewunderten großen Königs. Lassen wir nun den oben bezeichneten Auszug aus dem „Niederrheinischen Archiv" folgen:

Das Gericht der Geschwornen (Jury), welches seit dem Jahre 1791 einen aus England entlehnten Hauptbestandtheil der französischen Criminal-Gerichts-Verfassung ausmacht, und in neueren Zeiten aus Frankreich auf deutschen Boden verpflanzt ward, wurde bereits vor vielen Jahren in Preußen, bei Entscheidung eines merkwürdigen Criminal-Prozesses, jedoch blos ausnahmsweise und nur für den vorliegenden Fall angewandt. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß man schon damals die wesentlichen Vorzüge dieses Verfahrens anerkannte, wodurch eine vollkommene Unabhängigkeit der Urtheile, unparteiische, von jeder Nebenabsicht und Leidenschaft getrennte Bestrafung der Verbrechen, Beschützung der Unschuld und Beseitigung aller jener unleidlichen Formalitäten, Fristen und sonstigen Gebrechen, woran unsere deutsche Criminal-Gerichts-Verfassung leidet, am sichersten erreicht wird.

Allein, die bestimmte Einführung dieser Prozedur hätte eine Umschaffung der deutschen Criminal-Gerichts-Verfassung in ihren Haupt-Prinzipien nothwendig gemacht, und dies Unternehmen war nach den damaligen Zeitumständen Schwierigkeiten unterworfen, deren Beseitigung nur der Zukunft durch die gänzliche Einführung der französischen Gesetzgebung und Verfassung und durch die Vereinigung einiger deutschen Staaten mit dem französischen Reiche vorbehalten war.

Der Criminal-Fall selbst ist an und für sich und in Betreff der Behandlung so wichtig, daß wir uns verpflichtet glauben, ihn unter den jetzigen Zeitumständen unsern Lesern auszugsweise mitzutheilen.

Friedrich II. ließ nach der Eroberung von Sachsen mehrere Porzellain-Manufaktur-Arbeiter von Dresden und Meissen nach Berlin abführen, um seine neu angelegte Fabrik, welche er mit entschiedener Vorliebe begünstigte, durch diese geübten Künstler zu vervollkommnen. Unter diesen Personen befand sich Sophie Mansfeld. Bei der Besichtigung der Fabrik in Meissen zeigte man dem Könige verschiedene Vasen, zu denen diese Künstlerin die Dessin's geliefert und die Malerei gefertigt hatte, und Friedrich fand beides so vortrefflich, daß er unverzüglich ihre Abführung nach Berlin befahl. Allein das Kunsttalent, welches nur in dem freien Busen gedeihet, schien mit dem ersten Augenblick der Gefangenschaft auf immer von Sophien gewichen zu seyn. Man wies ihr in der Fabrik zu Berlin die nämliche Bestimmung an, bei welcher sie sich in Meissen ausgezeichnet hatte. Aber Alles, was sie lieferte, erhob sich kaum über das Mittelmäßige. Die Sujets waren übel gewählt, den Dessins fehlte es an Richtigkeit, der Malerei an Annehmlichkeit.

Vergebens suchte der Inspector ihren Eifer, ihre Liebe zur

Kunst wieder zu erwecken. Nichts fruchtete. Stumpfe Gleichgültigkeit gegen Lob und Tadel war an die Stelle des sonst so regen Ehrgefühls getreten. Die Fesseln der Gefangenschaft hatten die sonst rastlos fleißige Hand gelähmt, und in tiefe Schwermuth versunken, schien ihr nur der Sinn geblieben zu seyn, die Größe ihres Unglückes zu fassen.

Der Inspector machte ihr endlich nach langer nachsichtsvoller Schonung bemerkbar, daß er zu Vermeidung eigner Verantwortlichkeit dem Könige, sobald als derselbe in der Fabrik erscheinen würde, ihr Betragen anzeigen müsse.

Zu dieser Zeit wurde dem Monarchen ein reisender Engländer Albrecht Altenberg vorgestellt, welcher sich nebst dem Grafen de Couragais mit Versuchen zur Vervollkommnung des französischen Porzellains nach Anleitung des berühmten Wedgewood beschäftigte. Der König wünschte, die bereits ausgemittelten Resultate für die Fabrikation des Berlin'schen Porzellains benutzen zu können, und veranlaßte daher die Fremden, jene Versuche in seiner Gegenwart in der dasigen Fabrik zu wiederholen.

Um die nöthigen Vorbereitungen zu treffen, eilte der Engländer vor der Ankunft des Königs mit einigen Kunstkennern und Freunden in die Fabrik. Unter diesen Personen befand sich der achtzehnjährige Graf August Laniska. Ein Pole von Geburt, aber in Preußen erzogen, und in der Militärschule zu Potsdam gebildet, vereinigte derselbe mit einem äußerst lebhaften Geiste die liebenswürdigsten Eigenschaften. Ausgezeichnet durch den König, dessen Scharfblick die vorzüglichen Talente des jungen Grafen sehr bald entdeckte, und der ihm daher bei jeder Gelegenheit Beweise seines Wohlwollens gab, hatte sich in dem Herzen des feurigen Polen eine Ehrfurcht, eine Bewunderung gegen den König eingeprägt, welche an Enthusiasmus gränzte. Indeß waren seine unbefangenen Ansichten dadurch keineswegs geblendet worden. Er bewunderte die großen Eigenschaften seines königlichen Wohlthäters, ohne seine Fehler zu verkennen, und äußerte sich oft über letztere mit einer Aufrichtigkeit und mit einem Eifer, welche sein reges Gefühl für Recht und Unrecht, aber auch nur seine jugendliche Unbesonnenheit in gleichem Grade beurkundeten.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Der schlesische Reit-Jagdverein ist nun wirklich ins Leben getreten, trotz dem, daß die Presse früher so energisch dagegen kämpfte. Mir ist es gelungen, Einsicht in seine Statuten zu erhalten. Der Verein hat sich nicht selbst zum Zweck, sondern einen höheren und edleren. Er will die Pferdezucht befördern und durch kühnes Reiten über Terrain aller Art den Mannesmuth kräftigen und erhöhen. Ein ordentliches Mitglied zahlt einen jährlichen Beitrag von 50 Louisd'or. Der sämmtliche hohe Adel hat sich dabei betheiligt, außer diesem stehen nur noch drei bürgerliche Geldmänner auf der Liste. Sehr merkwürdig war die Annonce, welche der Vorstand vor einigen Tagen in die schlesische Zeitung hatte einsetzen lassen. Er forderte darin die Mitglieder auf, ihm anzuzeigen, „wie viel Hunde und Leute sie mitbringen würden."

(Bremen, 25. August.) Auf der Bergfahrt des Dampfschiffes „Blücher" am 22. d. Mts. ereignete sich bei Leserinsen ein trauriger Vorfall. Ein Anruderer brachte einen Reisenden an Bord des Dampfschiffes, und führte seinen Kahn so leichtfertig, daß, ungeachtet jenes bereits eine Zeitlang die Maschine gestoppt hatte und völlig still lag, dennoch der Kahn nicht hinter den Radkasten, wie es der Vorschrift gemäß seyn würde, sondern oberhalb desselben gegen das Dampfschiff fuhr, und mit den sich im Stillstande befindenden Rädern in Berührung kam. Durch den Stoß des Kahns gegen das Schaufelrad drückte dieses sich nieder und warf jenen um, so daß der Reisende wie der Anruderer in den Strom sanken. Der Erstere wurde durch ein ihm vom Schiffe zugeworfenes Seil gerettet, allein alle Bemühungen der Mannschaft des „Blücher" waren vergeblich, den Anruderer wieder aufzufinden, welcher daher seinen Tod in den Wellen gefunden hat, sey es durch eine Verletzung vermittelst der Schaufelräder oder durch Eintreten eines Schlagflusses, indem er an der Oberfläche des Wassers nicht wieder zum Vorschein gekommen ist.

(Einsturz eines Eisenbahn-Viadukts.) Man meldet aus New-York vom 23. Juli: „Letzten Freitag stürzte die Holzbrücke der Reading-Eisenbahn, jenseits Mill-Creek, nahe bei Manayunk, zusammen und die darauf befindlichen Waggons sind nur wie durch ein Wunder vor dem Verderben bewahrt worden. Der Maschinist, welcher in dem Augenblicke, wo der Zug die Brücke berührte, merkte, daß das ganze Gerüst derselben wankte, ließ die volle Dampfkraft der Lokomotive wirken, welche auch glücklich, wenngleich mit einer entsetzungsvollen Schnelligkeit, die 35 Waggons, aus denen der Zug bestand, auf die andere Seite der Brücke schleuderte. Kaum war der letzte Waggon hinüber, als der Viadukt zusammenstürzte. Glücklicherweise hat Niemand das Leben bei diesem Unfalle eingebüßt. Der Viadukt war 30 Fuß hoch und 80 Fuß lang."

(Das Leben im Salze.) Der Professor Gravenhorst in Breslau hat frische, nach allen naturhistorischen Kennzeichen bestimmbare Käfer im Steinsalze gefunden. Er erzählt die Sache also: „Vor einiger Zeit schickte mir ein Freund aus Krakau ein Stück Steinsalz, aus den Salzwerken von Wieliczka in Galizien, als eine Seltenheit, weil man in einem ähnlichen Stücke dieses Salzes Insekten gefunden habe. Es war ein Stück Flötz- und nicht Tropfsteinsalz. Ich hielt es gegen das Licht, und bemerkte wohl, daß wirklich Insekten und zwar Käfer darin enthalten waren. Ich legte daher dasselbe in ein Weinglas und goß Wasser darauf; so ließ ich es stehen bis an den folgenden Tag, und siehe da, ich fand etwa ein Dutzend ganz wohl erhaltener kleiner Käfer in der Salzauflösung, und zwar waren es Hauskäfer aus der Gattung Ptinus." Gravenhorst erkannte sie als eine neue Art, und beschreibt sie ganz genau. Sie sind halb so groß wie ein Hanfkorn, eirund, braunroth, mit Fühlern von der halben Länge des Körpers. Den neuen Käfer nennt er Salz-Bohrkäfer (Ptinus salinarius). — Referent glaubt, daß diese Käfer doch wohl nur nahe bei den geöffneten Grubengebäuden im Steinsalze leben können. Fossil scheinen sie nicht zu seyn, nach dem frischen Zustande, worin Gravenhorst sie erkannt hat.

Korrespondenz.

Kostheim, Ende August.

Clima, Localverhältnisse, Bodenart haben den entschiedensten Einfluß auf Vegetation und Ergiebigkeit der Feldfrüchte und also auch auf die Ernte; daher nichts natürlicher ist, als daß die Ernte in verschiedenen Gegenden und selbst in einander nahe liegenden Ortschaften in einem und demselben Jahre bei gleicher Witterung abweichende Resultate liefert. Es dürfte nicht unzweckmäßig erscheinen, Berichte aus verschiedenen Orten über die Ernte zu vernehmen, um danach einigermaßen einen richtigen Schluß auf eine Gesammtproduction in einer Gegend machen zu können. Hiesigen Orts ist die Ernte im Allgemeinen nur mittelmäßig ausgefallen und rechnet man die durch unausgesetzt regnerische Witterung unausbleibliche Verderbniß vieler nicht ganz trocken eingebrachten Früchte, so kann man die Ernte nur mittelmäßig nennen. Da, wo schwerer Boden vorherrscht, war die Noth mit der Behandlung und Einscheuerung am größten und Manches ist auf dem Felde verfault. Selbst dem aufmerksamsten und thätigsten Landwirth war es nicht möglich, seine sämmtlichen Früchte bei so kurzen Pausen des Regenstillstandes vollkommen trocken einzuscheuern, da auch die Atmosphäre stets feucht blieb. Es kann daher die Offenbarung des Schadens, welchen nicht ganz trocken eingebrachte Frucht erleiden muß, erst nach Vollendung des Dreschgeschäfts zur vollständigen Kenntniß gelangen. Rechnet man nun den bedeutenden Schaden, welchen der heftige Sturm am Rhein, besonders am Weizen, anrichtete, dann den vielen Localschaden, welchen die plötzliche Ueberschwemmung des Rheinufers verursachte, so wird das ganze Ergebniß der Ernte in der Rheingegend nur ein mittelmäßiges seyn.

Nauheim, im August.

Es geht unserm Nauheim und seinen Heilquellen wie den guten Frauen: man spricht und hört nur wenig von ihnen. Und doch ist es in mehr als einer Beziehung der theilnehmendsten Beachtung werth. Nauheim hat Soolquellen, seine Badeanstalten bestehen etwa seit einem Jahrzehnt, still, einfach, dürftig, aber die heilsamsten Wirkungen hervorrufend. Wenn man betrachtet, in wie kurzer Zeit und mit welchen geringen Mitteln das benachbarte Homburg sich zu einem förmlichen Modebade emporgeschwungen hat, so muß man es bedauern, daß in Nauheim die reichen Mittel nicht besser benutzt werden. Homburg und Kreuznach haben schönere Umgebungen für sich, das läßt sich nicht läugnen; dagegen hat Nauheim in der Reichhaltigkeit und hohen Temperatur seiner Soole und in dem gasreichen Sool-Sprudel Vorzüge, die kein Bad mit ihm theilt. Das Badewasser hat eine natürliche Wärme von etwa 26 Grad R. und kann bei einer zweckmäßigen Einrichtung unmittelbar in die Bäder gelassen werden. Dabei drängt es in solcher Fülle hervor, daß auch bei der stärksten Consumtion kein Mangel entstehen kann. Es ist daher weder Transport, noch Erwärmung nothwendig. Wie ganz anders verhält es sich in dieser Beziehung mit Homburg. Dort liegen die Quellen eine Viertelstunde von den Wohnungen und den Bädern entfernt, das Wasser muß daher in Tonnen gefahren und dann erwärmt werden: kein Wunder also, wenn man die Hähne verschließt und wenn die Bäder so klein sind, daß wer sich nicht wie ein Taschenmesser zusammenlegen kann, unmöglich im Stande ist, Unter- und Oberkörper gleichzeitig unter Wasser zu bringen. Der größeste Vorzug Nauheim's vor andern Bädern und zugleich seine größeste Merkwürdigkeit besteht aber in dem sogenannten Sool-Sprudel. Dieser Quell ist ein artesischer Brunnen und wurde im Jahre 1838 in einer Tiefe von 114 Fuß erbohrt. Er liefert täglich 25,000 Kubikfuß Soole und hat eine Temperatur von 27 Gr. R. Dabei strömt die Quelle in 24 Stunden 21,360 Kubikfuß, also jährlich über eine Million Pfund Kohlensäure aus und ist mithin die reichhaltigste Gasquelle der Erde. Anfangs sprudelte der Brunnen unter brausendem Geräusche bis zu einer Höhe von 16 Fuß über die Erdoberfläche empor; dabei warf er Sand und kleine Steine mit aus. Indessen dauerte dieser Tumult nur einige Stunden, indem der Quell nach und nach ein intermittirendes Verfahren annahm, dergestalt, daß der Strahl von 10 zu 10 Minuten bis zur Höhe des Bohrlochs herabsank, resp. gegen 16 Fuß emporstieg und endlich in den gegenwärtigen, regelmäßigen Zustand einer Höhe von etwa 3 Fuß überging. Doch kann der Sprudel durch Aufstecken einer engern Röhre noch immer bis zu einer Höhe von 20 Fuß getrieben werden, was aber um deswillen nur selten geschieht, weil die damit verbundene Hemmung jedesmal eine gewaltsame Aufregung und Erschütterung zur Folge hat. Man vernimmt dann stärkere und immer stärkere Stöße aus dem Innern der Erde, das sonst klare und durchsichtige Wasser wird trübe, Steine bis zur Größe einer Wallnuß werden emporgeschleudert, und nur allmälig sinkt die prächtige Schaumpyramide unter dem Verhallen des unterirdischen Getöses auf das gewohnte Maß wieder herab. Der nächste Gebrauch, welcher von dem Sprudel gemacht wird, besteht in der Verwendung des ausströmenden Gases zu Gasbädern. Man bedeckt zu dem Ende den Brunnen mit einem tonnenartigen Aufsatze und läßt aus diesem das Gas in einen Bretterverschlag strömen, worin der Kranke dergestalt eingeschlossen wird, daß nur der Kopf frei bleibt. Dieser Kasten steht unmittelbar neben der Quelle und die ganze Einrichtung ist so beispiellos einfach, daß selbst mit dem stärksten Vergrößerungsglase keine Spur von Luxus oder Comfort zu entdecken seyn würde. Nicht einmal eine Bedachung ist angebracht; Regen, Wind und Sonnenschein strömen frei auf den Kasten herab. Da der Patient völlig angekleidet bleibt, so ist der Uebelstand nicht so groß, wie es auf den ersten Anblick scheint; indessen ereignen sich doch manchmal allerlei tragische und komische Vorfälle.

(Schluß folgt.)

Räthsel.

Ich änd're Alles sicherlich
Und lasse nichts besteh'n,
Das hat wohl Jeder schon an sich
Erfahren und geseh'n.
Von Tanz und Lust und Freud' und Scherz
Wend' ich oft schnell dich ab,
Verwandle sie in Leid und Schmerz
Und öffne selbst das Grab. —
Ich bin ein kleines Stück Papier,
Doch oft von großem Werth;
Als Kaufmann werde ich von dir
Geachtet und geehrt:
Du sendest mich nach Süd und Nord,
Nach Ost und West umher,
So diene ich von Ort zu Ort
Dem Handel und Verkehr.

Mainwasser-Wärme.

Mittwoch, 4. Sept., Abends: 16 Grad. W. Gerlach.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 5. Sept. Die Hochzeit des Figaro, große Oper in 3 Abth., Musik von Mozart.

Freitag, 6. Sept. 1) Gastvorstellung der Mad. Weiß, mit ihrem Ballet-Personale, bestehend aus 36 Eleven. — 2) Schauspielvorstellung: Komm' her, dramatische Scene in einem Act, von Elsholz. Der Heiraths-Antrag auf Helgoland, Lustspiel in 2 Abth., von L. Schneider.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 248. Samstag den 7. September 1844.

Der Bauernkönig und die Jüdin.

(Von Johann Czynski.)

(Fortsetzung.)

Der Unbekannte sah den Juden mit Erstaunen an. Nie hätte er gedacht, daß dieser kaum mit Lumpen bedeckte Mensch so kostbare Kleinode besäße, und daß ein Wesen, welches etliche Augenblicke vorher feig im Staub zu kriechen schien, eine solche Willenskraft an den Tag legen könnte. Was er ihn von seinen außerordentlichen Mitteln sagen hörte, kam ihm wie ein Traum vor, und wäre sein Verstand nicht so klar gewesen, so würde er geglaubt haben, ein übernatürliches, in die Geheimnisse der Zauberkunst eingeweihtes Wesen vor sich zu haben, welches über Geister geböte. Er brannte vor Verlangen, der jungen Jüdin und ihrem Vater zu Hülfe zu kommen. Er sah, daß der Hausirer allein ihn in seinen Bemühungen unterstützen konnte. Aber er wollte vor allen Dingen wissen, ob er es mit einem ehrlichen Manne zu thun habe. Die Kostbarkeiten hatten einen beunruhigenden Verdacht in ihm erweckt. „Erkläre mir," sagte er, „wie es kommt, daß Du solche Reichthümer zu Deiner Verfügung hast. Durch welchen Einfluß kannst Du über Ehrenstellen und Würden verfügen? Wenn Dein Leben nicht ein verbrecherisches ist, so werde ich, ohne Etwas von Dir zu begehren, Alles thun, um Dich in Deinen Nachforschungen zu unterstützen; aber ich will sehen — — —"

„Das ist unmöglich," unterbrach der Jude.

„Warum?" fragte der Unbekannte.

„Weil wenigstens eine Stunde erforderlich wäre, um Dir Auskunft zu geben, und weil zur Rettung der Unglücklichen keine Minute zu verlieren ist. Später will ich Dir meine Lebensgeschichte erzählen."

„Jetzt gleich, oder ich lasse Dich stehen!"

„Nun, so geh!" schrie der Jude mit zornglühendem Gesicht. „Geh', und kein Glück sollst Du in all' Deinem Thun haben. Das Unglück soll Dich verfolgen, und was Du am liebsten hast auf der Welt, soll vergehen wie Sodom und Gomorra!"

„Warum fluchst Du mir?" fragte der Fremde.

„Weil Du mehr Schuld hast als die Richter, die Edelleute und die Christen, die zwei Unschuldige zum Tod schleppen. Sie wissen nicht, was sie thun; in ihrer Verblendung glauben sie Gerechtigkeit zu üben, indem sie die schönste Tochter Israels und den ehrwürdigsten Greis vom Geschlecht Davids erwürgen. Aber Du bist von ihrer Unschuld überzeugt, und läßt sie umkommen. Statt nach Krakau zu laufen, hältst Du mich zurück. Kalt wie Eis, fühllos wie Eisen, willst Du, ich soll Dir erzählen, während mein Blut kocht, mein Herz bricht. Gehe zurück zu dem Ort, wo der Mord begangen worden ist. Vielleicht gelingt es Dir, neue Spuren zu entdecken. Dann gehst Du morgen oder übermorgen in die Stadt, und wenn Du dort hörst, daß der Henker die Schönste der Schönen und die Züchtigste unter den Züchtigen erwürgt hat, dann wirst Du mit Bedauern sagen: „Schade! Sie waren unschuldig!" — Verflucht sey die Stunde, wo ich Dich getroffen habe! Du hast mir die kostbarsten Augenblicke meines Lebens geraubt!"

Der Jude hob sein Kästchen auf und wollte hinaus gehen. Der Unbekannte, statt wüthend zu werden über die Verwünschungen des Krämers, wie ein Edelmann es an seiner Stelle geworden wäre, schien schmerzlich ergriffen zu seyn. Die Vorwürfe, welche ihm gemacht waren, schienen ihm gegründet. Er sah ein, daß jeder verlorne Augenblick den Tod der unglücklichen Gefangenen herbeiführen könnte. Er hielt den Juden zurück, bat ihn um Verzeihung, und versprach, unverweilt jedes seiner Begehren zu erfüllen.

„Nun," sprach der Jude, „so sage mir, was Du gesehen und was Du vorhast."

„Ich will Dir Alles sagen," erwiederte der Unbekannte. „An der Stelle, wo der Mord verübt worden ist, habe ich Fußstapfen bemerkt, welche dem König entgangen sind, und die zum Dominikuskloster führen. Weiter habe ich bemerkt, daß die Pferde, welche die Hufspuren zurückgelassen haben, lebhaft und ungeduldig seyn müssen, denn sie haben den Schnee zerstampft, während die hier gefundenen Pferde von schwächlicher Art sind. Das ist genug, um mich zu überzeugen, daß andere Pferde, ein anderer Schlitten und ein anderer Schuldiger zu suchen sind, und daß nur ein Zufall, eine traurige Fügung des Schicksals einen so schweren Verdacht auf euch gebracht hat."

„Was wollt Ihr nun thun?" fragte der Krämer.

„Man muß die Aufmerksamkeit der Richter auf diese Umstände zu lenken suchen."

„Warum?"

„Sie werden sehen, wie sehr der Schein trügt."

„Und dann?"

„Werden sie mit verdoppeltem Eifer forschen."

„O Kind! Kind!" rief der Jude mit bitterem spöttischem Lachen, indem er den Kopf in die Höhe warf und plötzlich eine eben so stolze und würdige, wie vorher demüthige und niederträchtige Haltung annahm. „Weißt Du nicht, wer unsere Richter sind? Es sind Edelleute und Priester. Und Du glaubst, sie werden sich die geringste Mühe geben, um eine Sache aufzuklären, bei der es sich um elende Juden handelt? Wenn sie die Wahrheit sehen wollten, würde es da nicht genügen, die Fußstapfen im Schnee mit den Schuhen Esterla's zu vergleichen? Kein Weib hat einen so kleinen Fuß. Wenn Du ein Herz im Leibe hast, wenn das Schicksal der Unschuldigen Dich rührt, so folge mir. Ich will Dir sagen, wie sie zu retten sind."

(Fortsetzung folgt.)

Ein Geschwornen-Gericht unter Friedrich dem Großen.

(Fortsetzung.)

Bei dem Eintritte in die Fabrik entspann sich zwischen dem Grafen und dem Engländer ein Gespräch, in welchem letzterer die Handlungsweise Friedrichs, freie Künstler als Kriegsgefangene abführen zu lassen, mit der, der englischen Nation eigenthümlichen Freimüthigkeit tadelte. „Betrachten Sie", sagte er zum Grafen, „auf dem Gesichte dieser Unglücklichen die unverkennbaren Spuren des Grams. Sehen Sie", indem er auf Sophie Mansfeld wies, „dies Bild der tiefsten Schwermuth. Mit sichtbarem Widerwillen führt sie den Pinsel, weil sie ihn als die Ursache ihres Unglücks ansehen muß. So arbeiten Sklaven. Ich wünschte, Sie wären Augenzeuge von dem Frohsinn unserer englischen Fabrik-Arbeiter. Welch' ein Unterschied! — Aber freilich sind diese frei." Laniska, dem es bisher unbekannt geblieben war, auf welche Art man sich dieser Arbeiter versichert hatte, hielt sich für verpflichtet, den Ungrund jener Beschuldigungen zu erweisen. „Warum", erwiederte er, „soll es dem Monarchen zum Vorwurfe gereichen, wenn ein Unterthan krank ist? Dieses Frauenzimmer ist in der That krank, und ich eile, Sie davon zu überzeugen. Laniska befragte den Inspektor in deutscher Sprache um Sophiens Verhältnisse, erhielt aber eine Antwort, welche er dem Engländer nicht mitzutheilen für gut fand, und worauf er augenblicklich das Gespräch abbrach.

Der Mißmuth des Grafen war sichtbar. Er wollte Ueberzeugung haben, und während sich die übrigen Personen mit den Versuchen beschäftigten, fragte er Sophien selbst über die Ursache ihrer Schwermuth und des Widerwillens, womit sie nach Aussage des Inspectors in der Fabrik arbeitete. „Ich kann mein Vaterland", antwortete das junge Mädchen mit einer rührenden und edlen Entschlossenheit, „ich kann meine alten schwachen Eltern, deren einzige Stütze ich war, und noch eine Person, die meinem Herzen theuer ist, und die ich nun sämmtlich unwiederbringlich verloren habe, nie vergessen."

Ein preußischer Arbeiter, der in der Nähe stand, sagte dem Grafen heimlich, daß sie in Sachsen einen Geliebten zurückgelassen habe, den sie eben, als man sie abführte, hätte heirathen sollen, daß sich derselbe jetzt im Verborgenen in Berlin aufhalte, weil der König den fernern Umgang nicht erlauben wollte, und daß Sophie gleich Mehreren gezwungen werden solle, einen Soldaten, welcher ihr durch das Loos zugefallen sey, zu heirathen. „Wir haben alle Mitleiden mit ihr", fuhr der Arbeiter fort, „aber wenn der König befiehlt, muß man gehorchen." — „Sklave!" rief Laniska im höchsten Ausbruche des Zornes, „feiger Sklave! Du verdienst unter der eisernen Ruthe eines Tyrannen zu leben. Wenn nun dieser König Etwas befiehlt, was gegen Recht und Menschlichkeit ist?" —

Laniska's Besinnung kehrte zurück, aber zu spät. Die laute Stimme des Affektes hatte jene Aeußerungen allen Anwesenden mitgetheilt, und Sophie, durch die edelmüthige Theilnahme des jungen Grafen mit neuen Hoffnungen beseelt, lag in dem nämlichen Augenblicke zu seinen Füßen und flehte um Rettung.

Aeußerst bewegt verließ er mit dem Engländer die Fabrik. Sie berathschlagten sich gemeinschaftlich über die Mittel, dies unglückliche Opfer zu retten, und kamen dahin überein, dem Könige in Sophiens Namen eine Bittschrift zu überreichen. Es geschah.

Einige Tage darauf besuchte der König die Gräfin Laniska, Mutter des jungen Grafen, welche als eine äußerst geistreiche und gebildete Dame bekannt war, und einen Cercle unterhielt, zu welchem jeder ausgezeichnete Fremde Zutritt hatte.

Bei dieser Gelegenheit richtete der König ganz unvermuthet die Frage an den Engländer, ob sein Freund Wedgewood nicht eine schöne Copie von der Vase Barbarin, oder von Portland habe? Der Engländer antwortete, daß die Copie, nach dem Urtheile der Kenner, vortrefflich und schwer von dem Originale zu unterscheiden sey, und rezitirte ein Gedicht, in welchem ein berühmter englischer Dichter die vorzügliche Schönheit dieser Vase besungen hatte. Friedrichs Ehrgeiz als König und Dichter wurde gereizt.

„Ich", erwiederte er mit Heftigkeit, „will die preußische Vase besingen, und ohnerachtet in diesem Augenblicke noch keine vorhanden ist, so müßte ich die Mittel, die mir als König zu Gebote stehen, schlecht kennen, wenn ich nicht von jetzt an in einem Monat eine Vase aufzuweisen hätte, die an Schönheit der Vase Barbarin gleich käme. Es gibt z. B. und hier faßte der Monarch den jungen Grafen in's Auge, in der Porzellainfabrik zu Berlin eine junge Künstlerin, welche mit ihrem Geliebten nach Sachsen zurückzukehren wünscht. Sie ist Kriegsgefangene gleich den übrigen und muß ihre Freiheit dem Sieger abkaufen. Ich schätze die Kunst gleich dem Golde, sie kann sich damit loskaufen und übrigens muß man dem Könige gehorchen. Friedrich verließ mit einem bedeutenden Blick die Gesellschaft, und Laniska's Freunde zitterten. Es war keinem Zweifel unterworfen, daß jene unbesonnene Aeußerung dem Könige hinterbracht worden war, und man hielt den Grafen allgemein für unwiederbringlich verloren. Allein Friedrich der Große handelte auch hier, wie in vielen andern Fällen, großmüthig und außerordentlich. Er ließ es, als der junge Graf den folgenden Tag in Sanssouci erschien, bei einem nachdrücklichen Verweis bewenden, und gab ihm zugleich die Bittschrift der Sophie Mansfeld zurück, worauf sich folgende eigenhändige Resolution befand. „Wer von den Künstlern in der Porzellainfabrik zu Berlin de dato in einem

Monat die schönste Vase fertigen wird, kann sich verheirathen, oder nach Belieben nicht verheirathen, und zu jeder Zeit nach Sachsen zurückkehren. Wer sich lieber in Berlin festsetzen will, erhält 500 Thlr. zur Belohnung. Der Name dessen, der den Preis davon trägt, wird auf die Vase geschrieben, welche von dem Augenblicke die preußische Vase genannt werden soll."

Kaum war Sophie Mansfeld von dem Erfolge unterrichtet, als ihr Muth und ihre Talente mit neuer Kraft zu erwachen schienen. Ohne der zahlreichen Nebenbuhler zu achten, die mit Anstrengung aller Kräfte den Preis zu erringen suchten, begann sie die Arbeit. Die neu belebte Hoffnung hatte ihre erkaltete Phantasie erwärmt, kindliche Liebe verlieh ihr rastlosen, unermüdlichen Fleiß, und der feine, geläuterte Geschmack der Gräfin Laniska, welche sie zu Rathe zog, ward ihr Führer. Der entscheidende Tag erschien. Sämmtliche Vasen wurden aufgestellt; der König, in Laniska's Gesellschaft, prüfte mit scharfem Kennerblick, und endlich erfolgte der Ausspruch: „Dies sey die preußische Vase." Es war die Sophiens. Der freudetrunkene Graf verweilte nur so lange, um dem Könige den am Fuße der Vase befindlichen Namen der Künstlerin bemerkbar zu machen, und eilte sodann, um Sophien, welche sich mit ihrem Liebhaber in banger Ungewißheit bei seiner Mutter befand, die frohe Nachricht mitzutheilen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Frankfurt a. M.) Das in allen Blättern so viel besprochene Kinder-Ballet der Mad. Weiß, Balletmeisterin des Josephstädtischen Theaters zu Wien, hat nun auch auf der hiesigen Bühne seine erste Vorstellung gegeben. Abgesehen von der Frage über die Zulässigkeit oder Nichtzulässigkeit dieser Kunstleistungen, — und es ließe sich wohl eben so viel dafür als dagegen sagen —, ist nicht in Abrede zu stellen, daß solche höchst ausgezeichnet und in ihrer Art gewiß einzig sind. Nicht durch gewagte Sprünge oder unschöne Verrenkungen und Verdrehungen des Körpers, noch durch unanständige Attitüden wird hier der Zuschauer verblüfft, sondern er wird angenehm überrascht durch eine Fülle von anmuthigen Gruppirungen und Tableaux, durch die kunstreichsten Verschlingungen und Evolutionen, durch eine hohe Präcision der Ausführung, durch geschmackvolle Kostüme, und das, man möchte sagen, Elfenartige der ganzen, leicht und lustig dahin schwebenden Erscheinung. Man glaubt die Traumwelt eines Feenmährchens verwirklicht zu sehen. Von der Wahrheit des Gesagten wird sich der Beschauer überzeugen und gewiß nicht umhin können, diese lieblichen, in den Formen und Linien der Schönheit gehaltenen Produktionen Terpsichorens nach Verdienst anzuerkennen.

Vor einigen Tagen stürzten sich zu London zwei junge Mädchen in den Surrey-Canal, um dem Hungertode zu entgehen; die eine ertrank, die andere ward gerettet. Aus ihren Aussagen geht hervor, daß beide Mädchen sich seit langer Zeit genöthigt sahen, im Auftrage der Hemdenverkäufer Matrosenhemden zu nähen, wofür sie so schlecht bezahlt wurden, daß sie auch bei der größten Sparsamkeit ihre ärmlichen Bedürfnisse nicht bestreiten konnten. Die Drohung des Hausherrn, sie wegen rückständigen Miethzinses auszuweisen, hatte sie, da sie ohnehin in den letzten Wochen keine Beschäftigung gehabt hatten, zum Entschlusse des Selbstmordes gebracht.

(Homburg v. d. H., 3. Sept.) Die Saison naht raschen Schrittes ihrem Ende; bereits haben uns die meisten unserer ausgezeichneten Bade-Gäste verlassen. — Heute wird auch die Prinzessin von Preußen von hier abreisen und sich vorerst nach Schlangenbad begeben, wo J. k. H. einige Tage zu verweilen gedenkt, um alsdann die Rheingegend zu bereisen und in der Kürze nach Berlin zurückzukehren. Gestern besuchte die hohe Frau nochmals Frankfurt, geruhte daselbst das Städel'sche Institut mit großem Interesse in Augenschein zu nehmen und einer glänzenden Soirée musicale bei dem preußischen Consul Hrn. Moritz von Bethmann beizuwohnen. Die Elite der Frankfurter Gesellschaft war bei dieser Soirée versammelt, und das junge Künstlerpaar Gebrüder Hellmesberger, der bekannte Klavier-Virtuose Hr. Rosenhain, so wie die ausgezeichnete und geliebte Sängerin der Frankfurter Oper Fräulein Capitain ernteten reichlichen Beifall, welcher ihnen von der kunstsinnigen Fürstin aufs huldvollste gespendet wurde.

Für's nächste Jahr wird schon wieder für einige kleine Reisen gesorgt, die der Mann machen muß, ohne daß die Frau zanken kann. In Wien wird eine große deutsche Industrie- und Gewerb-Ausstellung gehalten.

Korrespondenz.

Mainz, 4 Sept.

Der Sieg bei Isly ist in strategischer Hinsicht eine sehr glänzende Waffenthat. Bisher hat man sich der Quarrée nur zur Vertheidigung bedient, Marschall Bugeaud hat mit Quarrée angriffsweise agirt, was der Lage und den Verhältnissen der feindlichen Armee vollkommen angemessen war. 18 Bataillone Infanterie bildeten eben so viele kleine Quarrée's und diese bildeten eine große keilförmig gestaltete Phalanx, die Artillerie und Cavallerie in ihrer Mitte führend. Mit dieser Phalanx, die etwa eine halbe Quadratstunde einnehmen mochte, in einem unbebauten und durchschnittenen Land angriffsweise vorzuschreiten, war ein sehr schwieriges und höchst gefährliches Unternehmen. Daß es vom Sieg gekrönt war, beweist, daß die Offiziere und Soldaten der Armee des General Bugeaud sehr viel Kriegsübung, Disciplin, Muth und Kaltblütigkeit besitzen. Hier war dringendes Erforderniß, daß die Intelligenz die Schritte und Bewegungen aller Kämpfer leitete. Mit einem weniger intelligenten Soldaten als dem französischen würde dieses kühne Manoeuvre, ungeachtet allen Muthes und aller Disciplin, nicht gelungen seyn und zum Untergang der Armee und ihrer gänzlichen Vernichtung geführt haben, denn wie oft mußte hier der Fall eintreten, daß einzelne Abtheilungen, dem Auge des Feldherrn entrückt, den Mangel der Leitung nur durch eigene Ueberlegung ersetzen konnten, daß Angriff und Vertheidigung ihnen überlassen blieb und daß die Ueberwindung vieler Lokalhindernisse nur durch die Hingebung und Einsicht des Soldaten gesichert werden konnte. Im Interesse der Kriegskunst ist es sehr zu wünschen, daß ein erfahrener Strateiker sich der Mühe unterziehen möchte, eine detaillirte Beschreibung der Schlacht von Isly zu liefern.

W. Pietsch,
ehemaliger Offizier in französischen Diensten.

Schlacht-Ordnung am Isly vom 14. August 1844.

Avant-Garde unter Oberst Cavaignac.

8tes Bataillon Chasseurs d'Orleans.

32stes Lin. Reg. — 32stes Lin. Reg.

Linker Flügel unter Oberst Pelissier. — **Centrum** unter Marschall Bugeaud. — **Rechter Flügel.** unter General Bedeau.

6tes leichtes Regiment. — Bataillon vom 53sten Inf. Reg. — 13tes leichtes Reg.

4 Feld-Geschütze

Reserve der Artillerie

6tes leicht. Reg. — 2 Bergkanonen. — 2 Bergkanonen — 13tes L. Reg.

10tes v. Orleans. — Spahis. — Ambulance. — Spahis. — 1ste Chasseurs

48stes Linien-Reg. — Spahis. — 15te Leichte

Equipagen-Train. — 2te Chasseurs. — 15te Leichte

48stes Linien-Reg. — Makzen (eingeborne Reiterei). — 2te Husaren — Zouaven

2 Berggeschütze. — Bagage der Armee. — 2 Berggeschütze.

3tes Leichtes. — Heerden. — 3tes Leichtes.

48stes Linien-Reg. — 9tes Bat. v. Orleans.

4 Berggeschütze.

Arriere-Garde unter Oberst Gachot.

6tes Bataillon von Orleans.

Vorstehender Plan, welcher möglichst getreu wieder gegeben ist, erläutert das Verständniß des Schlacht-Berichts. In dieser Schlachtordnung, welche ein aus vielen Quarrée's zusammengesetztes großes Quarrée bildete, in dessen Mitte Train, Bagage, Ambulance und Heerden sich befanden und dessen Zwischenräume mit Kavallerie und Artillerie ausgefüllt waren, marschirte der Marschall gegen den Feind; er hielt so den Angriff der 25,000 Mann starken Kavallerie aus und zerstreute dieselbe gänzlich. (Augsb. Abendztg.)

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 249. Sonntag, den 8. September 1844.

Der Bauernkönig und die Jüdin.

(Von Johann Czynski.)

(Fortsetzung.)

Viertes Kapitel.
Ein Auftrag.

Die beiden Männer gingen mit raschen Schritten auf Krakau zu. So oft der Krämer Jemand auf dem Wege bemerkte, krümmte er den Rücken und senkte den Kopf. Sobald er sich aber wieder unbeobachtet sah, richtete er sich von neuem empor und nahm eine würdevolle Miene an. Schweigend kamen sie bis zum Berge Wawel, auf welchem sich majestätisch die Hauptstadt des alten Polens erhebt. Die Weichsel bespült den Fuß der Höhe und der die Stadt umgebenden Wälle. Hier verließ der Jude die Landstraße, welche nach dem Florianothor führt, und schlug krumme Nebenwege ein nach einer ärmlichen Hütte, in welcher Glaubensgenossen von ihm wohnten. Diese Hütte stand unter Bäumen versteckt auf einem Hügel, so daß man von ihr aus unbemerkt die Stadt mit ihren vierzig Kirchen, ihren tausend Thürmen und ihren Kuppeln übersehen konnte. Auf der andern Seite schweifte der Blick weit hinaus bis da, wo die Fluthen der Weichsel sich mit den fernen Wolken zu vermischen scheinen. Aber unsere Wanderer hatten keine Zeit, die schöne Aussicht zu bewundern. Ihre Gedanken waren auf Ben Himmel und Esterka gerichtet, und ihre Aufmerksamkeit ward in Anspruch genommen durch das furchtbare Geschrei, welches aus dem Mittelpunkt der Stadt hervordrang, gleich dem Toben des Gewittersturmes, ein Getöse, daß man meinte, die alten Denkmäler wollten einstürzen und die festen Burgen wollten brechen, und in ihrem Fall die Mauern der Hofstadt Kasimirs umstürzen. Das war das Geschrei der Menge, welche sich, Rache heischend und ihren Tod begehrend, um die verhafteten Juden drängte. Männer und Weiber, Kinder und Greise rannten heulend wie blutdürstige Thiere herbei.

Kein Jude wäre so verwegen oder so wahnsinnig gewesen, sich unter den gereizten Haufen zu wagen. Der Hausirer fühlte keine Lust dazu, so sehr er auch wünschte, in der Stadt zu seyn. Er trat in die Hütte. Etwa zwanzig Hebräer waren darin versammelt, aber so in ihre Gebete und ihre symbolischen Gebärden vertieft, daß sie auf die beiden Ankömmlinge nicht achteten. Der Krämer trat, ohne sie zu stören, unter sie, vereinigte seine Stimme mit der ihrigen in dem frommen Gesang, und machte ihre Seufzer und ihre krampfhaften Bewegungen mit — was Alles mit ostwärts gerichtetem Antlitz geschah. Nur zuweilen warf er einen Blick durch's Fenster, um zu erspähen, was in der Stadt vorging.

Dort, inmitten der Menge, welche mit Gebrüll ihre Opfer verlangte, bemerkte man einen Reiter von majestätischem Wuchs hoch zu Roß. Sein Haar fiel in Locken auf seine Schultern. Sein schwarzer Bart verlieh seinem in der Regel sanften Gesicht einen gewissen Ausdruck von Ernst und Würde. Er sah erzürnt aus. Es war der König, welcher mit der Volkswuth kämpfte. „Die Schuldigen sollen lebendig verbrannt werden!“ rief er. „Ich jage alle Juden aus Polen, wenn sie wirklich Christenblut zu ihren gotteslästerlichen Ceremonien brauchen. Aber ich will, daß sie erst überwiesen und dann gestraft werden.“ Bald suchte der König zu überreden, bald bat, bald drohte er. Den Bauern und Handwerkern sagte er: „Kinder, geht wieder an eure Arbeit! Verlaßt euch auf die Gerechtigkeit eures Königs!“ Einem Priester, der im dicksten Haufen redete, rief er zu: „Was machst Du hier, Bruder Martin? Suche schleunig den Rückweg nach Deiner Klause, sonst will ich Dir Gelegenheit geben, den Fischen auf dem Grund der Weichsel zu predigen, anstatt hier das Volk aufzuhetzen. Und Ihr, Herr Oberjägermeister, haltet das Maul! Ungeschick und Mangel an Diensteifer kann ich allenfalls meinen Höflingen nachsehen, aber wenn sie meine guten Krakauer auf Irrwege führen, dann haben sie keine Nachsicht zu erwarten.“

Wie ein Wall dem stürmenden Feind, wie ein Fels den tobenden Wellen, so widerstand Kasimir dieser Menge, deren Wuth an Wahnsinn gränzte. Sie schrie fort, aber sie gehorchte. Kasimir ließ das Volk bisweilen seine Oberhoheit üben in Erwählung von Richtern und Verwaltungsbeamten; aber die Verrichtungen des Henkers überließ er ihm nicht.

Plötzlich unterbrachen die Juden in der Hütte ihr Gebet. Hoffnung strahlte aus ihren thränenschweren Augen. Sie hatten den Hausirer bemerkt. Sie reichten sich einander die Hände, umarmten sich, und allesammt wandten sie sich gegen den Krämer mit dem Ruf: „Ben Josef! Ben Josef! Sie sind gerettet! Gott hat uns erhört.“

Wirklich zerstreute sich die Menge, das Geschrei verstummte, und Ben Himmel ward mit seiner Tochter wohlbehalten in den zum Gefängniß bestimmten Thurm abgeführt. Die in der Hütte versammelten Juden betrachteten ihre Einsperrung als

eine Rettung, und die Verschiebung ihres Todes als eine Bürgschaft ihrer Befreiung. Nach den ersten Aeußerungen ihrer Freude bemerkten sie die Anwesenheit des Unbekannten, und sprachen mit finsterer Miene wiederholt das Wort Goj in aus. Ben Josef murmelte ihnen einige hebräische Worte zu und sofort waren sie wieder beruhigt und fröhlich. Der Hausirer ging einige Augenblicke gedankenvoll auf und ab. Man sah, sein Herz war bewegt und sein Kopf arbeitete. Dann blieb er stehen, richtete abermals einige Worte an seine Stammgenossen, und auf seinen Wink entfernten sich diese ehrfurchtsvoll aus der Hütte.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Geschwornen-Gericht unter Friedrich dem Großen.

(Fortsetzung.)

Schon war mit Genehmigung des Königs der Tag zur Verbindung dieses glücklichen Paares und zur Abreise nach Sachsen festgesetzt, als Laniska unvermuthet arretirt und nach Spandau, Sophie Mansfeld hingegen mit militärischer Bedeckung nach Sachsen abgeführt wurde. Niemand wußte auch nur den mindesten Aufschluß über dies Ereigniß zu geben, vorzüglich die Gräfin Laniska war in der größten Bestürzung. Mit Ungeduld erwartete sie des Königs Ankunft in Potsdam. Er erschien. Sie erhielt den Befehl, sich in der Bildergallerie einzufinden; die Thüre öffnete sich, der König trat ein, und ein durchdringender Blick traf die zitternde Gräfin. „Ich weiß“, sagte der Monarch, „Sie haben die Vase vor der Ausstellung, und also auch die besondere Aufschrift, womit man sie geziert hat, gesehen.“ — „Ja, Sire“, antwortete die Gräfin, „und zwar hat sie mein Sohn geschrieben.“ —

„Mit eigner Hand?“ frug der König.

„Ja! Sophie Mansfeld, welche weit besser malt als schreibt, bat ihn darum, und mein Sohn hat sie für sie geschrieben.“

„Lesen Sie diese Aufschrift“, fuhr nunmehr der König fort, „doch vorher wissen Sie, daß ich eben im Begriff war, diese Vase nach Paris an einen Gelehrten zu schicken, als Derjenige, welchem ich die Einpackung übertragen hatte, mich auf die vorher nicht bemerkte Aufschrift: à l'éternelle gloire de Frédéric le Grand, aufmerksam machte. Ich las sie mit Vergnügen, glaubte darin, nach Dem, was vorher gegangen war, eine feine und schmeichelhafte Anspielung zu finden, und sann auf ein Mittel, den Verfasser zu belohnen. In eben dem Augenblicke störte mich der Einpacker durch einen Ausruf des Schreckens und der Verwunderung. Die blaue Farbe der Vase hatte sich bei dem Abreiben des Staubes am Ende des letzten Wortes abgelößt, und es ward hinter den Worten Frédéric le Grand der Zusatz „Tyran“ sichtbar. Sie ermessen, Madame, daß mich diese Entdeckung auf andere Maßregeln leiten mußte; allein ich bin nicht Tyrann genug, um der Mutter das Verbrechen ihres vermessenen Sohnes entgelten zu lassen. Künftigen Dienstag, Madame, werde ich Sie besuchen.“

Friedrich ging und überließ die Gräfin ihrer Betäubung.

Der Dienstag erschien. Die gewöhnliche Gesellschaft hatte sich bereits bei ihr versammelt, und das Schicksal des eben so allgemein geliebten als bedauerten Grafen August war der Gegenstand des lebhaftesten Gespräches. „Welch' Glück ist es“, rief der Engländer, „in einem Lande zu leben, wo Niemand seiner Freiheit beraubt wird, ohne die Ursache zu wissen! — Welch' Glück, Mitglied eines Staates zu seyn, wo man nicht ohne rechtliches Verfahren verurtheilt und nur im Angesicht des Himmels und der Menschheit von den Pairs und Ebenbürtigen gerichtet werden kann.“ Begeistert von den Vorzügen der vaterländischen Gesetze, rühmte der Engländer mit Wärme die Vortheile des Jury-Gerichts und zog durch seine Erzählung die Aufmerksamkeit der ganzen Gesellschaft auf sich, als Friedrich, wie gewöhnlich unbemerkt, ins Zimmer trat. „Wollte Gott“, unterbrach in diesem Augenblicke die Gräfin den Engländer, „daß meinem Sohne die Vortheile eines solchen Verfahrens, welches der leidenden Unschuld so günstig ist, gestattet würden.“ „Und wollte Gott“, rief Albrecht, „daß es mir vergönnt wäre, seine Sache zu führen.“ — „Unter einer Bedingung, junger Mann“, rief Friedrich, dessen unvermuthete Gegenwart und Stimme die Gesellschaft in Schrekken setzte, „unter einer Bedingung will ich es geschehen lassen. Graf August Laniska ist zu 6jährigem Festungsarrest verurtheilt. Mißlingt es Ihnen, die Richter von dessen Unschuld zu überzeugen, so theilen Sie sein Schicksal. Laniska soll von Ebenbürtigen gerichtet werden, und weil zwölf die goldne göttliche Zahl ist, für welche die Gerechtigkeit selbst eine blinde Vorliebe zu haben scheint, so mag das Gericht, welches Sie nach Belieben Jury nennen können, aus zwölf Richtern bestehen. Ich wähle mir einen Anwalt, und Sie sind Laniska's Sachwalter.“

„Dies sind meine Bedingungen, junger Mann, nehmen Sie sie an?“

„Mit Entzücken, Sire!“ erwiederte der Engländer mit sichtbarer Freude; „nur um die einzige Gnade bitte ich, den Gefangenen auf eine kurze Zeit sprechen zu dürfen.“ — „Zwar ist das eine neue Bedingung“, antwortete der König, „aber es mag seyn; ich werde dem Gouverneur Befehl geben, Ihnen eine Unterredung von zwei Stunden mit dem Gefangenen zu gestatten; aber wissen Sie auch im voraus, daß, wenn diese Unterredung Ihnen einen andern Begriff von der Unschuld Ihres Freundes beibringen und Ihren Entschluß ändern sollte, der meinige in jedem Falle unerschütterlich bleiben wird.“ Albrecht willigte in Alles, eilte zu seinem Freunde nach Spandau, zog allenthalben die nöthigen Erkundigungen ein, und schien mit jedem Resultate des Erfolges seines Unternehmens gewisser zu werden.

Der Fall machte allgemeines Aufsehen und erregte ein ungetheiltes Interesse. Selbst die Gelehrten, welche zu des Königs nächsten Umgebungen gehörten, nahmen Antheil daran, und Friedrich, dem es bei weitem wichtiger war, was man von ihm schrieb, als was man von ihm sagte, fand sich um so mehr bewogen, in diesem sonderbaren Falle eine ungewöhnliche Nachgiebigkeit zu zeigen.

Der Tag, welcher zu diesem außerordentlichen Gerichte festgesetzt worden war, erschien. Ein großes weitläufiges Gebäude, welches der König eigens dazu bestimmt hatte, war zum Gerichtshof eingerichtet worden. Eine große Gallerie beschrieb den Ort, worin das Verhör vorgenommen werden sollte. In der Mitte befand sich der erhöhte Sitz für den Richter. Zur Rechten war der Platz für die zwölf jungen

Leute, welche die Jury ausmachten, mit einem geschmackvollen und reich verzierten Geländer umgeben, und zur Linken bezeichnete eine ähnliche Einfassung den für die Zuschauer bestimmten Raum. Innerhalb stand eine breite Tafel, woran auf der rechten Seite die Zeugen und der Anwalt des Königs, auf der linken die Zeugen und der Sachwalter des Beklagten saßen. Der König selbst hatte diese Vorrichtungen nach dem Muster der englischen Jury angeordnet.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Der Buchhandlung von Ernst Heinemann in Offenbach a. M. muß man das Verdienst einräumen, schon manches werthvolle und nützliche Schul- und Lehrbuch auf den literarischen Markt gebracht zu haben. Zu diesen gehören besonders einige Schriften des wackeren Curtmann, namentlich sein vortreffliches Büchlein: „Geschichten für Kinder, die noch nicht lesen können" und sein „Lehrkursus der franz. Sprache", — nicht minder aber die so eben in einer vierten und verbesserten Auflage erschienenen: „Deutsche Dichtungen für die Jugend", gesammelt von einem Vereine von Lehrern. Diese ist für das jüngere Alter und die unteren Klassen der Schulen berechnet, und ohne Zweifel eine der vorzüglichsten Sammlungen ihrer Art, weshalb sie auch bereits in vielen Schulen und Lehranstalten eingeführt ist. Sie enthält 193 Stücke meist schöne und freundliche Blüthen aus den Gärten anerkannter und besonders neuerer Dichter, und wie solche zum Nutzen der Jugend zweckmäßig verwendet werden können, wird in der Vorrede nachgewiesen. Druck und Papier sind gefällig, und der Preis von 18 kr. rh. gewiß äußerst billig. Wir können diese Auswahl deutscher Dichtungen mit bester Ueberzeugung empfehlen, und jeder Besitzer derselben wird sie bald lieb gewinnen.

Die Frauen sind in Ansehung der Emancipation viel glücklicher als die Juden. Auch in dem Fürstenthum Reuß sind die Frauen emancipirt worden, d. h. alle gerichtlichen und außergerichtlichen Handlungen der Frauenzimmer haben auch ohne Geschlechtsvormund volle rechtliche Wirkung, doch ist's ihnen erlaubt, sich einen männlichen Beistand mit vor Gericht zu bringen, und mit der ehelichen Vormundschaft bleibt's beim Alten.

Das Gummi elasticum oder Kautschuk kommt immer mehr zu Ehren. Am meisten wird's zur Pflasterung von Pferdeställen gebraucht; die Pferde befinden sich viel besser, die Ställe sind viel reinlicher, man braucht sehr wenig Streu, und man kann jährlich für 36 Gulden Ammonium von Einem Pferde sammeln. Auch zu Rettungsbooten gebraucht man das Gummi, und in Windsor ist der ganze königliche Hof zur Auffahrt mit Kautschuk gepflastert.

Sämmtliche Schulden Nordamerika's, die der Unionsregierung von 26,644,648 Dollars mit eingerechnet, betragen die Summe von 234,005,658 Dollars, davon hat Pennsylvanien am meisten, nämlich 40,290,461. Dann kommt Newyork mit 23, Louisiana mit 20, Ohio mit 18, Maryland mit 16, Illinois mit 14 Millionen. Die Gesammtinteressen, welche dafür zu bezahlen sind, betragen 13,079,792 Dollars.

(Frankfurt, 6. Sept.) Unter den gegenwärtig zum Besuche unserer Kunstanstalten hier verweilenden Fremden befindet sich auch der Redakteur der Wiener Musikzeitung, Hr. Dr. August Schmidt, welcher eine Rundreise durch Deutschland macht, um vornämlich einestheils freundschaftliche Beziehungen mit den ersten Kunst-Notabilitäten anzuknüpfen, anderntheils sich von den musikalischen und literarischen Zuständen der bedeutendsten Städte überhaupt, so wie der Musik-Bildungsanstalten derselben insbesondere zu unterrichten.

Literatur.

Von der seit dem 1. Juli 1843 in der Weber'schen Buchhandlung in Leipzig herauskommenden „Illustrirten Zeitung" liegen zwei elegant gebundene Jahrgänge vor mir und der allgemeine Beifall, den sich dieses literarische Unternehmen mit Recht zu erfreuen hat, legt mir die Pflicht auf, einige Zeilen über dasselbe in dieser so stark verbreiteten Didaskalia niederzulegen. Die illustrirte Zeitung hat es sich zur Aufgabe gemacht, möglichst alle Interessen der Jetztzeit zu vertreten, und es ist ihr gelungen, sich einen Absatz von zwölf Tausend Exemplaren zu erwerben, das freilich ihrem Verleger in jeder Woche einen Kostenaufwand von meistentheils tausend Reichsthalern und zuweilen noch mehr verursacht. Bei dieser außerordentlichen Verbreitung ist dennoch die Theilnahme an derselben fortwährend rege; denn ihr Inhalt und die Masse von Vignetten ziehen Jedermann an und nehmen die Aufmerksamkeit des Gesammtpublikums in Anspruch. „Die illustrirte Zeitung (sagt ein geschätztes Berliner Blatt) hat nicht nur Aelteres, auf der Erde Bekanntes und Berühmtes mit Auswahl zur Darstellung gebracht, sondern sich auch den Tagsereignissen lebendig angeschlossen; und schwerlich dürfte irgend eine wichtige Begebenheit der nun vergangenen zwei Jahre, die sich zu einer bildlichen Darstellung mit erläuternder Besprechung eignete, unbeachtet vorüber gegangen seyn." Eben so reichhaltig sind die Nachbildungen der Bildnisse von berühmten Personen, bedeutender Kunstwerke und öffentlicher Monumente. Diese Zeitung kann man mit Recht als einen Familienschatz erklären, der ältern und jüngern Lesern eine unerschöpfliche Quelle von Unterhaltung und Geistesnahrung gewährt. Möge daher das Unternehmen, das sein Verleger mit so großer Aufopferung verfolgt, durch eine noch größere Verbreitung und einen einigermaßen lohnenden Erfolg gesichert und so ein Werk für die späte Zukunft erhalten werden, das der deutschen Nation zur größten Ehre gereicht. Tr. G.

Korrespondenz.

Bacharach, 4. Sept.

Heute Morgen ereignete sich hier ein Unglück, welches um so bedauerungswürdiger erscheint, als sich dabei seitens mehrerer sonst achtbaren Bürger von hier eine beispiellose Gleichgültigkeit und gänzlicher Mangel an Nächstenliebe kund gab. Der Bürger Fr. Dell von Lorchhausen — Familienvater von zwei unerzogenen Kindern — wollte auf der hiesigen Rheinmühle des Hrn. Steinert Mehl gegen Frucht eintauschen. Als er aus dem Kahne auf das Mühlschiff steigen wollte, glitt er mit dem Fuße aus und stürzte in den Rhein. Hülferufend suchte sich derselbe noch einige Zeit über Wasser zu halten; aber trotz dem, daß sich mehrere Erwachsene — sogar auch Schiffer — in der Nähe des Verunglückten am Ufer und in einem mit Heu beladenen Schiffchen, an welchem derselbe vorbei trieb, befanden, machte doch keiner Miene, die Rettung des mit dem Tode ringenden Mitbruders auch nur zu versuchen; — nur zwei Knaben,

von besseren Gefühlen beseelt, wollten dem Unglücklichen mit einem Kahne zu Hülfe eilen, konnten jedoch, zu unerfahren im Kahnführen, ihren edlen Zweck nicht erreichen, liefen vielmehr selbst Gefahr, indem sie vor die zweite Rheinmühle trieben, mit dem Kahne umzuschlagen. — Im Uebrigen wurde nicht einmal der Versuch gemacht, die Leiche aufzufischen.

Hohenstein, 8. Sept.

Am 31. August l. J., Nachmittags um 4 Uhr, brach plötzlich in dem Hause eines hiesigen Bürgers Feuer aus. Der Hülferuf der Bedrängten und das Ertönen der Sturmglocke versammelten augenblicklich die Bewohner des Orts, um die Noth ihrer in Gefahr schwebenden Brüder zu wenden. Schon hatte das wilde Element das ganze Dachwerk des Hauses eingenommen und würde unstreitig auch das sehr nahe daran stoßende, nur drei Fuß entfernte Nachbarsgebäude verzehrt haben, wenn ihm nicht durch die rüstige Hand mehrerer hiesigen Bürger und besonders durch die zweckmäßige Anordnung eines Auswärtigen, des Schmiedmeisters Diesterweg von Dauborn, Einhalt gethan worden wäre. Der schnelle Ausbruch des Feuers und sein immer weiter drohendes Verbreiten raubte den Betroffenen so die Besinnung, daß das Leben eines im brennenden Hause zurückgebliebenen Kindes in höchster Gefahr schwebte, welches in einem gerade hier anwesenden Kurfremden, dem Obristen (Colonel) Malcolm aus London, seinen Retter erblickte, der es, nicht achtend der ihn umwehenden und ergreifenden Feuerfackeln, den verheerenden Flammen entriß und dazu noch reichlich beschenkte. Erst vor kurzer Zeit kehrte derselbe aus Indien zurück, wo er im Kriege gegen Kabul und die Chinesen sich rühmlichst auszeichnete, und hier krönt er seinen Ruhm durch eine solche Edelthat. In Verbindung mit Lord Vivian, der ebenfalls Augenzeuge dieser Schreckensscene war, unterstützte er zwei der armen Unglücklichen durch eine milde Gabe von 22 fl. 50 kr. Dank den edeln Menschenfreunden!

Th. Wagner.

Nauheim, im August.

(Schluß.)

Trotz aller Mangelhaftigkeiten wird dennoch das Gasbad sehr fleißig und mit den besten Erfolgen benutzt. Hr. Dr. Bode, der hiesige Brunnenarzt, hat mehrfach die glänzendsten Wirkungen damit erzielt, namentlich bei Rheumatismen und Gichtbeschwerden. Ueberhaupt nimmt die Frequenz des hiesigen Bades von Jahren zu Jahren zu und wohl selten reis't Jemand der Heimath wieder entgegen, ohne ein Gefühl von Dankbarkeit zu empfinden und eine freundliche Erinnerung mit sich zu nehmen. Gerade das Mangelhafte und Beschränkte führt die Menschen und Herzen zu einander, es hat Annehmlichkeiten zur Folge, die man an größern Bädern vergebens suchen würde. Es ist wahr, es bleibt noch Vieles zu wünschen übrig; selbst bei der gegenwärtigen Duodez-Einrichtung könnte Manches und zwar mit geringem Kostenaufwande geschehen, um allerlei bescheidenen Ansprüchen zu genügen: so fehlt im Saal ein Kronleuchter, den Fenstern mangeln Vorhänge und den Spaziergängen Ruhebänke und Schatten, dem Gasbade fehlt eine Bedachung und dem (als Bergmann gekleideten) „Trink-Hannes“ — mit Erlaubniß zu sagen — das Hinterleder; aber dennoch ist man überall heiter und vergnügt. Wandelt man bei der Trinkquelle auf einem puren „Gänse-Anger“, so tröstet man sich damit, daß man in andern Bädern auch häufig unter Gänsen umhergehen muß; reicht des Abends im Kursaale die eine Lichtscheere nicht aus, so erinnert „das Lorchen“ daran, daß „die andere“ auf dem Teichhause sey, und ärgert sich Mancher darüber, daß er für die Badetücher zu groß gewachsen sey, so kann er sich leicht mit dem Aerger Derjenigen trösten, die für die acht Fuß hoch angebrachten Haken zum Aufhängen der Kleidungsstücke zu klein geblieben sind. In jedem Falle ist man billig genug, sich in die Umstände zu schicken; man sieht auf das Innere und nicht auf das Aeußere, mehr auf den guten Willen, als auf die Sache. Und wie rührend ist es, wenn Mittwochs und Sonnabends, wo „große Assamblée ist“, die vier blechernen Wandleuchter mit eben so vielen Wachs-, wollte ich sagen, Talg-Lichtern besteckt werden! Wie schimmern dann die Räume, vorausgesetzt, daß die „eine Lichtscheere“ ihre Schuldigkeit thut! Wie klopfen die Herzen, wie glänzen die Augen der tanzlustigen jungen Damen, wenn sich Jemand voller Erbarmen an's Klavier setzt und der Ball beginnt! Doch Scherz bei Seite, wer ein ruhiges, behagliches Leben, ein fröhliches Trinken und Wandern, eine muntere Tischgesellschaft an einer billigen, verhältnißmäßig recht gut besetzten Tafel liebt, der wandere nach Nauheim: er wird „in sale et in sole“ und unter den Händen des geschickten und allzeit aufmerksamen und bereiten Badearztes, Dr. Bode, an Leib und Seele gesunden. Auch die Umgebungen Nauheim's sind schön und interessant. Abgesehen von dem herrlich gelegenen „Teichhause“ mit dem grandiosen Weiher und den Inseln darin, bieten Friedberg, Ziegenberg, Schwalheim, Homburg, die Haselhecke und ganz nahe der Johannisberg die vortrefflichsten Zielpunkte für gesellige Ausflüge dar. Daneben geben die Salinenanlagen mit ihren mannigfachen Vorrichtungen und Maschinerien zu den interessantesten Beobachtungen und Unterhaltungen Stoff, wobei die Gefälligkeit und Zuvorkommenheit der Salinenbeamten und der Unterbedienten niemals vermißt werden wird. Und siehst du, lieber Leser, als demnächstiger Kurgast, einen großen Mann in blau-rother Uniform und mit einem Hute, gegen welchen der Stürmer des „Geleitsreiters Eppelmeier“ eine wahre Kinderkappe ist, so ist dies ein äußerst gefälliger Mann, ein wahres Original, das Factotum und Wahrzeichen der Saline, kurzum der Salzamtsdiener Klingemeier. Außerdem hat die Saline auch „neun Kanonen“, welche im Jahr dreißig sogar scharf und zwar mit gehacktem Blei geladen und gegen die damaligen Rebellen gerichtet waren. Zum Glück — nämlich für die Kanonen, nicht für die Rebellen — gingen sie aber nicht los und sind daher noch jetzt vorhanden.

F.

Darmstadt, 1. Sept.

Unter den Erzeugnissen vaterländischer Industrie, welche bereits zur Ausstellung nach Berlin abgegangen sind, oder doch in der Kürze dahin abgehen werden, verdienen zwei mit besonders schönen Glasmalereien geschmückte Pokale der Herren Eduard und Feodor Kehrer, Glasschmelzmaler zu Erbach im Odenwalde, rühmlich erwähnt zu werden. Das größere Glas, ein Jagdpokal, ist geschmückt mit zwei altdeutschen Jägern, dem Hosenbandorden und der hohen und niederen Jagd; das kleinere, ein geschliffenes achteckiges Bockglas, ist im Geschmack des 16. Jahrhunderts gearbeitet und mit dem hochfürstlich hohenloh'schen Wappen und zwei Lanzknechten geziert. An beiden Gläsern bewundert man, außer den wohlgewählten und schön ausgeführten Bildern, die Lebhaftigkeit und den Glanz der Farben, die in scharfer Begränzung und sanften Uebergängen alle Reize eines Oelgemäldes in sich zu vereinigen scheinen. Die chemisch-technische Behandlung der auf Glas eingebrannten Farben ist eine Erfindung des Hrn. Feodor Kehrer, welche ihm nach zweijährigen angestrengten Versuchsarbeiten vollständig gelungen zu seyn scheint.

D.

Mainwasser-Wärme.

Freitag, 6. Sept., Abends: 16 Grad. M. Gerlach.

Theater-Anzeige.

Samstag, 7. Sept. Antigone, Tragödie von Sophokles, übersetzt von J. J. C. Donner. — Die Composition der Chöre, Melodrame rc. ist von Felix Mendelssohn-Bartholdy.

Sonntag, 8. Sept. 1) Letzte Gastvorstellung der Mad. Weiß, mit ihrem Ballet-Personale, bestehend aus 30 Eleven. — 2) Große Opernvorstellung in zwei Abth.: Die Nachtwandlerin, erster und zweiter Act. Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 250. Montag, den 9. September 1844.

Der Bauernkönig und die Jüdin.

(Von Johann Czynski.)

(Fortsetzung.)

Der Unbekannte, mit dem Krämer allein, zählte traurig die Augenblicke. Er hatte weder die Gebete, noch die Freudenbezeugungen der Juden beachtet, und blieb fortwährend in tiefes Sinnen versunken, bis Ben Josef die Frage an ihn richtete: „Seyd Ihr ein Edelmann?“

„Nein,“ antwortete der Unbekannte, und eine plötzliche Röthe überflog seine Wangen. In Polen genießt Jeder, der kein Wappen aufzuweisen hat, nur geringe Achtung. Indeß, was für ihn demüthigend war, das war es nicht in den Augen des Juden. Dieser lächelte ironisch, als wolle er sagen: Der Unsinnige! Wenn er noch bedauerte, nicht von David und Salomo abzustammen! Aber er schämt sich, daß sein Vater oder sein Großvater nicht auf einem Schlachtfeld ein paar armselige Söldner umgebracht, daß seine Ahnen nicht arme Leibeigene durch übermäßige Arbeit und Quälerei zu Grund gerichtet haben! — „Seyd Ihr gereis't?“ fragte er.

„Ich bin in Danzig gewesen.“

„Gut,“ erwiederte der Jude mit sichtbarer Zufriedenheit. Er hatte einen Auftrag zu geben, und diesen konnte nach seiner Meinung weder ein Edelmann ausrichten, noch ein Mensch, der nie aus der Gegend von Krakau herausgekommen wäre. Er befragte ihn im Ton der Ueberlegenheit, und der Unbekannte antwortete ohne Zögern und ohne Widerstreben. Entschlossen, den Juden zu unterstützen, und überzeugt, daß derselbe außerordentliche Mittel besäße, war der Unbekannte bereit, ganz in seine Pläne und in seine Absichten einzugehen.

„Horch!“ sagte Ben Josef nach einer kurzen Pause. „Du gehst in's Schloß und begehrst Gehör bei'm König. Rokiczana, die Geliebte Kasimir's, wird es verweigern unter dem Vorwand, der König sey ermüdet. Da sagst Du ihr, Du hättest einen köstlichen Diamant zu verkaufen, einen von den Edelsteinen, welche einst die Königin von Saba dem König Salomo verehrt, und den die Juden von Jerusalem sorgfältig aufbewahrt haben, um ihn der Frau des mächtigsten Herrschers auf der Erde anzubieten. Sie wird diesen Schatz erst sehen, dann kaufen wollen. Du wirst Alles ihrem Edelmuth anheimstellen. Geblendet durch die Pracht des Diamanten, wird sie vergessen, daß der König der Ruhe bedarf, und Du wirst mit Kasimir sprechen können.“

„Ich verstehe,“ unterbrach der Unbekannte. „Ich erzähle dann dem König, was ich entdeckt habe. Ich spreche ihm von der Spur im Schnee, die nach dem Dominikuskloster führt.“

„Ei, behüte Gott,“ erwiederte Ben Josef. „Das würde zu nichts führen. Siehst Du dort am Ufer der Weichsel die Sandfläche, auf der kein Gras wächst, auf der nie ein Vogel sich niederläßt, wo das geringste Insekt nicht leben kann?“

„Ich sehe sie,“ antwortete der Unbekannte.

„Nennen eure Leute nicht diesen Fleck das verfluchte Land?“

„Ja, oder das Bett des Satans.“

„Nun, so sage dem König Kasimir, Du wolltest ihm für das öde Land so viel Gold geben, als die zehnjährigen Einkünfte seines Reichs betragen, unter der einen Bedingung, daß er den Juden erlaube, dort Häuser zu bauen, und verspreche, ihr Eigenthum zu achten und achten zu lassen. Gieb dem König die Versicherung, daß sich auf diesem Satansbett tausend Häuser mit tausend Speichern und tausend Werkstätten erheben, daß jedes Jahr Schiffe dort ankommen und abgehen werden, um die Erzeugnisse Polens auszuführen und die Reichthümer des Westens einzuführen. Sag' ihm endlich, daß täglich eine Million Menschen, welche jetzt vor Elend schier umkommen, für den König beten werden, der ihnen eine werthlose Sandfläche, einen dürren Kiesboden, ein Satansbett überläßt.“

„Wie kann ich armer Mensch den König täuschen?“ fragte der Unbekannte.

„Hier ist der für Rokiczana bestimmte Diamant. Alle Edelsteine in ihrem Diadem zusammen sind nicht den zwanzigsten Theil dieses Schatzes werth. Wenn der König von Dir Bürgschaft für die Bezahlung des Sandes verlangt, so zeigst Du ihm einen Wagen, der im großen Schloßhof stehen wird. Auf diesem Wagen wird sich eine Kiste finden mit so viel Gold, daß Du nicht Lügen gestraft werden kannst.“

„Darf ich nichts von Esterka sagen?“

„O ja. Wenn der Handel abgemacht ist, dann sprich. Auf die Wehklagen eines geringen Bittstellers würde Kasimir nicht geachtet haben; aber mit der Rede des Reichen, der das verfluchte Land kaufen kann, um eine Stadt darauf zu bauen, ist es anders. Sey versichert, Du wirst gehört werden.“

„Wie soll ich die Einfachheit meiner Kleider mit diesen unermeßlichen Reichthümern reimen?"

Während der Unbekannte diese Frage stellte, kamen die Juden, welche die Hütte verlassen hatten, zurück und brachten neue Kleider, ein schönes Pferd und einen mit einer Kiste voll Gold und Silber beladenen Wagen. „Dies Pferd und diese Kleider sind für Dich," sagte Ben Josef.

Der Unbekannte legte einen polnischen Zupan *) an, und fragte: „Wo sehen wir uns wieder?"

„Sey unbesorgt," erwiederte Ben Josef. „Ich werde Dich wiederzufinden wissen."

(Fortsetzung folgt.)

Ein Geschwornen-Gericht unter Friedrich dem Großen.

(Fortsetzung.)

Eine zahllose Menge Zuschauer, selbst aus entfernten Provinzen, hatten sich zu diesem merkwürdigen Gerichte eingefunden. Aller Augen waren auf den König gerichtet. Allgemeine sichtbare Spannung, tiefes Schweigen. Die Gräfin Laniska erschien und nahm den äußersten Platz der Gallerie ein.

Der Richter und die zu der Jury erwählten Personen setzten sich, und im Namen des Königs forderte der Richter den Gefangenen auf, sich auf die gegen ihn angebrachte Beschuldigung zu verantworten. Laniska erschien, von zwei Offizieren begleitet. Sein edler Anstand, sein fester Schritt, seine ruhige Miene gewannen ihm im ersten Augenblicke die Herzen der Zuschauer. Er wurde befragt, ob er die zwölf Personen, welche zu Richtern gewählt worden, ohne Ausnahme genehmige, und bejahte es. Die Jury schwur nunmehr, nach Wahrheit und Gerechtigkeit, ohne irgend eine andere Rücksicht zu richten; der Richter stand auf, und hielt an die Jury folgende Rede:

„Auf Befehl Sr. Majestät sind Sie hier versammelt, um über das Verbrechen oder die Unschuld des Grafen August Laniska Recht zu sprechen. Der zu meiner Rechten sitzende Anwalt Seiner Majestät wird Ihnen die Beschaffenheit und die Umstände der wider den Grafen gerichteten Beschuldigung bekannt machen. Von Albrecht Altenberg, welcher sich freiwillig zum Vertheidiger des Beschuldigten aufgeworfen hat, werden Sie Alles vernehmen, was zur Rechtfertigung des Angeklagten gehören kann. Nach Maßgabe der von beiden Theilen angeführten Gründe und mit Erwägung der für und gegen den Beschuldigten beigebrachten Zeugen-Aussagen sollen Sie eingedenk des abgelegten Eides und bloß nach Ihrer reinen Ueberzeugung erkennen — nach Recht und Gerechtigkeit richten. Der Aelteste von Ihnen eröffnet mir Ihren Beschluß, welcher in einem der beiden Worte schuldig oder unschuldig enthalten seyn muß. Nach Ihrer Entschließung spreche ich im Namen Sr. Majestät das Urtheil aus. Erklären Sie den Gefangenen für unschuldig, so ist er in demselben Augenblicke frei, ohne daß die gegen ihn angebrachte Beschuldigung seiner Ehre im geringsten nachtheilig sey. Finden Sie ihn schuldig, so wird er unverzüglich zu einer sechsjährigen Festungsstrafe nach Spandau abgeführt. Sein Vertheidiger hat die nämliche Strafe auszustehen, wenn es ihm nicht gelingt, die Unschuld des Angeklagten zu erweisen."

„Ich ersuche Sie, eine ungetheilte und ununterbrochene Aufmerksamkeit auf die Sache zu verwenden, welche den Gegenstand dieser rechtlichen Verhandlung ausmacht."

Der Richter setzte sich und der Anwalt des Königs nahm das Wort.

In einer weitläufigen Rede zergliederte er Laniska's Verpflichtungen gegen den König, verglich damit das demselben angeschuldigte Verbrechen, rühmte die Großmuth des Monarchen und schilderte die Verdorbenheit des Verbrechers.

Die auf der Tafel bedeckt gestandene Vase wurde nunmehr enthüllt und der Jury zur Prüfung überreicht. Mit sichtbarer Sorgfalt untersuchte man Alles, aber man schien Nichts zu finden, welches die unwillkürliche Empörung bei Lesung der Worte: à l'éternelle gloire de Frédéric le Grand Tyran zu vermindern vermocht hätte. Laniska's Freunde verzweifelten; die in angstvoller Erwartung harrende Mutter erbleichte, nur Albrecht behielt seine ruhige heitere Fassung. Man schritt zum Zeugenverhör; ein Jude, der Direktor der Porzellainfabrik und zwei Arbeiter aus derselben waren die Zeugen des königl. Anwaltes. Ersterer hatte Etwas in seinen Gesichtszügen, welches allgemein abschreckte. Unbeweglich saß sein unförmlicher Kopf auf einem kurzen Hals, aber rastlos rollten seine tiefliegenden Augen in ihren Höhlen. Er schien in steter Unruhe und unwillig zu seyn, daß er nicht Alles durchschauen, nicht rückwärts blicken konnte. Seine Haltung war zwar ziemlich fest, aber seine Stimme zitternd, wenn er sprach. Wäre er auch kein Jude gewesen, so hätten diese Umstände Mißtrauen erregt. Salomon, so hieß er, schwur auf den Talmud, nichts als die Wahrheit zu sagen, und antwortete auf die Fragen des königl. Anwaltes folgendermaßen:

Anwalt: „Kennt Er diese Vase?"

Salomon: „Ja."

Anwalt: „Wann und wo hat Er sie gesehen? Erzähle Er der Jury Alles, was Er von dieser Vase weiß."

Sal.: „In der Bilder-Gallerie des königlichen Palais zu Sanssouci habe ich sie zuerst gesehen; es war, so viel ich weiß, den 1. dieses Monats, Abends zwischen 10 und 11 Uhr. Genauer kann ich, so gern ich wollte, die Zeit nicht angeben."

Anw.: „Das thut nichts zur Sache. Sage Er, welche Umstände Ihm diese Vase besonders bemerkenswerth gemacht haben. Laß Er sich Zeit; wir sind nicht eilig, die Hauptsache ist, die Jury von Allem genau zu unterrichten."

Sal.: „Se. Majestät selbst übergaben mir die Vase mit dem Befehl, sie nebst anderem Porzellain, welches nach Paris geschickt werden sollte, einzupacken. Ich bin Kenner und staunte über die Schönheit dieses Stückes. Aufmerksam betrachtete ich sie und wischte mit meinem Taschentuche den Staub ab, der sich auf einigen Orten angesetzt hatte, und dies ist das Tuch, dessen ich mich damals bediente. Ich las die Aufschrift: à l'éternelle gloire de Frédéric le Grand, und um die weißen Buchstaben im blauen Grunde noch glänzender zu machen, wischte ich diese Stelle sorgsamer ab. Aber zu meinem großen Erstaunen ward ich gewahr, daß sich mit jedesmaligem Reiben die blaue Farbe des Grundes auf dieser Stelle ablöste, und am Tuche kleben blieb. Endlich wurde das Wort:

*) Rock. Sprich: Schupan oder vielmehr französisch joupane.

„Tyran" sichtbar. In diesem Augenblicke stand der König hinter mir und besah ein neu angekommenes Gemälde. Auf meinen unwillkürlichen Ausruf: „Vater Abraham!" — denn so, glaube ich, war es —, kehrten sich Se. Majestät um und sagten: „Was fehlt Dir, Salomon, und warum so bestürzt? Was willst Du jetzt von Vater Abraham? Soll er Dir helfen einpacken?" — Ich war nicht vermögend, zu antworten, unbeweglich blieben meine Augen auf dem Worte: „Tyran" geheftet, und ohne mich von der Möglichkeit überzeugen zu können, las ich unaufhörlich: à l'eternelle gloire de Frédéric le Grand Tyran. Der König riß mir die Vase aus der Hand, las, was ich gelesen, und verließ, ohne ein Wort zu sagen, die Gallerie. Dies ist Alles, was ich in Betreff dieser Sache weiß."

Der Hebräer verbeugte sich und wollte mit Genehmigung des königl. Anwaltes abtreten. Allein auf Altenberg's Antrag befahl ihm der Richter, zu bleiben, um zu seiner Zeit des Gegenverhörs von Seiten des Sachwalters des Beschuldigten zu gewärtigen.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Pariser Gerichts-Scene.

Vor einiger Zeit stand vor dem Zucht-Polizei-Gericht in Paris ein des einfachen Bankerotts beschuldigter Spezerei-Krämer . . .

„Was haben Sie für einen Stand?" fragte ihn der Präsident.

Antw. Ich bin Spezerei-Ladendiener.

Frage. „Sie waren ja Herr, weil Sie fallirt haben und des Bankerotts beschuldigt sind." —

Antw. Ich war wirklich Herr, aber nur so kurze Zeit, und ich betrieb mein Geschäft so schlecht, daß ich wahrlich nur Spezerei-Laden-Diener war.

Frage. „Man wirft Ihnen vor, Ihre Bücher nicht regelmäßig geführt zu haben."

Antw. Es ist nicht unwahr; ich bin der Schrift nicht ganz mächtig, und je mehr ich schrieb, desto weniger konnte ich mich auskennen.

Frage. „Man wirft Ihnen auch vor, kein Inventarium gemacht zu haben."

Antw. Was ist ein Inventarium?

Frage. „Es ist das Verzeichniß, welches die Kaufleute ein Mal im Jahr machen müssen über ihr Haben und Sollen."

Antw. So! davon habe ich nie etwas gehört.

Frage. „Aber, da Sie die Pflichten der Kaufleute nicht wußten, wie ist es Ihnen eingefallen, sich zu etabliren?"

Antw. Ich wollte mich nicht etabliren. Mein Bruder sagte mir immer: Fang doch ein Geschäft an, ich werde Dir Kaufleute en gros verschaffen, und Du wirst schon was zusammenbringen.

Frage. „Wer hat Sie daran verhindert, gute Geschäfte zu machen?"

Antw. Es ist eben gekommen und nicht gekommen.

Frage. „Was wollen Sie damit sagen?"

Antw. Das, was gekommen ist, ist die Gelbsucht, die ich drei Monate lang behalten habe, und was nicht gekommen ist, das ist die Kundschaft; es war nie Jemand im Laden.

Frage. „Sie sollten also gleich die Handlung aufgeben, und nicht Bankerott machen!"

Antw. Mein Bruder sagte mir immer, ich wäre nicht dümmer als ein Anderer; vergebens sagte ich ihm, aber ja doch; er wollte mir nicht glauben. Jetzt wird er nicht mehr das Gegentheil sagen. Der arme Ladendiener wurde zu 1 Monat Gefängniß verurtheilt.

Mannichfaltigkeiten.

Die „Vossische Zeitung" macht in einem Artikel über die Gewerbe-Ausstellung folgende wichtige Entdeckung: „Jede Stecknadel ist als ein Medalldraht zu betrachten, der an dem einen Ende zugespitzt und an dem andern mit einem Knopfe versehen ist. Jede Nähnadel ist ein Stahl- oder Eisendraht, der an dem einen Ende ebenfalls (wie merkwürdig!) zugespitzt, an dem andern aber durchlocht, gewöhnlich durchgeschlagen, seltener durchbohrt ist." (!!)

Die „Weser-Ztg." schreibt aus Hamburg vom 31. Aug.: Seit gestern geht die Sage, daß ein Arbeitsmann bei Hrn. Bauer in Altona eine Erbschaft von 1,500,000 Pf St. gemacht haben soll. Auf die Bemerkung des Hrn. B., daß er (der Arbeitsmann) jetzt reicher sey als er selbst, soll jener erwiedert haben: „Das sey möglich; aber den Speicher verlasse er nicht eher, als bis er das Geld in Händen habe."

Das dem praktischen Bedürfniß der Reisenden so sehr entsprechende „Handbuch für Reisende auf dem Maine", von S. Hänle und Dr. von Spruner (Würzburg. Stahel'sche Buchhandlung) hat einen Anhang erhalten, unter dem Titel: „Ausflug in die fränkischen Bäder Kissingen, Bocklet, Brückenau und deren Umgegend", von denselben Verfassern und in demselben Verlag. Das Bücklein ist für Reisende und Badegäste ein trefflicher Wegweiser, und enthält das Wissenswertheste aus dem Gebiete der Geschichte, Topographie, Statistik u. a. Dabei ist es, obwohl gedrängt abgefaßt, doch so frisch und lebendig geschrieben, daß man es mit Vergnügen durchlesen und ihm Geist und Gemüth wohlthuende Eindrücke und Anregungen verdanken wird. Eine dem Werkchen beigegebene Karte des Saalgrundes und der südlichen Rhön erhöht die Brauchbarkeit desselben.

Eine geistreiche und glaubwürdige Frau, die Gräfin Mulin, die auf der Insel Cuba geboren ist und jetzt in Paris lebt, bestätigt es als Augenzeugin, daß die schmutzigen Negerinnen die Cigarren auf ihren nackten ekelhaften Schenkeln rollen, und findet es erklärlich, wenn so viele Cigarrenraucher Geschwüre am und im Munde bekommen.

(Crefeld, im Sept.) Hr. Henkel hat die hiesige Bühne mit Donizetti's „Belisar" eröffnet. Die Hauptrollen waren sehr genügend besetzt durch Hrn. von Poißl (Belisar), Frau von Poißl (Antonina) und Hrn. Perlgrund (Alamir). Das Zusammenwirken dieser Künstler fand beifällige Aufnahme und die genannte Opernvorstellung berechtigt zu günstigen Erwartungen für die folgenden.

Korrespondenz.

Mainz, 4. Sept.

Ein junger vornehmer Engländer, Sohn des Lord ** von Liverpool, begab sich jüngst, wahrscheinlich aus Langweile, an die Spielbank und spielte. Was konnte dem jungen Manne an dem Verluste einiger Guineen liegen, da er außer vielem baaren Gelde mit Wechseln und Kreditbriefen reichlich versehen war? Er spielte einige Zeit mit abwechselndem Glücke, dann aber mit Verlust; er wollte nun zu dem Verlornen wieder gelangen, wie es gewöhnlich geht, spielte stärker, war unglücklich und verlor endlich eine namhafte Summe. Durch dieses anhaltende Mißgeschick scheint sein Nervensystem so erschüttert worden zu seyn, daß seine Verstandeskräfte darunter litten und er augenblicklich, so wie er am Spieltische stand, den Saal verließ. Sein schnelles Hinwegeilen ohne Hut fiel wohl auf; aber dergleichen Vorgänge mögen an Spielbanken, wo alle Leidenschaften sich zusammenfinden, nicht zu den Seltenheiten gehören; man nahm daher keine weitere Notiz davon. Gegen 11 Uhr Abends, als die hiesige Polizei ihre gewöhnliche Runde machte, wurde ein am Rhein in der Nähe des Bureaus der Düsseldorfer Dampfschiffe mit unbedecktem Kopfe liegender, wohlgekleideter Mann bemerkt, der zu schlafen schien; man suchte ihn zu erwecken und zu befragen, erhielt aber unverständliche verwirrte Antworten und brachte ihn deswegen auf die Polizei, wo er die Nacht hindurch blieb. Am folgenden Morgen fand man bei genauerer Untersuchung, daß er ein Engländer sey; aus seinen in seinem Portefeuille befindlichen Papieren erkannte man seine Qualitäten. Da er jedoch nur verwirrte Antworten gab, so führte man ihn in's Bürgerspital, um ihn dort einstweilen ärztlicher Behandlung zu unterwerfen. Einige hier wohnende Engländer besuchten und erkannten ihren Landsmann und erfuhren durch eingezogene Erkundigungen den Hergang an der Spielbank. Seine Verrücktheit besteht in der fixen Idee, daß er sein ganzes Vermögen durch das Spiel verloren habe; diese Idee spricht er gegen Jeden aus, der ihn anredet. Als er zufällig von einem der Besuchenden erfuhr, daß er sich im Spitale befinde, so erregte dieses ein solches Entsetzen bei ihm, daß er mit gleichen Füßen aus dem Bette springen und aus dem Hause laufen wollte, wenn man ihn nicht daran verhindert hätte.

Baden, 8. Sept.

Die Saison, obgleich in diesem Jahre durch das Wetter nicht begünstigt, ist diesmal doch eine sehr glänzende gewesen und hat vor kurzem wohl ihren Höhepunkt erreicht. Die vorgestern ausgegebene Badeliste weis't als wirklich anwesend 1638 Partieen (nicht Personen) nach und das heutige Badeblatt gibt als Gesammtsumme der bis jetzt eingetroffenen Badgäste 23,885 Personen an. Besonders viel trug zum Glanze der Saison die häufige Anwesenheit des Großherzogs und der Großherzogin Wittwe Stephanie bei, die sich beide in diesem Augenblicke noch für einige Zeit hier befinden. An sonstigen ausgezeichneten Gästen nennen wir die Gräfin Caumont la Force, geb. Prinzessin von Galitzin, den Herzog und die Herzogin von Albuferor, den Marquis von Delarue, den Grafen von Broussel, den Grafen von Appony, den Grafen von Benkendorf, den Vicomte von Bérenger und Minister v. Berckheim, Graf Blücher v. Wahlstatt, Marquis d'Eyragues, Vicomte v. Fontenay, Fürst Leo v. Galitzin, die Fürstin Marie v. Hohenlohe-Kirchberg, die Gräfin Jarazewska, Fürst Kotschubey, die Baronin v. Krüdener aus St. Petersburg, Staatsrath Nebenius, Fürst Obrenowitsch, Baron Stackelberg, General Vandersmissen, Graf Walsh u. A. Auch an Künstlern sind wir reich und hatten schon eine Reihe Namen von europäischer Berühmtheit hier. Gegenwärtig sind noch hier Döhler, dessen Konzert heute stattfindet, Hr. und Mad. Haizinger, Albert Sowinski, Fräul. Uccelli aus Florenz, Piatti aus Bergamo. Bei der großen Solennité musicale, die am 31. Aug. im großen Saale des Konversationshauses statthatte und die Hr. Benazet seit 1842 alljährlich durch die ausgezeichnetsten Künstler Europa's mit großen Kosten ausführen läßt, wurden wir auch diesmal wieder durch ausgezeichnete Leistungen erfreut. Leider ließ Coßmann sich nur einmal mit einer Fantasie eigener Composition nach Motiven aus dem Freischütz vernehmen; die Leistungen des jungen Vivier auf dem Horn sind bereits zu bekannt, als daß ich derselben noch besonders zu erwähnen brauchte. Fräul. Marx behauptete in einem Duo mit Oberhoffer aus Spontini's Ferdinand Cortez und einer Donizetti'schen Arie (aus Lucia) ihre anerkannte Meisterschaft und die Harfnerin Devignes erregte allgemeine Bewunderung, eben so die Familie Distin, Hr. Rosenhain und Mad. Bochholz. Die verwittwete Großherzogin Stephanie verherrlichte das Fest durch ihre Gegenwart. Hr. Flor, ein deutscher, nach langem Aufenthalt aus Italien zurückgekehrter Maler hat einige Gemälde, treffliche Nachbildungen älterer berühmter Meisterwerke in der Trinkhalle zur Schau ausgestellt, worunter wir Violante nach Titian und Cäsar Borghia nach Raphael hervorheben. An Unterhaltung fehlt es daher nicht, die uns in den letzten Tagen auch rings um uns her in einer Menge von Festlichkeiten an allen Orten geboten wurde, worunter besonders das von Ihnen bereits beschriebene Fest zu Steinbach viele Gäste von hier anlockte. Das letztere war aber auch nach der Aussage Aller ein wirklich gemüthliches und höchst ansprechendes Fest. Es freut mich, bei dieser Gelegenheit Ihnen noch melden zu können, daß der hochherzige Stifter des Erwinsdenkmals zu Steinbach, Hr. Bildhauer Friedrich, der über die ihm von allen Seiten beim Feste widerfahrene Ehre sichtbar gerührt war, auch von Seiten unseres edlen Großherzogs eine besondere Auszeichnung erhielt, indem ihm derselbe den Tag nach dem Feste bei Besichtigung des Denkmals die Insignien des Zähringer Löwenordens mit höchsteigener Hand auf die freundlichste und leutseligste Weise zustellte.

Anagramm.

Mich braucht mit 1 2 3 4 5
Der Schneider und Gelehrte,
Und bin mit 4 2 1 3 5
Von Kriegern sehr Verehrte;
Noch bin mit anderm Namen auch
Ich selbst das Erste wieder,
Schreibst du mit 2 3 4 5 1
Mich regelrecht nur nieder.

J. A. Kunkel.

Auflösung des Räthsels in Nro. 247.

Wechsel.

Mainwasser-Wärme.

Samstag, 7. Sept., Abends: 16 Grad. W. Gerlach.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 8. Sept. 1) Letzte Gastvorstellung der Mad. Weiß, mit ihrem Ballet-Personale, bestehend aus 30 Eleven. — 2) Opernvorstellung: Die Nachtwandlerin, erster und zweiter Act. Mit aufgehobenem Abonnement.

Montag, 9. Sept. Mutter und Sohn, Schauspiel in 5 Akten (in 2 Abth.), mit freier Benutzung des Bremer'schen Romans: „Die Nachbarn", von Charl. Birch-Pfeiffer.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 251. Dienstag, den 10. September 1844.

Der Bauernkönig und die Jüdin.

(Von Johann Czynski.)

(Fortsetzung.)

Fünftes Kapitel.

Rokiczana.

„Was hab' ich gemacht? Welchen Auftrag hab' ich übernommen?“ sagte für sich der Unbekannte, während er sich dem königlichen Schloß näherte. „Ist es recht, ist es klug, den König zu täuschen? Er ist menschenfreundlich und edelmüthig gegen Die, welche Vertrauen zu ihm haben, aber streng, wenn man seine Güte mißbraucht. Er redet vertraulich mit dem Aermsten seiner Unterthanen; aber er hat einen frechen Mönch in's Wasser werfen lassen. Wenn ich ihm die Wahrheit sage, wird das seltsame Benehmen des Hausirers ihm auffallen, seine Aufmerksamkeit erwecken und Einfluß auf das Schicksal der Verhafteten haben. Dagegen wenn ich das Geheimniß bewahren will, und ein Wort, ein Umstand verräth mich, so bin ich verloren, und vermag Nichts zu Gunsten der Angeklagten.“ Er fühlte sich versucht, sich dem König zu Füßen zu werfen und ihm Alles zu offenbaren; aber er bedachte, daß er den Auftrag Ben Josefs übernommen habe und pünktlich erfüllen müsse, wenn er nicht wortbrüchig werden wollte. Zuweilen stieß er einen tiefen Seufzer aus, und eine Thräne benetzte seine Wimpern. Eine schmerzliche Erinnerung schien ihn zu verfolgen. Mit diesen Gedanken und in dieser Stimmung langte er im Schloßhof an.

Der Auflauf, welcher eine Stunde vorher die ganze Bevölkerung in Bewegung gesetzt hatte, schien völlig zerstreut zu seyn. Die ermüdete Menge hatte sich in die Häuser verlaufen. Dem Getümmel und dem wüsten Geschrei war Stille auf den Straßen gefolgt. Selbst im Schloß waren die langen Hallen und Vorzimmer, in denen sonst Tag und Nacht ein zahlreiches Hofgesinde und ein glänzendes Gefolge vornehmer Herren sich aufhielt, in diesem Augenblick verlassen. Wie ein heftiger Wind die Wolken erst zusammentreibt, dann verjagt, so hatte der Sturm, welcher über den Häuptern der Juden ausgebrochen war, die Einwohner von Krakau erst versammelt, dann zerstreut.

Der Unbekannte fand im Hof und im ersten Saal des Schlosses keine Seele. Erst im zweiten Saal gewahrte er einen Zwerg, der eben so alt wie klein, eben so boshaft wie schwach, eben so gravitätisch wie lächerlich zu seyn schien. Der Zwerg war beschäftigt, den Lieblingsjagdhund des Königs zu quälen. Vergebens leckte das arme Thier ihm die Füße, senkte den Kopf und erhob ihn wieder mit bittender Miene. Der Pygmäe, ohne darauf zu achten, trat ihm auf den Schwanz, und zerrte ihn an den Ohren, und bemerkte nicht, wie ein Fremder seit einiger Zeit darauf wartete, daß er die Augen von dem Thier auf ihn wendete. Endlich wich der Hund einem neuen Schlag aus, lief auf den Unbekannten zu, und lenkte so die Aufmerksamkeit des Zwergs auf diesen.

„Der König ist beschäftigt und nicht zu sprechen!“ rief der Pygmäe dem Unbekannten zu.

„Nun, so habt die Güte, diesen Diamanten Eurer erlauchten Gebieterin, der edlen Rokiczana, zu bringen und zu sagen, daß ich um eine Minute Gehör bitte. Ich habe ihr nur zwei Worte zu sagen, aber das Schicksal mehrerer Familien hängt davon ab.“

Der Zwerg ergriff hastig den Diamanten, drehte ihn nach allen Seiten und verschlang ihn gleichsam mit seinen Eichhornsaugen. Dann schnitt er eine Fratze, welche ein Lächeln vorstellte, als wollte er sagen: Ich weiß, was er werth ist, und welche Wirkung er hervorbringen wird. Ohne ein Wort zu erwiedern, lief er fort, begleitet von dem Hund, welcher bisher aufmerksam vor ihm gesessen hatte und sein Laufen für ein neues Spiel hielt, wie vorher seine Quälereien.

Kasimir, ermüdet von dem langen Ritt und noch mehr von den Anstrengungen, die er gemacht hatte, um die Juden der Volkswuth zu entreißen, war in seinem Lehnstuhl eingeschlafen. Rokiczana saß bei ihm und betrachtete ihn mit Wonne, indem sie seiner Liebe gedachte, auf die sie so stolz und in der sie so glücklich war. Der Anblick des Diamanten, den der Zwerg ihr im Namen des Fremden übergab, störte sie in diesen Gedanken. Sie trat vor den Spiegel, hing das Kleinod an ihr Halsband und betrachtete sich wohlgefällig, indem sie die tausend Reflexe dieses Steines vom reinsten Wasser spiegeln ließ. Sie sagte sich im Stillen, daß ihre Augen von hellerem Feuer strahlten, und daß ihre Schönheit die Reize all' ihrer Nebenbuhlerinnen überträfe. Sie bewunderte sich, zählte sich ihre Vorzüge auf: die Frische ihrer Farbe, die Weiße und Weichheit ihrer Haut, die schöne Wölbung ihrer Brauen. Nur wenn ihr Blick ihr blondes in langen Flechten auf ihren Schwanenhals herabfallendes Haar traf, seufzte sie traurig, denn sie besorgte, diese Zierde zu verlieren. Sie drehte sich

selbstgefällig herum, um ihren schlanken Wuchs zu betrachten, welcher sich in all' seinen Formen unter dem leichten wallenden Gewand hervorhob.

Sie kehrte zum König zurück und weckte ihn mit einem jener Küsse, welche reichlich für die gestörte Ruhe entschädigen, indem sie den Erwachenden auf seiner Brust die Herzschläge eines liebenden und geliebten Wesens fühlen lassen.

„Tausend Donnerwetter! wer stört meinen Schlaf?“ fuhr der König erzürnt sie an. Die arme Rokiczana, einer solchen Heftigkeit nicht gewärtig, erschrak, und eine große Thräne floß aus ihrem Auge. Kasimir bemerkte sogleich, daß sein Zorn ungerecht und seine Heftigkeit ohne Grund sey. Er stand auf, zog die Geliebte zu sich, und bat sie sanft um Verzeihung.

„Was ist denn unserm Herrn begegnet,“ fragte Rokiczana lächelnd, „daß er ein Wort des Zorns gegen mich ausspricht, welches mir einen Seufzer und eine Thräne kostet? Ihr habt mir hundert Mal gesagt, daß ich Euch glücklich machte, indem ich Euch so weckte.“

„Das ist wahr, mein Kind, und ich bitte Dich herzlich um Verzeihung. Aber wenn Du wüßtest, in welchem Traum Du mich gestört hast, würdest Du, statt mir zu zürnen, mich vielmehr bedauern.“

„Ein Traum?“ wiederholte Rokiczana. „Vielleicht eine Erinnerung, etwa an den Augenblick, wo ich zum ersten Mal den Helden Polens im Triumph zu Krakau einziehen sah, die feindlichen Fahnen voran, begrüßt vom Zuruf eines Volks, das er vor den Gräueln eines feindlichen Einfalls bewahrt hatte. Begeistert und schüchtern, war ich weit entfernt, zu hoffen, daß dies lorbeergekrönte königliche Haupt eines Tags an meinem Busen ruhen würde in Augenblicken der Erholung. Kasimir, wenn es das Bild der ersten Zeit unserer Liebe ist, welches der Gott des Schlafs vor Euren Augen entrollte, dann habe ich sehr Unrecht gehabt, Euch zu wecken.“

„Nein, Rokiczana,“ antwortete der König.

„Was ist es denn?“ fragte sie weniger lebhaft, als ob eine unheimliche Ahnung sie beschliche.

„Höre mich an,“ sagte der König. „Heute auf der Jagd habe ich ein unglückliches Mädchen angetroffen. Sie war jung und schön. Ihre grobe Kleidung verrieth Noth und Mangel. Ihre Tracht war nicht die unseres Landes. Alles an ihr schien vernachläßigt, und doch hat der Klang ihrer Stimme und der Blick ihres Auges einen lebhaften Eindruck auf mich gemacht. Und in dem Augenblick, wo Du mich geweckt hast, hab' ich *sie* im Traume gesehen, aber unter einer andern Gestalt. Sie saß auf einem Thron mit der Krone auf dem Haupt, und ihre Schönheit war gehoben durch den Zauber der Königspracht. — Du seufzest. Bah! Sey ruhig. Es war eine *Jüdin*!“

„Eine Jüdin? — Ich athme wieder auf!“

„Sie ist eines Mordes angeklagt.“

„Ihr gebt mir das Leben wieder!“

Kasimir, um den seiner Geliebten verursachten Schmerz wieder gut zu machen, drückte sie an seine Brust, sah sie mit zärtlichen Blicken an, und sagte ihr wiederholt, daß er sie liebe. Rokiczana fühlte sich glücklich, und erinnerte sich endlich, daß der Fremde auf Gehör bei dem König wartete. Sie ließ ihn rufen, und ließ ihn allein mit Kasimir.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Geschwornen-Gericht unter Friedrich dem Großen.

(Fortsetzung.)

Der zweite Zeuge des königl. Anwaltes, der Chef der Porzellain-Fabrik, wurde aufgerufen. Er antwortete Folgendes:

Frage: „Haben Sie die Aufschrift dieser Vase gelesen?“

Antwort: „Ja.“

Frage: „Wie lautet sie?“

Antwort: „à l'éternelle gloire de Frédéric le Grand Tyran.“

Frage: „Ist Ihnen bekannt, wer sie geschrieben hat?“

Antwort: „Ich glaube, der Graf August Laniska.“

Frage: „Woher wissen Sie das, und aus welchem Grunde glauben Sie es?“

Antwort: „Ich war gegenwärtig, als Sophie Mansfeld, welche die Vase gemalt hat, den jungen Grafen bat, die Aufschrift für sie zu schreiben. Die Vase war damals noch nicht im Ofen gewesen, und, nach dem technischen Ausdrucke gesprochen, noch Biscuit. Der Graf nahm auch wirklich das geeignete Werkzeug, und ich war Augenzeuge, daß er sich einige Augenblicke damit beschäftigte, die Aufschrift zu fertigen. Kurz darauf hörte ich einem Arbeiter rufen, welchem man auftrug, die Vase in den Brennofen zu setzen. Der Arbeiter nahm sie, trug sie in den anstoßenden Saal, und hat sie, so viel ich glaube, auch in den Ofen gesetzt.“

Frage: „Haben Sie die Aufschrift gelesen, nachdem die Vase aus dem Ofen war? Bemerkten Sie das Wort: „Tyran?“

Antwort: „Ich habe die Vase nur erst eine Stunde nachher gesehen, als man sie aus dem Ofen genommen hatte. Ich las die Aufschrift. Allein damals war das Wort: „Tyran“ nicht sichtbar, und der Ort, wo es jetzt steht, mit blauer Farbe überzogen. Ich selbst habe diese Vase nebst verschiedenen andern nach Sanssouci geschafft. Am ersten dieses Monats, in der Nacht, ließ mich der König holen, und zeigte mir das Wort: „Tyran“, welches ich bisher noch nicht gesehen hatte. — Nach dem Brande konnte es nicht geschrieben worden seyn. Es ist keine andere Möglichkeit denkbar, als daß das Wort: „Tyran“ zugleich mit der übrigen Aufschrift geschrieben und nachher mit einer blauen Farbe, welche dem Grund der Vase gleicht, überzogen worden. Ich glaube daher, daß der Graf Laniska das Wort ebenfalls geschrieben, da nur er allein die Aufschrift gefertiget, die Züge dieses Wortes der andern Schrift ganz gleich sind, und ich gehört habe, daß sich der Angeklagte vorher bei einer Gelegenheit, wo er von dem Könige sprach, dieses Ausdruckes bedient hatte.“

Der Zeuge schwieg und wollte abtreten, erhielt aber auf Altenbergs Antrag, gleich dem Juden, die richterliche Weisung, zum Behuf des Gegenverhörs zu bleiben. Noch waren zwei Zeugen zu verhören übrig. Der Arbeiter, welcher die Vase auf Geheiß des Grafen zum Ofen getragen, und derjenige, welcher sie hineingesetzt hatte. Ersterer sagte aus, daß er die Vase auf Befehl des Grafen zum Ofen getragen, ohne daß sie während dieser Zeit irgend Jemand berührt hätte. Letzterer, der das Geschäft hatte, das Feuer zu unterhalten und den Biscuit in den Ofen zu setzen, versicherte, daß er diese Vase mit den übrigen eingesetzt und er sich nicht einen Augenblick entfernt hätte, und daß bis zu der Zeit, wo er sämmtliche Va-

fen aus dem Ofen genommen, dieselbe von keinem Menschen, außer ihm, berührt worden wäre. Beide Zeugen durften sich ebenfalls auf Altenbergs Verlangen nicht entfernen. Hiermit endigte sich die Zeugenabhörung wider den Beklagten. Der königl. Anwalt machte bemerklich, wie vollkommen die That durch diese Aussagen erhoben worden sey, und daß das außerordentliche, aus vorzüglicher Gnade des Königs bewilligte Verfahren in dieser Sache nur dazu gedient habe, das Verbrechen des Beklagten in ein helleres Licht zu setzen.

Der junge Graf hatte während der ganzen Verhandlung seine ruhige Fassung nicht verloren. Aber er erbleichte sichtbar, als sich Altenberg zu seiner Rechtfertigung erhob. Das tiefste Schweigen verbreitete sich in dem weiten Saale, Aller Augen waren auf den edelmüthigen Vertheidiger gerichtet, und und die Gräfin Laniska drängte sich mit Anstrengung aller ihrer Kräfte näher, um den Retter ihres geliebten Sohnes keinen Augenblick aus den Augen zu verlieren. Altenberg nahm das Wort.

Er entwickelte in einer scharfsinnigen und kräftigen Rede, daß durch die Aussagen der gegen den Beklagten aufgetretenen Zeugen der wichtige Umstand, daß Laniska das Wort „Tyran“ geschrieben habe, keineswegs erwiesen worden sey, und daß der wesentliche Unterschied zwischen Wahrscheinlichkeit und klarer Gewißheit, vorzüglich in gegenwärtigem Falle, die größte und sorgsamste Berücksichtigung verdiene. Er bat hierauf die Jury, die Zeugenaussagen für und gegen den Angeschuldigten genau abzuwägen, und schritt nunmehr zum Gegenverhör des Arbeiters, welcher die Vase zum Ofen getragen hatte. Auf Befragen versicherte er, daß er zwar dieselbe seinem Kameraden, welcher den Ofen zu besorgen gehabt, nicht in die Hände gegeben, aber auf ein quer über einen großen Tisch gelegtes Brett gestellt hätte.

Altenberg: „Ist Er Seiner Sache gewiß, sie auf das Brett gestellt zu haben?“

Zeuge: „Ganz gewiß.“

Altenberg: „Aus welchem Grunde ist Er davon überzeugt?“

Zeuge: „Durch Hülfe eines mir sehr erinnerlichen Umstandes, daß ich sie beinahe hätte fallen lassen. Ich entsinne mich eben so genau, daß ich nachher, als ich sie auf das Brett gestellt hatte, davon weggegangen bin.“

Altenberg: „Dies ist genug, mein Freund, mehr wollte ich nicht wissen.“

Der zweite Zeuge wurde zum Gegenverhör aufgerufen. Es war der Arbeiter, der den Ofen besorgt hatte.

Altenberg: „Entsinnt Er sich des Umstandes, daß dieser, Sein Kamerad, diese Vase auf ein Brett gestellt hat, als er sie Seiner Aufsicht übergab?“

Zeuge: „Ganz deutlich.“

Altenberg: „Ist Er auch gewiß überzeugt, daß sie auf das Brett gestellt wurde, und aus welchem Grunde behauptet Er dies?“

Zeuge: „Weil mir noch der besondere Umstand erinnerlich ist, daß mein Kamerad im Niedersetzen der Vase ausrief: „mein Gott! Wilhelm, bald hätte ich die verdammte Vase fallen lassen.“ Ich kehrte mich hierauf um, und sahe wirklich die Vase mit andern Stücken auf dem Brette stehen.“

Altenberg: „Entsinnt Er sich keiner andern Umstände?“

Zeuge: „Es ist mir nichts weiter erinnerlich, als daß mir jener Arbeiter sagte, ich müßte die Vase ungesäumt einsetzen, und daß ich darauf antwortete, daß es geschehen würde, wenn der Ofen hinlänglich geheizt sey.“

Altenberg: „Er brachte sie also nicht gleich in den Ofen, nachdem sie Ihm übergeben worden war?“

Zeuge: „Nein; aber nicht durch meine Schuld, ich konnte nicht, denn der Ofen war noch nicht heiß genug.“

Altenberg: „Wie viel Zeit ist wohl verflossen von dem Augenblicke, wo die Vase auf das Brett gestellt wurde, bis zur Einsetzung in den Ofen?“

Zeuge: „Dies kann ich unmöglich ganz genau bestimmen. Es kann eine Viertelstunde, zwanzig Minuten, auch wohl eine halbe Stunde verflossen seyn. Ich versichere nochmals, daß ich das bei dem besten Willen nicht genau angeben kann.“

Altenberg: „Hat Er in dieser Zwischenzeit die Vase nie aus den Augen gelassen?“

Zeuge: „O freilich! Warum hätte ich das nöthig gehabt; sie war ja in Sicherheit.“

Altenberg: „Er entsinnt sich aber, wo die Vase stand, als Er sie nachher in den Ofen setzen wollte?“

Zeuge: „Ja, sehr genau; sie stand mitten auf dem Tisch.“

Der König machte in diesem Augenblicke eine unwillkürliche und sehr bemerkbare Bewegung der Ueberraschung und Verwunderung.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Weilburg.) In einem vor längerer Zeit erschienenen Berichte aus Weilburg wurde in diesen Blättern lobend erwähnt, daß die hiesigen israelitischen Frauen und Mädchen die Synagoge fleißig besuchten, um sich durch Anhörung der religiösen Vorträge zu erbauen. In Bezug hierauf ist nun zu bemerken, daß seit drei bis vier Monaten in der hiesigen Synagoge alle Gelegenheit fehlt, Predigten anzuhören, welchem Mangel von vielen Seiten eine zeitgemäße Abhülfe gewünscht wird.

Eine reiche Berlinerin kam von einer Reise aus Italien zurück und antwortete auf die Frage, ob sie sich in Rom gut amüsirt habe, sehr naiv: „Jott, warum denn nicht? Wir waren ja alle Abende bei Papsten's zum Thee eingeladen.“

Nächsten Donnerstag, den 12. d. Mts., wird der Guitarrenvirtuose Hr. Szczepanowsky im Saale des Hauses Mülhens ein Konzert geben. Derselbe hat bereits in Paris und London Anerkennung gefunden, und ein französisches Blatt sagt über seine Kunstleistung: „In den Händen des Hrn. Szczepanowsky scheint die Guitarre, dies seiner Natur nach so undankbare Instrument, sich umzugestalten und umfangreicher und klangvoller zu werden; zu lieblichen und zarten Melodien gesellen sich kräftige und volle Akkorde. Dieser Virtuose vereinigt Fertigkeit und Geschmack, Präzision und ausdrucksvollen Vortrag.“ Wir machen demnach die Musikfreunde auf das bevorstehende Konzert aufmerksam. Hr. Szczepanowsky ist ein Pole. Dieß allein schon würde vor zehn Jahren hingereicht haben, ihm die lebhafteste Theilnahme des Publikums zuzuwenden.

Korrespondenz.

Hamburg, im August.

Das Stadttheater in Hamburg besteht seit Schröder und Ackermann (1770) auf einer festgeregelten, sichern Basis, unterstützt von einem bedeutenden Pensionsfond; weder die große Feuerkatastrophe, noch die jetzt etwas hitzig angegriffene Concurrenz konnten es erschüttern. Es hat zu allen Zeiten Künstler erster Größe erzogen, weil es immer auf das werthvollste Repertoire bedacht war und das Abonnement die ersten Auslagen gedeckt hat; in den letzten vier Jahren aber hat es sich bedeutend höher geschwungen, so daß es jetzt durch Zahl und Beschaffenheit des Personales mit Berlin und Dresden füglich wetteifern kann. (Während manches Hoftheater nicht eine einzige jugendliche erste Sängerin hat, zählt z. B. das Stadttheater jetzt drei: Dem. Evers, Mad. Fehringer und Dem. Jazedé). Hierdurch sind die Ansprüche des gebildeteren Theils vom Publikum so sehr gewachsen, daß die ersten Mitglieder auswärtiger großer Bühnen, die in der Heimath als Sterne erster Größe glänzen, sich hier oft nur des gewöhnlichen succès d'estime zu erfreuen haben. Von jeher hat das Hamburger Stadttheater die besten Hoftheater Deutschlands mit Künstlern erster Größe fournirt; Emil Devrient und Frau, Dahn und Frau, Jost, Döring, Dem. Enghaus, Hendrichs, Bertha Stich, und in neuester Zeit Hr. Hoppé und Dem. Ant. Lebrun haben hier ihre Bildung und den Künstlerruf gewonnen, um die Hoftheater von Wien, Berlin, Dresden und München zu schmücken. Dies Stadttheater war auch das erste deutsche Theater, welches im Jahre 1842 den deutschen Schriftstellern und Componisten die zehnte Vorstellung als Benefiz-Tantième anbot, und außer diesem Antheil auch noch das sonst gewöhnliche Honorar bezahlt, welches die Schauspiele von Gutzkow, Halm, Grillparzer, Laube, Prutz, Freitag, Benedix, Plötz, Feldmann u. A. fast immer zu allererst in Scene bringt und mit großer Sorgfalt darstellt und erst unlängst die Riesenoper „Cola Rienzi" von Richard Wagner mit einem so schönen und zahlreichen Künstlerverein aufführte, daß dieses Werk gegenwärtig — den Tenor Tichatscheck ausgenommen — in Dresden selbst nicht so vollkommen aufgeführt werden kann. (Vorige Woche fand hier die siebente Vorstellung derselben mit dem Gast Tichatscheck an einem Wochentag mit aufgehobenem Abonnement statt, bei einem so überfüllten Hause, daß Referent kaum einen Platz erhalten konnte). Es ist alles Gesagte nur eine vollendete Thatsache und der vollkommensten Wahrheit gemäß. Zu keiner Zeit hat das Hamburger Stadttheater einen höhern Standpunkt erreicht, als eben jetzt, dennoch wird es von dem offenbarsten Uebelwollen verunglimpft und so dürfte es denn sehr an der Zeit seyn, die Wahrheit unverhohlen auszusprechen. Bei aller wissenschaftlichen Bildung und Bühnenkenntniß der gegenwärtigen Direktion versieht sie es doch in einem Punkte völlig, das Interesse ihres Geschäftes wahrzunehmen; sie achtet die Presse zu gering, sie verharrt in indolentem Schweigen selbst auf unziemliche, böswillige und unwahre Gerüchte, Angriffe und Verdächtigungen; sie glaubt, genug gethan zu haben, wenn das Publikum der Stadt Hamburg mit seinem Theater zufrieden ist, und hierin ist Ref. anderer Meinung; weil der auswärtige Leser von Korrespondenznachrichten und öffentlichen Urtheilen nicht von selbst im Stande ist, die Wahrheit von der Lüge zu unterscheiden und die Gründe nicht kennt, weshalb das Urtheil des Publikums geflissentlich irre geleitet wird. Finden es gegenwärtig hochgestellte Personen und namentlich die preußischen Minister nicht mehr zu gering, die öffentliche Meinung zu rectificiren, so können sich, meiner Meinung nach, auch Theaterdirektoren dazu herablassen, denn die Presse ist eine Macht geworden, die nicht gering zu schätzen ist. So las Ref. unlängst in mehreren Journalen: das Thaliatheater habe zuerst die Tantième für dramatische Schriftsteller ausgeboten, indeß der Bau dieser Bühne noch nicht einmal in Angriff genommen, als die Bekanntmachung der Stadttheaterdirektion schon erschienen war; allerdings erhält auch der Uebersetzer von dem Thaliatheater die Tantième und sogar die Hälfte der Einnahme nach Abzug der Kosten, allein der Impuls für alle — auch die Wiener und Berliner Hofbühnen — ging vom Stadttheater aus und keines derselben bietet dem Schriftsteller ein Honorar und die Tantième, sondern nur das eine oder die andere.

(Fortsetzung folgt.)

Baden, 5. Sept.

In meinem vorletzten Schreiben, worin ich des hier erscheinenden „Beobachters", einer Beigabe des seit 31 Jahren hier herauskommenden „Badeblattes", erwähnte, hat sich ein Druckfehler eingeschlichen, der nicht blos sinnentstellend ist, sondern gerade das Gegentheil von dem besagt, was ich sagen wollte. Der Beobachter wird nämlich als „anspruchsvoll" bezeichnet, wobei nur das Wörtchen „nicht" ausgeblieben ist. Uebrigens möchte es jetzt an seinem Platze seyn, Ihnen etwas mehr von diesem Blatte zu sagen, von welchem ich zwar weder Redakteur, noch Mitarbeiter und Verleger genauer zu kennen das Vergnügen habe, das aber hier keine ganz unbedeutende Rolle spielt, obgleich es auf keinen höhern Rang als den eines Lokalblattes Anspruch macht. Zuvörderst muß ich als getreuer Berichterstatter Sie davon in Kenntniß setzen, daß Männer wie unser großer deutscher Romandichter Spindler es nicht verschmähen, im Beobachter öfters ihre Ansichten niederzulegen. Er ist daher in seinem bescheidenen Wirkungskreis doch von örtlicher Wichtigkeit; in seiner gedrungenen Kürze sagt er immerdar die Wahrheit, oft mit derbem, zuweilen mit feinem Witz; man fürchtet seinen Freimuth, man ehrt seine bekannte Unabhängigkeit, liebt an ihm die Sicherheit des Benehmens, die sich nie gewisse Taktlosigkeiten zu Schulden kommen läßt, und in wichtigen Dingen erwartet man mit einiger Ungeduld sein Urtheil. Der Beobachter ist das Muster eines kleinen Lokalblatts und neben ihm enthält das Scotzniovsky'sche Badeblatt zuweilen höchst anziehende Beiträge, als Novellen u. dgl. m., namentlich vor und nach der Saison, denn in der Saison nehmen die Fremdenliste und Anzeigen aller Art zum allgemeinen Bedauern zu viel Raum in Anspruch. — Unser Badeleben gewinnt durch das seit mehreren Tagen beständig gewordene gute Wetter einen neuen Aufschwung. Unter den neuangekommenen Badgästen, deren Gesammtzahl sich jetzt auf 24,365 Personen beläuft, findet man wieder die bedeutendsten Namen, als die Fürstin v. Lichtenstein und die Gräfin Esterhazy mit Gefolge aus Wien, den Grafen Morel aus Paris und eine Menge vornehmer Engländer, Franzosen und Russen. — Auf das vor kurzem hier erschienene neue Werk Hypolit Schreiber's: „Aurelia, Bilder und Träume von Baden und der Umgegend" werde ich später noch einmal zurückkommen. — Das Feuerwerk und der große Ball am 20. August, dem Geburtstage unseres allgeliebten Großherzogs, deren sämmtliche Kosten Hr. Benazet alljährlich trägt und deren Gesammteinnahme, nicht blos der Reinertrag, den Armen Badens zu gut kommt, hat diesmal, amtlicher Bekanntmachung zufolge, 1253 fl. 42 kr. eingebracht.

Mainwasser-Wärme.

Sonntag, 8. Sept., Abends: 18 Grad. M. Gerlach.

Theater-Anzeige.

Montag, 9. Sept. Die Schule des Lebens, dramatisirtes Mährchen in 5 Abth., von Dr. E. Raupach.

Dienstag, 10. Sept. Gastvorstellung der Mad. Weiß, mit ihrem Ballet-Personale, bestehend aus 36 Eleven. — Opernvorstellung: Der Kapellmeister von Venedig, oder: der Schein trügt, musikalisches Quodlibet in 2 Abth., von Breitenstein.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 252. Mittwoch, den 11. September 1844.

Der Bauernkönig und die Jüdin.

(Von Johann Czynski.)

(Fortsetzung.)

Sechstes Kapitel.

Die Audienz.

Der Unbekannte trug dem König sein oder vielmehr Ben Josef's Gesuch vor. So lange er von der Kolonie sprach, welche er auf dem verfluchten Sand gründen wollte, hörte der König ihn wohlwollend an. Als er aber die Bedingung hinzufügte, Juden dort zuzulassen, unterbrach ihn der König ergrimmt mit dem Ausruf: „Nie! nie! Für die Juden thu' ich nichts. Ihnen überlass' ich keinen Zoll breit Land, selbst nicht das Bett des Satans. Bringe Zigeuner, Tataren in's Land, wähle den wildesten Stamm des Nordens oder des Südens, und ich will Dir nicht nur Dein Gold lassen, sondern Dich auch aus meinem Schatz unterstützen und Dir meinen Schutz zusichern für alle Ländereien, die Du anbauen, und für alle Städte, die Du gründen willst. Aber sprich mir nicht von den Juden!"

Diese barsche Antwort brachte den Unbekannten einen Augenblick aus der Fassung. Doch verlor er nicht den Muth, und suchte das Gespräch auf die Begebenheit zu lenken, welche den König so sehr aufgebracht hatte.

„Sie müssen sich großer Ungebühr schuldig gemacht haben, daß Eure Majestät Sich so streng gegen sie zeigt," äußerte der Unbekannte. „Sie müssen ein schweres Verbrechen begangen haben, daß Ihr bei der bloßen Nennung ihres Namens so unwillig werdet."

„Höre mich an," sagte der König in gütigem Ton. „Ganz Europa hat sie vertrieben, als eine verfluchte Art, welche die Pest brächte, die Brunnen vergiftete, und alle möglichen Bosheiten beginge. Die Könige haben sie beraubt, die Pfaffheit hat den Bannfluch über sie ausgesprochen, und das Volk schlägt sie todt, wo es sie findet. Aus Frankreich und Deutschland verjagt, haben sie die Hände flehend nach mir ausgestreckt. Ich dachte: Die Herrscher haben ihr Gold gebraucht und sie aus Habgier verfolgt. Die Pfaffheit unterdrückt sie aus Glaubenswuth, das Volk aus Unverstand. Ich will diesen Unglücklichen edelmüthig Gastfreiheit gewähren, und sie werden dankbar seyn. — Ich öffnete ihnen die Thore Polens, gab ihnen Zuflucht und Unterstützung. Auf dem Land und in den Städten können sie ungehindert sich dem Handel, den Gewerben und dem Ackerbau widmen. Nun, meinst Du, daß diese Wohlthaten ihren Haß gegen den christlichen Namen entwaffnet haben? Nein! Sie bedürfen Christenblut zu ihren ekelhaften Ceremonien. Die Elenden ermorden die Kinder ihrer Wohlthäter!"

„Könnt Ihr das glauben, Herr König?" fragte der Unbekannte.

„Ich war so ungläubig wie Du!" erwiederte Kasimir. „Aber ich habe das Opfer gesehen, und eine Blutspur verfolgt, die mich bis zu den Mördern geführt hat."

„Und wenn nun trotz diesen durch ein Verhängniß auf dem Greis und seiner Tochter lastenden Anzeichen beide doch unschuldig wären?"

Der König, welcher mit den Händen auf dem Rücken auf und ab ging, blieb stehen, warf einen durchdringenden Blick auf den Unbekannten, und fragte mit lauter Stimme: „Wer bist Du, daß Du mit solcher Wärme die Vertheidigung der Angeschuldigten übernimmst?"

„Ew. Majestät verzeihe meine Zudringlichkeit," erwiederte der Unbekannte. „Aber ich glaube eine Pflicht zu erfüllen, indem ich Umstände zur Anzeige bringe, welche der Zufall mich hat beobachten lassen. Auch ich habe das ermordete Kind gesehen, und während Ew. Majestät nach Krakau zurückritt, blieb ich an jener Stelle und suchte weiter nach Anzeichen, welche ein richtiges Licht auf den traurigen Vorfall werfen könnten. Nach der Richtung hin, welche der von Euch eingeschlagenen entgegengesetzt ist, habe ich andere Spuren gefunden, die nach dem Dominikuskloster führen. Ich habe bemerkt, daß die Füße der Jüdin kleiner sind als die des Weibes, dessen Fußstapfen im Schnee zu erkennen waren. Mit meinem Leben möchte ich dafür bürgen, daß der Greis und seine Tochter unschuldig sind."

Der König hörte aufmerksam zu und wiederholte leise: „Das Dominikuskloster!" Eine Minute lang blieb er nachdenkend stehen, die Augen auf den Unbekannten geheftet. „Wie kommt's aber," fragte er, „daß religiöse Abzeichen der Juden sich bei der Leiche fanden? Und woher die Blutspuren auf den Kleidern der Angeschuldigten?"

„Das weiß ich nicht," antwortete der Unbekannte. „Aber eine mit Geschick und Unparteilichkeit geführte Untersuchung muß es an den Tag bringen. Doch möchte ich getrost behaupten: wenn die Juden das Kind ihrer Glaubenswuth geopfert

hätten, so würden sie sich wohl gehütet haben, selber Anzeichen zu liefern, die auf Entdeckung ihres Verbrechens führten. Das Kind aber ist in der Nähe der Landstraße hingelegt worden, wie wenn die Schuldigen die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden anziehen wollten."

„Weß Glaubens bist Du?" fragte der König.

„Ich bin ein Christ," antwortete der Unbekannte.

„Du bist ein begüterter Kaufmann, hast Du mir gesagt?" Der Unbekannte erröthete und zögerte mit der Antwort. Er betrachtete es als ein Verbrechen, den König zu täuschen, und fühlte sich versucht, dem Herrscher zu Füßen zu fallen und ihm Alles zu gestehen. Aber er bedachte, daß er sich durch sein dem Hausirer gegebenes Wort gebunden hatte. Glücklicherweise erwartete der König keine Antwort auf seine letzte Frage, sondern nahm Papier und Feder, schrieb zwei Ausfertigungen, und rief seinen Geheimschreiber, um das königliche Siegel darunter drücken zu lassen. Die eine Ausfertigung übergab er dem vorgeblichen Kaufmann und sagte: „Junger Mann, Du sollst einer der Richter in der Untersuchungssache über den Mord seyn. Setze Deine Nachforschungen fort, und wenn es Dir gelingt, die Wahrheit zu entdecken, so versprech' ich Dir bei meinem königlichen Wort, Dich zu adeln und Dir das schönste meiner Krongüter zu geben. Du hast zu jeder Stunde des Tages freien Zutritt bei mir. Handle mit Nachdruck und rechne auf meine Unterstützung."

Der neuernannte Richter entfernte sich. Kasimir schickte die zweite Ausfertigung an den Burggrafen, welcher die Gefangenen in Gewahrsam hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Geschwornen-Gericht unter Friedrich dem Großen.

(Fortsetzung.)

Altenberg: „Er weiß also genau, ob die Vase noch auf dem Brette stand oder nicht?"

Zeuge: „Ich glaube überzeugt zu seyn, daß sie nicht mehr darauf stand. Ja, ja, ich bin jetzt über diesen Umstand außer allem Zweifel, denn ich setzte Alles, was ich auf dem Brette fand, in den Ofen, und entsinne mich ganz deutlich, daß ich zuletzt die Vase nahm, welche mitten auf dem Tische stand."

Altenberg: „War Er von der Zeit an, als man Ihm die Vase übergab, bis zu dem Augenblicke, wo Er sie einsetzte, immer allein?"

Zeuge: „Ich glaube, ja. Es war Mittagszeit, und Alle, außer ich, waren zum Mittagessen gegangen. Ich war geblieben, um den Ofen zu besorgen."

Altenberg: „Hat Er denn die Vase von dem Brette weggenommen?"

Zeuge: „Keineswegs. Gleichwohl fand ich sie nachhero nicht bei den übrigen Stücken, sondern mitten auf dem Tisch stehen."

Altenberg: „Die Vase konnte sich nicht von selbst von ihrem Platz entfernen. Er hat sie nicht weggetragen, auf wen denkt Er also, der sie weggenommen haben kann?"

Zeuge: „Das vermag ich nicht zu sagen. Alles, was ich weiß, ist, daß sie irgend Jemand, es mag seyn, wer es will, auf jenen andern Platz gestellt haben muß. Ich war mit dem Ofen beschäftiget und hatte den Rücken gegen die Thür gekehrt. Ich entsinne mich zwar nicht, daß ich Jemanden hätte kommen sehen, aber meinetwegen kann dies oft geschehen seyn, denn ich habe nicht darauf geachtet."

Altenberg: „Laß Er sich Zeit, vielleicht entsinnt Er sich." —

Zeuge: „Ja! jetzt fällt mir ein, daß der hier gegenwärtige Jude Salomon zu mir kam und nach Sophie Mansfeld fragte."

(Der Hebräer erbleichte. Dumpfes Murmeln in der Versammlung.)

„Der hat ohne Zweifel die Vase weggetragen, denn ich entsinne mich auch, daß, indem er den Fuß der Vase sehr aufmerksam betrachtete, er von Versen, von der Aufschrift und ähnlichen Sachen sprach. Aber ich war zu beschäftiget mit meinem Ofen, als daß ich seine Aeußerungen behalten hätte. Dies ist Alles, was ich weiß."

Der folgende Zeuge war der Bräutigam von Sophie Mansfeld, welcher auf Befehl des Königs in Berlin bleiben mußte, und seiner Verlobten nicht folgen durfte. Er sagte aus, daß er am 20. April (der nämliche Tag, an welchem die von Sophie verfertigte Vase gebrannt worden war) seine Verlobte besucht und sie gebeten habe, ihn die Vase sehen zu lassen. Sie hätte ihm aber geantwortet, daß dieselbe wahrscheinlich in diesem Augenblicke eingesetzt würde und nicht mehr zu sehen sey; es würde ihr aber sehr lieb gewesen seyn, wenn er früher gekommen wäre, weil sie ihm ihre Arbeit gern gezeigt und dem Grafen Laniska die Mühe erspart hätte, die Aufschrift, womit die Vase geziert sey, zu schreiben. Zeuge sey dennoch, in der Hoffnung, noch vor dem Einsetzen zu kommen, in die Fabrik geeilt und hätte an der Thür den Juden Salomon getroffen, welcher ihn versichert habe, daß er zu spät käme und die Vasen bereits alle eingesetzt wären. Er erinnere sich ganz deutlich, daß sich der Jude auffallend viel Mühe gegeben hätte, ihn von dem Vorsatz, in die Fabrik zu gehen, abzubringen, und daß er, um ihn, Zeugen, auf andere Gedanken zu bringen, ihn bei der Hand genommen, fortgeführt und ein Gespräch über eine Geld-Remesse, die Sophie an ihre alten Eltern nach Sachsen machen wollte, angeknüpft habe.

Altenberg fragte, in wessen Namen die Remesse hätte gemacht werden sollen.

Zeuge: „Im Namen Sophie Mansfeld."

Frage: „Hat sie das Geld von dem Juden entlehnt?"

Zeuge: „Nein. Es war die Ersparniß von vielen Arbeiten, die sie auf eigene Rechnung für ihn gefertiget hatte. Sie besitzt die Kunst und das Geheimniß, auf Glas zu malen. Außer einigen, auf diese Weise gefertigten Miniatur-Gemälden, hatte der Jude sämmtliche Gläser zu einer magischen Laterne bei ihr bestellt. In Gemäßheit einer getroffenen Verabredung sollte Salomon die Bezahlung für diese Arbeiten ihren alten hülfsbedürftigen Eltern, deren einzige Stütze sie ist, durch irgend ein sächsisches Handelshaus zustellen lassen."

Frage: „Haben die Eltern dies Geld immer richtig erhalten?"

Zeuge: „Nein! denn nach Sophiens Rückkehr nach Meißen hat sie die Entdeckung gemacht, daß die armen Leute noch nicht einen Pfennig erhielten."

Frage: „Haben Sie von dem Juden eine Aeußerung ge-

hört, welche auf Sophiens Rückkehr nach Sachsen Bezug hatte?"

Zeuge: „Allerdings. Ich entsinne mich genau, daß er einst- mal zu mir sagte, wie er vermöge der Geschäftsverbindung mit Sophien angelegentlich wünsche, daß sie nie Berlin ver- ließe; und vor ohngefähr sechs Wochen machte er mir den wiederholten Vorschlag, mich in Berlin zu etabliren. — Ohn- gefähr acht Tage vorher, ehe der König meiner Verlobten den Preis zuerkannt hatte, begegnete ich dem Juden und theilte ihm die Hoffnung mit, die sie nunmehro hätte, bald nach Sachsen zurückzukehren. Er war sichtbar betroffen darüber und antwortete mit bedeutendem Tone: „Das ist noch nicht gewiß."

Frage: „Haben Sie je gehört, daß der Jude von dem Angeklagten gesprochen hat?"

Antwort: „Ja. Ohngefähr vor zwei Monaten kam der Graf August von Laniska mit mehreren Fremden in die Fabrik. Ich sah ihn damals zum ersten Mal und fragte den Juden, wer es sey. Es ist der Graf Laniska, antwortete Salomon, ich hasse ihn, und ich hoffe, Gelegenheit zu finden, es ihm zu beweisen. Und was hat er Ihnen denn gethan? fragte ich. Er hat mich beleidiget, war die Antwort, — und wie belei- diget! Vor wenig Tagen begegnete ich ihm in Gesellschaft von mehreren jungen Leuten, und, indem er mich gewahr ward, sagte er: Da, meine Herren, sehen Sie einen sehr ehr- lichen Juden mit einem Schurkengesicht. Ich hörte es, und habe geschworen, mich zu rächen."

Altenberg erklärte, daß er nichts mehr zu fragen habe, und der Zeuge trat ab.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Ein Schneider, welcher auf dem Gewissen hatte, von den ihm zur Verarbeitung anvertrauten Tüchern viele große Stücke gestohlen zu haben, hatte einen schweren Traum. Es kam ihm vor, als ob er vor dem Gericht Gottes stünde, und da sah er eine Fahne, zusammengesetzt aus allen jenen Tüchern, die er gestohlen hatte, und sah ganz genau den Strafblick Gottes, hindeutend auf die Fahne. Hier erwachte der Schneider, und es machte dieser Traum einen solchen Eindruck auf sein Ge- müth, daß er sich fest vornahm, nie mehr zu stehlen. Er sagte daher zu seinen Gesellen: „Ich hatte bisher die Ge- wohnheit, daß, wenn ich ein schönes Stück Tuch im Schnitte hatte, ich gern einen Rest für mich behielt. Ich will mir aber dieses nun abgewöhnen, und ersuche euch daher, wenn ich etwa wieder in Versuchung gerathen sollte, solches zu thun, daß ihr mir zuruft: „Meister, die Fahne!" — Oft kam die Versuchung, und jedes Mal als die Gesellen ausriefen: „Mei- ster, die Fahne!" unterließ er den Diebstahl. Als aber ein Mal ein ganz vorzüglich schönes Tuch, wie er noch nie eins gehabt, zum Verarbeiten kam, schnitt er für sich ein bedeu- tendes Stück herunter. „Meister, die Fahne!" riefen die Ge- sellen; allein dies hatte keine Folge. „Nein," sagte der Mei- ster, „von dieser Farbe war kein Fleck an der Fahne."

Die Arbeiten an dem Grabmale Napoleons, welche seit längerer Zeit geruhet hatten, werden jetzt mit verdoppelter Thätigkeit ihrem Ende zugeführt. Der Sarkophag wird aus korsischem Porphyr gehauen und erhält als Inschrift blos den Namen des großen Mannes.

Improvisation des Hrn. Beermann im Mül- hens'schen Saale.

Wenn man mit Wahrheit sagen kann, daß im deutschen Volke alle Talente gefunden werden, welche zu einem hohen Range in der Literatur berechtigen und namentlich zur wahren Poesie erforderlich sind, so fehlt ihm doch eins: die Geistesgegenwart dieser Talente. In unserm Vaterlande ist Alles fest, fast gefroren, und es thut Noth, es im Leben, wie in der Literatur flüssig zu machen. Ein Deutscher hat die Buchdruckerei erfunden, aber frei ist die Presse nirgends weniger als bei uns. Ein Deutscher hat die Uhren erfun- den, aber was an der Zeit sey, wissen gar viele Völker als wir. Wir kennen alle Töchter des Himmels, aber wie sie in die Hütten der Sterblichen gelockt werden, das wissen wir weniger. Darum sollen wir die leichten Talente in unserer Mitte, welche die Gunst des Augenblicks zu erhaschen und im heiteren Spiele manche liebliche Blume zu pflücken wissen, pflegen und aufmuntern. Die poetische Improvisation, wenn sie wie bei Hrn. Beermann eines poetischen Anfluges, einer humoristischen Färbung nicht ermangelt, gehört ge- wiß zu diesen lieblichen Gaben und wir beeifern uns, derselben das Lob zu zollen, das sie verdient. Ernst und Scherz wechselten in an- muthiger und gefälliger Form. Aus den barrocksten, dem Improvi- sator zugerufenen Endreimen wußte er witzige und zum Theil geist- reiche Verse zu machen. Eine, von einem in der Versammlung an- wesenden deutschen Dichter ihm gegebene ernste Aufgabe: über das Bleibende und Vergehende, faßte er sinnreich auf und wußte eine, in der That höhern Kunstwerthes nicht ermangelnde, größere Dich- tung daraus zu bilden. Gelang ihm auch eine andere ihm vom Pu- blikum aufgegebene Improvisation über Göthe's Denkmal nicht ganz eben so, so fehlte es doch auch dieser nicht an Geistesblitzen und schönen Momenten. Sehr anmuthig und ein in seiner Art seltenes Talent bekundend war das Lob der Frauen, welches der Improvisa- tor als poetische Widerlegung der ihm und zwar, aus begreiflichen Gründen, nur von den anwesenden Herren mit großer Zungenfertig- keit zugerufenen angeblichen Fehler des schönen Geschlechts gab. Der Schalk hatte den anwesenden Männern diese Falle gelegt, um desto glänzender als der alleinige Paladin der schönern Hälfte des Men- schengeschlechtes dazustehen und es gelang ihm in hohem Grade. Selbst da Einer aus dem Auditorium die nagelneue Entdeckung machte: zu den Fehlern der Damen gehörten auch — die Pfannku- chen, wußte Hr. Beermann auch diese zu seiner Ehren- und Triumphpforte für Eva's Töchter sinnig zu verwenden. Auch eine poetische Erzählung aus ihm zugerufenen, zum Theil höchst barocken Worten, von welchen er wieder kein einziges zurückließ, gelang auf's beste. Noch wurde der Abend durch Hrn. Wolf's Meisterspiel auf der Violine und einige deutsche Lieder von Speyer und Lachner, von Mad. Lehmann-Rauch sehr gut vorgetragen, verschönert. Wir glauben im Namen des ganzen anwesenden Auditoriums zu sprechen, wenn wir Hrn. Beermann auffordern, das hiesige Publikum mit noch mehreren Productionen seines Talents zu erfreuen. ...l.

Korrespondenz.

Paris, 2. Sept.

Es geht nichts über die Pariser Annoncen; kein Volk der Welt hat es in dieser Hinsicht zu einem so hohen Grade der blagotechni- schen Vollkommenheit gebracht, als die Franzosen. Zum Glück sind in der Natur Gift und Gegengift stets beisammen, und so hat es

das Uebermaß der Puffs, Acclames, blanguirenden Annoncen u. s. w. so weit gebracht, daß kein Franzose mehr Dem Glauben schenkt, was gedruckt an den Straßenecken angeschlagen ist, und daß alle Annoncen nur noch auf die Fremden und Provinzler ihre volle Wirksamkeit üben. Der Puff läßt sich jedoch nicht entmuthigen, er steigt zu den kolossalsten Proportionen, er lügt so transparent, daß ein halbwegs vernünftiger Mensch den Unsinn durchschimmern sieht, aber der Puff rechnet auf die große Majorität der Querköpfe und für diese ist der hyperbolische Styl der wahre. So lies't man seit einigen Tagen aller Ecken: „Zehntausend Francs zu verdienen!“ Geht man nun näher und lies't man den feuerrothen Zettel mit den Riesenbuchstaben, so findet man, daß ein Pommade-Fabricant Allen und Jedem eine Belohnung von 10,000 Frcs. anbietet, der oder die im Stande sind, eine Pommade zu fabriziren, die das Ausgehen der Haare mehr verhindert, als die von ihm erfundene, die da und da zu haben ist und von der der Topf so und so viel kostet. Wie soll nun hier der Beweis hergestellt und wie sollen die 10,000 Frcs. verdient werden? Lauter Blague! Eine andere Annonce auf Rosapapier trägt mit großen Buchstaben die Aufschrift: „Wo sind sie?“ Lies't man nun von Neugier getrieben weiter, so findet man: „Wo sind sie hingekommen alle Jene, die sich rühmten, das Poudre de Seltz (zur Bereitung gazöjen Wasserǒ) verbessert zu haben? Man hört nichts mehr von ihnen; das einzige gute Poudre de Seltz ist zu haben bei D. Fèvre, Rue St. Honoré, Nro. 398, oder 400 weniger 2, das Paquet von 20 Doppelpulvern à 1 Fr. 50 Ct.“ Derselbe Fevre ließ neulich große Zettel anschlagen, die mit den hervorstechenden Worten anfingen: „Der Kaiser von Marocco und Abdel-Kader.“ Natürlich drängte sich Alles hinzu, in der Meinung, die Regierung veröffentliche ein wichtiges Bulletin aus Marocco, allein man las weiter mit gewöhnlicher Schrift: „können sich eben so gut wie jeder Privatmann in 10 Minuten das köstlichste Seltzer Wasser bereiten; man nimmt hierzu die Poudres de Seltz des Hrn. D. Fèvre, Rue St. Honoré u. s. w.“ Die Leute lachten, aber Hr. Fèvre hatte seinen Zweck erreicht, die Annonce war von wenigstens 500,000 Personen gelesen worden. — Was unsere Theater betrifft, so haben wir eben nicht viel Neues. Die große Oper gibt heute zum Erstenmale: „Othello“, von Rossini, durch eine Menge Einlagen und Ballette aus drei in vier Acte ausgedehnt und reich in die Scene gesetzt, allein weder die reiche mis-en-scène, noch die choreographischen Beigaben, in denen auch das talentvolle Tänzerpaar Brelin zum Erstenmale als neu engagirt auftritt, werden diesen Versuch, sich mit den Italienern messen zu können, vor einem completen Fiasco retten. Lablache (Brabantio), Mario (Othello), Salvi (Rodrigo), Ronconi (Jago) und die Grisi (Desdemona) waren ein zu großartiges Ganzes, um sich nun darauf Duprez ohne Stimme, die häßliche, schreiende und outrirende Stoltz und Nullitäten wie Octave, Barroilhet und Levasseur gefallen zu lassen. Es ist vielleicht bei dieser Gelegenheit nicht unnöthig, zu bemerken, daß, wenn Hr. Léon Pillet bei Bewerbung um das Kärnthnerthortheater in Wien den Wienern die Pariser Oper für einige Monate versprach, dies keinen Bezug auf die Italiener hat, die, unter einer eigenen Unternehmung stehend, mit Hrn. Pillet nichts gemein haben, und daß das Wiener Publicum daher nicht auf Lablache, Mario, Grisi u. s. w., sondern nur auf Duprez, Stoltz, Levasseur und Tutti Quanti rechnen könnte, wobei es noch immer sehr zweifelhaft ist, ob der Minister des Innern einem Theater, das aus der Staatskasse jährlich 200,000 Frcs. erhält, eine solche Auswanderung gestatten würde. Das Ganze ist wahrscheinlich nur ein Puff. Das Odéon wird Ende September seine Vorstellungen wieder eröffnen und zwar mit: „Irene, oder die Franken in Constantinopel“, dem zweiten Stücke Ponsards, dessen erstes, „Lucrezia“, so großes Glück machte.

Hamburg, im August.

(Fortsetzung.)

Ref. kam mit einer durch die Journalpresse entschieden mißliebigen Stimmung gegen das Stadttheater nach Hamburg; jetzt, nach völliger Durchschauung des geheimen Treibens und der gewöhnlichen Clique ganz fremd, fühle ich den Beruf in mir, dasselbe öffentlich darzulegen und zwar in einer nächstens zu erwartenden Broschüre, da der Raum in öffentlichen Blättern nicht dazu geeignet ist. Das Thaliatheater ist ein kleines, niedliches Theater, dessen Bühne vielleicht 10 bis 12 Schritte in der Breite hat, dessen Zuschauerraum zur Aufnahme einer sehr großen Zahl Besuchender in diesem kleinen Raum sehr zweckmäßig, wenn auch nicht überall bequem, eingerichtet ist, dessen Decorirung mehr bunt als geschmackvoll, dessen Beleuchtung und Akustik tadellos genannt werden muß. Alle Fehler des Stadttheatergebäudes sind hier vermieden. Die Decorationen, einem solchen Raum natürlich angemessen, enthalten also kaum 1/3 des Flächeninhalts (zu denen des Stadttheaters verglichen); es nimmt also nicht Wunder, daß hier neubemalte Wände öfter vorkommen können, als in größeren Bühnen, da Kosten und Zeitaufwand um 66 2/3 % geringer sind. Im Orchester zählte ich 14 Musiker, mit welchen sogar Ouvertüren von Rossini, Donizetti u. dgl. großen Meistern ausgeführt werden; wie vollständig dies möglich ist, mögen die Herren Theaterkapellmeister beurtheilen, da ich mir hierbei kein Urtheil anmaße. Das Repertoire des Thaliatheaters besteht aus Uebersetzungen von W. Friedrich (W. Riese), B. A. Herrmann, Nestroy, Hopp, Börnstein, C. Blume, Kaiser, seltener aus Originalstücken von Benedix, Töpfer, Mad. Birch-Pfeiffer und Kotzebue. Auf welcher Kunststufe eine Bühne mit solchem Repertoire stehen kann, möge der gütige Leser selbst beurtheilen, besonders da die Darstellenden zur Zeit aus lauter unbekannten Größen bestehen, welchen die Preise auf die Beine helfen soll. Hierin nun versieht es der kluge Unternehmer des Thaliatheaters keineswegs so wie das Stadttheater; es vergeht keine Woche, wo nicht das Publikum durch die gehörigen Puffs bearbeitet und geblendet wird, und so gibt es denn im Thaliatheater die Kunstheroen Voy, Goppe, Wilke, die Damen Scheurich, Höfer, Hermann u. dgl., von denen in kurzem zu erwarten steht, daß sie, von den reisenden Hoftheater-Intendanten und Direktoren heimlich weggecapert, bald als Sterne erster Größe in Berlin, Dresden und Wien glänzen werden. Der beliebteste Komiker ist Hr. Wilke, dessen stereotype Manier dem vorurtheilslosen Fremden ungewohnt vorkommt; ich sah ihn seiner Zeit an der Königstadt zu Berlin, wo er neben Plock und Beckmann völlig verschwand. Ein Hr. Börner und Meyer spielen ebenfalls komisch; es wird wohl meine eigene Schuld gewesen seyn, daß ich über diese Komik nicht lachen konnte, denn das Publikum des Thaliatheaters pflegt sich für den Preis von 10 Schillingen (6 ggr. pr. Crt.) im Parterre ausnehmend zu amüsiren, besonders da ein gutes Zusammenspiel auf so kleinem Raume leicht beschafft ist und die vielen Wiederholungen einer gefallenden Pieçe nach und nach den Souffleur entbehrlich machen. Die Mitglieder des Thaliatheaters erhalten Monatsgagen von 30 bis 60 Thalern, während das Stadttheater die seinigen nach Hunderten für den Monat zu berechnen hat. Nach dem Preise richten sich auch die Ansprüche des Publikums, und mit dem Preise entschuldigen die Handwerksrezensenten den stereotypen Lobpsalm. 10 Schillinge kostet der Eintritt in das Parterre, 6 Sch. in die Gallerie. „Was kann man viel fordern für 10 Sch.?“ 8 Sch. kostet eine Droschke, 2 Sch. kostet eine Aprikose, die man in Frankfurt zu 2 kr. bekommt; was würde also in Frankfurt ein Parterre zu 10 kr. werth seyn? Welchen Kunstwerth könnte eine solche Bühne haben, da sich doch einmal der Concurrenz wegen der Werth des Darstellers durch den Preis bestimmen läßt? Es mögen freilich noch viele verborgene Talente unter dem Preis bezahlt seyn, allein sie sind leider verborgen und ich kenne sie nicht; kommen sie aber einst an's Tageslicht, so werden sie sogleich ihren Preis gelten. (Schluß folgt.)

Mainwasser-Wärme.

Montag, 9. Sept., Abends: 17 Grad. W. Gerlach.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 10. Sept. Gastvorstellung der Mad. Weiß, mit ihrem Ballet-Personale, bestehend aus 36 Eleven. —

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohn.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 253. Donnerstag, den 12. September 1844.

Der Bauernkönig und die Jüdin.

(Von Johann Czynski.)

(Fortsetzung.)

Siebentes Kapitel.

Gregor, der Jäger.

Der Unbekannte hatte geglaubt, mit Ausrichtung seines Auftrags bei'm König sey sein Geschäft erledigt. Allein er fand, daß er bestimmt war, die traurige Sache, welche die ganze Aufmerksamkeit aller Bewohner von Krakau fesselte, bis zu ihrem Ende zu führen. Er wollte Ben Josef aufsuchen, um ihm Rechenschaft von seinem Thun zu geben; aber er wußte ihn nicht zu finden. Er mußte ihn also in der Hauptstadt erwarten, und dies setzte ihn 'n Verlegenheit wegen der Kosten, denn er war nicht reich, und wollte um keinen Preis den ihm von dem Juden anvertrauten Schatz angreifen. Und doch erwarteten die Führer des Wagens seine Befehle. Er entschloß sich, in der nächsten Herberge einzukehren. Hier ließ er sich ein kleines Zimmer im vierten Stockwerk geben, und in demselben den Schatz niederlegen, überzeugt, daß der Jude ihn dort aufsuchen würde.

Indeß Stunde um Stunde verging, und Ben Josef kam nicht. Die Nacht kam. Die Leute in dem Wirthshaus gingen zu Bett. Es war Mitternacht, und der Jude hatte noch nichts von sich sehen und hören lassen. Der Unbekannte war in der größten Unruhe. Jeden Augenblick stieß er tiefe Seufzer aus, und zuweilen traten ihm Thränen in die Augen. Obwohl ermüdet, legte er sich nicht nieder. Wer seine bald gen Himmel gerichteten, bald auf den Boden gehefteten Blicke, seine unruhigen Bewegungen, seine bald schnellen, bald langsamen Schritte, seine gebrochenen Worte bemerkt hätte, der würde gesagt haben, entweder laste ein Verbrechen auf seinem Gewissen, oder sein Herz hege eine Liebe.

Er hatte jede Hoffnung verloren, Ben Josef kommen zu sehen, als er Tritte auf der Treppe vernahm. Die Thür ging auf, und eine hohe, in einen schwarzen Mantel gehüllte Gestalt, mit einer Laterne in der Hand, trat ein. Dies war der Hausirer. Sein Gesicht war ernst. Auf seinen bleichen Zügen sprach sich Ermüdung aus, so daß man sah, er hatte den Tag nicht mit Nichtsthun verloren.

Der Unbekannte wollte ihm Alles, was vorgegangen war, erzählen. Aber Ben Josef unterbrach ihn mit den Worten: „Ich weiß Alles. Jetzt, Herr Richter, haben wir keinen Augenblick zu verlieren. Wir müssen auf der Stelle die Gefangenen besuchen. Um Euch die Kerkerthür öffnen zu lassen, braucht Ihr nur den königlichen Bestallungsbrief aufzuweisen."

„Das geht nicht," erwiederte der Unbekannte.

„Ich muß mit dem Alten sprechen und das Mädchen sehen," sagte der Hausirer.

„Es ist unmöglich."

„Ich will's!" entgegnete der Jude mit Nachdruck.

Der Unbekannte sagte mit Würde: „Ich habe Dir gefällig seyn können aus Menschenliebe und in der Absicht, Unschuldige zu retten. Was ich gethan habe, das würd' ich noch thun. Aber ich werde mich nie von Dir zwingen lassen, etwas Unrechtes zu thun Das Gesetz will, daß ohne Erlaubniß des Gerichts Niemand mit peinlich Angeklagten verkehre."

„Gregor, Bürgerssohn von Lublin, Jäger des Herrn von Wola, ich will Ben Himmel sehen und mit seiner Tochter Esterka reden!" rief der Hausirer mit dem Ausdruck des Zorns und der Ungeduld.

„Wer hat Dir meinen Namen gesagt?" fragte der Andere, aus der Fassung gebracht.

„Derselbe, der mir offenbart hat, daß Du der Vater des ermordeten Kindes bist. Nicht wahr, jetzt zitterst Du und fällst auf Deinen Stuhl zurück? Stolz darauf, daß der König Dich zum Richter ernannt und Dir freien Zutritt zu jeder Stunde erlaubt hat, vergißt Du, daß Der, welcher Dir den Weg zu Ehrenstellen eröffnet hat, Dir dieselben entreißen und Dich zu Grund richten kann. Gregor, ich will Ben Himmel und Esterka sehen."

„Nein!" rief der Jäger, seine Fassung wieder gewinnend, „Du bekommst sie nicht zu sehen. Es ist wahr, ich bin unglücklich, aber ich bin nicht schuldig. Mein einziges Verbrechen ist, daß ich meinen König Dir zu gefallen getäuscht habe. Aber sollt' ich mich auch dem ganzen Zorn Kasimirs aussetzen, morgen werd' ich ihm die Wahrheit sagen und ihm gestehen, daß ich des von ihm mir anvertrauten Richteramtes nicht würdig bin. Du, geheimnißvoller Mensch, den kennen gelernt zu haben ich bedaure, thue, was Du willst. Klage mich an, wenn Du Lust hast, aber nimm Deine Schätze zurück, und laß mich nie Dich wiedersehen!"

„Gregor," sagte der Hausirer, welcher Thränen ungeduldigen Schmerzes nicht zurückhalten konnte, „Gregor, Du

wirst mich in Esterka's Kerker führen, wenn Du mich angehört hast. Wenn ich in hochfahrenden Worten zu Dir geredet habe, so geschah es, um Zeit zu sparen. Die Augenblicke sind kostbar. Aber da Du auf Deiner Weigerung beharrst, so muß ich Dir jetzt sagen, was ich Dir erst später offenbaren wollte, wenn die Augenblicke minder kostbar wären. Du verwünschest die Stunde, in der Du mich angetroffen hast, Du betrachtest mich als einen bösen Geist, der Dich verführen und Deiner Pflicht untreu machen wollte, um Dich auf Umwegen in den Abgrund des Verbrechens zu führen. Aber betrachte meine Thränen, prüfe meine Züge, sieh meinen erschöpften Körper an, frage mich, was das Ziel solcher Wehen, Qualen und Opfer ist, und ich antworte Dir: Esterka, die schuldlose Jungfrau, welche das blinde Geschick dem Henker überliefern will, Esterka ist die Seele meiner Seele, meine Geliebte, meine Braut, und ihr Vater ist einer der erlauchtesten Abkömmlinge des von Israel hochgefeierten Königs David. Du, der Du liebst und geliebt wirst, der Du, einem stolzen Herrn dienend, Deinen alten Vater ernährst, Du mußt begreifen, was in mir vorgeht. Nimm hinzu, daß es sich in diesem Augenblick um Leben und Tod meiner Glaubensgenossen handelt, und sieh zu, ob Du Dich noch wundern kannst, daß ich Himmel und Hölle in Bewegung setze, um meine Geliebte, meinen Vater und alle meine unglücklichen Brüder zu retten! Du fragst vielleicht noch, durch welche Zauberei ich Deine Geheimnisse kenne, und in welcher Absicht ich Dich zu einer Uebertretung des Gesetzes mir zu Liebe bringen will. Das Unglück, die Verzweiflung giebt uns verwünschten, verhöhnten, verfolgten Juden die Einheit, welche macht, daß die Gefahr eines Einzigen die Gefahr Aller wird, und welche die Gedanken und Anstrengungen Aller auf ein Ziel hinlenkt. In dieser Stunde, wo ich mit Dir rede, erspähen tausend Augen, was in den Zellen der Priester, auf den Burgen des Adels und im Palast des Königs vorgeht. Als ich Dich zum Hauptwerkzeug der Rettung meiner Braut wählte, glaubst Du, da hätte ich das Schicksal Israels dem Zufall preisgeben wollen? Ich mußte wissen, wer Du bist, was Du treibst, mußte Deine Vergangenheit und Deine Zukunft kennen. Ich habe meinen Brüdern die Losung gegeben. Sie haben augenblicklich in der Umgegend alle Umstände erforscht, welche auf das ermordete Kind Bezug haben konnten. In wenigen Stunden haben wir gewußt, welche Weiber auf vier Stunden im Umkreis schwanger gewesen. Maria, die Magd des Herrn von Wola, hatte heut Morgen ein todtes Kind zur Welt gebracht, Du hattest sie verführt, und Du hast das Kind in den Wald gelegt. Der Wirth von Wola hatte Dich erkannt."

„Ich habe stets Marien heirathen wollen!" rief Gregor.

„Das ist wahr. Der Pan von Wola war dagegen, weil sie eine brauchbare Magd ist, deren Dienste er nicht missen will. Aber lasse mich aussprechen. Ich habe Dich zum König geschickt und Dir Schätze anvertraut, die Frucht des Schweißes meiner Glaubensgenossen. Sie wissen aus Erfahrung, daß ihr Aufenthalt unter den Christen mit großen Gefahren verknüpft ist, und jede Woche fasten sie einen Tag, um diese freiwillige Steuer der Verzweiflung zu erübrigen, die sie auf dem Altar der Vorausſicht niederlegen. Das Gold, welches Du dem König angeboten hast, war Pfennig um Pfennig durch Beiträge aller Juden, vom ersten bis zum letzten, zusammengebracht. Indem ich Dir so unser Vermögen anvertraute, kannte ich Dich wenig, und konnte Dir nicht völlig trauen. Ich bin in den Palast gegangen und habe den Zwerg des Königs verführt, indem ich ihm die Peitsche schenkte, mit der Du ihn den Hund hast schlagen sehen. Ich habe mir bei Rokiczana Zutritt verschafft mittelst Anbietung einer Salbe, welche die Kraft hat, das drohende Ausfallen ihrer Haare zu verhindern. Während Du mit Kasimir sprachst, war ich bei ihr in dem anstoßenden Zimmer. Sie befragte mich wegen ihrer Haare und wegen der Wundersalbe, und während ich ihr antwortete, verlor ich keins der Worte, die Du zum König sprachst, und ich war glücklich, zu finden, daß Du Deinen Auftrag redlich ausrichtetest. Ich konnte mich der Thränen nicht erwehren, als Du sagtest: Ich setze meinen Kopf zum Pfand, daß der Greis und seine Tochter unschuldig sind! Aber meinst Du, es genüge, den König überzeugt zu haben? Blicke auf die Stadt. Ueberall herrscht Dunkel und Stille. Nirgends Lichter, außer dort gegenüber am Fenster der Stiftskirche. Weißt Du, wer wacht zu dieser Stunde? Die wahren Schuldigen, welche berathen, wie sie die Macht Kasimirs untergraben, uns verderben und Polen in Fesseln schlagen mögen. Dort im Tempel des Gottes des Friedens und der Liebe wacht der Haß, und droht, mit einem Schlag das Volkskönigthum und den abweichenden Glauben zu stürzen, um das christliche Polen dem Bischof von Rom zu Füßen zu legen. Unter dem Vorsitz des Nuntius sind Priester und Adelige, von Ehrgeiz und Glaubenswuth getrieben, beschäftigt, die Rollen zu vertheilen bei Aufwiegelung des Adels und Volks. Und schon triumphiren sie und freuen sich der Ströme Bluts, die sie in einigen Tagen fließen lassen wollen."

„Willst Du nun wissen, warum ich Einlaß in das Gefängniß begehre? Der unglückliche Greis, welcher sieht, wie der Schein gegen ihn spricht, glaubt, der Allmächtige wolle ihn prüfen. Während man ihn hinter dem König fortführte, sagte er mir in einer den Christen unverständlichen Sprache: Ich werde mich nicht vertheidigen, aber sage unsern Brüdern, daß ich mit Ruhe sterben werde, das Lob des wahren Gottes singend. — Jetzt nun, wo noch ein Funke von Hoffnung glimmt, wo der König für uns ist, wo Deine Geliebte bezeugen kann, daß das angeblich ermordete Kind von ihr und todtgeboren ist, wo ich den Faden der zu unserem und Kasimir's Verderben gesponnenen Ränke entdeckt habe, jetzt, wo unser Schicksal an das des Königs geknüpft ist, kannst Du da zaudern? Du siehst, der Greis muß sich vertheidigen, und dazu kann nur ich ihn bestimmen. — Du schweigst? Was wagst Du dabei? Hast Du nicht das Recht, die Angeklagten einander gegenüber zu stellen, die Zeugen zu prüfen? Gregor, komm! komm!"

„Dein Wille geschehe," sagte endlich Gregor. „Man müßte kein Herz und keinen Verstand haben, wenn man Dich nicht begriffe und bemitleidete."

Beide Männer machten sich eilig auf den Weg. Aber wie groß war die Verzweiflung des Juden und das Erstaunen des Jägers, als sie, bei dem Thurm angelangt, weder Wachen noch Gefangene fanden!

(Fortsetzung folgt.)

Ein Geschwornen-Gericht unter Friedrich dem Großen.

(Schluß.)

Dem letzteren Zeugen folgte ein Materialist von Berlin. Er sagte aus, daß der Jude Salomon am 30. April in seinen Laden gekommen sey und nach verschiedenen Arten von blauer Farbe gefragt habe. Nachdem er sie sämmtlich mit möglichster Sorgfalt auf der Kehrseite eines Briefes, den er aus der Tasche gezogen, versucht hätte, habe er sich für ein Dunkelblau bestimmt und eine kleine Quantität davon gekauft. Zugleich wies der Zeuge eine Probe dieser Farbe vor.

Auf Altenberg's Antrag wurde dieselbe den Mitgliedern des Jury-Gerichtes vorgelegt. Sie verglichen dieselbe genau und sorgfältig mit dem dunkelblauen Grund der Vase, und erklärten hierauf einstimmig, daß beide Farben vollkommen gleich wären.

„Haben Sie noch das Papier", fragte Altenberg, „auf welchem der Jude die Farben versuchte?"

Zeuge: „Ja, hier ist es. Ich fand es auf meinem Ladentische, als Salomon bereits weggegangen war, und da ich auf der Rückseite eine Rechnung bemerkte, die, nach meiner Meinung, für den Juden noch brauchbar seyn könnte, so hob ich das Blatt auf, um es ihm gelegentlich wieder zu geben. Allein er kam nicht, und ich hatte schon den ganzen Vorfall vergessen, als er mir durch Ihren Besuch und durch Ihre Fragen über die näheren Umstände wieder ins Gedächtniß zurückgerufen wurde." —

Der Jury wurde hierauf dieser neue Beweis vorgelegt. Die blaue Farbe, welche der Jude auf dem Papier versucht hatte, glich vollkommen der Grundfarbe der Vase, und um den Beweis vollständig herzustellen, wurde dem Juden das Tuch abgefordert, mit welchem er die Farbe, womit das Wort: „Tyran" bedeckt gewesen war, abgewischt hatte. Der Zusammenhang dieser Beweise wurde dadurch außer allen Zweifel gesetzt, denn das Blaue, welches sich an dem Tuche befand, war mit dem auf dem Briefe und auf der Vase eine Farbe.

Nachdem die Jury vollkommen darin übereinstimmte, trug Altenberg darauf an, daß man das Blatt, welches eingebogen war, aufschlagen und lesen möchte, was sich darin befände. Man sah darin das Wort „Tyran" mehrmals geschrieben, und zwar auf eine solche Art, welche gleich bei dem ersten Anblicke die Ueberzeugung von der beabsichtigten Nachahmung einer fremden Handschrift aufdrang. Eines dieser Wörter: „Tyran" glich vollkommen der Handschrift auf der Vase, nur machte Altenberg auf einen Umstand aufmerksam, den man bisher übersehen hatte, nämlich, daß der Buchstabe y von der übrigen Gleichförmigkeit wesentlich abwich, und die nachahmende Hand verrieth. — Altenberg schloß hiermit sein Vertheidigungsverfahren. Ohne die beigebrachten Beweise in rhetorischen Schmuck einzuhüllen, unterwarf er die Wichtigkeit derselben der unparteiischen Prüfung der Jury.

Der Richter, welcher selbst einem englischen Richter Ehre gemacht haben würde, wiederholte die Thatsache und die für und gegen den Angeklagten beigebrachten Zeugen-Aussagen in gedrängter Kürze, und stellte jeden Umstand in ein so helles Licht, daß die Jury nach gepflogener Berathung einstimmig den Ausspruch „unschuldig" that.

Laute allgemeine Freudenbezeugungen erfüllten den Saal. Man drängte sich zu dem Grafen, zu seiner der Ohnmacht nahen Mutter. Jeder wollte ihnen zuerst seinen aufrichtigen Antheil versichern, als Friedrichs Stimme hörbar wurde und allgemeines Schweigen verbreitete.

„Dieses Gericht", sprach der König, „ist von diesem Augenblicke aufgelöst. Ich bestätige den Ausspruch der Jury. Graf Laniska, Sie sind mit Unrecht Ihres Degens beraubt worden, nehmen Sie den meinigen, ich behalte den Ihrigen." Friedrich stieg herab und überreichte dem Grafen seinen Degen.

„Und Sie, edelmüthiger Vertheidiger", hier wandte er sich zu Altenberg, „sind von diesem Augenblicke in meinen Diensten, Sie haben mich von einer Ungerechtigkeit zurückgebracht, und ich werde Ihnen beweisen, daß ich solche Dienste nach Würde zu lohnen weiß."

„Du aber, verworfener Jude, verdientest, daß ich Dich Deinem Vater Abraham zuschickte. Allein Du sollst noch nützen, ohne ferner schaden zu können, und mit lebenslänglichem Gassenkehren in Potsdam, besonders vor dem Hotel des Grafen Laniska, die Strafe Deines Verbrechens büßen." Erneuerte laute Freudenbezeugungen, und die Versammlung ging aus einander. —

Der König speiste den nämlichen Tag bei der Gräfin Laniska, und man bemerkte, daß er längere Zeit den Degen des jungen Grafen trug und sorgsamer wie jemals jede Gelegenheit benutzte, denselben auf die ehrenvollste Art auszuzeichnen.

Zu einer Zeit, wie die jetzige, ist dieser Kriminalprozeß nicht allein anziehbar für die flüchtige Neugier, sondern auch in mancher anderen Beziehung wichtig. Hätte es sich damals weniger von dem Umsturz alter, herkömmlicher, in den Organism der Staatsverfassung eingreifender Rechtsformen als von der bloßen Beibehaltung oder Ausdehnung bestehender Institute gehandelt, Friedrich der Große würde das, von seinem Genie für das Bessere erkannte in Schutz genommen und befördert haben. Gegenwärtig ist Letzteres der Fall. — Sollte es der Selbstsucht, dem Vorurtheil oder der Parteisamkeit gelingen können, die Stimmen des Volkes am Rhein zu überlärmen: bei König Friedrich Wilhelm wird das Stimmwort des hochsinnigen Ahnherrn, das sich aus der Gruft zu seinem Ohr hinausdrängt, entscheidend seyn!

Das Kinder-Ballet der Mad. Weiß aus Wien.

Die fortgesetzten Vorstellungen dieses lieblichen Kinderballets auf der Frankfurter Bühne haben sich einer so entschieden günstigen und glänzenden Aufnahme zu erfreuen, daß es zu deren Empfehlung keiner langen Rede mehr bedarf; doch möchte es zweckmäßig seyn, sowohl zur Würdigung der Sache als auch zur Beseitigung von Mißverständnissen einige Bemerkungen anzuknüpfen. Das Ballet macht einen wesentlichen und unentbehrlichen Bestandtheil großer Bühnen aus. Um aber tüchtige Individuen dafür zu bilden, muß mit dem Unterricht und den Uebungen schon im früheren Lebensalter begonnen werden; in späteren Jahren ist die Erreichung einer Virtuosität in der Tanzkunst kaum noch zu erzielen. Von

diesem Prinzip ausgehend, hat Mad. **Weiß**, eine eben so achtbare als talentvolle Frau, in Wien mit obrigkeitlicher Erlaubniß eine Tanz- und Balletschule gegründet, um befähigte Kinder für genanntes Fach auszubilden. Diese müssen, gleich andern Kindern, die Schule besuchen und werden mit derselben Sorgfalt wie andere belehrt und erzogen, während der Tanzunterricht nur in ihre schulfreien Stunden fällt und keineswegs auf Kosten ihrer geistigen oder körperlichen Entwickelung betrieben werden darf. Die beste Garantie dafür liegt darin, daß die Anstalt der Mad. **Weiß** unter die besondere Obhut der betreffenden Behörden gestellt ist. Wenn in ihr nun Kinder und junge Mädchen zur Tanzkunst angeleitet werden, so erhalten sie dadurch für ihre Zukunft einen anständigen und, wenn sie besonderes Talent besitzen, selbst einen glänzenden Lebenserwerb, und es wäre ja möglich, daß sich eine künftige Fanny Elsler oder Taglioni unter ihnen befände. Wollte man aber einwenden, daß der Beruf einer Tänzerin mancher Gefahr ausgesetzt und nicht selten schlüpfrig sey, so möchten wir fragen, ob dasselbe nicht von vielen andern gelte und ob die Verführungen der Welt gerade nur an diesen oder jenen Stand geknüpft seyen. Um Mad. **Weiß** für die mit dem Unterricht ihrer kleinen Eleven nothwendig verbundenen Mühen einigermaßen zu entschädigen — denn es sind Kinder von nur wenig bemittelten Eltern —, hat sie sich kontraktlich die Vergünstigung ausgehalten, mit denselben eine Kunstreise machen zu dürfen, und zu diesem Behufe ist ihr ein viermonatlicher Urlaub bewilligt worden. Bei den großen Kosten, welche die Kleidung, Verköstigung und der Transport von sechsunddreißig Kindern, so wie auch die für die öffentlichen Produktionen erforderlichen schönen Kostüme verursachen, stehen der Unternehmerin keine goldene Berge in Aussicht, es sey denn, daß das Hauptziel ihrer Reise, die Weltstadt Paris, ihr zu einem besonders ergiebigen Boden werden möchte, wozu man ihr wohl Glück wünschen darf. Die Kunstleistungen der kleinen Schützlinge Terpsychore's haben aller Orten großen Beifall und in Berlin gegen dreißig Wiederholungen gefunden; auch das Hamburger Verbot derselben scheint mehr auf Mißverständnissen und um keinem der dort rivalisirenden beiden Theater zu nahe zu treten, zu beruhen. Ueber die Leistungen dieses Kinder-Ballets kann man sich unbedingt und wahrheitsgemäß nur lobend aussprechen; denn solche bewegen sich in den Gränzen des strengsten Anstandes und einer wahrhaft kindlichen Naivetät, und alles Verschrobene oder Excentrische wird sorglich entfernt gehalten. Die von uns schon angerühmte Fülle von anmuthigen Gruppirungen und Tableaux, von kunstreichen Verschlingungen und Evolutionen haben wir wiederholt mit wahrem Vergnügen betrachtet, und die Präcision der Ausführung, die geschmackvollen Kostüme und das, man möchte sagen, Elfenartige der ganzen, leicht und lustig dahin schwebenden Erscheinung können nicht anders als Wohlgefallen erregen. Wenn demnach die hiesige Theaterdirektion den Cyclus der Vorstellungen der Eleven der Mad. **Weiß** verlängerte, so hat sie wohl daran gethan, und wir zweifeln nicht, daß eine abermalige Erweiterung um zwei bis drei Reprisen im Interesse der Theatercasse liegen und dem hiesigen Publikum wie den jetzt zahlreich anwesenden Fremden willkommen seyn wird. Alles in seiner Art Vorzügliche und Schöne sieht man gerne, und das hier besprochene Kinderballet der Mad. **Weiß** verdient als solches bezeichnet zu werden. **W.**

Korrespondenz.

Hamburg, im Aug.

(Schluß.)

Da es öffentlich ausgesprochen wurde, so weiß ganz Hamburg, daß Dem. **Evers** für zehnmonatliche Dienstleistung mit 12,000 Mk. Ct. oder 8400 fl. rh. bezahlt und daß sie selbst mit **diesem** Gehalt hier nicht länger bleiben wird, da sie bei der italienischen Oper noch bessere Aussichten haben soll. Soll man also in „Zahlen" sprechen, so würden sich beide Theater verhalten wie 60 zu 480, da durch diese Zahlen die beiderseitigen **höchsten** Monatsgehalte ausgesprochen sind! Durch die kleinen Eintrittspreise wird auch die Kritik bestimmt und was ist überhaupt eine Kritik gegenüber von französischen Blousenstücken und zotigen Wiener Possen? Es läßt sich also leicht klar machen, wie ein blos zum Amüsement bestimmtes Theater für das Volk mit solchem Repertoire und solchen Darstellern durch die Presse zu einem gewissen Renommée gelangen konnte, da es überall außer dem Bereich der Kunst und derselben gebührenden kunstvollen Leitung steht. Das Thaliatheater erfüllt auch **seinen** Zweck vollkommen, es amüsirt **sein** Publikum und macht bei solch geringen Ausgaben gewiß seinen guten Profit, aber es ist kein Kunstinstitut und verdient nicht, andern guten Bühnen als Concurrent in artistischer Rücksicht gegenüber gestellt zu werden, bis es eine Volksbühne wird, wie einst das Wiener Leopoldstädter Theater mit Recht genannt werden konnte, als es sich noch sein eigenes Repertoir geschaffen hat. **Das** ist die Aufgabe, welche der speculative französische Unternehmer im deutschen Hamburg lösen muß; dann wird er in seiner Sphäre ein Verdienst in Anspruch nehmen können. So fand **ich** hier das Verhältniß der beiden Theater und so wird es Jeder finden, der unparteiisch und ohne Vorurtheil die Wahrheit sagen kann und will. Wenn also im Ausland künftig vom Stadttheater und Thaliatheater zu Hamburg die Rede ist, so kann man das Verhältniß gleichstellen den Wiener Theatern. Wie sich das Burg- und Kärnthnerthortheater zu den Theatern der Leopold- und Josephstadt verhalten, so verhält sich das Stadt- zum Thaliatheater, mit dem einzigen Unterschiede, daß sich die Wiener kaiserlichen Schauspiel- und Operntheater nur durch einen jährlichen Zuschuß von 150,000 fl. C. M. souteniren konnten, während das Hamburger Stadttheater sich bisher sammt der nicht unbedeutenden Hausmiethe aus eigener Industrie erhalten hat, wenn wir recht berichtet sind. Es ist schon einmal ein Zeichen unserer Zeit, alles Neue auf Kosten der Wahrheit in die Wolken zu erheben, um den blasirten Gaumen der Journal-Gourmands zu reizen; sey es denn, aber es geschehe nicht auf Kosten der Wahrheit, des **guten** Alten und der Würdigkeit der Presse.

Mainwasser-Wärme.

Dienstag, 10. Sept., Abends: 17 Grad. **W. Gerlach.**

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 11. Sept. **Letzte Gastvorstellung** der Mad. **Weiß**, **mit ihrem** Ballet-Personale, bestehend aus 36 Eleven. — **Opernvorstellung**: Ouvertüre zu Wilhelm Tell, von Rossini. Hierauf: **Norma**, Oper von Bellini (erster und zweiter Act). Mit aufgehobenem Abonnement.

Donnerstag, 12. Sept. **Das unterbrochene Opferfest**, große Oper in 2 Abth., Musik von Winter.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

④idaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 254. Freitag, den 13. September 1844.

Der Bauernkönig und die Jüdin.

(Von Johann Czynski.)

(Fortsetzung.)

Achtes Kapitel.

Die Nacht.

Der Schmerz und die Besorgniß Ben Josefs war gränzenlos; aber er stieß nicht einen Seufzer aus. Er drückte nur beide Hände auf die Brust, als fürchtete er, sein klopfendes Herz möchte dieselbe zersprengen. Gregor, obwohl an sein eigenes Leid denkend, fühlte doch den Kummer des Juden mit, und suchte ihn zu beruhigen, wie ein hungernder Armer sein letztes Stück Brod mit einem noch Aermeren theilt. „Freund!" sagte er, „warum so muthlos? Vielleicht hat der König selber, aus Mitleid mit den Angeklagten, Befehl gegeben, sie in ein anderes Gefängniß zu führen, wo sie weniger der Wuth des irregeleiteten Volks ausgesetzt sind. Laßt uns nach dem großen Thurm gehen; vielleicht finden wir sie dort."

„Nein, wir wollen hier bleiben," entgegnete Ben Josef.

„Warum hier bleiben? Ist es nicht besser, sie aufzusuchen?"

„Nein, Gregor. Wir wollen nicht von der Stelle gehen. Hier auf diesen Stein wollen wir uns setzen und warten."

Es war eine schöne Herbstnacht. Der Himmel war wolkenlos. Mond und Sterne verbreiteten eine sanfte Helle, welche alle Gegenstände deutlich erkennen ließ. Gregor, dem Hausirer nachgebend, hatte sich dem Gefängnißthor gegenüber neben ihm niedergesetzt. Hier konnte er zum ersten Mal die Züge desselben mit Muße betrachten. Sein längliches von einem kleinen Bart eingefaßtes Gesicht war von einem schwarzen Lockenhaar beschattet. Seine großen tiefliegenden Augen verriethen ein inneres Feuer. Seine stark gekrümmte Nase deutete entschieden den Stamm an, zu dem er gehörte. Seine Gesichtszüge hatten eine unglaubliche Beweglichkeit, und konnten im schnellsten Wechsel Lachen und Weinen, Zorn und Zärtlichkeit, Stolz und Kriecherei ausdrücken. Selbst im Zustand der Ruhe des übrigen Körpers bewegten sie sich. Es war leicht zu errathen, daß dieser Mensch unternehmend, schlau und gewandt seyn mußte und geschickt, die verschiedensten und entgegengesetztesten Rollen zu spielen. Leiden und rastlose Thätigkeit hatten seinem Gesicht ein Gepräge von Schwermuth gegeben, welches sich seltsam mischte mit dem Ausdruck von List, Schalkheit und Lustigkeit. Bei'm ersten Anblick wußte man nicht, ob man einen Unglücklichen oder einen Gauner vor sich hatte.

Beide saßen eine Weile schweigend neben einander. Von Zeit zu Zeit ließ der Jude seinen Blick die Straße entlang schweifen, als erwartete er Jemand. Gregor beobachtete aufmerksam seine Bewegungen. Ein armer Jude kam heran, nahm die Mütze ab und fragte, die Augen auf Gregor heftend: „Liebe Herren, habt Ihr meinen hinkenden Rappen mit der Blässe gesehen?"

„Nein," antwortete Gregor. „Wir sitzen seit einer halben Stunde hier und haben nichts bemerkt."

„Gott! was soll ich anfangen ohne mein Pferd?" rief der Jude, und verfolgte seinen Weg, indem er seine Wehklage in einer dem Jäger unverständlichen Sprache fortsetzte, und immer lauter schrie, je weiter er sich entfernte.

Fast in demselben Augenblick kamen von der andern Seite her zwei Männer, ein Mönch und ein Jude. Der Mönch war halb betrunken; der Jude trug, obwohl es nicht finster war, eine Laterne, und schien den Ehrwürdigen zu führen. „Lieber Herr," fragte der Jude den Jäger, „wolltet Ihr die Güte haben, mir den Weg zum Dominikuskloster anzugeben?"

„Immer grad aus!" unterbrach der Mönch. „Wenn Du den Weg nicht weißt, so weiß ich ihn. Vorwärts, und halt' Dich nicht auf!"

„Vorwärts, und halt' Dich nicht auf?" wiederholte der Jude. „Als ich übernahm, Euch für zwei Kupferstücke nach dem Kloster zu führen, da wußt' ich doch nicht, daß Ihr so langsam gingt. Wir dürften nur noch den Weg verfehlen, und ich hätte meine Zeit ganz verloren." Zum Schluß murmelte er noch hebräische Worte zwischen den Zähnen.

„Du lästerst und fluchst mir in Deiner Teufelssprache!" schrie zornig der Mönch. „Ich verbiete Dir, ein Wort weiter zu sagen."

„Ihr könnt mir doch das Reden nicht verbieten," erwiederte der Jude. „Dafür habt Ihr mich nicht bezahlt." Und wie dem Mönch zum Trotz murmelte er weiter Hebräisch. Der Pfaff war wüthend; aber besorgt, sein Führer möchte ihn verlassen, begnügte er sich, seinerseits lateinische Worte zu murmeln. So setzten sie ihren Weg fort, Worte des Haders und Schmähungen in der Sprache Abraham's und Cicero's wechselnd.

Als sie so weit weg waren, daß man sie nicht mehr hören

konnte, sprang der Hausirer auf, und schien allen Kummer vergessen zu haben. Er hüpfte und sang seinen Majufes. „Freund," sagte er zu dem erstaunten Gregor, „wir haben gute Nachrichten. Unser Alter und seine Tochter sind im Schloß bei'm König, und die Pfaffen, welche sich zu unserm Verderben verschworen haben, werden sich selber in den uns gelegten Fallstricken fangen!"

„Wie könnt Ihr das wissen?" fragte der Jäger. „Ihr habt mir erklärt, was ich räthselhaft an Euch gefunden. Aber wenn Das, was Ihr eben sagt, sich bestätigt, dann weiß ich nicht, wie ich bezweifeln soll, daß Ihr mit übernatürlichen Wesen in Verbindung steht. Welche Wissenschaft läßt Euch Das vernehmen, was das Ohr nicht hört?"

„Du bist ein Kind," antwortete Ben Josef. „Hast Du den Juden gesehen, der ein Pferd suchte, welches er niemals verloren?"

„Nun, was ist mit ihm?"

„Das ist einer von Esterka's Verwandten, der auf meinen Befehl das Gefängniß beobachtet hatte. Zu Dir sprach er auf Polnisch von seinem Thier, und mir gab er auf Hebräisch Nachricht von Dem, was vorgegangen ist. Sich vor einem Fremden nicht sicher glaubend, hat er sich dieser List bedient, um mich zu benachrichtigen, daß der König die Gefangenen hat vor sich bringen und ihnen sogleich die Handschellen abnehmen lassen, daß er mit vieler Güte zu ihnen gesprochen hat, und daß sie bald in dies Gefängniß zurückkommen werden. — Du hast auch den andern Juden bemerkt, der sich mit dem Mönch zankte?"

„Ich verstehe," unterbrach Gregor. „Er hat Dir berichtet, was in der Versammlung der Priester vorgegangen ist."

„Und er hat weiter gesagt, daß eben der Mönch, den er begleitete, die von Adeligen und Pfaffen unterzeichnete Urkunde der Verschwörung bei sich hätte, und er hat mir geschworen, daß er sich dieser Urkunde bemächtigen würde. Du siehst also, wenn wir zahlreiche und furchtbare Feinde haben, so kämpfen wir auch mit Uebereinstimmung, Geschick und Beharrlichkeit. Jetzt, wo wir ruhiger sind, und einige Augenblicke Muße haben, will ich Dir Etwas von Deiner Marja und von dem Pan von Wola erzählen.

(Fortsetzung folgt.)

Marschall Bugeaud,
Generalgouverneur von Algerien.

Thomas Robert Bugeaud, mit dem Beinamen de la Piconnerie, der Enkel eines Schmiedes, erblickte das Licht der Welt den 15. Okt. 1784 zu Limoges an der Vienne. Die blutigen Katastrophen, welche über Frankreich kamen, machten auf das Gemüth des Knaben den gewaltigsten Eindruck. Da damals nur auf dem Felde der Ehre eine große Laufbahn zu machen war, so erkor er diese. Der Name Napoleon's leuchtete bereits wie ein Meteor am Himmel des Tages und rief eine Menge Jünglinge zu den Adlern Frankreichs. Bugeaud trat bereits 1804 als gemeiner Soldat in das Korps der leichten Grenadiere zu Fuß in der kaiserlichen Garde ein und zeichnete sich so aus, daß er schnell hintereinander die militärischen Grade von Stufe zu Stufe durchlief. Schon 1806 wurde er Souslieutenant und Lieutenant bei dem 64sten Regiment der Linie, 1809 Kapitän bei dem 116ten Regimente der Linie, 1811 Bataillonschef und Ritter der Ehrenlegion, 1814 Major bei dem 14ten Regimente der Linie, kurz darauf Oberst und 1815 Offizier der Ehrenlegion und sogar Comthur. Als Oberst befehligte er 1815 mit rühmlicher Auszeichnung die Avantgarde des Armeecorps der Alpen in Suchet's Corps. Im November 1815 erhielt er seinen Abschied und ward auf halben Sold gesetzt. In den Kriegen Napoleons erhielt er also seine militärische Bildung. Er war einer der eifrigsten Verehrer des großen Kaisers und setzte für dessen Ehre und Ruhm ununterbrochen sein Leben ins Spiel. Sein Geschick war demnach auch eng an das des Kaisers geknüpft; wie dieser fiel, trat auch er aus seiner Laufbahn in's Privatleben zurück. Beigewohnt hat er den Feldzügen an den Küsten des Oceans im Jahre 13 d. R. und denen der großen Armee im Jahre 14 und 1807. In den Jahren 1808 bis 1814 stand er in Spanien und befand sich hier mitten in den wüthendsten und gefährlichsten Stürmen des Krieges, da sich die durch Gewaltstreiche verletzte spanische Nation in Masse und mit der Wuth und Kraft eines Löwen erhob. Er befand sich mitten in dem Kampfe, den religiöser Fanatismus und der Enthusiasmus für bürgerliche Freiheit fortwährend in Flammen setzten, in dem furchtbaren Guerillaskrieg, in welchem aus Wäldern und Schlupfwinkeln Tod und Verderben jeder Art auf die Franzosen geschleudert wurden, und der an Napoleons Throne rüttelte, bis er zusammenstürzte. Bugeaud's Name wird wiederholt in den Bulletins des Tages mit Auszeichnung genannt. Er that sich insbesondere hervor in der fürchterlichen Schlacht bei Pultusk in Polen den 26. Dez. 1806, in den Schlachten und bei den Stürmen von Lerida, Tivisa und Tortosa 1810, sowie bei Tarragona 1811, namentlich auch in der Schlacht bei Ordal, wo er an der Spitze eines Bataillons in der Nacht das 27ste englische Regiment zu Grunde richtete. Auch noch kurz nach der Schlacht bei Waterloo sprengte er am 28. Juni 1815 in Savoyen eine Kolonne von 8000 Mann österreichischer Infanterie, welche von 500 Mann Kavallerie und 6 Stück Kanonen gedeckt ward, und blieb nach siebenstündiger Schlacht Meister seiner Position. Der Verlust der Oesterreicher betrug 2000 Todte und 400 Gefangene.

Nach der zweiten Restauration zog er sich in den Privatstand nach Excideuil zurück. Die Rückkehr der Bourbonen war ihm ein Dorn im Auge. Da er sich mit ihren Tendenzen nicht befreunden konnte, mied er absichtlich jede Theilnahme an dem Leben im Staate. Er widmete seine Thätigkeit dem Garten- und Landbau, dem Bauernstand und der Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse. Doch füllte dieß seinen an Thätigkeit gewöhnten Geist zu wenig aus und er suchte daher seine Muße und Langeweile mit literarischen Arbeiten auszufüllen. Vorzüglich beschäftigten ihn mehrere Fragen, welche sich auf die Manövres der Infanterie bezogen. Da brach die Julirevolution aus, die Bourbonen stürzten und die Dynastie Orleans bestieg den gefährlichen Thron. Bugeaud verließ sogleich sein unbehagliches Landleben, und bot der neuen Dynastie seine Dienste an. Den 8. Sept. 1830 trat er als Oberst in das 56ste Linienregiment ein. Louis Philipp hieß einen solchen wackern Degen willkommen und erhob ihn bereits im April des nächsten Jahres zum Maréchal de Camp.

In demselben Jahre trat er auch als Deputirter von Exideuil in die Kammer ein.

Hiermit beginnt eine neue Epoche seines Lebens. An den parlamentarischen Debatten nahm er wiederholt den lebhaftesten Antheil. Er verfocht und vertrat die Tendenzen der Regierung und des Ministeriums mit einer wahrhaft militärischen Derbheit, als ob er im Felde selbst stehe. Sein reizbares Temperament, seine Schroffheit der Ansichten und seine Verfechtung der Tendenzen des rückschreitenden Julithrones stürzten ihn wiederholt in einen heftigen Kampf mit der Opposition, die Gift und Galle gegen ihn losließ, zumal er bei seinem Feuereifer in Geringschätzung und Verletzung der constitutionellen Formen, Rechte und Freiheiten öfters die nöthigen und gesetzten Gränzen überschritt. Es ging so weit, daß man ihm bei seiner Rückkehr in die Provinz daselbst sogar ein Charivari brachte, wobei er abermals Proben von der Derbheit seiner Beredsamkeit und der Festigkeit seines Charakters an den Tag legte. Seine politische Laufbahn ist nicht minder reich an interessanten und tragischen Episoden, als seine militärische. Selbst die Opposition mußte seine Festigkeit und Kühnheit bewundern, wenn sie seine Person sonst auch haßte. Für die Regierung ist er stets von großer Wichtigkeit gewesen; sie hat ihren Vertreter und Vorkämpfer in kritischen und gefährlichen Augenblicken stets unter ihren Schutz genommen und ihn trotz aller Feinde, trotz vielen und giftigen Geschreis fortwährend befördert und benutzt. Nachdem er gegen Ende des Jahres 1832 zum Mitglied einer Kommission ernannt war, der die Prüfung des holländisch-belgischen Systems im Betreff der ackerbautreibenden Kolonien oblag, erhielt er kurz darauf das Kommando über eine Brigade der Infanterie der Garnison von Paris, als ein der Regierung treu ergebenes Werkzeug.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(München, 7. Sept.) Dieser Tage kam der Maler Dr. Heus auf seiner Reise von Wien nach Frankfurt hier durch. Er führt die lebensgroßen Portraitgemälde des Erzherzogs Karl, des Erzherzogs Stephan, des Fürsten Metternich, des Grafen Kolowrat, des Baron Kübeck u. a. mit sich, welche sich eben so durch Treue und sprechende Auffassung der Individualität, wie durch Wärme und Helle der Behandlung auszeichnen — Eigenschaften, welche den Bildern dieses ausgezeichneten jungen Malers die frühverdiente Anerkennung gewonnen haben. Diese Werke bilden den Anfang einer Galerie der Zeitgenossen, die herzustellen der Baron Salomon Rothschild dem Künstler aufgetragen hat. Sie werden durch die hervorragendsten Regenten, Staatsmänner, Feldherren, Gelehrten und Künstler auch anderer Länder vermehrt werden, und sind bestimmt, einen Palast in seinen Hauptsälen zu schmücken, den die Familie Rothschild zumeist zu diesem Zweck in Frankfurt wird erbauen lassen. Hr. Dr. Heus wird übrigens auch die Zeichnungen jener Originale unter dem Titel der Galerie des contemporains mit Unterschriften der Dargestellten und kurzen Notizen über ihr Leben und Wirken herausgeben, ebenfalls auf Kosten des Barons Salomon Rothschild, und es ist gewiß auch für die Kunst sehr erfreulich, daß jene mit Gütern reich gesegnete Familie in einem ihrer würdigsten Glieder einen Theil ihrer Mittel dazu anwendet, in den glänzenden Räumen ihres Familiensitzes sich mit den sprechenden Bildnissen der hervorragenden Männer zu umgeben, welche durch kriegerischen und politischen oder wissenschaftlichen und artistischen Ruhm unsere Zeit geschmückt haben. (A. Allg. Ztg.)

Ein französisches Blatt charakterisirt sieben der namhaftesten deutschen Bäder folgendermaßen: In Aachen weiß das Badeleben nichts von Diät: mich dünkt, man trinke dort nur, um besser zu essen, und jeden Morgen verzehren die berühmten Spaziergänger von „Borcette" (Burtscheid!) mindestens eben so viel Cotelettes, als sie vorher Becher Wasser getrunken haben. — In Spaa ist das Badeleben ritterthümlich: vom frühen Morgen an sieht man nur Amazonen auf ihren Eseln und Reiter auf langmähnigen Rossen; die Kranken galopiren sich gesund; man trinkt hier viel, weil man viel Kräfte consumirt. — In Ems ist das Badeleben eintönig und vornehm. Hier pflegen sich podagrische Diplomaten und russische Fürsten, die am Trente et quarante leiden, ihre Rendezvous zu geben. — In Homburg liegt das Badeleben noch sehr in der Wiege und bekundet die Unschuld seiner neuen Civilisation. Ein ungeheurer Omnibus, „der Elephant" genannt, der an das trojanische Pferd oder an die Arche Noah erinnert, füllt sich zur bestimmten Stunde mit poetischen Kurgästen, die von einem schönen Punkte zum andern spazieren fahren, durch die fast jungfräulichen Wälder dieser reizenden Landgrafschaft. — In Kissingen geht die Politik merkwürdiger Weise mit der Gesundheitspflege Hand in Hand, und jede Kur würde für unvollständig gelten, wenn man ihr nicht täglich mit etwas Protocolliren nach dem ersten und einem guten Ultimatum nach dem letzten Becher zu Hülfe kommen wollte. Kissingen ist die Hippokrene der bevollmächtigten Minister und Gesandten. — In Wiesbaden trinkt man wenig, aber jagt desto mehr. Die Echos der „Platte" verkünden, welchem Herzoge man dies verdankt. — Endlich in Baden macht man von dem Allem Gebrauch, weil man dort Alles findet: der einzige Beherrscher dieses Orts ist das Vergnügen.

Korrespondenz.

Darmstadt, 9. Sept.

In Folge der seit länger als acht Tagen eingetretenen günstigen Witterung hat bei uns wieder eine neue Badesaison begonnen, welche schon einen Grad von Lebhaftigkeit erreicht hat, den man für diese Jahrszeit nicht zu erwarten gewohnt ist. Statt eines Stromes oder einer gepriesenen Heilquelle besitzen wir blos ein hinlänglich großes Wasserreservoir, den städtischen Weiher, wo die am Ufer und in Mitte desselben errichteten Badhäuser fleißig besucht werden. Das neueste derselben ist das an dem nördlichen Ufer im Frühling d. J. errichtete Frauenbad, welches seiner Lage und inneren Einrichtung nach ganz dazu geeignet ist, zur fleißigen Benutzung einzuladen, was auch wirklich seither in dem Grade geschehen, daß der Unternehmer die Absicht hat, mit dem Beginn des künftigen Frühlings noch ein zweites Badehaus für Frauen an das jetzige anbauen zu lassen. Es ist erfreulich, zu bemerken, wie die wohlthätigen Wirkungen der kalten Bäder auf die Gesundheit hier allgemein eingesehen werden, und wie selbst zarte Frauen sich nicht scheuen, eine der wichtigsten Lehren des Gesundheitscatechismus zu beherzigen und mit Beharrlichkeit in Anwendung zu bringen. Keine andere als sehr heilsame Folgen

können für das Familienleben daraus entspringen. Es gibt auch eine Gymnastik für Frauen, die bisher noch zu wenig Anerkennung gefunden hat, als daß ihr hoher Werth durch die Erfahrung gehörig nachgewiesen werden könnte. Mit der Tanzkunst allein reicht man nicht aus, und wirklich hat man schon in manchen weiblichen Erziehungsanstalten, was diesen Punkt betrifft, einen Schritt weiter gethan und sich überzeugt, daß die diesfälligen pädagogischen Strebnisse keine verfehlten waren. Nach der ältern Erziehungsmethode, welche ich die scholastische nennen möchte, isolirte man die Jugend von der Natur und Menschenwelt, heutzutage aber, nachdem die Grundsätze einer naturgemäßen Erziehung durch Rousseau, Pestalozzi und andere ausgezeichnete Männer in's Leben eingeführt worden sind, sucht man den Menschen in der Totalität seiner physischen und geistigen Anlagen zu erziehen und zu bilden; eine Aufgabe, welche stets das unverrückte Ziel einer für das Individuum, wie für die ganze Staatsgesellschaft berechneten Pädagogik seyn und bleiben muß. Nur durch die Erziehung wird der Mensch zu dem, was er seinen Gesammtanlagen nach werden kann; und wenn der berühmte Gibbon in seiner Geschichte des Verfalls des römischen Reichs sagt, daß die Erziehung nur bei denjenigen Gemüthern von Nutzen sey, bei denen sie fast entbehrt werden könne, so hat er dadurch nur eine paradoxe Ansicht ausgesprochen, welche in der Geschichte und täglichen Erfahrung ihre Widerlegung findet.

Darmstadt, 1. Sept.

(Verspätet.)

Das großartige Fest, welches jüngst hier gefeiert wurde, hat bereits eine so reichliche öffentliche Besprechung erfahren, daß es überflüssig erscheinen könnte, noch weiter darüber zu referiren, wäre nicht eine der bedeutendsten Seiten desselben nur obenhin berührt worden, — ich meine das große Konzert im großherzogl. Zeughause. Die musikalischen Ausführungen waren ursprünglich in einem solchen Maßstabe angelegt worden, daß sie gleichsam ein eigenes Fest im Fest bildeten. Der rein vaterländischen Tendenz wegen hatte man keine auswärtigen Mittel herbei gezogen, dagegen hatten die Städte Mainz, Offenbach und Gießen reichliche Contingente gesandt. Die Zahl der Sänger, Sängerinnen und Instrumentisten belief sich über sechshundert; an ihrer Spitze stand Hr. C. A. Mangold. Die colossalen Räume des Zeughauses waren auf's würdigste für die Feier des Tags hergerichtet worden. Auf einer geneigten Ebene gruppirten sich die Sänger um das mit Fahnen, Standarten und Drapperien sinnig umgebene Brustbild des höchstseligen Großherzogs, gegenüber erhob sich die großherzogl. Loge, zur Seite war eine große Tribune für die eingeladenen Landleute eingerichtet, ringsum prangten Fahnen in den Landesfarben. Man hatte das Alexanderfest Händel's, diesen Lobgesang der Tonkunst auf sich selbst, für die Aufführung gewählt, — eine Cantate, die, wenn vielleicht auch mit andern Werken dieses Meisters nicht auf gleicher Linie stehend, doch ihrer Tendenz nach besser als die andern zur Gesammttendenz des Festes paßte. Die Ausführung entsprach in den meisten Stücken allen Erwartungen oder übertraf sie noch. Vor Allem müssen die Ensemble's, Chor, wie Orchester, rühmlichst hervorgehoben werden. Die Tonmassen quollen da hervor, wie aus einem einzigen Rieseninstrument, welches der Spieler mühelos mit einem Fingerdruck in Bewegung setzt. Donnerpoltern, Kriegslärm, bacchantischer Jubel, elegisch süße Liebesbegeisterung erklang in gleich richtiger Nüancirung und Wahrheit in den herrlichen Tönen des alten Tondichters. Solche Sicherheit und Präcision konnte nur das Resultat der sorgfältigsten Einzelstudieen, wie der mächtigen Begeisterung seyn, welche das gesammte Personal ergriffen hatte. Die Soli's waren dem Fräul. B. Fischer, Mitglied des hiesigen Dilettantenvereins, und den hiesigen Hofsängern HH. Breiting, Reichel und Pasque übertragen worden. Wir hätten es lieber gesehen, hätte man statt der letztern ebenfalls ausgezeichnete Dilettanten herzugezogen, da man jene ja vielfach sonst zu hören Gelegenheit hat. In der That glauben wir, ihre Leistungen nicht als glänzende bezeichnen zu können. Dagegen wollen wir gerne zugestehen, daß alle Drei am folgenden Tage in der Festoper „Cortez" bei weitem mehr genügten, als in fraglichem Konzert. Den meisten Beifall unter den Soli's hat sich Fräul. Fischer erworben. Es ist uns selten eine so seelenvolle, glockenreine, jugendfrische und unverkünstelt natürliche Stimme vorgekommen, wie die ihrige und wir treten gern dem Urtheil Schindler's, des bekannten Biographen Beethoven's, bei, der sie in einer Recension des vorjährigen niederrheinischen Musikfestes, in welchem Fräul. F. mitgewirkt hatte, den ersten deutschen Sopranstimmen der Gegenwart anreiht. Sie scheint vorzugsweise für die Cantilene und überhaupt für den getragenen Gesang geeignet, wie uns bei dieser Gelegenheit, wie in sonstigen hiesigen Konzerten, in welchen wir sie zu hören Gelegenheit hatten, vorkommen wollte. Wie Nachtigallenton klangen die einfachen Händel'schen Melodieen aus ihrer Kehle und selbst die Coloraturen, welche in ihrer altepischen Form ein an die Bravour der modernen Musik gewöhntes Ohr mitunter wie herunterpolterndes Felsengerölle gemahnen möchten, kamen wie ein heiteres Spiel der Stimme mit sich selbst zum Vorschein und ließen in einen leichten Triller lieblich aus. Begreiflicherweise vergaß man bei solchen Gesangsherrlichkeiten bald, daß Frau Pirscher, unsere sonst mit Recht gefeierte Primadonna, welche einen Theil der Soli's übernehmen sollte, aus uns unbekannten Gründen nicht mitwirkte. Den Schluß bildete ein tausendstimmiges Lebehoch für Se. k. Hoh. den Großherzog, in welches Jeder, von der Bedeutung des Tags und der Gewalt der Töne ergriffen, jubelnd einstimmte.

Wertheim, 9. Sept.

Gestern Abend dauerten die festlichen Einzüge der Liedertafeln fort. Am imposantesten war das Zusammentreffen der sämmtlichen obermainischen — von Würzburg aus mit Dampfschiffen — der untermainischen von Hanau an und der Taubenthäler, und das Ganze krönte die Ankunft Ihrer Frankfurter Landsleute, welche gerade eintrafen, als unsere Schloßruine in zauberischer Beleuchtung stand. Doch kaum wußte man, ob man das Großartige dieser Beleuchtung der freundlichen Ausschmückung des Dampfbootes mit farbigen Laternen und Ballons vorziehen sollte. Herzliche Freude belebte den Abend, dem heute die Hauptprobe und um 11 Uhr die Festproduction folgte. Ueber das Gelungene dieser Gesangsleistung herrscht nur Eine Stimme. Um drei Uhr versammeln sich die Sänger zu einem heitern Mahle in der Festhalle.

Auflösung des Anagramm's in Nro. 250.

Lampe, Palme, Ampel.

Mainwasser-Wärme.

Mittwoch, 11. Sept., Abends: 17 Grad. W. Gerlach.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 12. Sept. Das unterbrochene Opferfest, große Oper in 2 Abth., Musik von Winter.

Freitag, 13. Sept. Gastvorstellung der Mad. Weiß, Balletmeisterin des k. k. priv. Theaters in der Josephstadt in Wien, mit ihrem Ballet-Personale, bestehend aus 36 Eleven. — Schauspielvorstellung: Ich bleibe ledig, Lustspiel in 3 Abth.; frei nach dem Italienischen des Alberto Nota, von C. Blum.

Samstag, 14. Sept. Das Osterfest zu Paderborn, große heroische Oper in 3 Abtheil., von Dr. C. Heigel, Musik von Aloys Schmitt.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 255. Samstag den 14. September 1844.

Der Bauernkönig und die Jüdin.

(Von Johann Czynski.)

(Fortsetzung.)

„Du hast mir den Namen Freund gegeben, Gregor," sagte Ben Josef. „Du bist der erste Christ, der dies Wort zu einem Juden gesagt hat, Du sollst es nicht bereuen. Es ist wahr, unser Blut ist heiß, unsere Leidenschaften sind heftig. Wir hassen unsere Verfolger tödtlich; aber wir scheuen auch kein Opfer für Die, so uns eine helfende Hand reichen. Als ich Deine Lebensgeschichte erfahren, und als ich mich überzeugt hatte, mit welcher Treue Du Deinen Auftrag bei'm König ausgerichtet, da beschloß ich, Dein Glück zu machen, und traf Anstalten, um Deine Liebe zum Ziel zu führen und der auf Marja lastenden Unterdrückung ein Ende zu machen. Schon weiß sie, daß dringende Geschäfte Dich hindern, sie heut und morgen zu besuchen. Du siehst, daß ich errathen hatte, was in Deinem Herzen vorging, indem ich Deine Geliebte beruhigte. Auf der andern Seite fürchtete ich, der Herr von Wola möchte Dich am Hof oder im Gericht treffen und Dich verderben, indem er dem König Deine wahren Verhältnisse offenbarte. Um Dem vorzubeugen, habe ich aussprengen lassen, Dein Oheim, ein reicher Danziger Kaufmann, sey kürzlich gestorben, und habe Dir ein ungeheures Vermögen hinterlassen. Der jüdische Wirth zu Wola hat Deinem gnädigen Herrn die Geschichte so ausführlich erzählt, daß derselbe nicht nur keineswegs daran zweifelt, sondern schon einen Anschlag gemacht hat, Dir Dein Geld abzuborgen. Morgen wirst Du echte Besitzurkunden in Händen haben und Schriften, die Dich als Inhaber einer bedeutenden Handlung ausweisen."

Gregor wollte gerührt den Juden unterbrechen. Aber dieser ließ ihn nicht zu Wort kommen, und fuhr fort: „Höre mich an! das ist noch nicht Alles. Du brauchst Dir nur noch einige Tage den Zwang aufzulegen, diese Rolle zu spielen. So wie unsere Sache gewonnen ist, wird der König Dich adeln, Dich eigenhändig zum Ritter schlagen. Alsdann, verstehst Du (hier blitzten die Augen des Juden und er schnaubte), alsdann bist Du den mächtigsten Herren gleich, und kannst Genugthuung fordern vom Herrn von Wola, der auf unsern Tod sinnt und Marja unterdrückt. Du kannst ihm den Fuß auf den Nacken setzen und ihn empfinden lassen, daß ein gemeiner Mann so gut wie ein Adeliger fühlt und sich rächt."

Diese Worte drangen dem Jäger in die Seele. Seine Stirn glühte. Schon sah er sich mit seiner Geliebten vereint und triumphirend über Den, welcher ihn und sie so lange unterdrückt hatte. Schweigend drückte er die Hand Ben Josefs, und dieser lächelte, indem er den Jäger fest ansah, als wollt' er ihm sagen: Du wirst uns rächen.

Das Schweigen ward unterbrochen durch die Annäherung der reitenden Schaarwache und mehrere Edelleute, die zu Fuß waren. Der Trupp bewegte sich nach dem Gefängniß. In der Mitte desselben ging, seiner Fesseln entledigt, Ben Himmel. Niemand wagte, ihn zu beschimpfen oder zu mißhandeln, denn um dies zu verhüten, hatte der König der Wache einige Herren aus seinem Gefolge beigegeben. Wenn Ben Josef darüber erfreut war, so war er noch weit mehr bestürzt, Esterka nicht bei ihrem Vater zu sehen. Vergebens spähte sein Auge nach ihr. Vergebens wartete er auf sie, bis der Tag graute. Sie kam nicht in das Gefängniß zurück.

Neuntes Kapitel.

Der Adel, die Pfaffheit, der König.

Schon vergoldete die Morgenröthe den östlichen Himmel und ließ die Sterne erbleichen, und noch immer kam Esterka nicht zurück. Schon riefen die Glocken der Kirchen die Gläubigen zur Morgenandacht, schon gingen die Handwerker an ihr tägliches Geschäft, und noch war Niemand erschienen, welcher dem ungeduldig harrenden Hausirer Nachricht gegeben hätte. Mit all' seinem Scharfblick konnte er den Grund des Ausbleibens seiner Geliebten nicht errathen. Sobald er die ersten Sonnenstrahlen gewahrte, wandte er die Augen gen Himmel und stammelte in der Sprache seiner Väter ein Gebet, dessen Inbrunst sich in den fast krampfhaften Bewegungen seines Körpers offenbarte. Gregor, seinem Beispiel folgend, betete im Stillen das Vaterunser. Beide Männer, von entgegengesetztem Glauben, wandten sich in ähnlichen Gefühlen an denselben Gott, den gerechten Vater Aller.

Nachdem Ben Josef sein Gebet beendigt hatte, rief er: „Ich muß wieder in's Schloß." Er trat an ein dem Gefängniß gegenüber stehendes Häuschen und klopfte an das Fenster. Niemand rührte sich. Er murmelte einige hebräische Worte, und sogleich antwortete eine weibliche Stimme. Eine alte Jüdin erschien, und brachte einen Becher altes Kirschenwasser, welches die polnischen Juden so gut zu bereiten verstehen, und

welches Viele dem Meth und selbst dem Ungarwein vorziehen. „Ich habe seit vierundzwanzig Stunden nichts zu mir genommen," sagte Ben Josef zu Gregor. „Willst Du diesen Becher mit mir theilen? Auch Dir thut es noth, Deinen Leib zu stärken, damit Dein Geist besser handeln kann. Auf Deine Gesundheit!"

„Auf unsere Freundschaft!" erwiederte Gregor.

„Und auf's Wohlseyn der Unschuldigen!" fügte der Jude hinzu. Der Jude und der Christ, durch den Zufall zu einander geführt, durch Unglück und wechselseitiges Mitleid vereint, und troz der Verschiedenheit des Glaubens Freunde und Brüder, leerten gemeinschaftlich den Becher. Die alte Jüdin nahm dem Hausirer seinen Mantel und seine Laterne ab, und brachte ihm sein Kästchen und eine Vogelfalle zurück. Ben Josef hing das Kästchen auf den Rücken und sagte: „Der Allmächtige lohne Dir Deine Dienste, gutes Weib!"

„Der Allmächtige segne Dich in Deinem Beginnen!" erwiederte die Alte und kehrte in das Haus zurück.

Ben Josef krümmte sich, zog die Mütze ab und nahm seine gewöhnliche demüthige Haltung an. Scherzend wandte er sich zu Gregor und sagte ihm: „Kauft Ihr Etwas, gnädiger Herr? Federn? Federmesser? Kämme? Seife? Ich verkaufe unter dem Preis, mit Verlust; laßt mich Handgeld lösen!" Dabei lachte er und legte seine Freude an den Tag, daß er einen Freund habe, welcher die Selbstverläugnung zu schätzen wußte, welche zum Betrieb eines so niedrigen Geschäfts gehörte für einen mit höheren Fähigkeiten begabten Menschen. „Gregor," sagte er ernsthaft, „dieser demüthigen Haltung, diesen erniedrigenden Fratzen wird Israel vielleicht seine Rettung verdanken. Gehe jetzt an Dein Geschäft. Wenn Du an Marja schreiben willst, so gieb den Brief der guten Frau, die uns das Kirschenwasser gereicht hat, und sage ihr, daß Du auf mein Geheiß zu ihr kommst. Sie wird Dir rasch und verschwiegen dienen. Leb' wohl, Freund; ich gehe auf's Schloß."

(Fortsetzung folgt.)

Marschall Bugeaud,

Generalgouverneur von Algerien.

(Fortsetzung.)

Welches feste Vertrauen die Regierung auf Bugeaud's Treue und Diensteifer setzte, ergab sich hauptsächlich daraus, daß ihm im Januar 1833 das Kommando von Stadt und Schloß Blaye, unweit Bordeaux, wo die Herzogin von Berry in Gefangenschaft gehalten wurde, übertragen ward. Dieser höchst schwierige und delikate Auftrag seines Königs zog ihm eben so wie seine parlamentarische Thätigkeit eine Reihe bitterer Angriffe und Schmähungen zu. Die Partei der Karlisten beschuldigte ihn allerlei Gewaltthätigkeiten und unritterlicher Behandlung der Herzogin, die Republikaner hingegen bezeichneten ihn laut als eine feile Seele des verhaßten Juste-Milieu, als einen Mann, der sich nicht scheue, des leidigen Geldes wegen die Rolle eines Kerkermeisters zu spielen. Diese Beschuldigungen, von seinen erbitterten Gegnern mit allzu grellen Farben aufgetragen, haben ihm in der öffentlichen Meinung vielen Schaden zugefügt. Er suchte sie dadurch zu widerlegen, daß er jegliche Entschädigung für diesen Königsdienst zurückwies und die Regierung ersuchte, das Geld auf Anlegung von Brunnen in zwei Gemeinden seines Departements zu verwenden. Diese Anfeindungen machten aber seinen reizbaren Charakter noch schroffer als zuvor und bewogen ihn, mit aller Kraft und Energie in der Kammer der Opposition entgegenzutreten. Die Erbitterung gegen ihn machte sich dem zu Folge selbst in der Kammer Luft. Ein junger Deputirter, Dulong, ging in seinem Feuereifer so weit, daß er ihm zu Folge einer Behauptung, daß die erste Pflicht eines Soldaten militärischer Gehorsam sey, die Frage vorlegte: „Ob ein solcher Gehorsam sich auch bis zur Schmach und so weit erstrecken dürfe, daß man sich zum Kerkermeister eines Staatsgefängnisses machen lassen müsse." Ein Zweikampf war die unausbleibliche Folge solch' einer öffentlichen Beschimpfung. Bugeaud brachte seinem Gegner eine tödtliche Wunde bei, an welcher dieser den Tag nach dem Duell starb. Dies hieß Oel ins Feuer gießen. Die Opposition überschüttete ihn mit pasquillartigen Vorwürfen, ja das ganze Ministerium, welches ihn dennoch nicht fallen ließ, ward mit giftigen Pfeilen verwundet, insbesondere auch deshalb, weil der General Rumigny, ein Adjutant des Königs, Secundantenstelle bei diesem Duell vertreten hatte. Bugeaud selbst aber hielt deshalb nur noch fester an der Partei des Ministeriums und ließ sich von seinem Ungestüm so weit hinreißen, daß ihn der Präsident förmlich zur Ruhe verweisen mußte, als er äußerte, Deputirte, wie Berryer, gehörten gar nicht in die Kammer. Natürlich fanden die Gesetze gegen Associationen und gegen das unerlaubte Führen von Munition und Waffen an ihm einen starken Vertreter, wie er denn auch eifrigst auf die Zuschüsse für ein ansehnliches stehendes Heer drang. Sein Departement empfing ihn bei seiner Heimkehr mit Jubel und kurz darauf fiel die Wahl eines Deputirten von Erideuil abermals auf ihn. In den Verhandlungen des Jahres 1835 eiferte er gegen die Wahlreform, gegen ein allgemeines Stimmrecht, gegen die Preßfreiheit der Journale und andere Gesetzvorschläge, ganz im Sinne des Ministeriums, dessen ergebene Seele er war, weshalb auch die Septembergesetze an ihm einen Lobredner fanden. Damals erschien seine Schrift: „De l'organisation de l'armée avec l'infanterie, partie détachée et partie cantonée," Paris 1835. In den Verhandlungen des nächsten Jahres zeigte er sich parlamentarisch thätig vorzüglich bei Fragen, welche das Departement des Kriegs, des Handels, der Industrie und des Landbaus betrafen. Den Dank der Menge verstand er in den Kammerdebatten nicht zu erwerben.

Eine interessantere und lohnendere Epoche seines Lebens beginnt mit dem Jahre 1836, wo ihm die Regierung das Kommando über die Provinz Oran anvertraute. In Afrika stand damals die französische Sache auf einem schlimmen Punkte. Abd-el-Kader hatte die kleine Garnison von Tlemcen in solche Bedrängniß gestürzt, daß man als einziges Mittel, derselben die nöthige Zufuhr gewähren zu können, ein verschanztes Lager an der Mündung der Tafna errichtete. Abd-el-Kader stürzte aber auch dieses in solche Noth und Gefahr, daß die Regierung, auf die Nachricht davon, sofort den General Bugeaud zum Entsatz des furchtbar bedrängten Generals d'Arlanges mit 5000 Mann aus Frankreich nach Afrika an die Mündung der Tafna absandte. Bugeaud, der den 6. Juni daselbst landete, befreite das Lager von der Blokade der Araber. Und als Abd-el-Kader, der durch mehrere Vortheile

über die Franzosen, insbesondere aber durch sein Unternehmen gegen den Bey von Medeah, neuen Feuereifer in die arabischen Stämme gegossen hatte, darauf sogleich mehrere andere Ortschaften ebenfalls hart bedrängte, so nahm Bugeaud seinen Marsch sofort über Oran nach dem blokirten Tlemcen. Unterwegs schlug er mit seinen 6000 Mann eine Abtheilung des feindlichen Heeres in die Flucht, zog dann ungehindert mit einer Caravane von Proviant und Munition gen Tlemcen, in dessen Nähe er einen zweiten, zwar kurzen, aber heißen Kampf mit den Arabern zu bestehen hatte. Die Verproviantirung der Stadt war aber gelungen und er begab sich in das Lager an der Tafna zurück. Abd-el-Kader ließ nicht lange auf sich warten. Er erschien mit neuen Streitkräften an der Tafna, um den Weg nach Tlemcen zu versperren. Dies brauchte neue Zufuhr. Bugeaud stellte sich an die Spitze einer zweiten Caravane, wurde von Abd-el-Kader angegriffen, ließ sich aber erst den 6. Juli 1836 am Flusse Sika, wo er eine gute Stellung gefaßt hatte, in einen Kampf mit demselben ein.

(Fortsetzung folgt.)

Literatur.

„F. C. Schlosser's Weltgeschichte für das deutsche Volk." Unter Mitwirkung des Verfassers bearbeitet von Dr. G. L. Kriegk. Frankfurt a. M., 1844, bei Franz Varrentrapp (Ph. Krebs).

Der erste Band dieses vielbesprochenen Werkes liegt nun vollständig vor, befindet sich in den Händen von Tausenden wißbegieriger Besitzer und eröffnet eine mit Freuden begrüßte Unternehmung. In einer ausführlichen Vorrede berichtet Schlosser nicht nur über die Geschichte der Entstehung dieses neuen Werkes, sondern verbreitet sich auch über die sowohl demselben, als auch der Behandlung der Weltgeschichte im Allgemeinen zu Grunde liegenden Prinzipien. Das Vorwort verdient mit aller Aufmerksamkeit gelesen zu werden, da es gehaltvolle Andeutungen und geistreiche Ansichten enthält. Es wäre überflüßig, über die großen Verdienste F. C. Schlosser's, des berühmten deutschen Geschichtsschreibers, des unermüdlichen und gelehrten Forschers, des scharfsinnigen Denkers, des geistreichen Beobachters der Zeiten und Menschen, des unparteiischen Freundes alles Wahren und Schönen, des Repräsentanten deutscher Erudition und Tiefe, noch Etwas sagen zu wollen. Aller Orten kennt und ehrt man ihn und in allen Bibliotheken prangen die Schätze seiner Forschungen und Studien. Schlosser's Weltgeschichte, die eigentlich nur für Gelehrte bestimmt ist, allen Gebildeten im deutschen Volke zugänglich und nutzbar zu machen, dies war ein eben so schwieriges, als dankenswerthes Beginnen und daß Hr. Dr. Kriegk die nicht geringe Befähigung für eine solche Arbeit besitzt, bezeugt demselben Schlosser selbst und zwar in einer Beide gleich ehrenden Weise. Hr. Dr. Kriegk hat sich indessen nicht, wie Mancher etwa glauben könnte, die Aufgabe gestellt, Schlosser's Weltgeschichte für das Bedürfniß einer leichten Unterhaltungslectüre oder gar für den Toilettentisch der Damen zu bearbeiten, sondern er hat beabsichtigt, dem Ernste der Geschichte sich anzuschließen und dem Studium derselben ein gediegenes und gründliches Buch zu bieten. Schlosser sagt in seiner Vorrede: „Was die Materie angeht, so wollte der Verfasser dem deutschen Publikum, welches ihm viele und gütige Aufmerksamkeit und ein Zutrauen bewies, das er zu verdienen suchen mußte, durchaus nichts Anderes als den wesentlichen Inhalt des universalhistorischen Abrisses und der Weltgeschichte liefern. Er wollte den in den erwähnten Büchern enthaltenen Gedanken und Thatsachen durchaus nichts Fremdes beimischen, den Umfang des Werks aber doch auf eine kleinere Anzahl von Bänden beschränken und nur Dasjenige mittheilen, was verstanden werden kann, ohne daß man die Studien gemacht habe, die bei dem universalhistorischen Abriß wie bei der Weltgeschichte vorausgesetzt werden. Die Umänderung der Form schien ihm, außer der an und für sich leichteren Auflösung der verwickelten Perioden und der Weglassung der eingeschalteten und eingeschachtelten Reihen von Sätzen in der Weltgeschichte, ebenfalls große Schwierigkeit zu haben. Auf der einen Seite sollte der Vortrag leicht und klar, das Buch ohne Mühe lesbar werden, auf der andern sollte der Nachdruck gedrängter Rede und die Eigenthümlichkeit eines der Individualität des Verfassers angemessenen Ausdrucks beibehalten, und wo möglich Worte und Sätze des zu Grunde liegenden Werkes selbst in das neue aufgenommen werden. Hr. Kriegk hatte also nicht völlig freie Hand in Rücksicht der Form, er mußte auf die Grundsätze des Verfassers Rücksicht nehmen, er durfte die Individualität desselben durch den Styl nicht verzerren. Hr. Kriegk hat daher auch mit einem sehr richtigen Takt durchaus nicht nach Schönschreiberei gestrebt, sondern sich auf Klarheit, auf einfache und ungesuchte Zierlichkeit und Richtigkeit des Ausdrucks beschränkt. Der Verfasser kann dies um so mehr bezeugen, als er die Handschrift dieser ersten Abtheilung auch in dieser Beziehung Wort für Wort mit der größten Aufmerksamkeit gelesen und geprüft, und sogar hie und da am Rande dem Verfasser derselben Verbesserungsvorschläge gemacht hat. Es soll daher, weil gewiß auch das Publikum damit zufrieden seyn wird, dieselbe Regel (in Rücksicht der Form) durch das ganze Werk hindurch beobachtet werden, nur wenige Fälle ausgenommen. Das heißt mit andern Worten, Hr. Kriegk wird nur an den wenigen Stellen, wo auch der Verfasser in dem Abriß und der Weltgeschichte aus guten Gründen dies vorgezogen hatte, mehr zum Gefühl als zum Verstande zu reden, und durch Beibehaltung der Sätze des Originals auf das Herz einzuwirken, nicht blos den Kopf zu belehren suchen." — Nach den hier ausgesprochenen Grundsätzen hat Dr. Kriegk mit eben so viel Fleiß und Umsicht, als mit Pietät für seinen Meister verfahren und es ist ihm gelungen, sein vorgestecktes Ziel zu erreichen. In klarer und gedrängter, für jeden Gebildeten faßlicher, aber nicht nach Schönrednerei haschender Darstellung führt er uns die großartigen Erscheinungen der Historie vor und eröffnet die Wanderung durch ein Gebiet des menschlichen Wissens, welches nicht spielend durchlaufen, sondern mit dem vollen Bewußtseyn des rüstigen, nach Belehrung sich sehnenden Geistes durchschritten und durcharbeitet werden soll; er bietet eine Weltgeschichte in der wahren und höhern Bedeutung des Wortes. Wer sie in solcher Absicht zur Hand nimmt, der wird finden, was er sucht, und sie wird ihm zu einer Quelle der Belehrung, zu einer Leuchte der Wahrheit, zu einem Spiegel der Zeiten und zu einem Weltgerichte werden. Freunde der Geschichte, oder Solche, welche sich mit derselben erst befreunden wollen, werden beim Studium des vorliegenden ersten Bandes dem Werke eine bessere Lobrede halten, als es in einem flüchtigen Tageblatte, das nur andeuten und nicht gelehrt beurtheilen will, geschehen kann. Der gegenwärtige Band umfaßt die Geschichte der alten Welt und zwar der Chinesen, Indier, Babylonier und Assyrer, Egypter, Israeliten, Phönicier, Meder und Perser, dann der Griechen, von deren Urzeit bis zum Schluß des peloponnesischen Kriegs. Mit der Erzählung der wichtigsten Ereignisse gehen die kulturhistorischen Momente Hand in Hand und aus der Masse der Begebenheiten treten die hervorragenden Helden, Herrscher, Gesetzgeber und Weisen lebendig heraus. Somit freuen wir uns, den Gebildeten im Volke ein Werk zur Anzeige zu bringen, das, wie alles wahrhaft Werthvolle und Gediegene, seine Anerkennung finden und als eine neue Zierde unserer Literatur begrüßt werden wird.

W.

Korrespondenz.

Karlsruhe, 9. Sept.

Das vielbesprochene erste badische Gesangfest ist gestern in unserer Residenz gefeiert worden und hat im Allgemeinen sehr angesprochen, obgleich es keineswegs so großartig war, als es Anfangs erwartet worden war. Immerhin war es ein erfreuliches Fest, geeignet, mit der Zeit jenen Geist auch hierher zu verpflanzen, der hier durchaus fehlt und ohne den es kein öffentliches, kein geselliges

Leben gibt, den Geist der Herzlichkeit, Brüderlichkeit, des Gemeinsinns und der Gemüthlichkeit. Die von auswärts her angesagten Liederkränze wurden sämmtlich am Eisenbahnhof durch eine eigens dazu abgeordnete Deputation empfangen und in das schön und geschmackvoll ausgeschmückte Lokal der Gesellschaft „Eintracht" geführt, welches den Sammelplatz bildete. Die Production im großherzogl. Hoftheater, wo um 10 Uhr auch die erste und einzige Generalprobe stattfand, war sehr gelungen und hatte sich des allseitigen rauschendsten Beifalls zu erfreuen. Das Ganze leitete der Hofkapellmeister Strauß. „Alles mit Gott", von Julius Grobe, war das erste von sämmtlichen Vereinen ausgeführte Lied. Auf das zweite, „Sängergruß", folgte das „deutsche Vaterlandslied", ausgeführt vom Lahrer Verein, welcher die Anregung zum Feste gegeben. Die weiteren Lieder: „der Jäger Abschied", „der Friede", „das deutsche Lied", „Bundeslied" von Mozart, „Blücher am Rhein", „der Männerchor", „die Sterne" wurden alle, theils von einzelnen Vereinen, theils von der Gesammtheit vorgetragen und zeigten eine Zusammenstimmung und Präcision, die Nichts zu wünschen übrig ließen. „Des Deutschen Vaterland" machte den Schluß unter dem allgemeinsten Applaus. Se. k. Hoh. der Großherzog hatte der Production angewohnt und zwar mit dem sichtbarsten Vergnügen, daher er nach der Beendigung derselben den Sängern durch Freiherrn v. Auffenberg seine Zufriedenheit mit dem Bedeuten ausdrücken ließ, daß er die sämmtlichen Kosten auf seine Privatkasse übernehme. Durch die schön mit Laub- und Blumengewinden und zahlreichen Fahnen geschmückte Waldstraße, die theilweise geschmückte lange Straße bewegte sich der Zug unter Vortragung der Fahnen der einzelnen Liederkränze nach dem Local der Eintracht, wo ein fröhliches Mahl eingenommen, schöne Reden gehalten, Toaste ausgebracht, gesungen und gejubelt wurde bis zum Abend. Schöne Worte waren zu hören, aber leider nur für die eigentlichen Theilnehmer des Festes, von welchen das übrige Publikum, ganz entgegen den Gesangfesten am Rheine und in Würtemberg, völlig ausgeschlossen war. Der Festball, welchen der Bürgerverein veranstaltet hatte, war weit weniger besucht, als es der Fall gewesen wäre ohne eine aus lächerlichem und gespreiztem Spießbürgerhochmuth hervorgegangene Bestimmung, die es den meisten Sängern zur Ehrensache machte, nicht zu erscheinen. Wir wollen uns nicht weiter darüber verbreiten, hätten aber sehr gewünscht, die Bürgergesellschaft hätte sich nur halb so loyal gezeigt, als die „Eintracht", welche ohne vorheriges Prahlen Alles aufbot, die Gesetze der Gastfreundschaft im vollsten Sinne des Worts zu erfüllen. Die Erinnerung an das erste badische Gesangfest wäre alsdann eine weit erfreulichere und würde Karlsruhe's Bürgerschaft Ehre machen. Eine öftere Wiederholung dieses Festes wünschen wir von ganzem Herzen, welches als ein großartiges bezeichnen zu können, uns große Freude gemacht hätte.

Wertheim, 10. Sept.

Noch ist unser Liederfest nicht geendet, aber es bietet schon Stoff genug zu einer Korrespondenz für die öffentlichen Blätter. Wenn schon das vergangene Jahr das Gesangfest zu Schweinfurt Beweise lieferte, wie viel in der edlen Kunst des Gesanges auch in unserm glücklichen Franken geleistet werden kann, so gab die gestrige Production einen noch glänzenderen Beleg hierzu. Es waren an 650 Sänger versammelt und dennoch herrschte in der Durchführung der einzelnen Gesangstücke nicht allein Präcision, sondern auch eine so feine, geschmackvolle Auffassung, daß die einzelnen musikalischen Figuren deutlich hervortraten. Vieles mag die umsichtige und sichere Leitung des Dirigenten Hrn. Lambinus dazu beigetragen haben. Die Auswahl war gut; es mangelte, etwa das Reinkomische ausgenommen, kein Genre. Besonders sprach ein Festmarsch von Ihrem Speier, die bekannte Mendelssohn'sche: „des Jägers Abschied" und die Maurer'sche Composition: „der Gesang" an. Auch das Vaterlandslied von dem jungen, talentvollen Würzburger Componisten V. L. Becker fand vielen Beifall und erfahrne Kenner lobten die Instrumentirung desselben außerordentlich. Hr. Lambinus hatte den Eingangschoral vorzüglich arrangirt. Ein wenigstens eben so großes Lob als die eigentliche Gesangsproduction erhielt deren Begleitung durch die Würzburger Artillerie- (Blech-) Musik. Die Präcision und die Zartheit wurde gleich bewundert. Das Städtchen war ganz artig aufgeputzt worden; alle Dampfschiffe trugen geschmackvolle Decorationen, aber am schönsten war die Ankunft des Frankfurter Schiffes, das, herrlich beleuchtet, unter dem Jubelrufe der Menge anfuhr. Die Anstalten, durch die Liberalität des Fürsten und Erbprinzen unterstützt, waren ganz vorzüglich. Uebrigens kam die Einweihung des vortrefflichen Winter'schen Hotels, „der Löwensteiner Hof", gerade zur rechten Zeit; denn sonst würde doch in dem kleinen Städtchen Manches gefehlt haben. Mittags wurde in der Liederhalle getafelt. Von den Trinksprüchen und Toasten erwähne ich nur den des Erbprinzen, der geschmackvoll und dennoch einfach den fremden Sängern für ihre Anwesenheit dankte. Von musikalischen Notabilitäten sah ich den berühmten Würzburger Quartett-Componisten Eisenhofer und Ihren Heinrich Neeb; von literarischen den alten Bötticher aus Erlangen, der vergnügt im Kreise junger Musensöhne sich bewegte.

Rödelheim, 13. Sept.

Künftigen Sonntag den 15. d. Mts. wird auch bei uns eines jener beliebten Feste der Neuzeit, ein Gesangsfest, gefeiert werden und, nach den bereits getroffenen Vorbereitungen zu urtheilen, dürfte sich dasselbe seinen andern Schwestern würdig anschließen. An 24 Gesangvereine der Umgegend ist von dem hiesigen, unter Leitung des Hrn. Candidaten Buß stehenden „Liederkranz" die Einladung zur Mitwirkung ergangen und die meisten derselben haben zugesagt, so daß auf eine bedeutende Masse von Gesangskräften zu rechnen ist. Die Productionen werden im Freien stattfinden, zu welchem Behufe unser humaner Polizeichef einen unfern des Gasthauses zum Frankfurter Hof gelegenen, sehr geeigneten freien Platz mit anerkennenswerther Bereitwilligkeit angewiesen hat. Schon werden die Räume abgesteckt und auch von Seiten des Gasthalters zum Frankfurter Hofe, Hrn. Wegerth, trifft man bereits Vorkehrungen, damit es den Sängern nach vollbrachtem Tagewerke nicht an den nöthigen Erfrischungen mangle. Wir sehen einem zahlreichen Zuspruch entgegen und es können unsere geehrten Gäste bei dieser Gelegenheit zugleich zum letzten Male unser weitberühmtes Pflaster bewundern und sich seinen körperstärkenden Einwirkungen hingeben, ein Vergnügen, das in einigen Wochen nicht mehr möglich ist, indem alsdann die langersehnte Umpflasterung, zu welcher alle Vorarbeiten schon beendet sind, stattgefunden haben wird. — Wenn es bis Sonntag regnet, sind wir und namentlich Hr. Wegerth nicht schuld daran.

Mainwasser-Wärme.

Donnerstag, 12. Sept., Abends: 16 Grad. W. Gerlach.

Theater-Anzeige.

Freitag, 13. Sept. Gastvorstellung der Mad. Weiß, Balletmeisterin des k. k. priv. Theaters in der Josephstadt in Wien, mit ihrem Ballet-Personale, bestehend aus 36 Eleven. — Schauspielvorstellung: Ich bleibe ledig, Lustspiel in 3 Abth.; frei nach dem Italienischen des Alberto Nota, von C. Blum.

Samstag, 14. Sept. Das Osterfest zu Paderborn, große heroische Oper in 3 Abtheil., von Dr. C. Heigel, Musik von Aloys Schmitt.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 256. Sonntag, den 15. September 1844.

Der Bauernkönig und die Jüdin.

(Von Johann Czynski.)

(Fortsetzung.)

Tags zuvor war die Wohnung des Königs verlassen gewesen. Heute bot sie den belebtesten Anblick dar. Hohe, breite schwere Wagen hielten in langer Reihe im Hof. Heiducken führten reichgeschirrte Pferde, und zahlreiche Diener hielten die Pelzmäntel ihrer Herren. Ben Josef errieth, daß, trotz der frühen Stunde, das Schloß stark besucht war. In diesem Augenblick zum König zu kommen, war schwierig, besonders für einen Juden, für ein Mitglied des verwünschten und verfolgten Stammes, in welchem die ganze Bevölkerung von Krakau nur Mörder von Christenkindern sah. Aber Ben Josef verlor nicht den Muth. Er belustigte die Wachen durch seinen Gesang, erwarb sich das Wohlwollen der Edelleute durch Verehrung von allerlei Kleinigkeiten, und selbst die Nachsicht der Priester wußte er zu gewinnen, indem er ihnen seine Waaren fast für nichts verkaufte. Links und rechts grüßend, mit Jedem sprechend, und Allen sich angenehm machend, wußte er bis in den großen Saal zu gelangen, wo die großen Herren und die Prälaten auf Gehör bei dem König warteten.

„Seht, edle Herren, wie man uns behandelt," sagte der Herr von Wola. „Die Nation wartet im Vorzimmer, und der König bringt derweilen seine Zeit mit dem Gesindel zu. Meiner Treu, heutzutag ist es besser, Leibeigener oder Bürger zu seyn, als ein Abkömmling des Urstamms!"

„Bei der Mutter Gottes!" rief der Priester Martin, „unter den früheren Regierungen gingen die Sachen nicht diesen Gang. Die Ahnen Kasimirs wußten besser die Geistlichkeit und den Ritterstand zu schätzen."

„Wenn ich länger warten soll, gehe ich lieber fort. — Ich auch. — Und ich. — Mit seiner Vorliebe für die Leibeigenen ist Kasimir kein König der Nation, sondern ein Bauernkönig. — Ja, das ist richtig: ein Bauernkönig." So äußerten sich Verschiedene, und die Herrn von Adel lachten und die Pfaffen grins'ten.

„Da er sich so gut in ihrer Gesellschaft unterhält, so mag er bei ihnen bleiben, und wir gehen weg," sagte der Herr von Wola. „Länger warten, hieße keine Selbstachtung haben."

„Geduldet Euch einen Augenblick, edle Herren!" nahm in ernstem Ton der königliche Rath, Jakob von Melchtin, das Wort. „Seine Majestät hat in diesem Augenblick Handwerker bei sich, die aus Deutschland gekommen sind, und entwirft Plane zu nützlichen Bauwerken, zu neuen Städten und Dörfern. Er läßt Euch durch mich bitten, zu warten, und meint, große Herren hätten mehr Zeit zu verlieren, als Handwerker, die von ihrer Arbeit leben."

Diese Botschaft rief neue Ausbrüche der Unzufriedenheit hervor: „Immer Bevorzugung der Fremden! — Vielleicht der Juden! — Unser altes Polen soll ein Jahrmarkt werden, auf welchem das Gesindel aus aller Welt zusammenströmt! — Unsere Ahnen wußten weder von Juden noch von Deutschen, und lebten ruhig und glücklich!"

Während die Großen so ihrem Unwillen Luft machten, bemerkte Ben Josef den Zwerg und sagte: „Lieber guter Herr, ich hab' doch für Euch etwas gar Kostbares."

„Das wäre zu wünschen," erwiederte der Zwerg mit gerunzelter Stirn. „Die Peitsche, die Du mir gegeben, taugt nichts, denn schon ist der Strick daran losgegangen."

„Ich will sie Euch wieder machen, oder besser, ich will Euch eine andere bringen, die länger halten soll als die Haut des Hundes, den Ihr gern kitzelt. — Aber hier ist Etwas zum Zeitvertreib — ein Wunderwerk! Was sagt Ihr dazu?" Und er zeigte die Falle, welche die alte Jüdin ihm gegeben hatte.

„Was ist denn das?" fragte der Zwerg.

„Nu?" entgegnete der Jude, „es giebt doch hier im Schloß viel naseweise Spatzen, die an den Fenstern herumspazieren, als wenn das Schloß ihnen wäre!"

„Was ist mit den Spatzen?" fragte der Zwerg, der diese Einleitung nicht verstand.

„Wenn Ihr die Vögel für ihre Frechheit strafen wollt, braucht Ihr nur diese Falle an's Fenster zu stellen und einige Waizenkörner darauf zu streuen. Die Vögel werden kommen, um zu picken, und ihre Füße werden sich in der Schlinge fangen."

„Ah! jetzt versteh' ich's!" rief der Zwerg.

„Wenn sie gefangen sind, könnt Ihr sie lebendig rupfen, um sie zu lehren, vor der königlichen Wohnung Respekt zu haben," fuhr der Jude fort.

„Was willst Du für Deine Falle?" fragte mit schlecht verhehlter Begierde der Zwerg. „Viel ist nicht daran — ein Stück Holz und ein paar Fäden."

„Verkauf ich die Sachen, lieber Herr?“ entgegnete der Jude. „Ich werde mich geschmeichelt finden, wenn Ihr diese Kleinigkeit annehmen wollt. Nur habt die Güte, die edle Rokiczana zu fragen, ob sie meiner Dienste nicht bedarf.“

„Meiner Treu, Du bist nicht wie die andern Juden,“ sagte der Zwerg. „Bei den andern Juden heißt's immer: Geld! Geld! Warte, ich will Dir gleich Antwort bringen.“

Der Oberstkämmerer erschien und sagte: „Edle Herren, der König ruft Euch!“ Priester und Edle traten in den Audienzsaal, während der Zwerg dem Juden meldete, daß Rokiczana ihn sprechen wollte.

Der König hatte um sich her Karten und Pläne liegen und verschiedene Stoffe, welche die deutschen Handwerker ihm als Muster mitgebracht hatten. „Willkommen, edle Herren,“ sagte er leutselig. „Ich habe Euch warten lassen; aber Ihr werdet mir darum nicht zürnen, wenn Ihr wißt, womit ich beschäftigt gewesen bin. In einigen Jahren werdet Ihr unser altes Polen nicht mehr wiedererkennen. Ich will, daß es sich mit einer betriebsamen Bevölkerung bedecke, daß hundert neue Städte sich erheben mit Werkstätten jeder Art, welche die Erzeugnisse unseres fruchtbaren Bodens verarbeiten. Wir werden nicht mehr nöthig haben, Tuch in Brüssel und Leinwand in Magdeburg zu holen. Ihr werdet nicht mehr die fremden Kaufleute anzubetteln brauchen, damit sie Euch die Erzeugnisse Eurer Güter abkaufen. Hier zu Krakau sollen Euch die heimischen Gewerbleute Euren Waizen und Eure Wolle zum voraus bezahlen, und meine eigenen Schiffe sollen die Erzeugnisse des polnischen Gewerbfleißes nach Danzig führen. Edle Herren, ich verspreche Euch eine neue Zeit des Wohlstandes und des Ruhmes.“

„Herr König,“ nahm der Pan von Wola das Wort, „Gott segne Eure Herrschaft. Wir Alle sind von der Reinheit Eurer Absichten überzeugt. Aber es gebührt Eurem treuen Adel und Eurer ergebenen Geistlichkeit, Euch aufmerksam zu machen, wenn die Nation in Gefahr ist. Wir erkennen an, daß das Land großen Vortheil ziehen kann von den Handwerkern, welche Ihr aus Deutschland kommen laßt. Aber neben dem Honig kann sich Galle finden. Hütet Euch, Herr König, daß Ihr nicht in dem treulosen Fremdling die Schlange aufnährt. Wenn wir unser Land zum Zufluchtsort aller Strolche machen, so setzen wir unsere Habe, das Leben unserer Kinder und die Religion unserer Väter in Gefahr.“

„Ja, Herr König,“ fügte der Priester Martin hinzu. „Mit Schmerz sieht die heilige Kirche den Schutz, welchen Ihr den Ketzern und Ungläubigen gewährt. Alle christlichen Länder haben die verfluchte Art verjagt, welche den Gottmenschen geschlachtet hat, und Ihr nehmt sie auf, schützt sie, ja Ihr vertheidigt sie sogar dann, wann unter Euren Augen die ungläubigen Mörder die Kinder der Gläubigen erwürgen.“

„Blut um Blut! — Das Verbrechen heischt Rache!“ riefen verschiedene Stimmen.

(Fortsetzung folgt.)

Marschall Bugeaud,
Generalgouverneur von Algerien.

(Fortsetzung.)

Die Macht der Feinde bestand ungefähr aus 7000 Mann, unter welchen sich über 1000 Mann regulärer Infanterie befanden. Der Kampf wurde wahrhaft mörderisch. Die Infanterie, in eine Schlucht hineingetrieben, wurde beinahe ganz vernichtet und 130 Mann derselben lebendig gefangen. Die Kavallerie wurde in die Flucht geschlagen und ließ viele Fahnen und Waffen auf dem Wahlplatz, den 12 — 1500 Araber und Kabylen bedeckten. Das waren übrigens die ersten Gefangenen, welche in die Hände der Franzosen fielen. Sie wurden nach Marseille transportirt, später jedoch dem Abd-el-Kader wieder ausgeliefert. Trotz dieses Sieges ward Abd-el-Kader's Streitlust und sein Uebergewicht in der Provinz Oran nicht erschüttert.

Bugeaud kehrte ruhmgekrönt nach Frankreich zurück, wo er kurz vorher in Anerkennung seiner Verdienste zum General-Lieutenant ernannt worden war und wo die Wahl eines Deputirten von Exideuil abermals auf ihn fiel. In Afrika aber blieb die Sachlage mißlich wie zuvor. Der unglückliche Ausgang der ersten Expedition gegen Constantine brachte der Stellung der Franzosen in Oran, insbesondere aber den Orten Oran und Tlemcen, so wie dem Lager an der Tafna, nicht geringe Gefahr. Je mehr sich bei den Arabern der Glaube an die Furchtbarkeit und an das Schrecken der französischen Waffen verlor, desto kühner wurde Abd-el-Kader. In Frankreich selbst trat die Opposition gegen Clauzel's Kriegssystem gewaltiger, als je, hervor. Man glühte eines Theils, die erlittene Schmach auszuwetzen, und beabsichtigte eine zweite Expedition gegen Constantine unter Damrémont, Clauzel's Nachfolger; andern Theils rieth man dringend zu einem gemäßigteren und friedlichern Uebereinkommen mit den Eingeborenen der Provinzen in Afrika. In solchen Absichten ward Bugeaud im Frühjahr 1837 zum zweiten Mal nach Oran abgesandt. Er begann mit den Waffen in der Hand so ernstliche Demonstrationen in der Provinz Oran gegen Abd-el-Kader und dessen Verbündete, daß dieser die gewünschten Unterhandlungen anknüpfte, welche am 30. Mai 1837 zu dem Vertrag an der Tafna führten. Dieser Vergleich setzte auf's neue die Opposition gegen Bugeaud in Bewegung. Die Art des Abschlusses, noch mehr aber der Inhalt des Vertrags, welcher Abd-el-Kader gewissermaßen als Chef der arabischen Nationen betrachtete und ihm, anstatt ihn zu beschränken und zu hindern, einen viel zu großen Einfluß und sogar eine direkte Verwaltung eines großen Theils von Algerien gestattete, wurde als nachtheilig und schimpflich für Frankreich geschildert. Der Erfolg bewies Das und Bugeaud räumte selbst später seinen Irrthum und Fehler ein. Zwar wurde durch diesen Vertrag die Ruhe in der Provinz Oran hergestellt, Damrémont bekam auch leichteres Spiel in den andern beiden Provinzen und konnte nach Algiers Beruhigung den zweiten Zug gegen Constantine unternehmen, dessen Erstürmung nach Damrémonts Heldentode durch Valée den 13. Oktober 1837 ins Werk gesetzt wurde; aber die darauf gebauten Hoffnungen und Pläne in Betreff des Krieges und der Colonisation gingen nicht nach Wunsch in Erfüllung. Abd-el-Kader benutzte die Fehler des Vertrags an der Tafna mit List und Gewandtheit, organisirte die Regierungsform der von ihm abhängigen Gebiete, schuf sich eine reguläre Armee, die ihm größeres Ansehen und neuen Anhang verschaffte und ihn auf den Standpunkt setzte, den Krieg im Jahre 1839 mit erneuter Kraft und Lust beginnen zu können. Bugeaud behielt das Oberkommando in Oran bis zu Anfang des Jahres 1838

und suchte in dieser Zeit Frankreichs Herrschaft daselbst zu befestigen, aber die ganze Kolonie gelangte zu keinem Gedeihen, da das Erpressungssystem, welches die Franzosen zum Schrecken der abhängigen Gebiete ausübten und das sich nicht bloß auf die Gemeinen, sondern selbst bis auf die obersten Generale erstreckte, jeglichen Aufschwung unmöglich machte. Bugeaud entfernte deßhalb selbst den General Brossard im September 1837 und klagte ihn durch den Juden Ben Duran nicht nur des Unterschleifes, sondern selbst des Einverständnisses mit Abd-el-Kader an. Es ward diese Klage vor dem Kriegsgericht zu Perpignan eingeleitet. Sie bewirkte Brossard's Verurtheilung zu Gefängniß und Entlassung. Ein Revisionsgericht cassirte zwar das Urtheil, aber Bugeaud, dem dieser Prozeß viele Mißhelligkeiten und neue Anfeindungen zuzog und der sich nur durch Hofgunst hielt, bewirkte, daß Brossard in einem zweiten Kriegsgerichte Mitte 1839 wirklich verurtheilt ward. Seit seiner Rückkehr aus Afrika, abermals als Deputirter von Exideuil in der Kammer sitzend, hielt er auch jetzt, wie früher, fest an der Partei des Königs und der Minister. In den Mußestunden arbeitete er mehrere Schriften über Algerien aus, welche Aufsehen machten, z. B. Mémoire sur notre établissement dans la province d'Oran par suite de la paix. Paris 1838. De l'établissement de colons militaires dans les possessions françaises du nord de l'Afrique 1838. La guerre de l'Afrique ou lettres d'un lieutenant de l'armée à son oncle, vieux soldat de la révolution et de l'empire. 1839. In letzterem Jahre erhielt er auch das Kommando über die vierte Division der Infanterie, und im Jahre darauf ward er sogar als ein Ausschußmitglied der Infanterie und Kavallerie dem Kriegsministerium beigegeben.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Der bekannte Violinvirtuose Hr. Alexander Boucher befindet sich gegenwärtig in Frankfurt a. M., und man hofft, daß er demnächst ein Konzert veranstalten werde. — Ein anderer Virtuose, Hr. Vivier, ein ausgezeichneter Hornist, welcher neuerlich in Baden-Baden große Anerkennung gefunden hat und im Besitz des Geheimnisses ist, auf jedem einfachen Horn vierstimmig zu blasen, wird hier erwartet. Die Pariser Akademie des sciences hat sich mit Enthüllung des Geheimnisses von Hrn. Vivier beschäftigt, ohne aber bis jetzt das Problem lösen zu können. — Die Wiederholung der großen Oper von Aloys Schmitt: „Das Osterfest zu Paderborn", wird den gegenwärtig sehr zahlreich hier anwesenden Fremden um so willkommener seyn, als das genannte großartige Tonwerk auf unserer Bühne mit Fleiß und Sorgfalt einstudirt worden und in einer Weise executirt wird, welche dessen Vorzüge und Schönheiten genügend hervortreten läßt. Man drängt sich so gern zur Anhörung der modernen ausländischen Kompositionen; sollte man den einheimischen die verdiente Beachtung entziehen wollen?

(Stuttgart, 6. Sept.) Am 4. d. M. wurde auf der Königin Geburtstag „Tell", von Rossini, gegeben. Das festlich beleuchtete, übervolle Haus, das glänzende Auditorium bot einen imposanten Anblick dar. Die Königin wurde bei ihrem Erscheinen vom Orchester und Publikum stürmisch begrüßt, leider durfte nun am Abend den Künstlern kein Beifall mehr gespendet werden, der ihnen sonst gewiß in reichem Maße geworden wäre. Die Ausstattung und Scenerie war eben so brillant als von Hrn. Moritz mit gediegenem Geschmacke geordnet. Pischek sang den Tell mit jener Kraft, edlen Nüancirung und jenem Zauber dieses seltenen Organes, die zur Genüge bekannt sind. Die HH. Rauscher, Arnold, v. Kaler, Walter, Arndt, Geßler, entledigten sich ihrer Aufgaben in künstlerischer Weise. Die Oper bereitet zur Aufführung vor: „Nabucodonasor", von Verdi, zur Feier des Geburtstages Sr. Majestät am 25. d., ferner „Linda von Chamouny", „den Guitarrespieler" und den „Wildschützen". Halm's „Sampiero" geht am 8. d. M. zum ersten Mal in Scene. Unsere Künstler gehen 1845 einem guten Jahr entgegen. Es ist nun entschieden, daß am 1. März mit dem Abbruch des Theatergebäudes begonnen werden soll. März und April wird dann nicht, im Mai ein Mal, und in den Monaten Juni und Juli zwei Mal in der Woche in Cannstadt gespielt werden. Wie weit dann die Arbeiten mit dem neuen Bau gediehen seyn werden, läßt sich noch nicht vorabsehen, und dürften dann leicht bis zu seiner Vollendung noch einige weiteren Ferien-Monate eintreten. Mad. Birch-Pfeiffer und Mad. Spatzer Gentiluomo sind demnächst zu Gastspielen erwartet. Erstere tritt am 12. d. zum ersten Mal auf als Oberförsterin in den Jägern.

(Ein Jude!) Vor einiger Zeit sollten einem armen Pächter, Schulden halber, sämmtliche Habseligkeiten auf dem öffentlichen Markte zu D........, einem Städtchen im Reg.-Bezirk Düsseldorf, gerichtlich verkauft werden. Eine Kuh, ein Schwein u. a. m. waren bereits schon zugeschlagen, als ein Jude aus der Umgegend unter die Menge trat, den verzweifelten Schuldner, die jammernde Ehefrau und die weinenden Kinder sah. — Der Anblick erschütterte des fremden Handelsmannes Herz; er fragte den Exekutor, wie groß die Schuld der Unglücklichen sey, und erhielt zur Antwort, daß dieselbe sich über 80 Thlr. belaufe. Da erklärt der fremde Menschenfreund, den Betrag sogleich baar zu erlegen, wenn die Käufer der schon versteigerten Gegenstände diese dem Gepfändeten sofort wieder zurückgeben wollten. In ehrenhafter Gesinnung ging man diese Bedingung ein. Der Jude zahlte. — Der Vorfall wurde wie ein Lauffeuer bald im Orte bekannt. Mehrere Einwohner fühlten sich beschämt dadurch, daß ein fremder Jude unaufgefordert und uneigennützig ihnen mit dieser edlen Handlung zuvorgekommen war, und ließen ihn rufen. — Auf die Frage, warum er dieses gethan, sagte er: „Ich konnte den Jammer nicht länger ansehen!" — „Werdet Ihr aber von uns Euer Geld wieder zurücknehmen?" — „Zu Dank! denn ich bin nicht reich!"

Bei einer der letzten Deputirtenwahlen in Griechenland hatte ein Bauer einen seltsamen Einfall. Die erhitzten Parteien waren eben im Begriff, handgemein zu werden, als unser guter Landmann einen Bienenstock unter sie schleuderte. Die Bienen versahen den Dienst der Polizei ganz trefflich, und durch ihre Stiche wurden bedenklichere Verwundungen verhütet.

Korrespondenz.

Leipzig, 9. Sept.

Am 5. und 6. d. Mts. fand hier in der Aula die Conferenz von Gliedern und Freunden der evangelisch-lutherischen Kirche — d. h. der Missionaire — statt. Unter den Rednern zeichnete sich vor allen anderen Prof. Dr. Harleß aus durch seinen Vortrag über „die Bedeutung der reinen Lehre von den Gnadenmitteln für den Begriff der Kirche, wie für die Seelsorge und das lebendige Christenthum." Eben so erntete Dr. Rudolbach vielen Beifall wegen seiner Rede „über den Begriff, die Begränzung und die Möglichkeit der Wiederaufrichtung der Kirchenzucht." Die Conferenz dauerte, wie oben bemerkt wurde, zwei Tage. Es haben vier Sitzungen stattgefunden; jede dauerte vier volle Stunden. Ungeachtet die Discussionen mit einem Gebete begonnen und mit einem Gebete geschlossen wurden, so ging es dabei doch weltlich, ja sogar theatralisch zu; denn jeder Vortrag wurde bebravot und beklatscht. Die Resultate und das Nähere über diese Conferenz, die stark besucht war, können Diejenigen, die sich dafür interessiren, in Rudolbach's Zeitschrift nachlesen. — Von Dr. Jordan's vielgelesener „Geschichte von Böhmen" sind bereits 5 Hefte erschienen. Diese Geschichte verdient besonders wegen des faßlichen und anziehenden Styles, wie nicht minder wegen der historischen Wahrheit empfohlen zu werden. Der Verfasser ist Lector der slavischen Sprachen und Literatur an der hiesigen Universität und hat sich zehn Jahre, Studien halber, in Böhmen aufgehalten. — Unter den vielen in jüngster Zeit über die hochwichtige Frage des Communismus erschienenen Broschüren ragt die so eben von Theod. Oelkers verfaßte Schrift: „die Bewegung des Socialismus und Communismus (VI und 152 Seiten groß Octav) durch eine eben so gründliche, als klare und anziehende Behandlung des Gegenstandes hervor und verdient daher besonders empfohlen zu werden. Man findet in dieser höchst gehaltreichen Schrift weniger bombastisch-rhetorischen Prunk als in den meisten anderen ähnlichen Inhalts, wo das Thema nur als Folie zu aber- und abermals wiederholten Raisonnements benutzt wird. In Oelkers Buche erblickt der wißbegierige Leser vielmehr ein mit Meisterhand entworfenes Gemälde, dessen Neuheit ihn fesseln, besonders aber das Streben und Treiben der „Weltverbesserer" im Lichte der historischen Wahrheit ihm darstellen wird. — Unser Theater entspricht unter der neuen Direktion des Dr. Schmidt allen davon gehegten Erwartungen. Es wurden bereits Stücke von Schiller, Lessing, Göthe, von Mozart, Bellini und Rossini aufgeführt, die alle völlig befriedigend waren. Unter den neuengagirten Schauspielern ragen hervor die Herren Marr, Meixner und Richter, die Damen Bernhard und Baumeister. Unter den Sängern: die Herren Wiedemann, Ulram und Eicke, so wie Fräul. Meyer. Morgen kommt der „Schöffe von Paris", Musik von H. Dorn, Organist und Musikdirektor in Köln, unter der Dirigirung des Componisten selbst, zur Aufführung. — Bosko, der unerschöpfliche, ewigjunge Zauberer, befindet sich jetzt in unsern Mauern. Während der Messe wird er ein eigenes Theater haben. In der Probevorstellung, die er vor einigen Tagen in der hiesigen Buchhändlerbörse hielt, hat er zur Genüge dargethan, daß er noch immer den Namen des Unübertrefflichen in vollem Maße verdient.

Mainz, 8. Sept.

Das gestern ausgegebene hiesige Wochenblatt enthält eine Bekanntmachung, der zufolge zur größeren Bequemlichkeit des Publikums, welches die städtischen Kunstsammlungen im kurfürstlichen Schlosse dahier besuchen will, die dazu nöthigen Eintrittskarten à 12 Kr. für die Person nicht nur auf dem hiesigen Stadthause, sondern auch auf dem in der Nähe des Schlosses neben dem Hauptzollamte befindlichen Bureau des Octroieinnehmers gelös't werden können. Ob auch die Sammlungen des naturhistorischen Vereins mittelst Lösung solcher Eintrittskarten besucht werden können, darüber enthält die Bekanntmachung nichts. — Eine andere Bekanntmachung in demselben Blatte bestimmt, daß, nachdem die 6jährige Dienstzeit des dermaligen ersten Beigeordneten der Bürgermeisterei, Hrn. Graff, bereits abgelaufen und es demnach der Fall sey, eine andere Wahl vorzunehmen, der Hr. Kreisrath von Mainz diese Wahl angeordnet und Hr. Jak. Reus, Mitglied des hiesigen Gemeinderaths, zum Wahlcommissär ernannt habe, die Wahl daher den 9. Sept. beginnen und Dienstag den 17. d. M. enden würde. Der Einladung zu einer eben so lebhaften, als freimüthigen Theilnahme an der Wahl, mit der diese Bekanntmachung schließt, muß Jeder, dem das Wohl der Stadt Mainz am Herzen liegt, vollen Beifall schenken und dabei nur bedauern, daß, wie man vernimmt, die Gesundheitsumstände des Hrn. Graff die Annahme einer weiteren Ernennung ihm nicht wünschenswerth machen. Obgleich Hr. Graff sich während seiner Amtsführung mit eben so viel Eifer als gutem Willen die Erfüllung seiner ihm obliegenden Pflichten angelegen seyn ließ, denen er mit Umsicht und Gewandtheit vorstand, so ist es doch schwer, zu begreifen, warum, wie man hört, mehrere Wähler wieder einen Kaufmann zum Beigeordneten zu wählen beabsichtigen. Sollte man nicht meinen, zur Besorgung dieses Amts gehörten kaufmännische Kenntnisse! Haben wir denn keine Gelehrte, keine Kapitalisten, keine Industrielle, daß man immer nur an Kaufleute denkt? Ist der Kaufmannsstand nicht schon zur Genüge belastet, da der Bürgermeister und ein Beigeordneter, ²/₃ des Gemeinderaths, die Handelskammer und das Handelsgericht Kaufleute sind, da in allen Commissionen für Armen-, Schul- und andere Verwaltungen die Mehrzahl der Mitglieder dem Kaufmannstande angehören? Müssen nicht bei einem solchen Zustande die Verwaltungen oder die Handelsgeschäfte leiden? Bei aller Achtung, die der Kaufmannsstand verdient und die man ihm auch gern zollt, kann ein Unbefangener diese Beschränkung der Wähler auf einen Stand nicht gut heißen; er sieht mit Besorgniß auf die Folgen eines solchen Verfahrens. Möchten daher die Wähler, welche für die zu besetzende Beigeordnetenstelle auf Kaufleute ihr Augenmerk gerichtet haben, die Sache, ehe sie ihren Stimmzettel in die Urne werfen, reiflich überlegen; vielleicht werden sie dann auch ihre Ansicht ändern und drei Kandidaten von einem andern Stande ihre Stimmen geben.

* Aschaffenburg, 13. Sept.

Seit einer langen Reihe von Jahren erschienen in Ihrer, nicht allein in Frankfurt, sondern auch in dessen ganzer Umgegend so stark verbreiteten Didaskalia Berichte über die Sehenswürdigkeiten der dortigen Messe. Was ist die Ursache, daß man diese Berichte jetzt vermißt? Sehr viele Schaulustige von hier und der Frankfurter Umgegend wünschen Etwas über die Darstellungen des Hrn. Guerra und die jetzigen Meßsehenswürdigkeiten zu lesen, und fordern die Besitzer derselben auf, es zu ermitteln, daß diese Berichte wieder in diesem Blatte erscheinen.

J. K.

Mainwasser-Wärme.

Freitag, 13. Sept., Abends: 16 Grad. — W. Gerlach.

Theater-Anzeige.

Samstag, 14. Sept. (Zum Erstenmale wiederholt): Die Sirene, komische Oper in 3 Abth., nach dem Französischen des Scribe, von Julius Francke, Musik von Auber.

Sonntag, 15. Sept. Letzte Gastvorstellung der Mad. Weiß, Balletmeisterin des k. k. priv. Theaters in der Josephstadt in Wien, mit ihrem Ballet-Personale, bestehend aus 36 Eleven. — Opernvorstellung: Die Entführung aus dem Serail, große Oper in 3 Abth., Musik von Mozart. Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 257. Montag, den 16. September 1844.

Der Bauernkönig und die Jüdin.

(Von Johann Czynski.)

(Fortsetzung.)

„Es handelt sich hier," fuhr der Sprecher der Geistlichkeit fort, „nicht um einen gewöhnlichen Mord. Die Vorsehung selber hat gewissermaßen die Leiche des Kindes zu Euren Füßen gelegt, um Euch zum Schiedsrichter zu bestellen zwischen den Christen und ihren ewigen Feinden. An Euch, Herr König, ist es, den Spruch zu thun. Entweder müßt Ihr den Mördern freie Hand lassen, oder Ihr müßt unsere heilige Stadt von der verfluchten Art reinigen, welche überall Pest, Hunger und alle Landplagen in ihrem Gefolge hat."

„Wir wollen den Glauben unserer Väter retten! Wir wollen unsere Kinder vor dem Messer der Meuchler bewahren!" fielen die Uebrigen im Chor ein.

„Herr König," nahm Martin wieder das Wort, „wofern Ihr die Entrüstung des Volks und den Bannstrahl Roms scheut, wird in vierundzwanzig Stunden kein Jude mehr in dem unglücklichen, allzulange durch ihre Anwesenheit verpesteten Polen leben."

Der König entgegnete mit finsterem Blick: „Edle Herren, ich sehe, daß ich mich getäuscht hatte, als ich meinte, Ihr kämet hieher, wie gewöhnlich, um mich mit Eurer Erfahrung und Eurem Rathe zu unterstützen. Nicht der Zufall hat Euch zusammen und hieher geführt. Mir, Kasimir, dem Sohn Ladislav's, mir, der ich durch Wahl und durch das Recht der Geburt König bin, mir bringt Ihr statt der Rathschläge Vorwürfe und Drohungen? Wie? Aus mir, dem obersten Richter, wollt Ihr den obersten Scharfrichter machen? Ich soll verurtheilen, bevor ich überwiesen habe? Tausend Donnerwetter! das geschieht nicht! Gerechtigkeit soll geübt werden, so lange ich lebe und die Krone trage."

„Herr König," sagte der Herr von Wola, „könnt Ihr noch an der Schuld der Juden zweifeln, da Ihr doch selber die Leiche des Kindes und das Mordmesser und das Blut auf den Kleidern der Mörder gesehen habt?"

„Und wenn das nicht genügte," fügte der Priester Martin hinzu, „so haben die Mönche des Dominikusklosters die Juden gesehen in dem Augenblick, wo sie ihre Augen an dem Todeskampf des Kindes weideten; sie haben das Geschrei des Schlachtopfers gehört. Wenn sie ihm nicht zu Hülfe geeilt sind, so war es, weil sie ein so abscheuliches Verbrechen nicht vermuthen konnten."

„Pan von Wola, Priester Martin," sprach der König, „Ihr übereilt Euch in Euren Urtheilen. Ich prüfe mit mehr Ruhe. Und ich habe Ursache, zu glauben, daß, troß dem Schein, der wider die Juden spricht, ihre Unschuld an den Tag kommen wird."

„Ihre Unschuld?" wiederholte der Priester Martin. „Herr König, hütet Euch, daß diese verfluchte Art Euch nicht bezaubert. Ihr wißt, daß sie Teufelskünste treiben, und Den in ihre Schlingen zu locken wissen, der nicht auf seiner Hut ist wider ihre Tücken. — Unschuldig! — Wißt, Herr König, daß ihre Frechheit mit jedem Tag zunimmt. Die Nachtwächter haben gefunden, daß die Juden sich in bezauberten Kellern unten am Berg Wawel versammeln und das Sakrament anspeien. Und in der eben vergangenen Nacht hat eine Rotte dieser Frevler einen Mönch des Dominikusklosters überfallen und beraubt, weil sie wußten, daß er Zeuge ihrer Verbrechen gewesen, und weil sie seinen Eifer für den wahren Glauben fürchteten."

„Ich selber," fügte der Herr von Wola hinzu, „habe den Mönch gesehen, nachdem er mißhandelt und beraubt war."

„Wenn Solches vorgefallen ist, so zeige man mir die Thäter an, und ich lasse sie auf der Stelle richten," erwiederte der König.

„Diese Mühe braucht Ew. Majestät Sich nicht zu geben," bemerkte der Pan von Wola. „Die Sache ist auf meinem Gebiet vorgefallen. Die Schuldigen sind entwischt; dafür habe ich als oberster Richter in meiner Herrschaft auf der Stelle alle dort befindlichen Kinder Abrahams aufknüpfen lassen, mit Ausnahme eines Wirthes, der ein guter Kerl ist, und den ich zum Branntweinbrennen nöthig habe."

Der König stammelte in der Regel ein wenig, wenn er sprach. Aber wenn er sich ereiferte, löß'te der Zorn seine Zunge. So sprach er auch jetzt schnell und ohne ungehörige Unterbrechung, als er dem kleinen Tyrannen erwiederte: „Das habt Ihr gethan? — — Ja, leider habt Ihr das Recht dazu. Eure Vorrechte machen Euch zu Herren über Leben und Tod Eurer Leibeigenen und Gutsangehörigen. Aber, bei meiner Krone! ich will Euch eine Gewalt nehmen, welche Ihr nicht würdig zu gebrauchen wißt. Männer, ausgezeichnet durch Tugend und Weisheit, die meinem Land schon große Dienste geleistet haben, entwerfen auf meinen Befehl ein Ge-

setzbuch, welches, ohne die Rechte der Herren zu mißachten, den Unglücklichen und Unschuldigen Schutz gewähren wird. Ihr, Pan von Wola, laßt, weil ein Jude einen Mönch beschimpft und beraubt hat, zwanzig Unglückliche henken, die nichts dafür können? Fort, aus meinen Augen! Es ist mir, als sähe ich Euch mit Blut befleckt und hörte die Schreie der Schlachtopfer. — Ihr anderen Herren, beruhigt Euch. Die des Mordes angeklagten Juden werden durch ein außerordentliches Gericht mit aller der Sache entsprechenden Förmlichkeit gerichtet werden.

„Das Gericht wird doch aus Bischöfen bestehen?" fragte der Priester Martin. „Denn Gott ist hier beleidigt, und seinen Dienern kommt es zu, ihn zu rächen."

„Nein, nein, ehrwürdiger Vater in Gott!" entgegnete der König. „Wenn Gott allein beleidigt wäre, würde ich ihm die Rache überlassen. Aber es ist hier ein Leichnam. Es liegt ein Verbrechen vor, welches die menschliche Gerechtigkeit sowohl wie die göttliche in Anspruch nimmt. Darum werde ich ein besonderes Gericht niedersetzen. Obmann wird der Burggraf von Krakau seyn, und die Richter werde ich unter den guten Bürgern von Krakau ernennen. Edle Herren, Ihr seyd entlassen."

Während die Edelleute und die Pfaffen unter Zeichen des Zorns und der Drohung den Saal verließen, ging Kasimir in demselben unwillig mit gesenktem Haupt und auf dem Rücken gekreuzten Händen auf und nieder. Im Vorgemach wickelte der Pan von Wola sich in seinen Mantel und sagte zu dem Wortführer der Geistlichkeit: „Priester Martin, morgen Abend ist ein Schmaus bei mir. Hoffentlich werdet Ihr und Eure Freunde kommen."

„Wir werden uns einstellen," antwortete der Pfaffe.

„Also morgen Abend!"

„Morgen Abend."

Beide warfen durch die geöffnete Saalthür dem König einen Blick des Hasses und der Rache zu.

Während der König Audienz gab, frisirte Ben Josef in einem anstoßenden Zimmer die schöne Rokiczana. „Weißt Du auch," sagte des Königs Geliebte, „daß Du mir einen großen Dienst geleistet hast? Deine Salbe ist wunderbar. Meine Haare fallen mir nicht mehr aus, und statt der verlornen kommen neue. Wahrhaftig, ich würde Dich gern haben, wenn Du kein Jude wärest. Siehst Du, der König ist in mein Haar verliebt, und ich fürchte, wenn ich es verlöre, würde er aufhören, mich zu lieben."

„Seyd ruhig, edle Frau," sagte Ben Josef zu Rokiczana, deren Stimme bei ihren letzten Worten Trauer und Schwermuth verrieth, „Eure Haare sind nicht mehr in Gefahr, auszufallen; sie werden schöner und stärker werden als zuvor. Aber hütet Euch vor Kummer und Aerger, denn dadurch würde die Salbe ihre Kraft verlieren und alle meine Bemühungen um Erhaltung Eurer Haare würden nutzlos seyn. Doch, was schwatz' ich für Dummheiten! Welchen Kummer und Aerger kann eine mächtige Frau haben, die den besten und größten König zu ihren Füßen sieht!"

(Fortsetzung folgt.)

Marschall Bugeaud,

Generalgouverneur von Algerien.

(Schluß.)

— Den letzten Abschnitt seines Wirkens eröffnete seine Ernennung durch königliche Ordre zum Generalgouverneur von Algerien, an Valée's Stelle. In Algerien waren die Angelegenheiten seit Abd-el-Kaders Wiedererhebung abermals höchst mißlich geworden und die Opfer, welche die Behauptung von Algerien an Geld und Menschen kostete, waren so ungeheuer, daß die Opposition mit lauter Stimme zu einem Aufgeben von Algerien rieth. Der alte Valée gerieth mit seinem System völlig in Mißkredit und wurde aus Algerien abberufen. Bugeaud sollte nun der trostlosen Besitzung aufhelfen, ihr neues Leben und neue Kraft einhauchen. Seit seiner Ankunft daselbst, 22. Februar 1841, hat derselbe in der That auch eine bewunderungswerthe Thätigkeit und Ausdauer in der Leitung militärischer Operationen an den Tag gelegt. Er machte sogleich bekannt, daß er zwar gegen eine vollständige Eroberung Algeriens gewesen sey, nun aber, da sie einmal begonnen, von ihm auch mit ganzer Thätigkeit, Aufopferung und Entschlossenheit durchgesetzt werden solle. Er versprach die Einrichtung von Vertheidigungsdörfern, welche den Boden bebauen sollten und im Stande wären, sich bis zur Ankunft einer Hülfsmacht selbst zu vertheidigen. Er versprach, seinen Ruhm eben so in der Kunst des Friedens, als im Siege über die feindseligen Araber zu suchen. Allein seine Versprechungen wurden durch eine Reihe verkehrter und unpolitischer Maßregeln zu nichte gemacht. So verbot er bei 3000 Frs. Strafe jeden Handelsverkehr mit den Feinden, so wollte er fortan nicht mehr Einzelne, sondern nur ganze Stämme in Frankreichs Schutz aufnehmen, so sollten die unterworfenen Araber bestimmte Wohnplätze und Felder bekommen und zur Erkennung Medaillen erhalten und tragen u. A. Seine Schroffheit erstreckte sich selbst auf die Oberoffiziere der afrikanischen Armee, von denen viele aus Mißmuth nach Frankreich zurückkehrten. Der Krieg nahm nun förmlich den Charakter der Verheerung an. Auf sogenannten Razzia's wurde Alles vernichtet, was sich vorfand, Wohnsitze und Saaten; Frauen, Kinder und Heerden der Feinde wurden mit fortgeschleppt. So oft die Franzosen aber auch solche Razzia's unternahmen, sie mußten zuletzt doch immer wieder umkehren und sich vor Abd-el-Kader in ihre festen Plätze zurückziehen, denn dieser umschwärmte sie ununterbrochen und benutzte jeden Augenblick, Verderben unter sie zu bringen. Die Franzosen konnten nur das als Eigenthum ansehen, worauf sie gerade standen, von eigentlichen Eroberungen aber war nicht die Rede. Die siegreichen Berichte der Franzosen beziehen sich auf nichts weiter als starke Escortirungen der Proviant- und Munitionstransporte, welche den Besatzungen von Belida, Medeah, Miliana, Maskara; Tlemcen und andern Städten unter schwierigen Kämpfen mit den Arabern zugeführt wurden, bei denen letztere sich selten in eigentliche Schlachten einließen, und zwar zurückgeworfen, aber nicht völlig besiegt wurden. Die Unzufriedenheit mit Bugeaud erreichte einen immer höhern Grad und einzelne Deputirte sprachen abermals laut den Wunsch aus, daß die Regierung sich dieses vampyrartigen Besitzthums entschlagen möge. Auch im nächsten Jahre machte der Löwe Abd-el-Kader den Franzosen fortwährend zu schaffen. Bugeaud machte die traurige Er-

fahrung, daß sein System der beweglichen Colonnen mit entsprechenden Reservecorps in den besetzten Plätzen zur Unterwerfung der Provinz Oran im Ganzen nur wenige Erfolge herbeigeführt habe. Mehrere Stämme hatten sich an die Franzosen angeschlossen, um ihre Ernten zu retten, und schlugen sich nach deren Einbringung wieder auf Seite Abd-el-Kaders. Erst im Jahre 1843 ist es gelungen, nach Abd-el-Kaders augenblicklicher materieller Schwächung, festeren Fuß in Oran zu fassen, und man muß Bugeaud das Verdienst einräumen, daß er mit unermüdlicher Thätigkeit und bewunderungswürdiger Ausdauer Frankreichs Eroberungen in Afrika auf einen besseren, wenn auch noch trostlos bleibenden Zustand gebracht hat. Nächst ihm gebührt aber auch den tapfern und unerschrockenen Soldaten, welche jeder Gefahr, jeder Strapatze, dem Klima und den Waffen der unermüdeten Feinde eisernen Trotz bieten, die größte Anerkennung.

Trotz dem bleibt der Besitz Algeriens ein höchst unsicherer. Abd-el-Kader hat sich auf's neue erhoben, und wenn nun auch Marokko im Bunde mit ihm gegen die verhaßten Europäer zum heiligen Kampfe schritte, dann ließe sich kaum absehen, welch' ein Ende dies nehmen würde. Der 14jährige Kampf hat bewiesen, daß durch militärische Feldzüge und Siege allein nichts zu erreichen ist, daß vielmehr nur unausgesetzte verheerende Kriegszüge zu einer Demüthigung der Araber führen, daß es zuletzt darauf ankommt, wer die meiste Ausdauer hat, ob die Franzosen oder die Eingebornen. Die Opfer Frankreichs an Menschen und Geld sind ungeheuer gewesen und haben doch noch kein dauerndes Ergebniß herbeigeführt. Mehr als 70,000 Soldaten fanden in den Kämpfen ihren Tod, die in Spitälern Gestorbenen gar nicht mitgerechnet. Im Jahre 1843 betrugen die Ausgaben allein 100 Mill. Francs, die Gesammteinnahme hingegen etwa nur 6 Mill. Francs und deren Eintreibung bewirkte weit größere Kosten. Seit 1830 kostet der Besitz Algeriens Frankreich an 800 Millionen Fr. Die arabischen Stämme haben den Kampf bestanden ohne wesentliche Abnahme ihrer Kraft und Wuth, und jede Gelegenheit zur Erhebung wird von ihnen mit Enthusiasmus ergriffen. Die militärischen Ansiedelungen haben sich als nutzlos ergeben, Bugeaud's Kolonien von ausgedienten Soldaten sind gescheitert. Seine Versuche, den Boden durch Dienstsoldaten urbar zu machen, haben Kammern und Regierung selbst verworfen. Nach Bugeaud's Denkschrift an das Ministerium ist an eine Verminderung der afrikanischen Armee, die jetzt 90,000 Mann zählt, worunter 76,000 Europäer sind, nicht zu denken, bevor nicht 120,000 Familien von Militärcolonisten in Algerien ansässig sind. Die Deputirtenkammer hat am 7. Juni die verlangten Zuschüsse für Algerien, im Betrag von mehr als 6 Millionen Fr., abermals für das laufende Jahr bewilligt, um das afrikanische Heer noch um 15,000 Mann zu verstärken. Die Versuche der Regierung mit 25 Trappisten, welchen sie über 1000 Hektaren Land und 62,000 Fr. Geld nebst Vieh und Militärsträflinge gegeben hat, haben sich als so kostspielig erwiesen, daß an ihre Erneuerung kaum zu denken ist. An eine halbe Million Ackerbauer sind wenigstens allein zur Herbeischaffung der Lebensbedürfnisse nöthig und die Gesammtzahl der europäischen Ackerbauern betrug zu Anfang dieses Jahres erst 2337. Dies Resultat ist nach einem 14jährigen Kampfe herausgekommen, ein schlechtes Prognostikon für Frankreichs Zukunft in Algerien. K. H.

Mannichfaltigkeiten.

(Frankfurt.) Der Riesenelephant des Hrn. Hutter verdient als eine besondere Merkwürdigkeit dieser Messe rühmlichst genannt zu werden. Bewunderswürdig ist die Zahmheit dieses riesenhaften Bewohners der Wälder von Afrika, und die Gelehrigkeit, mit welcher er die mannichfachsten Künste auf den Wink seines Cornaks ausführt. Der Elephant gehört zu den Thieren, die, vermöge der Ausbildung ihrer Hirnsubstanz, vermöge des weit über dem gewöhnlichen Instinkt stehenden Raffinements, das fast an menschliche Vernunft gränzt, Stoff zu den reichhaltigsten Betrachtungen über das Seelenleben der Thiere bieten, und der zahlreiche Besuch, der diesem fremden Gaste bereits geworden, beweist hinlänglich, daß das gebotene Exemplar zu den interessantesten der Gattung gehört und daher jeder Empfehlung werth ist. — In derselben Bude befindet sich auch ein schöner großer Dromedar, der gegenwärtig, wo der Krieg in Afrika so viele Gebilde aus jenen südlichen Regionen vor die Phantasie zaubert, gewiß ebenfalls interessant ist; das Schiff der Wüste verträgt sich sehr gut mit dem großgebauten Landesbruder und scheint zufrieden, einen Bewohner der Tropengegenden zum Gefährten in der nordischen Gefangenschaft zu haben.

Bereits zur Michaelismesse dieses Jahres wird das von der Weimar'schen Liedertafel gesammelte Herder-Album erscheinen, das, von der Pietät zahlreicher Verehrer des großen Mannes höchst schätzbar ausgestattet, besonders auch wegen eines darin aufgenommenen merkwürdigen Briefwechsels zwischen dem Großherzoge Carl August und Herder, wegen anderer, noch unveröffentlichten Schriften aus dem Herder'schen Nachlaß, welche die Familie dazu überlassen hat, wegen zweier noch ungedruckten Briefe Winckelmanns u. s. w. die Aufmerksamkeit des literarischen Publikums in hohem Grade erregen dürfte. Ein, Herder'n nach dem Leben schildernder Prolog von einem bekannten Dichter wird es eröffnen. Der Ertrag des Album's soll, dem Vernehmen nach, zunächst zum Besten des von Herder begründeten preiswürdigen Landschullehrer-Seminars in Weimar verwendet werden.

Die sächsische Staatsregierung hat Anstalt getroffen, daß durch sachverständige Männer für den Lein- und Flachsbau praktische Unterweisung in den wesentlichen Grundlagen des anerkannt vorzüglichsten belgischen Verfahrens, namentlich im Trocknen der Flachsstängel unmittelbar nach dem Raufen in sogenannten Schrägen auf dem Felde — welches allein geeignet ist, der später unverbesserlichen Fehlerhaftigkeit des Flachses vorzubeugen und eine fleckenlose Beschaffenheit des Bastes zu bewirken —, so wie im Bleichen und Rösten des Flachses und in Anlegung der Röstbassins unentgeltlich an verschiedenen Orten des Landes erlangt werden kann.

Ueber das Testament des in Florenz verstorbenen Joseph Bonaparte, Graf von Survilliers, vernimmt man, daß unter anderen Legaten seine neun Enkel, Kinder des hier lebenden Fürsten Canino, jeder mit 200,000 Gulden bedacht sind. Haupterbe bleibt die Wittwe des Verstorbenen, nach deren Tod das ganze ungeheuere Vermögen an den ältesten Sohn des Fürsten Canino, Don Joseph, Fürsten von Musignano,

fällt, den man als Gemahl der reichen Gräfin Braniska bezeichnet, und dessen Reise nach Wien man damit in Verbindung bringt.

Korrespondenz.

Leipzig, 11. Sept.

Gestern Abend kam „der Schöffe von Paris", Musik von Heinrich Dorn, unter der Leitung des Componisten zur Aufführung. Die Oper hat freilich keinen entschiedenen Beifall erhalten; allein theilweise war die schlechte Besetzung einiger Hauptrollen daran schuld, theilweise aber darum, weil man diese Oper, wie viele neuere deutsche Opern — wo sich die Tondichter bemühen, den Ohrenkitzel der Franzosen und Italiener zu verdrängen — mehrmals hören muß, um sie lieb zu gewinnen. Referent hat die Partitur genau gelesen und das Resultat gewonnen, daß, wenn auch diese Oper nicht zu den epochemachenden gehört, sie doch gewiß sehr vielen neuern vorgezogen zu werden verdient. Der Componist macht freilich keine Verbeugungen vor dem Modegeschmacke; Orchesterlärm, süßliche Melodieen u. dgl. darf man darin nicht suchen. Denn die Instrumentalbegleitung ist nicht der Art, um den schlechten Sänger zu übertäuben, sondern höchst einfach. Seine Modulationen sind charakteristisch und kühn, die Motive, wenn auch nicht immer neu, doch angenehm und eindringend; kurz, wenn alle Rollen besser gegeben werden, als dies hier der Fall war, muß die Oper eine auf dem Repertoire bleibende werden. Hr. v. Ulram gab den Schöffen vortrefflich, eben so waren die Leistungen des Hrn. Eicke (König Karl) und der Mad. Günther (Trinette) sehr befriedigend, aber die Tenorpartie (Loriot) und des zweiten Soprans (Therese) waren sehr schlecht gegeben. Doch wurde der Componist zum Schlusse stürmisch gerufen.

Weimar, 10. Sept.

So belebt wie vor einigen Tagen unsere Residenz war, so still ist sie wieder geworden. Die Einförmigkeit ist jedoch weniger fühlbar, seitdem Thalia's Tempel seine Pforten wieder geöffnet hat. Novitäten sind in dieser Zeit noch nicht zur Aufführung gekommen, wohl aber beliebte Antiquitäten, sogenannte Lieblingsstücke des Publikums. Auch sind einige Veränderungen mit den Personalitäten vorgegangen. Einige gerngesehene Künstlerinnen haben Weimar den Rücken gekehrt. Wir erwähnen nur die Mad. Röckel, eine eben so kunstfertige Sängerin, als gewandte Schauspielerin. Sie ist ihrem Gatten nach Dresden gefolgt und wir wissen nicht, ob ihr Platz durch ein ähnliches Talent sogleich wieder zu besetzen seyn wird. Auf die Aufführung von Gutzkow's „Zopf und Schwert" haben wir bisher noch immer vergebens gewartet, während anderwärts schon wieder ein neues Kunstwerk dieses Dichters in Scene gesetzt wird. Wir kennen den Grund nicht, der die Intendanz bestimmt, dem Publikum den Genuß jenes überall mit Beifall aufgenommenen historischen Lustspiels so lange vorzuenthalten, hoffen aber mit Zuversicht, daß sie dem schon vielfach ausgesprochenen Wunsche im Laufe der gegenwärtigen Saison entgegen kommen wird. — Der König der Niederlande, dessen Abreise vor einiger Zeit erfolgte, hat sich in den Herzen der hiesigen Stadtarmen ein segenreiches Andenken erworben, indem er für dieselben am Tauftage des jungen Prinzen, seines Enkels, 2000 holländ. Gulden hinterlegte. Unser Erbgroßherzog hat dieses königliche Geschenk noch durch eine Spende von 400 Thlrn. vermehrt. — Mehrere Gartenbesitzer sind hier vor einiger Zeit zu einem „Vereine zum Schutze gegen Feld- und Gartendiebstahl" zusammen getreten. Derselbe hat den Zweck, zur Ermittelung der Diebe gegen bestimmte Belohnungen mitzuwirken und dadurch den Diebstahl schwieriger zu machen. Auch werden die Bestohlenen verhältnißmäßig entschädigt. Der jährliche Beitrag ist gering und der Zweck dieses Vereines, seiner moralischen Tendenz wegen, lobenswerth. Dagegen hat der in Ihrem Frankfurt, in Baiern, Preußen, Sachsen u. a. so segensreich wirkende, menschenfreundliche „Verein gegen Thierquälerei" hier noch keinen Anklang finden wollen. Wir haben fast noch täglich das traurige Schauspiel, das zum Schlachten bestimmte Vieh, besonders die Kälber, von Hunden gehetzt, keuchend, mit lang herausgestreckten Zungen und blutrünstigen Beinen, halb erwürgt nach der Stadt schleppen zu sehen. Wir erleben öfters empörende Auftritte, daß alte, kraftlose, vom Hunger ausgemergelte Pferde, übermäßige Lasten hinter sich schleppend, mit Peitschenhieben gewaltsam die Berge hinaufgetrieben werden, von denen unsere Stadt von allen Seiten umgeben ist, ohne daß eine gefühlvolle Menschenseele sich darum kümmert. Möchte man doch das Andenken an Herder, dessen Name jetzt jede Lippe lallt, dadurch zu ehren sich bemühen, daß man seine Grundsätze über Humanität beherzigte, zu verbreiten und in Ausübung zu bringen suchte; gewiß, dies würde alles Uebrige aufwiegen. Leider geschehen noch mancherlei Dinge, die man als nicht geschehen wünschen möchte. So wurde in der letzten Nacht des Vogelschießens ein junger Mann aus der Umgegend in der Nähe des Schießplatzes von einigen Unbekannten überfallen und so fürchterlich gemißhandelt, daß er mehr todt als lebend vom Platze getragen werden mußte. Der Unglückliche ist zwar noch am Leben, man zweifelt aber an seinem Aufkommen, wenigstens an der Wiedererlangung seiner Sinne. Die Thäter sind bis jetzt noch nicht ermittelt worden.

Charade.

(Dreisylbig.)

Das Erste findet sich im Winter
Zur Freude munt'rer Jugend ein.
Das Zweit' und Dritte — sie bedingen,
Wie Alles, so dein eig'nes Seyn.
Wir sehen überall sie walten
Im weiten Reiche der Natur;
Wir staunen ihrem mächt'gen Wirken,
Erforschend ihres Daseyns Spur. —
Zwar eine kleine Stadt das Ganze,
Jedoch ihr Sohn ein großer Mann,
Vor dessen kräft'ger Donnerstimme
Die dichte Finsterniß zerrann,
Die auf dem Geisterreich gelegen;
Es ward nun Licht auf Erden neu,
Die Wahrheit siegte, trotz dem Toben
Der Feinde, und der Glaub' ward frei.

Mainwasser-Wärme.

Samstag, 14. Sept., Abends: 16 Grad. W. Gerlach.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 15. September. Gastvorstellung der Mad. Weiß, Balletmeisterin des k. k. priv. Theaters in der Josephstadt in Wien, mit ihrem Ballet-Personale, bestehend aus 36 Eleven. — Opernvorstellung: Die Entführung aus dem Serail, große Oper in 3 Abth., Musik von Mozart. Mit aufgehobenem Abonnement.

Montag, 16. Sept. (Zum Erstenmale): Die Mädchen von Saint-Cyr, Lustspiel in 5 Acten, nach dem Französischen des Alexander Dumas.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 258. Dienstag, den 17. September 1844.

Der Bauernkönig und die Jüdin.

(Von Johann Czynski.)

(Fortsetzung.)

Rokiczana seufzte und schwieg eine Weile. Dann fragte sie: „Kennst Du die Juden, welche das Christenkind umgebracht haben?"

„Nein, edle Frau," antwortete der Hausirer.

„Hast Du nicht die verhaftete Jüdin gesehen?"

„Ja, ich habe sie gesehen, während sie in's Gefängniß abgeführt wurde."

„Ist sie schön?" fragte Rokiczana weiter, und das Zittern ihrer Stimme und ein Seufzer spornte die Neugier Ben Josefs. Er hatte sich bei der Geliebten des Königs eingeschlichen in der unbestimmten Hoffnung, einige Nachrichten über die Lage Esterka's einzuziehen, und, siehe da, Rokiczana kam seinen Wünschen entgegen, indem sie das Gespräch auf die Gefangene brachte. Aber warum forschte sie so neugierig und besorgt nach der Schönheit der Jüdin? Diese Frage stellte sich Ben Josef und gerieth in Unruhe. Aber er ließ dieselbe nicht merken und antwortete in gleichgültigem Ton: „Ob sie schön ist? Ich weiß es eigentlich nicht. Ich denke, für eine Jüdin ist sie nicht übel."

„Sie ist also keine seltene Schönheit? Sie hat nichts Außerordentliches, Einnehmendes?"

„Durchaus nichts," antwortete der Hausirer. Er besann sich einen Augenblick und fügte dann, um Rokiczana's Gedanken zu ergründen, hinzu: „Indeß wollen die Zeugen des Mitleids von Kasimir mit der Unglücklichen gesehen haben, daß der König nicht minder von ihren Reizen, wie von ihren Thränen ergriffen zu seyn schien."

„Man hat es bemerkt," wiederholte Rokiczana, und wandte das Gesicht ab, um ihren Schmerz zu verbergen. Der Hausirer zweifelte nicht länger, daß Esterka einen tiefen Eindruck auf den König gemacht habe, und daß Rokiczana deshalb unruhig und eifersüchtig war. Um ihr Vertrauen zu gewinnen, und um zu entdecken, was vorgegangen war, setzte er das Gespräch fort und äußerte sich geringschätzig über Esterka. Ihre Haltung sey ohne Anmuth, ihre Züge ohne Feinheit, und aus ihren Gebärden und Reden könne man augenblicklich auf ein Weib ohne Erziehung schließen, welches nie aus seiner Hütte gekommen sey. Diese Sprache gefiel Rokiczana und beruhigte sie augenscheinlich. Sie beschloß, einen Menschen zu belohnen, welcher die schönste Zierde ihres Leibes zu bewahren gewußt hatte, und der mit Geringschätzung von einem Weibe sprach, welches dem König gefiel. „Horch," sagte sie, „Du bist nicht wie die andern Juden. Du bist gut, thätig und uneigennützig. Ich will Dich retten. Nimm dies Schaustück. Du brauchst es blos dem Burggrafen des Palastes zu zeigen, und er wird Dich zu jeder Stunde des Tags und der Nacht einlassen. Du weißt, daß die Hofburg eine Freistätte ist. Innerhalb derselben bist Du vor jeder Gefahr gesichert."

„Welche Gefahr könnte mich bedrohen?" fragte Ben Josef erstaunt. „Ich habe nichts verbrochen. Ich lebe von meiner Arbeit und Betriebsamkeit."

„Ich weiß es," antwortete Rokiczana. „Aber der König setzt Dich und Deine Art der Gefahr aus."

„Der König Kasimir? Ein so guter und gerechter König?"

„Allzugut, allzunachsichtig!" erwiederte Rokiczana. „Indem er die Schuldigen, die Mörder, retten will, treibt er die Pfaffheit und das Volk auf's Aeußerste."

„Aber was können Pfaffen und Volk machen, wenn der König uns schützt?" fragte der Jude.

„Was sie machen können?" erwiederte Rokiczana. „Sie können nächtlicher Weile an den Schuldigen die Strafe vollziehen, welche der König zu verhängen sich weigert. Und Tausende von Schlachtopfern können der Rache des Volks zugleich mit geopfert werden, um für die Straflosigkeit der zwei Schuldigen zu büßen."

„Edle Frau, das ist nicht möglich," sagte der Jude. „Nehmt dies Schaustück zurück. Ich glaube nicht, daß ich je desselben bedürfen werde."

„Behalte es," entgegnete Rokiczana. „Du wirst es nöthig haben, und früher, als Du glaubst."

Aus dem bestimmten Ton dieser Worte glaubte Ben Josef zu errathen, daß Rokiczana Mitschuldige einer gräßlichen Verschwörung sey, welche ihre Nebenbuhlerin in das Verderben aller Juden mit verwickeln sollte. Darüber wollte er nun völlige Gewißheit haben. „Ich danke Euch, edle Frau," sagte er, „daß Ihr unter meinem Stamm eine Ausnahme machen wollt mit einem armen Teufel wie ich. Aber wie kommt es, daß der König die Schuldigen verschont? Wenn die verhafteten Juden ein Kind ermordet haben, warum sollen sie nicht verbrannt oder geviertheilt werden?"

„Eben das hab' ich dem König gesagt," erwiederte Ro-

kiczana. „Ich habe ihm die Worte meines Beichtvaters wiederholt, daß er die Geistlichkeit, den Adel und die ganze Nation von sich abwendig machen wird. Aber Alles vergebens. Er bleibt dabei, daß er lieber Thron und Leben verlieren, als einen Unschuldigen opfern will. Er will schlechterdings an ihre Unschuld glauben. Die Jüdin muß ihn behext haben. Er spricht nur von ihr; er ist stets mit ihr beschäftigt. Er hat die ganze Nacht damit zugebracht, sie und ihren Vater zu verhören, und ganz gegen die Gewohnheit hat er ihr ein Zimmer im Schloß angewiesen, anstatt sie mit ihrem Vater in's Gefängniß zurückzuschicken. Der päpstliche Nuntius hat von diesem seltsamen Verfahren gehört, die ganze Pfaffheit ist darüber empört, und während Kasimir so die Mörder zu retten gedenkt, hängt das Schwert über dem ganzen Geschlecht. Die verbrecherische Jüdin hat den Einfluß bemerkt, den sie auf den König übt, und macht die sonderbarsten Ansprüche. Sie will weder essen noch trinken, unter dem Vorgeben, daß die ihr dargebotene Nahrung unrein sey. Der schwache Kasimir hat mir zugemuthet, ich sollte einen Juden kommen lassen, damit dieser ihr eine Bibel und nach dem Gesetz bereitete Speisen besorgte. Aber ich habe es mit Unwillen verweigert. Ich werde nicht helfen, die Mörder schützen."

„Aber wenn zufällig die Angeklagten unschuldig wären?" wandte der Hausirer ein.

„Nein!" erwiederte Rokiczana heftig, „sie sind schuldig; sie sind überwiesen!"

Man kann sich die Gefühle und Gedanken vorstellen, welche Ben Josefs Seele bewegten, als er von dem Mitleid, der Sorgfalt — vielleicht der Liebe — hörte, welche der König Esterken widmete, als ihm zugleich der alle seine Brüder bedrohende Anschlag enthüllt ward, als er Rokiczana voll Haß und Eifersucht als ein Werkzeug der durch ihren Beichtvater sie bearbeitenden Priester erkannte. Liebe, Haß, Hoffnung, Furcht, alle Leidenschaften regten sich zu gleicher Zeit in Ben Josef. Sein Herz klopfte, sein Kopf brannte, sein ganzes Wesen war aufgeregt. Und dabei mußte er ruhig den Kopfputz Rokiczana's besorgen, und dem Haar, welches Kasimir des schönsten Weibes schönste Zierde nannte, die anmuthigste Form zu geben suchen. Er glich dem Vulkan, dessen Gipfel mit Eis bedeckt ist, während in seinem Innern die Flammen wüthen. Er konnte nicht bezweifeln, daß Rokiczana in ihrem Eifer, eine gefürchtete Nebenbuhlerin zu opfern, ein gelehriges Werkzeug der Pfaffen war. Auf der andern Seite sah er, daß ihre Gewalt blos von der Gunst Kasimirs abhing, und daß dieser an ihr blos ihre Schönheit liebte. „Du sollst meine Esterka nicht verderben!" dachte er, und vertauschte kaltblütig die Salbe zur Erhaltung der Haare mit einer Salbe, welche das Ausfallen der Haare bewirkte. Dabei sagte er: „Ihr habt Unrecht gehabt, dem König die begehrte Gefälligkeit zu verweigern. Er kann zwanzig Personen für eine finden, um ihm einen Juden zuzuführen. Hättet Ihr mich empfohlen, so könnte ich Euch Alles berichten, was vorgeht. Ich wäre Euer Auge und Euer Arm gewesen; Ihr kennt ja meine Ergebenheit."

„Du hast Recht," erwiederte Rokiczana. „Noch ist Nichts verloren, Du wirst mir doch Alles sagen?"

„Alles," versicherte der Jude.

„Und Du wirst thun, was ich begehre?"

„Gewiß, edle Frau."

„Ben Josef! ich will Dich reich und mächtig machen."

„Rokiczana!" dachte der Jude, „Du hast Esterken den Tod geschworen; ich will Dich häßlich und elend machen!"

(Fortsetzung folgt.)

Der Wetterhahn auf der Dorfkirche.

Die schöne Erde unter mir,
Hoch über mir den Himmel,
So steh' Jahrhunderte ich hier
Und schau' in's Weltgetümmel,
Und hab' gar Viel' geseh'n, gehört,
Vom bunten Treiben ungestört.

Das stolze menschliche Geschlecht
Preis't seine starken Seelen;
Nur Das, was wahr, was gut und recht,
Behauptet es, zu wählen,
Und doch, gar Mancher macht's wie ich:
Er drehet nach dem Winde sich.

Die Bauern wollen steif und fest
Auf ihrem Kopf bestehen;
Der Amtmann, andern Sinnes, läßt
Bei ihnen nur sich sehen;
Gleich machen sie es so wie ich:
Sie drehen nach dem Winde sich.

Der Schulze hat 'nen Plan geschmied't,
Von dem will er nicht weichen;
Von Oben tönt ein and'res Lied,
Und nun? — Nun wird sich's zeigen:
Der Schulze macht es g'rad' wie ich:
Er drehet nach dem Winde sich.

Schulmeister auch will unbeschränkt
Nach eig'nem Sinne schalten,
Allein der Herr Inspector denkt,
Man müss' es anders halten,
Und siehe, jener macht's wie ich:
Er drehet nach dem Winde sich.

Nur Wahrheit lehrt der Herr Pastor
Die gläubige Gemeinde,
Doch leiht er auch ein off'nes Ohr
Dem Bischof, seinem Freunde;
Wohlweislich macht er's oft wie ich:
Er drehet nach dem Winde sich.

Drum sag' ich's frei und sag' es laut,
Und Jeder mag's verstehen:
Hab' doch gar weit mich umgeschaut
Und Keinen noch gesehen,
Der's niemals machte, so wie ich,
Nie drehte nach dem Winde sich.

Wörsdorf, im Sommer 1844. **Heinrich Müller.**

Welt und Leben.

Könnten die klugen Leute nicht so oft über die Dummköpfe spotten und lachen — wahrlich — sie wären gar sehr die Geprellten.

* * *

Neue Freundschaften werden selten anders, als auf Unkosten der alten geschlossen.

* * *

Man nimmt oft die Schwächen des Genies für seine Vorrechte.

* * *

Kronen brechen, Schwerter zersplittern, die Spur der Helden verwischt, was auf den Geist gebaut ist, währt ewig.

* * *

Selbst das Unglück muß dem Manne zur Kräftigung seiner Seele dienen. Er soll es verstehen, Arzenei aus Gift und Gold aus Schlacken zu kochen.

* * *

Falsche Freunde sind wie Zugvögel, die bei Annäherung des Winters fortziehen.

* * *

Rost zernagt den Stahl, Mißtrauen die Freundschaft, Nahrungssorge die Liebe.

* * *

Mädchenehre ist wie geschliffener Stahl, ein Hauch, und er erblindet.

* * *

Ein Flachkopf flieht eben so vorsichtig die geistvollen Männer, als häßliche Mädchen den Spiegel meiden.

* * *

Wenn man Dummköpfen zuhört, so sind die Leute von Geist nur gut: Verse zu machen und Bücher zu schreiben; Stellen, Reichthümer, Rang, Ehre, alles Das gebührt nur ihresgleichen. J. W. A.

Mannichfaltigkeiten.

Auf einer Provinzialbühne gab der Direktor in der „Jungfrau von Orleans", deren Darstellerin mit ihm auf einem traulichen Fuße lebte, die Rolle des Dünois. Das Stück ging ziemlich, als aber im vierten Akte Dünois die Unschuld Johanna's mit den Worten beweisen sollte:

„Hier werf' ich meinen Ritterhandschuh hin!
Wer wagt's, sie eine Schuldige zu nennen?"

sprang plötzlich sein Pudel aus der Coulisse auf den Handschuh los, packte ihn und apportirte denselben zum großen Gelächter des Publikums seinem Herrn, der als Dünois ein verzweifeltes Gesicht schnitt.

Der „Fränkische Merkur" sagt: „Der ewige Jude" von Sue hat in Deutschland eine Richtung auf die Spitze getrieben, die schon seit Jahrzehnten verderblich auf unsere literarischen Verhältnisse einwirkte und sich jetzt, wie alle Extreme, durch ihre Maßlosigkeit vernichten wird. Es darf deßhalb den Freund der Literatur nicht verdrießen, wenn der „ewige Jude" jetzt täglich in allen Blättern spukt: eine solche Langeweile hat oft ihr Gutes. Das Schärfste, was über diesen Uebersetzungsscandal bisher gesagt wurde, lesen wir in den Sächs. Vaterlandsblättern. Ein kritisches Urtheil über den Roman schon jetzt zu fällen, bleibt übrigens mißlich, da erst der zehnte Theil des Ganzen vorliegt.

(Aufrichtige Doppelzüngigkeit.) In einem französischen Schauspiele applaudirte während der ersten Vorstellung eines Stückes ein Unbekannter mit enormer Anstrengung, während er ununterbrochen dazu ausrief: „Teufel! wie schlecht ist das Stück." Gefragt über das Bizarre seines Benehmens, antwortete er: „Meine Herren! Man hat mir ein Billet gegeben, um zu applaudiren. Ich hab's versprochen, und ich halte mein Wort. Aber als ehrenhafter Mann kann ich die Wahrheit nicht prostituiren, und so macht meine Stimme wieder gut, was meine Hände lügen." Die Laune des Mannes wurde allgemein, und so vom gesammten Publikum zugleich applaudirt und gepfiffen.

Die neue französische Mode, sich den Bart ganz stehen zu lassen, dankt dem Opernsänger Saintfoy ihren Ursprung. Derselbe war einem Juden viel Geld schuldig und wurde oft von ihm überlaufen. Eines Morgens kam der Gläubiger zu Saintfoy, als derselbe von einem Barbier eben ganz eingeseift war. Höflich fragte der Schuldner seinen Gläubiger, ob er nicht die Güte haben wolle, wenigstens so lange zu warten, bis er rasirt sey, dann werde er sofort ihn befriedigen. Der Gläubiger, froh der Aussicht, sein Geld zu erhalten, gestand ihm diese kurze Frist sehr gern zu. „Nun denn, mein Herr, Sie sind mein Zeuge", so sprach der Sänger zu seinem Barbier, „der Herr wird warten mit der Bezahlung, bis ich mir den Bart abnehmen lasse." Hiermit stand er auf, wusch sich die Seife ab, und der Gläubiger war geprellt. Der Bart stand aber dem jungen Manne so wohl, daß die Mode, ihn zu tragen, sich bald ziemlich allgemein über Frankreich verbreitete.

Man liest in dem Literaturblatt der Rosen: Unter dem Titel „Theater von Karl von Holtei" soll eine drei Bände umfassende Sammlung aller Holtei'schen Bühnenstücke erscheinen, die auf den Theatern Deutschlands zur Aufführung gelangten. Der Breslauer Buchhändler A. Schulz ist der Verleger des Werkes, welches wir der Beachtung empfehlen. Es wird nicht bloß für Bühnenverwaltungen eine willkommene Gabe seyn, da es sämmtliche Holtei'sche Erzeugnisse bietet, die außerdem nicht leicht zusammenzutragen sind, sondern auch für alle Theaterfreunde. Viele davon werden das Buch schon als eine Erinnerung an den Verfasser und an seine Darstellungen mit Interesse empfangen. Der Verfasser hat das Werk in drei Abtheilungen geschrieben: Vor-, Nach- und Liederspiele (darunter „die Wiener in Berlin", „der alte Feldherr", „ein Achtel vom großem Loose"). Zweiter Band: „Gelegenheitsstücke und Nachbildungen nach französischen Stükken („das akademische Erinnerungsfest", „Göthe's Todtenfeier"). Dritter Band: Drama, Melodrama, Oper, Schauspiel („Lorbeerbaum und Bettelstab", „Lenore", „Hans Jürge", Shake-

speare in der Heimath" ꝛc.) Die Ankündigung Holtei's fügt diesem Verzeichnisse die Bemerkung hinzu: „Jedem Stücke wird eine kurze Notiz über sein Entstehen und sein etwaiges Schicksal auf den Brettern beigefügt seyn und somit soll das ganze Buch, welches ein halbes Hundert Stücke grösseren und kleineren Umfanges enthält, vollständiges Zeugniß ablegen von den Bemühungen und Irrthümern eines Menschen, der länger als zwanzig Jahre dem deutschen Theater anhing, und, neben mißlungenen, auch manche günstig aufgenommenen Arbeiten lieferte."

(München, 12. Sept.) Gestern Vormittags halb 10 Uhr ging in der k. Erzgießerei der Guß des colossalen Kopfes der Bavaria in Anwesenheit vieler Zuschauer auf's glücklichste vor sich. Als die glühende Masse, zu der 150 Centner Metall verwendet wurden, rasch in die Form eingeströmt war und sich das Werk vollkommen gelungen zeigte, ertönte ein jubelndes dreimaliges Lebehoch für Seine Majestät den König, dann für den Meister des Werkes, Professor Schwanthaler, und für den Inspektor Miller, unter dessen umsichtiger Leitung der Guß vorgenommen wurde, den würdigen Nachfolger unseres verdienstvollen Stiglmayer.

Korrespondenz.

Mainz, 6. Sept.

Die Freunde des vor einigen Jahren verstorbenen Bildhauers Scholl dahier beabsichtigen, die Enthüllung des Grabdenkmals, welches die Familie des Verstorbenen durch Hrn. J. B. Scholl, Bildhauer dahier, der das Atelier seines verstorbenen Vetters übernommen hat, für ihn ausführen ließ, mit einiger Feierlichkeit zu begehen, und handeln dadurch gewiß im Sinn der zahlreichen Freunde und Bekannten des verstorbenen Scholl, der hier in hoher Achtung stand und durch seinen redlichen Charakter, seine geselligen Eigenschaften und seine Strebsamkeit als Künstler von Allen, die ihn kannten, geliebt und geschätzt wurde. Das Denkmal, welches auf dem Grabe des seligen Scholl aufgeführt ist, darf, als wirkliches Kunstwerk betrachtet, gewiß das schönste Denkmal genannt werden, welches den hiesigen Kirchhof ziert. Zugleich ist seine Form eine durchaus eigenthümliche, und in jedem Betracht ist dieses Denkmal eine selbstständige Schöpfung des Verfertigers J. B. Scholl, das für die Kunst von Bedeutung ist und dessen Geschmacksrichtung bei weiterer Ausbildung und gehörigem Bekanntwerden sicher Epoche machen wird. Hr. Scholl hat weder rein griechisch-römische Formen, die, genau genommen, auf einem christlichen Kirchhof nicht an rechter Stelle sind, noch rein gothische Formen, die aus andern Gründen nur selten anzuwenden sind und, corrumpirt angewandt, wie dies jetzt meist geschieht, aufhören, Kunstformen zu seyn, dargestellt, sondern etwas Neues erfunden, was sich durch ideale Schönheit, Reichthum der Idee, Neuheit der Form und für den christlichen Kultus passend auszeichnet. Das Scholl'sche Denkmal ist etwa 20 Schuh hoch, von schmaler, gleichsam pyramidaler Form und die Idee, welche den Künstler bei der Ausführung geleitet hat, ist der christlichen Lebensansicht von der Unsterblichkeit der menschlichen Seele gemäß. Jeder Kunstfreund, der dieses Denkmal sieht, wird wünschen, Hr. Scholl möge häufig mit Arbeiten beauftragt werden, die seiner Kunstbildung angemessen sind, und diese Gelegenheit wird sich bald durch einen sehr bedeutenden Auftrag finden, indem Hr. Scholl durch das Comité in Darmstadt, welches zuerst die Idee zu einem Denkmal Herder's in Weimar ergriff, im Verein mit den weimar'schen Herren, die seiner Skizze Beifall zollten, den Auftrag zur Ausführung dieses Denkmals erhalten wird. Alsdann wird seiner Zeit es sich bestätigen, daß oftmals einem Künstler nur der zufällige Ruhm eines Allgemeinbekannten fehlt, während seine Werke ihm schon vorher die Weihe eines bedeutenden Künstlers geben. — Hr. Scholl gibt in der Kürze im Verlag von C. G. Kunze dahier eine Sammlung von Grabdenkmälern seiner eigenen Erfindung heraus, was für Architekten, Bildhauer und Steinmetzen ein sehr werthvolles Werk geben wird.

Wertheim, 13. Sept.

Heute haben uns die letzten unserer Sängergäste verlassen und wir können nun mit Ruhe auf unser Fest zurückblicken. Wir können es mit inniger Lust, denn kein Vorfall während des ganzen Festes war störend. Das Mittagsmahl am 9. bot uns eine schöne Reihe heiterer Trinksprüche und ernster Worte, angemessen der Würde der Versammlung, hervorhebend deren große Bedeutung für Deutschlands Volksleben und die Erkräftigung des deutschen Volkscharakters. Der auf das Mittagsmahl folgende Zug auf den Marktplatz bot Gelegenheit, die Gesammtheit der anwesenden Sänger zu überblicken und der Abend in der Festhalle verfloß unter heiteren Scherzen. — Am 10., Morgens, wurde ein Spaziergang auf unsere Schloßruine — nach der Heidelberger wohl die schönste Süddeutschlands — gemacht und hier erfuhren wir, daß die Würzburger Liedertafel beabsichtige, im nächsten Jahre ein Gesangfest zu arrangiren, wozu die Liedertafeln von ganz Süddeutschland eingeladen werden sollen. Der Nachmittag ward mit Gesängen einzelner Liedertafeln und sonstigen musikalischen Productionen in der Festhalle ausgefüllt. Den meisten Theilnehmern war dieser Nachmittag der angenehmste Theil des Festes. Abends um 8 Uhr begann der Ball in den überfüllten Räumen des Löwensteiner Hofes, wo, wie am ganzen Feste, die heiterste Stimmung, die herzlichste Eintracht herrschte. Am 10., 11. und 12. verließen uns nach und nach die einzelnen Vereine. Mögen sie alle und noch recht viele andere sich im nächsten Jahre recht fröhlich wieder vereinigen!

Indem ich meinen verbindlichsten Dank für die ehrenvolle und freundliche Aufnahme, welche meinen Eleven bei ihren Gastdarstellungen auf hiesiger Bühne geworden, hierdurch ausspreche, ermangle ich nicht, ein verehrungswürdiges Publikum zu der morgen, den 17. Sept. zum Vortheil der Kinder stattfindenden Vorstellung ergebenst einzuladen.

Frankfurt a. M., 16. Sept. 1844.

Weiß, Balletmeisterin des k. k. priv. Theaters in Wien.

Mainwasser-Wärme.

Sonntag, 15. Sept., Abends: 16 Grad. W. Gerlach.

Theater-Anzeige.

Montag, 16. Sept. Der Wildschütz, oder: die Stimme der Natur, komische Oper in 3 Abth., Musik von Albert Lorzing.

Dienstag, 17. Sept. (Zum Vortheil des Balletpersonals der Mad. Weiß): Gastvorstellung der Mad. Weiß, Balletmeisterin des k. k. priv. Theaters in der Josephstadt in Wien, mit ihrem Ballet-Personale, bestehend aus 36 Eleven. — Schauspielvorstellung: Die Verlobung in Genf, Lustspiel in 2 Abth., von Blum. In den Zwischenacten: Gesangsproduction des Hrn. St. Charles, Zögling des königl. Conservatoriums zu Paris.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 259. Mittwoch, den 18. September 1844.

Der Bauernkönig und die Jüdin.

(Von Johann Czynski.)

(Fortsetzung.)

Zehntes Kapitel.

Ein Bauer.

Rokiczana beeilte sich, den Hausirer zum König zu führen. Es war ihr sehr angenehm, den Willen des Königs zu erfüllen, und damit zugleich einen Menschen in seine Nähe bringen zu können, welchen sie ganz ihr ergeben glaubte. Aber sie mußte warten, denn der König war beschäftigt.

Aufgebracht gegen den Pan von Wola und den Priester Martin, hatte Kasimir seinen Geheimenrath Jakob von Melchtin rufen lassen, welcher ein einsichtsvoller und gerechter Gutsherr war, und als trefflicher Verwalter dem König bei Vermehrung des Nationalreichthums durch wohlverstandene Sparsamkeit und weise Verwendung der Einkünfte zur Hand ging. Außer ihm hatte der König bei sich den menschenfreundlichen Priester Prandota, der die duldsamen Ansichten Kasimirs theilte, und einige der kenntnißreichsten Männer, welche an einem neuen Gesetzbuch für Polen arbeiteten. Auch Heinrich, der Arzt und Günstling des Königs, war zugegen, und — um Niemand zu vergessen — der Zwerg, der zwischen den Herren herumkroch, ohne daß man ihn bemerkte. Nachdem der König ihnen die Ermordung der unschuldigen Juden durch den Herrn von Wola erzählt, empfahl er dem Gesetzgebungsausschuß die Beschleunigung seiner Arbeiten, damit er der Willkür und den grausamen Mißbräuchen, welche bei'm Adel immer mehr einrissen, ein Ziel setzen könnte. Hierauf ernannte er das außerordentliche Gericht zur Aburtheilung der Mörder des Kindes, und bezeichnete als Beisitzer desselben unter andern den Jäger Gregor und den Arzt Heinrich. „Laßt," sagte er zu seinem Kammerherrn, „die Einwohner Krakau's durch öffentlichen Ausruf wissen, daß das ermordete Kind zur Schau ausgestellt werden soll. Vielleicht wird seine Mutter es wiedererkennen und uns helfen, den Faden dieser geheimnißvollen Angelegenheit finden."

Die Räthe waren eben im Begriff, sich zu entfernen, als Rokiczana mit Ben Josef eintrat. In demselben Augenblick vernahm man aus dem Hof des Palastes Klaggeschrei und Seufzer. Der König trat an's Fenster und bemerkte einen Bauer, der sich den Händen des ihn mißhandelnden Herrn von Wola zu entwinden suchte. „Bei meiner Krone!" rief Kasimir; „dieser freche Edelmann untersteht sich, in meinem Palast und fast unter meinen Augen sich an diesem armen Teufel zu vergreifen. Pan von Melchtin! lauft hinab, befreit diesen Unglücklichen und führt ihn zu mir. Wofern der Herr von Wola den geringsten Widerstand wagt, so lasse ich ihn auf der Stelle durch den Burggrafen verhaften und in's Gefängniß setzen!"

Je mehr der Unwille des Königs stieg, desto mehr freute sich Ben Josef im Stillen. Wer ihn beobachtet hätte, würde gefunden haben, daß er Dem, was geschah, nicht fremd war. Als der Leibeigene in den Audienzsaal gebracht ward, zog sich der Jude in einen Winkel zurück, so daß er Alles sehen und hören konnte, ohne von dem Bauer bemerkt zu werden, der wie ein auf der That ertappter Verbrecher zitterte.

Die leibeigenen Bauern in Polen sind so sehr zum Thier herabgewürdigt, daß sie fast den Gebrauch der Sprache verloren haben. Wenn eine unabweisliche Nothwendigkeit sie zwingt, bei ihrer Herrschaft Hülfe oder Recht zu suchen, berauschen sie sich in Branntwein, um sich Muth zu geben, und bringen ein kleines Geschenk mit, um das Wohlwollen des Gutsherrn zu erkaufen. Bis zur Erde gebückt, ein Huhn oder einige Eier in der Hand, und an allen Gliedern zitternd, bitten sie um ein Stück Holz oder um ein wenig Korn zur Erwärmung oder Ernährung ihrer Kinder. Und wenn sie sich nur verständlich machen könnten! Aber ihre Scheu und ihre Ungewißheit ist so groß, daß sie sich vergebens abarbeiten, um an den Tag zu legen, was sie eigentlich wollen. Da verliert denn nicht selten der Gutsherr die Geduld und jagt den Bittsteller fort, der dann mit einer Tracht Schläge und ohne Huhn nach Hause kommt. Man braucht sich darum nicht zu wundern, daß der König mehr als eine Viertelstunde brauchte, um den Leibeigenen zu beruhigen und ihm Muth zum Sprechen einzuflößen. Mit Geduld und Güte kam Kasimir dazu, daß der arme Teufel — wohl zum ersten Mal in seinem Leben — in zusammenhängender Rede seine Gedanken und Gefühle kund gab.

„Ich heiße Stanislav," sagte der Bauer. „Die Leute nennen mich, ich weiß nicht warum, Spinat. Ich bin ein unglücklicher Mann, und bin hergekommen, um mich bei'm Herrn König über meinen bösen Herrn zu beschweren und zu bitten, daß Er mir meine Tochter, meine einzige Freude, wiederschafft. Ich hatte eine Frau, und die hatte ich gern. Wir waren arm, aber zufrieden. Sie gebar mir eine Tochter; aber

leider verlor ich bei der Geburt meine Frau und mein Kind seine Mutter. Der Wille Gottes geschehe. Ich begrub mein Weib, und gab ihren Namen meiner Tochter, damit meine kleine Marja mich stets an die Gefährtin meiner Arbeiten und meiner Armuth erinnerte. Eines Tags ritt mein Herr auf die Jagd, und kam an meiner Hütte vorbei. Er bemerkte meine Kleine, die damals sieben Jahr alt war. Er zeigte sie den Herren, die bei ihm waren, fand sie schön und befahl endlich, sie in sein Schloß zu bringen. Spinat, sagte er zu mir, sey außer Sorgen um Dein Kind. Ich nehme es unter meinen Schutz. Du kannst es jeden Sonntag besuchen. Ich dankte ihm. Jeden Sonntag besuchte ich mein Kind. Es war gut gekleidet, lernte lesen, und es fehlte ihm an nichts. Kurzum, alle Bauern beneideten mich um mein Glück, und ich selber glaubte, der liebe Gott habe sich meiner erbarmt. Ich dachte: Ist dir's dein Lebenlang schlecht gegangen, so wird doch wenigstens deine Tochter glücklich seyn. — So vergingen zehn Jahre. Jeden Sonntag ging ich auf's Schloß, und jedes Mal fand ich Marja schöner und vergnügter. Voriges Jahr verwandelte sich ihre Fröhlichkeit in Traurigkeit. Sie ward blaß und kränklich. Ich fragte, was ihr fehlte, und erfuhr, daß sie den Jäger des Herrn und daß der Jäger sie liebte. Nun, das ist ja gut, sagt' ich. Heirathet euch. — Ja, das ist eben der Fehler, sagte sie. — Der Jäger hatte dem Herrn gesagt, er wolle Marja zum Weib nehmen, und Marja hatte den Herrn um seine Einwilligung gebeten. Aber der Herr sagte: Marja ist eine gute Magd; ich kann sie nicht entbehren; sie muß im Schloß bleiben; ich lasse sie nicht heirathen. — Bitten und Thränen erzürnten den Herrn nur noch mehr. Er verbot dem Jäger und mir, meine Tochter zu besuchen. Ich gehorchte. Ich bin ein alter Mann, und gewohnt, zu thun, was man mich heißt. Aber der Jäger liebte meine Tochter nur um so mehr, je mehr Hindernisse er fand, und er wußte immer Gelegenheit zu finden, mit meiner Tochter einige Augenblicke zu plaudern. Lieber Gott! was soll ich sagen? Meine Tochter ward schwanger. Sie warf sich dem Herrn zu Füßen, gestand ihren Fehltritt, und bat ihn, die Heirath zu gestatten, die ihre Schande bedecken könnte. Der Herr stieß sie so hart und zornig zurück, daß sie seitdem kränkelt, und gestern hat sie ein todtes Kind zur Welt gebracht. Nun hab' ich erfahren, daß der Jäger durch Erbschaft von seinem Oheim reich geworden ist und noch immer meine Tochter heirathen will. Also ging ich heute zu meinem Herrn, um ihn zu erweichen. Aber so wie er mich sah, gerieth er in Zorn und ließ mich durch seine Knechte auspeitschen, um mir Gehorsam zu lehren. Seht, Herr König, meine Kleider sind zerrissen, und noch fließt mein Blut. Aber ich klage nicht über meine Schmerzen; nur wegen meiner Tochter bitte ich. Rettet meine Tochter, gebt sie ihrem Vater und ihrem Liebhaber zurück!"

Der Bauer warf sich schluchzend dem König zu Füßen. — „Edle Herren," sagte Kasimir zu seinen Räthen, „bin ich im Stande, dem Bauer Recht zu schaffen?"

Niemand antwortete. Das Schweigen besagte: der Bauer und seine Tochter sind leibeigen, und der Pan von Wola ist Herr auf seinem Gut.

„Also nichts vermag ich?" fragte Kasimir. „Edle Herren, wann werdet Ihr Euer Gesetzbuch fertig bringen? Wann werde ich der Grausamkeit der Herren ein Ziel setzen können, die dem Pan von Wola gleichen? Vergeßt nicht, hineinzusetzen, daß jedem Bauer frei steht, seinen Herrn zu verlassen; daß Verbannung, Ehrlosigkeit und Verlust des Adels Jeden trifft, der gegen seine Unterthanen unmenschlich handelt. — Stehe auf, Freund!" sagte der König zu dem knieenden Leibeigenen. „Willst Du Geld, so gebe ich Dir's. Aber was Du verlangst, überschreitet die Gränzen meiner Macht. Zum Teufel! Giebt's denn keine Kiesel auf euren Feldern?"

„Genug, Herr König," antwortete der Bauer.

„Nun, so kauf' Dir einen Feuerstahl! — Wenn einer dieser edlen Herren sein Vermögen in den Flammen hat aufgehen sehen, dann werden die andern sich besinnen, ehe sie ihre Leibeigenen auf's Aeußerste treiben. Jakob von Melchtin, tragt Sorge für diesen armen Menschen."

Der Bauer entfernte sich, und der König sank unmuthig in seinen Lehnstuhl zurück. Ben Josef näherte sich dem Leibeigenen und flüsterte: „Spinat!"

„Du bist's?" sagte der Bauer. „Was willst Du?"

„Gehe nicht zu Deinem Herrn zurück?"

„Warum?" fragte Spinat.

„Er wird Dich erst peitschen, dann henken lassen."

„Das ist wahr; aber was soll ich machen?"

„Hast Du nicht verstanden, was der König Dir gesagt hat?"

„Nein," erwiederte der Bauer.

„Gehe in die Herberge zum Weißen Roß, erwarte mich dort bis zum Donnerstag, und dann will ich Dir erklären, was der König meint."

(Fortsetzung folgt.)

Kunstfertigkeit der Chinesen.

In jeder technischen Kunst haben es die Chinesen zu hoher Vollkommenheit gebracht. Ihre Tong's und Glocken, so wie auch ihre alten Vasen und Dreifüße aus Bronce geben vollgültiges Zeugniß davon, daß sie uns in den verschiedenen Branchen der Metallurgie schon sehr früh überlegen waren. Besonders aber verdienen die hochpolirten chinesischen Metallspiegel unsere Bewunderung. Diese Spiegel haben die merkwürdige Eigenthümlichkeit, daß, wenn die Sonnenstrahlen von der polirten Oberfläche reflektirt werden, das Bild des zierlichen Randes und der Kreise, die auf den Rücken der Metallplatte gravirt sind, auf der Mauer oder einem Stück Papier sehr deutlich sich abspiegelt.

Ihre Brillen mit ungeheuren Linsengläsern aus Felskrystall sind eine ganz originelle Erfindung. Sie liegen quer über der Nase, werden aber durch seidene Schnüre, mit Gewichten an den Enden, die man über beide Ohren wirft, festgehalten.

Im Drechseln des Holzes oder Elfenbeins ist der Chinese unvergleichlich; seine elfenbeinernen Handkörbchen und Fächer müssen die Verzweiflung eines europäischen Technikers erregen. Auch hat wohl noch kein Artist unseres Welttheils den Versuch gemacht, aus einer soliden elfenbeinernen Kugel sieben oder acht andere dergleichen zu drechseln, die alle, von einander abgesondert, in der äußern Hohlkugel stecken und eben so schön gearbeitet sind wie die letztere. Die inneren Kugeln werden durch kreisrunde Löcher ausgedrechselt, von denen man das erstere in die Kugel bohrt, wenn sie noch solide ist.

Nicht weniger manifestirt sich die Industrie und Geschicklichkeit der Chinesen in ihrer Verarbeitung der härtesten Stoffe, wovon die chinesischen Riechfläschchen aus Achat und Felskrystall Beweise geben. Diese ungefähr zwei Zoll langen Fläschchen sind vollkommen ausgehöhlt, und zwar durch Oeffnungen am Halse, die weniger als einen Viertelzoll im Durchmesser haben. Zu allem Dem ist die innere Seite dieser Fläschchen mit kleinen Charakteren beschrieben, die man durch ihre transparente Substanz lesen kann!

Auch die Seiden- und Taffet-Manufakturen der Chinesen dürften wohl schwerlich von denen irgend eines anderen Volkes erreicht werden; eben dies gilt von ihrem Porzellan, sofern man das Material selbst darunter versteht. Ihre lackirten oder überfirnißten Arbeiten sind nur den japanischen untergeordnet.

Mit den eigentlich schönen Künsten ist es im Ganzen viel schlimmer bestellt; doch besitzen die Chinesen einheimische Künstler, welche Insekten, Vögel, Früchte und Blumen meisterlich zu malen wissen, und die Schönheit und Mannichfaltigkeit der Farben kann nirgends übertroffen werden.

In Allem, was die Bequemlichkeit des äußeren Lebens betrifft und was mit technischer Geschicklichkeit bewerkstelligt werden kann, dürfte China wohl noch lange den Vorrang vor dem Abendlande behaupten; daher wir uns nicht zu wundern brauchen, wenn der gemeine Chinese, der eben nur für technische Vollkommenheit empfänglich ist, in Europa Alles schlechter, unbequemer und unzweckmäßiger findet, als in seiner Heimath.

Mannichfaltigkeiten.

(Bad Homburg, 15. Sept.) Fangen auch unsere Promenaden an, verwais't zu werden, so läßt sich doch das fröhlichste Treiben in den lichter werdenden Waldungen vernehmen; das Halloh der Jäger, das Kläffen der Hunde schallt bis in unser schon stilles Thal herab und gestaltet die Nach-Saison ebenfalls recht freundlich. — Die Zahl der Fremden hat zwar in den jüngsten Tagen abgenommen, da die eigentliche Saison vorüber ist und nur noch Passanten die Wirthstafeln und Umgebungen bevölkern, doch wird das treffliche Kur-Orchester des Hrn. Garbe noch bis Anfang Oktobers hier bleiben und dann mit dem Scheiden desselben die Schließung des größeren Salons und die Eröffnung der kleineren Säle für die Wintergesellschaft beginnen. — Unsere Kurliste wird noch immer ausgegeben und nennt heute 3596 Fremde.

Am 9. Juli d. J. hat zu Muskau in der preußischen Oberlausitz die Taufe eines Negerjünglings stattgefunden. Der bekannte Besitzer der Herrschaft Muskau, Fürst Hermann von Pückler-Muskau, brachte bei seiner Rückkehr von seinen afrikanischen Reisen außer einer abyssinischen, zu Wien katholisch getauften und seitdem zu Muskau früh verstorbenen Jungfrau, Namens Machbuba, einen kräftigen Negerknaben, Namens Dscholabour, mit, der, ehe er mit nach Deutschland kam, bereits italienisch gelernt hatte. Wo der Fürst sich länger aufhielt, z. B. 1840 in Marienbad, ließ er ihn in die christliche Volksschule gehen, um einstweilen Deutsch und schreiben zu lernen, wozu er auch gutes Geschick zeigte. Der Knabe war sehr merkwürdig, weil er dem sehr wilden Stamme der Joloffunger angehörte und schwärzer war, als man je einen Neger bei uns gesehen hatte. Während er im Dienste des Fürsten stand, empfing er lange Unterricht in der christlichen Religion von dem würdigen Herrn Superintendenten Petzold in Muskau. Dieser war mit seinem Schüler gar wohl zufrieden, da er unter andern nach und nach an 300 Bibelsprüche leicht gelernt und besonders an Psalmenstellen, wegen ihrer morgenländischen Farbe, viel Wohlgefallen bezeigt hatte. Das Deutsche sprach der Jüngling nun ganz eben so gut, als Deutsche. Fürst Pückler war selbst einer der Pathen.

Durch alle englischen und französischen Zeitungen wandert die Anzeige von dem Tode Carl Blums in Berlin, von dem sie erzählen, er habe die unglaubliche Masse von fünfhundert neunundachtzig Bühnenstücken verfaßt, unter denen freilich viele Uebersetzungen wären. Aber dies ist noch nicht Alles, heißt es weiter; Blum war auch Componist, und seine Compositionen belaufen sich auf hundert und zweiundsechzig, worunter mehrere komische Opern sind. Er lieferte aber auch viele Decorationen für die Berliner Theater, war von 1821 bis 1831 erster Komiker an dem „Nationaltheater" daselbst, blieb bis zu seinem Ende der Oberregisseur ꝛc. Kurz, Blum wird als eine der seltsamsten Curiositäten und größten Genies Deutschlands geschildert.

Man hört schon wieder von einem Falle, wo das Volk in Nordamerika das Gesetz in eigene Hand nahm. Ein weißer Arbeiter in Panola (Mississippi) entfloh seinem Herrn, einem Geistlichen, und nahm dessen zwei Töchter und einen Neger mit sich. Er wurde in Arkansas eingeholt, und die Bürger in Panola, aus Furcht, die Verbrecher möchten der Strafe entgehen, erkannten ihnen ohne weiteres einem jeden 50 Hiebe mit einem frischen Hautriemen zu, und zwar so, daß bei der Execution der eine der Unglücklichen dem andern zur Unterlage dienen mußte. Sie erhielten nur 38 jeder, da sie bei dem 38sten Hiebe so zerfetzt waren, daß die Henker von Mitleid ergriffen wurden. Der Weiße soll der Strafe erlegen seyn.

Zu dem Kapellmeister des Hofoperntheaters in W. kam neulich ein Opernsänger mit der Bitte, ihm bei dem dortigen Hoftheater ein Engagement zu verschaffen. — „Was für Partien singen Sie?" fragte ihn der Kapellmeister. — „Ich bin zwar kein Heldensänger," antwortete jener, — „singe aber gewöhnlich die Alphönser in den meisten Opern." — „Was singen Sie?" — „Nun die Alphönser, — nämlich die Rolle des Alphonso im „Zampa", in der „Stummen von Portici", in der „Lucrezia Borgia" u. s. w.

(Berliner Eckensteher über die Industrie-Ausstellung.) Nereke: „Ludge, wat is für Dich dat Anziehendste auf de Industrieausstellung?" Ludge: „Ick globe dat kleene Locomotivgen wird dat Anziehendste sind." Nereke: „Es is schön von Dich, daß Du deine Jemahlin mit in de Ausstellung gebracht hast." Ludge: „Nun ick thu dat nur, weil ick sehr viele an meiner Alten auszustellen finde."

Bei einem Volksauflaufe wurde ein sehr wohlbeleibter Polizeikommissarius, welcher Ruhe und Ordnung wieder herstellen wollte, mit den Worten zurückgedrängt: „Wer sind

Sie, der Sie hier Ruhe gebieten wollen?" — „Ich bin der Viertel-Kommissarius!" war seine Antwort, worauf ihm eine Stimme entgegnete: „Jott, wenn Sie ein Viertel-Kommissarius sind, so möchte ick wohl mal eenen Janzen sehen!"

Ein preußischer Oberlandesgerichts-Assessor, welcher mit der Constatirung eines beim Depositar seines Gerichts vorgekommenen Kassendefects beauftragt war, erhielt einen Brief mit der Adresse: An den königl. preuß. Oberlandesgerichts-Deposital-Kassen-Defekts-Visitations-Commissarius, Oberlandesgerichts-Assessor N. N.

(Frankfurt a. M., 16. Sept.) Der in öffentlichen Blättern mit Auszeichnung genannte Klaviervirtuose Hr. Leopold v. Meyer, Ehrenmitglied mehrerer philharmonischer Societäten, so wie auch der britischen Gesellschaft in London, welcher seit mehreren Tagen in unserer Stadt verweilt, beabsichtigt, sich demnächst in einem Konzerte dahier hören zu lassen. Wenn den in den achtbarsten Journalen der Städte Wien, Petersburg, London rc. enthaltenen Berichten Glauben zu schenken ist, so sind die Leistungen des Hrn. v. Meyer nicht gewöhnlicher Art und namentlich wird von der Hauptstadt Englands aus, wo er sich in den Salons der Herzoge von Wellington, Cambridge und Devonshire in Anwesenheit des Kaisers von Rußland unter allgemeinem Beifalle producirte, sehr Rühmliches gemeldet. Der „Morning-Chronicle" und die „Times" sind voll des Lobes über seinen gediegenen Vortrag. Letztere sagen unter Anderm: „Dieser ausgezeichnete Künstler trug eine Fantasie von eigner Composition unter häufig stürmischen Unterbrechungen des Beifalls vor; die Geläufigkeit seiner Hand wird von der keines andern jetzt lebenden Pianisten übertroffen, und die Milde und Zartheit seines Geschmackes offenbarten sich in jeder Bewegung." — Ueber das beabsichtigte Konzert des Hrn. v. Meyer, das wir der Theilnahme der hiesigen Musikfreunde bestens empfehlen, wird das demnächst erscheinende Programm das Nähere besagen.

Korrespondenz.

Rödelheim, 16. Sept.

Das durch die rastlosen Bemühungen des Hrn. Candidaten Buß zu Stande gekommene hiesige Gesangfest, welches gestern, in Beiseyn von Tausenden von Zuhörern und begünstigt von dem heitersten Wetter, abgehalten wurde, hat die davon gehegten Erwartungen bei weitem übertroffen. Waren auch die anwesenden Sänger nicht durch ihre große Masse imponirend, so zeigten doch ihre Leistungen, daß sie mit Liebe und Begeisterung sich der Pflege des edlen deutschen Männergesangs widmen, eine Wahrnehmung, die dem Freunde eines veredelten Volkslebens nur höchst erfreulich seyn kann und ihm den Maßstab einer haarspaltenden Kritik aus den Händen windet. Unter den einzelnen Vereinen, deren Productionen auf einem gar anmuthig gelegenen, von einem Wäldchen begränzten Wiesenplan stattfanden, zeichneten sich namentlich, außer dem hiesigen, der Bornheimer und der Eschborner Verein durch ihren präcisen Vortrag aus. Die Leitung des Ganzen hatte Hr. Candidat Buß, kurze Zeit ersetzt durch den Componisten H. Neeb aus Frankfurt, übernommen und es ist wohl hier nicht am unrechten Orte, der unermüdlichen Ausdauer des wackern Dirigenten, seiner seit Jahren gebrachten Opfer und Anstrengungen, wo es der Sache des Liedes gilt, öffentlich und ehrend zu erwähnen. Mögen alle seine Bestrebungen zur Förderung und Hebung des Gesanges von einem so schönen Erfolge gekrönt seyn wie das gestrige, von ihm arrangirte Liederfest, das auch selbst in seiner äußern Anordnung, besorgt von den Vorstandsmitgliedern Zimmermann und Westenberger, den angenehmsten Eindruck auf alle Anwesenden machte. In dem sinnig verzierten Circus waren in bunter Mannigfaltigkeit Repräsentanten aus allen Ständen und Lebensaltern zu schauen. Neben dem Waterproof des Frankfurter Kaufmanns erblickte man den bequemen blauen Kittel eines Fuldaer Schnitters. Selbst die Gend'armen, die man nun einmal im lieben Deutschland für einen höchst nothwendigen Bestandtheil solcher Volksfeste hält, fehlten nicht. Kurz, es war eine durch den Zauber des Gesanges herbeigeführte Verschmelzung aller Stände und Parteien eingetreten, von der wir wünschen, daß sie sich noch recht oft wiederholen möge. Der Gasthalter im Frankfurter Hof, Hr. Wegerth, so wie Hr. Hartmann im „Solms'schen Haus" sollen in diesem Punkte mit uns gleicher Meinung seyn und beide sich sehr beifällig über dergleichen Sängervereinigungen geäußert haben.

D.

Meßsehenswürdigkeiten.

Wie vor mehreren Monaten in dem Frankfurter Journal gemeldet wurde, befindet sich nunmehr Hr. Alex. Guerra aus Rom mit seiner berühmten Kunstreitergesellschaft in hiesiger Stadt und gibt in dem großen Circus auf dem Paradeplatz tägliche Vorstellungen. Der große Beifall, der dieser Künstlergesellschaft bisher zu Theil wurde, ist der beste Beweis ihrer vorzüglichen Talente. Wir werden, der an uns ergangenen Aufforderung gemäß, fortfahren, in diesen Blättern von Zeit zu Zeit weitere Beurtheilungen ihrer Kunstleistungen unsern verehrten Lesern mitzutheilen, und machen darauf das hiesige sowohl als das benachbarte Publikum besonders aufmerksam.

Das Rundgemälde des Brandes von Hamburg, nebst einer Ansicht von Hamburg vor und nach dem Brande, in der großen Bude auf dem Paradeplatze ist so schön, daß es wirklich der Beachtung und Anerkennung würdig ist und ein deutliches Bild der traurigen Katastrophe gibt.

Mainwasser-Wärme.

Montag, 16. Sept., Abends: 16 Grad. M. Gerlach.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 17. Sept. (Zum Vortheil des Balletpersonals der Mad. Weiß): Gastvorstellung der Mad. Weiß, Balletmeisterin des k. k. priv. Theaters in der Josephstadt in Wien, mit ihrem Ballet-Personale, bestehend aus 36 Eleven. — Schauspielvorstellung: Die Verlobung in Genf, Lustspiel in 2 Abth., von Blum. In den Zwischenacten: Gesangsproduction des Hrn. St. Charles, Zögling des königl. Conservatoriums zu Paris.

Mittwoch, 18. Sept. Gastvorstellung der Mad. Weiß, in 4 Abth. Opernvorstellung: Robert der Teufel, Oper von Meyerbeer. (Dritter und vierter Akt.) (Gastrolle) Bertram: Hr. St. Charles. Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 260. Donnerstag, den 19. September 1844.

Der Bauernkönig und die Jüdin.

(Von Johann Czynski.)

(Fortsetzung.)

Elftes Kapitel.

Esterka.

Nachdem der Bauer Spinat weggegangen war, stellte Rokiczana den Hausirer dem König vor und entfernte sich. „Dein Gesicht ist mir nicht unbekannt," sagte Kasimir. „Ich meine, ich hätte Dich irgendwo gesehen."

„Ja, Herr König," antwortete Ben Josef. „Ich war auf dem Weg nach Krakau, als die Herren von Eurem Gefolge über mich herfielen, mich schimpften und schlugen, und ohne Eure Dazwischenkunft — —"

„Ich erinnere mich," unterbrach der König. „Sag' an, kennst Du die verhafteten Juden?"

„Ich kann dem Herrn König genaue Auskunft über sie geben," antwortete Ben Josef. „Sie scheinen mir halb wild; fern vom Umgang mit Menschen aufgewachsen und schwärmerisch zu seyn. Es hat mir nie glücken wollen, ihr Zutrauen zu gewinnen. Ein Fremder, ein Christ, hat mir Manches zu ihren Gunsten gesagt. Aber vergebens habe ich tausend Fragen an sie gerichtet, um diese traurige Geschichte aufzuklären. Der Alte betete und weinte, statt zu antworten, und seine Tochter machte es eben so. Wenn sie so fortfahren, kann ich ihnen mit dem besten Willen nicht nützen. Weinen und beten ist kein Mittel, seine Unschuld zu beweisen und die Verläumdung zu entkräften. Man wird ihre Thränen für Beweise von Gewissensbissen und ihre Gebete an den Gott Israels für Lästerungen des Gottes der Christen halten. Dies hartnäckige Schweigen, diese Thränen und Gebete sind die Wirkung der Muthlosigkeit und Verzweiflung. Wenn Ihr mir verstattet, mit Esterka zu reden, so werde ich ihren Muth wieder aufzurichten wissen, indem ich ihr sage, daß nicht alle Hoffnung verloren ist, dieweil der Beste unter den Königen an ihre Unschuld glaubt."

„Und Du meinst, Deine Worte würden Eindruck machen, während die meinigen verschmäht worden sind?" fragte der König.

„Als Glaubensgenosse hoffe ich leichter ihr Vertrauen zu gewinnen," äußerte Ben Josef.

„Gut. Gehe zu ihr hin. Suche sie zu trösten und zu ermuthigen. Gelingt es Dir, so rechne auf eine gute Belohnung." Und Kasimir gab Befehl, Ben Josef zu Esterka zu führen.

Die Verstellungskunst des Juden unterlag in diesem Augenblick seiner Freude. Eine plötzliche Röthe überflog seine Wangen, und eine Freudenthräne erglänzte in seinem Auge. Er wandte sein Gesicht ab, um es den Blicken des Königs zu entziehen, und eilte hinweg. Er sollte seine Geliebte wiedersehen. Er wußte, daß er sie bleich und verzweiflungsvoll den Tod erwartend finden würde, und zugleich wußte er, daß er sie beruhigen und Freude und Hoffnung in ihr wiedererwecken konnte. Welches Entzücken mußte nicht schon das Wiedersehen ihres Bräutigams in dem Mädchen erwecken! Aber, fragte er sich, wird sie dies Entzücken zu verhehlen wissen? Er hielt für nöthig, sie vorzubereiten, damit auch sie ruhig erscheinen und nicht durch eine zu lebhafte Aeußerung ihrer Freude dem Glaubensgenossen den Zugang versperren möchte, welchen der König einem Gleichgültigen verstattet hatte, aber einem ergebenen Freund oder gar einem Geliebten verwehren konnte.

Indem Kasimir Esterka in seinem Schloß behielt und ihr ein angenehmes Gemach mit der Aussicht in den Garten und auf die Weichsel zum Gefängniß anwies, gedachte er, die Lage der Gefangenen zu erleichtern. Er hatte aus Mitleid so gehandelt, vielleicht aus jenem Wohlwollen, welches der Liebe vorhergeht und die Nähe des geliebten Gegenstandes wünschen läßt. Es war ihm nicht eingefallen, daß er ihr Herz tief verwundete, indem er sie von ihrem Vater trennte. So lange Esterka bei ihrem Vater war, hatte sie ihre eigene Gefahr vergessen, um ausschließlich an die Gefahr dessen zu denken, welchem sie das Leben verdankte. Jetzt, wo sie allein war, bestürmten die peinigendsten Gedanken ihre Seele. Sie glaubte, ihren Vater auf der Folter und unter der Hand des Henkers zu sehen. Jeden Augenblick erwartete sie, selber vor blutdürstige Richter geführt zu werden. Sie betete, weinte und schwieg endlich. Ihre Glieder blieben starr und regungslos. Ihr Gesicht drückte Verzweiflung aus. Es schwand ihr der Glaube an die göttliche Güte, und ihre Seele kam in einen Zustand, der tausend Mal entsetzlicher ist, als alle Leiden, die eine gläubige Seele erträgt.

Man sollte denken, wer zu diesem Grade der Verzweiflung gekommen ist, wo der Körper wie leblos, die Seele fast ohne Empfindung ist, wo das Auge sich auf einen unbekannten Punkt heftet, ohne etwas von den Dingen um sich her zu

sehen, wo alle Thatkraft erschlafft, und wo die Arme wie eine unnütze Last herabhängen — auf diesem Grad der Verzweiflung, sollte man denken, müßte Alles gleichgültig werden, und der Tod hätte nur noch sein Werk zu vollenden an einem schon athem- und regungslosen Körper. Und doch erbebte Esterka plötzlich und belebte sich wieder, als ein wohlbekannter Gesang zu ihren Ohren, als die Stimme des Geliebten in der Sprache ihrer Väter zu ihrem Herzen drang. Ihre Wangen färbten sich, ihr Herz schlug schneller, ihr Auge blitzte auf, und schien die dicken Mauern durchdringen zu wollen. Die Leiche ward wieder lebendig. Sie horchte und verlor kein Wort von dem Gesang, welchen ihr vorsichtiger Geliebter sie vernehmen ließ.

Tochter Jerusalems, fasse nur Muth.
Gott, der Würmer ernähret, ist gut.
Gott, der das Gras tränkt mit labender Fluth,
Wacht über Waisen und unschuldig Blut.

Einsam und freundlos wähnst Du zu seyn,
Liebe dringt in den Kerker doch ein,
Trachtet zu brechen die Fesseln Dein,
Oder mit Dir zu theilen die Pein.

Aber, o Jungfrau, sey stets bedacht,
Ich bin belauscht und Du bist bewacht.
Birg Deine Freude, wenn Hoffnung Dir lacht,
Deinen Geliebten als Fremdling betracht'.

Der Gesang verstummte. Tritte kamen näher. Die Thür ging auf. Vergebens war auf beiden Seiten der Entschluß, die Freude des ersten Augenblicks zu mäßigen. Sie stürzten einander in die Arme, und ihre Thränen und Seufzer vermischten sich.

Ben Josef vermochte am ersten seines Entzückens Herr zu werden. Er nahm einen feierlichen Ton an und sprach: „Die Augenblicke sind kostbar. Der König wird kommen. Höre mich an, Esterka. Du bist zu großen Dingen bestimmt: zur Befreiung des Volks Israel."

„Kaum hatten gestern unsere Aeltesten das Unglück erfahren, welches euch betroffen, und die Gefahr, welche euch bedroht, so beschlossen sie, in feierlicher Versammlung den Höchsten anzurufen, und zum Ersatz Deines Vaters einen würdigen Rabbi zu erwählen. Um nicht von den Feinden unseres Glaubens in unserem Gebet gestört zu werden, und um nicht ihrem Hohn und ihren Beleidigungen ausgesetzt zu seyn, versammelten wir uns in den Gewölben am Fuß des Bergs Wawel, welche die Christen bezauberte Keller nennen und ängstlich meiden. Im Staube liegend, Asche auf dem Haupt, und bereit, Habe, Leben, kurz Alles zu opfern, haben wir für euch gebetet. Darauf ist einstimmig der alte Jonathan zum Oberrabiner erwählt worden. Aller Augen waren auf den weisen und tugendhaften Greis gerichtet, der jetzt die erste Stelle in der Gemeinde einnimmt. Seine Blicke ruhten unwandelbar auf dem Gesetzbuch. Plötzlich stand er in Folge göttlicher Eingebung auf. Er las in den Buchstaben der Kabbala die Zukunft, und verkündete mit lauter, wohltönender Stimme: „Kinder Israel! Freuet euch! Der Augenblick eurer Rettung ist gekommen. Die Tochter Ben Himmels, des reinen Sprößlings unserer Könige, wird das Herz des großen Kasimirs rühren. Vom Fuß des Blutgerüstes wird sie sich auf den Thron erheben, um die auf uns lastende Unterdrückung in eine neue Zeit der Gerechtigkeit und Freiheit zu verwandeln!"

„Schon flossen Freudenthränen aus unsern Augen, und Jeder drückte die Hand seines Bruders, als der ehrwürdige Rabbi in schmerzlichem Ton hinzufügte: „Aber, Kinder, um den Zorn des Höchsten zu versöhnen, bedarf es eines Opfers."

„Ach! ich verstehe!" rief Esterka. „Mein Vater wird das Opfer seyn."

„Nein," erwiederte Ben Josef. „Ihm ist ein glückliches Alter beschieden. Er wird Freude an seinen Kindern erleben, und seine Tochter mit Ruhm und Macht umgeben sehen."

(Fortsetzung folgt.)

Wildbad Gastein.*)

Welcher Freund der Natur sollte von dieser Wunderquelle, auf hoher Bergesspitze den Salzburg-Pinzgauer Alpen entsprudelnd, nicht schon sprechen und von der großen Anzahl der Gliederkranken gehört haben, welche in ihrem fast rettungslosen Zustande zum Born schwankten, um seine Wasser sowohl zum innerlichen als auch äußerlichen Gebrauche mit Nutzen anzuwenden! Der Beobachter ist von Staunen ergriffen, die auf Krücken und Stöcken zum Bade gekommenen Kranken nach wenigen Wochen diese Fortbewegungsmittel entbehren und sie mit festem Tritte die steilen Wege erklettern zu sehen. Die Natur hat aber hier für die Erstarkung der Patienten trefflich gesorgt; sie müssen, anstatt in Chaisen zu fahren oder zu Pferde zu sitzen, ihre Füße- und Körperkräfte anwenden, sonst geht für sie der Genuß der herrlichen Gegend, der frische Trunk an der Heilquelle verloren. Einsender erlaubt sich, eine in diesem Badeorte vorgekommene, ihm genau bekannte Heilung dem geehrten Publikum mitzutheilen, und wünscht, daß ihr einige Aufmerksamkeit geschenkt werden möge, zumal da für den Hülfesuchenden Manches daraus hervorgeht, was ihn Beruhigung voraussehen läßt.

An einem Juniabend des Jahres 1815 ritt ich auf der steilen Bergstraße von der Lend nach Dorfgastein, einem Landstädtchen, zwei Stunden von dem Bade Gastein gelegen. Aus Schonung für mein Pferd ging ich die steilen Bergwege zu Fuß, da sah ich plötzlich an der Ecke einer Holzbrücke, welche ich zu passiren hatte, unter der in Thurmes Tiefe ein Wildbach dahinstürzte, einen jungen Mann, der ausgestreckt auf der Erde lag und fest eingeschlafen zu seyn schien. Schon über die schwankende Brücke geschritten, wendete ich rasch zum Schläfer um, machte ihn mit Mühe wach und frug ihn, warum er nicht seines Weges gehe, da es gleich Nacht werden würde. Im ächten und trauten österreichischen Dialekt antwortete er mir: Ja verzeihn's Ihr Gnad'n, i kan halt nit maschirn, i hab zwei lahmi Bein! — Aber wie kam Er denn hierher, wie heißt Er und wohin will Er? — I has Franzl und bin a Wiena, mi hab'n gute Leut hieherbrocht, der ani af'm Karn, der andri af'm Laterwog'n und der dritti af'm Bug'l, und der liebi Herrgott wir mir halt a schon an schick'n, der mi ins Gasteina-Bad setzt! — Ich untersuchte dieses freundliche Naturkind und wollte ihm auf die Beine helfen, aber wie erschrak ich, dasselbe an den Beinen bis an die Hüften lahm

*) Um die Aufnahme des Nachstehenden sind wir von einem Augenzeugen der hier erzählten Begebenheit ersucht worden.

zu sehen. Kurz entschlossen, brachte ich den armen Menschen, freilich mit großer Mühe, auf'n Sattel, wo er aber nicht fest sitzen konnte, weil er wegen der lahmen Beine keinen Schluß zu halten im Stande war. Ich packte gleich mehrere Taschen- und Halstücher aus meinem Mantelsacke, band damit unter der Bauchgurte die Füße des lahmen Jungens zusammen, wodurch ich das Herunterstürzen verhütete, und nahm mein Reisepferd am Zügel. Franz traf am darauffolgenden Tag im Badeorte Gastein ein; meine persönliche Bekanntschaft mit dem Bademeister, obgleich beim ersten Blicke er diesen Krüppel für verloren hielt, hatte das Gute, daß er ihm Mitleid schenkte und Hülfe versprach. Einige Tage später sagte ich dem Franzel Lebewohl, und hieß ihn, mich in Salzburg, so Gott will! zu besuchen. Es vergingen seitdem ein paar Jahre, und diese ganze Begebenheit war meinem Gedächtniß fast entschwunden. Von einer Geschäftsreise zurückgekommen, wird mir mitgetheilt, es sey ein fremder Herr mit einer Dame, die im Gasthofe logiren, seit einer Woche in Salzburg, um mich zu sehen. Ungesäumt meine Reisekleider ablegend, eilte ich hin, traf sie zu Hause, ließ mich anmelden, und fand mich beim Eintritt ins Zimmer von den Armen eines vornehmen Herrn umschlungen, dessen Frau mir die Hände reichte. Ehe es mir gelang, meine Ueberraschung zu besiegen und mich nach der Ehre dieser Bekanntschaft zu erkundigen, erklang der freudige Ruf: kennen Sie denn den Franzl von Wien nicht mehr!? Mit vielem Gefühle erzählte Herr Wernet von der Badekur und von den damit verbundenen glücklichen Folgen. Franzl wurde mehrere Wochen lang in das naturwarme Bad getragen, um das gesunde und die Nerven stärkende Wasser äußerlich und innerlich zu gebrauchen. Mit einem Male bekam er Kräfte zum Stehen, endlich um Schritte zu machen, bis es zum Gehen kam, um zu Fuß ins Bad gehen zu können. Gänzlich hergestellt und keine Spur seiner früheren Lähmung fühlend, war er schon im Begriffe, nach seinem lieben Wien zurückzugehen, als ihm in Folge seiner vorzüglichen Geschicklichkeit ein Kleidermacher eine Condition anbot, die er annahm, und später dessen Schwiegersohn wurde.

W.rm.stin.

Mannichfaltigkeiten.

Den 9. Sept. l. J. fand in Rouen ein sonderbares Zusammentreffen statt. Gegen 3 Uhr Nachmittags schiffte man an dem Kai du Havre aus dem Luxor, der von Paris kam, die Reiterstatue in Bronze des Herzogs von Wellington aus, die auf dem Wege nach England ist. In demselben Augenblicke kam das Transportschiff der Tancarville, um die marmorne Statue Napoleons, welche der König der Stadt Ajaccio bestimmte, an's Land zu setzen. Die Spediteurs waren nicht dieselben; eine jede dieser Statuen hatte in Rouen einen besondern Consignataire; man hatte sie auf zwei verschiedene Schiffe eingeladen und doch trafen sie zu einer und derselben Stunde, an einem und demselben Orte zusammen, und einen Augenblick waren sie einander gegenüber, Angesicht zu Angesicht, unter den Masten desselben Schiffes.

(Versuchung zum Verbrechen.) Man liest in „Lewald's Europa": Man klagt in Paris darüber, daß seit einiger Zeit so viele Diebstähle in den Wechslerbuden vorkommen, meistens mit Einbruch. Wir fragen indeß, ob nicht die bestohlenen Wechsler selbst die erste Ursache ihres Unglücks sind? Ist es wohl klug, ja wir fragen geradezu: ist es wohl moralisch, vor den gierigen Augen der Vorübergehenden Säulen von Gold und Silber aufzuschichten? Heißt das nicht das Elend versuchen? heißt das nicht geradezu den Diebstahl anreizen? Die Aufschrift der Buden, welche zu Wechselgeschäften bestimmt sind, reicht hin, um sie zu erkennen; wir sehen keine Nothwendigkeit ein, als weiteres Erkennungszeichen Haufen von Louisd'or und Bankbillets hinzuzufügen. Wenn die Polizei diese unklugen Zuschaustellungen verhütete, so würde sie wahrscheinlich eine Menge von Verbrechen verhüten. Die Gelegenheit und der Anblick des vielen Geldes machen den Dieb.

Das neue, bei Friedrich in Siegen erschienene Drama des Hrn. v. Auffenberg, Feodora oder die Hexe von Pultawa, ist von dem Hrn. Kapellmeister Strauß zu Karlsruhe in eine Oper umgewandelt worden, und wird bereits von ihm komponirt. Zwei Akte sind schon fertig und der dritte soll der baldigen Vollendung nahe seyn. Von dem gründlichen Tonsetzer, dem geübten und mit der scenischen Wirkung wohlvertrauten Künstler ist gewiß etwas Bedeutendes zu erwarten.

Ponsard, der Dichter der „Lucrecia", von welcher auch in Deutschland häufig und unter den widersprechendsten Urtheilen die Rede war, soll sich mit einem neuen Drama beschäftigen, das seinen Stoff aus den Kreuzzügen nimmt. Das Journal „die Presse", welches sich sehr um diese Angelegenheit und um den jungen Dichter bekümmert, schwankt, ob es die „Franken in Konstantinopel", Philipp August oder Richard Löwenherz heißen werde.

(Weimar, 15. Sept.) Gestern wurde im hiesigen Hoftheater] „Laura", Drama in fünf Akten, aus dem Dänischen von Balthasar de Bang, von Aug. Joach. Witt, zum Erstenmal gegeben und außerordentlich beifällig aufgenommen.

Korrespondenz.

Straßburg, 13. Sept.

Nach der glänzenden Enthüllungsfeier des Erwin-Denkmals und den festlichen Tagen, die für dessen vielgepriesenen Schöpfer nachfolgten, ist der wackere Bildhauer Friederich nun wieder zu uns nach Straßburg zurückgekehrt. Auf der Heimkehr aber begegnete ihm ein wunderlicher Unfall. Ruhmgekrönt hatte er den deutschen Boden verlassen und führte mit sich die Zeichen seiner Triumphe, den Zähringer Löwenorden, das Ehrenbürgerdiplom und den Ehrenpokal der Stadt Steinbach. Diesen Pokal, aus dem er beim Festmahle Umtrunk halten ließ und aus dem auch der Großherzog freundlich ihm zutrank, bewahrte er mit derselben Pietät, wie jener Krieger die Flasche bewahrte, aus der sein König getrunken hatte. Plötzlich aber wurde der Künstler von den französischen Gränzzollbehörden angehalten und sein Pokal ihm abgenommen. Man begehrte von ihm mehr als sechzig Franken Eingangszoll, die bei der Einführung von Metallwaaren dieser Art durch das Gesetz gefordert werden. Alle Vorstellungen, daß es sich hier um keine Kaufmannswaare, sondern lediglich um ein Ehrengeschenk handle, halfen nichts. Der Becher wurde plombirt und in Verwahrung gebracht, was seinen Besitzer und dessen Familie auf das tiefste betrübte. Es ist bereits eine Petition an den Minister abgegangen, um diese Beschlagnahme wieder aufzuheben. Nach den mannigfachen und fast unberechenbaren Opfern,

welche Friederich durch das Geschenk des Erwin-Denkmales selber bereits dargebracht hat, würde er auch dieses neue Opfer nicht scheuen, um ein ihm so werthes Kleinod wieder an sich zu bringen. Aber er schätzt es so hoch, daß er es für unwürdig hält, dies Ehrengeschenk wie einen Handelsartikel vom Zollamte loszukaufen, und soll daher entschlossen seyn, wenn der Minister seine Petition abweis't, den Becher nach Deutschland zurück bringen zu lassen. Friederich besitzt in Baden schon seit vielen Jahren ein ansehnliches Landgut, dahin will er ihn senden, um sich daran zu erfreuen, so oft er dorthin kommt und ausruht von seinem Schaffen und Bilden. Ueberhaupt gehört der Bildhauer Friederich jetzt eben so sehr den Deutschen wie den Franzosen an. Sein Denkmal und sein Hauptbesitzthum liegen in Deutschland und sein Bürgerrecht macht ihn zum Deutschen. Mögen denn die Deutschen ihn auch fernerhin als den Ihrigen betrachten. Sie thun es dadurch, daß sie ihm Gelegenheit geben, noch recht viele Werke seiner Kunst und Künstlerbegeisterung in ihren Reichen aufzustellen. Dies wird auch der beste und würdigste Dank seyn für das Erwin-Denkmal.

Aus Rheinhessen, 6. Sept.

In Nro. 243 dieses Blattes läßt sich ein Korrespondent aus Rheinhessen darüber aus, daß unsere höchste Staatsbehörde beabsichtige, einem schon lange fühlbaren Mißstande ein Ende zu machen: den Schullehrern nämlich nicht mehr zu gestatten, die Stelle eines Bürgermeistereischreibers zu versehen. Ob der Hr. Verfasser in seiner Erwartung Recht hat, muß die nächste Zukunft zeigen; Referent ist von einer solchen Verfügung dermalen noch nichts bekannt. Die Art und Weise jedoch, wie dieser Gegenstand von dem Hrn. Verfasser besprochen wird, ist für den gesammten Lehrerstand so verletzend, daß Ref. sich erlaubt, denselben in anderer Weise, wegen Mangel an Raum jedoch in möglichster Kürze, zu beleuchten. Niemand wird wohl dem Hrn. Verfasser den Grundsatz bestreiten, daß der Schullehrer nur ganz allein seinem Beruf leben solle; denn dieser ist wahrlich wichtig und schwer genug, um die ganze und ungetheilte Kraft eines Mannes in Anspruch zu nehmen. Verlangt man dieses, so muß man den Lehrer auch so stellen, daß nicht Nahrungssorgen ihn zwingen, seine Kraft zu theilen und durch Nebenerwerbe seine Existenz möglich zu machen. Das Klaglied des gesammten Lehrerstandes wegen geringer Besoldung ist zu bekannt, als daß es hier Ref. nochmals wiederholen sollte. Es ist Thatsache, daß die meisten Schulstellen, selbst in unserer deshalb so gepriesenen Rheinprovinz, nicht ihren Mann, vielweniger eine Familie ernähren. Wie weit reichen in unserer Zeit 200 bis 300 fl. für eine Familie von 6 bis 8 Gliedern? Da steht bei uns der Taglöhner besser, der täglich zwischen 30 und 40 kr. verdient. Er hat bei demselben, oft höherm Lohn nicht die Bedürfnisse, die dem Lehrer seine Stellung auflegt. Wer wollte unter diesen drückenden Verhältnissen dem Lehrer verargen, wenn er, um seine Familie, buchstäblich genommen, vor Hunger zu schützen, zu jedem anständigen Nebenerwerb greift, der sich mit seiner Stellung verträgt. Daß darunter freilich die Schule oft mehr oder weniger leiden muß, ist richtig, aber zu ändern ist es nur dadurch, daß man die Lehrer besser besoldet. So lange dieses nicht geschieht, sollte man keinen Lehrer anklagen, wenn er andere Erwerbsquellen unbeschadet seiner Ehre und seiner amtlichen Stellung benutzt; denn wenn die Amtspflicht und Vaterpflicht in Conflict gerathen, so ist es schwer zu sagen, welche den Vorrang hat. In den Städten haben die Lehrer Gelegenheit, durch Privatunterricht ihr Einkommen zu verbessern; aber was fängt der arme Dorfschullehrer an? Er würde oft gerne die paar Stunden Zeit, die ihm sein Beruf übrig läßt, verwenden, für wenige Kreuzer Privatunterricht zu ertheilen; allein selten hat er dazu Gelegenheit. Den einzigen anständigen Nebenverdienst gab demselben bisher die Bürgermeistereischreiberstelle ab, und seit Jahren gönnt man ihm von oben her diese kleine Zulage zu seinem Einkommen. In unserer Provinz waren schon zur Zeit der französischen Herrschaft viele Lehrer Greffier, und in den angränzenden Ländern Pfalzbaiern und Baden sind viele Lehrer zugleich Bürgermeistereischreiber. Wenn man auch bisher wünschte, es möge anders seyn, so gab man von Seiten der Verwaltungsbehörden immer zu, ja man sah es oft gern, wenn der Lehrer diese Stelle versah, denn man wollte damit sein kärgliches Einkommen erhöhen. Betrachten wir nun auch die Sache von der andern Seite unparteiisch, wie sie in der Wirklichkeit ist, so sind die Nachtheile, wie sie der Hr. Verfasser des genannten Artikels geschildert hat, nicht so erheblich, als man sie dort hinzustellen sucht. Dem Lehrer auf dem Lande bleiben selbst im Winter, wo ihn sein Beruf am meisten beschäftigt, dennoch täglich 3 bis 4 Stunden übrig, die er wohl nach seinem Gefallen entweder zu seiner Erholung oder zu andern außer seinem Beruf liegenden Arbeiten verwenden darf. Wenn nun die Geschäfte des Bürgermeistereischreibers in einer Landgemeinde in wöchentlich zwei, höchstens drei Stunden abgemacht seyn können, wie kann also, bei einiger Gewissenhaftigkeit des Lehrers, die Schule hierunter leiden? Es mag seyn, daß Einzelne Ursache zu Klagen geben. Sollen aber alle andern Lehrer deshalb unschuldig büßen? — Eben so unerheblich ist der zweite Mißstand, den der Hr. Verfasser der genannten Korrespondenz in der Stellung des Lehrers als Bürgermeistereischreiber der Gemeinde und dem Ortsvorstand gegenüber darzustellen sucht. Die Ausbildung der ihm anvertrauten Jugend ist allerdings die erste Aufgabe des Lehrers, allein diese ganz zu lösen, wird ihm um so leichter, wenn ihm die Gemeinde und ihr Interesse nicht fremd bleiben. Deshalb suche der Lehrer auf dem Land auch außer der Schule Gutes zu wirken! Dieses kann er aber besonders, wie die Erfahrung vielfach gelehrt hat, in seiner Stellung als Gemeindeschreiber. Wenn der Hr. Verfasser d. g. A. aber von Lehrern spricht, die diese Stellung mißbrauchen, dem Ortsvorstand dominiren und mit dünkelhafter Anmaßung die Angelegenheiten der Gemeinden zu deren Nachtheil leiten, so mag dieses vielleicht in wenigen einzelnen Fällen wahr seyn; es sind dies jedoch nur Ausnahmen. Referent könnte demselben gegen einen solchen Fall zwanzig und mehr andere aufzählen, in denen der Lehrer bisher zum wahren Wohl und Vortheil der Gemeinde und zur Zufriedenheit des Ortsvorstandes sowohl, als der Behörden die Stelle eines Bürgermeistereischreibers bekleidete. Warum jetzt diese wegen einem Einzelnen durch die in Aussicht gestellte Verfügung um ein Subsistenzmittel bringen, das für Manchen ein harter Verlust wäre? Wäre es nicht geeigneter, Dem, der seine Stellung als Bürgermeistereischreiber mißbraucht, die fernere Ausübung durch die Verwaltungsbehörde zu untersagen? Die Lehrer dürfen wohl getrost den bekannten humanen Gesinnungen unserer Staatsregierung vertrauen. Beabsichtigt dieselbe, die besprochene Maßregel durchzuführen, so wird sie gewiß auch nicht länger säumen, die gerechten Wünsche des gesammten Lehrerstandes um Erhöhung der Besoldungen zu erfüllen. Möchte die Zeit nicht mehr fern seyn, daß jeder Lehrer so gestellt wäre, um von seiner Besoldung leben zu können! Mit Freuden würde dann gewiß jeder die Schreiberstelle mit allen andern Nebengeschäften über Bord werfen und fortan nur ganz seinem Beruf leben.

Mainwasser-Wärme.

Dienstag, 17. Sept., Abends: 16 Grad. W. Gerlach.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 18. Sept. Gastvorstellung der Mad. Weiß, Balletmeisterin des k. k. priv. Theaters in der Josephstadt in Wien, mit ihrem Ballet-Personale, bestehend aus 36 Eleven, in 4 Abth. Opernvorstellung: Ouvertüre aus „Oberon", von C. M. v. Weber. Hierauf folgt: Robert der Teufel, Oper von Meyerbeer. (Dritter und vierter Akt.) (Gastrolle) Bertram: Hr. St. Charles. In den Zwischenacten: Gesangsproduction des Hrn. Stark aus Wien. Mit aufgehobenem Abonnement.

Donnerstag, 19. Sept. Das Nachtlager in Granada, Oper in 3 Abth., Musik von Kreutzer.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 261. Freitag, den 20. September 1844.

Der Bauernkönig und die Jüdin.

(Von Johann Czynski.)

(Fortsetzung.)

„Nun, wer wäre denn das Opfer zur Besänftigung des göttlichen Zorns?“ fragte Esterka.

„Ich,“ antwortete Ben Josef.

„Du? Du sollst sterben?“

„Nein, Esterka. Der Tod ist ein augenblicklicher Schmerz. Ich aber bin verdammt, zu leben, und mein Leben wird ein Leben der Qual seyn. Ich, der ich liebe, wie nie ein Mensch geliebt hat, ich werde Zeuge der Liebe des Königs zu Dir seyn und der Verbindung zwischen euch. Ich werde genöthigt seyn, Tag und Nacht zu arbeiten, um diesen für Israel heilvollen, für mich unheilvollen Augenblick zu beschleunigen.“

Esterka brach in Thränen aus und rief: „Zwei Opfer würde die Rettung Israels erfordern. Glaubst Du denn, Du würdest allein leiden und ich würde glücklich seyn? War ich nicht stolz auf meinen Bräutigam, als die Weisesten unter den Alten sich vor der Ueberlegenheit Deines Wissens beugten, als sie Dich die Perle Israels, den Sonnenstrahl nannten und Dich nach Jerusalem schickten. Mit welcher ungeduldigen Sehnsucht harrte ich Deiner Rückkehr! In dem Augenblick, wo man uns zum Tode schleppte, war ich nicht ganz ungücklich, denn ich sah Dich. Ich Undankbare vergaß meinen Vater, indem ich die Stimme meines Geliebten vernahm. Und Du meinst, Du würdest allein das Opfer seyn?“

„Ich allein,“ erwiederte Ben Josef. „Der Rabbi hat prophezeiht, daß Du des Königs Liebe mit Liebe erwiedern würdest. Wenn Du nun die königliche Krone auf Deine Stirne drücken, wenn Du einen der mächtigsten und besten Herrscher der Erde zu Deinen Füßen sehen wirst, wenn Du, vom Weihrauch der Huldigungen berauscht, in einem Meer von Wonne schwimmst, dann wirst Du den armen Hausirer vergessen. Tochter Ben Himmels, sieh mich nicht so an. Ich mache Dir hier keinen Vorwurf; ich sage Dir blos die Zukunft vorher. Jedenfalls sey ruhig. Meine Liebe ist nicht eigennützig. Wenn Du glücklich bist, wenn Israel frei ist, werde ich nicht kommen, Dich mit dem Anblick meines Leides zu stören. Du brauchst nicht dem König auszuweichen, noch ihn zurückzustoßen. Höre ihn an, antworte auf seine Fragen, sprich mit ihm. Er wird durch Deine Worte entzückt werden, über Deinen Verstand erstaunen, und Deine Rathschläge bewundernswerth finden; denn Gott ist mit Dir. Aber hüte Dich, Esterka, daß das Gift des Hochmuths sich nicht in Dein Herz einschleicht. Wenn Dein Glück und Deine Macht auf's höchste gestiegen sind, so vergiß nicht, daß Du Staub bist, daß Gott es ist, der erhöht und erniedrigt. Habe stets vor Augen, daß der Gott Abrahams Dich zum Werkzeug der Rettung seines Volks auserkoren hat, wie jene andere Esther, deren Namen Du führst. Wehe uns, wenn Du je Deine Hütte, Deinen Vater und Deine Brüder vergißt. Fünf Jahrhunderte der Knechtschaft und der Finsterniß würden das Loos Israels seyn. Wehe Dir dann! Ein schreckliches Ende würde Dich für Dein Verbrechen büßen lassen. Das steht Dir bevor, wenn Du je vergißt, daß Du vom Blutgerüst auf den Thron steigst!“

Esterka hatte schweigend zugehört. Jetzt nahm sie das Wort und erwiederte: „Ich sollte meinen Vater und meine Brüder vergessen? Ich sollte hochmüthig werden? Kann hochmüthig werden, wer gleich uns das Leben in Angst und Verachtung zugebracht hat? Wann war ein Tag der Freude, ein Augenblick des Glücks, wo wir nicht Alle vor unseren Feinden gezittert hätten? Wer von uns konnte einen Schritt in den Dörfern und Städten thun, ohne die Augen niederzuschlagen und das Haupt zu beugen unter der Last der Beschimpfungen und Drohungen? Nein, Ben Josef! Das Unglück, welches auf unserem Geschlecht ruht, und unsere täglichen Leiden sind zu tief in unsere Herzen eingegraben, als daß Einer unter uns sie vergessen könnte. Sey unbesorgt. Wenn Deine Voraussetzung in Erfüllung geht, wenn ich Einfluß auf den König gewinne, so will ich ihn anwenden, den König mit den Leiden des auserwählten Volks bekannt zu machen und dieses Volkes steter Fürsprecher zu seyn. Wir wollen hoffen, daß der König, welcher die armen Leibeigenen in seinen Schutz nimmt, seine Unterstützung auch den Opfern des Wahns und des Aberglaubens zu Theil werden lassen wird.“

„Du sagst es jetzt, wo das Henkerbeil über Deinem Haupte schwebt,“ erinnerte Ben Josef.

„Ich werde stets dieselbe seyn,“ versicherte Esterka.

„Ich glaube Dir. Aber höre zu. In Polen vermag der König nicht Alles. Wir müssen zugleich seine und unsere Feinde besiegen: einen anmaßenden Adel, eine unduldsame Geistlichkeit, die uns hassen, uns mit Füßen treten und als Tagdiebe behandeln, während sie selber nur von Zehnten und Frohnden leben, — einen Adel und eine Geistlichkeit, die uns von Land

zu Land vertreiben, als ob die Erde ihnen gehörte, und als ob Gott sie nicht groß genug gemacht hätte, um alle ihre Bewohner zu ernähren. Laß uns also die Rollen vertheilen. Du übe Einfluß auf den König durch die Liebe, und ich übernehme den Kampf gegen den Herrn von Wola, den rechten Arm des Adels, und gegen den Priester Martin, den dienstbaren Geist des Papstes und der Mönche. Wir werden siegen, und wenn durch unsere vereinten Bemühungen Israel gerettet ist, dann, Esterka, habe einen Gedanken, einen Seufzer für Ben Josef, der für Andere gearbeitet, der gesäet hat, um nicht zu ernten."

Das Mädchen war tief gerührt von der Aufopferung Ben Josefs, und eine aufrichtige Thräne rann aus ihrem Auge. Aber unwillkürlich wandten ihre Gedanken sich der ihr verheißenen hohen Bestimmung zu: dem König und dem Thron. Ihr Herz, voll Mitleid für den armen Ben Josef, konnte sich doch nicht einer gewissen Freude erwehren. Der Ruhm, das Glück, die Macht lächelten ihrer Einbildungskraft zu. Die Zukunft malte sich ihr in den schönsten Farben aus. Eben noch hatte sie sich nach dem Tod gesehnt, und jetzt wünschte sie glühend, zu leben, um zu herrschen, sich an der Spitze zweier Völker zu sehen und die Huldigungen der Christen und der Juden zu empfangen. Sie wechselte noch einige Worte der Klage und der Liebe mit Ben Josef; als ihr aber einfiel, daß der König bald kommen würde, betrachtete sie mit Unruhe ihre vernachlässigte Kleidung und ihre verwirrten Haare, und bemühte sich, sie in Ordnung zu bringen. Ben Josef sah ihr einige Augenblicke zu; dann zog er, ohne ein Wort zu sagen, ohne einen Seufzer auszustoßen, aus seinem Kästchen Spangen, Nadeln und Bänder, und half ihr, ihre Kleider in Ordnung bringen, ihre Haare glätten, und erschöpfte all' seine Kunst in Ausschmückung seiner Geliebten, damit sie Dem gefiele, der sie ihm rauben sollte. Esterka machte ihn auf einige Falten an ihrem Leibchen aufmerksam, und er beseitigte sie. Sie fand ihren Gürtel zu schlaff, und er zog ihn fester an. Sie wünschte ihre Stirn freier zu haben, und er strich ihre Haare zurück.

In diesem Augenblick trat der König ein, und Ben Josef entfernte sich. Esterka warf dem Abgehenden einen freundlichen Blick zu. Aber das war nicht ein Blick der Liebe; es war ein Almosen, welches das Mitleid einem Armen gewährt.

So lange Ben Josef bei Esterka war, hielt die Begeisterung für seinen Glauben und der Gedanke, seine Brüder zu retten, seinen Schmerz nieder. Als er sie aber mit dem König allein lassen mußte, da erwachten Liebe und Eifersucht aus ihrem Schlummer, um ihn furchtbar zu quälen. Und er durfte nicht ein Mal weinen und seufzen. Er mußte seinen Schmerz in sich verschließen und ruhig scheinen. Diese Aufgabe überstieg seine Kräfte. Mit irrem Blick, gesträubtem Haar, und an allen Gliedern zitternd, entfloh er dem verhaßten Ort, als fürchte er, die Mauern des Schlosses wollten über ihm einstürzen. Die Wachen, welche ihn sahen, verlachten, verhöhnten und bedrohten ihn. „Der Teufel holt den Juden," sagte eine Schildwache. — „Wohin, Teufelsbraten?" rief ein Anderer. — „Willst Du Gold? willst Du Silber?" fragten die Vorübergehenden, und gaben ihm Schläge und Stöße. Sie betrachteten einen Juden als ein gefühlloses Wesen, welches in all' seinem Thun nur Gewinn bezweckt; sie ließen sich nicht einfallen, daß unter dieser ärmlichen Hülle ein Herz voll Glauben und Liebe, fähig der größten Aufopferung und Selbstverläugnung, verborgen seyn konnte. Der Hausirer sah und hörte nichts, und fühlte keinen Schlag. Er lief immer fort, als ob die Nähe der Menschen ihm verderblich wäre, als ob die Stadtluft ihn erstickte. So durcheilte er die Straßen von Krakau, rannte zum Floriansthor hinaus und weiter fort bis auf den Verfluchten Sand; hier fiel er bewußtlos nieder.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Brief Paul de Kock's an Julian Chownitz in Mainz.

Wir theilen in getreuer Uebertragung nachstehendes Schreiben des vielgelesenen französischen Romandichters mit, aus welchem sich interessante Details über Paul de Kock's Persönlichkeit und Stellung zur Kritik, Literatur u. s. w. entnehmen lassen.

Mein Herr! Entschuldigen Sie mich, daß ich Ihnen so spät antworte. Allein Sie haben mir deutsch geschrieben und ich verstehe durchaus nichts von dieser Sprache. Wir Franzosen sind nicht sehr gelehrt. Wir haben die Eitelkeit, zu glauben, daß man unsere Sprache überall spricht und daß wir nicht verpflichtet sind, die andern zu verstehen.

Nachdem man mir nun Ihr Schreiben übersetzt hat, sage ich Ihnen, mein Herr, den besten Dank für all' die schmeichelhaften Worte, die Sie so gütig waren, an mich zu richten; ich schätze mich glücklich, im Auslande Beifall zu finden; dies ist ein Ersatz für jene ungerechte und herbe Kritik, der ich von Seite meiner geliebten Landsleute fortwährend ausgesetzt bin. Jedoch, was wollen Sie! (que voulez-vous!) Ich gehöre zu keiner Coterie, ich lasse mich vor der Presse und den Journalisten nicht auf die Kniee nieder, um gelobt zu werden, und meine Erfolge verursachen manchen dieser Herren, die da glauben, daß man ohne sie nicht seyn kann, lebhaften Unwillen.

Da Sie ebenfalls schreiben, so werden Sie wissen, daß es Leute gibt, die, außer Stande, selbst etwas Gutes hervorzubringen, sich über fremden Erfolg gewaltig ärgern. Man muß sie reden lassen, sich ihretwegen nicht beunruhigen und immer fort seinen eignen Weg gehen. Man muß, dies ist wenigstens meine Ansicht, fest und kühn auf der selbstgewählten Bahn wandeln und das Ziel zu erreichen streben, wohin uns unser Talent oder unser Beruf führen.

Ich fing sehr früh an zu schreiben. Ich gab in meinem siebenzehnten Jahre meinen ersten Roman heraus, und siehe da, es sind jetzt an die dreißig Jahre, daß ich Schriftsteller bin. Ich fühle noch keineswegs das Bedürfniß, mich auszuruhen.

Ich erfahre, mein Herr, daß Sie bereits mehrere Werke verfaßt haben; ohne Zweifel liegt noch eine lange Laufbahn vor Ihnen, für welche ich Ihnen die namhaftesten Erfolge wünsche. Ihre Schreibart ist höchst wahrscheinlich heiterer Art, da man Sie schon öfters den deutschen Paul de Kock genannt haben soll. — Ja, Sie haben Recht, mein Herr; machen wir die Menschen lachen, so viel in unserer Macht steht; die Welt ist an sich nicht sehr lustig, das Leben

ist nicht immer mit Rosen besäet, und es scheint mir, daß man es den Schriftstellern Dank wissen sollte, welche die oft schwermüthigen Gedanken ihrer Leser nicht noch mehr zu umdüstern suchen.

Ich nehme die Zueignung Ihres Romans, der den Titel führt: „Das ist der Lauf der Welt!" an. Ueber diesen Stoff haben Sie gewiß sehr pikante Dinge schreiben können, und ich bedaure nun doppelt, nicht Deutsch zu verstehen, weil mich dies verhindert, Ihr Werk im Original zu lesen. Sobald man jedoch, wie ich nicht zweifle, davon eine französische Uebersetzung veranstalten wird, dann bin ich einer der Ersten, mir dieselbe anzuschaffen.

Empfangen Sie, mein Herr, wiederholt meinen Dank, womit ich die Versicherung der Hochachtung verbinde.

Paris, 7. Sept. 1844. Ch. Paul de Kock.
Boulevard St. Martin, 8.

Mannichfaltigkeiten.

Man liest in „Lewald's Europa": **Die bürgerliche und die adelige Deklination der Deutschen.** Ich höre, wie alle deutschen Grammatiker, Schullehrer und Schüler bei dieser Ueberschrift erstaunt fragen: „Was soll das heißen? Eine bürgerliche und eine adelige Deklination in unserer Sprache, ist das nicht ein Unsinn? Wir haben eine Deklination mit dem bestimmten und eine mit dem unbestimmten Artikel, wir haben — —" Doch ich muß jene Schullehrer schon für sich selbst reden lassen; mir selbst wird, offen gestanden, Angst dabei, weil ich selbst nur noch ganz bedenklich wenig Grammatikalisches im Kopf habe und hier doch nicht gern einen Schnitzer machen möchte. Indeß hat es mit der bürgerlichen und adeligen Deklination doch seine Richtigkeit, sie kommt bei den Eigennamen vor, und zwar bei den adeligen Eigennamen. Ich habe die Entdeckung gemacht, daß man an der Art, wie diese deklinirt werden (d. h. wie man ihren Genitiv bildet, da ja nur die Sachsen die Liebhaberei haben, durch die übrigen Casuß durchzuconjugiren), vollkommen gut unterscheiden kann, ob der Deklinirende ein Adeliger oder nur ein Bürgerlicher ist. Nehmen wir z. B. den Namen A. von Sternberg — —, aber halt, der paßt ja nicht, weil wir den Vornamen nicht wissen. Sternberg beliebt, beiläufig gesagt, über jenes A. ein mystisches Dunkel walten zu lassen. Verschiedene Schriftsteller, die dadurch den Schein der Freundschaft mit ihm annehmen wollten, haben uns zwar schon seinen Vornamen genannt; aber da hieß er bald Alexander, bald August, bald Alfred, und wir können hiernach nur annehmen, daß, wie die sieben Städte um die Geburt Homer's, diese drei Namen um jenes geheimnißvolle A. streiten, — und vielleicht kommen ihrer noch mehr, vielleicht kommen noch Adolf, Adam, Anton, Anastasius und ich weiß nicht, welche noch, die Ansprüche machen. Nehmen wir also einen adeligen Namen, dessen Vornamen wir wissen, z. B. Joseph von Eichendorff. Ein Bürgerlicher wird im Genitiv sagen: „Joseph von Eichendorff's", ein Adeliger: „Joseph's von Eichendorff." Der Bürgerliche traktirt den Namen, wie er jeden bürgerlichen traktiren, wie er z. B. „Wilhelm Müller's, Ludwig Uhland's" u. s. w. sagen würde; Eichendorff, Müller, Uhland sind ihm ganz einerlei, das Wörtchen **von** kommt gar nicht in Betracht. Bei dem Adeligen dagegen machen die adeligen Namen eine Ausnahme, der Vorname muß deklinirt werden, nicht der Zuname, und das zwischen beide geschobene Wörtchen **von** ist es, welches diese Ausnahme begründet. Neulich, um ein Beispiel anzuführen, fiel mir ein Buch in die Hände: „Leben und Wirken Friedrich von Sallet's." Halt! dachte ich, da sind die Herausgeber gewiß Bürgerliche, entschiedene, erbitterte Bürgerliche; und als ich nachschlug, fand ich denn allerdings auch, daß es lauter junge Leute waren, welche mit Begeisterung der jüngeren philosophischen Richtung angehören und den armen Adel gänzlich negiren. Und wer hat Recht, der Adel oder das Bürgerthum? Es ist gefährlich, wenn man heutzutage dem Adel Recht gibt, aber, aber — — ich kann doch nicht anders. Als Erklärung scheint mir diese die einfachste. Bei jedem adeligen Namen ist zwischen von und Zunamen noch ein Zusatz zu denken, Edler, Ritter, Freiherr, Graf, König, Kaiser. Was deklinirt wird, ist der Vorname und dieser Zusatz, der Geschlechtsname bleibt unverändert. Es wird Niemanden einfallen, im Genitiv zu sagen: Friedrich Wilhelm König von Preußens, sondern Friedrich Wilhelms Königs von Preußen. Wenn der Zusatz der Bequemlichkeit wegen weggelassen wird, so tritt darum mit dem Zunamen keine Veränderung ein. Ich könnte außerdem noch einige andere Gründe anführen, aber ich fürchte mich vor der Grammatik... Die adelige Deklination hat Recht! Ich rufe es aus voller Ueberzeugung. Wird man mich deßhalb für einen Aristokraten halten? B. v. H.

Was man nicht Alles neu herausgibt! In Passau ist die Geschichte Griseldis von dem Pater Martin von Kochem, dem geistlichen Poeten des höllischen Feuers, neu erschienen, — „sonderlich (wie es auf dem Titel heißt) für jene Weiber, welche ungerathene Männer haben."

Ein Zeichen des Reichthums und des Ansehens bei den Chinesen sind lange Nägel und Zöpfe. Die holländische Regierung auf Java hat dieses nicht außer Acht gelassen und auf beide eine ansehnliche Steuer gelegt. Je länger sie ein Chinese tragen will, desto mehr zahlt er davon. Es ist ein ordentlicher Tarif darüber vorhanden, auch finden von Zeit zu Zeit die nöthigen Messungen statt. Man muß gestehen, daß solche Abgaben die allerbilligsten sind. Machten es die Regierungen nur auch so mit den Bärten!

In den Salz-Bergwerken von Wieliczka in Galizien ist ein Schornstein von 885 Fuß rheinl. Höhe aufgeführt. Zu seinem Bau sollen über 7 Millionen Backsteine verwendet worden seyn. Der Schornstein steht aber nicht im Freien, sondern in einem tiefen Schacht, aus dem er bis ans Tageslicht geführt ist. Zum Feuerherd führt eine Treppe von 1030 Stufen. Der Straßburger Münster soll nur 758 Stufen haben.

Korrespondenz.

Darmstadt, 15. Sept.

Heute ist die Wiedereröffnung des Hoftheaters für die neue Saison mit der Oper „Cortez", welche bei den Aufführungen an den festlichen Tagen vom 26. und 27. August sehr gefallen zu haben

scheint, da sie nun zum dritten Male gegeben wird. An Schauspielen und Opern hat das Repertoir manches Neue und Schöne, und man darf wohl hoffen, daß die Erwartungen des Theaterpublikums nicht unbefriedigt bleiben werden, um so mehr, als unser vermehrtes Künstlerpersonal (die Herren Meyer und Pasque, wie auch Fräul. Esten sind noch hinzugekommen) schon gerüstet da steht und wohl mit Recht sich mit der Aussicht schmeicheln darf, unter Thalia's und Polyhymnia's freundlichem Schutze neue Lorbeeren erringen zu können. Es haben zwar unsere Bühnenmitglieder, namentlich die der Oper, nicht immer das Glück, bei ihren Productionen, mit Beiseitsetzung von Privatinteressen und vorgefaßter Meinungen, studirt und beurtheilt zu werden. Die vorgestrige Didaskalia Nro 254 gibt einen neuen Beleg hierzu durch den verspäteten Artikel aus Darmstadt vom 1. Sept., welcher dem Festkonzert vom 25. August gewidmet ist. Wenn auch der Berichterstatter dem hiesigen Kunstdilettantismus Weihrauch streuen wollte, wie klar am Tage liegt, so hätte er dies doch nicht auf Kosten der Wahrheit und Gerechtigkeit thun, und gegen Künstler wie Reichel, Breiting und Pasque auftreten sollen, deren bereitwilliger und uneigennütziger Mitwirkung das Festkonzert von besagtem Tage so sehr viel zu verdanken hatte, wie auch allgemein anerkannt wurde. Warum diese Künstler aus Vorliebe für Dilettantismus herabsetzen und Aeußerungen über sie in die Welt schicken, welche gegen Wahrheit und Unparteilichkeit verstoßen? Zwischen Kunst und Dilettantismus kann doch in der That von einer eigentlichen Rivalität keine Rede seyn, und wenn erstere sich mit letzterem befreundet und ihm über Klippen und Sandbänke glücklich hinüber hilft, so verdient ein solches Benehmen anerkennenden Dank, aber keinen unbegründeten Tadel, der hier um so weniger an seinem Platze war, als besagte Künstler nur in ihrer Eigenschaft als eingeladene Gäste mitgewirkt hatten. Wenn sie einen Fehler gemacht haben, so ist es sicher der, daß sie der an sie ergangenen Einladung Folge gaben, und wir wollen hoffen, daß sie künftig in denselben nicht zum zweiten Male verfallen werden. Frau Pirscher wußte wohl, warum sie absagte, und ihre Nichttheilnahme ist durch die neuesten Erfahrungen nur noch mehr gerechtfertigt. Will man Künstler haben, so muß man sie auch nach Verdienst zu würdigen und zu schätzen wissen; will man sie aber nicht, oder will man sie nur halb, gut, warum ladet man sie denn ein? In Mainz und Mannheim, wo man in dergleichen Fällen im Geiste des reinen Kunstinteresse zu handeln pflegt, ist man von jeher beflissen gewesen, die wirkliche Kunst auch da thätig wirken zu lassen, wo sie, ihrer gewohnten Sphäre entrückt, zur Verherrlichung öffentlicher Feste mit beitragen zu helfen berufen ist. Vor der Hand scheint aber hier gar keine Aussicht vorhanden zu seyn, dem reinen Kunstinteresse eine so entschiedene und wohlbegründete Herrschaft verschaffen und auf die Dauer auch erhalten zu können. Kann man eine Nachtigall haben, so behilft man sich lieber mit einer Lerche, und fehlt diese, so greift man gar nach einer Wachtel und läßt sich von ihr aus dem Waizenfeld Etwas vorsingen. Es ist wahr, Natur geht über Kunst, und wo man anders denkt, scheint man die prophetischen Regungen der Zeit und ihre mystischen Bedürfnisse noch nicht gehörig verstanden zu haben.

Frankfurt a. M., 18. Sept.

Der durch vielfältige öffentliche Besprechung jedem Zeitungsleser dem Namen nach gewiß bekannte Rechnenkünstler Dase befindet sich seit acht Tagen hier und hat bereits in Schulen und Lehranstalten, so wie auch in Privatzirkeln Proben seiner wirklich außerordentlichen und seltenen Befähigung abgelegt. Dase's Album enthält eine Masse von eigenhändigen und einstimmig glänzenden Zeugnissen der anerkanntesten Mathematiker und Rechner, welche sich in Bewunderung dieses Rechnenphänomens einander überbieten und diese Testimonien hat D. in einer eigenen Broschüre abdrucken lassen, die er zu seiner Empfehlung ausgibt und die den bescheidenen Titel führt: „Dase, der Einzige, ein Wort über seine zauberähnlichen Leistungen, mit Belegen aus dessen Album (Wien 1844)." Jedenfalls sind die angeführten Empfehlungsbriefe von Gewicht; denn unter den Namen ihrer Aussteller begegnen wir denen eines Dr. L. C. Schulz von Straßnicki, Professor Dr. M. Ohm zu Berlin, C. L. v. Littrow, Prof. A. v. Ettingshausen, Prof. Hoffer, Prof. J. Salomon, Baron v. Reinisch und vieler andern ausgezeichneten Professoren und Lehrern. Der stets launige J. F. Castelli eröffnet die Sammlung der genannten Zeugnisse mit den an Dase gerichteten Worten:

„Du kannst in der Millionen Hundert
Die Zahlen in einer Sekunde nennen;
Doch wie viel Menschen dich schon bewundert,
Wirst du doch kaum berechnen können!"

Wie man vernimmt, wird Hr. Dase demnächst eine Soirée veranstalten, um Proben seines Talentes vor dem hiesigen mit Zahlen und Rechnungen wohl vertrauten und daher dem Gegenstand gewiß freundlich zugeneigten Publikum abzulegen.

Meßsehenswürdigkeiten.

Circus des Hrn. Alex. Guerra.

Die Kunstreitergesellschaft des Hrn. Alex. Guerra fährt fort, durch ausgezeichnete Vorstellungen das Publikum auf das angenehmste zu unterhalten; kein Wunder daher, daß der Circus jeden Abend mit Zuschauern überfüllt ist. Heute, Donnerstag den 19. Sept., findet, laut der Bekanntmachung, eine außerordentliche Vorstellung zum Vortheil des Künstlerpaares Hrn. und Mad. Carré statt, die sich des Beifalls der Besuchenden zuverlässig erfreuen wird.

Charade.

(Viersylbig.)

Die beiden ersten Sylben zeigen
Dir einen großen Herrscher an,
Vor dem viel Tausende sich neigen,
Der strafen und begnad'gen kann.
Die beiden letzten Sylben zieren,
Von Gold und Edelstein umblitzt,
Den Herrscher, der, um zu regieren,
Auf seinem hohen Throne sitzt.
Das Ganze nennt dir eine Blume,
In Gärten lieblich anzuschau'n;
Doch sagen mehr zu ihrem Ruhme,
Das hieße dir zu viel vertrau'n.

Mainwasser-Wärme.

Mittwoch, 18. Sept., Abends: 16 Grad. M. Gerlach.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 19. Sept. Gastvorstellung der Mad. Weiß, Balletmeisterin des k. k. priv. Theaters in der Josephstadt in Wien, mit ihrem Ballet-Personale, bestehend aus 30 Eleven, in 4 Abth. Opernvorstellung: Das Nachtlager in Granada, romantische Oper in 2 Abth., von Fr. Kind, Musik von Kreutzer.

Freitag, 20. Sept. Großes Konzert des Hrn. Alexander Boucher, Musikdirektor und erster Geiger mehrerer europäischen Höfe, Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften. Vorher geht: Die junge Pathe, Lustspiel in einem Act, von Both.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 262. Samstag den 21. September 1844.

Der Bauernkönig und die Jüdin.

(Von Johann Czynski.)

(Fortsetzung.)

Zwölftes Kapitel.

Das Wirthshaus.

Ben Josef war, wie wir gesehen haben, den Hauptpersonen unserer Geschichte gewissermaßen unentbehrlich geworden. Der König wandte sich an ihn, um das hartnäckige Schweigen Esthers zu brechen. Rokiczana suchte ihn, damit er ihr Haar erhalte. Der Jäger Gregor folgte ihm pünktlich, und konnte keinen Schritt ohne seine Anweisung thun. Wer aber mehr als jeder Andere Ben Josefs bedurfte, war Stanislav Spinat, der unglückliche Leibeigene, welcher, nachdem er wider den Herrn von Wola klagbar aufgetreten, nicht wagte, in seine Hütte zurückzukehren, weil er fürchtete, gepeitscht und gehenkt zu werden. Er war im Schloßhof stehen geblieben, um den Hausirer zu erwarten. Als er ihn aus dem Palast herauslaufen sah, rief er ihm zu und eilte ihm nach. Allein Ben Joseph gab weder Antwort, noch blieb er stehen. Spinat rannte hinter ihm her und dachte: „Verfluchter Jud! Du hast mich angereizt, mich bei'm König zu beschweren. Lauf Du nur! ich will Dich schon erwischen. Du hast mich in die Schmiere gebracht, Du sollst mich auch heraus bringen!" Indeß kam er mit aller Anstrengung der Geschwindigkeit des Hausirers nicht gleich. Erst auf dem Verfluchten Sand holte er ihn ein, nachdem der Jude halbtodt niedergesunken war.

„Hab' ich Dich endlich?" rief Spinat, indem er den Saum von Ben Josefs Kleid faßte, und schwitzend und schnaufend sich neben ihn niedersetzte. Er heftete seine Blicke auf den regungslosen Körper, und als er sein Gesicht todtenbleich und seine Augen geschlossen sah, fühlte er ihm auf die Brust, um zu erforschen, ob sein Herz noch schlüge. Es schlug nicht mehr, und auch das Athemholen war gehemmt. Jetzt begann Spinat zu zittern, als ob sein Daseyn vom Leben des Hausirers abhinge. Er versuchte Alles, was die Natur ihn lehrte, um den Juden wieder zu beleben. Er rieb ihn, drehte ihn um, schrie ihm in's Ohr, und steckte ihm den Finger in den Mund. Da Alles vergebens war, entschloß er sich, ihn aufzupacken und in's nächste Wirthshaus zu tragen.

Es war ein Freitag, und im Wirthshaus zum Weißen Roß ging's lustig her. Von weitem hörte man den Klang der Fiedeln und Pauken, lustige Gesänge und das Getöse des krakauer Tanzes. Die Leibeigenen, welche sich hier so von Herzen lustig machten, waren Kronbauern, und als solche durch Kasimirs Gerechtigkeit von den Frohnden befreit. Sie glichen durchaus nicht den Leibeigenen der Edelleute, jenen Unglücklichen, deren gesenkter Blick und zerlumpte Kleidung ihr Elend bezeugte, die nichts Anderes wußten, als das Land zu bebauen und sich aus Verzweiflung in Branntwein zu berauschen. Die jungen Bauern zum Weißen Roß verriethen durch ihren offenen Blick, daß sie auf einer höheren Stufe standen. Ihre Kleidung zeugte von einem gewissen Wohlstand. Sie trugen leichte Mantelröcke von blauem Tuch, die, mit rothen Schnüren verziert, ihnen bis an's Knie reichten, und um die Hüften mit einem bunten Gürtel befestigt waren. Ihr umgelegter weißer Hemdkragen, mit einem Band eingefaßt, hob die frische Farbe ihrer etwas gebräunten Gesichter noch mehr hervor. Ihre straffen blonden Haare fielen auf ihre Schultern herab. Der Putz der jungen Mädchen war noch hübscher. Ein prächtiges Mieder, vorn mit Goldschnüren zugenestelt, hob die runden Formen des durch Arbeit gekräftigten liebreizenden Körpers hervor. Den Hals umschlangen Korallenschnüre, den Kopf ein leichtes weißes Tuch in Gestalt einer Krone. Die blonden Haare fielen in langen mit bunten Bändern durchflochtenen Zöpfen bis auf ihre Beine herab. Der Verstellung fremd, hefteten die Mädchen ihre Blicke auf die jungen Burschen, und forderten sie zu Gesang und Tanz und Liebe auf.

In einer Ecke des Schuppens stand auf einem Faß der jüdische Wirth und fiedelte, indem er sein linkes Ohr wider seine Geige hielt, und mit seinem ganzen Körper den Takt dazu schlug, so daß er zugleich zu spielen und zu tanzen schien. Sein Weib und seine Töchter reichten Meth und Bier herum unter den älteren Bauern, welche, an einem langen Tische sitzend, mit Theilnahme das tanzende junge Volk betrachteten, mit den Bechern anstießen und diesen Klang mit den Tönen der Geige und der Pauken vermischten. Der krakauer Tanz war der Ausdruck der glücklichen Unabhängigkeit, deren die Bauern auf Kasimirs Gütern genossen. Jeder Bursch wählte seine Schöne, und etwa zwanzig Paare drehten sich in einer Art von Galopp in dem weitläufigen Schuppen herum. Jede Tänzerin hatte ihre Blicke auf ihren Tänzer geheftet und ihren Arm um seinen Hals geschlungen, während er sie mit der rechten Hand um die Hüfte gefaßt hatte und mit der Lin-

ken die Mütze schwang, als rühmte er sich seiner Tänzerin. Plötzlich spielte die Musik Piano und die Tänzer machten Halt. Das erste Paar trat zu dem Fiedler und sang aus dem Stegreif ein Lied, während die Uebrigen in andächtiger Stille zuhörten. Die Sänger waren Antek, der geschickteste Ackersmann, der tapferste Streiter, der flinkste Tänzer, und seine Braut Anetka, das schönste Mädchen im Dorf. Beide hatten gute Stimmen, und in den Worten ihres Gesangs lag Wahrheit und Gefühl, obwohl ihnen jeder Zauber des Versmaßes und des Reims abging.

Liebe mich, Anetka mein,
Eine Hütte hab' ich,
Einen Hof dabei,
Einen Garten auch,
Und ein Feld dazu.
Liebe mich, liebe mich,
Meine Hütte ist für Dich.

Was ist Deine Hütte mir?
Ein paar Stücke Holz nur,
Holz, das bald verfault,
Das ein Windstoß stürzt,
Feuersgluth verbrennt!
Das ist nichts für mich,
Das ist nichts für mich.

Eine Heerde hab' ich auch
Von schneeweißen Schafen,
Einen Stier dabei,
Eine Kuh dazu,
Und ein Pferdchen auch.
Liebe mich, liebe mich,
Alles Dieses ist für Dich.

Was sind Deine Schafe mir,
Stier und Kuh und Pferd?
Seuche rafft sie weg,
Wolf, der frißt sie auf,
Alter bringt sie um.
Das ist nichts für mich,
Das ist nichts für mich.

Starke Arme hab' ich auch,
Tag und Nacht zu schaffen,
Geld verdien' ich viel,
Silber wohl die Meng',
Und die Menge Gold.
Liebe mich, liebe mich,
Alles Dieses ist für Dich.

Was ist Deine Arbeit mir?
Leicht kannst Du erkranken,
Und dann wird verzehrt
All' Dein Silbergeld
Und Dein Gold dazu.
Das ist nichts für mich,
Das ist nichts für mich.

Was begehrst Du, Nimmersatt,
Daß ich Dir gefalle?
Willst Du meinen Arm?
Oder gar mein Blut?
Willst mein Leben Du?
Liebe mich, liebe mich,
Alles Dieses ist für Dich.

Gieb mir doch Dein Herz allein,
Ganz Dein Herz für mich.
Ohne Heerde auch,
Ohne Silber auch,
Und auch ohne Gold
Bin mit Deiner Lieb' ich reich,
Bin mit Deiner Lieb' ich reich.

Bei'm Schluß jedes Verses spielte die Musik wieder Forte, die Tänzer setzten sich in Bewegung, machten die Runde, und hielten wieder vor dem Spielmann an, um den folgenden Vers zu hören. Der letzte Vers war nicht ganz zu Ende, als die Geige und die Sängerin schwieg, und alle Blicke sich nach der Thür richteten. Spinat kam gebückt herein, den ohnmächtigen Ben Josef auf dem Rücken tragend. Unter andern Umständen würden die Bauern einen Juden verlacht und verhöhnt haben. Allein der Zustand Ben Josefs erregte ihr Mitleid. Besonders der weibliche Theil der Gesellschaft vergaß Gesang und Tanz, und bemühte sich, den Ohnmächtigen in's Leben zurückzurufen. Sie hielten ihm Essig unter die Nase, rieben damit seine Schläfe, knöpften seine Kleider auf und legten ihn auf ein Bett. Durch ihre Bemühungen kam der Hausirer allmählig wieder zu sich. Er schlug die Augen auf und seufzte tief; aber er wußte noch nicht recht, wo er sich befand und was vorgegangen war. Kaum hatte er einige Lebenszeichen gegeben, so überließen die Bauern ihn der weiteren Pflege Spinats und kehrten zu ihrem Gesang und Tanz zurück.

Der Lärm des Krakowiak*), das Getöse der Pauken, der Becherklang und das Freudengeschrei, welches immer lauter ward, je mehr der Meth verschwand, hinderten den Hausirer nicht, eines erquickenden Schlafes zu genießen, welcher ihm am folgenden Tag seine Kräfte und sein Gedächtniß wieder gab.

(Fortsetzung folgt.)

Sonst und Jetzt.

Tausend und Abertausend rümpfen die Nasen, rühmt man die alte Zeit. Wohlan, gern lasse ich ihnen dieses; mögen sie unsere Zeit eine goldene nennen; doch in mancher Hinsicht soll mir Keiner die alte Zeit schelten. Wenn auch in alter Zeit keine Eisenbahnzüge die Straßen durchkreuzten und keine Dämpfer Flüsse und Ströme belebten; wenn man auch in alter Zeit nicht so viele Mittel und Wege kannte, sich das Leben leicht und angenehm zu machen: so lag doch in ihr — und kein Vernünftiger wird dies bestreiten — ein gesunder und kräftiger Kern, und keiner der Tugenden seiner Väter hat sich der Enkel zu schämen. Doch glaube Keiner, als wolle ich hiermit die Vorzüge unserer Zeit in den Schatten stellen — nein, Großes hat sie schon bewirkt und geleistet, wovon die Alten nichts träumten — Verblendung aber wäre es, alles Verkehrte zu preisen, weil es der neuen, und Thorheit und Albernheit verriethe es, alles Gute gering zu schätzen, weil es einer untergegangenen Zeit angehört. Und somit wage ich die Frage aufzuwerfen: klüger, feiner und gesitteter sind wir geworden, aber auch deßhalb weiser und besser? Sonst war man mit seinem Stande zufrieden und segnete dankbaren Sinnes das Loos, das der Himmel beschied; jetzt herrscht Neid und scheele Mißgunst; vor den Götzen des Geldes, des Eigennutzes, der Genußsucht und des falschen Ehrgeizes liegt die halbe Welt

*) Krakauer Tanz.

knechtisch auf den Knieen; Unzufriedenheit nimmt mehr und mehr überhand; gleich mit Gott und der Vorsehung will man hadern und rechten, krönt nicht schnell günstiger Fortgang das Unternehmen; durch alle Stände schleicht das Gift der Mode und frißt Gut und Vermögen. Sonst prangte in christlichen Häusern der Baum beglückender Eintracht und weithin leuchtete das Feuer deutscher Liebe und Treue; jetzt flieht verschüchtert aus so vielen Familien die Taube mit dem Oelzweige des Friedens, und der Dämon der Zwietracht schwingt drohend seine Fackel. Sonst blickte der Schüler voll ehrerbietiger Scheu auf zum ernsten Lehrer, wenn dieser die Zuchtruthe zeigte; jetzt läßt man sich freundlich zur Jugend herab, und statt Pillen und stärkender Essenzen reicht man überzuckerte Worte, um ja nicht die lieben Kleinen zu verstimmen. Sonst achtete der erwachsene Sohn der Befehle seines Vaters und blieb ihnen treu in unverbrüchlicher Liebe; jetzt kann der Knabe kaum sein vierzehntes Jahr erwarten, wo er auf seine Mündigkeit pocht. Mit dampfender Pfeife streift in lärmender Schenke das verzogene Söhnchen den Gehorsam ab; Trotz und rohes Wesen wuchert ihm reichlich; dem warnenden Alter lacht man ins Gesicht und schlägt gute Lehren in den Wind. Sonst blieb der Tochter bis zu gewissen Jahren der Zutritt zu Bällen und sonstigen Vergnügungsstätten geschlossen, und lang und eingezogen lebte sie unter mütterlicher Obhut und Pflege; jetzt werden die Wände des bescheidenen Vaterhauses schnell dem hochaufstrebenden Sinn der Jungfrau zu enge; nicht früh genug glaubt man das anmuthige Töchterlein in die große Welt einführen zu müssen, damit es in schimmernden Kreisen nach Beifall jage und seinen Glückstern erhasche. Allerliebste Kinderbälle und Kindervisiten sieht man veranstaltet. Mädchen, kaum der Puppenzeit entwachsen, führt man zum rauschenden Tanze, und hält es für Sünde, ihnen das Geringste zu versagen. Sonst hieß es: Entbehre; jetzt heißt es: Genieße. Wohin führt dieser Krebsschaden der Erziehung? Sicher auf den Weg des Verderbens und in's frühe Grab.

K. A.

Mannichfaltigkeiten.

Kürzlich zeigten wir die Gesammtausgaben an, welche von den Koryphäen der russischen Poesie, Puschkin, Schukowsky und Marlinsky, veranstaltet worden sind. Gegenwärtig erfahren wir, daß von Schukowsky auch eine neue Dichtung erschienen ist, Nal und Damajanti; ob wir indeß hier nur eine Uebertragung von Rückert's lieblicher Nachbildung sehen müssen, oder ob der russische Dichter wirklich bis zum heiligen Ganges zurückgegangen ist, wird uns nicht berichtet. (Wahrscheinlich das Erstere, da Schukowsky seinen Landsleuten schon mehrere klassische Uebersetzungen aus dem Deutschen vermittelt hat.) (Lew. Eur.)

Heinrich Laube findet in dem Leipziger Tageblatt Göthe's „Egmont" sehr undramatisch. Er sagt: das Stück ist kein Bühnenstück, es ist mehr Novelle als Drama und darum unbeschreiblich schwer zu spielen. — Göthe hat allerdings Scribe'n noch nicht zum Vorbilde gehabt, in dessen Fußtapfen gegenwärtig so manche bedeutende dramatische Talente in Deutschland treten, um einen augenblicklichen glänzenden Erfolg zu haben, während unsere Dichtung in ihrem geschickt gemachten Stücke nichts erringt.

Wenn man die polizeiliche Warnung in Nro. 261 des Frankfurter Journals gelesen hat, so wird nachstehende Annonce, die im Januar 1843 in einem Münchener Lokalblatte erschien, nicht uninteressant seyn, indem daraus erhellt, daß man dort der Sache schon längst auf den Grund gekommen ist und das Publikum durch Persiflage zu warnen suchte.

☞ Zur gefälligen Beachtung! ☜

Nur noch 2 Tage haben wir Zeit, das verehrliche Publikum anzuschmieren! —

Von unsern Besitzungen in Indien sind uns dieser Tage bedeutende Lieferungen von einigen hundert tausend Stücken verschiedener Leinen zugekommen; da wir nun in unsern Verkäufen stets reell waren, so hoffen wir in der kurzen Zeit unseres Hierseyns wenigstens zwei Mal so viel von unserm Lager zu verkaufen, als wir vorräthig haben.

Wir geben nämlich feinste Leinen, das Stück von 48 baier. Ellen, à 1 fl. bis 1 fl. 36 kr., ditto Hausmacher Leinen in dem nämlichen Ellenmaße (vielleicht auch kürzer) zu 48 kr. bis 1 fl., Hanf-Leinwand Rigaer (oder was) von 36 Ellen, das Stück 24 — 36 kr., Tischzeuge in allen möglichen Phantasiemustern die Elle zu 1½ kr., Servietten und Handtücher erlassen wir ganz umsonst.

Wir können das verehrliche Publikum versichern, daß wir nur reine Baumwollwaare verkaufen, und bitten, unentgeltliche Proben zu holen, auch haben wir zur größeren Bequemlichkeit unserer verehrten Abnehmer die zweckmäßige Einrichtung getroffen, die Dessins nur auf die Stoffe pressen zu lassen, es steht daher einem Jeden frei, sich nach der ersten Wäsche wieder ein beliebiges Muster hinaufpressen zu lassen.

NB. Nächste Dult kommen wir nicht mehr. —

Aufrichtig & Comp.,
Leinen-Händler aus Rio-Janeiro.

(Frankfurt a. M.) Das bereits angekündigte Konzert des Hrn. Alexander Boucher findet im hiesigen Schauspielhause statt. Dieser Nestor des Violinspiels, welcher zu den Künstlerberühmtheiten des Kaiserreiches gehörte, und mit Napoleon eine auffallende Aehnlichkeit hatte, so daß man ihn dessen Doppelgänger nannte, soll noch immer, obwohl jetzt im Alter von 65 Jahren, sich durch die Kraft und Gediegenheit seines Spiels auszeichnen. In mehrfacher Beziehung dürfte demnach das genannte Konzert das Interesse unseres Publikums in Anspruch nehmen.

Frankfurter Theater.

Man hat schon viel Schönes über den eigentlichen Zweck und die wahre Bedeutung des Theaters geschrieben und die Aufgabe der Bühne als eine Kunstanstalt hervorgehoben. Schiller's treffliche Abhandlung hierüber ist wohl bekannt und ihm haben Schlegel, Tiek, Göthe u. A. in gleichem Sinne sich angeschlossen. Aber bei den Idealen und frommen Wünschen ist es geblieben und ihre praktische Verwirklichung haben sie nicht gefunden. Bei den Griechen und Römern war das Theater mit dem religiösen und staatlichen Leben innig verbunden, war eine Volksbühne, eine Pflanzstätte nationaler

Erziehung, eine Schule des Edeln und Schönen und stand unter der Obhut des Staates; bei uns und besonders in neuester Zeit ist es mehr eine Vergnügungsanstalt und einem höheren Ziele strebt man es nur in einzelnen Fällen und mit seltenen Ausnahmen nachstreben. Unsere Hoftheater richten sich nach den Launen und Liebhabereien der Großen, aus deren Chatoullen sie unterstützt und erhalten werden und die Stadttheater, meist Privatunternehmungen, müssen das finanzielle Interesse ihrer Casse zu sehr im Auge haben, als daß sie dasjenige der Kunst sonderlich beachten könnten. Unter solchen Umständen mag es wohl recht gut und rühmlich seyn, auf die wahre Bedeutung der Bühne oft und nachdrücklich hinzuweisen und den Anforderungen der Kunst ihre moralische Rechte zu verwahren, aber viel Nutzen bringen wird dies leider nicht, da das schau- und vergnügungslustige Publikum nun einmal verflacht und verwöhnt und dem Ernste der Kunst ziemlich entfremdet ist und da die Lenker der Bühne sich auf die praktischen Verhältnisse berufen und den Anforderungen der Mehrzahl Folge leisten zu müssen behaupten. Das böse Beispiel der großen Städte und der über die Gebühr gefeierten theatralischen Celebritäten von London und Paris, Mailand und Neapel wirken verderblich weiter und haben einen tonangebenden Einfluß gewonnen. Was die moderne und gewiß sehr oberflächliche, wenn auch sinnlich anregende und leicht amüsirende Richtung französischer und italienischer Componisten für die Musik, das sind die Productionen der französischen Bühnendichter für die dramatische Kunst und von ihren, aller höhern Tendenz entbehrenden Bestrebungen läßt sich keine Wiedergeburt und kein neues goldenes Zeitalter des Theaters erwarten.

Diese kurzen Andeutungen schicken wir der Besprechung einer neuen Oper von Scribe und Auber, „der Sirene", voraus. Sie hat in Paris gefallen und dadurch auch für Deutschland das Bürgerrecht erlangt; sie tritt uns demnach gebieterisch entgegen. Der Scribe'sche Text zur „Sirene" gehört nicht zu den besten Arbeiten des berühmten Verfassers; denn derselbe hat darin des Guten allzu viel gethan und vor lauter Bäumen sieht man den Wald nicht. Bei Scribe, wie bei den meisten der neueren französischen Dramatiker, sind es weniger die Charaktere und das innere Leben der Stücke, die uns fesseln, sondern es ist die kunstreiche Verwickelung der Intrigue und das Effectvolle der starken Contraste und der frappanten Momente. In der „Sirene" werden Verwickelung und Effect auf die Spitze getrieben und man befindet sich in einem wahren Labyrinth, in dem sich nicht zu verirren fast unvermeidlich ist. Alles liegt unter einander gewürfelt, Alles ist bekannt und schon oft da gewesen, nur gerade nicht in dieser Art und nicht in dieser Folge. Ein edler und kühner Räuberhauptmann nebst befreundeten Consorten; ein lächerlicher Diplomat; ein feiger Theaterintendant; zwei Findlinge, die aus der Niedrigkeit erhoben und verherrlicht werden; die alte Dienerin eines Pfarrers, welche ihren kleinen Franz erwartet; Testamente, Erbschaften, Herzogstitel, Räuberhöhlen, Gensd'armen, Schmuggler, Jäger, Gerichtsdiener u. A., — das Alles gährt, braus't, dramatisirt, intriguirt und effectuirt bunt durcheinander. Man darf das Ganze nicht kritisch zerlegen wollen, aber das Einzelne amüsirt und über das Räthselhafte, Unwahrscheinliche und Verworrene setzt man sich hinaus, ohne sich den Kopf zu zerbrechen. was liegt daran? Wer wird Alles so genau nehmen? Der Text ist von Scribe und ist unterhaltend. Das große Publikum will nichts weiter und darum überheben wir uns auch einer weiteren Kritik.

Was die Auber'sche Musik betrifft, so ist dieselbe ebenfalls leicht und vorherrschend auf Amusement berechnet, aber anmuthig und gefällig, sangbar und fließend, nur im Allgemeinen zu lärmend instrumentirt und oft allzu kokett und prätentiös. Der Hauptcharakter derselben ist heiter und freundlich und in vielen einzelnen Nummern ist Auber's reiches und erfinderisches Talent nicht zu verkennen, so wie auch hinsichtlich des Satzes seinen musikalischen Kenntnissen wohlverdientes Lob gezollt werden muß.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz.

Bingen, 18. Sept.

Der englische Marinegeneral Sir Georg Napier kam auf einer Reise nach Italien vor einigen Tagen hier an, und nahm sein Absteigquartier im „Hotel Victoria." So berühmt und bekannt dieser Mann als Seeoffizier, so liebenswürdig ist er in seinem Umgange. Rührend und ergreifend ist dessen Anblick durch den Verlust seines rechten Armes. — Bingen war überhaupt während der Sommersaison, trotz des unfreundlichen Wetters, sehr besucht, und bei der jetzt so günstigen Witterung sind fast jeden Tag die Gasthöfe, besonders am Rheine, überfüllt. Oft sehen wir hier viele hohe und höchste Herrschaften absteigen, und die Flaggen auf genanntem Hotel, welche zu Ehren derselben aufgezogen werden, verkünden von weitem ihr Daseyn. Die letzten höchsten Gäste waren kurz nach einander der Prinz Wilhelm von Preußen und dessen Frau Gemahlin unter dem Namen eines Grafen und einer Gräfin von Lingen. — Interessant war es anzusehen, wie vor kurzem aus dem Abends angekommenen Localboote eine Masse Engländer ausstiegen und sich den Vorsprung abzulaufen suchten, um zuerst in Lindley's gepriesenem Hotel unterzukommen. — Die anhaltend sehr gute und warme Witterung wirkt außerordentlich auf den Weinstock und wir haben schon eine solche Menge reifer Trauben, daß gegen Ende dieses Monats die Weintraubenkur ihren Anfang nimmt. Bereits sind schon mehrere Kurgäste da, viele haben ihre Ankunft gemeldet. — Die dem Gastwirthe zum weißen Roß am Rochustage widerfahrenen Unbilden Seitens eines königl. preußischen Majors werden auf Requisition des Regiments, in welchem derselbe dient, auf's strengste zu constatiren gesucht, und es befindet sich zu dem Ende seit mehreren Tagen der Untersuchungsrichter vom großherzogl. Kreisgerichte zu Mainz hierselbst, um den Thatbestand zu ermitteln und festzustellen.

Meßsehenswürdigkeiten.

Circus des Hrn. Alex. Guerra.

Die Kunstreitergesellschaft des Hrn. Alex. Guerra gibt heute ihre 18te Vorstellung. Zum Erstenmal: Das große Kosakenmanöver, ausgeführt von Rudolph Guerra. Die übrigen Mitglieder der Gesellschaft werden sich ebenfalls durch außerordentliche Stücke auszeichnen.

Der Rieseneleph ant des Hrn. Hutter, früher Stallmeister Tourniaire's, zieht noch immer die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich und wird stets zahlreich besucht. Hr. Hutter bezieht schon seit 20 Jahren die hiesige Messe und hat sich hier viele Freunde erworben. Möge er daher in der kurzen Zeit, in der er noch hier weilt, recht zahlreichen Zuspruch finden!

Mainwasser-Wärme.

Donnerstag, 19. Sept., Abends: 16 Grad. W. Gerlach.

Theater-Anzeige.

Freitag, 20. Sept. Großes Konzert des Hrn. Alexander Boucher, Musikdirektor und erster Geiger mehrerer europäischen Höfe, Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften. Vorher geht: Die junge Pathe, Lustspiel in einem Act, von Both.

Samstag, 21. Sept. Gastvorstellung der Mad. Weiß, Balletmeisterin des k. k. priv. Theaters in der Josephstadt in Wien, mit ihrem Ballet-Personale, bestehend aus 36 Eleven, in 4 Abth. Schauspielvorstellung: Herr Hampelmann sucht ein Logis, Lokallustspiel in 4 Akten.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 263. Sonntag, den 22. September 1844.

Mainsagen.

34. Die rettende Glocke.

„Auf, hinaus in den Wald! In das herrliche Grün! Zwischen duftende Tannen und Eichen!
„Wo die Morgenluft weht, wo das Vöglein hell singt und der Hirsch springt in raschelnden Zweigen.
„O, wie ist's hier so eng' in dem Städtlein, so dumpf, bei der Festtagsglock' traurigem Läuten!
„Ja, nur draußen ist's schön! An dem Fluß, in der Sonn', in dem Walde — nur da gibt es Freuden!"
Graf Johann mit dem Bart von Wertheim sprach,
Zur Jagd gerüstet, also an der Pforte.
„„O weile! Heut' ist erster Ostertag,""
Entgegnen seiner frommen Gattin Worte.
„„Begleite heut' mich auf dem Kirchengang,
„„Mich, die durch Gottes Gnade jüngst genesen,
„„O lieber Mann, es ist ja doch schon lang,
„„Daß du nicht in dem Gotteshaus gewesen!""

Doch er küßt sie und schwingt auf das Roß sich hinauf, spricht: „Ein and'res Mal, Liebste, nicht heute!
„Ich muß in den Wald, hab' zum Beten nicht Zeit!" Fort zieht er mit Jägern und Meute.
Auf wieherndem Roß, unter Hundegebell, von schmetternden Hörnern umklungen,
Ist rasch aus dem Thor, fort hinunter am Main, in den duftenden Wald er gedrungen.
Schon tönet fern und ferner das Geläut.
Da ruft der Graf: „Leb' wohl, wehmüth'ge Glocke!
„Fürwahr, du bringst mich nicht zum Beten heut':
„So schönen Tag grüß' ich im Jägerrocke!"
Noch einmal tönt die Glocke wie ein Ruf
Und deutlich scheint's zu klagen: Kehre! Kehre!
„Fort!" ruft er, „Rößlein! Spute deinen Huf!
„Daß ich den Klageton nicht länger höre!"

Die Sonne wirft licht gold'ne Streifen durch's Grün und spielt um die rauschenden Aeste,
Des Kukuk's Ruf tönt und des Hähers Geschrei und die Holztaube girrt aus dem Neste,
Das schillernde Schläuglein erhebt sich im Gras und der Fink schlägt von mächtiger Buche,
Und das Eichhörnchen schaukelt auf schwankendem Zweig' und voll Neugier blickt es nach dem Zuge.
Da setzt, im Sprung, über den Haseldorn
Schneeweiß ein stolzer Hirsch von sechszehn Enden,
Hei, wie treibt da das Roß des Grafen Sporn,
Wie setzt er nach, den Jagdspieß hoch in Händen.
Jetzt plötzlich stellt ganz nah das Wild sich dar,
Um gleich weit — weit — um's Waldeseck zu biegen —
Fern bleibt zurück des Grafen Dienerschaar;
Sein Roß scheint, gleich dem weißen Hirsch, zu fliegen.

Durch verwachs'nes Gestrüpp, wo die Axt nie gesaus't, in des Dickichts verborgenste Nächte,
Tief hinab, hoch hinauf folgt dem Hirsche der Graf und den Wurfspieß hält zielend die Rechte.
Jetzt sendet die Waffe dem Flüchtling er nach, doch der ist ihr glücklich entgangen,
Fort springet der Hirsch und auf keuchendem Roß folgt der Graf mit schweißtriefenden Wangen.
Die Wies' im Wald nimmt wie im Sturm sie auf,
Da wirft ein Ast den Reiter von dem Pferde
Und Hirsch und Renner flieh'n im schnellen Lauf —
Bestürzt erhebt der Graf sich von der Erde.
Er stößt in's Hüfthorn laut und oft und lang —
Echo erwiedert von der Berge Rücken.
Schon ist es Abend und vom Felsenhang
Sieht er den Wolf mit glüh'ndem Aug' sich bücken.

„Weh', verirrt in der Nacht, in dem gräulichen Wald!" beginnet der Graf nun zu klagen,
Und sein Busen fliegt schnell und sein Herz pochet laut und er fühlt von dem Durste sich plagen.
„Bringt der Durst nicht den Tod, werden hier in der Nacht mich die lauernden Wölfe zerreißen!
„O, mein Weib!" seufzt er laut, „meine Kinder! Ihr seyd bald Wittwe und klagende Waisen!"
Da tönt Geläute aus der Luft herab —
Im Zwielicht sieht er hoch 'ne Glocke schweben —.
Am Ton kennt er sie, die den Frühgruß gab,
Die Glocke Wertheim's ist's, er hört's mit Beben.

Sie tönt und tönt — da wirft auf's Knie er sich
Und betet aus des Herzens tiefstem Grunde.
„Wohl bringst du Glocke heut' zum Beten mich!
„O Gott, verzeih'!" spricht er mit blassem Munde.

Und die Nacht steigt herab und die Glocke sinkt dicht vor den Grafen, tönt und zieht von dannen —
Ihr Schall führet ihn und er folgt ihrem Ruf, haut den Weg mit dem Schwert durch die Tannen.
Hell steigt der Mond jetzt und die Glocke zieht fort, stets leitend und klingend sich wiegend,
Und wie's Frühroth erglüht, eilt die Glock' aus dem Wald und verschwindet, nach Wertheim's Thurm fliegend,

Nach Wertheims Thurm, der durch den Nebelflor
An des bekannten Thales Rand erscheinet —
Erschüttert tritt der Graf durch's hohe Thor
Bald in sein Schloß, wo Alles zagt und weinet.
Voll Freude von den Seinigen umringt,
Stillt rasch sein Anblick seines Weibes Zagen:
„Du Theu're, wenn die Glocke wieder klingt",
Spricht er, sie küssend, „werd' ich nie mehr jagen!"

Der Bauernkönig und die Jüdin.

(Von Johann Czynski.)

(Fortsetzung.)

Dreizehntes Kapitel.
Schloß Wola.

So lange im Weißen Roß getanzt, gesungen und gezecht ward, hatte der Jude Jankel, der die Geige spielte, und seine Frau, welche Meth ausschenkte, keine Zeit gehabt, sich um den ohnmächtigen Josef zu bekümmern. Die Wahrheit zu sagen, war der Wirth ein wenig ärgerlich darüber, daß die Bauern sich mit einem Kranken befaßten, statt zu tanzen und zu trinken. Erst spät in der Nacht, nachdem alle Gäste weg waren, und nachdem Jankel mit seiner Frau den Erlös des Tages gezählt hatte, begaben beide Wirthsleute sich in das Stübchen, wo Ben Josef auf einem Bett lag. Kaum hatten sie die Züge des Hausirers erkannt, als sie anfingen zu seufzen und zu schreien, als ob man heißes Wasser über sie geschüttet hätte. Sie rissen sich die Haare aus und murmelten hebräische Worte in einem Ton, der Verzweiflung aussprach. Indeß bemerkten sie, daß der Hausirer, obwohl blaß und entstellt, doch in einem gesunden Schlafe lag. Sofort stellten sie ihr Schreien und Weinen ein, beteten im Stillen und wachten bei Ben Josef, wie eine gute Mutter bei ihrem Kind oder ein Soldat bei einem verwundeten Anführer, den er achtet, liebt und bewundert. Kein Opfer wäre ihnen zu theuer gewesen, um Kraft und Leben dem Menschen wieder zu geben, den alle Juden als ihren Rettungsanker, als ihre einzige Stütze und Hoffnung betrachteten.

Ben Josef erwachte erst gegen Abend des folgenden Tags. Jankels Frau brachte ihm eine vortreffliche Fischsuppe, welche seine Kräfte vollends wieder herstellte. Nachdem er diese Stärkung zu sich genommen, war sein erstes Wort: „Welchen Tag haben wir heute, Spinat?"

„Donnerstag," antwortete der Bauer, der seelenvergnügt war, ihn wieder sprechen zu hören.

„Wie viel Uhr ist's?"

„Sechs Uhr."

„Wie weit ist's von hier auf Schloß Wola?"

„Eine gute halbe Stunde."

„Gut," erwiederte Ben Josef. Schloß Wola war sein erster Gedanke, denn dort wollten die großen Herren zusammenkommen, um bei einem Schmaus den Plan zur Ausrottung der Juden in's Reine zu bringen und den Tag der Ausführung zu bestimmen. Der Hausirer wollte bei dieser Zusammenkunft der Feinde seines Volks zugegen seyn.

Ben Josef trank noch ein Glas alten Wein, welches Jankel ihm anbot, und ging dann mit Spinat hinaus. Langsam auf und ab gehend, stellte er seinem Begleiter verschiedene Fragen, welcher dieser beantwortete. Dann sprach er mit Lebhaftigkeit zu ihm, und der Bauer horchte mit großen Augen zu. Es mußte sich um eine wichtige Sache handeln, denn Spinat blieb mehrmals bedenklich stehen. Endlich, als ob er einen plötzlichen Entschluß gefaßt hätte, kehrte er in's Wirthshaus zurück, stürzte ein großes Glas Branntwein hinunter, drückte seinen Strohhut in den Kopf und ging mit großen Schritten wieder hinaus, gleich einem Soldaten, der Sturm laufen will, oder einem zornigen Widder, der im Begriff steht, seinem erschreckten Gegner zu Leib zu gehen. Der Hausirer folgte ihm mit den Augen und lächelte bitter. Dann wandte er sich zu dem Wirth und fragte: „Jankel, hast Du ein Pferd und einen bedeckten Wagen?"

„Ja, einen Wagen hab' ich und ein Gerippe von Pferd," antwortete Jankel.

„Das Pferd kann doch wohl bis nach Krakau kriechen, und der Wagen zwei Mann fassen?"

„O gewiß," antwortete der Wirth.

„Sag' Deiner Frau, sie solle Beide bereit halten. Um Mitternacht werd' ich sie brauchen. Du, gieb mir Deine Geige, nimm Deine Pauken und gehe mit mir auf Schloß Wola."

„Auf Schloß Wola?" wiederholte Jankel erschrocken. „Gott behüt'! Das ist nicht Euer Ernst."

„Und warum nicht?" fragte Ben Josef.

„Wißt Ihr nicht, daß der gottlose Mensch, der verfluchte Goi, der Belialssohn dort, alle Juden hat henken lassen, die sich zu ihrem Unglück auf seiner Herrschaft niedergelassen hatten?"

„Desto besser," erwiederte Ben Josef, halb seufzend, halb lächelnd. „Da er keine Musikanten hat, werden wir ihm willkommen seyn. Er wird uns seine Trinksprüche mit unsern Instrumenten begleiten lassen. Uebrigens muß es seyn. Komm! Vorwärts!"

Der Mond erhellte die Umgegend von Wola, welches sehr schön gelegen war. Auf der einen Seite bilden anmuthige Hügel ferne Perspektiven; auf der andern erhebt sich ein dichter Wald mit hundertjährigen Bäumen. Im Norden war der Himmel bewölkt, und trotz der späten Jahrszeit blitzte es von dort so stark, daß man bald die großen Wälder erscheinen und verschwinden sah, bald die Karpathen, welche in dieser plötzlichen Beleuchtung wie luftige Wohnungen der Riesen und bösen Geister aussahen, wofür der Volksglaube sie ausgiebt. Wenn übrigens die Umgebungen von Wola dem Landschaftsmaler zusagen konnten, so bot das Dorf einen traurigen Anblick dar für Denjenigen, welcher sich um die Lage der Bewohner be-

kümmerte. Aus etwa hundert ärmlichen Strohhütten ragten drei große Gebäude hervor: der Dwor (Hof, Schloß) des Pan, mit Nebengebäuden und weitläufigen Gärten — gegenüber die hölzerne Kirche mit dem Pfarrhaus des Leutpriesters, — und etwas weiter entfernt das Wirthshaus des Juden, dem es durch Beharrlichkeit, Gewandtheit und List gelungen war, der rechte Arm des Gutsherrn, der Freund des Priesters und der vertraute Rathgeber der Bauern zu werden. Unter den Nebengebäuden des Schlosses bemerkte man besonders weitläufige Scheuern, in welchen die Leibeigenen den Ertrag ihres Schweißes niederlegten, die jährliche Ernte, welche das Haupteinkommen des Gutsherrn bildete. In jener Jahreszeit waren die Scheuern voll, denn der Pan hatte seine Ernte noch nicht verkauft.

Obwohl der Mond hell schien, hatte doch der Pan, um seinen Gästen Ehre zu erweisen, ein halbes Hundert Leibeigene mit Fackeln auf die Landstraße geschickt, um den in einer langen Reihe von Wagen ankommenden Gästen zu leuchten. Die meisten dieser Wagen fuhren geradewegs in den großen Schloßhof, wo der Pan von Wola in eigner Person die Herren empfing. Diener nahmen die Pferde und Wagen in ihre Obhut; andere Diener trugen die Pelzmützen und Mäntel weg, und Alle, vom Herrn des Hauses bis zum geringsten Knecht, sagten und bewiesen, daß Alles in der Wohnung des Pan zur Verfügung seiner Gäste stand. Eine hübsche junge Magd wies den Ankommenden ihre Zimmer an; denn wer den Abend auf Schloß Wola zubrachte, der blieb auch über Nacht dort. Nichts fehlte den Gästen, selbst nicht junge, gesunde Bäuerinnen zur Bedienung, welche nichts den edlen Herren verweigern durften, wenn sie, nachdem jeder für vier Mann gegessen und ein Fäßchen Ungarwein getrunken, in ihre Zimmer zurücktaumelten.

Einige der Wagen fuhren erst nach dem Pfarrhaus. Der Leutpriester war nicht zum Schmaus geladen, weil er mit dem Gutsherrn in stetem Hader lebte. Er hatte nicht genug Brennholz, und der Pan weigerte sich hartnäckig, ihn welches aus seinem Wald nehmen zu lassen, nicht aus Geiz, sondern aus Besorgniß, der Seelenhirt und seine Nachfolger möchten als ein Recht ansprechen, was er aus Güte bewilligt hätte. „Jeder soll wissen, daß hier ich allein Herr und Eigenthümer bin, —" dies war sein Lieblingssatz. Er hatte nichts dagegen, daß der Priester von den Bauern den Zehnten mit Wucher erhob, und hörte in dieser Beziehung keine Klage der Leibeigenen an. Aber wehe Dem, welcher sein von einer langen Reihe von Ahnen auf ihn vererbtes Eigenthumsrecht anzutasten gewagt hätte!

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

* Der mit unsern deutschen Zuständen so vertraute, um die Bekanntwerdung derselben in England — wenn man will — so verdiente (denn nicht alle gereichen uns zur Ehre) Engländer Hr. Howitt hat unter dem Titel: „German experiences. By W. Howitt, London, 1844", eine Sammlung seiner deutschen Erfahrungen, Studien u. s. w. so eben im Druck herausgegeben. Dieselbe enthält auch (mit Angabe der Quelle und des Verfassers) eine wörtliche Uebersetzung des im „Buch für Winterabende" auf's Jahr 1843 enthaltenen Aufsatzes von Karl Buchner: „Tischlermeister Wendt in Rostock, eine Criminalgeschichte", mit dem Motto: „Schlechte Justiz schreit auf zum Himmel!"

(Berlin, 15. Sept.) Diesen Mittag ist die Gemälde-Ausstellung eröffnet worden, und hat sogleich in der ersten Stunde sehr zahlreichen Zuspruch des Publikums gehabt. Einige Einrichtungen weichen von den früheren ab. Die Bildwerke sind von den Gemälden getrennt und befinden sich im unteren Geschoß, die Gemälde im oberen. An der Kasse werden zu jedem Raum besondere Billets ausgegeben. Auf diese Art hat man oben größeren Raum gewonnen, was der Anordnung der Gemälde offenbar günstig ist. — Die Sitte, den Hut aufzubehalten, welche man bei der Beschauung der Gewerbe-Ausstellung eingeführt hat, ist auch hier ziemlich allgemein beliebt worden und wird wohl noch allgemeiner werden. Dies ist, anderer Bequemlichkeit nicht zu gedenken, um so angenehmer, als man bei der Benutzung des Katalogs durch den Hut sehr behindert war. — Ein flüchtiges Durchwandeln der vielen Gemächer konnte uns nur einen ganz allgemeinen Ueberblick geben, von dem auf innern und äußern Reichthum der Ausstellung keine sichern Schlüsse zu machen sind. Doch scheint es uns, als habe sich die Malerei den ihrer würdigsten Gegenständen, von historischem Charakter, mit, gegen frühere Ausstellungen, gewachsener Vorliebe zugewandt. — Der Katalog enthält 1790 Nummern; doch dürften noch manche Bilder nachkommen. Sehr reichlich hat, erfreulicherweise, die Düsseldorfer Schule beigesteuert.

Donizetti hat Neapel, wo er eine ausgezeichnete Aufnahme gefunden, verlassen, und sich über Bologna nach Mailand begeben, um der dortigen Versammlung der italienischen Gelehrten beizuwohnen, die in diesem Monate stattfindet.

Die Landstraßen in Spanien scheinen noch immer unsicher zu seyn, denn Raubanfälle gehören gar nicht zu den Seltenheiten. So wurde unlängst die Diligence zwischen Saragossa und Huesca am hellen Tage von vier wohlbewaffneten Kerlen angefallen, welche mit unerhörter Frechheit die Reisenden ausplünderten, die Postpferde ausspannten und mit ihrer Beute bepackten, und sich dann entfernten. Dies geschah sechs Stunden von Saragossa, und in einer ebenen Gegend, welche den Räubern kein Versteck darbietet.

Frankfurter Theater.

(Fortsetzung.)

Die mit so entschiedenem Beifall aufgenommenen Vorstellungen des Kinderballets der Mad. Weiß ziehen das Publikum noch immer in Massen herbei und gewähren demselben nicht nur Unterhaltung und Vergnügen, sondern auch wirkliche Kunstanschauungen. Die kleinen Tänzer und Tänzerinnen leisten Vorzügliches und wissen Anmuth und Geschicklichkeit lieblich zu vereinigen.

„Siehe, wie schwebenden Schritts im Wellenschwung sich die Paare
„Drehen, den Boden berührt kaum der geflügelte Fuß.
„Seh' ich flüchtige Schatten, befreit von der Schwere des Leibes?
„Schlingen im Mondlicht dort Elfen den luftigen Reih'n?"

Wie die musikalische Virtuosität, so hat auch die des Tanzes und Ballets ihre Ausartungen und Ueberbietungen und beide verirren sich oft in unschöne Sprünge, bedeutungslose Kunststücke und widerliche Verzerrungen. Die eigentliche Aufgabe des Ballets besteht in der Darstellung von leidenschaftlichen Regungen und von Gefühlen durch die Kunst der Pantomime und des Tanzes mit Hülfe der Musik, und es ist dabei ein lebendiges Bild der Sitten, Gebräuche, Ceremonien und Trachten verschiedener Völker und Zeiten; es gehört in das Gebiet der dramatischen Kunstwerke, da es wie diese eine Handlung entfaltet, fortführt und zur Lösung bringt; Leben und geistige Bedeutung müssen ihm eigen seyn und die Schönheit muß es leiten und regeln. In dieser Beziehung hat es stets als zur Kunst gehörig in Ansehen gestanden und die Muse des Tanzes nimmt einen ehrenvollen Rang unter ihren himmlischen Schwestern ein. Wen sollte ein kunstreich ausgeführter Tanz nicht erfreuen und wen ein geistig belebtes, von den Wogen der Harmonie und des Rhythmus getragenes Ballet nicht entzücken? Da Mad. Weiß bei der Bildung ihrer talentvollen Eleven von solchen Principien sich leiten läßt und die Tänze der Kleinen nur in den Formen der Schönheit und Schicklichkeit sich bewegen, so haben wir den ihnen hier gespendeten Beifall als einen wohlverdienten zu bezeichnen.

Wenn das Repertoir des Schauspiels und der Oper durch die häufigen Balletvorstellungen momentan beeinträchtigt wurde, so muß dies der Direktion, deren Erntezeit in die Messen fällt, zu gut gehalten werden; auch wird sie schon Gelegenheit finden, Dies und Jenes nachzuholen und bei wenig besuchtem Hause Hamlet und Don Carlos, Phädra und König Lear zu geben. Es ist unmöglich, allen Anforderungen zugleich zu genügen; daß aber die Direktion unserer Bühne durch große Mannichfaltigkeit dem Publikum Unterhaltung zu bereiten strebt, wer könnte dies in Abrede stellen? Die Theatermitglieder und ganz besonders unser wackeres Orchester unter der Leitung seines unermüdlichen und genialen Dirigenten, des Hrn. Kapellmeister Guhr, sind dabei vielfach in Anspruch genommen, wofür das Publikum ihnen zum lebhaften Danke verpflichtet bleibt. In unserm Frankfurt, dem vielbelebten Landhaus an der europäischen Heerstraße, ist fortwährend ein so starker Andrang von Künstlern und Kunstgenossen aller Art, welche sich hier produciren wollen, daß das Theater von diesem Conflux und diesen Bewegungen nicht unberührt bleiben und ihm seine Pforten durchaus nicht verschließen kann. Heutigen Tages ist das Bühnenleben ein ungestüm erregtes und von den Strömungen des Tages um- und überfluthetes; von ihnen sich auszuscheiden, wäre unmöglich. Vor Dezennien, wo unsere Stadt von dem Netze der Eisenbahnen und Dampfschiffe noch nicht umzogen war, war auch die Wirksamkeit des Theaters eine andere, eine friedlichere und ruhigere; aber was sich im Laufe der Jahre anders gestaltet hat, das ist nun einmal nicht zu ändern und wenn auch manches Nachtheilige daran geknüpft wäre. Das Gute der erweiterten Kreise und der fortschreitenden Bewegung dürfen wir ebenfalls nicht verkennen.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz.

Koblenz, 18. Sept.

Dem in Wiesbaden domicilirenden Maler Peter Beer aus Frankfurt ist es gelungen, eine Reihe von Gemälden aus dem vierzehnten Jahrhundert von dem berühmten Meister Wilhelm von Köln (1380 — 1410), welche bis zur Unkenntlichkeit beschmutzt und beschädigt waren und an deren Herstellung man zweifelte, in ihrer ursprünglichen Schönheit herzustellen. Diese Gemälde stellen das Leben Jesu und die Himmelfahrt dar und befinden sich im Besitz des Hrn. Vicar Seidel zu St. Barbara dahier, welcher auf die freundlichste Weise dem kunstsinnigen Publikum den Zutritt gestattet. Hr. Maler Beer aber hat hier neuerdings sein ausgezeichnetes und seltenes Talent zur Herstellung alter Gemälde bethätigt.

Darmstadt, 14. Sept.

Das in Brüssel erscheinende Kunstblatt: „La Belgique musicale" setzt in der unterm 15. August letzthin erschienenen Nummer einem dem Großherzogthum Hessen von Geburt angehörenden, in Antwerpen mit Tod abgegangenen Künstler ein Denkmal, welches verdient, auf deutschen Boden verpflanzt zu werden, da der Verstorbene noch bei Vielen in dem freundlichsten Andenken steht und überdies seine Heimath auf ihn stolz seyn darf. Sein Nekrolog lautet, wie folgt: „Die musikalische Kunst hat einen unersetzlichen Verlust erlitten in der Person des Jakob Bender, einer der ausgezeichnetsten belgischen Künstler. Im Jahr 1798 zu Bechtheim, im Kreise Worms, geboren, erhielt er seit seinem fünften Jahre musikalischen Unterricht von dem Organisten Möser. Nachdem er die Violine unter der Anleitung seines Vaters studirt hatte, lernte er verschiedene Instrumente spielen; späterhin widmete er sich der Composition unter der Anleitung von Altfuldisch. Bender widmete sich vorzugsweise der Clarinette; er machte so schöne Fortschritte auf diesem Instrument, daß man ihn mit Recht unter die ausgezeichneten Virtuosen zählte. Nachdem er zehn Jahre lang die Stelle als Chef der Musik des 31. Infanterieregiments des Königreichs der Niederlande bekleidet hatte, wurde er zum Musikdirektor zu St. Nicolas ernannt, und gründete in dieser Stadt die „philharmonische Gesellschaft." Im Jahr 1833 ward er nach Antwerpen berufen, um die ehrenvollen Functionen als Chef des Orchesters der königlichen Gesellschaft „Harmonie" zu übernehmen. In dieser Stadt erlag er einer entzündlichen Krankheit, Donnerstag, den 8. August 1844. Bender hinterläßt eine sehr bedeutende Anzahl von Werken. Mehrere Partituren sind von ihm für die Militärmusik arrangirt worden; er hat componirt: Phantasieen, Potpourri's, Konzerte, mehrere Cantaten von großem Verdienst, und endlich eine solenne Messe, welche zu vollenden ihn der Tod verhinderte." Diese Anerkennung hat unser Landsmann in Belgien, seinem zweiten Vaterlande, gefunden, welche um so rühmlicher für ihn ist, als er nicht zu den vom Glücke Begünstigten gehörte, welche beim Beginn ihrer Laufbahn unter dem Einfluß vortheilhafter äußerer Umstände ihrer Neigung ungehindert folgen und einem höheren Ziele rastlos entgegen streben können. Doch der Weg des Genies durch Dornen ist öfter der fruchtbarste, und wie ihn unser für die Kunst leider zu früh verstorbene Landsmann gewandelt hat, davon zeugen seine musikalischen Werke und die rühmlichen Erfolge seiner vieljährigen Wirksamkeit in Belgien, wo man ihn nach Verdienst zu würdigen und zu ehren wußte. Er erhielt zu Antwerpen ein solennes Begräbniß; eine öffentliche Achtungsbezeigung, worin eine rührende Kundgebung der herrschenden Gesinnung gegen den allgemein betrauerten Verstorbenen lag.

Dr. Wilh. Dieffenbach.

Auflösung der Charade in Nro. 257.

Eisleben.

Theater-Anzeige.

Samstag, 21. Sept. Gastvorstellung der Mad. Weiß, Balletmeisterin des k. k. priv. Theaters in der Josephstadt in Wien, mit ihrem Ballet-Personale, bestehend aus 36 Eleven, in 4 Abth. Schauspielvorstellung: Herr Hampelmann sucht ein Logis, Lokallustspiel in 4 Akten.

Sonntag, 22. Sept. Vorletzte Gastvorstellung der Mad. Weiß mit ihrem Balletpersonal, in 4 Abth. Schauspielvorstellung: Die Benefizvorstellung, Lustspiel von Th. Hell. (Zweiter Act). Opernvorstellung: Belisar, Oper von Donizetti. (Scenen des ersten Acts). Hierauf folgt: Konzert des Pianisten Hrn. L. v. Meyer. Zum Schluß: Quodlibetscene zur Posse „der Eulenspiegel", von Nestroy, Musik von Müller. Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 264. Montag, den 23. September 1844.

Der Bauernkönig und die Jüdin.

(Von Johann Czynski.)

(Fortsetzung.)

Als Ben Josef in's Dorf kam, ging er natürlich zunächst nicht zu dem Pan, noch zu dem Priester, sondern wandte sich nach dem Wirthshaus des rothen Jakob, des einzigen Juden, den der Grimm des Pan von Wola verschont hatte. Aber Jakob befand sich nicht zu Hause. Er hatte sich schon in's Schloß begeben. Ben Josef traf nur den noch unmündigen Sohn des Wirthes. Der Knabe führte ihn auf Umwegen in den Schloßgarten, so daß sie den Hof vermieden, in welchem jeden Augenblick neue Gäste abstiegen. Jakob hatte die Hände voll zu thun. Umgeben von Hausbedienten, Mägden und zum außerordentlichen Dienst aufgebotenen Leibeigenen, gab er seine Befehle, wie wenn er der Herr wäre, und fand pünktlichen Gehorsam. „Ihr," sagte er, „besorgt die Pferde, daß ihnen nichts abgeht. — Ihr, Jungfer, besichtigt die Schlafkammern, ob die Wäsche gehörig weiß ist. — Ihr, geht in den Keller und holt fünfzig Flaschen vom ältesten Ungarwein herauf. Wischt ja nicht den Staub ab; denn die Herren müssen bei'm ersten Blick sehen, daß dies Wein aus Noah's Zeit ist. — Du," sagte er zum Koch, „verbrenne nicht den Rehziemer, und sorge, daß die Kuchen mürb ausfallen." So gab der Schenkwirth seine Weisungen, und alle dienstbaren Geister befolgten mit Windesschnelle seinen leisesten Wink.

Wie war diese Gewalt des rothen Jakob mit der Verachtung zu reimen, welche der Pan von Wola sonst gegen die Juden hegte? Als Jakob sich Zugang im Schloß zu verschaffen suchte, hatte er anfangs drei Hindernisse zu überwältigen. Erstens mußte er sich mit den Hunden abfinden, welche, die Vorurtheile ihres Herrn theilend, die Juden nicht leiden konnten und vorzugsweise sie angriffen und bissen. Jakob wußte sie zu entwaffnen und sogar für sich zu gewinnen, indem er ihnen leckere Bissen mitbrachte. Der wildeste unter ihnen, der unerschütterliche, unbestechliche Türk, der Cato des Hundegeschlechts, verschied plötzlich, ohne daß Jemand die Ursache anzugeben wußte; und nur der Jude lachte in's Fäustchen. — Das zweite Hinderniß war der Haß der Dienerschaft gegen Alles, was Jude hieß. Kaum ließ Jakob sich im Hofe sehen, so entbrannte ein Wettstreit, ihn hinauszujagen. Jakob war Schneider und Handelsmann. Er flickte den Knechten ihre Kleider, brachte den Mägden Bänder und Halstücher, und überwand so in kurzem allen Widerwillen der Dienerschaft, die ihn als einen guten Jungen, als eine Ausnahme betrachtete. Das letzte Hinderniß war die judenscheue gnädige Frau. Jakob verlor jedoch den Muth nicht. So oft er die Kinder des Herrn traf, schenkte er ihnen Spielsachen und Zuckerwerk. Die Folge war, daß die Kinder, sobald sie den Juden gewahrten, der stets ein hölzernes Pferdchen oder ein Wägelchen für sie in der Hand hatte, ihm zuriefen und so laut schrieen und weinten, daß man, um sie zu beruhigen, nothwendig den verfluchten Schenkwirth kommen lassen mußte. So wie er ein Mal festen Fuß im Schloß gefaßt hatte, ward er der wahre Herr darin. Durch ihn empfing die gnädige Frau die neuesten Moden aus der Hauptstadt zu einem billigen Preis. Allmählig schenkte der Pan ihm sein ganzes Vertrauen. Hatte er Waizen zu verkaufen, so verschaffte der Jude ihm einen Käufer. Hatte er Schafe, Kühe oder Pferde anzuschaffen, so trieb der Jude ihm einen Viehhändler auf. Fehlte es ihm an Geld, so führte der Jude ihm einen Wucherer zu. Kurz, Jakob ward der rechte Arm, der geheime Rath, der unentbehrliche Diener des Gutsherrn, der sich durch seine Schmeicheleien einnehmen ließ, und seinen Verstand und seine Geschicklichkeit nicht entbehren konnte. Jakob war es, der den Arzt und den Sachwalter wählte, der die Verwalter annahm und fortschickte, der die jungen Herren der Umgegend musterte, und schon zum voraus einen Schwiegersohn für seinen Pan aussuchte.

Auf diese Weise war der anfangs fortgejagte, verachtete Jude durch Geschick und Beharrlichkeit im Herrenhause allmächtig geworden.

Als Ben Josef zu dem rothen Jakob trat und ihn auf Hebräisch anredete, erschrak der Wirth dermaßen, daß ihm die Flasche, welche er gerade in der Hand hatte, entfiel und in tausend Stücke zerbrach. Da der Pan von Wola Befehl gegeben hatte, jeden Juden, der sich auf seinem Gebiet betreten ließe, zu greifen und zu hängen, so sah Jakob schon den Strick um den Hals Ben Josefs. Als indeß der Hausirer ruhig noch einige weitere Worte sprach, stellte Jakob sich hocherfreut, lief zu dem Pan und benachrichtigte ihn, daß, Dank seiner Fürsorge, Musik bei'm Schmaus nicht fehlen würde. „Du bist ein gutes Luder," erwiederte lächelnd der Pan. „Du denkst an Alles." Und bei diesen Worten zupfte er zum Zeichen seiner Zufriedenheit den Juden so stark am Barte, daß ihm eine Hand voll Haare zwischen den Fingern blieb.

Der Hausirer erreichte seinen Zweck. Er kam in den Saal, wo geschmaus't wurde. In der Hand hielt er die Geige; sein Auge und sein Ohr waren aufmerksam auf Alles, was vorging und gesprochen ward. Wer die Ruhe, die Eßlust und die Gefräßigkeit der Gäste gesehen hätte, der hätte glauben sollen, kein Mordgedanke habe in ihrem Herzen Raum, und sie wüßten von keinem andern Feind als dem in vergoldeten Schüsseln aufgetragenen Wildpret und dem in goldenen Bechern schäumenden Wein. In dieser Hinsicht waren die auf Schloß Wola vereinigten Herren wahre homerische Helden. Unter ihren Händen leerten sich Schüsseln und Flaschen mit erstaunlicher Schnelligkeit. Die Diener waren flink, und doch nicht flink genug, um die geleerten Gefäße augenblicklich durch gefüllte zu ersetzen. Schweigen herrschte bei'm Mahl. Nur das Klirren der Messer und Gabeln, der Becher und Flaschen ließ sich vernehmen, und dann und wann entrunzelte ein plumper Witz die Stirn der Gäste, was nach der Meinung des Pan von Wola sehr gut war, sintemal das Lachen die Eßlust steigerte und die Verdauung förderte. Nichts beengte die Freiheit der Gäste. Es waren keine Frauen bei Tisch, die Hausfrau war mit ihrer Tochter zu ihrem Vater gefahren. Der Pan von Wola hielt es immer so, wenn er einen Schmaus gab, theils um das Ausplaudern von Geheimnissen zu verhüten, theils um kein böses Beispiel zu geben, theils endlich, um nicht sein Ansehen als Hausvater zu verlieren, welches ohne Zweifel gefährdet war, wenn er betrunken seinem Bett zuschwankte.

Ben Josef mischte sich unter die Bedienten, und half ihnen bei'm Auf- und Abtragen der Speisen und Getränke. Allein es wollte ihm nicht gelingen, ein Wort in Bezug auf das Schicksal seiner Glaubensgenossen zu erlauschen. Der Anblick der Rehbraten, Rebhühner und Enten, so wie des alten Meths und Tokaier Weines nahm die ganze Aufmerksamkeit der Herren in Anspruch. Keiner dachte in diesem Augenblick an König Kasimir oder an die Juden.

Nachdem Hunger und Durst gestillt waren, brachte auf ein Zeichen des Hausherrn ein Diener einen silbernen Humpen, welcher mehr als zwei Flaschen Wein faßte. Nachdem der Humpen gefüllt war, erhob sich der Pan von Wola, drehte seinen Schnurrbart, warf den Aermel seines Jupan zurück und rief, zum voraus seines Witzes und des Weines froh: „Edle Herren, erlaubt mir, eine sinnbildliche Gesundheit auszubringen. Auf die gute Jagd nächsten Sonntag! Möchten wir mit einem Schlag das Wild erlegen, welches unser heiliges Land verpestet!"

„Recht so! Recht so!" riefen die Gäste. „Amen!" fügte feierlich der ehrwürdige Vater Martin hinzu.

Der Herr von Wola leerte den Humpen, ohne abzusetzen, ließ den letzten Tropfen auf den Nagel seines linken Daumens laufen und leckte ihn auf zum Zeichen, daß er die Gesundheit aus aufrichtigem Herzen ausgebracht habe. Der Humpen kreis'te, und jeder Gast, der ihn leerte, wiederholte den Trinkspruch und machte die Nagelprobe. Die einzige Verschiedenheit bei der Wiederholung war der Zusatz beschimpfender Beiwörter zu dem Wort Wildpret.

(Fortsetzung folgt.)

Die Universität.

Die Universität ist allerdings eine Hochschule, allein das Vorwalten des Schülerhaften tritt hier eben deßhalb zurück, weil es eine Hochschule ist. Der strengere Abstand zwischen Schüler und Lehrer ist also aufgehoben, und es tritt das Verhältniß von Meister und Jünger ein. So sind denn die Studenten mehr befreundete Zuhörer, die nicht weiter als Gymnasiasten betrachtet und behandelt werden können. Sie haben ihre Jüngerstufe eben durch ihre Vorarbeit redlich erworben und verdient, und es ist ein Verkennen aller Wahrheit, ihnen die Selbstständigkeit des Studiums, noch ärger aber, den Meistern die Freiheit der Lehrart entziehen zu wollen. Hier läßt sich nicht mehr die knabenhafte Methodik, die genaue Vorschrift, das Pensum festhalten, die auf dem Gymnasium einzutreten haben; hier ist, bei allen vereinzelten Extravaganzen und Möglichkeiten der Verirrung, schon der Beginn der höheren staatsbürgerlichen, im tieferen Grunde freien Selbstthätigkeit, welche ja den übrigen Bürgern später die mit regierendem Bewußtseyn vorgesetzte seyn solle, zu behalten und zu erhalten. Gerade jener Zwiespalt, der sich nothwendig zwischen dieser unabweislichen Wahrheit und der äußeren mißkennenden Verschränkung ergeben muß, ist das Gefährlichste, und gerade diese auch in der Wirklichkeit lebendig durchgeführte Erkenntniß hat die deutsche Studentenwelt, die wissenschaftliche Welt und damit den Staat in ihrer sinnig freien Wissenschaftlichkeit bewahrt vor dem Revolutionsschwindel. Denn das, was vorgefallen ist, verdanken wir fremdem Einfluß, aus dem deutschen Herzen ist das nimmer gekommen. Durch fremdartige aufstörende Einwirkung aber in einer ohnehin verwirrten Periode werden ja selbst die Besonnensten und Reifsten mit fortgerissen, wie sollen da nicht jugendliche Köpfe und Herzen in Versuchung gerathen können? Daß durch die Gesammtbewegung der Zeit eine Ueberschreitung der studentischen Befugnisse, und Uebergriffe, die ihrer immer noch, auch von ihnen selbst, zu beherzigenden Unreife nicht zustehen, sich krankhaft erzeugt haben, ist nicht zu läugnen, wie auch manche Universitätslehrer nicht in der vaterländischen Wahrheit sind. Allein der unerschütterliche gute Grund, die Studirfreiheit und Lehrfreiheit, insofern sie eben das Lehrstudium sind und bleiben, kann und darf nicht angegriffen werden, ohne die weiterschütterndsten Nachtheile. Unsere bedeutendsten Männer, die Zierde und der Segen unseres Vaterlandes, die Koryphäen in Wissenschaft, Kunst, Kirche und Staat, sind nur geworden, was sie waren, durch unsere von engherzigem Formwesen, beständigen Prüfungen, verklausender Aufsicht u. dergl. freie Universitätseinrichtung. Alle solche korporationsmäßig stehenden Beschränkungen der individuellen Studirfreiheit, die auf Gymnasien gar wohl nöthig sind, können auf den Universitäten wohl ein bornirtes, formulares Aufspeichern von bald verdorrendem Scheinwissen erzeugen, das zur momentanen Benutzung eine reelle Tauglichkeit hat, aber der Geist und das nachhaltige Leben werden damit ersterben und der Untergang Deutschlands damit vorbereitet, welches einen andern Beruf hat. Man wird vielleicht Tausend mehr haben, die gedächtnißfertig sind, aber auch eben so viele mehr, die gedankenlos werden. Jene erstarrte Unschädlichkeit ist aber nur scheingut, während die ungebildete Rohheit des Geistlosen und Leblosen ge-

rade die schädlichste und gefährlichste ist. Gerade freilich in der mannichfach aufgeregten Gegenwart das Richtige zu treffen, im Belassen wie im Umgestalten, ist unendlich schwer und von der allergrößten Bedeutsamkeit für das jetzige und kommende Gemeinwohl, und darum möge keiner jetzt lässig seyn, die ruhige, unbefangene Wahrheit zu verkünden und zu vernehmen, zu beherzigen und zu Herzen zu bringen. Was aber bei uns vorzüglich fehlt, ist der rechte Uebergang vom Gymnasium zur Universität. Durch diesen Mangel ist dem anfangenden Studenten das neue Leben ganz unklar und verworren. Das erste, auch zweite Jahr geht fast ganz verloren, auf das spätere trägt sich die Erschwerung hinüber, durchzieht die übrigen Jahre hemmend, und selbst das praktische Leben; und wird damit auch nachtheilig und schädlich im ganzen Kirchen- und Staatscomplexe. Ja noch mehr, dadurch fehlt Lust, Liebe und Eifer, und so wirft sich die verstörte Lebendigkeit auf Irrwege allerlei Art. Denn das Leben will lebendig seyn, das jugendliche ist doppelt rüstig, die Fülle der Kraft kann sich aber wegen mangelhafter Ausbildung nicht richtig und gut beschäftigen, und da muß sie nothwendig faul oder übermüthig werden. Besondere Lyceen sind nicht zu empfehlen, wohl aber die Anreihung einer eigenen Selecta nach Prima, in welcher Jeder 1 — 1½ Jahre gesetzlich zu verbleiben hätte, und in welcher eben so in den Naturwissenschaften, wie in den anderen Gebieten der Wissenschaft, und hier selbst der Kunst, ein höherer dogmatischer Gang zu befolgen wäre. Freilich kommt dabei noch unendlich viel auf die Tüchtigkeit des Lehrers selbst an, aber es fehlt denn doch alsdann Schülern und Lehrern wenigstens nicht die unentbehrliche Grundlage. So ruht hier, wie in Allem, ein großer Theil der Universitätsverirrungen in der falschen Methodik und in den voranliegenden Mängeln der Vorbildung und Zubildung. Dr. Karl Johann Hoffmann.

Mannichfaltigkeiten.

Zu einem vornehmen Manne in Berlin kam ein demselben ganz fremder Barbier. „Was wollen Sie?" fragte der Herr. — „Ihnen balbieren." — „Ich habe bereits einen Barbier, gehen Sie mit Gott." — „Ne, Sie müssen sich von mich balbieren lassen, ich habe gestern mit Ihren Balbier gespielt, und als er kein Geld mehr hatte, spielten wir um unsere Kunden, und da habe ich Ihnen gewonnen."

(Von der Traisen.) Die Traisen, von welcher es im Nibelungenlied heißt: „Bi der Treisem hete der künik von Hiunen lant eine burk vil riche, Diu was wol bekannt, geheizen Treisenmure", durcheilt von der Gränze Steiermarks bis Wilhelmsburg ein Thal, welches bisher nur durch seine liebliche Alpennatur und als Pilgerweg nach Mariazell berühmt war; nun aber spiegeln sich in der klaren Welle des fröhlichen Alpenflusses die Sommerwohnungen des Dichters Castelli und des Tausendkünstlers Döbler. An der schönsten Stelle des Thals, dort, wo es am breitesten und reichsten ist, baute sich der gemüthliche Volksdichter auf einem reizend gelegenen, das ganze Thal freundlich beherrschenden Hügel sein Tusculum, welches er einfach den „Berghof" nennt. Die innere und äußere Gestaltung, sowie die weit ausgedehnte Gartenanlage beweisen den Dichtergeschmack, den geistigen — und sonstigen Reichthum des Hausherrn, und es ist besonders wohlthuend, beim Anblick all' dieser reichen Lieblichkeit denken zu können: dies Alles schuf aus seinen Ersparnissen ein deutscher, ein österreichischer Schriftsteller, der seine Laufbahn als armer Practicant begonnen, der, als er für seine patriotischen Landwehrlieder von dem gallischen Soldatenkaiser geächtet wurde, froh seyn mußte, mit anderm Kanzleigepäck nach Ungarn geflüchtet zu werden, um den Kugelblitzen des wälschen Schlachtengötzen zu entgehen. Auffallend könnte es erscheinen, daß Castelli, dem Hymens Fackel nie geleuchtet, in seinem Hause mit sachkundigster Genauigkeit einige ungemein einladende Frauengemächer eingerichtet, aber man bedenke nur — der lebensfrohe, wenn auch einsame Hagestolz ist ja — Herausgeber des Taschenbuchs „Huldigung den Frauen." Döbler hat ein Stündchen nördlich von hier das Schlößchen Klafterbrunnen an sich gebracht, und läßt es eben jetzt durch das allmächtige Zaubermittel in einen glänzenden Landsitz umzaubern. Was lernen wir aus dieser topographisch-belletristisch-magischen Notiz? — Die Kunst geht in Oesterreich nicht mehr nach Brod, sondern baut Paläste. Geht hin und thut Desgleichen.

Ein preußischer Barde, Flothow nennt ihn die Mitwelt, hat die Herabsetzung der Salzpreise in folgenden Strophen besungen:

Opfert Dank ihm! Seine Wonne
Ist's, wenn er beglücken kann;
Und wie freudig gibt das Salz Er
Billig d'rum dem armen Mann.

O! ihr Armen, schöner dampfet
Euch nun der Kartoffelduft;
Denn ihr könnt' mit Salz sie würzen,
Wenn das Kind um Speise ruft!

(Frankfurt a. M.) Nächsten Mittwoch den 25. d. Mts. wird der berühmte Pianist Moscheles im Saale des Mülhens'schen Hauses eine Soirée veranstalten. Unter andern Musikpiecen wird derselbe eine seiner Compositionen „L'hommage à Haendel" mit Hrn. Mendelssohn-Bartholdy auf zwei Flügeln executiren. Billet à fl. 1. 45. sind bei Hrn. C. A. André auf der Zeil und Abends an der Kasse à fl. 2 zu haben.

Frankfurter Theater.

(Schluß.)

Von renommirten Virtuosen und Componisten sind gegenwärtig außer den hier lebenden Aloys Schmitt und Ferd. Hiller noch Moscheles, Döhler, J. Rosenhain, Mendelssohn-Bartholdy und Leopold v. Meyer anwesend. Wie man vernimmt, wird Mendelssohn-Bartholdy den nächsten Winter hier zubringen. Der Veteran des Violinspiels, Alexander Boucher, eine Celebrität des Kaiserreichs und damals Napoleon's Doppelgänger, hat im Theater gespielt. Obwohl sich bei dem stark vorangerückten Lebensalter Boucher's der Glanz seiner früheren Leistungen nicht mehr vorfindet, so sind es doch noch schöne Ueberreste, denen man den succès d'estime nicht vorenthielt. Zu welchem Zweck er nochmals eine Kunstreise macht, begreift man nicht recht. — In Fragmenten aus „Robert der

Teufel" hörten wir einen französischen Bassisten, welchem es nicht gelingen konnte, mit der Partie des Bertram, die einen großen Stimmenfond und viel dramatische Auffassung verlangt, durchzudringen. Ferner sang in Zwischenakten Hr. Stark aus Wien und trug ein von H. Proch componirtes Duett, „die Werbung", unter dem lebhaftesten Beifall vor. Er weiß die weibliche Stimme so täuschend nachzuahmen, wie wir solches noch von keinem seiner Vorgänger gehört haben. Sein Falset ist vollkommen ausgebildet und sein Vortrag geschmackvoll; doch war der Eindruck des Duettisten in Einer Person ein unerquicklicher und gehört mehr in das Gebiet des Burlesken, als in dasjenige der Kunst. Sollte man Hrn. Stark uns weiter vorführen wollen, so möge dies in auf seine Kunstfertigkeit berechneten Piecen, nicht aber in isolirten Duetten geschehen, an welchen sich zu amüsiren nicht Jedermanns Sache ist.

In mehreren Gesangsleistungen der Fräul. Reuther hatten wir Gelegenheit, uns an der immer freieren Entfaltung ihres Talentes zu erfreuen. Sie besitzt eine der schönsten, klangvollsten und edelsten Sopranstimmen, die man hören kann; ihr Vortrag ist voll Ausdruck, jugendlicher Frische und Energie; ihre Gesangschule ist gediegen und wird durch die fleißigsten Studien noch immer verbessert. Fräul. Reuther steigt mit jeder ihrer Leistungen in der Gunst der Theaterfreunde und es ist nicht zu bezweifeln, daß ihr Name unter denen der heutigen Sängerinnen bald als ein klangvoller genannt werden wird.

Im „Nachtlager von Granada" sang Hr. Gundy den Jäger. Die allzu glänzenden Lobsprüche, mit welchen derselbe ohne sein Verschulden hier eingeführt wurde, haben der freundlichen Beurtheilung seiner Leistungen Eintrag gethan. Hr. Gundy ist noch kein fertiger Sänger und will auch als solcher nicht gelten; aber er verbindet mit schönen Stimmmitteln und eifrigem Streben Liebe zur Kunst und unter Hrn. Guhr's ihm mit besonderer Sorgfalt zugewendeter Leitung dürfen wir Günstiges erwarten. Die Partie des Jägers (19. d. Mts.) sang er in einer sein Streben und seine Fortschritte bekundende Weise und wußte sie durch ein angemessenes Spiel zu unterstützen.

In einem öffentlichen Blatte finden wir eben einen fulminirenden Artikel, welcher in dem Kinder-Ballet der Mad. Weiß eine Verletzung der Humanität sehen will und viel große Phrasen aufthürmt, um dies begreiflich zu machen. Wenn er die Ueberbietungen des Luxus und der Vergnügungssucht unserer Zeit beklagt, so mag er darin eben so Recht haben, als es gewiß ist, daß bei der Uebervölkerung unserer Friedensdecennien die Tausende von Menschen nicht alle in dem patriarchalischen Zustande der Ackerbauer leben können und daß zum Nothwendigen auch das Ueberflüssige, zum Nützlichen auch das Angenehme sich gesellen muß. Ballet und Tanz können aus keinem vernünftigen Grunde verpönt werden und sind nur dann verwerflich, wenn sie zur Frivolität und zur unanständigen Schaustellung ausarten; in ihrer besseren Beziehung gehören sie in das Gebiet der Kunst und haben als solche stets in Achtung gestanden. Daß nun das Ballet der Mad. Weiß zur letzteren Gattung gehört und weder die Gränzlinien der Schönheit, noch die der Moral überschreitet, dies wird Jeder, der dessen Productionen gesehen hat, gerne zugestehen und ihm den Vorwurf von Dressur und affenmäßigen Kunststücken wohl nicht machen. Aber die Kinder und deren Mütter? Jene werden zu einem ehrlichen und ihrem späteren Alter einen genügenden Lebenserwerb bereitenden Beruf herangebildet, was ja den nöthigen Schulunterricht nicht ausschließt, die paar Reisemonate ausgenommen. Die Mütter aber, — gehören meist den unteren Ständen des Volkes an und sind wenig bemittelt; ihre Kinder hätten in einem andern Falle auch schon frühe für ihren Broderwerb sorgen, in einer Fabrik arbeiten, oder andere, dem zarteren Lebensalter vielleicht noch weniger angemessene Beschäftigungen ergreifen müssen. Nicht alle Mütter können ihren Kindern in den friedlichen Räumen des älterlichen Hauses ein ungestörtes Asyl bereiten; manche sind gezwungen, sie schon frühe ihrer Pflege und Obhut zu entlassen. Darf ferner nicht angenommen werden, daß Mad. Weiß das ihr geschenkte Vertrauen nicht mißbrauchen, sondern daß sie an diesen Kindern rechtlich und menschenfreundlich handeln wird? Und steht ihr Verfahren gegen dieselben nicht unter Verantwortlichkeit? So schön jene oben erwähnten Redensarten daher auch klingen mögen, so ermangeln sie doch der Begründung und wir verweisen auf den in Nro. 253 d. Bl. bereits enthaltenen Artikel. W.

Korrespondenz.

Baden, 18. Sept.

Die Saison geht mit schnellen Schritten ihrem Ende entgegen; die Zahl der Abreisenden nimmt mit jedem Tage zu und übersteigt die der Ankommenden bereits um ein Namhaftes, welch' letztere sich im Ganzen bis jetzt auf 26,827 belaufen, wobei natürlich die unbegränzte Zahl der nur den Sonntag über sich hier Aufhaltenden und nicht über Nacht Bleibenden nicht mitbegriffen ist. Das Theater soll mit Ende dieses Monats geschlossen werden. Uebrigens war das gestrige Konzert der Herren Döhler und Piatti noch ziemlich stark besucht, und die nächsten Samstag hier mit einer Wildschweinhetze beginnenden größeren Jagden, wobei Hr. Benazet mit gewohnter Liberalität und Gastfreundschaft Alles aufbietet, den Eingeladenen wirkliches Vergnügen zu bereiten, dürften auch noch manchen Liebhaber des edlen Waidwerks oder geschmackvoll und glänzend arrangirter Feste hier zurückhalten. Erfreulich ist es mir, Ihnen zugleich anzeigen zu können, daß vor dem Schlusse unserer Saison doch in der so viel besprochenen Eisenbahnsache auch noch etwas geschehen ist, das uns Hoffnung gibt, die verheißene Bahn werde nun doch bald zur Ausführung kommen und hoffentlich mit Beginn der nächsten Saison eröffnet werden können. Schon vor zwölf Tagen wurden nämlich abermalige Vermessungen auf dem nach dem neuen Plane festgesetzten Terrain vorgenommen und die Bahn ist nun wirklich hiernach ausgesteckt worden, so daß diesen Herbst noch mit den Erdarbeiten begonnen werden könnte.

Meßsehenswürdigkeiten.

Circus des Hrn. Alex. Guerra.

Nachdem die berühmte Kunstreitergesellschaft des Hrn. Alex. Guerra gestern außer sehr vielen Reiterkünsten auch ein großes Damen-Manövre und ein Damen-Carroussel mit sehr großer Kunstfertigkeit und außerordentlichem Beifall ausgeführt hatte, gibt sie heute, Sonntag den 22. Sept., außer sehr brillanten Darstellungen zu Pferd auch zum Schluß den schon einmal mit Beifall aufgeführten „Mazeppa, oder der Kosakenaufruhr", welches ihr einen sehr zahlreichen Zuspruch zuführen wird.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 22. Sept. Vorletzte Gastvorstellung der Mad. Weiß mit ihrem Balletpersonal, in 4 Abth. Schauspielvorstellung: Die Benefizvorstellung, Lustspiel von Th. Hell. (Zweiter Act). Opernvorstellung: Belisar, Oper von Donizetti. (Scenen des ersten Acts). Hierauf folgt: Konzert des Pianisten Hrn. L. v. Meyer. Zum Schluß: Quodlibetscene zur Posse „der Eulenspiegel", von Nestroy, Musik von Müller. Mit aufgehobenem Abonnement.

Montag, 23. Sept. (Zum Erstenmale): Die Mädchen von Saint-Cyr, Lustspiel in 5 Acten, nach dem Französischen des Alexander Dumas.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 265. Dienstag, den 24. September 1844.

Dauer im Wechsel.

Von

Ludwig Hub.

Lenz und Jugend, mögt ihr gleich
Jetzt euch von uns wenden,
Nimmer wird doch euer Reich
Auf der Erde enden;
Wie's vor tausend Jahren war,
So ist es noch heute:
Nur ihr Ort ist wandelbar,
Aber nicht die Freude.

Als der Herr einst Seyn verlieh'n
Unserm Erdenballe,
Wollte er, daß Jubel ihn
Immerfort durchschalle;
Darum wird's an Sängern nie,
Lustberauschten, fehlen;
Stets die alte Melodie
Aus stets andern Kehlen.

Während uns der Schlaf umzieht
Mit der Ruh' der Todten,
Singen froh ihr Morgenlied
Uns're Antipoden.
Immerfort im Erdenthal
Lacht die gold'ne Sonne;
Uns entzogen, bringt ihr Strahl
Andern Völkern Wonne.

Unaufhörlich schafft Natur
Blüh'nde Mandelbäume
Und die Güt'ge wechselt nur
Ihre Arbeitsräume;
Während uns des Winters Nord
Läßt die Flur beschneien,
Reift der Süd am andern Ort
Gold'ne Frucht im Freien.

Immer auf dem Erdenrund
Hört man Gläser klingen
Und auch noch zu jeder Stund'
Frohe Zecher singen;
Schallt es nicht von Osten her,
Klingt es hell im Westen;
Nimmer wird der Becher leer,
Vollgefüllt zu Festen.

Ja, die Freud' auf ihrem Gang
Läßt durch nichts sich stören;
Hochzeitsjubel, Glockenklang
Tönen ohn' Aufhören.
Fleißig, ohne Unterlaß
Bauen Tischler Wiegen;
Froher Dankesthränen Naß,
Nimmer wird's versiegen.

Und wenn auch im Orient
Freudentöne schweigen,
Lauter wird's vom Occident
Dann zum Himmel steigen.
Alle kann zur gleichen Zeit
Nicht das Glück umfassen;
Doch ist's oft von Dem nicht weit,
Den es scheint zu hassen.

Darum nur nicht gleich verzagt!
Laßt das feige Weinen!
Bürgschaft, daß es baldigst tagt,
Ist der Nacht Erscheinen.
Unglückswolken hat der Wind
Oft im Nu zerstoben
Und die heute unten sind,
Sind bis morgen oben.

Der Bauernkönig und die Jüdin.

(Von Johann Czynski.)

(Fortsetzung.)

Es bedurfte nicht des ganzen Scharfsinns von Ben Josef, um zu erkennen, daß das beregte Wildpret die Juden bedeutete, und daß der nächste Sonntag zu ihrer Ausrottung bestimmt war. Diesen Trinkspruch auf die Ausrottung seines Geschlechts hatte der Hausirer bei jeder Wiederholung mit lustiger Musik zu begleiten.

Nach der allegorischen Gesundheit kam ein Vivat für jeden einzelnen Gast, wobei sorgfältig die Titel des Gefeierten aufgezählt wurden. So hieß es zuerst: „Auf's Wohlseyn unseres würdigen Prälaten, Mitgliedes des hohen Rathes von Polen, Oberen des Klosters zu Sanct Dominicus, Vertrauten des päpstlichen Nuntius, der festesten Säule unserer rechtgläubigen Kirche — auf die Gesundheit des Priesters Martin!"

„Er lebe hoch!" riefen alle Gäste, ihre vollen Becher leerend, und Ben Josef strich mit doppeltem Nachdruck über die Saiten seiner Fiedel. „Auf's Wohlseyn des Krongroßjägermeisters, erlauchten Nachfolgers hoher Ahnen, Burg- und Pfalzgrafen des Reichs, würdiger Stütze unserer Vorrechte und Freiheiten! Auf die Gesundheit des Herrn von Wola!" Abermals allgemeines Vivat, und Alle standen auf und drängten sich, den würdigen Pan zu umarmen oder ihm wenigstens die Hand zu drücken, ihm, der so trefflich das Angenehme mit dem Nützlichen zu vereinigen wußte, der es verstand, seine Gäste zu ehren und zugleich für Religion und Vaterland zu wirken.

Ben Josef hatte jetzt erfahren, was zu wissen ihm am wichtigsten war: den zum Ausbruch der Verschwörung bestimmten Tag. Er konnte sich also unbedenklich entfernen. Aber es blieb ihm noch ein anderes Geschäft. Er hatte nicht vergessen, daß sich unter den geschwornen Feinden der Juden die Geliebte Dessen aufhielt, welche ihm zur Rettung der Bedrohten behülflich war. Unter den Bedienten bemerkte er eine hübsche, obwohl blasse und leidend aussehende Person, welche mit Milde Befehle ertheilte. Ihre Kleidung war nicht reich genug für ein adeliges Fräulein, und doch zu gewählt für eine Magd. „Das muß Marja seyn", dachte er und rief sie durch einen Wink bei Seite.

„Was wollt Ihr?" fragte das Mädchen.

„Ich komme aus Auftrag des Jägers Gregor", antwortete der Hausirer.

„Wo ist er jetzt?"

„Er erwartet Euch zu Krakau."

„Wie so? Ich verstehe Euch nicht."

„Ihr müßt das Schloß verlassen."

„Ich? das Schloß verlassen?"

„Das müßt Ihr, um zu Gregor zu kommen."

„Es ist unmöglich. Mein Herr würde mich umbringen."

„Ihr werdet ihn nicht mehr sehen."

„Dann wird er seine Rache an meinem Vater nehmen."

„Euer Vater ist nicht mehr in seiner Gewalt."

„Was?"

„Er hat den grausamen Herrn verlassen, welcher seine Tochter umbringt. Er hat das Dorf verlassen, wo er nach fünfzig Jahren Frohnarbeit nicht ruhig leben kann."

„Wo ist mein Vater?"

„Ihr sollt ihn sehen. Aber Ihr müßt auf der Stelle entfliehen. In einer Stunde wäre es zu spät."

„Das getrau' ich mich nicht."

„Liebt Ihr Gregor? Habt Ihr irgend Anhänglichkeit an Euren alten Vater?"

„Ich gehe. Ich gehe, wohin Ihr wollt. Aber allein —?"

„Macht Euch schnell fertig. Geht in den Garten und erwartet mich an der großen Thür. Dort werd' ich bald zu Euch kommen. Im Weißen Roß erwartet Euch ein Wagen. Geschwind!"

Marja blickte gen Himmel und beschloß, dem Rath des Juden zu folgen.

In demselben Augenblick standen der Pan von Wola und der Priester Martin vom Tische auf, um frische Luft zu schöpfen. Beide gingen bedächtigen Schrittes einher. Ihre Miene war so ernst, als ob das Schicksal der Welt in ihren Händen läge. Ben Josef schlich ihnen nach, und verlor kein Wort von ihrem Gespräch. Der Priester führte das Wort. Der Edelmann gab blos durch Nicken oder durch einzelne Worte, wie „Richtig!" „Gut!" „So ist's recht!" seine Zustimmung zu erkennen. Ben Josef erfuhr auf diese Weise alle Einzelnheiten der Verschwörung, deren Ausbruch auf nächsten Sonntag festgesetzt war. Die Priester sollten das Volk durch Predigten aufwiegeln. Die Mordwaffen waren geweiht und vertheilt worden. Alles war vorgesehen, verabredet und festgesetzt. Das Entsetzen, welches Ben Josef bei Anhörung dieser Dinge empfand, vermischte sich mit einem gewissen Vergnügen, als er bestimmt erfuhr, daß der Anschlag nicht blos auf Niedermetzelung der Juden ging, sondern auch auf den Sturz des Königs Kasimir.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Denkstein für Florian Geyer, den Hauptmann der schwarzen Schaar, auf dem Speltich bei Hall in Würtemberg.

Es ist in diesen Blättern schon darauf aufmerksam gemacht worden, daß vielleicht kein Werk der neuen deutschen Geschichtschreibung so sehr die Bewunderung und den Dank der deutschen Nation verdient, als Zimmermann's unübertroffene Geschichte des großen Bauernkriegs. Man kann von dieser schönen Blüthe unseres Schriftenthums in Hinsicht auf die körnige, lebensfrische und fesselnde Sprache, in Hinsicht auf die reine Gesinnung, die glühende Begeisterung, den Scharfsinn des Verfassers, sowie auf seine Bemeisterung des unendlich reichen Stoffes und seinen eisernen Fleiß behaupten, daß diese Geschichte sich stets über der Fluth erhalten und nicht übertroffen werden wird. Es werde hier daraus die Charakteristik des ritterlichen Florian Geyer mitgetheilt: „Am 9. Juni 1525 wurde Florian Geyer mit seinem Anhang auf dem Speltich, einer Waldhöhe zwischen den Schlössern Bellberg und Limburg, unweit Hall, von seinen Verfolgern ausgespürt. Es war sein eigener Schwager, Wilhelm von Grumbach, der ihn überfiel. Er sank fechtend und alle die Seinen mit ihm im hoffnungslosen Kampfe.

Der Tod im Felde rettete ihn vor dem Schaffote und half ihm zur ewigen Freiheit. Noch über der gefallenen Sache

des Volkes hielt er ungebrochen vorfechtend den Ritterschild: nicht gegen den Lebenden sollten sie sich des Sieges rühmen, kaum gegen seine Leiche.

Er war auf den sonnigen Bergen, auf den freien Höhen des Lebens geboren: am Kaiserhof der Hohenstaufen glänzten schon in ritterlichen Ehren seine Ahnen. Aber den Armen in der Niederung, den Gedrückten im Thale schlug sein Herz. Er hat dem Volke gelebt und ist dem Volke gestorben, fromm und treu bis an sein Ende dem Evangelium seiner Ueberzeugung, dem Worte Gottes in allen seinen Folgen, ergeben der christlichen Freiheit, nicht der einseitigen falschen, sondern der ganzen und wahren. Wie seinem Vorbild Ulrich von Hutten, war ihm im Leben beides gegeben, das Wort und das Schwert, und zweierlei wurde ihm voraus im Sterben, ein ehrlicher Reitertod im Kampf für die von ihm heilig erkannte Sache und das, daß auch die Verläumdung nicht wagte, auf sein weißes Gewand einen Flecken zu werfen. Das Volk büßte es, daß es ihn hintansetzte; er büßte seinen, aus seiner eisernen Konsequenz hervorgegangenen falschen Rathschlag mit dem Frauenberg, und die Ungeschicklichkeit seiner Mithauptleute, die ihn ohne alle Kunde ließen, daß er im freien Felde überfallen wurde. Nicht Geiz nach Ehre, Einfluß oder Beute war's, was ihn handeln ließ, auch der Feinde keiner hat dies ihm nachgeredet, und ruhmlos fiel er und schlief lange fast vergessen. Einst wird auch seine Zeit und sein Lohn mit ihr kommen, wenn auf der ganzen befreiten deutschen Erde der Vater den Söhnen und Enkeln erzählen wird von Denen, die mit ihrem Blute den Baum gepflanzt haben, in dessen Schatten der Landmann und der Bürger ein schöneres, ein würdigeres Daseyn genießen; dann wird man auch reden und sagen von Florian Geyer, dem Hauptmann der schwarzen Schaar."

Obgleich sich bei uns eine Opposition gegen die allzu vielen Denkmäler offenbart, und es auch wirklich gefährlich ist, mit diesen öffentlichen Auszeichnungen zu freigebig zu seyn, so werden doch Viele den Wunsch theilen, das Andenken dieses patriotischen Helden durch einen einfachen Denkstein auf dem waldigen Speltich zu ehren. Wer die Erinnerungsschrift am würdigsten sey, zu entwerfen, darüber ist kein Zweifel. Der Mann, der die reine Gestalt unseres Helden im Andenken der Nation erneut hat, ist gewiß auch am meisten berufen, in einfach schönen Worten den Dank des Vaterlandes auszusprechen.

Mannichfaltigkeiten.

(Das Rütli der Mode.) Der Gedanke der deutschen Nationalität wurzelt immer tiefer und fester unter uns. Vor kurzem wurde davon ein neuer glänzender Beweis gegeben, denn drei Notabilitäten der Mode in Leipzig traten zusammen, um uns eben so vom Joche der französischen Mode zu befreien, wie 1813 Oesterreich, Preußen und Rußland uns von französischer Gewaltherrschaft befreiten. Was 1813 das Schwert that, wird 1844 die Scheere vollbringen, und wir preisen die fortgeschrittene Civilisation dafür. In einer schönen einsamen Sommermondnacht traten feierlich der berühmte Kleiderkünstler Hoyer, die poetische Modistin Gismunde Rosenlaub und der ruhmwürdig bekannte Haarvirtuos Pfefferkorn zusammen, hielten bei Gellert's Denkmal auf dem Schneckenberge ein feierliches Rütli und schwuren auf die „Elegante" dem Franzosenthume der Mode den Untergang. Seitdem kleiden Hoyer und Gismunde Rosenlaub die Figuren des Hrn. Pfefferkorn, und dieser coiffirt die Putzköpfe der Gismunde Rosenlaub und liefert die Frisurzeichnungen zu den Gemälden an Hrn. Hoyer's Atelier. Die Kunde dieses Zusammentrittes soll unter den Pariser Modisten einen panischen Schrecken hervorgerufen haben, und selbst die Course an der Börse sollen in Folge davon in's Schwanken gerathen seyn.

(Denkmal Diderot's.) Die Stadt Langres wird Diderot ein Denkmal setzen; die Frommen sind außer sich, und wollen an einen solchen Scandal nicht glauben. Aber wirklich ist es auch ungeschickt, daß bei dieser Gelegenheit französische Blätter Diderot als Verfasser „der Nonne" citiren. Wenn auch von seinen drei Romanen (la religieuse, les bijoux indiscrets und Jaques le fataliste) dieser der beste, nicht unkünstlerisch angelegte ist, so verdient doch auch er, in welchem die Verwickelung in dem Ungünstigsten beruht, wahrlich kein Denkmal. Die Stadt Langres scheint sich indeß sehr in die Grundsätze der ersten großen Revolution zurückgelebt zu haben; ihr Munizipalrath sucht bereits eine Stelle für die Statue aus, welche von einem jungen Künstler der Haute-Marne in Erz ausgeführt wird.

(Ein spanischer Prozeß.) Man hat häufig das Gerichtsverfahren der westlichen Nationen Europas als ein nachahmungswerthes Beispiel in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten angeführt. Daß vor der Hand Spaniens Prozeßordnung kein Muster hierfür liefern könne, beweist nachstehender Fall. Die herzogliche Familie Frias hatte nämlich seit dem Jahre 1739 gegen jene des Herzogs v. Ossuna einen Prozeß anhängig gemacht. Erstere machte darin dem Hause Ossuna Titel und Besitzungen streitig, vorgebend, daß diese, welche aus einem Nebenzweige des Hauses abstammte, den Frias ihr Erbe unrechtmäßig vorenthalte. Am 26. August d. J. kam endlich die Streitfrage vor dem obersten Gerichtshofe von Madrid zur Entscheidung, wornach dem Chef der Frias, von jenem Tage an, der Titel eines Grafen von Benavente und Penafield zuerkannt, den Ossuna aber aufgetragen wurde, sämmtliche seit dem Anfang (?) des Prozesses bezogene Einkünfte dem Hause Frias zurückzustellen. Das Haus Ossuna soll von nun an den einzigen Titel der Herzoge von Infantado behalten. Der „Castellano" fügt übrigens dieser Nachricht bei, daß dieses Urtheil dennoch nicht unumstößlich sey, und daß das definitive Erkenntniß über die gesammte Angelegenheit abermals, und zwar erst in einigen Monaten, erfolgen werde.

Lamartine wechselt mit seinen sämmtlichen Werken den Verleger. Bethune, der Buchhändler, welcher den neuen Verlag übernommen hat, wird neben dem bisher Erschienenen eine Reihe von acht bisher ungedruckten Bänden erhalten, darunter eine histoire des Girondins, eine Tragödie Toussaint Louverture (es ist ein Zeichen der Zeit, daß Toussaint gegenwärtig Gegenstand so vieler poetischer Produktionen wird), dramatische Fragmente u. A. Die Ankaufssumme sind 450,000 Franken, wozu noch kommt, daß Bethune die bereits publizirten Werke erst in drei Jahren erhält, bis wohin noch der Kontrakt mit dem alten Verleger Gosselin währt. In Deutschland würde jener Buchhändler ein „schlechtes Geschäft" hier-

mit machen, und wir glauben, ohne ruhmredig zu seyn, versichern zu dürfen, daß man in Deutschland den wahren Werth Lamartine's viel besser zu würdigen versteht, als in Frankreich. Ohne in ihm ein poetisches Vermögen zu läugnen, erkennen wir das Gemachte in seinen Dichtungen, gemachte Rührung, gemachte Heiligung, Ideen, welche nur in dem ersten Moment, in dem wir sie noch nicht recht erfaßt haben, groß erscheinen, und bei näherer Betrachtung in armer, nackter Gewöhnlichkeit dastehen, die namentlich neben der Höhe der Ansprüche doppelt klein erscheint. (Lew. Eur.)

Das Theaterstück: „Ein Opfer der Spielhölle", von Philipp Walburg Kramer, dessen Aufführung bekanntlich in Aachen durch die Censur verboten worden, wurde kürzlich in Köln in einer Woche zwei Mal aufgeführt. Es läßt sich nicht läugnen, daß die Wirkung eines solchen Stückes bei seiner Darstellung auf das versammelte Publikum weit kräftiger sich äußert, als es ein Dutzend Zeitungsartikel vermögen, und es ist schon aus diesem Grunde zu wünschen, daß dies dramatische Zeitbild recht bald die Runde über alle Bühnen machen möge. Von demselben Verfasser (Hr. Kramer ist gegenwärtig Direktor der vereinigten Theater von Trier und Saarbrücken) ist ein Original-Lustspiel in zwei Abtheilungen neulich als gedrucktes Manuscript erschienen unter dem Titel: „Der Katzensprung von Wien nach Konstantinopel". Erste Abtheilung: Die Affenkomödie in Wien. Zweite Abtheilung: Das Lustspiel in Konstantinopel. In Erlangen wurde das Stück zu Ende des verflossenen Monates zum ersten Male von der Nürnberger Schauspielgesellschaft mit Beifall gegeben. Die beiden komischen Hauptfiguren: Mops, ein Käsreisender, und Samiel, ein englischer Bedienter, wurden beim Schlusse stürmisch gerufen. Der jetzige türkische Sultan Abdul Mehdschid spielt auch eine Rolle in diesem Stück, das überhaupt viele Anspielungen auf Zeitverhältnisse und politische Ereignisse enthält.

Boucher in Paris hat ein Problem gelöset, welches bisher unmöglich schien. Es ist demselben gelungen, Zinkdraht von allen Graden der Feinheit und Dicke anzufertigen, welcher nicht biegsamer und fester seyn kann. Der niedrige Preis, das schöne Ansehen des Zinkdrahts, welche ihn zur Anfertigung von metallenen Geweben rc. geeignet machen, rufen neben dem Messing- und Kupferdraht noch einen neuen Konkurrenten für den Eisendraht hervor.

(Frankfurt a. M.) Da das mit so vielem Interesse beachtete und sehr gelungene Modell der Luft-Eisenbahn des Hrn. Mechanikus Steiner nur noch für kurze Zeit aufgestellt und der Beschauung überlassen bleibt, so dürften es uns die Freunde der Mechanik und Industrie wohl Dank wissen, wenn wir sie nochmals auf das schon öfters erwähnte und sehenswerthe Modell aufmerksam machen. Der Ort der Aufstellung desselben ist im „Holländischen Hof" an der Stadtallee.

Korrespondenz.

Darmstadt, 19. Sept.

Durch die in der Hofbuchhandlung von G. Jonghaus unter dem Gestrigen ausgegebene, von dem großh. Ministerialrathe Dr. Breidenbach verfaßte Schrift: „Mittheilungen über die gerichtlich abgewiesenen Klagen des Johann Konrad Kuhl zu Butzbach gegen den großh. hessischen dirigirenden Staatsminister Freiherrn du Thil und den großh. hessischen Central-Fiscus", hat die großh. Regierung ihr unterm 30. April d. J. öffentlich gegebenes Versprechen gelöst, und die Art, wie es geschehen, dürfte für die beurtheilte Sache zunächst, dann aber auch für die nähere Kenntniß der Ereignisse, mit denen sie im Zusammenhange steht, von besonderem Interesse seyn. Der Hr. Verfasser bezeichnet daher seine Schrift auf dem Titelblatt zugleich als einen Beitrag zur Geschichte der in den Jahren 1833—1838 im Großherzogthum Hessen stattgefundenen politischen Untersuchungen, und daß seine Arbeit dies wirklich sey, davon wird man im Verfolg der Lectüre durch die Art der Behandlung des Gegenstandes und durch die mitgetheilten Actenstücke überzeugt, welche, zum Theil schon bekannt, in ihrer Zusammenstellung für den vorgesetzten Zweck erforderlich waren. Abgesehen von der Persönlichkeit des Klägers, die füglich hier ganz aus dem Spiele bleiben kann, da es sich um die Erfüllung ihm angeblich gemachter Versprechungen handelt, wegen deren er gerichtliche Hülfe in Anspruch genommen hatte, so verdiente der Gegenstand seiner Klagen, nach den abweisenden richterlichen Verfügungen vom 20. April und 24. Juni d. J., eine amtliche Beleuchtung, um so mehr, als die Oeffentlichkeit, welche der vielfach verhandelten Sache gleich von vorne herein gegeben wurde, auch eine Erklärung von Seiten der Regierung gleichsam zu bedingen schien. Am Schluß der Einleitung (S. 16) bemerkt der Hr. Verfasser: „Wir werden nunmehr, um den Leser in die Mitte der Sache zu versetzen, ihn mit den Klagen und den darauf erfolgten abweisenden Verfügungen der Gerichte bekannt machen und jenen einige kurze Noten beifügen, die nähere Ausführung dem Verfolge der Schrift überlassend. Die zwischen Kuhl und dem Freihrn. v. Stein gewechselten Schriftsätze betreffen einen Privatanspruch des Ersteren an den Letzteren und liegen daher insofern außerhalb unserer Aufgabe; sie müssen aber, als zur Charakteristik Kuhl's erforderlich, dem Leser mitgetheilt werden, was mit Einwilligung des Freihrn. v. Stein geschieht. Hierauf folgt eine getreue Darstellung des Verhältnisses Kuhl's zur Regierung von dem ersten Auftreten desselben bis zu dem ihm gewordenen Bescheide, daß man nichts mehr von ihm wissen wolle, woran sich die Schilderung Kuhl's, als gerichtlich Angeschuldigten, reiht, die bis zu seiner Entlassung aus der gerichtlichen Detentionshaft geht. Nachdem wir alsdann gezeigt haben werden, welche Manöver er zum Behuf eines Vergleichs versucht hat, bilden einige Reflexionen den Schluß." Dies ist der Gang und die Uebersicht des Inhalts der eben erschienenen Schrift, welche wir als einen nothwendigen Beitrag zur größeren Aufhellung des verhandelten Gegenstandes betrachten zu dürfen glauben.

Auflösung der Charade in Nro. 261.

Kaiserkrone.

Theater-Anzeige.

Montag, 23. Sept. (Zum Erstenmale): Die Mädchen von Saint-Cyr, Lustspiel in 5 Acten, nach dem Französischen des Alexander Dumas.

Dienstag, 24. Sept. Letzte Gastvorstellung der Mad. Weiß, Balletmeisterin des k. k. priv. Theaters in der Josephstadt in Wien, mit ihrem Balletpersonal, in 4 Abth. Opernvorstellung: Marie, oder: die Regimentstochter, komische Oper in 3 Abth., Musik von Donizetti. Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 266. Mittwoch, den 25. September 1844.

Der Bauernkönig und die Jüdin.

(Von Johann Czynski.)

(Fortsetzung.)

„Nicht wahr, Herr von Wola," sagte Martin, „wir müssen an die Zukunft denken? Es genügt nicht, unser heiliges Land von dieser verfluchten Art zu reinigen; wir müssen auch Maßregeln treffen, daß sie nie wieder kommt, daß nie wieder ein Ketzer oder Ungläubiger unsern geheiligten Boden besudeln."

„Richtig!" sagte der Oberjägermeister.

„Nach Entfernung des treulosen Königs Kasimir wollen wir die Krone einem Manne auf's Haupt setzen, der ihrer würdig ist, der die Religion und den Adel ehrt."

„So ist's recht!"

„Ludwig, der Sohn des Königs von Ungarn, ist ein Eiferer für den wahren Glauben, und verspricht, alle Ketzer zu vertreiben, nie vom Adel Steuern zu erheben, und uns unbeschränkte Herrschaft über unsere Leibeigenen und Gutsangehörigen zu lassen. Einen solchen König brauchen wir."

„Richtig!" sagte der Herr von Wola.

„Der Papst unterstützt ihn."

„Gut!"

„Er wird schwören, die Verbindlichkeiten, welche wir ihm auflegen, zu erfüllen."

„So ist's recht."

In diesem Ton fuhr der Geistliche fort, und flocht in die Entwickelung seines Planes geschickte Schmeicheleien auf die Hingebung und Vaterlandsliebe des Herrn von Wola ein, so daß dieser, indem er zu Allem ja sagte, seinem eigenen Willen zu folgen wähnte, und nicht bemerkte, daß er nur ein Werkzeug war, über welches der ränkevolle Priester im Stillen lachte. Die versteckten Absichten des Priesters konnten übrigens dem Edelmann gleichgültig seyn. Kasimir hatte durch Aeußerungen der Unzufriedenheit auf der Jagd seinen Stolz gekränkt, und hatte ihn dann aus seiner Nähe entfernt. Das waren genügende Gründe, den König zu stürzen und das Land dem Bürgerkrieg auszusetzen. Weiter ging sein Blick nicht.

Das Gespräch der Häupter der Verschwörung war beendigt, als der Herr von Wola den Hausirer bemerkte. „Was machst Du hier, Jude?" fragte er ihn.

Ben Josef nahm die Mütze ab, bückte sich und sprach: „Gnädiger Herr, ich muß nach Hause. Ich denke, Ew. Excellenz wird die Gnade haben, einige Kupferstücke dem armen Teufel zuzuwerfen, welcher auf seiner Fiedel zu den Trinksprüchen aufgespielt hat. Hab' ich nicht gut gespielt?"

„Da! und geh' zum Teufel!" sagte der Edelmann, ihm das Verlangte zuwerfend.

„Wollte der gnädige Herr nicht noch ein kleines Trinkgeld geben?"

„Mach', daß Du fortkommst, verfluchter Jud! Das Gesindel ist unersättlich."

Während der Pan so seinem Zorne Luft machte, ging Ben Josef weg und lachte im Stillen bei dem Gedanken, daß er bald Rache an seinem Beleidiger nehmen werde.

Die Gäste hatten noch die letzte Gesundheit zu trinken, welche jedes polnische Gelage schließt, und bei welcher es heißt: „Lieben wir uns!" Dieser ächt christliche Spruch bedeutete an der Tafel des Herrn von Wola: „Wir Edelleute und Christen wollen uns lieben und uns gegen Diejenigen verbinden, welche nicht unserm Stand und unserm Glauben angehören." Kaum war dieser Spruch ausgebracht, und noch hatte der Pan von Wola die Nagelprobe nicht gemacht, als sich der unheilverkündende Klang der Sturmglocke vernehmen ließ. In demselben Augenblick erscholl im Schloß der Ruf: „Feuer!" und der Schein eines großen Brandes überstrahlte die Helle des Mondlichts.

Die halbbetrunkenen Gäste sprangen auf, rannten durcheinander und vermischten ihr Geschrei mit dem, welches von außen in's Haus drang. Auf ihrer wilden Flucht geriethen sie unter die Dienerschaft, welche zum ersten Mal taub blieb gegen die Drohungen des Herrn. Vergebens wollten die Verwalter, die Geißel in der Hand, die Leibeigenen zur Bekämpfung der Flammen zwingen. Vergebens schrie der Pan von Wola, er würde alle Bauern henken lassen, wenn sie sich nicht des Feuers Meister machten. Die Bauern hatten in diesem Augenblick keine andere Furcht als vor dem Feuer, welches mit reißender Schnelle die mit Heu und Garben angefüllten Scheuern verzehrte. Ein heftiger Wind, der sich jetzt erhob, verstärkte die Wuth des Feuers. Bald war seine Gewalt unwiderstehlich. Zudem hatten die armen Leibeigenen nicht ein Mal Eimer, geschweige Spritzen. Von den Scheuern verbreitete sich der Brand auf die anstoßenden Gebäude. Das ganze Schloß des Pan von Wola war unrettbar verloren.

Die Gefahr machte die edlen Gäste wieder nüchtern. Ihr erster Gedanke war, anspannen zu lassen und eiligst einen Ort

zu fliehen, der ihnen die so sehr nöthige Nachtruhe nicht mehr bieten konnte. Das Gerassel der abfahrenden Wagen vermengte sich mit dem Geschrei der Menge, mit dem Krachen der einstürzenden Gebäude und mit der Donnerstimme der Verwalter, welche, ohnmächtig gegen das Feuer, ihren Eifer durch Geißelung der Leibeigenen an den Tag legten.

Ein Mensch freute sich dieses traurigen Anblicks, und dieser Mensch war Ben Josef. Auf der Flucht mit Marja blieb er auf einem Hügel stehen, um das Feuer zu betrachten, welches das Eigenthum des Feindes seines Stammes verzehrte. Er zählte die bereits verbrannten und die noch stehenden Gebäude, und wandte dann seine Blicke gen Himmel, als betete er zum Gott Abrahams, daß er gründlich den Unbarmherzigen züchtigen möchte, welcher auf Ausrottung des auserwählten Volks sann.

Ganz anders waren die Empfindungen des armen Spinat als dieser mit seiner Tochter zusammentraf. Die Blässe seines Gesichts, seine verwirrten Haare und sein Zittern an allen Gliedern ließ die Verstörung seines Innern errathen. Nicht als ob er den Zorn des Herrn von Wola gefürchtet hätte, wenn dieser erführe, daß er Urheber des Brandes sey; — denn der Edelmann konnte ihn nicht in seinem Versteck ausfindig machen, noch erreichen. Aber der arme Leibeigene war von Jugend auf gewohnt, zu hören, der Mensch sey bestimmt, zu dulden, und verpflichtet, seinen Feinden zu vergeben, und wenn ihm Einer auf den linken Backen schlüge, den andern hinzuhalten. Er zitterte für das Heil seiner Seele; er fürchtete die Flammen der Hölle. Darum wandte er das Gesicht ab von Ben Josef, dem Versucher, welcher ihn in's Verderben geführt hatte, und wagte nicht, seine Tochter zu umarmen, die ihm um den Hals fiel.

(Fortsetzung folgt.)

Die beiden größten Augengläser.

Auszug aus dem Korrespondenten von und für Deutschland, Nro. 265, den 21. Septbr. 1844.

„Herr Arago erzählte in der Sitzung der Pariser Akademie der Wissenschaften am 2. September, daß der Mechaniker Lerebours ein Augenglas von 38 Centimeter im Durchmesser verfertigt habe, welches am Rande gleiche Reinheit wie im Centrum besitze, und mit dem Arago Beobachtungen habe anstellen können, die mit keinem andern Instrumente möglich gewesen wären. Dieses Augenglas erfordert, in Betracht seiner Dimensionen und der großen Zahl von Lichtstrahlen, welche es aufnimmt, einen gewissen Zustand der Atmosphäre, um die Gegenstände vollkommen klar erblicken zu lassen. Aber in solchen Augenblicken, wo die Strahlen nicht zu verschiedenen Brechungen unterworfen sind, kann man mit diesem Glase die Ringe des Saturn auf eine bewundernswerth genaue Weise erkennen. Auch die Mondgebirge erblickt man mit der offenbarsten Gewißheit. Bis jetzt existirt nur ein ähnliches, in gleichen Verhältnissen gearbeitetes Augenglas, wie das des Herrn Lerebours; es ist im Besitze der St. Petersburger Sternwarte. Dasselbe machte es dem Direktor der Sternwarte, Herrn Professor Struve, möglich, zu erkennen, daß der Stern Gamma, im Sternbilde Andromeda, nicht nur ein Doppelstern sey, dessen Hauptstern von rother, der Nebenstern aber von blauer Farbe ist, sondern auch, daß dieser letztere selbst ein Doppelstern sey. Die gleiche Beschaffenheit hat Herr Arago sehr deutlich mit dem Augenglase des Herrn Lerebours wahrnehmen können."

Wenn, wie es nicht wohl anders möglich ist, unter obigen Augengläsern, astronomische Instrumente (Refractoren), mit Objectiven und Ocularen rc. versehen, verstanden sind, so ist die Erfindung keine besonders merkwürdige, da in München bekanntlich schon längst Refractoren mit 14 Pariser Zollen Objectiv-Oeffnung verfertigt werden, von denen, so viel man weiß, auch Exemplare nach Rußland gesandt wurden. — Ein Centimenter ist der 100ste Theil des Meters, und beträgt beinahe $4^1/_2$ Linien, folglich sind 38 Centimetres circa gleich 14 Pariser Zollen. Es scheint demnach, der Uebersetzer des obigen Artikels hat das Wort „Augengläser" gebraucht, weil ihm der technische Ausdruck fehlte!

Mannichfaltigkeiten.

(Getrocknete Erdbeeren.) Ein Gartenfreund in England, dem Lande, in welchem die Gartenkultur den Höhepunkt erreicht hat, machte im vergangenen Sommer den Versuch, Erdbeeren, die zum Abfallen reif waren, mit den Stielen in einem gegen Süden gelegenen Fenster zum Trocknen aufzuhängen, und giebt nun in dem „Gardeners-Magazine" die Versicherung, daß dieser Versuch nicht nur ganz nach Wunsch ausgefallen sey, sondern sogar seine Erwartungen noch weit übertroffen habe. Die Beeren hatten im Monat März, wo sie verzehrt wurden, nur ihre Wässerigkeit, nichts aber von dem ihnen eigenthümlichen Aroma verloren, und zergingen auf der Zunge wie Zuckerplätzchen. Außer dem angenehmen Geschmack gewähren die so getrockneten Beeren auch noch den großen Vortheil, ein sehr gutes Magenstärkungsmittel zu seyn.

Dr. Friedrich Strauß in Berlin schließt die letzte seiner unter dem Titel: „Sola" so eben veröffentlichten inhaltsreichen Predigten „über die Rechtfertigung durch den Glauben" mit folgenden prophetischen Worten: „Ich erblicke eine neue Zeit. Es ist mir, als sähe ich sie nahen. Du und ich, wir werden sie vielleicht nicht sehen, aber sie kommt. Wir sehen sie mit den Augen des Geistes. Neue Belebung! Sammlung um Christi Kreuz! Eine Kirche voll Glauben und Gerechtigkeit! Millionen auf Golgatha und von neuem des Mittlers Wort: Vater, vergib ihnen! Gnadenreiche Rückwirkung auf alle andere Kirchen. Alle Völker im Genusse der freien Gnade Gottes in Christo Jesu." Ein Hirt, Er! Eine Heerde, alle Gläubigen! Die Erde voll von der Erkenntniß des Herrn! — Selig, wer es erlebt! Selig, wer es glaubt und hofft!" —

(Naives Bekenntniß.) Als ein Geistlicher ein ungarisches Fräulein bei ihrer Vorbereitung zum Tode fragte, wer ihr einziger Trost im Leben und Sterben gewesen sey, gab sie zur Antwort: „Sein's gewesen Herr Fähndrich von Hillenbach."

(Berlin, 18. Sept.) Aus einem sehr anziehenden Vortrage, welchen jüngst Hr. Hoffmann über die so viel geschriebene unsichtbare Bombe des englischen Kapitäns Warner in unserer polytechnischen Gesellschaft hielt, erlauben wir uns mitzutheilen, daß dies Geschoß als kein neues furchtbares Vertilgungsmittel für den Krieg im Allgemeinen zu empfehlen sey, indem es sich für den Landgebrauch gar nicht eignet, sondern sich nur auf seine Verwendung zur See beschränkt, woraus denn von selbst hervorgeht, daß es nur für Seemächte als Kriegsgeschoß Interesse erwecken kann. Hr. Hoffmann will aber doch die Aufmerksamkeit des gesammten deutschen Vaterlands auf diese Erfindung hingelenkt wissen, damit sie als vertilgende Waffe zur letzten ernsten Benutzung für die Erreichung sehr erfolgreicher friedlicher Zwecke einst in Anwendung käme. Es liegt nämlich in der Natur des in Rede stehenden Geschosses und seiner Verwendung, daß ein größeres Ziel (Schiff) leichter damit getroffen und zerstört werden kann, als ein kleineres, und daß beim gegenseitigen Gebrauch von dergleichen Geschossen die kleineren Fahrzeuge ein Uebergewicht über die größeren erlangen können. Es würde daher jedes kleine Handelsfahrzeug, mit solchen Geschossen ausgerüstet, sich künftig nicht scheuen dürfen, einem größeren Kriegsfahrzeuge getrost unter die Augen zu treten, um jede Insulte auf die empfindlichste Weise abzulehnen oder zu vergelten. Wenn nun den Zeitverhältnissen gemäß eine Handelsmarine ohne angemessene sie beschützende Kriegsmarine nicht wohl bestehen kann, da letztere durch keine diplomatischen Verhandlungen und Handelsverträge ganz zu ersetzen ist, auch in der Regel die so oft vorkommenden Mißverständnisse zwischen Kriegsschiffen und friedlichen Handelsfahrzeugen verschiedener Flaggen erst nach verübtem Schaden und unersetzlichen Verlusten aufgeklärt werden, so dürfte den deutschen Handelsfahrzeugen, die durchweg einer kräftigen Beschützung durch Kriegsschiffe eigner Nation entbehren müssen, es wohl anstehen, in einzelnen Fällen undeutliche oder falschverstandene Artikel von Handelsverträgen, wenn solche durch fremde Kriegsschiffe allzu willkürlich und selbstsüchtig gedeutet würden, mit einer unsichtbaren Bombe dem Gegner nach dem wahren Wort- und Sinnverstande zu entziffern.

Man liest in „Lewald's Europa": Das Geheimniß, glücklich zu werden! Unter diesem Titel kam mir neulich ein Büchlein in die Hände, über das ich mit wahrem Heißhunger herfiel. Von allen Geheimnissen, die jetzt die Welt durchfluthen, wahre oder erträumte, sey du mir hoch gepriesen, dachte ich. Glücklich werden, wer wollte das nicht? Welche Aufnahme muß nicht diesem Werkchen zu Theil werden, bei Allen, die jetzt so ungeduldig in den Laufgräben der Industrie und der Gedanken wühlen und suchen, um das wahre Glück zu Tage zu fördern? Wie werden die kommenden Geschlechter unsere Zeit einst betrachten, wenn sie die Wunder schauen, welche die Industrie geschaffen? Werden sie nicht wie jener Neger, als er eine Champagnerflasche entkorken sah, erstaunen — nicht über den schönen weißen Schaum, der in die Luft spritzt, sondern, wie es wohl möglich gewesen seyn mochte, ihn in die Flasche zu bannen? — Ich öffnete zitternd den Deckel und las auf dem ersten Blatte: „Man kann sich kein wahres Glück des Menschen denken, wenn er nicht gut zu verdauen im Stande ist. Der Magen ist die einzige Quelle aller wahren Philosophie." Ach! dieses wahre Glück bestand in nichts Anderem, als in einer kleinen abführenden Pille und das Büchlein enthielt die Anweisung, sie zu bereiten und sie einzunehmen.

(Der deutsche Buchhandel.) Bei Besprechung der schamlosen Buchhändlerspekulationen, die in neuester Zeit in Leipzig immer mehr überhand nehmen, weist ein Korrespondent der Augsb. Allg. Ztg. auf die Rede hin, die der verstorbene Frommann aus Jena in der Leipziger Buchhändlerhalle bei dem Gutenbergsfeste 1840 sprach. „Wir dürfen uns nicht verhehlen, daß ein schwankenloses Walten des Spekulationsgeistes in unserem Geschäftskreise verderblich wirken muß. Jede andere kaufmännische Spekulation kennt kein anderes Ziel als Gewinn, keine andere Schranke als Verlust; Alles sucht sie in ihren Kreis zu ziehen, Alles sich zu unterwerfen. Das darf die buchhändlerische Spekulation nicht. Ihre Bestimmung ist nicht Herrschaft, sondern der Dienst. Dienen soll sie der Religion, dem Rechte, der Freiheit und der Wahrheit, dienen der Wissenschaft und ihrer Anwendung auf das Leben, dienen dem schöpferischen Genius, kurz, dienen jeder fruchtbringenden, erhaltenden und fördernden Thätigkeit des menschlichen Geistes. Wollten wir diesen Dienst verlassen und bei unseren Unternehmungen nur den Gewinn im Auge haben, so würden wir auf die Leichtgläubigkeit, die Schwäche, die Leidenschaft, wo nicht gar auf das Laster der Menschen spekuliren müssen — Spekulationen, die wohl dem Einzelnen Gewinn, dem Ganzen aber nur Schaden, Schande und Verderben bringen können." — Die Nutzanwendung ist daraus leicht zu ziehen.

Die artesischen Brunnen werden aller Wahrscheinlichkeit nach den ganzen Handelsverkehr in Nordafrika umgestalten, und den Franzosen die Mittel geben, die großen Karawanenstraßen nach Gefallen zu leiten. Der Ober-Ingenieur Fournel, der jetzt die nöthigen Werkzeuge zur Fortsetzung einer schon begonnenen Bohrung von 200 Fuß erhalten, hat in der Richtung von Konstantine nach der großen Wüste zwei artesische Bassins entdeckt, und glaubt hinreichende Gründe zu haben für die Annahme, daß die große Wüste selbst ein drittes ungeheures Bassin bilde, in welchem man nach Belieben durch diese Bohrungen die Oasen vermehren könne, so, daß die Schwierigkeiten einer Reise durch die Wüste beinahe ganz verschwinden. Um z. B. über Tuggurt die Handelsverbindungen bis ins Innere von Afrika auszudehnen, bedürfte es bis dahin nur 6 bis 7 Brunnen, um eine fortlaufende Linie von Oasen zu haben. Ein Leuchtthurm, im Centrum einer jeden Oase errichtet, würde das Reisen in der Nacht möglich machen, und die geringen Entfernungen der einzelnen Stationspunkte von einander würden die Gefahr des Samums (des heftigen Wüstenwindes, der durch den mitgeführten Sand oft ganze Karawanen vernichtet) fast ganz verschwinden lassen, da er sich nicht leicht plötzlich ohne vorhergegangene Anzeichen einstellt. (Allg. Theaterz.)

W. Kaulbach ist der Maler der Ideen. Nicht die äußere Erscheinung der Geschichte ist es, welche er sich zum Vorwurfe nimmt, er kokettirt nicht mit Königinnen, Feldherren und schönen Pagen, er malt uns keinen Sammet und keine Goldborten. Er gab uns, statt sich unseren Augen mit süßen, romantischen Träumen beizuschmeicheln, die Hunnenschlacht, er gibt uns gegen-

wärtig die Zerstörung Jerusalems, er ist bereits mit den Vorarbeiten zu einem neuen Werke beschäftigt, dessen Idee großartiger ist, als Alles bisher von ihm Geschaffene, mit der „Trennung der Völker bei dem Thurmbau zu Babel." Die ganze neueste Kunst hat, wenn wir einige der streng-religiösen Gemälde ausnehmen, keinen größeren Gedanken gehabt.

(Lewald's Europa.)

Korrespondenz.

Darmstadt, 19. Sept.

Von der vom greisen Staatsrathe und niederländischen Minister Freihrn. v. Gagern verfaßten, Sr. Maj. dem Könige von Baiern gewidmeten „Nationalgeschichte der Deutschen" wird so eben der vor zwei Jahren, bei Anwesenheit des Verfassers am hiesigen Landtage, angefangene dritte Band in der Jakoby'schen Buchdruckerei wieder fortgesetzt und wahrscheinlich bis zum Frühjahre beendigt seyn. Die Auflage von diesem interessanten Werke ist aber leider so gering, daß sie nicht für den Buchhandel, sondern für die regierenden Fürsten und Hofbibliotheken berechnet zu seyn scheint. Uebrigens wird die Jakoby'sche Officin dieses auf Kosten des Verfassers gedruckt werdende Werk in jeder Hinsicht typographisch ausstatten. — Bei dem am letzten Samstage gefeierten Feste der Einweihung der neuen Knaben-Arbeits-Anstalt theilte ihr Präsident, Hr. geheimer Regierungsrath Beck, die interessante Thatsache mit, daß dieselbe gegenwärtig, bei einer Schülerzahl von 80 Knaben über einen Grundbesitz von mehr als 11 Morgen zu verfügen hat, der den Zwecken der Anstalt gemäß eingerichtet ist. Milde Beiträge und Vermächtnisse verhalfen ihr zu ihrem gegenwärtigen Flor, und bei ihrer anerkannten Gemeinnützigkeit dürfte sie sich auch fernerhin menschenfreundlicher Begünstigungen zu erfreuen haben. — Bei den letzten Manövern der großh. Truppen wurde ein Oberkanonier, der mit dem Laden einer Kanone eben beschäftigt war, durch den plötzlich sich entzündenden Schuß an der rechten Hand schwer verwundet. Dies ist, unseres Wissens, der einzige Unglücksfall, der bei den erwähnten Manövern vorgekommen. — Gestern früh wurden aus dem benachbarten Arheilgen zwei Militärs gefänglich hier eingebracht, welche, wie man erzählt, bei einem nächtlichen Streite betheiligt gewesen waren, in Folge dessen ein dortiger Gemeindebürger, ein kaum seit Jahresfrist verheiratheter junger Mann, sein Leben eingebüßt hatte. In dem nächtlichen Schlafe durch das Einschlagen der Fensterläden seiner Wohnung gestört, verließ er dieselbe, sich und sein Eigenthum zu beschützen. Kaum vor das Hofthor getreten, ward er überfallen und mit Prügeln zu Boden geschlagen. Die gerichtliche Untersuchung wird das Nähere ermitteln und dem eigentlichen Thäter die verdiente Strafe zuerkennen.

Kassel, 12. Sept.

Mit Rücksicht auf die in Nro. 241 der Didaskalia eingerückte, genau im Geiste des früher angegriffenen Artikels abgefaßte Beantwortung des von mir eingesandten und in Nro. 217 und 18 d. Bl. abgedruckten Aufsatzes glaube ich, dem Publikum folgende Erklärung schuldig zu seyn: 1) Die von mehreren Bürgern hiesiger Stadt eingereichte Petition ist beantwortet worden, und zwar auf Veranlassung des Stadtrathes durch kurfürstl. Stadtschul-Commission; ob der Stadtrath später für gut befunden, diese Antwort nicht zu veröffentlichen, ist mir unbekannt geblieben; ich konnte nur von kurf. Stadtschul-Commission reden, da nur sie die Behörde ist, mit welcher ich zunächst in Beziehung stehe. 2) Als jene Petition kurfürstl. Stadtschul-Commission vorgelegt war, hatte sie 404, nicht 807 Unterschriften; möglich wäre es jedoch, daß, nach besonderer Bemühung, die fehlende Zahl von 403 Theilnehmern sich noch späterhin eingefunden hätte. 3) Der hiesige Stadtrath ist eben so wenig meine vorgesetzte Behörde, als die der Realschule überhaupt, welche Bemerkung ich fast für überflüssig halten müßte, wenn in Nro. 241 der Didaskalia nicht das Gegentheil behauptet wäre. 4) Wenn es mein Rechtsgefühl und meine Stellung verlangen, „gegen die Eltern, deren Kinder ich unterrichten soll, Partei zu nehmen", so werde ich mich nie scheuen, dies zu thun; mein Angriff jener Petition sollte indeß begreiflicherweise nur aussagen, wie ich es bedauerlich fände, daß eine Sache, die nach mehreren Seiten hin ihre Berechtigung hat, in so gänzlich unbeholfene Hände gefallen ist, wodurch ihr nur geschadet werden konnte; ich habe also, wie auch deutlich ausgesprochen ist, nur Den angegriffen, der einen einfachen Umstand auf so augenfällig vage Weise zu motiviren im Stande war. Außerdem sind die Bürger, welche jene Petition unterzeichneten, wahrscheinlicherweise größtentheils nicht solche, die ihre Söhne der Realschule zusenden. — Was mein Alleinstehen als Parteimacher angeht, so fürchte ich, daß, wenn eine Zählung vorgenommen würde, auf meine Seite leicht ein Mehrgewicht an Zahl und Intelligenz zu stehen kommen könnte. Schließlich noch die Bemerkung, daß, so eifrig ich auch stets die gute Sache zu vertheidigen mich verpflichtet halten werde, ich doch nicht Lust habe, auch nur einen Federstrich weiter dem Verfasser des Artikels in Nro. 241 d. Bl. gegenüber zu thun. Denn so kurz auch der Sinn meiner frühern langen und jetzigen kurzen Erklärung ist — daß er über Sachen redet, von denen er die einfachsten Voraussetzungen nicht kennt — er wird ihn doch nicht fassen, davon bin ich nun zur Genüge überzeugt.

C. Römer, Lehrer der Realschule.

Meßsehenswürdigkeiten.

Circus des Hrn. Alex. Guerra.

Die heutige Vorstellung der Künstlergesellschaft des Hrn. Guerra wird sich durch Productionen der höhern Reitkunst und ganz neue Abwechslungen auszeichnen. Sodann wird sie die mit vielem Beifall aufgenommene Darstellung der „Räuber in den Alpen Calabriens" zum zweitenmal wiederholen. Das Publikum wird hierauf aufmerksam gemacht, indem diese Production wahrscheinlich im Verlaufe dieser Messe nicht mehr gegeben werden wird.

Zu den anziehenden Sehenswürdigkeiten unserer Herbstmesse gehört auch das große Rundgemälde der Stadt Hamburg nach und während des großen Brandes. Es ist von dem rühmlichst bekannten Landschaftsmaler C. Thieme gefertigt und verdient die Beachtung aller Freunde des Schönen. — So schmerzlich uns der Anblick der grausenhaften Zerstörungen, die das wüthende Element dort anrichtete, berührt, so wohlthuend ist dagegen die Ansicht der unversehrten Stadttheile. Die eigenthümliche Art und Lebendigkeit, besonders der Reichthum der verschiedenen Staffagen, womit dies Rundgemälde ausgeführt ist, gewinnen Anerkennung und werden selbst die Kunstkenner befriedigen.

Gleichfalls sehr anziehend ist das historisch-optische Magicon des Hrn. L. Oberhoffer aus Wien. Es enthält dasselbe Ansichten von Algier, von den Ruinen bei Quarantingunta in Brasilien, von der Abfahrt des Capitain John Roß zur Nordpolexpedition, von dem Innern der St. Stephanskirche in Wien, von einer Feuersbrunst auf einem Schiffe, von Neapel und dem Vesuv, von Mascara in Afrika und von noch vielen andern bedeutenden Orten und malerischen Gegenden. Die Darstellungen sind von talentvollen Künstlern Wiens sorgfältig ausgeführt und sehr ansprechend behandelt. Die hier gebotene malerische Zimmerreise wird nicht nur den Erwachsenen viel Vergnügen und manchem derselben freundliche Erinnerungen bereiten, sondern auch besonders der wißbegierigen Jugend eben so viel Unterhaltung, als nützliche Belehrung gewähren. Das Magicon des Hrn. L. Oberhoffer wird fortwährend zahlreich besucht und ist dieser Beachtung des Publikums würdig.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 267. Donnerstag, den 26. September 1844.

Der Bauernkönig und die Jüdin.

(Von Johann Czynski.)

(Fortsetzung.)

Mittlerweile griff der Brand immer weiter um sich. Von den Scheuern aus verbreiteten sich die Flammen in die Ställe und von da in's Wohnhaus. Um zwei Uhr Morgens war das ganze Schloß Wola nur noch ein Trümmerhaufen. Oede Stille herrschte, wo wenige Stunden vorher noch lautes Getöse erschollen war. Die Bauern waren in ihre Hütten zurückgekehrt. Die Aufseher versteckten sich, um nicht dem Zorn ihres Gebieters ausgesetzt zu seyn. Nur zwei Menschen waren inmitten der Trümmer und Aschenhaufen sichtbar: der Pan von Wola und sein jüdischer Wirth. Jakob der Rothe freute sich im Grund seines Herzens, schien aber den Kummer seines Herrn zu theilen. Der Edelmann bemerkte ihn, und da er gerade niemand anders vor sich hatte, an dem er seinen Grimm auslassen konnte, rief er ihm zu: „Jud, ich laß Dich henken!"

„Ihr laßt mich henken, gnädiger Herr?" sagte der Jude ruhig, indem er die Mütze abnahm und sich bis zur Erde verbeugte. „Nu, was hätte der gnädige Herr davon?"

„Vergnügen," erwiederte der Edelmann.

„Vergnügen?" wiederholte der Rothe. „Aber wenn ich gehenkt bin, wer schafft dann dem gnädigen Herrn Geld zum Wiederaufbau seines Hauses, seiner Scheuern, seiner Ställe?"

Diese Worte wirkten wie ein Blitz. Sie zeigten dem Edelmann seine Lage in ihrem wahren Licht. Er sah sich verlassen von seinen Bekannten, welche ihm bei seinem Wein ewige Freundschaft geschworen hatten, aber im Augenblick der Gefahr davongeeilt waren. Er fand, daß ein Geldverleiher, ein Wucherer, ja sogar ein Jude unter gewissen Umständen einem Mann, wie er, sehr nützlich seyn konnten. Er war überzeugt, daß nur sein jüdischer Wirth ihn aus seiner schrecklichen Lage reißen konnte. „Ich habe gescherzt," sagte er lächelnd. „Sey unbesorgt. Ich denke nicht daran, Dir etwas zu Leid zu thun."

„Ich weiß es, gnädiger Herr," antwortete der Jude. „Ihr seyd hitzig, aber im Grund habt Ihr ein gutes Herz."

„Du kannst mir also Geld schaffen?"

„So viel der gnädige Herr braucht."

„Und das morgen?"

„Nicht vor Montag."

„Und warum nicht?"

„Weil der Darleiher ein Jude ist."

„Ein Jude?"

„Ja, derselbe, welcher heute Abend gegeigt hat."

„Er ist also reich?"

„Reicher, als der Bischof von Krakau."

Der Edelmann, obwohl ganz von dem Gedanken an seine traurige Lage eingenommen, konnte doch nicht umhin, über die Habgier eines steinreichen Juden zu lächeln, welcher von Krakau gekommen sey, um sich einige Kupferstücke zu ergeigen, und der sich nicht schämte, um ein Trinkgeld zu betteln. Es fiel ihm nicht ein, daß der reiche Jude einen andern Zweck bei seinem Erscheinen im Schloß gehabt haben könnte. „Aber," sagte er, „ich kann nicht warten bis Montag. Ich bin völlig zu Grund gerichtet, und muß auf der Stelle eine bedeutende Summe haben."

„Das sehe ich ein," erwiederte Jakob. „Aber er hat mir bestimmt erklärt, daß er Euch vor Montag nichts geben will."

„Montag! Montag! Und warum nicht morgen?"

„Seht, edler Herr, wenn am Sonntag alle Juden geschlachtet werden sollen, so müßte er aus der andern Welt kommen, um die Zinsen zu holen, und das wäre doch zu weit."

„Schuft! Du spottest meiner?"

„Gott behüt'! gnädiger Herr. Ich sag' doch blos Wort für Wort wieder, was mir der Fiedler gesagt hat."

„Woher weiß er, daß die Juden nächsten Sonntag geschlachtet werden sollen?"

„Woher er es weiß? Gnädiger Herr, was weiß der nicht! Er ist sehr belesen in der heiligen Schrift, er ist der erste Kabbalist, und kennt die Zukunft, wie Ihr die Vergangenheit. Wenn der gnädige Herr es erlaubt, kann ich ihm noch etwas Wichtigeres offenbaren."

„Sprich! sprich!" erwiederte der Edelmann neugierig und bereit, Alles zu glauben.

„Er hat mir gesagt — — —"

„Nun, so sprich!"

„Er hat mir gesagt, Eure Tage seyen gezählt, und Euer Leben sey an das Leben der wegen des umgebrachten Kindes verhafteten Juden geknüpft, und Ihr würdet sie nur um einige Stunden überleben."

„Was sagst Du da?" fragte erschrocken der Edelmann.

„Ich wiederhole, was mir der weiseste unter den Kabbalisten gesagt hat. Was braucht der gnädige Herr zu erschrek-

ken? Wenn die Juden nächsten Sonntag nicht bedroht sind, so ist das ein Beweis, daß der Fiedler sich geirrt hat, und daß Ihr nichts zu fürchten habt."

Der benebelte Edelmann, dessen hochfahrender Sinn schon durch das Brandunglück gebrochen war, wurde durch die Todesprophezeihung des kabbalistischen Juden, welcher das Komplott entdeckt hatte, so erschüttert, daß er umgesunken wäre, wenn Jakob ihn nicht aufgefangen hätte. Der Jude, indem er ihn in seinen Armen hielt, und mit Haß und Verachtung betrachtete, las auf seinem Gesichte den Eindruck, den seine List gemacht hatte, berechnete seine Bedürfnisse, und brachte den Eigennutz seiner Freunde in Anschlag, welche ihn durchaus nicht unterstützen würden. Damit kam er zu dem Schluß, daß Angst und Noth den Herrn von Wola treiben würden, aus einem Feind der Juden ihr bester Freund zu werden.

(Fortsetzung folgt.)

Irland und O'Connel.

(Von Dr. Wilh. Dieffenbach.)

Der in Dublin letzthin verhandelte große Staatsprozeß hat, wie bekannt, durch die Verurtheilung des großen Agitators, O'Connels nämlich, und seiner Mitangeklagten geendigt. Der von ihm gestiftete, durch ganz Irland sich erstreckende, zahlreiche Repealverein, der eine legislative Trennung von England und ein besonderes Parlament für Irland zu erhalten strebt, hatte zunächst die Veranlassung dazu gegeben, weil dem Stifter Schuld gegeben und — wie man liest — auch bewiesen war, sich hierzu ungesetzlicher Mittel bedient zu haben. O'Connel, dieser merkwürdige Mann, der nun schon seit Jahren dem Ministerium und den Tories den entschiedensten Widerstand entgegengesetzt hat, repräsentirt in seiner Person die ganze moralische Macht von Irland, da eine Bevölkerung von acht Millionen, welche diese Insel zählt, ihm blindlings gehorcht, und Alles thut, was er anzuordnen für gut findet. Hätte er die gerechte Sache Irlands durch offene Auflehnung gegen die Staatsgewalt zu retten versuchen wollen, so hätte es ihn nur ein Wort gekostet und ganz Irland würde unter der Führung seines großen Agitators die Waffen gegen England erhoben haben. Gegen diese, ihm von seinen Feinden Schuld gegebene Absicht hat er sich schon zum öftern feierlichst verwahrend ausgesprochen, unter der Betheuerung, daß er den großen vaterländischen Zweck nur auf dem Wege der „friedlichen Agitation" zu erreichen gedenke. — Weder die Emancipation der Katholiken, noch andere ihm gemachte Zugeständnisse haben Irland seither zur Ruhe bringen können. Als Grund der Erklärung dieser Erscheinung verweist man schlechthin auf Daniel O'Connel, nennt diesen den Unruhstifter und die Wurzel alles Bösen, von welchem sein Vaterland jetzt heimgesucht ist. Man verwechselt aber hier offenbar Ursache mit Wirkung, da O'Connel nur ein Kind seiner Zeit ist, welches die Ungerechtigkeit früherer Jahrhunderte in so scharf ausgeprägten Zügen zur Welt gebracht hat.

Das ganze Unglück Irlands, die Schauder erregende Armuth des Volkes, seine Demoralisation und überhaupt alle gesellschaftliche Gebrechen, welche es drücken, haben in dem erheblichen Umstande ihren Grund, daß man englischer Seits, nachdem der Protestantismus in Großbritannien eingedrungen war, die katholische Religion auf der Nachbarinsel fortan nicht mehr dulden, sondern ihre Bekenner um jeden Preis zum Uebertritt zur neuen protestantischen Lehre bestimmen wollte. Die religiöse Meinung, die zu des Menschen heiligsten Gütern gehört, worüber keine äußere Macht zu gebieten das Recht hat, wurde nun, da die Irländer nicht zum Abfall von der Religion ihrer Väter zu bewegen waren, von der protestantischen Staatsgewalt verfolgt und in jedweder Weise bekämpft, so daß Irland in nicht gar langer Zeit den Schauplatz der Gräuel einer herrschenden und einer beherrschten Kirche darbot, welche, als die ältere und angestammte, in ihrer äußeren Erscheinung mit der Geistlichkeit und ihrem gesammten Lehrerstande kaum noch das Leben fristen konnte, indem sie ihres Eigenthumes, der Dotationen, Zehnten &c. beraubt wurde, und in Folge dieser großen Staatsplünderung in die allerelendeste Lage gerieth, in welche je eine Kirche unter einer unduldsamen und verfolgungssüchtigen Regierung nur hat gerathen können. Alle diese katholischen Kirchengüter wurden der in Irland mit Gewalt eingeführten neuen Kirche zugewendet, welche gleichwohl nur eine äußerst geringe Zahl von Anhängern hatte. Die protestantische Staatsgewalt kannte in ihrer Brutalität keine Gränzen: die Kirchen wurden den Irländern förmlich verschlossen und auf die Ausübung des katholischen Kultus die Todesstrafe gesetzt, womit alle Priester bedroht waren, die sich dazu hergeben würden. Abgelegene Gegenden, Einöden, welche durch weit ausgestellte Vorposten vor plötzlichen Ueberfällen geschützt waren, dienten eine Zeit lang als Orte zu gottesdienstlichen Zusammenkünften in dem tiefen Dunkel der Nacht und unter dem Schutze von Bewaffneten, welche auf Angriff und Vertheidigung gefaßt waren. Daher kam es, daß Geistliche, welche sich mit dieser Art lebensgefährlichem Gottesdienst befaßten, mit dem Schimpfsnamen „Heckenpfaffen" belegt wurden. — Heinrich VIII., dieser grausame Tyrann, an dessen Händen so viel unschuldiges Blut und ungerechtes Gut klebte, verhängte über Irland die erste große Vermögens-Confiscation, welchem Beispiel die Königin Elisabeth durch den Statthalter Grafen Grey (1578 — 1582) folgte, der überdies noch eine bedeutende Zahl angesehener Irländer ohne Urtheil und Recht hinrichten ließ und ihre Güter confiscirte, jedoch nicht ohne Widerstand, da in Folge dieser schweren Rechtsverletzungen in Irland eine allgemeine Empörung ausbrach. — Unter der Regierung von Jacob I. ging man noch weiter, indem man ernstlich den Plan hegte, die irländischen Grundbesitzer, gleichviel ob Grundherren oder Bauern, gänzlich außer Besitz zu setzen und Irland in eine Kolonie englischer Ansiedler zu verwandeln. Unter allerlei aus der Luft gegriffenen Vorwänden und leeren Erdichtungen wurden nun die reichsten Familien des Landes, wie die O'Neil und O'Donnel, welche allein 500,000 Morgen verloren, förmlich geplündert und in das Elend gestoßen. Katholischen Irländern sollte es für die Zukunft verwehrt seyn, bei Pachtungen als Pächter und Zinsleute angenommen zu werden. Dieser gewaltsame Zustand der Dinge erregte den Aufstand von 1641, dem viele Protestanten als Opfer fielen. England's überwiegende Macht, unter Cromwell's gewaltiger Führung, siegte auch dieses Mal wieder über eine nur zu gerechte Widerstandsrevolution, die eine neue Beraubung der alten Grundbesitzer, und zwar im

Interesse der englischen Soldaten, zur Folge hatte. — Unter Wilhelm III. widerfuhr den Irländern zur Strafe für ihre Anhänglichkeit an Jacob II. die letzte große Vermögensconfiscation, welche fast den ganzen Rest des Besitzthumes der alten Eigenthümer, der Katholiken nämlich, hinwegnahm und auf eine Million Morgen geschätzt wurde.

Diese wiederholten Confiscationen (Staatsplünderungen, wie deren die Geschichte leider nur zu häufig aufzuweisen hat) haben nun in Irland den Besitzstand gänzlich verändert, so daß an die Stelle der Wohlhabenheit Mangel und Elend mit allen seinen Schrecknissen getreten ist. Daher jene überwiegende Klasse von Proletariern, von armen Zinsbauern, welche in ihrer armseligen Hütte, die mehr einem Stalle als einer menschlichen Wohnung gleicht, den Betrieb des Ackerbaues nicht als eine Wohlthat, sondern als einen Fluch der Menschheit erscheinen lassen. Und dieser tief verarmten, mit ihrer Selbsterhaltung kläglich ringenden Bevölkerung bleibt noch dazu die Sorge für die Herbeischaffung der Mittel zur Erhaltung ihres Kultus überlassen; während die anglikanische Kirche auf der Insel nur eine halbe Million Anhänger zählt, und deren Geistlichkeit aus dem früheren allgemeinen großen katholischen Kirchengüterraub mit nicht weniger als anderthalb Millionen Pfund Sterling (18 Millionen Gulden) dotirt ist. Die Bischöfe der aufgedrungenen anglikanischen Kirche haben fürstliche Einkünfte und schwelgen in Ueberfluß; die große Mehrheit des katholischen Klerus dagegen lebt in Entbehrung und Armuth von den spärlichen Gaben einer zwar armen, aber dennoch gegen ihre Geistlichkeit erkenntlich gesinnten Bevölkerung.

William Cobbet hat in seiner Geschichte der protestantischen Reform in England das unerhörte Raubsystem des Protestantismus mit lebhaften Farben geschildert, und er, obgleich selber Protestant, hat kein Bedenken getragen, seine Indignation darüber mit der ihm zu Gebot stehenden Stärke des Ausdrucks auszusprechen. Kann der unparteiische Beurtheiler, welcher Confession er auch durch Wahl oder Geburt angehöre, über das unglückliche Irland anders urtheilen, welches bis auf den heutigen Tag eine unterdrückte, schwer beleidigte Bevölkerung zählt, die sich in ihren theuersten Rechten und Freiheiten tief gekränkt sieht? Kann man erwarten, daß jene Insel, so lange dieser unglückselige Zustand dauert, jemals zur Ruhe kommen werde? O'Connel, wie früh oder spät er auch vom Schauplatze abtreten möge, wird seine Nachfolger finden, die, von Zeit und Umständen vielleicht mehr begünstiget als er, der so vielfach verläumdeten irländischen Volkssache zuletzt doch noch einen siegreichen Ausgang verschaffen werden.

Wir schließen mit einer Bemerkung Spinoza's, die reich ist an Stoff zu fruchtbaren Betrachtungen, besonders in unserer heutigen Zeit, wo der hohe Werth der Religionsfreiheit schon so vielfach verkannt worden ist. „Für den Staat," sagt dieser große Philosoph in seinem theologisch-politischen Traktat, „kann nichts Sicherers ausgedacht werden, als wenn man Frömmigkeit und Gottesdienst blos in Werke, das ist, in die Ausübung der Menschenliebe und Gerechtigkeit setzt, alles Uebrige aber eines Jeden freiem Urtheil überläßt." O möchte doch derselbe Geist, der diese herrlichen Worte eingegeben, die Völker und ihre Regierungen ganz durchdringen, damit die häßliche Intoleranz von der Erde verschwinde und das Reich des Friedens und der Aufklärung mit seiner beglückenden Herrschaft für immer beginne.

Darmstadt, Ende Juni 1844.

Mannichfaltigkeiten.

(Frankfurt a. M.) Konzert der Herren Döhler und Piatti. — Es befinden sich gegenwärtig viele Kunstnotabilitäten ersten Ranges in hiesiger Stadt. Heute gibt Moscheles ein Konzert und wird von Mendelssohn-Bartholdy unterstützt; wir bringen dasselbe wiederholt zur Anzeige; ihm wird nächsten Freitag, den 27. d. Mts., das von Döhler und Piatti, unter Mitwirkung von Ferdinand Hiller und dem ausgezeichneten Hornisten Vivier, folgen. Diese Namen sind von so gutem Klange, daß sie keiner Umschreibung und keiner Lobrede bedürfen. Wer kennt Döhler's gehaltvolle Compositionen nicht und wem ist nicht sein meisterhaftes Spiel noch in Erinnerung? Wo sich Virtuosen von solcher Bedeutung vereinigen, da stehen den Freunden des Schönen ungetrübte Kunstgenüsse in Aussicht. Näheres über das Programm des Konzertes der Herren Döhler und Piatti werden wir mittheilen. Das Konzert des Hrn. L. von Meyer findet nächsten Montag im hiesigen Schauspielhause statt.

(Breslau, 14. Sept.) Am 31. v. Mts. war der Fürst Pückler-Muskau die Strecke von Goldberg bis Hirschberg, 5 Postmeilen durch das Gebirge, in 2 Stunden geritten. Da es gerade Regenwetter war, so kann man sich denken, daß der Fürst eben nicht in dem besten Aufzuge in Hirschberg anlangte. Er wollte in dem deutschen Hause abtreten, aber der Gastwirth, welcher sich den ihm unbekannten Mann in seiner Schmutzhülle von oben bis unten ansah, war schnell mit der Antwort fertig, daß Alles besetzt sey. Im weißen Roß, wo man sonst so hohe Gäste nicht gewohnt ist, fand der Fürst Aufnahme und selbst gute Aufnahme, ohne daß man wußte, wer der Gast sey, der später so viel an Wäsche, Zimmern und Stallung begehrte, von nachkommenden Leibjägern und Dienern sprach, daß man darüber ganz verwundert war. Endlich, als der Fremde sich aus seiner Incrustirung herausgearbeitet, ward er erkannt. Der Wirth aber blieb, trotz aller Ehre, die ihm wurde, doch in seinem Ton, und als der Fürst meinte, daß er von Goldberg nach Hirschberg in zwei Stunden geritten sey, antwortete der Wirth: „das ist eine ver — Lüge!" Uebrigens war der Fürst mit dem Gasthof außerordentlich zufrieden und empfiehlt ihn auch weiter, während er jetzt seine schlesische Bergreise zu Pferde fortsetzt. Den Hochstein ist er z. B. die Stufen bis zur Restauration hinaufgeritten.

(Frankfurt a. M.) Das Konzert der Sängerin Fräul. Philippine Sähr findet Samstag den 28. September im Mülhens'schen Saale, unter gefälliger Mitwirkung der Pianistin Madame Schäfer aus Wien und des Hrn. Herger, Baritonist des Rigaer Stadttheaters, so wie des Hrn. Schauspielers Steinmüller aus Hannover statt.

Korrespondenz.

Patersberg, 19. Sept.

In jüngster Zeit ist das Streben in allen Theilen des Herzogthums Nassau, durch Gesangbildung zur Veredlung des Gemüths möglichst beizutragen, mit wahrer Begeisterung rege geworden. In Städten und Dörfern haben sich Gesangvereine gebildet, die in der That durch rüstiges Streben Freude und Segen verbreiten. Diesem Streben liegt ein herrliches Gefühl zu Grunde, das, wenn es auch nicht überall zu deutlichem Bewußtseyn gelangt ist, seiner hohen Wichtigkeit nach verdient, recht allgemein verbreitet zu werden. Es ist das Gefühl der Gemeinschaft, die höchste sittliche Macht, wonach Jeder sich bemüht, Glied und Organ einer größern Gemeinschaft zu werden, sein schönstes Lebensglück darin zu finden, in diesem Ganzen zu leben und thätig zu seyn. Mit Bedauern nimmt man aber wahr, daß Gesangvereine, bestehend aus der Jugend der Landleute, so bald nach ihrem Entstehen wieder zerfallen. Diese Wahrnehmung hat ihren Grund in der mißlungenen Wahl des Gesangstoffes, welcher meistens aus schwierigen Compositionen besteht, die das Volk nicht zu fassen vermag und deren Einübung bei mangelhafter Vorbildung für solche Musikstücke Wochen und Monate in Anspruch nehmen, ohne daß der Sänger nach langer Mühe und Arbeit durch den gehofften Genuß belohnt wird. Sängervereinen dagegen, welche aus musikgeübten Mitgliedern bestehen, liegt es ob, zur Erhaltung und Beförderung der Kunst nach dem Standpunkte ihrer musikalischen Bildung schwierigere und erhabenere Compositionen zur Ausführung zu bringen. Die Lösung dieser Aufgabe haben sich in unserm Herzogthume die meisten Lehrervereine gestellt, und nur selten sind die Inspectionsbezirke, in denen nicht solche Vereine bestehen. So bilden auch die Lehrer der Aemter Braubach und St. Goarshausen zwei Gesangvereine, die durch ihre Musikaufführungen dem Publikum schon manchen Kunstgenuß bereitet haben. Auch am 18. Sept. vereinigten sich diese beiden Vereine in dem freundlich gelegenen Bernhofen am Rhein zu einem gemeinschaftlichen Gesangfeste. Die herrliche Lage dieses Ortes erregt in jedem Besucher eine heitere Stimmung, die zu einem derartigen Feste erforderlich ist. Auch Hr. Schmidt aus Braubach, der mit unermüdlichem Fleiße aus den Bürgern des Städtchens einen Instrumental-Musikverein gebildet hat und bei dieser Gelegenheit durch Begleitung einzelner Männerchöre, so wie durch selbstständige Aufführung einzelner, auch schwierigerer Musikstücke thätig mitwirkte, trug zur Verschönerung des anspruchlosen Festes viel bei. Ueberall herrschte ungezwungene Freude und Unterhaltung in den Pausen, und nur zu schnell forderte der herannahende Abend die Anwesenden auf, den Rückweg zur Heimath anzutreten. Möchten solche Feste überall gewürdigt und verbreitet werden; sie sind ein kräftiges Mittel gegen Isolirung und Kastengeist, welcher letztere noch häufig und in gar verschiedenen Formen bemerkbar wird.

Worms, im Sept.

Wenn wir nach einem beinahe dreißigjährigen Frieden in Deutschland fast überall die durch langjährige Kriege geschlagenen Wunden nicht nur vernarbt sehen, sondern auch ein erfreuliches Aufblühen der geistigen und materiellen Zustände unseres Vaterlandes im Allgemeinen und von einzelnen Gegenden und Orten im Besondern bemerken, so gilt dies auch von der Provinz Rheinhessen und namentlich von der früher so oft und schwer geprüften Stadt Worms. Wer, wie Einsender dieses, Worms vor Jahren in seinen äußern Umgebungen und seinem Straßenpflaster nur sah und sieht es jetzt, der wird schon eine gute Meinung für alle Diejenigen fassen, welchen die Leitung hiesiger städtischen Angelegenheiten anvertraut ist. Wo sonst stehende Wasser in Vertiefungen ehemaliger Festungswerke die Luft verpesteten, sieht man jetzt die herrlichsten Anlagen, theils vollendet, theils der Vollendung nahe; das Pflaster in den Hauptstraßen ist erneuert und die Vertiefungen nach dem Rheine zu sind so erhöht, daß nicht jeder hohe Wasserstand, wie wir ihn seit einem Jahre mehrmals — erst vor wenigen Wochen wieder — hatten, ganze Straßen überschwemmt. Die Einwohnerzahl, bei der französischen Occupation nicht 6000 betragend, ist nunmehr auf beinahe 10,000 herangewachsen. Für Jugendbildung ist reichlich zweck- und zeitgemäß gesorgt. In nunmehr 11 Klassen der Stadtschule, die außer den sonst üblichen Behörden noch unter der besondern Leitung eines anerkannt tüchtigen Rektors steht, erhält die Jugend ohne Unterschied der Confession Unterricht bis zum 14ten Jahre, und nur für den Religionsunterricht, der von den verschiedenen Geistlichen und Lehrern ertheilt wird, findet confessionelle Scheidung der Kinder statt. Außerdem ist hier ein in neuerer Zeit durch städtische Zuschüsse bedeutend erweitertes Gymnasium, mit welchem einige Realklassen verbunden sind. Nächst diesen ist seit Neujahr 1844 eine Kleinkinderbewahranstalt in's Leben gerufen und für diesen Zweck von der Stadt ein geeignetes Haus angekauft und somit einem längstgefühlten Bedürfnisse abgeholfen worden. Hierbei verdient dankende Anerkennung die werkthätige Theilnahme, welche von den hiesigen Damen der angesehensten Familien dieser Anstalt geschenkt wird. Aber auch das gesellige Leben ist hier nicht vergessen. Zwei Musikvereine bieten in von Zeit zu Zeit veranstalteten Konzerten, so wie ein Theater im Winter höhere Lebensgenüsse. Außerdem verschafft ein viele Mitglieder zählendes Casino gesellige Unterhaltung und gelegentlich Bälle und eine Narrhalla läßt auch die Faschingszeit nicht ungenossen vorüber gehen. — Aus allem Diesem läßt sich erkennen, daß Worms wieder allmälig in einem erfreulichen Wachsthum begriffen ist und daß sich, erhält es auch noch die projectirte Eisenbahn von Mainz nach Ludwigshafen, der von dem würdigen Hrn. Kreisrath bei Gelegenheit einer ihm von hiesigen Bürgern dargebrachten Fackelmusik ausgesprochene Wunsch verwirklicht: „Möge es wachsen und gedeihen zu seiner ehemaligen Größe und Blüthe!"

Höchst, im Sept.

Wenn der gewöhnliche, stille, von keinerlei Ereignissen gestörte Gang des Lebens ein Glück genannt werden muß, so leben wir hier ganz glücklich und zufrieden; wenigstens ist dem Ref. dieses gegenwärtig Nichts bekannt, das von allgemeinem Interesse wäre. Von einiger Wichtigkeit möchte aber doch vielleicht die Thatsache seyn, daß vor wenigen Wochen ein junger Mann von hier, Namens H. Travers, von einer mehrjährigen Reise nach Brasilien in unsere Mitte zurückgekehrt ist. Auf den Capverdischen Inseln, in Pernambuko, Bahia, Rio de Janeiro und andern merkwürdigen Punkten hat er sich kürzere oder längere Zeit aufgehalten und überhaupt Manches erlebt und beobachtet, das in mehrfacher Beziehung beachtenswerth seyn dürfte. Jedenfalls liefern seine Wahrnehmungen nach unserm Dafürhalten einen nicht unwichtigen Beitrag zur Völkerkunde überhaupt und für Auswanderungslustige, die sich über Seeleben, klimatische Verhältnisse und Production von Südamerika belehren wollen, findet sich darin wohl mancher nützliche Wink, manche schätzbare Mittheilung. Dem Vernehmen nach, ist Hr. Travers eben mit der Beschreibung seiner interessanten Reise beschäftigt, die er unter Mitwirkung eines Freundes bald der Oeffentlichkeit zu übergeben gedenkt.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 25. Sept. Außerordentliche Production des Kopf- und Schnellrechners Z. Dase aus Hamburg, in 3 Abth. Schauspielvorstellung: Das bemooste Haupt, oder: der lange Israel, Lustspiel in 4 Akten, von R. Benedix. (Gastrolle) Alsdorf: Hr. Steinmüller, vom k. Hoftheater zu Hannover.

Dem allseitigen Verlangen zu entsprechen, wird Mad. Weiß mit ihrem Balletpersonale noch einen Cyklus von Gastvorstellungen auf hiesiger Bühne geben und zu diesem Zwecke mehrere neue Charaktertänze arrangiren. Die nächsten Balletvorstellungen finden statt:

Donnerstag, 26. September.

Samstag, 28 September.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 268. Freitag, den 27. September 1844.

Der Bauernkönig und die Jüdin.

(Von Johann Czynski.)

(Fortsetzung.)

Vierzehntes Kapitel.

Marja.

Fast ohne ein Wort zu wechseln, gingen Ben Josef, Marja und ihr Vater neben einander her, bis sie zum Weißen Roß kamen. Der unglückliche Spinat, von religiösen Bedenklichkeiten und von Gewissensbissen gequält, wollte anfangs den Hausirer gar nicht ansehen. Als dieser ihn aber im Wirthshaus Jankels mit einigen Gläsern Branntwein wieder erwärmt hatte, verschwanden Bedenklichkeiten und Gewissensbisse. Spinat war nicht mehr der sündige Christ, welcher für sein Seelenheil zitterte, sondern ganz einfach ein Mensch ohne Brod und Obdach, der Rath suchte zur Rettung des irdischen Theils seines Ichs. Mit starrem Blick trat er zu dem Hausirer und fragte: „Was soll ich nun anfangen?"

„Ich habe daran gedacht, antwortete Ben Josef. „Erstlich hast Du kein Geld."

„Weder Silber noch Kupfer," ergänzte Spinat.

„Da!" sagte der Jude. „Nimm, was ich mir heute Nacht bei'm Herrn von Wola ergeigt habe. Wenn Du ein Mal reicher bist, kannst Du mir's wiedergeben."

„Und dann?" fragte der Bauer, das Geld zählend.

„Das genügt Dir für einige Tage."

„Für vier Wochen. Mit vier Kupfergroschen den Tag komm' ich aus."

„Damit ist's noch nicht gethan," bemerkte Ben Josef. „Ich muß Dir Arbeit schaffen, und vorab eine Freistätte, aus der Dein Pan Dich nicht holen kann."

„Das ist eben der Haken," meinte Spinat.

„Du hast doch von den Gorallen *) in den Karpathen gehört?"

„Das sind Spitzbuben, die unsere Kühe und Schafe stehlen."

„Das ist nicht wahr. Haben sie Dir schon etwas gestohlen?"

„Mir? Nein!" antwortete der Bauer.

„Auch keinem Deiner Nachbarn."

„Das ist wieder wahr. Aber unserem Herrn haben sie sein bestes Pferd und seine schönsten Kühe geholt."

*) Gebirgsleuten.

„Deinem Herrn — das ist möglich. Sie sind keine Diebe, sondern arme Leute, wie Du, welche nichts zum Leben haben als ihre Arbeit, und welche die Verzweiflung in die Berge getrieben hat. Müde, sich von den Herren und ihren Verwaltern peitschen zu lassen, haben sie die fruchtbaren Ebenen mit öden Felsen vertauscht. Dort leben sie ärmlich, aber frei und unabhängig. Die Jagd ist ihr Erwerb, und nur wenn dieser ihnen ausgeht, kommen sie in die Ebenen und berauben die harten Herren."

„Das ist wahr. Ein Mal hatten sie mir meine letzte Gans genommen. Ich weinte und jammerte. Da gebot der größte unter ihnen, sie mir wieder zu geben, und sie ward mir wieder gegeben."

„Du siehst also, daß sie gegen arme Teufel nicht bösartig sind."

„Das ist wahr," erwiederte Spinat.

„Gehe zu ihnen."

„Zu den Gorallen?"

„Ja, in die Berge. Dem ersten, der Dir aufstößt, erzählst Du, was Du gelitten und gethan hast. Der Gorall wird Dich zu seinem Hauptmann führen, den ihr den **Teufelsarm** nennt. Er wird Dich gut aufnehmen und Dir eine Zufluchtsstätte gewähren. Du kannst ihm sagen, daß der Jude, der ihm voriges Jahr Salz und Mehl geliefert hat, bald wieder kommen und neue Waaren bringen wird. Er solle Pelze bereit legen, und wir würden gute Geschäfte machen."

„Und dort soll ich immer bleiben, von meiner guten Marja getrennt?"

„Nein. Ich und Dein Schwiegersohn Gregor werden Dich abholen zu Deiner Tochter, und bei dieser wirst Du dann immer bleiben."

„Aber der Pan von Wola? Wird er mir das Leben lassen? Er kann mir nie verzeihen."

„Sey ruhig; das ist meine Sache. Trinke noch ein Glas Branntwein, gieb Deiner Tochter einen Kuß und mach' Dich auf den Weg. Bei der Morgendämmerung darfst Du Dich nicht mehr in hiesiger Gegend betreten lassen."

Auf diese Weise schaffte Ben Josef den alten Bauer fort. Nun dachte er darauf, die Tochter desselben unter den Schutz ihres Geliebten zu stellen, der bald ihr Gatte werden sollte. Er bestieg mit ihr den Wagen oder vielmehr den Karren, welchen Jankels Frau bereit hielt, und trieb das Pferd zum schnellen Lauf. Wenn der Weg zu schlecht ward, stieg er ab

und ging nebenher, um das herzschlächtige Thier zu erleichtern. Er eilte, denn er wußte, welche Freude er dem Jäger machen würde, wenn er ihm seine Geliebte brächte; und wenn Marja in Sicherheit war, dann konnte er sich ausschließlich mit der Sorge für die Judenschaft befassen.

Marja war während der ganzen Fahrt traurig und niedergeschlagen. Der gewagte Schritt, das Schloß zu verlassen, der Abschied von ihrem Vater und die Ungewißheit der Zukunft waren lauter Dinge, welche sie mit Bangigkeit und Schmerz erfüllten. Ben Josef suchte sie aufzuheitern und zu ermuthigen. Er sprach ihr von Gregor, von seiner Liebe, von seinem Edelsinn und von der glänzenden Laufbahn, die ihm eröffnet war. Marja theilte das allgemeine Vorurtheil gegen die Juden. Aber das Wohlwollen, welches sich in dem Benehmen und in den Worten des Hausirers aussprach, überwand ihren Widerwillen. Sie sagte ihm erst einige Worte des Danks, dann sprach sie ohne Rückhalt mit ihm, und als nun gar der Jude ihren Gregor lobte, drückte sie ihm herzlich die Hand als einem Freund.

Endlich wurden die Thürme von Krakau in der Dunkelheit sichtbar. Der Wagen fuhr in die Stadt und hielt vor der Wohnung Gregor's an. Marja sank in die Arme ihres Geliebten. In seiner Nähe vergaß sie ihre Leiden und Befürchtungen, und dachte lediglich an die Seligkeit des Augenblicks. Ben Josef betrachtete sie schweigend. Eine Thräne stahl sich über seine Wangen, als er an sich dachte. Indem er Marja am Herzen ihres Verlobten ruhen sah, erinnerte er sich lebhafter an Esterka und sagte sich: „Sie sind glücklich. Ich werde es niemals seyn!"

(Fortsetzung folgt.)

Der Neckar.

Unter dem Titel: „Malerisch-historische Schilderung der Neckargegenden von Mannheim bis Heilbronn" (Frankfurt a. M. bei H. H. Hildebrand) hat der rühmlich bekannte Dichter und Schriftsteller Carl Geib ein mit vierundzwanzig Stahlstichen geziertes Werk herausgegeben, welches wir unseren Lesern nicht besser empfehlen zu können glauben, als durch Mittheilung eines Auszugs aus demselben. Dieser gibt einen allgemeinen Ueberblick des Neckarflusses und seiner Eigenthümlichkeit und lautet also:

Der Neckar, einer der merkwürdigsten und beträchtlichsten Flüsse unserer süddeutschen Lande, entspringt in den Gründen des Schwarzwaldes, wo sie die hohe würtembergische Alb begränzen, und zwar auf einer schönen Wiesenflur, die sich oberhalb des Dorfes Schwenningen erstreckt, nur etwa 5000 Schritte von dem Ort, an welchem die Donau ihre Quelle hat. Wie diesem mächtigen Strom ward auch ihm die Ehre, daß eine Umfassung von Steinen, und selbst noch eine Inschrift, die der Herzog Ludwig von Würtemberg 1581 setzen ließ, dem Wanderer seinen Ursprung verkündet. In mehreren Windungen richtet jetzt der durch andere Bäche verstärkte Neckar seinen Lauf gegen Norden, berührt die ehemalige Reichsstadt Rothweil und das durch seine Salinen bekannte Städtchen Sulz, von wo er sich nordöstlich gegen Rothenburg wendet, in dessen Umgebungen der durch schauerliche Sagen aus altgermanischer Zeit berühmte Heuberg emporragt. Von da die Universitätsstadt Tübingen vorbeieilend, nimmt er das Flüßchen Filz in seinen Schooß auf, und fließt nordwestlich nach dem schon im achten Jahrhundert genannten Eßlingen, darauf, die königl. würtembergische Residenz Stuttgart in der Entfernung von einer Stunde zur Linken lassend, nach Cannstadt, dessen Umgegend so viele und denkwürdige Erinnerungen an die Heerzüge der Römer bewahrt. Wieder mehr nördlich wallend begrüßt nun seine Fluth das an der hier einströmenden Murr liegende Städtlein Marbach, wo der unsterbliche Schiller das Licht dieser Welt erblickte, sodann, nachdem bei Bessigheim die von Pforzheim herabkommende Enz sich mit ihr vereint, die fruchtbaren Gefilde Lauffen's; und lenkt an der uralten, heitern und gewerbfleißigen Stadt Heilbronn vorbei. Oberhalb Wimpfen fällt der Kocher, und unterhalb dieser Stadt die Jart, in den Strom. Dieser neigt sich im weiteren Gange wieder etwas links; aber erst bei dem Dorfe Binau, zwischen Neckarelz und Eberbach, rollt er nach einer ungeheuren Krümmung seine Wogen südwestlich bis Heidelberg hinab; dann fließt er gen Nordwesten nach Mannheim, wo ihn der Rhein in seine grünen Gewässer aufnimmt.

Wenn die Gestade des majestätischen Rheins wohl unter allen, die irgend ein deutscher Strom befeuchtet, das Herrlichste und Interessanteste bieten, was sowohl in Schönheiten der Natur und ehrwürdigen Denkmalen der Vorzeit, als in Kunst, Industrie und Volksleben, den Sinn und Geist des gebildeten Reisenden anspricht, so kann auch mancher der Nebenflüsse, die von der rechten und linken Seite zu ihm heraneilen, mit Recht stolz darauf seyn, daß er in allen diesen Beziehungen nicht unwürdig neben dem großen Fluthenherrscher genannt wird, und daß Viele die schönen Ufer, zwischen denen sein Lauf sich schlängelt, gern und weithin besuchen. Gleich dem Main und der Mosel gebührt unstreitig hier dem Neckar die vorzüglichste Stelle. Alle Gegenden, welche er bestreift, sowohl im Würtembergischen als im Badischen, sind reich an malerischen Reizen jeder Art, mehrere davon sehr fruchtbar an Getreide und Reben, oder mit herrlichen Waldungen geschmückt. Er fließt von seinem Ursprunge an meist zwischen Bergen und Hügeln, die nur hie und da von kleinen Flächen unterbrochen sind, durchrauscht dann das wildromantische, mit steilen Höhen umrankte Neckarthal, und tritt bei Heidelberg in die weite lachende Ebene des Rheins, die einzige, welche er, nur vier Stunden weit, bis zu seiner Einströmung durchwandelt. Wer unsere frühere vaterländische Geschichte kennt, der weiß, daß vor Christi Geburt das Land, welches sich vom Neckar bis an die Donau erstreckt, von Markomannen bewohnt war, die zu dem großen suevischen Völkerbunde gehörten. Sie zogen sich, als die Römer unter Kaiser Augustus hier an einem und dem andern Punkte festen Fuß gewonnen, nach Böhmen hin; doch nahmen wieder andere germanische Volksstämme aus der Nachbarschaft ihre Wohnsitze ein, bis Kaiser Trajan im Anfange des zweiten Jahrhunderts nach Chr. Geb. mehrere römische Kolonien in diesem Lande errichtete. Der Pfahlgraben oder die Teufelsmauer, auch Vallum Romanorum (röm. Wall) genannt, der sich von der Donau her über die Jart und den Kocher, alsdann durch den Odenwald an den Main, und von da in einem Halbzirkel bis in die Gegend von Braubach an den Rhein zieht, so daß der Neckar, bei den Römern Nicer heißend, ganz in die von ihnen besetzten Landstriche fiel, und

überdies mehrere in seinen Umgebungen gefundene Alterthümer, wie Götterbilder, Altäre, Urnen, Münzen, Waffen rc., sind hinlängliche Beweise für die römischen Feldzüge und Niederlassungen in den Gegenden dieses Flusses. Nach der großen germanischen Völkerwanderung und nach dem Untergange der Römerherrschaft am Rhein entwickelte sich hier ein kräftiges deutsches Leben, und die Geschichte des Mittelalters führt uns, so wie die der späteren Zeit, eine Reihe sehr merkwürdiger Begebenheiten vor, die sich an den Ufern des Neckars ereigneten. Nirgends auch, selbst nicht auf den Höhen des Rheins, verkündet sich der altritterliche Geist treuer, kühner und eigenthümlicher, als namentlich in dem von unserem Flusse benannten und ein abgeschlossenes Ganze bildenden Thale, das er bis nach Heidelberg durchströmt, wo mächtige Ruinen grauer Felsenburgen, inmitten schauerlicher Urwälder aufragend, das Rauschen krystallener Bäche, die sich mit den Fluthen des Neckars vermischen, und lieblich grünende Auen am Strande so lebhaft und anziehend die Gebilde romantischer Vorzeit wecken. So findet hier der sinnige Freund der Natur den herrlichsten Genuß bei Betrachtung ihrer wilden und sanften Schönheiten, und der Künstler reichen Stoff zur Darstellung landschaftlicher Scenen; so der Freund historischer Erinnerungen manche treffliche Urkunden über die Geschichte des Landes, und der Alterthumsforscher wichtige Denkmale vergangener Zeit, während der dichterische Sänger den wunderbaren Sagen lauscht, die aus dem Innern jener bemoosten Haine und Felsenklüfte zu ihm sprechen, und sie in neuen Liedern auf seiner Harfe wiedertönen läßt. Auch dem Botaniker gewährt die Flora dieser Gegenden eine mannichfache und reiche Ausbeute, und der Geolog entdeckt manche ihm interessante Erscheinung auf seinen Wanderungen durch die Gebirge umher, die meist aus rothem Sandsteine, Porphyr und Granit bestehen.

Die Fluth des Neckars ist hell und rasch, und sein Wasser verleiht ein stärkendes Bad. Man findet in ihm alle Arten von Flußfischen, auch in den Bächen, so aus den Wäldern herabkommen, und in den hie und da befindlichen Teichen, besonders im eigentlichen Neckarthale und bei Heidelberg, gute Forellen. Bei Cannstadt wird der Fluß schiffbar, was dem Handel und Verkehr, vorzüglich mit der Stadt Heilbronn, sehr förderlich ist. Noch weit mehr gewann derselbe für die Uferbewohner und die angränzende Gegend durch die Dampfschifffahrt, welche seit dem Frühlinge 1842 von Heilbronn bis Heidelberg statt findet. Zwei sehr gut eingerichtete und mit Allem, was zur Bequemlichkeit des Reisenden dient, wohlversehene Dampfboote (Wilhelm und Leopold) befahren den Strom, und zwar so, daß das eine jeden Morgen um sechs Uhr von Heilbronn abgeht und um die Mittagszeit in Heidelberg eintrifft, während das andere in derselben Morgenstunde seine Fahrt von dieser Stadt nach jener beginnt, wo es Abends um sechs Uhr anlangt.

Mannichfaltigkeiten.

(Frankfurt a. M.) Die Eleven des Ballets der Mad. Weiß haben bis jetzt 13 Vorstellungen, und zwar 7 im Jahres-Abonnement und 6 als suspendu gegeben. Schon zwei Mal war zum „Letztenmale" und endlich am 24. d. Mts. definitiv zum „Allerletztenmale" angezeigt. Dies Annonciren hat allerdings seine komische Seite, aber der Zudrang bleibt nichtsdestoweniger derselbe, und noch bei der 13. Vorstellung mußten mehrere Hunderte von Besuchern, wegen Ueberfüllung des Hauses, abgewiesen werden. Somit wird nun, trotz der definitiven allerletzten Vorstellung, ein abermaliger und vierter Cyclus eröffnet, für welchen Mad. Weiß einige neue Arrangements und Accessorien zu bieten gedenkt. Das Publikum mag darüber lächeln, aber es amüsirt sich dabei, und wird nicht müde, die in der That kunstfertigen und lieblichen Tänze der kleinen Eleven zu bewundern. Seit den Konzerten der Schwestern Milanollo sind solche Erfolge nicht da gewesen, und darum wollen wir die ungewöhnlichen Manövers des Theaterzettels, der dadurch freilich allen Glauben verliert, mit der Ungewöhnlichkeit der Sache entschuldigen. — Mit diesem vierten Cyclus und zugleich mit dem Schluß der Meßvorstellungen wäre aber der wirkliche Schluß doch zu wünschen, damit das Repertoire von Oper und Schauspiel wieder in das gewohnte Gleis zurückkehren möge.

Bekanntlich wird in den verschiedenen deutschen Bundesstaaten meist das Gold des einen als ausländisches Geld von öffentlichen Kassen, Posten u. s. w. zurückgewiesen. Ein Reisender erzählt darüber voll Entrüstung folgendes Stücklein: „Wie lange soll dieser Skandal, der Deutschland vor ganz Europa beschimpft, noch fortdauern? Ist es zum Aushalten, wenn man in einem deutschen, oder richtiger teutschen Bundesstaate (die Sache widerfuhr mir vor einem Jahre in München auf der Post) eine Verwaltung den deutschen Reisenden, der die Post belegen will, mit seinen preußischen, hannover'schen, braunschweigischen, sächsischen Goldstücken, ja, selbst mit den überall gültigen preußischen Kassenanweisungen (alle diese Münzsorten bot ich nämlich an) zurückweist und „inländisch Geld" oder auch — Napoleonsd'or verlangt? Ueber den letztern Theil dieses Faktums erglühte ich vor Scham. Ein Franzose stand neben mir; wir hatten auf unserer Fahrt von Salzburg nach München viel über die deutsche Einheit disputirt, und ich viel Patriotismus und Nationalgefühl entwickelt. Wie lachte der Franzose mich aus, als ich in dem deutschen Isar-Athen aus Mangel an französischen Napoleonsd'or nicht eingeschrieben werden konnte, und er mir mit solchen aus der Noth half! Dies geschah im Jahr der Gnade 1843 im August zu München in Baiern. Dagegen nahm in demselben München jeder Kaufmann, Gastwirth, Handwerker, ja jeder Fiaker meine preußischen Kassenscheine und deutschen Goldstücke willig an, und die Banquiers boten mir für die ersteren sogar noch Aufgeld."

(Ein weiblicher Soldat.) In Ostindien starb vor kurzem eine originelle Engländerin, Mrs. Hall, die Frau eines achtbaren Advokaten in Madras, die unter dem Namen Dschamal Khan in Punah allgemein bekannt war, da sie ihren Mann verlassen und in Punah Kriegsdienste genommen hatte. Sie befehligte lange ein Bataillon in Hydraboa und ging später nach Punah, um eine höhere Stellung zu erhalten. Sie erhielt dieselbe auch, wurde aber später als Staatsgefangene in eine Festung gebracht, weil sie einen Brahminen hatte todt prügeln lassen. Sie soll sehr schön und sehr tapfer gewesen seyn und ging stets in der landesüblichen Tracht, in

weiten Beinkleidern und einem offenen Jäckchen, einher. An der Seite trug sie einen damascener Säbel und auf dem Kopfe einen Helm mit einem wallenden Federbusche.

Im Marktflecken **Altenstadt** in der Wetterau kann man das jährliche Einkommen für Aepfel auf 20 bis 25,000 fl. rechnen; zu bemerken ist noch, daß auf diesen Ländereien, wo die Baumpflanzungen sind, auch die besten Früchte wachsen, z. B. Waizen, Korn rc. Vor ohngefähr zwanzig Jahren war der Erlös in diesem Orte nur auf 4 bis 5000 fl. jährlich für Aepfel zu rechnen; man kann also daraus nehmen, wie sehr die Baumpflanzung in dieser Gemarkung zugenommen hat.

(Beobachter in der Wetterau.)

(**Pantoffel-Regiment.**) „Um Gotteswillen!" rief ein Bauer aus, als er in das Zimmer seines Anwalts trat, „Sie haben mir da einen Brief geschrieben und auf die Adresse gesetzt: „An Herrn Claus N." Schreiben Sie mir nicht wieder so. Meine Frau hat einen fürchterlichen Spektakel über die Aufschrift gemacht." — „Aber, Claus", bemerkte der Justiz-Commissarius, „ich habe es gut gemeint." — „Ach!" rief dagegen der Bauer kopfschüttelnd aus, „lassen Sie das verdammte Wort „Herr" weg. Meine Frau sieht eine Beeinträchtigung ihrer häuslichen Rechte darin. — Was? Du willst Herr seyn? hat sie geschrieen, und mir eine Ohrfeige gegeben. Schreiben Sie lieber in der Folge: „**An Herrn Anna Maria Dorthe** N. in Butteldorf."

Ein Weinhändler des Weichbildes von Paris hatte den originellen Einfall, seinem Hause ein neues Schild zu geben, welches einen Hund und eine Katze, **die zusammen trinken**, vorstellte und in großen Buchstaben die Umschrift führte: „Im herzlichen Einverständnisse." Es scheint indeß, daß dieser Spaß nicht nach dem Geschmacke der Polizei war, die sich beeilte, das Schild wegnehmen zu lassen.

Korrespondenz.

Oberingelheim, 22. Sept.

Die Einweihung der neu erbauten evangelischen Kirche zu Sauerschwabenheim im Kreise Bingen.

Der Einsender dieser Zeilen erlaubt sich, ehe er zur Beschreibung der Einweihungsfeierlichkeit übergeht, einige Worte über die Kirche selbst vorauszuschicken. Der Plan zu der mitten im Orte Sauerschwabenheim auf einem schönen und geräumigen Platze gelegenen Kirche ist von dem so erfahrenen als sinnigen Kreisbaumeister Hrn. **Wetter**, der überhaupt seine architektonischen Kenntnisse schon vielfach bewährt hat, entworfen und unter der Leitung des Architekten Hrn. **Caske**, dessen Kenntnisse und Kunstsinn zu den schönsten Hoffnungen berechtigen, ausgeführt worden. An den im byzantinischem Style erbauten, 170 Fuß hohen Thurm, auf welchem sich ein in Erz gegossenes vergoldetes Kreuz erhebt, lehnt sich die ebenfalls in byzantinischem Style erbaute Kirche an, deren innere Räume durch die Hand des geschickten Malers Hrn. **Maier** aus Mainz herrlich ausgeschmückt sind. Besonders erheben die Malerei zwei herzerhebende Stellen aus der Bibel, als Lukas 11 — 28: „Ja, selig sind, die Gottes Wort hören und bewahren." Mathäi 23 — 8: „Denn Einer ist euer Meister, Christus; ihr aber seyd Alle Brüder." Um sechs Uhr des Morgens kündigte das Abfeuern von Böllern und das Festgeläute der Gemeinde einen Tag an, dem alle ihre Mitglieder und selbst die Juden freudig entgegen sahen und der seine religiöse Deutung schon dadurch beurkundete, daß vom Thurme herab das Lied: „Nun danket Alle Gott!" ertönte. Nach zehn Uhr versammelten sich die geistlichen und weltlichen Behörden in dem Schulhause, um sich dem Festzug anzuschließen, der sich hierauf in Bewegung setzte. Jede der zehn Abtheilungen des Zugs wurde von zwei Festordnern angeführt. An der Kirche angekommen, bildete die Musik, der Gesangverein, die Schulkinder und jungen Mädchen ein Spalier, durch welches der Zug bis an die Hauptthüren der Kirche schritt. Eins der Mädchen überreichte dem Superintendenten Dr. **Nonnweiler** den Kirchenschlüssel, der ihn dem Ortsgeistlichen mit dem Auftrage übergab, die Kirche zu öffnen. Nachdem dies geschehen und die einzelnen Abtheilungen des Festzuges die für sie bestimmten Plätze eingenommen hatten, wurde nach der Musik von dem Gesangverein eine Festcantate und nach dieser von der Gemeinde das Lied: „Komm', heiliger Geist" gesungen. Hierauf trat der von großherz. Oberconsistorium mit der Einweihung der Kirche beauftragte Superintendent Hr. Dr. Nonnweiler an den Altar und weihte, nachdem er zuerst die Gemeinde begrüßt und dieselbe in eben so gemüthlicher, als salbungsvoller Rede auf den Zweck des Tages und der Kirche hingewiesen hatte, dieselbe zum Dienste des Herrn ein. Nach vollendeter Weiherede wurde wieder eine Cantate gesungen und dann trat der gr. Dekan des Dekanats Oberingelheim Hr. **Mathias** an den Altar und empfahl in herzlichen Gebeten die neu eingeweihte Kirche der Fürsorge Gottes, worauf dann die Gemeinde das Hauptlied unter Begleitung einer wahrhaften Kirchenmusik anstimmte. Nach Absingung mehrerer Verse bestieg der Ortsgeistliche Hr. Pfarrrer **Kehrer** die Kanzel und predigte nach Anleitung der Textesworte 1. Buch Moses 28. — 17 über das Thema: die heilige Stätte des Hauses Gottes, die Pforte des Himmels. Diesem kenntnißvollen, thätigen Geistlichen ist die schöne Gabe der Rede in hohem Grade verliehen, daher war auch der Eindruck, den diese wahrhaft begeisternde und erbauende Predigt auf die zahlreiche Versammlung machte, groß. Mit gespannter Aufmerksamkeit und tiefer Stille folgten die Zuhörer dem Vortrage bis zum Schlusse. Nach beendigter Predigt wurde wiederholt eine Cantate und nach ihr der letzte Vers des Hauptliedes gesungen, worauf der Hr. Superintendent den Segen ertheilte. Nach beendigtem Gottesdienste vereinigte man sich zu einem Festmahle, welches durch gesellige Unterhaltung, durch Harmoniemusik und durch den Sauerschwabenheimer Gesangverein erheitert wurde. Während des Festmahles brachte Hr. Kreisrath Dr. **Camesasca** einen Toast auf das Wohl Sr. königl. Hoheit des Großherzogs als Beförderer, wie sein seliger hochherziger Vater, alles Bürgerglückes und besonders auch des kirchlichen Lebens, welcher von allen Anwesenden höchst wohlwollend aufgenommen wurde. Ein zweiter Toast, von dem Ortspfarrer Hrn. Kehrer dem Wohle des Superintendenten geweiht, fand ebenfalls allgemeinen Anklang. Dieses prunklose, aber doch schöne Fest, welchem durch die kirchliche Feier die Weihe gegeben, durch die Humanität der geistlichen und weltlichen Behörden gewürzt, und welches durch Bürgereintracht und Heiterkeit beider Confessionen erhöht wurde, endete erst spät und wird gewiß bei den Bewohnern von Sauerschwabenheim und den Besuchenden in höchst freudiger Erinnerung fortleben. Abends waren die Kirche und der Thurm beleuchtet.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 26. Sept. **Gastvorstellung der Madame Weiß**, Balletmeisterin des k. k. priv. Theaters in der Josephstadt in Wien, **mit ihrem Balletpersonal**, in 4 Abth. **Schauspielvorstellung: Die gefährliche Tante**, Original-Lustspiel in 4 Abth., von Albini.

Freitag, 27. Sept. **Gastvorstellung der Mad. Weiß**, **mit ihrem Ballet-Personale**, bestehend aus 86 Eleven, in 4 Abth. **Opernvorstellung: Der Wasserträger**, Oper in 3 Abth., Musik von Cherubini. Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. L. **Heller**. — Druck und Verlag von **Heller** und **Rohm**.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 269. Samstag den 28. September 1844.

Der Bauernkönig und die Jüdin.

(Von Johann Czynski.)

(Fortsetzung.)

Fünfzehntes Kapitel.
Eifersucht.

Ben Josef überließ die Liebenden ihrer Wonne und eilte nach dem Häuschen, dem Gefängniß gegenüber, wo die alte Jüdin ihm das Kirschenwasser gereicht hatte. Dort erwarteten ihn etwa zwölf Juden mit der lebhaftesten Ungeduld. Kaum hatten sie ihn bemerkt, so gaben sie eine Freude kund, wie Soldaten, welche ihren geliebten Anführer aus einer großen Gefahr gerettet sehen. Bald aber zeigte sich Schrecken und Verzweiflung auf ihren bleichen verstörten Gesichtern. Sie hatten die Priester lange Messer kaufen sehen; sie hatten Worte erlauscht, welche die sie bedrohende Gefahr offenbarten; sie hatten endlich erfahren, daß mehrere große Herren aus der Umgegend in der Hauptstadt Häuser für sich und ihre Dienerschaft gemiethet hatten. Völlig entmuthigt, suchten sie in den Augen Ben Josefs Rath oder ihr Todesurtheil. Sie wußten nicht, sollten sie sich auf's äußerste vertheidigen, oder ihren Hals den Schlächtern darbieten und als Märtyrer sterben.

„Brüder!“ sagte Ben Josef, „setzt eure Hoffnung auf den Gott Israels. Gehet, und sucht durch Gebete seinen Zorn zu besänftigen, den wir uns ohne Zweifel durch unsere Uebelthaten zugezogen haben. Ich will zum König Kasimir gehen. Nicht als ein armer Krämer will ich vor ihm erscheinen, sondern als euer Haupt und Stellvertreter. Ich hoffe, die Augen des großmüthigen Herrschers zu öffnen und sein Herz zu rühren. Nach meiner Rückkehr werdet ihr erfahren, ob wir uns zum Kampf vorzubereiten oder uns in unser Schicksal zu ergeben und den Tod zu erwarten haben.“

Nach diesen Worten warf sich Ben Josef nieder und betete zu Gott, daß er ihm seine Gnade und Barmherzigkeit schenken wolle. „Gott Abrahams,“ sprach er, „der Du mich stets aufrecht erhalten hast, wenn ich arm und demüthig erschien, der Du mich aus tausend Gefahren gerettet hast, wenn ich das jämmerlichste Wesen vorstellte, verlasse mich nicht, wenn ich vor einem Mächtigen der Erde erscheine als Dein treuer Diener, als Haupt Deines auserwählten Volks. Herr, der Du auf Deinem Thron die Psalmen Davids gehört hast, verschmähe nicht die Thränen eines seiner Nachkommen, auf welchen Israel sein Vertrauen und seine Hoffnung gesetzt hat!“

Er stand auf, warf die Lumpen ab, mit welchen er bekleidet war, legte ein bescheidenes schwarzes Gewand an, und nahm seinen Weg nach dem Schloß.

Es war noch Nacht. Die Thurmglocke hatte eben fünf Uhr geschlagen. Die Straßen waren finster und öde. Nur an einem Fenster des rechten Schloßflügels gewahrte man Licht. An diesem Fenster saß im Nachtkleid mit gesenktem Haupt und verwirrtem Haar ein bleiches Weib. In ihrer Unbeweglichkeit glich sie einem Marmorbild des sich prüfenden Gewissens. Dies Weib war Rokiczana. Sie hatte ihr Lager verlassen, auf dem sie weder Ruhe noch Schlaf finden konnte. Stundenlang hatte sie so unbeweglich da gesessen, mit einem Gedanken beschäftigt, welcher ihr Herz zerriß. Von Zeit zu Zeit warf sie einen Blick auf ein prächtiges Bett im Hintergrund des Gemachs, und ein Lächeln, das besser als alle Thränen den Schmerz ausdrückt, belebte ihre Züge.

In jenem Bett lag Kasimir. Er erwachte, stand auf und fragte, an's Fenster tretend, Rokiczana: „Was fehlt Dir, mein Kind? Das ist die zweite Nacht, daß Du wachst. Die Schlaflosigkeit macht Dich bleich. Du pflegst Deine Schönheit nicht, liebes Kind. Thue es mir zu Gefallen. Was schmerzt Dich?“

„Nichts,“ antwortete Rokiczana, ohne den König anzusehen.

„Wie? Du hast kein Vertrauen mehr zu mir? Du leidest, und ich weiß nicht, worum?“

„Es wird vorübergehen,“ erwiederte sie.

„Ich will wissen, was Dich bekümmert,“ sagte Kasimir dringender. „Als Du meine Liebe annahmst, als Du Dich dazu verstandest, Deine Wohnung mit meinem Palast zu vertauschen, da versprach ich Dir, über Dein Glück zu wachen und Deinen geringsten Kummer zu beseitigen. Die Geliebte Kasimirs muß heiter und fröhlich seyn. Sprich! Sollte einer meiner Hofleute Dich durch ein unbedachtsames Wort verletzt haben? Bei meinem Königthum, er soll es theuer bezahlen!“

„Ich habe mich über Niemand zu beklagen,“ versicherte Rokiczana.

„Nun, was fehlt Dir denn? Hegst Du einen Wunsch, den ich nicht errathen habe? Sprich ihn aus. Und sollt' ich meinen ganzen Schatz daran wenden. — Derjenigen, welche mich für die Regierungssorgen tröstet, kann ich Nichts verweigern.“

„Ich habe Alles, was ich bedarf," antwortete Rokiczana.

„Nun, was quält Dich denn? Sage mir's; ich beschwöre Dich bei unserer Liebe!"

„Kasimir," rief Rokiczana, „ich bin eifersüchtig."

„Eifersüchtig?"

„Ja. Seit dem verhängnißvollen Augenblick, wo Ihr die Jüdin, welche das Christenkind gemordet, in's Schloß habt kommen lassen, ist mein Herz gebrochen und mein Glück zu Ende. Wenn Eure Hofleute, Euer Volk Euch einen freien Augenblick lassen, so geht Ihr nicht mehr zu mir, sondern zu der Jüdin. Wenn wir sonst allein waren, da spracht Ihr mir von unserer Liebe, von unseren gegenseitigen Schwüren. Wenn Ihr jetzt Euch herablaßt, mich zu besuchen, so geschieht es, um mir den Verstand, die Schönheit, den Stolz der Jüdin zu schildern. Ihr habt vergessen, daß ihre Hände mit Christenblut befleckt sind, daß ihr Glaube dem unsrigen feind ist. Die Jüdin, die Jüdin — das ist Euer einziges Wort, Euer einziger Gedanke."

Der König hörte aufmerksam zu und entgegnete: „Rokiczana, wenn ich Esterka besuche, so geschieht es, um Aufschlüsse über das Verbrechen zu erhalten, welches man ihr beimißt. Wenn ich sie anhöre, so geschieht es, um die Sinnesart ihrer Glaubensgenossen zu ergründen, die einen Theil des von mir beherrschten Volks ausmachen."

„Ja, ja!" sagte Rokiczana. „Anfangs habe ich's auch geglaubt. Aber wenn ich sehe, wie Ihr nur von ihr redet, wie all' Eure Sorge darauf gerichtet ist, ihr den Aufenthalt im Schloß weniger unangenehm zu machen; wenn ich finde, daß Ihr ganze Stunden bei ihr zubringt: kann ich da zweifeln, daß eine gräuliche Zauberei mir Euer Herz raubt? Kasimir, seyd Ihr jemals zu mir getreten, ohne einen Kuß der Liebe auf meinen Mund zu drücken? Seit zwei Tagen habt Ihr mich nicht umarmt. Ich dürfte nichts wissen, meine Augen dürften nichts gesehen, meine Ohren nichts gehört haben — und mein Herz würde mir sagen: Kasimir ist nicht mehr der Alte. Ihr antwortet mir nicht; Ihr schweigt. O, wehe, wehe mir!"

Betroffen hörte Kasimir diese Worte an. Bis jetzt hatte er die Jüdin gern gesehen und gehört, und ihr in allen Dingen gefällig zu seyn gesucht, ohne sich Rechenschaft zu geben, warum. Die Vorwürfe Rokiczana's waren für ihn wie eine Offenbarung. Während sie ihren Argwohn und ihre Befürchtungen äußerte, sagte sich der König: „Wer weiß, vielleicht hat sie Recht." Als er indeß bemerkte, daß sein Schweigen den Schmerz Rokiczana's steigerte, sagte er, um sie zu beruhigen: „Kind, Du irrst Dich. Deine Vorwürfe sind ungerecht. Das Erstaunen macht mich stumm."

„Ihr habt nie mit der Jüdin von ihren Reizen, von ihrer Schönheit gesprochen?"

„Auf mein Wort, niemals."

„Ihr liebt nur mich?"

„Dich allein."

„Ihr werdet mich immer lieben?"

„Immer."

„O verzeiht, verzeiht! Ich bin ungerecht gewesen. Wenn man die Liebe eines Fürsten wie Kasimir besitzt, dann fürchtet man, einen solchen Schatz zu verlieren. Ich bin ruhig und glücklich. Ich fühle keine Schmerzen mehr. Aber ich habe eine Bitte an Euch. Ihr erinnert Euch Eures königlichen Wortes, mir meine erste Bitte zu gewähren. Ich habe bis jetzt nie von meinem Recht Gebrauch gemacht. Aber heute fleh' ich Euch an, diese Jüdin aus dem Schloß zu entfernen. Da sie Euch gleichgültig ist, was kann Euch daran liegen, wo sie verweilt?"

Kasimir wollte seine Geliebte beruhigen und trösten, und konnte sich doch nicht entschließen, die Jüdin zu entfernen. Er suchte die Antwort zu umgehen und seine Weigerung durch zärtliche Liebkosungen zu vergüten. Er nahm Rokiczana auf seine Knie, schaukelte sie, küßte sie, scherzte über ihre Unruhe und Eifersucht, und ließ ihr nicht Zeit, ihre Bitte zu wiederholen. Rokiczana blieb unbeweglich und ließ sich die Liebkosungen des Königs gefallen, ohne sie zu erwiedern. Als aber Kasimir mit der Hand durch ihre Haare fuhr, da kam ihr plötzlich der Gedanke, daß er das Ausfallen derselben bemerken möchte, welches fast bei der bloßen Berührung erfolgte. Aengstliche Gefallsucht ließ sie plötzlich Miene und Haltung verändern. Sie faßte sanft die Hand des Königs, führte sie an ihren Mund, bedeckte sie mit Küssen, umschlang seinen Hals mit ihren schönen Armen, erwiederte Liebkosung mit Liebkosung, und ward wenigstens scheinbar heiter und fröhlich. Sie sah wohl, daß der König ihrer Bitte nicht willfahren wollte; sie fühlte, daß sie seine Küsse mehr dem Mitleid als der Liebe verdankte, und ihr Herz blieb tödtlich verwundet. O, wie haßte sie ihre Nebenbuhlerin! Wenn es in diesem Augenblick in ihrer Macht gestanden hätte, die Jüdin zu vernichten, würde sie weder vor Dolch noch vor Gift zurückgebebt seyn.

(Fortsetzung folgt.)

Reiseskizzen aus Thüringen.

Thüringen, ein ausgebreitetes, vielgepriesenes Land, ist reich an Naturschönheiten, Merkwürdigkeiten und Alterthümlichkeiten aller Art. Rühmlich bekannt ist besonders die Fruchtbarkeit seiner Wiesen und Aecker und die Gutmüthigkeit seiner Bewohner. Um die Eigenthümlichkeiten dieses gesegneten Landes aus eigener Anschauung kennen zu lernen, unternahm ich einen Ausflug. Zuerst berührte ich

Erfurt.

Diese Stadt mit ihren riesigen Thürmen und formlosen Häusermassen war bekanntlich die Hauptstadt von Thüringen. Hatte diese Stadt nicht das Schicksal von Pompeji und Herculanum, so doch ein ähnliches, nämlich, daß sie von ihrer umfangreichen Größe bedeutend verloren hat und jetzt nur noch ein Splitter von Dem ist, was sie sonst war. Sie war in früheren Zeiten der Herd eines ewigen Unfriedens und blutiger Händel; nur erst seitdem sie durch Brandunglück ihre ursprüngliche Größe verloren und in bescheidenere Gränzen gedrängt wurde, kehrte mit besseren Zeitverhältnissen Ruhe und Friede zurück. Sie ist unstreitig eine der ältesten Städte Thüringens und merkwürdig durch ihre vielfältigen Schicksale. Namentlich spielte sie in der Zeit des Mittelalters eine wichtige Rolle. Damals war sie besonders ein Sitz der Juden, und es ist bemerkenswerth, daß, als im Jahre 1349 in Erfurt die Pest wüthete, durch welche Tausende von Menschen hingerafft wurden, man ungerechterweise die Israeliten beschuldigte, die Brunnen vergiftet zu haben, wie es auch hier und da zur Zeit der Cholera geschah. Sie hatten seitdem unaus-

rliche Verfolgungen zu erdulden, und des Kaisers Schirm, den sie jährlich um einen hohen Zins erkaufen mußten, war nicht mächtig genug, sie zu schützen. Ueberall wurden sie von den Christen überfallen und getödtet. Als man einen großen Theil jener Unschuldigen erwürgt hatte, flüchteten sich die übrigen, 3000 an der Zahl, in ihre Häuser, in welchen sie sich, sammt ihren Schätzen, verbrannten. Seit jener Zeit betraten die Kinder Israels nur noch mit Zittern diese Stadt.

Gegenwärtig ist Erfurt eine von rußigen Mauern eingeschlossene Festung, die von einem mit Wasser angefüllten Wallgraben umgeben wird. Unter den vielen Sehenswürdigkeiten verdient besonders der Dom erwähnt zu werden. Er ist ein kolossales Gebäude mit stolz herniederschauenden Thürmen. Ich bestieg einen derselben und ließ mir die weltberühmte große Glocke zeigen, welche 275 Centner wiegt und von dem Bischof Theodorich II., einem Bruder des meißnischen Markgrafen Heinrich des Erlauchten, am ersten Pfingstfeiertage 1247 getauft und nach seiner Konkubine Susanna genannt wurde. Es wurde mir gesagt, daß ihr summender Ton, wenn sie zu Ostern geläutet würde, noch über Pfingsten hinaus hörbar sey, und man hatte mir damit kein Mährchen aufgebunden, denn Pfingsten ist ein Ort einige Stunden von Erfurt gelegen.

Im Innern des Domes befindet sich unter anderen Gemälden auch ein Bild, welches den heiligen Christoph, auf eine Tonne gestützt, darstellt, wie er nach der bekannten Sage das Christuskind über einen Strom trägt, was ihm sehr sauer zu werden scheint. Dasselbe ist mit den grellsten Farben an die südliche Mauer der Kirche gemalt und so groß, daß es fast die ganze Höhe derselben einnimmt. Eine zweite seltsame Erscheinung für mich war ein Kreuz, an welches eine bekleidete Person angeheftet ist, die wahrscheinlich einen der beiden Schächer darstellen soll, zu welchem Christus in seiner Sterbestunde die Hoffnung erweckenden Worte sprach: „Noch heute wirst Du mit mir im Paradiese seyn!" Die eigentliche Bedeutung der gekreuzigten Person ist aber nicht bekannt. Auch bewahrt dieses Heiligthum noch das Denkmal des durch seine Doppelehe bekannten Grafen von Gleichen, umgeben von seinen beiden Frauen. Dieses Monument soll schon oft manche Schöne zum Stillstehen bewogen haben, um den hochherzigen Charakter der ersten Gemahlin des Grafen zu bewundern. Mehr als Eine soll dabei, in lebhaftes Anschauen versunken, leise gelispelt haben:

„Das Glück der Liebe, Edle, theiltest Du;
Ach, könnt' ich's auch, dann hätt' ich weit mehr Ruh!"

Der Graf von Gleichen ist jedoch nicht der einzige Fürst gewesen, welcher zwei Gemahlinnen zu gleicher Zeit gehabt hatte. Auch Landgraf Philipp der Großmüthige von Hessen, welcher seit 1523 mit der Prinzessin Christine, einer Tochter des Herzogs Georg des Bärtigen von Sachsen, vermählt war, wählte sich acht Jahre später, mit Bewilligung seiner Gemahlin und der Geistlichkeit, noch eine zweite Gemahlin, Margaretha von der Sahla, und ließ sich mit ihr am 9. März 1540 förmlich copuliren. Dieser Fürst lebte mit seinen beiden Frauen in einem glücklichen Verhältniß; er zeugte mit seiner ersten Gemahlin zehn Kinder und mit seiner zweiten neun, nämlich zwei Töchter und sieben Söhne. Jeder von diesen Prinzen erhielt eine Grafschaft, nach welcher sie genannt wurden. Sie schrieben sich: Geborne aus dem Hause Hessen, Grafen von Diez, Herr zu Lißberg, Herr zu Bickenbach u. s. w. Sie starben alle unverehelicht. Auch das Verhältniß zwischen den beiden Frauen soll die ganze Zeit hindurch ein sehr freundliches gewesen seyn.

Nachdem mich mancherlei Betrachtungen über die Doppelehen der beiden Fürsten erfüllt hatten, eilte ich nach dem Augustiner-Kloster, um Luthers Zelle in Augenschein zu nehmen, in welcher dieser Glaubensheld den ersten Gedanken zur Uebersetzung der Bibel gefaßt hat. Sie ist, wie alle Ueberbleibsel der Vorzeit, mit zahlreichen Inschriften, namentlich mit Bibelsprüchen, bedeckt. Uebrigens werden darin noch mehrere alte, von Luther gebrauchte Bücher und Geräthschaften aufbewahrt, welche die Erinnerung an jenes Lumen mundi noch lebhafter vergegenwärtigen. Mehr Vergnügen aber fand ich an den reizenden Gestalten und hübschen Gesichtchen der Novizen des Magdalenen-Klosters, einer Erziehungsanstalt für das junge weibliche Geschlecht. Hier findet man Fleiß, Anstand und gute Sitten vereint, Eigenschaften, welche nicht immer beisammen zu finden sind. Es darf daher nicht Wunder nehmen, wenn junge, feurige Männerherzen während des Besuchs von Amors Pfeil getroffen und schwer verwundet werden. Man kauft hier gewöhnlich feine weibliche Arbeiten, die von den zarten Händchen der liebenswürdigen Bewohnerinnen des Klosters verfertigt worden sind, um sie zum Andenken mit in die Welt zu nehmen.

Erfurt ist eine betriebsame Stadt, und es gewährt einen wunderlichen Anblick, feiste Herren und geschnürte preußische Offiziere zwischen schlichten Bürgersleuten die Straßen durchwandeln zu sehen. Indeß wollte mir das einförmige Leben und krämerhafte Treiben zwischen den rußigen Mauern durchaus nicht behagen, und ich war froh, als der Wagen bereit stand, mich weiter zu fördern.

Dumpf rollte der mit mehreren Reisegefährten angefüllte Wagen durch das stark gemauerte Schmiedstätter Thor, welches einen dunkeln Gang bildet, und bald hatten wir die Zugbrücke des Wallgrabens hinter uns. Innerhalb unseres wandernden Kastens hatte sich ein munteres Gespräch entwickelt, und als wir nach einer Weile aufblickten, sahen wir die Thürme von Weimar.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Frankfurt a. M.) Das Konzert der Herren Döhler und Piatti findet am 27. d. M. im Mülhens'schen Saale statt. Außer den Konzertgebern werden die Herren Ferdinand Hiller und Vivier mitwirken, und theils eigene Compositionen, theils solche von Beethoven, Mendelssohn, Moscheles, J. Rosenhain und Chopin executiren. Das reichhaltige und mit so klangvollen Namen gezierte Programm verspricht eine Soirée, welche der vom 25. d. M. an Interesse wohl nicht nachstehen dürfte, und auf welche wir die Freunde der Kunst besonders aufmerksam machen zu müssen glauben. So viel auch in Frankfurt concertirt und musicirt wird, so unterläßt man doch nicht, dem Vorzüglichen die verdiente Beachtung zuzuwenden.

Auf dem Hamburger Stadttheater hat Hr. Baison einen längeren Cyklus von Gastrollen mit dem „Hamlet" eröffnet; weiter wird derselbe im „Moriz von Sachsen", von Prutz, und im „Pugatscheff", von C. Gutzkow, auftreten. Baison's Leistung als Hamlet ist bekannt und schon oft besprochen.

„Du bist ein Spitzbube!" sagte ein Polizeimann zu einem Dieb, den er eben gefangen hatte, „was thust du in den Straßen des Morgens um 2 Uhr?" — „Ach!" antwortete der Bösewicht, „ich bin ein verschämter Armer, der bei Tage kein Almosen betteln mag." — „Aber wozu dieser Dolch?" — „Das ist deßwegen, weil um diese Stunde die Straßen nicht sicher sind."

Frankfurter Theater.

Der Pianist L. von Meyer.

Am vergangenen Sonntag wurde uns ein sehr buntes Mixtur-Compositum von Ballet, Oper, Schauspiel, Ouverture und Konzert geboten. In letzterem wurden wir mit dem hier noch nicht gehörten Pianisten L. v. Meyer, Kammervirtuos Sr. Maj. des Kaisers von Oesterreich, bekannt. Wir sind nun zur Ueberzeugung gelangt, daß die Urtheile, welche wir in verschiedenen, sowohl deutschen als englischen Zeitschriften über denselben gelesen, nichts weniger als übertrieben gewesen; im Gegentheil finden wir dieselben vollkommen begründet und müssen eingestehen, daß uns v. Meyer's Bravour, ausdauernde Kraft und unvergleichliche Geläufigkeit, mit einem Worte, die vollendetste Technik zur Bewunderung hinrissen. Er trug zwar nur eine Piece, eine Fantasie über Lucrezia Borgia vor, allein wir fanden hinreichend Gelegenheit, uns von seiner Virtuosität zu überzeugen. Es ist sein Spiel die vollkommenste mechanische Beherrschung des Instrumentes. Unstreitig liegt auch etwas Geniales in seinem stürmischen, kraftdurchdrungenen Vortrage, während derselbe keineswegs der Grazie, Eleganz und einer gewissen Lieblichkeit und Innigkeit ermangelt. Die Aufnahme des Künstlers von Seiten des Auditoriums war die ehrenvollste; dreimal wurde derselbe durch den lautesten Beifall und Bravoruf unterbrochen. Nur einem Tastenbewältiger, wie v. Meyer, konnte es gelingen, hier, wo noch vor nicht langer Zeit Liszt, Thalberg, Döhler und Dreyschock den rauschendsten Beifall gefunden hatten, Kenner und Publikum zugleich zur lauten Anerkennung hinzureißen. Wie wir vernehmen, wird Hr. v. Meyer nächsten Mittwoch ein großes Konzert im Theater geben, was uns Gelegenheit zu weiterer Besprechung seines vortrefflichen Talentes verstatten wird. Schließlich haben wir noch des ganz vortrefflichen Streicher'schen Flügels rühmend zu erwähnen, dessen Tonfülle, Kraft und Lieblichkeit durch Hrn. v. Meyer's Spiel zur vollsten Geltung gelangten.

Korrespondenz.

Kronberg am Taunus, 25. Sept.

Bei der vor kurzem in der hiesigen israelitischen Gemeinde stattgefundenen Feier einer neuen Thora trug deren Gesangverein unter Leitung ihres sehr verdienstvollen, für alles Gute begeisterten Religionslehrers Hrn. Cahn treffliche, mitunter schwierige Gesänge mit vieler Präcision vor. Einsender dieses, mit dem früheren gehaltlosen, aller religiösen Würde entkleideten Synagogen-Gesange daselbst bekannt, wurde mit allen Freunden eines vernünftigen, zeitgemäßen Fortschrittes freudig ergriffen über die in kurzer Zeit erfolgte Besserung in dieser Beziehung, und gewiß verdient Hr. Cahn wegen seines redlichen Wollens und Strebens nicht nur die dankbarste Anerkennung, sondern zur Beseitigung so mancher dem Guten noch im Wege stehenden Hindernisse auch alle mögliche Unterstützung. In dieser Hinsicht dürfte aber doch noch Manches zu wünschen seyn; denn als Einsender den 22. d. M., als am Vorabend des Versöhnungstages, dem Gottesdienste in der Synagoge beiwohnte hoffend, eine schöne Rede, besonders aber die ferneren Fortschritte im Gesange zu hören, wurde er zwar durch erstere, keineswegs aber durch letztere befriedigt, indem er zu seiner großen Verwunderung statt des Singvereins nur acht Knaben singen hörte. — Dem Vernehmen nach hat der Verein in Folge erlittener Beleidigungen von Seiten einzelner, in alten Formen und verjährten Vorurtheilen Befangenen sein so schön begonnenes Werk aufgegeben. So schmerzlich allerdings diese Erfahrungen sind, so wenig lasse sich dennoch der Verein in seinem edlen Streben durch das Mißfallen und den unverständigen Tadel einzelner Ignoranten, die statt eines kräftigen, deutschen Liedes und herzerhebenden Chorals in größtentheils unverständlichen Worten und irregulärem Zusammenschreien sich gefallen, entmuthigen, bedenkend, daß die Gegenwart Saaten für die Zukunft streuen muß und daß das Bessere — wenn auch nur langsam — sich endlich doch Bahn brechen und triumphiren werde. Schon lange erwachte ja in dem größten Theile der Juden die lebhafteste Ueberzeugung, daß eine blos von außen gegebene Emancipation wenig fruchten könne, wenn nicht gleichzeitig eine innere erfolgte, wenn sie nicht durch geistige und sittliche Bildung sich auf die Höhe des Zeitalters zu erheben suchten. Ist aber hierzu ein würdevoller Gesang nicht eins der vorzüglichsten Mittel? — Von dem löblichen israelitischen Vorstande, der bei der erwähnten Thorafeier einen so rühmlichen Eifer bewiesen und sich für eine in jeder Beziehung würdige Weihe so überaus thätig zeigte, darf daher zuversichtlich erwartet werden, daß er, vereint mit ihrem würdigen Religionslehrer, dahin wirke, damit das äußerlich so schön ausgestattete Gesetz nun auch durch einen einfachen, würdevollen Synagogengesang den Weg zum Herzen finde und fruchtbar für das Leben werde. S—r.

Meßschenswürdigkeiten.

Circus des Hrn. Alex. Guerra.

Da nur noch einige Vorstellungen dieser Künstlergesellschaft statt haben werden, so wird das Publikum darauf aufmerksam gemacht, daß gerade auf dieselben die ganze Gesellschaft ihre Talente verwenden werden, um den bisher erlangten Beifall im geneigten Andenken der verehrten Bewohner dieser Stadt zu erhalten. Demzufolge wird in der heutigen Vorstellung ein neuengagirtes Mitglied, die Dem. Leopoldine Lesensky, alle ihre Kräfte darauf verwenden, durch ganz ausgezeichnete Kunstproductionen in allen Fächern der Reitkunst die Zufriedenheit der Zuschauer zu erlangen. Den Schluß der Vorstellung machen auf vieles Begehren: die Räuber.

Theater-Anzeige.

Freitag, 27. Sept. Gastvorstellung der Mad. Weiß, Balletmeisterin des k. k. priv. Theaters in der Josephstadt in Wien, mit ihrem Ballet-Personale, bestehend aus 36 Eleven, in 4 Abth. Opernvorstellung: Der Wasserträger, Oper in 3 Abth., Musik von Cherubini. Mit aufgehobenem Abonnement.

Samstag, 28. Sept. Gastvorstellung der Madame Weiß, mit ihrem Balletpersonal, in 4 Abth. Opernvorstellung: Lucrezia Borgia, große Oper in 3 Abth., von Donizetti.

Redakteur: C. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 270. Sonntag, den 29. September 1844.

Der Bauernkönig und die Jüdin.

(Von Johann Czynski.)

(Fortsetzung.)

Sechzehntes Kapitel.

Das Pergament.

Ein Soldat kann im Gefecht verwundet werden, ohne daß er es merkt. Die Hitze des Kampfs, die Aufregung, der Wechsel des Erfolgs nehmen alle seine Fähigkeiten in Anspruch, und lassen das Einzelwesen in der Masse aufgehen. Aber wenn wieder Ruhe ist, wenn ein Waffenbruder ihn auf das fließende Blut aufmerksam macht, dann betrachtet er seine Wunde, mißt ihre Tiefe, und beginnt die Schmerzen zu fühlen, die er im Kampfgewühl vergessen hatte. Aehnlich war es mit Kasimir. Seitdem Rokiczana ihren Argwohn, ihre Befürchtungen, ihre Eifersucht offenbart hatte, war er erstaunt, beunruhigte und befragte sich, und prüfte die Wunde seines Herzens. Bis dahin hatte er in dem Strudel der Geschäfte und im Getreibe der Parteien sich unbewußt dem Zauber hingegeben, den Esterka auf ihn übte. Jetzt prüfte er seine Gefühle, rief sich die Vergangenheit zurück und sammelte seine geringsten Erinnerungen. Er erkannte, daß ein mächtiger Hang ihn zu der Jüdin hinzog, und lächelte über den Scharfblick einer Nebenbuhlerin, welche errathen hatte, was er selber nicht gewußt. Jetzt zitterte er bei dem Gedanken, daß der Tag des Gerichts bevorstand, und daß Esterka genöthigt seyn würde, das Schloß zu verlassen und sich auf die Armesünderbank zu setzen, um sich wegen eines Mordes zu verantworten; — daß sie von neuem den Schmähworten und Drohungen der Menge ausgesetzt seyn würde, — daß sie zur Folter, zum Scheiterhaufen geschleppt werden könnte. Bei diesem schrecklichen Gedanken malte sich Zorn und Entsetzen auf seiner gerunzelten Stirn, und er sagte sich: „Rokiczana, Du hast Recht, eifersüchtig zu seyn!"

Rokiczana hatte sich entfernt. Kasimir saß da, in seine Betrachtungen versunken, als der Zwerg halbwach und gähnend ihm meldete, ein Jude bitte um Gehör. Der Zwerg rieb sich die Augen, dehnte sich und bemerkte, er hätte so früh den König nicht stören wollen; aber der Jude habe versichert, es handle sich um eine höchst wichtige Angelegenheit, und zudem habe er die königliche Denkmünze gezeigt, welche ihren Inhabern die Thore des Schlosses öffnete.

Der König ließ den Juden eintreten. Er erkannte sogleich in ihm Ben Josef, und wunderte sich nicht über seine neue Tracht. Esterka, welche bemerkt hatte, daß Kasimir sich gern von den Juden erzählen ließ, hatte einige Worte über den Hausirer fallen lassen und dem König gesagt, daß unter dem Gewand eines armseligen Krämers einer der weisesten und mächtigsten Juden stecke. Indem sie dem König die Hauptzüge seines Charakters schilderte, hatte sie sich unwillkürlich der schmeichelhaften Ausdrücke bedient, welche Zuneigung verrathen. Als Kasimir den Juden eintreten sah, empfand er einerseits ein wenig Verdruß darüber, daß Ben Josef ihm seine wahre Stellung verheimlicht hatte; auf der andern Seite aber fühlte er Mitleid mit einem Menschen, der, vom Vorurtheil verfolgt, seine Vorzüge unter so viel Hüllen verstecken mußte. „Ah!" rief er ihm zu, „Ihr seyd's, Herr Hausirer, vielleicht immer noch arm und gekrümmt, wie der geringste Bettler meines Reichs. Ich weiß, wer Ihr seyd, ich kenne das Ziel, nach dem Ihr strebt, die Mittel, über die Ihr verfügt. Ich sage es Euch, damit Ihr Euch in Zukunft hütet, Euren Herrn zu täuschen. Was auch Eure Beweggründe seyn mögen, nichts entschuldigt Euch, wenn Ihr Euch verlarvt vor dem Herrscher, welcher dem Geringsten seiner Unterthanen Gehör giebt. Laßt Euch das gesagt seyn, und erklärt mir nun, was in der Morgendämmerung Denjenigen zu mir führt, welchen das Volk Israel den Sonnenstrahl nennt, und in welchem es sein Haupt, seine Stütze, seine einzige Hoffnung erkennt."

„Herr König," antwortete Ben Josef, „verzeiht, wenn das Unglück, welches auf meinem Geschlecht ruht, mir nicht gestattet, mit emporgerichtetem Haupt und heiterer Stirn vor Euch zu erscheinen. Der Geringste unter den Hütern Eurer königlichen Wohnung würde einem in seinem Unglück stolzen Juden den Eintritt verwehrt haben. Ich mußte mich bis zur Erde bücken, um bis zu Euch zu gelangen. Ihr Selber, Herr König, würdet, trotz Eurem Wohlwollen, verächtlich gelacht haben, wenn ich Euch angeredet hätte: König der Polen, Du siehst in mir das Haupt Israels, welches an der Rettung Deines Throns und Deines Volks arbeitet. Aber dies Mal erscheine ich in meiner wahren Gestalt. Ich habe das Gewand angelegt, welches ich trage, wenn ich im Heiligthum zu Gott bete, weil ich im Namen Israels vor meinem Herrn und Meister erscheinen will."

(Fortsetzung folgt.)

Reiseskizzen aus Thüringen.

(Fortsetzung.)

Weimar.

Oft schon hatte ich gehört, daß diese Residenzstadt mit geschlossenen Gesellschaften reichlich gesegnet sey, was auch in der That keine Unwahrheit zu seyn schien, denn kaum hatten wir das Erfurter Thor im Rücken, als uns auch schon eine geschlossene Gesellschaft entgegen kam, und zwar eine Gesellschaft, von welcher wohl Niemand ernstlich wünschen möchte, Mitglied zu werden. Dort ist es nämlich noch Sitte, daß man die Züchtlinge, wie Hofnarren in buntscheckige Kleider gekleidet, in den Straßen herum führt, um sie mit allerlei Arbeiten zu beschäftigen. Das Rasseln der Ketten und Eisen an ihren Beinen war eine grausige Musik und erinnerte lebhaft an das Schicksal der Galeeren-Sträflinge in den Bagno's von Frankreich. Weimar, einst der Centralpunkt der deutschen Literatoren, ist jetzt in dieser Beziehung fast verödet. Wenn es auch einige Männer, ja sogar einige Frauen in seinen Mauern birgt, deren Namen in der literarischen Welt einen guten Klang haben, so sind sie doch keine Sterne erster Größe, wie sie sich oft einbilden, es zu seyn. Bemerkenswerth ist die Voigt'sche Offizin, welche vielleicht die erste Büchmacher-Fabrik in Deutschland genannt werden kann. Für Weimar selbst mag dieses Institut von einigem Nutzen seyn, ob aber auch für die Literatur, möchte stark bezweifelt werden. Alles darin ist fabrikmäßig eingerichtet und auch das Honorar für Schriftsteller wird nach Fabrikpreisen bezahlt. Diese Offizin enthält nicht nur eine ausgesuchte Buchdruckerei, sondern sie umfaßt auch eine Steindruckerei und Buchbinderwerkstatt, so daß die gedruckten Werke gleich bis zum Versenden fertig gemacht werden. Einer ihrer thätigsten Arbeiter ist der Freiherr von Biedenfeld, dessen Namen durch die Herausgabe von „Weimar" unvergänglich geworden ist. Es ist ein Machwerk sonder Gleichen.

Am Arme eines Bekannten, den ich zufällig getroffen hatte, durchwanderte ich die reinlichen, zum Theil sehr engen und krummen Straßen der Stadt, an die sich tausend theuere und heilige Erinnerungen knüpfen. In einem kesselartigen Thale gelegen, sieht man Weimar nur erst dann, wenn man dicht davor steht. Nur auf einigen Punkten tauchen die Spitzen seiner drei Thürme etwas früher empor. Die Stadt enthält viele neugebaute, stattliche Häuser, die, dem Geschmacke der Zeit gemäß, größtentheils leicht und luftig aufgeführt sind; sie bilden theilweise schöne breite Straßen. Von dem früheren, alterthümlichen Ansehen sind nur wenig Spuren noch vorhanden. Der Marktplatz ist verhältnißmäßig klein und hat an Größe durch den Brand des Rathhauses noch gewonnen. Das neue, im gothischen Style erbaute Rathhaus befindet sich an der westlichen Seite desselben und macht einen imposanten Eindruck. Die kostspielige Herstellung desselben wird, wie mir gesagt wurde, durch eine Biersteuer gedeckt. Dieß ist ein sehr schätzenswerther Einfall und zeugt von überschwänglicher Erfindungsgabe der Weimaraner; denn, außer in Bayern, mag wohl selten so viel Bier getrunken werden, als gerade dort, wo man in der Regel schon des Morgens anfängt, um das gehörige Quantum consumiren zu können.

Weimar, sagte mein Begleiter, ist, wie die Chroniken melden, in früheren Jahrhunderten von viel ausgedehnterem Umfange gewesen, als jetzt. Das nördliche Ende, wo der Goldbrunnen sein klares Wasser sprudelt, soll damals den Mittelpunkt der Stadt gebildet haben. Im Jahre 1173 wurde sie aber von dem Landgrafen Friedrich III. zerstört und später durch Brände verwüstet, wodurch sie viel an ihrer ehemaligen Größe verlor. Jetzt ist sie wieder im Aufblühen, fügte er bedeutsam noch hinzu.

Auf den Wanderungen durch die Stadt machte mich mein Begleiter unter Anderem auch auf einen, wie es schien, der ärmeren Volksklasse angehörigen, schon bejahrten Mann aufmerksam, dessen Rücken das Schicksal mit einer unebenen Bürde bezeichnet hatte. „Dies ist der weimarische Improvisator in naturae, ein Original, wie man es nur selten findet", bemerkte mein Geleitsmann, „denn Alles, was er spricht, spricht er in Versen." Ich zweifelte, daß dem so seyn könne, als er auf den natürlichen Verskünstler zueilte, und ihn nach etwas fragte, worauf dieser augenblicklich die Antwort in Versen ertheilte. Dabei hatte ich Gelegenheit, ein Gemengsel von Rhythmen zu vernehmen, das wahrhaft wunderbar war. Waren es Knittelverse? Waren es Alexandriner? Ich weiß es nicht. Genug, es waren Verse, mit denen er antwortete und ein Gespräch anzuknüpfen suchte. Indeß mußten wir uns beeilen, von ihm hinwegzukommen, um nicht vom Lachkrampf befallen zu werden.

„Dieser Mann", fuhr mein Begleiter fort, „erfreute sich seiner improvisatorischen Eigenschaft wegen in früherer Zeit der Gunst Göthe's, in dessen Hause er manches Gute genoß. So erzählt man sich, daß er einst bei einem Gastmahle in Göthe's Hause, wobei er das Amt eines Zuträgers verwaltete, von Göthe aufgefordert worden sey, einen Wunsch an seine bekanntlich sehr wohlbeleibte Gattin in Versen zu richten, welcher, wenn er nicht übertrieben, ihm möglichst erfüllt werden sollte. Der Verskünstler soll sich darauf Göthe's Gattin auch wirklich genähert und ihr folgenden Wunsch an's Herz gelegt haben:

> Um wahrhaft glücklich-froh zu seyn,
> Und recht des Lebens mich zu freu'n,
> Wünscht' ich, hör' an, ein Schweinchen mir,
> So groß, so dick und fett, gleich Dir.

„Dieses Impromptü", schloß mein Begleiter, „soll, außer der Gemahlin Göthe's, von allen Anwesenden herzlich belacht und der Wunsch dem Bittsteller ohne Weiteres gewährt worden seyn. Trotz der etwas plumpen Anspielung auf die Korpulenz von Göthe's Frau, ist er doch bis an des Dichters Lebensende im Besitz von dessen Gunst geblieben und auch seine Gemahlin soll dem Improvisator später seinen Streich verziehen haben."

(Fortsetzung folgt.)

Konzert von J. Moscheles.

Wenn man die Violine die Königin der Instrumente genannt hat, so verdient sie diesen Vorrang, weil in der That ihr an Ausdruck und Kraft so reicher, seelenvoller und der menschlichen Stimme am nächsten kommender Ton alle andern überstrahlt und der Empfindung wie der Leidenschaft die eindringlichste Sprache leiht. Dagegen möchten wir das Klavier

den vornehmsten Gutsbesitzer, oder den reichsten Handelsherrn im Lande der Tonkunst nennen; denn es hat den größten Umfang, die weiteste Ausdehnung, die ergiebigste Vielseitigkeit und weiß alle Schätze der Musik sich anzueignen und im Bereich der Harmonien gegen die andern zu überwiegen; es ist für sich allein am selbstständigsten und in seinen Eroberungen am glücklichsten. Für das praktische Bedürfniß der Einzelnen eignet es sich am meisten, und den Fleiß Derjenigen, die weder Talent noch Genie besitzen, lohnt es am besten. Um dieser und anderer Vorzüge willen hat das Klavier aller Orten festen Fuß gefaßt und kein anderes Instrument zählt so viel Jünger und Verehrer, als es; denn fast in jedem Hause hat es sich heimisch gemacht und nimmt sein Freundschaftseckchen ein. Wenn es auch nicht für Jeden den ganzen Reichthum seines Umfanges entfaltet, so bietet es doch für Jeden irgend einen, wenn auch noch so kleinen genußgewährenden Lohn, und selbst sein bescheidenster Krämer fühlt sich mit ihm in der engen Sphäre glücklich und zufrieden. Hieraus erklärt es sich auch, warum es von so vielen Künstlern und Virtuosen exploitirt und cultivirt wird, und die Zahl derselben ist Legion. Seitdem Clementi das Klavier in die Konzertsäle eingeführt hat, wie viele Meister und Begründer von Schulen desselben haben seitdem geglänzt und Ruhm und Gold mit ihrer Virtuosität errungen! Unter ihnen nimmt auch J. Moscheles, dessen Name in der Geschichte des Klavierspiels stets genannt werden wird, einen ersten Rang ein, und in fast allen großen Städten von Europa hat sein Talent Triumphe erlebt.

Am 25. d. Mts. gab J. Moscheles, unter Mitwirkung von Felix Mendelssohn-Bartholdy, in Frankfurt a. M. ein Konzert, und die Vereinigung zweier Namen von solchem Klange konnte ihre Anziehungskraft nicht verfehlen. Die gewöhnlich nur spärlich besetzten Räume des Saales waren überfüllt, und der Andrang der Hörer verbreitete sich bis in die Vorzimmer und auf die Korridore. Die Vorträge des Konzertgebers machten den Hauptinhalt dieser glänzenden Soirée aus. Seine gediegenen Compositionen, welche dem Charakter und der Eigenthümlichkeit des Instrumentes angemessen und von den Ueberbietungen der neuesten Schule frei sind, zeichnen sich durch eine besonnene, in allen Theilen wohl berechnete, feine und geschmackvolle Haltung, so wie durch gründlichen und regelrechten Satz aus, während sein Spiel, wenn auch nicht mehr im vollen Glanze seiner früheren Bravour und wohl etwas allzu abgemessen und nicht immer lebensvoll genug, den anerkannten Meister, der Solidität und Geschmack mit vollkommener Beherrschung der Technik zu vereinigen weiß, bekundet. Es wurde ihm, als dem Componisten und Virtuosen, als dem Künstler von Verdienst und Renommée, der lebhafteste und einstimmigste Beifall in reichem Maße gespendet. Den Glanzpunkt des Abends bildete der Vortrag des Concertante für zwei Pianofortes — beide waren vorzügliche Patentflügel von Streicher — „Hommage à Haendel," eine höchst interessante Composition, worin der Konzertgeber und Mendelssohn-Bartholdy in einem so seltenen künstlerischen Zusammenwirken die Hörer enthusiasmirten; besonders entfaltete der Letztere die volle Kraft und Energie seiner mit Recht bewunderten Genialität. Da der Zweck dieser Zeilen mehr ein Referat, als eine musikalische Kritik der genannten Künstler und Kunstleistungen ist, so mögen diese Andeutungen hier genügen, indem sie die Erfolge als glänzende bezeichnen. Außerdem waren noch mitwirkend die HH. Guhr, Mohr, H. Wolff, Eliason, Bockmühl und Sachar, welche die Konzertpiecen trefflich begleiteten. Fräul. Graumann und Hr. Hecht sangen Arien und Lieder von Mozart, Schubert und Mendelssohn mit Beifall. Hr. Hecht, als Gesanglehrer vortheilhaft bekannt und viel beschäftigt, verdient für seine freundliche Bereitwilligkeit, bei Konzerten mitzuwirken, um so mehr Dank, als die Mitglieder unserer Oper nur selten zu Gebote stehen. Er sang heute besonders schön, und ohne durch große Stimmmittel zu imponiren, wußte er einen geschmackvollen Vortrag und eine gute Gesangschule geltend zu machen, Vorzüge, welche zu Gunsten der Methode seines Unterrichtes sprechen.

Mannichfaltigkeiten.

(Frankfurt a. M.) Das Konzert der Sängerin Fräul. Philippine Sähr findet heute, Samstag den 28. Sept., im Mülhens'schen Saale, unter gefälliger Mitwirkung der Pianistin Madame Schäfer aus Wien und des Hrn. Herger, Baritonist des Rigaer Stadttheaters, so wie des Hrn. Schauspielers Steinmüller aus Hannover statt.

(Erklärung.) Verschiedene Tagblätter (insbesondere die Didaskalia vom 23. l. M. Nro. 264) enthalten Artikel mit der Unterschrift: „Dr. Karl Johann Hoffmann" versehen. Ich finde mich hierdurch veranlaßt, die Erklärung abzugeben, daß diese Artikel nicht von mir herrühren.

Darmstadt, 23. September.

Carl Joh. Hoffmann, Dr. jur.
Hofger.-Secr.-Accessist.

Korrespondenz.

Köln, 25. Sept.

Die Zwistigkeiten, welche in diesem Frühjahre unter den verschiedenen hiesigen Dilettantenvereinen dem niederrheinischen Musikfeste vorangingen und auf den Besuch der großen Konzerte im Gürzenich sehr nachtheilig einwirkten, sollen einen so beträchtlichen Ausfall in den Einnahmen zur Folge gehabt haben, daß das Festcomité, um denselben zu decken, zu dem bisher in den Annalen des Musikfestes noch nicht vorgekommenen Aushülfsmittel gegriffen hat, nach Verlauf von vier Monaten jetzt noch nachträglich ein großes Vocal- und Instrumental-Konzert zu veranstalten, welches am 29. im Schlosse zu Brühl stattfinden wird. Der König hat die dazu erforderliche Genehmigung bereitwillig ertheilt. Da das Konzert auf einen Sonntag fällt und das besuchende Publikum bei diesem Anlaße auch das Innere des schönen Schlosses besehen kann, so wird der Ertrag gewiß nicht unbedeutend seyn.

Mainz, 23. Sept.

Gestern wurde das Ergebniß der am Dienstag beendigten Beigeordnetenwahl bekannt gemacht. Der Rentner und Gemeinderath Hr. Rascher erhielt die meisten Stimmen, 204; der zweite Kandidat ist der Kaufmann Hr. Heinr. Amtmann mit 189 Stimmen, der dritte Kandidat der Kaufmann und Gemeinderath Hr. Kilian mit 183 Stimmen. An dieser Stimmenzahl ist leicht zu ersehen, daß unsere 3700 oder 4000 Wahlberechtigte sich dabei sehr wenig betheiligt haben und daß wir auch etwas stark an Indifferentismus leiden. — Die Frankfurter Messe und die schöne Witterung der ersten Hälfte des Monats September haben unsern Gasthöfen wieder so

viele Fremde zugeführt, daß sie an jedem Abende besetzt waren; es befanden sich darunter auch zwei sehr vornehme russische Familien, die Fürstin Galizin mit Familie und Gefolge und der Graf Schuwalow mit Familie und Gefolge, die beide in dem Gasthofe zu den drei Kronen logirten und wirklich großartig dort lebten. — Das gestern ausgegebene Wochenblatt enthält die seit Jahren erwartete Ankündigung von den im neuen Käßtrich-Stadttheile vorzunehmenden Versteigerungen von Bauplätzen. Aus der mit dieser Bekanntmachung verbundenen näheren Auseinandersetzung erfährt man, daß der ursprüngliche Plan zu Anlegung dieses schön gelegenen Quartiers bedeutend erweitert worden ist. Durch Ankauf eines Weinbergs von Hrn. Staatsprocurator Knyn sind die Unternehmer, die Herren Schlemmer und Schmitt, nun in dem Besitze eines 23 Morgen großen zusammenhängenden Terrains. Eine Terrasse von 1100 Fuß Länge, die bis auf 1600 Fuß gebracht werden kann, neben der eine Hauptstraße von 1600 Fuß Länge und eine Promenade hinziehen, wo man einer freien, sehr schönen Aussicht auf bedeutende Entfernung genießt, verleihen dieser neuen Stadtgegend in der gesundesten Lage Annehmlichkeiten, wie man sie selten beisammen findet, und versprechen ihr eine lebhafte Theilnahme. Künftigen Donnerstag den 26. d. M. findet einstweilen eine Versteigerung von neun Bauplätzen statt, wovon jeder zwischen 9 und 14000 []Fuß enthält, also hinlänglichen Raum zur Anlage von Gebäulichkeiten, Hof und Garten darbietet. Die in neuester Zeit stattgehabte Auffindung einer sehr geräumigen Zisterne mit mehreren Wassergallerieen römischen Ursprungs setzt auch die Wasserhaltigkeit des Gebirgabhangs außer Zweifel und wird von den Unternehmern mit Recht als ein günstiges Ereigniß betrachtet.

Darmstadt, 21. Sept.

Die gestrige dritte Theatervorstellung der neuen Saison brachte uns das Schauspiel: „die Günstlinge", von Mad. Birch-Pfeiffer. Neu für unsere Bühne, erregte dieses Stück ein um so größeres Interesse, als die Darstellung der Katharina II. durch Mad. Fischer, vom Hoftheater zu Wiesbaden, von den schönsten Erfolgen begleitet war, so daß ihr ungekünsteltes und doch würdevolles Spiel, welches das Wesen der Rolle ganz in sich aufgenommen hatte, eine für sie sehr schmeichelhafte anerkennende Würdigung fand. Potemkin, von Hrn. Becker kunstvoll dargestellt, war der seiner Allmacht sich bewußte Günstling, der gewandte Hofmann und feine Diplomat, den Nichts aus der Fassung zu bringen vermag. In diesem Geiste bewegte Hr. B. sich in seiner Rolle mit jener Leichtigkeit und Sicherheit, die seinem Spiele stets eigen sind. Agrafine, von Fräul. Steck, war sehr anziehend und liebenswürdig, und auch ihr Mamanov, von Hrn. Wiesthaler, mußte Theilnahme und Aufmerksamkeit erregen. Für jetzt nur diese rhapsodische Mittheilung über die Vorstellung des gestrigen Abends. — Vorausgegangen war, und zwar am letzten Dienstag, das Lustspiel: „Zopf und Schwert", von Karl Gutzkow. Ein ebenfalls neuer Erwerb unseres Repertoire's, der zu den glücklichen gezählt werden dürfte. Die Wahl des Stoffes ist gewiß gut und die Art und Weise, wie ihn der Dichter dramatisch gestaltete, kann im Allgemeinen nur eine beifällige Anerkennung finden. Die originelle Persönlichkeit des Professor Guntling, der, als Hofgelehrter bei Friedrich Wilhelm I. und als Mitglied der Tabagie, eine merkwürdige Erscheinung war, würde, in das Drama vom Dichter eingeführt, von unvergleichlicher theatralischer Wirkung gewesen seyn. Schade, daß diese interessante Personage übergangen worden ist. Die Darstellung war gut und Mad. Fischer, als Königin, ließ bei diesem ihrem ersten Gastspiele in mehreren der interessantesten Momente schon klar durchblicken, was sie zu leisten im Stande sey.

Aus dem Herzogthum Nassau, 17. Sept.

Da man in neuester Zeit wieder von vielen Seiten her günstige Berichte über den Erfolg der Mäßigkeitsvereine liest, so möchte es vielleicht Manchem nicht uninteressant seyn, zu hören, daß man auch zu Dillenburg in der angegebenen Rücksicht die erfreulichsten Erfahrungen gemacht hat. Es sind seit dem Bestehen des Dillenburger Mäßigkeitsvereines nicht nur mehrere Brennereien eingegangen, sondern es wird auch von den Wirthen und Kaufleuten, wie man glaubhaft versichern hört, nicht ein Drittheil des Branntweins mehr verkauft, der früher abgesetzt wurde. Die öffentlichen Feste, Jahrmärkte und Kirchweihen werden auf eine dem Menschen- und Volksfreunde wahrhaft erfreuliche Weise gefeiert, und wurde bei einem neulich mehrere Tage dauernden und von dem schönsten Wetter begünstigten Volksfeste bei allgemeiner Heiterkeit und fröhlichem Drängen und Treiben auch nicht ein Betrunkener wahrgenommen. Das sind in die Augen fallende Wahrnehmungen, was aber der Verein in der Stille der Familien gewirkt hat und noch fortwährend wirkt, entzieht sich zwar dem Blicke der Menge, ist aber nicht minder bedeutend und dem fühlenden Herzen besonders erfreulich, so daß gewiß jeder Unbefangene urtheilen muß: Die Mäßigkeitsvereine, wenn sie nicht blos auf dem Papiere stehen, sondern in das Volksleben eindringen, sind ein Segen der Menschheit.

Usingen, 20. Sept.

Die lange schon angeregte Idee, dahier einen öffentlichen Ausstellungsort für Kunst- und Gewerbegegenstände jeder Art, für ausgezeichnete Gemälde, Kupferstiche, Möbel ꝛc. zu begründen, ist jetzt zur definitiven Ausführung gekommen. Auf dem hiesigen Rathhause ist eines der schönsten Zimmer dazu bestimmt worden, alle Gegenstände obiger Art Donnerstags und Samstags von 10 — 12 Uhr der öffentlichen Beschauung auszustellen, einestheils, um Künstlern Gelegenheit zu geben, bekannt zu werden, anderntheils, um das Interesse für einheimische Industrie und Gewerbthätigkeit zu fördern. — Im gegenwärtigen Augenblick zieht eine sehr ausgedehnte Sammlung ausgebalgter heimischer Thiere in den besten Exemplaren die Aufmerksamkeit des Publikums an. Was ein jahrelanger Fleiß im Stillen vollendet und in allzu großer Bescheidenheit dem öffentlichen Blicke entzogen hatte, tritt jetzt zum Erstenmale an's Licht und Hunderte besuchen an den bestimmten Tagen unsere erste Ausstellung und verlassen sie befriedigt. Noch erfolgreicher wird dieser Versuch werden, wenn die ersten Möbel, Modelle, musikalischen Instrumente ꝛc. heimischer Fabrication aufgestellt und zu festen Preisen zum Verkaufe angeboten werden. Dann werden wir unsere „Industriehalle" haben, ehe sich unsere Hauptstadt einer solchen rühmen kann. Dies mag als ein öffentlicher Beweis gelten, wie sehnsüchtig unsere Handwerker eine solche überaus nützliche Anstalt in Wiesbaden wünschen und wie in unserer Stadt die Nachricht von dem Zustandekommen derselben aufgenommen wird. Bei uns ist das Grundeigenthum zu zersplittert und da die geringeren Bürger von dem Ackerbau nicht allein leben können und häufig überschuldet sind, so ist leicht zu ermessen, wie sich die nächste Generation befinden wird, wenn nicht, wie anderwärts, neben dem Bauernstand noch die Gewerbe gepflegt und herangebildet werden. Never too late comend, sagen die Engländer und da hier von einer Lebensfrage die Rede ist, so verdient das Beispiel unserer Stadt auch anderwärts Nachahmung und öffentliches Lob. — Möchte dieser kräftige Wille, der alle Wege einschlägt und alle Hülfsmittel anwendet, um sein nützliches Ziel zu erreichen, nicht mißkannt werden, denn nur aus dem Wohl jeder einzelnen Gemeinde entspringt der Aufschwung des ganzen Staates und es ist ein wahrhaft goldener Wahlspruch, dieses gepriesene Wort Napoleon's: „Wer an dem Wohl seiner Gemeinde arbeitet, arbeitet an dem Wohl seines ganzen Vaterlandes; er vereinfacht nur seine Ausgabe im Verhältniß vom Kleinen zum Großen."

Theater-Anzeige.

Samstag, 28. Sept. Gastvorstellung der Mad. Weiß, Balletmeisterin des k. k. priv. Theaters in der Josephstadt in Wien, mit ihrem Ballet-Personale, bestehend aus 36 Eleven, in 4 Abth. Opernvorstellung: Lucrezia Borgia, große Oper in 3 Abth., von Donizetti.

Sonntag, 29. Sept. (Neu einstudirt): Muttersegen, oder: die neue Fanchon, Schauspiel mit Gesang in 5 Abth., nach dem Franz. des G. Lemoine, von W. Friedrich, Musik von H. Schäffer.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 271. Montag, den 30. September 1844.

Der Bauernkönig und die Jüdin.

(Von Johann Czynski.)

(Fortsetzung.)

„Und warum heute dieser Wechsel und nicht gestern?“ fragte der König.

„Weil ich heute Euch Beweise liefern kann, daß Eure Krone bedroht und Euer Thron in Gefahr ist,“ antwortete der Jude.

„Mein Thron in Gefahr?“ wiederholte Kasimir lächelnd. „Du hast vielleicht einige unbedachtsame Worte eines vom Wein erhitzten unwissenden Edelmanns belauscht oder einige Drohungen eines fanatischen Priesters. Laß sie trinken und schreien. Ihre lächerlichen Prahlereien werden mit den Weindünsten verrauchen. Aber wenn ihre Verwegenheit offen an's Licht träte, wenn sie von Worten zur That übergingen, dann wollte ich sie mit einem Blick zum Schweigen bringen.“

„Ich weiß, Herr König,“ erwiederte der Jude, „daß für Euern Thron nichts zu fürchten wäre, wenn die Empörer am hellen Tag zum Vorschein kämen. Eure Gegenwart würde hinreichen, daß sie die Augen niederschlügen, das Blitzen Eures Schwertes, daß sie auf die Knie sänken. Aber wenn Eure Feinde, eben so feig wie vermessen, im Finstern einen Anschlag anzetteln und gedenken, Euch im Schlaf zu überraschen, die Stadt anzuzünden, das unglückliche Volk, welches Ihr beschützt, niederzumetzeln, und dann zu rufen: „Nieder mit Kasimir! Es lebe Ludwig von Ungarn!“ dann ist die Gefahr mehr als scheinbar, denn ehe Ihr die Schuldigen erreichtet, müßtet Ihr durch die Flammen über die Asche Eurer Hauptstadt und die Leichen Eurer treuen Unterthanen schreiten.“

„Das ist unmöglich!“ rief der König. „Was Du da sagst, ist nicht wahr. Ich kenne meinen Adel. Er ist stolz und anmaßend, aber er pflegt sein Leben auf's Spiel zu setzen, wenn er seinen Feind niederwerfen will. Er kämpft am hellen Tag, er wirft den Handschuh hin, bevor er das Schwert wider seinen Gegner zückt. In meinem Land hat nie ein Edelmann eine unbewehrte Brust durchbohrt.“

„Aber,“ bemerkte Ben Josef, „es ist auch Alles außergewöhnlich in dieser gräulichen Verschwörung. Euer Adel ist blos Werkzeug in einer fremden Hand. Rom ist eifersüchtig auf Eure Macht und Unabhängigkeit. Der päpstliche Nuntius, dem es nicht gelingen wollte, blinde Unterwürfigkeit und den verlangten Zins von Euch zu erlangen, hat Euch Verderben geschworen. Voll Haß wider unsern unglücklichen Stamm, den er von Euch beschützt sieht, erklärt er Euch für einen Feind des Glaubens, bewaffnet die Priester, hetzt den Adel auf, und schämt sich nicht, die Nacht zu benutzen zur Vollführung seiner blutigen Anschläge.“

„Du hast von Beweisen gesprochen,“ erinnerte der König.

„Leset, Herr König,“ erwiederte der Jude, ihm ein halbzerrissenes Pergament reichend.

Der König durchlas das Schreiben, und sprach laut die Wörter aus, welche ihm besonders auffielen, wie: „Pan von Wola — —, Priester Martin — —, Eid — —, Religion — —, Nation.“ — Nachdem er damit zu Ende war, fragte er: „Wie bist Du zu dieser wichtigen Urkunde gekommen?“

„Herr König, es hat zwölfen unserer Brüder das Leben gekostet.“

„Sprich deutlicher,“ sagte Kasimir.

„Ihr werdet Euch erinnern, daß der Herr von Wola und der Priester Martin sich über die Frechheit der Juden beklagt haben, welche einen Mönch aus dem St. Dominikuskloster beschimpft und angefallen hätten. Die Herren meinten wohl, die Juden machten Jagd auf die Kutte eines Mönchs, und suchten ihre Rachsucht damit zu sättigen, daß sie einem dummen Pfaffen einige Schläge gaben. Die Juden haben etwas Anders gewollt. Diese Schrift haben sie dem Mönch entrissen. Ihre Brüder sind dafür umgebracht worden; aber die wahren Thäter haben Euch, Herr König, ein Beweisstück geliefert, welches Euch dienen wird, Eure Feinde und Eure Freunde kennen zu lernen und einem furchtbaren Umsturz vorzubeugen.“

„Welche Nacht ist für die Metzelei gewählt?“ fragte der König.

„Die Nacht des Sonntags St. Ursula,“ antwortete der Jude.

In der ersten Aufwallung seines Zorns wollte der König seine Leibwache zusammenrufen, um die Häupter der Verschwörung ergreifen und in's Wasser werfen zu lassen. Nach einigen Augenblicken ruhiger Ueberlegung entsagte er diesem Vorsatz und fragte den Juden lächelnd: „Nun, weiser Mann, genannt Sonnenstrahl, was würdet Ihr an meiner Stelle thun?“

„Herr König,“ antwortete Ben Josef, „ich würde verfahren je nach dem Zweck, den ich mir vorgesetzt hätte. Wollt Ihr die Unzufriedenen zu Schanden machen, oder wollt Ihr

sie besiegen? Im ersten Fall genügt es, die Häupter zu verhaften, um sie zu verhindern, loszuschlagen. Wollt Ihr dagegen ein für alle Mal mit den Empörern fertig werden, die Euch die Hände binden, dann müßt Ihr sie zu einem Anfang der Ausführung ihres Anschlags kommen lassen, dabei aber Maßregeln treffen, daß sie im Kampf vernichtet werden. Für diesen Fall biete ich Euch in Krakau zwanzigtausend und in Polen eine Million Menschen an, die bereit sind, Gut und Blut für ihren wohlwollenden König auf's Spiel zu setzen. Ihr lächelt, Herr König. Bisher habt Ihr die Juden nur gebückt und ängstlich gesehen; aber sprecht ein Wort, und sie werden sich gewaffnet erheben und am Fuß der Karpathen die Thaten der Vertheidiger von Jerusalem erneuern. Sie werden nicht wie zum Kriegsdienst gepreßte Knechte kämpfen, sondern wie Menschen, die ihre Ketten brechen, wie Fromme, die den Glauben ihrer Väter vertheidigen, wie Helden, welche für das Heiligste, für Gott und Recht, streiten. Weiber, Kinder und Greise werden sich in Krieger verwandeln."

Kasimir betrachtete mit Staunen und Bewunderung das Feuer, welches aus den Augen und Worten des Redners sprühte; aber er ward nicht davon hingerissen. „Beruhigt Euch," sagte er. „Die Gefahr scheint mir nicht so groß zu seyn. Betrachtet die Sache kaltblütig, durchleset mit Ruhe dies Pergament, und Ihr werdet nur die Namen untergeordneter Personen ohne Einfluß finden. Bei einem Ausbruch würde das Haupt der Kirche, der Erzbischof von Krakau, sich mit dem Ausbund der Geistlichkeit und des Adels um meinen Thron schaaren. Das Volk und das Heer sind für mich. Es ist kein Aufstand, es ist ein bloßer Aufruhr, den einige Tollköpfe vorbereiten. Alles würde sich darauf beschränkt haben, daß sie nächtlicher Weile hinter meinem Rücken einige Unschuldige umgebracht hätten. Dank Deiner Wachsamkeit, werden sie nicht ein Mal dies Vergnügen haben. — Nächstens werden die angeschuldigten Juden vor Gericht gestellt werden. Thue, was in Deinen Kräften steht, damit ihre Unschuld an den Tag komme. Das Uebrige überlasse mir. Beruhige Deine Brüder, sage ihnen, daß ich die Begebenheit, welche einen gehässigen Verdacht auf sie geworfen hat, benutzen werde, um euch Recht zu schaffen. Wenn ein freisprechendes Urtheil die Schuldlosigkeit der Angeklagten für Jedermann außer Zweifel gestellt hat, dann werde ich sorgen, daß in Zukunft euer Glaube geachtet werde. Wehe Dem, welcher euer Gebet verhöhnt, eure Gräber entweiht, euren Kindern die Taufe aufnöthigt! Und damit ihr als freie Männer umhergehen und euch wider Mißhandlungen wehren könnt, sollt ihr Schwerter tragen dürfen."

(Fortsetzung folgt.)

Reiseskizzen aus Thüringen.

(Fortsetzung.)

Mittlerweile hatte uns der Weg nach dem Schlosse geführt, das sich am östlichen Ende der Stadt, von der plätschernden Ilm umrauscht, majestätisch erhebt. Schon früher hatte ich von den darin befindlichen Dichterzimmern gehört, und sie zu sehen, war mein sehnlichster Wunsch. Mein Begleiter, ein sehr gefälliger, liebenswürdiger junger Mann, war sogleich bereit, mir die Erlaubniß dazu auszuwirken. Bald darauf fühlte ich mich von dem Geiste Schiller's umweht; denn das erste Zimmer, welches wir betraten, war das Schillerzimmer. In Felder eingetheilt, vergegenwärtigen die von dem Maler Neher ausgeführten Gemälde in Fresko, von Arabesken und Ornamenten umgeben, die Haupt-Charaktere aus Schiller's Werken.

Wir sahen die Scene aus Fiesko, wo er, stürmisch aufgeregt, Verrina beim Mantel ergreift und im Begriff ist, ihn mit einem kräftigen Stoß in's Meer zu schleudern. Hierauf fiel mein Blick auf den Karlos. Das Bild stellt die Abschiedsscene zwischen ihm und der Königin dar, wie er auf den Knieen liegt, sie aber seine Hand ergreift und ihn mit den Worten: „Stehen Sie auf! Wir wollen einander nicht erweichen, Karl!" zur Fassung mahnt.

Ich sprach eben meine Bewunderung über die höchst gelungene Ausführung der bildlichen Darstellung aus, als der Begleiter begeisterungsvoll meine Hand erfaßte und auf ein anderes Bild zeigte. Es war Wallenstein, in dem Momente, wo er Max und Thekla trennt, und mit dem Abfalle von dem Kaiser sich auch schon der Ausgang seines Schicksals auf seiner finstern Stirn verkündigt. Diesen folgten noch Scenen aus der „Braut von Messina", „Maria Stuart", „Wilhelm Tell" u. a. m. Das Ganze trug den Stempel künstlicher Behandlung und lebendiger Frische. Wir durchwanderten hierauf die Zimmer, welche zum Gedächtniß an Göthe, Wieland und Herder bestimmt waren und die in Bezug auf gelungene Ausführung dem ersteren sich würdig anreihen.

Als wir alles Dies bewundert hatten, begaben wir uns nach der über 140,000 Bände reichen Bibliothek, welche sich in einem isolirt stehenden Gebäude, das „französische Schlößchen" genannt, befindet. Die Verwaltungsbeamten derselben fand ich überaus artig und zuvorkommend, und ihrer Freundlichkeit verdanke ich den Anblick mancher schätzenswerthen Kunstwerke, die mir außerdem sicherlich entgangen seyn würden. Nebenan in einem Thurme befindet sich die Militärbibliothek; sie enthält über 4000 Bände und mehr als 6000 Landkarten und Pläne. Zu ihr gelangt man auf einer Wendeltreppe, welche sich dadurch auszeichnet, daß sie, ohne irgend einen Haltpunkt zu haben, frei steht, und vermöge der Eigenthümlichkeit ihrer Bauart sich selbst trägt. Ihr gegenüber steht das Fürstenhaus. „Darin befindet sich unter Anderem auch das Lese-Museum", sagte mein Begleiter, „in welchem man oft Gelehrte, Offiziere, Kaufleute, Bürger und Beamte friedlich neben einander sitzen sieht. Es enthält die bekanntesten Zeitungen und Zeitschriften Deutschlands und der übrigen Länder." Da ich nicht Lust fühlte, es zu besuchen, so verabschiedete sich mein freundlicher Begleiter, und ich machte einen Ausflug in den angränzenden Park.

Auf blumigen Rasenplätzen, über welche Ulmen und Eichen weithin ihre belaubten Aeste ausstreckten, sonnten sich die Pfauen mit ihren bunten Schweifen, die sie fächerartig in ihrer ganzen Pracht entfaltet hatten. Ich wandelte fort in den labyrinthischen Gängen und freute mich der sinnigen Anordnungen und geschmackvollen Anlagen, mit welchen man diesen Ziergarten Weimars ausgestattet hat. Es war zu einer Tageszeit, wo er nur wenig besucht war. Es herrschte ringsum eine idyllische Stille; in der Tiefe das sanfte Rauschen der Ilm und über mir das fröhliche Gezwitscher der Vögel,

die sich auf lustigen Zweigen wiegten, was in mir eine eigene angenehme Gemuthsstimmung hervorbrachte.

Wie jedes Land, ja jede Provinz seine eigenen Sitten, Gebräuche und Volksfeste hat, so auch Weimar. Meine Durchreise fiel gerade auf einen Tag, an welchem eine eigenthümliche Lustbarkeit, das Heimrich genannt, gehalten wurde. In der Nähe von Weimar hat es nämlich, wie mir erzählt wurde, früher mehrere Ortschaften gegeben, welche später durch kriegerische Ereignisse, durch Brand oder Wasserschaden verheert und nie wieder aufgebaut worden sind. Dessenungeachtet aber bestehen sie noch immer als Gemeinden fort, durch ihre Fluren und ihre Gerechtigkeiten. Jeder, welcher ein in diesen Fluren gelegenes Grundstück kauft, ist gehalten, Heimbürge zu werden, eine Benennung, welche gleichbedeutend ist mit Heimathberechtigten oder Heimathbürger. In jenen Gemeinden bestand nun aber damals der Gebrauch, daß die Mitglieder sich jährlich zu einem bestimmten Tage auf einem freien Platze in oder vor dem Dorfe versammelten, ihre Gemeinde-Rechnungen abschlossen und etwaige Streitigkeiten in Ordnung brachten, wie dies noch jetzt hier und da Sitte ist. Dies nannte man das Hegegericht. Nach beendigten Geschäften aber wurde ein Mahl, das Hegemahl genannt, veranstaltet, an welchem sämmtliche Gemeindemitglieder Theil zu nehmen das Recht hatten. Dieser Gebrauch hat sich bis heutigen Tages noch forterhalten, und da jene Besitzungen im Laufe der Zeit größtentheils weimarische Bürger erworben haben, folglich auch Theilnehmer und Veranstalter des Heimrichs geworden sind, so hat sich jener Gebrauch verfeinert und ist ein Fest geworden, das oft dem anständigsten Balle gleicht. Alle Jahre veranstaltet nur ein Grundstückbesitzer jener Fluren ein Heimrich; dies geht der Reihe nach herum, und so trifft mit der Zeit einen Jeden das Loos. Da es nun aber drei solcher Fluren gibt, deren Ortschaften zerstört worden sind, so werden jährlich auch drei Heimrichs gehalten. Derjenige, welcher es zu veranstalten hat, ist verbunden, alle zu seinem Gemeinde-Distrikt gehörigen Nachbarn dazu einzuladen. Diese bitten wieder ihre guten Freunde und Gevattern, und so kommt es, daß die Heimrichs gewöhnlich sehr zahlreich besucht werden. Dabei ist Alles genau bestimmt, was und wie viel eine jede Person erhalten muß, z. B. eine halbe Gans, ein Huhn oder was sonst herkömmlich ist, und eine solche Festlichkeit kommt Demjenigen, welcher sie zu veranstalten hat, außer dem Beitrage, den er aus der Gemeinde-Kasse erhält, oft noch sehr theuer zu stehen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Frankfurt.) Wir glauben das verehrliche Publikum davon vorläufig in Kenntniß setzen zu sollen, daß unser Liederkranz, im Verein mit den übrigen hiesigen Sängervereinen und dem Blechinstrumentalverein, kommenden Dienstag den 1. Oktober ein Konzert in dem großen Cirkus auf dem Paradeplatz veranstalten wird. Der Ertrag ist für die im westlichen Theile der Stadt zu errichtende neue Bewahranstalt für noch nicht schulfähige Kinder bestimmt; ein Theil der Einnahme soll aber den sechs Waisen des kürzlich verstorbenen Orchestermitgliedes, Hrn. Bormann, zugewendet werden. Schon der Zweck dieser musikalischen Produktion wird bei allen Menschenfreunden die verdiente Anerkennung finden. Den in den weiten Räumen des Cirkus sich gewiß zahlreich einfindenden Zuhörern wird aber auch immerhin ein musikalischer Genuß geboten, denn ein kräftiger Männerchor von mehr denn 300 Stimmen repräsentirt, mit geeigneter Instrumentalbegleitung, kann seine Wirkung in dem großen geschlossenen Raume nicht verfehlen; namentlich werden aber auch die einzelnen Vereine geeignete Männerchöre zum Vortrage bringen. Möge dem Unternehmen der Sänger unserer Vaterstadt die wohlverdiente Theilnahme werden.

Die bürgerliche und die adelige Deklination der Deutschen in Nro. 261 der Didaskalia glaubt der Einsender im Interesse der deutschen Sprache noch einmal berühren zu müssen. Jener B. v. H. spricht sich für die adelige Deklination aus; wir für die bürgerliche, und einfach deßhalb, weil wir dessen Grund nicht anerkennen. Joseph von Eichendorff nämlich ist dermalen nur noch Name, und dieser Joseph durchaus nicht mehr Herr von Eichendorff, was sein Vorfahre gewesen seyn kann. Graf von Ingelheim hat gar nichts zu befehlen in Ingelheim. Es ist also hier keine Analogie mit Friedrich Wilhelm König von Preußen. Wenn demnach die deutsche Sprache nicht um eine Bedeutung habende Flexion ärmer werden soll, so muß die bürgerliche Deklination gelten, und nur in den seltenen Fällen, wo Joseph wirklicher Herr, d. h. Eigenthümer von Eichendorff ist, kann die adelige Deklination ihre Anwendung finden. — Doch ziehen in neuerer Zeit diese wirklichen Herren von X vor, sich Herren von und zu X. zu nennen. M.

(Thätigkeit englischer Bahnen.) Gray's Locomotiven werden dermalen in solcher Kraft geliefert, daß sie Züge allein bewegen, zu welchen früher vier Maschinen erforderlich waren. So brachte die „Urgent" am 15. August einen Train von 57 Waggons mit 2500 Reisenden von Manchester nach Hull; den 23. des nämlichen Monats führten die Gray'schen Maschinen „Vulkan" und „Manchester" einen Zug von 82 Waggons mit 3200 Personen nach derselben Stadt. — Die schnellste Fahrt jedoch, welche der Personentrain in England bisher machte, war jene am 2. dieses von London nach Brighton, wobei ungeachtet eines zweimaligen Anhaltens (in den Stationen von Reigate und Croydon) die Strecke von 52 englischen Meilen innerhalb 1 Stunde und 25 Minuten zurückgelegt wurde. An dem nämlichen Tage unternahmen die Studenten des Peoples Collegiums in Sheffield in Begleitung ihrer Lehrer, Freunde und Angehörigen eine Eisenbahnfahrt nach York, bei welcher Gelegenheit auch die Zöglinge der Sonntagsschulen um den äußerst mäßigen Preis von 1 Schilling (etwa 30 kr. C.-M.) für die Hin- und Rückfahrt pr. Kopf dahin befördert wurden. Der Train bestand aus 85 Waggons und 2800 Seelen. Nachdem die Jugend den Münster und das Museum von York besichtigt, kehrte sie an dem nämlichen Tage nach Sheffield zurück.

(Allg. Theaterztg.)

Der berühmte Komiker Beckmann ist in Wien angekommen.

Literatur.

Erzherzog Carl von Oesterreich, geschildert von Ed. Duller, illustrirt von J. N. P. Geiger.

So eben kommt uns das erste Heft eines bei Kaulfuß, Prandel u. C. in Wien erscheinenden historischen Prachtwerkes zu Gesicht, welches unsere volle Beachtung in Anspruch nimmt. Es ist dies eine Biographie des Helden von Neerwinden, Würzburg, Stockach, Caldiero und Aspern, des Erzherzogs Carl von Oesterreich. Die geschichtliche Bedeutung jener hohen Persönlichkeit ist für ganz Deutschland wahrlich in einem nicht geringern Grade als für Oesterreich vorhanden, weshalb zu hoffen, daß man ein Werk willkommen heißen wird, das, unmittelbar aus den Quellen geschöpft, den Beruf Duller's zum Geschichtschreiber neuerdings kund gibt. Illustrirt wird dieses Werk durch die Compositionen Geiger's, dessen Zeichnungen in Bezug auf Originalität der Erfindung und geistreiche Ausführung mit den gelungensten der in Deutschland bekannten Meister wetteifern können, so daß die artistische und typographische Ausstattung desselben als höchst elegant und prachtvoll zu bezeichnen ist. — In der ersten Lieferung entwirft Duller ein Bild der Regententhätigkeit des Großherzogs Peter Leopold von Toscana (nachmals Kaiser Leopold II.), Vaters des Erzherzogs Carl; er hat mit richtigem Takt diesen Hintergrund gezeichnet, auf dem sich nun das Bild der Kindheit und des Knabenalters des Erzherzogs Carl mit allen Eindrücken, die er empfangen mußte, hervorhebt. Uebrigens erregt jenes Bild an und für sich hinlängliches Interesse und ist sehr geeignet, Staatsmänner unserer Tage zu ernsten Betrachtungen anzuregen. Der Geist, in welchem Duller diese Schilderung entworfen hat, entspricht ganz dem ehrlichen Freisinne, der sich in allen seinen Werken spiegelt. Die Illustrationen (acht an der Zahl, theils Initialen, theils Portraits, theils Scenen) sind meisterhaft in geistvoller Auffassung und sicherer kräftiger Ausführung. Das Werk ist mit Bewilligung des Hofkriegsrathes in Wien dem österreichischen Heere gewidmet, und wird in 20 Lieferungen mit circa 200 Illustrationen erscheinen. Wir werden Gelegenheit nehmen, unsere Leser in der Folge durch Mittheilung von Proben aus diesem interessanten Werke mit demselben näher bekannt zu machen. Ehre der jungen Verlagshandlung für dieses schöne Unternehmen! Wir wünschen ihr den glücklichsten Erfolg — einen Erfolg, der sie aufmunterte, auf der mühsam betretenen Bahn rüstig fortzuschreiten.

—v. B.

Korrespondenz.

Vom Rhein, 26. Sept.

Wir lesen aus Kreuznach unter dem 19. Sept. (siehe Journal, 25. Sept.), daß die junge Gräfin Droste-Vischering, nachdem sie durch Anbetung des heiligen Rockes in Trier von ihrer Schwäche genesen, nun wieder in ihren vorigen Zustand zurückgefallen ist. Nichts ist natürlicher als dieses. Gott führt uns täglich viele Wunder in der Natur vor Augen, andere Wunder gibt es nicht und es wäre Frevel, ein Unglaube an die Allweisheit des Schöpfers, wenn man unterstellen wollte, daß Gott die Natur so wunderbar regelmäßig geschaffen, um in derselben auch Unregelmäßigkeiten zu dulden. Gott hat dem Menschen Verstand und in Folge dessen Willenskraft gegeben; wenn wir wollen, können wir es ein Wunder nennen, daß unser Körper dem Verstande unterthan ist. Ebenso wie der Krankheitszustand eines Menschen sich verschlimmert, wenn er muthlos wird, ebenso wird moralische Kraft denselben vermindern, jedoch immer nur in einem naturgemäßen Grade, indem doch zuletzt der Geist dem Körper wird unterliegen müssen. Wer dieses nicht wollte gelten lassen, müßte auch an die Möglichkeit der Unsterblichkeit des menschlichen Körpers glauben. Wir haben der Beispiele viele, wo eine starke Willenskraft die körperlichen Gebrechen unterdrückte. Die höchste Potenz der menschlichen Willenskraft ist der feste religiöse Glaube und dieser hat mehrere dieser Wunder, aber ganz naturgemäße Wunder, bewirkt. In Würzburg leben noch gar viele Menschen, welche bezeugen können, daß seiner Zeit der Fürst Hohenlohe eine junge Dame, welche, an den Füßen gelähmt, nicht gehen konnte, durch sein Gebet so stärkte, daß sie zu Fuße in die Kirche gehen konnte. Eine andere Dame, welche aus Altersschwäche blind war, machte er sehend. Den andern Tag aber waren Beide, ganz naturgemäß, wieder in ihren vorigen Zustand verfallen, und vielleicht, selbst wahrscheinlich, hat diese moralische Aufregung den Zustand der beiden Damen verschlimmert. Es war nicht der Fürst Hohenlohe, welcher diese momentanen Heilungen zu Wege brachte, es war der feste Glaube an die Wunderkraft seines Gebetes, es war die Willenskraft, welche die körperliche Schwäche unterdrückte, es war der unumstößliche Beweis von der Herrschaft des Geistes über den Körper. Wir haben ähnliche Fälle nun wieder in Trier erlebt, über die sich Niemand wundern darf; denn die wunderbaren Heilungen waren ganz naturgemäß und ihre Folgen, die Rückkehr in den vorigen kranken Zustand, sind es nicht weniger. Der Glaube an die Aechtheit des heiligen Rockes in Trier hat einen Stoß erlitten durch die Schrift des geschichtsforschenden französischen Geistlichen (Recherches sur la sainte tunique de notre Seigneur, Paris 1844). Mag aber die wahre Reliquie in Argenteuil oder in Trier seyn, so ändert dieses nichts in der Sache; de[illegible] nicht die Reliquie selbst, sondern der Glaube an ihre wurderba[illegible]raft hat die Heilung bewirkt. Es wird wohl kein Prozeß über di[illegible]n Gegenstand zwischen Trier und Argenteuil statt finden, indem dessen Lösung wohl nicht möglich erscheint, es sey denn, daß sich Urkunden auffinden lassen, welche statthaft beweisen, ob und wie eine der beiden Kaiserinnen, Helene oder Irene, 8 — 900 Jahre nach Christi Geburt, rechtmäßig in den Besitz dieses Kleinods kamen. — Die Menschen würden frömmer und besser werden, wenn man sie recht oft auf die Wunder, die Gottes Allgüte ihnen täglich im Leben und in der Natur vor Augen stellt, aufmerksam machen wollte, und ihnen nicht übernaturlich oder unnatürlich seyn sollende Wunder verführte, welche in ihren Folgen in Nichts zerfallen, und man sollte nicht vergessen, daß die Extreme, Aberglaube und Unglaube, sich sehr nahe berühren.

Frankfurt a. M., im Sept.

Hr. Carl Knatz, geborner Frankfurter, hat seine Kenntnisse in der Lithographie mehrere Jahre lang im Auslande vermehrt. — In diesen Tagen hat er hier eine lithographische Anstalt und Druckerei etablirt. Wir können nicht umhin, auf die gediegene und geschmackvolle Arbeit, welche sein Circulair und seine Karte enthält, mit dem Wunsch aufmerksam zu machen, daß dem jungen Manne die gebührende Anerkennung nicht entgehen möge. Die auf seiner Karte enthaltenen Ansichten des Doms, der Börse, des Eisenbahngebäudes und der Stadtbibliothek sind eben so klar als treu und ansprechend dargestellt. Die in seinem Atelier benutzt werdenden Maschinen sind aus der Fabrik des Hrn. Houben aus Offenbach a. M. und spricht sich Hr. Knatz über deren solide und praktische Anfertigung vollkommen befriedigend aus.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 29. Sept. (Neu einstudirt): Muttersegen, oder: die neue Fanchon, Schauspiel mit Gesang in 5 Abth., nach dem Franz. des G. Lemoine, von W. Friedrich, Musik von H. Schäffer.

Montag, 30. Sept. Letzte Gastvorstellung der Mad. Weiß, Balletmeisterin des k. k. priv. Theaters in der Josephstadt in Wien, mit ihrem Ballet-Personale, bestehend aus 30 Eleven, in 4 Abth. Opernvorstellung: Die Hugenotten, Oper von Meyerbeer. (Dritter und vierter Akt; der vierte in 2 Abth.) Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 272. Dienstag, den 1. October 1844.

Der Bauernkönig und die Jüdin.

(Von Johann Czynski.)

(Fortsetzung.)

Während dieses Gesprächs war es Tag geworden. Man hörte aus den anstoßenden Sälen die Tritte der ab und zu gehenden Diener und einiger Hofleute, welche in der Frühe Vortritt bei'm König haben wollten. Kasimir vernahm die Stimme Jakobs von Melchtin und einiger andern Herren, die sein Vertrauen genossen. Er ließ sie einführen, begrüßte sie und sagte: „Edle Herren! Unser Hof ist ernst, düster und streng, ganz mit wichtigen Erörterungen, mit Gesetz- und Verbesserungsvorschlägen beschäftigt. Unser Schloß gleicht mehr der Schreibstube eines Beamten als einem Königssitz. Man hört in ihm nicht Sang noch Klang, noch Tanz. Unsere Luftspringer vergessen ihren Salto mortale, unsere Hofnarren und Zwerge haben das Lachen verlernt. Rokiczana beschwert sich mit Recht, daß sie hier der Vergnügungen so entwöhnt wird, wie in einem Kloster barmherziger Schwestern. Das muß anders werden, und zwar morgen schon. Morgen am Samstag soll große Lustbarkeit bei mir seyn: Turnier, Mummerei, Possenspiele und Tanz. Herr Kämmerer, macht Anstalten dazu, und sorgt, daß meine edlen Gäste gebührend empfangen und unterhalten werden. Euch, Herr von Melchtin, beauftrage ich, die Einladungen zu machen. Hier, nehmt dies Pergament. Ihr werdet darauf die Namen Derer finden, welche ich bei dem Fest zu haben wünsche. Sorgt, daß keiner ausbleibt."

Ben Josef errieth die Absicht des Königs. Als die Hofleute sich verbeugten, fragte er mit lauter Stimme, ob er Sänger zum Feste bringen dürfe. Der König bejahte, beurlaubte die Herren und behielt nur den Juden bei sich. „Ihr seht also," sagte er nach Entfernung der Edelleute, „daß durch Eure Dazwischenkunft aus der Anlage eines blutigen Trauerspiels eine lächerliche Posse wird."

Der Jude erwiederte nichts auf diese Bemerkung. Er hätte gewünscht, daß Kasimir erschreckt seinen Thron wanken sähe, damit die Juden ihn retten könnten. Er hätte gewünscht, daß die Juden sich durch einen Sieg der Verachtung entledigten, und daß Kasimir diesem Sieg seine Krone verdankte. Alle diese hochfliegenden Pläne waren vereitelt durch den Entschluß des Königs, dem Ausbruch zuvorzukommen. Der Schutz, den Kasimir den Juden versprach, blieb ein reines Gnadengeschenk, und Ben Josef hatte gewünscht, daß sie ihn durch Verdienste erworben hätten.

„Ihr seyd nachdenklich," sagte der König.

„Euer Wille geschehe," erwiederte Ben Josef. „Ich bedaure, daß uns die Gelegenheit entgeht, uns der von Euch gewährten Gunst würdig zu machen. Wir werden mit Ruhe der verhängnißvollen Nacht entgegengehen, voll Vertrauen auf Eure Weisheit und Gerechtigkeit. Ich kehre zu meinen Brüdern zurück, um Euren Befehlen gemäß sie zu trösten und ihnen Eure gütigen Zusagen mitzutheilen."

„Thut das," erwiederte der König. „Was ich verspreche, das halt' ich. Mein Wort ist heilig."

Im Begriff, wegzugehen, besann sich Ben Josef, daß er noch eine Pflicht zu erfüllen habe. „Erlaubt mir, noch eine Bitte vorzutragen," sagte er.

„Sprecht! sprecht!" ermunterte ihn der König. „Dem Mann, dessen Wachsamkeit meinem Land einen solchen Dienst geleistet hat, indem er ihm die Schande eines Verbrechens erspart, dem kann ich nichts verweigern. Es ist mir lieb, daß Ihr meinen guten Willen auf die Probe stellt, denn ich selber wüßte nicht, was ich einem Menschen anbieten sollte, der Gut und Blut von einer Million meiner Unterthanen zur Verfügung hat. Sprecht!"

„Vor einigen Tagen," begann der Jude, „ist vor Euch ein armer Leibeigener des Pan von Wola erschienen."

„Ich erinnere mich. Es handelte sich von seiner Tochter, von einer Heirath. Nun?"

„Ihr, Herr König, vermochtet nichts für den armen Teufel. Ihr habt ihm aber einen Rath gegeben. Der Rath eines Königs ist ein Befehl. Der Bauer hat ihn befolgt."

„Das versteh' ich nicht."

„Ihr habt ihn gefragt, ob es auf seinem Feld Kiesel gäbe, und ihm gesagt, er solle sich einen Stahl kaufen."

„Ich fürchte, jetzt versteh' ich."

„Der Bauer ist gerächt. Von Schloß Wola sind nur noch Asche und Trümmer übrig."

„O, das ist schlimm! das ist schlimm!" rief der König. „Unbesonnene Worte!"

Kasimir zürnte zwar über die Tyrannei einiger unmenschlichen Herren, aber er wollte nicht, daß die Leibeigenen sich selber Recht schafften. Seine Absicht war, den Polen ein neues Gesetz zu geben, in welchem das Beste Aller, der

Schwachen wie der Starken, gewährt wäre. Im vorliegenden Fall bedauerte er hauptsächlich, daß er den Leibeigenen der Rache eines erbarmungslosen Herrn ausgesetzt habe. Theilnehmend fragte er: „Und der arme Teufel ist dafür gehenkt?"

„Nein, Herr König," antwortete der Jude. „Er ist in's Gebirg entflohen."

„Das ist gut. Was hast Du nun zu bitten?"

„Herr König, der Bauer ist außer Gefahr. Aber seine Tochter kann jeden Augenblick dem Herrn in die Hände fallen, und dieser wird sie für das Verbrechen ihres Vaters büßen lassen. Das unglückliche Mädchen ist die Braut meines Freundes, und dieser ist einer Eurer besten Unterthanen, derselbe Bürgerssohn, den Ihr zum Richter in der Angelegenheit des Kindsmordes ernannt habt. Er spart keine Mühe, um der Wahrheit den Sieg zu verschaffen. Rettet seine Braut, und gewährt mir die Gnade, daß ich ihm die Kunde von dieser Rettung bringen und beweisen kann, daß, wer einem Juden einen Dienst leistet, es nicht einem Undankbaren thut."

Diese lebhafte Theilnahme Ben Josefs für einen Christen rührte den König. Seinen bisherigen Feuereifer hatte er nur der Liebe zu seinem Volk und zu seinem Glauben beimessen können. Durch seine Theilnahme für einen Nichtjuden ward er ihm um so schätzbarer. Es schwand ihm der letzte Zweifel, ob ein Jude edler Gefühle fähig sey. „Aber," sagte er, „was vermag ich für die Unglückliche? Schon hat ihr Vater mich vergebens für sie angefleht."

„Herr König," antwortete der Jude, „Ihr konntet nicht anders, als die Klage eines Leibeigenen gegen seinen Herrn, einen Edelmann und Euren getreuen Unterthanen abweisen. Heute ist es anders. Der Pan von Wola ist des Hochverraths schuldig. Sein Leben, seine Ehre, sein Hab und Gut sind in Eurer Hand."

„Das ist wahr!" sagte Kasimir. Und augenblicklich setzte er sich nieder, schrieb einige Zeilen, drückte das königliche Siegel darunter, verschloß den Brief und übergab ihn dem Hausirer mit den Worten: „Sagt Eurem Freund, er solle diesen Brief stets bei sich tragen, aber ihn ja nicht eher öffnen, als im Augenblick der Gefahr. Die darin enthaltenen Zeilen bürgen ihm für Leben und Freiheit seiner Braut. Sagt ihm auch, zur Beschleunigung ihrer Heirath würde ich ihre Trauung meinem Beichtvater Prandote auftragen."

Der Jude nahm mit Dank das Papier hin. Er konnte in den Augen des Königs lesen, wie sehr es diesen freute, ihm diesen Beweis von Wohlwollen geben zu können.

(Fortsetzung folgt.)

Das große Irrenhaus.

Wer früh im off'nen Fenster liegt,
Sieht eine Welt voll Irren,
Das wogt und treibt, das schleicht und fliegt,
Die Straßen zu verwirren.
Die Hoffnung lockt die Frohen aus
Zum Blüthenbaum der Güter,
Stets suchend, irr'n von Haus zu Haus,
Stets traurig kehr'n sie wieder —
Sie irren!

Im Arm des Liebsten ruht die Braut,
Sich wechselsweise Engel;
Der Freund vom Freunde rühmet laut:
„Ihn schwärzen keine Mängel."
Die Gäste wähnen ächten Wein
In den verkorkten Flaschen,
Der Wirth streicht falsche Thaler ein
In nimmersatte Taschen —
Sie irren!

Pedanten, die mit Feuersgluth
Der Uebel Heer bekämpfen
Und die mit bloßer Wassersfluth
Der Krankheit Wüthen dämpfen,
So eifrig schwören bis zum Tod,
Allein das Recht zu tragen
Und Kreuze, ohne alle Noth,
Vor Hirngespinnsten schlagen —
Sie irren!

Der Jüngling noch im Mutterschooß'
Mit gold'nen Idealen,
Und Frömmler, die mit Lippen blos
Sich sel'ge Himmel malen,
Das Schiff auf steiler Wellen Wucht,
Die zürnend es umschäumen,
Die Holde, die den Hüon sucht
In süßen Liebesträumen —
Sie irren!

So irrt und sucht der Tag zum Tag,
Das Jahr zum andern Jahre,
Und was man nie erringen mag,
Liegt zwischen Wieg' und Bahre.
Und dort im blauen Himmelsdom'
Der Segler in dem Balle
Und hier im grünen Lebensstrom
Die raschen Schifflein alle
Sind Irre!

Limburg, 17. Sept. 1844. Dr. Jos. Kremer.

Reiseskizzen aus Thüringen.

(Fortsetzung.)

Belustigend für den Zuschauer sind die noch bei den Heimrich's bestehenden Förmlichkeiten. So ist es z. B. eine ausgemachte Sache, daß die Speisen nicht an einer gedeckten Tafel im Sitzen, sondern stehend, „aus der Faust", wie sie es nennen, genossen werden dürfen. Man sieht daher ganze Körbe voll geschnittenen Brodes, große Schüsseln mit dampfenden Würsten, rohen Schinken und andere Fleischwaaren in bunter Menge neben einander stehen. Dies heißt der „Hahnenwackel". Ich war ganz erstaunt über das Treiben und Drängen, als mit der Trompete das Zeichen zum Essen gegeben wurde. Einen eigenthümlichen Anblick gewährt es besonders, das Heer der Gäste, unter denen sich natürlich auch eine Menge junger, geputzter Mädchen befinden, mit vollen Hän-

den, an denen nicht selten das Fett der Speisen zwischen den Fingern hindurch träufelt, in fröhlicher Bewegung, kauend oder abreißend, auf- und nieder marschiren zu sehen. Dies ist eine Erscheinung, die zu beobachten man nur auf einem Heimrich Gelegenheit finden kann!

Früher soll damit auch der Hahnenschlag verbunden gewesen seyn, wobei es noch viel lustiger hergegangen seyn mag. Dieses Volksspiel ist sehr alt und besteht bekanntlich darin, daß auf einem freien, ebenen Platze ein Loch in die Erde gegraben wird, welches dann mit einem mit Luftlöchern versehenen Brette zugedeckt wird. Dahinein wird ein Hahn gesteckt; obenhin auf das Brett aber wird ein irdener Topf gestülpt. An einem solchen Spiele nahmen gewöhnlich alle erwachsenen Personen Theil. Es wurde dann ein Fleck bestimmt, von wo aus eins der Mitglieder mit verbundenen Augen, den Dreschflegel in der Hand, nachdem es mehrmals im Kreise herumgedreht worden war, auf das Ziel lossteuerte. Glaubte es nun, dem Hahnversteck nahe genug gekommen zu seyn, dann plumpte der Flegel nieder, oftmals aber in einer ganz andern Richtung von dem Hahnenloch, was dann zu einem allgemeinen Jubel Veranlassung gab. Dasjenige aber, welches den Topf traf, ward König des Festes und Eigenthümer des Hahnes. Am ausgelassensten war gewöhnlich die Freude, wenn ein junges Mädchen das Glück hatte, Besitzerin des Hahnes zu werden; dann wollte das Gelächter und Gekicher der Alten gar kein Ende nehmen. Indeß hüteten sie sich wohl, Tage lang die Zielscheibe des Spottes zu werden, und verzichteten auf eine Ehre, die in der Regel mit Unannehmlichkeiten verbunden war. In neuerer Zeit kommt dies beliebte Volksspiel nur noch selten vor, und bei der Feier des Heimrichs findet man es schon seit Jahren nicht mehr. Dagegen gehört auf den Taunusgebirgen der Hahnenschlag noch immer zu den Lieblingsvergnügungen des dortigen Volks.

Es liegt nicht in meiner Absicht, eine Geschichte von Weimar in diesen Blättern niederlegen zu wollen. Nur eines denkwürdigen Ereignisses, der thüringischen Sündfluth, von welcher die Burgmühle in dieser Stadt noch ein Denkmal der Erinnerung an ihrer Fronte trägt, will ich noch gedenken. Es geschah nämlich den Sonnabend nach Pfingsten, am 29. Mai 1613, daß zu Weimar und anderen in dieser Gegend am Ilmfluß gelegenen Orten, wie wahrgenommen worden, acht Meilen Weges in der Breite und zehn Meilen in der Länge ein fürchterliches Donner- und Hagelwetter mit einem eben so heftigen Platzregen sich entladen hat, bei dessen Anblick die Menschen nicht anders geglaubt haben, als der jüngste Tag sey gekommen. Schon am Mittage haben sich schwarze, verderbendrohende Gewitterwolken aufgethürmt, so daß es völlig dunkel geworden ist. Um 4 Uhr hat es zu donnern, zu blitzen und zu wetterleuchten angefangen, wobei große Stücke Hagel niedergefallen, welche die Form und Größe von Hühnereiern und Schneckenhäusern gehabt, alle Getreidefrüchte ruinirt, sowie Vieh und Menschen auf dem Felde getödtet haben; eben so sind alle Dächer und Fenster zertrümmert worden. Im Ganzen hat das Wetter zwölf Stunden gewährt, wobei es fünf Stunden hinter einander gehagelt. Durch den in Masse herabströmenden Regen war die Ilm so plötzlich angeschwollen, daß das Wasser in Weimar vierzehn Ellen hoch gestanden hat, weßhalb Niemand weder zu Fuß noch zu Roß den bedrängten Bewohnern hat zu Hülfe kommen können. Von der Macht des Donners und der Wucht des Wassers sind mehrere Häuser eingestürzt und in dem fürstlichen Archiv sind viele Akten und Dokumente beschädigt worden, die nur mit Mühe noch haben gerettet werden können. Unter dem Schlosse sind alle Brücken und Stege, Wasch- und Fischhaus, Schneidemühle und alle übrigen Gebäude, welche in dem Fürstengarten gestanden haben, nebst dem neuen Reithause hinweggeschwemmt worden. Nur das Pulverhaus, nebst dem Schieß- und Brauhause waren stehen geblieben. Aus einer Chronik ersieht man, daß bei jenem Unwetter in Weimar und der Umgegend gegen 200 Menschen ertrunken, 408 Häuser, ohne Ställe und Scheunen, mit fortgeschwemmt oder eingestürzt und 2050 Stück Vieh aller Art umgekommen sind. Der dadurch verursachte Schaden hat sich im Amte Weimar allein auf mehr als 50,000 Gulden belaufen.

Die Ilmbrücke bei Oberweimar enthält, in Stein gehauen, zum Andenken an jenes furchtbare Ereigniß noch heutigen Tages eine Inschrift in Versen, welche also lautet:

„Die schrecklich und große Wasserfluth,
Welch' war eine Straff und Gottes Ruth,
Hat im 1613ten Jahr,
Als der 29. Maji war,
Hinweggeführt an diesem Ort
Eine steinerne Brück, und den Fort,
Der Menschen viel, auch Vieh ersäuft,
So all' der Ilm-Strom mitgeschleifft,
Dieselb ganz neu ist wieder erbaut,
Vom Holz zur Stell, wie man hier schaut,
Im Jahr 1615 auffgeführet,
Als Hertzog Dan Ernst der Jüngr regiert."

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Echt französisch!) Während das Schlachtfeld am Isly, schreibt ein Augenzeuge, noch mit Verwundeten und Todten übersäet war, wurde im französischen Bivouac ein Vaudeville improvisirt, dessen Sujet eben der maroccanische Krieg war. Die Schauspieler waren Soldaten, welche einige Stunden vorher den Maroccanern eine tüchtige Schlappe versetzt hatten. Der Dialog soll sehr lebhaft gewesen seyn, und es soll durchaus nicht an frappanten Situationen und Theatercoups gefehlt haben. Selbst der famose Sonnenschirm des maroccanischen Generalissimus figurirte in der Komödie. Ein Dutzend Chasseurs und Husaren, welche von Pulverdampf noch ganz geschwärzt waren, figurirten darin als Sultaninnen des Serails, welche dem Muley Abderrhaman gar schön thaten. Während dieser Vorstellung wurde der erbeutete Kaffee und Thee, zum duftenden Trank bereitet, in den Soldatenschüsseln servirt, und die Zuschauer lagen auf maroccanischen Teppichen ausgestreckt, und rauchten maroccanischen Tabak aus maroccanischen Pfeifen. Der Succes des improvisirten Stückes war überaus glänzend. Ein Grenadier, der sich über die jämmerliche Miene des Sultans todt lachen wollte, warf als Zeichen der Bewunderung seine Pfeife und seinen Tabak dem Schauspieler zu, der sich durch diese seinem Talente dargebrachte Huldigung sehr geschmeichelt fühlte und seinem Bewunderer durch eine sehr anmuthige Verbeugung dankte. Auch des Bombardements

von Langer wurde mit lautem Vivatrufen gedacht. Nach beendigter Vorstellung legten sich Schauspieler und Zuschauer nieder, um beim ersten Trommelwirbel neuen Mühen und Gefahren — entgegenzutanzen. (Wien. Theaterztg.)

(Würzburg, 26. Sept.) Einer der Posten auf der Festung Marienberg wurde kürzlich in später Nacht durch ein auf ihn losgehendes Ungeheuer veranlaßt, zu rufen: „Wer da!" Ohne einen Laut von sich zu geben, erhob sich der unfreundliche Nachtwandler, setzte sich mit Riesenstärke auf das glänzende Casquet desselben, fing an, zu reißen und zu hauen, richtete letzteres total zu Grunde, verletzte das Gesicht des Soldaten, zerriß im Herabfahren dessen Kleider, und setzte, nachdem sich der Soldat wacker vertheidigt, aber auch um Hülfe gerufen hatte, seine Reise auf Adlersschwingen in den Lüften fort, und ließ nach näherer Beschreibung und Erforschung seinen Namen „Schuhu" zurück.

Savoye in Paris hat Dahlmann's „Geschichte der englischen Revolution" in's Französische übersetzt.

Der als geistreicher Schriftsteller bekannte englische Flottenkapitän Basil Hall ist am 11. September gestorben, nachdem er schon seit einiger Zeit an Geisteszerrüttung gelitten hatte.

Korrespondenz.

Berlin, 24. Sept.

Unter den Novitäten, welche in den letzten Wochen die königl. Hofbühne passirt haben, befand sich auch Kuranda's Trauerspiel: „die letzte weiße Rose." Diese Arbeit gereicht dem Verfasser (Redacteur der Gränzboten) zu großer Ehre; sie ist von unverkennbarem dichterischem Werthe und zeugt von einem Talente, welches reifere Früchte in nahe Aussicht stellt. — Mit Erstaunen las man neulich in dem Hamb. unpart. Korrespondenten, daß derselbe Hr. v. Stolzendorff auf Wietmannsdorf, welcher sich mit so großem Eifer in Flugblatt und Zeitschriften für den baldigen Umbau des Staatsgebäudes ausspricht, noch vor wenigen Jahren um eine Anstellung im Polizeidienste vergebens nachgesucht haben soll. Auch soll jener warme Vertheidiger des Associations-Rechts aus dem Standpunkte des christlichen Staats, nach jenem Blatte, sich wegen Ueberschreitung der ihm als Rittergutsbesitzer zustehenden Polizeigewalt zweimal eine strenge Untersuchung zugezogen haben. — Gestern trat hier Frau Rott (Gattin des berühmten Tragöden und Schwester unserer nicht minder ausgezeichneten Sängerin Demois. Tuczeck) in Shakespeare's „Romeo und Julie" zum ersten Male in der Rolle der Julie auf und gewann den Beifall des Publikums in reichem Maße.

Vom Taunus, im Sept.

Wie verlautet, soll unser viertes Sängerfest in Idstein im nächsten Jahre gefeiert werden, obgleich von dem dortigen „Singfreund" noch keine Einladungen ergangen sind. Es ist ein löblicher Gebrauch unserer Vereine, daß sie den Festort schon ein Jahr vorher bestimmen und daß die Lieder immer vor dem Neujahrstag in den Händen der Mitwirkenden seyn müssen. Unser Streben hat die Probe vollkommen siegreich bestanden und es ist kein Zweifel an der weiteren und immer nationaleren Ausbildung unserer Taunussängerfeste. Dazu wirkt Alles zusammen und es ist eine wahre Freude, die Anerkennung zu sehen, welche unsere Vereine allbereits bei unsern Herren Geistlichen finden, welche dieselben an dem Erntefeste, bei der Confirmation und andern hohen Festtagen ermuntern, den Gottesdienst durch Choräle und Motetten zu verherrlichen. Dahin konnte es lange Jahre hindurch nicht gebracht werden, aber jetzt ist auch dieser Sieg errungen worden und dies hat noch die Folge, daß die Vereine unendlich an Selbstgefühl und Achtung bei dem Bürgerstande gewinnen. Außer von Seiten dieser ächtchristlichen Geistlichen wird unserem stets neue Blüthen emportreibenden Taunussängerthum auch von anderen Seiten eine anspornende und fördernde Ermunterung zu Theil, da ein jugendlicher, talentvoller Dichter nächstens ein gelungenes Gedicht: „Hartmuth von Cronberg an die Sängerbünde im Taunus" dem Druck übergeben wird, in welchem dieser schönste Held unserer heimathlichen Geschichte unsere Sänger zur Eintracht, zur Vaterlandsliebe, zum Streben nach allem Reinen, Göttlichen und Großen ermahnt. Wenn neulich in Ihrem geehrten Blatte der Wunsch ausgesprochen ward, unsere Vereine möchten anstatt der Namen Apollo, Orpheus ꝛc., die Namen deutscher Sänger und Dichter führen, so mag hier erwähnt werden, daß der ausgezeichnete Fahnenmaler Hr. Hilliger aus Homburg bereits mehreren Vereinen die Gestalten Schiller's, Walter's von der Vogelweide ꝛc. mit sinnreichen Emblemen auf ihre Paniere gemalt hat, wodurch bereits mancher große deutsche Mann in unserer Gegend allgemein bekannt geworden ist. Auch der Liederschatz unserer Vereine ist neuerdings wieder bereichert worden durch eine Sammlung von 8 Männerchören, componirt von Schnyder von Wartensee, im Verlage von Carl Bindernagel in Friedberg, eine letzte werthvolle Freundesgabe des edeln Schnyder vor seiner Abreise in die Schweiz. Wir wünschen, daß die Worte Schnyder's an die Sänger allgemein beherzigt werden möchten und wir können diese 8 Männerchöre um so mehr allgemeiner Beachtung empfehlen, als die Texte von Dieffenbach, Arndt, Wessenberg und Sprüngli der Composition eines Schnyder vollkommen würdig sind. Schließlich machen wir die Herren Geistlichen und die Verehrer wahrer Kirchengesänge auf die letzte Composition des allgemein betrauerten Cantors Anthes zu Idstein aufmerksam. Es ist die „letzte Herberge", ein Choral, der von zwei Schülern des Verstorbenen, den Lehrern Conrad und Ros auf Subscription herausgegeben worden ist und der von Kennern als ein Meisterwerk gepriesen und bewundert wird.

Bei meiner Abreise kann ich nicht umhin, einem geehrten Publikum für die beifällige Aufnahme, welche dasselbe meinen Balletvorstellungen werden ließ, und insbesondere für die huldvolle Behandlung, womit meine Eleven von manchen Seiten beehrt worden, verbindlichst zu danken.

Frankfurt a. M., 28. Sept. 1844.

Josephine Weiß,
Balletmeisterin des k. k. priv. Theaters in der Josephstadt in Wien.

Theater-Anzeige.

Montag, 30. Sept. Letzte Gastvorstellung der Mad. Weiß, Balletmeisterin des k. k. priv. Theaters in der Josephstadt in Wien, mit ihrem Ballet-Personale, bestehend aus 36 Eleven, in 4 Abth. Opernvorstellung: Die Hugenotten, Oper von Meyerbeer. (Dritter und vierter Akt; der vierte in 2 Abth.) Mit aufgehobenem Abonnement.

Dienstag, 1. Oct. (Zum Erstenmale wiederholt): Die Mädchen von Saint-Cyr, Lustspiel in 5 Acten, nach dem Französischen des Alexander Dumas.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 273. Mittwoch, den 2. October 1844.

Der Bauernkönig und die Jüdin.

(Von Johann Czanski.)

(Fortsetzung.)

Siebzehntes Kapitel.
Ein Brief.

Gedankenvoll ging Ben Josef aus dem Gemach des Königs. Er dachte an seine mißglückten Anschläge, an die bevorstehende Ursulanacht und zugleich auch an das Glück seines Freundes. Plötzlich erblickte er vor sich eine Frau. Er faßte sie in's Auge und erkannte Rokiczana, die er getäuscht und deren Daseyn er in den letzten Stunden vergessen hatte. Ihre Blässe, ihr starrer Blick, ihre durch den Zorn entstellten Züge bewiesen deutlich, daß sie die Unterredung des vorgeblichen Haarkräuslers mit dem König belauscht und in ihm, der ihr zu dienen versprochen, einen heuchlerischen Verräther und, wie der verachtungsvolle Ausdruck ihrer Oberlippe besagte, einen wahren Juden erkannt hatte. Sie ging an ihm vorbei, als kennte sie ihn nicht, rief den Zwerg, und gab ihm einen Brief mit der Weisung, ihn in die eigenen Hände der betreffenden Person abzugeben. Dann kehrte sie in ihr Gemach zurück, ohne weiter den Juden eines Blicks zu würdigen.

Ihr unerwartetes Erscheinen hatte Ben Josef in Verlegenheit gebracht; ihr Zorn machte ihm Freude. „Gut!" dachte er, „ich spare die Mühe, sie ferner zu täuschen und mich zu rechtfertigen." Zugleich warf er einen Blick auf den Brief, den der Zwerg forttrug. Er sah ein, daß eine verlassene Geliebte, eine entthronte Herrscherin auf Rache denken mußte. Daß sie dem mörderischen Anschlag des Bruders Martin nicht fremd war, wußte er schon, und jetzt bezweifelte er nicht, daß der so eilig abgesandte Brief Bezug hätte auf die von ihr belauschte Unterredung. „Wer weiß," dachte er, „ob ein Weib, dessen Eigenliebe verletzt, dessen Eifersucht erweckt ist, nicht darauf sinnt, die Plane ihres Geliebten zu durchkreuzen, auch wenn dieser Geliebte Kasimir der Große ist!"

Ben Josef ging dem Zwerg nach und holte ihn ein, ehe er den Hof des Palastes verlassen hatte. Schon war er im Begriff, ihn anzureden, zu befragen, und wo möglich zu verführen, als er einen Judenknaben von etwa fünfzehn Jahren erblickte, der, scheinbar ohne bestimmten Zweck umhergehend, die Befehle Ben Josefs erwartete. „Siehst Du den Zwerg da?" sagte er zu dem Knaben.

„Ich sehe ihn."

„Er hat einen Brief in der Hand."

„Weiter?"

„Diesen Brief brauch' ich."

„Ihr sollt ihn haben."

„Aber der Zwerg darf nicht wissen, wer ihm den Brief genommen."

„Er soll's nicht wissen. Ist das Alles?"

„Ja."

Der Judenknabe verschwand. Bald kam er mit einem Dutzend anderer wieder. Dieser Trupp fing an, unter sich zu zanken, ging von Scheltworten zu Drohungen und von Drohungen zu Schlägen über. Die Hiebe flogen mit unbeschreiblicher Schnelligkeit hinüber und herüber. Die Gegner faßten sich bei den Haaren und erhoben ein ohrenzerreißendes Geschrei. Dies Geschrei zog eine Menge Gaffer herbei, welche einen Kreis um die Kämpfer schlossen und diese anhetzten. Welches Vergnügen, Juden sich untereinander prügeln zu sehen! Der Zwerg blieb nicht gleichgültig bei der allgemeinen Lust. Er schlüpfte unter die Zuschauer, riß neugierig seine Maulwurfsagen auf, klatschte in die Hände, lachte, und ließ sein gellendes Stimmchen zum Hetzen ertönen. Endlich schienen die Judenbuben des Kampfes müde zu seyn und liefen auseinander.

Der Zwerg setzte seinen Weg fort. Als er denselben zur Hälfte zurückgelegt hatte, fiel ihm erst wieder ein, weshalb er eigentlich geschickt sey, und sah nach seinem Brief. Er hatte ihn nicht mehr. Wie ein Maulwurf, der aus seinem Loch heraus gerathen ist, senkte er den Kopf und spürte zurückgehend dem verlornen Schreiben nach. Ben Joseph trat zu ihm, bückte sich gleichfalls, als wollte er ihm suchen helfen, und fragte: „Was sucht Ihr, lieber Herr?" Der Zwerg, welcher sich nicht träumen ließ, daß der Jude den Brief im Busen hatte, sagte ihm: „Ich suche einen Brief?"

„Einen Brief?" wiederholte Ben Josef ganz unbefangen.

„Einen sehr wichtigen Brief, den ich selber dem Beichtvater meiner Gebieterin einhändigen sollte."

„Ihr scheint über den Verlust ganz untröstlich zu seyn. Warum das?"

„Ach!" seufzte der Zwerg, „was wird sie sagen, wenn sie erfährt, daß ich ihn verloren habe!"

„Nu! wie sollte sie es erfahren? Wollt Ihr es ihr sagen? Da wird sie zürnen, Euch schelten und vor Verdruß

wird sie krank werden. Das wird ihrer Schönheit schaden und Euch nichts nützen."

„Aber was soll ich denn thun?"

„Geht gutes Muths in's Schloß zurück, als ob Ihr Euren Auftrag auf's beste ausgerichtet hättet."

„Das ist wohl für den Augenblick gut. Aber später, wenn ihr Beichtvater ihr die Wahrheit sagt?"

„Das wird er nicht."

„Freilich wird er es!"

„Ich sage nein. Gewiß hat Jemand schon den Brief gefunden und bringt ihm denselben."

„Aber wenn er es nicht thut, was soll ich da sagen, wenn der Beichtvater versichert, ich hätte ihm den Brief nicht gebracht?"

„Ihr sagt ja."

„Und er sagt nein."

„Alsdann gilt Euer Ja so viel wie sein Nein, und Rokiczana wird lieber ihrem treusten Diener glauben, als einem Menschen, der nicht von ihr abhängt, und der tausend Gründe haben kann, nicht zu thun, was sie begehrt."

Dem Zwerg gefiel augenscheinlich dieser gute Rath; aber er sagte: „Nein, das wäre schlecht, erst einen dummen Streich machen und dann noch lügen! Ich will lieber Alles gestehen." Mit diesen Worten ging er weg. Der Jude bemerkte, daß er sich nicht beeilte, in's Schloß zurück zu kommen, und daraus, so wie aus dem Lächeln, welches seine Worte begleitet hatte, schöpfte Ben Josef die Ueberzeugung, daß er die empfangene Lehre nicht unbenutzt lassen würde. Er wußte, daß die Menschen, wenn sie sich einen bösen Rath zu nutze machen wollen, ihn scheinbar zurückstoßen, um das Geheimniß ihrer Untreue für sich zu behalten.

Als der Hausirer sich allein befand, zog er den Brief hervor, öffnete und las ihn, und wünschte sich doppelt Glück, ihn in seine Hände bekommen zu haben. Er setzte seinen Weg zu Gregor fort, um diesem das königliche Schreiben einzuhändigen, als Trompetenklang seine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Ein Herold erschien auf dem Platz. Einige Weiber, Gassenjungen und müßige Arbeiter kamen herbei und äußerten lachend ihre Vermuthungen über den Inhalt der bevorstehenden Verkündigung. „Ein großer Herr wird seinen Hund verloren haben, und Dem, welcher ihn wiederbringt, eine Belohnung zusichern!" riefen die Knaben. — „Es wird bei Strafe anbefohlen werden, die Gasse zu kehren und die Häuser zu weißen," meinte ein Weib. Ein Handwerksbursche, der es besser wissen wollte, rief: „Eine Tante wird irgendwo ihre Nichte vergessen haben, und dem Wiederbringer ein gutes Trinkgeld versprechen." Die Zahl der Neugierigen war indessen nicht groß, denn die Leute waren zu sehr an das Ausrufen unbedeutender Neuigkeiten gewöhnt, als daß sie sich in Masse hätten herbeidrängen mögen.

Der Herold, ärgerlich über die spöttischen Bemerkungen und über die Gleichgültigkeit, womit er empfangen ward, rief in barschem Ton: „Still! es betrifft die Juden!" Bei diesen Worten drängten sich alle Zuhörer aufmerksam herbei, und der Herold verkündete: „Im Namen des Königs thun Wir jedermänniglich zu wissen, daß heute am 20. Oktober im Jahr der Gnade 1347 die Juden Ben Himmel und seine Tochter Esther gerichtet werden sollen, als angeklagt der Ermordung eines Christenkindes, welches an der Straße neben dem Lobsower Wald gefunden worden ist. Alle und Jede, welche Angaben über diese Missethat zu machen haben, mögen sich in das Richthaus begeben und sich an das außerordentliche Gericht wenden und an dessen Obmann, den erlauchten Burggrafen von Krakau!"

So lange der Herold sprach, herrschte die tiefste Stille um ihn her. So wie er aber geendet hatte, erhob sich ein vielstimmiges Geschrei von den Männern, Weibern und Kindern, welche auseinanderlaufend riefen: „Gericht über die Juden!" Dieser Ruf drang in die Werkstätten. Die Gesellen ließen die Arbeit liegen. Die Meister murrten darüber, folgten aber dennoch dem gegebenen Beispiel, um den Ausgang des Prozesses zu sehen, auf welchen alle Welt gespannt war. Sogar die fleißigen Deutschen blieben nicht bei ihrer Arbeit. In wenigen Minuten waren alle Straßen voller Menschen.

Ben Josef hatte bestürzt diese Verkündigung angehört. In der Meinung, daß die gerichtliche Verhandlung nicht so schnell erfolgen würde, hatte er alle seine Bemühungen auf Verhinderung des Blutbades in der Ursulanacht gerichtet. Jetzt vergaß er seinen Freund Gregor, und kehrte, ohne zu wissen, was er wollte, nach dem Palast zurück, in welchem Esterka weilte. Er fand die Zugänge des Schlosses von dichten Menschenhaufen gesperrt. Das Thor des großen Hofes ward geöffnet, und Ben Josef erblickte den Burggrafen von Krakau, welcher mit einer starken Bedeckung von Reisigen in den Hof eintritt. Hinter ihm kam der mit Stroh belegte Leiterkarren für die Angeschuldigten.

(Fortsetzung folgt.)

Reiseskizzen aus Thüringen.

(Fortsetzung.)

Oberweimar liegt in der Mitte zwischen Weimar und Belvedere. Das letztere ist ein Sommer-Palais der fürstlichen Familie und ein Lustort der vornehmen Welt. Es trägt noch manche Spuren aus jener Zeit, in welcher Weimar der Sammelplatz geistreicher Notabilitäten war. Besonders ist das Natur-Theater, aus Bäumen und lebendigen Hecken gebildet, noch vorhanden, in welchem die heitere Muse ihren Tempel aufgeschlagen hatte. Auch Ettersburg und Tiefurt sind sprechende Zeugen aus jener glücklichen Periode, wo Fürst und Volk sich einander näher standen, als je. Damals waren es andere Zeiten, aber auch andere Menschen, und um einer Lust zu fröhnen, scheute man weder Wind noch Wetter. So wurde einst an einem Herbst-Abende im Park zu Tiefurt ein Schauspiel: „die Fischer", auf der Ilm aufgeführt, bei welchem die Herzogin Amalia ebenfalls mitwirkte. Auf dem Wasser reihete sich Kahn an Kahn, geschmückt mit Guirlanden und bunten Lämpchen, die weithin ihr magisches Licht verbreiteten. Damen und Herren hatten auf einer hölzernen Brücke Posto gefaßt, um von da aus das Schauspiel besser beobachten zu können. Diese war aber mit Menschen dergestalt überfüllt worden, daß sie mitten im Stück zusammenbrach und ihre Last in die Ilm warf. Das Kribbeln und Wibbeln, das Pitscheln und Patscheln, das Rufen und Schreien mag schön mit anzusehen und um so erheiternder gewesen seyn, da Niemand bei dieser unfreiwilligen Taufe umgekommen war, noch Schaden genommen hatte. Die Heiterkeit war durch diesen Unfall nicht im mindesten beeinträchtigt worden, und nachdem man sich

mit trockenen Kleidern versehen und durch Glühwein in die erstarrten Glieder wieder neues Leben gebracht, hat man das unterbrochene Spiel fortgesetzt und, als ob Nichts vorgefallen wäre, unter Schäkern und Scherzen beendigt. Dergleichen drollige Geschichtchen haben die Annalen jener Zeit noch in Menge aufzuweisen.

Man würde irren, wollte man glauben, Weimar würde durch viele Kirchen geziert. So umfangreich auch die Stadt ist, so gibt es für die 12,000 größtentheils evangelischen Bewohner doch nur zwei Gotteshäuser. Der Kirchenbesuch ist im Allgemeinen nur spärlich, außer an den Tagen, wo der General-Superintendent Röhr seine gotterhebenden, glaubenerweckenden Worte von der Kanzel herab donnert. Oftmals schon sollen die Theologen darüber geeifert haben, daß das Theater in den sündhaften Gemüthern mehr Reiz erwecke, als die Kirche, ohne daß dadurch die Bethäuser sich mit Andächtigen mehr angefüllt hätten. Der Mangel an Kirchenbesuch ist in unserer Zeit eine allgemeine Klage, und des Bischofs Eylert treffliche Worte würden sich daher auch auf jene Stadt anwenden lassen. Er sagt nämlich in seinem Werke über Friedrich Wilhelm III. von Preußen: „Die Kirchenscheu der Beamten, nicht etwa in einzelnen Gegenden und Städten, sondern in der ganzen preußischen Monarchie, von der russischen bis zur französischen Gränze, ist, mit einzelnen wenigen Ausnahmen, in der Totalität auch da, wo man vortreffliche Geistliche und ausgezeichnete Redner hat, eine notorische Thatsache. Eine merkwürdige psychologische Erscheinung! Gleiche Wirkungen müssen gleiche Ursachen haben. Welche sind diese Ursachen?" — Diese Ursachen mögen zum Theil ihren Grund in dem nüchternen, formlosen Wesen des Protestantismus selbst, zum Theil aber auch in der gränzenlosen Vergnügungssucht unserer Zeit haben.

Die Kirchen in Weimar sind einladend, freundlich und mit vielfachem Schmuck und historischen Denkwürdigkeiten angefüllt. So enthält die Stadtkirche die Begräbnißstätten der früheren Fürsten, deren Monumente sie auch bewahrt. Auch der unglückliche, durch seine langjährige Gefangenschaft berühmt gewordene Kurfürst, Johann Friedrich († 3. März 1554), nebst seiner Gemahlin hat darin eine ewige Ruhestätte gefunden. Von diesem Fürsten erzählt man, daß er sich in seinen Kinderjahren längere Zeit auf der Wartburg aufgehalten habe. Auf einem Spaziergange, den der junge Prinz einst unternommen, sey ihm ein Eseltreiber mit seinen langöhrigen Thieren begegnet. Da der Prinz große Lust zum Reiten gehabt, so hat er den Treiber gebeten, eins dieser Thiere besteigen zu dürfen, wofür er ihm einstmals einen Rock zu geben versprochen. Nach mehreren Jahren, als der junge Prinz zur Kurwürde gelangt war und jenes Versprechen längst wieder vergessen hatte, wurde ihm einstmals auf einem Spaziergange von einem Manne eine Bittschrift überreicht. Es war der Eseltreiber, welcher ihn an den einst versprochenen Rock erinnerte. Der Kurfürst sann einen Augenblick nach und sprach dann: „Ich erinnere mich der Zusage gar wohl, und was ein Fürst verspricht, das soll er billig halten." Bei diesen Worten zog er seinen mit Sammt gefütterten Rock vom Leibe, gab ihn dem Bittsteller und ging mit bloßen Armen nach Hause. Der Eseltreiber, darüber sehr erfreut, machte das kostbare Kleid zu Gelde und ließ sich davon nicht nur einen neuen Rock nach seiner Art machen, sondern bestritt von dem übrigen Gelde auch noch eine lange Zeit seinen Haushalt, was um so erwünschter für ihn war, da er eben keine Beschäftigung hatte.

(Schluß folgt.)

Rundgemälde des Brandes von Hamburg.

Die traurige Katastrophe des Brandes von Hamburg hatte damals so vielen Nachklang bei den Bewohnern Frankfurts gefunden, der Beziehungen zwischen beiden Schwesterstädten sind überhaupt so viele, daß man wohl nirgend mehr als hier eine bildliche Vergegenwärtigung dieses fürchterlichen Ereignisses, das eine blühende Stadt in wenig Tagen zu einem Schutthaufen verwandelte, mit Interesse hinnehmen wird, und so sey denn das auf dem Paradeplatz aufgestellte Rundgemälde der Madame S******, das eine getreue und wirklich imposante Darstellung des schrecklichen Flammenmeeres gibt, bestens empfohlen. Wir treten in einen geschmackvollen Salon und sehen die von dem wüthenden Elemente gegeißelte Stadt in schrecklichster Beleuchtung der Flammensäulen; überall Rauch, überall Jammer, überall Zerstörung. Wir verfolgen das Fortschreiten des Feuers mit Grausen, aller Muth erlahmt, und der Kampf des Elementes siegt über menschliche Kraft; wir sind mitten in diese brennenden Straßen, diese fliehende, sich drängende, schreiende und jammernde Menge versetzt und durch das Täuschende, das Wahre der Malerei so hingerissen, daß wir die Gegenwart vergessen und alle Schauer des Elends mitfühlen; dann treten wir in einen freundlich erhellten Pavillon, wo sich uns Hamburg nach dem Brande zeigt, und der erschreckte Blick beruhigt sich beim Anblick des endlich erstickten Elementes, und wir athmen freier, obgleich unser Auge mit Wehmuth auf die Trümmer blickt, die so viel Glück, so viel häuslichen Frieden, so viel Wohlstand dahingerissen. — Die Gemälde sind wirklich meisterhaft und werden von Allen als Kunstwerke gelobt. Wie wir vernehmen, ist der Besitzerin vom Hamburger Magistrat eine bedeutende Summe für dieselben geboten worden, da sie unmittelbar nach der Katastrophe aufgenommen wurden und die genauesten und treffendsten sind, die existiren. Wir können mit vollem Recht unseren Lesern dieses Rundgemälde, das bis zum 6. dieses noch auf dem Paradeplatz aufgestellt ist, empfehlen.

3.

Mannichfaltigkeiten.

(Bad Homburg, 30. Sept.) Mit dem heutigen schließe ich meinen Saisonbericht, denn unsere Sommersaison ist so eigentlich jetzt zu Ende; Mittwoch war ein glänzender Ball, der noch die Rubera der hier lebenden Badewelt zum letzten Male in diesem Jahre versammelte; das Kurorchester spielt heute zum letzten Male, um dann seiner Heimath zuzupilgern; der große Kursaal ist auch schon geschlossen und nur im kleinen Saale gehen die Spiele den Winter über fort; die letzte Kurliste ward im Laufe der vorigen Woche ausgegeben und nennt 4000 Personen, eine Frequenz, die beweist, wie sehr unser Kurort im Steigen ist; einsam und stille sind die diesen Sommer über

so belebten Promenaden und der kühle Herbstwind schüttelt die Blätter von den Bäumen.

In einem schlesischen Dorfe kam zwei Mal schnell nach einander Feuer aus. Ein Schäferjunge suchte sehr emsig nach den ausgeglüheten Nägeln unter dem Schutte, die er verkaufen wollte, um sich dafür Obst und andere Näschereien zu verschaffen. Der wachthabende Polizeibeamte kam mit dem Knaben in ein Gespräch, aus welchem sich bei dem ersteren der Verdacht entwickelte, der Schäferbube könne das Feuer angelegt haben. Die fortgesetzte Unterhaltung brachte den Burschen zu Widersprüchen und Geständnissen, welche, als der Ortsrichter die Sache vernahm, nicht nur den Verdacht bestätigten, sondern die entsetzliche Gewißheit herbeiführten, daß der Knabe beide Male das Feuer angelegt, Hab und Gut, Leib und Leben vieler Menschen auf das Spiel gesetzt, lediglich nur, um einige Groschen für altes Eisen zu gewinnen.

Der berühmte Menagerie-Besitzer van Aken macht aus Wien bekannt, daß „durch zufälliges Zusammentreffen mit seiner Frau" seine Menagerie um ein Bedeutendes vermehrt sey.

Ein Witzling sagte von Doktor X., daß, sobald er in ein Haus tritt, die Krankheit sofort Reißaus nimmt, weil sie der Herr Doktor — sehr schlecht behandelt.

(Frankfurt a. M.) Das Konzert zum Besten der im westlichen Theile unserer Stadt zu errichtenden Kleinkinder-Bewahranstalt und zum Theil für die sechs Waisen des verstorbenen Orchestermitgliedes, Hrn. Bormann, ausgeführt von sämmtlichen hiesigen Sängervereinen und dem Blechinstrumentalverein wird heute, Dienstag den 1. October, in dem Circus auf dem Paradeplatz stattfinden. Eintrittskarten für Sperrsitze zu fl. 1 12 kr., auf den ersten Platz zu 48 kr., den zweiten Platz zu 30 kr., den dritten Platz zu 18 kr., sind bei Hrn. André auf der Zeil, Hrn. F. Quilling auf dem Liebfrauenberg und Abends an der Casse zu haben. Anfang 7 Uhr, Casseneröffnung 6 Uhr. — Am 2. d. M. wird der ausgezeichnete Pianist J. L. von Meyer, Kammervirtuos Sr. Maj. des Kaisers von Oesterreich, Ehrenmitglied der philharmonischen Gesellschaft zu St. Petersburg und des Conservatoriums zu Wien, ein Konzert im Schauspielhause geben und darin folgende Pieçen vortragen: Phantasie über Lucrezia Borgia, russische Lieder für das Pianoforte arrangirt, Phantasie über Norma und Introduction aus Carneval de Venise, ebenfalls für Pianoforte arrangirt.

Konzert der Herren Döhler und Piatti.

Unsere friedlichen Tage sind den Künsten hold. Die Malerei wird durch Academieen, Kunstvereine und reiche Liebhaber begünstigt und ihre Werke finden nicht nur Bewunderer, sondern auch Käufer; die Bildhauerei verwendet man für Monumente, öffentliche Bauten und Paläste und ehrt ihre Gebilde. Die weiteste Verbreitung aber hat die Tonkunst gefunden; denn aller Orten und vom Fürstensaale bis zur ländlichen Hütte herab wird musicirt und wie in den großen Städten Tausende auf Oper und Sängervirtuosität verwendet werden, so gibt es fast kein Dörfchen mehr, das nicht seinen Gesangverein und sein Sängerfest aufzuweisen hätte. Die Dichtkunst, wenn auch etwas minder fetirt, darf ebenfalls mit der ihr werdenden Anerkennung ziemlich zufrieden seyn und ist wenigstens von der frühern Armseligkeit ihres Dachstübchens emancipirt. Das sind die Segnungen des Friedens und somit wollen wir den gegenwärtig in Frankfurt a. M. anwesenden Künstlerkongreß wiederholt freundlich begrüßen. Mendelssohn-Bartholdy, Moscheles, Döhler, L. v. Meyer, J. Rosenhain, Piatti, Viviers und Boucher sind noch immer anwesend und die Ankunft vieler Andern steht in Aussicht.

Am 27. Sept. d. J. gaben die Herren Döhler und Piatti ein Konzert. Unter den neuern Pianisten nimmt Döhler als beliebter Klaviercomponist und Virtuose einen ersten Rang ein und ist in diesen Blättern bereits öfters besprochen worden; auch diesmal wurde seinem Talente die verdiente Würdigung und besonders glänzend entfaltete er in der Phantasie über Maometto die Vorzüge seines brillanten und die Technik, so wie den Ausdruck der Composition vollkommen bemeisternden Spieles. Bei der unmittelbar auf einander folgenden Ausführung von Tonstücken der verschiedenartigsten Gattung (Mendelssohn, Moscheles, Rosenhain, Hiller und Chopin) konnte es kaum fehlen, daß der Charakter und die Eigenthümlichkeit dieser einzelnen Pieçen nicht etwas beeinträchtigt worden wäre. — Gediegen und gehaltvoll war das Spiel des Hrn. Döhler beim Vortrag des ersten Satzes aus der Beethoven'schen Sonate in A dur für Piano und Violoncell, welches letztere Hr. Piatti spielte. Piatti, der in der vorigen Saison ohne Instrument nach Paris kam und, wie man sagt, durch die Großmuth Lißt's für ein Konzertbillet ein Amati-Violoncell erhielt, gehört zu den besten der heutigen Violoncellisten. Er vereinigt den schönsten Vortrag mit der glänzendsten Fertigkeit; Alles gelingt ihm und seine kecken Sprünge, Octaven-, Terzen- und Sexten-, so wie seine Decimengänge sind untadelhaft, seine Triller unnachahmlich. Hr. Piatti spielt die klassischen Compositionen eben so ausgezeichnet als die modernen. — Einen gleichfalls bedeutenden Künstler lernten wir in dem Hornisten Hrn. Viviers aus Paris kennen, welchen Berlioz schon öfters in seinen Feuilletons mit Auszeichnung genannt hat. Die vier Töne des Hrn. Viviers, von welchen die Fama uns so viel erzählt hatte, die aber nichts mehr und nichts weiter sind als eine artige Verzierung und freundliche Zugabe, bereiteten den Hörern eine angenehme Ueberraschung, würden uns aber ohne die andern Vorzüge des Künstlers nur wenig imponirt haben. Mehr als sie gilt uns der Eine Ton Viviers, d. h. der kraft- und markvolle, mächtig dahinströmende und zugleich schmelzende und liebliche Ton seines Oberonhornes, aus dessen Klängen uns Waldeslust und Bergesecho mit poetischem Zauber umwogen. Sein Adagio weckte jene Sehnsucht, die mit Schiller sagt: „O läg' ich draußen in der Wälder Grün!" und sein Allegro athmete die Frische jugendlicher Freudigkeit. — Durch die Vereinigung von drei Virtuosen, wie die hier genannten wurde den Musikfreunden ein genußreicher und dankenswerther Abend bereitet.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 1. Oct. (Zum Erstenmale wiederholt): Die Mädchen von Saint-Cyr, Lustspiel in 5 Acten, nach dem Französischen des Alexander Dumas.

Mittwoch, 2. Oct. Großes Konzert, in welchem Hr. Leopold v. Meyer, Kammervirtuos Sr. Maj. des Kaisers von Oesterreich, Ehrenmitglied der philharmonischen Gesellschaft zu St. Petersburg und des Conservatoriums zu Wien, mehrere Pieçen für das Pianoforte vortragen wird. Dazu (zum Erstenmale): Ursprung des Korbgebens, dramatische Kleinigkeit in 1 Act, nach einer Anekdote von L. Feldmann. Hierauf folgt: Die weiße Frau, Oper von Boieldieu. (Scenen des zweiten Acts). Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 274. Donnerstag, den 3. October 1844.

Der Bauernkönig und die Jüdin.

(Von Johann Czynski.)

(Fortsetzung.)

Achtzehntes Kapitel.
Ein Geständniß.

„Was bedeutet dieser Zusammenlauf und dies Geschrei?“ fragte Kasimir seinen geheimen Rath Jakob von Melchtin, indem er durch das Fenster auf das Gedränge in den Straßen von Krakau deutete.

„Heute werden die Juden gerichtet,“ antwortete der Greis. „Die Kunde davon setzt alles Volk in Bewegung. Alle sind auf den Ausgang dieses traurigen Prozesses gespannt.“

„Heute?“ wiederholte Kasimir erstaunt. „Warum heute?“

„Herr König,“ antwortete der geheime Rath, „Ihr kennt die blutigen Anschläge des Priesters Martin und des Pan von Wola, die in dem mir vorhin überreichten Pergament offenbart sind. Sicher hat der Burggraf von Krakau ebenfalls Kunde davon bekommen, und für gut gefunden, Euch die unangenehme Mittheilung zu ersparen, dagegen aber den Unzufriedenen jeden Vorwand zu nehmen durch einen beschleunigten Richterspruch. Die Angeklagten sind entweder schuldig oder unschuldig. Die Bestrafung ihrer Schuld oder der Beweis ihrer Unschuld wird den Ränken ein Ziel setzen, welche sich auf den angeblich von Euch den Mördern von Christenkindern ungerechter Weise gewährten Schutz gründen.“

„Schuldig oder unschuldig?“ rief der König voll Unwillen und Besorgniß. „Ich dächte, es bliebe Euch kein Zweifel mehr. Gestern noch habt Ihr den Schein beklagt, der gegen sie spräche, und heute könnt Ihr sagen: schuldig oder unschuldig!“

„Gestern, Herr König, wußte ich nicht, daß sich in der Untersuchung neue Anzeichen und Beweise herausgestellt haben. Neue Zeugen bekräftigen die Anklage.“

„Woher wißt Ihr das?“ fragte der König.

„Der Burggraf hat es mir gesagt,“ antwortete Jakob.

„Ich sehe, Ihr seyd besser unterrichtet als Euer König, und empfangt die Berichte früher, als er.“

„Den Augenblick hat mir der Burggraf die Mittheilung gemacht, damit ich sie Euch überbringe.“

„Also ist der Burggraf im Schloß?“

„Ja, Herr König. Er will die Angeklagte vor Gericht führen.“

„Er will sie aus meinem Palast holen, um sie dem Hohn und den Mißhandlungen der irregeleiteten Menge auszusetzen? Nein! Sie soll nicht hinaus! sie soll in meinem Schloß bleiben!“

„Um sie vor jeder Schmach zu schützen, wird der Burggraf selber mit einer starken Bedeckung den Karren, auf dem sie abgeführt wird, begleiten.“

„Ich will nicht!“ donnerte der König. „Geht, verkündet dem Burggrafen meinen Willen, und wehe Dem, welcher sich erdreistet, die Freistätte zu verletzen, welche ich einem Opfer der Unwissenheit und des Aberglaubens angewiesen.“

„Was sagt Ihr, Herr König?“ fragte staunend der Greis.

„Das ist mein Wille. Eilt!“

„König Kasimir!“ sagte Jakob von Melchtin, „erlaubt, daß ich Euch nicht gehorche.“

„Was höre ich?“

„Ja, Kasimir! Ich will Euch beweisen, daß ich Euer Vertrauen verdiene und den Titel, mit welchem Ihr mich beehrt habt durch Ernennung zu Eurem Rath. Unser Recht erheischt, daß die Angeklagten vor dem Gericht erscheinen. Mein Herr und König, welcher will, daß die Gesetze von seinem ganzen Volk geachtet werden, wird nicht das Beispiel ihrer Verletzung geben. Betrachtet diese dichte Menschenmenge, welche sich um Euer Schloß drängt. Haltet Ihr für klug, sie zu erbittern? Wollt Ihr den Verläumdern Recht geben, welche behaupten, Ihr beschützet die Feinde des Glaubens? Heute sind die Aeltesten des Volks, der Bischof von Krakau an ihrer Spitze, und die Blüthe des Adels bereit, sich um Euren Thron zu schaaren und Gut und Blut für einen wohlwollenden und gerechten Fürsten zu wagen. Aber wenn Ihr den Lauf der Gerechtigkeit hemmt, wenn Ihr die Gesetze höhnt, werden sie Euch im Stich lassen.“

Kasimir dachte nur an die der schönen Jüdin drohenden Gefahren, sah nur die Bilder von Schmach und Qualen vor Augen, und hörte seinen Rath nur mit Ungeduld an. Statt aller Antwort warf er ihm einen Zornblick zu, und gebot dem Kämmerer, den Burggrafen von Krakau zu rufen. Ueber die Lehne seines Sessels sich beugend, sagte er mit gedämpfter Stimme: „Ich bin allein und verlassen. Nein, ich habe keinen Freund, keinen Menschen, dem ich mich anvertrauen, dem ich mein Herz öffnen könnte!“ Mit einem Seitenblick bemerkte er, daß sein alter Rathgeber das Haupt senkte und

sein thränenvolles Auge vor ihm zu verbergen suchte. „Du weinst?“ fragte er in gütigem Ton.

„Herr König,“ antwortete der Greis, „seit zehn Jahren, daß ich Euch diene, ist dies das erste Mal, daß Ihr im Zorn zu mir gesprochen und an meiner Ergebenheit gezweifelt habt.“

„Ach, wenn Du wüßtest, was in meiner Seele vorgeht!“ sagte Kasimir, seine Augen mit der Hand bedeckend, als wollte er sein Erröthen verbergen.

„Kasimir, mein König! mein Sohn!“ rief der Greis, was fehlt Euch? Was ist das für ein schmerzliches Geheimniß, das Ihr mir verschweigt, Eurem treuen Diener, den Ihr oft Euern Vater genannt habt? Wenn ich durch langjährige Dienste mich einer Gunst würdig gemacht habe, so gewährt mir dieselbe, indem Ihr Euren Schmerz in meinen Busen ausschüttet. Ich bin alt, und reich an Erfahrung. Sprecht ein Wort, ein einziges Wort; ich bitte Euch inständig darum.“

„So wisse denn,“ antwortete der König, „daß diese eines Mordes angeklagte Jüdin, welche heute auf einem Karren unter dem Hohn und den Mißhandlungen einer irregeleiteten Menge vor Gericht geführt werden soll, — wisse, daß dies Mädchen unschuldig ist, eine reine Seele, ein gefühlvolles Herz und einen gebildeten Geist hat.“

„Ich glaube es, Herr, ich weiß es,“ erwiederte der Greis.

„Aber das glaubst und weißt Du nicht, daß ich sie liebe!“

„Ihr liebt sie? — Ihr, der König, eine Jüdin — die eines Mordes angeklagt ist?“

„Ja, ich liebe sie. Wenn sie dem geringsten Edelmann meines Reichs Liebe eingeflößt hätte, würde derselbe sich das Recht anmaßen, sie mit dem Schwert in der Hand zu vertheidigen. Und ich muß schweigen, muß ihr meinen Schutz versagen, weil ich König bin, und meinem Volk ein Beispiel geben soll. Wenn der geringste Edelmann von ihrer Unschuld überzeugt wäre, wie ich es bin, so würde er allein sie wider Alle vertheidigen. Und ich muß sie der Wuth des Volks preisgeben, sie dem Henker überlassen, weil ich König bin und meinem Volk als Muster vorleuchten soll. Das sind die Vorrechte meiner Krone! Ein König, der sein ganzes Leben dem Glück seines Landes geweiht hat, sollte nicht das Recht haben, seinen Unterthanen zu sagen: Die, so ihr anklagt, ist unschuldig. Achtet sie, denn ich liebe sie!? Um König zu seyn, muß ich feig sein? muß ich mich einer Pflicht entziehen, die jeder Andere erfüllen würde?“

Der alte Mann, weniger erschrocken über die Liebe eines christlichen Königs zu einer Jüdin, als voll Mitgefühl für den Schmerz Kasimir's, sann auf ein Mittel, den Widerstreit zwischen der Neigung des Königs und der Achtung vor dem Gesetz zu beseitigen.

„Nun, was meinst Du?“ fragte der König.

„Mein Sohn,“ antwortete der Greis, „Gott hat Euch einer schweren Prüfung unterworfen; aber mit seiner Hülfe werdet Ihr ruhmvoll aus derselben hervorgehen.“

„Wie verstehst Du das?“

„Esterka wird vor dem Gericht erscheinen. Die Geschichte soll nicht sagen, daß Kasimir der Gerechtigkeit eine des Mords angeklagte Jüdin entzogen hat, weil sie jung und schön war. Beruhigt Euch übrigens. Esterka soll nicht auf dem Armesünderkarren durch die Straßen fahren. Ich, Jakob von Melchtin, will sie an der Hand führen, als ob sie mein Kind wäre.“

„Damit die irregeleitete Menge sie in Stücke reiße?“

„Nein, Kasimir. Wenn das Volk mich ohne Bedeckung an ihrer Seite sieht, wird es ihr ausweichen aus Achtung vor meinen grauen Haaren. Ich kenne die Krakauer. Sie murren, wenn sie einen Schuldigen unbestraft sehen, aber sie schweigen und gedulden sich, wenn die Gerechtigkeit ihren Lauf hat. Mit meinem Kopf steh' ich Euch dafür, daß Esterka die Volksmenge durchschreiten wird, ohne daß eine Hand sich wider sie erhebt, ohne daß ein Schmähwort zu ihren Ohren dringt.“

„Und bürgst Du mir für das Urtheil?“

„Herr König, Esterka hat Euch von ihrer Unschuld überzeugt; warum sollte sie nicht dasselbe bei Richtern vermögen, deren Unbestechlichkeit Euch bekannt ist? Wollt Ihr, statt dies zu erwarten, ihren Verläumdern und Todfeinden gewonnenes Spiel geben? Als Rath des Königs kann ich der Verhandlung beiwohnen, und indem ich es thue, werde ich Alles aufbieten, um die Unschuld zu retten. Ist die Angeklagte schuldlos befunden, dann steht es Euch frei, sie mit Wohlthaten zu überhäufen. Darin wird man nur eine Entschädigung für ungerechte Verfolgung sehen. Anders könnt Ihr nicht handeln. Ihr könnt auf Eure ruhmvolle Regierung keinen Flecken bringen.“

Kasimir blieb unentschieden. Doch leuchteten ihm die Vortheile ein, welche für Esterka aus einer förmlichen Freisprechung vor Gericht entspringen müßten. In diesem Augenblick ward der Burggraf angemeldet. Um ihm die Aufregung des Königs zu verbergen, ging Jakob von Melchtin ihm entgegen und sagte: „Ihr kommt, die Angeklagte zum Gericht abzuholen, und habt die Vorsorge getroffen, daß der Karren mit einer starken Bedeckung umgeben ist. Aber der König will das Volk nicht durch Gewalt im Zaum halten, sondern lieber seinem gesunden Verstand vertrauen. Ich will allein Esterka führen, und ich erwarte getrost, daß kein Pole die Hand wider ein Weib und wider einen Greis erheben wird.“

„Ja, Herr Burggraf“, sagte der König, indem er näher trat und seinem geheimen Rath die Hand drückte. „Kehrt zurück nach dem Gericht und setzt Eure Nachforschungen mit demselben Eifer fort, den Ihr bisher bewiesen habt. Ich weiß, daß Ihr die Schuldigen nicht schont, und noch besser weiß ich, daß Ihr Unschuldige nicht abschlachten lassen werdet. Jakob von Melchtin wird Euch in dieser schwierigen Auffsuchung der Wahrheit beistehen.“

„Herr König“, entgegnete der Burggraf, „ich danke Euch, daß Ihr uns einen von Euren vertrauten Räthen beigebt. Die Verantwortlichkeit des Richters ist schwer. Ihr erleichtert dieselbe, indem Ihr sie vertheilt. Die Zeit drängt, Herr König.“

„Geht“, sagte Kasimir; „Jakob von Melchtin wird Euch bald die Angeklagte bringen.“

Der Burggraf entfernte sich und der König sagte zu seinem Rath: „Du siehst, ich folge Dir.“

„Ihr werdet es nicht bereuen“, erwiederte der Greis. „Ich hoffe, Euch Diejenige als gerechtfertigt zurückzubringen, auf welcher so gräuliche Anschuldigungen lasten.“

(Fortsetzung folgt.)

Reiseskizzen aus Thüringen.

(Schluß.)

Die zweite, die Hofkirche, deren Vorhof bis vor nicht gar langer Zeit zum allgemeinen Begräbnißplatz diente, umschließt die Gebeine eines seiner treuesten Freunde, des bekannten Malers Lukas Kranach nämlich († 16. Okt. 1553), welcher bekanntlich den Kurfürsten nach Innsbruck in die Gefangenschaft begleitet hatte. Sein Grabgewölbe trägt noch jetzt des Künstlers Hautreliefgestalt mit der Inschrift: pictor celerrimus (der geschwindeste Maler), und man hat schon vielfach hin und hergestritten, ob dies nicht ein Irrthum sey und pictor celeberrimus (der berühmteste) heißen müsse. Auch Luthers Andenken haben die Weimaraner dankbar bewahrt. Dieser Glaubensheld hat sich einige Zeit in jener Stadt aufgehalten, weßhalb das Gäßchen, welches er damals bewohnte, noch heutigen Tages den Namen „das Luthergäßchen" trägt. Am Abend des Reformationsfestes eines jeden Jahres versammeln sich am Eingange desselben die Schüler des Gymnasiums mit Morgensternen und verherrlichen das Andenken an den Reformator durch den Gesang seines begeisternden Liedes: „Eine feste Burg ist unser Gott!"

Ich fühlte mich wahrhaft beglückt durch die mancherlei Nachrichten, welche ich auf meinen Kreuz- und Querzügen durch die Stadt und ihre nächste Umgegend gesammelt hatte, und begab mich nun fröhlichen Muthes nach meinem Quartier zurück. Der Wagen, der mich weiter befördern sollte, stand bereit, und schon einige Minuten später rollte derselbe langsam über die Kegelbrücke hinüber. Die Passagiere in demselben schienen heiter und vergnügt; unter ihnen befand sich auch ein Weimaraner.

Nach Uebersteigung eines steilen Berges, welcher sich unmittelbar vor der Stadt erhebt und für schwerbeladene Wagen beim Abwärtsfahren oftmals schon gefährliche Folgen gehabt haben mag, gelangten wir an einem Wäldchen, das „Webicht", vorüber. „Dies ist ein ausgebreitetes Gehölz", bemerkte der Weimaraner, „und gewährt den müden Reisenden Schutz und Schirm vor der drückenden Sonnenhitze. So viel ich weiß, gehörte das Webicht in früherer Zeit der Stadt Erfurt. Um das Eigenthumsrecht dieses Gehölzes für Weimar zu erlangen, soll man jener Stadt große Summen geboten haben, aber immer vergebens. Endlich, bei der Geburt Karl August's, nahm man Erfurt zu Gevatter, und bei dieser Gelegenheit erhielt nun Weimar das Webicht zum Pathengeschenk. Damit hatte man den Zweck erreicht." Unter diesem und ähnlichen Gesprächen rollte der Wagen auf der Straße nach Jena weiter.

„Sehen Sie dort links jenen Thurm, meine Herren?" fragte der sprachselige Reisegefährte, welcher mit der dortigen Gegend bekannt war. „Er ist noch ein Ueberbleibsel der Vorzeit und unter dem Namen das „Burgverließ von Kapellendorf" bekannt. Das Dorf gleiches Namens, zu welchem er gehört, war ehemals eine Stadt und unmittelbare Reichsherrschaft, welche ein eigenes Wappen mit einem Löwen führte. Ihr ertheilte im Jahre 1352 Kaiser Karl IV. das Recht, Münzen zu schlagen; einige Jahre später wurde sie aber für 50 Mark Silber an Erfurt verkauft. In der Kirche daselbst befinden sich noch in Lebensgröße die Bildnisse des Burggrafen Albrecht III. († 1427) und seiner Gattin Margaretha von Kranichfeld. Kapellendorf enthält übrigens die schönsten jungen Bäuerinnen in der Umgegend", warf der Erzähler scherzweise noch hin, „und die Anbeter kommen oft mehrere Stunden weit her, um sich eine hübsche wohlhabige Braut zu erkiesen. Die jungen Bursche des Dorfes wollen aber keine fremden Nebenbuhler dulden und es kommt deßhalb zwischen ihnen und den fremden Bewerbern manchmal zu recht ernsten Auftritten. Dabei behaupten die Einheimischen natürlich immer das Feld, denn in ihnen steckt noch der Geist ihrer tapferen Ahnen, die bei den früheren Landgrafen von Thüringen in gar hohem Ansehen standen. So hielten sie noch im Jahre 1585 im Schloßhofe zu Weimar, nach altem Brauch, ein glänzendes Turnier zu Roß, bei welchem mancher Graf, der sich mit ihnen messen wollte, aus dem Sattel gehoben und in den Sand geworfen wurde."

Eben kam eine hübsche Bäuerin die Straße daher, keck und stolz, als ob sie die Welt erobern wollte. „Die ist aus Kapellendorf!" rief der bekannte Reisegefährte. Als man dagegen einwandte, daß sie ja eben so gut auch wo anders her seyn könne, ließ er es nicht gelten und meinte: diesen Menschenschlag kenne er zu gut. Mittlerweile war das Mädchen näher gekommen und er rief ihr zu: „He, Landsmännin! wohin des Weges?" Sie aber blickte ihn mit großen Augen an und antwortete naiv: „Gerade dahin, wo he hergekommen!" Dies gab Anlaß zu einer „ungeheuren Heiterkeit", und es wurde noch lange hin- und hergestritten, ob sie eine Kapellendörferin gewesen sey.

Unterdessen waren wir Jena näher gekommen. Einige Betrachtungen und Bemerkungen über diese Universitätsstadt sollen die Grundlage einer zweiten Reiseskizze bilden. Bis dahin leben Sie wohl! S. v. R.

Konzert der Fräulein Ph. Sähr.

Die große Anzahl der Lieder und lyrischen Ergießungen unserer deutschen Dichter ist von unsern Componisten vielfältig benutzt worden und wir besitzen einen so reichen Schatz von in Musik gesetzten schönen Dichtungen, daß wir wohl stolz darauf seyn können; um so bedauerlicher erscheint es, daß die jungen Damen der sogenannten gebildeten Welt in gesellschaftlichen Zirkeln, wenn man sie etwas zu singen bittet, es vorziehen, in italienischen Arien zu paradiren und eine Kehlenfertigkeit geltend machen zu wollen, die doch die meisten von ihnen entweder gar nicht, oder nur sehr mangelhaft sich eigen gemacht haben. Wäre es nicht weit besser, sie suchten durch den ausdrucksvollen Vortrag eines edeln, aber einfachen deutschen Liedes zu gefallen und die Mitempfindung der Herzen anzuregen, anstatt durch Coloraturen und Triller imponiren und damit kokettiren zu wollen? Man überlasse die italienische Gesangvirtuosität den Sängern und Sängerinnen von Fach, aber im häuslichen und gesellschaftlichen Kreise ehre und pflege man das deutsche Lied, das aus dem Herzen kommt und zum Herzen dringt. — Dem deutschen Liedergesange war das hier besprochene Konzert vorherrschend gewidmet, und es konnte zu dessen Belebung nur beitragen. Nachdem Fräul. Sähr eine Cavatine mit lebhaftem Beifall gesungen, trug sie einige schöne Lieder von Proch, Becker und Jäger vor und zeigte darin die Kraft und Frische ihrer klangvollen Stimme, wie einen ausdrucksvollen Vortrag. Für den deutschen getragenen Gesang und besonders für den des Liedes sind die Stimmmittel der Fräul. Sähr am geeignetsten, was verdiente Anerkennung fand. — In Hrn. Herger, vom Rigaer Stadttheater, welcher ebenfalls mehrere Lieder sang, lernten wir einen Sänger kennen, welcher mit einem klangvollen und zarter Modulationen fähigen Bariton geläuterten Vortrag und

gute Schule verbindet; auch ihm wurde reichlicher Beifall gezollt. — Mad. Schäfer aus Wien und Hr. Steinmüller wirkten mit gefälliger Bereitwilligkeit mit; erstere spielte Klaviercompositionen von Herz und Liszt und letzterer erfreute die Hörer durch den mit eben so viel Einsicht und klarer Auseinandersetzung, als mit Leben und Wärme ausgestatteten Vortrag eines schönen Deklamationsstückes.

Korrespondenz.

Von der hessischen Bergstraße, im Sept.

Die Staatsangehörigen des Großherzogthums Hessen haben sich neben einer freisinnigen Verfassung, welche ihnen die weise Regierung des höchstseligen Großherzogs Ludwig I. zu Theil werden ließ, im Verhältniß zu deutschen Nachbarstaaten auch noch vieler sonstigen Wohlthaten und Garantien zu erfreuen, insbesondere gewährt ihnen eine solche wohlthätige Garantie die Trennung der Justiz von der Verwaltung in unterster Instanz, welche von unserer Staatsregierung gleichfalls unter der segenreichen Regierung des höchstseligen Großherzogs Ludwig I. schon im Jahr 1821 in's Leben gerufen wurde, während z. B. die Staatsangehörigen des Großherzogthums Baden, des Herzogthums Nassau, des Königreichs Baiern heute noch dieser Wohlthat entbehren. In demselben Maße ist es eine Wohlthat, daß unter der glücklichen Regierung des dermaligen Großherzogs Ludwig II., welcher in dem Geiste seines höchstseligen Vaters, des Großherzogs Ludwig I., segensreich fortregiert, die Unbeschränktheit der Verwaltungsbehörden beengend, also gewissermaßen zum Vortheile der Staatsangehörigen Rechte der Verwaltung aufgebend, durch das Edict vom 6. Juni 1832 die Polizeigerichtsbarkeit, d. h. die Beurtheilung, ob sich ein Individuum eines Polizeivergehens schuldig gemacht und deshalb Strafe verwirkt hat, einschließlich der Forstgerichtsbarkeit, an die großh. Landgerichte als Polizei- und Forstgerichte erster Instanz übertragen hat, in Deutschland wohl das erste, bis jetzt noch nicht nachgeahmte, jedoch sich durch eine 11jährige Erfahrung bewährte und der Nachahmung würdige Beispiel, welches auch der Billigung und ehrenden Anerkennung eines der ausgezeichnetsten Rechtslehrer Deutschlands, des geheimen Hofraths Mittermaier zu Heidelberg, in seiner Schrift: „die Strafgesetzgebung in ihrer Fortbildung", Pag. 228 und 229, nicht entgangen ist. Die mittelst dieses Edicts geschehene Uebertragung der Polizeigerichtsbarkeit an die gr. Landgerichte hat erst recht eigentlich die Verwirklichung der Wohlthat der Trennung der Justiz von der Verwaltung für die Staatsangehörigen des Großherzogthums herbeigeführt; denn erst in Folge dieser Einrichtung ist die Verwaltung nicht mehr Richter und Partei in einer Person. Nur von den Gerichten, denen durch ihren Beruf Unparteilichkeit, Leidenschaftlosigkeit und völlige Neutralität geboten ist, können die Staatsangehörigen strenge Subsumtion der Thatsache unter das Gesetz erwarten, während der Verwaltungsbeamte allerdings auch auf die Rücksichten, welche ihm Politik und sonstige eigenthümliche Verhältnisse an Handen geben, Bedacht zu nehmen hat und, wenn er ein Interesse an den seiner Verwaltung übertragenen Gegenständen hat, nehmen wird. Die Trennung der Justiz und Verwaltung gibt außerdem den Staatsangehörigen die nöthige Garantie, daß mit der den Beamten übertragenen Amtsgewalt nicht so leicht Mißbrauch getrieben werden kann, wie dieses in Staaten der Fall ist, wo die Ausübung der Justiz- und Verwaltungsgewalt in einem Bezirke sich in einer und derselben Person vereinigt, indem, wenn diese Gewalten verschiedene Beamten auszuüben haben, ein Beamter gewissermaßen den andern controlirt und den Staatsangehörigen gegen etwaige Uebergriffe des andern Beamten in Schutz nimmt.

(Schluß folgt.)

Baden, 28. Sept.

So rauh schon die Witterung zu werden beginnt, wodurch der eigentlichen Saison faktisch ein Ende gemacht ist, so ist die Zahl der täglich noch ankommenden Fremden verhältnißmäßig überraschend groß; jeder Tag bringt mehr als 100 und die Gesammtzahl hat jetzt 28,000 überschritten. — Das Theater ist nun geschlossen und heute wird auch der letzte große Ball im Conversationshause abgehalten. Es bleiben also für Vergnügungen nur noch die Jagdpartieen, deren noch einige von Hrn. Benazet auf's glänzendste arrangirte stattfinden sollen. Ueber die erste schreibt der Beobachter: „Für diesesmal wurden wiederum Sauhatzen beliebt, deren erste den 21. unter günstigen Umständen statthatte. Das Wetter, anfangs im Rheinthal etwas neblich, heiterte sich bald auf, ohne warm zu werden, Rosse und Reiter waren munter, die Schweine in der besten Laune und nur die Hunde vom Wohlleben der Saison her noch ein bischen träge, wie es Wesen nicht zu verargen ist, die seit Monden kaum etwas anderes gethan als gefressen und geschlafen, und nun plötzlich einem Ding nachrennen sollen, das keines Schienenwegs bedarf, um mit der Schnelligkeit der Dampfkraft von dannen zu stieben. Was übrigens die Hunde versäumten, machten die Pferde zum Theil wieder gut und das Entkommen der ersten Sau war nur die Folge eines Zufalls, indem der Reiter, welcher sie in einem Wassergraben antraf, mit mehr Muth, als Erfahrung und Uebung dieselbe annahm, ohne Meister zu werden. Mit verletzter Hand mußte er ablassen, und wir dürfen noch zufrieden seyn, daß es bei der nicht sehr bedeutenden Wunde sein Bewenden hatte. Nach dem wohlversehenen reichlichen Frühstück, an welchem eine überaus zahlreiche Versammlung von Damen und Herren Theil nahm, wurde das zweite Stück gesprengt, nach einem langen scharfen Ritt gestellt und durch unsern wackern Bezirksförster Hrn. Kißling ganz kunstgerecht mit der blanken Waffe erlegt, und das war ein herzerfrischender Anblick in unsern Tagen, wo es selten mehr einen Waidmann gibt, welcher es verstände, ein Schwein anlaufen zu lassen. — Die nächste Hetze soll dem Vernehmen nach zu Ende dieser Woche statt haben, und unter den zwei dazu bestimmten Schweinen befindet sich ein so angenehmer „Mutzje", als nur je einer, gesättigt von Eicheln oder Bucheln, die Hauer an einem Wurzelstock wetzte. Möge auch ihm, dem stattlichen Junker, das Glück zu Theil werden, nicht durch schnödes Blei zu verenden, sondern auf die ritterliche Weise, in welcher die lange Reihe seiner Altvordern einst das Ziel ihrer Laufbahn fand."

Räthsel.

Kleid bin ich oft dem Kopf, oft bin ich es den Füßen,
Doch nenn' ich Menschen auch, die gar nicht zu genießen.

J. A. K.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 2. Oct. Großes Konzert, in welchem Hr. Leopold v. Meyer, Kammervirtuos Sr. Maj. des Kaisers von Oesterreich, Ehrenmitglied der philharmonischen Gesellschaft zu St. Petersburg und des Conservatoriums zu Wien, mehrere Piecen für das Pianoforte vortragen wird. Dazu (zum Erstenmale): Ursprung des Korbgebens, dramatische Kleinigkeit in 1 Act, nach einer Anekdote von L. Feldmann. Hierauf folgt: Die weiße Frau, Oper von Boieldieu. (Scenen des zweiten Acts). Mit aufgehobenem Abonnement.

Donnerstag, 3. Oct. Aschenbrödel, Feenoper in 3 Abth., Musik von Nicolo Isouard.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 275. Freitag, den 4. October 1844.

Der Bauernkönig und die Jüdin.

(Von Johann Czynski.)

(Fortsetzung.)

Neunzehntes Kapitel.

Liebe.

Daß Kasimir sich in dieser Angelegenheit so schwach und unentschlossen zeigte, erklärt sich daraus, daß er bei seinen ausgezeichneten Herrscherfähigkeiten nicht ohne Fehler war. Mit Recht stellt die Geschichte ihn neben die größten Fürsten aller Zeiten. Bei seiner Thronbesteigung hatte er Polen arm und von Bürgerkriegen zerrissen gefunden. Er gab ihm Frieden und Wohlstand wieder. Während vor ihm der Schwache dem Uebermuth des Starken preisgegeben war, und der Adel, in ewigen Fehden unter sich, nur darin einig war, die armen Leibeigenen unglücklich zu machen, wußte Kasimir seinem Gesetzbuch Geltung zu verschaffen, welches die Adeligen für Ausgleichung ihrer Streitigkeiten an die Gerichte verwies und den Geringen Schutz gewährte. Da der Adel Gewerb und Handel verschmähte, zog er betriebsame Fremde herbei, welche das halbwilde Polen in ein blühendes Reich verwandelten. Er hat hundert Städte gebaut, und die Geschichte sagt von ihm, daß er ein Polen aus Holz vorgefunden, und ein Polen aus Backsteinen hinterlassen habe. Ueber seinem Jahrhundert stehend, zeigte er sich duldsam gegen Andersgläubige. Bedacht, die Wissenschaften in Polen zur Blüthe zu bringen, gründete er höhere Lehranstalten und legte den Grund zu einer Universität an dem Ufer der Weichsel.

Leider ward aber der Glanz seines Herrscherlebens durch einige Flecken in seinem Privatleben getrübt. Der gewaltige König war der Sklave seiner Sinnlichkeit. Er wollte sein Volk glücklich sehen; aber er liebte auch für sich den Genuß. Seine Tafel war lecker; er liebte den Wechsel der Vergnügungen. Frauenliebe war Bedürfniß für ihn. Seine Leidenschaft in diesem Punkt war glühend, und verschmähte kein Mittel, um zur Befriedigung zu gelangen. In seiner Jugend, vor seiner Thronbesteigung, hatte er sich auf der Reise in eine Fürstentochter verliebt, und, da er keine Gegenliebe fand, seine Zuflucht zur Gewalt genommen. Ein andermal berückte er ein Fräulein aus einem der ersten Häuser des Landes, indem er sich durch einen vorgeblichen Priester mit ihr trauen ließ. Trotz dem Einspruch des Papstes verstieß er seine Gemahlin Adelheid in ein fernes Schloß, um seinen Liebschaften ungestört nachhängen zu können. Wie einst Salomo, gab er das Beispiel eines Herrschers voll Weisheit und Gerechtigkeit im öffentlichen Leben und von Hitze, Schwäche und Unbeständigkeit den Weibern gegenüber. Sein größtes Glück war, sein müdes Haupt an der Brust eines geliebten Weibes ausruhen zu können.

Gegenwärtig herrschte Esterka in seinem Herzen. Er liebte sie, wie er noch nie geliebt. Erst hatte ihr Unglück ihn gerührt, dann hatte ihr Geist und ihr Zartgefühl im Gegensatz zu ihrem ärmlichen Aeußeren ihn lebhaft ergriffen. Achtung und Bewunderung gingen dies Mal der Liebe vorher. Als ihm die Eifersucht Rokiczana's die Augen über seine eigenen Gefühle öffnete, sagte er sich: „Sie muß mein werden!“ Und nun wollte man sie von seiner Seite reißen, man ließ das Gesetz, das Volk und tausend Gründe sprechen zu ihm, der in seiner Leidenschaft sich nie durch ein Hinderniß hatte aufhalten lassen. Kein Wunder also, daß er seine Geliebte dem Gesetz, dem Volk, seinem treuen Rathgeber streitig machte. Es ist mehr zu verwundern, daß er nachgegeben. Vielleicht bereuete er es schon.

Kasimir eilte seinem greisen Rathgeber voraus in Esterka's einsames Gemach. „Ich selbst,“ sagte er, „will ihr ankündigen, daß der Tag des Gerichts gekommen ist; und zugleich soll sie wissen, daß ich sie liebe, daß ihr Leiden das meinige ist. Sie wird dadurch ermuthigt werden. Sie wird vor ihren Richtern nicht zittern, wenn sie in ihnen Unterthanen ihres Geliebten erblickt.“

Dieser Gedanke befestigte ihn in seinem gefaßten Entschluß. Als er aber rasch bei Esterka eintrat, fand er einen solchen Ausdruck von Angst auf ihrem Gesicht, daß er selber in Verwirrung gerieth und nicht wußte, was er ihr sagen sollte. Sie stürzte ihm entgegen, wie eine Verfolgte, die Rettung vor einem Mörder sucht, gleichviel, wo und bei wem, und rief: „Herr König! sagt mir gütigst, was dies Getöse um das Schloß herum bedeutet. Es erinnert mich an das Gebrüll während unserer Abführung in's Gefängniß. Ja, ich habe es errathen! Mich bedroht dieser Lärm, denn mein König, der sonst immer mit Trostworten zu mir kam, hat mir nichts zu sagen, und sieht mich an, als hätte er mir mein Todesurtheil anzukündigen!“

Als Kasimir versprach, die Jüdin dem Gericht auszuliefern, wußte er nicht, welchen Eindruck ihre Thränen auf ihn

machen würden. Um sie zu beruhigen, war er bereit, Alles zu opfern, selbst das feierlich gegebene Wort. Mehr als jemals dünkte es ihm feige, das Leben der verläumdeten Unschuldigen auf's Spiel zu setzen, die nur ihn zum Beschützer hatte. „Nein, Esterka," sagte er, „Du hast nichts zu fürchten. Es ist wahr, dieser Tag ist zu Deiner Aburtheilung bestimmt; der Burggraf ist gekommen, um Dich vor Gericht zu führen. Aber ich werde nicht dulden, daß man Dich von hier wegnimmt. Ich werde Dich wider Alle vertheidigen!"

„Der Tag des Gerichts?" wiederholte Esterka bestürzt, und verstummte, wie aus einem schrecklichen Traum erwachend und zweifelhaft, ob derselbe Wirklichkeit sey. Seitdem sie sich im Schloß befand, seitdem Ben Josef vor ihren Augen eine glänzende Zukunft enthüllt, hatte sie in einer Zauberwelt gelebt, wo jeder Augenblick ihr neue Beweise von Kasimir's Liebe brachte, und in ihr eine ähnliche Neigung erweckte. Sie hatte darüber fast ihren Vater, ihr Volk und die Anklage vergessen. Jetzt erinnerte das schreckliche Wort „Tag des Gerichts" sie plötzlich an den Mord des Kindes, an den auf ihr und ihrem Vater lastenden Verdacht und an den Fluch, der überall die Juden verfolgte. Unbeweglich, stumm, athemlos, Verzweiflung im Blick, flößte sie dem König das tiefste Mitleid ein.

„Ich muß es Dir sagen," begann Kasimir von neuem, „Jakob von Melchtin hat mir so viel von meiner Pflicht vorgesprochen, hat mir so lebhaft vorgestellt, daß es einen Flecken auf meine Regierung werfen würde, wenn ich eine Angeklagte der Gerechtigkeit entzöge, daß ich seinem Drängen nachgegeben habe. Er selber sollte Dich vor das Gericht führen, indem er Dich wie sein eigenes Kind beschützte. Jetzt aber, wo ich Deine Bestürzung bei dem bloßen Wort „Gericht" sehe, jetzt nehme ich meine Zusage zurück. Du sollst nicht hingehen, Du sollst mein Schloß nicht verlassen. Ich, König Kasimir, sage, daß Du unschuldig bist, und ich will sehen, wer das Gegentheil zu behaupten wagt. Beruhige Dich. Du siehst, keine Gefahr droht Dir. Um an Dich zu kommen, muß ich überwältigt, muß mein Thron gestürzt, mein Schwert zerbrochen seyn!"

Bei diesen mit glühenden Blicken ausgesprochenen Worten, bei dem warmen Druck der Hand des Königs, erwachte die halbtodte Jüdin zu neuem Leben und zu tausend Hoffnungen für die Zukunft. Einen Augenblick hatte sie an der Weissagung Ben Josefs gezweifelt. Die Worte Kasimir's gaben ihr den Glauben daran wieder und damit die volle Kraft ihres Geistes und den vollen Zauber ihrer Schönheit. „Wie, Herr König?" sagte sie. „Um einer armen Jüdin willen solltet Ihr Euch der Unzufriedenheit des Adels und der Geistlichkeit aussetzen? Ihr solltet wider ein ganzes Volk kämpfen, um ein armes Opfer zu retten?"

„Ja!" antwortete der König, „ich will kämpfen. Aber halte mich nicht für besser, als ich bin. Schreibe meinen Widerstand nicht blos der Liebe zur Gerechtigkeit zu. Indem ich Dich beschütze, vertheidige ich ein Gut, welches viel kostbarer ist, als mein Leben."

„Was könnte dies seyn?" fragte das Mädchen.

„Ich sage: Dein Leiden ist mein Leiden, Deine Gefahr meine Gefahr. Deine Freuden und Deine Schmerzen finden Wiederhall in meiner Seele: ich liebe Dich!"

Esterka war zu gut vorbereitet, als daß dies Geständniß sie hätte außer Fassung bringen sollen. Ihre Freude ist leicht zu ermessen. Schon sah sie sich im Geist als Gemahlin Kasimir's und als Königin von Polen. Als Jakob von Melchtin eintrat, fand er den König auf den Knieen vor der schönen Jüdin. Diese sah ihn voll Entzücken an, und ihr zuversichtlicher Blick schien zu sagen: Kasimir, ich werde Deiner Liebe, der Liebe des größten Königs von Polen würdig seyn.

Als sie den Greis erblickte, stand sie auf und sprach: „Edler Herr, führt mich vor Gericht."

„Was sagst Du?" fragte Kasimir erstaunt. „Was willst Du thun?"

„Meine Schuldigkeit," antwortete sie. „Es soll nicht heißen, daß die Geliebte Kasimir's ihn gehindert habe, die seinige zu thun."

(Fortsetzung folgt.)

Als mein Loos mit **Nichts** herauskam.

Dichter kommen immer blind,
Dichter haben immer Nieten
Und wo alle Welt gewinnt,
Da ist ihnen Nichts beschieden.
Wie ich's heut' bestätigt fand!
Selber **Soldan's** „Glücks-Collecte"
War zu hindern nicht im Stand,
Daß mich Frau Fortuna neckte.

Also wieder keinen Deut?
Soll dich doch der Kukuk holen!
Wie es scheint, sind and're Leut'
Besser bei dem Glück empfohlen.
Doch am End' geschieht mir Recht,
Weil ich mich, dem Gold zu Liebe,
Mische unter dies Geschlecht,
In sein nichtiges Getriebe.

Bin ich denn nicht reich genug,
Zu verachten eit'le Dinge,
Wenn ich mich im Adlerflug
Hin nach schöner'n Welten schwinge?
Ist das Sternenheer nicht mein?
Muß mir reichen Zoll nicht zahlen
Nachts der Mond in Silberschein,
Tags die Sonn' in gold'nen Strahlen?

Haben sich mir zugesellt
Nicht die Geister oft der Alten
Und der heiter'n Griechenwelt
Hohe göttliche Gestalten?
Ich, mit Göttern Du und Du,
Misch' mich unter's Heer der Thoren,
Ruf' Fortunen Wünsche zu,
Ihr, die Dichtern Haß geschworen.

Ich entsage feierlich
Jetzt dem Mammonsdienst auf immer;
Niemals soll mein Auge sich
Wenden nach des Goldes Schimmer;

Gold sey dann nur aufgesucht,
Wenn es sich am Himmel findet,
Bei der Garbe, bei der Frucht,
Wenn es sich mit Wein verbindet.

Strebt mit ew'ger Ungeduld
Nach dem Glück, ihr Alltagsseelen:
Ohne Frau Fortuna's Huld
Würde euch ja Alles fehlen.
Doch was kann die Göttin, blind,
Einem ächten Dichter bieten?
Er verliert, wenn er gewinnt;
Treffer sind ihm eu're Nieten.

Frankfurt a. M., 2. Oct. 1844. Ludwig Hub.

Korrespondenz.

Von der hessischen Bergstraße, im Sept.

(Schluß.)

Die practische Bedeutung dieser Behauptungen hat neuerlich bei einem Staatsangehörigen der gr. hess. Provinz Starkenburg theilweise recht anschaulich Bestätigung gefunden. Dieser Staatsangehörige hatte auf seinem theuer erworbenen Privateigenthume, jedoch entfernt von jeder Straße und Chaussee, Gebäude aufgeführt. Weil eine Commune auf dem eigenthümlichen Grund und Boden dieses Staatsangehörigen in der übrigens vorerst noch nicht näher fixirten Zukunft ein Bauproject auszuführen gedenkt, wurde, nachdem dieser Staatsangehörige sogar vorher der Commune die Abtretung seines Privateigenthums, so weit solches dieser Commune nöthig war, um denselben Preis, um welchen derselbe solches selbst von gr. Fiscus erworben hatte, zu wiederholten Malen vergeblich offerirt hatte, von einer Verwaltungsbehörde auf Niederreißung der von demselben aufgeführten Gebäude gedrungen, und bei dem einschlägigen gr. Landgerichte, als Polizeigericht, hierauf Antrag gestellt. Die gerichtliche Untersuchung wurde aufgenommen; der Denunciat machte jedoch zu seiner Vertheidigung Folgendes geltend: 1) daß nach der Verfassungsurkunde des Großherzogthums Hessen, und zwar Art. 23, die Freiheit des Eigenthums keiner Beschränkung unterworfen ist, als welche Recht und Gesetz bestimmen, und daß nach Art. 27 das Eigenthum für öffentliche Zwecke nur gegen vorgängige Entschädigung nach dem Gesetze in Anspruch genommen werden könne; 2) daß die Polizeigewalt überall eben so, wie die richterliche, an die vorausgehende gesetzgebende Gewalt gebunden ist, mithin die Zufügung einer Strafe nach der Rechtsregel nulla poena sine lege ein Strafgebot voraussetzt, weil sonst nicht das Recht, sondern die Willkür herrschen würde; 3) die klägerische Gemeinde das ihr mehrmals vergeblich zur eigenthümlichen Acquisition angebotene Eigenthum des Beklagten nicht an sich gebracht hat; 4) dem von derselben vorgebrachten gemeinheitlichen Bauproject noch zur Zeit alle und jede formelle und gesetzliche Gültigkeit mangelt; und endlich 5) die gegen ihn aufgerufene Straßenpolizeiverordnung vom 21. Dez. 1809, welche ausdrücklich nur die Ausführung von Gebäuden an Chausseen, Landstraßen, Straßen und Gassen in Städten und Dörfern zum Gegenstand hat, auf den vorliegenden Fall, wo im freien Felde Häuser aufgeführt werden, schlechthin keine Anwendung finden, mithin in gänzlicher Ermangelung eines vorliegenden Strafgebots von einer Strafe durchaus keine Rede seyn könne. — Hierauf erging von dem einschlägigen gr. Landgerichte folgendes, auf 13 eben so gründlich als ausführlich und klar motivirte Entscheidungsgründe basirtes unangreifbares Urtheil: „daß Denunciat N. N. zu N. wegen der ihm angeschuldigten Uebertretung der Verordnung vom 21. Dezember 1809 von Strafe und Kosten freizusprechen sey." Sah sich der Denunciat durch die auf Niederreißung seiner theils bereits vollendeten, theils im Bau begriffenen drei Häuser gerichtete Anklage der Administrativbehörde mit gänzlicher Vernichtung seiner pecuniär-bürgerlichen Existenz bedroht, so läßt sich leicht begreifen, daß er in dem rechtlichen Erkenntnisse des verehrlichen Richteramtes, welchem, seinem erhabenen Berufe gemäß, völlige Unparteilichkeit, Leidenschaftlosigkeit und vollständige Neutralität beiwohnt, das große Rettungsmittel erblicken mußte, welches dem ihm drohenden gänzlichen Ruin mit einem wahrhaftigen Allmachtswort „Einhalt" gebot — und so drängt ihn Dank und Freude, den vorliegenden allgemein höchst interessanten Fall mit dem Wunsche veröffentlichen zu müssen: daß in ähnlicher Bedrängniß Jeder — wie er — den rechten Weg finden möge, wo das allmächtige „Recht" Schutz und Schirm gewährt.

Valentin Klumb, Zimmermeister in Bensheim.

Frankfurt a. M., 2. Oct.

Wenn Liebe und Achtung von Seiten der Collegen, dankbare Anerkennung von Seiten der Mitbürger, insbesondere derjenigen Kreise, in denen man gewirkt, als der beste Maßstab betrachtet werden kann zur Beurtheilung des praktischen Arztes, so ist Hr. Dr. med. Anselm Wolf gewiß zu denjenigen Aerzten zu zählen, deren langjähriges Wirken segenreich und heilbringend gewesen. Auch er, dem das Glück ward, am 30. Sept. sein 50jähriges Doctorjubiläum zu feiern, hatte sich der liebevollsten Theilnahme von Seiten der Aerzte und Nichtärzte zu erfreuen, und wer ihn kannte, drängte sich heran, um den würdigen Greis auf's herzlichste zu begrüßen und ihm seine Glückwünsche darzubringen. Für den Jubelgreis selbst war der Rückblick auf die lange Zeit seines Wirkens gewiß von hoher Bedeutung. Wie Vieles hat sich in diesem Zeitraume sowohl im bürgerlichen, als im wissenschaftlichen Leben verändert! Welche Masse von Erlebnissen trauriger und freudiger Art mußte sich vor seinem Auge vorüber drängen! Welche Veränderungen und Umgestaltungen haben insbesondere die ihm zunächst liegenden Kreise bewegt! Aber auch zu welcher Blüthe sind, mitten unter weltlichen und socialen Wirren, die wohlthätigen Anstalten herangediehen, an denen seit fünfzig Jahren sein ärztliches Wirken so wohlthätig war! Diese Wirksamkeit erkannten vorzugsweise die Verwaltungs-Commissionen der israelitischen Krankenkassen an, welche dem Jubelgreise einen geschmackvoll gearbeiteten silbernen Pokal, mit einer passenden Inschrift verziert, so wie ein anerkennendes Dankschreiben überreichten. Von einem seiner ältesten Freunden und Verehrer wurde ihm untenstehendes, auf Atlas gedrucktes Gedicht überreicht. — Erhebend und beglückend muß für den Jubelgreis das Fest gewesen seyn, das fast sämmtliche Aerzte Frankfurts ihm zu Ehren auf der „Mainlust" veranstaltet hatten, und das dadurch eine doppelte Weihe erhielt, daß mehrere ältere Jubelgreise rüstig und heiter sich demselben anschlossen und als ehrwürdige Veteranen an der Spitze prangten. Um 3 Uhr erschien Hr. Dr. Wolf, begleitet von einem älteren Jubelgreise, Hrn. Dr. Lejeune, und Hrn. Professor Varrentrapp, Phys. prim., welche ihn aus seiner Wohnung abgeholt hatten, in der Mitte der ihn erwartenden Collegen. Hier überbrachte ihm Hr. Prof. Varrentrapp seinen Glückwunsch im Namen sämmtlicher Collegen, überreichte ihm auch das erneuerte Doctordiplom der Georgia Augusta, wo er vor 50 Jahren promovirt wurde, und begleitete es mit einer gehaltvollen, würdigen Anrede. Darauf folgte im kleinen Saale der Mainlust ein fröhliches Festessen, das durch sinnige Toaste und humoristische Vorträge geziert war. Den ersten Toast, dem Jubelgreise geltend, brachte Hr. geh. Hofrath Dr. Stiebel aus, welchen Ersterer in einer gemüthlichen und ergreifenden Rede, worin er interessante Rückblicke auf die frühern Jahre seiner Wirksamkeit warf, beantwortete. Darauf folgte ein humoristisch-poetischer Vortrag des Hrn. Dr. Schwarzschild, der sich eines außerordentlichen Anklanges erfreute, und auf allgemeines Verlangen zum Druck bestimmt wurde. Später erfreute Hr. Dr. Pauli die heitern Tischgenossen mit einem gediegenen, theils humoristischen, theils ernsten Vortrag. Noch einige Toaste erklangen, worunter besonders der unserm allgemein geliebten und hochgeachteten Physikus Hrn. Prof. Varrentrapp von Hrn. Dr. Heinr. Hoffmann ausgebrachte, enthusiastisch aufgenommen wurde. Mitunter erlönten auch im vollen Chor die muntern Lieder der glücklichen Studenten-

zeit, und besonders anregend wirkten zwei geistvolle lateinische Verse, die Hr. Dr. Loray dem bekannten Gaudeamus igitur zu Ehren des Jubelgreises hinzugedichtet hatte und die ebenfalls der Druck veröffentlichen wird. — So verging das Fest, das bis spät Abends dauerte, unter Heiterkeit und Scherz, und rührend war es, zu sehen, wie die ältesten Collegen sich gleichsam verjüngt von der allgemeinen Freude hinreißen ließen. Mögen solche Feste, mit inniger Herzlichkeit begangen, uns öfter wiederkehren!

Dem verdienstvollen Arzte

Herrn Doctor Medicinæ Anselm Wolf

in Frankfurt a. M.

an seinem

fünfzigjährigen Jubiläum

den 30. September 1844

aus achtungsvoller Verehrung gewidmet

von * * *.

Dem edelsten und reinsten aller Triebe,
Den tief in's Herz die Gottheit uns gelegt,
Ihm tönt dies Lied. — Es ist die Menschenliebe,
Die alles Gute, alles Schöne pflegt,
Die gerne mit dem Fröhlichen sich freuet
Und gern auch mit dem Gramgebeugten weint,
Die ihre heil'gen Blüthen stets erneuet
Und jedem Schmerz als Trösterin erscheint.

Von ihr begeistert, haben edle Männer
Dem Wohl der Brüder liebend sich geweiht;
In ihrem Dienste wirkten die Bekenner
Der Wahrheit stets und der Gerechtigkeit;
Sie war der Stern der Dichter und der Weisen,
Aus deren Wort die bess're Zeit erblüht,
Und ihre milden Lehren wird man preisen,
So lang ein Herz noch für die Tugend glüht.

Auch Du, deß Jubelfest wir heut' begehen,
Gehörst den Reihen jener Edeln an.
Wir freu'n uns, Dich im Ehrenkranz zu sehen
Nach langen Wirkens segensreicher Bahn
Auch Du hast manchen trüben Blick gelichtet
Und manchem Leidenden den Gram verscheucht,
Manch' schwerbelastet Haupt emporgerichtet
Und Manchen, den ein langer Schmerz gebeugt.

Dem Kinde gabst Du seine Spiele wieder,
Sein Himmelsblau und seiner Bäume Grün,
Dem Jüngling seine Lieb' und seine Lieder,
Der Ideale freudiges Erglüh'n,
Der Mutter ihren vielgeliebten Gatten,
An dessen Lager trauernd sie gewacht,
Und selbst dem Greis am Stab, dem lebenssatten,
Hast einen heiter'n Abend Du gebracht.

In jener schweren Zeit, die uns're Gauen
Verderben bringend wie ein Sturm durchtobt,
Warst Du als Helfer in der Noth zu schauen;
Von Tausenden ward Deine Kunst belobt,
Die Kunst des Gottes mit dem Schlangenstabe,
Der Heilung beut und neuen Lebensmuth,
Der gerne spendet seine Wundergabe,
Das Siechthum schonend und des Fiebers Gluth.

So wirktest Du im Dienst der Menschenliebe,
Und Frankfurt's Klio es verzeichnet hat,
Auf daß Dein Name in Erinn'rung bliebe
In den Annalen uns'rer Vaterstadt.
Sey uns gegrüßt, Du würd'ger Greis! Die Welle
Der Zeit bespüle friedlich Dein Gestad',
Das mild erglänzt in abendlicher Helle,
Und mit Dir sey des Himmels Huld und Gnad'!

Museum.

Der erste Museumsabend des Wintersemesters $18^{44}/_{45}$ ist auf Freitag, den 25. Oktober, festgesetzt. Den verehrten Mitgliedern und Abonnenten des Museums wird zur Kenntniß gebracht, daß im Laufe des Semesters durch die Sorge des Hrn. Kapellmeisters Guhr (Mitvorstands der Anstalt) außer den berühmten Beethoven'schen Symphonien — worunter auch die Nummer 9 mit Chor vollständig gegeben — an großen Musikwerken zur Aufführung kommen:

Die neue Symphonie von Gade.
Die dritte Symphonie von Mendelssohn;
Die große Symphonie aus C dur und die aus C moll von Mozart;
Die große Doppelsymphonie von Spohr;
Spohr's neueste Symphonie;
Ouverturen von Mendelssohn;
Lindpaintner's Jubiläumsouverture (neu);
Konzerte für Klavier, von Beethoven (Es dur, G dur, C moll) und Mozart (D dur und C dur);
Violinkonzerte, von Viotti und Beethoven (Großes Konzert aus D dur);

nebst den neuesten Liedern anerkannt guter Meister.

Mit diesen musikalischen Leistungen werden, wie früher, literar-historische Abhandlungen und gewählte Poesien — die schon großentheils zugesagt sind und bei deren Vortrag Hr. Reger, geschätztes Mitglied der Frankfurter Bühne, das Museum zu unterstützen sich bereit erklärt hat, — in reicher Mannichfaltigkeit abwechseln.

Diejenigen Personen, welche, ohne Mitglieder oder Abonnenten des Museums zu seyn, an den Museums-Abenden Theil zu nehmen wünschen, werden ersucht, sich um so mehr in Zeiten mit Eintrittskarten versehen zu wollen, als die Bewilligung von Freikarten ganz aufgehört hat. Es ist die Einrichtung getroffen worden, daß sowohl vor dem 25. Oktober Karten für das angehende Halbjahr zu 11 fl., als auch künftig solche für einzelne Museumsabende zu 1 fl. 30 kr., ausgegeben werden.

Frankfurt a. M., am 4. Oktober 1844.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 3. Oct. Aschenbrödel, Feenoper in 3 Abth., Musik von Nicolo Isouard.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 276. Samstag den 5. October 1844.

Der Bauernkönig und die Jüdin.

(Von Johann Czynski.)

(Fortsetzung.)

Zwanzigstes Kapitel.

Das Gericht.

Jakob von Melchtin hatte sich nicht getäuscht. Der Anblick des ehrwürdigen Greises neben der Angeklagten besänftigte plötzlich den Zorn der Menge. Auf das Murren folgte Schweigen; der Unwille wich der Neugier. Man drängte sich, die angeblich Schuldige zu sehen. Ihr Anblick flößte Staunen ein. Man begriff nicht, wie ein so junges, engelschönes Mädchen ihre Hände in unschuldiges Blut habe tauchen können. Als sie unmittelbar nach ihrer Verhaftung von dem Volkshaufen umringt war, hatte sie diesen Eindruck nicht gemacht, weil ihre verwirrten, das Gesicht zum Theil verhüllenden Haare, ihre armselige Kleidung und ihre Angst die Menge in der vorgefaßten Meinung bestärkte. An diesem Tag hingegen hob die Sorgfalt in ihrem Anzug ihre einnehmende Gestalt vortheilhaft hervor und ihre Ruhe und Zuversicht sprachen zu ihren Gunsten. Jenes Mal war sie von Wachen umgeben und vom König beschützt; dies Mal hatte sie keinen andern Schutz als einen schwachen Greis, den die Menge liebte und ehrte. Schon war das Gerücht verbreitet, daß das angeblich ermordete Kind todt geboren sey, und man zweifelte jetzt eben so sehr an ihrer Schuld, als diese in dem Augenblick, wo sie als auf frischer That ergriffen bezeichnet war, gewiß geschienen hatte. Esterka kam in den Gerichtssaal, ohne daß unterwegs eine einzige Stimme sie erinnert hätte, daß sie peinlich angeklagt und eine Jüdin sey.

Die erste Person, welche sie beim Eintritt in den Gerichtssaal bemerkte, war ihr Vater Ben Himmel. Sie stieß einen Schrei aus, eilte auf ihn zu, fiel ihm zu Füßen und umklammerte seine Kniee. Alle Anwesenden, selbst die wachthabenden Krieger wurden gerührt, als sie das schöne Mädchen auf den Knieen sahen vor dem Greis, der sie erst aufheben wollte, dann seine Hände segnend auf ihrem Haupte ruhen ließ.

Der Obmann gab ein Zeichen, daß das Gericht beginne. Esterka stand auf und warf einen prüfenden Blick auf die sie umgebenden Gegenstände. Sie betrachtete die Richter, welche ihr Schicksal in der Hand hatten, die zahlreichen Zuhörer, welche bereit waren, sie zu verfluchen, die Wachen und die Henker, bereit, das Todesurtheil zu vollstrecken, wenn sie schuldig befunden würde. Welches Gemüth würde nicht bei solchen Gedanken erschüttert worden seyn? Ein Schauer durchbebte das Mädchen. Nur der Gedanke, daß Kasimir sie liebte, und daß seine Macht sie beschützte, gab ihr neuen Muth. Als ihr Blick auf den Eingang des Saals fiel, gewahrte sie Ben Josef, der, bleich und regungslos an eine Säule gelehnt, einem Marmorbild glich. „Auch er wacht über mich“, dachte sie, obwohl ihr ehemaliger Geliebter keinen Blick des Trostes, kein Lächeln der Hoffnung für sie hatte.

Ben Josef war, wie früher bemerkt, von der Ankündigung des zu haltenden Gerichts überrascht worden und außer Stand gewesen, irgend eine Maßregel zur Sicherung einer günstigen Entscheidung zu treffen. Er sah die grimmigen Judenfeinde wohlvorbereitet beisammen. Der Priester Martin zumal sah freudestrahlend dem Urtheilsspruch entgegen, gleichviel, ob Ben Himmel und seine Tochter verurtheilt würden oder nicht. Im letzteren Fall rechnete er auf den Unwillen des Volks, welcher dem Blutbad am nächsten Sonntag Vorschub thun würde. Der Pan von Wola war gleichfalls anwesend. Aber seine finstere Miene drückte kein Gefühl in Bezug auf die Gerichtshandlung aus. Sein jeweiliges Lächeln ließ auf eine erzwungene Heiterkeit schließen, welche nicht zu dem bitteren Bewußtseyn seines erlittenen Verlustes stimmte. Ben Josef bemerkte ferner neue Zeugen, deren Mienen nichts Gutes bedeuteten. Erstaunt und erschrocken war er, als er Gregor nicht unter den Richtern bemerkte und seine Stelle von einem anderen Manne eingenommen sah. Der Mann, auf welchen er am meisten gezählt hatte, fehlte im Augenblick der Gefahr. Die Freude des Priesters Martin ließ ihn befürchten, Gregor möchte durch ihn aus dem Wege geräumt seyn. Der Gedanke, daß der Jäger ihn verrathen oder im Stich lassen könnte, blieb ihm fern. Kurz, er wußte sich keinen Rath zur Rettung der Angeklagten. Wohl wußte er, daß Vertraute des Königs im Saal waren, um ihm von jeder Wendung der Verhandlung Nachricht zu geben; aber er glaubte nicht, daß die Macht des Königs hinreichte, die Angeschuldigten vom Tod in Folge eines Verdammungsurtheils zu retten. In seiner Verzweiflung sann er lediglich auf Rache.

Der Obmann war im Begriff, das Wort zu nehmen, als Alles aufstand, um einem Greis in violettem Priestergewand Platz zu machen, der gebeugt, auf seinen Stab gestützt und

links und rechts grüßend, sich den Richtern näherte und in dem für ihn bestimmten Sessel Platz nahm. Dies war der Bischof von Krakau, der als Zuhörer der Verhandlung beiwohnen wollte. Bruder Martin war höchst ärgerlich über das Erscheinen des ehrwürdigen Seelenhirten, aus dem er nicht ein Werkzeug für seine Absichten hatte machen können. Aber er verbarg seinen Verdruß und machte gegen den Bischof die tiefsten Verbeugungen.

Damals waren Untersuchung, Anklage und Vertheidigung nicht an jene Formen gebunden, durch welche heutzutage gesorgt ist, daß der Richter eine klare Einsicht in die Sache erhält. Alles war dem gesunden Verstand des Richters überlassen, welcher zugleich Inquirent, Ankläger und Vertheidiger war. Man darf sich daher nicht wundern, daß der Burggraf die Verhandlung mit der Frage eröffnete, mit welcher sie heutzutage geschlossen wird. „Jude," sagte er zu Ben Himmel, „was hast Du zu Deiner Rechtfertigung zu sagen?" Da er indeß bemerkte, daß diese Frage den Angeklagten verwirrte, so setzte er wohlwollend hinzu: „Sey unbesorgt. Wir sind nicht Deine Feinde, sondern Deine Richter. Wir werden unparteiisch Alles prüfen, was zu Deiner Rechtfertigung beigebracht werden kann."

Ben Himmel erholte sich von seiner Bestürzung und begann, die Anklage zu widerlegen. Aber kaum hatte er einige Sätze gesprochen, als ein anfangs verhaltenes allgemeines Lachen ausbrach. Richter, Wachen und Zuhörer lachten Thränen. Vergebens bemühte sich der Obmann, die Ruhe wieder herzustellen; am Ende konnte er selber sich nicht halten. Der arme Jude sprach nur gebrochen polnisch, gebrauchte unpassende Wörter, verstümmelte die Redensarten, verwechselte die Geschlechter und schob fremde Wörter ein. Nachdem die Leute sich satt gelacht hatten, sprach der Alte: „Ihr lacht, gnädige Herren, und ich werde vielleicht in einigen Augenblicken dem Henker überliefert, weil ich meine Unschuld nicht habe darlegen können. Aus Rücksicht auf meine traurige Lage solltet Ihr nachsichtiger seyn, und Ihr werdet es seyn, wenn ich Euch erzählt habe, warum ich so schlecht die Sprache des Landes kenne, welches ich bewohne."

Der rührende Ton, in welchem der alte Jude diese Worte sprach, gewann ihm die Herzen der Zuhörer. Man lachte nicht mehr; man hörte ihn an und half ihm die Wörter finden, welche er suchte."

„Sprecht! vertheidigt Euch!" redete der Burggraf ihm zu.

„Meine ganze Vertheidigung," sagte Ben Himmel," besteht in meiner Lebensgeschichte. Höret sie an; sie ist nicht lang. Ich bin in Spanien zu Toledo geboren. Ich ward dort Arzt, und gelangte zu solchem Ruf, daß die größten Herren mich zu Rathe zogen, wenn sie mit ihren gewöhnlichen Aerzten nicht zufrieden waren. Der König Alfons selber ließ mich rufen, als er durch einen Sturz vom Pferde eine schwere Wunde erhalten hatte, welche seine Aerzte nicht zu heilen wußten. Ich legte ihm einen Balsam auf, und nach einigen Tagen befand sich der König wieder wohl."

„Was geht uns Das an?" unterbrach der Priester Martin. „Welchen Zusammenhang hat Das mit dem Mord des Kindes?"

„Ich komme darauf, gnädiger Herr," antwortete Ben Himmel.

„Laßt ihn reden!" rief der Burggraf verweisend dem Priester zu.

„Gut! dacht' ich," fuhr der Jude fort, „das Glück ist dir günstig. — Auf ein Mal hör' ich, ich soll lebendig verbrannt werden. Die auf mich eifersüchtigen Aerzte hatten ausgesprengt, ich triebe Teufelskünste, und hätte den König durch Zauberei geheilt. Ich war schon gebunden und dem Henker überliefert, als der König mich begnadigte und mein Todesurtheil in ewige Verbannung verwandelte."

„Ich ging nach Frankreich, wo ich weder die Sprache, noch die Sitten kannte. In Paris dacht' ich: die Wissenschaft hat Dir kein Glück gebracht. Laß die Medizin hängen, und wähle einen Stand, der dir verstattet, zu leben, ohne die Eifersucht der hochweisen Doktoren zu erregen. Am Hofe Philipps des Langen liebte man den Putz. Die vornehmen Damen und die großen Herren trugen gestickte Kleider. Da dacht' ich: Du hast Kinder. Kauf' Stoffe; wir wollen sie besser sticken, als die Pariser. Anfangs wollte es nicht gehen; aber mit der Zeit vervollkommten wir unsere Arbeit. Bald wurden meine Waaren gesucht. Das Hochzeitskleid der Königin von Frankreich war von einer meiner Töchter gestickt. Ich hatte schon ziemlich Französisch gelernt, und begann mein früheres Unglück zu vergessen, als eine Seuche in Paris ausbrach. Ich verlor mein Weib und drei Kinder. Die Juden wurden angeklagt, die Brunnen vergiftet zu haben. Wir sollten alle in den Flammen umkommen. Der König begnadigte uns, und man begnügte sich, uns zu verbannen und unsere Güter einzuziehen."

„Wenn er so fortfährt, wird er nie fertig werden," ließ sich abermals der Priester Martin vernehmen. Aber Richter und Zuhörer vereinigten sich, ihm zuzurufen: „Still! Still!"

„Aus Frankreich verjagt," fuhr Ben Himmel fort, „wandte ich mich nach Deutschland. Ich hatte ein zweijähriges Kind bei mir, dasselbe Mädchen, welches Ihr hier sehet. Damals war sie ganz klein. Unterwegs trug ich sie auf dem Rücken. Die Reise war traurig. Die Leute schlugen mir die Thüren vor der Nase zu, wie einem Pestkranken. Die Alten höhnten mich, die Kinder warfen mich mit Steinen, und die von ihren Herren gedrückten Bauern freuten sich, ihrerseits einen Juden mißhandeln zu können. Zu Frankfurt machte ich Halt. Ich trieb das Schneidergeschäft, und da ich geschickt war, fehlte es mir nicht an Kunden. Es verflossen wieder einige Jahre, in denen es mir nicht eben schlecht ging. Ich hatte Deutsch gelernt, und gedachte, mein Leben in Deutschland zu beschließen, als ich eines Tages auf der Straße Ritter in blankem Harnisch mit gezogenen Schwertern einherreiten sah. Ich wunderte mich über diese ungewöhnliche Erscheinung, und rieth vergebens nach dem Grund derselben, als ich plötzlich die Geharnischten rufen hörte: „Tod oder Taufe!" Es waren Kreuzritter, die uns mit Gewalt zu Christen machen wollten."

„Welch ein Unglück!" bemerkte spöttisch der Priester Martin.

„Ihr meint, es wäre kein großes Unglück, wenn ein Jude zur Taufe gezwungen würde," erwiederte Ben Himmel. „Wie wäre es, wenn Türken Euch mit dem Säbel zur Beschneidung nöthigen wollten? Da würdet Ihr wohl nicht sagen: Welch ein Unglück! Seht, Jeder liebt den Gott, den er von Kind auf angebetet hat. — Ich wollte mich in Frankfurt weder tödten noch taufen lassen; ich entfloh, und irrte mit meiner Tochter von Stadt zu Stadt. Oft hatte ich kein Brod; oft wußt' ich nicht, wo ich und mein Kind Nachts unsere Häup-

ter hinlegen sollten. In der Ungewißheit, wohin ich mich wenden sollte, erfuhr ich, daß an der Weichsel ein weiser, menschlicher Fürst regiere, welcher alle Menschen als Kinder desselben Gottes betrachte und allen Unterdrückten eine Freistätte anbiete. Ich beschloß, nach Polen zu ziehen, und betete, daß Gott den König, welcher Mitleid habe mit unsern Thränen und Leiden, segnen möge. Als ich am Fuß der Karpathen ankam, sprach ich zu mir: „Du bist aus Spanien verjagt worden, weil dein Ruf bis zum König gedrungen war, du bist in Frankreich vorzugsweise verfolgt worden, weil du den Neid der christlichen Handelsleute erweckt hattest. In Deutschland wärest Du vielleicht übersehen worden, wenn du nicht in einer großen Stadt gewohnt hättest; benutze die gemachte Erfahrung. Miethe in Polen eine bescheidene Hütte, fern von der Stadt, lebe zurückgezogen, mache kein Aufsehen, und vielleicht kannst du deine Tage in Ruhe und Frieden beschließen. — Gedacht, gethan. Ich wohnte mich am Rand eines Waldes ein, und beschäftigte mich mit dem Anbau eines Stückchen Lands. Wie Ihr sehet, hatte ich noch nicht Zeit gehabt, ordentlich Polnisch zu lernen, als kürzlich Reiter mein Haus umringten und mich sammt meiner Tochter verhafteten. Man beschuldigt mich und meine Tochter der Ermordung eines Kindes. Ich stehe mit einem Fuß im Grabe, und meine Tochter ist kaum den Kinderjahren entwachsen!"

„Sehr rührend!" rief Priester Martin, um den Eindruck zu schwächen, den die Erzählung des Greises gemacht hatte. „Und woher kam das Blut, welches der König auf Deinem Kleid gefunden hat?"

„Ich werde antworten, wenn ich von meinen Richtern gefragt werde," versetzte Ben Himmel. Der Pfaff biß die Zähne zusammen und ballte die Fäuste.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Die Herren Naturforscher haben sich's in Bremen wohl seyn lassen. Sie haben viel, gründlich und ernstlich verhandelt, aber sich auch wieder erholt. Ein schönes Fest wurde in Bremerhaven gehalten; auch die berühmte Rose im Bremer Weinkeller ist nicht vergessen worden. Im nächsten Jahr soll die Nürnberger Natur erforscht werden. Unter den in Bremen verhandelten Gegenständen war auch eine Abhandlung von Professor Stieffel über die Vorhersagung der Witterung. Es wurde versucht, die Grundlage einer Witterungslehre aufzustellen.

(Bern, 19. Sept.) Ein grauenvoller, in vieler Hinsicht merkwürdiger Unglücksfall hat sich vor einigen Tagen in Bieberstein bei Aarau zugetragen. Zwei Landleute von Bieberstein machten Grummet. Als sie fertig waren, ging der eine von ihnen ins Dorf, um einen Wagen herbeizuholen, der andere legt sich auf den Boden und schläft ein. Plötzlich springt er wie rasend aus dem Schlaf auf und stößt ein fürchterliches, herzzerreißendes Geschrei aus. Eine Grille war ihm ins Ohr gekrochen. Als sein Freund zurückkam, fand er nur noch einen Menschen, der sich unter den heftigsten Zuckungen auf dem Boden wälzte und schäumend um sich schlug. Kein Mensch war im Stand, ihn zu beruhigen, er war in wenigen Augenblicken wahnsinnig geworden. Man brachte ihn mit Mühe in's Dorf, und der herbeigerufene Arzt ließ ihm auf der Stelle zur Ader, aber der Kranke riß sich mit unwiderstehlicher Gewalt los, stürzte aus dem Hause und sprang in die vorbeifließende Aar. Man zog ihn zwar sogleich heraus, aber alle Versuche, ihn zur Vernunft zu bringen, waren vergeblich. In wenigen Augenblicken war er ein todter Mann. Der Arme hinterläßt eine zahlreiche Familie. Bei der Section fand man das Insect tief im Ohre, nahe am Gehirn, und dies scheint die Ursache gewesen zu seyn, daß der Unglückliche auf der Stelle Vernunft und Verstand verlor.

(Nürnberg, 30. Sept.) Heute Nachmittag wurde in einem der frequentesten hiesigen Gasthöfe ein schamloser Diebstahl verübt, glücklicherweise aber noch in dem Augenblicke, da eben der Thäter seinen Raub in Sicherheit bringen wollte, entdeckt und vereitelt. Gegen 5 Uhr war ein Mann in anständiger Kleidung in das fragliche Hotel gekommen und hatte sich einige Erfrischungen reichen lassen; er knüpfte mit dem eben allein anwesenden Oberkellner ein Gespräch an und suchte dessen Aufmerksamkeit dadurch abzuleiten, daß er ihm einen vorgeblich besonders interessanten Artikel eines aufliegenden Journals zu lesen empfahl. Während sodann der Kellner sich auf kurze Zeit aus dem Gastzimmer entfernte, nahm der Fremde die Gelegenheit wahr, öffnete den Silberschrank und bemächtigte sich des sämmtlichen darin befindlichen Speisegeräthes. Als der Kellner in das Zimmer zurückkehrte, bemerkte er, wie Jener Etwas in die Tasche schob; dadurch und durch die etwas befangenen Manieren des Mannes veranlaßt, schöpfte er Verdacht und hielt, da er das Silberzeug nicht mehr an dem genannten Orte vorfand, den Fremden, der sich eben entfernen wollte, zurück. Bei der sofort veranstalteten Durchsuchung fand man in den geräumigen Brust- und Seitentaschen desselben eine Beute von nicht weniger als 47 silbernen Gabeln, 36 Eß-, mehreren Vorlege- und anderen Löffeln, die er in der kürzesten Zeit zusammengerafft und eingeschoben hatte. Der auf handhafter That ergriffene Dieb flehte nun die herbei geeilten Hausgenossen um Gnade an; diese aber hielten es für ihre Pflicht, ihn den Händen der Gerechtigkeit zu überliefern. Der Thäter ist ein Mann in den Vierzigern, zuletzt in A . . . . . . wohnhaft und soll bereits in eine noch nicht erledigte Untersuchung wegen Fälschungen verwickelt seyn. Er selbst äußerte, er sey Vater von sieben Kindern, ein Vorgeben, das indeß vielleicht blos auf Erregung des Mitleids und die dadurch zu bewirkende Freilassung berechnet war.

Dem Pfarrer Redenbacher, der sich seit seiner Suspension in Nürnberg aufhält, wurde von Sachsen eine namhafte Geldunterstützung für sich und seine zahlreiche Familie zugesendet. In seinem Dankschreiben bat er die fröhlichen Geber und Helfer um die Erlaubniß, genannte Summe durch den Centralvorstand der Gustav-Adolfstiftung noch bedrängteren protestantischen Glaubensgenossen zuwenden zu dürfen, da er vor der Hand noch Lebensmittel in Händen habe und mit Zuversicht auf eine günstige Wendung seines Schicksals hoffe.

Die Beilage zur Zeitung für die elegante Welt empfiehlt Gutschmeckern eine ganz neue Delicatesse, nämlich lebendige Maikäfer. Sie erzählt, daß in Limburg zwei Herren jeder

50 lebendige Maikäfer verzehrt und damit eine große Wette gewonnen haben; kein Wildpret schmeckte so gut. Wir entsinnen uns, daß Karl Maria von Weber, der als Knabe mit seinen Eltern öfter in Hildburghausen lebte, zur Frühlingszeit eine Menge Maikäfer aß und ihren Wohlgeschmack rühmte. Wenn das zum Componisten machte, würden die Maikäfer im Preis steigen.

Ein Chorist wurde von seinen Collegen des Nachts geweckt, daß er mit ihnen gehen möge, ein bestelltes Ständchen zu bringen. Was, rief er zum Fenster hinaus, jetzt des Nachts? nicht für eine Million! — Du, schrie ihm ein Untenstehender zu, wir bekommen Jeder 30 Kreuzer. — Ja, das ist etwas Anderes, dann komme ich gleich.

(Neuer Titel.) Die vielen jungen Leute, welche aus allen Gegenden Deutschlands in München die Bierbrauerei erlernen oder fortsetzen, haben sich den Namen Bierpracticanten beigelegt und thun sich was darauf zu gut. Bisher verstand man unter Bierpracticanten etwas Anderes.

Frankfurter Theater.

Der Pianist L. v. Meyer.

Die bevorstehende Wintersaison scheint an Konzerten und Kunstgenüssen wieder sehr reich werden zu wollen und dies darf uns unter dem Gedränge von Kräften und Bestrebungen unserer friedlichen Zeit nicht wundern. Jedes Talent und jede Leistung von Werth machen ihr Recht geltend und neue Künstler finden neue Hörer und Bewunderer. Am stärksten sind diese Concurrenzen unter den Pianisten und obwohl List, Thalberg, Hänselt, Dreyschock u. A. die Technik des Klaviers zu einer Höhe und einem Umfang, die kaum noch Etwas übrig lassen, gebracht haben, so erscheinen doch immer wieder andere, die es wagen dürfen, mit ihnen in die Schranken zu treten; auch bewegt sich jeder dieser Virtuosen in eigenthümlichen Kreisen. Thalberg prägt die Grundbedingungen der Virtuosität in geschmackvollen und geregelten Formen aus; der geniale List repräsentirt die Größen und die Verirrungen der Romantik; Hänselt erinnert an Hummel's Schule; Dreyschock besitzt den höchsten Grad von Ausdauer und Stärke und hat die linke Hand zur rechten erhoben; Döhler entfaltet viel von der Eleganz Kalkbrenner's. L. v. Meyer ist diesen Pianisten ersten Ranges beizuzählen und hat in Petersburg, London, Wien und andern großen Städten glänzende Triumphe gehabt, so wie ihm auch die seltene Auszeichnung geworden, in Konstantinopel vor dem türkischen Kaiser spielen zu dürfen. (Vergl. „Journal de Francfort" vom Aug. v. J.) Sein erstes Konzert im hiesigen Schauspielhause war zahlreich besucht und sein Talent fand die entschiedenste Anerkennung. Obwohl er die Technik des Instrumentes in ihrem ganzen Umfange zeigt und Schwierigkeiten aller Art besiegt, gehört er doch nicht zu den wilden und unbändigen Tastenstürmern, sondern zeigt bei aller Bravour eine dem Hörer wohlthuende Ruhe und Besonnenheit; sein herrlicher, elastischer Anschlag und die Klarheit und Sicherheit seiner perlenden Passagen treten als unerreichte Vorzüge seines Meisterspiels hervor. Dabei sind die Sicherheit und Präcision, wie die Kraft und Ausdauer desselben gleich zu bewundern. L. v. Meyer's Vortrag gefällt sich nicht in der stürmischen Aufregung der Tonwellen und der chaotischen Massen, sondern er fließt wie ein zwar mächtiger, aber ruhiger Strom freundlich dahin, von dem man nicht betäubt wird und der nicht verheerend aus seinen Ufern zu treten, Alles zu überschwemmen und jeder Begränzung zu spotten scheint. Wenn Einer der neuern Virtuosen berufen wäre, das gediegene und so vielfältig überbotene Klavierspiel wieder zu Ehren zu bringen, so wäre dies L. v. Meyer, von dem wir wohl einmal eine Hummel'sche Composition vortragen hören möchten. Die schöne und ungezwungene Haltung, in welcher L. v. M. spielt, die sich fern von Affectation hält und kaum eine Anstrengung bemerken läßt, dürfen wir nicht unerwähnt lassen und mit Vergnügen weilt hier das Auge auf dem sein Instrument leicht bewältigenden Künstler. Peinlich ist es, manchen andern Pianisten und selbst den genialen List spielen zu sehen, wie sie den ganzen Körper dabei verdrehen und verrenken, den Kopf herum werfen und sich geberden, als seyen sie von einem bösen Geiste besessen. — Nach jeder Nummer wurde der Virtuose rauschend applaudirt und hervorgerufen und ein zweites Konzert desselben dürfte ebensowohl im Interesse des Theaters als in dem der Musikfreunde seyn. Der Streicher'sche Patentflügel bewährte die Kraft und Schönheit seines Tons, so wie auch die Solidität seiner Construction.

Das dem Konzert beigegebene artige Lustspiel: „der Weiberfeind" gefiel sehr und wurde durch die Herren Grahn und Nork und Fräul. Hausmann anmuthig und lebendig dargestellt; die leztere war als Betty in Persönlichkeit und Spiel recht liebenswürdig und wir sind überzeugt, daß diese befähigte und in ihren Auffassungen Geist und Poesie bekundende Schauspielerin sich in der Gunst des Publikums zu erhalten wissen wird. — Scenen aus der „weißen Frau" (Akt II) wurden ebenfalls beifällig aufgenommen.

W.

Korrespondenz.

Usingen, im Sept.

Man hat behauptet, daß die im Morgenlande, namentlich in Arabien, Syrien und Aegypten bestehende Sitte, die Kranken auf den Straßen und öffentlichen Plätzen den Vorübergehenden auszustellen, um von ihnen Belehrung zu erhalten, die vorzüglichste Ursache sey, weshalb diese Völker schon in frühesten Zeiten so große Fortschritte in der Medicin und Arzneikunde gemacht haben. Wie dem auch sey, gewiß wird es den Männern der Wissenschaft und den Freunden der Menschheit willkommen seyn, Nachrichten über Krankheiten zu vernehmen, die jedenfalls höchst merkwürdig und vielleicht unerhört sind. So lebt in dem Dorfe Anspach, eine Stunde von hier, eine verheirathete Frau von 60 Jahren, Namens Henrici, welche seit acht Jahren an einer unüberwindlichen Scheu vor Feuer und Wärme leidet. Sie kann nie ohne die größte Angst ein brennendes Licht sehen, sie kann an keinem Ofen vorbei gehen, auch wenn er nicht geheizt ist, ohne Furcht, sich zu verbrennen; sie kann dem brennenden Feuerherd nicht nahen, ohne die Besorgniß, von der Flamme ergriffen zu werden. Seit acht Jahren hat sie nie warme oder auch nur laue Speisen und Getränke zu sich genommen u. Dieses furchtbare Leiden bildet den direkten Gegensatz zu der Krankheit, welche bekannter ist und welche man mit dem Namen „Feuerhunger" bezeichnet. Da die Unglückliche bis jetzt keine Linderung gefunden, so übergebe ich diese Nachricht der Oeffentlichkeit, in der Meinung, jedenfalls der Wissenschaft zu nützen, und in der Hoffnung, daß sie vielleicht einem Aezte zu Augen kommt, der im Stande ist, die Unglückliche zu erretten, und der mit Freuden diese Gelegenheit ergreift, sich ein Verdienst um die leidende Menschheit zu erwerben.

Theater-Anzeige.

Samstag, 5. Oct. (Zum Erstenmale): Ein Handbillet Friedrichs II., oder: Incognito's-Verlegenheiten, Lustspiel in 3 Aufzügen von W. Vogel.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 277. Sonntag, den 6. October 1844.

Der Bauernkönig und die Jüdin.

(Von Johann Czynski.)

(Fortsetzung.)

„Ja," sagte der Obmann, „erkläre uns, warum Deine und Deiner Tochter Kleider mit Blut befleckt waren."

„Meine Kleider, ja!" erwiederte der alte Jude. „Aber die Kleider meiner Tochter, nein! Fragt die Leute, die uns verhaftet haben. Sie werden Euch sagen, daß nicht ein Tropfen Bluts auf dem Kleid meiner Tochter war."

„Das ist wahr! Das ist wahr!" riefen einige Stimmen.

„Nun, was war das für Blut?" fragte der Burggraf.

„Edler Herr," antwortete Ben Himmel, „meine Glaubensgenossen, welche wissen, was ich erduldet habe, und wie ich im Unglück mich vor Gott demüthige, wollten meine Frömmigkeit belohnen, und wählten mich zum Oberrabbiner."

„Ah! Oberrabbiner!" unterbrach unwillkürlich Priester Martin. „Dacht' ich's doch!"

„Ja, gnädiger Herr," versetzte der Jude, „Oberrabbiner. Denkt aber nicht, daß dieser Titel etwas eintrüge. Wir bekommen weder Zehnten noch Gebühren, wir haben blos neue Pflichten zu erfüllen. Unter andern liegt es uns ob, die gesunde und reine Nahrung von der ungesunden und unreinen zu unterscheiden. Als ich aus meiner Hütte gerissen wurde, war eben der alte Jonathan bei mir gewesen, der Tags darauf seine Tochter verheirathen wollte, um ein Lamm und zwei Gänse zum Hochzeitsmahl schlachten zu lassen. Ich habe sie geschlachtet, und daher das Blut auf meinen Kleidern. Meine Tochter konnte nicht damit befleckt seyn, denn sie saß in der Hütte, während ich im Hof das Lamm untersuchte. Der Schlitten und die Pferde, welche man bei mir gefunden hat, gehörten dem alten Jonathan. Man kann ihn darum fragen."

„Dein Jonathan ist ein Jude!" rief Priester Martin. „Er kann nicht als Zeuge dienen."

Dem Burggrafen wurden diese Unterbrechungen unerträglich. Der Mönch gab sich wirklich das Ansehen, als hätte er mehr zu sagen, als die Richter. „Ihr vergeßt Euch, ehrwürdiger Vater," rief der Oberrichter ihm zu. „Ich habe die Untersuchung zu führen, und ich werde meine Schuldigkeit zu thun wissen."

„Ich bitte Euch um Vergebung," antwortete der Abt mit einer demüthigen Verbeugung; „mea culpa, mea culpa. *) Aber es verdrießt mich, wie dieser Schelm von Juden den Unschuldigen spielt, während Zeugen mit ihren eigenen Augen gesehen haben, wie er das Christenkind ermordet hat."

„Ja, ja! er ist der Mörder; ich hab' es gesehen!" — rief ein Weib, die etwas besser als eine Bäuerin gekleidet war. Und ein Mann, der wie ein armer Bürger aussah, fügte hinzu: „Ich hab's auch gesehen und das Kind schreien hören."

Diese beiden Aussagen veränderten die bisher den Angeklagten günstige Stimmung. Alle Blicke wandten sich nach dem Weib und dem Mann, welche riefen: „Sie sind die Mörder!"

„Wie heißt Ihr?" fragte der Burggraf das Weib.

„Gnädiger Herr," antwortete sie geläufig, „ich heiße Kathrine, bin vierzig Jahr alt und Eheweib von Valentin, der Organist in der Kirche des Herrn von Wola ist.

„Was habt Ihr gesehen? Erzählt es," sagte der Burggraf.

„Seht, gnädiger Herr! an einem Morgen sagte ich meinem Mann: Valentin, komm, wir wollen in den Lobsower Wald gehen und einen Korb voll Haselnüsse pflücken. Wir bringen sie unserem Herrn, und er giebt uns ein gutes Trinkgeld. — Meinem Mann war es recht. Also machten wir uns auf, und nach einer halben Stunde waren wir am Werk. Auf ein Mal hörten wir ein Kind schreien. Wir wandten uns um, und sahen einen alten Juden, der sich bückte, und neben ihm ein Mädchen. Wir konnten nicht sehen, was sie machten. Das Kind schrie immerfort, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen. Mein Mann wollte hingehen; aber ich sagte ihm: Was geht das Dich an? Es ist ein Judenkind. — Wir pflückten weiter Nüsse. Nach einigen Minuten hörte das Schreien des Kindes auf, und wir sahen, wie die Juden in ihrem Schlitten davon fuhren. Erst später haben wir gefunden, daß sie ein Christenkind umgebracht hatten."

Der Mann wurde gleichfalls befragt, und wiederholte Wort für Wort das Zeugniß seiner Frau. Seine Zuversicht und die Anschaulichkeit seiner Erzählung machte, daß die Zuhörer, welche vor wenigen Augenblicken noch die Angeklagten hätten freisprechen mögen, sie jetzt schuldig fanden. Der Priester Mar-

---

*) Mein ist die Schuld. Dies ist die vorschriftmäßige Redensart, mit welcher der Mönch jeden Vorwurf seines Vorgesetzten zu erwiedern hat.

tin bemerkte diesen Eindruck und rief: „Jetzt betrachtet ein Mal die Angeklagten, Herr Burggraf! Seht Ihr nicht, wie das Geständniß ihrer Schuld auf ihren Gesichtern zu lesen ist?“ In der That hatte diese bestimmte Anschuldigung die Angeklagten mit Entsetzen erfüllt. Jakob von Melchtin flüsterte dem Burggrafen einige Worte zu, und dieser fragte die Zeugen: „Seyd Ihr gewiß, daß das dieselben Juden sind?“

„Gewiß!“ antwortete das Weib. „Es ist dasselbe schwarze Kleid, dieselben grauen Haare, derselbe lange Bart!“ Und der Mann setzte hinzu: „Ja, er ist's!“

„Habt Ihr Euch nicht über diesen Juden zu beschweren? Hat er Euch nicht etwas zu Leid gethan?“

„Nein,“ sagte das Weib, „ich kenn' ihn nicht. Nicht wahr, Jude, Du siehst mich heute zum ersten Mal?“

„Man hat gefunden, daß die Spuren der Weiberschuhe im Schnee größer waren, als die Schuhe der Angeklagten sind.“

„Was will das sagen?“ entgegnete das Weib. „Konnte sie nicht größere Schuhe angezogen haben, um den Verdacht abzulenken?“

„Man hat auch die Spuren eines andern Schlittens und anderer Pferde nach dem Kloster zu gefunden.“

„Das waren die Spuren unseres Schlittens, denn wir sind später zurückgekommen, um zu beobachten.“

„Habt Ihr Pferde?“ fragte der Burggraf weiter.

„Nein, gnädiger Herr. Aber der ehrwürdige Herr Martin läßt uns zuweilen Holz für ihn im Wald schlagen, und giebt uns seine Pferde, um es in's Kloster zu bringen. Das war der Fall an dem Tag, wo das Kind umgebracht wurde.“

„Ihr habt aber gesagt, Ihr wäret zu Fuß gekommen.“

„Ja, das war in der Frühe um sechs Uhr. Aber um neun Uhr sind wir wiedergekommen im Schlitten.“

„Ein Weib hat ausgesagt, das Kind wäre todtgeboren und zwar von ihr,“ bemerkte der Burggraf. „Wo ist dies Weib?“

Bei dieser Frage wandte Ben Josef, der bisher unbeweglich dagestanden, den Blick nach der Thür, als hätte er gehofft, Gregor und Marja erscheinen zu sehen. Er glich dem Verurtheilten, der unter dem aufgehobenen Beil hinausstarrt, ob keine Begnadigung kommt. Aber Niemand erschien.

„Das ist eine Erfindung der Juden!“ rief der Priester Martin.

Einige Minuten vergingen in vergeblicher Erwartung. Dann fragte der Burggraf, ob kein Zeuge weiter da wäre. Keine Antwort erfolgte. Es herrschte eine Stille, daß, wer die Augen zugemacht, hätte glauben können, es sey kein lebendes Wesen im Saale. Auf Befehl des Burggrafen wiederholte der Herold die Aufforderung an sonstige Zeugen, aufzutreten. Kein Mensch rührte sich. Mehr um der Form zu genügen, als in der Hoffnung, neuen Aufschluß zu erhalten, fragte der Obmann die Angeklagten, ob sie nichts wider die belastenden Zeugnisse vorzubringen hätten.

Esterka erhob sich und sprach: „Ich will reden!“ Unwille und Verachtung sprach aus ihren schönen Zügen, und wenn sie auch im ersten Augenblick das Vorurtheil nicht überwältigen konnte, so fesselte sie doch die Aufmerksamkeit. Sie sprach vollkommen richtig polnisch. Ihre Stimme war rein und klangvoll, ihr Blick fest, ihre Haltung voll Würde. Von Kindheit auf mit der Bibel vertraut, war sie wohl im Stande, einen Vortrag zu halten, der einem Schriftgelehrten keine Schande gemacht haben würde, zumal da in den letzten Tagen ihre Gespräche mit dem König sich hauptsächlich um die jüdischen und christlichen Glaubensartikel gedreht hatten.

„Edle Herren,“ sagte sie, „nach einer so bestimmten Anklage, nach einem so kecken Zeugniß hoffe ich nicht mehr, meine Richter zu rühren und zu überzeugen. Dennoch behaupte ich, wir sind die Opfer der schwärzesten, niederträchtigsten Verläumdung. Ich will Euch an Das erinnern, was Ihr besser wißt als ich, an das Schicksal der ersten Christen unter den Heiden, die Holz und Stein anbeteten. Die heidnischen Priester, welche die Fortschritte des neuen Glaubens fürchteten, betrachteten Eure Vorfahren als Feinde, und beschlossen, sie zu Grund zu richten. Da sie sahen, daß die Christen durch ihr ruhiges, tadelloses Leben keinen Vorwand zu Anklagen gaben, verläumdeten sie dieselben durch die empörendsten Beschuldigungen. Sie sagten, die Christen bedürften Heidenblut zu ihren heillosen Ceremonien und opferten Heidenkinder. Ja! dieselbe Anklage, welche man wider uns erhebt, war die Ursache des Märtyrthums Eurer Väter. Die Diener der falschen Götter klagten sie an; gedungene Zeugen bestätigten die Anklage, und das getäuschte Volk erwürgte und verbrannte die Opfer und streute ihre Asche in den Wind. Das ist die Geschichte der Väter Eurer Kirche. Ihr kennt sie besser als ich, edle Herren. Man hat Eure Heiligen gequält und abgeschlachtet. Ist es darum wahr, daß Euer Gott Euch befiehlt, unschuldige Kinder zu opfern? Nein! Dies war eine Lüge der Götzenpriester, eine Frucht der Eifersucht über einen Glauben, der ihre Heiligkeit nicht anerkannte. Was damals geschehen ist, erneuert sich heute aus derselben Ursache. Auf der einen Seite ist dieselbe Unschuld, auf der andern derselbe Ehrgeiz, dieselbe Eifersucht, derselbe Haß, dieselbe Anklage, dieselben Zeugen.“

„Wen meint Ihr damit?“ fragte der Abt Martin.

„Euch, Herr Priester“, antwortete Esterka. „Ich habe Euch beobachtet in dieser Stunde, wo unser Schicksal entschieden werden soll, wo die Richter forschen, ob wir schuldig oder unschuldig sind, — und ich habe in Euren Augen, Eurer Stimme und Euren Gebärden den Haß gelesen, der Eure Seele erfüllt, und die Begier, uns verurtheilt zu sehen. Wer seyd Ihr? Was habt Ihr hier zu thun? Ihr seyd weder Richter noch Zeuge. Wenn die bloße Neugier Euch hierher getrieben hat, warum ahmt Ihr nicht das Schweigen Derer nach, welche mehr sind als Ihr und Denen nicht weniger als Euch am Triumph Eurer Religion gelegen seyn kann? Aber nein! Wenn die Worte meines alten Vaters die Herzen der Richter rührten, unterbracht Ihr ihn. Wenn sich eine Stimme zu unseren Gunsten erhob, wurdet Ihr bleich vor Zorn. Als falsche Zeugen erklärten, sie erkennten uns, strahlte Freude aus Euren Augen. Euer ganzes Benehmen beweist, daß Ihr den Faden der Ränke in der Hand habt, der zu unserem Verderben gesponnen ist. Ihr habt die letzten Zeugen aufgerufen. Woher wußtet Ihr, was sie sagen wollten? Und wer sind diese Zeugen? Eure Bedienten, deren Leben von Euch abhängt! — Seht mich an, edle Herren, mich, das arme, der Verurtheilung nahe Mädchen! Auf seiner Stirn entzünde ich die Gluth des Zorns oder vielleicht der Scham. Seht die Zeugen! Sie schlagen die Augen nieder und wagen nicht, mir ins Gesicht zu sehen.“

Esterka hielt einige Augenblicke inne. Ihre Worte erregten die lebhafteste Theilnahme. Alle Augen waren auf sie

gerichtet, und als sie auf den Priester und die Zeugen deutete, hefteten sich die Blicke, wie durch einen Zauber gebannt, auf diese. Esterka bemerkte den günstigen Eindruck, den sie machte, und fuhr mit erhöhter Zuversicht fort:

„Was sollte der Zweck unseres Verbrechens seyn? Konnte ein neugebornes Kind uns etwas zu Leide thun? Will man behaupten, unser Glaube oder Aberglaube treibe uns zum Mord der Unschuldigen? Ihr glaubt es nicht. Euer König, der sich herabgelassen hat, in mein Gefängniß zu kommen, der mich verhört und sich von unserer Unschuld überzeugt hat, König Kasimir hat mir gesagt, daß Eure Religion die unsere nicht umstößt, und daß die Worte des von Euch angebetenen Meisters lauten: „Ihr sollt nicht wähnen, daß ich gekommen bin, das Gesetz oder die Propheten aufzulösen. Ich bin nicht gekommen, aufzulösen, sondern zu vervollständigen." Nun wißt Ihr aber, daß unser Gott, der auch der Eurige ist, gesagt hat: „Du sollst nicht tödten." Diese Vorschrift ist nicht etwa bloß für uns Glaubensgenossen verbindlich. Unser Gott sagt im 4. Buch Mosis im 15. Kapitel: „Der ganzen Gemeine sey eine Satzung beides euch und den Fremdlingen. Eine ewige Satzung soll das seyn euren Nachkommen, daß vor dem Herrn der Fremdling sey wie ihr. Ein Gesetz, ein Recht soll euch und dem Fremdling seyn, der bei euch wohnet." Und im dritten Buch Mosis im 19. Kapitel: „Wenn ein Fremdling bei dir in eurem Lande wohnen wird, den sollt ihr nicht schinden. Er soll bei euch wohnen wie ein Einheimischer unter euch, und sollst ihn lieben wie dich selbst; denn ihr seyd auch Fremdlinge gewesen in Aegyptenland." So steht in unserer und Eurer Bibel. Und Ihr könntet glauben, daß wir Christenkinder tödteten im Namen des Gottes, der uns verbietet, zu tödten, und uns gebietet, die Fremden zu lieben?"

Mehrmals hatte der Priester Martin versucht, die Jüdin zu unterbrechen, allein Richter und Zuhörer hatten ihn zum Schweigen genöthigt. Ermuthigt durch den günstigen Eindruck, den sie hervorgebracht, beschloß Esterka, die Zeugen zu Schanden zu machen. Sie wandte sich gegen sie und sprach: „Du, Weib, dem ich nie etwas zu Leid gethan, das ich heut zum ersten Mal sehe, kannst Du vor Gott, der uns hört, behaupten, mich an der Stelle, wo das Kind gefunden worden ist, gesehen zu haben?"

„Ja, das ist wahr, verfluchte Jüdin!" erwiederte das Weib, „und ich will es noch hundert Mal bestätigen. Damals nahmst Du nicht den Mund so voll, Du schwiegst und sahst Dich ängstlich um, ob Du nicht beobachtet würdest."

„Du wagst, zu behaupten, daß Du mich gesehen hast?"

„Ja, ich hab' Dich gesehen. Was wahr ist, ist wahr."

„Du erkennst mich wieder?"

„Freilich erkenn' ich Dich wieder. Unter Tausenden wollt' ich Dich wieder erkennen."

„Kannst Du mir sagen, welche Kleidung ich trug in dem Augenblick, wo Du mich gesehen haben willst?"

„Dies stattliche Kleid hattest Du nicht an. Dein Mieder war nicht so fest geschnürt, und Du hattest nicht so viele Bänder um Dich herumflattern. Du sahst nicht aus, wie eine Edelfrau. Du trugst ein einfaches grobes Kleid wie alle Jüdinnen."

„Du bestehst auf Deinem Zeugniß?"

„Ja, ich bestehe darauf. Ich habe kein Erbarmen mit Dir, denn Du hast auch kein Erbarmen mit dem kleinen Engel gehabt, der schrie und weinte und sich wehrte."

Weniger keck als seine Frau wiederholte der Organist dasselbe Zeugniß der Angeklagten in's Gesicht und fügte neue Einzelheiten bei. Esterka sank verzweifelnd in die Arme ihres Vaters und rief: „Gott hat uns verlassen!"

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Berlin, 27. Sept.) Eine Anzeige in den gestrigen Zeitungen über eine Merkwürdigkeit, einen fünf Fuß langen krokodillartigen Fisch, welcher in einem Landsee bei Mariendorf gefangen worden und in dem „Dusteren Keller", einem Vergnügungsort vor dem Hallischen Thore, zu sehen sey, veranlaßte gestern ein zahlreiches Publikum, hinauszuwandern und das neue Wunder zu betrachten. Das Thier war ein gewöhnlicher Stör. Es ist ausgemacht, daß derselbe vor vier Tagen in dem erwähnten kleinen Landsee, der „blanken Hölle", gefangen wurde, aber wie er dort hineingekommen ist, bleibt ein Räthsel; vielleicht hat ihn die Stettiner Eisenbahn zu uns gebracht und irgend ein Schalk, mit guter Absicht, dort ausgesetzt und fangen lassen. Es hatte sich nämlich seit einiger Zeit unter den Landleuten jener Gegend das Gerücht verbreitet, daß in einem anderen kleinen See, dem „blanken Pfuhl", ein großes Raubthier hause; die Arbeitsleute waren schwer nach jener Gegend zu bringen, und es lag im Interesse der dort betheiligten Landbesitzer, daß irgend Etwas geschehe, um der großen Menge zu beweisen, daß das Gerücht ungegründet sey. Daß die befremdende Erscheinung jenes Störs damit im Zusammenhange stehe, möchten wir vermuthen; gewiß ist es, daß gestern unser berühmter Pyrotechniker Böhm von den betreffenden Gemeindegliedern hinausgeladen war, um den Grund des Gewässers mit Knallpatronen, Schwärmern und Kanonenschlägen umzuwühlen. Dies ist denn auch, nachdem die Behörde es gestattet hatte, vor einer Zuschauermenge von 2- bis 3000 Menschen mit großer Virtuosität geschehen. Hr. Böhm brannte 25 Kanonenschläge, jeden zu 2 Pfd. Pulver, und noch eine Menge anderer Feuerkörper, wahre unsichtbare Bomben, ab, so daß die Erde erbebte. Es war wirklich ein interessantes Schauspiel, aber das Ungethüm kam weder lebend noch todt zu Tage, und wenn irgend ein Beweis für die Nichteristenz desselben nöthig war, so ist er gewiß vollständig geführt worden.

In Borna bei Leipzig wurde am 26. September an Dinter's Geburtshaus von seinen Verehrern eine gußeiserne Gedenktafel eingemauert. Abends wurde vor dem Hause eine Serenade gebracht, und der Deputirte des Dresdener pädagogischen Vereins (Dr. Edwin Bauer, Redakteur der Schulzeitung) hielt dabei zu Ehren des Mannes der Volksaufklärung eine begeisterte Lobrede, an deren Schluß die Zuhörer in lautes Bravo ausbrachen.

Ein Sprachlehrer ärgerte sich stets über die falsche Orthographie seines Schusters. Einst brachte ihm derselbe eine Rechnung und hatte wie gewöhnlich „ein paar stiefel Vorgeschuhet", Stiefel klein- und vorgeschuhet groß geschrieben. Der

Lehrer stellte ihn darüber zur Rede. — „Ja, lieber Herr Professor", war seine Entschuldigung, „meine Hauptwörter sind die, woran ich etwas verdiene; wenn ich ein Paar Stiefel vorschuhe, so verdiene ich nicht an die Stiefeln, sondern an das Vorgeschuhte, und diese Wörter schreibe ich alle groß!

Vor einigen Tagen kam in London ein Eisenbahnzug von 250 Wagen mit 10 Locomotiven und fast 8000 Menschen an, — der größte Zug bis jetzt auf einer englischen Eisenbahn.

Korrespondenz.

Weimar, 27. Sept.

Die diesjährige Kunst-Ausstellung, welche sich in der Regel nur auf Gemälde hiesiger Künstler beschränkt, hatte diesmal wieder manches Gute aufzuweisen und ist zahlreicher als sonst besucht worden. Dabei war auch eine aus Holz zusammen gesetzte Kirche en miniature, mit allem Zubehör und vielen mühsam geschnitzten Figuren, von einem hiesigen, sehr bejahrten Bürger, einem Zeugmacher, nach eigener Phantasie verfertigt, ausgestellt. Dieses von beharrlichem Fleiß und unermüdlicher Geduld zeugende Bauwerk, das einen Zeitaufwand von vier Jahren gekostet haben soll, würde, trotz den Mängeln architektonischer Kunst, gewiß die Bewunderung der Beschauer mehr in Anspruch genommen haben, wenn der äußere unnatürliche, buntfarbige Anstrich vermieden worden wäre, welcher nicht nur störend auf das Auge wirkte, sondern dem Ganzen auch allzu sehr das Ansehen eines Puppentheaters verlieh. Das berühmte Altargemälde unserer Hauptkirche zu St. Peter und Paul, „Tod und Auferstehung des Heilandes", unstreitig eins der größten und vorzüglichsten Gemälde von Lukas Kranach, das aber im Laufe der Jahrhunderte durch äußere Einflüsse sowohl, als durch das Ueberpinseln unkundiger Maler sehr unscheinbar geworden, wird gegenwärtig von Hrn. C. Lieber wieder restaurirt. Mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit weiß dieser Künstler den Farbenschmuck alter Gemälde in seiner ursprünglichen Schönheit und Frische so täuschend wieder herzustellen, daß es scheint, als sey das Bild erst unter den Händen seines Schöpfers vollendet worden. Die Wiederherstellung des herrlichen Kunstwerkes des berühmten Meisters ist um so erfreulicher, da es eine der schönsten Zierden der genannten Kirche ist und für Weimar einen um so größeren Werth hat, da Lukas Kranach, welcher bekanntlich eine Zeit lang hier lebte und auch hier starb, sich in lebensgroßer Figur darauf selbst verewigt hat. Die Kirche, welche diesen Schatz bewahrt, ist ein imposantes Bauwerk alterthümlicher Kunst und es haben in ihrem Schooße die Ahnen unseres Fürstenhauses ihre ewige Ruhestätte gefunden. Nach einem verheerenden Brande entstand sie verjüngt wie ein Phönix wieder der Asche und wurde im J. 1429 von neuem eingeweiht und 1738 verschönert. Sie enthält 44 Epitaphien, darunter das Grabmal des Kurfürsten Johann Friedrich des Großmüthigen († 4. März 1554) und seiner Gemahlin Sibylle († 21. Febr. 1554), Herzogs Johann Wilhelm († 2. März 1573), Herzogs Bernhard des Großen († 8. Juli 1639), der Herzogin Anna Amalia († 10. April 1807) und ihres Bruders, des Herzogs von Braunschweig-Oels. Auch Herder († 18. Dez. 1803) ruht im Schiffe dieser Kirche, deren Vorhof noch 1530 zur allgemeinen Grabstätte diente und ringsum mit Linden bepflanzt war.

Darmstadt, 29. Sept.

Der großh. Hofkapellmeister Thomas ist zum General-Musikdirektor der großh. Militärmusik ernannt worden. Diese Stelle war seit einer Reihe von Jahren unbesetzt geblieben. Se. königl. Hoh. der Erbgroßherzog haben Hrn. Thomas schon bei verschiedenen Anlässen Beweise Ihres besonderen Wohlwollens gegeben, und man freut sich jetzt allgemein, daß dem geschickten Manne durch die Gnade Sr. königl. Hoh. des Großherzogs auch diese Auszeichnung zu Theil geworden ist. — Unsere Oper hat schon durch mehrere Vorstellungen sich bei dem Publikum sehr empfohlen, und man hat Grund, zu hoffen, daß ihre Leistungen in dieser Saison die vorjährigen noch übertreffen werden. Unsere neuen Opernmitglieder, als die Herren Pasque und Maier, die Damen Marlow und Esten, scheinen nicht blos berufen, sondern auch auserwählt zu seyn, wie sie schon durch die That gezeigt haben. Großen Beifall errang Fräul. Marlow in dem „Nachtlager von Granada", und sie scheint sich dadurch für immer in der Gunst des hiesigen Theaterpublikums befestigt zu haben. Kommt nun noch unser Ballet hinterdrein mit den erwachsenen und jugendlichen Tänzern und Tänzerinnen, so dürfte unser Musentempel für die neue Saison in dem vollen Zauberglanz der Kunst strahlen. Unter den Tänzerinnen der letzten Klasse scheint die 15jährige Friederike Dittmann eine besondere Erwähnung zu verdienen, da sie, trotz ihres noch jugendlichen Alters, mit allen ihren Stellungen und Bewegungen so viel Leichtigkeit, Feinheit und Grazie verbindet, daß wir sie in dem Entwickelungsgang einer ausgezeichneten Tänzerin begriffen zu sehen glauben. — In der Didaskalia vom 25. Sept. wurde unter den „Mannichfaltigkeiten" die Bemerkung mitgetheilt, daß die artesischen Brunnen, mit deren Anlegung die Franzosen gegenwärtig in Afrika beschäftigt seyen, ein Mittel darbieten werde, bis weit in das Innere der großen Wüste vorzubringen. Diese Unterstellung ist um so wahrscheinlicher, wenn man erwägt, daß schon Olympiodorus, der zu Alexandrien um die Mitte des sechsten Jahrhunderts lebte und dort in großem Ansehen stand, berichtet, wie nämlich Arago mit Bezugnahme auf Niebuhr anführt, daß, als in der Oasis Brunnen von 200 bis 300 und selbst 500 Ellen gebohrt wurden, aus der Mündung dieser Brunnen Wasserströme hervorschossen, welche von den Landbauern zur Bewässerung der Felder verwendet wurden. Nicht blos für die militärischen Positionen der Franzosen in Algerien, sondern auch für ihre commerziellen Zwecke und naturwissenschaftlichen Untersuchungen würde die successive Anlegung von artesischen Brunnen in der Richtung nach dem Süden hin von höchster Wichtigkeit seyn, und bei den schon vorhandenen günstigen geognostischen Anzeigen darf man sich der glücklichen Realisirung jenes schönen Projectes gewärtigen. — Bei diesem Anlaß erlauben wir uns schließlich noch die Frage: ob der Werth artesischer Brunnen für Kaltwasserheilanstalten schon gehörig gewürdigt und erprobt worden ist? Vor vielen der gewöhnlichen Quellen scheinen sie jedenfalls große Vorzüge zu haben, und diese dürften auch den besagten Heilanstalten sehr zu statten kommen. — Frankreich ist bekanntlich die Heimath der artesischen Brunnen, wo sie sehr häufig zu finden sind, während sie in Deutschland noch zu den Seltenheiten gehören, obgleich sie für die Haus- und Feldwirthschaft, für den besseren Betrieb von Mühlen und Fabriken, wie auch anderer industrieller Anstalten, von ausgezeichnet großem Nutzen sind. Man ist hin und wieder durch mißlungene Versuche abgeschreckt worden, die nicht immer den glücklichsten Händen anvertraut waren.

Dr. D.

Auflösung des Räthsels in Nro. 274.

Filz.

Theater-Anzeige.

Samstag, 5. Oct. Nathan der Weise, dramatisches Gedicht in 5 Abth., von Lessing.

Sonntag, 6. Oct. Die Zauberflöte, große Oper in 2 Abth., Musik von Mozart.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 278. Montag, den 7. October 1844.

Der Bauernkönig und die Jüdin.

(Von Johann Czynski.)

(Fortsetzung.)

Abermals trat Stille ein. Der Burggraf sprach leise mit Jakob von Melchtin und den Richtern, und fragte dann laut die Zeugen, ob sie ihre Aussage beschwören wollten.

„Warum nicht?“ antwortete das Weib. „Hundert Mal, wenn's verlangt wird.“

„Und Ihr schweigt?“ fragte der Burggraf den Mann.

„Ich will schwören,“ antwortete der Organist.

„Nun, so tretet vor!“ gebot der Obmann.

Beide traten vor. Das Weib kniete nieder und legte die Hand auf das Crucifix, bereit, die Worte zu wiederholen, welche der Burggraf ihr vorsprechen würde. Jetzt erhob sich der Bischof von Krakau, der sich bisher ganz ruhig verhalten hatte, von seinem Sessel, und bat den Obmann um Erlaubniß, den Zeugen einige Worte über die Wichtigkeit des Eides zu sagen. Sein hohes Alter, seine Bescheidenheit im Vergleich mit dem vorlauten Wesen des Priors und sein augenscheinliches Streben, nur die Wahrheit zu entdecken, gewannen die Herzen aller Zuhörer. In einer kurzen Anrede machte er die Zeugen aufmerksam, daß es leicht sey, die Menschen zu täuschen, aber unmöglich, Gott zu hintergehen. „Das Leben zweier Menschen,“ sagte er, „hängt von einem Wort ab, welches ihr auszusprechen im Begriff seyd. Wenn ihr wirklich glaubt, daß die Angeklagten schuldig sind, wenn ihr sie wirklich gesehen habt das Verbrechen begehen, dann schwöret getrost. Habt ihr aber nicht diese Gewißheit, dann tretet zurück. Noch ist es Zeit. Macht nicht, daß ihr der göttlichen Gerechtigkeit anheimfallt, indem ihr die Gerechtigkeit der Menschen täuscht!“

„Bleibt Ihr bei Eurem Vorsatz, zu schwören?“ fragte der Burggraf das Weib.

„Ich bleibe dabei,“ war die Antwort.

Der Obmann las die Formel vor, erwähnte die vorgebrachten Thatsachen, und fragte das knieende Weib, ob sie Gott zum Zeugen der Wahrheit ihrer Aussage nähme. Das Weib sprach: „Ich nehme Gott zum Zeugen, daß ich die Wahrheit gesagt habe.“

Ein Gemurmel lief durch den Saal, welches Mitleid mit den Angeklagten und den Verlust jeder Hoffnung ausdrückte. Der zweite Zeuge kniete nieder und legte seine Hand auf das Crucifix. Da ließ sich ein Getöse vor dem Saal vernehmen, und deutlich schallten herein die Worte: „Halt! Halt!“ Ben Josef glich in diesem Augenblick einem Todten, der zum Leben auferweckt wird. Er erkannte die Stimme Gregors, und mit dem Erscheinen Gregors hatte er die Gewißheit der Rettung Esterka's und Ben Himmels.

„Halt! Halt, Ihr Richter!“ rief Gregor, in den Saal stürzend, und sich einen Weg durch die dichte Menge bahnend. „Die Angeklagten sind unschuldig! Die Zeugen sind erkauft! Ich habe die Beweise!“

Alle Blicke wandten sich auf die Zeugen und auf den Prior. Der Organist und sein Weib zitterten. Priester Martin erbleichte und bedeckte schnell sein Gesicht mit dem Schnupftuch, indem er sich ohne Noth räusperte. Der bisherigen fast andächtigen Stille folgte ein anhaltendes Geräusch, welches mit Fragen nach dem Ankömmling begann und mit Husten, Niesen und Räuspern fortgesetzt ward, wie während der Pause einer Predigt. Priester Martin benutzte diese Augenblicke, um den Herrn von Wola zu fragen: „Kennt Ihr diesen Philister?“

„Ja wohl,“ antwortete der Pan. „Es ist mein Jäger.“

„Der so plötzlich reich geworden ist?“

„Eben der.“

„Ah! So!“ erwiederte mit tückischem Lächeln der Pfaffe.

Nach einigen Minuten trat auf das Gebot des Herolds wieder Stille ein. Der Burggraf hieß den Jäger sprechen. Gregor rief dem knieenden Zeugen zu: „Du bist Organist und heißt Valentin?“

Voll Staunen und zitternd vor Schrecken antwortete der Zeuge: „Ja, ich bin Organist und heiße Valentin.“

„Du hast wider die Angeklagten gezeugt? Du hast gesagt, Du hättest sie das Kind umbringen sehen?“

„Ja!“

„Und Du hast dies falsche Zeugniß durch einen Eid bestätigt?“

„Nein — nein. Das hat meine Frau gethan. Ich habe nicht geschworen.“

„Aber ich sehe Dich auf den Knien und Deine Hand auf dem Kreuz. Wenn Du noch nicht ein Verbrechen begangen hast, so stehst Du im Begriff, es zu begehen.“

Der Zeuge erwiederte nichts. Gregor wandte sich gegen die Richter und sagte: „Edle Herren, nehmt seinen Schwur nicht an. Ihr seht, obwohl ich nicht hier war, weiß ich doch,

was hier vorgegangen ist. Ich will Euch sagen wie. Der König hatte mich zum Richter ernannt. Da ich aber die wichtigsten Aufschlüsse über diese traurige Angelegenheit zu geben hatte, so zog ich die Pflicht eines Zeugen der Ehre des Richteramtes vor. Vor allen Dingen, edle Herren, wisset: das angeblich ermordete Kind ist todtgeboren. Seine Mutter wird Euch das bestätigen und ich, sein Vater, beschwöre es."

„Ihr seyd nicht verheirathet?" bemerkte der Prior.

„Nein, Herr Priester," antwortete Gregor. „Ich bin noch nicht verheirathet, und die Mutter dieses Kindes ist noch nicht mein Eheweib. Aber weder ich noch sie wollen, um unseren Fehltritt geheim zu halten, schweigen und Unschuldige verurtheilen lassen. Noch mehr: wenn wir verheirathet wären, würden die Ehrlosen, welche den Juden den Untergang geschworen, keine Leiche gefunden haben, um darauf ihre verläumderische Anklage zu gründen. Die Hindernisse zu nennen, welche mir unmöglich gemacht haben, der Mutter jenes Kindes meine Hand und meinen Namen zu geben, gehört nicht zur Sache. Meine Geliebte war ihrer Entbindung nahe, und sann auf Mittel, ihren Fehltritt der Welt zu verbergen. Sie gebar heimlich ein todtes Kind, und beauftragte mich, es begraben zu lassen. Ich nahm es, hüllte es in etliche Lumpen, die mir vor die Hand kamen, und legte es an den Saum des Lobsower Waldes. Von da ging ich in's Dominikuskloster zu dem Todtengräber und bat ihn, mein Kind in der nächsten Nacht zur Erde zu bestatten. Er hieß mich gegen Abend wiederkommen. Ich stellte mich ein. Er ging mit mir nach dem Wald, nahm die Leiche, und versprach mir, dieselbe zu begraben. Er bestand darauf, daß ich nicht bei der Bestattung zugegen wäre, damit nicht die Aufmerksamkeit der Mönche erregt würde. Ich gab ihm einiges Geld und ging nach Hause. Den Tag darauf machte ich mich wieder auf nach dem Kloster, um das Grab meines Kindes zu besuchen. Am Rand des Waldes stieß ich auf das Gefolge des Königs, welches um die Leiche eines Kindes herum stand. Ich erkannte die Leiche meines Kindes, in denselben Lumpen, in welche ich es Tags zuvor gehüllt hatte. Ich ging den Leuten des König nach, und da ich hörte, welch ungerechter Argwohn sich gegen die Juden erhob, beschloß ich, der Wahrheit auf den Grund zu kommen. Ich sammelte alle Anzeichen zu Gunsten der Angeschuldigten und theilte sie dem König mit. Daß ich der Vater des Kindes sey, habe ich ihm nicht gesagt. Ich behielt mir vor, es den Richtern zu sagen, wenn die andern Beweise nicht genügten. Auch die Mutter des Kindes war bereit, zur Rettung der Angeklagten ihre Schande zu enthüllen. Aber auf dem Wege hierher ist sie ohnmächtig geworden, und ich mußte sie in ein Wirthshaus tragen. Dies war eine Fügung Gottes!"

„In dem Wirthshaus traf ich einen Mann und ein Weib, welche mit einander tranken und plauderten. Das Weib sprach: „Valentin wird reich werden, und Du wirst ewig arm bleiben. Er wird eine eigene Hütte, einen Acker, ein Pferd und eine Kuh haben, und Du wirst ewig Todtengräber bleiben." — „Sein Reichthum mag ihm wohl bekommen," erwiederte der Mann. „Ich beneide ihn nicht darum. Ich habe recht gethan, daß ich das Kind den Mönchen gegeben habe. Aber ein falsch Zeugniß reden, das hat Gott verboten." — Die Stimme des Mannes war mir gleich anfangs bekannt vorgekommen. Ich betrachtete ihn näher, und erkannte meinen Todtengräber. Beschäftigt, meine Braut in's Leben zurückzurufen, verlor ich doch kein Wort von dem Gespräch. Die Frau schenkte ihrem Mann Branntwein ein und redete ihm zu, noch jetzt, wo es Zeit sey, dem Beispiel Valentin's zu folgen, der als guter Christ die Verurtheilung der verfluchten Juden, der Mörder des Heilands, herbeiführte. Der Mann aber blieb bei seiner Weigerung."

„So, edle Herren, habe ich entdeckt, wie ein unwürdiger Priester die Leichtgläubigkeit und Habgier dieses Menschen da und seines Weibes benutzt hat, um sie durch Versprechung himmlischer und irdischer Güter zu einem falschen Zeugniß zu bewegen, welches den Tod von Unschuldigen zur Folge hätte. Ich bin herbeigeeilt, dem Gericht dies mitzutheilen. Jetzt will ich meine Braut, den Todtengräber und dessen Weib herbeiholen, daß sie meine Aussagen bestätigen."

„Gnade! Gnade! Ich will Alles sagen!" rief mit Thränen in den Augen der Organist und überhob damit das Gericht der Vernehmung weiterer Zeugen.

Der Priester Martin verlor in diesem entscheidenden Augenblick den Muth nicht. Er fiel dem Organisten ins Wort und rief: „Herr Obmann, der Name des Dominikusklosters ist ausgesprochen worden. Ich denke, es wird mir, dem Oberen desselben, verstattet seyn, eine widersinnige Anschuldigung zurückzuweisen, welche ein von den Juden erkaufter Zeuge wider dasselbe vorgebracht hat. Wißt Ihr, edle Herren, wer dieser Mensch ist, der sich Richter nennt und sich nachher zum Zeugen macht? Er ist ein armer Diener des Pan von Wola, sein Jäger, der noch vor wenigen Tagen kein anderes Obdach hatte, als welches sein Herr ihm gewährte, und welcher jetzt durch die Freigebigkeit der Juden Gold und Silber in Fülle besitzt, Ländereien kauft und Städte bauen will. Fragt den Herrn von Wola. Er wird Euch sagen, wer dieser Mensch ist, und daß seine Geliebte als Leibeigene zu seiner Herrschaft gehört. Dieser an die Juden verkaufte Mensch hat ein Mährchen erfunden, um die Zeugen einzuschüchtern. Ich frage nun, welchen Glauben verdient ein lüderlicher Knecht, der sich den Feinden unseres Glaubens verkauft hat? Seht seine Wuth! Wenn man ihn nicht zurückhielte, wäre er im Stand, sich an meiner geheiligten Person zu vergreifen. Pan von Wola! ich fordere Euch auf, Auskunft über diesen Elenden zu geben."

Der so angerufene Edelmann hatte während der Verhandlung von Zeit zu Zeit nach Ben Josef gesehen, der ihm seiner Miene und seiner Tracht nach wirklich zu seyn schien, wofür der rothe Jakob ihn ausgegeben: ein Weiser, welcher mittels der Kabbala sein Schicksal erforschte, und ein reicher Mann, der ihm aus der Noth helfen konnte. Bevor er der Aufforderung des Priors entsprach, wechselte er mit dem Juden mehrere ausdrucksvolle Blicke, welche folgenden Sinn hatten: „Das Schicksal der Angeklagten liegt in meiner Hand. Ich brauche Geld." Die stumme Antwort Ben Josef's lautete: „Ich hasse und verachte Dich. Aber rette sie, und ich helfe Dir." Diese Zusage gab der Jude, indem er eine Diamantkette unter seinem Mantel sehen ließ. Daraufhin gab der Herr von Wola folgende Erklärung: „Edle Herren, ich bin mit ungünstigen Vorurtheilen gegen die Juden überhaupt und gegen die Angeklagten insbesondere hierher gekommen. Die gegenwärtige Verhandlung hat meine Ansichten geändert, und ich glaube, die Angeklagten sind die Opfer von Ränken. Wenigstens kann ich die Rechtlichkeit ihres Fürsprechers bezeugen.

Er ist allerdings Jäger bei mir gewesen und somit ein geringer Mann; aber ich würde ihm unbedenklich mein Vermögen anvertraut haben. Sein plötzlicher Reichthum kommt daher, daß er einen Oheim in Danzig beerbt hat. Das Weib, welches er heirathen wollte, ist allerdings meine Magd gewesen, und ich kann weiter bezeugen, daß sie am Tag vor der Verhaftung der Juden ein todtes Kind zur Welt gebracht hat. Diese Umstände, zusammengehalten mit der Erzählung des letzten Zeugen, lassen mich an der Unschuld der Juden nicht zweifeln. — Ehrwürdiger Vater", fuhr er, zu Martin gewandt, fort, „sicher habt Ihr, durch allzu glühenden Eifer verleitet, den Schein für Wirklichkeit genommen. Laßt ab und bedenkt das Wort: „Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet." — Und in's Ohr sagte er dem Priester: „Ich will Dich lehren, Deinem Freunde Geld verweigern, Mönch!" Dann warf er einen Blick auf Ben Josef, und dieser drückte durch ein Nicken seine Zufriedenheit aus.

„Wer hat euch bewogen, hier ein falsches Zeugniß abzulegen?" fuhr der Burggraf den Organisten und sein Weib an. Das Weib wollte den Vorwurf noch immer in Abrede stellen, aber ihr Mann unterbrach sie mit den Worten: „Ich will Alles gestehen, aber verzeiht uns beiden!"

„Das wird von Deiner Offenheit abhängen", bemerkte der Oberrichter.

Nun erzählte der Organist, wie er und sein Weib dem todten Kind einen Schnitt in den Hals gemacht, es im Schlitten an den Rand des Waldes gebracht und dahin gelegt hatten, wo das Gefolge des Königs später die Leiche fand. Er bekannte ferner, daß er und sein Weib das Messer und das jüdische Symbol neben die Leiche gelegt hatten. Alles Das hatten sie auf Antrieb eines Priesters gethan und auf dessen Versicherung, daß sie damit Gott einen Dienst thäten, wofür sie in diesem und jenem Leben belohnt werden würden.

Der Prior trat vor den Zeugen hin und schrie ihm zu: „Welcher Priester hat euch das gesagt?"

„Nicht Ihr, ehrwürdiger Herr", antwortete der erschreckte Organist. „Wir wollen seinen Namen nicht nennen. Wir wollen uns entschuldigen und Niemand anklagen."

Von allen Seiten erhoben sich laute Drohungen gegen die falschen Zeugen und gegen den Priester Martin. Die Wache mußte ins Mittel treten, um sie zu schützen. Von ihr geleitet, eilte der Prior weg unter Hohngeschrei und Verwünschungen. Er ballte die Fäuste, als wollte er seine Feinde zermalmen, und sein grimmiger Blick sagte: Ich werde mich furchtbar rächen!

Nachdem der Lärm sich gelegt hatte, sprach der Burggraf von Krakau: „Ben Himmel und Esterka, ihr seyd frei."

Nach diesen Worten erhob sich ein neuer Sturm, aber ein Sturm des Beifalls und des Jubels. Der Saal leerte sich allmählig. Als die Freigesprochenen hinaustreten wollten, bot Jakob von Melchtin der schönen Jüdin den Arm an, und Esterka war bereit, ihm zu folgen. Ben Josef vertrat ihr den Weg und fragte sie, einen durchdringenden Blick auf sie heftend: „Wohin, Tochter Ben Himmels?"

„In's königliche Schloß", antwortete Jakob von Melchtin.

„Das Schloß war gestern ihr Gefängniß", entgegnete der Jude. „Heute ist sie frei, und ihr Platz ist unter dem väterlichen Dach."

Esterka erröthete und schlug die Augen nieder. Zitternd, als ob sie schuldig wäre, ließ sie den Arm Jakob's von Melchtin los und ging wieder zu ihrem Vater, der sie erwartete.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Leipzig, 1. Okt.) Gewiß eine seltene Feier ist am 28. September d. J. in Hamburg vorgekommen. Einer der Setzer des „Unparth. Correspondenten" ist seit 60 Jahren unausgesetzt an dieser Zeitung beschäftigt, hat also Tag für Tag in dieser langen Zeit sein bestimmtes Pensum mit unermüdeter Gleichförmigkeit geliefert. Es war leicht zu berechnen, daß der Mann während seiner Laufbahn 240 Millionen Buchstaben durch die Finger gehen ließ. Er ist noch ganz rüstig und denkt nicht, die Hände in den Schooß zu legen. — Das Jubiläum vor zehn Jahren ist verpaßt worden, dafür ging es dies Mal groß zu. Das ganze Personal, aus etwa 50 Personen bestehend, so wie Abgeordnete aus den übrigen Hamburger Druckereien versammelten sich zu einem solennen Abendschmaus. Der Senior der Druckerherren, Nestler, ein hoher Siebenziger, hielt eine ergreifende Rede. Sein College, Hr. Bödeker, hatte von seinem Landgute eine ungeheure Masse feine Blumen und Früchte geliefert, damit nicht nur die Tafel geschmückt werde, sondern auch ein ausgesucht köstlicher Nachtisch, unter andern über einen Centner der schönsten Treibhausweintrauben (dabei Frankenthaler vier Pfund schwer), so wie zugleich die ganze Druckerei, alle Setzkasten und Pressen den Flor und das Arom von Südamerika und Südafrika ausstrahlen konnten. Der Jubel, in den Gränzen des höchsten Anstandes, wollte kein Ende nehmen.

Ueber die am 30. September auf der Mannheimer Bühne stattgehabte Aufführung der „Regimentstochter", von Donizetti, liest man in den „Rheinischen Blättern" einen günstigen Bericht. Nach demselben gab Hr. Ditt den Sulpiz ausgezeichnet und die Rolle wurde von ihm eben so gut gesungen als dargestellt und gesprochen. Hr. Kreuzer als Tonio sang besonders die Romanze in C dur (Akt II) mit Geschmack und Gefühl. Mad. Rudersdorff (Küchenmeister) sprach ihre Prosa eben so neckisch, wie sie jede einzelne Nummer mit Kraft, Geschmack und richtigem Ausdruck sang. Nach beiden Akten wurden Mad. Rudersdorff und Hr. Ditt und am Schlusse auch Hr. Kreuzer gerufen. — Die übrigen Rollen wurden fleißig gesungen und gesprochen.

(Frankfurt.) Die thierärztliche Versammlung, die vorige Woche im Saale der „Westend-Hall" dahier stattfand, war sehr zahlreich besucht; es waren viele Veterinär-Aerzte versammelt und die Verhandlungen lebhaft und von regem Interesse. Hr. Schindler aus Homburg, Direktor der Gesellschaft zur Versicherung der Nutzthiere, der zur Versammlung geladen worden, trug auf Verlangen ein Resümé über seine Anstalt vor, das mit lebhaftem Beifall aufgenommen ward. Außerdem sprachen Hr. Veterinär-Assessor Mecke aus Coblenz, der Sekretär der Gesellschaft Dr. Schmidt u. a.

„Das Wort Souffleur läßt sich doch gar nicht in's Deutsche übersetzen", meinte Jemand im Theater. — „O warum denn nicht!" meinte ein Anderer, „Kastengeist!"

Aus Grüneberg in Schlesien erschallt der Klageruf: „Wir müssen leider dieses Jahr die Hoffnung fast ganz aufgeben, überhaupt Weintrauben bei uns zu sehen." Unglückliche Welt, die sich ohne Grüneberger 1844r behelfen muß!

Korrespondenz.

Hamburg, 28. Sept.

Die bei weitem bedeutendste und interessanteste Novität, die in neuester Zeit im Stadttheater auf's Repertoire gebracht, ist „Moritz von Sachsen" von Prutz. Das Stück hat, als Tragödie betrachtet, bedeutende Schwächen, allein das hindert uns nicht, in ihm ein ausgezeichnetes, ächt deutsches Originalprodukt zu begrüßen. Die Sprache ist herrlich, bilder- und sentenzenreich und von griechischer Classicität, die Charaktere sind mit sicherer Hand gezeichnet und die Gesinnung vor Allem ist eine ächt deutsche, vaterländische. Die ersten drei Acte sind das Trefflichste und Vollendetste, was die neuere Dramatik zu Tage gefördert; die beiden letzten sind dagegen bei weitem schwächer, durch längere Monologe und lyrische Ergüsse das Fortschreiten der Handlung störend und das Interesse schwächend. Die einzelnen Rollen waren trefflich besetzt, Hr. Baison, Moritz, Dem. Lebrün, seine Gattin, Hr. Hesse, Granvella, Hr. Gerstel, Hofnarr Rosenberg; besonders kann Hr. Grunert die Partie Carl's V. zu seinen gelungensten Leistungen zählen. Hr. Baison ist, wie ich Ihnen schon neulich gemeldet, vorerst auf 6 Monate für unsere Bühne gewonnen zur großen Freude des Publikums und auch das Fach einer ersten Liebhaberin wird nun bald wieder besetzt seyn. Auch die Oper hat durch das Engagement des Hrn. Peretti (von Köln) eine glückliche Acquisition gemacht. — Auf dem Thaliatheater setzen die französischen Schauspieler aus Berlin mit großem Beifalle ihre Vorstellungen fort und hat die thätige und umsichtige Direktion dieser Bühne den Entschluß gefaßt, den ganzen Ertrag eines Spielabends (Anfangs October) zum Besten der armen Abgebrannten in Plauen und Clausthal zu verwenden. Eine solche Handlung verdient, öffentliche Anerkennung und — Nachahmung zu finden. — In literarischer Hinsicht ist in den letzten Wochen hier manches Neue erschienen: das Albuch von Clemens hat viele Federn in Bewegung gesetzt und findet von einer Seite lebhafte Anerkennung, während es von Andern bitter herunter gerissen und in den Staub getreten wird. Ich muß mein Urtheil darüber suspendiren, bis ich das Werk genauer durchstudirt habe. Von der beliebten Therese ist ein neuer Roman, „Lydia", an's Licht getreten, der von der befreundeten Kritik über die Maßen lobposaunt wird. Die hochbegabte und zugleich hochgestellte Verfasserin sollte sich solche überschwängliche Lobhudeleien ihrer literarischen Freunde verbitten. Das neueste Heft der „Gränzboten" enthält in dieser Beziehung treffliche Worte, denen wir vollkommen beistimmen. Von Habbel ist bei Campe eine neue Tragödie: „Maria Magdalena" erschienen, eben so ein Band neuester Gedichte von Heine. Ovid's Heroiden, metrisch übertragen von Dr. J. Henning, wurden in diesen Tagen von Meißner versendet. Ludwig Lenz beabsichtigt, einen neuen illustrirten Volkskalender unter dem Titel: „der Wandsbecker Bote" herauszugeben.

Darmstadt, 4. Oct.

Gestern Nachmittag erstiegen Se. großh. Hoh. der Prinz Emil, Se. Durchl. der Prinz v. Wittgenstein mit Gemahlin und Prinzessin Tochter die Ludwigssäule und erfreuten sich auf der Gallerie des Anblicks der Residenz und ihrer Umgebung, welche, von diesem Punkt aus gesehen, eine überaus malerische Ansicht darbietet. Seitdem der Zutritt gestattet ist, fehlt es nicht an Einheimischen und Fremden, welche sich hinauf begeben, um von dem schwindelnden Höhenpunkt eine weite Fernsicht nach allen Gegenden der Windrose zu genießen. Bestellter Führer ist der Veteran M. Dambmann, der unter den Fittichen der Adler des Protectors des Rheinbundes, mit der Muskete im Arm, halb Europa kämpfend bis an den Ebro und Tajo durchmaß, und bei dieser Gelegenheit die spanische und französische Sprache erlernte, wodurch er, außer seinem gefälligen und zuvorkommenden Benehmen, noch ganz besonders als Führer für Ausländer geeignet ist. — Ueber die festlichen Tage vom 25. bis 27. August ist nunmehr in der Hofbuchhandlung von L. Pabst eine besondere Schrift erschienen, welche Alles enthält, was in jenen drei denkwürdigen Tagen nur irgend Bemerkenswerthes vorgekommen ist. Herausgeber, und großentheils auch Verfasser, ist der Redacteur der großh. hess. Ztg., Hofrath Pabst. Das saubere Titelkupfer stellt die Ansicht des Monumentes mit Umgebung dar. — Die Gutzkow'sche theatralische Muse scheint für diese Saison auf unserer Bühne ihr Zelt aufgeschlagen zu haben. Am letzten Dienstag (1. Oct.) sahen wir seinen „Werner" zum ersten Male; es fehlte nicht an Situationen, welche für den Dichter wie für das darstellende Künstlerpersonal gleich schmeichelhaft waren, und nach dem Totaleindruck des ganzen Stückes zu urtheilen, glauben wir, es zu den besseren unter den neueren dramatischen Hervorbringungen zählen zu dürfen. Gegen die Vertheilung der Rollen ließ sich wenig sagen, sie waren meist in guten Händen: um Hrn. Pirscher (Heinr. v. Jordan), Fräul. Steck (Julie) und Fräul. M. Fürst (Maria Winter) gruppirte sich das anziehende dramatische Gemälde, in welches auch Hr. Zahrl, als Präsident, sein Gewicht in die Wagschale legte. Marie Fürst bewegte sich heute in der ihr ganz besonders zusagenden theatralischen Sphäre, wie auch Hr. Pirscher, der seine Rolle mit viel Glück durchführte. Hr. Kronfeld, der Proteus unserer Bühne, machte den Baron Fresco, Hr. Steck den Assessor Wolf, Hr. Fischer den Dr. Fels, Hr. Wisthaler seinen Sohn, Hr. Bünte den Polizeirath ꝛc. — Hr. Moscheles, in der Kunstwelt als Componist und ausgezeichneter Klavierspieler gleich geachtet und berühmt, gab gestern in dem Hoftheater ein Konzert, welches der Veranlassung, der wir es verdanken, vollkommen angemessen war. Der würdige Künstler wurde bei jeder Production mit großem Applaus empfangen und entlassen. Mad. Pirscher hauchte in die Arie aus Figaro die ganze Fülle ihrer Gesangeskunst mit unnachahmlichem Zauber. Nach ihr hörten wir mit Vergnügen Fräul. Marlow in Liedern von Proch, und dann Hrn. Pasque in dem Lied von Kreutzer: „der Wirthin Töchterlein", mit all dem Wohllaut und Ausdruck, der einem seelenvollen Gesange sein eigenthümliches Gepräge gibt. — Wie wir vernehmen, so wollen die hiesigen Regimentsfechtmeister, die Herren Schäfer und Hahn, der Einladung des Hrn. Christmann zur Theilnahme an dem von ihm in der Kürze zu Frankfurt zu veranstaltenden großen Assaut keine Folge geben, weil, wie sie sich äußern, derselbe bei früheren Assauts, denen sie beigewohnt hätten, nie einen Gang mit ihnen habe machen wollen. Wer die Krone der Kunst erringen will, darf keinen Gegner scheuen, und wäre er stark wie Herkules, kühn und unverwundbar wie Achilles, dem bekanntlich nur an der Ferse beizukommen war. Je schwieriger der Kampf, desto ruhmvoller der Sieg!

Theater-Anzeige.

Sonntag, 6. Oct. Die Zauberflöte, große Oper in 2 Abth., Musik von Mozart.

Montag, 7. Oct. Die Räuber, Trauerspiel in 5 Akten, von Schiller. (Gastrolle) Carl von Moor: Hr. Steinmüller, vom k. Hoftheater zu Hannover.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 279. Dienstag, den 8. October 1844.

Der Bauernkönig und die Jüdin.

(Von Johann Czynski.)

(Fortsetzung.)

Ein und zwanzigstes Kapitel.
Freundschaft.

Die Angeklagten waren freigesprochen. Die Verhandlung, welche die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch genommen hatte, war zum Vortheil der Juden ausgeschlagen. Auf Befehl des Königs verkündeten Herolde in der Stadt Krakau den Sachverhalt und die Bewilligungen, welche den Juden gemacht waren, um sie vor Mißhandlungen sicher zu stellen. Die Juden jubelten. Nur Ben Josef blieb traurig und unruhig. Er fürchtete immer noch die Rache der Priester, den Unwillen des Adels und die Verzweiflung Rokiczana's. Was ihn aber noch mehr beunruhigte, war der Zweifel über das künftige Benehmen Esterka's. Von diesem Benehmen hing das Schicksal ihrer Glaubensgenossen ab. Ließ sie sich auf dem Gipfel der Macht nicht durch Schmeichelei und Genuß bethören, vergaß sie nicht ihre Brüder, so war Israel befreit. Aber solche Bethörung fürchtete eben Ben Josef. Er dachte: „Nachdem sie mehrere Tage von ihrem Vater getrennt gewesen, eilt sie nicht zu ihm in dem Augenblick, wo sie der Hand des Henkers entgangen ist, sondern sie wendet sich nach der Wohnung des Königs. Was hat sie dort zu thun? Nur als Gattin Kasimirs und als Königin von Polen darf sie den Palast wieder betreten."

Seiner Liebe hatte Ben Josef zum Besten seines Volks entsagt. Er suchte Ersatz für dieselbe in der Freundschaft. Zu einem Menschen, den man aus einer Gefahr gerettet oder im Unglück unterstützt hat, faßt man eine gewisse Zuneigung, wie zu einer Pflanze, die man pflegt. Man betrachtet das Daseyn beider theilweise als sein Werk, und sein Werk hat der Mensch gern. Dies war der Fall mit Ben Josef im Verhältniß zu Gregor. Er hegte die größte Theilnahme für Gregor, nicht nur weil dieser ihm geholfen hatte Esterka retten, sondern auch, weil er selber ihn, den Jäger, sammt seiner Braut dem Joch eines harten Herrn entzogen und aus der Knechtschaft in einen Zustand der Unabhängigkeit versetzt hatte. Es war also natürlich, daß Ben Josef sich zu Gregor hingezogen fühlte, und daß er eine größere Befriedigung darin fand, den Auftrag des Königs an ihn auszurichten, als sich mit seinen Stammgenossen der Freude über den glücklichen Ausgang des Prozesses ihres Oberrabbiners zu überlassen.

Als er in das Zimmer Gregors eintrat, fand er diesen auf den Knieen vor Marja liegend, und bemüht, seine weinende Braut zu trösten. „Was ist vorgegangen? was fehlt euch, Freunde?" fragte er. „Munter, Marja! ich bringe gute Botschaft. Heut ist ein Freudentag; heute darf nicht geweint werden!"

„Ach!" erwiederte Marja, „Ihr vermögt nichts gegen das Unglück, welches uns verfolgt!"

„Nun, was wäre das für ein Unglück?" fragte der Jude.

„Der Pan von Wola ist eben hier weggegangen," antwortete Marja, und hielt seufzend inne, als ob die Nennung dieses Namens hinreichte, ihr Unglück ermessen zu lassen.

„Der Pan von Wola?" wiederholte Ben Josef lachend. „Nun, der kann euch nichts thun."

Gregor nahm das Wort, um den Schmerz seiner Braut zu erklären. „Er ist hierher gekommen, so artig und so freundlich, wie ich ihn noch nie gesehen. Bei der Erinnerung an seine Aussage vor Gericht und an das günstige Zeugniß, welches er mir gegeben, dachte ich, sein ganzes Wesen sey durch ein Wunder umgewandelt, und das Unglück, welches ihn betroffen, habe ihn Mitleid gelehrt."

„Er ist gewiß nicht ohne eigennützige Absicht hierher gekommen," bemerkte Ben Josef.

„Er sprach erst von gleichgültigen Dingen," fuhr Gregor fort, „und sagte dann zu mir: Gregor, Du weißt, daß das Feuer meine Habe bis auf mein letztes Pferd und meinen letzten Wagen verzehrt hat. Du bist reich; ich brauche Geld; willst Du mir welches leihen? — Ich erwiederte ihm, daß ich außer Stand sey, sein Begehren zu erfüllen. — Ich verlange nicht viel von Dir, fuhr er fort. Ich bin zum Fest des Königs geladen, und zu Fuß kann ich doch bei Hof nicht erscheinen. Leihe mir auf drei Tage so viel, als ich zum Ankauf von einem Wagen und ein paar Pferden brauche, et verbum nobile *), ich gebe Dir am Montag das Geld mit guten Zinsen zurück."

„Nun, das hast Du ihm doch wohl zugestanden?"

„Ich?"

„Ohne Zweifel."

„Woher hätte ich das Geld nehmen sollen?"

*) Auf Edelmanns Wort.

„Habe ich nicht Schätze zu Deiner Verfügung gestellt?"

„Ich weiß nicht anders, als daß ich das Geld aufzubewahren hatte. Schon vor Gericht hat mir die Lüge, welche mich zum reichen Mann stempelt, Nachtheil gebracht."

„Dem wollen wir abhelfen," sagte Ben Josef. „Aber weiter vom Herrn von Wola."

„Ich sagte ihm also, ich sey nicht reicher als früher. Da er sah, daß sein Bemühen vergebens war, sprang er auf, warf auf Marja einen grimmigen Blick und sagte ihr: Ich denke, Du hast nichts weiter vor Gericht zu thun, und wirst ungesäumt zu Deinem Herrn zurückkehren. Damit ging er hinaus und schlug die Thür zu, daß die Fenster zersprangen. Kannst Du Dich nun noch über meinen Schmerz und über Marja's Thränen wundern?"

„Seyd unbesorgt, Freunde!" erwiederte Ben Josef. „Lacht den Pan von Wola aus! Er ist nicht mehr euer Herr." Und nun erzählte er, was er zu ihren Gunsten vom König erwirkt hatte, und überreichte dem Jäger das königliche Schreiben, welches er nur im Fall der höchsten Noth öffnen sollte. „Nun, Marja," sprach er, indem er ihr die Hand drückte, „seyd Ihr jetzt zufrieden? Jetzt habt Ihr keinen Herrn mehr, keine schlaflosen Nächte, keine widerwärtigen Arbeiten. Ihr seyd frei, unabhängig, Königin in Euren vier Wänden, und könnt ungehindert Eurer Liebe nachhängen."

Die beiden Liebenden wußten ihren Dank nicht anders auszudrücken, als daß sie in stummem Entzücken sich einander die Hände drückten und sich beseligt einander in die Augen sahen. Ben Josef hatte Freude an seinem Werk und fühlte sich in diesem Augenblick glücklich. Es blieb ihm noch übrig, die Zukunft seines Freundes zu sichern. „Gregor", sagte er, „Du hast das Gold, welches ich in Deine Hände gelegt hatte, nicht benutzen wollen, selbst als es sich um die Rettung Marja's handelte. Ich hätte es eben so gemacht. Du wirst in Deiner Liebe so glücklich seyn, als es nur immer ein Mensch durch Liebe werden kann; aber Liebe schützt nicht vor Nahrungssorgen. Du willst nichts geschenkt haben; aber ohne Geld kannst Du kein Geschäft anfangen. Ich mache Dir einen Vorschlag. Wir wollen zusammenlegen, ich mein Geld, Du Deine Arbeit und Betriebsamkeit. Wir wollen den Verfluchten Sand kaufen und eine Stadt auf demselben gründen. Den Gewinn, der dabei herauskommt, theilen wir dann. Du vermöchtest nichts ohne mein Geld und ich vermöchte keinen Vortheil aus dem Geld zu ziehen ohne Deine Arbeit."

„Warum solltest Du nicht selber die Anlage der Pflanzstadt leiten können?"

„Ich habe andere Dinge zu thun", erwiederte Ben Josef.

„Ich dächte, jetzt, wo Du Deine Glaubensgenossen gerettet hast, könntest Du Deinen Neigungen in Ruhe nachleben," äußerte Gregor.

Ben Josef hielt nicht für angemessen, seinem Freund die riesenhaften Plane, die er für sein Volk entworfen hatte, zu enthüllen. Er dachte, diese Pläne würden dem Jäger träumerisch vorkommen, und begnügte sich, zu antworten: „Die Ruhe ist meine Sache nicht. Es wird lange dauern, ehe ich ein Dach habe, unter welchem ich ruhig mein Haupt hinlegen kann."

„Mit welchen Dingen gehst Du denn schwanger?" fragte Gregor. „Du hast doch wohl kein Geheimniß, welches Du mir zu verhehlen brauchst?"

„Nein, Gregor", sagte der Jude, ihm die Hand drückend. „Allein was ich Dir offenbaren soll, würdest Du jetzt nicht begreifen."

„Aber doch wohl mit der Zeit?"

„Ja", antwortete Ben Josef mit einem Blick gen Himmel; „dann, wenn mit meiner Hülfe Kasimir als Sieger seine Fahne in der Hauptstadt von Reußen*) aufpflanzt."

Gregor war erstaunt über diese Ahnung eines Kriegs, von welchem noch kein Anzeichen vorhanden war, und über die Macht, welche Ben Josef sich beimaß. Indeß war er schon gewohnt, Ben Josef als einen außergewöhnlichen Menschen zu betrachten, und obwohl noch zweifelhaft, hielt er doch die Verwirklichung jener Worte nicht für unmöglich.

In diesem Augenblick trat ein mit Pelzmützen beladener Jude ein, verbeugte sich vor Gregor und sprach: „Nicht wahr, Ihr habt mich rufen lassen? Hier sind Mützen von ausgezeichneter Güte." Und während er seine Waaren zeigte, murmelte er hebräische Worte. Gregor merkte, daß der Mützenverkäufer einer der Geschäftsträger seines Freundes war. Die von ihm gebrachte Nachricht mußte wichtig seyn, denn Ben Josef stand augenblicklich auf, drückte seinen Freunden die Hand und entfernte sich mit dem Mützenhändler.

(Fortsetzung folgt.)

So will's die Mode eben.

Von Mode spricht man heut' gar viel;
Die Mode treibt ein seltsam Spiel
Im buntbewegten Leben;
Die Mode herrscht jetzt überall;
Man rühmt und preis't mit lautem Schall:
So will's die Mode eben.

Der ist dein Freund in's Angesicht;
Stets will der schlau verkappte Wicht
Der Liebe Kränze weben;
Gern spielt er den honetten Mann
Und sticht dich heimlich, wo er kann;
So will's die Mode eben.

Der spöttelt über biedern Sinn;
Nur nach Genuß und nach Gewinn
Geht einzig hier sein Streben;
Zum Abgott stempelt er sein Geld;
Ihn kümmert keine höh're Welt;
So will's die Mode eben.

Der trägt gar hoch sein theu'res Haupt,
Wohl mehr, als es sein Stand erlaubt;
Er will Gewicht sich geben,
Und blickt herab mit Stolz und Hohn
Auf manchen bessern Erdensohn;
So will's die Mode eben.

---

*) Rothreußen oder Rothrußland: das heutige Galizien.

Den Kinderschuhen kaum entfloh'n,
Sieht man mit einer Pfeife schon
Der Straße Den entschweben;
Gefällig hüllt er sich in Rauch
Und spricht: „So will es ja der Brauch,
„So will's die Mode eben."

Die Tochter läßt der Heimath Flur,
Verfolgt der Weisheit Segensspur,
Der Weisheit für das Leben;
„Soll mir hienieden Glück erblüh'n,
„Muß rasch zum Institut ich zieh'n;
„So will's die Mode eben."

So spricht man von der Mode viel;
So treibt sie ein gar seltsam Spiel
Im buntbewegten Leben;
Ich aber achte kein Geschrei
Und sprech' die Wahrheit laut und frei;
So will's die Mode eben.

Karl Aulenbach.

Festmomente des Frankfurter Liederkranzes.

Lange schon ist kein ausführlicher Bericht über das Wirken des Liederkranzes in öffentlichen Blättern erschienen, und wenn ich auch nicht das Kennzeichen einer guten Frau in dieser Beziehung auf ihn anwenden möchte, da er ja gerade in der Oeffentlichkeit erst recht Gedeihen und Würdigung findet, so bringt es doch das Wesen einer solchen Gesellschaft mit sich, daß sie ohne besondere Veranlassungen nicht hervortritt, sondern in ihrem eigenen Schooße die Blüthen bricht und die Früchte genießt, die eine Vereinigung von Männern in so reichem Maße hervorbringen kann. Es geht wie mit manchen edlen Pflanzen; von Zeit zu Zeit treiben sie ihre glanzvollen Blumen; dann aber stehen sie nach außen unansehnlich, farblos; doch im Innern sammelt sich die Kraft zu neuen, glänzenderen Blüthen. Und wenn auch dieser schöne Verein dem Loose alles Irdischen nicht entgehen und von Zeit zu Zeit Erschlaffung und Erlahmung der innern Kraft verspüren sollte, so ist dies hoffentlich doch nur ein Schlummern, dem, wenn die Gelegenheit sich bietet, ein fröhlicheres Erwachen folgt. Solche Weckposaunen hat die jüngste Zeit dem Liederkranz mehrfach ertönen lassen und er hat sich fröhlich aufgemacht, zu folgen, wohin sie riefen. Der 29. August versammelte ihn und die sämmtlichen Männerchöre unserer Stadt in den Räumen der Mainlust zu dem jährlich bestimmten Konzerte für die Mozartstiftung. Trotz des rauhen Wetters fehlte es nicht an freundlich-gewogenen Zuhörern und wenn auch der musikalische Genuß durch die ungünstige Lokalität und manche hindernde Umstände geschmälert wurde und der Ertrag durch die mannichfaltigen Kosten geringer ausfiel, als im vorigen Jahre, so war doch das Ensemble des Festes nicht mißlungen und einen würdigen Schluß bildete der festlich geschmückte Dämpfer, der, mit seinen bunten Lampen und den blendenden bengalischen Feuern das sanfte Mondlicht überglänzend, stolz den Strom hinab schwamm und mit den Sängerchören und Böllersalven das Echo an den Ufern wach rief. Höherer Genuß winkte noch vom freundlichen Wertheim, wo am 9. Sept. ein großes Sängerfest gefeiert wurde. Ueber 600 Sänger kamen dort zusammen von den Liederkränzen stromab und stromauf, und auch Frankfurt schickte, obgleich die Meßzeit Viele zurückhielt, über zwanzig Sänger zum Feste. Das Glück wollte, daß die hiesigen Theilnehmer eng befreundet waren; dadurch wurde die lange Fahrt stromauf in dem ihnen zur Disposition gestellten, schön geschmückten Schiffe zur wahren Lustfahrt. Ueberall begrüßt von den am Ufer harrenden Bewohnern der Städtchen und Dörfer, sichtbar begünstigt von dem heitersten Himmel, schwand ihnen unter Gesang und Scherz der Tag, und als sie spät am Abend die letzte Biegung des Flusses umfahren und die bunten Lampen angezündet hatten, da strahlte ihnen Wertheims Burgruine im Glanze magischer Beleuchtung aus dem Dunkel der Nacht entgegen, und am Ufer winkte ihnen die Fackelreihe der Empfangenden. Im Triumph wurden sie, die letzten, entferntesten Gäste, durch die Stadt geführt und in den Wohnungen der gastlichen Bürger bewillkommt; die meisten derselben hatten die Ehre, Gäste Sr. Durchlaucht des Erbprinzen von Löwenstein-Wertheim zu seyn, der als Präsident des dortigen Liederkranzes mit bewunderungswürdigem Takte und aufopfernder Sorgfalt das Fest ordnete und zum Ziele führte.

In jeder Beziehung war dieses Fest ein gelungenes. Die Chöre, mit Gefühl und äußerster Präcision vorgetragen, gaben ein großartiges Ensemble, und die Würzburger Militärmusik elektrisirte die Gemüther. Das Festmahl war gewürzt mit freisinnigen Reden, deren Reihe die würdevolle Begrüßung der Sänger aus dem Munde des Fürsten eröffnete. Durch diesen geistigen Austausch erhielt das Fest seine höhere Bedeutung und Weihe. Auch an Scherzen fehlte es nicht, und dafür hatten besonders die Frankfurter gute Elemente mitgebracht und erregten große Heiterkeit durch ihre Automaten-Sänger, die sie in vollem Kostüme produzirten. Sie schieden mit dem erhebenden Bewußtseyn, einer wackern Schaar kräftiger Sängerbrüder näher gekommen zu seyn, und theilten auch ihrem Liederkranze das stärkende Gefühl weiterer Verbrüderung mit. Gewiß wird dieses Fest dazu beitragen, die größeren Sängerfeste auch in unserm Süden allgemein zu machen, wie sie schon viele Jahre bei den norddeutschen Liedertafeln gehalten werden. Und die Eisenbahnen werden mitwirken, daß diese Vereinigungen auch die Gränzen der einzelnen deutschen Länder überschreiten.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

In der Bremer Naturforscher-Versammlung sprach der Professor Welsch, Direktor der Gelehrtenschule in Bremen, „über die Vermittlung der Kochkunst und der Naturwissenschaft durch die — Poesie!" Leider, sagt die dortige Zeitung, konnte der Redner diesen sehr humoristischen schon durch seinen Titel, wie auch durch die Ausführung allgemeine Heiterkeit erregenden Vortrag wegen Kürze der für die Versammlung bestimmten Zeit — nicht zu Ende führen.

(Die Quelle Beni Menad.) Wir Europäer sind nicht so glücklich, unter unsern zahllosen Heilquellen und Wunderbrunnen auch nur eine einzige zu besitzen, welche die Zauberkräfte hätte, welche die Algierer ihrer Quelle Beni Menad zuschreiben. Dieselbe liegt unweit Algier, ja, nur eine halbe Stunde außerhalb des Thores Bab-el-Oued und hat noch zur Stunde einen Ruf, der sich beinahe durch die ganze Nordküste von Afrika verbreitet hat. Die Araber wissen ein ganzes Heer von Krankheiten aufzuzählen, welche in diesem wunderkräftigen Wasser abgespült werden; außerdem heilt es auch eine Menge von Hautausschlägen, die dort zu Lande sehr häufig sind, ingleichen viele Wunden und Quetschungen, so daß mit diesem Hauptsitze der Hygieia eine Armee von Doktoren und Wundärzten erspart werden kann. Das ist aber noch lange nicht Alles. Die Araber, und vornehmlich die Frauen, sind der festen Meinung, daß sich in dieser Heilquelle auch die Sünden der Seele, die Krankheiten des schuldbeladenen Herzens, abwaschen lassen. In diesem Glauben nun sieht man fast täglich eine bußfertige Sünderin nach dieser Stelle wandern, und mit den Thränen der Reue die Sündenmackel abspülen, die ihrem Gewissen anklebt. Man sollte nun meinen, daß dieses Wasser solcher Art auch in moralischer Hinsicht sehr viel Gutes stifte, doch ist das keineswegs der Fall; man kann vielmehr das Gegentheil gelten lassen, denn die reumüthigen Sünderinnen sind in ihrer Bekehrung und Besserung nicht beharrlich, sondern setzen fast immer ihren sträflichen Lebenswandel wieder fort, wenn sie in die Stadt zurückkehren, weil es eine so leichte Mühe ist, sich durch einen Gang von einer halben Stunde wieder mit dem unruhig gewordenen Gewissen auszusöhnen.

In der kleinen Stadt Massat, ungefähr 25 Kilometres von Saint-Girons, brachten am 20. Sept. eine Mutter und eine Tochter in einem Zwischenraume von weniger als zwei Minuten zwei männliche Kinder zur Welt. Die mit der Entbindung beauftragte Hebamme, welche die beiden Neugebornen in eine und die nämliche Wiege gelegt hatte, befand sich später in der Unmöglichkeit, jeder Mutter ihren Sohn zu bezeichnen. Das „Journal de Toulouse", welches diese Thatsache berichtet, sagt, man werde genöthigt seyn, dem Zufalle die Entscheidung zu überlassen, welches von den beiden Kindern der Oheim oder der Neffe seyn werde.

Ein Arzt hatte eine ältliche Dame in der Kur, die trotz aller Ermahnungen sich sehr ungeduldig zeigte. Darüber verlor der Doktor selbst alle Geduld und rief ihr zu: „Aber, mein Gott, ich kann Sie ja doch nicht wieder jung machen?" — „Das verlange ich ja nicht", versetzte die Dame, „aber alt, lieber Herr Doktor, alt sollen Sie mich machen!"

Korrespondenz.

Leipzig, 28. Sept.

Die zweite deutsche Oper aus der Neuzeit, die unter der Leitung des Dr. Schmidt hier zur Aufführung kam, ist „Mara", von unserm Kapellmeister Netzer. Sie wurde hier schon zweimal aufgeführt, hat beidemale (außer der Messe) volle Häuser gemacht und sehr angesprochen. Die Musik ist durchgehends melodiös und zeugt von einem bedeutenden Talente. Einzelne Stellen sind wahrhaft klassisch, wie z. B. die Ouverture, die Romanze der Mara im ersten Acte, die Chöre, der Marsch u. s. w. Das, was wir in diesen Blättern von Dorn's „Schöffen von Paris" sagten, müssen wir auch von der „Mara" sagen, man muß nämlich diese Oper mehrmals hören, um ihren Werth einzusehen, und vor Allem muß man sie von guten dramatischen Sängern aufführen sehen. Dies ist bei uns zum großen Theile geschehen, aber doch nicht ganz. Die Titelrolle gab Fräul. Mayer zur völligen Befriedigung, sowohl des Publikums, als auch der Kritik. Hr. Kindermann, ein recht guter Sänger, spielte auch den Torald ziemlich richtig; eben so sprach Fräul. Bamberg, als Ines, theilweise an. Aber Manuel und Cornaro waren nicht gut besetzt und dienten nur dazu, das Stück mit Langeweile zu würzen. Wir haben Unglück mit den neuen Stücken. Während die ältern Opern, wie Don Juan und die Zauberflöte, eben so Othello, fast ausgezeichnet gegeben und bis in die allerkleinsten Rollen trefflich besetzt wurden, ist dies, wie ich schon erwähnt, bei den neuern Opern ganz der umgekehrte Fall. Aber nicht allein bei den Opern, sondern auch im recitirenden Schauspiele machen wir diese Bemerkung. Don Carlos und Egmont, Minna von Barnhelm und die Schachmaschine von Beck wurden meisterhaft vorgestellt; nicht so aber der Zerrissene von Nestroy und gestern Abend: „Moritz von Sachsen" von R. E. Prutz. Hr. Marbner repräsentirte die Titelrolle. Dieser Schauspieler überschätzt jedoch seine Kräfte, da er offenkundig nicht befähigt ist, eine solche Rolle zu geben, bei der es nicht allein auf Gladiatorenstellungen à la Kunst und auf nur gewissen zur Aufrechthaltung der nächtlichen Ruhe polizeilich angestellten Personen eigenen Exclamationen ankommt. Auch der vielgepriesene Hr. Marr lös'te seine Aufgabe als Carl V. ganz effectlos auf. Fräul. Bernhard (Anna, Tochter des Landgrafen Philipp) gibt sich sichtbare Mühe und offenbart einen bedeutenden Fleiß; indessen hat sie in ihrem ganzen Wesen so viel Manierirtes, ihr Organ besitzt so viel Unangenehmes, daß es ihr nie gelingen wird, ein Publikum zu enthusiasmiren. Auch Frau Dessoir (Sibylle von Cleve) fängt an, rückwärts zu schreiten. Das Publikum bleibt kalt bei ihren pathetischsten Stellen und wenn ihr je Beifall zu Theil wird, so gilt er ihrem schönen Vortrag, nicht aber ihrem stets unnatürlichen und unästhetischen Spiele. Die übrigen Partieen waren sehr gut besetzt. Das Stück selbst wurde beifällig aufgenommen. Wenn es auch nicht klassisch ist, so zeugt es doch von dem Talente, dem feinen Takte und der liberalen Gesinnung, wodurch Prutz sich einen Namen unter den bedeutenden Dichtern und wackern Männern unserer Zeit erworben. Wenigstens erscheint uns auch in diesem Trauerspiele der Dichter als ein consequenter Mann. Wir erkennen auch hier den Verfasser der „Neuen Lieder und Gedichte." Dieselben Gesinnungen, wie in dem Gedichte: „die badische Kammer", geben sich hier unverhohlen kund. Nur kommt die „Historie" und die „Freiheit" zu häufig vor. Nach Beendigung des Stückes, welches ziemlich drei Stunden dauerte, wurde der Verfasser gerufen und erschien auch unter stürmischem Beifall. Als Curiosität kann bemerkt werden, daß auch der Censor verlangt wurde, aber nicht erschien.

Theater-Anzeige.

Montag, 7. Oct. Die Räuber, Trauerspiel in 5 Akten, von Schiller. (Gastrolle) Carl von Moor: Hr. Steinmüller, vom k. Hoftheater zu Hannover.

Dienstag, 8. Oct. (Zum Erstenmale): Der musikalische Schneider, oder: die Heirath durch Gesang, Vaudeville in 1 Act, Musik von verschiedenen Componisten. (Gastrolle) Romanini: Hr. Stark aus Wien. Vorher geht: Der zerbrochene Krug, Lustspiel in 1 Act, von Kleist.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 280. Mittwoch, den 9. October 1844.

Der Bauernkönig und die Jüdin.

(Von Johann Czynski.)

(Fortsetzung.)

Zwei und zwanzigstes Kapitel.
Das jüdische Festmahl.

Als der Mützenhändler mit Ben Josef allein auf der Straße war, sah er sich um, ob Niemand in der Nähe sey, der sie behorchen könnte, und sprach: „Eurer Weisung gemäß hab' ich diese Mützen genommen und bin dem Wolf nachgeschlichen, indem ich von Zeit zu Zeit rief: Mützen! Mützen! Wohlfeil! Der Pfaff ging in ein Haus, und ich hörte, wie er einem Menschen auftrug, den freigesprochenen Juden nachzugehen, zu sehen, wo sie ihren Aufenthalt nähmen und ihre Wohnung zu zeichnen. Der Mensch machte sich auf den Weg und ging anfangs so schnell, daß ich Mühe hatte, ihm mit meinen Mützen zu folgen. Sobald er aber Ben Himmel eingeholt hatte, ging er langsamer. Ben Himmel ging mit seiner Tochter durch's Floriansthor und schlug den Weg nach dem Weißen Roß ein. Der Kerl ging ihnen nach, und ich ihm. Als der Alte mit Esterka in seine Hütte eingetreten war, blieb der Spürhund stehen, und ich, um ihn unbemerkt zu beobachten, legte mich auf die Erde und faßte ihn in's Auge. Er trat an die Hütte, sah sich nach allen Seiten um, griff dann in die Tasche und machte mit der Hand etwas an dem Haus. Dann lief er weg, als ob Räuber ihn verfolgten. Als er weg war, sah ich zu, was er gemacht hatte, und fand mit Kreide ein großes Kreuz angezeichnet, ganz wie die Kreuze, welche heute Morgen an den Häusern der vornehmsten Juden gefunden worden sind. Das ist ganz gewiß ein Zeichen, um die Häuser leicht zu finden, in welchen die Juden umgebracht werden sollen. Ich habe natürlich das Kreuz sofort ausgewischt."

„Daran hast Du Unrecht gethan," bemerkte Ben Josef.

„Wie?" fragte der Späher. „Ich hätte das Erkennungszeichen für die Mörder lassen sollen?"

„Es giebt ein anderes Mittel, um sie von der Fährte abzubringen."

„Welches?"

„Man macht eben solche Kreuze an die Christenhäuser, dann sind die Judenhäuser nicht herauszufinden."

„Gott behüt! Ein Jude soll Kreuze machen! Nein, das thu' ich nicht."

„Wenn's Nacht ist, nimmst Du einen Gesellen mit Dir und zeichnest die Christenhäuser neben den Judenhäusern. Du machst einen Strich von oben nach unten, Dein Gesell macht einen Querstrich dadurch, so hat keiner von euch ein Kreuz gemacht, und doch ist es gemacht."

„Gut," sagte der Mützenträger.

Am Floriansthor kam ein anderer Jude zu Ben Joseph. Dies war derselbe, welcher dem Zwerg den Brief Rokiczana's aus der Hand gespielt hatte. Er trug einen Pack auf dem Rücken. Ben Josef nahm ihm seine Bürde ab und schlug den Weg nach Ben Himmels Hütte ein. Wir verlassen ihn einige Augenblicke, um zu sehen, was in dieser Hütte vorging.

Esterka fand sich in der väterlichen Wohnung beengt. Es kostete sie Mühe, sich wieder in die Beschäftigungen zu finden, die sie während des kurzen Aufenthaltes im Palast schon halb vergessen hatte. Vor wenigen Tagen noch hatte sie fröhlichen Sinnes die ganze Haushaltung besorgt, die Zimmer gereinigt, gekocht u. s. w. Seitdem sie im Schloß gewesen, kam ihr Alles in der Hütte fremd und widerwärtig vor. Mit Unlust ging sie an ihre Geschäfte und sehnte sich nach ihrem Gefängniß zurück, wo sie von Pracht umgeben war, Edelknaben zur Bedienung gehabt und den König zu ihren Füßen gesehen hatte. Vor ihrem Vater ließ sie ihren Verdruß nicht merken. Während dieser aber in Andacht versunken war, vergoß sie Thränen und blickte gen Himmel, als wolle sie Gott vorwerfen, daß er ihr eine glänzende Zukunft gezeigt und nun sie wieder in die Einsamkeit und Niedrigkeit hinabgestoßen habe. Sie dachte an Kasimir, und fürchtete seine Unbeständigkeit. „Ach!" dachte sie, „jeder andere Liebhaber würde herbeigeeilt seyn, mich zu beglückwünschen und sich mit mir zu freuen. Und er hat nicht ein Mal einen seiner Höflinge geschickt, um mir zu erkennen zu geben, daß er meiner gedenkt! Er steht zu hoch und ich zu niedrig. Die Liebe eines christlichen Königs zu einer Jüdin konnte nicht von Dauer seyn. So lange er mich sah, hat er mitleidige Theilnahme mit Liebe verwechselt. Aber jetzt hat wohl Rokiczana wieder ihre Herrschaft über ihn gewonnen!"

Während die Arbeit ihr äußerst schlecht von der Hand ging, trat ihr Vater zu ihr und sagte: „Mein Kind, heute

haben wir einen glücklichen Tag gehabt. Es ist nicht genug, daß wir Gott danken, wir müssen auch der Armen gedenken. Bereite ein Abendmahl für zwölf Personen, und nimm dazu das Beste, was wir haben. Wir wollen unsere besten Freunde und einige Unglückliche einladen. Finden wir arme Reisende, so sind diese jedenfalls unsere Gäste. Zu den Freunden gehört vor Allen Ben Josef. Der Unermüdliche hat um unsertwillen sich selber vergessen. Ich freue mich darauf, daß er einen Augenblick der Ruhe in meiner Hütte finden wird."

Eine pünktliche Befolgung seiner Weisung nicht bezweifelnd, küßte der Greis seine Tochter, nahm seinen Stock und ging weg, um arme Gäste aufzutreiben.

War schon die gewöhnliche Hausarbeit dem Mädchen zuwider, so mußte ihr die außerordentliche Aufgabe ein Gräuel seyn. Ein Mahl für zwölf Personen zu bereiten, aufzutragen, das Geschirr zu spülen — welch ein Geschäft für die Geliebte Kasimir's, für die künftige Königin von Polen! Aber ihr Vater hatte den Namen Ben Josef genannt, und dieser Name belebte sie mit neuer Thätigkeit. Ben Josef hatte gebieterisch zu ihr gesprochen und gemacht, daß sie erröthete und die Augen niederschlug. „Und warum?" dachte sie. „Welches Unrecht beging ich, wenn ich dem geheimen Rath in's Schloß folgte? War es nicht meine Schuldigkeit, dem König zu Füßen zu fallen, der mich beschützt hat? Ist die Dankbarkeit ein Verbrechen? Vermuthet er etwa, daß ich je ein anderes Gefühl hege? daß die Liebe eines Königs Eindruck auf mich gemacht hat? Ich will ihn auf andere Gedanken bringen. Er soll meinen Schmerz nicht gewahr werden. Er soll mich ruhig, sorglos und lustig finden, wie ehedem. Mit all' seinem Scharfblick soll er in meiner Seele keine Veränderung entdecken."

Sie ging an ihr Geschäft mit der Rührigkeit eines Weibes, welches, in seinem Stolz verletzt, in seinem tiefsten Schmerze lächelt, damit der Mann, welcher sie gedemüthigt hat, sich nicht ihres Schmerzes freuen könne. Bald war das Gemach in Ordnung, das Feuer angezündet, und mit wunderbarer Raschheit wurden Fische (welche der Alte in der Freude seiner Freisprechung keineswegs vergessen hatte einzukaufen) gesotten, gebraten, gefüllt und gewürzt. Dann backte sie Honigkuchen und eine andere Lieblingsnäscherei ihres Vaters, in welcher Zucker, Mandeln und Rosinen nicht gespart waren.

Als das Mahl bereitet war, begann der Tag sich zu neigen. Es war ein warmer Herbstabend, der vergessen ließ, daß einige Tage zuvor Schlittenbahn gewesen war. Die Bauern kehrten nach ihren Hütten zurück und trieben die Heerden ihrer Herren ein. Aus der Ferne vernahm man das Brüllen der Rinder, das Blöken der Schafe, das Wiehern der Pferde und das Bellen der Hunde, vermischt mit dem Ruf der Hirten. Esterka trat ohne Absicht an's Fenster und starrte hinaus, ohne etwas zu sehen. Der belebte Anblick der Landschaft konnte ihre Aufmerksamkeit nicht fesseln. Sie sah nicht den gewaltigen Bullen, dessen finsterer Blick Jeden aus der Nähe seiner Kühe zurückschrecken zu wollen schien, nicht die stolzen Widder, welche, gleich Mitgliedern gelehrter Gesellschaften, eine Heerde gehorsam nachblökender Hämmel hinter sich hatten. Das muthwillige Hin- und Herrennen der Rosse fügte sie so wenig an, wie das Gewimmel auf den Hügeln, von denen die Heerden herabstiegen, um ihr Nachtlager im Dorf aufzusuchen. Nachdem die Thiere ihren Ställen zugeeilt waren, herrschte Einsamkeit auf den Fluren. Das Echo verstummte, und die Sonne verschwand hinter den Bergen.

(Fortsetzung folgt.)

Festmomente des Frankfurter Liederkranzes.

(Fortsetzung.)

Man sollte es als eine Nationalsache betrachten, deutsche Liederfeste etwa alle 5 Jahre zu Stande zu bringen, bei denen, wie bei den eidgenössischen der Schweizer, wenigstens durch Deputationen auch die entferntesten Stämme vertreten wären. Der Gesang ist Volkssache geworden und als solcher ist er ein wesentliches Element der Volksbildung und Volksvereinigung. Möchten die Führer der Vereine sich nicht abschrecken lassen von den großen Schwierigkeiten; das Ziel ist ein herrliches und wohl werth des Schweißes der Edeln. Welche nie geahnte Wirkungen hat unser mit großen Schmerzen zur Welt gebrachtes erstes Sängerfest vor sechs Jahren gehabt? Gehet hin und sehet, ob nicht rings um unsere Stadt in beträchtlicher Runde jedes Städtchen und Dörfchen seinen Sängerverein besitzt, der mit Lust die Lieder unseres Sängerfestes singt zu seiner und der Nachbarn Freude. Ja in weiter Ferne hat es uns treue Brüder erworben und an den Ufern des Zürichsee's schlagen, wenn unsere Lieder tönen, die Herzen der Schweizer mit den unsrigen zusammen. Sänger gehen hinüber und herüber und finden sich dort und hier zu Hause; sie beschämen die zwieträchtigen Regungen, die von anderer Seite her in dem schönen Lande unterhalten werden. Dieser Vereinigung verdankt der Liederkranz herrliche Festtage, die sich an den Wertheimer Jubel anknüpften. Der Präsident der gesammten Sängervereine am Zürichsee, Herr Pfarrer Sprüngli von Thalwyl ist es, der diese Festtage hervorrief. Vor sechs Jahren kam er, dem allgemeinen Aufrufe folgend, allein und unbekannt zu unserem Sängerfeste; für die gute Sache des Volkes glühend, betrat er die Tribüne, und das warme, klare, begeisterte Wort erweckte jubelnden Beifall. Die Kunde von dem schönen Feste brachte er mit in die Heimath, und mit rüstigem Eifer arbeitete er an einer innigeren Verbrüderung. Die Mozartstiftung erschien ihm in ihrer großartigen Ausdehnung das geeignetste Mittel, und kaum waren zwei Jahre vergangen, so übersandte er ihr 500 fl. als Beitrag der Schweiz, den er durch die Herausgabe einer Liedersammlung zusammenzubringen hoffte, der größeste Beitrag, der bis jetzt von einem Einzelnen gegeben wurde. Aber er ließ es noch nicht dabei bewenden; wieder gab er neue Lieder heraus und steigerte dadurch die Summe bis auf 1000 fl. So viel vermag die Begeisterung eines Einzelnen! Hätte sich in ähnlicher Weise die Theilnahme in unserem eigenen Vaterlande verbreitet, das Institut der Mozartstiftung stände jetzt schon in seiner Vollendung da. Dieser edle Mann nun, der mit Manchen aus unserer Mitte an seinem gastlichen Herde innige Freundschaft geschlossen hatte, ein geliebtes, hochgeschätztes Ehrenmitglied des Liederkranzes, erfreute uns endlich mit seinem lange ersehnten Besuche und machte diese Zeit zu wahren Festtagen für seine Freunde, den Liederkranz und die sämmtlichen Sängervereine. Am Abend nach seiner Ankunft brachte ihm der Liederkranz, dessen Direktoren ihn schon begrüßt hatten, ein

eben so herzliches als feierliches Ständchen. Sichtbar überrascht, dankte er in kurzen sinnigen Worten für die Auszeichnung. Am folgenden Abend erschien er in der vollzähligen Versammlung des Liederkranzes, zum ersten Male in seinem Liederkranze, wie er ihn so gerne nannte. Wie war da Alles Freude und Leben! wie strömte der Gesang volltönig, rein und klar! Der Liederkranz hatte seine volle Kraft wieder gefunden und mit Lust trug Jeder zur Harmonie des Ganzen bei. Es war eine erhebende Feier und die Sängerfahnen konnten nicht lustiger flattern, als die Herzen in Freude schlugen. Diese Freude klang wieder in der Anrede, die der Sekretär des L., Dr. P., an den gefeierten Gast richtete. Er sprach:

„Meine Herren und lieben Freunde!

Sie Alle wissen, wem die freudige Bewegung in diesen Räumen, wem der festlich frohe Jubel unserer Herzen gilt. Der lang ersehnte Augenblick ist endlich erschienen, der uns vergönnt, unsern theuren Freund, unser geschätztes Ehrenmitglied, Hrn. Pfarrer Sprüngli, in unserer Mitte zu begrüßen. Eben so bescheiden und anspruchslos wie unser lieber Gast, aber auch eben so kräftig, warm und innig wie die ganze Gesinnung unseres biedern Freundes — so ist die Anordnung und der Geist unserer heutigen Vereinigung. Der Anklang, den seine Anwesenheit in unsern Herzen findet, — das ist der edlere und richtigere Maßstab für die festliche Weihe unseres Grußes. Es kann hier nicht meine Absicht seyn, zu erwähnen, was Sprüngli für unsern Liederkranz gethan, nicht meine Absicht, seine großen und wesentlichen Verdienste um unsere Mozartstiftung hervorzuheben — es würde der Bescheidenheit des prunklos und nur um der guten Sache willen thätigen Freundes zu nahe treten und überdies lebt es in unser Aller Gedächtniß; ja selbst von den zarten Banden innigster Freundschaft will ich schweigen, die ihn mit mehreren unserer tüchtigsten und achtbarsten Mitglieder verbindet. Die herrlichsten und erhebendsten Momente sind in diesem Bunde verlebt worden, die ein ewig dankbares Andenken unvergeßlich als die schönsten Erinnerungen bewahrt für alle Zeiten! Wer in Wärme fühlt für unsern Liederkranz — wer in Liebe glüht für das Gute und Edle im schönsten Sinn des Wortes, — der kann nicht anders, als für Sprüngli eine innige Regung der aufrichtigsten Zuneigung fühlen, nicht anders als ein Gefühl der reinsten geistigen Sympathie. Darum wird schon sein Name stets unter uns mit Achtung, mit Verehrung und Liebe genannt — darum hat er, auch über unsere Mitte hinaus, selbst im weiteren Kreise unserer Vaterstadt einen guten kräftigen Klang. Und so ergreife ich zur Weihe unseres Grußes den silbernen Pokal, der als schönes, herrliches Sinnbild, als stolzes Erinnerungszeichen uns die geistige Vereinigung repräsentirt, die uns mit den vaterländischen Sangesbrüdern unseres theuren Freundes verbindet — und heiße unsern lieben Gast für uns Alle herzlich willkommen und bringe ihm mit dem vereinten Zuruf Aller ein freudig jubelndes, dreifaches Lebehoch!"

Nachdem der Jubel verhallt war, wendete sich der Sekretär der Mozartstiftung, Dr. J., an den Gast und begrüßte ihn als den edlen Helfer an dem guten Werke. Seine Worte lauteten:

„Als bei dem denkwürdigen Sängerfeste, das wir vor Jahren hier feierten, zur bleibenden Erinnerung an dasselbe und insbesondere, um dem größten Tondichter Deutschlands ein seiner würdiges Denkmal der Verehrung und Liebe zu errichten, die Mozartstiftung gegründet wurde, da glaubten ihre Stifter, der freudigen Hoffnung sich hingeben zu dürfen, es werde dieser Gedanke, bei dem ihm zum Grunde gelegten nationalen Zweck, alsbald auch eine nationale Theilnahme hervorrufen und dadurch das beabsichtigte Denkmal bald derjenigen Vollendung entgegen geführt seyn, die ihm als Zielpunkt seines dereinstigen Wirkens gesteckt ist. Wie erfreulich und erhebend nun auch in neuerer Zeit bei verschiedenen Veranlassungen ein nationaler Sinn und ein volksthümliches Zusammenwirken in Deutschland sich kund gegeben, so hat doch ein solch' kräftiges Zusammenwirken in Bezug auf unsere Stiftung bis jetzt nicht Wurzel fassen wollen. Eingedenk, daß Manches erst der Anregung bedürfe, um zur Thätigkeit gestimmt zu werden, hat es der Verwaltungsausschuß auch an solchen Anregungen nicht fehlen lassen und er hat fast alle bedeutendere Bühnen Deutschlands und sonstige musikalische Autoritäten aufgefordert, Theil zu nehmen an dem Aufbau und der Vollendung des begonnenen gemeinsamen Werkes. Einige Bühnen und Sängervereine haben hierauf auch dankenswerthe Beiträge geliefert, Andere haben ihre Abhaltungsgründe bedauernd angezeigt, die Meisten haben geschwiegen. So unerfreulich ein solcher Mangel an patriotischer Einheit auch seyn muß, um so hervorleuchtender war der Eifer und die Theilnahme, womit Einzelne — von der Bedeutung unseres vaterländischen Unternehmens durchdrungen — demselben ihren thatkräftigen Beistand zuwendeten. Und der namhaften Unterstützungen dieser und — wir dürfen es wohl sagen — unserem eigenen rastlosen Wirken verdanken wir es großentheils, daß unsere Stiftung bereits seit Jahren in segensreicher Wirksamkeit ist, und daß die Zeit nicht ferne seyn wird, wo dies Wirken noch in ausgedehnterer Weise sich kund geben und der Kunst — wir hoffen es — die schönsten Früchte zuführen wird. Von jenen ehrenwerthen Einzelnen, derer ich gedachte und die als ächte Freunde der Kunst und unserer Stiftung sich erwiesen, ist es ganz besonders aber Einer, dessen Name zu dankbarster Erinnerung in den Jahrbüchern unserer Anstalt glänzen wird. Wiewohl jenseits der schneebedeckten Alpen wohnend, war er doch, von unserm Beginnen an, mit warmer Liebe und Thätigkeit stets in unserer Mitte. Zunächst Verkündiger des Evangeliums, hat sein tiefblickender Geist doch längst erkannt, daß, während das heilige Wort die Menschen dem Himmel erzieht, die Kunst es ist, die das Leben verschönert, die das Menschengeschlecht veredelt und so, Hand in Hand mit jenem, die erhabensten Zwecke erzielt. Und so wirkt er in unablässiger Liebe, so für den Himmel, wie für das Leben in gleich erhebender und beglückender Weise — ein ächter Jünger des Herrn, ein Freund des Edlen und Schönen. Und dieser herrliche Mann, nicht zufrieden, aus weiter Ferne für uns thätig zu seyn, verläßt die heimischen Berge und Thäler, um mit eigener Anschauung sich des Werkes zu freuen, das er in so rühmlicher Weise mit aufzubauen bemüht ist. Wem mehr als ihm gebührt unsere Liebe, unsere Verehrung, unser Dank? — Wenn ich diesen zunächst im Namen der Verwaltung der Mozartstiftung aus tiefster Brust ausspreche, so stimmen gewiß auch alle Mitglieder des Liederkranzes aus freudiggeschwelltem Herzen mit ein, wenn ich dem gütigsten unserer Geber, unserem Freunde, unserem geschätzten Ehrenmitgliede ein herzliches, feuriges Hoch bringe. Unser Sprüngli lebe hoch!"

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Die „Preßzeitung" meldet folgende Kleinstädterei: Neben so vielen ernsten Seiten, die der „Juif errant" und seine Uebersetzungen bieten, stellt sich jetzt auch eine Seite heraus, die mehr komischer Natur ist, aber dennoch Veranlassung zu einer wichtigen juristischen Streitfrage werden kann. Bekanntlich gibt Eugen Sue in seinem „Juif errant" eine nichts weniger als vortheilhafte Schilderung des Ortsrichters in Möckern. Durch diese Schilderung findet sich Der, welcher zur Zeit, wo das Stück spielte, das Amt eines Ortsrichters in Möckern verwaltete, beleidigt und will deßhalb den Hrn. Sue zur Verantwortlichkeit ziehen. Er hat deßhalb einem Advokaten in Leipzig den Auftrag ertheilt, die Ansicht eines Pariser Juristen darüber einzuholen: „ob und in wie fern auf Grund dieser Schilderung gegen Hrn. Sue nach französischen Gesetzen eine Klage mit Erfolg angestellt werden könne."

Ole Bull hat sich längere Zeit am Niagara und in den reizenden Thälern der Neu-England-Staaten aufgehalten und zwei darnach benannte Compositionen vollendet, die von Eingeweihten als ganz außerordentlich geschildert werden. Im Allgemeinen hat er in den vereinigten Staaten nur wenig gefallen, wozu aber wohl sein Zwist mit Schuberth und dessen Benehmen, so wie wiederholte Unannehmlichkeiten mit hiesigen deutschen Künstlern, die ihn bei seinen Concerten unterstützten, viel beigetragen haben mögen. In Canada soll er sogar mit Verlust gespielt haben und, wider Gewohnheit, vom Gouverneur nicht patronisirt worden seyn.

Vor kurzem ereignete sich in der Werkstatt des verstorbenen großen Bildhauers Thorwaldsen in Kopenhagen ein Unfall. Das colossale Gypsmodell des Aesculap, das letzte Werk, welches der berühmte Meister vollendete, und das ein Gegenstück zu seiner colossalen Statue des Hercules werden sollte, die im Museum zu Kopenhagen steht, fiel plötzlich in Stücke und zerbrach so vollständig, daß das herrliche Werk für die Kunst völlig verloren ist.

(Frankfurt a. M.) Hr. Jacob Rosenhain, als ausgezeichneter Pianist sowie auch als geschätzter Componist in unserer Stadt, deren Kunstfreunden er während seines früheren hiesigen Aufenthaltes so manchen schönen Genuß bereitete, noch immer im freundlichsten Andenken stehend, hat sich in Folge mehrfacher Wünsche entschlossen, ein Konzert zum Besten der unglücklichen Weichsel-Ueberschwemmten zu geben und für dasselbe den 14. d. M. bestimmt. Da uns dies Konzert Gelegenheit bieten wird, den seit einer Reihe von Jahren in Paris domicilirenden Künstler wieder einmal zu hören, so dürfte demselben eine vielseitige Theilnahme um so mehr zugewendet werden, als es zugleich einem wohlthätigen Zwecke gewidmet ist.

Korrespondenz.

Landau in der Pfalz, im Sept.

Die seit zwei Monaten eröffnete Wasser- und Molkenheilanstalt zu Gleisweiler, über welche ich in meinem Bericht vom Mai d. J. einige Notizen mitgetheilt habe, ist nun im Gange, und es befinden sich dermalen noch 30 Kurgäste daselbst. Die Kurliste zeigt bereits, die schon abgereis'ten Kurgäste mitgerechnet, die Nummer 81. — Der Verein pfälzischer Aerzte, aus 122 Mitgliedern bestehend, feierte am 17. d. seine diesjährige Generalversammlung im Badhause, und es kann wohl nichts mehr zu Gunsten dieses neuerrichteten Instituts sprechen, als der Umstand, daß die erfahrensten Praktiker bei dieser Gelegenheit ihre vollkommene Zufriedenheit aussprachen über die zweckmäßige Einrichtung der Anstalt und die günstigen Erfolge, welche bis jetzt erzielt worden und worüber Dr Schneider in einem passenden Vortrage seinen Kollegen Bericht erstattete. — Was die hydraulische Seite der Einrichtung betrifft, so veranlaßte der enorme Druck der 290 Fuß hohen Wassersäule in der vom Berg herabgeleiteten Röhre, welcher die Berechnungen des anlegenden Werkmeisters um Einiges überschritten hatte, anfangs einige Störungen bei der Vertheilung des Wassers in der Anstalt; indessen ist bereits Ordnung wieder eingetreten und durch Anlage einer zweiten Leitung steht für den kommenden Winter ein Springbrunnen von 100 Fuß Höhe in Aussicht. Andererseits werden die Badezimmer, so wie die Badewannen selbst theils in Draß, theils in Porzellan gelegt, damit nicht die geringste Feuchtigkeit in diesen Räumen sich mehr halten kann. Die Kranken, wie die von allen Seiten zum Besuche des Bades herbeiströmenden Gesunden erfreuen sich eines durch heitere Geselligkeit und den Anblick einer herrlichen Gegend angenehm bewegten und gewürzten Zusammenlebens. Zu den bereits früher angedeuteten Kurmitteln hat nun die Herbstzeit ein neues herbeigeführt, nämlich die Traubenkur. Bei der großen Vorliebe für diese Kur beginnt für Gleisweiler eine belebte Spätjahrssaison, da die dazu vorzüglich geeignete Traubensorte, der Gutedel, bei uns ganz allgemein angebaut und in vorzüglicher Güte erzielt wird. Unsere gute, fast beständig unter vorsichtigem Schloß und Riegel gehaltene Festungsstadt blickt mit dem Gefühl einer neuen Erregung nach Gleisweiler hin. Man geht hinaus, um das prachtvolle Haus zu besehen und sich an dem Anblick der schönen Natur zu erfrischen; man ersteigt die nahen Anhöhen und ist erstaunt, daß es hier so schön, so lieblich und so stärkend sey, ohne daß man früher daran gedacht, und man kehrt heim, um sich zu gestehen, daß man einen schönen Tag genossen habe.

Wiesbaden, 2. Oct.

Ein seit langen Jahren in der literarischen Welt geachteter, in den hiesigen Kreisen seit mehreren Jahren geliebter Schriftsteller, Hr. Dr. Dräxler-Manfred, steht im Begriff, Wiesbaden zu verlassen, um nach Darmstadt überzuziehen. Außer den werthvollen Erzeugnissen seiner hiesigen poetischen Muse, bewies derselbe auch journalistisches Talent als Redacteur in der während der diesjährigen Kursaison erschienenen Zeitschrift: „der Kursaal." Dieses Blatt bildete das literarische Organ des hiesigen Badelebens, zugleich desjenigen in den übrigen Taunusbädern in interessanten Mittheilungen gedenkend. Der Redacteur bewies hierbei so viel Umsicht, Tact und solche Mäßigung, daß sein Tadel sogar oft als Lob erklang. Gedachte Zeitschrift, welche seit Mitte Mai bis Ende September wöchentlich zweimal erschien, wird auch im nächsten Jahre und zwar in größerer Ausdehnung forterscheinen. — Eine andere Notabilität, die in der Theaterwelt vortheilhaft bekannte Schauspielerin Mad. Fischer, verläßt gleichfalls Wiesbaden, um bei der Bühne in Darmstadt ein besseres Engagement anzutreten. Diese Dame wirkte dahier mehrere Jahre im Fache der Salon- und Anstandsdamen, tragischen Mütter- und Charakterrollen mit dem glänzendsten Erfolg, unter allgemeiner Anerkennung des Publikums. Das erwähnte Rollenfach wird aus öconomischen Rücksichten einstweilen nicht wieder besetzt, vielmehr werden die Arbeiten — wie man sich im Kanzleistyl ausdrückt — untergetheilt, wovon Mad. Kuppinger (zärtliche Mütter) den tragischen und ernsten, Mad. Flindt dagegen den heitern und jovialen Theil erhalten. Diese Letztere gefiel bisher hauptsächlich in solchen Rollen, von denen man sagt, daß sie sich von selbst spielen. Die fragliche Rollen-Distribution zeugt von geringer Bekanntschaft mit den hiesigen Theaterbedürfnissen, paßt indeß ganz gut zu den neulich getroffenen Theaterverfügungen, wonach die Abonnementspreise, namentlich für die zu den ersten Ranglogen, einschließlich der Nobelgallerie, qualificirten Personen eine bedeutende Herabsetzung und die Zahl der Spieltage eine Verminderung erlitten.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 8. Oct. (Zum Erstenmale): Der musikalische Schneider, oder: die Heirath durch Gesang. Vaudeville in 1 Act. Musik von verschiedenen Componisten. (Gastrolle) Romanini: Hr. Stark aus Wien. Vorher geht: Der zerbrochene Krug, Lustspiel in 1 Act, von Kleist.

Mittwoch, 9. Oct. Das unterbrochene Opferfest, große Oper in 2 Abth., Musik von Winter.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 281. Donnerstag, den 10. October 1844.

Der Bauernkönig und die Jüdin.

(Von Johann Czynski.)

(Fortsetzung.)

Esterka war diesem ganzen Schauspiel fremd geblieben. Ihr Auge spähte lediglich nach einem Boten aus dem Palaste. Obwohl sie die Unbeständigkeit Kasimir's fürchtete, entsagte sie doch nicht der Hoffnung, und erwartete mit jedem Augenblick einen Beweis, daß der König noch an sie dächte. Die eintretende Dämmerung erinnerte sie endlich, daß ihr Vater bald mit den Gästen zurückkommen würde. Sie wandte sich um, und bemerkte, daß der Tisch noch nicht gedeckt war. Schnell legte sie ein weißes Tischtuch auf, stellte das Silbergeschirr zurecht und in die Mitte einen großen Leuchter mit sieben Armen, deren jeder sieben Lichter trug. Eine große Zahl von Lichtern gehört bei den Juden zur Festlichkeit. Selbst die Aermsten entsagen diesem Aufwand nicht, nur verwenden sie winzig kleine Kerzen, die in Polen Schabasoski, in Deutschland Schaweslichter heißen.

Alles war bereit zum Empfang der Gäste. Esterka war gefaßt, sie lächelnd zu bewillkommen, als sie plötzlich einen mißtönenden Chor verschiedener Stimmen vernahm. Anfangs dachte sie, es seyen Hirten, die sich verspätet hätten. Als aber der Lärm näher kam, glaubte sie die Stimme ihres Vaters zu erkennen. Erschrocken lief sie vor die Thür und fand wirklich, daß ihr Vater zurückkam, mit einem dürftig aussehenden Menschen am Arm. Hinter beiden lief etwa ein Dutzend Knaben her und schrie: „Jüd! Jüd! Jüd! Willst Du frisch Schweinefleisch? Willst Du eine Blutwurst?" — „Alter Geisbock! ich taufe Dich!" schrie Einer und spie den Greis an. Der alte Mann hatte lange geschwiegen; endlich gerieth er in Zorn und fluchte. Dies veranlaßte neuen Jubel unter den Gassenbuben, die ihn vom Weißen Roß her verfolgt hatten, und nun bald an den Kleidern zerrten, bald vorwärts stießen. Plötzlich jedoch verstummte der Jubel. Die bösen Buben bemerkten die Gäste, welche hinter ihnen her kamen, und ergriffen schleunig die Flucht.

Die Liebkosungen Esterka's besänftigten den bittern Unwillen des Greises. Mehr noch that die Ankunft des ersehnten Ben Josef. Alles drängte sich voll Ehrfurcht und Liebe um ihn und half ihm, seinen Pack niederlegen. Als der von Ben Himmel mitgebrachte fremde Jude den Namen Ben Josef hörte, wollte er ihm zu Füßen fallen. Ben Josef aber hielt ihn zurück, und gab ihm durch einen Blick zu verstehen, daß dies nicht der Augenblick sey, in ihm das Geschlecht Davids zu ehren.

Nach einem kurzen Gebet setzten Alle sich zu Tische, ausgenommen Esterka, welche die Gäste bediente. Sie unterzog sich mit Vergnügen diesem Geschäft, denn dabei konnte sie um so leichter ihren Schmerz vor Ben Josef verbergen. Dieser beobachtete sie, und entdeckte wirklich Nichts, was seine Besorgniß hätte rechtfertigen können. Mit Rührung sah er, wie zuvorkommend und freundlich sie gegen die Gäste war, besonders gegen den armen Reisenden, dem sie die besten Bissen vorsetzte. Er machte es sich zum Vorwurf, daß er an der Tochter Ben Himmels habe zweifeln können.

Gegen die Mitte der Mahlzeit nahm der Greis das Wort und sprach: „Diesen Gast hier hat Gott mir zugesandt. Ich habe ihn hungernd und nicht wissend, wo er sein Haupt hinlegen sollte, auf dem Weg gefunden. Ich schätze mich glücklich, seiner augenblicklichen Noth abhelfen zu können. Aber damit ist es noch nicht gethan. Er ist aus Reußen verbannt, wo unsere Glaubensgenossen, wie anderwärts, verfolgt werden. Man hat ihm das Vermögen geraubt, welches er durch seinen Fleiß erworben hatte. Wir dürfen nicht dulden, daß einer unserer Brüder im Elend schmachte, so lange wir noch einen Bissen Brod zu theilen haben. Wenn es euch recht ist, so beherbergt jeder von uns ihn abwechselnd einen Tag, bis wir ihm ein sicheres Fortkommen ausgemacht haben. Mit guten Werken pflegten unsere Väter Glückstage zu feiern; und auf dieselbe Weise wollen auch wir dem Höchsten danken, daß er unsere Unschuld an den Tag gebracht hat."

Mit Freuden nahmen alle Gäste den Vorschlag an; nur Ben Josef schwieg. Der Fremde sah ihn verwundert an, und veranlaßte ihn zu der Erklärung: „Ich kann Euch kein Obdach anbieten, denn ich habe selber keins. Aber ich denke deswegen doch an Euch. Wenn Euch das Unglück nicht alle Kraft geraubt hat, so könnt Ihr Israel große Dienste leisten."

„Ich?" fragte der Fremdling.

„Ja, Ihr. Aber wir wollen nicht eher davon sprechen, als bis es Zeit ist."

„Ihr kennt mich also?"

„Etliche Worte von Euch haben mir verrathen, daß Eure Bettlerlumpen den Sohn des weisen Morgenstern verbergen. Nur dieser konnte Euch lehren, daß man vor Ben Josef die

Knie beugen kann, ohne der Würde Israels etwas zu vergeben."

„Der Sohn Morgensterns?" wiederholten alle Gäste und standen auf zum Beweis der Ehrfurcht vor dem berühmtesten Rabbi von Rothrußland, der Morgenröthe von Lemberg, wie man ihn nannte, weil die Juden dieser Stadt ihm ihren Wohlstand verdankten.

„Ja, Bruder," erwiederte der Fremde, „ich bin Efraim, der Sohn des Rabbi Morgenstern. Ich schätze mich glücklich, so gut aufgenommen zu werden, während ich als Bettler erscheine. Ich komme auf Geheiß meines Vaters, um mit Ben Josef über die Zukunft unseres Volks zu sprechen. Ich wollte eben nach der Hütte Ben Himmels fragen, als er selber kam, und mich in seine Wohnung einlud."

„Wer sollte nicht hierin die Hand Gottes erkennen?" rief der Greis, gen Himmel blickend. „Wir sind harten Prüfungen unterworfen; aber der Gott Abrahams wacht stets über uns!" Er schwieg einen Augenblick, und fügte dann in prophetischem Ton hinzu: „Kinder Israel! freut euch. Gott sieht unsere Thränen, und wird unsere Gebete erhören. Er, der einen Greis und ein Mädchen vor den Flammen des Scheiterhaufens bewahrt hat, als alle Hoffnung verloren war, er wird sich des auserwählten Volks erbarmen und ihm Zeichen seiner baldigen Befreiung geben!"

Die Gäste hörten gläubig und andächtig zu. Da klirrten die Fenster, die Scheiben zerbrachen, der Leuchter stürzte um, und zerschlug in seinem Fall einen Theil des Geschirrs. Zugleich ließ sich der Ruf: „Schlagt die Juden todt!" vernehmen, vermischt mit schallendem Gelächter, wie zum Hohn der prophetischen Worte. Die Gäste sprangen erschrocken auf, und Ben Himmel sank wie ohnmächtig in seinen Lehnstuhl zurück. Selbst der unerschrockene Ben Josef erbleichte, und umschlang schützend Esterka, welche sich an seine Seite geflüchtet hatte. Bald jedoch gewann er seine Kaltblütigkeit wieder und sprach: „Beruhigt euch, Brüder. Seht, es sind Kinder, dieselben, welche vorhin unseren Gast verhöhnt haben, und jetzt, da sie uns erschreckt und gestört, davon laufen."

Die Worte Ben Josefs beruhigten die Gäste nicht vollständig. Das Mordgeschrei, als Erwiderung der Prophezeihung Ben Himmels, kam ihnen wie eine üble Vorbedeutung vor. Anstatt sich wieder zu Tisch zu setzen, beteten sie. Esterka bemühte sich, ihren Vater wieder zur Besinnung zu bringen. Nach einiger Zeit nahm Ben Josef abermals das Wort: „Heute können wir außer Sorgen seyn, aber morgen müssen wir diese Wohnung verlassen, denn sie ist dem Messer der Mörder bezeichnet. Seyd unbesorgt! Wir werden eine Freistätte im Palast des Königs finden, in welchen wir auf morgen eingeladen sind. Ich habe Maskenkleider mitgebracht, in welchen wir als morgenländische Sänger bei'm Festmahl des Königs erscheinen werden."

Die Gäste beeilten sich, die Kleider auszupacken und zur Probe anzuziehen. Esterka war so entzückt, daß sie unbeweglich blieb und ihr Erröthen nicht verbergen konnte. Ben Josef trat zu ihr und sagte freundlich: „Dem König wird es lieb seyn, die Opfer zu sehen, deren Unschuld das Gericht erkannt hat."

„Und ich," erwiederte Esterka, „werde mich glücklich schätzen, dem König, der uns wider unsere Feinde beschützt hat, meinen Dank bezeugen zu können."

Diese Worte sprach sie mit so viel Ruhe und Ungezwungenheit, daß Ben Josef sich seinen Argwohn zum Vorwurf machte und bedauerte, sie an augenblicklicher Darbringung ihres Dankes verhindert zu haben. Sie aber dachte: „Er hat nichts errathen, weder was ich gelitten, noch die Freude und Hoffnung, welche jetzt mein Herz erfüllen!"

(Fortsetzung folgt.)

Festmomente des Frankfurter Liederkranzes.

(Fortsetzung.)

Alle Blicke waren nun auf den Gast gerichtet und nicht lange ließ er warten. Die Rechte an den Pokal legend, den die Sänger von Thalwyl ihren Brüdern in Frankfurt geschenkt hatten, sprach er:

„Guten Abend denn, Ihr lieben Freunde! Da habt Ihr ja nun den unverschämten Gast, unverschämt nicht darum, weil er gekommen, sondern weil er so lange hat auf sich warten lassen; denn daß er willkommen, das habt Ihr ihm schon mit manch deutlichem, ehrenden Zeichen gesagt. Was habe ich denn gethan, daß Ihr mich wie einen Hochgefeierten in Eurer Stadt, in Eurem Kreise begrüßt — mich, der ich sonst lieber im Chor der Brüder mich verliere, und dem es bei solchen Auszeichnungen, wie Ihr sie mir bereitet, fast schwindlich zu Muthe wird? Nichts habe ich gethan, als daß ich mitgefühlt, was Ihr gefühlt, als daß ich eingestimmt habe in Das, was Euch beseelt, in Das, was jedes Sängers Brust erfüllt, wenn es im Kreise Gleichgestimmter wie Ahnung besserer Zukunft ihn durchzieht. Keine Seele habe ich hier gekannt und keine mein genannt, als ich einst zu Eurem Feste kam, und wie schnell hat sich das Band geschlungen, das keine Zeit mehr löst! Der hohe Gedanke, den Ihr auf die Bahn gebracht, durch die Mozartstiftung zu dienen der heiligen Sache des deutschen Volksgesanges, zu dienen der Verbrüderung im Geist und in der Wahrheit bei diesen Zeitläufen, da so viel Geist- und Herzloses, so viel Schein und Trug zu Tage kommt — dieser Euer Gedanke hatte mich ergriffen und ich habe es damals ausgesprochen in kunstloser, Euch wohl rauh erschienener Form — was thut das? Die Form kann man zerbrechen, die Liebe nimmermehr. Ihr habt mich wie ich Euch verstanden, was bedarf es denn mehr? Was seither von Seite der Schweiz für die Mozartstiftung geschehen, ist wirklich nicht der Erwähnung werth; aber Ihr rechnet nicht nach Zahlen, wo die Liebe Hand an's Werk legt, und wenn auch unser kleiner Beitrag spurlos verschwinden muß unter dem Bedeutenden, was Euer rastloser Fleiß und Eifer, was Euer gemeinnütziger Sinn hierin gethan hat und thut: — spurlos wird Das nicht verschwinden, was als Frucht des Geistes aus dieser Handreichung hervorgeht, und glaubt es sicher, wir danken Euch schon viele dieser Früchte und geben sie um keinen Preis mehr hin. Eines will ich hier nicht unerwähnt lassen. Zieht auf- und abwärts durch unsere Schweizerthäler und wo Ihr einen freien Männergesang hört, da tretet hinzu, Ihr werdet in der Hand der Sänger unsre gemeinsamen Lieder, in ihrem Herzen einen Ehrenplatz für Euch finden und Euch heimisch fühlen und heimisch aufgenommen seyn, wenn Ihr Euch als Glieder des Frankfurter Liederkranzes zu erkennen gebt. Und wie habt Ihr uns geehrt, wie uns an Eure Brust gerissen durch Eure in manch sinnigen Zeichen uns entgegen gekommene Freundschaft! Daß Ihr mich aufnahmt in Euern Kranz, das hat, ich weiß es, nicht meiner Person, sondern Denen gegolten, deren Gruß ich Euch einst gebracht, Denen über'm Rhein und die da an den Quellen und Flüssen und Seen wohnen, deren Wasser grüßend nach Euren deutschen Gauen strömen. Daß Ihr unser Fest in Thalweil beschicktet, das hat, ich weiß es, nicht meinem Hause und meinem Dörfchen gegolten, so hoch Ihr diese dadurch geehrt und erfreut; es hat nicht nur die Krone jenes Festtages gebildet, es ist uns ein Denkmal unseres Bundes geworden und geblieben. Und Eure Güte macht uns kühn. Seht, schon haben mir die Sängerbrüder in Schaffhausen wieder eine Bitte an Euch aufgetragen, Ihr möchtet unsere

eidgenössisches Sängerfest in dorten das nächste Jahr mit Eurem Besuche verschönern. Daß Ihr auf vorletzte Weihnachten uns einen so kostbaren Pokal geschenkt, so reich an Silber und Gold, reicher noch an sinnigem Gehalt, am reichsten durch den Geist der Liebe, der ihn gegeben, es hat nicht Denen allein gegolten, deren Ufer die blauen Wellen des Zürchersee's bespülen, — sie tragen ihn triumphirend hin zu ihren Brüdern und Euren Brüdern, zu Berg und Thal, und Ihr sollt ihn auch dort finden, wenn Ihr kommt, in der Nähe des brausenden Rheinfalls Eure Klänge mit den unsern zu verbinden. Und jetzt in dieser gewiß auch von mir lang ersehnten Stunde, wem soll ich meinen Becher weihen? — Ihr habt mich durch die freundliche Ansprache, wie sie mir gestern und heute durch Euren verehrten Vorstand entgegengekommen und durch den Kranz, den Ihr gestern um meine Schläfe gewunden, selbst den Weg dazu gewiesen. Ich nehme aus diesem Kranze drei Blüthen und werfe sie jetzt in dieses Bechers Wellen, die, wenn er kreis't von Mund zu Mund, sich mit den Wellen unseres Herzblutes mischen und uns vereinen sollen wie Ein Herz und Eine Seele. Sie heißen Lied und Licht und Liebe, diese Blüthen. Wir saßen im traulichen Familienkreise und plötzlich erschallt es durch die nächtliche Stille mit dem Klang des deutschen Liedes und selige Erinnerungen tauchten in meiner Seele auf. Das ist mein Liederkranz! Ja, das ist er, wie er pflegt das Kleinod, uns gegeben, daß wir mit Wort und Ton eindringen in des Volkes innerstes Leben und es veredeln und erfreuen, daß wir in seines mühsamen Daseyns Tage festliche Stunden bleibenden Werthes bringen. Reiset hin und her, von einer Nation, von einer Sprache zur andern, Ihr werdet auch Töne hören, auch liebliche, einnehmende Töne, aber die Seele, die im deutschen Liede lebt, werdet Ihr sonst nirgends finden, es ist der Ausdruck des Treuen und Freien, des Klaren und Wahren, das unserm Volke eigen ist, und dieses Eigenthum wollen wir denn wahren rein und unversehrt, das deutsche Lied, es bleibe eine schöne Zierde unsers Kranzes. Durch die tiefe Nacht herauf zündete gestern das Licht aus Eurem Kranze, es war ein festlich schöner Anblick. Sänger, laßt es uns erkennen, daß der Herr uns berufen hat von der Finsterniß zu seinem wunderbaren Lichte. Es wechselt wohl in dieser Vergänglichkeit der Schatten mit dem Lichte, das kann und wird nicht anders seyn; aber schaffen wir, daß es in uns Licht werde und daß es vom Leuchter auch allen Denen zünde, die im Hause und außer dem Hause, im Lande und außer demselben sind. Ein finsterer Geist zieht jetzt durch's Land daher, er möchte wohl mittelalterliche Nacht und das Grauen der Gewissens- und Glaubensknechtschaft über uns bringen, es erlischt auch wohl manches schwache Lichtlein oder verbirgt sich scheu bei solchem Schauer und Schrecken der Nacht. Aber haltet Eure Fackeln zusammen, Freunde, hoch empor, unverzagt! es sehnt sich noch manches Gemüth nach des Lichtes Segen und wird sich freuen, hie und da Männer zu finden, die es treu mit der Wahrheit und dem Rechte, treu mit der gründlichen Aufklärung der Gesammtheit meinen. Es waren die Farben weiß und roth, der reinen Liebe schönes Sinnbild, die Ihr trugt und die so freundlich emporglänzten, erhellt von des Lichtes strahlendem Schimmer; es sind Eures Vaterortes und meines Vaterlandes Farben, sie mahnen an die Liebe bis zum Tode. Meines Vaterlandes! — Ihr blickt verwundert hin auf dieses wundersame Land und seine wundersamen Kämpfe. Ist das nicht ein Herd ewiger Zwietracht? fragt Ihr Euch; ist das denn das Glück eines republikanischen Gemeinwesens? werfen sie zweifelnd ein. Aber sind es denn nicht dieselben Fragen, die Euch da draußen auch bewegen? ist's nicht das Ringen, das ringsum sichtbar wird, das Ringen nach einer Ordnung, die der Hohe wie der Niedere achten und halten soll, das Ringen nach freiem Athem für's körperliche und geistige Leben? O darum, glaubt mir, kann man sein Vaterland doch lieben und für dasselbe wirken, wenn es schon ein armes, zerrissenes, von seinem Ziele wieder weit zurückgeworfenes Land ist. Und diese Liebe — sie weitet die Brust, sie umfaßt, wer immer nach diesem Ziele strebt; sie vereine auch uns! Wenn schon auf verschiedene Weise und unter manch verschiedenen Formen, wir finden uns am Ende doch da zusammen, wo das wahre Völkerheil erblühen soll. So feiert denn das deutsche Lied, das helle Licht, die siegende Liebe in Eurem Kranze! Sie leben hoch!" —

Es ist kaum zu beschreiben, welchen Eindruck diese Worte auf Alle machten. Die Aufregung ließ es lange zu keinem weiteren Gesange kommen; das schönste Lob aber waren die Thränen, die während der Worte von Vieler Wangen rannen. Gesang und Scherz währte noch lange, und spät in der Nacht wurde der liebe Freund zu seiner Wohnung gebracht.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Aus Thüringen.) In unserer Nähe, in Großfahner, hat sich ein Ereigniß zugetragen, das Manchen an Vorsicht mahnen kann. Zwei Buchbinder reisten den 27. Sept. von Erfurt nach Cassel, um dort Arbeit zu suchen. Zwischen Tiefthal und Witterda überfällt den einen ein Unwohlseyn und er setzt sich mit der Aeußerung, daß er nicht weiter könne, nieder. Sein Reisegefährte, ein Mensch von 18 Jahren, aus Ulm im Königreich Würtemberg, verläßt ihn und kehrt Abends im Gasthof zu Großfahner ein, um andern Tags seine Wanderung fortzusetzen. Gegen 9 Uhr kehren in demselben Gasthof zwei Landleute, von Erfurt kommend, ein und erzählen, daß im Tiefthaler Felde ein Handwerksbursche im bewußtlosen Zustande gefunden worden sey, den man in den Gasthof geschafft und wieder ins Leben zurückgebracht habe; er habe durch Pantomimen zu verstehen gegeben, sein Reisegefährte habe ihn seiner Baarschaft beraubt. Dieselben geben zugleich zu erkennen, daß dieser Reisegefährte der Beschreibung nach kein anderer sey, als der anwesende Handwerksbursche. Der Gastwirth läßt auf diese Aeußerung den im Orte stationirten Gensd'armen von dieser Angabe unterrichten, dieser kam Nachts 11 Uhr zurück, vernahm den Fremden, prüfte sein Wanderbuch und ließ sich sein Geld aufweisen. Da er aber nichts Verdächtiges fand, und der Fremde sich erbot, sofort mit nach Tiefthal zu gehen, so wies der Gensd'arm ihn an, am andern Morgen mit ihm zur Ortsbehörde zu gehen, um sich dort bescheiden zu lassen. Der Buchbinder begehrte nun ein Bett, das ihm der Wirth sofort anwies. Da den andern Morgen der Fremde nach 7 Uhr noch nicht erschienen, so geht der Wirth nach dessen Schlafstätte, um nachzusehen, und findet solchen vor der Schlafkammer auf dem Saal erhängt, in der Brust des Entseelten fünf Messerstiche von $^1/_4$ bis $^1/_2$ Zoll Tiefe. Nach einer genauen Untersuchung hat sich herausgestellt, daß der Unglückliche sich wahrscheinlich aus keinem andern Grunde selbst entleibt hat, als weil er in dem Wahne stand, er sey schuld, daß sein Reisegefährte umgekommen, da er ihn verlassen, ohne etwas zu seiner Hülfe beigetragen zu haben. Sein Reisegefährte ist von der Ortsbehörde in Tiefthal nach Erfurt in das Hospital gebracht und hat ausgesagt, daß ihm durchaus nichts entwendet worden sey. — Der Unglückliche wurde in Großfahner anständig und mit zahlreicher Begleitung beerdigt und der würdige Geistliche ermahnte in ergreifenden Worten: Richtet nicht!

Zu New-York, wo, um das Lebendigbegraben zu verhüten, die Maßregel getroffen worden ist, daß die Särge acht Tage vor der völligen Beerdigung so über der Erde stehen müssen, daß in der Gegend des Kopfs eine Oeffnung und an den Händen und Füßen Schnüre sich befinden, welche zu ei-

ner Glocke gehen, hat man die Erfahrung gemacht, daß von 1200 so über die Erde Gestellten 6 scheintodt waren, also von 200 einer. Ist dies kein Beweis für die Leichenhäuser?

Wie ungeheuer groß viele Klosterbesitzungen in Spanien waren, von denen manche bereits verkauft worden sind, beweist das Kloster Guadalupe, das vor dem Bürgerkriege in Feldern, Wäldern, Weiden, Heerden, Häusern, baarem Gelde, Juwelen und Silbergeschirr ein Vermögen von wenigstens sieben Millionen Thalern besaß. Die Heerden des Klosters namentlich waren so zahlreich, daß sie sich selbst mit denen des Fürsten Esterhazy messen konnten, denn die Mönche besaßen 80,000 Schafe und 3000 Ochsen.

In Berlin sollen die „lustigen Weiber von Windsor" einstudirt werden. Man hat in der Hauptstadt jetzt, laut der „Trier. Z.", ein italienisches, ein französisches, ein lateinisches, zwei deutsche, ein griechisches und viele Puppen- und Marionettentheater; sodann permanente Kunstausstellungen, Dioramen, Panoramen, Kosmoramen und eine Industrie-Ausstellung.

Ein Beispiel von dem Stolze der alten Familien in Brasilien gibt nachstehender Vorfall, der im vorigen Jahre in Fernambuc vorkam. Ein junger Mann ohne Vermögen hatte sich um ein Mädchen aus der Familie Albuquerque beworben, die dadurch auf's höchste gereizt wurde, obgleich das Mädchen den jungen Mann wirklich liebte. Die sämmtlichen Mitglieder der Familie kamen zusammen, der junge Mann fand sich ebenfalls ein und er glaubte des Erfolges sicher zu seyn. Die Familie saß um einen Tisch herum, der mit einem Teppiche bedeckt war. Kaum hatte der junge Mann seinen Antrag begonnen, so hob das Haupt der Familie den Teppich auf, zeigte darunter Pistolen, einen Dolch und eine Peitsche, mit der die Sclaven gezüchtigt zu werden pflegen, und sagte zu dem verwunderten Liebhaber, wenn er bei seiner Bewerbung verharre, habe er nur unter den drei Todesarten zu wählen, da die Familie Albuquerque nicht zugeben könne, daß ein Mann wie er die Augen zu einem Mädchen dieses Namens erhebe. Der arme junge Mann mußte sich entfernen, da er keinen Augenblick zweifelhaft war, daß die Drohung an ihm sofort wahr gemacht werden würde. — Eine zweckmäßige Einrichtung besteht in den meisten brasilianischen Städten, und wir möchten ihre Einführung bei uns anempfehlen. Die Brasilianerinnen tanzen gern und es werden deshalb fast alle Tage Bälle gehalten. Um nun jede Rivalität im Putze mit einem Male abzuschneiden, ist man übereingekommen, daß keine Dame anders als im einfachen Mousselinkleide erscheinen darf; keine handelt gegen diese Sitte und alle befinden sich wohl dabei.

Auf den jetzt ausgestellten Wahllisten des Seine-Departements findet man als ältesten Wähler Joh. Gabr. Koliker, Clavierlehrer der Königin Marie Antoinette, geboren 1753.

Tieck's „Gestiefelter Kater" ist am 4. Oktober im Konzertsaale des Berliner Schauspielhauses vor einem großen Publikum und zu einem wohlthätigen Zwecke aufgeführt worden. Rott spielte den Böttcher.

Merkwürdige Beispiele von der Liebe der Frauen erzählt ein Engländer, der sich mehrere Jahre in Süd- und Nord-Amerika als Handelsmann, namentlich auch unter den Wilden, herumgetrieben hat. Bei einem Haufen Comanchen fiel ihm eine Frau auf, die seiner Meinung nach keine Indianerin seyn konnte; er redete sie deßhalb spanisch an und seine Vermuthung wurde bestätigt. Sie war einst von den Wilden geraubt worden, hatte sich mit einem Manne des Stammes verheirathet und wünschte durchaus nicht zu ihren Landsleuten zurückzukehren. Solche Beispiele sollen in der dortigen Gegend gar nicht selten vorkommen. So hatten die Comanchen vor etwa zwanzig Jahren die Tochter des Generalgouverneurs von Chihuahua geraubt und derselbe ließ den Wilden ein Lösegeld von 1000 Dollars überbringen, um seine Tochter wieder zu erhalten. Zum Erstaunen Aller weigerte sich aber das Mädchen, zurückzukehren. Sie ließ ihrem Vater sagen, sie sey tättowirt, verheirathet, und sie würde weit unglücklicher seyn, wenn sie zu ihrem Vater zurückkehren müsse, als wenn sie bliebe, wo sie sey.

Der Kapellmeister Spohr aus Kassel hat die Leitung eines großen Musikfestes übernommen, das in seiner Vaterstadt Braunschweig am 29. und 30. September stattfinden sollte.

Korrespondenz.

Darmstadt, 2. Oct.

Vor einigen Wochen hat August Schnezler unsere Residenz verlassen, in welcher er mehrere Jahre lebte und sich einer allgemeinen Achtung und Anerkennung seines poetischen Talentes erfreute. Besonders haben seine lyrischen Productionen, und unter diesen die „Zeitgedichte", den größten Beifall erhalten und sind auch theilweise dem Ausland nicht unbekannt geblieben. Er ist nach Stuttgart übergesiedelt und wir hören, daß er dort mit der Uebersetzung der Geschichte der französischen Revolution von Thiers beschäftigt ist. Auch soll eine zweite, sehr vermehrte Ausgabe seiner Gedichte noch in diesem Jahre die Presse verlassen. Das von Schnezler vor mehreren Jahren gegründete hiesige Localblatt: Gutenberg ist in andere tüchtige Hände übergegangen und macht sich immer mehr als ein gediegenes Organ für vaterländische Interessen in Kunst, Literatur und Wissenschaft geltend. Sein Verleger (Hr. Ernst Becker) scheut keine Opfer, um dem Gutenberg die Theilnahme des Publikums zu erhalten, und hat diesem löblichen Zwecke die tüchtigsten literarischen Kräfte des Vaterlandes gewonnen. Nur sehen wir zur Zeit noch den durch Schnezler's Abgang sehr fühlbar gewordenen Mangel eines tüchtigen gewandten Dramaturgen, der dem Gutenberg wie der Bühne gleich noth thut, als nicht gehörig beachtet und gehoben.

P.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 9. Oct. Das unterbrochene Opferfest, große Oper in 2 Abth., Musik von Winter.

Donnerstag, 10. Oct. (Zum Erstenmale): Ein Handbillet Friedrichs II., oder: Incognito's-Verlegenheiten, Lustspiel in 3 Aufzügen von W. Vogel.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 282. Freitag, den 11. October 1844.

Der Bauernkönig und die Jüdin.

(Von Johann Czynski.)

(Fortsetzung.)

Drei und zwanzigstes Kapitel.

Mummerei. — Verzweiflung.

Kasimir widmete gern die Augenblicke, welche er von seinen Geschäften abbrechen konnte, dem Vergnügen. Oft ließ er nach den Arbeiten des Tags Spielleute und Tänzer kommen, und fand eine Erholung darin, ihnen zuzusehen und zuzuhören. Die Hofnarren und Zwerge durften bei keiner dieser Belustigungen fehlen. Sie bemühten sich, die großen Herren lächerlich zu machen, welche die weisen Absichten des Königs verkannten und das Verharren bei den rohen Gewohnheiten ihrer Ahnen jeder Verbesserung entgegensetzten. Die Bewohner von Krakau waren an die geschmackvolle Pracht Kasimirs bei seinen Festen gewöhnt; aber eine solche Mannichfaltigkeit von Lustbarkeiten hatten sie noch nicht gesehen, wie an dem Tag nach der Freisprechung der Juden.

Gleich nach Mittag ward das Fest mit einem glänzenden Turnier eröffnet, bei welchem die ersten Herren des Hofs reich geschmückt auf prächtigen Rossen in Reitkünsten und Waffenfertigkeit wetteiferten. Die Sieger empfingen Preise aus den Händen der schönsten Frauen. Gegen Abend ward ein köstliches Mahl aufgetragen, und Possenreißer, Lustspringer, Spielleute und Tänzerinnen mußten die Freuden der Tafel erhöhen. Als es Nacht geworden war, ersetzte eine glänzende Beleuchtung den Tag. Dem Mahl folgte ein Maskenball, auf welchem die reichsten und seltsamsten Trachten zum Vorschein kamen. Die Pausen des Tanzes wurden durch Gesänge ausgefüllt. Bei diesem Wechsel von Genüssen überließ sich Jedermann der Freude, und es herrschte allgemeine Heiterkeit. Der König, froh über die Freisprechung der Angeklagten, empfand wirklich die Lust, welche sich in seinen Mienen und Bewegungen kund gab, und die Verschwörer, welche ihr Geheimniß wohl bewahrt glaubten, ließen sich durch keine Besorgniß stören.

Die ganze geneigte Ebene, welche sich vom Schloß hinab nach der Weichsel erstreckt, war gleich dem Palast erleuchtet. Auf dem weiten Raum waren Musikbanden vertheilt, welche lustig aufspielten, während Erfrischungen mancherlei Art für die Gäste bereit standen. Unter Zelten befanden sich Tische, besetzt mit gebratenen Gänsen, mit allerlei Fleisch und mit großen Stücken Pumpernickel. Diese Tische waren für die *Kinder des Königs* gedeckt. So nannte Kasimir die Handwerker von Krakau und die Bauern der Umgegend. In der Mitte der Gartenanlagen, welche die Ebene verschönerten, befand sich ein Springbrunnen, welcher gutes Bier ausströmte. Königliche Heiducken füllten an demselben Krüge und reichten sie Jedem, der begehrte. Das war etwas Gewöhnliches. Kasimir gab nie ein Fest, an welchem nicht seine *Kinder* Theil nahmen. Der Schloßhof dagegen bot einen ungewöhnlichen Anblick dar. Sonst pflegten in demselben die Wagen und Pferde der edlen Gäste zu halten. Dies Mal war ihnen ein anderer Platz angewiesen, und der Hof war angefüllt von den Reisigen des Königs, in deren Helmen und Panzern sich die vielen Lichter spiegelten. Im Innern des Schlosses drängten sich wetteifernd im Prunk die vornehmsten Herren und Frauen von Krakau in den reichgeschmückten Sälen. Außen vereinigten Tausende von Lampen, von rauchenden Fackeln und Feuerkugeln ihre Helle mit den Kerzen im Schloß, so daß der Wiederschein sich roth am Himmel spiegelte, und daß es in der Ferne schien, ein gewaltiger Brand verzehrte den Palast. Die lauten Stimmen der Heiducken, welche die Pferde ihrer Herren auf- und abführten, das Rasseln der Wagen, die von den Hügeln wiederhallenden Klänge der Musik, die Gesänge und die Tänze und das Menschengewühl gaben dem Fest ein Leben, welches auf alle Theilnehmer eine bezaubernde Wirkung äußerte, so daß sie die Sorgen wegen gestern und morgen vergaßen, und nur an die Lust des Augenblicks dachten.

Bei dem Feste fehlte weder der Pan von Wola, der auf einem stattlichen Roß angeritten kam, noch der Priester Martin. In Betreff des letzteren bemerkte der boshafte Zwerg, der ehrwürdige Vater empfinde ein großes Vergnügen, den Seiltänzerinnen zuzusehen, und ihre etwas kühnen Stellungen schienen ihn mehr anzusprechen als ihre Behendigkeit im Tanz.

Kasimir war den ganzen Tag über fröhlich und guter Dinge gewesen. Als die Nacht kam und die Kerzen angezündet wurden, und die Masken begannen, durch die Säle zu schwärmen, ward der König nachdenklich und entzog sich seinen Höflingen, um in seinem Gemach einen Augenblick für sich zu seyn. Hier setzte er sich an's Fenster und sah hinaus auf die lange Straße von Krakau, welche am Floriansthor endet. Er beobachtete jeden Wagen, welcher nach dem Schloß

daher kam, als ob er Jemand erwartete, dessen Anwesenheit ihm nothwendig wäre. Endlich, als die Thurmuhr acht geschlagen, stand er auf, rief seinen Edelknaben und fragte ihn heftig, wie er seine Befehle ausgerichtet habe.

„Ich habe Alles gethan, was Ihr mir geboten habt," antwortete der Diener.

„Und die eingeladenen Gäste?" fragte der König.

„Sind schon lange da."

„Wer?"

„Der Beichtvater der edlen Rokiczana und der Priester Martin."

„Aber Esterka? Unglückseliger! Hab' ich Dir nicht befohlen, sie und ihren Vater hieher abzuholen?"

„Ja, Herr König," antwortete der Diener. „Ihr habt es mir befohlen; aber fünf Minuten später habt Ihr Euren Befehl zurückgenommen."

„Ich? — zurückgenommen?"

„Ist nicht auf Euren Befehl Rokiczana zu mir gekommen, und hat mir gesagt, Ihr hättet Euren Entschluß geändert, weil es unpassend sey, eine Jüdin zu einem Fest einzuladen, bei welchem sich der beste Theil des Adels und der Geistlichkeit befände?"

„Das hat sie gesagt?"

„Ja, Herr König. Und sie hat mir befohlen, anstatt der Jüdin ihren Beichtvater zu holen. Bei diesem habe ich den Priester Martin gefunden, und Beide sind seit mehreren Stunden im Schloß."

Voll Zorn über diese Nachricht verließ Kasimir sein Gemach und durchschritt den Saal in solcher Hast, daß er nicht bemerkte, wie eine Maske ihn beobachtete und ihm nachging. Er trat in das Zimmerchen Rokiczana's. Sie war allein, beschäftigt mit ihrem Putz, und sie befestigte eben an ihr Halsgeschmeide den Brillant, welchen Gregor ihr durch den Zwerg geschickt hatte, als er um Gehör bei dem König bat. Als sie hörte, wie die Thür aufgerissen ward, und als sie Kasimir mit gerunzelter Stirn und bleichem Gesicht eintreten sah, errieth sie sogleich, was ihn herbeiführte. Aber sie verlor ihre Fassung nicht. Sie rechnete auf den Zauber ihrer Reize und hoffte ihre Vermessenheit zu rechtfertigen.

„Ist es wahr, Fräulein," fragte der König hitzig, „daß Ihr Euch meines Namens bedient habt, um meine Befehle zurückzunehmen und abzuändern?"

Rokiczana trat gesenkten Hauptes, mit einem Lächeln auf den Lippen, zu dem König heran, reichte ihm die Hand, und antwortete in einem bittenden Ton, der die zuversichtliche Hoffnung auf Begnadigung verrieth: „Verzeihe, Kasimir!" (Nur in den Augenblicken des Wonnerausches der Liebe pflegte sie sonst den König zu duzen.) „Wenn Du wüßtest, wie ich Dich liebe, würdest Du mir meine tolle Eifersucht verzeihen. Diese Jüdin ist mein Tod. So lange sie auf Leib und Leben angeklagt war, konnte ich begreifen, wie der König ihr Theilnahme bezeigen und ihr seinen Schutz gewähren mochte. Aber jetzt, wo sie für unschuldig erklärt und in Freiheit gesetzt ist — warum sollte sie jetzt in's Schloß kommen?"

„Warum?" fragte der König. „Seit wann bin ich verbunden, Euch Rechenschaft von meinen Handlungen zu geben und um Eure Zustimmung zu bitten? Wer hat der Dame dies Recht gegeben?"

„Deine Liebe, Kasimir! Deine Schwüre, meine Hingebung," antwortete Rokiczana gesenkten Blickes, und Thränen des Schmerzes flossen über ihre Wangen. Dies war das erste Mal, daß Kasimir sich unempfindlich gegen ihre Herzensergießungen zeigte und daß er sie Fräulein nannte.

„Ja wohl!" erwiederte Kasimir bitter. „Meine Liebe giebt Euch das Recht, meinen Namen zu mißbrauchen. Sagt lieber, meine Schwäche. Wenn Ihr die Königin meines Herzens gewesen seyd, so ist das noch kein Grund, meine Diener zu täuschen und Befehle zu geben, die den meinigen zuwiderlaufen. Ich mache Anspruch darauf, kein Schattenkönig und allein Herr in meinem Palast zu seyn."

(Fortsetzung folgt.)

Festmomente des Frankfurter Liederkranzes.

(Schluß.)

Die Tage von Sprüngli's Aufenthalt entschwanden schnell. Jeder, der seine Freundschaft genossen hatte, wollte ihn auch bei sich sehen und so wurde es dem die Stille liebenden Manne manchmal bange und schwindlicht vor allen den Ehrenbezeigungen, die man in guter Absicht ihm veranstaltete. Auch die ferner Stehenden sehnten sich nach seinem Umgang und genossen in größeren Zusammenkünften seine Nähe. Zum Abschied noch versammelten sich alle unsere Sängervereine im Saale des Weidenbusches und wetteiferten, ihm ihre Lieder ins Herz zu singen, auf daß er ihr gedenke fern an seinem schönen Seegestade. Sprüngli sprach bei dieser Gelegenheit, nachdem er von dem Sekretär des Liederkranzes nochmals innig begrüßt worden, Folgendes:

„Es war eine Zeit festlicher Begeisterung, als ich vor sechs Jahren in Eure Mitte eingeführt ward, eine Zeit, da Ihr zur Gründung eines edeln Werkes zusammentratet, dessen seitheriges Gedeihen und dessen wohlthätige Wirkung auf das innere Leben Eurer Vereine ich mit hoher Freude wahrnehme. Nicht als Gast und Fremdling — als Hausgenosse bin ich diesmal zu Euch gekommen und wie ist mir so wohl in Eurer Haushaltung, und wie habt Ihr mit so schönen Schriftzügen mir in diesen Tagen ein unvergänglich Diplom in's Herz geschrieben, daß ich der Eure sey! Heute sollte es denn recht festlich um mich werden, die sämmtlichen Sängervereine Frankfurt's sehe ich versammelt und es weht mich eine Luft an wie damals, als wir ergriffen waren von einem Unnennbaren und wir uns selbst gestanden: Wohl fühlen wir den mächtigen Zug, wohl hören wir des Windes Tosen; aber wir wissen nicht, woher das kommt und wohin es fährt. Jene Gesänge, welch eine Gewalt, vor der das Böse sich verbirgt, durch die das Gute siegen muß; im Männergesange, welch eine weltüberwindende Macht, die mit der Palme des Friedens einherschreitet als wie ein Bote aus besserer Welt! O Ihr Männerchöre dieser lieben Stadt! wie viel vermögt Ihr, wenn Ihr zusammentragt die mannichfaltigen Kräfte, die Euch verliehen sind, welch eine schöne Harmonie muß das werden, wenn Eure Klänge und Herzen zusammenstimmen für das Eine, was noth thut! Denkt nicht, ich spanne die Anforderungen an uns zu hoch und setze uns ein Ziel, das uns fremd und unerreichbar sey. Frei will ich's Euch bekennen, ich halte den Männergesang für keine Schul-, keine Kirchen- und keine Staatsanstalt. Den Schulanstalten sind wir entwachsen; der Treffunterricht taugt für jüngere Jahre. Habt Dank, Ihr Ton- und Taktführer, für Das, was Ihr an uns thut und bessert; aber wißt, es gibt ein Anderes noch zu treffen — des Volkes Herz; o da hinein, Ihr Sänger, dahin thut Euren Meisterschuß, dies Ziel ist unsers Mühens werth. Der Männergesang ist auch kein Kirchendiener. Ihr seyd der Kirche nicht feind, Sänger! Ihr liebt sie als eine Gottesanstalt, Ihr achtet hoch ihre heiligen Gebräuche und Eure Stimmen fehlen wohl nicht, diese zu befördern.

Aber die große unsichtbare Kirche hat Euch schon aufgenommen, der Brüderbund, da man nicht mehr nach der Confession die Menschen werthet, der Tempel, über dessen Thüre geschrieben steht: „Wer Gott fürchtet und recht thut, der ist ihm angenehm", und unser Halleluja ist: „Wir glauben All' an Einen Gott!" Auch keine Staatsdiener wollen wir Sänger seyn, nicht besoldete und nicht gehaltlose. Seyd unbesorgt, ihr Erdenmächte, der Sänger rüttelt nicht an den Staatsformen, er schickt und fügt sich in jedes geordnete Gemeinwesen und befreundet sich mit dessen edelsten Bestrebungen. Wenn aber die vornehme Welt unsere Sängersache gnädigst nur darum gelten lassen will, weil der Gesang die Sitten mildre und gleichsam ein Kappzaum werde, der das Austreten hindere, so weisen wir die Gnade zurück, denn wir sind keine Barbaren, die man mit süßen Liedern einschlummern, keine wilden Rosse, die man mit solch künstlichen Mitteln zähmen müßte. Und wenn die großen Herren etwa dächten, wir seyen nur darum da, um ihnen Tafelmusik zu machen und die Geburts- und Triumphfeste ihrer Häuser zu feiern, so irren sie sehr, der freie Sänger singt nicht zu Ehren, er singt nur zu Lieb. Wenn wir den Männergesang nicht als Schul-, nicht als Kirchen-, nicht als Staatsanstalt gelten lassen, so werden wir ihm auch nicht leichtfertige Zwecke geben wollen, die uns entwürdigen müßten. Nicht weil es uns Spaß macht, kommen wir zusammen. Scherz und Ernst ist da wohl im traulichen Bunde, aber der Scherz soll nur die Würze, nicht die Speise seyn und nie sich so vergalopiren, daß der Ernst dabei sein Angesicht verhüllen müßte. Unsere Vereine sind auch keine Vorwände für Trinkgelage. Das Musiciren trocknet zwar bekanntlich etwas aus und wir verschmähen nicht den Wein und seine trauten Gefährten, aber tief stünde es um den Gesang, der nur darum ertönte, daß er den Durst von einem Glas zum andern befördere. Aber was, was will und soll denn unser Sängervereinsleben? Es will das Unaussprechliche Dir in's Herz singen und verständlich machen, es will Dich erheben über viel Darniederdrückendes Deiner Tage, es will Dich trösten über manch Trostloses, es will Dich stärken zum Kampfe für Wahrheit, Recht und Freiheit und kann es auch. O das sey uns genug, was bedürfeen wir noch anderer Zuthaten? Und seht, wo je sich Sänger zu solchen Zwecken versammelt, da ist ihnen ein schönes Leben aufgegangen und mächtig fühlten sie sich zu Denen hingezogen, die ihr Panier für das Gleiche erhoben haben. Ja, Freunde! laßt mich's sagen, das hat uns auch zu Euch gezogen und in Diesem wollen wir uns stets wieder erkennen. Das Hoch aber, das ich jetzt in diesem großen lieben Sängerkreise bringen will, es gelte etwas Hohem, Dem, was ich als Sinnspruch auf der Fahne und dem Wappen eines Eurer Vereine, des Liederkranzes, lese: „Das Herrlichste, das Höchste alles Schönen blüht in des Liedes zauberischen Tönen." Viel des Schönen blüht uns hienieden — ein Undankbarer, der es nicht erkennen wollte! Die Natur lächelt uns zu mit reizendem Angesichte, ich habe auch die Eurer herrlichen Gegend bewundert und mich gestärkt in dem Gedanken, wie doch der Schöpfer seinen Kindern einen schönen Wohnsitz zum Leben angewiesen hat. Aber Hinfälligkeit ist das Loos dieser Naturschönheiten; bald wird der Herbst die Fluren und Wälder färben, bald der Winter sein Leichentuch darüber legen. Im Gesange aber ist ewiger Frühling, da sproßt und blüht es in allerlei Gestalten und Farben und wenn es draußen stürmt und tobt, da ist liebliche, sonnenwarme Luft, der Abglanz des Himmels auf Erden. Eine edle Gabe der Natur ist der Wein, der des Menschen Herz erfreut und es ist Euch in diesen Gauen nicht der schlechteste eingeschenkt worden. Aber, es kommt auch da ein Bedenken; der Wein kann umschlagen und das ist schlimm, das paßt nicht mehr zum Höchsten alles Schönen. In unsern Liedern aber, die dem Weine geweiht sind, da hat dieser keine böse Tücke, er ist da nur ein frommer, für's Gute erwärmender Begleiter unserer Freude. Der Liebe singt Ihr auch manch rührend Ständchen, und gewiß gehört diese Blume zu den lieblichst duftenden auf Erden. Aber die Schätzchen haben ihre Launen und nicht immer die rosenrothe, die Liebchen werden auch älter mit jedem Jahre und mit dem zunehmenden Alter hält die zunehmende Anmuth nicht gleichen Schritt, das Jugendfeuer ist auch kein ewig Lichtlein, und sie bleibt eben nicht immer grünen die goldene Zeit der ersten Liebe. Aber in Euren zarten Ständchen und Liebesliedern, da sind die Mädchen und Frauen wie die Tauben und Lämmer, da sind sie schön wie's ewige Morgenroth, da ist die erste Liebe wie die letzte rein wie das Gold, frisch wie die junge Saat. Unsere Dichter und Tonkünstler lassen uns auch viel von der Freiheit singen, und sie ist ja wohl ein holdes Himmelskind, dem wir unsere schönsten Lieder bringen dürfen. Aber es spielt so oft Versteckens dieses Kind, du kannst es oft in die Länge und Breite, in die Höhe und Tiefe vergebens suchen und ich begreife, wie Einer auf den Gedanken kommen konnte, zu dichten: „Die Freiheit wohnt nur in dem Reich der Töne, das Schöne blüht nur im Gesang." Aber da wohnt sie auch recht heimisch diese Freiheit, wir haben ihr die besten Gemächer eingeräumt, ja sie schaut zu allen Fenstern unsers Sängerhauses heraus, so daß viele Freiheitsscheuen einen weiten Umweg machen, um nicht in ihren Gesichtskreis zu kommen; sie ist da auch immer eine vernünftige, geregelte Freiheit, die keine Purzelbäume macht, sondern sich hübsch auf gesunden Füßen erhält. Noch ein Trautes, das in des Liedes zauberischen Tönen blüht, ist die Eintracht. Wie sind sie so schön die Bundes- und Friedenslieder — und wie ist's oft im Leben so ganz anders! Auch im Sängerleben?? Das Lied mit dem friedlichen Worte und dem harmonischen Klange war es stets der reine Wiederschein unserer Gesinnung? Haben wir den Rang- und Geldstolz, den Gelehrten- und Künstlerstolz und wie diese Krankheiten alle heißen mögen, weggethan, um unsern Brüdern eine ehrliche Hand zum Bunde zu reichen? Macht, daß das Leben Dem gleiche, was unsere Lieder wollen und es wird so übel nicht werden. Das aber bleibt: „Das Herrlichste, das Höchste alles Schönen blüht in des Liedes zauberischen Tönen!" Diesem Herrlichsten unser Hoch!"

Die Tage werden ihm unvergeßlich seyn; aber auch sie, die Sänger, die sich um ihn, als wäre er ihr Präsident, geschaart hatten, werden nicht die herrlichen Worte vergessen, die er in jener feierlichen Stunde zu ihnen sprach. Sie werden sie in ihrem Herzen pflegen und schaffen, daß sie ein einiges Sängervolk werden, frisch, fröhlich und frei. Es ist nur gar zu häufig der Fall, daß die Bedeutung des Männergesanges in den Vereinen selbst nicht in seinem ganzen Umfange erkannt wird. Zwar haben gewichtige Stimmen in unserem Vaterlande schon die Macht des Gesanges gepriesen und der Männergesang insbesondere hat viele begeisterte Vertreter gefunden. Und wenn auch ihre Stimmen verhallten, müßten die Sängerfeste laut seine Bedeutung verkündigen. Aber dennoch thut es noth, den Vereinen immer auf's neue seine Bedeutung zuzurufen. Der Männergesang soll alle Saiten anschlagen, die in dem Herzen des Mannes klingen. Religion, Vaterlandsliebe und Vaterlandsvertheidigung, Freiheit, ohne die kein Vaterland geliebt zu werden verdient, Liebe und Freundschaft und alle die Freuden des geselligen Lebens sollen als Blüthen zusammengeschlungen werden in den Kranz der Lieder. Einseitig religiöse und einseitig politische Vereine können eben so wenig dem Männergesang seine volle Geltung geben, wie diejenigen, deren Motto Jovialität und das bekannte Vibamus ist. Wo aber alle diese Richtungen mit gleicher Liebe gepflegt werden, da wird die wahre Harmonie herrschen; die eine wird die andere auf das Maß zurückführen, ohne das nichts Edles und Schönes gedeihen kann. Mögen dann die einzelnen Mitglieder eines Vereines sich entgegenstehen in ihren Meinungen und Ansichten, die Mannichfaltigkeit der Gesangesrichtungen wird die Gegensätze ausgleichen, und wie die Mitglieder unter einander, so werden auch die gesammten Vereine von einem festen Bande sich umschlungen fühlen. Der Liederkranz mit seinen Brüdervereinen in unserer Stadt hat in sich schon schöne Mittel, um dieses Ziel zu erreichen. Daß er es auch erreichen und seine Sache zur Sache des Volkes machen will, beweist das Konzert, das er mit den andern Vereinen in diesen Tagen gegeben hat. Ein Theil des Ertrags wird die Grundlage bilden

zur Errichtung einer dritten Kleinkinderschule, die für unsere Stadt ein Bedürfniß geworden ist. Der andere Theil wird den Waisen des verstorbenen Orchestermitglieds, Hrn. Bormann, überwiesen werden. So halte er sich denn tüchtig und vergrößere durch seine Wirksamkeit den Kreis seiner Anhänger.

Mannichfaltigkeiten.

(Stuttgart.) Mad. Birch-Pfeiffer hat ihr Gastspiel auf hiesiger Hofbühne beendet; sie gab die Oberförsterin (Jäger), Antonina (Belisar), Baronin (Christoph und Renate), und die Generalin (Mutter und Sohn). Sie zeigte sich als bühnengewandte, routinirte Darstellerin und steht besonders im Conversationsstück an ihrem Platze, während sie dagegen für das Tragische weniger geeignet scheint; ihre Oberförsterin, wenn auch theilweise etwas outrirt, hatte vorzügliche Momente. Die Aufnahme des Gastes war beifällig, nur als Antonina in Belisar sprach sie wenig an. — Als Novitäten werden vorbereitet: „Die Tochter Juan's III.", von Baron Rosen, und „Ruy Blas", von Victor Hugo. An des Königs Geburtstag wurde „Nebucadnasor" von Verdi gegeben und seitdem mit Beifall wiederholt. Die Novität war durch Hrn. Regisseur Moritz auf eine eben so glanzvolle als den Kenntnissen und dem feinen Geschmacke desselben alle Ehre machende Weise in Scene gesetzt worden. Unser Pischek war in der Titelrolle in jeder Beziehung vortrefflich und errang die glänzendste Anerkennung; seine herrliche Stimme, sein kunstgerechter Vortrag, sein ächt dramatisches Spiel und meisterhafter Gesang, endlich seine Persönlichkeit, durch prachtvolle Costüme gehoben, wirkten zusammen, um eine vollendete Kunstleistung abzurunden. Hr. Pischek hat sich in der Gunst des hiesigen Publikums entschieden festgestellt, und wir dürfen uns in der That Glück wünschen, einen so hervorragenden und in jeder Hinsicht so reich begabten Sänger unserer Oper gewonnen zu sehen. — Die Bemühungen des Hrn. Oberregisseur Moritz um unser Schauspiel, dessen Repertoire sich durch gute Wahl älterer und neuerer Stücke und durch Vielseitigkeit auszeichnet, müssen wir, als des besten Dankes hiesiger Kunstfreunde würdig, auf's rühmlichste hervorheben.

Der Tenorist Stritt aus Wiesbaden ist bei der Breslauer Bühne engagirt und bei seiner Antrittspartie als Masaniello mit Auszeichnung aufgenommen worden. Ferner ist er bereits als Robert, Max und Rafaelo beifällig aufgetreten und man sieht seinen Leistungen als Eleazar, Lizinius, Ferdinand Cortez, Sever, Raoul und Alamir mit Vergnügen entgegen, da er Kraft und Frische der Stimme mit lebendigem Vortrag verbindet.

Zu Warrendorf in Westphalen wurde am 25. September ein Spinnwettfest gefeiert. Die Kinder aus der Spinnschule wurden, 76 an der Zahl, auf einen freien Platz vor der Stadt geführt, mußten da auf ihren Stühlchen, vor sich die Spinnräder, Platz nehmen, und auf ein gegebenes Zeichen begann das Wettspinnen, welches, mit Abrechnung dreier Erholungspausen von 5 Minuten, eine volle Stunde dauerte. Die Emsigkeit, ja die Wuth der kleinen Spinner läßt sich denken; kaum konnte man wegen Schnelligkeit des Drehens die Räder sehen. Nachdem das Garn abgehaspelt und zwei Preisrichter ernannt worden, ergab sich, daß das Garn der Elisabeth Stöpelmann (11 Jahre alt) an Fadenzahl, Feinheit und Haltbarkeit das beste war, indem dieselbe in dieser Stunde 5 Gebind 43 Faden oder 640 Berliner Ellen 2½ löthiges Garn gesponnen hatte; ihr folgte Heinrich Schweer (11 Jahr alt) mit 5 Gebind 25 Faden oder 640 Ellen ebenfalls guten, gleichförmigen 3½löthigen Garns. Beide wurden als Spinnkönig und Spinnkönigin proklamirt, und mit Zweithalerstücken, Schärpen, nützlichen Büchern, die nachfolgenden Spinner nach Maßgabe ihrer Leistungen belohnt, und zuletzt sämmtliche Kinder vom Frauenverein bewirthet.

Korrespondenz.

Baden, 6. Oct.

Die diesjährige Saison ist jetzt so ziemlich auch thatsächlich zu Ende. Zwar ist das Conversationshaus noch geöffnet und bleibt es bis zu Ende dieses Monats, aber das Theater ist geschlossen, die Konzerte sind von uns genommen, wiewohl heute Abend noch Musik im großen Saale des Conversationshauses ist, aber die Fremden sind größtentheils fort. Nichtsdestoweniger zählen wir heute noch 488 Partieen (nicht Personen) und die Zahl sämmtlicher Badgäste beläuft sich auf nahezu 29,000, wird sich also bis zum definitiven Schlusse zu Ende d. Mts. auf 30,000 steigern; denn noch bringt uns jeder Tag an 60 — 100 Fremden. Freilich würde dies für ein anderes Bad noch eine Glanzperiode seyn, was wir hier als das Einpuppen für den Winter ansehen, was Niemand für übertrieben halten wird, der je Baden in seinem Glanze geschaut. Noch im Laufe dieses Monats wird die Zweig-Eisenbahn von hier nach Oos in Angriff genommen, damit sie zum Beginn der Saison von 1845 befahren werden kann. Der Bahnhof kommt, wie die Aussteckungsfähnlein bezeichnen, gerade an den Eingang der Stadt auf die Wiese vor dem grünen Berge zu stehen.

Darmstadt, 2. Oct.

Zu den Neuigkeiten in unserer Stadt gehört auch, daß für das Fest der Enthüllung des Ludwigsmonuments, welches schon mehreren Broschüren zum würdigen Stoffe diente, demnächst ein Album erscheinen soll, das, außer vollständiger Angabe über die Entstehung, Fortführung und Vollendung dieser Säule, außer der Beschreibung der Festtage im August, nebst Zugabe aller erschienenen Lieder und Gedichte, Predigten, Uebersichtsplanen und Erwähnung der erschienenen Gelegenheitsschriften und Aktenstücke, nebst Abbildung mehrerer bezüglichen Gegenstände, insbesondere eine namentliche Aufzählung derjenigen Personen enthalten wird, welche dem imposanten Festzuge am 25. Aug. beigewohnt haben. Dieses Festalbum, gewiß eine willkommene Gabe für jeden Theilnehmer jenes denkwürdigen ersten Festes seiner Art in Hessen, wird ein Beitrag zu unserer vaterländischen Geschichte werden.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 10. Oct. (Zum Erstenmale): Ein Handbillet Friedrichs II., oder: Incognito's-Verlegenheiten, Lustspiel in 2 Aufzügen von W. Vogel.

Samstag, 12. Oct. Wilhelm Tell, Schauspiel in 5 Akten, von Schiller. (Gastrolle) Wilhelm Tell: Hr. Steinmüller, vom k. Hoftheater zu Hannover.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag v. J. Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 283. Samstag den 12. October 1844.

Der Bauernkönig und die Jüdin.

(Von Johann Czynski.)

(Fortsetzung.)

„Herr König," sprach Rokiczana, „wann habe ich mich je in Eure Geschäfte gemischt? Habe ich nicht stets Eure leisesten Winke beachtet? Hab' ich nicht immer Alles gut gefunden, was von Kasimir kam? Und durfte ich nun nicht von Eurer Wohnung Diejenige entfernen, welche von aller Welt als meine Nebenbuhlerin bezeichnet wird? Gestern noch habt Ihr mich Eurer Liebe versichert. — Ohne Zweifel habe ich Unrecht gehabt. Ich hätte Euch bitten sollen, mir ein Leid zu ersparen, und selber Diejenige fern zu halten, welche mir Besorgnisse einflößt. Als ich hörte, wie Ihr Befehl gabt, sie einzuladen, als ich mir sie vorstellte, geputzt, beäugelt, bewundert, da hat es mich durchzuckt. Ich habe den Verstand verloren, und im Wahnsinn der Liebe und der Eifersucht hab' ich mich hinreißen lassen, mich Eures Namens zu bedienen, um sie fern zu halten. Kasimir! ihr Anblick würde mich getödtet haben."

„Fräulein!" entgegnete Kasimir, „um Euch zu zeigen, daß man nicht ungestraft meinen Namen mißbraucht, werd' ich unverzüglich Diejenige kommen lassen, welche Ihr so sehr hasset, und um sie für eine ungerechte Verfolgung zu entschädigen, soll der erste Platz bei'm Mahl ihr vorbehalten bleiben, und sie soll Königin des Festes seyn."

Nach diesen Worten wandte der König sich gegen die Thür, um neue Befehle zu ertheilen. Seine Drohung versetzte Rokiczana in Wuth. Sie trat zwischen den König und die Thür, und sagte bleich, mit starrem Blick und im Ton der Verzweiflung: „Ihr werdet es nicht thun!"

„Wer soll mich daran hindern?" fragte der König.

„Ich!"

„Fräulein!" sagte Kasimir ernst, „ich will hinaus."

„Ihr kommt nicht hinaus, bevor ich die Versicherung habe, daß Ihr diese verfluchte Jüdin nicht hieher kommen laßt."

„Fräulein, Ihr vergeßt Euch."

„Nein! nein!" rief Rokiczana, und hielt mit ihren zitternden Händen die Thür zu.

Kasimir lächelte verächtlich, wandte ihr den Rücken und ging nach der andern Seite zu, wo eine geheime Thür auf den großen Gang führte. Als Rokiczana sah, daß er ihr entschlüpfte, ohne daß sie es hindern konnte, warf sie ihm einen wüthenden Blick zu und rannte nach dem Fenster, um sich in den Hof hinabzustürzen. Kasimir sprang herbei und faßte sie noch mit genauer Noth, um sie zurückzuhalten. Erstaunt fragte er sie: „Was machst Du?"

„Ich will sterben! ich will mich tödten!" antwortete Rokiczana, deren Leidenschaftlichkeit Kasimir kannte, der er aber nicht zutraute, daß Liebe und Eifersucht sie so weit treiben könnten.

„Warum haltet Ihr mich zurück?" rief sie. „Laßt mich los! Als Ihr von mir Liebe um Liebe begehrtet, als Ihr mir tausend Schwüre der Standhaftigkeit und Treue leistetet, da sagte ich Euch, ich würde es nicht überleben, wenn Ihr mich verließet und der Schmach preisgäbet. Und nun zieht Ihr mir eine elende Jüdin vor! Nein! ich will ihren Triumph nicht sehen. Ich will nicht das Lachen Eurer Höflinge und der vornehmen Damen ertragen, welche mir mein Glück nicht verzeihen konnten, und die sich freuen werden, wenn sie mich verschmäht und verstoßen sehen. Ich habe von Eurer Liebe gelebt. Sie hat mich beschützt und über jene Weiber erhoben, deren Haß und Eifersucht ich bei ihr verachten konnte. Verlassen bin ich nichts mehr, und das Leben ist mir zum Ekel. Lasset mich los!"

Sie suchte sich loszuwinden aus den Armen des Königs und sich den Kopf an der Wand einzurennen. „Nicht so laut, Rokiczana!" sagte der König. „Beruhige Dich. Vergiß nicht, daß man uns hören kann, daß nebenan in den Sälen Leute sind."

„Nicht so laut?" wiederholte Rokiczana höhnisch. „Ich soll kein Aufsehen machen? Was liegt mir an den Leuten? Bin ich nicht ein entehrtes Weib? eine Gattin ohne Ehe, eine verstoßene Buhlin? Nur Eure Liebe konnte dem Weib Achtung verschaffen, welches um Euretwillen alle seine Pflichten aus den Augen gesetzt hatte. Eure Höflinge lagen zu meinen Füßen; und jetzt würden sie mich mit ihren frechen Blicken durchbohren, wenn sie Euch zu den Füßen meiner Nebenbuhlerin sehen!"

„Nein, Rokiczana," erwiederte Kasimir, der gern die Gelegenheit ergriff, ihr ein Wort des Trostes zu sagen, ohne zu lügen. „Du irrst Dich. Ich werde dafür sorgen, daß Du geachtet wirst. So lange ich lebe, soll Niemand sich unterstehen, der Geliebten Kasimir's Ehrerbietung zu versagen."

„Was liegt mir an der gezwungenen Ehrerbietung der

Andern, wenn Ihr mich verlaßt! Sprecht, Kasimir! Seyd Ihr Derselbe, welcher Ihr waret. Liebt Ihr mich noch? Liebt Ihr niemand anders als mich? Antwortet? Wozu ein schwaches Weib täuschen?"

„Nun," sagte der König, „da Du es willst, so antworte ich Dir, wie ich zu Gott sprechen würde, der uns hört. Als Du mir gestern den Haß und die Eifersucht gestandest, welche Esterka Dir einflößt, da wußte ich noch nicht, welche Herrschaft sie über mich gewonnen hatte. Ich glaubte nur Dich zu lieben. Deine Unruhe, Dein Argwohn haben mich den Zustand meines Herzens kennen lernen. Ich prüfte mich und fand, daß Du Ursache hast, eifersüchtig zu seyn. Ja, Rokiczana, ich liebe sie. — Wie siehst Du mich an? Sind wir Herr unserer Gefühle? — Diese neue Liebe hat mich nicht undankbar gemacht. Gebiete, und ich werde Alles thun, was in meiner Macht steht, um das Uebel, welches ich Dir zugefügt habe, wieder gut zu machen. Wähle das schönste meiner Schlösser, die einträglichste meiner Herrschaften. Wirf Dein Auge auf einen meiner Ritter, und ich verheiße Dir, daß er knieend um Deine Hand anhalten soll. Aber stelle Dich nicht zwischen mich und Esterka. Wenn Du Dich bemühst, sie zu entfernen, so arbeitest Du vergebens, und verlierst den Anspruch auf meine Dankbarkeit."

Rokiczana hatte aus den Worten Kasimir's nur Eins herausgehört: das Geständniß seiner Liebe zu Esterka. Sie hörte nicht die Verheißungen, welche in den Augen einer verschmähten Geliebten ein Hohn sind. Indeß, als ob sie zweifelte, als ob sie ihren Ohren nicht traute, fragte sie: „Ihr liebt sie also?" — Sie glich einem Verurtheilten, dem die Verwerfung seines Begnadigungsgesuches angekündigt wird, der auf dem Gesicht des Boten die unheilvolle Nachricht lies't und doch noch zweifelnd ihm das Blatt aus der Hand reißt und es ansieht, ohne es zu entziffern, bis der Henker ihn aus seiner Betäubung erweckt.

„Ja, ich liebe sie," antwortete der König. „Ich will Dich nicht täuschen, will nicht Heuchelei mit den Gefühlen verbinden, die Dich verletzen."

„Und Eure Schwüre, Kasimir?"

„Ich habe sie in gutem Glauben geleistet, mit dem Willen, sie zu halten, und in der Voraussetzung, daß ich nur Dich lieben könnte. Meine Liebe hat gewechselt, ohne mein Wissen und Willen."

„Und Ihr glaubt, ich würde mit Lächeln den Triumph der Jüdin ansehen?"

„Du wirst damit Anspruch auf meine ewige Dankbarkeit und Freundschaft erwerben."

„Nein, Kasimir, das ist unmöglich! Ich liebe Dich zu sehr, um ruhige Zuschauerin des Glücks einer Nebenbuhlerin bleiben zu können."

„Und was willst Du thun?"

„Ich werde mich rächen. Du lächelst? Du rechnest auf meine Schwäche? — Lerne, wohin die Verzweiflung eines verrathenen Weibes führen kann!" Sie riß dem König seinen Dolch aus der Scheide und rief: „Denke nicht, daß dieser Dolch gegen Deine Brust gerichtet ist. Für mich ist er bestimmt; aber sterbend räch' ich mich. Ich begreife Dich jetzt, großer König, Gesetzgeber, musterhafter, edler, gerechter Fürst, so lange ein Volk Dich beobachtet! Du baust Städte, beschützest Gelehrte und Künstler, schirmst die Schwachen und Unterdrückten — Alles, um den Beifall der Menge und das Lob der Chronikschreiber zu ernten. Vor der Welt bist Du groß; was liegt Dir daran, ob Du ein Weib entehrst und mordest? Erfährt das die Welt? beachten die Chronikschreiber solche Kleinigkeiten? Ich habe Dich leidenschaftlich geliebt; verlassen und verrathen, hass' ich Dich, und will an Dir Rache nehmen. In meinem blutbespritzten Festkleid will ich mich unter die Ritter und edlen Frauen schleppen, und sterbend will ich auf Dich deuten und rufen: Da ist mein Mörder!"

(Fortsetzung folgt.)

Der Hanse- oder Hansel-Orden in Sanct Goar.

Die seltsamen Sitten, Herkommen und Gebräuche unserer Altvordern an einzelnen Orten verdienen um so mehr eine nähere Beleuchtung, als wir offenbar an einer Scheidegränze angelangt sind, jenseits welcher allmählig die rasch voraneilende Entwickelung unserer Tage diese Reste früherer Jahrhunderte ihrem Grabe, wenn nicht der Vergessenheit, zuführen dürfte. Die Reisenden, welche so zahlreich die schönen Ufer des Rheines besuchen und meist mit dem Dämpfer an den einzelnen Orten vorüberrauschen, entnehmen den Reisehandbüchern eine kurze, flüchtige Notiz, auch über den Hanselorden, ohne daß ihrem Wunsche, mehr darüber zu erfahren, genügt werden könnte. Vielen Lesern und Leserinnen dieser Blätter ist es nicht besser ergangen. Es geschieht ihnen daher wohl zu Dank, wenn hier eine genauere, auf Urkunden beruhende Darstellung geboten wird, bei welcher die interessante Beschreibung der Geschicke der Burg und Festung Rheinfels hauptsächlich zu Grunde liegt, welche der königliche Friedensrichter A. Grebel in diesem Jahre bei Sassenroth in St. Goar unter dem Titel: „Das Schloß und die Festung Rheinfels. Ein Beitrag zur Rheinischen Geschichte. St. Goar 1844. Druck und Verlag von C. Sassenroth", herausgegeben hat, und die das Verdienst in Anspruch nehmen darf, zum ersten Male urkundlich die Geschichte dieses in vielfacher Beziehung wichtigen Punktes dem Publikum dargeboten zu haben.

Es darf als eine bekannte Thatsache vorausgesetzt werden, daß, aus alter Zeit herrührend, in St. Goar der Hans-, Hals- und Burschband-Orden besteht, in den zuweilen Reisende, die sich länger am Orte aufhielten, aufgenommen wurden, deren Namen dann in das Stammbuch des Ordens eingetragen zu werden pflegte. Kurzweilige Ceremonien fanden bei der Aufnahme statt, welche gewöhnlich in dem seit fünfhundert Jahren blühenden Gasthofe zur Lilie in St. Goar vorgenommen wurden. Besondere Statuten wurden vorgelesen, in denen unter andern dem Hanselritter zur Pflicht gemacht wurde, nie aus einem leeren Glase zu trinken, und er das Recht der Jagd im Rheine und des Fischfangs auf dem Lurlei erhielt. Ohne auf das Statut selbst näher einzugehen, theilen wir Folgendes mit. Die Aufnahme in den Orden, in welchen sich die Commandanten und Offiziere der Besatzung von Rheinfels von den ältesten Zeiten her aufnehmen ließen, geschah in folgender Weise: Der Aufzunehmende wurde in zahlreicher Gesellschaft, woraus er sich einen oder mehrere Pathen wählte, an die Hauptwache zu St. Goar geführt, und ihm dort ein messin-

genes Halsband angelegt, worauf der Pathe ihn fragte, ob er mit Wasser oder mit Wein getauft seyn wolle? Wählte er Wasser zur Taufe, so wurde ihm ein Eimer mit Wasser über den Kopf gestürzt. Gewöhnlich wurde indessen die Weintaufe gewählt. Geschah dies, so begab sich die ganze Gesellschaft, nachdem eine Spende für die Armen entrichtet worden war, in den Gasthof zur Lilie. Hier wurde dem Aufzunehmenden eine messingene Krone aufgesetzt, von dem Gasthalter der große Hanse-Becher dargereicht, die Gesetze des Hanse-Ordens vorgelesen und alsdann dieser Becher, sowie auch von den Pathen, von ihm vier Mal geleert, und zwar auf das Wohl Carls des Großen, der Königin von England, des Landgrafen von Hessen und der Ordensgemeinschaft. Dies war ein heroisches Stück Arbeit; allein es mußte bis zur Nagelprobe geschehen, und wenn es geschehen war, auch der Namen in das Matrikelbuch eingetragen worden, so pflegte ein lustiges Trinkgelag gehalten zu werden, meist auf Kosten des neuen Ritters. Das Matrikelbuch ist in jeder Hinsicht merkwürdig. Mehrere Tausend Hanselritter sind namentlich eingetragen, unter denen eine Menge fürstlicher und anderer merkwürdiger Personen, und unter andern auch Philipp der Großmüthige von Hessen, Franz von Sickingen, Götz von Berlichingen u. s. w. Die Landgrafen von Hessen-Kassel und Hessen-Rheinfels ließen sich gewöhnlich durch Bevollmächtigte in den Orden aufnehmen. Bei seiner Durchreise durch St. Goar, im Jahr 1595, ließ sich Churfürst Friedrich von der Pfalz, der nachmalige unglückselige König von Böhmen, nebst seiner stolzen und herrschsüchtigen Gemahlin in den Orden aufnehmen und schenkte dem Ordenscapitel einen sehr kostbaren Ehrenbecher. Der Becher ist mit den Wappen sämmtlicher Grafen, welche das Gefolge des Churfürsten bildeten, geziert, und trägt die Inschrift:

Zu Ehren St. Goar am Rhein,
Ist gar wohl und fein,
Der Landgräflichen Verhanse-Stadt,
Diß Trinkgeschirr gemacht.

Dieser Becher befindet sich in der Sammlung des Herrn Wohl in Koblenz. Daraus, daß nicht das Wappen Friedrichs, sondern die der Grafen seines Gefolges auf dem Becher stehen, scheint zu erhellen, daß, obwohl der Fürst anwesend, doch diese seine Stelle vertraten. Es läßt sich wenigstens schwer mit dem Charakter der englischen Königstochter vereinen, daß sie es sollte gestattet haben, daß ihr Gemahl, noch weniger aber sie sich selbst zu einer so burlesken Feier herbeigelassen.

Einen ähnlichen Becher schenkte Landgraf Ernst von Hessen-Rheinfels bei seiner Aufnahme in den Orden im Jahre 1683. Dieser Becher befindet sich noch jetzt im Besitze der Stadt St. Goar und führt folgende Inschrift:

Ex munificentia Seren. D. D. Ernesti
Hassiae Landgravii Rhenofelsensis anno 1683.

Der älteste und schönste Becher, welchen die Tradition für ein Geschenk Carls des Großen ausgibt, befindet sich im Gasthofe zur Lilie. Er trägt die Bildnisse Kaiser Carl's des Großen und seiner beiden Söhne, Carl's und Pipin's, in getriebener Arbeit mit der Inschrift: „Ex fundatione Div. Aug. Imper. Caroli Magni, in memoriam reconciliationes filiorum suorum Caroli et Pipini.“ Diese Inschrift bezieht sich auf eine Begebenheit, die wir kurz hier mittheilen wollen, wie sie in den ältesten Matrikelbüchern des Hanse-Ordens beschrieben wird, wodurch zugleich die Stiftung des Ordens erklärt werden soll: „Als Kaiser Carl der Große das Königreich seinen beiden Söhnen, Carl und Pipin, theilen wollte, womit der jüngere, Pipin, gar nicht zufrieden gewesen, sey er über seinen ältern Bruder so ergrimmt gewesen, daß er ihn drei Jahre zu verfolgen gesucht. Als hierauf der Vater, Carl der Große, eine Reise den Rhein hinunter gethan, und seinen Sohn Carl zur Verrichtung des Gebets nach der Kapelle des heiligen Goar's abgeschickt hätte, sey der nachfolgende Bruder Pipin ebenfalls in die Kapelle getreten, und seines betenden Bruders mit großem Grimm ansichtig worden, so daß er ihn auf der Stelle entleiben wollte. Da hätte Gott und der heilige Goar diesen großen Haß der Brüder auf einmal in große Liebe verwandelt, daß sie sich mit Freuden umhalset und vereiniget, von da zu ihrem Vater den Rhein hinunter glücklich gelanget, und von selbigem mit vieler Freude empfangen worden. Deswegen Letzterer zum Andenken dieser Vereinigung seiner Söhne zum Besten des Hospitals und der armen Reisenden nicht nur eine reiche Stiftung, sondern auch ein silbernes Hanse-Band zu gegenwärtigem annoch üblichem Gebrauche an diesem Orte angeordnet, welches von dieser Zeit an in Ausübung geblieben sey.“ Ob der Orden durch diese Versöhnung und die Schenkung Carls des Großen, die in zwanzig Pfund Silber bestand, entstanden sey; ob er zunächst der Unterstützung der Armen gegolten — bleibt jedenfalls ein Räthsel; wie es denn damit unvereinbar scheint, daß er auf ein tüchtiges Trinken, lustigen Schnak und possierliche Streiche hinausläuft. Gewiß ist es, daß er einer heitern Laune irgend eines Gewaltigen sein Daseyn dankt, oder es müßte die Zeit den Ernst des Stifters in Spaß und Kurzweil umgewandelt haben. Wann und wie das sollte geschehen seyn, bleibt eben so räthselhaft. In das graue Alterthum reicht die Stiftung jedenfalls hinauf; schon zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts existirte er. Bei der Aufnahme des hessischen Befehlshabers zu Rheinfels, 1480, wird er ein uralter Gebrauch genannt. Eben so bezeichnen ihn Winkelmann in seiner hessischen Chronik von 1697 und schon 1668 Dr. Brown in seiner Rheinreise. Der letzte Commandant von Rheinfels, welcher sich mit seinem ganzen Offizierkorps am 19. August 1750 in den Orden aufnehmen ließ, war der Gouverneur und Generallieutenant von Mansbach. Früher mußte fast jeder Reisende, welcher in St. Goar übernachtete, sich aufnehmen lassen, und jeder Kaufmann, welcher die beiden Messen in St. Goar besuchen wollte, mußte rite promotus Ritter seyn.

Mannichfaltigkeiten.

(Darmstadt.) Vom 1. Oktober 1844 an hat die Zeitschrift: „Das Vaterland“ wieder zu erscheinen begonnen. Wie früher, wird die Aufgabe des „Vaterlandes“ seyn, in freisinniger, aber besonnener Richtung das sich vorgesteckte Gebiet zu durchwandern, an die Begebenheiten des Tages anzuknüpfen, aber daraufhin den höhern Halt und Grund, das Ganze und Große über dem Einzelnen, nicht zu vergessen. Das „Vaterland“ erscheint drei Mal wöchentlich und der ganze Jahrgang wird zu dem billigen Preis von fl. 2 40 kr. abge-

geben. Für die Zeitschrift sind gediegene Mitarbeiter gewonnen, und so darf man dem Wiedererscheinen derselben mit Interesse entgegen sehen.

(Neujahrswünsche.) Die Dorfzeitung bemerkt: Wer das Jahr 1845 gern recht schön und elegant haben möchte, dem rathen wir, sich einen von den dreierlei Wandkalendern, die in der trefflichen Naumann'schen lithographischen Anstalt in Frankfurt erscheinen, anzuschaffen, oder auch alle drei, wenn einer nicht genug helfen sollte.

Die Menschheit ist im Fortschritt begriffen und wird nun in Berlin bald raschere Fortschritte machen können, denn: „Fort mit dem Reste der Hühner-Augen!" ruft der Hühner-Augen-Operateur Quednau in der Vossischen Zeitung vom 17. Sept. aus. Er fügt hinzu, daß sein ganzes Bestreben dahin gerichtet sey, „dieses Uebel hier für Berlin in kürzester Zeit ganz auszurotten." Wer soll da noch wissen, wo ihn der Schuh drückt? Die Menschheit wird mit Augen im Kopfe ohne Hühner-Augen, ohne Schuhdruck, vorwärts eilen.

Frankfurter Theater.

Nachdem nun die Meßzeit und mit ihr die Gastvorstellungen des Kinderballets vorüber sind, darf man erwarten, daß das Repertoire wieder seinen geregelten Gang nehmen und auch solche Stücke zur Aufführung bringen wird, die nicht gerade auf den Vortheil der Kasse berechnet sind. So sahen wir am 5. d. Mts. Lessing's „Nathan der Weise" und am 7. Schiller's „Räuber." In beiden Dramen waren es die Kunstleistungen des Hrn. Reger, welche wir besonders hervorzuheben haben. Hrn. Reger's „Nathan", welche Rolle er vorherrschend in rhetorischer Beziehung geltend macht, ist bereits besprochen worden; seinen „Franz von Moor" möchten wir noch höher stellen, da hier der Repräsentant als ein gediegener und energischer Charakteristiker hervortritt; sowohl die schleichende Tücke und die heuchlerische Verderbtheit, als auch die wilden Ausbrüche der Leidenschaft und der inneren Zerwürfnisse, sowohl die erzwungene Ruhe, als die überwältigenden Beängstigungen des Gewissens, sowohl das unter der Asche glimmende, als das zur ungestümen Flamme auflodernde Feuer, wußte Hr. Reger gleich ausgezeichnet zur Anschauung zu bringen und sein den verschiedenen Stadien der dramatischen Motivirung folgendes und consequent gehaltenes Charakterbild trug in allen Theilen den unverkennbaren Ausdruck eines befähigten und gediegenen Künstlers, der Natur und Wahrheit, Kraft und Besonnenheit zu vereinigen und seine Farben richtig und effectvoll zu vertheilen weiß. Wir dürfen uns um so mehr freuen, einen so achtbaren und des Künstlernamens würdigen Mimen unserer Bühne gewonnen zu sehen, je seltener bei der heutigen Armuth an Bühnentalenten diejenigen Individuen sind, welche den angebornen Beruf durch gründliche Studien ausgebildet und sich über das Bereich jener Alltäglichkeit erhoben haben, die nur durch äußerliche Mittel, vortheilhafte Persönlichkeit und sogenannte Theaterroutine wirkt; auch heute bewies der lebhafteste Beifall, wie sehr man Hrn. Reger's Talent und Verdienst zu würdigen weiß. Möchte es der Direktion gelingen, auch die durch den Abgang des Hrn. Baison und der Mad. Frühauf noch immer erledigten Fächer bald wieder genügend zu besetzen und den Namen unserer Weidner, Reger, Lindner, Meck u. A. die noch fehlenden beizufügen. Unser Schauspielpersonal ist zwar zahlreich genug, aber es befinden sich viele sehr untergeordnete und für den Beschauer nicht sonderlich anziehende Kräfte darunter; eine Concentrirung derselben auf weniger, aber auf klangvollere Namen, auf mehr Qualität, als Quantität wäre zu wünschen. Ein solches Verhältniß herzustellen, hat allerdings seine wohl bekannten Schwierigkeiten, indem die guten Mimen selten sind und diese meist in festen und vortheilhaften Engagements stehen und indem auch namentlich die mangelhafte Einrichtung des hiesigen Pensionsfonds Manchen abhält, der Frankfurter Bühne beizutreten, — aber man möge nur fortfahren, zu suchen und ein günstiger Erfolg wird solche Bemühungen hoffentlich, und wir wünschen recht bald, krönen.

Als Carl von Moor gastirte Hr. Steinmüller, ein Frankfurter, und darum seinen zahlreichen Bekannten und Freunden willkommen. Persönlichkeit und Sprachorgan machen ihn für Heldenrollen geeignet und er ist im Besitz einer anzuerkennenden Bühnenroutine. Die Darstellung des vom Dichter mit so jugendlich kühner Genialität gezeichneten, aber in schroffen Extremen gehaltenen Charakters gelang Hrn. Steinmüller in den aufgeregteren Momenten am besten und in mehreren derselben, wie namentlich in der Befreiungsscene seines Vaters, zeigte er einen warmen und wahren Gefühlsausdruck; in andern dagegen wäre mehr Nüancirung, mehr Motiviren der Seelenzustände und im Allgemeinen ein fließenderer und weniger pathetischer Dialog zu wünschen gewesen. Die Aufnahme des Gastes war günstig und er wurde zweimal hervorgerufen.

(Schluß folgt.)

Frankfurt a. M., 7. Oct.

Am Samstag Abend den 5. d. M. legte der bekannte Rechenkünstler Hr. Zacharias Dase aus Hamburg in einer geschlossenen Gesellschaft vor mehr als hundert Zuschauern Proben seines eminenten Talentes ab. Wer nicht selbst Zeuge der Vorstellungen des Hrn. Dase war, kann sich unmöglich einen Begriff von dem Ueberraschenden derselben machen. Schreiber Dieses muß offen gestehen, daß auch er nebst vielen Andern zu den Zweiflern gehörte und den vielfachen Zeitungsartikeln mißtraute; aber seine Zweifel sind nun geschwunden. Man weiß nicht, welche einzelne Seelenthätigkeit die schaffende Kraft bildet, mit welcher dieser Mann seine staunenerregenden Arbeiten in der Zeit eines Augenblicks vor den Augen der Zuschauer löst. Nur dann, wenn man diese intellectuelle Riesenkraft mit der Körperkraft eines Herkules vergleicht, kann man sich etwa eine annähernde Vorstellung von den Leistungen jenes Zahlenkünstlers machen. Man glaube ja nicht, daß die Leistungen dieses Talentes nur interessant und unterhaltend seyen, vielmehr wird sich Jedem sogleich die Ueberzeugung aufdrängen, daß große Vortheile für die auf Mathematik gestützten Natur- und technischen Wissenschaften durch fruchtbringende Benutzung jener Kunstfertigkeit im Rechnen zu gewinnen stehen. Es würde zu weit führen, die verwickelten Aufgaben, welche Hrn. D. vorgelegt wurden, einzeln aufzuzählen. Die Wahrheit des Gesagten wird man aber dennoch nicht in Zweifel ziehen, wenn man bedenkt, daß Stimmen wie die der Herren Professoren L. C. Schulz, v. Strasznicki, Petzval, Hoffer, v. Littrow u. A., welchen als Sternen erster Größe gewiß ein unbefangenes und unbestechliches Urtheil zusteht, daß eine Anstalt wie die österreichische Artillerieschule in Wien mit Bewunderung die Großartigkeit und Nützlichkeit der Leistungen des Hrn. D. anerkannt haben. Dieser schlichte, anspruchslose und gebildete Mann verdient daher gewiß die Aufmerksamkeit des Publikums; die Stunden, welche man der Betrachtung derselben widmet, hat man eben dem Anschauen eines Talentes gewidmet, das vielleicht in langen Jahren nicht wiederkömmt. Das Interesse für Hrn. D. wird sich noch steigern, wenn man erfährt, daß derselbe kaum erst zwanzig Jahre alt und dennoch schon zu solchem Ruf gelangt ist.

F.

Theater-Anzeige.

Samstag, 12. Oct. Wilhelm Tell, Schauspiel in 5 Akten, von Schiller. (Gastrolle) Wilhelm Tell: Hr. Steinmüller, vom k. Hoftheater zu Hannover.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 284. Sonntag, den 13. October 1844.

Der Bauernkönig und die Jüdin.

(Von Johann Czynski.)

(Fortsetzung.)

Sie erhob die Hand und führte einen Stoß nach ihrer Brust. Der König sah, daß es ihr voller Ernst war, und hatte seine ganze Kraft nöthig, um ihren Arm zurückzuhalten. Er liebte Rokiczana nicht mehr; aber er war nicht gefühllos noch undankbar. Ihre Vorwürfe waren um so schmerzlicher, da er sich sagen mußte, daß er sie verdiente; er, der nach dem Namen des Gerechten strebte. In seinem Innern sprach für sie sein Gewissen beredter als sie selber. Während sie ihn mit Schmähungen überhäufte, erinnerte er sich, daß sie um seinetwillen ihren alten Vater verlassen, daß sie jung und schön ihre Stellung als Mitglied einer reichen adeligen Familie aufgeopfert und ihm die Sorge für ihre Zukunft überlassen hatte. Seine Pflicht als Geliebter und als König gebot ihm, sie wenigstens so glücklich zu machen, wie sie es unter dem väterlichen Dach gewesen wäre. Und jetzt stand sie auf dem Punkt, sich zu tödten! Er mußte sich selber hassen, wenn er es geschehen ließ. Er achtete sich verbunden, sie um jeden Preis über ihre Zukunft zu beruhigen. „Höre mich an," sagte er. „Nur ein Wort, und dann richte mich."

„Nein, nein! Was könnt Ihr mir sagen? Ihr liebt sie; damit ist Alles gesagt. Vielleicht daß die Furcht vor einem großen Aergerniß, vor einer Verdunkelung Eures Ruhms Euch einige falsche Worte auspreßt. Aber ich glaube Euch nicht. Mein Entschluß ist unwiderruflich. Ich will sterben, weil mir das Leben verhaßt ist; ich will sterben, damit mein Tod ein unauslöschlicher Flecken auf Eurer Regierung sey!"

Kasimir bat und flehte, und es gelang ihm endlich, sie zu der Frage zu bringen: „Nun, was wollt Ihr?" — „Ich will," antwortete er, „Alles thun, was in meiner Macht steht, um Deinen Kummer zu lindern und Dich wieder glücklich zu machen."

„Und Esterka?" fragte sie.

„Ich wollte, daß sie dem Fest beiwohnte, um meinem hochmüthigen Adel ein Beispiel von Duldung zu geben. Aber da Dich dies zur Verzweiflung bringt, so lade ich sie nicht ein."

„Aber Ihr liebt sie?"

„Ich will mich bemühen — mich anstrengen, sie zu vergessen. Ich will ihrem Volk Gerechtigkeit widerfahren lassen, will sie und ihren Vater mit Wohlthaten überhäufen. Vielleicht gelingt es mir, die Leidenschaft zu überwinden, die sie in meinem Herzen entzündet hat."

Kasimir war aufrichtig bei diesem Versprechen. Er war wirklich von der Verzweiflung Rokiczana's gerührt, denn er erkannte sie als die Wirkung einer Liebe, die er getheilt hatte. Aber je mehr er bewilligte, desto mehr forderte sie. „Ihr wollt sie nicht mehr sehen?" fragte Rokiczana.

„Ich will nicht suchen, sie zu sehen."

„Ueberhäuft sie mit Wohlthaten, gebt ihr Gold, viel Gold — die Juden sind habsüchtig! — und schickt sie weg, weit weg von Krakau. Thut das für Die, welche Euch so zärtlich liebt. Ich bitte Euch kniefällig darum!" Und schluchzend warf sie sich dem König zu Füßen.

Kasimir schwankte. Das Mitleid mit der anwesenden Unglücklichen begann die Oberhand zu gewinnen über die Leidenschaft für die abwesende Jüdin. Da trat plötzlich die Maske ein, welche dem König im Saal nachgegangen war, und überreichte ihm ein Papier, indem sie mit verstellter Stimme sagte: „Ihr habt diesen Brief verloren."

„Wer hat Euch erlaubt, hier einzutreten?" fuhr der König auf.

„Ihr werdet es sehen, wenn Ihr gelesen habt," antwortete die Maske und verschwand.

Der König überlas das Papier. Seine Züge belebten sich. Er las es nochmals und mehrmals, und seine Hand zitterte. Rokiczana beobachtete ihn mit einem Entsetzen, über dessen Grund sie sich keine Rechenschaft geben konnte. Die Maske, welche in dem Augenblick dazwischengetreten war, als sie auf dem Punkte stand, dem König das Versprechen der Entfernung ihrer Nebenbuhlerin abzupressen, kam ihr vor, wie ihr böser Geist. Doch ihre Angst legte sich, als sie sah, daß der König wieder ruhig ward. Kasimir führte sie auf ein Ruhebett, setzte sich neben sie und sprach in gütigem Ton: „Rokiczana, ich habe Euch schon viel bewilligt. Esterka wird nicht eingeladen. Ich will wider die Liebe ankämpfen, die sie mir eingeflößt hat. Aber ehe ich Eure letzte Bitte bewillige, ehe ich sie von Krakau entferne, sollt Ihr mir eine Frage beantworten. Rokiczana, Eure Eifersucht, Euer Haß gegen diese Jüdin konnte Euch zu gewaltthätigen, unbesonnenen, verwegenen Schritten treiben; aber nie hättet Ihr die Feindin Kasimir's werden können?"

„Nie!" antwortete Rokiczana.

„In Eurer Verzweiflung konntet Ihr einen Selbstmord versuchen, ja sogar die Hand wider mich erheben, als den Geliebten, der Euch verlassen hat — —"

„Gegen Euch?" unterbrach Rokiczana. „Niemals."

„Warum nicht? Die Blindheit der Leidenschaft, das Uebermaß der Liebe erklären einen rasenden Streich, wenn sie ihn auch nicht entschuldigen. Ich würde Euch verziehen haben. Aber nicht wahr, nie würdet Ihr ruhig, kaltblütig, wohlüberlegt den Feinden meiner Krone Beistand geleistet haben?"

„Könnt Ihr das im Ernste fragen?"

„Ihr würdet nie Euern König verrathen, Ihr würdet Euch an dem Geliebten gerächt, aber Ihr würdet das Oberhaupt Eures Volks geachtet haben? Elende Verschwörer und Mörder würden nicht auf Eure Anzeigen und auf Eure Mitschuld haben rechnen können?"

„Was sagt Ihr?" rief Rokiczana.

„Ich sage, Fräulein, das Fenster steht offen und der Dolch liegt zu Euren Füßen. Ihr könnt Euch umbringen, wenn's Euch beliebt." Mit diesen Worten warf er ihr den Brief hin und entfernte sich.

Der Dolch lag zu Rokiczana's Füßen und das Fenster stand offen. Dennoch blieb sie unbeweglich, die Augen auf den unheilvollen Brief geheftet. Sie hob ihn endlich auf, las ihn und staunte über die Unbesonnenheit, mit welcher sie hatte schreiben können: „Alles ist entdeckt. Ein Jude hat euer Geheimniß erlauscht. Der König kennt eure Anschläge auf's genaueste. Beschleunigt den Ausbruch, sonst triumphiren die Juden, und ihr seyd verloren." Sie dachte nicht mehr daran, sich zu tödten. Das Bewußtseyn, Recht zu haben dem König gegenüber, welches ihr den Muth dazu gab, und die Aussicht, von der Welt bedauert zu werden als ein Opfer der Treulosigkeit, wich jetzt dem Bewußtseyn, die Geheimnisse ihres Geliebten dessen Feinden verrathen zu haben. Unter diesen Umständen wäre ihr freiwilliger Tod als Wirkung der Scham über ihr Verbrechen erschienen. Und doch hatte sie genau genommen kein Verbrechen, keine Treulosigkeit an dem König begangen. Ihr Zweck bei diesem Brief war lediglich die Vernichtung ihrer Nebenbuhlerin gewesen. Der Sinn war: „Bringt die Jüdin um, die das Christenkind ermordet hat; eilt, auf daß sie nicht meinen Platz im Herzen Kasimir's einnehme." Rokiczana wußte nicht, daß die Verschwörung außer den Juden auch den König bedrohte. Trotz dem Beweis also, der gegen sie vorlag, hatte sie das Bewußtseyn ihrer Unschuld. Ihr Beichtvater konnte dieselbe bezeugen. Schon tröstete sie sich einigermaßen mit diesem Gedanken, als sie sich die Frage stellte: Wie ist der Brief dem König zugekommen? Die natürlichste Antwort schien zu seyn: Durch Den, welcher ihn hatte, — durch den Beichtvater. Um sich Verzeihung zu erkaufen, hat er den Brief dem König zugestellt. — So sah die Unglückliche, ohne Freunde und ohne Familie, sich von aller Welt verrathen. In diesem Augenblick schlugen die fröhlichen Klänge des Festes wie der schneidendste Mißton an ihr Ohr. Grabgesang und Wehklagen wären ihr Harmonie gewesen.

Kasimir war seinerseits keineswegs in einer vergnügten Stimmung. Vergebens sagte er sich, daß er durch seine Schwüre nicht mehr gebunden sey einem Weib gegenüber, welches bei den Anschlägen seiner Feinde sich betheiligt habe. Sein Gewissen sagte ihm, daß Rokiczana nicht sowohl strafbar als unbesonnen gewesen, daß der wahre Verbrecher wohl ihr Beichtvater sey, welcher ihre Leidenschaften mißbraucht habe. Von einer neuen Liebe beherrscht, freute er sich, einen Vorwand zum Bruch mit der bisherigen Geliebten gefunden zu haben; und doch war er nicht unempfindlich gegen den Schmerz der Verlassenen. Aber wie sollte er diesen Schmerz lindern? Er bemerkte den Bischof von Krakau. Niemand war mehr als dieser geeignet, Leidende zu trösten. Der König übertrug ihm, die der Verzweiflung und dem Selbstmord nahe Rokiczana zur Ergebung zu stimmen. Beruhigt durch das Bewußtseyn, der Verlassenen den besten Arzt zur Linderung ihrer Schmerzen gesandt zu haben, wandte er seine Gedanken ausschließlich den Verschwörern zu, und freute sich, seinen ganzen Unmuth an ihnen auslassen zu können.

(Fortsetzung folgt.)

Programm

der

Festlichkeiten bei der Enthüllung des Goethe-Denkmals

zu

Frankfurt a. M.

I. Zur Vorfeier des Festes findet Montag den 21. Oktober Abends im Theater eine Vorstellung von Göthe's „Egmont" mit auf das Fest bezüglichem Prologe statt.

II. Am Morgen des 22. Oktobers versammeln sich um halb elf Uhr die durch besondere Karten dazu Eingeladenen in dem Locale der städtischen Reitbahn hinter dem Theater, um dort einen Festzug zu bilden, an dem außer den Gründern des Denkmales sämmtliche wissenschaftliche und künstlerische Institute hiesiger Stadt durch Abgeordnete sich betheiligen.

(Anmerkung. Sämmtliche an der Feier Theilnehmende werden ersucht, ihre Karten mitzubringen, da nur auf Vorzeigung derselben der Eingang in die Reitbahn und der Zutritt zu den das Denkmal umgebenden Sitzen gestattet werden kann.)

III. Der von einem Musikchor angeführte Festzug ordnet sich in nachbenannter Reihenfolge:

1) Die Gesangvereine des Liederkranzes, des Orpheus, der Liedertafel, des Sachsenhäuser Vereins, des Hermannsvereins und des Arion.
2) Die Schüler der beiden oberen Klassen des Gymnasiums und die Zöglinge und Künstler des Städel'schen Instituts.
3) Die Mitglieder der Comités und die Fremden, welche an dem Feste Antheil nehmen.
4) Die Abgeordneten des Senkenbergischen medicinischen Instituts, der Senkenbergischen naturforschenden Gesellschaft, des physikalischen und des geographischen Vereins, der Gesellschaft zur Beförderung nützlicher Künste und deren Hülfswissenschaften, sowie der Lehrer sämmtlicher hiesigen Schulen. Die Abgeordneten des Städel'schen Instituts, des Kunstvereins, des Museums, des Cäcilienvereins und des Theaters, sowie die Abgeordneten des Buchhandels und der Buchdruckerei.

5) Alle diejenigen, die zur Gründung des Denkmales durch ihre Beiträge mitgewirkt haben.

IV. Der Festzug beweg't sich von dem Rahmhof aus um den Paradeplatz und die Hauptwache herum nach dem Roßmarkte, und erreicht von der südlichen Seite die Stadtallee, wo sämmtliche Theilnehmer an dem Zuge auf den das Denkmal umgebenden erhöheten Sitzen ihre Plätze einnehmen. Die Mitglieder der Comites, so wie die fremden Theilnehmer finden die ihnen vorbehaltenen Sitze dem Denkmale gegenüber.

V. Die oberen Reihen der erhöhten Sitze sind für die Damen bestimmt. Jeder, der zu dem Denkmale beigetragen, hat Anspruch auf eine Damenkarte, und es können diese Damenkarten in dem Locale des Festkomite in Empfang genommen werden.

VI. Nachdem die wohlregierenden Herren Bürgermeister, die Mitglieder hohen Senats, sowie die Deputationen der gesetzgebenden Versammlung und der ständigen Bürgerrepräsentation eingetroffen sind, beginnt die Festlichkeit mit einem einleitenden Chore sämmtlicher Gesangvereine.

VII. Nach Beendigung des Gesanges folgt die Festrede. Mit dem Schlusse derselben findet die Enthüllung des Denkmales statt, worauf Musik und Gesang das Standbild begrüßt.

VIII. Feierliche Ueberreichung der Urkunde, durch welche das Denkmal der Stadt als Eigenthum übergeben wird. — Schlußchor.

IX. Nachmittags fünf Uhr findet ein Festmahl in dem neuen Börsensaale statt, worüber ein besonderes Programm den daran Theilnehmenden das Nähere mittheilt.

X. Bei eintretender Nacht wird das Geburtshaus Göthe's, so wie das Denkmal festlich erleuchtet. Um neun Uhr feierliche Abendmusik bei dem Denkmale von Seiten der Gesangvereine.

XI. Am folgenden Tage, Mittwoch, findet zur Nachfeier im Saale des Weidenbusches Abends von sieben Uhr an eine gesellige Vereinigung statt, die in zwangloser Form den hiesigen, wie den fremden Verehrern Göthe's Gelegenheit zu heiterem Rückblick auf das begangene Fest darbietet.

Das Fest-Com'té:

Hofrath Beil, M. v. Bethmann, Phil. Donner, Dr. C. Gutzkow, Prof. Heßemer, F. Messer, Dr. med. Müller, Inspector J. D. Passavant, Oberfinanzrath Rommel, Prof. C. Schwenk, Dr. med. Spieß, Dr. Heinr. Weißmann.

Mannichfaltigkeiten.

Der Schütze Koller von Appenzell-Außerrhoden, welcher bei dem eidgenössischen Freischießen mit Hülfe eines Zeigers sich falsche Gewinnstschüsse hatte anzeigen lassen, ist wegen dieses Vergehens in Basel vom großen Rath von Appenzell A. Rh. um 20 fl. gebüßt und zur Tragung der halben Unkosten verfällt worden. Zeiger Lendemmann erhielt vierzehn Tage Arrest zu Wasser und Brod. Das Publikum hält dieses Urtheil über Koller für sehr mild, er selbst aber für sehr streng, weil er ja schon in Basel bestraft worden sey. In seinem Zorn droht er mit Auswandern nach Amerika.

(Waadt.) Das am 26. September in Gegenwart der Abgeordneten der Regierungen von Waadt, Aargau und Tessin und einer großen Menge Volkes unter zweckmäßiger Feierlichkeit eingeweihte Denkmal des Generals Cäsar Friedrich De la Harpe steht nun, Angesichts von Rolle, vollendet da. Es besteht aus einem 60 Fuß hohen Obelisken von weißem Gestein, mit einem eisernen Geländer umgeben, Alles nach der Zeichnung des Hrn. Architekten Heinrich Fraisse. Die vier Seiten des Fußgestelles sind mit vier Bronzetafeln, das Werk des berühmten Genfers Pradier, geziert. Die erste zeigt das Bildniß des Verstorbenen im Profil, — die zweite La Harpe, wie er 1815 das Ungewitter beschwört, das damals dem Kanton Waadt (und auch dem Aargau) drohte, — die dritte die Waadt, ihrem Retter den Dank der Nation darbringend, und die vierte das eidgenössische Kreuz über den Wappen der drei Kantone Waadt, Aargau und Tessin. Vier Inschriften bezeichnen die erste in wenigen Zügen das Leben La Harpe's, die zweite die Dankbarkeit des Kaisers Alexander (diese zwei in französischer Sprache), die dritte in deutscher Sprache die Wünsche des Verewigten für sein Vaterland, und die vierte in italienischer enthält folgende Worte: „Die Denkmale vergehen, aber das Andenken La Harpe's wird in den Herzen der Tessiner unauslöschlich seyn."

Frankfurter Theater.

(Schluß.)

Am 6. d. gab man Mozart's „Zauberflöte", um deren neue Scenirung sich Hr. Maschinist Schechner sehr verdient gemacht hat. Nach der Arie des Tamino verwandelt sich die Bühne in ein nächtliches Firmament, dessen azurner Hintergrund mit symetrisch geordneten Sternen besäet ist; der mittelste dieser Sterne erweitert sich allmälig und die Königin der Nacht erscheint gleichsam phantasmagorisch dahinter und wird größer je nachdem sich der Stern erweitert; sie steht auf einem Halbmond, umgeben von lichten Wölkchen und schwebt so auf die Mitte der Bühne, wo sie ihre Arie singt und nach derselben wieder zurück schwebt und in dem Sterne verschwindet. Der Effect dieser sinnreichen Erfindung ist höchst überraschend und macht Hrn. Schechner's Talent Ehre. Ebenfalls neu und sehr gelungen war die Scene der „Feuer- und Wasserprobe", durch deren Anordnung und Ausführung der genannte Künstler sich nicht minder bewährte; es wurde ihm von Seiten des Publikums die lebhafteste Anerkennung zu Theil. — Die am 9. d. Mts. statt gehabte Vorstellung des „unterbrochenen Opferfestes" wurde sehr beifällig aufgenommen. — Das Gegentheil war mit dem Vaudeville: „der musikalische Schneider" der Fall. Dasselbe ist nach der früher so beliebten Posse: „der Sänger und der Schneider" neu bearbeitet, aber keineswegs verbessert; mag sich nun der Geschmack für dergleichen Pieçen verloren haben, oder sey es, weil der Aufführung die Talente eines Wurm und Schmelka, die früher darin glänzten, fehlten, die Posse langweilte die Zuschauer und ein großer Theil derselben entfernte sich in gerechter Verstimmung schon vor dem Schluß Man hätte uns mit diesem unerquicklichen Spaß verschonen sollen. Hr. Hassel als Meister Fips trieb seine Komik auf eine Spitze, wo sie zur Karrikatur wurde und Hr. Nork konnte mit dem besten Willen den langweiligen Maceroni nicht genießbar machen. Hr. Stark (Romanini) ist kein gewandter Darsteller; doch würde in einer besseren Pieçe und bei besserer Aufführung sein ergötzliches Gesangstalent sich eben so geltend gemacht haben, wie bei seinem frühern Auftreten; denn er weiß die weibliche Discantstimme auf's täuschendste nachzuahmen und seine Kopftöne sind in seltener Weise ausgebildet; dabei singt er mit Präcision und Geschmack; seiner Gesangsleistung kann das Mißglücken der genannten Posse nicht zugeschrieben werden. — Das neue Lustspiel: „Ein Handbillet Friedrich's II.", von W. Vogel, fand recht beifällige Aufnahme und wurde gut gespielt. Als leicht unterhaltendes Bühnenstück auf das

Amusement eines Theaterabends berechnet, mag es gelten und wird bei guter Aufführung diesen Zweck erreichen; wie es aber zu der Auszeichnung eines Preisstückes gekommen ist, das begreifen wir nicht, da bei einem solchen doch mit dem etwas strengeren Maße der literarischen Kritik gemessen werden muß. Doch es gibt ja Vieles in der Welt, was man nicht recht begreift und darum wollen wir auch mit diesem „Handbillet“ keine weitere Abrechnung halten.

Korrespondenz.

Lyon, 30. Sept.

Seit dem Friedensabschluß mit Marocco sind die aufgeregten Gemüther in ihre gewöhnliche Ruhe zurückgekehrt und als kürzlich die den Maroccanern am Isly abgenommenen Kriegstrophäen und der vielbeschriebene Sonnenschirm des kaiserlichen Prinzen durch unsere Stadt geführt wurden, um in Paris als Erinnerung an jene denkwürdige Schlacht aufbewahrt zu werden, zeigte man dieselben nicht einmal dem hiesigen Publikum und dasselbe verlangte sie auch nicht zu sehen. — Dem. Taglioni, welche im hiesigen Theater mehrere Vorstellungen gegeben hat, ist schon längst vergessen. Man ist durch den in unserer Zeit herrschenden gefälligen und frivolen Tanz zu sehr verwöhnt, um an den anständigen Bewegungen der Taglioni einen grossen Gefallen zu finden, die wohl vor fünfzehn Jahren sich einen europäischen Ruf erwerben konnte, jetzt aber wohlthun würde, die Bühne nicht mehr zu betreten. — Kürzlich ließ sich der seit einigen Monaten hier bestehende deutsche Singverein abermals öffentlich hören; in dem zweiten Konzert des Hrn. Bigall, ein Natursänger aus Steyermark, führte er das schöne Frühlingslied von Weber: „Schöne Ahnung ist erklommen“, und das Lied vom Rheinwein auf, welche beide mit dem größten Beifall aufgenommen wurden. — Die Reise auf der Eisenbahn von hier nach St. Etienne ist jetzt doppelt gefährlich; nicht allein, daß durch die nachlässige Verwaltung derselben wöchentlich ein oder mehrere Unfälle vorkommen, woran man sich so sehr gewöhnt hat, daß man darauf nicht mehr achtet, bringen auch noch boshafte Menschen das Leben der Reisenden in Gefahr. Dieser Tage wurde bei hellem Tage auf einen Wagen geschossen, die Kugel durchbohrte das Lederzeug neben dem Sitz des Conducteurs, welcher glücklicher Weise nicht verletzt wurde. Den eifrigen Nachforschungen der Gensd'armerie ist es bis jetzt noch nicht gelungen, den Thäter ausfindig zu machen. Man vermuthet, daß dieser Frevel aus Rache geschehen und es dabei auf das Leben des Direktors der Eisenbahn abgesehen war, der sich während den Unruhen in dem benachbarten Givors bei den Arbeitern soll verhaßt gemacht haben und sich in dem Wagen befand, auf welchen geschossen wurde.

Heidelberg, 8. Oct.

Während für die Universität und die höheren Unterrichtsanstalten, so wie auch für die katholische Volksschule hier auf das beste gesorgt ist, so ist dies keineswegs mit der evangelisch-protestantischen Volksschule der Fall. Seit Jahren werden namentlich die gegründetsten Klagen über den Mangel eines geeigneten Lokales ausgesprochen. Die einzelnen Klassen sind zum Theil höchst nothdürftig in verschiedenen Häusern untergebracht und die Räume in denselben keineswegs den Anforderungen entsprechend, wie sie von Seiten der hohen Staatsregierung in Beziehung auf die Gesundheit der Kinder ausdrücklich bestimmt werden. Durch den jetzigen Direktor des evangelischen Ober-Kirchenrathes, Hrn. geh. Rath Baumüller, erwarteten wir Abhülfe, lesen aber nun zu unserm größten Bedauern in unserm Journal vom 7. d.: „Unsere evangel. protest. Jugend erhält zum Theil ein neues resp. altes Schullocale, was uns durchaus seiner Bestimmung nicht zu entsprechen scheint. In die enge Straße der Sandgasse, in das dort stehende, verhältnißmäßig kleine, theilweise feuchte Schulhaus pfercht man drei große Volksschulen ein für weibliche und männliche Jugend, weist denselben gemeinschaftliche Mobilien an und veranlaßt so Nachtheil für die Jugend bei Inconvenienzen für die Nachbarschaft. Muß sich dieses die Gemeinde gefallen lassen? hat nicht unser allgem. protest. Kirchenfiskus die Obliegenheit, zum großen Theil für eine entsprechende Räumlichkeit Sorge zu tragen? Das alte Schulhaus in der Mittelbadgasse ist schon lange verkauft, das dafür zur Hälfte zugewiesene Bettinger'sche, jetzt v. Graimberg'sche Haus ist gleichfalls verkauft, das daraus erlös'te Geld von dem Kirchenfiskus eingezogen und unsere früher in ihrem Eigenthum befindliche Schule seitdem provisorisch herumgezogen worden. Darin können wir nicht die so oft gerühmte rege Sorge und Theilnahme der Kirchenbehörde für die Schulen finden. Es ist von der Zeit und den Umständen geboten, daß baldigst ein gemeinschaftliches Schulhaus gebaut werde. Ist es billig, daß man dabei die Stadt, welche sich wahrscheinlich ohne Verpflichtung bei der jüngsten Creirung der achten Lehrerstelle hergegeben, nun auch deshalb als hauptbaupflichtig beiziehen will, wo der allgemeine und lokale Kirchenfond allein die Baulast habe?“

Frankfurt a. M., 12. Oct.

Eine edle und ausgezeichnete Frau ist aus dem Kreise der Lebenden geschieden. Am 9. d. Mts. entschlummerte nach kurzem, aber schmerzhaftem, der Kunst unbesiegbarem Leiden, in der Blüthe ihrer Jahre, Frau Charlotte Strauß, geborne Heß, Ehefrau des Hrn. Herm. Strauß dahier. Einer Familie angehörend, welche, seit länger denn dreißig Jahren in hiesiger Stadt wohnend, sich durch Biedersinn, Mildthätigkeit und Gastfreundschaft die stärksten Ansprüche auf die Achtung und Freundschaft aller jenen Vielen, welche mit ihr in nähere Berührung kamen, erworben, wußte sie, eine Zierde derselben, auch diesen Tugenden, mit gewinnender Liebenswürdigkeit sie übend, einen noch erhöheten Reiz zu verleihen. Und über ein Wesen, so erfüllt von Anmuth, Huld und Edelsinn, schloß sich in den gestrigen Morgenstunden ein allzu frühes Grab; ein Grab, welches die zahlreiche Schaar Derer, welche nur aus innigster und herzlichster Theilnahme und Dankbarkeit der theuern Verblichenen das trauervolle Geleite gaben, mit Zähren der ungeheucheltsten, tiefempfundensten Rührung befeuchteten. Eine Wehmuth, ein Schmerz durchzuckte hier alle Herzen. Und solchen innigen Gefühlen lieh die gediegene Trauerrede des Hrn. Rabbiner Stein, welche den vollen Werth der edeln Dahingeschiedenen und zugleich auch die ganze Größe ihres Verlustes ergreifend schilderte, den lebendigsten Ausdruck und der diese Worte der Trauer und des Trostes öfters laut unterbrechende Schmerz der Anwesenden bekundete auf's Stärkste, welch' mächtigen Anklang sie in den Herzen der Mitfühlenden erweckten. Ein erhebendes, kräftiges und trostreiches Gebet, von Hrn. Rabbiner Stein würdig vorgetragen, erflehete für die Seele der unvergeßlichen Dahingeschiedenen, indem es den trauervollen Akt schloß, den letzten und höchsten Segen.

Nach dem heutigen Fremdenverzeichniß wird nächsten Montag den 14. d. mit entsprechenden Feierlichkeiten der Grundstein zur neuen Gasfabrik gelegt. Nach demselben Blatt soll an der grünen Burg auf der Seite nach dem Ginnheimer Wege zu ein reich verziertes, in edelm Style gehaltenes Landhaus mit Garten aufgeführt werden. Diese auf einem Hügel so schön gelegene Meierei ist demnach durch die Sorgfalt ihres Eigenthümers, des Hrn. Baron von Rothschild, bestimmt, der dortigen Gegend einen neuen Schmuck zu verleihen.

Theater-Anzeige.

Samstag, 12. Oct. Wilhelm Tell, Schauspiel in 5 Akten, von Schiller. (Gastrolle) Wilhelm Tell: Hr. Steinmüller, vom k. Hoftheater zu Hannover.

Sonntag, 13. Oct. (Neu einstudirt): Euryanthe, große Oper in 3 Abth., Musik von Weber.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohn.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 285. Montag, den 14. October 1844.

Der Bauernkönig und die Jüdin.

(Von Johann Czynski.)

(Fortsetzung.)

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Züchtigung.

Während Alles sich der Lust des Festes überließ, spielten zwei Personen in den Sälen des Schlosses eine eben so sonderbare als lächerliche Rolle. Die eine bewies eben so viel Beharrlichkeit, der andern nachzugehen, als diese, jener auszuweichen. Die erstere war der Priester Martin, die zweite der Pan von Wola. Seit der Gerichtsverhandlung hatten sie sich nicht gesehen, und der Edelmann fühlte keine Lust, die Vorwürfe des Priesters anzuhören. Indeß täuschte dieser sich über die Absichten des Priors. Der Priester hatte eingesehen, daß er einen großen Fehler begangen hatte, indem er sich weigerte, seinem Mitschuldigen Geld zu leihen. Er zweifelte nicht, daß diese Weigerung großen Einfluß auf die Aussage des Herrn von Wola vor Gericht geübt habe. Er fürchtete, der Edelmann möchte voll Verdruß sich ganz auf die andere Seite schlagen. Um einen so mächtigen Verbündeten nicht zu verlieren oder gar zum entschiedenen Feind zu machen, sann er auf Mittel, seinen Zorn zu besänftigen. „Das Gold," dachte er, „hat ihn abwendig von uns gemacht; das Gold wird ihn wieder uns zuwenden."

Die Beharrlichkeit des verfolgenden Priesters trug den Sieg davon über die Gewandtheit des entschlüpfenden Edelmanns. Ehe dieser es sich versah, stand Martin vor ihm, drückte ihm freundlich die Hand und sagte lächelnd: „Wie geht's, Bruder? Ich habe vergessen, Euch zu sagen, daß ich Eure Angelegenheiten mit dem päpstlichen Nuntius in Ordnung gebracht habe. Seine Eminenz ist ein wohlwollender Herr, auf dessen Güte man immer rechnen kann."

„Wie so?" fragte erstaunt der Edelmann, welcher auf Vorwürfe gefaßt und bereit gewesen war, Schmähung mit Schmähung zu erwiedern.

„Ihr habt von mir eine Summe Geldes verlangt, über die ich jetzt nicht verfügen kann. Die Einkünfte meines Klosters haben sich seit einiger Zeit bedeutend gemindert, und so sah ich mich zu meinem Leidwesen außer Stand, meinem besten Freund gefällig zu seyn. Aber ich bin zu Sr. Eminenz gegangen, und habe berichtet, wie einer der glaubenseifrigsten Männer, einer unserer ergebensten Brüder, sich durch eine Feuersbrunst an den Bettelstab gebracht sieht. Se. Eminenz hat sofort Ihre Kasse zu Eurer Verfügung gestellt, und da Sie wußte, daß Ihr sogar Eure Pferde und Wagen verloren habt, so hat Sie Euch das schönste Pferd aus Ihrem Marstall geschickt."

„So?" erwiederte der Edelmann beschämt. „Also Eure Vermittlung — —?"

„Morgen," fuhr Martin fort, „könnt Ihr zwei Worte an den Schatzmeister des Nuntius schreiben, und eine halbe Stunde darnach habt Ihr die verlangte Summe."

Der Pan von Wola ergoß sich in Danksagungen. Der Prior achtete nicht darauf, denn er wollte nur wissen, ob der Anschlag nicht verrathen sey, und bemerkte lächelnd: „Der König macht sich Kurzweil."

„In einigen Stunden," erwiederte der Edelmann, „wollen wir ihm ein neues Fest bereiten. Jetzt ergeht er sich; später kann er springen."

„Aber," bemerkte der Prior, „der Ausgang des Prozesses hat vielleicht die Menge abgekühlt."

„Keineswegs. Er hat vielmehr die Gläubigen erbittert. Jedermann ist überzeugt, daß die Juden die Zeugen erkauft haben."

„Ihr habt Recht," sagte der Priester vergnügt. „Die Rache ist nahe. Die Häuser der Juden sind gezeichnet, die Kirchen stehen offen, die Priester entzünden überall den Glaubenseifer. Wir zählen auf den Beistand der Herren, welche geschworen haben, unsere heilige Religion zu rächen, und auf Euer Versprechen, uns zu führen."

Verbum nobile debet esse stabile *), antwortete der Pan, seinen Schnurrbart drehend.

„Still!" sagte der Mönch. „Man beobachtet uns."

„Auf Wiedersehen!" erwiederte der Edelmann. Das vom Nuntius ihm geschickte Pferd und die Erlaubniß, Geld bei dem Schatzmeister zu erheben, machte ihn ganz glücklich. Ein Edelmann ohne Geld, ohne Aufwand und Pracht war in seinen Augen das unglücklichste Geschöpf. Der Unmuth und die Niedergeschlagenheit, mit welcher er im Bewußtseyn seiner Armuth zum Fest gekommen war, verwandelte sich jetzt in heitere Laune. Doch plötzlich dünkte es ihn, als erkenne er in jener Maske, welche Martin als einen Beobachter bezeich-

*) Edelmannswort muß zuverlässig seyn.

net hatte, jenen geheimnißvollen Juden, der ihm Gold versprochen, und für den Fall der Ausrottung der Juden seinen Tod vorausgesagt hatte! Bei diesem störenden Gedanken zitterte er, und seine Stirn verdüsterte sich von neuem.

Jetzt lud der Kämmerer die Gäste ein, sich in den großen Saal zu verfügen, welcher sie alle fassen konnte und eigens für das Fest hergerichtet war. Auf einer Erhöhung zur Linken stand der Thron Kasimir's mit einem darüber schwebenden silbernen Adler, der in seinem Schnabel eine goldene Krone über den Kopf des Königs hielt. Auf beiden Seiten kreuzten sich die roth und weißen Fahnen Polens, und dazwischen die den Deutschordensrittern und den Tatarn abgenommenen Standarten. In der Nähe Kasimir's standen Jakob von Melchtin und die achtbarsten Herren des Reichs. Emporbühnen an den Wänden waren für die Frauen bestimmt, welche, mit Blumen und blitzenden Edelsteinen geschmückt, ein zauberisches Gemälde bildeten. Mitten im Saal, auf eigens angewiesenen Plätzen, bemerkte man die düsteren Gestalten der Priester und die trotzigen Gesichter der unzufriedenen Edelleute. Dem Thron gegenüber vor einem großen Vorhang hatten die Sänger aus dem Morgenland ihre Plätze. Sie trugen Turbane von Kaschmir und als Gürtel persische Shawls, in welchen Dolche und krumme Säbel steckten. Ihre langen Bärte fielen auf reichgestickte Kaftane herab. In den Händen hielten sie eine Art dreisaltiger Guitarren. Neben ihnen standen die Hofnarren in roth und blau gewürfelten Röckchen, mit Gürteln, an welchen Schellen befestigt waren, und in Kappen, geschmückt mit Pfauenfedern. Wider die Gewohnheit waren die Thüren von Edelleuten mit gezogenen Schwertern bewacht.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber einige neue Bilder im Städel'schen Kunstinstitut.

Unter den neuen Bildern, welche das Städel'sche Kunstinstitut gegenwärtig zur Ansicht des Publikums aufgestellt hat, befinden sich einige ganz vortreffliche. Prof. Oppenheim's Türke, von einem allerliebsten Kinde zum Weintrinken verführt; A. Riedel's elegisch angehauchte „italienische Landfrau mit ihren Kindern" und andere haben mit Recht ihre Anerkennung bereits auch in öffentlichen Blättern gefunden. Nicht zu übersehen scheint uns noch „der Storch hat gebracht!" von Herrlich, eine eben so gut erfundene als meisterlich ausgeführte, gar gemüthliche Idee, und Engel's „Familienfest". Jenes eine vollendete Wiederspiegelung der Natur, ächter Humor und — noch nicht dagewesen; dieses im Einzelnen gelungen, nur allzu gedrängt in dem engen Raum und vielleicht auch deßhalb seine volle Wirkung verfehlend, weil die drei Hauptfiguren weniger unter sich selbst, als mit dem Beschauer verkehren, zwar Porträte voll Wahrheit, aber zu lose mit einander verbunden, um es ein vollkommenes Genrebild zu nennen. Beiläufig möchten wir fragen: wird eine betagte Frau an dem Festtag ihrer Familie Strümpfe flicken? — Prestel von hier, dermalen in Biebrich, hat zwei vorzügliche Bilder ausgestellt, Thierstücke, die zusammengehörend sich einander ergänzen. Warum hat man sie aber getrennt und in verschiedenen Sälen aufgehängt? „Pferde auf der Weide, Morgens" und „Ruhende Pferde, Mittags" müssen doch, um sie gehörig würdigen zu können, ohne Zweifel neben einander gestellt werden. Soll Prestel, dem Schöpfer dieser schönen Bilder, sein süßester Lohn, die öffentliche Anerkennung im verdienten Maße zu Theil werden, so bleibt dem Beschauer zweierlei zu bedenken: er sieht Gebilde nicht nur aus dem wenigst gepflegten, sondern auch aus dem schwierigsten Felde der Malerei vor sich. Die Kunst ist die Tochter des Genius und der Wahrheit; im Leben der Menschen ist die Wahrheit gar vielgestaltig und kann daher in dem Kunstwerk leicht wieder gegeben werden, weßhalb denn auch Genrebilder und historische Darstellungen wie Pilze aus der Erde wachsen. Aber die ewige, sich immer gleich bleibende Wahrheit des eigentlichen Naturlebens will sinnig belauscht und innig verstanden seyn, wenn sie im ächten Kunstgebilde wieder erscheinen soll; dessen ist aber nur der Genius fähig. Rechnen wir dazu, daß dem Künstler, der sich die eigentliche Natur zum Vorwurf wählt, die bestechlichen Mittel anderer Malgattungen fehlen, die verschieden gestimmte Auffassung, die Farbenverbindung und Anderes, und daß Fehler in diesen Darstellungen viel beleidigender sind, als in denen des Menschenlebens, so erscheint es gewiß als eine nicht leichte Aufgabe, das Schaffen der Natur in der Kunst nachzuahmen. Treten wir mit diesen Gedanken vor Prestel's Bilder, dann — achtungsvoll den Hut ab vor dem Genius dieses Künstlers! Wie nur ein Liebender die Vorzüge seiner Geliebten, so hat er alle Seiten der Natur innerlichst erfaßt und mit künstlerischer Hand verkörpert. Sehen wir ganz von den äußerst gelungenen Landschaften ab, die dem eigentlichen Gegenstand zur Folie dienen, so sieht man deutlich, daß der Maler alle Stadien dieses Thierlebens genau beobachtet haben muß, um es uns in solcher Vollendung wiedergeben zu können. Wie sie sich hier um den Brunnen drängen, dort behaglich grasen, da im Bewußtseyn der Freiheit sich fröhlich tummeln, dort wieder unter dem Strohdach Schutz vor der Sonne und Ruhe suchen, und die possirlichen Fohlen — gewiß, der Künstler hat das Seelenleben dieser Thiere tief begriffen und uns in technischer Vollendung vorgeführt. Sine ira et studio, man hat aber gerade Gelegenheit, diese Thierstücke mit dem eines holländischen Malers: „Schaafe im Stalle", zu vergleichen. Auch an diesem Bild hat die Hand meisterlich geschaffen, aber wo ist der Leben einhauchende Geist, der uns in Prestel's Gemälden entgegentritt? — Einen nicht minder hohen Genuß bietet in diesem Augenblick Zwerger's Atelier. Der für das Mausoleum der verstorbenen Frau Gräfin Reichenbach bestimmte Christus am Kreuz ist in einer neuen Auffassung von dem begabten Bildner vollendet und hat sich die Anerkennung Aller erworben, die dieses Kunstwerk bis jetzt gesehen haben.

Die Feldherrnhalle in München.

Der Grundstein zu diesem Gebäude wurde gelegt am 18. Juni 1841, dem Jahrestage der Schlacht von Waterloo (Belle Alliance), im 16. Jahre der glorreichen Regierung Sr. Maj. des Königs Ludwig, durch Allerhöchstdenselben selbst. Die specielle Leitung und Aufsicht rc. war übertragen dem k. Direktor der Akademie d. b. K. und Oberbaurath rc., Hrn. Friedrich Ritter v. Gärtner. Das Gebäude erhebt sich auf

einem Unterbau von 117 Fuß Länge, $38^{1}/_{2}$ Fuß Breite und $10^{1}/_{2}$ Fuß Höhe, und ist im florentinisch-byzantinischen Style erbaut. Die Masse, woraus das Ganze gefertigt ist, sind Kalksteine aus dem Bruche bei Oberau in der Nähe von Kelheim. Sämmtliche reichverzierte Bogenverkleidungen, Wappen, dann der mit Löwenköpfen geschmückte Fries, nach specieller Angabe des Oberbauraths v. Gärtner, sind von Bildhauer Sickinger gefertigt. Die Akroterien, auf Postamenten oberhalb der Attike sich erhebend, und Zusammenstellung verschiedener Waffen bildend, sind nach den Modellen des Professor v. Schwanthaler, von den Bildhauern Schönlaub, Sickinger und Sanguinetti in Stein ausgeführt. Die übrige Steinmetzarbeit, außer den Postamenten, besorgte der Steinmetzmeister Höllriegel. Die Statuen der Feldherren Tilly und Wrede sind aus Erz, vom k. Erzgießerei-Inspektor Miller, nach den Modellen des k. Professors Ludwig von Schwanthaler gegossen; die Postamente, worauf dieselben stehen, sind von Granit in der Gegend von Deggendorf. (Letzteres vom Steinmetzmeister Stumb.) Das Ganze wurde aus Allerhöchsteigenen Mitteln Seiner Majestät des Königs hergestellt, und wird für die Nachwelt ein bleibendes Denkmal des Ruhmes bayerischer Helden seyn. — Auf die Eröffnung der Feldherrnhalle ist in der königl. Münzstätte ein Geschichtsthaler geprägt worden.

Mannichfaltigkeiten.

Marschner hat eine große Oper: „Adolph von Nassau", vollendet; sie wird zuerst in Hannover gegeben. Herloßsohn bemerkt darüber im „Komet": Die Komposition, von der er drei Akte am Klavier gehört habe, sey überaus reich an reizenden Melodieen, dankbaren Solostücken und majestätischen Chören; es webe und lebe darin alle Jugendfrische, alle Romantik des „Templers", und auch der Text sey reich an Handlungen und Effectstücken.

Unter der Aufschrift: „Die Macht des Gesanges", meldet der Londoner „Globe" aus Bayonne: Die Wittwe des bekanntlich im Duelle gefallenen Hrn. von Sarachaga hat sich sehr bald zu trösten gewußt. Die Dame kam heute Morgen zu Bayonne an und mit wem? Mit dem ersten Tenoristen des Madrider Circus, Namens Sinico, der an dem Scalatheater zu Mailand engagirt ist. Nachmittags reiste die sehr heitere Wittwe mit dem Sänger nach Bordeaux weiter.

Die Weibertreue von Weinsberg scheint noch immer den Würtembergerinnen eigen zu seyn; aus nachstehendem Fall geht hervor, daß sie, um ihre Männer für sich zu behalten, noch Alles zu unternehmen vermögen. — In Schramberg kam vor kurzem zum zweiten Mal ein Mädchen von einem Mann in die Hoffnung, welches seiner Frau bekannt wurde, die nicht säumte, es sogleich beim Gericht anzuzeigen, und mit Festigkeit auf eine Verhaftung dieser Verführerin zu dringen, was zu ihrer Befriedigung auch gleich geschah. Das Mädchen saß kaum acht Tage in ihrer Haft, so versammelten sich dreißig bis vierzig Weiber vor ihrem Gefängniß, und machten in einer wahren Raserei ihren beleidigten Herzen Luft; dann begaben sie sich vereint zum Richter und verlangten mit spartanischer Festigkeit die Herausgabe der lasterhaften Sünderin! Auf die Frage des Richters: was sie mit dem Mädchen anfangen wollen? schrieen sie so, daß er einige Schritte zurücktrat: „zum Ort hinaus wollen wir sie steinigen! fort muß sie, wenn es kein Unglück geben soll!" Der Richter, wohl einsehend, daß er es nicht mehr mit der Vernunft zu thun habe, beschwichtigte sie mit dem Versprechen, den Rath versammeln zu lassen, und dann morgen den weitern Bescheid zu geben. Der zusammenberufene Rath beschloß wohlweislich, da Manchem seine Frau bei der gefürchteten Deputation war, daß man die Angeklagte verbannen müsse, um Ruhe zu bekommen, und um allem weiteren Aufruhr vorzubeugen, wurde beschlossen, es den nächsten Tag gleich zu vollziehen. Die davon in Kenntniß gesetzten Weiber waren mit noch Einigen, die über Nacht sich ihnen muthvoll angeschlossen, bei Tagesanbruch schon vor dem Gefängniß und erwarteten die Verurtheilte mit entschlossener Miene, ob man wirklich ihrem Verlangen willfahren werde oder nicht. Der Schultheiß, noch mit allem gehörigen Respect erfüllt, gab endlich den Befehl der Ausweisung des Mädchens, und beorderte zur Vorsicht die ganze Polizei, sie schützend aus dem Ort zu führen. — So mußte denn das arme Mädchen, als allein Schuldige, ohne weitere Barmherzigkeit, als mit heiler Haut fortzukommen, ihre Heimath mit doppelt schwerem Herzen verlassen, und als unglückliches Geschöpf unter den gräßlichsten Verwünschungen der gefolgten Weiberschaar das Weite suchen.

Aus Königsberg schreibt die dortige Zeitung: Man erinnert sich noch der Beschreibung des Apparates, der von einem schwedischen Offizier angegeben und von demselben vor etwa zwei Jahren zum Spaziergehen und zum Gebrauch für das Militär auf der Wasseroberfläche zur Anwendung gebracht wurde. Ein Schiffszimmermeister in Danzig fertigte nach jenem Modell ein ähnliches, producirte sich damit den Danzigern, wie es heißt, auch Sr. Majestät dem Könige bei der letzten Durchreise und trat dasselbe darauf dem hiesigen Sprachlehrer, Hrn. Reinke, ab. Die Maschine hat die Form von zwei kleinen Böten, die vorn und hinten spitz zulaufen, aus dünnen Brettern von Tannenholz gefertigt, 5 Fuß lang, 6 Zoll breit und 6 Zoll hoch, luftdicht, mit 3 Abtheilungen versehen, durch Eisendrähte verbunden sind und mit einem Ruder bewegt werden. Die Füße stehen frei auf der Oberfläche der Maschine, die beim Besteigen nur 3 Zoll tief geht. Der Schloßteich wurde damit in circa zwanzig Minuten umgangen.

Auszug aus dem Protokoll der vierten General-Versammlung des Vereins deutscher Thierärzte.

Mitgetheilt von Thierarzt Schmidt in Frankfurt a. M., Sekretär des Vereins im Vereinsjahre $18^{43}/_{44}$.

Die am 27. und 28. Sept. a. c. in Frankfurt a. M. abgehaltene vierte General-Versammlung des Vereins deutscher Thierärzte, die besuchteste unter den bisher stattgehabten, zählte Mitglieder aus Preußen, Baiern, Würtemberg, beiden Hessen, Baden, Nassau, der Landgrafschaft Hessen-Homburg und Frankfurt. Nachdem die Anwesenden unter einander einigermaßen bekannter geworden, längst Bekannte und Befreundete aber freundliche Willkomme ausgetauscht, eröffnete der Präsident des Vereins, Veterinär-Assessor Mecke von Koblenz, nach freundlichstem Gruße an die gesammte Gesellschaft und kurzer, bündiger, die verschiedenen Interessen des Vereins berühren-

der Einleitungsrede die Sitzung des ersten Tages. Der Präsident und der Sekretär brachten hierauf die im Laufe des Vereinsjahres 18$^{43}/_{44}$ vorgenommenen Geschäfte in Anregung, namentlich den Anschluß des Vereins rheinbairischer Thierärzte, unbeschadet seiner eigenen Selbstständigkeit, als Unterabtheilung an den Verein deutscher Thierärzte *) und theilten mehrere Schreiben von Mitgliedern mit, deren persönliches Erscheinen leider nicht möglich zu machen gewesen, welche theils Grüße an die Versammlung, theils Vorschläge und Aufnahmsgesuche enthielten. Nach diesem entspann sich eine lebhafte Discussion über die jetzigen Verhältnisse der thierärztlichen periodischen Literatur. Hauptfrage hierbei war: Gewinnt die thierärztliche Literatur und die gesammte Thierheilkunde mehr durch Leitung mehrerer thierärztlichen Zeitschriften, oder wenn sämmtliche thierärztlichen geistigen Kräfte sich in Einem Journal vereinen? Das Endresultat war eine einstimmige Erklärung, daß Letzteres am wünschenswerthesten sey. Hieran kettete sich eine Debatte über die neueren Leistungen in der Veterinär-Chirurgie und zwar: 1) über Tracheotomie ohne Entfernung von Knorpelringen, 2) über Verschließung des orificii uteri bei Kühen, deren Ursachen und des operativen Verfahrens hierbei, 3) über die subcutane Myotomie beim Englisiren, 4) den Colonstich bei an Colica flatulenta leidenden Pferden 2c., woran die Mehrzahl der Anwesenden bald mehr, bald minder activen Antheil nahmen. Den dritten Hauptabschnitt der ersten Sitzung bildete die Besprechung über die zweckmäßigste Einrichtung der Fleischbeschau. Nachdem die in verschiedenen Staaten hierüber bestehenden Verordnungen erörtert, stellte sich heraus, daß die in der Provinz Hanau eingeführte die beste sey. Nach dieser ist nämlich jedes zu schlachtende Stück Vieh, zu welcher Gattung es auch gehöre, sowohl vor, als nach dem Tode, einer genauen Untersuchung zu unterwerfen, um so zu ermitteln, ob das Thier gesund oder krank und wenn letzteres der Fall, ob die pathologischen Veränderungen der Art sind, daß nur ein theilweiser Genuß des Fleisches zu gestatten oder der Verkauf desselben gänzlich zu verbieten ist. Ein competentes Urtheil hierüber ist in Hanau aber nur dem von Metzgern unabhängigen Thierarzte und keinem Laien zugestanden, der wegen Mangel an pathologisch-anatomischen Kenntnissen unmöglich die Sache so zu beurtheilen im Stande ist, daß nicht unter Umständen Nachtheile für die menschliche Gesundheit entstehen könnten, wie leider Beispiele bereits gelehrt haben.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz.

Heidelberg, 11. Oct.

Sie haben vorigen Sommer in Ihrem Blatte einen Artikel über die Wirksamkeit Dr. Fröbel's in Karlsruhe gebracht. Ich kann Ihnen die erfreuliche Mittheilung machen, daß die Bemühungen dieses ausgezeichneten, geistvollen Pädagogen um eine bessere Kindererziehung auch hier in Heidelberg und in Stuttgart die schönsten Früchte getragen haben. Fröbel hielt in Heidelberg mehrere Vorträge, welche zahlreich besucht waren und bei den Zuhörern großen Eindruck machten. Auch stellte er in der Kleinkinderschule mit den dasigen Kindern einige Spielübungen an, welche zur vollkommensten Zufriedenheit ausfielen und den Vorsteher dieser Anstalt bestimmten, sofort das Fröbel'sche System einzuführen. In Stuttgart waren die Erfolge nicht minder erfreulich. Mehrere durch Geist und Amt hochgestellte Männer nahmen das größte Interesse an der neuen Erziehungsweise, wie ich hier nur Gustav Schwab erwähnen will, und in Gaisburg bei Stuttgart, wo sich Fröbel einige Tage aufhielt, wurde von ihm selbst die Einführung der neuen Spiel- und Beschäftigungsweisen geleitet. So ist denn zu hoffen, daß Fröbel's Methode, die natürlichste, welche ich kenne und diejenige, welche mit der geringst möglichen Anstrengung doch die größten Resultate erzielt, bald mehr und mehr Wurzeln schlägt in der Nation, was für diese selbst nur von den heilsamsten Folgen seyn kann.

*) Der Anschluß des Vereins badischer Thierärzte fand in gleicher Weise bereits auf der in Heidelberg abgehaltenen vorjährigen General-Versammlung statt.

Darmstadt, 10. Oct.

Unter dem Neuen, was unsere regenerirte Bühne bisher brachte, erregte vorgestern die Wiederkehr der beiden beliebten Stücke: „Gellert" und „der Heirathsantrag auf Helgoland" eine angenehme Abwechselung. Die Darstellung brachte in jenem interessante historische Erinnerungen zur lebendigsten Anschauung, während sie uns in diesem ein Bild von seemännischem Leben und Treiben vor Augen stellte, welches, rauh wie der Norden, dem es entsprungen, gleichwohl nicht ohne anziehende Seiten war. Fräul. Georgine Fürst entwickelte als Gretchen in „Gellert" und als Clăre im „Heirathsantrag" jenes naiv-komische Talent ihrer Darstellungsgabe, welches beide Rollen zu erfordern scheinen. Hr. Fischer schien durch seinen Gellert der indischen Lehre von der Seelenwanderung das Wort reden zu wollen; und wenn auch alle Geister nicht in gleich hohem Grade in den Banden der Kunst gefangen lagen, so hatte man sich ihrer doch in der Art bemächtigt, daß sie zu rechter Zeit Rede stehen und die verlangte Antwort ertheilen mußten. Dies genügt schon in manchen Fällen. In dem Ballet-Divertissement, welches zwischen beiden Stücken und am Schluß gegeben wurde, sahen wir zum ersten Male zwei neu engagirte Tänzerinnen, die Schwestern Lewin. Die Art, wie sie die Gitana und andere Nationaltänze aufführten, erwarb ihnen den Beifall des Hauses. In dem chinesischen pas caractère machte Hr. Dornewas sein Talent als Groteskänzer in glänzender Weise geltend. — Unser Herbstmarkt hat uns die im Fache der Gymnastik und natürlichen Magie rühmlichst bekannten Herren Bigoureux und Kellermann zugeführt, welche in einer eigens erbauten Bude täglich Vorstellungen geben. Auch die höhere Gesellschaft findet Geschmack an ihren sinnreichen Darstellungen, und sie verdienen in der That, gesehen zu werden. Alle gymnastischen Künste bekunden in höherer Vollendung den Sieg des Geistes über die Materie und die durch sie bedingten Naturgesetze; sie vindiciren dem Menschen auf's neue einen jener großen Vorzüge des Naturstandes, welche in der Civilisation großentheils zu Grunde gehen. Hat man Hrn. Bigoureux und seine Kunstgenossen im Kampfe mit den Gesetzen der Schwere und andern widerstrebenden Naturkräften gesehen, so muß man gestehen, daß sie über ihre Gegner zu gebieten und sie ihren Zwecken dienstbar zu machen wissen. — Ungern wende ich meinen Blick aus der heitern Welt der Täuschungen der Künste in die rauhe Wirklichkeit, wo sich mir ein in düsterem Gefängniß jammernder Jude darbietet, der bei seiner Verhaftnahme durch einen Gensdarmen einen wahren Malchushieb über den Kopf erhalten hatte und in Folge dieses unglücklichen Vorfalles einer chirurgischen Behandlung anheim fiel, vermöge deren ihm das großentheils abgehauene Ohr in dem Dunkel des Gefängnisses falsch angeheilt wurde, wodurch der arme Mensch ein äußerst entstellendes Aussehen erhielt. Nach dem Ausspruche des Hippokrates: „Was das Feuer nicht heilt, heilt das Eisen", mußte nun der Gefangene sich einer neuen Operation und Kur unterziehen, um wieder ein gerades Ohr zu erhalten und nicht als ein halber Midas in die bürgerliche Gesellschaft zurück zu kehren. Das hier erscheinende Unterhaltungsblatt „Gutenberg" enthält in Nro. 198 einen umständlichen Bericht über diesen merkwürdigen Fall, der, nachdem er zur Publizität gelangt, die öffentliche Aufmerksamkeit und allgemeine Theilnahme in hohem Grade erregt hat. Weitere Betrachtungen darüber anzustellen, will man hier unterlassen, weil die medicina forensis selber den Commentar dazu liefert.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 13. Oct. (Neu einstudirt): Euryanthe, große Oper in 3 Abth., Musik von Weber.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 286. Dienstag, den 15. October 1844.

Der Bauernkönig und die Jüdin.

(Von Johann Czynski.)

(Fortsetzung.)

Die Sänger begannen mit einem Lied zum Preise Gottes, welches geeignet war, alle Anwesenden ernst zu stimmen. Dann folgte ein Lobgesang auf den König, dann Kriegslieder, endlich lustige Gesänge der Bauern. Bei den letzteren wurden die Schlußreime von den Hofnarren wiederholt und mit einem Tanz begleitet, bei welchem ihre klingenden Schellen genau den Takt angaben. Als diese Gesänge zu Ende waren, und Stille eingetreten war, sagte Kasimir: „Wir sind zufrieden, ihr Sänger, und Unser Schatzmeister soll euch weiter Unsere Zufriedenheit bezeugen. Ihr habt würdig die Macht Gottes und die Majestät des Königs gepriesen. Aber habt ihr nicht auch einige Gesänge zu Ehren der Geistlichkeit und des Adels?"

Auf diese Frage gab der Vorsänger seinen Leuten ein Zeichen und stimmte folgendes Lied an, welches die Sänger mit ihren Lauten begleiteten:

Raubgierig bricht aus Preußenland
Hervor das wilde Heidenheer.
Vergebens sucht vor seiner Hand
Das Christenvolk nach Schutz und Wehr.

In Flammen geh'n die Dörfer auf;
Nicht Greis, nicht Kind verschont die Wuth.
Im Stein, geweiht zur heil'gen Tauf',
Strömt, Gott zum Hohn, der Priester Blut.

Zum Kampf ruft Boleslav, der Held,
Die Ritter Polens fern und nah.
Die Feinde räumen schnell das Feld,
Und schneller sind sie wieder da.

Sankt Adalbert, der Bischof, sprach:
„Laßt mich zu diesen Wilden hin,
Ob ich mit Gottes Hülf' vermag
Zu beugen ihren harten Sinn."

Nach Preußen geht Sankt Adalbert,
Zu lehren Gottes heil'ges Wort.
Er wird gebunden, fortgezerrt
Zum blut'gen Götzenaltar dort.

Der Häuptling sprach: „Du hast die Wahl:
Wer Christo nicht entsagt, der stirbt."
Der Bischof sprach: „Viel lieber Qual,
Die mir die Martyrkron' erwirbt."

„Haut ihm die Hand ab!" rief der Fürst.
Der Dulder hebt die andre auf.
„Die andre! — So! Nun bet' und dürst'
Nach Martyrthum und blut'ger Tauf."

Und sterbend noch der Bischof singt
Ein Lied zum Lob dem ein'gen Gott.
Zum Himmel sich die Seele schwingt,
Verstummt ist jetzt der Helden Spott.

Bald stand ein Kirchlein, wo er starb;
Das wilde Volk zu Gott sich kehrt.
Und weit und breit in Polenland
Ist Adalbert noch hochverehrt.

Die Schlußreime eines jeden dieser Verse wurden von den Sängern im Chor wiederholt und der Takt dazu durch Aufstoßen ihrer Säbel geschlagen. Nach dem letzten Vers gingen die Sänger mit ihren Lauten aus der feierlichen in die possenhafte Tonweise über, und der Vorsänger fuhr fort:

„Ich kann auch ein Heil'ger seyn!"
Sprach ein dickes Pfäffelein.
„Doch mich schlachten lassen? — Nein!
Ich schlacht' Juden — das ist fein"

Die zwei letzten Reime dieses Verses wurden von den Hofnarren im Chor wiederholt, und das Klingeln ihrer Schellen gab den Takt dazu. Alle Anwesenden, mit Ausnahme des Königs und seiner Räthe, waren von diesen Schlußreimen überrascht. Die Augen der Edelleute richteten sich auf den dicken Priester Martin, und der Ausdruck des Zorns auf seinem Gesicht reizte sie unwiderstehlich zum Lachen. Bevor der Prior sich von seiner Ueberraschung erholen konnte, begann der Vorsänger ein zweites Lied.

„Flieht!" sprach ein Knecht zu seinem Pan;
„Schaut dort der Tataren wildes Heer,
Wie Windsbraut stürmt's den Berg hinan,
Unzählig, wie der Sand am Meer."

Der Edle schaut zum Berg hinauf,
Viel Tausend Feinde nimmt er wahr.
„Knecht!" ruft er, „eil' zur Stadt und lauf'
Und meld' am Thore die Gefahr. —

Auf! Kinder, hieher! fasset Muth!
Steht fest, so bleibt das Land bewahrt."
Und hundert Mannen, treu und gut,
Steh'n fest, um ihren Herrn geschaart.

Sie sinken alle um ihn her;
Der Ritter hält allein noch Stand.
Die Hülfe naht, — da sinkt auch er;
Indeß gerettet ist das Land.

Das Volk beklagt den Ritter laut,
Und manche Dankeszähre floß.
Der König ihm zu Ehren baut
Ein Städtchen und ein schönes Schloß.

Der Pan von Wola warf stolz den Kopf in die Höhe, denn es war die Geschichte seines Großvaters, welche hier gesungen ward. Nachdem die letzten Verse verklungen waren, ging der Vorsänger abermals in die lustige Tonweise über und sang:

„Ich kann auch ein Held wohl seyn,"
Sprach des Ritters Enkelein.
„Doch mich schlachten lassen? — Nein!
Ich schlacht' Juden. Das ist fein!"

Und die Hofnarren wiederholten die letzten Reime und klingelten dazu mit ihren Schellen.

„Was bedeutet Das?" rief der Pan von Wola. „Ladet man die Edeln in's königliche Schloß, um sie zu verhöhnen?"

„Um die Diener des Altars zum Gelächter zu machen?" fügte der Priester Martin hinzu.

„Um die Edeln wie Lumpenhunde zu behandeln und sich auf ihre Kosten zu belustigen? — Um die Diener Gottes zum Gespött der Hofnarren zu machen?" riefen Beide. Und zornig blickten sie umher, als suchten sie Den, auf welchen sie das Gewicht ihres Zornes fallen lassen wollten.

Die große Mehrheit der Gäste sah sie verwundert an. Da nahm der König das Wort und rief: „Das ist geschichtliche Wahrheit, edle Herren! Der Priester, den Ihr hier sehet, anstatt Sankt Adalbert zum Muster zu nehmen, welcher mit Aufopferung seines Lebens das Evangelium unter die Heiden in Preußen gebracht hat, verschwört sich gegen den König und bereitet ein nächtliches Blutbad vor. Der Edelmann, den Ihr hier sehet, anstatt in Vertheidigung des Landes Ruhm zu erwerben, schärft seine Waffen zur Abschlachtung schlafender Menschen. — Priester Martin! Pan von Wola! Höret Ihr das Läuten der Glocken? Nicht wahr, das ist Euer Zeichen? Das ist die Ursulanacht — die Nacht des Blutbads? Die Juden sollen umgebracht und Kasimir soll vom Thron gestürzt werden. Nicht wahr? Unglückselige! Ihr hättet das Geheimniß eurer Verschwörung besser bewahren sollen. Das Zeichen, auf welches Euer Triumph und mein Sturz beginnen sollte, wird das Zeichen zu Schmach und Tod für euch seyn!"

Der Vorhang hinter den Sängern öffnete sich, und man erblickte eine Richterbühne, umgeben von den Trabanten des Königs. Der Obmann des Gerichts trug kurz die Beweise des Hochverraths gegen den Priester Martin und den Pan von Wola vor, und sprach über beide, die nicht läugnen konnten, das Todesurtheil.

(Fortsetzung folgt.)

Aufruf
zur Unterstützung der Nothleidenden in Plauen.

Unter den in neuerer Zeit so vielfach einlaufenden Schreckensnachrichten verheerender Brandesausbrüche dürfte wohl die Zerstörung eines Theils der gewerbfleißigen Stadt Plauen im Voigtlande die Theilnahme des deutschen Volks nicht weniger in Anspruch nehmen, als dies insbesondere zur Wiedererstehung Hamburgs geschah. Waren auch dort die Schrecken anhaltender, die Verwüstung umfangreicher und das fürchterliche Schauspiel allerdings großartiger: so ist das Verderben hier mit allen seinen Schrecken allenthalben fühlbar, und um so fühlbarer, je weniger das allgemeine Mitleid die deutsche Gesammtkraft zur schnellen Linderung und Abhülfe einer so namenlosen Noth in die Schranken fordert. Es bleibt für unser sittliches Jahrhundert mit allen seinen äußern Anstrengungen eine beschämende Wahrheit, daß die Noth des Einzelnen nicht rührt, wohl aber in Masse die Aufmerksamkeit erst rege macht und thatkräftige Vermittlungen weckt. — So verdankt Hamburg seine Rettung weniger der peinlichen Noth des Unglücks, als vielmehr der Großartigkeit desselben — und während in solchen erschütternden Momenten die sogenannte christliche Liebe sich überbietet und Manche im besten Gefühle wohl Tausende hingeben, pflegt es zu geschehen, daß die isolirte Verzweiflung unter diesem liebenden Auge rettungslos bleibt. Diese schreckliche Erfahrung kann für jeden Beobachter sichtbar werden, will er nur um sich sehen und reflectirend Indolenz und Geschäftigkeit in ihren Motiven erforschen, um mit Schrecken inne zu werden, daß weder eine Gustav-Adolf-Stiftung, noch ein Dombau zu Köln, noch die Monumentenmanie unserer modernen Zeit oder die Wahlstatt der Hermannsschlacht einen religiös sittlichen Causal-Nexus deutschen Seyns und Nichtseyns hervorrufen und somit eine wahrhaft politische und bürgerliche Einheit Deutschlands; denn ohne bürgerliche Einheit wird man vergebens nach der politischen streben, versteht man das politische Uebergewicht anders nicht als in der moralischen Kraft des Gesammt-Deutschlands zu suchen und geltend zu machen.

Es ist eine schmerzliche Klage aller erleuchteten Männer unserer Zeit, daß moralische Erschlaffung, dünkelhafter Separatismus und hervorstechende Heuchelei seit zehn Jahren das Wesen der Menschheit charakterisirt und, sowohl religiös wie bürgerlich, in hastiger Progression einen bedeutungsvollen Moment erzwingen wird, einen solchen, der mit seinen Schreckensausbrüchen drohet, je weniger innere Gesittung des Gemüths der Hebel unserer Handlungen ist. Es wird aber alle Einheit fehlen und jede damit verbundene Kraft nach innen und außen, so lange das Volksleben nicht von einer heiligen Idee seiner Würde durchdrungen und an allen bürgerlichen und religiösen Fragen, allen Wechselfällen des Glücks und Unglücks in thatkräftiger Unterstützung das lebhafteste Interesse offenbaret. — Doch treten wir nun der Besprechung unseres „Unterstützungsaufrufes" näher:

Ein Augenzeuge berichtet aus Plauen z. B. in ergreifenden Zügen die Verwüstung und Noth, welche ein zweitägiger Brand da anrichtete. Wir nehmen Anstand, diesen Jammer zu wiederholen, überzeugt, daß jeder Mann, dem ein Herz in der Brust schlägt, genug weiß, wenn beinahe 2000 Menschen ohne Obdach und Nahrung umherirren. Und dürfte ein solches Unglück nicht großartig genug seyn, nur einen kleinen Anflug der mitleidigen Begeisterung zu wecken, wie sie für Hamburg in den deutschen Herzen sich entzündete? Hier insbesondere aus Achtung gegen ein edles Volk, das an intellektueller Beflissenheit und thatkräftiger Haltung in den

wichtigsten Fragen des Lebens als ein Vorbild ächter Gesittung uns vorschwebt? Ist es nicht Sachsen, das — inmitten geistiger Abspannung und egoistischem Indifferentismus — bei der so heiligen Frage über öffentliches und mündliches Gerichtsverfahren und unbeschränkterer Presse seine Bedeutung in der Idee eines sittlich religiösen Staates in so hohem Grade begriff: daß der Schrei nach diesen Garantien volksthümlicher Gerechtsamen nicht das Werk Einzelner, sondern der Gesammtheit war, dergestalt, daß Kammer und Volk Eine Person bildete? — Liefert uns nicht Sachsen zur Stunde in der Rückkehr seines tüchtigen und wackern Abgeordneten Braun (aus eben jenem bedrängten Plazen) von seiner Reise zur Ermittlung des Segens oder Nachtheils öffentlicher Gerichtsbarkeit das schöne Bild der Nachahmung: daß mit einer sittlichen Ueberzeugung in dem Streben nach Wahrheit und Recht kein Volk ermüden kann, wie groß auch die Schwierigkeiten und Hindernisse ihm entgegen stehen? — Sollte Deutschland den Augenblick nicht begreifen, einem solchen Volke seine Hochachtung in zusammengreifender Hülfeleistung zur Beseitigung jener Noth in Plauen und zwar gerade in einer Sache zu bezeigen, in der ihm das Recht noch ungeschmälert vergönnt ist, Gutes zu thun? —

Zwar ist es zur Steuer der Gerechtigkeit an seinem Platze, hier der unzähligen Anforderungen zu gedenken, die das deutsche Volk beschweren. Unstreitig hat der größte Theil mit seiner Erhaltung und der Befriedigung seiner nöthigsten Bedürfnisse zu kämpfen und dem übrigen Theile des Volks fällt allerdings die schwere Berufung zu, den ewigen Nothschrei zu stillen. Bei einer so indifferenten und moralisch versunkenen Zeit muß der innere Werth des Menschen und das Bewußtseyn seiner Bedeutsamkeit schon eine höhere Veredlung gewonnen haben, will er menschenfreundlich helfen und dies oft und viel wiederholen, ohne zu ermüden und gegen solche Anforderungen zu murren; aber in dem Maße wir das erkennen, sehen wir auch die heiligste Pflicht da, wo die eignen Bedürfnisse und Alles, was darüber hinaus liegt, durch Wohlthätigkeiten noch nicht um ein Jota alterirt werden. — Ein solcher Sinn ist daher der Grundzug eines wahrhaft religiös sittlichen Zeitgeistes, ohne welchen alles Streben ohne Segen bleibt.

Mit freudiger Ueberraschung sehen wir daher edle Männer, wie die Herren de Neufville und Fr. Böhler in Frankfurt a. M. auftauchen, welche in einem öffentlichen Aufrufe zur Unterstützung der Bedrängten in Plauen ihre Mitbürger auffordern und Namen und Thätigkeit der wachsenden Noth leihen. Ihre einfache Aufforderung, die gewiß im Vertrauen auf einen entsprechenden Anklang ihrer eigenen trefflichen Gesinnung gegeben ward — möchte sie mit dem besten Erfolge gekrönt werden und Nachahmung für ähnliche Bestrebungen in andern Städten finden, denen wir die Mitwirkung aller Zeitungen und Tagblätter wünschen.

Mannichfaltigkeiten.

Wir vernehmen aus Parma, daß daselbst eine für die Alterthumswissenschaft sehr bedeutende Entdeckung stattgefunden. Es ist nämlich das Theater der alten Stadt, von dessen Existenz man bis jetzt keine Ahnung hatte, in ansehnlicher Tiefe unter dem gegenwärtigen Boden entdeckt worden, wie es scheint, von bedeutender Größe und ziemlicher Erhaltung. Die Regierung hat Befehl gegeben, die Ausgrabung dieses classischen Monumentes mit Eifer zu betreiben, und bereits sind zu diesem Zweck mehrere Häuser angekauft worden, welche dieser Operation hinderlich gewesen seyn würden. Die Theater sind von jeher Fundgruben der wichtigsten und schönsten Denkmäler des Alterthums gewesen; zahlreiche Inschriften von historischem Interesse, unzählige Kunstwerke sind aus ihnen hervorgezogen worden, da auf ihre Ausschmückung stets die größte Sorgfalt verwandt wurde. So kann man sich auch ohne Zweifel von dieser Entdeckung schöne Resultate versprechen.

Ein Punkt, dem man gern Vieler Augen und Herzen zuwenden möchte, ist der Abendberg im Bezirk Interlaken in der Schweiz. Dort ist Etwas zu sehen, was man jetzt noch sonst nirgends zu sehen bekommt, was aber, so vertraue ich, nach zwanzig Jahren in vielen Ländern seyn wird. Auf jener Höhe, in der reinen Bergluft, hat vor einigen Jahren ein junger Schweizerarzt, Dr. Guggenbühl, von dem Elend der unglücklichsten Geschöpfe, der Cretinen, ergriffen, ein Haus gebaut, in dem er eine große Zahl solcher unglücklichen Kinder, die man in Hinsicht ihres Geistes und Körpers oft kaum Menschen nennen kann, mühsam erzieht und zu Menschen bildet. Mehrere Jahre studirte er die Natur dieser Ausartung des menschlichen Geschlechts, die Quelle des Uebels und die Mittel der Abhülfe, und dann errichtete er, 3600 Fuß über dem Meer, im Jahr 1840 seine Anstalt, in welche die Kinder vor dem dritten Lebensjahr aufgenommen werden. Eine mühsamere, aber verdienstlichere und edlere Aufgabe, als der Arzt, Vater, Erlöser aus der schauerlichen Nacht der Stumpfheit zu seyn, ist nicht leicht zu finden. — Im Würtemberg allein zählt man an 5000 cretinische Individuen.

Einer der größten Windbeutel befindet sich gegenwärtig in Pforzheim; es ist dieses ein colossaler Blasbalg, der für einen dortigen Fabrikanten in Augsburg verfertigt wurde. Dieses Monstrum von einem Windmacher wiegt 12 Centner, und es kann mit ihm eine Masse von 4 — 5 Centner Metall geschmolzen und nebenher noch ein tüchtiges Schmiedefeuer versehen werden.

(Dampf als Mittel zum Löschen.) Das „Echo du monde savant" vom 14. März entlehnt aus dem „Courrier belge" nachstehende Mittheilung: „Eine große Spinnerei war ganz in Feuer, der Dampfkessel barst, der Dampf drang in alle brennende Stockwerke, und das Feuer erlosch wie durch Zauber auf allen Punkten. Diese Beobachtung führte zu direkteren Proben. Man füllte Räume unter der Erde mit brennbaren Stoffen, ließ aber doch hinreichend Luft einströmen, und als der Brand am stärksten war, schloß man die Lucken und ließ einen Strom von Dampf in den Keller eindringen, der das Feuer rasch erstickte. Der Dampf ist allerdings ganz besonders geeignet, nach allen Punkten, wo es brennt, oben wie unten, hinzudringen; er erkältet sich, indem er sich verdichtet, während er zugleich die atmosphärische Luft verdrängt und ersetzt, indem er nicht mehr als Dampf, sondern als tropfbare Flüssigkeit wirkt. — Aus allen den gemachten Proben geht hervor, daß der Dampf das beste Mittel gegen innere Brände ist; deßhalb haben auch viele Fabriken,

deren Maschinerie durch Dampf getrieben wird, an den Kesseln Vorsichtsröhren angebracht, welche in die dem Brande am meisten ausgesetzten Räume laufen. Man braucht nur einen Hahn zu drehen, um an solche Orte einen Strom von Dampf zu richten, der noch überdies den Vortheil hat, daß er die Waaren weniger beschädigt, als die Pumpen und das Hinauswerfen zum Fenster. Eine Fabrik, die mit Dampf arbeitet, hat deßhalb gar keine Entschuldigung mehr, wenn sie ganz abbrennt. Eben so wenig ist der Betrieb eines Kohlenwerks zu entschuldigen, wenn die geschlossenen Magazine abbrennen." Das obengenannte Blatt glaubt auch, daß dies Mittel des Einströmenlassens von Dampf dazu dienen könne, ein Kohlenwerk im Hennegau, das noch immer brennt, zu löschen.

Ein Metzger, der sehr kurzsichtig war, und deßhalb immer eine Brille auf der Nase hatte, verlor sie einst auf einem Markte, und entlehnte eine andere von einem Nachbar; diese vergrößerte aber dergestalt, daß der Metzger, der nicht darauf Acht gab, drei Kälber für drei Ochsen kaufte.

(Frankfurt a. M.) Das bereits angekündigte Konzert des Hrn. Jakob Rosenhain zum Vortheil der verarmten Weichsel-Ueberschwemmten findet am 15. d. M. im Mühlens'schen Saale statt.

Auszug aus dem Protokoll der vierten General-Versammlung des Vereins deutscher Thierärzte.

Mitgetheilt von Thierarzt Schmidt in Frankfurt a. M., Sekretär des Vereins im Vereinsjahre $18^{43}/_{44}$.

(Schluß.)

In der zweiten Sitzung, abgehalten am 28. Sept., entspann sich eine lebhafte Unterredung über Versicherungsanstalten der größeren Hausthiere. Einzelnheiten der Verhandlungen über diesen Gegenstand, so interessant und wichtig derselbe auch ist, zu geben, erlaubt dem Ref. weder die Zeit, noch der Raum dieser Blätter und beschränken wir uns daher nur darauf, zu bemerken, wie Institute dieser Art als sehr wünschenswerthe und jegliche Unterstützung verdienende von sämmtlichen Anwesenden erkannt wurden. Nach Beendigung dieses Thema's stattete ein Mitglied des Vereins einen Bericht ab über eine von Hrn. Dr. med. Fritschler zu Oberingelheim eingesandte Broschüre, worin derselbe nachzuweisen sucht, daß die unter dem Namen „Knochenbrüchigkeit" (Cachexia ossifraga) beim Rindvieh bekannte Krankheit als ein Phantom zu betrachten, das Uebel vielmehr ein Gelenkleiden sey, welches in seinem letzten Stadio allerdings auch Knochenbruch zur Folge haben könne. Das Resultat war einstimmige Zurückweisung der Dr. Fritschler'schen Ansicht. — Schließlich äußerten mehrere Mitglieder, wie sehr wünschenswerth und zeitgemäß es sey, daß endlich die in vielen deutschen Staaten noch bestehende Bevormundung der Thierärzte durch Menschenärzte, die sich namentlich nachtheilig und kränkend bei veterinär-polizeilichen Fällen täglich und stündlich erweise und fortwährend der thierärztlichen Selbstständigkeit hemmend entgegen trete, aufgehoben werde. Es wurde hierbei eines Staates erwähnt, wo dieser Uebelstand so weit gehe, daß jeder Physicatsarzt, nachdem er während seiner medizinischen Studienzeit höchstens ein Colleg über Thierseuchen nothdürftig gehört, per se Thierarzt erster Klasse sey — eine Mittheilung, welche allgemeine Indignation hervorrief, die jedoch auf's höchste stieg und selbst anwesende Menschenärzte mit ergriff, als ein Mitglied des Vereins bemerkte, wie ihm sogar ein kleiner Staat Deutschlands bekannt sey, in welchem beim Staatsexamen der Candidaten der Thierheilkunde die Rolle der Examinatoren lediglich Menschenärzten zugetheilt sey. — Ein hierüber vorgeschlagenes Mißbilligungsvotum, wie die Erklärung eines solchen Verfahrens für den baarsten Unsinn, wurde mit allgemeiner Acclamation aufgenommen. — Es folgte sodann von Seiten des Rendanten die Rechnungsablage, welche als richtig befunden wurde und, da ein nicht unbedeutender Kassenüberschuß vorhanden, dem Rendanten das Lob eines guten Financiers zu Theil werden ließ. Die hierauf vorgenommene Wahl des nächstjährigen Versammlungsortes fiel auf Frankenthal in Rheinbaiern, die neue Wahl des Vorstandes aber dahin aus, daß Veterinär-Assessor Mecke von Koblenz Präsident und Kreisthierarzt Becker von Kreuznach Rendant blieben, das Sekretariat dagegen in die Hände des Bezirksthierarztes Corper von Frankenthal überging. Die freie Zeit nach den Sitzungen diente zu gemeinschaftlichen, höchst collegialisch-heitern Mittagsmahlen im Locale der Westendhall, wobei Hr. Gasthalter Pietsch seinem längst rühmlich anerkannten Rufe als guter und freundlicher Wirth wiederholt alle Ehre machte; ferner zum Besuche des naturhistorischen Museums, des Kaisersaales, zur Besichtigung der prächtigen Pferde und eleganten Stalleinrichtungen des Hrn. Moritz v. Bethmann rc.; den Schluß bildete ein an Humor höchst reicher Ausflug nach Homburg v. d. H. — Der 29. Sept. führte die Mehrzahl der Anwesenden wieder der Heimath entgegen und gewiß Alle reicher an Erfahrung, fester vertrauend der Zukunft, die auch dem Thierarzte einst noch die Stellung im Staate einräumen wird, die er vermöge seiner wissenschaftlichen Bildung und des bedeutend vortheilhaften Einflusses auf Nationalreichthum in öconomischer Beziehung verdient und längst verdient hat, und nimmer zweifelnd an der Devise des Vereins: Concordia res parvae crescunt! —

Korrespondenz.

Karlsruhe, 10. Oct.

Die Maschinen-Chokolade-Fabrik der Herren Fellmeth und Peturet, die demnächst ihre Thätigkeit beginnen wird, ist, wie hier erzählt wird, auf ganz eigenthümliche Weise nach Karlsruhe gekommen. Hr. Peturet, der erste Arbeiter der bedeutendsten Pariser Fabrik dieser Art, hatte sich ein hübsches Sümmchen erspart und dieses, so wie sein ganzes Vermögen, das sich, nach Anschaffung der Maschinen im Werth von 7 bis 8000 Franken, noch auf etwa 10,000 Franken in Baarem belief, zu Errichtung einer Maschinen-Chokolade-Fabrik in Warschau bestimmt. Ein Associé schoß gleichfalls 10,000 Franken zu und wurde mit diesem Gelde, den Maschinen und dem Söhnchen Hrn. Peturet's voraus geschickt, die nöthigen Einleitungen zu treffen, bis Peturet seine Angelegenheiten in Frankreich vollends geordnet habe. In Mannheim trieb den jungen Mann der Teufel der Langeweile nach Baden, wo er nicht nur sein ganzes Geld, sondern auch das Peturet's mit im Spiele verlor. Das ihm anvertraute Kind in Rastatt in einem Gasthofe zurücklassend, flüchtete sich derselbe, Gott weiß, wohin. Von Rastatt aus erhielt der vertrauensvolle Peturet die verhängnißvolle Nachricht des Vorgefallenen, worauf er schnell herbeieilte und sich hier mit dem rührigen Conditor Fellmeth zur Etablirung der Fabrik in Karlsruhe verband, nachdem ihm nichts als die Maschinen geblieben.

Theater-Anzeige.

Montag, 14. Oct. Griseldis, dramatisches Gedicht in 5 Abth., von Friedrich Halm. (Gastrolle) Percival: Hr. Steinmüller, vom k. Hoftheater zu Hannover.

Dienstag, 15. Oct. Czaar und Zimmermann, komische Oper in 3 Abth., Musik von Albert Lortzing.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 287. Mittwoch, den 16. October 1844.

Der Bauernkönig und die Jüdin.

(Von Johann Czynski.)

(Fortsetzung.)

Fünf und zwanzigstes Kapitel.
Die Schildwache.

Kasimir erreichte seinen Zweck. Die Ursulanacht verging, ohne daß ein Tropfen Bluts vergossen ward. Nur einigen Lärm gab es. Die Herolde verkündeten in der ganzen Stadt, daß die Verschwörung entdeckt sey, und daß der verhafteten Rädelsführer die Todesstrafe warte. Der Bischof von Krakau zog mit einem Gefolge von Priestern bei Fackelschein durch die Stadt und predigte den zusammengerotteten Haufen Bruderliebe. Der König, von seinen getreuesten Rittern und vielen Reisigen umgeben, ritt überall umher, bereit, den Verirrten zu verzeihen und die Anstifter von Metzeleien zu bestrafen. Die Verschwornen versteckten sich zum größten Theil, als sie die Verhaftung ihrer Häupter erfuhren, und Diejenigen, welche das Volk aufzuhetzen versuchten, mußten sich bald entfernen. In einigen Häusern wurden die Fenster eingeworfen unter dem Ruf: „Schlagt die Juden todt!" Aber darauf beschränkte sich auch der Unfug in dieser Nacht, welche Zeuge eines allgemeinen Aufruhrs und eines Blutbades hatte seyn sollen. Die Juden hielten sich klüglich in ihren Häusern verschlossen. Sie waren bereit, sich zu wehren, und beteten. Um drei Uhr Morgens war Alles wieder ruhig. Die Menge verlief sich, und Schweigen herrschte. Es war ein Ueberfluß, daß die Schaarwache noch bis zum Tage die Straßen der Stadt durchritt.

Kasimir kehrte zufrieden in das Schloß zurück. Ohne Blutvergießen hatte er den auswärtigen Einfluß überwunden, der im Namen Gottes und der Religion den Bürgerkrieg entzünden und ihm die Krone rauben wollte, um sie einem Fürsten auf's Haupt zu setzen, der ein blindes Werkzeug von Rom oder vielmehr von Avignon war, denn dort wohnte damals der Papst Innocenz VI. Um seinem Sieg die Krone aufzusetzen, beschloß der König, die Häupter der Verschwörung zu begnadigen, den Unzufriedenen zu zeigen, wie wenig er sie fürchtete, und sie durch Milde zu entwaffnen. Er ließ also den Pan von Wola und den Obern des Dominikusklosters vor sich führen und sagte ihnen: „Ihr seyd frei, Ihr könnt von neuem Verschwörungen anzetteln und Dolche wetzen zur Ermordung von Schlafenden. Aber wenn ich erfahre, daß ihr meine Großmuth mißbraucht, so lasse ich Dich, Priester, ersäufen und Dich, Edelmann, Hungers sterben."

Der ehrgeizige Mönch und der hochmüthige Edelmann verbeugten sich demüthig, aber sie entsagten weder ihrem Haß noch ihren Racheplänen. Sie nahmen sich nur vor, in Zukunft vorsichtiger zu seyn.

Nachdem der König sich dieser Sorgen entledigt hatte, begab er sich in sein Arbeitszimmer, nicht um nach einer durchwachten Nacht sich einige Ruhe zu gönnen, sondern um seinen Gedanken freien Lauf zu lassen. Nachdem er den Pflichten des Königthums genügt, ließ er seinen persönlichen Neigungen Spielraum. Die Bilder von Rokiczana und von Esterka schwebten ihm vor, jene die erloschene, diese die entstehende Liebe vorstellend. Gern hätte er von der einen geliebt seyn mögen, ohne von der andern gehaßt zu werden. Er hätte viel darum gegeben, wenn die Verlassene einem Andern ihre Neigung zugewandt und ihn vergessen hätte. Mit diesen Gedanken beschäftigt, gewahrte er zufällig auf seinem Tisch einen Brief und erkannte auf demselben die Handschrift Rokiczana's. Ungeduldig und mißmuthig öffnete er ihn, und fand darin blos die Worte: „Kasimir, sey glücklich. Ich verzeihe Dir." Auf Schmähworte und Drohungen, nicht aber auf diesen Edelmuth war er gefaßt gewesen. In seiner Rührung wollte er zu ihr eilen. Auf die Frage nach ihr erfuhr er, daß sie das Schloß verlassen habe. Er errieth, daß der Bischof ihr Trost und Zuflucht im Schoß der Kirche eröffnet hatte. Er fühlte, daß nur die Religion eine verlassene Geliebte bestimmen kann, das Glück des Ungetreuen zu wünschen. Die Vergangenheit trat lebendig wieder vor seine Seele. Er fühlte sein Unrecht und fühte sich niedergedrückt von Schmerz.

In trübe Betrachtungen versunken, saß Kasimir eine Zeitlang regungslos da. Zufällig fiel sein Blick durch's Fenster, und er bemerkte Licht in einem Zimmer gegenüber, welches zu einem durch den Garten abgesonderten Theil des Schlosses gehörte. Bei'm Schein des Lichtes bemerkte er eine weibliche Gestalt. Sie saß vor einem Spiegel und legte ein Stück nach dem andern von ihrem Schmuck und von ihren Kleidern ab. Sie hatte einen mit Perlen besetzten Turban vom Kopf genommen, und die Flechten ihres langen Haares waren aufgelös't. Jetzt zog sie ihre Tunika aus und schnürte das Mieder auf. Kasimir betrachtete sie neugierig. Sie drehte sich herum, und der König erkannte in ihr Esterka, deren kurze Abwesen-

heit ihm am vorigen Abend so viel Verdruß gemacht, und deren nachträgliches Erscheinen bei'm Fest er nicht bemerkt hatte. Er betrachtete sie mit Entzücken. Indeß die wiederauftauchende Erinnerung an Rokiczana störte ihn in dieser gefährlichen Betrachtung. Noch hielt er ihren Brief in den Händen, diesen Brief, welcher ihn so tief gerührt hatte. Verdiente ihre großmüthige Aufopferung nicht, daß er der Erinnerung an sie einige Augenblicke widmete?

Kasimir versuchte, sich zu überwinden, und wandte die Augen von Esterka ab. Allein seine Einbildungskraft gaukelte ihm ihr Bild nur um so lockender vor. Vergebens wollte er sich den Schmerz Rokiczana's vergegenwärtigen. Er sah nur die Jüdin, welche ein Kleidungsstück nach dem andern ablegte. Er konnte sich nicht länger halten, und wandte seine Blicke von neuem der verführerischen Erscheinung zu. Sie war von einem leichten Hemd nur halb verhüllt. Sie saß da, den Kopf in die Hand gestützt, und schien ebenfalls durch Kummer verhindert, der Ruhe zu genießen. Bei diesem Anblick, welcher sein Gemüth eben so sehr wie seine Sinne in Anspruch nahm, konnte Kasimir sich nicht länger halten. Er mußte ihr auf der Stelle sagen, wie schön sie in seinen Augen sey, wie sehr er sie liebe, und er hoffte, nicht von ihr zurückgestoßen zu werden.

Eilenden Schrittes verließ der König sein Gemach, stieg die Treppe hinab, ging durch den Gang und den Garten und andere Treppen hinauf. Ueberall herrschte die tiefste Stille. Schon war er nahe an der Thür der Jüdin, da rief ihm eine männliche Stimme Halt! zu. „Weg!" herrschte er dem Verwegenen zu. „Ich bin der König!"

„Wohin geht Ihr um diese Stunde?" fragte dieselbe Stimme.

„Wer wagt es, mich zu fragen? Ich gehe in meinem Palast, wohin ich will."

„Herr König, in diesem Zimmer schläft ein Mädchen."

„Ich will zu ihr."

„Um diese Stunde hat nur ein Vater oder ein Gatte Zutritt bei einem Weib."

„Ich will mit ihr sprechen. Wer will mich daran hindern? Wer bist Du?"

„Eine Schildwache, welche eine Tochter von Jerusalem aus dem Geblüt Davids hütet."

„Und wenn ich diese Schildwache durch meine Wache wegjagen lasse?"

„Dann wird das Volk Israel, wenn es erfährt, daß die einer seiner Töchter gebotene Zufluchtsstätte entweiht worden ist, das verfluchte Land verlassen, wo Adel und Pfaffen sein Leben, und der König die Ehre seiner Jungfrauen antastet. Laßt meine kühnen Worte Euch nicht beleidigen. Unser ganzes Glück besteht in unserm Glauben an den Gott Abrahams, unser einziger Hort ist das Haus Davids, aus welchem der Messias kommen soll. Vorgestern noch habt Ihr mir Schutz und Hülfe für unser unglückliches Volk verheißen. Kniefällig bitt' ich Euch, verlangt unsere Habe und unser Leben, aber achtet unsern Glauben und das Blut unserer Könige!"

Diese Berufung auf seine Großmuth brachte den König zu seiner gewöhnlichen Güte und Gerechtigkeit zurück. „Du irrst Dich," sagte er, „wenn Du glaubst, daß ich gekommen bin, die Ehre einer Jungfrau anzutasten. Ich wollte Esterka besuchen. Aber da mein Besuch von ihrem treuesten Diener übel gedeutet werden könnte, so warte ich bis zum Tage."

„Habt Dank," Herr König!" erwiederte Ben Josef, denn er nur konnte der Wächter seyn. „Gott hat uns gesegnet, indem er uns einen so wohlwollenden Herrscher gab. Wie glücklich bin ich, Euch augenblicklich einen Beweis von der Macht und der Dankbarkeit Israels geben zu können!"

„Was willst Du damit sagen?"

„Daß Polen und Euer Thron von neuem bedroht sind."

„Wie? Abermals eine Verschwörung?"

„Nein, ein feindlicher Einfall."

„Was?"

„In diesem Augenblick, wo ich mit Euch spreche, ist das russische Heer über Eure Gränzen gegangen, verbrennt Eure Dörfer und erschlägt Euer Volk."

Acht Tage früher würde der König gelacht oder vielleicht gezürnt haben über einen Menschen, der behauptet hätte, eine so wichtige Nachricht früher als er zu haben. Vielleicht würde er ihn als einen Betrüger haben züchtigen lassen. Aber Alles, was er seit vier Tagen von Ben Josef gesehen und gehört hatte, ließ ihn diesen Juden als einen Mann von ungewöhnlichem Geist und außerordentlichen Mitteln betrachten. Weit entfernt, zu lachen oder zu zürnen, sagte er: „Komm mit mir!" und führte ihn hinüber in sein Arbeitszimmer.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Stunde aus dem letzten Lebensjahre Karl Johann Bernadotte's, König von Schweden.

(Aus dem Russischen Theodor von Stürmer's.)

Ich hatte um die Erlaubniß angehalten, dem Könige eines meiner Werke widmen zu dürfen. Der Graf Brahe benachrichtigte mich diesen Morgen (am 12. Juli 1843), daß der König mich heute vorzulassen gedenke, meine Widmung aber sehr gütig aufgenommen habe und mir den Orden des Polarsternes übersende. „Seine Majestät wünscht", schrieb der Graf, „daß Sie bei dem Empfang schon mit dem Orden erscheinen, er verleiht Ihnen denselben, weil auch Linné ihn getragen hat." Zur bestimmten Zeit empfing mich der König. Er war mit einem einfachen Ueberrocke bekleidet, trat mir einen Schritt entgegen, reichte mir die Hand und nöthigte mich, neben ihm auf dem Divan zu sitzen. Graf Brahe war, als er mich vorgestellt hatte, abgetreten. Obgleich der Monarch über achtzig Jahre zählte, glich sein Aeußeres doch mehr einem Sechziger, sein Auftreten war rüstig, der Ton seiner Stimme deutlich, sein Mienenspiel ausdrucksvoll, seine Gebärden lebhaft. Indem ich ihm nochmals für den Orden dankte, setzte ich hinzu, daß er besondern Werth für mich haben müsse, weil mir, dem Reformator des russischen Medizinalwesens, die Aufmerksamkeit eines so erfahrenen Monarchen eine neue Stütze in der Gunst meines Kaisers geben müsse, der sicherlich die Ernennung zum schwedischen Ritter bald erfahren werde. Ich setzte nun dem Könige in Kürze aus einander, was unter dem gegenwärtigen Kaiser von Rußland Großes und Gutes für die Entwickelung der Heilkunde, wie für das Medizinalwesen geschehen, und ermangelte daneben nicht, auch die Hemmnisse nachzuweisen, an welchen der Eifer der Wiederbeleber gescheitert, welche denselben in der Militärmonarchie einen schweren Stand bereiten. Mag da der Mann der Wis-

senschaft seinem Herrscher ergeben seyn, für dessen Minister alle Achtung haben, strenge seinem Dienste nachkommen, sich für das Heil seines Volkes opfern — Alles hilft ihm nichts, sobald er nicht die wissenschaftlichen Ansichten seiner Oberen theilt; er wird von diesen als unruhiger Kopf, als ein Karbonari verschrieen, verstoßen, verfolgt, angeklagt, und ist selten im Stande, mit seinem Hülferufe zum Ohr seines gütigen und gnädigen Herrschers zu dringen. Der König entfaltete jetzt, wie die Kunst, wie die Wissenschaft schon jetzt ins Volksleben eingreife, bald immer mehr, immer tiefer eingreifen werde. Dann verglich er den Mann der Wissenschaften einem Feldherrn, der seinen Feind beobachtet, ihn kennen lernt, seine schwache Seiten ausspäht, ihn auf ein günstiges Terrain lockt und hier mit aller Kraft über ihn herfällt. „Nur der Mann des Krieges findet jetzt Ruhm und Achtung, welcher das Leben seiner Soldaten schont, welcher unnützes Blutvergießen meidet, die größte Aufmerksamkeit auf die Pflege der Verwundeten, auf das Schicksal der Gefangenen wendet, das eroberte Land milde verwaltet, welcher den Krieg als Mittel betrachtet, das Glück seiner Völker fester zu begründen und später die Segnungen des Friedens dauernd zu verbreiten." Die Rede kam später auf die Wirksamkeit der Minister, auf die Freiheit der Presse. Ich äußerte dabei, welch' unangenehme Gefühle es in mir errege: die Minister mancher Länder in öffentlichen Blättern so geringschätzig behandelt zu sehen; die Preßfreiheit arte durch ihre Uebergriffe in die höchsten Staatsgebiete in Preßfrechheit aus. Weil der Minister im Grunde doch nur der Ausdruck des Willens und der Macht des Monarchens sey, werde dieser doch gewiß zu seinem wie zu des Volkes Heile den Würdigsten und Geschicktesten wählen, wohingegen die Reaktionspartei, die Männer der Bewegung mit Vorbedacht die Leidenschaften aufzuregen und in dem Parteienkampfe selber zu gewinnen suchen, wie sie einzelne Ausdrücke benutzen, welche, genau analysirt, von Jedem willkürlich gedeutet werden können, um hieraus allgemein gültige Kategorien zu bilden und diese den speziellen Handlungen der Minister entgegen zu stellen. Dadurch werde der Gang der Geschäfte erschwert und das Mißvergnügen in den Staat gesäet. Der König erwiederte hierauf: „Preßfreiheit und konstitutionelle Regierungen haben demohngeachtet, namentlich für kleinere Staaten, entschiedene Vorzüge und werden unschätzbar, wenn ein energischer und einsichtsvoller Herrscher über dem Parteienkampfe erhaben dasteht. Im entgegengesetzten Falle kann freilich solche Verfassung zur Auflösung des Staatsorganismus führen und Unheil bereiten." Friedrichs I. politische Tendenzen leiteten unwillkürlich das Gespräch wieder auf Napoleon, wobei der König äußerte: „Trotz der Millionen von Schlachtopfern seines Ehrgeizes hat der Kaiser dennoch nicht nur dem eigenen Lande, sondern auch andern Nationen unberechenbaren Nutzen gestiftet. Mit kräftiger Hand entriß er Frankreich der Anarchie, stellte durch das Konkordat das Ansehen der Religion wieder her, schuf das bürgerliche Gesetzbuch, belebte alle Gattungen von Betriebsamkeit, von Kunst und Wissenschaft, rief heilsame Reaktionen in Europa und Amerika, in Aegypten und Indien hervor. Nur seine fixe Idee einer militärischen Universalmonarchie war eben so unausführlich als verderblich. Gibt es etwas Traurigeres als das Bild allgemeiner Sklaverei! Das Schicksal der Welt würde alsdann von der auf Kanonen gestützten Macht eines Einzigen abhängen. Ist dieser Einzige heute ein Titus, ein Trajan, der die halbe Welt beglückt, so kann es morgen ein Tiber, ein Nero seyn, der sie ins Verderben stürzt." Ich bemerkte hierbei: Wie Napoleon, trotz dem, daß er Künste und Naturwissenschaften begünstiget, nichts so sehr gehaßt, als Diese, welche er Ideologen nannte, die selbstständigen Denker, die wahren Philosophen, die geborenen Feinde seiner Despotie. Allerdings bildete sich unter ihm die Militärchirurgie bedeutend aus, aber nur weil der Schlachten wildes Spiel, des Welteroberers blutige Chimäre, ihm stets Hauptsache blieb; sein gepriesener Nationalruhm war nur verkappter Egoismus und sein Wahlspruch: „eine eiserne Hand im Sammethandschuh muß herrschen!" hat Folgen herbeigeführt, welche besonders der friedliebende Arzt, der psychologische Beobachter mißbilligen, ja verdammen muß.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Das Gerücht hatte sich verbreitet, daß ein Amerikaner zwei Mal die Bank in Wiesbaden gesprengt habe. Ihr müßt wissen, daß alljährlich sich diese Geschichte am grünen Tische wiederholt und nur der Held wird gewechselt. Bald ist dies ein Russe, bald ein Engländer, im vorigen Jahre war es ein Spanier, im gegenwärtigen ein Amerikaner. Es gibt stets Liebhaber, die sich mit diesem Köder fangen lassen, und es sollte doch das Entgegengesetzte bewirken. Die Bank wird doch nicht immer springen sollen, und sprang sie bereits ein paar Mal, so wäre es natürlich, daß sie sich ausruht, um wieder fett zu werden. Doch nein; die Leidenschaft rechnet anders und die Spieler sagen: „Da ist eine Bank, welche springt, je nun, ich will mitspringen." Dann reisen sie ab, kommen an und fragen sogleich: „Wo ist der famose Amerikaner?" — „Welchen Amerikaner meinen Sie?" fragt man entgegen, „es sind acht hier?" — „Der Amerikaner, der so viel Glück hat." — „Dort geht er", erwiedert man, „der lange, hagere, der ist der glücklichste von allen achten, er hat erst 10,000 Franken sitzen lassen." (Ew. Eur.)

Von Dahlmann's Geschichte der englischen Revolution erscheint in Paris eine Uebersetzung durch Savoye, gewiß ein Unternehmen, welches für beide Persönlichkeiten gleich ehrenvoll ist.

(Weinbau in Amerika.) Die Deutschen am Ohio werden ihre Landsleute am Rheine bald übertreffen, denn sie haben dort Weinberge angelegt, besingen bei fröhlichen Zusammenkünften ihre hieraus erzogenen Weine:

Am Ohio,
Da wachsen uns're Reben,
Gesegnet sey der Fluß :,:
Da wachsen sie
Am Ufer hin und geben
Uns diesen Spiritus :,:

und verkaufen den Gallon (zwei rheinische Maß) zu 35 Cent bis zu einem Thaler (Dollar), nachdem die Güte ist.

(Zeitgemäße Anekdote.) Vor einiger Zeit stand in Potsdam ein alter, mit dem Kreuz geschmückter und mit Narben bedeckter Soldat vor dem Schlosse, um dem König, der eben ausfahren wollte, eine Bittschrift zu überreichen. Der König kam, die Bedienten aber wiesen den Soldaten zurück, weil Se. Majestät keine Zeit habe, ihn anzuhören. Da rief der Invalide mit lauter Stimme: Anno 1814 und 1815 hieß es immer nur: Vorwärts! und jetzt ruft das Bedientenpack überall: Zurück! — Das wirkte. Der König winkte dem Soldaten näher und nahm ihm die Bittschrift aus der Hand. — Schade, daß im Großen und Ganzen ein derbes Wort nicht so schnell helfen kann, denn das „Bedientenpack" ruft wirklich überall: Zurück!

Korrespondenz.

Bonn, Anfangs Oct.

Die Zahl der Reisenden an unserm schönen Rhein nimmt täglich zu. Verdanken wir dies nun zunächst auch den Reizen, die die Natur über die Ufer dieses majestätischen Flusses ausgegossen hat, so haben doch auch die erleichterten Communicationsmittel, welche Dampfschiffe und Eisenbahnen bieten, nicht wenig dazu beigetragen, eine große Menge Vergnügungsreisende anzuziehen. Dadurch hat unsere Stadt namentlich, als Endpunkt der großen Eisenbahnlinie, die von der französischen Gränze sowohl als von dem Meere nach dem Rheine reicht, wenn auch gerade nicht an merkantilischer Bedeutung zugenommen, doch als Sammelplatz Fremder aus allen Weltgegenden bedeutend gewonnen, und wird täglich ein beliebterer Aufenthalt für Solche, die irgend einen schönen Punkt am Rhein zum Ziele ihrer Reise oder zum einstweiligen Ruhepunkt machen wollen. Die schöne Lage der Stadt, die vortrefflichen Gasthöfe in und außerhalb derselben, die zu den schönsten in Deutschland gehören, die leichte und rasche Verbindung mit Köln durch die Eisenbahn sowohl, als durch die Dampfschiffe, macht Bonn zu einem für diesen Zweck höchst geeigneten Orte. Die Frequenz auf der Bonn-Kölner Eisenbahn übertrifft die sanguinischsten Erwartungen bei weitem. Den besten Beleg hierzu liefert der Umstand, daß die Gesellschaft schon zweimal eine Vermehrung ihres Betriebs-Materials nöthig befunden hat und dennoch bei besonderen Gelegenheiten nur mit Anstrengung aller ihrer Mittel dem Bedarf kaum genügen kann, obgleich die Direktion der Kölnischen Dampfschiffahrts-Gesellschaft, mit ihrem gewohnten praktischen Blick die Wichtigkeit dieser Concurrenz erkennend, gleich anfangs schon durch die billigsten Preise und die liberalsten Concessionen das reisende Publikum an ihre Route zu fesseln bemüht war, was ihr auch in einem weit höhern Grade gelungen ist, als man glauben dürfte. Wenn man nämlich berücksichtigt, daß die Fahrt auf der Eisenbahn gewöhnlich in 50 Minuten vollbracht wird, während das beste Boot rheinabwärts $1\frac{1}{2}$ Stunden und rheinaufwärts $2\frac{1}{2}$ Stunden gebraucht, wer sollte da glauben, daß noch viele Reisende die Dampfboote von Bonn nach Köln benützen, und daß die Zahl Derjenigen auch nicht klein ist, die mit denselben von Köln nach Bonn fahren? In der Unbequemlichkeit oder Unsicherheit auf der Eisenbahn läßt sich der Grund hierzu nicht suchen, denn unsere Bahn ist anerkannt eine der besten der jetzt bestehenden und was Unsicherheit anbelangt, so hat sich noch nicht der kleinste Unfall auf derselben zugetragen, was wir um so mehr zur Ehre der betreffenden Beamten rühmend anerkennen müssen, als nun schon seit Ostern der Betrieb ohne Spezialdirektor fortgeht und fast ganz auf den Schultern eines höchst fähigen und tüchtigen technischen Beamten lastet. Also andere Gründe müssen es seyn, welche die Reisenden nach den Dampfbooten hinziehen, oder, was gleichbedeutend ist, von der Eisenbahn entfernen. Dieselben aufzusuchen, um ihnen abzuhelfen, dies wollen wir der Direktion und den Actionären, in deren Interesse es liegt, überlassen und nur auf die höchst unbequeme Bevormundung des Publikums, die seitens der Direktion direkt und indirekt ausgeübt wird, hindeuten. Hierher gehört das sehr lästige Verbot des Betretens der Wartesäle, welches auf die Begleiter der Reisenden, selbst wenn diese Damen sind und einer männlichen Begleitung bis an den Wagen bedürften, Anwendung findet, ein Verbot, welches auf keiner andern deutschen Bahn in Kraft ist und ohne häufige Reibungen auch wohl nicht aufrecht erhalten werden könnte. Des mangelhaften und zeitraubenden Anschlusses an die Züge der rheinischen Bahn wollen wir nur eben anregend gedenken und zum Schlusse darauf hinweisen, daß auf den Bahnhöfen der Bonn-Kölner Eisenbahn für die Bequemlichkeit der Fahrenden nur unvollständig gesorgt ist.

Frankfurt a. M., 13. Oct.

Die neue Methode, Abtrittsgruben ohne den mindesten übeln Geruch und ohne Nachtheil für Metall und Farbe zu entleeren, bewährte sich auch gestern in dem Versorgungshause auf das beste. Bei Oeffnung der Grube wurde zuerst eine Flüssigkeit in dieselbe geschüttet, welche auf der Stelle allen üblen Geruch entfernte; sodann wurde eine Pumpe hineingesetzt und die wässerigen Theile durch ein kupfernes Rohr in ein Faß abgeführt. Auf letzterem war neben der Oeffnung für den Schlauch noch eine zweite, in welcher sich eine mit Kohlen geheizte Röhre befand, um allenfalls noch aufsteigende üble Dämpfe sogleich zu verbrennen. In die compactere Masse ward hierauf eine Art Kohlenpulver gemengt und solche sodann auf Wagen weggefahren, ohne daß die vielen Zuschauer durch übeln Geruch belästigt worden wären. Wie sehr diese Methode der seitherigen, mit so vielen Uebelständen verknüpften vorzuziehen ist, braucht wohl keine weitere Deduction, um so weniger, als der hierbei gewonnene Dung gleich zu gebrauchen und noch wirksamer als der bisher so gewonnene seyn soll. (Fr.-B.)

Anfrage.

Vor kurzem starb dahier Hr. Bormann, aus Loschnitz im Erzgebirge, vieljähriges Mitglied des hiesigen Orchesters. Seine Frau ging ihm vor einem halben Jahre im Tode voran. Sie hinterließen Nichts, als sechs Kinder, Mädchen von 6 — 14 Jahren — ohne Verwandte, ohne Freunde, ohne irgend eine Ansprache an eine öffentliche Wohlthätigkeitsanstalt hiesiger Stadt, in welcher der Vater als Permissionist lebte. Nothgedrungen mußten die Vormünder an den menschenfreundlichen Sinn Einzelner appelliren, was auch höchst dankenswerthe Beiträge im Belaufe von etwa 300 fl. zur Folge hatte, worunter namentlich die reichliche Spende des verehrl. „Abendzirkels" von 127 fl. 40 kr. — So wäre nun der augenblicklichen und nächsten Noth gesteuert. Was soll aber weiter aus jenen Armen werden? Gesetzlich fallen sie Sachsen anheim, wo sie übrigens, völlig fremd, außer den Heimathsrechten des Vaters auch nichts zu suchen haben. Ehe es dahin kommt, erfülle ich den letzten Wunsch des sterbenden Vaters und eine heilige Pflicht als Vormund, und frage öffentlich an, ob sich vielleicht nicht hier oder auswärts Familien finden möchten, die sich bewogen fühlten, eins oder das andere jener Waisen (wie bereits in Bezug auf zwei Hoffnung gegeben ist) um Gotteslohn aufzunehmen und für seine christliche Erziehung und sein redliches Fortkommen zu sorgen?

Frankfurt a. M., 14. Oct. 1844.

K. F. Haug, Lehrer an der Musterschule.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 15. Oct. Czaar und Zimmermann, komische Oper in 3 Abth., Musik von Albert Lortzing.

Mittwoch, 16. Oct. Medea, große Oper in 3 Abth., frei nach dem Französischen, von Treitschke, Musik von Cherubini.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 288. Donnerstag, den 17. October 1844.

Der Bauernkönig und die Jüdin.

(Von Johann Czynski.)

(Fortsetzung.)

Sechs und zwanzigstes Kapitel.
Die Judenpost.

„Wie?“ sagte der König zu Ben Josef, „Du sprichst mir von einem feindlichen Einfall? Du behauptest, daß die Bewohner von Rothreußen mit Feuer und Schwert mein Land verheeren? Das ist unmöglich! Du täuschest Dich. Die Russen stehen unter der Herrschaft meines Vetters Boleslaw, und dieser ist mir ganz ergeben. Wie könnte er es wagen, die Hand zu erheben gegen mich, den Sohn Ladislaw's, der ihn zu Lemberg auf den Thron gesetzt hat?“

„Boleslaw, der Sohn Troidens, liegt seit acht Tagen im Grab,“ entgegnete der Jude.

„Wie? Todt?“

„Vergiftet. Sein Leichnam ist zerplatzt.“

„Vergiftet? Von wem?“

„Von den russischen Bojaren und den schismatischen Popen.“

„Du scheinst gut unterrichtet und Deiner Sache sicher zu seyn. Erzähle mir alle Einzelheiten dieser traurigen Begebenheit.“

„Ihr erinnert Euch, Herr König, der Rathschläge, welche Euer Vater Eurem Vetter Boleslaw gab, als er ihn nach Lemberg schickte. Geht hin, sagte Euer Vater, vergeßt aber nicht, daß die Russen nicht katholisch sind und die Hoheit des Papstes nicht anerkennen. Bedenkt, daß dies Volk dem Patriarchen von Konstantinopel gehorcht und seine eigenthümlichen Lehren und Gebräuche hat. Achtet diese Lehren und Gebräuche; tastet nicht ihren Glauben an. — Im Anfang folgte Boleslaw diesen weisen Rathschlägen Eures Vaters. Die Schismatiker beteten ungestört in ihren Kirchen. Und die Popen und die Bojaren achteten Boleslaw und das Volk liebte den Herrscher, der seine heiligen Bräuche nicht nur duldete, sondern an denselben auch häufig Theil nahm. Dies ging eine Reihe von Jahren zur Zufriedenheit von Fürst und Volk so fort. Nun aber gab der Papst dem Fürsten sein Mißfallen zu erkennen, machte ihm Vorwürfe über seine Gleichgültigkeit, und empfahl ihm mehr Eifer für den katholischen Glauben. Zugleich schickte er ihm Priester zur Bekehrung der Ketzer. Dem Volk ward zugemuthet, dem Patriarchen von Konstantinopel abzusagen und sich vor dem römischen Papst zu demüthigen. Kirchen wurden verbrannt, die griechischen Mönche verjagt, und das Volk ward gezwungen, zu Gott in einer Sprache zu beten, die es nicht versteht, und den Peterspfennig zu bezahlen. So nahm man den Armen ihren letzten Heller und zugleich ihren einzigen Trost, den sie in der freien Ausübung ihrer Anbetungsweise fanden. Das Volk murrte, die Popen verschworen sich im Stillen. Vor acht Tagen fiel Boleslaw bei einem Gastmahl plötzlich todt nieder, und unverkennbar war das Wirken eines heftigen Giftes. Auf diese Nachricht ist das Volk aufgestanden, hat seine schismatischen Priester zurückgerufen und furchtbare Rache geübt. Die katholischen Kirchen werden verbrannt, die lateinischen Priester lebendig begraben und alle Papisten ausgerottet. Unter das so wüthende Volk ist ein Mann im Harnisch mit dem Schwert in der Hand getreten, und hat ihm zugerufen: „Brüder, der Tyrann ist todt, aber sein Vetter und Bundesgenosse lebt noch. Kasimir von Polen wird uns seinen Tod nicht verzeihen. Kommt ihm zuvor! Waffnet euch und laßt uns in sein Land einfallen. Wenn er seine verbrannten Städte zählt, wenn er sein Volk erschlagen sieht, dann wird er vergessen, daß Boleslaw sein Vetter war, und uns um Frieden bitten. Folgt mir! Ich will euch zum Sieg führen und das Land vom päpstlichen Joch befreien!“

„Wer war das, der so sprach?“ fragte Kasimir.

„Es war der Fürst Daniel. Sein Aufruf fand Gehör. In ganz Lemberg erscholl der Ruf: Zu den Waffen! Die Popen sind an die Spitze der Schaaren getreten, und dreißigtausend Freiwillige haben sich unter der Anführung Daniels in Bewegung gesetzt. Schon haben sie die Gränze überschritten.“

„Und Du bürgst mir für die Wahrheit dieser Erzählung?“ fragte der König.

„Mit meinem Kopf,“ antwortete Ben Josef.

„Woher weißt Du das Alles so genau?“

„Herr König, was wissen die Juden nicht? Sind wir nicht in ganz Europa zerstreut? So wie etwas Wichtiges in einer Stadt vorgeht, verbreitet sich das Gerücht davon in den Hütten und Schenken der Juden und geht wie ein Lauffeuer durch's Land. Wir haben unsere Posten, welche schneller sind als die Eilboten der Fürsten. Das Unglück, welches gleichmäßig auf unserem Geschlecht lastet, giebt uns wechselseitiges Vertrauen, und der gemeinsame Vortheil verweist'

uns auf Hülfsmittel, welche selbst die Fürsten nicht haben. Der Bote, welcher Euch die Nachricht überbringen wird, welche Ihr schon durch mich habt, hat gestern zu Tarnow mit seinem Pferd gerastet, während mein Bote seinen Weg fortgesetzt hat und ihm um sechs Stunden vorausgeeilt ist. In jedem Wirthshaus hat er von dem Besitzer ein frisches Pferd bekommen. Heute bei Tagesanbruch werdet Ihr die Meldung erhalten, daß Boleslaw vergiftet ist, und ich werde erfahren, wie stark das russische Heer ist, welche Verstärkungen es erwartet und in welcher Richtung es vorrückt. Aber das ist noch nicht Alles. Der, welcher mir die Nachrichten gebracht hat, wartet nur auf ein Zeichen von mir, um zu erfahren, auf welchen Punkt der Eifer der Juden sich wenden soll. Stände Polen unter einem unduldsamen fanatischen Fürsten, so würden wir in diesem Kampf zwischen Christen und Christen gleichgültig bleiben. Was liegt uns daran, ob der Patriarch oder der Papst die Oberhand behält? Wir würden gesagt haben: Schlachtet euch einander ab, ihr unversöhnlichen Feinde unseres Stammes, ihr Dränger, die ihr uns von einem Ort zum andern verjagt! — Aber Ihr habt das Leben von Unschuldigen erhalten, welche die Menge umbringen wollte, und Ihr habt die Ehre der Töchter unserer Könige verschont. Israel ist Euch Dank schuldig, Ihr könnt auf unsere Unterstützung rechnen."

„Was vermögt Ihr denn?" fragte der König lächelnd.

„Sehr viel," antwortete der Jude. „Ihr kennt den Trotz Eures Adels und seine Gleichgültigkeit gegen die Gefahr des Vaterlandes. Er wird diesen Einfall als einen Vorwand benutzen wollen, um Euch Gesetze vorzuschreiben. Er wird die Kriegssteuer verweigern und nur unter der Bedingung neuer Vorrechte zum Kampf ausziehen. Während er über seine Bedingungen mit Euch unterhandelt, wird der Feind vorrücken und die schönsten Landstriche verheeren."

„Alles Das ist wahr," sagte der König. „Ich hänge von meinem Adel ab, und er wird mich seine Dienste theuer bezahlen lassen. Ich vermag nichts ohne ihn. Ich habe kein Geld und keine Fäuste zu meiner Verfügung."

„Herr König," erwiederte Ben Josef, „wir wollen Euch so viel Geld geben, als Ihr braucht, und Fäuste und noch mehr."

(Fortsetzung folgt.)

Mutterliebe. *)

Wo rinnen der Gefühle Flammen
In einem heil'gern Strom zusammen
Als in der Mutter zarter Brust?
Wo klagen rührender die Schmerzen
Als in dem vollen Mutterherzen?
Wo spiegelt reiner sich die Lust
Als in der Mutter zarter Brust?

Wem böte nicht ihr kühnes Wagen,
Ihr selbstaufopferndes Versagen
Erhab'nen Muthes schönstes Bild?
Die Mutter kennt kein zagend Beben,
Entschlossen waget sie das Leben,
Wo es des Kindes Rettung gilt,
Erhab'nen Muthes schönstes Bild.

Unwandelbar in Freud' und Trauer,
Unwandelbar in Stärk' und Dauer,
Bleibt Mutterlieb' sich immer treu.
Es kennt kein frostiges Erkalten
Des Mutterherzens zärtlich Walten,
Es bleibt, des ird'schen Looses frei,
Dem Gott in seinem Innern treu.

Der Selbstsucht und der Rache Triebe
Sind ewig fremd der Mutterliebe,
Die nie den Stab des Hasses bricht.
Denn lohnet auch kein heit'rer Morgen
Der Mutterliebe wachen Sorgen,
So klagt das Herz, doch haßt es nicht,
Und liebet, bis es liebend bricht!

*) Aus den „Gedichten von Fr. Lichterfeld. Mannheim, Verlag von Guido Zeiler. 1844."

Eine Stunde aus dem letzten Lebensjahre Karl Johann Bernadotte's, König von Schweden.

(Aus dem Russischen Theodor von Stürmer's.)

(Schluß.)

Der König sagte alsdann: „Sie sind ein guter Beobachter, ein bekannter Schriftsteller, ein Kenner der Geschichte und des menschlichen Herzens; ich legte Ihnen gerne einige Fragen vor, deren Lösung mich oft nachdenken macht: welche Zukunft steht den Staaten bevor, worin die materiellen Güter allzu ungleich vertheilt sind, worin also die einen Klassen zu reich, die anderen zu arm sind? Was wird das Loos und die Folge der Künste und Wissenschaften, aller Erfahrungen und Erfindungen seyn, welche seit einem halben Jahrhundert so riesengroß herangewachsen, welche die unerschöpfliche Vorrathskammer neuer Materialien geworden? Was wird aus der Rechtspflege, aus den Advokaten, Richtern und Gesetzen werden, was aus den Sophisten und Volksverblendern, welche die Leichtgläubigkeit des gemeinen Mannes benutzen, um ihn zur Unruhe und zum Mißvergnügen aufzuregen?" Auf diese Fragen entgegnete ich bescheiden etwa Folgendes: Sollten wir auch keine Auftritte in der Zukunft erleben, wie etwa das alte Rom sie gesehen, als das edle Blut der Gracchen ob des agrarischen Gesetzes floß, so würde dennoch der Lauf der Zeit eine gleichmäßigere Vertheilung der Güter herbeiführen, möge dieses Ereigniß von der Regierung der Lande, oder durch eine Umbildung der Gesellschaft veranlaßt werden. Hat sich der Schatz von Erfahrungen und Erfindungen unverhältnißmäßig vergrößert, so wird um so balder die Zeit kommen, wo jede nützliche Entdeckung sich unmittelbar im Staats- und Völkerleben geltend machen kann. Die Verschiedenheit in menschlichen Ansichten und Interessen kann indessen nie aufhören, weil physische und geistige Natur des Einen von der des Andern abweicht, weil durch den inneren Verband zwischen Körper und Seele die Leidenschaften stets eine bedeutende Rolle spielen müssen. Rechtsverhältnisse, Richtersprüche und Gesetze werden sich aber nach der Natur des Landes, nach des Vol-

kes Lebensart und Sitte gestalten, vor Allem jedoch das Seelenleben desselben strenge zu berücksichtigen haben. Das sogenannte positive Recht wird, sich mehr und mehr ausbildend, in der Form der Oeffentlichkeit ebenfalls eine völkerbeglückende Richtung nehmen. Stets werden in dem Leben einzelner Länder und Nationen Bewegungen von materieller oder geistiger Natur stattfinden, mögen sie sich in Zeitschriften und Volksversammlungen laut aussprechen, oder vielleicht um so mächtiger im Stillen wirken. Diese Meinungsverschiedenheit, welche sich in diesem Treiben ausspricht, dieser Kampf der Parteien bildet eben das wahre Leben des Staates. Es ganz zu unterdrücken, wäre Vermessenheit, wäre Verrath an der Menschheit. Die Weisheit der Regierung versuche nur die Faktionen zu zügeln, ihren Bewegungen eine heilbringende Richtung zu geben. Der König machte gegen meine Bemerkungen theils Einwürfe, theils sprach er seine eigenen Ansichten in so treffenden Worten, mit so logischer Consequenz aus, daß mir daraus ein neuer Beweis für die Unsterblichkeit der Seele hervorzuleuchten schien. Der Geist, welcher noch im höchsten Alter so klar denkt, so scharf urtheilet, kann nicht mit dem Leichnam in Staub zerfallen, muß einer höheren Vervollkommnung entgegen gehen. — Ich bedaure, nicht alles mir Mitgetheilte genau wiedergeben zu können, erwähne jedoch nachfolgende Sätze: „Es ist des Herrschers Pflicht, die Armen möglichst zu unterstützen und dabei für die Entwickelung ihrer geistigen und moralischen Kräfte zu sorgen. Bessere Vertheilung der vorhandenen Güter und Erleichterung des künftigen Erwerbes werden dann von selbst folgen. Begreiflicherweise werden die Reichen öfters zur Verschwendung und Ausschweifung versucht. Durch Häuslichkeit, Ordnungsliebe und redliche Pflichterfüllung leuchte der Herrscher mit seinem Beispiele voran zum Bessern. Dem Throne am nächsten stehend, wird zunächst der Adel davon angespornt; von ihm aus kann sich dann das Gute durch die ganze Gesellschaft verbreiten. Kunst, Wissenschaft, Gewerblichkeit und die reichen Schätze der Naturkunde gewähren uns Herrschern die sichersten Mittel, die Völker zu regieren und zu beglücken. Beide letzteren Ausdrücke müssen sorgfältig von einander unterschieden werden. Unter Regieren verstehe ich: das Beschränken jeder ausartenden, das Unterdrücken jeder schädlichen Thätigkeit; unter Beglücken aber die Entwickelung jeder physischen, geistigen und moralischen Kraft des Einzelnen, um das Wohl des Ganzen zu befördern. Gesetze dürfen durchaus nicht in der Eile, nach gewagten Theorien und Hypothesen entworfen, Rechtsverhältnisse nicht durch unvorbereitete Gesetze plötzlich erzwungen werden, hier muß die Vergangenheit als Richtschnur gelten. Gesetze sind ein Erzeugniß der Zeit, der Gesammtausdruck der Gegenwart, sie werden uns theils überliefert, und bilden sich theils von selbst im Leben aus. Im letzteren Falle sind sie mit der Existenz des Volkes auf's innigste verschmolzen, jede Sitte, jeder Gebrauch wird in ihnen von Wichtigkeit, selbst das unbedeutend Scheinende gewinnt Bedeutung. Viele behaupten, der Herrscher dürfe keinen Finger breit von der Strenge des Gesetzes abweichen, doch ist dieser Ausspruch einer vielfachen Deutung fähig. Oft kommen wir Fürsten in den Fall, bald strengere, bald mildere Urtheile erlassen zu müssen, heute wie Tiber, morgen wie Titus zu verfahren. Ich meines Theils hege die feste Ueberzeugung, Gott habe uns nur deßhalb zum Throne berufen, um auf ihm überall nur Milde und Menschenliebe vorwalten zu lassen. Lehrt nicht die Erfahrung, daß in allen Staaten Menschen vom Buchstaben des Gesetzes abweichen, sich gegen die bestehende Ordnung der Dinge auflehnen, ja selbst ihrem Herrscher nach dem Leben trachten? Hier muß eine kluge Regierung schroffe Fälle voraussehen und Alles anwenden, das Aeußerste zu verhüten. Ist aber das Unglück nah androhend, so zeige sich in Augenblicken der Gefahr der Fürst als tapferer Feldherr. Hat er die Gegner besiegt, vergesse er nie, daß sie, wenn auch verirrt, noch immer seine Kinder bleiben."

Nach dieser Unterredung gab mir der König einen genauen Bericht über seinen Gesundheitszustand, namentlich in Betreff eines Uebels, welches mir damals wenig gefährlich schien, weßhalb ich sagte: Ew. Majestät ist noch eine mehrjährige Lebensdauer beschieden. Ich hoffe, bei meiner Rückkehr nach Rußland dieselben so kräftig und munter als heute wieder zu treffen. Auf diese Worte erhob sich der König und sprach mit ernstem, zur Seele dringenden Tone: „Kehren Sie erst nach Jahresfrist zurück, so werden Sie mich nicht mehr unter den Lebenden finden, vielleicht sehen wir uns später in jenen Höhen wieder!" Tief erschüttert, wollte ich antworten, aber Se. Majestät fielen mir rasch in die Rede: „Wir werden uns in diesem Leben nicht wiedersehen! Leben Sie wohl, verfolgen Sie kräftig Ihre schöne Bahn und nehmen Sie meinen Segen mit auf den Weg." Abermals wollte ich die Hand des edlen Greises an meine Lippen drücken, der König zog sie aber zurück, faßte die meinige und bot mir seine Wange zum Abschiedskusse.

Um 9 Uhr war ich zur Audienz erschienen, die Schloßuhr schlug 10½, als ich das königliche Gemach verließ.

Mannichfaltigkeiten.

Die „Ulmer Schnellpost" schreibt aus Karlsruhe unter'm 9. Okt.: Gestern gewährte das hiesige Hoftheater einen äußerst heitern Abend. Man gab die Oper „Belisar." Durch allerlei Intriguen in den höheren Sphären hatte sich eine unbekannte Französin de Laforêt, die in Paris Prima Donna gewesen zu seyn behauptete, wider den Willen und die Ueberzeugung des Intendanten und Kapellmeisters, in eine Gastrolle, als Antonia, eingeschlichen. Man prophezeihte ihr zum voraus einen gänzlichen Fiasko; aber daß dieser Durchfall so komisch werden würde, hatte Niemand gehofft. Gut denn! diese Französin ohne Stimme, ohne Aussprache (man verstand kein Wort), ohne Bühnen-Bildung, alt, häßlich, halb zahnlos, diabolisch roth geschminkt, mit mesquiner, durchaus nicht tragischer Aktion, präsentirte sich vor dem Publikum. Gleich nach den ersten Scenen begann das Zischen, dagegen auch das niederträchtige Applaudiren einiger bestellten Klatscher. Je bedeutender indeß die Scene wurde, je höher der Effekt Antonia's, folglich auch der von der Künstlerin zu erwartende Kraftaufwand stieg, um so mehr verschwand das mißbilligende Zischen, und ein ironisches Klatschen, ein unwillkürliches Lachen, trat an dessen Stelle. Denn es war in der That zu arg. Die Laforêt sang nicht, sie miaute mit katzenartiger Feinheit, sie bellte wie ein böser Hund, wenn sie die Skala abwärts steigen sollte, und das Alles mit welcher Miene, mit welchen Gebärden! Denken Sie sich

einen zum ovalen oder runden Nüllchen zusammengezogenen Mund, oder einen Raucher, der kleine Zirkel aus dem Munde stößt, dann aber plötzlich eine schiefe Verzerrung des Mundwinkels aufwärts macht, als wollte er nach seinen Ohrläppchen beißen, so haben sie das Antlitz unserer Künstlerin; dann aber denken Sie sich weiter ein spindeldürres, giftiges, eiterbissiges Weib, das in ihrer Bosheit in die Luft sicht, denken Sie sich mit einem Worte eine Schlange im Gewande einer Fiedermaus, so haben Sie ein Bild des Ensemble's dieser Französin und ihrer Mimik. Ihr Gesang war am Ende nur noch ein schwaches, schrillendes Zirpen, und als sie gerade ganz abschnappen wollte, erscholl ein donnerndes Gelächter mit vollem Applaus vom ganzen Publikum. Unsere Französin aber hält das Ding für Ernst und verneigt sich vor dem Publikum, ihr Zirpen unterbrechend mit süßem Megären-Lächeln sieben Mal. So ging die Verhöhnung fort bis zum Ende. Das über die Unverschämtheit der Person entrüstete Publikum machte seinem Aerger nur durch diese ungeheure Ironie Luft, und am Ende wurde der Gast auch noch stürmisch gerufen. Siehe da, der Vorhang zertheilte sich, unsere Antonia stellte sich noch ein Mal vor dem Hohn der Zuschauer, verbeugte sich sieben Mal, warf Kußhände umher und sagte dann hinter den Coulissen: „Ich hatte zwar eine starke Gegenpartei, aber die gute Sache gewann doch den Sieg." So etwas Köstliches, bester Herr, kann man nur in Karlsruhe sehen und hören, darum reut mich meine Reise nicht.

(Ruhrort, 13. Okt.) Gestern Mittag hat sich hier ein großes Unglück ereignet. Mehrere hiesige Einwohner haben von dem unterhalb hiesiger Stadt gelegenen „Knipsenhof" Ackerland gepachtet und benutzen dasselbe zum Kartoffelbau. Da dieses Land fast am Rhein liegt, so bedienen sich die Leute, um die Kartoffeln auf eine wohlfeile Weise hierher zu bringen, kleiner Nachen, sogenannter Flieger, zum Transport derselben. So wurde nun auch gestern ein Nachen mit Kartoffeln beladen. Zu gleicher Zeit bestiegen denselben fünf Menschen. Alle aber fanden in den Fluthen des Rheins ihr Grab, und bis heute ist noch keine einzige Leiche aufgefunden. Die Ursache des Unglücks möchte darin zu suchen seyn, daß sowohl die drei Leute, welche den Nachen auf dem Lande mittelst einer Leine stromaufwärts zogen, als diejenigen, die sich im Nachen befanden, ganz unkundige Schiffer waren und es darum nicht verstanden, die sehr starke Strömung auf den dort liegenden steinernen Kribben zu umfahren. Unter den Ertrunkenen befanden sich einerseits Vater, Mutter (hochschwanger) und Kind, andererseits Vater und Kind. Unter den Personen, die den Nachen stromaufwärts zogen, befand sich der Sohn des Ertrunkenen, der also Vater, Mutter und Schwester umkommen sehen mußte, ohne ihnen helfen zu können.

Korrespondenz.

Mainz, 6. Oct.

Die Cultusverhältnisse in der hiesigen israelitischen Gemeinde, die bekanntlich hier noch dieselben sind, als lebten wir um 500 Jahre früher in den finstersten Tagen des Mittelalters, während alle unsere israelitischen Nachbargemeinden mit löblichem Eifer voranschreiten, ich sage, diese Verhältnisse erwarten in dem nächsten Monate entweder eine Lösung zum Bessern, oder — falls das Mißgeschick dieser Gemeinde sich nicht versöhnt — eine neue Trostlosigkeit, die vielleicht für immer, gewiß aber für lange Zeit, jede Veredlung, jeden Fortschritt in dieser Gemeinde unmöglich machen würde. Es ist also diese Epoche eine wahre Krisis für diese Gemeinde, und um dieselbe zu verstehen, muß ich mich zuvor mit den Lesern verständigen. Es ist nicht zu läugnen, daß die sehr bedeutende, mehr als 300 Familien zählende hiesige israelitische Gemeinde eine große Menge sehr gebildeter, sehr achtbarer Mitglieder in ihrer Mitte hat, die jeden Fortschritt, jede Verbesserung, jeden Versuch, ein gebildetes, ächtes, aufgeklärtes Judenthum in's Leben zu führen, mit Enthusiasmus wünschen und unterstützen, eine imponirende Anzahl Gemeindeglieder, die wahrlich nicht verdienen, daß die in Hinsicht auf den innern Cultus besser bedachten Nachbargemeinden bald mit Spott, bald mit Wehmuth auf sie hindeuten, gleichsam als läge die Schuld an ihnen, daß in Mainz bisher noch auch nicht das geringste Lebenszeichen irgend eines Fortschritts wahrgenommen wurde. Ja, der Kern der Gemeinde, und namentlich die junge, hoffnungsvolle Generation, ist reif genug, die alten, starren, vom Moder einer finstern Vergangenheit zerfetzten Formen ihres gegenwärtigen Cultus fallen zu sehen, und an deren Stelle eine lebensfrische, fromme, begeisternde Erbauung und Andacht treten zu lassen. Und selbst derjenige Theil der Gemeinde, der im gewöhnlichen Sprachgebrauche für fromm und religiös gilt, ist doch nicht befangen genug, zu glauben, daß die Cultusverhältnisse, unter welchen sie Befriedigung fanden, auch den Ansprüchen und Bedürfnissen der weiter strebenden jungen Generation genügen könnten, die eine andere Bildung genossen hat und der eine andere Zukunft bevorsteht. Wenn nun, wie wir gesehen haben, das Material der Gemeinde im Allgemeinen den überall vorgenommenen und überall vorzunehmenden Reformen nicht entgegenstrebt, so wird man neugierig seyn, zu erfahren, wo denn das eigentliche Hemmniß liegt, das unsere israelitische Gemeinde in Bezug auf die Cultusverhältnisse zum Gespött und zum Gegenstand des Bedauerns der Nachbargemeinden macht (ich denke hier zunächst an Frankfurt, Offenbach, Gießen, Darmstadt, Worms ꝛc.) und ich muß mich beeilen, dieses Räthsel zu lösen. Das Hemmniß lag bisher in der unglückseligen Zusammensetzung des Religionsvorstandes der Gemeinde, der in seiner Majorität immer noch aus Männern zusammengesetzt ist, welche die trostlose Hoffnung hegen, es könnte für die heutige Zeit und die heutigen Verhältnisse immer noch das Nämliche genügen, was für die Verhältnisse unserer Vorfahren vor 500 Jahren genügte. Unglücklicherweise nennen sie diese Stabilität „Conservatismus im Judenthum" und täuschen mit dieser Benennung selbst die Aufgeklärtesten und Staatsbeamten. Ist es aber Conservatismus, wenn man eine Sache, die der freien Luft des Fortschrittes bedarf, nicht anrührt, sie ewig läßt, wie sie war und sie der Fäulniß überantwortet? Oder ist der wahre und ächte religiöse Conservatismus nicht vielmehr da, wo man ein altes, ehrwürdiges Gebäude an die Sonne der Aufklärung zieht, damit es frisch und jugendlich erstarke und neue Säfte einsauge auf dem Boden der Zeit, der Wissenschaft, der Erfahrung, des Lebens? Gott bewahre uns vor dem erstgenannten Conservatismus! Aber er hat leider seine Früchte getragen und trägt sie noch.

(Schluß folgt.)

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 16. Oct. Medea, große Oper in 3 Abth., frei nach dem Französischen, von Treitschke, Musik von Cherubini.

Donnerstag, 17. Oct. Nacht und Morgen, Drama in 5 Abth., von Ch. Birch-Pfeiffer. (Gastrolle) Philipp Morton: Hr. Stölzel, vom k. k. Hofburgtheater in Wien.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohr.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 289. Freitag, den 18. October 1844.

Der Bauernkönig und die Jüdin.

(Von Johann Czynski.)

(Fortsetzung.)

Der Gedanke, daß die Juden ein Heer auf die Beine bringen wollten, kam dem König drollig vor. „Wie?“ fragte er, „die Juden wollten fechten?“

„Nein,“ antwortete Ben Josef. „Wir dürfen unser Blut nicht für eine fremde Sache vergießen. Wir können das Schwert nicht anders ergreifen als zu unserer Vertheidigung oder zur Wiedererrichtung des Tempels Salomo's. Wir werden nicht anders kämpfen, als unter Anführung des Befreiers, des Messias, zur Ehre Gottes. Aber Ihr könnt auf uns rechnen, wenn es sich um die Kosten des Kriegs handelt, um Lähmung der Kräfte des Feindes. Ohne selber zu kämpfen, können wir euch Streiter zuführen, deren Tapferkeit den Muth Eurer wackersten Ritter übertrifft. Für die ersten Ausgaben werden hunderttausend Beutel Prager Groschen genügen. Morgen sollen sie vor Eurem Thron niedergelegt werden. Binnen vier Tagen wird es dem feindlichen Heer an Lebensmitteln fehlen. Ihr wißt, die russischen Bojaren verachten, wie Eure Schlachzizen *), Handel und Gewerbe, und verstehen sich nicht im geringsten auf die Herbeischaffung von Vorräthen. Wenn sie in den Krieg ziehen, so begnügen sie sich, ihre Waffen anzulegen und ihre Pferde zu satteln. Uns Juden überlassen sie die Herbeischaffung der Lebensmittel. Heut Abend wird ein Befehl gegeben und mit Blitzesschnelle verbreitet werden, daß kein Jude dem russischen Heer ein Körnchen Getreide liefern darf. Keiner wird diesem Befehl ungehorsam seyn. Ich bürge mit meinem Kopf dafür, daß es in vier Tagen dem russischen Heer an Hafer und Heu für die Pferde und an Mundvorräthen für die Menschen fehlen wird.“

Der König war sehr erfreut über diese Eröffnung. „Aber Fäuste, Fäuste?“ fragte er.

„An Fußvolk,“ erwiederte der Jude, „kann es Euch nicht fehlen. Die Bauern, welche Ihr beschützt, werden sich auf Euren Ruf wie ein Mann erheben. Es fehlt Euch blos an Reitern. In sechs Tagen will ich Euch sechstausend Reiter stellen, welche es mit zwölftausend der tapfersten Bojaren aufnehmen. Um diese Zusage erfüllen zu können, begehre ich blos die Zusicherung, daß Jeder, der in den Krieg zieht, ein freier Mann seyn soll, und unter keinem Vorwand wegen seines früheren Lebens in Anspruch genommen werden darf.“

„Du denkst wohl an Verbrecher, die sich dem Arm der Gerechtigkeit entzogen haben? Glaubst Du, ich wollte Bösewichtern die Rettung meines Landes verdanken?“

„Ich spreche von den Gorallen, von den armen Gebirgsleuten, die vor der Peitsche hartherziger Gebieter in die Karpathen geflohen sind und von Raub leben müssen, wenn die Jagd ihnen nicht genügenden Unterhalt liefert. Wenn sie die Aussicht haben, als freie Mannen anerkannt zu werden, dann werden sie Euch mit Eifer dienen.“

„Ja,“ sagte der König, „ich weiß, es giebt wackere Leute unter ihnen.“

„Es sind Menschen von Eisen, die Hunger und Durst ertragen und den größten Gefahren spotten. Sie wohnen in Felsen und Wäldern, und haben gelernt, wider die Elemente zu kämpfen. Kein im Wohlleben erzogener Herr kommt ihnen gleich an Kraft und Gewandtheit.“

„Aber wie soll ich sie unter meine Fahnen bringen?“ fragte Kasimir.

„Herr König,“ antwortete Ben Josef, „seit meiner frühesten Jugend habe ich an die Befreiung meines Volks gedacht, und seit langer Zeit habe ich die Begebenheiten vorausgesehen, die sich jetzt vor Euren Augen entwickeln. Ich habe mir Eingang in Euer Schloß verschafft, indem ich den Frauen und Herren an Eurem Hof Schmuck und Spielsachen brachte. Eben so bin ich in die unzugänglichen Felsen der Gorallen eingedrungen, indem ich ihnen Brod, Salz und Eisen brachte. Ich kenne ihren Anführer, und seine Wünsche und Absichten sind mir kein Geheimniß. Wenn ihm Verzeihung von Euch zugesichert ist, wird er seine Berge verlassen und wider Eure Feinde kämpfen.“

„Die Gorallen,“ bemerkte der König, „mögen im Einzelen tapfer seyn. Die Frage ist nur, ob sie in Masse etwas wider kampfgeübte Schaaren vermögen.“

„Ich zweifle,“ erwiederte der Jude, „ob es zu einem ernstlichen Kampfe kommen wird. Ich möchte Euch fast versprechen, daß dieser Feldzug ohne Schlacht endigen und daß Lemberg Euch freiwillig die Thore öffnen und den Thron von Rothreußen besteigen lassen wird. Was hat den Tod Boleslaw's herbeigeführt? Seine Unduldsamkeit, seine Bekehrungswuth, seine Verfolgungen. Warum hat der Fürst Daniel

*) Edelleute.

sich an die Spitze der Popen und der Schismatiker gestellt? Weil er Eure Rache fürchtet. Aber wenn Reußen in Euch einen gerechten, großmüthigen, duldsamen Fürsten sieht, dann werden Katholische und Schismatiker vereint Euch die Krone anbieten. Der wilde Daniel selber wird Euch die Schlüssel von Lemberg überliefern."

Der König besann sich einige Augenblicke. Dann erhob er sich rasch und fragte: „Also Du kannst mir hunderttausend Prager Beutel liefern?"

„Ja, Herr König," antwortete Ben Josef.

„Du kannst die Goralen für mich in Bewegung setzen?"

„Binnen sechs Tagen sechstausend."

„Gut. Das Geld, welches Du mir verschaffst, gebe ich Dir in einem Jahr wieder. Aber was verlangst Du zum Lohn für Deine Dienste? Du machst mir möglich, den Feind zurückzutreiben, ohne daß ich mich vor meinem Adel zu beugen brauche. Gieb mir Gelegenheit, Dir meine Dankbarkeit zu beweisen. Was in meiner Macht steht, werd' ich thun."

„Herr König," erwiederte der Jude, „Eure Sache ist die Sache Israels. Wenn Adel und Pfaffen die Oberhand erhalten, so sind wir verloren. Mithin arbeiten wir zu unserm Wohl, wenn wir Eure Macht befestigen."

„Die Gerechtigkeit heischt von mir, daß ich Dich belohne.

„Nun, dann sage ich Euch, es steht in Eurer Macht."

„Was verlangst Du?"

„Ich will es Euch sagen, wenn meine Worte sich bewährt haben, wenn Rothreußen Kasimir als seinen König anerkennt."

(Fortsetzung folgt.)

Wilddieberei.

(Beiträge zur practischen Polizei.)

(Berlin, 11. Okt.) Der Jagdaufseher N. wurde am 11. Sept. davon in Kenntniß gesetzt, daß im Grunewald zwei Männer bemerkt worden seyen, welche Schießgewehre trügen und das Ansehen von Wilddieben hätten. Er machte sich deßhalb, von seinen Vorgesetzten beauftragt, in Begleitung eines zweiten Forstbeamten, auf den Weg, um die Verdächtigen aufzusuchen. Sie fanden auch bald die Spur männlicher Tritte, die sich jedoch im Heideboden wieder verlor, so daß sie bis gegen 6 Uhr Abends vergeblich im Holze umherstreiften. Als sie um diese Zeit aber an die Neu-Hundekehl'sche Schonung gelangten, bemerkten sie aus dieser Schonung einen Mann hervorkommen, welcher an einem Stricke einen Kober auf dem Rücken trug, in der Hand aber einen großen eichenen Stock führte. Der Mann kam dreist und ohne Verlegenheit auf die beiden Forstbeamten zu, bot ihnen einen guten Abend und erwiederte auf deren Frage, wo er herkomme? aus Zehlendorf. Da er aber auf die fernere Frage, was er in dem Kober trage, keine befriedigende Antwort gab, so schritten die Beamten zur Visitation, wobei sie denn in dem Kober einen Beutel fanden, welcher beim äußeren Anblick die Spuren von Schweiß (Blut) erkennen ließ. Die Beamten konnten hiernach nicht mehr zweifelhaft seyn, einen über der That ertappten Wilddieb vor sich zu haben, weßhalb sie ihn aufforderten, sie nach dem Jagdschlosse Grunewald zu begleiten. Diesem Verlangen widersetzte sich jedoch der Mann, worüber N. in ein Handgemenge mit ihm gerieth, in Folge dessen beide in einen Graben fielen. Jetzt ließ der Mann einen Pfiff ertönen und wenige Augenblicke darauf fiel von der genannten Schonung her ein Schuß. Betroffen darüber, ließ N. von seinem Gegner ab und griff nach seiner Büchsflinte, deren einer Lauf mit Hühnerschrot, der andere aber mit einer Kugel geladen war und die er beim Ringen von sich gelegt hatte. Nunmehr aufblickend, sah er etwa in halber Schußweite einen Mann in dunklem Ueberrock stehen, in schußfertiger Stellung, den Lauf einer Doppelflinte auf ihn angelegt. Ihm schloß sich so eben der vorher mit dem Kober betroffene, nach dem ersten Schusse entsprungene Mann an, nahm ein zweites Gewehr, das neben jenem am Boden lag und setzte sich gleichfalls in Anschlag. Alles Dies war das Werk einer Secunde. N., sein Leben auf diese Weise bedroht sehend und sich gerade auf einem Platze befindend, wo kein Baum ihm Schutz gewährte, hatte schnell sein Gewehr an den Kopf genommen und forderte die beiden Wilddiebe mit lauter Stimme auf, ihre Schußwaffen von sich zu legen. Als dieser Aufforderung aber nicht Folge geleistet wurde, die Männer vielmehr ihre gefährliche offensive Stellung beibehielten, so sah N. keinen andern Ausweg, als zu feuern, indem er schnell auf einander den Flintenlauf gegen den zuerst Betroffenen, den Büchsenlauf aber gegen den Zweiten, im dunklen Rocke, losdrückte. Dann duckte er sich nieder und eilte den Graben entlang vorwärts, um aus der Schußweite zu kommen. Als er sich dann wieder aufrichtete, gewahrte er, daß der zweite Wilddieb auf dem Rücken am Boden lag, der erste aber war verschwunden. Die Forstbeamten traten nun an jenen heran. Er blutete an der Schulter, war aber bei vollem Bewußtseyn, denn er protestirte dagegen, als die Beamten ihn „Du" anredeten. Seinen Namen zu sagen, verweigerte er. Es wurde nun zwar mit möglichster Eile Hülfe vom nächsten Dorfe requirirt; als man aber mit einem Wagen zur Stelle kam, fand man eine Leiche. Der Mann war todt. — Nach dem Ergebnisse der gerichtlichen Obduction hat ihm, indem er auf N. in Anschlag stand, die Kugel aus dessen Büchsenlauf zuerst die linke Hand verwundet, sodann, am Laufe seines Gewehrs entlang gehend, den Daumen der rechten Hand förmlich weggeschnitten und ist dann hinter dem Kolben, unterhalb der Schulter, in die Brust geschlagen, wo sie, durch Zerreißung des Lungenflügels und des Rückenmarkes, eine absolut tödtliche Wirkung hatte. — Dem ersten Wilddieb, der in etwas schrägerer Stellung sich befand, hatte der Schrotschuß aus dem Flintenlaufe die eine Klappe seines Rocks abgerissen; man fand sie, in Stücke zerfetzt und noch einige Schrotkörner bergend, am Boden liegend. Die ganz außerordentliche Sicherheit dieser beiden mit der Schnelligkeit des Gedankens auf einander folgenden Schüsse, zumal in der Situation des Schießenden, wo die Gewehre zweier verzweifelten Menschen auf ihn gerichtet waren, ist neben dem traurigen Ernst des ganzen Ereignisses nicht wenig bemerkenswerth. Der Entflohene, welcher, wiederum sehr merkwürdig, in dem Augenblicke, wo er seinen Kameraden fallen sah, noch so viel Ueberlegung hatte, sowohl dessen Gewehr, als sein eigenes mit fortzunehmen, um keine Spur zu seiner Entdeckung zurückzulassen, ist gleichwohl, auf das von ihm gegebene Signalement, nach einigen Tagen

ermittelt worden. Er sowohl, wie sein erschossener Gefährte, sind berüchtigte, wegen gewerbemäßigen Wilddiebstahls bereits in Haft gewesene Menschen.

Mannichfaltigkeiten.

Die Herren Calendermacher sind im Scrupel über das nächste Osterfest. Einige haben es auf den 23. März verlegt, andere acht Tage später. Da auf der alten Kirchenversammlung zu Nicäa (325) festgesetzt wurde, daß das Osterfest an dem Sonntag gefeiert werde, der dem Vollmond nach Frühlingsanfang folgt, und daß, wenn der Sonntag selbst auf den Vollmond fällt, das Fest acht Tage darauf zu feiern ist, so kann es erst am 30. März gefeiert werden, da der 23. März ein Sonntag mit dem Vollmond ist.

(Frankfurt a. M.) Die wirklich außerordentlichen und Staunen erregenden Leistungen des noch immer hier anwesenden Rechengenies, des Hrn. Dase aus Hamburg, fahren fort, verdientes Aufsehen zu machen. In Folge einer zwischen zwei Bekannten angestellten Wette löste Hr. Dase am 14. d. M. in Anwesenheit von sieben achtbaren Personen, deren Namen auf Anfrage zu Diensten stehen, folgende Aufgabe: Er multiplizirte nämlich mit einander:

1 2 3 4 5 6 7 8 9 5 6 3 2 1 5 4 5 4
3 1 4 5 3 2 1 3 6 3 5 2 1 4 2 3 4 5

und brachte nach sechs Minuten das aus folgenden Zahlen bestehende Facit:

38831127768495027157791959711799630.

Diese Multiplication geschah aber nicht schriftlich, sondern wurde von Hrn. Dase im Kopf gerechnet, indem er unter die ihm schriftlich vorgelegte Aufgabe das ganz richtige Resultat unterschrieb. Alle Anwesenden waren erstaunt und überrascht, und sind bereit, die Wahrheit des Gesagten auf Verlangen zu bekräftigen. Der Rechenkünstler legte hierauf noch mehrere Proben seines merkwürdigen Talentes ab, die fast an's Unbegreifliche gränzen und den Beweis lieferten, welcher Höhe und Ausdehnung die menschliche Geisteskraft fähig ist.

W.

Korrespondenz.

Nürnberg, Anfangs Oct.

Kunstausstellung. Theater.

Die diesjährige Kunstausstellung, deren Eröffnung am 25. Aug. stattfand, ist geschlossen; sie zählte, mit Ausnahme von einigen zwanzig nachgesendeten Gemälden, 155 Nummern im Cataloge. Von den Künstlercelebritäten Deutschlands fand sich auch nicht ein Product vor, was uns um so mehr wundern muß, da der hiesige Kunstverein jährlich eine nicht unbeträchtliche Summe auf den Ankauf von Gemälden verwendet und eben so die Theilnahme an der Verloosung eine nicht unbedeutende ist. Ueberhaupt mußten wir die Bemerkung machen, daß die diesjährige Ausstellung den früheren nicht nur an Quantität, sondern auch an Qualität auffallend nachsteht. Indessen fanden sich einige gute Piecen, die wir in Kürze erwähnen wollen. Das historische Fach war ohne Repräsentanten, ein Umstand, der nicht genug bedauert werden kann. Die Geschichte ist dem wahren Künstler ein Feld, welches niemals ausgebeutet werden kann, und es ist unbegreiflich, wie die größtentheils matte Genremalerei sie so sehr verdrängen konnte. Die biblische Geschichte war durch einige Producte vertreten, es mangelte ihnen aber durchgängig an tieferer Conception. Hingegen war das Genre am reichlichsten repräsentirt und wir nennen, unter den zahlreichen Bagatellen als trefflich hervortretend, ein Gemälde von Geyer, Professor in Augsburg: „Don Quixote's Niederlage." Der Ritter von der traurigen Gestalt liegt, nach dem unsinnigen Angriffe auf die Windmühlen, zerschmettert am Boden und scheint immer noch nicht begreifen zu können, woher der gewichtige Widerstand. Die arme Rozinante ist noch härter mitgenommen, sie streckt im wörtlichen Sinn des Worts alle Viere. Hinten aber eilt mit Zetergeschrei Sancho Pansa herbei, dessen Eselin sich, der gewichtigen Last entledigt, recht angenehm divertirt. Die Auffassung ist vortrefflich und das Colorit ohne Effecthascherei. Diesem reihen sich würdig an: „eine ländliche Hochzeit" von Melzer in Antwerpen und: „ungarische Pferde" von J. A. Klein in München. Letzterer ist durch seine zahlreichen Gemälde und Radirungen in diesem Genre so ehrenvoll bekannt, daß es keiner sonstigen Folie bedarf. Ein kleines Bildchen von Freudenberg in München: „ein Münchener Milchmädchen und ein Schütze", hat eben so durch die treue, aus dem Leben gegriffene Auffassung, als durch ein saftiges, frisches Colorit die Blicke der Kunstfreunde auf sich gezogen. „Ein Musiklehrer" von Mayet in München, „Künstlers Erdenwallen" von Rustige in Mainz, „ein heimkehrender Landpfarrer" von Mahr in München verdienen nicht minder der Erwähnung. Unter den Landschaftsmalern nimmt Schreiber von hier, wie im vorigen Jahre, den ersten Platz ein. Seine Gemälde aus dem Sabinergebirge und der Campagna athmen ganz die glühende Natur jener Zone. Eben so haben Hofstett in München (Mühle im Einhornthal) und Seiffert in München (Gegend bei Meyringen) bewiesen, daß sie mit einem recht achtbaren Talente begabt sind. Unter den Gemälden aus dem Stillleben zeichnen sich die Thiergruppen Richard's und Voltz in München aus; gute Porträts lieferten Rohrig von hier und Terne in Chemnitz und „das Innere der Kaiserkapelle auf der Nürnberger Burg" von Rothbart in Coburg hat durch vortreffliche Beleuchtung und Perspective einen hohen artistischen Werth. Ein Porzellangemälde von Langhammer in Bamberg (Magdalena nach van der Werfft) beweis't, wie große Fortschritte diese mühsame und undankbare Malerei gemacht hat. Die Sculptur war durch Göth in München (Martin Beheim, Willibald Pirkheimer) und die Kupferstecherkunst durch Lutz in München und Marx von hier würdig vertreten. Wie bereits erwähnt, ist es nur zu bedauern, daß die besseren Künstler Deutschlands, deren größter Theil sich doch in Baiern befindet, so gar nichts von sich sehen ließen, und es mag die Schuld nicht nur ihnen, sondern auch dem hiesigen Albrecht-Dürer-Vereine zugeschrieben werden, der in der Wahl der der Ausstellung würdigen Gegenstände wohl mit etwas größerer Sorgfalt zu Werke gehen dürfte. — Unser Theater wurde am 30. Sept. mit einem Prologe, gesprochen von dem nunmehrigen Direktor Ferdinand Röder, eröffnet. Hierauf: „Norma" von Bellini. Das hiesige Publikum ist seit mehreren Jahren durch inconsequente Direktionsführung und mangelhafte Kräfte sehr von dem Theaterbesuche abgeschreckt worden. Um so mehr war man auf die Ankunft der neuen Direktion gespannt, da von Regensburg aus der vortheilhafteste Ruf voranging. Und er scheint sich bewähren zu wollen. Die Vorstellung ging mit solcher Präcision zusammen, die neuen Mitglieder (Hr. Hagen — Sever, Dem. Meyrath — Norma, Mad. Keßler-Münch — Adalgisa, Hr. Kramer — Orovist) bewährten sich als so trefflich, daß bei vollständig gefülltem Hause jede Nummer applaudirt, am Schlusse des ersten und zweiten Actes sämmtliche Mitglieder und zuletzt die Direktion gerufen wurden. Wenn Hr. Röder, so wie er begonnen, fortfährt, darf man ihm das günstigste Prognostikon stellen, denn die Ansprüche des hiesigen Publikums sind billig und wenn man nur diesen genügt, so kann es an einer kräftigen Unterstützung der Anstalt nicht fehlen.

W. M.

Mainz, 6. Oct.

(Schluß.)

Kommen wir auf die jetzigen Verhältnisse, auf unsere Hoffnungen und Befürchtungen zurück! Ich sagte schon, daß die jetzige Majorität des Vorstandes kein Haar breit nachgeben und daß sie den aufgeklärten Gemeindegliedern mit der Kraft eines verzweifelnden Fanatismus widerstehen will. Nun aber besteht eine liberale hessische Verordnung, offenbar zu Gunsten des Fortschritts von unserer loyalen Staatsregierung promulgirt, nach welcher der israelitische Vorstand jedes Jahr sich in einem Mitglied erneut, welches neue Mitglied theils von den vier bleibenden Vorstandsmitgliedern, theils von vier Männern aus der Klasse der Höchstbesteuerten, welche der Regierungspräsident als Wähler zu ernennen hat, gewählt wird. In Folge dieser wohlgemeinten Verordnung sind bereits glücklich zwei gebildete, ehrenwerthe und aufgeklärte Männer in den Vorstand eingerückt. Nun wird in einigen Wochen abermals eine Wahl vorgenommen, die eigentliche Entscheidungswahl, denn wenn jetzt die Wohlgesinnten und Aufgeklärten einen ihrer Candidaten in den Vorstand bringen, dann ist die gute Sache gerettet; mißlingt das aber, dann ist die gute Sache der Aufklärung auf's höchste gefährdet und vielleicht für die Gemeinde auf Decennien hinaus verloren. Die alte Vorstands-Majorität ihrerseits, wohleinsehend, daß von dieser Wahl Alles abhängt, holt nun, um im Vorstande das Uebergewicht zu erhalten, ihr altes, wohlbekanntes Hülfsmittelchen hervor, sie läuft und rennt nach Empfehlungen, steckt die Köpfe zusammen, schreit, die Religion sey in Gefahr und macht mit Einem Worte dieselben Manövres, die man überall macht, wenn man einer unhaltbaren Sache Geltung verschaffen will, sey es, um welchen Preis es wolle! Wir zweifeln nicht, daß das Alles unfruchtbar seyn wird und daß die Wähler und die entscheidende Behörde einen Mann in den Vorstand bringen werden, der dazu beiträgt, daß die Hoffnungen der Bessern und die einstimmigen Wünsche der jungen Generation in Erfüllung gehen. Aber es ist nöthig, daß man der Welt die Augen öffnet; denn es wird dießmal an Verdächtigung der Besseren nicht fehlen, die starren Orthodoxen werden sie nach ihrer Gewohnheit als irreligiös verschreien, das in ihrem Munde so verdächtige Wort „conservatives Prinzip" wird wiederholt auftauchen. Wenn man aber höhern Orts und an der entscheidenden Stelle weiß, daß dieses Wort bei diesen Orthodoxen nur ein starres Festhalten an längst verjährten Formen bezeichnet, wenn man weiß, daß diese Verdächtigungen gegen Männer gerichtet sind, die ernstlich das Heil des Judenthums wünschen und den edlen Kern aus der verdorbenen und wurmstichigen Schaale retten wollen, wenn man das am gehörigen Orte weiß, dann werden alle Bemühungen der Retrograden unfruchtbar seyn und die gute Sache wird siegen. Man kann es nicht genug wiederholen, das Judenthum erhalten, heißt die Aufgeklärten, Ehrenwerthen und Redlichen an seine Spitze stellen; das Judenthum vernichten, heißt es von hartnäckigen Orthodoxen leiten zu lassen, die den alten, unsaubern Schlendrian fortbestehen sehen wollen, weil ihnen derselbe die beste Nahrung für ihre fanatischen Gesinnungen gibt. Sie hassen jeden Versuch zur Selbst-Emancipation, sie hassen jede Reform in der Synagoge, sie hassen sogar die wohlthätigen Schritte der Rabiner-Versammlungen, welche vom ganzen Judenthum mit der freudigsten Hoffnung begrüßt werden, sie wollen nichts Anders, als das alte Elend und glauben ein gottgefälliges Werk zu thun, wenn sie das Judenthum in demselben erhalten.

Vom badischen Mittelrhein, 12. Oct.

Zwei tragische Begebenheiten geben hier den Abendunterhaltungen unserer Kannengießer, denen es durch die politische Windstille an Stoff zu gebrechen anfing, viele Gelegenheit zu den sonderbarsten Randglossen. Der Sohn eines Karlsruher Holzmessers, der sich mit Hauderei abgibt, wurde vorgestern von dem Hausknecht des goldenen Adlers aufgefordert, einen Fremden, der die Eisenbahn verfehlt habe und den nächsten Zug nicht abwarten wolle, nach Rastatt zu fahren. Nachdem sie handels eins, wurde abgefahren und bald gelangte man in die Nähe des Waldes, da, wo die Straße nach der zukünftigen Festung eine Biegung macht. Da erhält der Fuhrmann plötzlich einen Pistolenschuß in den Hinterkopf, fällt schwer verwundet vom Bock und vermag kaum noch, sich zum Chausseegraben zu schleppen und das aus seiner Wunde quillende Blut etwas zu stillen. Von hier sieht er, wie der Fremde die Stränge des Pferdes abschneidet und mit denselben davon und dem Rheine zu eilt. Obgleich durch den Blutverlust und die augenblickliche Betäubung unvermögend, dies zu hindern, rafft sich der arme Kutscher, Meißer ist sein Name, doch nach einer Weile wieder auf, schiebt die Chaise aus dem Wege und setzt sich hinein, bis ihm Hülfe kommt und er nach Hause gebracht werden kann. Er liegt (die Schrote gingen ihm zum Munde heraus und nahmen einige Zähne mit, verletzten ihm auch den Hinterkopf bedeutend) sehr gefährlich darnieder, doch hofft man, ihn zu retten. Merkwürdiger Weise kam das Pferd allein nach Hause. Was den Fremden zu diesem Verbrechen getrieben, läßt sich nur durch die Annahme erklären, daß derselbe ein flüchtiger, einer Strafanstalt entsprungener Verbrecher gewesen, worüber hoffentlich bald Aufklärung zu erhalten seyn wird, zumal der Kutscher denselben genau zu beschreiben wußte und ihn noch vor seiner Entweichung durch einen Messerstich verwundete. — Das zweite Drama spielt in Durlach in einer Winkelkneipe, wohin sich ein junger Karlsruher Kaufmann verirrte. Der Wirth lag gefährlich krank zu Bette und die Wirthschaft wurde von dessen 16jähriger Tochter besorgt, die sich allein befand. Der Kaufmann schäkerte mit ihr ziemlich vertraulich, was einen kleinen Kampf zur Folge hatte, wobei die goldene Uhrkette des jungen Mannes in Stücke ging und ein Theil zu Boden fiel. Dadurch trat momentan Waffenstillstand ein und die beiden kriegführenden Theile bemühten sich, jedes ein Licht ergreifend, das Verlorne zu suchen. Zu allem Unglück war der Muthwille der jungen Leute noch nicht ganz beseitigt, bis plötzlich, durch vielleicht beiderseitige Unvorsichtigkeit, die Kleider des Mädchens durch das Licht des Gegners in Brand geriethen und das arme Kind übel zurichteten. Der besorgte Vater sprang aus dem Bett, erkältete sich, was im Verein mit der durch den Vorfall veranlaßten Aufregung seinen schnellen Tod herbeiführte. Natürlich gab die Sache Lärm und der junge Mann wurde in der sicherlich irrigen Meinung, Böswilligkeit habe das Unglück herbeigeführt, von der Gensd'armerie verhaftet, bald indeß nach erfolgter Erklärung des unseligen Vorfalls wieder freigelassen. — Unsere Eisenbahn beginnt mit dem 15. Oct. ihren Herbstdienst, wobei die täglichen Züge auf vier vermindert werden.

Frankfurt a. M., 16. Oct.

In einem Korrespondenzartikel vom October, von Bonn aus datirt, lesen wir in Nro. 287 dieser Blätter, daß als ein wesentlicher Uebelstand bei der Bonn-Kölner Eisenbahn das sehr lästige Verbot des Betretens der Wartesäle durch etwaige Begleiter der Reisenden zu betrachten sey. Es wird hinzugefügt, daß ein ähnliches Verbot auf keiner andern deutschen Bahn in Kraft sey. Dem ist indeß leider nicht also, denn auch auf der Taunus-Eisenbahn ist es Denjenigen, welche Freunde, Bekannte oder Damen zur Abfahrt auf der Eisenbahn geleiten wollen, nicht gestattet, die Wartesäle zu betreten, es sey denn durch besondere Begünstigung des betreffenden Aufsehers. Ueber die Nothwendigkeit einer derartigen beschränkenden Maßregel erlauben wir uns kein Urtheil, wohl aber hoffen wir von der bekannten Humanität des Direktors der Taunus-Eisenbahn, wo immer möglich, eine entsprechende Abhülfe.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 17. Oct. **Nacht und Morgen**, Drama in 5 Abth., von Ch. Birch-Pfeiffer. (Gastrolle) Philipp Morton: Hr. Stölzel, vom k. k. Hofburgtheater in Wien.

Freitag, 18. Oct. **Wilhelm Tell**, große Oper in 4 Abth., Musik von Rossini.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 290. Sonntag, den 20. October 1844.

Der Bauernkönig und die Jüdin.

(Von Johann Czynski.)

(Fortsetzung.)

Sieben und zwanzigstes Kapitel.
Heer von Leibeigenen.

Es begann zu tagen. Jakob von Melchtin erschien im Gemach des Königs und meldete, daß ein Bote von Lemberg die Nachricht von dem Tod Boleslaw's gebracht habe. Kasimir beauftragte ihn, den Einbruch der Russen unter Daniel verkünden zu lassen, und Adel und Geistlichkeit zu einer Versammlung zu berufen.

In dieser Versammlung ging es, wie Ben Josef vorausgesagt hatte. Mit Ausnahme des Bischofs von Krakau wollte der Priesterstand sich nur unter der Bedingung zur Hülfe verstehen, wenn die Juden aus dem Lande getrieben würden. Der Adel verweigerte die Heerfolge, wofern Kasimir ihm nicht auf ewige Zeiten Steuerfreiheit zusagte. Der Pan von Wola und der Priester Martin waren außer sich vor Freude, denn jetzt, meinten sie, sey an Kasimir die Reihe, sich vor ihnen zu demüthigen. Der Gesandte des Königs von Ungarn und der päpstliche Nuntius zettelten allerhand Ränke an, um die Verlegenheit des Polenkönigs noch zu vergrößern, und dabei trieben sie die Heuchelei so weit, daß sie Vortritt bei Kasimir begehrten und ihn ihrer Ergebenheit versicherten. Der erstere betheuerte seine Entrüstung darüber, daß die Verschwornen sich vermessen hätten, den Namen des ungarischen Königssohns zu mißbrauchen, welcher selber nach Krakau kommen würde, um den König seiner Hochachtung und Zuneigung zu versichern. Der Nuntius gab ähnliche Versicherungen im Namen des Papstes. Beide verhießen dem Polenkönig den Beistand ihrer Gebieter in einem Krieg wider Schismatiker, welche den katholischen Glauben bedrohten.

Kasimir wußte diese Betheuerungen zu würdigen und erwiederte, daß er selber Macht genug habe, um einen ungerechten Angriff zurückzuweisen und den Feind zu züchtigen. Gegen den Adel und die Geistlichkeit empfand er Zorn und Verachtung bei dem Gedanken, daß diese Stände im Augenblick der Gefahr des Vaterlandes nur auf Befriedigung ihres Geizes und ihrer Herrschsucht sannen. Mehrmals dachte er, wenn sein Blick auf das im großen Schloßsaal aufgehängte Schwert Boleslaw's des Tapferen fiel: „Ich brauchte nur dies Schwert zu ergreifen und das Volk aufzurufen, um zu gleicher Zeit den äußeren Feind zu vernichten und die übermüthigen Stände in diesem Land." Aber diese Gedanken waren nur vorübergehend. Kasimir bebte zurück vor den Blutströmen, welche in einem Bürgerkrieg fließen müßten, und hoffte, den Fanatismus der Geistlichkeit durch Verbreitung von Kenntnissen und den Uebermuth des Adels durch weise Verbesserungen zu überwinden. Er beschloß, ihnen zu zeigen, daß ein von seinem Volk geliebter König ihres Beistandes nicht bedürfe. In einer Versammlung der Bürger von Krakau erschien er mit seinen Räthen und verkündete ein Gesetzbuch, welches die Mißbräuche der gutsherrlichen Gewalt untersagte, die Leibeigenen beschützte und freie Uebung jeder Anbetungsweise verstattete, — Alles unter Androhung harter Strafen für die Uebertreter. In's Land umher wurden Herolde geschickt, um Dasselbe zu verkünden, und die Freiheit jedem Leibeigenen zu verheißen, welcher unter die Fahnen des Königs träte. Auf diesen Ruf verließen die Bauern schaarenweise ihre Frohnarbeiten und eilten mit ihren Sensen nach Krakau.

Binnen wenigen Tagen waren sechzigtausend Mann beisammen. Krakau verwandelte sich in ein Lager, wo man nichts als Krieger sah, nichts als Waffengeklirr und Schlachtgesänge hörte. Kasimir erschien oft unter seinen Kindern, nahm Theil an ihren Waffenübungen und aß an ihren Tischen. Ueberall ward er mit Freudengeschrei empfangen. Der Adel, welcher anfangs vor Ueberraschung geschwiegen hatte, schwieg jetzt vor Angst; denn er sah, daß es nur eines Winks von Kasimir bedurfte, um ihn zu vernichten. Die Bürger von Krakau blieben nicht stumme Zuschauer des kriegerischen Eifers der Bauern. Ein Theil von ihnen waffnete sich gleichfalls, und alle nahmen sie die Landesvertheidiger gastlich bei sich auf. Vor den Häusern wurden Tische gedeckt und Bier und Meth und Erbsen und Speck und Braten in Fülle aufgetragen — ein köstliches Mahl für die armen Teufel, welche in ihrem Leben nichts Anders als schwarzes Brod gegessen und Wasser oder schlechten Branntwein getrunken hatten. Zum Schluß des Mahls wurden sie von den Krakauerinnen mit Kränzen von Moos und künstlichen Blumen beworfen, sie, welche bis dahin keine andere Aufmunterung gekannt hatten, als die Drohungen des Pans und die Peitschenhiebe des Verwalters!

Während Kasimir die Leibeigenen zu den Waffen rief, verlor Ben Josef keineswegs seine Zeit. Schon hatte er nach

Lemberg, jenen Efraim, Sohn des Rabbi Morgenstern, geschickt, welcher, als Bettler bei'm Festmahl Ben Himmels erscheinend, die erste Nachricht von den Veränderungen in Rothreußen nach Krakau gebracht. Efraim hatte Befehle an die Rabbinen zu Lemberg zu überbringen, denen zufolge dem russischen Heer die Vorräthe ausgehen und die Juden in Rothreußen alles Mögliche thun sollten, um den Sieg Kasimirs zu sichern. Ben Josef selber begab sich in die Karpathen zum Hauptmann der Gorallen.

Wenn er zum Teufelsarm kommen wollte, hatte er gewöhnlich einen Karren voll Beile, Messer und andere Werkzeuge zum Gebrauch der Bergbewohner bei sich. Dies Mal kam er zu Fuß, ohne alles Gepäck, blos mit einem Brief des Königs, worin Freiheit und Vergessen des Vergangenen denjenigen Gorallen zugesichert war, welche am Krieg gegen die Russen Theil nehmen würden. Kaum war er aus der Ebene bei den ersten Hügeln angekommen, welche, in Ketten sich hinter einander hinziehend, zu den höchsten Bergen des nördlichen Europa führen, so ward er von einer Schildwache angerufen. Ben Josef erwartete nicht so frühzeitig ein solches Zusammentreffen, und was ihm um so mehr auffiel, war die bekannt klingende Stimme des Anrufenden. Derselbe war ein bejahrter Mann von hohem Wuchs. Gleich allen dortigen Gebirgsleuten trug er anschließende Hosen, die durch einen Riemen um die Lenden festgehalten waren. Sein Oberleib war mit einem weißen Hemd ohne Kragen bekleidet, welches am Hals durch einen glänzenden ledernen Knopf geschlossen war. Auf seinem linken Arm hing eine lange Jacke mit fliegenden Aermeln, die als Mäntelchen dienen konnte. Auf dem Kopf trug er eine kegelförmige Pelzmütze. Seine Waffen bestanden in einem Knüttel und einem Beilchen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein bewundernswürdiges Rechnengenie.

Hr. Dase, der rühmlich bekannte und vielfach bewunderte Rechnenkünstler neuerer Zeit, ist nicht der „Einzige" in seinem Fache. „Die Natur hat ihre Gaben wunderlich vertheilt", hört man oft sagen, und es ist wahr. So lebte in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in dem Dorfe Elmton, nahe bei Chesterfield in Derbyshire, ein Mann, mit Namen Jedediah Burton, welcher in seiner Jugend so sehr vernachlässigt worden war, daß er nicht einmal seinen Namen zu schreiben wußte. Nur das Einmaleins hatte er als Kind gelernt, und dieses, so wie sein Fleiß hatten ihn in den Stand gesetzt, daß er ohne alles Schreiben, ohne irgend eine andere Beihülfe, außer seinem Gedächtnisse, 5 bis 6 Zahlen durch eben so viel andere, mit einer so bewundernswürdigen Geschwindigkeit zu multipliciren oder zu dividiren verstand, daß der fertigste Rechnenkünstler nicht mit ihm fortkommen konnte. Er war sehr arm, verdiente sein Brod kümmerlich mit seiner Hände Arbeit und vermochte kaum die Blößen seines Körpers zu bedecken, aber Jedermann kannte sein außerordentliches Genie. So legte ihm der Gutsherr Holliday ein Mal die Frage vor: Wenn ein Feld 423 Ellen (engl.) lang und 383 breit wäre, was würde der Inhalt der ganzen Fläche seyn? Er las ihm die Zahlen deutlich vor und erhielt nach zwei Minuten das richtige Produkt, nämlich 162,009 Ellen engl. Auf die Frage: Wie viel Morgen ebengenanntes Grundstück betragen würde? sagte er nach elf Minuten: 33 Morgen, 1 Vorling, 35 Ruthen, 20 engl. Ellen und genau ein Viertel. Als er sagen sollte, wie viel Gerstenkörner in einer Länge von 8 Meilen liegen könnten? antwortete er in anderthalb Minuten: 1,520,640. Um zu berechnen, wie viel Mal sich ein Kutschrad, dessen Umfang 6 engl. Ellen wäre, auf einem Wege von 204 Meilen umdrehen müßte? gab er nach dreizehn Minuten zur Antwort: 59,840 Mal. So lösete dieser Mann die ihm vorgelegten Fragen auf, ohne gehindert zu werden, wenn man mit ihm inzwischen von ganz anderen Dingen sprach. Man bemerkte auch bei ihm keinen Unterschied, er mochte mit weitläufigen oder kurzen Rechnungen beschäftigt seyn; denn er fing bei großen des folgenden Morgens da wieder an, wo er des Abends zuvor aufgehört hatte, und so fuhr er so lange fort, bis er fertig war. Ja, er konnte sogar seine Rechnungen abbrechen und wieder anfangen, nachdem er einige Wochen oder Monate hatte verstreichen lassen. Er nannte seine Zahlen bei ihren eigentlichen Namen, und es war ihm einerlei, ob er sie rückwärts oder vorwärts sagen sollte. Wenn man weiß, was das bisweilen für Zahlen sind, so muß man die Möglichkeit fast für übermenschlich halten. Wir begnügen uns, hier nur einige Proben mitzutheilen.

Ein Herr, Namens Saxe, traf ihn ein Mal bei seiner Arbeit an und legte ihm die Frage vor: wie viel Kubik-Zoll ein Körper hätte, dessen eine Seite 23,145,789, die andere 5,642,732 und die dritte 54,965 engl. Ellen in sich enthielten? Er sagte ihm ein einziges Mal diese Zahlen deutlich eine nach der andern vor, um sie dem Gedächtnisse einzuprägen. Der Rechnenkünstler setzte hierauf ohne weitere Bemühung, von mehr als hundert seiner Mitarbeiter umgeben, seine Handarbeit fort, während der Aufgeber sich entfernte und erst nach fünf Stunden, als er diese Aufgabe mit der Feder ausgerechnet hatte, wieder erschien. Buxton war längst fertig und fragte nun den Herrn Saxe, von welchem Ende er anfangen sollte, die einzelnen Ziffer seiner Summe zu nennen, weil es ihm gleichviel wäre. Er nannte ihm hierauf die Reihe von 28 Zahlen ohne den geringsten Fehler. Dabei war er von der Richtigkeit seiner Rechnung so fest überzeugt, daß er sogar die Fehler Denjenigen mit Leichtigkeit nachzuweisen vermochte, welche mit der Feder gerechnet hatten. Sein Gedächtniß war aber auch so außerordentlich scharf, daß, wenn ihm zwei Personen ganz verschiedene Aufgaben unmittelbar hinter einander vorgesagt hatten, er kurz darauf einem Jeden die gehörige Antwort gab, ohne sich im mindesten dabei zu verirren. Fand sich ja ein Mal ein Fehler in seiner Antwort, so überholte er, nach seiner Sprache, die ganze Rechnung, und änderte seinen Fehler selbst. Er vergaß so leicht nie etwas, und ein Mal ausgerechnete Summen konnte er nach zwei Monaten noch völlig und ohne Anstoß wiederholen. Millionen, Millionen über Millionen, Tribes und Cramps u. s. w. — wie er seine langen Reihen von Zahlen nannte — waren ihm eben so geläufig als Pfunde, Schillinge und Pence. Obgleich er mit Leichtigkeit, wie es schien, große Rechnungsprozesse vollendete, wurde sein Gehirnsystem zuweilen doch sehr heftig angegriffen. So hat er einst dem Herrn Holliday erzählt, daß er ein Mal einen Monat lang von seinem Kopfrechnen ganz taumelnd gewesen sey und zuletzt sieben Stunden

in einem tiefen Schlafe gelegen habe. Er scheute sich auch später, jemals wieder dergleichen Rechnungen anzufangen, um nicht wieder in solchen Schwindel zu gerathen.

Die Ursache dieses Uebels war die Beantwortung folgender Fragen gewesen. Wie viel Gerste, Wicken, Erbsen, Waizen, Hafer, Roggen, Bohnen, Linsen ein Raum von 202,680,000,360 Meilen, jede Meile cubisch gerechnet, fassen könne? und wie viel Haare, jedes 1 Zoll lang, diesen Raum füllen würden? Er nimmt aber die Breite von 48 Haaren für einen Zoll. Das Verhältniß seiner Maße, so wie er es ausrechnet, ist folgendes: auf den cubischen Inhalt eines Zolles gehen 200 Gersten-, 300 Waizen-, 512 Roggen-, 180 Haferkörner, 40 Erbsen, 25 Bohnen, 80 Wicken, 100 Linsen, 2304 Zoll lange Haare. Hieraus schloß er folgende Größen: In einer Cubikmeile sind enthalten 14,093,420,936 Quarters, 1 Scheffel, 1 Metze, 1 Maß, 3 Nösel und 5¼ Cubik-Zoll von einer Art Korn. 5,451,776,000 Ellen in einer Cubik-Meile sind 254 Millionen Millionen 358,061,056,000 Zoll, und wenn ein jedes Haar einen Zoll lang ist, und 2304 Haare einen Cubikzoll ausmachen, so gehen 586,040 Millionen Millionen 972,673 Mill. und 24,000 auf eine Cubik-Meile. Wäre aber ein Haar eben so lang, als es breit ist, so, meint er, müßten 28 Tribes, 129 Tausend 966 Millionen Millionen, 688 Tausend 305 Millionen und 152 Tausend Haare den Raum einer Cubik-Meile füllen. Niemand wird sich wundern, wenn Burton bei dieser Rechnung Kopfweh bekommen.

Das Erstaunlichste aber, was wohl jemals ein menschliches Gedächtniß, außer der vorstehenden Rechnung, geleistet hat, besteht darin, daß dieser Mann folgende, aus 39 Ziffern bestehende Zahl bloß im Gedächtniß mit sich selbst multiplicirt hat: 725,958,238,096,074,007,868,531,656,993,638,851,106. Nachdem er über dieser Rechnung drittehalb Monate zugebracht, gab er folgende Quadratzahl davon an, von deren Richtigkeit die Rechnenmeister sich selbst überzeugen mögen: 527,015,363,459,557,385,673,733,542,638,591,721,213,298, 966,079,307,524,904,381,389,499,251,637,423,236.

Vor hundert Jahren, wo dieser Mann lebte, war es noch nicht allgemein Sitte, in der Welt herumzureisen und seine Kunst für Gold bewundern zu lassen; hätte er es aber gethan, er würde gewiß überall Staunen erregt haben: denn unseres Wissens nach mag er wohl das einzige und größte Genie der Rechnenkunst, das die Welt bisher aufzuweisen hatte, gewesen seyn. Er starb, nur von Wenigen bewundert, in tiefer Armuth in seinem Geburtsorte Elmton, den er niemals verlassen hatte.

F. S.

Göthe's Abstammung.

Bei gegenwärtig bevorstehender Enthüllungs-Feierlichkeit des dem großen Dichter in seiner Vaterstadt errichteten Denkmals dürfte es vielleicht für Manchen nicht uninteressant seyn, nachstehende, schon im Jahre 1829 von Hrn. Assessor Dr. Pfeiffer aus den Urkunden unseres Stadt-Archivs und aus unseren Hauptkirchenbüchern gezogenen Notizen zu lesen:

In der Mitte des 17. Jahrhunderts lebte in Artern, in der Grafschaft Mannsfeld, jetzt im königl. preuß. Regierungsbezirk Merseburg, einem schönen und freundlichen Städtchen, ein Hufschmiedmeister mit Namen Hans Christian Göthe. Diesem wurde von seiner ehelichen Hausfrau, neben andern Kindern, auch am 7. Sept. 1657 ein Sohn geboren, welcher in der Taufe den Namen Friedrich Georg erhielt. Dem Knaben schien das derbe Handwerk seines Vaters nicht gefallen zu haben. Er wählte sich daher eins, welches weniger körperliche Anstrengung erforderte, nämlich die Schneiderprofession. Nach Handwerksgebrauch ging er, nach überstandener Lehrzeit, in die Fremde, besuchte die vorzüglichsten Städte des Reiches, brachte vierthalb Jahre in Frankreich zu, wonächst ihn dann auch sein Weg nach der kaiserl. Wahl- und Krönungs-Stadt, Frankfurt a. M., führte. Hier trat er in Arbeit und lernte die Tochter des Bürgers und Schneidermeisters Sebastian Lutz (ehelicher Sohn Daniel Lutzens, Inwohner zu Holzhaltleben in Thüringen, welcher sich am 29. August 1664 mit Elisabetha, der ehelichen Tochter des hiesigen Bürgers und Schneidermeisters Kilian Wenzel verheirathete), Jungfrau Anna Elisabetha, kennen; zwischen beiden Leuten entspann sich bald ein inniges Verhältniß und am 18. April 1687 heirathete Göthe seine Geliebte, nachdem er von dem Rathe allhier das Bürgerrecht erhalten und von der Schneiderzunft als Meister aufgenommen worden war. Seine Hausfrau schenkte ihm mehrere Kinder; doch sollte sein eheliches Glück mit derselben nicht lange dauern. Schon im Jahr 1700 entriß ihm der Tod seine Gattin. Friedrich Georg Göthe lebte nun eine Zeit lang als Wittwer. Zu dieser Zeit hieß der Besitzer des Gasthauses zum Weidenhofe Johannes Schelhorn. Auch dieser starb am 16. September 1704, und dessen hinterlassene Ehegattin, eine geborne Walter, führte als Wittwe die Wirthschaft. Der Schneidermeister Göthe wußte sich die Zuneigung dieser begüterten Wittwe zu erwerben, und am 4. Mai 1705 verheirathete er sich abermals mit dieser Frau Cornelia Schelhorn, Tochter des Schneidermeisters Georg Walter, geboren den 27. September 1668, worauf er sodann die Schneiderei niederlegte und als Gasthalter auftrat. Fünf und zwanzig Jahre lebten Beide in glücklicher Ehe und mehrere Kinder umspielten sie, denen sie, in günstigen Verhältnissen, eine sorgfältigere Erziehung geben konnten. Endlich starb Friedrich Georg Göthe am 13. Februar 1730 in einem Alter von 73 Jahren; seine Ehefrau folgte ihm am 28. März 1754. Aus dieser zweiten Ehe wurde dem nunmehrigen Gasthalter Göthe unter andern Kindern auch am 31. Juli 1710 ein Sohn geboren, welcher auf den Namen Johann Caspar getauft wurde. Der Knabe verrieth Lust zu den Wissenschaften, und da der Vater die Mittel für die Ausbildung seines Sohnes besaß, so schickte er denselben nach erlangten Vorkenntnissen zum Studium der Rechtsgelehrtheit auf die Universität und bald kam Johann Caspar Göthe mit dem Doktorhute zurück. Seine ausgezeichneten Kenntnisse und seine besondere Thätigkeit machten es, daß er zu der Würde eines kaiserlichen Residenten und wirklichen Rathes dahier ernannt wurde. Bis zu seinem 38sten Jahre war Johann Caspar Göthe unverheirathet. In dieser Zeit führten ihn seine Geschäfte häufig in die Wohnung des damaligen Stadtschultheißen, wie auch kaiserlichen Rathes und beider Rechte Doktor, Herrn Johann Wolfgang Textor. Die 17jährige blühende Tochter desselben, Jungfrau Catharina Elisabetha war es, welche die Augen des Johann Caspar Göthe auf sich zog und in ihm den

Wunsch zu einer Verbindung rege machte. Der Vater willigte ein und am 20. August wurde die Verbindung feierlichst geschlossen. Nachdem diese Ehe 34 Jahre bestanden hatte, starb Johann Caspar Göthe am 27. Mai 1782 in einem Alter von 72 Jahren. Seine Gattin folgte erst am 13. Sept. 1808, ebenfalls in dem hohen Alter von 77 Jahren. Aus dieser letzteren Ehe entstieg nun als erster Sprößling unser, Donnerstag den 28. August 1749 geborener und Tags darauf getaufter:

Johann Wolfgang von Göthe.

Frankfurter Theater.

Euryanthe, von C. M. v. Weber.

Euryanthe ist in Bezug auf dramatische Auffassung, Charakteristik und Instrumentaleffecte eine der großartigsten Erscheinungen in der musikalischen Welt. Weber schrieb diese Oper für Wien (1822 und am 25. Oct. des folgenden Jahres dort gegeben) noch in der Fülle seiner Gesundheit, im Zenith seines Ruhms und im vollsten Vertrauen auf seine geistige Kraft, da sein Freischütz vorher einen so unerhörten Erfolg hatte. Die Erfahrungen, die er in seinem Freischütz gemacht, und die Elemente von Genie und Wissen, welche jene Oper enthält, hat er in seiner Euryanthe benutzt, höher potenzirt und gesteigert. So mochten ihm seine früher componirten Opern: „das Waldmädchen" (in Wien, Prag und Petersburg mit Beifall gegeben 1800), „Peter Schmoll und seine Nachbarn" (1801), „Silvana" (1807) und „Abu Hassan" (1810) als Vorstudieen zu seinem Freischütz gedient haben. Es ist Schade, daß „die drei Pintos", woran er lange Zeit ununterbrochen arbeitete, unvollendet geblieben ist. Wir wären wahrscheinlich um eine Repertoireoper dieses Meisters reicher. Weshalb man die oben angeführten Opern ganz verschollen läßt, wenigstens keine Wahl darunter trifft, zeigt von eben so wenig Pietät als Speculation unserer deutschen Bühnenverwaltungen. Die Darstellung auf unserer Bühne war sorgfältig vorbereitet und größtentheils gelungen. Die Euryanthe selbst ist eine der vorzüglichsten Leistungen unserer Capitain, und ihre letzte Darstellung derselben mit der heutigen verglichen, bemerken wir mit Vergnügen die zunehmende Kraft ihres Organs und die Fortschritte ihres durchdachten und zergliederten Spiels. Sehr ergreifend gab sie die mannichfaltigen Scenen leidenschaftlichen Schmerzes und zarter Rührung, wovon diese Partie so voll ist, besonders aber deren Steigerungspunkt im dritten Act, wo sie, am Quell aus schmerzvoller Apathie erwachend, von neuem hoffend mit fieberhafter Aufregung und unter einem Aufgebot aller Kräfte nach den von einem vollen Orchester begleiteten Worten: „Daß ich ihn fest umfasse, daß ich ihn nimmer lasse", zusammensinkt. In der Darstellung der Dem. Reuther lag nicht ganz der schleichende Hohn und die Schlangenheuchelei, welche die Dichterin in die Partie der Eglantine gelegt hat und von Weber so meisterhaft in Töne übertragen wurde. Diese Charakterzüge in ihrem ganzen Umfang getreu aufzufassen und zu zeichnen, können wir von einer so jungen Sängerin noch nicht verlangen. Dennoch liegen sie in ihrer künstlerischen Individualität und mit geschärfter Aufmerksamkeit dürfte sie in einer zweiten Darstellung mehr nüanciren. Ihr Organ hingegen ist ganz dafür geeignet, namentlich in den Forte-Stellen des Agitato und in dem furiösen Duett mit Lysiart (2r Act). Die einschmeichelnden Accente in dem ersten Duett mit Euryanthe gelangen ihr weniger. (Beide Duette, so wie der letzte hintere Satz des ersten Finales würden durch ein bewegteres Tempo gewinnen.) Am Schluß ihrer großen Arie (zweiter Act) dürfte sich Dem. Reuther etwas mehr mäßigen, da ein Zuviel die Intonation verletzt. Sehr gelungen gab sie dagegen wieder die Stelle des letzten Finale's: „Ich war's", voll verzweifelter Resignation, worin früher die Schulz von Berlin so viel Effect machte. — Adolar war durch Hrn. Chrudimsky vortheilhaft besetzt, wie diesem Sänger immer Partieen zusagen, welche ritterlichen Anstand erfordern. In Stellen der Leidenschaft, wo er seinen Heldentenor geltend machen kann, wird Chrudimsky nicht leicht übertroffen werden. Mit sehr zartem Ausdruck gab er die schöne Romanze: „Unter blühenden Mandelbäumen", und richtig aufgefaßt war der bewegtere Schluß derselben. Nur müßte bei den ersten Strophen das Orchester discreter accompagniren. Bis jetzt hat dieser Sänger in der höhern Lage noch nie ein solches Piano und eine solche Gleichheit der Intervalle entwickelt, welches den Beweis führt, daß er in seinen Studieen fortschreitet. Lysiart, dieser verwegene, von krassen Leidenschaften, von Liebe, Eifersucht und tödtlichem Haß hin und her gerissene Charakter, war durch Hrn. Conradi bis auf einige Minutien im Spiel brav besetzt. Dieser Partie ist Gelegenheit gegeben, ein männliches Kraftorgan in seiner ganzen Entfaltung zu äußern, und Hr. Conradi hat das seinige, welches jetzt wohl in seiner besten Blüthe stehen mag, geltend gemacht. Mehr als jemals ging er heute, von der Bedeutung seiner schwierigen Aufgabe sichtbar erfüllt, aus sich heraus. In der ersten Scene mit Adolar vermißten wir aber jenen Hohn in der Betonung, worin uns der selige Dobler unvergeßlich bleibt. — Hr. Wiegand gab den unköniglichen König so königlich als möglich, und besonders effectuirte seine schöne Stimme im ersten Recitativ. — Fräul. Daun, in der kleinen Rolle der Braut, sang ihr Lied, wie die kleinen, aber schwierigen Zwischensätze mit voller Stimme recht artig. Chöre und Orchester gingen gut und präcis, wie überhaupt die ganze Leitung Guhr's von einer poetischen Auffassung zeugte.

Frankfurt a. M., 17. Oct.

Im Atelier des Hrn. Mettenius erscheint zur Verherrlichung der bevorstehenden Göthe-Festtage ein sehr geschmackvoll zusammengestelltes Heft von Gedenkblättern. Dasselbe enthält außer einer werthvollen Gelegenheitsschrift die wohlgelungene Darstellung nicht nur des Schwanthaler'schen Monumentes, sondern auch der Marchesi'schen Statue, die am Eingang unserer Stadtbibliothek steht. Ferner finden wir darin des großen Dichters Bildniß und eine Reihe interessanter, literarisch nicht unwichtiger Facsimile's von Göthe selbst, von Herder und andern großen Männern. Am meisten hat uns ein oft corrigirtes kleines Fragment: „der Vesuv" angesprochen. Hieran fügt sich eine Abbildung des Göthe'schen Hauses, in welchem die Originale jener Facsimile's aufbewahrt werden, so daß vorliegendes Heft zugleich ein hübsches Erinnerungs-Album für die Besucher des Geburtshauses unseres Dichters ist. Den Schluß der artistischen Gaben macht: Göthe's Tod, nach einer Zeichnung von Becker. Der Künstler hat sich in der Darstellung dieses Moments an die Angaben Tannermann's gehalten und uns das berühmte Studierzimmer zu Weimar mit seinem greisen Bewohner recht ansprechend veranschaulicht. Da dem Ganzen ein sehr guter Text und Vorwort beigegeben ist, so zweifeln wir nicht, daß die schöne Festgabe des Hrn. Mettenius bei ihrem ungemein billig gestellten Preise sowohl hier, wie in der Fremde bei den Verehrern unseres größten Bürgers die freundlichste Aufnahme finden wird.

Theater-Anzeige.

Samstag, 19. Oct. Richard's Wanderleben, Lustspiel in 4 Abth., nach dem Englischen des John O'Keefe frei bearbeitet von Kettel. (Gastrolle) Richard Wanderer: Hr. Stölzel, vom k. k. Hofburgtheater in Wien.

Sonntag, 20. Oct. Der Wildschütz, oder: die Stimme der Natur, komische Oper in 3 Abth., Musik von Albert Lorping.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 291. Montag, den 21. October 1844.

Der Bauernkönig und die Jüdin.

(Von Johann Czynski.)

(Fortsetzung.)

Ben Josef betrachtete den Gorallen näher und erkannte in ihm den alten Spinat wieder. Seit den wenigen Tagen, die er in den Bergen zugebracht, war der Leibeigene des Pan von Wola ganz verwandelt. Schon hatte er die Zuneigung des Hauptmanns gewonnen und die Freundschaft seiner Genossen, die mit ihm ihre Zufluchtstätte und ihre Nahrung theilten, wogegen er ihnen half fischen, jagen und Wohnungen in hohlen Bäumen und Felsenspalten anlegen. Dies harte Leben, welches den Hunger mehr erregte als befriedigte, gefiel dem alten Spinat. Seine frühere Heiterkeit und Kraft waren zurückgekehrt, lediglich weil er seinen Herrn nicht mehr sah und die Peitsche des Verwalters nicht mehr zu fürchten brauchte. Wie freute er sich, als er Ben Josef wieder sah! Und wie nahm seine Freude zu, als dieser ihm sagte, daß er nach Krakau zurückkehren und seine Freiheit durch Eintreten in die Reihen der Vaterlandsvertheidiger erkaufen könne. Er weinte vor Freude und erstickte fast den Boten mit seinen Küssen. Nachdem Ben Josef seine Erkundigungen nach Marja beantwortet, fragte dieser ihn seinerseits, und erfuhr, daß die Gorallen in großer Noth seyen, und daß der Hunger sie zu dem Entschluß gebracht habe, über die nächsten Dörfer herzufallen. Der Teufelsarm, beschäftigt mit den Vorbereitungen zu diesem Unternehmen, befinde sich nur eine halbe Stunde von dieser Stelle entfernt. Jetzt wußte Ben Josef, warum eine Schildwache so weit vorgeschoben war. Auf seine Bitte rief Spinat durch einen Pfiff einen andern Gorallen herbei, ließ sich von ihm ablösen, und trat als Führer mit ihm den Weg zum Teufelsarm an.

Der alte Spinat kannte sehr gut den Bergpfad. Er half dem Juden an den steilsten felsigen Stellen hinauf, und wo der Weg minder beschwerlich war, verkürzte er ihm die Zeit mit Erzählungen von den Wundern des Gebirgs. An einer Stelle wollte er mit eigenen Augen gesehen haben, wie der Teufel bei Nacht lustwandelt und dann in den Schwarzen Teich hinabsteigt, um zu schwimmen. An einer andern Stelle, wo die Weichsel reißend strömt, berichtete er ihm, wie hier der böse Geist Topielez hause, welcher in Gestalt eines schönen Jünglings die Gebirgsleute zum Schwimmen einlade und dann ersäufe. Auf dem Weiberberg wollte er Geschrei, Geheul und Hohngelächter gehört haben, welches von den Hexen herrühre, den tückischen Feindinnen der Gebirgsleute. „Dort," sagte er, „sind die Tatri-Berge, die höchsten der Karpathen, umgeben von Abgründen, auf den Gipfeln mit ewigem Schnee bedeckt, unter welchem aus Felsen Wasserfälle hervorstürzen. Dort ist der große See, welcher das Auge des Meeres heißt. Und dort in jenen mit Schnee angefüllten Schlünden haben die bösen Geister unermeßliche Schätze unter unzugänglichen Felsen vergraben." Spinat wollte noch weiter erzählen, da gewahrte er ein großes Feuer, um welches mehrere Männer herum saßen. „Dort ist der Hauptmann!" sagte er zu seinem Begleiter.

Der Hauptmann der Gorallen unterschied sich in der Kleidung durchaus nicht von seinen Untergebenen. Aber bei'm ersten Anblick fiel er auf durch seine Gestalt, welche die seiner Genossen weit überragte, und durch seinen kräftigen Gliederbau, der ihn in Stand setzte, einen Wolf zu erwürgen und eine Eisenstange zwischen den Händen zu zerbrechen. Auch die schwarze Farbe seines Haupthaares und seines Bartes unterschied ihn von den andern Gorallen, welche im Allgemeinen blond waren. Die Gebirgsleute munkelten, er sey nicht von dem reinen Gorallenschlag; seine Mutter sey die schönste Bäuerin in ihrer Gegend gewesen, und einige Tropfen adeliges Blut fließe in seinen Adern.

Der Teufelsarm empfing Ben Josef ziemlich kalt. Er warf ihm Wortbruch vor, weil er ohne Waaren käme. Als er aber den Brief mit dem königlichen Siegel sah, und als der Jude ihm den Inhalt näher erklärte, da entrunzelte sich seine Stirn. Obwohl von Jugend auf an Gefahren und Entbehrungen gewöhnt, nahm er mit Freuden die Gelegenheit wahr, dem Räuberleben zu entsagen, seine Brüder zum rühmlichen Kampf zu führen und ihnen die Freiheit und ein besseres Loos zu sichern. Indeß erklärte er nicht augenblicklich seine Zustimmung zu den Vorschlägen Ben Josefs. „Ich werde aufgesucht," sagte er mit weithallender Stimme, „weil man meine Leute braucht. Aber wer bürgt mir dafür, daß der König nach Beendigung des Kriegs seine Zusage halten wird?"

„Er wird Deiner stets bedürfen," antwortete Ben Josef, „denn er hat stets seinen Adel gegen sich."

„Er giebt uns die Freiheit. Aber was soll uns Freiheit ohne Obdach und Brod? Wie soll ich meine sechstausend Mann unterbringen?"

„Am Fuß des Gebirgs sind eine Menge unbebaute Felder. Kasimir überläßt sie Dir als Eigenthum, und schafft obendrein herbei, was zur Ansiedlung nöthig ist."

„Du sagst, der König brauche Reiter. Meine Leute können wohl reiten, aber sie haben keine Pferde."

„In diesem Augenblick," erwiederte der Jude, „kaufen meine Brüder alle Pferde in der Umgegend von Krakau auf. Morgen bei Tagesanbruch wirst Du in der Ebene von Lobsow für jeden Deiner Leute ein Pferd finden."

„Und wo bleibt der Unterhalt für sechstausend Menschen und eben so viel Pferde?"

„Im ersten Wirthshaus in der Ebene wirst Du Handelsleute finden, welche Deine Weisungen erwarten, wann und wohin sie das Nöthige liefern sollen. Ueberdies werde ich Dir Geld genug in die Hände geben zur Bestreitung aller Ausgaben während des Feldzugs. Und endlich will ich Dir eine Bürgschaft für meine Aufrichtigkeit geben."

„Worin soll diese bestehen?" fragte der Teufelsarm.

„Ich bleibe bei Deinen Leuten als Geisel, während Du zum König gehst."

„Das ist unnöthig. An der Spitze von sechstausend Gorallen würde ich mir selber Recht schaffen, wenn man mir es verweigerte."

(Fortsetzung folgt.)

Kurze Biographie Göthe's.

Johann Wolfgang v. Göthe, geb. den 28. August 1749 zu Frankfurt a. M., wo sein Vater kaiserl. Rath war. Göthe wuchs unter den Unruhen des siebenjährigen Kriegs auf, und sein Geist verarbeitete alle Eindrücke, die ihm die Kaiserkrönung, die Messen, der Umgang mit dem General Grafen Thoranne ꝛc. gewährten. So trieb er sieben verschiedene Sprachen, und unter diesen selbst Hebräisch, ward durch das Studium des Letztern zu seinem ersten großen dramatischen Versuch, zu einer Geschichte Josephs, veranlaßt, und faßte in einer schmerzhaft endenden Jugendliebe das Idealbild zu mehreren spätern Dichtungen auf. In Leipzig, wo er Gottsched, Ernesti und Gellert kennen lernte, ward er nach und nach an der Philosophie, Rechtswissenschaft und Poesie irre. So auf sich selbst zurückgewiesen, legte er die verschiedensten Empfindungen, jede einzeln in einem besondern Gedicht nieder, wodurch damals und später die meisten seiner kleinern Gedichte entstanden. So entstanden u. a. die Lustspiele: „Die Laune des Verliebten", „Die Mitschuldigen." Zugleich weckte der Maler Oeser und die Dresdner Gallerie Göthe's Kunstsinn. Göthe versuchte selbst das Kupferstechen, zog sich aber durch die schädlichen Dünste des Scheidewassers eine gefährliche Krankheit zu. 1768 zu Wiederherstellung seiner Gesundheit nach Frankfurt a. M. zurückgekehrt, lernte er ein Fräulein von Klettenberg kennen, deren Unterhaltungen (diese und ihre Briefe gaben Göthe später Anlaß zu den „Bekenntnissen einer schönen Seele" in Wilhelm Meisters Lehrjahren) seinem Geist die Richtung auf das Mystische und Uebersinnliche gaben. Dies leitete ihn zu dem Studium mehrerer mystisch-chemisch-alchemischer Werke, und hierdurch kam er zur Bildung eines eignen, aber bald wider verworfenen, neuplatonischen und zugleich mystisch-kabbalistischen Systems der Religion. Göthe ging nun, um seine Studien zu vollenden, nach Straßburg, wo er jedoch mehr Anatomie und Chemie, als die Rechte studirte. Hier lernte er Herder und die französische Literatur näher kennen. 1771 promovirte er und kehrte nach Frankfurt zurück. Zuerst trat er mit seinem „Götz von Berlichingen" (anonym Hamburg 1773, dann Frankfurt a. M. 1774 herausgegeben) auf, dann gab ihm, bei einem Aufenthalte in Wetzlar, die Liebe des jungen Jerusalem zu einer verheiratheten Frau, die mit dem Selbstmord des Ersteren endete, Anlaß zu seinem „Werther" (ebenfalls anonym Leipzig 1774 — 75 herausgegeben). Beide machten ungemeines Aufsehen in Deutschland, und ersterer begründete die Periode der Ritterromane und Ritterschauspiele, letzterer die der empfindsamen Romane. Fast gleichzeitig erschien auch das Trauerspiel: „Clavigo" (Leipzig 1774, 2. Auflage 1783), bald darauf: „Stella" (Berlin 1776). Alle diese Schriften leiteten die Aufmerksamkeit des Herzogs Karl August von Weimar auf Göthe, er wurde ihm auf einer Reise durch Frankfurt durch v. Knebel vorgestellt und erhielt von ihm eine Einladung an den weimarischen Hof. Dieser folgend, ward Göthe 1776 weimarischer Legationsrath, mit Sitz und Stimme im Geheimenrathscollegium, 1779 wirklicher Geheimerath und machte mit dem Herzog von Weimar eine Reise nach der Schweiz. 1782 ward er Kammerpräsident und geadelt. 1786 unternahm er eine Reise nach Italien, wo er zwei Jahre verweilte. Nach seiner Rückkehr erschien „Iphigenie", Leipzig 1787; „Egmont", ebd. 1788; „Torquato Tasso", ebd. 1790, neue Auflage 1819; „Faust", ein Fragment, ebd. 1790, neu bearbeitet, Tübingen 1808, und nach einer Unterbrechung von einigen Jahren, während welcher er das Hoftheater zu Weimar, das er als Intendant seit 1791 bis um 1818 leitete, einrichtete und bis zu einem der ersten Theater Deutschlands erhob, und in Gesellschaft seines Herzogs dem Feldzug in der Champagne 1792 beiwohnte, „Wilhelm Meisters Lehrjahre" (Leipzig 1794—96, 4 Bde., n. Aufl. Tübingen 1807, 2 Bde.); „Hermann und Dorothea" (Berlin 1798, 8. Aufl., Braunschweig 1826); „Tankred" (Tübingen 1802), „Winckelmann und sein Jahrhundert" (Tübingen 1806); „Propyläen" (Tübingen 1798 — 1801, 3 Bände); „Leben des Benvenuto Cellini" (nach dem Italienischen, Tüb. 1803, 2 Thle.). 1806 vermählte sich Göthe, während dem Donner der Kanonen von der Schlacht von Jena, mit der Demoiselle Vulpius, mit der er schon jahrelang in vertrauter Verbindung gestanden. 1809 erschienen die Wahlverwandtschaften (Tüb. 1809, 2 Bde.). Um diese Zeit legte Göthe seine Staatsgeschäfte nieder, behielt jedoch die Leitung einiger kameralistischen Gegenstände, z. B. des Wasserbaues. Er widmete sich um diese Zeit den Naturwissenschaften, schrieb: „Zur Farbenlehre" (Tübingen 1810, 2 Bde.) und später: „Morphologie" oder zur Naturwissenschaft überhaupt (ebend. 1817 — 25, 6 Hefte). Von belletristischen Schriften begann er nur seine, doch nicht vollendete Selbstbiographie: „Aus meinem Leben, Dichtung und Wahrheit" (Stuttg. 1811 — 22). 1815 ward er erster weimarischer Staatsminister. Seit der Zeit gab Göthe, außer naturwissenschaftlichen Schriften, über „Kunst und Alterthum" (Stuttgart 1817 — 26, 5 Bde.), „Westöstlicher Divan" (ebend., 1819) und „Wilhelm Meisters Wanderjahre", ebend. 1821, heraus. 1818 legte er auch die Theatergeschäfte nieder, lebte

nur der Kunst und Wissenschaft, theils in Dornburg, theils in Weimar, und starb am 22. März 1832 zu Weimar. Sein Leichnam wurde nebst Schiller in der fürstl. Gruft zu Weimar beigesetzt.

Gasbeleuchtung in Berlin und in London.

Es ist kürzlich bei Gelegenheit der Differenz zwischen der städtischen Behörde Berlins und der diese Hauptstadt mit Gaslicht versorgenden britischen Kontinental-Gas-Association die Frage aufgeworfen worden, ob hier wohl zwei Gas-Compagnieen neben einander würden bestehen können, ohne sich gegenseitig zu ruiniren? Als vor achtundzwanzig Jahren das Droschkenfuhrwesen in Berlin eingeführt wurde, glaubte man auch, die Gestattung dieses Unternehmens an mehr als Einen Fuhrherrn könne nur zum baldigen Ruin des Ganzen führen, und mehr als zwanzig Jahre lang hat man sich von diesem Gedanken nicht trennen können. Was ist jedoch seitdem geschehen? Die Konkurrenz bei jenem öffentlichen Unternehmen ward Jedem unter gewissen leicht zu erfüllenden Bedingungen freigestellt, und Berlin besitzt dadurch nicht blos das Sechsfache der bis dahin zu Gebot gestandenen Straßenfuhrwerke, sondern diese sind auch ungleich bequemer und eleganter als früher eingerichtet, und jeder der zahlreichen dabei betheiligten Unternehmer findet jetzt eben so gut und vielleicht noch besser seine Rechnung als der sonst durch ein Privilegium geschützte Einzelne. Allerdings hat sich seit dem Jahre 1816 die Bevölkerung Berlins beinahe verdoppelt und auch die Ausdehnung der Stadt, wiewohl schon damals unverhältnißmäßig groß, hat seitdem noch zugenommen. Aber was in Bezug auf das Droschken-Unternehmen gilt, behält auch in Bezug auf das Gas-Unternehmen seine Anwendung. Berlin im Jahre 1826 mußte sich freilich einer Gas-Compagnie gewissermaßen auf Discretion überlassen; Berlin im Jahre 1846 wird dagegen dieses öffentliche Unternehmen eben so — wenn auch mit einigen größeren Garantien — der Konkurrenz freigeben können wie das seines Straßenfuhrwesens. Bereits gibt es in mehreren Stadttheilen Berlins, so wie außerhalb der Thore, Hausbesitzer, die sich das für ihren Bedarf nöthige Gas selbst fabriziren; warum sollten diese nicht auch ihre Nachbarschaft mit Gaslicht versehen können? Warum sollten sie nicht, bei dem täglich anwachsenden Reichthum der Hauptstadt, bald eben so gut ihre Rechnung dabei finden, wie die zahlreichen Gaserleuchtungs-Anstalten, die es jetzt in London gibt? Freilich ist noch ein großer Unterschied zwischen Berlin und London, aber weiß man wohl auch, wie viele Gas-Compagnien es jetzt ohne die großen Etablissements, die sich ihr Gas selbst fabriziren, in der englischen Hauptstadt gibt? Nicht weniger als zwölf! Diese 12 Compagnieen besitzen 18 große Gaswerke, welche zusammen 1460 Millionen Kubikfuß Gas jährlich fabriziren, und dieses aus 176 Gasometern in die Röhren der verschiedenen Stadttheile strömen lassen, welche Gaswerke, Reservoirs und Röhren zusammen einen Kapitalwerth von 2,800,000 Pfd. Sterling (nahe an zwanzig Millionen Thaler) repräsentiren und eine jährliche Einnahme von 450,000 Pfd. Sterl. (über drei Millionen Thaler) gewähren. Der Bedarf an Steinkohlen beträgt jährlich 180,000 Tonnen, und zwar werden durch das gewonnene Gas 134,300 Privatflammen und 30,400 Straßenlaternen gespeist. Ueber 3000 Menschen — mit Einschluß von 380 Lampen-Anzündern — finden Beschäftigung und Brod durch diesen Industriezweig, der aber auch nur dann eben ein Industriezweig werden kann, wenn er, wie in London, der freien Konkurrenz überlassen ist, wozu die Stadt Berlin mit Hülfe städtischer Mittel allerdings sehr viel beitragen könnte. Kaum läßt sich ein Einwand dagegen aufbringen, daß man hier nicht verhältnißmäßig dasselbe leisten könnte, wie in London, denn selbst die Begünstigung der größeren Nähe von Steinkohlen, die London bis jetzt voraus hatte, wird jetzt dadurch ausgeglichen, daß Berlin sehr bald durch Eisenbahnen mit denjenigen schlesischen Kohlenwerken in Verbindung gesetzt seyn wird, deren Steinkohlen zur Gaserzeugung mindestens eben so brauchbar — wo nicht brauchbarer — sind, als die englischen.

(Mag. f. d. Lit. d. Ausl.)

Die Feier des Osterfestes im Jahre 1845.

(S. Didaskalia Nro. 280.)

Obschon angeblich auf dem Concilium zu Nicäa im Jahre 325 die Vorschrift gegeben worden ist, daß das Osterfest immer an dem Sonntage gefeiert werde, der zunächst auf den Frühlingsvollmond folgt, und wenn dieser Vollmond selbst auf einen Sonntag fällt, das Osterfest auf den nächstfolgenden Sonntag zu verlegen sey; obschon im Jahre 1845 anscheinlich dieser Fall eintreten dürfte: so ist zu berücksichtigen, daß man unter dem Frühlingsvollmonde denjenigen versteht, welcher entweder am 21. März (an welchen man den Anfang des kirchlichen Frühlings setzt) oder zunächst nach demselben eintritt; so wie daß der durch die Epakten bestimmte cyklische Vollmond nicht der wahre ist; endlich, daß für den Vollmond immer der vierzehnte Tag vom Neumonde gerechnet, der Tag des Neumondes selbst aber für den ersten gezählt wird. — Der letzte Neumond vor Frühlingsanfang tritt am 8. März ein; zählt man nun vierzehn Tage hinzu, um den Frühlingsvollmond zu finden, und fängt am 8. März mit eins an, so erhält man den 21. März, einen Freitag. Folglich kann und wird im nächsten Jahre das Osterfest, unbeschadet des wahren Eintritts des Vollmondes am 23. März, an diesem Tage gefeiert werden; die Kalendermacher brauchen deßhalb nicht mehr im Scrupel zu seyn, und die Putz- und Kleidermacherinnen haben keine Ursache, sich vielleicht auf die nicäische Kirchenversammlung zu berufen, wenn sie den für den 23. März bestimmten Staat erst am 30. abzuliefern gedächten.

G. F. K.

Mannichfaltigkeiten.

Der zweiundzwanzigste October in diesem Jahr, ein Fest- und Freudentag für alle Verehrer des Frankfurter Göthe, ist im Jahr 1792 (somit vor 52 Jahren) ein Schreckens- und Trauertag für Göthe's Vaterstadt gewesen, indem damals 4000 Franzosen unter dem General Neuwinger einzogen, welcher nicht weniger als zwei Millionen Gulden Brand-

schätzung forderte. Jetzt möge man sich der Hoffnung freuen, daß Aehnliches nie wieder geschehen werde. P — l.

Bei der Versammlung der Naturforscher zu Bremen hielt der dasige Direktor des Gymnasiums, Weber, eine humoristische Rede über die Vermittlung der Kochkunst und der Naturwissenschaft durch die Poesie. Sein Vortrag wurde seines sarkastischen Inhalts wegen viel applaudirt, doch brachte er ihn nicht zu Ende, da zur Mittagstafel geblasen wurde. Man wünscht den Abdruck in der Weserzeitung und wünscht dazu einen gnädigen Censor.

Korrespondenz.

Mainz, 13. Oct.

Mit der Anwendung der Dampfkraft in den Fabriken ist eine neue Periode in den Gewerben eingetreten. Die Einführung der Dampfmaschinen erheischt von Seite der Verwaltung manche polizeilichen Verordnungen und feste unabänderliche Bestimmungen, um gleichzeitig die Interessen der Gewerbtreibenden und die Rechtsansprüche der andern Bewohner, deren Behausung sich in der Nähe von Dampfmaschinen befindet, zu wahren. Leider besitzen wir noch immer keine solche Verordnung, was fast unglaublich scheint, wenn man bedenkt, daß unsere Regierung Alles aufbietet und kein Mittel verabsäumt, um die Industrie zu befördern. In Ermangelung dieser so nothwendigen Verordnung, ist die hiesige Verwaltung, in Kraft und nach Analogie einer noch unter der französischen Regierung erlassenen Bestimmung, ermächtigt, bei Einführung von Dampfmaschinen und andern damit in Verbindung stehenden Maschinerien die nöthige Concession zu ertheilen. Allein es ist einleuchtend, daß die französischen, zu einer Zeit erlassenen Verordnungen, wo man die Dampfmaschinen kaum dem Namen nach kannte, in Bezug auf letztere durchaus unzureichend seyn müssen. Eben so unvollkommen sind noch zur Zeit die technischen Kenntnisse, welche man im Allgemeinen von den Dampfmaschinen besitzt. In England würde man über unsere Bedenklichkeiten lachen. Indessen ist es unter diesen Verhältnissen erklärbar, daß die mit Ertheilung der Concession für Dampfmaschinen beauftragte Verwaltung mit einer Behutsamkeit zu Werk geht, die an Aengstlichkeit gränzt, und daß etwaige Klagen, sollten sie auch noch so ungegründet seyn und ihre Entstehung nur dem Neid und der Bosheit verdanken, jedenfalls eine höchst verderbliche Zeitversäumniß zur Folge haben. Diesem beklagenswerthen Nachtheil unterliegt in diesem Augenblick eine hiesige Fabrik, die noch vor 3 bis 4 Monaten in voller Thätigkeit war und mehreren Familien und etwa 30 Arbeitern ihren Unterhalt sicherte. Die Eigenthümer dieser Fabrik haben nämlich eine Dampfmaschine und andere dadurch getriebene Mühlenwerke erbaut, gegen welche die Nachbarn sich veranlaßt fanden, Beschwerde zu erheben. Die Verwaltung begann damit, daß sie der Fabrik Stillstand gebot. Es sind nun bereits 3 bis 4 Monate verstrichen, seitdem die Verwaltung mit der Untersuchung dieser Beschwerde beschäftigt ist, und noch immer ist keine Resulotion erfolgt. Die betheiligten Fabrikanten haben sich große Opfer kosten lassen und ihre letzten Mittel aufgeboten, um ihr Etablissement aufrecht zu erhalten. Allein wie wenig Fabriken gibt es, die einer gänzlichen Unterbrechung aller Arbeit während langer Zeit Trotz bieten könnten? Wenn im vorliegenden Fall nicht von Seite der Verwaltung eine schleunige Hülfe eintritt, Hülfe, welche darin besteht, daß die Verwaltung die Ansicht der Experten gut heißt und das Wort „Ja" ausspricht, so muß das erwähnte Etablissement zusammenfallen. An wem die Schuld? Ein Jeder mag diese Frage sich selbst beantworten. So viel glaube ich aber versichern zu können, daß Diejenigen, bei welchen der angeborene Leichtsinn nicht jedes Gefühl für fremde Leiden erstickt, die betheiligten Fabrikanten aufrichtig beklagen.

Licht und Schatten,
oder
die richtige Mitte.

Von Franz Wiegand.

Licht und Schatten rings umher,
Was wir auch betrachten,
Keines ist von ungefähr,
Beides muß man achten.
Licht und Schatten macht die Welt,
Gibt ihr die Gestaltung,
Wer es nur mit einem hält,
Liebet Haß und Spaltung.

Licht und Schatten macht das Bild,
Gibt den Formen Leben;
Würd' es nur mit Licht erfüllt,
Wär's ein Unding eben.
Nur der scharfe Widerstreit
Zeugt der Wahrheit Quelle,
Wer sich Licht und Schatten weiht,
Hat das schönste Helle.

Licht und Schatten finden wir
Mächtig in der Meinung,
Sind in der Bejahung hier,
Dort in der Verneinung.
Beide haben Recht — und nicht,
Denn nur in der Mitte
Zwischen Schatten, zwischen Licht
Ist das wahre Dritte.

Darum lasset fort und fort
Die Parteien streiten,
Geltung nur dem wahren Wort
Werden sie bereiten.
Glaubet nicht, daß immer Licht
An dem Himmel glänze,
Und der Schatten ziehet nicht
Ewig uns're Gränze.

Wechsel hat der Herr gewollt,
Drum des Geistes Ringen,
Und das Rad, das ewig rollt,
Wollt' es wer bezwingen?
Kampf im Leben muß besteh'n,
Wollt' ihm nicht gebieten;
Wie wir Licht und Schatten seh'n,
Also geht's hienieden.

Theater-Anzeige.

Montag, 21. Oct. (Am Vorabend des Festes zur Enthüllung des Göthe-Monuments). Prolog, gedichtet von Dr. Heinrich Weismann, gesprochen von Hrn. Reger. Hierauf folgt (neu einstudirt): Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand, Schauspiel in 6 Abth., von Göthe. (Gastrolle) Götz: Hr. Steinmüller, vom k. Hoftheater zu Hannover.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 292. Dienstag, den 22. October 1844.

Dr. Göthe und das Fräulein von Klettenberg.
1774.

Hell fiel der herbst'gen Sonne Abendschein
In's weite, freundliche Gemach herein
Und spielte durch der blanken Scheiben Glas —

Im weißen, langen Kleid am Fenster saß
Fräulein von Klettenberg — die zarte Hand
Hielt eines jungen Dichters Erstlingsband
Und theilnahmreich ihr Auge, fromm und klar,
Auf diese Zeilen hingerichtet war,
Sie las und las — doch leidend war sie, krank,
Und bald im Sessel sie zurücke sank,
Von einem stillen Träumen mild umfaßt,
Das lindernd brach der steten Krankheit Last.

Schlank, prangend in der frischen Jugend Schimmer,
Kam jetzt ein junger Mann in's stille Zimmer,
Mit hoher Stirne, off'nem, hellem Blick
Und leise trat er einen Schritt zurück
Und sprach: „Die Freundin schläft! Wie sanft, wie mild!
„Der Gottergebenheit anmuth'ges Bild,
„Das Antlitz nach dem Cruzifix gewendet,
„Nach ihm, der für sie litt, für sie vollendet,
„Und auf das Bild der Freundin, das am Saum
„Des Kreuzes mit ihm schwebt durch ihren Traum!
„Da ruht sie, wie verklärt, im Abendlicht —
„O, daß die Kunst des Malers mir gebricht!"
So seufzet er, nimmt Stift und Blatt und Stand,
Die Freundin zeichnend mit besorgter Hand
Und Kreuz und Bild, vom Abendlicht umglüht,
Und schreibt dazu ein seelenvolles Lied. *)

Da wacht sie auf. — „„Mein Göthe, bist Du hier?""
Spricht sie mit Lächeln, „„schön träumt' ich von Dir!
„„Komm', junger Dichter, gib der Freude Raum!
„„Komm', ich erzähl' Dir einen gold'nen Traum! —
„„Ich sah in's Künft'ge, sonst uns eng' umhüllt,
„„Weiß, daß die Zeit den schönen Traum erfüllt
„„In siebzig Jahren, wenn wir Beide schon
„„Uns neu gefunden vor des Ew'gen Thron!""

„„Ich sah' mich — wo Du oft am Abend gerne
„„Zu wandeln pflegst bei'm Strahl der lichten Sterne —
„„In der Allee, die heller Tag umwob
„„Und wo verhüllt ein Standbild sich erhob.
„„Sang und Musik zog näher — bunte Fahnen
„„Voran, sah' ich den Zug sich Wege bahnen
„„Durch ernste Menschenschaar — und aus dem Sang
„„Laut hier und dort Dein lieber Name klang.
„„Und als der künft'gen Tage Söhne sich
„„Geschaart um's Standbild ernst und feierlich,
„„Ward die Umhüllung rasch ihm dann geraubt —
„„Und Alle standen mit entblößtem Haupt —
„„Ein kurzes Schweigen herrschte in der Runde —
„„Dann klang ein Jubelruf aus Aller Munde,
„„Aufrauschende Musik, festlicher Sang —
„„Und wieder laut zu mir Dein Name drang,
„„Ringsum von Jünglingslippen, Kinderzungen,
„„Aus Frauen- und aus Männer-Mund erklungen —
„„Und Greise, die im Leben Dich gekannt,
„„Es war ihr Blick zum Bild, zu Dir gewandt!
„„Und alle Blicke Freude zu Dir trugen,
„„Und alle Herzen wonnig für Dich schlugen,
„„Und alle Seelen schloß ein Liebesbund
„„Um Dich, deß ehern Bild vor ihnen stund!""

*) Göthe's Werke XXVI. 303. 304.

„„Wie spät Du starbst, von hohen Zeitgenossen
„„Reich mit des Glückes Füllhorn übergossen,
„„So stand'st Du in dem frohbelebten Kreis
„„In Herrlichkeit durch treuen Künstlerfleiß.
„„O, wohl erkannt' ich Deine lieben Züge
„„Und labt' mich durch des Anschaun's Vollgenüge —
„„Du, schöner Jüngling, warst ein schöner Greis,
„„Die Linke hielt den Kranz aus Lorbeerreis,
„„Die Rechte, leicht sich stützend, eine Rolle —
„„Das hohe Antlitz sah, das seelenvolle,
„„Mit ernstgeschloss'nem Munde, festem Blick,
„„Wie sinnend, auf die Welt und ihr Geschick.
„„Das Postament des Bild's ließ, unter Eichen,
„„Die Wissenschaft sich zwischen Musen zeigen —
„„Die Deine ew'gen Lieder schuf, zur Linken,
„„Ließ ros'ge Finger in die Saiten sinken,
„„Ihr lag ein Füllhorn, blumenreich, zu Füßen;
„„Zur Rechten sah ich mich das Schauspiel grüßen,
„„Gestützt auf einer tragischen Maske Rand,
„„Den leichten Stab des Komus in der Hand.
„„Und was der Geist des Künstlers sonst erdacht
„„Zum Schmuck des Fußgestell's in edler Pracht,
„„Bekannt erschien es mir und unbekannt —
„„Dein Faust und Dein Mephisto vor mir stand,
„„Des biedern Götz von Berlichingen Bild
„„Und Egmont, der jetzt Deine Seele füllt.
„„Dazwischen hob Satyros sich hervor
„„Und Prometheus stand sinnend in dem Chor,
„„Auch Werther's Sarg war seitwärts zwischen Bäumen —
„„Noch and're Gruppen sah ich in den Räumen
„„Des Kunstwerk's sich voll Lieblichkeit entfalten —
„„Dein hoher Geist wird künftig sie gestalten;
„„Hoch zwischen Allen hielt, verdiente Spenden,
„„Victoria die Kränze in den Händen,
„„Die Kränze, ewig jung und grün belaubt, *)
„„Gewunden von der Nachwelt für Dein Haupt.““

So in Begeist'rung sprach die Seherin,
Und Thränen rollten auf der Wang' ihr hin —
Bewundernd hielt den Arm sie ausgestreckt
Nach ihm, der solch' Gesicht in ihr erweckt,
Nach ihm, dem hohen, ernsten, jungen Mann,
Der, tief bewegt, zur Freundin trat heran,
Und schmerzlich lächelnd sprach: „O, Theure, walten
„Lass' Du die Zeiten — ob sie Wort Dir halten;
„Ich weiß es nicht! Ich dichte, was ich muß,
„Ich rede, wenn mich rührt der Muse Kuß,
„Und sage, was das Menschenherz durchstürmt,
„Und preise, was im Leben hilft und schirmt,
„Und liebe diese weite, schöne Welt,
„Die herrlich in des Innern Spiegel fällt,
„Und ehr' die Gottheit durch anbetend Neigen,
„Läßt sie mein Wort zur fernen Nachwelt reichen!
„Der gute Mensch folgt immer der Natur,
„Bricht, wie ein Kind, die Blumen ihrer Flur,
„Und sucht in seinen Liedern, seinen Weisen
„Die unerschöpflich Herrliche zu preisen.
„Und sie ist dankbar — wer sie innig liebt,
„Ich glaub's, daß sie ihm ihre Dauer giebt.
„Dem Bach, treu spiegelnd ihre Pracht und Ruh',
„Dem führt sie ewig nährende Quellen zu;
„Dem Dichter, der sein Herz ihr treu geweiht,
„Dem führt sie Herzen zu der künft'gen Zeit,
„Und sein Gebilde ehrt der Nachwelt Blick,
„Gern kehret man zu seinem Werk zurück,
„Wie zu der Maiwies', wie zum Sommerwald,
„Zur sonn'gen Bergstadt, von Geläut' umhallt,
„Zur blauen Adria, zur Alpenhöh',
„Zum stolzen Rhein, zum stillen Schweizersee!
„Doch, Freundin, darf zu solchen Hochbeseelten
„Ich rechnen mich, zu solchen Auserwählten?
„Du zeigst mir heut' des Ruhmes Tempel offen,
„Dein Wort senkt in mein Herz zu kühnes Hoffen —
„Wohin, o Freundin, führst Du mich?“ *)

„„O““, rief sie, „„edler Geist, erkenne Dich!
„„Ich sah den Schauplatz Deiner Ehre!
„„Der Zukunft Dank für Deine hohe Lehre:
„„In allen Ländern glühet einst Dein Wort,
„„Durch alle Zeiten lebst und wirkst Du fort,
„„Die weite Welt umflieget Dein Gedicht,
„„Die Sonne sinkt in Deinem Reiche nicht,
„„Geschlechter kommen und Geschlechter trennen
„„Vom Erdball sich, doch jedes wird Dich kennen!
„„Städte erblühen und zerfallen wieder,
„„Doch ewig jung ertönen Deine Lieder —
„„Rings schaffet Trümmer leis der Zeiten Lauf:
„„Stets fliegst Du, Phönix, aus den Trümmern auf,
„„Ein Gruß der Jetztwelt an die fernste Zeit,
„„Ein ew'ges Bild der Menschenherrlichkeit! —
„„Vergänglichkeit — ob sie auch hastig raubt —
„„Dich faßt sie nicht! Ein Genius, über'm Haupt
„„Die Himmelsflamm', mit freundlicher Gebärde
„„Umkreisest Du, gleich einem Stern, die Erde!
„„Gleich einem Stern die Finsterniß bestreitend,
„„Gleich einem Stern die Weisen freundlich leitend;
„„Und so wirst über ird'schem, bangem Streben
„„Du, gleich dem Stern, in ew'ger Klarheit schweben.
„„— Dich liebt die Erde, bis sie nicht mehr klingt
„„Im Sphärentanz und in die Sonne sinkt,
„„Und dann wirst denken Du durch jed' neu Werde
„„Des langen Lebens auf der lieben Erde!““

Sie schwieg, vom Abendsonnenlicht umzogen,
— Doch Göthe's Brust durchbebt ein stürmisch Wogen
Und tief ergriffen sprach er, hörbar kaum:
„Dein Traum, o Freundin, war ein schöner Traum!“

Der Bauernkönig und die Jüdin.

(Von Johann Czynski.)

(Fortsetzung.)

Der Teufelsarm stand auf und stieß in's Horn. Alle Echo der Berge antworteten wie gehorsame Diener, und von allen Seiten

---

*) Göthe's Werke XIII. 131.

*) Göthe's Werke XIV. 183.

kamen die Goralien herbei — von den Höhen herab, aus den Thälern herauf, von Ost und West, von Süd und Nord. Noch an demselben Tag rückten sie in die Ebene. Am folgenden Tag waren sie beritten, und als das Heer Kasimir's sich in Bewegung setzte, bildeten sie den Vortrab.

Das polnische Heer rückte, von Kasimir geführt, nach der Gränze von Reußen. Auf seinem ganzen Weg drängten sich die Einwohner herbei, um ihren Gesetzgeber zu sehen und zu begrüßen. Von allen Seiten kamen Wagen mit Vorräthen als Geschenke der Dorfschaften und der Zünfte in den Städten. Mit jedem Schritt vergrößerte sich das Heer durch neue Freiwillige. Der König empfing jeden Tag genauen Bericht über die Stellung und die Lage des Feindes. Den Russen fehlte es an Lebensmitteln. Vergebens predigten die Popen Ergebung in das Unvermeidliche. Die gemeinen Krieger ließen in großer Zahl aus Reih' und Glied, zerstreuten sich auf allen Wegen, um Lebensmittel zu finden, und suchten endlich den Heimweg. Als Kasimir sich der Gränze näherte, war das Russenheer auf die Hälfte zusammengeschmolzen, und der Fürst Daniel ward der Nachlässigkeit, ja selbst des Verraths beschuldigt. Die Rußniaken zogen sich eilends zurück, und die Polen, welche ihnen auf dem Fuß folgten, fanden ihre Spur durch verhungerte Pferde bezeichnet.

Als Kasimir die Gränze von Rothreußen überschritt, erließ er eine Kundmachung des Inhalts: daß er, fern von jeder Rachsucht, Frieden bringe; daß er die schismatischen Priester nicht nur vor jeder Verfolgung sicher stellen, sondern auch ihnen verstatten würde, neue Kirchen zu bauen. Den Leibeigenen versprach er den Schutz der Gesetze, den Bojaren ein Gesetzbuch, welches ein Damm gegen die Willkür des Königs wäre. — Kasimir's Handlungen entsprachen diesen Worten. Wenn ein Gefangener eingebracht ward, so ließ er ihn wie einen Freund behandeln. Die bewaffneten Leibeigenen im polnischen Heer erzählten den russischen Sklaven, wie Kasimir sie frei gemacht habe. Die polnischen Herren in der Umgebung des Königs zeigten den russischen Bojaren, wie sie den König achteten, ohne ihn zu fürchten. Die freigelassenen Gefangenen verkündeten im feindlichen Lager das Lob des Polenkönigs. Dies Lager lös'te sich auf und die Mannschaft verlief sich. Die vornehmsten Bojaren aber gingen dem König Kasimir entgegen und überlieferten ihm die Schlüssel von Lemberg und die Krone von Rothreußen.

Kasimir zog unter allgemeinem Jubel in Lemberg ein, welches jetzt seine zweite Hauptstadt war. Die griechische Geistlichkeit betete in den Kirchen für den katholischen König, der verheißen hatte, ihren Glauben zu schützen, und alles Volk pries den König, der seinen Sieg durch lauter Handlungen der Gerechtigkeit und Wohlthätigkeit bezeichnete. Die Bojaren leisteten ihm den Huldigungseid, und übergaben ihm die von den früheren Beherrschern Rothreußens gesammelten Schätze: Kasten voll Gold und Silber, zwei kostbare Kronen und zwei goldene Kreuze von hohem Werth.

So ward ohne Schwertstreich ein ganzer Slavenstamm dem Polenreich einverleibt. Kasimir brachte den Winter in Lemberg zu, beschäftigt mit neuen Einrichtungen, welche hier nicht den Widerstand fanden, wie in Krakau. Trotz diesem rühmlichen Erfolg, trotz den Segenswünschen, von denen er umgeben war, fühlte Kasimir sich nicht glücklich. Jetzt, wo ihm Alles gelungen war, wo ihm verstattet war, der Ruhe zu pflegen, umgeben von Macht und Ruhm, empfand er nur Langeweile und unruhige Sehnsucht. Er dachte an Esterka, und brannte vor Begierde, sie wieder zu sehen. Die Pracht seines durch so viele russischen Herren vergrößerten Hofstaates und die rauschenden Feste, welche ihm zu Ehren gegeben wurden, verhinderten ihn nicht, sich im Geist in das stille bescheidene Gemach zu versetzen, welches Esterka bewohnte. Er hatte das Glück von zwei Völkern gesichert, aber noch nicht das seinige. Sobald er das neue Gesetzbuch verkündet und Statthalter eingesetzt hatte, um den Inhalt desselben zu handhaben, verließ er im Frühjahr Lemberg und eilte zurück nach Krakau.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Die thätige Verlagshandlung von J. D. Sauerländer in Frankfurt a. M., welche seit Jahren den literarischen Markt mit manchem interessanten und gediegenen Werke bereichert, hat so eben das Rheinische Taschenbuch für 1845, redigirt von Dr. Dräxler-Manfred, ausgegeben. Dasselbe ist gleich den früheren Jahrgängen trefflich ausgestattet, mit zehn herrlichen Stahlstichen versehen und enthält Novellen von Duller, Kinkel und Smidt, sowie einen rheinischen Dichtersalon, für welchen A. Stöber, Fr. Otte, v. Auffenberg, E. Duller, Th. Creizenach, L. Kalisch, W. Genth, Dräxler-Manfred, A. v. Stolterfoth u. A. liebliche Blüthen gespendet haben, und rheinische Literaturbriefe vermischten Inhalts von Th. Creizenach. — Wir werden dies schöne Taschenbuch, welches jetzt den Namen eines rheinischen mit vollem Rechte verdient, demnächst weiter besprechen. — In demselben Verlage werden erscheinen zwei Bände „Spanisches Theater", deutsch von A. S. v. Schack, und hat so eben die Presse verlassen: „Nachklang der alten Geschichte, verhallend bis in die Neuzeit", eine anziehende didaktische Erzählung von Friedrich Freiherrn von Pechlin. — Heinrich Smidt's, des deutschen Seekapitäns, neuester Roman: — „Das Loggbuch, Scherz und Ernst zur See" — (Frankfurt a. M. bei Sauerländer) wird gegenwärtig in das Holländische übertragen.

Es dürften wohl sehr wenige Beispiele bekannt seyn, daß man die Hyäne auf eine Weise gezähmt hätte, daß sie wie ein Haushund frei und gefahrlos herumlaufen könne. Diese Fälle sind aber nach dem Zeugnisse des englischen Reisenden Mr. Pallme in dem afrikanischen Negerstaate Kordofan sehr häufig. Er schreibt nämlich in „Travels in Kordofan. London, 1844": Ich sah in dem Hofe eines Hauses zu Lobeid eine gezähmte Hyäne frei umherschweifen. Die Kinder des Hauses spielten mit ihr wie mit einem Hofhunde, nahmen ihr Fleisch aus dem Rachen, das ihr als Fraß gegeben wurde, und griffen ihr sogar tief in den Schlund, ohne verletzt worden zu seyn. Die Jungen laufen in der Regel immer ohne Strick und Beißkorb umher; aber alte Hyänen trifft man häufig, welche wie Hunde abgerichtet und auch wie diese verwendet werden. Dort zu Lande wird die Hyäne nicht ein Mal zu den reißenden Thieren gezählt, und ich fand Niemand, der sich vor einer solchen Bestie gefürchtet hätte.

Seit drei Tagen wird vor dem Assisenhof der Seine ein Gaunerprozeß verhandelt, der großes Aufsehen macht. Catharina Deret aus Douai und ihr Mann Huc-Marcenay sind unzähliger Fälschungen und Betrügereien angeklagt. Aus der gerichtlichen Procedur ergibt sich unter Anderm, wie das saubere Ehepaar einen Hrn. Gosse, Sohn eines Präsidenten zu Douai, der die Catharina Deret zuerst in einem verdächtigen Haus kennen lernte, nach und nach um sein ganzes Vermögen, das in einer halben Million Franken bestand, gebracht hat.

Wer sich bei Zeiten mit schönen Wand- oder Comptoir-Kalendern versehen und einstweilen einen Blick in die Zukunft mit ihrem Wechsel der Wochen- und Feiertage, Monate und Jahreszeiten werfen will, dem empfehlen wir die in der C. Naumann'schen Druckerei in Frankfurt a. M. für 1845 erschienenen, welche die bekannte Trefflichkeit des genannten Instituts wiederum bekunden, und eben so schön gedruckt als mit Geschmack verziert sind. Auf dem größeren dieser Wandkalender begegnen wir mit vaterstädtischem Stolze den Ansichten der unser Frankfurt jetzt zierenden Monumente für Göthe, Carl der Große und Guiolett und des seiner Vollendung langsam entgegen schreitenden für die Druckerfindung, — der kleinere dagegen zeigt uns die Wirksamkeit der Eisenbahnen und Dampfschiffe, das neue Zollgebäude, die restaurirte Nicoleikirche, die Bibliothek u. a. Somit haben die Herren Herausgeber nicht nur dem praktischen Bedürfniß genügt, sondern auch mit dem Nützlichen zugleich das Schöne vereinigt, und ihre beiden Wandkalender werden, gleich den früheren, die wohlverdiente freundliche Aufnahme finden.

Julian Chownitz hat Mainz verlassen, um eine literarische Reise durch Süddeutschland zu machen. Sein neuer Roman: „Das ist der Lauf der Welt", erscheint bei J. Bensheimer in Mannheim und befindet sich bereits unter der Presse. Er umfaßt zwei Bände und schildert modernes Leben.

Die große Anzahl unserer deutschen Volkskalender ist durch B. Auerbach's „Gevattersmann" nicht etwa nur der Zahl nach vermehrt, sondern auch wirklich bereichert worden. Der Herausgeber kennt die Denkweise des Volkes und was demselben zum Nutzen und Frommen gereichen kann, nicht aus der Gelehrtenstube, sondern aus eigener Anschauung und aus eigenem Verkehr mit dem Bürger und Bauersmann, daher wird dieser Kalender von seinem Publikum nicht nur verstanden und gerne gelesen werden, sondern auch zur Kräftigung eines gesunden und gemüthlichen Volkslebens sein Scherflein beitragen. Während nicht selten die Herausgeber von Volkskalendern nur den Harlekin und den faden Possenreißer spielen, hat Auerbach eine höhere Aufgabe erzielt und gelöst, nämlich die, die untern Volksklassen angenehm zu unterhalten und zugleich zu belehren. Der „Gevattersmann" kostet nur 9 Kreuzer und ist demnach auch den ärmeren Volksklassen zugänglich.

Konzerte.

Die italienische Gesangmethode hat hinsichtlich der Ausbildung der Stimme ihre anerkannten Vorzüge und Alle, welche im Gesang eine Virtuosität erreichen wollen, können diese Schule nicht entbehren, weßhalb unsere jungen Sänger und Sängerinnen nach Wien, Paris oder Mailand gehen, um dort bei anerkannten Meistern ihre Studien zu machen. Auch in Frankfurt a. M. wirkte in den letzteren Jahren der als Professor der italienischen Gesangskunst rühmlichst bekannte und hier sehr beliebte F. Ronconi. Durch seine Berufung an das Conservatorium in Mailand wurde dessen Stelle hier erledigt. Da aber in den höhern Kreisen der Gesellschaft junge Damen in dieser Gesangmethode Unterricht zu nehmen gewohnt sind, so hat dies Hrn. C. Taldoni, einen Schüler von Rubini, veranlaßt, sich hierher zu begeben, um in besagter Methode Unterricht zu ertheilen. Bereits zählt er mehrere Damen unserer haute volée zu seinen Schülerinnen. Um sich bei uns bekannter zu machen und zu empfehlen, veranstaltete Hr. C. Taldoni ein Konzert, in welchem er italienische Gesangpiecen vortrug und zeigte, daß ihm die Eigenthümlichkeit der modernen Schule, in welcher sein Lehrer Rubini so Treffliches geleistet hat, nicht fremd ist. Wenn Hr. T., durch die Unkenntniß des Locales verleitet, auch seine Stimmmittel etwas überbot, so bekundete er doch den gewandten Gesangskünstler und es läßt sich erwarten, daß sein Unterricht den gestellten Anforderungen entsprechen werde. Da derselbe mit unsern hiesigen deutschen Gesangslehrern in keinen Conflict geräth und dieselben nicht beeinträchtigt, so möge man ihn sans jalousie willkommen heißen. — Das von Hrn. Jacob Rosenhain zum Vortheil der Weichsel-Ueberschwemmten gegebene Konzert war zahlreich und von ausgewählter Gesellschaft besucht und soll, wie wir vernehmen, einen ansehnlichen Reinertrag gebracht haben. Hr. Jacob Rosenhain, seit mehreren Jahren eine Notabilität der Pariser Künstlerwelt, hat während seines dortigen Aufenthaltes an Eleganz und Anmuth des Spiels nichts verloren, aber an Kraft und Gediegenheit gewonnen. Er gehört zu den bedeutenderen der jetzigen Pianisten und weiß zwischen der Solitität der älteren und der technischen, mitunter aber sich überbietenden Bravour der neuern Schule glücklich zu vermitteln. Ihm gilt die Virtuosität nicht als Zweck, sondern nur als Mittel der Kunst und sein würdiges Streben geht dahin, die Tonkunst in deren höherer Bedeutung zu fördern; dieser Aufgabe huldigt er auch in seinen Compositionen. Sein großes Trio, welches von ihm und den Herren Eliason und Bockmühl executirt wurde, ist ein eben so melodienreiches, als schön instrumentirtes und gründlich gearbeitetes Tonstück. Es fand lebhaften Beifall, eben so der Konzertgeber, welcher bei den hiesigen Musikfreunden stets beliebt gewesen und es noch ist. — In den beiden genannten Konzerten zeichnete sich Hr. Eliason, ein geschätztes Mitglied des hiesigen Orchesters, als Violinvirtuose aus. Reinheit und Korrektheit des Spiels, Kraft des Tons und Geschmack des Vortrags vereinigt Hr. Eliason mit der heutigen Tages unerläßlichen Virtuosität; seinem ausgezeichneten Spiel wurde der lebhafteste Beifall gespendet.

Theater-Anzeige.

Montag, 21. Oct. (Am Vorabend des Festes zur Enthüllung des Göthe-Monuments). Prolog, gedichtet von Dr. Heinrich Weismann, gesprochen von Hrn. Reger. Hierauf folgt (neu einstudirt): Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand, Schauspiel in 6 Abth., von Göthe. (Gastrolle) Götz: Hr. Steinmüller, vom k. Hoftheater zu Hannover. — Mit aufgehobenem Abonnement.

Dienstag, 22. Oct. Der Wildschütz, oder: die Stimme der Natur, komische Oper in 3 Abth., Musik von Albert Lortzing.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller & Rohr.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 293 Mittwoch, den 23. October 1844.

Am 22. October 1844.

I.

Festtagsjubel schlägt an uns're Ohren:
Frankfurt feiert seinen großen Sohn,
Den die Götter in der Wiege schon
Freundlich sich zum Liebling auserkoren.

Hoher Glanz ging aus von unsern Thoren!
Kündet's stolzer heut' im Jubelton:
Den jetzt schmückt des Nachruhms Strahlenkron',
Bei uns ward der Dichterfürst geboren!

Obermeister deutscher Sängergilde,
Wir begrüßen Dich in Deinem Bilde,
Das die Vaterstadt Dir hat geweiht!

Unterthan nicht wechselndem Geschicke,
Schaust Du mit dem klaren Götterblicke
Ruhig in den Strom der neuen Zeit.

II.

Was, seit Du als Jüngling sie verlassen,
Uns're alte Wahl- und Krönungsstadt
All' erfahren und erduldet hat,
Mag sonst kein Jahrhundert in sich fassen.

Tausendjähr'gen Glanz sah man erblassen;
Von der Kriegesfurie, nimmersatt,
Meldet Gräuel uns manch' Chronikblatt;
Lange schien das Schicksal uns zu hassen.

Doch zurückgekehrt ist Ruh' und Freude;
Frankfurt's Bürger siehst Du fröhlich heute,
Landsmann, Dein Gedächtnißmal umsteh'n.

Mög' das Glück so lang' in unsern Mauern
Herrschen noch, als Deine Werke dauern,
Dann wird's späten Enkeln wohlergeh'n!

Ludwig Hub.

Der Bauernkönig und die Jüdin.

(Von Johann Czynski.)

(Fortsetzung.)

Acht und zwanzigstes Kapitel.

Die Zusammenkunft.

Die Bewohner von Krakau erwarteten mit Ungeduld Nachrichten aus Reußen. Adelige und Bürger wußten, daß vor den Mauern Lembergs ihr Schicksal sich in umgekehrtem Verhältniß entschied. Siegte der König, so befestigte er seine Macht zum Vortheil des befreiten Volks. Ward der König besiegt, so mußte er den Adel um Hülfe bitten und sich auf Kosten des Volks vor ihm beugen. Der Pan von Wola und der Priester Martin, welche fest auf die Niederlage des Heeres von Leibeigenen rechneten, hatten bereits ein neues Complott geschmiedet und eine Urkunde entworfen, in welcher die Krone Polens Ludwig, dem ältesten Sohn des Königs von Ungarn, angeboten wurde. An den jungen Fürsten ward sogar ein Bischof abgeschickt mit der Einladung, nach Krakau zu kommen unter dem Vorwand eines Besuchs bei seinem Oheim Kasimir. Man kann sich leicht die Wuth der Unzufriedenen und die Freude des Volks denken bei der Kunde von dem glücklichen Ausgang des Feldzugs und später bei der Nachricht, daß Kasimir mit einer zweiten Herrscherkrone nach Krakau zurückkomme. Die Leibeigenen jubelten, die Bürger

machten Anstalten zu Festen und bereiteten Triumphbogen und Geschenke. Die Edelleute zogen sich auf ihre Schlösser zurück, zufrieden zwar, daß das Gebiet Polens vergrößert war und daß der Feind hatte weichen müssen, aber mißvergnügt, daß sie dies dem Bauernkönig verdankten. Während sie voll Verdruß die Hauptstadt verließen, zog die Masse der Einwohnerschaft dem König entgegen. Die Zünfte, jede unter ihrer Fahne, boten ihm Brod und Salz dar.

Während dieses Volksjubels saß in einer Hütte bei Krakau ein Mädchen, welches ungeduldiger als irgend Jemand auf die Rückkehr des Königs gewartet hatte, ohne sich darum zu bekümmern, ob er Sieger oder besiegt wäre. Dies Mädchen war Esterka, die ihn seit dem Gerichtstag nicht wiedergesehen hatte. Bei dem Fest, welches mit Enthüllung der Verschwörung schließen sollte, war sie mit den morgenländischen Sängern in den großen Saal gekommen. Kaum aber hatte sie den reichen Putz der Hofdamen bemerkt, so schämte sie sich des zwar werthvollen, aber einfachen Schmucks von fremdartiger Form, in welchem sie eine Schauspielerin vorstellte, während sie darauf Anspruch machte, hinter keiner jener Damen zurückzustehen. Sie wollte lieber auf die Theilnahme am Feste verzichten und das Glück, den König zu sehen, verschieben, als vor seinen Augen unkenntlich inmitten eines Sängerchors dasitzen. Sie kehrte in das einsame Gemach zurück, welches ihr bei ihrer Ankunft im Schloß angewiesen worden war, und hörte schlaflos das ferne Geräusch des Festes und dann das Getöse der Aufläufe in der Stadt. Gegen Morgen erst, als Alles ruhig geworden war, schlief sie ein, ohne zu wissen, daß der König sie, während sie sich auskleidete, betrachtet hatte. Während sie noch schlief, war der König ausgeritten, und ehe derselbe zurück kam, hatte Ben Josef sie wieder in die Wohnung ihres Vaters geführt. Unterwegs aber hatte Ben Josef sie von neuem der Liebe Kasimir's versichert und ihr berichtet, daß Rokiczana das Schloß verlassen habe. Sie wußte also nicht nur, daß sie geliebt war, sondern auch, daß sie keine Nebenbuhlerin mehr zu fürchten hatte. Um so schmerzlicher empfand sie die Abwesenheit des Königs, um so heißer ersehnte sie seine Rückkehr. Während Tausende theils seinen Sieg, theils seine Niederlage wünschten, betete sie blos um Erhaltung seines Lebens.

Schon war die Nachricht von seinem Sieg zu ihr gedrungen und hatte sie mit der frohen Hoffnung baldigen Wiedersehens erfüllt. Aber der Winter verging, und Kasimir kam immer noch nicht zurück. Stundenlang blickte sie jeden Tag nach dem Schloß, bald hoffend, bald fürchtend. Endlich an einem heitern Frühlingstage gewahrte sie auf dem Thurm des Schlosses die wehende Fahne, welche die erfolgte Rückkehr des Königs verkündete. Der erste wonnige Eindruck dieses Anblicks war noch nicht vorüber, als sie einen Reiter nach ihrer Hütte heransprengen sah. Ihr Herz schlug lebhafter, denn es sagte ihr, noch ehe ihre Augen ihn erkennen konnten, daß Kasimir es sey, der Herr von Polen und Rothreußen. Sie eilte ihm entgegen vor der Thür und kniete vor ihm nieder. Kasimir sprang vom Pferd, hob sie auf und drückte sie an sein Herz. Sie sank in seine Arme, und beide hielten sich sprachlos umschlungen, wonnetrunken sich einander in die Augen sehend und die ganze Welt außer sich vergessend. Seit dem ersten halb ausgesprochenen Geständniß der Liebe hatten sie sich nicht wieder gesehen. Aber obwohl durch den Raum getrennt, waren sie in Gedanken beisammen gewesen, Besorgniß und Freude theilend. Jetzt warfen sie jeden Zwang bei Seite, und dachten nur an das Glück, beisammen zu seyn. Der große Abstand zwischen beiden war verschwunden. Hier waren nicht König und Unterthanin, sondern zwei Liebende, welche ihren lange zurückgehaltenen Gefühlen freien Lauf ließen.

Esterka raffte sich indeß bald aus diesem süßen Traume auf. Sie bedachte, was sie dem König und sich selber schuldig sey. Sie entwand sich sanft seinen Armen, erröthete und schlug die Augen nieder. In dieser Bescheidenheit fand der König sie noch reizender. Er wollte sie in ihre Hütte führen, aber Esterka vertrat ihm den Weg zur Thür. Kasimir glaubte, es sey ein lästiger Zeuge in der Hütte, und wußte es dem Mädchen Dank, daß sie dafür sorgte, mit ihm allein zu bleiben. Rings um die Hütte herrschte Einsamkeit und Stille unter den knospenden Bäumen. Allein der König täuschte sich über den Beweggrund seiner Geliebten. In der Hütte war Niemand, aber es wäre eine Demüthigung für sie gewesen, den König die Aermlichkeit des Inneren dieser aus zwei Zimmern mit zerbrochenen Fenstern bestehenden Wohnung sehen zu lassen, deren Geräth aus zerbrochenen Stühlen, schadhaften Gefäßen und dem Sabbathleuchter bestand. Den Palast und die Schätze Salomo's hätte sie besitzen mögen, um vor dem König zugleich im Glanz der Schönheit und des Reichthums zu erscheinen. Aber da sie ihn durch letzteren nicht blenden konnte, so wollte sie ihm wenigstens den widrigen Anblick ihrer Armuth ersparen. Konnte sie nicht vor ihm auftreten als Königin von Saba, welche Schätze vor einem großen König ausbreitete, so wollte sie lieber wie eine Blume des Feldes vor ihm stehen, umgeben von der Pracht der Natur, und von dieser neue Reize borgend. Hätte Ben Josef sie in diesem Augenblick gesehen, so würde er geseufzt haben: sie schämt sich der väterlichen Wohnung! sie erröthet über die ehrenvolle Armuth Ben Himmels!

(Fortsetzung folgt.)

Der Genremaler Friedrich Jakob Dielmann.

(Aus dem „Rheinischen Taschenbuche für 1845, redigirt von Dr. Dräxler-Manfred. Frankfurt a. M. bei J. D. Sauerländer").

Friedrich Jakob Dielmann von Frankfurt a. M., geb. 1809, in Verhältnissen aufgewachsen, die keine Ermunterung zur Kunst geben konnten, wurde durch befreundete Familien, die sein Talent erkannten, aus den Kreisen des niedrigen Lebens hervorgezogen. Prestel war sein erster Lehrer und die damals begründete Sonntagsschule sein erster Kunsttempel. Jedoch beschränkte sich hier sein Unterricht auf Das, was das gewöhnliche Leben von der Kunst des Zeichnens benutzt. Und Dielmann mußte das denn auch gleich anwenden, um sich selbst seinen Unterhalt zu schaffen. Später wurde er im Städel'schen Kunstinstitut von dem verstorbenen Inspektor Wendelstädt der Kunst zugeführt. Doch verdiente jene Anstalt damals noch kaum den Namen eines Kunstinstituts. Der größeste Vortheil war der Anblick der alten, zum Theil vortrefflichen Bilder. Die Nothwendigkeit, für's Geld zu arbeiten, ließ ihn aber noch nicht zu gediegenerm Kunststreben kommen. Seine eigentliche Künstlerperiode begann, als er 1834 in seinem

fünfundzwanzigsten Jahre mit seinem Freunde J. Becker nach Düsseldorf zog. Dort entwickelte sich sein großes Talent ungemein rasch, und sein glücklicher Charakter, der alles für ihn Ungehörige von sich wies, ließ ihn in seinem Kreise die Vollendung in Darstellung und Ausführung erreichen. Seit Becker als Professor an dem hiesigen Institut wirkt, arbeitet auch Dielmann wieder in seiner Vaterstadt.

Dielmann ist der Darsteller des heitern, genießenden Landlebens; die ruhigen, freundlichen Zustände der Landleute schildert er in seinen Bildern, während Becker, der in demselben Lokal sich bewegt, die Bewegung, die ernsten, erschreckenden Scenen, das Dramatische und Tragische dieses Lebens vorzieht. Dielmann's Bilder sind wie Gestalten froher Landleute, die nach der Woche Mühen am Sonntag in gemüthlicher Ruhe genießen. Der Reiz des ländlichen Lebens ruht aber in der Verschmelzung mit der Natur. Eine Bauernscene im Zimmer hat für uns immer etwas Qualmiges, Beengendes. Daher muß das Lokal, das er wählt, — und seine Bilder sind im eigentlichsten Sinne Lokalitätsstücke, bei denen Alles Hauptsache ist — die freie Natur zulassen. Blauer Himmel, Gras und Gebüsche, dürfen nicht fehlen, und der liebe Sonnenschein muß seinen poetischen Schimmer über das Alltägliche ausbreiten. Wer hat nicht schon auf Wanderungen bei ganz gewöhnlichen Scenen, am Brunnen des Dorfes, auf der holperigen Straße, im armseligen Hofe, den überall Unvermögen und Zerbröcklung umgibt, in einzelnen Momenten eine unendliche Poesie gefunden? Und wenn er dann wiedergekommen, war's, als wäre Alles, wie verwandelt, so arm und bloß und drückend! Solche Momente, deren Reiz zum Theil in der Stimmung des eignen Gemüthes, zum größeren Theil aber in der äußeren Beleuchtung, zufälligen Zusammenstellung, in dem geheimen Weben der Natur, kurz in der ganzen augenblicklichen Harmonie der äußeren Scene liegt, weiß Dielmann, der in der Natur lebt und webt, herauszufinden und mit bewunderungswürdiger Treue und Sinnigkeit aufzufassen. Man kann sein Kunstleben ein beschauliches Naturschlendern nennen. Absichtslos zieht er durch die Dörfer, spricht und scherzt mit dem Landvolk und ohne einen bestimmten Zweck, ohne eine Idee, zu der er nur die Gestalt suchte, überläßt er sich mit sinnigem, warmem Gemüthe den Eindrücken der Natur und ihrer Menschen, bereit aufzuthun, wenn es an's Herz klopft, und aufzunehmen, was ihm geboten wird. So findet er denn Dinge, die hundert Andern entgehen, reizend, werth der Darstellung und hat das Geheimniß, sie so darzustellen, daß sie Jedem reizend erscheinen müssen. Aus einem solchen Leben mag sich's vielleicht erklären, warum er so wenig Großes, viel Zeit und Mühe Erheischendes, geschaffen hat. Er kann sich nicht daran gewöhnen, eine Scene, deren innere Composition das Werk eines Augenblicks war, so lange vor sich zu sehen; er verlangt immer nach Neuem und liebt daher am meisten kleinere Bilder, oder Aquarellzeichnungen, in denen er Meister ist. Doch möchten wir ihm rathen, zu seinem eigenen Vortheil, seine eigne Natur ein wenig zu zwingen und nicht so lange sich vor Aufträgen zu sperren, deren Ausführung ihm nur ehrenvoll und ersprießlich seyn können. Aus diesem Grunde wird es auch schwer, besondere Bilder hervorzuheben. Der Rhein und das schöne Oberhessen mit seinen kräftigen Bewohnern, besonders im Schwalmthale, ist seine Kunstheimath, der auch Becker seine meisten Figuren und Gegenden entlehnt hat. Die malerische Tracht jener Gegenden, die großen, stolzen Gestalten, die meist hellblonden Haare mit den frischen Gesichtern; das Lebensfreudige im Charakter sind vortreffliche Gaben für den Genremaler. Bald malt er, wie ein Kunstfreund neulich bemerkt hat, „eine Procession" in einem stillen, friedlichen Dorfe, wo zwischen alten Häusern und grauem Gemäuer der Flieder und die Rose blüht und man über dunkle Giebel und frischbelaubte Obstbäume auf ferne grüne Berge und graue Schloßruinen schaut, während an ihrem Fuße der Rhein mit bewimpelten Kähnen sonntäglich dahin fließt. Bald bringt er „den Dorfplatz", den die hohe, alte Linde überwölbt, in deren Schatten die Greise und Weiber des Dorfes plaudernd sitzen. Dann sind wir beim „Kirchweihfeste", das seinen Anfang des Morgens nach der Hochmesse auf dem Platze vor der Kirche nimmt. Vogelschützen sind schon in ihren grünen Kleidern da, der fabelhaft costümirte Tambourmajor fehlt nicht und ringsumher stehen die festlich gekleideten Bauern und Bäuerinnen des Dorfes mit ihren Gästen. Dann befinden wir uns an stillen Wiesenplätzen, „ein Schäfer hütet seine Heerde", Bauern stehen schwatzend oder wandeln mit den Dirnen vorüber. Bald ist es auch nur eine einzelne Figur, die mit der Landschaft das Bild macht. Besonders bekannt ist das auch lithographirte Bild: „das Bauernmädchen unter der Thüre." Behaglich steht die junge, frische Dirne unter der Thüre des Hauses, das nur bis über die Thüre ins Bild aufgenommen ist; die Beine nachlässig übergeschlagen, mit dem Strickstrumpf in der Hand, schaut sie vergnüglich auf die Katze, die in lustigen Sprüngen mit dem Garnknäuel spielt. Eine ihm ganz eigene Virtuosität hat er in Darstellung von Kinderscenen; es kann nichts Naiveres, Lieblicheres, auch Drolligeres geben, als seine Bauernkinder. Reizend ist die Kindergruppe, welche, in gemüthlichem Kreise spielend, vor einem Heiligenhäuschen sitzt, während ein älteres Mädchen den kleinsten Knaben auf dem Arm emporgehoben hat und dieser sein Brod mit dem Christuskinde theilen will. Naiv sind die Kinder, die, in der Kirche knieend, plaudern statt zu beten, ein gleicher Contrast, wie die weite, helle Landschaft zu der kleinen, düstern Kapelle. Solcher Scenen hat der Künstler eine Fülle und er bedürfte nur der Ausdauer, um Bedeutendes hervorzubringen. So hat er bei Gelegenheit des Gutenbergsfestes 1841 für seine Sachsenhäuser Weingärtner die Fahne mit einer ganz vortrefflichen Charakterscene geschmückt, die werth wäre, in ähnlicher Weise in Oel ausgeführt oder wenigstens durch eine Radirung vervielfältigt zu werden. Das bunte Treiben der Weinlese ist hier in Art einer Arabeske geschildert. Da singen und schneiden Winzer und Winzerinnen, da lärmen und schießen und trinken die Burschen und fröhlich wird die goldene Traube in die Tonne gebracht. Es wäre schade, wenn diese köstliche Composition mit der Fahne vergraben bleiben sollte. Eines seiner größesten ausgeführten Bilder sind „die schlendernden Bauernmädchen". Drei, vier lustige Dirnen wandeln auf der Chaussee vor dem Dorfe, plaudern und singen. Hier ist die wahre Gemüthlichkeit. Sie haben kein Ziel; ihre Freude ist das Ruhen im Freien, im Festsonnenschein. Ihr Genuß ist nicht außen, denn sie gehen ja nicht von dem Wege, den sie tagtäglich betreten; innerlich sind sie froh und vergnügt und feiern den Sonntag ohne Essen und Trinken, ohne Putz und Geräusch, nur in Gespräch und Gesang. Möchte Dielmann

nicht in Kleinigkeiten seine Kraft zersplittern; er ist zu Ausgezeichnetem berufen und wird es leisten, da er seine Gränzen gewiß nie überschreitet.

Mannichfaltigkeiten.

(Neue Bettelei.) Eine eigenthümliche Industrie hat sich in den Straßen von Paris in der Nähe der Deputirtenkammer in Gang gebracht. Wohlgebildete, besonders junge Männer, die den Weg dorthin machen, sind fast gewiß, einer hübschen jungen Dame zu begegnen, die sie auf die höflichste Weise bittet, ihr doch sechs Sous zu leihen, da sie ihre Börse vergessen habe, und genöthigt sey, einen sehr weiten Weg zurückzulegen, den sie gern in einem Omnibus machen möchte. Sehr selten schlägt Jemand der angenehmen Bittstellerin diese Kleinigkeit ab, so daß dieselbe im Laufe des Tages so viel sechs Sou verdient, daß sie Abends wirklich eines Omnibusses bedarf, um mit dem vollen Geldbeutel nach Hause zu kommen. Man sagt sogar, sie habe sich schon ein sehr hübsches Vermögen gesammelt, das sie in den Stand setze, in einem angenehmen Landhause zu Passy, von dem die Deputirten Frankreichs wenigstens ein Geschoß bezahlt haben, behaglich zu leben.

Aus Regensburg vom 17. Oct. meldet das dortige Tagblatt: „In der Nacht von gestern auf heute wurden von dem Stadtmagistrat aus einem hiesigen Sommerkeller über hundert Eimer schlecht gebrautes Bier, unter Anwendung einer Feuerlöschmaschine mit einem Schlauche, ausgelassen, um, mit den Wellen der Donau vereint, dem schwarzen Meere zuzueilen. Möge Dies zur heilsamen Warnung dienen!

Man schreibt aus Straßburg vom 14. Oct., daß die Locomotive „Bamberg" am andern Tage nach Baiern abgehen und in acht Tagen der Dampfer „Erlangen" folgen werde. Jede dieser Maschinen hat beim Eintritt in das Zollvereinsgebiet über 3000 fl. Mauth zu bezahlen.

Man hatte einem der Leipziger Juweliere nachgesagt, er habe dem König von Sachsen bei dessen Abreise nach England lauter falsche Juwelen für ächte verkauft. Die Sache ist aber erdichtet und der Juwelier hat einen Preis von 300 Thlr. auf die Entdeckung des Verläumders ausgesetzt.

Im Königreich Sardinien sind alle Zünfte und Meisterschaften der Künstler und Handwerker aufgehoben worden; die Ausübung aller Handthierungen soll künftig Jedermann freistehen.

In Breslau gibt es etwa 700 Schneider, von denen aber nur 147 Gewerbesteuer zahlen können; dieses ungeheure Mißverhältniß erklärt sich leicht daraus, daß von jenen 700 nur etwa 200 selbstständige Meister sind, die übrigen 500 aber für wenige Kleiderhändler arbeiten müssen!

An der Main-Neckar-Eisenbahn werden für die Bahnwärter statt der Schilderhäuschen eigene Wohnhäuser erbaut. Nach den vorliegenden Rissen erhalten dieselben die Form von Schweizer Bauernhäusern, wie einige in den Gärten an der Frankfurter Promenade zu sehen sind. Es kann sich nicht fehlen, daß dieselben, besonders im Walde, einen sehr freundlichen Anblick gewähren müssen. (B. d. Fr.)

Als Napoleon die Laune ergriff, die Meisterwerke der französischen Scene von den ersten Schauspielern „vor einem Parterre von Königen", wie die damaligen Zeitungen es nannten, aufführen zu lassen, schrieb er an den Grafen Remusat aus Dresden, unterm 12. August: „Ich sende Ihnen hierbei die Liste der Belohnungen für jene Schauspieler der Comédie française, welche nach Dresden gekommen sind. Diese Liste beträgt 111,500 Franken. Die Theaterkasse hat diese Zahlungen zu leisten. Eben so genehmige ich, daß Sie den Schauspielern die 42,000 Franken, die sie für ihre Rückreise nach Paris anschlagen, ebenfalls verabfolgen lassen. Diese Reisekosten sollen denselben vor ihrer Abreise eingehändigt werden." — Nach der Liste erhielt St. Prix 6000, Talma 8000, Fleury 10,000, St. Phal 6000, die Mars 10,000, die Georges 8000, die Contat 6000 Franken, die Anderen, weniger unter uns Bekannten, die wir hier übergehen, erhielten 6, 4 und 3000 Franken; der Souffleur 2000 Franken, und die Angestellten von 1500 bis 500 Franken.

Korrespondenz.

Mainz, 25. Oct.

Gestern feierten die Mainzer Veteranen der ehemaligen französischen Armee die Rückkehr vom Bade und die Genesung von einer gefährlichen Krankheit ihres Vereinspräsidenten, des Hrn. Obergerichtsraths Metz, bei einem Mittagsmahle im Gasthause zum „Europäischen Hofe", wozu der Gefeierte die Einladung angenommen hatte. Ohngefähr 40 Vereins- und Ehrenmitglieder nahmen Theil an dem Essen; die Toaste, welche die Bevollmächtigten, Hr. Franz und Hr. Falk, ausbrachten und die sich auf die Veranlassung zum Feste bezogen, so wie die Erwiederung des verehrten Präsidenten bildeten die vorzüglichsten Momente des Festes. Andere Toaste drehten sich großentheils um dieselben Punkte und trugen das Ihrige zur Unterhaltung bei. Hr. Prof. Nikl. Müller hatte die Feier nicht vorübergehen lassen, ohne einige von ihm gedichtete Gesänge vortragen zu lassen, die dem Ganzen einen schönen Klang verliehen. Auch Hr. Kassirer Caffarato, ein thätiges Mitglied des Vereins, ließ sehr gut gelungene französische Lieder vertheilen, die alle Anerkennung fanden. Herzlichkeit und wahre militärische Kameradenliebe bildeten die Hauptzierden des Festes.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 22. Oct. **Der Wildschütz**, oder: die Stimme der Natur, komische Oper in 3 Abth., Musik von Albert Lortzing.

Mittwoch, 23. Oct. (Neu einstudirt): **Egmont**, Trauerspiel in 5 Abth., von Göthe, Musik von Beethoven.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 294. Donnerstag, den 24. October 1844.

Der Bauernkönig und die Jüdin.

(Von Johann Czynski.)

(Fortsetzung.)

Es war einer der schönen Frühlingstage, welche nach einem langen polnischen Winter doppelt reizend sind. Die ersten Strahlen der Maisonne hatten kaum die Erde erwärmt, und schon prangten die Bäume im Schmuck zarter Blätter, und die Blüthenknospen begannen aufzuspringen. Auf den Wiesen stand das Gras frisch und dicht, untermischt mit vielfarbigen Blumen. Die Luft war erfüllt mit süßen Düften. Die lachende Landschaft ringsum war belebt durch das Gezwitscher der Vögel, die in Schaaren aus dem Süden zurück kamen und sich an der heimathlichen Sonne wärmten. Die kleinen Sänger schienen sich ihre Reiseeindrücke zu erzählen. In der Ferne am Ufer der Weichsel sah man Eisschollen liegen, welche, an den kaum vergangenen Winter erinnernd, die Annehmlichkeit des warmen Frühlings doppelt fühlbar machten.

Kasimir und Esterka wandelten in den Gebüschen in der Nähe der Hütte umher. Bald gingen sie schnell, bald langsam, bald blieben sie stehen. Ihr Gang entsprach ihren unzusammenhängenden Gesprächen. Sie betrachteten nicht die sie umgebenden Gegenstände. Ihre Empfindungen waren lebendiger und wonniger unter dem Einfluß einer warmen balsamischen Natur; aber dieser Einfluß theilte sich ihnen mit, ohne daß sie es merkten. Weder die Blumen, noch die Vögel, noch der heitere Himmel, noch die kühlen Schatten, noch die wie Krystallfelsen schimmernden Eisschollen zogen ihre Aufmerksamkeit an. Sie genossen Licht, Wärme, Kühle, Harmonie, aber sie sahen nur sich einander, dachten nur wechselseitig an sich. Kasimir erzählte seiner Geliebten, wie ihr Bild ihm stets gegenwärtig gewesen, wie sie ihm bei seinem Ruhm und seiner Macht gefehlt, wie er erkannt habe, daß er nur durch sie glücklich seyn könne. Esterka schilderte ihm schüchtern ihre Besorgnisse während seiner Abwesenheit, und mehr noch am Tage des Festes im vorigen Herbst, wo sie sich vergessen geglaubt hatte. Der König wiederholte und verstärkte die Betheuerungen seiner Liebe, und sie hörte ihm lächelnd zu mit einem Blick, der sagte: Ich bin das glücklichste Weib. So plauderten und lustwandelten sie, und die Zeit verging, und die Sonne neigte sich zum Untergang, ohne daß sie es merkten. Endlich machten sie Halt an einer Rasenbank und setzten sich nieder. Kasimir hielt Esterka's Hand in der seinigen und sagte ihr: „Du liebst mich, und ich kann nicht ohne Dich leben. Wir müssen uns auf ewig verbinden. Du, so schön und so verständig, darfst nicht Dein Leben in einer Strohhütte am Wald zubringen. Dir gebührt ein Palast als Wohnung, und ein Hof muß Dir huldigen." Und er umfaßte sie, ohne daß Esterka daran dachte, ihn zurückzustoßen. „Wir lieben uns," fuhr er fort. „Ich bin König. Wer kann Dich hindern, mir anzugehören?" Er heftete auf sie einen glühenden Blick, welcher sie erröthen machte, ohne daß sie gesucht hätte, ihm auszuweichen. Sie saß unbeweglich da; aber das rasche Schlagen ihres Herzens verrieth den Aufruhr in ihrem Innern.

„Wie sollen wir verbunden werden?" fuhr er nach einer Weile fort; „ich ein christlicher König, und Du eine Jüdin? Du wirst so wenig als ich dem Glauben Deiner Väter entsagen. Welcher Priester soll uns verbinden? — Doch, was bedürfen wir des Segens der Menschen, da Gott uns für einander bestimmt hat? Hat er nicht diese Flamme in uns entzündet?"

„Ich habe daran gedacht," ließ sich eine Stimme hinter den Liebenden vernehmen. Esterka schrack zusammen und drängte sich an Kasimir. Der König wandte sich mit zornigem Blicke um und gewahrte Ben Josef. Jeder Andere hätte seine Verwegenheit schwer büßen müssen, aber dieser Jude war in den Augen Kasimir's ein Freund, der sich mehr erlauben durfte, als jeder Andere.

„Nun, an was hast Du denn gedacht?" fragte der König besänftigt.

„Herr König," erwiederte Ben Josef, „wenn Ihr zu Esterka die heilige Liebe hegt, welche vom Himmel stammt, so müßt Ihr derselben allgemeine Achtung verschaffen, indem Ihr Euch durch ein unauflösliches Band mit ihr vereinigt."

„Wie kann ich das?" fragte Kasimir.

„Ein treuer Diener des Gottes Abrahams muß die Verbindung segnen und Esterka aus der Vormundschaft ihres Vaters in die Hände ihres Königs und Gatten geben."

„Ich bin es zufrieden," sagte der König.

„Ihr seyd es zufrieden und lächelt dazu. Euch, einem christlichen König, ist der Segen eines Rabbi gleichgültig. Wir aber erblicken darin eine Ehre, die Ihr unserm Glauben erweiset. Die Bürgschaft für Esterka ist Eure Liebe. Ist die ihrige Euch theuer, so werdet Ihr keinen Anstand nehmen,

Eure Verbindung öffentlich zu feiern und Eure Gattin im vollen Glanz ihres Ranges erscheinen zu lassen, dessen sie als Tochter Davids würdig ist."

„Das ist meine Absicht," erwiederte Kasimir.

Ben Josef fiel dem König zu Füßen und drückte unter Thränen seinen Dank aus. Diese Thränen waren nicht Zeichen der Rührung, sondern des tiefen Schmerzes, mit welchem der Jude sein ganzes Lebensglück dem Wohl seines Volks zum Opfer brachte. Esterka sah nur den König, und überließ sich den glänzenden Träumen einer glücklichen Geliebten, die nun bald Gattin und Königin seyn soll.

(Fortsetzung folgt.)

Qual der Erinnerung. *)

Laß Vergessenheit mich trinken,
An des Friedens Brust mich sinken,
Herrscherin Erinnerung!
Lös' des Geistes enge Bande,
Strebend nach dem Lethe-Strande,
Hemm' nicht den ersehnten Schwung,
Herrscherin Erinnerung!

Zwing' nicht immer die Gedanken,
Epheugleich emporzuranken
An Ruinen früh'rer Zeit!
Laß mich neu die Welt umarmen,
An des Lebens Brust erwarmen,
Freuden kosten, die es beut,
Tochter der Vergangenheit!

Land und Meer will ich durchwallen,
Nicht in öden Moderhallen
Still vor deinem Altar knie'n;
Will nicht mehr auf Leichensteinen
Ob gebroch'ner Treue weinen,
Da- und dorthin will ich flieh'n,
Oder mich im Sturme müh'n!

Leben, und nicht vorwärts streben!
Aar, und nicht in Wolken schweben!
Sclavenkette, brich entzwei!
Frei will ich hinaus in's Freie,
Fallen in des Kampfes Weihe,
Himmelwärts den Blick und frei,
Der Begeist'rungsfahne treu!

Auf, zum Fluge! rauscht ihr Schwingen!
Lethe's Fluth euch zu erzwingen,
Sprengt das Band, das euch umflicht!
Horch! — das Säuseln ferner Wellen,
Wie sie auf- und niederschwellen! —
Haltet ein! — Mein Herz, es bricht!
Die Erinn'rung läßt es nicht!

*) Aus den „Gedichten von Fr. Lichterfeld. Mannheim, Verlag von Guido Zeiler. 1844."

Assisengericht in Mainz.

Anklage auf Raub.

Mainz, 21. Oktober.

Präsident Hr. Obergerichtsrath Levita, Richter der Hr. Vizepräsident Schmitt und die Herren Richter Crève, Görz und Emele. Staatsbehörde Hr. General-Prokurator Parkus. Vertheidiger die Herren Anwälte Zitz und Kull. Angeklagte Balthasar Dübbers, 51 Jahre alt, Bierwirth, in Mainz wohnhaft, gebürtig zu Niederkastel in Kurhessen, und Christine Werner, dessen Ehefrau, gebürtig zu Oberingelheim.

Auf dem Tische vor den Richtern liegt ein zerrissener Mannsrock. An dem gefüllten Saale und dem Gedränge in Tribünen, Gallerie und reservirtem Raum bemerkt man, daß die heutige Prozedur großes Aufsehen erregt; schon vor fünf Monaten, als die That ruchbar wurde, sprach man davon an allen öffentlichen Orten. Die Stellung der Beklagten in der Gesellschaft und jene ihrer Ankläger, sogenannter Geschäftsmänner, mußte die Aufmerksamkeit in höherm Grade auf sie lenken.

Um 9 Uhr wurde die Sitzung eröffnet. Einer der Geschwornen fehlte beim Aufrufe; seine eingereichte Entschuldigung, unterstützt durch ärztliches Gutachten, deutete auf ein ungewöhnliches Leiden hin, auf das delirium tremens. Er wurde entschuldigt.

Nach Erledigung dieser Vorarbeit wurden die Beklagten eingeführt. Der Hauptbeklagte, Balthas. Dübbers, ist ein schlanker Mann von schlichtem Aussehen, anständig gekleidet; seine Mitbeschuldigte und Gattin, Christine Werner, eine frische Frau mittler Größe und Corpulenz, 40 Jahre alt, hat ein determinirtes Gesicht, Haube, Shawl und Broche sind rein und ihrem Stande angepaßt. Beide nehmen zögernd den Platz auf der Anklagebank ein. Besonders befangen und niedergeschlagen scheint der Mann, dem die Gattin besorgte Blicke zuwirft. Kaum hatte die Vorlesung des Verweisungs-Urtheils begonnen (sein Name wurde einigemal dabei genannt), als Dübbers auf der Bank zu wanken begann und plötzlich wie leblos von derselben herab-, den herbeieilenden Gensd'armen in die Arme sank. Der Schrecken, der die neben ihm sitzende Frau ergriff, war außerordentlich. Mit lautem Weinen half sie ihn aufheben und wegbringen. Die Theilnahme des Gerichts und aller Anwesenden war sichtbar. Die anwesenden Aerzte, Hr. Medizinalrath Feist, die Herren Doctoren Düpuis und Wittmann, eilten dem Ohnmächtigen sogleich zu Hülfe und nach einer Viertelstunde war er wieder so weit hergestellt, daß die Sitzung beginnen konnte. Kurze Zeit hernach kehrte jedoch eine Schwäche zurück, die es nöthig machte, daß der Hr. Präsident dem Angeklagten erlaubte, an der Schwelle eines geöffneten Nebenzimmers, wo die Luft besser war, als im Saale, seinen Platz einzunehmen.

Der Anklage-Akt, der nunmehr vorgelesen wurde, enthält im Wesentlichen Folgendes:

Die Eheleute Dübbers gaben den in Mainz wohnenden Geschäftsleuten Hugo Joseph Cassel und Johann Baptist Aufschnaiter Auftrag, den Verkauf oder Tausch ihres hier gelegenen Brauhauses zu Stande zu bringen, und versprachen ihnen als Entschädigung ein Prozent des Verkaufpreises. Am

9. Januar 1844 brachten die beiden Unterhändler einen Vertrag zwischen dem Angeklagten und dem in Geisenheim im Rheingau wohnenden Gutsbesitzer Andr. Nägler zu Stande, dem gemäß ihr Haus in Mainz gegen dessen Gut vertauscht werden sollte. Hierüber wurde bei Notar Bruch dahier eine Urkunde aufgesetzt und der Werth des Dübbers'schen Hauses zu 43,800 fl. veranschlagt, wovon die Makelgebühren 438 fl. machten. Hierüber stellte Dübbers, zufolge Aussage des Cassel, des Aufschnaiter und des Nägler, am 10. Januar 1844 einen in vier Monaten zahlbaren Wechsel aus und unterschrieb ihn. Aus dem Haus- und Gutstausche wurde wegen vorhandenen Mangels nichts; der über die Makelgebühren ausgestellte Wechsel soll jedoch von Aufschnaiter an seinen Schwager, den Spezereihändler Martin Heiser, übertragen worden seyn, was Heiser anerkennt, Dübbers soll sich auch in diesem Sinne gegen Nägler ausgesprochen haben. Cassel sagt aus, er habe mit Einwilligung des M. Heiser den Wechsel dem hier wohnenden Bäcker Wendelin Philipp Hild angeboten. Dieser bestätigt diese Angabe mit dem Beifügen, daß er, ehe er sich zu dem Kaufe entschlossen, seinen Sohn Wendelin Philipp Hild zu dem Angeklagten Dübbers geschickt habe, um sich wegen der Aechtheit der Unterschrift zu erkundigen. Der Wendelin Philipp Hild sagt aus, Dübbers hätte in Gegenwart seiner Frau ihm erwiedert, er schulde den Betrag des Wechsels und die darauf befindliche Unterschrift rühre von ihm her. Hild Vater kaufte hierauf den Wechsel; Cassel, Aufschnaiter und Heiser bestätigen den an Hild geschehenen Uebertrag. Der Zeuge Lazarus Hallgarten weiß, daß Aufschnaiter im Besitze eines von Dübbers zu Gunsten des Cassel ausgestellten Wechsels war und Hallgarten hat später diesen Wechsel im Besitze von Hild gesehen. Die von Hallgarten gegebene Beschreibung des Wechsels trifft sowohl bezüglich der äußern Form, als auch bezüglich des Inhalts genau mit den Angaben der andern Zeugen überein.

(Fortsetzung folgt.)

Aufruf an die Buchhandlungen Würtemberg's.

Die Buchhändler Würtembergs haben das Bewußtseyn, daß sie eine bedeutsame Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft einnehmen, bereits dadurch ausgesprochen, daß sie ihre etwaigen Streitigkeiten einem aus ihrer Mitte gewählten Schiedsgerichte übertragen; sie haben eben damit ihr Eigenthum in eigenen Schutz und Schirm genommen. Aber noch auf ein Zweites, das eines gleichen Schutzes bedürfte, erlauben wir uns, sie aufmerksam zu machen, und das ist ihre Ehre, nicht die der Einzelnen, sondern die Ehre des Buchhandels. Welch' gewaltige Macht die Presse und in Verbindung mit ihr der Buchhandel geworden ist, ist anerkannt; beide können sehr heilsam, aber auch sehr verderblich wirken. Wenn nun in den verschiedenen Gauen Deutschlands Männer sich vereinigen, um dem Volke gute Bücher in die Hände zu geben, muß es für sie nicht eine betrübende Erscheinung seyn, daß von einzelnen Verlags- und Buchhandlungen geringe, schädliche, unsittliche, abergläubische Schriften verlegt, verbreitet und in öffentlichen Blättern marktschreierisch und schamlos angepriesen werden? Bei unserer Beschäftigung mit der auf das Volk berechneten Literatur könnten wir solche Schriften namentlich aufführen; wir wollen es noch unterlassen. Muß nun nicht neben dem großen Schaden, welchen das Volk durch solche Schriften an Seele und Leib, an Geist und Gemüth erleidet, auch die Ehre des Buchhandels darunter leiden? Erscheinen solche Verleger nicht eben nur als bloße Spekulanten, welche, wenn es nur Geld trägt, auch Gift verkaufen? Und wird nicht von solchen aus so gerne der Schluß auf den Buchhandel überhaupt gemacht? Diesem Uebel muß begegnet, es muß und wird eine geistige Censur über die Volksschriften geübt werden; aber diese Censur sollte die Verbrüderung aller ehrenhaften Buchhändler selbst in Händen behalten und ausüben. Es sollte keine Volksschrift gedruckt werden, sie hätte denn zuvor die Billigung eines von der Verbrüderung aufgestellten Prüfungs-Ausschusses erlangt; wer dagegen handelt, mit dem sollten alle ehrenhaften Buchhändler die Verbindung abbrechen. Die Art der Ausführung sollte unter gemeinsamer Besprechung nicht so schwer zu finden seyn. Wünschen die Buchhändler für die Prüfung der Schriften eine Unterstützung: unser Volksschriften-Verein bietet sie ihnen freundlichst an; in jedem Orte, da eine Verlagshandlung besteht, wird es uns gelingen, Männer zu benennen, deren Urtheil über jedes Manuscript zuvor zu Rathe gezogen werden könnte. Der würtembergische Buchhandel nimmt eine ehrenhafte Stellung in Deutschland ein. Machen wir den Anfang, meine Freunde, nur Gutes dem Volke zu bieten und das Schlechte moralisch zu vernichten! Es wird, es muß gelingen. Ein gutes Werk breitet sich schnell aus, und allenthalben werden Männer, welche für ächte Volksbildung Herz und Sinn haben, dem guten Zweck ihre Unterstützung angedeihen lassen. Im Auftrag gleichgesinnter Freunde aus Baden, Frankfurt, Sachsen, Preußen und der Schweiz biete ich Ihnen hiermit die Bruderhand. Geißlingen, 10. Oktober 1844. — Der Vorstand des würtembergischen Volksschriften-Vereins: Kapff.

Mannichfaltigkeiten.

Wie so vieles Andere ist auch das Einbalsamiren der Leichen in Paris ein Gegenstand der Spekulation geworden, und es fehlt nicht an Anzeigen, durch welche die Spekulanten ihre besondere Kunst in vollem Lichte glänzen lassen wollen. Nun hat sich einer dieser Herren beikommen lassen, einen Brief, den er von einem „untröstlichen Gatten" erhalten haben will, dem Drucke zu übergeben. Er lautet: „Durch die Wirkung Ihrer untrüglichen Einbalsamirungsmethode" — wir wollen hier unsern Lesern die Umständlichkeiten der Ausgrabung des Leichnams erlassen — „fanden wir meine arme Frau noch eben so schön und eben so frisch, wie sie es stets bei ihrer Lebenszeit, selbst noch in ihrer letzten Krankheit gewesen war." Kann es nach diesem Zeugniß des gefühlvollen Gatten nun wohl anders seyn, als daß sich alle Frauen von diesem Manne werden einbalsamiren lassen wollen, um unvergänglich frisch und schön zu bleiben? Wer erfindet die Kunst, Lebendige zu balsamiren?

Daß die Deutschen ein geduldiges Volk sind, beweisen sie unter Anderm auch dadurch, daß sie sich von ihren Publicisten täglich, ohne zu mucksen, die Lektion lesen lassen. Es klingt recht vornehm, zu sagen: „Das Volk des Gedankens soll ein Volk der That werden." Aber was versteht man darunter? War, um ein analoges Beispiel anzuführen, die Hanse nichts als ein thatloser, nur im unendlichen Raume der Ideen schwebender Gedanke? Das deutsche Volk ist, wie schon seine Dampfschiffe, seine Eisenbahnen beweisen, so praktisch, wie irgend eins in Europa; seine Thaten sind so glänzend und geben der deutschen Thatkraft ein so lautes Zeugniß, daß man wirklich sehr gedankenlos seyn muß, immer und immer wieder einen Vorwurf zu wiederholen, der die Deutschen, unser Volk, zu philosophischen, theosophischen und philologischen Schlafmützen macht. Es ist gewiß zu wünschen, daß der deutsche Handel immer mehr aufblühen möge, und wenn wir betrachten, was geschehen ist und was geschieht, so dürfen wir der Erfüllung dieses Wunsches mit Vertrauen entgegensehen; aber wir würden es doch sehr beklagen, wenn die Deutschen darum aufhören wollten, ein denkendes Volk zu seyn oder, wie es in der deutschen Sprache heißt, ein Volk des Gedankens. Es könnte in Deutschland allerdings gar Vieles, ja das Meiste, in den Kanzleien wie in den Studirzimmern, ungeschrieben bleiben, aber darum ist jener grandiöse Satz: „Ein Handelnder wiegt Tausende von Schreibern und Besprechern auf," doch nur klingender Unsinn.

(Neapel, 5. Okt.) Gestern Abend wurde das Theater San Carlo nach sechsmonatlicher Sperrung zur Feier des Namenstages des Kronprinzen, Herzogs von Calabrien, wieder eröffnet. Bei sogenannter fünffacher Beleuchtung gewährte das Innere, welches bis in die kleinsten Theile restaurirt worden war, einen herrlichen Anblick. Das Innere der Logen ist mit scharlachrothem Stoff ausgekleidet, und Vergoldungen sind in verschwenderischer Pracht angebracht. Man gab eine kleine unbedeutende Oper, ein großes Ballet mit überreichem Kostüm und trefflichen Dekorationen, und ließ sich 4 Piaster (= 10 fl.) für einen Sperrsitz im Parterre zahlen, obschon nur mittelmäßige Sänger und Sängerinnen auftraten. Die Elite des Adels und der Gesellschaft — darunter viele schöne Neapolitanerinnen in neuester Pariser Toilette — füllte die Logen.

Auch Lissabon wird nun seine Mystères haben; sie sind ja ein Kelch, der an keiner europäischen Hauptstadt vorübergeht. Die dortigen Blätter proklamiren halb komisch ihre Geheimnißberechtigung: „Man bestreitet Portugal das Recht, Geheimnisse zu haben; warum aber sollte es ihm untersagt seyn, die nämlichen Ansprüche zu machen wie Frankreich und England? Ist der Tajo etwa nicht so viel werth wie die Themse, und der Garten von Cintra wie die Ebene von St. Denis?" Nach dieser Selbstermuthigung ist man denn auch frisch darauf losgegangen. — Dagegen hat in Madrid der Xefe politico die bereits erschienenen Wochenlieferungen der Mystères de Madrid confisciren lassen, wegen der in ihnen herrschenden Unsittlichkeit. Armes Madrid, welches solche Rückschritte macht! —

(Graubünden.) Vor einem Jahre hatte sich der bei einem Kindsmordversuche und erfolgter Kindsaussetzung implizirte Geistliche, auf Immunitätsrechte sich berufend, der weltlichen Behörde entzogen. Diese verklagte ihn daher, durch den Kl. Rath, bei dem Bischof von Como, wiewohl die Bündnerverfassung keine Immunität anerkennt. Hochderselbe inquirirte den Geistlichen, erkannte dessen Mitschuld und verhängte über ihn eine Strafe von 14tägiger Detention in Como. Bisher ist aber jener Pfarrer nach Como noch nicht abgegangen und der Bischof von Como soll bei seiner kürzlich vorgenommenen Visitation in Puschlav, welche bündnerische Gemeinde bekanntlich zu seinem Bisthum gehört, diese Angelegenheit mit keinem Worte berührt haben. Daraus kann man schließen, daß obige Strafe erlassen oder vergessen werden will. In diesem Falle wäre also Immunität so viel als Impunität. — Die andern im genannten Verbrechen Betheiligten sind von den weltlichen Behörden bestraft worden.

(München, 14. Okt.) Unser berühmter Hofmaler Wilhelm Kaulbach hat von Seiner Majestät dem König von Preußen einen umfassenden Auftrag erhalten, der seine künstlerische Thätigkeit bedeutend in Anspruch nehmen dürfte. Derselbe besteht in der Fertigung von sechs großen Oelgemälden, welche die merkwürdigsten Momente der Weltgeschichte darstellen sollen. Als Vorläufer dieser Reihenfolge von Bildern hat der Künstler bereits den Untergang Babylons in einem großen Carton geschildert.

Victor Hugo soll seit mehreren Jahren an einem philosophischen Werke arbeiten, welches aber noch nicht zur Veröffentlichung reif ist. Neulich hat er einem Kreise von älteren und jüngeren Freunden ein Bruchstück daraus: „von der Nothwendigkeit der Seele", vorgelesen, in welchem er in einem erhabenen Style die Existenz und die Unsterblichkeit der Seele nachgewiesen haben soll. Wir Deutsche, die wir mit dem Worte Philosophie etwas andere Begriffe verbinden, als die Franzosen, die wir nicht übel geneigt sind, uns für die Erbpächter der Philosophie zu halten, mögen vielleicht ein wenig darüber lächeln, daß der Dichter von Notre Dame, von Han von Island und von Marion de l'Orme nach dem üblen Erfolg seiner Burggrafen mit einem Male ein Philosoph geworden ist. (Lew. Eur.)

In Norwegen bestehen unglaublich harte Gesetze gegen die Juden. Jüngst entdeckte man, daß zwei Individuen, die sich in Christiania aufhielten und in den ganz unmotivirten Verdacht einer Betrügerei kamen, Juden waren. Sogleich wurden sie in Haft genommen, wo sie nun ihr Urtheil erwarten, welches nach den Gesetzen des Landes dahin ausfallen wird, daß sie eine Strafe von 800 Species bezahlen müssen und dann gleich Verbrechern aus dem Lande gejagt werden.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 23. Oct. (Neu einstudirt): Egmont, Trauerspiel in 5 Abth., von Göthe, Musik von Beethoven.

Redakteur: J. L. Haller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 295. Freitag, den 25. October 1844.

Der Bauernkönig und die Jüdin.

(Von Johann Czynski.)

(Fortsetzung.)

Neun und zwanzigstes Kapitel.

Ueble Vorbedeutung.

Die Hochzeit von Kasimir und Esterka war ein Anlaß zu großen Freudenbezeugungen von Seiten der Juden. Ihre Häuser waren mit grünen Zweigen geschmückt, und der Austritt vor ihren Thüren war mit Binsen und Blumen bestreut. Die Reichen vertheilten milde Gaben an die Armen und luden die Bettler zu ihren Festmählern. Nachdem die Einsegnung durch einen Rabbinen in der Stille stattgefunden hatte, zog Kasimir mit seiner Neuvermählten auf einem prächtigen Wagen festlich in sein Schloß ein. Der Wagen fuhr durch ein großes Gedräng von Zuschauern. Die Juden erhoben ein Freudengeschrei, als sie eine Tochter Israels im weißen Gewand, mit der Krone auf dem Haupt, neben dem König von Polen sitzen sahen. Die Polen betrachteten neugierig das unerhörte Schauspiel, und mißbilligten die Verbindung ihres geliebten Königs mit einer Jüdin. Indeß die Schönheit und Freundlichkeit Esterka's versöhnte sie einigermaßen, so daß sie wenigstens den freudigen Zuruf, mit dem sie gewöhnlich den Gesetzgeber begrüßten, nicht zurückhielten. Die Sonne schien hell und warm, und der Himmel schien sich zu freuen über die Versöhnung der zwei feindlichen Glaubensparteien.

Nachdem der Wagen in's Schloß eingefahren war, riefen in allen Straßen von Krakau die Töne des Horns die Juden zum Gebet für Esterka und Ben Josef. Für Esterka ward gebetet, daß sie die Trübsale ihrer Brüder, welche sie mitempfunden hatte, nicht vergessen, für Ben Josef, daß der Wunsch, den er gegen den König aussprechen wollte, Gehör finden möchte. Dieser Wunsch mußte sehr wichtig seyn, denn um zu erlangen, daß Gott den König zur Erhörung desselben stimmte, legten sich die Juden für die nächsten vierundzwanzig Stunden ein strenges Fasten auf, und brachten dieselben in der Synagoge zu, wie den großen Versöhnungstag.

Ben Josef hatte seine Verwandten und Freunde besucht und Abschied von ihnen genommen, als ob er sich zum Tod vorbereitete. All' seine Habe hatte er den Wittwen und Waisen, den Alten und Schwachen gegeben, und nichts behalten, als das Kleid, in welchem er zu beten pflegte. Die Sonne neigte sich zum Untergang. Während die übrigen Juden beteten, ging Ben Josef allein gedankenvoll in der Stadt umher. Als er an's Schloß kam, aus welchem Sang und Klang ertönte, erblickte er an einem Fenster Esterka neben dem König. Ihr Gesicht strahlte von Freude. Er sah, daß sie auf dem Gipfel ihres Glückes war. Aus ihren Blicken und aus jeder ihrer Bewegungen sprach ihre gränzenlose Liebe zu Kasimir. Und Ben Josef empfand nicht die geringste Eifersucht, nicht den geringsten Schmerz um ein Glück, welches er einem Andern überlassen hatte. Er schien über irdische Freuden und Schmerzen erhaben zu seyn.

Die Stunde war noch nicht gekommen, in welcher der Sohn Josefs dem König seinen Wunsch vortragen wollte. Dies sollte erst am folgenden Tag geschehen. Er wollte weiter gehen, da bemerkte er neben sich ein Weib, bleich wie ein Gespenst, mit dem Ausdruck rasender Eifersucht in den verstörten Zügen. Es schien, als wollte sie mit ihren Blicken die Neuvermählte durchbohren. Dabei zitterte und wankte sie, und sie wäre umgesunken, hätte der Bischof von Krakau, welcher zufällig herbeikam, sie nicht unterstützt. Willenlos ließ sie sich von dem ehrwürdigen Greis hinwegführen. Ben Josef erkannte in der Unglücklichen Rokiczana, die verlassene Geliebte des Königs. Ihr Zustand machte einen lebhaften Eindruck auf ihn. Er konnte sich nicht des Bewußtseyns erwehren, mit an ihrem Unglück schuld zu seyn, und ihre Erscheinung däuchte ihm eine Sache von übler Vorbedeutung zu seyn. Verwirrt durch diesen Gedanken, vernahm er plötzlich von einer andern Seite Seufzer. Er näherte sich, und erkannte Ben Himmel, den Vater der glücklichen Braut.

„Was ist Euch, Vater?“ fragte er ihn, indem er ihn bei der Hand faßte.

Der alte Jude verstummte und erwiederte dann: „Ich vergieße Freudenthränen.“

Der Ausdruck im Gesicht des Greises und sein Zittern strafte diese Antwort Lügen. „Ben Himmel,“ sagte der Sohn Josefs, „wollt Ihr Eurem Freunde die Wahrheit verhehlen? Scheut Ihr Euch, Dem Euer Herz zu öffnen, der vielleicht morgen die Welt verlassen wird?“

„O nein!“ antwortete der Greis. „Ich will Dir Alles sagen. Kannst Du Dir den Schmerz eines Vaters vorstellen, der nicht der Hochzeit seiner Tochter beiwohnen darf? — der am Vermählungsfest sein Kind nicht segnen kann?“

„Wie? Kasimir hätte Euch weggewiesen?“

„Ach! wenn Kasimir es gethan hätte, würde ich mir gesagt haben: Ertrage es, denn Du bist nur ein armseliger Bettler, und dein Schwiegersohn ist ein mächtiger König. Deine Lumpen passen schlecht zur Pracht des Hofes. Aber nicht Kasimir hat mich zurückgestoßen, sondern Esterka."

„Esterka?" wiederholte Ben Josef erstaunt.

„Ja, Esterka, das Kind, welches ich auf meinen Armen von Paris bis Frankfurt getragen, welches ich im Schweiß meines Angesichts ernährt und mitten unter den Feinden unseres Glaubens und unseres Geschlechtes erzogen habe."

„Das hat Esterka gethan?"

„Ja. Ich war in's Schloß gekommen, um mich wie die Andern über das Heil zu freuen, welches Israel in meiner Tochter zu Theil geworden war. Die Wache ließ mich durch, die Höflinge verbeugten sich vor mir, wie einst die ägyptischen Großen vor dem Vater Josef's. Ich war vergnügt und zufrieden in dem Gedanken, daß die Zeiten der Erniedrigung vorüber wären. Da erblickte mich Esterka. „Was thut Ihr hier in Euren schwarzen Kleidern?" fragte sie und stellte sich vor mich, damit der König mich nicht sähe. „Geht nach Hause. Ich will Euch prächtige Kleider schicken, und wenn Ihr sie angezogen habt, dann kommt wieder, und in Gegenwart des ganzen Hofes will ich Euch zu Füßen fallen." Ich antwortete ihr, da ich in diesen Kleidern vor Gott erschiene, so könnte ich in ihnen auch vor dem König erscheinen. Sie aber bat mich dringend, fortzugehen, und als der König auf uns zu kam, ward sie roth und blaß und zitterte an allen Gliedern. Ben Josef! die Tochter schämt sich ihres Vaters! Ich habe sie verlassen. Ich habe kein Kind mehr! Ich will ihr nicht fluchen, aber ich kann sie nicht segnen!"

Beide Männer bedachten, wie sehr die Zukunft Israels von Esterka abhing. Die schlimmsten Ahnungen stiegen in ihnen auf, und sie riefen: „Wehe, wehe Israel! Wir sind verloren!"

(Fortsetzung folgt.)

Die Enthüllung des Goethe-Monumentes in Frankfurt a. M.

Dem Andenken unseres berühmtesten Mitbürgers, welcher in Frankfurts Mauern geboren wurde, hier die ersten Lebenseindrücke erhielt, seinen jugendlichen Geist entfaltete und sein Dichtergemüth die ersten Frühlingsblüthen treiben sah, dem Andenken des Mannes, den die Götter und Musen mit ihren herrlichsten Gaben reich beschenkten und der einer der ersten unserer deutschen Dichter wurde, ja dessen Namen von einem Pol zum andern gedrungen und keinem Gebildeten unbekannt geblieben ist, seinem Andenken ein Monument zu erbauen, zu seiner Verherrlichung und zu unserer Ehre, — dies war schon seit einer Reihe von Jahren der lebhafte Wunsch und die eifrig verfolgte Aufgabe vieler seiner hiesigen Verehrer. Seit sieben Jahren nun beschäftigt sich das zu diesem Behufe zusammen getretene Goethe-Comité mit der Verwirklichung der gestellten Aufgabe und, wenn auch nur langsam, rückte es doch sichern Schrittes seinem Ziele immer näher, bis endlich die lang ersehnten Tage erschienen, an welchen die dankbare Vaterstadt dem hervorragendsten ihrer Söhne den Tribut der Verehrung und Bewunderung öffentlich darbringen konnte. Wie es zu allen Zeiten für eine heilige Pflicht gehalten wurde, die liebevolle Anerkennung, die man großen, durch seltene Thaten oder glänzende Werke dem Strom der Vergänglichkeit entrückten Männern schuldet, auch durch äußerliche Zeichen kund zu geben, und die Erinnerung an sie durch Erz und Marmor der Nachwelt zu überliefern, so haben wir hier unserm berühmten Landsmann Johann Wolfgang von Goethe unsere Huldigung dargebracht, und strahlend in unserer Mitte, hochragend über das Volksgewühl, steht sein Denkmal, aus Erz und Ruhm gegossen, ein edles, großartiges Kunstwerk, eine Zierde unserer glücklichen Stadt, ein Zeugniß dafür, daß neben den materiellen Interessen auch die geistigen ihre Geltung finden, und endlich eine lebendige Mahnung für die heranreifende Jugend.

Mehrere Tage vor der Enthüllung wurde das Monument vor dem Aschaffenburger Thore von den Mitgliedern des Comité's empfangen. Der mit Blumen und Kränzen geschmückte Wagen zog unter Begleitung von Musik und flatternden Fahnen durch die Stadt, von der herbeiströmenden Volksmenge freudig begrüßt, und gelangte an den Ort seiner Bestimmung. Auf dem Monumentplatze angelangt, wurde dem verehrten Dichter ein dreimaliges „Lebehoch!" gebracht, und dieser Moment war ein wahrhaft ergreifender, von dem Bewußtseyn belebt, langjährige Mühen und Bestrebungen endlich gekrönt und das Standbild des hohen Meisters in unserer Mitte zu sehen. Vergangenheit und Gegenwart mit ihren mannichfaltigen Erinnerungen und Erscheinungen traten vielfältig anregend vor das geistige Auge der Anwesenden, und ungern trennte man sich, da unterdessen die Schatten der Nacht sich zu verbreiten begannen, von einem Orte, der uns bereits so lieb geworden ist. Während nun an der Aufstellung des Monumentes rüstig gearbeitet wurde, rückte der Vorabend des Enthüllungsfestes (21. Oktober 1844) heran. Im Theater gab man zur Vorfeier den „Götz von Berlichingen", welchem ein würdig gehaltener, in wohl abgerundeten Stanzen von Dr. H. Weismann verfaßter und von Hrn. Reger gediegen gesprochener Prolog voraus ging, der mit den schönen Worten schloß:

Umschwebt uns stets, ihr herrlichen Gestalten,
Ihr lichten Geister, die sein Geist erschuf;
Laßt fort und fort vor unserm Aug' entfalten
Die Welt, die einst entstand auf seinen Ruf.
Und Ihr, in deren Brust die Musen walten,
An ihm weiht Euren göttlichen Beruf.
Durch alle Zeiten strahl' in stiller Klarheit
Dem edlen Geiste seiner Dichtung Wahrheit.

Im „Götz von Berlichingen", welchen Goethe hier in Frankfurt und noch im ersten Feuer der begeisterten Jugend geschrieben, traten uns die Gestaltungen seiner Muse bewältigend entgegen und wir fühlten uns, wenn auch die Vorstellung selber eine nur theilweise genügende war, von dem Genius des Dichters mächtig angezogen. Nach dem Schlusse der Vorstellung mag in manchem trauten Kreise von Goethe-Verehrern liebevoll seiner gedacht und ihm manche duftende Blume des Dankes und der Anerkennung dargebracht worden seyn.

Wahrlich, er war ein großer Dichter! — Ich erinnere Euch, die Ihr auf den Höhen des Lebens stehet,

an die Stunden, die Ihr mit ihm verlebt habt. Als Ihr zu lieben und zu schwärmen begannet, da lerntet Ihr den Werther kennen, diese weiche Seele. — Denkt Ihr noch der Stunde, als Ihr mit ihm zum ersten Male seine Lotte besuchtet, als Ihr mit ihm am Brunnen saßet, als Ihr mit ihm die Herbstblätter und die Lieder des alten Ossian betrachtetet und als Ihr im Pfarrhofe mit ihm saßet? Ein ander Mal trat der Götz von Berlichingen zu Euch, er erzählte von seinen Turnieren, von seinen Fehden, von seiner biedern Hausfrau und rückte Euch in das in seinem Dämmerlichte so schöne Mittelalter zurück. Da kommt der Tasso! — Wann und wo habt Ihr ihn gelesen? — Ist der Freund, mit dem Ihr ihn laset, nicht vielleicht schon gestorben? — Ruht vielleicht nicht auch Eure Eleonore unter der Erde? — Und Egmont? — Die Zeit liegt hinter Euch, wo Ihr nicht zu knickern verstandet, wenn es den höchsten Werth des Lebens galt, wo Ihr in üppiger Lebensfülle dem Scherz und der Laune den Zügel schießen ließet, unbekümmert, wie man solches durch alle Provinzen deuten würde. — Ich will nicht fortfahren, jene Gestalten alle herauf zu beschwören, bei denen Ihr liebevoll verweilt habt; gedenkt der mit ihnen verlebten Stunden und Ihr werdet dem Dichter selber die beste Lobrede halten. Welcher Reichthum, welche klassische Vollendung, welche Mannichfaltigkeit, welche Originalität! — Welche Richtung des Geistes war ihm fremd, welche Erscheinung des Lebens hat er nicht beleuchtet? Ja, er war ein großer Dichter, seine Werke werden nicht vergehen und wir dürfen stolz darauf seyn, ihm in seiner Vaterstadt ein Denkmal errichtet zu haben.

(Fortsetzung folgt.)

Assisengericht in Mainz.

Anklage auf Raub.

Mainz, 21. Oktober.

(Fortsetzung.)

Am 10. Mai 1844 war nach der bestimmten Aussage sämmtlicher Zeugen der Wechsel fällig. An diesem Tage präsentirte ihn Vendel Phil. Hild Sohn in Auftrag seines Vaters zur Auszahlung in dem von den Angeklagten bewohnten Hause, traf aber den Ehemann Dübbers nicht zu Hause an. Die Ehefrau bestellte ihn, nachdem sie Zweifel über den Verfalltag geäußert, auf den Nachmittag und bemerkte dabei, ob nicht ein Theil des Geldes stehen bleiben könnte. Nachmittags nach 1 Uhr kam der Zeuge Hild abermals in die Wohnung der Beklagten; er traf im Hofe die Frau an, die ihn zu ihrem Manne in die Bierstube schickte. Als der Zeuge nun den Wechsel dem Dübbers präsentirte, so äußerte dieser gleichfalls Zweifel über die Verfallzeit. Hild zeigte ihm nun den Wechsel vor, worauf Dübbers ihm denselben aus den Händen gerissen und als Hild nach demselben gehascht und „mein Wechsel!“ geschrien hatte, soll Dübbers ihn mit solcher Gewalt an der Kehle gepackt haben, daß es ihm unmöglich gewesen, ferner zu schreien. In demselben Augenblicke sey die Ehefrau Dübbers aus dem Hofe in die Bierstube getreten, hätte ihrem Ehemann den Wechsel abgenommen, denselben in Stücke zerrissen und angefangen, die Stücke an einem auf dem Tische stehenden Lichte zu verbrennen; Hild habe nun nach dem Wechsel gegriffen, aber Dübbers habe ihn theils durch Festhalten gehindert, theils habe die Frau Dübbers nach ihm gekratzt und sey darauf mit den verbrannten Stücken aus dem Zimmer gegangen. Da er sich nun nicht zufrieden gegeben, so habe ihn Dübbers am Rocke gefaßt und ihm denselben zerrissen. Indem er jedoch fortan die Auszahlung des Wechsels verlangt," so habe Dübbers ihn aufgefordert, ihm in die obere Stube zu folgen. Er sey mit ihm gegangen; oben angekommen, habe Dübbers nach dem Pultschlüssel gerufen, worauf seine Frau ihm von unten geantwortet, er solle den Hild die Stiege herabwerfen, worauf Hild schnell die Stiege herabgeeilt sey und das Haus verlassen habe. Zufolge der Aussage des Zeugen Ludwig Dechent sollen die Angeklagten kurz vor 1 Uhr, an dem Tage, wo Hild den Wechsel bei ihnen präsentirte, sich verabredet und die Frau vernehmlich geäußert haben: „Wer weiß, wo er ihn hingebracht; er kann ihn ja auch verloren haben.“ Ueber eine Weile will der Zeuge Dechent, der in der hintern Bierstube saß, in der vordern Bierstube einen furchtbaren Lärm gehört und dabei wahrgenommen haben, daß der Angekl. Dübbers einen Menschen, den er später in Hild wieder zu erkennen glaubte, an der Brust gezerrt habe, daß dieser Mensch entsetzlich lamentirt, „mein Geld, meinen Wechsel, Feuer und Bürgerhülfe“ geschrieen, daß die Frau Dübbers während dieses Streits um den Menschen herumgegangen und dann in die hintere Stube gekommen, etwas in den Händen gehalten und einem jungen Menschen, der das Bier ausschenkte, in die Hände geschoben habe mit den Worten: „Trag' es hinauf, oder hinaus!“ Er will auch gesehen haben, daß Dübbers diesen Menschen am Rocke gefaßt und zur Thüre hinausgeworfen habe. — Als Hild aus dem Hause entflohen war, eilte er in den Laden der Gebr. Schöppler und der hier anwesende J. C. Schöppler bestätigt, daß am 10. Mai zwischen 1 und 2 Uhr Nachmittags Hild mit zerrissenem Rocke in den Laden gelaufen sey und ihm erzählt habe, daß Dübbers ihm einen zur Zahlung präsentirten Wechsel abgenommen, den Wechsel zerrissen und ihn zur Thüre hinausgeworfen habe. Die Zeugen Heiser und Hallgarten sahen Hild am Nachmittage des 10. Mai in ganz verstörtem Zustande und mit zerrissenem Rocke.

Der Angeklagte Dübbers, welchem ein günstiges Leumundszeugniß zur Seite steht, behauptet in allen Verhören, daß er keinen Wechsel ausgestellt und somit dem Hild auch keinen abgenommen habe; die Ehefrau Dübbers wurde durch Urtheil des großh. Obergerichts zu Mainz vom 8. August 1834 verurtheilt, wegen Theilnahme an verschiedenen Diebstählen, zu einer Zuchthausstrafe von achtzehn Monaten, und diese Strafe auf dem Wege der Gnade in eine Geldstrafe verwandelt; auch sie läugnet sowohl die Existenz als die Vernichtung des Wechsels.

Der Bierwirth Dübbers wird somit angeklagt, den präsentirten Wechsel dem Hild aus den Händen gerissen und sich mittelst Gewaltthätigkeit desselben bemächtigt zu haben; die Frau Dübbers wird angeklagt, den besagten Wechsel aus den Händen ihres Ehemanns genommen, in Stücke zerrissen und vernichtet zu haben, in der Absicht, um Andern zu schaden; beide werden angeklagt der Verabredung vor Begehung

der That und der Verübung des Verbrechens im Gefolge dieser Verabredung.

So weit der Anklage-Akt.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Nun sollen auch noch die armen Schnitter entbehrlich gemacht werden. In der Nähe von Warschau hat man in Gegenwart des Fürsten Paskewitsch und einer großen Versammlung eine Getreidemähmaschine versucht, die in einer Stunde einen Morgen Hafer mähte, und die Halme so ordnungsmäßig niederlegte, wie es keine menschliche Hand thun kann. Die Maschine ist von zwei Polen erfunden und kostet 5000 Gulden. In diesem Regenjahr hätten wir sie gut brauchen können.

(Berlin, 16. Oct.) Die gestern im königl. Theater zum ersten Male aufgeführte komische Oper von Auber: „die Sirene" entsprach im Allgemeinen nicht den Erwartungen des Publikums und blieb letzterem am Schlusse ganz unverständlich. Dem. Tuczek leistete als Sirene, trotz ihres Unwohlseyns, das durch Kränkung von Seiten eines hochgestellten Componisten kurz vor der Vorstellung hervorgerufen worden seyn soll, doch Außerordentliches.

Personenfrequenz der bedeutendsten deutschen Eisenbahnen.

	Im Monat August 1844.	Seit 1. Januar 1844.
Badische Bahn	185,271	930,246
Taunusbahn	96,208	528,196
Kaiser Ferdin.-Nordbahn	67,375	438,295
Magdeburg-Leipzig	66,409	448,316
Wien-Gloggnitz	171,091	769,572
Bonn-Köln	52,721	341,315
Nürnberg-Fürth	45,779	302,184
Berlin-Anhalt	34,104	233,557

Korrespondenz.

Hamburg, im Oct.

Unser Stadttheater hat durch das Engagement der Dem. Stephanie, vom Braunschweiger Theater, eine treffliche Acquisition gemacht und ist das seit einiger Zeit erledigte Fach einer ersten Liebhaberin nunmehr genügend besetzt. Dem. Stephanie, eine Schülerin des vortheilhaft bekannten Hrn. Schramm, vereint eine einnehmende Persönlichkeit mit einem wunderschönen Organ und gab, wenn gleich im tragischen Fache noch nicht recht heimisch, in ihrer Debutrolle (als Gretchen im Faust) unverkennbare Proben eines schönen Talentes. Bei weitem besser noch scheinen der jungen Künstlerin heitere und launige Rollen anzustehen: als Richelieu in „der erste Waffengang" bewegte sie sich so frei und anmuthig und löste ihre schwierige Aufgabe mit so liebenswürdiger Laune und frischem Humor, daß ihr enthusiastischer Beifall und Hervorruf zu Theil wurde. Im Uebrigen gibt ein amerikanischer Wundermann, Hr. Risley, mit seinen beiden Söhnen equilibristische und gymnastische Vorstellungen, die fortwährend zahlreich besucht werden. Auf dem Thaliatheater wird in künftiger Woche der Berliner Komiker Gern sein Gastspiel beginnen; einem on dit zufolge würde auch Hr. Hendrichs demnächst auf dieser Bühne gastiren. Es scheint kaum glaublich.

Programm des Museums.

Freitag, den 25. Oct.

Symphonie aus A dur von Beethoven.

Zur Wiedereröffnung des Museums; von Hrn. Dr. Med. A. Clemens, z. Vorsteher.

Andeutungen über das Verhältniß der Moral zur Poesie, mit besonderer Hinsicht auf Goethe; von Demselben; vorgetragen von Hrn. Schneider.

Zueignung; Gedicht von Goethe; gesprochen von Fräul. Hausmann.

„Wer nie sein Brod mit Thränen aß", Lied von Goethe; gesungen von Fräul. Capitain.

Alexis und Dora, Elegie von Goethe (mit einem Vorwort); gesprochen von Hrn. Reger.

Ein Toast zum Goethefestmahl, gesprochen von Hrn. Hassel.

Erster Satz aus dem Violinconcert von Viotti E minor; vorgetragen von Hrn. Eichberg, Schüler und Inhaber des ersten Preises des Conservatoires zu Brüssel.

Monolog und Scene aus Goethe's „Iphigenie", gesprochen von Fräul. Hausmann.

Das Veilchen, Ballade von Goethe; componirt von Mozart; gesungen von Fräul. Capitain.

Der Erlkönig, Ballade von Goethe; gesungen von Hrn. Caspari.

Freudvoll und leidvoll, Lied aus Goethe's „Egmont"; gesungen von Fräul. Capitain.

Ouverture aus Leonore von Beethoven.

Der Anfang ist um 6 Uhr; der Saal wird um 5 Uhr geöffnet; der Eingang für die Personen, welche in den Saal wollen, ist nur vom Roßmarkt und der Töpfergasse her; zur Gallerie gelangt man vom Steinweg aus; alle Museumskarten sind persönlich; es wird Niemand ohne Eintrittskarte zugelassen; freie Gastkarten werden nicht mehr ausgegeben; Karten für den Abend zu 1 fl. 30 kr. sind zu haben bei Hrn. Georg Krebs, Zeil, der Post gegenüber.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 24. Oct. Zopf und Schwert, historisches Lustspiel in 5 Abth., von C. Gutzkow.

Samstag, 26. Oct. Fidelio, große Oper in 3 Abth., Musik von Beethoven.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 296. Samstag den 26. October 1844.

Der Bauernkönig und die Jüdin.

(Von Johann Czynski.)

(Fortsetzung.)

Dreißigstes Kapitel.

Die Kette des Burggrafen.

Am Tag nach Esterka's Hochzeit wollte Ben Josef sich zum König begeben, um diesem seinen inhaltschweren Wunsch vorzutragen. Er ging früh aus, und nahm einen Umweg nach dem Verfluchten Sand, um sich durch einen Besuch bei seinem Freund Gregor und durch den Anblick der von diesem gegründeten Kolonie zu erheitern. Als er sich der Hütte näherte, welche Gregor einstweilen für sich und Marja errichtet hatte, bemerkte er einen Reiter, begleitet von mehreren Dienern, welche, der Weisung ihres Herrn gemäß, auf die Hütte zueilten. Im nächsten Augenblick erkannte er in dem Reiter den Herrn von Wola, und errieth, was derselbe hier wollte.

Der Edelmann war eben im Begriff, nach dem Beispiel anderer Unzufriedenen, Krakau zu verlassen und in sein Schloß zurückzukehren, welches mit dem päpstlichen Geld bereits wieder halb aufgebaut war, als er an den Verfluchten Sand kam und große Haufen Holz bemerkte, welches Gregor die Weichsel hatte herabkommen lassen, um Häuser davon zu bauen. Bei diesem Anblick, der ihn an dem plötzlichen Glück seines ehemaligen Jägers nicht zweifeln ließ, erinnerte er sich an dessen Weigerung, ihm Geld zu leihen, und an seine eigene Drohung, dafür Rache an ihm zu nehmen. Diese Rache sollte einfach darin bestehen, daß er Marja als seine Leibeigene mit sich nähme. Da er keinen Menschen in der Nähe der Hütte sah, so zweifelte er nicht, daß die Wegführung ungehindert stattfinden könne, und ritt langsam weiter.

Ben Josef lief hinter den Knechten des Pan in die Hütte, fiel dem Verwalter, welcher Marja bereits ergriffen hatte, in den Arm und fragte ihn, wie er sich unterstehen könne, in das Haus eines Krakauer Bürgers einzudringen. Der Verwalter erwiederte, er thue, wie sein Herr ihn geheißen. Uebrigens gehöre der Verfluchte Sand nicht zum Weichbild der Stadt, und die Hütte auf demselben genieße nicht die Vorrechte, welche den Häusern der Bürger bewilligt seyen.

Marja klammerte sich an den Freund ihres Mannes an, und bat ihn, sie nicht ihrem grimmigen Feind zu überlassen. Ben Josef suchte die Leute des Pan von Wola einzuschüchtern, indem er sagte: „Ihr seyd des Todes, wenn ihr nicht ablaßt. Dieser Ort steht unter der Gerichtsbarkeit des Burggrafen von Krakau, und wer, anstatt von ihm Recht zu begehren, sich selber hier Recht verschafft, dessen Hals ist dem Strick verfallen. Ihr wißt, daß auf zwei Stunden von der königlichen Hofstadt nur der Burggraf oberster Richter ist.“

Der Verwalter entfernte sich mit seinen Leuten. „Wo ist denn Gregor?“ fragte Ben Josef die erschreckte Frau. Sie erzählte ihm, daß ihr Mann mit hundert seiner Leute in Kähnen auf der Weichsel sey, um mehrere durch das angeschwollene Wasser fortgetriebene Flöße zurückzuholen. „Ruft geschwind die zurückgebliebenen Leute herbei,“ sagte Ben Josef. „Es gilt vor Allem, Zeit zu gewinnen. Dort kommt der Pan mit seinen Leuten zurück.“

Marja rief zum Fenster hinaus um Hülfe, und alsbald kamen Leute, die hinter dem aufgeschichteten Holze arbeiteten, mit ihren Werkzeugen zum Vorschein und liefen auf die Hütte zu. Der Pan von Wola erschien gleichzeitig, und sagte seinen Leuten: „Macht keine Umstände, und bekümmert euch nicht um das Geschwätz des Juden. Vom königlichen Schloß bis zum Verfluchten Sand sind mehr als zwei Stunden. Der Burggraf hat hier nichts zu sagen, und ich kann mein Eigenthum nehmen, wo ich es finde.“

Ben Josef wiederholte seine Erklärung. Die Werkleute drängten sich um ihn und riefen: „Es sind keine zwei Stunden! Der Burggraf hat hier zu sprechen! Fort mit dem Edelmann!“ Die Leute des Pan versuchten, dem Befehl ihres Herrn gemäß, die Frau Gregor's zu ergreifen. Die Werkleute stießen sie zurück und bedrohten sie mit ihren Aexten und Hebeln. Der Pan von Wola wollte es nicht auf einen Kampf ankommen lassen, noch weniger aber wollte er seine Beute fahren lassen. Er sprengte nach der Stadt zurück, um die Hülfe des Gesetzes in Anspruch zu nehmen.

Der Jude hatte seinen nächsten Zweck erreicht, seinem Freund Zeit zur Rückkehr zu verschaffen. Er schickte eilends einen Mann ab, um ihn zurückzurufen. Mehrere Stunden vergingen, ohne daß weder Gregor, noch der Pan von Wola erschien. Endlich bemerkte man den letzteren in der Ferne, begleitet von bewaffneten Leuten des Burggrafen. Er kam langsam mit ihnen näher, und man vernahm das Klirren einer Kette. Diese Kette war eine Meßkette, mit welcher auf Anrufen des Edelmanns ein Gerichtsbeamter die Entfernung von der Stadt nach der Hütte Gregors abmaß.

Ben Josef, Marja und die um die Hütte versammelten Werkleute horchten schweigend auf die Stimme des Mannes, der die Zahl der gelegten Ketten ausrief. „Eintausend neunhundert acht und neunzig!“ wiederholte jetzt der Beamte. „Es fehlen noch zwei Ketten an zwei Stunden.“

Nach dem Augenmaß ließ sich nicht bestimmen, ob die Hütte noch in dem Raum der zwei Ketten lag. Ben Josef hätte gern die Gattin Gregors ermuthigt, aber er selber begann die Hoffnung zu verlieren. Das Schicksal seines Freundes stand auf dem Punkt, sich zu entscheiden, und dieser war weit und breit nicht zu sehen.

„Eintausend neunhundert neun und neunzig!“ rief der Feldmesser und wiederholte der Beamte. Bei diesen Worten hielt Jedermann den Athem an, und sah bald auf die Kette, welche aufgehoben und weiter gelegt ward, bald auf Marja, die sich halb ohnmächtig auf Ben Josef stützte, bald auf den Pan von Wola, der anscheinend gleichgültig das Ergebniß der Messung abwartete. Ben Josef sah weder auf Marja, noch auf die Kette. Er suchte mit den Augen Gregor, und horchte, ob er nicht aus der Ferne eine Stimme vernähme; aber Alles war still, und kein Mensch war rückwärts, so weit das Auge reichte, zu erblicken.

„Zweitausend!“ rief der Feldmesser und wiederholte der Beamte. Das beklommene Gemurmel der Werkleute und das Freudengeschrei der Leute des Edelmannes verkündete den Sieg des letzteren. Gregors Wohnung lag einige Schritt vom Ende der letzten Kette entfernt. Die Werkleute wollten dem Pan sein Opfer streitig machen, drängten sich um Marja und ermuthigten sich einander zum Widerstand. Der Beamte gebot ihnen im Namen des Königs, Platz zu machen, und ließ die Widerspänstigen durch seine Bewaffneten aus einander treiben. Marja wollte sich in der Verzweiflung in eine Kalkgrube stürzen, aber Ben Josef hielt sie zurück und versprach ihr baldige Befreiung. Die Leute des Pan ergriffen sie und banden ihr unter Spott und Hohn die Hände. Der Pan von Wola wandte sein Pferd, um mit seinem wiedererlangten Eigenthum seinen Weg fortzusetzen; da erscholl vom Ufer her der Ruf: „Halt!“ Alle wandten sich um und erblickten einen Menschen, der mit gesträubtem Haar und gezogenem Schwert dahergerannt kam.

Erstaunt sah Jedermann, außer dem Juden, ihm entgegen. Es war Gregor. Als er zur Stelle gekommen war, ergriff er das Pferd des Pan von Wola beim Zügel und rief: „Verräther! im Namen des Königs verhaft' ich Dich!“ Der Edelmann sah lächelnd auf ihn herab und sprach: „Du, Lump, willst einen Edelmann verhaften?“

„Ich bin Edelmann, so gut wie Du“, erwiederte Gregor, zog eine versiegelte Schrift aus dem Busen, erbrach sie und überreichte sie erst dem Beamten, dann dem Pan. „Da lies“, sagte er, „und gieb Deine Waffen her!“

Der Pan warf einen Blick auf das Schreiben. Er erkannte die Handschrift Kasimirs und das königliche Siegel. Er las und fand, daß in diesem Schreiben Gregor zum Edelmann erklärt und beauftragt sey, den Pan von Wola zu verhaften, wo er ihn fände. Jetzt war an ihm die Reihe, zu zittern. Er glaubte, sein neues Complott sey entdeckt. Da er dies Mal keine Verzeihung zu erwarten hatte, so suchte er zu entfliehen. Er zog das Schwert gegen Gregor, der sein Pferd am Zügel hielt, dieser aber fiel ihm in den Arm, und dieselben Bewaffneten, welche vor wenigen Augenblicken dem Edelmann geholfen hatten, sich der Frau Gregor's zu bemächtigen, halfen jetzt diesem den Edelmann entwaffnen und verhaften.

Der Beamte des Burggrafen wollte den Gefangenen nach dem großen Thurm in Krakau abführen. Auf einen Wink Ben Josef's nahm Gregor den Beamten bei Seite und sagte ihm, daß es ihm frei stehe, diese Vollmacht je nach Belieben zu benutzen. Zugleich sagte Ben Josef dem Pan von Wola einige Worte und ging mit ihm in Gregor's Hütte. Nach einigen Minuten kam er wieder mit ihm heraus und erklärte, Alles sey abgemacht. Der Edelmann hatte schriftlich erklärt, daß er jedem Anspruch auf Marja entsage. Unter dem Gelächter der Leute Gregor's ritt er davon.

(Fortsetzung folgt.)

Die Enthüllung des Goethe-Monumentes in Frankfurt a. M.

(Fortsetzung und Schluß.)

Schon am frühen Morgen des Enthüllungstages war Alles auf den Straßen und den öffentlichen Plätzen der Stadt ungemein belebt; Jung und Alt, Reich und Arm, Vornehm und Gering strömte herbei und wogte auf und nieder. Die gemeinsame Freude übt auf Alle einen mächtigen Zauber. Unterdessen versammelten sich die Theilnehmer des Festzuges und füllte sich der das Monument umschließende Circus mit Zuschauern. Nach 11 Uhr setzte sich der Festzug unter Vorantritt von Musik und Fahnen in Bewegung, durchschritt mehrere Straßen und langte im Circus an. Von den hiesigen Gesangvereinen wurde jetzt unter Begleitung von Instrumentalmusik ein Lied gesungen:

Wallt herzu, ihr Festesschaaren!
Nahet ernst dem heil'gen Ort!
Grüßet ihn, der uns dem Wahren
Nah' gebracht hat durch sein Wort!

Noch verhüllen sein Bild uns die Schranken;
Doch wir erkennen mit Staunen den Geist,
Welcher im mächtigen Flug der Gedanken
Himmel und Erd', ein Prometheus, umkreis't.

Hierauf trat der Festredner, Hr. Dr. Spieß, vor das Denkmal und begrüßte die Versammlung. In einer gehaltvollen Rede setzte er zuerst Zweck und Bedeutung von Monumenten im Allgemeinen aus einander, ging dann zu dem unsrigen über, hob die Verdienste und die geistige Wirksamkeit Goethe's hervor, schilderte in kurzen Umrissen die Hauptwerke des Dichters und schloß damit, daß er den Empfindungen der Freude und des Dankes ergreifende Worte lieh. Mit wahrer Weihe und einer in feurigen Worten ausströmenden Begeisterung ermahnte er die Versammlung, neben den materiellen Interessen auch die geistigen immer in Ehren zu halten, damit das Leben nicht verflache und nicht in Alltäglichkeit versinke, und als er sich dann an die für alles Große und Schöne stets glühende Jugend wendete und in ihr die hoffnungsreichen Blüthen der kommenden Zeit begrüßte, als er sie aufmunterte, die Ideale des Guten und Wahren immer heilig zu halten und einer immer schöneren Zukunft gläubig entgegen

zu streben, als endlich die das Denkmal umgebende Hülle herabsank und das erhabene in diesem Augenblicke wie von Verklärung umflossene kolossale Standbild Goethe's sichtbar wurde, als Kinder Blüthen- und Blumenkränze auf den Stufen des Monumentes wie fromme Opfer niederlegten, als ein tausendstimmiger Jubel erschallte, — da war der höchste Moment der Weihe erschienen und manches Auge füllte sich mit Thränen der Rührung.

Singt Feiergruß des Mannes Bilde
Dem stets gewaltig schlug das Herz,
Das jedem Morgenroth des Lebens
Entgegentönte himmelwärts.

Singt Feiergruß den edlen Zügen
Im Erzesbilde festgebannt,
Dem hohen Haupt, deß Geist beherrschet
Der Dichtung weites Zauberland.

Hierauf wurde das Denkmal den versammelten Behörden als ein Eigenthum der Stadt übergeben und ein abermaliger Gesang beschloß die Feierlichkeit der Enthüllung. Jetzt drängte sich Alles herbei, um sich am Anblick des herrlichen Kunstwerkes zu laben und dem edlen Gebilde des genialen Schwanthaler Bewunderung zu zollen.

Es hat in der That unsere Stadt durch dies Denkmal eine ihrer schönsten Zierden gewonnen. In erhabener Ruhe und imponirender Majestät blickt der Dichterfürst hernieder, der Sonne heiteres Licht begrüßend und die brausenden Wogen der Zeit und des Lebens gleichsam beschwörend; dabei ist seine Haltung so leicht, sein Ausdruck so lebendig, als wolle er eben aufathmen. In der einfachen Haustracht unserer Zeit, mit einem Mantel bekleidet, die beiden Arme frei, mit dem rechten auf einen Eichstamm gestützt, mit der herabhängenden Linken einen Lorbeerkranz haltend, das Auge in die Weite und Höhe gerichtet, so zeigt er sich den überraschten und von der Würde, Kraft und Anmuth seiner Erscheinung bewältigten Blicken des Beschauers. Nicht minder meisterhaft und vollendet sind die Reliefs des Sockels, welche Goethe's literarische Wirksamkeit zum Gegenstande haben. Eine vollständige Beschreibung derselben werden wir in unserm nächsten Blatte mittheilen. Die nun folgenden Stunden des Tages waren der Betrachtung des Denkmals gewidmet. Tausende von Hiesigen und Fremden drängten sich heran, das enthüllte Standbild und die bedeutungsvollen Reliefs näher zu betrachten, und Alle kamen befriedigt und erhoben von einer Beschauung zurück, die uns noch oft erfreuen und erwärmen wird.

Um 5 Uhr Abends fand im großen Lokale des Börsensaales ein Festmahl statt, welchem etwa 250 Theilnehmer beiwohnten. Mit einer von Hrn. Professor Schwenck verfaßten wissenschaftlichen Abhandlung über Goethe's literarische Wirksamkeit wurde, nach Absingung einer Einleitungsstrophe von Wilh. Speyer, die Vereinigung eröffnet. Unter den offiziellen Toasten haben wir vor allen die der HH. Dr. med. Müller und Dr. Gutzkow hervorzuheben. Obwohl Jahr ein und Jahr aus bei hundert festlichen Veranlassungen Toaste ausgebracht werden, so sind doch diejenigen, welche ihrer Aufgabe vollkommen entsprechen und den Hörer mächtig zu ergreifen wissen, nur selten. Ein guter Toast verlangt Kraft und Klarheit, Geist und Gemüth in poetisch frischer Verschmelzung, Energie und Wärme des Ausdrucks und dabei vor Allem möglichste Kürze und Gedrängtheit, damit er nicht ermüde; er soll eine Blüthe des Augenblicks, ein erwärmender Sonnenstrahl, oder auch, wenn man will, ein leuchtender Blitz seyn. Diese Vorzüge waren in den eben genannten Toasten vereinigt. Hr. Dr. Müller sprach in gemüthvollen und milden, dabei aber männlich-klaren und kräftigen Worten auf das Wohl unserer lieben Vaterstadt und des Hohen Senates. — Hr. Dr. Gutzkow hob die Bedeutsamkeit von Goethe's zweiter Vaterstadt, von Weimar, in gedankenreicher, glänzender und am Schluß wie ein feuriger Lavastrom dahin brausender Beredtsamkeit hervor. Der Toast des Dr. Gutzkow wurde von Hrn. Kanzler v. Müller aus Weimar, einem der vertrautesten Freunde Goethe's, welcher, einer Einladung des Comite's freundliche Folge leistend, zu unserm Feste gekommen war, erwiedert. Beide Toaste, der eine wohlthuend und erwärmend, der andere zündend und fortreißend, fanden stürmischen Anklang, und waren die Glanzpunkte des Abends. — Hr. Inspektor Passavant brachte ein freudig aufgenommenes „Hoch!" den Künstlern Schwanthaler, Stiglmaier und Müller. — Hr. Dr. Neuburg ein gleiches für Goethe und Hr. Dr. Weismann den anwesenden Gästen. — Die Enthüllung des von Hrn. M. v. Schwind entworfenen und ausgeführten Transparentgemäldes bereitete der Versammlung eine freundliche Ueberraschung, und wurde später von Hrn. Professor Hessemer in einem längeren versifizirten Vortrage commentirt.

Nach diesen offiziellen Toasten und Vorträgen kam die Reihe an diejenigen Personen, welche sonst noch poetische oder rednerische Gaben zu spenden geneigt waren. Hr. Hassel, Mitglied der hiesigen Bühne, brachte einen Scherz in Frankfurter Mundart, der viele schlagenden Pointen hatte und den Landsmann Goethe gegen den Vorwurf, als habe er für das Volk nichts gethan, in Schutz nahm; Hr. Hofrath Dr. Stiebel las ein pikantes humoristisches Gedicht. Beide Vorträge wirkten sehr belebend. Unterdessen waren die Heiterkeit und muntere Laune, von dem sprudelnden Champagner unterstützt, so allgemein und rauschend geworden, daß die Zeit, mit der Kraft des Wortes durchzudringen und Lorbeeren zu erwerben, vorüber war. Die poetischen Spenden der Herren Dr. H. Hofmann und Dr. L. Wiehl wurden nur von den, den Rednern benachbarten Kreisen vernommen und konnten, obwohl sie gehaltvoll gewesen seyn sollen, nicht mehr zur allgemeinen Kunde gelangen. Gehäufte und längere Vorträge vertragen sich überhaupt mit der ruhigen Empfänglichkeit eines kleinern Freundeszirkels besser, als mit den aufgeregten Stimmungen, die gegen den Schluß eines Festmahles hin immer und überall, wo ihrer Viele beisammen sind, zu dominiren pflegen. Gegen zehn Uhr Abends hatte der größere Theil der Versammlung das Festlokal bereits verlassen. Hrn. Gasthalter Winter aus dem „Landsberg" müssen wir in Bezug auf Küche und Keller um so mehr beloben, als die für die Herrichtung eines Festmahls der nöthigen Einrichtungen ermangelnde Lokalität mancherlei Schwierigkeiten entgegenstellte, welche aber Hr. Winter zu beseitigen wußte.

Draußen in den Straßen wogten die bunten Volksmassen umher und eine milde Nachtluft begünstigte die fröhlichen Wandler. Das Geburtshaus Goethe's und das Monument waren erleuchtet und von den dichtgedrängten Haufen der Beschauer um- und belagert. Unter diesen Massen hätte man,

wäre ein goldener Becher in ihren Strudel geworfen worden, mit Schiller sagen können:

Und wer mir den Becher kann wieder zeigen,
Er mag ihn behalten, er sey sein eigen!

Der Liederkranz brachte unter dem Denkmal unserem berühmten Goethe ein Ständchen und zog dann mit seinen bunten Laternen über den Roßmarkt. Bis spät in die Nacht dauerte das fröhliche Leben überall fort und Jedermann ging froh und vergnügt nach Haus.

So endete ein Fest, das noch lange in unserer Erinnerung fortleben wird und von welchem uns, wenn auch seine Bilder und Eindrücke von dem Strome der Zeit weggespült werden sollten, ein herrliches Vermächtniß überbleiben wird, — das Denkmal selber. Wir besitzen in ihm ein edles, in dem vollen Zauber der plastischen Kunst den Beschauer ergreifendes und herrliches Meisterwerk, und wohl dürfen wir sagen: „Finis coronat opus!" Möge es, wie ein starker Fels, feststehen unter den Brandungen der Zeit, möge es in unserer Vaterstadt den Sinn für das Schöne immer mehr beleben, der heranblühenden Jugend zur Memnonsäule werden, die da erklingt, wann der Morgensonne erster Strahl erglüht, und möge, wann die rollenden Jahre seine Begründer hinweg geführt haben, ein neues Geschlecht es mit neuen Blumen und frischem Lorbeer bekränzen. Die Lebendigen kommen und gehen, aber das Leben bleibt. Wir huldigen dem großen Meister und diese Huldigung ist unser Stolz; aber noch größer und erhebender ist der Gedanke, daß in tausend Herzen die Begeisterung für Schönheit und Tugend fortlebt und überall tausendfältige Wurzeln schlägt, und daß unser Uhland ein goldenes Wort sprach, als er sagte:

Nicht an wenig stolze Namen
Ist die deutsche Kunst gebannt;
Ausgestreuet ist ihr Samen
Ueber alles deutsche Land!

Wilh. Wagner.

Assisengericht in Mainz.

Anklage auf Raub.

Mainz, 22. Oktober.

(Fortsetzung.)

Nach Vorlesung des Anklageakts und der Auseinandersetzung des Thatbestandes durch den Hrn. Generalprocurator schritt man zum Zeugenverhöre. Der erste Zeuge, Vendelin Phil. Hild (Sohn) sagte aus, seinem Vater sey von dem Spezereihändler M. Heiser ein Wechsel auf Dübbers zum Ankaufe angetragen worden; ehe er den Kauf abgeschlossen, hätte sein Vater ihn zu Dübbers geschickt, um sich zu erkundigen, ob dieser ihn rechtlich schulde, worauf D. erklärt habe, er sey den Betrag für Courtage schuldig. Am Verfalltage (10. Mai) sey Zeuge am Vormittag in das Haus gegangen, um den Wechsel einzukassiren. Er habe Frau D. angetroffen, die Zweifel erhoben, daß der Wechsel schon verfallen sey; auf dessen Vorzeigung habe sie ihn auf Nachmittags zwischen 1 und 2 Uhr bestellt, wo ihr Mann zu Hause wäre. Nachmittags nach 1 Uhr traf Zeuge Frau D. im Hofe; sie wies ihn in die zweite Bierstube hinter der Einschenke, wo ihr Mann sey. Hier traf er D., der ihm bei dem Eintritte sogleich auch äußerte, er hätte geglaubt, der Wechsel wäre erst in zwei Monaten fällig. Als er ihn nun vorzeigte, entriß er ihm denselben; auf seinen Ruf: „mein Wechsel!" faßte ihn D. am Halse und drückte ihn so, daß er nicht mehr schreien konnte. Frau D. trat nunmehr in die Stube, nahm ihrem Manne den Wechsel aus der Hand, riß ihn in Stücke, hielt einen Theil davon an ein nahe stehendes Licht und verbrannte sie; mit den andern wollte sie forteilen, als Zeuge mit der Hand darnach haschte. Sie kratzte ihn an den Händen und entfernte sich aus der Stube. Als Zeuge sich wehrte, „mein Geld, mein Wechsel, Feuer und Bürgerhülfe" schrie, nahm ihn D. bei dem Rocke, den er ihm zerriß. Da er nun aber nicht zu schreien aufhörte, so rief D.: „Hinaus!" und verließ das Zimmer; Zeuge folgte ihm nach in eine Stube im obern Stocke. Dort angekommen, trat D. an einen verschlossenen Pult und rief laut: „der Pultschlüssel!", worauf seine unten stehende Frau ihm zurief, er solle den Hild die Treppe herunter werfen. D. schickte sich an, diesem Ansinnen zu entsprechen, worauf der Zeuge die Stiege hinunter eilte und sich durch den hintern Ausgang des Hauses davon machte. Der Zeuge ging nun in das naheliegende Haus der Gebrüder Schöppler und erzählte dem anwesenden J. C. Schöppler den Vorgang; von da begab er sich zu dem Polizeicommissär Hrn. Pietsch, der ihn in das Haus des D. begleitete und von der anwesenden Frau nichts herausbringen konnte, als Hild verlange Geld von ihnen und er solle sie verklagen. In dem Zimmer sah der Zeuge einen fremden Landmann, den er aufforderte, ihm Zeugniß über den Vorfall zu geben; dieser Mann war der Zeuge Dechent von Radecken. An demselben Tage ging der Zeuge Hild noch einmal mit dem Spezereihändler M. Heiser in das Haus des D., um wo möglich die Sache in Güte beizulegen, konnte jedoch bei der anwesenden Frau D. kein Gehör erlangen, ja als er in ihrer Gegenwart dem Heiser sagte: „An diesem Lichte hat sie den Wechsel verbrannt", gerieth die Frau in eine solche Wuth, daß der Zeuge sich sogleich zu entfernen für rathsam hielt.

Ueber die Form des Wechsels befragt, widersprach sich der Zeuge bezüglich seiner frühern Angaben, daß er bald Prima-, bald Solawechsel, bald Honorar, bald Courtage angab, was sich durch eine gewisse Aengstlichkeit leicht erklären ließ.

Der zweite Zeuge, der Vater des vorigen, deponirte über die Form des Wechsels, über dessen Ankauf und über den Zustand seines Sohnes nach der Rückkehr am 10. Mai aus dem Hause der Angeklagten. Der Zeuge hat schon früher einen Wechsel auf Dübbers gekauft, der richtig bezahlt wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Theater-Anzeige.

Samstag, 26. Oct. Fidelio, große Oper in 2 Abth., Musik von Beethoven.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 297. Sonntag, den 27. October 1844.

Der Bauernkönig und die Jüdin.

(Von Johann Czynski.)

(Fortsetzung.)

Ein und dreissigstes Kapitel.

Wunsch der Kinder Israels.

Der Augenblick, auf welchen Ben Josef seit zwanzig Jahren geharrt hatte, schien gekommen zu seyn. Der geheime Obere der Juden begab sich zum König Kasimir, um sich den Lohn für seine geleisteten Dienste zu erbitten. Der betrübende Eindruck, welchen das Benehmen Esterka's gegen ihren Vater auf ihn gemacht hatte, verschwand beinahe, als er erfuhr, daß der erste Gebrauch, den sie von ihrer neuen Stellung gemacht hatte, in der Anweisung bedeutender Summen zur Gründung von Krankenhäusern, von Versorgungshäusern für alte Leute und von Armenschulen zu Gunsten jedes Bedürftigen ohne Unterschied des Glaubens bestand. Er schloß daraus, daß sie ihr Volk nicht vergessen, und daß sie nicht sowohl ihren Vater, als dessen zum Fest nicht passende Trauerkleidung zurückgewiesen habe. Ohne gerade volles Vertrauen zu haben, aber doch auch ohne ängstliche Besorgniß ließ er sich bei'm König anmelden, und ward alsbald eingeführt.

Der König war allein mit Esterka. Er saß auf seinem Thron, und Esterka spielte mit seiner langen goldenen Halskette, während sie mit der andern Hand die Hand Kasimir's drückte. „Tretet näher," sagte der König. „Ich habe versprochen, Euch unter vier Augen anzuhören. Doch ich denke, meine Gemahlin wird uns nicht stören. Wir sind so kurze Zeit erst verbunden, daß es uns schwer hält, uns auch nur auf einen Augenblick zu trennen. Indeß wenn Ihr wünscht — —"

„Im Gegentheil," unterbrach Ben Josef. „Wenn sie nicht da wäre, würde ich den Wunsch nach ihrer Anwesenheit ausgesprochen haben. Wenn Euch etwas in meiner Bitte undeutlich scheint, dann wird Die, welche den Weg zu Eurem Herzen gefunden hat, Euch dasselbe besser erklären als ich selber."

„Nun so sprecht," erwiederte der König. „Ich erkenne die ganze Größe Eurer Verdienste an. Ihr habt mir geholfen das Glück meines Volks befestigen und ein Land ohne Blutvergießen erobern. Sprecht, ich werde mich glücklich schätzen, Euch meine Dankbarkeit zu beweisen."

„Herr König," sprach Ben Josef, „seit meiner Kindheit bin ich an Entbehrungen gewöhnt. Mäßige Nahrung, einfache Kleidung und eine hölzerne Hütte sind Alles, was ich für mich brauche. Wenn ich meine Wünsche vor Eurem Thron niederlege, so sind sie für mein Volk und für Euren Ruhm."

„Ich bewundere Eure Uneigennützigkeit," erwiederte der König. „Euer Volk hat einen doppelten Anspruch auf meine Gunst. Ich bin ihm Gerechtigkeit schuldig, weil ich es in meinem Lande aufgenommen habe, und ich bin ihm Dank schuldig, weil ich in seiner Mitte die Gattin gefunden habe, welche zur Vervollständigung meines Glücks mir fehlte."

„Ihr ermuthigt mich, Herr König," fuhr Ben Josef fort. „Möchte der Allgegenwärtige, der alle Herzen ergründet, mir in diesem Augenblick beistehen und machen, daß Ihr meine Hoffnung und meinen Wunsch theilt. Als Ihr den Juden Zuflucht gewährtet, habt Ihr es aus Mitleid gethan. Ihr habt sie aufgenommen als Tagdiebe, die nur von Wucher zu leben wüßten, die durch ihren Aberglauben und ihre Habsucht sich überall Haß, Verachtung und Verfolgung zugezogen hätten. Und Ihr habt gehofft, Eure Großmuth würde eine heilsame Wirkung auf sie äußern, und aus diesen überall wie wilde Thiere gehetzten Landstreichern arbeitsame Unterthanen machen."

„Das war mein Gedanke," sagte Kasimir.

„Herr König," fuhr Ben Josef fort, „die Juden haben diese Verfolgungen nicht verdient. Sie sind stolz auf ihr Unglück. Sie sind Martyrer des Gesetzes, bestimmt, das Licht über die Welt zu verbreiten, sie zu bekehren und zu verjüngen. Sie mußten unter den Streichen ihrer wüthenden Gegner fallen und selbst Derjenigen, für welche sie sich aufopferten. Die Sünden unserer Väter haben dies Unglück auf uns geladen. Unser Gesetzgeber hat es uns vorausgesagt. „Der Herr," sagt Moses, „wird euch zerstreuen unter allen Völkern von einem Ende der Erde zum andern, und ihr werdet dort die fremden Götter anbeten, welche ihr und eure Väter nicht kannten, die Götter von Holz und Stein. Und wenn ihr unter diesen Völkern seyd, werdet ihr keine Ruhe finden, keine Stelle, worauf ihr eure Fußsohlen setzen möget. Der Herr wird euch daselbst ein bebendes Herz geben und schmachtende Augen und eine lechzende Seele. Euer Leben wird im Ungewissen vor euch schweben. Des Morgens werdet ihr sagen: Wer wird mich den Abend sehen lassen! und des Abends: Wer wird mich den Morgen sehen lassen! So sehr wird euer Herz von

Entsetzen erfüllt seyn, so sehr wird der Anblick der Dinge, so vor euern Augen geschehen, euch erschrecken!" *)

„Das Wort des Propheten ist in Erfüllung gegangen. Das Volk der Juden ist zum Gespött der Kinder und zum Spielball der Knechte geworden. Aber Gott ist barmherzig. Er hat verheißen, nach einer langen Reue des auserwählten Volks einen gnädigen Blick auf dasselbe zu werfen und es über alle Völker der Erde zu erheben, indem er ihm den hohen Beruf gäbe, die Welt umzugestalten, die Gesellschaft neu zu gliedern und das Jammerthal hienieden in ein irdisches Paradies zu verwandeln, in eine Stätte, wo es keine Verbrechen und kein Elend mehr gäbe, wo Alle sich einander liebten, wo Alle des Lebens in Frieden und Ueberfluß genössen. Und Gott hat verheißen, daß diese wunderbare Verwandlung statt finden sollte, wenn Israels Verzweiflung auf's höchste gestiegen wäre unter gräulichen Verfolgungen und Qualen."

(Fortsetzung folgt.)

Die Basreliefs am Goethe-Denkmal zu Frankfurt a. M. von Schwanthaler.

Das Fußgestell der kolossalen Bronze-Statue Goethe's enthält auf seinen vier Seiten von gleichem Metall eben so viele Reliefs, die sich auf die verschiedenartigen Dichtungen des reichen Genius und dessen wissenschaftliche Forschungen beziehen. Ausgehend von den allegorischen Figuren der Wissenschaft, der dramatischen und der lyrischen Dichtkunst, reihen sich ihnen viele seinen Dichtungen entnommenen Gestalten ringsum an und schließen mit einer Blumen- und Lorbeerkronen emporhaltenden Victoria. Die einzeln Reliefs enthalten folgende Gegenstände:

Die Vorderseite zeigt in einem Eichenhain die allegorische Figur der Wissenschaft in der Mitte und zu ihren Seiten die der dramatischen und der lyrischen Dichtkunst. Erstere lehnt sich in sinnender Stellung, den Griffel in der Hand, mit der Aegis der Pallas bekleidet, an einen Cippus, auf welchem Symbole der wissenschaftlichen Studien und Werke Goethe's angedeutet sind; nämlich: die aus dem Wasser entsteigende Isis, anspielend auf dessen neptunistische Ansichten über die Bildung unsers Weltkörpers; das Blütheblatt und die Blume, für die Metamorphose der Pflanzen; das Prisma, für Optik und Farbenlehre; der Todtenschädel, für Osteologie; eine Tafel mit der Aufschrift: Antiquitati, bezieht sich auf dessen antiquarische Leistungen. Die allegorische Figur der dramatischen Dichtkunst hält eine tragische Maske und den Stab des Comus; die der Lyrik spielt auf einer Lyra und hat ein Füllhorn voll Blumen zu ihren Füßen.

Das Seitenrelief links schließt sich an die Figur der dramatischen Dichtkunst an, und enthält die Gruppe des den Höllenzwang öffnenden Faust mit Mephistopheles hinter ihm; sodann die der Iphigenia mit Orest und König Thoas.

Das Seitenrelief rechts stellt Hermann Dorothea führend dar; ferner Wilhelm Meister mit Mignon und dem Harfner in einem Hain, und Werthers Sarg zur Seite unter Pappeln stehend.

Das hintere Relief weist durch die Gestalten von Egmont, Götz und Tasso auf weitere dramatische Werke des Dichters, so wie Satyros hinter ihnen auf solche satyrischen Inhalts. Die linke Seite veranschaulicht vier Principien oder Richtungen seiner lyrischen Dichtungen: Erlkönig mit seinem Kind und Nixe, für das deutsche Element. — Prometheus, für das Antike. — Ein Parse seine Geliebte kosend, für das Orientalische. — Die Braut von Korinth, für das Neugriechische. — Als Schluß steht in der Mitte Victoria, mit erhobenen Händen Kränze haltend, zur Krönung und Weihe des Ganzen.

*) 4. Mos. 28. V. 64—66.

Assisengericht in Mainz.

Anklage auf Raub.

Mainz, 22. Oktober.

(Fortsetzung und Schluß.)

Der dritte Zeuge, Hugo Leo Cassel, ein interessanter jüdischer Geschäftsmann und Makler, mit seiner unvergleichlichen Suada. Cassel und Aufschnaiter, beide Geschäftsmänner erster Klasse, beredeten die Eheleute Dübbers zu einem Tausche ihres hier gelegenen Hauses gegen das Haus und die Grundstücke eines gewissen Nägeler in Geisenheim im Rheingau und hielten sich 1 Procent des Kaufpreises als Makelgebühr aus; über dieses Geschäft gab der Zeuge weitläufig Auskunft und nannte diesen Tausch ein perfektes Geschäft, obgleich das hiesige Kreisgericht auf die Nachweisungen des herzogl. nass. Amts Rüdesheim Alles, was in dieser Sache geschehen war, für null und nichtig erklärte. Die Makelgebühren dieses Tausches, wobei das Haus des D. zu 43,800 fl. berechnet war, brachten zu 1 Procent 438 fl., über welche D. nach Angabe des Zeugen einen Wechsel ausstellte, dessen Vernichtung die Hauptanklage in der heutigen Procedur bildet. Das Vorhandenseyn dieses Wechsels, dessen Abgabe an Heiser und Hild wurden von dem Zeugen auf seinen Eid versichert.

Die Zeugen Aufschnaiter und Hallgarten behaupten gleichfalls, den Wechsel besessen oder gesehen zu haben, und beschreiben dessen Form.

Der Zeuge Dechent von Stadecken deponirte: Am 10. Mai um 1 Uhr habe er sich in dem zweiten Zimmer des Dübbers'schen Hauses neben der Einschenke befunden, Frau Dübbers habe damals zu ihrem Manne gesagt: „nun wird er kommen; Du gibst ihm keinen Heller mehr"; dann, nach einigen leise gesprochenen Worten: „er könnte ihn ja auch verloren haben." Kurz hernach wäre im Nebenzimmer ein schrecklicher Lärm entstanden, man hätte die Worte: Geld, Wechsel, vernommen, darauf wäre Frau Dübbers hastig in die Stube getreten und hätte einem Jungen, der Bier ausgeschenkt, mit den Worten: trag es hinauf oder hinaus, etwas gegeben; dann wären Dübbers und Hild dem Anscheine nach ganz ruhig durch's Zimmer gegangen und zur Thüre hinaus. Den Menschen, der schrie, hat der Zeuge nicht gesehen und weiter auch nichts beobachtet.

Eine Magd der Angeklagten, die in Gemäßheit der bis-

cretionären Gewalt des Herrn Präsidenten vernommen wurde, sprach gleichfalls von Lärm, den sie am 10. Mai im Hause gehört; Genaueres wußte sie nicht; dieser Aussage fügte sie jedoch bei, daß Hild Sohn ihr ein Douceur versprochen hätte, wenn sie zu seinen Gunsten zeugen wollte. Hild, deßhalb zur Rede gestellt, läugnete es.

Zuletzt kam das Verhör der Eheleute Dübbers vor.

Dübbers läugnete nicht, dem Cassel eine Promesse von 438 fl. gemacht zu haben, einen Wechsel habe er aber nicht unterzeichnet und somit auch nicht vernichtet; am 10. Mai hätte zwischen ihm und Hild Sohn ein Wortwechsel stattgehabt, aber es sey keine Gewaltthätigkeit verübt und kein Wechsel zerrissen worden.

Frau Dübbers behauptete, dem Nägeler von einem zu Gunsten des Cassel unterzeichneten Wechsel nichts gesagt zu haben. Am 10. Mai Vormittags, setzte sie bei, wäre Hild nicht bei ihr gewesen, wohl aber Nachmittags, es wäre aber zwischen ihm und ihrem Manne nichts vorgefallen als ein lebhaftes Gespräch. Die Aeußerungen, die an demselben Tage der Zeuge Dechent von ihr gehört, bezögen sich lediglich auf den Makler Koch, der mit ihnen wegen des Verkaufs ihres Hauses an die Handelsleute Röder in Unterhandlung gewesen.

Nach Beendigung dieses Verhörs erhielt die Staatsbehörde das Wort.

In der vorliegenden Sache, sagte der Herr Generalprocurator, steht auf der einen Seite eine zahlreiche Familie und ihr Wohl, auf der andern aber eine, wenn sie wahr wäre, höchst strafbare Handlung, die, wenn sie geduldet würde, uns in den Zustand der Barbarei zurückführte. Er stellt darauf die Frage: Hat das Aktenstück, das vernichtet worden seyn soll, existirt? Der Beweis scheint ihm durch die Zeugenaussagen vollständig hergestellt. Die weitere Frage: Ist dieses Aktenstück vernichtet worden? ist seiner Ansicht gemäß durch die Depositionen der Zeugen gleichfalls beantwortet, besonders durch die Aussagen des Dechent. Die dritte Frage: Wer hat sich der Vernichtung schuldig gemacht? beantwortet die Staatsbehörde, indem sie alle Momente aufführt, wonach die Angeklagten die Thäter seyn müßten, da sie allein auch nur Nutzen davon gehabt hätten; in dem Glauben, von Cassel überlistet worden zu seyn, hätten sie sich vielleicht für berechtigt gehalten, den Wechsel vernichten zu dürfen, und hätten sie die Vernichtung offen eingestanden, so hätten sie billige Rücksicht gefunden; nur da sie die That läugneten, seyen sie Betrüger geworden, die bei rechtlichen Geschwornen keine Gnade finden werden. —

Nach einer halbstündigen Unterbrechung erhielten die Vertheidiger das Wort. Hr. Anwalt Zitz, Vertheidiger des D., stellte im Namen beider Vertheidiger den Antrag auf Aenderung der an die Geschwornen zu stellenden Frage; er verlangte, daß sie vor Allem aussprechen sollten, ob die Urkunde gültig oder nicht gültig gewesen. Der Hof entschied jedoch, daß auf diesen Antrag nicht könne eingegangen werden, und nun begann Hr. Zitz seine Vertheidigung, wie folgt: Das Wiedervergeltungsrecht ist jedem Menschen angeboren, sagte er. Dieser Grundsatz ist in der Stiftungsurkunde des Christenthums ausgesprochen, wenn es heißt: „Mit dem Maße, mit dem du missest, wird dir auch gemessen werden." Das Gesetz gesteht zu, daß Derjenige, der Gewalt mit Gewalt vertreibt, nicht so straffällig ist, als Der, welcher sie begeht, ohne gereizt worden zu seyn; bei jeder Handlung müsse man daher beurtheilen, unter welchen Umständen sie begangen wurde. Wer sich gegen einen Schaden, den man ihm zufügen will, oder gegen die Folgen eines Betruges schützt, der begeht keine strafbare Handlung. Der Vertheidiger entwickelt nun, daß die Eheleute D. vor kurzem ihr hier gelegenes Haus für mehr als 40,000 fl. verkauft hätten, daß sie früher noch mehr dafür hätten bekommen können; dieses Haus, dessen Werth also fest stehe, hätten ihnen die Geschäftsmänner Aufschnaiter und Cassel gegen ein Haus und Grundstücke vertauschen wollen, die, nachdem alle Schleichwege an den Tag gekommen, amtlich nur zu 12,325 fl. abgeschätzt worden. Die Eheleute D. hätten durch diese Machinationen den größten Nachtheil erlitten; sie hätten einen langen Prozeß führen müssen, und man wolle sie auch noch nöthigen, 438 fl. Makelgeld dafür zu bezahlen, für einen Kaufpreis, der nie zu Stand gekommen. Dieses, meine Herren Geschwornen, werden Sie gewiß nicht gut heißen, und wenn dafür ein Wechsel wäre ausgestellt worden, wäre er vorhanden gewesen, so war er ungültig, weil die Bedingung, wegen der er ausgestellt wurde, nicht vorhanden war.

Ist es aber, fragt der Herr Vertheidiger, erwiesen, daß D. an Cassel einen Wechsel für 438 fl. ausgestellt habe? D. sagt, ich habe eine Promesse ausgestellt, warum sollte ich auch noch einen Wechsel ausstellen? Die Zeugen, die gegen mich zeugen, sind alle dabei betheiligt; Cassel, Aufschnaiter, Heiser, die beiden Hild. Alle schwören, den Wechsel gesehen, ihn besessen zu haben. Ihr Schwur wird angenommen, man will darauf ein Strafurtheil basiren, während im Civilwege nicht einer davon zum Beweise zugelassen würde. Heiser, der heute den Wechsel so bestimmt anerkennt, erklärte beim Untersuchungsrichter, er könne sich nichts davon erinnern! Kann man solchen Zeugen Glauben schenken? Angenommen aber, der Wechsel habe existirt, ist es dann erwiesen, daß die Eheleute D. ihn dem Hild entrissen und vernichtet haben? daß ein Complott zur Ausführung unter ihnen verabredet worden? Niemand zeugt gegen sie als Dechent, der im dritten Zimmer war und nichts sah. Vor der That will er von Frau D. die Worte vernommen haben: „Du gibst ihm keinen Heller mehr", und: „er könnte ihn verloren haben". Und in diesen Worten sollte eine Verabredung zur Wegnahme und Vernichtung des Wechsels liegen? Dechent hörte im dritten Zimmer Lärm und sah dann D. und Hild in bester Harmonie durch das Zimmer, in dem er sich befand, ruhig die Treppe hinauf gehen. Und einen Augenblick zuvor soll die Vernichtung, die Gewaltthat vorgegangen seyn? Hild gibt das dritte Zimmer, in dem Dechent sich befand, als den Ort des Vorfalls an und Dechent sah nichts. Welche Widersprüche! Kann hier von einem Beweise noch die Rede seyn? Bei Männern, wie Sie, meine Herren, gewiß nicht.

Hr. Anwalt Aull, Vertheidiger der Frau D., fing nun seine Vertheidigung an, indem er die Frage stellte: ob, wenn die Angeklagten die Handlung verübt hätten, dadurch ein Betrug verübt worden sey? Nein, antwortet er, es ist kein Betrug verübt worden, und Sie, meine Herren, werden die Ueberzeugung theilen, daß jeder Mensch das Recht hat, sich zu vertheidigen. In unserer Provinz, fährt er fort, besteht eine Gesellschaft, die unter gesetzlichen Formen Handlungen begeht, Geschäfte macht, wodurch ganze Familien zu Grunde gerichtet und an den Bettelstab gebracht werden. Unglücklich der Land-

mann, der Städter, der in Verlegenheit ist und bei Gliedern dieser Gesellschaft Hülfe sucht. Auf dieses Verhältniß werden Sie Rücksicht nehmen, Sie werden untersuchen, ob von den Angeklagten ein Unrecht begangen worden oder ob sie nicht vielmehr die Opfer des schreiendsten Unrechts geworden sind. Die unglücklichen Ehegatten und sieben Kinder stehen auf einer und Cassel, Aufschnaiter, Heiser und die beiden Hilde auf der andern Seite. Entscheiden Sie zwischen beiden! Der Vertheidiger fährt nun fort und fragt: Haben die Eheleute D., im Falle wahr ist, was man ihnen zu Last legt, eine gesetzliche Urkunde vernichtet? Ich sage nein, weil sie nichts schuldig waren, weil eine gesetzliche Urkunde nicht vorhanden war, weil Cassel, zu dessen Gunsten die Urkunde ausgestellt seyn sollte, damals, als er das Geschäft machte, nicht im Besitze des durch das kaiserliche Dekret von 1808 und die großherzogliche Verordnung von 1818 vorgeschriebenen Moralitäts-Patents war, weil alle Geschäfte, die er machte, ungültig waren, weil eine ungültige Urkunde zu vernichten nicht untersagt ist, weil das ursprüngliche Geschäft, aus dem diese Urkunde entstanden seyn sollte, schon ungültig war. Und der Makler Cassel wollte dabei nicht weniger als 1638 fl. verdienen, als Belohnung, eine Familie unglücklich gemacht zu haben! Während die Angeklagten wegen ihrer Selbsthülfe höchstens eine Strafe von etlichen Gulden treffen könnte, will man sie als Verbrecher, als Betrüger verfolgen! Das wäre unerhört. Nein, meine Herren, Sie werden das nicht zugeben, Sie werden dem an Sie von sieben Kindern gerichteten Rufe: Gebt uns unsern Vater, gebt uns unsere Mutter Gehör schenken.

Nach einer kurzen Erwiederung der Staatsbehörde nahm Hr. Präsident Levita das Wort. Vor Allem, sagte er, halte er sich für verpflichtet, die Geschwornen auf die Wichtigkeit der Sache aufmerksam zu machen, bei der die Grundbedingungen der Existenz des Staats in Frage wären, indem es sich hier von Haltung der Verträge und der Autorität des Staats handle.

Man spreche von der Rücksicht, die man der Familie der Angeklagten schulde; die Geschwornen möchten aber die Rücksicht, welche die große Familie des Staats fordere, deren Rechte weit größer und heiliger wären, ja nicht aus dem Auge verlieren.

Es sollten Rechtsverletzungen vorgegangen seyn, Vernichtung einer Urkunde, Selbsthülfe u. dergl. Hier halte er es für nöthig, zu bemerken, daß die Rechtskräftigkeit der Urkunde, der Mangel des Moralitäts-Patents allerdings Umstände wären, die einer genauen Erwägung würdig seyen u. s. w. Das Resumé war erschöpfend, unparteiisch und lebhaft. Um 6 Uhr entfernten sich die Geschwornen aus dem Sitzungssaale; um $6^{1}/_{2}$ Uhr kehrten sie zurück und sprachen das „Nichtschuldig" über die Angeklagten aus, die sogleich in Freiheit gesetzt wurden.

Korrespondenz.

Köln, 21. Oct.

Das Kinderballet der Frau Weiß, welches nach der anfänglichen Erklärung unseres Theaterdirektors nur zweimal auf der „Durchreise nach Paris" auf unserer Bühne auftreten sollte, ist uns in nicht weniger als zehn Vorstellungen, welche sämmtlich stark besucht waren, vorgeführt worden. Der hier lebende Literat Cohen (Honek) hatte sich im Feuilleton der Köln. Ztg. sehr energisch gegen das Treiben der Frau ausgesprochen, dadurch aber, wie es scheint, das Publikum nur noch neugieriger auf das Ballet gemacht, dem nun Alles zuströmte. Seit einigen Tagen ist Frau Weiß mit ihrer Kinderschaar in Elberfeld, wo sie ebenfalls gute Geschäfte macht. Während ihres hiesigen Aufenthalts wurde die Balletmeisterin von den sie begleitenden Müttern einiger der tanzenden Kinder vor dem Friedensrichter verklagt, indem die Mütter darauf antrugen, daß Frau Weiß ihnen ihre Kinder, welche keine zureichende Kost bekämen, verabfolgen solle. Der Friedensrichter soll jedoch außer Stand gewesen seyn, die Balletmeisterin zur Entlassung der Kinder zu nöthigen. Da diese Frau hier für die zehn Vorstellungen, in welchen das Kinderballet auftrat, eine Summe von 1500 bis 1700 Thaler empfangen hat, so wäre es um so unverzeihlicher, wenn die armen Kinder sich mit so spärlicher Kost behelfen müßten. — Was die Leistungen unseres Theaters betrifft, so haben sie in der letzten Zeit viele Klagen veranlaßt und vorgestern Abend kam es so weit, daß der Theaterdirektor unter Pfeifen und Lärmen gerufen wurde. Er fand indessen nicht für gut, dem Rufe zu entsprechen, und unser Theatercomité, welches in den letzten Jahren wenig oder gar keine Lebenszeichen von sich gab, ist bereits aufgefordert worden, eine Versammlung der Abonnenten einzuberufen.

Oeffentliche Danksagung.

Die Direktion des Liederkranzes hat uns aus dem Ertrag des am 1. Oct. d. J. von sämmtlichen hiesigen Gesangvereinen gegebenen Konzerts 200 fl. für die neu zu errichtende Kleinkinderschule zustellen lassen, wofür wir hiermit öffentlich den wärmsten Dank aussprechen.

Frankfurt a. M., den 24. October 1814.

Die Verwaltung der Kleinkinderschulen.

Der löbliche Vorstand des Liederkranzes übersandte uns aus dem Ertrage des am 1. Oct. von sämmtlichen hiesigen Sängervereinen gegebenen Konzertes die Summe von 173 fl. 47 kr., um solche im Interesse der sechs Bormann'schen Waisen zu verwenden. Möge die verehrten Mitglieder jener Vereine das Bewußtseyn lohnen, auch da Freude verbreitet zu haben, wo der Jammer so frühe und so erschütternd einkehrte, und mögen Alle, die ihre Theilnahme an unsern heimathlosen Pflegekindern so thatkräftig bewiesen, ihren schönsten Lohn darin finden, daß wir ihnen mit Zuversicht sagen können: „Alle werden versorgt." Dank und Ehre aber Dem, der die Herzen lenket wie Wasserbäche und dessen Vaterauge über alle seine Kinder wacht!

Frankfurt, den 24. Oct. 1844.

Die prov. Vormünder der Bormann'schen Kinder:
Dr. A. F. Fester.
K. F. Haug, Lehrer an der Musterschule.

Theater-Anzeige.

Samstag, 26. Oct. Fidelio, große Oper in 2 Abth., Musik von Beethoven.

Sonntag, 27. Oct. Der Verschwender, Original-Zaubermährchen in 3 Abth., von Ferdinand Raimund, Musik von Conradin Kreutzer.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 298. Montag, den 28. October 1844.

Der Bauernkönig und die Jüdin.

(Von Johann Czynski.)

(Fortsetzung.)

„Herr König, die Zeit der Abbüßung ist vorüber. Seit vierzehn Jahrhunderten hat das Volk Israel alle Demüthigungen und alle Schmach erduldet, der Tag der Auferstehung ist gekommen. Unsere Rabbinen, über welche bei'm Gebet der Geist kommt, unsere in der Kabbalistik gelehrten Weisen und unsere Greise, welche die mündliche Ueberlieferung fortpflanzen, haben übereinstimmend verkündet, daß ein Tag kommen werde, wo zwei Menschen erscheinen, der eine auf dem Thron, der andere in einer Hütte, beide bestimmt, das Werk der Wiedergeburt der Menschheit zu vollbringen. Beide würden auf ihrem Weg eine Jungfrau finden, die ihr Herz rührte und ihnen die glühendste Liebe einflößte. Israel würde befreit, die Welt gerettet werden unter der Bedingung, daß der eine auf seine Liebe verzichte, der andere — auf sein Land. Herr König, alles Das ist unter Eurer Regierung in Erfüllung gegangen. Die Pest hat die Welt verwüstet, Kriege haben den zehnten Theil der Völker weggerafft, Israel war das Gespött der Kinder, der Spielball der Knechte, die Zielscheibe der Verfolgungen der Großen der Erde. Der Scheiterhaufen wartete Derjenigen, welche in diesem Augenblick die Krone trägt. Und diese ist die Jungfrau, welche zugleich das Herz eines mächtigen Königs und eines unansehnlichen Mannes rühren sollte."

„Der König bin ich," unterbrach Kasimir. „Und dieser Mann?"

„Dieser Mann, Herr König, ist ein Jude aus dem Hause Davids. Von Kindheit an hat er die Aufmerksamkeit der Rabbinen und der Lehrer auf sich gezogen. In seiner Wiege umgab ein Lichtschimmer sein Haupt, und man glaubte zu sehen, daß der Engel des Herrn über ihn wachte. In seinem siebenten Jahr kannte er das Gesetz und die Propheten, und antwortete auf alle Fragen mit einer Bestimmtheit, welche die Lehrer und die Alten beschämte. Ganz Israel betrachtete dies Kind als vom Allmächtigen auserwählt, um sein Volk zu retten und auf der ganzen Erde das Elend und die Unterdrückung verschwinden zu lassen. Er hat nie mehr als drei Stunden dem Schlaf gewidmet. Er wuchs im Glauben, indem er sich zum Kampf vorbereitete, und das auf der ganzen Erde zerstreute Volk Israel schwor ihm Treue und Gehorsam."

„Und dieser Mensch?" wiederholte der König.

„Dieser Mensch," fuhr Ben Josef fort, „half dem König Kasimir Lemberg ohne Schwertstreich einnehmen; dieser Mensch verzichtete ohne Murren auf seine Liebe, auf seine Braut, denn Gott verlangte dies Opfer, damit derselbe sein Werk auf Erden vollbringen könne."

„Wenn ich nicht irre," bemerkte Kasimir; „so habt Ihr gesagt, die Erfüllung Eurer Wünsche erheische, daß der König auf sein Land verzichte, wie der Bräutigam auf seine Braut."

„Ja, Herr König."

„Ihr verlangt demnach, ich soll aufhören, König von Polen zu seyn?"

Um König der Erde zu werden, Befreier der Welt und der Messias, den die Leidenden erwarten."

„Erklärt mir, wie."

„Herr König, ohne Kampf habt Ihr ein großes Land eingenommen. Zieht das Schwert, um Jerusalem dem Volke Israel wiederzugeben, um das göttliche Gesetz, um die Gerechtigkeit auf der Erde geltend zu machen. Und wie ich Euch an einem bestimmten Tag sechstausend Reiter aus den Bergen hervorgerufen habe, eben so will ich Euch von allen Enden der Erde zwei Millionen begeisterter Streiter herbeirufen, welche bereit sind, ihr Leben hinzugeben zur Befreiung der Welt, zur Verwandlung dieses Jammerthals in ein Land der Wonne, wo es weder Herren noch Knechte, weder Unterdrükker, noch Unterdrückte gibt, wo alle Menschen sich lieben und das Lob Gottes singen werden und Kasimirs, des Messias, den Israel und die Welt seit vierzehn Jahrhunderten erwarten."

„Wie?" fragte der König lächelnd, „Ihr wollt, ich soll das Schwert ziehen, um wider Völker zu streiten, die ich nicht kenne, und die mir nie etwas zu leid gethan haben? Da würde ich ja die ganze Welt wider mich in Harnisch bringen, viel tausendmal Tausend wider eine Handvoll Tapferer!"

„Freilich ist sie groß, die Zahl der Völker vom Aufgang bis zum Niedergang, von Mitternacht bis zum Mittag. Aber überall giebt es unterdrückte Knechte und unschuldig Verfolgte, jene außer Stand, Weib und Kind mit ihrer schweren Arbeit zu ernähren, diese ohne ruhige Zufluchtstätte. Was sind die Mächtigen der Erde im Vergleich zu den tausendmal Tausenden, welche leiden und seufzen? Euer Adel nennt Euch spottend den Bauernkönig. Das ist der rühmlichste Titel eines mächtigen Herrschers. Macht ihn zur vollen Wahrheit, wer-

det der König der Bauern der ganzen Welt, aller Derer, welche arbeiten und dulden; und die Schlösser werden bei Eurer Annäherung zusammenstürzen, und die Städte werden ihre Thore öffnen, und die Völker werden kommen, wie die Rußniaken, die Kronen zu Euren Füßen niederzulegen. Die Prophezeihungen sagen, daß es zwei Messias geben würde, von denen der eine im Kampf umkäme. Dieser Eine will ich seyn. Ich will mein Leben aussetzen und den Tod suchen, um dem Befreier der Welt seinen Triumph zu bereiten, dessen Folge die Einheit der Welt und der ewige Friede seyn wird. Werft einen Blick auf die Wüsteneien, auf die undurchdringlichen Wälder, auf die unzugänglichen Berge und auf die verpesteten Sümpfe. Sprecht ein Wort, habt den Glauben, und auf Eure Stimme wird die Welt sich verwandeln. Die Wüsteneien werden sich bevölkern, die Haiden werden sich mit Saaten bedecken, aus den geöffneten Eingeweiden der Berge werdet Ihr unermeßliche Schätze ziehen, und Ihr werdet die Erde mit Palästen bedecken, in welchen alle Geschöpfe Obdach finden, in Frieden leben und sich in Gott freuen werden. Die ganze Welt wird ein Schauplatz des Glücks werden, und Ihr werdet dem Menschen geholfen haben, seine Bestimmung zu erfüllen."

„Bei meiner Krone!" erwiederte Kasimir, „es fehlen nur Spielleute, um dies herrliche Gedicht mit ihren lieblichen Klängen zu begleiten. Ihr macht mir so prächtige Schilderungen, daß ich bedaure, nicht einen geschickten Schreiber zur Hand zu haben, der Eure Worte zum ewigen Gedächtniß aufzeichnete."

Den Juden überlief es eiskalt. „Wehe mir!" rief er, „wehe Israel! wehe der Welt! wenn Kasimir meine Wünsche für Träumereien hält, wenn er meine in langen kummervollen Nächten überlegten Worte für die Sprache einer verirrten Einbildungskraft nimmt!"

„Aber," sagte der König, „könnt Ihr denn im Ernst glauben, ich würde der Welt den Krieg erklären, würde die Ufer der Weichsel verlassen, um Abenteuer am Berg Sinai aufzusuchen? — Esterka, was meinst Du? Soll ich zu Pferd steigen und zur Eroberung der Welt ausziehen?"

„Ach nein, Kasimir! Bleibe bei mir; wir sind so glücklich!"

„Was?" rief Ben Josef. „Das Schicksal und der Ruhm Israels sind Euch gleichgültig?"

Esterka hatte die ganze Zeit über mit der Kette Kasimir's gespielt, und rollte auch jetzt noch die Ringe derselben zwischen ihren Fingern. „Ben Josef," erwiederte sie, „der Eifer verblendet Euch. Der Messias soll erst dann erscheinen, wenn die Kinder Abrahams im tiefsten Unglück sind. Sind sie nun aber jetzt nicht glücklich unter der Regierung Kasimir's? Das Gesetz erkennt ihr Recht an, und der König beschützt sie. Was wollt Ihr mehr? Mein Kasimir wird in Krakau bleiben, beschäftigt mit dem Glück der Völker, die Gott ihm anvertraut hat."

„Ja, Ben Josef," sagte der König, „Esterka hat Recht. Ich werde mich bemühen, Polen reich, glücklich und blühend zu machen. Die Fremden, welche es besuchen, mögen sich daran ein Beispiel nehmen. Das ist Alles, was ich für die Welt thun kann."

„Gewiß wird Polen glücklich seyn, so lange Ihr lebt," erwiederte der Jude. „Aber wie wird es nach Euch?"

„Wenn Gott mir keinen Erben giebt, wird mein letzter Wille das Glück meines Volks sichern."

„Werden die eifersüchtigen Nachbarn Euer Land in gedeihlicher Ruhe lassen?"

„Sie sollen es wagen, mich anzugreifen! Wenn ich mein Schwert ziehe, sollen sie an die Siege Boleslaw des Tapfern erinnert werden."

„Aber könnt Ihr glauben, daß die Polen stets einen tapfern, von seinem Volk angebeteten Fürsten an ihrer Spitze haben werden? Glaubt mir, es giebt kein dauerndes Glück für die Nationen, bevor sie nicht in einander verschmolzen sind, und bevor die Welt durch einen Eroberer zur Einheit gebracht ist, um nach dem Gesetz Gottes regiert zu werden."

„Geht, geht, Ben Josef!" unterbrach Esterka. „Anstatt zu einem nutzlosen Krieg und zur Bekämpfung unbekannter Feinde zu rathen, unterstützt lieber den König in seinen Unternehmungen zum Besten seiner Unterthanen. Unsere Glaubensgenossen sind nicht mehr unglücklich; helft uns nun, sie ganz glücklich machen."

„Ja, Ben Josef," sagte Kasimir, „das ist meine Meinung. Ihr habt stets Zutritt bei mir. Ich werde Euch anhören und Euch behülflich seyn, daß Euren Brüdern Recht werde. Aber sprecht mir nicht mehr von Eurem Messias und von Eurer Welteroberung. Ich will meine Schuldigkeit thun als König von Polen. Die Andern mögen desgleichen thun, so wird die Welt glücklich seyn."

Kasimir stieg von seinem Thron und begab sich in sein Arbeitszimmer. Esterka wollte ihm folgen, aber Ben Josef hielt sie zurück mit der Frage: „Esterka, unsere Glaubensgenossen sind nicht mehr unglücklich?"

„Ich denke," antwortete sie, erschrocken über seine Blässe und seinen grimmigen Blick.

„Sie sind glücklich, denn die Väter sterben und verfluchen ihre Kinder."

„Was meint Ihr?"

„Ich meine, Ben Himmel ist gestorben, und hat den Fluch geworfen auf seine Tochter, welche, mit der Krone auf dem Haupt, den Greis vergessen hat, der sie vierhundert Stunden Wegs weit getragen, um sie dem Messer der Mörder zu entziehen!"

(Fortsetzung folgt.)

Aufruf

zur Theilnahme an der Errichtung eines Denkmals für J. G. v. Herder.

Am 25. August 1744 wurde Johann Gottfried Herder zu Mohrungen geboren.

Der hundertjährige Geburtstag gibt wohl die geeignetste Veranlassung, das Andenken des großen Mannes durch die Errichtung eines Denkmals zu ehren. Für Göthe und Schiller erheben sich Monumente; dem dritten Heroen deutscher Literatur, dem genialen Herder hat nur Freundeshand eine Denktafel gewidmet, um die Stelle der Vergessenheit zu

entreißen, wo in armseliger Hütte ein erhabener Geist in's Leben trat.

Die Vaterstadt wünscht ihm ein Denkmal auf dem freien Platze vor seinem Geburtshause zu errichten; sie ist jedoch zu unvermögend, um diesen Plan auf eigene Kosten würdig auszuführen, und richtet daher an alle Gebildete, insbesondere an die Universitäten, Buchhandlungen und Zeitungsredactionen des deutschen Vaterlandes die Bitte, durch Verbreitung dieser Zeilen Geldbeiträge zu sammeln und dem unterzeichneten Komite zu übersenden.

Für Briefe und Gelder ist unter dem Rubro: „Angelegenheiten des Vereins zur Errichtung des Denkmals für J. G. v. Herder", oder: Geldbeiträge für den Verein rc. laut Ordre vom 8. Juli 1844, frei", innerhalb der preußischen Staaten Portofreiheit huldreichst bewilligt.

Das Komite wird von den ihm anvertrauten Geldern künftig Rechenschaft geben und die Namen der Beitragenden in den Acten bei der Stadtbehörde niederlegen.

Mohrungen, den 16. August 1844.

Das Komite zur Errichtung eines Denkmals für J. G. v. Herder.

Brasche, Superintendent. **Bürger**, Bürgermeister.
v. d. Gröben, Landrath. **Korsch**, Justizrath.
Strunck, Kalkulator.

Die Redaktion dieses Blattes ist ebenfalls bereit, Beiträge zu diesem Denkmal anzunehmen.

Mannichfaltigkeiten.

(Frankfurt a. M., 23. Oct.) Während sich am Tage der feierlichen Enthüllung des Goethedenkmals viele Verehrer desselben zu einem Mittagessen in der Börsenhalle vereinigt hatten, gab auch die seit Jahren hier bestehende Gesellschaft „Iris" ein Festmahl, und zwar in den heitern, passend decorirten Räumen der Mainlust. Gedruckte Programme kündeten die angemeldeten Toaste, Reden, musikalischen Vorträge und Gesänge, die während der Tafel in anmuthiger Abwechslung die Theilnehmer erfreuten. Von denselben erwähnen wir namentlich folgende Toaste: „Göthe", dargebracht von dem Präsidenten der Gesellschaft, Dr. Theodor Creizenach, welcher mit der ihm eigenen scharfsinnigen Weise die hohen Verdienste des Dichterfürsten hervorhob. „Hohem Senat und der freien Stadt Frankfurt" galt der zweite, „Herzog Carl August" der dritte Toast. Auf wahrhaft ergreifende Weise gedachte darauf Dr. Jäger der Manen „Schiller's, Herder's und Wieland's", während der Secretär der Gesellschaft, Heribert Rau, „Deutschlands lebende Dichter, die Vorkämpfer des Lichtes auf der Bahn zeitgemäßer Entwicklung" in ansprechender Weise begrüßte. Auch „Schwanthalern" und „der Mutter Goethe's" wurden Ehrentoaste gebracht. Ungezwungene Heiterkeit, Begeisterung für alles Hohe und Edle und Verehrung unseres großen Mitbürgers charakterisirten das Fest, welches die Iris mit der ihr eigenen anspruchslosen Weise so sinnig angeordnet und so würdig durchgeführt hatte.

Durch gütige Mittheilung sind wir in den Stand gesetzt, den von Herrn Pädagogen Ed. Heyden der Mutter Goethe's gewidmeten Toast nachstehend folgen zu lassen:

„Die Mütter großer Männer nehmen — wie Sie mir, meine Herren, wohl alle zugestehen werden — in der Weltgeschichte eine weit bedeutendere Stelle ein, als ihnen von den Geschichtsforschern bis jetzt noch zuerkannt worden ist. Die feinen Fäden des Zusammenhangs zwischen Ursache und Wirkung würden sich wohl häufig leichter und schneller haben nachweisen lassen, wenn man auf diesen Gegenstand mehr geachtet hätte. Ich erinnere Sie nur an Ein bekanntes Beispiel, — an Maria Theresia, die Mutter jener beiden edelgesinnten Fürsten, Joseph und Leopold von Toskana, und an ein weniger bekanntes, an die Mutter des großen Feldherrn und Staatsmannes der Nordamerikaner. Es ist gewiß, daß letztere vor Allem durch Lehre und Beispiel den festen Grundstein legte zu dem unerschütterlichen Gebäude von Washingtons seltenem, unangefochtenem Bürgerruhme.

Auch Goethe's Mutter gehört in die Reihe jener bekannten oder unbekannten einflußreichen Frauen, und darum trat, als ich mich während der letzten Tage in den Stunden meiner Muße ganz besonders wieder mit unserm großen Dichter beschäftigte, ihr Bild vornämlich vor meine Seele. Goethe's Mutter war, nach Aussage eines seiner Biographen, eine höchst eigenthümliche Frau, von stattlicher Gestalt, von einem überaus hellen und freisinnigen, überhaupt sehr kräftigen und wahrhaft gesunden Geiste und von einer genialen Heiterkeit des Gemüthes. Ihre moralische und religiöse Gesinnung war höchst würdig; sie war frei von aller Engherzigkeit, Frömmelei und Affectation und besaß eine seltene, fast männliche Selbstständigkeit ihres ganzen inneren und äußeren Wesens.

Wie mächtig mag sie schon durch ihre imponirende Haltung auf die Seele des Knaben eingewirkt und wie sehr mag sie nicht indirekt die frühzeitige Entwickelung seiner seltenen Anlagen gefördert haben, sie, welche die ersten poetischen Versuche des Sohnes vor der voraussichtlichen Vernichtung durch die Hand des Vaters verbergend rettete? Wie sehr erleichterte sie ihm noch in den reiferen Jünglingsjahren und im angehenden Mannesalter den ersehnten Verkehr mit geistesverwandten Personen verschiedenen Alters und Geschlechts! Wohl verdient der Vater unseres großen Dichters, er, der — um mit Goethe's eigenen Worten zu sprechen — den frommen Wunsch aller Väter hegte, Das, was ihm selbst abgegangen, an dem Sohne verwirklicht zu sehen, und der darum Jahre lang seine ganze schöne Muße der Erziehung und dem Unterrichte desselben weihte; wohl verdient dieser unsere gerechte und dankbare Anerkennung. Aber Sie, meine Herren, stimmen gewiß mit mir überein, wenn ich Sie vor Allem auf Diejenige hinweise, welche oftmals nach dem Singen Goethescher Lieder, das sie selbst dirigirt hatte, und namentlich nach dem aus Faust: „Es war einmal ein König", die rechte Hand auf die Brust legend, mit gerechtem Stolze in ihrem herzigen Frankfurter Dialekt zu sagen pflegte: den hab' ich geboren! Sie verzeihen mir also die freundliche Aufforderung: Lassen Sie uns das Glas ergreifen und leeren! Es gelte der Erinnerung an „Goethe's edle, würdevolle und thatkräftige Mutter!"

Die Herausgabe des „ewigen Juden" im Constitutionnel stockt; Eugen Sue erklärt, seine Augen seyen so angegriffen,

daß er keine Correcturen machen könne und einige Tage gänzlicher Ruhe bedürfe; übrigens hoffe er, vom nächsten Dienstag an wieder ununterbrochen fortfahren zu können. Bei der Herausgabe der „Mystères" behauptete man, dergleichen Verzögerungen hätten ihren Grund darin, daß die vom ganzen Publikum mit Schmerzen erwarteten Kapitel noch gar nicht geschrieben gewesen seyen. Wenn nun wirklich Sue schwer krank würde oder gar stürbe und diese grausam spannende Geschichte unvollendet hinterließe, was würden die 20 deutschen Uebersetzer und die vielen belgischen und die 2 schweizerischen Nachdrucker anfangen? (Freib. Z.)

Auch in Breslau bestand oder besteht noch ein Verein gegen das Hutabnehmen. Diese Hauptreformers haben aber ihre „verkappten Grundsätze", wie die „Gränzboten" sich ausdrücken, nicht folgerichtig durchführen können. Ein sehr menschenfeindlicher Domanialbesitzer, der von dem Hutaufbehalten nichts wissen wollte, prügelte höchst eigenhändig einen seiner Eingesessenen wegen der neuen Art des Grüßens durch! Seitdem entblößen sich wenigstens die Häupter der glücklichen „Eingesessenen." — Auch in Chemnitz ist Streit über Hüte oder Mützen. Die Offiziere der dortigen Besatzung besuchen die Casinobälle nicht mit Tschakos, sondern mit Mützen. Natürlich erhob sich dagegen Widerspruch; man fand die Polizeimütze nicht ballfähig. Die wichtige Angelegenheit sollte im dortigen Wochenblatte verhandelt werden, aber das duldete die Censur nicht; sie strich alle betreffenden Artikel. Die Offiziere kommen nun doch mit Polizeimützen, und sie haben Recht, es zu thun, wenn die Casinomitglieder sich das gefallen lassen.

(**Blankenberg**, in Thüringen.) Im September dieses Jahres wurden hier in einem Neste zwei blendend weiße Schwalben, mit röthlichen Augen, ausgebrütet, die sich im Fluge prächtig ausnahmen. Auch wurde zu derselben Zeit eine weiße Elster gesehen.

Ein Leipziger Journal spricht von den Krankheiten lebloser Dinge und sagt unter Anderm: „Staatspapiere leiden an der Fallsucht, Actien am Schwindel; große Silbermünzen bekommen das gelbe Fieber und Silbergroschen die rothe Ruhr."

Korrespondenz.

Hamburg, 20. Oct.

Zur Feier des 18. Oct. wurde auf der Thaliabühne Gutzkow's „Zopf und Schwert" aufgeführt und zwar zum ersten Male. Wir haben dieses Stück früher auf dem Stadttheater in ganz ausgezeichneter Besetzung gesehen — worüber ich Ihnen seiner Zeit berichtete — Friedrich Wilhelm I.: Hr. Lenz, Königin: Mad. Lebrün, Prinzessin Wilhelmine: Dem. Stich, Erbprinz von Baireuth: Hr. Hendrichs, Eversmann: Hr. v. Lehmann, Eckhoff: Hr. Brüning, Hotham: Hr. Fehringer u. s. w. und vielleicht mit aus diesem Grunde konnte die Darstellung im Thaliatheater, zu der sich ein sehr zahlreiches Publikum eingefunden hatte, wenig befriedigen. Am wenigsten genügte Hr. Kunst, der seine Rolle als Friedrich Wilhelm gänzlich verfehlte. Kunst gehört zu den Schauspielern, die ihre Individualität nie der Rolle aufopfern und in dieselbe aufgehen lassen. So war er in der genannten Rolle fast ganz derselbe wie als Morin, Otto von Wittelsbach und seinen übrigen Paraderollen — keine Idee von dem preußischen Könige und gewaltigen Vertreter des Gamaschenregiments. Mit dieser Partie wird Hr. Kunst auf seinen Kunstreisen keinen Ruhm einernten. Dem. Heigel (Prinzessin) und Hr. Gomansky (Erbprinz von Baireuth) gefielen uns noch am besten. Die Kräfte dieses Theaters sind für das höhere Drama, für ein Gutzkow'sches Stück nicht hinreichend. — Am nächsten Mittwoch kommt zum Benefiz der Mad. Lenz Gutzkow's „Pugatscheff" zur Aufführung, worin Hr. Baison die Titelrolle gibt. Man ist in hohem Grade gespannt; über den Erfolg werde ich Ihnen bald berichten. Die nächste Novität werden „die Nebenbuhler" von Mendelssohn seyn, worüber schon im voraus in unsern Lokalblättern viel Redens und Spektakel gemacht ist. — Eine originelle Erscheinung macht sich jetzt bei uns sichtbar und erregt die Aufmerksamkeit, sobald sie sich auf der Straße zeigt: es ist ein antediluvianischer Urmensch, ein Mann von ungeheurem riesenmäßigem Körperbau mit langem Barte und weit herabwallendem gelbem Haar, nicht mit Rock oder Paletot, wie andere gewöhnliche Menschenkinder des 19ten Jahrhunderts, sondern einer Art schwarzen, am Halse eng zugehenden Priesterrocke und weißem Studentenkragen bekleidet. Dabei trägt er einen grauen, breitrandigen Hut in Form einer Pfanne. Der Mann heißt Ernst Mahner und hat, nachdem er längere Zeit in Holstein umhergepilgert und seine Lehre gepredigt hat, jetzt auch bei uns in Rainville „Vorlesungen über die Urlehre der Gesundheit" (die besonders auf Wassertrinken beruhen soll) angekündigt. Ich bin neugierig, ob der neue Wasserdoctor hier viel Anhänger und überhaupt — Zuhörer findet.

Weimar, 23. Oct.

Unsere Stadt scheint auch in diesem Winter wieder viel von Künstlern besucht zu werden; denn kaum hat Döbler seine Vorstellungen beendigt, so steht uns auch schon wieder der Genuß eines Konzertes von dem berühmten Violinisten Ernst bevor. — Martersteig's Gemälde: „die Eroberung von Breisach" befindet sich gegenwärtig in Berlin ausgestellt und hat sich auch dort des gewünschten Beifalls zu erfreuen.

Wicker, 28. Oct.

Der Weinmonat ist seinem Ende nahe und wir sehen nunmehr der Einsammlung unserer Trauben, welche wahrscheinlich in nächster und der darauf folgenden Woche geschehen wird, mit Vergnügen entgegen. Zwar haben wir heuer in Beziehung auf Quantität nicht viel zu erwarten, jedoch bleibt uns die Hoffnung, daß der 1844r hinsichtlich der Qualität den 1843r weit übertreffen werde. Wir denken daher auch, daß der Preis des 1844r zum Lohne der Opfer, welche der Weinstock im Laufe jedes Jahres verlangt und die hier gerne gebracht werden, kein geringer seyn dürfte, zumal die Aepfel nicht überall gerathen und theuer sind, weßwegen gewiß mancher Gastwirth keinen 1844r Aepfelwein gelegt hat. Uebrigens ist dieser, falls ihm die Herren Gasthalter nicht die Wassertaufe geben, sehr gut. — Die Tage des 4. und 5. k. Mts. sind für uns und Viele Tage des Vergnügens und der Erholung. An ihnen wird nämlich der berühmte Hochheimer Markt gehalten. Lächelt an diesen Tagen die freundliche Sonne, dann gewährt es eine Freude, das rührige Gewühl und Gewimmel von Tausenden zu sehen. Je besuchter dieser Markt ist, desto mehr freut sich das liebe freundliche Hochheim, welches auch nichts unterläßt, um Gäste an diesen Tagen an sich zu ziehen, sie angenehm zu unterhalten und zu vergnügen. H.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 27. Oct. Der Verschwender, Original-Zaubermährchen in 3 Abth., von Ferdinand Raimund, Musik von Conradin Kreutzer.

Dienstag, 29. Oct. Der Spieler, Schauspiel in 5 Abth., von Iffland. (Gastrolle) Wallenfeld: Hr. Stölzel, vom k. k. Hofburgtheater in Wien.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 299. Dienstag, den 29. October 1844.

Der Bauernkönig und die Jüdin.

(Von Johann Czynski.)

(Fortsetzung.)

Zwei und dreißigstes Kapitel.

Der Einsiedler.

Tage, Wochen, Monate vergingen, und Niemand bekam Ben Josef zu sehen oder hörte, wo er wäre. Seit seiner letzten Unterredung mit Kasimir war er verschwunden. Seine Glaubensgenossen wurden von ihren Rabbinen angewiesen, die sorgfältigsten Nachforschungen nach ihm anzustellen; aber keiner wußte das Geringste über ihn in Erfahrung zu bringen. Man rieth hin und her. Die Einen meinten, er sey in's heilige Land gepilgert, die Andern, er habe sich umgebracht. Man hielt ihn endlich allgemein für todt, und lange Zeit ertönten in den Synagogen Klaggesänge zu seinem Gedächtniß. Nach einigen Jahren, als die Juden, frei von jeder Verfolgung, den steigenden Wohlstand Polens unter Kasimir mitgenossen, vergaß man allmählig den geheimen Oberen, dessen Rathschläge und dessen Hingebung jetzt minder Bedürfniß zu seyn schienen. Die Juden widmeten sich ganz den Gewerben und dem Handel, bauten Städte und führten neue Geschäftszweige in Polen ein. Die Edelleute und die Priester nahmen keinen Anstand, sich in das Tuch und in die Leinwand zu kleiden, welche die wegen ihrer Geschicklichkeit und ihres Reichthums von ihnen gehaßten Juden bereiteten. Und die Juden vergaßen ihre Wünsche, und dachten nicht mehr an den Messias und an Jerusalem. Das Unglück erzeugt Glauben und Hoffnung. Im Wohlstand verliert sich leicht die Sorge für die Zukunft, indem man sich blos um den Genuß der Gegenwart bekümmert. Man sprach am Ende so wenig mehr von Ben Josef, als ob er nie gelebt hätte.

Ben Josef hatte nie daran gedacht, sich zu tödten. Auch hatte er sein Geburtsland nicht verlassen. Aber getäuscht in seinen Hoffnungen, und genöthigt, seinen großen Planen zu entsagen, welche der Zweck, der Gedanke und die Poesie seines Lebens gewesen, hatte er sich von der Welt getrennt und floh die Menschen, welche ihn nicht verstanden, und denen er nicht mehr nützen konnte. Unglücklicher als ein gestürztes Parteihaupt — denn er war das Haupt eines ganzen Volks gewesen —, unglücklicher als ein von seinen Unterthanen vertriebener König — denn er war der Abgott seiner Stammgenossen gewesen —, mehr enttäuscht als ein großer Geist, der sein Jahrhundert nicht versteht, — denn er betrachtete sich schon als den Messias der wiedergebornen Menschheit —, betrachtete er die Welt wie ein von Leichen bewohntes Grab, — diese einst in seinen Augen so wundervolle Welt, wo er bei jedem Schritt den Finger Gottes gesehen hatte. Die Menschen kamen ihm jämmerlich vor, wenn er sie mit Arbeit um das tägliche Brod beschäftigt fand, während er sie zur Eroberung der Welt führen wollte, auf daß der Welt allgemeiner Wohlstand und ewiger Friede gesichert würde.

Am Fuß der Karpathen, zwischen unzugänglichen Felsen, in welche die muthigsten Gebirgsleute sich nicht wagten, am Froschsee, hatte Ben Josef sich einen Ruhesitz oder vielmehr ein Grab ausgesucht. Die Bibel und einige Bücher gelehrter Rabbinen, ein Brett, welches ihm als Tisch und zugleich als Bett diente, ein Baumstumpf, welcher die Stelle eines Stuhles versah, ein Messer und ein Beilchen waren seine einzige Habe. Er lebte von Wurzelgewächsen wie die Thiere des Waldes. Ganz von den Menschen getrennt, brachte er seine Tage mit Lesen und Nachdenken hin, und erwartete für seine Schmerzen kein anderes Ende als das seines Lebens.

Nur ein Mensch wußte, wo er verborgen war, und besuchte ihn zuweilen, nämlich Gregor. Der ehemalige Jäger des Pan von Wola machte alle ersinnlichen Versuche, in seiner Seele einen Strahl der Hoffnung leuchten zu lassen, in ihm den Wunsch zu erwecken, sich Andern nützlich zu machen oder selber glücklich zu seyn, und ihn so aus seiner Einsamkeit hervorzulocken. Er schilderte ihm die Wunder der Regierung Kasimir's, den Wohlstand und die Macht Polens, den Schutz, dessen sich jeder Glaube erfreute; aber Alles vergebens. Ben Josef, düster, wortkarg und bitter, sah in diesem künstlichen Wohlstand, in dieser willkürlichen Duldung nichts Dauerhaftes. Wenn Gregor ihm das Entstehen von Städten, die Blüthe des Handels und der Gewerbe, die Freiheit und das Glück der Bewohner Polens schilderte, dann lächelte der Jude mitleidig, als wollte er sagen: „Geduld! Wer's erlebt, wird's sehen."

So vergingen Jahre. Gregor ward nicht müde, seinen Freund zu trösten, und zu versuchen, ihn seinen Glaubensgenossen und seiner Heimath wiederzugeben. Ben Josef blieb taub gegen seine Vorstellungen, und wollte den Ort nicht verlassen, der öde und trübselig war, wie sein Inneres.

Einst kam Gregor in großer Eile nach der Einsiedelei und rief seinem Freund schon von weitem zu: „Ben Josef, gute Nachrichten!“ Ben Josef sah kaum auf und blieb auch gleichgültig, als Gregor weiter erzählte: „Die gefährlichsten Feinde der Leibeignen und Deiner Brüder sind nicht mehr am Leben. Der Pan von Wola und der Priester Martin haben endlich ihren Lohn empfangen. Anstatt durch den Edelmuth Kasimirs entwaffnet zu werden, haben sie neue Verschwörungen angezettelt. Der Prior hat die Keckheit gehabt, dem König mit dem Banne zu drohen, wenn er nicht Esterka aus seinem Palast entferne, denn es sey eine Todsünde, öffentlich mit einem Weib aus dem gottesmörderischen Geschlecht zu leben. Der König ließ ihn greifen, und man fand eine von ihm und dem Pan von Wola unterzeichnete Schrift, in welcher sie im Namen der Kirche und der Nation die Absetzung Kasimirs aussprachen. Dies Mal verzieh ihnen der König nicht. Er ließ den Priester in die Weichsel werfen und den Edelmann in einen Kerker, wo er Hungers sterben mußte. Tausende von Menschen haben dem schwimmenden Leichnam des giftigen Mönchs nachgesehen, und der Pan von Wola ist gestorben, indem er um einen Bissen Brod und einen Tropfen Wasser flehte.“

Gregor war erstaunt, daß diese Nachricht so gar keinen Eindruck auf Ben Josef machte. „Nun, was sagst Du dazu?“ fragte er.

„Zwei Schurken weniger, das ist Alles“, erwiederte der Einsiedler.

„Aber sie waren die hartnäckigsten und gefährlichsten Gegner der Leibeignen und der Juden.“

„Die unvorsichtigsten, aber nicht die gefährlichsten. Als ich dem Pan von Wola die Freiheit wiedergab, um die Deiner Frau zu erlangen, da wußte ich, daß er früher oder später umkommen würde, wie er es verdient hat.“

Die beharrliche Freundschaft Gregor's vermochte nichts über das Gemüth des Einsiedlers. Aber er gab nicht die Hoffnung auf, daß die Zeit ihm einen Umstand herbeiführen würde, welcher den Starrsinn seines Freundes zu brechen geeignet wäre. Eines Tags vereinigte sich der Klang der Glocken und der Trompeten in Krakau mit dem Volksjubel zu einem solchen Getöse, daß es bis in die Karpathen hinübertönte. Es dauerte nicht lange, so sah der Einsiedler seinen Vertrauten kommen. Gregor war heiterer als gewöhnlich, denn dies Mal hoffte er, seinen Freund auf andere Gedanken zu bringen. „Höre“, sagte er, „ich muß Dir mein ganzes Herz öffnen. Ich konnte früher die Juden nicht leiden, weil ich sie für habsüchtig und abergläubisch hielt, und Das, was bei ihnen Folge der Unterdrückung ist, aus ihrem Glauben herleitete. Als Du mir ihre Leiden aufgezählt hast, habe ich angefangen, sie zu bemitleiden. Als Du mir zeigtest, daß wir nicht das Recht haben, uns Christen zu nennen, so lange es bei uns Herren und Sklaven gibt, übersättigte Große und vor Hunger sterbende Arme, Weiber, die sich aus Elend preisgeben, und kleine Kinder, die ausgesetzt werden, — als Du mir alle diese menschlichen Verkehrtheiten zeigtest, da war ich geneigt, Dir im Namen Christi zu folgen, wenn Du sie im Namen Mosis bekämpftest. Wir würden für dieselbe Sache und im Namen desselben Gottes gestritten haben, denn unser Meister und der eurige sagt, daß wir alle Brüder sind und daß der Augenblick kommen wird, wo nur ein Hirt und eine Heerde seyn wird. Ich habe bedauert, daß ich nicht die Macht Kasimirs besitze, um Deine Wünsche zu verwirklichen, die er für Träume genommen hat. Und doch glaube ich jetzt, daß Du Unrecht gehabt hast und Kasimir Recht. Du wirst es selber gestehen, wenn Du mich angehört hast.“

„Rede; ich höre“, erwiederte der Einsiedler.

(Fortsetzung folgt.)

Die Befreiungshalle.

Die Grundbauten zur Befreiungshalle sind im Laufe dieses Jahres so weit gediehen, daß man sie für vollendet betrachten kann. Wir haben schon früher ein Mal auf die Schwierigkeiten aufmerksam gemacht, welche sich der Legung der Fundamente entgegenstellten, indem der Berg in seinem Kerne zwar aus festem Kalksteine besteht, aber mit einer tiefen Schicht von Lehm und verwittertem Kalke überdeckt ist, so daß man den Grund stellenweise bei fünfzig Fuß tief graben mußte, um sichern Boden zu gewinnen. Um so weniger kann man also dem raschen Fortschreiten der Arbeiten die Anerkennung versagen. — Der Michaelsberg, auf dessen Gipfel bekanntlich der Bau sich erhebt, liegt in dem spitzen Winkel, den die bei Kelheim sich vereinigenden Donau und Altmühl bilden, und senkt seinen südlichen Abhang jäh und unersteiglich in das Durchbruchsthal von Weltenburg herab. Somit ist er, der Träger eines der imposantesten Prachtbauten der Neuzeit, zugleich der Nachbar einer der erhabensten Naturscenen, jener wundervollen Stromklause, mit deren großartigen Felsenpartien die so oft besungene Lurlei am Rhein durchaus keinen Vergleich aushält. Die 375 Fuß über den Stromspiegel sich erhebende Platte des Berges gewährt die herrlichsten Aussichten auf die malerischen Punkte des umliegenden Altmühlgrundes und in das weite Donauthal gegen Abbach hin. An dieser auf das glücklichste gewählten Stelle nun wird die Befreiungshalle sich erheben, und zwar, wenn anders der Bauplan nicht etwa noch einigen Abänderungen unterzogen wird, in nachbeschriebener Gestalt. Das Gebäude wird eine Rotunde, in altitalienischem Style, mit einer Kuppel überwölbt und von einem offenen Bogengange umgeben, welcher ein Polygon von achtzehn Ecken bildet. Das Ganze ruht auf einem Unterbau von drei mächtigen Stufen, die zusammen 24 Fuß hoch sind. An der Ostseite zieht sich über diese Stufen eine freie Treppe hinauf, welche zu dem einzigen Eingange der Rotunde führt. Der Bogengang lehnt sich mit einem Pultdache an die Hauptmauer der Rotunde zurück. Die achtzehn Halbkreisgewölbe desselben werden mit geschichtlichen Schildereien geschmückt. Ueber dem Pultdache umzieht die Außenseite eine freie Gallerie. Die Gesimse werden in stehenden Akroterien bekrönt. Das Dach der Kuppel wird mit Kupfer gedeckt, und zum ganzen Baue nur Metall und Stein verwendet. Ein mächtiges Fenster, 25 Fuß im Durchmesser haltend, erhellt durch die Kuppel das Innere. Dieses bildet einen runden Saal, welcher mit einem Säulengange von achtzehn Säulen, entsprechend dem äußern Bogengange, umgeben ist. Diese Säulen haben 4 Fuß Dicke und 24 Fuß Höhe, und sind aus graugelb gesprenktem Granit gehauen, der im

der Nähe von Passau bricht. Sie stehen auf einer zwei Fuß hohen Stufe, welche als gemeinsamer Sockel den ganzen Saal umzieht, und tragen eine innere Gallerie. Am Fuße jeder Säule wird eine Siegesgöttin (Viktoria) aus weißem Carraramarmor aufgestellt. Diese Statuen halten eherne Tafeln, auf welchen die Namen der gewonnenen Schlachten und der Feldherren verzeichnet sind. Die Gewölbefelder des innern Säulenganges werden mit Trophäen und allegorischen Bildern geschmückt. Die mit dunklem Marmor überzogenen Wände, ein mosaikartiges Marmorpflaster und die reich vergoldete Kuppelwölbung werden die Pracht der inneren Ausstattung vollenden. — Der Gesammtdurchschnitt des Gebäudes mißt 236 Fuß, die Sprengweite der Kuppel 100 Fuß, die Höhe des Ganzen 178 Fuß. — Der Architekt Friedrich v. Gärtner, Direktor der Akademie der bildenden Künste, machte den Entwurf; die technische Leitung des Baues besorgt der Architekt A. Mühr.*)

Ein älterer Titel, zu dessen Annahme sich heute selbst der Titelsüchtigste nicht entschließen möchte, ist der eines „königlich böhmischen Vieh-Seuchen-Kommissarius."

Ein versteinerter Wald ist kürzlich in Texas nahe an der Quelle des Pasigan-Flusses entdeckt worden. Man fand nicht nur einige Hundert aufrecht stehende Bäume bereits in einen steinähnlichen Zustand verwandelt, sondern sogar mehrere theilweise noch lebenssaftige Bäume im Begriff, allmälig in denselben Zustand überzugehen. — Es wäre kein Wunder, wenn heutzutage noch andere Dinge als Bäume versteinerten!

Heine's neue Gedichte haben auf dem Büchermarkte ein Aufsehen erregt, wie keins der früheren Werke desselben Verfassers. Eine Auflage von 3000 Exemplaren ist bereits vergriffen, und eine neue, welche 4000 Exemplare stark wird, befindet sich unter der Presse.

Mannichfaltigkeiten.

(Frankfurt, 25. Okt.) Zu den geistigen Unterhaltungen während des bevorstehenden Winters rechnen wir mit angenehmer Erwartung die so eben angekündigten Vorträge zweier Mitglieder des hiesigen geographischen Vereins. Nach Angabe eines ausführlichen Prospektus, der in der Schmerber'schen Buchhandlung zur Einsicht oder Annahme vorliegt, werden nämlich die Herren Dr. Stricker und E. Heyden über verschiedene, eben so anziehende und unterhaltende, als lehrreiche und nützliche Gegenstände sprechen. Ersterer gedenkt über die Verbreitung des deutschen Volkes in allen Erdtheilen, und über Italien und Sicilien, nach dem Resultate zweier Reisen dahin, nähere Mittheilungen in lebendigen Schilderungen zu machen. Letzterer gibt durch den angedeuteten Inhalt seiner Vorträge zu erkennen, daß er seine besondere Thätigkeit auf eine sehr zeitgemäße Sache gerichtet hält. An zwölf Abenden — so scheint es — will er eben so viele interessante Gegenstände der Handelsgeographie in Betrachtung ziehen. Bei seinem uns bekannten praktischen Sinne, bei seiner längeren pädagogischen Erfahrung und seiner Begeisterung für lebenfördernde Wissenschaft sind wir überzeugt, daß dieselbe seine schöne Aufgabe gleichwie zur hinreichenden Befriedigung des gebildeten kaufmännischen und wissenschaftlichen Publikums, so auch nach den gerechten Wünschen der eine belehrende und anziehende Unterhaltung begehrenden Damenwelt um so zweckentsprechender lösen werde, als ja gerade die Handelsgeographie an neuem und interessantem, Nutzen schaffenden und Bildung förderndem Stoffe einen überaus großen Reichthum enthält. Die beabsichtigte freie und lebendige Darstellung dürfte den Eindruck des Ganzen wesentlich erhöhen. — Kriegk's, des gegenwärtig durch die Bearbeitung der Schlosser'schen Weltgeschichte ganz in Anspruch genommenen Etnographen, Nachfolger zu seyn, ist eine zwar schwere, aber ehrenvolle und gewiß auch belohnende Aufgabe.

*) Das Ausführliche enthält die Brochüre: „Kelheim, die Befreiungshalle und Weltenburg. Regensburg bei J. Manz 1844." (Mit drei Stahlstichen.)

Korrespondenz.

Bensheim, 26. Oct.

Unsere Nachbarn, die Bewohner von Heppenheim, haben mit ihrer Weinlese am Vorgestrigen begonnen; die unserige dagegen wird erst nächsten Dienstag ihren Anfang nehmen. Einen Nektar erwarten wir nun zwar nicht, wohl aber einen Wein, der in der ersten Entwickelung seines Jugendfeuers uns in dem bevorstehenden Winter manche trübe Stunde erheitern dürfte. Im günstigsten Falle dürfte das diesjährige Gewächs das vorjährige in der Güte übertreffen. Die auserlesenste Crescenz, der Pfaffensteiner, ein geistliches Besoldungsstück, wird dieses Jahr der Versteigerung ausgesetzt werden, weil die hiesige Pfarrei seit Neujahr, wo Hr. Pfarrer Stratmann als Domcapitular nach Mainz versetzt wurde, erledigt ist und bis zu ihrer definitiven Besetzung durch einen Vicar verwaltet wird. Man hofft, daß, in gerechter Würdigung einheimischer Verdienste, die erledigte Stelle dieses Mal einem verdienten inländischen Geistlichen werde zu Theil werden, und dies um so mehr, als es im Lande gar viele gering dotirte katholische Pfarreien gibt, welche dem vieljährig gedienten würdigen Geistlichen, der mit der einen oder andern bekleidet war, eine Versetzung und resp. Verbesserung seiner Lage äußerst wünschenswerth machen. Bei uns aber kann Einer die Sorgen und Mühen des vergangenen Lebens vergessen lernen und im Nothfalle selbst bis zum Versemachen begeistert werden. Letzteres wird von uns hier gerade nicht erwartet, doch aber, zur Erheiterung des geselligen Lebens, gerne gesehen, wenn es nur in vernünftiger Weise geschieht und dem menschlichen Verstande seine ewigen Rechte reservirt. — Unsere Stadt und Landschaft, in Mitte der von der Natur hochbegünstigten Bergstraße gelegen, arbeitet sich immer mehr aus den Ruinen der Vergangenheit empor und wird künftig noch eine Zierde mehr erhalten durch das auf dem Kirchberg aufzuführende Lusthaus, welches auf Subscription erbaut werden soll. Man hätte nicht leicht einen günstiger gelegenen Punkt auffindig machen können, und mit Rücksicht auf unsere Sommervergnügungen scheint derselbe sehr glücklich gewählt zu seyn. — Die Erdarbeiten an der Main-Neckar-Eisenbahn sind in hiesiger Gemarkung beendigt; eben so stehen die Hauptbrücken vollendet da, und es ist eine wahre Lust, diese sorgfältig und solid ausgeführten Bauten in Augenschein zu nehmen.

Darmstadt, 20. Oct.

Keine der schönen Künste ist wohl mehr geeignet, in das Volk überzugehen und Gemeingut desselben zu werden, als die Musik, insbesondere aber der Gesang, der in neuerer Zeit in Deutschland, sowohl in den Städten, als auf dem platten Lande, eine recht thätige Pflege bei Musikern und Musikfreunden gefunden hat. In hiesiger Stadt wurde zu Anfang des vorigen Jahrzehnts der Grund

dazu gelegt durch den damaligen Lehrer an der Militärschule, später zu Großenbuseck als Pfarrer verstorbenen Dr. Karl Weitershausen, der, von Sr. k. Hoh. dem Erbgroßherzoge darin unterstützt, zuerst einen militärischen Singverein, mit Zugrundelegung der von ihm herausgegebenen recht zweckmäßigen Liederbücher, organisirte und denselben seiner Bestimmung gemäß mit Rath und That unterstützte. Aber das schöne Beispiel des braven Weitershausen, dem die thätige Pflege des veredelten Volksgesanges eine der wichtigeren Aufgaben seines Lebens war, indem er dessen sittlichen Einfluß auf Bildung und besseren Umgang klar erkannte und auch in Großenbuseck durch Organisation eines Gesangvereins eifrig dafür wirkte — fein in hiesiger Stadt gegebenes Beispiel fand nicht sogleich die verdiente Nachahmung; es verstrichen noch mehrere Jahre, ehe man hier der Muse des Gesanges im Großen Altäre erbaute und ihren Kultus eifrig pflegte. Außer der Dilettanten-Gesellschaft haben wir jetzt hier nicht weniger als drei große Gesangvereine, als „Sängerkranz“, „Harmonie“ und „Mozart-Verein“, welche durch ihre Uebungen und ihre größeren Soiréen zur Erheiterung und Verschönerung des geselligen Lebens wesentlich beitragen. Die erste Abendunterhaltung des Sängerkranzes in dieser Saison war gestern Abend in dem Saale „zur Traube“, dirigirt von Hrn. Carl Mangold, der seit Frühjahr diesem Verein vorzustehen die Ehre hat. Die Chöre gingen sehr gut, wie auch einzelne Lieder, gesungen von Fräul. Betty Fischer und Hrn. Pasque. Jene gehört zu den vorzüglicheren unserer Gesellschaftssängerinnen; denn sie hat eine sehr angenehme Stimme, gepaart mit guten Manieren, und Dieser ist der in unserer Oper hervorglänzende gute Baritonist, der stets so gerne gehört wird. Noch mehrere andere Gesänge, wie die Quartette der Herren Marloff, Ludwig, Hallwachs und Bowinkel, wurden in der erfreulichsten Weise executirt. Der Abend war ein froher und genußreicher und Hrn. Mangold gebührt das Zeugniß, hinter seiner Bestimmung als Direktor des Sängerkranzes nicht zurückgeblieben zu seyn.

Hochheim, im Oct.

Das alte Sprüchwort: „Unter der Sonne geschieht nichts Neues“, scheint doch hier und da einiger Modification fähig zu seyn; denn wenigstens wir Bewohner von Old Hook sahen dieser Tage etwas Neues. Eine junge Weinhandlung nämlich, welche vor kurzem ihren Wohnsitz aus Sachsen hierher verlegt hat, entsandte an Einem Tage und in Einem Zuge 135,000 Pf. Zollgewicht Wein aus unsern Mauern nach Norddeutschland. Welch' schöner Transport und welche Aussichten für unsere Winzer! Unsere hiesige und einzige Fabrik moussirender Weine ist bereits in hohem Flor. Fortwährend sieht man darin arbeiten. — Was aber sollen wir zu dem diesjährigen Weine sagen, welcher vor dem August zu so günstigen Erwartungen berechtigte? Es steht in dem guten alten Aesop eine herrliche Fabel, welche auf ihn anwendbar wäre, nämlich die von dem Berge und der Maus. Immerhin aber wird die diesjährige Lese die vorjährige übertreffen und wer sorgfältig auslies't, kann ein gutes Glas à la 1828er bekommen. Im Ganzen aber wollen wir der Vorsehung für die Spenden dieses Jahres danken; denn — den Wein ausgenommen — sind sie überaus reich ausgefallen.

L. v. A.

Offenbach, 24. Oct.

Heute feierten wir hier im Gasthause zum „Hessischen Hofe“ ein schönes Fest. Die Feier des 50jährigen Doctor-Jubiläums des hochverehrten großherzogl. hess. Physikats-Arztes, Hrn. Hofraths Dr. Marschall, ward von all' seinen hiesigen, vielen auswärtigen Collegen, von allen Pharmaceuten von hier, von seinen Freunden und den angesehensten Einwohnern hiesiger Stadt in erhebend-rührender und heiterer Weise begangen. Die allgemeine Theilnahme, die innige Liebe und Verehrung, welche alle Anwesende dem würdigen Veteranen, der ein halbes Jahrhundert den so schweren Dienst der Heilkunde so segensreich für unsere Stadt und deren Umgebung geübt, so eifrig und freudig bezeigten, bewiesen, wie sehr dieser Biedermann dieser öffentlichen, so rühmlichen Anerkennung würdig und verdienstlich war. Schon in der Frühe ward der Hochverehrte durch eine erhebende Musik hiesigen Militärs begrüßt und später brachten dann die hiesigen Pharmaceuten und Aerzte, an deren Spitze Dr. Ferdinand Becker, der hochberühmte Grammaticus und Sprachgelehrte, und andere angesehene Bewohner von hier dem Jubilar in seinem Hause ihren Glückwunsch dar, welchen derselbe mit der höchsten Rührung dankend erwiderte. Um zwei Uhr Nachmittags erfolgte das zu Ehren des Gefeierten angeordnete Festessen, zu welchem derselbe feierlichst eingeladen und abgeholt wurde. Viele schöne, sinnige Trinksprüche, welche unser würdiger Kreisrath Maurer, der gelehrte Dr. Becker, der geistreiche Dr. Fulda und der sprachgewandte Realschuldirektor Dr. Schaumann, Dr. Helmsdörfer und Dr. Meyer, auch Aerzte von Frankfurt, zu diesem Festtage eingeladen, und noch Andere hielten, in treffender, anmuthiger, in tief ergreifender Sprache auf des schönen Tages hohe Bedeutung hinweisend — diese Trinksprüche trugen um ein Namhaftes zur Verherrlichung dieses Ehrenfestes bei. Dr. Becker hob besonders in seiner Rede schön hervor, wie wenigen Aerzten es, wie unserm Jubilar, von der gütigen Vorsehung zu Theil geworden sey, so lange Zeit zu wirken, wie wenigen es gegönnt sey, bei tiefer, umfassender Gelehrsamkeit den ärztlich-practischen Takt am Krankenbette zu gewinnen. Und diesen practischen Takt, was ja die Hauptsache sey, habe unser Freund ja schon frühe sich erworben und in fünfzigjähriger Erfahrung mehr und mehr befestigt und genauer bestimmt. Der Jubilar, für die dargebrachten Reden und Wünsche in der einfachen, ungekünstelten Sprache des Herzens dankend, zeigte darauf der Versammlung an, wie er durch die Gnade Sr. k. Hoh. des Großherzogs von Hessen einen Orden erhalten habe, und ersuchte Alle, die ja seine Freude theilten, zu Ausbringung eines dreifachen Hochs für den hochverehrten Landesfürsten, welches Hoch sofort auch mit Begeisterung von der Versammlung ausgebracht ward. Darauf brachte der Gefeierte, einen silbernen Becher zeigend, welchen unser durchlauchtige Fürst von Isenburg-Birstein eigenhändig für diesen so schönen Tag ihm zu verehren geruht habe, diesem ein Hoch, welches die Anwesenden mit Beifall begleiteten. Ein von Hrn. Kaufmann Pirazzi von hier zur Feier des frohen Tages anmuthiges und an den Namen des Jubelgreises geistreich anspielendes gedichtetes Lied, das während des Essens von den Gliedern der Gesellschaft gesungen wurde, erhöhete sehr den allgemeinen Jubel und die heitere Stimmung. So wurde unter geistreichen Reden und anmuthigen Scherzen, wobei eine anständig heitere Fröhlichkeit herrschte, das so seltene, schöne Festmahl bis tief in den Abend gefeiert. Indem wir die feste Ueberzeugung hegen, daß das Andenken an diese Feier stets nicht blos dem tief gerührten Jubelgreise, sondern auch jedem Anwesenden werth und theuer bleiben werde, wünschen wir von Herzen, daß der Hochverehrte noch lange unter uns zum Heile der leidenden Menschheit verweilen möge.

Charade.

(Zweisylbig.)

Die Erste trifft man groß und klein,
Bald wird sie rund, bald eckigt seyn.
Von Weisen nimm' die zweite an,
Dies hat noch Jedem wohl gethan.
Das Ganze trägt ein hohes Amt
Beim Volk, das von den Katten stammt.

Nidda. G. Heberer.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 29. Oct. Der Freischütz, große Oper in 4 Abth., Musik von C. M. von Weber.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 300. Mittwoch, den 30. October 1844.

Der Bauernkönig und die Jüdin.

(Von Johann Czynski.)

(Fortsetzung.)

„Sind die Jubeltöne aus Krakau bis zu Dir gedrungen?"

„Ja, und ich habe an die Schafe gedacht, die auf der grünen Wiese herumspringen und sich nicht träumen lassen, daß sie morgen zur Schlachtbank geführt werden."

„O, Freund! hänge nicht diesem Menschenhaß nach, der Dich Alles schwarz sehen läßt. Höre mir zu. Was ich Dir sagen will, ist in Polen noch nicht erlebt worden."

„Und Das wäre?"

„Vier mächtige Herrscher und mehrere Fürsten sind, durch den Ruhm Kasimir's angelockt, nach Krakau gekommen, um Den zu ehren, welchen die ganze Welt bewundert. Kaiser Karl IV., Ludwig von Ungarn, der durch den Tod seines Vaters König geworden ist, Waldemar, König von Dänemark, Peter, König von Cypern, Peter, Legat des Papstes Urban V., und Otto, Herzog von Baiern, alle umgeben von Grafen und Herren, sind zum Besuch in die Hauptstadt von Polen gekommen, und haben mit Staunen die Macht Kasimir's und den Wohlstand des Landes gesehen. Sie glaubten an den Ufern der Weichsel schlechte Hütten, unbebaute Landstriche und wilde Sitten zu finden, und sie sahen prächtige Städte, reiche Paläste, fruchtbare Felder und lachende Gärten. Die Geschäftigkeit der gewerbsamen Bevölkerung erregt ihre Neugier. Mit Bewunderung betrachten sie die Tuchwebereien, welche die von Brüssel übertreffen, und die Leinwandwebereien, hinter welchen die von Magdeburg zurückbleiben. Um ihnen ein Beispiel zu geben, bekümmert sich Kasimir in ihrer Gegenwart um Handwerker und Bauern, und behandelt die Bürger mit eben so viel Rücksichten, wie die Edelleute. Kürzlich hat Wierzynek, ein Bürger von Krakau, den König und seine Gäste gebeten, sich ein Gastmahl in seinem Hause gefallen zu lassen. Kasimir hat es zugesagt, und die Könige und Fürsten haben lächelnd versprochen, der Einladung Folge zu leisten. Sie waren neugierig, zu sehen, wie ein Lumpenhund die mächtigsten Herrscher der Erde empfangen wollte. Und der Bürger hat seinem Stande Ehre gemacht. Er hat die Fürsten durch seine Pracht in Erstaunen gesetzt und durch seine Höflichkeit und Zierlichkeit ihre Bewunderung erregt. Bei'm Nachtisch ließ er Gefäße mit Münzen zur Erinnerung an das Fest auftragen. Diese Gefäße enthielten über hunderttausend Goldstücke, und die gekrönten Häupter schämten sich nicht, dieselben von einem einfachen Bürger Krakau's anzunehmen. Kasimir war zufrieden, und die fremden Fürsten wünschten ihm Glück, über ein so reiches und freigebiges Volk zu herrschen. — Der König von Ungarn stand im Begriff, dem Kaiser den Krieg zu erklären. Durch Vermittlung Kasimir's ward Friede geschlossen, und alle diese Fürsten, durch ihn versöhnt, haben ihre Mißhelligkeiten beseitigt und sich Freundschaft und gegenseitige Hülfe geschworen. Zur Befestigung dieses Bundes hat der Kaiser die Hand der Enkelin Kasimir's begehrt. Das Geläute und der Trompetenschall, welchen Du gehört hast, verkündet dem vor Freude weinenden Volk, daß die Kriege zwischen dem Reich und Polen für immer aufhören, und daß die Vermählung Elisabeths von Pommern mit Kaiser Karl IV. eine feierliche Bürgschaft ewigen Friedens ist."

„Ist es nun nicht wahr, daß Kasimir durch sein Beispiel im Frieden zu demselben Ziel kommt, welches Du durch den Krieg erreichen wolltest? Selbst der Papst, ungleich seinem Vorgänger, billigt das Verfahren Kasimir's. Sein Legat begleitet den König überall hin und versichert ihn der wohlwollenden Gesinnungen Seiner Heiligkeit. Ben Josef, ich beschwöre Dich, komme wieder in unsere Mitte, gewöhne Dich wieder an's Leben, genieße mit Deinen Brüdern den Frieden und das allgemeine Glück. Nimm ein liebendes Weib; sey glücklich, wie Du mich glücklich gemacht hast, indem Du mir meine gute Marja wiedergabst."

Ben Josef ward durch diese Worte gerührt, denn sie kamen aus dem Herzen, und er bemerkte Thränen im Auge seines Freundes. Darum erklärte er sich zum ersten Mal ausführlicher gegen Gregor, dessen Freundschaft Anspruch auf seine Offenheit hatte. „Gregor," sagte er, „halte mich nicht für ein Kind, welches trotzt, oder für einen Ehrgeizigen, der sich schämt, sich sehen zu lassen, weil sein Streben nicht mit Erfolg gekrönt worden ist. Für jetzt ist nichts zu machen und nichts zu hoffen. Man müßte Jahrhunderte zuwarten können, um Das zu erleben, was Kasimir in wenigen Jahren zu erreichen vermocht hätte."

„Du jubelst über die Zusammenkunft der Herrscher zu Krakau. Nachdem sie zum Ueberdruß den Süden gesehen, wollten sie ein Mal zur Abwechslung die Ufer der Weichsel und

die Gipfel der Karpathen betrachten. Meinst Du aber, Kaiser Karl würde bei seiner Rückkehr nach Prag seine Großen nöthigen, ihre Leibeigenen freizugeben? Glaubst Du, die Könige von Ungarn, von Cypern und von Dänemark würden, durch das Beispiel Kasimir's angeregt, in ihren Ländern der Armuth, der Unterdrückung und der Unduldsamkeit ein Ende machen? Nein, Du glaubst es nicht. Sey überzeugt, die deutschen Edelleute werden ihre Vorrechte in Zukunft genießen, wie bisher, werden ihre Leibeigenen ausweiden, um sich die Füße in ihren Leibern zu wärmen, werden ihre Töchter entehren und nachher an ihre Knechte verheirathen, Alles zur Ehre des Christengottes. Du sagst mir, Urban V. bewundere eben so sehr Kasimir, wie Innocenz VI. ihn verabscheut hat, und sein Legat Peter sey eben so zuvorkommend, wie der Nuncius seines Vorgängers übermüthig. Was hältst Du von zwei Menschen, von denen der eine den Wanderern den Beutel oder das Leben abfordert, der andere ihnen lächelnd und unter Bücklingen den Weg zeigt, auf welchem sie in die Hände seiner Spießgesellen fallen? Ist Dir der erstere nicht lieber, als der letztere? Dem ersteren gleicht der kecke Priester von gestern, welcher seine Habgier und Herrschsucht nicht verbarg. Der arglistige letztere ist der Priester von heute, welcher, außer Stande, Kasimir mit Gewalt zu überwinden, ihm schmeichelt, um ihn einzunehmen und durch Heuchelei wieder zu gewinnen, was sein Vorfahr durch Offenheit verloren. Du rühmst mir den Wohlstand Polens, die Städte, die Werkstätten, welche sich erheben, seinen zunehmenden Handel. Was würdest Du von einem Menschen sagen, der in der Nähe eines alljährlich austretenden Flusses und an einem Wald voll reißender Thiere baut und pflanzt? Hätte er Recht, sich der Fruchtbarkeit seiner Felder, der Schönheit seiner Heerden zu freuen, wenn er stündlich bedroht ist, die Frucht seines Schweißes durch Ueberschwemmung, durch Bären oder Wölfe zu verlieren? So ist der vorübergehende Wohlstand Polens. Ringsum von wilden, räuberischen Völkern umgeben, reizt es mit seinem Reichthum nur ihre Habgier. Ein Volk, welches die Früchte seiner Arbeit und der Weisheit seiner Gesetze in Frieden genießen will, muß von andern, eben so freien und glücklichen Völkern umgeben seyn, sonst ist es stets den Angriffen eifersüchtiger Nachbarn ausgesetzt."

„Gregor, wenn Du in den Herzen lesen könntest, dann würdest Du sehen, daß jene Könige, welche bei Tag sich das Ansehen geben, als bewunderten sie das Walten Kasimir's, in der Nacht auf Mittel sinnen, seine Macht zu beschränken und sein Land arm zu machen, und daß sie, indem sie ihm ewigen Frieden schwören, nur auf eine günstige Gelegenheit warten, um einen Krieg auf Leben und Tod wider ihn zu beginnen. Lasse mich in meiner Einsamkeit, Gregor. Vergiß einen Freund, den Du nicht trösten kannst, dessen Anblick Deine Hoffnungen vergiftet und Deine Luftschlösser umwirft. Du kannst und sollst glücklich seyn, denn Du liebst und wirst geliebt. Mir bleibt keine andere Liebe als die Welt, welche ich zur Wiedergeburt bringen wollte. Lasse mich trauern um sie, denn sie ist verdammt, auf lange Zeit verdammt."

„Du glaubst also nicht an die Dauer von allem Diesem?" fragte Gregor.

„Nein," antwortete Ben Josef. „Wer's erlebt, wird's sehen."

„Du fürchtest den Tod Kasimir's. Du besorgst, ein träger Nachfolger möchte das Wirken eines gerechten und weisen Fürsten zu nichte machen. Beruhige Dich, Gott wacht über Polen. Esterka ist schwanger. Kasimir wird nicht ohne Leibeserben aus dem Leben gehen."

„Sie ist schwanger!" wiederholte Ben Josef gleichgültig.

„Binnen drei Tagen wird sie niederkommen."

„Binnen drei Tagen!"

„Die Aerzte haben versichert, vor Sonntag könnte der König den Thronerben in seinen Armen haben."

„Den Thronerben!" wiederholte Ben Josef mit bitterem Lächeln. Und die Hand Gregors ergreifend, sagte er: „Freund! die Lösung naht. Die Geburt eines Kindes von Esterka und Kasimir wird entscheiden, wer Recht gehabt hat: Der, welcher in Ruhe seiner Herrschaft genießen, oder Der, welcher durch Krieg das Glück Aller und den ewigen Frieden sichern wollte."

(Schluß folgt.)

Assisengericht in Mainz.

Mainz, 26. Oct.

Anklage wegen 17 Fälschungen.

Präsident: Hr. Obergerichtsrath Levita; Richter: Hr. Vicepräsident Schmitt, die Herren Richter Crève, Emele und Görz; Staatsbehörde: Hr. Generaladvokat Crève; Vertheidiger: Hr. Anwalt Glaubrech jun. und Hr. Stageadvokat Dumont; Angeklagte: Balthasar Dürr, 39 Jahre alt, Schuhmacher aus Mainz, und Heinrich Burkard, 52 Jahre alt, Makler von da.

Die Prozedur, welche während der zwei letzten Tage das Gericht beschäftigte, liefert ein trauriges Gegenstück zu jener der zwei vorhergehenden Tage. Dort waren zwei Eheleute mit ihrer zahlreichen Familie als Opfer der Geschäftsmänner vor Gericht gestellt worden, hier saß ein Geschäftsmann auf der Anklagebank und neben ihm ein Mann der gewerbtreibenden Klasse, dessen intellectuelle Fähigkeiten nicht der Art zu seyn scheinen, daß er ohne Anleitung die Masse von Verbrechen ausdenken und verüben konnte, deren er beschuldigt ist. Diese Sachlage fiel Jedem auf, der dieser interessanten Verhandlung beiwohnte, und erhielt durch den Ausspruch des Hrn. Präsidenten, daß die zwei Prozeduren auf große Mißbräuche hinwiesen, die sich in die Maklergeschäfte eingeschlichen hätten, und daß die Staatsbehörde sich ohne Zweifel bewogen finden würde, diesem Mißstande ihre besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden, vorzügliches Gewicht.

Der Angeklagte, Balthasar Dürr, ist ein robuster Handwerksmann. In seinem Gesichte liegt wenig Verschmitztheit, sondern Genußsucht und Arbeitsscheu; er soll indessen vor wenig Jahren sein Gewerbe nach einem großen Maßstabe betrieben und mit seinem Fabrikate auswärtige Messen bezogen haben, während er die Arbeit zu Hause seinen Gesellen überließ. Sein Mitangeklagter, der Makler Heinr. Burkard, ist ein kleiner buckligter Mann mit schlauem Gesichte. Sein Aeußeres bildet den vollkommensten Gegensatz zu Dürr. Dieser scheint gleichgültig, wogegen Burkard nachdenkend und mit großer Achtsamkeit den Verhandlungen folgt. Die Angeklag-

ten sitzen neben einander, aber nie treffen sich ihre Blicke, da besonders Burkard die seinigen stets von seinem Nachbar abwendet.

Der Saal, der reservirte Raum, die Gallerie und die Tribünen sind mit Zuhörern angefüllt.

Die Anklage legt dem Balthasar Dürr Folgendes zu Last:

Dürr war dem Bernhard Haas von Mainz eine nicht unbedeutende Summe schuldig und wurde gegen das Ende des vorigen Jahres auf Zahlung gedrängt. Er erklärte demnach im Dezember dem Haas, sein Schwager, Anton Reis, katholischer Pfarrer in Oberhilbersheim, sey bereit, ihm zu helfen und einen Wechsel zu seinem Vortheil auszustellen. Bald darauf brachte Dürr dem Haas einen Wechsel, datirt: Oberhilbersheim, den 17. Dezember 1843, für 350 fl., in sechs Monaten zahlbar, unterzeichnet: Anton Reis, indossirt an die eigene Ordre des Ausstellers, indossirt an die Ordre Franz Reif und von diesem an die Ordre Balthasar Dürr. Dem Wechsel war ein Siegel beigedrückt, welches in der Mitte die verschlungenen Buchstaben A. R. und als Umschrift die Worte: S. Parochiae Oberhilbersheim enthielt. Dürr übertrug diesen Wechsel dem Bernhard Haas, um ihn zu verkaufen und aus dem Erlös sich bezahlt zu machen; den Ueberschuß sollte er ihm herausgeben. Haas verkaufte den Wechsel an Marx Hirsch in Mainz am 18. Januar 1844, machte sich bezahlt und gab den Ueberrest dem Dürr heraus. Nachdem Marx Hirsch Eigenthümer des Wechsels geworden war, ließ er den Pfarrer Reis in Oberhilbersheim benachrichtigen, daß am Verfalltage der Wechsel an ihn zu bezahlen sey. Der Pfarrer ließ ihm jedoch sagen, daß er von einem Wechsel nichts wisse und überhaupt keinen Wechsel unterschrieben habe. Hirsch erfuhr dies, theilte es dem Haas mit, dieser sprach mit Dürr darüber; Dürr wußte ihn aber über den Verdacht der Falschheit zu beruhigen, und bald empfing Haas durch die Post einen von Oberhilbersheim den 23. Januar 1844 datirten Brief, A. Reis unterzeichnet, worin dieser ihm sagte, da er in Erfahrung gebracht, daß er im Besitze des von ihm ausgestellten Wechsels sey und schon einmal ein Israelite von Partenheim bei ihm gewesen, dem er aber keine genügende Antwort ertheilt und seinem Schwager anbefohlen habe, ihn durch das dem Wechsel beigedrückte (Pfarr-)Siegel in keine Unannehmlichkeiten zu versetzen, so schreibe er ihm zu seiner Ueberzeugung diese wenigen Zeilen, drücke nochmals das Siegel bei, bitte aber sehr, dies Alles als nur ihm Anvertrautes zu bewahren; bei seiner demnächstigen Ankunft in Mainz werde er ihn persönlich besuchen. Unter dem Contexte des Briefs fand sich das darin besprochene Siegel abgedrückt. Dieser Brief trug, weil er ein Anerkenntniß enthielt, wesentlich zur Beseitigung der gegen die Aechtheit der Unterschriften aufgetauchten Zweifel bei.

Nach diesem guten Anfange folgten nach einander der Wechsel von Oberhilbersheim vom 27. Dezember 1843, lautend auf die Summe von 300 fl., mit der falschen Unterschrift Anton Reis und dem falschen Siegel; dann darauf ein zu dessen Anerkenntniß geschriebener Brief vom 22. Januar mit falscher Unterschrift und falschem Siegel; weiter ein Wechsel von Oberhilbersheim vom 9. März 1844 von 6 0 fl. an Franz Joseph Weissenbach in Mainz mit den falschen Unterschriften Anton Reis und Franz Weigand und dem falschen Siegel; ein Brief mit falscher Unterschrift Anton Reis und falschem Siegel zur Beglaubigung dieses Wechsels; ein Wechsel von 300 fl. vom 24. Januar mit falscher Unterschrift A. Reis und falschem Siegel; ein Wechsel vom 21. Januar von 150 fl. mit der falschen Unterschrift A. Reis; ein Brief vom 30. Januar, worin die Aechtheit des vorigen Wechsels betheuert und am Verfalltage Zahlung zugesagt wird, mit der falschen Unterschrift A. Reis; ein Wechsel vom 21. Februar 1844 von 250 fl. mit der falschen Unterschrift A. Reis und dem falschen Siegel; ein Brief vom 27. Februar mit der falschen Unterschrift A. Reis und dem falschen Siegel, worin die Aechtheit des vorigen Wechsels betheuert wird; ein Wechsel vom 26. Januar von 300 fl. mit falscher Unterschrift A. Reis und falschem Siegel; ein Brief vom 30. Juni mit falscher Unterschrift A. Reis und falschem Siegel u. s. w. Der Pfarrer Anton Reis erklärt alle Unterschriften und das Siegel für falsch. Dürr gesteht zu, daß diese Unterschriften und Fälschungen als von ihm herrühren. Das falsche Siegel hat er, seiner Angabe gemäß, um den Unterschriften mehr Glauben zu verschaffen, besonders stechen lassen, als ob es im Auftrage seines Schwagers, des Pfarrers Reis, geschähe. Von allen diesen falschen Urkunden ist Dürr beschuldigt, um Andern oder sich einen unerlaubten Vortheil zu verschaffen, dadurch Gebrauch gemacht zu haben, daß er sie den Maklern zur Verwerthung übergab oder ihnen Anerkenntniß verschaffte.

(Schluß folgt.)

Frankfurt, 28. October.

Die Feier der Goethewoche beschloß in würdiger Weise das **Museum**. Am 25. seine Wiedereröffnung beginnend beurkundete schon sein am vorhergehenden Tage veröffentlichtes Programm, daß es seine Stellung begriffen und den ersten, nur wenige Tage auf die Feier der Monumentsenthüllung folgenden Museumsabend ausschließlich dem Andenken unseres großen Mitbürgers gewidmet habe. Eine ungewöhnlich große Versammlung weihte der ersten Sitzung ihre lebendige Theilnahme. Vor der Rednerbühne erhob sich auf einem Postamente die mit dem Lorbeer bekränzte Büste des unsterblichen Sängers. Nachdem der z. Vorsteher, Hr. Dr. med. A. **Clemens**, im Namen des Vorstandes die Mitglieder und Gönner der Anstalt freundlich begrüßt und die innern Verhältnisse des Museums in kurzen Worten berührt hatte, erhoben die Töne von **Beethovens** großartiger Symphonie aus A dur, unter Guhr's bewährter Leitung rühmlichst executirt, die Herzen zu höherer Weihe. Hierauf bestieg Hr. **Schneider**, geschätztes Mitglied des hiesigen Theaters, die Rednerbühne und las mit sinnig ernstem Ausdrucke eine Abhandlung des Hrn. Dr. med. A. Clemens: „**Andeutungen über das Verhältniß der Moral zur Poesie, mit besonderer Hinsicht auf Goethe**", worin der Verfasser die Ansichten der Widersacher des großen Sängers zu bekämpfen suchte, als seyen dessen Schöpfungen nicht nur keine ideale, sondern nur sinnliche und gewöhnliche. Leider fiel gegen Ende des mit steigendem Interesse gehörten Vortrags ein Stück Plafond von der Decke des vielbenutzten Saals und bewirkte mehr momentane Störung und Schreck als wirklichen Schaden. Die wiederberuhigte Gesellschaft erregte Hrn. **Hassel's** trefflich, in Frankfurter Mundart gesprochener **Toast zum Goethefeste** zur heitersten Laune auf. Der leicht zu errathende geehrte Verfasser dieses körnigen Scherzgedichts läßt einen 74jährigen

Frankfurter den vaterländischen Dichter vertheidigen, als habe der Unsterbliche nichts für's Volk gethan. Er, der Dichter Götzens, Werther's, Egmont's! — Fräul. Hausmann trug Goethe's Zueignung vor, in der er sich selbst zum Dichter der Wahrheit und Natur weiht. — Trefflich waren die Lieder gewählt, welche diesen genußreichen Abend verschönten: „Wer nie sein Brod mit Thränen aß"; „Das Veilchen"; „Freudvoll und leidvoll", aus Egmont, trug Fräul. Capitain mit allem Zauber ihrer Stimme; „Erlkönig", Hr. Caspari mit lebhaftem, wohlnüancirten Ausdrucke vor. Hr. Reger, jetzt geschätztes Mitglied unserer Bühne, trat an diesem Abend zum ersten Male im Museum auf und las mit anerkannter Meisterschaft Goethe's herrliche Elegie: „Alexis und Dora", mit einem Vorworte, welches die Hauptschöpfungen des unsterblichen Genius mit kurzen Worten charakterisirte. Ein junger Künstler, Hr. Eichberg, welcher den ersten Satz aus dem Violinconcert von Trotti E minor trefflich spielte, trug nicht wenig bei, die Feier des Abends zu erhöhen. Die klassische Ouvertüre aus Leonore, von Beethoven, von unserm anerkannten Orchester trefflich ausgeführt, beschloß krönend diese erste und durch die Würde ihres Zwecks unvergeßliche Versammlung.

Korrespondenz.

Leipzig; 25. Oct.

Im Laufe dieser Woche haben hier mehrere interessante Feier- und Festlichkeiten stattgefunden. Auf den 18. d. fiel das fünfzigjährige Jubiläum der Habilitirung auf der hiesigen Universität des weltberühmten Philologen Professors Dr. Gottfried Herrmann. Eine große Anzahl seiner Freunde, Verehrer und Schüler, alle hiesigen Professoren und Oberlehrer, viele auswärtige und hiesige Gelehrte gaben dem Veteranen der Gelehrsamkeit ein Fest-essen, das mit den geisterhebenden und erheiternden Reden und Toasten gewürzt ward. — An demselben Abend wohnten über 600 Personen der Hauptprüfung im hiesigen Conservatorium der Musik bei. Dieses Institut, welches gegenwärtig 60 Zöglinge zählt, macht durch den Eifer, mit dem es seinen edlen Zweck verfolgt, unserer Stadt alle Ehre und verdient, auch vom übrigen Deutschland berücksichtigt zu werden. Für die musikalische Theorie sind die Herren Hauptmann, Gade, Organist C. F. Becker und Musikdirektor Richter angestellt; als Lehrer des Klavier- und Violinspiels wirken die Herren Dr. Rob. Schumann, Plaidy und Wenzel, die Frau Clara Schumann und Hr. David. Außerdem befindet sich bei der Anstalt ein Lehrer für den Chorgesang, eine Sologesangs-Lehrerin und ein Lehrer für die italienische Sprache. Der halbjährige Cursus kostet 40 Thlr. Die Schüler des Conservatoriums haben nicht nur den Vortheil, daß sie die reiche musikalische Bibliothek der Anstalt gratis benutzen können, sondern sie genießen auch einen freien Zutritt zu den berühmten Konzerten des Gewandhauses, so wie zu fast allen bedeutenderen musikalischen Unterhaltungen. Bei der oben erwähnten Hauptprüfung (die zweite seit der Existenz des hiesigen Conservatoriums) zeichneten sich als tüchtige Klavierspieler die Herren Otto Goldschmidt und August Gökel sehr vortheilhaft aus. Ersterer wird vom König von Preußen mit jährlichen 300 Thlrn. unterstützt. Im Violinspiel erwarben sich die Herren Zahn, Oehmigen und Wassilewski und Dupont sehr vielen Beifall. Im Gesange brillirten die Damen Henningsen und Haubold. — Die Feier zur Erinnerung an die Schlacht bei Leipzig wurde am 19. Oct. von einer großen Anzahl von Gebildeten und Patrioten sehr festlich begangen. Hr. Superintendent Dr. Großmann theilte bei dem Zweckessen sehr interessante Beiträge von Augenzeugen mit und stellte in Aussicht, daß er ein vollständiges Werk über die hochwichtige Schlacht herausgeben werde. Man ist hier äußerst gespannt auf diese Veröffentlichung, da man von einem so gelehrten und gesinnungsvollen Mann, von Dr. Großmann, nur Gediegenes zu erwarten hat. — Am 23. d. Mts. ging hier „Lady Ellen, oder: Uebermuth und Buße", Lustspiel in 3 Acten, von Louise Mühlbach, zum Erstenmale über unsere Bretter. Wenn das Stück auch durch das treffliche Spiel der Fräul. Baumeister (Lady Ellen) und des Hrn. Marr (Friseur Zopfband) und durch einige sehr gewöhnliche, aber heitere Scenen vom Auspochen gerettet wurde, so zweifle ich doch, ob es im Stande seyn wird, irgend einen Zuschauer zum zweiten Male zu verlocken. Es gehört sehr viel Geduld dazu, um alle Acte anzuhören. Der erste Aufzug ist das Non plus ultra der alltäglichsten Fadheit. Der zweite beschämt die liederlichsten französischen Fabrikstücke durch Unwahrscheinlichkeiten und bei den Haaren herbeigerissenen Verwickelungen. Im dritten endlich findet man die jämmerlichsten Reminiscenzen, die schlechtesten Wortspiele und das überflüssigste Geschwätz, wie sie nur gewisse Romanschriftstellerinnen zu machen pflegen. Mit der Originalität des Lustspiels (die Verfasserin nennt das Stück ein Original-Lustspiel) ist es auch nicht weit her, da die Intrigue und die Handlung auf einer von allen belletristischen Blättern wiedergekäuten Anekdote beruhen. Und so verschwimmt denn auch dieses wässerige Lustspiel mit dem großen Strome der mittelmäßigen Erzeugnisse des neuesten deutschen Humors. — Unser „Tageblatt", welches sich stets beeilt, das Gemeinnützige den hiesigen Lesern mitzutheilen, bringt in der letzten Nummer eine Bekanntmachung in Bezug auf den fürstlichen Garten zu Gera, der von den Leipzigern stark besucht wird, die in einiger Hinsicht lesenswerth ist und es daher verdient, auch in diesem Blatte einen Platz zu finden: „Auf höchsten Specialbefehl Sr. des gnädigst regierenden Fürsten v. Lobenstein-Ebersdorf und Mitregenten von Gera hochfürstlicher Durchlaucht wird das nachstehende Rescript bekannt gemacht. Gera, am 16. October 1844. — Fürstlich Reuß-Pl. gemeinschaftl. Landesdirektion. Weißenborn. — Ich finde für nöthig, Folgendes hiesiger Landesdirektion zur Veröffentlichung mitzutheilen, um Mißverständnisse zu vermeiden, um jedem Betreffenden deutlich einen Anhaltepunkt zu geben. A. Alle „anständige" Fremde ohne Unterschied können während Meines Aufenthalts hier zu jeder Tagesstunde das Schloß und seine Umgebung besuchen. Wollen Genannte das Innere des Schlosses ansehen, so melden sie sich beim Thorwärter. (Es ist stets ein Thorwärter da.) Bei dem Thorwärter erfahren die Fremden das Nöthige. Da Ich hier von anständigen Fremden rede, so nehme Ich an, daß sie nichts Unanständiges begehen, z. B. keine schweren Stöcke, Hunde, keine schmutzigen Stiefel, Worte, Lieder rc. „Narrenhände rc." Wünscht Jemand in den Anlagen herumgeführt zu werden, so kann er bei dem Hofgärtner darum bitten, doch kann und soll Niemand „Anständiges" an dem Besuch der Anlagen gehindert seyn. B. Hiesiges anständiges Publikum „wie al A." Mit dem Unterschied, daß es die Fähnlein, die den Durchgang verbieten, zu beachten hat, daß Sonntags vorzugsweis dem Besuch gewidmet ist. Mit der Dunkelheit hört der Besuch auf. Warum? weil dann die Begriffe Anständig und Unanständig sich verwirren. C. Auf Tinz oder dessen Garten findet Obiges Beziehung mit der Bemerkung: daß dort die Fasanerie besondere Rücksicht verdient. — Schloß Osterstein, den 25. Sept. 1844. — H. 72. An die Landesdirektion hier."

Theater-Anzeige.

Dienstag, 29. Oct. Der Freischütz, große Oper in 4 Abth., Musik von C. M. von Weber.

Mittwoch, 30. Oct. (Neu einstudirt): Johann von Paris, Oper in 2 Abth., Musik von Boieldieu.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 301. Donnerstag, den 31. October 1844.

Der Bauernkönig und die Jüdin.

(Von Johann Czynski.)

(Schluß.)

Drei und dreißigstes Kapitel.

Der Thronerbe.

Wenn man bei Festen und Lustbarkeiten Esterka beobachtet hätte, so würde man zuweilen Thränen bemerkt haben, die sich unter ihren Wimpern hervorstahlen, und erstickte Seufzer, welche ihr geheimes Leiden verriethen. Das Uebelwollen des ganzen Hofs, welcher einer Jüdin ihre Erhebung nicht verzeihen konnte, erregte ihr tausendfachen Verdruß und unzählige Demüthigungen, denen sie sich nicht entziehen konnte. Mehr als ein Mal hatte sie an den Wänden des Palastes gelesen: „Hof einer Jüdin, Königin von Jerusalem, Schneiderstochter. Oft raunte man ihr im festlichen Gedränge spöttische oder beleidigende Worte zu. Die Frauen der Großen, eifersüchtig auf ihre Schönheit und auf ihren Rang, ließen keine Gelegenheit unbenutzt, sie ihren Haß fühlen zu lassen. Was sie nicht offen auszusprechen wagten, das drückten sie bald durch einen verachtenden Blick aus, bald durch ein Geflüster mit höhnischem Lächeln, bald durch einen berechneten Mangel an Rücksicht. Ein Mal erschien um Mitternacht bei einer Mummerei eine Frau von feinem Wuchs und majestätischem Gang. Alle Blicke wandten sich nach ihr. Da warf sie ihr Oberkleid ab und stand in der Tracht der Jüdinnen da. Allgemeines Gelächter verrieth, wie sehr dieser Streich gefiel. Esterka überwand ihren Schmerz. Sie lief in ihr Zimmer, kleidete sich um, und erschien wieder in der Tracht einer jüdischen Königin, mit einer helmartigen Krone, einem Halsband von Sapphiren und Smaragden, einem reichgestickten gestreiften Leibchen und einer Tunika über dem langen Gewand. Dieser Putz paßte so trefflich zu der Art von Schönheit, welche sie besaß, und machte solchen Eindruck, daß alle Vorurtheile schwanden und sich in einem Gemurmel der Bewunderung verloren. Die Chronikschreiber versichern, sie sey in diesem Augenblick so schön gewesen, daß alle Anwesenden, von ihrem Anblick hingerissen, dem König seine Liebe zu einer Jüdin verziehen hätten. Rokiczana, welche, von ihren eigenen ehemaligen Feindinnen verhetzt, den Streich gespielt hatte, verließ beschämt den Saal. Aber Esterka wußte solche Streiche nicht immer mit derselben Geistesgegenwart erfolgreich abzuwehren. Sie erröthete und gerieth in Verlegenheit, wenn die Hofleute ihr Juden vorstellten, welche sich für Verwandte oder ehemalige Freunde von ihr ausgaben. Sie konnte ihren Verdruß nicht verhehlen, als der Kaiser Karl mit der Herzogin Elisabeth tanzte, ohne ihr dieselbe Ehre zu erweisen. Unter den auswärtigen Fürsten gab sie dem König Ludwig von Ungarn den Vorzug, welcher die Zuneigung Kasimir's sowohl wie der polnischen Edelleute zu gewinnen wußte, und zugleich bei jeder Gelegenheit sie, die Jüdin, als Gemahlin Kasimir's und als Königin von Polen behandelte.

Kasimir war glücklich. Nachdem er den Adel und die Geistlichkeit unter sein Gesetz gebeugt hatte, genoß er in Frieden die Liebe eines dankbaren Volks, hatte seine Freude am allgemeinen Wohlstand, und fand Erholung von den Arbeiten der Regierung am Herzen eines geliebten Weibes. Nur die Aussicht auf einen Erben fehlte noch zur Vervollständigung seines Glücks. Endlich sah er auch diesen Wunsch seiner Erfüllung nahe, und nun hatte er nichts mehr vom Himmel zu begehren. Als der Arzt ihm die glückliche Niederkunft Esterka's mit einem Sohn meldete, umarmte er ihn in überschwänglicher Lust. Er ahnte nicht, daß die Geburt dieses Kindes Anlaß zu dem Kummer geben sollte, der ihn in's Grab stürzte. Er rief seine Hofleute zusammen und theilte ihnen die frohe Botschaft mit. Er ließ Almosen vertheilen, verordnete Dankgebete in allen Kirchen, und gebot, durch das Geläute aller Glocken den Bewohnern Krakau's zu verkünden, daß Gott ihm einen Erben geschenkt habe.

Glücklich in der Hoffnung, noch lange genug zu leben, um in seinem Sohn einen Vollender des von ihm angefangenen Werks zu erziehen, saß Kasimir am Bett Esterka's und betrachtete mit Wonne bald die Mutter, bald das Kind. So vergingen mehrere Stunden. Aber weder das anbefohlene Geläute aller Glocken, noch der Freudenruf des Volks ließ sich vernehmen. Der König stand auf, rief seine Hofleute und fragte, ob seine Befehle ausgerichtet seyen. Niemand antwortete. Endlich trat Jakob von Melchtin bleich und niedergeschlagen vor. Ungeduldig fragte ihn Kasimir: „Hast Du den Priestern geboten, Gebete herzusagen?"

„Ja, Herr König," antwortete der Greis.

„Und warum hat der Klang der Glocken den Bewohnern Krakau's noch nicht verkündet, daß ich Vater bin, und daß Polen einen Thronerben hat?"

Jakob von Melchtin zögerte mit der Antwort. „Sprich!" rief der König ihm zu.

„Herr König," sprach der Greis, „die Priester haben geantwortet, die Glocken christlicher Kirchen seyen nicht dazu da, die Geburt des Sohnes einer Jüdin zu feiern."

„Was sagst Du?"

„Die Wahrheit, Herr König."

„Wie? In meiner ganzen Hauptstadt findet sich kein Priester, der so treu, so aufgeklärt, so dankbar, so klug wäre, um einzusehen, daß dies Kind mein Sohn, mein Fleisch und Blut ist, und daß ich ihm mit dem Schwert in der Hand Achtung verschaffen werde?"

„Nicht ein einziger."

„Und der Bischof von Krakau?"

„Er wartet mit den vornehmsten Priestern und mit den Wojewoden des Reichs auf Gehör bei Euch."

„Was wollen sie von mir?" schrie Kasimir.

„Sie wollen Euch erklären, warum sie Euren Befehlen nicht gehorcht haben."

Der König eilte in den großen Saal, wo er die angemeldeten Großen beisammen fand. „Edle Herren," redete er sie an, „wenn der geringste Eurer Knechte das Glück hat, Vater zu seyn, so steht es ihm zu, sich zu freuen und den Beistand der Kirche zur Bezeugung seiner Freude in Anspruch zu nehmen. Ich allein, Euer König, bin, wie ich sehe, von diesem Recht ausgeschlossen. Mir allein verweigert die Geistlichkeit ihren Segen; für mich allein verwandelt sich der Jubel in Trauer."

„Herr König," erwiederte der greise Bischof, „dem König haben wir Gewährung seines Wunsches verweigert, nicht dem Vater. Stets sind wir den Piasten ergeben gewesen, welche unsere Rechte achteten und den ihrigen Achtung verschafften. Ihr habt uns stets auf Eurer Seite gefunden bei Allem, was Ihr für das Beste des Landes und für den Ruhm Eurer Regierung gewollt habt. Eben so werden wir auch unsere Schuldigkeit thun gegen den Fürsten, welchen Ihr als Euren Nachfolger bezeichnen werdet. Wir sind bereit, uns zu beugen, aber vor einem ehelichen christlichen Kind."

„Ist mein Kind nicht ehelich?"

„Nein, Herr König. Die Kirche hat nicht die Bande geheiligt, welche Euch an seine Mutter knüpfen. Sie konnte der Verbindung eines christlichen Fürsten mit einer Jüdin nicht ihren Segen geben."

„Ist das Eure feste Meinung?"

„Ja, Herr König, und lieber wollen wir den Tod leiden, als einen Fürsten anerkennen, den unser Glaube verwirft."

Die Großen entfernten sich. Nicht ein einziger Priester erklärte sich für Kasimir, nicht ein einziger Edelmann trat auf seine Seite. Zum ersten Mal sah er sich von seinen Hofleuten und selbst von seinen Freunden im Stich gelassen. Er blieb bei seinem Weib und seinem Kind und betrachtete mit Verzweiflung den Sohn, welchem die Unduldsamkeit die eheliche Geburt absprach. Nur der Gesandte des Königs von Ungarn, falsch wie sein Herr, schien den Schmerz des Königs zu theilen, und gab ihm zu verstehen, er möge die Krone einem kräftigen, duldsamen, menschenfreundlichen Fürsten zuwenden, welcher sein Werk fortzusetzen geeignet sey. Kasimir hörte ihn an, ohne zu antworten. Er gedachte der letzten Unterredung, die er mit Ben Josef gehabt hatte.

Vier und dreißigstes Kapitel.

Die Lösung.

Einige Monate nach jenem für Kasimir so schmerzlichen Auftritt drängten sich die Bewohner von Krakau mit Thränen in den Augen nach dem Schloß, um sich nach dem Gesundheitszustand des Königs zu erkundigen. Kasimir, in der tiefsten Seele verwundet, voll Besorgniß für die Zukunft seiner Familie und seines Landes, kränkelte. Ein Sturz mit dem Pferd verschlimmerte das Uebel. Die Aerzte, welche das Seelenleiden nicht erriethen, fanden kein Heilmittel. Das Fieber nahm zu, und der König spürte das Schwinden seiner Kräfte. Die Gefahr stieg mit jedem Augenblick. Das Volk klagte, als ob Jeder im Begriff stehe, einen Vater zu verlieren. Aber während Bürger und Bauern weinend das Schloß umstanden und Gelübde für seine Heilung thaten, kamen die Edelleute vergnügt von ihren Schlössern herbei und vereinigten sich mit den Priestern bei dem päpstlichen Legaten und bei dem ungarischen Botschafter. Das dankbare Volk drängte sich zu dem sterbenden Herrscher, die ehrgeizigen Ränkemacher zu seinem Nachfolger.

Stündlich kamen Boten des ungarischen Gesandten in's Schloß, um sich theilnehmend nach dem Befinden des Königs zu erkundigen, und kehrten zurück mit der Meldung, der König lebe noch, aber sein letztes Stündlein sey nahe. Esterka war acht Tage und acht Nächte nicht von dem Krankenbett weggekommen. Sie selber bereitete und reichte die Arzneimittel ihrem Gatten, der nur von ihr bedient seyn wollte. Endlich gab sich eine merkliche Besserung in seinem Zustande kund. Er ward seiner Gedanken und der Sprache wieder mächtig. Als er Esterka so angegriffen sah, drang er sogleich in sie, auf einem Spaziergang an der Weichsel frische Luft zu schöpfen. Ein Mönch, der das Vertrauen des Königs erschlichen hatte, redete ihr gleichfalls zu und machte ihr eine Pflicht daraus, dem Wunsch des Königs nachzukommen, weil sie neugestärkt ihm wieder um so besser dienen könnte. Esterka widerstand, gab aber endlich der Bitte des Königs nach und dem Drängen des Mönchs, welcher ihre Stelle bei dem Kranken anzunehmen versprach.

Begleitet von einigen Leuten ihres Gefolges, begab sich Esterka aus dem Schloß nach den Hügeln am Fluß, auf welchen sich die schönsten Aussichten eröffnen. Aber sie achtete nicht auf die Herrlichkeit der Landschaft. Eine düstere Ahnung lag drückend auf ihrer Seele und trieb sie nach dem Krankenbett ihres Gemahls zurück. Auf dem Rückweg trat ein Mann mit weißem Bart, hagerem Gesicht und vertrockneter gekrümmter Gestalt zu ihr und bat sie um Almosen für Arme, Schwache, Alte, Wittwen und Waisen. „Ich bin ein Jude", sagte er, „und bitte für Juden." Esterka wollte sich nicht aufhalten und beschleunigte ihre Schritte. Der Bettler that desgleichen und wiederholte stets seine Bitte. Ungeduldig befahl Esterka ihren Leuten, ihr den zudringlichen Menschen vom Hals zu schaffen. „Wohin eilt Ihr denn so?" rief der Bettler in einem Ton, welcher die Gattin Kasimirs erbeben machte. Sie glaubte diese Stimme zu kennen, obwohl die Züge des Bettlers ihr fremd waren. Schüchtern antwortete sie: „Ich eile ins Schloß zurück!"

„In's Schloß des Königs?"

„Des Königs, meines Gemahls."

„Zu spät, glückliches Weib!" rief der Bettler. „Horch diesen Lärm. Der Adel ruft Ludwig von Ungarn zum König von Polen aus. Kasimir ist todt!"

Bei diesen Worten zitterte die Unglückliche an allen Gliedern und rannte wie toll vorwärts, um sich mit eigenen Augen von der Wahrheit des Gehörten zu überzeugen. Athemlos drängte sie sich in den Schloßhof durch eine bestürzte Volksmenge, deren Seufzer verriethen, daß Kasimir verschieden war. Sie wollte noch ein Mal die Leiche sehen und umarmen. An der Treppe trat ihr ein abgemagertes Weib, gleich einem Gespenst, entgegen mit dem Ruf: „Zurück, Jüdin! Hier ist die Wohnung des rechtgläubigen Königs Ludwig von Ungarn und Polen. Dieser heilige Wohnsitz wird nicht mehr durch die Gegenwart einer Ungläubigen besudelt werden!"

Esterka achtete nicht auf diese Ausbrüche einer ohnmächtigen Wuth. Aber beim nächsten Schritt vertraten ihr ungarische und polnische Edelleute den Weg und wiesen sie aus einem Palast, in welchem sie eine Stunde vorher noch geherrscht hatte. „Mein Kind!" rief die Unglückliche. „Mein Sohn! Gebt mir meinen Sohn; ich gebe euch eure Krone zurück!"

„Die verworfenen Königssöhne haben keine Mütter", sagte der Bettler, der ihr nicht von der Seite kam. „Die Tage Deines Kindes sind gezählt. Du wirst es nicht wiedersehen."

„Du bist's, Ben Josef!" rief Esterka und warf sich an seine Brust. „Gnade! Erbarmen!"

„Gnade? Erbarmen für Dich? Hast Du Erbarmen gehabt mit Deinem Vater? Hat Dein Volk Gnade gefunden in Deinen Augen? Komm mit und höre!" Ben Josef zog sie in die Nähe eines Heroldes, der Folgendes ablas: „Wir Ludwig, von Gottes Gnaden König von Ungarn und Polen, thun kund jedermänniglich: Alle von dem in Gott ruhenden König Kasimir den Leibeigenen und den Juden bewilligten Rechte sind für immer abgethan. Die Ungläubigen sollen insgesammt sich zum römisch katholischen Glauben bekehren. Wo nicht, so müssen sie Krakau verlassen und ihre Güter werden eingezogen. Und damit man auf den ersten Blick die Feinde des Glaubens erkenne, sollen sie auf dem Rücken ein Stück gelbe Leinwand tragen."

„Komm weiter!" sagte Ben Josef und zog die Unglückliche mit sich in die Stadt. Hier sah sie, wie die Edelleute mit dem Säbel in der Faust, begleitet von Priestern mit dem Kreuz, die Juden austrieben. „Tochter Ben Himmels!" sprach ihr Begleiter, „Gemahlin Kasimirs! Sind die Juden nicht glücklich? Raufe Deine Haare aus, denn dies Unheil ist Dein Werk und wird noch fünfhundert Jahre dauern!"

Ben Josef verschwand im Gedränge und ward nicht mehr gesehen. Esterka ward von den Adeligen verhöhnt und von den Ihrigen zurückgestoßen. Sie bekam ihr Kind nicht mehr zu sehen und ward nach kurzer Zeit auf dem Grabe ihres Vaters todt gefunden.

Assisengericht in Mainz.

Mainz, 20. Oct.

Anklage wegen 17 Fälschungen.

(Schluß.)

Heinrich Burkard ist angeklagt, auf den Wechsel von 150 fl. vom 21. Jan. 1844 das Indossement mit der falschen Unterschrift „Anton Reis" gesetzt zu haben. Der Pfarrer Reis erklärte die Unterschrift Ant. Reis auf diesem Wechsel gleichfalls für nicht von ihm gemacht und falsch; das Indossement und die Unterschrift Ant. Reis auf dem Wechsel vom 21. Jan. rührt nach der Angabe des Beklagten Dürr nicht von ihm, sondern von dem Angeklagten Burkard her; daher ist Burkard angeklagt, eine falsche Unterschrift gemacht und von der verfälschten Urkunde, um sich oder Andern einen Vortheil zu verschaffen, Gebrauch gemacht zu haben.

Durch das Zeugenverhör wurden alle Angaben im Anklageakt erwiesen, ingleichen wurde durch die Gutachten der Sachverständigen dargethan, daß der Angeklagte Dürr alle ihm zur Last gelegten Fälschungen begangen, eben so, daß der Angeklagte Burkard die ihm zur Last gelegte Fälschung verübt habe.

Hr. Generaladvokat Crève unterstützte in einem gutgehaltenen Vortrage die Anklage in allen Punkten. Die Entschuldigung des Angekl. Dürr, daß er, um sich aus der Verlegenheit zu erretten, falsche Wechsel habe machen müssen, findet er sonderbar und meint nicht, daß die Geschwornen sie annehmen würden; er beleuchtet die Verschmitztheit, mit welcher die Fälschungen angelegt und durch die falschen Briefe unterstützt worden seyen. Der Angekl. Burkard, äußert die Staatsbehörde, müsse von diesen Fälschungen Kenntniß gehabt haben; die Sache, fügt sie bei, sey von der höchsten Wichtigkeit, da die Fälschungen so sehr überhand nähmen, daß unter 40 Assisensachen seit Einführung des neuen Strafgesetzbuchs 12 Fälschungen vorgekommen wären; sie empfehle daher den Geschwornen die größte Umsicht.

Der Vertheidiger des Angekl. Dürr, Hr. Anwalt Glaubrech, bemühte sich, die Schuld seines Clienten so viel als möglich zu mildern, indem er seine frühere Arbeitsamkeit und Rechtlichkeit hervorhob und auf Rechnung eines im Jahr 1843 gegen ihn verübten Diebstahls setzte, wenn er, um sich aus einer großen Verlegenheit zu ziehen, den falschen Wechsel an Bernhard Haas abgegeben habe; die Absicht, diesem zu schaden, könne er dabei, sagt der Vertheidiger, nicht gehabt haben, da er ihm nichts mehr geschuldet und Haas, wenn er sich nicht Uebervortheilungen erlaubt hätte, bezahlt gewesen sey. Die Zahl der Fälschungen ist, dem Vertheidiger zufolge, auch zu hoch gegriffen, da einige Wechsel nicht verkauft, sondern blos angeboten worden seyen und das Anbieten den von dem Gesetze zur Straffälligkeit verlangten Gebrauch nicht charakterisire. Nicht minder suchte der Hr. Vertheidiger die geschriebenen Briefe in der Meinung der Geschwornen so darzustellen, daß man sie als falsche Urkunden im Sinne des Gesetzes nicht betrachten könne.

Der Vertheidiger des Burkard, Hr. Stageadvokat Dumont, ein talentvoller junger Mann, beschäftigte sich am Anfange seines Vortrags mit der Frage, ob sein Client die Worte „Anton Reis" hinter dem Indossement des Wechsels vom 21. Jan. geschrieben und ob er in verbrecherischer Absicht Gebrauch davon gemacht habe. Er behauptet nein. Wer, sagt er, ist der Ankläger des Burkard? Balthasar Dürr; während der ganzen Voruntersuchung sagte er kein Wort von dieser Beschuldigung und nahm alle falschen Unterschriften auf sich. Auf ein Mal fällt ihm ein, daß Burkard den Namen auf dem Indossement geschrieben habe, und nun gibt er es dem Untersuchungsrichter an. Drei Mal hat er deßhalb seine Aussagen geändert. Welchen Glauben, meine Herren, können

Sie ihm schenken! Außer dieser Denunciation besteht gegen Burkard nichts als die Aussage der Sachverständigen; welch' schwaches Beweismittel diese bildet, sucht er durch die angeführte Meinung des berühmten Mittermaier darzuthun. Uebrigens, fährt er fort, findet sich auch in der Art, wie die Sachverständigen zu dem Schluß gekommen sind, daß Burkard die zwei Worte geschrieben, ein genügender Grund zur Verwerfung dieses Beweismittels. Außerdem, meint der Vertheidiger, fehle der Anklage der Charakter des Verbrechens, da sein Klient von der Urkunde keinen Gebrauch gemacht, keinen Vortheil davon gezogen und nicht gewußt habe, daß sie falsch sey. Wenn man ihm zu Last legen wolle, daß er sich bemüht habe, die falschen Wechsel anzubringen, so möchte man bedenken, daß er sie für ächt gehalten habe. Der Vertheidiger behauptet, es läge kein Beweis vor, die Geschwornen würden daher auch kein Schuldig aussprechen.

Nach einer kurzen Erwiederung der Staatsbehörde wurden die Debatten geschlossen; das darauf folgende Resumé des Hrn. Präsidenten bot ein getreues Bild der Verhandlungen dar. Der Redner drückte sein Erstaunen dabei aus, daß der Angekl. Dürr in Zeit von sieben Monaten 2000 fl. durch Fälschungen aufgenommen; bei einem Manne, der weder dem Trunke noch dem Spiele ergeben gewesen, meint er, könne man eine so große Ausgabe nur durch die Uebervortheilungen erklären, deren Opfer er geworden, und es sey hohe Zeit, dem Gewerbe der sogenannten Geschäftsmänner Schranken zu setzen; die zwei in dieser Session vorgekommenen Prozeduren hätten dazu die wichtigsten Motive geliefert. Die vorliegende Sache sey verwickelt und von um so größerer Wichtigkeit, als die Folgen der Fälschungen nach unserer Gesetzgebung, da die schriftlichen Beweise besondre Vorrechte genössen, unberechenbar seyen. Nach beendigtem Resumé gingen die Geschworenen in ihr Berathungszimmer; nach mehr als zweistündiger Abwesenheit erschienen sie wieder im Sitzungssaale. Sie erklärten den Angekl. Dürr aller ihm zu Last gelegten Verbrechen schuldig; der Angekl. Burkard wurde für nicht schuldig erklärt.

Dürr wurde zu neun Jahren Zuchthausstrafe verurtheilt, Burkard freigesprochen und sogleich in Freiheit gesetzt.

Dürr war zuletzt sehr niedergeschlagen und vergoß Thränen, als er sein Urtheil vernahm. Mit einer passenden Anrede des Hrn. Präsidenten wurden die Geschworenen entlassen.

Der Winter. *)

Der Winter zeigt das Alter uns im Bilde:
Man zehrt vom Gut, das sorgsam man erspart;
Wird uns beschneit der Hoffnung Saat-Gefilde,
Wir schöpfen Trost aus uns'rer Pilgerfahrt.

Gern sucht der Geist die Blüthen aufzufrischen,
Die er im Lebensfrühling sich erwarb,
Nicht Alles kann die Winternacht verwischen,
Wenn Manches auch im Keime früh erstarb.

Ruht tief im Schlummer auch die weite Fläche,
Steht unbelaubt des Waldes öder Raum,
Zeigt sich uns auch des Alters herbe Schwäche,
Verjüngt uns doch der Jugend goldner Traum.

Zwar kehrt die Zeit in Wirklichkeit nicht wieder,
Die wie Gewölk am Horizont verflog,
Doch senkt man sinnend dann die Augenlieder
Und blättert in dem Lebens-Catalog.

Was dann Erinnerung uns liebend bietet,
Erhebt den Geist, gibt frohen Muth und Kraft,
Und reichlich wird das Herbe so vergütet,
Das uns des Lebens Winter prüfend schafft.

Stirbt scheinbar auch alljährig rings die Erde,
Beschließt der Mensch auch seinen ird'schen Lauf;
Es wachen beide durch der Allmacht: „Werde!"
Zu einem neuen schönern Daseyn auf.

Ja, rein'res Glück ist jenseits dir beschieden,
Geh', lies es, Mensch, im Buche der Natur,
Und schaue rings des Frühlings neue Blüthen
Als eines neuen Lebens sich're Spur.

*) Aus: „Sandkörnlein zum Besten des Kölner Dombaues von Moritz, Grafen zu Bentheim-Tecklenburg. Frankfurt a. M. bei J. D. Sauerländer."

Frankfurt. — Eingesendet.

Das Goethemonument prangt jetzt in seiner Erhabenheit und Schönheit in unserer Stadtallee. Möge nun auch die Umgebung eine würdige und entsprechende Gestalt gewinnen! Gewiß wurde daran bereits von unserer Staatsbehörde gedacht. Inzwischen möchte diese Frage nicht bald genug zur Sprache gebracht werden, sey es auch nur, um vielleicht Anregung zu bessern Vorschlägen zu geben. Darüber werden gewiß Alle einig seyn, daß die den Anblick des Monuments aus größerer Ferne hindernden Bäume wegzuschaffen seyen. Ueber die Anlage des sich ergebenden freien Raums aber möchten die Ansichten verschieden seyn. Man erlaubt sich nun, in dieser Beziehung vorzuschlagen, den Raum an beiden Enden mit Springbrunnen, an den Seiten mit niederen schönen Gruppen, besonders von den Kalmia-Arten, und Blumenbeeten zu versehen, während der Länge und Breite nach breite Wege zu dem Monument zu führen hätten. Würde noch in diesem Herbst mit den Arbeiten der Anfang gemacht, so würde das nächste Frühjahr schon die Anlage ihren ganzen Reiz entfalten können.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 30. Oct. (Neu einst. birt): Johann von Paris, Oper in 2 Abth., Musik von Boieldieu.

Donnerstag, 31. Oct. Der Spieler, Schauspiel in 5 Abth., von Iffland. (Gastrolle) Wallenfeld: Hr. Stölzel, vom k. k. Hofburgtheater in Wien.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 302. Freitag, den 1. November 1844.

Der Schatz im Thurme der Vögte von Hunoldstein.

Eine Volkssage aus dem Nahethale.

Eine Ferienfahrt durch das Nahethal im Herbste 1843 brachte mich auf eine gar ansprechende Stelle, deren ich hier aus mehr als einem Grunde Erwähnung thun muß. Als ich die neue Heerstraße von Monzingen gen Weiler hinaufstieg, erreichte ich auf der Höhe des sogenannten „rothen Felsens" einen Punkt, dessen Schönheit mich überraschte. Bei Anlegung der Heerstraßen im Preußischen pflegt man an geeigneten, besonders eine schöne Aussicht bietenden Stellen Ruheplätze zu machen, die von einer kleinen, netten Anlage umgeben sind. Es ist dies nicht genug zu schätzen. Wahrlich, der müde Wanderer segnet die Behörde, welche so sinnig diese Plätzchen anordnet, und der dankbare Sinn des Volkes ist ihr Schützer. An der gedachten Stelle ist nun auch neben der Straße eine breite steinerne Bank angebracht, beschattet von vier Akazien, und rings umgeben von theils blühendem, theils durch seine Blätter verschönerndem Gesträuche. Unwillkürlich wurde ich gefesselt durch die reizende Aussicht. Der westliche Himmel glänzte schon in tieferer Gluth, und goldumsäumte Abendwolken schwammen dem Punkte zu, wo die sie verklärende Königin des Tages hinabsinken wollte, die jetzt eben ihren segnenden Scheideblick in das liebliche Thal warf, das in einem Lichtmeere zu schwimmen schien. Sah ich links hinab, so lag das weite, vielfach gesegnete Thal in einer Ausdehnung von nahe an einer Meile vor mir, ringsum von bedeutenden Bergen umschlossen, die links der Nahe, und theilweise auch rechts, vom frischen Grün der Reben bedeckt waren. Durch die Sohle des breiten Thals, das freilich jetzt schon seiner Pracht durch die Aernte entkleidet war, schlängelte sich die Nahe, hier und dort aus ihrer Erlen- und Weiden-Einfassung hervorblitzend. Im Baumesgrün verbargen sich theilweise stattliche Mühlen. Rechts der Nahe lag das freundliche Meddersheim, links das alte Sobernheim mit seinem schönen Kirchthurm, und tief unten sah Staudernheim hervor am Fuße des Disibodenbergs, dessen Ruinen, herrlich beleuchtet, den Hintergrund malerisch abschlossen. Sah ich rechts, so lag oben unter Obstbäumen und im Schoße seiner vorzüglichen Weinberge das Dorf Weiler, und weiter hinauf blickten einige Häuser von Martinstein hervor am Fuße zweier öden, schwarzen Melaphyrkolosse, die wie die Pforte des Orkus erscheinen. Und im Vordergrunde stürzt sich tief unten die Nahe schäumend über ein breites Wehr, und drüben lehnt sich an das malerische Gebirge das schöne Dorf Merxheim auf homburgischem Gebiete. Es ist ein wohlstehender, stattlicher Ort, den eine fruchtbare Flur umgiebt. Was mir besonders auffiel, war ein hoher, uralter, viereckter Thurm, dessen Entstehung tief in die Zeiten des Mittelalters hinabwies. Als ich so dastand, und etwas darum würde gegeben haben, wenn eine freundliche Menschenseele mir etwas Näheres über den alten Thurm gesagt hätte, kam ein alter Mann die Straße herauf. Ich redete ihn an, und mein gutes Glück ließ mich in ihm einen Bürger Merxheim's finden, der nicht abgeneigt war, auf der Steinbank Eins mit mir zu plaudern. Meine erste Frage war nach dem Thurme.

„Das ist der Rest einer hohen und stattlichen Burg," sagte der Greis, „die einst hier stand, und Schutz unserm Flecken verlieh. Die Burg gehörte den Vögten von Hunoldstein, einer uralten Ritterfamilie, welche, weil sie Vögte über Merxheim waren, den Titel in ihren Namen aufnahmen. Ueber die Geschichte der Burg wissen wir nichts Gewisses; aber über ihren Untergang in einer früheren Zeit, denn der letzte ist eine Heldenthat der Franzosen, als sie von Montroyal an der Mosel das Nahethal verwüsteten, lebt noch eine Sage."

Auf mein dringendes Bitten erzählte er sie mir, wie ich sie hier niederlege.

„Von den Hunoldsteinern," begann mein Alter, „wissen die Leute hier herum viel Arges zu erzählen. Es sollen grausame Schnapphähne gewesen seyn, die nah und fern auf Straßen die Reisenden beraubten, die Klöster, wo sie konnten, brandschatzten, die Dörfer plünderten, und jahraus, jahrein mit andern Rittern in Fehde lebten. Sie wissen, das war so die Art der Ritter! Einer aber muß doch wohl ein Ausbund dieser Art gewesen seyn; denn an seinen Namen knüpfen sich die schlimmsten Ueberlieferungen. Er hieß Niklas Vogt von Hunoldstein, und war überall gefürchtet, nirgends geliebt. Kein Wanderer zog ohne Angst die Nahe herauf, und kam einer ungerupft an dem Engpasse, wo jetzt Martinstein steht, vorüber, so mochte er von großem Glücke sagen."

„Als sich die Kunde verbreitete, sein ehlich Gemahl sey gestorben, so trauerte Jedermann, denn sie war, wenn er ein Teufel war, gewiß ein Engel, und was er Uebels that, machte sie durch Wohlthaten wieder gut."

„Eben so sehr beklagte man sein lieblich Töchterlein Hildegarde, die vierzehn Jahr zählte, und auch gut wie ein Engel war,

aber nun in dem rohen und zügellosen Leben in der Burg unterzugehen drohte."

„Man pries es daher als die Eingebung eines guten Geistes, daß der Ritter Niklas sie in das Kloster Rupertsberg bei Bingen brachte, wo damals die heilige Hildegard Aebtissin war, und vieler adeliger Mägdlein Erzieherin wurde. Eigentlich aber war es das Werk der Amme des Fräuleins, einer betagten Frau, die nun des Ritters Hauswesen versorgte, und die, weil er sie nicht mehr entbehren konnte, viel über ihn vermochte. Sie war eine verständige Frau, so das Fräulein lieb hatte, wie ihr eigen Kind, und war aus dem Dorfe Huntsbach gebürtig, das dort hinter dem Schwarzenberge liegt."

„Das liebliche Kind hatte wohl den Ritter noch in seiner Burg gehalten; auch wohl ihn davor behütet, daß er allzusehr der wilden Lust sich hingab mit seinen Gesellen; das Alles aber brach jetzt über Wehr und Damm hinaus, und wo ein Raubanfall ausgeführt, eine Schmach verübt, eine Schandthat vollbracht wurde, da war der Hunoldsteiner die Seele und der Mittelpunkt. Und so trieb er fort, was Gott leid that und die Menschen quälte; und den tausendfältigen Fluch konnte sein frommes Kind nicht wegbeten im Kloster zu Rupertsberg. —"

(Fortsetzung folgt.)

Landschaftliches.

I. Die Burg Sayn und ihre Umgebung.

Nach vielen trüben, regnerischen Tagen ein trockner, wenn auch nicht ganz sonnig klarer, doch leidlich heiterer! Wie froh begrüßte ich ihn! Der innere Mensch richtet sich auf nach so viel düsteren Tagen. Sage mir Einer, was er will, wir hängen mit unserer Stimmung, unserem ganzen inneren Leben und Seyn gar mächtig und eng mit dem Angesichte des Himmels über uns zusammen. Liegen Wolken um ihn und verhüllen uns das schöne Blau; dringt kein heitrer Sonnenstrahl zu uns herab, so wird's auch in uns trübe; die Heiterkeit der Seele geräth auf die Sandbank mißvergnügter Gedanken. Das hab' ich wohl recht an mir selber wahrgenommen in diesen Augusttagen, die so wolkendicht umhüllt, so regenreich und sonnenarm waren. Ich saß im Riesen zu Coblenz, der allmählig alle seine Nachbarn verschlingt, und sah die Bastionen von Ehrenbreitstein an und gähnte, brummte und ärgerte mich — kurz, der Spleen zog ein bei mir, als wär' ich ein Sohn Albions. Und dieser Eine Tag gestaltete mich total um. Mit dem ersten Dämpfer verließ ich die Stadt, um bei Engers mich aussetzen zu lassen. Im Schloß ist's leer und stille, und die geistliche Herrlichkeit, die einst hier zu Hause war, ist untergegangen mit dem Churfürstenthum und Allem, was an ihm hing; Gott habe es selig! Der Garten hat wohl recht hübsche Partieen, aber überall meint man das: Fuit Ilium zu erblicken. Es ist stille hier und weidlich langweilig. Nur die Aussicht auf den Rhein und seine Berge, auf die Orte, die sich da so behaglich am Ufer hinlagern, ist schön und lohnend. Aber sie vermag ja auch kein politischer Wechsel seine Macht geltend zu machen. Wie auch das Bewußtseyn des Wechsels, des Unbestandes aller irdischen Herrlichkeit sich der Seele aufdringt, der Gedanke an die ewig junge Herrlichkeit der Natur gibt ihr einen Schwung, der hebt, erquickt und mit jenem urkräftigen Behagen die Seele ergreift, das uns belebend durchdringt. Ich wollte nach Sayn, weil ich viel Schönes davon gehört hatte.

Der Weg unter den obstbeladenen Bäumen ist angenehm. Ich wanderte, in meine Gedanken vertieft, dahin, und erst da erwachte ich aus diesem Traumleben mit wachenden Augen, als das Thal sich öffnete, als die alte Burg, umgrünt von frischer Vegetation, sich meinem Auge darbot auf ihrer lustigen Höhe. Im Hintergrunde des Thales, zur linken Seite der Burg Sayn, erhebt sich die schöne Eisenhütte, in der jedoch gerade jetzt kein cyclopisches Treiben zu sehen war, kein Guß quoll, kein Feuer sprühte. Freundliche Häuser stehen auf der einen Seite am Wege hin und ziehen sich fast bis zur Hütte, die, ganz aus Eisen, einen gar schönen Anblick darbeut. Sie wurde in ihren einzelnen Theilen hier gegossen; dann construirt und aufgerichtet. Sie verdient wegen ihrer Zweckmäßigkeit und Schönheit die größte Beachtung. Nachdem ich sie genau betrachtet, wandte ich mich zu der Burg. Sie ist Eigenthum des Grafen Boos-Waldeck. Der Berg mit seinen Anlagen ist eingefriedigt. Ein Aufseher öffnet dem Fremden. Man tritt in das schattige Laubdach des Waldes, der den Berg umgibt. Auf schön gewundenen Wegen steigt man zu einer ansehnlichen Höhe und erreicht die erste, untere Burg. Sie war klein, wie in der Regel alle die früheren Burgen. Diese Menschen, stärker und kräftiger, als wir, schienen gar wenig Raumes bedurft zu haben, um froh zu seyn. Wir, armselig gegen sie, mögen uns nur in weiten, hohen Gemächern wohl fühlen, die geräumig genug sind, um mit uns auch noch der Langweile Raum zu gönnen, die oft so kolossal ist.

Von hier aus ist schon die Aussicht hübsch; aber weiter oben erst entfaltet sie alle Reize und lohnt die Mühe des Ersteigens hinlänglich.

(Fortsetzung folgt.)

Dr. Liebig in Schottland.

Der uns vorliegende „Glasgow Courier" vom 12. Okt. berichtet ausführlich über ein glänzendes Festmahl, welches Tags zuvor in jener wichtigen Universitäts- und Handelsstadt des westlichen Schottlands unserem Landsmann Dr. Justus Liebig gegeben wurde, zur Anerkennung seiner Verdienste um die Landwirthschaft durch seine organische Chemie. Am Abend seiner Ankunft hatten ihm die in Glasgow lebenden Deutschen ein Ständchen gebracht in zwei Liedern: „Wen begrüßen hier im Schottenland deutsche Worte, deutsche Sänge?" und Bechsteins „Gute Nacht". Das Festmahl fand in der großen Trades' Hall statt; die angesehensten Männer Glasgow's, darunter die Universitätsprofessoren für Chemie und sonstige Zweige der Naturwissenschaft, nahmen daran Theil, und Graf v. Eglintoun, bekannt als wohlwollender Grundherr und Förderer der rationellen Landwirthschaft, führte den Vorsitz. Nachdem die üblichen Toaste auf die Königin, Prinz Albert und den Prinzen von Wales, den gerade in England anwesenden König der Franzosen, auf die Land- und

Seemacht und die Geistlichkeit ausgebracht waren (bei welcher letztern Gesundheit Dr. Macleod versicherte, daß Schottlands presbyterische Kirche nie eine Feindin der Wissenschaft gewesen, noch je seyn werde), brachte der Vorsitzende aus: „Die Gesundheit unseres berühmten Castes, des Professors Liebig." In seiner den Toast begleitenden Rede sagte er unter Anderm: „Ich kann Hrn. Professor Liebig versichern, nicht allein von Seiten Derjenigen, welche diese zahlreiche und hochansehnliche Versammlung bilden, nicht allein von Seiten der Bewohner Glasgow's und der Männer der Wissenschaft und der Landwirthschaft, welche mit ihrer Gegenwart dieses Fest schmücken, sondern auch von Seiten jedes unternehmenden und patriotisch fühlenden Mannes in diesem Lande kann ich ihm versichern, daß Schottland keinem Lande in der Bewunderung seiner Talente und in Dankbarkeit für die von ihm empfangene Bildung nachsteht, und daß Schottland keinem in dem Streben nachstehen wird, von seinen Belehrungen dadurch Nutzen zu ziehen, daß es die mächtige Wissenschaft anwendet und Das ausführt, was sie lehrt. (Allgemeiner Beifall.) Es ist in der That unmöglich, vorauszusehen, zu welchem Grade der Vollkommenheit die Wissenschaft der Chemie gebracht werden kann unter der Leitung Dr. Liebigs und Derjenigen, auf welche sein Mantel fallen mag. Die universelle Anwendung, deren die Chemie fähig ist, die Wohlthaten, welche sie gewährt, die beinahe übermenschlichen Kräfte, mit welchen sie uns bewaffnet, die Fruchtbarkeit, welche sie der Erde verleiht, beweisen, daß sie, so wie die nützlichste, so auch die wundervollste Wissenschaft ist, welche der menschliche Geist entdeckt hat; sie stellt Den, der ihr leitender Geist ist, auf die höchste Stelle unter Denen, welche man die Wohlthäter des Menschengeschlechts nennen kann." — Graf Eglintoun schloß seine begeisterte Rede mit folgenden Worten: „Ich kann dem Professor Liebig versichern — ich weiß, daß ich Aller Gefühle ausspreche —, daß er nicht mehr verehrt ist von Denen, mit denen er täglich umgeht, daß er nicht mehr verehrt in Gießen ist, als bei uns; denn, ob wir gleich mit seinem Vaterlande und mit seiner Sprache nicht vertraut sind, so sind wir es doch mit seinem Rufe." (Großer Beifall.) — Ein treffliches Musikchor spielte darauf die deutsche Nationalmelodie: „Des Deutschen Vaterland". — Professor Liebig stand unter donnerndem Applaus auf, um zu danken. Er äußerte im Wesentlichen: „Der herzliche Willkomm und die gütige Aufnahme, welche mir von meinen Freunden und von Ihnen zu Theil geworden, überwältigt mich und erweckt mir Gefühle der tiefsten Hochachtung und Dankbarkeit, die ich unfähig bin, auszudrücken. Mylord und meine Herren! Von Niemanden würde ich solche Ehrenbezeigungen — so weit über mein Verdienst — höher achten, als von den Landwirthen Schottlands; denn sie sind es, welche am meisten zur Verbesserung der Landwirthschaft gethan haben und bei welchen man sie in dem vollkommensten Zustande erblicken kann. Viele befinden sich im Augenblick um mich herum, welche zu diesem Fortschritt mächtig beigetragen haben. Glasgow hat sich seit den Zeiten Black's als chemische Schule ausgezeichnet und besitzt an meinen ausgezeichneten Freunden, den Doktoren Thomson, Graham und Gregory, und Andern, welche ich um mich her erblicke, berühmte Mitarbeiter in der Chemie, deren Freundschaft ich mich lang erfreut und die ich hoch verehre. Der Vorschub, welchen die Wissenschaft dem Ackerbau zu geben fähig ist, kann allerdings nicht zu hoch angeschlagen werden. Zwar in einer Kunst, welche so viele scharfsinnige Geister beschäftigt, werden große Entdeckungen oft durch zufällige Beobachtungen oder Versuche gemacht, z. B. die so wichtige Anwendung von Knochen und Kalk als Dünger. Aber mit wieviel größerer Wahrscheinlichkeit darf die Empirie dann auf Erfolg zählen, wenn ihre Versuche von gesunden Grundsätzen geleitet sind! Die praktische Erfahrung hat unzweifelhaften Werth; aber ohne wissenschaftliche Leitung gleicht sie einem Schiff ohne Compaß und ohne Lootsen. Oder sie ist ein Schatz, der nicht vererbt werden kann; aber die Wissenschaft befähigt uns, diesen Schatz an unsere Kinder zu vererben, und unsere Kinder, denselben zu benützen und zu mehren. Die Wissenschaft gibt uns das Bewußtseyn unserer Kraft und beseelt uns so mit Muth und Energie. Die Wissenschaft lehrt uns die Nahrung der Pflanzen und den Ursprung dieser Nahrung erkennen. Diese Kenntniß macht uns erst zu wahren Herren des Bodens — zu den Eigenthümern unseres Kapitals. Wir können nun sehen, wo wir uns der Verschwendung schuldig machen, und wo wir zu sparsam sind."

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Eine neue Zeitung und Georg Herwegh.) Die deutschen Zeitungen, welche von Zeit zu Zeit in Paris entstanden, haben sich alle nicht halten können. In der letzten Zeit bereiteten sich die deutsch-französischen Jahrbücher selbst den Untergang; „das Vorwärts" besteht zwar noch, indeß wollen wir über die Art seiner Stellung hier keine Worte verlieren. Gegenwärtig soll sich aber ein anderes und eigenthümliches Unternehmen vorbereiten. Mehrere angesehene Fremde in Paris, von verschiedenen Nationalitäten, wollen ein großes Organ begründen, in welchem sie gemeinsam die Interessen ihrer Heimath niederlegen. Man sagt, Herwegh werde den deutschen Theil übernehmen, Golowin den russischen, Fasy die Schweiz; und eben so sollen Italien und Spanien ihre Repräsentanten finden. Das hört sich zwar ganz gut an; aber an die Möglichkeit der Ausführung läßt sich wohl nicht glauben, zum wenigsten nicht an die Möglichkeit des Fortbestehens. Was haben denn diese Männer, welche sich hier vereinigen sollen, für einen gemeinsamen Mittelpunkt? Nichts als die Unzufriedenheit, welche Jeder dem Bestehenden gegenüber fühlt. Aber einen Schritt von dieser allgemeinen Unzufriedenheit entfernt, werden sich die Nationalitäten kreuzen und die heiligsten Interessen sich gegenüber stehen. Oder ist es von dem Standpunkt dieser Männer hinreichend, unzufrieden zu seyn und zu zürnen? Und lösen sich vor dieser Gemeinsamkeit die Begriffe Deutscher, Russe u. s. w. in Nichts auf? — Dann wehe uns! Uns will es noch immer bedünken, als ob jene Zeitschrift mit dem Deutschen, Russen, Schweizer u. s. w. als Redakteure einem Wagen gleiche, welchen Pferd, Wolf, Stier u. s. w. zusammen, in ein Geschirr gespannt, ziehen sollen. (Lew. Europa.)

(Nikolaus Lenau.) Man liest in Lewald's Europa: Ein Stuttgarter Blatt bringt uns in wenigen Zeilen eine

Nachricht, die uns mit Entsetzen füllte und wahrscheinlich im weitesten Kreise bei Allen, die sie vernehmen, eben so wirken wird. Nikolaus Lenau, der gemüthvolle, gedankenreiche, herrliche Dichter, ist vor wenigen Tagen in die Irrenanstalt von Winnenden bei Stuttgart abgeführt worden. Ein diskretionärer Takt hätte es vielleicht vermieden, von einem solchen, wir hoffen es, vorübergehenten Krankheitszustande eines der ersten Geister Deutschlands öffentliche Kunde zu geben, und so dem Momentanen durch die Presse eine traurige Dauer zu verleihen. Nun aber, da das erschütternde Ereigniß bereits der Oeffentlichkeit übergeben ist, läßt es sich nicht mehr der allgemeinen Betrachtung entziehen. Wie die Krankheit in Lenau entstanden sey, wer wüßte das zu sagen? Es heißt: der Dichter sey vom Wahnsinn befallen worden, der sich zu solcher Heftigkeit steigerte, daß man ihn der Irrenanstalt übergeben zu müssen sich genöthigt sah. Noch vor wenigen Wochen war keine Spur des Uebels an dem Manne mit dem ruhigen, still-heitern Blicke, mit dem freundlichen Lächeln, mit dem klarverständigen Wesen zu bemerken, der in der Welt seiner Dichtung lebte und nur dann aus ihr heraustrat, wenn ein verwandter Geist und gleichempfindendes Gemüth sich ihm in Liebe näherte. Lenau wußte den Troß des Lebens von sich abzuhalten und floh jede Berührung mit der Gemeinheit und Alltäglichkeit. Wir wollen nicht daran glauben, daß ewige Nacht diesen herrlichen Geist fortan umfangen soll. Hoffnung! Lenau wird uns nicht verloren seyn.

„Der verwunschene Prinz" von Plötz hat, wie überall, so auch in Stuttgart sehr gefallen, wo ihn Moritz zu seiner Einnahme gab und in der Hauptrolle außerordentlichen Beifall erhielt.

Die Königin von Spanien ertheilte dem türkischen Gesandten das Großkreuz des Ordens Isabella der Katholischen. Tolerant!

In München wird Liszt spielen und die Elsler wird tanzen. Auch den Stuttgartern steht das letztere Vergnügen bevor.

Das „Preyton-Chronicle" berichtet: Vor wenigen Tagen ward in einer alten Mauer zu Nately Hall ein Schwarm Bienen durch einen Mann entdeckt, der in einem oberen Zimmer des alten Gebäudes übernachtete und durch ein summendes Geräusch in der Wand beunruhigt ward. Man machte eine Oeffnung und fand den Bienenschwarm, den man sofort erstickte. Das Gewicht des vorgefundenen Honigs und Wachses betrug 140 Pfund. Ein Theil des Honigs war schwarz, weil er schon lange gelegen hatte; der übrige war von bester Güte.

Korrespondenz.

Darmstadt, 28. Okt.

Unser Theaterrepertoir ist wieder um eine neue Oper reicher geworden: „die Sirene", von Auber, welche gestern zum Erstenmale aufgeführt wurde. Man gewahrt auch an dieser Oper jene gefällige und einschmeichelnde Musik, welche man an den Auber'schen Compositionen gewöhnt ist. Dieselbe würde vielleicht noch mehr gefallen haben, wenn sie weniger Worte und mehr Töne enthielte. Der gedehnte Dialog schleppt sich durch alle Akte fort und man muß einen vollen Abend ausharren, um die spärlich eingemischte Musik zu hören. Fräul. Neukäufler, als Zerline, entfaltete den ganzen Wohllaut ihrer Stimme und die Gewandtheit ihres leichten gefälligen Spiels. Wir haben an diesem neuen Bühnenmitglied einen guten Erwerb gemacht, wie auch an den Herren Pasqué und Mayr. Ersterer sang in der „Sirene" den Pepoli und dieser den Scipio zur vollen Zufriedenheit des Hauses. Hr. Birnstill, als Bolbaya, und Hr. Cramolini, als Scopetto, zeigten sich als bewährte Veteranen unseres Kunsttempels, berufen, noch lange Zeit zur Pflege seines Kultus beizutragen. — Früher fehlte es an einer katalogischen Uebersicht der Kunstschätze des großherzoglichen Museums, ein Mangel, der von den Kunstkennern und Kunstliebhabern tief empfunden wurde. Kaum war diesem Bedürfniß durch den großh. Hofbibliothek-Sekretär Dr. Ph. Walther in zweckmäßiger Weise abgeholfen worden (1842), als ein günstiges Geschick es fügte, daß die Kunstschätze des Museums in ein neues geräumigeres Lokal versetzt wurden, was eine wesentlich veränderte Aufstellung der einzelnen Gegenstände zur Folge hatte. Mit Rücksicht darauf hat Hr. Dr. Walther einen bei G. Jonghaus dahier letzthin erschienenen neuen vervollständigten Katalog herausgegeben, der den Titel führt: „Die Sammlungen von Gegenständen des Alterthums, der Kunst, der Völkerkunde und von Waffen im großherzogl. Museum." Mittelst dieses mit unverkennbarer Sorgfalt und Sachkenntniß abgefaßten Katalogs kann man nun in unserem Museum mit Leichtigkeit anschauliche Alterthumsstudien machen. In gleicher Weise hat derselbe Verfasser den Antikensaal schon früher behandelt. Die zweite Auflage des diesfälligen Katalogs ist kürzlich ebenfalls bei G. Jonghaus erschienen.

Gießen, 26. Okt.

In diesen Tagen hat hier ein Ereigniß statt gehabt, welches besonders in der Damenwelt große Sensation erregt und in allen Thee-, Kaffee- und sonstigen Zirkeln mit um so mehr Interesse aufgenommen und besprochen wird, als dieser Fall unerhört ist und daher wohl auch verdient, zur Kenntniß eines auswärtigen Publikums zu gelangen. Eine Dame von Stande, mit einem erst kürzlich erhaltenen kostbaren Shawl bekleidet, machte nämlich in hiesiger Stadt mehrere Besuche in angesehenen Häusern und fand beim Nachhausekommen zu ihrem großen Erstaunen und Schrecken die beiden hintern Zipfel ihres schönen Shawls wie mit einer Scheere rein abgeschnitten und spurlos verschwunden. Das Auffallendste bei dieser Sache ist, daß die Dame ihren Shawl in der Zeit ihres Ausgehens nicht ablegte und ihr daher dieser Streich gespielt wurde, während sie mit dem Shawl bekleidet war. Die hiesigen Damen fangen nun an, Besorgnisse zu erregen und wollen ohne entsprechende Vorsichtsmaßregeln keine Besuche mehr machen.

Auflösung der Charade in Nro. 299.

Kreisrath.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 31. Okt. Der Spieler, Schauspiel in 5 Abth., von Iffland. (Gastrolle) Wallenfeld: Hr. Stölzel, vom k. k. Hofburgtheater in Wien.

Samstag, 2. Nov. (Zum Erstenmale wiederholt): Ein Handbillet Friedrichs II., oder: Incognito's-Verlegenheiten, Lustspiel in 3 Aufzügen von W. Vogel.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 303. Samstag den 2. November 1844.

Der Schatz im Thurme der Vögte von Hunoldstein.

Eine Volkssage aus dem Nahethale.

(Fortsetzung.)

Auch der alten Amme wurde es nachgrade zu arg. Sie wußte den bösen Geist nicht mehr zu zügeln, und wünschte nichts dringender, als Hildegardens Rückkehr. Auch der alte Ritter mochte wohl ein Verlangen nach seinem Kinde haben, das er in vier bis fünf Jahren nicht mehr gesehen — kurz — Hildegarde kehrte heim, ein Engel an Schönheit und ein Engel an Milde und frommer Zucht. Die Sitten des Klosters brachte sie mit in die heimische Burg. Sie blieb in ihren Mauern, und mochte keinen Verkehr mit der Welt — und waren ein Mal des Vaters Gesellen zum wilden Gelage vereint, so schloß sie sich ein und weinte über solches zügellose Treiben bittere Thränen."

„Dem Vater verhehlte sie ihre Mißbilligung nicht, und sprach die Bitte aus, wieder nach Rupertsberg zurück zu kehren und Profeß zu thun für immer."

„Das wirkte wohl eine kurze Zeit; aber alte Gewohnheiten legt man nicht ab wie ein Kleid. Der Ritter fiel wieder allmählig in sein Thun zurück; nur mit dem Unterschiede, daß er seine Gelage draußen hielt. Da er nun gegen den Wildgrafen alten Haß nährte, auch mit der Abtei Sankt Maximin bei Trier wegen eines Waldes in Spänne lag, so entschloß er sich um diese Zeit kurz, und fiel das Dorf Simmern unter Dhaun an, welches Sankt Maximin gehörte, und über welches der Wildgraf Vogt war, raubte es aus und brannte es nieder. Das war ein arger Frevel, ausgeübt unter den Augen des Wildgrafen. Die Mönche zu Sankt Maximin schrieen Rache, und der Wildgraf durfte nicht länger zögern, einen Feind zu bestrafen, der ihn höhnte, vor seiner Nase saß und nimmer ruhen mochte."

„Ein mächtig Ungewitter zog sich zusammen. Die Wildgrafen von Dhaun und Kyrburg, ihre Vettern von Oberstein, ihre Vasallen zu Stein-Callenfels, nebst den Raugrafen von Schmittsburg schlossen Heerbann, und sandten dem Hunoldsteiner den Fehdebrief. Dem Sendboten aber ließ der Hunoldsteiner einen räudigen Hund auf den Nacken binden, und zwei alte Weiber aus Merrhein mußten ihn mit Ruthen aus dem Dorfe peitschen."

„Sag' Deinen Herren," rief laut lachend der Ritter, „so sollt's ihnen auch ergehen!"

„Solche Schmach erbitterte Hunoldstein's Feinde nur noch mehr; und bald brach aus dem Engpaß von Martinstein ein Heer hervor, wie vorher niemals eins, und das Auflodern der Bannmühle war der erste Gruß an den Ritter, der nun wohl sah, woran er war. Er hatte aber wohl gesorgt. Die Vorräthe seiner Burg waren gut, und der Reisigen hatte er eine gute Zahl bei sich. Indessen war es ihm doch ein Hartes, sein geliebtes Kind in diesen Gefahren zu wissen. Er sann nach auf allerlei Weise, wie er Hildegarden schützen möchte, und wohin er sie bringen sollte."

„Eines Abends ließ er die alte Amme zu sich kommen und sagte: „Hör', Grethe, ich weiß nicht, wie Das enden wird, und möchte mein Kind in Sicherheit haben. Wie wär's, wenn Du mit ihr gen Hundsbach flöhest, und Dich mit ihr bei Deinem Bruder, dem Weber, verborgen hieltest, bis der Strauß vorüber ist?"

„Das gefiel der Amme wohl, und sie übernahm es, Hildegarden dazu zu bewegen, was ihr denn auch gelang. Der Ritter gab ihnen nun Geld und Geldeswerth mit, und führte sie in den alten Thurm. Dort deutete er auf eine Stelle in der Mauer, die durch einen schneeweißen Kiesel bezeichnet war, und sagte: „Hier findest Du, wenn Du den weißen Kiesel herausbrichst, ein Kästlein, worinnen ich meinen ganzen Reichthum verborgen habe. Merke Dir die Stelle wohl." Darauf geleitete er sie in den unteren Theil des Thurmes, hob eine Diele auf, und stieg mit ihnen in einen geheimen Gang. Lange Zeit gingen sie in gerader Richtung fort; darauf aber stiegen sie auf feuchten Stufen aufwärts, und kamen endlich an eine Stelle, wo frische Luft herein drang. Alsbald warf der Ritter einige Steine weg, und sie traten an einer Felswand in's Dunkel des Waldes. Hier schied der Ritter von ihnen, nachdem er ihnen die Richtung gezeigt und die Merkmale der Stelle kenntlich gemacht, und unter Thränen verließ Hildegarde den Vater und wanderte mit dem sinkenden Abend in den dunkeln Forst hinein, welcher den Berg bedeckte.

Während dies hier vor sich ging, hatten die Wildgräflichen einen heftigen Sturm gegen das mit Mauern bewehrte Dorf unternommen, und der Ritter, zu dessen scharfem Ohre der Lärm drang, verwahrte schnell von innen den Ausgang, und eilte zurück in die Burg."

„Tapfer wehrten sich die Merrheimer gegen die andringenden Feinde. Tapfer stritten der Ritter und seine Mannen auf den Mauern; aber die Uebermacht siegte, und bald über-

schwemmten die Feinde das Dorf, das an drei Orten zu brennen begann. Alles, was sich retten konnte, drängte sich nach der Burg; aber der Hunoldsteiner war arglistig und zog die Brücke zeitig auf. So waren denn die armen Leute in der Feinde Gewalt, die ihnen übel genug mitspielten; aber Denen in der Burg ging es auch nicht nach dem Sprichwort: „wie dem Pfaffen am Ostertag"; denn die Wildgräflichen stürmten mit Macht, und am dritten Tage gelang es ihnen, die Burg in Brand zu stecken und siegend einzudringen. Was mit dem Leben davon kam, wurde gefangen genommen. Ritter Hunoldstein war verwundet worden und fiel in der Feinde Hand, die ihn nach Dhaun in's Verließ warfen und die Burg ausbrannten, daß Nichts übrig blieb, als der alte Thurm, der heute noch steht. Seine Rettung verdankte er dem Umstande, daß er zur Seite stand und nicht mit der Hauptburg zusammen hing."

„Von der Angst getrieben, es könnten Feinde ihre Spur finden, wanderten Hildegarde und ihre Amme so rasch fürbaß, als es ihnen in dem dunkeln Walde möglich war. Als sie, weit im Gebirge, aus dem Walde heraustraten, kam auch die Sichel des jungen Mondes aus den Wolken hervor und leuchtete ihnen. Die alte Grethe fand sich bald zurecht; aber erst gegen Mitternacht erreichten sie, bis zum Tode erschöpft, das Dörflein Hundsbach, wo sie der Bruder der Amme, der auch schon kein Knabe mehr war und als Junggeselle für sich lebte, freundlich aufnahm in seinem Häuschen, so zu äußerst am Dorfe lag."

(Fortsetzung folgt.)

Landschaftliches.

(Fortsetzung.)

Die Burg Sayn selbst, auf ansehnlicher Höhe thronend, ist ziemlich groß.

Eine stattliche Warte hebt sich stolz empor; fest und dauerhaft trotzt sie dem Zahne der Zeit. Acht Jahrhunderte sind an ihr vorübergegangen und mehr, und sie steht noch fest und stark da. Betrachtet man den Bau dieser Warte näher, so scheint er alle Kennzeichen römischer Bauart an sich zu tragen, wie er denn auch für Römerbau gehalten wird. Dafür würde nun reden: Das Stationslager in Niederbieber, die römischen Mauerreste in Engers und die Nähe des Pfahlgrabens. Allein es steigen bedeutende Zweifel auf, wenn man erwägt, daß die Gebäude der Station Niederbiebers und die in Engers bei dem Ueberfalle der Deutschen alle der Erde gleich vertilgt wurden. Warum sollte der Deutsche dieses Thurmes verschont haben? Hätte er nicht Veranlassung gehabt, gerade ihn zu zertrümmern, da er, bei möglicher Rückkehr des Feindes, wieder hätte als Stützpunkt für ihn dienen können? Ich glaube, daß wir gar oft und auch hier einem großen Irrthume anheim fallen, wenn wir alles Mauerwerk, das römisch aussieht, kurzweg auch für römisches erklären. Sollte man nicht später noch die Art und Weise des römischen Kastenwerks, überhaupt ihre Art zu bauen, die man gesehen und tüchtig befunden hatte, nachgeahmt haben? Haben nicht etwa Deutsche den Römern bauen geholfen und von ihnen auch bauen gelernt? Und dazu wäre eben die Burg Sayn nicht mehr völlig zu jung, wenn die alte Nassauer Chronik Recht behält, daß nämlich „Friedrich von Syne", der im zehnten Jahrhundert tapfer gegen die Mauren in Spanien gekämpft, bei seiner Rückkehr aus jenen Kämpfen diese Burg erbaut habe.

In jedem Falle ist sie eine der ältesten dieses Landes; denn 1112 geschieht die erste Erwähnung der Grafen Heinrich und Eberhard von Sayn, und schon 1152 tragen sie diese ihre Burg dem Erzbischof Hillin von Trier zu Lehen auf. Das läßt wohl bis zu den Zeiten der Nassauer Chronik hinabschließen. Sie waren ein tapferer, mannhafter Stamm, der wohl aber des Geldes bedurfte und deßwegen die Lehensaufgabe wählte, um den Finanzen eben aufzuhelfen. Sie erhielten von Hillin hundert Pfund Heller, eine namhafte Summe, die wohl zeigen mag, daß dem geistlichen Herrn die Sache wichtig war; was noch mehr daraus hervorgeht, weil er den Vertrag einging, daß jeder erbliche Nachfolger aus der Grafen Verwandtschaft, er mochte nun Mann oder Weib seyn, die Burg Sayn als Lehen und eben diese Summe als Jahrgehalt empfangen sollte, jedoch ohne das Recht der „Heregewede und Herrsture"; aber dagegen auch eben die Treue bewahren sollte, wie jene ersten Lehensträger. Unstreitig ist dies ein Fall, der dem Freunde der Geschichte selten vorkommen wird. Wir finden die Burg in früheren Zeiten nur ein Mal belagert, und zwar um 1200, als der Kampf zwischen Otto und Philipp von Schwaben wüthete. Sie blieb indessen, wie man sich poetisch ausdrückte, eine Jungfrau.

Das Grafengeschlecht war seiner Tapferkeit wegen berühmt. Aleinward und Heinrich III. waren arge Stegreifshelden. Ihre Namen waren überall gefürchtet im Gau. Heinrichs Gewissen erwachte im Alter. Er gab vor seinem Ende die geraubten Güter zurück und suchte durch fromme Stiftungen seinem Gewissen die Ruhe wieder zu gewinnen. Die alten Turnierkunden berichten, daß 1209 Graf Eisenbart von Sayn auf einem Turniere in Trier mit kräftigem Stoß der Lanze sechs Ritter in den Sand gesetzt habe. Ruft man sich solche Erinnerungen zurück, so hat die Phantasie in diesen Räumen ein weites Feld und manche Scene jener Tage und Gesittung gewinnt vor dem Auge des Geistes eine Gestalt.

Im Jahre 1246 starb die männliche Linie aus; allein durch die Vermählung Adelheids mit einem Grafen von Sponheim begann ein neuer Stamm der Grafen von Sayn, der lange blühte.

Dies Hochzeitsfest war eins der glänzendsten jener Zeit. Graf Johann von Sponheim war reich und prachtliebend. Ein großes Gefolge von Rittern des Nahgau's begleitete ihn und aus dem Engersgau hatte sich ein reicher Adel gesammelt. Damals hallten Sayn's Mauern wieder von den Tönen der Lust und des Vergnügens. An diese Begebenheit reiht sich eine Sage, welche der Führer erzählte und die sich wundersamer Weise im Nahthale nicht findet. Es ist diese:

Graf Johann von Sponheim hatte in seinem Gefolge als Schildträger jenen tapfern Michel Mort aus Kreuznach, der später sein Leben für seines geliebten Herrn Rettung bei Sprendlingen hingab.

Als nun bei Becherklang die Ritter und Grafen zusammensaßen und sich unterredeten über mancherlei Dinge zur Kurzweil, mochte wohl Mancher seine Leibeskraft gerühmt haben und gepriesen. Also kamen sie überhaupt auf absonder-

liche Muskelkraft zu reden. Da meinte Graf Johann von Sponheim, sein Schildträger stecke Jeden von ihnen (es waren ihrer sieben und alle stark und männlich) in einen Sack; darauf wolle er wetten, um was die andern Herren wetten wollten.

Mich gelüstet's, Deines guten Weines von Monzingen mich zu erfreuen, rief darauf der Isenburger, ein Mann von riesiger Kraft, dem bereits der Wein zu Kopfe gestiegen war. Ich halte es um solchen Preis für keine Schande, mit einem Knechte zu ringen.

(Fortsetzung folgt.)

Dr. Liebig in Schottland.

(Schluß.)

„Die große Wahrheit," fuhr Dr. Liebig fort, „daß animalische Dünger nichts sind, als die Asche der in den Leibern von Menschen und Thieren consumirten oder verbrannten Nahrung, hat allen neueren Verbesserungen in der Agricultur ihre Hauptrichtung gegeben. Wer hätte noch vor wenigen Jahren es für möglich gehalten, daß Gaswerke ein kräftiges Düngmittel liefern würden? Wir wissen jetzt, von welcher Ursache die Erschöpfung unserer Felder abhängt: die kostbarsten Bestandtheile des Bodens entfremden wir bei den Ernten, und verarmen so unser Ackerland; durch die Analyse der Pflanzenasche lernen wir, was wir hinzuzufügen oder zu ersetzen haben, um die ursprüngliche Fruchtbarkeit des Bodens wieder herzustellen. Afrika und Peru liefern uns die mineralischen Stoffe von Brod und Fleisch im Guano, und chemisches Verfahren erzeugt jetzt die andern mineralischen Substanzen, welche für Futterrüben und Kartoffeln so unentbehrlich sind. Offenbar hat unser Jahrhundert einen neuen Pfad betreten; wir haben jetzt mit dem wirklichen, nicht mit dem eingebildeten Werthe des Düngers zu thun. Wie wir den Gehalt einer Säure oder eines Laugensalzes messen gelernt haben, so können wir jetzt den wahren Werth eines Düngmittels nachweisen. Das Capital des Landwirths aber besteht in seiner Arbeit und seinem Dünger. Vieles freilich übrigt noch zu thun. Je nach der geologischen Art des Bodens muß der Landwirth bestimmen, welche Mittel zu dessen Verbesserung anzuwenden seyen. Ueber die mineralische Nahrung der Pflanzen aller Länder muß man sich Gewißheit verschaffen durch die Analyse ihrer Aschen; wir müssen entscheiden, welche Substanzen wesentlich sind und welche zufällig; wir müssen herauszubringen suchen, in welcher Pflanze sich der eine oder andere Bestandtheil ersetzen läßt, wie Kalk durch Magnesia, oder Pottasche durch Soda. Forschungen zu diesem Zwecke, freut es mich zu sagen, sind unternommen worden durch Professor Graham in Auftrag der britischen Association, und seine Arbeiten werden für Schottland insbesondere durch die Agricultur-Chemistry-Association, unter der geschickten Leitung des Professors Johnston, trefflich unterstützt. (Beifall.) Meine Herren! Sie erlauben mir, diesen Ausdruck Ihrer Gefühle gegen mich als eine öffentliche Anerkennung alles Dessen zu betrachten, was in neuerer Zeit von Chemikern für Agricultur und Physiologie geleistet worden, und in diesem Sinne danke ich Ihnen, an dem heutigen glorreichen Tage, im Namen aller meiner Mitstrebenden in der Wissenschaft." Der Festredner schloß mit dem Toast: „Der Lord Provost und die Magistrate, und Heil der Stadt Glasgow!" Der Lord Provost (so heißen die Bürgermeister in den beiden größten schottischen Städten) dankte, unter neuen Lobsprüchen auf Dr. Liebig und sein wissenschaftliches Verdienst. Professor William Thomson sprach: „Mein Toast ist die Gesundheit des Großherzogs von Hessen (große langanhaltende Zustimmung). Er ist zugleich der Souverain und der Beschützer des Mannes, zu dessen Ehre wir hier versammelt sind. Es wurde einst auf sarkastische Weise von Dr. Johnson in seinem berühmten Briefe an Lord Chesterfield in Frage gestellt, ob ein Beschützer nicht eine Person sey, welche kalt und ruhig einem Manne zusehe, so lange er mit den Wellen kämpfe, und erst dann, wenn er das Ufer erreicht hat, ihn mit seiner Hülfe belästige. Glücklicherweise für Professor Liebig, und noch glücklicher für die Wissenschaft, war es sein Loos, einen Beschützer ganz anderer Art zu finden, dessen hoher freundlicher Sinn den Genius in ihm erkannte, ihm die hülfreiche Hand reichte in schwieriger Zeit und keinen niederdrückenden Charakter der Unterstützung zugesellte, welche er noch fortwährend leistete, nachdem die unmittelbare Schwierigkeit überwunden war. Glücklicher Genius, der einen solchen Gönner findet! Glücklicherer Gönner, der seine Gunst einem so würdigen Schützling zugewendet!" Der Professor gedachte dann noch besonders des von Sr. k. Hoh. dem Großherzog mit solcher Munificenz erweiterten und Studenten aller Nationen zugänglich gemachten chemischen Laboratoriums in Gießen. Der Toast wurde mit allen Ehren getrunken, und Professor Liebig dankte in gefühlvollen Worten für diese Erwähnung seines hochverehrten Landesherrn, dieses liberalen Gönners der Wissenschaften überhaupt, sowie seiner Wissenschaft insbesondere. Eine Reihe von Trinksprüchen folgte, wobei Professor Gregory Anlaß nahm, der Versammlung eine skizzirte Geschichte der organischen Chemie und der Leistungen Liebig's insbesondere vorzutragen. Von Liebig's Aufsatz über den „Urin" sprach er mit einer wahrhaft abstracten — oder, wie die Engländer sagen, „philosophischen" — Begeisterung. Das Andenken Sir Humphry Davy's ward in feierlicher Stille getrunken. Ein Toast auf die Schwesteruniversität Edinburg und die „Royal Society of Edinburgh" machte den Schluß. Sir Thomas Brisbane, der anwesende Präsident derselben, dankte, und erzählte dabei folgende Anekdote von Sir Walter Scott, der ihr Mitglied gewesen. Bei einem Besuch hatte er ihn gefragt: „Nun, Sir Walter! in der heutigen Sitzung wird eine interessante Abhandlung gelesen werden; Ihr kommt doch?" Der große Novellendichter antwortete: „O ja! ich werde kommen. Zwar ich verstehe nichts von der Wissenschaft, aber ich gleiche dem Mann im Lustspiele, der am Klang des Griechischen Gefallen fand, wiewohl er kein Wort von der Sprache verstand." Das bedeutungsvolle Fest dauerte in ungestörter Freude von 5 Uhr Nachmittags bis 11 Uhr Nachts. Die Gewerbhalle war mit den seltensten exotischen Pflanzen geziert, überhaupt sehr elegant und geschmackvoll hergerichtet: so nahm das Wappen des Großherzogs von Hessen und bei Rhein mitten unter englischen Fahnen und der Union-Jack die Wand hinter dem Vorsitzenden ein, an dessen Seite der Ehrengast, Professor Liebig saß. (Allg. Ztg.)

Korrespondenz.

Darmstadt, 19. Oct.

Der vor einigen Jahren hier verstorbene Bürger und Handelsmann Joh. Heinr. Fuhr, der ein Vermögen von mehr als 100,000 fl. hinterließ, hat einen nicht unbeträchtlichen Theil davon zu wohlthätigen Stiftungen ausgesetzt, die den menschenfreundlichen Sinn des edlen Stifters, wie seine Lebenserfahrung in gleich hohem Grade beurkunden. Dem unverschuldeten Unglück Trost zu gewähren und dem hülflosen Arbeitsamen Mittel zum Wiederemporkommen in die Hand zu geben, hat der Erblasser testamentarisch verfügt, daß eine jährliche Rente von 600 fl. an vier unbescholtene heruntergekommene Bürger zu gleichen Theilen vertheilt werden solle. Diese Vertheilung fand kürzlich wieder statt, und wurden jedem der vier Concurrenten 150 fl. behändigt. Eine Stiftung wie diese, die den mittellosen Gewerbsfleiß unmittelbar begünstigt, ist ohne Zweifel von sehr großem Nutzen und verdient den mit Glücksgütern gesegneten Menschenfreunden zur Nachahmung empfohlen zu werden. — Die Fürsorge für die Verbesserung polizeilicher Anstalten pflegt man gemeinhin dem Staate zu überlassen. Joh. Heinr. Fuhr dachte darüber anders und setzte ein Legat von 1000 fl. zur Erbauung einer besonderen Arreststube für Bürger und andere Personen von besserer Erziehung aus, welche wegen leichter Vergehen oder wegen augenblicklicher Unvermögenheit, zur Nachtzeit den rechten Weg nach Hause zu finden, sich der polizeilichen Obhut für kurze Zeit anvertrauen müssen. Dieses sehr nützliche Arrestlokal, welches eine Trennung der Verhafteten aus sittlichen und gesellschaftlichen Rücksichten bezweckt, ist dem Willen des Stifters gemäß erbaut und eingerichtet worden. — Der Phalanx unserer Oper hat in den Vorstellungen der „Norma" (11. Oct.) und der „Hugenotten" (13. Oct.) wieder seine alte Meisterschaft in recht erfreulicher Weise bewährt. Mad. Pirscher, welche in jener Oper die Titelrolle und in dieser die Valentine sang, ist und bleibt, trotz schätzbarer jüngerer Mitbewerbung, die Primadonna unserer Bühne und dürfte nicht so leicht eine siegende Concurrenz zu befürchten haben. — Am 15. d. wurde zum Erstenmale aufgeführt: „Zurücksetzung" von Dr. Carl Töpfer. Die nunmehr unserer Bühne angehörende Mad. Fischer trat darin als Frau von Lobeck auf, und die Schwestern Fürst als deren Töchter (Marie und Mathilde.) — Das Schauspiel von Frau Birch-Pfeiffer: „Mutter und Sohn" wurde am 18. Oct. zum zweiten Male gegeben. Gegen die dramatische Anlage und Ausführung des Ganzen möchte viel einzuwenden seyn; doch wollen wir dieses Mal darüber hinweggehen und nur kurz erwähnen, daß die Darstellung im Allgemeinen so gut war als die dramatische Behandlung des Stoffes es zuzulassen schien. Mad. Fischer (Wittwe v. Mansfelt) hatte den hohen Ernst und die Würde ihrer Rolle scharf aufgefaßt, und ihrer beiden Söhne, der Herren Pirscher (Andreas v. M.) und Becker (Stephan v. M.) brauchte die Mutter sich nicht zu schämen. Besonders zeigte Hr. Becker in seiner Rolle, in welch einem hohen Grade ihm das Talent beiwohnt, seine Persönlichkeit den Zwecken des Drama's unterzuordnen und dienstbar zu machen. Er gefiel sehr. Das anmuthige Schwesternpaar, Marie und Georgine Fürst, jene als Selma und diese als Eveline, zeigten sich auch heute ihrer Bestimmung vollkommen würdig. Fräul. Steck bewies als Franziska, daß sie mehrere Weihen der Kunst nicht vergebens empfangen habe. Fräul. Cappel, die auf der Bühne sich mit einer Leichtigkeit und Sicherheit bewegt wie in einem Gesellschaftszimmer unter Freunden und nahen Bekannten, gab die Rolle der Amelie mit den ihr eigenthümlichen natürlichen Gaben, die hier schon so viele freundliche und aufmunternde Anerkennung von Seite des Publikums erhalten haben. Es war nahe daran, daß wir sie verlieren sollten; allein sie nahm mit einer mäßigen Gehaltserhöhung vorlieb, entschlossen, unserem Theater mehr aus Kunstliebe als aus Eigennutz zu dienen, den man ihr in ihrer jetzigen Stellung gewiß nicht vorwerfen kann. Um ein möglichst wohlfeiles Theater zu haben, sollte man eine allgemeine Concurrenz ausschreiben und die erledigten Fächer an die Wenigstnehmenden versteigern. Der Theaterdirektor Karl zu Wien soll dieses fiskalische Verfahren in einer gewissen Weise schon längst realisirt haben. Viel und wohlfeil! das ist das Losungswort der heutigen Zeit. Wohlfeiles Schauspiel! wohlfeiles Brod! wohlfeile Eisenbahn! wohlfeile Mode! rc., kurz, viel Schein und wenig Seyn. Dieses Streben geht fast durch alle Klassen der Gesellschaft hindurch, und man kann es täglich beobachten, wenn man sich auf der Bühne des Lebens nur ein wenig aufmerksam umsehen will.

Usingen, im Oct.

In diesen Tagen ist Vogel's „Beschreibung des Herzogthums Nassau" in ihrer ganzen Vollendung dem Publikum übergeben worden und wir danken dem Hrn. Verleger (Wilhelm Beyerle in Wiesbaden), daß er dem Werke eine treffliche Ravenstein'sche Karte des Herzogthums beigefügt hat. Jedermann wird die Thätigkeit des Hrn. Vogel anerkennen, um so mehr, da diese Arbeit einem wahren Bedürfniß abhilft und vortheilhaft auf die Belebung des Interesses für heimische Geschichte wirken wird. Wahrlich, dieses Interesse für die Landesgeschichte ist bei uns nicht sehr stark und die Erlebnisse seit 3 — 400 Jahren sind dem Bürger und Bauer so zu sagen ganz fremd. Dieser Boden ist, außer von Hrn. Decan Vogel, noch von Niemanden kultivirt worden und wir wünschten, daß auf dieser festen Grundlage weiter gebaut würde. Wie erfreulich wäre es, eine pragmatisch-geschichtlich-statistische Beschreibung der nassauischen Aemter zu besitzen, wie Würtemberg bereits eine solche besitzt, die bis jetzt einzig und unübertroffen dasteht. Wir sind fest überzeugt, daß ein solches Unternehmen allgemeinen Beifall finden wird und deshalb wäre es erwünscht, daß einstweilen alle schriftlichen Urkunden in Kirchenbüchern, in Amtsacten und im Archive zu Idstein, die dieses Unternehmen fördern können, der Oeffentlichkeit übergeben werden. Dann würden wir eine lebendige Geschichte unseres Landes besitzen, eine Geschichte der Thaten, Erlebnisse und Handlungen. Für das Amt Usingen ist in neuester Zeit für dieses Unternehmen viel geschehen. In den vier Jahrgängen des „Taunusboten" sind eine große Anzahl Urkunden und ungedruckter Manuscripte veröffentlicht worden, so wie auch Manches, was bis jetzt nur in den Sagen des Landvolkes gelebt hat. Man erstaunt, wie viel man findet in der Geschichte eines einzigen Amtes, wenn man sich nur die Mühe gibt, zu suchen. Das oben genannte und jetzt vollständig erschienene Werk umfaßt in 4 Abtheilungen alle physischen, historischen, politischen, geographisch-statistischen und topographischen Verhältnisse des Herzogthums Nassau. In der ersten Abtheilung schildert der Verfasser die natürliche Beschaffenheit des Landes; in der zweiten wird uns eine vollständige Darstellung seiner geschichtlichen Verhältnisse von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten vorgeführt; die dritte beschäftigt sich mit dem gegenwärtigen Zustand des Landes, seiner Statistik, Verfassung und Verwaltung und in der vierten finden wir die Beschreibung der einzelnen Aemter, Städte, Flecken, Dörfer nach der Größe und Abtheilung ihrer Gemarkungen, in Beziehung auf Benutzungsart, nach Häuserzahl und Bevölkerung und deren Scheidung durch Religion und Confession, nach dem Nahrungsstande und den Gewerben mit Angabe alles historisch Merkwürdigen. Da dies Werk bis jetzt das erste und einzige in seiner Art ist, so hilft es einem wirklich gefühlten Bedürfnisse ab und ist nicht nur für jeden Freund der deutschen Landeskunde von Interesse, sondern auch für jeden gebildeten Bewohner des Herzogthums Nassau ein gewiß willkommenes Hand- und Hülfsbuch, welches sowohl den gründlichen Studien und dem Fleiß seines geschätzten Verfassers, wie auch der wackeren Verlagshandlung Ehre macht und nach bester Ueberzeugung empfohlen zu werden verdient. Ein populärer Auszug aus diesem an Bogenzahl etwas starken Werke dürfte wohl zweckmäßig erscheinen und würde gewiß in allen Schulen und Volksbibliotheken des Landes eingeführt und mit Nutzen gebraucht werden.

Theater-Anzeige.

Samstag, 2. Nov. (Zum Erstenmale wiederholt): Ein Handbillet Friedrichs II., oder: Incognito's-Verlegenheiten, Lustspiel in 3 Aufzügen von W. Vogel.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 304. Sonntag, den 3. November 1844.

Ein schönes Weib.*)

Von Dräxler-Manfred.

Gewiegt von dieses Lebens klarsten Wellen,
Von Allem, was beglückt und was gefällt,
Scheint um Ihr Bild ein Zauber aufzuschwellen,
Ihr Feuerblick, er spricht: Mein ist die Welt!

Der Schönheit, die ein Brautgeschenk aus Eden,
Hat hier der Anmuth Reichthum sich gesellt,
Und die ein Netz aus solcher Reize Fäden
Gewebt, sie ruft mit Recht: Mein ist die Welt.

Schön ist die Welt, und göttlich hinzusinken
Auf ihren Thron, von Rosen reich umstellt.
Ein schönes Weib, es mag die Düfte trinken
Und denke still entzückt: Mein ist die Welt!

So Sie — im Aug' des Geistes helle Blitze,
Die Brust von des Bewußtseyns Stolz geschwellt,
Ob Sie voll hohem Ernst, voll heiterm Witze
Erscheint, sie fühlt es stets: Mein ist die Welt.

Sie denkt: So Vieles sie mir hat zu bieten,
Ich biet' ihr mehr in reichlichem Entgelt:
Mit meinem Herzen zahl' ich ihre Blüten
Und sage d'rum mit Recht: Mein ist die Welt!

Und wer dies Herz mit seinem aufgewogen
Und mit der Liebe Flammen süß erhellt,
Dem ist des Glückes Göttin zugeflogen
Und ihm gebührt das Wort: Mein ist die Welt!

*) Aus dem Taschenbuch „Huldigung den Frauen" für das Jahr 1845, herausgegeben von Castelli, Wien bei Tendler.

Der Schatz im Thurme der Vögte von Hunoldstein.

Eine Volkssage aus dem Nahethale.

(Fortsetzung.)

„Als sich die Kunde verbreitete, Merxheim sey sammt der Burg niedergebrannt, fand es Niemand im Dorfe verwunderlich, daß des Webers alte Schwester bei ihm eine Zuflucht suchte und fand; — aber Hildegardens Anwesenheit erfuhr kein Mensch, da sie sich heimlich hielt und vor Niemandem sehen ließ."

„Wie groß aber war ihr Kummer, als sie das Schicksal Merxheims erfuhr und die Gefangenschaft ihres Vaters! Grethe hatte ihr verheimlicht, daß er verwundet war, um ihr kein neues Leid zu bereiten; aber sie erfuhr es später doch, und ihr Leid war über die Maßen groß; dennoch mochte und durfte sie es nicht wagen, sich kund zu geben, da die allgemeine Erbitterung gegen ihren Vater zu groß war. In ihrer Einsamkeit lebte sie denn gar lange Zeit, ohne von ihrem Vater weiter etwas zu hören, und die Sorge um ihn quälte ihr Herz gar sehr."

„Ihre Angst wuchs täglich. Als endlich der lange Winter vorüber war, ließ sie dem Weber keine Ruhe; er mußte auf Kundschaft ausgehen. Was er heim brachte, war nicht gut. Der Ritter sitze noch immer in enger Haft, erzählte er, und leide an seinen Wunden. Die Wildgrafen aber forderten ein gewaltig Lösegeld, das er nicht stellen könne."

„Daß er keine Kunde sandte, konnte sie sich nur damit erklären, daß er ihre Zufluchtstätte nicht verrathen mochte an die Wildgrafen."

„Des Vaters Noth ließ aber fortab der guten Tochter Tag und Nacht keine Ruhe. Da fiel es ihr ein, was der Vater ihr und der Amme vertraut von dem Schatze im Thurme, und sie sah hierin das Mittel, das Lösegeld zu erschwingen. Nun ließ es sie nicht mehr in der Hütte, und, da die Amme erkrankt war, mußte der Weber ihr einen Anzug verschaffen, wie ihn die Mägdlein in Hundsbach zu selbiger Zeit zu tragen pflegten, und an einem schönen Maitag stand sie vor Tages Anbruch auf, und ließ sich von dem Weber bis zu dem Walde geleiten, von wo sie dann selber den Weg suchen wollte zum Eingang in den unterirdischen Weg zum Thurme ihrer väterlichen Burg."

„Der alte Wildgraf von Dhaun, des Hunoldsteiners grimmer Feind, hatte einen Sohn, so Conrad hieß, und ein Schmuck der Ritterschaft des Nahgau's war. Der junge Wildgraf Conrad zählte etwa vier und zwanzig Jahre, und war ein Mann von seltner Schönheit. Er liebte es wohl, mit Pfeil und Bogen hinaus zu wandern in die Berge, wo das Wildschwein seine Lager hatte, um einen zarten Frischling zu erlegen."

„So war er denn auch an demselbigen Tage, noch ehe die Sonne über dem Disibodenberg aufgegangen war, jenseits der Nah die kahlen Höhen vor Martinstein hinaufgeklettert und hatte den Wald erreicht. Lange war er herumgestrichen im Forste, ohne ein Wild zu sehen. Endlich wollte er weiter abwärts eine Stelle suchen, wo das Wild zu wechseln pflegte, und verbarg sich dort in einem Dickigt, des wechselnden Wildes zu harren. Hier, auf weichem Moose liegend, beschlich ihn der Schlaf. Plötzlich weckte ihn ein Rascheln in den Zweigen. Er spannt seinen Bogen, legt den wohlgeprüften Pfeil auf, und erharret knieend seine sichere Beute, denn sein Pfeil fehlte nicht."

„Immer näher kommt das Rascheln. Immer mehr pocht sein Herz in wilder Waidmannslust. Sein Auge sucht durch das Dickigt zu dringen. Da erblickt er einen dunkeln Punkt. Schon schlägt er an mit dem Bogen, schon zieht seine Hand die straffe Sehne an — da sinkt sie plötzlich, und Schrecken und Staunen erfüllt ihn zugleich — denn — schlank, wie eine Lilie, blühend, wie eine frische Rose, und schön, wie ein Engel Gottes, tritt ein Mädchen aus dem Gebüsche hervor und steht sinnend eine Weile vor seinem trunkenen Blicke. —"

„Schöneres hatte sein Auge nie gesehen. Wie pochte sein Herz, wie bebte es bei dem Gedanken, daß er den Pfeil hätte in dieses Engels Brust bohren können! Je genauer er sie betrachtete, je schöner er sie fand, und je tiefer der Eindruck bei ihm wurde, den ihre Schönheit bewirkte. Er wagte kaum zu athmen, weil er fürchtete, er möge sie verscheuchen."

„Sie hatte eine Weile sinnend gestanden; dann war sie seitwärts gegen den Fuß einer Felswand hinabgestiegen, und begann da einen Haufen bemooster Waldsteine auseinander zu legen. Immer emsiger arbeitete sie mit den schneeweißen, zarten Händen, und plötzlich verschwand sie in der Erde."

„Den Ritter überlief es eiskalt. Würden die Mährchen seiner Kindheit wahr von schönen Waldgeistern und dergleichen? —"

„Er trat rasch aus seinem Verstecke hervor, und schritt dem Mädchen in die Vertiefung nach. Wie erstaunte er aber, als er hier eine viereckte Oeffnung fand, welche zu einem Gange führte, dessen Stufen vor seinem Auge lagen!"

„Jetzt dämmerte ihm ein Licht. Hatte sich nicht das Gerücht verbreitet, des Hunoldsteiners schönes Kind sey durch einen heimlichen Gang entflohen, und halte sich irgendwo verborgen?"

„Der Schlüssel war gefunden. Das Räthsel war gelös't. Das war niemand Anders, als Hildegarde von Hunoldstein!"

„Aber was that das Mädchen alleine hier? — Er antwortete sich wieder: Hier ist des Fluchtgangs Oeffnung, die sie wieder gefunden. Sie will in die Burg. Die liegt in Trümmern, was sie vielleicht in ihrem Verstecke nicht ein Mal weiß. Wenn der Jungfrau etwas begegnete? Wer sollte sie schützen, retten? Sie ist ja ganz alleine!"

„Diese Gedanken ergriffen seine Seele mit einer wahren Todesangst."

„Ohne sich weiter zu besinnen, und ohne weiter über etwas nachzudenken, steigt er in den Gang hinab und folgt der schönen Jungfrau. Einige Zeit steigt er in die Tiefe hinab in einer Finsterniß, die entsetzenerregend ist; er muß auf Händen und Füßen sich vorwärts arbeiten, bis er nun den Theil erreicht hat, welcher geradeaus führt. Nach einer höchst mühseligen Wanderung, bei der ihm unbegreiflich bleibt, wie ein so zartes Geschöpf sie wagen und überwinden konnte, sieht er endlich in der Ferne einen lichten Punkt. Allmählig wird er größer, und nun fällt ein mattes Tageslicht herein. Er kann nun aufrecht gehen, und bald tritt er an eine eben so große Oeffnung, wie droben im Walde, steigt heraus, und erkennt schnell, daß er in dem Thurme der Vögte von Hunoldstein steht, der allein übrig blieb, als sie die Burg ausbrannten. Aber wo ist das Mädchen?"

„Er horcht — und hört ein leises, fernes Knistern und Rollen, wie wenn Jemand den Bewurf einer Wand mit großer Vorsicht abmacht. Er horcht noch angestrengter, und ist nun außer Zweifel, daß er sie findet. Leise schleicht er die Stiege hinan, und tritt endlich in die Thüre eines kleinen Gemaches, und siehe, da steht sie und arbeitet an einem Steine, den sie aus der Mauer ziehen will, und es doch nicht vermag."

„Der junge Wildgraf machte ein Geräusch durch sein Eintreten. Hildegarde sieht sich um und taumelt mit einem Schrei des Entsetzens zurück, und bedeckt ihre Augen mit den Händen."

„Er sprang herzu und fing sie auf. —"

(Schluß folgt.)

Landschaftliches.

(Fortsetzung.)

So wurde denn die Wette also festgestellt. Jeder Einzelne der sieben Ritter solle, aller Waffen baar, mit dem Mort ringen. Stecke er sie Alle in den Sack, so empfange Graf Johann ein Fuder köstlichen Rheinweins; gelänge es dem Michel Mort nicht, so müsse der Graf Johann ein Fuder des kostbarsten Monzingers als Preis dargeben. Graf Johann hatte wohl auch in der Hitze des Weins geredet und erschrak nun ein wenig, trat zu Mort und fragte, ob er sich solches getraue?

Der lachte und meinte: Das solle ihm eine Kurzweil seyn! Gutes Muthes trat daher der Graf von Sponheim wieder zu den Hochzeitsgästen, ließ Richter wählen und die Stätte bestimmen, so im Hofe war, wo grüner Rasen die Erde deckte, und eine Niederlage nicht allzu wehe that.

Nun zogen alle Anwesende hinab und bald erschien der Mort, im vollen Besitze jugendlicher Kraft; obwohl er nicht eben sehr groß war, so hatte er doch eine stämmige Gestalt und Muskelkraft über die Maßen. Er trug sieben mächtige Säcke auf seinem Arm, legte sich einen zurecht und wartete des Angriffs.

Der Isenburger war der Erste. Er rief: Komm heran, mein Bube, und thue, was recht ist! Der Michel Mort sah ihn fröhlich an und sagte: Wollet Ihr mir auch nicht zürnen, Herr Graf, wenn ich Euch unsanft treffe und in diesen Sack stecke? —

Alle Welt lachte über den kecken Buben, und der Isenburger versprach's ihm fest und vollkommlich. Darauf begann denn das Ringen. Die Erde dröhnte von ihrem Stampfen. Ihre Augen sprüheten Feuer; der Schweiß rann und sie glüheten alle beide; aber dem Isenburger gelang es nicht, den Jüngling zu fällen, vielmehr lag er unversehens der Länge nach zur Erde, geschmissen mit einer Kraft und einer Wucht, daß

ihm das Bedenken abhanden kam. Blitzschnell zog ihm der Mort einen Sack über den Kopf, schob den langen Isenburger hinein und legte ihn zur Seite auf den grünenden Rasen, wo Maslieblichen und Dotterblumen blüheten.

Kaum trauten die Zuschauer ihren Augen, als sie solches sahen; aber sie lachten heftig, so daß über dem Lachen der Isenburger zu sich kam und sich in dem Sacke herumplagte und nicht herauskommen konnte.

Das machte den Ritter von Kovern zornig; denn er war ein trauter Freund des Isenburgers, fiel den Mort mit Zornmuth an und rang mit ihm kräftiglich und noch viel wilder als der Erste. Er war aber zu hitzig, und es ließ seine Kraft alsbald nach. Immer ungleicher wurde nun der Kampf, und ehe eine Viertelstunde um war, stak er im Sacke, wie der Isenburger auch. Wiederum schallte das lauteste Lachen auf und der Sponheimer konnte sich gar nicht halten vor Lust. Der Drittte war ein Ritter von Schweppenburg, auch Einer, der die Erde niemals geküßt hatte im Ringkampfe. Der rechnete, daß Mort nun bereits schwach sey, weil er schon mit Zweien gerungen habe; aber der täuschte sich denn vollends. Er wollte mit allerlei Trug und Kampfvortheilen den Mort zu Falle bringen. Michel Mort wich anfangs aus; als aber der Schweppenburger keinen ehrlichen Ringkampf kämpfte, stellte ihm der Mort unversehens den Fuß, daß er als ein mit Recht Ueberlisteter zur Erde schlug; aber der Mort regte sich nicht, bis sich das Lachen gelegt, und sagte dann: Ringt ehrlich, Herr Ritter!

Wüthend griff ihn nun der Ritter an; aber über ein Kleines, so lag er müde und kraftlos am Boden. Wohl wehrte er sich mit Händen und Füßen; aber es half ihm nichts. Der Sack nahm ihn auch in seinen weiten Schlund und das Lachen wurde noch viel ärger.

Daß ich's kurz mache, der Mort steckte sie alle sieben in seine Säcke und nahm dann den letzten auf seine Schulter und tanzte mit ihm auf dem Rasen umher und sang ein lustig Liedlein dazu, daß sich alle Welt darob höchlich verwunderte, und seine Kraft pries, als die eines Riesen, wiewohl er an Leibesgestalt kein Riese war, und waren alle Ritter größer, denn er.

Graf Johann hatte die Wette gewonnen und Michel Mort entging ein reichlicher Lohn nicht von seinem Grafen und Andern.

Wann die Burg zerstört wurde, ob von den Franzosen, ist mir unbekannt. Die Schweden und Spanier wechselten im dreißigjährigen Kriege im Besitze und schwedische Kugeln sollen ihr arg mitgespielt haben.

Die Umgebung der Burg ist ungemein schön. Blickt man rechts in das Thal, so ruht da unten die Eisenhütte an den wasserreichen Saynbach. Sie wurde ursprünglich von dem Churfürsten angelegt, kam dann an Nassau und ist jetzt preußische Domaine. Ihre schönen Gußwerke sind berühmt, und als Monsieur Thiers die Welt turbiren wollte, goß man und bohrte man hier mit den kunstvollen Maschinen die Kanonen, welche bestimmt waren, auf dem Ehrenbreitstein und den anderen Koblenzer Forts deutsch mit den Franzosen zu reden. Seitdem sind keine mehr gegossen worden; allein auch die Feingießereien sind seltner geworden. Das Magazin enthält fast nichts mehr, was bemerkenswerth wäre. Es war eine Mode. Sie ist vorüber. Die Schlosserwerkstätte ist sehenswerth, die in demselben Gebäude ist, wo man die feinern Gußwaaren zeigt. Schöne, nette Wohnungen liegen da im waldumgürteten Thale, aus dem es den Beschauer so friedlich und stille anweht. Tritt man an den Rand der Burgmauer zur linken, südlichen Seite, so liegt in enger Schlucht das Dörfchen Sayn, oben aber, wo die Berge abschließen, liegt die alte Abtei Sayn. Das Thal ist so enge, daß es unten am Thor abschloß, und die Häuser kaum Raum haben. Die Abtei Sayn wurde 1202 von drei Brüdern, Grafen von Sayn, gestiftet. Die Kirche ist im vorherrschenden Rundbogenstyle erbaut; allein der Spitzbogen erscheint an einigen Fenstern, wie er auch an der Kirche von Andernach an und über dem Portale sichtbar ist. Der Chor der Kirche ist jünger. Ein Reliquienkasten, der vergoldet und reich verziert ist, enthält oder soll enthalten den Arm des heiligen Simon. Die Arbeit ist sehenswerth. Prämonstratenser hauseten einst hier; jetzt wohnt der Geistliche in den weiten Räumen und die Schule des Dorfes hat darin den schönsten und passendsten Raum gefunden.

Tritt man aber auf die westliche Mauer, und zwar gegen das Rheinthal, so breitet sich das schönste Panorama vor dem Blicke aus. Die Sonne war eben im Untergange, als ich dastand im Beschauen des herrlichen Bildes. Große und dunkle Wolkenmassen schwammen im tiefen Blau des Himmels und warfen ihre Schatten in ihrem Zuge bald hier- und bald dorthin, und brachten eine wahrhaft magische Beleuchtung hervor. Ein großer Theil des schönen Thalbeckens, das bei Koblenz beginnt und bei Andernach sich abschließt, lag vor meinen Blicken. Da unten schlängelte sich der Rhein durch die frischen, grünen Ufer. Zwei Dämpfer eilten einander nach, stolze Beherrscher des mächtigen Stromes, ihre Dampfwolken weithin entsendend. Im Vordergrunde überblickte ich Bendorf, das schöne Hüttenwerk Rothenhammer, Mühlenhofen, Engers mit seinem Schlosse und der schönen Insel, Weisenthurm, das so lieblich am Strome sich lagert, mit Hoche's Denkmal; Urmitz, und eine Menge Dörfer. Dann steigt die reichste Landschaft gegen die Eifel auf, und ihre Vorwächter, der Sattelberg, Carmelenberg, der Birkenkopf und andere Kegel, die sich gegen die Tuffsteinhügel des Laacher See's rechts hinabziehen, blicken herüber in das herrliche Flachland in der Tiefe.

Allmählig sank die Sonne tiefer gegen den Rand des Horizonts. Die Luft schien ein feurig duftiges Element. Die Säume des Gewölkes wurden golden, die dunkleren Massen färbten sich purpurn und tiefblau. Einzelne Goldwölkchen schwammen der Königin des Tages nach; aber auf der Südseite des Horizontes stiegen mächtige Wolken auf, die wie schneebedeckte Alpen ihre Gipfel und Hörner erhoben. Ihr blendendes Weiß wurde mehr und mehr vergoldet und schimmerte in rosigem Lichte. Der Anblick war bezaubernd. Ich stand lange im Anschauen dieses herrlichen Abendhimmels, und die Gedanken schweiften in anderer Richtung über Strom und Berge in ein Thal, wo's auch schön ist, und in den Kreis der Lieben, wo's am schönsten ist auf Erden. Da stieg der Mond empor über der Burg und mir; die feuchte Kühle des sinkenden Abends mahnte an's Verlassen der schönen Stelle, und ich schied von ihr mit dem befriedigendsten Bewußtseyn und stiller Sehnsucht im Herzen. (Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Am 18. Oktober d. J., Mittags 1 Uhr, wurde in Arolsen, im Fürstenthum Waldeck, ein Meteor beobachtet, welches vielleicht noch nie gesehen worden ist, nämlich: ein dreifacher Regenbogen. Nicht drei getrennte Regenbogen über einander, welche sich zuweilen zeigen und von denen jeder die Farben in umgekehrter Ordnung gegen den vorhergehenden sehen läßt, nein, sondern drei Regenbogen, welche sich dicht an einander anschlossen und dadurch einen einzigen Bogen, etwa $2^1/_2$ Mal so breit, als ein gewöhnlicher Regenbogen, darstellten. Die Farben folgten auf einander in der Ordnung, wie bei einem einfachen Regenbogen. Die violette, grüne, blaue und gelbe Farbe konnte man deutlich drei Mal unterscheiden. Es läßt sich dieses Phänomen nur dadurch erklären, daß drei hinter einander stehende Regen-Wolken, in denen sich die Sonne zu gleicher Zeit spiegelte, drei besondere Regenbogen bildeten, welche durch ihre höhere und tiefere Stellung das Auge des Beobachters nur jenen einzigen breiten Bogen sehen ließen. Schade, daß dieses schöne Meteor sich nur fünf Minuten zeigte.

In der k. Erzgießerei ist nunmehr der vor einigen Wochen gegossene Kopf der 54 Schuh hohen „Bavaria" der Form entkleidet und zeigt, daß der Guß in allen Theilen trefflich gelungen ist, daß das weitere Gelingen der übrigen Theile der „großartigen" Dame außer Zweifel seyn dürfte. Dieses in seiner Art einzige Monument muß bis zum Octoberfeste 1850 vollendet seyn.

Am 23. Oct. wollte in der siebenten Stunde ein Schneider von Friedberg über die Lechbrücke, welche sich jetzt unter Reparatur befindet, auf einem Brette, wie sie gegenwärtig zum Uebergange für Fußgänger über den Lech gelegt sind, nach Augsburg gehen, glitschte aber, da dieselbe vom Thau sehr naß waren, aus und fiel in den Lech, in welchem er auch ertrank.

Mensen Ernst, der berühmte norwegische Läufer, der, nach vielen öffentlichen Blättern, auf einer Reise behufs der Entdeckung der Quellen des Nils im vorigen Jahre in Aegypten gestorben ist, und bei den Katarakten des Nils begraben wurde, lebt wieder. In der Aachener Zeitung heißt es, daß er kürzlich in Ostindien angekommen sey, und den Weg von Konstantinopel nach Kalkutta und wieder zurück in fünfzig Tagen zu Fuß zurückgelegt habe. Sein ganzes Reisegepäck besteht in einer Karte, einem Kompaß und einem Beil.

(Frankfurt a. M.) Am 13. d. M. wird der Violinvirtuose Eliason, Mitglied des hiesigen Orchesters, ein Konzert veranstalten, unter Mitwirkung von anerkannten und beliebten Künstlern. Die näheren Mittheilungen über dasselbe uns vorbehaltend, machen wir vorläufig auf dies Konzert des geschätzten Virtuosen aufmerksam.

Korrespondenz.

Aus dem Großherzogthum Hessen, 29. Oct.

Es wird dem aufmerksamen Beobachter unserer Zeit oft schwer, dem alten Satz: „daß die Menschheit stets vorwärts schreite", Glauben zu schenken. Gar viele Erscheinungen der Neuzeit deuten vielmehr auf ein Rückschreiten. Während z. B. schon vor zweitausend Jahren bei uncultivirten Völkern der Leichnam selbst eines Missethäters ein Gegenstand nachsichtsvoller Duldung, eine Erinnerung an die eigene Hinfälligkeit und Schwachheit war, während selbst bei längst verschollenen Barbaren das schöne Gesetz: „Von Todten soll man nur Gutes reden", volle Geltung hatte, scheint es dem neunzehnten Jahrhunderte vorbehalten zu seyn, die alten, über's Grab hinausreichenden Bannformeln aus Priestermund, von denen selbst Kaiser nicht verschont blieben, wieder erneuert zu sehen. So war ich heute Zeuge einer in dem großherzogl. hess. Orte N. bei Frankfurt stattgefundenen Beerdigung eines der katholischen Religion angehörigen jungen Mannes, die gewiß auf jedes fühlende Gemüth einen tiefen Eindruck hervorbringen mußte. Der Verstorbene, ein mit einer Protestantin verehlichter Handwerker, der zwar kein fleißiger Kirchgänger gewesen zu seyn scheint, nichtsdestoweniger aber seine Familie redlich ernährte, war den Folgen einer bei einem Brande in Soden sich zugezogenen Krankheit erlegen und hinterließ eine tiefbetrübte Wittwe, mehrere unversorgte Kinder und trauernde Geschwister, die, nebst vielen theilnehmenden Freunden, klagend das Grab umstanden und in die öde Tiefe starrten, die Tröstungen der Religion aus dem Munde des anwesenden Geistlichen erwartend. Dieser sprach ein kurzes Gebet, worin er Gott anflehte, dem Verblichenen die „vielen Missethaten seines Lebens" zu vergeben, dann, unter Hinweisung auf seinen bereits am Sterbetage vor versammelter Gemeinde über den Todesfall gethanenen denkwürdigen Ausspruch, wandte er sich rasch um mit den Worten: „Ich werde dem Todten keine Leichenrede halten; ich weiß nichts Lobendes und nichts Tadelndes über ihn zu sagen, er hat sich seine Leichenrede selbst gehalten." Der rasche Wegtritt des Geistlichen wurde nur von dem Jammerschrei der fast ohnmächtigen Wittwe und der tiefgekränkten Verwandten begleitet. Kein Wort des Trostes erging an die Hinterbliebenen. Wie der Abgesandte einer finstern Macht durchschritt der Priester der Religion der Liebe die Reihen der bestürzten Zuhörer, die sämmtlich hoch empört über ein solches Verfahren den Gottesacker verließen. An ein zur Verantwortung Ziehen des lieblosen Eiferers, der überhaupt an Energie und Derbheit des Ausdrucks keinem Kanzelredner des vierzehnten Jahrhunderts nachstehen soll, ist nicht zu denken, da die Leute, die Einfluß haben, größtentheils Protestanten, des lieben Friedens wegen, schweigen und den schlichten katholischen Gemeindegliedern kein kräftiges Auftreten in dieser Angelegenheit zuzumuthen ist. Der hocherleuchteten großh. Staatsregierung, so wie dem aufgeklärten, leutseligen Haupt der Diöcese ist ebenfalls kein Vorwurf zu machen, da beide ein solches Unwesen, sobald es zu ihrer Kenntniß kommt, nicht dulden. Deshalb ist es heilige Pflicht der Presse, ihre weithintönende Stimme da erschallen zu lassen, wo der Klagelaut der Unmündigen nicht hinreicht. †††

Theater-Anzeige.

Samstag, 2. Nov. (Zum Erstenmale wiederholt): Ein Handbillet Friedrichs II., oder: Incognito's-Verlegenheiten, Lustspiel in 3 Aufzügen von W. Vogel. Hierauf folgt (zum Erstenmale): Ursprung des Korbgebens, dramatische Kleinigkeit in einem Act, nach einer Anecdote von L. Feldmann.

Sonntag, 3. Nov. Ferdinand Cortez, oder: Die Eroberung von Mexico, große Oper in 3 Abth., Musik von Spontini.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 305. Montag, den 4. November 1844.

Der Schatz im Thurme der Vögte von Hunoldstein.

Eine Volkssage aus dem Nahethale.

(Schluß.)

„Erschrecket nur nicht," sagte Conrad sanft, „ich bin ein Ritter, und nur die Furcht, es möge Euch ein Unheil begegnen, trieb mich an, Euch zu folgen, als ich Euch in den Eingang jenes Fluchtganges treten sah."

„Diese sanften Worte, gesprochen von einer wohllautenden Stimme, flößten Zutrauen in des Mädchens Seele. Sie that die Hände von den Augen, entwand sich seinem Arme und sah ihn forschend an."

„Sie sah in ein schönes, männliches, ihr unbekanntes Antlitz, in ein sanftes, gutmüthiges Auge, und die Ruhe kehrte ihr zurück. Sie fragte: „Wer seyd Ihr, Herr Ritter?"

„Ich bin der Wildgraf Conrad," sagte der Gefragte mit ruhiger Würde. „Ihr dürft Euch mir vertrauen."

„O mein Gott!" rief mit Entsetzen das Mädchen, und rang die Hände — „so bin ich verloren! —"

„Habt Ihr je vernommen, daß ein Wildgraf seiner Ritterpflicht vergaß?" fragte Wildgraf Conrad, näher tretend, und ihre schöne Hand ergreifend. „Hildegarde von Hunoldstein hat nichts zu fürchten."

„Wie, kennt Ihr mich?" fragte das Fräulein.

„Dies Gewand verhüllt Euch nicht, und jedes Auge wird sogleich entdecken, daß ein so grobes Kleid Euch nicht paßt, nicht immer Euch bekleidete," war des Wildgrafen Antwort. Hildegarde gerieth in eine gränzenlose Verwirrung."

„Habt Vertrauen zu mir, schönes Fräulein," bat der Wildgraf. „Was wolltet Ihr hier? Laßt mich Euch helfen. Was der zarten Frauenhand mißlang, wird der meinen leicht zu vollbringen!"

„Hildegarde gewann wirklich Zutrauen zu dem edeln jungen Ritter. „Wohlan," sagte sie, „Ihr sollt Alles wissen!"

„Die Kunde ist zu mir in meinem Verstecke gedrungen, mein alter, schwerverwundeter Vater liege siech in Eurem dunkelsten Verließe zu Dhaun —"

„So hat man Euch falsch berichtet," fiel ihr der Wildgraf in die Rede; „Euer Vater ist geheilt von seinen Wunden, und gehet frei umher im Burghofe von Dhaun. Zwar ist er noch ein Gefangener — aber —"

„Ach, um ihn zu retten, ihn loszukaufen," fiel ihm das Fräulein in die Rede, „eilte ich furchtlos hierher; denn dort in der Mauer, wo der weiße Kiesel blinkt, hat der Vater einen Schatz für die Noth verborgen. Ihn wollte ich heben, und ihn befreien."

„Des Wildgrafen Auge leuchtete, als sie so ihr Innerstes erschloß. „Ich will Euch den Stein lösen," sagte er, „damit Eures Herzens Wunsch erfüllt werde."

„Unverzüglich begann er den Stein herauszunehmen, was ganz leicht gelang. Mit noch weniger Mühe ließen sich einige andere herausnehmen, — und bald stand ein eisernes Kästchen blos. Der Wildgraf hob es heraus, und reichte es ihr dar."

„Sie sprach innig ihren Dank aus, und er schlug ihr vor, sie nun nach Dhaun zu geleiten, damit sie ihr schönes Werk kindlicher Liebe vollenden könne."

„Hildegarde besann sich nicht lange und folgte ihm, denn er benahm sich ja so edel und ritterlich!"

„Als sie an die Fuhrt von Martinstein kamen, blieb keine andere Wahl, er mußte sie hinüber tragen. Zwar sträubte sie sich heftig; allein es blieb keine andere Zuflucht übrig für sie. —"

„Nie hatte der junge Wildgraf wonniger eine Bürde getragen; und wäre es seinen Wünschen nach gegangen, so wäre die Nah unendlich breit gewesen."

„Unter lieblichem Kosen erreichten sie endlich Dhaun. Wie staunte der alte Wildgraf, als sein Sohn ein so schönes Bauermädchen an der Hand in den Burghof führte, wo er mit dem alten Hunoldsteiner in der Sonne auf einer Steinbank saß. Sein Staunen vermehrte sich aber noch, als Ritter Hunoldstein aufsprang mit dem Ausruf: Meine Hildegarde! und das Mädchen weinend in des Vaters Arme flog."

„Der Wildgraf Conrad weidete sich an dem Anblick, und auch sein Vater sah nicht ohne Rührung den Erguß kindlicher Liebe."

„Der Wildgraf Conrad erzählte nun sein Abenteuer mit einer Wärme und Innigkeit, daß nicht selten Hildegarde das glühende Antlitz zur Erde senkte. Als er endlich bis dahin gelangt war, daß er den Schatz aus der Mauer des Thurmes gehoben habe, da erst bemerkte er, daß er das Kästlein noch in seiner Hand trug. Er stellte es schnell vor Hildegarden nieder."

„Da ist nun Euer Lösegeld!" rief freudig das Fräulein. „Nun seyd Ihr frei, mein Vater!"

„Mit nichten!" hob da der junge Wildgraf an; „Ritter

Hunoldstein, ich weiß ein Lösegeld, das herrlicher ist als blankes Gold, das aber zugleich Euch löset und mich fesselt. Es ist Eurer Tochter Hand. Gebt sie mir zum Weibe! Und Ihr, Fräulein, verschmäht meine Liebe nicht. Sie ist noch jung, aber ich glaube fest, sie wird ewiglich dauern!"

„Bei dieser Rede lächelten die beiden Väter und sahen sich an. Sie waren aus bitteren Feinden Freunde geworden, und für Hunoldstein konnte kein Freiwerber willkommener seyn, als der junge Wildgraf Conrad."

„Hildegarde saß da in einer Gluth, in einer Angst, in einer Verwirrung, daß sie meinte, in die Erde sinken zu müssen; und doch waren es Gefühle wohlthuender Art, die ihre Brust durchwogten. Sie schlang ihre Arme um des Vaters Hals und barg ihr Gesicht an seiner Brust."

„Nun, Hildegarde," sprach Hunoldstein, „soll ich dem Wildgrafen sagen, Du wolltest in's Kloster gehen, oder willst Du ihn lieb haben und sein ehelich Gemahl werden mit meinem Segen?"

„Sie schwieg, und drückte fester ihr Antlitz an seine Brust."

„Als nun aber der Wildgraf Conrad sich zu ihr beugte und um ihre Liebe bat, und ihr sagte, wie er sie so herzig lieb habe, da ließ sie ihm gerne ihre Hand, und der leise Druck war die Bürgschaft für das Ja am Altare. —"

„Und als es Hochzeit gab im Schlosse zu Dhaun, da sprach der alte Wildgraf in heiterer Stimmung zu dem jungen Gatten: „Das war wohl das erste Mal, daß ein Wildgraf im eigenen Burghofe ein schönes Bauerndirnlein aus Hundsbach freite!"

„Und der junge Neuvermählte rief: „Der Thurm der Vögte von Hunoldstein sey mir gesegnet! Ich habe in ihm einen Schatz gehoben, der höher ist, als alles Gold der Erde!"

„Und er zog das liebliche Wesen an seiner Seite innig an seine Brust. —"

So erzählte mein Alter aus Merrheim. Der Abendhimmel war glühender geworden. Die grauen und rosenrothen Abendwolken waren in tiefdunkeln Purpur übergegangen. Die Abendglocken von Merrheim, Weiler und Martinstein klangen lieblich in die feierliche Stille des Abends. Ich drückte dem Greise dankbar die Hand und schied von der schönen Stelle; denn mein Weg nach Kirn war noch weit, und die Nacht kommt schnell in den Herbsttagen.

Landschaftliches.

(Fortsetzung.)

II. Laach.

Einige Tage später fanden sich früh Morgens fünf heitere Menschen am Neuen Netterhause, Neuwied gegenüber, ein, bestiegen einen Wagen und fuhren gutes Muthes den Vorhöhen der Eifel zu. Wie schön war doch der Morgen! Die Sabbathruhe lag auf der Erde, und es schien Frieden zu seyn unter den Menschen, die ihn so selten haben, weder in sich, noch untereinander. Die Sonne war trübe aufgegangen, was einen schönen Tag verhieß; gerade wie, daß ich es ehrlich sage, bei mir, bei dem auch ein brummiger Morgen meist einem heitern Tage vorhergeht. Vielleicht hat die Sonne auch ihre Morgenlaunen, wie Unsereiner! Warum nicht, und noch viel mehr, da sie weiblichen Geschlechts ist, und dies zärtere Geschlecht dazu jederzeit ein besonderes Vorrecht hat? — Der Rückblick auf das freundliche Neuwied mit seinen reizenden Umgebungen war gar anziehend. Es trat eben aus dem leichten Morgennebel hervor, während Monrepos schon von den Strahlen der eben aus der Wolkenhülle hervor tretenden Sonne beleuchtet war. Der Rhein glänzte silbern und die dünnen Säulen des Kaffeerauches stiegen aus Neuwied's Kaminen auf, die Campe so poetisch mit „Dachnasen" umschreibt.

An dem Rittergute Nette führte uns der Weg vorüber, wo bei großer Industrie und musterhaftem Landbau ein feiner Geschmack ein wahres Paradies geschaffen hat, und feine Bildung, mit heiterm Wesen und tiefer Gemüthlichkeit im Bunde, den edelsten Lebensgenuß schafft.

Wir scherzten und lachten, weil Einer auf dem Bocke, neben dem Vetturino, Platz nehmen mußte, den wir zu unserem Trompeter avanciren ließen. Er hatte jedoch unstreitig das beste Theil erwählt, denn er genoß freier, als wir, der Umsicht nach allen Seiten der Windrose.

Das Terrain stieg bald bergan. Schon bei dem schönen Dorfe Miesenheim war das Ansteigen merklicher. Der Boden bestand schon aus dem verwitterten Tuff vorherrschend und die Pflanzen waren kleiner und magerer, als in dem fruchtbaren Boden des Rheinthals, wo verwitterter Schieferthon sein Hauptbestandtheil ist. Der zweikuppige Sattelberg trat uns näher mit seinen kahlen Kegelspitzen und zur Rechten erhoben sich bewaldete Berge in einiger Ferne. Schon hier sind meist die freundlichen Häuser mit dem vortrefflichen Materiale gebaut, das in der Nähe der Schooß der Erde in reichem Ueberflusse umschließt, mit dem Tuff von Plaidt oder dem Basanit von Niedermendig. Ueberall in den Dörfern begegneten uns geputzte Landleute und die Frauen und Mädchen mit den seltsamen kleinen Käppchen auf dem meist dunkeln Haar, bald von einem silbernen Pfeile gehalten, bald durch eine Drahtfeder, und im Ganzen nicht unlieblich anzusehen.

Je mehr wir uns Plaidt näherten, je massenhafter der Tuffstein aufgeschichtet lag, der als Baumaterial auch verführt wird. In tiefe Gruben blickten wir hinab, wo das Gestein in dichten Massen, Gott weiß, bis zu welcher Tiefe, ansteht. Unerquicklich war indessen der Sand dieses Gesteins, den der leise Lufthauch und unser Wagen aufrüttelte, und der sich nun freundlich auf uns niederließ, die dunkeln Farben der Gewänder launisch verwandelnd auf größern Flächen, während die bewegteren Falten die Urfarbe behielten.

Es war ungemein heiß. Das trocknete die Gurgeln unserer durstigen drei Gefährten, im Bunde mit dem feinen Sande, den wir unablässig einathmeten.

Schon in Kruft trugen sie Lust, zu halten; allein wir siegten; doch als das schön liegende Niedermendig erschien, über dem rechts sich die gewaltigen Gerüste erheben, womit, vermittelst Kurbeln, das Gestein aus der Tiefe mehrere Hundert Schuhe hoch hinaufgewunden wird, und dort ein alterthümliches Wirthsschild, das ehemals vergoldet war, uns entgegen leuchtete, da galt's Eile und der labende Nektar, hier noch leiblicher Natur, oder durch den Durst weniger geprüft, ergoß sich bald in die durstigen Kehlen; auch mußte noch Vorrath mitgenommen werden. Nach kurzer Rast vor

dem bescheidenen Hotel des Dorfes, wo sich bald ein Theil der Gemeinde in allen Altersstufen sammelte, und uns die Dienste als Führer anbot, betrachtet von einem Herrn, der den Hut sehr unternehmend auf dem linken Ohre sitzen hatte, und wohl ein Gasteinmatador mochte gewesen seyn, uns aber doch bald für unbedeutende Leute mußte erkannt haben, wandten wir uns rechts und langten auf der Höhe an, wo die Welt des Basanits ist. Da liegen die Stücke des Gesteins neben dem Wege, wahrhaft zu Mauern aufgethürmt. Mühlsteine und Platten überall zu Hauf, bald fertig, bald in Arbeit. Ein Arbeitstag wäre noch um Vieles interessanter gewesen, da dann auch eine Menge thätiger Menschen die Scene belebt hätte, die heute, an einem Sonntage, nur in tiefer Stille, rings dunkelgrau, kahl, starr und leblos uns umgab. Aus den Blöcken und Trümmern des Gesteins erheben sich nun über den weiten, oben trichterartig sich verengernden Schachten die mächtigen Gerüste, auf denen der Eichbaum liegt, um welchen sich die starken Ketten schlingen, an welchen die Steine aus der oft mehr als hundert Fuß messenden Tiefe aufgewunden werden.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Bündniß. 1844.

Von Karl Simrock.

Der Lieder überdrüssig
War die bedrängte Zeit;
Da blieb mein Spiel nicht müßig,
Doch größerm Sang geweiht.
Von selbst erklingt es heute
Und tönt im Morgenwind,
Das Allen Heil bedeute,
Die deutschen Namens sind.

Was stürmen nicht die Glocken,
Was malt der Freudenschein
Vom Drachenfels, vom Brocken
Sich nicht in Elb' und Rhein?
Uns kam doch frohe Melde,
Wohl solcher Feier werth:
Die Brüder an der Schelde,
Sie sind uns heimgekehrt.

Ein Volk, zum Werk geschäftig,
Durch Arbeit reich und frei,
Von Gliedern stark und kräftig
Und edelstolz dabei,
So reicht's zum Bund die Hände,
Bringt Glück und alten Glanz,
Ostende wird Westende
Des deutschen Vaterlands.

Willkommen, Langentbehrte,
Uns unentbehrlich fast,
So gern am Herzen nährte
Kein Baum noch seinen Ast.
Der Baum muß endlich sterben,
Den man der Zweig' entblößt;
Der Zweig wird auch verderben,
Den man vom Stamm gelöst.

Willkommen, daß sich eine,
Wie Ast und Stamm zum Baum,
Die Nordsee mit dem Rheine,
Das Land dem Küstensaum.
Des Reichs zerstückte Glieder,
Das Gottes Zorn zerschlug,
Ersteh'n zum Leben wieder,
Ein Leib, sich selbst genug.

Willkommen, trauter Bruder
In Flandern und Brabant,
Du führst den Pflug, das Ruder
In gleichgeübter Hand;
Du förderst aus den Schachten
Des Eisens blanke Wehr:
Wir schlagen uns're Schlachten
Vereint zu Land und Meer.

Unblut'ge Schlachten schlagen
Soll jetzt noch unser Bund,
Das reiche Gut erjagen:
Das macht nur mäßig wund;
Doch die zum Friedenswerke
Sich treu die Hand gereicht,
Gesellen einst die Stärke
In Noth und Tod vielleicht!

Mannichfaltigkeiten.

(München, 31. Okt.) Gestern trat auf unserm Hoftheater Fanny Elsler zum ersten Mal auf, und zwar in der Oper: „Der Gott und die Bajadere". Schon drei Tage früher waren sämmtliche Logen und Sperrsitze genommen und Abends das Haus in allen Räumen überfüllt. Wenn wir auch heute noch die abgöttische Verehrung lächerlich und absurd finden, welche der Künstlerin in verschiedenen Städten zweier Welttheile geworden, so begreifen wir doch jetzt die freundliche Aufnahme, die diese Verkörperung der Anmuth allenthalben, wo sie sich zeigte, hervorbrachte. Der Beifall war ein allgemeiner, stürmischer, des Hervorrufens und Kränzewerfens kein Ende, und wahrscheinlich wird auch in den folgenden Vorstellungen, in denen sie auftritt, der Raum unserer Bühne zu klein seyn, die Zuströmenden aufzunehmen.

Das unsere Stadt Frankfurt gegenwärtig zierende eherne Standbild Goethe's nebst den Basreliefs, welches mit dem Fußgestell und den dazu führenden Granitstufen eine Höhe von 29 Fuß hat, kostet nur fl. 33,000, während Schiller's Monument mit sehr einfachen Basreliefs fl. 50,000 kostete. Weiter ist zu berichten, daß aus der Bronzefabrik der Herren Junge und Junkersdorf das werthvolle Modell des neuen Monumentes von Schwanthaler in Bronze hervor-

ging. Ebenfalls rühmend haben wir noch zu erwähnen Hrn. **Keßler's** interessante Ausstellung, welche derselbe im Lokale der Varrentrapp'schen Sortiments-Buchhandlung veranstaltet hatte; sie bestand in bildlichen und plastischen Darstellungen **Goethe's** und vielen der werthvollsten Originalzeichnungen und Handschriften, sowohl von ihm selbst als von seinen schriftstellerischen Zeitgenossen.

(**Die beste Einkommentaxe.**) Der Satyriker Swif schlug eine Steuer auf weibliche Schönheit vor. Jedem Frauenzimmer solle es gestattet seyn, seine eigenen Reize selbst zu schätzen. Er behauptete, die Taxe würde ohne Widerspruch bezahlt werden, und dem Staat eine sehr reiche Quelle des Einkommens verschaffen.

Ein Kritiker machte die sehr richtige Bemerkung, daß viele der neuen Romane der Franzosen bei uns Deutschen zwar anfänglich großes Aufsehen machen, aber nur für kurze Zeit. Sie gehen vorüber wie eine Lärmtrommel, Alles läuft nach dem Fenster, — aber wenn die Wirbel und Schläge verhallt sind, dann haben wir höchstens Kopfweh, statt eines bleibenden Eindrucks, statt einer Erinnerung der Harmonie. —

(**Frankfurt.**) Die in dem benachbarten Offenbach gegenwärtig verweilende Schauspielergesellschaft des Hrn. Theater-Direktor **Geißer** gehört zu den besseren der wandernden Thespisgenossen. Sowohl das Personal als Garderobe ꝛc. sind sehr gut und verdienen, rühmlichst erwähnt zu werden. — Unter den Mitgliedern verdienen die beiden Fräulein **Geißer**, Herr und Frau **Horar**, sowie die Tochter unseres Kunstveteranen **Weidner**, die das Fach der komischen Alten, Mütter ꝛc. spielt, besonders namhaft gemacht zu werden. Wir sahen neulich einige recht gelungene Schauspielvorstellungen derselben und das zahlreich versammelte Publikum bewies, daß es ebenfalls mit den Leistungen dieser Truppe zufrieden ist.

Z.

Korrespondenz.

Hamburg, im Oct.

Die bei Hoffmann und Campe jüngst erschienenen, jetzt in mehreren Bundesstaaten bereits verbotenen „Neuen Gedichte" von H. Heine haben viel zu reden gemacht, wie es zu erwarten stand. Wenn alle neuen Erscheinungen im Felde der Kunst und Literatur **nur mit Rücksicht auf die Zeit** beurtheilt würden, in welcher sie an's Tageslicht treten, dann würde mancher strenge Kritiker den zum Steinwurf erhobenen Arm ruhig wieder sinken lassen; aber das ist der Fehler der Kritik bei Tageserscheinungen, daß sie die Zeit nicht berücksichtigt und immer Partei ergreift. So wurden hier auch Heine's Gedichte beurtheilt; man hat sich vor Allem an den zweiten Theil derselben: „Deutschland, ein Wintermährchen", gehalten, worin Hamburg arg mitgenommen worden, und das Verdammungsurtheil der **Patrioten** war so ziemlich allgemein und schnell bei der Hand. Der Verleger Campe freut sich außerordentlich, daß das Verbot der Gedichte gekommen und erst jetzt gekommen ist, wo die 5000 (?) Exemplare schon in die Welt gewandert und gelesen sind; denn nichts reizt den Käufer mehr, als ein Verbot. Also ist der Zweck erreicht und der Zweck war und ist jetzt überall Erwerb, Nutzen, Vortheil und Aufsehen, quand même! d. h. ein gutes Geschäft. Hätte Heine unschuldige Verslein geschrieben à la Hölty, Kleist, Gellert, Gleim, oder patriotisch drein geschlagen gleich Körner und Arndt, so hätte er ganz sicher nur auf einen kleinen Leserkreis Anspruch machen dürfen; der Verleger — wenn er überhaupt einen für dergleichen gefunden hätte — würde ein **schlechtes** Geschäft, der Autor ein winziges Honorar erhalten haben und beide hätten die Lacher gegen sich gehabt. Jetzt ist es umgekehrt; das Geschäft ist gelungen, es war ein brillantes! folglich: (so nämlich urtheilt der frivole Sinn des Zeitgeistes) — folglich lachen Autor und Verleger in's Fäustchen, denn der Zweck ist erfüllt. Die wahre Kritik mag nun mit Kolben drein schlagen, das Anathema an alle Buchläden und Leihbibliotheken anschlagen lassen; es nützt zu nichts, als daß noch mehrere Exemplare gekauft und gelesen werden dürften; denn die Kritik ist bald vergessen, von den Meisten gar nicht beachtet, und morgen durch eine andere remplacirt. Das Buch aber bleibt, und wer sich die ersten Theile von den Werken H. Heine's angeschafft hat, der completirt sie gewiß durch den letzten; denn die geschmeidige, pikante Form, den Sarkasm, die Kralle des Mephistopheles findet er hier eben wieder neben der Zote, der Schmähung des Heiligsten und mancher Wahrheit. Die Gesinnung also findet man durchaus verwerflich; das Talent aber muß auch hierin wieder anerkannt werden, und wäre ohne Parteilichkeit eben so leicht nachzuweisen, wie der Schmutz, der freilich öfterer zu Tage liegt. Den Wunsch, Heine möge sein Talent an Besseres wenden, wollen wir nicht aussprechen; Heine's Gott verläugnet sich nie. Wer diesen kennen will, der erhält in dem Kapitel der Reisebilder Aufschluß, wo von seinem Anfang des Cattungeschäftes die Rede ist, worauf er später den Doctorhut stülpte. Der Profit ist jener Gott, der zu solchen Versen begeistert, und nächst ihm die Eitelkeit; die Götter Schiller's, Göthe's und Uhland's waren andere, und nur mit diesen im Bunde strebt der Geist himmelan, wobei nicht gesagt seyn soll, daß die Schellenkappe und Peitsche nicht auch ihren Platz und Werth in der Poesie und in der Welt behaupten können und sollen. Wie aller Orten nicht ohne Grund über den häufigen Mißbrauch der journalistischen Presse geklagt wird, so auch bei uns. Exempla sunt odiosa et practica est multiplex. Nur Eines Falles möge hier Erwähnung geschehen. Als die nach der Brandkatastrophe eingesetzte Unterstützungs-Commission sich vermaß, ungerechte, impertinente Anforderungen zurückzuweisen, gerechte, im Gesetz begründete Verpflichtungen einzufordern, wurde sie in deutschen und englischen Blättern auf die empörendste Weise verdächtigt; obwohl ganz Hamburg wußte, daß diese Commission aus wahren Ehrenmännern zusammengesetzt war, daß sie mit unermüdetem Eifer, mit Aufopferung der Gesundheit und der uneigennützigsten Herzensgüte ihrer Pflicht redlich nachkam, gingen doch diese Blätter heimlich von einer Hand in die andere; man las, man stichelte, man verdächtigte, und da bleibt denn immer ein kleines Fleckchen kleben, selbst am Unbescholtenen.

(Schluß folgt.)

Anagramm.

Mit o ist's eine der privilegirten Sünden,
Mit e ist es in Werther's Leiden zu finden.

J. B.-R.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 3. Nov. **Ferdinand Cortez**, oder: Die Eroberung von Mexico, große Oper in 3 Abth., Musik von Spontini.

Montag, 4. Nov. (Neu einstudirt): **Vor hundert Jahren**, Sittengemälde in 4 Abth., von Raupach. Hierauf folgt: **Ursprung des Nordgebens**, dramatische Kleinigkeit in einem Act, nach einer Anecdote von L. Feldmann.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 306. Dienstag, den 5. November 1844.

Der neue Sohn.

I.

Herbststurm, laß nur verwelken
Der Bäume saftig Grün,
Laß Rosen und laß Nelken,
Die Büsche laß verblüh'n:
Trost soll der Lenz uns geben,
Der, wenn er wieder naht,
Rings tausendfaches Leben
Weckt aus der stillen Saat.

Wo aber hingestorben
Des Erden-Pilgers Herz,
Da wird kein Trost erworben
Dem nachgeblieb'nen Schmerz;
Die Trauernden, sie stehen
Erschüttert durch das Loos,
Denn, ach, das Wiedersehen
Ruht in der Zukunft Schoß!

D'rum schwankt an jenem Grabe
Trostlos die Mutter hin,
Der Armen ganze Habe
Und Liebe liegt darin;
Im Sarge liegt gebettet
Der Sohn, der einz'ge, ihr,
Und die Verzweiflung kettet
Sie an den Hügel hier!

An ihres Gatten Seite
Ward eingesenkt ihr Kind,
So daß die Gräber beide
Ihr letztes Kleinod sind;
Dort hält der tiefe Schlummer
Die Zwei in Grabesruh,
Dort legte sie im Kummer
Auch gern ihr Haupt hinzu.

Die Gräber fromm zu ehren,
Beschafft sie grünes Moos,
Sie zieht mit ihren Zähren
Die Todtenblumen groß;
Und wer die Arme sähe
Im Abenddämmerschein,
Wähnt, an dem Grabe stehe
Ein grauer Leichenstein.

II.

Der Frühling zeigte wieder
Die reiche Segenshand,
Die Gold und Duft und Lieder
Streut auf's erwachte Land;
Die wunderbaren Töne
Durchklangen Wald und Flur,
Und sieh', in voller Schöne
Strahlt bräutlich die Natur.

Und hier aus nied'rer Hütte
Und dort aus jenem Haus,
Des Lenzes frohe Sitte
Blickt überall heraus;
Und rasch bewegte Hände
Sieht man das Land bebau'n,
Daß Felder und Gelände
Voll Früchte bald zu schau'n!

Doch — Eine sitzt voll Jammer
Daheim im öden Haus,
Nicht schmückt wohl ihre Kammer
Ein Ernteblumenstrauß!
Wer soll das Feld ihr pflügen,
Das sonst so wohlbestellt,
Seit Sohn und Gatte liegen
Im wüsten Todtenfeld?

Da, horch! — sie wähnt zu träumen,
Laut klopft's: — wer mag es seyn? —
Wer nahet ihren Räumen?
Sie stockt, sie ruft: „Herein!"
Horch, junge Männer fragen,
Sie nah'n in froher Schaar,
Die einst in bessern Tagen
Dem Sohn befreundet war.

Sie rufen: „Laß die Thräne,
„O Mutter, fromm und gut,
„Wir sind jetzt Deine Söhne,
„Auf uns Dein Hoffen ruht;
„Wir wollen Dir bestellen
„Die Aecker, wir — Dein Sohn, —
„Uns fröhlichen Gesellen,
„Dein Trost sey unser Lohn!"

Die Wittwe aber blickte
Empor zum lieben Gott,
Der diesen Sohn ihr schickte
Als Helfer in der Noth;
Sie betet — und im Fluge
Eilt der hinaus in's Land,
Und ist mit Egg' und Pfluge
Und Saatkorn bei der Hand.

III.

In gold'ner Aehren Hülle
Prangt hell das Flurgebiet,
Da durch des Herbstes Fülle
Der Hauch des Friedens zieht;
Denn was im jungen Keime
Als Hoffnung sich gewiegt,
Sieh', wie's mit schwerem Seime
Die Aehre niederbiegt.

Die Sichel mäht den Segen,
Rings Garben vielerlei,
Und Lieder allerwegen
Ertönen froh dabei;
Die Erntewagen beuget
Die gold'ne Last fürwahr,
Und all' ihr Reichthum zeuget
Vom segensreichen Jahr.

Zu allen Hütten rollen
Die Wagen mit der Last,
Und kaum den Schatz, den vollen,
Die schmale Scheune faßt:
Beseligend und labend,
O Sachsenhausen *), dir,
Denn wie am Weihnachts-Abend
Bescheeret wirst du hier.

Ach, nur der Wittwe Klagen
Verscheucht kein Jubelton:
Nicht kommt ihr Erntewagen,
Nicht sieht sie ihren Sohn;
Der ihr im Lenz erschienen,
Denkt wohl nicht mehr an sie;
Doch der dort liegt im Grünen,
Ach, den vergißt sie nie!

*) Am Main hat sich 1831 die Begebenheit unter den Augen des Verfassers zugetragen.

Doch, als der Abendglocken
Friedsam Geläute klang,
Erscholl es wie Frohlocken,
Das bis zur Mutter drang.
Wer ist's, der voll Behagen
So jubelt, singt und lacht? —
O sieh, ihr Erntewagen
Wird eben heimgebracht!

Und als sie blickt in's Freie,
Da wird ihr offenbar,
Da steht in schmucker Reihe
Der jungen Männer Schaar;
Ihr frohes Wort erklinget,
Sie rufen: „Siehe hier,
„Den Erntewagen bringet
„Dein Sohn, o Mutter, Dir!" —

Wie herrlich, wo die Liebe
Als That aus Herzen dringt,
Und ihre Segenstriebe
Um wunde Seelen schlingt;
Viel mag der Tod uns rauben,
Und manche Thräne fließt,
Doch sie ist's, die den Glauben
An Trost uns neu erschließt!

Moritz Graf zu Bentheim-Tecklenburg.

Landschaftliches.

(Fortsetzung.)

Wie sich überall, wo irgend ein interessantes Naturprodukt sich findet, und wohin zahlreiche Fremde kommen, eine eigene Bubenindustrie bildet, so auch hier. Sie hauen die Stücke des Basanits sorgfältig entzwei, und finden dann wohl die schönen blauen Krystalle des Hauin's, nach denen jeder irgendwie sich für Mineralogie Interessirende hier fragt. Alsbald umgab uns ein Haufe der industriellen Strolche und boten uns den Stein an, der den Namen des verdienstvollen französischen Krystallographen trägt, und es kostete wahrlich Mühe, loszukommen.

Erst als wir zwei stämmige Bergleute auswählten, um uns mit ihren Grubenlichtern in die Tiefe eines Bergwerks zu geleiten, ließen diese Buben, die herrliche Anlagen für anbietende Musterreiter oder Commis voyageurs hatten, los, und wir folgten mit einem fröhlichen „Glückauf!" den Leuchtenden in die dunkle, kalte Tiefe hinab.

Alles ging gut, da der Gang hinab gemauert und mit leidlichen Stufen versehen ist; nur traten bald Schwierigkeiten für Einen und den Andern ein, dessen Corpulenz das Maß eines ausgenommenen Härings, nach Sir John Falstaffs Bezeichnung, überstieg, weil der Gang sich wohl stellenweise ungebührlich verengerte. Zum Glücke nahm er auch an Weite bald wieder zu, und wir gelangten dann glücklich an den Ort, wo in ganz furchtbaren Massen das Gestein ansteht und nirgends ein Riß, nirgends eine Art von Schichtung bemerklich wird. Ungeheure Pfeiler tragen die eben abgeflachte Decke, so daß an eine Gefahr nicht im entferntesten zu denken ist.

„Da unten aber ist's schauerlich!" Erst langsam muß sich das Auge an das Licht gewöhnen, ehe es seine Umgebung gehörig verstehen lernt; dann aber tritt ihm auch die ganze Schauerlichkeit des Aufenthaltes in dieser Tiefe ins Bewußtseyn und es sehnt sich wieder das Herz hinauf in die Region des Lichts und der Wärme. Ich hatte schon mein Theil Schnupfen mir aus lauter Courtoisie geholt und fürchtete nun meinen Humor ganz einzubüßen, daher blies ich zum Rückzug.

Leider hatten die Durstigen eine Flasche vergessen, um den Geistern der Tiefe ihre Ehrfurcht durch eine Libation zu bezeugen. Sie eilten zum Lichte, um es nachzuholen, dankbar, daß die Kobolde uns nicht geneckt hatten. Und wie fröhlich grüßten wir das Licht, wie freuten wir uns der lieblichen Luft und Fernsicht! Bald rollte der Wagen dahin zwischen den aufgethürmten Bau- und Gewerksteinen, und nach einer kurzen Fahrt auf vulkanischem Sande lag vor uns der herrliche blaue Spiegel des — Laacher See's.

Der Eindruck dieses, in seiner ganzen Ausdehnung zwei und eine halbe Stunde messenden See's ist ergreifend für Den, der ihn zum ersten Male sieht.

Es lag eine Stille, ein Friede über ihm ausgebreitet, der um so stärker wirkte auf das Gemüth, je näher der Gedanke an die unermeßlichen unterirdischen Gewalten lag, die einst hier tobten, als im Dunkel einer völlig unberechenbaren Vorzeit dieser See ein Krater war, aus dem Feuer aufloderte. Und welch' ein Vulkan mag es gewesen seyn, dessen Werk diese Basanitmassen in Niedermendig sind, dessen Produkte in den unendlichen Tuffsteinmassen so weithin die Gegend bedecken! Ein leiser Schauder rieselte durch alle Adern, als wir uns lebhaft dies vergegenwärtigten. Seit Jahrtausenden erloschen, da die Römer keine Traditionen mehr fanden — zeigt sich sein Dagewesenseyn in den furchtbarsten Spuren. Aber wer kann dafür stehen, daß nicht das Feuer, das in jener Periode wohl erlosch, als die Alpen der Schweiz erhoben wurden und jene ungeheuren Seen abflossen, welche die meilenweiten Becken des Oberrheins füllten, wiederkehrt? Haben sich doch seit einer Reihe von Jahren in langen Zwischenräumen wieder Erdbeben in leisen Zuckungen angekündigt, die vom Siebengebirge hierher ihre Richtung nahmen? Der Gedanke ist schauerlich, aber er liegt in fernen Jahrtausenden vielleicht, wo unser Leib sich in Tausende von Atomen aufgelöst hat, und über unsern Gräbern Generationen dahinwandeln, welche über unsere Thorheiten lachen. Mögen sie! — Wir wollen uns der Gegenwart und des schönen Wasserspiegels freuen, sagte ich zu meinen Begleitern, denen ich das Alles in breiter Weise auseinandergesetzt hatte.

Seht nur, wie das Sonnenlicht so wundersames Farbenspiel auf der ruhigen Fläche des Wassers erzeugt! Scheint's nicht, als zögen sich Streifen in mehrfacher Schattirung des Blaues über den See? — Und welche Klarheit des Wassers! Man sieht in die Tiefe hinab und erkennt das Gestein auf dem Grunde und den leise dahinschwimmenden Fisch.

Man möchte ewig da hinabblicken in diese blaue Tiefe, und man begreift, wie die Poesie dieser unergründlichen Sehnsucht des Herzens das süße, schmeichlerische Locken schöner Nixen zum Grunde legen konnte. Mir ist es hier gar wunderlich zu Muthe geworden, als ich in dieses herrliche, klare Wasser hinabsah, so wunderlich, als es mir damals wurde, als ich am Mummelsee stand und ein ehrlicher Schwabe mir die Sagen von den herrlichen Mümmeli's erzählte. Es ruht ein unaussprechlicher Zauber auf diesem stillen See, und es legt eben kein sonderliches Zeugniß für die poetische Natur des Volkes ab, daß es keine Sagen hat, die ihn verklären und verherrlichen.

Was die Tiefe betrifft, so ist sie gemessen, und alle Fabeln von seinem unergründlichen Boden fallen weg. Sie mißt vierhundert und etliche fünfzig Fuß, wie wir vernahmen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Saphir wurde gefragt, warum er nicht rauche? Er antwortete: Ein Mann, der raucht, ist nur ein halber Ehemann; er hat oft mehr Gluth für die Pfeife als für seine Frau und trauert zuweilen mehr um die Asche seiner Pfeife als um die Asche seiner Frau, und nicht selten verwechselt er im Ausklopfen Frau und Pfeife. Ich rauche also nicht, so wie überhaupt starke Gluthen nie rauchen, heiße Suppen am stillsten und die stillsten Mädchen am heißesten sind.

(Zum Teufel.) „Der Herr Finanzrath will also die Rechnung nicht bezahlen?" sagte ein Advokat zu seinem Clienten, einem Schneidermeister. — „Nein." — „Aber Sie haben sie ihm vorgelegt, selbst, persönlich, und um Bezahlung gebeten?" — „Ja wohl, vor der halben Stunde." — „Und was sagte er?" — „Ich solle zum Teufel gehen, sagte er." — „Schon gut, und was thaten Sie?" — „Ich ging direkt zu Ihnen."

(Frankfurt.) Am 24. Okt. feierte die französisch-reformirte Gemeinde das 25jährige Amtsjubiläum ihres ersten Pfarrgeistlichen, Hrn. Appia, durch einen der Veranlassung entsprechenden kirchlichen Akt und ein Festmahl auf der Mainlust. Da die Gemeinde, besteht sie auch aus nur etwa 40 bis 50 Familien, größtentheils sehr wohlhabende Mitglieder zählt, so wurden dem Jubilar, in Anerkennung seiner um sie erworbenen Verdienste, sehr reiche Geschenke zu Theil.

Der Garnison-Verwaltungs-Inspektor und Prem.-Lieut. a. D. Hermann Neumann in Torgau hat unter dem Titel: „Das letzte Menschenpaar" ein 302 Octavseiten umfassendes, in ein Vorspiel und vier Abtheilungen zerfallendes, lyrisch-dramatisches Gedicht herausgegeben, welches sich durch die darin enthaltenen herrlichen und erhabenen Gedanken, durch die dem hohen Inhalt angemessene, edle und würdevolle Sprache und durch den begeisternden Rhythmus der Verse vor anderen ähnlichen Produkten jetzt lebender deutscher Dichter so vortheilhaft auszeichnet, daß es mit Recht ein vollendetes Kunstwerk deutscher Muse genannt und den Schöpfungen unserer größten Meister an die Seite gestellt zu werden verdient. Der Herr Verfasser hat den Ertrag dieses Buches zur Unterstützung der verarmten Spinner und Weber im schlesischen Gebirge bestimmt — neben der Vortrefflichkeit des Werkes ein Motiv mehr für fühlende Herzen, sich recht bald in den Besitz desselben zu bringen. Es sey erlaubt, den Schluß der Zueignung hier anzufügen:

Was wir versäumt, mag Gott vergeben; —
Jetzt, arme Weber, laßt uns weben!

Der König soll der Meister seyn,
Er schlägt die gold'nen Fäden ein;
Was er dem Dom am Rheine thut,
Was er gethan bei Hamburgs Glut,
Thut er den armen Schlesiern auch;
Die Reichen folgen wie es Brauch;
Wir Andern sorgen, daß das Linnen
An Läng' und Breite mag gewinnen.
Ein Jeder thue, was er kann,
Der reiche, wie der arme Mann;
Der Dichter, der sein Lied nur hat,
Der gibt es hin an Geldes Statt. —
Tauscht es für reiche Gabe ein,
Und laßt es ein Gedächtniß seyn:
Daß Ihr für fremde Noth und Armen
Getragen habt ein mild Erbarmen!

(Falschmünzerei der Alten.) Herr Ackermann, Secretär der numismatischen Gesellschaft in London, hat sehr interessante Forschungen über den Zustand der Falschmünzerei bei den Alten bekannt gemacht. Es finden sich in allen Sammlungen zahlreiche Beweise der Falschmünzerei, die oft mit großer Geschicklichkeit getrieben wurde, und es ist sogar außer Zweifel, daß die römische Regierung ihre Münzen oft selbst verfälscht hat. Die Falschmünzerei ist nur um weniges jünger als die Geldmünzerei selbst.

In Berlin saßen vor einigen Tagen vier Großherzoge mit dem König zu Tisch, nämlich die Großherzoge von Mecklenburg-Strelitz, Schwerin, Oldenburg und Weimar. Nun zerbrechen sich die Berliner die Köpfe, was das bedeutet. (Dorfz.)

Es scheint, der König von Schweden kann etwas machen, was andere Regenten nicht machen können, nämlich Doktoren der Theologie. Nach öffentlichen Nachrichten hat derselbe viele Geistliche, darunter zwei Bischöfe, zu Doktoren ernannt.

Korrespondenz.

Hamburg, im Oct.

Deutschland ist also noch weit davon, die Preßfreiheit zu verdienen, und erst, wenn es ein Blatt im Vaterland gibt, das durch die moralische Kraft der Redaction und der unter derselben stehenden Literaten, Korrespondenten, Mitarbeiter, allgemeine Achtung errungen hat, dann erst wird sie keine Censurscheere mehr brauchen und eine Nothwendigkeit werden. So lange aber Barbiere, Lotto-Collecteure, Buchdrucker, Handlungslehrlinge u. dgl. von den Redactionen zugelassen werden, weil sie die wohlfeilsten oder die pikantesten Artikel liefern, so lange wird die Presse im Allgemeinen nicht geachtet seyn; so lange die Opposition mit dem Gott der Lüge im Bunde steht, wird sie auch kraftlos bleiben und unnützes Pulver verschießen. Hätte der Verleger und Redacteur die Censur selbst zu verwalten und die volle Verantwortlichkeit für alle Artikel seines Blattes, er würde sich wohl hüten, Mitarbeiter zu engagiren, von deren moralischem Willen und intellectueller Tüchtigkeit er nicht vollkommen überzeugt wäre. — Außer den Kunststücken eines Amerikaners Richard Risley mit seinen Kindern Hans und Heinrich, welche sich im sogenannten Balletdivertissement in allerlei Forcetouren producirten, gab es in letzter Zeit am Stadttheater noch ein Lustspiel zu sehen, welches entschiedenen und großen Beifall erhielt, und wohl schon zehnmal in einem Monat wiederholt worden ist. Es ist französischen Ursprungs, aber so für Deutschland zurecht geschnitten, daß kein Zuschauer durch Anderes daran erinnert wird, als durch höchst geschickt angelegte, gut durchgeführte und befriedigend schließende Handlung, ein Vorzug, wie wir ihn an deutschen Originalen der neuesten Zeit selten, sehr selten finden. Es heißt: „Er geht auf das Land“, Lustspiel in 3 Abtheilungen von P. Robert, und hätte mit größerem Rechte die Tantième-Benefize verdient, als so manches deutsche Product, das gegeben wird, weil es deutsch ist. „Moritz von Sachsen“, von Prutz, fand im Publikum eine laue Anerkennung; die Anspielungen auf die Zeit finden hier keinen fruchtbaren Boden; man fühlt es zu bald heraus, daß Dergleichen eingeflickt ist, um den Applaus herauszufordern, und dies Stück Geschichte ist nicht so interessant, um ein ganzes Publikum zu erregen und zu unterhalten. Die Kritik urtheilt fast immer anders, als das Publikum, welches im Theater unterhalten seyn will und schöne Verse lieber zu Hause lies't, als es sich dieselben vordeclamiren läßt; deshalb haben wir seit Jahren auf der Bühne viel mehr Mißgeschick als beifällige Aufnahme von deutschen Werken erlebt, so unlängst wieder mit einer Posse von R. Benedix: „die Sonntagsjäger“, welche nur durch die sehr gelungene Darstellung der Hauptpartieen gehalten worden ist. Von Prutz wurde hier schon vor zwei Jahren „Carl von Bourbon“ ohne allen Erfolg gegeben, und es gibt kein Urtheil, das competent ist in Theatersachen, als das Urtheil des Publikums. Von Corneille und Molière bis Scribe, von Gottsched bis Mad. Birch-Pfeiffer, von Lessing bis Gutzkow hat immer nur die allgemeine Stimme über öffentliche Darstellungen entschieden, und die Journalistik wird es nicht dahin bringen, daß Gevatter Schneider und Handschuhmacher, der Hr. Commerzienrath und der durchlauchtige Minister zu gleicher Zeit gleich urtheilen, durch ein und dasselbe Stück amüsirt werden, kurz, die Journalphrasen werden nie das öffentliche Urtheil bestechen; und besonders ist alles Lobpreisen von der Aufführung irgend einer Novität vergebene Mühe; das Endurtheil gibt immer das Publikum, nicht durch Klatschen oder Zischen, sondern durch sein Ausbleiben oder Wiederkommen zu erkennen. Besonders rührend komisch klingt es dann, wenn von Weimar, Stuttgart oder Coburg aus die Welt aufgefordert wird, aufzuhorchen und zu hören, zu staunen und zu bewundern ob der vortrefflichen, enthusiastisch aufgenommenen, dichtergekrönten ersten Darstellung des neuen classischen Trauerspiels von dem jungen, genialen Hrn. Soundso, der, unzähligemal hervorgerufen, eine salbungsvolle Freiheitspredigt an das Publikum gehalten habe.

Auflösung des Anagramms in Nro. 205.

Lotto, Lotte.

Theater-Anzeige.

Montag, 4. Nov. (Neu einstudirt): Vor hundert Jahren, Sittengemälde in 4 Abth., von Raupach. Hierauf folgt: Ursprung des Korbgebens, dramatische Kleinigkeit in einem Act, nach einer Anecdote von L. Feldmann.

Dienstag, 5. Nov. Der Postillion von Lonjumeau, komische Oper in 3 Abth., Musik von Adam.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 307. Mittwoch, den 6. November 1844.

Die Schlacht bei Hanau.

(Am 30. Oktober 1813.)

Es sind jetzt ein und dreißig Jahre, daß in unserer Nähe, bei Hanau, die letzte Schlacht vorfiel, welche Napoleon in Deutschland schlug. Obgleich der Sieg nicht den deutschen Waffen verblieben, die Schlacht vielmehr unter den vierzig gewonnenen Schlachten des großen Kaisers in den Annalen der Geschichte aufgeführt ist, so sind doch Napoleons meisterhafter Schlachtplan, von dem die Geschichtschreiber sagen, daß Feldherren daran lernen könnten, und manche Vorgänge, welche sich an diese Schlacht knüpfen, so denkwürdig, daß wir es für unsere Leser von Interesse erachten, sie ihnen in einer gedrängten Darstellung vorzuführen.

Am 14. Oktober 1813 hatte sich Baiern, der erste bedeutende Staat des Rheinbundes, von Napoleon losgesagt, und war zu der Coalition der Russen, Preußen und Oesterreicher übergetreten. Die erste Folge davon war, daß sich die Baiern, welche am Inn unter Eugen, Vicekönig von Italien, den Oesterreichern bis dahin siegreich gegenüber standen, mit den letzteren vereinigten, und zum Kriegsschauplatze, zunächst zur Befreiung Frankens, aufbrachen. Der General der Kavallerie, Graf von Wrede, trat am 15. Oktober den Oberbefehl über die solchergestalt vereinigte baierisch-österreichische Armee an, setzte sich am 17. in Marsch, und eilte mit 57,000 Mann in sieben Tagen von den Ufern des Inn bis an den Main, über eine Landstrecke von mehr als 40 Meilen, um sich im Rücken des gemeinschaftlichen Feindes aufzustellen. Die zweite Folge des Uebertritts Baierns zur Coalition war, daß Napoleon, welcher die Nachricht davon zu Düben erhielt, sein Vorhaben, den Kriegsschauplatz auf das rechte Ufer der Elbe zu verlegen, und seinerseits im Rücken seiner Feinde zu operiren, aufgab, und, dem Rathe seiner Marschälle nachgebend, sich auf seine Verbindungslinie zurückzog, und in die Ebenen Leipzigs hinabstieg. Was sich daselbst ereignete, ist welthistorisch. Der besiegte Löwe trat seinen Rückzug nach dem Rhein an, entwickelte aber, bei dem ungeheuren Verluste und Unglücke sich vollkommen gleich bleibend, in Verfolgung desselben und der hierzu nöthigen Ergreifung von Vorsichtsmaßregeln jeder Art, im Vergleiche zu der gänzlichen Muth- und Kraftlosigkeit, ja gleichsam völligen Gleichgültigkeit und Erschlaffung seiner Gegner, und der hieraus hervorgegangenen saumseligen Verfolgung ihres Sieges, eine solche Thätigkeit und Umsicht, daß er nicht nur fortwährend einige Tage Vorsprung erhielt, sondern auch zeigte, daß, wenn sich in den Ebenen von Leipzig der Sieg ihm zugewendet hätte, die unermeßlichen Folgen eines solchen Ereignisses für ihn vollständig eingetreten seyn würden. —

Eine seiner besondern Sorgen auf diesem Rückzuge von Leipzig bildete der Engpaß bei Gelnhausen. Die militärische Bedeutung desselben war bereits neun Jahre vor Christi Geburt den Römern bekannt. An den Vorhöhen des Vogelsbergs schlug zuerst der römische Feldherr Nero Claudius Drusus die Katten, und wandte sich sodann gegen die Märker, welche an derselben Stelle den Eingang in das Kinzigthal besetzt hatten. Später, unter den Kaisern Trajan und Hadrian, legten die Römer, um ihre Eroberungen gegen die kriegerischen Katten zu sichern, Gränzwehren daselbst an, wovon noch heute oberhalb Gelnhausen, bei Wirtheim, die Ueberreste einer römischen Clausur (verschanzten Einganges) sichtbar sind. Dieser Paß erforderte einen Aufwand von geringer Mannschaft und wenig Mitteln, um das ganze Kinzigthal zu schließen. Es kam also Napoleon darauf an, dem Grafen v. Wrede in Besetzung dieses Passes zuvor zu kommen. Wäre ihm dieses nicht nach Wunsch gelungen, so würde er schwerlich mit einer Armee über den Rhein zurückgekommen seyn. Als der Kaiser daher am 28. Oktober zu Fulda ankam, sandte er den General Sebastiani mit den Reiter-Divisionen Exelmans und Berkheim voraus, um sich der vortheilhaften Stellung an der Kinzig zu versichern, bevor Wrede davon Besitz nehme. Napoleon setzte sodann seinen Marsch von Fulda nach Schlüchtern ungehindert fort, in welchem letztern Orte er gegen 4 Uhr Abends des 28. Oktober eintraf. Hier erhielt er aus dem Munde eines mit Depeschen vom Herzog von Valmy, Marschall Kellermann, aus Mainz anlangenden Adjutanten des letzteren die bestimmte Nachricht, daß der fragliche Engpaß von den Baiern nicht besetzt sey.

„Wohlan, meine Herren,“ sagte Napoleon bei dieser Nachricht zu seinen Generalen, „jetzt sind wir gerettet, der Weg ist frei, dem Uebergang über den Rhein steht nun nichts mehr entgegen.“

Von jetzt an war Napoleon sehr heiter, und unterhielt sich mit den Einwohnern von Schlüchtern auf das freundlichste. Einen Professor am dortigen Gymnasium fragte er: „Welche Stelle bekleiden Sie? Lesen Sie die Messe? Wie

lange ist das hiesige Kloster schon aufgehoben? Welchen Gehalt haben Sie? Woher beziehen Sie solchen?"

Auf die Antwort des Professors, daß der Gehalt zu seinem Lebensunterhalte nicht zureiche, daß er sich daher durch Erziehung junger Leute noch Etwas zu verdienen suche, erkundigte sich der Kaiser nach der Anzahl seiner Schüler, nach den Lehrgegenständen und nach der Zahl der Professoren.

„Ist das Volk mit dem Fürsten zufrieden?" fuhr der Kaiser fort.

„Das Volk wünscht allgemein den Frieden!" entgegnete der Professor.

„Gut!" erwiederte der Kaiser, „aber ich frage, ob das Volk den jetzigen oder den vorigen Fürsten lieber wünscht?"

„Sire, ich rede mit Freimüthigkeit," entgegnete der Gefragte, „die allgemeine Stimme ist für den vorigen Fürsten."

Mit Verwunderung wandte sich Napoleon an Caulaincourt und fragte: „Hat das Volk etwa mehr Abgaben?"

Der Großstallmeister erwiederte, daß nur der Druck des Kriegs, welcher in neuerer Zeit hart auf dem Lande laste, ein solches Urtheil hervorgerufen haben könne, da über die Vortrefflichkeit des Großherzogs von Frankfurt allerwärts nur eine Stimme herrsche. —

(Fortsetzung folgt.)

Landschaftliches.

(Fortsetzung.)

Blickt man nun aus dem Garten hinter der Abtei über die Fläche des See's, so stellt er sich hier am schönsten dem Auge dar. Weithin dehnt sich die blaue Fluth. Ringsum steigen die Schlackenberge auf, die frischer, grüner Hochwald deckt. Nirgends zeigt sich Leben. Alles ist geheimnißvoll und stille — und der Kahn des Fischers schwimmt leise über die Spiegelfläche und lockt verrätherisch die stillen Bewohner der feuchten Tiefe zur mörderischen Angel oder in das arge Netz. Geht man den Weg nach Wassenach hin, so stellt er sich noch malerischer dar; dann ruht dort unten, umgeben von den Kronen der uralten Buchen, die herrliche Abtei, deren schöne Formen aus den Baumkronen hervortreten. Nirgends sieht man einen Zufluß, nur aus dem eigenen Schooße quillt ihm das Leben. Die quellenreiche Tiefe gebiert den See stets neu, dessen Abfluß nicht beträchtlich ist. Erst in neuester Zeit hat man einen tiefern Abzugskanal gegraben, um den Spiegel tiefer zu legen und hundert Morgen Landes und mehr zu gewinnen. Was werden die Nixen sagen, daß der habsüchtige Mensch ihrem Reiche die Gränzen verengert? Werden sie nicht sich rächen und untergraben, daß der Boden einsinkt? Man sagt, sie hätten es schon gethan. Wer möchte es ihnen verargen?

Ueber das Phänomen, von dem man in diesem Frühling in den Zeitungen las, und welches von Bonn aus als eine Mystification bezeichnet wurde, erzählte man uns schon auf der Nette, daß Bonner Studenten bei dem Wirthe sich festgekneipt und dann ihm versprochen hätten, ihre Zeche reichlich zu ersetzen. Sie ließen jene Nachricht in die Zeitungen einrücken, und bald eilte Alles, was nur Interesse an der Sache nahm oder neugierig war, herzu, und der Wirth sah reichlich erfüllt, was die lustigen Bursche ihm zugesagt. Wir vergaßen, zu fragen, ob Dem so sey, lachten aber herzlich über den erzfidelen Schwank, der manchem Geologen mehr zu denken gab, als nur irgend nöthig war, wie das so häufig den gelehrten Häusern zu passiren pflegt.

Nachdem wir uns an dem Anblicke des See's gelabt, traten wir in die Abtei. Sie ist eins der schönsten Gebäude byzantinischen oder Rundbogenstyls, das man sehen kann, weniger durch Größe imponirend, wie etwa die Dome zu Speier und Limburg, als durch Zierlichkeit und Schönheit der Formen und des Ganzen in seiner Einheit.

Pfalzgraf Heinrich II. und dessen Gemahlin Adelheid, früher vermählte Gräfin von Brabant, stifteten sie im Jahre 1093, und sowohl die Stifter, als ihre Erben dotirten sie reich. Eine Burg, die unfern der Abtei stand, wurde geschleift. 1156 war sie beendet. Sie hat zwei Chöre und zwei Transepten, deren jedes einen Thurm trägt. Gar schöne Ornamente zieren überall den Bau. Die Gebäude der Abtei sind jetzt Wohn- und andere Räume, die eine Gartenanlage umgibt, die jedoch in diesem vulkanischen Boden nur mühsam gedeiht und sorglicher gepflegt seyn könnte. Die schöne Kirche ist Staatseigenthum geblieben, als die Domaine veräußert wurde, und es scheint Ernst mit ihrer Erhaltung zu seyn. Leider aber hat man, statt vorerst die Kirche von dem um sie aufgehäuften Schutte zu befreien und sie trocken zu legen, angefangen, sie inwendig wieder zu verpilzen und zu tünchen. Dabei hat man die alte Farbe herzustellen versucht, ist aber damit, besonders an den Kapitälen, bedeutend verunglückt, indem man die Farben viel zu grell nahm. Auch inwendig liegt mehrere Fuß hoch der Schutt auf dem Mosaikboden, der demnächst blosgelegt werden soll. Im untern Theile steht das Grabmal des Stifters. Sein Bild aber, das einst mittelalterliche Steinarbeit war, ist durch ein hölzernes, grell gemaltes, am Gewande vergoldetes, ersetzt. Es ist eine riesig große, jugendlich blühende Gestalt mit wallenden Locken. Auf der Hand trägt er das Modell der Kirche.

Wir gingen auch außen um die Kirche, um uns an der Schönheit des Baues zu erfreuen.

Wenn irgendwo das Leben still und beschaulich geführt werden konnte, war es hier in dieser völligen Einsamkeit. Und wahrlich! es brauchte weder Abt noch Brüderschaft vor den Fasttagen zu beben; denn der See ist ungemein reich an den schmackhaftesten Hechten, Schleien und Barschen, die in ansehnlicher Größe gefangen werden.

Im Beschauen war der Morgen dahin geflogen, und in dieser reinen Bergluft stellte sich gegen Ein Uhr ein Hunger ein, der sich mit Redensarten nicht dämpfen ließ; auch der Durst unserer drei Freunde war wieder da, und der Gedanke, ein gutes Fläschchen Zeltinger oder dergleichen zu schlürfen, verklärte ihr Antlitz. Das Wirthshäuslein, dessen Umgebung leider zur Schafweide wüste liegt, während sie in eine vortreffliche Gartenanlage leichtlich könnte verwandelt werden, lachte uns entgegen, und, kaum in das Sälchen getreten, griffen die drei Durstigen nach der Weinkarte. Da standen zu lesen die Namen der Weinmatadore des Rheines und der Mosel. Da fiel ein neuer Lichtstrahl auf ihre Gesichter; aber nun setzten sie sich bedächtig zu Rathe, daß die Auswahl wohl gelänge. Siehe da, Nierstein trug den Sieg davon. Glückseliges Nierstein, dessen Ruhm bis zu den Schlackenkegeln des

Laacher See's reicht; dessen Ruhm auch hier begeisterte oder noch zu begeisternde Trinker preisen wollten in poetischen Trinksprüchen!

(Schluß folgt.)

Ein Promemoria

in Sachen der Augsburger Zeitung contra: Goethefest in Frankfurt.

Die Enthüllung des Goethedenkmals und die darauf bezüglichen Festlichkeiten sind Gegenstand mannigfacher Berichte in den verschiedenen Tagesblättern geworden. Ueber Das, was geschah, und mehr noch über Das, was nicht geschah, sprachen sich mitunter scharfe und nicht eben sehr freundliche Urtheile aus. Es wäre zu spät, das Veranstaltete zu vertheidigen oder gar mit Rathschlägen jetzt noch aufzutreten, wie man es besser so oder so hätte machen sollen. Nehmen wir das Fest für ein fait accompli und freuen wir uns der Hauptsache, des herrlichen, meisterhaft gelungenen Denkmals; wie es jetzt dasteht, spricht es lauter und nachhaltiger als alle Fahnen, Toaste, Cantaten, Prologe und sonstige Festzuthaten. Auffallend aber mußte es seyn, wie die Augsburger allgemeine (Cotta'sche) Zeitung jenen Vorgängen eine Aufmerksamkeit gewidmet hat, welche durchaus unverhältnißmäßig erscheint im Vergleich mit der Art, wie sich dieselbe bei ähnlichen, selbst wichtigeren Gelegenheiten, z. B. den preußischen Huldigungsfeierlichkeiten, aussprach. Durch fünf Nummern zieht der Bericht mit aller detailirten Aufmerksamkeit hin; so viele Spalten füllt sie mit diesem Gegenstande aus, als wir kaum Zeilen zu erwarten hatten. Es ist gewiß dankenswerth, wenn das fragliche Blatt den geistigen Interessen des Vaterlandes von nun an eine umfassende, rücksichtslose Besprechung angedeihen lassen wird, und begierig wartet man auf die kommenden Provinzial-Landtagsberichte aus Preußen und Aehnliches. Keinem unbefangenen Zuschauer wird es einfallen, den jüngsten Frankfurter Festtagen in jeder Beziehung das Wort reden zu wollen; aber eben so wenig wird er in solch einen gereizten Ton zu fallen nöthig haben, wie die Augsburgerin. Nichts, auch fast gar nichts Gutes bleibt nach jener langen Darstellung an Allem, was geschah; mit einer wahren galligten Berserkerwuth wird über alle und jede Manifestation hergefallen; Alles und Jedes ist platt, pfahlbürgerlich und nur vom Krämergeiste beseelt.

Ja, nicht genug mit der langen Abhandlung, es gibt die Redaction noch aus ihrem eigenen Haushalte eine Extra-Gift-Notenbeilage, und schleudert ihre zerschmetternden kritischen Blitze gegen die unschuldigen Produktionen einer anspruchslosen poetischen Begeisterung. Kurz, sie thut alles Mögliche, um Frankfurt und seine Goethefeier ganz und gar zu vernichten. Du arme Stadt! Wann und wie wirst du dich erholen von den Streichen der Allgewaltigen? Einsender dieser Zeilen ist weit entfernt, die ganze Anordnung jenes Festes in Schutz nehmen zu wollen, ja er würde, wenn er die Sache selbst nicht als eine abgethane betrachtete, Vielfältiges daran tadeln können, er gehörte auch nicht zu dem Festkomité, und ist eben so wenig Verfasser eines der besprochenen Gedichte; aber der gewaltige Kreuzzug von Augsburg her gen Frankfurt nahm ihn Wunder. Wir leben zwar jetzt wieder in der Zeit der Wunder; damit es aber deren denn doch nicht gar zu viele werden, muß man sich vernünftig zu deuten suchen, was sich eben einfach deuten läßt. Wagen wir deshalb eine Hypothese über die Beweggründe zu jener Demonstration. Und warum sollten wir es nicht? Hat ja das besprochene Blatt bei dieser Gelegenheit hypothetisch sogar Thatsachen erfunden, die gar nie vorhanden waren, z. B. die Weigerung unserer Behörden, zu dem Feste einen Geldbeitrag zu liefern rc. Unsere Voraussetzung dürfte aber an Wahrscheinlichkeit gewinnen, wenn wir versichern, daß sie doch nicht ganz reine Hypothese ist. Man hat uns recht rücksichtslos freimüthig beurtheilt, nehmen wir einmal ein gleiches Recht in Anspruch. Die Sache dürfte nun etwa so zusammenhängen. Hr. v. Cotta war wohl äußerst entrüstet, daß man ihn, als den Verleger der Werke des gefeierten Dichters, nicht persönlich durch ein eigenes Schreiben eingeladen hat, sich nach Frankfurt zu bemühen und den großen Genius persönlich zu verherrlichen. Das war nun allerdings ein großer Fehler des Festcomité's. Unverzeihlich war es, etwa vorauszusetzen, daß von allen Deutschen gerade Herr v. Cotta am meisten Interesse haben mußte, freiwillig und aus innerem Drang des Herzens dem alten Wolfgang seine Verehrung und Dankbarkeit zu bezeugen, aus dessen Werken er ja so nahmhafte Interessen gezogen hat. Das war allerdings ein unverzeihlicher Fehler! Wer war denn auch geeigneter, das Bild der Oeffentlichkeit zu übergeben, als der Mann, der ja auch das Original zu öffentlicher Anerkennung gebracht hat? Was wäre überhaupt die Literatur ohne den Buchhändler, der Schriftsteller ohne Verleger, was Goethe ohne Cotta? Das hat man nun davon, wenn man so ein gefährliches Selbstbewußtseyn nicht achtend verletzt, wenn man sich unüberlegter Weise Feinde macht, Feinde, die nicht allein in enggeschlossenen Zeitungs-Colonnen anrücken, sondern auch den Landsturm verderblicher Noten aufbieten können. Arme Stadt! Du wirst Dich dem Gegner auf Gnade und Ungnade ergeben müssen!

Daß das ganze Goethefest nichts als eine „Farce" war, müssen wir nun einmal glauben, denn die unfehlbare Choragin der deutschen Zeitungen hat es gesagt. Aber Hr. v. C. verlangt mehr; er will, daß wir blind seyn sollen; er verlangt, daß wir Das nicht sehen, was vorhanden ist; er befiehlt, daß wir Das erblicken, was gar nicht da ist. In einer der neusten Nummern der allgemeinen Zeitung wird in einem nachziehenden Marodeur-Artikel behauptet — offenbar, um der ganzen Feierlichkeit noch durch eine große Lächerlichkeit den Todesstoß zu geben —, daß die vielbesprochenen und vielbesungenen drei Leiern an dem Goethe'schen Vaterhause gar keine Leiern, sondern nur simple — Steigbügel seyen. Bei Gott! nun sind wir vernichtet! Aus einem Dichterfeste haben wir eine Hanswursten-Komödie und aus drei Steigbügeln drei Leiern gemacht. O, wir höchst lächerlichen Abderiten! Verzweifelnd eilte auch der Einsender dieser Zeilen, sobald er den fraglichen Artikel gelesen hatte, nach dem Hirschgraben vor das Goethe'sche Haus, und sah — Gott sey Dank! — drei Leiern, wohlgebildete, deutliche, natürliche Leiern. — Daß das Haus früher einer Patrizierfamilie aus Mainz gehört habe, mag möglicherweise wahr seyn; daß diese Familie noch heutzutage drei silberne Steigbügel in ihrem Wappen

führt, will Niemand bestreiten; ja selbst daß an dem Hause ein dergleichen Abzeichen gewesen seyn mag, kann ein grundgelehrter Forscher vielleicht zum Heil der Menschheit historisch begründen. Aber wer diese drei gegenwärtigen, leibhaftigen Leiern für Steigbügel hält, mit dem muß das Roß der Phantasie durchgegangen seyn, und er muß selbst den Steigbügel der klaren Vernunft verloren haben; er kann es nur auf Befehl der „Augsburger allgemeinen Zeitung" thun. Fragliches Blatt mag nun immerhin eine glaubwürdige Autorität seyn; es möge aber gütigst verzeihen: Es hat denn doch Alles seine Gränzen, und Leiern sind nun einmal keine Steigbügel.

Mannichfaltigkeiten.

Der jetzige Unternehmer der Erdarbeiten für die Main-Neckar-Eisenbahn auf dem diesseitigen Stadtgebiete, Mühlen-Besitzer Cretzschmar von Rödelheim, hat bei den zahlreichen, von ihm dabei beschäftigten Arbeitern eine Disciplin eingeführt, die, da sie sich in allem Betracht als vollkommen zweckmäßig erprobt, kurz erwähnt zu werden verdient. Sämmtliche auf einige Hundert Köpfe sich belaufenden Arbeiter sind in der Nähe ihrer Arbeitsstätte einquartirt, wo ihnen für Rechnung des Unternehmers eine warme und nahrhafte Suppe Morgens und Abends verabreicht wird. An der Arbeitsstätte selbst erhalten sie sodann etwa um die neunte Frühstunde ein abgemessenes Quantum Branntwein zu ihrer Stärkung und zum Mittagessen Brod und Fleisch. Zu verhüten, daß kein Arbeiter geistiges Getränk über jenes Quantum hinaus zu sich nimmt, wird nicht blos mit Strenge darüber gewacht, daß ihm von auswärts kein Branntwein zugeht, sondern auch jedweder Tauschhandel unter den Arbeitern selber ist verboten. Der durch Abzug der Menagekosten den Arbeitern verbleibende Tagelohn berechnet sich zu 15 kr., die am Schlusse jeder Woche ihnen entweder baar ausbezahlt oder, je nach individuellem Wunsche, bei der Sparkasse angelegt werden. Nur unter der Vorbedingung, sich dieser Ordnung zu fügen, werden Arbeiter angenommen; sie haben sich sohin nicht über willkürliche Beschränkung ihrer Freiheit zu beklagen; eine Verletzung derselben Ordnung aber wird durch sofortige Entlassung bestraft. Die nächste Folge von dieser Einrichtung ist nun, daß Völlerei bei den Arbeitern nicht vorkömmt, die Arbeit aber so rasch von statten geht, daß zu ihrer Vollendung kaum die Hälfte der deßhalb dem Unternehmer anberaumten Zeit erforderlich seyn dürfte.

Was ist für ein Unterschied zwischen einem außerordentlichen und ordentlichen Professor? — fragte eine Dame. Dieser besteht darin — erhielt sie zur Antwort — daß ein außerordentlicher Professor oft nichts Ordentliches und ein ordentlicher oft nichts Außerordentliches weiß.

Ludwig Tieck wird nächstens eine kleine Broschüre unter dem Titel: „Goethe's ältestes Liederbuch" veröffentlichen, welche eine Reihe von Gedichten des Faustsängers aus den Jahren 1770 — 73 enthalten soll, von denen die meisten noch unbekannt sind. Sie behandeln sämmtlich das Liebesthema in den lieblichsten Variationen.

Korrespondenz.

Hamburg, 2. Nov.

Die beiden letzten Novitäten auf unserm Stadttheater waren Gutzkow's „Pugatscheff" und Auber's „Sirene." Pugatscheff hat bei der ersten Aufführung zum Benefiz der Mad. Lenz bei gedrängt vollem Hause einen ehrenvollen Succes, oder, richtiger gesagt, einen Ehrensucceß errungen. Es ist, nach meiner Ansicht, ein geistvolles, trefflich combinirtes Kunstwerk, voll spannender Scenen und pikanter Situationen; doch läßt es, als Drama betrachtet, Vieles zu wünschen übrig und möchte ich es nicht zu Gutzkow's gelungensten Stücken zählen. Die Besetzung der Hauptrollen durch Hrn. Baison (Pugatscheff), die Herren Hesse und Grunert, Mad. Lebrün (Catharina) und Dem. Lebrün (Ustinja) machte unserm Stadttheater alle Ehre. — Auber's „Sirene" ist eine geniale Tändelei, eine allerliebste kleine Spieloper, die man mit Vergnügen einmal hört. Leichte, gefällige Melodieen, die einen Augenblick das Ohr angenehm kitzeln, von denen man aber nichts mit nach Hause bringt. Die Sirene Jazedé, Hr. Peretti (Scopetto) und Hr. Gerstel (Theaterintendant) ernteten vielen Beifall und die Oper fand eine günstige Aufnahme. Im Thaliatheater macht das Gastspiel des Berliner Komikers Gern fortwährend volle Häuser. Hr. Gern ist aber auch ein Komiker par excellence, und nicht blos Komiker, auch ausgezeichneter Schauspieler und Charakterdarsteller, wie er gestern als Fegesack in dem veralteten Molière'schen „Geizigen" (nach Zschokke's Bearbeitung) wieder glänzend bewährte.

Frankfurt a. M.

Rasch und glänzend sind die Fortschritte im Gebiete der Naturwissenschaften. Aber auch die Zahl der Verehrer dieser Doktrinen nimmt mit jedem Tage zu. Neben Mathematik sind gegenwärtig naturwissenschaftliche Kenntnisse den Meisten unentbehrlich und verleihen Jedem eine Zierde, die man bei dem Gebildeten heute nicht mehr vermissen mag. In Beziehung auf Naturwissenschaften kann aber der gewöhnliche Schulunterricht (zumal wenn er sich nur auf einige wöchentliche Stunden in den untersten Klassen erstreckt) dem lernbegierigen Schüler um so weniger genügen, je mehr dieselben in extensivem und intensivem Zunehmen begriffen sind. Darum sind die Vorträge, welche auch während dieses Winters durch die hiesigen naturwissenschaftlichen Gesellschaften veranstaltet werden, eben so dem Manne vom Fach ein erfreuliches Zeichen tüchtiger Thätigkeit, als sie dem wißbegierigen Jünglinge eine dankenswerthe Gelegenheit bieten, sich einen Schatz nothwendiger und nützlicher Kenntnisse zu sammeln. Die sogenannte Naturgeschichte insbesondere betreffend, so wird in diesem Winter von Seiten der Senckenbergischen naturforschenden Gesellschaft nicht nur Hr. Dr. med. Cretzschmar seine anerkannt ausgezeichneten Vorträge fortsetzen, sondern auch Hr. Dr. med. Lucä einen Cyklus unentgeltlicher Vorlesungen über „Organisation und Lebensweise der niederen Thiere" eröffnen, ein Beginnen, welches wir freundlich willkommen heißen und welchem wir eine rege Theilnahme, vorzüglich bei der erwachsenen Jugend, aus inniger Ueberzeugung wünschen dürfen.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 5. Nov. Der Postillion von Lonjumeau, komische Oper in 3 Abth., Musik von Adam.

Mittwoch, 6. Nov. Der Landwirth, Lustspiel in 4 Abth., vom Verfasser: „der Oheim."

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 308. Donnerstag, den 7. November 1844.

Die Schlacht bei Hanau.

(Am 30. Oktober 1813.)

(Fortsetzung.)

Während Napoleon solchergestalt auf die Sicherung seines freien Rückzuges bedacht war, hatte Wrede am 22. Oktober die Nachricht von dem Sieg bei Leipzig und von dem Fürsten von Schwarzenberg zugleich Weisung erhalten, im Rücken des Feindes solche, den Umständen angemessene Operationen vorzunehmen, welche mit den Bewegungen des großen verbündeten Heeres in möglichstem Einklang ständen. Da Wrede ferner erfahren, daß es noch unbestimmt sey, ob Napoleon die Rückzugslinie über Wetzlar oder Fulda einschlagen werde, so beschloß der baierische Feldherr, vorerst Würzburg wegzunehmen, und sich so eines festen Punktes an dem Strome zu versichern, welcher ihm ursprünglich als Basis seiner Unternehmungen angewiesen war.

Leider gingen über dieser Belagerung mehrere kostbare Tage verloren, welche Wrede zur Besetzung der vortheilhaften Punkte des Kinzigthals besser hätte verwenden können. Als daher das baierisch-österreichische Heer nach der Uebergabe von Würzburg (26. Okt.) bei Hanau ankam, langten auch schon die ersten Züge der von Leipzig retirirenden französischen Armee an (28. Okt.). Dem ungeachtet wußte man immer noch nichts Bestimmtes über die Rückzugslinie Napoleons.

Um daher für alle Fälle sicher zu gehen, beschloß Wrede, eine Stellung bei Hanau zu nehmen, wo das Terrain zu Kavallerie-Angriffen günstig war. Er hoffte, hier den Franzosen eine entscheidende Niederlage beizubringen, indem er voraussetzte, daß mehrere Heerhaufen der Verbündeten dem fliehenden Feinde auf dem Fuße folgen würden, und daß er auf keinen Fall Napoleons ganze Macht gegen sich zu erwarten habe.

Nachdem am 28. Oktober, Morgens 7 Uhr, die ersten Baiern, von immer mehr Heerestheilen gefolgt, in Hanau angelangt waren, und an diesem und dem Morgen des 29. Oktober verschiedene Gefechte mit einzelnen, dem Rheine zueilenden französischen Truppenzügen mit abwechselndem Erfolge statt gehabt hatten, langte am Mittag des 29. Oktober der Obergeneral Graf Wrede mit seinem Generalstabe und dem Reste der baierisch-österreichischen Armee in und bei Hanau an, und schlug sein Hauptquartier im dasigen Schlosse auf. Gleichzeitig trafen die Vorläufer von Napoleons Heer, die Kosackenhäuptlinge Orloff-Denissoff, Plato und Czernitscheff, so wie der österreichische Bandenführer, General Mensdorf, mit 6000 Mann ein.

Um den Franzosen den Weg nach Mainz desto sicherer zu verlegen, hatte Wrede schon am Morgen des 29. Okt. die Division Rechberg, ungefähr 6000 Mann stark, nach Frankfurt entsendet, und hierdurch das Hauptheer um diese Zahl geschwächt; auch hatte er mehrere Abtheilungen auf einem Seitenwege von Aschaffenburg aus, über Alzenau und Wasserlos, nach Gelnhausen dem Feinde entgegengeschickt, um hier jede Begünstigung des Bodens und der Umstände zur Beunruhigung desselben in der Flanke und im Rücken zu benutzen. Diese Abtheilungen aber vermochten den Rückzug des französischen Heeres nicht lange aufzuhalten, und diese, so wie jene Entsendung mußte ihren Zweck so lange verfehlen, als sie nicht durch die Verbündeten weiter unterstützt wurden.

Die gegen Gelnhausen vorgeschobenen Truppen wurden allenthalben von den Franzosen zurückgeworfen, und Abends 6 Uhr desselben Tages, an welchem Wrede in Hanau eintraf, langte Napoleon zu Langenselbold, zwei Stunden oberhalb Hanau, inmitten seiner Garden an, und nahm in dem Schlosse des Fürsten von Isenburg seinen Aufenthalt. In seiner Begleitung sah man Maret, Herzog von Bassano, den Fürsten Alexander Berthier, die Herzoge von Tarent und Castiglione (Macdonald und Augereau) und Caulaincourt, Herzog von Vicenza. Ein Dienstmädchen aus Langenselbold, von einer benachbarten französischen Kolonie gebürtig, und der französischen Sprache kundig, unterrichtete hier den Kaiser von Dem, was in und um Hanau vorgegangen. Napoleon war sehr heiter, und zeigte, da man glücklich an den gefährlichen Stellen des Kinzigthals vorüber gelangt war, eine große Zufriedenheit. Er schien den Widerstand der Natur mehr zu fürchten, als den des baierisch-österreichischen Heeres. Diese Heiterkeit wurde jedoch getrübt, als man ihm meldete, daß die sein Heer begleitenden Polen klagten und murrten, und laut ihre Unzufriedenheit über die unerhörten Strapazen des Marsches äußerten. Sofort ließ Napoleon die Polen unters Gewehr treten, verließ das Schloß, und vor die Front tretend, sagte er in jener kurzen, sofort das Rechte treffenden Weise: „Tapfere Polen, ihr beklagt euch über die Mühen und Beschwerden des Marsches, schämt euch, Polen, auch mir, der ich mitten unter euch wandle, geht es nicht besser als dem

Geringsten von euch, aber ich habe immer noch ein Herz in meinem Leibe!" Ein kräftiger Handschlag an seine Brust begleitete diese Worte, ein tausendstimmiges „Vive l'Empereur!" folgte ihnen, und der Unmuth der Polen war vorüber.

Am 30. Oktober, Morgens 9 Uhr, stieg Napoleon in Langenselbold zu Pferde. Macdonald rückte mit 3000 Tirailleurs, in welche die Reste einzelner Korps aufgelöſ't worden, unter dem General Charpentier vor, ihm folgte die Kavallerie des Generals Sebastiani, und eine Division der alten Garde zu Fuß. Der Rest der Armee war um einen Tagmarsch zurück. Unfern des Dorfes Rückingen stieß man auf sechs Bataillons Baiern und Oesterreicher, welche lebhaft angegriffen und mit Kartätschen begrüßt wurden, worauf sie sich nach einer tapferen Gegenwehr auf das Hauptheer zurückzogen.

Am Saume des Waldes, welcher Hanau auf der nördlichen und östlichen Seite umgiebt, angekommen, traf Napoleon die ganze baierisch-österreichische Armee auf der jenseitigen freien Ebene in folgender Schlachtordnung aufgestellt.

(Fortsetzung folgt.)

Landschaftliches.

(Schluß.)

Die Flasche kam mit der schönen Etikette. Der Kork wurde entfernt. Die goldene Fluth entquoll dem grünen Halse, füllte die Pokale — sie klangen hell und schön — aber ein Schauder durchrieselte die Getäuschten und ein Ausruf des Schreckens erschallte. Niersteiner, niemals ist dein Ruf schrecklicher verläumdet worden, als hier von diesem Kühlesit, diesem Rachenputzer! Das war kein Niersteiner, sondern ein Nierenzerreißer! Wer aber lachte mehr, als wir zwei Wassertrinker? Ich gestehe, daß mir der Schalk arg in den Nacken fuhr und ich nicht wenig Pfeile auf die arg Getäuschten abschoß. Dabei war mir's doch entsetzlich unheimlich; denn war das Mahl wie der Wein, dann sah es schlimm aus. Indessen damit stand es ungleich besser. Ein recht treffliches Mittagessen, dessen Krone ein tüchtiger Seehecht war, ließ die drei Leidensbrüder den Niersteiner vergessen, die indessen noch weidlich geneckt wurden.

Gar herrlich war es, als wir nun nach Wassenach hinabfuhren, wenn wir an lichten Waldstellen wieder das schöne Bild des See's überblickten, was mehrmals geschah, und dann immer in anderer Weise, weil an anderer Stelle des sich um den See windenden Waldweges.

Ein schlimmes Vorzeichen für unsere Fahrt in das Brohlthal waren die Kreuze aus Basanit, welche am Wege ziemlich zahlreich stehen, und angeben, daß N. N. hier Anno — verunglückt sey; die Fahrt ging indessen herrlich von statten. Da, wo der Weg nach Wassenach hinabführt und zu einer ziemlichen Höhe hinangestiegen ist, reichte der Blick weit hinein in das kegelreiche Eifelland und hinab zum Rheine und zu den reizenden sieben Bergen, wo das schöne Bonn liegt.

Wir genossen diese schöne Aussicht, und dann gings hinab in das berühmte Brohlthal unter Rippenstößen, die uns lange im Andenken blieben.

Obwohl im Wirthshause am Laacher See unter Glas und Rahmen das Bild eines stattlichen Gasthofes in Wassenach hing, um die Gäste einzuladen, die etwa sich zu erquicken Lust trügen: so hatte doch der dort genossene Niersteiner alle Lust benommen, zumal der Gedanke an eine gewisse Wahlverwandtschaft in spiritualibus zu nahe lag. Wir fuhren durch. Und immer tiefer hinab gings in die engen Schluchten des Thales, wo die Brohl rinnt. Hohe Bergwände von Tuff stiegen auf. Höhlen reichten in das Innere schauerlich, oft ganz zirkelrund an der Mündung. Stöße gab es so stark, daß die leicht den Magenwänden gefährliche Wirkung des Niersteiners von Laach völlig vereitelt wurde.

Endlich sahen wir in der Tiefe die Tönnisſteiner Quelle und bald traten wir an das Becken, wo sie sprudelt, und wo die Baterieen der Steinkrüge uns umgaben. Der freundliche Verwalter kam und brachte Wein und Zucker. Das duftige, prickelnde Naß mundete uns, und dem Niersteiner wurde eine Standrede gehalten. Der Verwalter meinte: auch er sey oft schon zur Rede gestellt worden, daß er seinen Zeltinger so billig gäbe.

Und selbst wenn es Zeltinger wäre! sagte W. lachend und kostete prüfend.

Wir lachten; aber der Mann schien es nicht zu verstehen — oder wollte es nicht.

Die Sonne brannte unendlich heiß, allein es war hohe Zeit. Wir mußten heim. Immer dem Rheine zu führte uns der Weg in allerlei Windungen durch das Thal, das geologisch und geognostisch bedeutsam ist. Da ist das Reich des Tuff's. In ungeheurer Mächtigkeit erscheint er in Kuppen, Wölbungen, grotesken Blöcken und überhaupt seltsamen Formen. Weiter unten zieht lange rechts der Tuff und links der Schieferthon hin, und wechselt dann wieder die Richtung. Diese grotesken Formen sind schwer zu beschreiben, aber der Eindruck ist schauerlich. Endlich herrscht mehr und mehr der Schieferthon vor, und nachdem Forch und die Schweppenburg, ein im sechzehnten Jahrhundert auf den Trümmern eines Winneburger Schlosses erbautes Burghaus, zurücktraten, gelangten wir endlich zum Rheine.

Freudig grüßten wir den schönen Strom, flogen rasch durch Andernach und waren ziemlich frühe am Retter Hause, wo der Einfall eines Gefährten, Pfannkuchen zu essen, Beifall fand. Er war köstlich — und fröhlich kehrten wir zurück in das freundliche Neuwied, um auszuruhen von den Strapatzen einer Partie, welche indessen zu den schönsten gehört, die ich gemacht.

Die drei Bursche.

Es zogen drei Bursche wohl über den Rhein,
Sie ließen Deutschland Deutschland seyn,
Und standen auf fränkischem Boden;
Ein jeder der hatte sein Ränzlein geschnürt,
Darin er das Büchlein der Lieder führt
Voll schwerer Sonette und Oden.

Nun wandern sie weiter: „auf nach Paris,
Dort lächelt der Freiheit Paradies!"
So redet der Eine zum Andern.
Und kaum als die Sonne sich dreimal gewandt,
Vergaßen sie Heimath und Vaterland
Wohl über dem Singen und Wandern.

Wer ihrer in Deutschland mit Liebe gedenkt,
Die Seele, die scheidend mit Thränen sich tränkt,
Des heimischen Friedhof's Cypressen;
Der Kindheit gesegneter heil'ger Altar,
Wo einst sie die Mutter zum Leben gebar,
's ist Alles und Alles vergessen.

Nun zieh'n die drei Bursche zum Thore hinein,
Es leuchtet Paris in hellsonnigem Schein
Und flutet in wogenden Massen;
„Allons enfants!" schmettert des Pöbels Geschrei,
Da treten die jubelnden Bursche herbei,
Die Heimath und Liebe verlassen.

Sie schmähen auf Deutschland mit wildem Gesang,
Sie folgen des Zornes gewaltigem Drang
Und lassen in Liedern ihn strömen;
Ist das wohl des Deutschen treuherzig Gemüth,
Sich draußen auf fränkischem Landesgebiet
Der Vaterlandserde zu schämen?

Die Sonne sinkt nieder in rosiger Pracht,
Die Bursche, sie schimpfen noch spät bis zur Nacht
Und setzen sich fluchend zum Weine:
Der Franzmann der hört es und glaubet es nicht,
Er wendet kopfschüttelnd sein Angesicht
Und läßt die drei Bursche alleine.

Mannichfaltigkeiten.

Am 28. Okt. wurde auf dem königl. Theater in Berlin zum ersten Male aufgeführt: „Der Encyclopädist", Lustspiel in zwei Aufzügen von Frühauf. Mag auch dies Lustspiel nicht durch Neuheit einer kunstreichen Verwicklung der Intrigue überraschen, so verfehlt es doch seine Wirkung nicht, und wurde beifällig aufgenommen. In einem Referate der königl. privil. Berl. Ztg. wird unter Anderm bemerkt: „Alles geht darauf hinaus, die Titelrolle, als Person: „Karl Weiß", hervorzuheben, was, ob auch die Ueberladung zuweilen in's Aeußerste getrieben, doch für die raschheste Wirkung glücklich genug vollführt wurde. Hr. Schneider hat die, umfassende Virtuosität des Schauspielers, Sängers und so weiter, dann zugleich ausdauernde Kraft in Anspruch nehmende Aufgabe zu lösen, und ist der rechte Mann dazu, vermöge des weitgezogenen Kreises seiner Talente und Fertigkeiten. Man dürfte übrigens darauf wetten, daß er selbst an dem Stück Verschiedenes gethan hat, es der Zeit und Oertlichkeit möglichst nahe zu bringen, was hier sehr wohl angeht und bei Wiederholungen sich sogar mitunter in die Veränderung stellen, dem leichten, possenhaft ergriffenen Spaß, dem es zugleich an einem Grade von Wahrheit für jetzige Zustände nicht mangelt, noch Allerlei sich einschachteln ließe. Jedenfalls verdient Hr. Schneider alles Lob für die Ausführung der anstrengenden Rolle, was auch von dem Publikum anerkannt wurde, indem es den Künstler nach dem ersten und nach dem zweiten Akt hervorrief. Wie schon bemerkt, sind die andern Rollen nur Dienerinnen der einen; kann und wird das Zusammenspiel gewiß noch gerundeter, war doch im Ganzen ein rechtes Streben sichtbar, und das Stück gefällt gewiß öfter einem zahlreichen Publikum.

Von Dumas wird nächstens in Paris ein neues fünfaktiges Drama aufgeführt, das besonders für Deutschland interessant seyn dürfte, schwerlich aber auf einer deutschen Bühne gegeben werden kann: denn es heißt: „Carl Sand".

Die berühmte Tänzerin Marie Taglioni läßt sich am Comer See eine reizende Villa bauen, um dort von ihren Triumphen auszuruhen. Die Pasta und die Catalani besitzen an dem herrlichen See bereits Villen.

Von dem ersten aller lebenden Lustspieldichter, dem unerschöpflichen Scribe, ist in Paris ein neues Lustspiel: „Babiole und Jablot", zur Aufführung gekommen, das außerordentlich komisch seyn soll, und deshalb auch ungemein gefallen hat.

Die jüngst in dem Loos'schen Atelier in Berlin bei Gelegenheit des Jubelfestes des königl. preuß. Canzlers, Hrn. Dr. C. L. A. von Wegnern, gefertigte Medaille gibt wieder das beste Zeugniß von den vortrefflichen Leistungen dieses längst erprobten Instituts. Der Avers zeigt den eben so weich modellirten als scharf geschnittenen Kopf des Jubilars, der Revers einen geflügelten schwebenden Genius, der in der ausgestreckten Rechten einen Kranz trägt, in der auf die Hüfte gestützten Linken einen Liktorstab hält, mit der Umschrift: Durch Gerechtigkeit und Milde Gottes und der Menschen Freund. Den 11. September 1844. Der Rand führt die Legende: Die Justiz-Beamten des Königreichs Preußen. — Fleiß und Zartheit in der Ausführung geben dieser Erinnerungs-Medaille einen besondern Kunstwerth.

(Gewicht angesehener Männer.) Der Agsb. Allg. Ztg. wird aus Stockholm geschrieben, daß man sich den Spaß gemacht habe, einige namhafte Männer der Vor- und Jetztzeit ihrem Gewichte nach zusammen zu stellen. Daraus ersehen wir, daß der berühmte schwedische Dichter Bischof Tegner jetzt die schwerste Celebrität in Schweden ist; er wiegt 217 Pfund; der jetzige Kronprinz wiegt nur 131 Pfd.; Gustav III. wog als Kronprinz 1768 noch 11 Pfd. weniger und König Gustav IV. Adolf wog 1794 sogar nur 106 Pfd. leichtes Augsburger Gewicht.

Die Franzosen fangen jetzt an, unsere deutschen Classiker zu illustriren. So erschien so eben Goethe's „Werther" mit zehn prachtvollen Stahlstichen von dem berühmten Tony Johannot und einer interessanten Einleitung von George Sand, worauf wir die Verehrer Goethe's aufmerksam machen.

Die Herren Schulmeister in Stadt und Land können in ihren freien Abendstunden einstweilen auf den 12. Januar 1845 studiren, wo der hundertjährige Geburtstag von Pestalozzi einfällt. Diesterweg in Berlin gedenkt dem großen Pädagogen ein Fest zu veranstalten und hat Dichter und Componisten aufgefordert, ihre Federn in Bewegung zu setzen. Verdient hat's der Mann, daß man sein ehrend gedenke.

In der „Voss. Ztg." finden wir folgende bescheidene Anfrage: Welches ist das Maximum der Strafe, wenn man auf

der Straße eine Cigarre raucht? Mir wurde, in Gemäßheit Dekrets des königlichen Polizei-Präsidiums III. Abtheilung de Dato den 9. Oktober c. eine Strafe von fünfzehn Thalern zuerkannt!!

Betge, Drechsler- und Maschinenbauer-Gehülfe.

Nun erscheint in Paris gar eine „Ewige Jüdin!“ und zwar als Roman „traité à la Manière de M. Eugène Sue.“ Werden unsere Uebersetzer und Verleger nun auch ein Kirchthurmwettrennen nach diesem Roman anstellen? Man kann kaum zweifeln, sie werden es als „Nebenstück“ ausgeben und des Preisens kein Ende finden. Dem „Constitutionnel“ hat übrigens der Ahasverus gut gethan. Das Blatt meldet nämlich, es habe am 22. Okt. nicht weniger als 19,100 Exemplare abgezogen.

Korrespondenz.

Wiesbaden, 28. Okt.

Erster Brief.

Wie die Taunusbäder überhaupt sich diesen Sommer eines zahlreichen Besuches erfreuten, so war solches insbesondere auch von Wiesbaden, ihrem Haupte, der Fall. Unsere Kurliste schloß gestern mit der Nummer 14,808, der Zahl der Kurgäste, worunter die Passanten nicht inbegriffen sind und deren Anzahl sich noch höher belaufen mag. Die Reiselust des Publikums scheint sich durch die leichten Communicationsmittel jährlich noch zu steigern und die Weltstraße längs des Rheines hin, auf der Wiesbaden einen der interessantesten Ruhepunkte darbietet, immer mehr befahren zu werden. Das Gerücht, daß Wiesbaden in der Abnahme begriffen sey, wie es in den Nachbarstädten ausgestreut worden war, ist daher gänzlich aus der Luft gegriffen und dieses Jahr auf's glänzendste widerlegt worden, wie denn überhaupt die überaus günstige Lage unserer Stadt und die wunderbare Heilkraft ihrer Quellen dem Kurorte stets die bedeutendste Frequenz sichern werden. Wir mißgönnen unsern Taunusschwestern ihr Glück nicht; es ist aber weder klug, noch brüderlich gesinnt, wenn die eine oder andere derselben unsern guten Ruf anrüchig zu machen versucht. Gefällt dem Kurgast die eine der Najaden nicht, nun so kann er ja der nächsten Schwester die Kur machen, und er bleibt dann immer in der Taunusfamilie; sind aber in einer Familie räudige Schafe, so leidet auch die Reputation der übrigen Familienglieder darunter. In Summa, die Taunusbäder haben nicht Ursache, sich gegenseitig zu beneiden, jedes in seiner Art leistet Vorzügliches und jedes für sich allein kann nicht die Eigenschaften der übrigen in sich vereinigen. Wir unsererseits sind, wie gesagt, mit der diesjährigen Kur, ungeachtet der schlechten Witterung, vollkommen zufrieden, der Unternehmungsgeist wird dadurch wach erhalten und auch der gute Wille, noch so manche hier fühlbare Bedürfnisse zu befriedigen, endlich einmal zur That werden. Noch ist z. B. der jedes Jahr wiederkehrenden Klage des Kurpublikums wegen Mangel eines Schutzes gegen üble Witterung beim Trinken des Brunnens nicht abgeholfen. Es fehlt ein großer Saal, eine große warme Trinkhalle. Nicht wenige Kurgäste haben sich dieses Jahr in der kalten Morgenluft erkältet, wodurch ihre Kur gestört oder unterbrochen wurde. Wird dieses Bedürfniß nicht endlich einmal befriedigt und Badens Beispiel befolgt, so befürchten wir, daß uns aus unserer Saumseligkeit noch großer Schaden erwachsen könne, wogegen die Erbauung eines Trinksaales die Frequenz des Kurortes bedeutend vermehren müßte. Dieser Tage haben daher mehrere hiesige Bürger den lobenswerthen Plan gefaßt, durch eine Actiengesellschaft eine Trinkhalle in der Nähe des Kochbrunnens zu erbauen, jedoch haben wir zu unserm Bedauern zugleich vernommen, daß der Bauplatz so enorm theuer seyn soll, daß an diesem Punkte das ganze Vorhaben scheitern muß. Nur eine großmüthige Unterstützung von Seiten der Stadt oder des Landes könnte diesem Unternehmen unter die Arme greifen. Mit einem verhältnißmäßig geringen Kostenaufwande könnte man aber auch an der einen oder andern der großen Colonnaden eine dem Bedürfnisse entsprechende, etwa 1000 bis 1500 Menschen fassende Trinkhalle anbauen und diese Menschenmasse würde sich noch mit Bequemlichkeit darin bewegen können. Auch die Wintersaison, welche jedes Jahr sowohl des milden Klima's, als auch der billigen Wohnungen und geselligen Vergnügungen wegen, die Theater, Konzerte und der gastliche Hof den Fremden gewähren, immer mehr besucht wird, bedarf eines erwärmten und freundlichen Spazierganges, wozu die großen Colonnaden die schönste Gelegenheit geben. Es ist schon längst im Plan, eine derselben mit einer Glaswand zu versehen und mit warmem Mineralwasser zu erwärmen, jedoch scheint diese Idee auch wieder vertagt zu seyn. Der Kostenaufwand von 3 bis 4000 fl. würde sich gewiß reichlich lohnen und für die Fremden eine Annehmlichkeit geschaffen werden, welche sie weit und breit nicht finden würden. Das warme Wasser zur Heizung könnte man vom Hospitalbade entnehmen, da dasselbe im Winter nutzlos abfließt. Es ist Zeit, daß etwas geschehe, damit unter dem Widerstreite kleinlicher Interessen und Rücksichten der ganze Kurort nicht leide.

Darmstadt, 3. Nov.

England und Frankreich haben sich letzthin in die Verherrlichung von zwei Celebritäten Deutschlands getheilt; jenes feierte den Besuch von Liebig aus Gießen, und dieses die Anwesenheit von Mitscherlich aus Berlin, in Mitte der französischen Hauptstadt. Ein berühmter Chemiker, einer der angesehensten Gelehrten Deutschlands, sagt das Journal des Debats, Hr. Mitscherlich, wohnte der Sitzung der Academie der Wissenschaften bei (30. Sept.) Ein Zögling von Berzelius und selbst Schwede von Geburt, bekleidet Hr. Mitscherlich die Stelle eines Professors an der polytechnischen Schule zu Berlin, ist Korrespondent des Instituts von Frankreich rc. Zahlreiche und wichtige chemische Arbeiten geben ihm eine große Autorität in der Wissenschaft; allein, was insbesondere seinen Namen berühmt macht, ist die Entdeckung des Isomorphismus; ein fruchtbares Prinzip, welches das hellste Licht verbreitet über die Beschaffenheit der Körper und über die Bildung gewisser Mineralien. Fassen wir diese wichtige Entdeckung etwas näher in's Auge, um sie dem Leser im Wesentlichen zu erläutern. Das Gesetz des Isomorphismus drückt die Eigenschaft aus, welche die chemisch zusammengesetzten Körper oder die Mineralien haben, einen ihrer Bestandtheile zu verlieren und ihn durch einen andern zu ersetzen, ohne ihre crystallinische Form zu verändern und ohne ihren Typus, ihr natürliches Verhalten zu verlieren. So z. B. der Alaun, hat die Potasche und die Thonerde zu Bestandtheilen, welche letztere durch Magnesia ersetzt werden kann. Eben so kann die Potasche durch Kalk ersetzt werden, ohne daß in beiden Fällen die Crystallform des Alauns modifizirt werde, oder daß der Typus des Salzes eine Veränderung erleide. Bei andern chemisch zusammengesetzten Körpern finden analoge Erscheinungen statt. Diese wichtige Entdeckung verdankt man, wie gesagt, Hrn. Mitscherlich, der auch in der Erzeugung der Mineralien auf künstlichem Wege Bemerkenswerthes geleistet hat. In der oben erwähnten Sitzung der Academie wurde z. B. von seiner selbstverfertigten Blende und von seinem Feldspath vorgezeigt, welche Producte in Allem den natürlichen Mineralien gleich kommen und in Hochöfen gebrannt worden sind.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 6. Nov. Der Landwirth, Lustspiel in 4 Abth., vom Verfasser: „der Oheim.“

Donnerstag, 7. Nov. Euryanthe, große Oper in 3 Abth., Musik von C. M. Weber.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 309. Freitag, den 8. November 1844.

Die Schlacht bei Hanau.

(Am 30. Oktober 1813.)

(Fortsetzung.)

Der rechte Flügel, ein Theil der Division Beckers, zusammengesetzt aus den Brigaden Pappenheim und Zoller, stand auf beiden Ufern der Kinzig, von dem Vorwerke Neuhof an bis in die Bulauwaldung, parallel mit dem Rodenbacher Chausseehause. Hinter der Lamboibrücke befand sich österreichische Infanterie (Grenadierbrigade Klenau) zur Unterstützung dieses Flügels. Das Centrum — die österreichische Division Bach, die andere Hälfte der Division Beckers und die Division Lamotte, so wie die Brigade Volkmann — nahm den Raum zwischen dem rechten Ufer der Kinzig und der großen Leipziger Heerstraße ein, indem es den Wald mit der aus demselben führenden Heerstraße en fronte vor sich hatte. Diese Straße selbst wurde von 60 österreichischen und baierischen Geschützen bestrichen. Der linke Flügel, staffelförmig aufgestellt, und aus der gesammten Kavallerie (mit Ausnahme des österreichischen Infanterie-Regiments Rudolph) bestehend, befand sich links der Leipziger Landstraße nach dem Bruchköbeler und Puppenwalde zu. Im Rücken dieses Flügels, auf der Windecker Chaussee, hielten die Kosacken Czernitscheffs und Orlows, 6000 Pferde stark. Die Reserve war hinter dem linken Kinzigufer längs dem Rodenbacher Hochwege postirt, und eine österreichische Grenadier-Brigade (Diemar) hatte sich im Innern der Stadt auf dem Marktplatze von Neuhanau aufgestellt. Die ganze Streitmacht betrug 36.000 junger, vom besten Geiste beseelter Krieger.

Durch diese Aufstellung, welche das ganze freie Feld vor der Stad Hanau auf der nördlichen und östlichen Seite bis an die Wälder, durch welche es abgeschlossen ist, einnahm, war die Rückzugsstraße Napoleons vollkommen versperrt, und diese Fläche am Ausgange des Kinzigthals zu einem Angriff in offener Feldschlacht am besten gewählt, und namentlich für die Manövres der Reiterei vorzugsweise geeignet. Sie war es aber nicht, wenn die Schlacht, wie geschehen, einen unglücklichen Ausgang nahm, ein Umstand, auf welchen der bairische Feldherr bei seinen Voraussetzungen und Annahmen nicht rechnete. Denn in diesem Falle hatte die Hauptmacht der Baiern (ein Theil des rechten Flügels, das Centrum und der linke Flügel) die Kinzig unmittelbar hinter und neben sich, welche, da sie nur auf dem äußersten östlichen Punkte mittelst der Lamboibrücke und dem äußersten westlichen Punkte mittelst der Kinzigbrücke überschritten werden konnte, der Armee zum offenbaren Verderben gereichen mußte.

Napoleon, welcher nur 3000 Tirailleurs, die Reiterei Sebastiani's und eine Division alter Garde bei sich hatte, ließ, durch die baierische Schlachtordnung aufgehalten, Halt machen, und gegen den Feind am Saume des Waldes ein mörderisches Scharfschützengefecht unterhalten, bis der Artilleriepark und weitere Truppen zu einem energischeren Angriffe angelangt seyn würden. Demungeachtet suchten die Franzosen zu wiederholtenmalen aus dem Walde vorzudringen, und setzten deshalb ihre lebhaften Angriffe auf das Centrum fort, allein die dort aufgestellten Geschütze der Verbündeten, welche unter der Leitung des Generals Stwrtnik mehrere Stunden mit unausgesetztem Feuer arbeiteten, machten ihnen lange Zeit jedes Hervordringen aus dem Walde unmöglich, sie wurden jedes Mal wieder mit großem Verluste zurückgetrieben, so oft sie sich in's Freie heraus wagten. Nun machte der General Dübreton mit 2000 Mann Tirailleurs vom zweiten Armeekorps einen Angriff auf den rechten Flügel der Baiern, gegen den Neuhof und die Lamboibrücke. Es kam zu einem mörderischen Kampfe, bei welchem sich keine Partei einen Vortheil entreißen ließ, und so schlugen auch diese Versuche der Franzosen, den rechten Flügel der Baiern zu werfen, fehl. Sie setzten daher wieder die Angriffe auf das Centrum mit unermüdlicher Hartnäckigkeit und unerschütterlichem Muthe fort.

Auf diese Weise wurde Napoleon von den Baiern bis gegen 3 Uhr Mittags aufgehalten. Er hielt am Saume des Waldes bei Langenselbold, und hatte den Ortsvorstand des Dorfes Langendiebach zu sich beordern lassen. Der Bauer, vor Napoleon gebracht, traf den Kaiser auf einem Gebunde Stroh unter einem Baume an einem Wachtfeuer sitzend, welches er häufig selbst unterhielt. Vor ihm lagen Landkarten ausgebreitet, und in seinen Händen hielt er ein Fernrohr und einen Taschen-Atlas. Er trug einen einfachen grauen Oberrock und einen Hut ohne Auszeichnung. Der Bauer wurde über die Entfernung mehrerer nahe gelegenen Dörfer, und hauptsächlich darüber befragt, ob man nicht bei Hanau vorüberkommen könne, ohne der Heerstraße zu folgen. Napoleon entsendete hierauf unter dem Schutze der Reiterei Lefevre-Desnouettes, Arrighi's und Dombrowski's, welche seine rechte Flanke deckten, die waffen- und kleiderlose Mannschaft, die

Kranken, die Verwundeten, die Wagen und das Gepäcke über Bruchföbel und Bergen. Mit der streitfähigen Mannschaft (zusammen 60,000 Mann Fußvolk, 12,000 Mann Reiterei und 140 Geschütze) blieb Napoleon auf der Heerstraße. Natürlich war diese Masse nicht alle beisammen. Der erwähnte Bauer blieb über fünf Stunden bei Napoleon, und mußte ihn tief in den Wald begleiten. Der Kaiser ritt ein weißes Pferd, und pfiff häufig ein Liedchen vor sich hin. Alle Meldungen, welche ihm zukamen, versicherten indeß die Unmöglichkeit, einen Ausweg aus dem Holze zu finden, oder nur einen Platz, von welchem aus sich mit Geschütz in Masse gegen die Schlachtlinie der Baiern wirken lasse. Diese übereinstimmenden Meldungen machten ihn nachdenklich und unmuthig.

Endlich langte Nachmittags 3 Uhr General Drouet mit der Artillerie an. Napoleon sandte ihn sofort durch den Wald, um das Gelände an Ort und Stelle zu untersuchen. Dieser kehrte nach einer Weile mit der frohen Nachricht zurück, daß er rechts von der Heerstraße einen Seitenweg gefunden habe, welcher vom Saume des Waldes entfernt genug sey, um dem Feinde verborgen zu bleiben, und an welchem das Holz so licht stehe, daß man mit 50 Geschützstücken und zwei Bataillons Garde zu ihrer Deckung bequem durchkommen könne. Es war dies eine Waldabtheilung (Puppenwald), welche gegen den daranstoßenden und vorspringenden (Lamboi-) Wald eine Strecke zurückstand. Napoleon ritt mit Drouet, Caulaincourt und einigen Offizieren an die ihm bezeichnete Stelle, um sich von den entdeckten Vortheilen persönlich zu überzeugen. Ein Haufe seiner Scharfschützen, vom Feinde zurückgeschlagen, vertritt ihm den Weg, und hindert ihn, die beabsichtigte Rekognition vorzunehmen. Gleichzeitig bricht ein Hagel von Kartätschen- und Gewehrkugeln herein, die um ihn herum am Boden gellern, oder über seinem Haupte die Wipfel der Bäume kappen. Er wirft einen Blick voll Verwunderung und Fragen auf Drouet, welcher ihn aus dem Bereich der Schußlinie ziehen will. Drouet muß ihm den Angriffsplan umständlich entwickeln. Dieser ging im Wesentlichen dahin, daß ein Dutzend Feuerschlünde, ohne Pulver- und Kugelkästen, gegen den Saum des vorspringenden Waldes einzeln vorgeschickt werden, drei Kanonen aber mit voller Bespannung und allem Zubehör auf der Hauptstraße vorfahren sollen. Während diese 15 Feldstücke die Aufmerksamkeit des Feindes auf sich ziehen und hinreichend beschäftigen, sollen noch 35 schwere Geschütze nachfolgen, und am Rande des Waldes sich theils rechts hinschieben, theils links hin den bereits aufgefahrenen Geschützen anschließen.

(Fortsetzung folgt.)

Mittheilungen aus Nassau.

Wirft man einen flüchtigen Blick auf unser Volksschulwesen, so bemerkt man mit Freuden, daß sich dasselbe in den zwei letzten Decennien sowohl in seinem innern als äußern Zustande bedeutend gehoben hat. Während man vor zwanzig Jahren im Schullehrerstande größtentheils wissenschaftlich ganz ungebildete Männer antraf, Männer, die vor dem gemeinen Manne fast Nichts an geistiger Bildung voraus hatten, zählt heutzutage dieser Stand viele brave, wackere und in jeder Beziehung achtungswerthe Männer. Es soll damit keineswegs gesagt seyn, als seyen in unserm Volksschulwesen alle Berge geebnet, nein! so viel auch schon geschehen, so viel an dessen Hebung von allen Seiten kräftig gearbeitet worden ist, so ist hier immer noch ein weites Feld der Thätigkeit für alle Behörden und Männer, denen Volksbildung und wahre Volksbeglückung am Herzen liegt. — Vor Allem verdienen die fortwährenden Bestrebungen unserer hohen Landesregierung, die Besoldungsverhältnisse der Schullehrer auf jedmögliche Weise besser zu gestalten, eine dankende Anerkennung. So erging voriges Jahr an alle Aemter ein Rescript, worin die herzoglichen Beamten aufgefordert wurden, die Gemeinden zur Abgabe eines Theils ihrer liegenden Güter an die Schulen ohne eine Vergütungssumme zu bestimmen. Viele Beamten haben sich bereitwillig diesem Auftrage unterzogen, persönlich mit den Ortsvorständen deßhalb verhandelt, und ihren Bemühungen ist es gelungen, manche Landschulstellen durch den Zuwachs von Ländereien bedeutend zu verbessern. Es verdient dies um so mehr eine dankende Erwähnung, da man in früheren Jahren nicht selten Klagen von Seiten der Schullehrer über das Benehmen mancher Beamten hörte. Die Verbesserung der Schulstellen durch Ländereien kann nur eine sehr zweckmäßige genannt werden, und selbst in den Städten sollte man hierauf Rücksicht nehmen. Zur Zeit unserer Schulorganisation suchte man die Schullehrer von allen Feldarbeiten abzuziehen. Es war dies der damaligen Zeit angemessen, da wohl die meisten Schullehrer mehr dem Ackerbau als ihren Amtspflichten oblagen. Heutzutage dagegen möchten die landwirthschaftlichen Beschäftigungen, namentlich Gartenbau und Obstbaumzucht, jedem Schullehrer als äußerst zweckmäßig anzuempfehlen seyn, denn sie sind es — des überwiegenden Vortheils für das Haus nicht einmal zu gedenken —, die seinen Körper nach einer sechsstündigen Arbeit in der dunstigen Schulstube wieder beleben und kräftigen, und jeder Schullehrer kann sich, unbeschadet der treuen Erfüllung seiner Berufspflichten und der zu erstrebenden Achtung beim Volke, ihnen unterziehen. Und was das sogenannte Verbauern betrifft, so wird dies nicht durch die Beschäftigungen auf dem Felde und in dem Garten, sondern durch den Mangel an dem inneren Trieb nach geistiger Vervollkommnung herbeigeführt. — Auch unsere diesjährigen landständischen Verhandlungen liefern den Beweis, wie sehr man von allen Seiten die bessere Gestaltung der Besoldungsverhältnisse unserer Schullehrer wünscht. Schon seit einer Reihe von Jahren sind armen Gemeinden zur Bestreitung der Besoldung für ihre Schullehrer aus der Landessteuerkasse bedeutende Unterstützungen geworden, und auch dieses Jahr sind 2600 fl. für dieselben beantragt, eben so zur Erhöhung der Besoldung der Schullehrergehülfen und Vicarien 3400 fl. und für solche Lehrer, welchen bei vorgerückten Dienstjahren aus Mangel an Fonds ein höherer Gehalt als 2 — 3hundert Gulden nicht bewilligt werden kann, 6000 fl. Dabei sucht unsere Regierung brave Schullehrer auch durch Besoldungszulagen und Gratificationen aus den Gemeindekassen zu belohnen. Nur schade, daß dabei zu Viele ihre Stimme abzugeben haben und leider nur zu oft Männer, denen jede Sachkenntniß und alles Interesse am Volksschulwesen gänzlich abgeht, der Schullehrerstand aber eine äußerst ungünstige Stellung zu den Gemeindegliedern dadurch be-

kommt. — Für die wissenschaftliche Fortbildung der Schullehrer ist durch Lesezirkel und Schulbibliotheken gesorgt. Jede Volksschule besitzt nämlich eine kleine Bibliothek, welche auf Gemeindekosten angelegt worden und mit jedem Jahre erweitert wird. Diese Bibliotheken enthalten für das praktische Schulleben meistens anerkannt gute Schriften, deren Anschaffung wegen ihres hohen Preises den wenigsten Schullehrern möglich ist. So ersprießlich es auch für das Gedeihen der Schulen ist, den Lehrern durch gute, besonders praktische Schriften Mittel zu ihrer eigenen Ausbildung an die Hand zu geben, so ist dabei doch nicht zu vergessen, daß es weniger auf die immer weitere Ausdehnung der Schulbibliotheken ankommt, sondern mehr auf eine gute Benutzung der vorhandenen Lehrbücher von Seiten der Lehrer. Und es ist doch gewiß übertrieben, wenn manchen Gemeinden — ohne Vorwissen Hoher Landes-Regierung — für Anschaffung von Schulbüchern eine jährliche Ausgabe von 14 bis 20 fl. gemacht wird; unverzeihlich aber ist's, wenn Schriften zum Vortheil ihrer Verfasser über dem Ladenpreise auf Gemeindekosten angeschafft werden. Bei vielen Schullehrern sieht man auch eine kleine Privat-Bibliothek, — ein Beweis, wie für sie geistige Nahrung zum Bedürfniß geworden ist. — Zu den Erscheinungen der neuesten Zeit in unserem Volksschulwesen gehören auch die Schullehrer-Gesangvereine. Im Allgemeinen liefern jedoch dieselben nicht das günstige Resultat, das von ihnen erwartet wird. Es vereinigen sich übrigens auch zu viele ungünstige Umstände, welche der kräftigen Wirksamkeit derselben hemmend entgegen treten. Für's erste sind dieselben weniger aus eigenem Antrieb der Schullehrer, sondern meistens auf das Verlangen der Schulinspectoren entstanden. Bekanntlich aber ist der Wunsch eines Vorgesetzten für den Untergebenen nichts Anderes als ein Befehl, und mancher Schullehrer nimmt an dem Vereine nur darum Antheil, um sich nicht die Ungunst seines Vorgesetzten zuzuziehen, was ihm sonst in seinen amtlichen Verhältnissen viele Unannehmlichkeiten bereiten könnte. Daher bei vielen Schullehrern ein innerer Unmuth und Verdruß.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Man muß es der französischen Schaubühne nachrühmen, sie versteht es, wie die keiner Nation, die Zeit und ihre neuesten Erscheinungen bei'm Schopfe zu fassen. Kaum sind die ersten Schüsse gegen Marocco gefallen, und schon führt eine Pariser Bühne ihren Besuchern die neuesten Zeitereignisse in einem einaktigen Vaudeville: „Die Maroccanerinnen" vor, welches die Herren Clairville und Damarin zu Verfassern hat. Das Stück spielt in einem Harem Marocco's (ob in dem des Kaisers selbst, bleibt der Phantasie der Zuschauer überlassen) und scheint, nach den Berichten Pariser Blätter, mit vielem Beifall aufgenommen worden zu seyn.

In Tonndorf warf ein Vater Mist aus seinem Schafstalle. Ein ansehnlicher Haufe liegt schon vor der Thür, der ihm die Aussicht auf den Hof versperrt. Wie er die letzte Gabel voll hinausstößt, thut es einen durchdringenden Schrei. Er hat seinem vierjährigen Knaben, der über den Haufen klimmend nach ihm suchen will, das Auge und den Kopf durchstochen. Das Kind starb wenige Stunden darnach. — Gott tröste dich, du bedauernswerther Vater!

In London werden Wasch- und Badhäuser eingerichtet, wo die Armen diese Reinigungsbedürfnisse zum niedrigsten Preise erhalten und heißes wie kaltes Wasser, nebst Zubern u. s. w. zu sechsstündiger Benutzung für 1 Penny (3 kr.) haben können. Der Platz zum Trocknen wird unentgeltlich gegeben. An der Spitze des Unternehmens steht der Lord-Mayor und der Bischof von London.

Wie ein Tabakshändler in Paris es anfing, sein Geschäft in Schwung zu bringen! — Zu Nutz und Frommen aller durch die ungeheure Konkurrenz geplagten Cigarrenhändler kann Folgendes dienen. Der Pariser feuerte an einem schönen Abend in dem Augenblicke, wo die Lustwandelnden auf dem Boulevard, das er bewohnt, am zahlreichsten waren, eine Pistole in seinem Laden ab; die gaffluftige Menge eilte flugs herbei, in der Hoffnung, dem Schauspiel eines eben vollbrachten Selbstmordes beiwohnen zu können. Doch sie irrten sich gewaltig; mitten unter einer Wolke von Rauch und Pulverdampf erblickten die Pariser Pflastertreter und Gaffer das höchst niedliche und anmuthige Gesichtchen einer jungen Comptoirdame, das sie freundlich anlächelte; mehr bedurfte es nicht, den Laden in Ruf zu bringen. Jetzt sind buchstäblich jeden Abend zwei Stadtsergeanten nöthig, um die Queue zu regeln, welche die sich drängende Menge um die Zugänge des Ladens bildet. (Mainz. U.)

Die Bewohner von Felsberg, im Kanton Graubünden.

Ihr seht den Tod mit jeder Stunde kommen,
Der drohend über euerm Haupte schwebt;
Wenn sich ein leichter Luftzug nur erhebt,
Schlägt euch das Herz schon ängstlich und beklommen.

Und wenn der Tag nun Abschied hat genommen,
Die Nacht den dichten Schleier um uns webt
Und Alles ruht, was froh am Tage lebt,
Hält euch die Furcht stets wach, es möchte kommen.

Noch zeigt sich nicht ein milder Rettungsschein,
Man läßt die Saat des Unglücks ruhig reifen —
Wer kann das Unbegreifliche begreifen!

Die Todten leben auf in Erz und Stein,
Zum Bau der Dome spendet man die Gaben
Und Lebende läßt man von Stein begraben.

Offenbach. J. Pirazzi.

Korrespondenz.

Hamburg, 4. Nov.

Schröder's Gedächtnißfeier.

Gestern am 3. Nov. wurde auf sämmtlichen Hamburger Bühnen (dem Stadttheater, Thaliatheater, Theater in St. Pauli und St. Georg) das hundertjährige Geburtsfest des berühmten Friedrich Ludwig Schröder (früher Direktors des Hamburger Stadttheaters) in würdiger und angemessener Weise gefeiert. Es war ein Act der Pietät, der, wie er den Direktoren der Bühnen zu hoher Ehre gereicht, eben so von Seiten des zahlreich versammelten Publikums freudige Anerkennung und ungetheilten Beifall fand. In sämmtlichen Theatern wurden Schröder'sche Stücke, mit angemessenen Prologen und Epilogen begleitet, aufgeführt. Das Stadttheater, das vor Allem zu einer solchen Feier berufen schien, das noch einige würdige greise Künstler aus der alten Schröder'schen Schule zählt und dessen Direktion mit besonderer Vorliebe der Schröder'schen Periode zu gedenken pflegt, hat durch die Art und Weise, wie der gestrige Tag begangen wurde, sich selbst nicht weniger, wie die Manen eines ruhmgekrönten Verstorbenen geehrt. Die Feier selbst, wie sie angeordnet und durchgeführt, der Eifer und die Begeisterung, womit die Aufgabe von den Künstlern gelös't wurde, gab den schönsten und vollgültigsten Beweis, daß das Kunsterbe Schröder's noch jetzt in verjüngter Kraft und ungeschwächtem Glanze fortbesteht, zum Stolz und zum Ruhme Hamburgs. Das rings in den Brüstungen der Logenreihen mit Wachskerzen (über 200 Flammen) erleuchtete Theater gewährte einen imposanten Anblick. Nach Weber's Jubelouverture wurde zunächst „der Vetter aus Lissabon" aufgeführt, in welchem Stücke die Hauptrollen von dem Veteranen Schäfer, Mad. Fischer, Hrn. Baison und Dem. Lebrün besetzt waren. Schröder's Geist schien über die Darsteller gekommen zu seyn, so meisterhaft, so in jeder Hinsicht vollendet war diese Darstellung. Der würdige Schäfer, ein Greis hoch in den Sechzigern, spielte mit jugendlicher Kraft und jugendlichem Feuer, nicht minder ausgezeichnet waren die Uebrigen. Das Publikum horchte und folgte mit andächtiger Stille und am Schluß wurden unter donnerndem Applaus sämmtliche Darsteller gerufen. Darauf folgte: „die Trauer", von Schröder, ein etwas derbes, treuherziges Lustspiel aus der guten alten Zeit, noch jetzt in hohem Grade wirksam. Hierin welteiferten besonders Hr. Brüning, Hr. Hesse und Hr. Gerstel; Mad. Lenz und Hr. Gloy excellirten in den — plattdeutschen Rollen. Den Schluß machte ein scenischer Epilog: „die Weihe der Erinnerung", von Dr. Bärmann, eine recht angemessene, in Inhalt und Form gleich wohlgelungene Dichtung, deren Verfasser von Liebe und Begeisterung für seinen Gegenstand erfüllt war. Hr. Grunert, der Regisseur der Bühne, führte darin zuerst das Wort, Mad. Lenz stellte die Muse der Schauspielkunst dar; von den Herren hatten Hr. Schäfer und Gloy, von den Damen Mad. Fischer und Mad. Lebrün die Rollen der Sprecher und Sprecherinnen. Am Schlusse versammelte sich das sämmtliche Bühnenpersonal um Schröder's Büste, die von Genien mit Blumen geschmückt und bekränzt wurde. Die Musik zu diesem Epilog war vom Kapellmeister Krebs. Unter jubelndem Beifall wurde die Direktion hervorgerufen. Wie gesagt, es war eine würdige Feier, die Epoche machte in den Annalen der Hamburgischen Kunstgeschichte, würdig des großen Verstorbenen, würdig des Hamburger Stadttheaters, ein Kultus des Genius, der wohlthätig nachwirken wird auf das Kunstinstitut — wie auf das Publikum.

Bensheim, 30. Oct.

Die hiesige, seit Neujahr erledigte Pfarrei ist nun im Regierungsblatt mit 2750 fl. Einkünfte zur Concurrenz ausgeschrieben. Ein in Wahlreichen der Vorzeit vacant gewordener Fürstensitz konnte wohl kaum für das Erringen eines neuen Herrn des Reiches so viele Zungen in Bewegung bringen, als schon die Wiederbesetzung der hiesigen Pfarrei. Komisch, ja fast wie eine Satyre erscheint es aber dem ruhigen, parteilosen Beobachter, wenn Personen durch müßige und unzeitige Bemerkungen hierüber — laut und auch geheimnißvoll in die Ohren geraunt — oder gar durch Anpreisungen für Diesen oder Jenen Interesse hierfür zu erkennen geben, während dieselben den Pfarrer als solchen, als Geistlichen, Prediger, Priester, das ganze Jahr über nicht nöthig haben wollen! Sehr auffallend mußte aber besonders die Art und Weise der öffentlichen Besprechung dieser Angelegenheit in der gestrigen Didaskalia erscheinen. Es sey dagegen bemerkt, daß unserer Staatsregierung das Recht unbestritten bleiben muß, auch Ausländer für irgend welche Branche der Dienstverwaltung zu berufen. Eben so ist es auch dem vernünftigen und wohlgesinnten Theil der hiesigen Einwohner — und wäre er der Zahl nach selbst der kleinere — durchaus einerlei, woher ihr neuer Seelsorger kommt, wenn es nur ein Mann ist, der mit den jetzt erforderlichen Kenntnissen, mit klarer Einsicht, der nöthigen Klugheit und Gewandtheit für den so verzweigten pfarramtlichen Wirkungskreis auch einen rein sittlichen Charakter ohne Leidenschaften und einen fleckenlosen Lebenswandel von durchaus unbescholtenem Rufe verbindet, damit Alle und jeder Einzelne ihm mit Achtung und Ehrerbietung entgegentreten können, und daß nur ein würdiger Geistlicher kommen werde, kann man ganz ruhig der Fürsorge unserer höchstpreislichen Staatsregierung und unserm hochwürdigsten Hrn. Bischofe mit dem festesten Vertrauen überlassen.

Programm des Museums.

Freitag, den 8. Nov.

Neueste Symphonie von Mendelssohn-Bartholdy.

Adelaide, Gedicht von Matthison, componirt von Beethoven, gesungen von H. Kraß.

Die Hypochondristin, Gedicht, gesprochen von Fräul. Hausmann.

Clavierconcert von Beethoven aus G dur (erster Satz), vorgetragen von Max Waldhäuser.

Abendempfindung, Lied, componirt von Mozart, gesungen von Fräul. Capitain.

Das eigene Herz, Gedicht von Grünig, gesprochen von Hrn. Reger.

Clavierconcert von Beethoven (letzter Satz), vorgetragen von Max Waldhäuser.

Lied, componirt von Beethoven, gesungen von Fräul. Capitain.

Ouverture aus dem Sommernachtstraum von Mendelssohn-Bartholdy.

Der Anfang ist um halb 7 Uhr; der Saal wird um halb 6 Uhr geöffnet; Karten für den Abend zu 1 fl. 30 kr. sind zu haben bei Hrn. Georg Krebs, Zeil, der Post gegenüber.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 7. Nov. Euryanthe, große Oper in 3 Abth., Musik von C. M. Weber.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 310. Samstag den 9. November 1844.

Die Schlacht bei Hanau.

(Am 30. Oktober 1813.)

(Fortsetzung.)

Napoleon hört diese Exposition des Generals Drouet beifällig an, und entwirft darauf folgenden, meisterhaft genannten Schlachtplan:

Um in der Ausführung des Angriffs auf das Centrum nicht gestört zu werden, sollen sich die Divisionen des 2ten, 5ten und 11ten Armeekorps links von der Heerstraße gegen den rechten feindlichen Flügel halten, und die Reiterei Lefebvre-Desnouette's rechts durch den Puppen- und Bruchköbeler Wald dringen, und theils die Kosacken überfallen, theils die Oesterreicher und Baiern aufhalten, falls sie Miene machen sollten, den Wald zu umgehen. Auf diese Weise an den beiden äußersten Enden gesichert, soll im Centrum die Reiterei der Garde in schichtweisen Zügen auf der Hauptstraße voranreiten, im günstigen Augenblick aus dem Walde hervorbrechen, und sich mit aller Gewalt auf die österreichisch-baierische große Geschützlinie, auf die Reiterei und auf das Centrum der Baiern stürzen, und solche, so viel sie vermag, in die Kinzig hinabwerfen. Die Garde zu Fuß soll gleichfalls zugweise am Ausgange des Waldes halten, stets bereit, dahin zu marschiren, und dort zu helfen, wo ihre Unterstützung nothwendig seyn wird. Während dieser Kavallerie-Angriffe soll sich die Artillerie, zuerst jene 15 Stück Geschütze leichten Kalibers, dann 35 Stück Zwölfpfünder, aufstellen. Dieser, den Baiern höchst verderbliche und um so schrecklichere Angriffsplan, als sich, durch den Vorhang des Waldes verschleiert, dessen Geheimniß vorher auf keine Weise entziffern ließ, wurde von den Franzosen mit größter Schnelligkeit in nachfolgender Weise in Ausführung gebracht.

Zwei Schlachthaufen alter Fußgarde unter General Curial schreiten vor, werfen und drängen die weit in den Wald vorgedrungenen Baiern und deren vor dem Saume desselben haltenden Batterien zurück. Während dieses Angriffs auf die vorderste Linie der Baiern, und durch denselben verdeckt, erscheinen die Generale Nourrit und Desvaux, und stellen am Saume der Waldabtheilung, links von der Straße, 15 leichte Feldstücke auf. Graf Wrede bemerkt sogleich die Aufstellung der Geschütze und schickt die Reiterei gegen die feindliche Zeugmannschaft vor. Diese aber wartet kaltblütig ihren Angriff ab. Man ladet die Kanonen, aber man spart das Feuern bis zu dem Augenblicke auf, wo die Reiterei sich der Geschützlinie genähert haben wird. Da erst sendet die französische Artillerie den Baiern den Todesgruß entgegen. Ein heilloses Blutbad entsteht unter denselben.

Bei dem ersten Schusse dieser Batterien, als in dem günstigsten Momente, rasselt zugleich die französische Reiterei zwischen dem Puppenwalde und dem Eichwäldchen aus der Waldabtheilung rechts der Landstraße hervor, Nansouty's Garde an der Spitze, und der erste Zug von General Laferiere-Leveque geführt. Der General Sebastiani mit den Divisionen St. Germain und Exelmans folgt. Mit unglaublicher Geschwindigkeit stellen sich diese Schwadronen vor dem verstärkten Feuer der ihnen gerade gegenüberstehenden baierischen Hauptbatterie in drei Linien hinter einander auf, und werfen sich zuerst auf die Geschütze, dann aber seitwärts auf die verbündete Reiterei. Aber die Baiern halten den gewaltigen Stoß ihrer Gegner ab, Wrede entbietet sieben Regimenter Chevaurlegers gegen dieselben. Diese umringen von allen Seiten die französischen Reitermassen, und von der Vertheidigung zum Angriffe übergehend, verfolgen sie dieselben nach dem Walde zurück. Aber Drouet hat inzwischen eben so schnell 35 Stück Zwölfpfünder an der erwähnten Stelle der Waldabtheilung rechts von der Straße aufgefahren. Die verfolgte französische Reiterei schwenkt rechts und decouvrirt diese furchtbare Batterie. Die Baiern, in der hitzigsten Verfolgung ihrer Feinde begriffen, stäuben, vom Donner dieser Kanonen begrüßt, auseinander, und Hunderte von Feuerbällen, welche mörderisch Reiter und Pferde niederschlagen, zwingen sie, noch schneller umzukehren, als sie gekommen sind. Dem schrecklichsten Kugelregen blosgestellt, werden die Reihen der Verbündeten niedergestreckt. Kein Haltpunkt ist mehr zu gewinnen, denn die Artillerie der Baiern hat den ganzen Tag über Kraut und Loth gegen die Tirailleurs und die Bäume vergeudet, und besitzt nun keine Munition mehr. Wrede, der das feindliche Geschütz sich immer mehr vermehren sieht, besiehlt daher einen Angriff auf der ganzen Linie. Noch ein Mal werfen sich die Baiern von allen Seiten auf das französische Geschütz. Einen Augenblick hört der Donner der Kanonen auf, und die Artilleristen sind genöthigt, die Stücke mit Karabinern und Seitenwaffen zu vertheidigen. Drouet führt sie mit seltenem Muthe persönlich zum Kampfe. Eine Abtheilung Infanterie der alten Garde unterstützt sie, und wirft sich auf das vorgeschobene Regiment

Jordis, welches sie fast ganz vernichtet. Die Kürassiere St. Germain und die Dragoner der alten Garde sprengen herbei und befreien die Geschütze.

Die Schlacht ist entschieden. Wrede ordnet den Rückzug an, und giebt, indem er die Armee auf das linke Kinziguser nimmt, die Rückzugsstraße den Franzosen frei. — Napoleon selbst erscheint inmitten des heftigsten Kampfes, gefolgt von Caulaincourt, Berthier und Maret, an der Spitze der alten Fußgarde, auf dem offenen Schlachtfelde, wo er dem Kampfe seiner Garden zusieht. Von ihrer Tapferkeit hingerissen, ruft er zu wiederholten Malen aus: „Welche Armee, welche Tapferkeit!"

Der Verlust der Baiern in der Schlacht ist auf 10,000 Mann an Todten, Gefangenen und Verwundeten angegeben. Hunderte davon fanden in den Wellen der Kinzig ihren Tod. Der französische Schlachtbericht sagt: „Bei dem bloßen Anblick der alten Garde ergriffen die Baiern und Oesterreicher die Flucht," eine offenbar übertriebene Behauptung, obgleich den jungen Baiern bei'm Anblick jener alten Bärmützen, welche Europa von den Ufern der Bidossoa bis zum Borysthenes durchwandert hatten, wohl nicht gut zu Muthe gewesen seyn mag, und Wrede es an Anfeuerung derselben nicht fehlen ließ. Unter den Todten befanden sich der Prinz von Oettingen-Spielberg, Rittmeister im 4ten Chevauxlegers-Regiment und Adjutant Wrede's. Ein prächtiges Monument auf dem Friedhofe zu Hanau deckt sein Grab. Ferner fiel unter den Streichen der französischen Kürassiere der Prinz von Oettingen-Wallerstein, Major im 3ten Chevauxlegers-Regiment.

(Fortsetzung folgt.)

Mittheilungen aus Nassau.

(Schluß.)

Sehr weise ist es von unserer hohen Landesregierung, wenn sie, was oft geschieht, in den Schulangelegenheiten nicht immer von der betreffenden niedern Behörde, sondern auch oft von einer andern, wie z. B. von dem herzoglichen Amte, Berichterstattung verlangt; dadurch erhält sie von der Sachlage eine vielseitigere Kenntniß, und Vorurtheil und Persönlichkeit gewinnen nicht so leicht den Sieg über die Wahrheit. Zu einem Schullehrer-Gesangverein gehören in der Regel die Schullehrer einer Inspection oder eines Amtes. Viele Mitglieder haben zum Orte der Zusammenkunft zwei, dritthalb und noch mehr Stunden zu gehen und kommen, von dem anhaltenden Marsche, der durch des Wetters Ungunst oft zur Strapatze wird, müde und abgemattet an. Was unter solchen Umständen für die Kunst geleistet wird, ist leicht zu denken. Selten sind die Versammlungen vollzählig, die Mitglieder gewöhnlich zu verschieden an Alter, daher keine Gleichförmigkeit in Ton und Aussprache. Auch widerstreben diese Vereine einer treuen Erfüllung der Berufspflichten. Als Tag der Zusammenkunft wird gewöhnlich ein ganzer Schultag gewählt, der also für den Unterricht verloren ist und dazu noch bei Manchem der darauf folgende halb. Dann geben diese Zusammenkünfte nur zu häufig zu unnöthigen Geldausgaben Veranlassung, wodurch bei Manchem nicht selten der häusliche Friede gestört wird. Dies sind die vorzüglichern Ursachen, welche das fröhliche Gedeihen der Schullehrer-Gesangvereine hemmen, und was man auch Alles für dieses Institut vorbringt, es wird von der Wirklichkeit genügend widerlegt. Läßt sich darum in keiner Beziehung den Schullehrer-Gesangvereinen das Wort reden, so spricht das Leben um so mehr für die Volks-Gesangvereine. Hier bietet sich jedem Schullehrer und jedem Freund des Gesanges ein schönes Feld der Thätigkeit dar. Schwierigkeiten und Mühen sind allerdings mit der Gründung und dem Fortbestand dieser Volks-Gesangvereine verbunden, desto größer ist aber auch der Segen, welcher durch sie über das Volk verbreitet wird. Und was diese Vereine zu leisten vermögen, das zeigt das Leben vielfältig. Möchten darum Geistliche und Schullehrer die Hände zu einem gemeinschaftlichen Wirken sich bieten, und da, wo es noch nicht geschehen ist, den kräftigen, Geist und Gemüth erhebenden deutschen Volksgesang mit aufopfernder Liebe einführen und pflegen. Unsere Sonntags- und Abendschulen, die bereits fünf Jahre allenthalben bestehen und fröhlich gedeihen, bieten hierzu eine günstige Gelegenheit; wo man aber keine Volksgesangvereine gründen kann oder will, da sollten in den Sonntags- und Abendschulen die Gesangübungen, wo möglich, nicht unterbleiben. — Oefters werden von den Schullehrer-Gesangvereinen, indem gewöhnlich mehrere Vereine zusammentreten, auch Feste veranstaltet; als Tag hierzu wird nicht selten der Geburtstag unseres allgeliebten Fürsten gewählt. Man glaubt durch eine solche festliche Begehung dieses Tages das Gefühl der Liebe und Anhänglichkeit zum Vaterlande und Fürstenhause beim Volke zu beleben und zu nähren. Dafür aber stehen diese Feste zu isolirt, das Volk nimmt an denselben den allergeringsten Antheil, und höchstens erscheinen einige Bewohner des zunächst gelegenen Ortes, um ihre Neugierde zu befriedigen oder sich einen sinnlichen Genuß zu verschaffen. Es ist gewiß ein wohlthuender, ein erhebender Anblick, glückliche Unterthanen den Geburtstag ihres Fürsten festlich begehen zu sehen. Alle Bewohner eines Staates erscheinen da gleichsam als eine große glückliche Familie, und das große weite Land wird zu einem freudig bewegten Vaterhaus. Wäre es dem Zwecke nicht weit angemessener, würde es nicht tiefer in das Volksleben eingreifen, wenn jeder Schullehrer gerade am Geburtstage des geliebten Landesfürsten so recht seiner Schule und seinem Berufe lebte? Wenn in der ersten Unterrichtsstunde den Kindern auf eine einfache und herzliche Weise das beglückende Zusammenleben in einem wohlgeordneten Staate recht zu Gemüthe geführt würde; wenn dieselben auf die vielen zum Glück der Unterthanen bestehenden Anstalten aufmerksam gemacht würden; wenn ihnen endlich gezeigt würde, wie ein guter Unterthan seine Liebe zum Vaterlande und zu seinem Fürsten an den Tag legt: so würde dadurch weit mehr Gutes gestiftet werden als durch die Schullehrer-Gesangfeste, von denen man in öffentlichen Blättern nur zu oft übertriebene Berichte liest und die leider Manchem eine willkommene Gelegenheit zum Schwärmen und zur Windbeutelei, besorgten Hausvätern aber eine sehr unwillkommene Veranlassung zu unnöthigen großen Geldausgaben geben. Damit die Jugend am Geburtstage ihres Landesvaters auch leiblich erfreut würde, so könnte mit ihr in Gemeinschaft des Geistlichen, des Schul- und Ortsvorstandes am Nachmittage ein Spaziergang in's Freie unternommen und etwas Backwerk u. dergl. unter die Kinder vertheilt werden. Die dadurch entstehenden unbedeu-

tenden Kosten ließen sich durch die Gemeindekasse ohne Anstand leicht decken. — Lehrervereine, Privatconferenzen u. dergl. bestehen in unserm Lande wenige oder keine. Wir haben dies gar nicht zu beklagen, denn die sogenannten Lehrervereine sind nur zu häufig der Feuerherd der Exaltation. Und wenn die Schullehrer ihre Zeit und Kraft diesen Lehrervereinen und Conferenzen widmen; wenn sie Zeit und Kraft der Beantwortung von Fragen, die dem praktischen Schulleben oft sehr wenig Gewinn bringen, opfern: so muß darunter die Schule natürlich leiden. Unsere gesetzlichen Frühjahrs- und Herbstconferenzen sind hinreichend; möchte nur den Schullehrern für den Besuch derselben eine kleine Vergütungssumme, wie dies bei den Geistlichen der Fall ist, bewilligt werden. — Im Allgemeinen läßt sich also sagen, daß unser Volksschulwesen auf einer sehr erfreulichen Stufe steht und nicht hinter dem Geiste und dem Bedürfnisse der Zeit zurückgeblieben ist. Dank unserer weisen Regierung, Dank allen jenen edlen Sprechern, die sich der wahren Bildung und Beglückung des Volkes so angelegentlich annehmen! Möchten sich aber auch alle Volkslehrer durch treue Pflichterfüllung und durch ein tadelloses, ganz ihrem Berufe angemessenes Leben der Fürsorge unserer hohen Landesregierung stets würdig zeigen!! —

* * * *

Mannichfaltigkeiten.

In der Nacht vom 24. auf den 25. Nov. findet eine sichtbare totale Mondsfinsterniß statt. Der Mond tritt in die nördliche Hälfte des Erdschattens ein um 10 U. 26 Min. Abends nach Stuttgarter mittler Zeit, und bildet dadurch den Anfang der Finsterniß. Um 11 Uhr 34 Min. ist er völlig in den Schatten eingetreten, womit die totale Verfinsterung beginnt. Um 12 Uhr 21 Min. Morgens ist er in der Mitte seiner Bahn durch den Erdschatten angekommen — die Mitte der Verfinsterung. Um 1 U. 8 M. fängt er an, aus dem Schatten zu treten — das Ende der totalen Verfinsterung — und um 2 Uhr 16 Min. ist er wieder völlig sichtbar — das Ende der Finsterniß überhaupt.

Der Verein für Volksbildung, der sich in Elberfeld jetzt gebildet hat, scheint dem Pietistenwesen entgegen arbeiten zu wollen, wenigstens hat er den Antrag verworfen, der „die religiös-sittliche Bildung auf Grundlage der heiligen Schrift", d. h. das Frömmlerwesen als Zweck des Vereins proklamirte.

Die neueste Nummer der Frankfurter gem. Chronik bringt ein sehr zeitgemäßes und von vielen Bewohnern unserer Stadt beifällig entgegen genommenes Wort über die vor mehreren Jahren schon in Anregung gebrachte Errichtung eines Denkmals für unsern verewigten S. M. v. Bethmann. Der günstigste Augenblick zur Ausführung eines solchen Werkes möchte gerade jetzt gekommen seyn. Das Andenken unseres trefflichen Mitbürgers lebt noch in Aller Herzen, und seine Verdienste um unsere Stadt bedürfen keiner erneuerten Lobrede. Um nur an Eins zu erinnern, so war er es, welcher im Jahr 1813 unsere Stadt vor großem Ungemach bewahrte, und ohne ihn, wer weiß, was aus ihr geworden wäre! Der besagte Artikel in der Frankf. gem. Chr. schließt mit folgenden Bemerkungen: „Ein öffentliches Kunst-Denkmal verlangt gewiß nicht die Mehrzahl hiesiger Bürgerschaft für S. M. v. Bethmann; aber ein ehrenvolles, das seinen Namen der Nachwelt überliefert, und das vielleicht in einem großartigen Institute für Handel und Wissenschaft zu finden seyn dürfte; dies ist's, was gewiß von der Mehrzahl gebilligt und dem Gefeierten zur höchsten Ehre gereichen würde. Auch dürfte in einem solchen Falle vielleicht zu erwarten seyn, daß die v. Bethmann'schen Erben sich bestimmen ließen, die von dem Verewigten testirten 40,000 fl. für eine Lancaster-Schule, deren Frankfurt mit seinen Schuleinrichtungen nicht bedarf, diesem Zwecke zuzuweisen.

(Frankfurt a. M.) Nächsten Montag, den 11. Nov., wird zum Vortheil unseres Baritonisten Wiegand das neue Vaudeville — „Mariette und Jeannetton, oder die Heirath vor der Trommel" — zum ersten Male auf hiesiger Bühne gegeben. Das Stück ist nach dem Französischen des Alex. Dumas von W. Friedrich bearbeitet, und hat auf vielen Bühnen und besonders in Hamburg außerordentlichen Beifall gefunden. Was den Effect der Situationen und der Charaktere betrifft, soll es der neuen Fanchon nicht nachstehen und die Theilnahme und Spannung durch alle Scenen fesseln. Die eingestreuten Lieder und Couplets sind von verschiedenen Meistern und erhöhen den Reiz des Ganzen. Die Hauptpartieen werden durch die Damen Albini, Kratky und Hoffmann und die Herren Grahn, Schneider, Nork und Wiegand dargestellt. Der letztere gehört seit fünfzehn Jahren unserer Oper an und wir verdanken ihm manchen erheiternden Kunstgenuß, den er uns während dieser langen Zeit so oft zu bereiten Gelegenheit fand. Es werden demnach die Theaterfreunde mit Vergnügen die Veranlassung benutzen, einem so langjährigen und stets geschätzten Mitglied unserer Bühne die verdiente Anerkennung freundlich zu bekunden.

Musikalische Literatur.

Vollständige Gesangschule von Alexis v. Garaudé, Gesanglehrer an der königl. Musikschule und der Kapelle des Königs rc. zu Paris. Französischer und deutscher Text. Mainz und Antwerpen bei B. Schott's Söhnen.

Nachdem die Gesangschulen von Lablache und Carulli (ebenfalls bei Schott in Mainz) kaum in's Publikum gedrungen, erscheint in demselben für didactische Musik so unermüdlichen Verlag vorliegende Gesangschule, welche ihre Vorgänger zwar nicht überflüssig macht, aber dieselben gleich der ehrbaren Schule des Pariser Conservatoirs*) jedenfalls an Reichthum der Mittel, an neuen Erfahrungen und an Popularität übertrifft. Die Hauptvorzüge dieser Schule bestehen in der Vermeidung der Trockenheit, die stets wie Blei an das geistige Prinzip der Kunst hängt, und in den Melodieen der Vocalisen, welche des Eleven Studium angenehm machen, seinen Geschmack entwickeln, bilden und ihn mit dem Style der neuern, von den Meistern unserer Epoche sanctionirten Schule bekannt machen; ferner in den neuesten Nüancen des Gesanges, die dazu dienen, den jungen Künstler auf die Schwierigkeiten vorzubereiten, die seiner in den neuern Opern warten. Wir sind nach genauer Prüfung dieses Werkes überzeugt, daß der Schüler, ohne sich Gewalt anzuthun, seine

*) Vor dreißig und einigen Jahren von Mengozzi geleitet.

Mittel vergrößern und die Zeit seines Studiums verkürzen wird — Dinge, die bei den gesteigerten Ansprüchen an den Gesang wohl zu berücksichtigen sind. Sonach erkennen wir den Zweck dieser Methode, der darin besteht: „ein glückliches Zusammenschmelzen der ältern und der neuern Schule zu bewirken, den guten Geschmack mit den Fortschritten des modernen Styls zu vereinigen und die eingerosteten Vorurtheile der eigensinnigen Anhänger des verflossenen Jahrhunderts zu verbannen.“ Die einzelnen Punkte, welche diese Schule vor allen bestehenden noch besonders auszeichnen, sind: was der Verfasser über die verschiedenen Stimmgattungen und Register, was er über die Anwendung der halben (chromatischen) Töne und Syncopen, über Aussprache, Betonung, Wortgewicht, Articulation u. s. w., über den Charakter der verschiedenen Gesangstücke, namentlich über das Recitativ, über Styl, Geschmack und Ausdruck und über die Erhaltung der Stimme spricht. Was die Form anbelangt, so zerfällt diese Schule in drei Abtheilungen. Der erste Theil enthält: die Elementar-Regeln der Gesangkunst und der Vocalisation; 20 Lectionen oder Elementar-Vocalisen mit Begleitung des Piano (als Anwendung jener Theorie). Der zweite Theil besteht aus 25 neuen Vocalisen oder Gesangpieçen ohne Worte, mit Begleitung des Piano (in allen Stylen und Charakteren der neuern italienischen Schule), nebst Lehre über Colorit (Ausdruck) und über die Modificationszeichen. Der dritte Theil spricht von der Art und Weise, ein Gesangstück seinem Charakter angemessen zu verzieren und zu variiren. Die getreue Uebertragung in's Deutsche hat Hr. W. Ed. Alisky besorgt. Die Ausstattung ist elegant und der Druck bis auf einzige Ungleichheiten in der Schrift correct. Das ganze voluminöse Werk ist 287 Folioseiten stark. Auf eine mögliche Frage, ob in dieser Schule für deutschen Gesang nichts gethan sey, können wir zuversichtlich antworten, daß jeder deutsche Sänger, welcher sich nach dieser italienischen Schule gebildet hat, sehr wohl im Stande seyn wird, die Bedingungen zu erfüllen, die ein ausdrucksvoller, markiger Gesang und ein volles, breites Portament erfordern. Die Regeln der italienischen Schule — weit entfernt, diese Eigenschaften, wie Manche glauben, auszuschließen — rufen dieselben vielmehr hervor, welches ja auch die Schule des deutschen Peter Winter, die ganz auf italienische Grundsätze gebaut ist, hinlänglich bestätigt. Und somit empfehlen wir dieses Werk allen Denen, die durch correcten Gesang gefallen und rühren wollen, zur besten Unterstützung.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz.

Wiesbaden, 31. Oct.

Zweiter Brief.

Habe ich Sie in meinem vorigen Briefe mit einigen der dringendsten Bedürfnisse und Wünsche des Kurpublikums unterhalten, so glauben Sie deshalb doch nicht, daß bei uns Nichts geschehe; es geht vorwärts, wenn auch nicht mit Riesenschritten. So werden Sie, wenn Sie uns im nächsten Sommer besuchen, mit einer herrlichen Fontaine überrascht werden, welche auf dem großen Rasenplatze vor dem Kursaale springen soll. Dieses Werk, die schönste Zierde Wiesbadens, haben wir unserm durchlauchtigsten Herzoge zu verdanken, welcher es auf eigene Kosten ausführen lassen wird. Auch andere Werke und Projecte, die wir in Ihrem Blatte schon öfters theils erwähnt, theils angeregt haben, sind seitdem zur Ausführung gekommen: das Palais der verwittweten Frau Herzogin ist der Vollendung nahe und wird künftiges Frühjahr bezogen werden. Seine herrliche Lage, seine bequeme Einrichtung und schöne Ausführung macht es zu einer der reizendsten Villen am Rheine; sein Baumeister hat alle Ehre davon. Ferner hat der „Verschönerungsverein“ seit dem Frühjahre seine Wirksamkeit begonnen und mit geringen Mitteln schon Manches geleistet; er setzt Gebirgs- und Waldwege in bessern Stand, bezeichnet die schönsten Aussichten mit Ruhepunkten, Anlagen ꝛc. und trägt auf solche Weise zum vollkommenen Genusse unserer schönen Natur ein Wesentliches bei. Auch der oft besprochene „Gewerbsverein“ ist endlich in's Leben getreten und sein Vorstand vor einigen Tagen definitiv erwählt worden. Zeigt er aber in Zukunft nicht größere Lebensfähigkeit als bisher, so muß man sich seiner Vaterschaft beinahe schämen. Die Industrie scheint derzeit noch keinen fruchtbaren Boden hier zu finden. Unsere gesellschaftlichen Zustände ermangeln noch der nöthigen freien, coulanten Bewegung; in allen Ecken und Enden spukt der Krämergeist und das Philisterthum, und zeigt sich irgendwo einmal eine selbstschaffende Thätigkeit, ein Speculationsgeist, der über das Herkommen hinausgeht, so stößt er überall an und hat mit Vorurtheilen zu kämpfen. Es ist aber halt in Deutschland nicht anders, wird aber schon besser werden. — An dem Biebricher Hafen wird seit Herbst recht fleißig gearbeitet. Ein Kai wird in den Rhein hinein gebaut, Wohnhäuser werden abgerissen, um neuen Lagerhäusern Platz zu machen. Biebrich wird sich nach und nach zu einem Handelsstädtchen erheben und als Speditionsplatz für das Herzogthum und als Ausmündung der Taunuseisenbahn an einem Rheinhafen einige Bedeutung erhalten. Daß Nassau seine Spedition in Biebrich selbst besorgen und nicht mehr den Umweg über Mainz machen will, versteht sich von selbst; es wird sich über Biebrich bekanntlich aber auch bald ein vermehrter Waarentransport nach Frankfurt vermittelst der Taunuseisenbahn herstellen, welcher besonders die Eifersucht der Mainzer bisher erregt hat. Mainz glaubt daher, durch Anlegung von Eisenbahnen längs der linken Rheinseite den Verkehr an sich fesseln zu können; wir zweifeln aber, ob dieses Mittel allein der rechte Weg seyn wird. Das Uebel liegt in dem aufgehobenen Stapelplatz und der neu entstandenen Dampfschiff- und Dampfschleppschifffahrt, wodurch Mainz als Station umgangen wird und seine Bedeutung als eine Rheinstadt zu verlieren droht. Mainz muß daher sein ganzes Hinterland bis Metz und weiter hinein an sich ziehen und mit ihm in unmittelbaren Verkehr treten, damit es sein Hauptstapelplatz werde. Dieses kann allein durch eine Eisenbahn nach Metz, die über Ingelheim, Kreuznach das Nahethal hinauf fährt, bewerkstelligt werden. Mainz tritt hierdurch in die nächste Verbindung mit Frankreich; es wird die Vermittlung des Handels zwischen Paris und dem mittlern Deutschland übernehmen und solchergestalt seine alte Stellung als Hauptstadt des Mittelrheins wieder einnehmen. Aber nicht für Mainz allein, auch für die benachbarten Städte Wiesbaden, Darmstadt und Frankfurt muß diese Metzer Bahn von dem größten Nutzen seyn.

Kassel, 2. Nov.

Die Fabrikation galvanoplastischer Arbeiten (Niederschlag des schwefelsauren Kupferoxydes auf galvanischem Wege) erhält auch hierorts immer mehr Eingang. Als Mäcen dieser Kunst verdient der als Modelleur für das Fach der practischen Mechanik an der hiesigen höhern Gewerbschule fungirende Practicant H. Klemme genannt zu werden, der mehrere schöne Reliefs auf diesem Wege von ganz vorzüglicher Härte dargestellt hat und gegenwärtig damit umgeht, seine Geschicklichkeit auf größere Sachen, namentlich auf Anfertigung von Büsten u. dgl. auszudehnen. — Die Privatvorlesungen in der genannten Schule haben für diesen Winter bereits ihren Anfang genommen. Besonders werden dieselben, namentlich die Vorlesungen für technische Chemie, auch von Damen besucht, um sich von den in die Haushaltung einschlagenden Dingen, wie über Feuerungskunde, Einrichtung von Oefen u. s. w. belehren zu lassen, ein Gegenstand, der auch bis zum Dienstboten verbreitet zu werden verdient, da grade von diesen die meiste Verschwendung von Brennmaterial ausgeht und durch dieselben eine ansehnliche Ersparniß an Brennmaterial bewirkt werden würde, wenn solche von zweckmäßiger Feuerungsmethode die nothwendigsten Begriffe erhielten.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 311. Sonntag, den 10. November 1844.

Terracina.

Von König Ludwig von Bayern. *)

Aufgethan ist hier der Süden,
Für uns eine neue Welt,
Mit den dufterfüllten Blüthen
Vor den trunk'nen Blick gestellt.

Jubel schallet von dem Lande,
Von der Fläche, von der Höh',
Von dem wonnevollen Strande,
Von der endelosen See.

Schimmernd blickt der Hesperiden
Gold'ne Frucht im Sonnenglanz,
Und es hat Natur beschieden
Hier uns ihren schönsten Kranz.

Von den langen Palmenzweigen
An des Hügels üpp'gem Rand,
Welche sich voll Würde neigen,
Weht uns an das Morgenland.

Auf dem großen Berge thronen,
Hoch auf Anxurs Felsenwand,
Noch des Tempels Substruktionen,
Der einst auf derselben stand.

Himmel, Meer und Erde prangen
Feurig in dem Wiederschein;
Von dem Abendroth umfangen
Lebend wird der todte Stein.

Ein entzückendes Gewimmel!
Alles reizet, duftet, blüht,
Liebend lächelt hier der Himmel;
Alles glänzet, Alles glüht.

*) Aus der „Charitas" für 1845.

Die Schlacht bei Hanau.

(Am 30. Oktober 1813.)

(Fortsetzung.)

Nach diesem blutigen Tagewerke inspizirte Napoleon an der Spitze seines Generalstabs das Schlachtfeld. Der Anblick desselben war, wie Caulaincourt erzählt, grausenvoll. Ganze Haufen erschlagener Baiern und Oesterreicher thürmten sich um wenige Franzosen auf, deren ganz mit Wunden bedeckte Leichname und deren Ausdruck wilden Hasses in ihren Zügen bewiesen, daß sie nur mit dem letzten Athemzug zu kämpfen aufgehört hatten. Das Antlitz des Kaisers zeigte die Spuren tiefster Erregung, als er dieses mit Leichen und Verwundeten bedeckte Feld überschaute. Er ordnete sofort die sorgsamste Pflege der Verwundeten an, und gebot, daß man die Todten begrabe. Nachdem dieses vorüber, trat Napoleon vor seine Garden, die wie zu feierlicher Parade vor ihm unter das Gewehr getreten waren. Gluthroth leuchtete das in Brand gesteckte Vorwerk Neuhof in die Nacht hinein, und beleuchtete die Scene.

Gebeugten Hauptes und nachdenkend trat Napoleon vor seine Truppen, und schritt in gleichem Trübsinne an ihren Colonnen vorüber. Die Soldaten, gewohnt, die Belohnung für ihre Anstrengungen in der zufriedenen Miene des Kaisers zu finden, und in seinen Blicken das ihnen sonst nie versagte Lob zu lesen, sahen sich dieses Mal getäuscht. Da brummte einer dieser alten Bärmützen in vorwurfsvollem Tone: „Meiner Treu, das ist nicht erfreulich! Die alte Garde hat sich nicht zerhacken lassen, um ihren Kaiser traurig zu sehen!"

Da blickte der Kaiser auf, blieb vor dem Sprecher stehen und sagte, indem er den Arm über den blutgetränkten Boden ausstreckte: „Soll ich meine Kinder, die Gefallenen, nicht betrauern?" — Der Eindruck, den diese wenigen Worte hervorbrachten, war unbeschreiblich. „Wir sterben alle freudig für unsern Kaiser!" riefen die Soldaten, und ein donnerndes tausendstimmiges „Vive l'Eempereur!" hallte durch die Lüfte.

Nach Caulaincourt war Napoleon nirgends so erschüttert, als auf dem Schlachtfelde von Hanau. Die Zeit war vorüber, wo mit jeder Schlacht ein Königreich gewonnen wurde, und wo man sich nach erstrittenem Erfolge der Freude hingab. Es hatte eine Schlacht geliefert werden müssen, um nur der durch so viele Niederlagen im unglücklichen Feldzuge von 1813 bereits geschwächten Armee den Weg zurück zu bah-

nen zu den Thoren des alten Frankreichs. Nur die Liebe und Hingebung seiner Soldaten konnte Napoleon die Kraft geben, sein unerhörtes Mißgeschick zu tragen. „Mit solchen Truppen kann Frankreich nicht unterliegen," sagte er Tags darauf auf dem Wege nach Frankfurt; „wenn die Befehlshaber unmuthig sind, so mögen sie gehen, meine Soldaten werden mich nicht verlassen; und wenn ich keinen ehrenvollen Frieden erlange, wenn ich den Krieg von neuem beginnen muß, — auf sie kann ich zählen. Alles ist noch gut zu machen, wenn man sich nur verständigen will! —"

Dies die Worte Caulaincourt's.

Nach der Schlacht brach die Nacht bereits herein, und verhinderte Napoleon an der sofortigen Erstürmung und Einnahme der Stadt Hanau. Er biwachtete daher mit der ganzen Armee die Nacht über im Lamboi- und Puppenwalde.

Der Verlust der Franzosen in der Schlacht konnte nicht ermittelt werden, da sie viele ihrer Todten während der Nacht begraben hatten. An der Schlacht selbst nahmen Theil 5000 Tirailleurs, 4 Bataillons alter Garde, 80 Eskadrons Kavallerie und 120 Kanonen.

In Bezug auf die Schlacht bei Hanau legt man Napoleon einen Fehler zur Last, nämlich den, daß er die Verbündeten, wie er dieses gekonnt, nicht gänzlich vernichtet habe. Aber für ihn war kein Halt in Deutschland mehr. Er konnte sich nicht nach den Erfolgen und Trophäen dieser Schlacht umsehen, wo halb Europa ihm auf den Fersen war. Er hatte den feindlichen Gewaltshaufen, der ihm den Weg versperrte, zerschmettert und der nachziehenden Armee den Weg gebahnt — das war ihm genug. Jomini läßt Napoleon sagen: „Wir hatten keine Zeit zu verlieren; wir mußten, so wie die Straße frei war, nach Frankfurt abziehen, wenn wir nicht erreicht und umzingelt werden wollten, denn Blücher und Schwarzenberg konnten von einem Augenblicke zum andern eintreffen."

Dieser Abmarsch nach Frankfurt erfolgte denn auch bereits in der Frühe des 31. Oktober, Morgens 2 Uhr. Gleichzeitig ließ Napoleon ein lebhaftes Kanonenfeuer gegen die am linken Kinzigufer aufgestellten Verbündeten unterhalten, um sie auf diese Weise behufs des ungehinderten Weitermarsches niederzuhalten. Hanau selbst ließ er zu gleicher Zeit mit Haubitzgranaden beschießen, um die darin liegenden Oesterreicher zu zwingen, die Stadt zu räumen. Diese Räumung erfolgte denn auch bald, worauf eine Abtheilung der jungen Garde, meist aus Italienern bestehend, unter den Befehlen des Generals Morand, Morgens gegen 8 Uhr, mit stürmender Hand von Hanau Besitz nahm.

(Schluß folgt.)

Die königliche Erzgießerei in München.

(München, 4. Nov.) Ein großartiges Meisterwerk in der Idee und Ausführung, Goethe's Denkmal, ist kaum in Frankfurt enthüllt, des Festes Klänge sind kaum verhallt, und schon hatten wir wieder Gelegenheit, in der königlichen Erzgießerei dahier ein gleich kolossales, gleich vollendetes Werk zu bewundern, das Standbild des Großherzogs Carl Friedrich von Baden, wie bekannt für Karlsruhe bestimmt und im Auftrage Sr. königl. Hoheit des kunstsinnigen Großherzogs Leopold gefertigt, welchem die Hauptstadt Badens so viele Zierden aus dem Gebiete der Plastik und Malerei und so viele Verschönerungen durch Bauwerke verdankt. Obwohl uns dieses Denkmal in seinen Theilen schon seit längerer Zeit bekannt war, so hat uns dasselbe doch nun fertig und zusammengesetzt ungemein erfreulich überrascht, und wiederholt huldigen wir dem Meister Schwanthaler ob dieser seiner Schöpfung. Die über zwölf Fuß hohe in Erz gegossene Figur des Markgrafen, nachmaligen Großherzoges Carl Friedrich von Baden auf einem gleich hohen Piedestal im Feldherrnkostüme und Hermelinmantel, kräftig gestellt und kühn vorschreitend, hoch das Haupt und frei die Brust, die linke Hand leicht auf den Degen gestützt, in der rechten eine Stelle des bekannten, damals so viel Begeisterung erregenden Erlasses an das Volk in Facsimile aufgerollt haltend, — so ist sie ein Bild fürstlicher Würde und Erhabenheit. Wie Schwanthaler an Goethe des Dichterfürsten imposante Würde in seiner erhabenen Ruhe, seinem beherrschenden Blicke ausgedrückt hat, so bekleidete er hier den wirklichen Herrscher mit Würde siegender Kraft auf das gelungenste. Die Aehnlichkeit im schönen Kopfe ist unverkennbar und soll frappant seyn. Das Piedestal, ganz von Erz, begränzen an den vier Ecken vier gleichfalls kolossale weibliche Figuren, in ihren Attributen Badens vier Kreise repräsentirend, mit Mauerkronen auf den Häuptern, in den Händen oder zu den Füßen das Steuerruder des Bodensee's, den Hochofen des Schwarzwaldes, Freiburgs hohen Dom, unter Aesculaps Stab aus einer Urne strömend die Badner Heilquelle, das Ruder des Rheins, die Trauben des Neckars und Gewinde von Eichenlaub und Fichtenzweigen herab vom waldigen Hochlande; sie säntmtlich tragen Kränze von Rebenblättern mit Trauben in den Locken; denn in jedem Kreise Badens blüht die Rebe. Gleich schönen Schwestern blühen sie in Reiz und üppiger Fülle, wie das glückliche Badner Land. Zwischen diesen Figuren auf den Seiten des Piedestals ist zweimal das an Feldern reiche altbadische Wappen; vorne die Inschrift: „Carl Friedrich, Großherzog von Baden", rückwärts: „Großherzog Leopold, seinem Vater dem Gesegneten"; über jeder Inschrift die Krone. So ist dies ein Denkmal rührender Pietät des Sohnes für den Vater, für den von seinem Volke hochverehrten und geliebten Fürsten. Die architektonischen Verhältnisse des Ganzen sind höchst gelungen, wobei auch im Detail Herr Ober-Baudirektor Hübsch in Karlsruhe mitwirkte. In gleicher Weise ist es der Erzguß und die weitere Vollendung; es ist ein prachtvolles Standbild, stattlich anzusehen im ehernen Feierkleide. Wer wohl beim Anblicke dieses Monumentes noch dem Geschmacke huldigen möchte, Figuren im wirklichen oder scheinbaren Rohgusse aufzustellen? Wie dankt der Bildhauer dem geschickten Ciseleur, der seinem Werke die letzte Weihe der Vollendung gibt. Wir leben nicht mehr in der Zeit, da der Bildhauer seine zartesten Gebilde durch die Hand des Ciseleurs zerschnitten und zerhackt zurückzuerhalten befürchten mußte; die Ciselirkunst steht auf hoher Stufe; wozu also Rohgüsse? — Die Erzbilder aus alter klassischer Zeit sind auf das feinste, ja bis zur Politur ciselirt. Gleich effektvoll ist ferner an dem beschriebenen Standbilde die beibehaltene natürliche Bronze; wir verdanken diese glückliche Manier im Allgemeinen den Anordnungen Sr. Maj. unseres Königs; sämmtliche auf Seinen hohen Wink geschaf-

jenen Monumente tragen die natürliche Bronze und machen besonders auch dadurch anerkannte Wirkung. Man sehe Carl Friedrichs Standbild im hellen Lichte der Sonne; welche Wirkung! — und nun trete man vor die schwarzen Gestalten eines Dürer in Nürnberg, eines Gutenberg in Straßburg! Will man aber eine Patina am Metalle, so erhalten wir die schönste durch die natürliche Oxydirung des anfänglich nicht patinirten Metalles. Die königliche Erzgießerei aber hat mit diesem neuen Monumente sich selbst ein neues Denkmal gesetzt. Das Wirken dieser Anstalt ist staunenswerth und solch' schöpferische Thätigkeit gegenwärtig in keiner Gießerei; benennen wir nur die Monumente, die im Laufe des heurigen Jahres vollendet wurden: das neunzehn Fuß hohe Standbild des Großherzogs von Hessen-Darmstadt, König von Neapel in Messina, Bolivar für Amerika, beide von Tenerani modellirt, Göthe in Frankfurt, endlich die erst jüngst enthüllten Standbilder Tilly's und Wrede's, nicht zu gedenken manch' kleinerer Sachen, wie z. B. des von Halbig recht schön und talentvoll modellirten ehernen Standbildes des verstorbenen Oberst-Stallmeisters Frhrn. v. Keßling, das vor kurzem auf dem hiesigen Gottesacker aufgestellt wurde. Des churbayerischen Kanzlers und berühmten Juristen Kreitmayr's Statue ist bereits zum Formen bestimmt in der Erzgießerei aufgestellt. Und neben diesen schwierigen großartigen Arbeiten schreitet die großartigste, die riesige Bavaria im Gusse rasch vorwärts, wie der vorzüglich gelungene Kopf zeigt; einzelne Theile, wie das schöne Haargeflecht, ein zarter Arm, das einem ungeheuren Feldkreuze ähnliche Schwert sind dem Gusse nahe. Und diese Arbeiten leitet mit jungem, kräftigem Arme als erprobter Meister der durch des Königs Majestät erst jüngst auf die Bahn seines unvergeßlichen Onkels Stiglmaier gestellte königliche Inspektor Miller, dieselbe tüchtig verfolgend. Besonders ist es aber auch das schöne, gegenseitig fördernde Zusammenwirken der Bildhauerei und Erzgießerei in München unter des kunstsinnigen Königs hohem Protektorate, was in so kurzer Zeit solche Werke möglich machte. So soll es bleiben und diese fördernde Einigkeit zum Besten der Kunst noch lange bestehen! Schwanthaler arbeitet wieder mit voller Rüstigkeit in seinem Atelier und hat in neuester Zeit eine umfassende Arbeit, einen Brunnen für Wien, der gleichfalls in Erz gegossen werden soll, begonnen. Dem von uns scheidenden Bilde des edlen Großherzogs rufen wir ein Lebehoch nach; auf heimischem Boden möge es erstehen zum Ruhme des eigenen, wie des Bayerlandes und ihrer Fürsten!

(Münchn. Pol. Ztg.)

Rheinisches Taschenbuch für 1845.

Die Tage sind wieder gekommen, wo wir Bewohner großer Städte Euch, die Ihr in kleineren oder gar auf dem Lande wohnt, nicht mehr beneiden. Wenn draußen in Wald und Flur Alles grünt und duftet, klingt und singt, wenn vom frühen Morgen bis in den späten Abend Alles von Licht und Wärme freudig belebt ist, dann sehnen wir Städter uns hinaus in Eure friedlichen Thäler und an Eure murmelnden Bäche; jetzt aber, wo die befiederten Sänger des Waldes Euch verlassen haben, und wo bald tiefer Schnee Eure Pfade bedecken wird, jetzt sind wir die Glücklichen. Unsere Equipagen führen uns in Theater und Konzerte, unsere Säle sind zu Bällen und glänzenden Reunionen erleuchtet, unsere langen Abende werden auf mancherlei Weise angenehm verkürzt. Diese Freuden und Genüsse des Winters sind Euch Landbewohnern nur spärlich zugemessen, doch möcht Ihr Euch trösten. Chacun à son tour! Einen Trost kann ich Euch schon in Aussicht stellen, — die lieblichen Gaben und Winterblumen, mit kunstreicher Hand in den Treibhäusern des Buchhandels erzogen, die schönen neuen Almanache und Taschenbücher sind bereits wieder ausgegeben, und werden nun bald auch zu Euch gelangen, um die langen Abendstunden freundlich zu kürzen und mit dem Abglanz ihrer vergoldeten Blätter und anmuthigen Bilder zu erhellen; sie bringen Gedichte und Erzählungen in bunter Mischung, und wem wären diese nicht willkommen? Unsere Tage des Friedens sind arm an großen Begebenheiten, und das monotone Einerlei der Alltäglichkeit kehrt immer wieder; darum ergehen wir uns gerne in dem Gebiete der Traumwelt, und weilen bei den Wundern der Dichtkunst. Jene Almanache und Taschenbücher werden immer ihre Verehrer und in jedem Falle wenigstens ihre Verehrerinnen behalten, und somit begrüßen wir sie!

Das „Rheinische Taschenbuch“ für 1845 trägt dies Mal seine Bezeichnung mit Recht; denn es spiegelt rheinische Kunst und Leben ab, und bringt Blüthen, die an dem vaterländischen Strome sich erschlossen haben. Ein Miniatur-Salon mit 10 trefflichen Stahlstichen eröffnet es, und vergegenwärtigt uns noch ein Mal jene Gemälde, deren Beschauung uns so viel Vergnügen bereitet hat, und deren Meister, Overbeck, Ruben, Rustige, von der Embde, Dielmann, Kirner, Gallait und de Bièfve, den Freunden der bildenden Kunst ehrenvoll bekannt sind. Die beigegebenen kurzen Erläuterungen sind ganz geeignet, das Verständniß jener Bilder zu erleichtern und den Sinn für Kunst zu beleben. Von Dr. Weismann sind sie klar, lebendig und anregend verfaßt; dann folgen drei Novellen von Duller, Kinkel und Smidt. In dem „Fürsten von Tarent“ hat Duller in seiner phantasiereichen und gesinnungswarmen Weise die Rückkehr einer vertriebenen Herrscherfamilie in die Heimath zum Vorwurf gewählt; in abwechselnd heitern und trüben Ereignissen und in Entfaltung schöner Züge des Charakters entrollt sich der Faden anziehender und historisch basirter Begebenheiten. — Kinkels „Traum im Spessart“ ist weniger eine spannende Erzählung, als vielmehr ein liebliches und von ächter Poesie durchduftetes Elfen- und Feenmährchen; wie ein reizender Traum schwebt es mit Waldesdunkel und Mondschein und mit seinem zauberhaft vergeistigten Naturleben vorüber, und wenn wir erwachen, so war es ein schöner, romantischer Sommernachtstraum. — Der „Tonnenleger“, ein Seeroman, der aber auf dem festen Lande spielt, hat den bekannten Novellisten H. Smidt zum Verfasser. Der Aufgabe, angenehm und spannend zu unterhalten, entspricht er vollkommen, und dürfte in dieser Beziehung den größeren Theil der Leser am meisten anziehen. Zwei Sonntagskinder, deren tragisches Ende den Volksglauben nicht rechtfertigt, sind die Hauptpersonen und nehmen unsere volle Theilnahme in Anspruch. H. Smidt versteht es, den novellistischen Knoten kunstreich zu schürzen und die einzelnen Charaktere effektvoll zu zeichnen. — Der rheinische Dichter-Salon bringt werthvolle Poesieen von Adolph und August Stöber, Otte, von Auffenberg, Duller,

Th. Creizenach, Kalisch, Genth, Dräxler-Manfred, A. von Stolterfoth, Freiligrath, Arndt, Kinkel, Simrock, Becker, Pfarrius, Königswinter und Levin Schücking. — Die rheinischen Literaturbriefe vermischten Inhalts von Th. Creizenach schließen das Taschenbuch. Der Verfasser weiß den Leser durch geistvolle Anknüpfungen zu fesseln, und Kunst, Wissenschaft und Leben in freundlicher und warmer Vermittlung erscheinen zu lassen. — Somit macht dies Taschenbuch der geschmackvollen Auswahl seines Herausgebers (Dr. Dräxler-Manfred) und der Sorgfalt der auf würdige Ausstattung bedachten Verlagshandlung von J. D. Sauerländer Ehre und wird nicht verfehlen, als eine geeignete Festgabe vielfältig benutzt zu werden. Möge es die langen Abendstunden erheiternd kürzen und seinen geehrten Verfassern manche schöne Leserin befreunden! W.

Mannichfaltigkeiten.

(München, 6. Nov.) Fanny Elsler tanzte schon gestern auf unserm Hoftheater zum letzten Mal. Sie wurde gegen zwanzig Mal gerufen, vierundzwanzig Kränze und eine große Anzahl Blumensträuße ihr zugeworfen. Sie hat für das viermalige Auftreten gegen 4000 fl. erhalten, der vielen Präsente, die sie erhielt, gar nicht zu gedenken. Es ist zum Tänzerin werden!

Der Großsultan hat sich durch den belgischen Gesandten 200 Flaschen brabanter Bier von einem berühmten Braumeister aus Brüssel kommen lassen und findet, daß ihm das Bier besser bekommt als alle Medicamente der Aerzte. Er ist schon zusehends stärker geworden. (Dorfz.)

Musikalische Literatur.

(Schluß.)

Im Verlage von B. Schott's Söhnen sind ferner erschienen:

Der erste Lehrmeister im Gesang-Unterricht. Erziehungsanstalten gewidmet, von A. le Carpentier, Professor am Conservatoire zu Paris, in 3 Abtheilungen.

Dieses 81 Quartseiten starke Werk dürfte dem vorgenannten an Tendenz im verjüngten Maßstabe an die Seite zu stellen seyn, da es fast in derselben Progression die Theorie mit der Praxis vereinigt und nur für die Fassungskraft und Mittel der Jugend berechnet ist. Der Umfang sämmtlicher Notenbeispiele reicht vom eingestrichenen C bis zum zweigestrichenen F und alle Solfeggien und Melodieen sind, bei völliger Clavierbegleitung, lehrreich, einfach und höchst sangbar. Eine Abbildung über die Stellung des Mundes mag für Manche zweckmäßig seyn, die auch über die erste Jugend hinaus sind. Der Preis für jede Abtheilung ist nur 54 Kr. Noch ist zu erwähnen:

Elementar-Gesang-Unterricht besonders für Schulen, von G. J. Vollweiler.

Ein Opusculum von 14 Quartseiten, recht nützlich im Notenlesen, oder Avistasingen für die ersten Anfänger. Eine didactische Blüthe, die, recht gepflegt, gute Früchte tragen muß. Die Uebungen nach vorhergegebenen allgemeinen Begriffen von Noten, Takt, Schlüsseln und Versetzungszeichen sind alle zweistimmig, harmonisch gefällig und (was sonst so häufig vernachlässigt wird) in alle Dur- und Moll-Tonarten übergehend. Der Preis ist 36 Kr. Beide Werkchen sind Lehrern und Erziehern sehr zu empfehlen. C. G.

Korrespondenz.

Usingen, im Nov.

Referent nachstehender Mittheilung hat neuerlich vier Bände eines verschollenen Dichters und Landsmannes, Namens Wilh. Daniel Tritler entdeckt, die ganz aus dem Buchhandel verschwunden waren und die sich seit hundert Jahren im Besitze einer Bauernfamilie befinden, welche sie noch heute als ein köstliches Kleinod bewahrt. Dieser Dichter hat hier in Usingen gelebt und er hat es wohl verdient, daß ihn Gervinus in seiner Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen erwähnt hat. Er war der innigste Freund des berühmten Brockes zu Hamburg und er rühmte sich, keinen Meister des deutschen Gesanges über sich zu erkennen als den unvergleichlichen Alsterschwan. Dieser Tritler, Leibmedicus bei dem Fürsten Carl von Nassau-Usingen, war ein sehr merkwürdiger Mann und seiner Zeit in ganz Deutschland rühmlichst bekannt wegen seiner großen medicinischen Gelehrsamkeit und seiner unzähligen Gesänge, die alles Erdenkliche in ihren Bereich zogen, Himmel und Erde, die Bibel und die römische Geschichte, alle großen Männer seiner Zeit, Haller, Gellert, Boerhave &c. Tritler ist vielleicht der größte Gelegenheitsdichter gewesen, der je gelebt hat, denn er hat alle Ereignisse seines Lebens besungen, seine Krankheiten, seine Genesungen, seine Besuche bei Fürsten und Königen, seinen Aufenthalt zu Paris, Biebrich, Usingen, Wittenberg &c. Am unermüdlichsten besingt er aber seine Frau, der er unter der Aufschrift: „meiner geliebten Henriette" einige Hundert Gedichte widmet. Byron meint, wenn Laura Petrarca's Weib gewesen wäre, er würde sie nicht sein ganzes Leben mit Sonetten verherrlicht haben. Aber hier ist ein Dichter, der nie ermüdet, die Schönheit, Treue, Frömmigkeit und Tugend seiner geliebten Henriette selbst lang nach ihrem Tode zu feiern und ganz Deutschland mit ihrem Lobe in Versen und Prosa zu erfüllen. Wer den Geist der damaligen Zeit in dem wahrsten Spiegel erblicken will, den verweise ich auf diese Sammlung; er wird finden, was unsere Literatur, unsere Sprache, unser Geschmack gewesen ist, ehe er durch Lessing, Goethe, Schiller &c. von dem Rost und Schwulst der Ausländerei gereinigt ward und ehe Wieland unserer Sprache die entzückende Anmuth verliehen. Wenn wir aber als Zeitgenossen Uhland's und Rückert's mit vornehmem Stolze auf diese steifen und zuweilen langweiligen Anfänge blicken wollten, so würden wir großes Unrecht haben, denn solcher Anfänge bedurfte es, um zu solchen Resultaten zu gelangen und immer sollte Deutschland diesen trefflichen Tritler als Menschen lieben und in ihm einen der Ersten verehren, die nach der Verwüstung des dreißigjährigen Krieges den deutschen Parnaß bebauten und seinen Boden zur Freude der Nachwelt mühsam lockerten, damit er fähig wurde, schönere Blüthen und Früchte empor zu treiben.

Theater-Anzeige.

Samstag, 9. Nov. Lucrezia Borgia, große Oper in 3 Abth., von Romani, Musik von Donizetti.

Sonntag, 10. Nov. (Zum Erstenmale): Der verwunschene Prinz, Schwank in 3 Aufzügen, von J. v. Plötz. Vorher geht: Fritz, Ziethen und Schwerin, dramatische Scene in einem Act, von L. Schneider.

Montag, 11. Nov. (Zum Vortheil des Hrn. Wiegand und zum Erstenmale): Mariette und Jeannetton, oder: die Heirath vor der Trommel, Vaudeville in 3 Abth., nach dem Französischen des Alex. Dumas von W. Friedrich. Musik von verschiedenen Meistern. — Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. L. Heller, — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 312. Montag, den 11. November 1844.

Die Schlacht bei Hanau.

(Am 30. Oktober 1813.)

(Schluß.)

Napoleon war hiernach Herr des Weges, Herr der Stadt Hanau und der beiden Kinzigufer, und Niemand konnte ihn mehr aufhalten. Der Marsch ging daher von 2 Uhr Morgens ununterbrochen fort. Napoleon selbst verweilte noch im Puppenwalde. Nach 8 Uhr sandte er einen seiner Adjutanten nach Hanau. Dieser gab dem Präfekten zu erkennen, daß er sich wundere, ihn noch nicht mit dem Municipalrathe bei Sr. Majestät gesehen zu haben, um dem Kaiser die Ehrfurcht der Stadt zu bezeugen. Man entschuldigte sich damit, daß man von der Anwesenheit Sr. Majestät im Walde keine Kenntniß gehabt habe, und sogleich mußten der Präfekt, dessen Generalsekretär und ein Präfektur-Rath, in Begleitung des Adjutanten und eines Gensd'armen, die Wanderung antreten. Sie fanden die Heerstraße mit retirirenden Franzosen bedeckt. Alles schritt in dichten Haufen, Mann an Mann gedrängt, ohne Ordnung, ohne bestimmte Absonderung. Der Kaiser saß im Puppenwalde zwischen zwei mit Blau ausgeschlagenen Zelten, in deren Mitte ein Wachtfeuer brannte, auf einem Feldstuhle von rothem Saffian. Er war zunächst umgeben von seinen Marschällen, Generalen und den Großen seines Hofes. Um diese stand ein Kreis von Offizieren mit gezogenen Degen, weiter vorwärts befanden sich Posten von der Grenadier-Garde. Als der Präfekt und seine Begleiter von dem Adjutanten waren vorgestellt worden, sagte Napoleon: „Sie sind der Präfekt von Hanau? Dies ist die schlechteste Stadt in Deutschland. Die Bürger haben die Oesterreicher und Baiern mit Hurrah- und Vivatrufen empfangen. Ich weiß, daß ich sie nicht zwingen kann, die Franzosen zu lieben; allein ich dächte, es wäre Prinzip der Klugheit, es mehr mit Frankreich, als mit Rußland zu halten. Jenes Reich liegt näher, und vermag darum leichter Schutz und Hülfe zu leisten. Zur Strafe habe ich in der vergangenen Nacht die Stadt mit Granaden beschießen lassen. Hat das Feuer viel Schaden gethan?"

Man schilderte die Verwüstung, welche Folge des Bombardements gewesen war. Napoleon fuhr fort: „Es lag in meinem Willen, die Hälfte der Stadt zu verbrennen." Der Präfekt stellte vor, wie gastfreundlich Hanau seit sieben Jahren die Krieger Frankreichs aufgenommen, mit welcher Ergebenheit die Stadt die zahllosen Lasten getragen habe, welche das Kriegsgeschick ihr zugeführt. Er bat den Kaiser, an das Urtheil irgend eines der anwesenden Marschälle oder Generale, welche mit der Stadt und ihren Verhältnissen näher vertraut seyen, appelliren zu dürfen. Jetzt rief der Kaiser: „Augereau!" und mit einer ehrfurchtvollen Verbeugung trat der Herzog von Castiglione vor. „Sie haben dies Land noch kürzlich gouvernirt," sagte Napoleon, „was können Sie mir über die Einwohner sagen?"

Augereau sprach lange und mit Wärme für die Hanauer, und lobte namentlich die Rechtlichkeit und den Eifer der Behörden.

„C'est bon," schloß der Kaiser, „je sais, que les magistrats sont de braves gens, mais la bourgeoisie est de la canaille, und so mag die Strafe für dieses Mal genügen. Jetzt lasse ich die Stadt unter dem Joche der Kosacken, ändert sie ihr Betragen nicht, so werde ich seiner Zeit sie noch härter züchtigen."

Nun trat Napoleon in sein Zelt, und der Großstallmeister Caulaincourt nahm das Wort. Er wollte Nachrichten von der Stärke der feindlichen Armee haben, forschte nach den Namen der in der Schlacht verwundeten Stabsoffiziere, und fragte namentlich, ob Wrede blessirt sey. Sodann trat er in des Kaisers Zelt, um diesem zu referiren. Napoleon kam wieder heraus, lehnte sich nachläßig auf den Feldstuhl, und Caulaincourt fuhr in seinen Fragen in deutscher Sprache fort, welche erhaltenem Befehle zufolge auch deutsch beantwortet werden mußten. Ein Adjutant kam herangesprengt mit der Meldung, daß Frankfurt von den Oesterreichern und Baiern besetzt sey. Der Kaiser erwiederte rasch: „Tant mieux!" rief: „Berthier" und gab dem herantretenden Fürsten von Neufchatel die Ordre, daß sogleich eine Division vorwärts marschiren solle. Der Präfekt wurde entlassen, und dieser ersuchte den Großmarschall, die Stadt der Gnade Sr. Majestät zu empfehlen, eine Bitte, welche Caulaincourt auf die humanste Weise erfüllte.

Hierauf überließ Napoleon die weitere Ausführung der zur Sicherung des Rückzugs getroffenen Anordnungen den Marschällen Macdonald und Marmont, und trat inmitten seiner Garden ebenfalls den Marsch nach Frankfurt an. Er schritt, wie er im Staatsrathe zu Paris sagte, „über die Leichen der Baiern," und wählte, ohne Hanau zu berühren,

den kürzesten und geradesten Weg über Wilhelmsbad, in derselben Richtung, welche man jetzt der Hanau-Frankfurter Eisenbahn zu geben gedenkt.

Um 11 Uhr Morgens sprengten die ersten französischen Chasseurs und Grenadiers zu Pferd zum Allerheiligenthore herein, die Baiern unter Rechberg, hier eben so wenig, wie bei Hanau, im Stande, Napoleon aufzuhalten, hatten sich nach Sachsenhausen zurückgezogen, worin sie von den Franzosen festgebannt wurden; und endlich Nachmittags gegen 3 Uhr langte Napoleon selbst in Frankfurt an, und stieg in dem Gartenhause des Herrn von Bethmann ab, von wo aus er den vorüberziehenden Truppen Befehle ertheilte. Rings umher lagerte die alte Garde. Durch die Anordnungen des Herrn v. Bethmann, welchem man die Schonung der Stadt verdankt, erhielten hier die ermüdeten französischen Truppen zum ersten Male wieder reichliche Nahrung.

Während dieser Zeit bis Nachmittags 3 Uhr befehligte Marschall Marmont auf dem Schlachtfelde bei Hanau, und hielten die Franzosen die Stadt Hanau besetzt. Nachdem um diese Zeit auch die französische Arriergarde unter Marschall Mortier, 14,000 Mann stark, bei der Stadt über Bruchköbel vorübergezogen war, zogen sich Marmont und Macdonald auf die Hauptarmee zurück, und hinterließen den General Bertrand zur Vertheidigung der beiden Kinzigübergänge. Wrede, der jetzt an der Spitze seiner Truppen die Stadt stürmte, fand daher an der Kinzigbrücke lebhaften Widerstand, und wurde von einer Musketenkugel in den Unterleib verwundet, so daß er das Kommando an den österreichischen General Fresnel abgeben mußte *). Bertrand steckte den hölzernen Theil der Brücke und mittelst Haubitzgranaden einen Theil der Vorstadt in Brand, und hielt dadurch die Baiern von der Verfolgung der Armee zurück. Endlich zog auch er unter dem Schutze der Nacht von Hanau ab.

Napoleon verweilte in Frankfurt bis Nachmittags 1 Uhr des 1. Novembers, wo er nach Höchst aufbrach. Am 2. November überschritt er den Rhein mit einem zwar kleinen Reste der großen Armee, doch auch nach dem Ausspruche sachkundiger Geschichtschreiber mit keiner geringeren Truppenzahl, als jene gewesen seyn würde, wenn er, der allenthalben Umklammerte, in den Tagen des Oktobers der Schlacht bei Leipzig ausgewichen wäre, und sich ohne Schlacht an den Rhein zurückgezogen hätte, — in diesem Falle wahrscheinlich zugleich ohne Krone, indem ihm die Franzosen ein solches muthlose Zurückweichen in einem großen Augenblicke und einen solchen Zweifel an ihrer Tapferkeit wohl nimmermehr verziehen haben würden — jetzt aber in ihren Augen nicht als durch menschliche Macht, sondern gleichsam als vom Schicksale besiegt erscheinend, und immer noch als ihr großer, angebeteter Kaiser.

C. M.

*) Diese Kugel wurde bekanntlich noch nach dem vor einigen Jahren erfolgten Tode des Fürsten v. Wrede im Körper desselben vorgefunden, und wird gegenwärtig als Denkmal von seiner Familie aufbewahrt.

Bei Betrachtung des Ehrenschildes in Hohenschwangau.

Von Maximilian, Kronprinz von Bayern. *)

Was leuchtet in der Sonne Strahlen
Dort für ein blendend Zauberbild?
Auf dem sich Silbersterne malen:
Es ist der gold'ne Wappenschild,
Geschenkt von Bayern, Schwaben, Franken,
Die nie in ihrer Treue wanken.

Als ich die lieblichste der Frauen
Geführt zum heiligen Altar,
Mein höchstes Gut ihr zu vertrauen,
Da weihte mir der Edlen Schaar
In hohem festlichem Gepränge
Dies werthe prächtige Gehänge.

Stets werd' ich's hoch in Ehren halten,
Dies ritterliche Liebespfand,
Nie sollen feindliche Gewalten
Entreißen mir's aus fester Hand,
Daß Sieg auf jeglichem Turniere
Sey mit dem glänzenden Paniere.

Ein Sinnbild sey's der geist'gen Wehre,
Geschmiedet und gegossen nicht,
Der Liebe Sinnbild und der Ehre,
Die Volk und Fürsten nie gebricht,
Es sey der Talisman der Bayern
Und seiner alten treuen Scheyern!

Sechster Jahresbericht

des

Verwaltungs-Ausschusses der Mozartstiftung

an

den löblichen Liederkranz dahier

über

den Bestand und Fortgang der Mozartstiftung in dem abgelaufenen Geschäftsjahr 1843 auf 1844.

Wir beehren uns, dem löblichen Liederkranze unsern Rechenschaftsbericht über das abgelaufene sechste Geschäftsjahr der Stiftung vorzulegen, und beginnen denselben mit den stattgehabten Veränderungen im Personal des Verwaltungs-Ausschusses, indem wir bemerken, daß zur Wiederbesetzung der am Schlusse des vorigen Geschäftsjahrs statutengemäß erledigt gewordenen zwei Stellen in der Verwaltung Hr. Friedrich Quilling auf's neue und Hr. Dr. Martin für die nächstfolgenden drei Jahre erwählt worden.

Hiernächst ist von dem Verwaltung-Ausschuß Hr. Quilling durch Stimmenmehrheit gleichfalls wieder zum Kassirer gewählt worden.

*) Aus der „Charitas" für 1845.

Was nun die Anstalt selbst betrifft, so ist dieselbe, trotz dem Mangel allgemeinerer Theilnahme an derselben, dennoch stets in erfreulichem Zuwachsen und wir haben auch in diesem Jahre wieder die dankenswerthesten Beweise der Anerkennung des der Stiftung zum Grunde liegenden Zwecks erhalten.

So hat der junge Pianist Ernst Pauer aus Wien sein schönes Talent zu unsern Gunsten fruchtbringend gemacht, indem er auf Veranlassung unseres verehrlichen Mitgliedes Hrn. C. A. André am 28. Okt. v. J. im Saale des Weidenbusches zum Besten der Stiftung ein Konzert gab, dessen Reinertrag mit fl. 31. 41 kr. uns übermacht wurde. Verehrliche Mitglieder des löblichen Instrumental-Musik-Vereins und des Liederkranzes, so wie Hr. Pischek, der geschätzte Liedersänger, hatten die Güte, das Konzert durch ihre Mitwirkung zu unterstützen.

Eben so veranstaltete der rühmlichst bekannte Klaviervirtuose Hr. Alexander Dreyschock am 18. Nov. v. J. im Lokale des Liederkranzes zum Besten der Stiftung ein zahlreich besuchtes Konzert und überwies uns dessen Ertrag mit fl. 122 20 kr.

Ferner gab Hr. A. Aquilar aus London, gewesener Schüler des Hrn. Schnyder von Wartensee, am 8. Mai d. J. zum Vortheil der Stiftung ein Konzert und übermachte uns die ganze Einnahme mit fl. 271 36 kr. Die seltene Freigebigkeit, womit der Herr Konzertgeber seinem Unternehmen ein so günstiges Resultat zu verschaffen bemüht war, indem er die sämmtlichen, durch die Mitwirkung des ganzen Theater-Orchester-Personals nicht unbeträchtlichen Kosten aus eigenen Mitteln bestritt, sowie der humane Sinn, womit derselbe sich um eine Stiftung verdient gemacht, die nur für Deutschland gegründet ist, mußten dieser freundlichen Gabe nur einen um so höhern Werth verleihen.

Auch von unserm geschätzten Ehrenmitgliede Hrn. Pfarrer Sprüngli in der Schweiz, dem unermüdlich für uns Wirkenden, wurde uns an weiterem Ertrage aus der von ihm veranstalteten Herausgabe von Männergesängen die Summe von fl. 217 — übersendet. Ihm gebührt der Ruhm, von allen Einzelngebern bis jetzt Derjenige zu seyn, der uns am reichsten beschenkt, denn seine Gaben erreichen den Gesammtbetrag von nahe an tausend Gulden.

Endlich lieferte das von dem löblichen Liederkranze dahier am 29. August d. J. in der Mainlust statutengemäß gegebene Konzert einen Reinertrag von fl. 401 30 kr.

Wir erfüllen eine angenehme Pflicht, indem wir den verehrten Konzertgebern und Allen, die bei den erwähnten Aufführungen mitzuwirken so gefällig waren, sowie dem genannten edlen Schenker, sodann aber auch dem verehrlichen hiesigen Publikum, das mit so rühmenswerther Theilnahme stets die Zwecke unserer Stiftung zu fördern sich geneigt zeigt, im Namen dieser letzteren hiermit nochmals öffentlich unsern verbindlichsten Dank aussprechen.

Ueber die Fortschritte und das eifrige und erfolgreiche Studium des Stipendiaten Bott in Kassel sind wir im Besitze der erfreulichsten und befriedigendsten Zeugnisse. Sein vortrefflicher Lehrer, Hr. Hofkapellmeister Dr. Spohr, schreibt uns unter Anderm darüber: „Ich zweifle nicht, daß er (Bott) durch seine Leistungen als Komponist, mehr freilich noch durch seine Virtuosität auf Violine und Pianoforte seinen Lehrern und der Stiftung, die ihn so wohlwollend unterstützt, Ehre machen werde." — Ferner: „In seinem (Bott's) vor 8 Tagen (im November 1843) gegebenen Konzerte wurden drei seiner neuen, unter meiner Leitung geschriebenen Kompositionen aufgeführt, eine Ouvertüre im ernsten Styl, ein Violinkonzertino und eine Bariton-Arie, die sämmtlich seinen Fortschritt in der Komposition in neuester Zeit bezeugen. Noch mehr thut dies der erste Satz einer großen Sinfonie, den er so eben vollendet hat. Nach diesem Satze, der reich und neu in der Erfindung ist, zweifle ich nicht mehr, daß er sich auch als Komponist auszeichnen werde, so wie er es bisher als Virtuose that."

Bei der Vorlage solcher Zeugnisse konnten wir denn auch keinen Anstand nehmen, zu einer von dem jungen Bott in Begleitung seines Vaters gegen Ende vorigen Jahres nach Leipzig, Breslau und Berlin unternommenen Kunstreise unsere Zustimmung zu ertheilen, wie wir denn ferner ihm auch das Stipendium von fl. 400 vom 1. Juni d. J. an für das vierte und sonach statutengemäß letzte Jahr verwilligt haben.

Das Aktivvermögen der Stiftung betreffend, so besteht solches dermalen in fl. 16,935 22 kr., hat sich sonach im abgewichenen Jahre um fl. 1179 34 kr. vermehrt. Ueber die Gesammt-Einnahme und Ausgabe des abgelaufenen Geschäftsjahrs enthält die angeschlossene Bilanz das Nähere, wie sie zugleich auch darüber Ausweis gibt, daß die Gelder nach Vorschrift der Statuten angelegt sind.

In Gemäßheit des §. 24 der Statuten wird löbliche Direktion des Liederkranzes nunmehr die Revision der Rechnungsbücher anzuordnen geneigen und, nach darüber eingelangtem Bericht der zu erwählenden Herren Revisoren, die Bilanz zur öffentlichen Kenntniß bringen.*)

Noch haben wir nun anzuzeigen, daß nach §. 11 der Statuten die nachbenannten Verwaltungsmitglieder:

Hr. P. Finck,
Hr. C. A. André und
Dr. A Jost

Ersterer und Letzterer nach dreijähriger Amtsführung, Hr. André aber als Ersatzmitglied für den ausgeschiedenen Hrn. W. Speyer, nach dem für diesen jetzt gleichfalls vollendeten dreijährigen Wirken, nunmehr aus der Verwaltung auszutreten haben, und wird demgemäß der löbliche Liederkranz die alsbaldige Wahl dreier neuen Mitglieder aus seiner Mitte vornehmen und von der getroffenen Wahl den Verwaltungs-Ausschuß demnächst gefällig in Kenntniß setzen.

Indem wir uns schließlich erlauben, unsere vaterländische Anstalt dem Gesammt-Vaterlande, insbesondere aber dem erprobten Wirkungseifer des Liederkranzes und dem Wohlwollen aller hiesigen und auswärtigen Kunstfreunde und musikalischen Anstalten, sowie der ferneren gütigen Theilnahme des hiesigen verehrlichen Publikums wiederholt und angelegentlichst zu empfehlen, zeichnen wir mit hochachtungsvoller Ergebenheit

Frankfurt a. M., 1. November 1844.

Der Verwaltungs-Ausschuß der Mozartstiftung,
in dessen Namen:
der Präsident, gez. Dr. A. Jost.
gez. Dr. A. Giar, d. Z. Sekr.

---

*) Wir werden solche demnächst in diesen Blättern mittheilen.

Mannichfaltigkeiten.

Es ist erfreulich, zu bemerken, wie auch in Frankreich die Zahl der nützlichen und praktischen Lehrbücher und Jugendschriften sich stets vermehrt. Zu ihnen gehört eine neu erschienene, von Caroline Boisot herausgegebene Sammlung von Fabeln und Kinderliedern, unter dem Titel: „Recueil de Fables et de Poésies", morales et religieuses, extraites de divers auteurs à l'usage de l'enfance (Paris bei L. Hochette.) Die Sammlung ist der Fassungskraft des zarten Kindesalters angemessen, mit pädagogischem Takt ausgewählt, in einer Stufenfolge vom Leichtern zum Schwereren geordnet und ganz geeignet, auf das Herz erwärmend einzuwirken. Sie zerfällt in drei Abtheilungen, von welchen die erste kleine Fabeln und Erzählungen, die zweite Kinderlieder vermischten Inhalts und die dritte religiöse Dichtungen und Gebete enthält. Da diese Blumenlese auch für Lehranstalten in Deutschland mit Nutzen gebraucht werden und hier zugleich zur Erlernung der französischen Sprache dienen kann, so glauben wir schon aus diesem Grunde darauf aufmerksam machen zu müssen. Auch in Karlsruhe (A. Bielefeld) ist die genannte Sammlung zu haben.

(Frankfurt a. M.) Nächsten Mittwoch, den 13. d. M., wird Hr. Eliason, Violinist und Mitglied des hiesigen Orchesters, sein bereits angekündigtes Konzert im Saale des Mülhens'schen Hauses geben und zwar unter Leitung des Hrn. Kapellmeisters Guhr und Mitwirkung der Herren Conradi, Caspari, Hassel, Taldoni und Hecht und der Damen Capitain, Reuther und Zehner. Durch eine geschmackvolle Auswahl interessanter Musikstücke wird Hr. Eliason der ihm sehr freundlich bereits zugewendeten zahlreichen Theilnahme der Kunstverehrer bestens zu entsprechen suchen. Näheres wird das Programm besagen.

Korrespondenz.

München, 5. Nov.

Die Verkündigung der nahen Ankunft des Klaviervirtuosen List dahier, welche wiederholt in hiesigen Zeitungen zu lesen war, während der Angekündigte noch Lorbeeren in Madrid sammelt, beruht nicht auf einer absichtlichen Täuschung, wie es scheinen könnte, sondern auf einer Verwechslung des jungen Gestirnes mit einem älteren, List's mit Moscheles. Den Letzteren hören wir in einem Konzert, so wie nur erst die Fanny Elsler-Epoche überstanden seyn wird. Heute tanzt die Gefeierte zum vierten und letzten Mal. Ihr Auftreten hat nicht für das Gesammtpublikum, wohl aber für die einzelnen Kunstfreunde bedeutend dadurch verloren, daß es die Kräfte unseres Ballets, oder andere Gründe, nicht gestattet haben, die berühmte Künstlerin an jedem Abend in einem anderen Stücke auftreten zu lassen. Zweimal „der Gott und die Bajadere", und, was noch ärger, zweimal auch „Künstlers Traum" in Verbindung mit einer werthlosen Posse. Wie lange man Fanny Elsler sieht, so lange vergißt man freilich alles Andere: aber taucht ihre hiesige Umgebung zu oft vor dem Blick in denselben Gruppen und Figuren auf, dann wird man unwillkürlich enthusiasmirt.

Worms, Ende Oct.

Wie sehr sich auch die Bevölkerung unserer Provinz durch Biederkeit, Rührigkeit und Jovialität anerkanntermaßen auszeichnet, so will man doch vielfach tadeln, daß ihr Sinn zu materialistisch, zu sehr auf das blos Nützliche und auf die gewöhnlichen Lebensgenüsse gerichtet sey. Es ist hier der Ort nicht, zu untersuchen, wie viel Wahres an dem Tadel sey, nur so viel sey bemerkt, daß einestheils Mancherlei, was zu diesem Vorwurf berechtigen könnte, seinen Grund in den örtlichen und historischen Verhältnissen hat, anderntheils wiederum der Sinn für höhere Interessen, für Bildung und Gesittung mitunter in überraschender Weise hervorbricht. Einen Beweis für das Letztere glauben wir u. A. an den mehrfach auf dem Lande auftauchenden Singvereinen finden zu dürfen. Denn wenn Luther recht hat, indem er sagt: „Musica ist eine halbe Disciplin und Zuchtmeisterin, so die Leute gelinder und sanftmüthiger, sittsamer und vernünftiger macht", und wenn all' das Herrliche, was jüngst in diesen Blättern über Singvereine zu lesen war, gegründet ist, so wird man auch unsere Behauptung begründet finden. In unserer nächsten Nähe sind seit kurzem die beiden Singvereine von Dalsheim und Eppelsheim entstanden, welche in diesen Tagen zu Dalsheim eine öffentliche Probe ihrer Leistungen abgelegt haben. War auch der Effect, welchen über hundert Stimmen hervorzubringen vermögen, durch den Umstand, daß sie sich im Freien hören ließen, etwas beeinträchtigt, so konnte man doch nicht umhin, der Präcision und richtigen Nüancirung, mit welcher die mitunter schwierigen Gesänge vorgetragen wurden, um so mehr seine Anerkennung zu zollen, als diese Vereine erst seit einem bis zwei Jahren begründet sind und aus Männern bestehen, welche gewöhnlich ohne musikalische Vorbildung sind, zum öftern freilich desto größere Gesangslust und treffliche Stimmen besitzen. Der Eppelsheimer Singverein scheint sich den religiösen Gesang zur Hauptaufgabe gemacht zu haben und führte unter der Leitung des Lehrers Wagner einige Motetten mit überraschendem Erfolg aus, ob wir gleich der Ansicht sind, daß sie in der Kirche von ungleich größerer Wirkung seyn müssen, als bei einer derartigen Festlichkeit. Wohl möchte diese an sich löbliche kirchliche Richtung des Vereins aus dem Wunsche seines trefflichen Begründers und Vorstandes, des Pfarrers Touton, hervorgegangen seyn. Der Dalsheimer Singverein unter der Leitung des Lehrers Krönlein reihte sich dem etwas ältern Eppelsheimer würdig an. Von den Gesängen, welche theils von den einzelnen Vereinen allein, theils von beiden zusammen vorgetragen wurden, heben wir namentlich hervor die Motetten: „Licht von Licht" und „Hoch thut euch auf", ferner das „Rheinweinlied" von Panny, „die Wacht am Rhein" von Mandel, das „Schwertlied" von Weber und den „Liebesbann" von Conradin Kreutzer. Den Schluß bildete ein solenner, heiterer Ball. Mögen beide Vereine viele Nachahmung in unserer Gegend finden und unbeirrt und rüstig auf der betretenen Bahn fortschreiten; mögen sie mehr und mehr Das werden, was in ihrer Bedeutung liegt, Pflanzstätten des Schönen und Edeln, der Bildung, des Anstandes und der höhern Gesittung!

T.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 10. Nov. Fritz, Ziethen und Schwerin, dramatische Scene in einem Act, von L. Schneider. Hierauf folgt: Zwei lebende Bilder, nach Rustige. Zum Schluß: (zum Erstenmale): Der verwunschene Prinz, Schwank in 3 Aufzügen von J. v. Plötz.

Montag, 11. Nov. (Zum Vortheil des Hrn. Wiegand und zum Erstenmale): Mariette und Jeanneton, oder: die Heirath vor der Trommel, Vaudeville in 3 Abth., nach dem Französischen des Alex. Dumas von W. Friedrich. Musik von verschiedenen Meistern. — Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 313. Dienstag, den 12. November 1844.

Die Eroberung von Höchst.

(Historisch-romantische Erzählung aus der Vorzeit von Höchst. Von Gustav Feld.)

1.

Der erste Theil einer stürmischen Gewitternacht war vorüber. Das Donnern und Blitzen hatte nachgelassen. Zuweilen nur wagte es der Mond, einen langen und geisterhaften Schein aus dem schwarzen Gewölk über die dunkeln Häusermassen zu werfen, um gleich darauf wieder zu verschwinden. Tiefe lautlose Stille herrschte innerhalb der Mauern von Höchst, die nur dann und wann durch das taktmäßige Auf- und Abgehen einer Schildwache an dem östlichen Thore der Stadt unangenehm unterbrochen wurde. Drinnen im Wachthause schienen Alle sich dem willkommenen Schlafe hingegeben zu haben. An der linken Wand lagen auf einer harten Pritsche sechs unter der Pike ergraute Soldaten; eben so auf der gegenüberstehenden Seite noch drei andere, von denen zwei leise Worte tauschten, während die übrigen den erquickenden Schlummer behaglich genossen. Außerdem gewahren wir noch eine Person, die an einem kleinen Ecktische saß, das Haupt auf der kräftigen Hand ruhend. An der Uniform, die nur wenig von der der andern Soldaten abwich, erkennen wir den Wachtkommandanten. Auch er war allmählig eingeschlafen. Eine matte, halb abgebrannte Kienfackel erhellte spärlich das kleine Gemach, und ließ nur in allgemeinen Umrissen die verschiedenen Personen und Gegenstände erblicken.

„Höre nur, Konrad, welches entsetzliche Wetter draußen wüthet, wie der Sturm so schauerlich pfeift! — Dabei wird es einem ganz unheimlich zu Muthe,“ begann der jüngere Soldat wieder nach einer kurzen Pause.

„Pah! Wer wird sich vor dem Sturme fürchten. Gerade das ist das beste Wetter, was uns der liebe Herrgott schicken konnte. So sind wir am sichersten vor einem Ueberfalle,“ entgegnete der andere, ein alter graubärtiger Soldat.

„Ich sage ja nicht, daß ich mich fürchte; es ist nur so ein gewisses beengendes Gefühl, das man empfindet, besonders wenn man, wie ich, zum ersten Mal auf einer Wachtstube schläft und so günstige Aussichten hat, bald mit den verwünschten Feinden zusammen zu treffen. Das wird schöne Schläge absetzen! Ich freue mich jetzt schon darauf.“

„So, Brüderchen, höre ich Dich gerne reden. Muth, kühner Muth muß uns Soldaten auszeichnen, sonst taugt ein ganzes Regiment noch keinen Schuß Pulver. Ein Mann ohne Muth ist nicht werth, in diesen bevorzugten Stand einzutreten. Denn wir Soldaten haben das schönste Leben von der Welt. Der Soldat allein ist der freie Mann, und bleibt frei bis zum Tod. Wenn er nur gewissenhaft seine Pflicht erfüllt, das heißt, recht viele Feinde in die andere Welt befördert, dann hat ihm kein Mensch etwas zu sagen, und wenn es an's Plündern geht, ist der tapfere Soldat der Erste, denn er hat das größte Recht dazu, nach den mörderischen Mühen des Kampfes den größten Kampfpreis für sich in Anspruch zu nehmen. Man thut sich gütlich, ißt und trinkt, und vergißt dabei den blutigen Schweiß, mit dem man den Sieg errungen hat.“

„Deßwegen sehnte ich mich auch schon so frühe nach dem heiteren Loose eines Kriegers. Wir wollen den Braunschweigern schon zu schaffen machen.“

„Ja, wir sind unserer nur vierundzwanzig und der Braunschweiger kann uns einundzwanzigtausend entgegenstellen. Ohne der Bürger Hülfe wäre es bei'm Teufel eine schlimme Affaire. Die sparen das Pulver nicht, und zielen trotz den besten Schützen in der Armee. Meiner Treu! der Braunschweiger soll noch Langeweile bekommen, bis wir kapituliren.“

„Glaubst Du, daß sie sich bald werden sehen lassen?“

„Vielleicht noch ehe der kommende Tag zu Ende ist. Denn ohne den Besitz dieser Stadt können sie nicht leicht den Main passiren.“

„Warum hat denn der Stadtschultheiß schon so frühe auf diesen Morgen eine Bürgerversammlung berufen?“

„Er will den Bürgern die zu ergreifenden Maßregeln, die er mit unserm Kommandanten abgesprochen hat, kund thun, und sie zur Vertheidigung der Stadt und zur Hülfe der Soldaten ermuntern. Doch horch, ich höre Klopfen; es scheint mir, als würden Steine gegen das Thor geworfen!“

Er hatte noch nicht geendet, da erscholl schon der Ruf: „Wacht heraus!“ Wie von einem elektrischen Funken getroffen, sprangen plötzlich Alle auf, ergriffen ihre Waffen und eilten an das Thor, wo sie sich in geordneter Reihe aufstellten. Das rauhe „Wer da?“ der Schildwache ertönte.

„Schiedling!“ antwortete eine Stimme draußen. —

„Laßt die Zugbrücke herunter,“ befahl der Kommandant. Rasselnd klirrten die Ketten der Zugbrücke, das Thor

wurde geöffnet, und in starken Schritten ritt Schiebling herein bis vor den Kommandanten.

(Fortsetzung folgt.)

Hofrath Dingelstedt und die Goethefeier in Frankfurt.

Das Unterhaltungsblatt zum „Rheinischen Beobachter" enthält folgende ruhig gehaltene, würdige Abwehr auf die zahlreichen Verunglimpfungen und Unwahrheiten, mit welchen Dingelstedt bei Gelegenheit seiner in der Augsburger Allgemeinen Zeitung abgegebenen Beschreibung des Goethe-Enthüllungsfestes in fünf ellenlangen Berichten unsere Stadt und deren Bewohner beehrte:

> Wer fertig ist, dem ist nichts recht zu machen,
> Ein Werdender wird immer dankbar seyn.
>
> Goethe.

Auch Dingelstedt, der seine Briefe in der „A. A. Ztg." über die hiesigen Festlichkeiten bei Enthüllung des Goethe-Denkmals charakteristisch genug mit den Worten anfängt: „Da bin ich", scheint „fertig" zu seyn, sich wenigstens dafür zu halten. Oder ist es etwa seine eigene innere Unzufriedenheit, die er überall mitbringt, wohin er kommt, und die es veranlaßt, daß er häufig die Dinge nicht sieht, wie sie sind, sondern wie sie seinem getrübten Auge erscheinen? Gewiß wird Jeder mit ihm beklagen, daß eine allgemeinere Theilnahme des deutschen Volkes nicht stattfand und nicht stattfinden konnte; wenn man aber bedenkt, daß die Zeit des Eintreffens der Statue ungewiß blieb und kaum vierzehn Tage vorher bestimmt werden konnte, daß ein Aufschieben der Feierlichkeit bei der vorgerückten Jahreszeit gänzlich unthunlich erschien, und endlich, daß der gegebene Raum sehr beschränkt war, so wird man zugeben müssen, daß in der kurzen zu Gebote gestandenen Zeit Alles geschehen ist, was geschehen konnte, um dem Feste einen würdigen Charakter zu verleihen. Und in der That, trotz jenes Mangels der Allgemeinheit, trotz aller Mäkeleien Dingelstedt's, der sich sogar nicht entblödet, zu behaupten, daß das Fest zur Farce geworden seyn würde, wenn das Denkmal nicht so groß und schön aus der Hülle getreten sey, war die Feier eine schöne zu nennen, und nur Wenige der Mitfeiernden werden ohne Befriedigung darauf zurückblicken können! Dingelstedt aber tadelt so ziemlich Alles, und hat sich in seinem Tadel gar manche Ungerechtigkeit und Uebertreibung zu Schulden kommen lassen. Wir wollen hier nur einige hervorheben. Zunächst tadelt er den Prolog, der der Darstellung des Götz voranging. Dieser Prolog sollte, nach dem Wunsche der Theaterdirektion, die übrigens aus den oben angegebenen Gründen kaum vierzehn Tage vor den Enthüllungsfeierlichkeiten von dem Tage des Festes in Kenntniß gesetzt werden konnte, lyrisch gehalten und möglichst kurz seyn. D. tadelt nun „eine schweifende unklare, verworrene Behandlung, den Mangel von speziellen und lokalen Bezeichnungen." Allerdings geht der Prolog von allgemeinen, aber durchaus nicht unklaren Betrachtungen aus, die ganz ungezwungen auf Goethe hinführen. Die ersten Verse schildern das geheimnißvolle Leben der Natur, das Streben des menschlichen Geistes, das Räthsel dieses Lebens, das Räthsel in der eigenen Brust zu lösen, die Befriedigung, die schon dieses Streben mit sich führt, und die Schranken, die demselben durch das Gefühl der „allmächtigen Liebe" gesetzt sind. Und diese Einleitung soll auf Goethe, den Dichter des Faust, den hingebenden Freund der Natur, auf Goethe, in dem wie in keinem andern deutschen Dichter das Bewußtseyn von den nothwendigen Schranken des menschlichen Daseyns lebte, keine Beziehung haben? Und nun die folgenden Verse, die die direkte Hinweisung auf Goethe, und zwar nur auf Goethe, gar nicht verkennen lassen, bis zu dem schönen Schlußverse:

> Umschwebt uns stets, ihr herrlichen Gestalten,
> Ihr lichten Geister, die sein Geist erschuf;
> Laßt fort und fort vor unserm Blick entfalten
> Die Welt, die einst entstand auf seinen Ruf!
> Und Ihr, in deren Brust die Musen walten,
> An ihm weiht Euren göttlichen Beruf;
> Durch alle Zeiten strahl' in stiller Klarheit
> Dem edlen Geiste seiner Dichtung Wahrheit!

Freilich wäre es leicht gewesen, in dem Prologe eine Menge von lokalen Beziehungen anzubringen, aber war denn dies überhaupt nöthig gerade bei dieser Gelegenheit, wo ohnehin Alles an Goethe erinnerte? Gewiß nicht! Mit gleichem Unrechte tadelt D. die Wahl des Stücks. Götz ist das einzige größere Drama, das Goethe noch in Frankfurt gedichtet hat, es ist zugleich ein Volksdrama, wie unsere Nation kaum ein zweites besitzt, in beiden Beziehungen also vollkommen geeignet zur Festdarstellung. Auch sah das überaus zahlreich versammelte Publikum über die allerdings bedeutenden Mängel der Darstellung hinweg.

Sehen wir nun, was D. über das Festmahl sagt. Das Komité hatte, ohne Zweifel, um diesem Mahle eine höhere Weihe, eine größere Bedeutung zu geben, als in der Regel mit einem solchen Feste verbunden ist, den Professor Schwenck veranlaßt, eine Festrede zu bearbeiten, die vor dem Anfange des Mahles gelesen wurde, und die ihrem Zwecke vollkommen entsprach. Es wurde darin die Bedeutung Goethe's als deutscher Dichter hervorgehoben und eine kurze, höchst treffende Charakteristik der Hauptwerke des Dichters gegeben. Daß von Schwenck nur eine gediegene Arbeit ausgehen konnte, versteht sich ohnehin von selbst. Die Rede dauerte etwa zwanzig Minuten. Was sagt nun D. hierüber, der in allen seinen fünf Briefen darüber klagt, daß die Haltung des Festes nicht würdig genug gewesen sey, der überall die festliche Stimmung vermißt? wörtlich Folgendes: „Die einleitende Hauptrede, von Prof. Konr. Schwenck verfaßt, eignete „sich wohl mehr für ein Collegium aestheticum als für ein „essendes Kollegium, indem sie eine breite Kritik und Exegese „der Goetheschen Werke gab: Ich fürchtete während „ihrer langen Dauer sehr für die Austern, und es „schien, als ob die ganze Gesellschaft meiner Empfindung mehr „folgte, als der des Redners." Doch genug hiervon.

Einverstanden sind wir mit D., daß Gutzkow's Trinkspruch einen der Glanzpunkte des Abends bildete. D. hätte hierbei nicht nöthig gehabt, den Verdacht der Kameraderie von sich abzuweisen, wenn er nur nicht zufällig ohne alle Erwähnung gelassen hätte, daß der Trinkspruch, den der Dr. med. Müller auf Frankfurt ausbrachte, und der dem Gutzkow'schen unmittelbar voranging, einen gleichen Enthusiasmus hervorgeru-

sen habe, einen Enthusiasmus, der den Redner noch vor dem Schlusse seines Toastes unterbrach! D. hat auch einen besonderen Toast auf die Frauen vermißt, und gerade in dem Trinkspruch des Dr. Müller war der Frauen Frankfurts auf höchst ansprechende Weise gebührend gedacht!! Endlich müssen wir noch rügen, daß D. in seinem letzten Briefe auf eine wenig diskrete Weise Verhältnisse berührt, von denen er keine genaue Kenntniß haben konnte. So viel wir wissen, hat das Komité niemals beabsichtigt, den Senat um einen Beitrag zu den Kosten des Denkmals und der Feierlichkeiten bei Enthüllung desselben anzusprechen. Der Senat war also gar nicht in dem Falle, etwas zu verweigern.

Père la Chaise zu Paris. *)

Als ich zuerst die große Stadt gesehen,
Mit den Palästen und den Mausoleen,
Da war mir ernst und wunderbar zu Muthe;
Ich sah vor mir des Daseyns eitle Größe,
Hört' in der Fern' das lärmende Getöse
Der Hauptstadt, die im Sonnen-Nebel ruht.

Ich sah die Stadt mit ihren vielen Thürmen,
Und sah ihr Treiben, ihr in's Leben stürmen,
Gleich einem Schiff auf sturmbewegtem Meere;
Die Thürme dünkten mir des Schiffes Masten,
Das wuthentbrannt Orkane wild umfaßten,
Das hin zum Abgrund riß des Lasters Schwere.

Mir glich die Stadt dem rauchenden Vulkane,
Des Volkes Stimmung einer Wetterfahne,
Dem dumpfen Rauschen wilder Föhren;
Die Todtenhügel auf dem Kreidefelsen
Sah ich beleben sich und niederwälzen,
Des Lasters weite Bauten zu zerstören.

Ich habe manche Stunde hier gesessen
Und unterm Schatten säuselnder Cypressen
Der Wichtigkeit des Lebens nachgesonnen;
Und der Gedanken bunt verworr'ne Züge,
Wie des Geschickes wunderbar Gefüge
Sind mir gleich einem Traumbild dann zerronnen.

Mannichfaltigkeiten.

Ein Tabacksverkäufer in Paris ist kürzlich auf ein durchaus neues Mittel verfallen, seine Waare anzupreisen und an den Mann zu bringen, was ihm auch vollkommen gelungen ist. Er feuerte nämlich eines Abends in dem Augenblick, wo die Lustwandelnden auf dem Boulevard, das er bewohnt, am zahlreichsten waren, eine Pistole in seinem Laden ab; die gaffslustige Menge eilte flugs herbei, in der Hoffnung, dem Schauspiel eines eben vollbrachten Selbstmordes beiwohnen zu können. Doch sie irrten sich gewaltig; mitten unter einer Wolke von Rauch und Pulverdampf erblickten die Pariser Pflastertreter und Gaffer das höchst niedliche und anmuthige Gesichtchen einer Komtordame, das sie freundlich anlächelte; mehr bedurfte es nicht, den Laden in Ruf zu bringen. Jetzt sind buchstäblich jeden Abend zwei Stadt-Sergeanten nöthig, um die Queue zu regeln, welche die sich drängende Menge um die Zugänge des Ladens bildet.

Von dem ersten aller lebenden Lustspieldichter, dem unerschöpflichen Scribe, ist in Paris ein neues Lustspiel: „Babiole und Joblot", zur Aufführung gekommen, das außerordentlich komisch seyn soll, und deßhalb auch ungemein gefallen hat.

In der „Magdeb. Ztg." lesen wir Folgendes: Aus dem Fürstenthume Birkenfeld zog eine Familie, die aus zwei Großeltern, den Eheleuten und sieben Kindern, wovon das älteste 18jährig, gegen Pfingsten d. J. von dort, und wanderte nach Algier, woselbst sie sich in der Nähe der Stadt auf einem kleinen Eigenthum niederließen. Bald starb das Familienhaupt, der Vater, und nun verließen sie die Gegend, und kamen glücklich nach Toulon zurück. Dort starb eines der Kinder, auf der Weiterreise die beiden Großeltern, endlich auf deutschem Boden die Mutter nach der Entbindung von einem todten Kinde. Jetzt im October sind nun sechs Waisenkinder nach Hause gekommen. Ein merkwürdiges Beispiel strenger Härte des Geschicks.

(Friedberg, im November.) In dem Kreise Friedberg wurden im Laufe dieses Frühjahrs im Ganzen 874 Malter Maikäfer eingefangen und getödtet. Nach den angestellten Versuchen enthält ein Malter im Durchschnitt etwa 64,000 Maikäfer. Im Ganzen wurden daher in diesem Jahre im Kreise Friedberg circa 55,936,000 Maikäfer vertilgt. Wer möchte hiernach noch den Wahn theilen, daß der Versehung, die sie gesendet, auch die Entfernung solcher Landplagen überlassen werden müsse. Jene Thatsache lehrt, daß der Mensch durch Anwendung des ihm von Gott verliehenen Verstandes, durch Willenskraft und verständig beharrliche Vorsorge die Früchte seines Fleißes vor solch verheerender Plage zu schützen vermag.

Der unerschrockene Gemsjäger Franz Weltschen ist auf eine unglückliche Weise zu Grunde gegangen; man fand seinen Körper tief in einem Abgrunde zerrissen und entstellt, und sein Gewehr in Stücken. Die Mineraliensammler, welche das Gombserthal durchstreiften, werden den jungen Mann bedauern, der ihre Sammlungen mit interessanten Versteinerungen bereicherte.

(Breslau.) In Folge des Baues der niederschlesisch-märkischen Eisenbahn ist schon Manches zu Tage gefördert worden, was sonst wohl für immer im Schooße der Erde begraben geblieben wäre. So sind in neuester Zeit bei den Erdarbeiten in Tillendorf 577 Stück aus den Zeiten des 30jährigen Krieges stammende Silbermünzen verschiedener Größe; bei Märzdorf, Kreis Kainau, zwei Stück Bernstein, ein jedes in der Größe eines Gänseeies, und an der schnellen Deich-

*) Aus: „Sandkörnlein zum Besten des Kölner Dombaues von Moritz, Grafen zu Bentheim-Tecklenburg. Frankfurt a. M. bei J. D. Sauerländer."

sel bei Hainau mehrere irdene Vasen und Schalen, in denen verwitterte Knochen und Asche enthalten war, gefunden worden.

(Nähmaschine.) Ein Hr. Baldit hat in der Société des inventeurs eine Nähmaschine ausgestellt, die ungemein einfach scheint, und bei allen einfach fortlaufenden Nähereien große Ersparniß gewähren muß. An einem Segel haben acht Arbeiter mehr als acht Tage zu thun, die Maschine des Hrn. Baldit's macht mit zwei Menschen das Segel in drei Vierteltagen fertig. Das Segel hat 80,000 Stiche, und ein Arbeiter kann in seinen 12 Stunden nur 1000 Stiche machen. Die Nähmaschine macht 120 Stiche in der Minute, folglich 87,400 an einem Tage.

Zwei Kapitäne eines englischen und eines schwedischen Kauffahrers hatten die Wette eingegangen, während eines heftigen Sturmes nach einem mehrere Miglien vom Ufer entfernten, auf einer Felsklippe gelegenen Thurm in kleinen Booten zu fahren. Die Barke des Schweden, welcher sich bereits im Vorsprung befand, schlug plötzlich um, und er sowohl wie einer von den beiden ihn begleitenden Matrosen fanden den Tod in den Wellen.

Mad. Händel-Schütz, die in Köslin hochbejahrt lebt, ist in einem Monat zwei Mal Wittwe geworden. Vorigen September starben ihre beiden von ihr geschiedenen Männer, nämlich der pensionirte Hofsänger Eunike, den 12. Sept. in Berlin, und Professor Schütz, den 14. Sept. in Halle.

(Aus Pesth, 18. Okt.) Mad. Schodel feiert im Nationaltheater Triumphe, so oft sie erscheint. Ihre Elena in „Marino Faliero" fand einen Beifall, wie er nur in dem Lande, wo die Citronen blühen, zu Hause ist. Unter ihren übrigen Leistungen erregt besonders Norma eine eigene Sensation. Die Stimme dieser Sängerin hat an Schönheit und Kraft im Vortrag zugenommen. Ihr Name auf dem Theaterzettel ist stets ein Magnet für die Cassa. — Das Orchester und die Chöre in diesem Theater entsprechen stets den Anforderungen.

Korrespondenz.

Mainz, 7. November.

Am vergangenen Sonntage gab eine Gesellschaft von Notabilitäten des Civil- und Militärstandes dem ehemaligen hiesigen Herrn Vicegouverneur, Grafen von Leiningen-Westerburg, zu Ehren ein Diner im Gasthause zum „Europäischen Hofe", das der Herr Graf mit seiner Anwesenheit beglückte. Die Festgeber hatten mehreren Jagdpartien beigewohnt, welche der Gouverneur auf seiner Besitzung zu Westerburg veranstaltet hatte. Um auch in der Entfernung das Andenken an die froh verlebten Tage zu erhalten, ließen sie ein Gemälde verfertigen, auf dem das Schloß und das Jagdrevier von Westerburg dargestellt ist, und die geladenen Festgeber in Gruppen in ihren Jagdkostumen um den Hrn. Grafen versammelt sind. Alle Personen sind porträtirt und täuschend ähnlich, und das Gemälde soll nicht ohne artistischen Werth seyn. Während des Mahles wurde das Gemälde dem Hrn. Grafen zum Andenken überreicht, und von ihm als eine angenehme Erinnerung an seinen hiesigen Aufenthalt mit Vergnügen angenommen. So wie man erfährt, beabsichtigt der Hr. Graf, im künftigen Sommer Mainz wieder zu besuchen, um sich einige Zeit hier aufzuhalten.

Wiesbaden, 4. November.

Dritter Brief.

Da wir einmal auf das für Wiesbaden so wichtige Thema der Eisenbahnen gekommen sind, so wollen wir dabei noch etwas länger verweilen. Das Herzogthum, mit seiner südlichen und nordwestlichen Gränze einen Theil des Main- und Rheinthals bildend, liegt von dieser Seite durch Dampfschiffe und Eisenbahnen einem beschleunigten Verkehre offen. Seine Hauptmasse aber erstreckt sich vom Rheine abseits nach Norden und entbehrt noch jener Communicationsmittel; jedoch besitzt es in der Lahn, welche es in seiner Mitte von Osten nach Westen durchschneidet, eine sehr wichtige Wasserstraße, die die zahlreichen Producte der Bergwerke und der Landwirthschaft 2c. nach dem Unterrhein verführt; aber eine gleich leichte direkte Verbindung des Landes mit seiner Hauptstadt und dem Mittelrheine fehlt und ist daher durch eine Eisenbahn zu ersetzen. Wir kommen nun in dieser Richtung auf die uralte Heerstraße, die Hochstraße genannt, welche von Frankfurt über Limburg, den Mittelpunkt des Herzogthums, nach Köln führt und das Land in einer der Lahn entgegengesetzten Richtung nach Norden durchzieht. Solche alte Handelswege verdienen eine besondere Beachtung, weil sie dem natürlichen Zuge des Handels ihre Entstehung zu verdanken haben. Seit kurzem ist nun die Rede davon, die längs des Rheins von Biebrich nach Ehrenbreitstein projectirte Eisenbahn geringerer Kosten wegen von Ehrenbreitstein das Lahnthal hinauf nach Diez und von da in das Aarthal über Schwalbach und Schlangenbad, in deren Gegend ein Tunnel angelegt werden müßte, nach Biebrich zu leiten. Bei Beurtheilung dieses Wegs haben wir nun zu sehen, ob er, sowohl dem Handelszuge, als dem speciellen Interesse Nassau's entspricht. Dem Handelszuge aber entspricht er, indem er, das Lahnthal verfolgend, bis zur Mitte des Herzogthums vordringt und diese wieder mit dem Mittelrheine verbindet, auch das reisende Publikum nach den Bädern von Ems, Schwalbach und Schlangenbad befördert. Es ist daher in Nassau's Interesse, diese eigentliche nassauische Bahn, die sein Inneres durchschneidet, der früher projectirten vorzuziehen, obgleich wir nicht in Abrede stellen wollen, daß eine Rheineisenbahn im Interesse des großen Welthandels eben so nothwendig sey und beide vielleicht neben einander recht gut bestehen könnten. Jemehr aber die Eisenbahnlinien mit der Zeit die großen Landstraßen ersetzen werden, um so mehr muß jedes Land trachten, daß es von jenen nicht umgangen und gleichsam außer Verkehr gesetzt, vielmehr sein Inneres ihnen aufgeschlossen und in das große allgemeine Bahnnetz verflochten werde. Betrachten wir nun diese nassauische Eisenbahnlinie näher, so würde sie nach unserm Dafürhalten in noch größerer Vollkommenheit erscheinen, wenn Wiesbaden als Hauptstadt mit Limburg als erster Handelsstadt des Landes in direkte Verbindung gebracht werden könnte. Die projectirte Richtung der Bahn entspricht nicht ganz dieser Forderung, indem beide Städte nicht an den Endpunkten jener liegen, sondern durch Seitenlinien mit ihr in Verbindung gesetzt würden, welche Verbindung bei Wiesbaden jedoch schon jetzt statt finden würde.

(Schluß folgt.)

Theater-Anzeige.

Montag, 11. Nov. (Zum Vortheil des Hrn. Wiegand und zum Erstenmale): Mariette und Jeannetton, oder: die Heirath vor der Trommel, Vaudeville in 3 Abth., nach dem Französischen des Alex. Dumas von W. Friedrich. Musik von verschiedenen Meistern. — Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 314. Mittwoch, den 13. November 1844.

Die Eroberung von Höchst.

(Historisch-romantische Erzählung aus der Vorzeit von Höchst. Von Gustav Fels.)

(Fortsetzung.)

„Woher so spät, mein wackerer Junge?" fragte der Wachtkommandant.

„Wie Ihr vielleicht wißt," erzählte jener fast athemlos, „so hat mich unser Stadtschultheiß heute Abend mit gewichtigen Briefen nach Frankfurt geschickt. Ich mußte daselbst lange auf Antwort harren. Erst nach Mitternacht ritt ich aus dem Thore. Plötzlich gewahrte ich eine Menge Flüchtlinge. Es waren Einwohner von Oberursel. Bald hatte ich von ihnen erfahren, daß Herzog Christian Oberursel diesen Abend eingenommen, nachdem der churmainzische Lieutenant sich schändlicherweise durchgemacht hatte. Wer nicht fliehen konnte, wurde von den Feinden niedergemacht. Aber das Schrecklichste ist Euch noch zu hören aufbehalten. Oberst Kniphausen ist mit fünfzehnhundert Mann Fußvolk, etlichen Stücken Geschütz und einigen Kornets Reitern schon auf dem Wege hierher. Ihr könnt Euch denken, wie sehr ich mein muthiges Thier die Sporen fühlen ließ. Es lief auch, als wüßte es warum."

„Herzlichen Dank, junger Mann, für Eure Botschaft," sprach der Kommandant; „jetzt eilt schnell zum Stadtschultheißen und meldet ihm dasselbe. Gute Nacht, oder besser guten Morgen, denn schon bricht ein Sonnenstrahl im Osten hervor."

Während Ludwig durch die Straßen nach dem Hause des Stadtschultheißen Böler trabte, wollen wir seine Persönlichkeit etwas näher in's Auge fassen.

Drei und zwanzig Frühlinge waren schon an ihm vorüber geflohen. Seine Wangen glühten von dem scharfen Ritte wie der Morgenstrahl, der sich so eben im Osten erhoben. Die schwarzen Augen schauten so kühn und muthig unter den dunkeln Augenbrauen hervor, daß sie zugleich Vertrauen und Furcht erwecken konnten. Die etwas gebogene Nase, der feine Mund, um den ein leichter Ernst schwebte, das rund Kinn, gaben dem ganzen Antlitz einen wohlgefälligen, sanften und majestätischen Ausdruck. Ein breitgekrämpter Hut, mit stolzen Federn geschmückt, bedeckte zum Theil die hohe offene Stirne, um die sich eine reiche Fülle von kastanienbraunen Haaren bis auf die Schultern ergoß.

Sein Anzug bestand in einem knapp anschließenden blauen Wamms, das vorne zugeknöpft war, und worauf sich der große, blendende Hemdekragen ausbreitete. Die nach damaliger Sitte kurzen Beinkleider waren an den Knieen mit breiten bunten Bändern geschmückt.

Ludwig war an seinem Ziele angekommen. Nach mehrmaligem Klopfen an dem Hofthore öffnete ein Knecht; behende schwang Ludwig sich von dem Pferde, und trug ihm auf, Sorge für dasselbe zu tragen. Dann trat er in's Haus ein und unangemeldet in's Zimmer Bölers; denn seinem künftigen Schwiegersohne war dieses zu jeder Zeit gestattet. Er fand ihn schon beschäftigt.

„Guten Morgen. Du hast lange auf Dich warten lassen, Ludwig," begrüßte er den Eintretenden.

„Ich habe aber auch wichtige Nachrichten mitgebracht," entgegnete Ludwig.

„Welche? Wo sind die Papiere?" fragte hastig der Stadtschultheiß.

„In denen steht es aber nicht," versetzte Ludwig, und schob ihm eine schweres, versiegeltes Paquet hin.

„Nun, wo denn?"

„Ich bringe sie mündlich mit." Somit erzählte Ludwig dem Stadtschultheißen Alles, was wir bereits schon ein Mal aus seinem Munde vernahmen.

„Das war noch Zeit!" rief der Stadtschultheiß aus, als Ludwig geendet hatte. „Gehe jetzt nach Haus, und lasse Dich von einem kurzen Schlummer erquicken," fügte er noch hinzu; „denn Du wirst müde seyn. In einer Stunde werden sämmtliche Bürger auf dem Rathhause erscheinen. Verfehle nicht, Dich auch einzufinden."

„Ist Maria schon aufgestanden?"

„Nein, ich glaube nicht. Ich will ihr sagen, daß Du wieder glücklich zurückgekommen bist; denn sie war doch sehr um Dich in Aengsten."

„Das gute Kind! Ach ja, Vater, vergeßt es aber auch nicht."

„Nein, ich werde daran denken. Doch Dir ist die Ruhe sehr nöthig, deshalb folge jetzt meinem sehr wohlgemeinten Rath. Schlafe wohl!" Damit erbrach er die Papiere und fing an eifrig zu lesen. Ludwig entfernte sich stillschweigend.

(Fortsetzung folgt.)

Randglossen

zu dem Aufsatz in Nro. 305 der „Augsburger allgemeinen Zeitung": Das Wappen am Goethe-Haus zu Frankfurt betreffend.

1.

Beschreibung des von Molsberg'schen Wappens.

S. Lersner's Chronik I. S. 313 u. f. w. Nro. 101 der Wappen-Abbildungen.

S. auch, als in der Hauptsache dasselbe, die Abbildung des von Molsberg'schen Wappens in Siebmacher's Wappenbuch Th. 1. S. 143 unter dem hessischen Adel.

Ein rothes, durch einen schwarzen Querbalken gespaltenes Schild. Im obern Feld zwei umgekehrte, getrennt neben einander stehende goldene, nach dem Schildhaupte zu mit silbernen Kronen gekrönte Steigbügel; in der Mitte des unter'n Feldes ein ganz gleicher, gekrönter Steigbügel, welcher, mit den beiden obern, die Spitzen eines umgekehrten, gleichseitigen Dreiecks decken würde. Auf dem Helm eine rothe, mit Hermelin verbrämte Kegel-Mütze, einen den Figuren im Schild gleichen, gekrönten Steigbügel, mit drei in die Krone gesteckten Straußfedern, tragend.

2.

Beschreibung des von Molsberg'schen Wappens, von Joh. Friedr. Faust, von Aschaffenburg.

S. Lersner's Chronik II. S. 217.

Inversas stapides croceas Molspergica proles
Tres in quincuncem*) positas, diademate cinctas
Lacteolo, in clypeo rubro gerit, instita lata
Transverse has nigro dispescit tincta colore.

3.

Beschreibung des am Goethe'schen Hause befindlichen Wappens.

Nach eigner Ansicht und Dr. Georg Huthmacher's Abbildung in seinen Blättern zur Erinnerung an die Feier der Enthüllung des Goethe-Monuments rc.

Ein gespaltenes Schild, im obern Felde ein wachsender, mit Rock und Mütze bekleideter, rechts blickender Mann, in der Rechten ein gehobenes, bloßes Schwert, die Linke in die Seite gestemmt. Das untere Feld durchzieht ein linker Schrägbalken, mit drei sich folgenden Leiern besetzt. Aus dem Helm steigt, zwischen zwei Hörnern, ein nackter, rechter Arm, eine schräg links gekehrte Hellebarde in der Faust.

Die Farben des Wappens anzugeben, ist augenblicklich nicht möglich, aber auch hier ganz unwesentlich.

4.

Notiz über die von Molsberg'sche Familie.

S. Lersner's Chronik II. S. 216.

Von Molsberg: kommen von Mayntz nach Frankfurt und wird Walther von Molsberg 1512 mit Anna Knoblauch Gesell auf Alt-Limpurg, seind 1541 wieder abgestorben.

*) D. h. nach der Figur der Zahl 5 auf dem Würfel gestellt: :·:

5.

Aus dem: „Topographischen Ueberblick der Stadt Frankfurt rc., von Carl Ludwig Franck, Hypothekenbuchführer."

Hirschgraben, großer. F 54 bis F 75.

Dieser war vormals eine mit Nußbäumen besetzte Wiese, worauf Hirsche weideten, daher die Benennung jener Gegend. Im Jahre 1583 wurden zuerst Häuser darauf erbauet.

6.

Aus: J. H. Ludewig's „Frankfurt am Main und seine Umgebungen rc."

In Beziehung auf seine Bauart nimmt das Haus Lit. F Nro. 74 eine bescheidene Stelle ein; allein der größte deutsche Dichter, Goethe, hat in demselben das Licht der Welt erblickt.

7.

Notiz über Goethe's Abstammung, nach Urkunden und den Haupt-Kirchenbüchern.

S. Verzeichniß der Fremden rc. Nro. 292. 1844.

Goethe's Großvater, der Gasthalter zum Weidenhof, Friedr. Georg Goethe, starb am 13. Febr. 1730.

8.

Der zweite Theil von Lersner's Chronik wurde mit unserer Notiz 4. 1734 gedruckt und im ersten Theil derselben Chronik ist dem Wappen der von Molsberg ein †, als Zeichen des Aussterbens in Frankfurt, beigefügt.

9.

Goethe's Großmutter, 1730, eine 62jährige Wittwe, hat sehr wahrscheinlich schon vor 1734 die mühsame Gastwirthschaft aufgegeben und den Weidenhof verlassen. Jedenfalls war sie vor 1748 im Besitz des Hauses auf dem Hirschgraben, denn 1748 verheirathete sich Goethe's Vater und 1749 wurde in diesem Hause der Dichter geboren.

10.

Aus Goethe's: Aus meinem Leben rc.

Buch I. Seite 12.

— — bin ich mir bewußt, daß wir in einem alten Hause wohnten, welches eigentlich aus zwei durchgebrochenen Häusern bestand. Eine thurmartige Treppe führte zu unzusammenhängenden Zimmern und die Ungleichheit der Stockwerke war durch Stufen ausgeglichen.

11.

Buch I. S. 20 ebendaselbst.

Mein Vater, um den vorspringenden Raum im zweiten Stock auch nicht aufzugeben — bediente sich, wie schon Mehrere vor ihm gethan, der Ausflucht, die obern Theile des Hauses zu unterstützen und von unten herauf einen nach dem andern wegzunehmen und das Neue gleichsam einzuschalten, so daß, wenn zuletzt gewissermaßen nichts von dem alten übrig blieb, der ganz neue Bau noch immer für eine Reparatur gelten konnte.

12.

Aus Randglosse 1 2 3 erhellt, daß die hessische, kurze Zeit in Frankfurt ansässige Familie von Molsberg ein ganz anderes Wappen führt, als über der Thüre des Goethehauses sich befindet. Aus 4 5 6, daß die von Molsberg'sche Familie hier

ausstarb, ehe Häuser auf dem Hirschgraben erbaut waren. Aus 7 8 9 wird es sehr wahrscheinlich, daß die von Molsberg'sche Familie nie das Haus F 74 besessen, und aus 10 und 11 leuchtet fast mit Gewißheit hervor, daß von dem um 1754 durch Goethe's Vater abgetragenen Hause auch keine Spur übrig geblieben.

Mannichfaltigkeiten.

(Höchst wichtige Nachricht.) In Paris hat man zu Ausführung von Berlioz neuester Composition: „Das Erdbeben in Lissabon," nach Angabe des Tonsetzers eine große Baßgeige machen lassen, die alle Welt in Erstaunen setzt. — Die Baßgeige ist 136 Ellen lang und 40 Ellen breit. Zum Boden sind 300 und zum Sattel 500 Schock Dielen gekommen. — Zu den Schrauben, Balken und dem Stimmstocke sind 2 Schock Eichbäume darauf gegangen. — Der Fiedelbogen erforderte die Schweife von 2 Kavallerieregimentern. — Der Steg ist zwei Gestock hoch; aus den abgefallenen Hobelspänen haben 70 arme Familien ihre Winterheizung erhalten. — Das F-Loch ist so breit wie die erste Coulisse im Opernhause. — Die Zarchen erforderten 22 Centner Leim und der Fiedelbogen 2 Schock Lorbeerbäume. Die Schraube daran wiegt 2, der Frosch 5½ Centner. Die sieben Saiten sind aus 2000 Därmen gedreht, und die mit Kupfer überspponnene wiegt mehr als sämmtliche Pianisten in Paris. Als sie das erste Mal gestrichen wurde, verloren 3 daneben stehende Musiker das Gehör. — Bei'm Aufziehen der dritten Saite fiel ein Instrumentenmacher-Lehrjunge, der aus Vorwitz bis zum F-Loch hinaufkletterte und allda schwindlich geworden, in die bodenlose Tiefe, wo er ¾ Stunde zubrachte, ehe er den Grund erreichte. — Bei'm Schmieren des Bogens erschöpft sich der Colophoniumbedarf von 6 Kräutergewölben. Im Theater ist das Rieseninstrument nicht anzuwenden, denn wenn die Ouvertüre schon längst verhallt, tönt der Ton dieses Basses ziemlich bis zum Schluß des ersten Aktes summend fort. — Das Ungeheuer hat bereits Unglück angerichtet, denn als der Bogen mit Hülfe einer Dampfmaschine über die Saiten strich, platzte die mittelste und schlug auf der Stelle 12½ Mann todt. Dreißig bekamen das Zittern, und der Staub des Colophoniums war so arg, daß Brustkrankheiten und Blindheiten vorgefallen sind.

Proch's Oper: „Ring und Maske", wird in kürzester Frist nach deren Aufführung im k. k. Hofoperntheater bei Ant. Diabelli in Wien im Stiche erscheinen, indem letztgenannte Kunsthandlung das Verlags- und Eigenthumsrecht des Klavierauszugs bereits käuflich an sich gebracht hat. Die Versendung der Partitur an die auswärtigen Bühnen behält sich der Herr Compositeur selbst vor.

„Maria Stuart" ist der Titel einer neuen fünfaktigen Oper, welche demnächst in der Pariser „großen Oper" zur Aufführung kommen soll. Um ein bereits so abgenutztes Sujet den Schau- und Hörlustigen noch interessanter zu machen, haben die Verfasser des Buches das ganze Leben der Maria Stuart, von ihrer Jugend bis zu ihrem Tode, in dem Libretto entrollt. Der neu engagirte Tenorist Gardoni wird zuerst in dieser Novität und zwar als Bothwell debutiren.

Das Schlesische Kirchenblatt meldet unterm 28. Okt. aus Breslau: „Nachdem ein großer Theil der hiesigen Geistlichkeit die Frage wegen Einführung der Mäßigkeits- oder Enthaltsamkeitsvereine in wiederholte ernstliche Berathung gezogen, hat man sich nach Erwägung aller zu berücksichtigenden Verhältnisse dahin geeinigt, daß, wenn nicht die geistliche Behörde ihre Willensmeinung irgendwie kundgibt, für jetzt eine öffentliche Aufforderung und ausdrückliche Mahnung zum Eintritt in gedachten Verein nicht stattfinden, sondern die Geistlichkeit sich vorläufig darauf beschränken solle, diejenigen Personen, welche selbst die Aufnahme nachsuchen oder aus speciellen Ursachen dazu ermuntert zu werden verdienen, in die vorliegenden Listen einzutragen, nachdem ihnen das Gelübde in der Kirche abgenommen worden. Zu diesem Zwecke wird die Mehrzahl der betreffenden Pfarrgeistlichkeit die Formulare zur Ablegung der Gelübde in Bereitschaft halten."

(Berlin, 7. Nov.) Die Eröffnung des neuen Opernhauses ist nunmehr bestimmt auf den 7. Dez. festgesetzt, auf denselben Tag, an welchem das abgebrannte Opernhaus eröffnet worden war. Die neue Oper, die an diesem Tage zur Aufführung kommt, und zu welcher Rellstab den Text und Meyerbeer die Musik geliefert hat, heißt: „Das Schlesische Feldlager", und soll sich in den Proben als sehr gelungenes Werk erweisen. Es spielt etwa zur Zeit des siebenjährigen oder ersten schlesischen Krieges und hat eine Verschwörung gegen Friedrich den Großen zum Gegenstande, welcher letztere selbst jedoch nicht auf der Bühne erscheint. Auch das neue Opernhaus wird von Allen, die bisher Gelegenheit hatten, es zu sehen, sehr gerühmt.

(Lyck, 3. Nov.) Durch die letzte Anwesenheit der hiesigen Militär-Ersatz-Commission ist ein ergrauter Veteran, der unter Friedrich dem Großen gedient, näher bekannt geworden, welcher wegen Erhöhung seiner Pension sich in der alten militärischen Uniform aus der Zeit Friedrichs des Großen vor derselben eingefunden hatte. Der 95jährige alte Krieger, Jeromin mit Namen, in dem Dorfe Panstrugga im Kirchspiel Jucha wohnhaft, ist noch ganz rüstig und beobachtet, wenn er steht, militärische Haltung. Den zwei Meilen langen Weg hierher hat er zu Fuß gemacht und in gleicher Weise den Rückweg angetreten. Er hat unter Friedrich d. G. Garde gedient und seine mit silbernen Litzen versehene Uniform, eine ehrwürdige Reliquie jener Zeit, ist nach Möglichkeit noch wohl erhalten. Er erregte bei den Herren Militärs großes Aufsehen, wurde von ihnen beschenkt und erhielt die Zusicherung einer Pensionszulage.

Ein deutscher Edelmann fragte einen Lord, wie es zugehe, daß die Engländer sich gewöhnlich nur mit Mühe im Französischen auszudrücken verständen, während man diese Sprache in Deutschland fast allgemein sehr rein und geläufig rede? „Das kommt daher", erwiederte der Lord, „weil in Deutschland die Franzosen zwei Male waren; wir in England aber sind davon verschont geblieben."

Korrespondenz.

Wiesbaden, 4. November.

(Schluß.)

Mancher Reisende würde gewiß an Wiesbaden vorbei fahren, wenn er von Biebrich aus einen mit Zeitaufwand verbundenen Rückweg machen müßte, anstatt derselbe bei einer direkten Durchfahrt einige Zeit sich daselbst aufhalten dürfte, nicht zu gedenken anderer Nachtheile, als den vertheuerten Transport von Waaren ꝛc. In Wiesbadens und Limburgs Interesse würden wir daher eine direktere Verbindung dieser Städte vorziehen. Terrainkundige versichern nun, daß diese auf einem andern Wege bewerkstelligt werden könne, nämlich von Wiesbaden durch das Sonnenberger Thal nach Rambach, von da am Fuße des Kellerskopfes hin in der Richtung des Fußpfades nach Königshofen, nach diesem, dann nach Oberseelbach, Hestrich, Etsch in den Camberger Grund am Selterser Brunnen vorbei nach Limburg. Liegen dieser Richtung nicht unübersteigliche Hindernisse entgegen, so möchte sie vor dem Aarthal allerdings einen Vorzug verdienen; der Transport des Selterser Wassers würde der Bahn schon allein eine bedeutende Einnahme sichern. Eine nähere Untersuchung des Terrains müßte über die Möglichkeit der Ausführung entscheiden. — Die Verlängerung und weitere Ausdehnung der Bahn würde sich nun, in nördlicher Richtung dem Zuge der Hochstraße folgend, von Limburg nach Hadamar, dann, den Westerwald übersteigend, nach Hachenburg und von da nach Deutz und Köln erstrecken, in östlicher Richtung das Lahnthal verfolgend nach Weilburg, Wetzlar, Dillenburg (durch das Dillthal) Gießen ꝛc. Die eine oder andere Linie dürfte sich mit der Zeit an die westphälische oder kurhessische anschließen und das Weserthal und Bremen gewinnen. Alsdann würde die Handelslage des Herzogthums seiner natürlichen geographischen Lage entsprechen, nämlich der Mittelpunkt des Rheines und Deutschlands zu seyn, wo die Bahnen von allen Seiten ausmündeten. Der Schienenweg von Wiesbaden über Limburg nach Köln würde aber vor demjenigen längs des Rheins den besondern Vortheil gewähren, daß er bei Kriegszeiten, Ueberschwemmungen ꝛc. ununterbrochen, durch die Rheinfestungen gedeckt, benützt werden, zur Transportirung der Truppen und Verproviantirung der festen Plätze dienen könnte. Ferner würde er den Produkten des Westerwaldes einen erleichterten Absatz verschaffen und dieser an Vieh und Braunkohlen so reichen Gegend von unberechenbarem Vortheil seyn. Endlich sind wir der Meinung, daß dieser große Schienenweg auch neben einer Rheineisenbahn sich allein durch den inneren Verkehr des Landes und der Verführung seiner Producte an den Rhein rentiren müßte.

Frankfurt. — Eingesendet.

Dem berühmtesten unserer Landsleute, auf welchen die Vaterstadt mit gerechtem Stolze hinblickt, und dessen klassische Dichtungen im Zeitenstrom nicht untergehen werden, dem reichbegabten **Wolfgang von Goethe**, ist unlängst ein in jeder Beziehung ausgezeichnetes und großartiges Denkmal errichtet worden. So anerkannt nun **Goethe's** Dichterruhm auch ist und bleiben wird, so ist er doch nicht der Einzige, dessen Name seiner Vaterstadt zur Zierde gereicht, sondern noch Andere reihen sich ihm ebenbürtig, wenn auch etwas weniger glänzend, an, und zu diesen gehört wohl ganz besonders der geniale **Friedrich Maximilian von Klinger**, welcher im Jahr 1753 zu Frankfurt a. M. geboren wurde. Eine aus den besten Quellen geschöpfte Lebensskizze dieses hochbegabten und zugleich durch seinen persönlichen Character so ausgezeichneten Schriftstellers und Dichters ist bereits in diesen Blättern mitgetheilt worden. (Vergl. Didask., Jahrg. 1840, Nr. 256.) Einige Züge aus dessen Leben und Andeutungen über dessen literarische Wirksamkeit mögen hier noch eine geeignete Stelle finden.

Klinger war ein trefflicher Mann, nicht stolz, durchaus rechtschaffen, und er vergaß bei seinen hohen Würden weder seine Jugendfreunde, noch seine niedere Herkunft; wie denn gewiß angemerkt zu werden verdient, daß er als ein anderer Willigis (erster Kurfürst in Mainz, eines Wagners Sohn) in seinem durch viele Ordenszeichen geschmückten Wappen Merkmale seiner früheren Zeit nicht verschmähte. Weniger bekannt, aber bemerkenswerth dürften folgende Notizen aus Klinger's Leben seyn. Seine Mutter hatte am Main in der Messe einen Handel mit Feuersteinen. Einsender dieses besuchte sie gewöhnlich einige Male in der Messe und erkundigte sich nach dem Befinden ihres Sohnes und ob derselbe lange nicht geschrieben habe. Mit außerordentlicher Freude antwortete sie, wenn sie sagen konnte: Er hat geschrieben und ist wohl. Man kann sich daher die Freude vorstellen, als ihr Sohn auf seiner Reise mit dem Kaiser Paul nach Italien auf dem Wege durch Deutschland, mit den schönsten russischen Orden geziert, sie besuchte. Klinger wollte seine Mutter damals mit nach Rußland nehmen; allein diese wollte, wie sie sagte, nicht nach dem kalten Lande. Er setzte ihr darauf eine jährliche Pension von 600 fl. aus, doch sie nahm davon nur 400 fl. und zwar unter der Bedingung an, daß sie ihren Feuersteinhandel fortsetzen dürfe. Die 400 fl. wurden ihr von einem Petersburger Banquierhause pünktlich verabfolgt. Noch ein anderer schöner Zug von Klinger's Liebe zu Vater und Mutter ist folgender. Seine Zimmer waren mit Gemälden von den besten Meistern geziert. In der Mitte derselben hing ein unscheinbares Pastellbild, das einen ziemlich bejahrten Mann in rother Weste mit weißen Knöpfen und in bibernem Kamisol vorstellte. Einer seiner Bekannten lächelte, als er dies Porträt zum ersten Male sah, und bemerkte Klinger'n, er könne sich des Lächelns nicht erwehren, weil er ein solches Bild in solcher Gesellschaft erblicke; wie könne er (Klinger) als Mann von Geschmack solche Zusammenstellungen treffen. Klinger entgegnete: Gerade dieses Bild ist mir am theuersten; alle übrigen können Sie kaufen, allein dieses nicht! Warum denn dieses nicht? erwiederte der Bekannte. Es ist meines Vaters Bild, sprach Klinger mit Ehrfurcht. Nun noch Einiges über Klinger's schriftstellerische Thätigkeit. Er gehörte zu Denen, durch deren Kraft und eigenthümliches Streben vor nun etwa 64 Jahren jene neue Periode unserer Literatur geschaffen wurde, welche man nach dem Titel eines Klinger'schen Schauspiels die Sturm- und Drangperiode genannt hat. In seinen Werken spricht sich eine hohe moralische Richtung, ein mit edeln, großen Gedanken beschäftigter Geist aus; kräftige Denkungsart, einfache Sitten, Gefallen an einer beschränkten Lebensweise, völlige Unkenntniß der Glücksjägerei, der schleichenden Mörderin des Besten im Menschen. Interessant sind seine „Betrachtungen und Gedanken über verschiedene Gegenstände der Welt und Literatur", und ganz in dem obigen Sinne sind seine Romane: „Faust's Leben, Thaten und Höllenfahrt"; „Geschichte Giafars, des Barmeciden"; „Geschichte Raphaels de Aquillas"; „die Reisen vor der Sündfluth"; „der Faust der Morgenländer"; „Geschichte eines Deutschen der neuesten Zeit"; „der Weltmann und der Dichter" (in jeder Hinsicht sein gelungenstes Meisterwerk); „Eva's Erstgeborner im Paradiese." — Durch vorstehende kurze Bemerkungen hat Einsender wiederholt die Aufmerksamkeit auf einen so hervorragenden Mann und Mitbürger lenken wollen und ersucht die Redaction dieser Blätter, gegenwärtige Zeilen der Oeffentlichkeit zu übergeben.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 12. Nov. (Zum Erstenmale wiederholt): **Mariette und Jeannetton**, oder: die Heirath vor der Trommel, Vaudeville in 3 Abth., nach dem Französischen des Alex. Dumas von W. Friedrich. Musik von verschiedenen Meistern.

Donnerstag, 14. Nov. **Norma**, große Oper in 2 Abth., von Bellini.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 315. Donnerstag, den 14. November 1844.

Die Eroberung von Höchst.

(Historisch-romantische Erzählung aus der Vorzeit von Höchst.
Von Gustav Fels.)

(Fortsetzung.)

2.

Bereits hatten sich fast alle Bürger in dem großen Saale des Rathhauses eingefunden. Die Rathsherren hatten ihre mit weichem Leder überzogenen Sessel schon eingenommen, nur der des Stadtschultheißen stand noch leer. Sämmtliche Anwesende harrten seiner in sehnsüchtiger Erwartung und in der äußersten Spannung. Die peinlichste Ungeduld hatte sich nach und nach der Gemüther bemächtigt, bis der Ersehnte endlich erschien. Die Bürger traten auf beiden Seiten zurück, und bildeten einen freien Gang zu seinem Sitze. Schweigend nahm Böler den Ehrenplatz ein am oberen Ende des langen braunen Eichentisches. Die verschiedenen Begrüßungen beachtete er kaum oder erwiederte sie mit einem leichten Kopfnicken. Es war ein schlanker, kräftig gebauter Mann und von noch ziemlich frischem Aussehen, wiewohl er schon in den höhern Stufen des Mannesalters stand. Seine dichten Haare waren gebleicht von der herben Last der Jahre, eben so der reiche Bart, der ihm fast bis auf die Brust herabwallte und einen malerischen Abstich zu der schwarzen Amtstracht bildete. Seine strengen Züge wurden durch den leutseligen, doch Ehrfurcht gebietenden Blick einigermaßen gemildert. Das ganze Aussehen flößte tiefe Achtung, volles Vertrauen und unbedingte Hingebung ein. Fürwahr, man hätte keinen passenderen Mann finden können, der durch sein Aeußeres schon so viel Anspruch auf die höchste Würde der Stadt zu machen berechtigt war. Eiserne Willensstärke, die nicht vom vorgesteckten Ziele abwich, große Gelehrsamkeit, besonders im juristischen Fach, glühender Diensteifer, ächte und erprobte Vaterlandsliebe und strenge Unparteilichkeit waren auf der andern Seite seine guten Eigenschaften. Die bei so vielen Gelegenheiten während eines beinahe dreißigjährigen Amtes bewiesene uneigennützige Aufopferung für das Gesammtwohl gewann ihm die feste und dauerhafte Liebe aller Bürger, und gerne leisteten sie seinem Rath und seinen Anordnungen Folge. —

Tiefe Stille war eingetreten. Der Stadtschultheiß richtete sich auf und redete die Versammlung mit lauter und wohlklingender Stimme an:

„Es handelt sich um eine hohe, heilige Sache, um die Rettung unserer Stadt; deswegen berief ich euch in so früher Stunde hieher. Ihr alle werdet wohl schon wissen, daß Herzog Christian von Braunschweig, Administrator zu Halberstadt, sengend und brennend im Reiche herumzieht mit einem gewaltigen Kriegsheere, meistentheils aus zusammengelaufenem Gesindel bestehend. Die schrecklichsten Gerüchte gehen vor ihm her, und leider! sind sie nicht übertrieben. Die schändlichsten Grausamkeiten, die furchtbarsten Gräuel läßt er sich zu Schulden kommen. Keine Schandthat ist zu groß, die man nicht von seiner zügellosen, räuberischen Armee verüben hört. Auf Silbermünzen, die er von geraubtem Kirchengut prägen läßt, steht auf der einen Seite: „Alles mit Gott", und auf der andern: „Gottes Freund und der Pfaffen Feind." Allein wie kann ein Tempelräuber Gottes Freund seyn? Wie darf Der, welcher das Heiligste nicht achtet und in den Staub tritt, seine verruchten Blicke noch zu Gott erheben? Unschuld und Wehrlosigkeit sind bei diesen Barbaren leere Namen, und werden nicht berücksichtigt. Gnade und Schonung sind ihnen fremde Begriffe. Wie viel die armen Landbewohner auf dem Zuge dieser erbarmungslosen Horde durch Westphalen, Hessen, Thüringen, durch das Stift Fulda und die Wetterau erduldet haben, könnt ihr daraus abnehmen, daß sie aus glühender Rache und verzweiflungsvoller Erbitterung bei Dülmen einen Hauptmann lebendig verbrannten. Unter diesen Umständen dürfen wir uns nur auf das Schlimmste gefaßt machen. Nichts bleibt euch also noch übrig, als entweder durch eine schändliche Flucht eure theure Vaterstadt den beutegierigen Feinden zu Raub und Plünderung preiszugeben oder wacker zu streiten, und mit Gottes Hülfe das furchtbare Unglück abzuwehren, bis Tilly, unser Retter, erscheint. Wir sind im letzten Falle nur auf uns selbst verlassen, denn mehr als vierundzwanzig Mann Besatzung konnte der Churfürst nicht schikken, und diese wollen nicht viel sagen. Ich habe diese Nacht in Frankfurt um Hülfe angesucht, allein der größte Theil der Einwohner ist nach Würzburg entflohen, und das Militair ist meistentheils bei der Armee des Grafen von Anhalt. Deshalb können wir von daher keine Hülfe hoffen. Und so werden wir einen harten Stand bekommen, da Christian Alles aufbieten wird, sich in den Besitz unserer Stadt zu setzen, um sich einen leichten Uebergang über den Main zu verschaffen und in der Bergstraße sich mit Mansfeld zu vereinigen. Wir haben aber noch frischen Muth in der Brust, so daß wir

einen Sturm nicht zu fürchten brauchen. Denn den Angriff von fünfzehnhundert Mann, so stark ist nämlich das Belagerungskorps, schlagen wir noch leicht ab. Die Feinde haben Oberursel eingenommen, da der Lieutenant feig entfloh. Sie haben Alle über die Klinge springen lassen, und nur Wenige konnten sich retten. Dasselbe wird unser Loos, wenn wir nicht mit Löwenmuth kämpfen. Oberst Kniphausen ist bereits im Anzuge gegen unsere Stadt, und kann mit jeder Minute vor unsern Mauern stehen."

„Ich habe euch hier die einfachen Thatsachen vorgelegt, wie sie mir berichtet wurden, und stelle jetzt die Frage: Wollt ihr nach allen Dem feige fliehen und eure geliebte Vaterstadt nie mehr wieder sehen, oder wollt ihr muthig und ausharrend kämpfen, wie es tapfern Männern geziemt, und eure Weiber und Kinder nicht einem schonungslosen Feinde preisgeben?"

„Wir wollen kämpfen!" erscholl es da wie aus einem Munde, und „sterben", setzte Einer hinzu. Der Stadtschultheiß, welcher einen ungünstigen Eindruck davon besorgte, fuhr schnell fort:

„Denn ein braver Bürger fürchtet nicht den Tod für die Vaterstadt. Da ihr nun Alle fest entschlossen seyd, euch dem Heil und der Rettung eurer Vaterstadt und Angehörigen zu weihen, so will ich die wirksamsten Maßregeln, die ich zur Vertheidigung der Stadt entworfen habe, euch mittheilen."

Darauf las er nun die einzelnen Bürger vor, welche zu gewissen Stunden Wachedienst thun sollten, und wies ihnen ihre bestimmten Posten an. Dann beorderte er die besten Schützen auf den Storch- und Ententhurm, weil man von da, nämlich auf der Nord- und Südostseite der Stadt, dem Feinde am meisten Schaden verursachen konnte. Sehr weise traf er die Einrichtung, daß die Kämpfenden fast alle zwei bis drei Stunden abgelös't würden, um sich zu erholen, und hernach mit neuen Kräften an die blutige Kriegsarbeit zu gehen. Dadurch, daß Jedem seine Stelle angewiesen wurde, war aller Unordnung vorgebeugt und die ganze Stärke konzentrirt.

Mit dem Ausrufe: „der Feind ist vor den Thoren!" stürzte in wilder Hast ein Soldat in die Versammlung. Da veränderten sich Aller Mienen vor Ueberraschung, nur Völer blieb sich gleich. Langsam stieg er auf und rief halblächelnd den Bürgern zu: „Nun jetzt beweis't durch die That, was ihr mir so eben feierlich versprochen. Macht euch kampfgerüstet, und geht schnell auf die euch bestimmten Posten. Die Versammlung ist zu Ende." Damit ließ er sich ruhig wieder nieder, während die Bürger rasch aus dem Saale eilten.

(Fortsetzung folgt.)

Die deutschen Kolonisten in Afrika.

Darmstadt, 26. Okt.

Aus Theilnahme an dem Schicksal der nach Algier ausgewanderten Deutschen finde ich mich bewogen, folgendes interessante Schreiben des Hrn. Dr. Constantin Reitz zu Bern der Oeffentlichkeit zu übergeben, überzeugt, daß der Inhalt desselben manchem Auswanderungslustigen, der in Algerien ein zweites Eldorado zu erblicken glaubt, noch zur rechten Zeit die Augen öffnen und ihn vor einem Schritte bewahren kann, der meist nur Krankheit und Elend im Gefolge hat. Der so sehr anziehende Reisebericht verdient in der That volle Beherzigung, denn der Verfasser schreibt als aufmerksamer und unparteiischer Beobachter für seine Landsleute, für die in Algier in Entbehrung und Noth schmachtenden Deutschen, welche nach dem theuren Heimathlande, wie nach einem verlorenen Paradies, sehnsuchtsvoll zurückblicken.

Der Deutsche in Polen, in Rußland, in Ungarn, in Nord- und Süd-Amerika hat überall seine Noth und Sorgen, aber schwerlich dürfte er wohl irgendwo schlimmer daran seyn, als in Algerien, wo er, fast schutzlos seinem Schicksale überlassen, gewöhnlich nur Entbehrungen, Krankheiten und einen frühen Tod zu erwarten hat. — Auswanderern aus dem Elsaß, die ebenfalls in Algier ihr Heil versuchen zu müssen glaubten, ist es nicht besser ergangen, wie ein aus Lyon hierher gelangtes Schreiben meldet, dessen Verfasser, als ein der gebildeten Gesellschaft angehörender unterrichteter Mann, vollen Glauben zu verdienen scheint. — Vernehmen wir nun, was Hr. Reitz Interessantes über Algier und seine deutschen Bewohner meldet.

Dr. Wilh. Dieffenbach.

Sanssouci, bei Bern, im Okt. 1844.

Ich komme eben von meiner Ferienreise zurück, die sich bis nach Afrika erstreckt hat. Algerien war der Gegenstand meiner Neugierde; unter den civilisirten Bewohnern interessirten mich besonders meine deutschen Landsleute, die in der ganzen Provinz zerstreut leben. Ueber die Zustände derselben einige Worte zu sagen, ist der Zweck meines Schreibens an Sie.

Die ersten Bekanntschaften, welche ich mit Deutschen machte, waren nichts weniger als erfreulich. Der Ort, an welchem ich sie machte, war das dicht an dem Meere liegende Depot des ouvriers civils in der Vorstadt Bab-Azoun zu Algier. Der Direktor erlaubte mir, einige Blicke in das Innere der Anstalt zu werfen, und ich habe während meines Aufenthaltes in Algier mehrmals von dieser Erlaubniß Gebrauch gemacht. — Auf grobem Packtuche, das, an den Wänden befestigt als Betten dient, liegen die unglücklichen Auswanderer mit Weibern und Kindern in der bittersten Armuth. Fast alle Gesichter sind von Kummer und wochenlangen Entbehrungen entstellt — viele erscheinen ganz stumpfsinnig. Die tiefliegenden Augen, die fahle Farbe und die abgespannten, schlaffen Muskeln sind die unverkennbaren Wirkungen des quälenden Fiebers, dessen ausgebreitete Herrschaft besonders im August und September sich fühlbar macht. Der Mangel an Raum ist die Ursache, daß alle Geschlechter und Alter im untern Saale zusammen wohnen; Ungeziefer jeder Art leistet natürlich auch hier dem Elende Gesellschaft. Es sind zwar einige Zimmer für Familien bestimmt, allein diese reichen bei dem bedeutenden Andrange nicht hin. Die Räumlichkeiten fassen etwa zweihundert Köpfe, deren Mehrzahl die Deutschen ausmachen; den geräumigsten Saal hat der katholische Cultus weggenommen, um ihn als Kirche zu benutzen bis zur Vollendung der Kathedrale, welche man in der Stadt auf den Ruinen einer maurischen Moschee erbaut.

Die französische Regierung hat das Depot errichtet, um den ankommenden Colonisten für die erste Zeit ein Obdach zu geben, bis sie einen Platz zur Niederlassung gefunden; da aber

eine große Menge derselben in kurzer Zeit verarmt — sey es durch Unkenntniß der neuen Verhältnisse in dem fremden Lande, oder durch Müßiggang, zu welchem das heiße Klima und das Beispiel der Beduinen einladet —, so sucht sie wieder das Asyl, welches ihr das Depot zur Befriedigung der dringendsten Bedürfnisse bietet. Das sind nun jene blassen, kummervollen Gesichter, die nur ein Mal täglich sich ein wenig erheitern, wenn nämlich um 10 Uhr Morgens die Suppe ausgetheilt wird.

Der Direktor Brille ist ein sehr thätiger Menschenfreund, der für diese Unglücklichen Alles thut, was in seinen Kräften steht; allein er darf das Budget nicht überschreiten, sonst würden alle Einrichtungen dieser philanthropischen Anstalt den Bedürfnissen resp. den Anforderungen mehr entsprechen. Vor Allem wäre eine bessere und reichlichere Nahrung zu wünschen, da diese armen Leute, um den Einwirkungen des Klimas Etwas entgegensetzen zu können, wo möglich besser leben müssen, als sie in Europa gewohnt sind. Die Wohlhabenderen werden im Durchschnitte weit seltner so heftig vom Fieber heimgesucht, als die Armen; und die Aerzte geben die schlechtere Lebensweise der letztern als Ursache dieses Umstandes an. Von der Menge der mir bekannt gewordenen Beispiele, wie übel es den armen Leuten in dem heißen Lande meistentheils ergeht, will ich nur ein einziges anführen.

In Mustapha traf ich einen alten Mann an, dessen Kleidung und deutsche Tabakspfeife einen Auswanderer aus den Rheingegenden verriethen. Ich redete ihn auf deutsch an; er freute sich darüber und theilte mir bald seine Verhältnisse mit. Er war erst vor elf Monaten in Gesellschaft seiner Frau, seines Sohnes, dessen Frau und drei Kindern aus der Gegend von Zweibrücken nach Afrika ausgewandert. Hier hatte er sich in einem in der Ebene von Metidja neu gegründeten Dorfe niedergelassen, um durch Ackerbau seinen Lebensunterhalt zu erwerben. Bald wurden alle Familienglieder vom Fieber ergriffen, seine Frau und zwei Enkel starben. Sein feiger Sohn wollte das Schicksal der Seinigen nicht theilen und begab sich, ohne von seinem Vater, von seinem kranken Weibe und Kinde Abschied zu nehmen, nach Europa zurück, indem er sich des Reisepasses bediente, auf welchem er zugleich mit seinem Vater eingeschrieben war. Die Frau und das letzte Kind des Sohnes starben bald nach dessen Abreise. Der schwache, 65jährige Greis stand nun allein — ferne von der Heimath, nur noch im Besitze von 74 Sous und einigen ärmlichen Kleidungsstücken — ohne Rathgeber und ohne alle Hülfe. In diesem Zustande traf ich ihn an. Durch gütige Verwendung des Hrn. Dr. Mohr, zu welchem ich ihn brachte und der mit ächt christlicher Aufopferung sich stets seiner unglücklichen deutschen Landsleute annimmt, ward er am folgenden Tage im Depot — dessen ich oben erwähnt — aufgenommen, mit einem neuen Reisepasse versehen und am 5. September nach Toulon eingeschifft, von wo er von einer Mairie zur andern bis an seinen Wohnort geliefert wird.

Die Reflexionen über diese traurige Begebenheit werden die Leser selbst machen; ich erzähle daher nur das kahle Faktum, mit dem aufrichtigen Wunsche, daß dasselbe die auswanderungslustigen Deutschen zur reiferen Ueberlegung ihres Vorhabens veranlassen möge. Dieselben sollen — selbst abgesehen von den Nachtheilen, welche die veränderte Lebensweise und die Einflüsse des Klimas bereiten — wohl bedenken, welche Schwierigkeiten sie zu überwinden haben, wenn sie die französische Sprache oder die in den niederen Volksklassen gewöhnliche langue franque — ein Gemisch aus Französisch, Italienisch, Spanisch und Arabisch — nicht verstehen; sie werden sich gewaltig getäuscht finden, wenn sie auf den Rath und Beistand ihrer schon angesiedelten Landsleute rechnen. Diese werden sich nicht viel um sie bekümmern, da sie entweder selbst noch zu unerfahren sind, und deshalb mit Einrichtung ihrer eigenen Wirthschaft übrig genug zu thun haben, oder ungefällig und egoistisch nur ihrem eigenen Vortheile nachjagen.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Der bekannte Missionär Gutzlaff, ein Deutscher, der eine amtliche Stellung bei den Engländern in China bekleidet, ist wohl derjenige Schriftsteller, welcher in den verschiedensten Sprachen Bücher geschrieben und herausgegeben hat; man hat von ihm Bücher und Aufsätze in deutscher, holländischer, englischer, lateinischer, siamesischer, laosischer, kambodjanischer, kochinchinesischer, japanischer und chinesischer Sprache.

Aus Briefen will man wissen, daß Meyerbeer seine Oper, der Prophet, an der er bereits drei Jahre arbeitete, ihrer Vollendung nahe gebracht habe.

Wieder ein Beitrag zur deutschen Sprach-Reinigung. Das Fremdwort „Improvisator" übersetzt ein Blatt durch Stegreif-Angstarbeiter. Man könnte auch Reim-Wander-Schmied dafür setzen, weil der Improvisator den Amboß, auf dem er seine Reime schmiedet, von Ort zu Ort tragen muß.

Aus Glasgow ist kürzlich eine ganz von Guß- und Schmiedeeisen zusammengesetzte Kirche, 65 Fuß lang und 40 breit, nach Jamaica abgeschickt worden. Sie kostet 1000 Pfd. St. und man sieht für die Kolonieen zahlreichen Bestellungen auf solche leicht zu transportirende Kirchen entgegen.

(Frankfurt a. M., 13. Nov.) Morgen, Donnerstag den 14. d., findet im Saale des Wolfsecks eine musikalische Abend-Unterhaltung des Großmann'schen Gesangvereins statt, die bei der trefflichen Auswahl der vorkommenden Tonstücke sehr genußreich zu werden verspricht. — Eintrittskarten sind in der Musikalienhandlung des Hrn. C. A. André und Abends an der Kasse zu haben.

Der Stamm der Hessen,

geschildert von Karl Buchner.

In C. Macklot's Verlag in Karlsruhe ist unter dem Titel: „Der Stamm der Hessen in seiner Gegenwart, mit Rücksicht auf Wissenschaft, Kunst, Gewerbe, Handel, Oertlichkeiten, Staat, Gesellschaft und Leben", eine neue Gabe der gewandten und reichbegabten

Feder Karl Buchner's erschienen. Es ist dieses Werk nicht eine trockene statistische Zusammenstellung, ein namen- und zahlensüchtiger steifer Wegweiser, sondern eine der lebensvollsten und anmuthigsten Schilderungen der ausgedehnten, reichen Gauen, die der biedere Stamm der Hessen bevölkert. Karl Buchner hat seine Aufgabe, eine lebendige und gedrängte Darstellung des „Stammes der Hessen" in dessen gegenwärtiger Gestaltung zu liefern, mit eben so viel feinem Scharfblicke und großem Beobachtungstalente, als geistvoller Entwicklung erfüllt. Im Jahr 1841 war, wie der Verfasser in seinem Vorwort erzählt, der Plan zur Herausgabe einer Schrift gefaßt worden, welche den Titel „Deutschland im neunzehnten Jahrhundert" führen sollte; eine Anzahl deutscher Schriftsteller hatte, in Folge an sie ergangener Einladung, je nach ihrer näheren Bekanntschaft mit den einzelnen Theilen Deutschlands — wobei man die Stammabkunft zu Grunde legte — die Ausarbeitung dieser einzelnen Theile übernommen; Karl Buchner war die Bearbeitung des „Stammes der Hessen" bei dieser Vertheilung zugefallen. Zu Ende des Jahres 1842 sah sich jedoch der Verleger gegen seinen Willen dazu bestimmt, den Plan jenes großen deutschen Gesammtwerkes aufzugeben; war es nicht gut thunlich, den beabsichtigten Strauß dem Publicum als Gabe hinzureichen, so durfte es doch mit einzelnen Blumen desselben geschehen, welche, bereits hervorgetrieben, zu solchem Zwecke vorlagen. Der Druck des Buches erlitt durch zufällige Umstände mehrere Verzögerungen; indessen war der Verfasser bemüht, seinen Inhalt bis auf die neueste Zeit zu ergänzen und fortzuführen. Der Vortritt in dem meisterhaft entworfenen Gemälde der hessischen Gaue, welches Karl Buchner vor dem Leser entrollt, ist der freien Stadt Frankfurt gegeben; von hier führt die Taunuseisenbahn rasch nach Mainz, wo wir das Großherzogthum Hessen betreten. Der Geburtsstadt Gutenberg's, sagt der Verfasser, gebührt dieser Vorzug. Um Mainz her befindet sich und findet Berücksichtigung die großherzoglich hessische Provinz Rheinhessen. Von da hat man nur über den blauen Strom zurückzuschreiten, um nach der großherzoglich hessischen Provinz Starkenburg, mit dem Hauptorte Darmstadt, zu gelangen. An die hessische Bergstraße und den hessischen Odenwald knüpft sich leicht und natürlich die badische Bergstraße und der badische Odenwald. Dem Main nordwärts schließt der Verfasser das Großherzogthum Hessen mit seiner dritten Provinz Oberhessen, deren Hauptort Gießen. Von da ist nur ein kleiner Schritt nach Hessen-Homburg, insoweit es rechts vom Rhein liegt. Ueber den Rücken des Taunus, an seinen Heilquellen hin, dringen wir dann immer tiefer in's Herzogthum Nassau ein, beschreiten seine köstlichen Rheinesufer bis dahin, wo die Lahn ihre gelbliche Fluth mit dem Rhein vermischt, und wenden uns hierauf von dem Lande südlich der Lahn nach den rauheren, waldigeren Gegenden nördlich derselben. Wie von selbst kommen wir so nach dem Kurfürstenthum Hessen. Hier werden die Provinzen Hanau und Fulda, gewissermaßen die Außenwerke und Vorposten des sonst wohl arrondirten Landes, zuerst berücksichtigt; dann führt uns der Verfasser nach den Provinzen Oberhessen, mit dem Hauptorte Marburg, und Niederhessen, mit der Hauptstadt des Landes Kassel. Wie der Verfasser auf dem Wege durch das schöne Lahnthal Wetzlar bedacht, so bedenkt er beim Fürstenthum Waldeck die nördlichste Ausstrahlung seiner Aufgabe: Münden. — Dies ein nur flüchtiger Umriß des Gemäldes, welches Karl Buchner mit einem eigenthümlichen Reize, mit Fleiß und Liebe ausgemalt. Der reiche und mannichfaltige Stoff ist von dem Verfasser eben so lehrreich, wie unterhaltend geordnet und in eine vollendete Form gebracht. Gegenstand und Darstellung werden diesem Werke ohne Zweifel, wie dasselbe es verdient, einen zahlreichen Leserkreis zuführen. Der Verleger hat durch schöne äußere Ausstattung und wohlfeilen Preis rühmlichst das Seinige dazu beigetragen, dieser frischen Blüthe eines edlen Geistes den Eingang in alle Kreise zu sichern. ∴

Frankfurter Theater.

Wenn ausgezeichnete Dichter jederzeit selten gewesen sind und es auch immer bleiben werden, so gilt dies besonders in Beziehung auf das Drama. Dramatische Dichtungen, welche den Anforderungen der Literatur und zugleich den praktischen Bühnenbedürfnissen genügen, zugleich den Geist erheben, das Herz veredeln und angenehm erhalten, erscheinen nicht häufig. Wie sehr auch heutigen Tages über den Mangel an guten Bühnenstücken geklagt wird und wie gegründet diese Klagen sind, weiß Jeder. Theaterdirektionen sehen sich hier in nicht geringer Verlegenheit und was bleibt ihnen anders zu thun übrig, als aus dem neu Erscheinenden das Bessere und was an andern Orten eine beifällige Aufnahme gefunden, auszuwählen und vorzuführen? Uebrigens läßt sich das Gefallen oder Mißfallen einer Novität nicht mit Gewißheit vorausbestimmen; denn die Neigungen und Launen des vielköpfigen und vielsinnigen Publikums, die Zufälligkeiten der Aufführung und mancherlei mitwirkende Nebenumstände geben hier den Ausschlag. Zwei Novitäten: „Der verwunschene Prinz" und „die Heirath vor der Trommel", haben anderwärts entschiedenen Beifall gefunden und somit Anspruch erlangt, auch uns vorgeführt zu werden; beide und namentlich die letztere sind hier freundlich aufgenommen worden und genügen den praktischen Bühnenbedürfnissen, wenn sie auch dem höhern Maßstabe der Kritik nicht entsprechen. Der dreiactige Schwank von J. v. Plötz: „der verwunschene Prinz" beruht darauf, daß ein armer Schuster, der viel in Mährchenbüchern gelesen, von der Möglichkeit träumt, einmal in einen Prinzen verzaubert und verwunschen zu werden. Ein gerade gut gelaunter wirklicher Prinz macht sich nun, um die Langweile des Hoflebens etwas zu verdrängen, den Spaß, besagten Schuster zu berauschen, ihn dann auf das Schloß bringen und wie eine fürstliche Person behandeln zu lassen. Der sich für verwunschen haltende Träumer geräth jetzt mit sich selber und mit seiner Umgebung in allerlei ergötzliche Conflicte, welche den Mittelpunkt des Ganzen bilden. Daß hieran eine glücklich auslaufende Liebesintrigue geknüpft ist, versteht sich von selbst; denn was ist das Leben und noch mehr was ist die Bühne ohne Liebe? Das vorliegende Thema hat der Verfasser bühnengerecht, gewandt und gehörig abgeschlossen bearbeitet und mit einem leichten, theilweise recht pikanten Dialog versehen. Das Stück wäre noch effectvoller geworden, wenn es Plötz als Liederspiel behandelt und mit einem Blumenkranze artiger Couplets durchflochten hätte. Bei guter Aufführung erreicht es den Zweck, dem Zuschauer ein paar Abendstündchen heiter zu verkürzen und mehr darf man von einem solchen, nur auf drollige Situationen berechneten Schwank nicht verlangen.

Hr. Grahn, ein fleißiges und gern gesehenes Mitglied unserer Bühne, gab die Hauptrolle des Schusters mit entschiedenem Beifall. Sein Spiel war voll Leben und seine Komik in den Gränzen jener stets ansprechenden Natürlichkeit, die alle outrirenden Extreme vermeidet und nur durch Wahrheit des Humors zu wirken sucht, gehalten; seiner gelungenen Leistung verdankt die Novität einen großen Theil ihres Erfolges. Ein Gleiches dürfen wir von Fräul. Albini (Erchen) sagen, welche mit frischer Laune und ergötzlicher Naivetät ihre Aufgabe löste und mit Hrn. Grahn den Preis des Abends theilte. Die Darstellerin besitzt für muntere Charaktere aus dem bürgerlichen Leben Befähigung und ist in diesem Bereich für unser Repertoir nicht nur wohl verwendbar, sondern auch gerne gesehen. — Die andern Rollen bilden nur Nebenfiguren und bieten den Darstellern wenig Spielraum, waren aber gut repräsentirt.

(Schluß folgt.)

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 14. Nov. Norma, große Oper in 2 Abth., von Bellini.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 316. Freitag, den 15. November 1844.

Die Eroberung von Höchst.

(Historisch-romantische Erzählung aus der Vorzeit von Höchst. Von Gustav Fels.)

(Fortsetzung.)

3.

„Welch' eine unverschämte Keckheit, uns zwei Kanonen gerade vor das Thor zu legen!" rief ein Bürger auf dem Storchthurm, der am nordöstlichen Theile der Stadt lag, in tiefster Entrüstung aus. „Hält dieser Kniphausen uns für Kinder? Glaubt er denn, wir ließen uns die Thore ohne Widerstand sprengen! Doch, er soll dafür büßen!"

„Wißt ihr auch," sagte der eben eingetretene Ludwig zur Besatzung, die aus zwölf der besten Schützen bestand, „daß der Feind uns so eben zur Uebergabe aufforderte?"

„Wie? Was?" schrieen mehrere Stimmen.

„Ja, das hat er gethan," fuhr Ludwig fort, „und mit dem fürchterlichen Zusatz, wenn binnen zwei Stunden die Uebergabe nicht erfolgt sey, und wir es auf einen Sturm ankommen ließen, würde er das Kind im Mutterleibe nicht verschonen."

„Entsetzlich! Schrecklich!"

„Ihr seht also, was wir von ihnen zu hoffen haben!"

„Und was hat der Kommandant ihm geantwortet?" fragte der erste Bürger.

„Unser Kommandant erwiederte ganz kurz: Da ihr mir Das nicht anthun könnt, so mag ich einen Sturm recht wohl erwarten. Gehe hin, und sage das Deinem Obersten. Damit ließ er die Zugbrücke herunter und schickte den Soldaten weg."

„Gut gemacht, sehr gut!" riefen Alle.

„Lieber wollen wir uns wehren bis auf den letzten Mann."

„Wenn sich nur einer von diesen Unmenschen auf Schußweite erblicken ließ!" begann wieder der erste. „Unterdessen stehen wir müßig hier, ohne einen Schuß thun zu können, und unsere Wuth etwas abzukühlen. Ihre Kanonen haben sie uns gerade vor die Nase gestellt, ohne daß außer einer Schildwache noch sonst Jemand sie bewacht. Der armselige Tropf! So oft er nur eine Muskete auf sich gerichtet sieht, zittert er am ganzen Körper, und macht allerlei Schwenkungen, um dem gefährlichen Blei zu entgehen. Wir haben unsern Spaß an ihm. Doch, wer kommt daher? Gewiß ein hoher Offizier! Seine Begleitung hält sich in ehrfurchtsvoller Entfernung. Er geht an die Kanonen. Vielleicht ist es gar der Kniphausen selbst? Der soll erfahren, daß wir noch eine Muskete zu führen verstehen."

„Achtung!" kommandirte der Befehlshaber der kleinen Schaar. „Gut gezielt! Feuer! Bravo! Fünf Mann sind gefallen. Der Oberst selbst ist verwundet — am linken Arm — ha! wie das warme Blut so lustig heraussprudelt! — wie ein Springquell! — Der hat auch heute zum letzten Mal seinen Arm ohne Binde getragen!"

„Er wagt sich fürder nicht mehr so weit," rief ein anderer triumphirend aus. „Unsere Geschosse haben ihm Achtung eingeflößt. Seht, so eben kommt ein ganzer Haufen Kriegsknechte gerannt. Jetzt wird's bald angehen!"

„Sie laden die Kanonen und richten sie auf uns. Wir wollen sehen, wer am besten treffen kann."

„Sind Alle fertig?" fragte der Kommandant.

„Ja," hieß es einstimmig.

„Nun laßt sie zuerst schießen, dann nehme Jeder seinen Mann scharf auf's Korn. — Der Kniphausen hat sich weggemacht. —"

Ein mächtiger Donner hallte durch die stille Luft dahin.

„Das war schlecht getroffen. — Ha, ha, diese Schurken wollen den Thurm zusammenschießen; sie können noch lange feuern. Trefft besser, Kinder," ermunterte der Kommandant. „Feuer!"

Dieses Mal stürzten elf Mann neben die Kanonen hin, die andern flohen davon. Da tönte zugleich von dem Thore und von dem En[illegible]thurm aus, auf der südöstlichen Seite, der Geschütze Hall, und ein großer Theil der Flüchtigen mußte sein Leben lassen. Kniphausen sah aus der Ferne zu, und vor Aerger und kaum verhaltener Wuth knirschend, beorderte er neue Mannschaft an die Kanonen. Allein dem starken Feuer von drei Seiten ausgesetzt, hielten die Braunschweiger nicht lange Stand. — Kniphausen traf jetzt die ernstlichsten Anstalten zur Belagerung. Er stellte die Reiterei rings um die Stadt auf, um alle Kommunikation abzuschneiden. Zugleich rückte er mit seinen Musketiren näher an die Mauern, um nöthigenfalls einen Sturm zu wagen. Jedoch auf allen Punkten fand er nur verzweiflungsvollen Widerstand. Die kühnen Bürger schossen mit ihren kurzen Standrohren, durch die dicke Mauer geschützt, in die weiteste Ferne mit der größten Sicherheit. So dauerte das Feuern fast ohne Aufhören bis zum Mittag. Während auf der Seite der Braunschwei-

ger mehr denn hundert fielen, hatten die Bürger erst drei Todte und sieben Verwundete. Um Mittag stellten die Feinde endlich das Feuern ein, da sie nach dem nächtlichen Marsch und dem unausgesetzten Schießen einige Stunden zur Erholung bedurften. Auch die Bürger verließen, mit Ausnahme der unumgänglich nothwendigen Wachen, ihre Posten, und eilten nach Hause, ihre Familien zu beruhigen und neue Kräfte zum hartnäckigen verdoppelten Kampf zu sammeln. Die Todten und Verwundeten wurden in das Antoniter-Kloster geschafft, wo die ehrwürdigen Väter für das Begräbniß der ersteren eifrige Sorge trugen. Die letzteren wurden liebevoll verpflegt und mit den heilsamsten Arzeneien ihre schmerzhaften Qualen gelindert. —

(Fortsetzung folgt.)

Die deutschen Kolonisten in Afrika.

(Schluß.)

Sowohl meine Beobachtungen, als auch viele Mittheilungen von Andern haben mich den Charakter der Deutschen in Afrika leider nicht so gerade und bieder erkennen lassen, wie man denselben in der Heimath gewöhnlich findet. Der Grund hiervon liegt nicht ferne. In Algerien ist seit 1830 ein Zusammenfluß von Individuen aller Art; Abenteurer, Verstoßene, Verbrecher, Tagdiebe, Industrieritter von fast allen europäischen Nationen treiben sich dort umher und ein Jeder sucht — der Eine auf diese, der Andere auf jene Weise — sein Glück zu machen. Der brave, ehrliche Mann wird, nachdem er oft von dem zahlreichen Gesindel betrogen worden ist, zuerst mißtrauisch, dann gefühllos und egoistisch, so daß zuletzt selbst seine alte Ehrlichkeit strauchelt. Der Mann, welcher reell denkt und handelt, steht fast immer einsam, da unter solchen Verhältnissen keine ächte Freundschaft stattfinden kann. An ein gemüthliches, geselliges Zusammenleben, wie man es in Deutschland führt, ist kaum zu denken.

Wie steht es aber mit den Kindern der angesiedelten Deutschen? wird man fragen. Nach unseren Ansichten von Erziehung und Bildung müssen wir dieselben als die verwahrlosesten Geschöpfe bedauern. Die Aeltern richten sie meistentheils nur ab, mit den Beduinen und Negern umzugehen und dieselben gleichsam als Thiere zu betrachten, mit denen sie nach Willkür zu verfahren berechtigt seyen; ich habe Kinder von zehn bis zwölf Jahren gesehen, welche mit einer ans Unglaubliche gränzenden Unverschämtheit selbst mit Kabylen — dem gefährlichsten Völkerstamme — um Hühner, Früchte, Kohlen rc. markteten und durch ihre Gebärden und Ausdrücke das verworfenste Herz beurkundeten.

Die französischen Schulen außer dem College stehen auf einer sehr niederen Stufe und werden nur nach Belieben besucht; deutsche Schulen fehlen in Algier gänzlich, und so ist es nicht zu verwundern, daß ich 12- bis 15jährige recht talentvolle Kinder sah, welche weder lesen noch schreiben konnten und fast keine Idee von Religion hatten. Die in Algier wohnenden Deutschen sind wohl zahlreich genug, um einen Lehrer anstellen zu können; allein sie sehen zum großen Theile nicht einmal die Nothwendigkeit ein, außer dem Rechnen ihren Kindern einigen Unterricht angedeihen zu lassen. Sie sagen: „Hier braucht man nicht so viel zu lernen, als in Deutschland, um fortzukommen; Rechnen und ein gesunder Menschenverstand reicht hin, um sein Brod zu verdienen. Die Beduinen lernen auch Nichts und leben doch, und sie würden besser leben, wenn sie nicht halbe Thiere wären u. dergl." — Mit den Kindern auf dem Lande steht es noch weit bedenklicher aus. Nur in Deli-Ibrahim sind zwei deutsche Geistliche, ein protestantischer aus dem Elsaß und ein katholischer. Ich wohnte daselbst der Taufe eines Kindes bei, die von dem katholischen Pfarrer in deutscher Sprache, jedoch in einer Weise vorgenommen wurde, die durchaus nicht geeignet war, mich glauben zu machen, des Geistlichen Dichten und Trachten sey nur auf Ausübung der Seelsorge gerichtet. Nie hätte ich es für möglich gehalten, daß ein solcher Act mit einer so gränzenlosen Gleichgültigkeit und mit einem so unverschämt profanen Wesen a b g e t h a n werden könne. (Des Ausdrucks: „eine Feierlichkeit begehen", kann ich mich in diesem Falle unmöglich bedienen.) Dieses hohle Individuum, welches die Taufe ausführte, bemühte sich nicht einmal, wenigstens im Aeußeren, eine der Feierlichkeit entsprechende Haltung anzunehmen. Es ist klar, daß ein solcher Mensch auf den Geist und das Herz seiner Pflegebefohlenen nicht segensreich wirken kann.

Die überhand nehmende Demoralisation hat auch die Deutschen in einem hohen Grade erfaßt.

So viel über die deutschen Zustände in Algerien.

Noch sey es mir erlaubt, meine Ansicht über die Auswanderungen der Deutschen in dieses Land auszusprechen.

Der arme Mann soll, wenn er fleißig und rechtschaffen ist, mit seiner Familie in der Heimath bleiben, welche ihm bei seinen guten Eigenschaften und bei unverdrossenem Muthe die nöthigen Subsistenzmittel gewiß liefern wird. Ich verweise zur Unterstützung dieser Ansicht auf Das, was ich nach Erzählung der Schicksale des 65jährigen Mannes aus der Gegend von Zweibrücken angeführt habe, und füge noch hinzu, daß der Auswanderungslustige auch an die Nachtheile denken soll, welche das Klima mit sich bringt. In den Gegenden, welche eben colonisirt werden sollen, ist dasselbe außerordentlich ungesund; in der Kassautah (demselben Orte, wo im Jahr 1836 der Prince de Mir seine großartigen Colonisationsversuche verunglücken sah), 2½ Stunden von dem bekannten Maison carrée, waren am Ende des Monats August alle Arbeiter, welche mit der Verfertigung von Gräben zur Ableitung des Wassers in der Ebene beschäftigt sind, fieberkrank, so daß der Ingenieur keine Arbeiten vornehmen konnte und sich nach Algier zurückziehen mußte, um selbst nicht vom Fieber heimgesucht zu werden, von welchem er eben erst wieder genesen war. — Ich würde dem Armen, welcher, um seine Lage zu verbessern, auswandern will, nicht so unbedingt abrathen, wenn ich überzeugt wäre, daß er sich wirklich eine vortheilhaftere Existenz gründen könne. So lange aber die Verhältnisse in Afrika sich nicht anders gestalten, ist dies nicht möglich; die Franzosen verstehen es nicht, das Colonisiren auf zweckmäßige Weise anzuordnen und auszuführen; sie können den Colonisten nicht diejenige nachhaltige Hülfe verschaffen, die jetzt an allen Orten vermißt wird: denn es fehlt ihnen die Beharrlichkeit in derartigen Unternehmungen, so daß die Colonie noch lange Zeit in ihrer Kindheit zubringen wird. Nur wo Ruhm und Amusement locken, dahin streben die Franzosen; wo aber Fleiß und Ausdauer erfordert wird, wenden sie sich ab.

Der gute Wille, die Colonisten zu unterstützen, ist der französischen Regierung nicht abzusprechen: sie zahlt den Auswanderern sogar die Reisekosten und ist, wenn die Unternehmungen derselben nicht prosperiren, ehrlich genug, sie unentgeltlich wieder zurück zu schicken.

Bei meiner Rückreise traf ich auf dem Dampfboote zwischen Arles und Avignon mit einer in jammervollem Zustande sich befindenden Familie aus dem Oldenburgischen zusammen, der es, wie so vielen andern, sehr schlecht in Afrika ergangen war; sie wurde nach dem Laufe des Rhone von einer Mairie zur andern visirt, wo sie jedes Mal so viel Geld erhielt, um gerade das Leben fristen zu können; auch auf der Hinreise nach Afrika war sie von der Regierung schon unterstützt worden.

Man sieht aus allen getroffenen Anordnungen, daß es dem Gouvernement mit dem Anbau der Provinz der vollkommenste Ernst ist; allein das Colonisationssystem bedarf sicher noch vieler sehr wesentlicher Verbesserungen, die aber erst dann erkannt werden können, nachdem sie sich während einer Reihe von Jahren allmählig aus der Praxis werden entwickelt haben. Es ist leider fast nicht zu bezweifeln, daß diese Praxis, welche so bedeutende Opfer erheischt, hauptsächlich von den guten Deutschen wird ausgeübt werden, weil deren Auswanderungslust sie so leicht allen Vorspiegelungen Glauben schenken läßt.

Dieser Umstand erklärt hinlänglich die Erscheinung, daß verhältnißmäßig mehr Deutsche nach Algerien auswandern, als Franzosen. Der Franzose weiß sehr wohl, welche Schwierigkeiten sich dem Colonisten entgegenstellen; er geht diesen aus dem Wege und überläßt oder überweis't sie dem guten Deutschen, dem leider zu spät die Augen aufgehen, um einzusehen, wie er viel klüger würde gehandelt haben, wenn er zu Hause geblieben wäre.

Der wohlhabende oder reiche Mann kann mit seiner Familie die Auswanderung mit ganz anderem Erfolge unternehmen; er steht an Intelligenz gewöhnlich etwas höher, als der Arme, den seine widerwärtigen Glücksumstände während seiner ganzen Lebenszeit niederdrücken, und wird daher sich leichter mit den fremdartigen Verhältnissen vertraut machen; außer diesem Vorsprunge hat er auch noch die Mittel, seine Lebensweise so einzurichten, wie das Klima sie verlangt, und er wird darum den Krankheiten weniger unterworfen seyn. Ein solcher kann, wenn er sich an einem geeigneten Orte anbaut, viel gewinnen, denn er kann das Getreide und die Früchte, welche er erzieht, zu hohen Preisen absetzen. Will er als Kapitalist Etwas verdienen, so ist ihm auch hierzu Gelegenheit gegeben, denn man zahlt 10 bis 15 Procent; übrigens sind hier Bankerote vielleicht häufiger, als an irgend einem andern Orte der Welt.

Auch der wohlhabende oder reiche Mann wird sich in den heimathlichen Verhältnissen mit seiner Familie besser gefallen, als in den afrikanischen.

Unverheirathete Männer können allerdings ihr Glück probiren, und unter diesen werden Handwerker ihre Rechnung besser finden, als Colonisten.

Wer eine hohe Vorstellung von den Fortschritten der Kultur seit der 14jährigen Herrschaft der Franzosen hat, wird dieselbe schwinden lassen, sobald er den Fuß an die afrikanische Küste setzt. Wenn Engländer dort colonisiren würden, so hätte die Kultur sicher schon einen bedeutenderen Aufschwung gewonnen. Dr. Constantin Reitz.

Mannichfaltigkeiten.

(Zell a. d. Mosel, 8. Nov.) Am Feste Allerheiligen, Abends halb 9 Uhr, ereignete sich dahier ein schrecklicher Vorfall. Der Sohn des hiesigen Bürgermeisters v. Coll, Namens Otto, wurde von dem Sohne des Gastwirths Fier dahier, Namens Heinrich, nach einigen Zänkereien so mit einer Flasche an den Kopf geschlagen, daß er nicht nur eine bedeutende Wunde dadurch erhielt, sondern auch eine Hauptblutader durchgeschlagen wurde. Trotz allen ärztlichen Bemühungen gab er doch heute Vormittag um halb 11 Uhr, in Folge eines neuen Blutverlustes, seinen Geist auf. Der junge Missethäter hat sich der gegen ihn eingeleiteten Untersuchung durch die Flucht entzogen.

Der „Bresl. Beobachter" schreibt: Vor einiger Zeit erhielt ein hiesiger Bürger von einem auswärtigen jüdischen Hopfenhändler einen Brief, in welchem ihm derselbe unter Beischickung einer Probe eine Quantität Hopfen anpreis't und worin es unter Anderm heißt: „Wenn Ihnen der Hopfen gefällt, kostet er 84 Rthlr., gefällt er Ihnen nicht, so lasse ich ihn mit 80 Rthlr."

Das „Memorial de Rouen" schreibt: Eine arme Bäuerin aus dem Badischen, Namens Salome Müller, welche ihr Glück in den vereinigten Staaten von Nordamerika suchen wollte, ist daselbst als Sclavin verkauft worden. Der badische Viceconsul zu Neu-Orleans, Hr. Eimer, bemüht sich, diese Beleidigung der Menschheit wieder gut zu machen und der Unglücklichen ihre Freiheit zu verschaffen.

Die Düsseldorfer Localabtheilung des landwirthschaftlichen Vereines will ein Wettpflügen veranstalten.

(Frankfurt a. M., 14. Nov.) Die musikalische Abend-Unterhaltung des Großmann'schen Gesangvereins findet nicht, wie in der heutigen Didaskalia irrthümlich angegeben ist, Donnerstag den 14., sondern morgen, Freitag den 15. Nov., im Saale des Wolfsecks statt.

Frankfurter Theater.

(Schluß.)

Die andere, noch beifälliger aufgenommene Novität war: „die Heirath vor der Trommel." Wenn auch die Erfindung und Anlage einer spannenden und außergewöhnlichen Handlung nicht das einzige Erforderniß eines Drama's ist, so ist es doch jedenfalls das wichtigste und nebst dem interessanter Charaktere das unentbehrlichste. Fehlt der Reiz einer solchen Handlung, so sind, um dafür zu entschädigen, reiche dichterische Einzelheiten nöthig, welche indessen von dem größeren Publikum am wenigsten gewürdigt werden. Was nun solche Erfindung und Anlage der Handlung und Intrigue anlangt, so übertreffen die neueren französischen Dramatiker unsere deutschen. Wir überlegen, grübeln, declamiren und detailiren so viel, daß uns die schlagenden Effecte darüber verloren gehen und in vielen unserer Dramen wird mehr gesprochen, als gethan; die Franzosen dagegen sind immer schlagfertig, immer lebendig und um das Einzelne nicht ängstlich besorgt, und obwohl in ihren Stücken Manches lückenhaft und unmotivirt erscheint, so werden sie doch nicht langweilig und wissen den Zuschauer immer in Anregung zu erhalten. Alexander

Dumas, der Verfasser der „Heirath vor der Trommel", versteht sich ganz besonders auf diese Effekte und bei allen romantischen Extremen seiner Novellen und Dramen kann man denselben Originalität und frisches Leben nicht absprechen; sie werden im klassischen Pantheon nicht zur Unsterblichkeit gelangen, aber sie besitzen doch Vorzüge, die eben nicht zu verwerfen sind. Nimmt man den Totaleindruck der vorliegenden „Heirath vor der Trommel", so ist er ein befriedigender, indem die Handlung voll Leben und die Charaktere frappant sind und indem hier ein unterhaltendes Bühnenstück sich entrollt, an dessen Einzelheiten man freilich manche kritische Ausstellung machen könnte. Doch Erfinden und Produziren sind schwieriger als Kritisiren. Der Uebersetzer dieser aller Orten beifällig aufgenommenen Novität ist W. Friedrich, welcher auch die „neue Fanchon" übertragen hat und seine Bearbeitung zeugt von praktischem Takt und von Gewandtheit. Die eingeflochtenen Lieder und Couplets, beliebten Melodieen von verschiedenen Meistern untergelegt, tragen zur Belebung des Ganzen nicht wenig bei und sind theilweise allerliebst.

Die Aufführung war recht ansprechend. Hr. Wiegand, der durch unverkünsteltes Spiel, wie durch ausdrucksvollen Vortrag der Gesangspiecen den gravitätischen Tambourmajor Spartacus zur besten Geltung brachte, gefiel sehr und ein zahlreich anwesendes Publikum bethätigte ihm, als dem Benefizianten, daß man seine Wirksamkeit zu schätzen weiß. — Fräul. Albini (Mariette) stattete die schöne Partie mit Lebendigkeit und Naivetät aus und sang ihre Couplets recht brav, würde indessen der Rolle, die sie darzustellen hat, noch mehr entsprochen haben, wenn sie den Gefühlsausdruck etwas wärmer und inniger gehalten hätte; sie fand übrigens den lebhaftesten und wohl auch verdienten Beifall. — Fräul. Kratky (Jeannetton) leistet in Spielpartieen der Operette so Vorzügliches und weiß stets ihre gute Gesangschule so hervortreten zu lassen, daß man ihr ein unbedingtes Lob zu spenden hat. Ein Gleiches gilt von Hrn. Nork (Rosalin), welcher zur Erheiterung der Zuschauer ganz besonders beitrug und namentlich die originelle Gesangsscene im dritten Act meisterhaft ausführte, wofür ihm rauschender Applaus zu Theil wurde. Hr. Schneider (Marquis von Mondésieu) hob die Liebenswürdigkeit des Charakters schön hervor. Als jugendlicher Liebhaber, der mit schöner Persönlichkeit wahren Gefühlsausdruck wohl zu vereinigen versteht, nimmt Hr. Schneider eine ehrenvolle Stellung ein und wir dürfen uns nicht wundern, daß bereits die Direktionen mehrerer bedeutenden Theater bemüht gewesen sind, ihn dem unsrigen zu entziehen. Möge er diesen Anträgen nicht Folge leisten und fortfahren, sich hier zu gefallen, wo er gefällt! — Die oben besprochene Novität dürfen wir als ein unterhaltendes Bühnenstück und als eine Erheiterung für lange Winterabende bestens empfehlen.

W.

Korrespondenz.

Dampfboot Victoria, 1. Nov. — (Verspätet.)

Der heutige Morgen schien uns einen schönen Tag zu verkünden. Im Glanz der goldenen Morgensonne stieß das Boot vom Gestade des Rheines zu Koblenz und flog auf den silbernen Wellen des Rheinstroms zwischen den romantischen Felsen und Burgen, mit dem herbstlichen Gold der Rebenblätter umkränzt, dahin — und war auch die Luft frostig, so nahm doch das gemüthliche Rauchkabinett uns dagegen freundlich und erwärmend in Schutz. Bald saßen wir hier im traulichen Kreise vereint, einen Minnesänger aus dem Tyroler Gebirge in der Mitte, der in die wohltönenden Saiten seiner Leier griff und im Anblick der herrlichen Rheinalpen ein entzückendes Schweizerliedchen trillerte. Musikalien wurden ausgepackt und ein Quartett, von kräftigen Männerstimmen besetzt, ließ in schönen Melodieen unter harmonischer Begleitung der Leier seine Gesänge ertönen, welche die romantische Begeisterung verherrlichten. Wahrlich, ein schöner Morgen — eine herrliche Fahrt — ein wohlbesetztes Konzert im traulichen Rauchstübchen. Aber nun weiter! In unserem Kreise sahen wir einen jungen Mann, dessen Blicke von den Spuren innerer Wehmuth zeugten, der aber für Musik und Gesang ohne Theilnahme und Gefühl zu bleiben schien. Auf die an ihn gestellten Fragen erfolgte Stillschweigen, und als sich das Räthsel lös'te, wurde uns die traurige Erfahrung, daß er ein taubstummer Jüngling von 22 Jahren sey. Bald waren wir im Stande, mit ihm eine stumme Unterhaltung anzuknüpfen und mit großer Freude machte er seinen gepreßten Gefühlen Luft, indem er zu unserem Erstaunen die Schicksale seines Lebens mit einer solchen Verständlichkeit und Pünktlichkeit mitzutheilen wußte, daß wir die große Wohlthat preisen müssen, welche durch die Taubstummen-Lehrinstitute der leidenden Menschheit gewährt wird. Wir erfuhren, daß der Unglückliche Carl Becker heiße, zu Düsseldorf geboren und ganz verwais't sey. Im neunten Jahre seines Alters hatten sich edle Menschenfreunde, die ihm bis jetzt unbekannt blieben, seinem Schicksale angenommen, die Summe von 130 Rthlr. aufgebracht, gegen deren Erlegung er durch die Bemühungen eines Kaufmanns Hrn. Müller aus Koblenz in das vortreffliche Taubstummen-Lehrinstitut zu Camberg im Herzogthum Nassau aufgenommen wurde. Hier verblieb er elf Jahre und in Folge seiner Anlagen beabsichtigte man, ihn als Lehrer für ein Taubstummen-Institut auszubilden. Vor zwei Jahren wurde er jedoch entlassen, und, seine höchst traurige und hülflose Lage berücksichtigend, nahm ihn Hr. Kaufmann Bemberg-Wendelstadt zu Köln auf, beschäftigte ihn mit dem Ordnen der Waaren in seinen Läden und ließ ihn zwischenzeitlich im dortigen Taubstummen-Lehrinstitut noch weiter unterrichten. Die großen Wohlthaten, welche dem Unglücklichen auf diese Weise erzeigt wurden, gab er mit innigster Rührung und Dankbarkeit zu erkennen. Jetzt befindet er sich nun auf der Reise nach Pforzheim, wo er in ein Taubstummen-Institut als Lehrer-Gehülfe treten, dafür aber nur Kost und Logis, ohne alle weitere Vergütung, erhalten soll. Unterwegs war er zu Rheineck von dem edeln und menschenfreundlichen Professor Hrn. Bethmann-Holweg einige Tage aufgenommen und mit Kleidungsstücken und Reiseunterstützung beschenkt worden. Das Schicksal des wohlgebildeten unglücklichen Jünglings, von zartfühlendem, sanftem Charakter, der seinen Trost in religiösen Betrachtungen suchte, die er aus einem mit sich führendem Buche: „der Weg zu Gott" schöpfte, der, ohne alle Angehörigen, verwais't und verlassen in der Welt steht, der, ohne Aussichten für die Zukunft, ängstlich besorgt für seine Existenz, in unserer Mitte weilte, mußte uns unwillkürlich rühren. Wir thaten für ihn, was unser Innerstes uns als Pflicht auferlegte; er schied mit thränenvollem Auge von uns, und wir fühlen uns veranlaßt, den Unglücklichen der löblichen Lehranstalt zu Pforzheim zu geneigtem Wohlwollen, so wie der Fürsorge aller edeldenkenden Menschenfreunde in seiner Heimath und nicht minder aller Derjenigen herzlich zu empfehlen, die Gelegenheit finden möchten, ihn kennen zu lernen und die geneigt sind, zur Erleichterung eines harten Looses der leidenden Menschheit ein Opfer zu bringen, das der Allerhöchste doppelt lohnen und segnen wird!

Z — A.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 14. Nov. Die Entführung aus dem Serail, große Oper in 3 Abth., von Bretzner, Musik von Mozart.

Samstag, 16. Nov. (Zum Erstenmale wiederholt): Der verwunschene Prinz, Schwank in 3 Aufzügen, von J. v. Plötz. Hierauf folgt (neu einstudirt): Das Geheimniß, Operette in 1 Act, aus dem Französ. von Herklots, Musik von Solié.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 317. Samstag den 16. November 1844.

Die Eroberung von Höchst.

(Historisch-romantische Erzählung aus der Vorzeit von Höchst.
Von Gustav Fels.)

(Fortsetzung.)

Ludwig benutzte die wenigen, aber kostbaren Augenblicke der Ruhe nicht, um sich mit Speise und Trank zu stärken. Sein liebendes Herz verlangte nach Anderem. Es zog ihn zu Marien, seiner Braut. Wie sehr mochte das arme Kind um ihn in der peinlichsten Unruhe schweben! Er mußte zu ihr, ihre marternde Ungewißheit niederschlagen und ihre tausend Besorgnisse heben. Leise tritt er in's freundliche Zimmer, das auf die einfachste Weise ausgeschmückt war. Neben der Thüre zur Linken stand ein hohes Bett, dessen von der Decke bis auf den Fußboden herabhängende Gardinen nur einen kleinen Theil des schneeweißen Ueberzugs sehen ließen. Einige mit zierlichem Schnitzwerk versehene Stühle und eine schmale Kommode, neben der ein Eck- und Toilettentischchen sich befand, bildeten das ganze Meublement des Zimmers. Zwei hohe gothische Fenster zeigten alle Gegenstände im hellsten Licht. Maria saß in einer Fensternische, das Haupt gedankenvoll auf den schneeigen Arm gestützt, und schaute regungslos auf das so eben aufgeschlagene Lager der Braunschweiger. Ihr blondes Haupthaar ringelte sich in anmuthigen Locken um die zarten Schläfe, und ihr blaues Auge glitt starr und träumerisch über die mit blutigem Thau getränkten Fluren. Die blassen, nur leicht gerötheten Wangen, der kleine Mund und die ächt griechische Nase bildeten einen schroffen Gegensatz zu dem männlich kühnen, mehr römischen Profil Ludwigs. Die angenehmen Gesichtszüge drückten unbegränzte Güte, sanfte Milde und einen hohen Seelenadel aus.

Ludwig blieb schweigend an der Thüre stehen, und erwartete, Maria würde ihn bemerken. Als sie noch nicht das Haupt wandte, rief er mit halblauter Stimme: „Maria!" Sie erbebte — doch rasch sprang sie auf. Mit dem freudigen Ausrufe: „Ach Gott! Du bist es, Ludwig!" stürzte sie in seine ausgebreiteten Arme. Ludwig drückte einen heißen Kuß auf ihren lieblichen Mund und preßte sie an sein treues Herz. Sprachlos schauten sie sich eine Zeitlang in stummem Entzücken an; endlich fragte Maria leise mit halb vorwurfsvollem Ton: „Warum bist Du so lange geblieben, Ludwig?"

„Maria, wenn die Vaterstadt in Noth ist, darf der Mann nicht zurückbleiben. Er muß in den vordersten Reihen kämpfen. Es gilt ja einen hohen Preis; auch für Dich streite ich, und setze mein Dir theures Leben dem blutigen Kriegsloos aus."

„Wie edel bist Du, mein Ludwig," sprach Marie freudestrahlenden Auges.

„Aber hattest Du den ganzen langen Morgen noch nicht Zeit, zu Deiner Dich sehnsüchtig erwartenden Marie zu kommen?"

„Nein, liebes Mädchen; denn diese Nacht kam ich erst von Frankfurt zurück, und seitdem war ich fast beständig bei den Schützen. Wir haben manchem von diesen braunschweigischen Hunden das Lebenslicht ausgeblasen."

„Ach, wie grausam!"

„Wie? Grausam? Nennst Du das grausam, wenn wir verhüten, daß uns nicht dasselbe widerfährt? Denn wenn sie die Stadt einnehmen, verschonen sie Niemanden. Das haben sie gedroht, und sie halten ihre Drohung."

„Nicht wahr, lieber Ludwig, Du gehst nicht mehr von meiner Seite? Denke, wenn Deine Marie in die Gewalt der rohen Feinde käme! Könntest Du das verantworten?"

„Die Vaterstadt fordert ein großes Opfer von mir. Ich muß es auf seinen Altar legen. Die Liebe zur Geliebten muß der Liebe zur Vaterstadt weichen. Die Vaterstadt stellt wichtigere Anforderungen an mich; sie muß ich zuerst erfüllen. Dann wird die Liebe zur Geliebten höher, reiner, geadelter. — Gott wird uns nicht verlassen, und wenn Dir Gefahr droht, werde ich bei Dir seyn?"

„Ich will nicht schuld daran seyn, daß Du Deine Pflichten gegen unsere Vaterstadt vernachlässigest, allein sey nur vorsichtig. Setze Dich nicht leichtsinnig den tödtlichen Geschossen der Feinde aus. Schone Dich um meinetwegen. Glaubst Du, daß wir bald Hülfe bekommen, um diese schändlichen Menschen zu vertreiben?"

„Ja, General Tilly und Graf Cordova nahen sich mit großer Macht von Aschaffenburg her zu unserm Entsatz. Die Feinde werden geschlagen und wir sind gerettet. Nächsten Sonntag, an dem ersten Pfingstfeiertage, feiern wir die Befreiung unserer Stadt und — unsere Hochzeit."

„Ist mein Vater damit einverstanden?" fragte Marie zärtlich.

„Er selbst hat es mir gestern Abend versprochen."

„Dir versprochen? O wie selig machst Du mich. Nächsten Sonntag werden wir vereint auf immer. Heute ist Donnerstag, also in drei Tagen auf ewig!“

„Auf ewig!“ wiederholte Ludwig mechanisch, den Blick fest auf die Erde geheftet.

„Wie kalt sprachst Du so eben dieses Wort aus. Hast Du denn noch ein Bedenken? Worüber sinnst Du nach?“

„Nichts, nichts, liebe Marie, es war nur ein schnell vorübergehender Gedanke.“

„Welcher Gedanke?“

„Ich dachte eben daran, welche Vorbereitungen ich zur würdigen Feier unserer Hochzeit treffen wollte,“ antwortete Ludwig, wiewohl er sich nur die mannichfaltigen Hindernisse und Gefahren überlegte, die der Ausführung ihrer Vereinigung in den Weg treten, ja sie vereiteln konnten. Doch ließ er nichts von Dem gegen Marie merken, sondern nahm bald seine vorige heitere Miene wieder an. Auch Marie schöpfte keinen Argwohn; ganz unbefangen sagte sie: „Wir wollen uns darüber erst noch mit dem Vater besprechen, und thun, was er uns räth.“

„Das ist auch meine Absicht. — Aber es ist jetzt die höchste Zeit, daß ich gehe.“

„Schon wieder fort?“ fragte Marie traurig.

„Ja, denn ich muß mich noch über wichtige Sachen mit Deinem Vater unterreden, und will nach Hause, um etwas Speise und Trank zu mir zu nehmen, da ich seit vier Uhr noch nichts genossen habe. Du arbeitest doch schon an Deinem Brautkleide?“ bemerkte er lächelnd, indem er sich anschickte, wegzueilen.

„Ich will es gleich beginnen,“ antwortete Marie freudig. „Diesen Nachmittag will ich noch ein gutes Stück davon wegschaffen.“

„Uebereile Dich nicht. Du hast noch beinahe drei Tage Zeit. Lebe wohl! Auf baldiges Wiedersehen!“ Damit drückte er ihr noch einen stürmischen Kuß auf den Mund, riß sich rasch aus ihrer zärtlichen Umarmung los und eilte der Thür hinaus. Während das junge Mädchen im frohen Vorgefühl der nahen ewigen Vereinigung sich den ungemessensten Ausgüssen ihrer Freude hingiebt, alles Andere vergißt, und nur in der lachenden Gegenwart schwelgt, muß der Jüngling auf dem Felde der Ehre vielleicht ein Loos ziehen, das allen ihren reizenden Hoffnungen ein Ende macht.

(Fortsetzung folgt.)

Generalfeldzeugmeister Frhr. von Wacquant.

Am 18. März l. J. starb zu Wien der k. k. österreichische Generalfeldzeugmeister Johann Peter Theodor Frhr. v. Wacquant im fast vollendeten 90sten Jahre seines Lebens und im 73sten seiner militärischen Laufbahn, deren Activität erst vor fünf Jahren aufgehört hatte. Wäre von dem Verstorbenen sonst nichts zu melden, so gehörte er schon zu den merkwürdigen und seltenen unter den Zeitgenossen, und jedenfalls müßte man die körperliche und geistige Ausstattung eines Mannes anstaunen, der fast ein Jahrhundert an sich vorübergehen sah, und noch bis zum letzten Augenblick die Befähigung hatte, sich diese lange Zeit in klarer und voller Ueberschauung zu vergegenwärtigen. Nehmen wir aber auch noch dazu, daß während dieser seltenen Lebensdauer fast kein großes Kriegsereigniß in den Annalen der Armee verzeichnet steht, bei dem der Feldzeugmeister v. Wacquant nicht als thätiger Theilnehmer erscheint, der die Interessen der Monarchie auf dem Schlachtfelde, wie auf dem diplomatischen, mit der Feder wie mit dem Schwerte vertreten, daß er in den verschiedenartigsten Geschäften gebraucht worden, und sie immer eben so zum Nutzen des Staats, wie zu seiner eigenen Ehre vollführte; so wird man einen kurzen Rückblick auf ein so thatenreiches Leben in diesen Blättern gewiß an der Stelle finden.

Frhr. v. Wacquant, am 17. Mai 1754 zu Briey in Lothringen geboren, stammte aus einem altadeligen Geschlechte seines Landes. Schon 1771 trat er bei einem in den Niederlanden gelegenen Artillerieregimente als Cadet in österreichische Kriegsdienste, und über volle acht Jahre dauerten die Vorbereitungsstudien, die Wacquant bei diesem Corps machte, denn erst im Jahre 1779 sehen wir ihn zum Unterlieutenant im Mineurcorps befördert, obgleich er schon fünf Jahre früher bei der Mappirung der Ferraris'schen Karte mit einem Theile dieser wichtigen Arbeit betraut worden. Von den Arbeiten der Garnison ward er endlich ins Feld gerufen. Fortan erblicken wir ihn auf allen Schlachtfeldern; zuerst gegen die Türken, später gegen die Franzosen, bis endlich nach 25jährigem fast ununterbrochenem Blutkampfe die österreichischen Waffen einen dauernden Frieden erstegten. Ueberall zeichnete sich Wacquant durch glänzende Tapferkeit und kriegswissenschaftliche Bildung aus, und es würde eine bloße Wiederholung seyn, wollten wir die zahllosen Gelegenheiten einzeln aufführen, wo seiner Dienste mit dem größten Lobe erwähnt wurde. Im Jahre 1788 vor Sabacs erwarb Wacquant, damals Oberlieutenant im Geniecorps, die rühmlichsten Zeugnisse. Im Jahr 1793 rühmt uns ein gleiches Zeugniß des Grafen Ferraris die Dienste des inzwischen zum Major und Flügeladjutanten vorgerückten Wacquant während der Belagerung von Valenciennes. Im Jahr 1795 war Wacquant schon Obristlieutenant im Generalstabe.

Bedenken wir, daß Wacquant fast neun Jahre brauchte, um Offizier zu werden, und sich dann in zehn Jahren vom Lieutenant zum Obristlieutenant aufschwang, so können wir mit Sicherheit annehmen, daß eine solche rasche Beförderung dem Verdienste und nicht der Protection gewährt wurde. Im Jahr 1795 zeichnete sich Wacquant am 29. Oktober bei der Bestürmung des Galgenberges vor Mannheim unter den Augen der ganzen Armee so glänzend aus, daß Graf Wurmser für ihn den Marientheresienorden begehrte, und die Zeugnisse der Generale Funk, Lauer und Meszaros dieses Gesuch unterstützten. Die Statuten des Ordens beschränken dessen Erlangung nur auf die seltensten und erfolgreichsten Kriegsthaten, und machen ihn daher auch unbedingt zu dem ersten Militärorden der Welt. Es erhielt ihn jedoch Wacquant erst später bei einer weit bedeutenderen weltkundigen Veranlassung.

Indem wir eine Menge Ereignisse übergehen, wo wir, wie z. B. im Jahr 1805 unter dem Erzherzog Ferdinand, Wacquant beständig unter den Offizieren, die sich am meisten ausgezeichnet, genannt finden, wollen wir nur seiner inzwischen erfolgten Beförderung zum Generalmajor erwähnen, und

ihn dann in den ewig glorwürdigen Feldzug von 1809 begleiten. Wie Müllners spanischer Grande

„Um das geld'ne Vließ zu holen,
Das den Spanier ewig lockt,"

über das Meer zieht, so ist der Theresienorden das höchste Ziel des Ehrgeizes jedes österreichischen Offiziers vom Lieutenant bis zum Feldmarschall. Er war gleichfalls der nie ruhende Wunsch, das heißeste Streben des tapfern Wacquant. Auch sollte er nicht aus dem Leben scheiden, ohne dieses Ziel zu erreichen. Kriegserfahrene Soldaten wissen, daß es gewisse bevorzugte Tage gibt, wo die gewohnte Tapferkeit eines Heeres durch eine eigene Todesbegeisterung eine übergewöhnliche Weihe empfängt. Eine solche Siegesahnung flammt herauf mit der Morgenröthe des Tages und füllt die Brust mit freudiger Zuversicht! Dann gibt es nur Helden im Heere, keinen Feigen, und die Tapferkeit wird ein Gemeingut, das den Niedrigsten wie den Höchsten vorwärts treibt. Dann ist es schwer, besser zu thun als Alle, und was sonst hervorleuchtet, verschwindet dann in der Menge. Ein solcher Schlacht- und Glorientag war der von Aspern, und auf diesem blutgetränkten Todesfelde erkämpfte Wacquant endlich das langersehnte Heldenkreuz! Erlaube man uns, an dieser Stelle etwas länger zu verweilen, und aus den Archiven der Zeit den Antheil Wacquants an dieser Siegesschlacht flüchtig zu bezeichnen.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Frankfurt a. M.) Am 10. d. M. fand im Saale zum „Weidenbusch" die jährliche Preisvertheilung an die Schüler der Sonntag- und Gewerbschule und an treue Dienstboten statt. Die Feierlichkeit war eben so erhebend als ergreifend und erhielt durch die gehaltreichen Vorträge des Hrn. Dr. Wöhler und der Herren Pfarrer Schrader und Wehner erhöhte Weihe und Bedeutung. Die vielseitige und segensreiche Wirksamkeit der Gesellschaft zur Beförderung nützlicher Künste und deren Hülfswissenschaften ist zu allgemein anerkannt, als daß es nöthig wäre, darauf zurückzukommen, und wir können nur wünschen, daß die vielen ihr angehörenden, mit uneigennütziger Liebe rastlos wirkenden Ehrenmänner ihre rühmlichen Bestrebungen, das Gute, Nützliche und Schöne zu fördern, durch immer steigenden und erweiternden Erfolg belohnt sehen möchten. Der Preisvertheilung folgte ein festliches Mahl, an welchem gegen 250 Personen Antheil nahmen und dessen materielle Genüsse durch geistige Zuthat gewürzt waren. Die ausgebrachten Toaste auf das Wohl des hohen Senates durch den Präsidenten der Gesellschaft Hrn. Dr. Wöhler, auf den Präsidenten durch Hrn. Pfarrer Schrader, auf die verschiedenen Institute durch Hrn. Dr. Thomas, auf die Gäste durch Hrn. Pfarrer Wehner, auf die Lehrer durch Hrn. Cand. Roos, auf das deutsche Vaterland durch Hrn. Dr. Ponfik u. a., nebst den Erwiederungen auf dieselben verdienen ausgezeichnet genannt zu werden, indem aus ihnen Geist und Gemüth in schöner Vereinigung zu den Hörern sprachen, und manches edle Samenkorn der Humanität in fruchtbaren Boden gestreut wurde. In heiter geselligem und geistig belebtem Kreise verbrachte man genußreiche und für die Interessen der polytechnischen Gesellschaft vielseitig anregende Stunden. Den Anordnern der beiden genannten Festlichkeiten haben wir schließlich den wohlverdienten Dank abzustatten.

Die Felsen über Felsberg im Kanton Graubünden, deren Abtrennung vom Grundstock des Gebirges man befürchtet, liegen zweitausend und etliche hundert Fuß unmittelbar über dem genannten Dorfe. Bekannt ist nun, daß sich im Laufe des Jahres schon mehrere Blöcke losgelöst haben, einige von einer solchen Größe, daß sie während ihres Falles mehrere Häuser zertrümmerten. Die Hauptbesorgniß erregt jedoch der durch und durch zerklüftete Zustand der über Felsberg liegenden Gebirgsmasse, und vor Allem die Thatsache, daß die Felsspalten immer weiter und weiter werden, und bis zu einer ungemessenen Tiefe in das Innere des Gebirges sich hinein erstrecken. Ein eigens dazu angestellter Mann mißt mehrere Male in der Woche die Weite einer bestimmten Spalte, und hiebei hat es sich herausgestellt, daß dieselbe, wenn auch langsam, doch ohne Unterbrechung sich vergrößert. Dieser Umstand sowohl, als das Ergebniß einer genauen Untersuchung, welche die ausgezeichnetsten Geologen der Schweiz im Laufe dieses Sommers, auf Aufforderung der bündnerischen Behörden hin, an Ort und Stelle vornahmen, haben es zur Gewißheit erhoben, daß ein Bergsturz unvermeidlich ist. Leider gestatten es aber die Lokalverhältnisse nicht, den Zustand des Gebirges so genau zu untersuchen, um auch nur vermuthungsweise etwas über den Umfang des befürchteten Bergfalles vorauszusagen; es kann derselbe möglicherweise ein unbedeutenderer seyn, als man jetzt allgemein glaubt; er kann aber auch eben so gut eine furchtbare Ausdehnung haben. Es fehlt ebenfalls an sicheren Kennzeichen, aus welchen auf die Zeit geschlossen werden könnte, innerhalb welcher das unvermeidliche Ereigniß eintreten muß. Ob nun gleich heute eben so gut als morgen Felsberg das Schicksal Goldau's theilen kann, so ist dermalen das bedrohte Dorf doch noch immer bewohnt, und sind nur diejenigen Häuser verlassen, welche der Gefahr der Zerstörung zu allernächst sich ausgesetzt befinden.

(Berlin, 9. Nov.) Ueber Meyerbeer's Festoper: „das Feldlager in Schlesien", hört man nur das günstigste Urtheil. — Auf Requisition des Herzogs von Braunschweig werden dem Début des Schauspielers Hrn. Hoppé hier nun Hindernisse in den Weg gelegt. — Carl Hübner's treffliches Bild: „die schlesischen Leinweber", wird in diesen Tagen aus Düsseldorf hier erwartet und in der Gropius'schen Buchhandlung zur öffentlichen Ansicht aufgestellt werden. — Das von der Gattin des nunmehrigen Publizisten und Privatdocenten Dr. Theodor Mundt verfaßte Bühnenstück: „Lady Ellen", hat die königliche Theaterintendanz zur Aufführung nicht angenommen. Die Verfasserin ist der Lesewelt unter dem Namen L. Mühlbach bekannt. — Das zweite Bändchen von Glasbrenner's (in Leipzig bei Hermann) herausgegebenem Genrebild, betreffend die Berliner Gewerbe-Ausstellung, ist in den hiesigen Buchhandlungen confiscirt worden.

Die Primadonna des Hamburger Stadttheaters, Fräulein Evers, verläßt die Bühne und heirathet einen ungarischen Magnaten.

In Antwerpen warf sich dieser Tage ein junger Mann in die Schelde. Drei Mann von dem holländischen Dampfschiff „Stadt Vlissingen" retteten den Unglücklichen, der sich aus unglücklicher Liebe das Leben hatte nehmen wollen. Dies freiwillig genommene kalte Bad hat seinen Lebens-Ueberdruß völlig geheilt und sein Liebesfeuer um ein Beträchtliches abgekühlt. — Kein besseres Mittel hätte es für seinen Liebesschmerz gegeben, denn er dankte gerührt seinen Errettern für ihre That.

Korrespondenz.

Darmstadt, 8. Nov.

Gestern wurde die neu einstudirte Oper: „Don Juan" als Festvorstellung gegeben, und zwar, wie es auf dem Theaterzettel heißt, „zur Erinnerung an die vor 25 Jahren, am 7. November 1819, statt gehabte Eröffnung des neuen Hofoperntheaters." Clio, die Muse der Geschichte, repräsentirt von Fräul. Steck, trat zuerst auf und warf in einem mit Lebendigkeit und Gefühl vorgetragenen Prolog einen prüfenden Rückblick auf das eben zurückgelegte Vierteljahrhundert unseres neuen Kunsttempels und die Wandlungen, die auch ihn, wie alles Zeitliche, während dieser Epoche betroffen hatten. Der interessanten Anhaltspunkte und Beziehungen für den heutigen Zweck gab es viele, und sie waren von dem Verfasser des Prologs, Hrn. Carl Baur, mit poetischer Gewandtheit für die festliche Veranlassung des Tages benutzt worden. Der Eindruck des schönen Prologs war daher der allergünstigste und die Muse der Geschichte wurde, als sie ihre Mission vollbracht hatte, mit den lautesten Beifallsbezeigungen entlassen. Die Vorstellung selber war ihrer heutigen Bestimmung vollkommen entsprechend, und wird in dieser Weise wiederholt gewiß stets sehr gerne gesehen werden. Clio hatte aber auch bei ihrer Rückkehr nach dem hohen Olymp die göttliche Euterpe unmittelbar beauftragt, die heutige Oper unter ihren gnädigen Schutz zu nehmen. Wie wäre es möglich gewesen, daß sie unter diesen himmlischen Einflüssen hätte mißlingen können! Die Besetzung der Rollen war folgende: Hr. Pasqué (Don Juan), Hr. Reichel (Pedro), Mad. Pirscher (Anna), Hr. Mayr (Octavio), Fräul. Neukäufler (Elvira), Hr. Döring (Masetto), Fräul. Marlow (Zerline), Hr. Birnstill (Leporello). — Kurz ist das Leben, lang ist die Kunst! möchte man bei dem Rückblick auf das 25jährige Alter des neuen Hofoperntheaters ausrufen. Denn das Opernpersonal hat sich innerhalb dieses Zeitraumes gänzlich erneuert (Hr. Delcher, der unter uns lebt und noch auftreten könnte, sang ihm vor etwa zwei Jahren den Schwanengesang), und was das Schauspielpersonal betrifft, so sind es nur noch die Herren Zahrt, Fischer, Steck und Mad. Grahn, welche, jener früheren Epoche angehörend, sich bis heute thatkräftig auf der Bühne erhalten haben. — Ueber die der gestrigen Oper vorausgegangenen Vorstellungen vom letzten Dienstag und Sonntag mögen schließlich noch einige Bemerkungen hier eine Stelle finden. „Griseldis", von Fr. Halm, wurde am 5. Nov. aufgeführt. Diese Vorstellung war eine sehr ausgezeichnete, sowohl was die Darstellung selber, als auch die ganze äußere Ausstattung des Stücks anlangt, welche höchst glanzvoll war. Griseldis, von Fräul. Maria Fürst dargestellt, erregte jenes lebendige Interesse, welches die vereinte Kunst des Dichters und des Schauspielers einer anziehenden Persönlichkeit zu verleihen vermögen. Man dachte, fühlte und litt mit dem unglücklichen Opfer eines der menschlichen Natur widerstrebenden Frevels von Seite ihres Mannes Percival, aus welchem Grunde wir diese dramatische Dichtung Halm's nicht zu den glücklich motivirten zählen zu dürfen glauben. Percival, von Hrn. Becker, entfaltete alle Sonderbarkeiten und Widersprüche dieses Charakters und that in Allem den Forderungen der Kunst Genüge, nur nicht denen der Natur, worüber wir jedoch nicht ihm, sondern vielmehr dem Dichter, der ein so seltsames Stück von musivischem Charakter componirte, einen gegründeten Vorwurf machen können. Hr. Peters, obschon erst seit kurzem von einer längeren Krankheit genesen, wußte gleichwohl als Artus die königlichen Attribute mit dessen Gemahlin Ginevra, Mad. Fischer, würdig zu theilen. Letztere führte ihre Rolle bis zu Ende mit Glück durch und erregte in der Kniebeugungsscene vor Griseldis ein unverkennbar theilnehmendes Interesse. Der alte Cedric, Griseldis Vater, wurde von Hrn. Fischer mit allen ihm noch zu Gebot stehenden Kunstmitteln recht gut gegeben. So viel nur als Andeutung über die Hauptrollen dieses Schauspiels, welches, trotz seiner moralischen Härten, gefallen hat. — Als neu einstudirt wurde am vorigen Sonntag (8. Nov.) die Oper „Gustav, oder der Maskenball" aufgeführt. Unsere besten Kunstkräfte wirkten dabei mit, und man konnte mit Gustav, Hrn. Breiting, klagen, mit Ankarström, Hrn. Reichel, conspiriren, mit Melanie, Mad. Pirscher, lieben etc., ohne dabei eine andere Gefahr als die der Imagination zu laufen. Besser hätte man des unglücklichen Gustav III. Geschichte, der als Regent und Mensch so ausgezeichnet da steht, zu einer Tragödie als zu einer Oper benutzt, die, diesem tragischen Stoff entlehnt, als ein grausamer Scherz der Schicksalsmächte über die Wirren und Wehen menschlicher Angelegenheiten erscheint. Der eigentliche Maskenball, im fünften Akt, war von Hrn. Balletmeister Tescher mit Eleganz arrangirt worden. Besonders gefiel die Cachucha, von der jungen Dittmann mit viel Gewandtheit und Zierlichkeit getanzt.

Frankfurt a. M., 14. Nov.

In diesen Blättern wurde unlängst einer neuen, sehr zweckmäßigen Methode, die Abtrittsgruben ohne Verbreitung eines übeln Geruches zu reinigen, erwähnt. Die hiesigen Oeconomen, welche seit Jahren den hierdurch gewonnenen Dung verbrauchten, haben sich nun entschlossen, die fragliche Reinignug auf dieselbe, oder ähnliche Weise und zwar durch die seitherigen Nachtarbeiter vornehmen zu lassen. Eine Probe hierüber werden dieselben in einigen Tagen ablegen und wird es sich da zeigen, ob dieselbe zu gleicher Zufriedenheit der Betheiligten ausfällt. — Die Nachtwächter hatten seither zu ihrem Aufenthalte für Denjenigen, welcher nicht an der Reihe des Herumgehens war, kleine bretterne Hütten, welche denselben bei kalter Witterung gar keinen Schutz gewährten. Durch die Fürsorge der Behörden werden nun eigene Nachtwächterstuben eingerichtet, welche geheizt sind und worinnen sich die Nachtwächter eines Distriktes versammelt aufhalten können. In dem Dominicanerkloster ist bereits eine solche Wachtstube eingerichtet. Eine weitere Ausbildung unserer Löschanstalten ist, daß die Nachtwächter mit kleinen, tragbaren, sehr zweckmäßigen, Feuerspritzen versehen werden. Bei dem Ausbruche eines Feuers ist es oft von unberechenbarem Vortheile, wenn gleich an den bedrohten Ort Wasser gespritzt werden kann. Diesen Zweck glaubt man hiedutch erreichen zu können.

(Fr.-Verz.)

Theater-Anzeige.

Samstag, 16. Nov. (Zum Erstenmale wiederholt): Der verwunschene Prinz, Schwank in 3 Aufzügen, von J. v. Plötz. Hierauf folgt (neu einstudirt): Das Geheimniß, Operette in 1 Act, aus dem Französ. von Herklots, Musik von Solié.

Montag, 18. Nov. (Zum Vortheil der Fräul. Lindner und zum Erstenmale): Der Glöckner von Notre-Dame, romantisches Drama in 6 Tableaux, nach dem Roman des Victor Hugo frei bearbeitet von Charl. Birch-Pfeiffer. — Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 318. Sonntag, den 17. November 1844.

Die Eroberung von Höchst.

(Historisch-romantische Erzählung aus der Vorzeit von Höchst. Von Gustav Fels.)

(Fortsetzung.)

4.

Die Braunschweiger hatten in Eile ein nothdürftiges Lager um die Stadt aufgeschlagen. Sie benutzten die wenigen Stunden, in denen das eherne Geschütz schwieg, dazu, daß sie sich an dem in der Umgegend geraubten Proviant gütlich thaten, und sprachen sehnsuchtsvoll von dem Augenblick, wo sie diese hartnäckige Stadt einnehmen und ihre unbändige Raub- und Mordlust befriedigen könnten. An der östlichen Seite der Stadt, dicht an dem Mainstrom, der ihre ganze südliche Seite beschützt, saßen vier bis fünf braunschweigische Krieger bei einem lustig flackernden Feuer. Einer, der das beneidenswerthe Amt des Kochs versah, drehte eine feiste Hammelskeule an dem schnurrenden Bratspieße herum. Sein durch einen struppigen Bart entstelltes Gesicht drückte einen heimlich pfiffigen Zug von List und Verschlagenheit aus, während grausamer, unersättlicher Blutdurst aus den Augen blitzte. Der ziemlich gebrauchte Hut, dessen Krämpe an der einen Seite aufgeschlagen war, verdeckte die Stirne gänzlich. Uebrigens achtete er wenig auf das lebhafte Gespräch seiner Kameraden, seine ganze Ausmerksamkeit war auf die schmackhafte Zubereitung der Hammelskeule gerichtet. Der ihm gegenüber hielt in der nervigen Faust ein langes Messer, das noch von dem unschuldigen Blute des armen Thieres triefte. Seine Züge waren gerade das Gegentheil von denen des Kochs. Sie sprachen tiefen innern Haß, kalte Verachtung aus, die sich auch in seinen Reden äußerte. Ein stolzer Blick und eine gewichtige, vielsagende Miene verliehen ihm fast einen natürlichen Anspruch auf Unterwerfung und Nachgeben in seinen Willen von Seiten seiner Kameraden. Diese gestatteten ihm auch stillschweigend einen gewissen Vorrang über sie, den er noch mehr durch die großsprecherischen, wunderbaren Erzählungen seiner Thaten in Holland unter Moriz von Oranien erhöhte.

Jetzt reichte ihm der Koch die duftende Keule, und steckte eine zweite an den Spieß. Jener schnitt mit dem scharfen, blutigen Messer einem Jeden seinen Antheil ab. Natürlich behielt er für sich das schönste und größte Stück. Der Koch lächelte schlau, wagte aber nichts dagegen einzuwenden, zumal er im Verhältniß zu den Andern sich nicht beschweren konnte.

„Laßt es Euch noch ein Mal gut schmecken," begann der Austheiler, den seine Kameraden scherzweise den Oranier nannten, weil er stets mit sehr großer Begeisterung von Moriz von Oranien sprach; „denn wer weiß, wer von uns diesen Abend in dieser verfluchten Stadt noch seine Mahlzeit hält. Es wird gut gehen. Oberst Kniphausen hat befohlen, bei dem Sturm keinem Bürger Pardon zu geben."

„Das ist Etwas für mich," fiel der Koch lebhaft ein, und die blutdürstigen Augen rollten wild in ihren Höhlen. „Ich werde mein Bestes dabei thun. Gescheuter wäre es übrigens noch, wenn wir keinen Hund, geschweige denn einen Menschen davon laufen ließen."

„Der Oberst hat auch den Befehl so gegeben, daß Niemand verschont werden soll. Unter uns gesagt," fuhr der Oranier heimlich thuend fort, „er ärgert sich ganz entsetzlich, daß diese Schurken da drinnen, ohne daß von unserer Seite noch ein Schuß fiel, ihm den Arm verschossen haben."

„Soll er ihm denn wirklich abgenommen werden?" fragte ein Anderer.

„Man redete anfangs davon, allein sein Arzt versichert, der Arm sey zwar für immer auf jeden Fall unbrauchbar, und müsse stets in einer Binde getragen werden, doch will ihn der Oberst nun ein Mal behalten. Noch furchtbarer ist er ergrimmt auf die Feinde, weil schon wenigstens hundert Mann von uns gefallen sind, während sie sicher hinter den festen Mauern stehen. Um nun größerem Verluste vorzubeugen . . . Nun, Rupert, ist das andere Stück bald gebraten? Ich bin sogleich mit dem meinigen fertig, und mein ausgehungerter Magen fordert ungestüm noch mehr. Das Feuer flackert doch hübsch, und Holz ist auch die Menge da. Spare nur kein Holz. Diese Nacht zünden wir wahrscheinlich ein Feuer an, das soll zehn Stunden weit in die Umgegend leuchten, und worin wir in einem Stück die gemästetsten Ochsen braten wollen. Ein herrlicher Schmaus! Daß es dabei nicht so trocken hergeht wie hier, dafür bürgt uns der wohlgefüllte Weinkeller des Mainzer Pfaffen. Gerade uns gegenüber sollen sich die delikatesten Weine befinden. Das giebt wieder ein Leben wie in Westphalen. So munter und vergnügt wie dort werden wir nirgends mehr seyn. Der Soldat war keinen Tag in Verlegenheit wegen Lebensmitteln. Geld, Essen und Trin-

ken in Ueberfluß. Die Bauern dort werden noch in zwanzig Jahren an Herzog Christians Heer denken."

„Was wolltet Ihr vorhin noch sagen? Ihr spracht davon, daß, um größerem Verluste vorzubeugen . . ."

„Ja, deßhalb hat der Oberst vorhin zum Herzog nach Oberursel einen Boten geschickt, der ihm die ganze Affaire melden und noch um einige Mannschaft bitten soll. Heute Abend wird alsdann gestürmt. Alles wird niedergehauen. Das Blut muß in den Straßen strömen, und wenn es an's Plündern geht — wir bleiben doch zusammen und theilen die Beute redlich, wie es braven Kameraden geziemt?" fragte der Oranier, indem er den Ton seiner Stimme änderte und Alle scharf anblickte.

„Ich bin es zufrieden," erwiederte der Koch.

„Ich auch!" riefen die Andern zugleich.

„Tod dem Hehler!" rief der alte Oranier wieder als Zeichen des Schwurs.

„Tod dem Hehler!" wiederholten die Andern und schwuren.

„So war es recht. Gerade so machten wir es auch in Holland," begann der Oranier wieder, indem er die noch halbrohe Hammelskeule zerlegte.

„Da theilten wir zum Dritten, und bei jeder Gelegenheit trugen wir die meiste Beute davon. Ich hatte stets ungeheure Summen Geldes bei mir."

„Wo habt Ihr sie denn hingebracht?" fragte einer spöttisch.

„Wie gewonnen, so zerronnen. Der Soldat macht sich nicht viel Sorgen um das Geld. Er schlägt es auch nicht hoch an, weil er es eigentlich nicht nöthig hat, und dann auch nie darum in Verlegenheit zu seyn braucht. Ja in Holland . . . Doch horcht, die Allarmtrommel schlägt. Auf! Zu den Waffen!" Rasch verzehrten sie noch das Fleisch und eilten in's Hauptquartier. Es war gute Nachricht von Oberursel angelangt; in zwei Stunden sollte die verlangte Hülfsmannschaft da seyn. Unterdessen möchte man fortfahren, die Stadt von allen Seiten zu beschießen. So lautete der Befehl, dem man jetzt überall nachzukommen suchte, und das Geschütz donnerte ärger denn zuvor.

(Fortsetzung folgt.)

Generalfeldzeugmeister Frhr. von Wacquant.

(Schluß.)

Der Besitz des Dorfes Aspern, in dem viele gemauerte Häuser, der mit einer starken Mauer umgebene Kirchhof, nebst den von den Franzosen schnell aufgeworfenen Schanzen und Gärten, eine kaum zu erobernde Position darboten, ward gleich im Beginn der Schlacht von beiden Heeren für den Punkt erkannt, der über das Loos des Tages entscheiden müsse; daher eben so große Anstrengungen der Angreifenden wie der Vertheidiger. „Man focht in jeder Gasse, in jedem Hause, in jeder Scheuer. Wagen, Pflüge, Eggen mußten unter unausgesetztem Feuer hinweggeräumt werden, um mit dem Feinde handgemein zu werden. Jede einzelne Mauer war ein Hinderniß für den Angreifenden und ein Schutz für den Vertheidiger. Der Kirchthurm, hohe Bäume, die Boden, die Keller mußten erobert werden, ehe man sich Meister des Orts nennen konnte, und doch war der Besitz immer nur von wenig Dauer; denn kaum hatte man sich einer Gasse, eines Hauses bemächtigt, so erstürmte der Feind ein anderes und zwang uns, das vorige zu verlassen. So dauerte das mörderische Gefecht mehrere Stunden; deutsche Bataillone wurden durch ungarische, und diese durch Wiener Freiwillige unterstützt; alle wetteiferten an Muth und Standhaftigkeit..... Endlich gelang es dem General Wacquant, den obern Theil des Dorfes zu gewinnen und sich die ganze Nacht zu behaupten!" So war es denn Wacquant, der diesen wichtigsten Entscheidungspunkt zuerst siegreich erstritten. Aber noch war der Kampf nicht geendet, er war vielmehr jetzt erst vom Feinde mit erneuerter Wuth begonnen. Schaaren folgten auf Schaaren, Regimenter folgten auf Regimenter, und zwangen endlich die Oesterreicher, den theuer erkauften und mit so hochherziger Tapferkeit erkämpften Besitz wieder aufzugeben. Eben warf der Feind zwölftausend Mann frische Truppen zur Vertheidigung in das Dorf, „da befahl der General der Cavallerie, Graf Bellegarde, dem General Wacquant, den Angriff mit dem Regimente Vogelsang zu erneuern, und das Dorf, es koste, was es wolle, zu nehmen!" Wacquant formirte das Regiment Vogelsang und ein paar Bataillone von Reuß-Plauen und Erzherzog Rainer, und bereitete sich zum Sturm. Aspern brannte lichterloh, und wie ein feuriges Meer röthete die Flamme weit umher das Schlachtfeld. In diesen Gluthpfuhl, aus dem ein mörderischer Kugelregen Tod und Verderben spie, führte Wacquant seine tapfere Infanterie. Die Trommeln wirbelten, mit gefälltem Bajonnet, lautlos, in ernster Todesverachtung rückten die Bataillone zum Sturm, voran der edle Führer den Weg der Ehre zeigend, und nach einem furchtbaren Kampfe ward das Dorf wieder genommen und die rauchenden Trümmer von den Oesterreichern behauptet. Neue, noch in der Nacht wiederholte Angriffe auf den Ort wurden von den siegreichen Truppen abgeschlagen. Auch mit dieser glänzenden Waffenthat war der Antheil Wacquants an dem Gewinn der Schlacht noch nicht erschöpft. Am folgengen Tag, an dem der Feind mit tiefen Infanterie- und Cavallerie-Colonnen, von einer zahlreichen Artillerie unterstützt, auf das Centrum vorrückte, und so von dort aus jede Unterstützung unmöglich machte, griffen seine Garden zugleich Aspern abermals, und zwar mit großer Uebermacht an. Die österreichischen Truppen, die es erobert und bis dahin vertheidigt hatten, waren im höchsten Grad erschöpft, und Stück- und Flintenmunition fing an zu mangeln. Da zog sich Wacquant fechtend in Ordnung bis auf den rückwärts gelegenen festen Kirchhof zurück. Kaum aber rückten vom Hiller'schen Corps entsendete Truppen zur Unterstützung herbei, so wurde, mit diesen vereint, von Wacquant ein neuer Sturm gewagt; noch einmal wurden die feindlichen Waffen in die Flucht geschlagen, noch einmal ward der rauchende Schutt von Aspern erobert, und von nun an nicht mehr verlassen!

Nach so rühmlichem Betragen konnte dem General Wacquant das Theresienkreuz nicht mehr entgehen. Im folgenden Jahr wurde er Inhaber des Infanterieregiments Nro. 62, früher Jellachich, und österreichischer Freiherr mit Namhaftmachung seiner Verdienste; 1811 Feldmarschalllieutenant; 1812 k. k. wirklicher Kämmerer. Als der Befreiungskrieg ausbrach, wurde er als Commissär im Hauptquartier der Allirten angestellt. Im Jahr 1815 finden wir ihn wieder bei der Blokade von Straßburg thätig. Die Gelegenheit, vorzügliche

Dienste zu leisten, fehlte ihm auch in diesen denkwürdigen Feldzügen nicht, eben so wenig als die Orden der meisten Souveraine, von denen wir nur das Commenthurkreuz des militärischen Max-Josephs-Ordens nennen wollen.

Hiermit enden die activen Dienste Wacquants im Felde; damit ist aber nur eine Seite seiner Wirksamkeit bezeichnet. Nicht minder bedeutend ist er bei Unterhandlungen der wichtigsten Art gewesen. So 1805 bei der Verhandlung des Waffenstillstands mit Bernadotte; bei der Demarcation in Budweis; 1807 bei der Uebernahme von Braunau; 1809 bei der von Salzburg und der oberösterreichischen Gränzregulirung; 1813 beim Rieder Vertrag; 1814 bei der Gränzregulirung zwischen Frankreich, Deutschland, der Schweiz und Savoyen, von der Mündung des Var bis zur Mosel. 1815 k. k. wirklicher Geheimerath, wurde er 1816 zur Gränzberichtigung mit Bayern bevollmächtigt, und schloß am 14. April den Vertrag von München.

Am 4. Sept. 1816 wurde er Gesandter in Kassel, 1821 Divisionär in Troppau und, als er zum Dienste in der Linie körperlich unfähig war, im Jahre 1828 zuerst dem Präsidenten des obersten Militärgerichtshofs beigegeben, dessen Stelle er 1833 erhielt; 1835 Feldzeugmeister und 1839 nach unermüdlichen Diensten als 85jähriger Greis endlich in wohlverdienten Ruhestand versetzt.

Neben seiner Tapferkeit, seinen tiefen und vielseitigen Kenntnissen, einer Ehrenhaftigkeit und Rechtlichkeit, die ein 90jähriges Leben überstrahlten, war Wacquant zugleich vom angenehmsten und liebenswürdigsten Umgange. Seine Höflichkeit war musterhaft und verläugnete sich in keinem Verhältnisse. Wacquant war zwei Mal vermählt; beide Frauen starben vor ihm, ohne Kinder zu hinterlassen. Außer seinem militärischen Grade besaß er vier österreichische und zwölf fremde Orden. (Allg. Z.)

Der Fall über den Schatten.

(Probe aus Berth. Auerbach's „Gevattersmann.“ *)

Von Mainz führt eine Schiffbrücke nach Castel, auf der man aber auch von Castel herüber nach Mainz gehen kann. Das thaten eines Abends zwei lustige Gesellen, der dicke Peter und der Schambetist (Johann Baptist), die etwas tief in's Glas geguckt hatten, d. h. immer in's volle, bis sie auf den Grund schauten. So oft sie einen frischen Schoppen im großen, gerippten Glas vor sich stehen hatten, sagte der dicke Peter: „Beiß ihm den Kopf ab.“ Das geschah. D'rauf wischte sich der Schambetist den Mund ab, und sagte: „Reiß ihm den Schwanz aus.“ Das geschah wieder, das Unthier war verschlungen, der große Schoppen war leer. Fröhlichen Muthes schlenderten endlich die beiden Zechbrüder dahin, denn das Trinken giebt dem Menschen auch eine Brüderschaft, wenn sie auch eben nicht lange dauert. Der Mond stand am Himmel und war voll, und es war, als ob er die Vollen da drunten auslachte, und ihnen einen Streich spielen wollte. Plötzlich bleibt der Schambetist stehen und ruft: „Halt! da ist ein Bord (so heißt man am Rhein ein Brett) herausgenommen, fall' nicht in den Rhein!“ Er machte nun einen tüchtigen Satz und springt glücklich hinüber, der Peter bleibt stille stehen, hebt bald den einen, bald den andern Fuß und hüpft endlich, so viel es sein dicker Bauch erlaubt, fällt aber nieder und schreit: „O weh! Bruder, zieh' mich heraus, ich lieg' im Rhein! Hilf!“ Der Schambetist hat ein mitleidig Herz, und fängt an, den Peter aufzuwinden; der liegt aber nicht im Rhein, sondern, so dick als er ist, auf der Brücke.

Als er endlich wieder auf den Beinen steht, gucken sich die Beiden an, und gucken wieder das ausgezogene Brett an. „Dunnerkeil,“ sagte der Schambetist, und tritt hart auf, „das ist ja gar kein ausgezogen Bord, das ist ja der Schatten vom Laternenpfahl.“ „Und ich habe mir doch meinen Fuß verstaucht,“ sagte der Peter, und hinkt davon.

Daraus ist zu sehen, daß man, wenn man seine fünf Sinne nicht bei einander hat, auch über ein eingebildetes Hinderniß, wie hier über einen Schatten, straucheln und sich beschädigen kann. Oder läßt sich noch etwas Anderes daraus entnehmen?

*) Eine vorzügliche Volksschrift für den Stadt- und Landbürger auf 1845. Karlsruhe, Verlag von Fr. Gutsch und Rupp. Zu haben bei Carl Körner in Frankfurt a. M.

Frankfurter Museum vom 25. Oct. und 8. Nov.

Die neuerdings wieder ausgesprochene Tendenz unseres Museums, hier nur Klassisches, Werthvolles zu geben, dort aufkeimende Talente zu ermuntern, hat in diesen beiden Sitzungen einen erfreulichen Anfang gezeigt. Das erste Museum, in die Feierzeit des Göthe'schen Inaugurationsfestes fallend, beschloß dieselbe auf eine in sich selbst abgerundete, Geist und Herz erhebende Weise, indem es Großartiges und Liebliches sinnig vereinigte und durch sämmtliche Nummern einen geistigen Rapport walten ließ. Es ist darüber in diesen Blättern bereits berichtet worden. Das Museum vom 8. Nov. gab Mendelssohns neueste Simphonie aus A und dessen beliebte Ouvertüre: Sommernachtstraum. An unserm Instrumentalfirmament prangen Beethoven und Mendelssohn schon lange Zeit als glän-

zende Dioskuren; mögen sie zuweilen mit mildem Sinn auch auf jüngere Componisten herabsehen und ihnen Eintritt gestatten, damit die oben ausgesprochene zweite Tendenz dieser Anstalt: „auch das Fünklein zu entflammen", nicht in Rückstand bleibe. „Das eigene Herz", ein gehaltvolles Gedicht von Grünig, wurde von Hrn. Reger mit der ihm eigenen Wahrheit und Rhetorik, „die Hypochondristin", eine leichte Modeblüthe, von Dem. Hausmann mit naivem Ausdruck vorgetragen, und statt unserer Capitain, die leider unpäßlich war, stand Fräul. Reuther ein, welche, von unserm wackern Hornisten Hrn. Grimm begleitet, Franz Lachner's berühmtes „Waldvöglein" mit großem Beifall sang. Besonderes Interesse erregten zwei Eleven Guhr's, Hr. Max Waldhauser und Hr. Craß, letzterer heute seinen Dies criticus beginnend. Der junge Waldhauser ist seit einem Jahr der artistischen Pflege Guhr's anvertraut und als Violin- und Clavierspieler schon in der verflossenen Saison öfter vorgeführt worden. Dabei besitzt er ein schönes Compositionstalent, versteht seine musikalische Grammatik und verräth überhaupt einen guten Geschmack. Es ist uns bekannt geworden, daß dieser hoffnungsvolle Knabe sich des uneigennützigsten Schutzes Guhr's erfreut und in dessen eigenem Hause wie ein Sohn erzogen wird. Ein um so achtungswerther Zug von Künstlerpietät, als sie bei den überhäuften Geschäften dieses so thätigen Direktors und Dirigenten nur mit Opfer verbunden seyn kann. Waldhauser spielte das berühmte Clavierconzert von Beethoven G dur mit correctem Mechanismus und mit mehr Intelligenz, als sich von seinem Alter erwarten ließ. Hr. Craß sang Beethoven's Adelaide mit weicher, angenehmer und für diesen Genre ganz geeigneten Stimme. Eine tiefere und geistige Auffassung des Gedichts und der Composition kann unmöglich von einem jungen Mann erwartet werden, der kaum fünf Monate lang singt. Dennoch liegt in diesem Organ und in der Art, es zu behandeln, jetzt schon die Aussicht auf eine hoffnungsvolle Zukunft und gerne geben wir hiermit dem angehenden Sänger dies ermunternde Zeugniß. Hr. Craß ist, wie wir vernehmen, ein Sohn des gesegneten Rheingaues und es war uns bisher noch unbekannt, daß der letztere, außer seinen gewürzreichen Trauben, auch schöne Tenorstimmen liefert.

***

Korrespondenz.

Vom Rhein, 31. Okt.

(Verspätet.)

Es sind nun schon Wochen vergangen, seit wir die zahllosen Schaaren frommer Pilger mit Kreuz und Fahne und Gesang zum heiligen Rock nach Trier hinpilgern sahen, und Rom hat seit lange nicht mehr so viele Waller nach seinem Petersdom gezählt. Den Vorwurf der religiösen Gleichgültigkeit kann man unserem Lande nicht machen, vielleicht eher den der Schwärmerei. Der Ort der innigsten Verehrung wurde auch, wie es zu erwarten stand, zum Ort der Wunder. Es wird aber nicht übel gedeutet werden, wenn wir, dem Beispiel der geistlichen Vorgesetzten folgend, für alle Wundergeschichten zur Vorsicht rathen. Wir denken, wo ein Arzt heilt, muß er ganz heilen, und man hat auch unter Wunderheilung unsers Wissens immer eine vollständige Genesung verstanden. Außer der Gräfin, sind Taubstumme, Blinde, Gelähmte geheilt worden. Wie sich die Gräfin jetzt befindet, wissen wir nicht; dieser Fall macht den Aerzten alle Ehre; die von ihnen in Aufnahme gebrachte Sehnendurchschneidung ist auch vom lieben Gott oder von der Natur hier, wie wir hoffen, mit glücklichem Erfolge, geübt worden. Daß auch Balletttänzern bei großer Anstrengung der betreffenden Muskeln die Sehne springen kann, ist bekannt. Wüßten wir nur etwas Näheres, etwas Genaues über die andern Fälle. Wie in dem ersten das Wunder ein Heilverfahren nachgeahmt hat, so könnte die Heilkunde in der Geschichte der andern Belehrung finden. Das Reich der Wunder ist uns so weit entrückt, daß wir alle Sinne schärfen, wenn sich eines unter uns begibt. Wer aber in solchen Wundern keine Prüfung zuläßt, von vorne herein eine höhere Einwirkung annimmt, die nicht auf natürlichem Wege, ja gegen die Gesetze der Natur erfolgt, von Dem sollte man doch erwarten, daß er sich einmal um die Gesetze der Natur bekümmert habe. Die Naturforscher standen aber von jeher im Verdacht des Unglaubens und die Wundersüchtigen verstehen unter Natur nicht viel mehr, als ein Land mit Gras und Bäumen. Die Unterschrift eines Arztes drückt dem Wunder aber auch noch nicht den heiligen Stempel auf; es gehört ein tiefer Blick in das Walten der Natur dazu, ehe wir zu dem Ausspruch berechtigt sind: das hat die Natur nicht zu wirken vermocht. Wo hört es denn auf, das große Wunder der Schöpfung? Es liegt eine so begeisternde Kraft in dem religiösen Gefühl, daß, wer in seinem eigenen Herzen noch nicht für Andacht kalt geworden ist, es nicht unerklärlich finden wird, daß ein inbrünstiges Gebet, die Berührung eines als heilig verehrten Gegenstandes durch die innerste Aufregung des Gefühls dem Sünder wie dem Kranken plötzlich zum Heile werden kann. Was man den Wirkungen des Schrecks, der Freude zugesteht, warum will man das der religiösen Erschütterung nicht zugeben, die in einem Gemüthe, wo sie tiefere Wurzel faßt, so alle Kräfte spannen, ja überspannen kann, daß sie zum Wahnsinn führt? In einer Stadt am Rhein . . ., aber exempla sunt odiosa. Wir ehren das Gefühl des schlichten Landmanns, der sich und seinem Weib das Bündel packt und hinter seinem Fähnlein singend hinzieht, das Gewand seines Heilands zu sehen und zu verehren. Der Mann thut ein gutes Werk und sein Glaube macht ihn selig. Aber die sentimentalen Schwärmer, denen alle Religion in einen Seufzer aufgeht, die nicht beten, um zu leben, sondern leben, um zu beten, die vornehmen Frömmler, denen das: „wir sind die Auserwählten" in jeder Miene geschrieben steht, die bedauern wir und zweifeln an ihrem Verdienste. Wenn ihr vor dem heiligen Rocke in Verzückung daliegt, schluchzet und weinet, am Tische des Herrn aber nur beten könnt, ehrt ihr denn das Kleid nicht mehr als Den, der's trug? Das zu viel Glauben hat mehr Unheil in der Welt angerichtet, als das zu wenig Glauben, denn es hat schneller eine Macht geworden; die Geistesarmen und die Geistesträgen drängen sich unter das Panier des Fanatismus, der immer das Himmelreich zum wohlfeilsten Preise ausbot. Die Hohenlohe'schen Wunder sind verschollen, des Schäfers zu Niederembt hat man sich zuletzt geschämt; wir zweifeln, ob es den trier'schen Wundern besser geht! Wie verlautet, arbeiten zwei der Bonner Professoren an einer historischen Kritik über die Aechtheit der Reliquie und ihrer Documente. Schon das Unternehmen wird Denen unverantwortlich erscheinen, die da sagen: kann es einen bessern Beweis vom ächten heiligen Rocke geben, als den, daß er Wunder wirkt! Wir aber sagen, wenn es sich erweisen sollte, daß es der ächte Rock nicht ist, wie müßt ihr euch eures Wunderglaubens schämen, wie wollt ihr ihn vor Gott verantworten?

Theater-Anzeige.

Samstag, 16. Nov. (Zum Erstenmale wiederholt): Der verwunschene Prinz, Schwank in 3 Aufzügen, von J. v. Plötz. Hierauf folgt (neu einstudirt): Das Geheimniß, Operette in 1 Act, aus dem Französ. von Herklots, Musik von Solié.

Sonntag, 17. Nov. (Neu einstudirt): Zampa, oder: die Marmorbraut, große romantische Oper in 3 Abtheil., Musik von Herold.

Montag, 18. Nov. (Zum Vortheil der Fräul. Lindner und zum Erstenmale): Der Glöckner von Notre-Dame, romantisches Drama in 6 Tableaux, nach dem Roman des Victor Hugo frei bearbeitet von Charl. Birch-Pfeiffer. — Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

// Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 319. Montag, den 18. November 1844.

Die Eroberung von Höchst.

(Historisch-romantische Erzählung aus der Vorzeit von Höchst.

Von Gustav Feli.)

(Fortsetzung.)

5.

Es mochte ungefähr um die dritte Stunde des Nachmittags seyn, als ein reges Leben und Treiben auf den wimmelnden Straßen von Höchst herrschte. Alles strömte dem Mainthore zu. Vor zwei Stunden hatte der Stadtschultheiß den Befehl gegeben, sämmtliche Weiber und Kinder, so wie überhaupt die kampfunfähigen Personen über den Main zu schaffen, damit sie sich, im Falle der Ausgang ein unglücklicher werden sollte, nach Frankfurt oder nach Mainz retteten. Am Mainthor hatten die Schiffer und Fischer vollauf zu thun. Eine gewaltige Menschenmasse drängte sich hier. Jeder wollte zuerst übergesetzt seyn; Jeder sich zuerst der sicheren Hoffnung der Rettung freuen. Wie viele und mannichfaltige Scenen des Abschieds zeigten sich da! Hier hob ein noch junger Mann sein eben so junges Weib in den vom jenseitigen Ufer wieder zurückgekehrten Nachen. Schwer mochte ihnen der Abschied fallen. Der zärtliche Gatte schien sich gar nicht von dem geliebten Weibe und dem theuren Säugling an ihrer Brust trennen zu können. Bald bedeckte er diesen, bald jene mit unzähligen heißen Küssen. Ihre Ehe dauerte erst ein Jahr, und sie liebten sich noch mit der ganzen Macht ihrer ersten Liebe.

„Anton, ich steige wieder aus, ich werde Dich nicht verlassen," stammelte endlich schluchzend das arme Weib.

„Willst Du, daß ich meineidig werden soll gegen Gott und meine Vaterstadt? Haben wir es nicht dem Stadtschultheißen gelobt, unsere Stadt so lange als möglich zu vertheidigen?" erwiederte vorwurfsvoll der Gatte.

„Entweder ich folge Dir oder Du mir!" sprach sie beherzt und kraftvoll.

„Nun, ich folge Dir," antwortete Anton, „Du magst es verantworten," und damit schwang er sich rasch und scheu in den Nachen. Einige andere Personen stiegen noch ein, und der Kahn stieß vom Land. Da gewahrten mehrere Bürger am Ufer den Treulosen. Von allen Seiten erscholl der Ruf: „Der Kilber ist meineidig geworden," und in Zorneswuth riefen sie dem Schiffer zu: „Stoßt ihn in's Wasser!" Die Schande konnte der junge Mann nicht ertragen. In wilder Hast küßte er noch ein Mal seine Frau und sein Kind und stürzte sich freiwillig in's Wasser. Seine Gattin wäre ihm gefolgt, hätten nicht die Umstehenden sie zu guter Zeit erfaßt und zurückgehalten.

Mit gewaltiger Anstrengung theilte Kilber die Wogen, und kam bald an's Ufer zum großen Erstaunen seiner Mitbürger.

„Ich danke euch herzlich, meine Freunde," wandte er sich zu diesen, „daß ihr mich noch zur rechten Zeit an meine Pflicht erinnert habt. Ich bin euer, und werde es stets bleiben. Mein künftiges Betragen soll euch beweisen, daß ich mein Vergehen bereue." Dann entfernte er sich schnell und eilte an den gefährlichsten Posten, um seine Schuld gegen die Vaterstadt mit seinem Blute abzuwaschen. Einige Stunden später hatte eine feindliche Kugel ihn wieder mit seiner Vaterstadt versöhnt. —

Dort gab ein dem Grabe naher Greis, der sich auch noch nach langem Zaudern zur Flucht entschlossen hatte, dem einzigen Sohn den letzten väterlichen Segen, der ihn dem Tode für die Vaterstadt weihte. Ueberall traurige und mitleidsvolle Scenen eines herben und vielleicht ewigen Abschieds. —

Nach dem Verlaufe von beinahe zwei Stunden waren Alle wohlbehalten an dem jenseitigen Ufer angekommen, von wo sie ihren Weg theils nach Frankfurt, theils nach Mainz nahmen. Aber auch sehr viele Matronen, Greise und treue Gattinnen hatten es nicht über sich gewinnen können, die Stadt zu verlassen, und blieben, trotz allen Gegenvorstellungen, hartnäckig da. Um vier Uhr, während die heiße Julisonne mit verzehrender Gluth brannte, traf die braunschweigische Hülfsmannschaft aus dem Hauptquartier von Oberursel im Lager vor Höchst ein, und wurde mit dem freudigsten Enthusiasmus begrüßt und bewillkommt. Es war ein stattlicher Haufen. Bei dem ersten Sturm mußte die Stadt genommen werden, wenn man dazu rechnet, daß die Bürger schon den ganzen Tag, nur mit kurzer Unterbrechung, im Feuer standen. Doch auch jetzt zeigten sie sich nicht lässig, sondern feuerten unaufhörlich und tapfer in das feindliche Lager. Die von Oberursel her Eingetroffenen machten indeß einige Stunden Rast, bis gegen Sonnenuntergang, wo der Sturm beginnen sollte.

Endlich um sieben Uhr, nachdem die drückende Hitze des Tages einer angenehmen erfrischenden Kühle gewichen war, rückten alle Feinde aus dem Lager, und zogen im Sturm-

stattfinden, wenn hierzu eine ausdrückliche Erlaubniß von uns (gr. Oberschulrath) eingeholt worden ist." Ob nun dieses ein Verbot sey, möge jeder Leser selbst beurtheilen. Was die Uebernahme der Bürgermeistereischreiberstelle betrifft, so ist diese in genannter Verfügung allerdings den Schullehrern nicht gestattet. Denselben kann aber auf ihr Nachsuchen erlaubt werden, dem Bürgermeister in den Freistunden schriftliche Ausfertigung zu besorgen. Diese Bestimmung ändert aber in der Sache nichts. Bürgermeistereischreiber haben bei uns keine amtliche Qualität, und die Schullehrer haben bisher als Schreiber der Bürgermeister nichts Anders gethan, als was sie nach der genannten Verfügung, jetzt jedoch mit Erlaubniß der Schulbehörde, noch thun dürfen. — Wenn aber der Einsender des Artikels aus Starkenburg sich dem Verfasser des Aufsatzes in der Didaskalia vom 2. Sept. zu besonderm Danke verpflichtet glaubt, weil dieser diese hochwichtige Sache angeregt und zur Entscheidung gebracht habe, so ist er sehr im Irrthum. Jener Artikel konnte auf die am 11. Sept. erschienene Verfügung nicht mehr den mindesten Einfluß haben, noch viel weniger dieselbe hervorrufen. Wir wollen gewissen Leuten und auch dem Hrn. Einsender jenes Artikels gern seine Freude über dieses Ereigniß gönnen, möchten diesen aber bitten, künftig sich über den Gegenstand seiner Berichte vorher besser zu unterrichten, damit er nicht wieder in den Fall komme, Unwahrheiten in die Welt zu schicken.

Mainz, 15. Nov.

Eine ganz einfache Anzeige in der Mainzer Zeitung setzte die Mitglieder des Vereins zur Unterstützung und Beaufsichtigung der aus den großh. hess. Landes- und Provinzialstrafanstalten Entlassenen in Kenntniß, daß am 11. Nov. hier im Regierungspalaste eine Generalversammlung stattfinden sollte. Diese Anzeige wurde so wenig bekannt, daß viele Vereinsmitglieder von hier und der nächsten Umgegend gar nichts davon erfuhren und andere, die darauf aufmerksam gemacht wurden oder sie lasen, sich ohne besondere Einladung nicht dazu berufen glaubten. Und doch wäre ein recht zahlreicher Besuch erwünscht gewesen, damit die Resultate, die sonst nicht bekannt werden, von den Mitgliedern vernommen und ihr Eifer für den Verein dadurch erhöht worden wäre, da man schon hie und da die Aeußerung vernimmt, sich streichen zu lassen, indem man über den Erfolg der Wirksamkeit des Vereins nichts höre. Daß ein solcher Verein bei den stets überhand nehmenden drückenden Verhältnissen der unbemittelten Klasse und den daraus sich mehrenden strafbaren Handlungen eine Nothwendigkeit ist, die Jedem einleuchtet, der gehörig über die Zwecke der Gesellschaft aufgeklärt wird; daß bei den so gering gestellten jährlichen Beiträgen eine zahlreiche Theilnahme stattfinden muß, wenn etwas Ersprießliches erwirkt werden soll, das hätte zu der größtmöglichen Betheiligung des Publikums anregen sollen; es wäre daher erwünscht gewesen, wenn man die Generalversammlung in einem großen Lokale gehalten, wenn man auch Personen, die gegenwärtig noch nicht Mitglieder sind, den Zutritt gestattet hätte. In diesem Falle wäre man auch im Stande, über die Resultate, die in der Generalversammlung vorgetragen wurden und die der Berichterstatter eines hiesigen Blattes befriedigender findet, als man hätte erwarten sollen, etwas Näheres zu sagen. — Nach beendigter Generalversammlung fand ein Mittagessen im „Europäischen Hofe" statt, dem der Präsident des Vereins, Hr. Geheimerath v. Kuder von Darmstadt, der hiesige Regierungspräsident Hr. v. Lichtenberg, der Bürgermeister Hr. Nack, der Superintendent Hr. Nonnweiler und ohngefähr 50 Vereinsmitglieder beiwohnten.

Von der Lahn, im Nov.

Eine beachtungswerthe Verbesserung in der Oelbeleuchtung.

Unter den wichtigen Erfindungen unserer Tage verdient auch diejenige der „unverbrennlichen Lampendochte" einer öffentlichen Erwähnung, von welcher wir, als aus unserer Gegend hervorgegangen, vorläufig, auf den Grund der strengsten Prüfung eines sachverständigen Gelehrten, nur Einiges hier mitzutheilen uns veranlaßt finden, so weit wir nämlich davon unterrichtet sind. — Diese Lampendochte sollen wirklich ganz unverbrennlich seyn und bei einer sich ganz gleichbleibenden hellen, dem Auge wohlthuenden Flamme des Putzens alle 5 bis 8 Tage nur in so weit bedürfen, als hier blos von der Wegnahme des Kohlenstoffs die Rede ist, welcher sich durch das verbrennende Oel ansetzt, jedoch mit leichter Mühe abgenommen wird, ohne den Docht im geringsten zu verkürzen. Gerade dieser letztere Umstand ist es aber, welcher unserer hier erwähnten Erfindung einen bedeutenden Vorzug gibt, indem sich hieran alle bisherigen, so vielfach angestellten Versuche illusorisch erwiesen haben. Da nun auch der Gebrauch dieser Dochte auf alle Arten von Lampen Anwendung finden soll, wodurch allerdings schon mehr geschehen ist, als wir als erste Anforderung kaum zu begehren gewagt haben würden, so erscheint der Gegenstand wohl beachtungswerth und muß den Wunsch abnöthigen, daß die fragliche Erfindung nicht länger geheim, sondern zum allgemeinen Nutzen veröffentlicht werde; denn das öftere Putzen der Baumwollendochte, welches Geschäft durch das Verkohlen derselben eben so durchaus unvermeidlich als schmutzig ist, fällt bei jenen unverbrennlichen gänzlich weg, weil ein solcher Docht, wenn er einmal eingesetzt ist, des zweiten nicht wieder bedarf.

An Ludwig Döbler, bei seiner Anwesenheit in Darmstadt.

Am 11. November 1844.

Zaub'rer von dem Donaustrande,
Pilgernd durch Europens Lande,
Froh begrüßet sey auch hier;
Daß Du Licht mit Blitzesschnelle
Zauberst auf die dunkle Stelle,
Ein Symbol sey's uns und Dir.

Nacht und Licht! Sie müssen walten;
Ringen müssen die Gestalten
Sich aus Nacht zum Licht empor;
Nur das Licht ist ew'ge Wahrheit;
Magus, dies der Welt zur Klarheit
Zaubert Deine Kunst hervor!

Zaub'rer von dem Donaustrande,
Uebe froh durch alle Lande
Das Geheimniß der Magie;
Zaub're Licht mit Blitzesschnelle
Fort auf jede dunkle Stelle; —
Und auch Dein Licht — lösche nie!

Theater-Anzeige.

Sonntag, 17. Nov. (Neu einstudirt): Zampa, oder: die Marmorbraut, große romantische Oper in 3 Abtheil., Musik von Herold.

Montag, 18. Nov. (Zum Vortheil der Fräul. Lindner und zum Erstenmale): Der Glöckner von Notre-Dame, romantisches Drama in 6 Tableaux, nach dem Roman des Victor Hugo frei bearbeitet von Charl. Birch-Pfeiffer. — Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 320. Dienstag, den 19. November 1844.

Die Eroberung von Höchst.

(Historisch-romantische Erzählung aus der Vorzeit von Höchst.
Von Gustav Fels.)

(Fortsetzung.)

Die Sonne war schon längst hinter die Berge gesunken, und schwarze unheildrohende Gewitterwolken, die durch die Hitze des Tages erzeugt worden waren, standen am Himmel. Das matte Licht des Mondes beleuchtete nur dürftig die verschiedenen Gestalten, welche vor dem Thore ungeduldig seiner Eröffnung harrten. Es war Oberst Kniphausen mit seinen Offizieren und dem ganzen Heere, das zum Theil ein breites Spalier bildete, um die, wie sie glaubten, bedeutende Anzahl Truppen hindurchzulassen. Endlich knarrten die schweren Angeln des Thores, die Zugbrücke ward niedergelassen, und heraus marschirten — sechzehn Soldaten, mit einem Tambour an der Spitze.

Da hätte man die getäuschte Hoffnung und die kaum verhaltene Wuth auf allen Gesichtern sehen sollen, als Kniphausen auf die Frage: „Wie viel Mann Soldaten lagen in der Stadt?“ die Antwort erhielt: „vier und zwanzig.“ Rache schnaubend und zornig wandte er sich zu seinen Begleitern und rief mit grollender Miene: „Das sollen mir die Bürger büßen!“ Also Bürger waren es, noch nicht ein Mal kriegs- und kampfgerechte Soldaten, die ein solches Heer, wie das seinige, so in Verlegenheit setzen, die sein siegreiches Heer von der steten Ruhmesbahn abbringen konnten! Das ertrug sein ungemessener Stolz nicht länger. „Kein Pardon den Einwohnern und freie Plünderung den Soldaten“, ließ er durch die Offiziere bekannt machen.

In einem Nu durchlief der erwünschte Befehl alle Glieder, und erfüllte die blut- und raubgierigen Horden mit der trunkensten Begeisterung. Kniphausen, an der Spitze des Heeres, zog nun in Höchst ein. Ein wildes Freudengeschrei ertönte durch die gewitterschwangeren Lüfte. Die Soldaten staunten sehr, Alles so öde und leer zu finden, und schon waren sie geneigt, zu glauben, die Einwohner seyen alle gefallen, oder die wenigen, die noch übrig geblieben wären, hätten sich durch die Flucht ihrer Rache entzogen. Doch leider! wurden sie nur zu bald von dem Gegentheil überzeugt. Kaum waren sie hundert Schritte vom Thor entfernt, als sich mehrere Gruppen Bürger an den Straßenecken blicken ließen.

Laut frohlockend stürzten die erbitterten Feinde aus den Reihen und metzelten ohne Barmherzigkeit fast alle nieder; nur wenige entkamen. Diese eilten in den andern Straßen umher, und verkündeten laut, welcher Treulosigkeit sich die Braunschweiger schuldig gemacht. Da wußte Jeder, was er noch zu hoffen hatte. Alle schlugen den noch einzigen Rettungsweg, der ihnen übrig geblieben war, ein, nämlich über den Main zu setzen, und wie die früheren nach Mainz oder Frankfurt zu fliehen. Allein nur einer geringen Anzahl gelang die kühne Flucht. Wer nicht gerade unter den ersten war, den traf das unerbittliche Schwert der Barbaren. Auch dem Stadtschultheißen, der sich noch auf dem Rathhause befand, kam die trostlose Nachricht zu Ohren. Anfangs hatte er die Absicht, sich geradezu den treulosen Schaaren entgegenzustellen und ihnen ihren schändlichen Verrath und gottlosen Eidbruch vorzuhalten. Allein bald erkannte er das Unnütze und Gefährliche dieses Planes. Und doch! Vielleicht würde er es noch gethan haben, hätte nicht den bekümmerten Vater die zärtliche Sorge für das Heil seiner Tochter bewogen, davon abzustehen. Auf den Fittichen der Angst und der bangen Hoffnung flog er durch eine Nebenstraße in sein Haus. Hier fand er Ludwig und Marie in trauliches Gespräch versenkt. Beide waren unendlich froh, die Gefahren und Kümmernisse der Belagerung nun glücklich überstanden zu haben. Sie sprachen in dem seligen Vorgefühl der baldigen Vereinigung von ihrem bevorstehenden Glück. Aber es endete mit einem Male die Botschaft des Alten diese selbstgefälligen Illusionen und stürzte sie in das um so stärkere Extrem. Sie standen wie vernichtet da, und schauten sich wechselweise mit hoffnungslosen Blicken ängstlich forschend an.

„Wohlan, ihr Kinder,“ begann der Stadtschultheiß, „rüstet euch zur Abreise! Wir wollen an den Main eilen, der Philipp Rau erwartet uns schon daselbst. Du, Marie, vergiß meinen Mantel nicht; er wird uns gute Dienste leisten diese Nacht.“

„Wo ist mein Vater?“ fragte Ludwig besorgt.

„Er ist bereits am Main, vielleicht ist er jetzt schon gerettet und auf dem Weg zu Deiner Mutter. Aber eilet euch, meine Kinder, jede Minute ist entscheidend.“

Damit ging Böler auf sein Zimmer, und kehrte nach einigen Minuten mit Geld und Kleinodien zurück.

Sie verließen jetzt das Haus und richteten ihre Schritte dem Maine zu. Marie hatte, um nicht erkannt zu werden,

sich in den faltigen Mantel ihres Vaters eingehüllt. Kaum waren sie am Ende der Straße, als ihnen schon vom Maine und vom Unterthor her eine Abtheilung Braunschweiger entgegen kam. Was war zu machen? Zurück zu eilen? Dann wären sie vielleicht einer anderen Abtheilung in die Hände gerathen. Voran zu schreiten? Dieses wäre tollkühn gewesen. Einen Augenblick waren sie unschlüssig, welchen Weg sie einschlagen sollten.

„Wie wäre es," fragte Ludwig, „wenn wir schnell hier in die Ankaube einträten? Nachher, wenn sie sich entfernt haben, setzen wir unsern Weg fort."

„Ja, mein Sohn, das wird das Beste seyn," erwiederte Böler.

Die Ankaube ist ein langer, nicht sehr breiter Kanal, der dazu dient, den Schmutz und das Wasser, das sich bei starken Regengüssen in der Straße sammelt, in den Burggraben abzuleiten, damit es von da in den Main abfließen kann. Sie ist ungefähr so hoch, daß ein Mann darin bequem aufrecht stehen kann, und hat eine Länge von beinahe 25 Schritten. Dahin flüchteten sich die Drei. Kaum glaubten sie sich einige Minuten geborgen, als sie lautes Gespräch über ihren Häuptern vernahmen. Sie lauschten aufmerksam und hörten Folgendes:

„Warst Du denn am Fluß?" fragte der Eine.

„Ja gewiß," versetzte der Andere, „es ist kein einziges Fahrzeug mehr da. Das letzte, was am längsten zögerte, haben wir in Grund geschossen. Mit Mühe nur entkam der verwünschte Schiffer an das andere Ufer, wiewohl ihm unsere Kugeln eine schöne Musik mögen um die Ohren gespielt haben."

„Wo seyd ihr gewesen? Habt ihr viele Beute gefunden?" fragte der Erstere wieder, in dem wir den Oranier erkennen.

„Ich habe dort oben, an der zweiten Straße von hier rechts, das Eckhaus durchstöbert und herrliche Sachen erwischt. Seht nur ein Mal!"

„Das glänzt und flimmert ja wie frisches Gepräge. Bewahre es nur sorgfältig auf. Morgen früh wollen wir theilen, sobald der erste Sonnenstrahl uns sein Licht dazu leiht."

(Fortsetzung folgt.)

Die Fabrikanten und die Fabrikarbeiter.

Unter diesem Titel hat ein geachteter Geschäftsmann, Hr. Gustav Dörfling in Chemnitz, eine kleine Brochüre herausgegeben, die wenig bekannt geworden und nicht in den Buchhandel gekommen ist. Da ihr Inhalt zur Erörterung einer der wichtigsten Tagesfragen beizutragen geeignet ist, so halten wir es im Interesse unserer Leser, dieselbe hier folgen zu lassen, damit man prüfe und das Beste behalte.

Wir dürfen kaum zehn Jahre zurückdenken — sagt der Verfasser —, so finden wir die meisten Zeitungen in Deutschland noch sehr dürftig ausgestattet, und lediglich darauf gerichtet, die gewöhnlichen Tagesneuigkeiten unter scharfer Censur mitzutheilen, und sehen sie selten oder gar nicht in die Hauptmasse des Volkes belehrend eindringen. Seit jener Zeit aber, und dies bezeichnen wir als einen wesentlichen Fortschritt, hat man den Inhalt der schon lang bestehenden Blätter vermehrt, und beschränkt sich nicht allein auf Mittheilung des Vorgefallenen, sondern man beschäftigt sich auch mit Betrachtungen der jetzigen Zustände, und viele neue Tagesschriften entstanden, die entweder für einzelne Parteien die Vertheidigung eines besondern Interesses übernahmen, oder die, ihrem eigentlichen Vorhaben gemäß, der Volksaufklärung dienen wollen. So weit entfernt nun, wie diese Einleitung von unserer Ueberschrift scheint, so steht sie doch unmittelbar mit Allem in Zusammenhang, was in den nachfolgenden Zeilen gesagt seyn wird. Die nähere Beleuchtung der gegenwärtigen gesellschaftlichen Zustände hat nämlich hauptsächlich dahin geführt, daß man die unvollkommene Lage der untern Volksklassen aufdeckte, und auf Mittel sann, dieselbe zu verbessern. Alle Blätter haben wohl ihre Spalten mehr oder weniger solchem Austausch der Ansichten geöffnet, und es sey dies dankend und ehrend erkannt, denn welcher bessere und einsichtsvollere Mensch wird nicht mit Freude die Gelegenheit ergriffen sehen, dem leidenden Bruder zu helfen, und wer würde verkennen, daß die öffentliche Unterredung über unläugbare Mängel nicht schon ein Schritt zu deren Beseitigung sey!

Allein je mehr wirkliche Liebe für das wahre Wohl unserer Mitmenschen in uns wohnt, und je mehr wir die Beseitigung von allem den Menschen geistig Niederdrückendem wünschen, um so größer ist das Verlangen, kein entstelltes Bild der verschiedenen Lagen des Daseyns zu erblicken; sondern die Wahrheit gründlich zu kennen, aus welcher allein eine wahre Besserung, „so weit sie durch menschliche Leistungen möglich ist", entspringen kann. Aber in dieser Hinsicht ließen die Mittheilungen in den Zeitungen über die Lage der armen Volksklassen meistentheils zu wünschen übrig, denn sie waren und sind großentheils nicht vorurtheilsfrei geschrieben, und scheinen ganz von dem Gesichtspunkte abzugehen, der doch in jeder Aeußerung des unerforschlichen Willens der Vorsehung abzunehmen ist, daß nämlich die Güter der Erde nicht gleich vertheilt seyn können, daß es immer arme und reiche Menschen geben wird und gegeben hat, und daß dieser Zustand nicht ein Akt der menschlichen Schöpfung, sondern ein Grundprinzip der Natur ist.

Wer könnte es läugnen, daß viel Noth unter den Armen herrscht, das heißt offenbar Noth um Brod, und daß sich diese zeitweise sichtlich ausspricht. Wir finden diese Noth in so manchem Dorf in unsern deutschen Gauen, in welchem keine Fabrikation betrieben wird, häufiger vielleicht, aber gewiß vorübergehender finden wir dieselbe unter den Fabriksarbeitern. Aber dieser Zustand der Betheiligkeiten ist in vieler Hinsicht ein leider unabwendbarer, und hier führt uns das Thema auf die argen Beschuldigungen, die man überall und immer wieder gegen Diejenigen ausspricht, die man im steten äußern Zusammenhang mit jener Klasse von Leuten sieht, welche man so häufig, aber irrthümlich, als die unglücklichste im Volke bezeichnet. Es sind hierdurch die Fabrikanten, die viel verfolgten, immer wieder geschmähten Fabrikanten, die man allgemein als die Hebel des Nothstandes unter den Fabriksarbeitern ansieht, gemeint. Wir wollen hier keine Vertheidigung derselben schreiben, es soll keine Schuld, die sie trifft, von ihnen abgewälzt, es soll in diesen Zeilen nur dargethan werden, daß die Fabrikanten im Ganzen so wenig Schuld haben an dem allgemeinen Nothstand, wenn er da ist, oder dem partiellen, wo er existirt, als jeder andere nicht fabrizirende Staatsbürger um die Noth der Armen seiner Stadt hat, und

daß man in den Eingeweiden des eignen Staatslebens wühlt, wenn man glaubt, durch die Entfernung und Verwünschung der Fabrikanten ein Rettungsmittel gegen das „Proletariat" gefunden zu haben.

Man muß hierbei auf die Entstehung der eigentlichen Fabrik-Industrie selbst zurückkommen, und diese möchten wir von jener Zeit ableiten, in welcher in England das Maschinen-Spinnen erfunden wurde. Damals fing man in diesem Lande zuerst an, geschlossene Werkstätten zu bilden, in welchen ungewöhnliche Mengen von Menschen zu gleichem Zweck versammelt wurden, um mittelst Maschinen das zu ersetzen, was früher einzelner Menschen Hände unvollkommen geleistet hatten. Ehre dem Geiste, der den Grund zu der ersten englischen Spinn-Maschine gelegt hat, Ehre ihm, der hierdurch die Bahn gebrochen hat, den Menschen nach und nach frei und unabhängig zu machen. In der ersten Spinn-Maschine liegt der Keim zu Englands Größe, zur Freiheit seiner Institutionen, zu seinem Reichthum, zu seiner Macht, und wir glauben wohl, auch der Keim zu einer freieren Lebensanschauung in Deutschland selbst!

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Es dürfte interessant seyn, hier eine Zusammenstellung des Ergebnisses der kölnischen Dampfschifffahrt in den verschiedenen Jahren seit ihrem Bestehen zu geben:

Jahr.	Reisende.	Centner Waaren.
1827	18,624	57,135
1828	33,352	83,292
1829	42,942	142,452
1830	52,580	181,442
1831	60,105	180,321
1832	71,572	103,996
1833	97,971	213,912
1834	114,003	137,163
1835	113,447	181,075
1836	136,961	151,503
1837	153,381	202,158
1838	211,391	201,949
1839	323,903	207,183
1840 *)	460,946	259,797
1842	567,809	265,204
1843	618,888	364,295

(München, 7. Nov.) Nach dem Rechenschaftsbericht des Unterstützungs-Vereins für israelitische Ackerbau- und Handwerks-Lehrlinge in Bayern widmen sich in diesem Reiche, welches eine Gesammtzahl von 61,000 Juden zählt, schon 4813 den Handwerken und 1216 dem Feldbau.

(Berlin.) Gegen den Gubitz'schen Volkskalender ist ein besonderer Bannspruch an Geistliche vertheilt worden; so erzählt man sich hier wenigstens allenthalben und es wird glaubhaft durch verschiedene Warnungen vor dem Ankauf dieses Volksbuchs in ultramontanen Blättern.

*) Vom Jahr 1841 fehlen uns die Angaben.

In der Trinkhalle zu Baden-Baden stürzte am 6. Nov. ein dortiger Einwohner von dem zum Behuf der Freskomalereien errichteten Gerüste herab, trug jedoch zum Glück keine lebensgefährlichen Verletzungen davon. Die zwölf Fuß hohe Treppe lös'te sich vom Gerüst ab, an welchem sie nur durch zwei Handbohrer befestigt war! Und auf dieser Treppe ist der Maler Götzenberger den ganzen Sommer täglich mehrmals auf- und abgestiegen, und von zahlreichen Freunden besucht worden; auch der Großherzog und seine Familie befanden sich mehrmals dort.

An Johannes Ronge.

Vorüber sind die alten finstern Zeiten,
Wo spärlich nur der Sonne mildes Licht,
Von Wahn umnachtet und von blut'gen Streiten,
In matten Strahlen durch die Wolken bricht
Und mehr und mehr tritt sie hervor in Klarheit
Und siegender erscheint im Kampf die Wahrheit.

Doch oft muß sie dem Blödsinn noch erliegen,
Der wie ein dichter Nebel sie umhüllt,
Die finstern Mächte, welche sie bekriegen,
Sie deckt des Vorurtheiles ehr'ner Schild,
Sie schützen, daß kein Frevler sie verletze,
Veraltete, doch heilige Gesetze.

Nicht Jeder wagt's, dagegen anzukämpfen,
Dem fehlt der Muth und Jenem fehlt die Kraft,
Die Gegner wissen keck die Gluth zu dämpfen,
Wenn leuchtend sie der Fessel sich entrafft.
Schon Mancher, der für Licht und Recht gestritten,
Hat in des Kerkers Nacht dafür gelitten.

Dich schreckten nicht die drohenden Gefahren,
Du sprachst ein kühnes, aber wahres Wort,
Und, laut gepriesen von der Völker Schaaren,
Trug es der Widerhall des Beifalls fort,
Nicht spurlos wird's im weiten Raum verhallen,
Ob's Vielen auch in ihrem Wahn mißfallen.

Hab' Dank dafür! Nie soll man blöde schweigen,
Wo die Vernunft zu reden uns gebeut,
Dem Aberwitz muß man die Stirne zeigen,
Wenn er ihr Hohn zu sprechen sich nicht scheut.
Dem wahren Glauben Preis und Lob und Ehre,
Dem Aberglauben Trotz und kräft'ge Wehre.

Wie ward, was eine Quelle reiner Seligkeiten,
Was uns zum Heil nur schenkte Gottessohn,
So oft entweiht durch eil'le Zwistigkeiten,
Mißbraucht zu nied'rem Zweck die Religion;
In mild'rer Form, doch immer zeigt sich wieder
Die alte, blutgesäugte Zwietrachts-Hyder.

O möchte bald die schöne Zeit erscheinen,
Wo man im Geist und in der Wahrheit lehrt,
Wo sich die Christen alle liebend einen
Und sie kein Haß und Meinungsstreit entehrt,
Dann wird des Heilands Wort, es wird sein Willen
An uns sich ganz und segensreich erfüllen.

Offenbach. J. Pirazzi.

Korrespondenz.

Leipzig, 12. Nov.

Das Schillerfest, worauf man in diesem Jahre besonders gespannt war, ist nun vorüber und ich könnte grade nicht behaupten, daß es allen Erwartungen entsprochen hat. Man glaubte, ein gewisses Rivalitätsgefühl gegen Frankfurt a. M., das, wie mehrere Blätter zu verbreiten sich bemühten, die Goethefeier nicht würdig begangen hätte, würde die Einwohner unserer Stadt zu einer allgemeineren Theilnahme anregen. Dies wurde auch in einigen hiesigen Zeitungen ausgesprochen und gleichzeitig bekannt gemacht, daß bei dem bevorstehenden Feste zugleich die versäumte Feier der Errichtung der Goethestatue nachgeholt werden sollte. Allein der Erfolg war nicht der, den man erwartete, die Theilnahme nicht im geringsten größer, ja, erwägt man die Verhältnisse, so läßt sich's wohl sagen, geringer als im vorigen Jahre. Daß das Schauspielhaus bei der Vorfeier so außerordentlich gefüllt war, dazu hatte wohl die Begeisterung für Schiller am wenigsten beigetragen, vielmehr der Umstand, daß diese Vorfeier an einem Sonntage stattfand, an welchem Tage das Theater ohnehin voll zu seyn pflegt; ferner, daß ein sehr beliebtes Stück: „Kabale und Liebe", zum Erstenmale von den besten Mitgliedern des neuen Personals besetzt, gegeben wurde. Die Begeisterung sollte sich jedoch erst Tags darauf kund geben: am Vormittage bei der Bekränzung des Schillerhäuschen in Gohlis, oder Abends bei dem Festessen. Was nun die Versammlung in Gohlis anlangt, so war sie im vorigen Jahre, ungeachtet der rauhen Witterung, weit zahlreicher als diesmal, wo schon das mildeste Wetter zu der Promenade durch das anmuthige Rosenthal einlud. Nach der Bekränzung wurden viele Bücherprämien an die Dorfjugend vertheilt, wobei außer einigen Mitgliedern des Schillervereins und einigen Studenten nur ein Theil der Dorfbewohner zugegen war, während im vorigen Jahre mehrere hiesige Schullehrer, Professoren, einige namhafte Literaten, unter andern Mosen und Kühne, dieser durch eine kräftige Rede des Ortspfarrers — die jetzt ausblieb — noch erhöhten Feier beiwohnten. Zur Festfeier in den Sälen des „Hotel de Pologne" fand sich ebenfalls ein weit kleineres Publikum ein, als im vorigen Jahre, weil in derselben Zeit im Theater „Czaar und Zimmermann" gegeben wurde, was früher nicht der Fall war. Die Theilnehmenden bestanden nur aus den Mitgliedern des Schillervereins, aus einigen Literaten und Schauspielern. Die hiesigen wohlhabenden Kaufleute und Gelehrten entzogen sich diesem den größten zwei Nationaldichtern geltenden Feste! Eine Festouvertüre von Lindpaintner eröffnete würdig die Abendfeier, worauf Dr. H. Wuttke einen freien Vortrag über Schiller's „Weltanschung" hielt. Er suchte durch Charakterisirung mancher Geisteswerke Schiller's dessen Liebe zur Tugend und Freiheit hervorzuheben. Der Vortrag war im Ganzen geistreich und würdig, weßhalb ihm auch allgemeiner Beifall zu Theil wurde. Nach einem von Hrn. Wiedemann (Tenorist am hiesigen Stadttheater) gut gesungenen Liede von Beethoven las Hr. Laube über „Schiller und Goethe nebeneinander." Dieser Vortrag machte einen wohlthuenden Eindruck, ungeachtet er sonst keinen literarischen Werth hatte, da er allbekannte Stellen aus der Korrespondenz der beiden Dichter und aus einigen Biographieen dieser Dichter enthielt; aber Laube stellte sie gut zusammen, trug recht gut vor und wußte namentlich mit der Sympathie der Damenwelt für die Leiden des großen Dichters der „Maria Stuart" tactvoll zu harmoniren. Er wurde mit einem rauschenden Applaus belohnt. Auch „der Taucher", mit Musikbegleitung von Ueber, gesprochen von unserm Regisseur Marr, brachte eine gute Wirkung hervor; nur statt der zum Schlusse ausgeführten Ouvertüre nach academischen Liedern von Fr. Schneider konnte ein passenderes und weniger bekanntes Musikstück gewählt werden. An der Tafel wurden mehrere bedeutungsvolle und anregende Toaste ausgebracht, worunter namentlich einer auf Deutschland mit allgemeinem Enthusiasmus aufgenommen wurde. Auch ein Pereat auf die „Jesuiten", die in Deutschland zu spuken und Zwietracht anzustiften beginnen, fand ein lebhaftes Echo. — Der rühmlich bekannte Violinspieler Ernst gab am Sonntage im Saale des Gewandhauses eine stark besuchte musikalische Matinée. Am 16. d. M. spielt er im hiesigen Stadttheater.

Darmstadt, 12. Nov.

Der im Gebiet der natürlichen Magie als ausgezeichneter Künstler rühmlichst bekannte Hr. Döbler hat auch bei uns den Ruf bewährt, der ihm als Meister in seinem Fache vorausgegangen ist. Man hatte seinetwegen gestern eine außerordentliche theatralische Vorstellung veranstaltet, nach deren Beendigung (das Drama: „der Zweikampf unter dem Kardinal Richelieu" wurde gegeben) sich das Haus in eine camera obscura verwandelte, und zwar zu dem Behuf der Darstellung der optischen Nebelbilder, welche, sechszehn an der Zahl, an den Blicken der überraschten Zuschauer in der naturgetreusten Schönheit und Klarheit vorübergingen, so daß man fast zweifelhaft war, ob man das Bild des darzustellenden Gegenstandes, oder diesen selber in Natur vor sich habe. Die Lebhaftigkeit des ganzen Colorits, die Stärke der Beleuchtung von Sonne oder Mond übertraf Alles, was wir in der Art je gesehen haben. Eine jede neue Metamorphose ward mit rauschendem Beifall von Seite des Publikums begrüßt. Am Schluß wurde Hr. Döbler stürmisch gerufen und ihm ein Gedicht verehrt, welches, wie von Apollo selber gesandt, durch die Lüfte sauste und, mit Kränzen geschmückt, vor seinen Füßen niederfiel. — Die Wiederanstellung des Hrn. Dr. Gervinus von hier an der Universität Heidelberg, nachdem derselbe seit seinem Wegzug aus Göttingen (1837) theils auf Reisen im Auslande, theils in der Heimath zugebracht hatte, hat hier bei Allen, die Hrn. Gervinus und seine literarische Thätigkeit näher kennen, eine äußerst freudige Sensation erregt. Sein politisches Verhalten zu Göttingen in dem kritischen Jahre 1837 gereicht ihm eben so zum Ruhme, wie seine schriftstellerische Thätigkeit, welcher wir schon manche gehaltreiche Schrift zu verdanken haben. Seine Geschichte der poetischen National-Literatur der Deutschen (5 Bände, Leipzig 1835 — 1840) hat schon längst allgemeine Anerkennung gefunden. Jene eitle Ehrsucht der Welt, welche schon manchen Mann von Talent und Wissenschaft von seiner eigentlichen Bestimmung ablenkte, scheint Hr. Gervinus nicht zu kennen, wohl aber jenen edlen Ehrgeiz, der ihn mit Geschick und Glück nach dem Lorbeer der Wissenschaft streben lehrte. Längst verdiente Huldigungen sollten ihm daher erst bei dem Wiedereintritt in das academische Lehramt zu Theil werden. Er ist geboren im Jahr 1805, sohin jetzt in seinem kräftigsten Mannesalter und läßt sich von ihm für die Zukunft noch viel Gutes und Gediegenes im Gebiete der Geschichte und der Literatur überhaupt erwarten.

Theater-Anzeige.

Montag, 18. Nov. (Zum Vortheil der Fräul. Lindner und zum Erstenmale): Der Glöckner von Notre-Dame, romantisches Drama in 6 Tableaux, nach dem Roman des Victor Hugo frei bearbeitet von Charl. Birch-Pfeiffer. — Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 321. Mittwoch, den 20. November 1844.

Die Eroberung von Höchst.

(Historisch-romantische Erzählung aus der Vorzeit von Höchst.
Von Gustav Fels.)

(Fortsetzung.)

„Wo hast Du Dich denn herumgetrieben, alter Koch?“

„Ich habe mein Messer heute so stumpf gemacht, daß, um nur noch einen Ochsen für uns abzuschlachten, es ohne einige Schleifsteine nicht hergehen wird,“ lachte dieser höhnisch. „Denkt euch an, ich legte mich da unten an dem Thor, wo man nach dem Fluß geht, in ein dunkles Loch. Sobald nun einer passirte, sprang ich heraus, und mein Messer arbeitete lustig in den knöchernen Genicken. Einen alten Pfaffen habe ich jedoch auf solche Art gezeichnet, daß er jeden Tag an mich denken wird. Kurz, wenigstens zwanzig- bis dreißigerlei Blut klebt an meiner Klinge.“

„Was hilft uns Dein Morden, wenn Du nichts dabei einsteckst,“ rief vorwurfsvoll der Oranier. „Geh' auf Beute aus, z. B. diese Straße scheint noch ziemlich wenig besucht worden zu seyn. Wir wollen ein Mal an diesem Haus da anklopfen.“

„Wir sind es zufrieden,“ stimmten alle Andern bei, die bisher ruhig zugehört hatten; und der Mond sah sie auf dem kürzesten Weg, durch die Fenster nämlich, einsteigen. —

Als sie sich entfernt hatten, sagte Böler leise zu Ludwig: „Jetzt sind wir in eine schlimme Lage gerathen. Wie wir hörten, ist der Nachen in den Grund geschossen, und Rau hätte beinahe noch wegen uns sein Leben verloren. Durch die Stadt dürfen wir nicht gehen, sonst möchten wir erkannt und nur um so eher dem Tode überliefert werden. Das Beste wird seyn, wir bleiben hier bis morgen. Tilly hält vielleicht dann schon seinen Einzug. Aber dazu tritt ein anderer Mißstand, wir haben keine Lebensmittel.“

„Ich will mich schnell herausschleichen, es ist ja so dunkel, daß man fast keine Hand vor den Augen sieht, und will in Eurem Hause Lebensmittel und warme Kleidungsstücke holen, da es doch hier unten feucht ist,“ so bot Ludwig seine Hülfe an. „Wollt Ihr es erlauben, lieber Vater?“

„Ja, denn es bleibt uns zuletzt nichts Anderes mehr übrig. Doch sey auf Deiner Hut, mein Sohn, und gehe vorsichtig zu Werke.“

„Sorget nicht,“ entgegnete Ludwig, im Vertrauen auf seine Kraft.

„Nun so zieh' in Gottes Namen. Nimm meinen Segen, und Dein Schutzengel möge bei Dir seyn, auf daß Du glücklich und unverletzt wieder zurückkehrest. Lebe wohl!“

Damit drückte der Stadtschultheiß Ludwigen die Hand, und dieser schlüpfte wie ein Gespenst durch den düsteren Kanal. Das ganze Gespräch war leise geführt worden, so daß Marie, welche in Gedanken vertieft da saß, nichts von Allem gehört hatte, und erst, nachdem Ludwig schon eine Weile fort war, erfuhr sie seine Entfernung.

6.

Das längst drohende Wetter brach endlich mit furchtbarer Macht los, der entfesselte Sturm wüthete entsetzlich in den leeren Straßen. Die bis in ihren Grund erschütterten Häuser wankten, und das tobende Element schien die Zerstörungssucht der Braunschweiger übernommen zu haben, um so vielleicht in kürzerer Zeit diese Stadt aus dem großen Buche der Weltgeschichte auszustreichen. Plötzlich ließ das Wüthen etwas nach, und in dicken Tropfen stürzte der Regen herunter. Gewaltige Donner folgten rasch auf einander, und der sprühende Blitz beleuchtete von Zeit zu Zeit phantastisch die öden Straßen, nur benetzt von dem purpurnen Blute Derer, die früher so harmlos, so fröhlich und so oft in ihnen wandelten. Der in Strömen sich ergießende Regen leckte gierig das unschuldige Blut der auf den Straßen Hingeschlachteten auf, und führte es durch die verschiedenen Wasser-Ableitungen in reicher Menge dem fahlen Main zu.

„Hörst Du nicht, wie es so sanft an dem Eingange rauscht?“ sagte Marie zu ihrem Vater, der neben ihr in einer Nische saß, die durch den Einsturz eines Theils der Seitenmauer gebildet war. Der Alte, das greise Haupt gegen die modrigen Steine gelehnt, und tief bekümmert über sein und seiner Vaterstadt Schicksal, hörte nicht, was Maria sprach.

„Es kommt immer näher,“ fuhr Marie fort. „Höre, wie das Wasser durch die Steine rieselt! Doch jetzt eilt es rascher, dumpfer, gewaltiger daher. Vater, willst Du mich denn gar nicht hören?“ setzte sie ängstlich hinzu.

„Was ist? Kommen sie?“ fragte, aus seinen Gedanken aufgescheucht, der Stadtschultheiß. „Wer? Meinst Du die Feinde?“

„Nein, ich meine das immer stärkere Rauschen des ein-

dringenden Wassers," entgegnete Marie. Ein schrecklicher Donner durchhallte da plötzlich das unterirdische Gewölbe, und machte hier einen um so grausameren Eindruck auf das junge Mädchen. Sie stieß vor Furcht einen halb unterdrückten Schrei aus.

„Stille, mein Kind," flüsterte der Alte, „das Wetter brauchen wir hier nicht zu fürchten, wohl aber den grausamen Feind, der durch Deine Unbesonnenheit leicht auf unsere Spur gerathen könnte. Ist Ludwig noch nicht da?"

„Nein, Vater. Sie werden ihn doch nicht umgebracht haben? Gott! Wenn ich daran denke — der Gedanke daran ist schon entsetzlich. — Nein! es kann doch nie geschehen, daß Ludwig auf solche Weise sein Leben verliert! — Aber, Vater, die Fluthen brechen unaufhaltsam herein. Das Wasser steigt immer höher. Fühlst Du es noch nicht?"

(Fortsetzung folgt.)

Die Fabrikanten und die Fabrikarbeiter.

(Fortsetzung.)

Bei Entstehung der Fabriken, wir wollen diese Erstlinge der Industrie unter solchem Namen erscheinen lassen, befanden sich die dabei Angestellten mindestens eben so gut, als bei ihrer früheren Handbeschäftigung, sonst würden sie dieselbe nicht aufgegeben haben. Nach und nach sah man die Leiter und Arbeiter wohlhabend werden, die englischen Manufacte verbreiteten sich immer mehr, man mußte die Vorzüglichkeit des Erzeugnisses erkennen, und so kam es denn, daß sich auch deutsche Regierungen entschlossen, einsehend, daß der Fortschritt der Industrie Fortschritt des Nationalwohlstandes ist, Prämien für Einrichtung von dergleichen Etablissements auszusetzen. Wäre man doch auf diese Weise fortgefahren! wir hätten heute nicht die alles erdrückende englische Concurrenz gegen uns, und würden in dem zur Industrie geschaffenen Deutschland Nichts von Proletariern und dergleichen hören. Also man hat die gemißhandelte, von so vielen Seiten unglücksschwanger betrachtete Industrie früher förmlich herbeigezogen, und würde dies nicht gethan haben, wenn damals das Glück der Unterthanen und deren Ernährung gar keine Sorge verursacht hätte. Man hatte aber auch damals unendlich viel arme Menschen, die aber zu jener Zeit nicht sprachen und auch keine Vertheidigung in öffentlichen Blättern fanden. Genug, die geschaffene Industrie, die Fabriksindustrie, war auch in Deutschland eingeführt (Vorwürfe hierüber gehören der verstorbenen Generation) und sie hat sich, so weit es die Umstände zuließen, fort bewegt, und hat sich wie in England eine Volksklasse mit herangezogen, deren Wohlbefinden von ihr abhängig, und deren künftige Existenz auf ihre natürliche Fortentwickelung einzig und allein angewiesen ist. Das Alles ist unumstößlich wahr, und wer nicht für Deutschland mit Millionen große Armenhäuser aufbauen kann, und wer nicht die Scenen, die sich in Bielau, Peterswaldau, Prag u. s. w. ereignet haben, aber in anderer Richtung wiederholt sehen will, da sich das Daseyn der Massen einmal nicht abläugnen läßt, der wünsche mit voller Seele, daß die Industrie Deutschlands emporblühe, und daß die rechten Mittel angewendet werden, die nothwendig sind, um sie, wenn es nicht schon versehen, zur möglichsten Ausdehnung gelangen zu lassen. Wir haben die Meinung nämlich, daß durch die geeigneten Mittel (wir gedenken hierbei nicht allein der vielfach angefeindeten Schutzzölle) alle die Hände ausreichend beschäftigt werden können, die jetzt der Industrie angehören, aber die Besprechung hierüber liegt außer unserm Zwecke. Wir wollen lediglich darthun, daß es nicht die Fabrikanten sind, welche jene unglücklichen Ereignisse, wie wir sie in der Neuzeit sehen, herbeigeführt haben. Wenn wir nämlich auf die eigentliche Stellung eines Fabrikanten zurückkommen, so ist dies ein Staatsbürger, der entweder mit schon gehabtem, oder mit nach und nach erworbenem Vermögen (das Bestreben, auf irgend eine rechtliche Weise Etwas zu verdienen, steht doch Jedem frei) einen Andern, weniger Bemittelten oder geistig weniger Befähigten, der Art zu freien Leistungen bestimmt, daß Beide glauben, durch diese Leistungen ihr pekuniäres Interesse zu fördern. In solcher Weise sind, so lange die Welt steht, die Menschen einander untergeordnet gewesen, und so lange ein geselliger Zustand fortbesteht, wird es immer wieder der Besitz oder die geistige Macht seyn, welche die Abhängigkeit der Masse von Einzelnen bedingen. Auf diese Art stehen alle anderen Staatsbürger in einem Zwangsverhältniß unter einander, und Niemand wird eine Knechtschaft darin finden, daß der Staat Beamte von verschiedenen Graden hält, daß ein Kaufmann Commis hat, daß mit einem Wort Hunderte von Lagen bestehen, in welchen ein Mensch dem andern subordinirt ist. Aber diese Ansicht entwickelt sich hinsichtlich der Fabrikanten nicht, sondern man sieht sie als die Bedrücker der Armen, als die Erzeuger der „Proletarier" an. — Der jetzt lebende Fabrikstand, der darauf fortgebaut hat, wozu man früher durch Prämien und öffentliche Belobungen aufforderte, ein Stand, welchen Jeder ergreifen kann und wenn er der Letzte des Volkes wäre, der keinen Vorzug vor dem geringsten Staatsbürger genießt, in den jetzigen Verhältnissen die meisten Abgaben bezahlt, dieser Stand soll nun auf einmal der privilegirte Bedrücker der Menschen seyn können, die er gar nicht bedrücken kann, wenn sich irgend Jemand findet, der, anstatt zu entstellen und zu tadeln, diesen Druck abwendet — und dieser Stand soll all' die Armuth herauf beschworen haben, die es jetzt in den industriellen Gegenden Deutschlands geben soll. —

Geben soll, sagen wir ausdrücklich, denn so groß ist die Noth nicht, wie sie geschildert wird, der wirklich fleißige Mensch hat überall in Sachsen, in Schlesien, in den Rheinprovinzen, in Baden und Würtemberg und wo sonst noch Fabriken in Deutschland sind, nothdürftig zu leben und braucht also nicht zu hungern, wie es so oft ganz unwahr erzählt wird. Daß Einzelne hungern müssen, mag wahr und kann namentlich bei kranken Arbeitern der Fall seyn (jedoch ist dies alle Mal ein Gebrechen der Communal-Einrichtungen), daß manchmal Stockungen im Geschäfte vorkommen, wo das Auskommen noch knapper als nothdüftig wurde, ist auch wahr und recht traurig; aber wie kann man dies Alles dem Fabrikanten zur Last legen, gegen den man Nichts vorzubringen weiß, als daß man ihn reich schildert, und ganz kurz verlangt, er soll als beschützender Genius für Alles aufkommen, was oft, durch ganz außer seinem Bereich liegende Ursachen, in seinem Wirkungskreis Unglückliches herbeigeführt wird. Wie sehr ist zu wünschen, daß ein schlesischer Weber, anstatt 1 Thaler die Woche zu verdienen, wenigstens so viel hätte, daß er ohne

Sorge auskommen könne, aber können die Fabrikanten dies bewerkstelligen? Können alle zusammen in einem bestimmten Kreise, in welchem sie wohl 150,000 Menschen beschäftigen, mit ihren ganzen Vermögen (welches in Deutschland nur bei Wenigen ½ Million Thaler erreicht) diese Menge auch nur Wochen erhalten! Ist von ihnen zu verlangen, daß sie zur Linderung eines Elends, dem der Staat nur durch Palliativen entgegen zu kommen wagt, ihr ganzes Vermögen opfern, und selbst in eine hülflose Lage zurückkehren, die Niemand nützen kann! Kein Vernünftiger wird dies verlangen, und von den Fabrikanten werden Wenige sich dem aussetzen, nach Jahren von Anstrengung, Sorgen und Fleiß Nichts als die Erinnerung zu besitzen: „Du hast einen Tropfen in das Meer getragen."

(Schluß folgt.)

Ein letztes Wort.

An unser seit einigen Wochen die Mainstadt zierendes Goethe-Denkmal knüpft sich die Geschichte von mannichfachen Vor- und Nachwehen. Vor dessen Errichtung wurde über den Standort lang und vielfältig gestritten, und weder in den Sitzungen des Comité's, noch in den öffentlichen Blättern konnte man zu einer Entscheidung gelangen. Heutigen Tages, wo's Viele gibt, die zu sprechen und zu schreiben verstehen, hört und liest man sich gerne, und so erklärt sich das alte — viel Köpfe, viel Sinn. Jetzt nun, nachdem das Monument enthüllt ist, kommen die Nachkämpfe. F. D. in der Allg. Z. hat das Signal zu diesen glücklicherweise unblutigen Federkriegen gegeben. Die Opposition verfehlt nicht, Aufsehen zu machen, und wer pikant schreibt, der findet Leser. Jene Berichte von F. D. wurden und waren in diesem Sinne abgefaßt und ganz in der modernen Weise gehalten, welche Allem zu Leibe geht und eine gewisse geistreiche Eleganz des Styles für sich hat, die es aber mit der Wahrheit und Besonnenheit der Beleuchtung nicht strenge nimmt. Am besten wäre es gewesen, wenn man die pikanten Genrebilder von F. D. auf sich hätte beruhen lassen, sie wären heute gelesen und belächelt und morgen wieder vergessen worden. Jedenfalls ist es endlich Zeit, die Fäden der angeregten Polemik nicht weiter fortzuspinnen, denn sie bezwecken nichts weiter, als bei den Einen Erbitterung und bei den Andern Langeweile. Sie werden bald verklungen und vergessen seyn, und dem Goethe-Comité sein Verdienst, unsere Stadt durch ein edles Denkmal der plastischen Kunst verschönert zu haben, nicht im geringsten schmälern. Uebrigens sehen wir uns zur Erklärung veranlaßt, daß wir dem besagten nutzlosen Streite in diesen Blättern keine weitere Folge geben können und die Akten für geschlossen halten müssen. Nur um dem an uns ergangenen Wunsche einiger Kunstfreunde zu entsprechen, möge der nachstehende Auszug eines Schreibens von der Isar (vergl. A. A. Z.) noch folgen; es heißt darin: Wenn Hr. F. D. zuvörderst die in den Reliefs des Piedestals gebildeten Gestalten aus Goethe's Dichtungen zu klein und genreartig findet, so glauben wir hingegen, daß größere Figuren die Wirkung der Statue selbst, welcher jene Reliefs nur als bedeutungsvolles Ornament dienen sollen, beeinträchtigt haben dürften, wie wir denn dem Künstler auch nur beistimmen können, daß er, dem Charakter der Goethe'schen Dichtungen sich fügend, es vermied, jenen Darstellungen ein allzugebundenes Gepräge zu ertheilen; man denke nur, Faust, Mephisto, Götz, Egmont, Mignon 2c. Die plastische Ruhe fehlt nirgends. Obgleich wir jenes Statuettchen von Rauch, welches Hr. F. D. hier als unübertrefflich anführt, ebenfalls für eine höchst gelungene Darstellung des Dichters halten, die uns denselben giebt, wie wir ihn zu Weimar in Haus und Garten wandeln sahen, so dürfte doch der berühmte Bildner derselben es schwerlich geeignet finden, sie ohne bedeutende Motivirung als kolossales Monument auszuführen, indem er ebenfalls, gleich den beiden angeführten Meistern Thorwaldsen und Schwanthaler, für nöthig fand, seine großen Standbilder zu drapiren. Da nun wohl, in Folge tiefen Nachdenkens, die ersten Bildhauer dahin überein kamen, ihren monumentalen Statuen moderner Menschen zu möglichst historischer Gestaltung faltenreiche Ueberwürfe zu geben, so dürften jene „Schlafröcke und Bademäntel", trotz der Anfechtung des Hrn. F. D., in der Kunstwelt noch so lange bleiben, bis eine geschmackvollere Mode im Leben dieselben dort entbehrlich macht. Wenn unser Goethe sich an einen Eichstamm lehnt, so ist dies dem Charakter des Mannes gemäß: seine Haltung ist ungezwungen, aber sicher und würdevoll. Zugleich dürfte jene sanfte Neigung des Körpers dazu beitragen, die eigenthümliche Proportionirung Goethe's, die Ihr Correspondent selbst berührt hat, einigermaßen verschönt erscheinen zu lassen und das Ganze breiter und mäßiger zu gestalten. Schwer begreiflich scheint es Hrn. D., worum der Dichter den Lorbeerkranz in der Hand hält. Abgesehen davon, daß der Kranz auf dem Haupte vielleicht störend gewirkt hätte, werden Gekrönte wohl nicht immer den ihnen gewidmeten Kranz auf dem Kopfe tragen. Die Sache hat gute Antecedentien. So ward Thorwaldsen von einigen der vorzüglichsten Maler mit dem Lorbeer in der Hand dargestellt; so ist es in Raphaels Violinspieler, Rauchs Dürer in Nürnberg, Thorwaldsens Eugen auf dessen Grabmonument in München: warum soll es nun gerade bei Goethe völlig unverständlich seyn? Am Schlusse seines Berichtes wendet sich Hr. D. noch an unsere Bildhauer: „Ich will Ihnen was sagen, meine Herren! Lernen Sie wieder einmal und immer wieder von den guten Alten 2c." Leider beruht seine Lehre auf einem archäologischen Irrthum. Es gibt nämlich zwar antike Statuen von Dichtern und Philosophen (so Menander, der Komödiendichter, Posidonius, der Stoiker, Zeno, der Eleate 2c.), und zwar sitzende und stehende, aber — keine einzige Kolossalbüste à la David (Kaiserbüsten ausgenommen) findet sich bei den guten Alten. War diese Belehrung nicht auch etwas?

Das von Schwanthaler's Meisterhand gefertigte herrliche Denkmal steht als eine Zierde unserer Stadt prangend da und wird fortfahren, dem sinnigen Beschauer Freude und Erhebung zu bereiten, unbekümmert um die kleinlichen Zänkereien und Eitelkeiten des Tages, unberührt von den Angriffen selbstgefälliger Kriteleien; und so heißen wir es nochmals und wiederum willkommen.

Korrespondenz.

Darmstadt, 16. Nov.

Bei gefülltem Hause gab gestern Hr. Döbler eine zweite optische Vorstellung, welche sehr ausgezeichnet war, theils durch die Schönheit der landschaftlichen Ansichten, theils durch die Darstellung der Wunder des Himmels in zehn astronomischen Bildern, worunter mehrere die merkwürdigsten himmlischen Erscheinungen in recht glänzenden Bildern lebhaft versinnlichten. Es war freilich nur die unermeßliche Welt in einer Nuß; allein auch in einer kleinen Nuß kann für den Seher öfter mehr verborgen liegen, als ein minder geübtes Auge gemeinhin darin zu suchen gewohnt ist. Heute Abend wird Hr. Döbler in dem Landhause Sr. großh. Hoh. des Prinzen Emil, im Kreise der Mitglieder des großh. Hauses, eine besondere Vorstellung zu geben die Ehre haben. Uebermorgen wird er seine Kunstreise von hier weiter fortsetzen. — Seit kurzem haben sich hier zwei Vereine von Aerzten gebildet, deren Zweck ist, hauptsächlich minder Bemittelten ärztliche Behandlung unter sehr erleichternden Bedingungen zu Theil werden zu lassen. Auch haben wir neulich eine Apotheke mehr erhalten, und zwar an dem hierzu sehr günstig gelegenen Wilhelminenplatz. Der Besitzer, Hr. Winckler, vormals zu Zwingenberg, ist dem gelehrten Publikum durch sein Lehrbuch der pharmaceutischen Chemie vortheilhaft bekannt. — Man braucht eben nicht nach London und Paris zu gehen, um dort die Muster zu verwegenen und strafbaren jugendlichen Streichen zu holen. Kürzlich verschwand hier ein zwölfjähriger Knabe mit sieben Gulden ihm anvertrauten Geldes und einer Taschenuhr, ohne daß man über seinen Zufluchtsort etwas Näheres in Erfahrung zu bringen vermochte. Einige Zeit nachher trifft ein Brief von ihm aus Karlsruhe ein, mit der Nachricht, daß er in Straßburg für den Militärdienst nicht angenommen worden sey. Er verlange für jetzt nur zwölf Gulden, widrigenfalls man sehe, was er thun werde. Die Uhr mit der Kette besitze er noch; nach Hause kehre er nächstens wieder zurück, „aber — setzt er am Schluß seines kindlichen Briefes hinzu — aber ich will nicht blamirt seyn.“ Was will man mehr von einem 12jährigen Knaben? Er scheint einer höheren Bestimmung entgegen zu gehen.

Sanität und Ackerbau betreffend.

Wenn wir bis jetzt über unser Unternehmen, die geruchlose Entleerung der Abtritte betreffend, nichts veröffentlicht haben, so geschah dieses nur, um dem Vorwurf auszuweichen, als wollten wir etwa durch voreilige Berichte das Publikum zu unsern Gunsten einnehmen und unsern Angelegenheiten dadurch Vorschub leisten. Allein jetzt sind wir es uns selbst schuldig, einen versteckten Angriff (in Nro. 24 der Frankfurter Chronik) nicht ohne Abwehr zu lassen. Mit wohlbegründetem Selbstvertrauen dürfen wir das Publikum versichern: wenn die Huld der Behörden uns gestattet, unser Unternehmen in's Werk zu setzen, so wird dasselbe nichts zu wünschen übrig lassen, sowohl in Bezug auf die geruchlose Entleerung und deren rasche Bewerkstelligung, als auch auf die dabei anzuwendenden Geräthschaften (z. B. die bedeckten und inwendig mit Metall gefütterten Wagenkasten, die dem Geruche und dem Gesichte alles Unangenehme entziehen und das Durchrinnen unmöglich machen), so wie endlich in Bezug auf das Technische bei der Operation und der Bereitung des Düngers. Wir sind im Besitz aller chemischen Verfahrungsarten, welche die Verbesserung des öffentlichen Gesundheitszustandes und des Ackerbaues bezwecken, und die wissenschaftlichen Kenntnisse unseres technischen Direktors sowohl, als auch die ausgezeichnete Stellung der berühmten Pariser Chemiker und Fabrikanten, die durch Rath und That unser Unternehmen unterstützen, endlich die Verbindung dieser Gelehrten mit den bedeutendsten Männern der Wissenschaft und Industrie gewähren uns die Gewißheit, jederzeit von den neuesten Entdeckungen im Gebiete der Chemie unverzügliche Mittheilung zu erhalten. Der von uns bereitete Dünger hat nicht nur den unschätzbaren Vorzug, daß er weder Samen von Unkraut, noch Insekteneier enthält, sondern er wird außerdem noch viel kräftiger durch eine mäßige Austrocknung, die ihm 50% Wasser benimmt, durch die sofortige Fixirung aller Ammoniakgasarten, welche sich unter den gewöhnlichen Verhältnissen zum Nachtheile seiner kräftigen Wirkung immer verflüchtigen und endlich durch die Beimischung gewisser mineralischen und thierischen Bestandtheile in einer mehr oder minder beträchtlichen Menge, je nach der Art des Bodens oder der Bewirthschaftung, wozu man ihn gebrauchen will. Denn durch die Forschungen der berühmten Chemiker und Agronomen des In- und Auslandes, z. B. des Professors Justus Liebig, Bouissingault, Payen, Dailly, Moll, Schattenmann, de Gasparin, Kuhlmann, Thaër, Arthur Young, John Sinclair &c., weiß heutzutage Jedermann, daß man eine Pflanze nur in einem solchen Boden bauen kann, welcher in hinreichender Menge alle mineralischen und organischen Stoffe enthält, die zur Bildung dieser Pflanze nothwendig sind. So gedeihen die Getreidearten nur da, wo sie viele Kieselsäure (Kieselerde) und phosphorsaure Alkalien und Erden finden. So gedeiht der Weinstock nur an einem durch Kunst oder Natur mit Pottasche hinreichend geschwängerten Boden. So geben die Kleearten nur da eine reiche Ernte, wo der Boden viel Kalk enthält. Eben so haben die Tangarten (Varechs) zu ihrer Existenz Chlor- und Jod-Natrium nöthig und darum gedeihen diese Seepflanzen an den Meeresgestaden und Salzteichen am besten, u. s. w. Wir dürfen hinzufügen, daß die speciellen Studieen unseres technischen Direktors im Fache der practischen Landwirthschaft uns in den Stand setzen, den Ackerbauern auf ihren etwaigen Wunsch werthvolle Nachweisungen über die chemische Zusammensetzung des Ackerbodens mitzutheilen, so wie über die Schicklichkeit von Verbesserungen des Bodens durch mineralischen oder organischen Dünger, um dadurch reichere Ernten zu erhalten, ohne der ursprünglichen, natürlichen Fruchtbarkeit zu schaden. Denn nie darf man aus den Augen verlieren, daß man dem Acker, wenn er nicht alle Zeugkraft verlieren soll, immer unter irgend einer Form die mineralischen und organischen Bestandtheile, die ihm durch die Pflanzen entzogen wurden, erstatten muß. — In Bezug auf die geruchlose Entleerung der Abtritte verpflichten wir uns, wenn uns die betreffende Concession ertheilt werden sollte, dem Publikum nicht nur die Annehmlichkeit zu verschaffen, daß die Operation mit einer bisher nie gesehenen Schnelligkeit vollzogen wird, daß ferner alle schädlichen Ausdünstungen sowohl bei der Entleerung selbst, wie überhaupt aus den Abtritten augenblicklich und gänzlich verschwinden, sondern auch die bisherigen Preise dafür in keinem Falle zu erhöhen. Im Gegentheil beabsichtigen wir, dieselben bei den meisten Fällen herabzusetzen, und erlauben wir uns, darauf aufmerksam zu machen, daß bei unserer vorzüglichen Methode die mit der Entleerung beschäftigten Arbeiter niemals von Augenkrankheiten etwas zu befürchten haben, daß Erstickungen derselben, wie solche früher öfters vorkamen, durchaus unmöglich sind, daß ferner das Schwarzanlaufen von allen weiß oder farbig angestrichenen und blanken metallenen Gegenständen nicht mehr vorkommen kann, weil die Gasart, welche dies bewirkt, bei unserem Verfahren vollständig gebunden wird.

Für die Unternehmer: L. Maas.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 19. Nov. Die Hochzeit des Figaro, große Oper in 3 Abtheil., Musik von Mozart.

Mittwoch, 20. Nov. (Zum Erstenmale wiederholt): Der Glöckner von Notre-Dame, romantisches Drama in 6 Tableaux, nach dem Roman des Victor Hugo frei bearbeitet von Charl. Birch-Pfeiffer.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 322. Donnerstag, den 21. November 1844.

Die Eroberung von Höchst.

(Historisch-romantische Erzählung aus der Vorzeit von Höchst.
Von Gustav Feld.)

(Fortsetzung.)

Der Alte gab ihr keine Antwort, denn wohl fühlte er, wie es leise seine Füße benetzte. Er staunte über das außerordentliche Steigen des Wassers; denn nach wenigen Minuten reichte es schon bis an seine Knie. Zum Glück für Marie saß sie etwas höher als er. Auch vernahm er ganz deutlich das laute Plätschern über seinem Haupte, und wußte recht wohl, daß so schnell noch kein Abfluß des Wassers zu hoffen sey, weil gerade hier sich das Wasser aus vielen Straßen sammelt und in den Main abgeleitet wird. Man mußte sich also mit stiller Geduld in das harte Schicksal fügen, und konnte nur bei einem baldigen Aufhören des Regens glückliche Rettung erwarten.

„Meine Füße sind ja schon im Wasser," begann das Mädchen nach einer kleinen Pause. „Wie das Rauschen seltsam klingt, mein Vater. Es möchte mich beinahe in Schlaf lullen, brächte mich nicht der Donner wieder zum Bewußtseyn. Vater! es wird mich gleich wegspülen. Welch ein süßes Gefühl durchdringt meinen Körper! Die Nixen nahen; sie wollen mich abholen in ihr Reich."

„Vanus timor," murmelte der Alte vor sich hin, und verwünschte tausend Mal den unheilvollen Aberglauben, der schon den Kindern von der frühesten Jugend an beigebracht wird. Zugleich verhehlte er sich nicht die große Gefahr, in der sie beide schwebten. Er kannte dieses reizvolle, fast wollüstige Gefühl, welches mit zauberischer Wirkung die Sinne einschläfert und den bewußtlosen Menschen zum sichern Opfer der Fluthen macht.

„Erhebe Dich, mein Kind," sagte der Alte, indem er dasselbe that, „so werden wir noch eine Zeitlang dem verderblichen Elemente trotzen können." Da jedoch die Nische zu niedrig war, um aufrecht darin zu stehen, so mußten sie in gebückter Stellung ausharren. — Aber das Wasser wuchs immer höher, und das Wetter tobte noch ärger. Schon verzweifelte er daran, daß sie jemals wieder das heitere Tageslicht sehen würden. Er hielt es also für das Beste, seine Tochter auf die ganze Gefahr aufmerksam zu machen, um die letzten Augenblicke noch benutzen zu können.

„Marie," sprach er in unwillkürlich wehmüthigem Ton, „bereite Dich darauf vor, Deinen Ludwig nie wieder zu sehen."

„Ich ihn nie wiedersehen? Gott! Ist er umgekommen? Warum klingt der Ton Deiner Stimme so wehmüthig, mein Vater?"

„Meine Tochter! Bete zu Gott um Deine Seligkeit. Unsere Stunden sind gezählt."

„Das ist es," rief sie schmerzvoll aus. „O, ich Unglückselige, daß ich nicht früher daran dachte, daß ich so ganz, so sorglos an dem schönen Leben hing. Also sterben, Vater, sterben muß ich?"

„Wenn Gott nicht bald Rettung bringt," erwiederte traurig der Stadtschultheiß.

„Ach, und mir lachte das Leben so wonnevoll und so rosig für die Zukunft."

„Marie, bete und verschwende nicht die Zeit mit eiteln Traumbildern. Es ist vorbei."

„Ich kann mich nicht trennen von diesem glückseligen Gedanken, lieber Vater! Ich kann es nicht über mich gewinnen. Denke nur, übermorgen wollten wir unsere Hochzeit feiern, übermorgen würde ich das glücklichste Wesen von der Welt seyn, und heute muß ich sterben — sterben in der kalten Tiefe der Erde. Gott! laß mich nur noch leben bis übermorgen, dann will ich an der Seite meines Ludwigs in der höchsten Freude gerne diese Welt verlassen. Aber hier unten, fern von ihm, nur seine Liebe im Herzen, umzukommen! Ach, ein schöner, aber trauriger Tod."

„Beleidige Gott nicht durch Deine frevelhaften Reden in dem letzten Moment Deines irdischen Daseyns, mein Kind! Bitte ihn um Verzeihung für Deine Sünden, und flehe seine unendliche Barmherzigkeit an," mahnte der Alte ernster.

„Ich kann nicht beten, ich kann nicht so von dieser Welt scheiden," wiederholte Marie. „Soll ich denn Ludwig so allein lassen? Doch nein, er wird mir bald nachfolgen, wenn er mein unglückliches Schicksal erfährt! Vielleicht macht ein mitleidvolles Schwert der Feinde seinem Leben bald ein Ende, und wir werden uns dort oben wieder sehen."

„Gott möge uns behüten, daß es so bald geschieht."

„Nein, Vater, nein. Wir sterben noch nicht. Der Regen hört in Kürze auf, und das Wasser fließt dann doppelt so rasch ab."

Der Alte schüttelte bedenklich den Kopf über ihr blindes Vertrauen und ihre unbegränzte Liebe zum Leben. Er wußte

leider nur zu wohl, wie unbegründet diese täuschende Hoffnung war. Marie fuhr fort in ihrem kindlichen unschuldigen Selbstgespräche:

„Was wird Ludwig mir so eifrig und so aufmerksam zuhören, wenn ich ihm nachher unsere Gefahr erzähle, und wie wird er sich über unsere Rettung freuen. Wie glücklich werde ich noch seyn! — Vater, ich falle!" schrie sie plötzlich laut. Ein Stein war ihr unter dem Fuße gewichen. Der Alte faßte sie noch rasch am Arm.

„Liebe Marie, siehst Du, Gott hat Dir ein Zeichen geben wollen, daß Du Deine Gedanken von dem Irdischen ab- und auf das Himmlische hinlenkest," warf der Alte zart vor.

„Ich kann nicht beten, ich kann nicht," schrie das Mädchen im Ton der Verzweiflung.

„Nun, so sprich mir im Herzen nach, was ich Dir vorsage," und der Alte betete: „Herr, wenn Du willst, so nimm diesen Kelch von mir; doch nicht mein, sondern Dein Wille geschehe. Willst Du, daß ich ihn trinke, dann verzeihe mir alle meine Sünden nach Deiner unendlichen Barmherzigkeit, laß mich leicht und getrost von dieser Welt scheiden, und mit frohem Herzen in das ewige Jenseits, in das himmlische Paradies eingehen. Amen." Diese wenigen, aber fest und mit innerer Andacht gesprochenen Worte beschwichtigten das zerrissene und aufgeregte Herz Mariens. Sie wurde sanft und ergab sich mit stiller Ruhe in den unabwendbaren Willen des Ewigen.

„Laß uns Abschied nehmen auf ewig," fuhr Völer fort, und kaum konnte er vor Schluchzen die Worte hervorbringen. Das Wasser berührte schon beinahe seine Brust. „Gieb mir noch einen Kuß, und nimm meinen väterlichen Segen, den Du als ein braves dankbares Kind zehnfach verdient hast." Damit küßte er sie zum letzten Mal und gab ihr tieferschüttert seinen Segen. Marie vergoß reichliche Thränen, und auch der Vater ließ den überströmenden Gefühlen ungehindert ihren Lauf. Beide sahen jetzt, frei von irdischen Banden, schweigend und mit fester Zuversicht dem letzten Augenblick entgegen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Fabrikanten und die Fabrikarbeiter.

(Schluß.)

Ein Einzelner, und die ganzen Fabrikanten, können im Wesentlichen die Lage der durch sie beschäftigten freien Leute (es ist kein Staat in Deutschland, wo es leibeigene Fabrikarbeiter gibt) nur selten bessern, es liegt dies lediglich in der Hand des politischen Machthabers und noch weiter in der politischen Lage des Landes selbst, denn wenn heut' gar keine Concurrenz mit irgend einem fremden Industriestaat möglich wäre, so würde der Fabrikant, der jetzt 16 Gr. für das Stück zu weben gibt (das aber Jeder haben kann, der 18 Gr. bietet), dasselbe nicht für 8 Gr. brauchen können, und mithin die Leute alle unbeschäftigt lassen müssen. Daß die Fabrikanten Gelegenheit haben, und zwar mehr wie viele andere Staatsbürger, sich Verdienste um Menschenwohl zu erwerben, daß die Augen des kurzsichtigen Arbeiters seinen Herrn als Denjenigen ansehen, von welchem sein Wohl oder Wehe ausfließt, daß auch der gute Wille Seitens der Fabrikanten viel Gutes stiften kann, und seine Stellung im Staate, namentlich in Beziehung auf die Bildung des Volkes und auf dessen Wohlergehen eine zwar nicht erkannte, aber höchst wichtige ist, das kann Niemand läugnen. Aber wie viel Beispiele sind auch nicht unter dieser Classe von Leuten aufzuführen, die zwar (das Gegentheil kommt auch höchst selten unter andern Ständen vor) ihr Interesse nicht ganz aus den Augen setzten, d. h. nicht freiwillig Bettler wurden, aber sich durch Liebe für ihre Untergebenen, durch Aufopfern bedeutender Summen, durch Einrichtungen von Anstalten zur Volksbildung, durch eine unläugbare günstige Einwirkung auf die Wohlhabenheit einzelner Städte und Landgemeinden ein Andenken schufen, was ihren Namen noch im Tode ehrt, und mindestens so viel gelten könnte, als die uneigennützigen Handlungen jedes andern edlen Menschen, der nicht Fabrikant ist und vielleicht eine Stellung hatte, in welcher es ihm leichter wurde, Gutes zu schaffen, als es dem nach und nach emporgekommenen Manne aus derselben Volksclasse geworden ist, deren Bedrücker man ihn wohl im Grabe noch zu nennen wagt. Eben so wenig ist es zu läugnen, daß die Industrie in manchen Gegenden eine Richtung genommen hat, die Einzelne begünstigen dürfte, und daß wohl durch jahrelange Arbeit ein Fabrikant sich so emporschwingt, daß er sich beinahe zum ausschließlichen Verleger eines gewissen Artikels, ja einer ganzen Gegend macht; allein diese Fälle werden selten seyn, denn wo fände sich da, wo man irgend Verdienst vermuthet, nicht die überall gekannte Concurrenz. Allein wir wollen diesen Fall voraussetzen, wir wollen sogar annehmen, der Fabrikant ließe sich offenbare Schändlichkeiten gegen seine Arbeiter zu Schulden kommen, er behandelte sie schlecht. Ist deßhalb der ganze Stand der Fabrikanten zu entehren? ist deßhalb die Industrie zu verdammen? Die letztern Ungebührlichkeiten kommen nur sehr selten vor, und dann gewiß entstellt unter das Publikum, andern Theils schützt das Gesetz die Arbeiter vor jeder Mißhandlung, vor jeder Schmähung sogar, und wir können wohl behaupten, daß es in Deutschland nicht viele Arbeiter gibt, die in solchen Fällen nicht den geeigneten Ort zur Anbringung ihrer Klagen zu finden wüßten; aber kommen sie vor, jene Ungebührlichkeiten, so sind sie nicht einmal so auszulegen, als etwa die schroffe Behandlung eines Begüterten gegen seine Unterthanen, weil der Arbeiter in Deutschland überall eine vor dem Gesetz mit seinem sogenannten Unterdrücker ganz gleichgestellte Person ist, und mithin bei ihm eigentlich von Druck nicht die Rede seyn kann. Das ist die wahre Stellung des Fabrikanten!

„Patentirte", „Bevorzugte", „in irgend einer Art den Mühen des Lebens, Seitens des Staats, überhobene Fabrikanten" gibt es nirgends in Deutschland, eben so wenig pensionirte und auf halben Sold gestellte, also kann sich Niemand über deren Existenz beschweren. Der Fabrikant will leben und verdienen, wie dies jeder andere Staatsbürger thut, und hat auch dasselbe Recht dazu. Eben so hat die öffentliche Meinung das Recht, den Schritten desselben zu folgen, und mag ihn vor ihr Forum ziehen, wenn sie in der Art seines Bestrebens etwas Ungeeignetes findet, aber man ziehe den Einzelnen vor dieses Forum, der da fehlt, und er mag sich vertheidigen; man schände ihn, wenn er erweislich Menschen drückt; man verachte ihn, wenn er sich hinreißen läßt, da mit bitterer Ironie entgegen zu treten, wo das Unglück die Thräne

ins Auge treibt: aber man stelle nicht einen ganzen Stand an Pranger, der in unserer jetzigen Zeit eine Stütze des Staats bildet, und durch dessen so nackte unlautere Blosstellung nach unserer Ansicht einzig und allein die Unruhen in Schlesien und andern Ländern, wenn auch nicht zum Ausbruch gekommen, doch gekeimt und genährt worden sind.

Und gegen diese Blosstellung im Allgemeinen, die eines Theils, wie wohl erwiesen, durch Unkenntniß und unüberlegtes Mitleid, andern Theils in Folge des Wunsches, „Auflösung der Ordnung" zu sehen, ihre Entstehung fand, gegen diese wollen wir nicht ankämpfen, sondern warnen, denn sie bringt nichts Gutes, sie erregt den Mißmuth nicht gegen die Fabrikanten (denn viele unter ihnen sind durch den Werth ihres Charakters und durch die Liebe ihrer Leute gegen Unbild geschützt, auch kann Jeder nur ein Mal ausgeraubt werden) — sie bringt im Allgemeinen Erbitterung des Armen gegen den Vermögenden, sie bringt communistische Ideen zur Welt unter Leuten, die ohne solche mindestens nicht unglücklicher waren, und wird dem Arm und Reich, dem Glück und Unglück auf Erden kein Ziel setzen, — diese Blosstellung aber kann dahin führen, die Lage der Armen noch bedenklicher zu machen, als sie es, Gott sey Dank, diesen Augenblick ist. Aufklärung des Volkes über sein wahres Wohl, über Alles, was politisch, praktisch, oder auf irgend eine Weise darauf einwirkt, Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse, sittliche und religiöse Ausbildung, Anhalten zur Nüchternheit, das sind Thema's für Volksblätter, welche, wenn auch nicht augenblicklich, doch nachhaltig die Noth unter den Arbeitern vermindern können; aber sie wird nicht gemindert durch das Beschimpfen der unentbehrlichen Arbeitgeber, oder die Erzählung von revolutionären Auftritten in beschönigender Weise, denn solcher Unterricht müßte uns in weiterer Entwickelung in jene Zeiten unwiderbringlich zurückführen, wo es keine Industrie und keine Fabrikanten gab, sondern wo nur zwei Classen von Menschen, „Knechte" und „sehr bevorzugte Herren", lebten, in deren Schutze nach so mancher beschaulichen Erzählung in der Geschichte die Unterthanen sich nicht immer des ausgezeichnetsten Wohlbefindens erfreuten, wie wir dies aus den Bauernkriegen und andern Begebenheiten genugsam ersehen.

Wohl aber dem, und Segen über ihn, welcher den Fabrikanten, von denen doch mancher ein Herz hat, und namentlich den Regierungen, die am Volkswohl so lebhaft betheiligt sind, die Mittel angeben kann, das Loos der Armen nachhaltig zu verbessern, er wird bei Mittheilung derselben sehen, daß die Fabrikanten die ersten seyn werden, solche zu ergreifen, weil ihr eignes Interesse so eng zusammenhängt mit dem Wohl ihrer Arbeiter, und die Zeiten für sie am schlechtesten sind, in welchen diese wenig oder gar nichts verdienen. — Glaubt man aber, es gehöre zur Besserung der socialen Zustände, daß es keine Fabrikanten gebe, so predige man fort gegen sie, mancher wird von selbst gehen, andere werden folgen müssen, und es bleibt uns nur der Wunsch übrig, daß hierdurch der Weg zum Volksgedeihen gefunden ist, was wir freilich für jetzt noch nicht einzusehen vermögen.

Mannichfaltigkeiten.

Von Heribert Rau sind wieder neu erschienen: „Lese-Abende für's Jahr 1845." Sie haben sich die Aufgabe gestellt, durch eine Sammlung von kleinen Erzählungen lange Winterabende zu kürzen und den Leser auf eine angenehme Weise zu unterhalten, welcher Zweck genügend erreicht wird. Die zwei vorliegenden Bändchen enthalten sechs Novelletten: „Die Todten von Lustenau", „Die heilige Theresia", „Koh-i-noor (der Lichtberg")", „So wird man Hotelbesitzer", „Alexandra", „Johanna I., Königin von Neapel." Unter den Erzählungen des ersten Bandes dürften wohl „die Todten von Lustenau" am meisten ansprechen, da die ihnen zu Grunde liegende Intrigue eben so geschickt angelegt als durchgeführt, und der historische Boden des Mittelalters mit seinen Rittern und Kämpfen, Burgen und Klöstern, holden Frauen und Liebesabenteuern wohl benutzt worden ist. Für die anziehendste Novelle des zweiten Bandes halten wir „Alexandra", indem diese zugleich ein Zeitinteresse bietet. Sie spielt nämlich in jenem Lande, das, zwischen dem kaspischen und schwarzen Meere gelegen, sich an das kaukasische Gebirg lehnt, die freundlichsten Thäler und zu den Wolken ragende Gebirge in sich schließt, das lieblichste Klima und die reichste Fruchtbarkeit vereinigt, in Tscherkessien, jenem Lande, dessen Bewohner durch ihre Kämpfe mit Rußland so berühmt geworden sind. Ein hoher Patriotismus und Thaten von Kühnheit und Tapferkeit treten aus dieser Erzählung dem Leser erwärmend und anregend entgegen. Außer dem unterhaltenden Elemente der vorliegenden „Lese-Abende" und der fließenden und gefälligen Darstellungsweise sind noch die sittliche Tendenz und die freimüthige Gesinnung des Verfassers hier besonders hervorzuheben, und somit dürfen wir diese Novellensammlung als ein willkommenes Büchlein für Winterabende bestens empfehlen.

(Frankfurt a. M.) In der Donnerstag den 21. Nov. stattfindenden zweiten Aufführung des Instrumental-Musik-Vereins kommen vor: 1) Symphonie von Carl Maria von Weber. 2) Gesang. 3) Clavier-Konzert von W. A. Mozart, C dur. 4) Ouverture „Demophon" von Vogel. 5) Konzertino für Fagott von J. Hoven. 6) Gesang. 7) Ouverture „die beiden Blinden" von Mehul. Anfang 6½ Uhr im Saale des Weidenbuschs.

Frankfurter Theater.

Das Talent der Mad. Birch-Pfeiffer, beliebte und interessante Romane für die Bühne zu bearbeiten und dem Bedürfniß der schaulustigen Menge anzupassen, haben wir schon oft, ohne es zu überschätzen, lobend anerkannt und die genannte Verfasserin hat in dieser Beziehung ihre practischen Verdienste. An Victor Hugo's großartigen und mit genialer Meisterschaft aufgethürmten Notre-Dame von Paris hätte sie sich nicht wagen sollen; denn an diesem Werk muß die Bemühung, es in die engen Räume der Coulissenwelt hineindrängen zu wollen, jedenfalls scheitern und aus dem stolzen Bau Victor Hugo's kann unmöglich etwas Anders werden, als ein ärmliches Kartenhaus. Wer kennt jene kühne Dichtung des französischen Romantikers nicht und wem hätte sie nicht Staunen und Bewunderung eingeflößt? Notre-Dame de Paris ist eben so umfassend und grandios, als originell und kunstreich; es werden in ihm nicht nur gewaltige und mächtige Leidenschaften mit hinreißender Energie ge-

schildert, sondern auch alle zarten Regungen der Empfindung in allen Farbenbrechungen dargestellt, nicht nur entrollt sich vor dem Leser ein bedeutungsvoller Zeitabschnitt, das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, sondern auch eine merkwürdige Oertlichkeit, der Stadt Paris und ihrer berühmten Kirche. Ein tiefes Studium, eine innige Verschmelzung von Kunst und Natur sind hier vereinigt und an Einzelnheiten von überraschender Schönheit ist jener Roman reich. Die Charaktere sind vortrefflich gezeichnet und auf imposante Weise gruppirt. Esmeralda, Quasimodo, Claude und Jean Frollo, der Kapitän Phöbus, Gringare und die alte Paquette u. s. w. werden uns in wahrhaft poetischer Haltung und vom Zauber ächter Romantik umflossen vorgeführt. Mit Einem Wort, Victor Hugo's Notre-Dame ist, wenn auch Manches darin mit allzu grellen Farben gemalt seyn mag, eine der vorzüglichsten Kunstschöpfungen der romantischen Schule und wird stets fortfahren, als solche anerkannt zu bleiben, wie sie zur Zeit ihres Erscheinens im Jahr 1831 ein fast unerhörtes Aufsehen gemacht und in mehr als hundert Tausend Exemplaren von einem Pol zum andern verbreitet und gelesen worden ist. Was nun einem solchen Meisterwerke gegenüber die dramatisirte Zuschneidung für die Bühne noch seyn und bedeuten kann, muß Jeder, der den genannten Roman kennt, leicht einsehen und begreifen und man wird uns eine kritische Besprechung der Arbeit von Mad. Birch-Pfeiffer gern erlassen. Nichtsdestoweniger hat diese auf allen Theatern den Beifall der Schaulustigen gewonnen und wird auch auf dem unsrigen eine gleiche Wirkung äußern. Die Schönheit des Victor Hugo'schen Romans ist unverwüstlich und selbst in ihrer Erniedrigung und Entstellung bleibt noch immer ein, wenn auch getrübter Abglanz von ihr zurück. Fräul. Lindner hatte das unter dem Titel: „der Glöckner von Notre-Dame" bearbeitete Stück zu ihrem Benefiz gewählt und führte die Rolle der Gervaise und Schwester Gudule vortrefflich durch. Der Ausdruck der zuerst freudigen und stolzen, dann aber nach dem Verlust ihres Kindes tief gebeugten und verzweifelnden Mutterliebe, des dumpfen und trostlosen Schmerzes und herzergreifenden Seelenleidens, endlich der Wonne und des Jubels beim Wiedererkennen Esmeralda's, dies läßt sich kaum vollendeter dargestellt und edler gehalten denken und allein um dieser Leistung willen muß man der Vorstellung einmal beiwohnen. Das schöne Talent unserer Lindner, Kunst und Natur eng vereinigend, trat uns heute wieder in seinem ganzen Umfange entgegen und machte den Wunsch rege, die treffliche Künstlerin öfters, als es seit längerer Zeit geschieht, auftreten zu sehen. Dem Repertoire könnte dies nur Nutzen bringen und wenn Fräul. Lindner, jetzt in das Fach der Mutterrollen übergegangen, in diesem häufig beschäftigt würde, wie mancher wahre Kunstgenuß würde uns dadurch bereitet werden. — Hr. Reger traf den richtigen Ton für die schwierige Rolle des Quasimodo und gab ein frappantes und originell gehaltenes Charakterbild. Mit Fleiß ausgeführt waren die Rollen der Herren Grahn (Claude Frollo), welcher schon nach dem zweiten Acte hervorgerufen wurde, und Schneider (Phöbus de Chanteaupers), so wie die der Fräul. Hausmann (Esmeralda). Die übrigen Rollen des langen Zettels sind unbedeutend. Die Vorstellung wurde beifällig aufgenommen.

W.

Korrespondenz.

Mainz, 17. Nov.

Daß die Conscription unter der französischen Herrschaft das Volk auf der linken Rheinseite schwer belastete und eine der Hauptklagen desselben abgab, ist eine bekannte Sache; daß die angesehenen und reichen Familien sich derselben mittelst Geldopfern zu entziehen wußten und man unter den noch lebenden Veteranen der ehemaligen französischen Armee nur Individuen findet, die ihrer Geburt nach in den Städten dem Mittelstande oder der Klasse der Arbeiter, auf dem Lande aber dem minder vermögenden Landleuten angehören, das ist eine nicht zu läugnende Thatsache. In dem alten Frankreich war es anders, aber in den neu erworbenen Ländern folgten nur Die der Fahne, die dazu berufen wurden und sich nicht davon losmachen konnten. Einer dieser Aufgerufenen, der auch dem Mittelstande angehörte, war der hiesige Gemeinderath Hr. Gastell, der Gründer einer berühmten hiesigen Wagenfabrik, die gegenwärtig von seinen Söhnen betrieben wird. Ihm zu Ehren wurde vorgestern im „Europäischen Hofe" ein Fest gefeiert, zu dem folgende ehrenwerthe That die Veranlassung gab. Im Jahre 1805 traf Hrn. Gastell das Loos, Soldat zu werden, und nach kurzem Aufenthalte bei dem Depot seines Regiments wurde er zur Armee nach Deutschland abgeschickt, wo ihm bald seine Regelmäßigkeit im Dienste und sein muthvolles, tapferes Benehmen den Rang eines Unteroffiziers verschaffte. Als solcher befand er sich im Jahre 1807 bei dem Armeecorps, das Danzig belagerte. Bei dem heftigen Widerstande der Belagerten und den täglichen Angriffen der Belagerer fehlte es nicht an Gefechten und an Gelegenheit, sich auszuzeichnen. An einem Morgen wurden mehrere Compagnieen des Regiments, bei dem Gastell stand, befehligt, eine Schanze zu nehmen, die den Belagerern großen Schaden that. Sie stürmten die Schanze mit dem den damaligen französischen Soldaten eigenen Muthe. Unter den Ersten, die hineindrangen, war Gastell und ein anderer Mainzer, Namens Kronebach. Die Vertheidiger, die Anfangs gewichen waren, kehrten jedoch mit Uebermacht zurück, machten alle Eingedrungenen nieder, mit Ausnahme des Kronebach, der schwer verwundet war, und Gastell's, der unversehrt blieb. Dieser, als er alle seine Kameraden todt und den einzigen Mainzer, der mit ihm gefochten hatte, verwundet sah, nahm diesen, einen sehr großen Mann, unter dem feindlichen Kugelregen auf den Rücken und trug ihn aus der Schanze, bis ihm andere Franzosen zu Hülfe kamen. Kronebach wurde gerettet, von seinen Wunden geheilt und kehrte nach beendigter Dienstzeit hieher zurück, wo auch Gastell angekommen war und beide nun bürgerliche Gewerbe trieben. Vor einigen Monaten erkrankte Kronebach. Gastell, der ihm stets freundlich zugethan gewesen war, sorgte nun für dessen gute Verpflegung bis an sein Ende. Vor seinem Tode ließ Kronebach zum Andenken an die Rettung bei Danzig und die Hülfe in seiner letzten Krankheit auf eine Tabaksdose, die er seit langer Zeit im Besitz gehabt hatte, die Worte einschreiben: „Meinem Lebensretter Gastell." Er ordnete zugleich an, daß nach seinem Hinscheiden dieses Vermächtniß Hrn. Gastell überreicht werden sollte, welchen Auftrag der Vorstand und die Mitglieder des Veteranen-Vereins zu allseitiger Zufriedenheit vollführten und deshalb das oben angedeutete Fest gaben.

Nachruf.

Rimbach, Kreises Heppenheim, 17. Nov.

Der von hier nach Partenheim, Kreises Alzei, versetzte israelitische Religionslehrer S. Maas hat sich während seines dreijährigen Aufenthalts dahier ein solches Zutrauen und eine solche Liebe unter allen Confessionen zu erwerben gewußt, daß seine näheren Freunde und Bekannte sich veranlaßt fühlen, ihm hierdurch ein herzliches Lebewohl nachzurufen und ihm zugleich die Versicherung zu geben, daß sie seiner immer mit Liebe gedenken werden. Möge er in seinem neuen Wirkungskreise stets die Anerkennung finden, die sein eifrig Streben und sein unausgesetzter Fleiß, Wahrhaftigkeit und Tugend zu verbreiten, so sehr verdient.

J. S. Ph. H. Ch. G. J. D. J. E.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 20. Nov. (Zum Erstenmale wiederholt): Der Glöckner von Notre-Dame, romantisches Drama in 6 Tableaux, nach dem Roman des Victor Hugo frei bearbeitet von Charl. Birch-Pfeiffer.

Donnerstag, 21. Nov. Des Teufels Antheil, komische Oper in 3 Abtheil., Musik von Auber.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 323. Freitag, den 22. November 1844.

Ein Wort zu seiner Zeit.

Von

Ludwig Hub.

„Der Worte sind genug gewechselt;"
Laßt doch den heil'gen Rock jetzt ruh'n!
Dieweil ihr da Artikel drechselt,
Gibt es weit Wichtigers zu thun.
Das ist ein Hader, ein Gezänke,
Ein grimmer Streit um's Kaisers Bart!
Besetzt sind selbst die Wirthshausbänke
Mit Glaubensrittern, hochgelahrt.

Ja, alle Vettern, alle Basen
In der gesammten Christenheit
Sind jetzt beschäftigt, anzublasen
Das Feuer unter'm Trie'rer Kleid;
Es singt die gläubige Gemeinde:
„Erhalt' uns, Herr, bei deinem Wort!"
Als drohten uns'res Glaubens Feinde
Uns schon mit blut'gem Krieg und Mord.

Ist denn der Tilly vor den Thoren
Mit seinem Fanatikerheer?
Sind zu Märtyrern wir erkoren
Für uns'res Heilands reine Lehr?
Ihr zählt euch zum erwählten Volke,
Zur aufgeklärten Christenschaar
Und fürchtet von der Wasserwolke
Doch für die Sonne selbst Gefahr.

Die strahlet fort in ew'ger Klarheit;
Seyd unbesorgt um ihre Pracht!
Gleich ihr, wird öfters auch die Wahrheit
Umzogen von der finstern Nacht,
Doch plötzlich mit dem Strahlengolde
Erscheint die Königin des Lichts
Und Alles, was sie hemmen wollte,
Versinket in ein schmählich Nichts.

Drum, lieben Christen, seyd nicht bange
Vor einem härenen Gewand,
Das, fürcht' ich, wirklich schon zu lange
Als crasses Schreckbild vor euch stand!
Läßt sich die gold'ne Sonne blicken,
Dann freu'n sich Alle ihres Scheins
Und Protestanten, Katholiken
Sind über Tag und Nacht längst eins.

Frankfurt a. M., 18. Nov. 1844.

Die Eroberung von Höchst.

(Historisch-romantische Erzählung aus der Vorzeit von Höchst.
Von Gustav Fels.)

(Fortsetzung.)

Der Regen und der Sturm tobten noch wie zuvor, aber das ungestüme Steigen des Wassers ließ nach. Es fiel immer mehr, und strömte mit gewaltiger Macht dem Ausgange zu. Diesen nämlich hatte ein durch den wüthenden Sturm herabgefallener Theil der Mauer, welcher aus kleinen Theilen und Schutt bestand, bis dahin größtentheils versperrt, und so den ungehinderten Abfluß des Wassers gehemmt. Endlich brach er sich aber doch Bahn und drückte das Gerölle hinweg, wodurch der auf ein Mal beschleunigte Abfluß zu erklären ist. Auch Völer und seine Tochter fühlten die Erleichterung und das rasche Abströmen; bald waren sie wieder gänzlich befreit von der sie umgebenden Wassermasse. Sie vernahmen deutlich, wie der Regen nur noch schwach fortdauerte, und wie sich der Sturm vollständig gelegt hatte.

„Wir sind gerettet," begann der Alte. „Danke Gott, meine Tochter, wir sind gerettet."

„Gerettet sind wir," rief das Mädchen freudig aus. „Ja, gerettet," fuhr sie kleinmüthig fort, „bis plötzlich die Wasser wiederkommen, und wir von neuem in Gefahr gerathen."

„Sey nicht so kleingläubig, wie Du vorhin so starkgläubig warst. Ich versichere Dich, wir sind gerettet."

„Also wirklich gerettet? Wie froh bin ich jetzt, ich weiß mich kaum zu fassen! Wir sind gerettet. Welch himmlischen Trostes Wort! Mein guter Engel hat mir das zugeflüstert. Ich darf meinen Ludwig wiedersehen, ich darf mit ihm glücklich seyn! Welche Wonne, welche Seligkeit!"

„Mäßige Deine Freude, und bedenke, daß wir blos dem Wassertod entgangen sind. Dort oben wartet unser noch einer, der vielleicht noch schrecklicher ist. Die Feinde sind noch in der Stadt. Von Ludwig selbst wissen wir noch nichts Näheres, Bestimmteres, wiewohl ich das Beste hoffe. Doch sieh', wer kommt da? Ein Braunschweiger. Sie haben uns entdeckt," flüsterte Böler. „Jetzt sind wir verloren, meine Tochter, unser Ende ist abermals genaht."

„Gott! Kaum dem Wassertode entronnen," jammerte das arme, kurz vorher noch so glückliche Mädchen, „müssen wir durch die rauhe Hand eines blutgierigen Soldaten sterben. Herr, sey mir gnädig!" Damit faltete sie die Hände und sank auf die Knie nieder. Böler sprang vor, um den Soldaten abzuhalten; plötzlich vernahm er eine wohlbekannte Stimme, die ihm zurief: „Marie, ich bin es, Dein Ludwig!"

Der Alte trat einen Schritt zurück, und die beiden Liebenden sanken sich einander in die ausgebreiteten Arme.

„Aber wie? in dieser Verkleidung?" fragte befremdet der Stadtschultheiß.

„Laßt mich nur erzählen, wie es mir ging, seitdem ich von euch weg war," antwortete Ludwig.

„Bald hättest Du mich nicht mehr unter den Lebenden getroffen," fiel Marie ein.

„Wie so?" fragte Ludwig erstaunt.

„Erzähle zuerst Dein Schicksal, dann sollst Du auch das unsrige erfahren," ermunterte Böler. Ludwig begann:

„Ich eilte von hier geradeweges in euer Haus, und traf zum Glück noch keinen Feind darin. Rasch durchschritt ich die Hausflur und trat in die Küche. Hier versah ich mich mit hinlänglichen Lebensmitteln auf heute und morgen. Dann stieg ich in das obere Stockwerk in Mariens Zimmer und holte daselbst Euren Mantel, Vater, den Ihr mitzunehmen vergaßt. Weil sich noch immer kein Feind sehen und bei dem entsetzlichen Wetter auch sobald keiner erwarten ließ, stieg ich in den Keller hinab, um einen Krug guten Weins zu Eurer Stärkung mitzunehmen. Kaum mochte ich mich einige Minuten drunten aufgehalten haben, als ich ein starkes Geräusch von oben her vernahm, und gleich darauf einen Braunschweiger, den wahrscheinlich der Strahl meines Lichtes angezogen hatte, die Treppe herunter kommen sah. Wüthend, als er meiner ansichtig wurde, drang er auf mich ein; doch ich beruhigte ihn bald dadurch, daß ich ihm den vom besten Rheinwein gefüllten Krug bot. Er schlürfte ihn in langen Zügen aus, und der Wein mundete ihm so gut, daß er noch mehr verlangte, was ich ihm gern bewilligte. Der edle Weingeist verfehlte nicht, seine gewöhnliche Wirkung zu thun; und so erfuhr ich durch verschiedene Kreuz- und Querfragen, nachdem ich ihn zutraulich gemacht, daß das Haus gänzlich von Braunschweigern besetzt und geplündert würde, daß man sich noch ein Mal recht gütlich thun wolle, weil Tilly schon unterhalb Hanau zum vermeintlichen Entsatz der Stadt im Anzug sey. Morgen soll Herzog Christian in die Stadt einziehen, und einige Tage hier verweilen. — In der kritischen Lage, in welcher ich mich befand, hielt ich die Uniform dieses Soldaten für das beste Mittel, um zu meinem Zwecke zu gelangen. Da nämlich das ganze Haus mit Feinden angefüllt war, so mußte ich fürchten, in meinen eigenen Kleidern erkannt zu werden; dachte aber in braunschweigischer Uniform ohne Gefahr durchschlüpfen zu können. Der Erfolg rechtfertigte meine Erwartung. Nachdem er endlich so sehr den Krügen Zuspruch gethan hatte, daß er fast ganz ohne Besinnung war, bat ich ihn gleichsam zum Scherz, mir ein Mal seinen Rock einen Augenblick zu leihen, um zu sehen, wie er mir stände. Bereitwillig kam er meiner Bitte entgegen. Auch gab er mir den Hut und seine Waffen. Als ich so einen braunschweigischen Krieger vorstellen zu können glaubte, raffte ich schnell hinter seinem Rücken den Mantel, in welchen ich Alles eingepackt hatte, vom Boden auf, stürzte das Licht um, und flog die wohlbekannte Treppe hinauf. Ich verriegelte schnell die Kellerthüre, damit seine Kameraden nicht eher etwas von ihm merkten, als bis ich in Sicherheit wäre. Der Regen hörte auf, und ich eilte sicher hierher. — Nun laßt mich euer Schicksal erfahren! —"

„Marie, erzähle Du, indeß ich einen Plan überlege, der mir so eben in den Sinn kam," forderte Böler seine Tochter auf, die sich mit Liebe diesem angenehmen Austrag unterzog. Als sie geendigt hatte, wandte sich der Alte an Ludwig mit der Frage: „Hast Du wohl Lust, eine gefahrvolle Mission zu übernehmen, und zwar noch diese Nacht?"

„Warum nicht," erwiederte Ludwig, „wenn Ihr es wünscht, bin ich jederzeit bereit. Doch sagt, wie heißt sie?"

„So will ich sie Dir mittheilen. Es ist durchaus nöthig, daß Tilly genaue Kunde über den Thatbestand und überhaupt über die Vorfälle in hiesiger Gegend erhält, um danach seine Maßregeln zu ergreifen. Ich sehe recht wohl die Gefahr ein, der Du Dich aussetzest, mitten durch die Feinde zu wandeln, allein in dieser Verkleidung wird es Dir ein Leichtes seyn. Mache Dich noch in dieser Stunde auf den Weg und suche Tilly auf. Stelle ihm Alles vor, was wir gelitten, und wie schlecht und treulos sich der Braunschweiger gegen uns benommen hat. Gieb ihm genaue Nachricht von unserem kläglichen Zustand, und bitte ihn, er möge eilen, so viel er kann, uns zu erlösen. Beschreibe ihm sorgfältig die ganze Gegend. Wenn er eine Schlacht wagen will, so kann er vielleicht Nutzen aus Deinen Andeutungen ziehen. Bist Du entschlossen?"

„Ja! Und so Gott will, berichte ich Euch schon morgen Abend wieder, was mir begegnet ist. Aber ich glaube, es wird Zeit seyn, daß ich den Weg antrete. Nun denn, lebet wohl! Auf Wiedersehen!"

„Lebe wohl, lieber Ludwig!" sprach Marie traurig, voll Schmerz darüber, daß sie dem kaum genossenen Glück seiner Gegenwart wieder entsagen müsse. Mit einem Kuß von ihr und einem biederen Händedruck von dem Vater schied er aus dem unterirdischen Aufenthaltsort und lenkte seine Schritte nach Hanau. —

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Der „Bremer Zeitung" wird aus Berlin geschrieben: „Der heilige Rock zu Trier fängt allmählig an, seine wahren Wunder zu thun, nämlich die Lüge und den Betrug aufzudecken, und zwar zu nicht geringem Erstaunen seiner Verehrer im Einverständnisse mit der Polizei, diesem leibhaftigen Gegner aller Geheimnisse und aller Mirakel. Unter den vie-

len neuen, mit polizeilicher Hülfe geleisteten Wundern will ich nur von einem erzählen, das von einem hiesigen polizeilichen Blatte, welches derlei Notizen nur aus Acten und amtlichen Quellen zu schöpfen gewohnt ist, mitgetheilt wird. Dasselbe schreibt unter Bonn: „Die Polizei hat glücklich einen Betrug entdeckt, den eine Frau mit ihrem Kinde in Folge der Wallfahrt zum heiligen Rock in Trier in origineller Weise ausführte. Das elfjährige Mädchen spielte mit großer Vollkommenheit die vom Teufel Besessene und verfiel insbesondere jedes Mal in gräßliche Zuckungen, sobald man ihr mit Medaillen zu Hülfe kommen wollte, die den heiligen Rock berührt hatten. Vergebens waren geistliche Beschwichtigungen, der Teufel wollte von dem unglücklichen Kinde nicht weichen. Da ließ ihr die Polizei eine solche Medaille, eingewickelt, unter dem Angeben reichen, es sey ein Viergroschenstück. Die vorgeblich Besessene nahm es begierig an, ohne in ihre Zuckungen zu verfallen, und so ward der Betrug entdeckt, der nun eingestanden ward. Der speculativen Mutter, die ihr Kind mit großer Sachkenntniß in ihre infernalische Rolle eingeübt, ist von den gläubigen und mitleidigen Wallfahrern viel Geld zugeflossen." Wir enthalten uns jedes Zusatzes."

(Prag, 8. Nov.) In der Gegend von Bilin wurden, wie die Bohemia meldet, gigantische Grabstätten aus der Heidenzeit gefunden. Dem Vernehmen nach soll das böhmische Museum eine genaue Untersuchung derselben veranstalten.

In Betreff des „ewigen Juden" ist in Frankfurt wiederholt eine Klage anhängig gewesen, welche indessen ebenfalls kein besseres Schicksal, als die frühere gehabt hat. Die Leipziger Verlagsbuchhandlung hat nämlich eine hiesige Buchhandlung bei dem Gerichte verklagt, weil letztere Brüsseler Nachdrücke des ewigen Juden verkaufte. Da das fragliche Werk des Hrn. Eugen Sue auch in Frankreich erschienen ist und in Deutschland zur Zeit kein allgemein verbindliches Gesetz existirt, welches den Nachdruck oder den Handel mit Nachdrücken im Ausland erschienener Schriften verbietet; so ist der Kläger, unter Verurtheilung in die Kosten, in den zwei hiefür bestehenden Instanzen abgewiesen worden. (Berz. d. Fr.)

Nicht allein in Frankfurt a. M., sondern auch in andern und noch bedeutenderen Städten wird über Mangelhaftigkeiten der Theater geklagt, und wenn man die verschiedenen Berichte aus Ost und West liest, so ersieht man daraus, daß überall, wie man zu sagen pflegt, nur mit Wasser gekocht wird. Meyerbeer konnte seine neue Oper: „der Prophet", in Paris noch immer nicht zur Aufführung bringen wegen Mangel an einer dem Componisten genügenden ersten Sängerin. Ein ähnlicher Fall findet gegenwärtig in Berlin statt. Zur Eröffnung des neuerbauten k. Opernhauses fehlt eine bedeutende Prima-Donna; die königl. Intendanz sah sich demnach veranlaßt, zum besagten Zweck die rühmlich bekannte schwedische Sängerin Lind zu engagiren. Nun aber kann dieselbe in Stockholm nicht entbehrt werden und der König von Schweden verlangt, daß deren Berliner Gastspielvertrag rückgängig gemacht werde. Also selbst in einer großen Hauptstadt, wo es an Geldmitteln und an Macht nicht fehlt, gibt es Verlegenheiten. Zu diesen gehört auch das Engagement des Schauspielers Hoppe. Derselbe, obwohl für die Berliner Hofbühne engagirt, darf doch in Berlin nicht auftreten, weil er von der Braunschweiger Intendanz reklamirt wird und nach Braunschweig wird zurückkehren müssen, wenn der Herzog keinen Gnadenakt gegen ihn ausübt. Auch soll Hr. Hendrichs, wie man vernimmt, den Wunsch geäußert haben, Berlin wieder zu verlassen, weil man ihn zu wenig beschäftige. — Ein dortiger Tenorist, Pfister, soll nicht genügen! — Die Klagen über das Repertoire, sowohl von Seiten der Bühnenmitglieder als auch des Publikums, sind aller Orten an der Tagesordnung. Ob und in wiefern Direktoren, Intendanten, Schauspieler, Sänger oder Publikum solche Mangelhaftigkeiten verschulden, das ist wahrlich sehr schwer zu unterscheiden und jeder Theil sucht seine Gründe für und wider so gut als möglich geltend zu machen.

(Florenz, 13. Nov.) Als die großherzogliche Familie am Abend des 15. Okt. eben im Begriff war, in die Hofloge zu treten, hörte man in der nächsten Umgebung des Schlosses einen Pistolenschuß fallen. Mehrere Hofcavaliere eilten schnell hinaus, und da zeigte sich, daß der großherzogliche Garderobemeister Namens Masini auf einer zum Theater führenden Terrasse von einem Meuchelmörder angefallen worden war, welcher ihn am rechten Arm mit einer Pistole verwundet hatte. Ein Stallknecht hatte versucht, den Thäter zu fangen, war aber ausgeglitscht und der andere inzwischen entkommen. Bei der nachher angestellten Untersuchung ergab sich, daß dem Angriff Eifersucht zum Grunde lag, indem ein beleidigter Gatte seine Ehre rächen wollte. Da Hr. Masini nur leicht verwundet war, und selbst bat, die Sache ruhen zu lassen, so hatte sie keine weitere Folge, als daß das Schauspiel an jenem Abend eine Stunde später, nämlich erst um neun Uhr, anging.

(Berlin, 13. Nov.) Als Seitenstück zu der hier bestehenden Societa Italiana hat sich jetzt auch ein English Club hier gebildet, dessen Begründer die Herren Dr. Spiker (Eigenthümer der Spener'schen Zeitung) und Dr. Friedrich Förster sind. Dieser Verein, in dessen Versammlungen nur englisch gesprochen wird, hat sich die Aufgabe gestellt, das Interesse für die Sprache, die Literatur und das öffentliche Leben Englands durch Vorträge und durch eine stets mit den neuesten Erscheinungen ausgestattete Bibliothek rege zu erhalten.

In Nürnberg prügelten dieser Tage drei Schustergesellen einen Bürstenhändler aus Rheinbayern, der Nachts mit ihnen gezecht und ihnen Geld abgenommen hatte, auf dem Heimwege. „Der Kerl stellt sich, wie wenn er todt wäre", sagte endlich einer, als der Mann stürzte, und gab ihm noch einen Hieb zum Abschied. Aber der Mann war wirklich todt, und noch in derselben Nacht wurden die drei Bursche in das Criminalgefängniß abgeholt, als sie eben halb trunken zu Bette gehen wollten. Wie mag ihnen die Sonne aufgegangen seyn! Leichenblaß sah man sie am anderen Tage vor den Leichnam führen. — Mögen sich Raufbolde diesen entsetzlichen Ausgang zur Warnung dienen lassen.

Der bekannte Journalist Giehne von der weiland oberdeutschen Zeitung wird der Deutschen Allg. und Kölner Ztg. zufolge zu Neujahr in Stuttgart als Redakteur einer „Stuttgarter Zeitung" wieder auftauchen.

Den schlesischen Schullehrern ist verboten worden, sich in öffentlichen Blättern über karge Besoldung zu beschweren.

Korrespondenz.

Aus dem Nassauischen, 16. Nov.

Man hat vom heiligen Rock in Trier so ziemlich dasselbe verlangt, was Matth. 11, 5. geschrieben steht; aber für Geld und gute Worte haben die Armen eben kein gut Evangelium heimgebracht; manche mögen sich jetzt fragen: „Was seyd ihr hinausgegangen zu sehen?“ — Als die Prozessionen hier zu Lande im Gange waren, erschienen auch zwei Väter im Taubstummeninstitute zu Camberg, um von da ihre Kinder mit gen Trier zu nehmen, damit dort das Band ihrer Zunge gelöst würde und sie recht reden möchten. Der Oberlehrer der Anstalt weigerte sich, die Zöglinge ohne höhere Erlaubniß mitten aus dem Cursus zu entlassen. Da aber die Väter ziemlich derb auf ihrem Ansinnen bestanden, so wurde zu dem 1½ Stunde entfernt wohnenden herzogl. Schulinspector geschickt, welcher denn auch alsbald selbst erschien und nach einigem Bedenken die Kinder ziehen ließ. Eins derselben redete in Trier nach der Berührung des heiligen Rockes vor dem Dome seine Mutter an; die versammelte heilige Schaar gerieth ob des Wunders in Extase, mußte sich jedoch von der Mutter bedeuten lassen, daß ihr Kind schon in Camberg habe sprechen gelernt; es war nämlich nur schwachsinnig. Die Eltern brachten übrigens ihre Kinder nicht wieder in die Anstalt, sondern ließen sie die in einigen Wochen erst bevorstehenden Ferien sogleich antreten — eine Willkür, die nach bestehenden Gesetzen nicht straflos bleiben kann. — An Luther's Geburtstage trat in Idstein für den betreffenden Amtsbezirk ein Zweigverein zur Gustav-Adolph-Stiftung in's Leben. Auf Einladung des herzogl. Decans Keller hatten sich die evangelischen Geistlichen und Kirchenvorstände des Decanats versammelt. Zur Eröffnung hielt derselbe Nachmittags in der schönen und freundlich geschmückten Pfarrkirche zu Idstein vor ungemein zahlreicher Versammlung eine Rede über die Bedeutung des Gustav-Adolph-Vereins; der tiefe Eindruck des kräftigen Wortes auf die stets gespannten Zuhörer war unverkennbar, namentlich riefen die so treffend am Ende des Vortrags erwähnten historischen Erinnerungen an die Art der Erbauung der Idsteiner Pfarrkirche eine begeisterte Stimmung hervor. — Möge denn dieselbe in thätiger Theilnahme sich nachhaltig erweisen!

Wicker, 19. Nov.

Obgleich wir heuer bezüglich der Quantität nicht den vierten Theil einer reichlichen Weinlese einsammelten, so sind wir doch sehr mit der Qualität des 1844r zufrieden. Dieser fand schnellen Abgang und ward, durch Umstände begünstigt, zu einem schönen Preise verkauft. Die Ohm wurde nämlich in kleinen Quantitäten zu fl. 18 — 22 abgegeben, während für größere und schon lagernde Quantitäten mehr, aber vergeblich geboten wird. — Unser Kirchweihfest beginnt den nächstkommenden Sonntag den 24. d. Mts. Keiner, der uns an diesem Feste besuchen will, lasse sich etwa durch die sichtbare totale Mondfinsterniß, welche den 24. Nov. um 10 Uhr 22 Min. Abends beginnt und um 2 Uhr 12 M. endigt, von der Beiwohnung dieses Festes abhalten!

Frankfurt a. M.

Konzert des Hrn. Eliason.

Der Monat November dieses Jahres hat uns außer den Productionen der hiesigen Musik- und Gesangvereine noch so wenig Konzerte gebracht, daß wir nicht Ursache haben, uns wegen Ueberhäufung zu beklagen. Um in Frankfurt ein Konzert einigermaßen in den Zug zu bringen, bedarf es entweder eines Namens von außerordentlichem Klange, oder zahlreicher Befreundungen und Privatbeziehungen. Die letzteren besitzt Hr. Eliason, dazu noch den Ruf eines tüchtigen Virtuosen, und sonach war die von ihm veranstaltete Soirée am 18. d. M. eine sehr besuchte und brillante. Hr. Eliason, unter Baillot's Leitung zum Violinspiel herangebildet, hat bei Reicha die Composition studirt und während eines mehrjährigen Aufenthaltes in London und Paris sein Talent in einer anregenden Umgebung und durch dortige öffentliche Productionen entwickelt, worauf er nach Deutschland zurückkehrte und jetzt neben Hrn. H. Wolff als premier violon bei unserm hiesigen Orchester fungirt. Seine tüchtigen Leistungen als Violinvirtuose sind bekannt und was ihnen einen besonderen Werth verleiht, ist die Gediegenheit der dem Werthvollen zugewendeten Bestrebungen desselben. Sein korrektes und ausdrucksvolles Spiel und seine wackeren Compositionen haben uns in dem genannten Konzerte Gelegenheit zu erneuerter Anerkennung verschafft. Hr. Eliason spielte eine große Fantasie über ein Originalthema (E dur), Lieder ohne Worte und zum Schluß Variationen von de Beriot, und wurde durch den lebhaftesten Beifall des zahlreichen Auditoriums belohnt, welcher ebensowohl den Kunstleistungen, als der soliden Richtung des Künstlers galt. Die Mitwirkung der Herren Rosenhain, Bockmühl, Conradi, Hassel, Taldoni und Guhr und der Fräul. Zehner, so wie die Auswahl von gehaltreichen Musikstücken konnten nur dazu beitragen, durch das hier besprochene Konzert den Anwesenden einen genußreichen und dankenswerthen Abend zu bereiten.

Programm des Museums.

Freitag, den 22. Nov.

Pastoralsymphonie von Beethoven.
Ueber volksthümliche Literatur; von Hrn. Dr. Theodor Creizenach.
Abendempfindung, Lied, componirt von Mozart, gesungen von Fräul. Capitain.
Drittes Concert für die Violine, von Beriot, vorgetragen von Baldenecker jun. (11 Jahre alt).
Aus Bettinens Frühlingskranz. „Wenn ich ein Bettelmann wär“, Lied von Clemens Brentano, componirt von Wilh. Speyer, gesungen von Hrn. Caspari.
Der sterbende Komödiant, Gedicht von Zedlitz, gesprochen von Hrn. Reger.
Clavier-Concert von Beethoven (Es dur), vorgetragen von Hrn. Lutz. (Erster Satz.)
Irene, Gedicht von Herlossohn, gesungen von Fräul. Capitain.
Das Ständchen, von Schubert, gesungen von Hrn. Caspari.
Clavier-Concert von Beethoven. (Zweiter Satz.)

Der Anfang ist um halb 7 Uhr; der Saal wird um halb 6 Uhr geöffnet; Karten für den Abend zu 1 fl. 30 kr. sind zu haben bei Hrn. Georg Krebs, Zeil, der Post gegenüber.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 21. Nov. Des Teufels Antheil, komische Oper in 3 Abtheil., Musik von Auber.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 324. Samstag den 23. November 1844.

Die Eroberung von Höchst.

(Historisch-romantische Erzählung aus der Vorzeit von Höchst. Von Gustav Fels.)

(Fortsetzung.)

7.

Die Morgensonne stieg heiter und freundlich am östlichen Himmel auf, und beleuchtete mit mildem Schein die grause Mordscene in Höchst. Zahlreiche raubgierige Horden durchstrichen die vom reinen Wasser des Himmels und vom schwarzen Blute der Gemordeten schlüpfrigen Straßen. Mit schwerem Raub beladen, aber unersättlich in ihrer Plünderungswuth, stöberten sie jedes Haus, das kleinste wie das größte, vom Keller bis zum Dache rastlos aus. Die gefundenen Vorräthe wurden verschlungen, und das Uebrige mit muthwilligem Spotte hingeworfen, oder auf die schändlichste und schmutzigste Weise ungenießbar gemacht. Die arglosen Bewohner, welche eine so ungeheure Verworfenheit und einen so himmelschreienden Frevel und Treubruch nicht vermuthen, ja nicht ein Mal denken konnten, und deshalb zurückgeblieben waren, lagen größtentheils auf der offenen Straße, und tränkten mit dem Blute ihrer Wunden den vom Regen lockeren und aufgewühlten Erdboden. Selten geschah es, daß hier und da Einer noch so viel Besinnungskraft besaß, um das schaudererregende Unglück, das eine Strafe des Himmels zu seyn schien, anschauen und den düsteren Gedanken daran mit in die andere Welt nehmen zu können. Wehe dem Unglücklichen, in dem noch ein Lebensfunke entdeckt ward, die ausgesuchtesten Martern warteten seiner. Einige robusten Soldaten warfen ihn hoch in die Luft und ihre umstehenden Kameraden fingen den halbtodten Körper mit den langen spitzen Lanzen auf. Diabolisches Gelächter begleitete diese grausamen Späße, und die Schmerzenslaute, welche der unmenschlich Gepeinigte ausstieß, dienten nur als neuer Stoff zu frivolen Witzen. Das menschliche Herz wendet sich mit Schauder und Abscheu von einer Scene ab, auf welcher alle Stufen der äußersten Verworfenheit und traurigsten Verläugnung alles sittlichen Gefühls vorkommen. —

Die Trommel rief die zügellosen Soldaten zur Fahne, und machte vorläufig der Plünderung ein Ende. Herzog Christian war von Oberursel aus im Anzuge gegen Höchst, und sollte in wenigen Stunden in die verlassenen Mauern seinen Einzug halten.

Christian, Herzog von Braunschweig und lutherischer Bischof zu Halberstadt, verspürte schon frühe einen mächtigen Thatendrang in seiner Brust. Da er das ruhige und ruhmlose Leben als Bischof bald müde wurde, verließ er schon ein Jahr nach seiner Einsetzung, neunzehn Jahre alt, sein Vaterland, und eilte nach Holland, um dort unter dem glorreichen Banner des Moriz von Oranien siegreiche Lorbeern einzusammeln. Ein entschiedener und unversöhnlicher Haß gegen die katholische Geistlichkeit, besonders gegen die Jesuiten, denen er alles Unglück des gesammten Vaterlandes zuschrieb, ließ ihn hier nicht ruhen, bis er beschloß, den Krieg auf eigene Faust zu führen. Sah er sich nur ein Mal im Besitze einer hinlänglichen Armee, so brauchte es ihm um den Unterhalt nicht bange zu seyn. Zog ja doch auch Mansfeld mit zwanzigtausend Mann im Reich umher, ohne das geringste Geld zum Sold seiner Truppen zu seiner Disposition zu haben. Natürlich war da Raub und Plünderung dem Soldaten von vorne herein erlaubt, und für solche Freiheit finden sich immer zahlreiche Aventuriers. Bald hatte Christian ein Heer von fünfzehn Rittergeschwadern und fünfzehnhundert Mann Fußvolk versammelt, und trat dann aus seinen Erblanden den Zug nach dem Rheine an, um sich in der Pfalz mit Mansfeld zu vereinigen. Seinen Weg, der durch die schrecklichste Grausamkeit bezeichnet war, haben wir oben gesehen, und ich kehre nach dieser kleinen historischen Abschweifung wieder zu unserer Erzählung zurück. —

Laut wirbelten die Trommeln und lustig schmetterten die Trompeten der außerhalb der Stadt aufgestellten Soldaten. Christian nahte. Seine Gestalt war groß und heldenmäßig. Man konnte sein Gesicht fast schön nennen, und ein zierlicher Henriquaire, nebst dem dichten Schnurrbart, trugen nicht wenig dazu bei, seinem Antlitz einen Anstrich von kraftvoller Würde und männlichem Selbstbewußtseyn zu verleihen. Trüber Ernst lagerte oft auf der hohen Stirne, und das matte Auge deutete auf allzufrühe Ausschweifung. Schweigend ritt er durch das von den Soldaten gebildete Spalier in die Stadt ein. Graf Casimir von Löwenstein und Herr von Fleckenstein waren ihm zur Seite; dahinter der Oberst Kniphausen und das Offizierkorps. Es war ein Einzug, nicht in eine festlich geschmückte, nein, in eine schmucklose, öde Stadt. Nicht durch mit Früh-

lings-, wohl aber mit Bluts-Rosen bestreute Straßen zog das triumphirende Heer, und hätten die Gemordeten sprechen können, sie hätten den Siegern nicht „Heil" zugerufen, nein, sie würden sich aufgerichtet und mit dem Ausrufe: „Nieder mit den Treulosen, nieder mit den schändlichen Würgern!" ihre Huldigung dargebracht haben. Christian selbst konnte diesen stummmahnenden Anblick nicht ertragen. Er ertheilte dem Obersten einen kleinen Verweis, weil die Todten noch nicht weggeschafft seyen, worauf sich dieser mit der Kürze der Zeit entschuldigte. Christian ritt in das für ihn bestimmte Quartier, nämlich in das Antoniter-Kloster, dessen ehrwürdige Bewohner sich größtentheils dem Blutbade durch eine frühe Flucht entzogen hatten. —

Tilly und der spanische General Cordova hatten mittlerweile ihre ganze Macht bei Aschaffenburg zusammengezogen, und rückten an dem Maine herunter. Am 6. Juni schickten sie zwei Kornet Reiter, meistens Croaten, nebst zweihundert Mann zu Fuß ab, um Höchst zu entsetzen. Diese kamen bis nach Frankfurt, wo sie auf den braunschweigischen Obristlieutenant Pfaff und auf die Rittmeister Bellmann von Gennep und Covich stießen. Nach einem hartnäckigen Gefechte trugen die Braunschweiger den Sieg davon. Ungefähr Sechzig von der Liga blieben auf dem Platze, an hundert Fußgänger und ein Kornet Reiter wurden gefangen genommen. So war denn Höchst durch ein unheilvolles Verhängniß auch diese Hülfe versagt worden. Den 7. Juni, also am Tage des Einzugs von Christian in Höchst, lagerte sich Tilly bei der Stadt Hanau. Hier traf Ludwig um Mittag ein, und verlangte, dem Generalissimus vorgestellt zu werden. Seiner Bitte wurde willfahrt, und bald stand er vor dem kühnen, entschlossenen Feldherrn. Tilly empfing ihn sehr gütig und herablassend, nachdem ihm Ludwig den Zweck seines Kommens erklärt hatte. Er hörte der ausführlichen Schilderung, die ihm jener von den Gräuelthaten der Braunschweiger machte, mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zu. Kaum vermochte er seine Wuth zurückzuhalten, als ihm Ludwig die schändliche Treulosigkeit gegen Höchst erzählte. Furchtbare Rache drohte er zu nehmen. Und er hielt Wort. Er empfahl Ludwigen auf das angelegentlichste, noch heute Abend zurück zu eilen, und sich mit Vorräthen auf mehrere Tage zu versehen, weil er mit Völer und Marien nach allen Anzeichen bis nach den Pfingstfeiertagen in dem Versteck ausharren mußte. Da er durch die Anstrengungen der Reise ermüdet war, so bot Tilly ihm ein Pferd an, das ihn bis Frankfurt bringen könne, oder auch noch weiter. Zugleich trug der Feldherr ihm auf, den Stadtschultheißen seiner Hochachtung und seines Wohlwollens zu versichern, und er bedauere sehr, für diesen Augenblick noch keinen entscheidenden Schlag thun zu können, jedoch möge Völer sich darauf verlassen, daß er bis zum Sonntag oder Montag seinen Einzug in Höchst halten und ihn aus seinem dumpfen Gefängnisse befreien werde. So lange möchten sie sich noch gedulden. Damit entließ er Ludwig, der nach einiger Ruhe im Lager gegen Abend das bereit gehaltene Pferd bestieg und nach Höchst zurück ritt. Unerkannt schritt er durch das Thor, und schloß einige Augenblicke darauf die sehnsüchtig ihn Erwartenden in seine Arme. Sie waren herzlich erfreut über den glücklichen Ausgang seiner Mission und die frohe tröstliche Nachricht, die er mitbrachte. Ruhig sahen sie dem erwünschten Augenblicke ihrer Befreiung entgegen, und sendeten einstweilen heiße Gebete zum Himmel empor, daß er diesen Moment so viel als möglich beschleunigen möchte.

(Fortsetzung folgt.)

Luther und Gustav Adolph,

Statuetten von Emil Cauer in Kreuznach.

Die trefflichen Statuetten dieses Meisters sind allen Verehrern bildender Kunst wohlbekannt; sie erfreuen sich eines allgemeinen, wohlverdienten Beifalls im kunstliebenden Publikum. Für ein besonderes Verdienst des Künstlers ist es zu erachten, daß er uns vorzugsweise die edlen Gestalten der Reformationszeit vorführt und sein Genius vorzugsweise ein deutscher ist. Sickingen, Götz, Hutten, Maximilian, Carl V. sind Namen, an die sich große Erinnerungen knüpfen, und, von Cauer's Künstlerhand gebildet, Gestalten, die er mit eben so viel Glück als Kunst — Glück, in Bezug auf Portraitähnlichkeit, Kunst, in Bezug auf Formenvollendung bildete. Es ist eine Thatsache, daß der Künstler keine Mühe scheute und keinen Kostenaufwand ansah, sich die besten Portraits zu verschaffen, nach denen er seine Statuetten formte. Sollen noch andere Vorzüge dieser Kunstwerke hervorgehoben werden, so ist es ihre Größe, die sie besonders zu Salonzierden geeignet macht, und der Stoff, aus dem sie gebildet sind. Das war bis jetzt das Fatale bei Gypsfiguren, daß ihre Reinheit so leicht litt und dann ihre Schönheit zerstört war. Es ist indeß seit längerer Zeit Hrn. Cauer gelungen, eine Masse zu erfinden, die völlig den Glanz und das Ansehen des Elfenbeins hat und, ohne daß das Bildwerk Noth litte, abgewaschen werden kann. Dies gibt den Gebilden seiner Kunst einen noch höhern Werth, indem sie ihnen längere Dauer und Schönheit sichert, ohne daß man genöthigt wäre, Glasglocken darüber zu stellen, was ohnehin die Anwendung der eben so schönen als zweckmäßigen, zu jeder Statuette passenden Consol's erschwert.

In der Reihe der Heroen auf staatlichem und geistigem Gebiete aus dem Reformationszeitalter fehlten bis jetzt zwei Sterne erster Größe, der Mann nämlich, der das unter den Scheffel gestellte Licht wieder auf den Leuchter setzte, Luther, und der, welcher ihm mit dem Schwerte freie Bahn brach und erkämpfte: Gustav Adolph von Schweden. Hr. Cauer hat das Bedürfniß seiner Zeit klar erkannt, und ihm mit voller Liebe entsprochen. Er hat Luther'n dargestellt und Gustav Adolph. Luther's ernste, würdige Gestalt macht einen imponirenden Eindruck, nicht weniger der Glaubensheld aus Schweden. Beide gehören zusammen; beide repräsentiren die Richtungen der Reformation, der Eine nach Innen, der Andere nach Außen. Beide sind vollendet schöne Gebilde. Auch bei diesen neuesten Statuetten des Künstlers zieht die Portraitähnlichkeit besonders an. Luther wurde nach Cranach gearbeitet. Von Gustav Adolph besitzt Hr. Cauer selbst ein altes, gutes Bild, aus dem der edle Kopf des Helden herrlich heraustritt — und so charakteristisch, mit solcher Individualität, daß man unwillkürlich sich sagen muß: das ist er! Nach diesem Bilde ist Gustav Adolph plastisch gebildet und in der Form so vollendet, wie irgend eine der bewunderten Statuetten des Künstlers.

In unserer Zeit hat der Namen des schwedischen Helden eine erneute Bedeutung gewonnen. Es knüpft sich an ihn ein neu erwachtes Leben und Streben nach Einheit aller protestantischen Herzen. Da bedarf es wohl nur der Nachricht, um den Wunsch zu wecken, diese beiden Gestalten zu besitzen, die nun bald, vielleicht schon während diese Zeilen in das Publikum kommen, durch den Kunsthandel zu beziehen sind. Es ist bekannt, wie äußerst billig Hr. Cauer seine künstlerischen Statuetten abläßt, und so es auch den minder vom Glücke Begünstigten möglich macht, sich an ihnen zu erfreuen.

F. W. O. von Horn.

Mannichfaltigkeiten.

(Frankfurt a. M.) Die bekannte Violinvirtuosin Hortensia Zirges, die rühmliche Nachfolgerin der Schwestern Milanollo, die bereits in vielen Städten und namentlich in Leipzig mit großem Erfolge Konzerte gegeben und allgemeine Anerkennung gefunden hat, befindet sich hier und wird im Laufe der nächsten Woche im Schauspielhause auftreten. — Auch der vortheilhaft bekannte Violinist Julius Eichberg ist hier angekommen und beabsichtigt, demnächst eine musikalische Soirée zu veranstalten. Hr. Eichberg, ein Schüler de Beriots und Inhaber der ersten großen Medaille des Brüsseler Conservatoriums, wird als ein wackerer Künstler gerühmt und verdient, der freundlichen Beachtung hiesiger Kunstfreunde empfohlen zu werden.

Auf dem Gute des Hrn. von Speck-Sternberg zu Leipzig sind einige wolltragende Lamas aus Südamerika angekommen. Er will einen Versuch machen, ob sich diese Thiere an's deutsche Klima gewöhnen. Die Wolle soll weit schöner seyn, als die schönste Schafwolle.

Wenn wandernde Theatergesellschaften kleine Lust- und Schauspiele zur Aufführung bringen, so kann man sich dies gefallen lassen und es mag ihnen sogar Einzelnes recht gut gelingen; wenn sie sich aber an die Darstellung von klassischen Werken oder gar von großen Opern wagen, so können solche Versuche nur ungünstig ausfallen und dem gebildeten Theile der Zuschauer nur ein Lächeln abgewinnen. Die Aufführung von Opern namentlich sollte man durchaus den größeren Bühnen überlassen, da sie zu viel Kräfte und Mittel der verschiedensten Art in Anspruch nimmt, um nur einigermaßen etwas Erträgliches zu leisten. Wer je einmal einer Opernvorstellung in Krähwinkel beigewohnt und die Folter derselben durchgemacht hat, der wird uns beistimmen und jenen Direktoren von wandernden Truppen mit uns das alte — ne sutor ultra crepidam — zurufen.

Bei einer öffentlichen Prüfung in einem Institute zu Paris wurde ein Mädchen von der Lehrerin gefragt: „Auf welche Weise hat Frankreich den König Heinrich den Vierten verloren?" — „Ich weiß es nicht ganz genau zu sagen", erwiederte die Schülerin; „ich weiß nur, daß Heinrich der Vierte geraubt wurde." — „Geraubt! durch wen denn?" — „Durch ein Ungeheuer." — „Wo haben Sie das gelesen?" fragte die Lehrerin, bestürzt über das Gelächter der Anwesenden. — „In meinem Geschichtsbuche", erwiederte die Schülerin, indem sie das Buch aufschlug und triumphirend auf die Worte deutete: „Heinrich der Vierte wurde dem Vaterlande durch ein Ungeheuer, Namens Ravaillac, geraubt."

(Stuttgart.) Der hiesige literarische Verein bereitet die Herausgabe eines interessanten Werkes, nämlich der ungedruckten Briefe Wallensteins, vor, welche der verdiente belgische Gelehrte Dr. Coremans (mit Briefen Carls V., seiner Schwester, der Königin von Ungarn, Philipps II., Alba's, Don Juan's von Oesterreich, Alexanders Farnese, Tilly's und Piccolomini's) unter bestaubten Archivalien des Brüsseler Reichs-Archivs gefunden.

Wie Felsberg durch einen Felssturz, so ist das gleichfalls in Graubündten gelegene Soglio, ein Dorf von 800 Einwohnern, durch einen Erdschlipf bedroht. An einem steilen Berg-Abhang über dem Dorfe ist das Erdreich so zerrissen, daß gegenwärtig eine Strecke von fünf Viertelstunden in die Höhe und eine halben Stunde in der Breite durch Spalten und Erd-Ablösungen von dem übrigen Terrain getrennt ist. Die Gefahr wird besonders drohend werden im nächsten Frühjahre, wenn Thauwetter eintritt.

Am 10. November fand in Großwinternheim (Kreis Bingen) die Enthüllungsfeier des errichteten Veteranendenksteins statt, und dies, wenn auch einfache und bescheidene Fest ermangelte nicht, bei allen Denjenigen, welche ihm beigewohnt haben, einen erhebenden Eindruck zu hinterlassen.

(München, 18. Nov.) Laube's „Struensee", Gutzkow's „Pugatscheff" und dessen „Auswanderer" sind hier wohl angenommen, kommen aber, wie man hört, nicht zur Aufführung.

Der als Schriftsteller rühmlichst bekannte Graf Giovanni Galvani, Bibliothekar in Bologna, und Verwandter des um die Physik so hochverdienten Naturforschers Luigi Galvani, hat durch ganz Italien die Aufforderung ergehen lassen, zu Ehren des Entdeckers des Galvanismus ein Nationaldenkmal zu errichten. Das Denkmal soll durch einen vaterländischen Künstler in Rom ausgeführt und in Bologna aufgestellt werden. Der Graf selbst hat den Ertrag seiner sämmtlichen noch ungedruckten Werke in fünfzehn Bänden, die Frucht zwanzigjähriger Arbeit, zu diesem Zweck bestimmt.

Das Gedicht aus Sp.: „Die Macht der Wahrheit", ist zur Aufnahme nicht geeignet. Zugleich danken wir für fernere gereimte und ungereimte Einsendungen über den „heiligen Rock". Seit dem „Rheinlied" von Nikolaus Becker sind uns über ein und dasselbe Thema nicht so viele Variationen zugegangen, als bei gegenwärtiger Veranlassung der Ereignisse zu Trier. Johannes Ronge hat den Nagel auf den Kopf getroffen und das Zuschlagen von hundert folgenden Poeten hat keinen Zweck.

Die Red.

Korrespondenz.

Aus Baiern, im Nov.

Auf der jüngst zu Ansbach abgehaltenen Generalsynode wurde von dem als weltliches Mitglied der Diöcese Nürnberg dazu einberufenen Stadtgerichtsrathe, Freihrn. v. Tucher, dem Referenten des 2. Ausschusses, unter Assistenz der ihm zugeordneten vier geistlichen Correferenten: der Decane Deininger von Burghaslach, Pürkhauer von Dinkelsbühl, Kreß von Markt Erlbach und des Stadtpfarrers Bomhard von Augsburg, ein Vortrag, betreffend die Einführung eines neuen Gesangbuchs, erstattet, der sich nicht blos in ziemlich animosen Seitenblicken über diejenigen Synodalmitglieder herausläßt, welche das fragliche Project weder für zeitgemäß, noch der protestantischen Glaubensgenossenschaft nöthig erachteten; sondern auch die Redactoren des im Jahre 1811 für die protestantische Gesammtgemeinde Baierns erschienenen Gesangbuchs, unter welche auch der noch lebende Oberconsistorialrath Niethammer gehört, dem Publikum auf eine Art bezeichnet, die den Namen Ballhorns (unseligen Andenkens) noch weit hinter sich zurückläßt. In jenem so betitelten Vortrag wird das fragliche Gesangbuch, welches damals freilich ohne vorhergegangene Discussionen über seine Nothwendigkeit, Einrichtung und Einführung den Gemeinden zwar aufgedrungen, doch ohne sonderliches Sträuben angenommen und seitdem bei manchem seiner Mängel (und welches Menschenwerk ist ganz vollkommen?) mit großem Segen gebraucht wurde, mit den Prädicaten ungenügend, schlecht und geradezu schädlich belegt. Ja, es wird sogar die Einführung eines neuen (hoffentlich doch nicht ad modum des Pfarrers Lairitz zu Baireuth und seiner Geschmacksconsorten!) auch deßwegen für dringlich gehalten, damit das in vielen hundert Tausend Exemplaren im Königreich verbreitete Gesangbuch nicht fortwährend sein verderbliches Gift verbreiten könne. Der aus dieser crassen Behauptung folgende Schluß möchte aber selbst Denjenigen nicht entgehen, die sich in academischen Hörsälen mit der Logik der Gelehrten nicht befreundet haben, sondern sich nur mit den Ratiocinien des gesunden Menschenverstandes zurecht zu finden wissen. Straft man nun schon einen Apotheker, wenn er, sey es auch nur aus Versehen, statt eines vom Arzt verschriebenen Heilmittels, da, wo es sich doch nur um das Wohl des vergänglichen Leibes handelt, eine Dosis Gift hergibt, welche noch weit größere und ewige Ahndungen werden Diejenigen zu gewärtigen haben, die der Herr zu Seelenärzten und Vorstehern ganzer Landeskirchen erkor. Fiat applicatio. Welche tüchtige Portion Unverschämtheit gehörte dazu, von dem mit Allerhöchster Genehmigung eingeführten alten Gesangbuche zu behaupten: es wuchere am Leben der Kirche wie ein Krebsschaden fort! Ohne uns also diesmal auf Widerlegungen und Demonstrationen gegen die projectirte Herausgabe eines neuen Gesangbuchs einzulassen — was später geschehen soll —, glauben wir auf den gesunden Sinn des größten Theils der Protestanten in Baiern die ihn auch in den Augen helldenkender Katholiken hochehrende Zuversicht setzen zu dürfen, daß er sich nicht zu Tendenzen hergeben werde, die gleich unangemessen der gegenwärtigen Zeit und den Bedürfnissen ihrer Kirche sind.

Aus Baden, 18. Nov.

Es ist immerhin ein erfreuliches Zeichen der Regsamkeit und geistigen Ausbildung eines Volkes, wenn sich bei ihm fortwährend das Streben kund gibt, sich selbst geistig zu erheben und auszubilden. Das beste Mittel zur Erlangung dieses Zwecks ist wohl zweifelsohne die Errichtung von guten und tüchtigen Schulen, und dies scheint man auch in unserem Lande richtig erfaßt zu haben, denn hier sehen wir Regierung und Kammern in dem Streben vereint, die Schulen zu heben und die Stellung der Lehrer zu verbessern. Sieht man sich in den badischen Schulen um, so findet man überall die erfreulichsten Resultate, sowohl in den christlichen, als ganz besonders in den jüdischen Schulen, bei welchen letzteren es noch in höherem Grade anerkennenswerth ist, weil noch vor 40 bis 50 Jahren bekanntlich bei den Juden nirgends eine Spur von Schulen und Jugendunterricht zu treffen war. Nicht genug Dank können wir in dieser Beziehung unserem großherzogl. Oberrathe der Israeliten und ganz besonders dessen Veteran, Hrn. Oberrath Epstein, wissen, welcher die Verhältnisse der jüdischen Schulen so festgestellt und geordnet hat, wie dies in keinem andern Lande, selbst diejenigen Länder, wo völlige Emancipation der Juden herrscht, nicht ausgenommen, der Fall ist. Allein trotz dieser Vorsorge des großherzogl. Oberraths entbehren doch noch so manche Gemeinden, die oft nur aus drei oder vier jüdischen Familien bestehen, also aus eigenen Mitteln sich unmöglich eine Schule halten können, das so dringende Bedürfniß einer guten Schule. Um diesem Uebelstande abzuhelfen, erließ nun der sowohl durch seine theologischen Kenntnisse, als auch durch seine stete Sorge für Hebung der Schulen rühmlichst bekannte Bezirks-Rabbiner Fürst zu Heidelberg, ein Mann, der durch besonnenen Fortschritt schon so manche neue Institution in's Leben rief, an alle Bezirks-Synagogen des Landes ein Schreiben, worin er dieselben zur Theilnahme an der Stiftung eines Vereins auffordert, dessen Zweck „Unterstützung armer Gemeinden zur Errichtung von Schulen und Anstellung tüchtiger Lehrer" seyn soll. Wie vortheilhaft und zweckmäßig ein solcher Verein ist, braucht nicht wohl erst erwähnt zu werden und wir hoffen, daß derselbe allenthalben Theilnahme und Anerkennung finden wird und möge so ein guter Erfolg das so schöne Streben des wackeren Rabbiners Fürst belohnen!

Frankfurt a. M., 19. Nov.

Gesangverein „zum Frohsinn."

In unsern Tagen, wo die materiellen Tendenzen vorherrschen und die sittliche Ausbildung mit der geistigen nicht immer gleichen Schritt hält, ist der veredelnde Einfluß, welchen Gesangvereine auf Gesittung und Bildung ausüben, unverkennbar. Denn mächtiger als jede andere wirkt die Tonkunst; sie erfreut und veredelt des Menschen Herz und öffnet und erleichtert allem Guten und Schönen den Zutritt. Darum Dank und Anerkennung dem wackern Lehrer Hrn. Leopold Beer, dessen rastlosen Bemühungen es gelungen ist, vereint mit dem tüchtigen Musiker und Gesanglehrer Hrn. Henri Hecht, auch unter der thatkräftigen, lebensfrohen Jugend der hiesigen israelitischen Gemeinde einen Gesangverein in's Leben zu rufen, der, wiewohl noch im ersten Stadium seiner Entwickelung begriffen, schon über achtzig der achtbarsten jungen Männer zu seinen Mitgliedern zählt. Möge dieser Verein, den wir gleichfalls als einen Fortschritt unseres geselligen Lebens begrüßen und welcher die freundliche Aufmunterung aller Wohlgesinnten verdient, immer mehr den Sinn für bessere und edlere Vergnügungen ausbreiten und ein neues Bollwerk seyn gegen die verderbliche Genußsucht unserer Jugend!

A. T....e.

Charade.

Eins, zwei, von Dichtern oft verwandt,
Sind nicht aus Fleisch und Drei geschaffen.
Das Ganze gibt der Elephant;
Dem Luxus dienen scharfe Waffen.

J. B.-C.

Theater-Anzeige.

Samstag, 23. Nov. Steffen Langer aus Glogau, oder: Der holländische Kamin, Originallustspiel in 4 Abth., mit einem Vorspiel: Der Kaiser und der Seiler, in 1 Act, von Charl. Birch-Pfeiffer. (Gastrolle) Steffen Langer: Hr. Härting, vom k. k. Hofburgtheater zu Wien.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 325. Sonntag, den 24 November 1844.

Die Eroberung von Höchst.

(Historisch-romantische Erzählung aus der Vorzeit von Höchst.
Von Gustav Fels.)

(Fortsetzung.)

8.

Im Dome zu Frankfurt wogten am zweiten Pfingsttage majestätisch die hehren Feierklänge der Orgel, und trugen auf der Andacht Schwingen die sündhaften Herzen vor die reinen Stufen des Allmächtigen. Liebliche Gewölke von Weihrauch erfüllten die weiten Hallen, und von einem Chor aus mehr als hundert Stimmen erschallte tief ergreifend das Veni sancte spiritus. Der Priester stand in seinem orientalischen Schmuck am Altar und brachte das hohe Opfer dar, während die geräumige Kirche gedrängt voll war von frommen Betenden. Oben auf der rechten Seite im Chor erblickte man den Generalissimus der ligistischen Armee. Seine Begleiter flüsterten ihm einige leise Worte in's Ohr, und er antwortete nur mit einer stummen Gebärde, die zu sagen schien: „Es ist noch Zeit." Heiterer, offener als zuvor um sich schauend, fuhr er in seiner Andacht fort. Die Opferung war vollendet, als ein zweiter Bote in die Kirche trat und auf Tilly zueilte. Dasselbe Flüstern seiner Begleiter wie vorher, ja noch hastiger, unruhevoller. Allein dieselbe anscheinend gleichgültige Miene und stumme Antwort Tilly's. Die umstehenden Offiziere sahen sich mit einem Blicke des größten Mißmuths und der peinlichsten Ungeduld einander an. Was ist das Geheimniß? Die beiden Heere standen in Schlachtordnung einander gegenüber, beide kampflustig und schlagfertig. Allein während das eine frech und trotzig neckte und herausforderte, mußte das andere mit Geduld die Neckereien hinnehmen, und durfte dem kaum verhaltenen Grimm nicht Luft machen. Tilly hatte noch nicht das Zeichen zum Angriff gegeben. Die Braunschweiger drängten unverschämter, die Ligistischen waren fast nicht mehr zurückzuhalten. Deßhalb die zwei Boten an Tilly, allein dieser wollte in seiner Andacht nicht unterbrochen seyn. — Sanctus war's. Der Priester zeigte der Menge den heiligen Leib, und alles Volk lag auf den Knieen. Todtenstille herrschte in den Räumen, bis sie plötzlich durch den schweren Schritt eines Reisigen gestört wurde. Er schritt auf Tilly zu. „Die Braunschweiger feuern auf unsere Truppen, eilt, Herr, sonst ist Alles verloren," raunte er ihm leise in's Ohr. Abermals ertönte das helle Glöcklein des Meßners, und forderte zur Anbetung des heiligen Blutes auf. Alle schlugen demüthig und zerknirscht an ihre Brust und neigten sich tief. Dann stand Tilly auf, und mit den Worten: „Jetzt ist es Zeit!" ergriff er den Hut und entfernte sich nebst seinen Offizieren aus der betenden Versammlung. Vor der Thüre schwang er sich auf das bereit stehende Pferd und sprengte geradenweges auf das Schlachtfeld.

Das ligistische Heer bestand aus fünfzehn Regimentern zu Fuß, an zwanzigtausend Mann, hundert und vierzig Cornet Reiter, an sechstausend Mann stark, nebst achtzehn Stück Geschütz. Das Centrum der ligistischen Armee stand vor Sossenheim, und zu beiden Seiten des von Braunschweigern angezündeten Dorfes dehnten sich die beiden Flügel aus. Der rechte war schwach und nur einige Regimenter stark, während der linke sich bis nach Rödelheim hinzog. In dem Schloß zu Rödelheim lag noch braunschweigische Besatzung. Vor der ganzen Schlachtreihe waren die Kanonen aufgepflanzt. Das Vordertreffen der braunschweigischen Armee bildeten die Regimenter des Herzogs von Sachsen-Weimar und des Grafen von Isenburg; das Mitteltreffen führten der Oberst Carpenzan, Styrum und Kniphausen an, und im Hintertreffen hielt Herzog Christian mit seinen Braunschweigern, größtentheils Kavallerie, von denen er zwei Cornet auf den rechten Flügel vorschob nebst drei Kanonen, die das ganze grobe Geschütz der Braunschweiger ausmachten. Die Armee belief sich ungefähr auf einundzwanzigtausend Mann. —

Das Treffen begann mit der Beschießung des Schlosses von Rödelheim. Das heftige Musketenfeuer der Belagerten wurde von den Belagerern durch ein gut unterhaltenes Kanonenfeuer erwiedert, so daß jene bald kapitulirten. Jetzt brach der Kampf auf allen Seiten los. Der linke Flügel der Ligistischen wurde hinter Rödelheim gedrängt, doch die persönliche Tapferkeit Tilly's bewirkte, daß er wieder Terrain gewann und die Braunschweiger zurücktrieb. Sechs Mal ging Rödelheim aus den Händen der Ligistischen in die der Braunschweiger über. Der Kampf war so mörderisch und so hitzig, daß den Soldaten keine Zeit zum Laden mehr blieb. Sie schlugen mit den Kolben auf einander. Ueberhaupt waren die Braunschweiger bedeutend im Vortheil, und wären es auch geblieben, hätte nicht Christian, trotz dem Abrathen seiner erfahrensten Hauptleute, die Unvorsichtigkeit begangen, die

Kavallerie vorzuschicken. Kampfesmuthig sprengte diese vor, allein bald bereute sie die wilde Lust. Sie waren in einen Morast gerathen, wo die Pferde tief einbrachen. Tilly ließ jetzt die Kanonen in eine Triangel aufstellen und ihr furchtbares Feuer auf die gesammte Kavallerie koncentriren. Da verbreitete sich Schrecken und Furcht in den gelichteten Reihen der Braunschweiger, und der Herzog selbst giebt endlich das Zeichen zur Flucht. Alles stürzt sich unaufhaltsam dem Maine zu. Denn Christian hatte innerhalb dieser Tage behufs des Uebergangs eine Schiffbrücke schlagen lassen, die jedoch außerordentlich schlecht ausgefallen war, da es an dem erforderlichen Material mangelte. Zum Glück hatte er schon am Morgen den größten Theil der Bagage und die überflüssige Munition an das jenseitige Ufer geschafft. Alles Uebrige fiel, eine reiche Beute, den Ligistischen in die Hände. Sechs Stunden hatte man in der glühenden Juni-Sonne gekämpft, und zwar auf beiden Seiten mit nicht geringer Tapferkeit. Auf der Schiffbrücke entstand bald ein solches Gedränge, daß Viele in den Main stürzten und elend ertranken. Herzog Christian gelangte nur durch eine Furth, wo er mit seinen Begleitern durchritt, an das jenseitige Ufer. Graf von Löwenstein und Herr von Eberstein, zwei bedeutende und tüchtige Offiziere, kamen bei'm Uebergange um, und so noch viele Andere; ja man will sogar behaupten, es hätte eine größere Anzahl Braunschweiger auf der Flucht als in der Schlacht selbst das Leben verloren. Genug, als Christian wieder sein Heer um sich versammelt sah, waren ihm noch dreizehntausend Mann übrig. Diese vereinigte er mit Mansfeld. Der vollständigste Sieg krönte die Ligistischen. Ein großes Lager mit unermeßlicher Beute war ihr Lohn. Tilly überließ es den Kroaten und den Bauern in der Nähe, den Flüchtigen nachzusetzen, unterdessen er mit dem Kern seiner Truppen gegen Höchst rückte. —

Wir wollen wieder ein Mal einen Blick in die Ankaube werfen.

Zuerst fällt uns Ludwig in die Augen. Er steht immer noch in braunschweigischer Uniform, mit dem Rücken wider die Wand gelehnt, ruhig und mit verschränkten Armen da. Neben ihm sitzt Marie in der natürlich gebildeten Nische auf den feuchten Steinen; ihr zur Seite ruht der Vater, in einen dichten Mantel gehüllt. Auf Ludwigs Gesicht drückt sich ungeduldige Erwartung kommender Dinge aus, in Mariens blassen, von der Kellerluft angegriffenen Zügen spiegelte sich die hoffnungsvolle Gewißheit und die ahnende Freude naher Rettung; nur der Alte schaute mürrisch und bitter vor sich hin. Alle schwiegen. Man hörte dumpf in weiter Ferne den Donner der Kanonen rollen und dazwischen die schweren Schritte der über ihrem Haupte hin und her eilenden Soldaten.

(Fortsetzung folgt.)

L a n d s c h a f t l i c h e s.

III. Umschau von dem Denkmal Hoche's.

Ein Kahn trug mich von Engers hinüber nach **Weißenthurm**; das Oertlein liegt so friedlich und wöhlig am Ufer des klaren Stroms, daß es schon von Ferne her lockend den Wanderer anschaut. Ich war müde; denn die Hitze lag heute erdrückend auf dem Rheinthal und kein Lüftchen strich kühlend und erfrischend daher. Der Rhein zog stille dahin. Nur die schlagenden Dämpfer zogen Furchen des Unwillens über diese Mißhandlung auf seine sonst spiegelglatte Stirne. Kommt doch auch der Strom nicht mehr zur Ruhe und der Fischfreund zu keinen Fischen mehr! Ich möchte nicht gerade die Behauptung widerlegen, daß der Laich keine Ruhe mehr finde, sich zu entwickeln, sondern ich möchte vielmehr der Schifferaussage glauben, daß durch die Unruhe des Wassers der Fisch tiefere Regionen des Stromes sucht, wo er die Ruhe findet, die er wünscht, wo ihn aber weder Angel noch Netz zu erreichen vermögen. Wohl ihm und wehe den durch Fastengeboten Beengten! Da wird am Ende nichts Anderes übrig bleiben, als physiologisch nachzuweisen, daß, wie der Fisch kein Fleisch ist, auch Kälber, Lämmer und Geflügel keins mehr sind, absonderlich, wenn am Rheine die Frömmigkeit steigt, wie es jetzt das Ansehen hat. Ich wurde zu diesen Betrachtungen durch eine Procession veranlaßt, die nach Trier zog. Anders wirkte eine andere, die in dichtgefüllten Kähnen den Rhein herab kam. Sie sang den herrlichen Choral: „Großer Gott, wir loben Dich ꝛc.“, und die herrliche Weise, wunderbar getragen von den Wellen des Rheines und gehalten von den Bergen am Ufer, machte einen herrlichen Eindruck.

Ein sehr ansprechendes Wirthshaus erquickte den Müden, und das alte: Acti labores jucundi, was sich etwa im gegebenen Falle damit übersetzen ließe, daß man nach genommenem Essen und Trinken recht fröhlich werde, that Wunder. Ich schritt lustigen Sinnes zu der Höhe, wo Hoche's Denkmal steht. Es ist bekannt, daß der tapfere General Hoche im Jahr 1797 hier in der Nähe, am „Franzosenwerth“, über den Rhein ging und, bis Wetzlar vorrückend, die kaiserlichen Linien sprengte, dort aber plötzlich starb. Dies Ereigniß hat zwei Denkmale, eins auf Leinwand in Köln und eins aus Marmor hier. Jenes ist **Meister's** meisterhaftes Panorama, dieses der aus farbigem Marmor gefertigte Obelisk, mit der Inschrift: L'armée de Sambre et de Meuse à son Général Hoche.

Jenes, das Kunstwerk der Maler, Gebrüder Meister aus Koblenz, ist meisterhaft. Ich sah es vor Jahren. Hier auf der Stelle nahmen sie es auf. Es trat jetzt im Anschauen der Gegend wieder recht lebendig vor die Seele, sonderlich die treffliche Pferdegruppe auf meinem Standort, mit Hoche's edler Gestalt im Vordergrunde und als Hauptpunkt. Die Auffassung ist vortrefflich und ich erinnere mich noch recht gut, daß ein Neuwieder, der mich damals in das Panorama begleitete, ganz entzückt ausrief: Lassen Sie uns geschwind mit der fliegenden Brücke übersetzen. Es raucht in meinem Hause, ich wette, meine Frau braut Thee! Nur **eine** Unwahrheit haben die Maler sich zu Schulden kommen lassen. In Neuwied lassen sie Flammen aufsteigen. Davon weiß hier Niemand etwas. Diese kleine Unwahrheit gehört in das monumentale Gebiet, da ich ja doch dies Panorama ein leinwandenes Denkmal Hoche's genannt habe. Wer weiß es nicht, daß immer etwas Lüge da mitunter läuft? Ich will aber die Moral als Wissenschaft nicht mit einer neuen Gattung bereichern, die man etwa Monumental-Lüge bezeichnen könnte, sondern vielmehr diesen Punkt in das weite Gebiet der Monumental-Poesie und Monumental-Begeisterung verweisen; halte mir aber hier eine Ausnahme aus, die eben jene Inschrift betrifft. Die Sambre- und Maas-Armee wußte kein Sterbenswörtchen von

diesem Denkmal für Hoche — vielmehr ließ es seine Gemahlin machen und setzen und — log in der Inschrift der Welt etwas auf. Da die Hälfte des Bären der französischen Dame von der Sambre- und Maas-Armee weiland getragen wird und die andere Hälfte von dem gläubigen Publikum, so fällt er nicht schwer ins Gewichte, und man kann die Sache passiren lassen ohne eine Widerlegung, wie sie die Doazan'sche französische Inschrift in Koblenz durch den Russen gefunden. Als nämlich der letzte französische Präfekt in Koblenz 1812 den Kastorbrunnen herstellte, setzte er die Inschrift darauf: An MDCCCXII memorable par la Campagne contre les Russes sous le Préfecturat de Jules Doazan. Der russische General St. Priest, der am 1. Januar 1814 in Koblenz einrückte, ließ, als er diese Worte gelesen, darunter setzen: Vu et approuvé par nous Commandant Russe de la ville de Coblence. Le 1 Janvier M.DCCCXIV. Zur Widerlegung wäre auch nur die selige Sambre- und Maas-Armee berechtigt, und — wer weiß, wie galant Franzosen sind, und wie zart sie die etwaigen kleinen Sünden des schönen Geschlechts beurtheilen, würde noch in Zweifel ziehen müssen, ob sie geneigt wären, die kleine historische Sünde einer schönen Frau, die noch dazu der gedachten Armee ein Compliment machte und in edler Selbstverläugnung zurück trat, zu rügen. Eben sahe ich mit Schamerröthen, daß meine eigene Galanterie keine Lorbeeren sich erworben. — So gelobe ich denn hiermit feierlich, niemals wieder eine monumentale Damenlüge rügen zu wollen! Hoffentlich erhalte ich Dispensation.

Auf den Blick! O wie schön, wie schön! Sey mir gegrüßt, du schöner Kranz der grünen Berge, der sich von den kriegerischen Höhen Ehrenbreitsteins hinabzieht bis zum schauerlichen Thore der Felsen, hinter dem Andernachs Thürme hervorsehen! Sey mir gegrüßt, du fruchtbare Thalebene, so frisch und grün noch in später Jahreszeit! Seyd mir gegrüßt, ihr Burgen und Abteien, dort Sayn und Romersdorf, dort oben Braunsberg in lustiger Höhe, hier unten Sanct Thomas mit seinen traurigen Bewohnern! Seyd mir gegrüßt, ihr Schlösser, dort drüben du verweis'tes Engers, dort oben du laubbekränztes Monrepos, und da drüben du freundliches Neuwied! Seyd mir gegrüßt, ihr schönen Dörfer und Höfe im Grün der reichbeladenen Obstbäume! und du schöner Strom, der du rastlos, wie der Mensch, deinem Grabe zueilst!

Hier begreift man es, was jene Maler bestimmte, dies Panorama aufzunehmen und die historische Begebenheit als Staffage hinzuzuthun, obwohl man ihr deutsches Herz fragen möchte, ob es nicht schmerzlich gepocht, als der Pinsel eine Begebenheit verewigte, die auf eine blutende Wunde des Vaterlandes hinweist? —

Ich hatte jetzt keine Lust, das weiter zu verfolgen, so wenig, als ich dem andern Factum Raum in meiner Seele gönnen möchte, daß hier auch die Römer einst übergingen in gleichem Streben, wie die Sansculotte's und „Grundeichen" Hoche's. Der letzte Name ist am Rheine landesüblich für die Revolutionshelden.

Ungestört gab ich mich dem Genusse hin, welchen das liebliche, reiche Landschaftsbild gewährt, das hier vor dem Auge liegt. Ich saß noch auf den Stufen des Monuments, als die Kühle des Herbstabends mich mahnte, das Freie zu verlassen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Neulich fragte der Berliner Eckensteher Knulle seinen neben ihm stehenden Kollegen Jottlieb: „sag' mal, Jottlieb, sind'st Du's nich och janz demlig, des man eene Eisenbahne die Anhalt'sche heeßt, ick dachte mir, sone Bahn derf ja nich anhalten, des jinge in eenem Rutsch fort?" „Ach, Fuselkopp," antwortete diesem Jottlieb, „wie kann'n Dieses möglich sind, se muß doch eemal anhalten, sonst würde man ja in die Ewigkeit rutschen, eben, weil sie anhalten dhut, heeßt se die Anhalt'sche, Knulle, nischt bejreiflicher als Dieses!"

In Berlin ist ein Jude, welcher Leinwand zu sehr niedrigen Preisen ausbot und verkaufte, in Criminaluntersuchung gezogen und verurtheilt worden, weil er mit baumwollner Leinwand betrogen hatte.

(Widersprüche unserer Zeit.) Zu keiner Zeit hat man so wenig geglaubt, wie in der jetzigen, und doch gab es noch nie so viele Gläubiger als eben jetzt. — Zu keiner Zeit konnte man so schnell von einem Orte zum andern kommen, als in der jetzigen, und doch schreitet die Welt so langsam vorwärts. — Zu keiner Zeit gingen so viele Menschen durch, wie in der jetzigen, und doch können so wenige fortkommen. — Zu keiner Zeit gab es so viele schwerfällige Stücke, wie in der jetzigen, und doch fiel auch nie so leicht eines durch, wie eben jetzt.

In einer Schule wurde von dem Werthe der Kenntnisse und den guten Eigenschaften im Vergleiche mit dem Reichthum gesprochen. Der Sohn eines Eisenhändlers war bei dieser Erklärung zerstreut und unaufmerksam. Da stellte der Lehrer die Frage plötzlich an ihn: „Welche Güter in dem menschlichen Leben sind die dauerhaftesten? — „Die Eisengitter", antwortete der Knabe.

(Frankfurt, 22. Nov.) Die in der gestrigen Didaskalia befindliche, aus der Würzb. Zeitung entnommene Notiz, Gutzkow's „Pugatscheff" und „Auswanderer" würden in München nicht zur Darstellung kommen, bedarf einer wesentlichen Berichtigung. Die Darstellung des historischen Gemäldes Pugatscheff hat der Verfasser überhaupt nur bei Stadttheatern wie Hamburg, Bremen, Köln, Breslau, Leipzig u. s. w. vorausgesetzt, die „Auswanderer" aber nach München noch gar nicht eingesandt.

Korrespondenz.

Wiesbaden, 10. Nov.

Vierter Brief.

Von den Eisenbahnen kommen wir auf die römischen Alterthümer, von der modernsten Baukunst auf die älteste unserer Gegend. Der Sprung ist weit, beide Bauweisen lassen sich aber, wenn in ihren Zwecken auch völlig verschieden, in Hinsicht ihrer Großartigkeit mit einander vergleichen. Die Römer bauten für den Krieg und die Eroberung, wir bauen für den Handel und den Frieden, und wir sind daher in Hinsicht der Civilisation wohl die zwischen

uns liegenden zwei Jahrtausende vor ihnen voraus. Ihrem Ingenieurwesen nun, behaupten wir, hatten die Römer mehr noch als ihrem Schwert die Bezwingung der Welt zu verdanken. Die römischen Armeen waren gleichsam sich bewegende Festungen, jeder Soldat schleppte sein Schanzgeräthe mit sich, und wurde auf dem Marsche Halt gemacht und das Nachtquartier bezogen, so wurde auch sogleich das Lager mit Graben und Pfahlwerk umgeben. Besetzten sie ein neu erobertes Land, so wurden alsbald die wichtigsten Punkte mit größeren und kleineren Festungen besetzt, Straßen verbanden diese in der kürzesten, daher immer geraden Linie, ein Straßennetz umgarnte den ganzen Landstrich, gleich dem Netz einer Spinne. Und wie behend und schnell sie in der Ausführung solcher riesenhaften Werke zu Werke gingen! Drusus baute, als er den Rhein besetzte, in zwei Jahren fünfzig Festungen an seinen Ufern, wozu die Straßen, Aquäducten, Brücken die nothwendigen Bestandtheile bildeten, und dies geschah in einem unwirthbaren Lande unter den Angriffen der Feinde. Wir zweifeln, ob eine moderne europäische Armee solches zu Stande zu bringen vermöchte. In dieser Kriegsbaukunst erkennt man die Größe des Römers und durch diese allein war er im Stande, sich mehrere Jahrhunderte gegen den ihm an Heldenmuth überlegenen Germanen am Rhein zu halten. Und so finden wir denn auch in unserer Gegend zahlreiche Spuren seines Daseyns, seine Fußstapfen sind tief dem Boden eingeprägt. Der nassauische Verein für Geschichts- und Alterthumskunde ist bemüht, diese lateinischen Schriftzüge in verständliches Deutsch zu übersetzen; auch geben sie uns die besten Commentatoren zu den von den römischen Schriftstellern beschriebenen Feldzügen der Römer in Deutschland. Die Ausgrabungen, welche der Verein mit dem Kastell von Wiesbaden auf dem Heidenberg vor einigen Jahren begonnen hat, wurden seitdem in der Gegend fortgesetzt. Bei Hofheim wurde ein zweites Kastell von gleicher Größe aufgefunden; es beherrschte das Lorsbacher Thal und lag auf der Linie zwischen hier und Heddernheim. Diesen Herbst wurden mehrere Vorwerke des hiesigen Kastells mit Thürmen, Soldatenquartieren aufgedeckt, andere kleine Kastelle fanden sich im Gebirge. In dem Mühlthal zwischen Wiesbaden und Biebrich stieß man auf die Fundamente einer römischen Wasserleitung, welche das Wasser einer sehr starken, herrlichen Quelle vermuthlich nach Kassel und der Amöneburg führte. Letztere war wahrscheinlich ein römischer Brückenkopf, welcher zum Schutze des Rheinübergangs diente. In der Nähe jener Quelle finden sich auch zahlreiche Fundamente römischer Gebäude; diese und andere Punkte werden, so weit es die Witterung erlaubt, dieses Jahr noch weiter untersucht. Im Jahr 371 unserer Zeitrechnung, als das rechte Rheinufer nicht mehr in der Gewalt der Römer war, versuchte der Kaiser Valentinianus, einen nächtlichen Ueberfall auf Wiesbaden auszuführen, um daselbst den alemannischen Fürsten Makrian, der das Bad gebrauchte, aufzuheben. Der Streich mißlang, weil die Soldaten durch das Anzünden der auf dem Wege liegenden Wohnungen (wohl dieselben, deren wir vorhin, als im Mühlthal an jener Quelle liegend, erwähnten) ihr Vorhaben verriethen und der Fürst dadurch Zeit gewann, auf einem leichten Wagen durch das Gebirge zu entkommen. Der nassauische Verein wird nun nach und nach alle Straßenzüge, Kastelle und Niederlassungen diesseits des Taunus aufzusuchen bemüht seyn und in eine Charte verzeichnen. Dann wird er seine Forschungen auf den Pfahlgraben ausdehnen und solchergestalt ein deutliches Bild römischer Kriegsführung und Colonisation in Germanien erhalten. Es wäre zu wünschen, daß sich die übrigen rheinischen und süddeutschen Vereine ein gleiches Ziel steckten, um mit vereinten Kräften eine so schöne Aufgabe zu lösen.

Braunschweig, 19. Nov.

Ein in Nro. 317 d. Bl. enthaltenes (aus der Würzb. Zeitung entnommenes) Schreiben aus Berlin vom 9. Nov. enthält folgende Stelle: „Auf Requisition des Herzogs von Braunschweig werden dem Debüt des Schauspielers Hrn. Hoppé hier nun Hindernisse in den Weg gelegt.“ Diese Aeußerung ist eben so unpassend als unwahr. Als Hr. Hoppé im Einverständnisse mit dem Hrn. General-Intendanten v. Küstner in Berlin seinen hiesigen Kontrakt brach und heimlich von hier abreis'te, schlug die hiesige Intendantur den Weg ein, der auch jedem Privatmanne offen steht, sie belangte ihn vor dem zuständigen Gerichte, welches ihn zur Kontrakterfüllung schuldig erkannte und vorläufig das Auftreten auf fremden Bühnen bei 50 Rthlr. Strafe für jeden einzelnen Fall untersagte. Auf ferneren Antrag der hiesigen Intendantur hat das hiesige Gericht das Kammergericht in Berlin requirirt, die dortige General-Intendantur von der zuletzt erwähnten Verfügung in Kenntniß zu setzen und ihr aufzugeben, für jedesmal, daß Hoppé dennoch auftreten würde, von seinem Honorar oder seiner Gage 50 Rthlr. einzusenden. Die obige Aeußerung, die so lautet, als ob Se. Hoh. der Herzog durch unmittelbare Schritte sich in die Sache eingemischt habe, muß daher um so mehr berichtigt werden, als Niemand weiter davon entfernt seyn kann, seine Macht oder seinen Einfluß zu solchen Zwecken anzuwenden, als unser Landesherr, dem der Gedanke an eine direkte oder indirekte Einmischung in rechtsanhängige Sachen ein Greuel ist.

Mainz, 20. Nov.

Heute wurden die sechs städtischen Bauplätze, die in der Rheinstraße, dem „Rheinischen Hofe“ gegenüber, liegen, versteigert und dafür die hohe Summe von 36,000 fl. erlös't. Unter solchen Verhältnissen hat die städtische Behörde Mittel zur Hand, durch Verkauf der vielen andern Bauplätze, die sie am Rhein und in andern Stadtgegenden, besonders aber auf dem Gutenbergs-Platze besitzt, das städtische Einkommen zu vermehren, oder die Schulden, die jedes Jahr eine so große Summe für Zinsen absorbiren, zu tilgen. Es würde jedenfalls einen sehr übeln Eindruck machen, wenn zu Deckung der städtischen Ausgaben Lokalumlagen erhoben würden, ehe dieses Mittel versucht worden wäre. Es sind uns über den Werth der disponiblen Plätze, Reile und Räume, die die Stadt besitzt, Angaben zugekommen, wornach mehr als 800,000 fl. daraus erlös't werden könnten. Ob diese Berechnungen richtig sind, können wir nicht behaupten; aber sie möchten wohl eher unter, als über dem wahren Werthe stehen, da die heute versteigerten Bauplätze nur zu 24,000 fl. angenommen waren. Uebrigens bedarf es hierüber keiner weiteren Erklärung. Die Obsorge der städtischen Behörde ist bekannt; in der heutigen Versteigerung liegt eine sichere Andeutung von Dem, was zum Besten der Stadt zu thun ist, und diese Andeutung wird man nicht ungenützt vorbei gehen lassen. Der Hr. Bauunternehmer Lothari, ein junger, sehr thätiger Mann, hat die sechs Bauplätze, von denen oben die Rede war, gesteigert.

Auflösung der Charade in Nro. 324.

Elfenbein.

Theater-Anzeige.

Samstag, 23. Nov. Septième Air varié für die Violine von Beriot, vorgetragen von Fräul. Hortensia Zirges aus Leipzig. Hierauf folgt: Der verwunschene Prinz, Schwank in 3 Aufzügen, von J. v. Plötz. Zum Schluß: Introduction et Variations brillantes für die Violine von David, vorgetragen von Fräul. H. Zirges.

Sonntag, 24. Nov. Der Wildschütz, oder: die Stimme der Natur, komische Oper in 3 Abtheil., Musik von Lorzing.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 326. Montag, den 25. November 1844.

Die Eroberung von Höchst.

(Historisch-romantische Erzählung aus der Vorzeit von Höchst. Von Gustav Fels.)

(Fortsetzung.)

Das Getöse wurde stärker, die Schritte häufiger, rascher, und bald merkten sie, daß mächtige Soldatenhaufen in wilder Hast und eilfertigem Lauf dem Unterthor hinausströmten. Plötzlich fuhren Alle erschreckt auf. Am Eingange der Ankaube zeigte sich die riesige Gestalt eines braunschweigischen Kriegers. Er näherte sich schnell. Jetzt hat er sie bemerkt und bleibt erstaunt stehen. Bald schreitet er vor auf Ludwig zu, und will ihn anreden. Aber dieser vermuthet einen hinterlistigen Angriff, packt ihn mit Blitzesschnelle an der Kehle und drückt ihn fest wider die Mauer. Dem Soldaten gelingt es, sich wieder frei zu machen, und beide umschlingen sich und ringen. Fürwahr ein gewaltiger Kampf in so engem Raum. Jeder kämpfte für das Theuerste. Der Eine rang nur für sein, der Andere für sein, seiner Geliebten und ihres Vaters Leben. Den Einen ermuthigte der unwillkürliche Trieb der Selbsterhaltung, den Andern dieser und die Liebe, ein unendlich höheres und heiligeres Palladium. Doch schien es bald nicht mehr zweifelhaft zu seyn, wer unterliegen müsse. Der Braunschweiger war ein kräftiger, hoher Mann, durch rauhe Strapazen abgehärtet und in seinen besten Lebensjahren; Ludwig ein Jüngling, und durch die fast übermenschlichen Anstrengungen der letzten Tage schwach und bald erschöpft. Noch ein Mal wandte er seine ganze Körperkraft auf, aber dem schwer beengenden und furchtbaren Druck der muskulösen Arme des Braunschweigers konnte er nicht mehr widerstehen. Seine Kräfte waren geschwunden, seine Gewandtheit kam ihm hier wenig zu statten. Er wankt, sucht sich noch ein Mal los zu machen, es ist vergebens. Ermattet und bezwungen stürzt er nieder. Der Braunschweiger kniet auf seiner Brust und zieht den Degen, um den, wie es schien, insubordinirten und seiner eigenen Sicherheit gefährlichen Soldaten unschädlich zu machen. Da ertönte aus dem Innern der Ankaube eine weibliche Stimme. „Gnade, Gnade!“ schallte es in herzzerreißendem Tone. Der Hauptmann wendet sich um und erblickt ein Mädchen, das im äußersten Entsetzen auf ihn losstürzt.

„Bringt ihn nicht um; laßt ihn leben! Er ist mein Bräutigam,“ rief sie, ängstlich und flehend die Hände ringend.

„Wie? Er, der es wagte, sich an einem Hauptmann der Armee zu vergreifen, hat auch noch ein Bräutchen hier sitzen? Wie kamst Du dazu? Sprich, Mensch, oder es ist um Dich geschehen! Bist Du nicht in meinem Korps? Gestehe oder Du stirbst!“ und damit schüttelte er den wehrlosen Jüngling so heftig, daß dieser ächzte und stöhnte, und kein Wort hervorbringen konnte.

„Haltet ein,“ ertönte da eine rauhe Stimme; es war der Stadtschultheiß. „Hier obwaltet ein Irrthum. Dieser junge Mann ist kein Braunschweiger. Wir alle sind Einwohner der hiesigen Stadt, und haben uns, aus Mangel an einem anderen Zufluchtsort, hierher geflüchtet, um vor der empörenden Grausamkeit Eurer Truppen geschützt zu seyn.“

„Dann führt uns fast gleiche Absicht hierher, auch ich suche Schutz, nämlich vor den Ligistischen. Aber ich bin auf der Stelle bereit, ihn frei zu lassen, wenn es sich wirklich so verhält. Allein wie kommt es, daß er in unsere Uniform gekleidet ist?“

„Aus dem einfachen Grunde, um Nachts herausgehen zu können und uns mit Lebensmitteln zu versorgen. Doch noch eine Frage. Sind die Ligistischen schon in der Stadt?“ fragte rasch der Stadtschultheiß.

„Ja,“ erwiederte der Hauptmann, „so eben rücken sie ein.“ Er erhob sich nun, steckte sein Schwert in die Scheide und half Ludwig aufstehen. Dann fuhr er fort: „Ich will Euch glauben dann. In wenigen Augenblicken seyd Ihr befreit aus Eurem trüben, qualvollen Aufenthaltsort, und dürft wieder frisch und frei die reine Luft einathmen. Ich aber muß hier unten Eure Stelle einnehmen. Doch vielleicht könnet Ihr mir eine Gnade verschaffen, wenn ich Euch mein Verdienst um die Stadt erzähle. Ihr möcht es am passenden Ort erwähnen. Ich bin braunschweigischer Hauptmann, und war Befehlshaber der Truppen in der Stadt. Meine Verhaltungsbefehle lauteten dahin, wenn die Schlacht unglücklich für uns ausfiele, die Stadt an allen vier Enden anzustecken.“

„Gott, welche abscheuliche Grausamkeit!“ rief Marie aus.

„Die Schlacht ging verloren,“ fuhr der Hauptmann fort.

„Verloren!“ unterbrachen ihn Ludwig und der Stadtschultheiß frohjubelnd zugleich.

„Verloren! Doch hört weiter. Wir erlitten eine ungeheure Niederlage. Als meine Soldaten Tilly gegen uns vorrücken sahen, verloren sie den Muth, öffneten die Thore und ließen mich mit einem Häuflein der verwegensten Menschen allein.

Diese erwarteten mit Ungeduld das Zeichen zur Ansteckung der Stadt. Ich hielt so lange damit zurück, bis sie genöthigt waren, um der Gefahr der Gefangenschaft auszuweichen, selbst zu fliehen."

„Und warum habt Ihr die Stadt nicht anzünden lassen?" fragte forschend der Alte.

„Aus mehreren Gründen. Erstens fühlte ich inniges Mitleid in meinem Herzen mit den armen Einwohnern, die, wenn sie zurückkehrten, ihre Vaterstadt in Asche und Staub umgewandelt sähen; zumal es uns einerlei seyn konnte, ob sie stand oder niedergebrannt war. Die Schlacht war ja doch für uns verloren. Dann hege ich schon längst den geheimen Plan, das rohe und undankbare Kriegshandwerk ganz aufzugeben und mich unter friedlichen Menschen niederzulassen. Durch diese That glaube ich mir die Gnade und das Vertrauen Tilly's erworben zu haben. Wenn Ihr vielleicht noch Etwas zu meinen Gunsten bei Tilly beitragen wollt, so mögt Ihr es vorbringen."

„Herzlichen Dank sage ich Euch hiermit im Namen der ganzen noch lebenden Bürgerschaft in Höchst, als dem Erretter und zweiten Gründer der Stadt," erwiederte der Alte. „Ich bin Stadtschultheiß, und stehe persönlich in Verbindung mit Tilly, und verspreche Euch, meinen ganzen Einfluß bei ihm aufzubieten, um Euch nicht nur Gnade, sondern auch eine Eurem Verdienste angemessene Belohnung zu verschaffen."

„Seyd mir herzlich als Fürsprecher gegrüßt," versetzte der Hauptmann, indem er ihm die Hand reichte, „Ihr würdiger Vorsteher dieser Stadt. Aber wer sind diese Beiden?"

„Meine Tochter und mein zukünftiger Schwiegersohn!" sagte Wöler lächelnd.

„Auch Ihr werdet mir verzeihen für die Behandlung, die Ihr von mir, da ich Euch nicht kannte, erlitten," wandte er sich an Ludwig und bot die biedere Rechte.

„Ich habe Euch schon während Eurer Erzählung verziehen," bestätigte Ludwig. „Nur hättet Ihr von Eurer Riesenstärke halb so viel gebrauchen sollen. Ich werde die Wirkung Eurer Arme noch lange Zeit spüren."

„Wenn Ihr wieder in die frisch Luft gelangt seyd, werden alle Schmerzen schwinden," antwortete der Hauptmann.

„Hört, welches Schießen über unsern Häuptern?" fragte auf ein Mal Ludwig.

„Sie werden das Schloß beschießen," vermuthete der Braunschweiger.

„Wir wollen abwarten, bis das Feuer nachgelassen hat, und dann herausgehen," rieth der Stadtschultheiß. „Bis dahin wollen wir dem neuen Leidensgefährten erzählen, wie wir uns hierher gerettet."

(Schluß folgt.)

Landschaftliches.

(Fortsetzung.)

IV. Monrepos.

Schon von weitem erblickt man als weißen Punkt auf tiefdunklem Waldhintergrunde das Sommerschloß Monrepos, wo die fürstliche Familie von Wied ihren Sommeraufenthalt wählt. Es scheint so nahe zu liegen, daß man die Entfernung kaum in Anschlag bringen zu dürfen glaubt. Aber da täuscht man sich. Je näher man der Stadt kommt, desto weiter tritt die baumgekrönte Höhe mit dem Lustschlosse zurück.

Wenn es auch nicht ein Punkt wäre, auf den die Reisehandbücher den Reisenden aufmerksam machen, seine hohe Lage hätte auch gelockt, es zu besuchen und die Fernsicht zu genießen. So trat ich denn eine Wanderung an, die wahrlich nicht zu den leichten gerechnet werden kann, zumal sie, fast immer bergan, zwei gute Stunden währt. Endlich war ich oben, ließ den Hahnhof links, das sogenannte Schweizerhaus rechts liegen und wanderte auf das Schloß zu.

Auf den Bergen ist Freiheit, wenigstens für die Brust und das Auge — sonst hat das Schiller'sche Wort seine Bedenken droben, wo der Rhein quillt, und anderwärts, wo er vorüberfluthet — oder auch nicht. — Eine erquickende, reine Luft athmet man hier. Die Brust hebt sich so leicht und frei, daß es Einem recht behaglich und wohl wird.

Das Schloß Monrepos oder, wie ein Anderer schreibt, der, als Historiker der wiedischen Lande, es besser wissen muß — Montrepos — ist nicht eben groß, doch mag es für die kleine Hofhaltung des fürstlichen Paares genügen. Es wurde 1757 von Graf Alexander zu Wied begonnen, und erst 1762 beendet, sammt den das Schloß umgebenden Anlagen. Sein Enkel hat das Ganze erweitert und verschönert. So wurde es einer der abgeschiedensten, stillsten, gesündesten und reizendsten fürstlichen Sommeraufenthalte, die ich kenne, und wohl kann man hier finden, was des Schlosses Namen sagt, ob nun Mon oder Mont das richtigere ist. Vor dem Schlosse ist eine Fläche mit einigen, freilich auf dieser trockenen Höhe nicht eben sehr frischen Rasengruppen. Zur Seite und im Rücken desselben breitet sich schöner Hochwald aus, der überall zu anmuthigen Partieen benutzt und verwendet ist; tiefer im Hintergrunde befindet sich der Wildpark.

Das Innere des Schlosses hab' ich nicht gesehen. Thut auch nichts. Es wird wohl alle den andern fürstlichen Wohnsitzen gleichen. Das war auch wahrlich der Zweck meines Heraufsteigens nicht gewesen, geschmückte Gemächer zu sehen!

Ich war besonders glücklich an dem Tage. Der Himmel war tiefblau. Hin und wieder schwammen in diesem blauen Aethermeere einzelne Wolken. Die Luft war rein und elastisch. Auf der Ferne lag kein Duft. Der kurze Regen am Morgen hatte den Staub getödtet, das Pflanzenleben erfrischt. Wald und Flur hauchten erquickende Düfte. Mir war so wohl auf dieser Höhe. Ich beneidete den Fürsten, der hier so ganz den Musen und seiner Familie leben kann. Neid ist eine sich stets strafende Sünde. Das Versagtseyn Dessen, was er, mißvergnügt mit dem eigenen Loose, an Andern sieht, ist sein Fluch. Nun, so arg war's nicht! —

Um das Schloß war's stille. Der Herzog und die Herzogin von Nassau kamen gerade den Rhein herauf, da war die fürstliche Familie im Schlosse zu Neuwied. D'rum war es so stille, und ohne durch mein Hintreten eine Unbescheidenheit zu begehen, stand ich vor dem Haupt-Pavillon des Schlosses, und ließ den Blick da hinaus schweifen über ein Land, das schöner kaum gefunden werden mag. — Grade vor mir,

im Süd-Süd-Westen, heben sich in scharfen, geraden Linien die Bastionen von Ehrenbreitstein. Mit einem guten Fernrohr konnte man die ehernen Schlünde sehen, die es todtdrohend dem Auge entgegen hält. Etwas weiter unten turnt der Telegraph mit seinen schwarzen Armen, seine geheimnißvollen Zeichen empfangend von dem Bruder, der unweit Romersdorf auf einer sterilen Höhe unwissend seine Weisheit weiter trägt, wie er sie unwissend empfangen hat. Mehr zur Rechten von Ehrenbreitstein erblickt man Stolzenfels, des Königs stolze Burg, die weithin das Rheinthal beherrscht, wo Kunst und Alterthum reiche Schätze aufgestapelt hat und die täglich der Reisenden schaulustige Menge anzieht. Zwischen beiden, Ehrenbreitstein und Stolzenfels, scheint der stolze Strom in das weite Becken von Neuwied hereinzubrechen. Er beschreibt einen weiten Bogen in seinen grünen Ufern, umschäumt grüne Inseln und tritt dann in das dunkle Felsenthor rechts von Monrepos hinein, um ganz zu verschwinden; aber welch' ein Leben gibt er dem Bilde! Da zieht langsam das Segelschiff, der Ueberrest einer spießbürgerlichen Vorzeit, daher, überholt von dem herrschenden Riesen der raschfluthenden Gegenwart, dem stolzen Dämpfer; da führt das Schleppschiff zwei, drei kolossale Frachtschiffe hinter sich her, so leicht, als seyen es Nußschaalen, die es zieht. Es drängt sich der Stoff zu Parallelen rasch der Seele zu und sie muß diese Gedanken wegdrängen, weil sie das schöne Landschaftsbild betrachtend genießen will. Westlich blicken die Höhen des Hunnsrückens, die Schlackenkegel des Maifeldes, die Gipfel des Ehrenbergs, des Humerich, des Sattel- und Carmelenbergs herein in das schöne, breite Thal; während links im Osten und Südosten die Vorhöhen des Westerwaldes, reichbelaubt, einen Kranz bilden, der eben an dem Träger von Monrepos sich abschließt. So hat das Bild den schönsten Rahmen, den man wünschen mag.

Blickt man nun in des Thales Schooß, so muß das Auge sich Ruhepunkte suchen. Der Rhein und immer wieder der Rhein mit seinen schönen sieben Inseln zieht es an.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Bereits auf mehreren deutschen Bühnen sind die Herren Smith, Kemp, Taylor, Hollyak und Champmann, gymnastische Künstler aus London, mit Beifall aufgenommen worden. Nach öffentlichen Blättern nehmen ihre Vorstellungen ein höheres Interesse als jene der Araber und anderer Athleten, welche so häufig Deutschland durchreisen, in Anspruch. Sie entwickeln nicht nur eine erstaunliche Kraft, sondern verbinden solche mit interessanten Exercitien und Gruppirungen, weßhalb man sie als in das Bereich des Schönen gehörend mit eben so viel Vergnügen als Ueberraschung betrachten wird. Die genannten Künstler beabsichtigen, auf der Frankfurter Bühne mehrere Vorstellungen zu geben.

(Anfrage.) Der Landgraf Karl von Hessen ließ in der Kirche zu Marburg den heldenmüthigen Vertheidigern von Rheinfels gegen die Franzosen, Obrist Görz und seiner tapferen Schaar, ein Denkmal setzen, was aber die Franzosen, als sie später nach Marburg kamen, aus erbärmlicher Rachsucht zerstörten. Einsender Dieses wünscht zu wissen, ob solches später wieder hergestellt worden ist?

Die „humoristischen Blätter" enthalten aus der Feder ihres geistreichen Redakteurs Theodor von Kobbe über die Schrift von Karl Buchner: „Ein deutscher Advokat, Schilderungen aus der Zeit und aus dem Leben. Darmstadt, Leske. 1844." unter anderm Nachstehendes: „Die Frauen aller Advokaten, welche diese Blätter lesen, fordere ich auf meine Verantwortung auf, dieses Buch ihrem Manne als Weihnachtsgeschenk zu verehren. Nie ist der ehrenwerthe Stand der Anwälte auf eine so überzeugende und vortreffliche Weise dargestellt, von dem mit Recht gesagt wird, daß er um so geachteter ist, je höher der Grad der politischen Bildung des Volkes ist. Vor allen Dingen ist aber auch der unverwüstliche edle Humor zu loben, welcher das ganze Buch durchströmt und den Leser in den verschiedenartigsten Bildern und Situationen von Anfang bis zu Ende fesselt."

Die Berliner haben auf Freiligrath, der bekanntlich seine Pension von 300 Thlr. dem Könige von Preußen heimgesagt hat, einen Witz gemacht: sie erzählen, die Königin habe zum König gesagt: „Du hättest ihm statt 300 Thaler 3000 geben sollen, da wäre er nicht liberal geworden."

(Regensb. Ztg.)

Auf dem Boulevard des Italiens fand dieser Tage ein tragisches Ereigniß statt. Ein Streit war zwischen zwei Männern entstanden, wegen eines Hundes, der dem Andern zwischen die Beine gelaufen kam, als der Besitzer des Hundes einen Dolch zog und seinen Gegner, einen Kistenmacher, in der Straße Laffite tödtlich traf. Der Thäter eilte davon, der getroffene Unglückliche that noch einige Schritte und fiel dann todt vor dem Hause eines Weinhändlers hin. Der Thäter soll vornehmen Standes seyn, einer adeligen Familie angehören, und hatte eben das Café Anglais verlassen, wo er dinirt hatte; er ist übrigens bereits verhaftet und in den Händen der Gerechtigkeit.

(Frankfurt a. M.) Das in der C. Ullmann'schen Buch-, Kunst- und Antiquariats-Handlung dahier erschienene „topographische Taschenpanorama des Rheins", von Ravenstein, ist für die große Zahl von Rheinreisenden bestimmt, welche eines bequemen, anschaulichen und höchst genauen Orientirungsmittels bedürfen. Es entspricht in Hinsicht auf die Form der ersten, in Hinsicht auf die malerisch-perspectivische Darstellung der zweiten, in Hinsicht auf die kartographische Projection der dritten Anforderung im höchsten Grade. Das Panorama ist bequem zur Tasche und Hand, ansprechend durch die charakteristische Zeichnung der Städte, Dörfer und Burgen. Statt der sonst üblichen Randbilder hat Sonderland mit kunstgeübter Hand den freien Raum zu einer eben so lebensvollen als bezeichnenden Darstellung des Lebens und Treibens am Rhein benutzt; sie bietet also nicht Erinnerungen an die kalte, todte Natur, sondern Gedächtnißtafeln des warmen Volkstreibens an unserem schönsten Strome. Dabei ist der Preis so wohlfeil, daß diesem Panorama die allgemeinste Verbreitung nicht fehlen kann. — Die Ausstattung ist geschmackvoll und elegant.

Korrespondenz.

Hamburg, 16. Nov.

Neu war dieser Tage auf dem Stadttheater: „Lady Ellen, oder: Uebermuth und Buße", Originallustspiel von L. Mühlbach (der Gattin von Theodor Mundt), ein Stück, dem von Leipzig aus ein ungünstiges Urtheil vorausgegangen war. Man sieht leicht, daß dasselbe von einer Dame herrührt; die männlichen Charaktere sind fast durchweg vergriffen und unbedeutend, während das Interesse sich auf die Lady, als die Hauptperson, concentrirt. Der Charakter dieser liebenswürdig übermüthigen und emancipationslustigen Lady, die ein theures Pferd im Uebermuth erschießen läßt, kostbare Geschenke vertheilt und Schulden macht, ist nicht gerade neu, dabei ist das Stück reich an Unrichtigkeiten und Unwahrscheinlichkeiten und verräth in vieler Hinsicht die Anfängerin — fand aber wegen der geschickt gesponnenen Intrigue und seiner interessanten Situationen dennoch eine beifällige Aufnahme. Nicht wenig mag zu diesem Erfolge die treffliche Darstellung beigetragen haben. Dem. Stephanie (Lady Ellen), eine reichbegabte junge Künstlerin, erwarb sich durch ihr frisches, ungezwungenes und naturgetreues Spiel vielen Beifall; besonders aber excellirte Hr. Brüning (Tebaldo Zopfing) als Friseur und späterer Lord, der so viel frischen Humor und übersprudelnde Laune zeigte, daß man ihm ein etwas zu starkes Auftragen in manchen Scenen gern zu gut halten darf. Die übrigen Rollen sind sehr unbedeutend. Auch das treffliche Lustspiel: „Er geht auf's Land" von Robert (wie es heißt Mad. Mühling) macht noch fortwährend volle Häuser und wird auf unsern Bühnen jetzt in drei verschiedenen Bearbeitungen gegeben. Es ist eine bittere Geißel für den Pietismus. — Mit dem ersten Tenoristen Hrn. Wurda soll auf's neue ein Contract auf zwei Jahre abgeschlossen seyn; der einst mit Recht so gefeierte Sänger hat leider in den letztern Jahren allzuviel an Stimme eingebüßt und ist in manchen Partieen nur noch eine herrliche Gesangsruine; die Primadonna Evers dagegen, die der Hamburger Kritik so lange als Zankapfel diente, wird schon im nächsten Monat der Bühne Lebewohl sagen und sich mit einem ungarischen Magnaten verheirathen; sie wird, wie ein eleganter Verehrer sich ausdrückt, „von der Muse Thalia dem neidischen Hymen in die Arme geführt werden." An Novitäten erwarten wir in den nächsten Tagen: „Monaldeschi" von Laube (worin Baison die Titelrolle hat) und eine Donizetti'sche Oper: „Don Pasquale." — Auf der Thaliabühne gastirt gegenwärtig Hr. Burmeister, der als Abbé de l'Epée aufgetreten. Ich habe ihn bis jetzt nicht gesehen.

Danzig, 15. Nov.

Die seit Jahren in Düsseldorf wohnende polnische Künstlerin Lisinka Baumann, deren Bilder auf der rheinischen, wie auf der Berliner Ausstellung so großes Aufsehen erregt haben, wird als Heimathgenossin nun auch für unsere Stadt reklamirt, da ihre Eltern aus Danzig sind und sie selber hier geboren, in ihrer früheren Jugend hier erzogen wurde. In dieser Beziehung hat sich denn auch unser Kunstverein an die Landsmännin gewandt, die Ausstellung ihrer Bilder auch für Danzig zu erwirken.

Aus dem Herzogthum Nassau, im Nov.

Es gibt wohl wenige Dorfkirchen, die schöner aufgeführt sind, als die neuerbaute katholische Kirche zu Marxheim, herzogl. nass. Amts Hochheim, und es lohnt sich wohl der Mühe, daß Sachverständige und Freunde der Baukunst diesen Ort besuchen, da derselbe kaum drei Viertelstunden von Hattersheim entfernt liegt. Manchem, der den letzten in der dortigen Gegend abgehaltenen Manövers, so wie dem Kirchweihfest in Königstein beiwohnte, der überhaupt durch diesen Ort kam und die Kirche gesehen, ist es wohl nicht uninteressant, die Namen Derjenigen zu wissen, die zumeist Hand anlegten, um für Jahrhunderte ein so schönes Denkmal der Baukunst zu errichten. Die Kirche ist im byzantinischen Style, nach dem Entwurfe des Hrn. Baumeister Götz zu Höchst, unter dessen oberer Leitung und unter Aufsicht des Bauaufsehers Kunz (derzeit Bahnaufseher an der Taunus-Eisenbahn), größtentheils im vorigen und diesem Jahre erbaut. Besonders überraschend schön ist das saubere, schichtenweise in Sandstein von Maurermeister Querfeld in Wiesbaden ausgeführte Mauerwerk; doch sind auch alle übrigen Arbeiten gut ausgeführt und lobet jedes einzelne Werk an diesem Bau seinen Meister. Möchte Jeder, der zum Gelingen dieses Baues beigetragen hat, nicht blos die Ehre als Lohn seiner Anstrengungen ernten, sondern durch eine seinen Leistungen angemessene pecuniäre Aufmunterung seiner Hände Arbeit anerkannt sehen! Wie man vernimmt, soll die Kirche um Pfingsten nächsten Jahres eingeweiht werden, und werden gewiß Viele aus der Umgegend dieser Feierlichkeit beiwohnen.

Charade.

(Viersylbig.)

Wenn dir in deinen Lebenstagen
Entgegentritt manch' herber Schmerz, —
Mußt manchem Wunsche du entsagen,
Schlägt bebend oft das kranke Herz:
Dann bringen meine ersten Beiden
Dir aus der vollen Brust hervor,
In ihnen steigen deine Leiden
Als leises Fleh'n zu Gott empor.

Das letzte Paar auf sicherm Grunde
Verkettet innig Land mit Land,
Ihm sind zu dreifach starkem Bunde
Drei Elemente nah' verwandt:
Zur Erde senkt sich's traulich nieder;
Es schwebet kühn hoch in der Luft;
Im Wasser netzt es seine Glieder,
Dort ruht sein Fuß in kühler Gruft.

Doch bei des Ganzen Schreckenstönen
Entsetzen durch die Brust dir fährt!
Als Letztes hat's mit bangem Stöhnen
Der Ersten viele schon gehört.
Denn ach! der wird des Todes Beute,
Der einmal sich ihm nur genaht! —
Es findet sich in ferner Weite,
In jener meergebor'nen Stadt.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 24. Nov. Der Wildschütz, oder: die Stimme der Natur, komische Oper in 3 Abtheil., Musik von Lorzing.

Montag, 25. Nov. Erste Vorstellung der fünf englischen Tänzer und Gymnastiker vom Coventgarden- und Drurylane-Theater in London, Herren Smith, Kemp, Taylor, Hollyoak und Chapmann. Erste Abtheilung, nach dem ersten Act des Lustspiels: Der Faßbinder, ausgeführt von Hrn. Taylor. Komische Spiele, ausgeführt von Hrn. Chapmann. Zweite Abtheilung, nach dem Lustspiel: Große gymnastische, academische Exercitien und Gruppen, ausgeführt von den Herren Smith, Taylor, Kemp und Hollyoak. Hierzu: Ein Handbillet Friedrich II., oder: Incognito's Verlegenheiten, Lustspiel in 2 Abth., von W. Vogel.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 327. Dienstag, den 26. November 1844.

Die Eroberung von Höchst.

(Historisch-romantische Erzählung aus der Vorzeit von Höchst. Von Gustav Feld.)

(Schluß.)

9.

Tilly war in die von ihren Feinden verlassene Stadt eingezogen, und schickte sich an, das Schloß, in welchem allein noch braunschweigische Besatzung lag, zu bombardiren. Als eine Abtheilung der ligistischen Soldaten an den Eingang der Burggrabengasse kam, fand sie noch eine Menge flüchtiger Braunschweiger, auf welche sie ein heftiges Gewehrfeuer richtete. Bald war die ganze Stadt von Braunschweigern gesäubert. — Tilly hielt, umgeben von einem glänzenden Generalstabe, auf dem Markte, dem Schloß gegenüber, Kriegsrath, ob man den Belagerten freien Abzug bewilligen solle oder nicht. Sie drohten nämlich, wenn man ihnen dies nicht zugestehe, sich mit dem Schloß in die Luft zu sprengen. Endlich ward dahin entschieden, daß Tilly ihnen die Erlaubniß zum Abzuge ertheilte. Sie defilirten nun zwei und zwei vor Tilly vorbei; ihre kecken Gesichter sprachen bittern Hohn und tiefe Verachtung gegen das gesammte Heer aus, so daß Alle, und besonders die Offiziere, staunten und sich ärgerten, wie solche Menschen im Unglück noch so frech und anmaßend seyn konnten. Da ritt der Oberstlieutenant Einotten hervor, und wandte sich mit den Worten an Tilly:

„Bei Gott, Generalissimus, wie könnt Ihr nur zugeben, daß diese nichtswürdigen Menschen, die so furchtbare Gräuel verübt, die kein Alter und keinen Stand verschont haben, jetzt mit so hohnlächelnder Miene und so ungestraft entkommen dürfen."

„Ich habe ihnen freien Abzug versprochen," antwortete Tilly anscheinend ruhig.

„Wißt Ihr nicht," fuhr Einotten hitziger fort, „wie sie es den armen Einwohnern dieser Stadt gemacht? Sie versprachen persönliche Sicherheit und Schonung alles Eigenthums. Wie aber haben sie ihr Versprechen gehalten? Alle, vom unmündigen Kind bis zum alterschwachen Greis, sind unter ihrem Schwert gefallen, und die Stadt ist so rein ausgeplündert, daß unsere Truppen kaum bis übermorgen unterhalten werden können. Fürwahr, es giebt keine Gerechtigkeit, wenn Ihr diese himmelschreienden Frevel ungerächt laßt," setzte der Oberstlieutenant heftiger hinzu.

„Nun, so führt sie vor die Stadt und laßt keinen Mann mehr entrinnen," sprach Tilly endlich nachgebend. Rasch umzingelte Einotten mit seinen Soldaten die Braunschweiger und führte sie vor das Oberthor. Ungefähr fünfhundert Schritte davon machte er Halt. Die Braunschweiger standen verwundert und ungewiß Dessen, was man mit ihnen vorhatte, mitten in einem weiten Kreise, den die Ligistischen bildeten. Die Braunschweiger mochten einige Hundert seyn. „Geladen!" kommandirte der Oberstlieutenant, und jetzt erst merkten die Eingeschlossenen, worauf es abgesehen war. „Verrath! Verrath!" schrieen sie alle zugleich. Aber das laute Wirbeln der Trommeln, die das Zeichen zum Feuern gaben, übertäubte ihr Rufen und Schreien. Plötzlich sprühten mehr denn sechshundert Feuerschlünde Tod und Verderben in das eben noch so verwegene Häuflein. Die Mehrzahl fiel, allein noch stand ein großer Theil fest, und waffnete sich zum verzweiflungsvollen, ohnmächtigen Widerstand. Da stürmte Einotten an der Spitze seines Regiments mit dem Degen auf sie ein. Jetzt begann das Gemetzel, das so furchtbar und schrecklich war, daß das Blut im wahren Sinne des Wortes **stromweise** da geflossen seyn soll. Auch nicht ein einziger von den Feinden entkam. Alle tränkten den Ort mit ihrem Blute. Es war eine grausame, nicht zu entschuldigende Rache. Ein frommer Einwohner der Stadt setzte später ein Kreuz an diese Stelle, das noch heute steht, und im Munde des Volkes **das rothe Kreuz** genannt wird. —

Während dieses hier geschah, ereignete sich auf dem Marktplatze eine von dieser ganz verschiedene Scene. Als der Stadtschultheiß und die Andern in der Ankaube hörten, daß nach dem oben erwähnten Schießen Alles ruhig wurde, vermutheten sie die Uebergabe des Schlosses. Sie hielten es also für gut, heraus zu gehen und Tilly aufzusuchen. **Zuckschwerdt** schloß sich ihnen an, nachdem Böler ihm seine nähere Beziehung zu Tilly erklärt und sein eifriges Verwenden für ihn versprochen hatte. Der Alte konnte kaum einen Schritt mehr thun, so sehr hatte ihm die unreine Luft und der ungesunde Aufenthalt zugesetzt. Er stützte sich auf den braunschweigischen Hauptmann, und Marie, die auch bleich und abgehärmt aussah, auf Ludwig. So schritten sie dem Markte zu, wo sie den General erblickten. Langsam und mit zögerndem Schritt nahten sie sich dem Feldherrn, der sogleich wieder den edlen Jüngling

erkannte. Als sie bis vor Tilly gekommen waren, ließen sie sich Alle auf die Knie nieder. Doch er stieg rasch vom Pferde, eilte auf den ehrwürdigen Alten zu, dessen blasses Angesicht der letzte Strahl der scheidenden Sonne sanft röthete, und hob ihn auf.

„Willkommen," sagte er freundlich, indem er ihm die Rechte drückte. „Willkommen in Eurer Stadt, wackerer Mann, der Ihr so Vieles und Arges während dieser Tage gelitten habt."

„Gelobt sey Gott, daß durch Eure und Eures Heeres Tapferkeit der kecke Uebermuth der barbarischen Feinde gebrochen ist," entgegnete Völer. „Genehmigt meine innigsten Glückwünsche für den heute so glücklich verflossenen Tag, und zugleich meinen herzlichen Dank für die Befreiung der Stadt und für meine Rettung."

„Spart Eure Danksagung, guter Alter," antwortete Tilly herablassend. „Wir haben nur gethan, was wir Gott und unserm Herrn, dem Herzog Maximilian, schuldig sind. Und wer ist Dieser hier, der unter Eurem Schutze zu stehen scheint?"

„Laßt mich Euch hier den zweiten Retter der Stadt nach Euch vorstellen," bat der Stadtschultheiß.

„Wie? Dieser, der Retter Eurer Stadt?" fragte Tilly erstaunt.

„Ja, denn ihm war der strenge Befehl vom Herzog Christian ertheilt worden, die Stadt, sobald die Schlacht verloren ginge, in Brand zu stecken. Großmüthig hat er dieses Unglück von uns abgewendet, weil er schon längst Lust hatte, die rohen Horden Christians mit einem stillen, ruhigen Leben zu vertauschen."

„Steht auf und seyd mir willkommen," sagte Tilly, indem er dem Hauptmann die Rechte darbot, der hoch erfreut einschlug. Dann stellte ihm der Stadtschultheiß seine Tochter und ihren Bräutigam vor.

Nachdem die Sonne hinter dem Taunus verschwunden und die Dämmerung leise hereingebrochen war, trennten sich die Geretteten von ihrem hohen Befreier, der heute dieselben Gemächer im Kloster bezog, die gestern sein jetzt gedemüthigter Feind noch inne hatte. — — —

Das Gerücht des glorreichen Sieges verbreitete sich rasch durch alle Lande. Schon am folgenden Mittage sah man auch wieder reich mit flatternden Fahnen und bunten Wimpeln geschmückte Fahrzeuge, welche den geretteten Theil der Einwohner von Mainz und Frankfurt aus der befreiten Stadt zuführten.

Weinend und betend stiegen die Meisten an's Land, denn ach! hier hatte ein Vater den hoffnungsvollen Sohn, die Stütze seines vorgerückten Alters, dort eine zärtliche Gattin ihren geliebten Gatten, der sie schuldlos zur Wittwe und ihre Kinder vaterlos gemacht hatte, zu beweinen. Aber die Stadt stand noch, die verlassenen Wohnungen konnten wieder bezogen und der frohe Schauplatz der Kindheit wieder angelächelt und geschaut werden. Und das ist manch Mal dem Menschen ein nicht geringer Trost, wenn er den Platz, wo der geliebte und verlorne Gegenstand der Trauer weilte, wieder betritt. So auch hier. Noch lange blieb zwar ein Nachhall des großen Unglücks in allen Gemüthern, allein auf der andern Seite wurde Höchst in materieller Hinsicht für die vielen Leiden und Nöthen reichlich entschädigt, denn die Fischer erlangten einen großen Reichthum an kostbaren Geräthen vom edelsten Metall, baarem Geld, goldnen Ringen und stattlicher Kleidung durch das Auffischen der Todten und durch die Schätze, welche die Braunschweiger bei dem so schleunigen Abzug zurückließen. Auch Rau erhielt einen prächtigen Kahn vom Stadtschultheißen zur Entschädigung, nebst einem tüchtigen Geldgeschenk. Bald war Alles wieder im Gleise des Alltaglebens, und man sprach nur noch in wehmüthiger Erinnerung von dem grausamen Schicksal, das die Stadt Höchst so furchtbar heimgesucht hatte. —

Einige Wochen nach der Einnahme von Höchst durch Tilly wurden Ludwig und Marie auf ewig durch des Priesters Segen vereinigt. Der Rath in corpore und die angesehensten Bürger nahmen Theil an dem Feste, das zur glänzenden Verherrlichung des Tags gefeiert wurde. Zuckschwerdt, der Höchst zum beständigen Aufenthaltsort wählte, fehlte nicht. Als Alle an der Tafel sich niedergesetzt hatten, da erhob sich der Stadtschultheiß, entfaltete ein Pergament und las mit lauter Stimme: „Von Gottes Gnaden Wir Anselm Casimir des heiligen Stuhls zu Mainz Erzbischof, des h. R. Reichs durch Germanien Erzkanzler und Churfürst ꝛc., bekennen hiermit und thun Allen kund und zu wissen, daß wir dem Adam Zuckschwerdt, ehedem braunschweigischer Hauptmann, jetzt ehrsamer Bürger zu Höchst, eingedenk der großen Verdienste, die er sich bei uns um die Rettung dieser Stadt erworben, den einen Hof, so zum Antoniter-Kloster daselbst gehörig, sammt den dazu gehörigen Grundstücken von hundert Morgen erb- und eigenthümlich überlassen haben wollen. Urkundlich Unsers Siegels, so gegeben in Unserer Residenz den 24. Juni 1622."

Ein donnerndes Lebehoch folgte den Worten und Alle brachten dem vom Churfürsten so gnädig bedachten neuen Mitbürger die heißesten Glückwünsche dar. Und noch heute sind die Namen Zuckschwerdt und Schindling die zahlreichsten in Höchst.

Landschaftliches.

(Fortsetzung.)

Wendet sich das Auge links den bewaldeten Höhen des Westerwaldes zu, wie sie sich allmählig zur Fläche des Beckens absenken, so erscheinen Wiesengründe, die die Bäche säumen, und Fluren, die der Pflug bearbeitet; Dörfer mit Kirchen treten hervor. Die Burg Sayn, das alte Dynastenschloß Braunsberg, die Abtei Romersdorf, einst ein Ort üppigen Lebensgenusses und frommer Uebung, Benedictinern übergeben, aber schon 1135 besser hausenden Prämonstratensern überwiesen, jetzt der schöne Wohnsitz eines Privatmannes, heben sich als Merkpunkte hervor. Segendorf liegt schön im Vordergrunde, weiter Rotenbach; dann Nothhausen, des Fürsten schöner Park, wo wilde Pfauen und Fasanen gehegt werden. Zur Seite die beiden Biber, wo eine Römerstation unter der Erde liegt. Lange Zeit hatte man hier römische Alterthümer und Münzen gefunden, ehe man daran dachte, den Schatz gründlich und methodisch zu heben. Im Jahr 1720 ließ endlich die verwittwete Fürstin, eine hochgebildete Frau, durch den Ingenieur-Hauptmann Hoffmann Ausgrabungen vornehmen. Man fand ein weitausgedehntes Castrum; man fand eine ungemein reiche Ausbeute von Waffen, Urnen, Vasen, Hausgeräthe, Gemmen, Schmucksachen, Münzen und Medaillen. Alles Das wurde nun im Schlosse zu Neuwied aufgestellt und die Alterthümler forschten, prüften, machten Conjecturen und Hypothesen, daß

es eine Freude war. Was aber schwer in ihren Gliedern lag, das war der Namen. Wie wichtig ist der zur Sache! Aber da lag der Hund begraben! Nirgends eine Spur. Da mußte Biber oder Bieber herhalten, das im Mittelalter Bevern und Beveren hieß. Man machte eine Veteranenstadt Hiberna daraus. Andere, weil eine Legio victrix Spuren hinterlassen und das Bild einer Victoria hier war gefunden worden, tauften die Station: Victoria. Mittlerweile wurde das Erdreich über die Mauern gebreitet und der Pflug zog wieder seine Furchen über der Haderstätte und goldne Saat reifte über dem Grabe der Vergangenheit. Dato ist das Räthsel noch immer ungelös't und wird es bleiben.

Folgt der Blick dem Wiedbach, so ruht er auf dem Eisenwerke des Hrn. Remy, wo die Walze in ungeheurer Kraft die Schienen für den Eisenweg, den Reif für das Faß, worin der edle Rheinwein ruhen soll, das Nageleisen und das Eisenblech mit einer Raschheit druckt und preßt, die erstaunenswerth ist. Das Werk ist im lebendigsten Betriebe und der eben so anspruchslose als freundliche Eigner versagt Dem, der Interesse nimmt, den Anblick nicht.

Weiterhin zieht sich der lange und dünne, aber freundliche und wohlstehende Ort Heddersdorf gegen Neuwied hin, und auf diesem ruht das Auge, das schnell über Engers hinauf die Reihe der Dörfer mit dem Städtchen Bendorf überblickt, gerne aus.

Neuwieds Lage ist herrlich, und so stille es sich ansieht, so hat es viel Verkehr nach dem Westerwalde hin, für den es der Stapelort des Handels ist. Diese Musterkarte religiöser Bekenntnisse mit ihren rechtwinkeligen Straßen, ihrem Zugwinde, ihren schönen Frauen und ihrer — Langeweile, wenn's lange dauert, hat sich in neuester Zeit sehr gehoben und umschließt eine große, rege Gewerbthätigkeit. Als Stadt fehlt Neuwied Etwas und das ist schwer zu gewinnen — ich meine die Thürme. Das Pärlein, dessen es sich erfreut, ist gar übel anzusehen. Wie im Gesichte eine schöne Nase den rechten Ausdruck gibt, so der Physiognomie einer Stadt ein rechter Thurm oder besser mehrere. Ohne sie sieht sie dörflich aus. Darin verhält sich Neuwied zu Andernach, äußerlich anzusehen, wie der junge Flaum am Kinne eines Jünglings zum kräftigen Bartwuchse des alternden, aber noch kräftigen Mannes. Da ragt der Kirchthurm wie ein Zahnstocher in die Luft, eine fatale dünnleibige Figur. Das aber macht's, Neuwied ist eine junge Stadt. Sie hat kein Mittelalter erlebt. Sie entbehrt jener massenhaften, compacten Gemeinden, die eben Kirchen bauen können, die sich majestätisch erheben über den Quark der Philisterei, der sich in schönen Häusern breit macht.

Damit soll aber keineswegs der Stadt und ihren Bewohnern ein Präjudiz erwachsen. Es lebt sich hier gesellig sehr angenehm. Das Kasino bietet eine angenehme Unterhaltung. Ueberall begegnen dem Fremden die Bewohner freundlich, zuvorkommend, gefällig, in Summa, es herrscht viel Bildung und daher jene Urbanität, die es dem Fremden schnell heimisch werden läßt, zumal wenn er Gelegenheit hat, in eine oder die andere liebenswürdige Familie Eingang zu finden.

Mein Aufenthalt war mir auf einige Tage beschränkt, aber sie leben in freundlicher Erinnerung.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

„Nachklänge der alten Geschichte, verhallend bis in die Neuzeit", von Friedrich Freiherrn von Pechlin. Frankfurt a. M. bei J. D. Sauerländer. — Es ist erfreulich, zu sehen, wenn hochgestellte und mit Geist und Gemüth begabte Männer in den Stunden ihrer Muße den Musen huldigen und an den Ernst des Berufes das heitere Walten von Kunst und Wissenschaft knüpfen. Auf solche Weise werden die letzteren zu immer höherer Anerkennung gebracht und finden die Bestrebungen von Künstlern und Gelehrten in den höheren Kreisen der Gesellschaft immer mehr Würdigung. Ein geachteter und seit Jahren in Frankfurt weilender Staatsmann, Frhr. von Pechlin, als sinniger Dichter bereits bekannt, hat in den vorliegenden Nachklängen den Freunden der Geschichte und Poesie ein gedankenreiches Erinnerungsbuch und sentenziöses Album geboten, welches eben so würdig gehalten, als von freimüthiger Gesinnung durchdrungen ist. Die wichtigsten Momente der alten Geschichte werden uns hier in gedrungenen, oft inhaltsschweren, mitunter auch weniger bedeutsamen Versen und Denksprüchen vorgeführt, und an diese schliessen sich nachhallende Klänge aus der mittleren und selbst der neuesten Zeit. Der Verfasser übersieht und beherrscht das bunte und großartige Treiben, Schaffen und Zerstören, Kämpfen und Ringen der Völker mit dem Blick des ernsten Forschers und der Ruhe des besonnenen Staatsmannes und seine Betrachtungen reihen sich zu einem abgerundeten Panorama aneinander, welches an Interesse noch gewonnen hätte, wäre das Colorit etwas wärmer und frischer gehalten.

In Baiern fängt man nun auch an, sich der steinernen Walzen beim Chausseebau zu bedienen. Vielleicht hört nach und nach die Beschwerde über schlechte Straßen in Baiern auf. Ein Landtag steht wieder vor der Thüre und der in Straßenbeschwerden unermüdliche Abgeordnete Stöcker braucht vielleicht nicht mehr das alte Lied anzustimmen.

Korrespondenz.

Köln, 21. Nov.

Unsere Bühne, welche in den letzten Monaten schon mit dem Mangel eines ersten Tenoristen, den einzelne Gastspiele nicht zu ersetzen vermochten, schwer genug zu kämpfen hatte, da auch bei uns, wie leider jetzt überall, die Oper für die Hauptsache und das Schauspiel für Nebensache gilt, hat jetzt abermals einen harten Schlag erlitten, indem unser erster Bassist Formes, der früher Küster und Cantor in unserer Nachbarstadt Mülheim war, trotz seines ihn noch bis zum 1. Jan. 1846 bindenden Contractes plötzlich durchgegangen ist. Unser Direktor Spielberger hatte mit ihm, der vor etwa vier Jahren hier zum ersten Male die Bühne betrat, unsägliche Geduld gehabt, um einen erträglichen Schauspieler und bühnengerechten Sänger aus ihm zu machen. Letzteres war er nun so ziemlich geworden und zum Lohne wird er jetzt im Anfange des Winters, wo fast jeder halbweg brauchbare Sänger Engagement hat und der Verlust also schwer zu ersetzen ist, wort- und contractbrüchig. Als Veranlassung seines Davonlaufens nennt man — Formes ist verheirathet — die Folgen einer strafbaren Liebschaft mit einer ganz jungen Sängerin; ihm selbst werden aus seinem Durchgehen wohl keine unmittelbaren Nachtheile erwachsen, da er wahrscheinlich schon in ein anderes Engagement eingetreten ist; man möchte jedoch bei

diesem Anlasse die schon mehrfach angeregte Frage wiederholen, ob es nicht endlich an der Zeit wäre, daß alle ehrliebenden Theaterdirektionen, die Hoftheater an der Spitze, durch gemeinsamen Vertrag die Verpflichtung eingingen, keinen Sänger oder Schauspieler zu engagiren, ohne sich zuvor durch gehörige Belege oder durch Zeugnisse seiner letzten Direktion vollständig überzeugt zu haben, daß er seine Engagementsverpflichtungen erfüllt habe und kein contractbrüchiger Lump sey? — Prof. Döbler ist gegenwärtig hier und hat heute Abend bei nicht sonderlich besetztem Hause — ein zahlreich besuchtes Konzert des Männergesangvereins und eine Vorstellung von Kunstreitern zersplitterten das Publicum — die erste Production seiner Nebelbilder gegeben, die übrigens verdienten Beifall fanden; weitere Vorstellungen werden folgen. — Von neuen Opern haben wir in den letzten Wochen Auber's „Sirene" gehabt, die einigemal ein volles Haus machte und noch öftere Wiederholungen erleben wird. Unser Theaterdirektor hatte in letzter Zeit, weil er sich gelegentlich über die ansehnlichen Abgaben beklagte, welche er zu entrichten hat, harte Kämpfe in der Zeitung auszufechten, indem sogar die Eigenthümer resp. Actionäre des Theaters ihm bedeuteten, daß er ja seinen Contract auflösen und gehen könne; Hr. Spielberger erbot sich darauf, seine Concession Jedem zu überlassen, der ihm für seine Garderobe, Musikalien, Bibliothek ꝛc. den halben Werth zahle. Es hat ihn jedoch bis jetzt Niemand beim Wort genommen.

Aus der Provinz Starkenburg, 21. Nov.

Es hat Jemand aus Rheinhessen versucht, ohne allen Zweifel ein Lehrer, mein Schreiben in Nro. 301 der Beilage zum Frankfurter Journal, „die Uebernahme von Nebenstellen von Seiten der Schullehrer betr.", in Ansehung seiner Wahrheit zu kritisiren. Damit man indessen zwischen jener und meiner Behauptung ein richtiges Urtheil fällen kann, theile ich Ihnen nachstehende Abschrift der allegirten Verfügung mit: „Der großh. Oberschulrath in Darmstadt an großh. Bezirksschulcommission. In Gemäßheit höchster Entschließung eröffnen wir Ihnen hiermit zur Bedeutung der betreffenden Schulvorstände und Schullehrer, daß die Uebernahme von Nebendiensten von Seiten der Schullehrer nur dann stattfinden darf, wenn hierzu ausdrückliche Erlaubniß von uns eingeholt worden ist, daß diese Erlaubniß stets nur auf Widerruf und unter der Voraussetzung ertheilt werden wird, daß bei solchen Nebenbeschäftigungen der Dienst nicht leide und daß es in den besondern Pflichten der vorgesetzten Behörden, insbesondere des Schulvorstandes liegt, desfalls eine sorgfältige Ueberwachung eintreten zu lassen und von etwa vorkommenden Mißständen die geeignete Anzeige zu machen. Wir bemerken hierbei, daß die Uebernahme eigentlicher Bürgermeistereischreibereien, als die Wirksamkeit der Lehrer gefährdend und mit ihrer Stellung unverträglich, nicht zu gestatten ist, und daß es nur in besonderen Fällen unter den oben angegebenen Voraussetzungen und Bedingungen zugelassen werden wird, daß die Schullehrer während der Freistunden in ihrer Wohnung die Bürgermeister in Besorgung von schriftlichen Arbeiten auf Verlangen unterstützen. Knorr. Schüßler."

Offenbach, 23. Nov.

Unsere geselligen Vergnügungen haben in diesem Winter durch das Eingehen der Donnerstags-Gesellschaft eine namhafte Beschränkung erlitten. Es ist dies besonders für die tanzlustigen Damen ein beklagenswerthes Ereigniß. Uebrigens hat besagte Gesellschaft, in ihrer Jugend so schön und blühend, schon seit einigen Jahren bedeutend an Altersschwäche gekränkelt, sie existirte eigentlich nur noch dem Namen nach, ihr factisches Hinscheiden kam daher nicht unerwartet, vielmehr freute sich Jeder, als sie endlich ausgelitten und die Qualen eines langen Siechthums glücklich überstanden hatte. Sie hatte sich durch Erkältung die schlimmste aller Krankheiten, die Langweile, zugezogen. Friede ihrer Asche! de mortuis nil nisi bene. — Es ist hier schwer, in geselliger Beziehung einen Vereinigungspunkt für die Dauer zu gründen, aus dem einfachen Grunde, weil es an Einheit fehlt. Obgleich der Unterschied der Stände unter den Gebildeten nicht groß ist und wir eigentlich weder eine Geld- noch eine Adelsaristokratie im höhern Styl besitzen, sondern nur einzelne Exemplare davon, so macht sich doch in Gesellschaften häufig etwas der Art geltend. Es bilden sich alsbald Absonderungen und Coterien, der Ton ist nicht gemüthlich und man fühlt sich unbehaglich und mißstimmt. Dies mag wohl die Ursache seyn, weswegen auch der Sänger-Verein, der während der letzten zwei Jahre regelmäßige und sehr besuchte Abendunterhaltungen veranstaltete, wie es scheint, diesen Winter sein rühmliches Streben aufgegeben und sich mehr auf sich selbst zurückgezogen. Nach den gemachten Erfahrungen möchte es am zweckmäßigsten seyn, statt einer oder zwei größeren Gesellschaften ein Dutzend Gesellschäftcher zu organisiren, worin jedesmal die an Gesinnung, Bildung, Stand, Rang und Vermögen sich ganz Gleichen sich vereinigen, um eine undurchdringliche Phalanx zu bilden. Ist diese Einrichtung auch etwas chinesisch, so wäre sie hier doch ganz praktisch und den Verhältnissen, wie sie nun einmal sind, am angemessensten. — Seit einigen Wochen haben wir hier Theater unter der Direktion des Hrn Geyser. Die Gesellschaft zählt mehrere gute Mitglieder, darunter besonders Hrn. und Frau v. Horar, die beiden Demoiselles Geyser und Fräul. Ida Weidner, die ihrem berühmten Namen alle Ehre macht. Hr. v. Horar ist ein Schauspieler von großer Befähigung, wie wir noch keinen hier gehabt. Er würde an einem Theater höhern Ranges nicht minder Anerkennung finden. Da eine detaillirte Schilderung seines vielseitigen Talentes der Raum dieser Blätter nicht gestattet, so erwähnen wir nur seiner rühmlichen Leistungen als Ingomar im „Sohn der Wildniß", Percival in „Griseldis", Robin in den „Memoiren des Satans", Kean in dem Schauspiel gleichen Namens u. s. w. — Es ist sehr zu wünschen, daß Hr. Geyser von Seiten des Publikums die Unterstützung und Anerkennung findet, welche nöthig ist, um den Gagenetat seines Personals bestreiten zu können. Die Wahl guter Stücke, wovon Possen und Singspiele, denen man hier nicht hold ist, ausgeschlossen bleiben müssen, wird dazu wesentlich beitragen. Zu rügen ist, daß einige Mitglieder gewöhnlich schlecht memorirt haben, wodurch das Zusammenspiel gehemmt und schleppend und der Souffleur zu vorlaut wird. Möge diesem Mißstand abgeholfen werden!

Auflösung der Charade in Nro. 326.

Die Seufzerbrücke in Venedig.

Theater-Anzeige.

Montag, 25. Nov. Erste Vorstellung der fünf englischen Tänzer und Gymnastiker vom Coventgarden- und Druryplane-Theater in London, Herren Smith, Kemp, Taylor, Hollyoak und Chapmann. Erste Abtheilung, nach dem ersten Act des Lustspiels: Der Faßbinder, ausgeführt von Hrn. Taylor. Komische Spiele, ausgeführt von Hrn. Chapmann. Zweite Abtheilung, nach dem Lustspiel: Große gymnastische, academische Exercitien und Gruppen, ausgeführt von den Herren Smith, Taylor, Kemp und Hollyoak. Hierzu: Ein Handbillet Friedrich II., oder: Incognito's-Verlegenheiten, Lustspiel in 3 Abth., von W. Vogel.

Dienstag, 26. Nov. Steffen Langer aus Glogau, oder: Der holländische Kamin, Originallustspiel in 4 Abth., mit einem Vorspiel: Der Kaiser und der Seiler, in 1 Act, von Charl. Birch-Pfeiffer. (Gastrolle) Steffen Langer: Hr. Härting, vom k. k. Hofburgtheater zu Wien.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 328. Mittwoch, den 27. November 1844.

Eine Schachpartie von Mehemed Ali.

Es war im Jahr 1798, als ein tapferer und unternehmender Contrebandier der ottomanischen Pforte bedeutende Nachtheile zufügte; der Sultan, dem es nicht gelang, sich seiner zu bemächtigen oder ihn zu besiegen, bot ihm eine Stelle in seiner Armee an — der genannte Contrebandier war kein Anderer als Mehemed —; Mehemed nahm sie an; indessen zeichnete er sich nicht so aus, wie man erwartet hatte. Der kühne Abenteurer wurde ein verständiger Chef, gewandt genug, sich Kreaturen zu schaffen, Proben seiner Einsicht zu geben und Gewalt zu üben über die Gemüther der Truppen, die er befehligte, so wie über die, welche nicht unter seinem Kommando standen. So schaffte er sich bald Anhänger, ja sogar eine Partei. Zu Zeiten kühn, immer heimtückisch, gierig nach Macht und Reichthum, stand Mehemed stets auf der Lauer. Da verließen die Franzosen Aegypten; alsbald ließ Mehemed drei Pascha's enthaupten, zwei andere erdrosseln, und nachdem er diese Paschaliks vereinigt hatte, proklamirte er sich selbst als Pascha von Aegypten. Er mußte sich nur noch von dem Sultan anerkennen lassen, was eine leichte Sache war, denn die beste Empfehlung zur Einsetzung eines Pascha's ist gewöhnlich der Mord seines Vorgängers; von dieser Seite also stand Mehemed nichts im Wege. Die hohe Pforte bekümmert sich wenig um Den, der in ihrem Namen befiehlt; der Beste ist ihr Der, welcher den Tribut am pünktlichsten entrichtet.

Der neue Pascha war in den ersten Jahren äußerst pünktlich, und man betrachtete ihn daher in Konstantinopel als einen der treuesten Diener des Statthalters des Propheten. Ein Mal im ruhigen Besitze der Macht, ging Mehemed in sich. Eine Sache beunruhigte ihn; es war nicht die Art und Weise, wie er empor gekommen; nicht die Furcht, von einem Verwegneren als er vertrieben zu werden; ihn schreckten nicht die blutigen Köpfe der ermordeten Paschen; seine Nächte waren ruhig, seine Träume sanft, sein Harem ausgezeichnet und seine Sultaninnen himmlisch schön, wie die Houris des Propheten, aber — er konnte nicht lesen. Nicht lesen können, ist ein großes Unglück, selbst in Aegypten; man ist alsdann verdammt, seinen eigenen Augen fremde zuzugesellen, seiner eigenen Einsicht eine fremde beizuordnen, und gezwungen, sich immer und für alle Fälle einem bald unbescheidenen, bald sogar feindlichen Vertrauten überlassen zu müssen. Mehemed glaubte zu bemerken, daß seine Sekretaire ihn Firmans unterzeichnen ließen, welche Anderes als seinen Willen enthielten, Anderes sogar, als Das, was er ihnen diktirt hatte. Er diktirte einen Befehl, man las ihm den Befehl vor, aber das Gegentheil davon war niedergeschrieben. Dieser Mißbrauch mußte abgeschafft, er mußte bestraft werden, aber dazu war es nöthig, lesen zu lernen, und zwar insgeheim; hören wir, wie er dies anfing.

Man meldete ihm eines Morgens, daß man ein Fahrzeug wahrgenommen habe, welches im Begriff sey, in den Hafen von Alexandrien einzulaufen. Dieses Fahrzeug war eine marokkanische Brigg, welche von Tanger kam, und den Sohn und die Tochter des Kaisers von Marokko an Bord hatte, welche in aller Frömmigkeit nach Mekka pilgern wollten, was jeder gute Muselmann ein Mal in seinem Leben thun soll. Der Bruder und die Schwester traten in Alexandrien ein, den Koran in der Hand, durchdrungen von frommen Gefühlen. Mehemed nahm sie äußerst wohlwollend auf, ließ ihnen den köstlichsten Sorbet vorsetzen und überhäufte sie mit Liebkosungen und Geschenken.

Der Prinz von Marokko war ein sanfter, wohlerzogener junger Mann und von ausgezeichneten Manieren; die Prinzessin war der Reiz des Herzens, das Glück der Augen; sie hatte, wie die Frauen des Harun-al-Raschid, einen Mund von Korallen, Zähne wie Perlen, und ihre Augen strahlten wie die Sterne des Himmels. Mehemed Ali flüsterte der Prinzessin in Gegenwart ihres Bruders einige geheimnißvolle Worte in's Ohr, und erklärte ihm alsdann, daß er nach Mekka abreisen könne, aber daß er, Mehemed Ali, seine Schwester zurückbehalten werde. Der Prinz wollte sich beschweren und gegen die verletzte Gastfreundschaft Einspruch thun.

„Du findest in dem Koran," sagte ihm Mehemed Ali, „einen Vers, welcher die wahren Gläubigen bezeichnet, und wo es also heißt:

„Ruhend auf ihren Lagerstätten, haben wir sie vermählt mit den schwarzäugigen Mädchen. — Das betrifft mich," fuhr er fort, „ich bin der Gläubige, dem Allah das schöne Mädchen mit den schwarzen Augen gesandt hat."

Der Prinz drohte Mehemed mit dem Zorne des Kaisers von Marokko.

„Oeffne den Koran," entgegnete ihm dieser abermals, „und Du wirst finden: Gott ist der Herr des Himmels und

der Erde, Er straft, wen Er will, und Er verzeiht, wem Er will; Er ist allmächtig."

Im Grunde dachte der Pascha, daß er dem Kaiser von Marokko eine Ehre erzeige, wenn er seine Tochter heirathe, und endlich fürchtete er auch dessen Zorn sehr wenig.

Der Prinz von Marokko reiste ab, und ließ seine Schwester in Alexandrien zurück, die Mehemed zu einer seiner legitimen Frauen erhob. Er hatte zu dieser Zeit vier Harem und 800 Frauen. An die Spitze jedes Harems hatte er eine seiner legitimen Frauen gesetzt. Es war nicht die Schönheit der Prinzessin, die ihn verführte, und die geheimnißvollen Worte, welche er ihr am Tage vorher zugeflüstert hatte, waren keine Liebeserklärung; er hatte eine ganz einfache Frage an sie gerichtet: mit einem Worte, er heirathete die Prinzessin, weil sie lesen konnte. Als er endlich diesen Lehrer gefunden hatte, auf den er sich verlassen konnte, ließ er sich schulen, und im Innersten seines Harems, statt sich dem den Morgenländern so theuern far niente zu überlassen, lernte er die arabischen und türkischen Buchstaben. Er konnte bereits seit drei Monaten lesen, ehe noch seine Schreiber sich dessen im mindesten versahen, und das Schwert strafte Diejenigen, die es jetzt noch wagten, einen Firman zu verfälschen oder unterzuschieben.

Eben so arglistig als geduldig, hat Mehemed Ali öfters üble Launen, welche schnell wie der Blitz vorüber gehen, und deren Spuren wieder in einer Anwandlung von guter Laune verschwinden. Einer der vornehmsten Angestellten im Innern seines Palastes ist oder wenigstens war vor 20 Jahren sein Lustigmacher; ein geistreicher Mann, welcher sich auf diesem schwierigen Posten erhielt durch eine Mischung von Nachgiebigkeit und Muth, und hauptsächlich durch die fortwährende Anwendung des fatalistischen Grundsatzes der Mohamedaner: Es steht geschrieben. — Mustapha (so war sein Name), obschon er große Gunst und großes Zutrauen genoß, war nichts desto weniger seinem Herrn gegenüber, was das eingesperrte Hündchen in dem Käfige des Löwen, welches den Tyrannen belustigt, und doch immerwährend Gefahr läuft, von ihm zerrissen zu werden. Eines Tages fragte ihn Mehemed, wie viel Kinder er habe. Der Lustigmacher verließ niemals den Palast, und da er mit den Eunuchen befreundet war, so war es ihm erlaubt, um die äußeren Mauern des Harems herumzustreichen, ja er war selbst mehrmals in Gemächer eingedrungen, die Männern untersagt sind. Eine Frage dieser Art hatte demnach etwas Beängstigendes. Mustapha erbleichte, zitterte, seine Geistesgegenwart verließ ihn, seine gewöhnlichen Späße fehlten ihm, er warf sich zu den Füßen des Pascha, stumm und bestürzt.

„Wie viel Kinder hast Du?" wiederholte der Pascha mit fürchterlicher Stimme, indem seine Hand nach dem Yatagan fuhr.

Bei'm Ausbruche dieses Zornes erholte sich Mustapha; er stand auf, und indem er seinen Herrn mit Festigkeit ansah, sagte er:

„Ich habe keine Kinder, aber ich werde deren in neun Monaten bekommen, wenn mich Eure Hoheit mit Maimona verheirathen wollen."

„Wer ist Maimona?"

„Eine von den Frauen Eures Serails."

„Du hast sie gesehen?"

„Niemals. Aber ich hörte ihren Namen von dem Eunuchen Zeangis aussprechen, und von dem Augenblick an habe ich nur den einen Wunsch, sie zu heirathen."

(Schluß folgt.)

Landschaftliches.

(Schluß.)

Verläßt man nun das Schloß Monrepos und tritt in den Wald, so führt ein schöner, kühler Waldweg nördlich an manchen gar anziehenden Plätzchen vorbei und nach einer Wanderung von einer guten Viertelstunde, wohl auch mehr, öffnet sich der Wald und recht überraschend öffnet sich zu den Füßen des Beschauers das stille, heimlich gelegene Friedrichsthal, eine Meierei, deren Lage geeignet wäre, die Sorgen des Lebens vergessen zu machen. Blickt man aber über das schöne Thal hinaus, so staunt man die Kegelberge an, die sich kahl empor heben. Man sieht in eine vulkanische Welt, aber die Zeit, wo hier das Feuer seine Kraft übte, liegt im Schooße früherer Jahrtausende. Es sind die Berge des Siebengebirgs, die einem hier fast zauberisch nahe gerückt sind. Es ist eine wilde Gebirgswelt. Nirgends begegnet das Auge menschlichen Wohnstätten, mit Ausnahme des Gehöftes im Thale unten, und man kann hin und wieder selbst kraterähnliche Bildungen recht gut unterscheiden. Diese wilde Einsamkeit, diese lebenlose Stille contrastirt stark mit dem Aussichtspunkte am Schlosse. Und doch mag ich es gerne gestehen, daß ich auch hier mit stillem Sinnen weilte, daß auch diese Landschaft ihr Anziehendes, ihr Reizendes hat. Liegt doch nicht in der Staffage der Reiz einer Landschaft, sondern in dem, kaum mit Worten wieder zu gebenden Zauber der Naturpoesie, die das Gemüth des Beschauers urkräftig erfaßt und hinreißt, aber dennoch wieder mit ihrem eigenthümlichen Frieden erfüllt. Das empfand ich hier lebhafter als je, und schied nur ungerne von einer Stelle, die mich so innig fesselte.

Wieder durch den stillen Waldweg leitete mich mein Führer zurück; dann bog er, am Wildpark vorüber, links ab, während das Schloß rechts liegen blieb. Es war ein langer, weiter Weg; aber der Bursche quälte mich nicht mit seinem Geschwätze. Einzelne Waldvögel sangen; der Specht hackte; in den Bäumen säuselte es und flüsterte so leise und sie neigten die Gipfel vertraulich zu einander, als hätten sie sich die schönen Mährchen von den Waldgeistern zu erzählen, die sich in ihren Zweigen wiegen.

Endlich trat ich an eine lichte Stelle und war ganz unbeschreiblich überrascht. Tief unten, sehr tief in einer schauerlichen Kluft brauste der Wiedbach an den Felsen vorüber. Am jenseitigen Ufer lag malerisch ein armes, kleines Dörfchen um eine Anhöhe, die der sich d'rum schlängelnde Wiedbach zu einer Halbinsel machte, und auf dieser Anhöhe lagen die malerischen Trümmer einer alten Burgruine. Es war Altwied. Den Hintergrund deckten hohe Berge. Es ist dies einer der reizendsten Punkte, die ich jemals sah, ganz geschaffen, schwermüthige Gedanken der Seele zuzuführen.

Der Mittag neigte zum Abend. Ich mußte zu dem Schlosse zurück. Noch ein Mal überblickte ich das reizende Becken von Neuwied; rief mir zurück die Ereignisse, die hier sich im Laufe der Jahrhunderte drängten; sah im Geiste den Todeskampf der Römer gegen deutsche Kraft; sah im Geiste die wilden

Sieger herfallen über römische Wohnstätten und sie zerstören, daß kaum eine wahrnehmbare Spur blieb. Andere Zeiten stiegen herauf. Die Söhne Carls des Großen sah ich hier ihre Schaaren kampfdurstig einander entgegen führen; sah Carls des Kahlen Banner sinken vor denen Ludwigs des Jüngern. Blutströme deckten das Land und Leichen, und Reginar, Carls Freund und Feldherr, lag unter ihnen, aushauchend seine tapfere Seele. Kaum einige Jahre später ziehen Ortwig und Rulf, die Führer normännischer Recken, mit ihren wilden Gesellen herauf, verheeren Alles bis an die Ufer der Nahe. Da blitzen die Schwerter der rheinfränkischen Grafen und Helden, und in dieser Ebene entscheidet der Kampf für das Recht und die räuberischen Nordlandsrecken fliehen hinab, nachdem ihr Blut diese Ebene gedüngt.

Ein halbes Jahrhundert später wüthet hier neuer Kampf. Der Franken Herzog Eberhard und der Herzog Giselbert aus Lothringen kämpfen gegen die Schaaren Otto's des Großen den ungleichen, darum so wüthenderen Kampf. Wieder düngte sie Heldenblut, als Philipp, der Hohenstaufe, 1198 und Böhmens König mit Otto von Braunschweig stritten. Hier war es, wo im dreißigjährigen Kriege Schweden und Spanier sich maßen; hier fochten Deutsche und Franzosen in neuerer Zeit, und wie Reginar auf dem rechten Ufer ruht, so Hoche auf dem linken.

Der Carmelenberg warf schon seinen langen Schatten auf das Maifeld, und der Rhein glänzte golden im Abendsonnenglanze, als ich schied.

Mannichfaltigkeiten.

In der Brönnerschen Buchhandlung in Frankfurt a. M. ist erschienen: „Die Sage von den Nibelungen für die Jugend erzählt von F. A. Finger." Wir stimmen dem Herausgeber in Bezug auf Dasjenige, was er in der Vorrede über den Nutzen des Studiums der deutschen Geschichte und der klassischen Werke unserer älteren und neueren Literatur sagt, vollkommen bei. Zu diesem Behufe hält er auch das Nibelungenlied besonders geeignet und wünscht, daß die Jugend mit demselben bekannt gemacht oder doch wenigstens zu dessen Verständniß vorbereitet werde. Dem Einwurfe, daß jenes Lied für die Jugend zwar nicht ganz geeignet sey und eine größere Reife des Geistes erfordere, um richtig aufgefaßt und verstanden zu werden, gibt der Verfasser nicht Unrecht, hält es aber für gut, auf die Bekanntschaft mit demselben vorzubereiten. Zu diesem Zweck hat er die wichtigsten Momente jenes epischen Gedichtes ausgewählt und sich bemüht, dieselben in faßlicher und gedrängter Erzählung seinen jungen Lesern vorzuführen. Wer diese Ansicht mit ihm theilt, dem wird vorliegendes Büchlein willkommen seyn, während dagegen Andere der Meinung seyn werden, die Lektüre und das Studium des Nibelungenliedes dem reiferen Alter vorzubehalten.

Von Jul. Chownitz werden in der Rieger'schen Buchhandlung in monatlichen Heften von sechs Bogen: „Deut'che Wespen", erscheinen, die in pikanter Weise Zeit und Zeitverhältnisse zu berühren und zu stacheln beabsichtigen.

H. Heine singt in seinen neuesten Liedern:

Mit Deinen blauen Augen
Siehst Du mich lieblich an,
Da wird mir so träumend zu Sinne,
Daß ich nicht sprechen kann.

An Deine blauen Augen
Gedenk' ich allerwärts; —
Ein Meer von blauen Gedanken
Ergießt sich über mein Herz.

Ist dies nicht mehr als genial! Solche und ähnliche Verse finden sich in den genannten Liedern gar häufig, aber sie sind von H. Heine und werden darum von Vielen ohne Widerrede für genial und wunderschön gehalten. Das ist das Privilegium eines berühmt gewordenen Namens!

(Luzern, 20. Nov.) Seit einigen Tagen hat man auf dem St. Gotthard das prächtigste Wetter, fast so mild und angenehm wie im Frühling.

In einem Bombay Journal liest man: Ein schweres, im Königreiche Kindore kürzlich stattgehabtes Unglück hat einer großen Anzahl menschlicher Wesen das Leben gekostet. Der König hatte, wie es bei dem Feste von Guntputlee Gebrauch ist, alle Brahminen zusammen berufen, um Almosen zu empfangen; eine ungeheure Menge Menschen dieser Classe versammelte sich im Palast. Nach der Almosenvertheilung, während die Menge den Palast verließ, stürzte die große Treppe unter dem Gewicht derselben ein und 194 Brahminen wurden theils zerschmettert, theils erstickt.

Der große Proceß der Familien Osuna und Frias ist endlich nach 93jähriger Dauer zu Gunsten der ersteren beendet worden. Der Chef des Hauses Osuna ist mit seinen großen Besitzungen in Spanien, Piemont, Neapel, Sardinien und Belgien acht Mal Herzog, zehn Mal Grand von Spanien, zehn Mal Marquis, dreizehn Mal Graf und ein Mal Vicomte.

In London soll sich gegenwärtig eine so ungeheure Menge Tabak in den Magazinen befinden, daß die Abgaben, wie sie wirklich gezahlt wären, sich auf 7 Mill. Pfd. Sterl. belaufen müßten.

Von Frau v. Paalzow in Berlin, der Verfasserin von „Godwie-Castle" u. s. w., wird ein neuer Roman: „Van der Neer", erwartet.

(Frankfurt a. M.) Im hiesigen Schauspielhause hörten wir die junge Violinvirtuosin Hortensia Zirges und hatten Gelegenheit, uns an ihrem eben so reinen und correcten als präcisen und geschmackvollen Spiele zu erfreuen. Es wurde demselben der ungetheilteste und wohlverdiente Beifall gespendet und man wünscht die talentvolle Künstlerin, welche einstimmig hervorgerufen wurde, weiter zu hören, wofern die Theaterverhältnisse es verstatten mögen. In Betreff von Hortensia Zirges ist es besonders erfreulich, zu vernehmen, daß ihre Virtuosität nicht auf Kosten ihrer geistigen und sittlichen Ausbildung errungen wurde, sondern daß diese in vollkommenem Verhältniß zu ihrem Alter steht. Indem wir diese befähigte junge Virtuosin der Beachtung der Kunstfreunde bestens empfehlen, wünschen wir ihr einen Theil wenigstens jener nach außen hin glänzen-

den Erfolge, die den Bestrebungen der Schwestern Milanollo in so reichem Maße zu Theil geworden sind.

Mehrere der berühmtesten Componisten und Virtuosen wie Meyerbeer, Mendelssohn, Lißt, Moscheles, Benedict ꝛc., sollen mit einander verabredet haben, in Paris, London und Berlin eine Reihe von Konzerten zu geben, deren Ertrag für ein zu Ehren Webers in Dresden zu errichtendes Denkmal verwendet werden solle.

Literatur.

Kindermährchen, metrisch bearbeitet von L. Wiese, mit acht fein colorirten Bildern, gezeichnet von J. B. Sonderland. Barmen, Verlag von W. Langewiesche.

Der Verfasser der hier angezeigten Sammlung ist dem deutschen Publikum durch seinen früher erschienenen „Sagen- und Mährchenwald im Blüthenschmuck“ bereits rühmlich bekannt. Wenn dieser mehr zur Lectüre der reiferen Jugend bestimmt gewesen, so ist das gegenwärtige Büchlein vorherrschend auf Kinder von 8 — 12 Jahren berechnet. Es enthält eine reiche und schöne Auswahl der beliebtesten und sinnigsten Volksmährchen, welche L. Wiese hier metrisch, aber so einfach und unverkünstelt nacherzählt, daß sie die Fassungskraft der Kleinen nicht übersteigen und von ihnen gewiß mit wahrer Befriedigung gelesen und wieder gelesen werden. Wir stimmen dem Verfasser dieses Büchleins bei, wenn er die Mährchenpoesie, aus der Kindheit des Volkes entsprossen, für die natürlichste Geistesnahrung der Kindheit und Jugend erklärt. Ist nicht das Kind selbst wie eine liebliche Erscheinung aus der Mährchenwelt? Kann es frisch und fröhlich gedeihen, wenn blos die rauhe Luft der Wirklichkeit es umweht und seinem Geist nur trockene Schulweisheit als Nahrung gereicht wird? Das Mährchen ist eine wahre Erquickung für sein Gemüth und wir dürfen ihm diesen Genuß nicht entziehen. Obgleich das Mährchen seinen Zweck schon dadurch erfüllt, daß es den Kindern Vergnügen bereitet und ihnen zur Erholung nach Schule und Schularbeit geboten wird, so hat es doch auch insofern einen reellen Nutzen, als es deren jugendliche Geisteskräfte ausbildet und dem sittlichen Gefühl Nahrung und Belebung gewährt. Zweckmäßig gebraucht und in passender Auswahl Desjenigen, was dem kindlichen Alter angemessen ist, wird es mannigfachen Vortheil bringen und seinen kleinen Lesern nicht nur erheiternd, sondern auch belehrend seyn. Es versteht sich wohl von selbst, daß man über solcher Lectüre Anderes nicht vernachlässigen und die Kinder besonders vor dem Allzuviel und vor der Uebersättigung bewahren muß; sie sollen Mährchen nur zur Erholung nach gethaner Arbeit und nur als Belohnung ihres Fleißes und guten Betragens lesen. Auf solche Weise wird die gegenwärtige Sammlung den Eltern und Erziehern willkommen und den Kindern lieb und werth seyn. Wir dürfen dieselbe demnach als eine freundliche Festgabe bestens empfehlen und L. Wiese hat durch sie den Kinderbibliotheken einen dankenswerthen Zuwachs bereitet.

Korrespondenz.

Hamburg, 18. Nov.

Unser Stadttheater entwickelt diesen Winter eine erfreuliche Thätigkeit. Nach der herrlichen Schröder-Feier sahen wir „Kabale und Liebe“ und andere klassische Stücke in meisterhaften Aufführungen; „Hamlet“ und „Egmont“ kommen in den nächsten Tagen auf's Repertoir, Novitäten in Schauspiel und Oper werden vorbereitet. Ein neues Lustspiel: „der Sylphe, oder Ueberraschungen“, nach dem Französischen von Börnstein, fand gestern Abend vielen Beifall. Oft gebrauchte Motive sind hier mit Geschicklichkeit verwendet und zusammengewebt. Die Darstellung war vortrefflich; namentlich zeigte es sich wieder, welch eine glückliche Acquisition unser Schauspiel an Hrn. Hesse gemacht hat. Hr. Hesse, der colossale Sylphe, Hr. Paetsch, Dem. Lebrün und Dem. Bräutigam wetteiferten mit einander und wurden am Schlusse stürmisch gerufen. — Auf dem Thaliatheater am 16. Nov. zum Erstenmal: „Die Namensbrüder“, Schwank in zwei Aufzügen von J. Mendelssohn. Ein Banquier Hippolyt Goldmann (Hr. Börner) und ein Journalist gleichen Namens (Hr. Gomansky), die in demselben Hause wohnen und durch deren Verwechselung eine ergötzliche Reihe Quiproquo's herbeigeführt wird, bilden die Hauptpersonen; ein Hauswirth ist der neckische Dämon, der die Intrigue spinnt und verwickeln hilft. Der Journalist wird anstatt des Banquiers von einem Wechselmakler besucht, staunt über die Anträge, über den ungeheuern Kredit, der ihm geschenkt wird und gibt nolens volens Aufträge, die trefflich reüssiren. Der Banquier dagegen wird bestürmt von Schauspielern, einer Sängerin, einer Tänzerin und von diesen zudringlichen Leutchen förmlich in die Enge getrieben. Beide Namensbrüder fordern sich zum Duell und eine Heirath zwischen der Tochter des reichen Banquiers und dem Journalisten, die sich natürlich lieben müssen, bildet den Schluß. Der erste Act laborirt an einigen Längen, der zweite entwickelt sich rascher und enthält viel witzige Pointen und drollige Dilogien. Das Stück fand eine beifällige Aufnahme. — Ein vierzehnjähriges Wunderkind, Michel Angelo Russo, verweilt gegenwärtig hier und wird in den nächsten Tagen unsere neue Tonhalle durch ein Konzert einweihen. Der jugendliche Klaviervirtuose, der sich besonders Lißt und Chopin zum Muster genommen haben soll, ist im Jahre 1830 zu Neapel geboren und hat bereits in Paris, London und andern Hauptstädten mit außerordentlichem Beifall Konzerte gegeben. Die Wunderkinderei ist überhaupt eine merkwürdige Erscheinung unserer Zeit. Von diesem vierzehnjährigen Knaben ist schon eine Biographie in der Arnold'schen Buchhandlung in Dresden erschienen. Wir werden bald sehen, was daran ist.

Mainz, 24. Nov.

Der jüngste der hiesigen musikalischen Vereine, der Liederkranz, feierte gestern in dem Gasthofe „zu den drei Kronen“ sein Stiftungsfest bei einem Abendessen von 50 Gedecken. Dieser Verein, der aus jungen Leuten besteht, die die Sorgen und Mühen des Lebens meistens noch nicht erfahren haben, unterhielt sich auf eine harm- und zwanglose Weise, die außerordentlich viel Anziehendes hatte und lebhaft an die ersten Jahre des Bestehens der Liedertafel erinnerte, wo Lust und Fröhlichkeit, Gesänge und Scherze so angenehm wechselten. Sie sind nicht mehr, diese jugendlichen Tage; weder die Liedertafel, noch die andern ältern Vereine können sich jener freudigen Abende mehr rühmen, die vor Jahren ihre Versammlungen so sehr in Aufnahme brachten. Studirte Toaste und Reden, schwierige Gesänge stehen dem ungetrübten Ausbruche ungeheuchelter Freude nur zu oft im Wege und sind Ursache, daß die Theilnahme an den Festen bei zunehmender Anzahl der Mitglieder sich vermindert. Möchten die ältern Vereine wieder zu den einfachen, aber so herzlichen Festlichkeiten ihres Entstehens zurückkehren und nicht durch Kunst und Studium die Ausbrüche natürlicher Munterkeit hindern! Das Fest des Liederkranzes lieferte den Beweis, wie sehr die nicht bevormundete Natur der Freude geneigt ist; bis 4 Uhr Morgens blieben die Theilnehmer versammelt und der schöne Abend wird ihnen lang im Andenken bleiben. — An demselben Abende versammelten sich 70 Mitglieder des Kunstvereins zu einem Essen im „Europäischen Hofe.“ — Morgen Abend gibt die Liedertafel das erste ihrer Winterkonzerte, worin vorzügliche Instrumental- und Gesangstücke aufgeführt werden; sie wird deren drei während des Winters geben; der Abonnementspreis ist gering, 2 fl. für drei Konzerte. — Uebermorgen tritt Wallner von Wien zum Erstenmale hier auf; es ist dieses der erste Gast von Ruf, der auf unserm Theater seit seiner Wiedereröffnung spielt. Das Haus ist nichtsdestoweniger immer gefüllt und an Applaus fehlt es nicht bei den mittelmäßigsten Vorstellungen.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 329 Donnerstag, den 28. November 1844.

Muley Maluk.

I.

Von Jahren matt, von Krankheit bleich und hager,
Lag Muley Maluk auf dem Sterbelager
Und dachte seines Lebens Wechseln nach;
Wie ihm sein Vater einst als kräft'gem Sohne
Des Reiches Sorgen sammt dem Kaiserthrone
Vererbte, eh' sein stolzes Auge brach.

Wie er als Herrscher dann in kühnem Muthe
Des Volkes Wohl mit seiner Feinde Blute
Siegreich in manchem schweren Kampf errang;
Und wie in jedes Unterthanen Hütte,
Daß Allah seinen Segen niederschütte,
Auch ein Gebet für ihn zum Himmel drang.

Er dachte freudig an des Reiches Frieden,
Den Allah's Huld im Alter ihm beschieden
Und dankend pries er seines Lebens Glück;
Da sah er sel'ge Geister um sich schweben
Und wundervoll erschloß ein bess'res Leben
Sich hell und klar vor seinem off'nen Blick.

Von Jahren matt, von Krankheit bleich und hager,
Lag Muley Maluk so auf seinem Lager
Und war bereit, um in den Tod zu geh'n,
Indeß die Aerzte sich in ernstem Schweigen
Die kunstergrauten langen Bärte streichen,
Weil sie am Ende ihrer Weisheit steh'n.

II.

Ringsum schon hört man in Marokko's Mauern,
Wie Tausende um ihren Kaiser trauern
Und Thränen seinem Angedenken weih'n,
Man sieht, wie Tausende zum Tempel wallen,
Dort im Gebete auf die Kniee fallen
Und flehen, Allah möge gnädig seyn.

Da plötzlich nahet sich Marokko's Thoren
Auf schaumbedecktem Roß, mit blut'gen Sporen,
Ein alter Reitersmann in wilder Hast;
Er jagt wie Sturmwind durch die engen Gassen,
Hat seinem Roß die Zügel schießen lassen
Und eilt geraden Weges zum Palast.

Hier endlich macht er Halt, springt aus dem Bügel,
Gibt einem Sclaven seines Renners Zügel,
Mahnt ihn zur Pflege, die dem Roß gebührt,
Beschwört, daß er gewicht'ge Botschaft bringe,
Die ungesäumt auf Rath und Hülfe dringe,
Und wird sogleich dem Kaiser vorgeführt.

III.

„Mein Herr und Kaiser! Eures Lebens Tage,
„Die wiegen in des Schicksals goldner Wage
„So voll und schwer wie Edelstein und Gold;
„Die Sterne, die an Eurem Throne glänzen,
„Die waren Euch bei Kampf und Siegestänzen
„Bis diese Stunde ewig treu und hold.

„Jetzt naht die Zeit, daß Euch die Kräfte schwinden,
„Die Lebensgeister Euch der Pflicht entbinden
„Und hin geleiten an des Grabes Rand;
„Nicht lange mehr, so ist ihr Wort gesprochen,
„Des Lebens Zauber durch den Tod gebrochen
„Und leer die Stätte, wo ein Kaiser stand.

„Noch aber strahlt die Sonne glanzvoll nieder
„Und spiegelt sich in Eurem Auge wieder
„Und leuchtet Euch zu kühner Männerthat;
„Noch liegt das Buch des Ruhmes vor Euch offen
„Und in ihm steht des Volkes letztes Hoffen,
„Mit dem es bittend seinem Kaiser naht.

„Drum auf, mein Kaiser! trotzt des Todes Ketten!
„Wagt Euer Leben, Euer Volk zu retten
„Und Thron und Reich zu schützen vor dem Fall;
„Es gilt den Kampf für Freiheit, Recht und Ehre;
„Denn wißt, mit einem stolzen Christenheere
„Droht Don Sebastian von Portugal.“

IV.

So sprach der Krieger und mit kühnem Blicke,
Der sich zu kampfbegier'gem Auge schicke,
Sah er dem Kaiser in das Angesicht;
Da richtet sich der Kaiser bleich und hager
Mit neuer Kraft empor auf seinem Lager,
Hebt feierlichst die Hand zum Schwur und spricht:

„Der Gott, auf den ich traue, möge richten,
„Ob ich bisher nicht meinen Herrscherpflichten
„Mit Blut und Leben eifrig nachgestrebt,
„Er mag es jetzt vor aller Welt bezeugen,
„Nichts könne eines Kaisers Willen beugen,
„So lang er noch für seine Pflichten lebt.

„So zag' ich nicht, ob auch die Feinde drohen,
„Ob Kriegesfackeln an den Gränzen lohen,
„Ich traue fest auf meine Kaiserschaft,
„Denn weiter als die blauen Berge gehen,
„Die dort am fernen Himmelszelte stehen,
„Reicht meines Reiches, meines Wortes Kraft.

„Wohlan, so mögen sich die Streiter rüsten,
„Den Feind von unsern vaterländ'schen Küsten
„Zurückzutreiben auf das flücht'ge Meer.
„Dort wird sich Allah's Zorn auf ihn entladen;
„Der Gott wird seinen heiligen Gestaden
„Sich selbst erweisen als die beste Wehr.

„Mir gebt mein Schwert! Laßt die Trommete tönen!
„Ich will mit meines Vaterlandes Söhnen
„Die Kraft erproben, die mir Gott verlieh'n."
So sprach der Kaiser und zwar bleich und hager
Sprang er empor von seinem Sterbelager,
Auf Tod und Leben in den Kampf zu zieh'n.

Cölestin Schmieder.

Eine Schachpartie von Mehemed Ali.

(Schluß.)

Zeangis wurde gerufen; mit einem Blicke verstanden sich der Pascha und der Harimswächter. Der Lustigmacher wurde der Gatte Maimona's, und erhielt, was noch besser war, einen Beutel mit fünfhundert Goldstücken als Hochzeitsgeschenk. Um die Geistesgegenwart Mustapha's bei dieser Gelegenheit noch besser begreifen zu können, muß man wissen, daß die Harems sonderbaren, obzwar nach Ansicht der Orientalen ziemlich natürlichen Gebräuchen unterworfen sind. Wenn die Frauen alt werden, verjüngt man den Harem, indem man ihn mit jungen Gesichtern wieder bevölkert, die theils in Circassien gekauft, theils aus Griechenland geraubt sind. Mustapha, befreundet mit dem Eunuchen Zeangis, wußte, daß man einige Sklavinnen zu verkaufen beabsichtigte, worunter eine gewisse Maimona, Frau von mitlerem Alter, d. h. von 28 — 30 Jahren, welche zwar niemals die Aufmerksamkeit des Pascha auf sich gezogen hatte, die er aber doch Anstand nahm zu verkaufen, weil sie ihn einige Jahre vorher von einem Augenübel geheilt hatte. Der Lustigmacher, indem er Maimona als den Gegenstand seiner Liebe nannte, war nicht allein sicher, jede Idee von Eifersucht, wenn sich überhaupt dergleichen geregt haben sollte, aus dem Gemüthe Mehemed Ali's zu entfernen, ja sogar noch seinen Wünschen zu schmeicheln. Schauderhafte Abhängigkeit eines Sklaven, elende Berechnung der Knechtschaft!

Mehemed Ali spielt Schach, wie alle Orientalen; aber wenn der Schachklubb zwischen ihm und seinem Lustigmacher nach Verdienst wählen sollte, so würde sicherlich nicht der Pascha den Vorzug erhalten. Hier ein Beispiel.

Eines Tages, zur Zeit des Sonnenuntergangs und des dritten Gebetes der Mohammedaner, verließ Mehemed Ali seine Gemächer, um sich in den inneren Hof zu begeben, welcher in allen Gebäuden im Morgenlande anzutreffen ist; in diesem Hofe befindet sich gewöhnlich ein Bassin mit Springbrunnen, welcher die Luft mit seinem feuchten Strahle erfrischt; hier ist auch der Brunnen der Patriarchen, dessen verwitterte Einfassung sein hohes Alter bekundet, und bei welchem der schattige Palmbaum wächst. Unter dem Schatten dieses Palmbaums und auf das Steingeländer dieses Brunnens gestützt, sah Mehemed Ali seinem Lustigmacher Mustapha zu, wie er mit einem kleinen Neger Schach spielte. Der kleine Schwarze richtete alle seine Aufmerksamkeit auf den Gang seiner Steine, und Mustapha hatte die Schlauheit, während er sein Spiel verfolgte, den zwei oder drei Leibwächtern des Pascha's zu gleicher Zeit noch ein Mährchen zu erzählen; die Leibwächter ergötzten sich an der Verlegenheit des Negerknaben, mit welcher sich derselbe bemühte, sein Spiel zu verfolgen und zu gleicher Zeit die unterhaltende Erzählung des Lustigmachers mit anzuhören.

„Als der Genius," sagte Mustapha, „Bedreddin-Hassan aufmerksam beobachtet hatte, sagte er zu sich selbst: „Wenn man dieses Geschöpf nach seinen herrlichen Zügen beurtheilet, so kann dies nur ein Engel des irdischen Paradieses seyn, welches Allah in die Welt schickt, um sie durch seine Schönheit in Aufruhr zu bringen." Endlich, nachdem er es lange genug betrachtet hatte, flog er sehr hoch in die Luft, wo er zufällig einer Fee begegnete; sie begrüßten sich gegenseitig, alsdann sagte er ihr: „Ich bitte Dich, mit mir herab zu kommen auf den Kirchhof, wo ich wohne, ich zeige Dir ......"

„Agoub, mein kleiner Freund," sagte der Lustigmacher, sich unterbrechend, „ich nehme Dir Deinen Läufer."

Der kleine Neger senkte den Kopf, und der Lustigmacher fuhr fort:

„Ich zeige Dir ein Wunder von Schönheit, welches Deiner Bewunderung so würdig ist wie der meinigen." In einem Nu waren sie unten, und als sie am Grabmal waren, sagte den Genius zur Fee, indem er ihr Bedreddin Hassan zeigte: „Hast Du jemals einen so schönen jungen Mann gesehen wie diesen da?" Die Fee betrachtete Bedreddin aufmerksam, und sagte dem Genius: „Ich gestehe Dir, daß er gut gewachsen ist, aber in Cairo ......"

Der Lustigmacher unterbrach sich abermals. — „Mein kleiner kohlschwarzer Freund," sagte er zu Agoub, „Schach der Königin, und, bei Mahomed, sein heiliger Name sey gelobt, Du bist matt."

Der Pascha, sey es, daß er sich einen Augenblick belustigen wollte, sey es, daß er über die List aufgebracht war, die Mustapha angewandt hatte, um die Partie zu gewinnen, legte

sich in's Mittel, ungefähr wie der Löwe, wenn er sich in das Spiel der Gazellen der Wüste mischt.

„Mustapha," sagte er, „wir wollen eine Partie Schach machen."

„Welche Ehre für Euern Sklaven!" rief der Lustigmacher aus, indem er die Pantoffeln des Pascha's küßte.

„Aber Du wirst sie verlieren."

„Ohne Zweifel," erwiederte Mustapha.

„Und wenn Du sie verlierst," fuhr Mehemed Ali fort, „lasse ich Dich in diesen Brunnen werfen."

„In diesen Brunnen?" sagte Mustapha mit Schrecken.

„Ja," erwiederte Mehemed, „und Du wirst sie verlieren."

Der Lustigmacher stand auf und sah in den Brunnen, welcher nicht sehr tief war, aber doch tief genug, um den Scherz des Pascha's etwas beunruhigend zu machen.

Die Partie wurde eröffnet, und der arme Lustigmacher, ein Auge auf Mehemed Ali, das andere auf die Leibwächter gerichtet, welche ihn umgaben, und die wahrscheinlich die Vollstrecker des Urtheils werden sollten, stellte seine Steine auf, vergaß die Geschichte vom Genius, der Fee und Bedredin-Hassan, und sagte zu dem kleinen Neger, der zu seinen Füßen saß: „Agoub, mein Freund, Bidgai lehrt uns: Das wahre Glück besteht darin, mit seinem Stande zufrieden zu seyn, und ihn verlassen, um einen andern zu ergreifen, zu welchem uns die Vorsehung nicht bestimmt hat, ist die Quelle vieler Leiden. Der gnädige und barmherzige Schöpfer, als er die Menschen auf die Erde setzte, hat gewollt, daß sie von einander abhängig seyen und sich gegenseitig beistehen sollten. Aus diesem Grunde hat Er auch jedem besondere Fähigkeiten zugetheilt. Der Mensch soll daher auch die Anlagen erkennen, die er besitzt, und sie auszubilden suchen."

Mehemed Ali, wenig eingenommen von dieser Moral, nahm dem unglücklichen Mustapha zwei Bauern und einen Springer, der aber nichts desto weniger die Lehren Bidgais weiter verfolgte.

„Hier ein Beispiel, mein kleiner Agoub," sagte er. „Ein Kranich bewohnte die Ufer eines Teiches, und ernährte sich von verschiedenen Insekten, welche er in Menge fand. Eines Tages bemerkte er einen Sperber, der ein Rebhuhn gefangen hatte und es verzehrte. „Dieser Sperber," sagte der Kranich zu sich selbst, „ernährt sich von den köstlichsten Vögeln, und ich, der ich ihm sowohl durch Größe als durch Stärke überlegen bin, begnüge mich mit häßlichen Insekten! Aber ich will seinem Beispiele folgen." Nach diesem schönen Selbstgespräche bemerkte der Kranich ein Rebhuhn, welches im leichten Fluge die Wasserfläche streifte; er will auf seine Beute stürzen, aber das Gewicht seines Körpers reißt ihn hin, er fällt am Ufer des Teiches, welches sehr sumpfig war, seine Füße sinken in den Morast, aus dem er vergebens herauszukommen strebt; ein Schäfer, der in der Nähe war, bemächtigte sich des Vogels ......"

„Ich habe gewonnen!" rief Mehemed Ali. Kaum waren diese Worte ausgesprochen, als auf ein Zeichen des Pascha's die beiden Leibwächter sich des armen Lustigmachers bemächtigten und ihn in den Brunnen warfen. Man zog ihn aber fast zu gleicher Zeit wieder heraus, und Mehemed Ali löste den herrlichen Cachemir, der seinen Gürtel bildete, warf ihn dem Lustigmacher zu, um sich daran zu trocknen, und schenkte ihm auch noch einen Diamantring, den er am Finger trug.

„Bemächtigte sich des Vogels," fuhr Mustapha fort, indem er sich an den kleinen Neger wandte, „und tödtete ihn. So, lieber Agoub, wenn ich jemals den Dienst meines erhabenen Herrn verlassen würde, diese bis auf einige unbedeutende Unannehmlichkeiten so vortreffliche Stelle, würde ich sicherlich auch bald vor Elend und Hunger des Todes seyn."

Der Pascha gab Mustapha sein Wort, daß er ihn nicht mehr zwingen würde, ein Schach mit ihm zu verlieren, und von dem Augenblicke an hatte er auch nie mehr eine Partie mit seinem Lustigmacher Mustapha gewonnen.

Marie Aycard.

Mannichfaltigkeiten.

(Wien.) Wieder ein Virtuose der Gedächtnißkunst in unsern Mauern! Hr. Pick aus Prag, der wirklich Erstaunliches leistet. Pick gibt Proben seiner Geschicklichkeit, welche überraschen; man kann ihn wirklich Dase den Zweiten nennen. Er hat überdieß noch den schönen Vorzug, daß man mit ihm auch über andere Gegenstände sprechen kann. Dase versteht aber nichts als zu rechnen, und denkt nichts als Zahlen. Man erzählt, daß Dase einmal gefragt wurde: Wie geht es? und dieser antwortete: Alle Sekunden einen Schritt, macht in 8 Jahren, täglich 14 Stunden geschritten: 147,168,000 Schritte, daher geht es gut.

(Berlin, 14. Nov.) In technischer Beziehung schenkt man hier jetzt dem von Marquis v. Jouffroy in Paris erfundenen Eisenbahnsysteme große Aufmerksamkeit, da es alle Vortheile gewährt, die sich wünschen lassen in Bezug auf Sicherheit, Ueberwindungen von Steigungen bis zu 40 Millimetres, von Krümmungen bis zu 10 Metres, Bekämpfung der bei den Krümmungen so gefährlich wirkenden Centrifugalkraft, Verhinderung des gewaltsamen Zusammenstoßens der Wagen, Möglichkeit augenblicklicher Lostrennung derselben wie augenblicklichen Stillstehens der Lokomotive, vorzüglich aber in Bezug auf die Möglichkeit, die Geschwindigkeit des Laufes zu vermindern, ohne daß zugleich die Kraft der Maschine verringert wird.

(Italienische Gelehrten-Congresse.) Auf dem in diesem Jahre in Mailand versammelt gewesenen sechsten italienischen Naturforscher-Congresse wurde zum Versammlungs-Orte für das nächste Jahr Neapel und für das folgende Genua gewählt. Des berühmten Illustrators der neuen Welt, Hrn. Alex. v. Humbold, dem der Fürst Canino bei Gelegenheit seiner Anwesenheit auf dem mailändischen Congresse eine mit dem lautesten Beifall der zahlreichen Versammlung aufgenommene classische Dankrede, in der er die Theilnahme dieses Gelehrten unseres Jahrhunderts an dem nächstjährigen Congresse in Aussicht stellte, hielt, wurde auf sämmtlichen Congressen in einer Weise gedacht, welche Deutschland auf den Besitz dieses Universal-Gelehrten mit gerechtem Stolze erfüllen muß.

Die „Leipziger allgemeine Theater-Chronik" berichtet aus Cassel Folgendes: „Nachdem an dem hiesigen Hoftheater das Fach der Charakterrollen und Intriguants nunmehr über

Jahresfrist unbesetzt ist und eine kleine Legion von Darstellern dieser Rollen hier mit mehr oder minderem Erfolge gastirte — hatten wir in diesem Monate einen neuen Gast für das erwähnte Fach in der Person des Hrn. E. Schneider, von Frankfurt a. M., ich glaube, es war der elfte. Man vermuthet, Hr. Schneider werde auf höchste Veranlassung engagirt werden, wenn es auch nur deßhalb geschieht, um dem ewigen Gastiren ein Ende zu machen.

(Berlin, 21. Nov.) Der hier lebende Thierarzt Urban, ein Mann von streng moralischen Grundsätzen und viel erfahren in seinem Wissen, will aus einer gewissen religiösen Schwärmerei einen neuen Verein zum Heil der Menschheit begründen, dessen Hauptaufgabe es seyn soll, durch Resignation auf sinnliche Genüsse das Innere des Menschen mehr zu entwickeln. Hr. Urban soll in dieser Beziehung schon viele(?) Anhänger zählen und außerdem, ein guter Thierarzt, auch bei seinen Mitbürgern hochgeachtet seyn. Wie weit seine Schwärmerei geht, ist daraus zu ersehen, daß er sich von seiner heißgeliebten jungen Gattin hat scheiden lassen, um seinen religiösen Betrachtungen ungestörter nachzuhängen. Er hat dieselbe jetzt an einen seiner Freunde verheirathet und gibt ihr ein ansehnliches Jahrgehalt, das er sich erst durch seine Praxis in der Thierarzneikunde mühsam verdienen muß. Von Seiten der Behörde soll ihm in Bezug auf sein schwärmerisches Streben bis jetzt noch nichts in den Weg gelegt worden seyn.

Literatur.

Träume und Schäume des Lebens, poetische Glossen von O. L. B. Wolff zu einer Radirung von Carl Sandhaas.

Unter diesem Titel ist in der Ullmann'schen Buch-, Kunst- und Antiquariats-Handlung eine durch die Gaben zweier Musen freundlich ausgestattete Novität erschienen, welche dem sinnigen Verehrer des Schönen nicht nur viel Vergnügen bereiten wird, sondern auch zu einem Festgeschenke ganz besonders geeignet ist. Die Radirung von Sandhaas zerfällt in zwei Theile. In der Mitte zeigt sich der Leichenzug eines Dulders, eines zu früh Hingeschiedenen, umschlossen von Arabesken, welche die Geheimnisse des Lebens, des Entstehens und Verwelkens symbolisch andeuten. Dieser Leichenzug bringt in bunter Mischung eine Fülle von ernsten und heiteren Charakteren. Die unteren Arabesken enthüllen die alten Bundesgenossen des Todes, die Zeit, die Sünde und die Leidenschaften, denen so viele Tausende von Opfern schon gefallen sind; die oberen aber eröffnen uns einen Blick in das Himmelreich und wir sehen die verklärten Engel des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung. Diese bildlichen Darstellungen sind eben so gedankenreich als tief empfunden und um sie hat nun der Dichter seine Betrachtungen und Gefühle wie einen poetischen Blumenkranz gewunden. In einem Cyclus von lyrischen Gedichten commentirt er die Skizzen des Zeichners und bewegt sich dabei, obwohl diesem sich anschließend, dennoch frei und selbstständig; er vereint den Ernst des Denkers mit der Wärme des Dichters und läßt die Freuden und Leiden, die Träume und Schäume, die Hoffnungen und Täuschungen des Lebens an uns vorüberschweben, manch gehaltvolles Wort verkündend und manche Sympathie in unserm Herzen anklingend. Diese Dichtungen gehören ohne Zweifel zu dem Besten, was O. L. B. Wolff geliefert hat, und erinnern an L. Schefer's Laienbrevier, dem sie nicht nachstehen. Somit wird diese Festgabe den Freunden des Schönen willkommen seyn und gewiß die verdiente Anerkennung finden. Die Ausstattung ist schön und geschmackvoll.

Korrespondenz.

Aus dem Odenwalde, im Nov.

Durch einen im Frankfurter Journal, Nro. 247, das orthopädische Paulinen-Institut in Stuttgart betreffenden Artikel ist der schon lange in mir schlummernde Wunsch, etwas Näheres über diese wohlthätige Anstalt öffentlich auszusprechen, wieder angeregt worden, indem mich theils Liebe zu meinen Mitmenschen, theils Dankbarkeit gegen das Institut hierzu verpflichten. In einem Alter in dieses Institut eingetreten, wo man einer richtigen Beurtheilung der dortigen Behandlungsweise fähig ist, und nicht unbekannt mit den Vorurtheilen, wodurch sich Viele abhalten lassen, zur rechten Zeit die nöthige Hülfe zu suchen, möchte ich alle Diejenigen, die solcher Hülfe bedürfen, dazu auffordern, dieser Anstalt ihr volles Vertrauen zu schenken. Sowohl die bedeutende Verkrümmung des Rückgrats, an welcher ich von früher Jugend an gelitten, als auch meine überhaupt schwächliche Gesundheit wurden in einem Zeitraume von siebenzehn Monaten in dieser Anstalt auf eine Weise gehoben, wie ich es niemals zu hoffen gewagt hätte. Darin liegt aber der wesentliche Vorzug dieser Anstalt und die wohlthätige Einrichtung des gesammten Heilverfahrens, daß mit dem Fortschreiten der eigentlichen Kur und mit Besserung des Uebels die übrige Gesundheit sichtbar gehoben wird, so daß Kinder, welche schwächlich, krank und elend in das Institut eintreten, dasselbe blühend und kräftig, wie neubelebt an Geist und Körper verlassen und so der Menschheit wieder gegeben werden. Nicht unterlassen kann ich hierbei, sowohl die große Geschicklichkeit, als die angestrengte und liebevolle Sorgfalt der beiden Herren Aerzte, Dr. Camerer und Dr Heller, zugleich aber auch die Thätigkeit des Institutinhabers Hrn. Ebner rühmlich zu erwähnen, welcher letztere als Mechaniker die für jeden einzelnen Fall geeigneten Maschinen mit Sorgfalt und tiefem Nachdenken verfertigt. Die Behandlung der Pfleglinge von Seiten aller Vorgesetzten des Instituts ist so freundlich und herzlich, sie sind insgesammt so sichtbar und auf jede Art bemüht, den Patienten die etwaigen Unannehmlichkeiten der Kur, die Trennung von der Heimath und vom älterlichen Hause vergessen zu machen, daß sie sich das Zutrauen und die Liebe Aller auf das rührendste erwerben, und ich glaube nicht zu viel zu sagen und bin überzeugt, daß alle meine Institutsgenossinnen mit mir übereinstimmen, wenn ich versichere, daß mein Aufenthalt im Paulinen-Institute zu den glücklichsten Tagen meines Lebens gehört. Die gesammte Lebens- und Behandlungsweise im Institut bis in's Einzelne zu schildern, vermag ich jetzt nicht. Möchte nur der Segen des Himmels auf diesem noch so jungen und so wohlthätigen Institute und seinen weisen Lenkern auch fortan ru en und möchten meine wohlgemeinten Worte dazu beitragen, manchem bedenklichen Elternherzen Muth und Vertrauen einzuflößen, um hier Hülfe zu suchen, die Wohlfahrt eines leidenden Kindes unbedingt in die Hände der Männer zu übergeben, welche so großes Vertrauen verdienen. Mit Vergnügen bin ich bereit, nähere Aufschlüsse zu geben, wenn sie gewünscht werden, und die verehrliche Redaction wird in diesem Falle die Gefälligkeit haben, meine Adresse anzugeben.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 27. Nov. Letzte Vorstellung der fünf englischen Tänzer und Gymnastiker vom Coventgarden- und Drurylane-Theater in London, Herren Smith, Kemp, Taylor, Hollyoak und Chapmann. Hierzu: Der Ehrgeiz in der Küche, Posse in einem Act, nach Scribe und Mazeres, von Lembert. Ferner (neu einstudirt): Der alte Feldherr, Liederspiel in einem Act, von C. von Holtei.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 330. Freitag, den 29. November 1844.

Alexandra.

(Novelle. Aus den „Lese-Abenden“ von Heribert Rau. Frankfurt a. M. bei Gustav Oehler.)

I.

Der Mond steht hoch am Himmel. Sein bleicher Strahl bricht sich an unwirthlichen Felsen, die aus der Tiefe sich thürmen und wie finstere Riesen aufsteigen aus dem Nebel der Thäler. Kein Baum, kein Busch, kein Gewächs grünt rings umher; denn so weit das Auge reicht, gewahrt es nur schroffe und kahle Berge, die, kühn anstrebend, ihre ewig schneebedeckten Häupter in das dunkle Blau des Himmels tauchen. Ein kalter Nordwind pfeift über die Höhe. Kein Leben regt sich, kein Laut ertönt; Alles — Alles ist todt und erstarrt, nur der Geist Gottes schwebt über der Oede, und vor seiner Gedanken Flügelschlag erbeben die Grundfesten der Erde.

Aber dort! — auf jenem Felsenkamme leuchtet ein einsames Feuer! — Ist es das Auge des Cyklopen, der in den Schluchten dieser Berge arbeitet? — Ist es ein Geist, den, ausgestoßen, ein gräßlicher Fluch an jene Klüfte bindet? — Wohnt dort ein Mensch, der, von den Mitgeschöpfen um all sein Glück betrogen, sein blutendes Herz gewaltsam an die Eisblöcke drückt, daß er die Gluth der Schmerzen kühle, und in der schauderhaften Einsamkeit vergesse, was er doch nie vergessen wird? —

Es ist ein Jüngling, schlank, bleich, edel von Gesicht, der, in den Mantel eng gehüllt, bei einem erlöschenden Wachtfeuer steht und von der Höhe eines kaukasischen Bergrückens in die Thäler der Tscherkessen blickt.

Seine Gefährten schlafen, auf ihre Mäntel ausgestreckt; denn der Lieutenant hat seinen ermüdeten Leuten erlaubt, nach der beschwerlichen Reise von den Mühen des Tages auszuruhen. Er selbst hat ein Gewehr ergriffen, den Dienst zu thun, und, auf das Rohr gelehnt, blickt er nun sinnend in die kalte — todte — öde Welt.

Aber durch sein Inneres fährt der Sturm wilder Gefühle, und reißt aus der Aeolsharfe seiner zartbesaiteten Seele schneidende Akkorde. Er denkt an sein Vaterland, an Polen, an das gebrochene, vernichtete Polen, und krampfhaft greift er nach dem Degen, dessen Griff das russische porte-épée ziert, er will ihn zerschmettern an der Felsenwand, — aber seine Hand erstarrt. Wie ist ihm die Brust gepreßt, wie klopft das Herz in ungeduldigen Schlägen, wie drängt es ihn, den Tod zu suchen in ehrendem Kampfe! Aber er lächelt bitter; denn seine Ordre sendet ihn als Spion in das Land der freien, kräftigen Tscherkessen. Er soll den Fürsten Ali-Charzis mit Friedensvorschlägen hinhalten und das Land auskundschaften — er soll die Söhne der Freiheit verrathen an den Scepter Rußlands. — Er soll? — er muß! — denn Subordination gebietet es ihm, und Subordination ist des Soldaten erste Pflicht.

O welchen Kampf besteht seine Seele; wie martert ihn seine angeborene Freiheitsliebe, sein Selbstgefühl, sein Haß gegen das Land, dessen Farben er trägt und tragen muß. Wie bäumen sich die Wellen kühner Entschlüsse, und sinken wieder vor dem Gedanken an den Eid, den er der Fahne geschworen, brausend nieder!

Es war für ihn eine schreckliche Nacht; denn leichter ist es, kühn zu kämpfen, zu siegen oder zu sterben mit den Waffen in der Hand, als Sieger zu bleiben in dem Streite der Leidenschaft mit der Pflicht.

Aber als allmählig das Dunkel wich, als langsam und feierlich der Tag anbrach und das Reich des Lichtes begann, wich auch die Fiebergluth der aufgeregten Gefühle mehr und mehr, und der Verstand trat in sein Herrscherrecht. Der russische Lieutenant Maktscheski gab den Befehl zum Aufbruch.

II.

Die Sonne neigte sich dem Untergange zu, und warf mit ihren letzten Strahlen einen flammenden Abschiedskuß über die Erde. Der Himmel war heiter und strahlend, und durch sein tiefes Blau zogen einzelne Wölkchen langsam daher, wie Schwäne, deren weißes Gefieder sich im Abendgolde leicht röthet. Kein Lüftchen bewegte die Bäume, die ihre üppige Blätterfülle — ein lebendiges Dach — über die Hütten des Tscherkessendorfes Uptsche ausbreiteten.

Uptsche, die Residenz des Fürsten Ali-Charzis, bildete, wie alle Dörfer der Tscherkessen, keine kompakte Häusermasse, von Straßen durchzogen und regelmäßig gebaut, sondern weit zerstreut auf den saftigen Waideplätzen lagen ungefähr dreißig bis vierzig kleine Lehmhütten, mit Holz und Stroh gedeckt, welche eben so vielen Familien als Obdach dienten. Das Fürstenhaus unterschied sich kaum von denen seiner Untergebenen, nur war es größer und geräumiger, und lag nächst der Mitte des Dorfes. Ihm zur Seite aber erhob sich die Zierde der kleinen Colonie, „das Haus des Gastfreundes“, ein Gebäude,

auf welches man, wie gebräuchlich, alle seine Kunst verwendet hatte, und das — gewöhnlich unbewohnt — nur zur gastlichen Aufnahme der Fremden bestimmt war.

So kunstlos nun auch die meisten dieser Hütten erbaut waren, so gewährte doch das ganze Dorf einen herrlichen Anblick. Im Schoße fruchtbarer Auen liegend, in deren fast mannshohem Grase Heerden fetten Hornviehes und muthiger, schlank gebauter Rosse behaglich weideten, ragten über die niederen Lagerstätten der Bewohner uralte Pappeln empor. Weinstöcke von ungewöhnlicher Dicke schlangen sich bis zu den Wipfeln um ihre Stämme, streckten von dort, als wollten sie die Brüder voll Liebe umfassen, ihre Ranken nach den benachbarten Bäumen aus, und bildeten so in leichten Blättergeweben ungeheure Lauben. Weiterhin erhoben sich grüne Abhänge, über welche wieder Berge terrassenartig emporstiegen, die sich nach und nach in nebliger Ferne verloren, bis ihre mit ewigem Schnee bedeckten Gipfel sich in den Wolken bargen.

In dieser reizenden Gegend hatte sich jener Klan Tscherkessen niedergelassen, welchen der tapfere Fürst Ali-Charzis befehligte, und den heute ein froher Tag vor dem „Hause des Gastfreundes" vereinigte. Das Fest der Marissa oder der Mutter Gottes, der Schutzpatronin der für jene Völkerschaften so wichtigen Thierchen — der Bienen.

(Fortsetzung folgt.)

Die deutschen Gerichtsverfassungen.

In diesem Augenblicke ist die öffentliche Aufmerksamkeit auf einen Gegenstand von der größten Wichtigkeit gerichtet: es sind dieß die Verhandlungen der beiden Kammern der Stände des Großherzogthums Baden, wo sich die Entscheidung über den Entwurf einer neuen Strafprozeßordnung ihrem Ende naht, denn die Berathungen hierüber werden nunmehr bald zu ihrem Schlusse kommen. Trotz dem dermalen und schon seit beinahe anderthalb Jahrzehnten in ganz Deutschland so lebhaft erwachten Sinn für Verbesserung der Jurisdictionen und Einführung von Oeffentlichkeit und Mündlichkeit, trotz des besonderen Interesses des badischen Volkes hieran und der großen Beredtsamkeit einzelner Vertreter desselben, scheint auch hier vorerst nur ein Theil der gewünschten Institution ins Leben zu treten, die Schwurgerichte aber werden ganz ausgeschlossen bleiben, obschon der beredte Itzstein deren Einführung in einer so schönen und gediegenen Motion als nothwendig darzustellen suchte. — Zu den Hauptmängeln der dermaligen deutschen Civil- und Criminal-Prozeßordnungen wird ohne Zweifel der langsame, mühsame und schleppende Gang derselben gezählt, der hauptsächlich durch den Abgang der Mündlichkeit der Verhandlungen herbeigeführt wird. Und es werden in der That Wenige seyn, die in dieser Beziehung nicht schon traurige und unangenehme Erfahrungen gemacht haben; schon manche Familie wurde durch Prozesse um Habe und Gut gebracht. Oft haben ja Concursprozesse ihr Ende nur dadurch erreicht, daß nach 10, 15, 20 und mehr Jahren die ganze vorhandene Activmasse von den Kosten verschlungen wurde, und Cridar und Gläubiger sich mit leeren Händen einander gegenüber standen. Und will man noch einen Rückblick auf das ehemalige deutsche Reichskammergericht in Speyer und Wetzlar werfen, den Olymp der Prozesse, wo manchmal ganze Generationen den endlichen Ausgang einer Rechtssache nicht erleben konnten. In einem noch crasseren Lichte zeigen sich die Criminalprozesse, wo es sich nicht wie bei Civil-Sachen um das Vermögen, sondern um die Person selbsten, der hierin verwickelten Interessenten handelt, und Menschen zwei, drei und fünf, ja noch mehr Jahre sich in Untersuchungshaft befinden, eine Haft, die weit schrecklicher ist als die der Strafverbüßung. Es haben zwar einzelne Staaten in neuerer Zeit Verbesserungen deßhalb einzuführen gesucht, wie dies namentlich durch Abschaffung der dilatorischen Termine im Civilprozesse und möglichster Beschleunigung der Criminaluntersuchungen, namentlich da, wo Personen verhaftet sind, der Fall ist, allein hiermit ist auch kaum ein Schritt vorwärts geschehen. Der Mangel an guten und zweckmäßigen Prozeßordnungen wird immer fühlbarer und ist der vielen Geschäfte wegen selbst ein Bedürfniß für die Gerichte. Wirft man indessen einen Blick auf die Geschichte einzelner deutscher Bundesstaaten, so läßt sich mit Bestimmtheit erwarten, daß dieselben nicht mehr lange ausbleiben werden. Würtemberg hat bald nach Einführung seines neuen Criminalgesetzbuchs eine Strafprozeßordnung erhalten, die aber die Schwurgerichte sowohl als den accusatorischen Prozeß ausschließt, bezüglich der Oeffentlichkeit aber nur bei gewissen Vergehen eine Schlußverhandlung anordnet, und wir sehen, mit welcher Theilnahme dieser Schatten von Oeffentlichkeit vom Volke begrüßt wird; — ein abermaliger Beweis, welche Vorliebe man für die Oeffentlichkeit und Mündlichkeit der Gerichtsverhandlungen hegt und welche in der That das Präservativ-Mittel für die allgemeine Verbesserung der Jurisdictionen zu seyn scheint. In Preußen soll bekanntlich der Justizminister Mühler schon seit mehreren Jahren hierfür gestimmt seyn und deßhalb schon mehrmals Anträge im Cabinet gestellt haben. Eben so ist bekannt, wie die rheinischen Provinzialstände Preußens, zur großen Freude der gesammten Provinz, einstimmig einen Antrag der Regierung auf Abänderung ihrer Gerichtsverfassung bei der letzten Ständeversammlung zurückgewiesen haben. Auf gleiche Weise haben die Stände des Königreichs Sachsen einen von der Regierung vorgelegten Prozeßentwurf bekämpft, der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit der Verhandlungen ausschloß, so daß sich dieselbe genöthigt sah, solchen ganz zurückzunehmen. Mit so vielem Schmerze sich auch die Westphalen ehemals einen fremden Herrscher setzen lassen mußten, so begrüßten doch dieselben die mit Blitzesschnelle eingeführten freisinnigen Institutionen und Gerichtsverfassungen, denn es ward hierdurch manchem Uebel abgeholfen und gesteuert, und Prozesse, die seit einer Reihe von Jahren auf Entscheidung der Gerichte harrten — von denen so oft das Wohl und die ganze bürgerliche Existenz einer Familie abhängig gemacht ist —, fanden innerhalb vier bis sechs Wochen ihre Erledigung. Im Großherzogthume Hessen ist durch das Edict vom Jahre 1832, welches die Polizei- und Forstgerichtsbarkeit an die Gerichte überträgt, bereits eine Art accusatorischen Prozesses eingeführt; es bilden nämlich in Polizeisachen der Verwaltungsbeamte des Bezirks, in Forstsachen aber der Forstinspektor und beziehungsweise Forstpolizeibeamte den Ankläger bei den Gerichten, auch steht diesen das Recht zu, gegen die Erkenntnisse im Namen des Staates alle Rechtsmittel zu verfolgen. Es steht hiernach der Angeklagte, gleich wie in Streitigkeiten des bürgerlichen Rechts,

dem Richter frei gegenüber. Dagegen hat in Criminaluntersuchungen — nach den dermaligen deutschen Prozeßordnungen — der Angeschuldigte seinen Ankläger und Richter in einer Person vor sich, und er ist als Bedrängter und oft auch als Gefangener in seiner Gewalt, der Richter steht nicht als unbetheiligter Dritter in der Mitte, sondern er hat zugleich das Amt eines Anklägers, und sieht sich in der Regel mehr gestimmt, den Angeschuldigten schuldig als unschuldig zu finden. In manchen Staaten, die sonst keine Art von Gerichtsöffentlichkeit anerkennen, ist daher für die Glaubwürdigkeit der Protocolle die Zuziehung von Gerichtszeugen (Schöppen) angeordnet. Wo aber die erkennenden Gerichte, wie dies bei allen Verbrechen von einigem Belang durch die Obergerichte geschieht, nicht auf eigene Vernehmung der Angeschuldigten und der Zeugen, sondern bloß auf Dasjenige, was ihnen in den Gerichtsprotokollen eines Untersuchungsrichters vorgelegt wird, verurtheilen und freisprechen; wo diese über Leben und Tod, Freiheit und Ehre entscheidenden Urkunden bei geschlossenen Thüren von einem Richter und seinem Schreiber aufgenommen werden; wo nicht einmal am Schlusse der Untersuchung der Angeschuldigte dem erkennenden Richter vorgeführt wird, um von ihm über die Hauptumstände der That vernommen zu werden und etwaige Beschwerden laut werden zu lassen: da ist der Zustand der Gerichtsverfassung noch heillos zu nennen. Der Oberrichter, welchem zugemuthet wird, auf solche Papiere seine Erkenntnisse zu gründen, kann nicht wissen, ob sich darin nicht Unförmlichkeiten, Entstellungen oder gar Unwahrheiten befinden, die solchen zur Grundlage dienen. Dieß sind Thatsachen, die für die Oeffentlichkeit sprechen, anderer die Person der Angeklagten noch näher berührende, dem Geiste unserer Zeit und unserer jetzigen Civilisation nicht gut anpassende, nicht zu gedenken.

Indessen scheint, nach dem oben Angeführten zu schließen, die Zeit nicht mehr ferne zu seyn, wo veraltete Formen endlich einmal abgeschafft und dafür neuere dem Geiste und den Bedürfnissen unserer Zeit angemessenere und entsprechendere Vorschriften eingeführt werden. Den Vertretern des Volkes aber ist es vor allen Dingen vorbehalten, hierfür ihre Stimmen zu erheben und alsdann den Dank der Nationen und ihren eigenen Ruhm zu ernten, der ihnen sodann nicht ausbleiben wird.

Mannichfaltigkeiten.

(Karlsruhe, 4. Nov.) Der gestrige hiesige Beobachter enthält eine Rüge wegen der Kirchenbuchsauszüge, welche von allen Einwohnern mit Freuden aufgenommen wurde. In den Auszügen der katholischen Kirche dahier findet nämlich der Gebrauch statt, daß alle Staatsdiener, auch die untergeordnetsten, als „Herrn“ bezeichnet und die Bürger sammt allen übrigen Menschenkindern schlechtweg bei dem Namen und Stand genannt werden. Dies hat nun, wahrscheinlich auf die Nummer 299 des Tagblattes hin, die Rüge veranlaßt. Wir sind alle Bürger im Staate und jedem Vernünftigen genüge sein Name, auf den er getauft ist, und sein Stand, den er einnimmt, für die Unvernünftigen aber haben wir ja besondere Anstalten!

(Französische Herrscher in England.) Das „Echo du monde savant“ erzählt: „Die englischen Zeitschriften gefallen sich in der Anführung, daß vor Ludwig Philipp nur zwei französische Herrscher England besucht haben, nämlich König Johann als Gefangener und Napoleon als Verbannter. Aber Wilhelm der Bastard eroberte mit einem Heere von 30,000 Franzosen binnen fünf Monaten ganz England, und ein Sohn von Philipp August ließ sich, nach der Vertreibung von Johann ohne Land, in London als König von England salben und krönen. Unsere Nachbarn jenseits des Kanals vergessen sehr leicht diejenigen geschichtlichen Thatsachen, welche sie nicht gerne anführen.“

Aus einem Schreiben des Hrn. Franz Lißt an Hrn. Schott in Mainz erfahren wir, daß derselbe in Madrid bereits acht Konzerte mit einem unerhörten Succès gegeben hat (nach der Berliner Mus. Zeitung auch einige zum Besten der Staatsgläubiger), und daß demnach nicht abzusehen ist, wie viel Konzerte er noch geben wird. Jedenfalls wird er im Januar Spanien verlassen und über Mainz nach Weimar gehen.

Der Tenorist Perlgrund wurde in den Partien des Alamir, Sever, Tamino und Belmonte u. A. in Düsseldorf sehr beifällig aufgenommen. Die Bemühungen des Theater-Direktors Henkel, dem Publikum Genügendes zu bieten, finden Anerkennung.

(München, 19. Nov.) In kurzem wird in der hiesigen Finsterlin'schen Buchhandlung ein Werk über München erscheinen, welches durch die Ehrenhaftigkeit seines Standpunktes und durch den Umfang seiner Leistungen die schon zahlreich vorhandenen Schriften über unsere Residenz weit hinter sich zurücklassen dürfte. Es wird vornehmlich eine Lücke in der deutschen Kunstliteratur ausfüllen, indem es in gründlicherer und anschaulicherer Weise, als es bisher geschehen, den Gesammt-Inhalt der hiesigen Kunstbestrebungen und Kunstleistungen seit dem Regierungsantritte des jetzigen Königs, sowie eine interessante Uebersicht der übrigen Lebens- und Geistestendenzen unserer Hauptstadt zur Darstellung bringt. Verfasser des Werkes sind die Brüder Marggraff, wovon der ältere an der hiesigen Akademie der bildenden Künste als functionirender Sekretär und als Professor der Kunstgeschichte angestellt ist. — In diesen Tagen hat uns, um sich am Rheine anzusiedeln, der bekannte Publizist Dr. G. Bacherer verlassen, nachdem er sich aus Anlaß seiner Verheirathung mit einer hiesigen Beamtentochter über dreiviertel Jahr hier aufgehalten hat. Er lebte, so viel man weiß, sehr zurückgezogen, wozu seine früheren Angriffe auf Bayern mitgewirkt haben mögen, deren stellenweise Excentricität er wohl nachträglich selbst zugestehen mag, nachdem er hierländische Zustände und Persönlichkeiten unbefangener, als früher, angeschaut.

(Thierquälerei.) Die Zugpferde werden durch den Druck ihrer Geschirre, insbesondere des Kummets, oft so verletzt, daß sie am Körper, namentlich an der Brust, tiefe Wunden oder Wulste von wildem Fleische bekommen, wodurch für die Thiere bei fortgesetztem Gebrauche eine um so größere Qual entsteht, als der Druck und die Reibung an der wunden Stelle das Uebel vergrößert und nicht selten unheilbar macht. — Da in der Regel durch veränderte Einrichtung des Geschirres oder der Anspannung, oder durch Auflegen eines leichten Geschirres dafür gesorgt werden kann, daß der Druck

an der wunden Stelle vermieden oder die Heilung nicht gehindert werde, so hat die k. bayerische Regierung von Mittelfranken die Benutzung solcher wundgedrückten Pferde, ohne Beobachtung der zu ihrer Heilung erforderlichen Rücksichten, als Thierquälerei, bei strenger Strafe untersagt.

In Paris hat das Verbot des Erzbischofs dem Herausgeber der Zeitung, welche den „ewigen Juden" mittheilt, über 1000 Abonnenten mehr zugeführt.

Korrespondenz.

Hamburg, 22. Nov.

Laube's „Monaldeschi" ist dieser Tage mit großem Beifall über die Bühne gegangen. Es ist das beste neuere dramatische Product, das wir seit Jahren gesehen. Die treffliche Darstellung macht unserem Stadttheater Ehre. — Heute werden zwei stattliche Neubauten, die Tonhalle und die Weinhalle, festlich eingeweiht: die erstere durch das Konzert eines vierzehnjährigen Wunderkindes, die letztere durch Musik ꝛc. und eine Rede ihres Gründers, des Weinmaklers und Lokalsatyrikers Wilhelm Hocker.

Von dem Vogelsberg, im Nov.

Wer vor zwanzig Jahren den Vogelsberg bereiste und ihn jetzt wieder besucht, wird durch sein verändertes, vortheilhaftes Aussehen und durch die vermehrte Rührigkeit im Verkehre angenehm überrascht werden. Der ganz einfache Grund hiervon beruht in der stattgehabten Anlage von schönen, ausgezeichnet guten Kunststraßen. Die Straßen sind die Lebensadern eines Landes und die großh. hess. Regierung hat sich ein bleibendes Denkmal ihrer Weisheit durch Verwirklichung dieses Princips errichtet. Jetzt erst ist man im Stande, den pittoresken Vogelsberg in allen seinen Theilen ganz kennen zu lernen; jetzt erst erkennt man, was der bisher mit Unrecht so sehr verschriene Vogelsberg werden kann. Durch die Kunststraßen ist ihm Gelegenheit zum besseren, vortheilhafteren Absatze seiner Hauptproducte, insbesondere des Heues, Holzes und Viehes, gegeben. Die nächste Folge davon ist, daß er die Production zu vermehren suchen wird; darauf folgt logisch richtig die Erhöhung des Werthes des Grund und Bodens, Vermehrung des Commerzes und Begründung eines gewissen Wohlstandes. Dieses bedarf keiner weiteren Auseinandersetzung: es ist begründet in der Geschichte aller Staaten. Die Kunststraßen haben den Vogelsberg erschlossen. Die so wohlthätigen Folgen ihrer Anlegung zeigen sich schon klar und erfreulich. Täglich eilt ein Postwagen von Lauterbach über die unwirthbaren Höhen des Vogelsberges und durch das nun so freundlich gewordene Städtchen Schotten nach Frankfurt und zurück von da nach Lauterbach; täglich finden die Postverbindungen zwischen Schotten (und dem Vogelsberg) und den Städten Nidda, Friedberg, Laubach, Grünberg und Gießen statt. Wo sonst nur wöchentlich Frachtfuhren gingen, sieht man deren jetzt täglich. Bisher waren die Hauptproducte des Vogelsbergs: das Heu, Holz und Vieh, neben der Fabrication des Linnen. Die herrlichen Wiesen des Vogelsbergs liefern ein überaus treffliches Heu, welches nunmehr seit dem Bestehen der Kunststraßen in das benachbarte Flachland, nach der Wetterau, nach Grünberg und Gießen verführt wird. Der Vogelsberger ist ein verständiger Wiesenbauer; er kennt den Werth seines immer frischen Wassers für seinen guten Boden (verwitterter Basalt) recht gut und läßt es sich nicht durch das in neuerer Zeit so beliebt werdende Rectifiziren des Laufes der Bäche schnell entziehen; er behält und benutzt es vielmehr so lange, als räthlich und möglich. Schon länger als 100 Jahre haben die Localbehörden hierunter nach Bedürfniß und localen Eigenthümlichkeiten sehr wohlthätig gewirkt und die segensreichen Folgen sind überall sichtbar. Deswegen hält auch der Vogelsberger beim Hergebrachten mit Recht fest. Das zweite Hauptproduct des Vogelsbergs, das Holz, wird demnächst eine bedeutende Rolle in unsern commerciellen Verhältnissen spielen, wenn, wie bereits unter Leitung des vor kurzem in einen andern Bezirk versetzten Forstinspectors Pfaff so folgenreich und dankenswerth begonnen worden ist, die vielen Waldblößen des Vogelbergs für die Forstcultur rentirbar gewonnen seyn werden. Jetzt, bei erleichtertem Transport in die holzarmen Niederungen, gewinnt der Waldbau ungemeines Interesse. Das dritte Hauptproduct, das Vogelsberger Rindvieh, verdient in jeder Beziehung die sorgfältigste Berücksichtigung. Bisher der Hauptreichthum und die vorzüglichste Nahrungsquelle des Vogelsbergs, bildete es eine eigene Race, die Vogelsberger Race. Der verständige Vogelsberger hütete sich bisher sehr weislich, sein für seine Gegend, sein Clima und seine Verhältnisse passendes Vieh mit andern unpassenden Racen zu vermischen; er erhielt es rein und that wohl daran: denn jede Gegend hat ihre von der Natur vorgezeichneten Eigenthümlichkeiten. Das Rindvieh des Vogelsbergs ist gegenwärtig schon ein Handelsartikel der Ausfuhr, gesucht in der Wetterau ꝛc. wegen seines trefflichen Fleisches im gemästeten Zustande, und wird es immer noch mehr werden. Die Fabrication des Linnen beschäftigte bisher Hunderte; sie gewinnt durch den erleichterten Transport an Absatz und wird künftig Tausende beschäftigen. Und dies Alles durch zweckmäßige Anlagen von Kunststraßen.

Karlsruhe, 24. Nov.

Wer Karlsruhe in den letzten drei Tagen sah, wird es jetzt nicht wiedererkennen. Die Straßen, die festlich geschmückt waren und durch die die jubelnde Menge stolz von patriotischen Gefühlen, die das Herz ihr höher schlagen machen, auf- und niederwogte, wo der Aermste selbst seine niedere Wohnung zierlich mit roth und gelben Fahnen und Emblemen schmückte und grüne Kränze von Fenster zu Fenster wand, wo festliche Lieder und Töne der Freude nur die Luft erfüllten, die Straßen sind jetzt wieder leer und öde, denn ein düsterer Regenhimmel lagert über ihnen und bannt uns leider in die Zimmer. Ja, mit Recht kann ich es sagen, nie wohl hat Karlsruhe ein schöneres Fest gefeiert als das der Enthüllung des Standbilds des unsterblichen Karl Friedrich und noch unsere spätesten Nachkommen werden gerne ihre Erinnerung bei diesem schönen Festtage weilen lassen. Jung und Alt nahm gleich innigen Antheil an dem Feste und Jedermann trug gerne sein Scherflein bei zur Verherrlichung desselben. Die Statue selbst ist ein wahres Meisterwerk zu nennen und steht in Auffassung und Ausführung, dem Urtheile competenter Kunstrichter zufolge, weit über der Schillerstatue zu Stuttgart.

Räthsel.

Mit einem Wurf kann ich dich kränken,
Mit einem Fall dir günstig seyn,
Mit einem Sprung dich vorwärts lenken,
Mit einem Zug dich hoch erfreu'n,
Mit einem Satz dein Herz erheben,
Mit einem Schlag kein Leids dir thun,
Mit einem Schuß dich neu beleben,
Mit einem Theil dir Alles geben,
Mit Sorg' der Sorg' dich überheben,
Mit Grund vor deinen Augen ruh'n,
Mit Urtheil dessen erst verlustig,
Gebiet mit Mund und Stand ich dir;
Mit Witz mehr lästig oft als lustig,
Weil' ich mit Hang vor deiner Thür';
Mit Recht geb' ich dir viel und bin
Mit einem Wort das, was ich bin.

P.R.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 331. Samstag den 30. November 1844.

Alexandra.

Novelle. Aus den „Lese-Abenden" von Heribert Rau.

(Fortsetzung.)

Das Fest der Marissa trug das eigentliche Gepräge jener sonderbaren Glaubensformen, zu welchen sich die Tscherkessen heutigen Tages bekennen. Christenthum und Islam haben sich hier nach langen Kämpfen so zu sagen verschmolzen, und im Laufe der Zeit ein neues Produkt, ein Conglomerat, eine Mischung einheimischen Aberglaubens, mit christlichen und mohamedanischen Gebräuchen, gebildet. Die Tscherkessen glauben an ein höchstes Wesen, an eine Mutter Gottes und mehrere himmlische Kräfte zweiten Ranges, welche sich Apostel nennen. Indessen gilt ihnen die Mutter Gottes nur als die eben angeführte Schutzpatronin. Eine eigentliche Priesterkaste haben sie nicht, sondern ihre Opfer und religiösen Feierlichkeiten werden durch die würdigsten Männer aus ihrer Mitte vollzogen.

Dies sollte denn auch heute wieder geschehen. Auf dem geräumigen Platze vor jenem Gebäude hatten sich Alt und Jung, Männer und Weiber versammelt, und bildeten einen weiten Zirkel, in dessen Mitte, im Schatten eines hohen Eichbaumes, ein ehrwürdiger Greis stand. Sein Haupt war entblößt, und die wenigen Haare, die ihm geblieben, legten sich wie ein silberner Ring um seinen Scheitel. Die regelmäßigen, schönen Züge, welche die Stürme von achtzig Jahren nicht hatten verwischen können, belebte ein feuriges Auge und ein jugendliches Roth der Wangen, das, von dem Weiß des langen Bartes gehoben, dem Alten ein ungemein freundliches und gemüthliches Ansehen gab. Eine Art tuchener Jacke, mit Tressen von Golddraht reich verziert und auf der Brust offen, zeigte eine lange und farbige Unterweste von indischer Seide. Von dem breiten Gürtel herab fielen weite Beinkleider von einem feinen weißen Gewebe, und schlossen eng an den Knieen, unter welchen die Halbstrümpfe von breiten Strumpfbändern gehalten wurden. Ein paar hohe Schuhe von rothem Marokkanleder vollendeten den Anzug, dessen Hauptschmuck indessen ein prächtiges Schwert und die kunstreich gearbeiteten Pistolen waren, welche in dem Gürtel des alten Mannes staken.

Einen wunderlieblichen Gegensatz zu diesem würdevollen Greise bildete eine junge Tscherkessin, welche in einer kleinen Entfernung halb hinter, halb neben demselben stand. Was auch der Ruf über die Schönheit der Tscherkessinnen verbreitet, was auch eine reiche Phantasie an Reizen diesem Rufe noch zugesetzt, sie erreichten die Lieblichkeit dieses sechzehnjährigen Mädchens nicht.

Ihr feiner weißer Teint, ihre regelmäßigen Züge, die Gluth ihres Auges, der schlanke Wuchs ihres Körpers, der edle Anstand, welcher sich in allen ihren Bewegungen aussprach: Alles vereinigte sich zu einem harmonischen Ganzen, und schuf ein Wesen, das man vollendet schön zu nennen berechtigt war. Wenn aber auch die Natur schon ihre ganze Fülle von Reizen über dieses Kind ausgegossen, so war die Kunst nicht minder bereit, dieselbe in ihrem vollen Lichte zu zeigen; denn kein Anzug mochte wohl je geschaffener seyn, die Körperformen dem Auge zu verrathen, als der ihres Stammes. Das eng anliegende Mieder von bunter Seide, die leichte Jacke mit offenen, langen Aermeln, lassen den schönen Hals und Nacken sehen, und das weite Oberkleid, durch Silberspangen gehalten und nach vornen offen, erlauben dem entzückten Blicke die Contouren der wohlgebauten Hüften zu gewahren, welche Beinkleider von dem feinsten weißen Leinen umschließen.

Was aber des Mädchens Lieblichkeit namentlich erhöhte, waren die Locken, welche, dicht und lang, unter einer Binde von glänzend schwarzem Marokkanleder, die sich mit einer großen silbernen Agraffe auf der Stirne schloß, — hervorquellend, auf ihre Schultern niederfielen. Ein Schleier wallte, gleich einem Zaubernebel, um die edle Gestalt. So stand sie, eine schneeweiße Ziege an einem rothen Bande haltend, wie der Genius der Jugend, fröhlich und lebensfrisch hinter dem hohen Greise.

Es war der Fürst Ali-Charzis und seine Tochter Alexandra — bereit, an dem Feste der Marissa, von den Ihrigen umgeben, der Göttin ein Opfer zu bringen.

Auf einen Wink des Greises führte die Tochter die Ziege vor denselben, und reichte ihm von dem Altare, welcher sich unter einer uralten Eiche erhob, eine brennende Fackel. Hierauf kniete sie vor denselben und hielt mit ihren beiden schönen Armen das zum Opfer bestimmte Thierchen fest, während Ali-Charzis mit hohem Ernste einige Worte sprach, und die Haare der Ziege an mehreren Stellen, wo dieselbe geschlagen werden sollte, versengte. Darauf nahm er aus der Hand Alexandra's eine goldene Schaale, in welcher sich ein Trank, von Hirse und Honig zubereitet, befand, hob sie in die Höhe, dankte mit herzlichen Worten der heiligen Marissa für die

Gabe des Honigs, und schüttete sodann die gelbe Fluth auf das Haupt des Opfers, welches nun nach einem kurzen Weihgebete von einem Diener geschlachtet wurde.

Während dieser ganzen Ceremonie hatte die Umgebung einen leisen melodiösen Gesang fortgesetzt, der sich allmählig steigerte, bis er in wildes Fortissimo ausbrach.

Da tönte von dem nächsten Hügel ein Schuß — und wie durch einen Zauberschlag hatte sich die Scene verändert. In einem Augenblicke waren Weiber, Kinder und Männer verschwunden, und der weite Platz öde und leer geworden. Aber ehe noch das Echo des Knalles an den fernen Bergen verstummte, sprengten von allen Seiten die immer bewaffneten Männer auf ihren wilden, sehnigen Pferden schon wieder daher, sammelten sich in einer dichten Schaar, und flogen, von ihrem tapferen Fürsten geführt, gleich einem Blitze nach der Gegend, aus welcher ihr Vorposten das Signal eines herannahenden Feindes gegeben.

III.

Am Fuße des Hügels, auf welchem jener Vorposten ausgestellt war, hielt die kleine Schaar, und Ali-Charzis sprengte, nur von Zweien aus derselben begleitet, hinan. Als er sich der Höhe genähert, ließ er vorsichtig halten und gab der Wache ein Zeichen seiner Gegenwart, worauf diese ihn durch einen Wink zu sich rief. Der Fürst und seine Begleiter drückten die Sporen in die Flanken ihrer Thiere, und hielten sofort neben dem Posten. In demselben Augenblick erreichte auch Moktischeski mit seiner Mannschaft die Höhe. Eine weiße Fahne bezeichnete ihn als einen Boten des Friedens.

Der russische Lieutenant, welcher durch einen früheren, mehrjährigen Aufenthalt in Tscherkessien der Sprache dieses Volkes mächtig war, wandte sich sogleich an den Pschl (Fürsten), den seine reichere Kleidung als solchen verrieth, und kündete ihm an, daß er von dem mächtigen Herrscher Rußlands gesandt sey, um ihm und den Seinen Vorschläge zu einem gegenseitigen Frieden zu bringen. Auch bat er, zum Behufe der darüber einzuleitenden Verhandlungen, vor der Hand für sich und seine wenigen Leute um den Schutz des Gastrechtes.

„Friede mit Rußland?!" erwiederte halb fragend, halb spöttelnd der kriegerische Fürst, „der wird erst dann in diesen Ländern wohnen, wenn kein Tscherkesse mehr athmet. Aber Deine Bitte um Gastfreundschaft ist gewährt. Im Uebrigen kann ich ohne meine Brüder nichts entscheiden." Und mit diesen Worten legte er feierlich seine Hand auf des Lieutenants Schulter und sprach: „Du bist des Ali-Charzis Konak!" (Gast, Schützling).

Als sie darauf nebst den Russen bei der Truppe angekommen, und der Fürst die Worte des Lieutenants und seine Zusage wiederholt hatte, nahmen die Russen hinter den Tscherkessen auf den Pferden Platz, und bald kündete eine Staubwolke den harrenden Weibern zu Uptsche die Heimkehr der Ihrigen an.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber den Gebrauch der deutschen Sprache beim Gottesdienste der Israeliten.

Man hat bis in die neueste Zeit unter einem großen Theil der Israeliten den verderblichen Grundsatz festzuhalten gesucht, daß man in starrer Unbeweglichkeit im kirchlichen Leben bei Dem bleiben müsse, was seit Jahrhunderten eingeführt sey. Alles sollte gelten, weil es gegolten habe, weil man einsehe, daß jede Veränderung Verlust für ein solches System herbeiführen könnte. Ein solcher Grundsatz mußte auch die Bewegung und Fortbildung des Volkslebens unter den Israeliten hindern. Jene starre Unbeweglichkeit ist auch der einzige Grund, daß sich die altgläubigen Israeliten allen Neuerungen widersetzen, welche die Zeit gebieterisch fordert.

Alles Leben aber ist Bewegung und Entwickelung, auch das Volksleben; das Leben eines Staates, sagt Johannes von Müller, ist wie ein Strom in fortgehender Bewegung herrlich; wenn der Strom still stehet, wird er Eis oder Sumpf. Die Freunde des Stillstehens beharren felsenfest dabei, der Israelite müsse seine Gebete und seinen öffentlichen Gottesdienst in jener todten oder nur den Gelehrten zugänglichen hebräischen Sprache verrichten, obschon unter hundert Israeliten kaum einer zu finden ist, der die hebräische Sprache und Das verstehet, was er betet. Die Folgen waren auch bisher dieß, daß das Gebet beim großen Haufen der Israeliten zu einem mechanischen Geschäfte herabgesunken ist, welches dem Geiste keine Nahrung und dem Herzen keine Beruhigung und keinen Antrieb zur Tugend geben konnte. Die Zahl der Gottesverehrer, die seit langen Jahren immer eben so kalt und unerbauet aus der Synagoge gingen, wie sie dieselbe betreten haben, haben sich auch dermaßen vermindert, daß man kaum mehr Gottesdienst halten konnte. Eine solche öffentliche Versammlung des Gottesdienstes führte schnurgerade zur Abstumpfung des religiösen Gefühls und zur Versiechung der Quelle der Religion in den Gemüthern ihrer Bekenner. Dieser Zustand der Unterdrückung und Verfinsterung des geistigen Lebens eines Volkes konnte der Entwickelung einer fortschreitenden Zeit das Gegengewicht nicht halten. Der Grundsatz: was gilt, muß den Grund seiner Geltung in sich selbst tragen, wenn es bleiben soll, ist auch lebendig in den Gemüthern vieler Israeliten geworden, die den Grundsatz verwerfen, daß Etwas gelten muß, weil es in früheren Zeiten gegolten habe. Dadurch ist es gekommen, daß man das Bedürfniß der Muttersprache beim Gottesdienst, im Gebet und im Vortrag deutscher Predigten fühlte. Dieses Bedürfniß sucht Hr. Rabbiner Dr. Stein in Frankfurt aus allen Kräften zu befriedigen. Er ist es, der nicht nur durch die große Gabe seines Rednertalents zu belehren sucht, sondern sich auch Mühe gibt, die Muttersprache beim Gottesdienst einzuführen, ob er schon von manchen Obscuranten verketzert wird. Hr. Dr. Stein ist ein Mann, dessen rastloses Streben dahin geht, Licht, Aufklärung und ächte Religiosität zu verbreiten, den gesunkenen Gottesdienst zu heben, ihn zeitgemäß zu gestalten und Jedem nach Bedürfniß die Heilsmittel seiner Kirche zu spenden; dieß ist das Ziel, wonach er mit Ernst und Energie ringet.

Möge er noch recht lange für das Seelenheil seiner Gemeinde wirken! B........n.

Mannichfaltigkeiten.

(Frankfurt a. M.) Die Vorstellungen der englischen Tänzer und Gymnastiker, der Herren Smith, Kemp, Taylor, Hollyak und Chapmann, haben eine außerordentlich beifällige Aufnahme gefunden und vereinigen wirklich Alles, was in Bezug auf Körper-Gewandtheit, Kraft und Schönheit der Attitüden nur geleistet werden kann. Die Kunstfertigkeit, Kühnheit und Sicherheit, womit sie ihre überraschenden Darstellungen executiren, setzen den Zuschauer in Erstaunen und sind dabei stets in den Formen und Gränzlinien einer schönen Plastik und des Anstandes gehalten. Die Leistungen der genannten Herren bedürfen keiner Anpreisung, da sie sich selbst am besten empfehlen, und wir sind überzeugt, daß ihre fortgesetzten Gastspiele eines immer zahlreicheren Besuches sich zu erfreuen haben werden. Alles Vorzügliche findet seine verdiente Anerkennung.

(Wien, 20. Nov.) Kuranda's „Letzte weiße Rose" hat im k. k. Hofburgtheater einen ganz glücklichen Erfolg geerntet. Es mußte für den eben hier anwesenden Verfasser von hohem Interesse seyn, das Erzeugniß seiner Muse nun auch über die bedeutendsten Theaterbretter Deutschlands schreiten zu sehen. Die interessante und spannende Handlung ist mit vielem Geschicke gegliedert; die Sprache bewegt sich lebhaft und energisch. Im Ganzen finden wir, es habe der Dichter in seiner Brust noch jenen Fond von Gemüthlichkeit und Lebendigkeit bewahrt, der ihn, wenn er rüstig so fortfährt, wie er begonnen, zu einem Lieblinge des Burgtheaterpublikums machen wird. Eine der nächsten Vorstellungen wurde auch von dem Kaiser besucht.

(Aus dem Oldenburgischen.) Kürzlich wurde in Edewecht, in der Nähe von Oldenburg, mittelst Einbruchs ein höchst unbedeutender Diebstahl begangen. Beim Nachsuchen, ob mehr als etwas Flachs gestohlen, fand man eine alte, noch lebende Frau in ihrem Bette, der die Kehle abgeschnitten war. Aerztlicher Bemühung gelang es, sie herzustellen, worauf sie erklärte, daß sie aus Lebensüberdruß sich selbst die furchtbare Wunde beigebracht habe. Welches Urtheil würde den Dieben, die bald ergriffen wurden, von Geschwornen-Gerichten gedroht haben, wenn der beabsichtigte Selbstmord gelungen wäre?

(Nürnberg, 21. Nov.) Die in den verschiedenen Werkstätten des Eisenbahnhofes der Ludwigs-Süd-Nordbahn befindlichen Arbeiter haben in diesen Tagen einen rührenden und schönen Beweis ihres Mitgefühls und ihrer Theilnahme am unverschuldeten Unglück gegeben, der um so mehr bekannt zu werden verdient, als er freiwillig und aus eigenem Antrieb den vielen Aufforderungen zur Linderung der Noth der arbeitenden Klassen gegenüber als nachahmungswürdiger Zug dasteht. Einen in der Dampfmaschine, welche die Bahnhofwerkstätten treibt, beschäftigten Arbeiter traf jüngst das Unglück, von einer Maschine erreicht zu werden und am Arme so bedeutende Beschädigungen zu erhalten, daß er sich der Amputation des Armes unterwerfen und dem harten Loose der Brodlosigkeit auf einige Zeit wenigstens verfallen mußte. Am letzten Zahltage nun deponirte jeder der auf dem Bahnhofe beschäftigten Arbeiter einen verhältnißmäßig nicht geringen Theil von seinem Lohne zur vorläufigen Sicherstellung der Existenz des Verunglückten, und bei dieser Bedachtnahme herrschte unter Einzelnen ein solcher Wetteifer der Freigebigkeit, wie man ihn nur selten bei Leuten dieses Schlages zu finden gewohnt ist.

(Pestalozzi.) Am 12. Jan. k. J. ist der hundertjährige Geburtstag Pestalozzi's, dessen Verdienste um die Menschheit sofort einleuchten, wenn man erwägt, daß die Principien einer gesunden Pädagogik, die jetzt Jedermann als sich von selbst verstehend voraussetzt, erst durch und mit ihm die herrschenden geworden sind. Auf Diesterweg's Aufforderung haben sich die vier in Berlin bestehenden Lehrervereine vereinigt, um den genannten Tag festlich zu begehen, und man hofft, daß bei der Popularität, die den Namen Pestalozzi umgibt, die Feier eine allgemeine, eine volksthümliche seyn werde.

(Eine auffallende Erscheinung.) Mit stillem Jubel und nicht ohne bedeutenden Triumph über eine andere Hofcensur machen die Wiener darauf aufmerksam, daß der „Moritz von Sachsen", von Prutz, jetzt bereits von den Hofschauspielern einstudirt werde. „Gewiß ist es", wird der Deutschen Allg. Ztg. in dieser Beziehung aus Wien geschrieben, „eine auffallende Erscheinung, daß in neuester Zeit auf unserer Hofbühne so viele politische Dramen zur Aufführung kommen: Sampiero, Kronenwächter, Letzte weiße Rose, Moritz von Sachsen, Karl von Bourbon, und daneben häufig: Wallenstein, Tell, Fiesco u. s. w."

(Der Vesuv hat Etwas vor.) In Neapel sieht man nächstens einem neuen Ausbruche des Vesuvs entgegen. Der Krater ist ganz mit glühender Lava gefüllt und alle umliegende Brunnen haben ihr Wasser verloren.

(Maschinenpapier.) In Norwegen hat die Regierung sämmtlichen Behörden den Verbrauch von Maschinenpapier untersagt, weil dasselbe nicht geeignet sey, längere Zeit im unverdorbenen Zustande aufbewahrt zu werden.

(Leipzig, 18. Nov.) Wie nützlich sich die Gesellschaft bewährt, welche seit Anfang des Februars d. J. sich vereinigte, um arbeitslose Personen beider Geschlechter mit irgend einer bezahlten Arbeit zu versorgen, wozu sie sich tüchtig fühlen, beweiset das Resultat, daß von 4220 arbeitsuchenden Personen 3801 bis ultimo Oktobers mit Arbeit versorgt wurden. Schon will die Polizei wahrgenommen haben, daß Frevel und Diebstahl von Einheimischen seitdem merklich abnimmt. (Man bittet, Vorstehendes zwei Mal zu lesen.)

(Deutsche Künstler in Paris.) Der beliebte Lieder-Componist Fr. Kücken wird demnächst eine Oper beenden, zu welcher P. Berger den Text geschrieben, die, wie man hört, in Berlin und Paris zugleich zur Aufführung kommen soll. Ob sich diese Nachricht bestätigt, muß die Folge lehren; indeß sehen wir an den mannichfachen Schwierigkeiten und Hindernissen, auf welche Conradin Kreutzer mit seinem „Nachtlager" dort gestoßen, daß man es den deutschen Opern-Componisten in Paris nicht eben leicht macht. Doch ist nicht zu läugnen, daß man, trotz diesen Mißverhältnissen, nirgend mehr als gerade in Paris geneigt ist, fremde Talente anzuerkennen

und zu würdigen, wofür die große Zahl fremder Künstler zeugt, welche Paris zu ihrem beständigen Aufenthalte erwählt haben. Unter den dort lebenden deutschen Musikern ist es besonders Hrn. Th. Eisfeld (früher Kapellmeister in Wiesbaden) gelungen, in der kürzesten Zeit die verdiente Anerkennung zu finden, wofür die besten dortigen Journale ein redendes Zeugniß geben. Die Concerts-Vivienne erfreuen sich unter seiner Direktion nicht allein der glänzendsten Theilnahme, sondern man spricht es bei Gelegenheit der Aufführung der Symphonie fantastique, von F. L. H. Turbri, öffentlich aus, daß sowohl der Componist wie das Publikum Hrn. Direktor Eisfeld aufrichtigen Dank für seine Bestrebungen wie für die Leistungen seines Orchesters schulde. Wie man hört, hat man den jungen Künstler aufgefordert, einen Verein zur Ausbildung des Chor-Gesangs zu Paris zu gründen, und wir zweifeln nicht, daß Hr. Eisfeld diesen Antrag ergreifen wird, um sein Talent aufs neue in der Weltstadt zu bethätigen.

(Ungeheure Tantième. Paris.) Der Lustspieldichter Scribe hat vor kurzem eine Rechnung über seine sämmtlichen Einnahmen als dramatischer Dichter abgeschlossen. Von dem Tage an, an welchem er vor 36 Jahren mit dem Stücke: „Le Dervis“ zuerst auf dem Vaudeville-Theater erschien, bis zum 31. December 1843, nach dem „Verre d'eau“, hat er an Schriftsteller-Antheil die Summe von 2,112,000 Franken eingenommen. Dahin werden es die deutschen Tantièmen doch nicht bringen, aus dem einfachen Grunde, weil man in Deutschland eben so viel französische als deutsche Stücke spielt.

Nach einer Angabe in der „Weser Zeitung“ hat der erste Intendant des Hof-Theaters zu Hannover, Hr. v. Meding, seine Entlassung genommen und, wie es heißt, auch der zweite Intendant, Hr. v. Malortie, seinen Abschied begehrt.

Korrespondenz.

Vom Taunus, im Nov.

Diejenigen unserer Zeitgenossen, welche sich des unermeßlichen, wenn auch noch unvollständigen und unvollendeten Aufschwungs des deutschen Lebens und unseres Nationalgefühls, das sich nach dem Jahre 1830 in einzelnen Regungen offenbarte und jetzt sich mit jedem Jahre gesünder und großartiger entfaltet, erfreuen, suchen auf den verschiedensten Wegen diese glücklichen Resultate zu erklären. Die Einen, welche die materielle Einheit als die sicherste Grundlage der geistigen und politischen ansehen, schreiben dem Zollverein diese Wirkungen zu; sie möchten vor allen Dingen die deutschen Meere und Seehäfen gewinnen und auf friedlichem Wege gegenseitiger Verträge dieselben gleichsam erobern; sie möchten Deutschland vor allen Dingen als einen festgeschlossenen Handelskörper dem Auslande gegenüber sehen, sie möchten „die deutsche Vereinsflagge“ auf allen Meeren erblicken, geachtet und gefürchtet. Arndt und Dr. List sind die bedeutendsten Schriftsteller dieser Richtung und Freiligrath hat dieselbe in glühenden Sonetten verherrlicht. An jedem großen Denkmale für Schiller, Jean Paul, Goethe 2c. sehen wir diese Gesinnung erstarken; wir sehen sie in unzähligen Vereinen und Bünden, Wandergesellschaften und Stiftungen die ganze Nation in allen Theilen und Provinzen durchdringen, am meisten aber in der hoffnungsreichen Richtung unserer politischen und belletristischen Literatur, vor allen Dingen in der Blüthe des historischen Romans und den folgen, bewunderungswürdigen Werken über deutsche Geschichte und über diejenigen Theile derselben, die bisher am meisten mit Nacht und Finsterniß bedeckt waren. Wir haben ein solches Geschichtswerk, „der große Bauernkrieg“ von Zimmermann, nach Verdienst in diesen Blättern gewürdigt und wir fühlen uns veranlaßt, nun die Aufmerksamkeit der Leser auf den vaterländischen Roman „Schiller's Heimathjahre“ von Hermann Kurz zu lenken. Es ist uns in neuester Zeit kaum ein solches Erzeugniß dieser erfreulichen Richtung begegnet, denn wir nehmen kein Bedenken, diese Heimathjahre unseres gefeierten Dichters den schönsten Mustern des historischen Romans der Weltliteratur gleich zu stellen. Ludwig Börne, der den Mangel des deutschen historischen Romans besonders beklagte, sagt in edler Aufwallung: „Die Engländer schreiben Romane und wir lesen sie“; aber hier ist deutsches Leben, hier ist Wahrheit der Charaktere und Situationen, wie in Shakespeare selbst; es ist ein Lebensbild einer bedeutenden Zeit, reich durchdrungen mit den feinsten Beobachtungen, an denen man den geistreichen Menschenkenner bewundern muß, und vor Allem preiswürdig ist des Verfassers tüchtige deutsche Gesinnung, die ihm den Dank und die Verehrung unseres Volkes bereits erworben hat. Indem wir uns vorbehalten, auf diesen Gegenstand zurückzukommen, gestehen wir, daß uns von einer der Hauptpersonen des Romans, dem unglücklichen Dichter Schubart, keine bessere Charakteristik bekannt ist, als sie Kurz gezeichnet hat und daß der vielbekannte Herzog Karl niemals wahrer und niemals menschlicher gezeichnet und beurtheilt wurde, als von unserem verehrten Freunde, der nirgends in den Fehler der Maßlosigkeit verfällt und bei aller dichterischen Wärme nie die goldene Mittelstraße verläßt.

Mainz, 27. Nov.

Gestern wurde der Münsterweiher, der breite Festungsgraben voll Wasser vor dem Münsterthore dahier, über den zwei Brücken führen, abgelassen, um ihn von einem mehr als zwanzigjährigen Schlamme zu reinigen. Man fand darin die Leiche eines neugebornen Kindes, die noch nicht lang im Wasser gelegen hat; große Fische, deren man viele zu fangen hoffte, fand man nur wenige, darunter aber Hechte und Karpfen, die 15 bis 20 Pfund wogen. Es ist nun wieder die Rede davon, daß dieser breite Wassergraben, dessen Ausdünstung der Gesundheit der in seiner Nähe Wohnenden in gewissen Jahrszeiten nachtheilig seyn soll, zum Theil zugeschleift werden solle, wie dies im vergangenen Sommer mit dem breiten Graben vor dem Neuthore geschehen ist. Es war von dieser Schleifung schon vor einigen Jahren in Ihrem geschätzten Blatte die Rede. Damals wurde als Grund dazu die kostspielige Unterhaltung der breiten Brücken und der geringe Vortheil zur Vertheidigung der ausgedehnten Wassergräben bei den neu angelegten, so starken Außenwerken angeführt. Wie man jetzt erfährt, soll die Ausführung an dem Münsterweiher auf eine besondere Schwierigkeit stoßen. Es ergießen sich nämlich in denselben zwei Bäche, die bei stark anhaltendem Regen und bei schnell eintretendem Thauwetter sehr anschwellen; er nimmt das Wasser derselben auf und dient der daneben liegenden Gerberei der Herren Maier, Michel und Denninger als Reservoir. Diese Fabrik, die alle Rechte des Besitzers der an der Stelle, wo sie steht, gelegenen Landmühle an sich gekauft hat, ist im Besitze von Urkunden, die von der ehemaligen kurmainzischen Regierung herrühren, wodurch sie ein so unumstößliches Privilegium auf das aus dem Weiher ausströmende Wasser hat, daß ihr für jeden Tag, wo sie in ihrem Rechte benachtheiligt wird, eine namhafte Entschädigung zugesichert ist. Ob nun, wenn zwei Drittel des Grabens geschleift würden, in dem einen Drittel sich Wasser genug sammeln kann, um die Gerberei zu versorgen; ob der nöthige Druck vorhanden ist; ob das mehr eingeschlossene Element bei schnellem Anwachse nicht das nahegelegene Gartenfeld überschwemmen und dort Schaden anrichten würde, das sind Fragen, deren Lösung von Sachverständigen vorgenommen werden muß, ehe von einer Schleifung des Grabens, so sehr sie auch im Interesse eines Theils der hiesigen Einwohner und der Festung läge, die Rede seyn kann.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 332. Sonntag, den 1. December 1844.

Mainsagen.

35. Der Lindwurm.

Lindwurm heißt ein Wald noch heute,
Der in Schönau's Nähe liegt,
Wo ein Drache Land und Leute
Einst mit gift'gem Zahn bekriegt. —
Seine Tochter, Frühlingstagen
Gleich, bot Schönau's Graf dem Mann,
Der den Drachen würd' erschlagen,
Als den Preis des Sieges an.
Weit schallte die Botschaft durch Schlösser und Städte,
Da gingen viel Kühne zum Tod um die Wette,
Da ritt auch Herr Seyfried zum Kampf auf den Plan.

Ach, wie flossen heiße Thränen,
Als den Helden, reichgeschmückt,
Bitterm Tod geweiht, der Schönen
Himmelblaues Aug' erblickt.
Liebe mit den Adlerschwingen,
Liebe mit dem Taubenflug,
Zeigt ihr jetzt ein froh Gelingen,
Zeigt ihr jetzt sein Leichentuch.
Das Herz blutet ihr, als, zum Kampfe bereitet,
Den Jüngling ein Roß, das laut wiehernd hinschreitet,
In's Schloß ihrer Väter zum Abschiede trug.

Ernst und freundlich neigt der Ritter
Scheidend vor der Holden sich
Und ihr Leben nennt sie bitter
Und ihr Schicksal fürchterlich:
Denn gewissem Tod entgegen
Sieht sie den Geliebten zieh'n. —
Tanzend trägt den muth'gen Degen
Nach dem Wald der Rappe hin.
Vorsichtig durch wuchernde Stauden und Büsche
Dringt vorwärts der Ritter in waldiger Frische,
Bis wo um die Höhle zur Nacht wird das Grün.

Vor sich sieht er da den Drachen
Hochgebäumt im Schuppenkleid,
Der aus aufgeriss'nem Rachen
Schnaubend dunk'le Gluthen speit.
Seyfried stößt ihm bis zum Schlunde
Tief hinab den mächt'gen Speer,
Da, laut brüllend ob der Wunde,
Setzt der Lindwurm sich zur Wehr.
Des Rosses Bauch schlitzet er auf mit der Tatze,
Doch springt es und stürzet, nach krampfigem Satze,
Todt hin auf den Boden und regt sich nicht mehr.

Seyfried hebt sich von der Erde,
Aus dem Grase rings verdorrt —
Bis zum Sattel reißt dem Pferde
Wild der Wurm die Glieder fort;
Auf die Lanze beißt er keuchend,
Daß sie bricht, doch tiefer dringt,
Bis er, wilden Schmerzen weichend,
Wankend an die Felswand sinkt.
Der Ritter ist hastig ihm nahe gedrungen,
Doch sieht er sich schnell von dem Drachen umschlungen
Und schrecklich gepreßt, daß die Rüstung erklingt.

Furchtbar brüllt das Unthier, reißet
Auf den Boden zornig wild,
Und der Schweif, der scharfe, kreiset,
Schlägt dumpf auf des Gegners Schild.
Hoch hebt auf den Hinterfüßen
Sich der Drach, speit Flamm' und Rauch
Und die schwarzen Blutström' fließen
Nieder an dem Panzerbauch.
Jetzt zucket der Schmerz durch der Schlange Gebeine,
Sie ringelt zum Knäul sich auf moosigem Steine
Und zischet nach Seyfried mit giftigem Hauch.

Von dem Helme brennt die Feder,
Als heran der Ritter drängt
Und des Schildes Holz und Leder
Hat die Flamme weggesengt.

Bis an's Heft taucht nun die Klinge
In des Wurmes Leib der Held,
Starr steh'n auf die Schuppenringe
Und des Landes Plage fällt.
Das schrecklichste Brüllen, das jemals erschallte,
Tönt durch das Revier, daß aus bergendem Walde
Die Hirsche, schrecktaumelnd, entflieh'n in das Feld.

Seyfried sinkt, vom Kampf zum Tode
Müd', in Ohnmacht auf den Plan —
Doch schon fliegt ein rascher Bote
Und des Gau's Bewohner nah'n;
Auch der Graf mit seiner schönen
Tochter knie't zum Ritter hin
Und den Helm lös't sie, mit Thränen —
Da erweckt ihr Seufzen ihn.
Er reget den Arm, athmet tief, athmet lange —
Da weichet das Gift der erschlagenen Schlange
Und Schmerz und Betäubung und Ohnmacht entflieh'n.

Als sein Augenlied sich wieder
Hebt, blickt er in's Paradies:
Denn die Schöne beugt sich nieder,
Gibt ihm Namen, hold und süß.
Ihre Lippen, ihre Hände
Einen fest, in Wonne, sich;
Alle Sorge hat ein Ende,
Alle, alle Furcht entwich!
Das Paar fühlt so ganz sich in Liebe versunken,
„Mein bist Du auf ewig!" ruft Seyfried glücktrunken,
Die Jungfrau entgegnet: „Wie liebe ich Dich!"

Wo der Held den Wurm erschlagen,
Wird die Seyfriedsburg erbaut,
Von der bald, in schönen Tagen,
Er mit seiner Gattin schaut,
Mit der Gattin, die errungen
Ihm der Kampf und die beglückt
Einen kräft'gen, muntern Jungen
Bald an's Vaterherz ihm drückt.
Lang blühte sein Stamm in dem Wirbel der Zeiten,
Doch endlich erlosch er und Wandernde schreiten
Achtlos über'n Platz, den die Burg einst geschmückt.

Alexandra.

Novelle. Aus den „Lese-Abenden" von Heribert Rau.

(Fortsetzung.)

IV.

Moktschewski wohnte seit zehn Tagen in dem „Hause des Gastfreundes" zu Uptsche, und wurde, der Landessitte nach, von der Tochter seines Schutzherrn bedient.

Aber diese zehn Tage hatten in dem jungen Polen eine wunderbare Veränderung hervorgerufen. Aus einem düstern, leidenden, melancholischen Menschen war er zu einem frohen, heitern, ja glücklichen Wesen geworden. Er liebte, — er liebte zum ersten Male, und mit einer Gluth und Tiefe, die ihn mit der festen Ueberzeugung durchdrangen, daß er nur durch den geliebten Gegenstand — durch den Besitz Alexandra's glücklich werden könne.

Wie er dies Ziel erreichen wollte, — wie er die Kluft, die jäh und gewaltig zwischen dem Lieutenant in russischen Diensten und der einzigen Tochter des kriegerischen Tscherkessen-Fürsten, des starresten Feindes Rußlands, gähnte, zu überflügeln vermöge, wußte er nicht — aber er liebte — und dies selige Gefühl riß ihn schwindelnd über jede kalte Ueberlegung. Ihm galt nur die eine, die Lebensfrage: Liebt sie mich wieder?

Ach! wessen Herz erbebt nicht in einer heiligen Lust, denkt er der Zeit, in welcher auch ihm diese Frage entschlüpfte — die Zeit, die mit einem reichen, blüthenschweren Frühling von Seligkeit und Wonne über ihm herabhing, und seine Brust hob zu kühnen und edlen Entschlüssen, — jener Stunden, die ihn so süß hoffen ließen, und seinem trunkenen Auge die ganze Welt in dem Lichte einer höheren Verklärung zeigten? — — Du armes Herz aber, das diesen Frühling nie gekannt, trockne deine Thränen, denn sieh! über jenen Wolken blüht der Liebe Frühling noch ein Mal, und reicher noch, und reiner und seliger! — —

Aber ein düsterer Schatten fiel auf das freundliche Gemälde, welches Moktschewski's glühende Phantasie von seiner Zukunft entworfen, und wuchs mit jeder Minute; es war der Gedanke, daß er sich von Alexandra bald trennen müsse — und der Schatten wurde zur bangen Finsterniß, wenn er dachte: auf immer!

Er hatte von dieser Trennung geträumt, und als er auffuhr aus dem Schlafe, und sich die Haare aus der Stirne strich und in das junge Frühroth blickte, holte er tief Athem und rief: „Gott sey Dank, es war nur ein Traum!" — Aber obschon er sich überzeugte, daß es nur ein Traum gewesen, obschon die düsteren Phantasiebilder der Nacht längst verschwunden, er konnte die trübe Erinnerung des Mißmuthes nicht verwischen, den sie in seiner Seele zurückgelassen hatten.

Er ging in seinem Gemache mit großen Schritten auf und ab. Wohl fühlte er die Unwahrscheinlichkeit, je Alexandra's Hand zu erlangen, sah die Schwierigkeiten seiner Lage, die Nähe des Abschiedes, die Gewißheit eines erhöhten Hasses des Fürsten gegen die Regierung, in deren Diensten er stand — aber — er hatte in den Augen der schönen Tscherkessin ein Feuer glühen sehen, das ihm die Erwiederung seiner Neigung zu verrathen schien — er war entschlossen, sich ihr zu entdecken, und in dem Fall der Gegenliebe sie, wenn ein freundliches Auskommen nicht zu erzwecken, mit Gefahr seines Lebens zu entführen.

Noch war er mit diesem Gedanken beschäftigt, als Alexandra eintrat. Sie trug auf einer künstlich aus dickem Leder gearbeiteten und gestickten Platte das Frühstück für den Konak, welches aus einer Kürbisflasche voll Wein, gebratenem Schaffleisch und Hirse bestand. Als die schwarzen Augen des jungen Mannes, freudestrahlend, auf sie fielen, erröthete sie hoch, und ihre Stimme zitterte, als sie dem Gaste den Frühgruß bot.

Nachdem sie die Platte niedergestellt, trat Moktschewski auf sie zu und sah ihr in ihre großen Augen. Alexandra konnte den Blick des Jünglings nicht ertragen, ihre Seidenwimpern

senkten sich herab, und sie zitterte in den sie umschlingenden Armen.

„Alexandra!“ hob nach einer Minute seligen Schweigens der Pole an, und seine bleichen Züge überzog eine fieberhafte Röthe, „ich diene unter den Feinden Deines Landes, aber mein Herz ist bei Dir. Als ich Dich an jenem Abende, an welchem Dein Vater mich hier einführte, zum ersten Male sah, hat der Zauber Deiner Lieblichkeit mich gefesselt, und je länger ich in Deiner Nähe weilte, desto deutlicher ward es mir, daß ich Dich liebe. — Du schweigst? Vermochte die Gluth, die mich verzehrt, Deiner Seele nicht einen einzigen Funken zu entlocken? — Süßes Mädchen, sage mir, spricht keine sanfte Regung Deines Innern für mich?“

Moktschebki hatte die Liebliche fest an sich gedrückt, ihr Busen klopfte heftig an seiner Brust, ihr Beben riß ihn zu einem seligen Schwindel hin; er sah ihr mit Feuerblicken in die Augen, eine süße Verwirrung erfaßte sie, und ihr Haupt senkte sich schweigend an seine Brust. Da brannten die Lippen des Jünglings auf der weißen Stirne Alexandra's. Sie hatte nicht mit Worten geantwortet; aber die Tochter der Natur war dem Drange der Leidenschaft gefolgt, und überwältigt von Gefühlen, die sie nicht zu bergen wußte, ruhte sie einige Minuten an des Freundes Brust.

Kein Laut ertönte; Alles schwieg, als theile es das Uebermaß der Wonne, die in den Herzen des beglückten Paares thronte. So schweigt die Unendlichkeit der Sphären; aber ihr Schweigen ist donnerndes Jauchzen der Lust und der Anbetung.

„Du liebst mich,“ fuhr nach längerer Pause Moktschebki fort, „wirst Du aber auch stark genug seyn, süßes Wesen, den Vorurtheilen zu trotzen, und Dem Deine Hand zu geben, der ...“

Der Jüngling hatte noch nicht ausgesprochen, als sich Alexandra mit einer kräftigen Bewegung losgerissen, und — indem sie mit beiden Händen ihr Gesicht bedeckte — schmerzlich ausrief: „Ach! warum mich jetzt daran erinnern?“

Moktschebki sah sie bittend an. „Ist Deine Liebe so schwach,“ sagte er mit leisem Vorwurfe, „daß Schnitt und Farbe des Kleides über sie bestimmen mag?“

„Nein,“ entgegnete die Tscherkessin, und richtete sich mit edlem Stolze auf, „meine Neigung zu Dir ist stark und innig, aber meine Ehre, meine Liebe zur Freiheit und zum Vaterland sind noch stärker.“

„Laß uns Deinen Vater um seinen Segen bitten, und ...“

„Mein Vater heißt Ali-Charzis,“ versetzte das Mädchen, „und seine Landsleute nennen ihn den Russenhasser.“

„So laß uns fliehen. Ich biete Dir meine Hand, mein Vermögen ...“

„Und Deine Sklavenkette!“ vollendete Alexandra. „Nein,“ fügte sie nach kurzem Schweigen hinzu, „ich kann und will Dich und mich nicht täuschen. Ich liebe Dich mehr, als ich es sagen kann, ich gelobe Dir bei Marissa, daß ich nie einem andern Mann gehören will, als Dir; aber ich werde auch nie meine Hand einem Sklaven, nie einem Menschen geben, der an einem Vertilgungskriege gegen ein Volk Theil nimmt, das seine Freiheit vertheidigt.“

Wie ein furchtbarer Donnerschlag schmetterten diese Worte den Polen nieder. Die Erinnerung an sein liebes Vaterland tauchte in seiner Seele auf; an sein Vaterland, das von Rußlands Macht zerdrückt, und er — der Sohn jenes unglücklichen Polens, war im Dienste desselben Rußlands nun bereit, den Untergang der kräftigen, freien Tscherkessen befördern zu helfen.

Er stand starr und bleich. Tausend Gefühle bestürmten ihn; dann blitzte sein Auge wild auf, weithin flog sein Degen, und mit den Worten: „Ich bin Euer, ich bin Dein!“ umschlang er krampfhaft seine Geliebte.

(Fortsetzung folgt.)

Der Doctor und Apotheker.

Bei Veranlassung der Vorstellung der unter diesem Titel bekannten und beliebten Oper, zum Vortheil der Dem. Anna Kratky, Montag, am 2. December, dürften einige Bemerkungen über den Componisten Dittersdorf für unsere Leser nicht ohne Interesse seyn.

Hatte jemals ein Componist aus der guten alten Schule Anspruch auf Popularität zu machen, so war es gewiß Dittersdorf, der Freund und Zeitgenosse Gluck's und Haydn's, denn in allen seinen dramatischen Werken herrschen bei gründlichem Wissen gefällige Anmuth, Lebendigkeit, Humor, Charakter, Wahrheit und vor allem gesunde Natur. Dabei ist sein Orchester glänzend, ohne Ueberladung, und correct, ohne steif zu seyn. Er war der erste, welcher das deutsche Finale nach italienischem Zuschnitt formte und dafür die Satisfaction erhielt, daß die meisten seiner Opern, ins Italienische übersetzt, jenseits der Alpen einheimisch wurden. Welcher deutschen Oper widerführe diese Ehre wohl heutzutage? Wer Dittersdorf näher charakterisiren wollte, nannte ihn den deutschen Gretry. So wie jeder Künstler mehr oder weniger irgend einem Werke ganz besonders sein Emporkommen zu verdanken hat, so ist's unstreitig die Oper „Doctor und Apotheker“, welche Dittersdorf's glänzenden Ruf gründete.

Ohne hier eine Biographie dieses classischen Componisten geben zu wollen, obgleich dieselbe romantisch und lehrreich ist, wird es doch interessiren, zu erfahren, daß er (in Wien 1739 geboren) in einer Jesuiten-Schule seine erste Erziehung erhielt und dabei weder Fanatiker noch Freigeist geworden ist. Bei dem edlen Fürsten Friedrich von Hildburghausen, wo er als dessen Page schon ein vorzüglicher Geiger war, erwachte zuerst seine Muse zur dramatischen Composition, welche unstreitig auf seiner italienischen Reise mit Gluck reiche Nahrung erhielt. Nach Wien zurückgekehrt, siegte der junge Virtuose sogar über Lolli. Als Kapellmeister in Preßburg schrieb er eine lateinische Cantate und ein Oratorium nach Metastasios Poesie, welche Werke ein ungeheueres Aufsehen erregten. Politische Umstände veranlaßten ihn, wieder nach Wien zurückzukehren, von wo er zum zweiten Male nach Italien wanderte. Von Rom aus wurde er zum Ordensritter des goldenen Sporn erhoben, und auf seinen Reisen durch Deutschland ernannte der Fürstbischof von Breslau den bereits kaiserlichen Kapellmeister zum — Forstmeister und später zum Landeshauptmann, in Folge Dessen er geadelt und aus seinem ursprünglichen Namen Carl Ditters nun Carl Ditters von Dittersdorf wurde. Es konnte nicht fehlen, daß dieser Namenswechsel oft zu Irrungen Anlaß gab. Allgemein geehrt und gesucht, wurde der

Gefeierte doch nur spärlich belohnt, und er starb in seinem 60sten Lebensalter als ein armer, von allen Glücksgöttern verlassener Podagrist. In seiner Selbstbiographie sagt er: „Ich verehre meine gute liebe deutsche Nation, aber wenn es auf Unterstützung ankommt — da — leider — sind wir nicht zu Hause."

Von seinen Opern nennen wir nur diejenigen, die in ganz Deutschland durchgegriffen haben und welche gleich dieser wohl verdienten der Vergessenheit entrissen zu werden. Diese sind: „Betrug durch Aberglaube"; „Die Liebe im Narrenhause" und „Doctor und Apotheker", deren Text von dem Schauspieler Steffain; ferner: „Das rothe Käppchen"; „Hieronymus Knicker"; „Die lustigen Weiber zu Windsor" und „Hokus Pokus". Von seinen Messen, Cantaten, Simphonieen, Sonaten, schönen Liedern, Arien und von der noch bedeutenden Anzahl seiner andern, weniger gangbaren Opern zu reden, ist hier nicht unsere Absicht.

Die Mitwirkenden in unserer Benefiz-Oper sind: die Damen **Kratky**, **Capitain** und **Knoll**, die Herren **Hassel**, **Conradi**, **Caspari**, **Wiegand** und **Beer**, wobei wir mit Vergnügen darauf hindeuten, daß die geehrte Beneficiantin die Partie der Claudia geben wird, welcher momentane Uebergang von einer Klytemnestra oder eines Romeo zu einer komischen Alten gewiß geeignet ist, unser Interesse zu spannen.
***

Mannichfaltigkeiten.

(**Bremen**, 25. Nov.) Vor kurzem wurde hier mit einem von dem Stellmacher **D. Grebe** hierselbst für die Stadt Verden verfertigten fahrbaren großen Wasserzubringer, — mit einem nach einer neuen Idee hergestellten, in sechs eisernen Stützen mit einem Hebel-Arm sich bewegenden Pumpwerke von 20 Fuß Länge, welches das Doppelte gegen ein gewöhnliches leistet —, ein interessanter Probeversuch gemacht, wobei vermittelst einer an die Maschine geschrobenen und in den Stadtgraben gelegten luftdichten Saugeröhre, durch Verwendung von 18 Mann, bei Verrichtung von 58 Zügen, deren jeder bei 18 Zoll Kolbenhub in achtzölligen Pumpenstiefeln an 922 Cubikfuß Wasser liefert, an 30 Cubikfuß Wasser in einer Minute gehoben wurde. Durch doppelte, an die Maschine geschrobene, mit zweiundeinhalbzölliger Schrauben-Mündung versehene Schläuche kann diese Wassermenge, durch Verwendung von 18 bis 24 Mann und der Wirkungskraft eines möglichst großen Windkessels, bis zu 2000 Fuß Entfernung, und nach Umständen, bei Verwendung längerer Schläuche, noch weiter nach einem ausgebrochenen Brande geschafft, und daselbst drei von den gewöhnlichen Feuerspritzen, welche bei fünfundeinhalbzölligen Pumpenstiefeln und 11 Zoll Kolbenhub mit jedem Zuge etwa 247 Cubikzoll Wasser verbrauchen, bei gleichmäßiger Bedienung mit dem Zubringer, mit hinreichendem Wasser versehen werden.

(**Sondershausen**, 24. Nov.) Unser Fürst hat die gesetzliche Bestimmung, daß Verlobte, im Fall eines frühern unerlaubten Umgangs, nur von dem Consistorium getraut werden sollten, aufgehoben. Die Trauungen können künftig an jedem Tage, mit Ausnahme der Charwoche, des Bußtags und der ersten Feiertage der drei hohen Feste, stattfinden. Personen, wie die zuerst erwähnten, dürfen aber nur Freitags Morgens, ohne Gesang und Orgelklang, nur mit Zutritt ihrer nächsten Verwandten, getraut werden. (Die deutsche Allg. Ztg. bemerkt dazu, man sollte gar nicht glauben, daß Bestimmungen, wie die obigen, wodurch Personen, die kein von Gerichtswegen strafbares Verbrechen begangen haben, öffentlich gebrandmarkt werden, in unserer Zeit noch vorkommen könnten.)

Jedem Gebildeten wohlbekannt ist die Dichtung von Reinecke Fuchs, von jenem Fabelgedichte, welches aus altfränkischen Quellen hervorgegangen ist. Den Inhalt dieser originellen Produktion bilden die Schicksale des ränkevollen Reinecke (des Fuchses) am Hofe des Königs Nobel (des Löwen), die mit trefflichem Humor geschildert sind, und als eine Satyre auf das Treiben an einem verderbten Hofe gelten können, weshalb man auch geschichtliche Beziehungen, die jedoch der Begründung ermangeln, unterstellt hat. Es giebt mehrere hochdeutsche Bearbeitungen dieses alten Gedichtes, aus der neueren Zeit von Goethe, Soltau u. a., und zuletzt von K. Simrock (Frankfurt a. M. bei H. L. Brönner 1845) mit Zeichnungen von Th. Kiellerup. K. Simrock ist den Freunden der deutschen Geschichte und der älteren Poesie längst rühmlich bekannt, und die gegenwärtige Uebertragung aus dem Niederdeutschen bedarf demnach keiner weiteren Bevorwortung.

Frankfurt, 30. Nov.

Mit dem vortrefflichen Maler **Morgenstern**, dessen Tod auch in der Didaskalia seiner Zeit mit vielem Recht beklagt wurde, war hier eine Lücke entstanden, weniger sowohl, daß derselbe ein gediegener selbstschaffender Künstler gewesen, als vielmehr, daß mit ihm zugleich ein mit vorzüglichster Kenntniß und glücklichster Auffassungsgabe befähigter Retoucheur größester Meisterwerke Anderer zu Grabe ging. Wer der Malerkunst befreundet, kennt die Schwierigkeit, in den Geist eines fremden Werkes, in die Gedanken und die Manier eines Andern sich hineinzuleben, und darum hat man um so mehr zu bedauern, wenn ein so gewandtes Talent, wie Morgenstern war, der Kunst entrissen wird. Auf der andern Seite dagegen ist es wieder erfreulich, wenn sich der Zeit noch angehörende Künstler bestreben, auf demselben Felde sich auszuzeichnen, das kaum von einem Meister verlassen wurde. So ist es neuerdings der Sorgfalt des hiesigen Malers und Kupferstechers Hrn. **G. J. Wolf** gelungen, manche alte Kunstwerke wiederherzustellen und sich vielfach verdienter Anerkennung zu erfreuen. Unter dem Galeriedirektor **Müller** in Darmstadt hatte er Gelegenheit, sich seine vorzügliche Bildung und Routine im Restauriren alter Gemälde zu erwerben. Dort auch zeichnete sich Hr. **Wolf** durch bedeutende Leistungen trefflich aus, namentlich hatte er vor mehren Jahren in der großherzogl. hessischen Galerie die altdeutsche Schule beinahe völlig wiederhergestellt. Wenn wir daher dem verstorbenen Meister gern unsere aufrichtige Verehrung zollen, so dürfte es doch auch nicht ungeeignet seyn, die Fähigkeiten der Lebenden öffentlich zu erwähnen, besonders wenn ihre Bescheidenheit ihnen jedes Hervordrängen verbietet. L.

Theater-Anzeige.

Samstag, 30. Nov. **Ferdinand Cortez**, oder: die Eroberung von Mexico, große Oper in 3 Abtheil., Musik von Spontini.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 333. Montag, den 2. December 1844.

Alexandra.

Novelle. Aus den „Lese-Abenden" von Heribert Rau.

(Fortsetzung.)

V.

Zwei Jahre waren seit jenem Morgen verschwunden, an welchem Moktscheski das Geständniß der Gegenliebe aus Alexandra's schönem Munde empfangen. Er hatte ihr geschworen, den russischen Dienst zu verlassen, sich unter einen der benachbarten Tscherkessenstämme zu begeben, tapfer in ihren Reihen und für ihre Freiheit zu kämpfen, und einst, wenn er sich, für ihre Sache streitend, einen Namen erworben, zu ihr zurückzukehren, um sie von dem Vater als Gattin zu erhalten.

Er hielt Wort, und verließ noch in derselben Nacht Uptsche.

Den kommenden Tag vermißten die Russen ihren Lieutenant. Sie schnaubten Rache; denn sie glaubten überzeugt seyn zu dürfen, daß er von den Tscherkessen ermordet worden. Nun war kein Bleibens mehr für sie. Unter Drohungen und Verwünschungen brachen sie auf, und erhielten durch Ali-Charzi noch nachfolgende Antwort zum Abschiede:

Dem Kaiser Nikolaus von Rußland und dem General Rajaffski in seinen Diensten saget die Worte: Wünschet Ihr Freundschaft mit uns zu schließen, so ziehet Eure Armeen zurück und zerstört Eure Festen, von Suchum bis Anapa, und von Anapa bis Karatschi. Wo nicht, so bleibt das Schwert zwischen uns und Euch, und erst wenn Ihr unsere Thäler mit unseren Leichen ausgefüllt und kein Tscherkesse mehr athmet, mögt Ihr Euch einen Weg bahnen zum Herzen unseres freien Landes. —"

Von dieser Zeit führte man den Krieg auf beiden Seiten mit doppelter Erbitterung.

Zwei Jahre waren seitdem, wie oben erwähnt, verschwunden, als ein Trupp von ungefähr hundert Tscherkessen dem Dorfe Uptsche zuritten. Sie waren heiteren Muthes, scherzten und lachten, und tummelten freudig ihre herrlichen Pferde. Nur der Anführer schien ihre Lust nicht unbedingt zu theilen, denn er ritt bald nachdenklich, bald hastig und mit einer Miene voran, die Ungeduld, Sorge und Erwartung auf dem blassen Antlitze malte.

Wie seine Brüder gekleidet, unterschied er sich von ihnen nur durch sein Gesicht, das, feiner gebildet, die Herrschaft verkündete, welche bei ihm der Verstand über die Leidenschaften führte; während die Physiognomien Jener, trotz der Regelmäßigkeit ihrer Züge, eine gewisse Wildheit aussprachen.

Jetzt nahte man sich dem letzten Hügel, hinter dessen Rücken sich das Thal von Uptsche ausbreitete. Bei seinem Anblicke zuckte ein frohes Lächeln um den Mund des Anführers, seine Ungeduld wuchs; er schlug die Sporen in die Seiten des Thieres und flog den Hügel hinan; die Truppe folgte seinem Beispiele. Der Gipfel ist erreicht. Der Blick sucht die Hütte, in welcher die Geliebte weilt . . . er sucht . . . er sucht staunend in der ihm so bekannten Gegend . . . er findet sie nicht . . . Dort heben sich die Pappeln! . . . Dort lag Uptsche! . . . dort . . .

Ein Schrei entfährt der Brust des Führers, sein Auge flammt Tod und Verderben, seine Züge starren in Verzweiflung; sprachlos hebt er den Arm und zeigt auf die Gegend, in welcher das Dorf gelegen, und das Falkenauge der Gefährten erspäht unter dunkel aufsteigendem Rauche die zerstörten Hütten von Uptsche.

„Mir nach!" donnerte der Anführer, und in gestrecktem Galoppe, gehüllt in eine Wolke von Staub, den Säbel in dem Munde, in jeder Hand eine Pistole, und nur mit den Schenkeln die Thiere regierend, fliegt pfeilschnell die Truppe dahin.

Das Dorf ist erreicht. Es liegt in Asche. Leichen von Männern und Weibern decken das Feld. Kein Lebendiger läßt sich blicken, nur vor dem „Hause des Gastfreundes" liegt ein blutender Greis in den Armen zweier Männer, die, ebenfalls verwundet, ihren Fürsten unterstützen.

Der Anführer der Truppe springt vom Pferde. Er nimmt die Hand Ali-Charzis, er blickt forschend in sein entstelltes Antlitz; da schlägt der Fürst die matten Augen auf, erkennt seine Landsleute und stammelt mit schwacher Stimme die Worte: „Rache den Russen, die uns überfallen und meine Tochter geraubt!" —

Der Führer steht erstarrt.

„Meine Alexandra!" ruft er mit schmerzlichem Tone — und bedeckt mit beiden Händen sein Gesicht.

VI.

Wenige Länder bieten wohl eine solche Abwechslung in Klima, Vegetation, fruchtbaren und unfruchtbaren Gegenden dar, als Tscherkessien. Zwischen dem kaspischen und schwarzen Meere gelegen, lehnt es sich an das kaukasische Gebirge,

welches in dreifachen, fast parallelen Linien sich ausdehnt, und durch seine Zerklüftungen die freundlichsten Thäler bildet.

Während hier nun ein Klima und eine Fruchtbarkeit herrscht, die keinem der schönsten italienischen Länder nachsteht, während hier schon im Februar die schlafende Natur zu neuem Leben erwacht, die üppigen Gefilde grünen, und der Landmann seinen Samen auswirft, mit der Ueberzeugung, daß er bereits im Juli seinen Fleiß durch hundertfältige Früchte belohnt sieht; während der April Alles mit Blüthen schmückt und der Mai reifes Obst in Fülle bietet — deckt ein ewiger Schnee die Hochgebirge, hauchen dort meilenweite Sumpf- und Moorgegenden ihre giftigen Dünste, Wälder von Buchsbäumen ihren widerlichen Geruch aus. Mächtige Granit- und Porphyrmassen thürmen sich in jenen Nebenzügen des Kaukasus zu himmelhohen Felsen, zu welchen nur Gemsen und Steinböcke den gefährlichen Weg finden; während die Wälder der Niederungen Wolf und Auerochs, Fuchs und Bär, die wilde Katze und den Luchs beherbergen.

In einer solchen Gegend, wild und unfreundlich, rauh und felsig, nur den Einwohnern bekannt, und durch einen einzigen, schmalen und gefährlichen Weg zugänglich, sammelten sich in einer der folgenden Nächte mehrere Tscherkessenstämme zu einer Sobranie oder Volksberathung.

Er war nahe an Mitternacht. Der Mond stand hoch am Himmel und erleuchtete mit seinem matten Lichte die Versammlung.

Auf einem der höchsten Punkte des Gebirges, da, wo der Elbrus seine Schneekoppen in die Wolken taucht, bilden die Granitblöcke ein weites Geklüfte, das von den grotesken Felsenmassen wie von Geistern bewacht wird. Nur die Gemse oder der verwegene Fuß der wilden und kühnen Landeskinder kann sich zu dieser, eine geräumige Plattform bietenden, Höhe wagen. Hier nun standen in gedrängtem Kreise an zwei Tausend Tscherkessen versammelt. Ihre wilden, von Kampfeslust und Rachsucht erregten Züge von dem Lichte des Mondes gebleicht, ihre muskulösen und kräftigen Körper, ihre schimmernden Waffen, verbunden mit der Todtenstille, welche über der Menge schwebte, bildeten ein schauererregendes Gemälde. Wie Dämonen, der Unterwelt entstiegen, standen sie da, brütend auf das Verderben der Menschheit. Aller Augen aber waren auf eine Gruppe gerichtet, die sich auf einem kleinen Felsenvorsprunge im Süden befand.

(Fortsetzung folgt.)

Das Institut zu Hofwyl.

Darmstadt, 22. November.

Die Erziehungs- und Unterrichts-Anstalt zu Hofwyl, gegründet von Hrn. Fellenberg und von ihm mit lebensfrischer Thatkraft geleitet bis in die Gegenwart, obschon der berühmte Mann bereits ein Siebenziger ist, hat seit ihrem vieljährigen Bestehen durch die Erfahrung die Zweckmäßigkeit des von ihrem edlen Stifter ihr zu Grunde gelegten Erziehungsplanes in dem Grade gerechtfertigt, daß sein Institut fortwährend zu steigendem Rufe gelangte und ein allgemeines pädagogisches Interesse nicht allein in dem gebildeten Europa, sondern auch jenseits des Oceans auf den Gefilden Nordamerika's, der neuen Pflanzstätte europäischer Gesittung und Bildung, erregte, so daß hochgestellte Männer, Gelehrte und Pädagogen des ersten Ranges die Bestrebungen der Hofwyler Anstalt zum Gegenstande ihres eifrigen Studiums machten, um, wo möglich, von den Blüthen und Früchten, welche sie darbot, auch für ihr Heimathland einen segensreichen Gebrauch zu machen und somit den Baum der wahren Erkenntniß überall zu acclimatisiren, wo die Civilisation durch die christlichen Ideen sich bereits Bahn gebrochen und ein höheres Ziel der Menschenbildung dem rastlos strebenden Geiste bereits im Prospekt gezeigt hat. Die Kunde von Fellenbergs ausgezeichnetem philanthropischen und pädagogischen Wirken drang allmählig bis in die höchsten Regionen der Gesellschaft: der den wissenschaftlichen und Humanitätsbestrebungen seines Zeitalters so sehr zugethane, verehrungswürdige Kaiser Alexander ließ sich von dem Grafen Capo d'Istria darüber Bericht erstatten, und andere Souverains oder deren Regierungen säumten nicht, die neue pädagogische Schöpfung zu Hofwyl in ihren Grundlagen, in ihren Richtungen und in ihren Leistungen aus authentischen Berichten näher kennen zu lernen, in der wohlwollenden Absicht, für die Erziehung im Allgemeinen und für den verbesserten Unterricht daraus Nutzen zu ziehen. Groß ist die Zahl der Zöglinge, welche auf dem Institut zu Hofwyl ihre Bildung erhalten haben, und viele sind von dort zurückgekehrt in das ferne Heimathland mit der hohen Bestimmung, in Fellenbergs Geist zu lehren und zu wirken. Sein klar erkanntes Streben, die Erziehung der unterschiedlichen Klassen der Staatsgesellschaft unter einander zu vermitteln und jeder an sittlichen und wissenschaftlichen Unterrichtsmitteln zu geben, was ihr gebührt, hat sich in der Theorie wie in der Praxis trefflich bewährt und eine Reihe von Bildungsanstalten zu Hofwyl hervorgerufen, die unter einander in organischem Zusammenhange stehen und alle nach einem gemeinschaftlichen großen Ziele hinstreben. Die Armenschule, die Normalschule, die wissenschaftliche Erziehungsanstalt, das landwirthschaftliche Institut und endlich die zuletzt gegründete Realschule, welche jetzt schon seit zehn Jahren besteht, arbeiten sämmtlich, je nach ihren besonderen Zwecken, an dem großen Werke der Erziehung bei Knaben und Jünglingen aus den verschiedensten Ständen, unter dem wohlthätigen Einflusse einer Alles vermittelnden Humanität, welche zwischen Reichthum und Armuth vorher nie gekannte Sympathieen weckt und im eigentlichen Sinne des Wortes den Menschen für den Menschen erobert.

Für Alle, die den Werth höherer Bildung kennen, die ihren unberechenbaren Einfluß auf Menschenwohl und Bürgerglück zu würdigen wissen, waren Nachrichten von und über Hofwyl stets eine willkommene Gabe, weil sie in steigendem Maße die Hoffnungen verwirklichten, womit die dasige Anstalt schon in dem ersten Jahrzehnt ihres Bestehens von vielen Seiten freudig begrüßt worden war. Doppelt willkommen heißen wir daher die in der Hofbuchhandlung von G. Jonghaus hierselbst unlängst erschienene Schrift: „Die Stiftung von Hofwyl, dargestellt von Rudolph Stadelmann, mit Vorwort von F. C. H. Beck, großh. hess. Geh. Reg.-Rath", welche über die innere Einrichtung und den Zweck dieses Instituts, über die leitenden Grundsätze ihres Stifters und die Mittel, deren er sich zu ihrer Realisirung bediente, die befriedigendsten Aufschlüsse gibt und schon um der hohen sittlichen Idee willen, welche den edlen Fellenberg bei allen seinen Unternehmungen

leitet, gelesen und geprüft zu werden verdient. Sie ist zugleich ein Spiegel für den Geist und die Bestrebungen des Zeitalters, in welchem mancher scharfe Reflex das forschende Auge trifft. Möge dieselbe, im Interesse der höheren Jugendbildung, viele aufmerksame Leser finden, und möge der verehrungswürdige Stifter sich noch lange eines glücklichen Alters erfreuen, um seine Schöpfung fortwährend mit väterlicher Liebe umfassen und thätig für sie sorgen zu können.

Dr. Wilh. Dieffenbach.

Mannichfaltigkeiten.

(Frankfurt a. M., im Nov.) Obgleich das vielbesprochene Sendschreiben des Hrn. J. Ronge an den Hrn. Bischof Arnoldi von Trier durch Vermittelung der Journalpresse nach allen Gegenden der Windrose gedrungen und in Jedermanns Händen befindlich ist, so war es doch der Wunsch Vieler, dasselbe noch außerdem in einem zum Einrahmen sich eignenden Formate zu besitzen. Diesem Verlangen ist durch die im Verlage von Hrn. Buchdrucker Philipp Bauer dahier erschienene Prachtausgabe des genannten Sendschreibens Genüge geschehen. Von dem in verschiedenen Farben mit höchster typographischer Eleganz gedruckten Blatte in groß Folio bemerken wir nur, daß die äußere Ausstattung dem innern Gehalt entspricht. — Der bisherige starke Absatz dieses Prachtwerkes, das bei dem gering gestellten Preise von 6 Kr. per Exemplar auch dem Unbemittelten zugänglich ist, möge dem Verleger als Beweis der Anerkennung gelten!

Der „Nürnb. Kurier" enthält folgendes Gedicht:

Der königliche Censor.

„Kein Verbot hemme den Lauf der Producte verläumdrischer Schmähung,
Die mit hämischem Grimm Edles und Edle begießt.
Solcher Feinde Geburten verfallen dem eigenen Unwerth;
Ihre Oeffentlichkeit ist ihr verzehrendes Licht.
Ihre Verdächtigung richtet die Gottesstimme des Volkes,
Welcher des Herrschers Gefühl selbst sich beglaubigt vertraut."
Höret die Worte, ihr ängstlich hemmenden Richter der Presse!
Also hat wahre Censur Würtembergs König geübt.

(Vom Neckar, im Nov.) Als ein Seitenstück zu der komischen Selbstempfehlung, welche sich manche würtembergischen Landstandscandidaten erlauben und von welchen ich Ihnen neulich einige Beispiele mittheilte, führe ich aus der Wahlempfehlung eines Hrn. v. Zeller Dasjenige an, was der Beobachter berichtet. Der Hr. v. Zeller, ein alter Pensionär, versichert, nachdem er schon früher darauf aufmerksam gemacht hatte, daß Wellington 9 Jahre älter als er und doch noch rüstig und thätig sey, in einem gegenwärtig circulirenden Briefe, daß er seit seiner Entlassung aus dem Staatsdienst bis dato sich damit beschäftigt habe, sich so in die heiligen Schriften, alten und neuen Testaments, einzuarbeiten, daß wahrscheinlich nicht ein Theologe hohen und niedern Standes sich mit ihm da, wo es auf Gottes Wort ankomme, messen zu können im Stande seyn dürfte. Auch habe er als Beamter so viele Menschenkenntniß erlangt, als ein Theologe von Profession unmöglich erlangen könne; auch habe ihm Gott, unser aller Vater, so viele Gnade erwiesen, daß er jede Nacht frühe aufwache; auch könne er noch in den Büchern ohne Brille lesen und darüber nachdenken; auch habe er noch so viele Leibeskräfte, daß er von Stuttgart nach Echterdingen (2 Stunden) in den Tagen vor gleicher Tag- und Nachtzeit, ohne müde zu werden, hin- und hergehen könne, was nun der Grund sey, warum er zur Ständeversammlung zu gelangen sich Mühe gebe. Ländlich sittlich.

(Mainz) Mit Vergnügen berichten wir über ein am 25. Nov. im großen Casinosaal stattgehabtes Konzert. Dasselbe wurde durch die hiesige Liedertafel veranstaltet, eine Gesellschaft, welche schon seit einer langen Reihe von Jahren durch vorzügliche Aufführung der gediegensten Tonschöpfungen eine der Kunst äußerst förderliche Wirksamkeit entfaltet. Wir hörten im genannten Konzerte, außer der Ouvertüre zu Mehul's Joseph, die Messe in C von Beethoven oder vielmehr die daraus bei der deutschen Bearbeitung gefertigten drei Hymnen, und (zum ersten Mal) die Walpurgisnacht von F. Mendelsohn-Bartholdy. Die Chöre, so wie die Sologesänge wurden von den Mitgliedern der Liedertafel und des damit verbundenen Damen-Gesangvereins mit großer Präcision und Kraft vorgetragen, und es zeigten sich bei dieser Gelegenheit wieder mehrere herrliche Stimmen. Auch das Orchester unter H. Esser's einsichtsvoller und gediegener Leitung leistete Anerkennungswerthes. Das zahlreich versammelte Auditorium zollte der Aufführung verdienten Beifall und allgemein äußerte sich der Wunsch einer baldigen Wiederholung des großartigen Werks von Mendelssohn-Bartholdy.

(Wiesbaden.) Unter den Opernnovitäten des hiesigen Repertoirs hat in letzterer Zeit Lortzings „Wildschütz" am meisten angesprochen. Diese Oper ist bereits mehrmals bei vollem Hause und unter dem lebhaftesten Beifall aufgeführt worden. Die Baronin (Mad. Schmidtgen), Gretchen (Mad. Schumann), Gräfin (Dem. Penz), Schulmeister Bacallus (Hr. Deny), Graf (Hr. Jaskewitz) und Baron (Hr. Tourny) wurden hervorgerufen und waren dieser Anerkennung würdig. Die genannte Oper wird den hiesigen Theaterfreunden noch manchen heiteren Abend bereiten.

Nachstehendes Preisausschreiben des Musik-Vereins in Mannheim zur Bezeichnung der 15. Jahresfeier des Vereins glauben wir zur weiteren Veröffentlichung bringen zu müssen: Genannter Verein setzt nämlich einen Preis von zwanzig Ducaten auf ein Quartett für Klavier, Violine, Altviole und Violoncell (in den gewöhnlichen vier Sätzen), das in der Form und einfach deutschen Weise gehalten ist, wie solche W. A. Mozart und L. v. Beethoven begründet haben. Wir laden zu Bewerbungen um diesen Preis mit dem Bemerken ein, daß sämmtlichen Herren Bewerbern das Alleineigenthumsrecht an ihre Werke belassen wird — die eingesendete Abschrift des gekrönten aber dem Verein, jedoch bloß zu seinem Gebrauche verbleibt; und mit der weitern Bedingung, daß die Bewerbungen in Partitur, frei und vor dem 1. Juni 1845 an den Verein eingeschickt werden, ohne Namen der Verfasser, doch begleitet mit einem versiegelten Zettel, der Namen und Wohnort derselben enthält und außen einen Denkspruch hat, welcher der Partitur selbst auch aufzusetzen ist. Werke, welche ohne

Beachtung dieser Bedingungen einkommen, können zur Bewerbung nicht aufgenommen werden. Drei nach Umlauf der Einsendungszeit zu erwählende Kunstgelehrte beurtheilen (jeder derselben insbesondere): welche Bewerbung den Preiß zu erhalten hat, oder wenn sich eine Mehrheit derselben nicht ergibt, so entscheidet das Loos, welches dieser drei berufenen Werke zu krönen ist. Das Ergebniß wird unter Benennung der Herren Richter und der Verfasser des gekrönten und der besonders belobten Werke, sobald uns die Beurtheilungen zugekommen sind, öffentlich bekannt gemacht; daher Zwischen-Anfragen umgangen werden wollen. Die nachherige Rückgabe der Einsendungen (die gekrönte ausgenommen) kann nur gegen eigenhändigen Schein des Eigenthümers, der zugleich den betreffenden Denkspruch und Anfang des Werkes enthält, geschehen. Die übrigen werden wir nebst den versiegelten Beizetteln wohl verwahren. Mannheim, am Tage Cäcilia 1844. J. Namen d. Verein-Vorstands. A. Schüssler.

Korrespondenz.

Nürnberg, Ende Nov.

Kunst. Theater.

Seit dem Schlusse der Kunstausstellung ist es in unserm Albrecht-Dürer-Verein sehr leer geworden; die Verloosung ist zu Ende, die Gemälde sind zurückgesandt. Unter den wenigen sich vorfindenden verdient unstreitig „die Uebergabe des Künstlerwappens" von Eugen Neureuther in München den ersten Platz. Eine Fülle von Gestalten, die das Auge stundenlang fesseln können, eine großartige, durchdachte Composition und ein frisches, beinahe zu feuriges Colorit zeichnen diese herrliche Schöpfung auf's vortheilhafteste aus. Ein Gemälde ganz anderer Art, aber nicht minder gut gelungen, ist die untere Kaiserkapelle auf der Burg in Nürnberg von Rothbart in Coburg. Wir zählten schon bei Besprechung der Kunstausstellung in unserem letzten Berichte die obere Kaiserkapelle von der Hand dieses Künstlers unter die besten Producte, — hier finden wir das würdige Seitenstück. Ueber dem Ganzen liegt ein feierliches Halbdunkel; im Hintergrunde unterscheidet man nur die Umrisse des Altars und der in guter Perspective laufenden Säulen. Ganz vorne fallen durch eine offene Seitenthüre die Strahlen der untergehenden Sonne herein und werfen einen schmalen, lichten Streifen auf den Boden, die vorderen Säulen und zwei Mönche, die eben eingetreten sind. So einfach die ganze Zusammenstellung ist, so liegt doch eine tiefe Poesie darin, die unwillkürlich zur Erhebung stimmt. Eine tyroler Gebirgslandschaft von Henul in München, mit zwei im Kahne sitzenden Mädchen, ist im Vorgrunde zu unnatürlich grün gehalten, obgleich mit gewandtem Pinsel ausgeführt. Selbst das Wasser des Vierwaldstättersees, welches sich durch sein auffallendes Grün auszeichnet, fanden wir beim Zuge der Ruder nur grün reflectirend, hier aber spiegelt sich allenthalben das frischeste Laubgrün. Ein gelungenes Aquarellportrait Maar's in Nürnberg ausgenommen, wäre für diesen Bericht dies das Nennenwertheste. — Das Theater erfreut sich eines lebhafteren Besuches als je und verdient ihn auch; unsere bei der Eröffnung in diesen Blättern gemachten Andeutungen haben sich bis jetzt bewährt. Vorzüglich darf die Oper auf einen ehrenvollen Ruf Anspruch machen; die Herren Hagen (Tenor), Herrmanns (Baß), Kramer (Bariton) und die Damen Meyrath und v. Keßlern-Münch excelliren bei jeder Vorstellung, was der unaufhörliche Applaus und Hervorruf bei dem eben nicht allzu freigebigen Nürnberger Publikum am besten beurkundet. Die Hugenotten, Romeo, die Regimentstochter, Belisar und Norma machten bis jetzt das meiste Glück, und es wäre nur zu wünschen, daß die Direktion auch den deutschen Meistern nunmehr etwas Aufmerksamkeit schenken möchte. Im Schauspiel bleibt freilich noch so Manches zu wünschen übrig und alle bisher vorgeführten Stücke, Fiesko, Sohn der Wildniß, Griseldis, Glas Wasser, Preciosa rc., konnten sich nur eines getheilten Beifalls erfreuen. Dadurch aber, daß die Direktion mehreren unbrauchbaren Spielern (Heuser, Quandt, wie wir hören auch Welb, der leider fortwährend an Heiserkeit leidet und in allen Partieen der von ihm recht brav dargestellte verwunschene Prinz ist) gekündigt hat, und diese durch gediegenere Kräfte ersetzt werden, dürften wir bald auch für das Schauspiel Besseres hoffen.

B. M.

Mainz, 30. Nov.

Gestern wurde in dem Hofe zum Gutenberg von der Casinogesellschaft ihre jährliche General-Versammlung unter dem Vorsitze des dermaligen Präsidenten, Hrn. Dr. Knyn, abgehalten. Nach Vorlegung der Rechnung und deren Gutheißung schritt man zur Prüfung dreier Vorschläge zur neuen Herstellung und Einrichtung des großen Ball- und Konzertsaals und bewilligte darauf der Direktion einen Kredit von 5000 fl., um die Arbeiten im künftigen Frühjahre vornehmen zu lassen. Es wurde zugleich beschlossen, bei Herstellung des Saales auf die zu Einführung einer Gasbeleuchtung nöthigen Vorarbeiten Bedacht zu nehmen. Ein von dem hier wohnhaften Chemiker Hrn. Bernanco eingereichter Vorschlag, das Casinogebäude mit einer Gasbeleuchtung zu versehen, wurde von Seiten der Direktion lebhaft empfohlen und von mehreren Mitgliedern sehr gut aufgenommen. Es ist demnach nicht mehr zweifelhaft, daß das Casino im Jahre 1846 eine Gasbeleuchtung erhalten wird, und es ist wohl zu erwarten, daß die im künftigen Jahre abzuhaltende General-Versammlung auf die bewährten Kenntnisse des Hrn. Bernanco gehörige Rücksicht nehmen wird, obgleich seine Preise gegen andere Unternehmer etwas hoch gestellt sind. Bei dieser Gelegenheit erfuhren wir auch, daß die Stadt Mainz im künftigen Jahre wahrscheinlich auch die Gasbeleuchtung einführen werde. Andere Vorschläge zu Aenderungen des Bestehenden, die in der Versammlung gemacht wurden, fanden keinen Anklang bei der Mehrheit. — Hr. Conrad Baldenecker von Frankfurt, ein bekannter ausgezeichneter junger Pianist, wird in der kommenden Woche hier ein Konzert geben, bei dem auch sein 12jähriger Bruder, ein junger Sprößling dieser aus Mainz stammenden Künstlerfamilie, mitwirken wird. Vor sechs Jahren spielte Hr. B. als noch sehr junger Mensch hier in einem Konzerte und erhielt großen Beifall. Kenner, welche ihn im verflossenen Sommer in Wiesbaden hörten, rechnen ihn zu einem der vorzüglicheren der jetzt lebenden Künstler. Man ist hier auf das bevorstehende Konzert sehr gespannt. — Der Wiener Komiker Wallner hat uns wieder verlassen; er ist nur zweimal aufgetreten, als Windmüller in „der Vater der Debütantin" von Hermann und als Herr von Lips in „der Zerrissene" von Nestroy; in beiden Vorstellungen gefielen am meisten seine witzigen Anspielungen. Das Haus war jedesmal überfüllt. Wir freuen uns recht sehr, wenn Hr. Remie seine Rechnung dabei gefunden hat und dieses ihn anfeuert, öfter Gäste von Ruf hier auftreten zu lassen. An solchen Vorstellungen wird das hiesige Publikum stets lebhaften Antheil nehmen.

Auflösung des Räthsels in Nro. 330.

Vor.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 1. Dec. Der Glöckner von Notre-Dame, romantisches Drama in 6 Tableaux, nach dem Roman des Victor Hugo, frei bearbeitet von Charl. Birch-Pfeiffer.

Redakteur: J. L. Heller. — Druk u. d Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 334. Dienstag, den 3. December 1844.

Des Sängers Heimfahrt,

oder:

Carl Maria von Weber's Apotheose.

Ein stolzes Schiff braus't durch das deutsche Meer,
Sein schwarzer Rumpf durchschneidet kühn die Wogen;
Vom fernen Albion kommt es gezogen,
Und ernst und feierlich schwimmt es daher.

Es trägt den Sänger heim zum deutschen Strand,
Den klangerfüllten Meister süßer Töne.
Denn es begehrten sein der Heimath Söhne,
Und ihre Stimme drang zum fremden Land.

Die Leier sank aus seiner starren Hand,
Und, ach! die zarten Saiten sind zersprungen;
Doch jene Töne, die darauf erklungen —
Sie schwebten himmelwärts vom Grabesrand.

Sie werden klingen durch den Erdenraum,
So lange fühlend Menschenherzen schlagen,
Sie werden traurig mit den Schmerzen klagen
Und selig wiegen in der Liebe Traum. —

Die Sonne taucht sich purpurn in die Fluth,
Der Abendwind buhlt scherzend mit den Wellen;
Des Sängerschiffes weiße Segel schwellen,
Und Alles schweiget, wo der Meister ruht.

Horch! Hörnerschall und lieblicher Gesang
Schwimmt durch die Nacht in süßen Harmonieen,
Und in die reinen Himmelsmelodieen
Klingt Harfenton und süßer Flötenklang.

Der Elfen zarte, duftgewebte Schaar
Tanzt um des Schiffes Kiel im Mondenstrahle,
Und ferne her, aus seinem gold'nen Saale,
Kommt Oberon, der König wunderbar.

Von Glanz umflossen, senkt er sich herab,
Von Schwänen durch den Aether sanft gezogen,
Umkreis't das Schiff in anmuthsvollen Bogen,
Und schwingt den dufterfüllten Lilienstab.

Und immer süßer schallt der Geistersang,
Und goldgelockte Wassermädchen schwimmen
Von fern herbei und mischen ihre Stimmen,
Das Schiff umgaukelnd, ein mit weichem Klang.

Das Schiffervolk lauscht still entzückt im Traum
Den Himmelsklängen niegeahnter Lieder.
Das Morgenroth erglüht in Osten wieder
Und färbt mit Rosenhauch den Wellenschaum.

Die Sonne hebt sich goldenrein empor;
Bald sehen sie bekannte Ufer liegen.
Der Anker fällt; die Trauerwimpel fliegen
Und sie begrüßt ein feierlicher Chor.

Berlin. Herrmann Jäger.

Alexandra.

Novelle. Aus den „Lese-Abenden" von Heribert Rau.

(Fortsetzung.)

Es war der Fürst Ali-Charzis, der, noch schwach von seinen Wunden, auf den Anführer jenes Reiterhaufens gelehnt, welcher kurz nach der Zerstörung Uptsche's durch die Russen ihn blutend in den Armen der verwundeten Freunde gefunden, — zu der Versammlung zu sprechen begann.

„Männer und Brüder," hob er in einem tiefen Tone an, „wir stehen auf einer heiligen Stelle, — an dem Dschamachna, dem glücklichen Berge, auf dessen Gipfel, von keinem Menschen noch erreicht, Dschin Padischah, der Fürst der Geister, thront. Aber auch eine heilige Pflicht rief uns hierher, ein Vorhaben, das der große Dschin mit Freude gewahren und durch seinen Beifall segnen wird: uns rief die Rache an dem Feinde des Vaterlandes. Uptsche ist nicht mehr. Ueberfallen von einer starken russischen Kolonne, war es mir unmöglich, den Feind mit den wenigen Treuen, die mich umgaben, zurückzuwerfen; aber wir kämpften würdig Eurer Achtung; denn von vier und fünfzig Mann athmen nur noch drei, und meine Wunden mögen beweisen, daß ich mein Leben theuer erkaufte."

„Weiber und Kinder fielen durch Feindeshand, Hab' und Gut haben sie geraubt; verbrannt und zerstört liegen die Hüt-

ten, aber was schmerzlicher ist: sie haben unsere Töchter mit sich geschleppt, um sie zu beugen in ihre Sklavenfesseln."

„Auf denn, Ihr Brüder, laßt uns sie retten, laßt uns Rache nehmen an dem Feinde, der mit wüthendem Beginnen die Axt an den Stamm unserer Freiheit legt, der begierig lauert, uns zu zertreten, der die Hand ausstreckt nach unserem Vaterlande, um es zu erdrücken unter der Last seiner Fesseln! Auf! laßt uns ihm entreißen, was er geraubt, laßt uns ihm seine Schätze nehmen und sie theilen unter die würdigen Söhne des Dschin Padischah." Unter diesen Worten hatte sich der gebeugte Greis hoch aufgerichtet; der Mond warf sein Licht auf die stolze Gestalt; seine Augen sprühten ein heiliges Feuer, und leicht bewegt rauschten im Winde die Silberlocken seines Bartes.

Ein donnernder Jubelruf wirbelte, als er geendet, in die Lüfte, und ward von den Echo's der Berge in tausendfältigem Rufe erwiedert.

Nachdem sich die erste Begeisterung etwas gelegt, trat ein anderer Anführer vor, und nachdem er der Aufforderung Ali-Charzis beigepflichtet, erinnerte er, daß man vor Allem auskundschaften müsse, nach welchem Orte die Russen sich mit ihren Leuten zurückgezogen.

Da erhob sich der Jüngling, auf dessen Schultern der Fürst von Uptsche sich bisher gestützt hatte, und sprach:

„Tscherkessen! Ihr Alle kennt mich und wisset, daß ich Moktscheski bin, der einst gegen Euch gefochten, aber Ihr habt Euch auch von meiner Sinnesänderung überzeugt, und zum Lohne meiner Tapferkeit mir die Würde eines Anführers übertragen. Rußland ist mein Feind wie Eurer — Rußland hat mein Volk vernichtet, wie es Euch zertreten will — aber Rußland hat mir auch meine Liebe, mein Glück, hat mir Alexandra, die Tochter des tapfern Ali-Charzis, meine Braut geraubt. Dreifache Rache fordert mich zu dreifacher That. Darum bitte ich für mich um den Auftrag, den Ort auszukundschaften, an welchem die Töchter der Erschlagenen schmachten, und ich will kühner mich wagen, als Einer von Euch, und im Kampfe die Stelle mir suchen, die die gefährlichste ist."

Moktschesfi schwieg; aber ein abermaliges Freudengeschrei bezeichnete, daß auch dieser Vorschlag mit Freuden aufgenommen worden.

Als nun noch Mehreres verabredet war, rief freudestrahlend Ali-Charzis die Gegenwärtigen zur Leistung des Luteides auf, und die Zweitausend schwuren: treu zusammen zu halten auf Leben und Tod. Da dämmerte es allmählig im Osten, und mit dem Lichte schwanden allmählig die finstern Gestalten, und der erste Strahl der Sonne grüßte die leere Fläche des Berges Elbrus.

VII.

Die zweitausend Tscherkessen, welche die Sobranie gebildet und die sich gegenseitig durch einen Eid verpflichtet, Rache zu nehmen an dem Feinde des Landes, und die Gefangenen wo möglich aus dessen Händen zu befreien, hatten sich mit dem Versprechen zerstreut, in der sechsten Nacht auf der Ebene von Uptsche wieder zusammen zu treffen. Bis dahin hoffte Moktschesfi die Stellung des Feindes und namentlich die Räuber der schönen Alexandra ausgekundschaftet zu haben, und dann sollten sämmtliche Mitglieder der Sobranie sich plötzlich über die Zerstörer von Uptsche werfen und die Ueberraschten vernichten.

Moktschesfi hatte sich eine so schwere als gefährliche Aufgabe gestellt; aber seine Liebe zu Ali-Charzis Tochter ließ ihn keinen Augenblick schwanken; denn tief in der Seele fühlte er die Gewißheit, daß es für ihn nur eine Wahl gäbe, und diese war: mit Alexandra zu leben, oder für dieselbe zu sterben.

Von diesen Gefühlen ermuthigt und von der Angst über der Geliebten Schicksal gespornt, nahete er sich in größter Eile der russischen Vorpostenlinie. Aller Wahrscheinlichkeit nach hatten sich die Russen nach der Zerstörung von Uptsche nach Batalpaschinsk oder Kislowodsk zurückgezogen, was Moktschesfi aus der Aussage aller Tscherkessen schloß, die er bei seiner Annäherung an den Kuban-Cordon gesprochen, und welche den Rückzug der Russen theils von Ferne gesehen, theils von ihm gehört hatten. Der junge Pole entschied sich sogleich für letzteren Posten, da er wußte, daß Obrist Hahn das befestigte Lager von Kislowodsk befehligte, und dieser, ein wilder und leidenschaftlicher Mann, schon lange vorgehabt und sich öffentlich gerühmt hatte, er wolle ein Serail von geraubten Fürstentöchtern der Tscherkessen anlegen. Außerdem gehörte einer jener Männer, welche den Lieutenant Moktschesfi einst nach Uptsche begleitet, unter das Kommando dieses Offiziers, und Hahn konnte demnach leicht von Alexandra's Schönheit und der Schwäche des Dorfes, in welchem sie wohnte, unterrichtet seyn.

(Fortsetzung folgt.)

Praktische Fragen.

Stuttgart, 22. November.

Der vor kurzem erschienene dritte Band von Weils constitutionellen Jahrbüchern hat hier viel Sensation erregt. Der Herausgeber hat darin in zwei größeren Aufsätzen: praktische Fragen überschrieben, so wichtige und beherzigungswerthe Vorschläge gemacht, wie von der einen Seite durch den Zollverein die Industrie in Deutschland gehoben, dem Nothstande der Fabriken und der so unglücklichen Fabrikarbeiter wenigstens zum Theil abgeholfen, wie von der andern Seite durch den Bau der zahlreichen Eisenbahnen, welche in allen deutschen Landen errichtet werden, dem Elende der unteren Klassen in so vielen Gegenden unseres Vaterlandes gutentheils gesteuert werden könnte, ohne daß es den Regierungen und den Privaten einen Heller kostete, daß wir es für Pflicht erachten, die Hauptideen desselben in Ihrem weitverbreiteten Blatte mitzutheilen. In der That sind die unglücklichen Weberaufstände in Schlesien, die Armuth, die besonders in so vielen Fabrikgegenden herrscht, die Thatsache, daß fast nirgends in Deutschland großartige neue Fabriken entstehen und die bestehenden großentheils siechen oder eingehen, unleugbare Thatsachen, und die Mittel, welche vielfältig dagegen angerathen und angewendet werden, fast schlimmer, als das Uebel selbst. Beständige Erhöhung der Zollsätze ist ein sehr verkehrtes, wenn auch jetzt sehr beliebtes Mittel, das beweist der Verfasser durch viele unleugbare Thatsachen, von welchen wir nur die eine anführen, daß jede Erhöhung der Importzölle auf wichtige Artikel die Vereinigung Ham-

burgs, Hannovers und Bremens mit dem deutschen Zollvereine schwieriger, ja fast unmöglich macht, und dieser doch nur dann zu einer bedeutenden Handelsmacht werden kann, wenn er große Seehäfen und einen ausgebreiteten überseeischen Handel hat. Irrig wäre es aber, zu glauben, hohe Zollsätze müßten eben diese Staaten durch den Schaden, den sie ihrem Handel thun, zum Beitritt nöthigen, da jede Erhöhung des Gränzzolls dem Schmuggelhandel bedeutenden Vorschub thut. Hohe Zollsätze bewegen auswärtige Staaten zu Repressalien, verengen so nach Außen das Gebiet des Handels immer mehr, und während sie im Innern des Landes einige Producenten bereichern, drücken sie die zahlreicheren Consumenten und vermehren die Noth eher, als sie ihr abhelfen. Die eigentliche Quelle der Noth der Fabriken und des Ackerbaues liegt nach dem Verfasser in den Mängeln des Geldumlaufs und dem mangelhaften Kreditwesen in Deutschland.

Fragt man: woher kommt es, daß in England, wo doch alle Lebensbedürfnisse so theuer sind, der Fabrikant im Durchschnitte wohlfeiler arbeiten kann, als bei uns, so heißt es ja dort ist Geld im Ueberflusse, bei uns mangelt es. Aber warum mangelt es bei uns? Wir gebieten freilich nicht über Indiens Schätze, wir haben aber dafür ein Land, reich an Erzeugnissen aller Art, an welchen es England fehlt. Wir haben Ueberfluß an Korn, an Wein, an allen nothwendigen, an vielen angenehmen und nützlichen Erzeugnissen des Bodens, wir haben eine fleißige, tüchtige, genügsame Population, und es fehlt Deutschland nur an Geld, weil es an deutschem Gelde fehlt. Es gibt würtemberger Geld, preußisches Geld, hamburgisches Geld, bremisches Geld; deutsches Geld gibt es nicht. Das ist nun freilich ein tiefliegendes Uebel, das leichter beklagt, als gehoben wird. Aber Vielem könnte doch der Zollverein so leicht abhelfen. Ist es einmal nicht möglich, den süddeutschen Silbermünzen in Preußen, den preußischen in Süddeutschland gesetzlichen Curs zu verschaffen, warum prägt der Zollverein nicht Goldmünzen im Werthe von vier Thalern, das ist sieben Gulden, wo die beiden Einheiten sich treffen, und zwar so (was durch den Schlagschatz leicht zu machen), daß sie dem Agio nicht unterworfen, hingegen in allen Landen des Zollvereins als cursirendes Geld, als Wechselzahlung, als Bezahlung für alle Steuern gelten? Dadurch wäre weit mehr, weit Besseres erzielt als durch die unbehülflichen sogenannten Champagnerthaler. In Deutschland wäre, wie in England, das edelste Metall, das, außer in Bremen, überall nur, ich möchte sagen, als Waare dient: das Gold, erst zu Geld geworden. Denn was heute steigt und morgen fällt, wovon man, ehe man's als Bezahlung annimmt, erst den Preis festsetzen muß, das ist gewiß nur sehr uneigentlich Geld zu nennen, und dient in unserem Handel hauptsächlich dazu, dem armen, ohnehin gedrückten Fabrikanten von seinen Abnehmern zu Preisen angerechnet zu werden, die ihm kein Mensch dafür gibt, ein Uebelstand, den man in England und in Frankreich gar nicht kennt, und der nicht wenig dazu beiträgt, den Handel in Deutschland zu drücken. So liegt ein Mittel nahe, dem Mangel an baarem, cursirendem Gelde in Deutschland, wenigstens innerhalb der Staaten des Zollvereins, zum Besten der Industrie, des Ackerbaus und des Handels, abzuhelfen, und zugleich dem Zollverein selbst ein weiteres, inneres Band zu geben. Ein Mittel, das bedeutender ist, als Manche glauben, welche die inneren Verhältnisse der Fabriken und des Ackerbaus in Deutschland wenig kennen; aber wenn es recht wirken soll, muß es in Verbindung mit einem zweiten, von noch größerer Wichtigkeit gebracht werden. Es wäre dies nämlich die Errichtung einer großen Zollvereinsbank, welche zugleich Zettel- und Girobank, von den sämmtlichen Regierungen der Staaten des Zollvereins gegründet und garantirt wäre und worüber ihnen in Gemeinschaft durch Ernennung eines Collegiums von Commissarien des Zollvereins die Controle sowie ein Theil der obersten Leitung zustände.

Als Zettelbank wäre dieselbe zu der Emittirung von Noten berechtigt, deren Gesammtbetrag der Verfasser auf 54 Millionen Thaler (d. i. zwei Thaler für den Kopf, von der Bevölkerung der Zollvereinsstaaten) setzt. Diese hätten die gleichen Kennzeichen und Stempel, würden aber von den einzelnen Staaten, je nach Maßgabe ihrer Population und zwar jeweilig mit dem Wappen des einzelnen Staates, der Vereinsbank übergeben, und von dieser unter die Haupt- und Filialbanken (deren sie in Deutschland in allen bedeutenden Städten haben müßte) vertheilt. Die Hälfte der Summe wenigstens, der von den Regierungen an die Bank abzugebenden Noten, müßte in Baar oder in Gold- und Silberbarren in den Gewölben vorhanden seyn, und würde es bei einem so überaus fest gegründeten und soliden, dabei sich so gut rentirenden Nationalinstitute an den dazu nothwendigen Geldern, und wenn diese auch das Dreifache betrügen, gewiß nicht fehlen. Würden nun die kleinsten dieser Noten, übereinstimmend mit den Goldmünzen, vier Thaler oder fl. 7 betragen, so wäre dies ein neuer höchst bedeutender Zuwachs des cursirenden Geldes, der alle Vortheile, ohne irgend einen der Nachtheile des gewöhnlichen Papiergeldes, hätte. Es wären dieselben von den Gesammtregierungen der sämmtlichen, alle höchst soliden, Bundesstaaten garantirt, sie würden von ihnen als Zahlung aller Abgaben und Steuern unweigerlich angenommen und könnten, was die Hauptsache ist — in allen Büreaux der Bank (d. i. in allen zum Zollverein gehörigen irgend bedeutenden Städten) jederzeit gegen Baar umgetauscht werden. Bleiben wir nun bei diesen, unserer Meinung nach, sehr wohl zu realisirenden Vorschlägen stehen — so würden durch deren Verwirklichung die cursirenden Baarschaften ungeheuer vergrößert, jedem Geldmangel innerhalb der Vereinsstaaten auf immer abgeholfen, die Fabriken und der Ackerbau könnten, wenn sie irgend Mittel haben, leicht das baare Geld finden, das sie jetzt nur so schwer und zum Theil zu so drückenden Bedingungen sich verschaffen, den Geldbesitzern würde eine neue fruchtbare und höchst solide Geldanlage gesichert und dem Zollverein eine ganz andere Bedeutung und Unauflöslichkeit gegeben. Die Regierungen aber erhielten, wenn sie (was ihnen gebührt und leicht eingeräumt werden könnte) ein Prozent des jährlichen Bankgewinnes erhielten (was auf jeden Fall weit über eine halbe Million Thaler jährlich betrüge), eine Einnahme, welche, wenn auch an sich nicht sehr bedeutend, da sie an alle betreffende Regierungen nach Verhältniß fiele, doch einen großen Fonds zur Unterstützung der leidenden Industrie bilden würde, wozu sie ausschließlich verwendet werden sollte. Treffliche Vorschläge, wie diese Summe zu einem Handwerkerfonds für Maschinen, wodurch der ehrbare Handwerksstand

die Concurrenz der Fabriken bestehen und ihrer Vortheile einigermaßen theilhaftig werden könnte, so wie andererseits zu Vorschüssen an rechtschaffene Handwerker und Fabrikarbeiter benutzt werden könnte, bitten wir in der erwähnten Zeitschrift selbst nachzulesen, da es der Raum nicht erlaubt, dieselben hier alle mitzutheilen. Nur Das werde hier noch erwähnt, wie die zweite Bestimmung der Bank, selbst und vermittelst ihrer Filialinstitute als Giro- oder Discontobank für die Zollvereinsstaaten, unter weisen beschränkenden Verfügungen, zu dienen, dem Credit in Deutschland einen großen segensreichen Aufschwung geben und eine Quelle weitverbreiteten Wohlstandes werden würde.

Weit mehr als alle Phrasen und Deklamationen, mehr als Dombau- und Hermanns-Denkmal, besser als Franzosenfresserei und ähnliche krankhafte Erscheinungen der Zeit, würden solche wahrhaft nationale Institutionen, zumal wenn sie mit den wesentlichsten politischen Institutionen vereinigt wären, eine ächt deutsche Nationalität verwirklichen helfen. Werden sie aber ins Leben treten? Wir hoffen es fast mehr, als wir es glauben, und behalten uns vor, die weiteren sich an den Bau der Eisenbahnen knüpfenden Vorschläge des würdigen Verfassers, sowie ähnliche in eben diesem Bande befindliche des Hrn. Dr. Hagen in Heidelberg Ihren Lesern in einem zweiten Schreiben mitzutheilen, wenn dieses bei Ihnen und dem Publikum geneigte Aufnahme findet.

Mannichfaltigkeiten.

(München, 27. Nov.) Eine der ersten Opern Mozarts, „Idomeneo", vor 61 Jahren hier gegeben, wird neu einstudirt demnächst uns vorgeführt. Mozart hatte diese Oper nur für München und auch in München geschrieben, und nannte sie daher auch nur seine „Münchener Oper". Man ist auf die Aufführung derselben sehr gespannt.

In der mecklenburgischen Ständeversammlung ist arger Streit zwischen bürgerlichen und adeligen Gutsbesitzern. Einer der letzteren äußerte neulich in der Hitze der Debatte: „er sey stolz darauf, daß seine Vorfahren das Faustrecht geübt hätten." Er wurde von seinen Freunden aus dem Saale geführt.

Die unter dem Titel: „Ueber den vierten Stand und die socialen Reformen" erschienene Brochüre (Magdeburg, Rubach'sche Buchhandlung, Eug. Fabricius 1844) beschäftigt sich mit der Beleuchtung des heutigen Pauperismus, dessen Ursachen und Wirkungen, mit den Systemen der Sozialisten, Kommunisten, Fourrieristen u. a., und sucht die Mittel anzudeuten, durch welche der überhandnehmenden Armuth abgeholfen oder solche wenigstens verringert werden könnte. Eine Prüfung der in dieser Brochure entwickelten Ansichten ist von Interesse, und wird in literarischen Blättern die verdiente Würdigung finden.

(Offenherzigkeit.) In einer englischen Zeitung befindet sich folgendes Gesuch: „Ein junger, großer, schöner und gebildeter Mann, der kein sicheres Brod, aber viel Lust, gut zu leben hat, sucht eine Lebensgefährtin mit mindestens 20,000 Pfund Sterling. Dieselbe mag alle nur mögliche geistige und körperliche Reize entbehren, das ist ihm ganz gleich; ja, sollte sich eine Frau oder eine Jungfer von mindestens 70 Jahren melden, so würde er sogar seine pecuniären Ansprüche auf die Hälfte reduciren." Ich glaube, der Mann wird seinen Zweck erreichen.

(Berlin, 26. Nov.) Schelling ist vor wenigen Tagen wieder hier angekommen, um, wie man allgemein behauptet, seine sämmtlichen Werke zum Druck vorzubereiten. Dagegen wird Mendelssohn, nachdem er seinen „Paulus" noch einmal dirigirt haben wird, nach Frankfurt a. M. abgehen. Der Grund dieses Zurücktritts ist Mangel an Beschäftigung. Die neue Kirchenmusik im Dom nimmt Mendelssohn wenig in Anspruch. Mit dem Theater hat er, nachdem seine Musik zur Antigone und zum Sommernachtstraum aufgeführt worden ist, nichts mehr zu thun, und die Direktion der Symphonie-Konzerte der Kapelle ist ihm dadurch verleidet, daß man seinen Plan, denselben vollkommen die Gestalt der Leipziger Gewandhaus-Konzerte zu geben, vereitelt hat. Er wird nun künftig nur ein Drittel seines bisherigen Gehaltes beziehen, wofür er sich Se. Maj. dem König erboten hat, so oft es verlangt wird, nach Berlin zu kommen und Alles, was man ihm auftragen möchte, zu komponiren.

(Frankfurt a. M.) Das in diesen Blättern bereits angekündigte Konzert des Violinvirtuosen Hrn. Julius Eichberg findet nächsten Mittwoch den 4. d. M. im Mülhens'schen Saale unter Mitwirkung der Herren Weidner, Basse u. A. statt. — In nächster Woche wird der rühmlichst bekannte Fagottist Hr. Joseph Braun, fürstl. fürstenbergischer Kammermusikus, ein Konzert geben. Geachtete Zeitschriften, wie der Humorist von Saphir, die Wiener Musikzeitung, der Wanderer und die Bohemia sprechen sich in uns vorliegenden Nummern sehr vortheilhaft über Hrn. Braun's Kunstleistungen aus und rühmen nicht nur die Virtuosität, sondern auch die Gediegenheit seines Spieles. Eine in der Bohemia enthaltene ausführliche Beurtheilung über Hrn. Braun schließt mit der denselben ehrenden Bemerkung: „Es ist zu verwundern, daß der treffliche, bescheidene Mann keinen größern Ruf hat, vielleicht eben deswegen, weil er ein bescheidener Mann ist." Man sieht demnach dem Konzert des Hrn. Braun mit Vergnügen entgegen.

Theater-Anzeige.

Montag, 2. Dec. (Zum Vortheil der Fräul. Kratky, neu einstudirt): Der Apotheker und der Doktor, komische Oper in 2 Abtheil., von Stephanie, Musik von Dittersdorf. Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 335. Mittwoch, den 4. December 1844.

Alexandra.

Novelle. Aus den „Lese-Abenden" von Heribert Rau.

(Fortsetzung.)

Gegen den Abend des zweiten Tages näherte sich Moktschezki dem Lager. Als er es bis auf zweihundert Schritte erreicht, hielt er an, barg sein Pferd in einem Gehölze, und schlich bis zu der Spitze des Wäldchens, von wo aus er die ihm genugsam bekannte Gegend überschauen konnte. Sie lag still und friedlich. Aus den Häusern und Werken des Lagers stieg dichter Rauch in beweglichen Säulen auf, welche die Abendsonne leise vergoldete, und verkündete die Beschäftigung der Bevölkerung; auf den Wiesen weideten die Kosackenpferde und hoben ihre Köpfe und den gedrängten Hals aus dem hohen Grase, das sie in seinen Wellen fast verbarg; von dem nahen Hügel zog eine Heerde Schafe herab, und man wäre versucht gewesen, aus dieser idyllischen Landschaft auf den tiefsten Frieden zu schließen, wenn nicht gerade jene Heerde den Beweis des Gegentheils geliefert hätte. Denn wie sie sich mehr und mehr näherte, gewahrte man, daß sie von fünfzig Mann Truppen und einer Kanone begleitet war, indem die Russen nur unter solcher Bedeckung wagen konnten, solche auszutreiben, da die kühnen Guerillas der Tscherkessen die Festungen und Lager beständig umschwärmten, und sich sogar bis unter die Wälle wagten.

Moktschezki hatte sich hinter einem Busche verborgen und ließ die Feinde vorüberziehen. Er rührte sich nicht, und erwartete geduldig die Nacht. Als dieselbe endlich angebrochen, als Alles still und schlafend lag, erhob er sich vorsichtig und schlich, des Weges kundig, nach der südlichen Verschanzung. Hier hob sich das Haus, welches der Oberst bewohnte, wie ein Thurm; von Stein erbaut, diente es nicht nur dem Kommandanten zur Wohnung, sondern konnte auch als Citadelle benutzt werden, da es das Lager und die Umgebung beherrscht. Hier mußte Alexandra sich befinden, war sie in die Gewalt des Obristen Hahn gefallen. Die Dunkelheit der Nacht begünstigte das kühne Unternehmen Moktschezki's, der, entdeckt, um so gewisser dem Tode gewidmet war, als er als Feind und Ueberläufer betrachtet werden mußte. Aber des Polen Herz schlug höher; er ward entschlossener und freudiger, je näher er Kislowodsk kam; denn er fühlte die Gluth des Hasses gegen seinen dreifachen Feind mächtig aufflammen. Bald hatte er, immer sachte an der Erde hinschleichend, eine Stelle des äußeren Walles erreicht, die er als zum Erklettern möglich kannte, und ohne daß es eine Schildwache gewahren konnte, stand er in dem kleinen Garten, welcher sich an das Haus des Obristen schloß. Hier setzte er sich dicht unter die hohen Mauern, und begann mit halb gedämpfter Stimme eines jener polnischen Nationallieder, welche durch ihre einfache und schwermüthige Melodie so sehr zum Herzen sprechen. Alexandra kannte es wohl, denn oft hatte er es ihr gesungen, und Moktschezki durfte sicher darauf rechnen, daß sie ihn, wenn nur der Klang bis zu ihren Ohren dränge, alsbald erkennen würde.

Er hatte sich nicht getäuscht. Kaum waren die Töne verhallt, als aus einem der obern Fenster eine klangvolle Stimme ein tscherkessisches Lied zur Antwort sang, und Moktschezki bebte vor Entzücken — denn es war die Geliebte. Aber der Augenblick war kostbar; er durfte sich keinen süßen Gefühlen der Liebe unvorsichtig hingeben, denn schon diese wenigen Töne konnten die Aufmerksamkeit der Wachen oder gar des Obristen selbst erregen, und so erwiederte der junge Pole singend nur in wenigen tscherkessischen Worten, daß sich die Geliebte zur Flucht bereiten solle, die Hülfe sey nahe. Dann verließ er schleunig und mit der größten Vorsicht die Festung auf demselben Wege, auf welchem er sich ihr genähert hatte.

VIII.

Durch das Gebiet der den Russen im Jahre 1828 durch General Emanuel unterworfene Karatschi stürzt sich, wild aufschäumend und Alles mit sich fortreißend, über ungeheuere Felsenmassen der Kuban. Seine Fluthen brausen in wilder Jugendkraft und spritzen ihren schneeweißen Schaum über die schwarzen Granitblöcke, die ihm die Natur hemmend in den Weg schleuderte. Zu beiden Seiten des Flusses heben sich die Felsen fast senkrecht zu unersteiglichen Höhen, und lassen nur einen schmalen Pfad, der sich bald dicht am Ufer, bald hoch an den Steinwänden hinzieht, kaum einem Mann Platz gönnt, und der von den Schluchten, welche sich diesseits und jenseits des Kuban bilden, beherrscht wird. Diese Klüfte sind für die Russen von der höchsten Wichtigkeit, denn selbst nur schwach besetzt, können sie einer beträchtlichen Anzahl den Uebergang fast unmöglich machen. Ungefähr fünfzig Werste vom Kammenoi-Most (der steinernen Brücke) fällt der Kuban in ein lachendes Thal, in welchem er sich ausdehnt, und, älter geworden,

von dem Tosen der Jugend ausruhend, in gemüthlicher Ruhe dahinströmt. Hier senden ihm vier Flüsse, die Tiberda, der große und kleine Solentschuck und der Urup, ihre Wasser zu, und, hoch angeschwellt, wendet sich nun sein majestätischer Lauf dem Fort Protschnoi-Okop vorüber, wo der, den Tscherkessen so furchtbare General Saß, ein Liefländer von Geburt, wie ein Adler auf einem Felsen horstet. Reiche Inseln werden hier von des Kuban's Fluthen umspült, prächtige Fluren bilden seine Ufer, bis er bei der Staniza Temischbeg seinen Lauf nach Westen nimmt, und sich endlich in's Asow'sche Meer ergießt. —

Auf seinem Zimmer zu Protschnoi-Okop saß der General Saß, von den Tscherkessen nur Schaitan oder „der Teufel" genannt, und hörte mit finsterer Miene dem Rapport seines besten Spionen zu.

„Und die Hunde haben den Ort noch nicht bestimmt, den sie überfallen wollen?" frug jetzt heftig der General.

„Nein, Excellenz! Es war mir bei dem Gedränge auf der kleinen Platte des Elbrus unmöglich, bis zu den Rednern vorzudringen, ich gewahrte nur im Mondschein die Gestalt des tapferen Fürsten Ali-Gharzis, und sah, daß er, unterstützt von einem jungen Tscherkessen, sich erhob und sprach. Von einem andern Gliede der Sobranie, welches weiter vornen gestanden, erfuhr ich endlich bei'm Weggehen, daß man erst auskundschaften wolle, von wo der Ueberfall auf Uptiche ausgegangen, um sich dann auf jenen Posten zu werfen."

„Der ging von Obrist Hahn aus. Und wann wollen sie kommen?"

„Mein General, das kann ich mit Gewißheit nicht sagen; aber sicher bald, denn sie sind bei ihren Unternehmungen schnell wie der Blitz; die Fürsten haben ihre Pferde mit warmem Wasser gewaschen und Prachtkleider angelegt, ein Zeichen ihres festen Entschlusses und der baldigen Ausführung desselben."

„Verwünscht! daß Du keine genauere Auskunft weißt."

„Excellenz kennen mich schon so lange als pünktlich und schnell; aber hier . . ."

„Schon gut. Mein Schreiber soll kommen."

Der Karadschin ging und der Geforderte trat ein.

Saß ging mit großen Schritten schweigend auf und ab. Er hatte die Wahl, dem Feinde entweder den Weg zu versperren, oder ihn vorüberziehen zu lassen, um ihn dann im Rücken anzugreifen. Im ersteren Falle wäre es möglich gewesen, daß sich die Tscherkessen bei Ansicht des gefürchteten Schaitan zerstreut hätten, um zu einem günstigeren Zeitpunkte mit doppelter Macht einzufallen; der General entschied sich daher schnell für das Letztere.

Er winkte dem Schreiber zu beginnen, und ließ dem Obristen Hahn melden, daß er die Bande bei einem allenfallsigen Einfalle mit seinen zwei Bataillonen Infanterie und fünfhundert Kosacken nach Gebühr empfangen solle; er selbst würde ihnen auf dem Nacken sitzen und seine Ankunft im Rücken des Feindes mit Kanonenschüssen melden. Außerdem solle Hahn, durch einen Aufruf an die Karatschai, den Räubern den einzigen Weg zum Entschlüpfen abschneiden.

Saß selbst ging noch am gleichen Tage nach Sonnenuntergang mit achthundert Kosacken, zwei Kompagnien Jäger und sechs leichten Kanonen dem Gebirge zu.

(Fortsetzung folgt.)

R e m b r a n d t.

Rembrandt, der berühmte Meister der niederländischen Malerschule, war der Sohn eines Müllers und erblickte im Jahre 1606 in einer Mühle, welche an den Ufern des Rheins lag, das Licht der Welt. Er ward mit jener schöpferischen Kraft des Genies geboren, welche wenig äußerer Nachhülfe bedarf und fast Alles aus sich hervorzubringen vermag. Man behauptete sogar in dieser Beziehung von ihm, daß er die Kunst der Malerei erfunden hätte, wenn dies nicht schon vor ihm geschehen wäre. Er hatte sich in der That ohne alle Studien, ohne die Hülfe eines Meisters, allein von seinem künstlerischen Instinkte geleitet, sichere Regeln der Zeichnung, des Kolorits und der Schattirung gebildet. Wir begegnen in seinen Gemälden keiner Idealisirung der Natur, aber er gibt dieselbe mit so überraschender Wahrheit wieder, daß seine Gestalten sich vor den Blicken der Beschauer zu beleben und von der Leinwand niedersteigen zu wollen scheinen. Er liebte es besonders, Licht und Schatten in malerischen Kontrast zu setzen und so ein magisches, bezauberndes Helldunkel auf seinen Gemälden hervorzubringen. Er hatte zu diesem Zwecke eins seiner Ateliers so einrichten lassen, daß das Tageslicht in dasselbe, wie in eine camera obscura, nur durch eine schmale Oeffnung fiel und er das einfallende Licht in seinen Wirkungen auf das umgebende Dunkel studirte. Rembrandt sah jedes Gemälde als eine Scene an, auf welcher die auftretenden Personen mit grellen Farben gezeichnet seyn müßten, um den gehörigen Effekt auf den Zuschauer hervorzubringen. Rembrandt trug nicht selten bei seinen Gemälden die Farben so stark auf, daß man sie für halberhabene Arbeit halten konnte. Man behauptet von ihm, er habe einst an einem Porträt die Nase so hervorspringend gemalt, daß sie sich über das Gesicht zu erheben schien. Er gefiel sich darin, seinen Figuren auffallende Gewänder und Kopfbekleidungen zu geben, und hatte sich zu diesem Zwecke eine große Menge ausländischer und antiker Kostüme, Rüstungen und Waffen gesammelt. Rembrandt hatte, wie die meisten mit ungewöhnlichem Genie begabten Menschen, viele wunderliche Launen. Als er eines Tages beschäftigt war, eine ganze Familie auf einem Bilde zu porträtiren, welches seiner Vollendung nahe war, trat ein Diener in sein Atelier, um ihm den Tod seines Affen zu melden. Tief erschüttert durch die traurige Kunde, ließ er sich den todten Affen bringen, und ohne sich darum zu kümmern, was die Familie dazu sagen würde, porträtirte er den Affen auf derselben Leinwand, auf welche er die Familie gemalt. Diese Willkür erregte natürlich das höchste Mißfallen der Familie, doch verstand sich der Meister um keinen Preis dazu, die Figur des Affen auszulöschen, und behielt lieber das Gemälde für sich, als daß er dem Wunsche der Familie entsprach.

Der letztere Zug erscheint bei Rembrandt um so auffallender, als er im höchsten Grade geizig war. Er gebrauchte mehr als eine List, um seine Arbeiten so theuer als möglich

anzubringen. So ließ er seine Kupferstiche durch seinen Sohn ins Publikum bringen, welches sie um einen viel höheren Preis kaufte, in dem Wahne, als hätte sie der Sohn dem Vater, der sich nicht zur Veräußerung verstehen wollte, heimlicherweise entwendet. Andere Gemälde schickte der Meister auf öffentliche Versteigerungen und begab sich dann selbst verkleidet als Steigerer auf dieselben, um seine eigenen Werke so hoch als möglich im Preise zu treiben. Einst stellte er sich, als wolle er seine Heimath aufgeben und sich in einem andern Lande niederlassen. Die List gelang; man drängte sich, vor seiner Abreise noch so viel von seinen Werken zu erstehen, als möglich, und zwar um jeden Preis, den der Meister verlangte. Nicht selten ließ er auch die Platten zu den Kupferstichen, ehe die Zeichnung vollendet war, abdrucken, und führte erst alsdann, wenn er von dem ersten Abdrucke eine gehörige Zahl Exemplare verkauft, die Zeichnung ganz aus. Nachdem von den nach derselben verfertigten Kupferstichen wieder eine bedeutende Zahl abgesetzt, brachte er oft nach einiger Zeit wieder hier und da Veränderungen in der ursprünglichen Zeichnung an und ließ nach dieser von neuem Abdrücke fertigen, die mit derselben Begierde gesucht und oft zu noch höherem Preise verkauft wurden, als die früheren.

Die Habsucht Rembrandt's war so groß, daß sich seine Schüler oft darüber lustig machten. So erzählt man sogar, daß sie einst auf mehrere größere und kleinere rund ausgeschnittene Pergamentstücke das Gepräge verschiedener Münzsorten gemalt und den Meister dadurch so getäuscht hätten, daß er in gieriger Hast das auf seinem Arbeitstische zerstreute Papiergeld zusammenraffte, in dem Wahn, es hätte dasselbe ein Verehrer seiner Werke absichtlich bei ihm hinterlassen, als ein Zeichen seines Wohlwollens und seiner Freundschaft.

Mannichfaltigkeiten.

Sivori schreibt dem Prof. Schindler in Aachen von London aus, daß er die Rheingegend besuchen und einige Konzerte geben werde. Sivori ist bekanntlich der einzige Schüler Paganini's, dem letzterer die Geheimnisse des Bogens sonder Hehl anvertraut haben soll.

(Regensburg, 27. Nov.) Kaum war der Raubmörder Eppensteiner von Passau abgeführt worden, so ist der Aberglaube schon hinter ihm drein marschirt. Von seinem Namen wurden Nummern hergeholt, und auf die Nummer des Zimmers, in welchem er in Passau verhaftet wurde, hat man in die Lotterie gesetzt; es sollen mehrere Gewinnste gemacht worden seyn.

Dem neuesten Roman von Heribert Rau — Genial — (Frankfurt a. M. bei Gustav Oehler 1844) liegt eine sehr zeitgemäße Tendenz zu Grunde; der Verfasser schildert nämlich das Leben und Treiben jener heutigen Tages häufig vorkommenden jungen Leute, die ihre Trägheit, Apathie und die Verkehrtheit ihrer Bestrebungen gerne mit dem Namen der Genialität beschönigen möchten und sich für geistreicher und edelgesinnter halten als alle andere Menschen. Der junge Wellen, der Sohn eines reichen Mannes, ist die Hauptperson der Erzählung; er hat eine verkehrte Erziehung genossen, sich allen Uebertreibungen der Romantik und der Genialität hingegeben und somit das Ziel der wahren Lebensaufgabe verfehlt. Nach einer nutzlos zersplitterten Jugend vermählt er sich mit einem ächt häuslichen und bürgerlichen Mädchen, die ihn wahrhaft liebt; bald aber fühlt er sich bei ihr, die seiner Genialität nicht mehr zusagt, wenig glücklich und verläßt sie, um einer phantastischen Geliebten, der Spanierin Arabella, einer Priesterin der Frauenemancipation, zu folgen und mit dieser die Welt zu durchziehen. Der schöne Traum zerrinnt bald und Wellen kommt allmählig, besonders in der Schule des Mißgeschicks, zur ruhigen Besinnung. Seine Vermögensumstände sind zerrüttet, das Verhältniß mit Arabellen in Folge eines unglücklichen Duelles ist aufgelöst und Wellen kehrt als ein armer und unglücklicher Mann in seine Vaterstadt zurück, wo er von seinem ihn noch liebenden und treuen Weibe Verzeihung erhält und wieder aufgenommen wird. Diese Novelle wird nicht verfehlen, die angedeuteten Verkehrtheiten der Gegenwart zu veranschaulichen und dadurch auf Geist und Gemüth einen wohlthätigen Einfluß zu äußern. Die Darstellung ist leicht und gefällig und die eingeflochtenen Betrachtungen sind von Interesse, wenn auch theilweise etwas flüchtig und nicht erschöpfend gehalten.

In den letzten Jahren der Restauration dinirte ein junger Mann täglich bei einem der schlechtesten Restaurants des Quartier Latin. Da der Garçon ihn protegirte, so aß er oft auf Kredit, wenn ihm das Geld, wie oft geschah, ausgegangen war. Wenn ihm die Zeit lang wurde, schnitt er seinen damals noch unbekannten Namen in den Tisch ein, wo er heute noch zu lesen ist. Er warf sich bald darauf in den Journalismus; er wurde Mitarbeiter des National und 1830 machte ihn bald zum Minister. Dieser junge Mann war Niemand anders als Hr. Thiers!

Man schreibt von Schletstadt: Seltsame Gerüchte sind über den Prozeß Wetry im Umlaufe. Es heißt, daß das Opfer aus Schletstadt gebürtig sey, diese Stadt beim Wegzuge der Verbündeten 1817 verlassen und seitdem eine kleine Wirthschaft in Kassel bei Mainz geführt habe, wo sie unter dem Namen „die Elsaßerin" bekannt gewesen sey. Seitdem hatte sie einen gewissen Paul geheirathet, der seit jener Zeit, wo ihre Leiche in Fegersheim gefunden wurde, keine Nachricht mehr von ihr gehabt haben soll. Sie soll die Tochter eines Gerbers aus Schletstadt seyn und Francisca Rose heißen.

Einige Pariser Hutmacher hatten dieser Tage neue Hüte mit der Etiquette „Hüte à la Zurbano", „Hüte à la Narvaez" aufgestellt. Auf höhern Befehl sah man die Bezeichnungen aber bald verschwinden.

Vor mehreren Jahren wurde ein Mitglied des magdeburgischen Handelsstandes durch bedeutende Verluste bei Geschäftsfreunden und noch bedeutendere bei Unternehmungen in westphälischen Staatsobligationen Lit. A und in andern Effecten der Art genöthigt, seine Zahlungen einzustellen. Der Mann hat nun vor kurzem aus freiem Antriebe — und nicht etwa, weil er Hoffnung gehabt, durch Realisirung der westphälischen Staatsschuld die zur Befriedigung seiner Gläubiger erforderlichen Mittel beschaffen zu können — mit sauer erwor-

benem Gelde, ohne Rücksicht auf die Lage seiner zahlreichen Familie und Angehörigen, und ohne den Entschuldigungsgründen, welche seine sonstigen Verhältnisse darbieten, Gehör zu geben, seine sämmtlichen Gläubiger bis auf zwei, mit denen er noch in Abrechnung steht, vollkommen befriedigt.

Die durch obercensurgerichtliches Erkenntniß freigegebenen, in der Voß'schen Buchhandlung zu Berlin erschienenen Gedichte von Karl Beck sind nun, elegant cartonirt und 21 Bogen stark, ausgegeben worden.

In einem böhmischen Landstädtchen starb vor kurzem ein Knabe, den ein Chirurg behandelt hatte. Da das Kind nach dem Tode noch frisch und roth aussah, so bemerkte der Amtmann dem Arzte, er möge wohl bedenken, ob das Kind nicht scheintodt sey. Der Arzt erwiederte: „Seyen Sie versichert, wenn ich Jemanden behandelt habe, so ist er gewiß ganz todt!"

Korrespondenz.

Worms, 30. Nov.

Die Kunst ist bei uns nicht seßhaft, sondern nur ein Zugvogel, der auf Augenblicke sich bei uns niederläßt, um die Waizenkörner von dem Spreu zu sondern und dann wieder weiter zu ziehen. Wenn sie nur bisweilen kommt in Thalia's und Euterpe's Gefolge mit ihren heiteren Scherzen und bezaubernden Melodieen — dann sind wir schon auf Tage und Wochen entschädigt für die Entbehrungen langer Winterabende, die selbst am Rhein, wo man so gerne trinkt und singt, ihre Mängel haben. Erst vorgestern Abend weckte uns die Macht der Töne aus den Gefühlen des Alltaglebens, und zwar durch das von dem großh. Kammermusikus Hrn. A. Müller aus Darmstadt veranstaltete Vocal- und Instrumental-Konzert in dem Saale des Gasthauses zum schwarzen Adler. Der Konzertgeber bewährte seine bekannte Meisterschaft auf dem Contra-Basso, und die beiden mitwirkenden Künstlerinnen, Frau Pirscher von Darmstadt und Fräul. Caliga aus Lemberg, entzückten durch ihre Gesänge aus verschiedenen Opern, unter welchen das Duett aus Figaro's Hochzeit ganz besonders gefiel. — Minder geräuschvoll als die Kunst, geht bei uns die Wissenschaft durch das Leben, den Samen der Erkenntniß für die gegenwärtige und zukünftige Generation ausstreuend. Die Jugend lernt in der Schule, das reifere Alter aber in Vorlesungen über Naturwissenschaften und schöne Künste. Da, wo einst Luther, Rom, Kaiser und Reich gegenüber, kühn disputirte, herrscht jetzt ein friedlicher Austausch der Ideen, der nur bisweilen durch kleine unblutige Scharmützel in der Wormser Zeitung unterbrochen wird. Man denkt aber hier viel zu human, um Oel in das Feuer zu gießen; lieber greift man zu der Liebfrauenmilch und trinkt in langen Zügen den großen Akt der Versöhnung auf ein leichtes Geplänkel diesseits der Bürgerweide, wo vor einem Jahre Hispania und Germania in einem blutigen Turnier aneinander geriethen. Das trübselige Mittelalter mit all seiner angeblichen Herrlichkeit und Pracht, die aber nur in den Köpfen von Mönchen und Phantasten existirt, klingt leider bei uns immer noch in einigen häßlichen Dissonanzen nach, und der rechte Stimmhammer für diese fatale Disharmonie scheint bis jetzt noch nicht gefunden zu seyn. — Kunst und Wissenschaft bilden, so zu sagen, hier nur den Hofstaat des bürgerlichen Lebens, welchen man durch den Hoftrompeter zusammenrufen läßt, wenn man von den Mühen des Tages ausruhen und sich ein wenig erholen will. Diese Mühen umfassen den Ackerbau, die Gewerbe und den Handel, der durch unseren Getraidemarkt eine gewisse Bedeutung erhalten hat. Der vom 21. d. brachte eine Getraidemasse von nicht weniger als 2060 hess. Malter, wovon 1996 Malter verkauft wurden (Mittelpreise: Waizen 7 fl. 53 kr. pr. Mltr., Korn 5 fl., Spelz 3 fl., Gerste 4 fl. 25 kr.). Um den Geschäftsmechanismus und die prompte Bedienung des handelnden Publikums hat Hr. Marktmeister Adams durch seine beharrliche Thätigkeit sich sehr verdient gemacht. Haben wir erst eine stehende Rheinbrücke, wozu jetzt Aussichten vorhanden seyn sollen, so dürfte unser erst seit wenigen Jahren bestehender Fruchtmarkt noch ungleich bedeutender werden. Auf dem vorgestrigen Fruchtmarkt betrug das vorräthige Getraide 1879 Mltr., und das verkaufte 1839 Mltr. Mittelpreise: Waizen 7 fl. 27 kr., Korn 5 fl. 37 kr., Spelzkern 8 fl. 15 kr., Spelz 3fl. 11 kr., Gerste 4 fl. 57 kr., Hafer 2 fl. 53 kr.

Darmstadt, 1. Dec.

Das großh. Hoftheater scheint in dieser Saison seine sonst so bewährte Anziehungskraft gegen reisende Künstler großentheils verloren zu haben, da wir bisher erst zwei namhafte Notabilitäten bei uns sahen, die Herren Moscheles und Dreyschock, welche beide Konzerte im Theater gaben. Das des letzteren war am 23. v. M. und so besucht, wie nur wenige Konzerte von dem hiesigen Publikum besucht zu werden pflegen. Hr. Dreyschock ist gleichwohl nicht in der besten Laune von hier geschieden, wie man sagt, wegen eines ihm ganz unerwarteten Begegnisses, welches ihn persönlich unangenehm berührt haben soll. So wechselt Alles schnell in dieser wandelbaren unzuverlässigen Welt. Vor etwa einem Jahre schied Dreyschock, auf den Schwingen des Ruhmes getragen, vergnügt wie ein Triumphator aus unserer Mitte, voll seliger Erinnerungen an Darmstadt und seine kunstliebenden Bewohner. Und jetzt hat er uns mit sehr herabgestimmten Gefühlen, vielleicht auf lange Zeit, Lebewohl gesagt. Am 25 Nov. wirkte er noch mit zu einem von dem Dilettanten-Verein zu wohlthätigen Zwecken veranstalteten Konzert. Ein paar Tage später, den 27. Nov., gab Fräul. Döring aus Berlin eine musikalische Abendunterhaltung im Saale des Gasthauses zum Darmstädter Hof. — Die beiden Statuen von Philipp dem Großmüthigen und Georg I., welche Hr. Hofbildhauer Scholl vor länger als Jahresfrist begonnen hat, sind nun ihrer gänzlichen Vollendung ziemlich nahe gerückt und werden der Umgebung des Residenzschlosses, wo sie aufgestellt werden sollen, gewiß zu hoher Zierde gereichen. — Die Gasbeleuchtung, die bei Ihnen so allgemein ist, namentlich in Wirthschaftslokalen und Kaufläden, hat erst seit kurzem hier Eingang gefunden, und zwar in der Restauration des Hrn. Metzger, welche jetzt Abends durch das schöne glänzende, gleichförmig verbreitete Licht wie umgewandelt scheint.

Charade.

(Zweisylbig.)

Wenn von der Ersten meine Letzte zeugt,
Dann wird daraus das Ganze,
Ihm ist gewiß ein Jeglicher geneigt,
Es strahlt im hehren Glanze.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 3. Dec. Von Sieben die Häßlichste, Lustspiel in 3 Abth., nebst einem Vorspiel in 1 Act, nach Told's Erzählung, von L. Angely. (Gastrolle) Ernst Hellwald: Hr. Härting, vom k. k. Hofburgtheater zu Wien.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 336. Donnerstag, den 5. December 1844.

Alexandra.

Novelle. Aus den „Lese-Abenden" von Heribert Rau.

(Fortsetzung.)

IX.

General Saß hatte einen beschwerlichen Weg zurückzulegen. Nur mit unendlicher Mühe konnte er auf dem unwegsamen Gebirge vordringen, um den Platz zu finden, an welchem die Tscherkessenbande durchgebrochen war. Immer höher stieg er auf, und immer gefährlicher wurden die Wege. Spione kamen und gingen, ohne sichere Berichte zu bringen, bis endlich die Nachricht einlief: der Feind habe den Weg nach Batalpaschinsk eingeschlagen. Kurze Zeit darauf fand man auch die Stelle, an welcher die feindlichen Reiter durch das Flüßchen Baba gesetzt hatten. Das niedergetretene mannshohe Gras und der frisch aufgewühlte Boden zeigten die breite Spur der zweitausend Tscherkessen. Ueber Berg und Thal, durch Moräste und Ströme, durch Schluchten und Waldungen, in der üppigsten, reichsten Natur waren sie unaufhaltsam vorgedrungen, und in Eilmärschen setzten ihnen die Russen nach. An den Feuerstätten, wo der Haufe geruht, konnte Saß berechnen, daß er ihnen immer näher komme; die zweite Nacht endlich fand er die Feuer noch brennend. Bis dahin schienen sie langsam, sorglos und ohne alle Vorsichtsmaßregeln marschirt zu seyn, um ihre Pferde für den Rückmarsch zu schonen. Dies gab den Russen ein großes Uebergewicht; denn an dem Kuban standen fünfhundert frische Kosackenpferde für sie bereit. Da hörte plötzlich nicht allein die Spur, sondern selbst jedes Anzeichen von Ruhestätten auf. Saß wurde nachdenkend, und trieb zu noch größerer Eile, die Infanterie mit den Saumrossen zurücklassend. Da der General wußte, daß die Tscherkessen nie einen Ort gleich angreifen, sondern es immer so einrichten, daß sie gegen Mitternacht in die Nähe desselben kommen, um ihre Pferde die Nacht ausruhen zu lassen, und dann bei Tagesanbruch mit einem gräßlichen Geheule über die Wohnungen herfallen, so näherte er sich dem Kuban bei Batalpaschinsk mit der äußersten Vorsicht. Wie groß aber war sein Erstaunen, als er hier erfuhr, daß die Tscherkessen ihn nur getäuscht, und, plötzlich in den Fluß reitend, spurlos verschwunden seyen, ohne daß irgend Jemand angeben konnte, wohin sie sich gewendet.

Saß ließ Halt machen, und eilt mit finsterer Stirne durch seine Colonnen, ohne einen Entschluß fassen zu können; da kamen Kosacken und brachten die Botschaft: die Tscherkessen hätten sich in gedrängten Haufen und eiligen Schrittes in der Richtung von Kislowodsk, an der Gränze der Karbardah (ungefähr dreißig Werste von Pätiporsk), sehen lassen.

Die Pferde der Russen konnten nicht mehr weiter, und sich ganz auf den Obristen Hahn verlassend, und sie nun eingeschlossen wissend, blieb dem Generale nichts weiter übrig, als die ganze Strecke bis hinauf an den Kammenoi-Most zu besetzen und abzuwarten, durch welche der vielen Schluchten sie ihren einzig möglichen Rückzug nehmen und ihm in die Hände fallen würden.

Es blieb Alles still. Den Rest des Tages war kein Schuß zu hören, und so verging auch die Nacht. Von den ausgesandten Kundschaftern kamen keine zurück. Da plötzlich sprangen in rasendem Galopp des Generals Liebling, der Kabardinerfürst Dschimbulat Atas Hukin, und der Fürst der Abadsiner, Mahomed Girai Loof, herbei. Todt stürzen ihre Pferde nieder, mit Schweiß bedeckt und wilden Blickes ziehen die Fürsten den finster staunenden General auf die Seite; — er hört — seine Augen funkeln, er wird bleich wie eine Leiche, wickelt sich den langen blonden Schnurrbart um die Finger, und schlägt sich endlich, ein Zeichen der höchsten Wuth, mit der flachen Hand auf die Lende.

„Zum Rasendwerden!" rief er aus, „so sind die Hunde, ohne sich einen Augenblick Ruhe zu gönnen, hundert Werste weiter geritten!"

„Ja!" entgegnete Atas Hukin, „und haben, da Obrist Hahn sie verfehlte, Kislowodsk überfallen und nach einem kurzen Gemetzel gänzlich geplündert und zerstört."

„Verflucht!" tobte der General. „Und die Karatschai? — Ich habe Hahn doch die Ordre geschickt, sie aufzubieten und von dem Ueberfall zu benachrichtigen!"

„Hat man unverzeihlicher Weise nicht davon in Kenntniß gesetzt. Auf ihren Feldern zerstreut, konnten sie sich nicht zeitig genug sammeln, um den Tscherkessen den Durchgang streitig zu machen, was ihnen in ihrem Lande, wo nur ein schmaler Pfad zwischen Felsen durchzieht, mit fünfzig oder hundert Mann ein Leichtes gewesen wäre!"

„Sie haben schrecklich gewüthet," ergänzte der Abadsinerfürst, „und Alles niedergemacht bis auf die Tochter des furchtbaren Ali-Gharzis, welche ihr Geliebter auf seinem Pferde davonführte."

Saß schweigt lange. Da bringt man ihm die Nachricht, daß zweihundert ihm ergebene Abachesen angekommen seyen. Bei dieser Botschaft flammt eine neue Hoffnung in ihm auf.

„Sind sie noch einzuholen?" ruft er endlich entschieden und wendet sich an seinen Liebling.

„Ihre Pferde sind übermäßig angestrengt, und müssen jetzt einen überaus beschwerlichen Weg einschlagen," entgegnete dieser. „Aber sie haben einen zu großen Vorsprung. Doch wenn sie auch nicht mehr einzuholen sind, so können wir ihnen, freilich nur mit der größten Eile, den Weg abschneiden, —" setzte er hinzu, und blickte kopfschüttelnd auf die abgematteten Rosse der Russen.

„Und wenn ich sie ganz allein mit Euch zweihundert erreiche," rief Saß, und wandte rasch sein Pferd, „ungestraft sollen sie mir nicht entkommen!" — und damit donnerte sein „Marsch!" durch die Colonnen.

(Fortsetzung folgt.)

Der deutsche Bürgerstand.

(Kein Mährchen.)

Unter diesem Titel bringt die in Darmstadt erscheinende Zeitschrift — „das Vaterland" — nachstehenden Artikel, den wir demselben entnehmen. Die genannte Zeitschrift, welche viel Treffliches enthält und anerkannte Literaten zu ihren Mitarbeitern zählt, wird auch im Jahre 1845 drei Mal in der Woche zu erscheinen fortfahren. Der Jahrgang kostet fl. 2 40 kr.

Es war einmal ein großer deutscher Kaiser, der hieß Heinrich. Unter andern Einrichtungen, welche er traf, befand sich auch die, daß er im innern Deutschlande, wo es bisher ganz an Städten fehlte, mehrere Orte mit Mauern umgeben ließ, zu deren Bevölkerung der neunte Mann vom Land in die Stadt ziehen mußte. Dadurch wurde mit der bürgerlichen Nahrung eine ganz andere Einrichtung geschaffen. Die vermehrte Sicherheit und das Zusammenwohnen von Vielen besserten Handwerk und Kunst, Wohlstand und Heiterkeit. Einer konnte vom Andern und Alle konnten von den Besten lernen; und weil Einer nicht Alles lernen und treiben kann, so ergänzten sich die einzelnen Handwerke, Künste und Hanthierungen in ihrem Thun.

In einer dieser neugegründeten Städte — oder, obgleich dies sonderbar lautet, noch wahrscheinlicher in allen, — wurde der deutsche Bürgerstand geboren. Er war ein hübscher, kräftiger Knabe, untadelig an allen Gliedern, breitschultrig und schon früh von kräftiger Stimme. Dabei ging er, als er älter geworden, in die Schule, lernte lesen, schreiben und rechnen, und als er zu den Jahren gekommen war, worin er sich für ein Geschäft entscheiden mußte, griff er nach Hammer oder Säge, Nadel oder Pfrieme, Elle oder Schaufel. Gewiß, er war ein ordentlicher Bursch, der deutsche Bürgerstand, von dem sich viel hoffen ließ.

Aber, wie ein deutscher Dichter gesagt hat und, gewissermaßen als Anwendung auf sich selbst, in seine Lebensbeschreibung schrieb: „Es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen." Auch dem deutschen Bürgerstand sollte nicht also geschehen. Vielmehr blieb er, besonders in einzelnen Abtheilungen seines Lebens, leider recht tief an der Erde.

Es könnte gar Manches davon erzählt und, wie die Gelehrten thun, in Grund, Ursache, Naturanlage, Nothwendigkeit und Zufall dabei hinabgestiegen werden; das wäre aber Alles zu weitläuftig und zu schwer für diese Geschichte. Genug, der deutsche Bürgerstand hatte, als er kaum aus den Kinderschuhen getreten war, mit mancherlei Uebeln zu kämpfen. Weniger deßhalb, daß er mit dem deutschen Ritterstand, der auf den nahgelegenen Burgen hauste, zeitweise in Unfrieden gerieth und es da regelmäßig auf beiden Seiten nicht ohne blutige Köpfe abging, als wegen der Dauer und übeln Gestaltung dieses Zustandes (man nannte ihn Faustrecht), wegen hereinbrechender innerer religiöser Zwistigkeiten (möchten diese doch stets ferne von uns seyn!) und wegen mannichfachen sonstigen inneren Streits. Zehrte dieses das Mark und den Nerv des deutschen Bürgerstandes auch nicht gerade auf, so schädigte es doch Vieles. An Manchem davon hatte der deutsche Bürgerstand selbst die Schuld, an Anderm Andere, wie es denn überhaupt so in der Welt zu gehen pflegt. Jeder soll vorwärts und Jeder will vorwärts, und am Ende haben nicht nur Dritte (Personen und Umstände), sondern auch seine eigene Person — Unverstand, Trägheit, Unachtsamkeit oder noch Schlimmeres — ihn am Vorwärtskommen gehindert.

Indessen soll doch daraufhin sich Niemand unterstehen, dem deutschen Bürgerstande eigentlich Uebels nachzusagen. Nein, der deutsche Bürgerstand zeigte oftmals kluge Einsicht und festen Willen. Als er älter wurde und von Außen immer steigendere Bedrängniß litt, auch er einsah, daß es nicht gelte, immer daheim zu sitzen hinter den Mauern, auf das sich nur allzu leichtlich reimt versauern, dachte er an festes Zusammenhalten gegen feindlichen Angriff, an Schifffahrt und Handel, an Meer und weitentlegenes Land. Er schrieb schwäbischen Bund und Städtebund am Rhein in seine Fahnen, gründete die Hansa, zog als Handelsmann nach Rußland und übte im fernen Morgenlande schöne Thaten der Menschlichkeit. Ei, es war sehr hübsch anzusehen, wie der deutsche Bürgerstand, halb als Reisiger angethan, seinen nicht nur ihm, sondern auch dem gemeinen Besten nutzbringenden Geschäften nachging, sinnvoll und klug, aber auch rüstig und schlagfertig, wie es gerade Zeit und Gelegenheit nothwendig machten!

Nicht weniger förderte der deutsche Bürgerstand zu Hause manch' löbliches Werk. Er malte oder ließ malen, baute oder ließ bauen; sein sinnender Fleiß führte zu wichtigen Entdeckungen. Wenn er in der Zunftstube saß, trank er nicht bloß, lernte oder lehrte Handwerksvortheile, sondern übte sich auch im feinen und zierlichen Gebrauch seiner lieben Muttersprache und kümmerte sich um die öffentlichen Angelegenheiten.

Auch nahmen diese öffentlichen Angelegenheiten für den deutschen Bürgerstand einen im Ganzen günstigen Verlauf. Wo er sich nicht selbst seine Obrigkeiten setzte, wie in den deutschen Reichsstädten, sondern wo Fürsten die höchste Macht übten, hatte er regelmäßig ein Wort bei den zu treffenden Einrichtungen mitzusprechen. Er saß neben dem Stand der Adeligen und dem Stand der Geistlichen auf den Landtagen. Kurz, der deutsche Bürgerstand war zugleich Staatsmann geworden.

Schwere Jahre gingen auch an dem deutschen Bürgerstande vorüber! Hungerjahre und Krieg, Pestilenz und theuere

Zeit! Er blutete mit seinen Kindern auf den Schlachtfeldern. Ach, wäre es nur immer — und wenn auch nicht immer sieghaft — blos gegen den äußern Feind gewesen! Aber so zerfleischte sich der deutsche Bürgerstand in seinen eigenen Eingeweiden. Dabei blieb er da und dort zurück, weniger im Fleiß, als im Erfolg, weniger im Geschick — als im Glück. Längst zerstob nicht nur die Hansa, sondern auch der Geist, der sie trug, und noch mehr ihr herrlicher Erfolg. Die deutsche Schifffahrt aber ist etwas ganz Anderes als diese Geschichte, nämlich wirklich ein Mährchen geworden.

Ja, es thut noth, daß der deutsche Bürgerstand (der ja, wie man zu sagen pflegt, noch in seinen besten Mannesjahren steht) sich tüchtig rühre und, was die Zeit von ihm verlangt, wohl begreife. Einsicht, Kraft, Muth, Liebe zur Freiheit, Fleiß, Thätigkeit und Einfachheit, vaterländischer, gesetzlicher Sinn und kräftiges Zusammenhalten in Haus und Gemeinde, waren die himmlischen Zeichen, unter welchen der deutsche Bürgerstand seine irdische Wallfahrt begann. Sie machten ihn glücklich und achtbar, und selbst wenn das Glück zeitweise sich von ihm abwandte, wären sie hinlänglich gewesen, ihm sein Selbstgefühl und seine Würde zu erhalten.

Der deutsche Bürgerstand lebt nun nicht mehr bloß in den Städten, sondern, wie seine Beschäftigungen, ist auch sein Begriff allgemeiner geworden und deutscher Bürgerstand ist überall, wo deutscher Sinn und deutsche Bildung, wo vor dem Gesetze gleich berechtigte Staatsbürgerschaft herrscht.

Möge er grünen und gedeihen, der deutsche Bürgerstand!

Abschwörungsurkunde Galiläi's.

Es ist die Richtigkeit des historischen Factums bezweifelt worden, daß Galiläi die Lehre: die Erde drehe sich um die Sonne, als ketzerisch habe abschwören müssen. Wahr ist es allerdings, daß in unsern Geschichtsbüchern nur allzu viele Fabeln als unumstößliche Thatsachen berichtet werden; aber gerade die Abschwörung Galiläi's gehört nicht zu den Erdichtungen; sie fand feierlich am 22. Juni 1633 statt, und wir besitzen sogar noch die Abschwörungsurkunde. Dieselbe lautet (wie sie uns der gelehrte Jesuit Niccolini im neunten Buche seines Almagest mittheilt) wörtlich folgendermaßen:

„Ich Galiläus Galiläi, Sohn von weiland Vinzenz Galiläi von Florenz, alt siebenzig Jahre, habe mich persönlich vor Gericht gestellt und beuge meine Knie vor den ehrwürdigen Vätern General-Inquisitoren. Indem ich vor Augen habe das heilige Evangelium, welches ich mit meinen Händen berühre, so schwöre ich, immer geglaubt zu haben, jetzt zu glauben und auch mit Gottes Hülfe in Zukunft alles Das zu glauben, was die heilige apostolische Kirche für wahr erkennt und lehrt.

„Nachdem mir von der heiligen Inquisition befohlen war, die falsche Lehre: daß die Sonne der Mittelpunkt der Welt wäre und still stehe, und daß die Erde nicht der Mittelpunkt der Welt sey und bewegt werde, weder zu glauben, noch zu vertheidigen, noch auf irgend eine Weise weder mündlich noch schriftlich zu lehren; und nachdem mir gesagt war, daß diese Lehre gegen die heilige Schrift sey: so habe ich doch nicht allein ein Buch geschrieben, sondern es auch drucken lassen, in welchem ich diese verdammte Lehre vortrage, und Gründe mit großer Stärke zu Gunsten derselben vorbringe, ohne eine Entscheidung hinzuzuthun. Ich bin deswegen der Ketzerei für verdächtig erklärt, als wenn ich dafür hielte und glaubte, daß die Sonne unbeweglich im Mittelpunkt der Welt stehe, und daß die Erde nicht der Mittelpunkt der Welt sey und bewegt werde.

„Um nun Ew. Ehrwürden und einem jeden katholischen Christen den mit Recht gegen mich gefaßten Verdacht zu benehmen: so schwöre ich mit reinem Herzen und unverstelltem Glauben, und verfluche die oben genannten Irrthümer und Ketzereien, und überhaupt jeden andern Irrthum und jede Meinung, welche gegen die Lehre der Kirche ist. Zugleich schwöre ich, in Zukunft nie etwas mündlich oder schriftlich zu sagen, wegen dessen man mich in einem gleichen Verdacht haben könnte, sondern ich will, wenn ich irgendwo Ketzerei finde oder vermuthe, es gleich dem heiligen Gerichte anzeigen oder dem Inquisitor, der an dem Orte ist, wo ich mich aufhalten werde. Ueberdem schwöre ich, alle Pönitenzen, welche mir von dem heiligen Gericht aufgelegt sind oder noch aufgelegt werden, zu erfüllen.

„Sollte es sich aber zutragen, daß ich etwas thun sollte, welches meinem Eide und Versprechen entgegen wäre (welches Gott verhüte), so unterwerfe ich mich allen Strafen, welche von den heiligen Gerichtshöfen über solche Verbrecher (delinquentes) verfügt werden. So wahr mir Gott helfe und sein heiliges Evangelium, welches ich mit den Händen berühre.

„Ich Galiläus Galiläi habe dieses abgeschworen, geschworen, verheißen und versprochen, und habe zur Beglaubigung die gegenwärtige Urkunde eigenhändig unterschrieben und von Wort zu Wort wiederholt.

„So geschehen zu Rom, den 22. Juni 1633.

„Ich Galiläus Galiläi
habe dieses abgeschworen. Mppria."

(Speyr. Ztg.)

Mannichfaltigkeiten.

(London.) Das Haymarkettheater hat zuletzt mit einer Travestie der Norma Furore gemacht, worin alle Männerpartien von Frauen und alle Frauenpartien von Männern gesungen wurden. Dieselbe wurde mehrere Monate hinter einander fast jeden Abend gegeben. Jetzt ist diese Bühne geschlossen. Die noch spielenden kleinen Theater bieten kein besonderes Interesse dar. Mehrere derselben, als das Theater Royal, Liceum, das Strandtheater, geben seit Monden jeden Abend nichts Anderes als die Posse „Martin Chuzzlewit", füllen aber damit ihre Kasse. Den größten Zulauf haben jedoch die bestialischen Künstler des Löwenkönigs Hrn. Carter in Astleys Royal-Amphitheater. Nichts gleicht dem Beifallklatschen des dortigen Publikums, untermischt mit dem erschütternden Dankgeheul der Löwen, Tiger, Panther und anderer Tonkünstler der afrikanischen Wälder. Auch der kleine General Tom Thumb in der Egyptian Hall, eine wichtige Person, obgleich sie mit Haut und Haar nur fünfzehn Pfund schwer ist, küßt noch immer die englischen Damen, und daß er sich dafür von den Ehemännern six pence (18 Kreuzer) bezahlen läßt, ist wahrhaft großartig an dem kleinen Zwerge.

Es liegt uns das im Frühjahr d. J. in mehreren deutschen Zeitschriften schon im voraus besprochene „Erbauungsbuch für christliche Dienstboten, herausgegeben von G. Biel und C. Gräf (Gießen bei Heyer)," zur Beurtheilung vor. Mit Ueberzeugung stimmen wir dem in Breitenbauch's landwirthschaftlicher Zeitschrift (II. Band 1. Heft) gefällten Urtheile bei, daß „dieses in einem so kindlich frommen Geiste, in einem so reinen als schlicht faßlichen Style, in einer so gemüthlich anziehenden Form geschriebene Buch seinem Zwecke vollkommen entsprechen und die Erbauung der Dienstboten in dem ausgedehntesten Sinne der Verfasser gewiß bewirken wird." Wir wünschen zugleich, daß die Dienstherrschaften für die Anschaffung des Buches Sorge tragen möchten, denn den Dienstboten kann man dieses bei ihrem meist spärlichen Lohne nicht wohl zumuthen. Das Buch empfiehlt sich als passendes Weihnachtsgeschenk, und dürfte in gleichem Grade die Aufmerksamkeit der Vereine zur Hebung der untern Volksklassen verdienen.

(Zahl der Briefe in England.) Aus Berichten des Parlaments und andern Quellen erfahren wir, daß in den letzten sechs Monaten vor dem 5. Dezbr. 1839, an welchem Tage das Vierpence-Porto eingeführt wurde, die Zahl aller Briefe in Großbritannien ungefähr 37,500,000 betrug, die Freibriefe mit eingerechnet. In demselben Zeitraum im Jahre 1842 war die Zahl aller frankirten, unfrankirten und gestempelten Briefe auf 103,500,000 gestiegen. Von diesen hatten sich die von London abgeschickten um 70 Prozent, die in London abgegebenen um ungefähr 65, und die durch London gehenden, deren Anzahl früher wegen des Aufenthalts auf dem Postamte der Hauptstadt höchst unbedeutend war, um beinahe 200 Prozent vermehrt. Diese ungeheure Vermehrung ist der größern Schnelligkeit der täglichen Posten und der häufigern Beförderung durch die Eisenbahnen zuzuschreiben. In den ersten sechs Monaten dieses Jahres berechnete man die Zahl der Briefe auf 220,000,000 per Jahr, — mehr als das Dreifache zur Zeit des frühern Briefporto's, Freibriefe und amtliche Korrespondenz mit eingerechnet.

(Neuenburg.) Eine in Chaux de Fonds vorgefallene tragische Geschichte erregt viel Aufsehen: man erzählt dieselbe folgendermaßen. Der Statthalter vom Ort erhielt von einem Hrn. Droz die Anzeige, daß sich ein Mann auf seinem Estrich erhängt habe, mit dem Gesuch um einen amtlichen Augenschein und um Fortschaffung des Leichnams; zugleich bat er aber, die Sache bis nach Vornahme der Amtshandlung geheim zu halten, damit sein Haus nicht von der neugierigen Menge bestürmt werde. In Entsprechung der Bitte verfügte sich der Statthalter mit Waibel und Schreiber bald darauf in das bezeichnete Gebäude; aber wie groß war sein Erstaunen, als er in dem Erhenkten den Anzeiger Droz selbst erkannte, dessen Leiche noch warm war. Die Frau des Unglücklichen vernahm das Gräßliche erst durch die Mittheilung der Behörde.

Die allgemeine Schulzeitung in Darmstadt enthielt in Nro. 185 ein Sendschreiben christlicher Liebe an alle Wohnstätten des deutschen Vaterlandes, welches dahin abzielt, die in den letzteren Jahren aufgekommene schöne Sitte, den Kindern armer Aeltern am Weihnachtsabend ein Christbäumlein zu schmücken, erneuert zu empfehlen. Die genannte Aufforderung ist in einer Weise abgefaßt, welche nicht verfehlen wird, christliche und kinderfreundliche Herzen zu besagtem Zweck zu erwärmen und zur Ausführung der hier wiederum angeregten Idee zu ermuthigen.

Am vergangenen Sonntag, den 24. November, wurde in einem Wirthshause zu Leinburg, bayer. Landgerichts Altdorf, Tanzmusik gehalten, welche, wie gewöhnlich, bis an den andern Morgen währte, und beinahe ein Menschenleben gekostet hätte, denn Montags Morgens zwischen 4 und 5 Uhr wurde in einem Raufhandel, außer einigen andern Personen, der Müllermeister B. durch acht Messerstiche in den Kopf und Unterleib so schwer verwundet, daß in den ersten Tagen die Aerzte an seinem Aufkommen zweifelten.

Litteratur.

Zwei Predigten über die Lehre vom Messias, gehalten von dem Landrabbiner Dr. Herzfeld (in Braunschweig) und von Freunden dem Drucke übergeben. Braunschweig bei Friedrich Vieweg und Sohn.

Wir fühlen uns gedrungen, auf diese trefflichen Reden aufmerksam zu machen. Sie enthalten nur einfache Worte, wirken aber um so eindringlicher und erfrischender. — Der Verfasser, welcher sich zu einem gemäßigten Fortschritte bekennt, bespricht seinen Gegenstand mit großer Schärfe und entschiedener Freisinnigkeit. Christliche Leser finden hier Gelegenheit, die Auffassung der Messiaslehre im heutigen Judenthume kennen zu lernen. Als Beispiel diene folgende Stelle: „Auf welche Weise wird Gott dieses Messiasreich herbeiführen? Ich antworte: Vermittelst des Judenthums. Viele der großen Lehren, zu welcher sich einst alle Völker bekennen werden, hat Israel selbst durch sein stilles Beispiel den Völkern überbracht, viele andere derselben hat es durch seine beiden großen Tochterreligionen den Völkern zugeführt. Die Religion, unter deren Anhängern wir leben, hat ein Drittel der Erde belebt und gesättigt und sie fährt fort, und wir wünschen es, daß sie fortfahre, Lehren des Heils zu tragen zu den fernsten Küsten. In andern Zonen hat eine andere Religion die Lehre von der Einheit Gottes, die Gerechtigkeit, die Mäßigkeit, den Glauben an ein Jenseits verbreitet; sie sey gesegnet in diesen Erfolgen! Wer war der Stifter der ersten dieser beiden Religionen? Ein Jude. Und woher hat er seine Lehren genommen? Aus dem Judenthum. Geht in die Kirchen, welches Lehrbuch findet ihr dort aufgeschlagen? Unsere Bibel. Und wer hat die Schriften geschrieben, welche jene für sich haben? Juden haben sie geschrieben; jüdischer Geist durchweht sie vom Anfang bis zu Ende, Israel ist auch ihr Losungswort. Und jene zweite Weltreligion, verehrt sie nicht unsern Moses als einen der ersten Propheten? Und wer war ihr Stifter? Der Schüler eines Juden, und seine ersten Lehren — sind Umschreibungen unserer heiligen Schrift rc. rc." Dr. J. L.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 4. Dec. (Auf allgemeines Verlangen): Vorstellung der fünf englischen Tänzer und Gymnastiker vom Coventgarden- und Druryplane-Theater in London, Herren Smith, Kemp, Taylor, Hollyoak und Chapmann. Hierzu: Ursprung des Korbgebens, dramatische Kleinigkeit in 1 Act, von L. Feldmann; und: Der Sohn auf Reisen, Lustspiel in 2 Abth., von Feldmann. Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. L. Heller; — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 337. Freitag, den 6. December 1844.

Alexandra.

Novelle. Aus den „Lese-Abenden" von Heribert Rau.

(Fortsetzung.)

X.

Während nun die Russen auf ihrem Eilmarsche fast das Unmögliche leisteten, und schon gegen fünf Uhr Morgens eine Schlucht erreichten, welche die Tscherkessen passiren mußten, zogen die Letzteren, ihrer Sicherheit gewiß, ruhig der Heimath zu.

An ihrer Spitze ritt Ali-Charzis, der, noch schwach von seinen Wunden, sich dennoch nicht hatte wehren lassen, mitzuziehen; ihm zum Seite befand sich Moktschebki, überglücklich die Arme um den zarten Leib seiner Alexandra schlingend, welche vor ihm auf dem Pferde saß. Mit Lebensgefahr hatte sie sich der Jüngling wieder erkämpft; mit unendlicher, feuriger Liebe lohnte die Fürstentochter die Tapferkeit ihres Geliebten. Die Glücklichen hatten die Welt vergessen. Auge in Auge blickten sie sich schweigend an; aber ihre Blicke waren eine Sprache des Lichtes, deren Worte nur Entzückungen bildeten.

So zogen sie hin, und malten sich selig die Zukunft aus, die sie nun vereint durchleben sollten; denn Moktschebki hatte sein Wort gehalten. Tapfer für Tscherkessiens Freiheit und Unabhängigkeit kämpfend, waren seine Verdienste durch die Erwählung zum Anführer gekrönt worden, und nun war er, als des schönsten Lohnes, der Hand seiner Alexandra gewiß. Nicht kümmerte sie der träge Schritt ihres Rosses, nicht der rauhe Pfad, der immer steiler und unwegsamer wurde, nicht die Nacht, die sie überraschte und alle Gefahren erhöhte, und deren Dunkel die müden Reiter und Thiere umsonst so gastlich zum Schlummer aufforderte; unaufhaltsam ging es vorwärts, denn jeden Augenblick konnten die Feinde ihnen im Rücken erscheinen; aber alle die Mühen wurden die Liebenden nicht gewahr, denn die Außenwelt existirte für sie nicht mehr — sie waren sich genug.

So brach der Morgen an; es dämmerte bereits, und Alexandra hatte ihr Haupt halb schlummernd auf die Schulter ihres Freundes gelegt; da stieß plötzlich einer der Anführer einen grellen Schrei aus, und die ganze Masse blieb, wie von einem Zauber gebannt, unbeweglich stehen. Man war der Russen ansichtig geworden. Den Tscherkessen blieb keine Wahl, hier galt es, sein Leben so theuer als möglich zu erkaufen, denn an eine Rettung war kaum zu denken. Aber die Söhne der Freiheit verzagten nicht; für ihr Vaterland und im Kampfe mit ihren Todfeinden zu sterben, war ihnen eine heilige Lust. Moktschebki würde zu jeder Zeit die Gefühle seiner Freunde getheilt haben; aber jetzt, — in dem Augenblicke, in welchem er der Erfüllung seiner höchsten Wünsche so nahe — jetzt, wo er des Besitzes seiner Alexandra gewiß war, durchzuckte ihn ein bitteres schmerzliches Gefühl. Finster blickte er auf das Mädchen, das eben noch so sanft auf seiner Schulter geruht hatte; aber sein Auge fiel auf kein weinendes Kind, — er sah auf eine hochherzige Jungfrau, die im Momente der Gefahr die Schwäche des Weibes, voll heldenmüthiger Gefühle glühend, abgestreift. Zärtlich, aber strahlenden Auges faßte sie Moktschebki's Hand und sprach:

„Hier gilt es furchtbaren Ernst, und kaum wird es Einem von uns Allen gelingen, sich durchzuschlagen. Aber bange nicht für mich; ich bin die Tochter des gefürchteten Ali-Charzis, und werde seiner würdig zu sterben wissen."

„Noch sind wir nicht verloren," tröstete der Jüngling, „und ich will Dich schützen, bis . . ."

„Nicht doch," entgegnete Alexandra. „Laß uns kämpfen, nicht für uns, sondern für das Vaterland, laß uns der gehaßten Feinde so viele tödten, als möglich ist. Der Tod kann unsere Liebe nicht trennen; aber damit wir vereinigt bleiben, so laß uns gegenseitig versprechen, daß Keines das Andere überleben will."

„Es sey!" rief Moktschebki, von dem Muthe seiner Geliebten begeistert, „wer von uns das Andere fallen sieht, der folgt ihm freiwillig nach!" —

„Und Ihr sterbt als Gatten, denn meine Hand hat Euch gesegnet," fügte der graue Fürst hinzu, und legte seine Hände auf die Häupter seiner Kinder, die sich noch ein Mal fest umschlangen. Da fiel der erste Schuß. Die Liebenden rissen sich los und stürzten rasch in das Gewühl.

Unterdessen hatte ein heißer Kampf begonnen; denn kaum bemerkten die Russen die Feinde auf dem ihrem Hinterhalte gegenüber liegenden mit Schnee bedeckten Gipfel des Berges sich in einem langen schwarzen Streifen gleich einer Schlange herabwindend, als Jeder zu seinem Pferde kroch, den Sattelgurt, ohne sich aufzurichten, festschnallte, sein Feuergewehr besichtigte, und versuchte, ob der scharf geschliffene Säbel und der spitze Dolch leicht aus der Scheide gehe.

General Saß musterte mit schnellem Blick seine kleine Macht; denn von den achthundert berittenen Kosacken waren

nur die Hälfte, von der Infanterie nur sechzig Mann, und von sechs Kanonen nur eine einzige ihm nachgekommen. Diese Truppen sollten nun, vereinigt mit den, den Russen ergebenen Abachesen, den bei weitem stärkeren Feind angreifen. Aber was an Stärke der Mannschaft abging, ersetzte reichlich eine vorzügliche Stellung.

Noch ehe die überraschten Tscherkessen einen Entschluß gefaßt, hatte Saß schon Folgendes befohlen: Hundert Kosacken unter dem gerusinischen Fürsten Mainuika Orbalian mit den zweihundert russischen Abachesen sollten längs der Schlucht rechts, der Obrist Roth mit zweihundert anderen Kosacken dieselbe links vorrennen, während der General mit der Kanone, den übrigen Kosacken, jeder einen Infanteristen hinter sich auf dem Pferde, dem Feinde gerade entgegen gehen wollte. — mit verhängtem Zügel sprengte Jeder nach der angewiesenen Richtung.

Es war ein überaus schöner, aber furchtbarer Anblick, als so mit einem Male die Tscherkessen umzingelt wurden, und von allen Seiten ein mörderisches Feuer begann. Die ersten Linien der feindlichen Massen trafen aufeinander. Staubwolken und Pulverdampf wirbelten in die Höhe und verdeckten auf wenige Minuten das ganze Bild. Allmählig hellte sich die ganze Schlucht wieder auf, die Tscherkessen waren von den Pferden gestiegen und empfingen die Russen, ein Knie auf der Erde, die Flinten auf Gabeln gelegt. Da werfen auch die Russen sich von ihren Thieren, und das Schießen wird allgemein.

Die Kosacken brausen wie ein Gewitter den Abhang herunter und fallen den Tscherkessen von beiden Seiten in die Flanken. Rechts heben sich steile Felsen, hoch in die Lüfte gethürmt, links drohen die hohen Ufer des Kassaut, welcher, in der sich immer mehr verengenden Schlucht, sich seinen Felsenweg bahnt; und im Hintergrund dieses furchtbar erhabenen Bildes hebt sich der über Alles hervorragende Elbrus mit seinem eisgrauen Haupte.

Saß hatte sich unterdeß einer Erhöhung zur Linken bemächtigt, die Kanone aufgepflanzt, und hinderte durch Kartätschenschüsse die hinteren Reihen der Tscherkessen, ihre kämpfenden Brüder thätig zu unterstützen; während unterhalb der Kanone eine Tirailleurkette den Feind in die Flanke nimmt. Sie bietet dem Auge Dessen, der diese Art Kriegführung nicht kennt, ein sonderbares Schauspiel dar. Ungefähr vierzig Paar Kosacken stehen gegen eine gleiche Anzahl Tscherkessen — für mehr ist in der schmalen Schlucht nicht Raum. Nach jeder Salve werfen sich beide Theile in das hohe Gras, laden ihre Gewehre, indem sie zugleich sich vorwärts schieben, und wieder aufspringend, befinden sie sich nicht weiter von einander, als höchstens dreißig Schritte. Statt dann sogleich loszuschießen, legt blos jeder auf seinen Gegenmann an und sucht ihn zum ersten Schuß zu verleiten. So vergeht ungefähr eine halbe Minute. Beide Linien feuern dann zu gleicher Zeit los; die Getroffenen stürzen, und mit einem elektrisirenden „Hurrah" werfen sich die Feinde auf einander. Der schwächere Theil muß weichen, und wiederum fällt Alles in das Gras. —

(Schluß folgt.)

Eine Nacht auf einer Fichte.

In dem eben bei Teubner in Leipzig erschienenen sehr interessanten „Taschenbuche für Jagdfreunde" von Otto von Corvin erzählt Hr. v. Br — d vom Generalstabe in Illyrien bei der Schilderung der verschiedenen Jagden in diesem Lande auch folgendes Abenteuer: Der Wildmeister Neumann in Moisters fand, als er die Förnealp besteigen wollte, zwei junge Bären, die sich, sobald sie ihn ansichtig wurden, auf eine Fichte flüchteten. Da er vermuthete, daß die alte Bärin auf Raub ausgegangen sey, und der Baum gut zu ersteigen war, so beschloß er ohne Zögern, die günstige Zeit zu benützen, um beide junge Bären zu fangen. Er hatte so eben die Fichte mit einiger Mühe erklettert und verschnaufte etwas, als die alte Bärin angetrabt kam, auf den Baum zueilte und sich anschickte, ihn zu ersteigen, als sie den ungebetenen Gast oben bei ihren Jungen sah, und einen Augenblick stutzte. Neuman fand seine Situation gar nicht behaglich, allein er war ein beherzter Mann und sein Entschluß schnell gefaßt. Er stieg auf den untersten Ast hinab, um seinen Hirschfänger besser gebrauchen zu können. Sein geladenes Gewehr hatte er leider unten an dem Baume stehen lassen, um leichter klettern zu können. Die Bärin kletterte jetzt in aller Eile zu ihm empor. Als sie mit der Brante (dem Fuße) nach ihm langen wollte, hieb er ihr dieselbe mit einem kräftigen Hiebe ab. Die Bärin glitt am Stamm etwas hinunter, kam aber bald doppelt wüthend zurück und drohete, den Jäger mit dem Rachen zu fassen. Als sie diesen mit gräßlichem Zähnefletschen aufsperrte, stieß ihr Neumann kaltblütig den Hirschfänger hinein; da fiel sie vom Stamme hinunter und blieb am Fuße desselben mehrere Minuten bewußtlos liegen. Zum Schrecken des Jägers erholte sie sich aber bald wieder und sie schickte sich an, von neuem hinaufzuklettern, doch vermochte sie es nicht. Dagegen blieb sie aufgerichtet am Stamme stehen. In dieser Stellung verharrte sie mehrere Stunden, worauf sie sich am Baume niederlegte. — Der Abend kam und das Thier unten wich und wankte nicht, der auf dem Aste reitende Bärenfänger verwünschte seinen Einfall, denn seine Lage mitten zwischen Bären war nichts weniger als behaglich. Zwar war er da oben ziemlich sicher, da er von den Jungen nicht viel zu fürchten hatte und die Alte außer Stande zu seyn schien, ihn anzugreifen; aber die Aussicht, die Nacht in so unbequemer Stellung auf dem Baume verbringen zu müssen, war um so unangenehmer, als sich Hunger und Durst einstellten und der Himmel anfing, sich dicht zu umwölken. Es wurde bald so finster, daß der Wildmeister unten an der Erde nichts mehr unterscheiden konnte, aber einzelne brummende Töne, die er vernahm, verriethen ihm, daß seine grimmige Schildwache noch immer auf ihrem Posten war.

Mit jeder Minute wurde seine Lage unerträglicher, da nun auch die kleinen Bestien anfingen, mobil zu werden; aber seine donnernde Stimme und der Hirschfänger brachten sie bald wieder zur Ruhe. Der Wind erhob sich nun, es fielen einzelne Tropfen, das Wetter leuchtete und in der Ferne rollte der Donner. Mit großer Aufmerksamkeit lauschte der Jäger nach unten, in der Hoffnung, keinen Laut mehr zu hören; aber beim Scheine eines Blitzes entdeckte er, daß die Bärin noch immer da war und unverwandt nach ihm hinaufsah. So

verging die Nacht unter Seufzen und Stöhnen des armen Wildmeisters, der sich auf seinem unbequemen Sitze drehete und wendete, und dessen einziger Zeitvertreib in der langen Gewitternacht darin bestand, die jungen Bären im Zaume zu halten, denen das Nachtquartier auch keineswegs zu gefallen schien.

Endlich nach einer endlos scheinenden Nacht dämmerte es im Osten und Neumann faßte den Entschluß, lieber mit der furchtbaren Schildwache den Kampf auf Leben und Tod zu wagen, als länger sitzen zu bleiben. Während er sich die Sache noch überlegte, hörte er in der Ferne menschliche Stimmen, aber sie zogen in ziemlicher Entfernung von ihm hin, und als er hinabblickte, saß die Bärin noch immer da, und schaute mit grimmigen Blicken nach oben. Nach einiger Zeit hörte der Unglückliche seinen Namen rufen; seine Freunde erschienen, um ihn zu suchen. Die Bärin richtete sich alsbald mit aufgesperrtem Rachen gegen die Ankommenden auf, wurde aber sofort glücklich niedergeschossen. Der befreite Wildmeister stieg nun herunter, vergaß aber nicht, die beiden jungen Bären mit sich zu nehmen.

Mannichfaltigkeiten.

Das neue, nach dem Französischen bearbeitete Lustspiel: „Er muß auf's Land" (Le mari à la campagne) — hat auf mehreren deutschen Bühnen, besonders wegen seiner zeitgemäßen Tendenz, großen Beifall gefunden. Auch in Berlin wird es gegenwärtig einstudirt und zwar nach der Bearbeitung von Friedrich. — Das Lustspiel von Frühauf: „Der Encyclopädist", hat auf der Berliner Hofbühne sehr angesprochen und ist bereits zum fünften Male gegeben worden. Der bekannte Komiker L. Schneider excellirt in der Titelrolle. — Die deutsche Theaterzeitung von Koffka bringt in Nro. 45 einen langen Bericht über Berliner Theaterintriguen und eine Schutzrede für den Intendanten von Küstner. Es heißt darin: Die königlichen Schauspieler in Berlin scheinen so eben Kabale ohne Liebe ein- und auszuüben, keine simple Theater-Kabale gegen diese Sängerin oder jenen Schauspieler, nein, eine Kabale im großen, im vornehmen Style gegen das Oberhaupt, das man zu stürzen sich vorgesetzt hat. So sieht es wenigstens aus, wenn man hört oder gar liest, es würden Unterschriften gesammelt zur Eingabe an den König, um Se. Maj. dahin zu bewegen, den General-Intendanten der Hofbühne zu verabschieden. Passiren nun schon so viele Verschwörungen auf der Bühne nicht die Censur, sogar in Frankreich, wo „Eine Verschwörung unter der Regentschaft", von Dumas, noch immer unter dem Bann der Pariser Theater-Censur schmachtet, um wie viel weniger wird eine Bühnenverschwörung im Leben geduldet werden, und, wie gesagt, die ganze Geschichte von dieser Eingabe wird weiter nichts seyn, als ein hirnkrankes Intriguen-Gewebe unnützer Köpfe, die, ohne daß sie es selbst wissen, vielleicht nur die Werkzeuge Anderer sind. Werfen wir einen tiefern Blick in den Winkel solcher Kabale, so erforschen wir einen Grund, aus dem sich die Angriffe, von denen Hr. v. Küstner bald hier, bald dort verfolgt wird, hinlänglich erklären. Dieser Grund ist: Hr. v. Küstner ist erstens kein geborner Aristokrat und zweitens mehr praktischer General-Direktor als Hofmann. Ja, die Aristokratie hatte sich daran gewöhnt, die General-Intendantur der königlichen Schauspiele als eine ihr zukommende Sinecure zu betrachten, und es erscheint ihr wie ein Eingriff in ihre vermeinten Rechte, daß ein bloß durch sein Verdienst Geadelter den Geburtsadeligen vorgezogen werde. Schon ein Mal hat der König Hrn. v. Küstner gegen alle Anfechtungen in Schutz genommen und wiederholt bestätigt, daß er, gerade wie der vorhergehende Intendant, oberster Vorstand der königlichen Schauspiele und Oper verbleibe." Ueberall Theater-Kabalen, und man möchte wohl glauben, daß ohne solche ein Theater gar nicht existiren könne. Direktoren und Intendanten sind überall schlimm daran, und wie sie es auch anfangen, sie werden es Allen nie recht machen.

Im Londoner Lyceumtheater macht jetzt die Posse: „Ein Ausflug nach Kissingen", Glück. Ein französischer Glücksritter und dessen abenteuernde Frau, dann ein Londoner Stadtkind (cockney) mit seinem Onkel, der als deus ex machina eingreift, spielen die Hauptrollen, und der Schauplatz ist der Ragotzi-Pavillon in Kissingen. Der Knoten wird dadurch geschürzt, daß der Londoner, welcher daheim für ein politisches Blatt korrespondirt, in den Verdacht geräth, Nachtheiliges über die Regierung des Landes, worin der Badeort liegt, an sein Journal berichtet zu haben.

(Die Chemie als Lehrerin der Agricultur in England.) In Edinburg hat sich ein Verein von Gutsbesitzern und Landwirthen gebildet, welcher sich die Förderung der Landwirthschaft durch Anwendung der Resultate von Liebigs chemischen Untersuchungen zur Aufgabe gestellt hat. Der Betrag der Subscriptionen belief sich bald auf 645 Pfund Sterling (7 bis 8000 fl.) jährlich. Bei der zweiten öffentlichen Sitzung dieses Vereins war das Hauptgeschäft die Wahl eines Chemikers, der auf Verlangen der Unterzeichner gegen eine kleine Vergütung Analysen des Bodens und der verschiedenen Dungsubstanzen zu machen gehalten seyn und außerdem mit Rath und That zur Hand gehen soll. Jene Wahl fiel auf den Professor Johnson von der Universität zu Durham, bekannt durch seine Vorlesungen über landwirthschaftliche Chemie. (Aus Mussels Wochenblatt.)

Der Kölner Zeitung meldet man als Curiosität aus Dresden, daß vor kurzem die Liste der dort Getrauten einen Kellner, Hrn. v. Z..., und als seine Braut, nunmehrige Gattin, eine Nachtwächterstochter nachwies.

Se. Maj. der König von Baiern hat befohlen, daß die bereits früher erlassenen Instruktionen wegen Besuchs der Gefangenen durch die Geistlichkeit ihrer Konfessionen zur Vornahme religiöser Uebungen, dann wegen Beschäftigung der Civilsträflinge und der in Untersuchung befindlichen Gefangenen den betreffenden Behörden zum genauen und beharrlichen Vollzug neuerdings eingeschärft werden sollen.

(Berlin, 28. Nov.) Es wird den Rheinländern nicht uninteressant seyn, zu vernehmen, daß sich hier eine Gesellschaft zur Begehung des Carnevals nach kölnischer Art gebildet hat, an welche sich namentlich viele Künstler, poetische wie mi-

mische, angeschlossen haben. Ein hiesiger praktischer Arzt, aus Köln gebürtig, steht an der Spitze der Gesellschaft, die am nächsten Sonnabend eine vorberathende Versammlung halten wird. So begegnen sich bei uns Scherz und Ernst in unmittelbarer Nähe, und bei dem Geiste der Berliner ist zu erwarten, daß sich die Zeitfragen und Zeitverhältnisse auf eine sehr sarkastische Besprechung und Behandlung durch die Narren des Carnevals gefaßt machen können.

In Baiern ist der Verkauf der Schwefelsäure denselben Beschränkungen unterworfen, wie der Verkauf anderer Gifte.

Frankfurter Theater.

Der Apotheker und der Doktor, komische Oper in 2 Acten, von Dittersdorf.

Für die neue Einstudierung dieser sowohl durch ihr Sujet, als auch durch ihre treffliche Musik ausgezeichneten Oper sind wir der Direktion zu Dank verpflichtet und wurde dadurch den Theaterfreunden ein erheiternder Kunstgenuß bereitet. Der Componist Dittersdorf, geboren 1739 und gestorben 1799 — war nicht nur einer der beliebtesten und gefeiertsten Tonsetzer seiner Zeit, sondern hat auch einen Namen erlangt und Werke geschaffen, welche dauernd verbleiben werden. Er gehört zu den ersten humoristischen Tondichtern. Seine Productionen sind der unversiegbaren Quelle eines klaren Geistes und heiteren Gemüthes entflossen und wenn man irgend Einen als wahrhaft populär bezeichnen kann, so ist er es. Seine vorzüglichste Composition ist „der Apotheker und der Doktor", ein Muster im Genre der komischen Oper, von dem edelsten und erquickendsten Humor belebt, reich an herrlichen und lieblichen Melodieen, meisterhaft instrumentirt, voll Wahrheit, Kraft und Gediegenheit der Charakteristik und mit Einem Worte ein klassisches Tonwerk. In den neueren Sujets, wie auch in den neueren Compositionen vermißt man jene Einfachheit und Natürlichkeit, die den Beschauer so sehr ansprechen und deren unverkünstelte Effecte nie veralten. Dies bewährte auch heute namentlich der zweite Act des Apotheker und Doktor, welcher die Anwesenden in eine so fröhliche Stimmung versetzte, wie uns solche seit langem im Theater nicht vorgekommen. Der kerngesunde Humor der alten Piece war allbewältigend und wird gewiß bei jeder Wiederholung derselben eine gleiche Wirkung hervorbringen. Unsere heutigen Darsteller und Sänger finden sich übrigens nur schwer in den hier erforderlichen Ton und die jetzige Spielart, die sich von Natur und Wahrheit ziemlich entfernt hat, paßt nicht recht zu jenen Stücken aus einer früheren Periode. Die Aufführung ließ demnach viel zu wünschen übrig, doch wurde Einzelnes ergötzlich gegeben. Hr. Hassel (Apotheker) kennt sein Publikum und versteht sich auf jene die Lachlust anregenden Nüancen, die ihren Zweck erreichen, wenn sie uns erheitern und belustigen. Hr. Nork (Chirurgus) wirkte in gleicher Weise und erregte im zweiten Acte allgemeine Fröhlichkeit. Er führte die sehr anstrengende Rolle mit frischer Laune durch, bewährte seine vielseitige Brauchbarkeit und wurde hervorgerufen. Fräul. v. Knoll (Rosalie) sang die Solis sehr anmuthig und in der Frische ihres klangvollen Organs. In den Ensembles wäre mitunter mehr Sicherheit und Präcision zu wünschen gewesen; auch ihr den Situationen angemessenes Spiel und geschmackvolle Toilette verdienen belobt zu werden. Fräul. Kratky (Klaudia) zeigte ihre bekannte Bühnengewandtheit, hätte indessen und besonders im Gesang manche unangenehme Uebertreibung wohl vermeiden dürfen. In Hrn. Conradi fand die Rolle des Doktor Krautmann einen geeigneten und humoristischen Repräsentanten. Der baldigen Reprise der genannten Oper sieht man mit Vergnügen entgegen.

W.

Korrespondenz.

Hamburg, 1. Dec.

Der Kapellmeister Guhr war in voriger Woche hier, um, wie es scheint, einige Acquisitionen für Ihre Frankfurter Bühne zu machen. Derselbe soll mit Hrn. Baison auf's neue Unterhandlungen angeknüpft haben; ob aber dieselben zu Stande gekommen, darüber verlautet nichts Näheres. Ein junger, talentvoller Bassist, Hr. Held, der sich durch eine frische, kräftige Stimme auszeichnet und in hiesigen Konzerten mit vielem Beifall gesungen hat, ist von Hrn. Guhr engagirt worden. — Unsere Primadonna Evers hat in diesen Tagen als „Norma" sich von uns verabschiedet und es zeigte sich bei dieser Gelegenheit, daß sie nie ein eigentlicher Liebling des Publikums gewesen. Das Haus war zahlreich besetzt, denn die Norma ist — oder vielmehr war eine der besten Partieen der Evers. Hervorruf am Schlusse, ein paar Kränze: die Sängerin verneigte sich schweigend und stumm, ohne dem Hamburger Publikum auch nur mit einem Wörtchen Lebewohl zu sagen. Sie wird sich nach Paris begeben.

Auflösung der Charade in Nro. 335.

Kunstwerk.

Programm des Museums.

Freitag, den 6. Dec.

Simfonia eroica von Beethoven.
Scenen aus Lessing's „Nathan der Weise"; nebst einem Vorwort; gesprochen von Hrn. Reger und Hrn. Hartig.
Schlummerlied, componirt von Jacob Rosenhain, gesungen von Fräul. Capitain.
La Melancolie, Pastorale für die Violine, von Fr. Prume, vorgetragen von Fräul. Hortensia Zirges.
Zeit-Metamorphose, Gedicht von Dr. Ludwig Wihl, gesprochen von Hrn. Julius Weidner.
Lied, componirt von Lachner, gesungen von Hrn. Conradi.
Zur Geschichte der Wartburg; von Hrn. Dr. Sattler, gelesen von Hrn. Hartig.
Variations brillantes für die Violine, von Mayseder, vorgetragen von Fräul. Hortensia Zirges.
Das Hindumädchen, Lied, gesungen von Fräul. Capitain.
Meeresstille, Ouverture von Mendelssohn-Bartholdy.

Der Anfang ist um halb 7 Uhr; der Saal wird um halb 6 Uhr geöffnet; Karten für den Abend zu 1 fl. 30 kr. sind zu haben bei Hrn. Georg Krebs, Zeil, d. [illegible] gegenüber.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 5. Dec. Fidelio, große Oper in 2 Abth., Musik von Beethoven.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

// Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 338. Samstag den 7. December 1844.

Alexandra.

Novelle. Aus den „Lese-Abenden“ von Heribert Rau.

(Schluß.)

Die Tscherkessen kämpften wie die Bären. Da sie aber ihre Kräfte nicht entwickeln konnten, und von drei Seiten umschlossen waren, so war alle Tapferkeit umsonst, doch drangen sie immer von neuem todesmuthig vor.

Den größten Schaden in den russischen Linien verursachte aber eine Gruppe von ungefähr fünfzehn bis sechzehn Mann, welche sich auf einem hohen Felsenblocke aufgestellt hatten, und durch das Vorschreiten der Russen denselben in der Flanke geblieben waren. Unter diesen wenigen Tscherkessen ragte vor Allen ein hoher Greis hervor, mit grauem, langem Barte, sehr reich gekleidet, der fast bei jedem Schusse einen der russischen Offiziere niederstreckte. Ihm zur Seite zeigte der verfliegende Pulverdampf von Zeit zu Zeit zwei andere Figuren, von welchen die eine in die Gewänder eines Weibes gehüllt schien. Da die Kosacken von diesen Schützen sehr zu leiden hatten, und ihre besten Offiziere durch sie fallen sahen, wandten sie sich plötzlich gegen dieselben und sandten einen Hagel von Kugeln zu ihnen hinauf. Ein heftiges Krümmen des Alten zeigt, daß er tüchtig getroffen ist; dennoch legt er die Flinte wieder an; in diesem Augenblick verliert er das Gleichgewicht, die Flinte fällt ihm aus der Hand und prallt auf den Felsen ab. Er selbst stürzt von einer Klippe auf die andere, und immer noch mit übermenschlicher Kraft sich auf den Füßen haltend, sucht er sein Schwert zu zerbrechen und die Pistolen auf den Steinen zu zerschmettern, so daß nur die einzelnen Stücke davon den Kosacken in die Hände fallen. Endlich verliert er die Besinnung und stürzt den letzten Abhang rücklings unter die Feinde. — Von beiden Seiten war unterdessen fast eine ganze Minute lang kein Schuß gefallen; Alles sah starr auf den stürzenden Alten, den sie sämmtlich kannten, — es war Ali-Charzis, der Todfeind der Russen, der Held seiner Nation.

Kaum war der Alte unter die Kosacken gefallen, als eine aller Beschreibung Hohn sprechende Scene erfolgte. Mit einem heulenden, ihnen eigenthümlichen Angriffsgeschrei stürzen sich die Tscherkessen, die Flinte über die Schulter geworfen, das blanke Schwert zwischen den Zähnen, in den Händen die gespannten Pistolen, auf die Kosacken. Fünf bis sechs Tscherkessen greifen heulend ihren todten Helden auf; die Andern drängen mit furchtbarem Ungestüm die Russen zurück. „Da gilt's! Mir nach!“ donnerte des Generals Stimme, und seine ganze Macht wirft sich mit verdoppelten Kräften auf die Feinde. Da ergreift Verwirrung die Tscherkessen, sie sehen ihre Sache verloren und sprengen in wilder Flucht davon. Ein gräßliches Niedermetzeln beginnt, und wird nur schwach von den wenigen Gefährten Ali-Charzis auf dem Felsblocke zurückgehalten, welche den Engpaß vertheidigen, durch den ihre Freunde fliehen. Nur noch zwei kämpfen dort. Es ist Moktschefski und Alexandra. Jetzt sinkt der Jüngling schwer getroffen auf ein Knie, da wendet rasch des Fürsten Tochter den Lauf ihrer Doppelflinte von dem Feinde ab, und drückt auf den Geliebten los, — er stürzt zurück, und im nächsten Augenblicke hat sie sich die eigene Kugel durch das Herz gejagt.

XI.

Alles dies war das Ereigniß eines Momentes. Aber der Tod dieser zwei letzten Kämpfer hatte selbst des Generals Staunen und Neugierde erregt, und nachdem er die nöthigen Befehle zur Verfolgung der Flüchtigen gegeben, bestieg er selbst, von seinem Liebling, dem Karbardinerfürsten, und einigen Kosacken begleitet, den Felsen. Sein erster Blick war in die Thalschlucht, die er hier völlig übersehen konnte; aber er wandte sich erschrocken und finster zurück; denn sie war mit Todten bedeckt, unter welchen die Mehrzahl die Farben Rußlands trugen. Als er darauf zu den Leichen der beiden Kämpfer trat, die sich so lang und so tapfer gewehrt, sah er mit freudigem Erstaunen, daß der Jüngling noch lebe. Er war mit seinen letzten Kräften zu der Geliebten gekrochen, hatte sich von ihrem Tode überzeugt, einen letzten Kuß auf die bleichen, kalten Wangen gedrückt, und war dann, vom Blutverlust entkräftet, ohnmächtig auf ihren Busen gesunken.

Die Russen selbst waren von dem Anblick dieses Heldenpaares ergriffen; denn noch im Tode und von Blut überströmt, strahlte Alexandra's Schönheit. Sie lag dahin gestreckt wie eine geknickte weiße Rose, über welche Aurora ihr Morgenroth gegossen.

Da schlug Moktschefski matt die Augen auf und blickte in das Antlitz — seines Generals. Saß starrte ihn an. Er wußte nicht, ob er wache oder träume, ob ihn Aehnlichkeit täusche, oder der verwundete Tscherkesse wirklich sein lang vermißter Lieutenant sey. Aber für Moktschefski war auf Er-

den kein Bleiben mehr; denn sein Wort rief ihn hinüber in der Geliebten Arme. Mit schwacher Stimme, aber entschlossen, sagte er daher auf russisch zu dem General: „Machen Sie mit mir, was Sie wollen; aber lassen Sie den Leichnam meiner Gattin mit Achtung behandeln; denn es ist Alexandra, die Tochter des großen Ali-Gharzis.“ Er schwieg, und sank von neuem bewußtlos zurück.

XII.

Es ist Morgen. Die Nebel des Kuban steigen dicht aus dem breiten Bette des Flusses auf und dehnen sich über die felsigen Ufer aus. Die Sonne weilt träge hinter den Wolken, und der Morgenwind pfeift kalt und unerquicklich über die Ebene. Da öffnet sich das Thor der Feste Protschnoi-Okop, und unter dem dumpfen Klang der Trommeln bewegt sich schweigend eine Truppenmasse nach der nahen Fläche. Die Trommeln verstummen, die Colonnen machen Halt, und aus ihrer Mitte führt man einen bleichen Jüngling, noch schwach von Wunden, den Zeichen seiner Tapferkeit. In Schußweite wendet er sich um, blickt ruhig und freudig seinen Kameraden in's Gesicht und ruft:

„Der Tod des Tapferen schreckt mich nicht. Zielt auf mein Herz!“

Da wirbeln die Trommeln. Kalt und abgemessen tönt das Kommandowort: „Macht Euch fertig!“ — „Feuer!“ — und, von zwanzig Kugeln durchbohrt, sinkt Mokischeski nieder. —

Der deutsche Kosmopolitismus.

Zwei große Gegensätze sind es, die sich nicht zufällig, sondern als wesentlich bedingt durch das ganze staatliche Leben der modernen Welt ziehen, entsprechend den Antithesen von Stoff und Kraft; Vergangenheit und Zukunft; Autorität und Autonomie des Geistes; Glauben und Wissen: es sind die Gegensätze des conservativen und liberalen Princips. Seit den Tagen der Reformation ist der Kampf dieser beiden Grundansichten das große Bewegende gewesen in dem vielgliedrigen Mechanismus unserer Geschichte, oder, wollen wir's tiefer fassen, das Lebensprincip in dem Organismus derselben. Allein der Gegenwart erst war es vorbehalten, sich dieser Zwiespaltigkeit und der daraus quellenden überaus heilsamen Consequenzen klar bewußt zu werden. Zugleich wurde es hierdurch aber auch erst möglich, beide Standpunkte der Kritik zu unterwerfen. Nun kann es der Aufschrift dieses Artikels zufolge nicht unsere Absicht seyn, in eine Discussion über conservativ und liberal einzugehen, oder in Betreff beider Kritik zu üben, wohl aber haben wir uns Eine wunde Seite des Liberalismus (und vorzugsweise des deutschen) herausgenommen, um einen an dem Stamme des liberalen Princips hervorgewucherten alten Auswuchs aufzuzeigen, zu dessen Beurtheilung erst die Gegenwart den rechten Standpunkt erklommen hat, — ich meine den einseitigen Kosmopolitismus.

In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts hatte sich das wissenschaftliche und künstlerische Deutschland zur Selbstständigkeit emporgeschwungen, der Sturm und Drang einer form- und maßlosen Genialität gefiel sich besonders darin, alle Schranken ästhetischer Regeln zu durchbrechen, oft mit Fug und Recht, oft auch aus bloßer Oppositionslust, um Rache zu nehmen an der engherzigen Beschränktheit der Männer vom alten Schnitt. Ganz anders dagegen verhielt es sich damals mit der politischen Seite unserer nationalen Entwickelung. Auch hier zwar wurde gekämpft, auch hier suchten jene ästhetischen Revolutionäre die alten starren Formen zu zerbrechen, neu zu beseelen mindestens, aber zu politischer Selbstständigkeit vermochte Deutschland noch nicht aufzusteigen, im Gegentheile, je heiterer es am Himmel der Kunst und Wissenschaft zu werden begann, desto schwärzer überzog sich der national-staatliche. Die wahre Jämmerlichkeit unserer vaterländischen Zustände in jener Zeit verschuldete es nämlich, daß alle begabteren und gesinnungstüchtigen Geister das Heil besserer Tage nicht in dem unversehrten inneren Lebenskeime, in dem stets noch kräftig pulsenden Herzen unseres Volkes geborgen glaubten, sondern sich in völliger Verzweiflung abwandten von Allem, was deutsch, was vaterländisch hieß, als den Messias der Zukunft aber eine triste, hohle Abstraction aufstellten — das allgemeine Weltbürgerthum, indem sie statt auf das nächstliegende, die eigenen Landes- und Stammesgenossen, zu blicken, ihren Gesichtskreis soweit hinausrückten, daß nur der vage Begriff der allgemeinen Menschheit eine in nebliger Ferne verschwimmende Gränze zog, indem sie, statt den Staatsbürger auf sein Nächstes und Heiligstes, auf seinen Staat, sein Volk und sein Bürgerthum zu verweisen, vielmehr hiervon als von einem engherzigen Particularismus sein Augenmerk abzulenken trachteten und statt dessen in hohler Verflachung das Evangelium der Humanität predigten. So hat Lessing, als Kunstheros national wie Einer, damals das berüchtigte Wort gesprochen: „der Deutschen National-Charakter sey, keinen haben zu wollen“, und man fand den Ausspruch so treffend als geistreich! Herder träumt folgendermaßen von der nivellirten Menschheit, die er sich zuletzt zu einem abstracten Ideal von Vollendung hinaufgeführt denkt: „Es ist nur Ein Bau, der fortgeführt werden soll, der simpelste, größte; er erstreckt sich über alle Nationen; wie physisch, so ist auch moralisch die Menschheit im ewigen Fortgang und Streben, die Perfectibilität ist also keine Täuschung.“ Ja, ein ander Mal sagt er sogar, „an dem Wahne des Vaterlandes seyen Griechenland, Rom und Judäa untergegangen.“ Und wenn Herder gegen Realis de Vienna zu Felde zieht, indem er behauptet, unter allen Stolzen halte er den Nationalstolzen, sowie den Geburts- und Adelstolzen für den größten Narren, so stellt er sich leider auf einen noch schlimmeren Standpunkt, als da er ausruft: „Was ist Nation? Ein großer ungejäteter Garten voll Kraut und Unkraut! Wer sollte sich dieses Sammelplatzes von Thorheiten und Fehlern, sowie von Vortrefflichkeiten und Tugend ohne Unterscheidung annehmen?“ Der Kosmopolitismus Goethe's ist bekannt. Ueber ihn, sowie über die Wieland'sche Ansicht spricht Karl Grün in seinem wahrhaft gediegenen Werke: „Schiller als Mensch, Geschichtschreiber, Denker und Dichter“, folgendes treffende Wort: „Wieland wollte durch die Musen es dahin bringen, daß alle Völker des Erdbodens sich in Eine Brüderschaft von Menschen verwandelten, welche sich um nichts mehr stritten, sondern bloß in dem seligen Gefühle der Menschheit schwelgten! Er konnte sich nicht besinnen, das Wort deutsch irgendwo ehrenhalber ver-

nommen zu haben. Goethe'n wie Wieland war die Vaterlandsliebe der Römer ein Gräuel, eine Leidenschaft, ein Wahn, und Brutus konnten sie schlechterdings nicht verdauen.“ Schiller rang mit kosmopolitischen und nationalen Ideen und wußte zu keiner Entscheidung zu kommen, was er auch in einem Briefe an den Hrn. von Wolzogen mit ehrender Naivität bekennt; Klopstock, der anfänglich fast zu „teutsch“ gesinnte, konnte doch auf die Dauer nicht widerstehen und ist als Kosmopolit gestorben. Am tiefsten aber hat sich, was nicht Wunder nimmt, Jean Paul in nebulose politische Phantasieen verirrt und so sagt er z. B. im Hesperus: „Wenn einmal dieser Lebensdunstkreis heiter werden soll, so müssen alle Völker der Erde zusammengegossen werden und sich in gemeinschaftlicher Gährung abklären. Das gestörte Gleichgewicht der eigenen Kräfte macht den einzelnen Menschen elend; die Ungleichheit der Bürger, der Völker, macht die Erde elend, sowie alle Stürme aus ungleichen Luftvertheilungen entstehen. Ein ewiges Gleichgewicht in Europa setzt ein Gleichgewicht der übrigen vier Welttheile voraus, welches man, kleine Librationen abgerechnet, unserer Kugel versprechen kann! — Es kommt einmal ein goldenes Zeitalter, daß jeder Weise und Tugendhafte genießt, wo Einzelne, aber nicht Völker sündigen, wo man den kriegerischen und juristischen Mord verdammt und nur zuweilen Kanonenkugeln mit dem Pfluge aufackert.“ Wir können uns übrigens in Betreff dieser arkadischen Schäfer-Zukunft völlig beruhigen, denn nach Jean Pauls Berechnung wird sie erst nach ungefähr viermalhunderttausend Jahren eintreten! — Der damals immer üppiger wuchernde sogenannte Rationalismus, welcher die religiösen Ideen nicht nach der vollen Tiefe ihres speculativen Gehaltes zu ergründen strebte, sondern vielmehr die so concret, plastisch geformten und dadurch so unmittelbar und gewaltig wirkenden Vorstellungen des Christenthums in nüchterne Verstandesreflexion umzuprägen, oder das schmacklose Wasser einer vagen Allerwelts-Moral aus ihnen abzuziehen unternahm, war zugleich ein mächtiger Bundesgenosse des ihm nahe verwandten Kosmopolitismus. Beide aber sind dennoch für jene Zeit nicht als Stillstand, geschweige als Rückschritt zu betrachten, sie stellen vielmehr eine nothwendige Uebergangsstufe dar. Damals lag nämlich die moderne speculative Religionsauffassung noch so gut in der Wiege wie unser national-politisches Bewußtseyn. Für beides mußten wir erst erzogen werden. So wie man aber aus dem Kinde zuerst das rein Menschliche ausschließlich zu entwickeln sucht, indem man seine Denkkraft schärft, sein sittliches Gefühl kräftigt und dasselbe durch die allgemeinsten religiösen Vorstellungen auf's Rechte zu lenken strebt, dagegen weit später und allmählig erst beginnt, den heranreifenden Jüngling nicht blos als Glied der gesammten Menschheit sich wissen zu lassen und demgemäß zu den ewig gültigen Satzungen des allgemein Sittlichen zu verpflichten, sondern in ihm nunmehr auch das Bewußtseyn seiner künftigen Stellung im Staate und der hieraus fließenden bürgerlichen Verpflichtungen, das Bewußtseyn der Stellung seines Volkes zu den übrigen zu wecken anfängt: so ist auch unsere politische Erziehung von einer in ihrer Einseitigkeit falschen, in der rechten Modificirung und im Zusammenhang aber, wie wir weiter unten sehen werden, sehr wohl berechtigten Vorstufe ausgegangen, die wir erst völlig durchleben und bis zum Ekel satt werden mußten, um uns nach anderen Seiten auch wieder in Extreme zu verlieren, woraus denn am Ende eine höhere Einheit erwachsen dürfte.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Wir erfahren nachträglich aus Elberfeld über jene Madame Weiß, welche durch sechsunddreißig Kinder die vielbesprochenen Ballets aufführen ließ, daß auch dort, neben dem Unwillen, welchen dieses ganz auf Befriedigung der rohesten Schaulust gerichtete Treiben hervorrief, sich besonders klar herausstellte, daß die Unternehmerin die Kinder in Schmutz und Elend fast verkommen lasse. Auf die Klage mehrerer Mütter (welche übrigens gewissenlos genug gewesen waren, ihre Kinder der Weiß zu überlassen) über die schlechte Behandlung dieser Armen fand sich der Staatsprokurator, Hr. Eichhorn, zu amtlichen Nachforschungen veranlaßt, in deren Folge es sich ergab, daß die Weiß mit den Kindern schon länger von Wien abwesend war, als es ihr von den pflichtvergessenen Eltern derselben gestattet worden. Den Bemühungen des Hrn. Staatsprokurators und denen des Hrn. Oberbürgermeisters von Carnap und des an der Spitze der Elberfelder Theaterverwaltung stehenden Schriftstellers Hrn. Roderich Benedix gelang es, die Weiß zu dem Versprechen vor Gericht zu zwingen, sie wolle nach Verlauf von zwei Monaten mit den Kindern nach Wien zurückkehren, sie bis dahin aber genügend und gesund nähren, und ihnen namentlich in Gasthäusern anständige Quartiere zukommen lassen. Die Kinder gehören übrigens einer in Wien bestehenden Balletschule an, und sollen die Balletkorps der dortigen Theater verstärken. Schon früher bestand in Wien eine Kinderquälanstalt ähnlicher Art, sie mußte aber auf Befehl des verewigten Kaiser Franz aufgehoben werden, und hätte nicht wieder in's Leben gerufen werden sollen.

In St. Petersburg wurden in den letzten 15 Jahren 10 Kirchen, 4 Theater, 3 Triumphbogen, die Alexandersäule und die Denkmale für Kutusow und Barclay de Tolly errichtet. Außerdem wurden noch die Gebäude der Ministerien und der Centralverwaltungen theils neu umgebaut und vergrößert, theils neu aufgeführt. Die vorzüglichsten Architekten sind: Konstantin Thon, der den Kreml restaurirte, Alex. Brülau, Erbauer des neuen Winterpalastes und der großen Pulkowa'schen Sternwarte, Stackenschneider, der den fast vollendeten Leuchtenberg'schen Pallast baut, Walprode, der Wiedererbauer der abgebrannten Fabrikgebäude zu Tula, Corsini, der den Scheremetjew'schen Palast baute, und Jaquoz, von dem mehrere großartige Privatbauten ausgeführt wurden.

Die Bauernschulen, in welchen junge Bauernbursche zu tüchtigen Bauern gebildet werden, nehmen zu. Bleiben die jungen Leute ehrliche Bauern und werden keine Herren Oeconomen, mit feinen Röcken und Sporn am Fuße und im Kopf, so ist die Sache gewiß gut.

In einem gewissen Theater trat dieser Tage eine Schauspielerin in einem schönen Anzuge auf und das kunstsinnige Publikum begrüßte dieselbe mit stürmischem unaufhörlichem

Beifallrufe. Da erhob sich ein kleiner dicker Schneider im zweiten Stocke und verneigte sich, Angesichts des ganzen Publikums, mehrere Male. — „Alle Hagel, was machen Sie da?" fragte ihn sein Nachbar. — „Ich danke dem hochverehrten Publikum für seine Gunstbezeugung", erwiederte er mit stolzem Bewußtseyn, „denn meine Gesellen haben dieses schöne Kleid verfertigt, der Applaus kann also nur mich angehen."

In London hat sich ein sehr vornehmer Wohlthätigkeits-Verein gebildet, der den Zweck hat, die Wäsche der Armen unentgeltlich waschen zu lassen und ihnen zur Reinlichkeit Bäder zu verschaffen. Man stieß jedoch auf einige Schwierigkeiten; es fand sich, daß die Armen keine Hemden hatten, die hätten gewaschen werden können, und daß sie nicht baden wollten, weil sie dadurch nur noch mehr Hunger bekämen und nichts zu essen hätten.

Die in Dresden lebenden Polen haben dem Bassisten Dettmer nach dessen Darstellung des „alten Feldherrn" einen prächtigen silbernen Pokal verehrt.

(Stuttgart, 30. Nov.) Der neulich gemachten Mittheilung, daß Franz Dingelstedt im nächsten Frühjahr neue Gedichte, und darunter auch Zeitgedichte, erscheinen lassen werde, wurde anderwärts widersprochen. Dessenungeachtet ist die frühere Mittheilung wahr. Diese neue Sammlung wird wahrscheinlich in der Cotta'schen Buchhandlung erscheinen und dem deutschen Volke zeigen, daß Dingelstedt, trotz seiner neuen Stellung, seine unabhängige Gesinnung bewahrt hat. Wie man erfährt, wird Dingelstedt im nächsten Jahre auf längere Zeit unsere Stadt verlassen. — Der Buchhändler Franckh steht wieder vollkommen genesen und rüstig an der Spitze seines Geschäftes. Ein neuer dreibändiger Roman von Heribert Rau, „Kaiser und Narr", erscheint in der nächsten Zeit bei Franckh. — Es soll hier allerdings eine neue, halboffizielle Zeitung erscheinen, als Redacteur derselben wird aber nicht Dr. Giehne, sondern Dr. Elsner genannt. Die Zeitung wird mit dem 1. Januar 1845 in's Leben treten.

Korrespondenz.

Darmstadt, 24. Nov.

Das Geschrei über das zunehmende Armenthum (Pauperismus) ertönt in Europa von einem Ende zum andern; allein selten hört man von Mitteln zur thatkräftigen Abhülfe eines Zustandes, der für die Staatsgesellschaft immer drohender wird und in seiner vollendeten Ausbildung große politische Erschütterungen im Prospekt erblicken läßt. In England schwelgt die Geburts- und Geld-Aristokratie in dem ungeheuersten Luxus, unbekümmert um das Schicksal der Armen, welche entweder mit dürftigen, gleichwohl aber eine enorme Summe betragenden Almosen genährt, oder dem langsamen Verschmachten überlassen werden; in Frankreich gewahrt man ähnliche Symptome: Alles drängt und treibt nach Untersuchung und Heilung des großen wunden Flecks unseres Zeitalters; in Italien, vor den Pforten der Paläste des hohen Clerus, vor den reich dotirten Klöstern und vor den glänzenden Schlössern der Majoratsherren wüthet der hohläugige Hunger und bettelt um ein Stück Brod (man denke nur an die neueren Vorgänge in Sizilien); in Deutschland endlich — — doch ich unterbreche hier meine Schilderung. Was aber zunächst durch diese Zeilen berührt werden soll, ist die in der Erfahrung öfter vorkommende Erscheinung, daß zur Abhülfe des Pauperismus gewöhnlich große weitaussehende Plane entworfen werden, welche, schwierig in der Anwendung und kostspielig in der Ausführung, nur wenig praktische Anhaltspunkte darzubieten scheinen. Soll dem Pauperismus wirksam gesteuert, sohin der Industrie schon halb erschlaffte Arbeitskräfte neu belebt wieder zugeführt werden, so muß eine jede Gemeinde für sich, gleich viel, ob groß oder klein, thätig darnach streben, die Quellen der Armuth möglichst zu verstopfen und diejenigen ihrer Angehörigen, so ihr schon anheimgefallen, zu einem arbeitsamen Leben wieder zurück zu führen. Viel fehlt noch an einem systematisch geordneten, allen Erfordernissen entsprechenden Armenwesen in der Wirklichkeit, so viele schätzbare Vorarbeiten auch schon gemacht worden sind. Ein jeder zu diesem Ziele hinleitende Versuch ist schon dankenswerth und der Beachtung des thätigen Menschenfreundes zu empfehlen. Hierher gehört der von dem Beigeordneten Hrn. Kahlert dahier in der Sitzung des Gemeinderaths der Residenz vom 14. d. gehaltene ausführliche Vortrag in Betreff der Verwendung der jährlichen Ueberschüsse der hiesigen Spar- und Pfandhaus-Kasse. Diese, gegen 7000 fl. betragenden Ueberschüsse flossen seither in das städtische Aerar und verminderten um eben so viel den Jahresbetrag der Gemeinde-Umlagen. Dadurch verschwindet eine beträchtliche Summe in dem allgemeinen Verwaltungsfond, mit welcher viel Nützliches hätte bewirkt werden können. Sie verschwindet mehr im Interesse der Vermögenden und Wohlhabenden, als der minder Bemittelten und überhaupt Derjenigen, durch deren Betheiligung an der Spar- und Pfandhaus-Kasse jene Ueberschüsse zunächst entstanden sind. Des Hrn. Kahlert wohlbegründete Absicht geht nun dahin, daß besagte Ueberschüsse eine ihrer Entstehung mehr entsprechende Verwendung erhalten, wodurch sie als Fonds der Unterstützung, der Aufmunterung und der Belohnung dienen würden, sey es, um den arbeitenden und dienenden Klassen materielle Forthülfe zu gewähren, oder sittlich bewährte Eigenschaften unter denselben durch wohlverdiente Prämien öffentlich anzuerkennen. Wenn übrigens der Gemeinderath der Residenz auf die von Hrn. Kahlert gemachten wohlmeinenden Vorschläge einzugehen sich veranlaßt sehen sollte, so ist nicht zu läugnen, daß alsdann mehrerwähnte Ueberschüsse ihrer wahren Bestimmung gemäß verwendet werden würden, und zwar aus dem Grunde, weil der Wohlhabende und Reiche keine Abgabenerleichterung auf Kosten des Armen erwarten und ansprechen darf, und weil in der vorgeschlagenen Art der Verwendung ein neues Vorbeugungsmittel gegen das Umsichgreifen des Pauperismus zu liegen scheint. Mit dem bloßen Almosenspenden ist es nicht allein gethan, vielmehr scheint es zunächst auf eine durchgreifende Organisation der Arbeit anzukommen, damit den wenig oder gar nicht Beschäftigten das entsprechende Maß von Arbeit zugemessen und ihre Thätigkeit unter eine sittliche Controle gestellt werde. In einer Stadt, wo man zum Besten der Erhaltung und des Schutzes der Singvögel eine solenne Sitzung gehalten und deren Freiheit proclamirt hat, darf man wohl mit Recht erwarten, daß die hier in Anregung gebrachten, nicht unwichtigen gesellschaftlichen Interessen die verdiente Berücksichtigung finden werden. Dr. D.

Durch den Gebrauch des kalten Wassers

zum völligen Wiedergenuß meiner Gesundheit nach langjährigen gichtischen Leiden gelangt, glaube ich mein Dankgefühl gegen die Vorsehung am besten dadurch zu bethätigen, indem ich nicht unterlasse, alle meine leidenden Mitmenschen auf dieses vorzügliche Heilmittel, das, richtig angewendet, in den meisten Krankheitsfällen sicher hilft, hiermit besonders aufmerksam zu machen, und mich zugleich erbiete, jeder in Bezug darauf an mich zu richtende Anfrage freundlichst mit Auskunft entgegen zu kommen.

Frankfurt, 2. December 1844. W. H. Fertsch.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 339. Sonntag, den 8. December 1844.

Mainsagen.

36. Fränkisches Scheibenschießen. 1700.

Die vollen Römer klingen
Vom Jagdschloß an dem Main,
Dazu tönt fröhliches Singen
Und Hörner schallen d'rein.
Im Hofe liegen Hasen
Gethürmt, bei Hirsch und Reh,
Und müde Rosse grasen
Rings in des Schlößchens Näh'.

Im grünen Tressenrocke,
Das Hütchen auf dem Kopf,
Mit schöngesteifter Locke
Und dichtumwund'nem Zopf,
Jagdmesser an der Seiten,
Klirrsporn an Stiefeln schwer —
So schreiten durch den weiten
Salon die Jäger her.

Wein fließt — die Tische biegen
Sich durch der Speisen Zahl
Und leer durch's Fenster fliegen
Die Flaschen aus dem Saal:
„Kommt! Laßt zum Zeitvertreibe
„Uns auf die fränk'sche Weis'
„Jetzt schießen nach der Scheibe!"
Tönt's da im Jägerkreis.

Sie heben die Pokale
Zujauchzend an den Mund —
Gerichtet nach dem Saale
Pflanzt man der Scheibe Rund
Und scharfgeladen bringen
Pistolen sie herbei —
D'rauf tönt ein Rundgesingen
In toller Melodei.

Die Waffe faßt der Eine,
Schnell ist der Hahn gespannt,
Den Lauf füllt er mit Weine
Bis an der Mündung Rand,
Tritt dann, rings grüßend, munter
Zum Standpunkt auf die Diel',
Stürzt rasch den Wein hinunter
Und feuert auf das Ziel.

Und Schuß auf Trunk so geht es
Umher im Jägerkreis —
Das Centrum, sicher steht es
Noch in der Scheibe Weiß,
Bis endlich durch die Mitte
Ein Jäger glücklich schießt —
Der wird, nach alter Sitte,
Als König laut begrüßt.

Die Scheibe, dicht durchlöchert,
Wird nun als Tisch gebraucht,
An ihr gescherzt, gebechert,
Gewürfelt und geraucht;
Als jede Flasch' geleeret
Und nichts mehr da vom Schmaus,
Da erst mit Jubel kehret
Die Jägerschaar nach Haus.

Das Gespenst.

Novelle von Chr. K. Clemens.

I.

Auf dem Kirchhofe zu St. Yvoire, einem kleinen Dorfe im südlichen Frankreich, war's vor Zeiten nicht ganz geheuer. Einen Sommer hindurch sahen die Bauern, wenn sie Abends aus der Schenke nach Hause gingen, fast jedes Mal eine weiße Gestalt über die Gräber dahinschleichen oder flüchtig, wie einen Nebelstreifen, den der Wind jagt, hinter den Gebüschen des Kirchhofs verschwinden. Daß die Bauern da vorbeikommen und die Erscheinung sehen mußten, war ganz im

der Ordnung, denn die Schenke stand nach alt hergebrachtem Brauch, der sogar zu einem derben Sprichworte Veranlassung gegeben hat, dicht neben der Kirche. Zum größten Verdrusse der Einwohner von St. Ivoire, wenigstens der trinklustigen, gab es außer dieser Schenke keine andere im Dorfe; sonst wäre bald geholfen gewesen. So kam es denn nun, daß sich nach eingetretener Dämmerung Niemand mehr dorthin wagte, selbst bei'm brennendsten Durste nicht; — und konnte hier und da ein Mal Einer nicht vermeiden, zur Nachtzeit in die Nähe des berüchtigten Kirchhofes zu kommen, so geschah es wenigstens nicht ohne andächtige Bekreuzigung und heimliche Anrufung der Heiligen.

Diese allgemeine Furcht der Dorfbewohner hatte aber gar keine so übeln Folgen. Wer darunter litt, war eigentlich der Schenkwirth; denn, wie schon bemerkt, von der Zeit an, da einige Heimgehende die weiße Erscheinung bemerkt und die Kunde davon im Dorfe verbreitet hatten, kam ihm Niemand des Abends mehr in's Haus.

Was darüber für ein Jubel unter den Frauen seyn mußte, als ihre Männer, statt vom Geiste des Weins oder Branntweins beseelt, erst spät nach Hause zu kommen, friedlich neben ihnen am Familientische saßen und im traulichen Gespräche die Abende kürzen halfen, läßt sich denken. Natürlich war in den Familienkreisen jetzt immer nur vom weißen Gespenste die Rede, über welches sehr verschieden geurtheilt wurde. Einige behaupteten, es sey die Seele des vor neun Wochen beerdigten Maire, der nun keine Ruhe im Grabe finde, weil er bei Lebzeiten ein Wucherer und Betrüger gewesen sey. Andere vermutheten in der Erscheinung die trostlose Seele eines Unglücklichen, der sich vor einem Jahre in die nahe vorbeifließende Garonne gestürzt und kein ehrliches Begräbniß erhalten hatte.

War nun diese Meinungsverschiedenheit über das Wesen der spukenden Gestalt auch erklärlich, so konnte doch wenigstens in den Angaben über deren Aussehen einige Uebereinstimmung herrschen; jedoch auch darüber waren die Aeußerungen verschieden. Vermuthlich hatte noch Niemand dem Gespenste recht in's Antlitz geschaut, sondern sich stets in einer respektvollen Entfernung von demselben gehalten. Daß aber die schauerliche Erscheinung weiß von Farbe sey, und leicht wie ein Irrlicht hin- und herhusche, galt bei allen Dorfbewohnern als eine ausgemachte Sache.

Eines Abends, als eine ziemliche Anzahl Nachbarn und Nachbarinnen in einem befreundeten Hause beisammen waren, wurde auch darüber hin und her geschwatzt. Nachbar Jean versicherte, er habe einen hohläugigen Todtenschädel aus dem weißen Tuche hervorgrinsen sehen, und wenn er nicht irre, habe das Gespenst von Zeit zu Zeit auch ein klägliches Wimmern, ähnlich dem eines Sterbenden, vernehmen lassen.

„Das ist noch nichts!" riefen einige Weiberstimmen dazwischen; „der Nachtwächter hat uns gestern erzählt und heilig versichert, es sey aus den Augenhöhlen ein düsterrothes Feuer hervorgesprüht und funkenweise auf den Boden gefallen."

So gestaltete sich im Munde der ehrbaren Nachbarn und Nachbarinnen das Gespenst immer scheußlicher, und erhielt, nachdem die Beschreibung desselben noch durch ein Hörnerpaar und einen Bart vervollständigt worden war, etwas so Grausenhaftes und Entsetzliches, daß einige junge Mädchen unwillkürlich von einem kalten Schauer ergriffen wurden.

Da erhob sich ernst und bedächtig Madame Süzon, eine mehr als sechzigjährige Matrone, die bis jetzt, die Brille auf die äußerste Nasenspitze geklemmt, inbrünstig in einem Gebetbuche gelesen hatte. „Meine lieben Nachbarn, Vettern, Tanten und Basen!" hub sie an, und ihre kleinen, tiefliegenden schwarzen Augen blitzten in fast jugendlichem Feuer, „ihr habt das Rechte nicht getroffen; die Erscheinung kann nichts Anderes seyn, als der ewige Jude!"

Hier hielt sie bedeutsam inne und schaute mit forschendem Blicke im Kreise ihrer Zuhörer umher, als wollte sie auf den Gesichtern lesen, welchen Eindruck ihre kühne Behauptung in den Gemüthern hervorgebracht habe. Aber die Leute schwiegen sämmtlich stille. Die Zuversicht, die in den ernsten Mienen des Mütterchens lag, hauptsächlich aber der Ruf der Heiligkeit, der im Dorfe und dessen Umgegend von ihr verbreitet war, reichte hin, jede Einwendung auf dem Gebiete geistlicher und geisterhafter Dinge sogleich im Entstehen zu unterdrücken.

Darauf fuhr sie fort, die Erscheinung des ewigen Juden zu deuten, und setzte in einer salbungsreichen Rede den versammelten Nachbarn, Tanten, Vettern und Basen auseinander, daß nichts Anderes daran schuld sey, als der gränzenlose Leichtsinn, in welchem das heutige Geschlecht aufwachse. „Bei so gänzlichem Verschwinden alles gottseligen Lebens," sagte sie, „ist es kein Wunder, wenn die Langmuth des Himmels endlich ermüdet; wenn uns der Herr den ewigen Juden sendet zur Warnung, auf daß die Menschen der Gegenwart in der Verstockung ihrer Herzen nicht länger verharren."

Kaum hatte sie Das gesagt, so geschah von außen an die Fensterscheibe ein dumpfer Schlag, daß Alle erschrocken zusammenfuhren.

„Jesus Maria!" kreischten die Weiber und Mädchen, welche an den Fenstern gesessen hatten, und drängten sich, wie vom leibhaftigen Gottseybeiuns verfolgt, nach dem Winkel bei'm Kamine. Da aber das Stübchen ziemlich eng war, so stießen sie den fast in der Mitte desselben auf einem dreibeinigen Schemel sitzenden Nachar Jean so rüstig vom Throne, daß seine Beine wie ein paar drohende Hämmer in der Luft gaukelten. In der Verwirrung stolperten zwei Mädchen über ihn, und trugen durch ihren Fall nicht wenig zur Vermehrung des Lärmens bei. Die ehrsame Frau Süzon aber saß wie versteinert da, und starrte regungslos auf das offene Gebetbuch nieder, das auf ihrem Schoße lag. Ihre Brille, die ohnehin nur auf der äußersten Nasenspitze gesessen hatte, war von der durch den Schrecken verursachten Erschütterung herab auf das Buch gefallen.

Als sich die Gesellschaft ein wenig vom Schrecken erholt hatte, wagte einer der jungen Burschen, wahrscheinlich, um sich das Ansehen eines Beherzten zu geben, zum Fenster hinaus zu schauen. Aber da ließ sich weder Etwas sehen noch hören. Sie wie er jedoch den Kopf zurückziehen wollte, siehe! da wandelte eine weiße Gestalt langsam vom Kirchhofe her die Dorfgasse hinab und verschwand weiter unten im Hause des Nachbars Berton. Wäre dieser eben zugegen gewesen, er hätte sich um keinen Preis nach Hause begeben; allein so mußte er sich nun wohl gefallen lassen, von der Geistererscheinung in seiner eigenen Wohnung überrascht zu werden.

Ueber diese Begebenheit entspann sich von neuem ein eifriges Gespräch. Die guten Leute erschöpften sich in Muthmaßungen, wodurch wohl Nachbar Berton die Einkehr des

gräßlichen Gespenstes verdient haben möchte, und es fehlte nicht an allerlei lieblosen Reden über ihn. Dies dauerte fort, bis der zwölfte Glockenschlag vom Kirchthurme an die Heimkehr mahnte.

(Fortsetzung folgt.)

Der deutsche Kosmopolitismus.

(Fortsetzung.)

Die französische Revolution hob den deutschen Kosmopolitismus auf seinen Gipfel, aber zugleich war darin auch schon ein Umschlagen bedingt. Da trat **Fichte** auf, diese herrliche, ächt deutsche Kraftnatur, und griff das bisherige Unwesen mit einem Feuereifer, einer Begeisterung an, die nur das unmittelbar gewisse Bewußtseyn geben kann, als Herold einer neuen, besseren Zeit dem bislang Geltenden, Anerkannten gegenüber zu stehen. Er legte die Axt an die Wurzel des Uebels, indem er seine Reformpläne bei der Erziehung begann. Statt des damals fast allgemein adoptirten flachen Treibens der Philanthropine, die ganz kosmopolitisch-rationalistisch zu dem Endzweck einer sogenannten humanen Bildung bloße Verstandes-Dressur übten und zwar in so spielender Weise, daß dadurch selbst der Wille nicht einmal gekräftigt werden konnte, wie denn Basedow den Kleinen das A B C beibrachte, indem er die Buchstaben in Kuchenteig backen ließ und das Gelernte zum Lohne ihnen zu verzehren gab, ganz nach Art der Hunde-Dressur — statt dieses Unwesens drang Fichte einerseits auf eine in Religiosität gewurzelte **sittliche** Erziehung, andererseits auf eine **nationale**, die es auch dem Jüngling schon an's Herz legen sollte, von Vaterland, Nationalehre u. s. w. groß zu denken. Freilich verhallten die Worte des großen Mannes, anfangs wenig gehört, aber für die Nachwelt sind sie nicht verloren gewesen.

Durch die französische Unterjochung sollten wir, als gerechte Strafe für die bisherigen kosmopolitischen Sünden, unsere Nationalität völlig an den Rand des Unterganges gebracht sehen, ja theilweise verlieren, damit wir erst durch Verlust und Entbehrung hindurch zu der Ueberzeugung kämen, daß das Vaterland ein theures Gut sey, und daß man sich nicht des Geständnisses zu schämen brauche, ein Deutscher zu seyn. Allein sowie man den fernen, entbehrten Freund nicht nur höher schätzt, als da er bei uns war, sondern auch leicht in das Extrem verfallen kann, ihn zu überschätzen, so trat auch hier mit den Befreiungskriegen die eben so einseitige Uebertreibung des affectirten Jahn'schen Deutschthums hervor, als man früher im Kosmopolitismus einseitig war und übertrieben hatte, obgleich wir der schon so oft ausgesprochenen Bemerkung völlig beipflichten zu müssen glauben, daß solche Excesse nimmer vorgekommen wären, hätte man nicht die jugendlich übersprudelnde Begeisterung sogleich für verdächtig gehalten, sie in ihren unschuldigsten Ausbrüchen verfolgt und gewaltsam zu hemmen gesucht. Mit dem nationalen Enthusiasmus kehrte auch zugleich ein hoher sittlicher und religiöser Ernst zurück, den wir nicht kürzer und prägnanter nach seinen Beziehungen auf die Thatenlust jener Zeit darstellen zu können glauben, als indem wir die Devise wiedergeben, welche noch vor kurzem der alte Arndt als Facsimile unter sein Portrait gesetzt hat; sie heißt: Audentes Fortuna juvat, mit der deutschen Uebersetzung: **Gott ist im Schwachen mächtig.**

Seltsam genug wurde aber jetzt das Verhältniß der künstlerischen Bestrebungen in Deutschland zu den politischen ein völlig umgekehrtes im Vergleich mit den oben berührten Zuständen des achtzehnten Jahrhunderts. Damals nämlich hatte sich, gleichsam der kosmopolitischen Misère zum Trotz, eine eigentlich modern nationale deutsche Dichtung zu bilden begonnen, während dagegen unsere Poesie nie unnationaler gewesen ist, als gerade in den deutschthümelnden Zeiten der Befreiungskriege. Damals dichtete Goethe, den das junge, stürmische Treiben eben so ennuyrte, wie früher die französische Revolution, seinen westöstlichen Divan, und zwar in so genialer Weise, daß er leider nur eine zu große Schaar von Verirrungen bei den Nachahmern hervorgerufen und den Hauptstrom deutscher Dichtung auf Jahre lang damit in Banden gehalten hat. Im übrigen dominirten damals die Romantiker, und wenn sie sich zum Theil gleich vaterländischer Stoffe bemächtigten, so griffen sie gewöhnlich ins ferne Mittelalter zurück und behandelten dieselbe auf eine Art, daß eine Wirkung auf die Nation völlig unmöglich war. Ueberhaupt aber war es gerade das Seltsame, Fremdartige jener mittelalterlichen Stoffe, nicht das ihnen einwohnende Heimische, Vaterländische, was die romantische Schule zu denselben hintrieb, so wie sie denn aus demselben Grunde in allen Fernen herumgeschweift sind, indische, persische, arabische, italienische, spanische, altfranzösische, englische Poesieen, Stoffe und Formen hervorgesucht haben. Damals schritten ja zum ersten Male Calderon's dramatische Gebilde über die deutschen Bretter; Shakespeare ward uns nun erst recht nahe gebracht; die großen indischen Epen wurden übersetzt u. s. f. Als sich daher nachgehends in den zwanziger Jahren der Kosmopolitismus wieder breit machte, knüpfte er auch vorzugsweise an die literarischen Bestrebungen an. In Sand's Verbrechen und dem Wartburgfeste hatte sich das Deutschthum bis auf den Punkt des Wahnsinnes und des Unsinnes hinaufgeschraubt, nun war man plötzlich abgekühlt und eine traurige, öde Periode des politischen wie des künstlerischen Lebens sollte ungefähr zehn Jahre lang erschlaffend über Deutschland kommen. Man rang wohl, von dumpfem Instincte getrieben, nach einer nationaleren Gestaltung der heimischen Zustände, aber auf allen, selbst den redlichsten Bestrebungen ruhte dennoch lähmender Unsegen. So verspricht Platen in jedem Prologe seiner kleinen, unbedeutenden Lust- und Schauspiele, jetzt würde in Bälde von ihm eine nationale Tragödie den Deutschen wiedergewonnen werden; aber bei dem Versprechen hat es dann auch sein Bewenden gehabt.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Elbing, 1. Dez.) In der Nähe unserer Nachbarstadt Pr. Holland ist in diesen Tagen ein **artesischer Brunnen** vollendet worden. Der Brunnen ist überhaupt 128 1/2 Fuß tief mit einer Lichtweite von 1 F. gebohrt; das Wasser ergießt sich bei 2 1/2 F. Höhe über dem Erdboden mit 152 1/4 Cubikfuß oder 4117 1/2 Quart in der Minute; es hat 7 1/2° Wärme,

und scheint zu den weicheren Arten zu gehören. Merkwürdig war die Gewalt, mit welcher das Wasser aus dem Grunde hervordrang. Es bildete sich ein Krater, der die benachbarten Gebäude zu verschlingen drohte, und in welchen wirklich das ganze Bohrgerüst hinabstürzte, bis das Wasser sich durch die Bohrröhre Bahn brach, und nach und nach so viel Sand und Erdreich herausbrachte, daß jetzt dieser ganze Krater wieder ausgefüllt ist, und alle Nebenquellen, die sich eröffnet hatten, verstopft worden sind. Die bedrohten Gebäude sind gerettet.

Die „A. P. Z." theilt unter der Rubrik: **Zur Zollvereinsstatistik**, nach der zweiten Fortsetzung der statistischen Uebersicht der wichtigsten Gegenstände des Verkehrs und Verbrauchs im deutschen Zollverein vom Dr. **Dieterici**, königl. preuß. geh. Oberregierungsrathe, Direktor des statistischen Bureaus, Berlin bei **E. S. Mittler**, welche die Jahre 1840 — 42 einschließlich betrifft, Folgendes mit: Es hat der deutsche Zollverein, theils durch verminderte Ausfuhr, theils durch vermehrte Einfuhr von **Gespinnsten und Geweben aus Flachs und Hanf**, binnen sechs Jahren mehr als 214 Procent verloren. Die Mehr-Einfuhr von leinenem Garn und Zwirn ist von 723,740 Rthlr. Werth auf 1,964,292 Rthlr. Werth, also um 261 pCt. gestiegen; die Mehr-Ausfuhr von gebleichter, gefärbter u. s. w. Leinwand ist von 13,793,290 Rthlr. auf 8,930,950 Rthlr. Werth, also um 154 Procent gefallen. Wenn hiernach nicht zu läugnen ist, daß der **gänzliche Verfall des deutschen Leinengewebes** mit Riesenschritten herannaht, so wird die endliche Erledigung der schon so lange besprochenen Frage, wie zu helfen sey, nicht mehr lange anstehen können. Die Konkurrenten der deutschen Garne und Leinen sind uns durch die ausgedehnteste Anwendung des Maschinenbetriebs vorausgeeilt, was liegt also näher, als mit gleichen Waffen sie zu bekämpfen. Nur durch die eigenen Waffen ist ihnen mit Glück zu begegnen. Lassen wir daher den unfruchtbaren Streit über die Vorzüge des Hand- oder des Maschinen-Gespinnstes, indem wir dasjenige wählen, welches unsere Abnehmer verlangen. Und wenn sich dann herausstellt, daß die ausgedehntere **Maschinenspinnerei** eine unabwendbare Nothwendigkeit geworden ist, so setze man die heimische Spinnerei in die Lage, eine tüchtigere, genügendere Konkurrenz mit den ausländischen Gespinnsten eröffnen zu können.

Vom „ewigen Juden" erscheinen, der Agsb. Allg. Ztg. zufolge, nach genauer Zählung jetzt in Deutschland **vierzehn** Uebersetzungen, und Kollmann in Leipzig, der Chorführer der Uebersetzungsunternehmer, verkauft doch immer einige Tausend Exemplare.

(**Wien**, 30. Nov.) Die Theaterzeitung wird von Neujahr anfangen, mit prächtigen Illustrationen zu erscheinen. Das Beispiel der Leipziger Illustrirten hat wahrscheinlich den Redakteur dazu vermocht. Die heutige Nummer bringt bereits die betreffende Ankündigung.

Korrespondenz.

Köln, 4. Dec.

Wegen des ungewöhnlich frühen Eintritts der diesjährigen Fastnacht werden die sonntägigen allgemeinen **Versammlungen** unserer **zwei großen Carnevalsgesellschaften** schon am nächsten Sonntage ihren Anfang nehmen. Die von allen wahren Faschingsfreunden so gern genährte Hoffnung, daß beide Gesellschaften, deren jüngere bekanntlich erst seit drei Jahren besteht, sich im wohlverstandenen Interesse des närrischen Festes, dessen möglichst gelungene Ausführung doch ihre gemeinsame und einzige Aufgabe ist, endlich wieder vereinigen und als Ergebniß eine harmonische, in allen Theilen abgerundete Festdarstellung uns vorführen würden, was wir in den letzten Jahren im Vergleiche mit früher einigermaßen vermißten, scheint sich leider nicht verwirklichen zu wollen. Es ist sogar die unerfreuliche Aussicht vorhanden, daß der seither bestandene Zwiespalt, da er immer festere Wurzel zu fassen scheint, noch lange fortbestehen und daß die Carnevalsfeier selbst, die in unserer Stadt eine Reihe von Jahren hindurch mit einer in Deutschland beispiellosen Großartigkeit begangen wurde, immer mehr und wesentlicher darunter leiden wird. Eine nachtheilige Folge der seitherigen Trennung haben insbesondere unsere Wohlthätigkeitsanstalten, Armenschulen &c. bereits dadurch verspürt, daß die früher, so lange nur **eine** Carnevalsgesellschaft bestand, ihnen zugewiesenen Einnahmenüberschüße in den letzten Jahren weggefallen sind, weil jede Gesellschaft jetzt vollauf zu thun hat, um nur ihre Ausgaben zu bestreiten. Uebrigens werden während des bevorstehenden Carnevals beide Gesellschaften wieder ihr Möglichstes thun, um ihre Festzüge nach Kräften glänzend auszustatten und den Mangel der inneren Einheit wenigstens durch äußere Pracht und durch sinnige Ausführung origineller Carnevalsideen, so gut es angeht, vergessen zu machen.

Bonn, 2. Dec.

Am vorigen Mittwoch fand eine Sitzung der niederrheinischen Gesellschaft für Natur- und Heilkunde statt. Prof. **Argelander** hielt einen äußerst interessanten Vortrag über den Lauf der Kometen in besonderer Beziehung zu dem letzthin in Rom entdeckten Kometen mit kurzer Umlaufszeit. Prof. **Goldfuß** besprach die Braunkohlenlager in unserer nächsten Umgebung der rechten Rheinseite und die in denselben vorkommenden animalischen Reste der Vorzeit, welche Mittheilungen die Aufmerksamkeit der Naturforscher in hohem Grade fesselten. Diesen folgten sehr lehrreiche Vorträge des Prof. **Kilian** über den von einem günstigen Resultate begleiteten Versuch mit einem electro-magnetischen Apparate bei der Geburtshülfe; des Prof. **Nasse** über den Kampf der Chemie mit der Physiologie und des Berghauptmanns v. **Dechen** über Versteinerungen u. dgl. — Der bereits seit fünf Jahren in der Ausführung begriffene Bau der neuen **Sternwarte** schreitet seit dem im Jahre 1843 erfolgten Tode unseres talentvollen Architecten **Lunde**, welcher mit dessen Leitung beauftragt war, äußerst langsam vorwärts. Die Schläfrigkeit, mit der dieser Bau in den beiden letzten Jahren gefördert worden, dürfte denn doch zuletzt die Langmuth der oberen Behörde auf eine harte Probe stellen, zumal demselben hier spottweise das Prädicat „**ewiger Bau**" zu Theil geworden. — In Betreff des projectirten Baues eines neuen **Schauspielhauses** ist Alles wieder stille geworden, seitdem man zu der Einsicht gelangt ist, daß dazu, wenn auch noch so bescheidene Anforderungen gemacht werden, ein Kapital von 50 — bis 60,000 Thlr. erfordert wird. Wir werden uns daher wohl für die nächsten Jahre gefallen lassen müssen, unser Gelüste nach dramatischen Unterhaltungen in dem vermittelst der Eisenbahn in Zeit von einer Stunde zu erreichenden Kölner Theater zu befriedigen.

Theater-Anzeige.

Samstag, 7. Dec. **Muttersegen**, oder: die neue Fanchon, Schauspiel mit Gesang in 5 Abth., nach dem Französischen des G. Lemoine, von W. Friedrich, Musik von H. Schäffer.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 340. Montag, den 9. December 1844.

Das Gespenst.

Novelle von Chr. K. Clement.

(Fortsetzung.)

II.

Den andern Morgen, es mochte kaum sieben Uhr seyn, war es schon im ganzen Dorfe bekannt, daß das weiße Gespenst vergangene Nacht in's Berton'sche Haus geschlichen sey. Die Leute waren sehr begierig oder neugierig, zu hören, was es in dieser Familie für Spuk abgesetzt habe. Fast vor jeder Wohnung, die in der Nähe des unheilvollen Hauses lag, sah man einige Personen beieinander stehen, deren Mienen und Bewegungen deutlich verriethen, wovon sie sprachen. Alles schien auf eine schreckliche Botschaft gefaßt zu seyn oder vielmehr eine solche zu erwarten. Als aber Nachbar Berton, wie gewöhnlich, mit seinem Sohne hinaus auf's Feld an sein Tagewerk ging, und zwar mit der heitersten Miene von der Welt; als einige neugierig ängstliche Leute auf ihre Frage: „ob er gut geschlafen habe?" sogar zur Antwort erhielten: „ganz vortrefflich!" da stieg ihre Verwunderung auf's höchste.

Nur der Schenkwirth theilte die Verwunderung nicht; in ihm hatte der Zorn die Oberhand. Fluchend ging er im Gastzimmer auf und ab und verwünschte das Gespenst in den untersten Raum der Hölle. Da er aber wohl sah, daß damit nichts ausgerichtet werde, ging er mit seiner Frau zu Rathe, was da wohl zu thun sey, um die leidige Geistererscheinung auf immer zur Ruhe zu bringen. Diese rieth ihm, zum Todtengräber zu gehen, und mit ihm ein Mal von der Sache zu sprechen. Das leuchtete dem Wirthe ein, und er begab sich sofort in dessen Haus.

Als sie allein waren, fing der Schenkwirth an: „Es müssen nun wohl bald dreißig Jahre seyn, daß Ihr den Dienst habt, bei den Leichen zu wachen und sie zur letzten Ruhe zu bringen. Da dächte ich, an Furcht vor dergleichen Dingen wäre bei Euch nicht mehr zu denken. Nun wißt Ihr, daß es seit einiger Zeit auf dem Kirchhofe nicht geheuer ist; es spukt da des Nachts ein Gespenst umher, das alle Leute in Angst und Schrecken setzt. Das Schlimmste bei der Sache ist, daß mir, seitdem das Umherwandeln der gräßlichen Gestalt im Dorfe bekannt geworden, des Abends Niemand mehr in's Haus kommt. Auf diese Weise verliere ich ganz und gar meinen Verdienst, und das ist in so schlechten Zeiten, wie die jetzigen, keine Kleinigkeit. Gerne wollte ich mich's ein schönes Stück Geld kosten lassen, wenn Ihr machen könntet, daß der spukende Geist zur Ruhe kommt."

„Es ist wahr," versetzte der Todtengräber, „Furcht habe ich vor den Todten nicht; es ist auch in der That Nichts von ihnen zu fürchten. Nur ein Mal bin ich bei'm Leichenwachen davon gelaufen, und das war, als des verstorbenen Maire's Tochter Julie wieder lebendig wurde. An meiner Stelle hätte Das aber gewiß jeder Andere auch gethan. Was nun das Gespenst betrifft, so weiß ich da wirklich nicht, wie ich dabei wegkäme, wenn ich Etwas zur Bannung desselben unternähme. Es ist eine verzweifelte Geschichte!"

Bei diesen Worten schaute der alte Mann vor sich hin, und schien über die sonderbare Sache nachzudenken. Der Wirth aber ließ ihm nicht lange Zeit, auf Rathschläge zu sinnen, sondern redete ihm von neuem zu, angelegentlicher als vorher. Er richtete jedoch nicht viel aus. „Wenn ich meine Gesundheit oder gar mein Leben bei dem gewagten Unternehmen verliere, wer wird für meine Familie sorgen?" gab der Todtengräber zur Antwort. „Nein! ich mag mich mit dem Handel nicht befassen; er kann nur unglücklich für mich endigen. Behalte ich zuletzt auch Gesundheit und Leben, so büße ich doch wahrscheinlich meine Ruhe und meinen Frieden ein, indem der irrende Geist alsdann mich und die Meinigen verfolgt."

Da bot ihm der Wirth nach langem Zögern eine namhafte Summe, wenn er es wage, die Erscheinung auf ewig zur Ruhe zu bringen; aber vergebens. Er versprach ihm noch mehr, und endlich, nach langem Zureden von der einen und beharrlichem Sträuben von der andern Seite, ließ sich der Todtengräber dazu bereden. Es ward nun die Bedingung festgesetzt: der Wirth solle die Summe sogleich baar vorauszahlen; gelänge der Bannungsversuch nicht, und der Todtengräber komme ohne Verletzung davon, so habe er die Hälfte der Belohnung zurück zu geben, damit er jedenfalls Etwas für seine Mühe erhalte, der Wirth aber nicht um eine große Summe komme, ohne einen Vortheil dadurch erlangt zu haben.

Sogleich begab sich der Schenkwirth nach Hause, und händigte dem Todtengräber das Geld ein. Als dieser es eingeschlossen hatte, dachte er so bei sich, die Sache sey doch ein Mal zu wagen, nur nicht allein; denn es möge geschehen, was da wolle, Zwei könnten sich eher helfen, und auch, wenn es zum Ausreißen käme, wäre es tröstlicher, dies in Gesellschaft zu thun.

Als es Nacht geworden war, und der Wächter bereits die zehnte Stunde rief, ging der Todtengräber hinaus auf die Straße und redete mit diesem, ob er ihm nicht helfen wolle, das Gespenst belauschen und vertreiben. Von der großen Summe aber sagte er nichts. Der Nachtwächter zeigte sich nicht geneigt, sondern erinnerte kurz und einfach an das Bedenkliche eines solchen Beginnens.

„Was bedenklich!" rief der Alte, „Ihr seyd noch in Euren kräftigsten, rüstigsten Jahren, und fürchtet Euch, ein Mal eine herzhafte That mit zu unternehmen? Da hättet Ihr mich sehen sollen, als ich in Euren Jahren war. Aber wenn man ein Mal grau geworden ist in einem so ernsten Dienste, vergehen einem schon die närrischen Einfälle, und gewiß wäre ich jetzt nicht dabei, noch viel weniger an der Spitze, handelte sich's nicht darum, der ganzen Dorfeinwohnerschaft die verlorne Seelenruhe wieder zu geben. Den Mitbürgern muß man doch auch einen Dienst erweisen, wo man kann!"

Darauf erwiederte der Nachtwächter kein Wort; er kehrte sich um und brummte in verdrießlichem Tone ein paar Worte vor sich hin. Dann aber riß er plötzlich das Maul weit auf und rief mit so fürchterlicher Stimme die zehnte Stunde aus, daß es dem Todtengräber durch Mark und Bein ging, und ein Schreckensschauer ihm eiskalt den Rücken hinab lief.

Der ließ sich jedoch von dem nachtwächterlichen Mißmuthe nicht irre machen, sondern versuchte seine Redekünste noch ein Mal, indem er ihm zugleich ein Trinkgeld von zehn Franken versprach, wenn er bei der Unternehmung dieses Abends nicht feige davon liefe, sondern als ein Tapferer bis an's Ende ausharrte. Das Anerbieten verfehlte seine Wirkung nicht.

„Wenn Ihr es so meint, Nachbar Todtengräber!" sagte der Nachtwächter, und bot ihm einen Schluck aus seiner Weinflasche an, „wenn es so ist, kann man das Ding schon probiren. Ich wünsche nur, daß Euer edler, christlicher Sinn durch einen guten Erfolg gekrönt werde. Wir wollen's also wagen; wird es zu toll, so laufen wir alle Beide davon."

Hierauf verabredeten sie noch, in welcher Stunde der Nacht sie auf den Kirchhof gehen wollten, bestimmten dazu die elfte, und schieden von einander mit den Worten: „Auf Wiedersehen!"

(Fortsetzung folgt.)

Der deutsche Kosmopolitismus.

(Schluß.)

Erst der Donner der Juli-Kanonen weckte Deutschland, wie fast das ganze übrige Europa, aus seinem Schlafe. Ein vielbewegtes politisches Leben begann bei uns wieder aufzulodern und damit wurde auch zugleich die Theilnahme an den Interessen desselben auf's entschiedenste rege. Allein vorerst gewann noch der Kosmopolitismus hierbei in dem jungen Deutschland immer größeres Terrain, denn der Umschwung war zu plötzlich, der Zustand des öffentlichen Lebens diesseit des Rheines bisher zu traurig gewesen, daß die gewaltigen, welterschütternden Ereignisse an den jenseitigen Ufern nicht hätten im höchsten Grade geeignet seyn sollen, Sympathieen für Frankreich zu erwecken. Es begann von Seiten des jungen Deutschlands jener Kampf einer kecken, begeisterten, manchmal auch übermüthigen Jugend gegen Autorität und Herkommen in politischen wie in ästhetischen, philosophischen und religiösen Dingen, und die Franzosen wurden von demselben nicht unpassend zum Vorbild erwählt. Allein diese Stimmung für Frankreich hielt sich vielleicht nur bis zum Jahre 1833. Von da an begann allmählig nationaler Sinn den jung-deutschen Kosmopolitismus zu verdrängen, bis endlich das Ministerium Thiers im Jahre 1840 der zusehends erstarkten Kraft deutscher Gesinnung Gelegenheit gab, sich völlig ihrer selbst bewußt zu werden und die überrheinischen Nachbarn mit derber Zurechtweisung heimzuschicken. Hören wir über die eben angedeutete Periode die treffenden Worte eines der gesinnungskräftigsten deutschen Publicisten der Gegenwart, den wir oben bei der Erwähnung Goethe's und Wieland's schon einmal zu citiren Gelegenheit nahmen: „Man hatte seit 1833 in Deutschland allmählig das Regiment des tiers-état, der Industrie, der Kapitalien, der Bestechung satt bekommen; man war auf den Gedanken gerathen, ob Frankreich überhaupt einer rein demokratischen Verfassung und Verwaltung fähig sey; wenigstens hatte man keine Lust mehr, die französische Freiheit in der Kategorie des Juste-milieu anzunehmen, ganz abgesehen von den harten Proben und Erfahrungen eines Centralisationsjoches, welches marktschreierische Propagandisten der Welt unter dem Titel von Freiheit und Gleichheit anbieten. Seit 1837 waren die deutschen Gemüther überhaupt dem Particularismus entwachsen; das Ministerium Thiers und Friedrich Wilhelm IV. fanden den geeigneten Boden, das Erstere, um eine polemische Nationalstimmung gegen Frankreich hervorzurufen; der Zweite, um für jedes seiner deutschen Worte den empfänglichen Boden, für jede seiner unscheinbarsten Handlungen eine Menge von Beurtheilern. Da nun zeigte die glühende Begeisterung bei dem nahe geglaubten Kriege, das Rheinlied, die 132 Melodien darauf, die Kölnische Zeitung, die Allg. Augsburger Zeitung, die Volkshalle, daß Deutschland über Nacht stark, einig, ein Brudervolk geworden war. Die germanischen Regungen im flammändischen Belgien, in Schleswig, in Ostpreußen, Regungen, die selbst deutsche Zeitungen niederträchtiger Weise zu Gunsten des wallonischen und dänischen Elementes zu beschneiden und zu verkümmern trachten, gleichsam als dürfte Deutschland nie der Mittelpunkt einer geschichtlichen Bewegung seyn, als wäre diese Krone der Schöpfung immer gut genug verwahrt, wenn sie nur fein stille und bestaubt in der Kanzlei der Diplomatie läge, als hätte Deutschland seine Zeugungskraft verloren, als wären die geistigen Bänder, welche bis ins Herz des slavischen Elementes, bis in den skandinavischen Norden, bis zu den Anfängen der Schelde, Maas und Mosel, zu den Höhen der Vogesen und tief in die Alpen hineingehen, durch und durch zerschnitten, weil der Lebenssaft lange Zeit im Stamme geruht und nicht durch die Aeste in die feinsten und weitesten Verzweigungen aufgestiegen war."

So wären wir bis zur Gegenwart vorgedrungen. Doppelt bedeutsam ist aber gerade jetzt der Gegensatz nationaler und kosmopolitischer Principien, nicht bloß, weil, wie wir im Eingange erwähnten, beide Begriffe in ihrer ganzen Schärfe uns selbstbewußt geworden sind, sondern besonders weil sich eben gegenwärtig die höhere Einheit beider darzustellen begonnen hat. Ehedem war national und conservativ, kosmopoli-

tisch und liberal so ziemlich synonym: dieses hat jetzt aufgehört, denn gerade die Partei, welche heute die öffentliche Meinung am meisten für sich hat und die bedeutsamsten Worte spricht in politischen Dingen, ist eine national-liberale. Der Kosmopolitismus hat bei all' seinem freien Geiste von jeher an dem Uebelstande gelitten, daß er zwar im Allgemeinen viel von Freiheit docirte, abstracte Systeme und Theorien aufstellte, aber nie praktisch anzugreifen wußte. Umgekehrt waren die Nationalen gewöhnlich ausschließlich praktischen Interessen verhaftet, besonders hartnäckig klebend am Hergebrachten der Autorität. In Hegel hat sich übrigens schon wenigstens dem Gedanken nach das nationale Bewußtseyn mit einer philosophischen Weltanschauung gepaart, und in diesem Sinne sagt er denn auch in seiner Berliner Antrittsrede (1818): „Die Nationalität des deutschen Volkes ist der Grund alles wahrhaft lebendigen Lebens in ihm.“ Treffend hat man übrigens neuerdings den höheren Einheitspunkt beider Gegensätze dahin ausgesprochen, daß die Nationalität die Grundbedingung alles Völkerlebens sey, die Form seines Daseyns, die (kosmopolitische) Freiheit dagegen sein Inhalt, seine Erfüllung. y.

Begräbnißfeier

des weil. Obristen und Commandanten der Stadt- und Landwehr freier Stadt Frankfurt Herrn Friedrich v. Ellrodt, am 4. Dec. 1844; nebst einigen biographischen Andeutungen.

Hr. Friedrich v. Ellrodt, geboren zu Bayreuth am 16. Januar 1772, war der Sohn des daselbst in Garnison gestandenen markgräfl. anspach- und bayreuthischen Majors v. Ellrodt und seiner ausgezeichneten Gattin, einer Schwester des berühmten königl. preußischen Feldherrn, Freiherrn v. Plotho. Schon im zehnten Jahre kam er als Page an den markg. Hof, in die Nähe der an Geist und Herz gleich erhabenen Schwester Friedrichs des Großen. Er erhielt dort die sorgfältigste Erziehung. Im siebenzehnten Jahre wurde er Offizier und begann bald darauf seine militärische Laufbahn im preußischen Heere mit dem Feldzuge in Holland. Ausgezeichnet durch wissenschaftliche Standesbildung, avancirte er schnell und kam später als k. preußischer Hauptmann mit seinem Chef, dem General v. Seippert, hierher auf Werbung. Da lernte er in einer der ausgezeichnetsten und geachtetsten Familien Frankfurts seine nachherige würdige Gattin kennen, verheirathete sich bald darauf mit ihr und erhielt zwei Söhne, von denen der eine im zwölften Jahre starb, der andere noch jetzt als geachteter Kaufmann in Liverpool (in England) lebt. Allein schon im Jahre 1813 trennte der Tod seiner trefflichen Lebensgefährtin die glückliche Ehe. Jetzt erfüllte ihn das Erwachen des deutschen Volkes mit hoher Begeisterung. Diese wurde dadurch mächtig gesteigert, daß er im Jahre 1814 vom hohen Senate zum Obersten und Commandanten der Landwehr ernannt wurde, eine Stelle, die ganz für ihn geschaffen schien. Aber auch in den amtlichen Verhältnissen des Bürgerthums sollte und wollte er gemeinnützig werden. Seine hohe Befähigung dazu wurde dadurch öffentlich anerkannt, daß er im Jahre 1815 zum Mitgliede Löbl. Ständigen Bürger-Repräsentation und 1821 in ihr des besondern Stadt-Rechnungs-Revisions-Collegs erwählt ward, in welchen Verhältnissen er mit rastloser Thätigkeit bis zu seinem am 1. Dec. d. J. Abends, durch einen Schlagfluß plötzlich herbeigeführten Tod wirkte.

Einem solchen gemeinnützigen Leben sollte die verdiente Anerkennung auch noch im Tode folgen; daher die feierliche Leichenfeier des verstorbenen hochverdienten Chefs von seinen Kameraden.

Sie begann in der Frühe des 4. Decembers. Sämmtliche Corps der Stadtwehr 1ter Altersklasse waren am Mainquai, nächst der Wohnung des Verstorbenen, unter dem Commando ihres interimistischen Chefs, des Hrn. Major Reus, aufgestellt. Um 9 Uhr setzte sich der Zug in Bewegung und wurde von allen Corps mit militärischen Ehren empfangen. Dem Sarge folgten unmittelbar die nächsten Verwandten des Verstorbenen, die Stabs- und Oberoffiziere des Linien-Militärs, sowie die der Bataillons der Lösch-Anstalt und 2ten Altersklasse der Stadtwehr, die Herren Quartier-Vorstände, eine Deputation der beiden hiesigen Freimaurer-Logen zur Einigkeit und Sokrates zur Standhaftigkeit &c.

Den Leichenzug eröffnete die freiwillige Cavallerie, ihr folgte die freiwillige Artillerie, sodann das Corps der freiwilligen Scharfschützen nebst dem Bataillon der freiwilligen Jäger, hierauf das Bataillon der freiwilligen Infanterie. Das Bataillon der Stadtwehr 1ter Altersklasse schloß den Zug. Eine große Reihe von Wagen der angesehensten Familien folgte. In dem ersten befand sich von Seiten des Sterbhauses der Geistliche, Hr. Consistorialrath Dr. Friederich. Die Trauermusik aller Corps ertönte bis zum Friedhofe. Dort angekommen, wurde die Leiche von achtzehn Sergeanten der verschiedenen Corps zu ihrer Ruhestätte getragen, welche sämmtliche Offiziere der Stadtwehr ihrem verehrten Chef eigens dazu erkauft hatten. Am Grabe sprach der oben erwähnte Geistliche, Hr. C. R. Dr. Friederich, in einer kurzen Charakteristik über den Verstorbenen als Menschen, Staatsbürger und Christen, erhob dessen Gemüth und vielseitige, gründliche Bildung, seine ausgezeichneten Verdienste besonders um die Organisation und stets kräftigere Entwickelung der Stadtwehr, seine Umsicht, den richtigen Takt in der Ausführung und dabei seine Herzlichkeit und Milde als Chef, endlich seinen wahrhaft religiösen Sinn. Dabei unterließ derselbe jedoch nicht, Licht und Schatten in dieser Charakterskizze mit dem an dem Redner gewohnten Freimuthe, zugleich aber auch mit christlicher Pietät anzudeuten. — Nach ihm sprach der gegenwärtige Vorsteher der letztgenannten Freimaurerloge, deren Stifter der Verstorbene war, Hr. Pfr. Fresenius, tiefempfundene Worte der Wehmuth, Liebe und Anerkennung hoher Verdienste des Heimgegangenen, insbesondere um jenes Institut der Menschenveredlung. Das Einsenken des Sarges in die Gruft wurde durch drei Salven sowohl der Artillerie als der übrigen Corps bezeichnet. So endete die Bestattung eines um unsere städtische Ordnung hochverdienten Mannes. Ruhe seinem Staube! Seinem Geiste ein liebevolles Andenken! M.

Mannichfaltigkeiten.

München wird wieder ein zweites Theater erhalten. Das sogenannte Volkstheater in der Vorstadt Au wird abgebrochen, um auf das rechte Isarufer verlegt zu werden. Die Direktion hat Hr. Schweiger.

(Köln, 1. Dec.) Die bei dem hiesigen Dombau-Vereine bis zum Ende des Monats November eingegangenen Beiträge belaufen sich auf 110,869 Rthlr.

Korrespondenz.

Köln, 5. Dec.

Vorgestern Abend ging es in unserm Theater ungewöhnlich tumultuarisch zu. Zum Benefiz unseres beliebten Komikers Seebach sollte das Donauweibchen, zweiter Theil, gegeben werden, dessen schon vor vierzehn Tagen beabsichtigte Aufführung damals wegen der Vorstellungen des Prof. Döbler aufgeschoben werden mußte. Um Hrn. Seebach für diese Verzögerung schadlos zu halten, hatte sich das Publikum massenweise eingefunden und das Haus war dicht besetzt. Hr. Seebach sollte jedoch abermals die Tücke des Schicksals empfinden. Es verging eine Viertelstunde über die festgesetzte Anfangszeit, aber vergebens erwartete man, obgleich das Publikum durch Stampfen und Rufen seine Ungeduld verlautbarte, den Beginn der Musik. Endlich ging, als der Lärm immer tobender wurde, der Vorhang auf und der Theaterdirektor, den ein langanhaltendes wirres Geschrei empfing, verkündete die Hiobspost, daß Dem. Limbach, welche die Hauptrolle der Hulda spielen sollte, in der Garderobe in Ohnmacht liege und unmöglich auftreten könne; die Aufführung des Donauweibchens sey somit für den Abend unmöglich und man werde deshalb für diejenigen Besucher, welche da zu bleiben geneigt seyen, das Lustspiel: „Er muß auf's Land" geben; die übrigen möchten sich an der Kasse ihr Eintrittsgeld zurückgeben lassen. In wenig Minuten war das Haus fast ganz leer, der Platz vor der Kasse aber fast eine halbe Stunde lang gedrängt voll, weil Jedermann sein Geld zurückempfangen wollte. Das vortheilhafteste Geschäft sollen bei dieser Gelegenheit die zahlreichen Inhaber von Freibillets gemacht haben. Natürlich war der Vorgang, zumal da die Aechtheit der angeblichen Ohnmacht nicht sonderlich verbürgt seyn soll, für den Benefizianten, wie für den Direktor höchst unangenehm; Hr. Seebach weiß sich jedoch zu helfen und gibt nun heute Abend neben dem „Donauweibchen", das diesmal hoffentlich ohne Anfechtung durchkommen wird, als Vorspiel eine früher von ihm zu Aachen in gleicher Drangsalshitze verfaßte tragi-komische Posse: „Seebach in Verzweiflung, oder das fehlgeschlagene Benefiz." Mit Sicherheit läßt sich annehmen, daß das Theater heute noch voller seyn wird, als vorgestern, und der Schaden des vorgestrigen Unfalls dürfte somit auf dem Direktor sitzen bleiben. — Prof. Döbler, der auf ein paar Wochen nach Aachen und Elberfeld gegangen ist, wird Ende des Monats hierher zurückkehren und die Productionen seiner Nebelbilder fortsetzen; es scheint jedoch, als wenn unser Publikum dieselben bereits zur Genüge gesehen hätte. — Unsere Oper ist fortwährend ohne ersten Tenor und ersten Baß.

Mainz, 3. Dec.

Was ich Ihnen vor ohngefähr einem Monate über den Ertrag der diesjährigen Weinlese in der hiesigen Umgegend berichtete, hat sich in jeder Hinsicht bestätigt. An Quantität blieb das Produkt unter jeder Erwartung; aber es ist merklich besser, als im vorhergehenden Jahre und sehr brauchbar; deshalb wurde auch Alles, was feil geboten wurde, auf der Stelle und zwar zu den sehr annehmbaren Preisen von 15 bis 18 fl. per Ohm verkauft. Die aufeinander folgenden geringern Weinjahre haben bei dem Unangenehmen, daß der kleine Weinbergsbesitzer darunter besonders leidet, auch einige Folgen, die man für vortheilhaft erklären muß. Vorerst sind sie Ursache, daß nach und nach die Weinberge, die der Feldkultur fähig sind, ausgerottet und zu Ackerfeldern verwendet werden, also in Zukunft weniger geringe Weinsorten gezogen werden; dann sehen die rationellen Weingutsbesitzer täglich mehr ein, daß, um ihre auf Weingüter verwendeten Kapitalien rentbar zu machen, sie sich auf die Hervorbringung von sehr vorzüglichen Weinen in mittlern und guten Jahren verlegen müssen, um den Ausfall, der ihnen durch die vielen schlechten Jahre erwächst, zu decken. Sie scheuen jetzt keine Kosten, um dieses Ziel zu erringen. So sehen wir in der Gemarkung von Bodenheim unter andern die Weinberge des Hrn. Heinrich Molthan, bei deren Anlage nicht allein auf Mischung des Bodens und auf Lage und Sonne Rücksicht genommen wird, sondern die durch Aufführung von Mauern, Terrassen, Applanirung und Nivellirung gegen jeden vorherzusehenden Unfall geschützt sind; dabei wird bei der Bauart und der Auswahl der Dungmittel mit einer Aufmerksamkeit verfahren und das Auslesen im Herbste mit einer Sorgfalt vorgenommen, von der nur ein Augenzeuge sich einen Begriff machen kann. Hierdurch ist es Hrn. M. gelungen, im Jahre 1842 in einem, wenn wir nicht irren, 12 Morgen großen Weinberge, dessen Ankauf und Anlage ihn mehr als 30,000 fl. kostet, einen Wein zu erzielen, wovon ein Stück zu 600 Maß auf 2500 fl. geschätzt wird, während dem man früher in dieser Gemarkung die besten Weine nie theurer als für 800 bis 1000 fl. verkaufte. Von den Weinlagen in hiesiger Umgegend, wo große Weinbergsbesitzer mit gleicher Sorgfalt verfahren und ähnliche Resultate erlangt haben, müssen wir der Gemarkung von Laubenheim und der Weinbergsbesitzer Herren Hagenbusch, Auß, Chary, Klein, Kraus, Bittong und Maier, in Nackenheim der Herren Ackermann und Fritzdorf und hier in Mainz des Hrn. Christoph Lennig gedenken, die durch Sorgfalt in Anlage, Behandlung und Auslese Weine gewinnen, die den Hochheimer Weinen und den bessern Lagen des Rheingau's an die Seite gestellt und mit schwerem Gelde bezahlt werden. Nur Schade, daß die meisten davon in's Ausland gehen und man hier in Mainz nur bei besondern Gelegenheiten und glücklichen Zufällen von diesen werthvollen Weinen Proben zu erhalten sich schmeicheln darf.

Castel, 6. Dez.

Der großherzoglich hessische Bürgermeister der Stadt Castel an wohllöbliche Redaction des deutschen Frankfurter Journals in Frankfurt.

Das in der Didaskalia Nro. 335 vom 4. l. M. unter der Rubrik Mannichfaltigkeiten enthaltene Schreiben aus Schlettstadt bedarf einer Berichtigung, welche in Ihre Blätter aufzunehmen Unterzeichneter eine wohllöbliche Redaction ersucht. Die als das Opfer eines Meuchelmords am 10. Juni 1843 zu Jegersheim aufgefundene Leiche ist nämlich nicht jene der Franciska Rose aus Schlettstadt. Es ist vielmehr durch Verhandlungen hiesiger Bürgermeisterei mit dem Präsidenten des Assisenhofs zu Kolmar im Monate November l. J. constatirt, daß der hier wohnende Lohnkutscher Sebastian Beaury sich am 8. April 1820 mit Franciska Roos, geboren zu Schlettstadt am 1. Mai 1794, Tochter des am 11. Mai 1807 in Schlettstadt verlebten Weißgerbers Michael Roos und der am 9. April 1809 allda verlebten Maria Zisel, verheirathet hat, so wie, daß genannte Franciska Roos am 8. August 1838 hier gestorben ist.

Hochachtungsvoll

Revius.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 8. Dec. Der Apotheker und der Doktor, komische Oper in 2 Acten, von Stephanie, Musik von Dittersdorf.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohr.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 341. Dienstag, den 10. December 1844.

Das Gespenst.

Novelle von Chr. K. Clement.

(Fortsetzung.)

III.

Der elfte Glockenschlag hallte eben feierlich durch die Stille der Nacht, als der Todtengräber, mit zwei Pistolen und einem derben Stock bewaffnet, vor die Thüre seines Hauses trat. Es war eine jener schönen, milden Nächte, welche nur der Bewohner eines südlichen Himmels kennt. Von den Schwingen sanfter Weste getragen, strömte lieblicher Blüthenduft durch die Atmosphäre, erquickend und einladend zugleich.

Sonst hörte man an diesem oder jenem Ende des Dorfes fröhliche Burschen jauchzen und muntere Lieder singen; sah auch wohl hie und da ein verliebtes Paar einsam auf und ab wandeln — jetzt aber war Alles stille, so feierlich stille, daß man fast jeden Brunnen des Dorfes rauschen hörte. Die Einwohner von St. Ivoire schliefen bereits. Nur wenige Fenster sah man noch erleuchtet; im Wirthshause war es schon seit einer Stunde dunkel. Hier, wo sonst noch spät nach Mitternacht schnarrende Flüche und donnernde Faustschläge gehört wurden, herrschte jetzt ein unerhörter Friede.

Der Todtengräber wartete, bis der Nachtwächter an den verschiedenen Orten im Dorfe die Stunde gerufen hatte; dann ging er ihm entgegen und gab ihm eine der Pistolen. Dieser versah sich noch mit einem tüchtigen Knittel, und nun schritten Beide dem Kirchhofe zu. Sie hatten absichtlich keine Laternen mitgenommen, denn der Mond war bereits hinter dem nahen, schwarzen Tannenwalde aufgegangen und erhellte mit seinen milden Strahlen die reizende Landschaft. Als die beiden Abenteurer die eiserne Gitterthür des Friedhofes leise hinter sich zugemacht hatten, schlichen sie behutsam im Schatten der Fliederbüsche an der Mauer dahin. Nirgends ließ sich Etwas sehen oder hören; nur einige Fledermäuse schwirrten durch die Luft, und hoch oben in einem verfallenen Fenster des Kirchthurmes erscholl klagend und schauerlich das Geschrei einer Nachteule. Jetzt blieben die Männer stehen, späheten rings umher, und horchten gespannt auf jedes Geräusch. Als sie sich umwandten und nach einer Seite hin schauten, wo die Kirchhofmauer nur wenige Schuh hoch ist, und einige Schritte davon eine Straße anfängt, die in's Innere des Dorfes führt, bemerkten sie eine schwarze Gestalt, welche sich unstät hin und her bewegte, und darauf plötzlich hinter der Mauer verschwand. „Habt Ihr's gesehen, Nachbar Todtengräber?" flüsterte der Nachtwächter, und sein Herz klopfte fast hörbar. „Ja!" antwortete dieser, „seyd nur ganz still; das war das Gespenst nicht, denn die Leute sagen, es sehe weiß aus."

Er hatte kaum ausgeredet, so hörten sie beinahe in derselben Gegend ein Geräusch; nur war es mehr nach ihnen zu. Die beiden Männer bekreuzten sich zitternd, und ihre Lippen bewegten sich in stillem Gebete.

„Laßt uns stehen bleiben und abwarten, was das werden will!" sagte der Todtengräber nach einer Pause leise zu seinem Gefährten, „vielleicht sehen wir gleich die Erscheinung hervorkommen!"

Einige bange Augenblicke verflossen noch — da wankte eine hohe, weiße Gestalt hinter einem Busche hervor, und schritt langsam nach der Kirchhofthür zu.

Als das Gespenst die Hälfte Weges dahin zurückgelegt hatte, und von unsern Helden schon etwas besser erkannt werden konnte, bemächtigte sich ihrer eine wahre Höllenangst. Sie zitterten an allen Gliedern, und ihr Athem stockte, während ihre Pulse in verdoppelter Geschwindigkeit schlugen. Die weiße Erscheinung aber wankte langsam näher; nur noch zehn Schritte — und sie mußte nahe an ihnen vorbeikommen.

Jetzt hielten sich die Beiden nicht länger; die Angst trieb sie an, daß sie, wie auf ein gegebenes Zeichen, stark in die Hände klatschten. Dazu schrieen sie aus vollem Halse: „Höllenphantom, Ungeheuer! Was willst Du? Fliehe zurück in Deine Höhle, unseliger Geist! Was störst Du die Ruhe der Lebendigen und der Todten? Entweiche, oder Dich treffen unsere Kugeln! Hilf, heilige Jungfrau, hilf!"

Das wirkte wie Donnerschlag. Das Gespenst fuhr heftig erschrocken zusammen, wandte sich, und rannte in so wilder Hast davon, daß der Nachtwächter und der Todtengräber es bald aus den Augen verloren haben würden, hätte nicht ein Zufall sonderbarer Art es verhindert. Als nämlich der unselige Geist sich so schnell davon machte, blieb dessen flatterndes Gewand in den spitzen Verzierungen eines eisernen Grabmalkreuzes hängen und riß entzwei. Der flüchtigen Gestalt gelang es zwar, sich schnell loszumachen; sie mußte aber ein großes Stück ihres Kleides an dem eisernen Kreuze zurücklassen, und die dadurch entstandene Lücke zeigte — fatal genug — ein Paar schwarze Beinkleider. Bis dahin waren die beiden

Geisterbanner in ihrer Angst und ihrem Staunen nicht vom Platze gewichen; als sie aber hinter dem zerrissenen weißen Tuche kein Knochengerippe, wie sie anfänglich geglaubt, sondern ein Paar reinmenschliche Beine hervorkommen sahen, die wieder von neuem Reißaus nehmen wollten, kam ein solcher Heldenmuth über sie, daß sie dem Flüchtlinge kühn nacheilten. Dieser hatte kaum ein paar Sprünge wieder gemacht, als er aus seinem Gewande Etwas fallen ließ, das klingelnd am steinigen Boden zerbrach. Die Verfolgenden erkannten eine zertrümmerte Weinflasche, und setzten, dadurch nicht wenig in ihrer nunmehrigen Meinung bestärkt, daß sie es mit keinem Geiste zu thun hätten, die Verfolgung eifrig fort. Jetzt warf die fliehende Erscheinung, vermuthlich um im Laufen weniger gehindert zu werden, auch den übrigen Theil des Leintuches ab, und verlor somit Alles, was ihr bis dahin einen geisterhaften Anstrich gegeben hatte, denn es zeigte sich nun den Blicken der beiden Männer — ein junger Bursche in der Bauerntracht von St. Ivoire. Leicht und behend schwang sich dieser über die Kirchhofmauer, stürzte aber, da er den Sprung nicht hatte abmessen können, auf der andern Seite so empfindlich zur Erde, daß er, am schleunigen Weiterrennen verhindert, von dem rüstig nacheilenden Nachtwächter eingeholt und festgehalten wurde. Bei dem Sprunge über die Mauer war er mit dem Knie hart auf einen Stein gefallen.

„Bist Du es, Berton?" schrie der Nachtwächter so stark, als er es in der Athemlosigkeit vermochte, „wie kommst Du darauf, uns Allen einen solchen Höllenspuk anzurichten?"

Ehe der junge Mann Etwas erwiedern konnte, kam auch der Todtengräber keuchend herbei, und überschüttete den Gefangenen ebenfalls mit Reden, die seinen vollsten Unwillen ausdrückten.

„Laßt das gut seyn, Nachbar!" sagte endlich Berton schnaufend, „ich will Euch später den Grund dieses seltsamen Benehmens mittheilen. Aber jetzt laßt mich ruhig nach Hause gehen!"

„Das werden wir wohl bleiben lassen," sagten die beiden Männer, „meinst Du, wir seyen Dir umsonst nachgesprungen, und Du könntest nun die Leute obendrein noch auslachen wegen des Schreckens, den Du ihnen eingejagt hast? So verstehen wir die Sache nicht!"

„Nun ja!" gab der Gefangene zur Antwort, „ich will euch ja gern ein ordentliches Trinkgeld geben; aber schweigen müßt ihr mir von der Sache, ich käme sonst in eine verzweifelte Lage!"

„Schadet Dir gar nichts," versetzte der Todtengräber, „wenn Du auch ein Mal fühlst, wie eine peinliche Lage thut. Nein, so geht das nicht; behalte nur Deine paar Thaler. Hast Du das ganze Dorf in Angst und Schrecken versetzt, so kannst Du Dir auch gefallen lassen, morgen in Schande und Spott durch das ganze Dorf zum Maire geführt zu werden!"

„Nur das nicht!" rief Berton bittend, „macht mit mir, was ihr wollt; nur das thut mir nicht zu Leide!"

Allein seine Bitten fruchteten nichts. Der Nachtwächter zog eine starke Schnur aus der Tasche, hielt dem Gefangenen die Hände auf den Rücken, und hieß dem Todtengräber, sie recht fest zu binden. Dieser machte seine Sache, wie sich's gehörte. Freilich schlug Berton mit den Beinen um sich, und hätte den alten Mann ein Mal beinahe auf die Glatze getroffen; aber der Nachtwächter war stark genug, ihm das zu wehren. Nachdem sie ihm auch noch die Beine zusammengebunden hatten, schleppten sie ihn weiter.

„Wohin wollen wir den Kerl nun bringen, daß er uns nicht entwischt?" fragte der Todtengräber seinen Gefährten.

„In meinem leeren Ziegenstalle, denk' ich, soll er die Nacht zubringen!" antwortete dieser trocken.

Das gefiel dem Alten so wohl, daß er laut auflachte und den Gefangenen beinahe hätte fallen lassen. Berton aber schnitt ein grimmiges Gesicht, und entlud seinen Zorn durch einige kraftvolle Flüche.

„Wer war denn die schwarze Gestalt, die sich bei der Mauer hin und her bewegte und dann so schnell verschwand?" fragte nach einer Weile der Nachtwächter spottend.

„Darnach hast Du nicht zu fragen", versetzte Berton bitter.

„Wird schon herauskommen!" brummte der Nachtwächter. „Uebrigens kannst Du Gott danken, daß wir Dich nicht zum Krüppel geschossen haben; denn beim geringsten Angriffe, den Du gegen uns unternommen hättest, als Du in dem weißen Tuche auf uns zukamst und wir Dich anschrieen, wären Dir zwei Pistolenkugeln in den Leib gefahren. Vielleicht wärest Du gar todt geblieben; dann hätte Dir der Alte da eine Grube gegraben und Du hättest dann für immer Dein Quartier auf dem Kirchhofe gehabt."

Unterdessen waren sie bei der Wohnung des Nachtwächters angekommen. Dieser breitete ein Bund Stroh im Ziegenstalle aus, legte den Gefangenen darauf und schloß dann, nachdem er ihm noch einige Stricke um Hände und Füße gebunden hatte, die Thür fest zu. Ehe er jedoch wieder an das Ausrufen der Stunden ging, holte er vom Kirchhofe jene verhängnißvolle weiße Hülle, vermittelst welcher es auch dem geistlosesten Bewohner von St. Ivoire gelungen wäre, ein Geist zu werden.

(Fortsetzung folgt.)

Die erste Bildung der Kinder und Friedrich Fröbel.

Es schien lange Zeit als Grundsatz zu gelten, den Unterricht der Kinder im Lesen, Schreiben und Rechnen erst nach vollendetem 6ten oder im 7ten Jahre zu beginnen. Der Körper sollte erst erstarkt, die physische Ausbildung erst zu einer gewissen Reife gekommen seyn. Und das in so weit mit Recht: erst muß die Außenwelt richtig aufgefaßt, in die Vorstellung aufgenommen seyn, ehe der Mensch die Mittel zu ihrer Mittheilung und Darstellung sich aneignet.

Nun hat es sich aber gezeigt, daß, wohl aus Mangel an zweckmäßigem Material und einer zweckmäßigen Methode, es zu benutzen, man jenen Grundsatz außer Acht gelassen. Man dachte nur wenig daran, wie die Zeit von der ersten Kindheit an bis zum sechsten oder siebenten Jahre zweckmäßig zur Bildung des jungen Weltbürgers angewandt werden könnte. Wenigstens war dies keine Sorge, mit der sich Viele befaßten, und so konnte, was wohl der spätere Unterricht that, kein Plan in das Ganze dieser ersten Ausbildung gelegt werden.

Die neuere Zeit indeß hat den Mangel lebhaft gefühlt: für die arbeitenden Stände sucht sie in ihren Kleinkinderschulen zweckmäßige Abhülfe; die andern behelfen sich eben so gut

es geht, während Bewahrungs-Anstalten dem Bedürfniß entgegen zu kommen suchen.

Der Vater, im Berufsgeschäfte, kann nur wenig Zeit seinem Lieblinge widmen. Die Mutter, dem Hauswesen als beschäftigte Hausfrau obliegend oder in der großen Gesellschaft lebend, hat auch nur wenig Zeit zu diesem wichtigen Geschäfte, und überdies, wie vielen Eltern fehlt es nicht an Geschick oder an Fertigkeit, kleine Kinder zweckmäßig, d. h. Geist und Leib bildend, zu unterhalten und zu beschäftigen.

Wie aber in der Welt keine Noth erscheint, ohne daß uns die Abhülfe nahe läge — beziehen sich doch beide auf einander — so hat ein deutscher Mann in liebevollem kindlichen Gemüthe für die Welt der Kleinen eine Welt geschaffen, die, Geist, Gemüth und Körper bildend, die weitere Bildung vermitteln soll.

Es ist dies Friedrich Fröbel, der, von innerem Drange getrieben, die Nothwendigkeit einer zusammenhängenden Methode für die geistige, gemüthliche und leibliche Entwickelung auch noch nicht schulfähiger Kinder tief fühlte und den ersten Versuch zur Abhülfe des Bedürfnisses machte. Wie aber die Sache jetzt steht, wurde seine Idee theils noch nicht rein aufgefaßt und freithätig wieder gegeben, theils selbst mißverstanden, und so entging ihr nicht nur zum großen Theile die Anerkennung, welche sie verdient, sondern das Gute, das sie brachte, ging für Viele ganz verloren. Zwar wird sich seiner Beschäftigungsmittel theilweise bemächtigt, aber ohne Zusammenhang und gewiß vielfach auch ohne Bewußtseyn darüber.

Wir setzen eine, wenigstens oberflächliche Bekanntschaft mit der Sache selbst voraus und fragen, wenn Fröbel die Kleinen die Spielchen mit den Fingern machen läßt, was will er z. B. anders, als diese Bewegungswerkzeuge üben und bilden? Die Kinderchen machen ihr Nestchen, ihr Häuschen mit den Fingern, um diese in verschiedene Lagen und Bewegung zu bringen, um sie frei beweglich zu machen. So werden die Kinder bei diesen Spielchen deren selbst erfinden und die Finger nicht dumpf hinbrütend in den Mund stecken. Also nicht Nestchen, nicht Häuschen, nicht Körbchen sollen die Kinder machen lernen, sondern sie sollen lernen Hände und Finger frei bewegen, wozu die kindliche, gemüthliche Weise das Gewand leiht. Das Interesse wird durch das dazu gesprochene und gesungene Verschen erhöht und dem Bedürfnisse, dem Ding einen Namen zu geben, wird genügt. Wem Fröbels Vers nicht gefällt, mache einen andern Reim oder lasse ihn auch nach Umständen zuweilen weg. Wenn Fröbel alle erdenklichen Spiele mit dem Ball, mit Kugel, Würfel und getheiltem Würfel vornimmt, wenn er diese Spiele in einer Ordnung und entwickelnden Aufeinanderfolge vornimmt, so gibt er uns Mittel, reich genug, den Verstand zu üben, und zweckmäßiges Material für die Phantasie des Kindes zum Nachbilden der Gegenstände, welche es gesehen, aufgenommen und im Drange seiner Thätigkeit nun nach Außen stellen will. Die sogenannten Bauhölzchen wurden auch lange schon als zweckmäßiges Material für die Beschäftigung der Kinder erkannt. Wir geben aber von der großen Menge, die oft angewandt wird, den Fröbel'schen den Vorzug, welche, aus Theilung entsprungen, sich immer auf die Einheit, auf den Würfel, zurückführen lassen.

Werden später Stäbchen zur Bildung von Figuren angewandt, so wird von dem Massenhaften zur Linie geschritten, und in Linien stellt sich nun dar, was der ordnende Verstand oder die nachbildende Phantasie geschaffen. Dabei wird Gewandtheit der Hand durch Legen und Ordnen der Stäbchen erlangt. Ball und Kugel, Körper einer Form bringen durch die Verschiedenheit der Masse, woraus sie bestehen, nun Eigenschaften der Körper, Weiche, Härte, zum Bewußtseyn. Schwingen oder drehen unsere Spielgeber Ball, Kugel, Würfel an der Schnur, so bringt die Bewegung neue Anschauungen: das Runde bleibt rund, ruhend oder bewegt, das Eckige aber nicht. Wie dann diese Körper an der Schnur die Kreislinie, die Schneckenlinie, die Pendelbewegung zeigen, so erweitern wir den Gebrauch unserer einfachen Mittel, um schon ältere Kinder auch auf Naturgesetze aufmerksam zu machen, ihnen hier die Geburtsstätte der mathematischen Linie zu zeigen. Nicht verdrängt sollen unsere bisherigen zweckmäßigen Bildungsmittel werden, sondern deren Zahl erweitert, so daß wir nicht mehr unsere Zuflucht zu Lesen, Schreiben, Rechnen nehmen müssen, welche der spätern Bildung vorbehalten bleiben sollen.

So wenig sich nun läugnen läßt, daß Vieles von allen Dem schon von manchem Vater, von mancher Mutter, von manchem Kinderfreunde vor Fröbel zur Beschäftigung und Bildung der Kinder angewandt ist, eben so wenig läßt sich läugnen, daß Fröbel diese Bildungs- und Beschäftigungsmittel zuerst in ein Ganzes gebracht und dadurch fähig gemacht hat, allgemein zu werden, daß er überhaupt damit eine Basis für die erste naturgemäße Bildung und Beschäftigung der Kinder gewonnen hat und rastlos darauf drängt, die erste Bildung der Kinder zu einer allgemeinen Angelegenheit zu machen. Liegt uns nun eine naturgemäße Ausbildung der Kinder am Herzen, so müssen wir dieser ersten Ausbildung unsere Aufmerksamkeit und Theilnahme zuwenden; bald aber finden wir, daß Erwachsene sich erst selbst in eine solche Bildungs-Methode eingelebt haben müssen, um sie gedeihlich und frei von allem Zwange anwenden zu können. Leben wir und die Kinder mit uns in den mannichfachsten Beziehungen zu der Umgebung, leben sich diese darin ein, so darf Das, was zur Vermittlung der für den jungen Weltbürger fremden neuen Umgebung dienen soll, nicht als ein Fremdes, ein Deus ex machina, erscheinen, es muß ihm Verwandtes seyn, es muß auf seine Auffassungsweise eingegangen und mit völliger Freiheit mitgetheilt werden.

Die Mutter, die erste Nährerin und Pflegerin des Kindes, mache sich daher auch mit Dem vertraut, was eine so reiche Quelle zur Bildung ihres Lieblings erschließt; sie singe ihm die Liedchen vor, sie spiele mit ihm, wozu ihr Fröbel in seinem Buche: „Mutter- und Koselieder" Anleitung und reichen Stoff gegeben. Soll aber das Erziehungswerk, wenn auch sein erster Wirkungskreis im Heiligthum der Familie beginnt, einen höhern Aufschwung gewinnen — und in dieser wichtigen Beziehung will gewiß unsere Zeit nicht zurückbleiben —, so muß es Angelegenheit Vieler werden, es müssen sich Vereine zur Förderung desselben bilden und an Musteranstalten müssen Mütter und Erzieherinnen zum Bewußtseyn über das Wirken in ihrem Beruf kommen. Aber auch Anstalten zur Bildung der Spielführerinnen und der Kinderwärterinnen müssen errichtet werden und so wie das Schulwesen engeres Sinnes einen Organismus bilden soll, der unter dem Schutze des Staates steht, so bilde die Familien-Erziehung, die erste Pflege

des Kindes, seine naturgemäße geistige, gemüthliche und leibliche Entwicklung ein Ganzes, das im Vereine von Familien-Vätern und Müttern und Kinderfreunden seine Pflanzstätte, seine allgemeine Verbreitung und weitere Ausbildung finde.

Dies ist das Streben des wackern Fröbel, der in seinem deutschen Kindergarten in der Bildungs- und Beschäftigungsweise kleiner Kinder eine Grundlage gegeben, die der Erweiterung und Vervollkommnung fähig ist.

Mannichfaltigkeiten.

In der J. D. Sauerländer'schen Buchhandlung ist so eben das „Album der Enthüllung des Goethedenkmals in Frankfurt a. M." erschienen. Dasselbe enthält eine kurzgefaßte Geschichte der Entstehung und Vollendung des Monumentes, eine gedrängte Beschreibung der bei der Enthüllung stattgehabten Feierlichkeiten und eine vollständige Mittheilung aller vorgekommenen, zum Feste gehörigen Poesieen, Reden, Vorträge und Toaste. Drei artistische Beilagen stellen das Denkmal, dessen Basreliefs und den bei dem Festmahle in der Börsenhalle exponirten Transparent dar. Somit umfaßt dies Album alles zur Sache Gehörige und entspricht vollkommen seinem Zweck, so wie auch die Ausstattung nichts zu wünschen übrig läßt. Diese Erinnerungsblätter werden Denen, welche der Enthüllung des unsere Stadt jetzt zierenden Kunstwerkes beigewohnt haben, werth und gewiß recht vielen Verehrern des gefeierten Dichters willkommen seyn. Da die Herausgabe des vorliegenden Albums einen nicht unansehnlichen Kostenaufwand verursacht hat, so glauben wir annehmen zu dürfen, daß ein zahlreiches Publikum sich bei der Anschaffung desselben betheiligen und dadurch der Verlagshandlung freundlich und anerkennend entgegenkommen wird. Gern wird man durch diese Blätter das Andenken an ein Fest aufbewahren, welches den Schlußstein vieljähriger Bemühungen gebildet und dem berühmtesten unserer Mitbürger in seiner Vaterstadt ein ruhmvolles Zeichen der Verehrung gegründet hat.

Ein Bewohner jener Vorstadt von Frankfurt, welche durch die derbe Sprache und den gesunden Humor ihrer Insassen bekannt und berühmt ist, stand vor einem Buchladen, betrachtete die Titel neuer französischer Bücher, und bemerkte auf einem derselben in auffallend großen Buchstaben den Namen von Alexander Dumas. „Wos doch die franzesch und deitsch Sproch vor en Aehnlichkeit unner einanner hawe! die soge Alexander Dumm As, un bei uns haßt's Alexander Dumm Os. Des franzesch scheint mer leicht, und morge des Togs soll mein Kasper Stund nehmen."

Korrespondenz.

München, 5. Dec.

So viel vorläufig verlautet, wird unser Hof nach dem Jahreswechsel sich verschiedener erlauchter Gäste zu erfreuen haben. So auch aus Darmstadt. — Unter den Fremden, die sich in diesem Augenblicke hier mehr als nur ganz vorübergehend aufhalten, wird von unsern Zeitungen auch der bekannte Reisende Tischendorf genannt. Nicht im starken Abnehmen, wie fälschlich in mehreren Zeitungsartikeln behauptet worden ist, sondern vielmehr noch immer im Zunehmen ist die Zahl der hier regelmäßig lebenden englischen Familien. Einen Augenblick lang hat allerdings in deren soziale Verhältnisse eine durch kirchliche Fragen entstandene Meinungsspaltung eine große Störung zu bringen gedroht; es hat unseres Wissens aber deshalb nicht nur nicht „eine große Menge gerade der anständigsten Familien" unsere Stadt verlassen, sondern es ist überhaupt beim drohenden Uebel geblieben und es bilden die hier lebenden Engländer nach wie vor eine respectable Gemeinde. Ihre gottesdienstlichen Versammlungen finden in einem Betsaale statt, den sie in den Parterreräumen des Café Odéon haben einrichten lassen. Daß sich unsere Engländer ebenfalls durch barocke Manieren auszeichnen, daß viele derselben nichts weniger als reich sind oder der höhern Gesellschaft angehören, und daß einzelne sich, wie andere Menschenkinder eben auch, mitunter über die Regeln des öffentlichen Anstandes hinwegsehen, dies Alles ist eben so wahr, als wie es erlogen ist, daß die gewöhnlich auf dem Continente reisenden und lebenden Engländer München schon um der Prellereien willen meiden müßten, denen sie hier ausgesetzt seyen. — Unsere Museumsgesellschaft laborirt an der Unmöglichkeit, den Ansprüchen zu genügen, welche man für einen hohen Jahresbeitrag durchschnittlich oder doch vielseitig machen zu dürfen glaubt. Es verlautet daher, daß für die unverheiratheten Mitglieder dieser Beitrag bedeutend herabgesetzt werden solle. Vor anderweitigen Verlegenheiten, die mitunter von derartigen Vereinen nur mühsam überstanden werden, ist unsere Museumsgesellschaft durch ihre an sich sehr solide finanzielle Lage vollkommen gesichert. Wie schon seit zwei Jahren, haben die Vorstände der Gesellschaft auch heuer wieder die nöthigen Schritte gethan, um den Mitgliedern den Genuß zu verschaffen, ältere und jüngere Gelehrte sich in einer Reihe von Vorträgen über interessante Fragen aus den verschiedensten Gebieten aussprechen zu hören. Vor wenigen Tagen hat Dr. Hermann Schmid, einer unserer reichsten poetischen Talente, mit einem beifälligst aufgenommenen Vortrag „über die Frauencharaktere in Goethe's und Schiller's Dramen" einen für heuer das Beste versprechenden Anfang gemacht.

Charade.

Kühn stellt die Erste sich entgegen
Dem Feind, wenn er sich stürmend naht;
Sie — die nie floh vor seinen Schlägen —
War Zeuge mancher Heldenthat.

Die zweite Sylbe gleicht den Schnecken,
Wie den Gazell'n, an Flüchtigkeit;
Dort bleibst du öfters mit ihr stecken,
Hier trägt im Flug sie fort dich weit.

Es sprudelt an des Ganzen Ziele
Der Gnad' und Hülfe süße Quell';
Aus ihr der Siechen trinken viele
Und wähnen zu genesen schnell.

B — W. S.

Theater-Anzeige.

Montag, 9. Dec. (Neu einstudirt): Johannes Gutenberg. Original-Schauspiel in 3 Abth., von Charl. Birch-Pfeiffer. (Gastrolle) Katharina: Fräul. Uez, vom großherzogl. bad. Hoftheater zu Karlsruhe.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohr.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

No. 342. Mittwoch, den 11. December 1844.

Das Gespenst.

Novelle von Chr. K. Clemens.

(Fortsetzung.)

IV.

Die Frühmesse war eben aus. Männer, Weiber, Kinder, Greise, Matronen, rüstige Burschen und schlanke, schmucke Jungfrauen zogen in buntem Gemisch aus der Kirche. Auf den Gesichtern der Einen — und diese gehörten meist einem vorgerücktern Alter an — las man noch jenen stillen, frommen Ernst, jenes Insichgekehrtseyn, das die Mienen Derer noch eine Zeit lang zu beherrschen pflegt, die mit ganzer Seele in dem Gotteshause waren, deren Innerstes in heiliger Andacht glühte. Die Gesichtszüge der Andern — nämlich der jungen Burschen und Jungfrauen — strahlten dagegen von einer sorglosen Fröhlichkeit, die sich hie und da in einem muntern Scherze äußerte; sey es nun, daß man in diesem Alter sich weniger mit ernsten Dingen zu befassen pflegt, oder daß der unvergleichlich liebliche Sommermorgen diese heitere Stimmung hervorrief. Die muntere Schuljugend aber, wohl überall so ziemlich dieselbe, drängte und jagte sich lärmend das Dorf hinab. Auch der Wirth war, ganz wider seine Gewohnheit, ein Mal wieder zur Messe gewesen, und schritt mit einer Miene voller Wichtigkeit seiner Wohnung zu. Da der Mensch seinem Schöpfer nicht nur seine höhern Angelegenheiten vorträgt, sondern auch die irdischen, so dürfen wir annehmen, der Wirth habe in der Kirche stark an seine ihm abtrünnig gewordenen Gäste gedacht, und um baldige Rückkehr der früheren goldenen oder — besser gesagt — silbernen Zeiten gebetet.

Diesen Zeitpunkt nun, wo Alles aus der Frühmesse strömte, hatte der Nachtwächter abgewartet. So wie die Vordersten der nach Hause gehenden Dorfbewohner bei ihm angelangt waren, gesellte er sich zu ihnen und erzählte ihnen, daß er die vergangene Nacht das Gespenst eingefangen habe. Anfangs wollten es die Leute nicht glauben, und lachten ihm dieser Behauptung wegen geradezu in's Gesicht. Als aber gleich darauf der Feldhüter (garde champêtre), der zugleich den Dienst eines Polizeisergeanten im Dorfe versah, herbeikam, um, wie er sich selbst ausdrückte, das gefangene Gespenst vor den Maire zu führen, wurden sie neugierig. Es hatte sich nach und nach eine solche Menge Volk verschiedenen Alters und Geschlechts vor dem Ziegenstall des Nachtwächters versammelt, daß sich der Feldhüter genöthigt sah, das Gedränge in einer ehrerbietigen Entfernung zu halten. Endlich öffnete sich der Stall, und heraus trat — der junge Berton. Er war in dasselbe Leintuch gehüllt worden, das er als Gespenst auf seinen nächtlichen Wanderungen umzuhängen pflegte, und hatte die Hände auf dem Rücken zusammengebunden. So schrecklich er nun auch den Bauern erschienen war, wann sie ihn des Nachts auf dem Kirchhofe umherschleichen gesehen hatten, so komisch kam ihnen jetzt der arme Tropf vor, zumal mit dem barmherzigen Gesichte, das er dazu schnitt. Deßhalb brach die versammelte Menge bei Berton's Erscheinen in ein rauschendes Gelächter aus.

„Wie habt Ihr diese Nacht geschlafen, Nachbar?“ fragte ein Spaßvogel aus der Mitte der Umstehenden. Berton grinste den Schadenfrohen höhnisch an, und gab ihm eine bittere Antwort; aber sie wurde von dem allgemeinen Lachen, das sich auf's neue erhob, völlig übertobt, so daß Niemand verstand, was er sagte.

Nun wurde der Gefangene unter beständigem Lachen und Lärmen der hinterdreinziehenden Leute von dem Polizeidiener nach der Wohnung des Maire geführt, um da verhört zu werden. Die Erwachsenen zerstreuten sich zwar bald auf Geheiß der Dorfpolizei, allein die Schuljugend ließ sich's nicht nehmen, das unglückliche Gespenst bis vor des Maire's Haus zu begleiten. „Das Gespenst kommt! Das Gespenst kommt!“ schrieen sie unaufhörlich, und erst, als der Maire mit einer finstern Amtsmiene zum Fenster herausschaute, stob der tobende Schwarm auseinander.

Kaum hatte aber Herr Verrier — so hieß der Maire — den jungen Berton in dieser seltsamen Tracht erblickt, so konnte auch er sich des Lächelns nicht enthalten. Indessen nahm er bald seinen vorigen düstern Ernst wieder an, und hieß den Polizeidiener mit dem Gefangenen hereintreten.

Nachdem jener auf Herrn Verrier's Geheiß das Gespenst seiner Bande entledigt und des weißen Tuches beraubt hatte, trat er ab, und der Maire richtete folgende Fragen an den jungen Mann:

„Wie kommt Ihr in die Gewalt meines Polizeidieners?“

Berton, der die unvergeßliche Nacht in dem Ziegenstalle des Nachtwächters nicht nutzlos zugebracht, sondern sich mit allerlei zeitgemäßen Betrachtungen die langen, dunkeln Stunden zu kürzen gesucht hatte, besann sich nicht lange auf die

Antwort. „Ich trieb," sagte er, und sah dabei den Maire mit einer furchtlosen und unbefangenen Miene an, „meinen Spaß mit den Leuten, indem ich mich des Nachts in ein weißes Leintuch hüllte, und so als Gespenst umherschlich."

„Wie lange treibt Ihr das schon?" fuhr der Maire fort.

Berton. Etwas über einen Monat.

Maire. Hm! — Und das macht Euch immer Spaß?

Berton. Ja, Herr Maire!

Maire. Sonderbar! — Aber wo schlichet Ihr denn gewöhnlich des Nachts umher?

Berton. Auf dem Kirchhofe.

Maire. Sonst an keinem Orte? Habt Ihr nicht zuweilen die Nachbarn auch in ihren Wohnungen erschreckt?

Berton. Nur ein einziges Mal; sonst nie.

Maire. Wann und wo war das? Und was habt Ihr da gemacht? Sprecht! —

Berton. Das will ich Ihnen ganz offen sagen, Herr Maire! Heute vor acht Tagen sah ich, als ich Abends wie gewöhnlich umherschleichen wollte, eine Menge Nachbarn und Nachbarinnen in Lechat's Haus gehen, wo auch die alte Madame Süzon wohnt. Nun wußte ich, daß Nachbar Jean unter ihnen war, den ich nun ein Mal nicht leiden kann. Da dachte ich: „Berton, heute mußt du dir einen Spaß machen, einen köstlichen Spaß! —" Ich ging also nach Hause, nahm die Blase von dem Schweine, das wir kürzlich geschlachtet hatten, füllte sie mit Luft, und verbarg sie nahe bei unserm Hause, um, wenn ich vom Kirchhofe zurückkäme, davon Gebrauch zu machen. An demselben Abende hatte ich gehört, die Nachbarn und Nachbarinnen würden wohl ziemlich lange beieinander bleiben. Richtig, so war's. Als ich um elf Uhr vom Kirchhof zurück kam, sah ich bei Nachbar Lechat noch Licht, so wie auch, daß noch Alles beieinander war, was ich daraus schloß, daß an jedem Fenster Leute saßen. Ganz leise schlich ich mich mit der Blase an das Haus, warf sie an eine Fensterscheibe und eilte fort, unserer Wohnung zu.

Der Maire that hierauf noch verschiedene Fragen an Berton hinsichtlich seiner Gefangennehmung auf dem Kirchhofe, und ließ ihn, nachdem er sich das Wichtigste aus den erhaltenen Antworten notirt hatte, von dem Polizeidiener in Gewahrsam bringen. Nun kam das Verhör an den Todtengräber und den Nachtwächter, die übrigens schon vorläufig Anzeige von dem Vorfalle gemacht, und diese mußten jetzt ausführlich erzählen, was sich vergangene Nacht auf dem Kirchhofe zugetragen hatte. Als diese entlassen waren, wurden sämmtliche vor acht Tagen im Lechat'schen Hause versammelt gewesenen Nachbarn vor den Maire beschieden und genau befragt, wie es sich mit dem von Berton in jener Nacht bewerkstelligten Schreckensversuche verhalte. Die verschiedenen Verhöre bestätigten die Angaben des Gefangenen, und die Einzelnheiten, die Herr Verrier da erfuhr, machten ihm insgeheim nicht wenig Spaß, namentlich die Schilderung des Schreckens, den Berton an gedachtem Abende der harmlosen Nachbargesellschaft verursacht hatte. Immer aber konnte er nicht begreifen, was der junge Mann für Vergnügen daran hatte finden können, über einen Monat lang in jeder schönen Sommernacht, die Gott werden ließ, als Gespenst umher zu schleichen, und zwar an einem Orte, den Niemand Spaßes halber zu besuchen pflegt, und zur Nachtzeit wohl nicht leicht ohne geheimes Grauen betritt. Dann war ihm auch noch ein Umstand, den der Todtengräber und der Nachtwächter angegeben hatten, unklar, nämlich: wer wohl die schwarze Gestalt gewesen seyn mochte, die, ehe sich Berton seinen Verfolgern zeigte, nach kurzem Hin- und Herhuschen spurlos hinter der Kirchhofsmauer verschwunden war. Das hatte der Gefangene in seinem sonst offenherzigen Geständnisse ganz vergessen oder vielmehr wohl verschwiegen.

(Fortsetzung folgt.)

Einige Worte über den verstorbenen Ober-Präsidenten von Westphalen, Freiherrn von Vincke.

Die Provinz Westphalen, ja ganz Preußen, hat in dem Ober-Präsidenten von Vincke einen seiner edelsten Männer, der König einen der treuesten Diener verloren. Seine Milde, Leutseligkeit und Bereitwilligkeit, jeden Klagenden zu hören, jedem Bedrängten zu helfen, ist im Munde und — im Herzen des Volkes. Er war ein biederer Mann und einer von Denen, die das Land nicht hinter dem Schreibtische, aus Tabellen und Berichten kennen lernen, sondern er kam, sah selbst, urtheilte scharf, praktisch erfahren. Seine Thätigkeit war sehr groß. Seine Anspruchslosigkeit war noch größer. Er liebte es, unerkannt mit dem Volke zu verkehren, um sich sein Urtheil über Zustände und Personen festzustellen. Daß es da, bei seiner heitern Laune, auch komische Auftritte gab, läßt sich vermuthen. Eine Menge Anekdoten leben darüber im Munde des Volkes. Die nachfolgende habe ich selbst von glaubwürdigen Personen aus Westphalen erzählen gehört.

Hr. von Vincke (das Volk nannte ihn in seiner derben und einfachen Weise: „Der Vink") hatte gehört, daß ein adeliger Landrath in seinem Amte unordentlich, gegen die Kreisbewohner herrisch, ja selbst grob sey und das Langimbettliegen mehr liebe, als das Frühaufstehen. Er wollte sich einmal selbst überzeugen und reiste hin. Hr. von Vincke pflegte häufig große Fußreisen zu machen und trug dann wohl nur die einfachste Kleidung und darüber einen einfachen blauen Kittel, an den Füßen Gamaschen, in der Hand einen Knotenstock und im Munde die dampfende Münsterlandspfeife. So sah er einem alten Bäuerlein nicht unähnlich, zumal er nicht groß war und die Last der Jahre seinen Nacken schon etwas gebeugt hatte. Früh am Morgen, in der Herbstzeit, tritt er so in den Schloßhof des Herrn Landraths. Die Gardinen und Rouleaux ließen noch keinen Lichtstrahl in die Gemächer des gnädigen Herrn.

Wollt Ihr zu Dem, fragte ein vorübergehender Dorfbewohner, so müßt Ihr noch ein paar Stündchen harren und könnt Ihr Gott danken, wenn er Euch nicht noch ein Schock Donnerwetter in den Hals flucht oder Euch fortjagt!

Es wird so schlimm doch wohl nicht seyn, sagte Vincke lachend und trat in die Hausflur, wo' ihn ein Rudel Hunde fast zerriß. Ein Bedienter kam zur guten Stunde und führte den Bauer in die Küche, weil es, wie er meinte, kalt für alte Knochen da außen sey. Wenn Ihr warten wollt, bis nach dem Frühstück der gnädige Herr Audienz gibt, so müßt Ihr viel Geduld haben, Gevattermann! sagte der Bediente.

Wie lange währt denn das? fragte Vincke.

Nun, um neun Uhr stehn der gnädige Herr auf, um zehn

wird gefrühstückt und um zehn ein halb Uhr ist Audienz, auch wohl erst um — oder nach elf.

Das geht noch, sagte Vincke, setzte sich stille in das Holzeck am Herde und zündete seine Pfeife. Die Unterhaltung der Dienerschaft ließ ihn tiefe Blicke in die Wirthschaft thun.

Laßt uns den Kaffee abtrinken, sagte endlich die Köchin. Das, was noch nachläuft, ist immer noch gut für die d'roben.

Gebt aber auch dem Alten dort eine Tasse; dem ist schon kalt heute geworden, sagte der Bediente, der sich seiner schon angenommen.

Vincke schlugs nicht aus. Es war dem Greise kalt geworden und eine Tasse Kaffee that ihm wohl.

Siehst Du, Alter, sagte die Köchin, solchen Kaffee kriegst Du auch nicht alle Tage. Unsereins muß immer essen und trinken, was übrig bleibt, so kann's auch Mal der Herrschaft gehn, die schmeckt's doch nicht.

Um noch mehr zu hören, that endlich Vincke die Augen zu, als schliefe er aus Ermüdung, und nun erst kamen die unerquicklichsten Geschichten zu Tage, namentlich wie die Herrschaft himmelschreiend betrogen wurde.

Trägst Du Deinem Herrn den Kaffee bald? fragte er endlich den Diener.

Nein, sagte der, heute wird's was länger, weil's kühl ist. Er schläft noch.

Als es zehn schlug, stand Vincke auf und sagte dem Diener, er solle seinen Herrn wecken und ihn melden.

Wo willst Du hin Alter, sagte lachend der Diener. Soll ich mir einen Buckel voll holen oder gar meinen Abschied? Wenn's Dich juckt, melde Dich selber!

Wohlan! sprach Vincke, zeige mir das Gemach!

Das werd' ich fein bleiben lassen! rief jener.

Geh' hin, sagte jetzt das Bäuerlein, und sage Deinem Herrn, „der Vinck von Münster" sey da! Es lag in diesen Worten etwas Imponirendes.

Der Bediente sah ihn groß an, aber er erkannte jetzt in dem Gesichte mehr als vorhin. Er verbeugte sich stumm und ging; Vincke aber folgte ihm auf dem Fuße.

Als der Bediente in das Schlafgemach trat und zu reden anfing, kam eine Fluth von Flüchen und Schimpfwörtern über ihn; als er aber endlich sagte, es sey seit sechs Uhr ein kleines Männlein, so und so aussehend, in der Küche, das ließe dem gnädigen Herrn sagen: „der Vinck von Münster" sey da, sprang fluchend der Herr Baron aus dem Bette und schimpfte nun eben so heillos, daß ihn der Bediente nicht sogleich geweckt.

Vincke trat rasch in das Gemach, wo der Herr Baron Eins und das Andere über seine Haushaltung, über das Spätaufstehn, über das Behandeln der Leute und über Berufspflichten erfuhr, was er sicher ungerne aus diesem Munde hörte. Er soll sich später das Frühaufstehn nach Art des „Vinck" angewöhnt haben.

Mannichfaltigkeiten.

(Nürnberg, 6. Dec.) Eine der erfreulichen Seiten unseres Zeitalters ist es, daß die Nothwendigkeit menschenfreundlicher Fürsorge für ganze Klassen unserer leidenden Mitbürger immer allgemeiner anerkannt, und diese selbst immer rüstiger erstrebt wird. Wir hatten erst in den letzten Tagen Gelegenheit, auf zwei Vereine hinzuweisen, welche mit derartiger Tendenz in unserer Stadt in Entstehung begriffen sind: auf den Verein zur Verbreitung nützlicher Volksbücher und auf den Gewerbverein — denn auch dieser verfolgt, genau betrachtet, wenigstens theilweise ähnliche Zwecke. Die neueste Nummer des hiesigen Intelligenz-Blattes enthält nun abermals einen Beleg des oben Gesagten. In diesem fordert nämlich das Direktorium des k. Kreis- und Stadt-Gerichts die Bürger Nürnbergs auf, sich zur Beaufsichtigung und Obsorge für die Gefangenen nach ihrer Entlassung aus dem Gefängnisse mit ihm zu vereinigen, da dieselben außerdem, von aller Welt zurückgestoßen und mit Verachtung behandelt, selbst bei dem besten Willen zur Besserung durch die Noth wieder in die Schlupfwinkel des Verbrechens, in die verpestende Atmosphäre ihrer Lastergenossen, als einziges Rettungsmittel vor dem Hungertode, zurückgezogen würden. (N. Würzb. Z.)

(Berlin, 5. Dec.) In dem Bereiche des Zollvereines bestehen gegenwärtig folgende elf Münzstätten: Berlin, Düsseldorf, München, Dresden, Stuttgart, Karlsruhe, Darmstadt, Kassel, Wiesbaden, Braunschweig und Frankfurt a. M. Von siebenundzwanzig Staaten hat man bis jetzt Vereins-Münzen geprägt, von denen — außer den preußischen — noch elf verschiedene für die Staaten: Sachsen-Weimar, Anhalt-Dessau, Köthen, Bernburg, Waldeck, Reuß-Lobenstein-Ebersdorf, Reuß-Schleiz, Reuß-Greiz, Schwarzburg-Rudolstadt, Sondershausen und Lippe-Detmold in Berlin angefertigt sind.

In Würzburg, wo das Rauchen auf der Straße erst seit kurzem erlaubt ist, herrscht großer Jubel darüber und bei einem Tabakshändler sieht man den ganzen Tag hindurch Licht brennen, um die etwa vorübergehenden Raucher mit Feuer zu versehen, ob sie nun ihren Tabak bei ihm kaufen oder nicht. (Gut spekulirt.)

In London praktiziren zur Zeit nicht weniger als zwei tausend zwei hundert drei und vierzig Advokaten!

In Magdeburg wird es auffallend gefunden, daß die Damen im Parquet bei der Aufführung der Oper „Zampa" gestrickt haben. In Königsberg stricken die Damen im Sperrsitz sowohl während der Vorstellung des „Zampa" als bei der Aufführung Schiller'scher Stücke. „Ehret die Frauen, sie stricken und weben ꝛc."

(Dresden, 29. Nov.) Hier sind vor einigen Tagen zwei junge hoffnungsvolle Gauner ergriffen worden. Ein Paar Lehrburschen haben falsche Thaler gemünzt und dieselben auf ziemlich schlaue Weise ausgegeben, indem sie in den Abendstunden sich in der Stadt herumfahren ließen und die Droschkenführer damit bezahlten. Die wiederholten Manöver führten endlich zur Verhaftung der beiden Künstler.

(Arnsberg.) Zu Neujahr 1845 tritt mit hoher Genehmigung in Riesenrodt (Regierungsbezirk Arnsberg) unter Leitung des bisherigen Pfarrers Rohl eine Ackerbauschule ins Leben, welche zunächst auf Ausbildung gewöhnlicher Landwirthe der Gebirgsgegenden berechnet ist. Der Unterricht wird sich auf folgende Gegenstände erstrecken: Bodenkunde, Ackerbau, Wiesenbau, Waldbau, Gartenbau (Obstzucht), Viehzucht, Düngerlehre, Kenntniß der meistvorkommenden Viehkrankheiten, Zeichnen, Erklärung der Ackergeräthe, Maschinen &c., Rechnen, Feldmessen, landwirthschaftliche Rechnungsführung, vaterländische Geschichte und Geographie. Der Cursus ist auf zwei Jahre festgesetzt. (Düsseld. Ztg.)

Im „Bonner Wochenblatt" haben mehrere Mägde „für sich und ihre Colleginnen erklärt: es sey ihnen zu Ohren gekommen, daß der Gebrauch bei Kaufleuten, Dienstboten Neujahrs-Geschenke zu geben, abgeschafft werden solle. Sie fügen hinzu: „Wenn sich dieses Gerücht bestätigt, so erklären wir hiermit auf's bestimmteste, daß wir alsdann — obgleich sonst gar nicht gewohnt, Repressalien zu gebrauchen — unsere Waaren von Köln beziehen werden."

(Frankfurt a. M.) Nächsten Freitag, den 13. d. M., wird im Mühlens'schen Saale das bereits angekündigte Konzert des Hrn. Braun, fürstl. fürstenbergischer Kammer-Virtuose, stattfinden. In demselben werden Compositionen von Beethoven, Mozart u. a., sowie auch vom Konzertgeber executirt werden, unter Mitwirkung geschätzter Künstler. Näheres wird das Programm bekannt machen, und wir glauben, diese musikalische Soirée den Musikfreunden bestens empfehlen zu dürfen.

Sechste Bilanz der Mozart-Stiftung am 30. September 1844.

	fl.	kr.
Hypotheken-Conto:		
für ein Insatz-Capital und einen Insatz-Capital-Antheil . . .	13,300	—
Obligationen-Conto:		
vorräthige $3^1/_2$% Frankfurter Stadt-Obligationen zusammen fl. 3200 à 102%	,264	—
Interessen-Conto:		
bis heute abgelaufene, aber noch nicht eingegangene Zinsen . .	90	24
Musikalien-Conto:		
Saldo einer angekauften Sammlung klassischer Werke . . .	76	32
Cassa-Conto:		
baar in Cassa	204	26
	16,935	22

	fl.	kr.	fl.	kr.
Capital-Conto:				
Capital-Fonds am Schlusse des fünften Verwaltungsjahres .	15,755	48		
Ertrag:				
eines am 20. October 1843 von Hrn. Ernst Pauer aus Wien gegebenen Konzerts	81	41		
eines am 18 November 1843 von dem Klaviervirtuosen Hrn. Alexander Dreischock gegebenen Konzerts . . .	122	20		
eines am 8. April 1844 von Hrn. L. A. Aquilar aus London gegebenen Konzerts und zwar die ganze Brutto-Einnahme	271	36		
eines von dem Liederkranz statutengemäß am 29. August auf der Mainlust gegebenen Konzerts	401	30		
Geschenk von Hrn. Pfarrer Sprüngli in Thalwyl durch Hrn. Direktor Just aus dem Erlös von verkauften Quartetten .	217	—		
Erlös aus einer verkauften Partitur von den vorstehend erwähnten Quartetten	2	—		
Jährliche Beiträge und eingesandte Miethpfennige . .	12	39		
Eingegangene und laufende Zinsen . . . fl. 591 37 kr. abzüglich des 6. und 7. Semesters des verwilligten ersten Stipendiums . . . „ 400 — „	191	37		
	17,006	11		
Hiervon ab:				
Unkosten-Conto:				
die im Laufe dieses Verwaltungsjahrs statt gehabten Unkosten . . . . . . fl. 51 19 kr.				
Obligationen-Conto:				
Verlust auf Obligationen in diesem Verwaltungsjahre . . . . „ 19 30 „	70	49		
			16,935	22
			16,935	22

Frankfurt a. M., 30. September 1844.

Der Verwaltungs-Ausschuß der Mozart-Stiftung.

Dr. A. Jost. Präsident. Dr. A. Giar. Sekretär. Joh. Friedr. Quilling. Cassier. Peter Fink. Buchführer.

Dr. Martin. Fritz Schneider. C. A. André.

Vorstehende Bilanz mit den Büchern der Mozart-Stiftung genau verglichen und richtig gefunden, auch die aufgeführten

A. Einen Insatz-Capital-Antheil von Neun Tausend Gulden,
B. Ein Insatz-Capital von Vier Tausend Drei Hundert Gulden,
C. Zehn Stück $3^1/_2$% hiesige Stadt-Obligationen im Nominalwerth von Drei Tausend Zwei Hundert Gulden.
D. Den Cassa-Bestand von Zwei Hundert Vier Gulden und Sechs und Zwanzig Kreuzer

vorgefunden zu haben, bezeugen hiermit

Frankfurt a. M., 15. November 1844.

Die von der Gesellschaft des Liederkranzes aus ihrer Mitte zur Revision erwählten Mitglieder:

Carl Max Meyer. Wm. Backes. D. Buzzi.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohr.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 343. Donnerstag, den 12. December 1844.

Das Gespenst.

Novelle von Chr. K. Clement.

(Fortsetzung.)

So drollig nun auch dieser Gespensterspuk dem Herrn Verrier vorkam, zumal da sich noch nie so Etwas im Dorfe ereignet hatte, und er sich auch außerdem nicht erinnern konnte, von einem ähnlichen Streiche anderswo gehört zu haben; so konnte er doch nicht umhin, zu thun, was seines Amtes war, und den entlarvten Geist dem Strafgerichte zu übergeben. Zuvor wollte er den jungen Berton noch ein Mal über den von ihm verschwiegenen Umstand, die schwarze Erscheinung betreffend, strenge einvernehmen.

Doch der Maire war nicht der Einzige, den diese Geschichte freute — die ganze Einwohnerschaft von St. Ivoire äußerte ihre Freude darüber; freilich war es bei dieser, wie man sich leicht denken kann, mehr Schadenfreude, als reines Wohlgefallen an dem originellen Einfalle. Ueberall ward davon gesprochen. Die geängsteten Gemüther athmeten jetzt wieder frei; die Männer zogen wieder in die Schenke, und meinten dabei, die lange schmerzliche Entbehrung und Ueberwindung sey wohl werth, daß man sich Etwas dafür zu gute thue. In der That war an dem Abende des Tages, an welchem die grauenvolle, weiße Erscheinung, Berton genannt, vor den Maire geführt worden war, die Schenke zum neuen Verdrusse der Frauen so voll durstiger Kehlen, daß dem Wirthe vor übermäßiger Beschäftigung wahrer Angstschweiß auf der Stirne stand. Zwar konnte er nicht ohne stille Wehmuth an die geliebten hundert Franken denken, die ihn der Spaß gekostet hatte; aber ein Blick in die heitere Zukunft, die sich nun wieder vor ihm erschloß, und von welcher die reizende Gegenwart ein herrliches Vorspiel lieferte, reichte hin, jede düstere Falte seines Antlitzes zu glätten.

Unter den Bewohnern von St. Ivoire war aber doch eine Person, welche in die allgemeine Freude nicht einstimmte, eben so wenig in die spotterfüllten Reden, die sich überall, wo von der Geschichte geschwatzt wurde, über den Gefangenen in Fülle ergossen. Das war Mademoiselle Louise Verrier, die liebenswürdige Tochter des Maire. Sie hatte ein recht inniges Mitleiden mit dem armen Berton. Es schien ihr hart und unbillig, einen jungen Menschen, blos weil er einen thörichten, durchaus nicht verbrecherischen Streich verübt hatte, dem Strafgerichte zu überweisen. Freilich hatte er die Ruhe sämmtlicher Einwohnerschaft von St. Ivoire gestört. „Aber Du lieber Gott!“ dachte sie, „wenn Jeder, der die Ruhe eines Herzens oder auch mehrerer stört, dem Strafgerichte übergeben werden sollte, so hätte dieses viel zu thun.“ Sie beschloß daher, ihren Vater günstiger für den armen Berton zu stimmen. Zudem wußte sie, daß er ihr, seiner einzigen Tochter, nicht leicht Etwas abschlagen konnte, besonders wenn sie sich's recht angelegen seyn ließ. Dies Mal zweifelte sie aber doch ein wenig an dem günstigen Erfolge ihrer Fürbitte, denn in amtlichen Sachen — das war ihr nicht unbekannt — pflegte der Vater streng zu seyn. Indessen der Versuch war zu wagen.

V.

Als am andern Morgen der Gefangene vor den Maire geführt wurde, und, von dem Dorfpolizeisubjekte bewacht, in einer Nebenstube auf den Befehl, herein zu treten, wartete, ergriff Mademoiselle Louise ihren Vater bei der Hand, und bat ihn, er möchte sie doch auch dem Verhöre beiwohnen lassen.

„Wie kommst Du auf den Gedanken, mein Kind?“ sagte Herr Verrier gütig.

„Ach, der Gefangene dauert mich so!“ antwortete Louise, und die hellen Thränen des Mitleids perlten dem guten Kinde von den dunkeln Augen.

„Aber Du weißt ja, liebe Tochter!“ entgegnete der Vater, „daß Du bei meinen amtlichen Geschäften nicht zugegen seyn darfst. Uebrigens kann ich Dir so viel sagen, daß es dem jungen Berton nicht so übel ergehen wird; er kommt wahrscheinlich mit einer leidlichen Strafe davon.“

Das war aber der schönen Fürbitterin nicht genug; sie wiederholte ihren Wunsch, mit in's Verhör gehen zu dürfen, und als Herr Verrier ihr abermals vorstellte, daß er das nicht dürfe, eröffnete sie ihm: auch sie habe einige Aufschlüsse über diese Geistergeschichte zu geben. Der Maire, hierüber verwundert und zugleich neugierig, was denn das für Mittheilungen seyn möchten, bat seine Tochter, offen zu reden.

Wir wollen dem Leser hier nicht das lange Gespräch vorführen, das jetzt zwischen Vater und Tochter stattfand, sondern ihm ohne viele Umschweife sagen, daß die früher erwähnte schwarze Gestalt, die hinter der Kirchhofmauer so plötzlich unsichtbar wurde, Niemand anders war, als — Mademoiselle

Louise Perrier. Sie und der junge Berton hatten einander schon lange im Stillen geliebt; aber so geheim das junge Paar dieses Verhältniß auch gehalten hatte, so war es doch nicht ganz unentdeckt geblieben. Die Liebe ist eben blind; sie wähnt sich oft unbelauscht, ungesehen, während nicht selten ein Blick, eine Miene, oder ein unbewachter Seufzer das Geheimniß verräth. Kommt nun noch gar Eifersucht Anderer mit in's Spiel, so darf es vollends nicht mehr ein Wunder heißen, wenn ein solches Verhältniß bekannt wird. So war es hier gewesen. Nachbar Jean hätte die liebenswürdige Louise um Alles in der Welt gern die Seinige genannt; er wandte Alles an, die schönen Blicke seiner Angebeteten auf sich zu lenken; er gab sich alle Reize und Anmuth, die eine Dorfästhetik nur immer ersinnen kann — vergebens! — Vielleicht wäre es ihm mit einer Blumensprache gelungen. Die stille, sinnige Blumenwelt hat viel Verwandtes mit der Mädchenwelt. Allein so weit ist man in St. Jvoire mit der Kultur noch nicht. Dort geht bis jetzt Alles noch sehr einfach zu; mit dem plumpen Worte wird Alles abgemacht. Hoffentlich wird aber die europäische Civilisation auch dort sich bald Eingang verschaffen. Goldgerändelte Briefbogen, auf denen in zarter Radirung ein Taubenpaar auf das holdseligste liebäugelt, wehmüthig-sehnsüchtige Musenalmanache, Blumensprachen und andere Kulturblüthen mehr — welche herrliche Eroberungsmittel! —

Aber von diesen Herrlichkeiten allen hatte der arme Nachbar Jean auch nicht die leiseste Ahnung, sonst wäre er seinem Nebenbuhler, der ihm ein höchst fatales Prevenire gespielt hatte, wohl überlegen gewesen.

(Schluß folgt.)

Philipp Emanuel von Fellenberg,

der Stifter von Hofwyl bei Bern.

Am 21. Nov. verschied an den Folgen eines Katarrhfiebers in seinem 74sten Lebensjahre Herr Philipp Emanuel von Fellenberg, von Bern, auf seinem Gute Hofwyl bei Bern. Es liegt nicht in unserer Absicht, eine Biographie dieses Mannes zu schreiben, der einen mehr als europäischen Ruf genossen; nur wenige Worte wollen wir über sein Wirken als Pädagog und als Staatsmann, sowie über seinen Charakter, insoweit dieser sich offenbarte, sagen. Dabei machen wir es uns zum Gesetze, nur strenger Wahrheit zu huldigen, und weder Parteileidenschaft vorwalten zu lassen, noch auch dem alten Sprüchworte: de mortuis nil nisi bene, zu fröhnen. Da sein Wirkungskreis zwei an und für sich ganz verschiedene Sphären umfaßte, welche jedoch bei mehreren Anlässen tief in einander griffen, so ist es uns nicht wohl möglich, dieselben in dieser kurzen Uebersicht streng getrennt zu halten.

Seine Thätigkeit als Staatsmann begann in den Zeiten der helvetischen Republik (1798 — 1803), es scheint jedoch, daß er schon damals sich mit dem Gedanken der Hebung der Volkserziehung und der Landwirthschaft trug, welche beide Gegenstände die Grundidee seines Wesens bis an sein Ende bildeten; denn schon im Jahr 1801 erkaufte er den Wylhof in der Nähe von Bern, wo er eine höhere, selbst aus den höchsten Ständen aller Länder Europa's und aus Amerika besuchte Lehranstalt errichtete und damit eine Art Schullehrer-Seminar verband. Aus diesen beiden Anstalten gingen tüchtige Männer hervor und ihr Ruf verbreitete sich überall hin. Außer diesen Anstalten errichtete er noch eine landwirthschaftliche Schule, wo der Unterricht nicht allein theoretisch, sondern auch in ausgedehntem Maße praktisch ertheilt wurde.

Während der Mediationsregierung (von 1803 — 1814) war er fortwährend in verschiedenen Zweigen des Staatshaushaltes thätig, allein mit der Restauration schied er aus der Verwaltung. Das Jahr 1831 berief ihn wieder zu den öffentlichen Geschäften; er wurde in den Verfassungsrath und nachher in den Großen Rath gewählt, welch' letztere Stelle er bis an sein Lebensende bekleidete. Für das Jahr 1834 ernannte der Große Rath ihn zum Präsidenten oder Landammann, eine Stelle, die später jedoch weder ihm, noch dem Großen Rathe selbst zusagte, was ihn veranlaßte, solche bald wieder niederzulegen. Als Mitglied des Großen Rathes war er besonders thätig für die Verbesserung des Schullehrerstandes und seiner Existenz, und ihm verdankt man hauptsächlich die Staatszulage für jeden Schullehrer, die Errichtung von Normalschulen und Anderes. Während dieser Zeit machte er der obersten Landesbehörde sogar den Antrag, dem Staate seine Anstalten und zwar in Form eines Geschenkes abzutreten; als man jedoch in nähere Unterhandlungen über dieses Anerbieten eintrat, stellte sich heraus, daß er als Bedingung feststellte: nach Verfluß von zehn Jahren den Preis dafür selbst bestimmen zu können, eine Bedingung, durch welche natürlich alle Unterhandlungen abgebrochen wurden und die den damaligen Landammann, Hrn. J. Schnell, zu dem lakonischen Votum veranlaßte: Timeo Danaos et dona ferentes. So lange er im Großen Rathe wirkte, beseelte ihn stets ein Feuereifer für die Freiheit des Volkes, obschon man alle Ursache hat, zu glauben, daß er, wenn an dessen Spitze gestellt, nicht gerade der mildeste Regent gewesen wäre.

Was er im Fache als Schulmann war, davon zeugen mehrere seiner Schriften, namentlich die Hofwyler Blätter, und da Schreiber dieses kein Fachmann ist, so erlaubt er sich kein Urtheil darüber, sondern berührt nur noch seine praktische Landwirthschaftsschule, mit welcher eine Armenschule verbunden war. Auch aus diesen beiden gingen unläugbar tüchtige Arbeiter hervor, und es kann keineswegs verkannt werden, daß er hierin seinem Vaterlande wesentliche Dienste leistete. Dagegen mußten aber auch namentlich die Zöglinge der letztern nach vollendeten Lehrjahren längere Zeit bei ihm ausharren und, so zu sagen, wieder abverdienen, was ihre Erziehung gekostet haben mochte, wodurch sein philanthropisches Unternehmen einen Anstrich von Eigennutz erhielt, dem er überhaupt nicht ganz fremd gewesen zu seyn scheint.

Sein Charakter war ernst, streng, beinahe finster, und ein gleiches Verhalten verlangte er von seinen nächsten Umgebungen. So sehr er sich persönlich für allgemeine Freiheit eingenommen erklärte, so war doch unbedingter Gehorsam und Unterwürfigkeit gegen seine Anordnungen eine seiner ersten Forderungen, und hätte er einen ausgedehnteren Wirkungskreis gehabt, so hätte man ihn oft füglich einen Despoten nennen können, ein Charakterzug, der ihm in seinem öffentlichen und Privatleben manche Unannehmlichkeit bereitete. Er strebte nach dem Nachruhme Pestalozzi's; dieser opferte sein Alles der Beglückung der Menschen und starb arm, aber geachtet und geliebt von Jedermann; Fellenberg dagegen vergaß bei seinen

Bestrebungen sich selbst nicht; auch ihm wird allgemeine Achtung folgen, nicht so allgemein die Liebe.

Donnerstag den 4. d. Nachmittags fand seine Leichenfeier statt. Außer der Verwandtschaft, mehreren früheren Zöglingen und dem gesammten jetzigen Personal der Anstalt waren Abordnungen des Großen Rathes, der Hochschule, sowie die Vorgesetzten der umliegenden Gemeinden erschienen. Nach einem feierlichen Todtenamte in der Kapelle des Instituts, wobei in einer ganz ausgezeichneten Trauerrede von einem langjährigen Gehülfen des Verstorbenen Leben und Wirken bezeichnet wurde, erfolgte die Beisetzung in einem eigens dazu gebauten Gewölbe auf dem Gute selbst, wo auch die irdischen Reste seiner ihm voran gegangenen Gemahlin ruhen.

Hülferuf für die Felsberger.

„Wer schnell gibt,
Gibt doppelt."

Wohl findet die Hand des Wohlthuns überall auch in der Nähe Thränen zu trocknen, Wunden zu heilen, Kummer und furchtbare Sorge in freudigen Dank zu verwandeln und es ist erste, heilige Pflicht, der Nächsten mit sorgender Liebe eingedenk zu seyn; aber wenn das Unglück mit Riesenmacht gegen eine ganze Gemeinschaft von Menschen heranschreitet und mit Einem Schlag Hunderte an Leben und Gütern bedroht, dann kann auch nur die Gemeinschaft der Brüder nah und fern wirksam helfend zusammentreten, dann hat Jeder, der in sich die Menschheit fühlt, die Pflicht, seine Hand tröstend und unterstützend den bedrohten Brüdern darzureichen. Während wir uns vor dem Ungestüm des Winters zurückziehen in den sichern Frieden des Hauses, in den heitern Kreis der Familie und den Sturm draußen toben lassen, hängen über den unglücklichen Felsbergern, von Minute zu Minute drohender, der berstenden Calanda Felsmassen, die das Dorf, nach dem Urtheil aller Naturkundigen, unfehlbar zertrümmern müssen, vielleicht noch weiter ihre Verheerungen verbreiten werden. Ergreifend zeigt sich oft der Wechsel der Dinge. Ueber dem friedlichen, von 514 Reformirten bewohnten Pfarrdorfe Felsberg*), das der jugendlich rasch vorbei gen Chur eilende Rhein grüßt, an den südlichen Hängen der Calanda, die nach Norden schroff zum merkwürdigen Pfäfferser Bade abstürzt, trieb man vor kurzer Zeit noch Bergbau und förderte aus den Kalkspathgängen „der goldenen Sonne" (so hieß das Bergwerk) gediegenes Gold in ansehnlichen Stücken. Die goldene Sonne ist dem Dörfchen untergegangen und aus ihren leeren, weit gerissenen Spalten klafft ein grauser Tod den unglücklichen Bewohnern. Schon öfters brachten Felsstürze große Gefahr. Noch am 23. Dec. 1834, in der freudevollen Weihnachtszeit, rissen die oberen Felswände los und ihr donnernder Sturz bereitete den noch ruhig Schlummernden ein schreckliches Erwachen. Wohl zog noch ein Mal das Verderben vorüber und ließ nur die mahnenden Unglücksboten auf Wiesen und Halde. Und wieder naht sich die Zeit der Freude; aber jenes Dorf grüßt sie nicht; schon seit Monaten preßt Angst des Untergangs das Herz der Unglücklichen; sie können nicht ruhig schlummern — die Nacht kann ja den Sturz bringen; sie haben kein freudiges Erwachen, denn über den Häuptern hängt das tödtende Verderben.

Und ihr Nachbarn? — ist's denn möglich? kann mißverstandener religiöser Eifer, können kleinliche Rücksichten Eure Hülfe nur um eine Stunde verzögern? Es handelt sich um neue Plätze zum Anbau für die Armen; sie haben sie weder in Chur, noch im gegenüberliegenden Ems finden können; aber wenn sie auch die Plätze gefunden haben, müssen sie ganz von vornen anfangen und sich erst Hütten bauen. Haus und Wiese und Feld, ihr einziger Besitz, wird, wie nicht zu zweifeln, ein Raub der stürzenden Felsen. 500 Menschen sind also fast ganz hülflos. Wohl ist das Mitleid überall rege, laut rufen die edeln Männer der Schweiz ihre Brüder zur Hülfe auf. Der theure Zschokke treibt zur Eile, der Kulturverein bereitet einen Aufruf vor. Aber wir auch fühlen die Noth der Armen, wir auch kennen das Glück des Wohlthuns. Wohlan denn zum Werk! Nehmt, bereit wie immer, den Ruf um Hülfe auf. Der Liederkranz läßt ihn an Euch ergehen. Er, der sein schönstes Streben darin findet, den goldenen Klang des Gesanges in das Gold der Liebe zu verwandeln; er, der die Freude an der Harmonie der Töne so gern zum freudigen Gesammtgefühl der Menschheit weihet, hat wohl das Recht, auszusprechen, was Tausende schon längst gefühlt haben. Er fühlt sich den Schweizern besonders nahe durch die festen Bande, die der Gesang geknüpft hat, durch die reichen Spenden, die des lieben Sprüngli rastloser Eifer seiner Mozartstiftung gesendet hat. Der Liederkranz darf in dieser Sache, wo es gilt, das Unglück zu mildern, das erste Wort ergreifen. Er wird es sich zur ernsten Sorge seyn lassen, mit dem Besten, was er geben kann, seinen Dank abzustatten. Sey die Gabe, die wir den Unglücklichen bringen, der erste Stern in ihrer Nacht, und die Liebe, die sie darreicht, eine tröstende Weihnachtsgabe.

*) Felsberg liegt 2 Stunden oberhalb Chur, der Hauptstadt Graubündtens, auf der linken Seite, eine Viertelstunde vom Rhein ab, gegenüber dem katholischen Dorfe Ems.

Mannichfaltigkeiten.

Von Eugene Sue's „ewigem Juden" erscheinen in Deutschland bereits acht bis zehn Uebertragungen, theils auf dem Gebiete der Journalistik, theils auf dem des Buchhandels. Daß ein Roman von solcher Ausdehnung sich mit weit mehr Genuß in einem Buche liest, wo man einen großen Theil des Ganzen vor sich hat und einen Gesammt-Eindruck erhält, als in einem Tagblatt, welches den Durst seines Lesers nur tropfenweise stillt und ihm, wofern er an der Erzählung Behagen findet, wahre Tantalusqualen bereitet, dies versteht sich von selbst, und die Leihbibliotheken werden demnach wegen der bereits erschienenen vier Bände des Juif errant fortwährend stark bedrängt. Nachdem von dem Werke E. Sue's jetzt die erste, aber die kleinere Hälfte vollendet und gelesen ist, kann man schon ein Urtheil fällen und wird die in der That ungewöhnlichen Vorzüge desselben nicht in Abrede stellen. Die Anlage des Planes ist großartig, die Charakteristik meisterhaft und die Behandlung der Einzelnheiten vortrefflich. Nichtsdestoweniger möchten wir die allzugroße Ausdehnung des ewigen Juden mißbilligen; denn ein Roman in 9 — 10 Bänden,

das ist zu viel. In derselben Zeit, und wahrlich mit weit größerem Nutzen, kann man Schlossers Weltgeschichte, den ganzen Schiller oder Shakespeare, Raumers Hohenstaufen, oder manches andere gehaltvolle Werk lesen. Freilich pflegt es das große Publikum mit der Lektüre zu halten wie mit dem Theaterbesuch; es verlangt und sucht nicht Belehrung, sondern Unterhaltung. Als artistische Beigaben zum ewigen Juden besitzen wir bereits mehrere Illustrationen. Unter den in Deutschland erschienenen nehmen wohl die von P. C. Geißler entworfenen und von Tombleson, Professor Roßmäsler u. a. in Stahl gestochenen (Leipzig bei L. W. Neuenburg) die erste Stelle ein, und sind als freundliche Kunstgaben hervorzuheben. Eigenthümlichkeit der Auffassung, Anmuth und Lieblichkeit, charakteristische Haltung und künstlerische Ausführung zeichnen sie aus, und mit wahrem Vergnügen verweilt man bei ihnen, die Erinnerungen und Eindrücke der Lektüre an sie knüpfend. Bereits 6 Lieferungen, jede von 2 Blättern, im Format zu allen französischen und deutschen Oktav-Ausgaben passend, sind ausgegeben und mit verdientem Beifall aufgenommen worden. Den Besitzern von Sues ewigem Juden können wir die genannten Illustrationen als eine wahre Zierde und ein sehr freundliches Album bestens empfehlen, und durch sie kann der Reiz der Lektüre jenes Romans nur erhöht werden.

(Meissen.) Jüngst las man unter der Ankündigung „der Räuber", die im Freien gegeben wurden: Die Gefangennehmung des Räubers Carl Moor geschieht mit Feuerwerk und bengalischem Feuer.

Korrespondenz.

Marburg, 7. Dec.

Die Frankfurter Oberpostamtszeitung von ehegestern bringt einen von Marburg aus datirten Artikel, welcher sich zur Aufgabe gemacht, meine in diesem Journale vom 2. December über hiesige academische Zustände mitgetheilten Bemerkungen in picanten und salbungsvollen Redensarten zu recensiren, resp. zu berichtigen. Voll siedenden Blutes und kochenden Grimmes wirft mir der Verfasser mit „hämisch" und „abgeschmackt" den Fehdehandschuh hin, geht dann mit einer „Lächerlichkeit" auf mich los und gibt mir mit „sinnlos" den letzten betäubenden Faustschlag. Da scheint sein Blut gekühlt, sein Grimm gestillt; er neigt sein Haupt über den Hingesunkenen herab und flötet ihm mit sanfter Melodie zu: „Man sey doch wahr und gerecht, wenn man öffentlich spricht." Ja, wahr und gerecht will ich immerhin seyn, wahrheitsliebender Mann! und deshalb sey es mir vergönnt, Ihrer Berichtigung einige Worte der Erwiderung zu widmen. Jedoch bemerke ich gleich von vorneherein, daß dies nur um der Sache selbst willen geschieht, möge der Gegner immerhin mit seinen Schimpfreden in die Oeffentlichkeit hinein heulen und dadurch zu Würden und Ehren gelangen. — Was nun die einzelnen Puncte jener Erwiderung anlangt, so findet es erstlich der Berichtiger ganz naturgemäß, daß die Frequenz unserer Universität abnehme, gehe es doch den Schwestern nahe und ferne nicht besser. Aber, fragen wir, welche Universitäten laboriren an verringerter Frequenz und woher dies? Ist man vielleicht im Allgemeinen so vom Studiren zurückgekommen, daß mit der Zeit eine völlige Entvölkerung unserer sämmtlichen Hochschulen zu befürchten steht? Wo sich jene Erscheinung zeigt, da ist allerdings „der Conflux der Verhältnisse" bedeutend mit im Spiele, die sich zu jener Abnahme selbst verhalten, wie Ursache zur Wirkung. Marburg hatte vor 17 Jahren, als es sein drittes Jubiläum feierte, eine Jüngerschaar von beinahe 400 Studirenden aufzuweisen, während jetzt das Studentenverzeichniß bei allen Künsten, die es anwendet, kaum dritthalbhundert herausbringt. Dieses Verhältniß, das dem Manne in der Oberpostamtszeitung als „seit einer Reihe von Jahren ziemlich dasselbe" erscheint, kommt Andern anders vor. — Wenn es ferner der Berichtiger lächerlich findet, eine Parallele zwischen hier und Gießen zu ziehen, so scheint derselbe überhaupt eine gewisse Aversion gegen alle Parallele zu hegen. Eine Vergleichung mit Gießen, meint der Verfasser, sey deshalb nicht stichhaltig, weil diese Academie ein chemisches Laboratorium, eine katholische und eine forstwissenschaftliche Facultät besäße, — Institute, die unserer Universität entweder ganz, oder doch in derselben Auszeichnung fehlten. — Hinsichtlich des chemischen Laboratoriums ist zu bemerken, daß auch Marburg ein solches besitzt unter der tüchtigen Leitung des Prof. Bunsen, und daß gerade dieses Institut den vorzüglichern beizuzählen ist, welche unsere Universität aufzuweisen hat; die beiden andern Facultäten anlangend, so kann sich der Opponent durch Einsichtsnahme eines Gießer Studentenverzeichnisses leicht überzeugen, daß die Zahl der katholischen Theologen und der Forstleute nicht so bedeutend in die Wagschale fällt, indem nach dem Verzeichnisse von 1843/44, das wir in Händen haben, die Gesammtzahl aus beiden Facultäten nur 68 beträgt. — „Sinnlos", fährt hierauf der Mann der Wahrheit fort, „ist die Behauptung, daß durch die so lange Nichtbesetzung *) der Stelle Huber's die Philippina so herabgekommen; durch Huber ist kein Student hergezogen und durch sein Weggehen keiner zum Abzug veranlaßt worden; er hat sprachliche Collegien nie zu Stande gebracht." Es gewährt einen komischen Anblick, zu sehen, wie der Gegner in heiligem Eifer für Wahrheit und Recht mit seinen Kraftschlägen sich selber blutig nasenstübert. Wo in aller Welt ist es mir eingefallen, Das zu behaupten, was mir der Mann in der Oberpostamtszeitung aufbürdet! Ich hatte in meinen Bemerkungen zuerst bedauert, daß man nicht Männer wie Vangerow, Hermann und Hupfeld, deren Ruf die studirenden Jünglinge von nah und fern herbeizuziehen geeignet ist, hier zu halten gesucht habe, und ging hierauf auf einige Specialia der hiesigen Zustände über, wo ich als einen Hauptübelstand hervorhob, daß seit Huber's Abgang der Lehrstuhl für die neueren Sprachen noch nicht wieder besetzt worden sey. Liegt aber darin irgend ein Lob für Huber oder die Behauptung, als habe durch seinen Abgang die Frequenz unserer Philippina abgenommen?

(Schluß folgt.)

*) Schön gegeben!

Musikalische Abendunterhaltung des Liederkranzes.

Freitag den 18. Dec. im Weidenbusch.

Der Liederkranz wird kommenden Freitag den 18. Dec. im Weidenbusch eine Abendunterhaltung veranstalten, nach Art der s. g. großen Liederkränze. Der Preis der Eintrittskarte ist auf 1 fl. festgesetzt. Der Ertrag wird an das schweizer Comité, das sich für die Feldberger gebildet hat, zugesandt werden. Die nähere Einrichtung der Abendunterhaltung wird das Programm veröffentlichen. Eintrittskarten sind zu erhalten bei Hrn. C. A. André auf der Zeil und bei Hrn. J. F. Quilling am Liebfrauenberge.

Die Direktion des Liederkranzes.

(Berichtigung.) In dem in Nro. 340 der Didaskalia enthaltenen Schreiben des großh. hess. Hrn. Bürgermeisters der Stadt Kastel ist, durch höchst unleserliche Namensunterschrift veranlaßt, am Schluß „Mevius" statt „Barth" gesetzt worden, welches hiermit berichtigt wird.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 344. Freitag, den 13. December 1844.

Das Gespenst.

Novelle von Chr. K. Clement.

(Schluß.)

So wie nun das junge Paar merkte, daß der eifersüchtige Jean ihre Bewegungen und Schritte, ja selbst ihre Mienen beobachtete, und dann seine Bemerkungen dem ganzen Dorfe rapportirte, zogen sie sich dem Scheine nach eine Zeit lang von einander zurück, eben so von jeder Dorfgesellschaft. Bald hieß es: „Aha! aus deren Verhältniß wird nichts; jetzt sitzen sie zu Hause, und weinen sich darüber die Augen aus.“

Die Sache ward schnell wieder vergessen, wie es denn zu geschehen pflegt: die Chronik der Dörfer und kleinen Städte will immer neuen Stoff; darüber treten die alten Geschichten in den Hintergrund, und werden zuletzt gar nicht mehr erwähnt.

Louise Verrier und Berton sorgten jedoch bald wieder für etwas Neues. Letzterer schlug nämlich seiner Geliebten vor, in weiße Tücher gehüllt zur Kirchhofmauer zu schleichen, wo eine Straße in's Dorf führt. Auf verschiedenen Wegen begaben sie sich dann nach eingetretener Dunkelheit an den verabredeten Ort. Daraus ist zu erklären, warum die Bauern, wenn sie Abends von dem weißen Gespenste sprachen, nicht einig waren. Die Einen behaupteten, es da gesehen zu haben, die Andern dort. Beide hatten Recht. — Dieser Einfall des jungen Liebespaares mag immerhin etwas Abenteuerliches, fast Unglaubliches haben; allein wer ihn deswegen in's Bereich der Fabel oder Sage verweisen wollte, wozu man allerdings in jetziger Zeit stark geneigt ist, kennt die Liebe nicht. Louise und Berton nahmen wenigstens keinen Reißaus, wenn sie einander in Geistertracht bei der Kirchhofmauer begegneten; daß sie dieselbe bei ihren Unterredungen ablegten, versteht sich wohl von selbst; nur auf dem Hin- und Rückweg bekleideten sie sich mit dem furchtbaren Weiß. Dabei erreichten sie jedenfalls ihren Zweck. Sie konnten ungestört beieinander seyn, und wenn ihnen ja ein Mal Jemand begegnete, so ging er ihnen von Herzen gern aus dem Wege, und das nicht mit langsamen Schritten. Das Schönste war, daß weder Bertons noch Louisens Aeltern Etwas von dem Geisterspuk ihrer Kinder merkten; man war gewohnt, sie frühe zu Bette gehen zu sehen.

Nun denke sich der Leser das Erstaunen des Maire's, als er aus dem Munde seiner Tochter diese Mittheilungen vernahm! Es war ihm freilich überraschend und komisch, diesen Handel, statt amtlich weiter zu verfolgen, mit einer Hochzeit endigen zu sollen; allein die Bitten und die Thränen einer schönen und geliebten Tochter vermögen viel über ein weiches Vaterherz. Der Maire schloß seine Tochter gerührt in die Arme, und versprach ihr den jungen Berton, von dem er übrigens nie etwas Nachtheiliges gehört hatte, zum Bräutigam. Ohnehin hätte Herr Verrier dieser Sache keine weitere Folge gegeben, da seine Tochter darein verwickelt war.

„Habt ihr Beiden,“ fuhr er zu seiner Tochter fort, „auf so komische Weise bei mir euere Absicht erreicht, so darf ich wohl nicht anders, als diesen Gespensterhandel ebenfalls komisch endigen.“

Hierauf ließ er den Gefangenen, dem während des langen Wartens in der Nebenstube nicht gar wohl zu Muthe gewesen war, hereinführen.

Berton trat bleich und mit niedergeschlagenen Blicken in's Zimmer; in seinen Zügen malte sich deutlich die Furcht vor des Maire's Zorn, dessen ungestüme Ausbrüche er jetzt glaubte gewärtigen zu müssen.

In der That blickte ihn dieser so finster und zornig an, daß dem armen Gefangenen nicht ohne Ursache bange wurde. Nach einer Pause hob der Maire mit feierlicher Stimme also an: „Berton! Ihr habt Euch durch diesen unbesonnenen Streich eine schwere Strafe zugezogen. Ihr seyd angeklagt, die öffentliche Ruhe gestört zu haben, und unsere Gesetze ahnden dies strenge. Deßhalb muß ich Euch heute dem Strafgerichte überliefern, welches dann das Weitere über Euch verhängen wird. Aber schon zum voraus kann ich Euch sagen, daß Ihr nicht ohne lebenslängliche Gefangenschaft davon kommen werdet.“

Hier hielt der Maire eine Zeit lang inne, und betrachtete den Gefangenen, der, vom Schrecken gelähmt, seine Blicke starr auf einen Punkt heftete. Als er aber sah, daß ihm diese Worte auch gar zu sehr zu Herzen gedrungen waren, redete er weiter: „Damit Ihr nun Eure Gefangenschaft bald antreten könnt, übergebe ich Euch hiemit Eurer Gefangenwärterin!“ Bei diesen Worten führte Herr Verrier seine Tochter aus der Nebenstube in das Verhörzimmer, und legte ihre Hand in die des zitternden Berton.

Dieser konnte anfangs gar nicht glauben, daß es ernst gemeint sey; als jedoch der Maire ihm freundlich die Hand

reichte und ihn als Schwiegersohn begrüßte, namentlich aber, als die liebenswürdige Louise sich traulich an seinen Arm hing, erwachte er aus seiner Betäubung, und fing an, sich in die Wirklichkeit zu finden.

So waren Herrn Verriers Worte: „Berton werde kein so übles Schicksal haben, sondern mit einer leidlichen Strafe davon kommen," in Erfüllung gegangen, freilich in einem andern Sinne, als er sich damals gedacht hatte.

In kurzem wurde, zum größten Erstaunen des ganzen Dorfes, die Hochzeit gefeiert.

Jetzt gab es wieder ein Gerede her und hin. Niemand konnte den Hergang der Sache begreifen. Einige alte Mütterchen im Dorfe, an ihrer Spitze Madame Süzon, behaupteten steif und fest: Berton sey, wenn auch nicht gerade ein Herenmeister, doch mit der Geisterwelt in genauer Verbindung, sonst hätte er der Sache keine solche Wendung geben können.

Diesen, so wie gewissen andern Leuten, die damit nicht zufrieden waren, hatte es der junge Mann wahrscheinlich zu danken, daß er von der Zeit an den Spitznamen „Gespenst" erhielt.

Die Escalade.

(Ein geschichtliches Bild aus der Vorzeit Genf's. Von T. T.)

I.

Der Löffelbund.

Es war am 11. December 1602, als in dem engen Gäßchen der Stadt Genf, welches von der Münze nach der Rhone führt, eine Familie in eifrigem Gespräche beisammen saß und, um den flackernden Kamin geschaart, ihre Gedanken austauschte. Die Gesellschaft bestand aus sieben Personen, welche gleichsam die sieben Stufen des menschlichen Lebensalters darstellten. Zunächst am Kamine saß in einem mit Leder beschlagenen Lehnstuhle ein hochbetagter Greis, dessen weißes Haar nur spärlich unter der schwarzen Ledermütze hervorfiel, dessen freundliches Auge aber so lebendig über die Versammelten streifte, daß man ihm ansehen konnte, er betrachte sie mit Wohlgefallen. Der Alte stützte den rechten Ellenbogen auf die Sessellehne, so daß das Haupt in der Hand ruhte; die linke Hand aber lag auf dem Haupte eines Knaben, der zu den Füßen des Alten saß und den Lockenkopf auf dessen Knie gelegt hatte. Dieser Knabe mochte neun Jahre alt seyn. Hinter demselben saß auf einem Schemel ein zweiter Knabe, etwa drei Jahre älter als jener, welcher bald den Alten, bald einen neben demselben sitzenden Mann von ungefähr fünfzig Jahren anschaute, als wollte er in ihren Gesichtern lesen. Dieser zweite Mann trug einen schwarzen ledernen Wams, eine Tuchkappe von derselben Farbe und einen mächtigen Schnurrbart. Er war Bürger von Genf, wohnte in Lausanne und hieß Lacorde. Neben diesem hatte sich ein dritter Mann niedergelassen, welcher wohl vierzig Jahre zählen mochte. Er hatte, wie der Alte, sein Vater, eine schwarze Ledermütze auf dem Kopfe und einen grünen Tuchwams an; die beiden Ellenbogen hatte er auf den Knieen liegen, die Hände zusammen gelegt, den Oberleib vorgebogen, um dem Manne neben ihm und dem Alten bequem ins Gesicht schauen zu können. Zu seiner Linken an der linken Wand des Kamins saß sein Weib, Ninon, eine Frau von fast dreißig Jahren im einfachen Bürger-Hauskleide jener Zeit, beschäftigt, ein Kind von etwa neun Monaten zu unterhalten, welches mit seinen vollen Händchen nach ihren Niederschleifen und dem Band an ihrer Haube griff. Mochte sie sich aber in mütterlicher Zärtlichkeit ihrem kleinen vollwangigen Liebling hingeben, so wendete sie doch nicht mindere Aufmerksamkeit auf das Gespräch der drei Männer, ihres Schwiegervaters, ihres Mannes und ihres Vetters Lacorde.

„Ich sage, es ist nicht klug, daß der Rath so ruhig ist, guthes Muthes, voll Vertrauen und ohne Falsch. Ohne Falsch seyn, ist gut, ist recht; aber einem alten Feinde trauen, ist niemals gut", sprach der alte Monfort.

„Großvater", fragte der jüngere Knabe, „wer ist denn ein Feind?"

„Ein Feind", versetzte jener, „ist ein Mensch, der uns Böses thun will. Mein Kind, er ist es auch alsdann, wenn er uns das Böse nicht thun kann. Der Feind unserer guten Stadt Genf ist von jeher der Herzog von Savoyen gewesen, und er bleibt es auch. Das müßt ihr Buben frühe lernen, damit ihr es nie vergesset: die Savoyer sind immer Feinde der Genfer Bürger gewesen. Es ist Eurer Vaterstadt wenig Böses widerfahren, das nicht die Savoyer ihr gethan haben."

„Es sind aber doch schon sechzig Jahre, daß der Frieden bestehet", warf der jüngere Mann ein, „wie sollte da noch von dem alten Hasse die Rede seyn."

„Ich war derselben Meinung, lieber Vetter; ich konnte mir auch nicht denken, daß des Menschen Zorn, über dem er die Sonne nicht untergehen lassen soll, zwei Menschenalter lang fortwähren sollte. Seit ich aber in Chamberry gewesen bin, habe ich meine Ansicht geändert. Savoyen und Genf sind getrennt und bleiben es. Von dorten kommt nur Haß," sprach Lacorde.

„Meint Ihr denn, wenn der Herzog auch vergessen könnte, wer seinem Hause den Frieden von St. Julien vorgeschrieben hat, meint Ihr, der Pabst vergesse es uns, daß wir seinen Bischof fortgejagt haben? Und wollte jener auch den alten Haß aufgeben, die Jesuiten sorgen dafür, daß er ihn behält", sagte der Alte.

„Ich möchte meinen Kopf zum Pfande setzen", fuhr jener fort, „daß die Savoyer Böses gegen uns im Schilde führen. Wozu soll denn das Kriegsvolk, das sie sammeln? Nicht bloß jenseits des Mont Blanc bei Morges, St. Remy und Aosta hatten sie schon seit September Reiter und Fußvolk liegen, sie haben es vor dem Schneefalle herübergezogen ins Arve-Thal; Salanche, Clüse, Bonneville sind voll von Bewaffneten; selbst bis an den Leman-See herab ziehen sie sich. Zwar sagt man, das gelte den Franzosen; allein die Franzosen sagen, es gelte uns. Auch haben die Herzoglichen nicht lange stille gelegen, haben die Quartiere oft gewechselt, wie man hört, und das ist ein Beweis, daß sie etwas im Schilde führen. Sie ziehen ab und ziehen ein, damit Niemand wissen soll, wie stark ihre Macht ist. Möge Gott in seiner Barmherzigkeit unseren Rath lenken!"

„Unser Rath, der hat keinen Rath!" schalt der Alte. — „Als der Herzog anfing, nach unserer Gränze zu neues Volk zu sammeln, da fragte man, wozu diese Rüstung sey. Wir hatten die Antwort: Man traue den Franzosen nicht. Bald

aber kam ein Schreiben von dem Könige von Frankreich, das dem Rathe meldete, der Herzog habe es auf Genf abgesehen. Wem soll der Rath nun glauben? Ich denke, der König Heinrich IV. ist unser Glaubensgenoß, meint es gut mit uns, sammelt die Mannschaft, die er in St. Claude hat, nur darum, weil er dem Herzoge nicht traut. Der Herzog ist unser Glaubensfeind, gehorcht dem Papste, der uns haßt; hält's mit den Spaniern, die uns nicht lieben; hat an seinem Hoflager Jesuiten genug, die uns gerne römisch machen möchten. Ihm soll man nicht trauen, er ist ein alter Feind, wie sein Vater und Großvater."

„Die habt Ihr wohl Alle gekannt, Schwiegervater?" fragte das Weib, das mit Aufmerksamkeit zugehört hatte.

„Gekannt? Ja; auch nicht! Aber wir haben wohl mit einander zu thun gehabt zur Zeit des Löffelbundes."

„Großvater, was war das, der Löffelbund?" fragte der ältere Knabe.

„Der Löffelbund, mein lieber Denys", versetzte der Greis, „war ein Bund savoyischer und waatländischer Herren mit einigen verrätherischen Bürgern unserer Stadt. Es war eine schlimme Zeit, ihr Kinder! Möge sie niemals wiederkehren!"

„Erzähle uns vom Löffelbund", baten die beiden Knaben einmüthig, „Großvater erzählt so schöne Geschichten."

Auch die Mutter der Knaben bat, und mit ihr baten die beiden Männer den Großvater, er möchte die Geschichte vom Löffelbunde erzählen.

„Gut", sprach der Alte, in seinem Lehnsessel sich zurecht setzend, „ich will Euch die Geschichte erzählen, wie ich sie selbst erlebt habe. Aber sollen die Knaben etwas davon verstehen, so muß ich ihnen auch erzählen, was früher war."

„Wir hören! Wir lernen!" riefen die Knaben.

Die beiden Männer aber nickten sich zu und das Auge des Weibes leuchtete, wie es auf die horchenden Knaben sah.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Einem zur Aufnahme in unser Blatt zu ausführlichen Berichte aus Koblenz entnehmen wir, daß Fräul. Angelica Köhler auf der dortigen Bühne mit Beifall gastirt habe und zwar in den Partieen der Marie (Regimentstochter), Amine (Nachtwandlerin), Lucrezia Borgia, Prinzessin (Robert der Teufel) und Königin der Nacht (Zauberflöte). Auch die Sängerinnen Wetterhan und Steigerwald und die Herren Abler und Nolden werden beifällig erwähnt. Zu weiteren Gastdarstellungen werden Mad. Schmidtgen, Hr. Wallner und Hr. Döbler erwartet. Die Liebhaberei des Publikums ist vorherrschend der Oper und weniger dem Schauspiel zugewendet.

Eine in Darmstadt erschienene „Unterweisung für christliche Kinder in der Religion von einer Mutter an ihre Kinder, von Sophie Walheim", ist als eine geeignete Festgabe für die Jugend zu empfehlen und zeichnet sich eben so sehr durch eine kindliche Darstellung als durch die Nützlichkeit ihres Inhaltes aus.

In einer Recension im Elberfelder Kreisblatt las man neulich, Bellini sey ein reiner „Geschäftsmensch"; dieser Druckfehler wird jetzt in demselben Blatte dahin berichtigt, daß Bellini ein reiner „Gefühlsmensch" gewesen.

Die „Literarische Ztg." in Berlin hatte neulich die Zeitungsschreiber Preußens mit Comödianten verglichen. Die „Schlesische Ztg." meint: der häßlichste Posten auf dem Theater der Oeffentlichkeit sey der eines Lampenputzers, welcher die Lichter auslöschte, damit es finster würde.

Von den „Kindermährchen von A. L. Grimm, Frankfurt a. M. bei H. L. Brönner", ist die dritte Auflage erschienen. Dies und der anerkannte Name ihres Verfassers verbürgt den Werth der gehaltvollen, schön ausgestatteten und zu einer Festgabe für die Jugend ganz besonders geeigneten Sammlung. Der Verfasser erzählt schöne und sinnige Mährchen in einfacher und echt kindlicher Weise, und wirkt dadurch befruchtend auf das Gemüthsleben der Kleinen. Eins der in der Sammlung enthaltenen Volksmährchen ist dramatisch bearbeitet, nämlich die Geschichte vom Schneewittchen. Wir haben sie mit besonderem Vergnügen gelesen, und dabei den Wunsch gehegt, daß auch andere Mährchen eine ähnliche Bearbeitung finden möchten. Diese wären alsdann sehr geignet, auf den Kinder- und Puppentheatern der Kleinen aufgeführt zu werden, und würden jene nicht selten albernen und unkindlichen Possenspiele verdrängen, welche man häufig auf den angedeuteten Puppenbühnen dargestellt sieht. Wir empfehlen Aeltern und Erziehern die vorliegende, mit artigen Bildern verzierte neue Ausgabe der Kindermährchen von A. L. Grimm.

(Berlin, 2. Dec.) Gestern constituirte sich hier, unter dem Vorsitze des Prof. Lichtenstein, ein sogenannter „Zoologischer Verein", der sich besonders mit der Pflege des hiesigen zoologischen Gartens befassen soll. Die dazu nöthigen jährlichen Ausgaben, welche einstweilen nur auf 5000 Thaler berechnet sind, sollen durch die Einnahmen des Entrée's bestritten werden. Den noch davon zu erwartenden Ueberschuß will man zum Ankauf von exotischen Thieren verwenden.

(Berlin, 3. Dec.) Man wird sich erinnern, daß seit Jahren fast alle Zeitungen sich in Lobeserhebungen über die Generosität des General-Musik-Direktors Meyerbeer ergehen, weil derselbe den ihm zuständigen Gehalt nicht erhoben und angeblich zu wohlthätigen Zwecken bestimmt habe. Jetzt hat derselbe der Theater-Kasse angezeigt, daß er am 1. Januar den ganzen ihm rückständigen Gehalt von den zwei Jahren in Empfang nehmen werde. (Aachn. Ztg.)

Laut den Gränzboten wollen die Wiener nun ein Haus bauen, wodurch sie Kroll's Etablissement in Berlin in den Schatten zu stellen gedenken. Die Actiengesellschaft für diesen „Apollosaal", der schon am 8. Jan. eröffnet werden soll, hat sich gebildet; nicht weniger als 6000 Menschen werden in demselben zu gleicher Zeit sich belustigen können. Das Orchester besteht aus sechs und achtzig Personen unter Leitung des jüngern Strauß.

Korrespondenz.

Stuttgart, im Dec.

Die Luftschlösser, welche die Mitglieder unsers Hoftheaters auf eine längere Schließung unserer Bühne bauten, haben sich in Nichts aufgelös't, seitdem es bekannt ist, daß während der Restauration unseres Schauspielsaales theils im königl. Schlosse, theils in Cannstadt Opern- und Schauspiel-Vorstellungen gegeben werden sollen. Wie man vernimmt, so wird der alte Saal am 28. Febr. 1845 geschlossen, der neue am 1. Jan. 1846 eröffnet werden. Wir geben der Hoffnung Raum, daß während dieser Zeit die Kräfte unserer königlichen Anstalt dahin benützt werden, in das neue Haus auch einen neuen Geist zu bringen, den Geist des Fortschritts, der Bewegung, der künstlerischen Regsamkeit. Zeit genug ist hiefür geboten. Unsere Oper ist jetzt besser besetzt wie früher, ohne daß deshalb sich größere Theilnahme im Publikum zeigte; der Stuttgarter ist eben schwer zu enthusiasmiren. Hätten doch die Künstler auch Ahnen, wie die Rentamtmänner und Pfarrer, so würde ihnen eine schwäbische Theilnahme in Rücksicht, was ihre Voreltern gewä (gewesen), nicht fehlen. Hr. Pischek ist zwar hier ein sehr beliebtes Mitglied, tritt aber nur selten auf; ob dies eine Eigenthümlichkeit des Künstlers ist, wie in der letzten Zeit seines Engagements in Frankfurt, oder ob die Intendanz die Schuld trägt, wagen wir nicht zu entscheiden. Pischek ist bis jetzt mehr als Kammersänger, wie als Theatersänger anzusehen. Hr. Rauscher (Tenor), Hr. v. Keler (Bariton und Baß), Dem. Haus sind und bleiben die Stützen unserer Oper, der auf der andern Seite durch ein glänzendes Ballet und ein treffliches Orchester unter Lindpaintner's Leitung aufgeholfen wird. Das Schauspiel besitzt in Hrn. Moritz (Charakterrollen und ältere Liebhaber), Hrn Feodor Löwe, erster Held und jugendlicher Liebhaber, der in Frankfurt seine Künstlerlaufbahn begonnen, so wie Hrn. Lußberger, der dieselbe Carrière gemacht, treffliche Künstler. Erste tragische und muntere jugendliche Liebhaberin ist immer noch Mad. Wittmann, früher in Frankfurt als Mad. Benesch; Fräul. Stubenrauch behauptet ihr Rollenfach mit Auszeichnung. Dem. Petitjean, jüngere Liebhaberin, ist uns leider durch Monate lange Krankheit entzogen; dies dient, und oft sehr gelegen, der Regie als Entschuldigung wegen mangelhaften Repertoires. Ungeachtet dieses gewählten Personals soll der Oberregisseur Vorschläge zur Ergänzung und Erneuerung desselben gemacht haben, welche aus öconomischen Rücksichten zurückgewiesen worden sind, ja sogar Anträge zu Gastspielen und Engagements während der Schließung des Theaters sollen nicht berücksichtigt werden. Es gastirten wohl einige Damen im Fache der jugendlichen Liebhaberinnen, unter andern die Fräul. Werner aus Weimar und Fleischmann aus Stettin, haben aber nicht reüssirt. Von jungen heranstrebenden Talenten bei unserer Bühne, die dereinst die den Lorbeeren zueilenden älteren ersetzen könnten, verlautet nichts. Alles geht seinen regelmäßigen und ruhigen Gang, alle Beamten bleiben vorwurfsfrei; der Hof, das Publikum ist es zufrieden.

Marburg, 7. Dec.

(Schluß.)

Huber ist durch die vielfachen Besprechungen in öffentlichen Blättern so bekannt geworden, daß es wahrlich unnöthig war, noch einmal zu wiederholen, welchen Rang derselbe als academischer Lehrer dahier einnahm. Oder prätendirt vielleicht der Gegner, daß man bei der Erwähnung irgend eines Mannes auch sofort eine Lebensbeschreibung von ihm gebe? Meine Worte besagten, daß Huber schon lange weg sey — doch keine Sylbe von Thränen und Jammern über sein Scheiden — und daß man daher an seine Stelle einen Mann hätte setzen sollen, der geeignet wäre, die lebenden Sprachen, die bisher hier zu den todten gehörten, wieder in's Leben zurückzurufen. Wofür habe ich also den „sinnlosen" Faustschlag erhalten? Ich hätte allerdings den „hämischen" und „abgeschmackten" Handschuh gar nicht aufheben sollen, da sich mein Gegner selber wieder danach bückt. Einmal kann dem Gegner Nichts hämischer seyn, als von einer alljährigen Abnahme der Studentenschaft zu sprechen und diese Thatsache dem Mangel an Berücksichtigung von Seiten der Regierung zuzuschreiben, — und am Ende stellt der Berichtiger selbst die „ernste" Frage, „ob nicht die Schuld einer sinkenden Frequenz eher den Professoren und der Stadt Marburg, als jemand Anderem beizumessen sey." Was der Verf. mit der Stadt Marburg will, kann nicht recht abgesehen werden. Marburg liegt noch immerwährend an demselben Berge, wo es früher gelegen und hat seit Philipp's des Großmüthigen Zeiten nichts von seinen Eigenthümlichkeiten verloren; auch soll der Sinn und der Charakter der Einwohner noch ziemlich derselbe seyn. Mit der Erwähnung der Professoren aber schlägt sich der Berichtiger ganz gewaltig selbst auf den Mund. Denn wenn fortwährend immer die ausgezeichnetsten Lehrer von hier nach fremden Hochschulen verabschiedet werden, so kann natürlich nicht der Andrang nach Marburg hin fortdauern, der stattfinden würde, wenn man suchte, jene Talente in Marburg zurückzuhalten; und dies war es, was wir in unserm Artikel behaupteten. — Schließlich noch die Bemerkung, daß wir nicht gesonnen sind, über diese Angelegenheit mit unserm Gegner einen trojanischen Federkrieg zu eröffnen; mit obiger Erörterung werden wir etwaige weitere Angriffe gänzlich ignoriren.

Straßburg, 7. Dec.

Die Araber, welche drei Tage bei uns verweilten, haben uns heute wieder verlassen. Seit vier Jahren hat keine Erscheinung solche Aufmerksamkeit und Neugierde erregt, als diese Söhne Afrika's. Wo sie sich nur sehen ließen, da waren gleich ganze Schaaren von Gaffern vorhanden, so daß die Gäste selbst nicht selten in heftiges Lachen darüber ausbrachen. Das Theater, wo einen Abend „Jacob und seine Söhne", den andern „die Jüdin" aufgeführt wurde, schien ihnen zu behagen und der Direktor hat dabei sehr gute Geschäfte gemacht, da ein solches Gedränge war, daß man nur mit großer Mühe ein Plätzchen erhaschen konnte und mehre Hunderte von Billetinhabern nicht mehr in den Saal zu bringen vermochten. Die Tracht der Häuptlinge war bei dieser Gelegenheit sehr reich und die meisten waren mit der Decoration der französischen Ehrenlegion geschmückt. Heute vor ihrer Abreise haben sie auch das benachbarte Kehl besucht. — Die in den Rhein mündenden Nebenflüsse unserer Stadt sind seit einigen Tagen zugefroren. Die Schifffahrt auf dem Rhein-Rhonekanal von hier aus ist deshalb unterbrochen.

Mainz, 11. Dec.

Das Konzert, das, wie ich Ihnen bereits früher geschrieben habe, der Pianist Hr. Carl Baldenecker von Frankfurt hier zu geben beabsichtigt, ist nun auf künftigen Montag den 16. Dec. festgesetzt und wird um 6 Uhr Abends im hiesigen großen Casinosaale stattfinden. Man kann, wenn man aus dem vortheilhaften Rufe des Konzertgebers Schlüsse fassen darf, einer recht genußreichen Abendunterhaltung entgegen sehen.

Auflösung der Charade in Nro. 341.

Wallfahrt.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 12. Dec. Norma, große Oper in 3 Abth., Musik von Bellini.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 345 Samstag den 14. December 1844.

Die Escalade.

(Ein geschichtliches Bild aus der Vorzeit Genf's. Von F. F.)

(Fortsetzung.)

„Unsere gute Stadt Genf," hob der Großvater an, „war vor langen Jahren eine freie Stadt. Von dem Kaiser hatte sie Rechte erhalten, um die manche Stadt sie beneidete. Als Arducius von Faucigny Bischof in Genf war, entstand ein Streit über die Herrschaft in der Stadt. Damals entschied Kaiser Friederich, daß der Bischof von Genf keinen andern Schirmvogt haben solle, als den heiligen Petrus. Aber unter dem Kaiser solle er stehen. Dem solle man, wenn er in Genf einreite, drei Tage lang eine Litanei singen. So war unsere Stadt eine freie Stadt unter dem Kaiser, und widerstand den Herzogen von Burgund und denen von Savoyen länger als zweihundert Jahre. Da ging die gute Zeit zu Ende, und es kam eine lange Knechtschaft. Es mögen jetzt zweihundert Jahre seyn, da erschlichen die Herzoge von Savoyen das Grafenrecht in Genf. Jetzt war der Bischof nicht mehr der Herr, der unter dem Kaiser stand. Die von Savoyen setzten jeder Zeit einen aus ihrem Hause auf den bischöflichen Stuhl. Der war mit ihnen ein Herz und eine Seele; da galt kein Recht mehr aus alter Zeit; Gewalt, vom Bischofe geübt und von dem Herzoge gut geheißen und verstärkt, das war in Genf das Gesetz. Doch trugen unsere Väter dieses Joch nicht geduldig. Mancher brave Mann stand gegen die Zwingherren auf, manches freie Wort wurde gesprochen, manche kühne That wurde gethan; aber die wackeren Bürger alle, welche sich unter die ungerechte Herrschaft nicht beugen wollten, mußten das Leben lassen oder die Stadt meiden. Hundert fünfundzwanzig Jahre schon hatte dieser traurige Zustand gewährt, da wachte ein rechter Muth in unserer Stadt auf; die Bürger schlossen mit denen von Bern und Freiburg einen Bund, und rüsteten gegen Savoyen. Das geschah im Jahre 1526, in demselben, als mein Vater starb, da ich erst zwölf Jahre alt war. Merkt euch das, ihr Knaben! Euer Urgroßvater, ein braver Mann, Gott segne seine Seele! hat es nicht erlebt, daß Genf frei wurde. Aber dabei war er, als die Bürger den Bund mit Bern und Freiburg schlossen."

„Der Herzog von Savoyen nannte die Männer, welche auf den alten Rechten der Stadt bestanden, Landesverräther, und wollte sie verderben. Sie aber waren auf ihrer Hut und stark durch Eintracht, so daß sie ihm die Thore schlossen. Da er nichts gegen sie vermochte, verband er sich mit den Herren aus dem Waatlande, und beide schonten das Geld nicht, Zwietracht in der Stadt anzurichten. Schlechte Leute in derselben hielten es mit ihm, sagten, sie thuen es wegen der Religion, weil sie nicht mit Ulrich Zwingli seyn wollten, hatten sich aber an den von Savoyen verkauft, und versprachen, ihm die Stadt zu übergeben. Nun hielten die Ritter aus dem Savoyerlande und aus Waat sich zusammen mit mancher Berathung gegen die Stadt, und zogen die untreuen Bürger näher an sich. Eines Tages, da sie zusammen schmauseten auf einer Burg in Savoyen, und hatten ihre Humpen oft geleert, also, daß die Köpfe erhitzt waren, da schwuren sie sich einen Eid, daß sie das stolze Genf brechen wollten, und die Freiheit der Bürger für immer vernichten. Wie sie alle eingeschlagen hatten, trat einer von ihnen auf und schrie mit gewaltiger Stimme: „Ihr Ritter und Herren allzumal! Hier stehen wir zusammen, ein ritterlich Werk zu thun, die frechen Bürger, die Herren seyn möchten, zu züchtigen. Das soll Unserer Keiner vergessen, daß wir hier auf das Wohl der Genfer gegessen und getrunken haben. Darum soll Jeder seinen Löffel nehmen, soll ihn an eine Schnur binden und an den Hals hängen." Und er nahm seinen Löffel und that also, wie er gesprochen. Das gefiel den Andern wohl, und thaten gleich wie er. Da sprang einer der Herren mit dem Löffel auf einen Tisch und schrie: „Hierher Ihr Herren auf Waat und Savoyen und Ihr treue Männer aus Genf. Der Löffel sey die Waffe, mit der man gegen die Empörer ficht. Wie man eine Suppe aus dem Napfe löffelt, so löffeln wir die Rebellen aus der Stadt!" — Der Spaß gefiel männiglich, daß sie laut auflachten und schrieen: „Wir werden sie löffeln!" — Darum ist der Bund, den sie gegen uns machten, genannt der Löffelbund. Jeder, welcher dazu gehörte, trug seinen Löffel auf der Brust."

„Ist das Alles?" fragten die horchenden Knaben.

„S' war nur der schlechte Anfang einer schlechten Sache!" versetzte der Alte. Bald kamen böse Tage. Wiewohl die Herren draußen uns auslöffeln wollten wie eine Suppe, so waren unsere Mauern zu fest für ihre Zähne, unsere Bürger ohne Furcht, und unsere Wächter wach. Weil sie nun der Stadt nichts anwerden konnten, so griffen sie nach Dem, was wir vor der Stadt besaßen."

„Die vom Löffelbunde überfielen unsere Dörfer und Höfe,

raubten das Vieh, erschlugen die Menschen, zündeten die Häuser an, verwüsteten die Saaten, verheerten die Weinberge und zogen dann weiter."

„Gegen solche Uebelthaten beschlossen die Bürger Rache zu nehmen, zogen hinaus in die savoyischen Dörfer, und thaten, wie der Löffelbund ihnen gethan. Auch in das Waatland zogen sie und straften die Uebelthaten der Herren an dem Volke. Ach! das war eine schlimme Zeit, in welcher der Unschuldige für den Schuldigen leiden mußte, wo die Missethaten der Ungerechten gestraft wurden an den Gerechten!"

„Der Widerstand der Bürger und das geringe Glück des Löffelbundes reizte den Herzog zu entschiedeneren Thaten. Er rüstete ein mächtiges Heer, und zog heran mit Reitern, Lanzenknechten und Muskelieren; er hatte Donnerbüchsen und Mauerbrecher, vor Allem aber einen heidnischen Haß auf die guten Bürger. Mit ihm waren der adeligen Herren aus Savoyen und Waat viele. So kam er an die Stadt, mit dem festen Vorsatz, unsere Mauern zu brechen, unsere Freiheit zu vernichten und den evangelischen Glauben auszurotten. Gottlob! die Gefahr schlug den Muth der Bürger nicht nieder; sie erhöhete ihn; sie machte aus friedlichen Männern Helden, und selbst aus Knaben Männern; Jeder war bereit, sein Gut und Leben dem Vaterlande darzubringen; und Viele brachten es ihm als Opfer dar. Den Prior von dem Stifte St. Victor griffen die von Savoyen und führten ihn fort, wie einen gemeinen Missethäter; sie achteten weder sein Alter, noch seine priesterliche Würde, sondern warfen ihn in ein unterirdisches Loch des Schlosses Chillon, wo kein Tageslicht ihm leuchtete, wo keine menschliche Seele ihm nahen konnte. Der Prior aber war ein edler Mann; Bonnivard hieß er, und war geachtet von den Evangelischen, wie von den Katholischen. Von den Menschen, die so übel thaten an dem würdigen Priester, konnte man nichts Besseres für Andere erwarten. Auch die braven Männer Levreri und Berthelier fielen in des Herzogs Gewalt; sie warf man nicht nur in den Kerker, man warf sie auf die Folter, verdammte sie zum Tode und schlug ihnen das Haupt ab. Noch sehe ich den edeln Pecolat, einen Mann, wie sie alle seyn sollten. Auch er wurde ein Märtyrer der Freiheit. „Sorgt nicht für mich!" rief er, als man ihn griff, den Bürgern zu, „Gott wird mich nicht verlassen!" Da er Kunde hatte von Dem, was der Rath mit seinen Freunden draußen berieth, so spannten sie ihn auf die Folter. Aber was that Pecolat? Was meint ihr, Knaben, was that Pecolat?" fragte der Greis seine Enkel, indem er sich emporreckte.

„Pecolat wird es nicht verrathen!" antwortete der älteste der Knaben.

„Nein, meine Kinder, er hat es nicht verrathen!" sprach Montfort, der Sohn.

(Fortsetzung folgt.)

Einige historische Notizen über den Rock zu Trier.

Herr Johannes Ronge hat in dem vielbesprochenen Briefe sich auf die Frage, ob der Rock zu Trier ächt sey oder nicht, nicht eingelassen; man kann diese Zurückhaltung nur billigen, da er dadurch die ganze Frage rein auf geistigem Gebiete hielt, wo ja doch der Kampf, wie ihn die Gegenwart jetzt durchkämpft, ausgemacht werden muß. Seine Gründe sind aus dem Geist des reinen Katholicismus entlehnt, dessen Gewalt gegenüber den Bestrebungen der ultramontanen Partei sich ja so durchaus in der Mehrzahl bewiesen hat; es durfte nur diese Saite angeschlagen werden, um sofort in den Herzen von viel Tausend Katholiken Anklang zu finden. Indessen die von Ronge übergangene Frage nach der Aechtheit jenes Gewandes ist doch in der That für die Sache selbst nicht so ganz gleichgültig und wird das Verfahren der Trier'schen Geistlichkeit erst ins rechte Licht treten, wenn auch dem größeren Publikum einige critische und historische Notizen zugänglich werden, die die Sache wohl erledigen können. Nach öffentlichen Nachrichten bereiten einige Gelehrte in Bonn darüber eine erschöpfende Arbeit vor*); bis dahin mögen einige Auszüge aus einheimischen Trier'schen Historikern genügen. Der früheste Beweis, worauf die Trier'sche Ueberlieferung die Aechtheit des fraglichen Gewandes gründet, ist ein angeblicher Brief des Papstes Sylvester (314 — 335) an den ersten namentlich bekannten Bischof von Trier Agrötius im Jahr 314; der Brief selbst soll in Trier verloren gegangen und auf Antrag des Bischofs Volusianus (im J. 467) in Rom neu ausgefertigt seyn; man will das älteste Exemplar in Verdün aufgefunden haben (Hontheim diplomatische Geschichte von Trier, I. S. 17). Der Brief selbst enthält nun die Angaben, daß Agrötius, früher Patriarch von Antiochien, auf den Wunsch der Mutter Constantins, Helena, einer geborenen Trierin, durch jenen Papst zum Bischof von Trier ernannt und von ihr dazu mit namhaften Reliquien ausgestattet sey, mit den Gebeinen des Apostels Matthias, der Tunica des Herrn, einem Nagel vom Kreuz u. dgl. Der Brief enthält ferner, daß dem Bischof vom Papste ein Primat über Gallien und Germanien erneuert sey, den die Trier'sche Kirche schon von ihren ersten Begründern Eucharius, Valerius, Maternus aus apostolischer Zeit besessen habe. Dies der Inhalt des Briefes, mit dessen Aechtheit die Trier'schen Ansprüche stehen und fallen; denn sie vermögen keinen andern documentirten Beweis aus alter Zeit aufzustellen.

Der Brief selbst aber enthält nun in jeder Zeile eine Unmöglichkeit; deuten wir nur einige Punkte an. Helena heißt hier eine geborne Trierin; es machen viele Städte Anspruch darauf, ihr Geburtsort zu seyn; aber die Geschichte hat längst entschieden, daß sie aus Klein-Asien, und zwar aus ziemlich unangesehenem Geschlechte stamme, eine Gastwirthstochter, mit der Constantins Vater vermählt war. Agrötius soll vorher Patriarch von Antiochien gewesen seyn; allein die Bischofsreihe dieser Stadt steht für den Anfang des vierten Jahrhunderts so fest, daß für diesen Namen gar kein Raum überbleibt. Jene Reise der Helena nach Jerusalem, wo sie mehrfache Reliquien aufgefunden haben will, unter andern auch das Kreuz und die Nägel, liegt im J. 326, sie könnte dann erst den Agrötius nach Trier empfohlen haben; allein er ist schon 314 Bischof dieser Stadt, und nimmt als solcher an einer Synode zu Arles Theil. In jenem Briefe wird Bezug genommen auf die früheste Bekehrung Triers durch die genannten drei Männer, Schüler des Petrus, und fehlt dabei auch eine Beziehung auf den Stab des Petrus nicht, wodurch einer derselben, Maternus, im Elsaß vom Tode erweckt seyn

*) Diese historische Untersuchung ist bereits in Düsseldorf erschienen.

soll. Allein die Nachricht von diesen drei Glaubensboten am Rhein ist anerkannt eine Legende aus dem achten oder neunten Jahrhundert, und erhellt aus der Bezugnahme darauf, daß auch der Brief Sylvesters nicht früher, als nach dieser Zeit geschmiedet seyn kann, zunächst wohl in der Absicht, um Triers Ansprüche auf einen Primat zu unterstützen. Andeutungen auf den Brief finden sich zwar schon in der Trier'schen Chronik (Gesta Trevirorum, herausgegeben von Wyttenbach und Müller. Trier, 1836. Th. I. S. 48. 61.); allein diese Arbeit selbst beginnt erst im neunten Jahrhundert und ist von späteren Trier'schen Gelehrten fortgesetzt, so daß die Zeit jener Stellen nicht genau auszumachen ist. So fehlt also für die Trier'sche Angabe mindestens jeder Beleg vor dem neunten Jahrhundert und fällt die Verfertigung des Briefs in eine Zeit, die durch Legendendichtung so übel berüchtigt ist. Ja, von Trier'schen Historikern ist der Beweis selbst geführt, daß bis in elfte Jahrhundert die Trier'sche Kirche von dem Besitz jener Reliquie kein Wort gewußt habe (Brower Trier'sche Annalen I. S. 217). Für die frühere Zeit folgt dies deutlich aus dem Vater aller fränkischen Geschichte, Gregor von Tours, zu Ende des sechsten Jahrhunderts, der, mit Trierischen Angelegenheiten wohl vertraut und ein Freund des damaligen Bischofs, von dem Rocke Christi nichts Anders weiß, als daß er zu Galathea bei Konstantinopel aufbewahrt sey; noch für das Ende des elften Jahrhunderts folgt nach Browers Nachweisungen dasselbe aus der Angabe des Abts von Egternach, Theofried, um 1090, der in einer Zuschrift an den Erzbischof Bruno von Trier die Angelegenheit vom heiligen Rock vielfach behandelt, aber von Triers Ansprüchen auf den Besitz nichts weiß. Erst zu Ende des zwölften Jahrhunderts will Erzbischof Johann I. plötzlich in dem Gemäuer der Kirche zwischen den zwei Thürmen den bis dahin von Niemand geahnten Schatz 1196 entdeckt haben, der nun sofort zu einem so bedeutsamen Besitze der dortigen Geistlichkeit wird (Brow. II., S. 91). Daß die Verfertigung des angeblichen Briefs hiemit zusammenhänge, wird mehr als wahrscheinlich seyn. Wir enthalten uns jedes weiteren Commentars über das Auffinden eines solchen Schatzes zu einer Zeit, wo bei dem Verlauf der Kreuzzüge Alles darauf berechnet war, den Religionseifer des Volks zu entzünden. Etwa fünfzig Jahre früher hatte man ja auch zu Köln die Gebeine der Ursula und der 11,000 Jungfrauen aufgefunden, von denen bis dahin auch die Geschichte sehr schweigsam ist.

So die Angaben einheimischer Trier'scher Historiker. Wenn die gegenwärtige Trier'sche Geistlichkeit bessere Beweise für ihren Besitz und dadurch eine Rechtfertigung ihres Verfahrens seitdem aufgefunden hat, so möge sie dieselben der Welt nicht vorenthalten.

Mannichfaltigkeiten.

In Nro. 148 des „Elberf. Kreisbl." liest man einen fulminirenden, aber gut geschriebenen Artikel über den gegenwärtigen und durchaus unerfreulichen Zustand der dortigen Bühne, welcher um so trauriger erscheint, wenn man ihn mit der Immermann'schen Kunstperiode in Vergleich bringt. Schließlich bemerkt der Referent zur Entschuldigung des gegenwärtigen Privatdirektors, daß man in dem reichen Elberfeld, wo es wahrlich an Geldmitteln nicht fehle, ein Comité bilden, die Bühne kräftig unterstützen, überwachen und zu einer Kunstanstalt erheben solle; hierin hat er nun den Nagel auf den Kopf getroffen, denn von einem Privatdirektor, welcher mit seiner Gesellschaft oft von Hand zu Mund leben muß und auf den häufig höchst spärlichen Ertrag der Casse verwiesen ist, kann man die Verwirklichung von Kunstidealen und von einer rein ästhetischen und nationalen Bühne nicht erwarten. Soll es besser werden, so kann es nur dadurch geschehen, daß man die Schaubühne emancipirt, von Seiten des Staates überwacht und mit den zu einer glänzenden Entfaltung nöthigen Fonds versorgt.

(Ein armer Mann als Wohlthäter vieler andern.) Ein Blatt macht den Vorschlag, eine Zeitschrift zu begründen, deren Titel „der arme Mann" seyn und deren Ertrag dazu bestimmt seyn soll, den immer mehr um sich greifenden Pauperismus abzuwehren. — Daß man durch Begründung einer neuen Zeitschrift „ein armer Mann" werden kann, das begreift sich leichter, als wie durch ein solches Unternehmen die Armuth Vieler abzuwehren sey.

Der fünfte Jahrgang der in Mainz bei Johannes Wirth erscheinenden „Narrhalla" empfiehlt sich dem Publikum in einer recht launigen Ankündigung, worin es unter andern heißt: Die „Narrhalla", welche mehrere Monate in der Pensionsanstalt des Hrn. Van Aken war, ist jetzt so zahm geworden, daß auch die furchtsamsten ihrer lieben Abomenten nicht mehr ängstlich vor ihrer Berührung zu seyn brauchen. Nach dieser Bemerkung hält es der Herausgeber für eine Gewissenssache, dem vielköpfigen Ungeheuer, verehrungswürdiges Publikum genannt; die ergebenste Anzeige zu machen, daß die „Narrhalla" auch dieses Jahr im Gewande von 8 Bogen erscheint. Bis zum Ausbruch des Carnevals wird sie geliefert; sollte sie aber, wie voriges Jahr, noch früher geliefert seyn, so ist dies nur dem Einfluß höhere Mächte zuzuschreiben. Die „Narrhalla" liebt zwar den Witz, sie wird es aber durchaus nicht gern sehen, wenn derselbe auf ihre Kosten zu sehr herausgestrichen wird. Schließlich bemerkt die „Narrhalla", daß ihr in schwachen Stunden manchmal etwas Poetisches passirt. Aber nur dann, wenn dies der Fall, bedient sie sich der ungebundenen Rede; sonst spricht sie so prosaisch gebunden, wie es ihren höchst eingeschränkten Verhältnissen angemessen. Nachschriftchen. Das deutsche Vaterland wird es dem Herausgeber nicht als Unbescheidenheit auslegen, wenn er den innern Werth der „Narrhalla" auf 2 fl. schätzt.

Korrespondenz.

Hamburg, 8. Dec.

Heute Vormittag fand die feierliche Bestattung eines Biedermanns und hochherzigen Menschenfreundes, des als Menschen, wie als Gelehrten und practischen Arztes gleich hochgeachteten Dr. Gerson statt. Derselbe war, noch am Morgen desselben Tages in seinem Berufe thätig, Nachmittags am 3. Dec. (in Folge eines Herzfehlers) plötzlich am Schlagfluß gestorben. Die Todeskunde durcheilte wie im Fluge die Stadt und wie sehr das Verdienst des Dahingeschiedenen in allen Kreisen von Reich und Arm gewürdigt wurde, das zeigte sich bei der heutigen Beerdigung, wo eine ungeheure Menschenmenge und mehr als 100 Wagen dem Leichenzuge

folgten. Georg Harttog Gerson, Dr. Med. et Chir., war
am 25. Aug. 1788 in Hamburg geboren. Er promovirte in Göttin-
gen im Frühjahr 1810 und machte dann die Feldzüge in Spanien
und Belgien mit der englisch-deutschen Legion. Gerechte Anerken-
nung fand in Beamish Geschichte der Legion der Heldenmuth, womit
Gerson auf dem Schlachtfelde bei Waterloo die Pflichten seines Be-
rufs mitten unter den feindlichen Kugeln erfüllte. Nach dem Frie-
den zurückgekehrt in seine Vaterstadt, theilte er seine Erfahrungen
mit „über den Hospitalbrand“ und war Mitarbeiter der Doctoren
Gumprecht und Julius am Magazin für die ausländische Literatur
der gesammten Heilkunde. Gerson erwarb sich bald einen ausge-
zeichneten Ruf als geschickter und glücklicher Operateur, zugleich aber
auch als wissenschaftlich gebildeter Arzt, den seine Collegen achteten
und dessen anspruchlose Humanität und stille Wohlthätigkeit eine
große Anzahl von Kranken und Geheilten aus allen Ständen mit
inniger Liebe und Dankbarkeit verehrte. Er hat sich ein dauerndes
Denkmal in den Herzen vieler Tausende gestiftet. — Neben dieser
Trauerkunde bietet in den letzten Tagen ein tragisches Ereigniß, das
unserer Primadonna Evers begegnet ist, unserer beau monde fast
den ausschließlichen Stoff zur Unterhaltung. Der Zukünftige dersel-
ben nämlich, der vielbesprochene ungarische Magnat, ist nämlich, ge-
rade als die Reise nach Paris vor sich gehen sollte, plötzlich von hier
entwichen und hat so bedeutende Schulden hinterlassen, daß er von
der Polizei verfolgt wird. Die Sache wird in sehr verschiedenen
Versionen erzählt. So viel scheint übrigens ausgemacht, daß der so-
genannte Magnat keineswegs ein Magnat ist, indem er auf einen
falschen Paß reis'te und sich den Namen eines bekannten ungarischen
Geschlechts mit Unrecht anmaßte. Durch sein vortheilhaftes Aeußere
unterstützt, wußte er sich in einigen der ersten hiesigen Cirkel Zu-
tritt zu verschaffen. Ein schlauer Leporello, der — mit Wissen sei-
nes Herrn — mit einigen werthvollen Sachen desselben nach London
entwischen wollte, soll von der Polizei in Cuxhaven gefaßt seyn. Die
ganze Affaire ist übrigens zu delikater Art und in ihren Details zur
öffentlichen Mittheilung nicht geeignet. — Wie verlautet, sollen die
Unterhandlungen des Hrn. Guhr mit Hrn. Baison zu keinem
Resultat gediehen, statt seiner aber unser zweiter Liebhaber, Hr.
Paetsch, für Ihre Frankfurter Bühne engagirt seyn. Unser Stadt-
theater studirt gegenwärtig eine neue Oper: „Stradella“, in drei Ac-
ten, von W. Friedrich, Musik von Baron von Flotow, ein. Der
Componist, ein Mecklenburger, weilt seit vielen Jahren in Paris und
man rühmt an dieser Oper besonders einen Reichthum von schönen
Melodieen. Die neueste Oper von Marschner, „Adolf von Nas-
sau“, ist ebenfalls angenommen und wird die erste Vorstellung vom
Componisten selbst geleitet werden. — Die letzten Novitäten auf bei-
den Bühnen haben wenig Glück und beinahe Fiasco gemacht. Beide
Stücke laboriren an ermüdender Breite, Unnatur und — dem
schlimmsten aller Fehler — entsetzlicher Langweiligkeit. Auf
dem Stadttheater ging in Scene: „Mutter und Tochter“, nach dem
einstimmigen Urtheil aller Kenner und Nichtkenner das schwächste und
leichtfertigste Machwerk der fruchtbaren Mad. Birch-Pfeiffer.
Ein würdiges Seitenstück dazu bildete gestern im Thalia-Theater:
„Vier und zwanzig Stunden Königin“, nach der französischen Oper:
„La Reine d'un jour“; der Schlußsingsang wurde vom Gezisch und
Getrampel des Publikums accompagnirt. In der nächsten Woche
wird Hr. Schirmer, ein junger, talentvoller Künstler, früher am
Schweriner Hoftheater, hier einen Gastrollencyclus eröffnen.

Wiesbaden, 5. Dec.

Durch Anerkennung des Verdienstes einer beliebten Sängerin eine gute That zu üben und sich gleichzeitig an der Aufführung einer klassischen Oper zu ergötzen, sind Reizmittel, denen selten ein Publikum widersteht. Dies bewährte sich auch bei uns gestern Abend, wo zum Vortheil der Sängerin Mad. Schumann die Oper „Aschenbrödel“ aufgeführt wurde. Dieses liebliche Tongebilde Isouard's, dessen Süjet sich auf eins der anmuthigsten Mährchen gründet, ist wohl bekannt genug; daher nur einige Worte über die Aufführung. Diese gehörte zu den bessern Productionen, welche uns die Wintersaison bis jetzt gebracht hat. In derselben wirkten unsere Gesangscoryphäen Schunke, Mayer und Deny, und — außer der Benefiziantin — die Damen Schmidtgen und Rummel, als Töchter des Barons. Die Duette zwischen diesen Beiden im ersten und zweiten Act gehörten zu den gelungensten Gesangsnummern, denen der rauschendste Beifall zu Theil ward; nicht minder schön war der Vortrag einer Arie, welche Mad. Schmidtgen vor dem Throne des Fürsten im zweiten Act sang, obgleich diese einem andern Genre angehörende Einlage nicht ganz dem Charakter der Oper entsprach. Die Benefiziantin sang, spielte und tanzte schön und ward im Zwischenact und am Schlusse hervorgerufen. Auch der äußeren Ausstattung der Oper zollte das gerne hier Nachsicht übende Publikum lauten Beifall, obgleich das Arrangement nicht überall richtig gewählt und eine Vermischung des Antiken mit dem Modernen wahrzunehmen war. — Einen ziemlich richtigen Beweis darüber, ob ein Bühnenmitglied beim Publikum beliebt ist oder nicht, liefert der Besuch nicht garantirter Benefize, wozu auch die in Rede stehende Vorstellung gehörte. Dieselbe war zahlreich besucht, während hier auf garantirte Benefize bedeutend zugelegt wird, welch' letztere noch den Nachtheil haben, daß sie leicht das contractlich begünstigte Mitglied in seinem Eifer erkalten lassen. — Die früher in einigen Blättern erwähnte Nachricht von der projectirten Ernennung eines technischen Direktors für die hiesige Bühne ist noch nicht in Erfüllung gegangen. Man hört wohl von Zeit zu Zeit irgend einen Namen so in's Blaue nennen, worauf der Gegenstand wieder einige Zeit vergessen wird. Aller Wahrscheinlichkeit nach, wird der Status quo bis zum 1. September 1845 fortdauern, wo die Contracte der meisten ersten Bühnenmitglieder ablaufen.

Aus dem Elsaß, 8. Dec.

Herr Redacteur! In einem Ihrer letzten Blätter ist ein dem „Nürnb. Korresp.“ entlehnter Artikel aus Stuttgart enthalten, welcher mich als den Redacteur einer halboffiziellen Stuttgarter Zeitung, vom 1. Jan. 1845 ab, designirt. Ich will die Ehrlichkeit des Korrespondenten jenes Artikels dahin gestellt lassen; immerhin ist es aber auffallend, daß derselbe nicht weiß, was in Stuttgart allgemein bekannt ist, daß ich gegenwärtig in Frankreich domicilire, folglich in Stuttgart keine Zeitung redigiren kann. Eine offizielle Zeitung in Würtemberg zu redigiren, wäre jedoch eine Aufgabe, der ich mich nicht gewachsen glaube, und da ein Anderer mit diesem Unternehmen leicht scheitern könnte, so finden Sie es begreiflich, daß ich mich besonders dagegen verwahre, Lob oder Tadel für einen Dritten einzunehmen.

Dr. H. Elsner.

Charade.

(Zweisylbig.)

Sonnenlicht zwar macht dir meine
Erste deutlich nur und klar,
Doch beim hellsten Sonnenscheine
Ist sie völlig unsichtbar.

Mehr als Jegliches hienieden,
Täuschet oft die Zweite dich.
Stets gefolgt von mildem Frieden,
Zeiget dir mein Ganzes sich.

Nidda. G. Heberer.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 346 Sonntag, den 15. December 1844.

Die Escalade.

(Ein geschichtliches Bild aus der Vorzeit Genf's. Von T. T.)

(Fortsetzung.)

„Wie sie ihn auf die Folterbank legten,“ fuhr der Großvater fort, und sein Auge leuchtete in jugendlichem Feuer —, „wie sie ihn auf die Folterbank legten, da ergriff er ein Messer, rief: „Das soll euch nicht gelingen, ihr Tyrannen, daß ihr mich zum Geständniß zwingt!“ schnitt sich die Zunge ab, und warf sie dem Savoyer in's Gesicht. Das that Pecolat!“

„Das that Pecolat!“ wiederholte nach einiger Pause der jüngere Knabe, und sah seinen Bruder an, als wolle er ihn fragen, was er denke.

„Ich wollte, Pecolat lebte noch!“ sprach der Knabe Denys. „Aber was geschah weiter?“

„Sehet Kinder,“ sprach Lacorde, „das ist das Herrliche in großen Männern, daß auch die Schwachen durch sie stark werden. Das ist die Macht des Beispiels edler Thaten, daß Helden wieder Helden wecken.“

„Und das haben sie gethan. Ohne sie wären wir nicht freie Bürger einer freien Stadt,“ setzte Montfort, der jüngere, hinzu.

„Sie haben es gethan!“ nahm der Alte seine Rede wieder auf, nachdem er einen Augenblick die Ereignisse seiner Jugend wie in tiefem Sinnen überschaut hatte. „Sie haben es gethan! Ihr Muth entzündete den Muth der Andern; ihr Beispiel leuchtete den Kämpfenden auf dem Wege der Vaterlandsliebe und den im Kampfe Fallenden auf dem Wege zum ewigen Lohn. Hin und her wogte der Kampf vor den Thoren und auf den Mauern; aber ob es uns schwer wurde, Niemand verzagte, Keiner murrte. Da kam Hülfe von den Freunden in Freiburg und Bern. Mit dem Beistande der Städte und unter Gottes Schutz schlugen wir die Savoyer nicht nur von unsern Mauern, wir schlugen sie aus dem Felde, und zwangen sie in St. Julien zum Frieden *). Hier mußte, da sich Zürich unserer annahm, der Herzog von Savoyen allen Ansprüchen und Rechten auf die Stadt entsagen, mußte geloben vor Gott und unsern Bundesgenossen, daß er Genfs alte Freiheit ehren und achten und nie verletzen wolle. So hatte hatte denn der Löffelbund zu nichts genützt, als daß der Herzog sich hungrig aß; denn die von Bern und Genf nahmen ihm, was er um die Stadt besaß, und gaben es ihm nicht wieder. Hernach kamen die Franzosen, und nahmen ihm das Andere, was jene ihm gelassen hatten. Und das war das Ende des Löffelbundes. Wir hatten nun Frieden mit denen von Savoyen, aber es war noch nicht Frieden in der Stadt. Der Bischof, des Herzogs Freund und der Evangelischen Feind, that den Bürgern manchen Trotz, zumal seit die evangelischen Kantone die Schlacht bei Kappel gegen die Katholischen verloren hatten, und unser Ulrich Zwingli in dem Kampfe gefallen war. Da kam es denn zum Bruch. Der Herrschsucht und Plackerei des Bischofs müde, beschloß der Rath, die letzte Spur savoyischer Herrschaft wegzuschaffen, setzte den Bischof ab und jagte ihn aus der Stadt. Seit der Zeit ist Genf die freie Stadt, noch freier, wie sie vordem gewesen war. Das Alles, ihr Knaben, hat Euer Großvater gesehen, hat auch mit dazu geholfen, und wenn ihr einst freie Männer des freien Genfes seyd, dann mögt ihr oft daran denken, daß euer Großvater diese Freiheit hat erkämpfen helfen, da er noch ein Knabe war.“

„Vater! wir wollen auch freie Männer werden!“ sprachen die Knaben. „Du mußt uns auch fechten lehren, damit wir helfen können, wenn die Feinde kommen. Nicht wahr, Vetter Lacorde! Vater soll uns fechten lehren?“

„Das könnt ihr vielleicht bald brauchen,“ versetzte dieser, halb zu den Knaben, halb zu deren Vater gewendet; „ich traue den Savoyern nicht.“

„Den Savoyern trauen,“ bemerkte der alte Montfort, „heißt den Fuchs an's Hühnerhaus binden.“

„Es sollte doch der Rath wissen, wie es steht, und sollte auf seiner Hut seyn,“ meinte der Sohn.

„Der Rath ist genug gewarnt worden,“ antwortete der Alte, „aber er glaubt nicht an die Gefahr.“

„Das ist, sagt man, von jeher des Teufels List gewesen, daß er die Leute glauben machte, er sey ihr Freund, damit er sie desto sicherer verderbe,“ sprach Lacorde.

„Und von dem haben es die Savoyer wohl gelernt!“ lächelte der junge Montfort.

„Der mag es ihnen gesegnen!“ antwortete jener.

„Nein, Vetter! Gott soll uns lieber bewahren und unsere gute Stadt behüten, damit der Wächter nicht umsonst wachet. Lasset uns beten, meine Lieben!“

Der Greis nahm seine schwarze Mütze von dem Silber-

*) 1530.

haupte, erhob sich aus seinem Sessel, faltete die Hände und sprach, als auch die Andern sich von ihren Sitzen erhoben, und die beiden Knaben sich zu seinen Füßen niedergekniet hatten, ein Gebet, in welchem er seine Stadt, seine Familie und sich dem Schutze Gottes anempfahl. Nachdem er geendet und jeder der Anwesenden sein Amen gesprochen hatte, sagte er zu Lacorde, ihm die Hand reichend:

„Ihr wollt morgen in früher Stunde abreisen. Gott schütze Euch. Kehret glücklich zu den Eurigen zurück, und saget den Freunden in Lausanne unseren besten Gruß!"

Der Alte suchte, die beiden Knaben an den Händen fassend, seine Schlafstätte. Lacorde verweilte noch einen Augenblick bei Vetter und Base, und folgte dann dem Beispiele seines Gastfreundes. Ninon aber sprach zu Albert:

„Der Vetter will frühe abreisen. Ich will ihm den Morgenimbiß bei Zeiten bereiten. Damit Alles für ihn fertig ist, will ich den Kessel mit dem Reis noch heute über das Feuer hängen."

(Fortsetzung folgt.)

Stuttgart, 6. December.

Wir haben in einem früheren, in Ihrer Didaskalia mitgetheilten Briefe, von der Sensation gesprochen, welche der dritte Band von Weil's constitutionellen Jahrbüchern hier, besonders durch die so ausführbaren als bedeutenden Vorschläge erregte, welche der würdige Herausgeber zur Verbesserung des Schicksals der arbeitenden Klassen in Deutschland gemacht hat. Unser Schreiben schloß mit den Worten: Werden diese Vorschläge Eingang bei den Regierungen finden? Wir hoffen es fast mehr, als wir es glauben. Wir haben aber hierbei namentlich unserer volksfreundlichen würtembergischen Regierung Unrecht gethan, und erachten es für Pflicht, Das offen auszusprechen. Wir hören eben, daß man die Vorschläge in Bezug auf die Verpflegung und die Zukunft der Arbeiter an den Eisenbahnen von Seiten unserer königlichen Behörden, so wie der Eisenbahn-Commission einer ernstlichen Prüfung unterworfen, und, sind wir anders recht berichtet, in Ausführung zu bringen geneigt ist. Auch liegt es gewiß heut zu Tage nicht minder im wohlverstandenen Interesse weiser Regierungen als in dem des Volkes, Alles zu thun, was der um sich greifenden Verarmung der unteren Volksklassen Einhalt thun kann. Eben weil die gefährlichen Lehren, welche die Grundlagen der Gesellschaft: das Eigenthumsrecht und die Heiligkeit der Familie angreifen und gefährden, mit aller Kraft bekämpft werden müssen, darf kein recht- und gesetzmäßiges Mittel zurückgewiesen werden, das Schicksal der arbeitenden Klassen, sey's durch Regierungsmaßregeln, sey's durch, von Oben herab zu unterstützende, gesetzmäßige Associationen, zu verbessern. Gern lesen wir daher in öffentlichen Blättern, daß sich in Berlin, in Köln und andern Orten (warum nicht auch bei Ihnen in Frankfurt?) Vereine zu diesem Zwecke, aus Regierungsbeamten und Privaten, gebildet haben, welchen nur zu empfehlen seyn dürfte, so wenig als möglich um Worte zu streiten und mit praktischem Blicke praktische Mittel aufzusuchen. Zu diesen letzteren hat unser Verfasser einen Weg angebahnt; gern entsprechen wir daher Ihrer Aufforderung und berichten weiter, was derselbe beim Bau der Eisenbahn anräth. Wir müssen indeß im Voraus bemerken, daß diese Vorschläge, nicht wie die unser Zollwesen betreffende, sehr sinnreich und fein erdacht, sondern daß sie vielmehr höchst einfach sind, und überlassen es den Lesern, ob ihnen das ein Tadel oder ein Lob scheint. Wir denken dabei an das Ei des Columbus und meinen, Menschenglück befördern, müsse dem wahren Menschenfreund, er sey Schriftsteller, Beamter oder selbst — Recensent, wichtiger seyn, als Geistetkunststücke zu machen.

Also ganz einfach: in den letzten fünf Jahren sind durch Europa Millionen, in den nächsten werden vielleicht Millarden für Eisenbahnen ausgegeben werden. Zu Eisenbahnen muß man Erdarbeiten, Planirungsarbeiten machen, Materialien herbeiführen, Schienen legen u. s. w., — lauter Dinge, die der Arbeiter allein liefern kann. Auch Geld braucht man dazu — was sich jedoch die Regierungen heut zu Tage leicht selbst verschaffen können, und, zu ihrer Ehre sey es gesagt, auch zum Theil in der That (wie z. B. in Belgien, Frankfurt, Darmstadt) selbst verschafft haben. Woher kommt es nun, daß bis jetzt diese Eisenbahnen großentheils nur die Börsengeldkünstler, selten aber die armen Arbeitskünstler, die wir Handwerksgesellen nennen, zu etwas gebracht haben? Das liegt — meint der Verfasser — einmal darin, daß die Regierungen zwar zum Theil eingesehen, daß sie bei ihren Geschäften: den Staatsanlehen, die Vermittler, d. i. die großen Bankierhäuser allenfalls entbehren können, aber noch nicht glauben wollen, daß sie auch bei großen Terrainsarbeiten die Vermittler entbehren können, welche man Zwischenaccordanten oder Unternehmer nennt. Diese aber sind, weil ihr Vortheil den des armen Mannes schmälert, ja fast auf nichts reducirt, der Nationalwohlfahrt weit verderblicher. Man denkt wohl durch einen Generalaccord die Staats- oder Gesellschaftscasse vor ungünstigen Chancen sicher zu stellen, die allenfalls während des Baues eintreten könnten — aber Das ist ein doppelter Irrthum. Einmal bringen die Unternehmer diese im Voraus — und zwar mit Recht — sehr hoch in Anschlag, und dann werden, falls sie sich doch größer stellen als die Unternehmer berechnet, die Regierungen oder Gesellschaften hinterdrein in die Nothwendigkeit versetzt, sie entweder auf ihre Rechnung zu nehmen oder die Bauunternehmer fallen zu lassen und zu höheren Preisen selbst oder durch Andere bauen zu lassen. In jedem dieser Fälle aber haben die Regierungen oder die Gesellschaften den Nachtheil; den Vortheil bei günstigen Occurrenzen aber haben die reichen Unternehmer, während man ihn den armen Arbeitern zuwenden sollte.

Man wendet ferner ein, die Regierungen oder Gesellschaften könnten sich unmöglich um alle Einzelnheiten bekümmern, was allerdings zum Theil wahr ist, aber auf eine den arbeitenden Klassen günstigere Weise beseitigt werden kann. Zuerst durch gesetzmäßige Association der Arbeiter selbst, welche die vorkommenden Arbeiten zuvor, unter Anleitung einer zu errichtenden Behörde, unter sich zu vertheilen hätten. Sehr wahr sagt der Verfasser: „In Mitteldeutschland sieht man zur Zeit der Ernte ganze Züge von Schnittern und Schnitterinnen aus dem Fuldaischen, in Ober-Schwaben und Ober-Bayern aus der Schweiz und Tyrol, die sehr häufig allein alle Schnitterarbeit und allen Verdienst unter sich vertheilen", und ohne Schulweisheit und Schulrechnenkunst durch Menschenverstand und Erfahrung Alles allein, zu gegenseitiger Zufriedenheit, fertig bringen. So könnte man auch hier die Arbeiter in Sectionen und Unterabtheilungen theilen und mit

ihnen direkt übereinkommen. Der Verfasser macht hierzu verschiedene, die Sache sehr vereinfachende Vorschläge, wobei nur immer fest zu halten bleibt: der Vortheil der Entfernung der Zwischenaccordanten (und er ist sehr groß) müßte dem armen Arbeiter, nicht dem Staate oder den Gesellschaften zu Gute kommen, und den letzteren müßte dies in ihrer Concession zur Bedingung gemacht werden. Findet man dies aber (mit Unrecht meinen wir) so nicht thunlich, so nehme man die städtischen oder bäuerlichen Gemeindevorstände als Mittelspersonen, und lasse von diesen die Repartirungen machen, wo doch immer der Ertrag nicht, wie bei den Zwischenaccordanten, guten Theils in die Casse reicher Leute, zum Nachtheil des armen Volkes fällt.

Hiermit wäre der Anfang zum Besseren gemacht, aber noch lange nicht geholfen. Das Hauptübel liegt nämlich noch wo anders, wie sich das am deutlichsten bei dem Bau des Ludwig-Kanals in Bayern gezeigt. Da stieg fast jeder Arbeitslohn auf das Doppelte, und doch trugen die armen Arbeiter nichts oder wenig davon. Wo die Hauptarbeiten gemacht wurden, mangelten nämlich bald Lebensmittel und Schlafstätten in dem Grade, daß der größere Lohn durch jene — die dabei noch erbärmlich schlecht waren — entweder ganz, oder doch so weit aufging, daß die meisten Arbeitsleute — nach der beim gemeinen Manne gewöhnlichen Logik — nichts besser zu thun wußten, als die paar Groschen „zu verthun." Hier muß, hier kann geholfen werden. Hier findet sich eine, vielleicht in Jahrhunderten nicht wiederkehrende Gelegenheit, ein paar Mal hunderttausend Besitzlose zu kleinen Besitzern zu machen, und so unendlich viel für ihre eigene wie für die Wohlfahrt des Staates, für Sittlichkeit und Begründung der Ruhe in der bürgerlichen Gesellschaft zu thun. Der Unterschied zwischen dem Besitzlosen und dem Besitzer eines kleinen Vermögens ist weit größer als der zwischen diesem Letzteren und dem Großreichen, und ein paar hundert Gulden sind für den armen Arbeiter ein Schatz, welchen der Reiche, den seine Feste das Zehnfache kosten, nur zu oft nicht zu würdigen weiß.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Bei dem Buchhändler Ebner in Ulm ist ein Kochbuch erschienen, eine Uebersetzung aus dem Englischen der Madame Helene Rundell. Dieses Handbuch wird als ein wahrer Schatz für jede Haushaltung gepriesen und hat in seinem Vaterlande bereits 61, sage Einundsechzig Auflagen erlebt. Es gibt Schriftsteller, die jede wiederholte Auflage ihrer Werke für eine neue Stufe zum Tempel des Ruhms halten, aber bei allen Bestrebungen bringen sie es höchstens auf drei Stufen. Wer also den Gipfel des Ruhmes zu erreichen wünscht, schreibe Kochbücher für Solche, welche etwas Schmackhaftes bereiten oder genießen wollen.

Auf einer nach der Vorstadt St. Germain führenden Brücke in Paris stand am 29. November ein Mann, an die Brustwehr gelehnt, und ein Kind im Arme haltend, das er auszankte: „Fange nicht wieder an," sprach er; „schweig, oder ich werfe Dich in's Wasser!" — „Ach nein, Vater, ich will es nicht wieder thun!" schluchzte das Kind. Vorbeigehende sahen, wie das Kind in's Wasser geworfen wurde. Auf ihren Hülferuf eilten Polizeidiener herbei und verhafteten den Mann; je mehr aber das Volk ihn verwünschte, desto heller lachte er auf. Endlich brach auch die Menge in ein Gelächter aus. Schiffer hatten das Kind aus dem Wasser gezogen; es war eine große angekleidete Puppe und der barbarische Vater ein Bauchredner.

*(Brüssel.) Bekanntlich fand hier eine Association der Schuhmacher- und Schneidermeister statt, die zum Zweck hatte, jeden Sonntag in einem eigenen gedruckten Anzeigeblatt, (le Pilori) „der Pranger" genannt, die Namen ihrer schlechten Schuldner der Oeffentlichkeit preiszugeben; eine Maßregel, die auch in London und Paris schon versucht und gewiß in jeder Stadt Europa's, wo es gute Schneider und schlechte Zahler giebt, wenigstens schon gewünscht worden. Wir haben nun ein Urtheil des hiesigen Gerichts erster Instanz vor uns liegen, welches dahin lautet, daß der Beklagte — ein hiesiger Schuster, der einen hiesigen Staatsdiener an den Sonntags-„Pranger" stellen ließ — verbunden sey, dem Kläger Schadenersatz zu leisten für den Schaden, den er ihm angethan durch Verletzung seines Kredits und guten Rufs. Unter den Erwägungsgründen des Urtheils zeichnen sich folgende aus: Ein Gläubiger mag in guter Absicht (de bonne foi) wohl seine Forderung einem Dritten zum Kauf anbieten, auch seines Schuldners Namen öffentlich nennen. Wenn er denselben aber in einer Zeitung der Oeffentlichkeit preisgiebt und dabei seine Forderung ausbietet, so läßt sich voraussetzen, daß er überzeugt seyn muß: Niemand werde sich zur Uebernahme der Schuld in Folge dieser Maßregel finden, und daß diese Veröffentlichung weiter nichts bezwecken könne, als dem Schuldner einen Zwang moralischer Natur anzuthun, der nicht durch die Gesetze des Landes gerechtfertigt erscheine. Es sey eine Handlung der Selbstjustiz, des Angriffs gegen die Person des Verletzten auf dem nicht vom Gesetz gebilligten Wege ꝛc. „Dies zur Warnung ähnlicher frommer Wünsche ungeduldiger Gläubiger," fügt das referirende Blatt bei.

(Gröningen, 5. Dez.) Dieser Tage fand man am hiesigen Meeresufer einen Riesen-Aal und einen Seehund beisammen todt liegen, mit solchen Zeichen, die vermuthen ließen, daß sie beide die Opfer einer gegenseitigen Offensive und Defensive geworden.

Literatur.

Conversations-Lexikon zum Handgebrauch in Einem Bande. Vierte, gänzlich umgearbeitete Auflage. Leipzig, Verlag von Aug. Weichardt. 1844.

Unter der großen Anzahl von Conversations-Lexiken und Encyklopädien der verschiedensten Art, für Gelehrte und Laien, für Jung und Alt, für Schule und Haus, für Wissenschaft und Kunst, nimmt das vorliegende seine eigenthümliche Stelle ein und hat, wie dies das Erscheinen der vierten Auflage beweis't, sein Publikum gefunden. Früher in vier Bänden erscheinend, wird es jetzt in Einem Band neu aufgelegt und dieser wird 200 Druckbogen in Lexikonformat um

fassen und fünf Thaler kosten. Es ist für den praktischen Gebrauch der Nichtgelehrten und Derjenigen bestimmt, welche ein billiges und doch für das gewöhnliche Bedürfniß ausreichendes Hand- und Hülfsbuch zu besitzen wünschen, das geeignet ist, eine gedrängte Uebersicht über alle Bereiche des menschlichen Wissens und eine Vermittlung zwischen Wissenschaft und Leben zu bieten. Dieser Aufgabe entsprechend, bringt es eine Masse von längeren und kürzeren Nachweisungen und Artikeln, welche das Wissenswürdigste aus allen Gebieten umfassen. Die bereits vor uns liegenden ersten 8 Lieferungen reichen bis Dänemark (pag. 430) u. b bieten einen reichhaltigen, zugleich unterhaltenden und belehrenden Stoff. Druck und Papier sind schön und somit wird dies Lexikon auch in seiner vierten Auflage eine beifällige Aufnahme finden.

Korrespondenz.

Köln, 9. Dec.

Aller guten Dinge sind drei. Den Vorlesungen des Professors Kreuser über „das Drama" und jenen des hiesigen Advokaten Dr. Thesmar über „das rheinische Handelsgesetzbuch" sind seit gestern populäre „physiologische Vorträge" des Professors Budge aus Bonn hinzugetreten, so daß unserer Stadt auch in diesem Winter geistige Genüsse mannigfacher Art geboten sind. Inzwischen haben sich die Vorlesungen der Herren Kreuser und Budge einer verhältnißmäßig nur geringen Theilnahme zu erfreuen, während jene des Hrn. Dr. Thesmar der Art besucht sind, daß die zwei dazu benutzten Säle des Tempelhauses kaum die Zuhörer zu fassen vermögen. Es mag dieses Mißverhältniß allerdings weniger in der Persönlichkeit der genannten Herren, als in dem behandelten Stoffe liegen, indem anerkannter Maßen die Herren Kreuser und Budge in ihren Fächern Ausgezeichnetes leisten. Allein die Vorträge des Hrn. Thesmar umfassen ein Gebiet, welches das tägliche Leben des Kaufmanns in so wesentlichen Theilen berührt und die von so offenbarem Nutzen sind, daß es nicht einmal eines so ausgezeichneten Vortrags, wie jenes des Hrn. Thesmar bedürfte, um das Interesse an denselben lebendig zu erhalten, und es muß Wunder nehmen, daß dieser Vorgang Köln's nicht schon längst in andern größern Handelsstädten Nachahmung gefunden hat — ein Umstand, der mich namentlich zu diesem Berichte veranlaßt. Auffallend ist es mir indeß gewesen, daß weniger die jüngern, als grade die ältern Kaufleute es sind, und unter diesen Mitglieder unserer Bankierhäuser, so wie Richter am hiesigen Handelsgerichte, welche an diesen Vorlesungen vorzugsweise Interesse nehmen.

Dresden, 6. Dec.

In mehreren Zeitungen (auch in Ihrem Blatte) wird berichtet, daß der Seminardirektor Dr Diesterweg zur hundertjährigen Geburtstagsfeier Pestalozzi's einlade. Pestalozzi hat so nachdrücklich und erfolgreich auf Verbesserung der deutschen, ja man darf sagen europäischen Pädagogik und Unterrichtsweise eingewirkt, daß sein Andenken von Vielen gefeiert zu werden verdient. Allein da sein Geburtsjahr (Manche geben 1745, Andere 1746 an) noch nicht ermittelt und mehr Gründe, namentlich aus Pestalozzi's Selbstbiographie, für das Jahr 1746, als für 1745 sprechen, hat der hiesige pädagogische Verein beschlossen, erst 1846 den 12. Jan. Pestalozzi's hundertjährigen Geburtstag zu feiern. Der Prof. und Dir. Blochmann, ein Schüler Pestalozzi's und Mitglied des pädagogischen Vereins, wollte in seiner Anstalt den gedachten Tag solenn begehen; noch weiß ich nicht, ob er sich rücksichtlich des Jahres Diesterweg oder dem pädagogischen Vereine anschließen wird. Sollte sich Diesterweg jedoch Gewißheit in Bezug auf das Geburtsjahr verschafft haben — und fast darf man daran nicht zweifeln — so steht zu erwarten, daß auch der hiesige pädagogische Verein seinen Beschluß ändern werde. (Wir verweisen hier auf den Artikel Frankfurt in Nro. 335 unseres Journals, der nach authentischem Nachweis das Jahr 1846 als das Geburtsjahr Pestalozzi's angibt.)

Darmstadt, 9. Dec.

Man kann es der hiesigen Polizeibehörde mit Recht nachrühmen, daß sie zur Herstellung geeigneter Rettungsvorrichtungen bereitwillig die Hand zu bieten stets geneigt ist. So wurde erst in den letztverflossenen Tagen, wie man hört, auf Veranlassung des Hrn. Polizei-Inspectors Petsch, ein hierher gehöriger Apparat an den Ufern des großen Woogs niedergelegt, um in vorkommenden Fällen den auf dem Eise Einbrechenden schnell rettend zu Hülfe zu kommen. Dieser Apparat besteht in metallenen Kugeln, an welche hinlänglich starke Seile befestigt sind, die sich bei der Wurfbewegung leicht entwickeln und schnell mit der Kugel das vorgesteckte äußerste Ziel erreichen, wo der in Gefahr Gerathene so seinen ersten Noth- und Rettungs-Anker dargeworfen erhält. Gleichzeitig wird eine von zwei Männern in möglichst divergirender Richtung gezogene hölzerne Britsche nach dem Orte der Gefahr in Bewegung gesetzt, um dem im Eise Eingebrochenen eine feste Unterlage zum Heraussteigen aus dem Wasser zu verschaffen. Beide combinirte Einrichtungen können unter Umständen sehr gute Dienste leisten, um so mehr, als es zur Zeit der Eisbelustigungen nie an geordneter Aufsicht an dem großen städtischen Weiher fehlt, der auch im Winter schon bei Anlässen der Art, öfter gegen alles Erwarten, seine Opfer gefordert hat. — In der hiesigen „Maschinenfabrik und Eisengießerei" wird gegenwärtig eine Dampfmaschine verfertigt, welche bei dem neuen Lahnbrückenbau zu Gießen verwendet werden soll. Jene schon seit mehreren Jahren bestehende, mit allen Einrichtungen zu einem großartigen Betrieb zweckmäßig ausgestattete Fabrik hat auch bei der im Jahr 1842 zu Mainz veranstalteten deutschen Industrie-Ausstellung Proben ihres Kunstfleißes abgelegt, die zu den ausgezeichnetsten im Fache des Maschinenbaues gehörten, und unter denen das mit außerordentlicher Genauigkeit und seltener Schönheit ausgeführte große Münzprägwerk nach Uhlhorn'schem System sich zunächst bemerkbar machte.

Frankfurt, 10. Dez.

Auch dieses Jahr hat sich neben dem Wohlthätigkeitssinne wieder das Talent bereit gezeigt, zur Unterstützung der Armen hiesiger Stadt wirksam zu seyn. Es sind nämlich in dem Lokale der Gesellschaft zur Beförderung nützlicher Künste und deren Hülfswissenschaften viele geschmackvoll gearbeitete, alle unzweifelhaft mit Menschenliebe dargebotene, Gegenstände zur Verloosung behuf des Ankaufes von Brennmaterial für Arme ausgestellt gewesen. Nicht zu verkennen ist, daß namentlich Frauen eine nachahmungswerthe Thätigkeit kundgegeben und die Ausstellung mit zahlreichen Arbeiten, Stickereien ꝛc. bedacht haben. Neben diesen jedoch waren auch andere Fächer, vorzugsweise des Gewerbstandes, vertreten, und alle verdienen das gleiche Lob schon um des guten Zweckes willen. Was indessen unsere Aufmerksamkeit, wie im vorigen Jahre, so auch dieses Mal, besonders in Anspruch genommen, war, daß auch für Freunde feiner Tafelgenüsse ein Gewinn zu erwarten stand. Denn es hatte, nun zum zweiten Male, Hr. Pastetenbäcker Schneider eine mit geschickter Hand gefertigte Gansleberpastete zur Verloosung ausstellen lassen. Dieselbe ist ungefähr 15 Zoll hoch; ihr Durchmesser am Boden mag $^2/_3$ Fuß betragen, während der obere etwa einen halben Fuß mißt. Man sagt, daß die eßbare Kruste derselben von geriebenem Teige und nur drei Linien dick sey, so daß sie alle Eigenschaften einer ausgezeichneten Arbeit besitzt.

Theater-Anzeige.

Samstag, 14. Dec. (Neu einstudirt): **Zurücksetzung**, Lustspiel in 4 Abth., von Dr. Karl Töpfer.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 347. Montag, den 16. December 1844.

Die Escalade.

(Ein geschichtliches Bild aus der Vorzeit Genf's. Von X. X.)

(Fortsetzung.)

II.

Der Verrath.

Die Besorgniß, welche die Männer in dem kleinen Hause an dem Rhonethore im Herzen trugen und an dem Abende gegenseitig aussprachen, war nicht ohne Grund. Der Verrath nahete noch in derselben Nacht der arglosen Stadt.

Der Herzog Karl Emanuel von Savoyen hatte nicht vergessen, was die Genfer seinen Vorfahren entrissen hatten. Ihn gelüstete nach der schönen und reichen Stadt Genf, durch deren Besitz er seinen Einfluß in der Schweiz konnte geltend machen, die ihm, wenn er darin gebot, ein Vorposten gegen das verhaßte Frankreich seyn sollte. Der Wunsch, die Stadt zu besitzen, erhielt durch Einflüsterungen von Rom und Madrid aus reichliche Nahrung. Unter falschem Vorwande hatte man in Savoyen gerüstet, und die Zeit, wo die Nächte am längsten sind, zur Ausführung des verrätherischen Planes bestimmt; dem tapferen General d'Albigny hatte man den Oberbefehl über das Heer gegeben, viele vom savoyischen Adel in dasselbe aufgenommen, und Alles zu einem nächtlichen Ueberfalle bereit gestellt.

Am 11. Dezember, Abends 6 Uhr, brach das savoyische Heer, 4,100 Mann Söldner zu Fuß und Roß, sammt den Adeligen und ihren Knechten, aus dem Gebirge auf, und zog herab nach dem Lemansee. Mit ihm zog der Herzog selbst herab in das Rhonethal, um Zeuge der Thaten seines Heeres zu seyn, und, wenn es die Stadt erobert haben würde, am andern Tag in diese siegreich einzuziehen. Er war dabei seiner Sache so gewiß, daß er fast die ganze Nacht durch mit einigen Herren seines Gefolges in einem nicht weit von der Stadt gelegenen Flecken schmausete, damit er bei dem ersten Zeichen des Sieges zu dessen Benutzung bereit sey. Seinem Heere hatte er einen Mann beigegeben, auf welchen er fast mehr vertraute, als auf Albigny, einen Priester aus dem Kapuziner-Orden, mit Namen Pater Alexander, einen beredten Mann, voll wahnsinnigen Eifers für seine Kirche, voll tödtlichen Hasses gegen Andersgläubige. Dieser Mann hatte sich erboten, mitzuziehen gegen die Ketzer in Genf, die savoyischen Krieger zum Kampfe zu entflammen und durch das Wort wilder Begeisterung die Mannschaft zu dem kühnsten Unternehmen zu führen. Er hatte, ehe sie aus dem Gebirge aufbrachen, wie er selber sagte, die Soldaten mit Pässen für den Himmel versehen, damit sie, auf den Fall des Todes, des Eingangs in denselben sicher wären. So zog die Schaar, wohl gerüstet und bis zur Glaubenswuth entflammt, gegen Genf; Reiter und Fußvolk, Geschütz und Wagen. Auf den Wagen führten sie Leitern, mit welchen sie die Mauern ersteigen wollten; hatten dieselben schwarz angestrichen, damit sie in der Nacht nicht blinken möchten, und an den Enden mit Tuch überzogen, damit das Fortbringen und Anlegen derselben kein Geräusch verursachen möchte. Damit die Mannschaft aber, wenn sie die Wallgräben durchwatete, nicht in dem Schlamme derselben versänke, hatte man ihr Hürden gegeben, über welche sie an unsicheren Stellen hinschreiten sollte. In den oberen Thälern, aus welchen das Heer herabstieg, bewegte sich der Zug langsam, wie er aber der Stadt sich näherte, wo die Straßen breiter wurden, ging derselbe rascher von statten, so daß um Mitternacht das Heer vor Genf stand. Die Stelle, wo man die Mauer ersteigen wollte, war durch ortskundige Verräther außersehen und bezeichnet. Es war an dem neuen Thore, an welchem man einzudringen und das man alsdann mit Kanonenschlägen zu öffnen beabsichtigte. Hierzu hatte man dreihundert der beherztesten Männer ausgesucht. Sie näherten sich, drei große Leitern tragend, dem Wallgraben, stiegen mit Vorsicht und Glück in denselben hinab, legten ihre Hürden, wateten, die Leitern auf den Schultern, durch, mit ihnen der Pater Alexander. Schon hatten sie einen Theil des Grabens durchschritten und näherten sich der bestimmten Stelle, als ein unerwartetes Geräusch den Muth der Beherzten niederschlug. Ein Flug Enten, welcher in dem Schilfe des Grabens Nachtherberge genommen hatte, war von dem Geplätscher der durch das Wasser Schreitenden geweckt worden, stieg schreiend und schwirrend auf, wendete sich gegen die Stadt, und strich mit großem Lärmen über diese hinweg nach dem See zu. Da standen die beherzten Krieger, ihre Leitern haltend, und wagten kaum zu athmen. Keiner derselben wich von der Stelle. Zuerst eine tiefe Stille, dann ein Geflüster, dann ein Drücken an den Leitern von vorn nach hinten.

„Zurück! wir sind verloren! Zurück!" hörte man von den vordersten Posten leise rufen. — „Zurück!" riefen die

hintersten, und zogen an den Leitern. „Vorwärts!" sprachen die Offiziere in gedämpftem Tone. — „Wir können nicht!" antworteten die Soldaten. Und ein Zaudern entstand durch die Verzagniß, daß selbst die Befehlshaber nicht wußten, was sie thun sollten. Da entschied der Pater Alexander. Von den Hintersten drängte er sich mühsam und mit Lebensgefahr zu den Vordersten, er bat, er befahl, er drohete, er verhieß des Himmels Seligkeit und den höchsten Preis im Paradiese Dem, der zuerst an den Mauern anlangen, er rief den Fluch über Jeden, der einen Schritt zurückweichen werde; weckte durch sein fanatisches Wort den entflohenen Muth, bewegte die Mannschaft zur beherzten Ausführung des kühnen Unternehmens, und — nach einer kurzen Anstrengung liegen die Leitern an dem Fuß der Mauer, hinter welcher Genf in sorglicher, verderblicher Sicherheit ruht. Während die Soldaten zu dem ihnen bevorstehenden Wagestück neue Kräfte sammeln, rastet Alexander nicht; er durchschreitet, das Kruzifix in der Hand, ihre Reihen; er ermuntert sie zum Vollenden des begonnenen Werkes; er versichert sie des Schutzes vom Himmel; er sagt ihnen, daß die Heiligen mit ihnen seyen; er zeigt ihnen, wie in der überstandenen Gefahr der Beweis liege, daß ihr Werk ein Gott gefälliges sey, und reißt die Gemüther der rohen Waffenknechte mit seiner glühenden Begeisterung fort. „Seht ihr den Stern dort oben?" ruft er. „Es ist der einzige, der am Himmel steht; unser Stern ist es; Nacht ist es über Denen da drinnen; Licht ist über uns hier außen. Seht, wie er glänzt und flimmert; Segen sendet er uns zu! Es ist das Auge der heiligen Mutter Gottes, das auf uns schaut! Sehen will es, ob ihre Kinder hier sie lieben und ihr dienen. Auf denn! Die Leitern angelegt! Ablaß Dem für Zeit und Ewigkeit, welcher die Mauer zuerst ersteigt. Hinauf! aber mit Ruhe! Der Sieg ist unser. Jesus Maria!"

Er sprach diese Worte mit gedämpftem Tone, der in der Stille der Nacht schauerlich klang; berührte jeden Soldaten mit dem Kruzifix auf der Brust, und legte zuerst Hand an die Leitern. Mit sicherer Behendigkeit werden diese aufgerichtet; das Tuch, mit welchem sie beschlagen sind, verhindert jegliches Geräusch; flink und vorsichtig steigen die Dreihundert empor, im Herzen den Glauben, sie steigen in den Himmel, in den Händen die Kanonenschläge, welche dem Heere das Thor öffnen sollen. Als die ersten der kühnen Steiger die obere Brüstung erreichten, schlug es auf den Thürmen der Stadt drei Uhr. Sie berietben sich kurz, und während sie ihre Stelle den Nachfolgenden überließen, eilten sie in die Stadt, um sich zu überzeugen, daß von dorten keine Gefahr drohe. Alles ruht sorglos in tiefem Schlafe; die Wächter haben ihre Pflicht vergessen, den Eindringenden setzt Niemand Widerstand entgegen. Darum beschließen die auf der Mauer stehenden Savoyer, das Grauen des Morgens abzuwarten, damit die ganze Mannschaft emporsteigen und der Kampf mit Entschiedenheit der Macht und Uebersicht des Ortes beginnen könne. Armes Genf! wer wird dich retten? Der Verrath hat dich in Sicherheit gewiegt, um dich desto gewisser zu verderben. Deine Aeltesten haben die Warnung verachtet; deine Wächter schlafen; deine Bürger ruhen; Niemand sieht das Verderben, das über dich kommt; keine Hand ist bereit, kein Arm gewaffnet, dich zu erretten! Armes Genf! Wer schirmt deine Freiheit, deinen Glauben, deine Väter, deine Kinder, deine Heiligthümer? Schon ist das Schwert über deinem Haupte gezückt! und es wird fallen, ehe du es erheben kannst!

(Fortsetzung folgt.)

Stuttgart, 6. December.

(Schluß.)

Es müßte also vor allen Dingen, nachdem die Arbeiter, den obigen Vorschlägen gemäß, in Sectionen und Unterabtheilungen getheilt wären, bei jeder eine eigene **Menage**, ganz auf die Weise und nach den Grundsätzen wie beim Militair, errichtet werden. Ein guter Anfang hierzu ist schon bei den Arbeiten der Neckar-Eisenbahn in Frankfurt gemacht, und in der That bleibt dadurch den Arbeitern an derselben ein, wenn auch kleiner, täglicher Ueberschuß bei guter Verpflegung. Aber weit mehr ist zu erreichen, wenn diese wieder von keinem Privatunternehmer, sondern vom Staate selbst besorgt wird. **Es muß schlechterdings der Grundsatz festgehalten werden, allen und jeden Ertrag, der dem Arbeiter, ohne Nachtheil der Gesellschaft, zugewiesen werden kann, ihm ganz unverkümmert und ungetheilt zu lassen.** Nun zeigt der vorliegende Aufsatz, durch ganz in's Einzelne gehende, aus den Durchschnittsrechnungen und vieljährigen Erfahrungen unserer würtembergischen Militairmenagen entnommenen Berechnungen, daß dem Arbeiter eine gute und reinliche Schlafstätte (in dazu errichteten Barracken), tägliches Frühstück, Mittagessen und Abendbrod in nahrhafter Kost, wobei er fünfmal in der Woche gutes Rindfleisch, immer gesunde und gute Speisen, so wie zwei Pfund Schwarzbrod täglich erhält, in unserm Süddeutschland für 12 Kr. täglich verabreicht werden kann, wenn die Administration, wie natürlich, im Großen kauft, alles militairisch einrichtet, bei dem Bau der Barracken nichts dem Prunke opfert und, wie sich von selbst versteht, keinerlei Gewinn, aber auch durchaus kein Verlust dabei ist. Eben so müßte, was der Arbeiter billigermaßen täglich noch außerdem an Wein oder Branntwein braucht, ihm, **gegen Marken**, von eben dieser Menage zu dem kostenden Preise geliefert werden, durch **strenge Controlle aber dafür gesorgt seyn, daß über dieses Maaß hinaus nichts verabreicht würde.** Rechnen wir nun für diese, nebst den andern gewöhnlichen Ausgaben des Arbeiters noch zwölf Kreuzer täglich, und für den Sonntag die Einnahme ab, so **wird der gewöhnliche Taglöhner nach 4 — 5 Jahren Arbeit an der Eisenbahn etwa 200 — 250 fl., der Aufseher oder Handwerker leicht das Doppelte erspart haben.**

Er wird dies erspart haben, wenn er mittlerweile gespart, und sein Ersparniß zinstragend gemacht hat. Aber wird er Ersteres immer wollen, Letzteres immer können? Für dieses muß gesorgt, für jenes müssen eigentliche Zwangsmittel zwar beseitigt, jedes mögliche moralische Mittel aber angewandt werden. Auch das ist höchst einfach bei gutem und kräftigem Willen. Es müssen nämlich die Rechnungs- und Kassenbeamten jeder Abtheilung der Arbeit, zugleich Agenten der Sparkassen seyn, und die kleinen Einlagen der Einzelnen, was bei dem massenhaften Ganzen leicht angeht, schon nach sehr kurzer Zeit (etwa nach 8 — 14 Tagen)

zur Verzinsung kommen. Dabei muß die Sparsamkeit und der Fleiß, durch Prämien und Ehrenerklärung für die Fleißigsten und Besten, gehoben werden. Allenfalls könnte auch den Faulen und Verschwendern (wenn man sie nicht geradezu entläßt) manche Vergünstigung bei der Menage, z. B. das Abgeben der Getränksraten zu dem kostenden Preise, entzogen werden. Das Beste aber würde das Beispiel thun. Am meisten Verschwendung und Liederlichkeit entsteht in den untersten Klassen aus der, oft leider nur zu gegründeten, Meinung, sie könnten es doch zu nichts bringen. Zeigt man ihnen das Gegentheil augenscheinlich, hilft man ihnen wohlwollend, väterlich, von Oben herab, sich einen Nothpfennig bilden — Hunderte gegen Einen werden froh und dankbar die gebotene Gelegenheit ergreifen und dabei zugleich die Ueberzeugung gewinnen, deren Mangel sie jetzt so leicht vom Guten abbringt und zum Theil der bestehenden Ordnung gefährlich macht, die Ueberzeugung: daß die Gesellschaft sie nicht stiefmütterlich behandelt, die Reichen ihnen mehr bieten wollen, als ein demüthigendes Almosen und auch sie mehr durch die Ordnung als durch die Unordnung im Staate zu gewinnen haben.

Kämen zu diesen so einfachen und doch so wirksamen Maßregeln noch einige andere, wie z. B. die hinzu, daß bei jeder Eisenbahn, wie bei jedem öffentlichen Bau gesetzlich festgestellt würde, jeden Arbeiter, der dabei ohne seine Schuld verunglückt wäre, wie den Invaliden, von Staatswegen oder auf Kosten der unternehmenden Gesellschaft zu versorgen oder doch zu unterstützen (was gewiß höchst billig wäre, da ein solcher Arbeiter nicht minder als der Soldat für das öffentliche Wohl gelitten hat, und was bei Bauten, welche so viele Millionen kosten, doch nur eine verhältnißmäßig unbedeutende Mehrausgabe macht), so wäre in der That höchst Bedeutendes geschehen und die schwere Aufgabe ihrer Auflösung näher gebracht: eine Richtung des Socialismus zu finden, welche die bürgerliche Ordnung befestigte, statt sie zu stürzen und das Schicksal der arbeitenden Klassen verbesserte, ohne sie aufzuregen. Je wichtiger aber diese Frage für Gegenwart und Zukunft ist, desto mehr Dank verdienen die trefflichen Männer, welche, wie der wackere Herausgeber unserer konstitutionellen Jahrbücher, zur Lösung derselben beitragen, und desto weniger bedürfen wir der Entschuldigung, wenn die Behandlung dieser wichtigsten Angelegenheit unserer Zeit etwas weitläufiger ausgefallen seyn sollte, als Ihre Leser vielleicht erwarteten.

Mannichfaltigkeiten.

Man schreibt aus Stettin: Einen schönen Zug von Muth und Entschlossenheit bei dem Brande dürfen wir nicht unerwähnt lassen. Bei dem Ausbruche des Feuers suchten die Lösch-Mannschaften die geeignetsten Stellen aus, um die Lösch-Apparate zweckmäßig anzubringen. Fünf Mann hatten sich auf das Dach des fünf Stock hohen Speichergebäudes begeben, um zwei Schläuche der Prahmspritze von dort aus wirken zu lassen. Aber das Feuer hatte während dessen im Innern des Speichers zu rasche Fortschritte gemacht und schlug schon zu den obersten Bodenlucken heraus, so daß diese Leute jeden Augenblick von den Flammen erreicht werden konnten und den unvermeidlichen Tod vor Augen sahen. Da tönte der Angstruf: „Rettet! rettet uns!" zu den Ohren der die Brandstätte umstehenden Volksmenge, und ein beängstigendes Gefühl bemächtigte sich jeder Brust, weil man Rettung für kaum möglich hielt, da das Feuer zu rasch um sich gegriffen. Aber die Vorsehung wachte, — ein entschlossener Mann hatte rasch eine Leiter herbeigeschafft und dieselbe unter Rauch und Flammen auf das Dach des Grotjohann'schen Hintergebäudes so postirt, daß sie von den schwer Bedrohten auf dem brennenden Gebäude erreicht werden konnte. Mit eigener Lebensgefahr hielt er dieselbe nun muthig und kräftig so lange aufrecht, bis Alle die gefährliche Passage zurückgelegt, und so dem furchtbaren Elemente entronnen und gerettet waren.

Man liest in den „Mainzer Unterhaltungsbl.": Der Direktion des Hamburger Thalia-Theaters sollen zur Zeit 142 Stücke zur Aufführung eingesandt seyn. An Fruchtbarkeit im Drama fehlt es jetzt nicht; aller literarischer Schund wirft sich, wie vor fünfzehn Jahren, auf die Mondschein- oder Zerrissenheitslyrik und vor zehn Jahren auf die Kritik, so jetzt auf das Dramatische. Aber Gediegenes kommt desto weniger, und doch sollen sich Direktoren und Publikum gegen den deutschen Unsinn waffnen, der da meint, schon weil er deutsch sey, habe er ein Anrecht auf die Geduld der Zuschauer. Alles Schreien über französische Uebersetzungen hilft nicht; schreibt bessere Stücke und jene flachen, faden französischen Fabrikstücke werden von selbst verschwinden. Bis jetzt aber ist das Pariser Machwerk im Durchschnitt immer noch eher anzusehen, als der meiste deutsche Plunder. Von jenen 142 Stücken hat die Thalia jetzt zwei aufführen lassen, nämlich Joseph Mendelsohns „Namensbrüder" und Wangenheims „Juristen"; beide Stücke sind aber so über alle Begriffe erbärmlich, daß die Hamburger, wie wir aus einer Recension der dortigen „Neuen Ztg." schließen, einen wahren Schauder vor den restirenden 140 neuen Stücken bekommen haben. Zum Besten des deutschen Drama's müssen Publikum und Kritik hier nachsichtslos streng gegen Frechheiten und Fadheiten seyn, damit die wirklichen Leistungen deutscher Dramendichter neben dem französischen Abhub nicht auch noch die deutsche Hefe zur Konkurrenz bekommen.

(Die Doctoren von sonst und jetzt.) Die Doctoren, besonders juris, früherer Zeit standen in einem Ansehen, daß man darüber staunen muß. Nicht nur wurden sie dem Ritteradel, also jenem gleich nach dem hohen gezählt, ja nach einem Ausspruch des Kaisers Sigmund gingen sie den Rittern vor, sondern genossen noch viele, zwar meistentheils sich selbst zugeeignete Vorrechte, als: daß sie vor Gericht sitzen, wegen Schulden nicht in Haft kommen, nicht torquirt werden, bei wirklichen Verbrechen gelinder bestraft, für sich und die Ihrigen mit keiner Steuer belegt werden, in ihren Häusern einquartierungsfrei seyn, mit ihren Gütern zollfrei, stiftsfähig seyn und ein adeliges Wappen mit offenem Helm führen sollten und ihre Frauen gleich den Rittern mit Madame zu betiteln waren. In der That waren sie bei Gesandtschaften häufig verwendet, eben so bei fast allen wichtigen Staatsactionen und Staatsgeschäften. Dieses Ansehen hat aber gewaltig abgenommen; in einem Rangreglement von Hessen-Kassel von 1762

wurden sie schon in die zehnte Klasse, also den Kammerdienern, Büchsenspannern, Küchenschreibern gleichgesetzt, und der heutige Sprachmißbrauch macht schon jeden Chirurgen und Curschmied zum Doktor. In Frankfurt a. M. wird Jeder, der einmal ein paar Zeilen durch den Druck hat veröffentlichen lassen oder eine Theater-Recension geschrieben, Herr Doctor genannt.

(Marburg.) Im Verlag der hiesigen Universitätsbuchhandlung von Elwert sind die Gedichte von J. A. Gehring erschienen. Da der Verfasser während des Drucks derselben schnell gestorben ist und eine sehr arme Familie hinterläßt, die von dem Verkauf der geistigen Hinterlassenschaft ihres dahingeschiedenen Ernährers einige Erleichterung ihrer dringenden Verhältnisse hofft, so halten wir es für eine Pflicht der Humanität, auf die genannte Sammlung zu verweisen. Die Dichtungen sind lyrische Jugendblüthen eines empfindungsvollen Herzens, zu deren kritischer Beurtheilung die geeignete Veranlassung hier nicht seyn dürfte.

Der verstorbene Klatschmeister Auguste an der großen Oper in Paris muß in seiner Weise ein ausgezeichneter Mann gewesen seyn und sein Metier trefflich verstanden haben, denn man liest, daß er von berühmten Künstlern und Künstlerinnen hohe Honorare bezogen habe, wie z. B. von Nourrit hundert Louisd'or pr. Jahr, Taglioni dreihundert Francs pr. Monat, Fanny Elsler für jede erste Vorstellung fünfhundert Francs und für die folgenden hundert Francs. In deutschen Städten und z. B. in Frankfurt a. M. sind die Dienste des ersten Klatschmeisters billiger zu haben.

In Berlin sollen für die ersten Vorstellungen der neuen Festoper zur Eröffnung des Opernhauses über 11,000 Meldungen für Plätze von Seiten des enthusiastischen Publikums eingegangen seyn. Goldenes Zeitalter für Theater-Kassen!

Ein Brief von London nach Ostindien kostet von jetzt an nur 4 Pence (12 Kr.), was in der City sehr gefällt; was würde nach diesem Verhältniß ein Brief von Frankfurt nach Mainz oder Darmstadt kosten? Der Absender würde noch drei bis vier Thaler herausbekommen.

(Nürnberg, 6. December.) Kürzlich ist der Rangschiffer Bernhard Krauß von Kitzingen mit seinem im vorigen Jahre neu erbauten Kanalschiff „Alexandra von Bayern" und mit Ladung von Köln und Mainz im hiesigen Hafen zum ersten Mal angekommen, nachdem derselbe sein zweites gewöhnliches Main- und Rheinschiff, „Ludwig der Erste, König von Bayern", das wegen seiner Größe nicht in den Kanal einlaufen konnte, von Bamberg wieder zurücksenden mußte. Es erscheint zweckmäßig, wenn die Rangschiffer auf dem Main für die Zukunft, anstatt mit einem großen Schiff von 2500 bis 3000 Zentnern Tragkraft, sich mit kleineren und zwar Kanalschiffen von 1000 bis 1500 Zentner versehen würden, welche jedoch wie obiges, laut Ausspruch einer Schifffahrts-Untersuchungskommission, für den Rhein und Main, sowie für den Kanal geeignet seyn müßten. Hiedurch würde die Fahrt auf dem Rhein und Main weit schneller und sicherer von statten gehen, der große Aufenthalt bei der Lichtung respektive Umladung an der Mündung des Mains und des Kanals vermieden und die Güter durch besagte Umladungen weniger beschädigt werden. Die jetzigen Rangschiffe sind durch die stärkere Bauart und die deßhalb erforderlichen vermehrten und stärkeren Requisiten auf dem Maine zu manchen Zeiten im Jahre bei trockener Witterung nur sehr mühsam und schwerfällig fortzubringen. Es ist durch die Erfahrung von mehreren Jahren her praktisch bewiesen, daß, wenn auch bei der Korrektion des Mains noch so viel Geld und Steine versenkt wurden, das Flußbett des Mains oder vielmehr dessen Normal-Wasserstand bei trockenen Jahren nie auf 20 Zoll, noch weniger darüber, gebracht werden konnte; da nun die jetzigen gewöhnlichen Mainschiffe schon unbeladen einen Tiefgang von 14 bis 15 Zoll besitzen, so sind sie in solchen Fällen nicht nur sehr schwer zu transportiren, sondern die in diesen wenigen Zollen enthaltene Ladung ist auch nicht hinreichend, jenen kostspieligen Transport zu ersetzen. (Nürnb. Corr.)

(Zur Geschichte der deutschen Journalistik.) Die „Abendzeitung" macht auf eine Thatsache aufmerksam, zu der sich viele Seitenstücke liefern ließen. Vor fast dreißig Jahren gab Fr. August Müller in München eine „Literatur-Zeitung" heraus, die sich durch wissenschaftlichen Ernst und inneren Gehalt auszeichnete. Das Blatt ging ein, aus Mangel an Theilnahme; der Herausgeber wohnte auf einem Dachstübchen und hatte das liebe Brod nicht. Da wurde er mürb; er schwamm mit dem Strome, begründete die „Landbötin", ein Sumpfblatt gemeinster Art, und der Herausgeber wurde populär und seine drückende Lage gestaltete sich auf die angenehmste Weise um. So ist das liebe deutsche Publikum.

Korrespondenz.

Köln, 10. Dec.

In den Kreisen der höhern Gesellschaft macht gegenwärtig die polnische Künstlerin Lisinka Baumann Aufsehen, nachdem ihre Bilder auf der letzten Kunstausstellung allgemeine Bewunderung erregten. Merkwürdig wird durch diese Erfolge ein Urtheil, welches der ehemalige Düsseldorfer, jetzt Berliner Künstler Hübner vor vier Jahren über die angehende Künstlerin aussprach: „daß sie kein Talent zur Malerei besitze", und nun ist der Glanz der Düsseldorfer Schule (wenigstens den Berliner Kritiken gemäß) vor dem einen Mädchen verschwunden. Das Auftreten der Künstlerin in der Gesellschaft ist übrigens eben so anspruchlos und unbefangen, wie ihr künstlerisches Auftreten großartig und würdevoll.

Auflösung der Charade in Nro. 345.
Mondschein.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 15. Dec. (Neu einstudirt): Zampa, oder: die Marmorbraut, große romantische Oper in 3 Abth., Musik von Herold.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 348. Dienstag, den 17. December 1844.

Die Escalade.

(Ein geschichtliches Bild aus der Vorzeit Genf's. Von X. X.)

(Fortsetzung.)

Der Kampf.

So lag Genf in tiefem Schlafe, arglos sein Schicksal dem Feinde preisgebend; so hielten die Feinde das Wohl und Wehe der Stadt in ihrer Hand, ohne daß eine Seele darin das Schreckliche ahnete. Und doch wachte über der bedroheten Stadt ein Auge, vor dem auch die Nacht Licht ist, doch sah es herab vom Himmel mit Sternenglanz und beschirmte seine Lieben. Wohl hatte der Pater Alexander es gesehen, aber in seinem Wahne hatte er es verkannt; hoffnungsvoll hatte er zu demselben aufgeblickt und dessen Segen erwartet; aber es hatte nicht billigend auf ihn herabgeschaut.

In dieser Nacht, in welcher Genf's Schicksal gewogen wurde, stand ein einzelner Mann an einem Fenster des Thurmes an der Münze. Er hatte vorher im Inneren des kleinen Gemaches gesessen, zu welchem das Fenster gehörte, hatte über die Bewegungen der Zeit nachgedacht, über den Kampf der Parteien in Frankreich, über die Verfolgung des evangelischen Glaubens und über die Bedrückung der Glaubensgenossen an so vielen Orten. In diesen Betrachtungen hatte er sich in einem frommen Gedanken zu Gott gewendet, und dann sein Haupt auf die Brust sinken lassen; aber in dem Gedanken war er so vertieft worden, daß er im Begriffe stand, sein Auge zu schließen. Da schrak er plötzlich aus dem halbwachenden Zustande durch ein seltsames Geräusch auf, welches über ihn dahin zog. In demselben Augenblicke stand er auf den Beinen, riß er das kleine Fenster auf, hörte er den Flug der schreienden Enten, welcher über die Stadt dahinzog. Er lehnte am Fenster, sah hinaus in die dunkle Nacht, und horchte dem in der Ferne verhallenden Geschrei des scheuen Gefieders; da dünkte es ihm, als steige ein anderes Geräusch, ein leises Plätschern, ein Summen und Knarren aus dem fernen Wallgraben herauf. Weiter legte er sich an dem Fenster hinaus, wendete das vorgebogene Ohr nach unten und horchte mit aller Anstrengung hinab. Es war nicht das Rauschen des Flusses, denn dieses kam von der andern Seite; auch kam es nicht von dem Entenschwarme, der hatte sich nach dem See gezogen; es war ein geheimes Schaffen da unten; das glaubte der Wächter des Thurmes.

„Alle guten Geister loben den Herrn!“ sprach er, von dem Fenster zurücktretend und dieses schließend. „Richtig ist es nicht. Ich muß es auf der Wache melden.“ Und er nahm sein Licht, stieg die Treppe hinab, kam auf die Wachtstube und zeigte dem Rottenmeister an, daß er verdächtiges Geräusch im Wallgraben vernommen habe.

„Haben Dich auch die Enten erschreckt, die, von einem Fuchse aufgejagt, über die Stadt strichen?“ Fragte einer der Wachemänner. „Das sind die ersten und die letzten nicht.“

„Franz Rosignol!“ versetzte der Thurmwächter, „Enten sind Enten! Wenn die aus dem Graben fortgestrichen sind, können sie nicht mehr darin plätschern.“

„So wird es der Fuchs seyn, vor dem sie davon geflogen sind!“ entgegnete jener.

„Das müßte ein dummer Fuchs seyn, welcher die Pfoten in den Schlamm steckte, nachdem der Braten daraus fort ist.“

„Nun, nichts für ungut!“ sagte Rosignol, der gerne widersprach, „ich denke, Martin, Ihr seyd aus dem Schlaf aufgefahren; da hat Euch das Herz geschlagen, und da plätscherte es in Euren Ohren.“

„Ich habe einen Burschen mit einer Laterne hinausgeschickt, der soll nach dem neuen Thore zu über die Mauer gehen und Alles ausforschen,“ sagte der Rottenmeister, wieder in das Zimmer tretend.

„Hat er auch die Ohren gespitzt für die Entenschnäbel?“ witzelte Rosignol fort. „Rottenmeister, seit wann schickt man Soldaten gegen Enten aus?“

„Ich habe in meiner Jugend gehört,“ antwortete dieser ziemlich ernst, „daß die Stadt Rom ein Mal durch Gänse gerettet worden sey.“

„Durch Gänse!“ lachte Rosignol. „Martin, hattet Ihr das gewußt? Hattet Ihr — —“

„Horch!“ rief der Rottenmeister, „was war Das? Ein Schuß! bei Gott! noch ein Schuß! Zu den Waffen, Bursche!“

Der Rottenmeister stürmte hinaus, stand einen Augenblick vor der Thüre des Wachthauses, um zu horchen, nach welcher Richtung er sich wenden solle, da hörte er Geräusch nach dem neuen Thore zu, nahm einen Theil seiner Wache, und eilte nach dem bedroheten Punkte. Kaum waren sie einige Hundert Schritte weit dem sich entfernenden Geräusche gefolgt, so wurden sie durch seltsame Töne aufgehalten. Es war das Röcheln eines Sterbenden. Der Rottenmeister bückte sich nie-

der und erkannte den abgesandten Burschen, der in seinem Blute lag.

„Um Gottes Willen! Knabe! Was ist?“ fragte er den Sterbenden.

„Feind in der Stadt!“ lispelte dieser. „Laßt mich nur — ich habe — mein Theil. — Ich bin gleich — fertig. — Sie sind — nach dem — neuen Thore. — Hier — traf ich sie — rief sie an — gab Feuer — da hatte ich — mein Theil auch. — Nach dem neuen — Thor, sag' ich.“

Mühsam hatte der Verwundete diese abgebrochenen Worte hervorgebracht, und noch war der Rottenmeister unentschlossen, ob er denselben sollte auf die Wache bringen lassen, oder vor Allem die Feinde oder Mörder aufsuchen. Da vernahm man plötzlich vom neuen Thore her das Krachen von mehreren Musketen, wieder einzelne Schüsse, und — dann ein Geschrei: „Bürger zu den Waffen!“

Man überließ daher den Sterbenden seinem Schicksale und eilte nach dem Thore, von welchem aus die versprengte Wache Hülfe rufend entgegen kam.

Als die Savoyarden, welche die Mauer erstiegen hatten und auf derselben die Rückkehr der in die Stadt geschickten Schaar erwarteten, die beiden Schüsse vernommen, durch deren einen der Genfer Kriegsknecht gefallen war, erkannten sie, daß es zu rascher That Zeit sey, und eilten nach dem neuen Thore, um die Besatzung desselben zu überfallen. Die Wache dieses Platzes, aus einem Rottenmeister mit zwölf Mann bestehend, war auf nichts weniger als auf einen Angriff von außen oder innen gefaßt. Die Schildwache wandelte ruhig auf ihrem Posten, als sie von der Münze her die beiden Schüsse vernahm. Sogleich meldete sie, was sie gehört. Aber noch hatte die Wache nicht Zeit gehabt, sich zu ordnen, als schon der Angriff von der Stadtseite erfolgte. Sie feuert ihre Gewehre auf die Eindringenden ab und sucht sich vor der Uebermacht der Feinde zu retten; zehn Mann eilen davon, rennen durch die Straßen der Stadt und schreien: „Zu den Waffen! Der Feind ist in der Stadt!“ — Zwei verbergen sich in eine Seitenkammer; der letzte, welcher nicht entkommen kann, springt die Treppe hinauf und wirft die Fallthüre hinter sich zu. Da steht er allein; unter sich hört er das vergebliche Wüthen der Feinde; aus der Ferne vernimmt er den Lärmruf seiner fliehenden Kameraden; von der Wallseite her ertönt das Geräusch der gegen die Stadt anstürmenden Feinde. Doch er verliert den Muth nicht; wie einst Horatius Cocles, fühlt er in sich die Kraft, allein sein Vaterland zu retten. Bald ist sein Säbel blos, und fällt mit kräftigen Streichen auf die Stricke, an welchen das schwere Fallgitter hängt; schon hat er einen derselben durchhauen; bald weicht der zweite seinen Anstrengungen der Verzweiflung, und jetzt bricht der letzte auf den ersten Schlag, daß das Gitter mit dumpfem Geräusche niederrasselt und zwischen Denen, die draußen sind, und Denen, welche diese einlassen wollen, eine unbezwingliche Scheidewand aufstellt. Da hilft kein Dräuen und Toben der Savoyarden, kein Schelten der Anführer, keine Anstrengung der Mannschaft; da nützt es Nichts, daß man mit gewaltigen Stößen gegen das Gitter stößt, da bleiben selbst die Versuche, es mit Petarden zu sprengen, vergebens; das neue Thor ist den Feinden verschlossen, und der Mann auf dem Thorthurme ruft mit gewaltiger Stimme seine Mitbürger zur Wehr.

Der Hülferuf der zersprengten Wache weckte die Bewohner Genf's aus dem Schlafe. Durch alle Straßen schallt es: Zu den Waffen! Halb gekleidet stürmen Einige aus ihren Häusern, die Waffen in der Hand und Todesmuth im Herzen. Schon heult die Sturmglocke von dem Domthurme zu St. Peter und lauter wird es auf den Straßen; Männer und Frauen eilen herzu, man zündet Fackeln an und befestigt sie an den Häusern, und bald stehen die Genfer mit mannhafter Wehr Mann gegen Mann ihren Feinden. Denn jetzt hilft es diesen nicht mehr, daß sie im Finsteren daher schleichen und durch den Unkenruf sich verständigen; die Straßen sind erhellt und aus allen Winkeln dringen Vertheidiger hervor. Da hörte man das Kampfgeschrei der Savoyarden: „Hoch lebe Savoyen! hoch lebe Spanien! Nieder mit den Hunden! Die Stadt ist unser! Haut sie nieder, die Verdammten!“ So stürzten die Feinde schnaubend auf die erste kleine Schaar der Bürger, die ihnen entgegen trat, und meinten, sie zu vernichten. Aber wie die Savoyarden in wilder Begeisterung, entflammt von unersättlichem Glaubenshasse, auf die Genfer eindrangen und durch jeden erschlagenen Gegner eine bewährtere Bürgschaft zum Eingange in den Himmel zu erringen meinten, so kämpften mit dem Muthe der Verzweiflung für ihren Herd und ihren Altar, für Weib und Kind und Vaterland die Bürger, und ob auch ihrer Mancher in den Tod sank, so eilten immer neue Vertheidiger der Heimath herzu. Es war ein fürchterliches Würgen; auf beiden Seiten Sieg oder Tod. Keiner wollte weichen und selbst die Gefallenen und Sterbenden hörten nicht auf zu kämpfen, bis die letzte Kraft sie verlassen hatte. So rangen die Parteien auf dem Platz am neuen Thore, jede auf Hülfe hoffend, jede den Sieg ertrotzend, und es schien zweifelhaft, welche von beiden den Platz behaupten werde.

(Fortsetzung folgt.)

Freiherr von Vincke, Ober-Präsident von Westphalen.

(Charakteristik.)

Den zweiten December 1844 starb, zu Münster, am Schlagflusse der wirkliche Geheime-Rath, Ober-Präsident von Westphalen, Freiherr von Vincke. Eine edle Natur, wie es in dieser Wahrheit, Einfalt und Fülle wenige gibt. Schon der Kanzler Niemeyer nannte ihn, auf dem Pädagogio zu Halle gebildet, einen seiner gelungensten Schüler, und Heinrich Stilling, in seiner Biographie, Lehrjahre 5ter Theil (Berlin und Halle 1804), sagt Seite 69: „Seit einiger Zeit studirt (1790) ein junger Kavalier aus Westphalen von Vincke zu Marburg; er logirt in Stilling's Hause und speiset auch an seinem Tische; er gehört unter die vortrefflichsten Jünglinge, die jemals hier studirt haben.“ Edelmuth und sittliche Kraft bewies er still und unbemerkt schon in seiner Jugend dadurch, daß er mit seinem akademischen Freunde, dessen Vater plötzlich ohne Vermögen gestorben war, seinen Wechsel theilte, sich einschränkte und keine Schulden machte. Als König Friedrich Wilhelm II. bei seiner Anwesenheit zu Minden den jungen von Vincke, der seine Jugend lange erhielt, ansah und den damaligen Ober-Präsidenten, nachherigen Staatsminister von

Stein fragte: „macht man hier Kinder zu Landräthen?" antwortet derselbe: „Ja, ein Jüngling an Jahren, aber ein Mann am Verstande", und das wurde er immer mehr mit der Zeit und ihrer Erfahrung. Ganz Ostfriesland (das wir leider verloren haben) segnet sein Andenken, des Präsidenten zu Aurich. Er machte mit seinem Freunde, dem Regierungs-Rath Hecht, eine Reise nach Spanien und die veredelte Schafzucht in Preussen und dann auch in ganz Deutschland war das Resultat dieser Sendung. Bei seinem Aufenthalt in England lernte er die Verfassung desselben kennen und seine Schrift darüber fand bei allen Sachkundigen ungetheilten Beifall. Er war ein klarer, denkender, mehr gut componirender als erfinderischer Kopf und hatte von allen Gegenständen, die im Leben vorkommen, eine gesunde, richtige und frische Ansicht. Seine amtliche Laufbahn führte ihn in praktische Dinge, doch ruheten fruchtbar und orientirend die Theorien in seiner wissenschaftlichen Bildung. Zwar hatte er nicht Zeit, Philosophie, Sprachen und Geschichte, die er liebte, fortzustudiren, aber er erhielt sich mit den neusten Erscheinungen auf diesem Gebiete bekannt. Er war unermüdet thätig, und da er die Kunst verstand, auch Augenblicke zu benutzen, so leistete er nicht nur unglaublich viel, sondern behielt auch noch Zeit für gesellige Verhältnisse. Ueberall war er gewesen, keinen erwarteten Besuch unterließ er, und oft erschien er da, wo man es nicht erwarten durfte; besonders auf Geschäftsreisen, und denen, die er zum Vergnügen machte, war er ein aufmerksamer Beobachter und lernte das Unbekannte kennen, um das Gute wieder anzuwenden. Als Präsident war er musterhaft; ein thätiger, pflichtliebender Vorgesetzter, ging er sämmtlichen Mitgliedern des Collegii, den höhern wie den subalternen, als ein lehrendes Beispiel voran, und Jeder, auch der träge, that seine Pflicht; Jeder strebte, sein Wohlgefallen zu erhalten; Jeder fürchtete sein Mißfallen. Er controlirte sehr aufmerksam und behielt Alles im Auge. Der kleine unscheinbare Mann war ernst und strenge, wenn er auf dem Präsidentenstuhle saß, und er konnte zornig und heftig werden, wenn er Verschleppung und Flunkerei bemerkte. Er hatte, was ein Vorgesetzter, besonders ein so hochgestellter haben muß, Achtung, Verehrung und Furcht. Doch war Liebe für ihn das vorherrschende Gefühl, da er eben so gut als einsichtsvoll war. Schon mit dem guten Willen war er zufrieden, und selbst im höchsten Grade gutmüthig, war er gewonnen, wenn er Gutmüthigkeit sah. Bei dieser hatte er unglaubliche Nachsicht und Geduld und blieb sich darin gleich. Immer war er zufrieden, gewöhnlich heiter und stille, wenn er Körperschmerzen und Seelenleiden hatte. In seinen Sitten und in seiner Lebensweise war er höchst einfach und schlicht, so daß er, wo es auch seyn mochte, nirgends lästig wurde. Auf Das, was er aß und trank, achtete er nicht, und er konnte bei den gewöhnlichsten Speisen eben so froh seyn, als bei einem prächtigen Mahle. Er liebte es nicht, lange bei Tische zu sitzen, und was das heißt, sich gütlich zu thun, kannte er nicht. In dem reichen Schlosse, welches er in Münster bewohnte, war er ein durchgehender Pilger und Gast. Er hielt sich gern im Freien auf, wo ihm die Pfeife gut schmeckte, und er achtete nicht darauf, ob der Tabak köstlich oder mittelmäßig war. Orden, deren er eine Menge hatte, trug er nur dann, wenn es diplomatisch schicklich war; doch war ihm das eiserne Kreuz, welches seine breite Brust schmückte, vorzüglich werth und theuer. So wie er schien, so war er auch, und etwas scheinen wollen, was er nicht war, kannte er nicht.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Ja nicht zu übersehen. — Ein Korrespondent der „Oberrheinischen Zeitung" schreibt in derselben: „In einer frühern Nummer dieses Blattes ist eines bewährten Mittels gegen Verbrennungen erwähnt, welches darin besteht, daß Oel und Salz auf die dadurch beschädigten Theile des Körpers gebracht wird. Ich habe mir dies in einem vorkommenden Falle anzuwenden vorgenommen, ohne zu ahnen, daß ich sobald dazu kommen würde, davon Gebrauch zu machen; dies geschah aber vor wenigen Tagen. Es wurde nämlich eines meiner Kinder von fünf Jahren mit einer nicht unbedeutenden Quantität siedender Flüssigkeit über einen Theil des Gesichtes und die ganze vordere Oberfläche des Körpers, Brust und Unterleib so gebrühet, daß die Heftigkeit des dadurch entstandenen Schmerzes augenblicklich konvulsivische Zuckungen hervorrief. Ich trennte dem Kinde augenblicklich die Kleider vom Leibe, der an den angebrühten Theilen bereits die Farbe eines gebrühten Krebses hatte. Das Geschrei des Kindes und die Zuckungen im Gesichte und an den Gliedern verriethen den furchtbarsten Schmerz. Ich ergriff daher das gerade zur Hand befindliche Salatöl und bestrich damit die ganze gebrühte Oberfläche; hierauf bestreute ich dieselbe mit gepulvertem Salz. Die Wirkung dieses Verfahrens zeigte sich von der auffallendsten Art: schon nach 3 Minuten war das Kind beruhigt, in weniger als 10 Minuten von allen Schmerzen befreit, und kaum eine halbe Stunde dauerte es, so war auch die glühende Röthe ganz verschwunden und die Haut erschien wieder in ihrer natürlichen Farbe und Beschaffenheit; keine Blase oder Hautablösung war an irgend einer Stelle erschienen und jede Spur von Brandmal war verschwunden. Ich wünsche, durch diese Bekanntmachung die allgemeine Aufmerksamkeit auf das erwähnte, fast wunderähnlich wirkende Mittel zu lenken, damit in vorkommenden Fällen davon Gebrauch gemacht und durch dessen Anwendung den oft sehr nachtheiligen Folgen der so häufig sich ereignenden Verbrennungen vorgebeugt werden möge.

Karl Nodier. Am äußersten Ende des Boulevard Beaumarchais ist ein Haltplatz für Fiacres, deren Pferde so daran gewöhnt sind, beim Abfahren des ersten Wagens vorzurücken, daß alle, ohne ein Zeichen ihres Führers, gleich die vor ihnen leer gewordene Stelle einnehmen. An einem Wintermorgen fuhr der erste Fiacre ab, als gerade die Pferde des folgenden eifrig an einem Bunde Heu fraßen. Einen Augenblick zögerten die armen Thiere; aber bald darauf, war es nun aus Pflichtgefühl oder aus Furcht vor der Peitsche, fuhren sie vor, doch nicht ohne einen traurigen Blick auf die Reste ihres Frühstücks zu werfen. Mehrere Personen blieben stehen, um diesem Auftritt zuzusehen; aus ihnen naht sich ein ziemlich nachlässig gekleideter, aber decorirter Herr von ungefähr fünfzig Jahren dem Fiacre, hebt sorgfältig alles Heu auf und bringt es den armen Pferden. „Ich kenne den Herrn nicht," sagte ich zu meinem Nachbar, „aber nach diesem Zuge zu schließen,

muß er ein vortrefflicher Mann seyn." — Das glaube ich gern, erwiderte er, es ist Karl Rodier. (Rhein. Beob.)

Man hat im Riesengebirg die Erfahrung gemacht, daß die Leinewand aus einem Handgespinnst drei Mal so lang hält, als die aus Maschinengespinnst, obgleich die letztere neu an Gleichheit, Dichtigkeit und Eleganz der aus Handgespinnst scheinbar weit überlegen sey.

Die Meyerbeer'sche Oper: „Ein Feldlager in Schlesien", enthält einen Stoff aus der Zeit des siebenjährigen Krieges. Den anziehendsten Theil bildet der zweite Act, das eigentliche Feldlager, in welchem die Soldatengesänge, die Wettkämpfe der verschiedenen Waffengattungen und die Liebe zum Vaterlande und zum Könige von dem Componisten charakteristisch ausgedrückt sind, und hier auch ungemein wirkungsreich ausgeführt werden. Fast sämmtliche berühmte Uniformen aus der Zeit Friedrichs des Großen sind treu und in der reichsten Mannigfaltigkeit wiedergegeben. Infanterie-Colonnen, Cavallerie zu Pferde, und bei der Artillerie sogar eine Kanone mit vollem Gespann ziehen über die Bühne. Am überraschendsten waren jedoch die Traumbilder des Königs, der nicht selbst auf dem Theater erscheint, am Schlusse des Stückes. Die Zeit Friedrichs II., Friedrich Wilhelms III. und die Gegenwart werden in Bildern vorgeführt, die überaus künstlerisch zusammengestellt sind, und einen prächtigen Eindruck machen. Sowohl der Componist der Oper, als der Erbauer des Hauses wurden am Schlusse der Vorstellung gerufen.

Mehrere französische Blätter, wie z. B. „La Presse", „Journal des Debats", werden mit dem neuen Jahre ihr Format vergrößern. Heutigen Tages, wo so außerordentlich viel geschrieben wird und die Redactionen verbreiteter Blätter mit Artikeln und Manuscripten aller Art, unter welchen sich freilich auch manches Gehaltvolle befindet, wahrhaft überschwemmt sind, reicht ein Tagblatt mit einem kleinen Format nicht mehr aus. Manche Einsendung und Mittheilung ließe sich wohl abkürzen, und in den meisten Fällen ist der langen Rede Sinn nur kurz, aber die Einsender wollen von den Abkürzungen der Redaktionen nur selten etwas wissen, und jeder Vater liebt sein Kind, selbst wenn es ein ungerathenes wäre. Vergrößerungen der Journalformate lassen sich in England und Frankreich, wo die Abonnementspreise hoch stehen, ohne großen Nachtheil für die Herausgeber, eher ausführen, als in Deutschland, wo die Abonnementspreise der meisten Blätter so niedrig stehen, daß jede Erweiterung derselben ein offenbarer Verlust für die Verleger ist.

Die „Magdeb. Ztg." meldet aus Quedlinburg, der König von Preußen habe sich dort dem Grabmale des deutschen Königs Heinrich, des Städtegründers, mit entblößtem Haupte genaht. Als Einer aus dem Gefolge den Monarchen darauf aufmerksam machte, daß Zugluft sey, erhielt er zur Antwort: „Vor Heinrich dem Ersten nehme ich immer den Hut ab."

(Prag, 29. Nov.) Durch die oberste Medicinalbehörde ist folgendes Mittel gegen die Wasserscheu, das von einem Ausländer vorgeschlagen wurde, den Aemtern zur Bekanntmachung mitgetheilt worden. Die durch den Biß eines wüthenden Hundes entstandene Wunde sey hiernach mit Salzwasser auszuwaschen, dann mit Nußöl zu begießen und mit demselben bis zur gänzlichen Heilung immer feucht zu halten, oder, was noch besser seyn soll, in demselben zu baden. Wäre das Leben durch die Wunde gefährdet, so soll man dem Kranken folgende Medicin eingeben: 1 Quartierlein Nußöl (Kindern die Hälfte), dann drei frisch gelegte Eier ohne Hahntritt (sollte selber vorhanden seyn, so muß er ausgelöst werden) bringe man in einen Tiegel, sodann löse man von einer Hagebuttenwurzel die erste Rinde ab und schabe von der zweiten (je nachdem die Person schwach oder stark ist) zu den ersten zwei Ingredienzien, lasse dieselben bei einem kleinem Feuer braten und gebe sie dann, so warm als möglich, dem Kranken zu genießen, der jedoch binnen 24 Stunden nichts Anderes essen, auch nicht Kleider und Wäsche wechseln darf. Nach der Angabe des Einsenders soll dieses Mittel durch mehrere glückliche Erfolge zwar erprobt seyn, was jedoch wissenschaftliche Aerzte sehr zu bezweifeln geneigt sind, indem die Theorie gar keinen Anhaltspunkt bietet, der auf eine allgemeine Bewährung dieses Arkanums schließen lassen sollte. (P. A. Z.)

Man schreibt aus New-York vom 9. Nov.: „Die Millerianer hatten für die Nacht vom 24. auf den 25. Okt. das Ende der Welt angekündigt. Der Prophet Miller und seine vornehmsten Anhänger sollten allein diesem Untergange entgehen, nicht zwar wie Noe vermittelst der Arche, sondern vermittelst eines Luftballons. Durch ihre riesengroße Maschine von der Erde hinwegtransportirt, würden sie eine sichere Zufluchtsstelle im Mond gefunden haben. Man kann sich nicht die vielen Frauen und jungen sowohl als alten Mädchen vorstellen, die sich auf den Berg begeben haben, wo Miller und seine Jünger ihr Lager aufgeschlagen hatten, welches für sie ein zweites Golgatha seyn soll. In der Verlegenheit, worin dieses ungeheuere Zusammenströmen ihn versetzte, beeilte sich der Prophet, anzukündigen, daß die Partie bis nach der Wahl des Präsidenten der Vereinigten Staaten hinausgeschoben sey. Da diese Ernennung erst in 14 Tagen bekannt werden sollte, so war dadurch den Sündern eine neue Frist, um sich zu bekehren, gestattet." (Aschaffenb. Z.)

Kommt's runter. Ein Bauer aus Mießbach schickte dem Kurfürsten Maximilian von Bayern, der bekanntlich, da er ein Herz und eine freigebige Hand für seine Unterthanen hatte, noch jetzt im gesegneten Andenken steht, nachstehende Bittschrift: „Ich bitt' Euer Durchlaucht möchten auch mit unserein reden. Ich hab was nothwendigs. Ich werd heut Nachmittags auf der Kaiserstiegen warten. Ich mag nit naufgehen zu den andern großen Herren. Seids so gut und kommt's runter!"

Theater-Anzeige.

Montag, 16. Dec. Der Sohn der Wildniß, romantisches Schauspiel in 5 Abth., von Fr. Halm. (Gastrolle) Ingomar: Hr. Löwenberg, vom Stadttheater zu Magdeburg.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 349. Mittwoch, den 18. December 1844.

Die Escalade.

(Ein geschichtliches Bild aus der Vorzeit Genf's. Von X. X.)

(Fortsetzung.)

IV.

Die Rettung.

Von dem Schießen und Kämpfen in der Stadt ermuntert, näherte sich indessen ein Theil der vor den Mauern stehenden Savoyarden von der Flußseite her dem kleinen Thore an der Münze, und fand es unbewacht, denn die Besatzung war zu dem entloderten Kampfe geeilt. Mit Vorsicht indessen gingen sie an ihr Werk; Kanonen wurden aufgefahren und auf die Stadt gerichtet; eine Petarde, an das Thor gelegt, öffnete es; ein Theil der Mannschaft drang ein, der andere hütete das Geschütz.

„Laß uns hier in der engen Gasse stehen bleiben!" sprach einer der Savoyarden zu seinem Kameraden. — „Hier in die Ecke stellen wir uns. Die dorten mögen sich die Hälse brechen lassen. Hier giebt es auch Futter für uns."

„Teufelskerl, Du," lachte der Angeredete halblaut. „Immer hast Du einen eigenen Gang. Aber was soll es hier?"

„Hier, mein Lieber, giebt es manchen Fang. Wir stehen sicher an dieser Mauer, stoßen nieder, was vorüber will."

„Meinetwegen," entgegnete jener; „aber es muß auch Beute geben."

„Beute? — Genug! — Laß nur die Schurken erst alle aus den Häusern seyn, dann ist unser, was drinnen ist."

„Pst!" flüsterte der Andere. „Da wird es gleich Arbeit geben. Hörst Du?"

Man hörte deutlich die Tritte einiger Männer, welche in dem nächsten Hause die Treppe herabstürmten.

„Faß Deinen Mann, Dervin! Der Erste ist für Dich, der Zweite für mich."

„Laß mir den Zweiten, Antoine!"

„Narr!" flüsterte dieser, „schweig! Faß Deinen Mann! Der Erste ist der keckste, aber er rennt am leichtesten in's Messer, wenn Du es ihm unter die kurzen Rippen hältst."

Jetzt knarrte das Schloß der Hausthüre; rasch flog diese auf, und heraus traten zwei Männer. Sie horchten nach allen Seiten.

„Bei meiner armen Seele! Philipp!" sprach der Eine, „die Pforte ist offen! Horch! und wie es tobt in der Stadt."

„Fort, fort! nach dem neuen Thor!" entgegnete dieser hastig.

„Ja, aber hier! Laß uns wenigstens hier erst sehen!"

„Fort, fort! nach dem neuen Thore! Was hilft das Sehen hier!"

„Was? vielleicht verrammeln wir die Pforte wieder! Laß uns nur sehen!"

Mit diesen Worten schritt er der Pforte zu, und Philipp folgte. Da fuhren die beiden im Hinterhalte lauernden Mörder hervor, stießen den Vordersten nieder und überwältigten bald den Andern; dann warfen sie sich über die Sterbenden her, sie zu plündern.

Der Todesruf der Gefallenen, wie das Geräusch der Kämpfenden blieb nicht unbeachtet. Bald öffnete sich über ihnen ein Fenster und ein Weib blickte ängstlich heraus. Die Mörder hörten das Fenster klirren und verhielten sich ruhig.

„Mir ist so bang, Schwiegervater! Es lautete so schauerlich! Wenn nur Albert nichts bezegnet ist."

„Meine Tochter," versetzte die volltönende Stimme eines alten Mannes, „wir sind in Gottes Hand. Zur Zeit der Noth darf Keinem für sein Leben bangen."

„Vater! hört Ihr das nicht? Es stöhnt, wie wenn Einem das Leben ausginge."

Sie trat vom Fenster weg, um die Lampe zu ergreifen, welche in der Nähe des Ofens hing. Während dessen beugte sich der alte Mann hinaus, horchte genau, und zog bald den Kopf zurück.

„Du hast Recht, Ninon, da unten liegt Einer im Sterben. Gott erbarme sich meiner! Das muß ich sehen und hören, und kann nicht helfen mit diesem alten schwachen Körper. Ninon, was siehst Du?"

Das Weib, welches auf die Straße geleuchtet hatte, drehte sich um. — Ihr Angesicht war blaß — aber das Auge leuchtete. — Sie legte die Hand an die Stirne; schwieg einen Augenblick, dann reichte sie dem Alten das Licht und flüsterte:

„Kommt, Schwiegervater! Der Kessel mit Reis, den ich für Lacorde gekocht habe, ist gut für die Savoyer." So eilte sie, begleitet von dem Alten, zur Thüre hinaus.

Als die Mörder das Licht verschwinden sahen, setzten sie die Plünderung fort, und zwar so emsig, daß sie nicht bemerkten, daß es über ihnen auf's neue hell wurde. Sie murmelten für sich hin, die Beute zusammen packend. Da blickte Ninon nochmals hinab, und als sie das verstärkte Geräusch

und die savoyische Sprache vernahm, zog sie sich vorsichtig zurück, ergriff ihren Kessel mit siedendem Reise, hob ihn durch das Fenster hinaus, und schleuderte ihn mit der Kraft der Verzweiflung auf die Plauderer. Ein dumpfer Ton vom Falle des Kessels hallte von unten herauf, begleitet von einem schauerlichen Aechzen; dann ein Geschrei, gleich dem eines Rasenden. Sie hatte glücklich getroffen. Der fallende Kessel hatte dem einen Mörder den Schädel eingeschlagen und den andern Bösewicht mit dem kochenden Reise übergossen. Wie von Furien gepeitscht, rennt der Elende davon, und sein Geheul erfüllt die enge Straße.

(Fortsetzung folgt.)

Freiherr von Vincke, Ober-Präsident von Westphalen.

(Schluß.)

Nie machte von Vincke sich wichtig; er ging einher und stand da, unscheinbar. Der Fremde war erstaunt, daß der kleine und demüthige Mann, der sich nicht hervordrängte, ein Ober-Präsident war. Aber sah man ihm ins Gesicht, in die klaren, blauen, denkenden Augen; beobachtete man die gewölbte, denkende Stirn, die gefüllten, gutmüthigen, sanft geschlossenen Lippen; hörte man ihn sprechen, kurz, gedankenreich und einfach, so wurde der Menschenkenner bald inne, daß eine große Seele in dem kleinen Körper wohne. Er wurde oft verkannt, oft nicht gekannt, weil er gern zu Fuß reiste und es liebte, vorzüglich dann den bequemen, westphälischen blauen Kittel zu tragen. In diesem hat man ihn häufig für einen Bauer gehalten, und er ließ sich, weil er diesen achtungswerthen, biedern Stand kannte, achtete und liebte, gern dafür halten. Dies war nicht Affectation, wozu die Natur ihm die Anlagen versagt hatte, sondern wahre Stimmung. Er wies darum die Zumuthungen und Forderungen nicht zurück, und einmal im blauen Kittel, von Aalen nach Münster gehend, half er, aufgefordert, einem Fuhrmann, der auf schlechten Wegen festgefahren, durch beschwerliches Heben und Schieben der Räder. Er hatte die ächte Popularität, die aus dem Herzen und der wahren Menschenliebe kommt. Er sah in jedem Menschen den Menschen, und die Kleidung, die er trägt, war ihm, was sie ist, nur die äußere Hülle. Wahrheit, und nichts als Wahrheit war in Allem das Ziel, das er suchte und wollte, und Wahrhaftigkeit die Luft, worin er immer lebte und athmete. Dabei gutmüthig und bieder, paßte er ganz zu dem National-Charakter der Westphälinger und verstand namentlich den Bauer und Bürger. In der Regel sind diese mißtrauisch, besonders gegen Beamte, und der Meinung, daß man ohne Kniffe mit ihnen nicht fertig werde. Zu dem Ober-Präsidenten hatten sie ein unbedingtes Vertrauen, dem es vorzüglich zuzuschreiben ist, daß v. Vincke so viel Gutes im Lande stiftete und er, seinen Bewohnern lieb und werth, nicht vergessen werden wird. Achtung, Liebe und Vertrauen nahmen mit den vielen Jahren seines Wirkens zu, und er war stets umlagert mit Leuten aus allen Ständen, die seinen Rath verlangten; sie befolgten, was er ihnen aus dem Schatze seiner Erfahrung rieth, und sie befanden sich wohl dabei. Er hatte, wiewohl er einen energischen Charakter, besonders in Geschäften, an den Tag legte, wenig oder gar keine Feinde, da er alle Interessen zu berücksichtigen und zu vereinbaren wußte. Er stand über jeder Partei und in seiner Natur lag das Prinzip der Versöhnung. Weil an ihm nichts Geschrobenes und Geschminktes und, wie man dort zu sagen pflegt, kein falsches Haar an ihm war, vielmehr sich so hingab und hingeben durfte, wie er war, blieb er sich auch immer gleich. Er war heute wie gestern, und weil er immer wahr dachte, redete und fühlte, blieb er auch stets consequent. Sein Stand, Rang und Einfluß war auf den guten Menschen gepfropft, und dieser blickte immer durch. Er wußte nichts von Hochmuth, und wahre männliche Demuth war in Allem, er mochte stehen vor wem er wollte, sein Eigenthum. Darum machte er, wiewohl er einen zarten Takt hatte, und Personen, Zeit und Ort richtig unterschied, keinen Unterschied; so war es ihm eine Sache, die sich von selbst verstand, bei regnigtem Wetter den Lohnlakaien bei sich in den bedeckten Wagen zu nehmen. Darum reiste er gewöhnlich ohne Bedienten und der Excellenz fiel es nicht ein, besser als andere honette Leute es haben zu wollen. Mit einem so edlen Menschen läßt sich wohl leben und überall gut fertig werden. Was mögen erst Frau und Kinder, denen er das volle und treue Herz hingab, an dem Gatten und Vater gehabt haben! Was seine Verwandten, Freunde, Collegen an ihm hatten, wissen sie; was die Armen und Nothleidenden, denen er im Stillen wohlgethan, wird erst jetzt bekannt werden, da er vom Schauplatz des Irdischen abgerufen ist. Daß ein so vollendeter Mensch (so weit als menschliche Unvollkommenheit und Beschränktheit es zuließt) ein Christ war, versteht sich von selbst. Wie hätte er in der Seligkeit und Ewigkeit der Liebe seyn und athmen können, ohne Glauben an den Ewigen? Wie hätte er umhergehen und Gutes thun können, ohne ehrfurchtsvollen Aufblick zu Dem, von dem alle Kraft und Neigung kömmt, die gerade steile Bahn stille zu gehen, die mit seinen heiligen Fußtapfen bezeichnet ist? Aber er machte nie Geräusch mit seiner Frömmigkeit; von ihrem sanften und belebenden Anhauche beseelt, erkannte man ihre reifen schönen Früchte an seinem gesunden Lebensbaume. Er war ein ganzer Mann, aus einem Gusse und Stücke, männlich in seinem Charakter, kindlich in seinem Gemüthe. Er lebte und wirkte in einer wichtigen Zeit und europäische Schicksale entwickelten sich vor seinen Augen. Mit den geistreichsten Männern stand er in Verbindung und er besaß ihre Achtung und ihr Vertrauen. Der hochselige König Friedrich Wilhelm III. erkannte, ehrte und liebte ihn; des jetzt regierenden Königs Majestät, eben so gesinnt, zeichnete ihn bei jeder Gelegenheit aus, und bei seiner häufigen Anwesenheit zu Berlin war er, wie vor kurzem noch, der gerngesehene Tischgenosse im alten Schlosse und in Sanssouci. Im Juni 1845 sollte sein fünfzigjähriges Dienstjubiläum gefeiert werden, und schon wurden die vorbereitenden Anstalten großartig getroffen. Aus jeder Stadt und jedem Dorfe Westphalens sollten Deputirte in Münster erscheinen, und die Stände, katholische sowohl als protestantische, legten zusammen in brüderlicher Eintracht eine namhafte große Summe, wovon errichtet werden kann würdig eine milde Anstalt, die den unsterblichen Namen, die von Vinckesche, führen soll. Jetzt hat der Himmel sein Jubiläum gefeiert; wir aber, die wir ihn so lieb hatten, sehen ihm mit thränenvollen Augen nach.

Potsdam, 9. Dec. 1844. Bischof Dr. Eylert.

Rückblicke auf die geistige und religiöse Entwickelung in den letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts.

• (Frankfurt. — Eingesandt.) Mit wahrer Freude begrüßt gewiß jeder Freund der Glaubens- und Denkfreiheit, welcher Confession er auch angehöre, einen Artikel des Journals (Nro. 331 datirt Frankfurt den 29. Nov.), welcher an das lebhaft besprochene Ereigniß der Wallfahrt zum heiligen Rock und seine unerquicklichen Consequenzen die Frage knüpft: welche Theilnahme die Presse und die öffentlichen Organe an jenem, in das religiöse und gesellschaftliche Leben so tief eingreifenden Ereignisse nehmen dürfe und nehmen solle? Die Antwort des so warm gefühlten als klar und ruhig abgefaßten Artikels mag zum Theil als eine Erwiderung auf den Nothschrei jener Dunkelmänner gelten, welche heute noch, stünde es in ihrer Macht, Ketzer in corpore und in effigie verbrennen würden, und da es nicht in ihrer Macht steht, sich nicht entblöden, die Staatsregierungen unter Hinweisung auf den allen christlichen Confessionen zugesagten Schutz aufzufordern, zu ihren Gunsten zu interveniren und die Censur kräftiger zu handhaben! Wie anders handelte eine deutsche Regierung, wir meinen die würtembergische, als sie vor zwei Jahren das berüchtigte Sendschreiben „des Alten vom Berge" der geheimen Circulation unter den Privaten entzog und der Oeffentlichkeit durch eigens veranstalteten Druck preisgab, wie anders in jüngster Zeit König Wilhelm von Würtemberg, wenn er die Schmähungen derselben Klasse von Obscuranten von der Censur nicht unterdrückt haben will, an den gesunden Sinn und die Liebe seines Volks appellirend! — Mit so großer Freude aber der Freund der Denkfreiheit den Ausdruck der jenen Frankfurter Artikel durchwehenden Gesinnung begrüßt, mit so viel Wehmuth und Scham erfüllt den Freund des geistigen Fortschrittes der Nachtrag zu jenem Artikel, wir meinen die Verordnung der erzbischöflich-mainzischen Curie v. J. 1788. Mit Wehmuth und Scham, weil wir, oft genug von geistigem Hochmuth aufgebläht, die Bildung unserer Tage gern eine höhere nennen, während jene Verordnung zeigt, daß damals Fortschritte gemacht wurden, jetzt aber eben so viele Rückschritte zur Nacht mittelalterlichen Aberglaubens führen, und die Früchte der Reformation, die Saaten eines guten Kaisers Joseph und eines Pabstes Ganganelli, die Lehren und weisen Bestrebungen zur sittlichen und religiösen Vervollkommnung eines Weihbischofs Hontheim, und der Kirchenfürsten wie Dalberg, Wessenberg, und den Geist der Duldung eines Grafen Spiegel und Bischofs Hommer zu zertreten und zu vernichten streben! Drängt sich uns nicht bei'm Lesen dieser Mainzer Verordnung die Frage auf: würde in einem Sprengel, wo die geistigen Oberhirten solche Gesinnungen haben, je ein Ronge versucht worden seyn, dem Bischofe das zuzurufen, was er dem Trierer Bischof zugerufen hat? Traurig, daß wir antworten müssen: vor sechs Decennien hätte seine Sprache vielleicht Niemand am Rhein verstanden, hätte kein lauschendes Ohr gefunden — — heute ist's nöthig gewesen, daß ein zündender Blitzstrahl die Gemüther aus dem Schlafe rüttle! Freilich jene Kirchenfürsten, die solche Gesinnung durchwehte, die sie gegenüber dem gesammten protestantischen Deutschland, ohne von diesem verketzert zu werden, eine christkatholische nennen durften, jene Kirchenfürsten waren der deutschen Kirche Hüter, keine Römlinge. In der That, es gehört insbesondere zu den Faseleien der Neuzeit, wenn man behauptet, daß die Hirten und Fürsten der katholischen Kirche nie anders geglaubt, geschrieben, gesprochen hätten, wie jetzt, und wie namentlich seit den unglückseligen Wirren von 1838. Zur Beschönigung der Uebergriffe der Hierarchie möchte man uns gar gern weiß machen, daß sich die Diener der Kirche immer willig allem Spuk von Rom aus gefügt hätten, geistige Fortschritte als den Satzungen der Kirche zuwider, die ein unerschütterlicher Fels sey, verpönt gewesen wären. Man möchte uns besonders gerne weiß machen, daß Auflehnungen gegen die Hierarchie, gegen die Despotie der Päbste, die Bestrebungen der Jesuiten, gegen kirchliche Mißbräuche, Ablaßkram, Wallfahrten und Aehnliches immer nur von abgefallenen Söhnen der Kirche, oder protestantischen Gewalthabern, von Rabulisten und mißvergnügten Menschen, nie von Angehörigen und Hochgestellten der Kirche selbst ausgegangen oder auch nur versucht worden seyen. Selbst ein großer Theil der Protestanten, wenn sie der Geschichte nicht kundig, machen die Nachbeter dieses Geschwätzes, und sind — aus Unwissenheit oder aus geistigem Hochmuthe — versucht zu glauben, ein Ronge könne bei den geäußerten Gesinnungen weder Katholik mehr seyn, noch auch Priester bleiben. Die Mainzer Verordnung, von den ersten Priestern eines erzbischöflichen Stuhles erlassen, wird, wenn sie davon spricht: was die christkatholische Religion „entehre" und davon, wie sie durch ächt evangelische Frömmigkeit geehrt werden könne — den Nachbetern und den Tonangebern den Staar stechen. Die Mainzer Verordnung ist nichts als der Text zur Ronge'schen Predigt. Schwerlich hat jene seiner Zeit Aufsehen erregt, traurig; daß diese jetzt Aufsehen machen mußte!

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Frankfurt a. M.) Nachdem das berühmt gewordene Schreiben des katholischen Priesters Joh. Ronge in vielen Tausenden von Exemplaren durch ganz Deutschland verbreitet worden ist und bei allen Parteien die größte Sensation erregt hat, konnte es nicht fehlen, daß man von jenem Manne des Tages auch ein Bild zu besitzen und eine Anschauung seiner Persönlichkeit zu gewinnen wünschte. Es sind demnach bereits mehrere Porträts von Joh. Ronge erschienen und zwar drei derselben auf dem hiesigen Kunstmarkte

bei Carl Jügel, Verlag von Schultz in Breslau à fl. — 54 kr.
" Streng und Schneider, eigener Verlag à . . " 1. 12 kr.
" C. M. F. Niedermayer " " " . " — 36 kr.

Alle drei Ausgaben empfehlen sich durch ihre Zeichnung, guten Druck und geschmackvolle Ausstattung und ihre Aehnlichkeit unter einander ist nicht zu verkennen; sie zeigen uns den Verfasser der denkwürdigen Epistel in dem Ausdruck eines milden und ruhigen, aber ernsten Mannes. Namentlich hat uns das letztere, lithographirt von Hartmann, angesprochen und verdient wegen seines billigen Preises besondere Empfehlung; es ist in Zeichnung und Druck gleich ausgezeichnet und sein gefälliges Format macht es zur Einrahmung sehr geeignet.

(Berlin, 10. Dec.) Wir werden nun auch einen Carneval nach Art des kölnischen haben. Die Vorbereitungen dazu sind mit Erlaubniß der Polizeibehörde getroffen: ein Comité hat sich zur Entwerfung des Statuts gebildet und die Narrengesellschaft denkt sich mit Narrenkappen in der Zeit zwischen Weihnachten und Neujahr zu schmücken und damit definitiv zu constituiren. Daß dadurch der Carneval in's Volksleben eingreife, ist freilich kaum zu erwarten; denn erstlich wird die Polizeibehörde die Narren nicht aus den vier Wänden des Kroll'schen Etablissements, das sie sich zum Hauptquartier erwählt haben, auf die Straße hinaustreten lassen, und dann ist es dem Charakter der Berliner zwar sehr angemessen, sich amüsiren zu lassen, aber gar nicht, etwas zum Amüsement selbst beizutragen. Doch wer kann wissen, welche Entwickelung eine Sache späterhin nimmt; immer ist ein Anfang gemacht. (Magdeb. Z.)

(Zweibrücken, 10. Dec.) Zur Beherzigung Aller, welche ein Gelüste verspüren könnten, ihren Uebermuth an dem öffentlichen Vertrauen übergebenen Gegenständen zu kühlen, bringt man zur allgemeinen Kenntniß, daß durch Urtheil des k. Bezirksgericht zu Zweibrücken, von heute, Elias Adam und Johann Reis, beide Korbmacher aus Bierbach, wegen muthwilliger Zerstörung einer Anzahl an der Landstraße stehender Bäume zu einer Gefängnißstrafe von drei Jahren und zu einer Geldbuße von 10 fl. verurtheilt worden sind.

Zu Josselin im Morbihan fand man dieser Tage ein wunderschönes junges Mädchen von 21 Jahren, einer der achtbarsten Familien des Landes angehörig, furchtbar ermordet in ihrem Bette, von 23 Dolchstichen durchbohrt. Der Sohn des städtischen Friedensrichters, welcher ein Liebesverhältniß mit ihr hatte, ist dieses Mordes angeklagt. Die Sache wird bald vor den Assisen von Vannes vorkommen.

(Ein Diebstahl im Omnibus.) Dieser Tage saß eine junge Dame in einem Omnibus zu London in der Nähe eines Herrn, der einen ganz neuen Mantel hatte, auf welchem seine Hände mit gelben Glacéhandschuhen ruhten. Dieser Herr sprach kein Wort und machte keine Bewegung. Einige Augenblicke, nachdem er ausgestiegen, bemerkte die Dame indessen, daß man ihren Geldbeutel mit 6 Goldstücken gestohlen hatte. Als sie die Sache vor Gericht brachte, stellte sich heraus, daß der elegante Herr mit den Glacéhandschuhen ein sehr gewandter Dieb war, indem der Mantel falsche Hände mit Glacéhandschuhen hatte, die vorn kreuzweise ruhten und ihn so vor Verdacht schützten.

(Frankfurt.) Gegen Ende dieser Woche wird der Baritonist Pischek hier eintreffen, um in der Oper Belisar, die zum Vortheil des Hrn. Nork gegeben wird, die Titelrolle zu singen. Wer für diese Vorstellung einen guten Platz zu haben wünscht, der sehe sich in Zeiten darnach um, denn Pischek's Name ist für alle Kunstfreunde ein starker Magnet. — Wenn im Laufe dieses Jahres unserer hiesigen Bühne durch den Abgang der Herren Pischek und Baison und der Madame Frühauf Verluste erwachsen sind, welche von Seiten der Direktion nicht verhindert werden konnten und derselben sehr unerfreulich gewesen sind, so dürfen wir uns um so mehr freuen, einen abermals drohenden Verlust glücklich abgewendet zu sehen. Hr. Conradi nächlich, unser beliebter erster Bassist, welchem von auswärtigen Bühnen, wie z. B. von der Münchener, vortheilhafte Anträge gemacht wurden, hat solche abgelehnt und mit der hiesigen Theater-Direktion einen neuen Kontrakt auf zwei weitere Jahre, vom April 1845 an, abgeschlossen. Hr. Conradi ist eine Stütze unserer Oper sowohl durch sein vielseitiges und reiches Repertoire und sein anerkanntes Darstellertalent als auch durch seinen ausdrucksvollen und gediegenen Gesang und den rühmlichen Fleiß, welchen er auf seine Kunstleistungen verwendet. Den Theaterfreunden, welche diesem Sänger bei allen Veranlassungen ihre lebhafte Anerkennung bekunden, wird das erneute Engagement desselben gewiß sehr willkommen seyn.

Korrespondenz.

Mainz, 14. Dec.

Auf dem hiesigen Münsterweiher herrscht gegenwärtig ein reges Leben; Hunderte von Arbeitern sind beschäftigt, den 4 Fuß hohen Schlamm loszuhauen, auszuschöpfen und in der Umgebung des weitläufigen Wasserbeckens anzuhäufen. Die hohe Militärbehörde findet in ihren Anordnungen hier allgemeine Anerkennung, indem sie durch die in der gegenwärtigen Jahrszeit vorgenommenen Arbeiten nicht nur sehr vielen verdienstlosen, fleißigen Menschen Beschäftigung gibt, sondern auch dadurch, daß sie die Ausschöpfung in dem tiefsten Winter vornehmen läßt, ihre Sorgfalt für den Gesundheitszustand unserer Stadt an den Tag legt. Jetzt kömmt es nur darauf an, diesen wohlwollenden Gesinnungen weitere Folge zu geben und die Berge von gefrornem Schlamme hinweg und auf die Felder zu bringen, ehe die erwärmenden Strahlen der Frühlingssonne dieselben aufthauen und die darin befindlichen, der Gesundheit nachtheiligen Miasmen nach der Stadt ziehen. Unsere thätigen Landöconomen würden sich schon in Menge zur Abfuhr gemeldet haben, wenn nicht von mehreren Seiten behauptet würde, die Bestandtheile der ausgeschöpften Erde beständen beinahe ausschließlich aus Sand und Wasser und enthielten sehr wenig Dungstoffe, während man von anderer Seite dagegen einwendet, die verwesenen Pflanzentheile und die von den überschwemmten Feldern nach dem Weiher geführten fetten Erdtheile böten reiche Düngerstoffe dar. Diese Streitfrage, deren baldige Lösung für den Gesundheitszustand der hiesigen Bewohner von großem Interesse ist, wird nun aufgeklärt werden. Ein hier wohnender, sehr thätiger Oeconom, Hr. Britz, hat ein gewisses Quantum des ausgeschöpften Schlammes einem hiesigen Chemiker, Hrn. Materialist Lammert, übermacht, mit dem Ersuchen, denselben chemisch zu analysiren; da Hr. L. sich bereitwillig dazu erklärt hat, so werden wir nächstens im Stande seyn, durch Veröffentlichung des Resultates dieser Forschung jeden Zweifel über die größere oder geringere Dungkraft dieser Erde zu heben.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 17. Dec. Der alte Feldherr, heroisches Liederspiel in einem Act, von Carl von Holtei. Hierauf folgt: Der Kapellmeister von Venedig, oder: der Schein trügt, musikalisches Quodlibet in 2 Abth., von Breitenstein.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 350. Donnerstag, den 19. December 1844.

Die Escalade.

(Ein geschichtliches Bild aus der Vorzeit Genf's. Von X. X.)

(Fortsetzung.)

In demselben Augenblicke will eine neue Schaar durch die Pforte eindringen; gegen sie rennt der Verbrannte an; sein Geschrei, seine Flucht, sein Ungestüm, die unzusammenhängenden Worte, welche er ausstößt, erschrecken die Mannschaft; sie glaubt den Feind siegend vor sich, welcher die Flüchtigen verfolgt, und wendet sich selbst zur Flucht. Das Geschrei der Fliehenden theilt den weiter rückwärts Stehenden sich mit; die an den Leitern Emporsteigenden halten betroffen inne; Einige springen rücklings hinab; Andere zagen unentschlossen; Verwirrung verbreitet sich auf der ganzen Seite, selbst bis zu den Kanonen, welche den Angriff unterstützen und zur Noth den Rückzug decken sollen. Da ergreift ein Kanonier die Lunte; auf die Genfer will er feuern, welche, wie er meint, durch das Thor hervorbrechen; er drückt auf das Zündkraut und der Schuß geht los, nicht aber die Genfer trifft die schwere Kettenkugel, sondern die Leitern, welche die Savoyer so mühsam durch den Graben getragen und an die Mauern angelegt haben; mit einem Ruck reißt die Kugel die drei Leitern um, und schleudert sie zerschmettert in den Graben, mit ihnen Die, welche darauf standen, und schneidet den Eingedrungenen den Rückweg ab. Schauerlich hallte der Schuß durch die Nacht, den Savoyern und Genfern ein Zeichen zur Entscheidung. — Die Herzoglichen hielten ihn für den Knall des Mordschlages, welcher das neue Thor öffnen sollte, und rückten mit klingendem Spiele gegen dieses an. Lustig schmetterten die Trompeten den Siegtrunkenen voran, lauter wirbelten die Trommeln, und verkündeten dem Herzoge die bald errungene Herrschaft über die Stadt. In der Stadt aber schlug die eingedrungene Schaar der Seinigen die letzten Schläge der ersterbenden Verzweiflung. Von ihrer Nachhut zwiefach getrennt, und von den immer dichter sich schaarenden Bürgern fast umringt, kämpften sie nicht mehr für den Sieg, sondern für den Rückzug. Fast zweihundert waren ihrer gefallen, da wandten sich die Uebrigen zur Flucht nach der Mauer, die sie mit Hülfe ihrer Leitern erstiegen hatten. Aber wer beschreibt ihren Schreck, als sie die Stätte der Zuflucht als eine Stätte der Verwirrung wiedersahen. Sie rufen die draußen Stehenden an, die Leitern zu bringen; sie rennen rechts und links hin, und als die siegenden Bürger sie ereilen, springen sie hinab in den Graben und wählen den fast sicheren Untergang statt einer zweifelhaften Gnade. Unter ihnen war der Pater Alexander. Als er keuchend an den Rand der Mauer trat, da wichen die zunächst stehenden Krieger vor dem heiligen Manne, der ihnen den Sieg verheißen und den Himmel versprochen hatte, zurück, damit er ungestört sein Heil durch einen kühnen Sprung versuchen könne. Alexander faßte sein Kreuz, sprach ein kurzes Stoßgebet, sprang muthig hinab, und als wenn der Himmel ihn als seinen Liebling beschirmen wollte, kam er, wo fast Alle, die hinabsprangen, an den zerbrochenen Leitern sich schwer verletzten, unversehrt unten an. Doch war damit seine Rettung noch nicht verbürgt. Der Kriegsknecht, welcher ihm auf der Mauer so willig Platz gemacht hatte, sprang ihm nach, und fiel, als Alexander sich eben von seinem Sprunge erheben wollte, auf ihn, drückte ihn mit dem ganzen Körper tief in den Schlamm des Grabens und zertrat ihn jämmerlich. Da lag nun der Pater hülflos und verlassen; vergebens rief er die Gefährten um Beistand an; umsonst flehte er, und versprach Dem, der ihn retten würde, nochmals des Himmels Herrlichkeit; fast alle seine Unglücksgenossen lagen mit zerbrochenen Beinen, Armen und Rippen umher im Schlamm, und baten um Hülfe, und die Wenigen, welche nur leichte Verletzungen davon getragen hatten, „gelüstete nicht nach dem köstlichen Lohne;" sie suchten mühsam und eilig auf der Flucht ihr Heil.

Diese Flüchtlinge, zerhauen und zerfallen, kamen als Boten des Unglücks den mit Siegeshoffnung anrückenden Savoyern entgegen. „Alles ist verloren! Die Thore sind verschlossen; die Bürger sind wach; die Unserigen sind erschlagen; die Leitern sind zerstört!" — Das war der kurze Jammerbericht der dem Blutbade in der Stadt Entronnenen. Da schwiegen die Trompeten und Trommeln; tiefe düstere Stille lagerte sich über das schmählich enttäuschte Heer, in welcher sich der General d'Albigny mit einigen seiner Offiziere kurz berieth. Das Ende des Kriegsrathes war das Zeichen, welches die Trompeten zum Rückzuge gaben. Schweigend, wie die Savoyer gekommen waren, zogen sie eilends ab, mit verbissenem Grimme wendeten sie sich von den Mauern der Stadt, die sie schon erobert geglaubt, an die sie nun mit dem Blute ihrer Treulosigkeit den Namen ihrer Schmach geklebt hatten; sie eilten zurück auf dem Wege, auf welchem sie meuchlings gekommen waren, um dem Herzoge verkündigen zu

können, wie Gott die Plane der Gottlosen zu nichte macht, und wie er schon auf Erden sein Gericht über Die ergehen läßt, welche seinen heiligen Namen freventlich mißbrauchen.

(Fortsetzung folgt.)

Rückblicke auf die geistige und religiöse Entwickelung in den letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts.

(Schluß.)

Damit man aber nicht glaube, Erscheinungen der Art wie die der Mainzer Verordnung seyen eben so vereinzelt als selten gewesen, dürften vielleicht gar als der Erlaß eines vom bösen Geist des Akatholicismus angesteckten Gremiums nicht sonderlich zu beachten seyn, so wollen wir einige andere Beispiele aus der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts wiedergeben, welche kräftig genug jene Meinung widerlegen. Beiläufig gesagt, gebührt übrigens den Gebern einer solchen Verordnung wohl eben so viel Ehre als den Empfängern, denn es ist vorauszusetzen, daß, wenn Jene bei Diesen nicht Anklang und Sympathie erwartet, sie zur Promulgation des Erlasses an eine fast durchgängig katholische Bevölkerung schwerlich den Muth gehabt hätten. Wir können uns nicht versagen, zur Bekräftigung unserer Behauptung, wie weltliche und geistliche katholische Fürsten jener Zeit der unsrigen vorausgeeilt waren und wie wenig sie den retrograden Bewegungen der Neuzeit huldigten, Einiges aus Schlossers Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts (3. Band, 4. Cap.) anzuführen.

„Die Revolution ward nicht von Philosophen, von einem Diderot und Voltaire hervorgebracht, denn gerade die Schüler der Franzosen, Friedrich und Katharina, schützten ja die Jesuiten auch sogar gegen den Papst, sondern sie ward von den frömmsten Katholiken veranlaßt. In Deutschland war es der gelehrteste und edelste Weihbischof von Trier, Johann Nicolaus von Hontheim, und Bischof in partibus, war es eine sehr bigotte Fürstin wie Maria Theresia, waren es Kirchenfürsten wie der Erzbischof von Mainz und übertriebene Verehrer der Heiligen, ihrer Wunder und Reliquien wie der Kurfürst von Bayern, welche den Jesuiten Schranken setzten, ehe man es wagte, an ihre Aufhebung zu denken. Nicht die Schwätzer und Hoffophisten, die man mit Rang, Orden, Gold und Schwelgen bestechen kann, sondern die strengste Secte der Katholiken, die ascetischen Jansenisten, die rechtgläubigen Canonisten, wie Tanucci und Campomanes erhoben sich gegen die Jesuiten, ihren Papst, der die Bullen Unigenitus und in coena domini erneuern wollte (1768; es war Clemens XIII., der Vorgänger des edlen Ganganelli). Die Neapolitaner rüsteten damals Truppen, um dem Papst, nach der Besetzung von Ponte Corvo und Benevent, von Avignon und Venaissin, auch Castro und Ronciglione zu entreißen; der Herzog von Modena wollte, nachdem er einige Klöster aufgehoben, sechzehn andere aufheben und Ferrara besetzen; Venedig und Neapel verdammten die Bulle in coena domini (in welcher bekanntlich alle Akatholiken verflucht werden) und Tanucci machte bekannt, der Papst sey nicht mehr wie jeder andere Bischof; das Pariser Parlament decretirte in voller Versammlung: das Breve gegen Parma (in welchem die besagte Bulle unter den schärfsten Drohungen zur Promulgation anempfohlen war) sey ungerecht, ehrenrührig, gesetzwidrig gegen alle Mächte, und es solle deßhalb gänzlich unterdrückt werden. Auch der Großmeister von Malta hob die Jesuiten auf. Alles Dieses geschah zwischen den Jahren 1760 und 69. Aehnliche Schritte that Maria Theresia in der Lombardei. Bekannt ist, was der große Joseph II., damals Mitregent seiner Mutter, in Uebereinstimmung mit ihr und dem Minister Kaunitz, unvergeßlich, was er später als Selbstherrscher weiter gethan. Noch unter dem ersten Regiment mußte der Klerus alle geistlichen Güter, die er seit 1722 in der Lombardei erworben hatte, verkaufen und kein kaiserlicher Unterthan durfte mehr, ohne die weltliche Behörde zu fragen, um irgend eine Gunst, außer Ablaßbriefe, in Rom ansuchen. — Für Deutschland hatte der Bischof Hontheim gethan, was Campomanes für Spanien, die französischen Parlamente für Frankreich thaten; er hatte bewiesen, daß das päpstliche Recht sich zum Kirchenrecht gerade so verhalte, wie die byzantinische Justiz zur deutschen. Der edle Mann, dessen Widerlegung oder Verdammung Jesuiten und Papst vergeblich zu erstreiten versuchten, leistete im Kirchenrechte, was in unsern Tagen ein anderer würdiger, gelehrter und christlicher Bischof (v. Wessenberg) durch und in der Kirchengeschichte des fünfzehnten Jahrhunderts zu leisten unternommen hat. Er gab im Jahr 1765 unter dem angenommenen Namen Justinus Febronius ein gelehrtes Werk heraus, worin er die Grundsätze des antijesuitischen Kirchenrechts aufstellte und mit den Autoritäten der Kirche belegte. (Der deutsche Titel dieses lateinisch geschriebenen und nachher in Portugal, Spanien, Italien nachgedruckten, in Deutschland oft aufgelegten, leider jetzt kaum mehr bekannten Werks war: „Justinus Febronius über den gegenwärtigen Zustand der Kirche und die gesetzmäßige Gewalt des Papstes“ x.) Dieses Buch ward in allen katholischen, von Rom gedrückten und ausgesogenen Staaten als ein neues Evangelium begrüßt, alle Regierungen huldigten dem darin verkündigten Kirchenrechte der ältesten Kirche, welches man jetzt wieder auf allen katholischen Universitäten verfolgt. In Spanien berief sich Campomanes auf das Buch, in Portugal wurde eine besondere Ausgabe desselben veranstaltet, in Deutschland vertheidigten die angesehensten Canonisten wie Stock, Oberhäuser, Riegger und andere dieses den Usurpationen der Päbste entgegengesetzte System und Joseph gründete seine durchgreifende Reform darauf. Freilich bot Pabst Clemens XIII. alle erlaubten und unerlaubten Mittel auf, um einen Widerruf zu erhalten, der bekanntlich gebraucht wird, um in solchen Fällen die Stelle gründlicher Widerlegung zu vertreten. Der alte Mann (damals 77 Jahre alt, er starb im 89sten Jahre) ward so lange geplagt und geplackt, bis er eine Erklärung gab, welche wie ein Widerruf lautete, worauf indessen, wie das gewöhnlich ist, nur die jesuitische Partei eine Bedeutung legte, besonders da er (1781) in einer gedruckten Schrift erklärte, daß er immer noch von der Richtigkeit Dessen, was er um 1765 behauptet, überzeugt sey.“ —

Wir unterlassen es, weitere Auszüge aus einem Werke zu geben, welches bei den Freunden des Rückschritts freilich keine sonderlichen Lorbeeren einärnten wird; glauben aber genug der Beweise angeführt zu haben, daß es eine, der jetzigen unähnliche Zeit gegeben, in welcher die Mainzer Verord-

nung als kein isolirtes Faktum betrachtet werden kann, und müssen billig fragen, welches Schicksal die Versuche eines Bischofs von Trier in jener Zeit und unter solchen Kirchenhäuptern gehabt hätten? E.

Ein Justizmord.

Ein brügger Blatt berichtet folgende höchst beklagenswerthe Thatsache: „Vor etwa zwei Jahren sprach der Assisenhof zu Brügge auf den Ausspruch der Jury das Todesurtheil gegen einen gewissen Haberlandt aus, einen Arbeiter zu Poperinghen, wegen Anzündens noch auf dem Halm stehender Früchte, begleitet von einem Brandstiftungsversuch an einem bewohnten Hause ꝛc. Sein Kassationsgesuch ward verworfen. Das Begnadigungsgesuch des Verurtheilten war von glücklicherem Erfolge, denn die Todesstrafe ward in zwanzigjährige Zwangsarbeit ohne Ausstellung umgewandelt, in Rücksicht auf das tadellose frühere Leben des Verurtheilten. Er hatte in der That nie etwas mit den Gerichten zu schaffen gehabt, und betheuerte auch hier beharrlich seine Unschuld, indem er behauptete, er sey ein Opfer falscher Zeugnisse, schändlicher Machinationen, unheilvollen und zufälligen trügerischen Scheins, mit einem Wort, eines jener beklagenswerthen gerichtlichen Irrthümer, die unglücklicherweise in den strafrechtlichen Annalen nur zu häufig sind. Zwei zum Tode Verurtheilte nun, die in dem Zwangsarbeitshaus zu Gent eingekerkert waren, machten vor einigen Monaten auffallende Offenbarungen. Haberlandt's Unschuld ward dadurch bestätigt, indem sie sich zur Rechtfertigung eines Unschuldigen selbst als die Urheber des Verbrechens anklagten, um dessenwillen der Unschuldige zuerst zum Tode verurtheilt worden war!.. Es versteht sich von selbst, daß die beiden Uebelthäter, Slosse und Deprim mit Namen, solche umständliche und genau zutreffende Einzelnheiten anzugeben wußten, daß die Verwaltungsbehörde des Gefangenhauses und der Generalprocurator Ganser selbst sich einzuschreiten veranlaßt fanden. Haberlandt's Gattin wurde vor diese hohe Gerichtsperson, so wie vor den Untersuchungsrichter des Gerichtshofs zu Ypern geladen. Aus den Aussagen der beiden Verurtheilten, Slosse und Deprim, geht hervor, daß sie das Verbrechen, dessen sie sich freiwillig anklagen, nur auf Antrieb eines gewissen F...., Expriesters zu Poperinghen und Exunterschullehrers, vollbracht haben, der wegen Angriffs auf die Schamhaftigkeit seiner Aemter entsetzt und verurtheilt worden, und ihnen eine Summe von 300 Franken versprochen habe, wenn sie das Verbrechen begingen, und zwar auf solche Weise und mit solchen Vorsichtsmaßregeln, daß der Verdacht unfehlbar auf Haberlandt fallen müsse.“ (Karlsr. Z.)

Mannichfaltigkeiten.

(Untersuchungen über die Sprache der Schafe.) Seit mehreren Jahren, sagt ein Pariser Korrespondent eines englischen Blattes, beschäftigen sich vierzig Literaten der Académie françaises damit, ein neues vollständiges französisches Wörterbuch herauszugeben. Sie sind indessen erst bis zum Buchstaben C gekommen, und wenn sie ihre äußerst langsamen Bemühungen nicht sehr beschleunigen, so wird sie ein zweiter, Dr. Johnson, mit einem modernen Dictionäre überraschen und so die alte Satyre erneuern, daß ein Engländer genügt, vierzig Franzosen zu schlagen (was freilich etwas lange her ist). Diese Langsamkeit können wir uns leicht aus folgendem Wortstreit erklären, der sich am ersten Abend bei dem Buchstaben A erhob. Man glaubte, alle gewöhnlichen Bedeutungen dieses Lautes erschöpft zu haben, da erhob sich Nodier mit der Bemerkung, daß sie noch nicht die Hälfte seiner Bedeutungen angeführt hätten. „A, französisch ausgesprochen,“ fügte er hinzu, „ist die Stimme der Natur im Säuseln des Windes, das Rauschen des Meeres durch die Stille der Urwälder; außerdem ist es die Sprache vieler Thiere, z. B. der Schafe.“ Bei diesen Worten erhob der Exminister, Graf Molé, heftigen Widerspruch. „Meine Herren,“ sagte er, „in allen anderen Fällen mögen Sie Ihre Nachforschungen bis in den siebenten Himmel erheben; allein hier thue ich Einsprache; ich bin Besitzer vieler Schafheerden, und weiß genau, daß die Schafe nicht „Ah“ sagen, sondern „Bah“. Vermuthlich kommt der anziehende Gegenstand bei dem Laute M. noch ein Mal zur Sprache, vielleicht in 100 Jahren.

Das Zuchthaus zu Brieg (in Schlesien) wird nun, hoher Bestimmung zufolge, gewissermaßen als Normal-Anstalt nach dem Zellensystem gebaut. Die Einrichtungen desselben und alle dazu gehörigen Details wird man in einem mit Abbildungen nächstens hier herauszugebenden Werke ersehen können.

(Berlin, 10. Dec.) Viel besprochen wird hier jetzt die vom General-Intendanten, Hrn. v. Küstner, aus eigenem Antriebe gestern geschehene Demission, weil er sich nicht länger den Umtrieben einer ihm feindlichen Partei aussetzen will. Der Graf von Redern scheint die General-Intendanz der k. Schauspiele nicht ungern übernehmen zu wollen.

(Berlin, 8. Dec.) Der Prediger Meinhold, der bekannte Verfasser der Bernsteinhexe, hat jetzt auch ein vaterländisches Schauspiel gedichtet, und sich dazu die Geschichte Friedrichs II. und Katt's zum Gegenstand gewählt.

(Breslau, 10. Dec.) Am 1. Januar 1844 hat Hr. Baron v. Baerst die schon längst gehegte Idee eines Pensionsfonds für das hiesige Schauspieler-Personale ins Leben treten lassen.

Unsere schönen Leserinnen machen wir mit Vergnügen auf zwei meisterhafte Productionen der Stickerei aufmerksam, welche gegenwärtig in Frankfurt a. M. zur Beschauung in Umlauf gesetzt sind. Sie sind in schwarzer Seide mit solcher Vollendung und so feiner Arbeit ausgeführt, daß man sie von einem Kupferstiche kaum zu unterscheiden vermag. Das Eine derselben ist ein wohlgetroffenes Portrait Sr. H. des regierenden Herzogs Adolph von Nassau und das Andere eine Ansicht der Burg Stolzenfels, und man muß die seltene Kunstfertigkeit der Stickerin, der Frau Chr. Dulcius aus Bingen, und die geschmackvolle Ausführung der Arbeit bewundern. Beide Piecen haben auf der Berliner Industrie-Ausstellung großen Beifall gefunden und ist deren Werth auf einige Hundert Thaler veranschlagt worden.

(Haag, 13. Dec.) Die Wagen erster Klasse auf unseren Eisenbahnen sind seit einigen Tagen mit kupfernen Kesseln versehen worden, die mit siedendem Wasser gefüllt werden, und so den Reisenden zur Erwärmung dienen. Durch eine zweckmäßig getroffene Einrichtung ist kein unheilbringender Vorfall zu fürchten; auch stören sie nicht im geringsten die Bequemlichkeit der Reisenden.

Frankfurter Theater.

Am 15. d. Mts. wurde Herold's beliebte Oper: „Zampa" in neuer Einstudierung und in einer sehr gelungenen Aufführung wieder gegeben. Mit Vergnügen hört man eine Composition, welche voll Leben und Frische ist und durch ihren ungestörten Melodienfluß und brillante Instrumentation die Theilnahme zu fesseln und zu befriedigen weiß. Die Oper, wenn auch kein Kunstwerk ersten Ranges, hat doch ihre Vorzüge und Schönheiten bewähret und wird sich noch lange auf den Repertoiren erhalten. Hr. Chrudimsky sang die Titelrolle und hat den Vergleich mit keinem seiner Vorgänger zu fürchten; denn es gelang ihm, diese für einen umfangreichen Tenor geschriebene Partie in das rechte Licht zu stellen und die von dem Componisten beabsichtigten Effekte hervorzubringen, was sich besonders in den Ensemble's als sehr wirksam herausstellte. Die drei Glanzpunkte des Zampa — das Trinklied, die große Arie im zweiten Akt und die Schlußscene — wurden von Hrn. Chrudimsky trefflich gesungen, in reinster Intonation, mit Kraft und Ausdauer und in wohlnüancirtem Vortrag; an einigen Stellen hätten wir nur etwas mehr Energie der Accentuirung gewünscht. Besonders vortheilhaft und schön trat der Gesang hervor bei dem zartgehaltenen Eingang der großen Arie, die von Innigkeit der Empfindung belebt war; auch haben wir belobend zu berichten, daß er in dem Trinkliede nicht in jene dünnen und unmännlichen Falsettöne verfiel, die unangenehm anzuhören sind und in Widerspruch mit den Krafttönen, in welchen die ganze Partie gehalten ist, stehen. Hr. Chrudimsky hatte den Part nach der wahren Bedeutung desselben aufgefaßt und führte ihn als solchen abgerundet durch. Sein Spiel war lebendig gehalten, obwohl er den ungestümen und rauhen Charakter des Räuberhauptmanns mitunter etwas stärker hätte markiren dürfen. Sehr gut gelang dem Darsteller der Ausdruck des Entsetzens vor der Marmorstatue im ersten und zweiten Finale. Durch ein passendes und geschmackvolles Costüm wurde die vortheilhafte Persönlichkeit des Sängers unterstützt und so können wir den Totaleindruck der ganzen Leistung als einen sehr günstigen bezeichnen. Hr. Chrudimsky fand den lebhaftesten Beifall und wurde hervorgerufen. Gleiche Auszeichnung hatte Fräul. Capitain (Camilla), die heute besonders gut bei Stimme war und mit Zartheit und Innigkeit der Empfindung sang. Da die Besetzung der übrigen Rollen dieselbe wie in früheren Vorstellungen geblieben, so haben wir dieselbe nicht im Einzelnen zu besprechen und im Ganzen nur zu beloben. Die Oper ging in allen Theilen sehr exact. W.

Korrespondenz.

Gießen, 15. Dec.

Schon wieder ist unserer Lahn der nur zu häufig geforderte Tribut zu Theil geworden, indem ein hiesiger Studirender beim Schlittschuhlaufen einbrach und seinen Tod fand. Die Lahn nämlich, die oberhalb Gießen von mehreren warmen Quellen Zufluß erhalten soll, bietet an verschiedenen Stellen den Schlittschuhläufern eine nur sehr beschränkte Bahn, auf deren Seiten trotz der strengen Kälte noch das offene Wasser dahinfließt. Da nun über die Sicherheit einer solchen Stelle dahier immer erst die durch die Passanten selbst angestellte Probe entscheidet, so muß dies Anlaß zu manchem Unfall geben. Wahrscheinlich ist es nun, daß dem Unglücklichen, als er sich gerade seines Schnupftuches, das man auf dem Eise fand, bedienen wollte, der Wind das Tuch über das Gesicht trieb und er so in eine offene Stelle gerieth, wo er aus Mangel an irgend einer Beihülfe umkommen mußte. Bei diesem Vorfall ist besonders die Unzulänglichkeit der Rettungsanstalten, deren Einrichtung in Darmstadt jüngst in Ihrem Journal lobend erwähnt wurde, bemerkbar geworden, indem erst vier Stunden nach dem Unglücksfall die verschiedenen Berichte und Zurüstungen so weit gediehen waren, daß man die Leiche herausheben und Wiederbelebungs-Versuche bewerkstelligen konnte, deren Zwecklosigkeit schon hieraus hinreichend hervorleuchtet. Allgemein war die Bestürzung, besonders da der junge Mann an Geist und Körper mit gleich ausgezeichneten Fähigkeiten begabt war und durch sein eben so freundliches, als festes Betragen die Liebe und Achtung seiner Commilitonen sich erworben hatte. Daher auch der einstimmige Entschluß der hiesigen Studirenden, in feierlichem Grabgeleite unter Fackelschein dem Verstorbenen die letzte Ehre zu erweisen, wie dieses bis kommenden Dienstag stattfinden wird. Dieser Entschluß ist ein hervorragendes Moment in der Geschichte unserer Universität, indem dies das erste Mal ist, wo Chor- und Antichorstudenten sich auf einem gewissermaßen geheiligten Boden zu einem gemeinsamen Zwecke vereinigen. Gießen bietet in dieser Beziehung dem Beobachter ein reiches Feld, indem wohl nur noch auf wenigen Universitäten die Spaltung zwischen genannten beiden Parteien so weit ist und zugleich sich so wenig Aussicht zu einem vereinten Anschluß an die große Reaction der deutschen Hochschulen zeigt. Wenn nun gleich erst der Tod es zu bewerkstelligen vermochte, daß solche heterogene Elemente sich annäherten, so hätte doch auch dies traurige Ereigniß seine guten Früchte getragen, wenn es der Anstoß zu einer Verständigung würde, wie sie in Heidelberg schon stattgefunden und woran auch auf andern deutschen Hochschulen mit mehr gutem Willen gearbeitet wird, als dies leider bisher hier der Fall gewesen.

Logogryph.

Oft mit banger Furcht, mit Schmerzen
Füllte ich der Menschen Herzen,
Wann mein mächt'ger Ruf erklang;
Wie Verkünderin der Leiden,
Bin ich Künderin der Freuden,
Wie von mir ein Dichter sang.

Wirst das erste Zeichen streichen,
Bin ich dann Erinn'rungszeichen
An geliebte, theu're Frau'n,
Doch, wenn der Geliebten Wangen
Reichlich sind von mir umhangen,
Wirst du mich am liebsten schau'n.

Worms. Kunkel.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 18. Dec. (Neu einstudirt): Des Goldschmieds Töchterlein, altdeutsches Sittengemälde in 2 Abth., von C. Blum. (Gastrolle) Walpurgis: Fräul. Ukez, vom großherzogl. bad. Hoftheater zu Karlsruhe. Hierauf folgt: Die Landpartie nach Königstein, Lokalskizze in einem Act und 4 Bildern.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 351. Freitag, den 20. December 1844.

Die Escalade.

(Ein geschichtliches Bild aus der Vorzeit Genf's. Von X. X.)

(Fortsetzung.)

V.

Der Sieg.

Die Stadt war frei und von den eingedrungenen Feinden, außer 13 Gefangenen, die sich auf dem Platz am neuen Thor ergeben hatten, und 40 anderen, die verwundet ergriffen worden waren, keiner mehr lebend in Genf. Als die letzten Flüchtigen von der Mauer hinabgesprungen waren und die Bürger keinen Gegner mehr fanden, eilten viele derselben nach ihren Wohnungen zurück, theils um zu sehen, wie die Ihrigen gerettet seyen, theils um den daheim gebliebenen Frauen die Botschaft von der Errettung der Stadt zu bringen. Dasselbe thaten auch der jüngere Montfort und Lacorde, welche mit die ersten auf dem Kampfplatze gewesen waren, und eben so kräftig als glücklich gefochten hatten. Auf ihrem Rückwege nach der engen Straße am Münzthore stießen sie auf mehrere Gefallene, die als Leichen den Weg bezeichneten, welchen die Savoyer eingeschlagen hatten. Als sie in die Nähe ihrer Wohnung kamen, strauchelte Montfort und fiel. Er tastete um sich und fand, daß er auf Leichen lag.

„Um Gottes Barmherzigkeit willen! Da liegen ihrer Drei!" sagte er, sich aufrichtend.

„Laß uns Licht holen!" versetzte Lacorde. „Hoffentlich sind es keine der Unserigen."

„Nein," versetzte Montfort, „es sind stark Bewaffnete!" Man eilte an das Haus und klopfte. Bald erschien Ninon am Fenster, erkannte die Stimmen des Gatten und des Freundes, und eilte die Stiege hinab, die Hausthüre zu öffnen.

„Wo ist der Vater?" fragten gleichzeitig die eintretenden Männer.

„Er erzählt den Knaben von der Treulosigkeit der Savoyer!" entgegnete Ninon. — „Ach! wie beklagte er es, daß er nicht mit euch ziehen konnte."

„Gott sey gedankt! — Ich fürchtete, er habe sich doch unter die Kämpfenden gewagt. Und hier liegen drei Todte." Lacorde nahm das Licht aus Ninon's Händen und beleuchtete die Leichen.

„Wahrlich, ein Savoyer und zwei Bürger!" sprach er. „Aber sieh, wie der Kerl hier zugerichtet ist — den Hirnkasten zerschlagen!"

„Seyd Ihr es denn, meine Lieben?" rief jetzt der alte Montfort von oben. — „So kommt doch herein, daß Ihr mir saget, wie es in der Stadt stehet."

„Die Stadt ist unser! Der Feind ist verjagt!" entgegneten die Männer von unten, und eilten, dem Vater zu berichten.

„Sagt es noch ein Mal! Die Stadt ist unser! Der Feind ist verjagt!" — sprach dieser, und sein Auge leuchtete.

„Gott sey es gedankt! Er hat uns geholfen!"

„Ja, ja! Gott sey es gedankt! Er hat uns errettet!" wiederholten der Alte und Ninon.

Und der Großvater nahm seine Mütze ab und faltete die Hände zum Gebet und sprach: „O Herr, nun nimm mich alten Mann in Frieden auf, denn meine Augen haben Deine Wunder gesehen. Du hast Großes an uns gethan, und warst stark in den Schwachen!"

Noch befahl er in seinem Gebete die Stadt in Gottes Hand. Dann suchte er seinen Sessel und sprach: „Nein, ich will nicht klagen, daß ich meine zitternde Hand nicht zur Rettung unserer guten Stadt habe aufheben können. Ich will Gott danken, daß er von meinem kleinen Hause die theilweise Befreiung hat kommen lassen."

„Von Eurem Hause?" fragten erstaunt die Andern.

„Ja! von diesem Hause aus. — Das dünkt Euch seltsam? Aber auch das Seltsame ist wahr. — Seht! Wir standen, als Ihr auf den ersten Lärm fortgeeilt waret, hinter dem Fenster, sahen Euch in der Nacht verschwinden, und beteten, da wir selbst nicht helfen konnten, zu Gott, daß er Euch schützen und uns retten möchte. Da erschütterte ein fürchterlicher Knall das ganze Haus. Durch einen Mordschlag hatten die Feinde die Pforte da unten gesprengt. Sie stürmten in die Stadt, und auch in unserer Nähe wurde es stille. Wir horchten mit angehaltenem Athem. Die Thüre war verschlossen, und das gute alte Schwert stand bereit, Jedem, der sie erbrechen würde, seinen Sündenlohn zu geben. Jetzt hörten wir von neuem Stimmen hier unten, Waffengeklirr, Kampfgeschrei und Todesstöhnen. Wir öffneten leise das Fenster und erkannten zwei Savoyer, welche einige unserer Nachbarn erschlagen hatten und die Leichen plünderten. Da eilte Ninon in die Küche — — nun, meine Tochter, Du brauchst die Hände nicht vor's Gesicht zu halten! — da eilte Ninon

in die Küche, holte den schweren Kessel, in welchem der Reis zum Frühstück für Euch, Vetter, kochte, und warf ihn zum Fenster hinaus auf die Mörder. Der eine der Bösewichte scheint auf dem Platz geblieben zu seyn, der andere floh heulend nach dem Thore, brachte durch sein Geschrei die neu eindringenden Feinde in Unordnung; einige hinzugekommene Bürger hieben auf die Bestürzten, und die Flucht der Savoyer ward allgemein. Bald darauf hörte man die Kanonen, und dann wurde es stille. Seht, meine Lieben, das hat ein schwaches Weib gethan. Das hat, mein Sohn, Deine Ninon gethan."

Während der Erzählung hatten Albert und Lacorde sich dem Weibe genähert und betrachteten es mit Bewunderung.

„Möge Gott es Euch lohnen, liebe Base!" sprach Lacorde tief ergriffen. Albert aber schloß die heldenmüthige Frau an seine Brust und flüsterte mit bewegter Stimme:

„Das hast Du gethan! Du bist mein Stolz! Der Stolz unserer Stadt!"

„Ihr dürft mich nicht loben!" versetzte diese. „Das hat mir Gott eingegeben. Ich weiß selbst nicht, wie ich dazu gekommen bin; auch nicht, wie ich es habe thun können. Ich konnte nicht ein Mal sehen."

„Gott war Dein Auge, meine Tochter! er lenkte Deine Hand, wie Deine Gedanken. Der Herr hat Das gethan; aber er hat es durch Dich gethan."

Auf die Fragen des Alten erzählten die beiden Kämpfer den Hergang in der Stadt, wie sie die Feinde zum Theil niedergehauen, zum Theil über die Mauer in den Graben gesprengt und ihrer 53 gefangen genommen hatten. Dann aber machten sie sich wieder auf und kehrten auf den Kampfplatz zurück.

„Ja, gehet! Man kann nicht wissen, wie viel Arme und Hände Genf noch in dieser Nacht braucht. Gott sey mit Euch!" sprach der Alte, und Albert und Lacorde gingen, um, was weiter für die Stadt noth war, zu thun, und mit den aus dem Kampfe gegangenen Siegern zu wachen und zu ordnen.

Unter diesen Geschäften brach der Morgen an. Nie hatte Genf einen ähnlichen gesehen. Ein Theil desselben glich einem Schlachtfelde. Leichen mit und ohne Panzer, zerbrochene Lanzen, Schwerter und Helme bedeckten die blutigen Straßen; Tausende, die, in entlegenen Theilen der Stadt wohnend, weder durch das Geschrei der Kämpfenden, noch durch das Geheul der Sturmglocken geweckt worden waren, eilen herzu und sehen und hören, was Gräßliches geschehen ist. Da stehen Männer und Frauen, Gott dankend, der sie vom Verderben gerettet hat; da suchen unter den Erschlagenen Kinder den fehlenden Vater, Aeltern den vermißten Sohn, Gattinnen die Gatten, welche, als der Nothruf erscholl, von ihnen geschieden und noch nicht zurückgekehrt waren; da floß manche Thräne auf die Leichen der für's Vaterland Gefallenen; manche treue Hand forschte sorgsam nach dem entflohenen Leben. Aber es war kein Wehklagen und Jammern in der Stadt, wie von Verzagten, Kleinmüthigen; eine Trauer war es, der heldenmüthigen Bevölkerung würdig, getragen von dem großen Gedanken der Errettung des Vaterlandes, und geheiligt durch die Dankgefühle für Gottes wunderbaren Schutz. Und die Glücklichen, die ohne Verlust eines theuern Lebens die Gefahr überwunden sehen, wie begrüßen sie sich freudig, und drücken sich die Hände und preisen Gottes Güte. So wandert das Volk, Hoch und Niedrig, Alt und Jung, durch die Straßen, nach dem neuen Thore, sieht das niedergelassene Gitter, findet oben den Mann, der hier die Stadt gerettet; — nach der Mauer zieht man, deutet erstaunt hinab in den Graben auf die zerbrochenen Leitern und auf die im Sumpfe umgekommenen Feinde; und zurück durch die Stadt und nach der Münzgasse, überall die Zeugnisse der Befreiung suchend und bewundernd. Ein Siegesjubel geht durch die ganze Stadt, ein heiliges Gefühl der Errettungsfreude hebt und bewegt die ganze Bevölkerung; nur eines Rufes bedarf es, und die Freude wird ein Loblied Gottes. Und auch dieser Ruf erscholl.

(Fortsetzung folgt.)

Prophezeiungen für das Jahr 1845.

Der in Paris erschienene Almanach comique pour 1845 enthält eine Reihenfolge von humoristischen Prophezeiungen für 1845, von welchen wir nachstehend einige mittheilen:

Im Januar werden Abd-el-Kader und der Kaiser von Marocco nach Paris kommen, um dem König der Franzosen einen Freundschaftsbesuch abzustatten. Der Marschall Bugeaud wird ihnen als Dolmetscher dienen, sie werden über die Nationalgarde eine große Revue halten und das kriegerische Aussehen der Banlieue bewundern, was ihnen einen hohen Begriff von unserer Kriegsmacht beibringen wird.

Unser berühmter Eugene Sue wird zum Minister des öffentlichen Unterrichts ernannt. — Der Monat Februar wird große und erhabene Erfindungen zu Tage fördern. Auf dem Carrousel-Platz wird ein Leuchtthurm errichtet werden, der nicht nur den Platz und dessen Umgebungen, sondern auch die sämmtlichen Gemächer der Tuilerien erhellen wird, wodurch jeden Tag zehntausend Wachskerzen und Gasflammen erspart werden.

Der Erfinder wird zur Belohnung den Orden des goldenen Sporn (für 30 Francs) erhalten und die Deputirten-Kammer wird zum Behuf der neuen Erfindung und Ersparniß einen Credit von drei Milliarden votiren.

Im April wird die Seine ganz Paris überschwemmen und man kann auf dem Boulevard Italien in Kähnen spazieren fahren.

Im Juni wird die Königin Pomare sich mit einem englischen Lord W. vermählen.

Im August wird Mlle. Loisa Puget die Geheimnisse von Paris in Musik setzen.

Im Oktober wird sich Abd-el-Kader in Paris häuslich niederlassen, unter die Nationalgarde treten und durch Einstimmigkeit zum Sappeur ernannt werden.

Man wird in der Seine einen Wallfisch fangen und hieran die Hoffnung knüpfen, Paris mit der Zeit in eine Seestadt verwandelt zu sehen.

Der Buchhandel wird einen gewaltigen Aufschwung nehmen und zwar durch einen Roman von neunundsiebenzig Bänden von einem unserer beliebtesten Schriftsteller.

Schließlich dürfen wir der französischen Nation die Ver-

sicherung geben, daß sie auch im Jahre 1845 das geistreichste Volk der Erde bleiben und nicht aufhören wird, sich selber zu preisen und zu bewundern. W.

Mannichfaltigkeiten.

Ueber den Inhalt des Stückes, mit welchem am 7. d. das neue Opernhaus zu Berlin eröffnet worden ist, lesen wir in mehreren Blättern Folgendes: „Im zweiten Akte wird ein Feldlager (wovon die Oper den Namen führt) dargestellt. Am Anfange prägt sich darin der Charakter der einzelnen Truppentheile durch fröhliche Soldatenlieder und einen scherzhaften Rangstreit über den Werth der Waffen munter aus. Da aber dieser heitere Vorgang durch das Gerücht unterbrochen wird, der König sey gefangen, finden die Soldaten Gelegenheit, ihre nationalen Gesinnungen und den Patriotismus im Gewande der Zeit feurig auszuprägen. Hier hat Meyerbeer wahrhaft Vortreffliches geleistet, namentlich durch einen Volksgesang: „Ein Preußenherz schlägt voller Muth!“ dessen Refrain: „Die Trommel dröhnt, die Fahnen wehn!“ einen wahrhaft begeisternden Eindruck macht. Eben so der Schluß des Akts, wo sich der alte berühmte Dessauer Marsch mit drei anderen Thematen, nämlich einem Infanterie-Marsch, einem Cavallerie-Marsch und einem Schwur auf die Fahnen, den die Krieger leisten, eben so kunstreich als wirkungsvoll verschmilzt. Am Schlusse bricht das ganze Lager zum Kampfe auf, und man sieht die verschiedenen Regimenter, Infanterie, Kavallerie und Artillerie mit fliegenden Fahnen zur Schlacht ausrücken, was im Vereine mit der herrlichen Decoration, die im Hintergrunde das Riesengebirge darstellt, ein prachtvolles Tableau bildet. An den dritten Akt schließen sich fünf oder sechs bildliche Darstellungen, welche einen Traum Friedrichs des Großen, in dem das Geschick Preußens sich versinnlicht, darstellen; den Beschluß bildet das Tableau des alten brennenden Opernhauses, aus dem sich durch künstlich wechselnde Beleuchtung das neue in hellster Sonnen-Beleuchtung herstellt. Apoll und die Musen schweben aus den Wolken nieder und weihen den neuen Tempel ein. Der Schluß des zweiten Aktes und diese Tableaux brachten, obwohl eigentlich bei dieser eingeladenen Versammlung jede Beifalls-Aeußerung unterblieb, doch einen enthusiastischen Eindruck hervor. Jedenfalls bildet das Ganze ein so glänzendes Schauspiel, wie wir kaum jemals eins auf der Bühne gehabt. Eine einsichtsvolle Regie und die Kunst der Dekorations-Malerei und Gruppirung haben das Höchste geleistet, was man auf diesem Felde nur fordern kann.“

Wir lesen in der „Trier. Ztg.“: Nützliche Erfindung. Eine der wichtigsten, weil für die ganze menschliche Gesellschaft wohlthätigsten Erfindungen unserer erfindungsreichen Zeit ist unstreitig ein Steinkohlenofen, aus Schwarzblech angefertigt, der, einmal mit 10 — 12 Pfd. Steinkohlen oder Coaks gefüllt und angezündet, ein mäßig großes Zimmer 15 Stunden lang gehörig warm erhält, ohne daß man weiter darnach zu sehen braucht, weder Rauch, noch Steinkohlengeruch verbreitet, noch Asche verstauben läßt; keinen Ruß in der Rauchröhre absetzt, obgleich dieselbe kaum 2½" weit ist, jede Feuersgefahr unmöglich macht und sich sowohl in den elegantesten Formen, wie der veredelte Geschmack der Zeit sie nur irgend wünschen mag, als auch so einfach ausführen läßt, daß die Vortheile, welche er gewährt, allen Classen der Gesellschaft zugänglich werden. Ein solcher Ofen von kaum 30" Höhe und 11" Durchmesser ist seit einigen Tagen bei dem Herrn Buchhändler Gall hierselbst im Gebrauch und der Gegenstand des Staunens und der Verwunderung Aller, die ihn bisher in Augenschein genommen haben. Wir verdanken die Einführung dieser für das Hauswesen so wichtigen Erfindung unserm ehemaligen Mitbürger, dem als technischen Schriftsteller rühmlich bekannten pens. Regs.-Sekretair Dr. Ludwig Gall, der, auf einer industriellen Reise im Auftrag des ungarischen Industrie-Vereins, dieselbe in Frankreich kennen lernte und einen mehrtägigen Aufenthalt unter uns dazu benutzt hat, gleich einen solchen Ofen hier anfertigen zu lassen und sich dadurch unsern wärmsten Dank zu verdienen. Wie wir vernehmen, beabsichtigt Hr. Gall, auf seiner Rückkehr nach Pesth in jeder größeren Stadt ein paar Tage zu verweilen, um überall einen Schwarzblecharbeiter mit der Construction der gedachten Oefen bekannt zu machen, wodurch er zu deren Verbreitung mehr beitragen wird, als alle Beschreibungen, welche davon in technischen Zeitschriften etwa erscheinen mögen; denn in praktischen Dingen geht nichts über die Macht des Beispiels.

(Mailand, 8. Dec.) Vor kurzem ist eine Koppel ausgezeichnet schöner, kräftiger Pferde, bestehend aus holsteinern, meklenburgern, hannoveranern und würtembergern, auf dem Wege nach Triest hier durchgekommen. Sie gehören dem Vicekönig von Aegypten, welcher sie auf Anrathen des Stallmeisters Sr. Maj. des Königs von Würtemberg, Baron von Taubenheim, aus Deutschland kommen läßt, um durch ihre Vermischung mit der arabischen Race einen zum Zuge brauchbaren Schlag (wozu die rein arabische Race bekanntlich nicht tauglich ist) in Aegypten nachzuziehen. In Triest werden sie auf dem Dampfboote „Reschid“ nach Alexandrien eingeschifft.

Der Senat der Akademie der Künste zu Berlin hat mit hoher königlicher Bewilligung das dreijährige Reisestipendium von 500 Thlr., da keiner der diesjährigen hiesigen Concurrenten dazu würdig befunden wurde, dem in Düsseldorf lebenden talentvollen Historien-Maler Schrader ausnahmsweise bewilligt.

Korrespondenz.

Lyon, 13. Dec.

Vor einiger Zeit erhielt das sich hier 1842 gebildete Comité zur Sammlung milder Beiträge für die Abgebrannten Hamburgs von dem Senate genannter Stadt mit einem Dankschreiben eine Denkmünze, die aus den beim Brande geschmolzenen Glocken zur Erinnerung an jene unglücklichen Tage des 5., 6., 7. und 8. Mai 1842 und an die Theilnahme, die den Hamburgern damals von ganz Europa gezeigt wurde, geprägt ist. Das Comité, glaubend, daß diese Münze mehr der Stadt als ihm selbst angehöre in Rücksicht auf die Unterstützungen, welche Hamburg den bedrängten Lyonern 1840 zukommen ließ, hat diese Medaille dem hiesigen Museum übergeben, wo sie gegenwärtig zu sehen ist. — Den bei ihrer Rundreise durch Frankreich hier anwesenden arabischen Häuptlingen wurde von Seiten der Bewohner große Aufmerksamkeit geschenkt; dieselben besuchten die bedeutendsten Fabriken und einigemal das Theater, wo ihnen das Ballet bedeutend besser zu gefallen schien als die große Oper. — Verflossenen Samstag ereignete sich hier ein sehr trauriger

Vorfall. Eine der zwei neuen Drahtbrücken über die Rhone sollte erprobt werden, ob sie hinlänglich stark sey, um sie der Circulation des Publikums übergeben zu können. Hierzu bediente man sich des feuchten Sandes, welcher durch Arbeiter darauf getragen wurde. Sey es nun, daß die Brücke schlecht gebaut, oder die darauf liegende Last verhältnißmäßig zu schwer war, kurz gegen 4 Uhr brach sie zusammen und fiel mit etlichen 20 Menschen in's Wasser, wovon 6 davon ihren Tod fanden. Die Rettung der übrigen wurde um so schwieriger, da wir seit einigen Tagen eine ungewöhnliche Kälte haben, 6 bis 8 Grad unter Null. — Dem am Montag hier angekommenen Herzog von Aumale und seiner Gemahlin wurde den Tag darauf von der Stadt ein Ball im großen Theater gegeben, wozu mehr denn 5000 Einladungen ergangen waren. Um 9 Uhr erschienen Ih. königl. Hoheiten, begleitet von den Civil- und Militär-Behörden, auf dem Ball, wo denselben von dem überfüllten Saal und Gallerien der kälteste Empfang zu Theil wurde. Desto unverschämter wurden sie aber bei ihrer Promenade durch den Saal begafft. Nachdem die Herzogin nach hergebrachter Weise vier Quadrillen getanzt hatte, woran ihr Gemahl jedoch keinen Theil nahm, sondern sich im Saal mit den anwesenden Personen unterhielt, zogen sie sich gegen 11 Uhr zurück und setzten den kommenden Morgen ihre Reise nach Paris fort. Der Herzog ist ein schöner junger Mann von kriegerischem Aussehen; seine Gemahlin ist sehr klein und blond. Was den Ball anbelangt, so sah man daselbst, wie auf allen hiesigen Bällen, nur sehr wenige junge Frauenzimmer, aber desto mehr alte, wodurch die Tanzlust der jungen Leute bedeutend herabgestimmt wurde; ferner waren alle Anordnungen unter allem Begriff schlecht getroffen. Von den 40 Commissairen waren nur wenige zu sehen, die ihre Schuldigkeit thaten; alle übrigen schienen ihre Pflichten nicht zu kennen und mehrere entfernten sich schon vor Ende des Balls. Durch die große Unordnung, die überall herrschte, war der größte Theil der Herren genöthigt, nachdem sie 2 bis 3 Stunden vergeblich auf die Rückgabe ihrer Hüte gewartet hatten, bei einer schneidenden Kälte unbedeckt nach Hause gehen zu müssen; welch' unangenehme Folgen für viele Personen daraus entstanden, läßt sich denken. Welch' angenehme Rückerinnerungen hinterläßt nicht ein solcher fröhlicher Ball!

Frankfurt a. M.

Musikalische Soiréen.

Die Verminderung der Konzerte und musikalischen Soiréen hat zur Folge, daß die stattfindenden sich eines zahlreicheren Besuchs zu erfreuen haben. Dies war auch bei dem des Hrn. Joseph Braun, fürstl. fürstenbergischer Kammermusikus und Ehrenmitglied des Mozarteums in Salzburg, der Fall und der Mülhens'sche Saal vermochte das Auditorium kaum zu fassen. Der Konzertgeber hatte sich durch sein anspruchloses und von der heutigen Charlatanerie so vieler Virtuosen, welche gerne die Genialen und Vornehmen spielen, freies Benehmen schon im voraus Freunde gewonnen und es ist um so mehr zu ehren, da er mit Bescheidenheit auch Tüchtigkeit verbindet. Die Virtuosität auf dem von dem Canonicus Afranio zu Ferrara um's Jahr 1539 erfundenen und in neuester Zeit besonders durch Almenröder cultivirten Fagott ist nicht häufig, indem dies Instrument große Schwierigkeiten bietet und eigentlich mehr für das Ensemble des Orchesters, als für den Solo- und Konzertvortrag bestimmt ist. Seine Töne liegen zu weit auseinander und sind nicht fügsam genug, um das leichte Spiel der Passagen und Fiorituren zu begünstigen, und es verlangt demnach einen einfachen und unverkünstelten Vortrag. Diesen wußte Hr. Braun geltend zu machen, da er Kraft und Fülle des Tones hervortreten ließ, während er dagegen auch zeigte, daß es ihm an der nöthigen Fertigkeit und Geläufigkeit nicht fehlt. Seinen kunstgerechten und gediegenen Leistungen wurde verdienter Beifall gespendet und wir haben in ihm einen wackern und achtbaren Musiker kennen gelernt. — Der Vortrag des ersten und letzten Satzes aus einem Quintett von L. van Beethoven durch die Herren B. und Th. Mohr, W..., Bachfeld und Elsner bereitete den Freunden der klassischen Composition einen wahren Genuß. Beethovens Klänge werden bei uns immer gerne vernommen und freundlich begrüßt. — Fräul. Düring sang zwei Lieder und eine Arie für Sopran in gediegener Weise; sie ist musikalisch gebildet und versteht zu singen. — In Hrn. Th. Mohr, einem Neffen des rühmlich bekannten B. Mohr, lernten wir einen Künstler kennen, welcher zum Erstenmale öffentlich sich hören ließ und zu den günstigsten Erwartungen berechtigt. Er spielte eine Fantasie brillante von J. Artot, und die Reinheit, Sicherheit und Geläufigkeit des Spiels, so wie vorzüglich die Solidität der von einer gründlichen Schule zeugenden Art und Weise des Vortrags und der Behandlung der Violine fanden gerechte Anerkennung.

Ueber die musikalische Abendunterhaltung des Liederkranzes im Saale des Weidenbusches zum Besten der Felsberger ist bereits in unserm Journale berichtet worden. Der Andrang war außerordentlich und die Beiträge zu besagtem Zwecke haben alle Erwartung überstiegen. Wenn in irgend einer Stadt unseres Vaterlandes der Hülferuf der Bedrängten und Nothleidenden Anklang findet und Werke der Menschenliebe hervorruft, so ist es gewiß in Frankfurt, und wenn irgend ein deutscher Sängerbund seine Aufgabe verstanden hat und die Doppelblüthe der Kunst und Humanität zu pflegen weiß, so ist es unser Liederkranz. Ehre seinem Streben und Ehre allen Menschenfreunden, die sich demselben warm und liebevoll anschließen! — Die Abendunterhaltung des Orpheus am 14. d. M. im Saale des Weidenbusches war durch den schönen Vortrag von vierstimmigen Männergesängen, Arien und Liedern und durch einen heitern, geselligen Verkehr belebt. Dieser Verein, unter Hrn. Jungmann's thätiger und tüchtiger Leitung, fährt rüstig fort, seinen in Eintracht stets verbundenen Mitgliedern und seinen zahlreichen Freunden Freude zu bereiten, so wie er auch zur Förderung humaner Zwecke immer rühmlich bereit ist.

W.

Programm des Museums.

Freitag, den 20. Dec.

Symphonie von Gade. (Zum Erstenmal.)
Apologie der Einsamkeit; von Hrn. Dr. med. A. Clemens.
Violinconcert von Rode; vorgetragen von Hrn. Max Waldhäuser.
Die Löwenbraut; Gedicht von Chamisso, gesprochen von Fräul. Hausmann.
Die nächtliche Heerschau, Gedicht von Zedlitz, Musik von Neukomm; gesungen von Fräul. Kratky.
Das Sololustspiel von Saphir, gesprochen von Fräul. Laura Ernst aus Berlin.
Andreas Hofer, Ballade, vorgetragen von Hrn. Conradi.
Die heilige Cäcilie, Gedicht von A. Clemens, gesprochen von Fräul. Hausmann.
Improvisation, Fantasie für großes Orchester, von Aloys Schmitt. (Zum Erstenmal.)

Der Anfang ist um halb 7 Uhr; der Saal wird um halb 6 Uhr geöffnet; Karten für den Abend zu 1 fl. 30 kr. sind zu haben bei Hrn. Georg Krebs, Zeil, der Post gegenüber.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 19. Dec. Die weiße Frau, große Oper in 3 Abth., Musik von Boieldieu.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 352. Samstag den 21. December 1844.

Die Escalade.

(Ein geschichtliches Bild aus der Vorzeit Genf's. Von X. X.)

(Fortsetzung und Schluß.)

Warum schweigen plötzlich die tausend Stimmen der sich Beglückwünschenden? Warum theilt sich die Masse des Volkes, wie vor ihrem Gebieter zurücktretend? Wer ist die hehre Gestalt, welche, gleich einem Boten Gottes, über die blutige Wahlstatt dahinschreitet? Wer ist der Mann in dem Silberhaare und dem langen weißen Barte, vor dem die Menge das Haupt so ehrfurchtsvoll entblößet? Das ist Theodor Beza, der Gottgeweihte, von Gott Gesegnete. Achtzig Jahre alt, und länger als seit einem halben Jahrhundert ein Stern erster Größe an dem protestantischen Himmel, ein Mann, reich an Gelehrsamkeit und Glauben, hervorleuchtend in Tugenden, wie in Wissenschaften, die Zierde seiner Kirche, der Schutz gist seiner Stadt, war er der Gegenstand einer kindlichen Verehrung bei allen Bewohnern Genfs. Seit Jahren schwerhörig, hatte er in der vergangenen Nacht weder den Ruf: zu den Waffen! noch das Getöse des Kampfes vernommen; und Niemand hatte es gewagt, seinen Schlummer zu stören. Jetzt, da man ihm von den Ereignissen der letztverflossenen Stunden erzählt, hatte er sich aufgemacht, und schritt, auf seinen Stab gestützt, aber mit, durch die Begeisterung, hochaufgerichtetem Körper, auf die Stätte der Verheerung zu. Unter den todten und lebenden Zeugen der ungeheuren Begebenheit steht er endlich still, sein bewegtes Auge leuchtet über das Volk, seine Rechte hebt er zum Himmel auf. „Laßt uns dem Herrn danken, der Großes an uns gethan hat!" so ruft er, und schreitet jugendlich rüstig auf die St. Peterskirche zu; schnell öffnen sich die Thüren dieses herrlichen Gotteshauses; Beza entblößet sein Haupt und tritt ein, und hinter ihm Tausende des begeisterten Volkes, bis die heiligen Räume gefüllt sind. Jetzt tritt der hochverehrte Greis auf die Kanzel; er redet zu dem Volke von Gottes herrlicher Macht, von der an das Wunderhafte gränzenden Befreiung und Errettung der Stadt; er reißt in heiliger Begeisterung die Herzen mit sich fort; er erhebt im Gebete die Seelen zum Himmel und bringt gerührten Dank vor den Thron des Herrn, von dem allein Hülfe kommt, und stimmt selbst das hohe Danklied des 124. Psalms an. Da wogt es und brauset wie Meereswellen durch die weiten Hallen des Domes, von tausend und tausend Stimmen wird das hehre Lied gesungen, und eben so viele Herzen schlagen dankbewegt dem Erretter der Stadt.

Das geschah in Genf am 12. Dezember 1602. Während hier das glückliche Volk seine Loblieder dem Herrn der Heerschaaren sang, zog der Herzog von Savoyen, schmachbedeckt, auf der Straße von Genf seiner Heimath zu, den Tag verwünschend, an dem er ausgezogen war, und die Nacht verfluchend, welche seine kühnen Hoffnungen zerstört und ihm einen Theil seines schönen Heeres geraubt hatte. Denn nicht nur die Erschlagenen hatte er in dieser Nacht eingebüßt, sondern auch die Gefangenen, meistens Herren vom savoyischen Adel. Die erbitterten Genfer ließen diese Alle zur Sühne des unerhörten Frevels auf dem Bollwerke St. Oye hängen, dann die Köpfe derselben mit denen der im Kampfe Gefallenen an dem Theile der Mauer aufstecken, an welchem sie verrätherisch in die Stadt gestiegen waren *).

VI.

Schluß.

Die Genfer nannten den Versuch des Herzogs, ihre Stadt durch Leitern zu erobern, die Escalade, und ordneten für den Jahrestag der Begebenheit ein kirchlich-politisches Dankfest an, welches fast zwei Jahrhunderte auf gleiche Weise begangen wurde, indem man an dem Vormittage Gottesdienst hielt, bei welchem jeder Zeit der 124. Psalm gesungen wurde, Nachmittags in feierlichem Zuge die an jenem Tage dem Feinde abgebeuteten Gegenstände durch die Stadt trug, die durch jenen Ueberfall denkwürdigen Punkte besuchte, und den übrigen Theil des Tages und den Abend in Lust und Scherzen zubrachte. Wie das Volk Israel zum Andenken seiner Erretung aus ägyptischer Knechtschaft lange Jahrhunderte durch sein Ostermahl aß, und dabei sich der Gerichte bediente, welche

*) Der Herzog entschuldigte sich wegen des versuchten Ueberfalles damit, daß er erklärte, er habe den Franzosen, welche ein Gleiches gewollt hätten, zuvorzukommen gesucht. Den Plan, Genf zu nehmen, gab er aber noch nicht auf, warb einige Jahre später einen Franzosen, Namens Terraile, welcher, wegen eines Mordes flüchtig, nach Savoyen kam, und ließ ihn mit dem Ingenieur Bastida einen Anschlag auf die Stadt bearbeiten. Dieser Anschlag wurde jedoch verrathen, Terraile sammt Bastida auf einer Reise nach den Niederlanden in Bern verhaftet und, nach Genf gebracht, jener enthauptet, dieser gehängt.

die Väter in Aegypten gegessen hatten; so hielten die Bürger Genfs von jenem Tage an, bis auf die neueren Zeiten, am 12. Dezember ihr Escaladen-Mahl, bei welchem solche Speisen aufgetragen wurden, wie sie der Herzog von Savoyen in jener Nacht in der Nähe der Stadt gegessen hatte, und wie bei den Nachkommen Jakobs nach dem Essen des Ostermahles das Haupt der Familie den jüngeren Mitgliedern derselben den Zweck der Feier und deren Entstehung erklärte, so erzählten Jahrhunderte durch die Bürger Genfs ihren Kindern und Kindeskindern die Ereignisse jener unheilvollen Nacht und jenes glorreichen Tages der Escalade. Noch mehrere Jahre feierte der alte Montfort das Fest im Kreise der Seinen, und erhielt das Andenken der herrlichen Begebenheit in den Seelen seiner Enkel frisch und kräftig, bis er sammt Beza, dem Herrlichen, zum ewigen Frieden einging. Wie aber im Laufe der Zeit Gebräuche mit den Völkern untergehen, so will es auch scheinen, als ob Völker mit ihren Gebräuchen untergehen könnten. Die Bürger von Genf vergaßen zwar nicht ganz der Verdienste ihrer Vorfahren, aber die heftigen Bewegungen, welche von Frankreich aus am Ende des vorigen Jahrhunderts den friedlichen Kantonen der Schweiz mitgetheilt wurden, Krieg und Kriegsgeschrei, Gleichgültigkeit und politische Schwärmerei ließen die erhabenen Bilder einer denkwürdigen Vorzeit erblassen, und die Vereinigung Genfs mit dem französischen Kaiserstaate löschte in dem heranwachsenden Geschlechte das Gedächtniß der großen Begebenheit. Man feierte den Tag nicht mehr; man sang nicht mehr den 124. Psalm, man hörte auf den Straßen nicht mehr die alten Escaladen-Lieder, und nur in Familien der alten treuen Bürger bei dem Escaladen-Mahle die Erzählungen der Alten von der Befreiung ihrer Stadt. So vergingen 55 Jahre, dergestalt, daß nur die Greise in dem seit fast dreißig Jahren wieder freien Genf aus ihrer Jugend erzählten, wie man damals gethan. Da kam die Zeit der Buße endlich doch. Zwar drohete nicht mehr der Herzog von Savoyen oder dessen Nachkomme der kleinen Republik mit seiner Herrschsucht, vielmehr hatte der Erbe Karl Emanuels im Jahre 1814 mehr savoyisches Gebiet an Genf abgetreten, als seine Vorfahren diesem jemals entzogen hatten; allein die Erben Dessen, welcher den Pater Alexander gegen Genf ausgesandt, hatten den Geist desselben aus dem Reiche der Todten zurückgerufen, und schmiedeten heimliche Plane zur geistigen Eroberung der Stadt, von welcher aus dreihundert Jahre lang Licht über die Welt verbreitet worden ist. Und dieser Geist gab sich kund in Worten und Thaten, in Anregung von Haß und Fanatismus, in unermeßlichen Ansprüchen und Eindringlichkeiten. Da erwachte in den Vätern der Stadt und verbreitete sich in allem Volke derselben unverabredet der Gedanke, es sey Zeit, die Escaladen-Feier wieder zu erneuern. So kam der 12. Dezember 1843. Wer aber hätte geahnet, daß das alte Fest an diesem Tage mit junger Kraft und Herrlichkeit gefeiert würde. Man wollte es nur kirchlich begehen, damit die Bewohner der zu Genf gehörenden ehedem savoyischen Dörfer nicht gekränkt würden. Aber hehr wurde dies Fest und dieser Tag. Es füllten sich die Hallen des Domes mit Tausenden, obgleich man vorher eine andere kleinere Kirche dazu bestimmt hatte; die gesammte Geistlichkeit, die Mitglieder des Großrathes und des Staatsrathes, die Korporationen, die Theilhaber der Union protestante, Männer und Frauen, Reiche und Arme, Alles drängte sich in die Kirche, nicht sowohl um Zeuge des Festes zu seyn, sondern um es mit zu feiern. Man sang den 124. Psalm, und vielleicht war er seit 200 Jahren nicht mit solcher Begeisterung gesungen worden. Man hörte aus dem II. Buche der Chronika das 32. Kapitel verlesen, und vielleicht ist diese Geschichte der heiligen Schrift nie mit größerer Aufmerksamkeit gehört worden. Man horchte der Predigt eines gefeierten Redners, und vielleicht hat nie eine Predigt einen tieferen Eindruck gemacht. Ihr wackeren Genfer! bewahret diesen Euch und Euren Kindern. Die Feier der Escalade habt Ihr wieder. Möge sie das Panier Eurer Freiheit bleiben! —

Geistliche Toleranz und Intoleranz.

Um einen Begriff davon zu geben, was jetzt für die confessionellen Kämpfe bei uns vorgeht, theilen norddeutsche Blätter den nachfolgenden Auszug aus der Königsb. Zeitung vom 3. Dec. mit. Es ist ein Inserat aus dem Ermland, bekanntlich einem katholischen Gebietstheil Altpreußens: „Als die Frau eines soliden Bürgers zum Beichtstuhle eines jungen Geistlichen trat, fragte sie derselbe: Ist Ihr Mann katholisch, und werden Sie Ihre Kinder katholisch werden lassen? Antwort: Mein Mann ist evangelisch, und meine Kinder sind in der evangelischen Kirche getauft, weil mein Mann es nicht anders zuließ; ob meine Kinder katholisch werden, kann ich noch nicht wissen, indem sie noch sehr klein sind, und ich auch noch nicht im Klaren bin, ob ich darüber mit meinem Manne werde einig werden; ich will aber sehen, ob es möglich seyn wird. Der Geistliche: Sie scheinen mir sehr gleichgültig in Ihrer Religion zu seyn. Es thut mir sehr leid um Ihre Seele, daß sie ewig verdammt ist und nicht in den Himmel kommen kann. Die Frau: Ew. Hochwürden, mit Gewalt kann ich doch Nichts ausrichten. Soll ich denn täglich Zank und Streit führen und mich selbst unglücklich machen? Ich lebe schon 8 Jahre mit meinem Manne glücklich und zufrieden; zu was kann das führen? Der Geistliche: Ach! eine gute Frau wird ihren Mann wohl Tag und Nacht anzuhalten wissen, daß er ihren Willen erfüllen muß. Denn es ist doch besser, in Zank und Streit mit dem Manne hier unglücklich leben, als einst vor dem Richterstuhl verstoßen und ewig verdammt werden. Die Frau: Ich bin noch nach dem alten Gesetz (sie meint vor der Kölner Katastrophe) getraut worden und hat mir damals der Herr Pfarrer nicht gesagt, daß ich ewig verdammt werde, wenn ich einen Evangelischen heirathe; die Evangelischen glauben doch auch an Gott. Der Geistliche unterbricht sie: Der Teufel glaubt auch an Gott und ist doch ewig verdammt. Gehen Sie zu Ihrem alten Beichtvater; ich absolvire Sie nicht. Nach vielen Bitten sagte er: Ich will Ihr schon den Segen nachschlagen, und kann Ihr nur rathen, am Hochaltare hinzuknieen und den lieben Gott um Verstand zu bitten, daß er Ihr Kraft gebe, Ihren Mann zu besiegen. Da ruft die Frau aus: Wenn ich denn schon gleichsam vom katholischen Glauben verstoßen werde, muß ich meine Zuflucht zu einer andern Religion nehmen, um dann da zum Abendmahl gehen zu können. Der Geistliche: Ach! ob Sie da gehen oder nicht, dann versündigen Sie sich noch mehr.

r— Soweit dieses bürgerliche religiöse Drama, das dringende und energischer spricht — als manche lange Abhandlung.

Wie ganz anders ist es da, wo der Clerus beider christlichen Confessionen von dem schönen Geiste der Toleranz, der Bruderliebe und der wahren Christenlehre beseelt ist. Auch hiervon können wir ein schönes Beispiel eines katholischen Geistlichen im Würtembergischen mittheilen. Es ist dies eine Rede, welche Hr. Pfarrer Schneider in Deffingen bei der Trauung einer gemischten Ehe vor mehreren Jahren hielt. Sie ist wörtlich abgedruckt aus Nro. 127 des Beobachters, eines würtembergischen Volksblattes, vom 2. Juli 1839.

„Wir sehen heute" (sagt dieser würdige Diener des Altars) „einen katholischen Christen mit einer evangelischen Christin in eheliche Verbindung treten, einander gegenseitige Liebe, Treue und Sorgfalt öffentlich angeloben und hiezu kirchlich eingesegnet werden. — Solche Verehelichung zweier Personen von verschiedenen Confessionen mag so manchem Unduldsamen mißfallen, wozu die unchristliche und lieblose Verketzerungs- und Verdammungssucht Anlaß gibt. Allein, meine Lieben! ganz anders und beruhigender lehrt das reine und vorurtheilsfreie Christenthum. — Der göttliche Heiland selbst warnet vor liebloser Verdammungssucht und ruft daher: „Richtet nicht und verdammet nicht!" — Auch der große Völkerlehrer Paulus, dieser Wahrheitsverkünder, schreibt hierüber an die Christen zu Rom*): Wenn du Jesum mit dem Munde als den Herrn bekennest und in deinem Herzen glaubest, daß ihn Gott von den Todten auferweckt hat, so wirst du gerettet. Denn das Herz glaubt, und das macht gerecht; der Mund bekennt, und das macht selig. Davon sagt die Schrift: Keiner, der an mich glaubt, wird zu Schanden werden. Und da ist kein Unterschied zwischen Juden oder Heiden. Denn der Nämliche ist Herr über Alle, und reich genug für Alle, die ihn anrufen. Und jeder, sey er, wer er wolle, der den Namen des Herrn anruft, wird gerettet! — Derselbe große Apostel schreibt an die Christengemeinde zu Ephesus**): Ich beschwöre euch, daß ihr in aller Gelindigkeit und Geduld gegen einander verträglich seyd. Bemühet euch, durch das Band der Friedfertigkeit die Eintracht der Gemüther sorgfältig zu erhalten. Es ist ja nur Ein Leib und Ein Geist, wie ihr auch zu Einer Hoffnung berufen seyd; nur Ein Herr, nur Ein Glaube, nur Eine Taufe; nur Ein Gott; nur Ein Vater Aller, der da ist über Alle, durch Alles und in uns Allen. — Hiermit verlangt Paulus ausdrücklich eine friedliche Eintracht aller Christen und stellt sie als das festeste Band des gesellschaftlichen Lebens dar. Wie unchristlich und lieblos ist es somit, wenn Christen, deren ganze Religions-Verfassung zur gegenseitigen Liebe und Einigkeit auffordert, in Reibungen, Haß und Kränkungen unter einander leben? — Sind denn nicht alle Christen Glieder Einer Familie des himmlischen Vaters? Haben nicht wir Alle, katholische und evangelische Christen, nur Einen Gott und Herrn, dessen Vorsicht über alle Menschen ohne Unterschied väterlich sorgend wachet, und alle Vernunftwesen bei ihm im Himmel ewig selig haben will? Haben wir nicht Einen Erlöser, Jesum Christum, der für alle Menschen ohne Ausnahme am Kreuze geblutet und auf Golgatha den Versöhnungstod gelitten hat? Haben wir nicht Einen heiligen Geist, der alle Christen in der Taufe zu Kindern Gottes, zu Erlösten und zu Erben des Himmelreiches heiliget? Haben nicht alle Christen nur Ein Kennzeichen des wahren Jüngers und Anhängers Jesu, die christliche Bruderliebe? „An dem soll man erkennen, daß ihr meine Jünger seyd, daß ihr einander liebet, wie ich euch geliebt habe."*) — Diese vorgeschriebene Liebe soll aber nicht durch die verschiedenen Ansichten, Meinungen und Gottesverehrungen gestört werden. Schon bei den Aposteln selbst herrschten abweichende Meinungen und Ansichten über die Beschneidung, Festtage und Neumonde. Hierüber sagt aber Paulus**): Niemand soll euch ein Gewissen machen der Speise, des Trankes, der Festtage, der Neumonde oder Sabbate wegen. Denn das sind nur Schatten von zukünftigen Dingen, die Sache selber ist Christus. Auch herrschten von jeher unter den Christen verschiedene Gottesdienste, verschiedene Kirchengebräuche und Ceremonien. Allein die äußeren Formen machen, wie oben Paulus sagte, nicht die Hauptsache aus und gehören nicht zum Wesen des Christenthumes; sie gestalten sich daher als unvollkommenes Menschenwerk von Zeit zu Zeit wieder anders nach den Bedürfnissen der fortschreitenden Völkerbildung, wenn sie als kirchliche Mittel den heiligen Zweck, sittliche Besserung und Veredelung der Menschheit, erreichen sollen. Dem Allerhöchsten gefallen daher der Gesang, die reuige Beichte und das erbauliche Nachtmahl der evangelischen Christen nach ihrer Art und Weise ebenso, wie die andächtigen Gebete, die reuigen Beichten, erbaulichen Kommunionen und die heilige Messe der katholischen Christen; wenn nur die beiderseitigen Andachten mit Theilnahme des Geistes und Herzens so verrichtet werden, daß sittliche Besserung und Veredlung erzweckt werden.

Laßt euch demnach, geliebte Brautleute! durch die Verschiedenheit eurer Konfession das eheliche Leben nicht trüben, noch dadurch den ehelichen Frieden stören; sondern euer gemeinsamer Glaube an Einen Gott und Vater im Himmel, eure gemeinsame Hoffnung auf die gleichen Verdienste der Erlösung durch den Sohn Gottes, Jesum Christum, so wie auch gleiche Heiligung in der Taufe; dieser gemeinsame Glaube und gleiche Hoffnung, vereint mit gleich herzlicher Liebe zu Gott und allen Menschen, knüpfen nun euer eheliches Band und befestigen eure eheliche Liebe und Treue. Erfüllet eure ehelichen Pflichten als Gatten und Eltern, seyd als Christen fromm und gottesfürchtig, lebet wohlgesittet und rechtschaffen in Liebe und Frieden. Jedes von euch verehre Gott nach seiner Art und Weise, jedes bete zu Jesu, unserm gemeinschaftlichen Erlöser und befolge seine göttlichen Lehren, dann wird der Segen des dreieinigen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes auch bei euch seyn und ewig bleiben. Amen.

Mannichfaltigkeiten.

(London, 16. Dec.) Nach dem Observer ereignete sich am letzten Sonntage im Drurylane-Theater der traurige Fall, daß während des Ballets „die Empörung im Harem" der

*) Röm. 10, 9 — 14.
**) Ephes. 4, 1 — 7.

*) Joh. 13, 34 u. 35.
**) Kolos. 2, 16 u. 17.

leichte Anzug der Tänzerin Miß Webster Feuer fing. Unter herzzerreißendem Hülferufen durchlief sie die Bühne, bis ein Zimmergeselle die Geistesgegenwart hatte, sie niederzuwerfen und sich über sie zu wälzen, wodurch die Flamme glücklich gelöscht wurde. Ein gegenwärtiger Arzt, Dr. Marsden, leistete sofort die nöthige Hülfe. Die Verletzungen und Wundmale der Miß Webster sind zwar bedeutend, jedoch nicht lebensgefährlich. Der muthige Zimmergeselle, der bei dieser Gegelegenheit an Gesicht und Händen Brandwunden davon trug, ist ins Spital gebracht worden.

Wie in neuerer Zeit der König von Würtemberg so manchen Beweis vorurtheilsfreier Gesinnung gegeben hat, so dürfte als solcher auch angeführt werden, daß er der erste deutsche Fürst ist, der trotz persönlicher Verwandtschaft mit dem russischen Hofe doch die Darstellung des historischen Gemäldes „Pugatscheff", von Gutzkow, an seiner Hofbühne freigegeben hat.

Korrespondenz.

Worms.

Es nahet jetzt der schöne Abend, nach welchem sich Kinder das ganze Jahr durch sehnen und der selbst bei Erwachsenen immer süße, wehmüthige Stimmung erzeugt, da er sie an die Zeit mahnt, wo sie als Kinder mit ihren Geschwistern — Geschwistern, die vielleicht nicht mehr sind — sich freudig um den Christbaum geschaart, um sich dort in die Gaben zu theilen, die ihnen von — nun vielleicht längst heimgegangenen — liebenden Eltern beschert. Aber wie vielen Kindern dieser Abend auch ein freudiger, so bleibt er doch auch vielen ein höchst schmerzlicher, namentlich Denen, denen auch die kleinste Gabe durch die Armuth ihrer Eltern versagt. Um nun vielen dieser Letztgenannten diesen Abend ebenfalls zum frohen zu machen, ließ der Vorstand der hiesigen Kleinkinderbewahranstalt vor einigen Tagen an Kinderfreunde die Bitte in der hiesigen Zeitung ergehen: wer eine kleine Gabe zu geben gesonnen, um damit in genannter Anstalt den Kindern unbemittelter Eltern am Weihnachtsabend eine Freude zu machen, möge dieselbe beim Vorstand abgeben. Die regste Theilnahme folgte dieser Bitte, und auch die Narrhalla-Gesellschaft veranstaltete auf Sonntag den 15. eine Theatervorstellung zum Besten des obengenannten Zweckes. — Möchte dieses Beispiel überall Nachahmung finden, und sich namentlich wohlhabende Eltern bestimmt fühlen, auch für arme Kinder von dem Ueberfluß der Gaben der Ihrigen eine Kleinigkeit abgeben zu wollen, beherzigend, daß ja der Weihnachtsabend der Erscheinungsabend Desjenigen ist, welcher sagte: „Was ihr einem dieser Kleinen thut, das habt ihr mir gethan!"

.....l.

Marburg, 16. Dez.

Endlich ist auch bei uns der Winter mit seinem Gefolge eingezogen und hat, wiewohl sein Regiment bis jetzt noch eine legitime Milde bewahrte, doch mehr oder weniger die Bewohner Marburgs in die vier Pfähle zurückgedrängt. Daß diese Jahreszeit in Marburg nicht zu den angenehmsten zu zählen ist, wird Jeder zugestehen, dem das ewige Bergauf und Bergab der hiesigen Straßen bekannt ist; besonders mißlich aber steht es mit diesen localen Verhältnissen, wenn Glatteis eintritt, wo man in der That des Abends eine Dankeshymne singen kann, wenn die lieben Gliedmaßen bei des Tages Last und Mühen keinen Schaden genommen haben. — Einen Hauptvereinigungspunkt für die hiesige Studentenwelt bildet zu jetziger Jahreszeit das academische Museum, welches durch die Fülle und Mannichfaltigkeit der politischen Journale, so wie der belletristischen und wissenschaftlichen Schriften den höchsten Genuß bietet, und es gehört zu den erfreulichen Erscheinungen unserer Universität, daß diese Anstalt von Seiten der Studirenden so stark frequentirt wird. Jenes so oft gerügte und so vielfach angefochtene „Kneipenleben" tritt immer mehr in den Hintergrund und um so rühriger zeigt sich der wissenschaftliche Sinn der Studirenden und deren Theilnahme an der Gegenwart. — Hinsichtlich der politischen Broschüren, die in dem academischen Museum aufgelegt werden, haben wir hier mehr Freiheit, als wohl manche ähnliche Anstalt; jedoch kommt es auch zuweilen vor, daß Opuscula von etwas illegitimer Färbung so ganz spurlos verschwinden, ohne daß man über das Wohin Etwas erfahren könnte. — Es wäre gewiß kein academisches Institut geeigneter, ein engeres Verhältniß zwischen Professoren und Studirenden zu Stande zu bringen, als gerade das Museum, wenn nicht auch hier der leidige Aristokratismus eine Sperre gezogen hätte. Es bedünkt uns, als würden sich gerade hier die Professoren ihrer Würde erst recht bewußt; denn anstatt sich den Studirenden anzunähern und durch mündliche Conversation auf deren Urtheile über die Erscheinungen der Gegenwart einzuwirken, beobachten sie diesen gegenüber mit unerschütterlicher Consequenz ein schweigsames air und halten sich stets in bescheidener Entfernung. Daß auf diese Weise eine Veramalgamirung der Lehrer und Lernenden nicht stattfinden kann, springt in die Augen.

Mainz, 17. Dec.

Gestern wurde hier das Rossini'sche Kunstwerk, die Oper „Wilhelm Tell" aufgeführt. Es war dies die beste Opernvorstellung, die wir in der gegenwärtigen Saison hatten; man bemerkte mit Vergnügen, daß die Mitglieder der Operngesellschaft, die Chöre und das Orchester sich jetzt gegenseitig kennen und verstehen. Es ging Alles ohne Unterschied gut, besonders die Chöre, die, wie Sie wissen, in dieser Oper vorzüglich sind. Hr. Scharpf (Tell), Hr. Koch (Walter Fürst), Hr. Sowade (Leuthold), Mad. Hammermeister (Mathilde) und Dem. Pechatscheck (Gemmi) sangen und spielten sehr brav. Das Orchester trug das Seine zum Gelingen der Oper redlich bei. Leid thut es uns, daß das Haus, besonders die Logen, leer waren; Privatgesellschaften entzogen dem Hrn. Scharpf, zu dessen Benefiz die Oper gegeben wurde, die Zuhörer, und doch verdiente Hr. Scharpf seines Fleißes und seiner Bemühungen wegen, dem Publikum zu gefallen, einige Rücksichten. — Noch von einem Konzerte zum Besten der Armen haben wir Ihnen zu berichten, das der jüngste der hiesigen Gesangvereine, „der Liederkranz", am 11. d. M. gab. Gut gewählte und vortrefflich ausgeführte Gesangstücke und einige schöne Solopartien zeichneten den Abend vortheilhaft aus. Eine Altstimme, die sich hier zum Erstenmale vor dem größern Publikum hören ließ, gefiel; ein junges hiesiges Frauenzimmer, Dem. Zimmermann, ist im Besitze dieser Stimme und man vernahm vielfach den Wunsch, daß sie auf der hiesigen Bühne, die ohnedem an einer guten Altstimme Mangel leidet und deshalb in ihrem Repertoire öfter gehindert ist, auftreten möchte.

Niederrad, im Dec.

Der hier bestehende Gesangverein „Liederkranz" zeigt nicht nur ein eifriges und reges Bemühen, im Gesang Gediegenes zu leisten, sondern hat sich auch die schöne Aufgabe gestellt, dem Zweckmäßigen und Nützlichen seine Kräfte zu weihen. Derselbe hat zum Besten der hiesigen Kleinkinder-Bewahranstalt auf den zweiten Weihnachtsfeiertag in dem großen Saale des Sandhofs ein Konzert veranstaltet, zu welchem Billette à 18 kr. ausgegeben werden. Es ist hierdurch allen Freunden des Schönen und Guten die Gelegenheit geboten, sich bei einem edlen Werke zu betheiligen. — Ueber ein solches Streben von Gesangvereinen wird nur Eine Stimme bei allen Gebildeten seyn!

M — y.

Auflösung des Logogryphs in Nro. 350.

Glocke — Locke.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

No. 353. Sonntag, den 22. December 1844.

Der Toreador.

Nach dem Französischen des Landelle von Franz Arnold.

Diego Tudilla galt gegen die Mitte des 17ten Jahrhunderts für den beliebtesten Toreador (Kämpfer bei einem Stiergefecht) in Sevilla und ganz Andalusien. Zu Grenada, zu Cordova, zu Cadir gab es kein bedeutendes Stiergefecht ohne ihn, und sein Ruf überstrahlte schon den des glorreichen Mateo von Madrid, der bereits über dreißig Jahre als „König der Toreadoren" Spaniens geglänzt hatte.

Diego trat einst in demselben Stiergefechte auf, wie sein Meister Mateo. Die versammelte Menge beobachtete mit gespannter Aufmerksamkeit jede Bewegung, jeden Ausfall, jede Parade der Beiden; galt es doch heute die Ehre, den Ruhm der zwei ersten Kämpfer der Halbinsel. Das Interesse der Zuschauer war auf einen so hohen Grad gestiegen, daß man unter denselben kaum einen Laut, einen zärtlichen Seufzer, ja kaum das leise Rauschen eines Fächers oder Gewandes vernahm. Die schönen Andalusierinnen und ihre galanten Kavaliere, die lärmenden Uferbewohner von Triana, die Matrosen des Guadalquivir, die Soldaten, die scherzhaften Gamins Sevilla's, die Frauen und Mädchen, die Maulthiertreiber der Sierra — alle waren voll der gespanntesten Erwartung, und hielten schweigend den Athem an sich.

Der erste Stier ward losgelassen. Er fiel als Preis Diego, dem jungen Sevillaner, zu, welcher ihm mit meisterhafter Grazie den Todesstoß versetzte. Rauschender, langanhaltender Beifall durchschallte den Circus.

Nun kam die Reihe an Mateo; erst mit dem Auftreten des alten, kampferprobten Gladiators kehrte die vorige Stille unter die Versammelten zurück.

Mateo stand bereits in seinem sechzigsten Jahre, deßungeachtet betrat er festen Schrittes den Kampfplatz, und als er mit seinem breiten zweischneidigen Schwerte den Nacken des Stiers, der bereits von den „Picadores" zur Wuth gereizt worden, traf, that er dies mit solcher Kraft und Gewandtheit, daß die Freunde des Diego einen Augenblick für dessen Ruhm zitterten. Doch vermochte die Hand Mateo's, des Matadors von Madrid, dem Stiere das Schwert nicht bis zum Herzen hinabzustoßen, ohne sichtliches Zittern; es zeigte sich schon deutlich die Wirkung des Alters.

Man klatschte deßungeachtet dem bisherigen Könige der Toreadoren lauten Beifall; Mateo fühlte aber, daß die Zeit seines Glanzes, das Königthum seines Ruhmes vorüber sey; er unterdrückte einen schmerzlichen Seufzer, und erlegte die Stiere, welche ihm noch vorgeführt wurden, zwar mit wunderbarer Präzision und Sicherheit, doch konnte er es nicht verhüten, daß sein Arm abermals zitterte.

Diego hingegen schien es nur ein Spiel, die wüthenden Gegner, welche ihm vorgeführt wurden, zu überwältigen. Er verlängerte den Kampf mit ihnen nach Belieben, und führte erst dann den letzten Streich auf sie, als sie auf ihn und nicht auf das Scharlachtuch losstürzten, das gewöhnlich dazu dient, die Wuth der Stiere, welche schon zuvor von den „Picadores" gereizt worden, noch mehr zu entflammen. Als endlich Diego der letzte Stier vorgeführt ward und der „Chulillo" (Kampfdiener) dem Toreador das Scharlachtuch nebst dem Schwerte überreichte, ergriff er nur das letztere. Dann gab er seinem Pferde die Sporen, entwich mit einem raschen Seitensprunge dem auf ihn zustürzenden Stiere, indem er ihn mit der Spitze seines Schwertes in die Nasenlöcher stach und, ihn dadurch zu immer größerer Wuth reizend, sich der äußersten Gefahr preis gab. Die versammelte Menge rief mit bangem, klopfendem Herzen: „Muera, muera, toro" (es sterbe, es sterbe der Stier). Diego erfüllte aber diesen Wunsch des Volkes so spät, als möglich. Das Thier stürzte endlich erschöpft, von Blut und Wunden bedeckt, todt zu den Füßen seines Schlächters; Diego zog das bluttriefende Schwert über dem Buge des Thieres heraus und verneigte sich, das Schwert emporhaltend, mit ritterlichem Anstande vor der Versammlung. Jetzt schien aber das Amphitheater unter dem Beifallssturme, unter dem freudigen Stampfen der Zuschauer zusammenbrechen zu wollen; die Damen lächelten von allen Seiten dem kühnen Toreador mit huldvollen Blicken zu, das Orchester spielte einen rauschenden Tusch, und der mit bunten, prächtigen Decken gezierte Wagen, auf welchem nach jedem Stiergefechte die erlegten Stiere und die von ihren Hörnern durchbohrten Pferde vom Kampfplatze weggefahren wurden, stand bereits vor den Schranken. Da verbreitete sich plötzlich eine feierliche Stille unter den Zuschauern. Der greise Mateo war vor Diego Tudilla hingetreten und hatte seinen glücklicheren Rival mit eigenen Händen bekränzt. Ein neuer Beifallssturm folgte auf diesen Akt edler Selbstverläugnung, und stieg auf den höchsten Grad, als der greise Gladiator sein Schwert, so oft vom Blut erlegter Stiere geröthet, dem kühnen, tapferen

Sevillaner überreichte, indem er mit tiefbewegter Stimme sprach: „Es lebe Diego Tudilla, der König der Toreadoren! Mateo hat heute seinen letzten Stier getödtet! Er wird von nun an in keiner „corrida“ (Stiergefecht) mehr vor Euch auftreten, edle Sevillaner!“

Indem der greise Gladiator dies sprach, rann eine große Thräne über seine schon von Runzeln durchfurchte Wange; das Volk drängte sich stürmisch nach den Schranken des Circus, um auch Mateo zu bekränzen. Beide Matadoren, der von Madrid, wie der junge Sevillaner, wurden dann im Triumphe unter lautem, schallendem Jubel durch Sevilla getragen.

Schon am nächsten Morgen aber reis'te Mateo nach seiner Vaterstadt Madrid ab, und erschien seitdem nie mehr als Kämpfer bei einem Stiergefechte Spaniens.

Diego Tudilla bekleidete seit der Zeit den ersten Rang unter jenen unerschrockenen Kämpfern, welche fast jeden Abend zum Ergötzen ihrer edlen Landsleute das Leben auf's Spiel setzen und das lebhafteste Interesse bei Hohen wie Niederen erregen. Manche edle, vornehme Sevillanerin wäre stolz gewesen auf die Huldigungen des ruhmgekrönten Toreadors. Wer vermöchte anzugeben, wie viel zärtliche, ermuthigende Blicke, wie viel süße Schmeichelworte, wie viel reizende Bouquette und Bänder dem Könige der Toreadoren zugeworfen wurden. Näherte er sich den Schranken des Amphitheaters, an welchem sich ein blühender Kranz der reizendsten Töchter Sevilla's und Andalusiens hinschlang, so erzitterten und rauschten wie auf einen Zauberschlag alle Mantillen; das Ohr Diego's begegnete huldvollen oder strafenden Blicken, schmachtenden Seufzern oder leisen Vorwürfen, denn schon aus so manchen blauen oder schwarzen Augen hatte der Toreador durch seine Unempfindlichkeit stille Thränen entlockt.

Auch heute vermochte ihn Nichts zu rühren, und er warf kaum einen flüchtigen Blick auf jenen Kranz reizender, ihm huldigender Damen. Seine ganze Seele war nur mit Donna Mariquita beschäftigt, mit der Tochter des reichen und angesehenen Marquis del Puntal. Diego litt von der Unempfindlichkeit Mariquita's, was so viele Damen seinetwegen. Nicht als wenn Mariquita sich gegen den Toreador, dessen Mutter die Amme des Fräuleins gewesen, nicht wohlwollend und freundlich bezeigt. Es redete vielleicht nie eine Dame ihn in schmeichelhafteren und herzlicheren Ausdrücken an, doch fühlte sie, welch ungeheurer Abstand zwischen ihr, der Grafentochter, und einem gemeinen Stierfechter sey; sie versprach, ihn daher stets wie eine treue Freundin und Schwester zu lieben, indem sie Herz und Hand einem edlen jungen Kavalier bewahrte. Obschon Diego all' Dies wußte, so entflammte es nur um so mehr seine Neigung zur Tochter des reichen, mächtigen Hidalgo, eines ernsten, düsteren Greises, der lange in den amerikanischen Kolonien der Spanier gedient, wo auch noch gegenwärtig der größte Theil seiner Verwandten wohnte. Der Genannte bekleidete jetzt die Stelle eines Generalkommandanten der andalusischen Truppen, besaß das volle Vertrauen seines Königs, und war bei allen seinen Kollegen, wie in der ganzen Provinz geachtet und geliebt.

(Fortsetzung folgt.)

Schiller's Heimathjahre, von Hermann Kurtz.

Ehre den Dichtern, Malern und Meistern der Kunst, die ihre Kräfte nicht zersplittern, sondern ihr ganzes Genie in einem Werke concentriren, wie Hermann Kurtz in diesem vortrefflichen vaterländischen Roman, dem er den ansprechenden Titel: Schillers Heimathjahre, gegeben hat, obgleich nicht Schiller, sondern ein schwäbischer Studiosus oder vielmehr Magister, Heinrich Roller, der Held des Romans ist. — Unsere reiche und in vielen Beziehungen unübertroffene Literatur hatte bisher eine bedeutende Lücke, einen argen Mangel, der unserem Nationalleben sehr empfindlich war. Der eigentliche klassische historische Roman wollte bei uns keinen Boden gewinnen, und doch haben wir in verschiedenen deutschen Ländern Perioden, die sich für romantische Auffassung trefflich eignen; aber einestheils waren wir bei uns selbst zu wenig daheim, anderntheils fehlte uns das öffentliche, großartige, politische Leben der Engländer, in welchem die Charaktere scharf hervortreten und dem Menschenzeichner eine vortreffliche Schule gewähren, wahrhafte wirkliche Menschen mit ihrer Größe und Schwäche in concreter Wahrheit und aller Treue der Natur darzustellen, wie wir solche Meisterschaft bei Walter Scott und Bulwer gleich beim ersten Auftreten dieser Schriftsteller bewunderten. Im Verhältniß zu den Engländern, welche den großen Vortheil vor uns voraus haben, öffentliche Charaktere in den Gerichtssälen, in Parlamenten und in den unzähligen Volksversammlungen vor ihren Augen leben und handeln zu sehen, haben wir nur wenige Nationalromane, welche den gelungensten englischen Erzeugnissen würdig zur Seite stehen. Wie Lorenz Stark von Engel, ein Familiengemälde, in unserer Literatur Das ist, was in der britischen der Landprediger von Wakefield, so hat Hermann Kurtz mit diesem vaterländischen Romane bewiesen, daß der deutsche Genius selbst unter ungleicher Gunst der Verhältnisse dieselbe hohe Befähigung zum historischen Romane besitzt wie der englische. Unser Schriftsteller zeichnet uns das Bild des schwäbischen und deutschen Lebens am Ende und in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, einer Zeit, die durch den traurigen Verfall der deutschen Staatsverhältnisse und das Aufblühen unserer Literatur in der Sturm- und Drangperiode besonders bedeutend ist. In den drei Bänden dieses Buches entrollt uns der Dichter das lebendigste und farbenreichste Gemälde der deutschen politischen Zustände, der damaligen Sitten im Volke und in den höheren Kreisen der Gesellschaft, der schauderhaften Corruption beim Werbewesen und beim systematischen Aemterverkauf. Der eigentliche Held des Romans ist immer der von dem Geiste der neuen Zeit angewehte edle, des Lebens und der Intriguen unkundige Heinrich Roller, aber um diese liebenswerthe Hauptfigur stellen sich sämmtliche Träger jener bedeutungsvollen Zeit, der Herzog Karl, der Bürgermeister von Reutlingen, der unglückliche Schubart, der Markgraf Karl Friedrich von Baden, der Zigeunerherzog Hannikel, der Dorfpfarrer Mathäus, der gestrenge Rieger und der mystische Pfarrer Hahn von Kornwestten, den wir bereits aus Schubarts Lebensgeschichte kennen, u. c. und die lebenswahren weiblichen Hauptfiguren, Lottchen, das Pfarrtöchterlein von Illingen und Geliebte des Helden, Amalie, Aurora und Laura. Selten wird der Leser einen Schriftsteller so lieb gewinnen, selten wird er sich mit solchem festen Ver-

trauen hingeben, um von ihm in alle Situationen dieses vielgestaltigen, auf das mannichfachste wechselnden und stets neue köstliche Reize darbietenden Lebensbildes eingeführt zu werden. Ueber das ganze Werk ist eine plastische Ruhe, wie ein lächelnder Frühling, verbreitet, die in dem Leser unendliches Behagen erweckt, und nach allem Diesem fürchte ich, dennoch zu wenig zu sagen, denn die Karlsakademie und der in ihr waltende schulmeisternde Herzog, der Zustand und die Verhältnisse der eingezwängten Academisten ist vom größten Umrisse bis zum kleinsten Detail ein Kunstwerk für sich, und gewiß ist alles wirklich Erlebtes, was der Dichter uns erzählt und im poetischen Lichte erscheinen läßt. Hermann Kurtz kennt die verborgensten Falten des menschlichen Herzens; wie auf einer Harfe spielend, rührt er uns zu wehmüthigen Thränen bei Schillers Traum; er erfüllt uns mit Angst und zitternder Bangigkeit bei Lottchens Flucht und mit heiligem Andachtsschauer bei jener nächtlichen Predigt oder mit flammendem Zorn bei den Leiden des armen Schubart. Wohin uns der liebe Dichter führt, von der Spinnstube zu Reutlingen und der Wirthsstube zu Ulm, wo Schubart unter Tabaksqualm und Becherklirren einen Aufsatz dictirt, von den Abenteuern und dem Zigeunerleben im Schwarzwald bis zu qualvollen Tagen auf Hohenasperg und dem Feste auf der Solidüte athmet uns das Leben an und wir vermeinen bei Allem gegenwärtig zu seyn. — Wir wünschen diesem Werke Glück und freundliche Aufnahme in ganz Deutschland, wir wünschen ihm Eingang in alle Lese-Vereine, Leihbibliotheken, Lesezirkel und Privatbibliotheken. Wir hoffen und glauben, daß es wie Harfenklang an das Herz der Nation anschlagen und das Seinige dazu beitragen werde, daß unsere wahrhaft begabten Dichter das wenig bebaute Feld des deutschen historischen Romans mit ähnlichem Glücke cultiviren, denn mehr als der Geschichtschreiber vermag der geniale Dichter sein Volk zu rühren und zu erheben zu großen Entschlüssen. Unserem wackeren Freunde aber gebührt Ehre und Ruhm für diesen glücklichen National-Roman und der herzinnigste Dank der lebenden und künftigen Patrioten.

F. E......s.

Mannichfaltigkeiten.

(Wien, 14. Dec.) Unsere Residenzstadt wird nun wahrscheinlich die schon mehrfach besprochene Erweiterung und Verschönerung wirklich erhalten, wonach nämlich der Stadtwall zwischen den beiden Kärthner Thoren auf das Glacis hinausgerückt und ein einziges Säulenthor, ähnlich jenem vor der Hofburg, erbaut werden wird. Die allerhöchste Genehmigung dieses Planes ist, wie man vernimmt, bereits erfolgt und den Unternehmern allein die Bedingung auferlegt worden, daß der Bau binnen drei Jahren vollendet seyn muß.

Der deutsche Hülfsverein in Paris ist jetzt definitiv konstituirt; Präsidenten sind der großh. sachsen-weimarische Ministerresident Hr. Weyland, und der königl. bayerische Legationsrath Hr. Wendland; Vicepräsidenten die HH Dr. Cohn, Kühn, v. Gasparin und Thurneysen; Ausschußmitglieder die HH. DD. Wertheim, Haller und Karpeles; Censoren (welche die Verwaltung des Ausschusses zu überwachen haben) der berühmte Orientalist Julius Mohl, der Gelehrte Depping und der Pastor der protestantischen Gemeinde, Cuvier. Der Verein erwartet nur noch die Genehmigung seiner Statuten durch das Ministerium, und hofft auch einen Zuschuß von 500 Frcs. von Seite der Stadt Paris. Zu einem zum Besten des Vereins am 15. Dec. im Pleyel'schen Saale zu veranstaltenden Konzert waren am 10. fast alle Billets abgesetzt; der sächsische Gesandte, Hr. v. Könneritz, übernahm allein 100 Billets (zu 5 Frcs.), und auch Hr. Wendland eine bedeutende Anzahl. Der Bankier Thurneysen interessirt sich ebenfalls sehr lebhaft für den Verein.

(Düsseldorf, 14. Dez.) Wie weit der ultramontane Religionseifer geht, beweist unser Rhein. Wochenblatt, welches so eben Lessings Nathan den Weisen „ein wegen seiner irreligiösen Tendenz schlechtes Schauspiel" nennt.

Der „Schwäb. Merkur" vom 13. und 14. Dec. enthält einen ausführlichen Artikel: „die Interpunctionslehre der deutschen Sprache", worin das dem Geiste derselben ganz widerstrebende, höchst inconsequente neueste Verfahren der Allgemeinen Zeitung in dieser Beziehung getadelt und nachgewiesen wird, wie regellos und der Sprache nachtheilig sie durch ihr willkürliches Weglassen der Commata 2c. verfahre.

Korrespondenz.

Darmstadt, 19. Dec.

Heute wurde hier das neue Gebäude der Real- und höheren Gewerbschule durch einen festlichen Akt seiner Bestimmung übergeben. In dem für diesen Zweck bestimmten, festlich geschmückten Saale hatten sich die Mitglieder des Ministeriums des Innern mit dem Hrn. Staatsminister Frhrn. du Thil, der großh. Provinzial-Commissär Frhr. v. Stark, der Präsident der zweiten Kammer, Hr. Geheimerath Schenck, der Stadtvorstand und außerdem noch viele Gönner und Freunde der höheren Jugendbildung eingefunden. Den Mittelpunkt der durch Musik und Gesang verschönerten Feier bildete die von dem Direktor der Anstalt, Hrn. Oberstudienrath Schacht, gehaltene Rede, welche in mehrfacher Beziehung ein hohes Interesse darbot, indem sie sich über die realen Studien und ihren Werth in der Gegenwart verbreitete. Sie sind eine von der Zeit gebieterisch geforderte nothwendige Ergänzung des öffentlichen Unterrichts, der, so lange sie ihm fehlte, eine der fruchtbarsten Quellen der Bildung für Wissenschaft und Leben entbehrte. Mit ihrem zunehmenden Flor steigt Deutschland, wie der Redner bemerkte, in der Achtung des Auslandes, und eignet sich dadurch immer mehr die Vortheile an, deren sich andere Länder, wie England und Frankreich, wo Mathematik und Naturwissenschaften ihren Einfluß auf's Leben in hohem Grade geltend machten, schon längst zu erfreuen haben. Es gibt nur einen Weg, der dahin führen kann, nämlich der des gründlichen Studiums der exacten Wissenschaften und der wirklichen Naturforschung, nicht jener phantastischen, in leeren Hypothesen und schimmerndem Formelkram sich herumtreibendem, welche eine Zeitlang in Deutschland sich als „Naturphilosophie" geltend machte und von gewissen eingebildeten Hohepriestern der Natur als das Evangelium des Weltalls mit stolzer Miene ausposaunt wurde. Wer jenen Weg mit Sicherheit wandeln will, bedarf der polytechnischen Wissenschaften als zuverlässiger Führerinnen, und wer ihnen vertraut, wird nicht leicht Gefahr laufen, weder in die Wirbel des Cartesius, noch in die Irrgänge jener schalen Naturphilosophie zu gerathen, die zwar für Alles Worte und blendende Phrasen, leider aber keine klaren Begriffe hat. — Der religiöse Akt der Einweihung des neuen Schulgebäudes wurde durch Hrn. Stadtpfarrer Stücker in einer ansprechenden Rede vollzogen. — Morgen werden die in dieser Anstalt Unterricht erhaltenden Schüler, wovon 217

der Real- und 140 der höheren Gewerbschule angehören, zum ersten Male die geräumigen, freundlichen Lehrsäle des neuen Schulhauses betreten, welche mit allen Requisiten des Unterrichts bereits ausgestattet sind. Noch im Bau begriffen ist das Laboratorium, welches abgesondert von dem Hauptgebäude aufgeführt worden ist. — Im Verfolg seiner Rede erwähnte Hr. Schacht mit anerkennendem Danke der Liberalität des löblichen Stadtvorstandes, mit welcher derselbe einem unabweislichen Bedürfniß der heutigen Bildung in würdiger Weise abgeholfen, wie auch des Hrn. Stadtbaumeisters Jordan und seiner Verdienste um das neue Gebäude, welches, palastähnlich da stehend, eine der schönsten Zierden der Bessunger Vorstadt ist.

Rödelheim, 17. Dec.

Am vergangenen Sonntage wurde dahier die dreihundertjährige Jubelfeier der Einführung der Kirchenreformation in die Grafschaft Solms in angemessener Weise begangen. Friedrich Magnus, Stiefbruder Philipps des Großmüthigen von Hessen, war das erste Glied unseres Grafenhauses, welcher sich zu dem geläuterten Glauben bekannte und der neuen Lehre die Tempel seines Landes öffnete. In dankbarer Anerkennung der ihr daraus erwachsenen Segnungen hatte die hiesige Gemeinde im Vereine mit ihrem würdigen Geistlichen, Hrn. Konsistorialrath Thudichum, Alles aufgeboten, um den dreihundertjährigen Erinnerungstag zu einem recht festlichen, bedeutungsvollen zu machen. Schon Wochen lang vorher hatte sich ein aus Gemeindemitgliedern bestehendes Comité gebildet, das mit unermüdlicher Thätigkeit alle nöthigen Anordnungen zur würdigen äußeren Ausstattung der Feier traf. Am Morgen des festlichen Tages begab sich eine Deputation zu dem geliebten Hirten, der seit achtzehn Jahren an der Spitze der Gemeinde steht, um ihm Namens derselben die Gefühle der Freude und des Dankes darzulegen und ihm zugleich durch Ueberreichung eines werthvollen Geschenkes und einer Prachtbibel ihre Achtung und Verehrung zu bethätigen. Die Schlußstrophen des diesen Gaben beigelegten, von Ludw. Hub verfaßten Gedichtes lauten:

Drei Jahrhunderte sind hingeflossen,
Seit mit unsers Grafenhauses Sprossen
Sich die Väter zu dem Licht gewandt!
Und ein treuer Hirte führt noch heute
Die Gemeinde, die zum Fest der Freude
Dankbar weiht dies kleine Liebespfand.

Aus dem Pfarrhause begab sich nun der Zug, dem sich der Sängerverein des Hrn. Candidaten Buß angeschlossen hatte, nach der Kirche, wo eine wohlausgeführte Instrumentalmusik des Happel'schen Vereins aus Frankfurt a. M. die Eintretenden empfing. Nach geendetem Gesange trat Hr. Metropolitan Böhm von Bockenheim, der überhaupt mit anerkennenswerther Bereitwilligkeit das Seine zur Erhöhung der Feier beitrug, vor den sinnig geschmückten Altar und schilderte in einer klaren, aus dem Herzen kommenden und darum zum Herzen dringenden Rede die hohe Bedeutung des Festes. Seinem lichtvollen Vortrag folgte nochmals Gesang und dann die Predigt, gehalten von dem Ortsgeistlichen, Hrn. Konsistorialrath Thudichum. Mit ächt evangelischem Freimuthe, aber ohne gehässige Seitenblicke auf die Schwesterkirche, wußte der Redner die geistige Errungenschaft der Reformation hervorzuheben. Obgleich es ihm ein Leichtes gewesen wäre, die durch die Tagesereignisse ohnehin erregten Gemüther vollends in Feuer und Flamme zu setzen, so hielt er es doch eines evangelischen Priesters würdiger, duldsam und versöhnend aufzutreten. Selbst die anwesenden Katholiken konnten nur mit Hochachtung einer Rede folgen, in der zwar auf die treueste Anhänglichkeit an die evangelische Kirche von Seiten ihrer Glieder gedrungen, aber auch der andern Confessionen freundlich und liebevoll gedacht wurde. Keiner jener profanen Ausdrücke, wie man sie anderswo nicht selten in einer unerquicklichen Alltagssprache vortragen hört, störten hier die Andacht des Zuhörers. Hr. Pf. Thudichum scheint die Bestimmung der Kanzel nicht in einem Gesalbader über Ortsneuigkeiten zu suchen und seine Gemeindeangehörigen überhaupt für keine Halbwilden zu halten, denen man nur in massiver Ausdrucksweise sich verständlich machen könne. — Die der Predigt folgende Abendmahlsfeier wurde von zahlreichen Gläubigen begangen, und erhoben und begeistert, gekräftigt und versöhnt verließ die äußerst zahlreiche Versammlung die Kirche, in der zum Schluß Instrumentalmusik mit Gesang abwechselnd ertönte. — Eine veranstaltete Sammlung zum Besten der Gustav-Adolphs-Stiftung hatte reichlichen Ertrag. — Am Festabend brachten die Sängervereine dem Hrn. Konsistorialrath ein solennes Ständchen und am folgenden Tage vereinigten sich ein große Anzahl hiesiger Bürger nebst mehreren achtbaren Gästen aus der Nachbarschaft zu einem einfachen Festmahle im Gasthause zum „Frankfurter Hofe", bei welcher Gelegenheit von den Herren Landrichter Buff, Konsistorialrath Thudichum, Metropolitan Böhm, Pf. Schröder u. A. sinnvolle, aber sämmtlich im versöhnlichen Geiste gehaltene Reden und Toaste ausgebracht wurden.

H.

Literatur.

Cornelia, Taschenbuch für deutsche Frauen für's Jahr 1845, dreißigster Jahrgang. Darmstadt, Druck und Verlag von G. G. Lange.

Während die Männer auf dem geräuschvollen Markt der Welt und der Oeffentlichkeit in weiten Bahnen und unter mannigfachen Anregungen sich bewegen, während ihnen Reisen und Wanderungen, Geschäftsberührungen und Abenteuer immer erneute Anschauungen verschaffen, sind dagegen die Frauen auf den engeren Kreis und das stille Wirken und Schaffen ihrer Häuslichkeit und auf die Einthönigkeit der stets wiederkehrenden Alltagsbeschäftigungen hingewiesen. Daher enteilen die Letzteren gerne den engbegränzten Räumen und suchen in den heiteren Regionen der Traumwelt Entschädigung; daher sind sie den Dichtern und der Dichtkunst besonders gewogen und verleben gern freie Abendstunden in den Zaubergärten der Phantasie; daher auch werden schöne Almanache mit Gedichten und Novellen ihnen lieb und willkommen bleiben. Der bekannte Almanach „Cornelia" hat seit 30 Jahren bei der Frauenwelt wohlwollende Aufnahme gefunden, die ihm auch diesmal nicht fehlen wird; denn wiederum bringt er drei anziehende Novellen, welche den Leserinnen Unterhaltung bieten und Vergnügen bereiten werden. „Die Ausgestoßene" von Walter Tesche schildert Verhältnisse des häuslichen und bürgerlichen Lebens und weckt Anklänge ländlichen Friedens und anspruchsloser Gemüthlichkeit; — „Die Feinde der Krone", von Bernd v. Guseck, ist eine historische Erzählung, in Ungarn spielend und wechselvolle Begebenheiten von Entsagung und Befreiung, Hofintriguen und Volksaufständen lebendig schildernd; — „Der Flüchtling", von J. F. Lentner fesselt durch die gediegene Charakteristik und die sittliche Tendenz der in ihm auftretenden Personen und ist in vielen Situationen sehr gemüthlich gehalten.

Ganz ausgezeichnet sind die dem Almanach als wahre Zierde beigegebenen Stahlstiche, welche Porträts, Bilder aus der heiligen Geschichte und Genrebilder wiedergeben und durch erklärende Beiblätter commentirt werden. Der innere Gehalt der Cornelia für 1845 wird durch die Eleganz seiner äußeren Ausstattung unterstützt und so dürfen wir dies Taschenbuch als eine schöne Festgabe und würdige Fortsetzung der früheren Jahrgänge bestens empfehlen.

Theater-Anzeige.

Samstag, 21. Dec. (Zum Vortheil des Hrn. Nork): Belisar, große Oper in 3 Abth., Musik von Donizetti. (Gastrolle) Belisar: Hr. Pischek, k. würtemb. Hofopernsänger.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 354. Montag, den 23. December 1844.

Frankfurt.

Eine Glosse von Alois Henninger.

„Fluth und Ufer, Land und Höhen
Rühmen seit geraumer Zeit
So dein Kommen, so dein Gehen,
Zeugen deiner Thätigkeit!“ *)

Lustig rauschen auf dem Flusse
Dampfer, Ruderschiff und Kahn;
Gleich dem Pfeil', in raschem Schusse
Braus't dahin die Eisenbahn,
Und es glaubt das Aug', es flöhen
Vor dem regen Leben dort,
Das die Stadt gewählt zum Hort,
Fluth und Ufer, Land und Höhen.

Ueber ihren stolzen Zinnen
Prangt des Glückes gold'ner Thron;
Wagen galt es und gewinnen,
Und sie trug den Preis davon.
Denn wer gleicht ihr weit und breit,
Ihr, die Handel und Gewerbe,
Kunst und Wissenschaft, ihr Erbe,
Rühmen seit geraumer Zeit?

Manches Jahr ist hingeschwunden,
Seit sie ziert des Maines Strand;
Die da Freud' und Leid verbunden,
Ein Geschlecht um's and're schwand.
Dich auch wird die Zeit verwehen,
Volk, das jetzt sein Glück dort baut;
Sie nur blühet fort und schaut
So dein Kommen, so dein Gehen.

Doch es hemmt die Flucht der Jahre
Nimmer deines Strebens Geist;
Von der Wiege bis zur Bahre
Wirkst du kräftig, schaffst du dreist,
Und es sind zu jeder Zeit
Deine Zünfte, deine Stände
Und die Werke ihrer Hände
Zeugen deiner Thätigkeit.

*) Verse Goethe's unter der eigenhändig radirten Ansicht von Frankfurt, welche auf seinem Studirzimmer im Goethe'schen Hause hängt.

Der Toreador.

Nach dem Französischen des Landelle von Franz Arnold.

(Fortsetzung.)

Etwas über ein Jahr nach der „corrida del toros“ (dem Stiergefechte), in welcher Mateo seine Königswürde an Diego Tudilla abgetreten, verließ der Letztere eines Abends, da kaum die Sonne untergegangen, zuerst den Kampfplatz, auf dem er sich übrigens, wie gewöhnlich, durch seine Gewandtheit und Bravour ausgezeichnet und die Bewohner Sevilla's entzückt hatte. Unter einem weiten braunen Mantel barg er seine reiche andalusische Tracht, die ganz von Stickereien und Gold schimmerte, und ging raschen Schrittes dem mittleren Theile der Stadt zu. Der Toreador war in leidenschaftlicher Aufregung, er hatte während des Stiergefechtes einen unbekannten Kavalier bemerkt, der auf die Einladung des Marquis del Puntal an der Seite der Donna Mariquita Platz genommen, und nicht müde geworden war, sich mit ihr auf die anmuthigste, bezauberndste Art zu unterhalten. Die junge Dame lachte oft, erröthete manchmal, und verbarg ihre Verlegenheit unter den Falten ihrer Mantille oder ihres Fächers. Diego, von Eifersucht entflammt, vermochte nicht länger auf dem Kampfplatze zu verweilen, und erlegte den letzten Stier mit einem wüthenden, furchtbaren Streiche, daß die versammelten Zuschauer in lauten Jubel und Beifallrufen ausbrachen, das noch lange in den Echo's des Guadalquivir nachhallte, an dessen Ufer die Kampfbahn gelegen.

Es empfingen drei Landleute — dafür mußte man sie wenigstens nach dem Schnitte und Stoffe ihrer Kleider und nach ihren hohen ledernen Halbstiefeln halten — den Matador am Eingange des Circus; sie suchten mit demselben ein Gespräch anzuknüpfen, doch wich Diego ihnen rasch aus, als wenn er irgend eine bewundernde Huldigung und widrige Schmeicheleien zu hören befürchtete. Er ließ die Vorstadt Triana bei Seite liegen, wie den Fluß gleiches Namens, den er hätte überschreiten müssen, um zu seiner Wohnung zu gelangen; er betrat dagegen die engen und düstern Straßen des

Theiles der Stadt, in welchem der größte Theil des Adels wohnte. Die obengenannten Landleute, die bisher dem Toreador aus der Ferne gefolgt, mußten ihre Schritte sehr beschleunigen, um ihn nicht ganz aus dem Gesichte zu verlieren. Nachdem Diego endlich an der prächtigen, gothischen Kathedrale Sevilla's, an ihrer maurischen Giralda und den übrigen herrlichen Baudenkmälern, welchen die Hauptstadt Andalusiens den Namen der „Wunderbaren" verdankt, vorbeigekommen und links den „Alkazar", den Palast der alten maurischen Kalifen, liegen lassen, blieb er vor einem mit Arabesken reich verzierten Gitter stehen, hinter dem sich die sogenannten „patios" ausbreiteten, Marmorhöfe, die den Bewohnern jenes Himmelsstrichs zu einem anmuthigen Sommeraufenthalte dienen, über denen am Tage ein Zelt ausgespannt ist, und über welche sich, sobald die Sonne hinter die Berge der Sierra hinabgesunken, der gestirnte Himmel zum Dome wölbt. Bereits war das Zelt, welches während des Tages vor der sengenden Gluth der Sonnenstrahlen schützt, zusammengefaltet worden, und es herrschte eine sanfte Kühlung in dem reichen Saale, den der Matador nun betrat.

Die drei Männer aber, welche ihm bis vor das Gitter gefolgt waren, wußten wohl, daß sie vor dem Hotel des Marquis del Puntal standen; nachdem einer von ihnen sich versichert, daß es keinen andern Ausgang habe, als den bezeichneten, kehrte er wieder zu seinen Begleitern zurück, wie diese, fest entschlossen, vor dem Gitterthore zu warten, bis Diego wieder zum Vorschein käme.

Die „Patios" von Sevilla sind gewöhnlich im orientalischen Style erbaut, gleich den Palästen von Algier oder Kairo; Säulen aus weißem Marmor, meist mit seltener Kunst gearbeitet, tragen die obern Stockwerke und bilden Seitengallerien, welche mit Möbeln und Gemälden geschmückt sind. Dem Gitterthore gegenüber, unter einer Arkade, kreuzen sich Vorhänge, die man zuziehen kann, wenn man sich den Blicken der Neugierigen entziehen will; doch gebrauchen die schönen Sevillanerinnen, die Töchter Eva's und als solche neugierig sind, selten diese Vorsicht. Ja selbst eifersüchtige Ehemänner und Vormünder lassen oft die Vorhänge an den Säulen der Halle aufgezogen. So hat man von innen die Aussicht auf die Straße, vermag aber eben so von außen zu sehen, was in dem ersten, und manchmal auch, was im zweiten Hofe vorgeht. Die Männer in ihren groben, wollenen Kappen konnten daher Diego und Alles, was im Innern vorging, genau beobachten.

Der Toreador sah sich bald von dem Majordomo des Marquis, den Lakaien und dem ganzen Trosse der Dienerschaft umringt, er entsprach mit Bereitwilligkeit ihrem Verlangen, und gab ihnen eine umständliche Beschreibung des Stiergefechtes, an dem er Theil genommen; nachdem er die Neugierde der Dienerschaar, die ihn umstand, befriedigt, fragte er in dem scheinbar unbefangenen Tone: „Was ist das aber nur für ein Kavalier, der an der Seite des Herrn Marquis und der Donna Mariquita dem Stiergefechte beiwohnte?"

„Ei, wer ist es Anders, als Don Alvaro Barros!" entgegnete die Dienerschaft wie aus einem Munde.

„Ist er schon lange in Sevilla?" fragte der Toreador weiter, sich an den Majordomo wendend.

„Sein Name ist fast Alles, was wir von ihm wissen. Uebrigens ist er, wie Ihr selbst bemerkt haben werdet, ein schöner, stattlicher Kavalier, kastilianische Augen, voll Muth und Feuer, zärtlich und galant. Es sind jetzt zwei Monate, daß Don Alvaro uns zum ersten Male auf dem Schlosse del Puntal besuchte, wo wir damals kampirten. Der Kavalier scheint aus Amerika von den spanischen Kolonien zu seyn, denn er erzählt häufig von denselben. Der Marquis hat ihn höchst gastfreundlich aufgenommen, und zeigt sich stets gegen ihn aufmerksam und zuvorkommend. Wer weiß, zu was das noch führt! Ist Donna Mariquita doch bereits über die Jahre hinaus, wo man mit der Puppe spielt. Ich sehe unser gnädiges Fräulein schon im Geiste im Schmucke einer Braut an der Seite des edlen Don Alvaro.

Bei den letzten Worten des Majordomo bedeckte auffallende Blässe das Gesicht des Toreador.

„Also schon zwei Monate," fiel er dem Majordomo in die Rede, „schon volle zwei Monate ist Don Alvaro der Gast des Marquis?"

„Ja, und als wir das Schloß del Puntal verließen und unsere Stadtwohnung bezogen, folgte er uns. Wir befinden uns bereits seit drei Tagen in Sevilla, denn unser gnädiges Fräulein wünschte sehnlichst, bei Zeit zu dem angekündigten Stiergefechte einzutreffen. Wir werden aber leider bald wieder auf das Land zurück müssen. Denkt Euch meinen Aerger, Diego, der Marquis hat eine leidenschaftliche Liebe zu seinem Puntal und dem Aufenthalte auf dem Lande gefaßt, dessen Einförmigkeit mir eben so verhaßt ist, wie der Anblick jener altergrauen, wunderlichen Thürme. Da lob' ich mir Sevilla! Ein herrlicher Aufenthalt!"

Diego hörte kaum noch, was der Majordomo sprach. Dieser, äußerst redselig von Natur, fuhr in seinem begeisterten Lobe Sevilla's, wie der Vorstädte, fort, ohne der unerschütterlichen „Conga" (Börse) zu vergessen, noch der königlichen Cigarrenfabrik, noch der reizenden Promenade des „Duque", der schattigen Alamedas und vor Allem der „Neverias", in welchen man für einen Realen sich an einem Glas duftenden Sorbets ergötzen kann oder an einer halben Pinte Weins von Pajarete.

Der Majordomo war mit seinen Expektorationen zum Lobe Sevilla's, der „Wunderbaren", noch nicht zu Ende, als man den Wagen des Marquis vor dem Thore anfahren hörte.

Der Troß der Diener zerstob nach allen Seiten. Der Majordomo eilte, seine Herrschaft an dem Wagen zu empfangen. Diego Tubilla blieb allein in dem Patio zurück. Der Marquis stieg zuerst aus dem Wagen, sicheren, festen Schrittes, trotz seines vorgerückten Alters. Ihm folgte Don Alvaro, welcher der jungen Gräfin aus dem Wagen half und die Hand der schönen Erbin nicht losließ, ohne sie mit ritterlicher Kurtoisie seinen Lippen genähert zu haben. Er bot ihr alsdann seinen Arm, um sie in den „Patio" zu geleiten.

(Fortsetzung folgt.)

Deutsche Zustände in den Vereinigten Staaten.

Seit dem letzten Jahrzehnt hat die deutsche Bevölkerung der Union durch eine gegen frühere Zeiten beispiellose Zunahme an politischer Wichtigkeit, durch vermehrtes Streben nach Förderung und Wahrung ihrer Interessen und Sitten eine höhere

Stufe im amerikanischen Volksleben gewonnen. Während die Holländer, Franzosen und Spanier, die frühesten Ansiedler im Osten, Westen und Süden, allmählig vom Schauplatze verschwinden und ihre Sprache nur in schwachen Nachklängen vereinzelter Niederlassungen fortdauert, breitet sich deutsches Element täglich weiter aus, erringt sich festere Grundlagen, dauerndere Würdigung. Städte, Flecken und gemeinsame Niederlassungen mit deutschen Namen entstehen, Staaten gründen Schulen zur Erhaltung der Sprache, publiziren Gesetze und Botschaften in derselben und selbst der oberste Beamte der Nation findet es seinem Interesse, seinem Einflusse förderlich, ein eigenes deutsches Journal in der Bundesstadt zu unterhalten. Kläglich stand es um das Ansehen unserer Landsleute vor obigem Zeitpunkte. Die meisten Einwanderer entstammten der niedersten Volksklasse der Heimath, jener rohen druckgewohnten Kaste, an deren moralische Erhebung selbst im Lande der Menschenwürde nicht zu denken. In den freien Staaten nahmen sie die Stelle der Neger ein, in den Sklavenstaaten deren ungetheilte Genossenschaft; der Straßenkoth der Städte, der Schlamm der Kanäle und die Holzhöfe der giftigen Uferbottom's wurden ihr verwandter Wirkungskreis. Erst ihrer Nachkommenschaft entsproßte bei dem gleichmäßig verbreiteten Bildungsdrange der Eingebornen das Gefühl eines sittlichen Werthes; sie zählte nicht allein jene einfachen wettergestählten Farmer unter ihren Reihen, vor denen die Wildniß wich, sondern auch Gelehrte und Staatsmänner, Namen wie Rittenhaus, Keim, Mühlenberg, Wolf u. dergl. Unter so bewandten Umständen mußte Deutschland, der Stammplatz jener schmutzigen Horden, die fast alle Heerstraßen bedeckten, den Amerikanern in wenig schmeichelhaftem Lichte erscheinen; sie schlossen von jenen elend- und lastergebeugten Individuen auf deren Heimath und entwarfen sich aus einer terra incognita ein Bild, das zu Tacitus Zeiten hätte auf Treue Anspruch machen können. Dazu gesellte sich noch das Andenken an jene plündernden und sengenden Söldlinge, von ihrem Fürsten heerdenweise zum willenlosen Werkzeuge fremder Tyrannei verkauft, und es war nicht zu verwundern, daß die ärgste hiesige Landplage den Titel hessian fly (hessische Fliege), daß der Name „dutch" eine Bedeutung erhielt, die ein Juste-Milieu zwischen Neger und Indianer bezeichnete. Die dreißiger Jahre brachten jedoch einen Zauberschlag ähnlichen Wechsel in die Lage der Dinge. Statt des sittenlosen Gesindels verließen der emsige Ackersmann, der tüchtige Handwerker, der gebildete Techniker, der gewandte Kaufmann die Heimath und suchten in der neuen Welt ein unbeschränkteres Feld für rastlosen Fleiß und rege Energie. Die Strahlen der Juli-Sonne im Jahre 1830 hatten überdies manchen Freiheitskeim in Deutschland geweckt, der, allzu starren Boden für seine Wurzeln findend, die Sehnsucht nach dem günstigeren Welttheile lebhaft rege hielt. Da erschien Dudens Reisebericht und eine neue Aera in der Geschichte deutscher Auswanderungen begann. Seine Schilderungen vom jungfräulichen Westen lauteten so gefällig, so verlockend, daß selbst am Schreibpult festgerostete Pedanten träumten, mit dem amerikanischen Gränz-Ansiedler an Ausdauer und praktischer Tüchtigkeit wetteifern zu können. Die Phantasie erhellte mit magischem Scheine das ferne Urwaldsdunkel und eröffnete ein robinsonisches Idyllenleben, ungestört vom Alltagskram der engherzigen Heimath. Allenthalben bildeten sich Vereine zu gemeinschaftlicher Uebersiedlung. Praxislose Aerzte, ergraute Candidaten der Rechte, schmalbesoldete Lieutenants und Angestellte, deren Braut schon seit Jahrzehnten seufzte:

„Nach dem Hüttchen, still und ländlich,
Nach dem eignen freien Herd",

schlossen sich an; selbst Männer, hochbegünstigt durch Stellung und Vermögen, entsagten einer thatenlosen Unabhängigkeit und folgten dem fieberhaften Zuge des Herzens. Ward Mancher auch durch den glühenden Bericht des neuen Peters des Einsiedlers bitter getäuscht und fand er das auf sich genommene Kreuz so trüber Wirklichkeit nicht werth, — kehrte mancher Habenichts grollend wieder in sein enges Weichbild zurück, wo er das Land mit um so düsteren Farben malte, als seine Hoffnung früher rosig war, genug, so viel vereinte Bildung mußte wesentlich dazu beitragen, nicht allein die kläglichen deutschen Zustände zu heben, sondern ein neues deutsches Leben zu gründen. — Die Journalistik, bisher nur von dem kauderwälschen Organ Pennsylvaniens vertreten, gewann durch zahllose in reinem Deutsch erscheinende Zeitungen einen höheren Standpunkt. Als ihr nächstes Feld mischte sie sich bald eifrigst in die Politik ihres Adoptivlandes, beleuchtete die obwaltenden großen Streitfragen der Nation und nahm lebhaften Antheil an deren Wahlkämpfen. Vor Allem verdient der in New-York erscheinenden „deutschen Schnellpost" das Verdienst einer würdigen Haltung, erhaben über den polternden Parteilärm, über die wiederkäuenden Principien und hohlen Phrasen, zu denen Mangel an eignem Stoff die politischen Blätter verdammt. Den einheimischen Landesverhältnissen keine Spalten öffnend, weiht sie sich allein den Zuständen des Vaterlandes, und ist somit wirkliches Organ des deutschen Volkes, während dem die übrigen mehr oder minder Vasallen der beiden Partien sind. Sie gewann durch ihre Tendenz ein Feld, das den erbittertsten Stimmführern der beiden Heerlager gemein ist, wo sie sich freundnachbarlichst begegnen und von den heißen Scharmützeln der Tagesfragen ausruhen können. Für alle neueren Erscheinungen sowohl im öffentlichen und socialen Leben als auch im Reich der Politik Europa's hat sie geistreiche Federn im Solde, ihr Bülletin ist voll gediegener Ansichten, voll scharfsinniger Urtheile, ihr Feuilleton die Quintessenz der schönen Literatur. Sie war das erste Blatt, welches eine Nationalsache in Anregung brachte, die vom Hudson zum Felsgebirge allenthalben freudigen Anklang fand, nämlich die Unterstützung der Familie des Professors Jordan, — sie war deshalb das erste Blatt, welches den weitzerstreuten Deutschen zeigte, daß ein geistiges Verband sie umzieht, daß ein gemeinsamer Pulsschlag sie zu einem dichten Phalanx zu sammeln vermag, dessen Rückwirkung auf die Heimath von großen Folgen seyn könnte. Ihr zunächst folgt die New-Yorker Staatszeitung, ein Blatt, hiesigen Zuständen gewidmet, das zwar eine Parteiflagge aufgesteckt, dessen editorielle Artikel jedoch stets unabhängigen Sinn, der auch dem Gegner Gerechtigkeit zollt, gewahrt, und deren literarische Auswahl Geschmack und Umsicht beurkundet. Die politischen Ereignisse, die Verhandlungen des Congresses und der Staatsgesetzgebungen sind darin am klarsten beleuchtet, am fähigsten beurtheilt. Dabei bietet dieses Blatt seinen Lesern bei ungewöhnlich großem Format den gedrängtesten Lesestoff. Was diese beiden Journale aus eigenen Quellen beziehen, macht stets die Runde durch

alle übrigen Blätter; so lange diese nicht versiechen, wird selten einen der Redakteure der Hochmuth plagen, die Scheere mit der Feder zu vertauschen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Es wird erzählt, daß Rellstab für sein zur Eröffnung des Berliner Opernhauses geschriebenes und nach dem Urtheile öffentlicher Blätter im Ganzen doch nur wenig bedeutendes Festspiel ein Honorar von Rthlr. 3000 — erhalten, während die Honorirung der Festoper 24,000 Rthlr. gekostet habe. Beide Angaben scheinen jedoch um eine Null zu hoch gegriffen und ein solches Honorar für den Verfasser eines Festspiels wäre in Deutschland wenigstens das einzige seiner Art. Rellstab's, des gestrengen Kritikers und gewesenen Todfeindes von Meyerbeer, Versöhnung mit dem Letzteren soll sehr rührend gewesen seyn.

Nach dem „Constitutionnel" ist unter dem Titel: „Betrachtungen über die Ursachen und Größe des Verfalls der großen Oper", von der Verwaltung der großen Oper in Paris an die Regierung ein Memoire gerichtet worden. Es wird darin zu beweisen gesucht, daß der gegenwärtige Verfall jenes berühmten Theaterinstitutes nicht durch die Direktoren verschuldet, sondern in den Zeitverhältnissen und in moralischen, politischen, ökonomischen, industriellen, religiösen und ähnlichen Ursachen begründet sey. In dem Bericht wird besonders hervorgehoben, daß die vermehrte Concurrenz der kleineren Bühnen, der Konzerte zu Spottpreisen, der fortwährenden Aufführungen von Messen und Oratorien, der neuentstehenden Musik- und Gesangvereine, ferner der täglich steigende Preis der singenden Kehlen und tanzenden Füße, die neuen Eisenbahnen, die zur Sommerzeit Tausende der Stadt entführen und nur Wenige ihr zubringen, ja sogar die steigende Liebhaberei für die Cigarre, die vom Theaterbesuch abhält, daß dies Alles dem Gedeihen einer Bühnenanstalt nicht förderlich, sondern nur hinderlich sey. Der Constitutionnel meint übrigens, daß die Hauptursache des Verfalls der großen Oper in dem Verfall derselben und in dem immer schlechter werdenden Personal und Repertoire liege.

(Brüssel, 17. Dec.) Gestern ist der Ritter Spontini hier angekommen und im Hotel Bellevue abgestiegen.

Korrespondenz.

Mainz, 20. Dec.

An Aufstellung der hiesigen Rheinbrücke wird so thätig gearbeitet, daß man versichert, sie werde bis morgen früh um 10 Uhr der Passage eröffnet werden können. Während der vierzehn Tage, wo sie abgeführt war, wurde ohne Aufhören an ihrer Ablegung, Abführung in den Winterhafen, an ihrer Ausbesserung und Verbesserung gearbeitet; diese Arbeiten waren so nothwendig, daß sie auch hätten vorgenommen werden müssen, wenn die lange und heftige Kälte nicht eingetreten wäre. Jetzt ist aber auch die hiesige Schiffbrücke durch ihre Breite und Solidität im Stande, die größten Lasten zu tragen, wenn noch an einem Theile der Joche die Befestigungs-Maßregeln eingeführt sind, die man an den übrigen mit Befriedigung erkennt. — Dem Bauunternehmer, der, wie ich Ihnen neulich meldete, von der Stadt die sechs Bauplätze in der Rheinstraße um etwas mehr als 36,000 fl. ersteigerte, sind dieselben von Kauf- und Geschäftsleuten, die dort Läden erbauen wollen, wieder abgekauft und mit beinahe 42,000 fl. bezahlt worden. Die sechs Bauplätze werden nach dem Bauplane, der bei der Versteigerung zur Bedingung gemacht wurde, in 36 Bogen getheilt und bilden also einen nicht unbedeutenden Bazar, wo man im künftigen Sommer schon alle Waaren, welche gegenwärtig nur in den belebtesten Straßen zu bekommen sind, zum Verkaufe ausgestellt finden wird. Die fremden Reisenden, die in den Gasthöfen am Rhein absteigen, haben dann nicht mehr nöthig, in die Stadt zu gehen, um ihre Einkäufe zu machen; sie haben Alles vor der Thüre. So hat die Einführung und Vermehrung der Dampfboote in wenigen Jahren alle unsere Verhältnisse umgestaltet, daß da, wo sonst nur Stallungen und Magazine waren, elegante Kaufläden mit allen Gegenständen des Luxus, große Gasthöfe und Kaffeehäuser zu finden seyn werden. Welche Aenderungen würde nun aber erst eine Eisenbahn hervorrufen, die in Stadttheilen ausmündete, welche gegenwärtig wenig gesucht und belebt sind, wie die am Josephinenhospitale oder jene außerhalb des Holzthores? Würden in diesem Falle dort eben so kostspielige Bauten aufgeführt werden, als in der Nähe des Landungsplatzes der Dampfboote? Und würde das Innere der Stadt nicht sehr darunter leiden? Diese Fragen möchten wir den Personen, welche dazu berufen sind, zur Beurtheilung anempfehlen.

Gießen, 10. Dec.

Heute Abend fand das feierliche Leichenbegängniß jenes Studirenden statt, welcher am 14. d. seinen Tod in der Lahn fand, und dessen in diesem Blatte bereits ausführlicher erwähnt wurde. Die Studirenden begleiteten seine sterblichen Reste mit einem zahlreichen und wohlgeordneten Fackelzuge zu ihrer letzten Ruhestätte. — Unsere Universität erfreut sich fortwährend und so auch in dem laufenden Semester einer zahlreichen Frequenz und ist unsere Staatsregierung stets darauf bedacht, sie zu heben und ihr allen möglichen Vorschub zu leisten. — Seit einem Monate ohngefähr ist das Theater von hier abgezogen, welches unter der Leitung des umsichtigen Direktors Hrn. Friese uns manchen genußreichen Abend verschaffte und sich von hier nach Heidelberg übergesiedelt hat. — In gesellschaftlicher Beziehung fehlte es bisher nicht an mannigfachen Divertissements; Bälle, Konzerte und sonstige Reunions folgten in reichlicher Fülle und Abwechselung. Zumal rühmen Fremde das hiesige gesellige Leben und fühlen sich sehr bald heimisch in demselben, wozu der feine Takt und die gepriesene Liebenswürdigkeit unserer Damenwelt nicht das Wenigste beitragen dürften. — Daß selbst das Ungewöhnliche hier mitunter seinen Boden gewinnt, beweis't die jüngst hier aufgetauchte Idee eines Töchter-Versorgungs-Bureau's, welches bereits durch Rundschreiben dem resp. Publikum empfohlen wurde. Gewiß ein zeitgemäßes Institut, dem wir den erfreulichsten Fortgang und von Herzen alles Glück wünschen.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 22. Dec. Czaar und Zimmermann, komische Oper in 3 Abth., Musik von Lortzing. (Gastrolle) Peter der Erste: Hr. Pischek, k. würtemb. Hofopernsänger.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 355 | Dienstag, den 24. December | 1844.

Mainsagen.

37. Die Stiftung. — Würzburg 1275.

Der liebliche Morgen erglüht,
Begrüßt von der Vöglein Gesang,
Im Münster, von Linden umblüht,
Spielt Frühroth dem Kreuzgang entlang.

Begrüßt von der Vöglein Gesang,
Kömmt leise der Pater daher,
Spielt Frühroth dem Kreuzgang entlang,
Bringt täglich das Körbchen er schwer.

Kömmt leise der Pater daher,
Hüpft näher die singende Schaar,
Bringt täglich das Körbchen er schwer,
Naht Zeisig und Fink ohn' Gefahr.

Hüpft näher die singende Schaar,
Streut er auf den Grabstein das Korn,
Naht Zeisig und Fink ohn' Gefahr,
Füllt er Tief' des Steins aus dem Born.

Streut er auf den Grabstein das Korn,
Wie picken die Vöglein es auf —
Füllt er Tief' des Steins aus dem Born,
Wie drängt herbei zwitschernd der Hauf'!

Wie picken die Vöglein es auf,
Was ihnen der Todte vermacht!
Wie drängt herbei zwitschernd der Hauf,
Wird ihm frischer Trunk früh gebracht!

Was ihnen der Todte vermacht,
Genießen sie dankend durch Sang,
Wird frischer Trunk ihnen gebracht,
Tönt's Stimmlein mit reinerem Klang.

Genießen sie dankend durch Sang,
Füllt Thräne des Spendenden Blick,
Tönt's Stimmlein mit reinerem Klang,
Denkt er an den Todten zurück.

Füllt Thräne des Spendenden Blick,
So fällt sie dem sinnigen Mann —
Denkt er an den Todten zurück,
Weiß er, daß dem Edeln sie rann.

Und fällt sie dem sinnigen Mann,
Der wandelt nun im Paradies,
Weiß er, daß dem Edeln sie rann,
Der Walter von Vogelweid hieß.

Der Toreador.

Nach dem Französischen des Landelle von Franz Arnold.

(Fortsetzung.)

Donna Mariquita gerieth in sichtliche Verlegenheit, als sie bei'm Eintritt in den Patio den Toreador erblickte und Don Alvaro denselben mit einem Anfluge von Ironie fragte: „Ei, Meister Tubilla, was führt Euch hierher zu so ungewöhnlicher Stunde?“

Der Matador gewann es nur mit Mühe über sich, den beleidigenden Ausdruck dieser Worte unerwiedert zu lassen, doch bemeisterte er sich, grüßte den alten Kommandanten mit ehrfurchtsvoller Verbeugung, und wandte sich dann an Donna Mariquita:

„Wenn Sie, verehrtes Fräulein, die Frage an mich gerichtet hätten, so könnte ich nur erwiedern, daß ich gekommen, Ihnen meine Huldigung darzubringen!“

„Diego,“ entgegnete in herzlichem Tone das Fräulein, „es freut mich, Euch auch hier zu sehen, nachdem ich Eure Bravour auf dem Kampfplatze bewundert. Sennor Barros,“ fuhr sie dann, sich zu dem Ritter wendend, fort, „ich habe Ihnen noch nicht gesagt, daß Diego's Mutter meine Amme gewesen, und daß er mir in meiner Kindheit stets als treuer Wächter und Beschützer zur Seite gestanden.“

„Wenn mich meine Hoffnung nicht ganz trügt,“ entgegnete Don Alvaro, „so werden Sie, edles Fräulein, in Zukunft, außer meinem guten Schwerte, keines andern Hüters, keines andern Schutzes bedürfen.“

Der Toreador, durch diese Aeußerung des Kavaliers in tiefster Seele verletzt, entgegnete mit verhaltener Wuth:

„Donna Mariquita mag wissen, daß der Degen des Diego Tubilla so gut ist, wie der jedes Edelmanns.“

„Dann wäre auch das Messer eines Fleischers einer Klinge von Toledo gleichzuschätzen!“ schloß Don Alvaro, indem er mit verächtlichem Blicke an dem Toreador vorbeiging. Dieser wurde todtenblaß, fuhr mit der Hand nach dem Griff seines Schwertes, und schien im Begriffe, sich auf den jungen übermüthigen Hidalgo stürzen zu wollen.

Donna Mariquita beherrschte ihn aber mit einem Blicke. Der stolze Matador stand, wie auf den Boden gefesselt und senkte die Blicke, eine Thräne der Wuth und Scham zu verbergen.

Die beleidigenden Worte, welche Don Alvaro an Diego Tutilla gerichtet, berührten auch Donna Mariquita auf's schmerzlichste. Sie ließ den Arm ihres Verlobten los und bezeichnete ihm einen bequemen Stuhl, der künstlich aus Binsen von Manilla geflochten war. Sich alsdann dem Matador nähernd, begann sie in freundlichem, wohlwollendem Tone:

„Ich weiß, mein guter Diego, was Dein Schwert und Dein Muth vermögen. Du mußt die Aeußerungen dieses Kavaliers nicht so hoch aufnehmen, da er erst seit kurzem in Sevilla ist und Dich noch kaum kennt. Liebt er mich aber, wie er es versichert, so soll er durch mich Dich bald achten lernen, wie Du es verdienst.“

„O, edles Fräulein,“ entgegnete Diego, „längst entflohen sind die Zeiten, da ich an Ihrer Seite mit frohem Jugendmuthe durch die Fluren Puntals streifte. Ja, es waren glückliche Zeiten, da Sie mich noch Ihren guten Diego nannten, da Sie mir lächelnd den eisernen Ring mit dem Wappen von Puntales schenkten, den ich als ein theures Pfand Ihrer Liebe zu mir stets bewahren, von dem ich mich nur mit dem Tode trennen werde. O wie glücklich machte mich einst die Liebe zu Ihnen, Fräulein!“

„Wie, Du liebtest mich nicht mehr?“ fragte unbefangen Mariquita.

„Ob ich Sie liebe? Mehr als den Ruhm, mehr als das Leben!“ entgegnete Diego mit einem Tone, welcher Mariquita erbeben machte.

Der Matador warf zugleich einen Blick eifersüchtigen Hasses auf Don Alvaro, der inzwischen eine Mandoline ergriffen hatte und sich auf derselben zu dem sogenannten „Chairo“ begleitete, einem kastilianischen Liede voll heiterer Ironie:

Vögeln gleich sind junge Donnen,
Leicht des Käfigs Haft entronnen;
Sie zu hüten, welche Plage!
Laßt sie lieber n'aus zum Schlage! *)

Der Refrain schien fast eine Beleidigung zu seyn, eine Anspielung auf den Aerger des Toreador; er lautete:

Tengo, chairo mio,
Lastima de ti etc.

was sich etwa so umschreiben ließe:

Armer Hüter, Du thust mir leid,
Liebster Freund, Du dauerst mich!

Don Alvaro hatte den „Chairo“ noch nicht zu Ende gesungen, als der alte Marquis wieder eintrat. Er hatte sich von der Gesellschaft entfernt, um seine Staatsuniform abzulegen, und erschien nun in einem leichten Sürtout, behaglich eine Havannacigarre schmauchend. Der Toreador machte bei dem Eintritt des Marquis vor demselben eine ehrfurchtsvolle Verbeugung und entfernte sich aus dem Patio, von Mariquita begleitet, welche ihm bis zur Thüre folgte.

„So leb' wohl, guter Diego,“ sagte das Fräulein zu dem Scheidenden, „und besuche mich bald wieder. Ich bin fast jeden Morgen allein, nach der Stunde des Bades. Wir können dann ungestört mit einander plaudern, wie vor Zeiten!“

„O, Sie sind sich immer gleich, stets ein Engel an Güte!“ murmelte der Toreador. „Wie sollte ich Sie auch nicht innigst lieben!“

„Wie eine Schwester!“ fügte Mariquita bei.

„O, tausend Mal mehr!“ schloß der Matador, der sich bei der jungen Gräfin nie so deutlich ausgesprochen, wie heute.

Donna Mariquita versank nach der Entfernung Diego's auf einige Augenblicke in tiefes Nachdenken, dann lächelte sie stille bei dem Gedanken: „Er liebt mich, der kühne Diego, dem alle Damen Sevilla's hold sind; der stolze Matador liebt die arme Mariquita!“

(Fortsetzung folgt.)

---

*) La muger es pajarito
Muy dificil de guardar
Es mejor abrir la guerta
Quando quiere hechar à volar.

Deutsche Zustände in den Vereinigten Staaten.

(Fortsetzung.)

Der Deutsche in Amerika ist der Name eines in Washington monatlich erscheinenden kolossalen Blattes, dessen höchster Ruhm darin besteht, selbst einige Subscribenten in Deutschland zu besitzen (wahrscheinlich seine Geist- und Längenmaßgenossen, die riesigen Gardisten von der Potsdamer Pfaueninsel). Der Herausgeber trat in seiner ersten Nummer mit dem Artikel „Humbug“ vor das Publikum, und dieser Devise treu, macht er nun von seinem Dachstübchen am Potomak regelmäßig monatliche Ausflüge nach allen Hauptstädten der Welt, von wo aus er geistvolle Correspondenzen zusammen leimt und seinen Setzern schickt, ein Beispiel, das viele seiner Collegen am Ohio löblicher Oekonomie halber schon eingeführt haben. Auch unterhält derselbe eine stehende Rubrik: „Gallerie ausgezeichneter Deutschen in Amerika“, welche sich stets auf der Gallerie statt im ersten Range auszeichnen, drei Mal per Woche den Bart abnehmen und Maisbrod essen wie die Eingebornen. Niemand würde hier von deren Verdiensten das Geringste ahnen, wenn der patriotische Goliath sie nicht unseren erstaunten Blicken monatlich enthüllte. Blätter von einiger Bedeutung sind ferner: Der Anzeiger des Westens, der, wenn das bayerische Bier in St. Louis noch nicht in Reife, mit Geist redigirt wird; die alte und neue Welt in Philadelphia, der Baltimor Correspondent, der Buffalo Weltbürger, der Pittsburger Freiheitsfreund, der Courier von Neu-Orleans. Der Hauptsitz deutscher Journalistik ist jedoch Cincinnati am Ohio. Bei einer deutschen Bevölkerung von 25,000 Seelen, die sämmtlich der gewerbtreibenden Klasse angehören, erscheinen nicht weniger wie vier tägliche politische und sechs wöchentliche Blätter, nämlich Volksblatt, Volksbühne, der Freisinnige, Republikaner, Wahrheitsfreund und christliche Apologeta, von denen das Volksblatt die ausgebreitetste Circulation

besitzt. Fackel, Lichtfreund und Antipfaff sind die Namen von Zeitschriften angeblich zur Verbreitung rationeller Ansichten im Gebiete der Religion, deren Herausgeber als reisende Bettelmönche durch das Land ziehen, um von unrationellen Landsleuten Subscriptionsgelder zu erpressen. Sie gehören zur Klasse jener verzweifelten Halbvögel, die mit großartigen Ideen vom hiesigen Farmleben anlangen, nach halbjährigem Experimentiren sich jedoch nach der Stadt zurückziehen, um statt der Riegel Schwefelhölzer zu spalten, statt selbstgezogener Seide Cigarren zu spinnen. Da auch dieses nicht besonders glücken will, so widmen sie sich der wenig beschwerlichen Laufbahn eines Literaten und critisiren als solche wacker die neuesten Erscheinungen am hiesigen deutschen Parnassus, die Traktätleins von Lebanon und Reading oder die Liebesfahrten der katholischen Priester u. dergl. Der Redakteur der ersteren Zeitschrift, ein ungarischer Baron, wandelt einen gespreizten Stelzengang, während dem die andern ihm als hinkende Boten nachklappern; der Baron liebt poetische Saucen, die anderen derbe Spatzen aus Pater Abraham's Küche, denn ihr Magen knurrt ob stetem geistigen Mangel. Nächst der Journalistik verdienen die neueren Publicationen im Felde der Belletristik geeignete Berücksichtigung. Das Herz des Menschen, ein Tempel Gottes und eine Werkstätte des Satans in zehn Figuren sinnbildlich dargestellt, das zuerst im Jahre 1732 in Augsburg und sogar 1820 mit kaiserlich russischer Censur in Petersburg erschien, hat in New-York die Ehre einer neuen Auflage für die hiesigen Stammesgenossen erlebt. Nach dieser Urkunde ist der Teufel der Urbesitzer des menschlichen Herzens, behaglich sitzt derselbe auf seinem Throne, beschützt von den sieben Todsünden, die ihn als Bock, Schwein, Tiger, Schlange, Kröte, Pfau und Schildkröte umgeben. Christus versucht ihn zu vertreiben, doch erst da der heilige Geist als Bundesgenosse naht, muß Satan zum Rand des Herzen flüchten. Dort hält ihm ein Engel das Kruzifix vor und entsetzt springt er nun mit einem Satze über die Gränzlinie. Ferner tauchte kürzlich am Nebelhimmel Pittsburg's auf: Die Beschreibung der verheißenen heiligen Stadt des neuen Jerusalems und der Constitution ihrer Bewohner, oder Darstellung des allein möglichen Wegs, auf Erden den höchst möglichen Grad von Glückseligkeit und Vollkommenheit zu erreichen und für edle Christen eine Zufluchtsstätte zu gründen, von Dr. J. L. F. Julius Schwarz, Sohn des im Erziehungsfache berühmten Professors Schwarz in Heidelberg. Da dieses Werk, dem Zeitgeiste huldigend, auf communistischen Grundlagen ruht, so führen wir zur Erbauung deutscher Leser einige Paragraphen an, die jedenfalls reicheren Stoff zur Satyre liefern, als Herrn von Malortüs Hofmarschall, den der gefeierte Gutzkow einer Beleuchtung würdig hielt. „Kapitel 8. §. 3. Die Hosen unserer Mitglieder dürfen nicht zu weit und nicht zu enge, keine einzelne Muskel bezeichnen und keiner Bewegung hinderlich seyn und sollen bis auf die Füße reichen; die Unterhosen verbinde man so mit den Hosen, daß sie frei darin hängen und mit denselben angezogen werden, daß sie weder dicht an den Muskeln, noch fest an den Hosen liegen. Der Kragen des Rockes sey stehend und niedrig und seine Aermel mittelmäßig weit, wie die Hosen, nach demselben Verhältnisse sey auch die ganze Weitung dieses Rockes, welcher aber über der Magengegend und unter dem Herzen vermittelst eines Gürtels rings um den Körper anliegend seyn soll. §. 4. Eine jede Person des Vereines soll sich die Farbe dieser Kleidung selbst wählen, nach der Art des Schmutzens ihrer Arbeit; zu den Zeiten aber, wenn sie keine schmutzende Beschäftigung hat, soll sie Hosen von hellgelber Farbe und Glanz, einen schneeweißen Rock und einen glänzend goldgelben oder goldenen Gürtel tragen. §. 5. Der Hut soll etwa eine Hand breit freien Raum lassen über dem Scheitel, sein Schild soll rings um den Kopf herum ein bis zwei Hand breit seyn, und die Form des den Kopf bedeckenden Theils sey wie die größere Hälfte eines Eies geformt. Ein goldener Hut von der angegebenen Form ist zu jeder Jahreszeit für uns am besten und zugleich am passendsten zum vollkommenen Feierkleid. Dieser Hut soll hauptsächlich da, wo er an dem Kopfe anliegt, wegen der Ausdünstung kleine Luftlöcher haben, welche durch lose Einfassung mit den edelsten Perlen und Steinen, so edel als man sie sich kaufen kann, verdeckt werden sollen. Denn der Mensch, noch mehr in seiner Vollkommenheit, das ist der erzogene Christ, soll sich als König der Erdennatur mit derselben so passend als möglich umgeben, um die edelste Person seines Gleichen durch vollkommene Erscheinung in möglichster Heiligkeit zu ehren.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Die Tänzerin Webster in London, deren Unglück vorgestern gemeldet ward, ist an ihren Brandwunden gestorben.

(Berlin, 17. Dez.) Fräulein Lind ward nach ihrem gestrigen Debut als Norma von den tüchtigsten Musikkennern und Kunstfreunden für eine der ersten jetzt lebenden dramatischen Sängerinnen geschätzt. Das Publikum wurde von dem Spiel und Gesang zu dem lautesten Enthusiasmus hingerissen, wie solcher vielleicht nur noch der gefeierten Demoiselle Sonntag einst zu Theil geworden. Die angesehensten Damen im ersten Range bemerkte man sogar ihren Beifall der Lind zollen, was hier zu den größten Seltenheiten gehört. Die Künstlerin vermag den kältesten und abgespanntesten Menschen durch ihre metallvolle und melodiereiche Stimme zu erwärmen, die wohl auch den höchsten Grad der Ausbildung erreicht haben darf.

(München, 18. Dez.) Im Laufe des vergangenen Monats wurden von unserer königl. Polizei-Direktion 977 Individuen polizeilich abgewandelt, darunter 19 wegen Thierquälerei, dann 43 Individuen, worunter ein Raubmörder — Eppensteiner — den zuständigen Behörden übergeben.

(Das Passiren der Linie.) Eine Dame, die auf einer Reise nach Südamerika hörte, daß man sogleich die Linie passiren würde, bat, sie dieselbe sehen zu lassen. Man legte, um sie zu befriedigen, einen Seidenfaden quer über das Glas eines Fernrohres, gab ihr dieses in die Hand, und ließ sie damit nach dem Himmel hinausschauen. Nachdem sie längere Zeit unter dem nur mühsam unterdrückten Gelächter der Zuschauer die Linie betrachtet hatte, gab sie das Glas zurück, sehr zufrieden mit dem so deutlich gehabten Anblicke, meinte aber doch, sie hätte sich die Linie stärker gedacht.

Korrespondenz.

Bonn, 18. Dec.

Keine Wissenschaft steht wohl auf schwächeren Füßen als die medizinische. Während die Naturwissenschaften, die Anatomie und Psychologie sich in unseren Tagen zu einer bewunderungswürdigen Höhe emporgeschwungen, sehen wir in der eigentlichen Heilwissenschaft noch immer dieselben Schwankungen und Ungewißheiten, wie sie sich zu den Zeiten des Galenus gezeigt haben. Daher kommt es denn, daß sich immer neue Schulen in der Medicin bilden, daß die seltsamsten Theorieen in die Wissenschaft, ja auch in die Praxis eingeführt werden, und daß die Aerzte mit dem Edelsten, was die Natur geschaffen, mit dem lebenden Menschen nur zu oft spielen, und unbekümmert, ob der Körper es aushält, mit den stärksten Mitteln Proben an ihm anstellen, um die neue Theorie zu versuchen. Der Brownianismus, der Unsinn mit der steten Blutentziehung und andere Erscheinungen in der Medicin bieten hinlängliche Beweise zu dem Vorstehenden, und die Homöopathie mit ihrem naturgemäßen Heilverfahren und ihren kleinen, aber rein specifischen Mitteln bedroht die sogenannte rationelle Heilkunst immer mehr. Bonn, welches sich bisher von allen medicinischen Streitigkeiten so ziemlich frei gehalten, liefert jetzt ein interessantes Seitenstück zu einem ärztlichen Streite. Es ist bekannt, daß trotz der Gegenwehr der medicinischen Facultäten sowohl das österreichische, wie auch neuerdings das preußische Ministerium die Homöopathie entschieden in Schutz nehmen, und daß noch kürzlich in den preußischen Staaten den geprüften homöopathischen Aerzten das Selbstdispensiren der Medicamente erlaubt worden. Daß die Allopathen und die Apotheker mit dieser Verordnung nicht einverstanden sind, versteht sich von selbst; sie erheben laut dagegen ihre Stimmen, sprechen von Thür- und Thoröffnen für alle Quacksalber und halten sie für einen großen Eingriff in ihre Rechte. In der Rheinprovinz, vorzüglich aber in Bonn, hatte bisher die neue Wissenschaft wenig Fortschritte gemacht und noch nie hatte ein Homöopath es gewagt, sich in unserer Stadt, dem Sitze der medicinischen Facultät und ganz besonders reich an praktischen Aerzten, häuslich niederzulassen. Da erregte es denn ein allgemeines Erstaunen, als plötzlich im vergangenen Jahre der Hr. Dr. Stens es wagte, der Allopathie untreu zu werden und sich als Homöopath offen zu bekennen. Trotz des Zulaufs, den er bald darauf erhielt, trotz der guten Kuren, die er machte, verlachten ihn Anfangs die andern Aerzte und versicherten laut, er werde sich nicht halten; es sey nur das Neue, was anziehe, die wahre Wissenschaft (?) würde schon den Sieg davon tragen. Hr. Dr. Stens ließ sich dadurch nicht stören; er studirte und practicirte ruhig fort, und jetzt, wo er immer mehr Zutrauen gewonnen und er schon einen gewissen Ruf erworben, jetzt betrachten sie ihn nicht mehr mit gleichgültigem Auge; jetzt scheinen sie vielmehr einen Phalanx gegen ihn zu bilden, und mehrere haben sich schon vereinigt, um ihn, als des Selbstdispensirens unbefugt, bei der betreffenden Behörde zu denunciiren. Die glücklichen Kuren des Homöopathen schreiben sie der Selbsthülfe der Natur, oder, sind sie gar zu auffallend, auch wohl den „starken Giften" zu, die er anwende, und zeigen dadurch, daß sie auch nicht das Geringste von der Homöopathie verstehen. Bei den unglücklichen Kuren schreien sie dagegen sofort Zeter, und suchen das Publikum dadurch für sich wieder zu gewinnen. Doch der „Pülverchensdoctor", wie sie ihn nennen, läßt sich nicht irren; er freut sich, daß ihm trotz dem seine Patienten vertrauen und seine Praxis stets zunimmt, und es schreckt ihn eben so wenig die Denunciation. Offen, wie er sich für die Homöopathie ausgesprochen, hat er sich schon im vergangenen Frühjahre an das Ministerium zur Absolvirung des Examens und Erlaubniß der Selbstdispensation gewandt und jetzt, wo die Erfahrungen einer starken Praxis sein Urtheil über den Werth des homöopathischen Heilverfahrens immer mehr festgestellt, hat er nach dem Erscheinen der Ministerial-Verordnung seine Eingabe in gesetzlicher Weise wiederholt. Er läßt sich auch die Medicamente, die er von inländischen Apothekern bezogen, nicht bezahlen, sondern er verabreicht sie seinen Patienten unentgeltlich und er behauptet, daß das verbotene Dispensiren nur in dem Verkaufe selbstfabricirter Medicamente bestehe. Es steht nun zu erwarten, ob der Denunciation Folge gegeben werden wird und ob er wegen unbefugten Selbstdispensirens zur Strafe gezogen werden kann. Wenn aber auch diese an sich interessante Frage zur Entscheidung gebracht und zum Nachtheile des Homöopathen entschieden würde, so ist der Homöopathie in Bonn doch noch nicht der Stab gebrochen, denn Hr. Dr. Stens ist fest entschlossen, das Examen, sollte er auch deshalb bis Magdeburg reisen müssen, zu absolviren, und bei seinen gediegenen Kenntnissen und seinem regen Streben läßt sich nur erwarten, daß er dieses Hinderniß mit leichter Mühe und in kurzer Zeit beseitigen werde. Die Hauptsache ist, daß sich die Patienten nicht von ihm abwenden, und das ist nach dem glücklichen Anfange nicht zu vermuthen; an dem Urtheile seiner Collegen kann ihm weniger gelegen seyn.

Gießen, 19. Dec.

Während man sich in dem nahen Marburg über die Ursachen der abnehmenden Frequenz der Universität herumzankt, erfreut sich unsere Hochschule einer vorher nie vorgekommenen Blüthe. Es wäre gewiß nicht zutreffend, wollte man, wie ein Korrespondent aus unserer Schwesterstadt in diesen Blättern jüngst zu meinen schien, diese günstigen Erfolge blos in Einzelheiten begründet glauben, z. B. in dem Vorhandenseyn dieses oder jenes Lehrinstituts; wir sehen hierin vielmehr den Ertrag mannigfacher Bemühungen, welche man von allen Seiten dieser Anstalt zuwendet. So hat unsere Staatsregierung seit einer Reihe von Jahren selbst große Opfer nicht gescheut, wo es auf Hebung der Universität ankam, z. B. für Anlegung neuer Bauten, für Berufung ausgezeichneter Docenten, für Vermehrung und Erweiterung der Unterrichtsmittel, und es verdient unsere vollste Anerkennung, daß die Stände des Großherzogthums hiezu bereitwillig die Hände boten. Dazu kommt, daß wir uns des Besitzes einer Anzahl von Professoren erfreuen, welche mitunter den ausgebreitetsten Ruf genießen, so (abgesehen von Hrn. Liebig, um welchen sich bis zum Augenblick junge Männer aus allen Ländern und Welttheilen versammeln) die Herren Fritzsche, Credner, Schmid, von Löhr, Birnbaum, Sell, Balser, von Ritgen, Bischof, Wernher, Hillebrand, Osann, Schmitthenner, Heyer u. a. Eine weitere Rücksicht verdient ferner die eben so ernste, wie humane Behandlung unserer Studirenden von Seiten unserer Disciplinarbehörden, und auch die Annehmlichkeit des hiesigen geselligen Lebens, so wie die freundliche Umgebung Gießens können nur vortheilhaft wirken. Daß freilich noch gar Mancherlei zu wünschen übrig bleibt, soll nicht verschwiegen werden, aber das allseitige Streben nach Fortschritt bürgt wohl auch für die Hebung einzelner Uebelstände. Erfreulich ist zugleich die Wahrnehmung, daß auch das Leben und Treiben der Studirenden sich mehr und mehr dem Bessern zuwendet. Gießen war einmal hierin sehr verschrieen. Ist dieses freilich auch schon lange her, so hat doch der Geist jugendlicher Brutalität mannigfach bis in die letzten Decennien herein gespukt, wenn auch nicht mehr, als auf allen andern deutschen Universitäten. Endlich ist aus der academischen Jugend selbst eine Reaction herausgewachsen, welche wenigstens das Verdienst hat, im eigenen wie in fremden Kreisen vielfach zur Förderung des Sinnes für Anstand, Solidität und Wissenschaftlichkeit beigetragen zu haben. In diesen Tagen ist das Personalverzeichniß unserer Universität ausgegeben worden. Demnach befinden sich zur Zeit 57 Docenten an unserer Hochschule, und zwar 34 ordentliche, 9 außerordentliche Professoren, ein Honorarprofessor, ein Repetent, 18 Privatdocenten, ferner 4 Lehrer der freien Künste. An einzelnen Instituten besitzt die Universität 22, die Anzahl der Studirenden beläuft sich auf 492. Schreitet die Universität in der begonnenen Weise fort, so dürfte sie wohl bald mit den meisten deutschen Hochschulen an Frequenz rivalisiren können.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 356. **Mittwoch, den 25. December** **1844.**

Ein Traum.

Hell blinken am Himmel die Sterne,
Von Osten weht der Wind.
Die Christnacht ist nicht mehr ferne,
Wie freut sich jedes Kind!

Nicht minder freu'n sich die Alten,
Selbst Kind in dieser Zeit;
Ueb'rall herrscht fröhliches Walten
Und stille Seligkeit. —

Wer aber sind wohl die Leute,
Die dieses Haus umschließt?
Es scheint nicht, als ob ihnen Freude
Die Winternacht versüßt!

Die Mutter stillt ihren Knaben
Mit thränendem Gesicht,
Sie müht sich ab, ihn zu laben —
Der Vater düster spricht:

„Es sind nun grade zehn Jahre
Seit jener grausen Nacht,
Wo wir mit sträubendem Haare
Und schreckensbleich erwacht.

Es stürzten mit donnerndem Schalle
Die Felsen jäh herab,
Und beinah ward's für uns Alle
Das schaudervollste Grab.

Noch ging es gnädig vorüber,
Uns schützte Gottes Hand;
Doch stets nach uns mehr herüber
Neckt sich die Felsenwand.

Weit klaffen die gähnenden Spalten,
Wer weiß, ob's heut' nicht bricht;
Nicht lange kann es mehr halten —
Und Hülfe kommt noch nicht."

Tiefseufzend hält er hier inne,
Nachdem er so geklagt.
Sein Weib, als ob sie nachsinne,
Lauscht still — d'rauf mild sie sagt:

„Laß uns auf Gott nur vertrauen
Und Christus, seinen Sohn,
Ist Rettung auch nicht zu schauen,
Naht sie vielleicht doch schon.

Wir wollen noch nicht verzagen,
Wie schwer es uns auch drückt,
Geduldig laß uns ertragen,
Was auch der Himmel schickt.

Die Nacht ist ja nicht mehr ferne,
Die Heil der Welt gebracht,
Dann blinken die Hoffnungssterne
Wohl auch in uns're Nacht." —

Bald senkt sie die Augenlieder
Und schließt sie müde zu;
Der Engel mit sanftem Gefieder
Gibt ihr im Schlafe Ruh. —

Im Traum, der nun sie umfangen,
Erscheint ein Frauenbild
Und küßt ihr Stirne und Wangen
Und schaut sie an gar mild.

Dann klingen liebliche Töne,
Wie Harf' und Orgelton,
Cäcilie in himmlischer Schöne
Sieht sie auf einem Thron.

Von dienenden Priestern umgeben,
Erschallt ein Sänger-Chor,
Und Friede und freudiges Leben
Dringt ein in's Herz durch's Ohr.

Es fliehen die Schrecken und Sorgen,
Vorüber ist die Noth,
Sie sieht ihre Hütte geborgen,
Von Felsen unbedroht. —

Und als um die Morgenstunde
Sie von dem Traum erwacht,
Da hat schon die Rettungskunde
Ein Bote nach Felsberg gebracht.

Offenbach, 30. Dec. J. Pirazzi.

Der Toreador.

Nach dem Französischen des Landelle von Franz Arnold.

(Fortsetzung.)

Mariquita kehrte an die Seite ihres Vaters und des Don Alvaro zurück, welche beide in einer lebhaften Unterhaltung begriffen waren. Wäre der Toreador länger hier geblieben, so hätte seine Entrüstung sicher den höchsten Grad erreicht, wenn er hätte hören müssen, mit welcher Geringschätzung sich der junge Kavalier über die edle Kunst der Stierfechterei äusserte. Don Barros dachte in dieser Beziehung nicht wie König Ferdinand VII., welcher freilich lange nach der Zeit, in welcher unsere Erzählung spielt, zu Sevilla eine Schule der „toromachie" gründete, mit Meister und Gehülfen, die reich besoldet wurden, und 10 junge Toreadoren zum allgemeinen Besten auszubilden hatten. Hätte zu Diego's Zeit schon eine solche Anstalt bestanden, so wäre der Letztere ohne Zweifel zum Direktor derselben ernannt worden; doch hätte Don Alvaro schwerlich seine Anstalt besucht, und sich strenge nach dem Dekrete des Königs gerichtet, das den Edelleuten untersagte, gleich gemeinen Gladiatoren bei Stiergefechten als Kämpfer aufzutreten.

„Lächerlich ist es mir, wenn ich höre, wie man hier die Bravour der „Toreadoren" so übermäßig erhebt. Das, was diese leisten, ist fast Kinderspiel gegen die Kämpfe auf Buenos-Ayres. Ich selbst hatte dort Löwen und Tieger zu Gegnern, ja auf der Küste Ferme rang ich sogar mit einem Kaiman, dem ich mein Schwert durch den Leib rannte. Und dann — bestand ich nicht die schwersten Kämpfe mit dem Menschen — der, ist er ein Mal gereizt, jedes wilde Thier an Grausamkeit übertrifft?"

„Ja, Don Alvaro," entgegnete der Marquis, „da muß ich Euch beistimmen. Der Mensch ist, gereizt, das grausamste der Thiere!"

„Darum ist's auch so gefährlich, ihn zu reizen!" fügte Mariquita rasch bei.

Don Alvaro Barros, welcher die Kränkung, die er dem Toreador zugefügt, bereits vergessen, begriff den wahren Sinn der obigen Aeußerung Mariquita's nicht, und fuhr daher in der begonnenen Unterhaltung fort, ohne auf Mariquita's Worte Etwas zu entgegnen. Er war auf sein Lieblingsthema gekommen, auf seine Abenteuer und Kämpfe in der neuen Welt, und wußte dieselben so anziehend und romantisch zu schildern, daß Mariquita, von dem Zauber seiner Unterhaltung hingerissen, des Toreadors und der Beleidigung, die ihm Don Alvaro zugefügt, vergaß.

Diego Tudilla hatte inzwischen seine Wohnung in der Vorstadt Triana erreicht, gerade, als es auf dem Thurme der Giralda neun Uhr schlug. Die drei Unbekannten waren ihm in einiger Entfernung bis vor den Eingang seiner Wohnung gefolgt.

„Jetzt haben wir ihn!" begann Einer derselben. „Er ist unser!"

„Ja, der Augenblick ist günstig, Herr Kapitän!" fügte der Zweite bei; „Diego ist entrüstet über die Kränkung, die ihm im Hotel des Marquis widerfahren."

„Darum hab' ich auch unsern ersten Plan aufgegeben. Wozu jetzt noch Gewalt gebrauchen? Juan," wandte sich dann der Sprecher, der der Vornehmste unter den Dreien zu seyn schien, zu dem Genannten, „besorg' uns die Pferde, und warte mit denselben hier unten, bis wir unser Geschäft abgethan."

Die Zurückgebliebenen unterhielten sich nach Juans Entfernung noch eine geraume Zeit leise mit einander, ehe sie an Diego's Wohnung anklopften.

Im Innern derselben hatte es inzwischen eine kleine Scene gegeben zwischen dem Toreador und Zalea, einem jungen Zigeunermädchen, zugleich seine Magd, Sklavin und Adoptivtochter.

(Fortsetzung folgt.)

Deutsche Zustände in den Vereinigten Staaten.

(Fortsetzung.)

§. 6. Die ganze hier beschriebene Kleidungstracht soll von jeder Person unseres Volkes so nach Vorschrift getragen werden, ganz ohne Unterschied des Geschlechtes. Die weiblichen Personen, welche von Natur lange Hauptharre haben, sollen diese, zu dem einzig richtigen Zweck derselben, ihren Hals damit zu erwärmen, benutzen, und sie auf passende Weise gebunden um ihn herum winden. Die männlichen Personen, denen dafür zur Beihülfe ihrer kürzeren Haupthaare auch Bärte gegeben sind, sollen diese nicht hinwegrasiren, denn der Bart ist ein Hauptbestandtheil des männlichen Körpers nach Gottes Willen. — Kapit. 9. §. 1. Die Ehe ist zwar unter den Verhältnissen der Menschenwelt ganz recht, aber unpassend für solche, die wie Engel den Himmel um sich her haben und darin wohnen, also soll sie auch bei den Mitgliedern unseres Vereines nicht stattfinden. Welcher edle Christ wird bezweifeln, daß Gott es vermag, dem Abraham Kinder aus den Steinen zu erwecken. § 2. Die geschaffene gegenseitige Vorliebe des Männlichen und Weiblichen soll so viel wie möglich geistig seyn, wodurch sie eine große Quelle zur Beseligung unseres wahren Lebens wird. Darum soll eine jede Person unseres Volkes, welche eine Sünde der Unkeuschheit begeht, demselben alsbald geistig sterben und sie soll durch ein fahles Pferd über die Gränze gebracht werden u. s. f." Aehnliche literarische Erscheinungen überfluthen die Union, die meisten derselben werden, wie alle Kinder der hiesigen Traktatgesellschaften, gratis an jeder Hausthüre, in jeden Bauerwagen abgesetzt. Wunderbarer noch als das obige Produkt von Dr. Schwarz ist das Phantasiegebilde eines gewesenen Benediktinermönchs, die Vierwelt betitelt, das kürzlich in einem Landstädtchen Ohio's erschien. Der Herausgeber benachrichtigt das Publikum in einer langen Einleitung, daß die Bilder seiner Sprache bis jetzt unklar, ja verworren erscheinen müßten, nach Verlauf von dreißig Jahren jedoch würden die Riesenschritte der Propaganda sie dem gewöhnlichsten Menschenverstande zugänglich machen. Wir unterlassen, eine Probe davon zu geben,

da die aufgestellten Muster genügen werden. — Im Oktober 1837 wurde in Pittsburg eine Convention deutscher Abgesandten aus den meisten Staaten der Union gehalten, deren Zweck seyn sollte, sich über die geeigneten Mittel und Wege zu berathen, um den gesunkenen Zustand des deutsch-amerikanischen Unterrichtswesens zu heben. Als das Zweckdienlichste erschien damals die Gründung einer Anstalt zur Bildung deutscher Lehrer, zur Veredlung der Volksschulen, so wie zur Bewahrung deutscher Sprache und Wissenschaft. Trotz vielen Hindernissen, deren Ursache sowohl in ungünstigen Zeitverhältnissen als abstracten Religionsbegriffen Einzelner zu suchen, trat im Jahre 1841 die Sache ins Leben. Philippsburg wurde zum Sitz dieses Seminars erkoren und ein großartiges Gebäude errichtet, das einen hinlänglichen Raum für Lehrzimmer, so wie für Wohnungen der Lehrer und auswärtigen Schüler darbot. Im December 41 begann der Unterricht, der vor der Hand nur von zwei Lehrern geleitet wurde, die ihre Besoldung durch das Honorar ihrer Schüler erhielten. Obschon diese Anstalt bei ihrem Entstehen von ungewöhnlicher Sympathie begrüßt wurde, die sich im Schwunge der Begeisterung in allen Journalen aussprach, so war es ihr bis jetzt noch vorbehalten, sich zu einem eigentlichen Lehrerseminar zu erschwingen, ja als höhere Bürgerschule selbst wurde sie von manchen englisch-deutschen Freischulen übertroffen. Es war eine etwas weit ausgeholte Idee, für die hiesigen Deutschen erst Lehrer heranbilden zu wollen; Deutschland versieht dieselben bis jetzt bis zum Ueberfluß mit befähigten Pädagogen, deren prekäre Lage Jeden belehren wird, daß der Lehrstand hier kein eigentlicher Nährstand zu nennen.

(Fortsetzung folgt.)

Festbetrachtungen.

Die Einsetzung des Sonntages ist nach den Urkunden der heiligen Schrift die erste und älteste Institution, denn sie wurde unmittelbar von dem Schöpfer der Welt gegründet. Nachdem er sein großes und erhabenes Werk in sechs Tagen vollendet, ruhete er am siebenten von seiner Arbeit und überschauete noch ein Mal, was er ins Leben gerufen, gestaltet und geordnet hatte. So auch sollten es für alle Zeiten die Menschen, denen der Herr seine Schöpfung zum Vermächtniß hinterließ, halten, und nach sechs Tagen der Arbeit sollte der siebente der Ruhe gewidmet und als Feiertag geheiligt seyn. Dieser Gebrauch hat sich durch alle Jahrhunderte und bei fast allen Völkern der Erde unverändert bewahrt und ihm ist es zu verdanken, daß das Werk der Menschheitsentwickelung und Gesittung siegreich fortgeschritten und im Strome der Zeit nicht untergegangen ist. Noch immer beruht es auf diesem tief im Bedürfniß der menschlichen Natur begründeten Gebrauch. Das Fortbestehen unserer materiellen Beziehungen, bürgerlichen Einrichtungen und socialen Interessen nimmt unsere physischen Kräfte so sehr in Anspruch und stellt uns so sehr an die Arbeiten und Pflichten des Berufsgeschäfts, daß dabei die höchsten Interessen des Menschen, die geistigen, mehr oder minder in den Hintergrund treten müssen und vielleicht ganz unterdrückt werden würden, wenn nicht der siebente Tag als eine Oase in der Wüste dazu bestimmt wäre, auch ihnen Spielraum zu vergönnen und ihre ewigen Rechte geltend zu machen. Das Alltags-Leben und Treiben umlärmt und betäubt uns, seine brausenden Wogen reißen uns fort und in seinem Gewichte verlieren wir uns und das Bewußtseyn unserer edleren Kräfte; die Begierde des Erwerbens und Gewinnens hält den freieren Geistesschwung nieder, gibt der Selbstsucht und dem Neide, der Leidenschaft und der wechselseitigen Befehdung Nahrung und läßt den Menschen den Vorurtheilen des Ranges oder den Lasten der Arbeit nicht selten unterliegen. Da erscheint der Sonntag mit seiner Ruhe und seinem Frieden, seiner Weihe und Erbauung, da entwölkt sich der oft verdüsterte Himmel und die freundlichen Sterne des geistigen Lebens strahlen mild hernieder, da fühlen wir uns erheitert und erhoben im ungestörten Genuß der Freude, im Verkehr mit der Natur und mit Menschen, die uns lieb und befreundet sind. Zu den Sonn- und Ruhetagen nun gesellen sich in verdoppeltem Glanze und in erhöhter Bedeutung die Festtage. An sie knüpfen sich die besonderen Beziehungen der Kirche und der Religion, deren Lehren und Segnungen uns beglücken und auf deren Pfeiler das Gebäude unserer Civilisation gestützt ist. Die Festtage sind die Lichtpunkte des Jahres oder auch die geistigen Bergeshöhen, auf welchen wir uns der Gottheit näher und allen irdischen Sorgen und Bekümmernissen entrückt fühlen. Wie sie das fromme Gemüth des Kindes mit den ersten Ahnungen einer höheren Welt erfüllen und die begeisterte Jugend durch den Glauben an das Ewige und Unvergängliche beseligen, so stärken und kräftigen sie den Mann, für das Wohl seiner Mitbürger und seiner Familie mit erneuter Liebe zu wirken, und so erhellen sie mit friedlichen Strahlen die abendlichen Pfade des Alters. Ja, die Feiertage sind schöne Tage und werth, daß wir sie mit der ganzen Hingebung unseres Herzens begrüßen.

Zu den schönsten derselben gehören die Christtage, und wem unter uns hätten sie nicht schon Freude bereitet oder Trost und Erquickung gebracht?

> Weihnachtfeier, o wie schön
> Blinken deine bunten Kerzen,
> Deiner Glocken mild Getön,
> O wie schlägt's an alle Herzen!

Ostern und Pfingsten fallen in die Zeit des beginnenden und schon in Blüthe und Fülle uns umgebenden Lenzes; sie sind zugleich Feste der Natur und des wiedererwachten Lebens derselben; sie rufen uns hinaus in Wald und Flur, auf Berge und in begrünte Thäler. Das Weihnachtsfest dagegen vereinigt uns im traulichen Kreise des Hauses, und ist im wahren Sinne des Wortes ein Familienfest, an welchem alle Glieder derselben sich innig und liebevoll vereinigen. Um den geschmückten Christbaum drängt sich Jung und Alt, und der Glanz seiner hellen Kerzen erfreut jedes Herz; die Mutterliebe spendet mit freigebiger Hand ihre Gaben, und die Kinder und Angehörigen des Hauses nehmen sie dankbar entgegen; auch die Verwandten und Freunde gesellen sich bei; Jeder giebt und Jeder empfängt, und man weiß nicht, ob Geben seliger sey oder ob Nehmen. Weil das Christfest in diesem Sinne eine wahre Feier der Liebe, Freundschaft und Häuslichkeit, und weil es tief im deutschen Gemüthsleben begründet ist, darum wird es von uns so hoch geehrt, und darum bleiben uns seine Eindrücke bis in das späteste Alter so theuer, aber darum auch erweckt es manche schmerzliche Erinnerung,

und erfüllt manche Brust mit Wehmuth. Wer zur Weihnachtszeit ferne von den Seinigen weilt, wie sehnt er sich nach der Heimath zurück, und mit welcher Trauer gedenkt er der entschwundenen Kinderjahre und der nicht mehr unter den Lebenden verweilenden Eltern oder Freunde; für wen ein geliebtes Herz aufgehört hat zu schlagen, wie mächtig ergreift Den die Sehnsucht an das verlorene Glück und an alle schönen Stunden der geistigen Gemeinschaft, die zu beseligend waren, um je vergessen werden zu können. Doch wollen wir uns trüben Erinnerungen entziehen. Das Schöne im Leben wechselt seine Gestalten, aber die Schönheit schwindet nicht — andere Stunden bringen andere Güter, und man hat oft verlieren müssen, um gewinnen zu können.

Von mannichfach bewegten Harmonien
Ist unser Leben stets ein Wechselspiel,
Nicht immer rückwärts soll die Sehnsucht ziehen;
Es sey die Gegenwart des Strebens Ziel.

An wem die schöne Bedeutung der Weihnachtstage, ohne Anklang zu erwecken, vorübergeht, dem fehlen die lieblichsten Bilder im Lebensbuche, und das häusliche Glück ist ihm wohl nie bekannt geworden. Aus der Familie geht alles Edle und Gute hervor, und wirkt von hier aus Segen verbreitend weiter.

Ueber den Mangel an Familienleben und über den Verfall der Religiosität hört man häufig klagen. Mögen diese Beschuldigungen unserer Zeit auch übertrieben seyn, so ist doch manches Wahre daran. Es giebt noch immer der Familien viele, in deren glücklichem Kreise Liebe und Freundschaft, Treue und Tugend ein Asyl finden; aber auch diejenigen sind nicht selten, welche den Götzen des Tages huldigen. Die allzu materiellen Bestrebungen, die vorherrschende Vergnügungssucht, die Eitelkeit, Selbstsucht und Leichtfertigkeit, denen sich Viele hingeben, ziehen sie von den stillen Freuden und dem Frieden der Häuslichkeit ab. Eben so ist es gewiß, daß wir in religiöser Hinsicht uns in einer Periode des Ueberganges befinden; denn der fromme und freilich oft auch blinde Glauben einer früheren Zeit hat der sogenannten Aufklärung und dem Denkglauben Platz gemacht, und wie man früher zu Viel glaubte, so glaubt man jetzt zu Wenig. Beide Extreme haben sich noch nicht ausgeglichen, und die neue Errungenschaft der Vernunft ist noch nicht so reich, um ihre Besitzer befriedigen oder beglücken zu können. So möge dann das schöne Weihnachtsfest dazu beitragen, die Blüthen des Familienlebens mehr und mehr zu entfalten und die Gemüther für den Glauben im Geist und in der Wahrheit stets empfänglicher zu machen, und in dieser Beziehung heißen wir es doppelt willkommen und wünschen Allen, die diese Blätter lesen, frohe und beglückte Feierstunden. W.

Mannichfaltigkeiten.

Am 24. Nov. wurde der Geburtstag des Abbé de l'Epée zu Paris von einer großen Anzahl Taubstummen aus allen Ständen durch ein Gastmahl gefeiert. Der Vorsitzende, Herr Imbert, hielt mittelst der Fingersprache eine Rede, die allgemeinen Beifall fand; dieselbe schloß mit dem Toast: „Dem unsterblichen Ruhme des Abbé de l'Epée!"

(Berichtigung.) In der ersten Mannichfaltigkeit von vorgestern ist auf Zeile 5 irrig „Honorirung" zu lesen, welches Scenirung heißen soll.

Korrespondenz.

Mainz, 20. Dec.

Wie man hört (die Sitzungen unseres Stadtrathes sind geheim), soll die städtische Umlage im Budget des kommenden Jahrs dadurch glücklich beseitigt worden seyn, daß man einige nicht ganz nöthige Ausgaben noch hinausgeschoben und den höher gesetzten Betrag der Beisteuer an die Armencommission auf den diesjährigen Standpunkt herabgesetzt hat. Sollte nun doch durch die vermehrten Ausgaben der Armencommission ein größerer Beitrag der städtischen Kasse nöthig werden, und diese dadurch sich zur Erhebung einer Umlage genöthigt sehen, so fragt es sich, ob die hiesige jüdische Religionsgemeinde, die zu dieser Umlage beitragen muß und deren Glieder ohnedies bedeutend durch milde Unterstützungen ihrer armen Glaubensgenossen in Anspruch genommen sind, nicht auch einen angemessenen Beitrag für ihre Armen aus der Stadtkasse zu verlangen berechtigt ist. — Ein Punkt, den wir bereits vor zwei Jahren in diesen Blättern besprachen, nämlich die Abänderung der Preisbestimmungen von Oel, Thran rc., scheint nun sich verwirklichen zu wollen, aber nicht von Seiten der Handelskammer, sondern von Seiten der Kaufleute. Ein sich erst kürzlich hier niedergelassen habender Kaufmann, der auch hier eine Oelmühle gebaut hat, verkauft nämlich sein Fabrikat nicht nach dem hier üblichen Modus, sondern in Gulden pr. Zentner, welche Berechnungsweise natürlicher ist und sich auch daher leicht Eingang verschaffen wird, wenn unser Handelsstand diesem Beispiel nachahmt. — Bereits seit mehreren Wochen steht man auf beiden Seiten des Gutenberg-Monuments Pfähle errichtet, die wahrscheinlich zum Tragen von Laternen zur Erleuchtung des Platzes bestimmt sind; man weiß nur nicht, ob diese Erleuchtung noch diesen Winter stattfinden soll. Im Allgemeinen ist die dies Jahr eingeführte neue Straßenbeleuchtung nicht zu loben und möchte dieser Umstand leicht wieder zu Vorträgen in der auf Freitag den 27. Dec. eröffnet werdenden Narrhalla Anlaß geben. Dieselbe hätte bereits am 13. Dec. eröffnet werden sollen; man behauptet aber, daß von einer Seite der Vorstellungen gemacht worden wären, die Sitzungen vor den Feiertagen nicht zu eröffnen. — Der Artikel aus Gießen in der Didaskalia hatte hier alle Diejenigen, von welchen Angehörige sich gegenwärtig auf der Landesuniversität befinden, in große Unruhe versetzt, indem er das Verunglücken eines jungen Mannes beim Schlittschuhlaufen meldete; würde es nicht hier passender seyn, die Delicatesse für eine Familie bei Seite zu setzen und den Namen des Verunglückten zu nennen, als vielen Familien unnöthige Besorgnisse zu erwecken, wenn nicht der Einsender solcher Nachrichten gar für gut fände, über derartige Vorfälle ganz zu schweigen?

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 25. Dec. (Auf allgemeines Verlangen): Große musikalische Academie, unterstützt von den bedeutendsten Kräften der Oper und in welcher Hr. Pischek mehrere größere Gesangspieçen und Lieder vorzutragen die Ehre haben wird. — Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 357. Freitag, den 27. December 1844.

Der Toreador.

Nach dem Französischen des Landelle von Franz Arnold.

(Fortsetzung.)

II.

Das Zigeunermädchen Zalea, den Bewohnern der Gegend nur unter dem Beinamen der „Rothen" bekannt, war ein schönes Mädchen von 17 bis 18 Jahren, schlank und zart gebildet, hatte Füße, zierlich, gleich denen einer Andalusierin; aus ihren schwarzen Augen, die sie übrigens gewöhnlich senkte, blitzte eine seltsame, unheimliche Gluth. Ihr röthlich gelber Teint zeigte deutlich, daß sie nicht von spanischen Eltern abstammte, sondern ägyptischen oder richtiger indischen Ursprungs sey. Ihre Haare waren glänzend schwarz und roth, was ihr den oben angeführten Beinamen erwarb. Die Züge ihres Gesichtes standen in dem schönsten Ebenmaße, ihre Stirn war rein und erhaben, ihre brennend rothen Lippen bildeten den malerischsten Kontrast zu der seltenen Weiße ihrer Zähne.

Alle Vorfahren der Zalea, freie Gitano's, waren Räuber aus Grundsatz und Banditen nach Umständen; ihr Vater und Großvater, ihre Mutter, wie die steinalte Urgroßmutter Franchipargo, eine große Zahl ihrer Onkel, nebst all' ihren Brüdern und Schwestern, waren vor 10 Jahren auf dem großen Platze zu Sevilla an einem Abend hingerichtet worden.

> Zur Stund der Seufzer, stillen, süßen Kosens,
> Verliebter Küsse, die zum Herzen dringen,
> Dann, wann im Abendwinde seid'ne Bänder flattern,
> Und ringsum Düfte der Orangen wehen.

Zalea war ihren unglücklichen Verwandten bis zur Richtstätte gefolgt, und hatte sie daselbst alle unter fürchterlichen Qualen den Geist aufgeben sehen, ein Anblick, der die zuschauende Volksmenge zugleich ergötzte und erbaute.

Der jungen Gitana schonte man aus Rücksicht auf ihre Jugend und auch wohl darum, weil man nicht den letzten Sprößling des furchtbaren Geschlechts der Franchipargo vertilgen wollte. Die Gitano's leiten, wie bekannt, ihren Ursprung aus den Zehen des Gottes Brahma ab, und sind nach ihrer Versicherung nur eine sehr entfernte Verzweigung der Kaste der Parias. Doch scheint der Gott Brahma kein besonderes Interesse an den Abkömmlingen seiner Zehen zu nehmen, und das arme Zigeunermädchen wäre vor Hunger und Schmerz auf der Richtstätte umgekommen, wenn Diego Tudilla sie nicht bemerkt hätte, als er vom Abendgottesdienste nach Hause zurückkehrte.

Als ächter Spanier ergötzte er sich zuerst an dem erbaulichen Anblick, welchen die 30 noch am Schandpfahl hängenden Gitano's und Gitana's darboten; dann ließ er sich zuerst als Christ durch die Thränen eines verlassenen Geschöpfes rühren, das zu seinen Füßen weinte, und dessen ganze Bekleidung in einem Lammfell, oder, wie es im Kastilianischen heißt, einer „Zalea" bestand.

Der Toreador nahm sich der kleinen verlassenen Gitana sowohl aus natürlichem Mitgefühl an, als im Andenken an seine vor kurzem verstorbene Mutter, deren Seele er durch Uebung eines guten christlichen Werkes zu Hülfe zu kommen wünschte. Diego nahm die Waise mit nach Haus, und beschloß, für sie wie ein Vater zu sorgen. Als er sein edles Vorhaben Donna Mariquita erzählte, ward das Fräulein innigst gerührt und erklärte sich bereit, für die Garderobe der kleinen Zigeunerin zu sorgen; die schönsten Kleider, welche die Tochter des Marquis getragen, schmückten nun noch die Enkelin der Franchipargo, die arme Zalea, die dem Retter ihres Lebens, wie seiner edlen Freundin mit dankbarster Liebe und Verehrung zugethan war.

Diego's Ruhm war seit jener Zeit unter den Toreadoren Spaniens von Jahr zu Jahr gestiegen; die reizende Erbin von Puntal hatte sich im vollen Glanze ihrer Schönheit entfaltet, und Sevilla zählte eine Perle mehr in seiner Krone. Was Zalea betrifft, so ward sie, trotz ihres gelben Teints und ihrer röthlichen Haare, unter den reizendsten Uferbewohnerinnen von Triana genannt. In Hindostan, zu Visapour oder zu Mysore wäre Zalea vielleicht zur Königin der Bajaderen erhoben worden, sie hätte in einem Harem gethront, und denselben etwa nur verlassen, um auf einem weißen Elephanten auszureiten, in Begleitung reichgeschmückter Diener; zu Sevilla aber war sie nur die dankbare, ergebene Sklavin des Toreadors Diego. Sie war aber zugleich dessen sichtbarer Schutzengel. Sie wandte einst den Dolchstoß eines Bravo, der entweder von einem eifersüchtigen Toreador oder einem leidenschaftlichen Verehrer der Zigeunerin gedungen war, von der Brust ihres geliebten Herrn ab. Ein anderes Mal erwarb sie sich einen noch größeren Anspruch auf die Liebe desselben, indem sie Mariquita vor der Wuth eines Stieres rettete, der sie verfolgte, als sie in der Nähe des Schlosses del Puntal

auf dem Felde lustwandelte. Das Leben der Zigeunerin war reich an solch' edlen, kühnen Thaten, von welchen selbst dem Matador manche unbekannt waren.

„Jesus Maria!" rief Zalea, als sie ihren geliebten Herrn in der höchsten leidenschaftlichen Aufregung eintreten sah. Er lästerte Gott und alle Heiligen; er stieß die schrecklichsten Flüche aus, indem er hastig den „Patio" durcheilte und seinen Mantel auf die in einer Ecke stehende Weidenbank schleuderte, auf der er sonst Siesta zu halten pflegte.

„Tod und Verderben über sie und mich!" schrie er. „Nein, nein, sie sollen mir nicht ungestraft Solches zugefügt haben!"

„Jesus Maria!" wiederholte die Zigeunerin in einem sanften, einschmeichelnden Tone, „Meister, was habt Ihr? Ihr vergeßt ja heute, Euch umzukleiden!"

Zalea reichte dem Toreador fast kniend sein wollenes Wamms und die maurischen Pantoffeln, welche sie selbst sehr zierlich und mit großer Kunst gearbeitet.

„Du hast Recht, Kind!" entgegnete der Toreador, sich besinnend. „Ich will die Komödiantenkleidung austhun! Verflucht!" fuhr er fort, indem er sein Schwert ablegte. „So wäre es also nur das Messer eines Fleischers, eine gemeine, unedle Waffe, noch nicht von Christenblut geröthet. Nun, ich schwör's, bei Sankt Jago, das soll sie bald werden! Demonio! Ich wär' also nur ein elender Lustigmacher, ein gemeiner Histrione! Ist's möglich? So wagt man den König der Toreadoren zu verhöhnen, ihn, der heute mit Mateo im Triumphe durch die Straßen Sevilla's getragen ward!"

Der Toreador sprach diese Worte abgebrochen, indem er seine reich mit Gold verbrämte Weste und die breite, blauseidene Schärpe, die mit silbernen Trobdeln verziert war, auszog und unwillig neben seinen Mantel warf. Alsdann blieb er einige Zeit ruhig stehen, als wolle er Athem schöpfen.

„Herr," begann endlich Zalea schüchtern, „war vielleicht das Volk heute ungerecht gegen Sie?"

„Nein, es hat mir lauten Beifall gerufen!"

„Ertönte vielleicht von einigen Seiten der Ruf: „Bravo, toro!" (Bravo, Stier!)?"

„So lang ich kämpfte, nicht!"

„Hätten vielleicht die Damen dem muthigen Kampfe mit theilnahmlosen, kalten Blicken zugesehen?"

„Was liegt mir an den Damen!" fuhr der Toreador mit erneuter Wuth auf. „Wisse, Zalea, Deine edle Gönnerin, Mariquita, sie liebt einen vornehmen Kavalier, und ließ es geschehen, daß derselbe mich in ihrer Gegenwart verhöhnte! O, wären wir nicht in der Wohnung des Marquis gewesen, so hätte der Elende die Verwegenheit mit dem Leben gebüßt!"

„Und wie heißt Der, den sie liebt?" fragte die Gitana schüchtern.

Der Toreador fuhr auf: „Wer hat Dir gesagt, daß sie ihn liebe? Wie kannst Du das wissen?"

„Sie selbst haben's ja gesagt, Herr; ich dachte . . ."

„Du sollst nichts denken, nichts sprechen; störe mich nicht ferner; ich will allein seyn!"

Eine Thräne schwebte wie ein Thautropfen auf den langen schwarzen Wimpern der Zalea, welche langsam und zögernden Schrittes bei Seite ging und sich auf einer Matte niederließ. Von da wandte sie von Zeit zu Zeit ihre schönen Augen mit inniger Theilnahme nach dem Toreador, der, auf eine Bank hingestreckt, Rachegedanken nachhing.

Da klopften plötzlich die bereits genannten Fremden leise an.

Auf einen Wink Diego's öffnete die Gitana. Zorrastron, so hieß der eine der Eintretenden, der, wie bereits erwähnt, Juan den Auftrag gegeben, die Pferde zu holen, wandte sich nach achtungsvoller Begrüßung an Diego:

„Wir suchten bereits seit mehreren Stunden Gelegenheit, Euch zu sprechen, Meister!"

„Was habt Ihr mir zu eröffnen? Wer seyd Ihr?"

„Ehe wir uns näher erklären, müssen wir vor Allem verlangen, daß Diese hier sich entferne."

Diego gab ein Zeichen; Zalea ging. Da ihr aber die Sprache und das Benehmen der Fremden durchaus nicht zu deren Tracht zu passen schien und bange Besorgnisse in ihr aufstiegen, so hielt sie sich hinter einer der Säulen des Patio versteckt, um die Unterredung zu belauschen.

„Meister," wandte sich endlich Zorrastron an Diego, „Ihr seyd diesen Abend schwer beleidigt worden!"

Zornesgluth röthete von neuem die Wangen Diego's.

„Seyd ihr vielleicht hierher gekommen, um mich abermals zu verhöhnen? Ihr wart also meine Spione? Ihr folgtet bisher meinen Schritten?"

„Ja, und wir erscheinen hier, Dir unsern Beistand zur Ausführung Deiner Racheplane anzubieten."

„Weicht von hier, Elende! Hab' ich nicht mein gutes Schwert? O ich kenne euch! Ihr paßt stets nur auf günstige Gelegenheiten, eure Banditendienste verkaufen zu können. Fort von hier, wiederhol' ich euch, fort aus meiner Nähe! Eure Gegenwart entweiht meine Wohnung!"

Diego ging auf die Fremden zu, als wolle er sie mit Gewalt entfernen; doch wich Keiner von der Stelle. Zalea stürzte plötzlich aus ihrem Verstecke hervor, in der einen Hand einen Dolch, in der andern ein Schwert; das Schwert reichte sie Diego.

(Fortsetzung folgt.)

Deutsche Zustände in den Vereinigten Staaten.

(Fortsetzung.)

Die Philippsburger Anstalt wurde im verwichenen Jahre nur von zwölf fremden Zöglingen besucht, die mit dem bescheidenen Endzwecke aus dem Busche gekommen waren, das Alphabet zu studiren. Seitdem nun gar der eine Lehrer seinen Abschied eingereicht, schaut die stolze Kuppel gar wehmüthig auf die schönen Auen Pennsylvaniens herab und macht die trunkene Prophezeiung eines neueren Sehers zu Schanden, „daß hier sich das in Deutschland eingeengte Genie frei entfalten würde, um verjüngt und gestärkt im Thaue der Freiheit das alte und neue Vaterland zu beglücken." Vorzügliche deutsche Schulen sind in Philadelphia, Cincinnati und St. Louis, denen wohlunterrichtete Männer vorstehen. Daß sich selbst unter den Eingebornen der Trieb zum Studium der deutschen Sprache mächtig regt, beweist unter andern folgender Auszug einer Rede, die an die achte Jahresconvention des Lehrcollegiums in Cincinnati gerichtet wurde und als die Huldigung eines Amerikaners aus dem fernen Westen für Deutschland nicht ohne Interesse seyn kann. „Die deutsche Sprache ist die eines Volkes von mehr als vierzig Millionen. Sie steht keiner andern an Energie und Reichthum nach. Das

Gebiet ihrer Literatur ist unermeßlich, und dem Theologen, dem Geschichtsforscher, dem Verehrer klassischer Dichtkunst kostbar, ja unentbehrlich. Deutschland ist seiner gründlichen Gelehrten, Kritikern und Archäologen halber merkwürdig. Wahr ist, es begann spät in der Laufbahn nach intellektueller Auszeichnung, doch hat es alle seine Mitbewerber mit gigantischen Schritten eingeholt. Sein Beispiel liefert einen starken Beweis, wie wichtig für uns das Studium ausländischer Literatur seyn sollte. Denn durch das vereinte Zusammenwirken ihrer Gelehrten, um in ihrer eigenen Sprache die Meisterwerke anderer Nationen wiederzugeben, hat die deutsche Sprache ihre wunderbare Biegsamkeit, ihren Reichthum erlangt. Man könnte sie deßhalb die Sprache der Uebersetzung nennen. Die Dichter aller Nationen leben für Deutschland in getreuen Nachbildungen, nicht allein was Gedankenauffassung und Styl betrifft, sondern in ihrem besondern Rhythmus, in ihrer eigenthümlichen Kadenz. Spaniens großer Dramatiker, sowie die vier Klassiker Italiens sind zu verschiedenen Malen übersetzt und im Druck erschienen. Dank dem Genius eines Schiller's, Schlegel's, Voß und Wieland, Shakespeare ist so gut Shakespeare für Wien und Berlin als für London und New-York. Sie haben ihn mit gleichem Erfolge analysirt, wie seine eigenen Landsleute. Von Lord Byron existiren mehrere Uebersetzungen und die geistreichsten Erläuterungen zu seinem Charakter und seinen verschiedenen Werken von ihrem eigenen Dichter Goethe. Die Produkte eines Scott, Cooper, Franklin, eines Washington, Irwing und Story sind nicht allein ihren Gelehrten bekannt, sondern durch Nachdruck und Uebertragung so weit verbreitet als in ihrer Heimath. — Deutschland hat sich die Werke des grauen Alterthums, sowie seiner Zeitgenossen angeeignet und beobachtet so scharf und benützt so sorgfältig die Werke des gesammten Europa's, als hinge seine geistige Nahrung gänzlich von ihnen ab. Doch welche Literatur hat eine ausgedehntere unabhängigere Heimath? So wallt der Ströme Monarch dahin, sein Wellenschlag ist gehoben, doch sein Lauf nicht verändert, sein Beet vertieft durch die Flüsse, die ihm zuströmen. Man vergleiche die Werke der Engländer mit denen der Deutschen in dem gegenseitigen Studium ihrer Literatur. Wenn man einiger flüchtigen Uebersetzungen von Scott, Coleridge und Taylor gedenkt, so ist die Liste Dessen beinahe vollzählig, was sie dem weiten Reiche ihrer Belletristik entnommen. Mit ihren wissenschaftlichen Werken sind wir etwas mehr vertraut, obschon wir nicht hinlänglich die Sprache selbst studiren, um aus ihren Schätzen den geeigneten Nutzen zu ziehen. Das Studium der Theologie und Geschichte steht durch die Werke eines Scholz, Eichhorn, Schleiermacher, Rotteck, Herder bereichert; letzterer schuf nicht allein eine neue Aera in der Bibelkunde, sondern auch in der Philosophie der Geschichte. Einer der scharfsinnigsten Gelehrten ist Wolf, der zuerst das Studium des klassischen Alterthums als einen besondern Zweig des Wissens einführte. Er hauchte neues Leben in Homer und Plato und goß sie in die plastischen Formen seiner eigenen reichen Muttersprache. Niebuhr entdeckte eine neue Welt in der Geschichte Roms. Winkelmann förderte die Schätze des Alterthums aus dem Schutte der Jahrhunderte zu Tage. Gesenius war das lebende Haupt der hebräischen Sprache, während dem v. Hammer nach dem gediegenen französischen Schriftsteller Sylvester de Sacy unübertroffen in orientalischer Philologie steht. Deutschland besitzt eine große Anzahl ausgezeichneter Geister in jedem Zweige des Wissens, unübertroffen an eherner Ausdauer, scharfsinnigem Urtheil und klarem Ausdruck. Sie sind

— der tiefe, rastlos schöpfende Gedanke,
Der jedes Jahr der Weisheit Schätze mehret.

In ihren Werken finden wir diese Vollkommenheit, diese glänzende Gediegenheit, so verschieden von dem Flitterstaat unserer neuen Literatur, von der wässerigen Philosophie unserer Familienbibliotheken. Unter ihnen gewahren wir so viele rührende Züge der Ergebenheit zu den Wissenschaften bei Männern (viele nun der Stolz ihres Vaterlandes), die ihre Jugendzeit in freudenlosem Dunkel zubrachten, schaffend und wirkend in den Zellen modernden Wissens, jedem Lächeln öffentlicher Gunst, jeder Schmeichelei einer Coterie fern, ermuthigt und gestützt allein durch reine Liebe zum Studium und die Hoffnung, daß der Erfolg ihrer Forschungen einstens die Schuld zernichten würde, womit sie sich ihrem Vaterlande verpflichtet glaubten. Jede Seite, jede Zeile in ihren Werken athmet jene Gluth der reinsten Gefühle, jenen Drang überfließenden Wohlwollens zur Menschheit, jene erhabene Einfachheit des Herzens, dessen letzte Keime leider in unserem praktischen geldhungerigen Zeitalter in den Staub getreten werden. Und steht dieser gewaltige Schöpfungseifer, diese selbstsuchtlose Aufopferung, diese hehre Herzensgüte, diese Gründlichkeit des Wissens mit keinem Blüthenkranz der Dichtkunst geschmückt, von keinem Feuer der Beredtsamkeit erhellt? — In Klopstocks erhabener Pracht, in der glänzenden Gediegenheit Kants, in der edlen Vaterlandsliebe Uhlands, in der jungfräulichen Gluth Schillers, in dem reinen Seelenadel Herder's, in der geistvollen Würde Tiek's, in der feinen Gewandtheit Goethe's, in der kindlich frommen Sehergabe Richter's, in der stolzen Begeisterung Schlegel's wird man die Antwort finden." An den meisten Universitäten der Union sind Lehrstühle für die deutsche Sprache eröffnet und viele derselben besitzen Bibliotheken mit den neuesten Erscheinungen ihrer Literatur. — Werfen wir nun einige Blicke auf die bisher gegründeten deutschen Städte und Niederlassungen. — Die Rapp- und Bäumler'schen Kolonien von Oekonomie, und zwar gegründet auf die freiwillige Sklaverei stumpfsinniger Sektirer, floriren unter der Leitung ihrer staatsklugen Oberhäupter in äußerem Glückstande, bieten jedoch ein für uns Deutsche demüthigendes Bild der Geistesbeschränktheit, der niedergedrückten Menschenwürde in dem Lande der freien Entwickelung aller Geistes- und Körper-Kräfte. Sie sind die Chinesen der Union. Einen freudigen Gegensatz dazu gewährt Herrmann in Missouri, ein Städtchen, das 1114 Einwohner zählt, die trotz dem undankbaren Boden seiner Umgebung, der nur die zum Leben nöthigsten Bedürfnisse zu liefern vermag, heitere Geselligkeit und ächten Frohsinn, wie er in einem sorgenlosen deutschen Landstädtchen zu Hause, bei sich eingebürgert haben. Ein modernes Weltkind wird freilich in solchem Orte keine Stunden der Erbauung verleben, wo nur reisende Landgeistliche und Hausirer und höchstens ein kleiner Theaterverein mit monatlichen Vorstellungen die monotone Abgeschiedenheit von der civilisirten Welt unterbrechen. Daß Herrmann jetzt zum Countysitz gewählt wurde, hat etwas regeres Leben allen Verhältnissen mitgetheilt; so lange jedoch die lithographischen Steine, die in seiner Nähe in großen Blöcken zu Tage liegen, sich nicht in Blei oder Steinkohlen,

den Hauptbeförderern junger Niederlassungen, verwandeln, wird ein bedeutender Wohlstand nie seinen Sitz darin aufschlagen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Die Moral davon?) Die Berliner Ztg. enthält folgende bedeutsame Notiz: Als der lacedämonische König Lysander das Orakel in Samothrace befragen wollte, verlangte der Priester von ihm eine Beichte alles Dessen, was er in seinem Leben Schlimmes verübt. Da fragte Lysander den Priester, ob er auf seinen oder der Götter Befehl beichten solle. Als der Priester hierauf antwortete: auf der Götter Befehl, so hieß ihn Lysander sich trollen, indem er ihm sagte, daß er den Göttern schon beichten würde, wenn sie ihn frügen.

Das Lustspiel: „Er geht auf's Land" hat auch in Leipzig das lebhafteste Interesse des Publikums erregt: die Zuschauer spielten gewissermaßen mit, kein Wort ging verloren. Das Stück ist kein Kunstwerk, aber es liegt eine Tendenz darin und diese ist jetzt das Hauptanziehungsmittel für das Publikum. Wollt ihr Kassenstücke, so gebt Tendenzstücke, wenn's — erlaubt ist.

Pischek's Gastspiel in Frankfurt.

Ausgezeichnete Sänger und Sängerinnen sind so selten, daß sie eben darum nicht nur hoch geschätzt und glänzend belohnt, sondern auch überschätzt und oft übertrieben gefeiert werden. Es muß sich des Schönen und Guten viel vereinigen, um einen vorzüglichen Sänger zu gestalten — Kraft, Fülle, Wohllaut und Umfang der Stimmmittel, gründliche musikalische Ausbildung, geläuterter Geschmack und Ausdruck, Leben, Wärme und Nüancirung des Vortrags, Gemüth für die Arie und Geist für das Recitativ und endlich das Talent, eine Gesangpartie dramatisch darzustellen und die ganze Theilnahme des Hörers, wie des Beschauers für dieselbe in Anspruch zu nehmen. Zu diesen vorzüglichen und seltenen dramatischen Sängern gehört auch der Baritonist Pischek, welcher während einer Reihe von Jahren den hiesigen Gesangsfreunden wahres Vergnügen bereitete, sie in gleichem Maße seine schönen Stimmmittel, seine gediegene musikalische Bildung und seinen trefflichen Vortrag bewundern ließ und durch seine stets anziehenden Kunstleistungen zu ihrem Liebling wurde. So konnte es nicht fehlen, daß sein gegenwärtiges Gastspiel das lebhafteste Interesse erweckt, daß der Andrang zu seinen Vorstellungen groß und die Beifallsbezeugungen des Empfangens und Hervorrufens enthusiastisch sind. Pischek ist bereits in den Partieen des Belisar, Czaar Peter und Don Juan aufgetreten, jedesmal bei überfülltem Hause und bei Entgegennahme jener Huldigungen, durch welche das Publikum seine Lieblinge auszuzeichnen pflegt. Indem wir uns vorbehalten, die Leistungen des Gastes und die einzelnen Vorstellungen, in welchen er aufgetreten, weiter zu besprechen und der dabei mit Auszeichnung Mitwirkenden zu gedenken, begrüßen wir den geehrten und uns lieben Sänger und wünschen, sein Gastspiel noch möglichst verlängert zu sehen. W.

Korrespondenz.

Mainz, 23. Dec.

Vorgestern wurde vor dem hiesigen Kreisgerichte zweiter Section in Strafsachen die Verhandlung einer Prozedur begonnen, welche die Aufmerksamkeit des Publikums in hohem Grade in Anspruch nimmt und nicht minder die Leute von Fach interessirt, weil eine ähnliche Prozedur, soviel man weiß, unsere Gerichte seit dem Bestehen der gegenwärtigen Institutionen noch nicht beschäftigte. Die Kunsthandlung Artaria und Fontaine in Mannheim, durch so manche Leistung in artistischer Beziehung rühmlich bekannt, bestimmte im Jahre 1839 den jetzt in Düsseldorf lebenden Maler Fröhlich, nach Mannheim zu kommen und für sie die Zeichnung von 18 beliebten Jagdscenen zu fertigen, welche lithographirt werden sollten. Die Jagdscenen wurden geliefert und waren des tüchtigen Künstlers vollkommen würdig. Die Herren Artaria und Fontaine ließen die Steinzeichnungen durch Victor Adam und die Lithographieen durch Lemercier Benard und Comp. in Paris bewerkstelligen und das so gelungene Werk erschien in 3 Lieferungen, jede zu 6 Blättern. Die Unternehmer setzten den Ladenpreis eines jeden Blattes auf 48 Kr. und konnten den vollen Ersatz des von ihnen gebrachten bedeutenden Geldopfers erwarten. In der Ansicht, daß sie durch den Bundesbeschluß vom Jahre 1837 in Deutschland gegen den Nachdruck gesichert seyen, suchten sie in Frankreich gleichen Schutz dadurch zu erlangen, daß sie an Hrn. Goubil und Comp. in Paris den dortigen Verlag theilweise überließen und deren Adresse unter die Blätter auf die rechte Seite setzen ließen, während die Adresse der Unternehmer: „Mannheim, bei Artaria und Fontaine" mitten unter den Blättern und die Namen der Künstler daneben standen. Die Nachdrücke blieben jedoch nicht aus und die Herren Art. u. F. erfuhren bald, daß ein solcher bei Hrn. Christ. Scholz, Federnfabrikant in Mainz, erscheine. Sie ließen sich diese Abdrücke durch einen Dritten bestellen, dem sie mit einem Begleitungsschreiben des Hrn. Scholz zugesendet wurden; sie reichten deshalb bei dem Hrn. Staatsprocurator in Mainz eine Klage ein, welche eine Haussuchung und das Auffinden der Steine und Nachdrücke von 8 Bildern zur Folge hatte. Auf die Angabe des Hrn. Scholz, daß die Nachzeichnungen in seinem Auftrage durch den Maler Fay in Mainz gefertigt worden seyen, wurde sowohl gegen diesen als gegen Hrn. Scholz eine Untersuchung wegen verbotenen Nachdruckes eingeleitet. Es wurden nun die zwischen den Unternehmern und Künstlern abgeschlossenen Verträge und geführten Korrespondenzen, so wie die Originalzeichnungen vorgelegt und mehrere Zeugen verhört, welche das Besitzthum der Unternehmer an den Zeichnungen erweisen und bestätigen sollten. Hr. Scholz ließ den Kunsthändler Hrn. v. Zabern in Mainz als Entlastungszeugen abhören, welcher aussagte, er habe mit der Kunsthandlung Goubil in Paris, welche eine Reihe von Lithographieen erschienen ließ, bezüglich der 4 ersten, den Dom in Mainz behandelnden Zeichnungen einen Vertrag geschlossen, welcher ihm das Recht gebe, die Lithographieen in Deutschland ausschließlich allein zu verkaufen; er wisse nicht, ob dieser Vertrag ihn in Deutschland gegen den Nachdruck sichere, müsse aber bekennen, daß er an der Stelle des Hrn. Scholz vorerst bei Art. u. Font. nachgefragt haben würde, ob sie Eigenthümer der Jagdstücke seyen, und die Beweise darüber verlangt hätte. Die Herren Art. und Font. traten gleichzeitig durch Hrn. Anwalt Kull als Civilkläger auf; die Civilentschädigungsfrage konnte jedoch nicht gleichzeitig verhandelt werden, weil Hr. Scholz in der Sitzung von den Klägern vorerst die Stellung einer Caution für etwaige Prozeßkosten forderte, welche nicht sogleich gestellt werden konnte, da sie bestimmte gesetzliche Förmlichkeiten und Termine voraussetzt, die Staatsbehörde dagegen mit dem Beschuldigten Scholz auf der augenblicklichen Verhandlung der Strafsache bestand. (Schluß folgt.)

(Theater-Anzeige.) Donnerstag, 26. Dec. Das Nachtlager in Granada, Oper in 2 Abth., Musik von C. Kreutzer. (Letzte Gastrolle) Jäger: Hr. Pischek, k. würt. Hofopernsänger.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohr

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 358. Samstag den 28. December 1844.

Der Toreador.

Nach dem Französischen des Landelle von Franz Arnold.

(Fortsetzung.)

III.

Die Ruinen von Italika.

Troß der drohenden Haltung des Toreador und der Zigeunerin, blieben die beiden Fremden unerschütterlich.

„Ungestümer Mensch!" begann endlich Zorrastron, „so laß uns Dir denn den eigentlichen Zweck unseres Besuches mittheilen; doch entferne zuvor Diese!"

„Sennor Diego," rief die Gitanita, „laßt mich hier, ich bitte Euch inständig darum; diese Männer führen nichts Gutes im Schilde. Bin ich denn nicht mehr Euer Kind, Eure geliebte Zalea, Eure Zaleita? Waren Eure Geheimnisse nicht stets die meinigen? Denn Ihr wußtet zu gut, daß ich keine plauderhafte Zunge habe. Weder mit Gewalt noch List entreißt man mir, was hier ist oder da," fuhr sie fort, indem sie auf Kopf und Herz zeigte. Zorrastron ward überrascht von der Schönheit des Mädchens.

„So sprecht!" begann der Toreador.

„In ihrer Gegenwart?"

„Ja!"

„Dein Leben wäre in Gefahr, schöne Gitana, wenn Du ein Wort von Dem, was wir jetzt sprechen, verriethest!" Dann wandte sich Zorrastron an Diego:

„Meister, Spanien schmachtet schon seit Jahren unter dem tyrannischen Joche einiger Elenden, die uns mit drückenden Steuern belasten, die unser Hab und Gut verschlingen. Selbst wir, die wir einst für den Ruhm und das Wohl Spaniens uns bei Rocroy tödtlicher Gefahr aussetzten, haben nicht ein Mal mehr die Nothdurft des Lebens, und sterben fast Hungers auf offener Landstraße. Schon rüstet sich Katalonien im Verborgenen gegen die Tyrannen, und fast alle Provinzen des Südens sind bereit, seinem Beispiele zu folgen. Ein Tapferer, Dir nahe verwandt durch die Bande des Blutes, steht an unserer Spitze; er hat uns zu Dir gesandt. Begleite uns zu ihm, zu Pablo Tudilla, Deinem Bruder. Von ihm wirst Du das Uebrige hören!"

„Ihr lügt, Elende!" fuhr der Toreador auf. „Mein Bruder ist bereits vor einem Jahre zu Rocroy gefallen. Gott sey ihm gnädig!"

„Dein Bruder lebt! Du hättest schon früher diese freudige Kunde erhalten, wenn Pablo nicht viel daran gelegen, in seinem Vaterlande für todt zu gelten. Da er übrigens Deine Zweifel, Dein Widerstreben voraussah, so beauftragte er uns, Dir diese Medaille zu überreichen, die ihr einst bei einer Wanderung durch die Ruinen Italika's gefunden."

Zorrastron überreichte hiermit dem Toreador die Denkmünze, und fügte bei: „Um Dich noch mehr von der Wahrheit unserer Aussage zu überzeugen, trug uns Pablo auf, folgenden Denkspruch vor Dir zu wiederholen, dessen Sinn und Beziehung Du ohne Zweifel besser begreifen wirst, als wir:

Por un clavo, se pierdo una herradura,
Por una herradura, un caballo,
Por un caballo, un caballero. *)

Pablo Tudilla war zehn Jahre älter als Diego. Er hatte von Jugend auf unter jenen berühmten spanischen Banden gedient, die für die erste Infanterie der Welt galten, ehe sie zu Rocroy besiegt worden. Vor ungefähr vier oder fünf Jahren war der Sergeant Pablo nach Sevilla zurückgekehrt, seinen Bruder Diego wieder zu sehen. Eines Tages fanden sie unter den Ruinen von Italika die erwähnte Denkmünze gerade in dem Augenblicke, als der Toreador seinem Bruder die Liebe, welche er für Donna Mariquita fühlte, gestand. Pablo, ernster und lakonischer Natur, sprach gern in Sprüchen; er ergriff feierlich die Hand Diego's, indem er obige Denkreime rezitirte, um dem Bruder dadurch anzudeuten, wie ihm seine malplazirte Leidenschaft verderblich werden könne.

„Ich werde," fuhr dann Pablo fort, „diese Münze doch zum Andenken unserer heutigen Unterredung aufbewahren, wenn sie gleich keinen Deut werth ist. Sind ja die Frauen, Donna Mariquita mit eingeschlossen, noch viel weniger werth als die Münze! Ich werde die Münze aufbewahren, wie Du jenen armseligen eisernen Ring mit dem Wappen der Puntales bewahrst, ein schmähliches Zeichen Deiner Niedrigkeit, indem es Dich stets daran erinnert, daß Du ein Sohn des Nichts bist; während jene sich Söhne von „Etwas" (hijos d'algo) nennen.

*) Wegen eines Nagels geht ein Huf verloren,
Wegen eines Hufs ein Pferd,
Wegen eines Pferds ein Reiter!

Der ist fürwahr ein zweifacher Thor, der, gleich Dir, nicht nur ein Weib, sondern ein Weib ihrer stolzen Kaste liebt."

Die ganze Unterredung blieb zwischen beiden Brüdern ein Geheimniß; die Boten vermochten die Beziehung jenes Denkspruchs nicht zu begreifen; der Toreador aber, welcher schon aufrichtig den Tod Pablo's beweint, konnte sich der freudigsten Rührung nicht erwehren, als er nun mit einem Male die deutlichsten Beweise sah, daß sein Bruder noch lebe.

(Fortsetzung folgt.)

Deutsche Zustände in den Vereinigten Staaten.

(Fortsetzung.)

Die deutsche Ansiedelung Teutonia in Mc. Kean County, Pennsylvanien, gegründet im Jahre 1842 durch Hrn. Ginal, Prediger einer Nationalisten-Gemeinde in Philadelphia, umfaßt 40,000 Acres Land und zählt gegenwärtig eine Einwohnerzahl von 415 Seelen, welche an drei verschiedenen Orten wohnen, Ginalsburg, Teutonia und Bunkerhill. Da die Constitution dieses Vereines bereits mehreren anderen Kolonien zur Richtschnur diente, so führen wir einige Hauptstellen ihrer Einleitung an. „Ohne eine in alle Verhältnisse tief eingreifende Reform wird es der besten Regierung, sie möge republikanisch oder monarchisch seyn, eine unauflösbare Aufgabe bleiben, die große Mehrzahl des Volkes zu verbessern und zu beglücken, indem die meisten Uebel nicht die unglückseligen Folgen politischer, sondern socieller Mißgriffe sind. Eine gesellschaftliche, tief in das Leben eingreifende Reform, die alle Verhältnisse umgestaltet und zu welcher alle politischen und religiösen Umwälzungen blose Vorbereitungen waren, ist daher nothwendig. Viele erkennen es klar und deutlich, wie schädlich und thöricht es ist, wenn Jeder seinen Vortheil auf Kosten des Andern erringen muß; sie begreifen, daß, wenn mehrere Gewerbe sich zu einer Gesellschaft vereinigen, in welcher jedes Mitglied ein gleiches Einkommen genösse, Jeder mit weniger Anstrengung und Zeitaufwand als in der gegenwärtigen Lage der Dinge sich die nothwendigen Bedürfnisse des Lebens und was zur Bequemlichkeit und zum Vergnügen gehört, erwerben könnte; daß dann die Neigungen eine edlere Richtung erhalten und nicht so leicht in verderbliche Leidenschaften ausarten würden und daß eine viel größere Sorgfalt auf die Erziehung der Kinder verwandt werden könnte. In einem solchen Vereine würden die Handwerker und Manufakturarbeiter weder durch Nahrungssorgen, noch durch zu angestrengte Arbeit in der Ausbildung und Beglückung ihres Geistes gehindert. Die in Manufakturen und bei dem Ackerbau nützlichen Maschinen wären Gemeingut, und daher jede wichtige Erfindung dieser Art für Alle ein Gegenstand des Nutzens und der Freude. Diejenigen, welche sich mit dem Landbau beschäftigten, hätten viel weniger Scheunen und Ställe, viel weniger Pflüge, Eggen, Wagen und Zugvieh nöthig; könnten, zusammen arbeitend, unangebautes Land viel leichter urbar und den Ackerbau wie die Viehzucht auf jede Weise mehr verbessern und gewinnreicher machen, als es jetzt möglich ist, wo Jeder sein eigenes Landgut bearbeitet. Nicht durch rohe Gewalt, sondern durch ein weises ruhiges Wirken, durch Gründung von Vereinen, welche dem Publikum zeigen, wie nützlich und beglückend vereinte Thätigkeit sey und wie viel durch sie gethan werden könne, kann diese Reform zu Stande gebracht werden, und ein solcher soll dieser Gewerbe-Verein seyn." So weit die Einleitung zur Constitution. Die Mitglieder haben bequeme Wohnungen, Ställe, Scheunen, Vieh, Maschinen und Ackergeräthe, die das Eigenthum der Gesellschaft sind. Mitglieder, die das sechzigste Jahr erreicht, sind von allen Arbeiten entbunden. Jeder, welcher das Alter von einundzwanzig Jahren erreicht, hat, wenn er noch nicht fünfundvierzig Jahr alt ist, um Mitglied des Vereins zu werden, 200 Sch. zu bezahlen. Solche, die über fünfundvierzig Jahr alt, bezahlen für jedes folgende Jahr 20 Sch. mehr. Ledige Frauenzimmer und Witwen bezahlen nach Verhältniß ihres Alters die Hälfte der Einlage, welche ein Mann zu entrichten hat. Durch Aufnahme eines verheiratheten Mannes werden seine Gattin und Kinder, wenn letztere noch nicht einundzwanzig Jahre alt sind, Mitglieder des Vereins. Einem Berichte des Präsidenten Schweizers zufolge ist das Leben in der Colonie einfach, doch nicht ohne Erholungs- und Vergnügungsstunden. Zwar wohnt man noch ziemlich eingeschränkt, was wohl nicht anders erwartet werden konnte, da die Bevölkerung im ersten Jahre so unerwartet gestiegen war. Zwei Familien wohnen gewöhnlich in einem Hause, das 20 Fuß lang und 16 breit ist. Die ganze Flur enthält 65 Fuß in der Breite und 85 Fuß in der Tiefe, bietet somit Raum genug für einen schönen Garten. Morgens 8 Uhr geht man zur Arbeit, welche bis Nachmittags 5 Uhr dauert. Nach geendigter Tagesarbeit beschäftigt sich Alles im Familienkreise mit Gartenarbeiten u. dgl. Am Abend versammelt man sich im Schulhause zu unterhaltenden Vorlesungen und geselligen Spielen. Sonntags Nachmittags von 2 — 3 Uhr sind Vorlesungen moralischen Inhalts. Nach Beendigung derselben wird die daselbst erscheinende Zeitung: Der Beobachter von Teutonia, verlesen, so wie das Interessanteste aus andern deutschen Zeitungen. Am Abend sind unterhaltende Spiele aller Art angeordnet. Montags Abends ist Lokal-Versammlung. Dienstags Abends Gesang. Mittwochs Abend ist frei. Donnerstag Abends historische Vorlesungen. Der Freitag ist ausschließlich zur Besprechung landwirthschaftlicher Gegenstände bestimmt. Am Samstag Abend werden Gegenstände von allgemeinem Interesse debattirt. In Ginalsburg hat sich unter der Leitung eines gebildeten Musik-Direktors ein Orchester organisirt, welches bereits die Seele der Unterhaltung ist. — Seit mehreren Monaten hat sich in Cincinnati ein westlicher Ansiedlungsverein gebildet, dessen Zweck ist, jedem unbemittelten Manne es auf eine leichte Weise möglich zu machen, sich Grundeigenthum und einen festen Wohnsitz zu erwerben. Dieser Zweck soll durch den Ankauf einer den Verhältnissen des Vereines angemessenen Strecke Landes, dessen Boden zum Ackerbau, zur Anlegung einer Stadt geeignet, und welche an einem schiffbaren Flusse gelegen sey muß, erreicht werden.

(Fortsetzung folgt.)

Oeffentliches Schlußverfahren in Eßlingen
in Sache der Giftmischerin Christiane Rudhart.

(Aus dem Beobachter.)

Dieser merkwürdige Prozeß, längst war er das Tagesgespräch von ganz Würtemberg. Hatte man sich zum voraus

schon in die Ohren gesagt, es dürften merkwürdige Aufschlüsse dabei zu Tage kommen; so hatte man sich hierin so wenig getäuscht, daß vielmehr die Vertheidigung des Herrn Rechtsconsulenten Veil aus Marbach einen Blick in den Abgrund der Gesellschaft eröffnete, welcher — wenn man die engen und, wie man gewöhnlich meint, so ländlich sittlichen Verhältnisse Würtembergs in Betracht nimmt, für welche man billig derartige Begebenheiten als reine Unmöglichkeiten betrachten sollte, wahrhaft erschreckend ist.

Der Verhandlung selbst gingen bei dem großen Andrang Derjenigen, welche Karten zum Behufe der Zulassung in den Sitzungssaal suchten, Scenen der eigenthümlichsten Art vor. Nachdem nämlich wohl die Hälfte der Karten an die Mitglieder der rechtsgelehrten Collegien oder ihre Verwandte und Bekannte vertheilt worden war, wurde die Austheilung des Restes im Gebäude des königl. Grichtshofes Donnerstag den 19. Dec. in der vierten Nachmittagsstunde vorgenommen. Bei dieser Vertheilung, bei welcher natürlich die Meisten nur das Zusehen hatten, war das Gedränge so groß, daß Diejenigen, welche in der Mitte des Volkshaufens sich befanden, nicht mehr mit den Füßen auf dem Boden stehen konnten, ja ein kleinerer Mensch beinahe zerdrückt worden wäre, wenn ihm nicht die Polizei zu Hülfe gekommen wäre. Auch kein Wunder, vielleicht wenigstens zwei Tausend Menschen hätten der Verhandlung gerne angewohnt, und doch ist in dem für die öffentlichen Verhandlungen geöffneten Saale kaum für 100 Personen, wenigstens zum Sitzen, Platz. Noch den andern Morgen war eine Masse Fremder herbeigekommen, welche alle der Verhandlung anwohnen wollten, aber natürlich keine Eintrittskarten mehr erhalten konnten. In Folge dieses Andrangs hatte sich von Seiten Einzelner im eigentlichen Sinn des Wortes ein Kartenhandel etablirt. Man bot in den Wirthshäusern von 1 Fl. bis 5 Fl. 30 kr. für eine Eintrittskarte. Man denke sich unter diesen Verhältnissen den Zudrang gegen das k. Gerichtshofs-Gebäude am Morgen der Sitzungs-Eröffnung. Der Hofraum vor demselben ist durch eine stattliche Reihe eiserner Stäbe eingezäunt. Hinter diesem bemalten eisernen Gitter, das bis zur achten Stunde verschlossen war, gingen Diener zur Erhaltung der Ordnung in Polizeitracht auf und ab, so daß es für die Außenstehenden ordentlich den Anschein hatte, als ständen sie vor den Thiergittern eines Menagerie-Besitzers. Um acht Uhr endlich wurde geöffnet: man trat nicht in den Hofraum ein, sondern wurde hineingeschwungen, indem in dem Gedränge Niemand mehr Herr seiner Bewegungen war. Man denke sich nun den für die öffentlichen Verhandlungen in Eßlingen bestimmten Saal! Nichts weiter, als ein gewöhnliches Sitzungszimmer, von welchem die Richter mit den Anwälten etwa gerade die Hälfte des Raumes einnehmen. Da die Meisten, um Etwas zu sehen, auf Schrannen, Stühlen u. s. w. standen, und zwar auf einem Stuhl zu Mehreren, so war es in der That ein Wunder, daß nicht irgend Unglück geschah. Dieses zwar durch die Nothwendigkeit herbeigeführte, aber unordentliche und einer öffentlichen Verhandlung unwürdige Gedränge ist ein gar zu handgreiflicher Grund, als daß man zweifeln könnte, der schöne, am k. Gerichtshof befindliche große Saal, welcher jetzt zur Aufbewahrung der Akten verwendet wird, werde nicht länger vorenthalten werden. In der eingezwängten Lage, in welcher sich die Zuhörer befanden, wird man deßwegen auch den Unwillen darüber, daß es einigen Bevorzugten gestattet ward, ganz in der Nähe der Angeklagten, vor der für das übrige Publikum bestimmten Barriere Platz zu nehmen, natürlich finden.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Offenbach, im December.) Vor wenigen Tagen sahen wir auf unserem Theater einen Gast, dessen Erscheinen wir nicht unerwähnt lassen dürfen, da er uns einen genußreichen Abend verschaffte. Es war dies Fräulein Groß e, welche in den beiden Stücken: „Der Bettler“ und „Die Rosen des Herrn von Malesherbes“ auftrat. Die Darstellerin sprach sehr an, und ärntete, besonders in dem letzteren Lustspiele, welches, seiner holperichten Verse und seiner theilweise trivialen Diction ungeachtet, wegen des poetischen Kernes und der Gemüthlichkeit der Handlung dennoch gerne gesehen wird, reichen Beifall. Sie wußte den Charakter des naiven Bauernmädchens lebenstreu wiederzugeben, und beurkundete durch ihr natürliches Spiel ihren Beruf für die Bühne. Fräulein Große wurde hervorgerufen.

In einer kürzlich stattgehabten Versammlung für Vater Mathew führte Hr. Hall als Beleg für die wohlthätigen Wirkungen der Mäßigkeitsvereine an, daß er vor zwei Jahren den Bezirk von Connemara, einen der rohesten Irlands, wo der große Hause nicht einmal englisch sprechen könne, durchreis't sey, und dort an einem Markttage zu Galway mindestens 20,000 Menschen gesehen habe, die vom Markte heimkehrten, ohne daß ein einziger betrunken war, während vor 20 Jahren sicherlich unter dieser Zahl 19,000 Berauschte gewesen wären.

Ein junger talentvoller Pianist, Emil Prudent, ist im Begriff, von Paris aus seinen ersten Künstler-Ausflug nach Deutschland zu beginnen, sich mit deutscher Kunst und Kunstfreunden bekannt zu machen und seine Compositionen bei uns einzuführen. Er wird sich auf dieser Kunstreise in Frankfurt zuerst einige Zeit lang aufhalten.

Der geniale Jüngling.

Er hält zum Arzt und zum Poeten
Berufen sich durch sein Genie.
So soll denn eine Feder tödten
Die Kranken und die Poesie?

Korrespondenz.

Hamburg, 20. Dec.

Weihnacht ist da, die Witterung ist milde und Schaaren von Kaufenden und Schauenden durchwandern die Straßen. Tannenbäume und Christfreude winken überall. Der aus der Asche neu erstandene Theil der Stadt zeichnet sich besonders durch prachtvolle Läden aus und ungeheure, von Gaslicht blendend erhellte Spiegelscheiben finden sich hier aneinandergereiht. Der Jungfernstieg, Neuewall, Gänsemarkt, die Mühlenbrücke und Rathhausstraße zeichnen sich in dieser Hinsicht besonders aus. Da ist zuerst die Giovanly'sche

Conditorei mit prächtigen Marcipanwaaren aller Art und den auserlesensten Pariser Confituren rc.; dann auf dem Neuenwall die neuetablirte Conditorei „zum treuen Schäfer“, ferner am Gänsemarkt Schulz zahlreich besuchtes Spielzeugwaarenlager, das Eldorado der Kinderwelt, so wie das Atelier und Antikencabinet des Hrn. Kleeft. Dann das prächtige Lager künstlich nachgeahmter Diamanten und Edelsteine (eine unserer Zeit eigenthümliche Erfindung) von Außrich aus Paris, so wie in der Rathhausstraße der Laden von Artific-Silberwaaren von Calmann u. C., vor Allem aber die von königlicher Pracht strotzende Ausstellung von Porzellan- und Glaswaaren der Gebrüder Bing. Hier auf dem Neuenwall reiht sich Laden an Laden, einer noch glänzender als der andere; was elegant und fashionable seyn will, muß auf dem Neuenwall oder im Jungfernstieg wohnen. Bei alledem soll das Geschäft flau gehen und der Verkauf viel geringer seyn, als im vorigen Jahre — was in der That mit ernstlichen Besorgnissen für die Zukunft erfüllen muß. — Der Kramhandel im Kleinen, der Weihnachtsmarkt für's Volk beschränkt sich vorzugsweise auf den Gänsemarkt und die Umgebungen des Großneumarkts — hier befindet sich der eigentliche „Dom“, wie der Hamburger seinen Christmarkt zu nennen pflegt. — Unsere Theater haben um diese Zeit natürlich einen schweren Stand und suchen durch Novitäten so viel wie möglich das Publikum herbeizuziehen. Eine neue Posse nach dem Französischen wird jetzt auf beiden Bühnen gegeben, im Stadttheater ist sie „der verwünschte Brief“, im Thaliatheater „der Confusionsrath“ benamset. Morgen geht zum Benefiz unserer beliebten Dem. Lebrün, die wir leider zu Ostern an Dresden verlieren werden, ein neues, von Bärmann bearbeitetes Drama: „König und Zitherschlägerin“ in Scene, auf dessen Erfolg man gespannt ist.

Worms, im Dec.

Es hat sich in neuerer Zeit dahier, angeregt durch Hrn. Lehrer Edelmann, eine Privatgesellschaft gebildet, deren Zweck: Unterstützung allenfalls zu hinterlassenden Wittwen und Waisen. Da diese Gesellschaft, die einzige dieser Art im Großherzogthum Hessen, bereits die Genehmigung hoher Staatsregierung erhalten, so dürfte es geeignet seyn, durch Ihr vielgelesenes Blatt dem größeren Publikum vom Bestehen dieser Gesellschaft sowohl Kenntniß zu geben, als auch Einiges über Mittel und Zweck des Bestehens zu bemerken. Die Mittel, um obigen Zweck zu erreichen, werden gebildet durch jährliche Beiträge der Mitglieder, Eintrittsgelder und Beiträge Solcher, die später als Neujahr 1845 beitreten und — allenfallsige Schenkungen. Der Beitrag eines Mitgliedes ist jährlich 4 fl. und wird vierteljährlich bezahlt; es wurde jedoch in der vorletzten Generalversammlung beschlossen, daß für das erste Jahr 7 fl. bezahlt werden sollen, um gegen außerordentliche Fälle gesichert zu seyn. Dahingegen erhält eine Wittwe oder resp. Waisen eine jährliche Unterstützung von 100 fl. und außerdem bei dem Todesfall des Gatten oder resp. Vaters 25 fl. Beerdigungskosten. — Da keine Verwaltungskosten der Gelder statt haben, indem die ganze Verwaltung unentgeltlich geführt wird, so läßt sich erklären, warum bei auch geringem Beitrage bedeutende Unterstützung gegeben werden kann. Möge auch dieser Verein wachsen und gedeihen und vielfache Nachahmung finden!

Mainz, 22. Dec.

(Schluß.)

Hr. Scholz läugnete den Nachdruck durchaus nicht, schien auch das Eigenthum der Herren Artaria und Fontaine an den Originalzeichnungen nicht zu beanstanden, stützte dagegen seine Vertheidigung, die Hr. Anwalt Krämer führte, vorzüglich auf die Behauptung, er könne nicht bestraft werden, einmal weil der Bundesbeschluß von 1837 seine Anwendung von speciellen Verfügungen abhängig gemacht habe, welche später erscheinen und die Mittel und Wege angeben sollten, wie das Eigenthum des Verlegers gesichert und zur öffentlichen Kenntniß gebracht werden könne; diese Verfügungen seyen bis heute noch nicht erschienen; eine Sicherung des Eigenthums sey nur dadurch möglich, daß der Eigenthümer ein Privileg im Großherzogthume erwerbe, was die Herren Art. u. Font. zu thun versäumt hätten. Auf der andern Seite sey nicht dargethan, daß er dolose gehandelt habe; er sey fest überzeugt gewesen, die Arbeit sey französisches Eigenthum und französischen Ursprungs, die Adresse der französischen Verlagshandlung „Goupil u. Comp.“, die Unterschrift des Hrn. Victor Adam, so wie das Kunsturtheil, welches ihm der Maler Fay über die Bilder abgegeben, hätten ihn zu dieser Ueberzeugung gebracht. Die Adresse des deutschen Hauses Artaria und Fontaine unter den Bildern sey ohne alle Bedeutung, weil die Franzosen gewöhnlich auswärtigen Kunsthandlungen gegen Abnahme einer größeren Anzahl Exemplare gestatteten, ihre Firma mit unter die Lithographieen zu setzen, wie dies aus der Aussage des Hrn. v. Zabern hervorgehe. Somit habe er keineswegs geglaubt, durch den Nachdruck einen deutschen Eigenthümer zu kränken; die Franzosen seyen aber in Deutschland gegen den Nachdruck nicht gesichert und überdies selbst gegen deutsche Verlagsartikel nichts weniger als blöde. Die Staatsbehörde bekämpfte diese Mittel, welche wir aus dem Gedächtnisse so treu als möglich, aber doch wohl nur unvollständig wiederzugeben versuchten, auf das entschiedenste, indem sie behauptete, sowohl der Bundesbeschluß vom Jahre 1837, als die neben demselben bestehende großherzogl. Verordnung von 1830 enthielten hinreichende Strafbestimmungen gegen den Nachdruck und namentlich auch gegen jenen von Lithographieen; der Bundesbeschluß von 1837 habe zwar allerdings Einrichtungen zur bessern Sicherung des literarischen und Kunsteigenthums in Aussicht gestellt, welche noch nicht bestünden, aber keineswegs die Anwendung der in diesen Beschlüssen wirklich gegebenen Vorschriften und Strafbestimmungen davon abhängig machten. Die dolose Absicht des Hrn. Scholz gehe daraus hervor, daß er gestehe, mit dem Maler Fay von dem Nachdrucke und über die Frage gesprochen zu haben, ob der Nachdruck fraglicher Lithographieen wohl ein strafbarer sey; eben so daraus, daß Hr. Scholz über seine Nachdrücke seine Firma nicht gesetzt habe; es sey höchst sonderbar, daß derselbe so leicht durch die französische Firma sich habe bestimmen lassen, zu glauben, sie seyen französisches Eigenthum, während er der deutschen Firma, welche unter den Lithographieen stehe und dem daneben stehenden Namen des deutschen Malers Fröhlig gar keine Aufmerksamkeit geschenkt habe. Ueberdies handle es sich hier von einer Eigenthumskränkung, und da genüge es, wenn Scholz gewußt habe, daß er fremdes Eigenthum, in der Absicht, Vortheil zu ziehen, ohne Einwilligung des Eigenthümers sich aneigne, und darüber habe Hr. Scholz nicht in Zweifel seyn können. Das Gericht vertagte seinen Urtheilsspruch auf den 3. Jan. 1845. Sobald derselbe erlassen ist, werden wir die Gründe und Entscheidungen Ihnen mittheilen. Wir können mit Zuversicht voraussagen, daß diesem wichtigen Gegenstande, wie wir es bei unsern Gerichten gewohnt sind, die gediegenste Prüfung und Entscheidung zu Theil werden wird.

(Eingesendet.)

Mehrere Mitglieder des Museums lassen die verehrl. Direktion desselben ersuchen, die schöne Symphonie des Hrn. Schnyder von Wartensee, in welche er die herrliche Melodie: „Gott erhalte Franz den Kaiser“ so hübsch verwebt hat, zur recht baldigen Aufführung bringen zu lassen. — Auch wird die Wiederholung der herrlichen heroischen Symphonie von Beethoven, welche kürzlich so sehr gelungen gegeben wurde, vielfach gewünscht.

Theater-Anzeige.

Samstag, 28. Dec. Johannes Gutenberg, Schauspiel in 5 Abth., von Ch. Birch-Pfeiffer. (Gastrolle): Fräul. Ueh, vom großh. bad. Hoftheater zu Karlsruhe.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck von Braz v. Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 359. Sonntag, den 29. December 1844.

Der Toreador.

Nach dem Französischen des Landelle von Franz Arnold.

(Fortsetzung.)

„Seyd mir denn herzlich willkommen, tapfere Herren," sprach Diego nach einigem Nachdenken, „ich werde euch folgen!"

Fast zu gleicher Zeit erschien Juan, die Gefährten zu benachrichtigen, daß die vier Pferde unten bereit ständen; ehe der Toreador aber mit den Gesandten seines Bruders zu Pferde stieg, ließ er ihnen ein Abendessen vorsetzen.

Es ist vielleicht hier am Orte, zu bemerken, daß die drei Emissaire des Pablo Tubilla zuerst im Plane hatten, den Matador, wenn er den Kampfplatz verlassen, zu entwaffnen und ihn in Güte oder mit Gewalt auf den Herd der Verschwörung zu entführen. Nachdem sie aber Zeugen der oben geschilderten Scene im Patio des Marquis von Puntal gewesen, so brauchten sie nicht mehr zu befürchten, von Seiten Diego's einen heftigen Widerstand zu finden, und beschlossen daher, ihn in Güte für ihre Plane zu gewinnen.

Während des Abendessens benachrichtigte Zorrastron Diego, daß eine große Zahl Verschworner sich unter den Ruinen von Italika aufhalte, und daß die Hauptmasse derselben noch in dem Gebirge harre; die Insurgenten führten den Namen „Bartuleiros", eine Anspielung auf die Art, wie sie ihre Angelegenheiten, ihre Geschäfte (bartulos) betrieben. Der Nebenbegriff von Plünderung, der mit diesem Worte verbunden ist, entlockte den Gästen bei Nennung des Namens ein sehr bezeichnendes, ausdrucksvolles Lachen. Diego runzelte finster die Stirn; Zalea, welche noch so eben selig war bei dem Anblick der Freude ihres Herrn über das Wiederfinden seines Bruders, erbebte vor Furcht. „Gott, so sind es doch Banditen," dachte sie bei sich. „Meine Ahnung hat mich nicht betrogen!"

„Pablo Tubilla, Euer Bruder," fuhr Zorrastron fort, „führt nun den Titel General, und erhielt von seinen Leuten den Beinamen „Yunque" (was im Spanischen „Ambos" bedeutet, und im figürlichen Sinne nicht selten zur Bezeichnung eines thatkräftigen, standhaften Mannes gebraucht wird).

Das Mahl dauerte nicht lange. Von Zeit zu Zeit warf Zorrastron auf die junge Zigeunerin Blicke, in welchen eine unheimliche Gluth brannte. Die Gitana bemerkte dies mit banger Besorgniß, nicht sowohl wegen ihrer selbst, als wegen Diego's, denn sie sprach gegen den Schluß des Mahles den lebhaften Wunsch aus, ihrem Herrn folgen zu dürfen. Die Verschwornen selbst wünschten, daß Zalea mit ihnen gehe, damit sie nicht etwa, zu Hause bleibend, den Sevillanern ihre Plane verrathe, und so deren Ausführung vereitele. Der Toreador gewährte daher der Gitana ihre dringende Bitte, und ließ sie auf seinem Pferde hinten aufsitzen. Es wurde Galopp geritten, und erst vier Meilen von Triana, nicht weit von dem Flecken Santi-Ponce Halt gemacht. Die von Zorrastron Angeführten ritten zuerst längs eines Weges, der rings von reizenden Gärten und Orangenhainen umgeben. Die Nacht war herrlich und die Sterne schimmerten auf dem azurnen Blau des andalusischen Himmels wie Diamanten auf einem Königsmantel; in der Nähe des verfallenen Dorfes wurden die Reisenden von einem seltsamen, interessanten Anblicke überrascht. Es erhoben sich hier und da in der Dunkelheit weiße Säulenschäfte, wie Geistergestalten, weiterhin erblickte man halb eingesunkene Bogenwölbungen und altes römisches Mauerwerk, dicht von Moos und Epheu umrankt. Die Pferde vermochten nur langsam und mit der äußersten Anstrengung sich auf dem steinigten Boden und zwischen den dornigen Kaktusstauden hindurchzuarbeiten. Zorrastron und seine Schaar befanden sich in Mitte der Ruinen des alten Sevilla, des Italika der Römer, der Vaterstadt dreier römischen Imperatoren, des Trajan, Adrian und Theodosius; Italika war von Szipio, dem Afrikaner, gegründet, und zuerst von Invaliden seiner Legionen bevölkert worden. Auf seinen Feldern schlug der tapfere Metellus die Banden des Sertorius; seine Einwohner leisteten später den Sueven und Vandalen, die von König Gunderich angeführt wurden, den tapfersten Widerstand. Theodorich zog als Sieger an der Spitze der Westgothen in Italika ein. Von den Barbaren verwüstet, von den Arabern verachtet, blieb es in Ruinen liegen, und keiner der spätern Herrscher ließ es aus seinen Trümmern erstehen; denn schon prangte Hispalis, seine ältere Schwester, als „Sevilla, die Neue, die Wunderbare", herrlich und bezaubernd an den Ufern des Guadalquivir.

Zu der Zeit, in welche unsere Erzählung fällt, um die Mitte des 17ten Jahrhunderts, war Europa noch nicht von der fanatischen Sucht angesteckt, Ueberbleibsel des klassischen Alterthums von allen Ecken und Enden der Erde zusammenzutrödeln. Man ließ noch nicht mit großen Kosten alte Brunnensärge von Luksor und Ninive kommen; noch flossen der

Nil, der Euphrat und Tigris ruhig dahin, und hatten nicht zu befürchten, daß man sie bis auf den Grund durchwühle, etwa einen alten Markstein oder das Schild eines in der Fluth untergegangenen Griechen, Römers oder Persers zu entdecken. Man ließ historische Denkmäler noch ruhig an Ort und Stelle, da, wo sie eigentlich Etwas bedeuten; mochte sie dort suchen und bewundern, wen wahres, geistiges Interesse dazu trieb.

(Fortsetzung folgt.)

Deutsche Zustände in den Vereinigten Staaten.

(Fortsetzung.)

Sobald der Ankauf des Landes durch ein von dem Verein erwähltes Comité geschehen, wird es in Stadtbauplätze und Farmfluren abgetheilt und verloost; dieselben gehen dann in das freie Eigenthum Derer über, denen sie zugefallen, und dieselben erhalten rechtskräftige Eigenthums-Urkunden. Eine Landactie enthält 40 Acres und da von der Gesellschaft Congreß-Land angekauft werden soll, so beträgt dieselbe 50 Sch. Der Preis einer Stadt-Actie ist 12 Sch. Sobald die Verloosung stattgefunden, löst sich die Gesellschaft auf. Dergleichen Vereine, wo durch gemeinschaftliches Ankaufen eine bessere Auswahl getroffen und billigeres Land, als es auf dem gewöhnlichen Wege zu haben, erzielt wird, sind kürzlich mehrere ins Leben getreten. Nächst Herrmann sind Neu-Bremen, Hamburg, Neu-Berlin u. dergl. die Namen solcher deutschen Städte, die wie die meisten ihrer amerikanischen Schwestern, welche einem Flusse oder Kanale fern liegen, aus einer Schenke, einer Schmiede und höchstens noch aus einem Schulhause bestehen. — An den Ufern des Ohio's, namentlich in der Umgebung Cincinnati's und Veway's, macht der Weinbau unter den Händen deutscher Farmer große Fortschritte. Der Wein besitzt eine liebliche Blume, steht an Stärke und Gehalt dem besten Rheinwein nicht nach, und ist durch anhaltende Bearbeitung des jungen Bodens der ihm noch eigenthümliche erdige Beigeschmack vermindert, so wird er im Handel der Union einstens eine bedeutende Stelle einnehmen. Die Bemerkung des sarkastischen Verächters der neuen Welt, des Hrn. v. Pauw's, daß nämlich die Modification der Luft und des Bodens, sowie die Feuchtigkeit, erzeugt durch die vielen Seen und Sümpfe, den Anbau jenes edlen Produktes der Industrie vereiteln würde, ist schon jetzt durch die günstigsten Erfolge widerlegt. Die deutschen Bewohner der Königin des Westens laben sich schon seit Jahren an dem heimatlichen Rebensafte, er ist in allen dortigen Schenken und Hotels bereits ein stehender Artikel. Da die deutschen Weinhändler New-Yorks der eigentliche Charakter dieses Produkts sehr interessirte, so erschienen in der dortigen Zeitung mehrere Aufsätze, welche kund gaben, daß die Neugierde daselbst nicht klein sey, einige Proben davon zu kosten. An den deutschen Bauern Ohio's verhallten jedoch dergleichen nachbarliche Insinuationen; da erwarb sich die deutsche Gesellschaft „Erholung" in Cincinnati, ein Verein zur Belebung deutscher Geselligkeit im Westen, das Verdienst, von den verschiedenen Lagen Proben einzusammeln und eine wohlbeschickte Kiste an den Redakteur obiger Zeitung einzusenden. Die Flaschen trugen eine Vignette mit der Ansicht der Weinhügel um Cincinnati, worüber die schwarz roth goldne Fahne wehte, und an ihrem Fuße war folgender Reim zu lesen:

Vom Rhein, vom Donaustrande,
Vom Neckar und vom Main
Steh'n wir im Bruderbande,
Die Reben hier in Reih'n.

Nicht enger Landsmannschaft
Entquillt solch' köstlich Gut,
Solch' Born von hoher Kraft
Wie uns'rer Trauben Blut.

Die Kiste war gleichfalls von einem poetischen Schreiben begleitet. Doch nicht allein im Weinbau haben unsere deutschen Bauern große Verdienste, sie verwandeln die Wildniß des Westens in blühende Gärten und schaffen Fruchtfelder und Wiesenfluren, wo ein nackter Boden dem Amerikaner kaum den Werth der Aussaat zurückzugeben scheint.

(Schluß folgt.)

Oeffentliches Schlußverfahren in Eßlingen
in Sache der Giftmischerin Christiane Rudhart.

(Fortsetzung.)

Der Herr Präsident eröffnete die Sitzung mit der Ankündigung, aus welcher Veranlassung diese Tagfahrt anberaumt sey.

„Landjäger, führen Sie die Angeschuldigte vor Gericht."

„Sehr wohl." — Der Landjäger hat große Mühe, sein „Sehr wohl" auszuführen, indem er vor der Menge ohne Störung nicht vorwärts kommen kann.

Präsident: „Landjäger, thun Sie Ihre Pflicht."

Mit Mühe drängt sich der Landjäger hinaus. Inzwischen bange Stille über den Versammelten. Endlich tritt die Angeklagte ein; hinter ihr der Landjäger mit gestrecktem Gewehr.

Die Angeklagte erscheint in einem dunkelgeblümten blauröthlichen Kleid, in schwarzen Handschuhen, einem größeren geblümten Halstuche mit schwarzem Grunde, wie etwa die Nähterinnen in der Residenz zu tragen pflegen. Unter diesem größeren trägt sie ein kleineres Tuch, welches den Hals bedeckt und oben in das Kleid gesteckt ist, von hellbläulicher Farbe mit weißem Grunde.

Der Herr Präsident richtet an sie die gewöhnlichen Fragen: wie alt, welcher Religion u. s. w., welche sie etwas schüchtern beantwortet. Auf die Frage: Haben Sie Vermögen? — antwortet sie mit einer gewissen Betonung: „O n e i n."

Während dieser Fragen scheint irgend Jemand wahrscheinlich zu seinem eigenen größten Bedauern von seinem Stuhle herunter gedrängt worden zu seyn.

Präsident: Ich muß Sie wiederholt zur Stille einladen, oder ich bin genöthigt, Diejenigen, welche die Ruhe stören, wegführen zu lassen.

Nach Beantwortung der obigen Fragen hatte sich die Angeschuldigte gesetzt und der Herr Staatsanwalt begann die Anklageakte. Die darin aufgeführten Thatsachen stimmen im Wesentlichen mit den auch in der Vertheidigungsschrift aufgeführten Klagpunkten überein. Die Angeklagte hatte auf drei verschiedene Male theils in Speisen, theils in Arzneien, ihrem Gatten solche Dosen von Arsenik beigebracht, daß man bei der Section in dem Leichnam ganze silbersandartige Körner weißen Arseniks fand. Die Angeklagte selbst habe die mit Vorbedacht unternommene That eingestanden, und es blieb

also kein anderer Antrag über, als auf Verurtheilung wegen Mords zur Strafe des Todes durch Enthauptung.

Die Angeklagte war während der Verlesung der Anklage-Akte stets fast unbeweglich, mit geschlossenen Augen auf ihrem Stuhle gesessen. Ihre Gesichtsfarbe ist todesbleich, theils wohl von der lang eingeathmeten Luft und den Schrecken des Kerkers, theils in Folge ihrer kaum vollbrachten Entbindung. Zwar ist noch zu erkennen, daß sie in der Jugend sehr hübsch gewesen seyn mag: doch ist ihre Nase unedel geformt, kurz, mit einem tiefen Sattel, und an der Spitze stumpig ausgeschweift. Sie hat schwarzbraunes, glatt in einem Bogen an den Schläfen hinter die Ohren gestrichenes Haar, das auf dem Hinterkopfe in ein sogenanntes „Nest" gebunden ist. An den Ohren trägt sie kleine goldene Ringe. Die schwarz bekleideten Hände hat sie fortwährend gefaltet, ein weißes Sacktuch darin haltend. Immer hielt sie die Augen geschlossen und saß wie eine Bildsäule da; nur hin und wieder schien der Oberkörper wie von Schwäche hin und her zu schwanken. Doch machte ihr Wesen weniger den Eindruck der Reue oder Zerknirschung, als vielmehr jener stumpfen Ergebung in das Unvermeidliche, welcher die Gedanken ausgegangen sind.

Nachdem die Anklage-Akte geendet, begann der Herr Vertheidiger.

Der Herr Vertheidiger gab folgende vier Punkte zu:

1) Die Angeschuldigte hat vom 21. April bis zum 9. Mai d. J. ihrem Manne zu drei verschiedenen Malen Arsenik beigebracht und zwar zwei Mal in Speisen, das dritte Mal in einem Löffel voll Arznei.

2) Sie gab das Gift wissentlich ihrem Gatten jedes Mal in der Absicht, ihn zu tödten.

3) In den Eingeweiden des Rudhart fanden sich zufolge der durch Sachverständige vorgenommenen chemischen Untersuchung 22 Gran Arsenik, während eine Dosis von 4 — 10 Gran dieses Giftes schon den Tod bewirken kann, und endlich

4) ist Rudhart nach dem Ausspruche der Gerichtsärzte rein in Folge stattgefundener Vergiftung durch Arsenik gestorben.

Als völlig unerwiesen aber stellte er folgende drei Punkte hin, auf welche wir weiter unten zurückkommen werden.

1. In welcher Quantität die Giftreichung von Seiten der Angeklagten statt hatte.

2. Ob die Giftdosen, welche die Angeschuldigte ihrem Gatten gereicht und letzterer in sich aufgenommen hat, quantitativ so stark waren, um den Tod eines Menschen bewirken zu können, und daher endlich

3. ob der Tod des Rudhart in Folge desjenigen Giftstoffes, den er durch die Angeschuldigte empfing, wirklich eingetreten ist, sey es, daß dieses Gift allein, oder im Vereine mit andern Umständen, unter denen er es erhielt, die wirkende Ursache des Todes gewesen.

Es springt in die Augen, wie schwer es war, bei diesem so unumwunden zugestandenen Vergehen zur Vertheidigung der Angeklagten Etwas beizubringen, wenn gleich auf der andern Seite zuzugestehen ist, daß der Herr Vertheidiger seine Behauptung, daß der Beweis nicht hergestellt sey, sowohl mit Gewandtheit als Scharfsinn aufrecht zu halten suchte. Der Glanzpunkt der schriftlichen Vertheidigung aber war der Lebenslauf der Angeklagten, durch welchen der Herr Vertheidiger darlegen wollte, daß an der Angeklagten fast eben so viele Verbrechen begangen worden, als sie selbst verübt, und daß sie eben durch diese unnatürlichen Vergehungen an ihr zu einem solchen Abgrund des Verbrechens hinabgestoßen worden sey.

Die Darstellung dieses Lebenslaufs in der Vertheidigungsschrift ist so ruhig und gelungen, daß wir durch die Mittheilung derselben unsern Lesern einen willkommenen Dienst zu erweisen hoffen.

Hören Sie das Leben dieser Frau, fing der Herr Vertheidiger an, und gestatten Sie mir die Verschweigung der Namen, da deren Nennung nicht absolut zur Sache gehört.

Der Vater der Angeschuldigten war ein sehr angesehener Mann und berühmter Arzt; die wirklich noch lebende Mutter gehört ebenfalls den höheren Ständen an.

Beide Eltern lebten im Jahre 1804 zu Stuttgart im verwittweten Stande, waren, obgleich gegen den Willen einiger Familienglieder, mit einander verlobt, und standen im Begriffe, ihre eheliche Verbindung zu vollziehen.

Schon harrte der Geistliche im Ornate, um der Trauung die kirchliche Weihe zu geben, als eine verheirathete Schwester des Vaters hievon noch Kunde erhielt, ihn rufen ließ und mit allen möglichen Vorstellungen bestürmte, um ihn von diesem Ehebündnisse wieder abzubringen. Er suchte die ihm vorgetragenen Gründe zu widerlegen, und schloß mit der Erklärung, daß sein Umgang mit seiner Braut schon zu vertraut gewesen, und daß er seinem noch ungebornen Kinde schuldig zu seyn glaube, die Ehe zu vollziehen und dadurch für die Zukunft seines Kindes zu sorgen.

Wie nun die bei ihrem Bruder viel vermögende Schwester sah, daß es namentlich der letztere Umstand war, auf welchen derselbe ein Hauptgewicht zu legen schien, so erneuerte sie ihre Abmahnungen, und machte sich mit den heiligsten Eiden verbindlich, das zu hoffende Kind als ihr eigenes aufzunehmen, es zu erziehen und sein ganzes Leben hindurch treue Mutterstelle bei ihm zu vertreten.

Dadurch erreichte sie endlich ihren Zweck. Das Bündniß ward zerrissen, die Mutter verheimlichte ihre Schwangerschaft vor der Welt, und der Vater sorgte für sein Kind, welches er am 11. August 1804 selbst aus dem Schoße der Mutter in Empfang genommen hatte, dadurch, daß er es einer guten Wärterin anvertraute.

Kaum ein paar Monate alt, übergab er aber das Kind zur weiteren Pflege und Erziehung einem Pfarrer auf dem Lande, und in der Mitte dieser vortrefflichen Familie blieb das Mädchen bis zu ihrem achten Jahre; sie wuchs heran zur Freude ihrer Umgebungen, und entwickelte die schönsten geistigen und körperlichen Anlagen. Damals erhielt sie auch öfters Besuche von ihrem Vater und ihrer Mutter, die ihr zwar mit Namen genannt, aber als ihre Pathen bezeichnet wurden, während sie selbst sich für die Tochter des Pfarrers hielt.

Um jene Zeit kam die oben berührte Schwester des Vaters, welche ich von nun an Tante nennen will, in das Pfarrhaus, um das Kind mit sich fortzunehmen. Letzteres hatte sich jedoch so sehr die Liebe der Familie, in der es erzogen ward, zu erwerben gewußt, daß sich der Pfarrer anheischig machte, das Mädchen für immer als sein eigen Kind behalten zu wollen; allein das Offert wurde von der Tante abgelehnt unter der Versicherung, daß sie durch heilige Schwüre

verpflichtet sey, selbst Mutterstelle bei dem Mädchen zu vertreten.

Bei dieser Tante nun, welche die Gattin eines sehr wohlhabenden und selbst kinderlosen höheren Beamten ist, blieb das Mädchen die folgenden 3 Jahre, indem sie in und außer dem Hause als die Tochter des Beamten galt und auch seinen Namen führte. Im Allgemeinen ward das Kind gut behandelt, doch scheint die Tante vermöge ihres heftigen Temperaments wenig geeignet zur Erziehung gewesen zu seyn; denn sie glaubte, die kleinen Vergehungen eines Kindes auf eine barbarische Weise züchtigen zu müssen. Zu solchem Zwecke ward eine Ruthe im Salzwasser erweicht und die Tante schlug damit auf den entblößten Körper des Mädchens, bis sie von ihren Kräften verlassen wurde und das blutig gehauene Kind längere Zeit weder stehen, noch sitzen konnte.

Nachdem eine solch grausame Behandlung zum dritten Male vorgekommen war, entfloh das Mädchen und begab sich zu dem Pfarrer, der sie erzogen hatte. Natürlich wurde sie wenige Tage nachher zurückgeholt, für die Flucht mit vierwöchigem Zimmer-Arrest gestraft, und sofort von der Tante, sey es aus eigenem Antriebe oder aus Veranlassung des Vaters des Kindes, in das Erziehungs-Institut nach Königsfeld gesendet, woselbst sie angemessenen Unterricht erhielt und bis zu ihrer Confirmation gelassen wurde.

Von dort kam sie wieder zurück zur Tante und lebte als Tochter des Hauses in Glanz und Herrlichkeit, wie es in einer so wohlhabenden Familie zu geschehen pflegt; namentlich wurde sie stets mit einer ausgezeichneten Garderobe versehen, weil es die Tante besonders liebte, wenn sich um das an Körper und Geist so schön erblühte Mädchen ein Kreis von Anbetern versammelte, was namentlich auf Bällen fast immer der Fall war.

So wurde die Angeschuldigte neunzehn Jahre alt und während dieser Glanz-Periode ihres Lebens hatte sie das Glück, im täglichen Umgange von ihrem Vater mit heißer Liebe umfangen zu werden, und ihm, den sie freilich nur als ihren Oheim kannte, ihre herzliche Zuneigung zu weihen.

Da geschah es einmal im Laufe ihres achtzehnten Jahres, daß sie von ihrem Vater ganz allein zu Hause angetroffen wurde. Er grüßte sie zärtlich, wie gewöhnlich, setzte sich zu ihr auf's Sopha und vergoß, während er sie umarmte, einen Strom von Thränen. Erschrocken über seine heftige Gemüthsbewegung, suchte sie ihn mit den Worten zu beruhigen: „ach, lieber Oheim, was fehlt Dir, warum weinst Du so sehr?" Er jedoch entgegnete, sie auf's neue umarmend: „O, wenn Du wüßtest!" Er schien hier auf dem Punkte zu seyn, ihr das wahre Verhältniß zwischen ihnen zu entdecken; allein er faßte sich wieder und ging, nachdem er gerührt von ihr Abschied genommen hatte.

Arglos, wie immer, erzählte die Angeschuldigte nachher den Auftritt der Tante und diese traf nun Vorkehrungen, daß sie nie mehr allein mit ihrem Vater zusammen seyn konnte, weil sie befürchten mochte, ihr Bruder könnte sonst dem Mädchen seine Vaterschaft entdecken. Sie ging hierin so weit, daß sie der Angeschuldigten auf's strengste verbot, den Oheim zu besuchen, als er in eine schwere Krankheit verfallen war.

Diesen aber bewog die Sehnsucht nach seinem Kinde, sich noch sehr krank in das Haus seiner Schwester führen zu lassen, und hier machte er dem Mädchen über sein bisheriges Ausbleiben freundliche Vorwürfe. Sie entdeckte ihm nun den Grund, und er erwiederte: „Habe ich mir doch vorgestellt, es sey wieder etwas von meiner Schwester." Zu einer weiteren Erklärung kam es jedoch nicht, weil die Tante selbst und andere Zeugen zugegen waren.

Nunmehr aber faßte die Tante den Entschluß, das von ihr als eigenes Kind erzogene, an Wohlleben und Pracht von ihr gewöhnte Mädchen ins Elend zu verstoßen, und sie suchte dazu einen Vorwand, der ihr nimmermehr zur Entschuldigung gereichen kann.

Um jene Zeit wurde nämlich der Angeschuldigten von einem Offizier besondere Aufmerksamkeit erwiesen, die aber in nichts Anderem bestand, als daß er ihr häufig die sogenannte Fenster-Parade machte, und nachher kam es vor, daß derselbe Gelegenheit fand, sie ein paar Male an Sommer-Abenden bei hellem Tage vom Theater bis an ihre Wohnung zu geleiten.

Diese kleine Unbesonnenheit des Mädchens, welche aber auf gemachten Vorhalt offen zugestanden wurde, zog ihr am Morgen darauf die heftigsten Vorwürfe von der Tante zu.

Sie ließ ihr durch einen Dritten bedeuten, daß sie sich ankleiden und zu einer Reise bereiten solle, da sogleich ein Wagen vorfahren werde. Der Wagen kam und die Angeschuldigte wurde einer Pfarrers Wittwe in Leonberg gebracht, bei der sie ein Vierteljahr in strengster Aufsicht zubrachte, und Letztere bezeugte im Laufe der Untersuchung zu Protokoll, daß sie mit dem Betragen der Angeschuldigten wohl zufrieden gewesen sey, daß sie viel Talent und Kenntnisse gezeigt habe, fleißig, zuvorkommend und artig gewesen und insbesondere mit dem erwähnten Offizier außer aller Berührung geblieben sey.

Demungeachtet kam ein Schreiben an die Angeschuldigte, worin ihr ein Bruder der Pfarrers Wittwe schrieb: „er habe den Auftrag, ihr zu erklären, daß sie nicht die Tochter der Tante, sondern, wie sie aus dem beigeschlossenen Taufschein ersehe, ein hinter der Hecke gefundenes Kind sey, und, weil sie das Verhältniß mit dem Offizier selbst in Leonberg fortgesetzt habe, so wolle die Tante ihre Hand ganz von ihr abziehen und sie müsse nun durch Dienen ihr Brod verdienen."

Auf so entsetzliche Weise ward die Angeschuldigte im neunzehnten Jahre von allen ihren Himmeln herabgestürzt, und kein Wunder wäre es gewesen, wenn sie damals schon zu verzweiflungsvollen Entschlüssen gekommen wäre.

In dem Taufscheine, welcher jenem Uriasbriefe angeschlossen war, ist die Angeschuldigte eingetragen als Henriette Christiane Maier, geboren zu Stuttgart am 11. August 1804. Vater unbekannt, Mutter: die Tochter eines Tänzers aus Frankfurt.

Von nun an führte die Angeschuldigte den Namen Nanette Maier. Sie ward jetzt auf Veranstaltung der Tante nach Brandenburg bei Ulm geführt, und trat dort bei einer adeligen Dame als Kammermädchen in Dienste.

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 360 Montag, den 30. December 1844.

Der Toreador.

Nach dem Französischen des Landelle von Franz Arnold.

(Fortsetzung und Schluß der ersten Abtheilung.)

Nachdem die Reiter das Dorf Santi-Ponce bereits eine Viertelstunde im Rücken hatten, stieg Don Juan ab, und verlor sich in der Dunkelheit. Er kehrte nach einer Weile zurück und meldete Zorrastron:

„Unser General ist bereit, den Bruder zu empfangen." Die Pferde wurden der Hut Don Juans anvertraut. Zorrastron und sein Genosse, der Toreador und Zalea, arbeiteten sich auf einem schmalen, kaum gangbaren Pfade zwischen Hekken und Dorngestrüpp, altem Gemäuer und Trümmerschutt nur mit der äußersten Mühe hindurch. Am Ende dieser Wildniß gelangten sie vor die Ruine einer Bogenwölbung, die einst zu einer Wasserleitung gehört hatte; eine große bewegliche Steinplatte, deren Bestimmung nur den Verschwornen bekannt war, wurde rasch umgedreht und eröffnete den Weg in die Katakomben der alten Römerstadt. Rings um die Wanderer war Alles in Finsterniß gehüllt; nur manchmal glaubten sie von ferne einen matten Lichtschimmer zu erblicken, dann verschwand derselbe aber wieder, und zeigte sich in einer, wie es schien, unabsehbaren Ferne. Der Boden über den unterirdischen Wanderern erdröhnte einige Minuten unter dem Hufschlag der Pferde, die Don Juan in einen Stall der Bartuleiros nach Santi-Ponce zurückführte.

Diego schritt rüstig voran und voll froher Erwartung, nun bald seinen längst todtgeglaubten Bruder umarmen zu können. Zalea ging an seiner Seite, die Hand auf ihre zierliche „navajilla" gestützt, einen kleinen Dolch, womit sie Jeden zu treffen bereit war, der sich auf dem nächtlichen Gange ihrem Herrn, dem Toreador, in verbrecherischer Absicht nahen würde. Doch zeigte sich die Furcht der Gitana zum Glücke als ungegründet; es öffnete sich mit einem Male eine breite Fallthüre, und Diego lag in den Armen seines Bruders Pablo Tudilla.

In dem Augenblicke, da der Toreador von Zorrastron in den von mattem Fackelschein erleuchteten unterirdischen Aufenthalt der Bartuleiros eingeführt wurde, ließ sich in einiger Entfernung ein längere Zeit dauerndes Geräusch von Stimmen vernehmen. Die Verschwornen sprachen ohne Zweifel ihre Meinungen über den neuen Bundesgenossen aus. Der Eindruck, welchen seine jetzige Erscheinung auf sie machte, mußte ein höchst günstiger seyn; denn sowohl die Entrüstung über die am vergangenen Abend im Hotel des Marquis von Puntal erlittene Schmach, als auch das Entzücken über das unerwartete Wiedersehen seines Bruders, die Hoffnung, nun bald eine Gelegenheit zu finden, sich an Don Alvaro zu rächen und vielleicht in den Besitz Mariquita's zu kommen, verliehen seinem männlichen Gesichte einen interessanten seelenvollen Ausdruck.

Yunque wiederholte zuerst seinem Bruder, jedoch mit Angabe der näheren Umstände, was letzterem bereits Zorrastron zu Triana mitgetheilt. Nachdem der Rest der bei Rocroy besiegten spanischen Truppen auf heimischem Boden gelandet, wurden sie überall nur mit Verachtung aufgenommen, und mußten von den Gaben der öffentlichen Mildthätigkeit ihr Leben fristen. Eine solche Behandlung konnte aber bei den stolzen Kriegern, die sich nur die „Herrensoldaten" nannten und ein seit einem Jahrhundert wegen seiner Tapferkeit geachtetes Truppenkorps bildeten, die äußerste Erbitterung erregen. Dann bestand das bei Rocroy geschlagene Heer meist aus rohen, gewaltthätigen, lüsternen Gesellen, die das Joch der Subordination und Disziplin bisher nur in der Absicht getragen, irgend eine wohlhabende Stadt Flanderns plündern und sich ungehindert ihren Ausschweifungen überlassen zu können. Als sie sich nun nach Vereitlung dieser Hoffnung bei ihrer Rückkehr in die Heimath der öffentlichen Verachtung und dem Elend preisgegeben sahen, schlossen sie sich zumeist den Räuber- und Schmugglerbanden an, die in den Gebirgsschluchten der Sierra Morena umherstreiften. Pablo Yunque vereinigte eine bedeutende Zahl derselben unter seiner Anführung zu einem wohldisziplinirten Heere. Er hatte sich ein Jahr lang an dessen Spitze in dem Gebirge verborgen gehalten, und nur von Zeit zu Zeit einige Streifzüge und Ausfälle gemacht, um die zur Erhaltung seiner Bande nothwendigen Subsistenzmittel zu gewinnen. Er wagte anfangs nicht öffentlich und in der Umgebung von Sevilla aufzutreten, aus Furcht, seinen Bruder dadurch zu kompromittiren und in Gefahr zu setzen. Endlich aber verlegte er auf das dringende Verlangen der vornehmsten Häuptlinge und besonders Zorrastron's, seines Adjutanten, das Centrum der Operationen in die Ruinen von Italika, dessen Schlupfwinkel und geheime Zugänge ihm alle von Jugend an bekannt waren. Die Hauptmasse seines Heeres ließ er noch in den Schluchten der Sierra zurück, indem

er sich nicht auf offenem Felde zu versuchen wagte, ehe er sich eines bedeutenden Anhangs in Sevilla und besonders der Mitwirkung seines Bruders Diego versichert, der, als ein in ganz Andalusien geachteter Toreador, durch seinen Beitritt die Plane der Insurgenten in den Augen des Volks minder straffällig erscheinen lassen mußte.

Oeffentliches Schlußverfahren in Eßlingen

in Sache der Giftmischerin Christiane Rudhart.

(Fortsetzung.)

In diesem Dienste verbrachte die Angeschuldigte zur Zufriedenheit ihrer Herrschaft ein Jahr und trat dann aus, weil sie das dortige Klima nicht ertragen konnte. Ueber ihre damalige Lage spricht sie sich im Protokolle gegen den Untersuchungs-Richter dahin aus: „Sie können sich's vorstellen, daß es mir sauer wurde, mich ins Dienen zu finden. Ich lebte zu Hause als Fräulein, stets aufgeputzt brachte ich meine Zeit im Zimmer zu und die Tante las mir vor."

Zunächst hielt sich die Angeschuldigte in Ulm auf, um einen neuen Dienst zu suchen, und erfuhr dort erst durch einen Zufall, wer ihre Eltern seyen. Gerne wäre sie nun nach Stuttgart gereist, um sich in die Arme ihres Vaters zu werfen, der ihr von je her mit so großer Liebe zugethan gewesen war, aber leider fehlten ihr alle Mittel zur Reise und zum Schreiben konnte sie sich nicht entschließen, weil sie im voraus die Ueberzeugung hatte, daß ihrem Vater, der als Arzt selten zu Hause war, jeder Brief von ihr vorenthalten werden würde; denn nun wurde ihr auf ein Mal erst klar, worin der Grund der oben beschriebenen Gemüthsbewegung ihres Vaters zu suchen sey, warum die Tante, nach jenem Auftritte, ihr Zusammentreffen mit ihrem Vater so sehr zu hintertreiben getrachtet hatte.

Leider lebte dieser Mann dann nicht lange mehr.

Von Ulm aus kam die Angeschuldigte in verschiedene Dienste zu München, in denen sie ohne Ausnahme sich in jeder Hinsicht die vortheilhaftesten Zeugnisse, welche bei den Akten liegen, erwarb, und aus denen insbesondere hervorgeht, daß ihr sittliches Betragen stets musterhaft gewesen ist.

Während ihres sechsjährigen Aufenthalts zu München hatte es die Angeschuldigte ihrer Bildung und ihren körperlichen Reizen zu danken, daß ihr zwei sehr vortheilhafte Heiraths-Anträge gemacht wurden.

Der eine Bewerber war ein bayerischer Landgerichts-Assessor aus adeligem Stande, dessen Vater ein sehr reicher Beamter ist. Diese Bekanntschaft dauerte zwei Jahre, und nachdem der junge Baron der Angeschuldigten seine Hand geboten hatte, verlangte dessen Vater, daß sie sich über ein Herkommen und über einen Namen ausweisen solle, was wohl durch die Familie ihres verstorbenen Vaters werde geschehen können. Die Angeschuldigte überließ es ihrem präsumtiven Schwiegervater, die nöthigen Erkundigungen einzuziehen, und er erfuhr nun auf indirektem Wege, daß die oft berührte Tante erkläre, die Angeschuldigte hätte sich auf eine solche Weise verfehlt, daß Niemand von der Familie sie anerkenne, sondern eben deßwegen ganz ihrem eigenen Schicksale überlasse.

Zu verwundern war es nun natürlich nicht, daß jener Beamte hierauf seinem Sohne die Einwilligung zur Ehe mit Bestimmtheit untersagte, da aus jener, so wenig und doch wieder so viel sagenden Erklärung zum mindesten hervorgehe, daß diesem namenlosen Mädchen, obgleich sie wirklich in ganz gutem Rufe stehe, doch von früherer Zeit irgend eine schwere Schuld zu Last fallen müsse. Das Verhältniß löste sich daher.

Einige Zeit darauf warf ein sehr wohlhabender Kaufmann, Witwer und Vater eines Kindes, sein Auge auf die Angeschuldigte. Er hatte sie in seinem Gewölbe, woselbst sie öfters Waaren holte, kennen gelernt. Eines Tages fuhr er mit seiner Equipage bei der adeligen Dame vor, in deren Diensten die Angeschuldigte stand, und bewarb sich förmlich bei ihr um die Hand der letzteren. Die Baronesse, erfreut über die glänzenden Aussichten ihres Dienstmädchens, machte sie sofort mit dem ehrenvollen Antrage bekannt; allein die Angeschuldigte, im drückenden Gefühle ihrer seitherigen bitteren Erfahrungen, entgegnete, es werde dahin stehen, ob der Bewerber das Mädchen ohne Namen wolle, wenn er alle Verhältnisse kenne; und getäuscht solle der wackere Mann nicht werden.

Nachdem nun der Kaufmann seine Anträge bei der Angeschuldigten selbst mehrere Male erneuert hatte, erzählte sie ihm offen ihre Geschichte und stellte ihm anheim, sich selbst wegen des Anerkenntnisses von Seiten ihrer Familie, an dem ihm viel gelegen war, an oft besagte Tante zu wenden.

Er that es schriftlich, erhielt aber keine Antwort. Auf einige Anmahnung schrieb ihm aber die Tante mit den schon oben gebrauchten Worten zurück: „die Angeschuldigte habe sich auf eine solche Weise verfehlt, daß deren Familie die Hand völlig von ihr abgezogen habe und sie ganz ihrem eigenen Schicksale preisgebe."

Nun zog sich auch der Kaufmann von dem Mädchen ohne Namen zurück, das auf so verdächtigende Weise von einer Frau geschildert wurde, von der dasselbe doch bis zum 19. Jahre wie ein eigenes Kind und selbst unter dem Namen jener Frau erzogen worden war.

In Folge jenes Briefes wurde die Angeschuldigte von ihrer Herrschaft und von ihren Bekannten oft befragt, ob sie denn jener Tante einmal nach dem Leben getrachtet, oder was sie denn sonst verbrochen habe, daß diese Frau immer so widrig in ihr Schicksal eingreife.

Gebeugt von so unangenehmen Erfahrungen, war ihr der Aufenthalt in München entleidet, und sie beschloß nun, nach Stuttgart zu gehen und sich an die Brust ihrer leiblichen Mutter zu werfen, um von dieser vielleicht ihr Anerkenntniß zu bewirken.

Seit Jahren schon hatte nämlich die Angeschuldigte mit ihrer Mutter in Korrespondenz gestanden. Von letzterer war ihr immer geschrieben worden, sie sey zwar ihre Tochter, aber es müsse vor der Welt auf's tiefste verschwiegen bleiben, da sie durch heilige Schwüre an die Verläugnung dieser Tochter gebunden sey. Auch hatte sich die Mutter in den fraglichen Briefen stets als eine alte, gebrechliche und kränkliche Frau ausgegeben, die in bitterer Armuth lebe und oft in Monaten es nicht dahin bringe, sich mit einem Tropfen Wein erquicken zu können.

Angekommen in Stuttgart, begab sich die Angeschuldigte, welche damals das 26. Jahr zurückgelegt hatte, in das Haus ihrer Mutter. Sie fand in derselben eine gesunde, kräftige und starke Frau, von heiterem Aussehen, die eine modisch und

elegant eingerichtete Wohnung hatte. Durch diesen Contrast mit den oben angeführten Briefen und durch die Gefühle, die in ihr bei diesem ersten Anblicke der Mutter rege geworden waren, ward aber die Angeschuldigte so heftig ergriffen, daß sie in einen Strom von Thränen ausbrach und heftig zu zittern begann. Nachdem sie sich erholt hatte, entfernte sich die Angeschuldigte wieder, ohne sich zu erkennen zu geben, weil sie es in Gegenwart der anwesenden Personen nicht zu thun wagte.

Nun schrieb sie ihrer Mutter, daß sie, die Tochter, es gewesen, welche kaum zuvor sich ihr persönlich vorgestellt habe, daß sie nun sehnsüchtig wünsche, ihre Mutter auch zu sprechen, und daß sie ihr vorschlage, im Fall es nicht im Hause der Mutter sollte geschehen können, im Hause eines Beamten in Stuttgart zusammen zu kommen, der ein Sohn des Pfarrers war, bei welchem die Angeschuldigte ihre ersten Jugendjahre verbracht hatte.

Der Vorschlag ward angenommen. Die Mutter bestätigte ihrer Tochter auf's neue, daß sie ihr Kind sey, fügte aber hinzu, daß dies tiefes Geheimniß bleiben müsse und daß die Tochter niemals ins Haus der Mutter kommen oder vor irgend Jemand das wahre Verhältniß zu ihr verlautbaren dürfe.

Nun wurde die Mutter von ihrer Tochter mit heißen Thränen beschworen, doch die Rechte der Natur zu ehren. Sie stellte ihr mit den beweglichsten Worten ihr bisheriges Unglück vor, welches davon insbesondere herrühre, daß sie von Niemand, als ihm angehörig, betrachtet werde, und flehte sie fußfällig um offenes Anerkenntniß der Mutterschaft. Aber ungerührt blieb diese stolze Dame von all dem; sie ergoß sich in Schmähungen über den Vater der Angeschuldigten und endete mit den Worten: „Was hättest Du denn auch von meinem Anerkenntnisse; ein uneheliches Kind bist und bleibst Du ja doch!"

Wir wollen es der Angeschuldigten nicht verargen, wenn sie, empört über solches Betragen, zu den unehrerbietigen Worten sich hinreißen ließ: „Mutter! Mutter! ich unglückliches Geschöpf habe es noch nie gewagt, Ihnen einen Vorwurf hierüber zu machen."

Auf diese Weise endete die erste persönliche Zusammenkunft zweier Personen, welche durch die engsten Bande des Blutes an einander gekettet sind.

Die Trennung war kalt und die Angeschuldigte stand nun wo möglich noch verlassener in der Welt, als zuvor.

In dieser bedrängten Lage, verstoßen von Allen, die ihr durch die Natur angehörten, ohne Dienst und ohne Mittel, wendete sich die Angeschuldigte an die Pfarrers-Wittwe, welcher sie dereinst in Leonberg übergeben worden war, und die sich indessen nach Stuttgart übersiedelt hatte.

Diese suchte ihr nun einen Dienst durch öffentliche Blätter zu ermitteln, indem sie das unglückliche Geschick derselben in allgemeinen Umrissen bezeichnete. Der einzige Mann, der sich hierauf meldete, war ein junger, reich verheiratheter Baron. Dieser erklärte, er sey von der Beschreibung des Schicksals der Dienstsuchenden so ergriffen worden, daß er das Mädchen in seine Dienste nehme, ohne sie zu sehen.

Die Pfarrers-Wittwe kam jedoch durch diesen Antrag in nicht geringe Verlegenheit; denn wie sie sich den Namen des Barons erbat, zeigte es sich, daß er der Bruder der Angeschuldigten, nämlich ein ehelicher Sohn der Mutter der letzteren war. Hierauf ward der Baron mit dem Bemerken entlassen, man werde ihm Antwort sagen, sobald das Mädchen nach Hause käme.

Die Pfarrers-Wittwe erholte sich Raths bei der oft besagten Tante, und diese meinte, man müsse dem Baron sagen lassen, das Mädchen habe bereits eine Stelle gefunden, was sofort auch geschah.

Kaum hatte jedoch die Angeschuldigte in Erfahrung gebracht, daß sie eine so angenehme Unterkunft bei ihrem eigenen Bruder hätte haben können, als sie sich schriftlich an ihre Mutter mit der Bitte wendete, ihr die Stelle bei ihrem Sohne zu vermitteln, und zugleich versprach, ihr wahres Verhältniß dem Bruder und der Schwägerin nie entdecken zu wollen. Die Antwort der Mutter aber lautete dahin: sie solle sich nicht unterstehen, das Haus ihres Bruders zu betreten: es schicke sich durchaus nicht, daß die Schwester als Kammerjungfer des Bruders diene, und sie, die Mutter, könnte nie mehr mit Frohsinn ihren Sohn besuchen und sich ihrer Enkel erfreuen.

Der Dienst war also verloren und die Angeschuldigte nährte sich kümmerlich von ihrer Hände Arbeit; denn Unterstützung von der Mutter erhielt sie niemals.

Durch jenen Vorfall war aber die Angeschuldigte begierig geworden, die Verhältnisse ihres Bruders näher kennen zu lernen, und es gelang ihr durch eine Bekannte, welche Arbeiten dahin zu besorgen hatte, auf dem nahe gelegenen Landgute desselben eingeführt zu werden. Sie erreichte ihre Absicht besser, als sie gehofft hatte; denn der Zufall gab es, daß der Baron und seine Gattin sich in eine Unterredung mit ihr einließen, und namentlich äußerte die Baronesse, wenn sie nur auch ein Mal so glücklich wäre, ein so gebildetes Kammermädchen zu erhalten, die ihr dann nicht sowohl Dienerin, als vielmehr Gesellschafterin und Freundin seyn würde.

Durch öftere Besuche kam die Angeschuldigte endlich in ein freundschaftliches Verhältniß mit ihrem Bruder und ihrer Schwägerin, ohne daß die beiden letzteren auch nur eine Ahnung davon hatten, in welch naher Beziehung die neue Freundin zu ihnen stehe. Die Angeschuldigte erhielt auch von der Baronesse häufig Besuch in Stuttgart, und oft den Antrag, in ihre Dienste zu treten, den sie aber immer ablehnte.

Da kam die Baronesse eines Tags, und bat die Angeschuldigte dringend, auf einige Zeit wenigstens in ihren Dienst zu treten, da ihre Kammerjungfer krank geworden sey, und die Angeschuldigte entschloß sich nach einigem Zögern, ihre Zusage zu geben.

Am folgenden Tage war sie bereits im Begriffe, nach ihrer neuen Bestimmung abzugehen, als sie von ihrer Mutter einen Brief erhielt, worin diese schrieb: „Mit großem Unwillen habe sie vernommen, daß die Tochter schon öftere Besuche auf ihres Bruders Landsitze gemacht habe, und nun gar Willens sey, auf einige Zeit in seine Dienste zu treten; sie, die Mutter, erkläre ihr aber, daß sie sie in Zeit und Ewigkeit verflucht haben wolle, wenn sie sich unterstehen sollte, diesen Plan auszuführen."

Diesen Brief hat der Untersuchungsrichter ebenfalls selbst gelesen. Mit dem Briefe nun begab sich die Angeschuldigte auf ihres Bruders Landsitz, wurde von Barons freudig begrüßt, erklärte aber, daß ihrem Eintritte in den Dienst ein Hinderniß in den Weg getreten sey, indem sie der Baronesse

obigen Brief mit der Frage vorhielt, ob sie die Handschrift kenne. Die Antwort war: Was sollte ich nicht, es ist ja die Hand meiner Schwiegermutter, und nun las die Baronesse den Brief laut vor. Der Baron sprach keine Sylbe, und die Baronesse gab, als sie sich gefaßt hatte, den Brief mit den Worten zurück: unter vorliegenden Umständen verstehe es sich von selbst, daß von dem beabsichtigten Dienste keine Rede mehr seyn könne, und man trennte sich unter kaltem Ceremoniell.

Nach Diesem entspann sich zwischen der Angeschuldigten und einem Engländer ein Liebes-Verhältniß, und letzterer würde die Heirath mit ihr vollzogen haben, wenn es ihr gelungen wäre, ein Anerkenntniß ihrer Herkunft zu bewirken. Weil dieses aber nicht ein Mal von der eigenen Mutter der Angeschuldigten zu erhalten war, so zog auch er sich zurück und verheirathete sich anderwärts.

So lange die Bekanntschaft mit dem Engländer währte, wurden von der Angeschuldigten auch einige Heiraths-Anträge zurückgewiesen, weil sie auf seine Treue gebaut hatte.

In Beziehung auf diesen Mann erlaube ich mir zur Beseitigung der umlaufenden Gerüchte die Bemerkung, daß er in den letzten 8—9 Jahren der Angeschuldigten gar nicht mehr zu Gesichte gekommen ist.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz.

Mainz, 27. Dec.

Das Geburtsfest Sr. königl. Hoh. unseres allverehrten Großherzogs und den elften Jahrestag der Stiftung ihres Vereins feierten gestern die Mainzer Veteranen der ehemaligen französischen Armee bei einem großen Abendessen im Gasthause zum „Europäischen Hofe." Ohngefähr 130 Veteranen und Ehrenmitglieder versammelten sich in dem mit militärischen Emblemen geschmackvoll verzierten Saale, an dessen obern Theile das Bild des allgeliebten Landesfürsten aufgestellt war, und in einigen anstoßenden Gemächern unter dem Vorsitze des Vereinspräsidenten, Hrn. Obergerichtsrath Metz. Das Essen hatte begonnen, als alle Theilnehmer angenehm überrascht wurden durch die Kunde, daß der Hr. Regierungspräsident Freihr. v. Lichtenberg, der zu der Festlichkeit geladen war, aber wegen der in seinem Hotel an diesem Tage gleichfalls stattfindenden Feier des großherzogl. Geburtsfestes nicht bestimmt zusagen konnte, eben angekommen sey und sogleich in den Saal treten würde. Alles erhob sich und mehrere Mitglieder eilten dem verehrten Gaste entgegen, der unter Trommelschlag und Trompetengeschmetter eintrat und von allen Anwesenden ehrfurchtsvoll, aber zugleich herzlich begrüßt wurde. Einen interessanten Moment des Festes bildete der sogenannte „Appell", der Ausruf aller noch lebenden Veteranen, die dem Vereine angehören, mit Angabe der Corps, unter denen sie gedient haben, und die darauf folgende Aufzählung jener, welche im Laufe des Jahres gestorben sind. Den großartigsten Eindruck machte auf alle Theilnehmer der von dem Vereinspräsidenten ausgebrachte Toast auf Se. königl. Hoh. den Großherzog und das durchlauchtigste großherzogl. Haus. Hunderte von Stimmen ertönten in einem dreifachen anhaltenden „Hoch!" Die Trommeln und Trompeten schallten, die Musik fiel ein, der Jubel nahm nicht eher ein Ende, bis das schöne hessische Nationallied:

„Segen des Hessenlands,
Herrscher des Vaterlands,
Heil, Ludwig, dir!"

gesungen wurde. Glücklich muß man sich schätzen, einem Lande anzugehören, wo Fürst und Volk so innig verbunden, so herzlich vereint sind, wo der Fürst seinen Ruhm im Glücke seines Volkes findet und das Volk die treueste Anhänglichkeit an den Fürsten und seine Familie für seine erste und heiligste Pflicht hält. Der Toast zu Ehren des Hrn. Regierungspräsidenten wurde mit lebhafter und freudiger Theilnahme aufgenommen und von diesem hohen Beamten auf eine so herzliche Weise erwiedert, daß alle Gefühle der Anwesenden ihm freudig entgegen wallten. — Ein spanisches Lied, von Hrn. Casser Cassarato vorgetragen, der als französischer Offizier längere Zeit in Spanien diente, erhielt wegen seiner ungekünstelten schönen Weise allgemeinen Beifall und mußte wiederholt werden. — Es war ein schöner, fröhlicher Abend, allein getrübt durch die zu frühe Entfernung des Hrn. Regierungspräsidenten, der bald nach 10 Uhr die Gesellschaft schon verließ.

Höchst interessante und wichtige Erfindung für die Buchdruckerkunst.

(Leipzig, 24. Dec.) Die Kunst, auf galvanischem Wege erhabene Kupferplatten nach jeder beliebigen Zeichnung, anstatt der Holzschnitte, zum Drucke für die typographische Presse zu erzeugen, ist nun auch in Deutschland erfunden, und was noch jüngst in argen Zweifel gezogen wurde, liegt uns in schönster Vollendung vor, ist Wahrheit, ist ein Faktum geworden. Nachdem bereits der Engländer Palmer auf galvanischem Wege Resultate in obiger Hinsicht erlangt, diese, mit dem Namen Glyphographie belegte Kunst aber tief verschwiegen hielt, forschte zu gleicher Zeit der hiesige Schriftstecher, Hr. Volkmar Ahner, ein junger, höchst talentvoller Mann, das für die Kunst so wichtige Geheimniß zu ergründen. Nach unermüdlichem Forschen und vielfältigen Versuchen gelang es ihm, das Räthsel zu lösen, und die gestern hier im Beiseyn von Gelehrten, Künstlern und Buchdruckern abgelegte Probe, die eigentlich als erster Versuch zu betrachten, erregte allgemeine Bewunderung, denn die, vermittelst der Buchdruckerpresse abgezogenen Exemplare, welche eine Landschaft, einen Greisenkopf, so wie chemische Apparate darstellen, wurden bei Anschauung allgemein für Stahlstich gehalten. „Keine Holzschnitte mehr!" rief ein Zeuge dieses glänzenden Versuches, und so wird es auch kommen, denn, außer der Kostspieligkeit des Holzschnittes, wurde manche gute Zeichnung noch durch die Holzschneider verdorben, die oft in der Ausübung ihrer Kunst mehr Handwerker als Künstler waren. Außerdem gewährt die Glyphographie den außerordentlichen Vortheil, daß jeder Zeichner, ohne Graveur oder Stecher zu seyn, seine eigene Handzeichnung auf einer dazu präparirten Platte erhalten kann, um sie durch den Druck zu vervielfältigen, denn die Platten sind so eingerichtet, daß der Künstler den Effect seiner Zeichnung schon während der Arbeit vor Augen hat, als wenn er den Gegenstand mit der Feder auf Papier zeichnete. Abgesehen von dem Vortrefflichen dieser Kunst, besteht ihr Werth vorzüglich noch darin, daß die Buchdruckerpresse mit eingreifen kann. Wenn der Kupferdrucker mit seiner Presse in einem Tage 250 Exemplare gewinnen will, muß er von früh bis in die Nacht arbeiten; die Glyphographie läßt die Schnellpresse zu, und auf diese Art können in einem Tage 60 bis 70,000 Exemplare gewonnen werden, ohne daß die Platte nur im geringsten leidet, denn durch den chemischen Prozeß, den Hr. Ahner anwendet, bekommt die Oberfläche eine diamantartige Härte, und gestattet sonach als unverwüstlich millionenfachen Abdruck. Die mit Illustrationen versehenen Journale und Zeitungen gewinnen durch diese Erfindung in künstlerischer und pecuniärer Hinsicht unendliche Vortheile, und Oettinger's Charivari wird schon in den nächsten Nummern einige durch diese Kunst gewonnene Bilder zur Anschauung bringen. (M. C.)

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Hell... und ...

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 361 — Dienstag, den 31. December — 1844.

Zum Schlusse des Jahres 1844.

Von Johannes.

Hinab in's dunkle Meer der Zeit ist wiederum geronnen
Ein ganzes Jahr, mit seinem Schmerz, mit seinen Lebenswonnen;
Sein Weg, den Alle wir gemacht, wird heut' zu End' geläutet!
Sagt, welche Lehre haben wir auf diesem Weg erbeutet?

Der letzte von dreihundert fünf und sechzig langen Tagen
Wär' wohl geeignet, um der Zeit die Antwort abzufragen. —
Ob Fluch, ob Segen sie gebracht? — dies wird die Zukunft lehren;
Doch ob Gesinnung, Herz, Verstand? — Wer mag das Wort uns wehren!

All' überall, wohin man lauscht, stimmt es noch schlecht zusammen;
Man kann nicht rühmen, was man hört, nicht, was man sieht, verdammen;
Untröstlich ist's noch allerwärts, wohin den Blick man sendet,
Wenn auch im raschen Flug der Zeit sich manches Blatt gewendet.

Der Eitelkeiten Despotie, die Freiheit stets im Munde,
Verwerthet ihren armen Witz noch viel zu hoch im Pfunde
Und meint, daß einem Phönix gleich, die Zeit sich ihr erneuet,
Die Eier auszubrüten nur, die sie ihm unterstreuet.

Von deutscher Einheit, deutschem Geist, das alte Bläh'n der Lungen,
Doch welscht der deutsche Sinn noch gar zu oft in fremden Zungen.
Die Dummheit, wenn sie sich nur bückt, ist lieber noch gelitten
Als freier Sinn, der aufrecht steht, wie Gott ihn schuf inmitten.

Noch treibt die Gunst ein seltsam Spiel mit des Verdienstes Krone:
Den Honig, den die Biene macht, frißt keck die faule Drohne.
Der Jagdhund, der die Knochen nagt, streckt sich im Winkel nieder,
Wenn Mops, der seine Milch geleckt, auf Sammet reckt die Glieder.

Auf Rangesstufen kriecht der Hochmuth hündisch noch zu Hofe,
Bahnt ihm den Weg die Ehre nicht, so thut's die Gunst der Zofe.
Mit Gleichgewürdeten nur mag er sich in Lust ergehen,
Ob auch auf seinen Stiefeln noch der Bauernstaub zu sehen.

Und immer ems'ger putzt man auf mit Wappenschild und Sporen
Den staubbedeckten Mumien-Leib, der einst hochwohlgeboren.
Statt um des Herzens Adelsbrief wirbt man um bunte Lappen,
Und tauschet für der Bess'ren Gunst sich seiner Thorheit Kappen.

Noch schreitet Hand in Hand daher der Neid und die Gemeinheit,
Und wischt von jeder edlen That des warmen Herzens Reinheit,
Weil's ihnen nie gelungen ist, die Handlung aufzufinden,
Geeignet, an die Ewigkeit ein Leben anzubinden.

Noch wird mit heil'gem Eifer oft und traun unheil'gem Grollen
Gelehrt, gestritten, wie und wo wir Gott aufsuchen sollen,
Und doch schwebt er frei über uns im Sternen-Dom, dem klaren,
Auf daß nach seiner Weis' ein Jeder frei ihn mög' gewahren.

Noch schleichen Sünder, reich an Gunst, den Andern zum Exempel,
Mit demuthvollem Heuchlerblick beflissen hin zum Tempel,
Zu frömmeln dort, indeß daheim Gott in den Staub getreten.
Tragt hin zum Dome euren Stein! — Zu Haus' könnt ihr nicht beten.

Noch weint der Kummer in den Sand vergebens seine Schmerzen,
Derweil mit uns'rem Heiligsten die Narren lachend scherzen.
Die Ehre treibt, anstatt für's Recht das Schwert emporzuheben,
Noch oft ein tolles Würfelspiel mit Blut und Menschenleben.

Das Laster, das der Nachbar fortgejagt von seinem Herde,
Fand hier und dort Bewunderer auf uns'rer deutschen Erde.
Jedoch dem freien Worte steht noch nicht der Eingang offen;
Kein heit'rer Stern aus lichter Höh' blinkt ihm ein freundlich Hoffen.

Und manches schier Untröstliche sah ich noch dicht beisammen,
Und hörte manches Gute noch, manch' edlen Muth verdammen!
Da hab' ich denn bei mir gedacht, ich müßt' dies Lied heut' singen,
Vielleicht daß morgen Manchem noch die Ohren davon klingen.

Oeffentliches Schlußverfahren in Eßlingen
in Sache der Giftmischerin Christiane Rudhart.

(Schluß.)

Nun trat die Angeschuldigte wieder in Dienste und zwar letztmals bei einer adeligen Dame als Kammermädchen, bei der sie blieb, bis dieselbe vor 5 Jahren starb. Sie machte sich in diesem Dienste so beliebt, daß die sterbende Frau noch ihren Kindern empfahl, nach ihrem Tode das Mädchen mit einem außerordentlichen Geschenke zu bedenken, welcher Wille dann auch durch ein Geschenk von 400 fl. geehrt wurde.

Während dieses Dienstes und zwar erst vor 6 Jahren erhielt die Angeschuldigte einen Heirathsantrag von einem Druck-

reifactor aus Augsburg, welcher bei dem Sohne der Dienstfrau um ihre Hand warb. Aber auch er verlangte eine Anerkenntniß ihrer Herkunft und wendete sich deßhalb öfter an die vielerwähnte Tante. Diese gab Anfangs keine Antwort, ließ aber nachher dem Faktor sagen: „die Angeschuldigte habe sich so sehr an ihr vergangen, daß sie ihre Hand gänzlich von ihr abgezogen; wenn er sie so nehmen wolle, so habe sie, die Tante, nichts gegen die Heirath einzuwenden.“ Hierauf zog sich der Faktor gleichfalls zurück.

Wie nun die Angeschuldigte durch den Tod ihrer Dienstfrau wieder brodlos geworden war, fiel es einer Kupplerin ein, zwischen ihr und dem Goldarbeiter Rudhart eine eheliche Verbindung zu stiften. Der Plan gelang. Die Angeschuldigte, welche inzwischen 35 Jahre alt geworden war, heirathete nicht sowohl aus Neigung, als vielmehr deßwegen, um dadurch Das, was sie ihr ganzes Leben hindurch vergeblich gesucht hatte, nämlich einen Namen zu erhalten und nicht mehr so allein in der Welt zu stehen.

Einen noch vor der Verehelichung erneuerten Antrag des obgedachten Engländers, wornach er sie zu heirathen versprach, wenn er von seiner Frau geschieden seyn würde, hatte die Angeschuldigte schriftlich zurückgewiesen, ohne ihn zu sehen, und mit dem Bemerken, daß sie dem Rudhart bereits zugesagt habe und ihr Wort halte.

Die Angeschuldigte liebte ihren Gatten nicht, aber sie achtete ihn als einen braven Mann. Das eheliche Verhältniß war und blieb, wie in so vielen Tausend andern Fällen, ein ziemlich gleichgültiges; allein im Allgemeinen lebten die Leute zufrieden und es wäre wohl niemals zu einem tragischen Ereignisse gekommen, wenn nicht die Hauptursache so vieler ehelichen Zerwürfnisse, nämlich die Nahrungssorgen, auch in dieser Ehe sich eingestellt hätten.

Gleich in den ersten Jahren war Rudhart brodlos und gerieth dadurch in Schulden. Späterhin wurde er auch hie und da durch Kränklichkeit abgehalten, sich Etwas zu erwerben, und häufig hatte die Familie mit Geldnoth zu kämpfen; was auch manchmal Veranlassung zu ehelichen Zwisten gab, die übrigens niemals von besonderer Erheblichkeit waren. Der Verdienst des Rudhart reichte oft nicht zur Bestreitung der unabweisbaren häuslichen Bedürfnisse hin, obgleich sie ein einfaches Leben führten, und obgleich auch die Angeschuldigte sich durch weibliche Arbeiten, in denen allen sie gar wohl bewandert ist, Geld zu verdienen suchte und öfters mehr verdiente, als ihr Mann, während sie überdies den geringsten häuslichen Verrichtungen sich selbst unterzog, um den Aufwand für eine Magd zu vermeiden.

Eine weitere Ursache der ökonomischen Zerrüttung lag aber auch darin, daß der sonst sparsame Rudhart unnöthige Ausgaben machte, sich z. B. theure Bücher kaufte, und, wenn sie ihm nicht gefielen, um Spottpreise wieder verwerthete. Auch verbrauchte er manche Summe zur Anschaffung von Maschinen und dergleichen, da er sich vorgesetzt hatte, ein Perpetuum mobile zu erfinden — ein Vorsatz, an dessen Realisirung er alle übrige Zeit in den letzten anderthalb Jahren seines Lebens verwendete.

Gleichwie diese nutzlose Unternehmung des Rudhart auf Verbesserung seiner ökonomischen Lage berechnet war, so wurden von ihm in Gemeinschaft mit der Angeschuldigten gar manche Plane entworfen, um ihrer Noth für die Zukunft vorzubeugen. Es ward verabredet, daß Rudhart ein eigenes Etablissement gründeh, daß er sein erlerntes Geschäft aufgeben und eine Wirthschaft in Wildbad errichten solle u. s. w.; aber alle diese Plane scheiterten, weil es nicht möglich war, das hiezu nöthige Kapital von irgend Jemand lehnungsweise zu erhalten.

So vermehrten sich die Schulden und die Lage der Rudhart'schen Eheleute wurde immer drückender, doppelt drückend aber für die Frau, auf welche Rudhart die ganze Last des Hauswesens gewälzt hatte.

Durch all Dieses ward die Angeschuldigte in eine melancholische Stimmung versetzt, die sich noch verschlimmerte durch ihr Ehrgefühl, vermöge dessen sie die Schulden ihres Mannes für eine ganz unerträgliche Qual hielt.

In dieser Stimmung beschäftigte sie sich längere Zeit mit dem Gedanken an Selbstmord, und wie sie sich einmal ihre traurige Lage recht lebhaft vergegenwärtigte, hiebei einer immer trostloseren Zukunft entgegensah und zugleich einen Rückblick auf ihr ganzes früheres, durch Ungemach aller Art getrübtes Leben warf, so glaubte sie endlich, ihre einzige Rettung in Nichts mehr, als nur im Selbstmord finden zu können.

Diese Gedanken reiften zum festen Entschlusse und zu dessen Ausführung wußte sie sich endlich unter falschem Namen am 16. April d. J. Arsenik zu verschaffen, das sie dann wirklich auf ärztliche Anweisung aus der Hofapotheke erhielt.

So sehr wir nun auch diesen Entschluß zu einem Selbstmord motivirt finden können, besonders wenn wir das ganze widrige Geschick der Angeschuldigten uns in seiner Totalität vor Augen stellen und dabei erwägen, welchen Eindruck solche Betrachtungen auch auf die Angeschuldigte machen mußten, so wenig sind wir andererseits im Stande, uns die nachherige Handlungsweise der Angeschuldigten genügend zu erklären.

Das einzige erkennbare Motiv zur That der Angeschuldigten sind Schulden, deren Tilgung sie zu bewirken hoffte, wenn sie ihren Mann tödte. Sie scheint auf einmal von der Idee beherrscht worden zu seyn, nur durch ihren oder den Tod ihres Mannes sey zu helfen, eines von beiden müsse das Opfer werden. Diese Idee führte dann zu der Betrachtung, daß für das Kind besser gesorgt sey, wenn der Mann das Opfer werde, und diese Betrachtung reifte, wenn gleich nach vorangegangenem schweren Kampfe, zum Entschlusse, den Mann zu tödten.

Die Angeschuldigte selbst sagt hierüber wörtlich unter Anderem Folgendes:

„Eins von uns mußte das Opfer werden, und da dachte ich, es sey besser, er werde es, als ich.“

„Es hat mich einen schrecklichen Kampf gekostet, den Entschluß zu fassen, meinen Mann durch Gift zu morden; allein die Schulden wollten bezahlt seyn, und ich dachte, wenn der Mann weggeschafft ist, so zahle ich sie nach und nach.“

„Ich sage offen, ich konnte von dem Augenblicke an, wo mich Mordgedanken gegen den Mann beschäftigten, nicht mehr beten. Das Böse war Meister über mich geworden. Vergebens stellte ich mir vor, daß es ein schweres Verbrechen ist, das ich vorhabe; alle moralische Kraft, den Vorsatz zum Verbrechen aufzugeben, war dahin. Ferner: Es kostete mich einen großen inneren Kampf. Ich hatte, so lange ich nicht im Besitze von Gift war, nie einen solchen verbrecherischen Gedanken gegen ihn. Ich kann Ihnen selbst nicht recht klar

machen, wie dieser Gedanke in mir erwachte und wie er immer mächtiger wurde und zum Entschluß reifte. Es war, als habe der Teufel nun die Gewalt über mich gewonnen.

„Ferner: Ich hätte freilich denken sollen, daß ich gerade diesem Manne es zu verdanken hatte, daß ich den Wunsch, eine selbstständige Stellung in der Welt zu bekommen, und nicht mehr namenlos zu seyn, erreichte, daß er ein braver Mann, und eifrig bemüht war, für mich und das Kind zu sorgen, selbst dann, wenn er verkehrte Mittel dazu wählte. Ich sage offen, ich habe das sogar gedacht, ich sagte mir ja selbst, ich begehe ein großes Verbrechen; aber immer wieder kehrte die verkehrte Vorstellung, daß mir nur durch die Ermordung des Mannes geholfen werde. Der Teufel schürte stets an mir, bis ich im Kampfe unterlag."

Von allen Personen, welche der Angeschuldigten näher standen, und von denen sie durch langjährigen vertrauteren Umgang auf's genaueste gekannt war, wird sie aktenmäßig als eine Frau geschildert, bei der man nie die Möglichkeit eines Verbrechens auch nur hätte ahnen können. Von allen diesen näheren Bekannten ist übereinstimmend zu Protokoll gegeben, daß sie ihren Sinnen nicht getraut haben, wie ihnen zu Ohren gekommen sey, diese von ihnen so wohl gekannte Frau soll ihren Mann ermordet haben.

Aber dennoch hat diese Frau den ein Mal von ihr gefaßten Entschluß zur Ausführung gebracht; sie hat das Verbrechen vollendet, und wie hat sie es vollendet — wahrhaftig mit einer Kälte, vor der man zurückschaudert, mit einer Kälte, die nur in den seltensten Fällen bei Menschen sich zeigt, die von früher Jugend an zum Verbrechen herangezogen und deren Herzen durch angewohnte Rohheit für jede menschliche Regung abgestumpft worden sind.

Zwar nicht mit dem Vorsatze, ihren Gatten zu quälen, oder seinen Tod nur langsam herbeizuführen, sondern stets in der Absicht, denselben schnell zu tödten, gab ihm die Angeschuldigte Gift in drei verschiedenen Perioden; allein sie verfolgte das beabsichtigte Verbrechen mit einer Beharrlichkeit, die ganz unfaßlich erscheinen muß, da so viele Ursache vorlag, sie zur Reue und zum Abstehen von weiteren verbrecherischen Unternehmungen zu vermögen.

Nachdem die Angeschuldigte zwei Mal, nämlich am 21. und 22. April Gift gereicht hatte, nachdem sie Wochen hindurch Tag und Nacht Zeuge von den fürchterlichen und qualvollen Leiden ihres Mannes gewesen, als deren einzige Urheberin sie sich selbst betrachtete, war alles Das nicht im Stande, auch nur das geringste Gefühl von Reue oder Mitleid in ihr zu erwecken. Ja, als ihr der Arzt nach 14tägiger Krankheit endlich die Versicherung gab, daß ihr Gatte gerettet sey, und also ein Grund zu weiterer Giftreichung nicht etwa darin liegen konnte, um den Leiden des Mannes ein schnelleres Ende zu machen, ward sie durch diesen erfreulichen Umstand nicht gerührt und von ihrem Vorhaben abgebracht. Nein, nicht Dieses geschah, sondern durch jene Versicherung des Arztes, in welcher sie blos das Mißlingen ihrer Unternehmungen erkannte, ward sie vielmehr auf's neue angespornt, das beabsichtigte Verbrechen dennoch zu vollenden. Sie wußte sich abermal unter falschen Vorspiegelungen durch einen Arzt Gift zu verschaffen, und reichte davon eine Messerspitze in einem Löffel voll Arznei ihrem Manne noch wenige Tage vorher, ehe sein Tod erfolgte.

Die eigenen Worte der Angeschuldigten in dieser Richtung gehen dahin:

„Er wurde so krank, daß ich selbst nicht zweifelte, der Tod müsse bald erfolgen, und in dieser Erwartung zögerte ich dann lange, bis ich mir wieder Gift verschaffte. Dazu veranlaßte mich dann erst die Eröffnung des Arztes, daß er nun die Gefahr, in welcher mein Mann geschwebt, für beseitigt halte und eine Besserung seines Zustandes hoffe. Nun wendete ich mich, um Gift zu erhalten, von neuem an Aerzte.

Von dem Augenblicke an, wo ich ihm die vergiftete Speise vorgesetzt hatte, um ihn zu tödten, war ich ganz umgewandelt. Alle Theilnahme, jedes Mitleid war dahin. Während der langen und schmerzhaften Krankheit, die ich ihm bereitet habe, gab es wohl auch einen Augenblick, wo er mich dauerte, wo ich dachte: „ach, wenn Du wüßtest, was ich Dir gethan!" Jedoch dieß war nur ein Augenblick, und mein Entschluß, ihn mit Gift wegzuschaffen, blieb fest."

So handelte eine Frau, die eine gute Erziehung genossen, die einen Theil ihres Lebens in gebildeten Familien zugebracht hatte, die von Allen, mit denen sie in nähere und freundschaftliche Berührung gekommen war, geachtet und geschätzt wurde. So handelte diese Frau, ohne daß irgend ein anderes Motiv ihres Handelns erkennbar wäre, als das, um sich von Schulden zu befreien.

Aus der Unnatur des auf so schauderhafte Weise vollführten Verbrechens nun eben zog der Herr Vertheidiger einen Schluß auf einen abnormen Seelenzustand, dessen Vorhandenseyn die Vertheidigungsschrift namentlich durch den Zustand der Schwangerschaft, in welchem sich die Angeschuldigte zur Zeit ihrer verbrecherischen Handlungen befunden, zu begründen suchte. Der Herr Vertheidiger führte für seine Behauptung mehrere medicinische Autoritäten an, unter Anderem das Beispiel, daß eine schwangere Mutter, von der fixen Idee beherrscht, daß sie sterben müsse, und ihre beiden Töchter nach ihrem Tode sehr unglücklich seyn würden, diese Töchter mit Opium vergiftete. In Folge ihres Zustandes sey die Angeklagte von der fixen Idee beherrscht gewesen, daß sie nur durch den Tod ihres Mannes sich aus der Noth helfen könne, deßwegen stellte der Herr Vertheidiger den Antrag, die Angeschuldigte möchte wegen Mordversuchs zu einer zehnjährigen Zuchthausstrafe verurtheilt werden.

Während der Rede des Herrn Vertheidigers hatte die Angeklagte mehrmals Thränen aus dem Auge gewischt und dieselben mit dem weißen Sacktuche getrocknet.

Der Herr Präsident wendete sich sofort an die Angeklagte mit den Worten: „Treten Sie näher." — Dieselbe stellte sich vor den Tisch, an welchem die Richter sitzen.

Präsident: Sie haben gehört, was der Herr Staats-Anwalt gegen Sie vorgebracht, was der Herr Vertheidiger für Sie gesprochen hat. Haben Sie Einwendungen zu machen, oder zu ihrer Vertheidigung noch Etwas anzugeben? Wissen Sie noch Etwas, so reden Sie ohne Furcht, ohne Scheu, deßwegen stehen Sie hier vor Gericht.

Angeklagte: Ich weiß nichts.

Präsident: Sie haben mir nichts zu sagen?

Angeklagte: Nein, Herr Direktor.

Der Herr Staats-Anwalt erhielt nun wieder das Wort. Er machte gegen den Herrn Vertheidiger geltend, daß es in gerichtlichen Dingen wohl nirgends einen Beweis gebe, wo

das Gegentheil ganz außer dem Bereich der Möglichkeit liege. Die Möglichkeit, daß der Todte etwa noch durch Andere, oder durch sich selbst Gift empfangen haben könnte, könne nicht in Betracht kommen, und was den Zustand der Schwangerschaft betreffe, so könne man ihre Wirkung auf den physischen und psychischen Zustand des Weibes nicht so weit ausdehnen, daß am Ende jede schwangere Frau freies Spiel hätte. Wenn man von solchen Grundsätzen ausgehe, dürfte zuletzt kein Verbrecher mehr dem Richter, sondern nur dem Arzte übergeben werden. Der Lebenslauf der Angeschuldigten könne ihr zwar vor dem Publikum einen gewissen Trost geben, vor Gericht aber komme das in keinen Betracht.

Theils während, theils nach der mündlichen Entgegnung des Herrn Staats-Anwalts richtete der Herr Präsident noch einige Fragen an die Angeklagte, wegen der Zeit, wann sie ihrem Gatten das letzte Mal Gift gegeben, wegen der Beschaffenheit des Messers, auf dessen Spitze sie das letzte Mal das Gift gehäuft, und wegen der Quantität, welche sie genommen. Diese Fragen beantwortete die Angeschuldigte ohne irgend ein Zeichen von Erschrockenheit oder innerer Reue in fertiger wohlgesetzter Sprache mit lauter Stimme und in einer kecken, fast frechen Weise, welche augenblicklich beim ganzen Publikum wieder alle Sympathie erlöschte, die durch ihren Lebenslauf so rege für sie geworden war. Auch in diesem Umstande zeigte sich auf eine glänzende Weise das segensreiche Licht der Oeffentlichkeit.

Auf die Frage, wie weit das Messer mit Gift bedeckt gewesen sey, war die Angeklagte rasch vorwärts geschritten und hatte es ohne irgend ein Zeichen von Verwirrung an dem Gelenke ihres Fingers gezeigt.

In der mündlichen Vertheidigung sofort hielt Hr. Rechtsconsul. Weil hauptsächlich an der Behauptung fest, daß der Beweis gegen die Angeklagte nicht vollständig geführt sey. Nirgends sey der Beweis hergestellt, daß das von der Rudhart ihrem Gatten gegebene Gift auch wirklich die Ursache seines Todes gewesen sey. Die Rudhart wisse es nicht einmal selbst aus sinnlicher Wahrnehmung, ob ihr Gatte die Speisen, in welche sie Gift gethan, auch wirklich genossen habe. Denn die beiden Erstenmale sey sie nicht im Zimmer gewesen; sie habe nur aus der etwas leerer gewordenen Schüssel geschlossen, daß Rudhart davon gegessen habe. Dieser Schluß aber könne auf einem Irrthume beruhen, und ihr Bekenntniß habe deßwegen keinen Werth. Auch habe ja das die beiden ersten Male gegebene Gift dem Rudhart nicht einmal etwas gethan. Es sey allerdings wahrscheinlich, daß Rudhart in Folge des genossenen Giftes krank geworden sey, aber bewiesen sey es nicht. Nur bei dem dritten Falle, wo die Rudhart ihrem Manne das Gift selber in einem Löffel Arznei gab, habe das Bekenntniß der Rudhart einen Werth, weil es auf der eigenen sinnlichen Wahrnehmung beruhe. Aber in den Untersuchungsakten finde sich ja gar nichts darüber, wie groß dies Mal die Quantität gewesen: eine Messerspitze voll sey ein ganz vager Begriff, der nichts bedeuten wolle, und weitere Nachforschungen seyen ja gar nicht angestellt worden. Daß aber diese kleine letzte Portion habe den Tod herbeiführen können, oder herbeigeführt habe, sey nirgends bewiesen, und es könne deßwegen auch nur von einem Mordversuche die Rede seyn.

Sowohl während der Rede des Herrn Staats-Anwalts, als während der des Herrn Vertheidigers war, wenn man die in einem so engen Raume eingezwängte Menschenmasse in Betracht nimmt, im Allgemeinen Ruhe und Stille. Als aber diese einmal in dem äußern Saale, wo man nichts hörte noch sah, in Folge des Gedränges etwas unterbrochen wurde, sagte der Herr Präsident: „Wollen Sie das Recht, das Ihnen das Gesetz einräumt, fortwährend mißbrauchen?" Es sey uns hierauf die bescheidene Bemerkung erlaubt, daß so lange man in Folge des Mangels an einem geeigneten Lokale in die Unmöglichkeit versetzt ist, von jenem durch das Gesetz eingeräumten Rechte Gebrauch zu machen, das Recht auch noch nicht wirklich eingeräumt ist, und man kann es nicht anders als eine Mißachtung des Publikums nennen, wenn das ja vorhandene größere Lokal demselben länger vorenthalten werden sollte.

Zum Schluß gab die Angeklagte, welche wohl merkte, um was es sich bei ihrer Vertheidigung handelte, noch an, ihr Mann habe neben den Aerzten immer Quacksalber gebraucht, und er könne also dadurch allerhand Stoffe in seinen Körper bekommen haben.

Die Angeklagte wurde wieder in den Gewahrsam geführt und das Gericht zog sich zurück. Nach einer halben Stunde verkündete der Sekretär: „Der k. Gerichtshof hat beschlossen, heute kein Urtheil zu sprechen."

Faßt man in kurzem zusammen, was Jedem sich aufdringen mußte, so läßt diese Verhandlung theils einen erschreckenden Blick in den Abgrund der heutigen Gesellschaft thun, theils wirft sie ein Licht auf die Art, wie die schriftlichen Untersuchungen geführt zu werden pflegen, indem z. B. kein anderes Motiv des Mords als Schulden erhoben wurde, während doch die allgemeine Volkssage, welche bei derartigen Untersuchungen doch nicht ignorirt werden darf, noch ganz andere Motive nennt und eben damit Handhabe genug gegeben hätte, über das Wesen der Verbrecherin und den Umfang ihrer Vergehungen noch ein ganz anderes Licht zu verbreiten.

Mannichfaltigkeiten.

In Baiern sollen künftig jährlich genaue Berichte über alle im Laufe des Jahres vorgekommenen Selbstmorde, deren Veranlassung und die besondern Verhältnisse der Selbstmörder erstattet werden.

Die „Ewigen Juden" in Deutschland sind plötzlich vertrocknet. Wie jener Oesterreicher den Fuß auf die Quelle der Donau setzte und sich dachte, wie verwundert die Wiener seyn würden, wenn ihre Donau ausbliebe, so sind auf einmal alle „Ewigen Juden" verschwunden, will Hr. Eugen Sue in Paris sein Wasser zurückhielt. Er will die Deutschen einige Monate schmachten lassen.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

aup

wolt,
nun
nalt
B
nits
ohne
licht,
en!"
daß
nem
das
Nacht
es
nun,
von

um
ihr,
nacht,
fegen

ilber
unde
b e-

rim-
lem-
eils
erfa-
eres
rend
erfa-
bere
Atte,
Be-

alle
ren
ter

sich
alle
ner
ein-
sie
e-